Lichtenſtein

Von demſelben Verfaſſer erſchien in dem Verlage von Fr. Franckh in Stuttgart:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Von ****f. 8. broſch.

Der Mann im Mond, oder der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme. Von H. Clauren. 2 Thle. 8.

Lichtenſtein.

Romantiſche Sage
aus der
würtembergiſchen Geſchichte.

Von
Ne
Wilhelm Hauff.

Erſter Theil.

Stuttgart.
Bei Friedrich Franckh.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

59-4188
D
23.6.59.
xxl
Dt. Lit. / Kauf
Sv

Einleitung.

„Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch euren Augen ſoll ihn jezt die Kunſt
Auch euren Herzen menſchlich näher bringen: —
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größ're Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.“

Schiller.

Die Sage, womit ſich die folgenden Blätter beſchäftigen, gehört jenem Theil des ſüdlichen Teutſchlands an, welcher ſich zwiſchen den Gebirgen der Alb und des Schwarzwaldes ausbreitet: das erſtere dieſer Gebirge ſchließt von Nordweſt nach Süden in verſchiedener Breite ſich ausdehnend, in einer langen Bergkette dieſes Land ein, der Schwarzwald aber ziehet ſich von den Quellen der Donau bis hinüber an den Rhein und bildet mit ſeinen ſchwärzlichen Tannenwäldern einen dunklen Hintergrund für die ſchöne, fruchtbare, weinreiche Landſchaft, die vom Neckar durchſtrömt an ſeinem Fuße ſich ausbreitet und Würtemberg heißt.

Dieſes Land ſchritt aus geringem, dunklem Anfang unter mancherlei Kämpfen ſiegend zu ſeiner jetzigen Stellung unter den Nachbarſtaaten hervor. Es erregt dieß um ſo größere Bewunderung, wenn man die Zeit bedenkt, in welcher ſein Name zuerſt aus dem Dunkel tritt; jene Zeit, wo mächtige Gränznachbarn, wie die Stauffen, die Herzoge von Teck, die Grafen von Zollern um ſeine Wiege gelagert waren; wenn man die inneren und äußeren Stürme bedenkt, die es durchzogen und oft ſelbſt ſeinen Namen aus den Annalen der Geſchichte zu vertilgen drohten.

Gab es ja doch ſogar eine Zeit, wo der Stamm ſeiner Beherrſcher auf ewig aus den Hallen ihrer Väter verdrängt ſchien, wo ſein unglücklicher Herzog aus ſeinen Gränzen fliehen und in drückender Verbannung leben mußte, wo fremde Herren in ſeinen Burgen haußten, fremde Söldner das Land bewachten, und wenig fehlte, daß Würtemberg aufhörte zu ſeyn, jene blühenden Fluren zerriſſen und eine Beute für Viele oder eine Provinz des Hauſes Oeſterreich wurde.

Unter den vielen Sagen, die von ihrem Lande und der Geſchichte ihrer Väter im Munde der Schwaben leben, iſt wohl keine von ſo hohem romantiſchem Intereſſe, als die, welche ſich an die Kämpfe der eben erwähnten Zeit, an das wunderbare Schickſal jenes unglücklichen Fürſten knüpft. Wir haben verſucht, ſie wiederzugeben, wie man ſie auf den Höhen von Lichtenſtein und an den Ufern des Neckars erzählen hört, wir haben es gewagt, auch auf die Gefahr hin, verkannt zu werden. Man wird uns nämlich entgegenhalten, daß ſich der Charakter Ulrichs von Würtemberg (1) nicht dazu eigne, in einem hiſtoriſchen Romane mit milden Farben wiedergegeben zu werden; man hat ihn vielfach angefeindet, manches Auge hat ſich ſogar daran gewöhnt, wenn es die lange Bilderreihe der Herzoge Würtembergs muſtert, mit ſcheuem Blick vom ältern Eberhard auf Chriſtoph überzuſpringen, als ſeye das Unglück eines Landes nur allein in ſeinem Herrſcher zu ſuchen, oder als ſeye es verdienſtlich, das Auge mit Abſcheu zu wenden von den Tagen der Noth.

Und doch möchte es die Frage ſeyn, ob man nicht in Beurtheilung dieſes Fürſten nur ſeinem erbittertſten Feinde Ulerich von Hutten nachbetet, der, um wenig zu ſagen, hier allzu ſehr Partei iſt, um als leidenſchaftloſer Zeuge gelten zu können; die Stimmen aber, die der Herzog und ſeine Freunde erhoben, hat der rauſchende Strom der Zeit übertäubt, ſie haben die zugleich anklagende und richtende Beredtſamkeit ſeines Feindes, jene donnernde Philippica in ducem Ulericum nicht überdauert.

Wir haben faſt alle gleichzeitige Schriftſteller, die Stimmen eines längſtvergangenen, vielbewegten Jahrhunderts gewiſſenhaft verglichen und fanden keinen, der ihn geradehin verdammt. Und wenn man bedenkt, welch gewaltigen Einfluß Zeit und Umgebungen auf den Sterblichen auszuüben pflegen, wenn man bedenkt, daß Ulerich von Würtemberg unter der Vormundſchaft ſchlechter Räthe aufwuchs, die ihn zum Böſen anleiten um ihn nachher zu mißbrauchen, wenn man ſich erinnert, daß er in einem Alter die Zügel der Regierung in die Hände bekam, wo der Knabe kaum zum Jüngling reif iſt, ſo muß man wenigſtens die erhabenen Seiten ſeines Charakters, hohe Seelenſtärke und einen Muth, der nie zu unterdrücken iſt, bewundern, ſollte man es auch nicht über ſich vermögen, die Härten damit zu mildern, die in ſeiner Geſchichte das Auge beleidigen.

Das Jahr 1519, in welches unſere Sage fällt, hat über ihn entſchieden, denn es iſt der Anfang ſeines langen Unglückes. Doch darf die Nachwelt ſagen, es war der Anfang ſeines Glückes; war ja doch jene lange Verbannung ein läuterndes Feuer, woraus er weiſe und kräftiger als je hervorging; es war der Anfang ſeines Glückes, denn ſeine ſpäteren Regentenjahre wird jeder Würtemberger ſegnen, der die religiöſe Umwälzung, die dieſer Fürſt in ſeinem Vaterlande bewerkſtelligte, für ein Glück anſieht.

In jenem Jahre war alles auf die Spitze geſtellt. Der Aufruhr des armen Conrad war ſechs Jahre früher mit Mühe geſtillt, doch war das Landvolk hie und da noch ſchwierig, weil der Herzog ſie nicht für ſich zu gewinnen wußte, ſeine Amtleute auf ihre eigene Fauſt arg hausten und Steuern auf Steuern erhoben wurden. Den ſchwäbiſchen Bund, eine mächtige Vereinigung von Fürſten, Grafen, Rittern und freien Städten des Schwaben- und Frankenlandes hatte er wiederholt beleidigt, hauptſächlich auch dadurch, daß er ſich weigerte, ihm beizutreten. So ſahen alſo alle ſeine Gränznachbarn mit feindlichen Blicken auf ſein Thun, als wollten ſie nur Gelegenheit abwarten, ihn fühlen zu laſſen, welch mächtiges Bündniß er verweigert habe. Der Kaiſer Maximilian, der damals noch regierte, war ihm auch nicht ganz hold, beſonders ſeit er im Verdacht war, den Ritter Götz von Berlichingen unterſtützt zu haben, um ſich an dem Kurfürſten von Mainz zu rächen.

Der Herzog von Baiern, ein mächtiger Nachbar, dazu ſein Schwager, war ihm abgeneigt, weil Ulerich mit der Herzogin Sabina nicht zum Beſten lebte. Zu allem dieſem kam, um ſein Verderben zu beſchleunigen, die Ermordung eines fränkiſchen Ritters, der an ſeinem Hofe lebte. Glaubwürdige Chroniſten ſagen, das Verhältniß des Johann von Hutten zu Sabina ſey nicht ſo geweſen, wie es der Herzog gerne ſah; daher griff ihn der Herzog auf einer Jagd an, warf ihm ſeine Untreue vor, forderte ihn auf, ſich ſeines Lebens zu erwehren und ſtach ihn nieder. Die Huttiſchen, hauptſächlich Ulerich von Hutten, erhoben ihre Stimmen wider ihn, und in ganz Teutſchland erſcholl ihr Klage- und Rachegeſchrei.

Auch die Herzogin, die durch ſtolzes, zänkiſches Weſen Ulerich ſchon als Braut aufgebracht und ihm keine gute Ehe bereitet hatte, trat jezt als Gegnerin auf, entfloh mit Hülfe Dieterichs von Spät, und ſie und ihre Brüder traten als Kläger und bittere Feinde bei dem Kaiſer auf. (3) Es wurden Verträge geſchloſſen und nicht gehalten, es wurden Friedensvorſchläge angeboten und wieder verworfen, die Noth um den Herzog wuchs von Monat zu Monat, und dennoch beugte ſich ſein Sinn nicht, denn er meinte, recht gethan zu haben. Der Kaiſer ſtarb in dieſer Zeit; er war ein Herr, der Ulerich troz den vielen Klagen dennoch Milde bewieſen hatte: an ihm ſtarb dem Herzog ein unpartheiiſcher Richter, den er in dieſen Bedrängniſſen ſo gut hätte brauchen können, denn das Unglück kam jezt ſchnell.

Man feierte das Leichenfeſt des Kaiſers zu Stuttgart in der Burg, als dem Herzog Kunde kam, daß Reutlingen, eine Reichsſtadt, die in ſeinem Gebiete lag, ſeinen Waldvogt auf Achalm erſchlagen habe. Dieſe Städtler hatten ihn ſchon oft empfindlich beleidigt, ſie waren ihm verhaßt und ſollten jezt ſeine Rache fühlen. Schnell zum Zorn gereizt wie er war, warf er ſich auf's Pferd, ließ die Lärmtrommeln tönen durch das Land, belagerte die Stadt und nahm ſie ein. Der Herzog ließ ſich von ihnen huldigen und die Reichsſtadt war würtembergiſch. (4)

Aber jezt erhob ſich der ſchwäbiſche Bund mit Macht, denn dieſe Stadt war ein Glied deſſelben geweſen. So ſchwer es auch ſonſt hielt, dieſe Fürſten, Grafen und Städte alle aufzubieten, ſo weilten ſie doch hier nicht, ſondern hielten zuſammen, denn der Haß iſt ein feſter Kitt. Umſonſt waren Ulerichs ſchriftliche Vertheidigungen; (5) das Bundesheer ſammelte ſich bei Ulm und bedrohte mit einem Einfall.

So war alſo in dem Jahr 1519 alles auf die Spitze geſtellt. Konnte der Herzog das Feld behaupten, ſo behielt er Recht und es war nicht zu zweifeln, daß er dann groſſen Anhang bekommen würde; gelang es dem Bunde, den Herzog aus dem Felde zu ſchlagen, dann wehe ihm, wo ſo vieles zu rächen war, durfte er keine Schonung erwarten.

Die Blicke Teutſchlands hiengen bange an dem Erfolg dieſes Kampfes, ſie ſuchten begierig durch den Vorhang des Schickſals zu dringen und zu erſpähen, was die künftigen Tage bringen werden, ob Würtemberg geſiegt, ob der Bund den Wahlplatz behauptet habe. Wir rollen dieſen Vorhang auf, wir laſſen Bild an Bild vorüberziehen, möge das Auge nicht zu frühe ermüdet ſich davon abwenden.

Oder ſollte es ein zu kühnes Unternehmen ſeyn, eine hiſtoriſche Sage der Vorzeit in unſern Tagen wieder zu erzählen? Sollte es unbillig ſeyn, zu wünſchen, daß ſich die Aufmerkſamkeit des Leſers einige kurze Stunden nach den Höhen der ſchwäbiſchen Alb und nach den lieblichen Thälern des Neckars wende?

Die Quellen des Susquehanah und die maleriſchen Höhen von Boſton, die grünen Ufer des Tweet und die Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes, Alt-Englands luſtige Sitten und die romantiſche Armuth der Galen, leben, Dank ſey es dem glücklichen Pinſel jener berühmten Novelliſten, auch bei uns in aller Munde. Begierig liest man in getreuen Uebertragungen, die wie Pilze aus der Erde zu wachſen ſcheinen, was vor ſechzig oder ſechshundert Jahren in den Gefilden von Glascow oder in den Wäldern von Wallis ſich zugetragen. Ja, wir werden bald die Geſchichte der drei Reiche ſo genau inne haben, als hätten wir ſie nach den gelehrteſten Forſchungen ergründet. Und doch iſt es meiſt nur der große Unbekannte, der uns die Bücher ſeiner Chroniken erſchloß und Bild an Bild in unendlicher Reihe vor dem ſtaunenden Auge vorüberführte; er iſt es, der dieſen Zauber bewirkte, daß wir in Schottlands Geſchichte beinahe beſſer bewandert ſind, als in der unſerigen, und daß wir die religiöſen und weltlichen Händel unſerer Vorzeit bei weitem nicht ſo deutlich kennen, als die Preſbyterianer und Episcopalen Albions.

Und in was beſteht der Zauber, womit jener unbekannte Magier unſere Blicke und unſere Herzen nach den „bergigten Haiden“ ſeines Vaterlandes zog? Vielleicht in der ungeheuern Maſſe deſſen, was er erzählt, in der grauenvollen Anzahl von hundert Bänden, die er uns über den Kanal ſchickte? Aber auch wir haben mit Gottes und der Leipziger Meſſen Hülfe Männer von Achtzig, Hundert und Hundert und zwanzig! Oder haben vielleicht die Berge von Schottland ein glänzenderes Grün, als der teutſche Harz, der Taunus nnd die Höhen des Schwarzwaldes; ziehen die Wellen des Tweed in lieblicherem Blau als der Neckar nnd die Donau, ſind ſeine Ufer herrlicher als die Ufer des Rheins? Sind vielleicht jene Schotten ein intereſſanterer Menſchenſchlag als der, den unſer Vaterland trägt, hatten ihre Väter röthereſ Blut als die Schwaben und Sachſen der alten Zeit, ſind ihre Weiber liebenswürdiger, ihre Mädchen ſchöner als die Töchter Teutſchlands? Wir haben Urſache daran zu zweifeln, und hierin kann alſo jener Zauber des Unbekannten nicht liegen.

Aber darin liegt er wohl, daß jener große Novelliſt auf hiſtoriſchem Grund und Boden geht, nicht als ob der unſerige weniger geſchichtlich wäre, aber wir haben ja ſchon ſeit Jahrhunderten uns angewöhnt, unter fremdem Himmel zu ſuchen, was bei uns ſelbſt blühte, und wie wir die rohen Stoffe ausführen, um ſie in anderer Form mit Bewunderung und Ehrfurcht als theure Kleinode wieder in unſere Gränzen aufzunehmen; ſo bewundern wir jedes Fremde und Ausländiſche nicht, weil es groß oder erhaben, ſondern weil es nicht in unſeren Thälern gewachſen iſt.

Doch auch wir hatten eine Vorzeit, die reich an bürgerlichen Kämpfen, uns nicht weniger intereſſant dünkt als die Vorzeit des Schotten; darum haben auch wir gewagt, ein hiſtoriſches Tableau zu entrollen, das, wenn es auch nicht jene kühnen Umriſſe der Geſtalten, jenen zauberiſchen Schmelz der Landſchaft aufweiſt, und wenn das an ſolche Herrlichkeiten gewöhnte Auge umſonſt die ſüße, bequeme Magie der Hexerei und den von Zigeuner-Hand geſchürzten Schickſalsknoten darin ſucht, ja wenn ſogar unſere Farben matt, unſer Crayon ſtumpf erſcheint, doch Eines zur Entſchuldigung für ſich haben möchte, ich meine die hiſtoriſche Wahrheit.

I.

„Was ſoll doch dieß Trommelen ſeyn?
Was deutet dieß Geſchrei?
Will treten an das Fenſterlein,
Ich ahne, was es ſey.“

L. Uhland.

Nach den erſten trüben Tagen des März 1519 war endlich am 12ten ein recht freundlicher Morgen über der Reichsſtadt Ulm aufgegangen. Die Donaunebel, die um dieſe Jahreszeit immer noch drückend über der Stadt liegen, waren ſchon lange vor Mittag der Sonne gewichen, und immer freier und weiter wurde die Ausſicht in die Ebene über den Fluß hinüber.

Aber auch die engen kalten Straßen mit ihren hohen dunkeln Giebel-Häuſern hatte der ſchöne Morgen heller als ſonſt beleuchtet, und ihnen einen Glanz, eine Freundlichkeit gegeben, die zu dem heutigen feſtlichen Anſehen der Stadt gar trefflich paßte. Die große Herdbrucker-Gaſſe, — ſie führt von dem Donauthor an das Rathhaus — ſtand an dieſem Morgen gedrängt voll Menſchen, die ſich Kopf an Kopf wie eine Mauer an den beiden Seiten der Häuſer hinzogen, nur einen engen Raum in der Mitte der Gaſſe übrig laſſend; ein dumpfes Gemurmel geſpannter Erwartung lief durch die Reihen, und brach nur in ein kurzes Gelächter aus, wenn etwa die alten, ſtrengen Stadtwächter eine hübſche Dirne, die ſich zu vorlaut in den freigelaſſenen Raum gedrängt hatte, etwas unſanft mit dem Ende ihrer langen Hellebarde zurückdrängte, oder wenn ein Schalk ſich den Spaß machte, „ſie kommen, ſie kommen“, rief, alles lange Hälſe machte und ſchaute, bis es ſich zeigte, daß man ſich wieder getäuſcht habe.

Noch dichter aber war das Gedränge da, wo die Herdbrucker-Gaſſe auf den Platz vor dem Rathhaus einbiegt; dort hatten ſich die Zünfte aufgeſtellt; die Schiffer-Gilde mit ihren Altmeiſtern an der Spitze, die Weber, die Zimmerer, die Bräuer, mit ihren Fahnen und Gewerbzeichen, ſie alle waren im Sonntagswamms und wohlbewaffnet zahlreich dort verſammelt.

Bot aber ſchon die Menge hier unten einen fröhlichen, feſtlichen Anblick dar, ſo war dieß noch mehr der Fall mit den hohen Häuſern der Straßen ſelbſt. Bis an die Giebeldächer waren alle Fenſter voll gepuzter Frauen und Mädchen, um welche ſich die grünen Tannen und Taxuszweige, die bunten Teppiche und Tücher, mit welchen die Seiten geſchmückt waren, wie Ramen um liebliche Gemälde zogen.

Das anmuthigſte Bild gewährte wohl ein Erkerfenſter im Hauſe des Herrn Hans von Beſſerer. Dort ſtanden zwei Mädchen, ſo verſchieden an Geſicht, Geſtalt und Kleidung, und doch beide von ſo ausgezeichneter Schönheit, daß, wer ſie ſo von der Straße betrachtete, eine Weile zweifelhaft war, welcher er wohl den Vorzug geben möchte.

Beide ſchienen nicht über achtzehn Jahre zu haben, die eine größere war zart gebaut; reiches braunes Haar zog ſich um eine freie Stirne, die gewölbten Bogen ihrer dunkeln Brauen, das ruhige blaue Auge, der fein geſchnittene Mund, die zarten Farben der Wangen — ſie gaben ein Bild, das unter unſern heutigen Damen für ſehr anziehend gelten würde, das aber in jenen Zeiten, wo noch höheren Farben, volleren Formen der Apfel zuerkannt wurde, nur durch ſeine gebietende

Würde neben der andern Schönen ſich geltend machen konnte.

Dieſe kleinen und in reichlicherer Fülle als ihre Nachbarin, war eines jener unbeſorgten immer heiteren Weſen, welche wohl wiſſen, daß ſie gefallen. Ihr hellblondes Haar war nach damaliger Sitte der Ulmer Damen in viel Löckchen und Zöpfchen geſchlungen, und zum Theil unter ein weiſes Häubchen voll kleiner künſtlicher Fältchen geſteckt, das runde friſche Geſichtchen war in immerwährender Bewegung, noch raſtloſer glitten die lebhaften Augen über die Menge hin, und der lächelnde Mund, der alle Augenblicke die ſchönen Zähne ſehen ließ, zeugt deutlich, daß es unter den vielerlei abentheuerlichen Gruppen und Geſtalten nicht an Gegenſtänden fehle, die ihrer fröhlichen Laune zur Zielſcheibe dienen mußten.

Hinter den beiden Mädchen ſtand ein großer bejahrter Mann; ſeine tiefen ſtrengen Züge, ſeine buſchigen Augenbrauen, ſein langer dünner, ſchon ins graue ſpielender Bart, ſelbſt ſein ganz ſchwarzer Anzug, der wunderlich gegen die reichen bunten Farben um ihn her abſtach, gaben ihm ein ernſtes, beinahe trauriges Ausſehen, das kaum ein wenig milder wurde, wenn ein Schimmer von Freundlichkeit, hervor gelockt durch die glücklichen Einfälle der Blondine, wie ein Wetterleuchten durch das finſtere Geſicht zog. Dieſe Gruppe, ſo verſchieden in ſich durch Farbe und Schattierung, wie durch Charakter und Jahre, zog hin und wieder die Aufmerkſamkeit der Untenſtehenden auf ſich. Manches Auge hing an den ſchönen Mädchen, und ſie beſchäftigten eine Weile durch ihre überraſchende Erſcheinung jene müßige Menge, die ſchon ungeduldig zu werden anfing, daß das Schauſpiel, deſſen ſie harrten, noch immer ſich nicht zeigen wollte.

Es ging ſchon ſtark auf Mittag; die Menge wogte immer ungeduldiger, preßte ſich ſtärker, und hin und wieder hatte ſich ſchon Einer oder der Andere aus den Reihen der ehrſamen Zünfte auf den Boden gelagert, da tönten drei Stückſchüſſe von der Schanze auf dem Lug-ins-Land herüber, die Glocken des Münſters begannen tiefe volle Accorde über die Stadt hinzurollen, und im Augenblick hatten ſich die verworrenen Reihen geordnet.

„Sie kommen, Marie, ſie kommen“, rief die Blonde im Erkerfenſter, und ſchlang ihren Arm um den Leib ihrer Nachbarin, indem ſie ſich weiter zum Fenſter hinaus beugte. Das Haus des Herrn von Beſſerer bildete die Ecke der vorerwähnten Straße, von dem Erker konnte man hinab beinahe bis an das Donauthor, und hinüber bis in die Fenſter des Rathhauſes, ſehen, und die Mädchen hatten alſo ihren Standpunkt trefflich gewählt, um das Schauſpiel, deſſen ſie harrten, ganz zu genießen.

Die Gaſſe zwiſchen den beiden Reihen des Volkes war indeß mit Mühe weiter gemacht worden, die Stadtwächter ſtellten ſich mit weit ausgeſtreckten Hellebarden auf, tiefe Stille herrſchte unter der ungeheuren Menge, nur das Geläute der Glocken tönte noch fort.

Jetzt hörte man den dumpfen Schall der Pauken, vermiſcht mit den hohen Klängen der Zinken und Trompeten, und durch das Thor herein bewegte ſich ein langer glänzender Zug von Reitern. Die Stadtpauker und Trompeter, die berittene Schaar der Ulmer Patrizier-Söhne war eine zu alltägliche Erſcheinung, als daß das Auge lange darauf verweilt hätte. Als aber das ſchwarze und weiße Panner der Stadt, mit dem Reichs-Adler, als Fahnen und Standarten aller Größen und Farben, zum Thor herein ſchwankten, da gedachten die Zuſchauer, daß jezt der rechte Augenblick gekommen ſey.

Auch unſere Schönen im Erkerfenſter ſchärften jezt ihre Blicke, als man die Menge am untern Theil der Straße ehrerbietig die Mützen abnehmen ſah.

Auf einem großen ſtarkknochigen Roſſe nahte ein Mann, deſſen kräftige Haltung, deſſen heiteres, friſches Anſehen in ſonderbarem Contraſt ſtand, mit der tief gefurchten Stirne und dem ſchon ins graue ſpielenden Haar und Bart. Er trug einen zugeſpizten Hut mit vielen Federn, einen Bruſtharniſch über ein eng anſchließendes rothes Wamms, Beinkleider von Leder mit Seide ausgeſchlizt, die wohl von Neuem recht hübſch geweſen ſeyn mochten, aber durch Regen und Strapazen eine einförmige dunkelbraune Farbe erhalten hatten. Weite ſchwere Reiterſtiefel ſchloſſen ſich unter den Knieen an. Seine einzige Waffe ein ungewöhnlich großes Schwerdt mit langem Griffe ohne Korb, vollendet das Bild eines gewaltigen, unter Gefahren früh ergrauten Kriegers. Der einzige Schmuck dieſes Mannes war eine lange goldene Kette von dicken Ringen, fünf Mal um den Hals gelegt, an welcher ein Ehren-Pfennig von gleichem Metall auf die Bruſt herab hing.

„Sagt geſchwind, Oheim! wer iſt der ſtattliche Mann, der ſo jung und alt ausſieht“, rief die Blonde, indem ſie das Köpfchen ein wenig nach dem ſchwarzen Herrn, der hinter ihr ſtand, zurückbeugte.

„Das kann ich dir ſagen, Bertha“, antwortete dieſer, „es iſt Georg von Frondsberg, (6) oberſter Feldhauptmann des bündiſchen Fußvolkes, ein wackerer Mann, wenn er einer beſſeren Sache diente!“

„Behaltet Eure Bemerkungen für Euch, Herr Würtemberger“, entgegnete ihm die Kleine, indem ſie lächelnd mit dem Finger drohte, „ihr wißt, daß die Ulmer Mädchen gut bündiſch ſind!“

Der Oheim aber, ohne ſich irre machen zu laſſen, fuhr fort: „Jener dort auf dem Schimmel iſt Truchſes Waldburg, der Feld-Lieutenant, (7) dem auch etwas von unſerem Würtemberg wohl anſtünde; dort hinter ihm kommen die Bundes-Oberſten; weiß Gott, ſie ſehen aus wie Wölfe, die nach Beute gehen.“

„Pfui! verwitterte Geſtalten!“ bemerkte Bertha, „ob es wohl auch der Mühe werth war, Bäschen Marie, daß wir uns ſo putzten? Aber ſiehe da, wer iſt der junge ſchwarze Reiter auf dem Braunen? ſieh nur das bleiche Geſicht und die feurigen ſchwarzen Augen! Auf ſeinem Schilde ſteht, ich habs gewagt.“

„Das iſt der Ritter Ulerich von Hutten“, erwiederte der Alte, „dem Gott ſeine Schmähworte gegen unſern Herzog verzeihen wolle. Kinder! das iſt ein gelehrter frommer Herr; er iſt zwar des Herzogs bitterſter Feind, aber ich ſage ſo, denn was wahr iſt, muß wahr bleiben!“ (8)

Und

„Und ſiehe, da ſind Sickingens (9) Farben, wahrhaftig da iſt er ſelbſt; ſchaut hin Mädchen, das iſt Franz von Sickingen, ſie ſagen, er führe tauſend Reiter in das Feld, der iſt's mit dem blanken Harniſch und der rothen Feder.“

„Aber ſag't mir Oheim“, fragte Bertha wieder, „welches iſt denn Götz von Berlichingen, von dem uns Vetter Kraft ſo viel erzählt; er iſt ein gewaltiger Mann und hat eine Fauſt von Eiſen; reitet er nicht mit den Städten?“

„Götz und die Städtler nenne nie in einem Athem“, ſprach der Alte mit Ernſt; „er hält zu Würtemberg.“ (10)

Ein großer Theil des Zuges war während dieſem Geſpräch am Fenſter vorüber gezogen, und mit Verwunderung hatte Bertha bemerkt, wie gleichgültig und theilnahmlos ihre Baſe Marie hinabſchaue. Es war zwar ſonſt des Mädchens Art, ſinnend, zuweilen wohl auch träumend auszuſehen, aber heute, bei einem ſo glänzenden Aufzug ſo ganz ohne Theilnahme zu ſeyn, däuchte ihr ein großes Unrecht. Sie wollte ſie eben zur Rede ſtellen, als ein Geräuſch von der Straße her, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein mächtiges Roß bäumte ſich in der Mitte der Straße unter ihrem Fenſter, wahrſcheinlich ſcheue gemacht durch die flatternden Fahnen der Zünfte. Sein hoch zurückgeworfener Kopf verdeckte den Reiter, ſo daß nur die wehenden Federn des Baretts ſichtbar waren; aber die Gewandtheit und Kraft, mit welcher er das Pferd herunter riß und zum Stehen brachte, ließ einen jungen muthigen Reiter ahnen. Das lange hellbraune Haar war ihm von der Anſtrengung über das Geſicht herab gefallen, als er es zurück ſchlug, traf ſein Blick das Erkerfenſter.

„Nun dieß iſt doch einmal ein hübſcher Herr“, flüſterte die Blonde ihrer Nachbarin zu, ſo heimlich, ſo leiſe, als fürchte ſie von dem ſchönen Reiter gehört zu werden, „und wie er artig und höflich iſt! ſiehe nur, er hat uns gegrüßt ohne uns zu kennen!“

Aber das ſtille Bäschen Marie ſchien der Kleinen nicht viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ein glühendes Roth zog über die zarten Wangen. Ja! wer die ernſte Jungfrau geſehen hatte, wie ſie ſo kalt auf den Zug hinab ſah, hätte wohl nie geahnet, daß ſo viel holde Freundlichkeit um dieſen Mund, ſo viel Liebe in dieſem ſinnenden Auge wohnen könnte, als in jenem Augenblick ſichtbar wurde, wo ſie durch ein leichtes Neigen des Hauptes den Gruß des jungen Reiters erwiederte.

Der kleinen Schwätzerin war unſere flüchtige aber wahre Bemerkung über dem Anblick des ſchönen Mannes völlig entgangen; „nur ſchnell Oheim“, rief ſie und zog den alten Herrn am Mantel, „wer iſt dieſer in der hellblauen Binde mit Silber? Nun?“

„Ja liebes Kind“, antwortete der Oheim, „den habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Seinen Farben nach ſteht er in keinem beſonderen Dienſt, ſondern reitet wohl auf ſeine eigene Fauſt gegen meinen Herzog und Herrn, wie ſo viele Hungerleider, die ſich an unſeren Töpfen laben wollen.“

„Mit Euch iſt doch nichts anzufangen“, ſagte die Kleine und wandte ſich unmuthig ab; „die alten und gelehrten Herren kennet ihr alle auf hundert Schritte und weiter; wenn man aber einmal nach einem hübſchen, höflichen Junker fragt, wißt ihr nichts. Du biſt auch ſo Marie, machteſt Augen auf den Zug hinunter, als ob es eine Proceſſion an Frohnleichnam wäre; ich wette, du haſt das Schönſte von Allem nicht geſehen, und hatteſt noch den alten Frondsberg im Kopfe, als ganz andere Leute vorbeiritten!“

Der Zug hatte ſich während dieſer Strafrede Bertha’s vor dem Rathhauſe aufgeſtellt, die bündiſche Reiterei, die noch vorüber zog, hatte wenig Intereſſe mehr für die beiden Mädchen, als daher die Herren abgeſeſſen und zum Imbiß ins Rathhaus gezogen waren, als die Zünfte ihre Glieder auflösten und das Volk ſich allmählig zu verlaufen begann, zogen auch ſie ſich vom Fenſter zurück.

Bertha ſchien nicht ganz zufrieden zu ſeyn. Ihre Neugier war nur halb befriedigt. Sie hütete ſich übrigens wohl, vor dem alten, ernſten Oheim etwas merken zu laſſen. Als aber dieſer das Gemach verließ, wandte ſie ſich an ihre Baſe, die noch immer träumend am Fenſter ſtand:

„Nein! wie einen doch ſo etwas peinigen kann! Ich wollte viel darum geben, wenn ich wüßte, wie er heißt; daß du aber auch gar keine Augen haſt, Marie! Ich ſtieß dich doch an, als er grüßte. Siehe hellbraune Haare, recht lang und glatt, freundliche dunkle Augen, das ganze Geſicht ein wenig bräunlich, aber hübſch, ſehr hübſch Ein Bärtchen über dem Mund, nein! ich ſage dir — Wie du jezt nur wieder gleich roth werden kannſt“, fuhr die Blonde in ihrem Eifer fort, „als ob zwei Mädchen, wenn ſie allein ſind, nicht von dem ſchönen Mund eines jungen Herrn ſprechen dürften. Dieß geſchieht oft bei uns; aber freilich bei deiner ſeligen Frau Muhme in Tübingen und bei deinem ernſten Vater in Lichtenſtein, kamen ſolche Sachen nicht zur Sprache, und ich ſehe ſchon, Bäschen Marie träumt wieder, und ich muß mir ein Ulmer Stadtkind ſuchen, wenn ich auch nur ein klein wenig ſchwatzen will.“

Marie antwortete nur durch ein Lächeln, das wir vielleicht etwas ſchelmiſch gefunden hätten; Bertha aber nahm den großen Schlüſſelbund vom Haken an der Thüre, ſang ſich ein Liedchen und ging, um noch einiges zum Mittageſſen zu rüſten. Denn wenn man ihr auch etwas zu große Neugierde vorwerfen konnte, ſo war ſie doch eine zu gute Haushälterin, als daß ſie über der flüchtigen Erſcheinung des höflichen Reiters das Zugemüße und den Nachtiſch vergeſſen hätte.

Sie hüpfte hinaus und ließ ihre Baſe allein bei ihren Gedanken; und auch wir ſtören ſie nicht, wenn ſie jezt die ſchönen Bilder der Erinnerung durchgeht, die jene Erſcheinung mit einem Mal aus dem tiefen, treuen Herzen hervorgerufen hatte, wenn ſie jener Zeit gedenkt, wo ein flüchtiger Blick von ihm, ein Druck ſeiner Hand, ihre Tage erhellte, wenn ſie jener Nächte gedenkt, wo ſie im ſtillen Kämmerlein, unbelauſcht von der ſeligen Muhme, jene Schärpe flocht, deren freudige Farben ſie heute aus ihren Träumen weckten: wir lauſchen nicht, wenn ſie erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen ſich fragt, ob Bäschen Bertha den ſüßen Mund des Geliebten richtig beſchrieben habe?

II.

„Steigt deine Hoffnung wieder?
Iſt nicht dein Herz entbrannt?
Du fühlſt dich, Jüngling wieder
Im alten Schwabenland.“

G. Schwab.

Der feſtliche Aufzug, den wir auf den letzten Blättern beſchrieben haben, galt den Häuptern und Oberſten des ſchwäbiſchen Bundes, der an dieſem Tage, auf ſeinem Marſch von Augsburg, wo er ſich verſammelt hatte, in Ulm einzog. Der Leſer kennt aus der Einleitung die Lage der Dinge. Herzog Ulerich von Würtemberg hatte durch die Unbeugſamkeit, mit welcher er trozte, durch die allzuheftigen Ausbrüche ſeines Zornes und ſeiner Rache, durch die Kühnheit, mit welcher er, der Einzelne, ſo vielen verbündeten Fürſten und Herren die Stirne bot, zulezt noch durch die plötzliche Einnahme der Reichsſtadt Reutlingen den bitterſten Haß des Bundes auf ſich gezogen. Der Krieg war unvermeidlich, denn es ſtand nicht zu erwarten, daß man Ulerich, nachdem man ſo weit gegangen, friedliche Vorſchläge thun werde.

Hiezu kamen noch die beſonderen Rückſichten, die jeden leiteten. Der Herzog von Baiern, um ſeiner Schweſter Sabina Genugthuung zu verſchaffen, die Schaar der Huttiſchen um ihren Stammes-Vetter zu rächen, Dieterich von Spet (11) und ſeine Geſellen, um ihre Schmach in Würtembergs Unglück abzuwaſchen, die Städte und Städtchen, um Reutlingen wieder gut bündiſch zu machen, ſie alle hatten ihre Banner entrollt und ſich mit blutigen Gedanken und lüſtern nach gewiſſer Beute eingeſtellt.

Bei weitem friedlicher und fröhlicher waren bei dieſem Einzug die Geſinnungen Georgs von Sturmfeder, jenes „artigen Reiters“, der Bertha’s Neugierde in ſo hohem Grade erweckt, deſſen unerwartete Erſcheinung Mariens Wangen mit ſo tiefem Roth gefärbt hatte. Wußte er doch kaum ſelbſt, wie er zu dieſem Feldzug kam, da er, obgleich den Waffen nicht fremd, doch nicht zunächſt für das Waffenwerk beſtimmt war. Aus einem armen, aber angeſehenen Stamme Frankens entſproſſen, war er frühe verwaist von einem Bruder ſeines Vaters erzogen worden. Schon damals hatte man angefangen, gelehrte Bildung als einen Schmuck des Adels zu ſchätzen. Daher wählte ſein Oheim für ihn dieſe Laufbahn. Die Sage erzählt nicht, ob er auf der hohen Schule in Tübingen, die damals in ihrem erſten Erblühen war, in Wiſſenſchaften viel gethan. Es kam nur die Nachricht bis auf uns, daß er einem Fräulein von Lichtenſtein, die bei einer Muhme in jener Muſenſtadt lebte, wärmere Theilnahme ſchenkte, als den Lehrſtühlen der berühmteſten Doctoren. Man erzählt ſich auch, daß das Fräulein mit ernſtem, beinahe männlichem Geiſte alle Künſte, womit Andere ihr Herz beſtürmten, gering geachtet habe. Zwar kannte man ſchon damals alle jene Kriegsliſten, ein hartes Herz zu erobern, und die Jünger der alten Tubinga hatten ihren Ovid vielleicht beſſer ſtudirt als die heutigen, es ſollen aber weder nächtliche Liebesklagen, noch fürchterliche Schlachten und Kämpfe um ihren Beſitz die Jungfrau erweicht haben. Nur einem gelang es, dieſes Herz für ſich zu gewinnen, und dieſer eine war Georg. Sie haben zwar, wie es ſtille Liebe zu thun pflegt, Niemand geſagt, wann und wo ihnen der erſte Strahl des Verſtändniſſes aufging und wir ſind weit entfernt, uns in dieſes ſüße Geheimniß der erſten Liebe eindrängen zu wollen, oder gar Dinge zu erzählen, die wir geſchichtlich nicht belegen können; doch können wir mit Grund annehmen, daß ſie ſchon bis zu jenem Grad der Liebe gediehen waren, wo man, gedrängt von äußeren Verhältniſſen, gleichſam als Troſt für das Scheiden, ewige Treue ſchwört; denn als die Muhme in Tübingen das Zeitliche geſegnete, und Herr von Lichtenſtein ſein Töchterlein zu ſich holen ließ, um ſie nach Ulm, wo ihm eine Schweſter verheirathet war, zu weiterer Ausbildung zu ſchicken, da merkte Roſe, Mariens alte Zofe, daß ſo heiße Thränen und die Sehnſucht, mit welcher Maria noch einmal und immer wieder aus der Sänfte zurückſah, nicht den bergigten Straßen, denen ſie Valet ſagen mußten, allein gelte.

Bald darauf langte auch ein Sendſchreiben an Georg an, worin ihm ſein Oheim die Frage beibrachte, ob er jezt nach vier Jahren noch nicht gelehrt genug ſey? Dieſer Ruf kam ihm erwünſcht; ſeit Mariens Abreiſe waren ihm die Lehrſtühle der gelehrten Doctoren, die finſtere Hügelſtadt, ja ſelbſt das liebliche Thal des Neckars verhaßt geworden. Mit neuer Kraft erfriſchte ihn die kalte Luft, die ihm von den Bergen entgegen ſtrömte, als er an einem ſchönen Morgen des Februar aus den Thoren Tübingens ſeiner Heimath entgegen ritt, wie die Sehnen ſeiner Arme in dem friſchen Morgen ſich ſtraffer anzogen; wie die Muskeln ſeiner Fauſt kräftiger in die Zügel faßten, ſo erhob ſich auch ſeine Seele zu jenem friſchen heiteren Muthe, der dieſem Alter ſo eigen iſt, wenn die Gewißheit eines ſüßen Glückes im Herzen lebt, und vor dem Auge, das Erfahrung noch nicht geſchärft, Unglück noch nicht getrübt hat, die Zukunft heiter und freundlich ſich ausbreitet.. Wie der klare See, der das heitere Bild, das auf ihn herabſchaut, nicht minder freundlich zurückwirft, und mit dieſen reizenden Farben ſeine Tiefe verhüllt, ſo hat gerade das Ungewiſſe dieſer Zukunft ſeinen eigenthümlichen Reiz. Man glaubt im Kopf und Arm Kraft genug zu tragen, um dem Glück ſeine Gunſt abzuringen, und dieß Vertrauen auf ſich ſelbſt gibt bei weitem muthigere Zuverſicht, als die mächtigſte Hülfe von Außen.

So war die Stimmung Georgs von Sturmfeder, als er durch den Schönbuchwald ſeiner Heimath zuzog. Zwar brachte ihm dieſer Weg dem Liebchen nicht näher, zwar konnte er nichts ſein nennen als das Roß, das er eben ritt und die Burg ſeiner Väter, von welcher der Volkswitz ſang:

Ein Haus auf drei Stützen,
Wer vorn hereinkommt,
Kann hinten nicht ſitzen;

Aber er wußte, daß dem feſten Willen hundert Wege offen ſtehen, um zum Ziel zu gelangen, und der alte Spruch des Römers: fortes fortuna juvat, hatte ihm noch nie gelogen.

Wirklich ſchienen auch ſeine Wünſche nach einer thätigen Laufbahn bald in Erfüllung zu gehen.

Der Herzog von Würtemberg hatte Reutlingen, das ihn beleidigt hatte, aus einer Reichsſtadt zur Landſtadt gemacht und es war kein Zweifel mehr an einem Krieg.

Der Erfolg ſchien aber damals ſehr ungewiß. Der ſchwäbiſche Bund, wenn er auch erfahrenere Feldherrn und geübtere Soldaten zählte, hatte doch in allen Kriegen durch Uneinigkeit ſich ſelbſt geſchadet. Ulerich, auf ſeiner Seite, hatte vierzehntauſend Schweizer, tapfere kampfgeübte Männer geworben, aus ſeinem eigenen Lande konnte er, wenn auch minder geübte, doch zahlreiche und tüchtige Truppen ziehen und ſo ſtand die Wage im Februar 1519 noch ziemlich gleich.

Wo Alles um ihn her Partei nahm, glaubte Georg nicht müßig bleiben zu dürfen. Ein Krieg war ihm erwünſcht; es war eine Laufbahn, die ihn ſeinem Ziele, um Marie würdig freien zu können, bald nahe bringen konnte.

Zwar zog ihn ſein Herz weder zu der einen, noch zu der andern Partei. Vom Herzog ſprach man im Lande ſchlecht, des Bundes Abſichten ſchienen nicht die reinſten: Als aber durch Geld und Klagen der Hutiſchen und durch die Ausſicht auf reiche Beute beſtochen achtzehn Grafen und Herren, deren Beſitzungen an ſein Gütchen gränzten, auf einmal (12) dem Herzog ihre Dienſte aufſagten, da ſchien es ihn zum Bunde zu ziehen. Den Ausſchlag gab die Nachricht, daß der alte Lichtenſtein mit ſeiner Tochter in Ulm ſich befinde; auf jener Seite, wo Marie war, durfte er nicht fehlen, und ſo bot er dem Bunde ſeine Dienſte an.

Die fränkiſche Ritterſchaft unter Anführung Ludwigs von Hutten, zog ſich am Anfang des März gegen Augsburg hin, um ſich dort mit Ludwig von Baiern und den übrigen Bundes-Gliedern zu vereinigen. Bald hatte ſich das Heer geſammelt, und ihr Weg glich einem Triumphzug, je näher ſie dem Gebiete ihres Feindes kamen.

Herzog Ulerich war bei Blaubeuren, der äußerſten Stadt ſeines Landes gegen Ulm und Baiern hin, gelagert. In Ulm ſollte jezt noch einmal zuvor im großen Kriegsrath der Feldzug beſprochen werden, und dann hoffte man in kurzer Zeit die Würtemberger zur entſcheidenden Schlacht zu nothigen. An friedliche Unterhandlungen wurde, da man ſo weit gegangen war, nicht mehr gedacht, Krieg war die Loſung und Sieg der Gedanke des Heeres als ein friſcher Morgenwind ihnen die Grüße des ſchweren Geſchützes von den Wällen der Stadt entgegentrug, als das Geläute aller Glocken zum Willkomm vom anderen Ufer der Donau herübertönte.

Wohl ſchlug auch Georgs Herz höher bei dem Gedanken an ſeine erſte Waffenprobe; aber wer je in ähnlicher Lage ſich befand, wird ihn nicht tadeln, daß auch friedlichere Gedanken in ſeiner Seele aufzogen und ihn Kampf und Sieg vergeſſen ließen. Als zuerſt, noch in weiter Ferne, das coloſſale Münſter aus dem Nebel auftauchte, als nachher der verhüllende Dunſtſchleier herabfiel und die Stadt mit ihren dunkeln Backſteinmauern, mit ihren hohen Thorthürmen ſich vor ſeinen Blicken ausbreitete, da kamen alle Zweifel, die er früher tief in die Bruſt zurückgedrängt hatte, ſchwerer als je über ihn. „Schließen jene Mauern auch die Geliebte ein? hat nicht ihr Vater ſeinem Herzog treu, vielleicht in die feindlichen Scharen ſich geſtellt, und darf der, deſſen ganze Hoffnung darauf beruht, den Vater zu gewinnen, darf er ſich jenem gegenüberſtellen, ohne ſein ganzes Glück zu vernichten? Und iſt der Vater auf feindlicher Seite, kann Marie möglicher Weiſe noch in jenen Mauern ſeyn. Und wenn alles gut wäre, wenn unter der feſtlichen Menge, die ſich zum Anblick des einziehenden Heeres drängt, auch Marie auf ihn herabſchaut, hat ſie auch die Treue noch bewahrt, die ſie geſchworen? —“

Doch der lezte Gedanke machte bald einer freudigeren Gewißheit Raum, denn wenn ſich auch alles Unglück gegen ihn verſchwor, Mariens Treue, er wußte es, war unwandelbar. Muthig drückte er die Schärpe, die ſie ihm gegeben, an ſeine Bruſt, und als jezt die Ulmer Reiterei ſich an den Zug anſchloß, als die Zinken und Trompeten ihre muthigen Weiſen anſtimmten, da kehrte ſeine alte Freudigkeit wieder, ſtolzer hob er ſich im Sattel, kühner rückte er das Barett in die Stirne, und als der Zug in die feſtlich geſchmückten Straßen einbog, muſterte ſein ſcharfes Auge alle Fenſter der hohen Häuſer, um ſie zu erſpähen.

Da gewahrte er ſie, wie ſie ernſt und ſinnend auf das fröhliche Gewühl hinab ſah, er glaubte zu erkennen, wie ihre Gedanken in weiter Ferne den ſuchten, der ihr ſo nahe war, ſchnell drückte er ſeinem Pferde die Sporen in die Seite, daß es ſich hoch aufbäumte und das Pflaſter von ſeinem Hufſchlag ertönte. Aber als ſie ſich zu ihm herabwandte, als Auge dem Auge begegnete, als ihr freudiges Erröthen dem Glücklichen ſagte, daß er erkannt und noch immer geliebt ſey, da war es um die Beſinnung des guten Georg geſchehen; willenlos folgte er dem Zuge vor das Rathhaus und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ihn ſeine Sehnſucht alle Rückſichten vergeſſen laſſen, und unwiderſtehlich zu dem Eckhaus mit dem Erker hingezogen.

Schon hatte er die erſten Schritte nach jener Seite gethan, als er ſich von kräftiger Hand am Arm angefaßt fühlte.

„Was treibet Ihr, Junker“, rief ihm eine tiefe wohlbekannte Stimme in's Ohr, „dort hinauf geht es die Rathhaustreppe. Wie? ich glaube, Ihr ſchwindelt, wäre auch kein Wunder, denn das Frühſtück war gar zu mager. Seyd getroſt, Freund'chen, und kommt. Die Ulmer führen gute Weine, wir wollen Euch mit altem Ramsthäler anſtreichen.“

Wenn auch der Fall aus ſeinem Freudenhimmel, in welchem er einige Minuten geſchwebt hatte, auf den Rathhausplatz in Ulm etwas unſanft war, ſo wußte er doch dem alten Herrn von Breitenſtein, ſeinem nächſten Gränznachbar in Franken, Dank, daß er ihn aus ſeinen Träumen aufgeſchüttelt und von einem übereilten Schritte zurückgehalten hatte.

Er nahm daher freundlich den Arm des alten Herrn und folgte mit ihm den übrigen Rittern und Herren, die ſich von dem ſcharfen Morgenritte an der guten Mittagskoſt, die ihnen die freie Reichsſtadt aufgeſezt hatte, wieder erholen wollten.

III.

„Ich höre rauſchende Muſik, das Schloß iſt
Von Lichtern hell. Wer ſind die Fröhlichen?“
Schiller.

Der Saal des Rathhauſes, wohin die Angekommenen geführt wurden, bildete ein großes, längliches Viereck. Die Wände und die zu der Größe des Saales unverhältnißmäßig niedere Decke waren mit einem Getäfer von braunem Holz ausgelegt, unzählige Fenſter mit runden Scheiben, worauf die Wappen der edlen Geſchlechter von Ulm mit brennenden Farben gemalt waren, zogen ſich an der einen Seite hin, die gegenüber ſtehende Wand füllten Gemälde berühmter Bürgermeiſter und Rathsherrn der Stadt, die beinahe alle in der gleichen Stellung, die Linke in die Hüfte, die Rechte auf einen reichbehängten Tiſch geſtützt, ernſt und feierlich auf die Gäſte ihrer Enkel herabſahen. Dieſe drängten ſich in verworrenen Gruppen um die Tafel her, die in Form eines Hufeiſens aufgeſtellt, beinahe die ganze Weite des Saales einnahm. Der Rath und die Patrizier, die heute im Namen der Stadt die Honneurs machen ſollten, ſtachen in ihren zierlichen Feſtkleidern mit den ſteifen ſchneeweißen Halskrauſen wunderlich ab gegen ihre beſtaubten Gäſte, die in Lederwerk und Eiſenblech gehüllt, oft gar unſanft an die ſeidenen Mäntelein und ſammtenen Gewänder ſtreiften. Man hatte bis jetzt noch auf den Herzog von Baiern gewartet, der einige Tage vorher eingetroffen, zu dem glänzenden Mittagsmahl zugeſagt hatte; als aber ſein Kämmerling ſeine Entſchuldigung brachte, gaben die Trompeten das erſehnte Zeichen, und Alles drängte ſich ſo ungeſtümm zur Tafel, daß nicht einmal die gaſtfreundliche Ordnung des Rathes, die je zwiſchen zwei Gäſte einen Ulmer ſetzen wollten, gehörig beobachtet wurde.

Breitenſtein hatte Georg auf einen Sitz nieder gezogen, den er ihm als einen ganz vorzüglichen anpries. „Ich hätte Euch“, ſagte der alte Herr, „zu den Gewaltigen da oben, zu Frondsberg, Sickingen, Hutten und Waldburg ſetzen können, aber in ſolcher Geſellſchaft kann man den Hunger nicht mit gehöriger

Ruhe ſtillen. Ich hätte Euch ferner zu den Nürnbergern und Augsburgern führen können, dort unten, wo der gebratene Pfau ſteht, — weiß Gott Sie haben keinen übeln Platz, — aber ich weiß, daß Euch die Städtler nicht recht behagen, darum habe ich Euch hieher geſezt. Schauet Euch hier um, ob dieß nicht ein trefflicher Platz iſt? Die Geſichter umher kennen wir nicht, alſo braucht man nicht viel zu ſchwazen. Rechts haben wir den geräucherten Schweinskopf mit der Zitrone im Maul, links eine prachtvolle Forelle, die ſich vor Vergnügen in den Schwanz beißt, und vor uns dieſen Rehziemer, ſo fett und zart wie auf der ganzen Tafel keiner mehr zu finden iſt.“

Georg dankte ihm, daß er mit ſo viel Umſicht für ihn geſorgt habe, und betrachtete zugleich flüchtig ſeine Umgebung. Sein Nachbar rechts war ein junger zierlicher Herr, von etwa 25 bis 30 Jahren. Das friſchgekämmte Haar, duftend von wohlriechenden Salben, der kleine Bart, der erſt vor einer Stunde mit warmen Zänglein gekräuſelt worden ſeyn mochte, ließen Georg, noch ehe ihn die Mundart davon überzeugte, einen Ulmer Herrn errathen. Der junge Herr, als er ſah, daß er von ſeinem Nachbar bemerkt wurde, bewieß ſich ſehr zuvorkommend, indem er Georgs Becher aus einer groſſen ſilbernen Kanne füllte, auf glückliche Ankunft und gute Nachbarſchaft mit ihm anſtieß, und auch die beſten Biſſen von den unzähligen Rehen, Haſen, Schweinen, Faſanen nnd wilden Enten, die auf ſilbernen Platten umherſtanden, dem Fremdling auf's Teller legte.

Doch dieſen konnte weder ſeines Nachbars zuvorkommende Gefälligkeit noch Breitenſteins ungemeiner Appetit zum Eſſen reizen. Er war noch zu ſehr beſchäftigt mit dem geliebten Bilde, das ſich ihm beim Einzug gezeigt hatte, als daß er die Ermunterungen ſeiner Nachbarn befolgt hätte. Gedankenvoll ſah er in den Becher, den er noch immer in der Hand hielt, und glaubte, wenn die Bläs'chen des alten Weines zerſprangen und in Kreiſen verſchwebten, das Bild der Geliebten aus dem goldenen Boden des Bechers auftauchen zu ſehen. Es war kein Wunder, daß der geſellige Herr zu ſeiner Rechten, als er ſah, wie ſein Gaſt, den Becher in der Hand, jede Speiſe verſchmähe, ihn für einen unverbeſſerlichen Zechbruder hielt. Das feurige Auge, das unverwandt in den Becher ſah, der lächelnde Mund, des in ſeinen Träumen verſunkenen Jünglings ſchien ihm einen jener ächten Weinkenner anzuzeigen, die auf fein geübter Zunge den Gehalt des edlen Trankes lange zu prüfen pflegen.

Um der Ermahnung des wohledlen Rathes, den Gäſten das Mahl ſo angenehm als moglich zu machen, gehörig nachzukommen, ſuchte er auf der entdeckten ſchwachen Seite dem jungen Mann beizukommen. Es war zwar gegen die Gewohnheit des jungen Ulmers, Wein zu trinken, aber dem jungen Mann zu lieb, der etwas ſo Hohes und Gebietendes an ſich hatte, mußte er ſchon ein Uebriges thun. Er ſchenkte ſich ſeinen Becher wieder voll und begann: „Nicht wahr' Herr Nachbar, das Wein'chen hat Feuer und einen feinen Geſchmack? Freilich iſt es kein Würzburger, wie ihr ihn in Franken gewohnt ſeyn werdet, aber es iſt ächter Elfinger aus dem Rathskeller und immer ſeine achtzig Jahre alt.

Verwundert über dieſe Anrede, ſezte Georg den Becher nieder und antwortete mit einem kurzen „ja, ja —“ der Nachbar ließ aber den einmal aufgenommenen Faden nicht ſo bald wieder fallen. „Es ſcheint“, fuhr er fort, „als munde er Euch doch nicht ganz, aber da weiß ich Rath. Heda! gebt eine Kanne Uhlbacher hieher. — Verſuchet einmal dieſen, der wächst zunächſt an des Würtembergers Schloß; in dieſem müßt ihr mir Beſcheid thun: Kurzen Krieg, großen Sieg!“

Georg, dem dieſes Geſpräch nicht recht zuſagte, ſuchte ſeinen Nachbar auf einen anderen Weg zu bringen, der ihn zu anziehenderen Nachrichten führen konnte: „Ihr habt“, ſprach er, „ſchöne Mädchen hier in Ulm, wenigſtens bei unſerem Einzug glaubte ich deren viele zu bemerken.“

„Weiß Gott,“ entgegnete der Ulmer, „man könnte damit pflaſtern.“

„Das wäre vielleicht ſo übel nicht,“ fuhr Georg fort, „denn das Pflaſter eurer Straßen iſt herzlich ſchlecht. Aber ſagt mir, wer wohnt dort in dem Eckhaus mit dem Erker, wenn ich nicht irre, ſchauten dort zwei feine Jungfrauen heraus, als wir einritten.“

„Habt Ihr dieſe auch ſchon bemerkt?“ lachte jener, „wahrhaftig, Ihr habt ein ſcharfes Auge und ſeyd ein Kenner. Das ſind meine lieben Baſen mütterlicher Seits, die kleine Blonde iſt eine Beſſerer, die andere ein Fräulein von Lichtenſtein, eine Würtembergerin, die auf Beſuch dort iſt.“

Georg dankte im Stillen dem Himmel, der ihn gleich mit einem ſo nahen Verwandten Mariens zuſammen führte. Er beſchloß den Zufall zu benützen, und wandte ſich ſo freundlich er nur konnte, zu ſeinem Nachbar: „Ihr habt ein Paar hübſche Mühmchen, Herr von Beſſerer. . . .

„Dieterich von Kraft nenne ich mich“, fiel er ein, „Schreiber des großen Rathes —

„Ein Paar ſchöne Kinder, Herr von Kraft; und Ihr beſuchet ſie wohl recht oft?“

„Ja wohl“, antwortete der Schreiber des großen Rathes, „beſonders ſeit die Lichtenſtein im Hauſe iſt. Zwar will mein Bäschen Bertha etwas eiferſüchtig werden, denn im Vertrauen geſagt, wir waren vorher ein Herz und eine Seele, aber ich thue als merke ich es nicht, und ſtehe mit Marien um ſo beſſer.“

Dieſe Nachricht mochte nicht ſo gar angenehm in Georgs Ohren klingen, denn er preßte die Lippen zuſammen und ſeine Wangen färbten ſich dunkler.

„Ja lachet nur“, fuhr der Rathsſchreiber fort, dem der ungewohnte Geiſt des Weines zu Kopfe ſtieg, „wenn Ihr wüßtet, wie ſie ſich beide um mich reißen. Zwar — die Lichtenſtein hat eine verdammte Art freundlich zu ſeyn, ſie thut ſo vornehm und ernſt, daß man nicht recht wagt, in ihrer Gegenwart Spaß zu machen, noch weniger läßt ſie ein wenig mit ſich ſchäkern wie Bertha, aber gerade das kommt mir ſo wunderhübſch vor, daß ich eilf Mal wieder komme, wenn ſie mich auch zehn Mal fortgeſchickt hat. Das macht aber“, murmelte er nachdenklicher vor ſich hin, „weil der geſtrenge Herr Vater da iſt,

iſt, vor dem ſcheut ſie ſich, laßt nur den einmal über der Ulmer Markung ſeyn, ſo ſoll ſie ſchon kirre werden.“

Georg wollte ſich nach dem Vater noch weiter erkundigen, als ſonderbare Stimmen ihn unterbrachen. Schon vorher hatte er mitten durch das Geräuſch der Speiſenden dieſe Stimmen zu hören geglaubt, wie ſie in ſchleppendem, einförmigem Ton ein paar kurze Sätze herſagten, ohne zu verſtehen was es war. Jezt hörte er dieſelben Stimmen ganz in der Nähe, und bald bemerkte er, welchen Inhaltes ihre eintönigen Sätze waren. Es gehörte nemlich in den guten alten Zeiten, beſonders in Reichsſtädten zum Ton, daß der Hausvater und ſeine Frau, wenn ſie Gäſte geladen hatten, gegen die Mitte der Tafel aufſtanden, und bei jedem einzelnen umhergingen, mit einem herkömmlichen Sprüchlein zum Eſſen und Trinken zu nöthigen.

Dieſe Sitte war in Ulm ſo ſtehend geworden, daß der hohe Rath beſchloß, auch an dieſem Mahl keine Ausnahme zu machen, ſondern exofficio einen Hausvater ſammt Hausfrau aufzuſtellen, um dieſe Pflicht zu üben. Die Wahl fiel auf den Bürgermeiſter und den älteſten Rathsherrn.

Sie hatten ſchon zwei Seiten der Tafel „nöthigend“ umgangen, kein Wunder, daß ihre Stimmen durch die große Anſtrengung endlich rauh und heißer geworden waren, und ihre freundſchaftliche Aufmunterung wie

Drohung klang. Eine rauhe Stimme tönte in Georg's Ohr: „Warum eſſet Ihr denn nicht, warum trinket Ihr denn nicht?“ Erſchrocken wandte ſich der Gefragte um, und ſah einen ſtarken, großen Mann mit rothem Geſicht, — ehe er noch auf die ſchrecklichen Töne antworten konnte, begann an ſeiner andern Seite ein kleiner Mann mit einer hohen dünnen Stimme:

„So eſſet doch und trinket ſatt
was der Magiſtrat Euch vorgeſezt hat.“

„Hab' ich's doch ſchon lange gedacht, daß es ſo kommen würde“, fiel der alte Breitenſtein ein, in dem er ein wenig von der Anſtrengung, mit welcher er den Rehziemer bearbeitet hatte, ausruhte.

„Da ſizt er und ſchwazt, ſtatt die köſtlichen Braten zu genießen, die uns die Herren in ſo reichlicher Fülle vorgeſezt haben.“

„Mit Verlaub“, unterbrach ihn Dietrich von Kraft, „der junge Herr ißt nichts, er iſt ein Zechbruder und trefflicher Weinſchmecker; hab' ich's nicht gleich weg gehabt, daß er gerne zu tief ins Glas guckt? Darum tadle ihn keiner, wenn er ſich lieber an den Uhlbacher hält.“

Georg wußte gar nicht wie er zu dieſer ſonderbaren Schutzrede kam; er war im Begriff ſich zu entſchuldigen, als ihn ein neuer Anblick überraſchte. Breitenſtein hatte ſich jezt über den Schweinskopf mit der

Citrone im Maul, erbarmt, hatte die Citrone geſchickt aus dem Rachen des Thieres operirt, und begann mit großem Behagen und geübter Hand die weitere Section vorzunehmen, da trat der Bürgermeiſter auch zu ihm, und eben als er an einem guten Biſſen kaute, hub er an: „warum eſſet Ihr denn nicht, warum trinket Ihr denn nicht.“ Dieſer ſah den Nöthigenden mit ſtarren Blicken an, zum Reden hatten ſeine Sprach-Organe keine Zeit. Er nickte daher mit dem Haupte und deutete auf die Reſte des Rehziemers; der kleine Mann mit der Fiſtelſtimme ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern ſprach freundſchaftlichſt:

„So eſſet doch und trinket ſatt
was der Magiſtrat Euch vorgeſezt hat.“

So war es nun in den „guten alten Zeiten!“ Man konnte ſich wenigſtens nicht beklagen, nur zu einem Schaueſſen geladen worden zu ſeyn. Bald aber bekam die Tafel eine andere Geſtalt. Die großen Schüſſeln und Platten wurden abgetragen und geräumigere Humpen, größere Kannen, gefüllt mit edlem Weine, aufgeſezt. Die Umtränke und das in Schwaben ſchon damals ſehr häufige Zutrinken begann, und nicht lange, ſo äußerte auch der Wein ſeine Wirkungen. Dieterich Spät und ſeine Geſellen ſangen

Spottlieder auf Herzog Ulerich und bekräftigten jeden Fluch oder ſchlechten Witz, den einer ausbrachte mit Gelächter oder einem guten Trunke. Die fränkiſchen Ritter würfelten um die Güter des Herzogs und tranken einander das Tübinger Schloß im Weine ab. Ulerich von Hutten und einige ſeiner Freunde hielten in lateiniſcher Sprache eine laute Controvers mit einigen Italienern wegen des Angriffes auf den römiſchen Stuhl, den kurz zuvor ein unberühmter Mönch in Wittenberg unternommen hatte; die Nürnberger, Augsburger und einige Ulmer Herren, die ſich zuſammen gethan hatten, waren über den Glanz ihrer Republiken in Streit gerathen, und ſo füllte Gelächter, Geſang, Zanken und der dumpfe Klang der ſilbernen und zinnernen Becher, den Saal.

Nur am oberen Ende der Tafel herrſchte anſtändigere, ruhigere Fröhlichkeit. Dort ſaß Georg von Frondsberg, der alte Ludwig Hutten, Waldburg Truchſes, Franz von Sickingen und noch andere ältliche, geſetzte Herren.

Dorthin wandte jezt auch der Bundes-Hauptmann Hans von Breitenſtein, nachdem er ſich genugſam geſättiget hatte, ſeine Blicke und ſprach zu Georg: „Das Lärmen um uns her will mir gar nicht behagen, wie wäre es, wenn ich Euch jezt dem Frondsberger vorſtellte, wie Ihr in den lezten Tagen gewünſcht habt?“

Georg, deſſen Wunſch ſchon lange war, dem Kriegs-Oberſten bekannt zu werden, ſtand freudig auf, um dem alten Freunde zu folgen. Wir werden ihn nicht tadeln, daß ſein Herz bei dieſem Gange ängſtlicher pochte, ſeine Wangen ſich höher färbten, ſeine Schritte je näher er kam, ungewiſſer und zögernder wurden. Wen haben nicht in ſeiner Jugend, wenn er einem glänzenden, ruhmbekränzten Vorbild nahte, ähnliche Gefühle beſtürmt? Wem ſank da nicht ſein eigenes Ich zur Unbedeutendheit zuſammen, während der Gefeierte zum Rieſen wuchs. Georg von Frondsberg galt ſchon damals für einen der berühmteſten Feldherren ſeiner Zeit. Italien, Frankreich und Teutſchland erzählten von ſeinen Siegen, und die Kriegskunſt wird ihn ewig in ihren Annalen nennen, denn er war der Stifter und Gründer eines geordneten, in Reihen und Gliedern fechtenden Fußvolkes. Sagen und Chroniken erhielten das Bild dieſes Helden bis auf unſere Tage, und wer gedenkt nicht unwillkührlich jener homeriſchen Helden wenn er von dieſem Manne lieſt: „Er war ſo ſtark an Gliedern, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausſtreckte, daß er damit den ſtärkſten Mann, ſo ſich ſteif ſtellte, vom Platz ſtoßen, ein rennendes Pferd bei'm Zaum ergreifen und ſtellen, die großen Büchſen und Mauerbrecher allein von einem Ort zum andern führen konnte?“ Zu ihm führte Breitenſtein den Jüngling.

„Wen bringt Ihr uns da, Hanns?“ rief Georg von Frondsberg, indem er den hochgewachſenen, ſchönen, jungen Mann mit Theilname betrachtete.

„Seht ihn Euch einmal recht an, werther Herr“, antwortete Breitenſtein, „ob Euch nicht beifällt, in welches Haus er gehören mag?“

Aufmerkſamer betrachtete ihn der Feldhauptmann, auch der alte Truchſeß von Waldburg wandte prüfend ſein Auge herüber. Georg war ſchüchtern und blöde vor dieſe Männer getreten; aber ſey es, daß die freundliche, zutrauliche Weiſe Frondsberg's ihm Muth machte, ſey es, daß er fühlte, wie wichtig der Augenblick für ihn ſey, er bekämpfte die Scham den Blicken ſo vieler berühmter Männer ausgeſezt zu ſeyn, und ſah ihnen entſchloſſen und muthig in's Geſicht.

„Jezt, an dieſem Blick erkenne ich Dich“, ſagte Frondsberg und bot ihm die Hand, „Du biſt ein Sturmfeder?“

„Georg Sturmfeder“, antwortete der junge Mann, „mein Vater war Burkhardt Sturmfeder, er fiel, wie man mir ſagte, in Italien an Eurer Seite.“

„Er war ein tapferer Mann“, ſprach der Feldhauptmann, deſſen Auge immer noch ſinnend auf Georg's Zügen ruhte, „an manchem warmen Schlachttag hat er treu zu mir gehalten, wahrlich ſie haben ihn allzufrühe eingeſcharrt! Und Du“, ſezte er freundlicher hinzu, „Du haſt Dich eingeſtellt, um ſeiner Spur zu folgen? Was treibt Dich ſchon ſo frühe aus dem Neſte und biſt kaum flück?“

„Ich weiß ſchon“, unterbrach ihn Waldburg mit rauher, unangenehmer Stimme; „das Vögelein will ſich ein Paar Flöckchen Wolle ſuchen, um das alte Neſt zu flicken!“

Dieſe rohe Anſpielung auf die verfallene Burg ſeiner Ahnen jagte eine hohe Gluth auf die Wangen des Jünglings. Er hatte ſich nie ſeiner Dürftigkeit geſchämt, aber dieſes Wort klang ſo höhnend, daß er ſich zum erſtenmale dem reichen Spötter gegenüber recht arm fühlte. Da fiel ſein Blick über Truchſes Waldburg hin durch die Scheiben auf jenes wohlbekannte Erkerfenſter; er glaubte Mariens Geſtalt zu erblicken und ſein alter Muth kehrte wieder. „Ein jeder

Kampf hat ſeinen Preis, Herr Ritter“, ſagte er, „ich habe dem Bund Kopf und Arm angetragen; was mich dazu treibt, kann Euch gleichgültig ſeyn.“

„Nun, nun!“ erwiderte jener, „wie es mit dem Arm ausſieht, werden wir ſehen, im Kopfe muß es aber nicht ſo ganz hell ſeyn, da Ihr aus Spaß gleich Ernſt macht.“

Der gereizte Jüngling wollte wieder etwas darauf erwidern, Frondsberg aber nahm ihn freundlich bei der Hand: „Ganz wie Dein Vater, lieber Junge, nun Du willſt zeitlich zu einer Neſſel werden. (13) Und wir werden Leute brauchen, denen das Herz am rechten Flecke ſizt. Daß Du dann nicht der Lezte biſt, darfſt Du gewiß ſeyn.“

Dieſe wenigen Worte aus dem Munde eines durch Tapferkeit und Kriegskunſt unter ſeinen Zeitgenoſſen hochberühmten Mannes, übten ſo beſänftigende Gewalt über Georg, daß er die Antwort, die ihm auf der Zunge ſchwebte, zurückdrängte, und ſich ſchweigend von der Tafel in ein Fenſter zurückzog, theils um die Oberſten nicht weiter zu ſtören, theils um ſich genauer zu überzeugen, ob die flüchtige Erſcheinung, die er vorhin geſehen, wirklich Marie geweſen ſey?

Als Georg die Tafel verlaſſen hatte,

wandte ſich Frondsberg zu Walðburg: „Das iſt nicht die Art, Herr Truchſeß, wie man tüchtige Geſellen für unſere Sache gewinnt, ich wette, er ging nicht mit halb ſo viel Eifer für die Sache von uns, als er zu uns brachte.“

„Müßt Ihr dem jungen Laffen auch noch das Wort reden?“ fuhr jener auf, „was braucht es da? er ſoll einen Spaß von ſeinem Oberen ertragen lernen.“

„Mit Verlaub“, fiel ihm Breitenſtein in's Wort, „das iſt kein Spaß, ſich über unverſchuldete Armuth luſtig zu machen, ich weiß aber wohl, Ihr ſeyd ſeinem Vater auch nie grün geweſen.“

„Und“, fuhr Frondsberg fort, „ſein Oberer ſeyd Ihr ganz und gar noch nicht. Er hat dem Bunde noch keinen Eid geleiſtet, alſo kann er noch immer hinreiten, wohin er will; und wenn er auch unter Euren eigenen Fahnen diente, ſo möchte ich Euch doch nicht rathen, ihn zu hänſeln, er ſieht mir nicht darnach aus, als ob er ſich viel gefallen ließe!“

Sprachlos vor Zorn über den Widerſpruch, den er in ſeinem Leben nie ertragen konnte, blickte Truchſeß den Einen und den Andern an, mit ſo wuthvollen Blicken, daß ſich Ludwig von Hutten ſchnell in's Mittel warf, um noch ärgeren Streit zu verhüten: „Laßt doch die alten Geſchichten!“ rief er, „Ueberhaupt wäre es gut, wir heben die Tafel auf. Es dunkelt draußen ſchon ſtark und der Wein wird zu mächtig. Dieterich Spät hat ſchon zweimal des Würtembergers Tod ausgebracht, und die Franken dort unten ſind nur noch nicht einig, ob man ſeine Schlöſſer niederbrennen oder vertheilen ſoll.“

„Laßt ſie immer“, lachte Waltburg bitter, „die Herren dürfen ja heute machen was ſie wollen, Frondsberg wird ihnen doch das Wort reden.“

„Nein“, antwortete Ludwig Hutten; „wenn einer von ſo etwas reden darf, bin ich es, als der Bluträcher meines Sohnes; aber ehe noch der Krieg erklärt iſt, müſſen ſolche Reden unterbleiben. Mein Vetter Ulerich ſpricht mir auch zu heftig mit den Italienern, über den Mönch von Wittenberg, und er verſchwazt ſich zu ſehr, wenn er in Zorn gerathet. Laßt uns aufbrechen.“

Frondsberg und Sickingen ſtimmten ihm bei, ſie ſtanden auf, und als die nächſten um ſie her ihrem Beiſpiel folgten, war der Aufbruch allgemein.

IV.

Wollt ihr wiſſen was die Augen ſeyn,
Womit ich ſie ſehe durch alle Land'?
Es ſind die Gedanken des Herzens mein,
Damit ſchau' ich durch Mauer und Wand.

Walther von der Vogelweide.

Georg hatte in dem Fenſter, wohin er ſich zurückgezogen, nicht ſo entfernt geſtanden, daß er nicht jedes Wort der Streitenden gehört hätte. Er freute ſich der warmen Theilnahme, mit welcher Frondsberg ſich des unberühmten, verwaiſten Jünglings angenommen hatte, zugleich aber konnte er es ſich nicht verbergen, daß ſein erſter Schritt in die kriegeriſche Laufbahn ihm einen mächtigen, erbitterten Feind zugezogen hatte. Der Truchſeß war zu bekannt im Heere wegen ſeines unverſöhnlichen Stolzes, als daß

Georg hätte glauben dürfen, Hutten's vermittelnde und beſänftigende Worte haben jede Erinnerung an dieſen Streit verlöſcht, und daß Männer von Gewicht, wie Waldburg, in ſolchen Fällen, der vielleicht unſchuldigen Urſache ihres Zornes die Schuld nicht erlaſſen, war ihm aus manchen Fällen wohlbekannt. Ein leichter Schlag auf ſeine Schulter unterbrach ſeine Gedanken und er ſah, als er ſich umwandte, ſeinen freundlichen Nebenſitzer, den Schreiber des großen Rathes vor ſich.

„Ich wette, Ihr habt Euch noch nach keinem Quartier umgeſehen“, ſprach Dieterich von Kraft, „und es möchte Euch auch jezt etwas ſchwer werden, denn es iſt bereits dunkel und die Stadt iſt überfüllt.“

Georg geſtand, daß er noch nicht daran gedacht habe, er hoffe aber, in einer der öffentlichen Herbergen noch ein Plätzchen zu bekommen.

„Da möchte ich doch nicht ſo ſicher darauf bauen“, entgegnete jener, „und geſezt, Ihr fändet auch in einer ſolchen Schenke einen Winkel, ſo dürft Ihr doch ſicherlich darauf rechnen, daß Ihr ſchlecht genug bedient ſeyd. Aber wenn Euch meine Wohnung nicht zu gering ſcheint, ſo ſteht ſie Euch mit Freuden offen.“

Der gute Rathsſchreiber ſprach mit ſo viel Herzlichkeit, daß Georg nicht Anſtand nahm, ſein Anerbieten anzunehmen, obgleich er beinahe befürchtete, die gaſtfreundliche Einladung möchte ſeinen Wirth gereuen, wenn die gute Laune zugleich mit den Dünſten des Weines verflogen ſeyn werde. Jener aber ſchien über die Bereitwilligkeit ſeines Gaſtes hoch erfreut; er nahm mit einem herzlichen Handſchlag ſeinen Arm und führte ihn aus dem Saal.

Der Platz vor dem Rathhaus bot indeß einen ganz eigenen Anblick dar. Die Tage waren noch kurz und die Abenddämmerung war über der Tafel unbemerkt hereingebrochen; man hatte daher Fackeln und Windlichter angezündet; ihr dunkelrother Schein erhellte den großen Raum nur ſparſam und ſpielte in zitternden Reflexen an den Fenſtern der gegenüberſtehenden Häuſer und auf den blanken Helmen und Bruſtharniſchen der Ritter. Wildes Rufen nach Pferden und Knechten ſcholl aus der Halle des Rathhauſes, das Klirren der nachſchleppenden Schwerter, das Hin- und Herrennen der vielen Menſchen miſchte ſich in das Gebell der Hunde, in das Wiehern und Stampfen der ungeduldigen Roſſe, eine Scene, die mehr einem in der Nacht vom

Feinde überfallenen Poſten, als dem Aufbruch von einem friedlichen Mahle glich.

Ueberraſcht blieb Georg unter der Halle ſtehen. Der Anblick ſo vieler, fröhlicher Geſichter, der kräftigen Geſtalten, die in jugendlichem Muthe anſprengten, kühne Reiterkünſte übten und dann ſingend und jubelnd in kleinen Haufen abzogen und in der Nacht verſchwanden, dieſer nächtliche, flüchtige Anblick erinnerte ihn, wie ungewiß, wie ſchnell auch dieſe Tage vorüber gehen werden, wie alle dieſe fröhlichen Geſellen dem tiefen Ernſte des Krieges entgegen ziehen, wie mancher, noch ehe der Frühling völlig herauf ginge, mit ſeinem Körper den grünenden Raſen decken werde. Wie ſie gefallen ſeyn werden, ohne mit ihrem Blute etwas eingelöst zu haben, als die Thräne eines Kameraden und den kurzen Ruhm als brave Männer vor dem Feinde geblieben zu ſeyn.

Unwillkürlich ſtreifte ſein Auge nach jener Seite hin, wo er ſeinen Kampfpreis wußte. Er ſah dort viele Leute an den Fenſtern ſtehen, aber der ſchwärzliche Rauch der Fackeln, der wie eine Wolke über den Platz hinzog, verhüllte die Gegenſtände wie mit einem Schleier und ließ ſie nur wie ungewiſſe Schatten ſehen; unbefriedigt wandte er ſein Auge ab. „So iſt auch meine Zukunft“, ſagte er zu ſich, „das Jetzt iſt helle, aber wie dunkel, wie ungewiß das Ziel!“

Sein freundlicher Wirth riß ihn aus dieſem düſtern Sinnen mit der Frage: „wo ſeine Knechte mit ſeinen Pferden ſeyen?“ Wenn der Platz, worauf ſie ſtanden, heller erleuchtet geweſen wäre, ſo hätte vielleicht der gute Kraft eine flüchtige aber brennende Röthe, die bei dieſer Frage über Georg's Wangen zog, bemerken können. „Ein junger Kriegsmann“, antwortete er ſchnell gefaßt, „muß ſich ſo viel möglich ſelbſt zu helfen wiſſen, daher habe ich keine Diener bei mir. Mein Pferd aber habe ich Breitenſtein's Knechten übergeben.“

Der Rathsſchreiber lobte im Weiterſchreiten die Strenge des jungen Mannes gegen ſich ſelbſt, geſtand aber, daß er, wenn er einmal zu Feld ziehe, den Dienſt nicht ſo ſtrenge lernen werde. Ein Blick auf ſein zierlich geordnetes Haar und den fein gekräußelten Bart, überzeugten Georg, daß ſein Begleiter aus voller Seele ſpreche, und die zierliche, bequeme Wohnung, in welcher ſie bald darauf anlangten, widerſprach dieſem Glauben nicht.

Das Hausweſen des Herrn von Kraft war eine ſogenannte Junggeſellen-Wirthſchaft, denn Herrn Dieterich's Eltern waren längſt abgeſchieden, als er in das Mannes-Alter und zugleich in ſeinen Poſten bei'm großen Rathe eintrat. Er hätte ſich vielleicht längſt um eine Genoſſin ſeiner Herrlichkeit umgeſehen, wenn nicht die Anmuth des Junggeſellen-Lebens, der nicht zu verachtende Vortheil, von allen jungen Damen der Stadt als eine gute Parthie (nach heutigen Begriffen) angeſehen und honorirt zu werden, vor allem aber, wie man ſich in's Ohr flüſterte, die entſchiedene Abneigung, die ſeine alte Amme und Haushälterin vor einer jungen Gebieterin hegte, ihn immer von dieſem Schritte abgehalten hätte.

Herr Dieterich hatte ein großes Haus nicht weit vom Münſter, einen ſchönen Garten am Michelsberg, ſein Hausgeräthe war im beſten Stande, die großen eichenen Kaſten voll des köſtlichſten Linnenzeuges, das die Kraftinnen und ihre Zofen ſeit vielen Generationen in den langen Winter-Abenden zuſammengeſponnen hatten, die eiſerne Truhe im Schlafzimmer enthielt eine erkleckliche Anzahl von Goldgülden, Herr Dieterich ſelbſt war ein hübſcher, ſolider Herr, ging immer geſchniegelt und gebügelt, mit geſeztem, anſtändigem Gang in den Rath, hatte einen guten Haus- und Rath-Verſtand, war aus einer alten Familie, war es ein Wunder, wenn die ganze Stadt ſein Leben pries und jedes hübſche Ulmer Stadtkind ſich glücklich geſchätzt hätte, in dieſen bequem ausſtaffirten Ehehimmel zu kommen?

Georg kamen übrigens dieſe Verhältniſſe bei näherer Beſichtigung nichts weniger als lockend vor. Die einzigen Hausgenoſſen des Rathsſchreibers waren, ein alter grauer Diener, zwei große Katzen und die unförmlich dicke Amme. Dieſe vier Geſchöpfe ſtarrten den Gaſt mit großen, bedenklichen Augen an, die ihm bewieſen, wie ungewohnt ihnen ein ſolcher Zuwachs der Haushaltung ſey. Die Katzen umgingen ihn ſchnurrend, mit gekrümmtem Rücken, die Amme ſchob unmuthig an der ungeheuren Buckelhaube von Golddraht und fragte, ob ſie für zwei Perſonen das Abendeſſen zurichten ſolle? Als ſie aber nicht nur ihre Frage beſtätigen hörte, ſondern auch den Auftrag, (man war ungewiß, war es Bitte oder Befehl) bekam, das Eckzimmer im zweiten Stock für den Gaſt zuzurüſten, da ſchien ihre Geduld erſchöpft; ſie ließ einen wüthenden Blick auf ihren jungen Gebieter ſchießen und verließ mit ihrem Schlüſſelbund raſſelnd das Gemach. Georg hörte noch lange die hohltönenden Treppen unter ihren ſchweren Tritten erbeben, und die öde Stille des großen Hauſes gab in vielfältigem Echo das Gepolter der Thüren zurück, welche ſie im Grimme hinter ſich zuwarf.

Der graue Diener hatte indeſſen einen Tiſch und zwei große Armſtühle an den ungeheuren Ofen gerückt; den Tiſch beſezte er mit einem ſchwarzen Kaſten, ſtellte zu beiden Seiten deſſelben ein Licht und einen ſilbernen Becher mit Wein und entfernte ſich dann, nachdem er einige leiſe Worte mit ſeinem Herrn gewechſelt hatte. Herr Dieterich lud ſeinen Gaſt ein, an ſeiner gewöhnlichen Abendunterhaltung Theil zu nehmen. Er öffnete den ſchwarzen Kaſten, es war ein Brettſpiel.

Georg graute vor dieſer Unterhaltung ſeines Gaſtfreundes, als er ihm erzählte, daß er ſeit ſeinem zehenten Jahre alle Abende mit der Amme an dieſem Spiele ſich ergözte. Wie öde, wie unheimlich kam ihm das ganze Haus vor. Das Rennen und Laufen der Amme hatte doch noch an Leben und Bewegung erinnert, jezt aber lag Grabesſtille über den weiten Gängen und Gemächern, nur zuweilen vom Kniſtern der Lichter, vom Ticken des Holzwurmes im ſchwärzlichen Getäfer und dem eintönigen Rollen der Würfel unterbrochen. Das Spiel hatte nie etwas Anziehendes für ihn gehabt, ſeine Gedanken waren auch ferne davon und die tiefe Melancholie der öden Gemächer und der Gedanke, nur wenige Straßen von ihr entfernt, doch den langerſehnten Anblick der Geliebten entbehren zu müſſen, breitete düſtere Schatten über ſeine Seele. Nur die ungeheuchelte Freude Herrn Dietrich's, beinahe alle Spiele zu gewinnen, die ſeinem gutmüthigen Geſicht etwas Angenehmes verlieh, entſchädigte ihn für den Verluſt der langſam hinſchleichenden Stunden.

Mit dem Schlag der achten Stunde führte Dieterich ſeinen Gaſt zum Abendbrod, das die Amme trotz ihres Unmuthes, trefflich bereitet hatte, denn ſie wollte der Ehre des Kräftiſchen Hauſes nichts vergeben. Hier öffnete auch der Rathsſchreiber wieder die Schleuſſen ſeiner Beredſamkeit, indem er ſeinem Gaſte das Mahl durch Geſpräch zu würzen ſuchte. Aber umſonſt ſpähete dieſer, ob er nicht von ſeinem ſchönen Mühmchen reden werde; nur eine Ausbeute bekam er, Kraft zählte unter den würtembergiſchen Rittern, die in Ulm anweſend ſeyen, auch den Ritter von Lichtenſtein auf. Doch ſchon dieſes Wort erweckte dankbare Gefühle gegen die Wendung ſeines Schickſales in ihn. Jetzt erſt freute er ſich, einer Parthei beigetreten zu ſeyn, die ihm ſonſt außer den berühmten Namen, die ſie an der Spitze trug, ziemlich gleichgültig war. So aber hatte auch ihr

Vater ſich in dem Sammelplatze des Heeres eingefunden, und durfte er auch nicht hoffen, daß ihm das Glück vergönnen werde, an der Seite des theuren Mannes zu fechten, ſo trug er doch die Gewißheit in der Bruſt, ihm beweiſen zu können, daß Georg von Sturmfeder nicht der lezte Kämpfer im Heere ſey.

Der Hausherr führte ihn nach aufgehobener Tafel in ſein Schlafgemach und ſchied von ihm mit einem herzlichen Glückwunſch für ſeine Ruhe. Georg ſah ſich das Gemach, das man ihm angewieſen hatte, näher an, und fand, daß es ganz zu dem öden Hauſe paſſe. Die runden, vom Alter geblendeten Scheiben der Fenſter, das dunkle Täferwerk an Wand und Decke, der große weitvorſpringende Ofen, ſelbſt das ungeheure Bette mit breitem Himmel und ſteifen, ſchweren Gardinen, ſie gewährten ein düſteres, beinahe trauriges Ausſehen. Aber dennoch war alles zu ſeiner Bequemlichkeit eingerichtet. Friſche, ſchneeweiße Linnen blinkten ihm einladend aus dem Bette entgegen, als er die Vorhänge zurückſchlug; der Ofen verbreitete eine angenehme Wärme, eine Nachtlampe war an der Decke aufgehängt, und ſelbſt der Schlaftrunk, ein Becher wohlgewürzten warmen Weines, war nicht vergeſſen. Er zog die Gardinen vor, und ließ die Bilder des vergangenen Tages an ſeiner Seele vorüberziehen. Geordnet und freundlich kamen ſie Anfangs vorüber, dann aber verwirrten ſie ſich, in buntem Gedränge führten ſie ſeine Seele in das Reich der Träume, und nur ein theures Bild ging ihm heller auf, es war das Bild der Geliebten.

V.

— Iſt's kein Wahn?
Will der Holde, Vielgetreue,
Dem ich Herz und Leben weihe,
Heute noch zu Gruß und Kuſſe nah'n?
F. Haug.

Georg wurde am anderen Morgen durch ein beſcheidenes Pochen an ſeiner Thüre erweckt. Er ſchlug die Vorhänge ſeines Bettes zurück und ſah, daß die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtehe. Es wurde wieder und ſtärker gepocht, und ſein freundlicher Wirth, ſchon völlig im Putz, trat ein. Nach den erſten Erkundigungen wie ſein Gaſt geſchlafen habe, kam Herr Dieterich gleich auf die Urſache ſeines frühen Beſuches. Der große Rath hatte geſtern Abend noch beſchloſſen, die Ankunft der Bundesgenoſſen auch durch einen Tanz zu feiern, der am heutigen Abend auf dem Rathhauſe abgehalten werden ſollte. Ihm, als dem Rathſchreiber, kam es zu, Alles anzuordnen, was zu dieſer Feſtlichkeit gehörte, er mußte die Stadtpfeifer beſtellen, die erſten Familien feierlich und im Namen des Rathes dazu einladen, er mußte vor allem zu ſeinen liebchen Mühmchen eilen, um ihnen dieſes ſeltene Glück zu verkündigen.

Er erzählte dieß Alles mit wichtiger Miene ſeinem Gaſte und verſicherte ihn, daß er vor dem Drang der Geſchäfte nicht wiſſe, wo ihm der Kopf ſtehe. Doch Georg hatte nur für Eines Sinn; er durfte hoffen, Marien zu ſehen und zu ſprechen, und darum hätte er gerne Herrn Dieterich für ſeine gute Botſchaft an das freudig-pochende Herz gedrückt.

„Ich ſehe es Euch an“, ſagte dieſer, „die Nachricht macht Euch Freude und die Tanzluſt leuchtet Euch ſchon aus den Augen. Doch Ihr ſollt ein Paar Tänzerinnen haben, wie Ihr ſie nur wünſchen könnt; mit meinen Bäschen ſollt Ihr mir tanzen, denn ich bin ihr Führer bei ſolchen Gelegenheiten und werde es ſchon zu machen wiſſen, daß Ihr und kein Anderer zuerſt ſie aufziehen ſollet; und wie werden Sie ſich freuen, wenn ich Ihnen einen ſo flinken Tänzer verſpreche!“ Damit wünſchte er ſeinem Gaſt einen guten Morgen und ermahnte ihn, wenn er ausgehe, ſein Haus zu merken und das Mittageſſen nicht zu verſäumen.

Herr Dieterich hatte als ſehr naher Verwandter ſchon ſo frühe am Tag Zutritt im Hauſe des Herrn von Beſſerer, beſonders heute, da ihn ſeine vielen Geſchäfte bei dieſem Morgenbeſuche entſchuldigten.

Er fand die Mädchen noch bei'm Frühſtück. Wohl hätte dort manche unſerer heutigen Damen ein elegantes Déjeûné von gemahltem Porzellain und den, nach den ſchönſten, antiken Vaſen geformten Chocolade-Becher vermißt. Aber, wenn es wahr iſt, daß natürliche Anmuth und Würde auch im geringſten Kleide ſich dem Auge nicht verhüllen, ſo dürfen wir ſchon mit mehr Muth geſtehen, daß Marie und die fröhliche Bertha an jenem Morgen ein Bierſüppchen verſpeisten. Ob aber dieſes Geſtändniß der äſthetiſchen Haltung dieſer Damen nicht Eintrag thut? Es mag ſeyn; wer übrigens Marien und Bertha in dem weißen Morgenhäubchen, in dem reinlichen Hauskleide geſehen hätte, würde gewiß auch wie Vetter Kraft, Verlangen ge-

getragen haben, dieſes Frühſtück mit den holden Mädchen zu theilen.

„Ich ſehe Dir es an, Vetter“, begann Bertha, „Du möchteſt gar zu gerne von unſerer Suppe koſten, weil Dir Deine Amme heute einen Kinderbrei vorgeſezt hat: aber ſchlage Dir dieſe Gedanken nur gleich aus dem Sinne; Du haſt Strafe verdient und mußt faſten—“

„Ach, wie wir ſo ſehnlich auf Euch gewartet haben“, unterbrach ſie Marie.

„Ja wohl“, fiel ihr Bertha in die Rede, „aber bilde Dir nur nicht ein, daß wir eigentlich Dich erwarteten; nein, ganz allein Deine Neuigkeiten.“

Der Rathsſchreiber war ſchon gewohnt von Bertha ſo empfangen zu werden; er wollte daher, um ſie zu verſöhnen, daß er nicht geſtern Abend noch ihre Neugierde befriedigt habe, ſeine Nachrichten in deſto längerem Strome geben; aber Bertha unterbrach ihn: „Wir kennen“, ſagte ſie, „Deine breiten Erzählungen, und haben auch das Meiſte vom Erker aus ſelbſt mit angeſehen; von Eurem Trinkgeloge, wo es arg genug hergegangen ſeyn ſoll, will ich auch nichts wiſſen, darum antworte mir auf meine Frage:“ Sie ſtellte ſich mit comiſchem Ernſt vor ihn hin und fuhr fort: „Dieterich von Kraft, Schreiber eines wohledlen Rathes, habt Ihr unter den Bündiſchen keinen jungen, überaus höflichen Herrn geſehen, mit langem hellbraunem Haar, einem Geſicht, nicht ſo milchweiß wie das Eure, aber doch nicht minder hübſch, kleinem Bart, nicht ſo zierlich wie der Eure, aber dennoch ſchöner, hellblauer Schärpe mit Silber...“

„Ach, das iſt kein Anderer als mein Gaſt“, rief Herr Dieterich, „er ritt einen großen Braunen, trug ein blaues Wamms, an den Schultern geſchlitzt und mit hellblau ausgelegt?“

„Ja, ja, nur weiter“, rief Bertha, „wir haben unſere eigenen Urſachen, uns nach ihm zu erkundigen.“

Marie ſtand auf und ſuchte ihr Nähzeug in dem Kaſten, in dem ſie den Beiden den Rücken zukehrte; aber die Röthe, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechſelte, ließ ahnen, daß ſie kein Wort von Herrn Dieterich's Erzählung verlor.

„Nun das iſt Georg von Sturmfeder“, fuhr der Rathſchreiber fort: „ein ſchöner, lieber Junge. Sonderbar; auch Ihr ſeyd ihm gleich bei'm Einzug aufgefallen“— und nun erzählte er, was am Gaſtmahl vorgegangen ſey, wie ihm der hohe Wuchs, das Gebietende und Anziehende in des Jünglings Mienen gleich Anfangs aufgefallen, wie ihn der Zufall zu ſeinem Nachbar gemacht, wie er ihn immer lieber gewonnen und endlich in ſein Haus geführt habe.

„Nun, das iſt ſchön von Dir, Vetter“, ſagte Bertha als er geendet hatte, und reichte ihm freundlich die Hand, „ich glaube, es iſt das erſte Mal, daß Du es wagſt, Gäſte zu haben. Aber das Geſicht der alten Sabine hätte ich ſehen mögen, als Junker Dieter ſo ſpät noch einen Gaſt brachte.“

„O, ſie war wie der Lindwurm gegen Sanct Georg; aber als ich ihr ganz verblümt zu verſtehen gab, es könne wohl geſchehen, daß ich bald eine meiner ſchönen Baſen heimführen werde...“

„Ach, geh' doch!“ entgegnete Bertha, indem ſie ihm hoch erröthend ihre Hand entreiſſen wollte; aber Herr Dieterich, dem ſein Mühmchen noch nie ſo hübſch als in dieſem Augenblicke geſchienen hatte, drückte die weiche Hand feſter, und Marien's ernſteres Bild verlor von Secunde zu Secunde an Gehalt, und die Wagſchale der fröhlichen Bertha, die jezt in holder Verſchämtheit vor ihm ſaß, ſtieg hoch in den Augen des glücklichen Rathſchreibers.

Marie hatte indeß ſchweigend das Gemach verlaſſen, und Bertha ergriff mit Freuden dieſe Gelegenheit ein anderes Geſpräch einzuleiten.

„Da geht ſie nun wieder“, ſagte ſie und ſah Marien nach, „und ich wollte darauf wetten, ſie geht in ihre Kammer und weint. Ach, ſie hat geſtern wieder ſo heftig geweint, daß ich auch ganz traurig geworden bin.“

„Was hat ſie nur?“ fragte Dieterich theilnehmend.

„Ich habe ſo wenig wie früher die Urſache ihrer Thränen erfahren“; fuhr Bertha fort, „ich habe gefragt und immer wieder gefragt, aber ſie ſchüttelt dann nur den Kopf, als wenn ihr nicht zu helfen wäre; „der unſelige Krieg!“ war Alles, was ſie mir zur Antwort gab.“

„So iſt der Alte noch immer entſchloſſen, mit ihr nach Lichtenſtein zurückzugehen?“

„Ja wohl“, war Bertha's Antwort, „Du hätteſt nur hören ſollen, wie der alte Mann geſtern bei'm Einzug auf die Bündiſchen ſchimpfte. Nun — er iſt einmal ſeinem Herzog mit Leib und Seele ergeben, darum mag es ihm hingehen; aber ſobald der Krieg erklärt iſt, will er mit ihr abreiſen.“

Herr Dieterich ſchien ſehr nachdenklich zu werden; er ſtützte den Kopf auf die Hand und hörte ſeiner Muhme ſchweigend zu.

„Und denke“, fuhr dieſe fort, „da hat ſie nun geſtern nach dem Eintritte der Bündiſchen ſo heftig geweint. Du weißt, ſie war zwar vorher ſchon immer ernſt und düſter, und ich habe ſie an manchem Morgen in Thränen gefunden; aber als habe ſchon dieſer Einzug über das ganze Schickſal des Krieges entſchieden, ſo untröſtlich geberdete ſie ſich. Ich glaube Ulm liegt ihr nicht ſo am Herzen, aber ich vermuthe“, ſetzte ſie geheimnißvoll hinzu, „ſie hat eine heimliche Liebe im Herzen.“

„Ach freilich, ich habe es ja ſchon lange gemerkt“, ſeufzte Herr Dieterich, „aber was kann ich denn davor?“

„Du? was Du davor kannſt?“ lachte Bertha, auf deren Geſicht bei dieſen Worten alle Trauer verſchwunden war; „nein! Du biſt nicht Schuld an ihrem Schmerz. Sie war ſchon ſo, ehe Du ſie nur mit einem Auge geſehen haſt!“

Der ehrliche Rathſchreiber war ſehr beſchämt durch dieſe Verſicherung. Er glaubte in ſeinem Herzen nicht anders, als der Abſchied von ihm, gehe der armen Marie ſo nahe, und faſt ſchien ihr wehmüthiges Bild in ſeinem wankelmüthigen Herzen wieder das Uebergewicht zu bekommen. Bertha aber ließ nicht ab, ihn mit ſeiner thörigten Vermuthung zu höhnen, bis ihm auf einmal der Zweck ſeines Beſuches wieder einfiel, den er während des Geſpräches ganz aus den Augen verloren hatte. Sie ſprang mit einem Schrei der Freude auf, als ihr der Vetter die Nachricht von dem Abendtanz mittheilte.

„Marie, Marie!“ rief ſie in hellen Tönen, daß die Gerufene beſtürzt und irgend ein Unglück ahnend, herbeiſprang. „Marie, ein Abendtanz auf dem Rathhaus!“ rief ihr die beglückte Bertha ſchon unter der Thüre entgegen.

Auch dieſe ſchien freudig überraſcht von dieſer Nachricht. „Wann? kommen die Fremden dazu?“ waren ihre ſchnellen Fragen, indem ein hohes Roth ihre Wangen färbte, und aus dem ernſten Auge, das die kaum geweinten Thränen nicht verbergen konnte, ein Strahl der Freude drang.

Bertha und der Vetter waren erſtaunt über den ſchnellen Wechſel von Schmerz und Freude, und der Leztere konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Marie eine leidenſchaftliche Tänzerin ſeyn müſſe. Doch wir glauben, er habe ſich hierin nicht weniger geirrt, als wenn er Georg für einen Weinkenner hielt.

Als der Rathſchreiber ſah, daß er jezt, wo die Mädchen ſich in eine wichtige Berathung über ihren Anzug verwickelten, eine überflüſſige Rolle ſpiele, empfahl er ſich, um ſeinen wichtigeren Geſchäften nachzugehen. Er beeilte ſich, ſeine Anordnungen zu treffen, und die hohen Gäſte und die angeſehenſten Häuſer zu laden. Ueberall erſchien er als ein Bote des Heils, denn wie die Sage erzählt, iſt die Freude am Tanzen nicht erſt in unſeren Tagen über die Mädchen gekommen.

Auch ſeine Anordnungen waren bald getroffen. Es war noch nicht zum Grundſatz geworden, daß man nur in einer langen Reihe von Zimmern, bei flimmernden Luſtres, umgeben von jenen unzähligen, unweſentlichen Dingen, welche die Mode als nothwendig preist, fröhlich ſeyn könne. Der Rathhausſaal gab hinlänglichen Raum, und die kunſtloſen Lampen, die an den Wänden aufgehängt waren, hatten bisher Helle genug verbreitet, die ſchönen Jungfrauen von Ulm in ihrer Pracht zu ſehen.

Doch nicht ſeine Anordnungen allein waren dem Rathsſchreiber gelungen, er hatte nebenbei auch manche geheime Nachricht erſpät, die bis jezt nur der engere Ausſchuß des Rathes mit den Bundes-Oberſten theilte.

Zufrieden mit dem Erfolg ſeiner vielen Geſchäfte kam er gegen Mittag nach Hauſe und ſein erſter Gang war nach ſeinem Gaſte zu ſehen. Er traf ihn in ſonderbarer Arbeit. Georg hatte lange in einem ſchöngeſchriebenen Chronikbuch, das er in ſeinem Zimmer gefunden hatte, geblättert. Die reinlich-gemahlten Bilder, womit die Anfangsbuchſtaben der Capitel unterlegt waren, die Triumphzüge und Schlachtenſtücke, welche mit kühnen Zügen entworfen, mit beſonderem Fleiße ausgemahlt, hin und wieder den Text unterbrachen, unterhielten ihn geraume Zeit. Dann fing er an, erfüllt von den kriegeriſchen Bildern, die er angeſchaut hatte, ſeinen Helm und Harniſch, und das vom Vater ererbte Schwerdt zu reinigen und blank zu machen, indem er, zu großem Aergerniß der

Frau Sabine, bald luſtige bald ernſtere Weiſen dazu ſang.

So traf ihn ſein Gaſtfreund. Schon unten an der Treppe hatte er die angenehme Stimme des Singenden vernommen; er konnte ſich nicht enthalten noch einige Zeit an der Thüre zu lauſchen, ehe er den Geſang unterbrach.

Es war eine jener ernſten, beinahe wehmüthig-tönenden Weiſen, wie ſie durch ihren innern Werth erhalten und fortgetragen, bis auf unſere Tage herabkamen. Noch heute leben ſie in dem Munde der Schwaben, und oft und gerne haben wir, ergriffen von ihrer einfachen Schönheit, von den gehaltenen Klängen ihrer vollen Accorde, an den lieblichen Ufern des Neckars ſie belauſcht.

Der Sänger begann von Neuem:

„Kaum gedacht
War der Luſt ein End' gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab.“

„Doch was iſt
Aller Erden Freud' und Lüſt'.
Prangſt Du gleich mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Pupur prangen,
Sieh', die Roſen welken all'.“

„Darum ſtill
Geb' ich mich, wie Gott es will.
Und wird die Trompete blaſen,
Und muß ich mein Leben laſſen,
Stirbt ein braver Reitersmann.“

„Wahrlich, Ihr habt eine ſchöne Stimme“, ſagte Herr von Kraft, als er in das Gemach eintrat, „aber warum ſinget Ihr ſo traurige Lieder? Ich kann mich zwar nicht mit Euch meſſen, aber was ich ſinge, muß fröhlich ſeyn, wie es einem jungen Mann von achtundzwanzig geziemt.“

Georg legte ſein Schwerdt auf die Seite und bot ſeinem Gaſtfreunde die Hand. „Ihr mögt Recht haben“, ſagte er, „was Euch betrifft; aber wenn man zu Feld reitet wie wir, da hat ein ſolches Lied große Gewalt und Troſt, denn es gibt auch dem Tode eine milde Seite.“

„Nun, das iſt ja gerade was ich meine;“ entgegnete der Schreiber des großen Rathes, „wozu ſoll man das auch noch in ſchönen Verslein beſingen, was leider nur zu gewiß nicht aus bleibt. Man ſoll den Teufel nicht an die Wand mahlen, ſonſt kommt er, ſagt ein Sprüchwort;“ übrigens hat es damit keine Noth, wie jezt die Sachen ſtehen.“

„Wie? iſt der Krieg nicht entſchieden?“ fragte Georg neugierig, „hat der Würtemberger Bedingungen angenommen?“

„Dem macht man gar keine mehr“, antwortete Dieterich mit wegwerfender Miene, „er iſt die längſte Zeit Herzog geweſen, jezt kommt das Regieren auch einmal an uns. Ich will Euch etwas ſagen“, ſezte er wichtig und geheimnißvoll hinzu, „aber bis jezt bleibt es noch unter uns; die Hand darauf. Ihr meint der Herzog habe 14,000 Schweizer? Sie ſind wie weggeblaſen. Der Bote, den wir nach Zürch und Bern geſchickt haben, iſt zurück; was von Schweizern bei Blaubeuren und auf der Alb liegt — muß nach Haus.“

„Nach Haus zurück?“ rief Georg erſtaunt, „haben die Schweizer ſelbſt Krieg?“

„Nein“, war die Antwort, „ſie haben tiefen Frieden, aber kein Geld; glaubt mir, ehe acht Tage in's Land kommen, ſind ſchon Boten da, die das ganze Heer nach Haus zurückrufen.“

„Und werden ſie gehen?“ unterbrach ihn der Jüngling, „ſie ſind auf ihre eigene Fauſt dem Herzog zu Hülfe gezogen, wer kann ihnen gebieten, ſeine Fahnen zu verlaſſen?“

„Das weiß man ſchon zu machen; glaubt Ihr denn, wenn an die Schweizer der Ruf kommt, bei Verluſt ihrer Güter und bei Leib- und Lebens-Strafe nach Haus zu eilen, (14) ſie werden bleiben? Ulerich hat zu wenig Geld, um ſie zu halten, denn auf Verſprechungen dienen ſie nicht.“

„Aber iſt dieß auch ehrlich gehandelt“, bemerkte Georg, „heißt das nicht dem Feinde, der in ehrlicher Fehde mit uns lebt, die Waffen ſtehlen und ihn dann überfallen?“

„In der Politica, wie wir es nennen“, gab der Rathſchreiber zur Antwort, und ſchien ſich dem unerfahrenen Kriegsmann gegenüber kein geringes Anſehen geben zu wollen. „In der Politica wird die Ehrlichkeit höchſtens zum Schein angewandt; ſo werden die Schweizer z. B. dem Herzog erklären, daß ſie ſich ein Gewiſſen daraus machen, ihre Leute gegen die freien Städte dienen zu laſſen; aber die Wahrheit iſt, daß wir dem großen Bären mehr Goldgülden in die Tatze drückten als der Herzog.“

„Nun, und wenn die Schweizer auch

abziehen“, ſagte Georg, „ſo hat doch Würtemberg noch Leute genug, um keinen Hund über die Alb zu laſſen.“

„Auch dafür wird geſorgt“, fuhr der Schreiber in ſeiner Erläuterung fort, „wir ſchicken einen Brief an die Stände von Würtemberg, und ermahnen ſie, das unleidliche Regiment ihres Herzogs zu bedenken, demſelben keinen Beiſtand zu thun, ſondern dem Bunde zuzuziehen.“ (15)

„Wie?“ rief Georg mit Entſetzen, „das hieße ja den Herzog um ſein Land betrügen; wollt Ihr ihn denn zwingen, der Regierung zu entſagen, und ſein ſchönes Würtemberg mit dem Rücken anzuſehen?“

„Und Ihr habt bisher geglaubt, man wolle nichts weiter als etwa Reutlingen wieder zur Reichsſtadt machen? Von was ſoll denn Hutten ſeine 42 Geſellen und ihre Diener beſolden? Wovon denn Sickingen ſeine 1,000 Reiter und 12,000 zu Fuß, wenn er nicht ein hübſches Stückchen Land damit erkämpft? Und meint Ihr, der Herzog von Baiern wolle nicht auch ſein Theil? Und wir? Unſere Markung gränzt zunächſt an Würtemberg —“

„Aber die Fürſten Teutſchlands“, unterbrach ihn Georg ungeduldig, „meint Ihr, ſie werden es ruhig mit anſehen, daß Ihr ein ſchönes Land in kleine Fetzen reiſſet? Der Kaiſer, wird er es dulden, daß ihr einen Herzog aus dem Lande jagt?“

Auch dafür wußte Herr Dieterich Rath. „Es iſt kein Zweifel, daß Carl ſeinem Vater als Kaiſer folgt; ihm ſelbſt bieten wir das Land zur Obervormundſchaft an, und wenn Oeſterreich ſeinen Mantel darauf deckt, wer kann dagegen ſeyn? Doch, ſehet nicht ſo düſter aus; wenn Euch nach Krieg gelüſtet, da kann Rath dazu werden. Der Adel hält noch zum Herzog, und an ſeinen Schlöſſern wird ſich noch mancher die Zähne einbrechen. Wir verſchwatzen übrigens das Mittagsmahl, kommt bald nach, daß wir erfahren was Frau Sabina uns gekocht hat.“ Damit verließ der Schreiber des groſſen Rathes von Ulm, ſo ſtolzen Schrittes, als wäre er ſelbſt ſchon Obervormund von Würtemberg, das Zimmer ſeines Gaſtes.

Georg ſandte ihm nicht die freundlichſten Blicke nach. Zürnend ſchob er ſeinen Helm, den er noch vor einer Stunde mit ſo freudigem Muthe zu ſeinem erſten Kampf geſchmückt hatte, in die Ecke; mit Wehmuth betrachtete er ſein altes Schwerdt, dieſen treuen Stahl, den ſein Vater in manchem guten Streite geführt, den er ſterbend ſeinem verwaisten Knaben als einziges Erbe vom Schlachtfeld geſendet hatte. „Ficht ehrlich“, war das Symbolum, das der Waffenſchmidt in die ſchöne Klinge gegraben hatte, und er ſollte ſie für eine Sache führen, die ihre Ungerechtigkeit an der Stirne trug? Wo er der Kriegskunſt erfahrener Männer, der Tapferkeit des Einzelnen die Entſcheidung zutraute, da ſollten geheime Ränke, die Politica, wie Herr Dieterich ſich ausdrückte, entſcheiden? Wo ihn der fröhliche Glanz der Waffen, die Ausſicht auf Ruhm gelockt hatte, da ſollte er nur den habgierigen Planen dieſer Menſchen dienen? Ein altes Fürſtenhaus, dem ſeine Ahnen gerne gedient hatten, ſollte er von dieſen Spießbürgern vertreiben ſehen? Unerträglich wollte ihm auch der Gedanke ſcheinen, von dieſem Kraft ſich belehren laſſen zu müſſen.

Doch dem Unmuth über ſeinen gutmüthigen Wirth, konnte er nicht lange Raum geben, wenn er bedachte, daß ja jene Plane nicht in ſeinem Kopfe gewachſen ſeyen; und daß Menſchen, wie dieſer politiſche Rathſchreiber, wenn ſie einmal ein Geheimniß, einen großen Gedanken in Erfahrung gebracht haben, ihn hegen und pflegen wie ihren eigenen; daß ſie ſich mit dem adoptirten Kinde brüſten, als wäre es Minerva und aus ihrem eigenen, harten Kopfe entſprungen.

Mit milderen Gedanken kam er zu ſeinem Gaſtfreund, als man ihn zu Tiſch rief.

Ja, die ganze Anſicht der Dinge wurde ihm nach einigen Stunden bei weitem erträglicher, als er ſich erinnerte, daß ja auch Marien's Vater dieſer Parthei folge; es war ihm, als möchte die Sache doch nicht ſo ſchwarz ſeyn, welcher Männer, wie Frondsberg ihre Dienſte geliehen.

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,
Das ſchnell ſich handhabt wie des Meſſers Schneide, —
— Gleich heißt Ihr Alles ſchändlich oder würdig,
Bös oder Gut. —

Dieſes wahre Wort des Dichters möge die Geſinnung Georg's bezeichnen, die Geſinnung Georg's, der vielleicht allzu ſchnell ſeine Anſicht über jene Dinge änderte. Und wie die düſteren Falten des Unmuths, auf einer jugendlichen Stirne ſich ſchneller glätten, wie ſelbſt ſchmerzliche Eindrücke in des Jünglings Seele von freundlichen Bildern leicht verdrängt werden, ſo erhellte auch Georg's Seele der freudige Gedanke an den Abend.

Man hat uns erzählt, daß unter die

ſchönſten Stunden im Leben der Liebe, die gehören, wo die Erwartung ſich an ſchöne Erinnerungen knüpft. Der Geiſt ſeye da ahnungsvoller, das Herz gehobener. So mochte auch Georg fühlen. Er träumte von den ſchönen Augenblicken, wo es ihm vergönnt ſeyn werde, die Geliebte zu ſehen, ſie zu ſprechen, ihre Hand zu faſſen und in ihrem Auge zu leſen.

VI.

„Und als er ſie ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen.“
L. Uhland.

Wenn es möglich geweſen wäre, auf einem Trödelmarkt oder in der Auction eines Antiquars ein „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, mit neuen Tanztouren vom Jahr 1519“ aufzufinden, wir hätten nicht leicht ſo angenehm überraſcht werden können, als durch einen Fund ähnlicher Art, den uns der Zufall in die Hände ſpielte.

Wir waren nemlich in vorliegender Hiſtorie bis an dieſes Capitel gekommen, das um der Sage zu folgen, von einem Abendtanz handeln ſoll; da fiel uns mit einemmale der Gedanke ſchwer auf's Herz, daß wir ja nicht einmal wiſſen, wie und was man in jenen Zeiten getanzt habe.

Wir hätten zwar ſchlechthin ſagen können, „ſie tanzten;“ aber wie leicht wäre es geſchehen geweſen, daß eine unſerer freundlichen Leſerinnen einen Anachroniſmus gemacht, und etwa Georg von Frondsberg in ihren Gedanken einen Cotillon hätte vortanzen laſſen. In dieſer Verlegenheit ſtießen wir auf das ſehr ſelten gewordene Buch: „Vom Anfang, Urſprung und Herkommen der Turniere im heiligen römiſchen Reich. Frankfurth 1564.“ Wir fanden in dieſem theuren Folianten, unter andern trefflichen Holzſchnitten einige, die einen ſolchen Abendtanz vorſtellten, wie er zu Zeiten Kaiſer Maximilian's, etwa ein Jahr vor dieſer Hiſtorie, gehalten wurde.

Wir dürfen beinahe mit Gewißheit annehmen, daß der Abendtanz im Ulmer Rathhausſaal, ſich in nichts von jenem angeführten, unterſchied, und man wird ſich den deutlichſten Begriff eines ſolchen Vergnügens machen, wenn wir eines dieſer Bilder beſchreiben.

Den Vordergrund nehmen Zuſchauer und die Pfeiffer, Trommler und Trompeter ein, die, nach dem Ausdrucke des Turnirbuches, „eins aufblaſen.“ Zu beiden Seiten, mehr dem Hintergrunde zu, ſteht die tanzluſtige Jugend, in reich. ſchwere Stoffe gekleidet. In unſeren Tagen ſiehet man bei ſolchen Gelegenheiten nur zwei Grundfarben, ſchwarz und weiß, worein ſich die Herren und Damen, wie in Nacht und Tag getheilt haben; anders zu jenen Zeiten. Ein überraſchender Glanz der Farben ſtrahlt uns aus jenem Bilde entgegen. Das herrlichſte Roth vom brennendſten Scharlach bis zum dunkelſten Purpur, jenes brennende Blau, das uns noch heute an den Gemählden alter Meiſter überraſcht, ſind die freudigen Farben ihrer mahleriſch drapirten Gewänder. Die Mitte der Scene nimmt der eigentliche Tanz ein. Er hat am meiſten Aehnlichkeit mit der Polonaiſe, denn er iſt ein Umzug im Saale. Den Zug eröffnen vier Trompeter mit langen Wappenfahnen an den Inſtrumenten; dieſen folgt der Vortänzer und ſeine Dame, dieſe Stelle begleitet bei jedem Tanze wieder ein Anderer, und es entſchied hiebei nicht die Geſchicklichkeit, ſondern der Rang des Tänzers. Auf dieſe folgen zwei Fackelträger und dann Paar um Paar der lange Zug der Tanzenden. Die Damen ſchreiten ehrbar und züchtig einher, die Männer aber ſetzen ihre Füße wunderlich, wie zu kühnen

Sprüngen, einige ſcheinen auch mit den Abſätzen den Takt zu ſtampfen, wie wir auf jeder Kirchweihe in Schwaben noch heut zu Tage ſehen können.

So war der Abendtanz zu Ulm. Man blies ſchon längſt zum Erſten auf, als Georg von Sturmfeder in den Rathhausſaal eintrat. Seine Blicke ſchweiften durch die Reihen der Tanzenden, und endlich trafen ſie Marien. Sie tanzte mit einem jungen, fränkiſchen Ritter ſeiner Bekanntſchaft, ſchien aber der eifrigen Rede, die er an ſie richtete, nicht Gehör zu geben. Ihr Auge ſuchte den Boden, ihre Miene konnte Ernſt, beinahe Trauer ausdrücken; ganz anders als die übrigen Fräulein, die in der wahren Tanz-Seligkeit ſchwimmend, ein Ohr der Muſik, das Andere dem Tänzer liehen, und die freundlichen Augen bald ihren Bekannten, um den Beifall in ihren Mienen zu leſen, bald ihren Tänzern zuwandten, um zu prüfen, ob ihre Aufmerkſamkeit auch ganz gewiß auf ſie gerichtet ſey?

In gehaltenen Tönen hielten jezt die Zinken und Trompeten aus und endeten; Herr Dieterich Kraft hatte ſeinen Gaſtfreund bemerkt und kam ihn, wie er verſprochen, zu ſeinen Muhmen zu führen. Er flüſterte ihm zu, daß er ſelbſt ſchon für den nächſten Tanz mit Bäschen Bertha verſagt ſey, doch habe er ſo eben um Marien's Hand für ſeinen Gaſt geworben.

Beide Mädchen waren auf die Erſcheinung, des ihnen ſo intereſſanten Fremden vorbereitet geweſen, und dennoch bedeckte die Erinnerung deſſen, was ſie über ihn geſprochen, Bertha's angenehme Züge mit hoher Gluth, und die Verwirrung, in welche ſie ſein Anblick verſezte, ließ ſie nicht bemerken, welches Entzücken ihm aus Marien's Auge entgegenſtrahlte, wie ſie bebte, wie ſie mühſam nach Athem ſuchte, wie ihr ſelbſt die Sprache ihre Dienſte zu verſagen ſchien.

„Da bringe ich Euch, Herrn Georg von Sturmfeder, meinen lieben Gaſt“, begann der Rathſchreiber, „der um die Gunſt bittet, mit Euch zu tanzen.“

„Wenn ich nicht ſchon dieſen Tanz an meinen Vetter zugeſagt hätte“, antwortete Bertha ſchneller gefaßt als ihre Baſe, „ſo ſolltet Ihr ihn haben, aber Marie iſt noch frei, die wird mit Euch tanzen.“

„So ſeyd Ihr noch nicht verſagt, Fräulein von Lichtenſtein?“ fragte Georg, indem er ſich zu der Geliebten wandte.

„Ich bin an Euch verſagt“, antwortete Marie. So hörte er denn zum erſtenmale wieder dieſe Stimme, die ihn ſo oft mit den ſüßeſten Namen genannt hatte, er ſah in dieſe treuen Augen, die ihn noch immer ſo hold anblickten, wie vormals.

Die Trompeten ſchmetterten in den Saal; der Ober-Feld-Lieutenant Waldburg Truchſeß, dem man den zweiten Tanz gegeben hatte, ſchritt mit ſeiner Tänzerin vor, die Fackelträger folgten, die Paare ordneten ſich, und auch Georg ergriff Marien's Hand und ſchloß ſich an. Jezt ſuchten ihre Blicke nicht mehr den Boden, ſie hingen an denen des Geliebten; und dennoch wollte es ihm ſcheinen, als mache ſie dieſes Wiederſehen nicht ſo glücklich wie ihn, denn noch immer lag eine düſtere Wolke von Schwermuth oder Trauer um ihre Stirne. Sie ſah ſich um, ob Dieterich und Bertha, das nächſte Paar nach ihnen, nicht allzunahe ſey. — Sie waren ferne.

„Ach Georg“, begann ſie, „welch' unglücklicher Stern hat Dich in dieſes Heer geführt!“

„Du warſt dieſer Stern, Marie“, ſagte er, „Dich habe ich auf dieſer Seite geahnet, und wie glücklich bin ich, daß ich Dich fand!

Kannſt Du mich tadeln, daß ich die gelehrten Bücher bei Seite legte und Kriegsdienſte nahm? Ich habe ja kein Erbe als das Schwerdt meines Vaters; aber mit dieſem Gute will ich wuchern, daß der Deinige ſehen ſoll, daß ſeine Tochter keinen Unwürdigen liebt."

„Ach Gott; Du haſt doch dem Bunde noch nicht zugeſagt?" unterbrach ſie ihn.

„Aengſtige Dich doch nicht ſo, mein Liebchen, ich habe noch nicht völlig zugeſagt; aber es muß nächſter Tage geſchehen. Willſt Du denn Deinem Georg nicht auch ein wenig Kriegsruhm gönnen; warum magſt Du um mich ſo bange haben? Dein Vater iſt alt und zieht ja doch auch mit aus."

„Ach, mein Vater, mein Vater!" klagte Marie, „er iſt ja — doch brich ab, Georg, brich ab — Bertha belauſcht uns; aber ich muß Dich morgen ſprechen, ich muß, und ſollte es meine Seligkeit koſten. Ach! wenn ich nur wüßte wie?"

„Was ängſtigt Dich denn nur ſo?" fragte Georg, dem es unbegreiflich war, wie Marie ſtatt ſich der Freude des Wiederſehens hinzugeben, nur an die Gefahren dachte, denen er entgegen gehe? „Du ſtellſt Dir die Gefahren größer vor als ſie ſind;" flüſterte er ihr tröſtend zu: „Denke an nichts, als daß wir uns jezt wieder haben, daß ich Deine Hand drücken darf, daß Auge in Auge ſieht wie ſonſt. Genieße jezt die Augenblicke, ſey heiter!“

„Heiter? o dieſe Zeiten ſind vorbei, Georg! höre und ſey ſtandhaft — mein Vater iſt nicht bündiſch!“

„Jeſus Maria! was ſagſt Du“, rief der Jüngling und beugte ſich, als habe er das Wort des Unglücks nicht gehört, herab zu Marien; „O ſage, iſt denn Dein Vater nicht hier in Ulm?“

Sie hatte ſich ſtärker geglaubt; ſie konnte nicht mehr ſprechen; bei dem erſten Laut wären ihre Thränen unaufhaltſam gefloſſen; ſie antwortete nur durch einen Druck der Hand, und ging mit geſenktem Haupt nach Kraft ſuchend, ihren Schmerz zu bekämpfen, neben Georg her. Endlich ſiegte der ſtarke Geiſt dieſes Mädchens über die Schwäche ihrer Natur, die einem ſo großen, tiefen Kummer beinahe erlägen wäre. „Mein Vater“, flüſterte ſie, „iſt Herzog Ulerichs wärmſter Freund, und ſobald der Krieg entſchieden iſt, führt er mich heim auf den Lichtenſtein!“

Betäubend wirbelten jezt die Trommeln, in volleren Tönen ſchmetterten die Trompeten, ſie begrüßten den Truchſeß, der eben an dem Muſikchor vorüberzog; er warf ihnen, wie es Sitte war, einige Silberſtücke zu, und von Neuem erhob ſich ihr betäubender Jubel.

Das leiſe Geſpräch der Liebenden verſtummte vor der rauhen Gewalt dieſer Töne, aber ihr Auge hatte ſich in dieſem Schiffbruch ihrer Liebe um ſo mehr zu ſagen, und ſie bemerkten nicht einmal wie ein Geflüſter über ſie im Saal erging, das ſie als das ſchönſte Paar pries.

Aber nur zu wohl hatte Bertha dieſe Bemerkungen der Menge gehört. Sie war zu gutmüthig, als daß Neid darüber in ihre Seele gekommen wäre, aber ſie ſezte ſich doch im Geiſte an Marien's Plaz, und fand, daß man vielleicht das Paar nicht minder ſchön gefunden hätte. Auch das Geſpräch, das zwiſchen den Beiden begonnen hatte, fiel ihr auf. Die ernſte Baſe, die ſelten oder nie mit einem Mann lange ſprach, ſchien mehr und angelegentlicher zu reden, als ihr Tänzer. Die Muſik hinderte ſie zu verſtehen, was geſprochen wurde; die Neugierde, die man vielleicht nicht mit Unrecht jungen Mädchen ausſchließlich zuſchreibt, wurde in ihr rege, ſie zog ihren Tänzer näher an das vordere Paar, um — ein wenig zu lauſchen; aber war es Zufall oder Abſicht, das Geſpräch verſtummte als ſie näher kam, oder wurde ſo leiſe geführt, daß ſie nichts davon verſtand.

Ihr Intereſſe an dem ſchönen, jungen Mann wuchs mit dieſen Hinderniſſen; noch nie war ihr der gute Vetter Kraft ſo läſtig geworden, als in dieſen Augenblicken; denn die zierlichen Redensarten, womit er ihr Herz zu umſpinnen gedachte, verhinderten ſie, jene genauer zu beobachten. Sie war froh, als endlich der Tanz ſich endigte. Denn ſie durfte hoffen, daß der nächſte an des jungen Ritters Seite deſto angenehmer für ſie ſeyn werde.

Sie täuſchte ſich nicht in ihrer Hoffnung; Georg kam, ſie um den nächſten Tanz zu bitten, der auch ſogleich begann, und ſie hüpfte fröhlich an ſeiner Seite in die Reihen. Aber es war nicht mehr derſelbe, der vorhin mit Marien ſo freundlich geſprochen hatte. Verſtört, einſylbig, in tiefe Gedanken verſunken, war der junge Mann an ihrer Seite, und es war nur zu ſichtbar, daß er ſich immer erſt wieder ſammeln mußte, wenn er eine ihrer Fragen beantworten ſollte.

„War dieß jener „höfliche Reiter“, welcher ſie, ohne daß ſie ſich je geſehen hatten, ſo freundlich grüßte? War es derſelbe, welcher ſo heiter, ſo fröhlich war, als ihn Vetter Kraft zu ihnen führte? Derſelbe, der mit Marien ſo eifrig ſich unterredet hatte? Oder ſollte dieſe—? ja es war klar. Marie hatte ihm beſſer gefallen, ach! vielleicht weil ſie die erſte war, die mit ihm tanzte. Je weniger Bertha gewohnt war, ſich der ernſten Marie nachgeſezt zu ſehen, um ſo mehr befremdete ſie dieſer Sieg ihrer Baſe, um ſo mehr glaubte ſie ſich beeifern zu müſſen, ihren Rang, ihre Gaben geltend zu machen. Sie ſezte daher mit ihrer heiteren Geſchwäzigkeit das Geſpräch über den bevorſtehenden Krieg, das ſie mit Mühe angeſponnen hatte, fort, als ſie nach Beendigung des Tanzes zu Marie und dem Rathsſchreiber traten. „Nun? und der wievielſte Feldzug iſt es denn, Herr von Sturmfeder, dem Ihr jezt beiwohnet?“

„Es iſt mein erſter“, antwortete dieſer kurz abgebrochen, denn er war unmuthig darüber, daß jene ihn noch immer im Geſpräch halte, da er mit Marie ſo gerne geſprochen hätte.

„Euer erſter?“ entgegnete Bertha

verwundert, „Ihr woll't mir etwas weiß machen, da habt Ihr ja ſchon eine mächtige Narbe auf der Stirne.“

„Die bekam ich auf der hohen Schule“, antwortete Georg.

„Wie? Ihr ſeyd ein Gelehrter?“ fragte jene eifrig weiter. „Nun, und da ſeyd Ihr gewiß recht weit weg geweſen; etwa in Padua oder Bologna, oder gar bei den Ketzern in Wittenberg.“

„Nicht ſo weit als Ihr meint;“ entgegnete er, indem er ſich zu Marien wandte; „ich war in Tübingen.“

„In Tübingen?“ rief Bertha voll Verwunderung. Wie ein Blitz erhellte dieß einzige Wort, Alles was ihr bisher dunkel war, und ein Blick auf Marien, die mit niedergeſchlagenen Augen, mit der Röthe der Scham auf den Wangen, vor ihr ſtand, überzeugte ſie, daß die lange Reihe von Schlüſſen, die ſich an jenes Wort anſchloſſen, ihren nur zu ſicheren Grund haben. Jezt war ihr auf einmal klar, warum ſie der artige Reiter begrüßte, warum Marie weinte, die ihn gewiß gerne auf der feindlichen Seite geſehen hätte, warum er ſo viel mit jener geſprochen, warum er bei ihr ſelbſt ſo einſylbig war. Es war keine Frage, ſie kannten ſich, ſie mußten ſich längſt gekannt haben.

Beſchämung war das erſte Gefühl, das bei dieſer Entdeckung Bertha's Herz beſtürmte; ſie erröthete vor ſich ſelbſt, wenn ſie ſich geſtand, nach der Aufmerkſamkeit eines Mannes geſtrebt zu haben, deſſen Seele ein ganz anderer Gegenſtand beſchäftigte. Unmuth über Marien's Heimlichkeit verfinſterte ihre Züge. Sie ſuchte Entſchuldigung für ihr eigenes Betragen, und fand ſie nur in der Falſchheit ihrer Baſe. Hätte dieſe ihr geſtanden, in welchem Verhältniß ſie zu dem jungen Manne ſtehe, ſie hätte ihr nie ihre Theilnahme an ihm gezeigt, er wäre ihr dann, meinte ſie, höchſt gleichgültig geblieben, ſie hätte nie dieſe Beſchämung erfahren. Wir haben es von guter Hand, daß junge Damen große Beleidigungen, tiefere Schmerzen im Gefühl ihrer Würde mit Anſtand zu ertragen wiſſen; daß ſie aber oft, wenn es ſich um geringe Dinge handelt, nicht Gleichmuth genug beſitzen, um das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden, nicht Großmuth genug, um zu vergeſſen.

Bertha hat an dieſem Abend den unglücklichen jungen Mann keines Blickes mehr gewürdigt, was ihm übrigens über dem größeren Schmerz, der ſeine Seele beſchäftigte, völlig entging. Sein Unglück wollte es auch, daß er nie mehr Gelegenheit fand, Marien wieder allein und ungeſtört zu ſprechen; der Abendtanz ging zu Ende, ohne daß er über Marien's Schickſal und über die Geſinnungen ihres Vaters gewiſſer wurde, und Marie fand kaum noch auf der Treppe Gelegenheit ihm zuzuflüſtern, er möchte morgen in der Stadt bleiben, weil ſie vielleicht irgend eine Gelegenheit finden würde, ihn zu ſprechen.

Verſtimmt kamen die beiden Schönen nach Hauſe. Bertha hatte auf alle Fragen Marien's kurze Antwort gegeben, und auch dieſe, ſey es, daß ſie ahnete, was in ihrer Freundin vorgehe, ſey es, weil ſie ſelbſt ein großer Schmerz beſchäftigte, war nach und nach immer düſterer, einſylbiger geworden.

Aber auf Beiden laſtete die Störung ihres bisherigen freundſchaftlichen Verhältniſſes erſt recht ſchwer, als ſie ernſt und ſchweigend in ihr Gemach traten. Sie hatten ſich bisher alle jene kleinen Dienſte geleiſtet, welche junge Mädchen nur noch zu engerer Freundſchaft verbinden. Wie ganz anders war es heute! Bertha hatte die ſilberne Nadel aus dem reichen blonden Haar gezogen, daß es in langen Ringellocken über den ſchönen Nacken herabſtrömte. Sie verſuchte, es unter das Nachthäubchen zu ſtecken; ungewohnt, dieſe Arbeit ohne Marien's Hülfe zu verrichten, kam ſie nicht damit zu Stande, aber zu ſtolz, ihre Feindin, wie ſie Marien in ihrem Sinne nannte, ihre Verlegenheit merken zu laſſen, warf ſie das Häubchen in die Ecke und ergriff ein Tuch, um es um das Haar zu winden.

Schweigend nahm Marie das verworfene Häubchen wieder auf, und trat hinzu, das Haar ihrer Baſe nach gewohnter Weiſe zu ordnen und aufzubinden.

„Hinweg, Du Falſche!“ rief die erzürnte Bertha, indem ſie die hilfreiche Hand zurückſtieß.

„Bertha, hab' ich dieß um Dich verdient?“ ſprach Marie mit Ruhe und Sanftmuth. „O wenn Du wüßteſt, wie unglücklich ich bin, Du würdeſt ſanfter gegen mich ſeyn!“

„Unglücklich?“ lachte jene laut auf, „unglücklich; vielleicht weil der artige Herr nur einmal mit Dir tanzte?“

„Du biſt recht hart, Bertha;“ antwortete Marie, „Du biſt böſe auf mich, und ſagſt mir nicht einmal warum?“

„So? Du willſt alſo nicht wiſſen, daß Du mich betrogen haſt? nicht wiſſen, wie mich Deine Heimlichkeiten dem Spott und der Beſchämung ausſetzen? Ich hätte nie geglaubt, daß Du ſo ſchlecht, ſo falſch an mir handeln würdeſt!“

Von Neuem erwachte in Bertha das kränkende Gefühl, ſich hintangeſezt zu ſehen; ihre Thränen ſtrömten, ſie legte die heiße Stirne in die Hand und die reichen Locken floßen über ihr zuſammen und verhüllten die Weinende.

Thränen ſind die Zeichen milderen Schmerzens; Marie kannte dieſe Thränen und fuhr mit mehr Vertrauen fort: „Bertha! Du ſchiltſt meine Heimlichkeit; ich ſehe Du haſt errathen, was ich nie von ſelbſt ſagen konnte. Setze Dich ſelbſt in meine Lage; ach, Du ſelbſt, ſo heiter und offen Du biſt, Du ſelbſt hätteſt mir Dein Geheimniß nicht vertrauen können. Aber jezt iſt es ja aus; Du weißt, was meine Lippen auszuſprechen ſich ſcheuten; ich liebe ihn, ja ich werde geliebt, und nicht erſt vor Geſtern her. Willſt Du mich hören? darf ich Dir Alles ſagen?“

Bertha's Thränen floßen noch immer; ſie antwortete nicht auf jene Fragen, aber Marie hub an zu erzählen, wie ſie Georg im Hauſe der ſeligen Muhme kennen gelernt habe; wie ſie ihm gut geweſen, lange ehe er ihr ſeine Liebe geſtanden; alle jene ſchönen Erinnerungen lebten in ihr auf, mit glühenden Wangen, mit ſtrahlendem Auge führte ſie die Vergangenheit herauf; ſie erzählte von ſo mancher ſchönen Stunde, vom Schwur ihrer Treue, von ihrem Abſchied. „Und jetzt“, fuhr ſie mit wehmüthigem Lächeln fort, „jetzt hat ihn dieſer unglückliche Krieg auf dieſe Seite geführt; er hört, wir ſeyen hier in Ulm, er glaubt nicht anders, als mein Vater ſey dem Bunde beigetreten, er hofft, mich durch ſein Schwert zu verdienen, denn er iſt arm, recht arm! O Bertha, Du kennſt meinen Vater; er iſt ſo gut, aber auch ſo ſtrenge, wenn etwas ſeiner Meinung widerſpricht. Wird er einem Manne ſeine Tochter geben, der ſein Schwert gegen Würtemberg gezogen hat? Siehe, das waren meine Thränen! Ach, ich wollte Dir ſo oft ſagen, warum ſie fließen, aber eine unbeſiegbare Scham ſchloß meine Lippen;

kannſt Du mir noch zürnen? Muß ich mit dem Geliebten auch die Freundin verlieren?“

Auch Marien's Thränen floſſen, und Bertha fühlte den eigenen Schmerz von dem größern Kummer der Freundin beſiegt. Sie umarmte Marien ſchweigend und weinte mit ihr.

„In den nächſten Tagen“, fuhr dieſe fort, „will mein Vater Ulm verlaſſen, und ich muß ihm folgen. Aber noch einmal muß ich Georg ſprechen, nur ein Viertelſtündchen; Bertha, du kannſt gewiß Gelegenheit geben; nur ein ganz kleines Viertelſtündchen!“

„Du willſt ihn doch nicht der guten Sache abwendig machen?“ fragte Bertha.

„Was nennſt Du die gute Sache?“ antwortete Marie. „Des Herzogs Sache iſt vielleicht nicht minder gut als die Eure; Du ſprichſt ſo, weil Ihr bündiſch ſeyd; ich bin eine Würtembergerin, und mein Vater iſt ſeinem Herzoge treu. Doch ſollen wir Mädchen über den Krieg entſcheiden? Laß uns lieber auf Mittel ſinnen, ihn noch einmal zu ſehen.“

Bertha hatte über der Theilnahme, mit welcher ſie der Geſchichte ihrer Baſe zugehört hatte, ganz vergeſſen, daß ſie ihr jemals gram geweſen war. Sie war überdieß für alles Geheimnißvolle eingenommen, daher kamen ihr dieſe Mittheilungen erwünſcht; ſie fühlte, wie wichtig und ehrenvoll der Poſten einer Vertrauten ſey und gab ſich daher alle mögliche Mühe, dem liebenden Paare mit ihrem Scharfſinn zu dienen.

„Ich hab's gefunden“, rief ſie endlich aus, „wir laden ihn geradezu in den Garten.“

„In den Garten?“ fragte Marie ſchüchtern und ungläubig, „und durch wen?“

„Sein Wirth, der gute Vetter Dieterich muß ihn ſelbſt bringen;“ antwortete ſie, „das iſt herrlich, und dieſer darf auch kein Wörtchen davon merken, laſſ' nur mich dafür ſorgen.“

Marie, entſchloſſen und ſtark bei großen Dingen, zitterte doch bei dieſem gewagten Schritte. Aber ihre muthige, fröhliche Baſe wußte ihr alle Bedenklichkeiten auszureden, und mit zurückgekehrter, mit erneuerter Hoffnung und befreit von der Laſt des Geheimniſſes, umarmten ſich die Mädchen, ehe ſie ſich zur Ruhe legten.

VII.

Und wie ein Geiſt ſchlingt um den Hals
Das Liebchen ſich herum:
„Willſt mich verlaſſen, liebes Herz
Auf ewig?“ und der bitt're Schmerz
Macht's arme Liebchen ſtumm.

Schubart.

Sinnend und traurig ſaß Georg am Mittag nach dem feſtlichen Abend in ſeinem Gemach. Er hatte Breitenſtein beſucht und wenig Tröſtliches für ſeine Hoffnungen erfahren. Der Kriegsrath hatte ſich an dieſem Morgen verſammelt und unwiderruflich war der Krieg beſchloſſen worden. Zwölf Edelknaben waren, die Abſagebriefe des Herzogs von Baiern, der Ritterſchaft und geſammter Städte an ihre Lanzen geheftet, zum Göcklinger Thor hinausgejagt, um die Feindes-Botſchaft dem Würtemberger nach Blaubeuren zu bringen. Auf den Straßen rief man einander fröhlich dieſe Nachricht zu, und die Freude, daß es jezt endlich in's Feld gehen werde, ſtand deutlich auf allen Geſichtern geſchrieben. Nur Einen traf dieſe Kunde wie das ſchreckliche Machtwort ſeines Schickſals. Der Gram trieb ihn aus dem Kreiſe der fröhlichen Geſellen, die jezt den Weinſtuben zuzogen, um in lautem Jubel das Geburtsfeſt des Krieges zu begehen und das Loos künftiger Siege im Würfelſpiel zu belauſchen. Ach! ihm waren ja ſchon die Würfel gefallen! ein blutiges Schlachtfeld dehnte ſich zwiſchen ihm und ſeiner Liebe aus, ſie war ihm auf lange, vielleicht auf ewig verloren.

Eilige Tritte, welche die Treppe heraufſtürmten, weckten ihn aus ſeinem Brüten. Der Rathsſchreiber ſteckte den Kopf in die Thüre. „Glück auf, Junker!“ rief er, „jezt hebt der Tanz erſt recht an. Aber Ihr wißt es vielleicht noch gar nicht? der Krieg iſt angekündigt, ſchon vor einer Stunde ſind unſere Abſageboten ausgeritten.“

„Ich weiß es“, antwortete ſein finſterer Gaſt.

„Nun, und hüpft Euch das Herz nicht freier? Habt Ihr auch gehört — nein, das könnt Ihr nicht wiſſen, fuhr Dieterich fort, indem er zutraulich näher zu ihm trat, daß die Schweizer bereits abziehen?“

„Wie, ſie ziehen?“ unterbrach ihn Georg, „alſo hat der Krieg ſchon ein Ende?“

„Das möchte ich nicht gerade behaupten“, fuhr der Rathsſchreiber bedenklich fort, „der Herzog von Würtemberg iſt noch ein junger, muthiger Herr und hat noch Ritter und Dienſtleute genug. Zwar wird er wohl keine offene Feldſchlacht mehr wagen, aber er hat feſte Städte und Burgen. Da iſt einmal der Höllenſtein und darin Stephan von Lichow, ein Mann wie Eiſen. Da iſt Göppingen, das Philipp von Rechberg auch nicht auf den erſten Stückſchuß ergeben wird; da iſt Schorndorf, Rothenberg und Asperg, da iſt vor allem Tübingen, das er tüchtig befeſtigt hat. Es wird noch mancher in's Gras beiſſen, bis Ihr Eure Roſſe im Neckar tränket.“

„Nun, nun!“ fuhr er fort, als er ſah, daß ſeine Nachrichten die finſtere Stirne ſeines ſchweigenden Gaſtes nicht aufheitern

Bibl. Univer Lips.

konnten. „Wenn Ihr dieſe kriegeriſchen Botſchaften nicht freundlich aufnehmet, ſo ſchenkt Ihr vielleicht einem friedlicheren Auftrag ein geneigtes Ohr. Sagt einmal, habt Ihr nicht irgendwo eine Baſe?“

„Baſe? ja, warum fragt Ihr?“

„Nun ſehet, jezt erſt verſtehe ich die verwirrten Reden, die vorhin Bertha vorbrachte. Als ich aus dem Rathhaus kam, winkte ſie mir hinauf und befahl mir, meinen Gaſt heute Nachmittag in ihren Garten an der Donau zu führen. Marie habe Euch etwas ſehr Wichtiges an Eure Baſe, die ſie ſehr gut kenne, aufzutragen. Ihr müßt mir ſchon den Gefallen thun, mitzugehen. Solche Geheimniſſe und Aufträge ſind zwar gewöhnlich nicht weit her und ich wollte wetten, ſie geben Euch ein Müſterlein für den Webſtuhl oder eine Probe feiner Wolle, oder ein tiefes Geheimniß der Kochkunſt, oder gar ein Paar Körnlein von einer ſeltenen Blume mit, denn Marie iſt eine große Gärtnerin, — doch, wenn Ihr Geſtern an dem Mädchen Gefallen gefunden habt, gehet Ihr wohl ſelbſt gerne mit.“

Mitten in den ſchmerzlichen Gedanken an die Scheideſtunde mußte Georg über die

Liſt der Mädchen lachen; freundlich bot er dem guten Boten die Hand und ſchickte ſich an, ihn in den Garten zu begleiten.

Dieſer lag an der Donau, ungefähr zweitauſend Schritte unter der Brücke; er war nicht groß, zeugte aber von Sorgfalt und Fleiß. Die ſchönen Obstbäume waren zwar noch nicht belaubt und die in wunderlichen Formen abgeſtochenen Beete hatten noch keine Blumen, aber ein langer Taxus-Gang, der an dem Ufer des Fluſſes ſich hinzog, und in eine geräumige Laube endete, gab durch ſein helles Grün einen lebhaften Anblick und hinlänglichen Schutz gegen die, einem weißen Hals und ſchönen Armen ſo gefährlichen Strahlen der Märzſonne. Dort, auf dem breiten bequemen Steinſitze, wo die Lücken der Laube eine freie Ausſicht die Donau hinauf und hinab gewährten, hatten die Mädchen unter mancherlei Geſprächen der jungen Männer geharrt.

Marie ſaß traurig, in ſich gekehrt; ſie hatte den ſchönen Arm auf eine Lücke der Laube aufgeſtüzt, und das von Gram und Thränen müde Köpfchen in die Hand gelegt. Ihr dunkles, glänzendes Haar hob die Weiße ihres Teint um ſo mehr heraus, als ſtiller Kummer ihre Wangen gebleicht, und ſchlafloſe Nächte dem lieblichen blauen Auge ſeinen ſonſt ſo überraſchenden Glanz geraubt und ihm einen matteren, vielleicht nur um ſo anziehenderen Schimmer von Melancholie gegeben hatten. Das vollendete Bild fröhlichen Lebens, ſaß die friſche, runde, roſige Bertha neben ihr. Wie ihre gelblichen Locken mit Marien's dunklen Haaren, ihr rundes, friſches Geſichtchen mit den ovalen, ſchärferen Formen ihrer Baſe, wie ihre freundlichen, beweglichen hellbraunen Augen in auffallendem Contraſt ſtunden mit dem ſinnenden, geiſtvollen Blick Marien's: ſo wurde auch jede ihrer raſchen, lebhaften Bewegungen zum Gegenſatz gegen jene ſtille Trauer.

Bertha ſchien ihre roſigſte Laune hervorgeholt zu haben, um ihre Baſe zu tröſten oder doch ihren großen Schmerz zu zerſtreuen. Sie erzählte und ſchwazte, ſie lachte und ahmte die Geberde und Sprache vieler Leute nach, ſie verſuchte alle jene tauſend kleinen Künſte, womit die Natur ihre fröhliche Tochter ausſtattete; aber wir glauben, daß ſie wenig ausrichtete, denn nur hie und da gleitete ein wehmüthiges, ſchnell verſchwebendes Lächeln über Marien's feine Züge hin.

Endlich ergriff ſie, als gar nichts mehr helfen wollte, ihre Laute, die in der Ecke ſtand. Marie beſaß auf dieſem Inſtrument große Fertigkeit, und Bertha hätte ſich ſonſt nicht leicht bewegen laſſen, vor der Meiſterin zu ſpielen. Doch heute hoffte ſie durch ihr Geklimper wenigſtens ein Lächeln ihrer Baſe zu entlocken. Sie ſezte ſich mit großem Ernſte nieder und begann:

„Fragt mich Jemand, was iſt Minne?
Wüßt' ich gern auch darum meh(r).
Wer nun recht darüber ſinne
Sag' mir, warum thut ſie weh'?
Minne iſt Liebe, thut ſie wohl;
Thut ſie weh', heißt ſie nicht Minne.
O, dann weiß ich, wie ſie heiſſen ſoll.“

„Wo haſt Du dieß alte, ſchwäbiſche Liedchen her?“ fragte Marie, die der einfachen Muſik und dem lieblichen Text gerne ihr Ohr lieh.

„Nicht wahr, es iſt hübſch? aber es kommt noch viel hübſcher, wenn Du hören willſt“, antwortete Bertha; „das hat mich in Nürnberg ein Meiſter Sänger, Hans Sachs, gelehrt, es iſt übrigens nicht von ihm, ſondern von Walter von der Vogelweide, der wohl vor dreihundert Jahren gelebt und geliebt hat. Höre nur weiter:“

„Ob ich recht errathen könne,
Was die Minne ſey? ſo ſprecht ja;
Minne iſt zweier Herzen Wonne;
Theilen ſie gleich, ſo iſt ſie da.
Doch — ſoll ungetheilt ſeyn,
So kann ein Herz allein ſie nicht enthalten;
Willſt Du mir helfen, traute Jungfrau mein?“

„Nun haſt Du getheilt mit dem armen Junker?“ fragte die ſchelmiſche Bertha ihre erröthende Baſe. Vetter Kraft möchte gerne auch mit mir theilen, einſtweilen kann er aber ſeinen ganzen Part allein tragen. Doch Du wirſt mir wieder ernſt, ich muß ſchon noch ein Liedchen des alten Herrn Walther's ſingen:

„Ich weiß nicht, wie es damit geſchah,
Meinem Auge iſt's noch nie geſchehen,
Seit ich ſie in meinem Herzen ſah
Kann ich ſie auch ohne Augen ſehen;
Da iſt doch ein Wunder mit geſchehen,
Denn wer gab es, daß es ohne Augen
Sie zu aller Zeit mag ſehen?“

„Woll't Ihr wiſſen, was die Augen ſeyn,
Womit ich ſie ſehe durch alle Land,

Es ſind die Gedanken des Herzens mein
Damit ſchau' ich durch Mauer und Wand,
Und hüten dieſe ſie noch ſo gut,
Es ſchauen ſie mit vollen Augen
Das Herz, der Wille und mein Muth."

Marie lobte das Lied des Herrn Walther von der Vogelweide als einen guten Troſt beim Scheiden; Bertha beſtätigte es. „Ich weiß noch einen Reim", ſagte ſie lächelnd, und ſang:

„Und zog ſie auch weit in das Schwabenland,
Seine Augen ſchauen durch Mauer und Wand,
Seine Blicke bohren durch Fels und Stein,
Er ſchaut durch die Alb nach dem Lichtenſtein!"

Als Bertha noch im Nachſpiel zu ihrem Liedchen begriffen war, ging die Gartenpforte; Männertritte tönten den Gang herauf, und die Mädchen ſtanden auf, die Erwarteten zu empfangen.

„Herr von Sturmfeder", begann Bertha nach den erſten Begrüßungen, „verzeihet doch, daß ich es wagte, Euch in meines Vaters Garten einzuladen; aber meine Baſe Marie wünſcht Euch Aufträge an eine Freundin zu geben. — Nun, und daß wir

Andern nicht zu kurz kommen, ſetzte ſie zu Herrn Kraft gewandt hinzu, ſo wollen wir eines plaudern und den Abendtanz von geſtern muſtern.“ Damit ergriff ſie ihres Vetters Hand und zog ihn mit ſich den Gang hinab.

Georg hatte ſich zu Marie auf die Bank geſetzt. Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt und weinte heftig. Die ſüßeſten Worte, die er ihr zuflüſterte, vermochten nicht, ihre Thränen zu ſtillen. „Marie“, ſagte er, „Du warſt ja ſonſt ſo ſtark, wie kannſt Du nun gerade jetzt allen Glauben an ein beſſeres Geſchick, alle Hoffnung aufgeben?“

„Hoffnung?“ fragte ſie wehmüthig, „mit unſerer Hoffnung, mit unſerem Glück iſt es für ewig aus.“

„Siehe“, antwortete Georg, „eben dieß kann ich nicht glauben; ich trage die Gewißheit unſerer Liebe in mir ſo innig, ſo tief, und ich ſollte jemals glauben, daß ſie untergehen könne?

„Du hoffſt noch? So höre mich ganz an. Ich muß dir ein tiefes Geheimniß ſagen, an dem das Leben meines Vaters hängt. Mein Vater iſt ſo ſehr ein bitterer

Feind des Bundes, als er ein Freund des Herzogs iſt; er iſt nicht nur deßwegen hier, um ſein Kind heimzuholen, nein, er ſucht die Plane des Bundes zu erforſchen und mit Geld und Rede zu verwirren. Und glaubſt Du, ein ſo bitterer Gegner des Bundes werde ſeine einzige Tochter einem Jüngling geben, der in unſerem Verderben ſich emporzuſchwingen ſucht? Einem, der ſich an Menſchen anſchließt, die kein Recht, ſondern nur Raub ſuchen?“

„Dein Eifer führt Dich zu weit, Marie,“ unterbrach ſie der Jüngling; „Du mußt wiſſen, daß mancher Ehrenmann in dieſem Heere dient!“

„Und wenn dieß wäre,“ fuhr jene eifrig fort, „ſo ſind ſie betrogen und verführt, wie auch Du betrogen biſt.“

„Wer ſagt Dir dieß ſo gewiß,“ entgegnete Georg, welcher erröthete, die Parthei, die er ergriffen, von einem Mädchen ſo erniedrigt zu ſehen, obgleich er ahnete, daß ſie ſo Unrecht nicht habe; „wer ſagt Dir dieß ſo gewiß? kann nicht Dein Vater auch verblendet und betrogen ſeyn? Wie mag er nur mit ſo vielem Eifer die Sache dieſes ſtolzen, herrſchſüchtigen Mannes führen, der ſeine

ſeine Edlen ermordet, der ſeine Bürger in den Staub tritt, der an ſeiner Tafel das Mark des Landes verpraſſ't und ſeine Bauern verſchmachten läſſ't?"

„Ja, ſo ſchildern ihn ſeine Feinde," antwortete Marie, „ſo ſpricht man von ihm in dieſem Heere, aber frage dort unten an den Ufern des Neckars, ob ſie ihren angeſtammten Fürſten nicht lieben, wenn gleich ſeine Hand zuweilen ſchwer auf ihnen ruht. Frage jene Männer, die mit ihm ausgezogen ſind, ob ſie nicht freudig ihr Blut für den Enkel Eberhard's geben, ehe ſie dieſem ſtolzen Herzog von Baiern, dieſen räuberiſchen Edlen, dieſen Städtlern ihr Land abtreten." *)

Georg ſchwieg eine Zeitlang nachdenklich; „aber wie entſchuldigen denn dieſe warmen Vertheidiger den Mord des Hutten?" fragte er.

„Ihr ſprecht immer von Eurer Ehre", antwortete Marie „und wollt nicht leiden, daß ein Herzog ſeine Ehre vertheidige?

---

*) Vergl. Anm. 18.

Hutten iſt nicht meuchelmörderiſch gefallen, wie ſeine Anhänger in alle Welt ausgeſchrieen haben, ſondern im ehrlichen Kampfe, worin der Herzog ſelbſt ſein Leben einſezte. Ich will nicht Alles vertheidigen, was er that; aber man ſoll nur auch bedenken, daß ein junger Herr, wie der Herzog, von ſchlechten Räthen umgeben, nicht immer weiſe handeln kann. Aber er iſt gewiß gut, und wenn Du wüßteſt, wie mild, wie leutſelig er ſeyn kann!“

„Es fehlt nur noch, daß Du ihn auch den ſchönen Herzog nennſt,“ ſagte Georg bitter lächelnd, „Du wirſt reichen Erſaz finden für den armen Georg, wenn er es der Mühe werth hält, mein Bild aus Deinem Herzen zu verdrängen.“

„Wahrlich, dieſer kleinlichen Eiferſucht habe ich Dich nicht fähig gehalten“, antwortete Marie, indem ſie ſich mit Thränen des Unmuths, im Gefühl gekränkter Würde abwandte. „Glaubſt Du denn, das Herz eines Mädchens könne nicht auch warm für die Sache ihres Vaterlandes ſchlagen?“

„Sey mir nicht böſe“, bat Georg, der mit Reue und Beſchämung einſah, wie ungerecht er ſey, „gewiß, es war nur Scherz!“

„Und kannſt Du ſcherzen, wo es unſer ganzes Lebensglück gilt?“ entgegnete Marie; „morgen will der Vater Ulm verlaſſen, weil der Krieg entſchieden iſt; wir ſehen uns vielleicht lange, lange nicht mehr, und Du magſt ſcherzen? Ach, wenn Du geſehen hätteſt, wie ich ſo manche Nacht mit heiſſen Thränen zu Gott flehte, er möge Dein Herz hinüber auf unſere Seite lenken, er möge uns vor dem Unglück bewahren, auf ewig getrennt zu ſeyn, gewiß Du könnteſt nicht ſo grauſam ſcherzen!“

„Er hat es nicht zum Heil gelenkt“, antwortete Georg, düſter vor ſich hinblickend.

„Und ſollte es nicht noch möglich ſeyn“, ſprach Marie, indem ſie ſeine Hand faſſ'te und mit dem Ausdruck bittender Zärtlichkeit, mit der gewinnenden Sanftmuth eines Engels ihm in's Auge ſah, „ſollte es nicht och möglich ſeyn? Komm' mit uns, Georg, ie gerne wird der Vater einen jungen Strei- r ſeinem Herzog zuführen. Ein Schwert iegt viel in ſolchen Zeiten, ſagte er oft, wird es Dir hoch anſchlagen, wenn Du ihm folgſt, an ſeiner Seite wirſt Du kämpfen, mein Herz wird dann nicht zerriſſen, nicht getheilt ſeyn, zwiſchen jenſeits und dießſeits; mein Gebet, wenn es um Glück und Sieg fleht, wird nicht zitternd zwiſchen beiden Heeren irren!“

„Halt' ein!“ rief der Jüngling und bedeckte ſeine Augen, denn der Sieg der Ueberzeugung ſtrahlte aus ihren Blicken, die Gewalt der Wahrheit hatte ſich auf ihren ſüßen Lippen gelagert. „Willſt Du mich bereden, ein Ueberläufer zu werden? Geſtern zog ich mit dem Heere ein, heute wird der Krieg erklärt und morgen ſoll ich zu dem Herzog hinüberreiten? Kann Dir meine Ehre ſo gleichgültig ſeyn?“

„Die Ehre?“ fragte Marie und Thränen entſtürzten ihrem Auge; „ſie iſt Dir alſo theurer als Deine Liebe? wie anders klang es, als mir Georg ewige Treue ſchwur. Wohlan! ſey glücklicher mit ihr als mit mir! Aber möge Dir, wenn Dich der Herzog von Baiern auf dem Schlachtfeld zum Ritter ſchlägt, weil Du in unſern Fluren am ſchrecklichſten gewüthet, wenn er Dir ein Ehrenkettlein umhängt, weil Du Würtemberg's Burgen am tapferſten gebrochen, möge Dir der Gedanke Deine

Freude nicht trüben, daß Du ein Herz brachſt, das Dich ſo treu, ſo zärtlich liebte!“

„Geliebte!“ antwortete Georg, deſſen Bruſt widerſtreitende Gefühle zerriſſen, „Dein Schmerz läſſ't Dich nicht ſehen, wie ungerecht Du biſt. Doch es ſey! daß Du ſieheſt, daß ich den Ruhm, der mir ſo freundlich winkte, der Liebe zum Opfer zu bringen weiß, ſo höre mich: Hinüber zu Euch darf ich nicht. Aber ablaſſen will ich von dem Bunde, möge kämpfen und ſiegen wer da will — mein Kampf und Sieg war ein Traum, er iſt zu Ende!“

Marie ſandte einen Blick des Dankes zum Himmel und belohnte die Worte des jungen Mannes mit ſüßem Lohne. „O glaube mir“, ſagte ſie, „ich fühle, wie viel Dich dieſes Opfer koſten muß. Aber ſiehe mir nicht ſo traurig an Dein Schwert hinunter; wer frühe entſagt, der erntet ſchön, ſagt mein Vater, es muß uns doch auch einmal die Sonne des Glückes ſcheinen. Jezt kann ich getroſt von Dir ſcheiden; denn wie auch der Krieg ſich enden mag, Du kannſt ja frei vor meinen Vater treten, und wie wird er ſich freuen, wenn ich ihm ſage, welch' ſchweres Opfer Du gebracht haſt!“

Bertha's helle Stimme, die der Freundin ein Zeichen gab, daß der Rathsſchreiber nicht mehr zurückzuhalten ſey, ſchreckte die Liebenden auf. Schnell trocknete Marie die Spuren ihrer Thränen und trat mit Georg aus der Laube.

„Vetter Kraft will aufbrechen“, ſagte Bertha, „er fragt, ob der Junker ihn begleiten wolle?“

„Ich muß wohl, wenn ich den Weg nach Hauſe nicht verfehlen ſoll“, antwortete Georg; ſo theuer ihm die lezten Augenblicke vor einer langen Trennung von Marie geweſen wären, ſo kannte er doch die ſtrenge Sitte ſeiner Zeit zu gut, als daß er ohne den Vetter, als Landfremder bei den Mädchen geblieben wäre.

Schweigend gingen ſie den Garten hinab, nur Herr Dieterich führte das Wort, indem er in wohlgeſezten Worten ſeinen Jammer beſchrieb, daß ſeine Baſe morgen ſchon Ulm verlaſſen werde. Aber Bertha mochte in Georg's Augen geleſen haben, daß ihm noch etwas zu wünſchen übrig bleibe, wobei der uneingeweihte Zeuge überflüſſig war; ſie zog den Vetter an ihre Seite und befragte ihn ſo eifrig über eine Pflanze, die gerade zu ſeinen Füßen mit ihren erſten Blättern aus der Erde ſproſſ'te, daß er nicht Zeit hatte, zu beobachten, was hinter ſeinem Rücken vorgehe.

Schnell benützte Georg dieſen Augenblick, Marien noch einmal an ſein Herz zu ziehen, aber das Rauſchen von Marien's ſchwerem, ſeidenen Gewande, Georg's klirrendes Schwert weckten den Rathsſchreiber aus ſeinen botaniſchen Betrachtungen; er ſah ſich um, und o Wunder! er erblickte die ernſte, züchtige Baſe in den Armen ſeines Gaſtes.

„Das war wohl ein Gruß an die liebe Baſe in Franken?“ fragte er, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte.

„Nein, Herr Rathsſchreiber“, antwortete Georg, „es war ein Gruß an mich ſelbſt, und zwar von der, die ich einſt heimzuführen gedenke. Ihr habt doch nichts dagegen, Vetter?“

„Gott bewahre! ich gratulire von Herzen“, antwortete Herr Dieterich, der von dem ernſten Blick des jungen Kriegsmannes und von Marien's Thränen etwas eingeſchüchtert wurde. „Aber der Tauſend, das heiß' ich veni, vidi, vici; ich ſcherwenzte ſchon ein Vierteljahr um die Schöne, und habe mich kaum eines Blickes erfreuen können. Und heute muß ich nun gar den Marder ſelbſt herausführen, der mir das Täubchen vor dem Mund wegſtiehlt.“

„Verzeihe den Scherz, Vetter, den wir uns mit Dir machten“, fiel ihm Bertha in's Wort, „ſey vernünftig und laſſ' Dir die Sache erklären.“ Sie ſagte ihm, was er zu wiſſen brauchte, um gegen Marien's Vater zu ſchweigen. Mehr durch die freundlichen Blicke Bertha's beſänftigt, verſprach er zu ſchweigen, unter der Bedingung, ſetzte er ſchalkhaft hinzu, daß ſie etwa auch einen ſolchen Gruß an ihn beſtelle.

Bertha verwies ihm, wiewohl nicht allzu ſtrenge, ſeine unartige Forderung, und fragte ihn neckend an der Gartenthüre noch einmal um die Naturgeſchichte des erſten Veilchens, das die Sonne hervorgelockt hatte. Er war gutmüthig genug, eine lange und gelehrte Erklärung darüber zu geben, ohne weder durch Marien's leiſes Weinen, noch durch Georg's klirrendes Schwert ſich unterbrechen zu laſſen. Ein dankender Blick Marien's, ein freundlicher Handſchlag von Bertha belohnte ihn dafür bei'm Scheiden, und noch lange wehten die Schleier der ſchönen Bäschen, über den Gartenzaun hin, den Scheidenden nach.

VIII.

„Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.“

L. Uhland.

Ulm glich in den nächſten Tagen einem großen Lager. Statt der friedlichen Landleute, der geſchäftigen Bürger, die ſonſt ehrbaren und ruhigen Schrittes ihrem Gewerbe nach, durch die Straßen gingen', ſah man überall nur wunderliche Geſtalten mit Sturmhauben und Eiſenhüten, mit Lanzen, Armbrüſten und ſchweren Büchſen. Statt der Rathsherren, in ihrer einfachen ſchwarzen Tracht, zogen ſtolze Ritter, mit wehenden Helmbüſchen, ganz mit Stahl bedeckt, begleitet von einer großen Schaar bewaffneter Dienſtleute, über die Plätze und Märkte. Noch lebhafter war dieß kriegeriſche Bild vor den Thoren der Stadt; auf einem Anger an der Donau übte Sickingen ſeine Reiterei, auf einem großen Blachfelde gegen Söflingen hin, pflegte Frondsberg ſein Fußvolk zu tummeln.

An einem ſchönen Morgen, etwa drei bis vier Tage nachdem Marie von Lichtenſtein mit ihrem Vater Ulm verlaſſen hatte, ſah man eine ungeheure Menge Menſchen aus allen Ständen auf jener Wieſe verſammelt, um dieſen Uebungen Frondsberg's zuzuſehen. Sie betrachteten dieſen Mann, dem ein ſo großer Ruf vorangegangen war, vielleicht mit nicht geringerem Intereſſe als wir, wenn wir die kaiſerlichen oder königlichen Söhne des Mars, die Dienſte eines Feldherrn verrichten ſahen. Knüpft ſich ja doch gerade an die Perſon eines ausgezeichneten Führers das Intereſſe, das dem ganzen Heere gilt, ja wir meinen oft die Schlachten, von denen uns die Sage oder öffentliche Blätter erzählen, um ſo deutlicher zu verſtehen, wenn wir uns die Geſtalt des Heerführers vor das Auge zurückrufen können.

So mochte es wohl auch damals den Bewohnern von Ulm zu Muth ſeyn, wenn ſie ihre engen Straßen verließen, um den Mann des Tages in ſeinem Handwerk zu ſehen. Die Geſchicklichkeit, mit der er ſein Fußvolk, das ſonſt in zerſtreuten Haufen gefochten hatte, zu geſchloſſenen Maſſen vereinigte; die Schnelligkeit, womit ſie ſich nach ſeinem Winke nach allen Seiten ſchwenkten oder in furchtbare, von Picken und Donnerbüchſen ſtarrende Kreiſe zuſammen zogen; ſeine mächtige Stimme, die ſelbſt die Trommeln übertönte, ſeine ehrhabene, kriegeriſche Geſtalt, dieß Alles gewährte ein ſo neues, anziehendes Bild, daß auch die bequemſten Bürger es nicht ſcheuten, einen langen Vormittag auf dem Anger zu ſtehen, und unbeweglich dieſes Schauſpiel zu genießen.

Der Feldhauptmann ſchien an dieſem Morgen noch freundlicher und fröhlicher zu ſeyn, als ſonſt. Mochte ihn der warme Antheil, den die guten Ulmer an ihm nahmen, und der auf allen Geſichtern geſchrieben ſtand, erfreuen? Mochte ihm hier auſſen in dem ſchönen Morgen, unter ſeinen Waffenübungen wohler ſeyn, als in den engen, kalten Straßen der Stadt? Er blickte ſo freundlich auf die Menge hin, daß Jeder glaubte, von ihm beſonders beachtet und begrüßt zu werden, und der Ausruf: „ein wackerer Herr, ein braver Ritter“, jedem ſeiner Schritte folgte.

Beſonders freundlich ſchien er immer an einer Stelle zu ſeyn; wenn er vorüberſprengte, ſo durfte man gewiß ſeyn, daß er dort mit dem Schwerdt oder der Hand herüber grüßte und traulich nickte.

Die Hinterſten ſtellten ſich auf die Zehen, um den Gegenſtand ſeiner freundlichen Winke zu ſehen; die Näherſtehenden ſahen ſich fragend an und verwunderten ſich, denn Keiner der verſammelten Bürger ſchien dieſer Auszeichnung würdig. Als Frondsberg wieder vorüberſprengte, und die Zeichen ſeiner Gnade wiederholte, gaben wohl hundert Augen recht genau Acht, und es fand ſich, daß die Grüße einem großen, ſchlanken, jungen Mann gelten muſſ'ten, der in der vorderſten Reihe der Zuſchauer ſtand. Das Wamms von feinem Tuch und Seidenſchlizen, die hohen Barettfedern, mit welchen der Morgenwind ſpielte, ſein langes Schwerdt und eine Feldbinde oder Schärpe zeichneten ihn auf den erſten Blick vor ſeinen Nachbarn aus, die minder geſchmückt als er, auch durch unterſeztere Figuren und breite Geſichter ſich nicht zu ihrem Vortheil von ihm unterſchieden.

Der Jüngling ſchien aber zum Aergerniß der guten Spießbürger nicht ſehr erfreut über die hohe Gnade, die ihm vor ihren Augen zu Theil ward. Schon ſeine Stellung, das Haupt geſenkt, die Arme über die Bruſt gekreuzt, ſchienen nicht anſtändig genug für einen feinen Junker, wenn er von einem alten Kriegshelden gegrüßt wurde. Ueberdieß erröthete er bei jedem Gruß des Feldhauptmanns, dankte nur durch ein leichtes Neigen, und ſah' ihm mit ſo düſteren Blicken nach, als gälte es ein langes Scheiden, und dieſer Gruß wäre der lezte, eines lieben Freundes geweſen.

„Ein ſonderbarer Kauz der Junker dort“, ſagte der Obermeiſter aller Ulmer Weber zu ſeinem Nachbar, einem wackeren Waffenſchmidt; „ich gäbe mein Sonntags-Wamms um einen ſolchen Gruß von dem Frondsberger, und dieſer da muckt nicht darüber. Hieß es nicht in der ganzen Stadt, was hat der Meiſter Kohler mit dem Frondsberg; waren ja neulich mit einander wie zwei Brüder? O, die kennen einander ſchon lange, hieß es dann, und ſind gute Freunde von Alters her. Ich kann mich ordentlich ärgern daß ein ſo geſcheuter und gewaltiger Herr ſolch' einen Laffen all'Paternoſterlang grüßt!"

Der Waffenſchmidt, ein kleiner, alter Kerl hatte ihm ſeinen Beifall zugenickt: „Gott ſtraf' mich, Ihr habt Recht, Meiſter Kohler! Stehen nicht dort ganz andere Leut', die er grüßen könnte; iſt nicht der Herr Bürgermeiſter auf dem Platz, und ſteht dort nicht mein Gevatter, der Herr von Beſſerer am Eck? Ich wollt' dem Junker den Kopf beugen lernen, wenn ich Herr wäre; aber glaubt mir, der da beugt ſeinen Nacken nicht, und wenn der Kaiſer ſelbſt käme. Er muß auch etwas Rechtes ſeyn; denn der Rathsſchreiber, mein Nachbar, der ſonſt allen Gäſten feind iſt, hat ihn in ſeiner Behauſung."

„Der Kraft?" fragte der Weber verwundert, „ei, ei! aber halt, dahinter ſteckt ein Geheimniß. Das iſt gewiß ſo ein junger Potentat, oder gar des Bürgermeiſters von Cölln ſein Sohn, der auch unter dem Heer mitreiten ſoll. Steht nicht dort des Kraften alter Johann?"

„Weiß Gott er iſt's", fiel der Waffenſchmidt ein, den die Vermuthungen des Webers neugierig gemacht hatten; „er iſt's, und ich will ihn beichten laſſen, troz dem Probſt von Elchingen.“ Aber ſo klein auch der Raum zwiſchen den beiden Bürgern und dem alten Diener des Kraftiſchen Hauſes war, ſo konnte doch der Schmidt nicht zu ihm durchkommen, ſo dicht ſtanden die Zuſchauer. Endlich drang die gewichtige Miene des Obermeiſters aller Weber durch, denn er war reich und angeſehen in der Stadt; er erwiſchte den alten Johann, und zog ihn zu dem Schmidt. Doch auch der alte Johann konnte wenig Beſcheid geben, er wußte nichts, als daß ſein Gaſt ein Herr von Sturmfeder ſey; übrigens muß er nicht „weit her“ ſeyn, ſezte er hinzu, „denn er reitet ein Landpferd und hat keine Dienſtleute mit ſich; meinem Herrn aber wird der Gaſt übel bekommen, denn unſere alte Sabine, die Amme iſt wie ein Drache, daß er die Hausordnung ſtört, und ungefragt, nur ſo mir nichts Dir nichts ein fremdes Menſchenkind mit Stiefel und Sporen in's Haus ſchleppt.“

„Nichts für ungut“, fiel ihm der Obermeiſter in die Rede, „Euer Herr, Johann, iſt ein Narr! Die alte Hexe, — Gott verzeih' mir's — hätte ich ſchon lange auf die Straße geworfen, wo ſie hingehört. Hat der Herr doch ſein gutes Alter, und ſoll ſich behandeln laſſen, als läge er noch in den Windeln.“

„Ihr habt gut reden, Meiſter Kohler“, antwortete der alte Diener, „aber das verſteht Ihr doch nicht recht. Auf die Gaſſe werfen? Wer ſoll denn nachher Haushalten?“

„Wer?“ ſchrie der erhizte Weber; „wer? ein Weib ſoll er nehmen, eine Hausfrau wie ein anderer Chriſt und Ulmer Bürger auch; was hat er nöthig als Junggeſelle zu leben? und allen Mädchen in der Stadt nachzulauffen? Hab' ich ihn nicht neulich angetroffen, wie er meiner Katharine ſchön gethan hat? Schiff und Geſchirr hätte ich ihm mögen an den Kopf werfen, dem geſtrengen Herrn; ſo aber — ſeine Mutter ſelig, hat manch' ſchönes Tafelſtück bei mir weben laſſen, die brave Frau — ſo mußt' ich meine Mütze abziehen und ſagen: „Gehorſamen guten Abend, und was befehlen Euer Wohledlen!“ Daß dich, der —“

„Ei ſchau einer!“ ſagte Johann mit unmuthigem Geſicht; „ich habe immer gedacht, ein Herr wie der Rathsſchreiber, mein Herr, könne in allen Ehren mit Eurem Töchterlein ein Wort wechſeln, ohne daß die böſe Welt —“

„So? ein Wort wechſeln, und Abend's

nach der Veſperglock' im März? Er heirathet ſie doch nicht, und meint Ihr, meines Kindes guter Ruf müſſe nicht ſo rein ſeyn, wie Eures Herrn ſeine weiße Halskrauſe? Das könnt' ich brauchen!“

Der Obermeiſter hatte während ſeinen eifrigen Reden den alten Johann an der Bruſt gepackt und ſeine Stimme ſo erhoben, daß die Umſtehenden aufmerkſam wurden; der Meiſter Schmidt hielt es daher für das Beſte, den Erzürnten mit Gewalt wegzuziehen, und er verhütete ſo zwar weitere Streitigkeiten, doch konnte er nicht verhüten, daß es ſchon um Mittag in der ganzen Stadt hieß: Herr von Kraften's Johann habe noch in ſeinen alten Tagen eine Liebſchaft mit des Obermeiſters Töchterlein, und ſeye von dem erzürnten Vater auf der Wieſe darüber zur Rede geſtellt worden.

Die Uebungen des Fußvolkes waren indeß zu Ende gegangen, das Volk verlief ſich, und auch den jungen Mann, der die unſchuldige Urſache zu jenem Streit geweſen war, ſah' man ſeine Schritte der Stadt zuwenden; ſein Gang war langſam und ungleich, ſein Geſicht ſchien bleicher als ſonſt, ſeine Blicke ſuchten noch immer den Boden oder ſchweiften mit dem Ausdruck von Sehnſucht oder ſtillem Gram nach den fernen blauen Bergen, den Gränzmauern von Würtemberg.

Noch nie hatte ſich Georg von Sturmfeder ſo unglücklich gefühlt, als in dieſen Stunden. Marie war mit ihrem Vater abgereiſt; ſie hatte ihn noch einmal beſchwören laſſen, ſeinem Verſprechen treu zu ſeyn, und wie unglücklich machte ihn dieſes Verſprechen! Wohl hatte es ihn damals nicht geringen Kampf gekoſtet es zu geben; aber der betäubende Schmerz des Abſchiedes, der Gram des geliebten Mädchens hatten überwunden. Doch jezt, wo er mit feſterem Blicke ſeinen Umgebungen, ſeiner Zukunft in's Auge ſah, wie traurig, wie ſchwierig erſchien ihm ſeine Lage! Nichts davon zu ſagen, daß alle ſeine goldenen Träume, alle, jene kühnen Hoffnungen von Ruhm und Ehre mit einem Mal verſchwanden, nichts davon zu ſagen, daß auch ſein Ziel, das ſo nahe lag, Marien durch Kriegsdienſte zu verdienen, ungewiß in die Weite hinausgerückt war, — er ſollte auf die Gefahr hin, von Männern, deren Achtung ihm theuer war, verkannt zu werden, dieſe Fahnen verlaſſen, gerade in einem Augenblick, wo man der Entſcheidung entgegenging. Von Tag zu Tag, ſo lange es ihm nur möglich war, verſchob er dieſe Erklärung; wo ſollte er Gründe, wo Worte hernehmen, vor dem alten, tapfern Degen Breitenſtein, ſeinem väterlichen Freunde ſeinen Abzug zu rechtfertigen; mit welcher Stirne ſollte er vor den edlen Frondsberg treten? Ach, jene freundlichen Grüße, womit er den Sohn ſeines tapfern Waffengenoſſen zu freudigem Kampfe aufzumuntern ſchien, hatten ihn mit tauſend Qualen gefoltert. An ſeiner Seite war ſein Vater gefallen, er hatte gehört, wie der Sterbende den Ruhm ſeines Namens und ein leuchtendes Beiſpiel als einziges Erbe dem unmündigen Knaben zuſandte; dieſer Mann war es, der ihm jezt ſo liebevoll die Schranken öffnete, und auch ihm muſſ'te er in ſo zweideutigem Lichte erſcheinen.

Er hatte ſich unter dieſen trüben Gedanken langſam dem Thore der Stadt genähert, als er ſich plötzlich am Arm ergriffen fühlte; er ſah ſich um, ein Mann, dem Anſchein nach, ein Bauer ſtand vor ihm.

„Was willſt Du“, fragte Georg etwas unwillig, in ſeinen Gedanken unterbrochen zu werden.

„Es kommt darauf an, ob Ihr auch der Rechte ſeyd“, antwortete der Mann:

Sagt einmal, was gehört zu Licht und Sturm?“

Georg wunderte ſich ob der ſonderbaren Frage und betrachtete jenen genauer. Er war nicht groß aber kräftig; ſeine Bruſt war breit, ſeine Geſtalt gedrungen. Das Geſicht von der Sonne braun gefärbt, wäre flach und unbedeutend geweſen, wenn nicht ein eigener Zug von Liſt und Schlauheit um den Mund, und aus den grauen Augen Muth und Verwegenheit geleuchtet hätten. Sein Haar und Bart war dunkelgelb und gerollt; er trug einen langen Dolch im ledernen Gurt, in der einen Hand hielt er eine Axt, in der andern eine runde, niedere Mütze von Leder, wie man ſie noch heute bei dem ſchwäbiſchen Landvolk ſieht.

Während Georg dieſe flüchtigen Bemerkungen machte, wurden auch ſeine Züge lauernd beobachtet.

Ihr habt mich vielleicht nicht recht verſtanden, Herr Ritter“, fuhr jener nach kurzem Stillſchweigen fort; „was paſſ't zu Licht und Sturm, daß es zwei gute Namen gibt?“

„Feder und Stein!“ antwortete der

junge Mann, dem es auf einmal klar wurde, was unter jener Frage verſtanden ſey? „was willſt Du damit?“

„So ſeyd Ihr Georg von Sturmfeder“, ſagte jener, „und ich komme von Marien von —

„Um Gottes Willen, ſey ſtill Freund, und nenne keine Namen“, fiel Georg ein, „ſage ſchnell, was Du mir bringſt.“

„Ein Brieflein, Junker!“ ſprach der Bauer, indem er die breiten, ſchwarzen Kniegürtel, womit er ſeine ledernen Beinkleider umwunden hatte, auflöste, und einen Streifen Pergament hervorzog.

Mit haſtiger Freude nahm Georg das Pergament; es waren wenige Worte mit glänzend-ſchwarzer Dinte geſchrieben; den Zügen der Schrift ſah' man aber an, daß ſie einige Mühe gekoſtet haben mochten, denn die Mädchen von 1519 waren nicht ſo flink mit der Feder, um ihre zärtlichen Gefühle auszudrücken, als die in unſeren Tagen, wo jede Dorf-Schöne ihrem Geliebten zum Regiment eine Epiſtel, ſo lange als die 3te St. Johannis ſchreiben kann. Die Chronik, woraus wir dieſe Hiſtorie genommen, hat uns jene Worte aufbewahrt, welche Georg's gierige Blicke aus den verworrenen Zügen des Pergamentes entzifferten:

„Bedenk' Deinen Eid. — Flieh' bei Zeit.
Gott Dein Geleit. — Marie Dein in Ewigkeit.“

Es liegt ein frommer, zarter Sinn in dieſen Worten; und wer ſich ein liebendes Herz dazu denkt, wie es mit dieſen Zeilen in die Ferne fliegen möchte, ein Auge voll Zärtlichkeit umflort von einem Schleier ſtiller Thränen, einen holden Mund, der das Blättchen noch einmal küßt, verſchämte Wangen, die bei dieſem geheimnißvollen Gruße erröthen, — wer dieß hinzudenkt, der wird es Georg nicht verargen, daß er einige Augenblicke wie trunken war. Ein freudiger, glänzender Blick, nach den fernen blauen Bergen hin, dankte der Geliebten für ihren tröſtenden Spruch; und wahrlich er war auch zu keiner andern Zeit nöthiger geweſen als gerade jetzt, um den geſunkenen Muth des jungen Mannes zu erheben. Wußte er doch, daß ein Weſen, das Theuerſte was für ihn auf der Erde lebte, ihn nicht verkannte. Der Schluß jener Zeilen erhob ſein Herz zur alten Freudigkeit, er bot dem guten Boten die Hand, dankte ihm herzlich und fragte, wie er zu dieſen Zeilen gekommen ſey.

„Dacht' ich's doch“, antwortete dieſer. „daß das Blättchen keinen böſen Zauberſpruch enthalten müſſe. Denn das Fräulein lächelte ſo gar freundlich, als ſie es mir in die rauhe Hand drückte. Es war vergangenen Mittwoch, daß ich nach Blaubeuren kam, wo unſer Kriegsvolk ſtand. Es iſt dort in der Kloſterkirche ein prächtiger Hochaltar, worauf die Geſchichte meines Patrons des Täufers Johannes vorgeſtellt iſt. Vor ſieben Jahren als ich in großer Noth und einem ſchmählichen Ende nahe war, gelobte ich alle Jahre um dieſe Zeit eine Wallfarth dahin. So hielt ich es alle Jahre ſeit der Zeit, daß mich der Heilige durch ein Wunder von Henkers Hand errettet hat. Wenn ich nun mein Gebet verrichtet hatte, ging ich allemal zum Herrn Abt, um ihm ein Paar ſchöne Gänſe oder ein Lamm zu bringen, oder was er ſonſt gerade gerne hat. — Aber ich mache Euch lange Weile mit meinem Geſchwätz, Junker?“

„Nein, nein, erzähle nur weiter“, antwortete Georg, „komm', ſetze Dich zu mir auf jene Bank.“

„Das würde ſich ſchön ſchicken!“ entgegnete der Bote, „wenn ein Bauer an des Junkers Seite ſitzen wollte, den der Oberfeldhauptmann vor aller Augen ſo oft grüßte; erlaubt mir, daß ich mich vor Euch hinſtelle.“

Georg ließ ſich auf einen Steinſitz am Wege nieder, der Bauer aber fuhr auf ſeine Art geſtüzt, in ſeiner Erzählung fort: „Ich hatte dießmal bei den unruhigen Zeiten wenig Luſt zur Wallfarth, aber „gebrochener Eid, thut Gott leid“, heißt es, und ſo muſſte ich mein Gelübde vollbringen. Wie ich vom Gebet aufſtund, um dem Abt zu bringen was recht iſt, ſagte mir einer der Pfaffen, daß ich dießmal nicht zu ſeiner Ehrwürden könne, weil viele Herren und Ritter dort zu Beſuch ſeyen. Ich beſtand aber doch darauf, denn der Abt iſt ein leutſeliger Herr, und und hätte mir's nicht verziehen, wenn ich ihn nicht heimgeſucht hätte. Wenn Ihr je in's Kloſter hinaus kommt, ſo vergeſſet nicht nach der Treppe zu ſchauen, die vom Hochaltar zum Dorment führt. Sie geht durch die dicke Mauer, welche die Kirche an's Kloſter ſchließt, und iſt lang und ſchmal. Dort war es, wo mir das Fräulein begegnet iſt. Es kommt mir nämlich ein feines Weibsbild im Schleier mit Brevier und Roſenkranz die Treppe herab, entgegen; ich drücke mich an die Wand um ſie vorbei zu laſſen, ſie aber bleibt ſtehen und ſpricht: „Ei Hanns, woher des Weg's?“

„Woher kennt Euch denn das Fräulein?“ unterbrach ihn Georg.

„Meine Schweſter iſt ihre Amme und“—

„Wie, die alte Roſe iſt Eure Schweſter?“ rief der junge Mann.

„Habt Ihr ſie auch gekannt?“ ſagte der Bote, „ei ſeh' doch einer! aber daß ich weiter ſage: ich hatte eine große Freude ſie wieder zu ſehen, denn ich beſuchte meine Schweſter häufig in Lichtenſtein, und habe das Fräulein gekannt als man ſie noch in ihres Vaters Schwertkuppel gehen lernte. Aber ich hätte ſie kaum wieder erkannt, ſo groß war ſie geworden, und die rothen Wangen ſind auch weg wie der Schnee am erſten Mai. Ich weiß nicht wie es ging, aber mich dauerte ihr Anblick in der Seele, und ich mußte fragen was ihr fehle, und ob ich ihr nicht etwas helfen könne? Sie beſann ſich eine Weile und ſagte dann: „ja, wenn Du verſchwiegen wäreſt, Hanns, könnteſt Du mir wohl einen großen Dienſt leiſten!“ Ich ſagte zu, und ſie beſtellt mich bis nach der Veſper.“

„Aber wie kommt ſie nur in das Kloſter“, fragte Georg; „ſonſt darf ja doch kein Weiberſchuh über die Schwelle.“

„Der Abt iſt mit ihrem Vater befreundet, und da ſo viel Volk in Blaubeuren liegt, ſo iſt ſie dort beſſer aufgehoben als im Städtchen, wo es toll genug zugeht. Nach der Veſper, als alles ſtill war, kam ſie ganz leiſe in den Kreuzgang. Ich ſprach ihr Muth zu, wie es eben unſer ein's verſteht, da gab ſie mir dieß Blättchen und bat mich, Euch aufzuſuchen.“

„Ich danke Dir herzlich, guter Hanns“, ſagte der Jüngling. „Aber hat ſie Dir ſonſt nichts an mich aufgetragen?“

„Ja“, antwortete der Bote, „mündlich hat ſie mir noch etwas aufgetragen; Ihr ſollt Euch hüten, man habe etwas mit Euch vor.“

„Mit mir?“ rief Georg; „das haſt Du nicht recht gehört, wer und was ſoll man mit mir vorhaben?“

„Da fragt Ihr mich zuviel“, entgegnete jener, „aber wenn ich es ſagen darf, ſo glaube ich die Bündiſchen. Das Fräulein ſetzte noch hinzu, ihr Vater habe davon geſprochen, und hat nicht der Frondsberg Euch heute zugewinkt und Euch geehrt wie des Kaiſers Sohn, daß ſich Jedermann darob verwunderte? Glaubt nur, es hat allemal etwas zu bedeuten, wenn ſolch' ein Herr ſo freundlich iſt.“

Georg war überraſcht von der richtigen Bemerkung des ſchlichten Bauers; er entſann ſich auch, daß Marien's Vater tief in die Geheimniſſe der Bundes-Oberſten eingedrungen ſey, und vielleicht etwas erfahren habe, was ſich zunächſt auf ihn bezöge? Aber er mochte ſinnen wie er wollte, ſo konnte er doch nicht's erfinden, was zu dieſer geheimnißvollen Warnung Marien's gepaſſ't hätte. Mit Mühe riß er ſich aus dieſem Gewebe von Vermuthungen, indem er den Boten fragte, wie er ihn ſo ſchnell gefunden habe?

„Dieß wäre ohne Frondsberg ſo bald nicht geſchehen“, antwortete er; „ich ſollte Euch bei Herrn Dieterich von Kraft aufſuchen. Wie ich aber die Straße hereingieng, da ſah' man viel Volk auf den Wieſen. Ich dachte, eine halbe Stunde mache nichts aus, und ſtellte mich auch hin, um das Fußvolk zu betrachten. Wahrlich der Frondsberg hat es weit gebracht. — Nun da war mir's, als hörte ich nahe bei mir Euren Namen nennen, ich ſah' mich um, es waren drei alte Männer, die ſprachen von Euch und deuteten auf Euch hin, ich aber merkte mir Eure Geſtalt und folgte Euren Schritten, und weil ich meiner Sache doch nicht ganz gewiß war, ſo gab ich Euch das Räthſel von Sturm und Licht auf.“

„Das haſt Du klug gemacht“, ſagte Georg lächelnd; „aber dennoch komme in mein Haus, daß man Dir etwas zu Eſſen reiche; wann kehrſt Du wieder heim?“

Hanns bedachte ſich eine Weile; endlich aber ſagte er, indem ein ſchlaues Lächeln um ſeinen Mund zog: „Nichts für ungut, Junker, aber ich habe dem Fräulein verſprechen müſſen, nicht eher von Euch zu weichen, als bis Ihr dem bündiſchen Heer Valet geſagt habt!“

„Und dann?“ fragte Georg.

„Und dann gehe ich ſtracks nach Lichtenſtein, und bringe ihr die gute Nachricht von Euch; wie wird ſie ſich ſehnen! alle Tage ſteht ſie wohl im Gärtchen auf dem Felſen, und ſieht in's Thal hinab, ob der alte Hanns noch nicht kommt!“

„Die Freude ſoll ihr bald werden“, antwortete Georg, „vielleicht reite ich ſchon morgen, und dann ſchreibe ich vorher noch ein Brieflein.“

„Aber greiffet es doch klug an“, ſagte der Bote, „das Pergament darf nicht breiter ſeyn als jenes, das ich brachte. Denn ich muß es wieder im Kniegürtel verſtecken. Man weiß nicht, was einem in ſo unruhiger Zeit begegnen kann, und dort ſucht es Niemand.“

„Es ſey ſo“, antwortete Georg, indem er aufſtand. „Für jezt lebe wohl, um Mittag komme zu Herrn von Kraft, nicht weit vom Münſter. Gib Dich für meinen Landsmann aus Franken aus, denn die Ulmer ſind den Würtembergern nicht grün.“

„Sorgt nicht, Ihr ſollt zufrieden ſeyn“, rief Hanns dem Scheidenden zu. Er ſah' dem ſchlanken Jüngling nach und geſtand ſich, daß das holde Pflegekind ſeiner Schweſter keine üble Wahl getroffen habe, wenn auch die roſigen Wangen des Kindes bei der erſten Liebe der Jungfrau etwas von ihren blühenden Farben verloren hatten.

IX.

Was unter dieſer Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen? — Fliehen Sie!

Schiller.

Georg war es von Anfang bange, wie ſich ſein neuer Bekannter in dem Kraftiſchen Hauſe benehmen werde. Er fürchtete nicht ohne Grund, jener möchte ſich durch ſeine Mundart, durch unbedachte Aeuſſerungen verrathen, was ihm höchſt unangenehm geweſen wäre; denn, je feſter er bei ſich beſchloſſen hatte, das Bundesheer in den nächſten Tagen zu verlaſſen, um ſo weniger mochte er in Verdacht gerathen, in Verbindung nach dem Würtemberg hinüber zu ſtehen. Konnte und durfte er ja doch im ſchlimmen Falle, wenn der Bote entdeckt würde, wenn er bekannte, an ihn geſchickt worden zu ſeyn, die Geliebte nicht verrathen. Er wollte umkehren und den Mann aufſuchen, ihn bitten, ſich ſobald als möglich zu entfernen, aber als er bedachte, daß dieſer ſchon längſt von dem Platz ihrer Unterredung ſich entfernt haben müſſe, daß er indeß zu Kraft kommen könne, ſchien es ihm gerathener, dahin vorauszueilen, um jenem dort die nöthigen Winke zu geben und ihn vor Unvorſichtigkeit zu bewahren.

Und doch, wenn er ſich das kühne Auge, die kluge verſchlagene Miene des Mannes, in's Gedächtniß rief, glaubte er hoffen zu dürfen, daß Marie, obgleich ihr keine große Wahl übrig blieb, keinem unſicheren Mann dieſe Botſchaft anvertraut haben konnte.

Und wirklich traute er ſeinem Auge, ſeinem Ohr kaum, als ihm um Mittag ein Landsmann aus Franken gemeldet, und ſein Liebes-Bote hereingeführt ward. Welche Gewalt mußte dieſer Menſch über ſich haben. Es war derſelbe, und doch ſchien er ein ganz Anderer. Er ging gebückt, die Arme hingen ſchlaff an dem Korper herab ſelten ſchlug er die Augen auf, ſein Geſicht hatte einen Ausdruck von Blödigkeit, der Georg ein unwillkührliches Lächeln abnöthigte. Und als er dann zu ſprechen anfing, als er ihn in fränkiſcher Mundart begrüßte, und mit der geläufigen Zunge eines gebornen Franken dem Herrn von Kraft auf ſeine mancherlei Fragen antwortete, da kam er in Verſuchung, an übernatürliche Dinge zu glauben; die Mährchen ſeiner Kindheit ſtiegen in ſeinem Gedächtniſſe auf, wo ein freundlicher Zauberer oder eine huldreiche Fee in allerlei Geſtalten dem Dienſt zweier Liebenden ſich widmet, und ſie glücklich mitten durch das feindſelige Schickſal hindurchführt.

Der Zauber war zwar bald gelöst, als er mit dem Boten auf ſeinem Zimmer allein war, und ihn der gute Schwabe von ſeiner Perſönlichkeit verſicherte, aber doch konnte er ihm ſeine Bewunderung nicht verſagen, über die Rolle, die er ſo gut geſpielt.

„Glaub't deßhalb nicht minder an meine Ehrlichkeit“, antwortete der Bauer, „man wird oft genöthigt, von Jugend auf durch ſolche Künſte ſich fortzuhelfen, ſie ſchaden Keinem und thun doch dem gut, der ſie kann.“

Georg verſicherte, ihm nicht minder zu

trauen als vorher, der Bote aber bat dringend, er möchte doch jezt auch auf ſeine Abreiſe denken, er möchte bedenken wie ſehr ſich das Fräulein nach dieſer Nachricht ſehne, daß er nicht früher heimkehren dürfe, als bis er dieſe Gewißheit bringen könne.

Georg antwortete ihm, daß er nur noch den Abmarſch des Bundes-Heeres abwarten wolle, um in ſeine Heimath zurückzukehren.

„O, da braucht Ihr nicht mehr lange zu warten“, antwortete der Bote; „wenn ſie Morgen nicht aufbrechen, ſo iſt es übermorgen, denn das Land iſt offen bis in's Herz hinein. Ich darf Euch trauen, Junker, darum ſag' ich Euch dieß.“

„Iſt es denn wahr, daß die Schweizer abgezogen ſind“, fragte Georg, „und daß der Herzog keine Feldſchlacht mehr liefern kann?“

Der Bote warf einen lauernden Blick im Zimmer umher, öffnete behutſam die Thüre, und als er ſah, daß kein Lauſcher in der Nähe ſey, begann er:

„Herr! ich war bei einem Auftritt, den ich nie vergeſſe, und wenn ich neunzig Jahre alt werde! Schon unterwegs waren mir auf der Alb große Schaaren der heimziehenden Schweizer begegnet; ihre Räthe und Land-Ammänner hatten ſie heimgerufen; bei Blaubeuren ſtanden aber noch über achttauſend Mann, jedoch lauter gute Würtemberger und nichts andres d'runter."

„Und der Herzog", unterbrach ihn Georg, „wo war denn dieſer?—"

„Der Herzog hatte in Kirchheim zum leztenmal mit den Schweizern unterhandelt, aber ſie zogen ab, weil er ſie nicht bezahlen konnte. (16) Da kam er gen Blaubeuren, wo ſich ſein Landvolk gelagert hatte. Geſtern Morgen wurde durch Trommelſchlag bekannt gemacht, daß ſich bis neun Uhr alles Volk auf den Kloſter-Wieſen einſtellen ſolle. Es waren viele Männer, die dort verſammelt waren, aber jeder dachte ein und daſſelbe. Seht, Junker! der Herzog Ulerich iſt ein geſtrenger Herr, und weiß den Bauer nicht für ſich zu gewinnen. Die Steuern ſind hart, der Jagdfrevel iſt ſcharf und grauſam, am Hof aber wird verpraſſ't was man uns genommen hat. Aber wenn ein ſolcher Herr im Unglück iſt, da iſt es gleich ein anderes Ding. Jezt fiel uns Allen nur ein, daß er ein tapferer Mann und unſer unglücklicher

Herzog ſey, dem man wolle das Land mit Gewalt entreiſſen. Es ging ein Gemurmel unter uns, daß der Herzog wolle eine Schlacht liefern, und jeder drückte das Schwert feſter in der Hand, grimmig ſchüttelten ſie ihre Speere und riefen den Bündlern Verwünſchungen zu. Da kam der Herzog, —“

„Du ſah'ſt den Herzog, Du kennſt ihn?“ rief Georg neugierig, „O ſprich, wie ſieht er aus? —“

„Ob ich ihn kenne?“ ſagte der Bote mit ſonderbarem Lächeln, „wahrhaftig ich ſah' ihn als es ihm nicht wohl war mich zu ſehen: Der Herr iſt noch ein junger Mann, wenn es viel iſt, iſt er zweiunddreißig Jahr. Er iſt ſtattlich und kräftig, und man ſieht ihm an, daß er die Waffen zu führen weiß. Augen hat er wie Feuer, und es lebt Keiner, der ihm lange hineinſchaute. — Der Herzog trat in den Kreis, den das bewaffnete Volk geſchloſſen hatte, und es war Todtenſtille unter den vielen Menſchen. Mit vernehmlicher Stimme ſprach er, daß er ſich alſo verlaſſen, nimmer zu helfen wüſſte.(17) Diejenigen, worauf er gehofft, ſeyen ihm benommen, ſeinen Feinden ſey er ein Spott; denn ohne die Schweizer könne er keine Schlacht wagen. Da trat ein alter, eisgrauer Mann hervor, der ſprach: „Herr Herzog! habt Ihr unſern Arm ſchon verſucht, daß Ihr die Hoffnung aufgebt? ſchaut, dieſe Alle wollen für Euch bluten; ich habe Euch auch meine vier Buben mitgebracht, hat jeder einen Spieß und ein Meſſer, und ſo ſind hier viele Tauſend; ſeyd Ihr des Landes ſo müde, daß Ihr uns verſchmäht?“ Da brach dem Ulerich das Herz; er wiſchte ſich Thränen aus dem Auge und bot dem Alten ſeine Hand. „Ich zweifle nicht an Eurem Muth“, ſprach er mit lauter Stimme. „Aber wir ſind unſerer zu wenig; ſo daß wir nur ſterben können aber nicht ſiegen. Geht nach Haus Ihr guten Leute und bleibet mir treu. Ich muß mein Land verlaſſen und im bitteren Elend ſeyn. Aber mit Gottes Hülfe hoffe ich auch wieder herein zu kommen.“ So ſprach der Herzog, unſere Leute aber weinten und knirſchten mit den Zähnen und zogen ab in Trauer und Unmuth. (18)—“

„Und der Herzog?“ fragte Georg.

„Von Blaubeuren iſt er weggeritten, wohin weiß man nicht. In den Schlöſſern aber liegt die Ritterſchaft, ſie zu vertheidigen, bis der Herzog vielleicht andere Hülfe bekommt.“—

Der alte Johann unterbrach hier den Boten und meldete, daß der Junker auf zwei Uhr in den Kriegsrath beſchieden ſey, der in Frondsberg's Quartier gehalten werde; Georg war nicht wenig erſtaunt über dieſe Nachricht; was konnte man von ihm im Kriegsrath wollen? Sollte Frondsberg ſchon ein Mittel gefunden haben, ihn zu empfehlen?

„Nehmt Euch in Acht, Junker“, ſprach der Bote, als der alte Johann das Gemach verlaſſen hatte, „und bedenkt das Verſprechen, das Ihr dem Fräulein gegeben, vor allem erinnert Euch, was ſie Euch ſagen ließ: Ihr ſollt Euch hüten, weil man etwas mit Euch vorhabe. Mir aber erlaubt, als Euer Diener in dieſem Haus zu bleiben; ich kann Euer Pferd beſorgen und bin zu jedem Dienſt erbötig.“

Georg nahm das Anerbieten des treuen Mannes mit Dank an; und Hanns trat auch ſogleich in ſeinen Dienſt, denn er band ſeinem jungen Herrn das Schwert um, und ſezte ihm das Barett zu recht. Er bat ihn noch unter der Thüre, ſeines Schwures und jener Warnung eingedenk zu ſeyn.

Dem unbegreiflichen Ruf in den Kriegsrath und der ſonderbar zutreffenden Warnung Marien's nachſinnend, ging Georg dem bezeichneten Hauſe zu; man wies ihn dort eine breite Wendeltreppe hinan, wo er in der erſten Thüre rechts, die Kriegs-Oberſten verſammelt finden ſollte. Aber der Eingang in dieſes Heiligthum ward ihm nicht ſo bald verſtattet; ein alter bärtiger Kriegsmann fragte, als er die Thüre öffnen wollte, nach ſeinem Begehr, und gab ihm den ſchlechten Troſt, es könne höchſtens noch eine halbe Stunde dauern, bis er vorgelaſſen werde; zugleich ergriff er die Hand des jungen Mannes und führte ihn einen ſchmalen Gang hindurch, nach einem kleinen Gemach, wo er ſich einſtweilen gedulden ſolle.

Wer je in beſorgter Erwartung einſam und allein auf der Marterbank eines Vorzimmers ſaß, der kennt die Qual, die Georg in jener Stunde auszuſtehen hatte. Das ungeduldige Herz pocht der Entſcheidung entgegen, alle Nerven ſind geſpannt, das Auge möchte die Thüre durchbohren, das Ohr ſchärft ſich, wenn in der Ferne eine Thüre knarrt, Schritte über den Hausgang rauſchen oder undeutliche Stimmen im anſtoſſenden Zimmer lauter werden. Aber die Thüren haben umſonſt getönt, die Schritte immer näher und näher kommend, gehen vorüber, der ungleiche Ton der Stimmen ſinkt zum Geſtüſter herab. Die Bretter des Fußbodens und die Fenſter des Nachbar-Hauſes ſind bald gezählt, und ſchon wieder zeigt der helle Ton der Glocke eine umſonſt verlebte halbe Stunde an. Das Ohr begleitet alle Glocken und Uhren der Stadt, bemerkt ihre hohen und tiefen Töne — auch ſie haben ausgeſchlagen. Man ſteht auf, man macht einen Gang durch das enge Gemach, horch! da geht wieder eine Thüre, gewichtige Schritte kommen den Gang herauf, die Klinke der Thüre bewegt ſich nach ſo langer Zeit wieder —

„Georg von Frondsberg läßt Euch ſelten Gruß vermelden“, ſprach der alte Kriegsman, der nach ſo langer Zeit wieder zu Georg kam, „es könnte vielleicht noch eine Weile dauern; doch ſey dieß ungewiß, darum ſollet Ihr hier bleiben. Er ſchickt Euch hier einen Krug Wein zum Veſpern.“

Der Diener ſezte den Wein auf den breiten Fenſterſims des Zimmers, denn ein Tiſch war nicht vorhanden, und verließ das Gemach.

Georg ſah ihm ſtaunend nach; er hätte dieß nicht für möglich gehalten; über eine Stunde war ſchon verſchwunden, und noch nicht? Er griff zu dem Wein, er war nicht übel, aber wie konnte ihm in ſeiner traurigen Einſamkeit das Glas munden?

Es iſt ein gewöhnlicher Fehler junger Leute in Georg's Jahren, daß ſie ſich für wichtiger halten, als es ihre Stellung in der Welt eigentlich mit ſich bringt. Der gereiftere Mann wird eine Beeinträchtigung ſeiner Würde eher verſchmerzen oder wenigſtens ſein Mißfallen zurückhalten, während der Jüngling empfindlicher über den Punkt der Ehre leichter und ſchneller aufbraust. Kein Wunder daher, daß Georg, als er nach zwei tödtlich langen Stunden in den Kriegsrath abgeführt wurde, nicht in der beſten Laune war. Er folgte ſchweigend dem ergrauten Führer, der ihn hieher geleitet hatte, den langen Gang hin.

An der Thüre wandte ſich jener um und ſagte freundlich: „Verſchmäht den Rath eines alten Mannes nicht, Junker, und legt die trotzige, finſtere Miene ab; es thut nicht gut bei den geſtrengen Herren da drinnen.“

Georg war in dem Augenblick zu wenig Herr über ſich, als daß er den wohlgemeinten Rath hätte befolgen können, er dankte ihm durch einen Händedruck, ergriff dann raſch die gewaltige eiſerne Thürklinke und die ſchwere, eichene Zimmerthüre drehte ſich ächzend auf.

Um einen großen, ſchwerfälligen Tiſch ſaßen acht ältliche Männer, die den Kriegsrath des Bundes bildeten. Einige davon kannte Georg. Jörg Truchſeß, Freiherr von Waldburg, nahm als Oberſter-Feldlieutenant den oberſten Platz an dem Tiſche ein, auf beiden Seiten von ihm ſaßen Frondsberg und Franz von Sickingen, von den Uebrigen kannte er Keinen, als den alten Ludwig von Hutten; aber die Chronik hat uns ihre Namen treulich aufbewahrt, es ſaßen dort noch Chriſtoph Graf zu Ortenberg, Alban von Cloſen, Chriſtoph von Frauenberg und Diepolt von Stein; bejahrte, im Heere angeſehene Männer.

Georg war an der Thüre ſtehen geblieben, Frondsberg aber winkte ihm freundlich näher zu kommen. Er trat bis an den Tiſch, und überſchaute nun mit dem freien kühnen Blick, der ihm ſo eigen war, die Verſammlung. Aber auch er wurde von den Verſammelten beobachtet, und es ſchien, als fänden ſie Gefallen an dem ſchönen, hochgewachſenen Jüngling, denn mancher Blick ruhte mit Wohlwollen auf ihm, einige nickten ihm ſogar freundlich zu.

Der Truchſes von Waldburg hob endlich an: „Georg von Sturmfeder, wir haben uns ſagen laſſen, Ihr ſeyd auf der Hochſchule in Tübingen geweſen, iſt dem alſo?“

„Ja Herr Ritter“, antwortete Georg.

„Seyd Ihr in der Gegend von Tübingen genau bekannt?“ fuhr jener fort.

Georg erröthete bei dieſer Frage; er dachte an die Geliebte, die ja nur wenige Stunden von jener Stadt entfernt, auf ihrem Lichtenſtein war; doch er faſſte ſich bald und ſagte: „Ich kam zwar nicht viel auf die Jagd, auch habe ich ſonſt die Gegend wenig durchſtreift, doch iſt ſie mir im Allgemeinen bekannt.“

„Wir haben beſchloſſen“, fuhr Truchſes fort, „einen ſicheren Mann in jene Gegend zu ſchicken, auszukundſchaften was der Herzog von Würtemberg bei unſerem Anzug thun wird. Es ſoll auch über die Befeſtigung des Schloſſes Tübingen, über die Stimmung des Landvolkes in jener Gegend genaue Nachricht eingezogen werden;

ein ſolcher Mann kann dem Würtemberger durch Klugheit und Liſt mehr Abbruch thun als hundert Reiter, und wir haben— Euch dazu auserſehen.“

„Mich?“ rief Georg voll Schrecken.

„Euch, Georg von Sturmfeder; zwar gehört Uebung und Erfahrung zu einem ſolchen Geſchäft, aber was Euch dran abgeht, möge Euer Kopf erſetzen.“

Man ſah dem Jüngling an, daß er einen heftigen Kampf mit ſich kämpfte. Sein Geſicht war bleich, ſein Auge ſtarr, ſeine Lippen feſt zuſammen geklemmt. Die Warnung Marien's war ihm jezt auf einmal klar; aber wie feſt er auch bei ſich beſchloß, den Antrag auszuſchlagen, wie erwünſcht beinahe dieſe Gelegenheit erſchien, um dem Bunde zu entſagen, ſo kam ihm die Entſcheidung doch zu überraſchend, er ſcheute ſich, vor den berühmten Männern ſeinen Entſchluß auszuſprechen.

Der Truchſes rückte ungeduldig auf ſeinem Stuhl hin und her, als der junge Mann ſo lange mit ſeiner Antwort zögerte: „Nun? wird's bald? warum beſinnt Ihr Euch ſo lange?“ rief er ihm zu.

„Verſchonet mich mit dieſem Auftrag“, ſagte Georg nicht ohne Zagen, „ich kann, ich darf nicht.“

Die alten Männer ſahen ſich erſtaunt an, als trauten ſie ihren Ohren nicht. „Ihr dürft nicht, Ihr könnt nicht“, wiederholte Truchſeß langſam, und eine dunkle Röthe, der Vorbote ſeines aufſteigenden Zornes lagerte ſich auf ſeine Stirne und um ſeine Augen.

Georg ſah, daß er ſich in ſeinen Ausdrücken übereilt habe; er ſammelte ſich und ſprach mit freierem Muthe: „Ich habe Euch meine Dienſte angeboten um ehrlich zu fechten, nicht aber um mich in Feindes-Land zu ſchleichen und hinterrücks nach ſeinen Gedanken zu ſpähen. Es iſt wahr, ich bin jung und unerfahren, aber ſo viel weiß ich doch, um mir von meinen Schritten Rechenſchaft geben zu können; und wer von Euch, der Vater eines Sohnes iſt, möchte ihm zu ſeiner erſten Waffenthat rathen, den Kundſchafter zu machen?“

Der Truchſeß zog die dunkeln, buſchigen Augenbrauen zuſammen, und ſchoß einen durchdringenden Blick auf den Jüngling, der ſo kühn war, anderer Meinung zu ſeyn als er. „Was fällt Euch ein, Junker!“ rief er; „Eure Reden helfen Euch jezt nichts, es handelt ſich nicht darum, ob es ſich mit Eurem kindiſchen Gewiſſen verträgt was wir Euch auftragen; es handelt ſich um Gehorſam, wir wollen es, und Ihr müſſ't!“

„Und ich will nicht!“ entgegnete ihm Georg mit feſter Stimme. Er fühlte, daß mit dem Zorn über Waldburg's beleidigenden Ton ſein Muth von Minute zu Minute wachſe, er wünſchte ſogar, der Truchſes möchte noch weiter in ſeinen Reden fortfahren, denn jezt glaubte er ſich jeder Entſcheidung gewachſen.

„Ja freilich, freilich!“ lachte Waldburg in bitterem Grimm, „das Ding hat Gefahr, ſo allein in Feindes-Land herumzureiten. Ha! Ha! Da kommen die Junker von Habenichts und Binnichts und bieten mit großen Worten und erhabenen Geſichtern ihren Kopf und ihren tapferen Arm an, und wenn es d'rauf und d'ran kommt, wenn man etwas von ihnen haben will, ſo fehlt es am Herz. Doch Art läſſ't nicht von Art, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — und wo nichts iſt: da hat der Kaiſer das Recht verloren.“

„Wenn dieß eine Beleidigung für meinen Vater ſeyn ſoll“, antwortete Georg erbittert, „ſo ſitzen hier Zeugen, die ihm bezeugen können, daß er in ihrem Gedächtniſſe als ein Tapferer lebt. Ihr müſſ't viel gethan haben in der Welt, daß Ihr Euch herausnehmt auf Andere ſo tief herabzuſehen!“

„Soll ein ſolcher Milchbart mir vorſchreiben was ich reden ſoll?“ unterbrach ihn Waldburg; „was braucht es da das lange Schwatzen? ich will wiſſen, Junkerlein, ob Ihr morgen Euer Pferd ſatteln, und Euch nach unſeren Befehlen richten wollet oder nicht!“

„Herr Truchſeß“, antwortete Georg mit mehr Ruhe als er ſich ſelbſt zugetraut hatte; „Ihr habt durch Eure ſcharfe Reden nichts gezeigt, als daß Ihr wenig wiſſet, wie man mit einem Edelmann, der dem Bunde ſeine Dienſte anbot, wie man mit dem Sohn meines tapfern Vaters ſprechen müſſe. Ihr habt aber als Oberſter dieſes Rathes im Namen des Bundes zu mir geſprochen und mich ſo tief beleidigt, als ob ich Euer ärgſter Feind wäre, darum kann ich nichts thun, als wie Ihr ſelbſt befehlt, mein Roß ſatteln,

teln, aber gewiß nicht zu Eurem Dienſt. Es iſt mir nicht länger Ehre, dieſen Fahnen zu folgen, nein, ich ſage mich los und ledig von Euch für immer; gehabt Euch wohl!“

Der junge Mann hatte mit Nachdruck und Feſtigkeit geſprochen, und wandte ſich, zu gehen.

„Georg!“ rief Frondsberg, indem er aufſprang, „Sohn meines Freundes! —“

„Nicht ſo raſch, Junker“, riefen die Uebrigen, und warfen mißbilligende Blicke auf Waldburg; aber Georg war, ohne ſich umzuſehen, aus dem Gemach geſchritten, die eiſerne Klinke ſchlug klirrend in's Schloß und die gewaltigen Flügel der eichenen Pforte lagerten ſich zwiſchen ihn und den wohlmeinenden Nachruf der beſſer geſinnten Männer; ſie ſchieden Georg von Sturmfeder auf ewig von dem ſchwäbiſchen Bunde.

X.

O wenn die Nacht des Grames dich umſchlinget.
Mit ſchwerem Leid Dein wundes Herz oft ringet.
Wenn nur der Stern, der nach der Sonne ſtehet,
Der Liebe Stern in Dir nicht untergehet.

P. Conz.

Georg fühlte ſich leichter, als er auf ſeinem Zimmer über das Vorgefallene nachdachte. Jezt war ja entſchieden, was zu entſcheiden er ſo lange gezögert hatte, entſchieden auf eine Weiſe, wie er ſie beſſer nicht hätte wünſchen konnen. So hatte er jezt einen guten Grund, das Heer ſogleich zu verlaſſen, und der Oberſt-Feld-Lieutenant muſſte die Schuld ſich ſelbſt beimeſſen.

Wie ſchnell hatte ſich doch Alles in den vier Tagen gewendet; wie verſchieden waren die Geſinnungen, mit denen er in dieſe Stadt einzog, von denen, die ihn aus ihren Mauern hinaustrieben! Damals, als der Donner der Geſchütze, der feierliche Klang aller Glocken, die lockenden Töne der Trompeten ihn begrüßten, wie ſchlug da ſein Herz dem Kampf entgegen, um Marien zu verdienen. Und als er das erſte Mal vor jenen Frondsberg geführt wurde, wie erhebend war der Gedanke, unter den Augen dieſes Mannes zu ſtreiten, aus ſeinem Munde ſich Ruhm zu erwerben! — Und wie erkaltete bald darauf ſein Eifer, als der Bund in ſeinen Augen jenen Glanz verlor, mit welchem ihn ſeine jugendliche Phantaſie umgeben hatte; wie ſchämte er ſich, ſein Schwert für die zu ziehen, die nur von Eigennutz und Habgier getrieben, das ſchöne Land ſich zur Beute auserſehen hatten! Wie ſchrecklich der Gedanke, Marie und die ihrigen auf der feindlichen Seite zu wiſſen, treuergeben dem unglücklichen Fürſten, den auch er aus ſeinen Gränzen zu jagen helfen ſollte? Um eine ſolche Sache ſollte er jenes theure Herz brechen, das unter jedem Wechſel treu für ihn ſchlug? „Nein! Du haſt es wohl mit mir gemeint“, ſprach er, indem ſein Auge dem Strahl der Abendſonne, der durch die runden Scheiben herein fiel, hinauf zu dem blauen Himmel folgte; „Du haſt es wohl mit mir gemeint, was jedem andern, der heute an meiner Stelle ſtand, zum Verderben geweſen wäre, haſt Du für mich zum Heil gelenkt!“ Jene Heiterkeit, die, ſeit er wuſſte, wie furchtbar ſich das Geſchick zwiſchen ihn und die Geliebte ſtellte, einem trüben Ernſte gewichen war, kehrte wieder auf ſeine Stirne, um ſeinen Mund zurück; er ſang ſich ein frohes Lied, wie in ſeinen froheſten Augenblicken. —

Erſtaunt betrachtete ihn der eintretende Herr von Kraft. „Nun das iſt doch ſonbar“, ſagte er, „ich eile nach Haus, um meinen Gaſt in ſeinem gerechten Schmerz zu tröſten, und finde ihn ſo fröhlich wie nie; wie räume ich das zuſammen?“

„Habt Ihr noch nie gehört, Herr Dieterich“, entgegnete Georg, der für gerathener hielt, ſeine Fröhlichkeit zu verbergen, „habt Ihr nie gehört, daß man auch aus Zorn lachen und im Schmerz ſingen könne?“

„Gehört hab' ich es ſchon, aber geſehen

nie bis zu dieſem Augenblick", antwortete Kraft.

„Nun, und Ihr habt alſo auch von der verdrüßlichen Geſchichte gehört", fragte Georg, „man erzählt ſich es gewiß ſchon auf allen Straßen?"

„O nein", antwortete der Rathsſchreiber, „man weiß nirgens etwas davon, man hätte ja zugleich Eure geheime Sendung nach Würtemberg damit auspoſaunen müſſen. Nein! ich habe, Gott ſey Dank, ſo meine eigenen Quellen, und erfahre manches noch in der Stunde wo es gethan oder geſprochen wurde. Aber nehmt mir's nicht übel, Ihr habt da einen dummen Streich gemacht!"

„So?" antwortete Georg lächelnd, „und warum denn?"

„Bot ſich Euch nicht die ſchönſte Gelegenheit, Euch auszuzeichnen? Wem wären die Bundes-Oberſten mehr Dank ſchuldig als —

„Sagt es nur heraus", unterbrach ihn Georg, — „als dem Kundſchafter in des Feindes Rücken. Es iſt nur Schade, daß mein Vater und die Ehre meines Namens mich vor, nicht hinter den Feind beſtimmt haben, es ſey denn, daß er vor mir fliehe.“

„Dieß ſind Bedenklichkeiten, die ich nicht bei Euch geſucht hätte; wahrlich, wenn ich ſo bekannt in jener Gegend wäre, wie Ihr, man hätte es mir nicht zweimal ſagen dürfen.“

„Ihr habt hier zu Land vielleicht andere Grundſätze über dieſen Punkt“, ſagte Georg nicht ohne Spott, „als wir in unſerem Franken, das hätte Truchſeß von Waldburg bedenken und einen Ulmer ſchicken ſollen.“

„Ihr bringt mich da eben recht noch auf etwas Anderes; der Ober-Feld-Lieutenant! Wie habt Ihr ihn Euch ſo zum Feinde machen mögen, denn daß dieſer Euch das Geſchehene in ſeinem Leben nicht verzeiht, dürft Ihr gewiß ſeyn.“

„Das iſt mein geringſter Kummer“, antwortete Georg, „aber eines thut mir weh, daß ich den Uebermüthigen, der ſchon meinem Vater Böſes gethan, wo er konnte, nicht vor meine Klinge ſtellen, und ihm zeigen kann, daß der Arm nicht ſo ganz zu verachten iſt, den er heute von ſich geſtoßen hat.“

„Um Gottes Willen“, fiel Kraft ein, „ſprecht nicht ſo laut, er könnte es hören; überhaupt müſſ't Ihr Euch ſehr zuſammen nehmen, wenn Ihr ferner im Heere unter ihm dienen wollt!“

„Ich will dem Herrn Truchſeß von meinem verhaßten Anblick bald befreien; ſo Gott will, habe ich die Sonne zum lezten Mal in Ulm untergehen ſehen!“

„So wäre es wahr“, fragte Herr von Kraft mit Staunen, „was man noch dazu ſezte und was ich nicht glauben konnte: Georg von Sturmfeder will wegen dieſer Kleinigkeit unſere gute Sache verlaſſen?“

„Verletzung der Ehre iſt nirgends eine Kleinigkeit“, antwortete Georg ernſt, „am wenigſtens bei einem Stand wie der unſerige; was aber Eure gute Sache betrifft, ſo habe ich nach gerade eingeſehen, daß ich weder für eine gute Sache noch für eine gute Meinung, ſondern für ein Paar große Herren und für ein Paar Mauern voll Spießbürger mich ſchlagen ſollte.“

Der unangenehme Eindruck, den beſonders die lezten Worte auf den Rathsſchreiber machten, entging ihm nicht, er fuhr daher, indem er ſeine Hand ergriff und drückte, ruhiger fort: „Nehmt mir meine ſcharfen Worte nicht übel, mein freundlicher Wirth, weiß Gott, ich habe Euch nicht damit beleidigen wollen; aber aus Eurem eigenen Munde habe ich die Geſinnungen und Zwecke der verſchiedenen Partheien in dieſem Heere erfahren, ſchreibt es Euch ſelbſt zu, wenn ich meinen eigenen Weg einſchlage, da Ihr mir die Binde von den Augen genommen habt.“

„Ihr habt ſo Unrecht gerade nicht, guter Junker; es wird bunt hergehen, wenn die Herren erſt das ſchöne Land da drüben unter ſich theilen. Aber da habe ich gedacht, es gehe ja in Einem hin, Ihr könntet Euch auch Euer Scherflein dabei verdienen. Man ſagt, Ihr dürft es mir aber nicht übel nehmen, Euer Haus ſey etwas herabgekommen, da meinte ich —“

„Nicht's davon“, fiel Georg raſch ein, gerührt von der Gutmüthigkeit ſeines Gaſtfreundes, „das Haus meiner Väter zerfällt, unſere Thore hängen auf gebrochenen Angeln, auf der Zugbrücke wächst Moos, und auf dem hohen Wartthurm hauſen Eulen. In fünfzig Jahren ſteht vielleicht noch ein Thurm oder ein Mäuerchen, und erinnert den Wanderer, daß hier einſt ein ritterliches Geſchlecht hauste. Aber, wenn auch die morſchen Mauern über mir zuſammen ſtürzen, und den Lezten meines Stammes unter ihren Trümmern begraben, Niemand ſoll von mir ſagen: ich habe für ungerechtes Gut das Schwert meines Vaters gezogen."

„Jeder nach ſeiner Weiſe", antwortete Dieterich, „es klingt dieß Alles recht ſchön, aber ich für meinen Theil würde mir ſchon etwas gefallen laſſen, um mein Haus anſtändig und wohnlich wieder herzuſtellen. — Möget Ihr übrigens Euren Entſchluß ändern oder nicht, auf jeden Fall hoffe ich, werdet Ihr es Euch noch einige Tage bei mir gefallen laſſen."

„Ich erkenne Eure Güte", antwortete Georg, „aber Ihr ſeht, daß ich unter den gegenwärtigen Umſtänden nichts mehr in dieſer Stadt zu thun habe. Ich gedenke mit Anbruch des Morgens zu reiten."

„Nun, und kann man Euch Grüße mitgeben?" ſagte der Rathsſchreiber mit überaus ſchlauem Lächeln; „Ihr reitet doch den nächſten Weg nach Lichtenſtein?"

Der junge Mann erröthete bis in die Stirne hinauf. Es war zwiſchen ihm und ſeinem Gaſtfreund ſeit Marien's Abreiſe noch nie über dieſen Gegenſtand zu Sprache gekommen, um ſo mehr überraſchte ihn jezt die ſchlaue Frage ſeines Gaſtfreundes. „Ich ſehe“, ſagte er, „daß Ihr mich noch immer falſch verſtehet. Ihr glaubet, ich habe dem Bunde nur deßwegen den Rücken zugewandt, um mich an die Feinde anzuſchließen? Wie möget Ihr nur ſo ſchlimm von mir denken!“

„Ach, geht mir doch!“ entgegnete der kluge Rathsſchreiber; „Niemand anders als mein reizendes Bäschen hat Euch von uns abwendig gemacht. Ihr hättet wohl zu Allem, was der Bund gethan, ein Auge zugedrückt, wenn der alte Lichtenſtein auch mitgemacht hätte; nun er auf der anderen Seite ſteht, glaubt Ihr auch ſchnell umſatteln zu müſſen!“

Georg mochte ſich vertheidigen wie er wollte, der Rathsſchreiber war zu feſt von ſeiner eigenen Klugheit überzeugt, als daß er ſich dieſe Meinung hätte ausreden laſſen. Er fand dieſen Schritt auch ganz natürlich, und ſah nichts Böſes oder Unehrliches darin. Mit einem herzlichen Gruß an die Baſe in Lichtenſtein verließ er das Zimmer ſeines Gaſtes. Doch auf der Schwelle wandte er ſich noch einmal um. „Faſt hätte ich das Wichtigſte vergeſſen“, ſagte er, „ich begegnete Georg von Frondsberg auf der Straße; er läßt Euch bitten heute Abend noch zu ihm in ſein Haus zu kommen.“

Georg hatte ſich zwar ſelbſt vorgeſtellt, daß ihn Frondsberg nicht ohne Abſchied werde ziehen laſſen, und doch war ihm bange vor dem Anblick dieſes Mannes, der es ſo gut mit ihm gemeint, und deſſen freundliche Plane er ſo ſchnell durchkreuzt hatte. Er ſchnallte unter den Gedanken an dieſen ſchweren Gang ſein Schwerdt um, und wollte eben ſeinen Mantel zurecht richten, als ein ſonderbares Geräuſch von der Treppe her ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Schwere Tritte vieler Menſchen näherten ſich ſeiner Thüre, er glaubte Schwerter und Hellebarden auf dem Eſtrich ſeines Vorſaales klirren zu hören, er machte ſchnell einige Schritte gegen die Thüre, um ſich von dem Grund ſeiner Vermuthung zu überzeugen.

Aber noch ehe er die Thüre erreicht hatte, ging dieſe auf, das matte Licht einiger Kerzen ließ ihn mehrere bewaffnete Kriegsknechte ſehen, die ſeine Thüre umſtellt hatten. Jener alte Kriegsmann, der ihn heute vor dem Kriegsrath empfangen hatte, trat aus ihrer Mitte hervor:

„Georg von Sturmfeder!“ ſprach er zu dem Jüngling, der mit Staunen zurücktrat, „ich nehme Euch auf Befehl eines hohen Bundes-Rathes gefangen.“

„Mich? gefangen?“ rief Georg mit Schrecken. „Warum? weſſen beſchuldigt man mich denn?“

„Das iſt nicht meine Sache“, antwortete der Alte mürriſch, „doch wird man Euch vermuthlich nicht lange in Ungewiſſheit laſſen. Jezt aber ſeyd ſo gut und reicht mir Euer Schwert und folget mir auf das Rathhaus.“

„Wie? Euch ſoll ich mein Schwert geben?“ entgegnete der junge Mann mit dem Zorn beleidigten Stolzes, „wer ſeyd Ihr, daß Ihr mir meine Waffen abfordern könnet? da muß der Rath ganz andere Leute ſchicken als Euch, ſo viel verſtehe ich auch von Eurem Handwerk!“

„Um Gottes Willen, gebt doch nach“, rief der Rathsſchreiber, der ſich bleich und verſtört an ſeine Seite gedrängt hatte; „gebt nach; Widerſtand kann Euch wenig nützen; Ihr habt es mit dem Truchſes zu thun“, flüſterte er heimlicher; „das iſt ein böſer Feind, bringt ihn nicht noch ärger gegen Euch auf.“

Der alte Kriegsmann unterbrach die Einflüſterungen des Rathsſchreibers: „Es iſt wahrſcheinlich das erſte Mal, Junker“, ſagte er, „daß Ihr in Haft genommen werdet, deßwegen verzeihe ich Euch gern die unziemlichen Worte gegen einen Mann, der oft in einem Zelt mit Eurem Vater ſchlief. Euer Schwert möget Ihr auch immerhin behalten; ich kenne dieſen Griff und dieſe Scheide, und habe den Stahl, den ſie verſchließt, manchen rühmlichen Kampf ausfechten ſehen. Es iſt löblich, daß Ihr viel darauf haltet, und es nicht in jede Hand kommen laſſen möget. Aber auf's Rathhaus müſſt Ihr mit, denn es wäre thörigt, wenn Ihr der Gewalt Troz bieten wolltet.“

Der Jüngling, dem Alles wie ein Traum erſchien, ergab ſich ſchweigend in ſein Schickſal, er trug dem Rathsſchreiber heimlich auf, zu Frondsberg zu gehen und dieſen von ſeiner Gefangenſchaft zu unterrichten. Er wickelte ſich tiefer in ſeinen Mantel, um auf der Straße bei dieſem unangenehmen Gang nicht erkannt zu werden, und folgte dem ergrauten Führer und ſeinen Lanzknechten.

XI.

Die Eiſenthür geht auf, des Kerkers ſchwarze Wand
erhellt ein blaſſer Schein, er höret Jemand gehen
und ſtämmt ſich auf, und ſieht —

Wieland.

Die Truppe, den Gefangenen in der Mitte, bewegte ſich ſchweigend dem Rathhaus zu. Nur eine einzige Fackel leuchtete ihnen voran, und Georg dankte dem Himmel, daß ſie nur ſparſame Helle verbreitete; denn er glaubte, alle Menſchen, die ihn begegneten, müßten es ihm anſehen, daß er in's Gefängniß geführt werde. Nächſt dieſem beſchäftigte ihn unterwegs vorzüglich ein Gedanke: es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er in ein Gefängniß geführt wurde, er dachte daher nicht ohne Grauen an einen feuchten, unreinlichen Kerker; das Burgverließ in ſeinem alten Schloſſe, das er als Knabe einmal beſucht hatte, kam ihm immer vor das Auge; er war einigemal im Begriff, ſeinen Führer darüber zu befragen, doch drängte der Gedanke, man möchte es für kindiſche Furcht anſehen, ſeine Frage immer wieder zurück.

Nicht wenig war er daher überraſcht, als man ihn in ein geräumiges, ſchönes Zimmer führte, das zwar nicht ſehr wohnlich ausſah, denn es enthielt nur eine leere Bettſtelle und einen ungeheuern Kamin, aber in Vergleichung mit den Bildern ſeiner Phantaſie, eher einem Prunkgemach als einem Gefängniß glich. Der alte Kriegsmann wünſchte dem Gefangenen gute Nacht und zog ſich mit ſeinen Knechten zurück, ein kleiner, hagerer, ſehr ältlicher Mann trat ein; der große Schlüſſelbund, welcher an ſeiner Seite hieng und jeden ſeiner Schritte wie mit Kettengeraſſel bezeichnete, gab ihn als den Rathhausdiener oder Schließer kund. Er legte ſchweigend einige große Scheite Holz in's Kamin und bald loderte ein behagliches Feuer auf, das dem jungen Mann in der kalten März-Nacht ſehr zu Statten kam. Auf die Bretter der breiten, leeren Bettſtelle breitete der Schließer eine große, wollene Decke, und das erſte Wort, das Georg aus ſeinem Munde hörte, war die freundliche Einladung an den Gefangenen, ſich's bequem zu machen. Die harten Brettchen nur mit einer dünnen Decke überlegt, mochten nun freilich nicht ſehr einladend ausſehen, doch lobte Georg die Bemühungen des Alten und ſein Gefängniß.

„Das iſt halt die Ritterhaft“, belehrte ihn der Schließer, „die für den gemeinen Mann iſt unter der Erde und nicht ſo ſchön; doch iſt ſie dafür deſto beſuchter.“

„Hier war wohl ſeit langer Zeit Niemand?“ fragte Georg, indem er das öde Gemach muſterte.

„Der lezte war vor ſieben Jahren ein Herr von Berger, er iſt in jenem Bett verſchieden; Gott ſey ſeiner armen Seele gnädig! Es ſchien ihm aber hier zu gefallen, denn er iſt ſchon in mancher Mitternacht aus ſeiner Bahre heraufgeſtiegen, um ſein altes Zimmer zu beſuchen.“

„Wie?“ ſagte Georg lächelnd, „hieher ſoll er ſich nach ſeinem Tode noch bemüht haben?“

Der Schließer warf einen ſcheuen Blick in die Ecken des Zimmers, die von dem unruhigen Flackern des Kaminfeuers kaum erhellt, ſich bald vor-, bald zurückzudrängen ſchienen; er legte das Holz mehr zurecht und brummte: „man ſpricht ſo mancherlei.“

„Und auf jener Decke iſt er verſchieden?“ rief Georg, den bei allem jugendlichen Muth doch ein unwillkührlicher Schauder überlief.

„Ja, Herr!“ flüſterte der Schließer leiſe, „dort auf jener Decke iſt er abgefahren, Gott gebe, daß es nicht tiefer als in's Fegefeuer gieng. Wir nennen deßwegen die Decke nur das Leichentuch, das Zimmer aber heißt des Ritters Todtenkammer!“ Mit leiſen Schritten, als fürchte er, durch jeden Laut den Todten zu erwecken, ſchlich er aus dem Gemach, deſto vernehmlicher rauſchten auſſen ſeine Schlüſſel in dem Thürſchloß, als feierten ſie ſeinen Triumph, einem gräulichen Spuck entflohen zu ſeyn.

„Alſo auf dem Leichentuch in des Ritters Todtenkammer?“ dachte Georg und fühlte, wie ſein Herz lauter pochte. Man hatte zwar damals das menſchliche Gemüth noch nicht wie in unſern Tagen durch eigene Geſpenſter- und Schauer-Bücher für das Grauenhafte empfänglich gemacht; doch hatten Ammen und alte Knechte hinlänglich dafür geſorgt, den Geiſt des Junkers Georg mit dieſem reichlich wuchernden Unkraut anzupflanzen.

Er war daher unſchlüſſig, ob er ſich auf das Leichentuch legen ſollte oder nicht? Aber er ſah keinen Stuhl, keine Bank in der ganzen Todtenkammer, der Boden mit Backſteinen zierlich ausgelegt, war noch kälter als das kalte feuchte Leichentuch; er begann ſich dieſer Unterſuchungen, dieſes Zögerns zu ſchämen, und bald nahm ihn das gaſtliche Lager des Verſtorbenen auf.

Auch das härteſte Lager iſt weich für den, der mit gutem Gewiſſen zur Ruhe geht. Georg hatte ſein Nachtgebet geſprochen und war bald entſchlummert. Aber aus dem Leichentuch ſtiegen wunderliche Träume auf und lagerten ſich bange über den jungen Mann; er ſah deutlich, wie der alte Schließer zu dem großen Schlüſſelloch hereinguckte und ſich ſegnete, daß er auf der anderen Seite der Thüre ſtehe, denn in der Todtenkammer begann es recht unheimlich zu werden. Es fing an, wunderlich umher zu rauſchen, auf den Backſteinen ſchlurften alte Sohlen in häſſlichen Tönen; Georg glaubte zu träumen, er ermannte ſich, er horchte, er horchte wieder, aber es war keine Täuſchung; ſchwere Tritte tönten im Gemach. Jezt wurde das Feuer heller angeſchürt; der ungewiſſe Schein der Flamme ſpielte um eine große dunkle Geſtalt; ſie bewegte ſich, der Weg vom Kamin zum Bette war gar nicht weit. Die Schritte kommen näher, das Leichentuch wird angefaſſt und geſchüttelt; Georg, von unabwendbarer Furcht befallen, drückt die Augen zu, aber als die Decke gerade neben ſeinem Haupte gefaſſt wurde, als eine kalte, ſchwere Hand ſich auf ſeine Stirne legte, da riß er ſich los aus ſeiner Angſt, er ſprang auf, und maß mit ungewiſſen Blicken jene dunkle Geſtalt, die jezt dicht vor ihm ſtand; hell flackerten die Flammen im Kamine, ſie beleuchteten die wohlbekannten Züge Georg's von Frondsberg.

„Ihr ſeyd es, Herr Feld-Hauptmann?“ rief Georg, indem er freier athmete und ſeinen Mantel zurecht richtete, um den Ritter nach Würde zu empfangen.

„Bleib't, bleib't“, ſagte jener und drückte ihn ſanft auf ſein Lager nieder; „ich ſetze mich zu Euch auf das Bett und wir plaudern noch ein Halbſtündchen, denn es iſt auf allen Glocken erſt neun Uhr und in Ulm ſchläft noch Niemand als dieſer Sprudelkopf, dem man zur Abkühlung heute Nacht recht hart gebettet hat.“ Er faſſte Georg's Hand und ſezte ſich zu ſeinen Füßen auf das Bett.

„O, wie kann ich dieſe milde Nachſicht verdienen“, ſprach Georg, „ſtehe ich nicht in Euern Augen als ein Undankbarer da, der Euer Wohlwollen zurückſtößt, und was Ihr gütig für ihn angeſponnen, mit rauher Hand zerreiſſ't?“

„Nein, mein junger Freund!“ antwortete der freundliche Mann, „Du ſteh'ſt vor meinen Augen als der ächte Sohn Deines Vaters; gerade ſo ſchnell fertig mit Lob und Tadel, mit Entſchluß und Rede war er; daß er ein Ehrenmann dabei war, weiß ich wohl: aber ich weiß auch, wie unglücklich ihn ſein ſchnelles Aufbrauſen, ſein Troz, den er für Feſtigkeit ausgab, machten.“

„Aber ſaget ſelbſt, edler Herr!“ entgegnete Georg, „konnte ich heute anders handeln? Hatte mich nicht der Truchſes auf's Aeuſſerſte gebracht?“

„Du konnteſt anders handeln, wenn Du die Weiſe und Art dieſes Mannes beachteteſt, welche ſich Dir lezthin ſchon kund gab. Auch hätteſt Du denken können, daß Leute genug da waren, die Dir kein Unrecht geſchehen ließen. Du aber ſchütteteſt das Kind mit dem Bade aus und lief'ſt weg.

„Das Alter ſoll kälter machen“, erwiderte der junge Mann, „aber in der Jugend hat man heiſſes Blut; ich kann alles ertragen, Härte und Strenge, wenn ſie gerecht ſind und meine Ehre nicht kränken. Aber kalter Spott, Hohn über das Unglück meines Hauſes kann mich zum wüthenden Wolf machen. Wie kann ein ſo hoher Mann nur Freude daran haben, einen ſo zu quälen?“

„Auf dieſe Art äuſſert ſich immer ſein Zorn“, belehrte ihn Frondsberg; „je kälter und ſchärfer er aber von Auſſen iſt, deſto heiſſer kocht in ihm die Wuth. Er war es, der auf den Gedanken kam, Dich nach Tübingen zu ſenden, theils weil er ſonſt Keinen wußte, theils auch um Dir das Unrecht, das er Dir angethan, wieder gut zu machen. Denn in ſeinem Sinne war dieſe Sendung höchſt ehrenvoll. Du aber haſt ihn durch Deine Weigerung gekränkt und vor dem Kriegsrath beſchämt.“

„Wie?“ rief Georg; „der Truchſeß hat mich vorgeſchlagen? So kam alſo jene Sendung nicht von Euch?“

„Nein“, gab ihm der Feldhauptmann mit geheimniſſvollem Lächeln zur Antwort; „Nein! ich habe ihm ſogar mit aller Mühe abgerathen, Dich zu ſenden, aber es half nichts, denn die wahren Gründe konnte ich ihm doch nicht ſagen. Ich wuſſte, ehe Du eintrat'ſt, daß Du Dich weigern würdeſt, dieß Amt anzunehmen. — Nun reiſſe doch die Augen nicht ſo auf, als wollteſt Du mir durch das lederne Koller in's Herz hinein ſchauen. Ich weiß allerlei Geſchichten von meinem jungen Trotzkopf da!“

Georg ſchlug verwirrt die Augen nieder. „So kamen Euch die Gründe nicht genügend vor, die ich angab?“ ſagte er; „was wollt Ihr denn ſo Geheimnißvolles von mir wiſſen?“

„Geheimnißvoll? nun ſo gar geheimnißvoll iſt es gerade nicht, denn merke für die Zukunft: wenn man nicht verrathen ſeyn will, ſo muß man weder bei Abendtänzen ſich geberden wie einer, der von Sankt-Veits-Tanz befallen iſt, noch Nachmittags um drei Uhr zu ſchönen Mädchen gehen. Ja, mein Sohn! ich weiß Allerlei“, ſetzte er hinzu, indem er lächelnd mit dem Finger drohte, „ich weiß auch, daß dieſes ungeſtüme Herz gut Würtembergiſch iſt.“

Georg erröthete und vermochte den lauernden Blick des Ritters nicht auszuhalten. „Würtembergiſch?“ entgegnete er, indem er ſich mit Mühe gefaſſt hatte, „da thut Ihr mir Unrecht; nicht mit Euch zu Feld ziehen zu wollen, heiſſt noch nicht ſich an den Feind anſchließen; gewiß ich ſchwöre Euch —“

„Schwöre nicht“, fiel ihm Frondsberg raſch in's Wort, „ein Eid iſt ein leichtes Wort, aber es iſt doch eine drückend ſchwere Kette, die man bricht oder von der man zerbrochen wird. Was Du thun wirſt, das wird ſo ſeyn, daß es ſich mit Deiner Ehre verträgt. Nur Eines muſſt Du dem Bunde an Eidesſtatt geloben, und dann erſt wirſt Du Deiner Haft entlaſſen, in den nächſten vierzehn Tagen nicht gegen uns zu kämpfen.“

„So legt Ihr mir alſo dennoch falſche Ge-

Geſinnungen unter?“ ſprach Georg bewegt; das hätte ich nicht gedacht! und wie unnöthig iſt dieſer Schwur! Für wen, und mit wem ſollte ich denn auf jener Seite kämpfen? Die Schweizer ſind abgezogen, das Landvolk hat ſich zerſtreut, die Ritterſchaft liegt in den Feſtungen und wird ſich hüten, den nächſten beſten, der vom Bundesheer herüberläuft, in ihre Mauern aufzunehmen, der Herzog ſelbſt iſt entflohen —“

„Entflohen?“ rief Frondsberg aus, „entflohen? das weiß man noch nicht ſo gewiß; warum hätte der Truchſes dann die Reiter ausgeſchickt?“ ſezte er hinzu; „und überhaupt, wo haſt Du dieſe Nachrichten alle her? Haſt Du den Kriegsrath belauſcht? oder ſollte es wahr ſeyn, was einige behaupten wollen, daß Du verdächtige Verbindungen nach Würtemberg hinüber unterhältſt?“

„Wer wagt dieß zu behaupten?“ rief Georg erblaſſend.

Frondsberg's durchdringende Augen ruhten prüfend auf den Zügen des jungen Mannes. „Höre, Du biſt mir zu jung und ehrlich zu einem Bubenſtücke“, ſagte er, „und wenn Du etwas ſolches im Schilde führteſt, hätteſt Du Dich wohl nicht vom Bunde losgeſagt, ſondern auch ferner Würtemberg's Spion gemacht.“

„Wie? ſpricht man ſo von mir?“ unterbrach ihn Georg; „wenn Ihr nur ein Fünkchen Liebe zu mir habt, ſo nennt mir den ſchlechten Kerl, der ſo von mir ſpricht!“

„Nur nicht gleich wieder ſo aufbrauſend“, entgegnete Frondsberg und drückte die Hand des jungen Mannes; „Du kannſt denken, daß, wenn ein ſolches Wort öffentlich geſprochen würde, oder ich an dieſe Einflüſterungen glaubte, Georg von Frondsberg nicht zu Dir käme. Aber etwas muß denn doch an der Sache ſeyn. Zu dem alten Lichtenſtein kam öfters ein ſchlichter Bauersmann in die Stadt; er fiel nicht auf zu einer Zeit, wo ſo vielerlei Menſchen hier ſind. Aber man gab uns geheime Winke, daß dieſer Bauer ein verſchlagener Mann und ein geheimer Botſchafter aus Würtemberg ſey. Der Lichtenſteiner zog ab, und der Bauer und ſein geheimnißvolles Treiben war vergeſſen. Dieſen Morgen hat er ſich wieder gezeigt. Er ſoll vor der Stadt lange Zeit mit Dir geſprochen haben, auch wurde er in Deinem Haus geſehen. Wie verhält ſich nun dieſe Sache?“

Georg hatte ihm mit wachſendem Staunen zugehört. „So wahr ein Gott über mir iſt“, ſagte er, als Frondsberg geendet hatte, „ich bin unſchuldig. Heute Frühe kam ein Bauer zu mir und —“

„Nun, warum verſtummſt Du auf einmal“, fragte Frondsberg, „Du glühſt ja über und über, was iſt es denn mit dieſem Boten?“

„Ach! ich ſchäme mich, es auszuſprechen, und dennoch habt Ihr ja ſchon Alles errathen; er brachte mir ein Paar Worte von — meinem Liebchen!“ Der junge Mann öffnete bei dieſen Worten ſein Wamms und zog einen Streifen von Pergament hervor, den er dort verborgen hatte. „Seht, dieß iſt Alles, was er brachte“, ſagte er, indem er es Frondsberg bot.

„Das iſt alſo Alles?“ lachte dieſer, nachdem er geleſen hatte; „armer Junge! und Du kennſt alſo dieſen Mann nicht näher? Du weißt nicht, wer er iſt?“

„Nein, er iſt auch weiter nichts, als unſer Liebesbote, dafür wollte ich ſtehen!“

„Ein ſchöner Liebesbote, der nebenher

unſere Sachen auskundſchaften ſoll; weiſſt Du denn nicht, daß es der gefährlichſte Mann iſt? es iſt der Pfeifer von Hardt.“

„Der Pfeifer von Hardt?“ fragte Georg, „zum erſten Mal höre ich dieſen Namen; und was iſt es dann, wenn er der Pfeifer von Hardt iſt?”

„Das weiß Niemand recht, er war im Aufſtand vom armen Conrad einer der ſchrecklichſten Aufrührer, nachher wurde er begnadigt; ſeit der Zeit führt er ein unſtätes Leben, und iſt jezt ein Kundſchafter des Herzogs von Würtemberg.“

„Und hat man ihn aufgefangen?“ forſchte Georg weiter, denn unwillkührlich nahm er wärmeren Antheil an ſeinem neuen Diener.

„Nein, das gerade iſt das Unbegreifliche; man machte uns ſo ſtill als möglich die Anzeige, daß er ſich wieder in Ulm ſehen laſſe; in Eurem Stall ſoll er zulezt geweſen ſeyn, und als wir ihn ganz in Geheim aufheben wollten, war er über alle Berge. Nun, ich glaube Deinem Wort und Deinen ehrlichen Augen, daß er in keinen andern Angelegenheiten zu Dir kam. — Du kannſt Dich übrigens darauf verlaſſen, daß er, wenn es derſelbe iſt, den ich meine, nicht allein Deinetwegen ſich nach Ulm wagte. Und ſollteſt Du je wieder mit ihm zuſammentreffen, ſo nimm Dich in Acht, ſolchem Geſindel iſt nicht zu trauen. Doch der Wächter ruft zehn Uhr. Lege Dich noch einmal auf's Ohr und verträume Deine Gefangenſchaft. Vorher aber gib mir Dein Wort wegen der vierzehn Tage, und das ſage ich Dir, wenn Du Ulm verläſſ'ſt ohne dem alten Frondsberg Lebewohl zu ſagen —"

„Ich komme, ich komme", rief Georg, gerührt von der Wehmuth des verehrten Mannes, die jener umſonſt unter einer lächelnden Miene zu verbergen ſuchte. Er gab ihm Handtreue, wie es der Kriegsrath verlangte, der Ritter aber verließ mit langſamen Schritten die Todtenkammer.

XII.

Nur einmal noch laſſ' leuchten
Mir Deiner Augen Strahl,
Laſſ' hören Deine Stimme
Nur noch ein einzig Mal!

C. Grüneiſen.

Die Mittags-Sonne des folgenden Tages ſendete drückende Strahlen auf einen Reiter, welcher über den Theil der ſchwäbiſchen Alp, der gegen Franken ausläuft, hin zog. Er war jung, mehr ſchlank als feſt gebaut, und ritt ein hochgewachſenes Pferd von dunkelbrauner Farbe; er war wohlbewaffnet mit Bruſtharniſch, Dolch und Schwert; einige andere Stücke ſeiner Armatur, als der Helm und die aus Eiſenblech getriebenen Arm- und Beinſchienen, waren am Sattel befeſtigt. Die hellblau und weiß-geſtreifte Feldbinde, die von der rechten Schulter ſich über die Bruſt zog, ließ errathen, daß der junge Mann von Adel war, denn dieſe Auszeichnung war damals ein Vorrecht höherer Stände.

Er war auf einem Berg-Gipfel angekommen, welcher eine weite Ausſicht in's Thal hinab gewährte. Er hielt ſein ſchnaubendes Roß an, wandte es zur Seite und genoß nun den ſchönen Anblick, der ſich vor ſeinem Auge ausbreitete. Vor ihm eine weite Ebene von waldigen Höhen begränzt, durchſtrömt von den grünen Wellen der Donau; zu ſeiner Rechten die Hügelkette der würtembergiſchen Alb, zu ſeiner Linken in weiter, weiter Ferne die Schneekuppen der Tyroler-Alpen. In freundlichem Blau ſpannte der Himmel ſeinen Bogen über dieſe Scene, und ſeine ſanften lichten Farben contraſtirten ſonderbar mit den ſchwärzlichen Mauern Ulm's, das am Fuße des Berges lag, mit ſeinem dunkelgrauen, ungeheuren Münſterthurm. Die dumpfen Glocken dieſer alten Kirche begannen in dieſem Augenblick den Mittag einzuläuten; ihre Töne zogen in langen, beruhigenden Accorden über die Stadt, über die weite Ebene, bis ſie ſich an den fernen Bergen brachen, und zitternd in das Blau der Lüfte verſchwebten, als wollten ſie auf ihrer melodiſchen Leiter die Wünſche der Menſchen zum Himmel tragen.

„So begleitet Ihr alſo den Scheidenden wie Ihr ſeinen Eintritt begrüßt habt“, rief der junge Reiter, „mit denſelben Tönen, mit denſelben feierlichen Accorden ſprechet Ihr zu ihm, wann er kommt und geht; wie anders, wie ſo ganz anders deutete ich Eure ehernen Stimmen, als mein Ohr Euch zum erſtenmal lauſchte. Da vernahm ich in Euch verwandte Töne, es klang mir wie ein Ruf zur Geliebten! Und jezt, da ich ſcheide, ohne Ausſicht, ohne Freude, jezt ruft ihr mir dieſelben Töne entgegen? Die Geburt meiner ſeligen Hoffnung habt Ihr eben ſo eingeläutet, wie jezt das Grabgeläute meiner Hoffnung? — Das Bild des Lebens!“ ſezte er wehmüthig hinzu, indem er nach einem langen Abſchieds-Blick auf dieſes Thal, auf dieſe Mauern, ſein Pferd wandte. „Das Bild des Lebens! Um Wiege und Sarg ſchweben ſie in gleichen Tönen, und die Glocken meiner Hauskapelle haben an jenem fröhlichen Tage, wo man mich zur Taufe trug, mir eben ſo getönt, wie ſie mir tönen werden, wenn man den lezten Sturmfeder zu Grabe trägt!“

Das Gebirge wurde jezt ſteiler, und Georg, denn als dieſen haben unſere Leſer den jungen Reiter ſchon längſt erkannt, Georg ließ ſein Pferd langſam hinſchreiten, indem er ſeinen Gedanken nachhing. Es war der Weg nach ſeiner Heimath, und die Vergleichungen, die er zwiſchen dieſer Heimkehr und dem fröhlichen Auszug anſtellte, mochten nicht dazu beitragen, ſeine düſteren Gefühle aufzuhellen. Der geſterige Tag, der ſchnelle Wechſel heftiger Empfindungen, ſeine Verhaftung, zulezt noch heute der Abſchied von Männern, die ihm wohlwollten, hatte ihn heftig angegriffen.

Wie treuherzig und gutmüthig hatte Dieterich von Kraft ſein zierlicher Gaſtfreund ſeine Abreiſe bedauert; wie gleich war ſich dieſer gute Menſch in ſeinem Wohlwollen gegen ihn geblieben, vom erſten Becher an, den er mit ihm im Rathhausſaale geleert, bis zum Abſchiedstrunk, den er ſeinem Gaſt noch auf das Pferd hinauf kredenzte; und wie hatte er ihm gelohnt? Beſchäftigt mit ſich ſelbſt hatte er ihn wenig geachtet, überſehen. Wie hatte er dem biedern Breitenſtein, wie dem Helden Frondsberg, der ihn vor den Augen eines Heeres wie ſeinen Liebling ausgezeichnet hatte, wie hatte er ihnen vergolten? Wahrlich, es iſt für ein edles Gemüth kein Gedanke drückender, als der, für undankbar zu gelten bei Männern, in deren Augen wir geachtet ſeyn möchten.

Er hatte unter dieſen trüben Gedanken eine gute Strecke auf dem Gebirgs-Rücken zurückgelegt. Die Strahlen der März-Sonne wurden immer drückender, die Pfade rauher, und er beſchloß, unter dem Schatten einer breiten Eiche ſich und ſeinem Pferde Mittagsruhe zu gönnen. Er ſtieg ab, ſchnallte den Sattelgurt leichter und ließ das ermüdete Thier die ſparſam hervorkeimenden Gräſer aufſuchen. Er ſelbſt ſtreckte ſich unter der Eiche nieder, und ſo gerne er ſich dem Schlafe überlaſſen hätte, wozu nach dem ermüdeten Ritte ihn der kühle Schatten einlud, ſo hielt ihn doch die Beſorgniß, in ſo unruhigen Zeiten in einem Lande, das ſo nahe dem Schauplatz des Krieges lag, um ſein Roß und vielleicht gar um ſeine Waffen zu kommen, einige Zeit wach, bis er in jenen Zuſtand verſank, wo die Seele zwiſchen Wachen und Schlafen umſonſt mit dem Körper kämpft, der ungeſtüm ſeine Rechte fordert.

Er mochte wohl ein Stündchen ſo geſchlummert haben, als ihn das Wiehern ſeines Pferdes aufſchreckte; er ſah ſich um und gewahrte einen Mann, der, ihm den Rücken gekehrt, ſich mit dem Thier beſchäftigte. Sein erſter Gedanke war, daß man ſeine Unachtſamkeit benützen, und das Pferd entführen wolle; er ſprang auf, zog ſein Schwert und war in drei Sprüngen dort. „Halt! was haſt Du da mit dem Pferd zu ſchaffen!“ rief er, indem er ſeine Hand etwas unſanft auf die Schulter des Mannes legte.

„Habt Ihr mich denn ſchon wieder aus Eurem Dienſt entlaſſen, Junker?“ antwortete dieſer und wandte ſich zu ihm; in den liſtigen, kühnen Augen, an dem lächelnden Mund erkannte Georg ſogleich den Boten, den ihm Marie geſandt hatte; er war noch unſchlüſſig, wie er ſich gegen ihn benehmen ſollte, denn Frondsberg's Warnung ſchreckte ihn ab, Marien's Zuverſicht empfahl ihn, doch der Bauer fuhr fort, indem er ihm eine gute Handvoll Heu vorzeigte: „Ich konnte mir wohl denken, daß Ihr keinen Futterſack mitnehmen werdet; auf den Bergen da oben ſieht es noch ſchlecht aus mit dem Gras, da habe ich denn Eurem Braunen einen Armvoll Heu mitgebracht; es hat ihm trefflich behagt.“ So ſprach der Bauer, und fuhr ganz gelaſſen fort dem Pferd das Futter hinzureichen.

„Und woher kommſt Du denn?“ fragte Georg, nachdem er ſich ein wenig von ſeinem Erſtaunen geſammelt hatte.

„Nun, Ihr ſeyd ja ſo ſchnell von Ulm weggeritten, daß ich Euch nicht gleich folgen konnte;“ antwortete jener.

„Lüge nicht!“ unterbrach ihn der junge Mann; „ſonſt kann ich Dir fürder nicht vertrauen. Du kommſt jezt nicht aus jener Stadt her?“

„Nun, Ihr werdet mich doch nicht ſchelten, daß ich mich etwas früher auf den Weg machte als Ihr?“ ſagte der Bauer und wandte ſich ab; doch entging Georg nicht, daß jenes liſtige Lächeln wieder über ſein Geſicht zog.

„Laſſ' mein Pferd jezt ſtehen“, rief Georg ungeduldig, „und komm' mit mir unter die Eiche dort; da ſetze Dich hin und ſprich, aber ohne auszuweichen, warum haſt Du geſtern Abend ſo plözlich die Stadt verlaſſen?“

„An den Ulmern lag es nicht“, entgegnete jener; „ſie wollten mich ſogar einladen länger bei ihnen zu bleiben, und wollten mir freie Koſt und Wohnung geben.“

„Ja, in's tiefſte Verließ wollten ſie Dich ſtecken, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint, und wohin die Kundſchafter und Späher gehören.“

„Mit Verlaub, Junker“, erwiderte der Bote, „da wäre ich, wiewohl ein Paar Stockwerke tiefer, in dieſelbe Behauſung gekommen wie Ihr?“

„Hund von einem Aufpaſſer!“ rief der Junker ungeduldig, indem Zorn ſeine Wangen röthete; „willſt Du meines Vaters Sohn in eine Reihe ſtellen mit dem Pfeifer von Hardt!“

„Was ſprecht Ihr da?“ fuhr der Mann an ſeiner Seite mit wilder Miene auf; „was nennt Ihr für einen Namen? kennt Ihr den Pfeifer von Hardt?“ Er hatte vielleicht unwillkührlich bei dieſen Worten die Axt, die neben ihm lag, in ſeine nervige Rechte gefaſſ't. Seine gedrungene feſte Geſtalt, ſeine breite Bruſt, gaben ihm trotz ſeiner nicht anſehnlichen Größe, doch das Anſehen eines nicht zu verachtenden Kämpfers; ſein wildrollendes Auge, ſein eingepreſſter Mund möchten manchen einzelnen Mann auſſer Faſſung gebracht haben.

Der Jüngling aber ſprang muthig auf, er warf ſein langes Haar zurück, und ein Blick voll Stolz und Hoheit begegnete dem finſteren Auge jenes Mannes; er legte ſeine Hand an den Griff ſeines Schwertes und ſagte ruhig und feſt: „Was fällt Dir ein, Dich ſo vor mich hinzuſtellen und mit dieſer Stirne mich zu fragen; Du biſt, wenn ich nicht irre, der, den ich nannte, Du biſt dieſer Meuter und Anführer von aufrühreriſchen Hunden; pack' Dich fort, auf der Stelle, oder ich will Dir zeigen wie man mit ſolchem Geſindel ſpricht!“

Der Bauer ſchien mit ſeinem Zorn zu ringen; er hieb die Axt mit einem kräftigen Schwung in den Baum, und ſtand nun ohne Waffe vor dem zürnenden, jungen Mann. „Erlaubet“, ſagte er, „daß ich Euch für einandermal warne, daß Ihr Euren Gegner, und ſey er auch nur ein geringer Bauersmann wie ich, nicht zwiſchen Euch und Eurem Braunen ſtehen laſſet; denn wenn ich Euren Befehl, mich fortzupacken, hätte auf's

Schnellſte befolgen wollen, wäre er mir trefflich zu Statten kommen.“

Ein Blick dahin überzeugte Georg, daß der Bauer wahr geſprochen habe; erröthend über dieſe Unvorſichtigkeit, die beweiſen konnte, wie wenig er noch Erfahrung im Kriege beſitze, ließ er ſeine Hand von dem Griff ſeines Schwertes ſinken, und ſezte ſich, ohne etwas zu erwidern, auf die Erde nieder. Der Bauer folgte, jedoch in ehrerbietiger Entfernung, ſeinem Beiſpiel und ſprach: „Ihr habt ganz recht, daß Ihr mir grollt, Herr von Sturmfeder, aber wenn Ihr wüſſtet, wie weh' mir jener Name thut, würdet Ihr vielleicht meine ſchnelle Hitze verzeihen! Ja! ich bin der, den man ſo nennt, aber es iſt mir ein Gräuel, mich alſo rufen zu hören; meine Freunde nennen mich Hanns, aber meinen Feinden gefällt jener Name, weil ich ihn haſſe.“

„Was hat Dir dieſer unſchuldige Name gethan?“ fragte Georg, „warum nennt man Dich ſo? warum willſt Du Dich nicht ſo nennen laſſen?“

„Warum man mich ſo nennt?“ antwortete jener; „ich bin aus einem Dorf, das heiſſt Hardt, und liegt im Unterland nicht weit von Nürtingen; meinem Gewerbe nach bin ich ein Spielmann, und muſicire auf Märkten und Kirchweihen, wenn die ledigen Burſche und die jungen Mägdlein tanzen wollen. Deßwegen nannte man mich den Pfeifer von Hardt. Aber dieſer Name hat ſich mit Unthat und Blut befleckt in einer böſen Zeit, darum habe ich ihn abgethan und kann ihn nimmer leiden.“

Georg maß ihn mit einem durchdringenden Blick, indem er ſagte: „ich weiß wohl, in welcher böſen Zeit; als Ihr Bauern gegen Euern Herzog rebellirt habt, da warſt Du einer von den Aergſten. Iſt's nicht alſo?“

„Ihr ſeyd wohlbekannt mit dem Schickſal eines unglücklichen Mannes;“ ſagte der Bauer finſter zu Boden blickend; „Ihr müſſ't aber nicht glauben, daß ich noch derſelbe bin. Der Heilige hat mich gerettet und meinen Sinn geändert, und ich darf ſagen, daß ich jezt ein ehrlicher Mann bin.“

„O, erzähle mir“, unterbrach ihn der Jüngling, „wie ging es zu in jenem Aufruhr? wie wurdeſt Du gerettet, wie kommt's, daß Du jezt dem Herzog dienſt?“

„Das Alles will ich auf ein andermal verſparen“, entgegnete jener; „denn ich hoffe nicht zum lezten Mal an Eurer Seite zu ſeyn; erlaubt mir dafür, daß ich auch Euch etwas frage; wo ſoll Euch denn dieſer Weg hinführen? da geht nicht die Straße nach Lichtenſtein!“

„Ich gehe auch nicht nach Lichtenſtein“, antwortete Georg niedergeſchlagen; „mein Weg führt nach Franken zu dem alten Oheim; das kannſt Du dem Fräulein vermelden, wenn Du nach Lichtenſtein kommſt.“

„Und was wollt Ihr bei'm Oheim? Jagen? das könn't Ihr anderswo eben ſo gut; Langeweile haben? die kauft Ihr aller Orten wohlfeil; kurz und gut, Junker“, ſezte er gutmüthig-lächelnd hinzu, „ich rathe Euch, wendet Euer Roß und reitet ſo ein Paar Tage mit mir in Würtemberg umher; der Krieg iſt ja ſo gut als beendigt; man kann ganz ungehindert reiſen.“

„Ich habe dem Bund mein Wort gegeben, in vierzehn Tagen nicht gegen ihn zu fechten; wie kann ich alſo nach Würtemberg gehen?“

„Heiſſt denn das gegen ihn fechten,

wenn ihr ruhig Eure Straße ziehet? So alſo, vierzehn Tage lang, in vierzehn Tagen glauben ſie den Krieg vollendet? Wird noch Mancher nach vierzehn Tagen den Kopf verſtoßen an den Mauern von Tübingen. Kommt mit, es iſt ja nicht gegen Euren Eid!“

„Und was ſoll ich in Würtemberg“, rief Georg ſchmerzlich, „ſoll ich recht in der Nähe ſehen, wie meine Kriegsgeſellen bei Eroberung der Feſten ſich Ruhm erwerben? Soll ich den Bundesfahnen, denen ich auf ewig Lebewohl geſagt und den Rücken gekehrt, noch einmal begegnen? Nein! nach Franken will ich ziehen, in meine Heimath“, ſagte er düſter, indem er die umwölkte Stirn in die Hand ſtützte, „in meine alte Mauern will ich mich begraben, und träumen, wie ich hätte glücklich ſeyn können!“

„Das iſt ein ſchöner Entſchluß für einen jungen Mann von Euern Schrot und Korn! Habt Ihr denn in Würtemberg gar nichts zu thun, als des armen Herzogs Burgen zu ſtürmen? Nun, reitet immerhin“, fuhr er fort, indem er den Jüngling mit liſtigem Lächeln anblickte, „verſucht einmal, ob der Lichtenſtein nicht mit Sturm genommen werden könne?“

Der junge Mann erröthete bis in die Stirne hinauf, „wie magſt Du nur jezt Deinen Scherz treiben“, ſagte er, halb in Unmuth, halb lächelnd, „wie magſt Du mit meinem Unglück ſpaßen?“

„Fällt mir nicht ein, Scherz mit meinem gnädigen Junker zu treiben“, antwortete ſein Gefährte; „es iſt mein voller Ernſt, daß ich Euch bereden möchte, dorthin zu ziehen.“

„Und was dort thun?“

„Nun! den alten Herrn für Euch gewinnen, und die Thränen des bleichen Fräuleins ſtillen, das wegen Euch Tag und Nacht weint!“

„Und wie ſoll ich auf den Lichtenſtein kommen? der Vater kennt mich nicht, wie ſoll ich mit ihm bekannt werden?“

„Seyd Ihr der erſte Rittersmann, der nach Sitte der Väter eine freie Zehrung in einem Schloſſ' fordert? Laſſet nur mich dafür ſorgen, ſo ſollt Ihr bald auf den Lichtenſtein kommen!“

Der Jüngling ſann lange Zeit nach, er erwog alle Gründe für und wider, er bedachte, ob es nicht gegen ſeine Ehre ſey, ſtatt vom Schauplatz des Krieges ſich zu entfernen, in eine Gegend zu reiſen, wohin ſich der Krieg nothwendig ziehen muſſte. Doch als er bedachte, wie mild die Bundes-Oberſten ſelbſt ſeinen Abfall angeſehen hatten, wie ſie ſogar im Fall ſeines völligen Uebertrittes zum Feinde nur vierzehn Tage Friſt angeſezt hatten, als ihm Marien's trauernde Miene, ihre ſtille Sehnſucht auf ihrem einſamen Lichtenſtein vorſchwebte, da neigte ſich die Schale nach Würtemberg.

„Noch einmal will ich ſie ſehen, nur noch einmal ſie ſprechen, dachte er. — Nun wohlan“, rief er endlich, „wenn Du mir verſprichſt, daß nie davon die Rede ſeyn ſoll, mich an die Würtemberger anzuſchließen; daß ich nicht als Anhänger Eures Herzogs, ſondern als Gaſt in Lichtenſtein behandelt werde, wenn Du dieß verſprichſt, ſo will ich folgen.“

„Für mich kann ich dieß wohl verſprechen“, antwortete der Bauer, „aber wie kann ich etwas geloben für den Ritter von Lichtenſtein?“

„Ich weiß, wie Du mit ihm ſteh'ſt, und daß Du oft zu ihm nach Ulm kamſt und er ſein Vertrauen in Dich ſezt; ſo gut Du ihm geheime Botſchaft aller Art bringen konnteſt, nicht minder kannſt Du ihm auch dieß beibringen!“

Der Pfeifer von Hardt ſah den jungen Mann lange ſtaunend an: „woher wiſſ't Ihr dieß?“ rief er, „doch — die, welche mich verfolgten, können auch dieß geſagt haben. Nun gut, ich verſpreche Euch, daß Ihr überall ſo angeſehen ſeyn ſoll't, als Ihr wollet; beſteiget Euer Roß, ich will Euch führen, und Ihr ſoll't willkommen ſeyn auf Lichtenſtein!“

XIII.

Da ſpricht der arme Hirte deſſ' mag noch werden Rath.
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Menſch betrat,
Kein Menſch mag ſie erſteigen, nur Geiſſen klettern dort,
Wollt Ihr ſogleich mir folgen, ich bring' Euch ſicher fort.

L. Uhland.

Von jenem Bergrücken, wo Georg den Entſchluß gefaſſt hatte, ſeinem geheimniſſvollen Führer zu folgen, gab es zwei Wege in die Gegend von Reutlingen, wo Marien's Bergſchloß, der Lichtenſtein, lag. Der eine war die offene Heerſtraße, welche von Ulm nach Tübingen führt. Sie führte durch das ſchöne Blauthal, bis man bei Blaubeuren wieder an den Fuß der Alb kam, von da quer über dieſes Gebirge, vorbei an der Feſte Hohen-Urach, gegen Sanct Johann und Pfullingen hin. Dieſer Weg war ſonſt für Reiſende, die Pferde, Sänften oder Wagen mit ſich führten, der bequemere. In jenen Tagen aber, wo Georg mit dem Pfeifer von Hardt über das Gebirge zog, war es nicht rathſam, ihn zu wählen. Die Bundestruppen hatten ſchon Blaubeuren beſezt, ihre Poſten dehnten ſich über die ganze Straße bis gegen Urach hin, und verfuhren gegen jeden, der nicht zum Heer gehörte, oder zu ihnen ſich bekannte, mit großer Strenge und Erbitterung. Georg hatte ſeine Gründe, dieſe Straße nicht zu wählen, und ſein Führer war zu ſehr auf ſeine eigene Sicherheit bedacht, als daß er dem jungen Mann von dieſem Entſchluß' abgerathen hätte.

Der andere Weg, eigentlich ein Fußpfad, und nur den Bewohnern des Landes genau bekannt, berührte auf einer Strecke von beinahe zwölf Stunden nur einige einzeln-ſtehende Höfe, zog ſich durch dichte Wälder und Gebirgsſchluchten, und hatte, wenn er auch hie und da, um die Landſtraße zu vermeiden, einen Bogen machte, und für Pferde ermüdend und oft beinahe unzugänglich war, doch den großen Vortheil der Sicherheit.

Dieſen Pfad wählte der Bauer von Hardt und der Junker willigte mit Freuden ein, weil er hoffen durfte, hier auf keine Bündiſchen zu ſtoßen. Sie zogen raſch fürbaß, der Bauer war immer an Georg's Seite, wenn die Stellen ſchwierig wurden, führte er ſorgſam ſein Pferd und bewies überhaupt ſo viele Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für Reiter und Roß, daß in Georg's Seele jene Warnungen Frondsberg's vor dieſem Manne immer mehr an Gewicht verloren und er nur einen treuen Diener in ihm ſah.

Georg unterhielt ſich gerne mit ihm; er urtheilte über manche Dinge, die ſonſt auſſer dem Kreiſe des Landmanns liegen, klug und ſcharfſinnig und mit einem ſo ſchlagenden Witz, daß er dem ſonſt ernſten, jungen Mann, den ſeine zweifelhafte Lage oft trübe ſtimmte, unwillkührlich ein Lächeln abnöthigte. Von jeder Burg, die in der Ferne aus den Wäldern auftauchte, wuſſte er eine Sage zu erzählen, und die Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher er vortrug, bewies, daß er bei manchem Hochzeitſchmauß, bei manchem Kirchweihtanz neben ſeinem Amt als Spielmann auch das eines Erzählers übernommen haben

haben müſſe. Nur ſo oft Georg auf ſein eigenes Leben, beſonders auf jene Periode kommen wollte, wo der Pfeifer von Hardt eine bedeutende Rolle in dem Aufruhr des armen Conrad geſpielt hatte, brach er düſter ab, oder wuſſte mit mehr Geläufigkeit, als man dem ſchlichten Mann zugetraut hätte, das Geſpräch auf andere Gegenſtände zu bringen.

So waren ſie ohne Aufenthalt fortgereiſt; Hanns wuſſte immer voraus, wann wieder ein Gehöfte kam, wo ſie Erfriſchung für ſich und gutes Futter für das Pferd finden würden. Ueberall war er bekannt, überall wurde er freundlich, wiewohl, wie es Georg ſchien, meiſtens mit Staunen aufgenommen. Er flüſterte dann gewöhnlich ein Viertelſtündchen mit dem Hausvater, während die Hausfrau dem jungen Ritter emſig und freundlich mit Brod, Butter und unvermiſchtem Aepfelwein aufwartete und die „Büebla“ und „Mädla“ den hohen, ſchlanken Gaſt, ſeine ſchönen Kleider, ſeine glänzende Schärpe, die wallenden Federn ſeines Barettes, bewunderten. War dann das kleine Mahl verzehrt, hatte Georg's Pferd wieder Kräfte geſammelt, ſo begleitete das ganze Haus den Scheidenden bis an die Thüre, und der junge Reiter konnte zu ſeiner Beſchämung niemals die Gaſtfreundſchaft der guten Leute belohnen; mit abwechſelnden Blicken auf den Pfeifer von Hardt, weigerten ſie ſich ſtandhaft, ſeine kleinen Gaben anzunehmen. Auch dieſes Räthſel lößte ihm ſein Begleiter nicht; denn ſeine Antwort: „wenn die Leute nach Hardt kommen, kehren ſie auch wieder bei ihm ein“, ſchien nur eine ausweichende Antwort zu ſeyn.

Die Nacht brachten ſie ebenfalls in einem dieſer zerſtreuten Höfe zu, wo die Hausfrau ihrem vornehmen Gaſt mit nicht geringerer Bereitwilligkeit auf der Ofenbank ein Bett zurecht machte, als ſie ihm zu Ehren ein Paar Tauben geopfert und einen dick-geſchmälzten Haberbrei aufgetragen hatte.

Den folgenden Tag ſezten ſie ihre Reiſe auf dieſelbe Art fort, nur kam es Georg vor, als ob ſein Führer mit noch mehr Vorſicht als geſtern zu Werke gehe; denn er ließ, wenn ſie ſich einem Hof nahten, den Reiter wohl fünfhundert Schritte davon Halt machen, nahte ſich behutſam den Gebäuden, und erſt, nachdem er alles ſorgfältig ausgeſpähet hatte, winkte er dem Junker, zu folgen. Georg befragte ihn umſonſt, ob es in dieſer Gegend gefährlicher ſey, ob die Bundestruppen ſchon in der Nähe ſeyen? er ſagte nichts Beſtimmtes darüber.

Doch gegen Mittag, als die Gegend lichter wurde, und der Weg ſich mehr gegen das ebene Land herabzuziehen ſchien, ſchien auch die Reiſe gefährlicher zu werden; denn der Spielmann von Hardt ſchien ſich von jezt an gar nicht mehr den Wohnungen nähern zu wollen, ſondern hatte ſich in einem Hof mit einem Sack verſehen, der Futter für das Pferd und hinlängliche Victualien für ſie beide enthielt; es ſchien, als ob er meiſt noch einſamere Pfade als bisher aufſuche; auch glaubte Georg zu bemerken, daß ſie nicht mehr dieſelbe Richtung befolgen wie früher, ſondern ſehr ſtark zur Rechten einbiegen.

Am Rand eines ſchattigen Buchenwäldchens, wo eine klare Quelle und friſcher Raſen zur Ruhe einlud, machten ſie Halt; Georg ſtieg ab, und ſein Führer bereitete aus ſeinem Sack ein gutes Mittagsmahl. Nachdem er das Pferd verſehen hatte, ſezte er ſich zu den Füßen des jungen Ritters und begann mit großem Appetit zuzugreifen.

Georg hatte ſeinen Hunger geſtillt und betrachtete jezt mit aufmerkſamem Auge die Gegend. Es war ein ſchönes breites Thal, in welches ſie hinabſahen. Ein kleines Flüßchen eilte ſchnell durchhin, die Felder, wovon es begränzt war, ſchienen gut und fleißig angepflanzt, eine freundliche Burg erhob ſich auf einem Hügel am andern Ende des Thales, die ganze Gegend war freundlicher als der Gebirgsrücken, über welchen ſie gezogen waren.

„Es ſcheint, wir haben die Alb verlaſſen?" ſagte der junge Mann, indem er ſich zu ſeinem Gefährten wandte, „dieſes Thal, jene Hügel ſehen bei Weitem freundlicher aus, als der Felſenboden und die öden Waideplätze, die wir durchzogen. Selbſt die Luft weht hier milder und wärmer als oben, wo uns die Winde oft ſo hart anfaſſten."

„Ihr habt recht gerathen, Junker", ſagte Hanns, indem er die Reſte ihrer Mahlzeit ſorgfältig in den Sack legte; „dieſe Thäler gehören ſchon zum Unterland, und jenes Flüßchen, das Ihr ſehet, ſtrömt in den Neckar."

„Wie kommt es aber, daß wir ſo weit vom Weg abbiegen?" fragte Georg; „es kam mir ſchon oben im Gebirge vor, als haben wir die alte Richtung verlaſſen, aber Du wollteſt nie darauf hören. Dieſer Weg muß, ſo viel ich die Lage von Lichtenſtein kenne, viel zu weit rechts führen."

„Nun, ich will es Euch jetzt ſagen",

antwortete der Bauer, „ich wollte Euch auf der Alb nicht unnöthig bange machen, jezt aber ſind wir, ſo Gott will, in Sicherheit; denn im ſchlimmſten Fall ſind wir keine vier Stunden mehr von Hardt, wo ſie uns nichts mehr anhaben ſollen!"

„In Sicherheit?" unterbrach ihn Georg verwundert, „wer ſoll uns etwas anhaben?"

„Ei, die Bündiſchen", erwiederte der Spielmann, „ſie ſtreifen auf der Alb und oft waren ihre Reiter keine tauſend Schritte mehr von uns; mir für meinen Theil wäre es nicht lieb geweſen, in ihre Hände zu fallen, denn ſie ſind mir, wie Ihr wohl wiſſet, gar nicht grün; und auch Euch wäre es vielleicht nicht ganz recht, gefangen vor den Herrn Truchſeß geführt zu werden!"

„Gott ſoll mich bewahren!" rief der Junker; „vor den Truchſeß? lieber laſſe ich mich auf der Stelle todt ſchlagen. Was wollen ſie denn aber hier? Es iſt ja hier in der Nähe keine Veſte von Würtemberg, und Du ſagteſt mir ja doch, ſie können ungehindert durch's Land ziehen; wornach ſtreifen ſie denn?"

„Seht Junker! es giebt überall ſchlechte

Leute; was ein rechter Würtemberger iſt, der läßt ſich eher die Haut abziehen, als daß er den Herzog verräth, nach welchem die Bündler jezt ein Treibjagen halten. *) Aber der Truchſeß ſoll unter der Hand einen ganzen Haufen Gold verſprochen haben, wenn man ihn fängt; er hat ſeine Reiter ausgeſchickt, dieſe ſtreifen jezt überall und die Leute ſagen, es gebe einige unter den Bauern, die ſich vom Gold blenden laſſen, und den Spürhunden alle Klingen und Schlupfwinkel zeigen." (19.)

„Nach dem Herzog ſollen ſie ſtreifen? Der iſt ja aus dem Lande geflohen, oder wie andere ſagen, in Tübingen, auf ſeinem feſten Schloſſe, wo ihn vierzig Ritter beſchüzen."

„Ja, die vierzig Edlen ſind dort", antwortete der Bauer mit ſchlauer Miene; auch des Herzogs Söhnlein, der Chriſtoph iſt dort, das hat ſeine Richtigkeit, ob aber der Herzog ſelbſt dort iſt, weiß Niemand recht. Im Vertrauen geſagt, wie ich ihn kenne, ſchließt er ſich auch nur zur höchſten Noth in eine Veſte ein; er iſt ein kühner, unruhiger Herr; und es iſt ihm wohler in den Wäldern und Bergen, wenn es auch Gefahr hat."

---

*) Vergl. Anm. 18.

„Den Herzog alſo ſuchen ſie? alſo müßte er hier in der Nähe ſeyn?"

„Wo er iſt, weiß ich nicht", erwiederte der Pfeifer von Hardt, „und ich wollte wetten, dieß weiß Niemand als Gott; aber wo er ſeyn wird, weiß ich", ſezte er hinzu, und es ſchien Georg, als ob ein Strahl von Begeiſterung aus dem Auge dieſes Mannes breche: „wo er ſeyn wird, wenn die Noth am höchſten iſt, wo ſeine Getreuen ſich zu ihm finden werden, wo manche treue Bruſt zur Mauer werden wird, um den Herrn in der Noth gegen dieſe Bündler zu ſchützen. Denn iſt er auch ein ſtrenger Herr, ſo iſt er doch ein Würtemberger, und ſeine ſchwere Hand iſt uns lieber als die gleiſſenden Worte des Baiern und des Oeſterreichers."

„Und wenn ſie den unglücklichen Fürſten erkennen, wenn ſie auf ihn ſtoßen? hat er nicht ſeine Geſtalt verhüllt und unkenntlich gemacht. Du haſt mir einmal ſein Geſicht beſchrieben und ich glaube ihn beinahe vor mir zu ſehen, beſonders ſein gebietendes, glänzendes Auge. Aber wie iſt ſeine Geſtalt?"

„Er mag kaum acht Jahre älter ſeyn als Ihr", entgegnete jener, „er iſt nicht ſo groß, als Ihr, aber in Vielem Euch ähnlich an Geſtalt; beſonders wenn Ihr zu Pferd saßet und ich hinter Euch ging, da gemahnte es mich oft und ich dachte, ſo, gerade ſo ſah der Herzog aus, in den Tagen ſeiner Herrlichkeit."

Georg war aufgeſtanden, um nach ſeinem Pferd zu ſehen; die Worte des Bauern hatten ihn um ſeine Sicherheit beſorgt gemacht, und er ſah jezt erſt ein, wie thörigt er gehandelt, in dieſem Kriegesſtrudel ſich durch ein occupirtes Land ſtehlen zu wollen. Es wäre ihm höchſt unangenehm geweſen, in dieſem Augenblicke gefangen zu werden; zwar konnte er nach ſeinem Eide reiſen wohin er wollte, wenn er nur in den nächſten vierzehn Tagen keinen thätlichen Antheil an dem Kampfe gegen den Bund nahm; aber er fühlte, welch nachtheiliges Licht es dennoch auf ihn werfen müſſte, in dieſer Gegend, ſo weit von dem Weg nach ſeiner Heimath aufgegriffen zu werden, und dazu noch in Geſellſchaft eines Mannes, der den Bundes-Oberſten ſehr verdächtig, ſogar gefährlich geſchienen hatte. Umzukehren war keine Möglichkeit, denn es ließ ſich beinahe mit Gewiſſheit annehmen, daß die Bundes-Truppen bereits die ganze Breite der Alb eingenommen haben; das ſicherſte ſchien, ſich zu beeilen, über die äußerſten Poſten des Heeres hinauszukommen; man hatte dann die Gefahr im Rücken, vor und neben ſich aber freie Bahn.

Das ſonſt ſo muntere Thier, das ſeinen Herrn über dieſe Gefahren hinaustragen ſollte, hing die Ohren; die große Eile und die ermüdenden, ſteinigen Fußpfade hatten ſeine Kraft geſchwächt; zu ſeinem großen Verdruß bemerkte Georg ſogar, daß es auf dem linken Vorderfuß nicht gerne auftrete, was nach einem achtſtündigen Weg über ſcharfe, eckigte Felſen nicht zu verwundern war. Der Bauer bemerkte die Verlegenheit des Junkers; er unterſuchte das Thier, und rieth, es noch einige Stunden ſtehen zu laſſen, gab aber zugleich den Troſt, er ſeye der Gegend ſo kundig, daß ſie eine große Strecke in der Nacht zurücklegen können.

XIV.

Es ziehen vom Schwaben-Bunde
Die Jäger durch's Gefild,
Die ſpüren in die Runde
Nach einem Fürſten-Wild.

G. Schwab.

Der junge Mann ergab ſich in ſein Schickſal, und ſuchte Zerſtreuung in der lieblichen Ausſicht, die ſich noch bei weitem herrlicher ſeinen Augen öffnete, als ihn der Bauer etwa fünfzig Schritte höher geführt hatte. Sie ſtanden auf einer Felſenecke, die einen ſchönen Ausläufer der ſchwäbiſchen Alb begränzte. Ein ungeheures Panorama breitete ſich vor den erſtaunten Blicken Georg's aus, ſo überraſchend, von ſo lieblichem Schmelz der Farben, von ſo erhabener Schönheit, daß ſeine Blicke eine geraume Zeit wie entzückt an ihnen hingen. Und wirklich, wer je mit reinem Sinn für Schönheiten der Natur ohne himmelhohe Alpen, ohne Thäler wie das Rheingau zu ſuchen, die ſchwäbiſche Alb beſtiegen hat, dem wird die Erinnerung eines ſolchen Anblickes unter die lieblichſten der Erde gehören.

Man denke ſich eine Kette von Gebirgen, die von der weiteſten Entfernung, dem Auge kaum erreichbar, durch alle Farben einer herrlichen Beleuchtung von ſanftem Grau, durch alle Nüanzen von Blau, am Horizont ſich herzieht, bis das dunkle Grün der näherliegenden Berge mit ſeinem ſanften Schmelz die Kette ſchließt. Auf dieſen Gipfeln eines langen Gebirgsrücken erkennt das Auge Schlöſſer und Burgen ohne Zahl, die wie Wächter auf dieſe Höhen ſich lagern und über das Land hinſchauen. Jezt ſind ihre Thürme zerfallen, ihre ſtattlichen Thore ſind gebrochen, den tiefen Burggraben füllen Trümmer und Moos, und die Hallen, in welchen ſonſt laute Freude erſcholl, ſind verſtummt, aber damals, als Georg auf dem Felſen von Beuren ſtand, ragten ſie noch feſt und herrlich; ſie breiteten ſich wie eine undurchbrochene Schaar gewaltiger Männer zwiſchen den Helden-Geſtalten von Staufen und Hohenzollern aus.

„Ein herrliches Land dieſes Würtemberg“, rief Georg, indem ſein Auge von Hügel zu Hügel ſchweifte; „wie kühn, wie erhaben dieſe Gipfel und Bergwände, dieſe Felſen und ihre Burgen; und wenn ich mich dorthin wende gegen die Thäler des Neckars wie lieblich jene ſanften Hügel, jene Berge mit Obſt und Wein beſezt, jene fruchtbaren Thäler mit ſchönen Bächen und Flüſſen, dazu ein milder Himmel und ein guter, kräftiger Schlag von Menſchen.

„Ja“, fiel der Bauer ein, „es iſt ein ſchönes Land; doch hier oben will es noch nicht viel ſagen, aber was ſo unter Stuttgart iſt, das wahre Unterland, Herr! da iſt es eine Freude im Sommer oder Herbſt, am Neckar hinab zu wandeln; wie da die Felder ſo ſchön und reich ſtehen, wie der Weinſtock ſo dicht und grün die Berge überzieht, und wie Nachen und Flöße den Neckar hinauf und hinabfahren, wie die Leute ſo fröhlich an der Arbeit ſind, und die ſchönen Mädchen ſingen wie die jungen Lerchen!“

„Wohl ſind jene Thäler an der Rems und dem Neckar ſchöner", entgegnete Georg, „aber auch dieſes Thal zu unſern Füßen, auch dieſe Höhen um uns her haben eigenen, ſtillen Reiz; wie heiſſen jene Burgen auf den Hügeln? ſage, wie heiſſen jene fernen Berge?"

Der Bauer überblickte ſinnend die Gegend, und zeigte auf die hinterſte Bergwand, die dem Auge kaum noch ſichtbar aus den Nebeln ragte. „Dort hinten zwiſchen Morgen und Mittag iſt der Roſſberg, in gleicher Richtung herwärts, jene vielen Felſenzacken ſind die Höhen von Urach. Dort, mehr gegen Abend iſt Achalm, nicht weit davon, doch könnt ihr ihn hier nicht ſehen, liegt der Felſen von Lichtenſtein."

„Dort alſo", ſagte Georg ſtille vor ſich hin, und ſein Auge tauchte tief in die Nebel des Abends, „dort wo jenes Wölkchen in der Abendröthe ſchwebt, dort ſchlägt ein treues Herz für mich; jezt auch ſteht ſie vielleicht auf der Zinne ihres Felſens und ſieht herüber in dieſe Welt von Bergen, vielleicht nach dieſem Felſen hin. O daß die Abendlüfte Dir meine Grüße brächten, und jene roſigen Wolken Dir meine Nähe verkündeten!"

„Weiter hin, Ihr ſehet doch jene ſcharfe Ecke, das iſt die Teck; unſere Herzoge nennen ſich Herzoge von Teck, es iſt eine gute feſte Burg; wendet Eure Blicke hier zur Rechten, jener hohe, ſteile Berg war einſt die Wohnung berühmter Kaiſer, es iſt Hohenſtaufen.“

„Aber wie heiſſt jene Burg, die hier zunächſt aus der Tiefe emporſteigt“, fragte der junge Mann; „ſieh' nur, wie ſich die Sonne an ihren hellen weißen Wänden ſpiegelt, wie ihre Zinnen in goldenen Duft zu tauchen ſcheinen, wie ihre Thürme in röthlichem Lichte erglänzen.“

„Das iſt Neuffen, Herr! auch eine ſtarke Veſte, die dem Bunde zu ſchaffen machen wird.“

Die Sonne des kurzen, ſchönen März-Tages begann während dieſem Zwiegeſpräch der Wanderer hinabzuſinken. Die Schatten des Abends rollten dunkle Schleier über das Gebirge, und verhüllten dem Auge die ferneren Gipfel und Höhen. Der Mond kam bleich herauf, und überſchaute ſein nächtliches Gebiet. Nur die hohen Mauern und Thürme von Neuffen röthete die Sonne noch mit ihren lezten Strahlen, als ſey dieſer Felſen ihr Liebling, von welchem ſie ungern ſcheidet. Sie ſank, auch dieſe Mauern hüllten ſich in Dunkel, und durch die Wälder zog die Nachtluft, geheimnißvolle Grüße flüſternd dem heller ſtrahlenden Mond entgegen.

„Jezt iſt die wahre Tageszeit für Diebe und für flüchtige Reiſende, wie wir“, ſagte der Bauer, als er des Junkers Pferd aufzäumte; „ſey es noch um eine Stunde, ſo iſt die Nacht kohlſchwarz, und dann ſoll uns, bis die Sonne wieder aufgeht, kein bündiſcher Reiter ausſpüren!“

„Glaubſt Du es habe Gefahr?“ ſagte Georg, indem er ſeine Hand nach dem Helm ausſtreckte, und das dünne Barett abnahm. „Meinſt Du nicht, wir ſollen uns beſſer wappnen?“

„Laſſ't hängen, Junker“, rief der Bauer lachend, „ſolch' eine Sturmhaube iſt an ſich ſchon kalt, und gibt in einer friſchen Nacht nicht ſehr warm; laſſet immer Euer Barett ſitzen; in dieſer Gegend ſuchen ſie den Herzog nicht, und ſollten ſie kommen, wir zwei fürchten ihrer vier nicht.“

Der junge Mann ließ zögernd ſeinen ſchönen Helm am Sattelknopf hängen, er ſchämte ſich, weniger Muth zu zeigen als ſein Begleiter; der unberitten, nur durch eine dünne lederne Mütze geſchützt, und mit einer einfachen Axt ſchlecht bewaffnet war. Er ſchwang ſich auf. Sein Führer ergriff die Zügel des Roſſes, und ſchritt voran den Berg hinab.

„Du meinſt alſo“, fragte Georg nach einer Weile, „bis hieher werden ſich die bündiſchen Reiter nicht wagen?“

„Es iſt nicht wohl möglich“, antwortete der Pfeifer, „Neuffen iſt ein ſtarkes Schloß und hat gute Beſatzung; ſie werden es zwar in kurzer Zeit mit Heeres-Macht belagern, aber Geſindel wie die handvoll Reiter des Truchſes wagt ſich doch nicht in die Nähe einer feindlichen Burg.“

„Schau! wie hell und ſchön der Mond ſcheint“, rief der Jüngling, der, noch immer erfüllt von dem Anblick auf dem Berge, die wunderlichen Schatten der Wälder und Höhen, die hell-glänzenden Felſen betrachtete; „Siehe wie die Fenſter von Neuffen im Mondlicht ſchimmern!“

„Es wäre mir lieber er ſchiene heute Nacht nicht“, entgegnete ſein Führer, indem er ſich zuweilen beſorgt umſah; „dunkle

Nacht wäre beſſer für uns, der Mond hat ſchon manchen braven Mann verrathen. Doch jezt ſteht er gerade über dem Reiſſenſtein, wo der Rieſe gewohnt hat, es kann nicht mehr lange dauern, ſo iſt er hinunter.“

„Was ſchwazſt Du da von einem Rieſen, der auf dem Reiſſenſtein gewohnt hat?“

„Ja, dort hat vor langer Zeit ein Rieſe gewohnt, (20) das hat ſeine Richtigkeit; dort über dem Berg, gerade wo jezt der Mond ſteht, liegt ein Schloß, das heiſſt der Reiſſenſtein; es gehört jezt den Helfenſteinern; es liegt auf jähen Felſen, weit oben in der Luft, und hat keine Nachbarſchaft als die Wolken und bei Nacht den Mond. Gerade über von der Burg auf einem Berge, worauf jezt der Heimenſtein ſteht, liegt eine Höhle, und darinnen wohnte vor Alters ein Rieſe. Er hatte ungeheuer viel Gold, und hätte herrlich und in Freuden leben können, wenn es noch mehr Rieſen und Rieſinnen auſſer ihm gegeben hätte. Da fiel es ihm ein, er wolle ſich ein Schloß bauen, wie es die Ritter haben auf der Alb. Der Felſen gegenüber ſchien ihm gerade recht dazu.“

„Er ſelbſt aber war ein ſchlechter Baumeiſter; er grub mit den Nägeln haushohe Felſen aus der Alb und ſtellte ſie auf einander, aber ſie fielen immer wieder ein und wollten kein geſchicktes Schloß geben. Da legte er ſich auf den Beurener-Felſen, und ſchrie in's Thal hinab nach Handwerkern; Zimmerleute, Maurer, Steinmetze, Schloſſer, Alles ſolle kommen und ihm helfen; er wolle gut bezahlen."

„Man hörte ſein Geſchrei im ganzen Schwabenland vom Kocher, hinauf bis zum Bodenſee, vom Neckar bis an die Donau, und überall her kamen die Meiſter und Geſellen, um dem Rieſen das Schloß zu bauen. — „Reitet aus dem Mondſchein, Junker, hieher in den Schatten, Euer Harniſch glänzt wie Silber, und könnte leicht den Spürhunden in die Augen glänzen!"

„Nun, um wieder auf den Rieſen zu kommen, ſo war es luſtig anzuſehen, wie er vor ſeiner Höhle im Sonnenſchein ſaß, und über dem Thal drüben auf dem hohen Felſen ſein Schloß bauen ſah; die Meiſter und Geſellen waren flink an der Arbeit und bauten wie er ihnen über das Thal hinüber zuſchrie; ſie hatten allerlei fröhlichen Schwank und Kurzweil mit ihm, weil er von der Bauerei nichts verſtand. Endlich war der Bau fertig und der Rieſe zog ein, und ſchaute aus dem höchſten Fenſter auf's Thal hinab, wo die Meiſter und Geſellen verſammelt waren, und fragte ſie, ob ihm das Schloß gut anſtehe, wenn er ſo zum Fenſter herausſchaue. Als er ſich aber umſah, ergrimmte er, denn die Meiſter hatten geſchworen, es ſey Alles fertig, aber an dem oberſten Fenſter wo er herausſah, fehlte noch ein Nagel."

„Die Schloſſer Meiſter entſchuldigten ſich und ſagten, es habe ſich keiner getraut vor's Fenſter hinaus in die Luft zu ſitzen und den Nagel einzuſchlagen. Der Rieſe aber wollte nichts davon hören, ſondern zahlte den Lohn nicht aus, bis der Nagel eingeſchlagen ſey."

„Da zogen ſie Alle wieder in die Burg, die wildeſten Burſche vermaßen ſich hoch und theuer, es ſey ihnen ein Geringes, den Nagel einzuſchlagen, wenn ſie aber an das oberſte Fenſter kamen und hinausſchauten in die Luft, und hinab in das Thal, das ſo tief unter ihnen lag, und rings um nichts als Felſen, da ſchüttelten ſie den Kopf und zogen beſchämt ab. Da boten die Meiſter zehnfachen Lohn, wer den Nagel einſchlage, und es fand ſich lange Keiner."

„Nun war ein flinker Schloſſer-Geſelle dabei, der hatte die Tochter ſeines Meiſters lieb und ſie ihn auch, aber der Vater war ein harter Mann und wollte ſie ihm nicht zum Weib geben, weil er arm war. Der faſſ'te ſich ein Herz und gedachte, er könne hier ſeinen Schatz verdienen oder ſterben; denn das Leben war ihm verleidet ohne ſie; er trat vor den Meiſter, ihren Vater, und ſprach: gebt Ihr mir Eure Tochter, wenn ich den Nagel einſchlage? der aber gedachte ſeiner auf dieſe Art los zu werden, wenn er auf die Felſen hinabſtürze und den Hals breche, und ſagte, ja."

„Der flinke Schloſſer-Geſelle nahm den Nagel und ſeinen Hammer, ſprach ein frommes Gebet und ſchickte ſich an zum Fenſter hinaus zu ſteigen, und den Nagel einzuſchlagen für ſein Mädchen. Da erhob ſich ein Freuden-Geſchrei unter den Bauleuten, daß der Rieſe vom Schlaf aufwachte und fragte was es gebe. Und als er hörte, daß ſich einer gefunden habe, der den Nagel einſchlagen wolle, kam er, betrachtete den jungen Schloſſer lange und ſagte: „Du biſt ein braver Kerl und haſt mehr Herz als das Lumpen-Geſindel da; komm' ich will Dir helfen." Da nahm er ihn beim Genick, daß es allen durch Mark und Bein ging, hob ihn zum Fenſter hinaus in die Luft und ſagte: „jezt hau' d'rauf zu; ich laſſe Dich nicht fallen."

„Und der Knecht ſchlug den Nagel in

den Stein, daß er feſt ſaß; der Rieſe aber küſſte und ſtreichelte ihn, daß er beinahe um's Leben kam, führte ihn zum Schloſſer-Meiſter und ſprach, „Dieſem gibſt Du Dein Töchterlein.“ Dann ging er hinüber in ſeine Höhle, langte einen Geldſack heraus, und zahlte jeden aus bei Heller und Pfenning. Endlich kam er auch an den flinken Schloſſer-Geſellen; zu dieſem ſagte er: „jezt gehe heim, Du herzhafter Burſche, hole Deines Meiſters Töchterlein, und ziehe ein in dieſe Burg, denn ſie iſt Dein.“

„Deſſ' freuten ſich Alle; der Schloſſer ging heim und —“

„Horch! hörteſt Du nicht das Wiehern von Roſſen?“ rief Georg, dem es in der Schlucht, die ſie durch zogen, ganz unheimlich wurde. Der Mond ſchien noch hell, die Schatten der Eichen bewegten ſich, es rauſchte im Gebüſch, und oft wollte es ihm bedünken, als ſehe er dunkle Geſtalten im Wald neben ihm hergehen.

Der Pfeifer von Hardt blieb ſtehen, ungeduldig, daß ihn der Junker nicht bis zum Ende erzählen laſſe: „Es kam mir vorhin auch ſo vor, aber es war der Wind, der in den Eichen ächzt, und der Schuhu rief im Gebüſch. Wären wir nur das Wieſenthal noch hinüber, da iſt es ſo offen und hell, wie bei Tag; jenſeits fängt wieder der Wald an, da iſt es dann dunkel, und hat keine Noth mehr. Gebt Eurem Braunen die Sporen und reitet Trapp über das Thal hin, ich laufe neben Euch her."

„Warum denn jezt auf einmal Trapp", fragte der junge Mann; „meinſt Du, es hat Gefahr? Geſtehe nur, nicht wahr, Du haſt ſie auch geſehen die Geſtalten im Wald, die neben uns her ſchlichen. Glaubſt Du, es ſind Bündiſche? "

„Nun ja", flüſterte der Bauer, indem er ſich umſah, „mir war es auch, als ob uns Jemand nachſchleiche; d'rum ſputet Euch, daß wir aus dem verdammten Hohlweg heraus kommen, und dann im Trapp über das Thal hinüber, weiter hin hat es keine Gefahr."

Georg machte ſein Schwert locker in der Scheide, und nahm die Zügel ſeines Roſſes kräftiger in die Fauſt. Schweigend zogen ſie die Schlucht hinab, beleuchtet von ſo hellem Mondſchein, daß der junge Mann jeden Zug ſeines Gefährten erkennen konnte und deutlich ſah, daß er ſeine Axt auf die Schulter nahm, und ein Meſſer, das er im Wamms verborgen hatte, herausnahm und in den Gürtel ſteckte.

Sie wollten eben am Ausgang des Hohlweges in das Thal einbiegen, da rief eine Stimme im Gebüſch: „Das iſt der Pfeifer von Hardt, d'rauf Geſellen, der dort auf dem Roß muß der Rechte ſeyn.“

„Fliehet, Junker, fliehet“, rief ſein treuer Führer, und ſtellte ſich mit ſeiner Axt zum Kampf bereit; doch Georg zog ſein Schwert, und in demſelben Augenblick ſah er ſich von fünf Männern angefallen, während ſein Gefährte ſchon mit drei Andern im Handgemenge war.

Der enge Hohlweg hinderte ihn, ſich ſeiner Vortheile zu bedienen, und auf die Seiten auszubiegen. Einer packte die Zügel ſeines Roſſes, doch in demſelben Augenblick traf ihn Georg's Klinge auf die Stirne, daß er ohne Laut niederſank; doch die Andern, wüthend gemacht durch den Fall ihres Genoſſen, drangen noch ſtärker auf ihn ein und riefen ihm zu, ſich zu ergeben; aber Georg, obgleich er ſchon am Arm und Fuß aus mehreren Wunden blutete, antwortete nur durch Schwerthiebe.

„Lebendig oder Tod“, rief einer der Kämpfenden, „wenn der Herr Herzog nicht anders will, ſo mag er's haben.“ Er rief's, und in demſelben Augenblick ſank Georg von Sturmfeder, von einem ſchweren Hieb über den Kopf getroffen, nieder. In tödtlicher Ermattung ſchloß er die Augen, er fühlte ſich aufgehoben und weggetragen, und hörte nur das grimmige Lachen ſeiner Mörder, die über ihren Fang zu triumphiren ſchienen.

Nach einer kleinen Weile ließ man ihn auf den Boden nieder, ein Reiter ſprengte heran, ſaß ab und trat zu denen, die ihn getragen hatten. Georg raffte ſeine lezte Kraft zuſammen, um die Augen noch einmal zu öffnen. Er ſah ein unbekanntes Geſicht, das ſich über ihn herab beugte; „Was habt Ihr gemacht?“ hörte er rufen, „dieſer iſt es nicht, Ihr habt den falſchen getroffen. Macht, daß Ihr fort kommt, die von Neuffen ſind uns auf den Ferſen.“ Matt zum Tode ſchloß Georg ſein Auge, nur ſein Ohr vernahm wilde Stimmen und das Geräuſch von Streitenden, doch auch dieſes zog ſich ferne; feuchte Kälte drang aus dem Boden des Wieſen-Thales, und machte ſeine Glieder erſtarren, aber ein ſüßer Schlummer ſenkte ſich auf den Verwundeten herab, und mit dem lezten Gedanken an die Geliebte entſchwanden ſeine Sinne.

Anmerkungen.

1.

Ulrich von Würtemberg, geb. 1487, wurde 1498 in ſeinem eilſten Jahre als Herzog belehnt mit einer Mit-Regentſchaft, welche in ſeinem ſechzehnten Jahr aufgehoben wurde und Ulerich von 1503 an allein regierte. Er ſtarb im Jahr 1550.

2.

Es iſt hier Eberhard im Bart gemeint, der, geb. 1445, geſt. 1496, ſehr weiſe regierte. Er war der erſte Herzog von Würtemberg. Chriſtoph, geb. 1515, geſt. 1568, ein Fürſt, deſſen Andenken nicht nur in Würtemberg, ſondern in ganz Teutſchland geſegnet wird. Er iſt der Stifter der würtembergiſchen Conſtitution.

3.

Christ. Tubingii Chron. Blabur ad annum 1516: Maximilianus Caesar ex suggestione Ducis Bavariae et sororis uxoris Udalrici aliorumque non multum Udalrico deinceps favere cepit.

4.

Das Nähere über dieſe Einnahme iſt in der trefflichen Geſchichte Würtemberg's von C. Pfaff I. 291, und Sattler, Geſchichte der Herzoge von Würtemberg. II. 5. Hauptſächlich aber bei Pedius Thethinger in comment. de reb. Wurtemb. sub Ulrico Lib. I. in fine und ap. Schradii script. rerum germ. Tom. II. pag. 885 zu leſen.

5.

Der Herzog hatte mit Landgraf Philipp von Heſſen ein Bündniß errichtet auf zweihundert Reiter und ſechshundert zu Fuß, eben ſo mit Markgraf Ernſt von Baden, aber ſie entſchuldigen ſich Beide, daß ſie ſelbſt mit einem Einfall bedroht ſeyen.

6.

Georg von Fronbsberg, geb. 1475, geſt. 1528, einer der berühmteſten Feldherren ſeiner Zeit, der in Teutſchland, Frankreich, Italien, den Niederlanden ſich mit Ruhm bedeckte. Er iſt derſelbe, der 1521 zu Luther, der auf den Reichstag zu Worms geladen war, jene denkwürdigen Worte ſagte: „Münchlein, Münchlein, Du gehſt jezt einen gefährlichen Gang u. ſ. w.“

7.

So nennt ihn Sattler, Geſchichte der Herzoge. II. 8.

8.

Ulerich von Hutten, geb. 1488, ſtarb 1523 in Ufnau am Zürcherſee. Er iſt berühmt durch eine groſe Anzahl Schriften und als kühner Beförderer der Reformation. Er griff Ulerich von Würtemberg in Gedichten, Briefen und Reden an, die der gelehrte Nicolaus Barbatus zu Marburg in ſehr geläufigem Latein mit triftigen Gründen widerlegt. Vergl. Schradius II. 385. Bekannt iſt ſein Wahlſpruch: „jacta alea esto.“

9.

Franz von Sickingen, ein berühmter Zeitgenoſſe des Lezteren; er wird in dieſem Krieg von Sattler als öſterreichiſcher Rath aufgeführt.

10.

Göz von Berlichingen erzählt in ſeinem Leben (Ausgabe von Franck von Steigerwald, Nürnberg 1731.) weitläuftig wie es ſich zugetragen, daß er zum Herzog Ulerich gehalten habe. Seite 142. fährt er fort: „Da zog der Herzog vor Reutlingen und gewann es auch, darum ſich auch Ihre fürſtliche Gnaden und mein Unglück anheben that, daß Ihre fürſtliche Gnaden verjagt worden, und ich darob zu Scheitern ging." Denn der ſchwäbiſche Bund nahm nicht Rückſicht darauf, daß Göz kurz vorher dem Herzog ſeine Dienſte aufgeſagt hatte, ſondern belagerte ihn in Meckmühl und nahm ihn gefangen.

11.

Die Herren von Spät waren der Herzogin auf ihrer Flucht aus dem Lande behülflich geweſen. Der Herzog hatte bittere Rache an ihren Gütern genommen.

12.

Siehe C. Pfaff's Geſchichte, 1. 278.

13.

Es ſind dieß Frondsberg's eigene Worte, die er zu Göz von Berlichingen ſprach, und die dieſer in ſeiner Geſchichte, Seite 83. anführt.

14.

Die Eidgenoſſen verboten zu erſt nur die Werbungen des Herzogs in ihren Landen, wie aus Sattler, Beilage Nr. 8. zum zweiten Theil der Herzoge erhellt. Nachher riefen ſie ihre Leute ganz zurück, und zwar auf die Vorſtellungen des ſchwäbiſchen Bundes.

15.

Ein gedrucktes Schreiben „des Bundes zu Schwaben an gemeine Landſchaft zu Würtemberg" dieſes Inhaltes vom 24 Mart. 1519 findet ſich in der Beilage Nr. 12 bei Sattler.

16.

Sie zogen den 17. März ab. Der Herzog reiſte ſogleich nach Kirchheim um ſie aufzuhalten, allein hier kam eine zweite Ordre unter Bedrohung des Verluſtes ihrer Güter und der Leib- und Lebensſtrafe nach Haus zu eilen. Sattler II. §. 6. Thethinger pag.66. Interim cum Helvetiorum primoribus agunt foederati, missis in urbes eorum legatis, ne Ducis Huldrichi negotio belloque se nunc immisceant, suos abscedere jubeant.

17.

Sattler §. 6. Ausführlich führt dieſe Rede an: Thethinger comment. de reb. Würtemb. p.66.

18.

Dieſe Ergebenheit und Treue der Würtemberger beſchreibt im angeführten Ort Thethinger. Als einen ſehr wichtigen Grund gegen die Angriffe Hutten's führt ſie auch Nicolaus Barbatus in ſeiner zu Marburg gehaltenen Rede auf. Vergl. Schradius. II. 386. Wir machen auf dieſen Umſtand beſonders aufmerkſam, weil man gewöhnlich annimmt, es ſey den Würtembergern recht geweſen, daß man Ulerich verjagte; Thethinger's Worte ſind: „Als dieß die Würtemberger hörten, beklagten ſie ihr Schickſal heftig, das ihnen nicht vergönne zu fechten. — Magno Fremitu fortunam suam questi. — Noch merkwürdiger ſind die Worte Nicolai Barbati; er ſucht die Beſchuldigungen Ulerich's von Hutten zu widerlegen: „Welcher Tyrann war den ſeinigen werth? Ulerich lieben die Seinigen. Welcher Tyrann wird, wenn er verjagt iſt, von ſeinen Untergebenen zurück gewünſcht? Mit Bitten und Gebet wünſchen ſich ſeine Untergebenen den Herzog zurück und bitten die Götter, ſie möchten ihnen den Herrn zurückgeben, u. ſ. w.“

19.

Ulerich beklagt ſich mehrere Mal über die Nachſtellungen ſeiner Feinde. Im Jahr 1534 ſoll ein für ihn von Dieterich Spät gedungener Meuchelmörder gefangen worden ſeyn. Sattler Geſch. d. Herzoge. 3. Seite 47. Im Jahr 1536 wurde im Amt Dornſtätten ein Zigeuner verhaftet, welcher ausſagte, von Herzog Wilhelm in Baiern für Ermordung des Herzogs drei Gulden bekommen zu haben. C. Pfaff Geſchichte I. 288. Ein Beweis, daß ſolche Verſuche vorkamen.

20.

Dieſe Sage erzählt G. Schwab, der treue, freundliche Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb. Er hat ſie in einer Romanze: „Der Bau des Reiſſenſtein's“ der Nachwelt aufbehalten.

Anhang.

Folgende ſchöngeiſtige Schriften ſind in dem Verlage der Gebrüder Franckh erſchienen, und jedem Gebildeten zu empfehlen:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan.

Herausgegeben von ∘∘∘∘f.

8. elegant broſchirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 gr. ſächſ.

Einleitung. Inhalt: 1) Der Herausgeber macht eine intereſſante Bekanntſchaft. 2) Der ſchauerliche Abend. 3) Der ſchauerliche Abend. (Fortſetzung). 4) Das Manuſcript.

I. Abtheilung. Die Studien des Satan auf der berühmten Univerſität......en.

5) Einleitende Bemerkungen. 6) Wie der Satan die Univerſität bezieht, und welche Bekanntſchaften er dort macht. 7) Er beſucht Collegien, was er darin lernt. 8) Der Satan bekömmt Händel und ſchlägt ſich; Folgen davon. 9) Seine Rache am Dr. Schnatterer. 10) Wird wegen Umtrieben eingezogen und verhört; er verläßt die Univerſität.

II. Abtheilung. Unterhaltungen des Satan und des ewigen Juden in Berlin.

11) Wen der Satan im Thiergarten traf? 12) Er beſucht mit dem ewigen Juden einen äſthetiſchen Thee. 13) Angſtſtunden des ewigen Juden. 14) Der Fluch, Novelle. 15) Das Intermezzo. — Die Trinker.

III. Satans Beſuch bei Herrn von Göthe.

16) Bemerkungen über das Diaboliſche in der deutſchen Literatur. 17) Der Beſuch.

IV. Der Feſttag im Fegefeuer.

18) Beſchreibung des Feſtes. Satan lernt drei merkwürdige Subjekte kennen. 19) Geſchichte eines deutſchen Stutzers.

Wir übergeben dieſe eben ſo orginelle als intereſſante Schrift, die ſich mit treffender Wahrheit, mit dem glänzendſten Witz, mit der feinſten Satyre über alles, was Politik und Literatur in unſern Tagen aufweiſ't, verbreitet, mit großem Vergnügen dem Publikum; überzeugt, daß wer gediegenes Urtheil über Literatur, intereſſante Bemerkungen über Politik, geiſtreiche Erzählung und einen reichen, ſprühenden Humor liebt, unſere ſataniſchen Memoiren nicht unbefriedigt aus der Hand legen werde.

Eduard.

Von der Verfaſſerin der Urika.

Aus dem Franzöſiſchen. Zwei Theile elegant broſch.

3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr.

Vor wenigen Wochen erſchien zu Paris Eduard, das neueſte Werk jener geiſtreichen Dame, die ſchon in ihrer Urika gezeigt hat, wie ſehr ſie es verſtehe, alle Sinne zu bezaubern und das Herz zu rühren. Wir übergeben hier dem Publikum eine vortreffliche Ueberſetzung dieſes Werkes, und enthalten uns, es mit weiterem Lobe zu begleiten, überzeugt, daß Eduard eine nicht minder günſtige Aufnahme finden wird, als Urika.

Der Mann im Mond,

oder der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Von H. Clauren.

2 Theile. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

Oktavia,
oder Leben und Abenteuer einer fürſtlichen Maitreſſe.

Aus den Papieren eines verſtorbenen Diplomaten.
Zwei Theile. 8. elegant broſchirt.

Denkwürdigkeiten der Miß Henriette Wilſon,
Englands Ninon.

Aus dem Engliſchen. Erſter, zweiter und
dritter Band. gr. 12. br. Jeder Band
1 fl. 36 kr. oder 21 groſch.

Die geiſtreich-erzählende Chronique scandaleuse der jetzigen vornehmen Welt Englands, eine ächte Caſanovaniade, aber voll Laune und Intereſſe, wird auch in Deutſchland ein zahlreiches Publikum finden; daß ein ſchönes Weib, in deren Feſſeln Feldherren und Staatsmänner, Gelehrte und Stutzer, Lords und Gentlements, ein Wellington und ein Lamb ſchmachteten, viel Denkwürdiges erlebt haben mußte, wird auch ohne obiges Werk geleſen zu haben, Niemand bezweifeln, und um dieſe Ausgabe dem Publikum zu empfehlen, brauchen wir kaum hinzuzufügen, daß von dem Original in London 50,000 Exemplare bei deſſen Erſcheinen abgeſetzt wurden. Dem zweiten Band ſind ſehr pikante Notizen über vornehme, auch in Deutſchland wohlbekannte Engländer beigefügt, in welchem ſich, wie in der Erzählung ihrer Erlebniſſe die Meiſterſchaft der Verfaſſerin in Charakterzeichnungen offenbart. Dem dritten Bande iſt das wohlgetroffene Bildniß der weiblichen Caſanova beigegeben.

WALTER SCOTT.

Einladung zur Subſcription
auf
eine beiſpiellos wohlfeile und elegante
Taſchenausgabe
von
Walter Scott's
# ſämmtlichen Werken.

Jedes Bändchen zu Neun Kreuzer oder
Zwei Groſchen ſächſ.

Unter der durch die Hennings'ſche Buchhandlung in Gotha kürzlich in den öffentlichen Blättern angekündigten wohlfeilen Taſchenausgabe der Walter Scott'ſchen Werke, war, wie es ſich nun ergibt, nur das erſte Bändchen zu Neun Kreuzer oder Zwei Groſchen verſtanden, dagegen ſoll jedes folgende Bändchen Achtzehn Kreuzer, oder Vier Groſchen, alſo gerade das Doppelte koſten. Es iſt vorauszuſehen, daß das Publikum ſich ungerne auf ſolche Art getäuſcht ſieht, und deßwegen dieſe Ausgabe, die nach der gegebenen Probe auch nicht ſehr empfehlenswerth überſetzt iſt, wenig unterſtützen wird.

Um nun die unübertrefflichen Werke des großen Britten — Walter Scott — ſo allgemein als möglich zu verbreiten, erſcheint bei Unterzeichnetem eine:

beiſpiellos wohlfeile
Taſchenausgabe
von
Walter Scott's
ſämmtlichen proſaiſchen Werken
Jedes Bändchen von acht Bogen zu Neun
Kreuzer oder Zwei Groſchen,

auf milchweißem Papier, elegant broſchirt, alle Monate 2 Bändchen, ſo daß das Ganze in wenigen Jahren in den Händen der Subſcribenten iſt.

Dieſe Ausgabe iſt viermal wohlfeiler als die bekannte Zwickauer Ausgabe, welche bis jezt die wohlfeilſte war; Format und Druck mit deutſchen Buchſtaben dagegen bei weitem dieſer Ausgabe vorzuziehen. Eine ausführliche Anzeige hierüber, in welcher die Reihenfolge der Werke nebſt Bändezahl genau angegeben iſt, iſt in jeder guten Buchhandlung gratis zu erhalten.

Die Erzählungen erſcheinen in folgender Ordnung:

Erzählungen von den Kreuzfahrern.		
Die Verlobten. . . .	4	Bändchen.
Richard Löwenherz in Paläſtina, Erzählung von den Kreuzfahrern	4	—
Leben Napoleons. . .	6	—
Redgauntlett. Eine Erzählung aus dem 13ten Jahrhundert.	5	—
Quintin Durward . .	5	—
Kenilworth. . . .	5	—
Ivanhoe	4	—
Der Aſtrolog. Eine kaledoniſche Wunderſage. . . .	5	—
Der Alterthümler. Ein romant. Gemälde. . . .	5	—

Das Kloſter.	5	Bändchen
Der Abt.	5	—
Robin der Rothe. Eine ſchottiſche Sage	5	—
Die Schwärmer. Ein romant. Gemälde.	5	—
Der Pirat.	5	—
Waverley, oder Schottland vor ſechzig Jahren.	5	—
Die Braut von Lamermoor.	5	—
Das Herz von Midlothian.	5	—
Montroſe.	3	—
Nigel's Schickſale.	5	—
Ritter Peveril vom Gipfel.	5	—
Der ſchwarze Zwerg. Eine ſchottiſche Sage.	2	—
Der St. Ronans-Brunnen	5	—

Es wird nur eine einzige Auflage von dieſer wohlfeilen Ausgabe gemacht, daher Jedermann wohl thun wird, ſich bald darauf zu ſubſcribiren, indem dieſe in der deutſchen Literatur noch beiſpielloſe Wohlfeilheit nur bei einer Auflage von 20000 Exemplaren erzweckt werden kann.

Mit dem 1. Januar 1826 wird das erſte Bändchen ausgegeben und alle 14 Tage regelmäßig ein Bändchen folgen.

Subſcribentenſammler erhalten bei neun Exemplaren das zehnte gratis. Wer daher Luſt hat, ſich dafür zu verwenden, dem ſtehen Anzeigen und Subſcribentenzettel auf frankirte Briefe zu Dienſten.

Stuttgart, den 1. November 1825.

Friedrich Franckh.

Lichtenſtein.

Von demſelben Verfaſſer erſchien in unſerm Verlage:

ttheilungen aus den Memoiren des Satan. Von ****f. 8. broſch

r Mann im Mond, oder der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme. Von H. Clauren. 2 Thle. 8.

Lichtenſtein.

Romantiſche Sage
aus der
würtembergiſchen Geſchichte.

Von
Wilhelm Hauff.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Bei Friedrich Franckh.
1826.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig

59-4188

D

23. 6. 59.

NK.

Bl. Lit. | Kauff

Jl

I.

Von vieler Burgen Walle
Des Bundes Fahnen weh'n,
Die Städte huld'gen alle,
Kein Schloß mag widerſteh'n.
Nur Tübingen, die Veſte
Verſpricht noch Wehr und Trutz.

G. Schwab.

Der ſchwäbiſche Bund war mit Macht in Würtemberg eingedrungen, von Tag zu Tag gewann er an Boden, von Woche zu Woche wurden ſeine Heere furchtbarer. Zuerſt war nach langer muthiger Gegenwehr der Höllenſtein, das feſte Schloß von Heidenheim gefallen. Ein tapferer Mann, Stephan von Lichow hatte dort befehligt, aber mit ſeinem Paar Feldſchlangen, mit einer Handvoll Knechte konnte er den Tauſenden des Bundes und der Kriegskunſt eines Frondsberg nicht widerſtehen. Bald nachher fiel Göppingen. Nicht minder tapfer als der von Lichow hatte ſich Philipp von Rechberg gewehrt, hatte ſogar für ſich und ſeine Knechte freien Abzug erfochten; aber das Schickſal des Landes vermochte er nicht abzuwenden. Teck, damals noch eine ſtarke, feſte Burg, fiel durch Unvorſichtigkeit der Beſatzung; am muthigſten hielt ſich Meckmühl, es ſchloß einen Mann in ſeinen Mauern ein, der ſich allein mit zwanzig der Belagerer geſchlagen hätte; ſein eiſerner Wille war oft nicht minder ſchwer als ſeine eiſerne Hand auf ihnen gelegen. Auch dieſe Mauern wurden gebrochen, und Göz von Berlichingen fiel in des Bundes Hand. Auch Schorndorf konnte den Kanonen Georg's von Frondsberg nicht widerſtehen; es war die feſteſte Stadt geweſen, mit ihr fiel das Unterland. (1)

So war nun ganz Würtemberg bis herauf gegen Kirchheim in der Bündiſchen Gewalt, und der Baiern Herzog brach ſein Lager auf, um mit Ernſt an Stuttgart zu gehen. Da kamen ihm Geſandten entgegen nach Denkendorf, die um Gnade flehten. Sie durften zwar nicht wagen vor dem erbitterten Feind ihren Herzog zu entſchuldigen, aber ſie gaben zu bedenken, daß ja er, die Urſache des Krieges, nicht mehr unter ihnen ſey, daß man nur gegen ſeinen unſchuldigen Knaben, den Prinzen Chriſtoph und gegen das Land Krieg führe. Aber vor der ehernen Stirne Wilhelm's von Baiern, vor den habgierigen Blicken der Bundes-Glieder fanden dieſe Bitten keine Gnade. Ulerich habe dieſe Strafe verdient, gab man zur Antwort, das Land habe ihn unterſtüzt, alſo mit gefangen, mit gehangen, — auch Stuttgart mußte ſeine Thore öffnen. (2)

Aber noch war der Sieg nichts weniger als vollſtändig; der größte Theil des Oberlandes hielt noch zu dem Herzog, und es ſchien nicht, als ob er ſich auf den erſten Aufruf ergeben wollte. Dieſes höher gelegene Gebirgs-Land wurde von zwei feſten Plätzen, Urach und Tübingen, beherrſcht, ſo lange dieſe ſich hielten, wollten auch die Lande umher nicht abfallen. In Urach hielt es die Bürgerſchaft mit dem Bunde, die Beſatzung mit dem Herzog. Es kam zum Handgemenge, worin der tapfere Commandant erſtochen wurde, die Stadt ergab ſich den Bündiſchen.

Und ſo war in der Mitte des April

nur Tübingen noch übrig; doch dieſes hatte der Herzog ſtark befeſtigt; dort waren ſeine Kinder und die Schätze ſeines Hauſes; dem Kern des Adels, vierzig wackeren, kampfgeübten Rittern und zwei hundert der tapferſten Landeskindern war das Schloß anvertraut. Dieſe Veſte war ſtark; mit Kriegsvorräthen wohl verſehen, an ihr hingen jezt die Blicke der Würtemberger; denn aus dieſen Mauern war ihnen ſchon manches Schöne und Herrliche hervorgegangen, von dieſen Mauern aus konnte das Land wieder dem angeſtammten Fürſten erobert werden, wenn es ſich ſo lange hielt, bis er Entſatz herbeibrachte. Und dorthin wandten ſich jezt die Bündiſchen mit aller Macht. Ihrer Gewappneten Schritte tönten durch den Schönbuch, die Thäler des Neckars zitterten unter dem Hufſchlag ihrer Roſſe; auf den Fildern zeigten tiefe Spuren, wohin die ſchweren Feldſchlangen, Falkonen und Bombarden, die Kugel- und Pulverwagen, der ganze furchtbare Apparat einer langen Belagerung gezogen war.

Dieſe Fortſchrittte des Krieges hatte Georg von Sturmfeder nicht geſehen. Ein tiefer, aber ſüßer Schlummer hielt wie ein mächtiger Zauber ſeine Sinne viele Tage lang gefangen; es war ihm in dieſem Zuſtand wohl zu Muth wie einem Kinde, das an dem Buſen ſeiner Mutter ſchläft, nur hin und wieder die Augen ein wenig öffnet, um in eine Welt zu blicken, die es noch nicht kennt, um ſie dann wieder auf lange zu verſchließen. Schöne beruhigende Träume aus beſſeren Tagen gaukelten um ſein Lager, ein mildes, ſeliges Lächeln zog oft über ſein bleiches Geſicht und tröſtete die, welche mit banger Erwartung ſeiner pflegten.

Wir wagen es, den Leſer in die niedere Hütte zu führen, die ihn gaſtfreundlich aufgenommen hatte, und zwar am Morgen des neunten Tages, nachdem er verwundet wurde.

Die Morgen-Sonne dieſes Tages brach ſich in farbigen Strahlen an den runden Scheiben eines kleinen Fenſters, und erhellte das größere Gemach eines dürftigen Bauernhauſes. Das Geräthe, womit es ausgeſtattet war, zeugte zwar von Armuth, aber von Reinlichkeit und Sinn für Ordnung. Ein großer eichener Tiſch ſtand in einer Ecke des Zimmers, auf zwei Seiten von einer hölzernen Bank umgeben. Ein geſchnitzter, mit hellen Farben bemalter Schrein mochte den Sonntagsſtaat der Bewohner, oder ſchöne ſelbſtgeſponnene Leinwand enthalten; das dunkle Getäfer der Wände trug rings um ein Bret, worauf blanke Kannen, Becher und Platten von Zinn, irdenes Geſchirr mit ſinnreichen Reimen bemahlt, und allerlei muſikaliſche Inſtrumente eines längſt verfloſſenen Jahrhunderts, als Zimbeln, Schalmeien und eine Zitter aufgeſtellt waren. Um den großen Kachelofen, der weit vorſprang, waren reinliche Linnen zum Trocknen aufgehängt, und ſie verdeckten beinahe dem Auge eine große Bettſtelle, mit Gardinen von groß-geblümtem Gewebe, die im hinterſten Theil der Stube aufgeſtellt war.

An dieſem Bette ſaß ein ſchönes, liebliches Kind, von etwa ſechzehn bis ſiebzehn Jahren. Sie war in jene maleriſche Bauerntracht gekleidet, die ſich theilweiſe bis auf unſere Tage in Schwaben erhalten hat. Ihr gelbes Haar war unbedeckt, und fiel in zwei langen, mit bunten Bändern durchflochtenen Zöpfen über den Rücken hinab. Die Sonne hatte ihr freundliches, rundes Geſichtchen etwas gebräunt, doch nicht ſo ſehr, daß es das ſchöne jugendliche Roth auf der Wange verdunkelt hätte; ein munteres, blaues Auge blickte unter den langen Wimpern hervor. Weiße faltenreiche Aermel bedeckten bis an die Hand den ſchönen Arm, ein rothes Mieder mit ſilbernen Ketten geſchnürt, mit blendend weißen, zierlich genähten Linnen umgeben, ſchloß eng um den Leib; ein kurzes, ſchwarzes Röckchen fiel kaum bis über die Kniee herunter; dieſe ſchmucken Sachen und dazu noch eine blanke Schürze und ſchneeweiße Zwickelſtrümpfe mit ſchönen Kniebändern, wollten beinahe zu ſtattlich ausſehen zu dem dürftigen Gemach, beſonders da es Werktag war.

Die Kleine, ſpann emſig feine, glänzende Fäden aus ihrer Kunkel, zuweilen lüftete ſie die Gardinen des Bettes und warf einen verſtohlenen Blick hinein. Doch ſchnell, als wäre ſie auf böſen Wegen erfunden worden, ſchlug ſie die Vorhänge wieder zu und ſtrich die Falten glatt, als ſollte Niemand merken, daß ſie gelauſcht habe.

Die Thüre ging auf, und eine runde ältliche Frau in derſelben Tracht wie das Mädchen, aber ärmlicher gekleidet, trat ein. Sie trug eine dampfende Schüſſel Suppe zum Frühſtück auf, und ſtellte Teller auf dem Tiſche zurecht. Indem fiel ihr Blick auf das ſchöne Kind am Bette, ſie ſtaunte ſie an und wenig hätte gefehlt, ſo ließ ſie den Krug mit gutem Apfelwein fallen, den ſie eben in der Hand hielt.

„Was fällt Der aber um Gottes Willa ei', Bärbele," ſagte ſie, indem ſie den Krug niederſezte und zu dem Mädchen trat, „was fällt Der ei, daß de am Wertich da nuia rautha Rock zum Spinna anziehſt? und au 's nui Mieder hot ſe an, und, ei daß Di! — au a ſilberne Kette. Und en friſcha Schurz und Strümpf no ſo mir nix Dier nix aus em Kaſta reißa? Wer wird denn en ſolcha Hochmuath treiba, Du dumms Ding, Du? Woißt Du net, däß mer arme Leut ſind? und daß Du es Kind voma ouglückliche Mann biſt?—" *)

Die Tochter hatte geduldig die ereiferte Frau ausreden laſſen; ſie ſchlug zwar die Augen nieder, aber ein ſchelmiſches Lächeln, das über ihr Geſicht flog, zeigte, daß die

---

*) Wir ſetzen für Leſer, welche dieſes Idiom nicht verſtehen, hier eine getreue Ueberſetzung bei: „was fällt Dir aber um Gottes Willen ein, daß Du am Werktag den neuen rothen Rock zum Spinnen anziehſt? Auch das neue Mieder hat ſie an und eine ſilberne Kette. Und einen friſchen Schurz und friſche Strümpfe ungefragt aus dem Kaſten reißen! wer wird ſolchen Hochmuth treiben? Dummes Kind, weißt Du nicht, daß wir arme Leute ſind, daß Du die Tochter eines unglücklichen Mannes biſt?"

Strafpredigt nicht ſehr tief gehe. „Ei, ſo laſſet uich doch brichta", antwortete ſie, „was ſchadet's denn dem Rock, wenn i ihn au amol amma chriſtlicha Wertag ahan? an der ſilberna Kette wird au nix verderbt, und da Schurz kann i jo wieder wäſcha!" *)

„So? als wemma et immer gnuag z'wäſcha und z'puza hätt? So ſag mer no, was iſt denn in De gfahra, daß De ſo ſtrählſt und ſchöa machſt?" **)

***) „Ah was!" flüſterte das erröthende Schwabenkind, „wiſſet er denn net, daß heut der acht' Tag iſt? hot et der Aetti g'ſait, der Junker werd' am heutiga Morga verwacha, wenn ſei Tränkle guete Wirking häb? und do hanne eba denkt—"

---

*) „Laſſet Euch doch berichten! was ſchadet es denn dieſem Rock, wenn ich ihn einmal an einem chriſtlichen Werktag anhabe; an der ſilbernen Kette wird auch nichts verdorben, und den Schurz kann man wieder waſchen!"

**) „So? als hätte man nicht genug zu waſchen? Sag' mir nur, was iſt denn in Dich gefahren, daß Du Dich ſo aufpuz'ſt und ſchön machſt?"

***) „Ach! wiſſt Ihr denn nicht, daß heute der achte Tag iſt? hat nicht der Vater geſagt, der Junker werde am heutigen Morgen erwachen, wenn ſein Trank gute Wirkung hat; da dachte ich nun —"

„Iſt's um dui Zeit?" entgegnete die Hausfrau freundlicher; „Da hoſt wärle reacht; wenn er verwacht und ſieht Aelles ſo ſchluttich und ſchlampich, ſe iſt et guot und könnt Verdruß gä bei'm Aette. Ih ſieh au aus wie na Drach. Gang Bärbele; holmer mei ſchwaarz Wammas, mei rauths Miader und en friſcha Schurz." *)

„Aber Muater", gab die Kleine zu bedenken, „er wendt ich doch ett do athau wella? wenn der Junker jezt no grad verwacha thät? ganget lieber uſſe und theant ich droban a, i bleib' derweil bei em." **)

---

*) „Iſt's um dieſe Zeit? wahrlich Du haſt recht! wenn er erwacht und ſieht Alles ſo ohne Ordnung! es wäre nicht gut und könnte bei'm Vater Verdruß geben. Ich ſehe aus wie ein Drache. Gehe, bringe mir mein ſchwarzes Wamms, mein rothes Mieder und einen friſchen Schurz."

**) „Aber Mutter, Ihr werdet Euch doch nicht hier ankleiden wollen? wenn der Junker gerade

„Da hoſt et Aureacht, Mädle" *), murmelte die Alte, ließ ſelbſt das Frühſtück ſtehen und ging, um ſich in ihren Putz zu werfen. Die Tochter aber öffnete das Fenſter der friſchen erquickenden Morgenluft, ſie ſtreute Futter auf den breiten Simms, viele Tauben und Sperlinge flogen heran, und verzehrten mit Gurren und Zwitſchern ihr Frühſtück; die Lerchen in den Bäumen vor den Fenſtern antworteten in einem vielſtimmigen Chorus, und das ſchöne Mädchen ſah, von der Morgen-Sonne umſtrahlt, lächelnd ihren kleinen Koſtgängern zu.

Jn dieſem Augenblick öffneten ſich die Gardinen des Bettes, der Kopf eines ſchönen, jungen Mannes ſah heraus; wir kennen ihn, es iſt Georg.

Ein leichtes Roth, der erſte Bote wiederkehrender Geſundheit lag auf ſeinen Wangen; ſein Blick war wieder glänzend wie ſonſt; ſein Arm ſtämmte ſich kräftig auf das Lager. Erſtaunt blickte er auf ſeine

---

jezt erwachte! gehet hinauf, kleidet Euch oben an; ich bleibe bei ihm."

*) „Du haſt nicht Unrecht."

Umgebungen; dieſes Zimmer, dieſe Geräthe waren ihm fremd, er ſelbſt, ſeine ganze Lage kam ihm ungewohnt vor. Wer hatte ihm dieſe Binde um das Haupt gebunden? Wer hatte ihn in dieſes Bett gelegt; es war ihm wie einem, der mit fröhlichen Brüdern eine Nacht durchjubelt, die Beſinnung endlich verliert, und auf einem fremden Lager aufwacht.

Lange ſah er dem Mädchen am Fenſter zu; dieſes Bild, das erſte, das ihm bei ſeinem Erwachen aus langem Schlafe, entgegentrat, war ſo freundlich, daß er das Auge nicht davon abwenden konnte; endlich ſiegte die Neugierde, über das, was mit ihm vorgegangen war, gewiſſer zu werden; er machte ein Geräuſch, indem er die Gardinen des Bettes noch weiter zurückſchlug.

Das Mädchen am Fenſter ſchien zuſammen zu ſchrecken; ſie wandte ſich um, über ein ſchönes Geſicht flog ein brennendes Roth, freundliche blaue Augen ſtaunten ihn an; ein rother, lächelnder Mund ſchien vergebens nach Worten zu ſuchen, den Kranken bei ſeiner Rückkehr in's Leben zu begrüßen. Sie faßte ſich, und eilte mit kurzen Schrittchen an das Bette, doch machte ſie unterwegs mehreremal Halt, als beſinne ſie ſich, ob er denn wirklich wieder aufgewacht ſey, ob es ſich auch ſchicke, daß ſie zu ihm trete, da er jezt wieder lebe wie ein anderer Menſch.

Der junge Mann, nachdem er der Verlegenheit des ſchönen Kindes lächelnd zugeſehen hatte, brach zuerſt das Stillſchweigen.

„Sag' mir, wo bin ich? wie kam ich hieher?" fragte Georg, „wem gehört dieſes Haus, worin ich, mir ſcheint aus einem langem Schlaf erwacht bin?"

„Sind er wieder ganz bei Ich?" rief das Mädchen, indem ſie vor Freude die Hände zuſammen ſchlug. „Ach, Herr Jeſes, wer hett' des denkt? Er gucket oin doch au wieder g'ſcheit an und et ſo duſelig, daß oims ällamol angſt und bang wora iſt."*)

„Ich war alſo krank?" forſchte Georg, der das Idiom des Mädchens nur zum Theil verſtand. „Ich lag einige Stunden ohne Bewußtſeyn?"

---

*) „Seyd Ihr wieder ganz bei Euch? Ach Herr Jeſus! wer hätte das gedacht! Ihr ſchauet doch auch wieder vernünftig aus den Augen, und nicht ſo verwirrt, daß man bange bekam!"

„Ei wie ſchwäzet er doch", kicherte das hübſche Schwabenkind und nahm das Ende des langen Zopfbandes in den Mund, um das laute Lachen zu verbeißen; „a baar Stund, ſaget er? Heit Nacht wirds grad nei Tag, daß ſe Ich brocht hent." *)

Der Jüngling ſtaunte ſie mit ernſten Blicken an. Neun Tage ohne zu Marien zu kommen! Zu Marien? mit dieſem himmliſchen Bilde kehrte wie mit einem Schlag ſeine Erinnerung wieder; er erinnerte ſich, daß er vom Bunde ſich losgeſagt habe; daß er ſich entſchloſſen habe nach Lichtenſtein zu reiſen, daß er über die Alb auf geheimen Wegen gezogen ſey, daß — er und ſein Führer überfallen, vielleicht gefangen wurde; „gefangen?" rief er ſchmerzlich, „ſage Mädchen, bin ich gefangen?"

Dieſe hatte mit wachſender Angſt geſehen, wie ſich die klaren Blicke des jungen Ritters verfinſtert hatten, wie ſeine freundlichen Züge ernſt, beinahe wild wurden. Sie glaubte, er falle in jenen ſchrecklichen Zu-

---

*) „Wie ſchwazet Ihr doch! Ein Paar Stunden? heute Nacht wird es neun Tage, daß man Euch gebracht hat."

ſtand zurück, wo er vom Wundfieber hart angefallen, einige Stunden lang geraſt hatte; und der ſchwermüthige Ton ſeiner Frage konnte ihre Furcht nicht mindern. Unſchlüſſig, ob ſie bleiben oder um Hülfe rufen ſollte, trat ſie einen Schritt zurück.

Der junge Mann glaubte in ihrem Schweigen, in ihrer Angſt die Beſtätigung ſeiner Frage zu leſen. „Gefangen, vielleicht auf lange, lange Zeit", dachte er, „vielleicht weit von ihr entfernt, ohne Hoffnung, ohne den Troſt, etwas von ihr zu wiſſen!" Sein Körper war noch zu erſchöpft, als daß er der trauernden Seele widerſtanden hätte; eine Thräne ſtahl ſich aus dem geſenkten Auge.

Das Mädchen ſah dieſe Thräne, ihre Angſt löste ſich augenblicklich in Mitleiden auf, ſie trat näher, ſie ſetzte ſich an ſein Bett, ſie wagte es, die herabhängende Hand des Jünglings zu ergreifen. *) „Er müeſſet et greina", ſagte ſie; „Euer Gnada ſind jo jetzt wieder g'ſund, und — er kennet jo jetzt bald

---

*) „Ihr müſſ't nicht weinen! Euer Gnaden ſind ja jetzt wieder geſund und können jetzt wieder weiter reiten."

wieder fortreita", ſezte ſie wehmüthig-lächelnd hinzu.

„Fortreiten?" fragte Georg, „alſo bin ich nicht gefangen?"

„G'fanga? noi g'fanga ſend Er net; es hätt zwor a Baarmol ſey kenna, wia dia vom ſchwäbiſcha Bund vorbeizoga ſend, aber mer hent Ich ällemol guet verſteckt; der Vater hot gſait, mer ſolle da Junker koin Menſcha ſeah lau." *)

„Der Vater?" rief der Jüngling, „wer iſt der gütige Mann? wo bin ich denn?"

„Ha, wo werdet er ſey?" antwortete Bärbele, „bei aus ſend Er in Hardt."

„In Hardt?" ein Blick auf die muſikaliſch ausſtaffirten Wände gab ihm Gewißheit, daß er Freiheit und Leben jenem

---

*) „Gefangen? nein gefangen ſeyd Ihr nicht, zwar es hätte ein Paarmal ſeyn können, wie die vom ſchwäbiſchen Bund vorbeigezogen ſind; doch wir haben Euch immer gut verſteckt, der Vater hat geſagt, wir ſollen den Junker keinen Menſchen ſehen laſſen.

Mann zu verdanken habe, der ihm wie ein Schutzgeiſt von Marien zugeſandt war. „Alſo in Hardt? und Dein Vater iſt der Pfeifer von Hardt? nicht wahr?"

„Er hot's et gern, wemmar em ſo ruaft", antwortete das Mädchen, „er iſt freile ſei's Zoiches a Spielma, er hairts am gernſta, wemmer Hanns zua nem ſait." *)

„Und wie kam ich denn hieher?" fragte jener wieder.

„Ja wiſſet er denn au gar koi Wörtle meh?" lächelte das hübſche Kind, und bediente ſich wieder des Zopfbandes. Sie erzählte, ihr Vater ſey ſchon ſeit einigen Wochen nicht zu Hauſe geweſen, da ſey er einemals vor neun Tagen in der Nacht an das Haus gekommen und habe ſtark gepocht, bis ſie erwacht ſey. Sie habe ſeine Stimme erkannt, und ſey hinabgeeilt, um ihm zu öffnen. Er ſey aber nicht allein geweſen, ſondern noch vier andere Männer

---

*) „Er hört es nicht gerne; freilich iſt er ſeinem Gewerbe nach ein Spielmann, aber er hört es am gernſten wenn man Hanns zu ihm ſagt."

bei ihm, die eine, mit einem Mantel verdeckte Tragbahre in die Stube niedergelaſſen haben. Der Vater habe den Mantel zurückgeſchlagen, und ihr befohlen zu leuchten, ſie ſey aber heftig erſchrocken, denn ein blutender, beinahe todter Mann ſey auf der Bahre gelegen. Der Vater habe ihr befohlen, das Zimmer ſchnell zu wärmen, indeſſen habe man den Verwundeten, den ſie ſeinen Kleidern nach für einen vornehmen Herrn erkannt habe, auf das Bett gebracht; der Vater habe ihm ſeine Wunden mit Kräutern verbunden, habe ihm dann auch ſelbſt einen Trank bereitet, denn er verſtehe ſich trefflich auf die Arzneien: für Thiere und Menſchen. Zwei Tage lang ſeyen ſie Alle beſorgt geweſen, denn der Junker habe geraſ't und getobt; nach dem zweiten Tränklein aber ſey er ſtille geworden, der Vater habe geſagt, am achten Morgen werde er geſund und friſch erwachen, und wirklich ſey es auch ſo eingetroffen.

Der junge Mann hatte mit wachſendem Erſtaunen der Rede des Mädchens zugehört; er hatte ſie oft unterbrechen müſſen, wenn er ihre zierlichen Ausdrücke nicht recht verſtand oder wenn ſie in ihrer Rede abſchweifte, um die Kräuter zu beſchreiben, woraus der Pfeifer von Hardt ſeine Arzneien bereitet hatte.

„Und Dein Vater“, fragte er ſie, „wo iſt er?“

„Was wiſſet mier wo er iſt;“ antwortete ſie ausweichend, doch als beſinne ſie ſich eines Beſſeren, ſezte ſie hinzu: „Uich kammes jo ſaga, denn Ihr müeſſet guet Freund ſey mit em Vater; er iſt nach Lichtaſtoi.“

„Nach Lichtenſtein?“ rief Georg, indem ſich ſeine Wangen höher färbten; „und wann kommt er zurück?“

„Ja er ſott ſchau ſeit zwoi Tag da ſey, wie ner gſait hot. Wennem no nix gſchea iſt; d'Leut' ſaget, dia bündiſche Reiter baſſenem uf. *)

Nach Lichtenſtein — dort hin zog es ja auch ihn; er fühlte ſich kräftig genug wieder einen Ritt zu wagen, und die Verſäumniß der neun Tage einzuholen. Seine nächſte und wichtigſte Frage war daher nach ſeinem Roß; und als er hörte, daß es ſich ganz wohl befinde und im Kuhſtall ſeiner Ruhe pflege, war auch der lezte Kummer

---

*) „Schon ſeit zwei Tagen ſollte er hier ſeyn, wenn ihm nur nichts geſchehen iſt; die Leut' ſagen, die bündiſchen Reiter paſſen ihm auf.“

von ihm gewichen. Er dankte ſeiner holden Pflegerin für ſeine Wartung, und bat ſie um ſein Wamm's und ſeinen Mantel. Sie hatte längſt alle Spuren von Blut und Schwerthieben aus den ſchönen Gewändern vertilgt, mit freundlicher Geſchäftigkeit nahm ſie die Habe des Junkers aus dem geſchnizten und gemahlten Schrein, wo ſie neben ihrem Sonntags-Schmuck geruht hatte; lächelnd breitete ſie Stück vor Stück vor ihm aus, und ſchien ſein Lob, daß ſie Alles ſo ſchön gemacht habe, gerne zu hören. Dann enteilte ſie dem Gemach, um die frohe Botſchaft, daß der Junker ganz geneſen ſey, der Mutter zu verkündigen.

Ob ſie der Mutter auch geſtanden, daß ſie ſchon ſeit einer halben Stunde mit dem ſchönen, freundlichen Herrn geplaudert habe, wiſſen wir nicht; wir haben aber Urſache daran zu zweifeln, denn jene ältliche, runde Frau hatte Erfahrung aus ihrer Jugend, und glaubte ihrem Töchterlein die Warnung nie genug wiederholen zu können: „Sie ſolle ſich wohl hüten, mit einem jungen Burſchen länger als ein Ave Maria lang zu ſprechen.“

II.

II.

— Was kümmert's Dich? Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.
Schiller.

Als die runde Frau und Bärbele von
er Bodenkammer herabſtiegen, war ihr er-
er Gang, nicht in das Gemach, wo ihr
aſt war, ſondern nach der Küche. Und
ar aus zweierlei Gründen. Einmal, weil
t dem Gaſt ein kräftiges Habermus ge-
ht werden mußte, und dann, — von der
che ging ein kleines Fenſter in die Stube,
thin ſtellte ſich die Mutter, um die Mie-
des Junkers zu rekognoſciren.

Bärbele ſtellte ſich auf die Zehen und ſchaute ihrer Mutter über die Schulter durch's Fenſterlein. Sie ſtaunte und ihr Herz pochte ſeit ſiebzehn Jahren zum erſtenmal recht ungeſtüm, denn ſo hübſch hatte ſie ſich doch den Junker nicht gedacht. Sie war zwar oft von ſeinem Anblick bis zu Thränen gerührt geweſen, wenn er mit ſtarren Augen ohne Bewußtſeyn, beinahe ohne Leben da lag; ſeine bleichen, noch im Kampf mit dem Tode ſo ſchönen Züge hatten ſie oft angezogen, wie ein rührendes, erhabenes Bild den frommen Sinn einer Betenden anziehet; aber jezt, ſie fühlte es, jezt war es 'was ganz anderes. Die Augen waren wieder gefüllt von ſchönem, muthigem Feuer, es wollte „dem Bärbele auf den Zehen bedünken", als habe ſie, ſo alt ſie geworden, noch gar keine ſolche geſehen. Das Haar lag nicht mehr in unordentlichen Strängen um die ſchöne Stirne; es fiel geordnet und reich in den Nacken hinab.

Seine Wangen hatten ſich wieder geröthet, ſeine Lippen waren ſo friſch wie die Kirſchen an Peter und Paul; und wie ihn das ſeidengeſtickte Wamms gut kleidete; und der breite weiße Halskragen, den er über das Kleid herausgelegt hatte. Aber das konnte das Mädchen nicht ergründen, warum er wohl immer auf eine aus weiß und blauer Seide geflochtene Schärpe nieder ſah; ſo feſt, ſo eifrig, als wären geheimnißvolle Zeichen eingewoben, die er zu entziffern bemüht ſey. Ja, es kam ihr ſogar vor als drücke er die Feldbinde an das Herz, als führe er ſie an die Lippen voll Andacht und Inbrunſt, wie man Reliquien zu verehren pflegt.

Die runde Frau hatte indeſſen ihre Forſchungen durch das Fenſterlein vollendet. „'S iſt a Herr wie na Prenz“, ſagte ſie, indem ſie das Habermus umrührte; „was er a Wammes a hot; dia Herra z'Stuagerd kennets et ſchöner hau. Was duet er no mit dem Fetza, won er in der Hand hot? Er gukta jo ſchier ausenander! Es iſt, ka ſey, a bisle Bluat na komma, daß ens verzirnt.“ *)

---

*) „Es iſt ein Herr wie ein Prinz, welch' ein Wamms er anhat; die Herren in Stuttgart können es nicht ſchöner haben; was thut er nur mit dem Fleckchen, das er in der Hand hat? er ſieht es ja beinahe auseinander. Vielleicht kam ein wenig Blut dorthin, und er iſt darüber erzürnt.“

„Noi ſell iſch et;“ entgegnete Bärbele, die jezt bequemer das Zimmer überſehen konnte; „aber wiſſeter Muater wia mers fürkommt? er macht ſo gar fuirige Auga druf na; ſell iſt gwiß ebbes von ſeim Schaz.“*)

Die runde Frau konnte ſich nicht enthalten, über die richtige Vermuthung ihres Kindes etwas weniges zu lächeln, doch ſchnell nahm ſie ihre mütterliche Würde wieder zuſammen, indem ſie entgegnete: „A, was woiſt Du von Schäz! So na Kind wia Du muaß gar an nix ſo denka. Gang jezt weg vom Fenſterle dort, lang mir ſell Häfele her. Der Herr wird a fürnehms Freſſa gwohnt ſey, i muaß am a bißle viel Schmalz in da Brei dauh.“**)

Bärbele verließ etwas empfindlich das Fenſter: ſie wußte, daß ſie ihrer Mutter nicht widerſprechen dürfe, aber dießmal hatte ſie offenbar Unrecht. Ging nicht das Mädchen ſchon ſeit einem Jahr in den Lichtkarz, wo von den Mädchen des Dorfes über Schätzchen und Liebe viel geſprochen und geſungen wurde; hatten nicht einige ihrer Geſpielinnen, die wenige Wochen älter waren als ſie, ſchon jede einen erklärten Schatz, und ſie allein ſollte nicht davon ſprechen, nicht einmal etwas davon wiſſen dürfen? Nein, es war recht unbillig von der runden Frau, ihrem Töchterlein, das, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellte, der Mutter über die Schultern ſehen konnte, ſolche Wiſſenſchaft geradehin zu verbieten. Aber wie es zu geſchehen pflegt; das Verbot reizt gewöhnlich zur Uebertretung, und Bärbele nahm ſich vor, nicht eher zu ruhen, als bis ſie wiſſe, warum der junge Ritter mit ſo gar „fuirigen Augen" auf ſeine Feldbinde hinſchaue.

---

*) „Nein, das iſt es nicht! aber wiſſ't Ihr was ich denke? er macht ſo feurige Augen darauf hin, es iſt gewiß etwas von ſeinem Mädchen.“

**) „Was weißt Du von einem Schaz; ein Kind wie Du ſoll nichts dergleichen denken. Gehe jezt weg vom Fenſter, reiche mir das Töpſchen dort. Der Herr wird vornehm zu eſſen gewohnt ſeyn, ich muß ihm ein wenig viel Schmalz in den Brei thun.“

Das Frühſtück des Junkers war indeſſen fertig geworden, es fehlte nichts mehr als ein Becher guten alten Weines; auch dieſer war bald herbeigebracht, denn der Pfeifer von Hardt war zwar ein geringer Mann, aber nicht ſo arm, daß er nicht für feierliche Gelegenheiten ein Fäßchen im Keller liegen hatte; das Mädchen trug den Wein und das Brod, und die runde Frau ging im vollen Sonntagsſtaat, die Schüſſel mit Habermus in beiden Fäuſten, ihrem holden Töchterlein voran in die Stube.

Es koſtete den jungen Mann nicht geringe Mühe, den vielen Knixen der Pfeifer's-Frau Einhalt zu thun; ſie hatte in ihrer Jugend einmal auf dem Schloß zu Neuffen gedient, und wußte was Lebensart war; daher blieb ſie mit der rauchenden Schüſſel an ihrer eigenen Schwelle ſtehen, bis ihr der geſtrenge Junker ernſtlich befahl, vorzutreten. Die Tochter aber ſtand erröthend hinter der runden Frau, und ihr verſchämtes Geſicht ward nur auf Augenblicke ſichtbar, wenn die Mutter ſich recht tief verneigte. Auch ſie machte die gehörige Anzahl Knixe, doch mochten ſie nicht ſo ungemein ehrerbietig ſeyn, denn ſie hatte ja ſchon ein halb Stündchen mit ihm geplaudert.

Das Mädchen deckte jezt den Tiſch mit friſchen Linnen; ſezte dem Junker das Habermus und den Wein an den Ehrenplaz in der Ecke der Bank unter dem Krucifix; dann ſteckte ſie einen zierlich geſchnizten hölzernen Löffel in das Mus; er blieb aufrecht darin ſtehen, und es war dieß ein gutes Zeichen, daß das Frühſtück delikat bereitet ſey. Als der Junker ſich niedergelaſſen hatte, ſetzten ſich auch Mutter und Tochter an den Tiſch zu ihrem Suppennapf, doch in beſcheidener Entfernung und nicht ohne das Salzfaß zwiſchen ſich und ihren vornehmen Gaſt zu ſtellen. Denn ſo wollte es die Sitte in den guten, alten Zeiten.

Georg hatte, während ſie das Frühmahl verzehrten, Muße genug, die beiden Frauen zu betrachten. Er geſtand ſich, daß die Hausehre des Pfeifers von Hardt eine ſtattliche Frau ſey, die vielleicht manchen weniger kühnen Mann als ſeinen Führer und Erretter unter die Stelzen ihrer gewichtigen Schuhe (Pantoffel hatte ſie wohl nicht) gebracht hätte. Auch das Kind des Spielmanns dünkte ihm eine liebliche Dirne, und ein ſo ſchöner Kopf, ſolche freundliche Augen hätten vielleicht in ſeinem Herzen einen nicht zu verachtenden Raum gewonnen, wäre es nicht von einem Bild ſchon ganz erfüllt geweſen, wäre nicht die Kluft ſo unendlich groß geweſen, welche Geburt und Verhältniſſe zwiſchen den Erben des Namens Sturmfeder und der geringen Tochter des Pfeifers von Hardt befeſtigt hatte. Nichts deſto weniger ruhten ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf ihren reinen, unſchuldigen Zügen, und wäre die runde Frau nicht mit ihrer Suppe zu beſchäftigt geweſen, ſo wäre ihr wohl die Röthe nicht entgangen, die auf den Wangen ihres Kindes aufſtieg, wenn zufällig einer ihrer verſtohlenen Blicke dem Auge des jungen Mannes begegnete.

„Der Napf iſt leer, jezt iſt es Zeit zu ſchwatzen.“ Dieſer richtige Spruch galt auch hier ſobald das Tiſchtuch weggenommen war. Georg lagen vornemlich zwei Dinge am Herzen; er mußte gewiß ſeyn, wann der Pfeifer von Lichtenſtein zurückkommen würde, weil er nur ſeine Nachrichten über die Geliebte abwarten wollte, um dann ſogleich zu ihr zu eilen; und zweitens war es ihm ſehr wichtig, zu erfahren, wo das Heer des Bundes in dieſem Augenblick ſtehe. Ueber das Erſtere konnte er keine weitere Auskunft erhalten, als was ihm das Mädchen früher ſchon geſagt hatte; der Vater ſey etwa ſeit ſechs Tagen abweſend; habe aber verſprochen am fünften Abend wieder hier zu ſeyn, und ſie erwarten ihn daher ſtündlich. Die runde Frau vergoß Thränen, indem ſie dem Junker klagte, daß ihr Mann, ſeitdem dieſer Krieg begonnen, kaum einige Stunden zu Haus geweſen ſey; er ſey von früheren Zeiten her ſchon als ein unruhiger Mann berüchtigt; jezt murmeln die Leute auch wieder allerlei über ihn, und gewiß bringe er ſeine Frau und ſein Kind durch ſein gefährliches Leben noch in Unglück und Jammer.

Georg ſuchte alle Troſtgründe hervor, um ihre Thränen zu ſtillen; es gelang ihm wenigſtens in ſo weit, daß ſie ihm ſeine Fragen nach dem Bundesheer beantwortete.

„Ach Herr", ſagte ſie; „des iſt a Graus und a Jomer; 's iſt grad wie wenn der wild' Jäger uf de Wolka reitet, und mit ſeine g'ſchpenſtige Hund über's Land wegzieht. 's ganz Unterland hent ſe ſchau, und jezt goth's mit em hella Haufa ge Tibenga."

„So ſind die Feſtungen alle ſchon in ihrer Hand?" fragte Georg verwundert; Höllenſtein, Schorndorf, Göppingen, Teck, Urach? Sind ſie alle ſchon eingenommen?“

„Aelles hent ſe; a Mann vo Schorndorf hot's g'ſait, daß ſe de Höllaſtoi, Schorndorf und Göppenga hent. Aber von Teck und Aurich kane uich ganz gnau berichta, mer ſend jo koine drei, vier Stund davo." Sie erzählte nun, am dritten April ſey das Heer vor Teck gezogen; ſie haben einen Theil des Fußvolkes vor das eine Thor geſezt, und ſich mit der Beſatzung über die

Uebergabe beſprochen. Da ſeyen alle Knechte zu dieſem Thor geeilt und haben zugehört, und indeſſen ſey das andere Thor von den Feinden beſtiegen worden. Im Schloß Urach aber ſeyen vierhundert herzogliche Fußknechte geweſen; dieſe habe die Bürgerſchaft nicht in die Stadt laſſen wollen, als der Feind anrückte. Es ſey zum Gefecht zwiſchen ihnen gekommen, worinn die Knechte auf den Markt gedrungen ſeyen, dort aber ſey der Vogt von einer Kugel getroffen, und nachher mit Hellebarden niedergeſtoßen worden; die Stadt habe ſich dem Bunde ergeben. „Es iſt koi Wunder;" ſchloß die runde Frau ihre Erzählung, „älle Burga und Schlöſſer nemmet ſe ei; denn ſe hent lange Feldſchlanga und Bombardier-Stuck, mo ſe Kugla draus ſchießet, graißer als mei Kopf, daß älle Maura zema brecha, und älle Tirn eifalle müaßet."

Georg konnte nach dieſem Bericht ahnen, daß eine Reiſe von Hardt nach Lichtenſtein nicht minder gefährlich ſeyn werde, als jener Ritt über die Alb, denn er mußte gerade die Linie zwiſchen Urach und Tübingen durchſchneiden. Doch war Urach ſchon ſeit mehreren Tagen von dem Heere verlaſſen; die Belagerung von Tübingen mußte nothwendig viele Mannſchaft erfordern, und ſo konnte Georg dennoch hoffen, daß keine eigentlichen Poſten mehr den Strich Landes, den er zu durchreiſen hatte, beſetzt halten werden.

Mit Ungeduld erwartete er daher die Ankunft ſeines Führers. Seine Kopfwunde war geheilt; ſie war nicht tief geweſen, denn die Federn ſeines Barettes und ſein dichtes Haar hatten dem Hiebe, der nach ihm geführt worden war, ſeine Schärfe benommen; doch war der Schlag noch immer kräftig genug geweſen, um ihn auf ſo viele Tage des Bewußtſeyns zu berauben. Auch ſeine übrigen Wunden an Arm und Beinen waren geheilt, und die einzige körperliche Folge jener unglücklichen Nacht war eine Mattigkeit, die er dem Blutverluſt, dem langen Liegen und dem Wundfieber zuſchrieb; doch auch dieſe ſchwand von Stunde zu Stunde, denn ein friſcher Muth und ſehnſüchtige Gedanken in die Ferne, verjagen gar bald ſolche ſchlimme Gäſte.

Es gehörte übrigens dieſer friſche Muth und ein wenig jugendliche Neugierde dazu, ihm die langſam hinſchleichenden Stunden erträglich zu machen; es gehörte die muntere Tochter des Pfeifers dazu, um ihn vergeſſen zu laſſen, wie unerträglich lange ihr Vater auf ſich warten laſſe. Er ſah hier, was er ſich ſchon lange zu ſehen gewünſcht hatte, eine ächte, ſchwäbiſche Bauernwirthſchaft. Wie drollig kamen ihm ihre Sitten, ihre Sprache vor; ſein Franken, ſo nahe es an dieſes Würtemberg gränzte, hatte doch wieder einen anderen Schlag von Leuten; es deuchte ihm, ſeine Bauern ſeyen pfiffiger, verſchlagener in manchen Dingen weniger roh als dieſe. Aber die gutmüthige Ehrlichkeit dieſer Leute, die aus ihren Augen, aus ihrer Sprache, aus ihrem ganzen Weſen hervorblizte; ihre muntere, unverdroſſene Arbeitſamkeit; ihre Reinlichkeit, die ihrer Armuth ein ehrbares, ſogar ſchmuckes Anſehen gab, dieß Alles machte, daß er zu fühlen glaubte, es haben dieſe Leute als Menſchen mehr inneren Gehalt als die, welche er in ſeinen Gauen kennen gelernt hatte, wenn ſie auch in manchen Dingen nicht ſo viel Verſchlagenheit zeigten.

Bewundern mußte er auch die trauliche gutmüthige Geſchwäzigkeit des Mädchens. Die runde Frau mochte ſchmählen wie ſie wollte, mochte ſie noch ſo oft ermahnen, den hohen Stand des Ritters zu bedenken, ſie ließ es ſich nicht nehmen, ihren Gaſt zu unterhalten, beſonders da ſie ihren geheimen Plan, zu erforſchen, ob ſie in Hinſicht auf die Feldbinde beſſer gerathen habe als die Mutter, noch nicht aufgegeben hatte. Sie hatte hierüber noch ihre ganz beſonderen Gedanken; als nemlich der Junker ſo gar krank gelegen, war ſie in der Nacht noch lange aufgeblieben, um dem Vater Geſellſchaft zu leiſten, der am Bette des Verwundeten wachte. Doch bald ſchlief ſie über ihrer Arbeit ein; es mochte ungefähr zehn Uhr in der Nacht ſeyn, da ſie von einem Geräuſch im Zimmer aufgeſchreckt wurde. Sie ſah einen Mann mit dem Vater angelegentlich ſprechen; ſeine Züge entgingen ihr nicht, obgleich er ſich in eine große Kappe gehüllt hatte, ſie glaubte einen Diener des Ritters von Lichtenſtein, der ſchon oft auf geheimnißvolle Weiſe zu dem Pfeifer von Hardt gekommen war, und bei deſſen Anweſenheit ſie immer das Zimmer hatte verlaſſen müſſen, in ihm zu erkennen.

Neugierig, endlich einmal zu hören was dieſer Mann bei dem Vater zu thun habe, ſchloß ſie ihre Augen wieder feſt zu, denn es war ihr wahrſcheinlich, daß ihr Vater ſie nur im Zimmer ließ, weil er ſie für feſt eingeſchlafen hielt. Der Mann erzählte von einem Fräulein, die über eine gewiſſe Nachricht untröſtlich ſey. Sie habe den fremden Mann gebeten und gefleht nach Hardt zu gehen und Nachricht einzuziehen, ſie habe geſchworen, wenn er nicht gute Nachricht bringe, ihrem Vater Alles zu ſagen, und zur Pflege des Kranken ſelbſt zu kommen. Solches hatte der Lichtenſteiner heimlich geſprochen; der Vater hatte darauf das Fräulein beklagt, hatte dem Boten den ganzen Zuſtand des Kranken geſchildert und verſprochen, daß er, ſobald ſich der Kranke gebeſſert habe, ſelbſt kommen werde, um dem Fräulein dieſen Troſt zu bringen. Der fremde Mann hatte ſodann dem Kranken ein Löckchen von ſeinen langen Haaren abgeſchnitten, es in ein Tuch geſchlagen und unter dem Wamms wohl verwahrt; darauf war er vom Vater geführt, aus der Stube gegangen, und kurz nachher hörte ſie ihn bei Nacht und Nebel wieder wegreiten.

Dieſe Begebenheit hatten die vielerlei Geſchäfte der folgenden Tage bald wieder aus dem leichten, jugendlichen Sinn der Tochter des Pfeifers von Hardt verdrängt, ſie erwachten aber jezt auf's Neue, aufgeregt durch das, was Bärbele durchs Küchenfenſter geſehen hatte. Sie wußte, daß der Ritter von Lichtenſtein eine Tochter habe, denn die Schweſter des Spielmanns war ja ihre Amme. Und dieſes Fräulein mußte es wohl ſeyn, die den Lichtenſteiner Knecht geſandt hatte, um ſich ſo angelegentlich nach dem Kranken zu erkundigen, die ſogar ſelbſt kommen wollte, um ihn zu pflegen.

Alle Sagen von liebenden Königstöchtern, von Rittern, die krank in Gefangenſchaft gelegen, und von holden Fräulein errettet wurden, Alles, was über dieſes Kapitel jemals in der traulichen Spinnſtube erzählt worden war, — und es gab viele „grauſige" Geſchichten hierüber — kam ihr in das Gedächtniß. Sie wußte nun zwar nicht, wie es mit der Minne ſo vornehmer Leute beſchaffen ſey, aber ſie dachte, es werde den hohen Fräulein wohl ungefähr eben ſo um's Herz ſeyn, wie den Mädchen von Hardt, wenn ſie an einen ſchmucken Burſchen von Ober-Enſingen oder Köngen ihr Herz verſchenkt haben. Und in dieſer Hinſicht kam ihr das Verhältniß, dem ſie in Gedanken nachſpürte, gar reizend vor, beſonders dachte ſie ſich den Schmerz des Fräuleins auf ihrer fernen, hohen Burg recht grauſam und rührend, wie ſie nicht wiſſe, ob ihr Schatz lebendig oder todt ſey, wie ſie nicht zu ihm könne, um ihn zu ſehen und zu pflegen.

Sie wußte ein Lied, das man oft im Lichtkarz ſang; es hatte eine ſchöne Weiſe, und kam ihr unwillkührlich auch jezt in den Sinn; es hieß:

„Wenn i im Bett' lieg' und bi krank,
„Wer führt mer mei Schäzle zum Tanz;
„Und wenn i im Grab' lieg' und faule,
„Wer kußt no ihr Honigmaule?“

Thränen traten ihr in die ſonſt ſo fröhlichen Augen, als ſie bedachte, wie leicht der Junker ſeinem Liebchen hätte wegſterben können, und wie ſie dann ſo einſam und ohne Liebe geweſen wäre, und doch war ſie gewiß recht ſchön und eines vornehmen reichen Ritters Kind. Doch iſt nicht der Junker noch viel ſchlimmer daran? dachte das gutherzige Schwabenkind weiter; dem Fräulein hatte ja der Vater jezt Nachricht von ihm gebracht, aber er, er wußte ja ſeit vielen Tagen kein Wörtchen von ihr; denn früher wußte er nichts von ſich ſelbſt, und ſeit er wieder ganz bei Leben war, konnte er auch nichts wiſſen; darum hatte er wohl die Binde, die er gewiß von ihr hatte, ſo beweglich angeſchaut und an's Herz und den Mund gedrückt? Sie nahm ſich vor ihm zu erzählen, was in jener Nacht vorgegangen ſey, vielleicht iſt es ihm doch ein Troſt, dachte ſie.

Georg hatte bemerkt, wie die fröhliche Miene des ſpinnenden Bärbeles nach und nach ernſter geworden war, wie ſie über etwas nachzuſinnen ſchien, ja er glaubte ſogar eine Thräne in ihrem Auge bemerkt zu haben. „Was haſt Du, Mädchen“, ſagte er, als die Mutter gerade das Zimmer verlaſſen hatte; „warum wirſt Du auf einmal ſo ſtill und ernſt? und netz'ſt ja ſogar Deine Fäden mit Thränen?“

„Send denn Ihr ſo luſtig, Junker?“ fragte Bärbele, und ſah ihm recht feſt in's Auge; „i han gmoint, es ſey vorig ebbes aus eure Auga grollt, was ſelle Binde dort gnezt hot. Sell hent er gwiß vo Eurem Schätzle, und jezt thuet ichs loid, daß er et bei er ſind.“ *)

Sie mochte nahe an's Ziel getroffen haben, denn der junge Mann erröthete tief über ihre Frage. „Du haſt vielleicht recht“, ſagte er lächelnd, doch bin ich deßwegen nicht

---

*) „Seyd Ihr denn fröhlich? ich meinte doch es ſey vorhin etwas aus Euren Augen gerollt, was jene Binde genetzt hat. Das habt Ihr gewiß von Eurem Liebchen, und jetzt thut es Euch weh, daß Ihr nicht bei ihr ſeyd?“

gar zu traurig, ich werde ſie bald wieder ſehen."

„Ach, was des für a Freud ſeyn wird in Lichtaſtoi;" entgegnete Bärbele mit einem ſchelmiſchen Seitenblick.

Georg erſtaunte; ſollte ihr der Vater von dem Geheimniß ſeiner Liebe etwas geſagt haben? „In Lichtenſtein?" fragte er ſie, „was weißt Du von mir und Lichtenſtein?"

„Ach, i mags dem gnädigen Fräule wohl gönna, daß ſe wieder amol a Freud hot; mer hot mer gſait, ſe häb rechtſchaffa g'jomeret, wie er ſo krank gwe ſend." *)

„Gejammert ſagſt Du?" rief Georg, indem er aufſprang und zu ihr trat; „ſo wußte ſie um meine Krankheit? O ſage, was weißt Du von Marie? kennſt Du ſie? Was ſagte der Vater von ihr?"

„Der Vater hot koi ſterbes Wörtle zu mer gſait, und i wiſt au net, daß es a Fräule von Lichtaſtoi geit, wenn et mei

---

*) „Ach ich mag es dem gnädigen Fräulein wohl gönnen, daß ſie einmal wieder eine Freude hat. Man ſagte mir, ſie habe gejammert, wie Ihr ſo krank geweſen."

Bas ihr Amm wär. Aber er müeßet mers et übel nemma, Junker, daſſe a biſſele g'horcht hau; guket des Ding iſt ſo ganga: *) Sie erzählte dem Junker wie ſie hinter das Geheimniß gekommen ſey, und daß der Vater, wahrſcheinlich um guten Troſt zu bringen, nach Lichtenſtein gegangen ſey.

Georg wurde ſchmerzlich bewegt durch dieſe Nachricht, er hatte bis jezt geglaubt, Marie werde die Nachricht ſeines Unfalls zugleich mit der tröſtlichen Kunde ſeiner Geneſung erhalten; und jezt mußte er erfahren, daß ſie mehrere bange Tage in Ungewißheit geſchwebt ſey; in der ſchrecklichen Ungewißheit, ob er nicht hier noch entdeckt werde, ob er gerettet werde, ob ſie ihn je wieder ſehen würde; er kannte ihr treues Herz, und wie lebhaft konnte er ſich ihren Kummer denken! Wahrlich, ſein eigenes Unglück ſchien ihm gering und nicht zu beachten, wenn er ſich den Jammer des theuren Mädchens vorſtellte. Wie viel hatte ſie

---

*) „Der Vater hat' kein Wörtchen zu mir geſagt, und ich wüßte auch nicht, daß es ein Fräulein von Lichtenſtein gibt, wenn nicht meine Muhme ihre Amme wäre. Ihr müßt es mir nicht übel nehmen, daß ich ein wenig horchte; Sehet die Sache ging ſo:“

in Ulm gelitten, wie ſchmerzlich war ihr der Abſchied von ihm geworden; und kaum hatte ihr Herz wieder freier geathmet in dem Gedanken, daß er des Bundes Fahnen verlaſſen werde, kaum hatte ſie ein wenig heiterer in die Zukunft geſehen, ſo kam ihr die Schreckensbotſchaft von der tödtlichen Wunde. Und dieſes Alles vor den Blicken des Vaters verſchließen zu müſſen, dieſen großen Schmerz allein tragen müſſen, ohne eine, auch nur eine Seele zu haben, bei welcher ſie weinen, bei welcher ſie Troſt ſuchen konnte. Jezt fühlte er erſt, wie nothwendig es ſey, ſchnell nach Lichtenſtein zu eilen, und ſeine Ungeduld wurde zum Unmuth, daß jener, ſonſt ſo kluge Mann, gerade in dieſen koſtbaren Augenblicken ſo lange ausbleibe.

Das Mädchen mochte ſeine Gedanken errathen, „i ſieh wohl, er möchtet gern von ich fort; wenn no der Vater do wär, denn alloi fendet er da Weg noch Lichtaſtoi net; er ſend koi Witaberger, des merke an der Sproch, und do kennet er leicht verirra. Wiſſeter was? i lauf em Vater entgege und mach, daß er bald kommt.“ *)

---

*) „Allein könnt Ihr den Weg nicht finden. Ihr ſeyd kein Würtemberger, man merkt es an der Sprache. Ihr könntet leicht verirren, doch ich laufe meinem Vater entgegen und bewirke, daß er ſchneller kommt.“

„Du wollteſt ihm entgegen gehen?“ ſagte Georg, gerührt von der Gutmüthigkeit des Mädchens, „weißt Du denn, ob er ſchon in der Nähe iſt; vielleicht iſt er noch Stundenweit entfernt, und in einer Stunde wird es Nacht!“

„Und wär's ſo Nacht, daß mer da Weg mit de Händ greiffa müeßt, und müeßet e laufa bis Lichtaſtoi, i wetts gern dauh, er kommet jo no bälder zu —“ *) erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, denn trieb ſie auch ihr gutes Herz, ſich zum Liebesboten des Ritters anzubieten, ſo ſchämte ſie ſich doch, jenes zarte Verhältniß, das ihr heute ſo klar, wie noch nie zuvor einleuchtete, zu berühren.

„Und willſt Du mir zu lieb gehen bis ichtenſtein, ſo wäre es ja thörigt von mir, urück zu bleiben, und erſt Deinen Vater u erwarten. Ich ſattle geſchwind mein oß und reite neben Dir her, und Du zeigſt ir den Weg, bis ich ihn nicht mehr ver- hlen kann!“

---

*) „Und wäre es ſo Nacht, daß man den Weg t den Händen greifen müßte ich laufe bis htenſtein, ich wollte es gerne thun. Ihr kom- t dann bälder zu —“

Das Mädchen von Hardt ſchlug die die Augen nieder und ſpielte mit dem langen Zopfband; „aber es wird jo ſcho enera Stund Nacht", *) flüſterte ſie kaum hörbar.

„Ei, was ſchadet das, dann bin ich um den Hahnenſchrei in Lichtenſtein", antwortete Georg, „Du wollteſt Dich ja vorhin ſelbſt bei Nacht und Nebel auf den Weg machen."

„Ja i wohl", entgegnete Bärbele ohne aufzuſehen, „aber Euch iſt's gwiß et gſund, wo ner erſt krank gwä ſent, ſo in der kühla Nacht en Weg von ſechs Stund z'macha." **)

„Das kann ich nicht beachten;" rief Georg, „und die Wunde iſt ja geheilt, ich bin geſung wie zuvor; nein! rüſte Dich immer, gutes Kind, wir brechen ſogleich auf, ich gehe mein Pferd zu ſatteln.“ Er nahm den Zaum von einem Nagel an der Wand, wo er aufgehängt war, und ſchritt zur Thüre.

---

*) „Es wird ja ſchon in einer Stunde Nacht!"

**) „Ich wohl, aber Euch iſt es gewiß nicht geſund. Da Ihr kaum geneſen ſeyd, in einer kühlen Nacht den Weg von ſechs Stunden zu machen."

„Herr! Euer Gnaden!“ rief ihm das Mädchen ängſtlich nach; „laſſets lieber geh. Gucket, 's thuet ſe et, daß mer ſo ſelbander in der Nacht fortganget. D'Leut in Hardt ſend ſo gar wunderlich, und mer thät mer gwiß ebbes ahänga, wenne —. Wartet lieber bis morga früh, ſo wille ich meitwega führa bis Pfullinga.“

Der Junker ehrte die Gründe des guten Mädchens, und hing ſchweigend den Zaum wieder an die Wand. Es möchte ihm freilich lieber geweſen ſeyn, wenn die Leute von Hardt weniger geneigt waren, Böſes zu denken; doch es war hier nichts zu thun, als ſich ſchweigend in ſein Schickſal zu ergeben. Er beſchloß daher dieſen Abend

---

*) „Laſſet es doch! es ſchickt ſich nicht, daß wir zuſammen in der Nacht fortgehen; die Leute n Hardt ſind wunderlich, man könnt' mir Man- es nachſagen, wenn ich —“

und die folgende Nacht noch auf den Pfeifer zu warten; käme er nicht, ſo wollte er mit dem früheſten Morgen zu Pferd ſeyn, und unter Leitung ſeiner ſchönen Tochter nach Lichtenſtein aufbrechen.

III.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden,
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſey nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

L. Uhland.

Aber der Pfeifer von Hardt kehrte auch in dieſer Nacht nicht nach Haus zurück, und Georg, der ſeine Sehnſucht nach der Geliebten nicht mehr länger zügeln konnte, ſattelte, als der Morgen graute, ſein Pferd. Die runde Frau hatte nach einigen harten Kämpfen, mit ihrem Töchterlein, erlaubt, daß ſie den Junker geleiten dürfe. Sie wußte zwar, daß ein ſo unerhörtes Ereigniß viele Abende zur Unterhaltung in den Spinnſtuben von Hardt dienen werde, und ſah es deßwegen nicht ganz gerne. Wenn ſie aber bedachte, wie viel ihrem Eheherrn an dem jungen Ritter gelegen ſeyn müſſe, weil er ihn in ſein Haus aufgenommen, und wie einen Sohn gepflegt hatte, ſo glaubte ſie doch dieſen letzten Dienſt ihrem Gaſt nicht abſchlagen zu dürfen; doch machte ſie die Bedingung, daß Bärbele vorausgehen, und ihn eine Viertelſtunde hinwärts an einem Markſtein erwarten müſſe.

Georg nahm gerührt Abſchied von der ſtattlichen, runden Frau, die ihm zu Ehren heute noch einmal in ihrem Sonntagsſtaat prangte; er hatte in den geſchnizten Schrank einen Gold-Gulden gelegt, ein wichtiges Geſchenk für die damalige Zeit, und eine bedeutende Summe für die Reiſekaſſe Georg's von Sturmfeder. Der Pfeifer von Hardt ſoll übrigens nie etwas von dieſem Depoſitum erfahren haben; ſey es nun, daß die gute runde Frau den Gold-Gulden nicht gefunden hat, oder daß ſie ihrem Eheherrn nichts davon berichtete, aus Angſt, er möchte den Junker durch die Rückgabe des Geſchenkes eleidigen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die Frau des Spielmanns kurze Zeit nach dieſem Vorfall mit einem nagelneuen Rock in er Kirche erſchien, zur Verwunderung aller Weiber in der Gegend, und daß ihre Tocher Bärbele ein ſchönes Mieder von feinem Tuch mit Goldborden, auf der nächſten Kirchweihe trug, das man früher nie an ihr geehen. Auch ſoll ſie jedesmal erröthet ſeyn, venn die Mädchen das neue Mieder befühlen und lobten. Welch' großen Staat konnte nan in den guten Zeiten um einen GoldGulden machen!

Georg traf ſeine Führerin auf dem beeichneten Markſtein ſitzen. Sie ſprang auf, ls er heran kam, und ging mit raſchen Schritten neben ihm her. Das Mädchen am ihm heute noch viel hübſcher vor als eſtern. Ihre Wangen hatte der friſche pril-Morgen mit hohem Roth bedeckt, und re Augen glänzten freundlich. Ihre Tracht gnete ſich ganz gut zu einem weiten Marſch, enn das kurze Röckchen hinderte den Fuß icht, flink auszuſchreiten. Sie hatte ein örbchen an den Arm gehängt, als wolle ſie Markt in die Stadt gehen. Sie trug ber weder Gemüß noch Früchte darin, was ſie ohl ſonſt in die Stadt zu bringen pflegte, ſondern ein Regentuch, mit dem ſie ſich gegen die wechſelnden Launen eines April-Tages verſehen hatte. Der Junker dachte bei ſich, als ſie ſo ſchmuck und rüſtig neben ihm hinging, daß das Mädchen wohl einmal eine gute, tüchtige Hausfrau zu werden verſpreche, und pries den jungen Burſchen glücklich, der einſt das Kleinod des Spielmannes von Hardt für ſich gewinnen werde.

Sie hatte unſtreitig viel von dem lebhaften Geiſte ihres Vaters geerbt. Denn, wie auch jener bei der Reiſe über die Alb ſeinem vornehmen Gefährten durch Erzählungen und Hindeutungen auf die Gegend den Weg zu verkürzen bemüht geweſen war, ſo wußte auch ſie, ſo oft das Geſpräch zu ſtocken begann, entweder auf einen ſchönen Punkt in den Thälern und Bergen umher, aufmerkſam zu machen, oder ſie theilte ihm unaufgefordert eine und die andere Sage mit, die ſich an ein Schloß, an ein Thal oder einen Bach knüpften.

Sie wählte meiſtens Nebenwege, und führte den Reiſer höchſtens zwei bis dreimal durch Dörfer, von zwei zu zwei Stunden aber machten ſie Halt. Endlich nach vier ſolchen Stationen ſah man in der Entfernung von einer kleinen halben Stunde ein Städtchen liegen; der Weg ſchied ſich hier, und ein Fußpfad führte links ab in ein Dorf. An dieſem Scheidepunkt blieb das Mädchen ſtehen und ſagte: „was er dort ſehet iſt Pfullinga, von dort kann ich jedes Kind da Weg nach Lichtaſtoi zeiga.“

„Wie? Du willſt mich ſchon verlaſſen?“ fragte Georg, der ſich an die munteren, ſinnigen Reden ſeiner Begleiterin ſo gewöhnt hatte, daß ihn der Abſchied überraſchte; „warum gehſt Du nicht wenigſtens mit mir bis Pfullingen? Dort kannſt Du in der Herberge etwas eſſen und trinken; Du willſt doch nicht geradezu nach Haus laufen?“

Das Mädchen ſuchte freundlich auszuſehen und zu ſcherzen, doch konnte ſie einen ſchmerzlichen Zug um den Mund und trübe Augen nicht verbergen; denn wohl mochte auch ihr die Nähe ihres ſchönen Gaſtes theurer geworden ſeyn, als ſie vielleicht ſelbſt wußte. „Do mueß i von ich geh, gnädiger Herr“, ſagte ſie, „ſo gerne au no weiters mitging; aber d'Mueter wills ſo; dort in dem Dörfle am Berg hanne a Baas, und bei der bleibe heut, und morga gange wieder noch Hardt. Jezt b'hüet ich Gott er Herr und d'heilig Jungfrau und älle eine Heilige nemmet ich in Schutz. Grüeßet ner de Vater und au“, ſezte ſie lächelnd hinzu, indem ſie ſchnell eine Thräne abſchüttelte, „grüeßet mer ſell Frähla, die Er ſo gern hent." *)

„Dank Dir Bärbele", entgegnete Georg, und reichte ihr die Hand zum Abſchied vom Pferd hinab. „Ich kann Dir Deine treue Pflege nicht vergelten. Aber wenn Du nach Haus kommſt, ſo ſchau' in den geſchnizten Schrank, dort wirſt Du etwas finden, das vielleicht zu einem neuen Mieder oder zu einem Röckchen für den Sonntag reicht. Nun, und wenn Du es dann zum Erſtenmal anhaſt und Dein Schatz Dich darin küßt, ſo denke an Georg von Sturmfeder!"

Der junge Mann gab ſeinem Pferde die Sporen, und trabte über die grüne Ebene hin dem Städtchen zu. Zwei hundert Schritte weit entfernt, ſchaute er ſich noch einmal nach der Tochter des Spielmannes um. Sie ſtand noch dort, wo er ſie verlaſſen hatte, im rothen Mieder, im kurzen Röckchen,

---

*) „Hier muß ich ſcheiden; ſo gerne ich noch weiter mitginge. Die Mutter will es ſo. Dort in dem Dorf' am Berge habe ich eine Muhme. Bei ihr bleibe ich heute Nacht. Behüt' Euch Gott. Grüßt mir den Vater und jenes Fräulein, das Ihr liebt!"

mit langen Zöpfen und weiſſen Strümpfen, ſie war es und keine andere; aber ſie hielt die Hand vor die glänzenden Augen, und Georg war ungewiß, ob ſie die Strahlen der Sonne dadurch abhalten wolle, indem ſie ihm nachblickte, oder ob ſie vielleicht jene Thräne verwiſche, die er in ihren Wimpern blinken ſah, als ſie Abſchied nahm.

Bald war er am Thor der kleinen Stadt angelangt. Er fühlte ſich ermüdet und durſtig, und fragte daher auf der Straße nach einer guten Herberge. Man wieß ihn nach einem kleinen düſteren Haus, wo ein Spieß über der Thüre und ein Schild mit einem ſpringenden Hirſch geziert, zur Einkehr einluden. Ein kleiner baarfußiger Junge führte ſein Pferd in den Stall, ihn ſelbſt aber empfing in der Thüre eine junge, freundliche Frau und führte ihn zur Trinkſtube.

Es war dieß ein weites, finſteres Zimmer, an deſſen Wänden ſich ſchwere eichene Tiſche und Bänke hinzogen. Die ungeheure Menge von Kannen und Bechern, die blank geſcheuert von den Geſtellen am Getäfer herabblinkte, bewies, daß die Heerberge zum Hirſch ſehr beſucht ſeyn müſſe. In der That ſaßen auch, obgleich es erſt Mittag war, ſchon viele Gäſte bei'm Wein. Sie ſchauten den ſtattlichen jungen Ritter prüfend an, als er an ihren Tiſchen vorüber zum Ehrenplatz, in ein ſechseckiges, wie eine Laterne aus lauter Fenſtern erbautes Erkerlein geführt wurde; doch ließen ſie ſich in ihrem Geſpräch durch den vornehmen Gaſt nicht lange ſtören, ſondern ſchwazten weiter über Krieg und Frieden, über Schlachten und Belagerungen, wie ehrſame Spießbürger in ſo unruhigen Zeiten, wie etwa anno 1519, zu thun pflegen.

Die Wirthin ſchien an ihrem Gaſt Gefallen zu finden. Sie ſchaute mit lächelnder Miene nach ihm herüber, wenn ſie am Erkerlein vorbeiging, und als ſie ihm eine Kanne alten Heppacher und einen ſilbernen Becher vorſezte, zog ſich ihr, etwas großer Mund, zu holdſeliger Freundlichkeit. Sie verſprach ihm auch, ein junges Huhn zu braten und einen Tiſch zu decken, wenn er ſich nur ein wenig gedulden wolle; einſtweilen ſolle er ſich den Wein gut bekommen laſſen. Das laternen-förmige Erkerlein lag um zwei Stufen höher als die übrige Trinkſtube, Georg konnte daher mit Muße die Tiſche überſehen und trinkend die Gäſte muſtern. Obgleich er nicht viel in Herbergen und Weinſtuben ſich herum zu treiben pflegte, ſo hatte er doch, vielleicht dadurch, daß er weniger ſprach als beobachtete, einen eigenen Takt in Beurtheilung ſolcher Umgebungen gewonnen, der ihn auch bei ſeinen jetzigen Beobachtungen unterſtützte.

Die Geſellſchaft, die um einen der großen eichenen Tiſche ſaß, beſtand aus etwa zehen bis zwölf Männern. Sie unterſchieden ſich auf den erſten Anblick nicht ſehr von einander; große Bärte, kurze Haare, runde Mützen, dunkle Wämmſer gehörten dem einen ſo gut wie dem Anderen an. Doch ſonderte ein ſchärferer Blick bald vorzüglich drei von den Uebrigen. Der eine, er ſaß Georg am nächſten, war ein kleiner, fetter, freundlicher Mann. Sein Haar war im Nacken etwas länger als das der Anderen, er hatte es ſorgfältiger gekämmt, auch ſchien ſein dunkler Bart beſſer gepflegt zu ſeyn. Ein Mantel von feinem ſchwarzem Tuch, und ein Filzhut mit ſpitzigem Kopf und breiter Krämpe, die hinter ihm an einem Nagel hingen, bezeichneten einen Mann von einigem Gewicht, vielleicht gar einen Rathsherrn. Er mochte auch eine beſſere Sorte trinken als die Uebrigen, denn er ſchlürfte bedächtig, und wenn er mit dem Deckel an ſeinem Krug das Zeichen gab, daß er leer ſey, that er dieß mit einem gewiſſen Anſtand, und vernehmlicher als die Uebrigen.

Er ſah bei Allem, was geſprochen wurde, überaus fein und liſtig aus, als wiſſe er noch Manches, ohne es gerade hier preisgeben zu wollen. Auch hatte er das Vorrecht, das Kellnermädchen in die Wangen zu kneipen oder ihren runden Arm zu „tätſcheln", wenn ſie ihm die gefüllte Kanne brachte.

Ein anderer Mann, der am entgegengeſezten Ende des Tiſches ſaß, ſtach nicht minder gegen ſeine Umgebungen ab, als der Fette; Alles war an ihm länglich und hager. Sein Geſicht, von der Stirne bis zu dem langen, zugeſpizten Kinn, maß wohl eine gute Mannesſpanne; ſeine Finger, mit welchen er auf dem Tiſche den Takt eines Liedes ſpielte, das er leiſe vor ſich hin pfiff, hatten etwas ſpinnenartiges, und als ſich Georg einmal zufällig bückte, gewahrte er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß der hagere Mann lange, dünne Beine, beinahe unter dem ganzen Tiſch hin, ausgeſtreckt hatte. Er hatte um ſeine Naſe etwas Hochfahrendes, das ſich auch in der Art, wie er Allem, was die Bürger vorbrachten, widerſprach, ausdrückte; er ſah aus, wie einer der viel mit vornehmen Herren umgegangen iſt, ihre Art und Weiſe angenommen hat, aber doch nicht recht bequem damit zurecht kommt. Er konnte nicht aus dem Städtchen ſeyn, denn er hatte die Wirthin nach ſeinem Pferd gefragt. Nach Georg's Muthmaßungen war er ein reiſender Arzt, wie ſie zu jener Zeit im Land umherzogen, um die Menſchen künſtlich umzubringen.

Der dritte Mann, der dem Gaſt im Erker auffiel, ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus; er hatte übrigens etwas Bewegliches, Liſtiges in ſeinem Weſen, das ihn von der gutmüthigen, behaglichen Ruhe der Spießbürger merklich unterſchied. Er hatte über dem einen Auge ein großes Pflaſter, das Andere aber blickte kühn und offen um ſich. Ein großer Reiſeſtock mit eiſerner Spitze, der neben ihm lag, und ſein leder-beſezter Rücken, worauf er gewöhnlich einen Korb oder eine Kiſte tragen mochte, ließen ſchließen, daß er entweder ein Bote ſey, oder wahrſcheinlicher noch einer jener herumziehenden Krämer, die auf Märkte und Kirchweihen, nebſt wunderbaren Nachrichten aus fernen Landen, für die Weiber wirkſame Mittel gegen verhextes Vieh, und für die Mädchen ſchöne bunte Bänder und Tücher bringen.

Dieſe Drei waren es auch, die das Geſpräch führten, das nur hin und wieder durch einen Ausruf der Verwunderung oder durch ein Klopfen mit den Krug-Deckeln von den übrigen ehrſamen Bürgern unterbrochen wurde.

Dieſe Männer handelten übrigens eine Materie ab, die Georg's Intereſſe ſehr in Anſpruch nahm. Sie ſprachen über die Unternehmungen des Bundes im würtembergiſchen Unterland. Der Krämer mit dem ledernen Rücken hatte erzählt, daß Möckmühl, worin ſich Götz von Berlichingen eingeſchloſſen, von den Bündiſchen erſtürmt, und jener tapfere Mann gefangen worden ſey. (3)

Der Rathsherr hatte zu dieſer Nachricht liſtig gelächelt, und einen guten Zug von ſeiner beſſeren Sorte getrunken; der Hagere ließ aber den Lederrücken nicht ausſprechen, er ſchlug den Takt mit den langen Fingern etwas vernehmlicher, und ſagte mit hohler Stimme: „Das iſt erſtunken und erlogen, Freund! ſeht, das iſt gar nit möglich, denn der Berlingen verſteht die ſchwarze Kunſt und iſt feſt, das muß ich wiſſen; und überdieß hat er allein mit ſeiner eiſernen Hand in mancher Schlacht zweihundert Mann mausto dt geſchlagen, was wird er ſich denn fangen laſſen?"

„Mit Verlaub", unterbrach ihn der fette Herr; „dem iſt nicht alſo, ſondern Götz iſt in der That gefangen, und ſizt in

Heilbronn. Aber nicht weil er erlegen iſt, denn ſein Schloß in Möckmühl iſt nicht erſtürmt worden, ſondern die Bündiſchen haben ihm und den Seinigen freien Abzug verſprochen; wie er aber aus dem Thor kam, wurde er überfallen, ſeine Knechte getödtet und er gefangen. Seht, das iſt nicht recht, und da hat der Bund ſchändlich gehandelt.“

„Da muß ich doch bitten, Herr“, ſprach der Lange, „daß man nicht alſo von den Bundes-Oberſten ſpricht; ich kenne viele Herren davon genau, wie z. B. Herr Truchſeß von Waldburg mein geneigter Herr und Freund iſt.“

Der fette Herr ſchien etwas erwidern zu wollen, ſpühlte aber das, was ihm auf der Zunge lag, mit einigem Wein hinunter. Jedoch die Bürger brachen bei Erwähnung ſo vornehmer Bekanntſchaften in ein Gemurmel des Staunens aus, und lüfteten ehrerbietig ihre Mützen.

„Nun, wenn Ihr bei dem Bunde ſo gut bekannt ſeyd“, ſagte der Zerlumpte mit etwas trotziger Miene, „ſo werdet Ihr uns die beſte Nachricht geben können, wie es um Tübingen ausſieht.“

„Es pfeifet auf dem lezten Loche“,

antwortete der Gefragte; „ich war vor kurzer Zeit dort, und ſah die fürtrefflichen und ſchrecklichen Anſtalten zur Belagerung.“

„Ei, — So, — Wie“, flüſterten die Bürger und rückten näher zuſammen, als erwarteten ſie wichtige Kunde.

Der hagere Mann lehnte ſich an die Lehne ſeines Stuhles zurück, ſteckte die langen Finger in die Degenkuppel, ſtreckte die Beine um einige Zoll länger aus und ſprach: „Ja, ja Ihr Leute, dort ſieht es arg aus; alle Ortſchaften in der Nachbarſchaft ſind in großem Schaden, denn die Obſtbäume ſind alle abgehauen, man ſchießt mit aller Macht auf Stadt und Schloß, und die Stadt hat ſich ſchon ergeben; im Schloß liegen vierzig Ritter, aber ſie können die Paar Mäuerlein nicht mehr lange halten!“

„Was? ein Paar Mäuerlein?“ rief der fette Herr, und ſezte ſeine Kanne klirrend auf den Tiſch; „wer je das Schloß von Tübingen geſehen hat, kann nicht von ein Paar Mäuerlein reden. Hat es nicht auf den Seiten, wo es an den Berg ſtößt, zwei tiefe Graben, daß die Bündler mit keiner Leiter hinauf können, und Mauern zwölf Schuh dick, und Thürme, aus welchen ſie ihre Feldſchlangen nicht übel ſpielen laſſen.“

„Umgeſchoſſen, Umgeſchoſſen!“ rief der lange Mann mit ſo gräulich hohler Stimme, daß die erſchrockenen Bürger die Thürme von Tübingen krachen zu hören glaubten; „den neuen Thurm, den der Ulerich neulich aufbaute, hat der Frondsberg umgeſchoſſen, wie wenn er nie da geſtanden wäre.“

„Aber damit iſt noch nicht Alles hin“, antwortete der Zerlumpte. „Und die Ritter machen Ausfälle aus dem Schloß, und haben ſchon Manchen auf dem Wörth am Neckar ſchlafen gelegt. Und dem Frondsberg haben ſie den Hut vom Kopf geſchoſſen, daß er heute noch Ohrenſummſen hat.“ (5)

„Da ſeyd Ihr falſch berichtet“, ſprach der Hagere nachläſſig; „Ausfälle? dafür haben die Belagerer leichte Reiter wie die Teufel; es ſind Griechen, ich weiß nicht vom Ganges oder Epiros, man heißt ſie Stratioten; die haben einen Oberſten, den Georg Samares, der läßt keinen Hund aus dem Loch ausfallen.“ (6)

„Der hat halt auch in's Gras beiſſen müſſen“, entgegnete der zerlumpte Mann mit einem höhniſchen Seitenblicke; „die Hunde, wie Ihr ſie nennt, ſind dennoch ausgefallen, obgleich der Grieche vor dem Loch ſtand, und haben ihn gebiſſen und gefangen, und—“

„Gefangen? den Samares?“ rief der Lange aus ſeiner vornehmen Ruhe aufgeſchreckt; „Freund, das habt Ihr falſch gehört!“

„Nein“, antwortete jener ſehr ruhig, „ich habe die Glocken läuten hören, als man ihn in Sanct Jörgen-Kirche begraben hat.“

Die Bürger ſchauten aufmerkſam nach dem langen Fremden, um zu erforſchen, was für einen Eindruck dieſe Nachricht auf ihn mache? Er ließ ſeine buſchigen Augenbrauen herab, daß von ſeinen Augen nichts mehr zu ſehen war; zwirbelte ſeinen langen dünnen Knebelbart, ſchlug mit der knöchernen Hand auf den Tiſch und ſagte: „Und wenn ſie ihn auch in zehn Stücke zerhauen hätten, den Griechen, es hilft doch nichts! das Schloß muß über, da hilft nichts, und hat man Tübingen, dann gute Nacht Würtemberg. Der Ulerich iſt zum Land hinaus, und meine gnädige Herren und Gönner ſind Meiſter.“

„Wer ſteht Euch davor, daß er nicht wieder kommt? und dann? — —“ ſagte der kluge, fette Herr, und klappte den Deckel zu.

„Was? wieder kommen“, ſchrie jener;

„der Bettelmann? wer ſagt das, daß er wiederkommt; wer wagt es? He?"

„Was geht es uns an?" murmelten die Gäſte unmuthig; — „wir ſind friedliche Bürger, uns iſt's einerlei, wer Herr im Land iſt, wenn nur die Steuern anders werden. — Wenn man in der Herberg iſt, wird doch auch noch ein Wort erlaubt ſeyn?" So ſprachen ſie, und der Hagere ſchien zufrieden, daß ihm Keiner etwas Ernſtliches entgegnete. Er ſah einen um den andern mit ſtechendem Blicke an, zog dann ſein Geſicht in freundlichere Falten und ſagte: „Es war mir zur Erinnerung, daß wir den Herzog fürder nicht mehr brauchen; mein' Seel, mir iſt er wie Gift und Operment, darum gefällt mir auch das Paternoſter ſo gut, das Einer auf ihn gemacht hat; ich will es einmal ſingen:" Die Bürger ſahen finſter vor ſich hin, und ſchienen nicht ſehr begierig auf den Spott-Geſang, der ihrem unglücklichen Herzog galt. Jener aber befeuchtete ſeine Kehle mit einem guten Trunk, und ſang mit heiſerer, unangenehmer Stimme:

„Vater unſer
Reutlingen iſt unſer.
Der Du biſt
Eßlingen hat nicht lange Friſt.

Geheiligt werde Dein Nam';
Heilbronn und Weil wollen wir han,
Zukomm' uns Dein Reich,
Ulm ſieht uns auch gleich.
Dein Will geſchehe
Die Münz hat gereiht ein anderes Gepräge.
Unſer täglich Brod
Wir haben Geſchüz für alle Noth.
Gieb uns heut' und vergib uns unſere Schuld,
Wir haben des Königs in Frankreich Huld,
Als wir vergeben unſeren Schuldigern,
Wir wollen dem Bund das Maul zuſperr'n!
Laß uns nicht verſucht werden
Wir wöllen bald Kaiſer werden.
Sondern erlös' uns vom Uebel. Amen!
So behalten wir des Kaiſers Namen." (7)

Er ſchloß ſeinen Geſang mit einem fatalen, zitternden Schnörkel, der weiter keinen Effekt hervorbrachte, als daß die Bürger einander heimlich anſtießen, und über die jämmerlichen Töne des Sängers, die Achſel zuckten. Er aber ſchaute ſtolz in dem Kreiſe umher, als wolle er in den Mienen ſeiner Zuhörer den gerechten Beifall leſen.

„Ihr habt da ein gar frommes Lied geſungen", ſagte der Zerlumpte, „ſo fein kann ich's nicht, aber doch weiß ich auch ein neues Lied, und will es mit Eurem Verlaub ſingen."

Der Hagere ſah ihn ſcheel und ſpöttiſch an, die Bürger aber nickten ihm zu, und er begann mit einem angenehmen Tenor, indem er die Augen halb zuſchloß, aber doch hin und wieder auf den langen Mann hinüberſchielte, als beobachte er, welchen Eindruck ſein Geſang mache: (8)

„O weh, wo bleibet Deine Kraft,
Würtemberg, Du arme Landſchaft;
Ich klag' Dich billig hart und ſehr,
Denn der Bader von Ulm, der iſt Dein Herr."

„Der zu Nürnberg die Wetſchger macht,
Der Weber von Augsburg treibt auch ſein Pracht,
Der Salzſieder von ſchwäbiſch Hall,
Von Ravenſpurg die Krämer all'.

Von Rothweil die neuen Schweizerknaben
Wollten der Gans auch ein Feder haben,
Und der Schneider von Memming iſt in der Sach'
Und auch der Kürſchner von Biberach."

Lärmender Beifall und Gelächter un-
terbrach den Sänger; ſie langten über den
Tiſch herüber, ſchüttelten dem Zerlumpten
ie Hand und lobten ſein Lied. Der Ha-
ere ſprach kein Wort, ſondern warf finſtere
Blicke auf die Geſellſchaft; man war un-
ewiß, ob er den Beifall des Zerlumpten be-
eidete, oder ob der Gegenſtand des Liedes
n beleidigte. Der fette Herr aber ſah

ungemein klug aus, brummte die Weiſe des Liedes mit, und nickte bei jeder Kraftſtelle mit dem Haupt.

Der Sänger mit dem ledernen Rücken fuhr fort:

„Den Saymer von Kempten ich Euch meld'
Und Holzhauer von dem Herdtfeld
Und andere, die ich nit nennen will
Der Haufen iſt groß und wird gar zu viel."

„Und auch der iſt in dem Strauß',
Der richt' Alles mit Ungeld aus,
Ich mein' Junker Ermlich und ſein Geſind'
Des reichen Barchetwebers Kind."

„Daß Euch der Kukuk in den Hals fahr! Ihr Lumpenhund;" fuhr der lange Mann auf, als er die lezten Worte hörte; „Ich weiß wohl, wen Ihr mit dem Barchetweber meint; meinen gnädigen Gönner den Herrn von Fugger. Den ſoll mir ein ſolcher Landläufer verunglimpfen?" Er begleitete dieſe Worte mit einem ausdrucksvollen Mienenſpiel, und mit ſchrecklicher Geberde.

Doch der mit dem ledernen Rücken ließ ſich nicht einſchüchtern; er ſtellte ſeine ungemein muſculöſe Fauſt vor ſich hin und ſagte: „Den Landläufer könnt Ihr für

Euch behalten, Herr Calmus, man weiß wohl wer Ihr ſeyd; und wenn Ihr nicht augenblicklich Euer Maul haltet, ſo will ich Euch Eure Rührlöffel-Arme vom Leib ſchlagen.“

Der Hagere ſtand auf und bedauerte ſich ſelbſt, daß er in ſo gemeine Geſellſchaft gerathen ſey; er zahlte ſeinen Wein und ging vornehmen Schrittes aus der Trinkſtube.

IV.

Weh' mir, ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung iſt dahin.
Denn Alles log mir, was ich hochgeachtet.

Schiller.

Als dieſer Mann das Zimmer verlaſſen hatte, ſahen die Gäſte erſtaunt einander an; es wahr ihnen zu Muth, als hätten ſie ein ſchweres Gewitter aufſteigen ſehen, es hätte gekracht, als ob die Erde berſten wollen, ja, als wäre ein erſchrecklicher, tödtender Bliz auf ſie herabgefahren, und ſiehe da, es war nur ein „kalter Schlag." Dem Mann mit dem Lederrücken dankten ſie, daß er den ungezogenen, übermüthigen Gaſt ſo ſchnell entfernet habe, und fragten, was er wohl von dem hageren Fremden wiſſe?

„Den kenne ich wohl", antwortete dieſer, „das iſt unſeres Herr-Gott's Tagdieb, ein fahrender Arzt, der den Leuten Pillen verkauft gegen die Peſt, den Hunden den Wurm ſchneidet und die Ohren ſtutzt, die Mädchen von dicken Hälſen befreit und den Weibern Augenwaſſer gibt, daß ſie blind werden. Er heißt eigentlich Kahlmäuſer, aber weil er ein Gelehrter ſeyn will, heißt er ſich Doctor Calmus. Er niſtet ſich bei allen großen Herren ein, und wenn ihn einer einmal einen Eſel geheißen hat, ſo meint er ſchon, er ſey ſein beſter Freund."

„Mit dem Herzog muß er aber nicht gut ſtehen", bemerkte der ſchlaue Herr, „denn er hat doch läſterlich über ihn geſchimpft."

„Ja, mit Herrn Ulerich ſteht er freilich nicht gut; das ging aber ſo; der Herzog hatte einen ſchönen däniſchen Jagdhund, der hatte ſich im Schönbuch einen Dorn tief in die Pfote getreten. Den Herzog dauerte der Hund, er forſchte nach einem geſchickten Mann, der das Thier heilen könnte, und zufällig war der Kahlmäuſer da, und bot ſich mit wichtigem Geſicht dazu an. Er bekam im Schloß, in Stuttgart alle Tage gut zu Eſſen und eine Maas Wein; das ſchmeckte ihm nun ſo gut, daß er über ein Vierteljahr an der Hundspfote docterte. Da ließ ihn eines Tages der Herzog ſammt dem Hund rufen und fragte, was er ausgerichtet habe. Er ſoll viel gelehrtes Zeug geſchwazt haben, doch der Herr hat nicht darauf geachtet, ſondern die Pfote ſelbſt unterſucht, und da fand es ſich, daß ſie ſchon ganz ſchwarz und brandig war. Da nahm der Herzog den Kahlmäuſer, ſo lang er war, trug ihn an die lange Treppe, auf der man bis in den zweiten Stock hinauf reiten kann, und warf ihn hinunter, daß er halb todt unten ankam. Und ſeit der Zeit iſt der Doctor Calmus nicht gut auf den Herzog zu ſprechen. Andere ſagen auch, er ſey der Kundſchafter geweſen zwiſchen dem Hutten und Frau Sabina, und habe nur deßwegen den Hund übernommen, weil er dadurch in's Schloß kam."

„So? mit dem Hutten hat er es gehalten?" ſagte einer der Bürger. „Das hätten wir wiſſen ſollen, ſo hätten wir ihm das

das Fell recht gegerbt, dem Lumpen-Doctor! Der Hutten iſt doch an all' dem unſeligen Kriege Schuld, mit ſeiner Liebelei, und der dürre Kahlmäuſer hat ihm dazu geholfen."

„De mortuis nil nisi bene; man muß die Todten ſchonen, ſagen die Lateiner", entgegnete der fette Herr; „der arme Teufel hat es mit dem Leben theuer genug bezahlt."

„Aber es iſt ihm recht geſchehen", rief jener Bürger mit großer Hitze; „an des Herzogs Stelle hätte ich's gerade auch ſo gemacht, ein jeder Mann muß ſein Hausrecht wahren."

„Reitet Ihr zuweilen mit dem Vogt auf die Jagd?" fragte der fette Herr mit überaus ſchlauem Lächeln, „da habt Ihr die beſte Gelegenheit; ein Schwert habt Ihr ja, und eine Eiche wird ſich auch finden, wohin Ihr ſeinen Leichnam hängen könnet."

Ein ſchallendes Gelächter der Bürger von Pfullingen, belehrte den Gaſt im Erker, daß jener eifrige Vertheidiger des Hausrechts in ſeinem eigenen Hauſe nicht ſo ganz ſtrenge Juſtiz üben müſſe. Er erröthete und murmelte einige unverſtändliche Worte in ſeinen Becher hinein.

Der Zerlumpte aber, der als Fremder nicht mitlachen wollte, nahm ſich ſeiner an: „Ja wohl hat der Herzog ganz recht gehabt; denn er hätte den Hutten auf der Stelle hängen können, ohne daß er erſt mit ihm focht, er iſt ja Frei-Schöff vom weſtphäliſchen Stuhl, vom heimlichen Gericht, und darf einen ſolchen Ehrenſchänder ohne Weiteres abthun. Und er hatte die beſten Beweiſe gleich bei der Hand; kennt Ihr das ſchöne Liedlein? Ich will einmal ein Paar Verſe daraus ſingen:

„Und im Wald' er ſich zum Hutten wandt':
Was flimmert dort an Deiner Hand?“
„Herr Herzog 's iſt ein Ringelein
Das hab' ich von meiner Liebſten ſein.“

„Ei Hanns, Du biſt ein ſtattlich Mann
Haſt auch ein gülden Kett'lein an!“
„Das hat mir auch mein Schatz geſchenkt,
Zum Zeichen, daß ſie mein gedenkt.“

Dann heißt es weiter:

„O Hutten, gib Dei'm Gaul die Sporn,
Des Herzogs Auge rollt voll Zorn,
O Hutten, fleuch, noch iſt es Zeit,
Er reißt das Schwert ſchon aus der Scheid'—“

„Laßt es lieber gut ſeyn“, unterbrach ihn der fette Herr mit ernſter Miene; „es

nicht gut, daß man in ſolchen Zeiten dieß
) in der Herberge ſingt; dem Herzog
n es nicht mehr nützen, und die Bündi-
n ſind rings um uns; es könnte leicht
r etwas davon hören", ſezte er mit einem
enden Blick' auf Georg hinzu, „und
n hieße es gleich: Pfullingen zahlt hun-
Gulden Brandſteuer mehr."

„Weiß Gott, Ihr habt Recht", ſagte
Zerlumpte; „es iſt nicht mehr wie
er, wo man ein freies Wort ſprechen
ſingen durfte bei'm Wein in der Trink-
; da muß man immer umſchauen ob
dort ein Herzoglicher, und auf der an-
Seite ein Bündler ſizt; aber den lez-
Vers will ich noch ſingen, troz Baiern
dem Schwabenbund:

s ſteht eine Eich' im Schönbuchwald,
r breit in den Aeſten und hoch geſtalt't;
wird zum Zeichen Jahrhunderte ſtah'n:
t hing der Herzog den Hutten d'ran."

Er hatte ausgeſungen, das Geſpräch
ürger ſank jezt zum Geflüſter herab,
eorg glaubte zu bemerken, daß ſie über
re Gloſſen machen. Auch die freund-
Wirthin ſchien neugierig, zu wiſſen, wen
ihrem Erkerlein beherberge. Sie

ſetzte die Speiſen, die ſie ihm bereitet hatte, vor ihn hin, nachdem ſie ein ſchönes Tafeltuch über den runden Tiſch ausgebreitet hatte; dann nahm ſie ſelbſt an der entgegengeſetzten Seite Platz und befragte ihn, wiewohl ſehr beſcheiden, über das Woher? und Wohin?

Der junge Mann war nicht geſonnen, ihr über den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe genaue Auskunft zu geben. Das Geſpräch der Gäſte an der langen Tafel hatte ihn belehrt, daß es hier nicht minder gefährlich ſey, zu gar keiner Parthei zu gehören, als ſich für irgend eine beſtimmt zu erklären, er ſagte daher, er komme aus Franken und werde noch weiter hinauf in's Land, in die Gegend von Zollern reiſen, und ſchnitt ſomit jede weitere Frage ab; denn die Wirthin war zu beſcheiden, als daß ſie ſich den Ort, wohin er gehe, noch näher hätte bezeichnen laſſen. Es ſchien ihm aber eine gute Gelegenheit, ſich nach Marien zu erkundigen, denn er war glücklich, wenn ihm die Wirthin zum goldenen Hirſch, auch nur ihren Namen nennen, nur den Saum ihres Kleides beſchreiben würde. Er fragte daher nach den Burgen umher und nach den ritterlichen Familien, die in der Nachbarſchaft wohnen.

Die Wirthin ſchwatzte gerne; ſie gab

ihm in weniger als einer Viertelſtunde die Chronik von fünf bis ſechs Schlöſſern aus der Gegend, und bald kam auch Lichtenſtein an die Reihe. Der junge Mann holte tiefer Athem bei dieſem Namen, und ſchob die Schüſſel weit hinweg, um ſeine Aufmerkſamkeit ganz der Erzählerin zu widmen.

„Nun, die Lichtenſteiner ſind gar nicht arm, im Gegentheil, ſie haben ſchöne Felder und Wälder, und keine Ruthe Landes verpfändet: da ließe ſich der Alte lieber ſeinen langen Bart abſcheeren, obgleich er gar viel darauf hält und ihn immer ſtreichelt, wenn er mit den Leuten ſpricht. Er iſt ein ſtrenger, ernſter Mann; was er einmal haben will, das muß geſchehen, und ſollte es biegen oder brechen. Er iſt auch einer von denen, die es ſo lange mit dem Herzog hielten; die Bündiſchen werden es ihm übel entgelten laſſen.“

„Wie iſt denn ſeine …., ich meine Ihr ſagtet, er habe eine Tochter, der Lichtenſtein?“

„Nein“, antwortete die Wirthin, indem ſich ihr ſonſt ſo heiteres Geſicht in grämliche Falten zog, „von der habe ich gewiß nicht geſprochen, daß ich es wüßte. Ja, er hat eine Tochter, der gute alte Mann, und es wäre ihm beſſer, er führe kinderlos in die

Grube, als daß er aus Jammer über ſein einziges Kind abfährt."

Georg traute ſeinen Ohren nicht; was konnte die Wirthin gerade von Marien ſo Arges denken, daß ſie den Vater glücklich pries, wenn er dieſes Kind nicht hätte? „Was iſt es denn mit dieſem Fräulein", fragte er, indem er ſich vergebens abmühte, recht ſcherzhaft auszuſehen: „Ihr macht mich neugierig, Frau Wirthin; oder iſt es ein Geheimniß, das Ihr nicht ſagen dürft?"

Die Frau zum goldenen Hirſch ſchaute aus dem Erker heraus nach allen Seiten, ob Niemand lauſche; aber die Bürger waren ruhig in ihrem Geſpräch begriffen, und achteten nicht auf ſie, und ſonſt war Niemand in der Nähe, der ſie hören konnte. „Ihr ſeyd ein Fremder", hub ſie nach dieſen Forſchungen an, „Ihr reiſet weiter und habt nichts mit dieſer Gegend zu ſchaffen, darum kann ich Euch wohl ſagen, was ich nicht Jedem vertrauen möchte. Das Fräulein dort oben auf dem Lichtenſtein iſt ein — ein — ja bei uns Bürgers-Leuten würde man ſagen, ſie iſt ein ſchlechtes Ding, eine loſe Dirne —"

„Frau Wirthin!" rief Georg.

„So ſchreiet doch nicht ſo, verehrter

Herr Gaſt, die Leute ſchauen ſich ja um. Meinet Ihr denn, ich ſage, was ich nicht ganz gewiß weiß? Denkt Euch, alle Nacht Schlag eilf Uhr läßt ſie ihren Liebſten in die Burg. Iſt das nicht ſchrecklich genug, für ein ſittſames Fräulein?"

„Bedenket, was Ihr ſprechet! Ihren Liebſten?"

„Ja leider, 'Nachts um eilf Uhr ihren Liebſten; es iſt eine Schande und ein Spott! Es iſt ein ziemlich großer Mann, der kommt in einen grauen Mantel gehüllt an's Thor. Sie hat es zu machen gewußt, daß zu dieſer Zeit alle Knechte vom Thor' entfernt ſind, und nur der alte Burgwart, der ihr auch in ihrer Kindheit zu allen loſen Streichen half, um den Weg iſt; da kommt ſie nun allemal, wenn es drüben in Holzelfingen eilf Uhr ſchlägt, ſelbſt herunter in den Hof, die Nacht mag ſo kalt ſeyn als ſie will, und bringt den Schlüſſel zur Zugbrücke, den ſie zuvor ihrem alten Vater vom Bette ſtiehlt; dann ſchließt der alte Sünder, der Burgwart, auf, die Brücke fällt nieder, und der Mann im grauen Mantel eilt in die Arme des Fräuleins."

„Und dann?" fragte Georg, der beinahe keinen Athem mehr in der Bruſt, kein

Blut mehr in den Wangen hatte; „und dann?"

„Ja, dann wird Braten, Brod und Wein geholt; ſo viel iſt gewiß, daß der nächtliche Liebſte einen ungeheuren Hunger haben muß, denn er hat in mancher Nacht einen halben Rehziemer rein aufgezehrt, und zwei, drei Nöſſel Wein dazu getrunken; was weiter geſchieht, weiß ich nicht; ich will nichts vermuthen, nichts ſagen, aber das weiß ich", ſezte ſie mit einem chriſtlichen Blick gen Himmel hinzu, „beten werden ſie nicht."

Georg ſchalt ſich nach kurzem Nachdenken ſelbſt aus, daß er nur einen Augenblick gezweifelt habe, daß dieſe Erzählung eine Lüge, von irgend einem müßigen Kopf erſonnen ſey; oder wenn auch etwas Wahres darin wäre, ſo konnte es doch nichts ſeyn, daß Marien zur Unehre gereicht hätte.

Wenn es wahr iſt, daß die Liebe eines Jünglings in den guten alten Zeiten zwar nicht weniger leidenſchaftlich war, als in unſeren Tagen, aber mehr den Charakter reiner anbetender Ehrfurcht trug, daß nach der Sitte der Zeit die Geliebte nicht auf gleicher Stufe mit ihrem Verehrer, ſondern um eine höher ſtand, wenn wir den romantiſchen Erzählungen alter Chroniken und Minne-Bücher trauen dürfen, die ſo viele Beiſpiele aufführen, daß ſich edle Männer, wenn ſie in Liebe ſind, für die Treue und Reinheit ihrer Dame, auf der Stelle todt ſchlagen laſſen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß Georg von Sturmfeder wenigſtens auf dieſe Indicien hin, von Marien nichts Schlechtes denken konnte. So räthſelhaft ihm ſelbſt jene nächtlichen Beſuche vorkommen mochten, ſo ſah er doch klar, es ſey weder bewieſen, daß der Vater nichts darum wiſſe, noch daß der geheimnißvolle Mann gerade ein Liebhaber ſeyn müſſe. Er trug dieſe Zweifel auch ſeiner Wirthin vor.

„So? meint Ihr, der Vater wiſſe um die Geſchichte?" ſprach ſie; „dem iſt nicht ſo. Sehet, ich weiß das gewiß, denn die alte Roſel, die Amme des Fräuleins —"

„Die alte Roſel hat es geſagt?" rief Georg unwillkührlich; ihm war ja dieſe Amme, die Schweſter des Pfeifers von Hardt ſo wohlbekannt; freilich wenn dieſe es geſagt hatte, war die Sache nicht mehr ſo zweifelhaft; denn er wußte, daß ſie eine fromme Frau und dem Fräulein ſehr zugethan war.

„Ihr kennt die alte Roſel?" fragte

die Wirthin, erſtaunt über den Eifer, womit ihr fremder Gaſt nach dieſer Frau fragte.

„Ich? ſie kennen? nein, erinnert Euch nur, daß ich heute zum erſtenmal in dieſe Gegenden komme; nur der Name Roſel fiel mir auf.“

„Sagt man bei Euch nicht ſo? Roſel heißt Roſina bei uns, und ſo nennt man die alte Amme in Lichtenſtein; nun ſeht, dieſe hält viel auf mich, und kommt hie und da zu mir, dann koche ich ein ſüßes Weinmüschen, was ſie für ihr Leben gerne ißt, und zum Dank vertraut ſie mir allerlei Neues. Von ihr habe ich auch was ich Euch ſagte. Der Vater weiß gar nichts von dieſen nächtlichen Beſuchen, denn er geht ſchon um acht Uhr zu Bette, die Amme ſchickte das Fräulein jedesmal um acht Uhr in ihre Kammer. Das fiel nun nach ein Paar Tagen der guten Roſel auf. Sie ſtellt ſich, als gehe ſie zu Bette, und ſiehe da, was geſchieht? Kaum iſt Alles ruhig im Schloß, ſo macht das Fräulein, das ſonſt keinen Spahn anrührt, eigenhändig ein Feuer auf den Heerd; kocht und bratet, was ſie kann und weiß, holt Wein aus dem Keller, holt Brod aus dem Schrank, und deckt in der Herren-Stube den Tiſch. Dann ſchaut ſie zum Fenſter hinaus, in die kalte ſchwarze Nacht, und richtig wenn es drüben eilf Uhr ſchlägt, raſſelt die Zugbrücke nieder, der nächtliche Geſelle wird eingelaſſen, und geht mit dem Fräulein in die Herren-Stube; ſie hat auch ſchon gehorcht, die Roſel, was wohl drinnen vorgehe, aber die eichenen Thüren ſind gar dick; dann lugte ſie auch einmal durch's Schlüſſelloch, ſah aber nichts als den Kopf des Fremden."

„Nun, und iſt er ſchon alt? Wie ſieht er aus?"

„Alt? wo denket Ihr hin! Die ſieht mir auch darnach aus, daß ſie es mit einem Alten hätte! Jung iſt er und ſchön, wie mir die Roſel ſagt; er hat einen dunkeln Bart um Mund und Kinn, ſchönes gerolltes Haar auf dem Kopf, und ſah recht freundlich und liebreich aus."

„Daß ihm der Satan den Bart Haar für Haar auszwicke", murmelte Georg, und ſtrich mit der Hand über das Kinn, das noch ziemlich glatt war. „Frau! beſinnt Euch, habt Ihr denn dieß Alles ſo recht gehört von der Frau Roſel? hat ſie dieß Alles ſo geſagt? machet Ihr nicht noch mehr dazu?"

„Gott bewahre mich, daß ich über Jemand läſtere! Da kennt Ihr mich ſchlecht, Herr Ritter! Das Alles hat mir Frau Roſel geſagt, und noch mehr hat ſie vermuthet, und mir in's Ohr geflüſtert, was eine ehrliche Frau einem ſchönen jungen Herrn nicht wieder ſagen kann. Und denket Euch, wie recht ſchlecht das Fräulein iſt, ſie hat noch einen andern Liebhaber gehabt, und dem iſt ſie alſo untreu geworden!"

„Noch einen?" fragte Georg aufmerkſam, denn die Erzählung ſchien ihm mehr und mehr an Wahrſcheinlichkeit zuzunehmen.

„Ja noch einen; es ſoll ein gar ſchöner, lieber Herr ſeyn, ſagte mir die Roſel; ſie war mit dem Fräulein einige Zeit in Tübingen, und da war ein Herr von — von — ich glaube Sturmfittich heißt er — der war auf der hohen Schule; und da lernten ſich die beiden Leutchen kennen, und die Amme ſchwört, es ſey nie ein ſchmuckeres Paar erfunden worden im ganzen Schwabenland. Sie hat ihn auch ganz ſchrecklich lieb gehabt, das iſt wahr und ſey ſehr traurig geweſen um ihn, als ſie von Tübingen ging; nun iſt ſie dem armen Jungen untreu geworden, das falſche Herz; und die Amme heult, wenn ſie nur an den ſchönen, treuen Herrn denkt, er ſoll noch viel, viel ſchöner geweſen ſeyn als der, den ſie jezt hat."

„Frau Wirthin, wie oft laſſet Ihr mich denn klopfen, bis ich einen vollen Becher bekomme;" rief der fette Herr aus der Trinkſtube herauf; denn die Frau Wirthin hatte über ihrer Erzählung alles Uebrige vergeſſen.

„Gleich, gleich!" antwortete ſie, und flog an den Schenktiſch hin, den durſtigen Herrn mit ſeiner beſſeren Sorte zu verſehen; und von da ging es zum Keller, und Boden und Küche nahmen ſie in Anſpruch, ſo daß der Gaſt im Erker gute Weile hatte, einſam über das, was er gehört hatte, nachzuſinnen.

Den Kopf auf die Hand geſtüzt, ſaß er
a, und ſchaute unverrückt in die Tiefe
eines ſilbernen Bechers, ſo ſaß er am Nach-
nittag, ſo ſaß er am Abend, die Nacht war
chon lange eingebrochen, und er ſaß noch
mmer ſo hinter dem runden Tiſch' im Er-
er, todt für die Welt umher, nur hin und
ieder verrieth ein tiefes Seufzen, daß noch
eben und Empfindung in ihm ſey. Die
Birthin wußte nicht, was ſie aus ihm ma-
en ſollte; ſie hatte ſich wenigſtens zehnmal
eben ihn geſezt; hatte verſucht, mit ihm

zu ſprechen, aber er hatte ihr gedankenlos mit ſtarren Augen in's Geſicht geſchaut und nichts geantwortet; es war ihr ganz Angſt dabei geworden, denn gerade ſo hatte ſie ihr ſeliger Mann angeſtarrt, als er das Zeitliche geſegnete, und ihr den goldenen Hirſch hinterließ.

Sie berieth ſich mit dem fetten Herrn, und auch der Mann mit dem Lederrücken gab ſeine Meinung preiß. Die Wirthin behauptete, entweder ſey er verliebt bis über die Ohren, oder man habe es ihm angethan. Sie belegte ihre Behauptung mit einer ſchrecklichen Geſchichte von einem jungen Ritter, den ſie geſehen, und der auch aus lauter Liebe am ganzen Leib' erſtarrt ſey, bis er am Ende geſtorben.

Der Zerlumpte war nicht dieſer Meinung; er glaubte, dem jungen Mann ſey vielleicht ein Unglück geſchehen, wie jezt oft im Krieg vorkomme, und er ſey deßwegen in ſo tiefe Trauer verſenkt. Der fette Herr aber blinzelte einigemal nach dem ſtummen Gaſt' im Erker hinauf, und fragte dann mit ſehr pfiffiger Miene, von welchem Gewächs und Jahrgang der Ritter trinke?

„Nun ich hab' ihm Heppacher gegeben von 1481. Es iſt das Beſte, was der goldene Hirſch hat.“

„Da haben wir es!“ rief der kluge Mann; „ich kenn' den Heppacher achz'ger, den kann ſolch' ein Junkerlein nicht führen, und der iſt ihm zu Kopf geſtiegen. Laßt ihn ſitzen, laßt ihn immer ſitzen, ſeinen ſchweren Kopf in der Hand, ich wette, ehe es acht Uhr ſchlägt, hat er ausgeſchlafen, und iſt wieder ſo friſch wie der Fiſch im Waſſer.“

Der Zerlumpte ſchüttelte den Kopf und ſagte nichts dazu, die Wirthin aber belobte den gewohnten Scharfſinn des fetten Herrn, und fand ſeine Vermuthung am wahrſcheinlichſten.

Es war neun Uhr in der Nacht, die täglichen Zechgäſte hatten ſchon Alle die Trinkſtube verlaſſen, und auch die Wirthin wollte ſich zum Abendſegen rüſten, als der fremde Herr aus ſeinem Zuſtand' erwachte. Er ſprang auf, machte einige Gänge durch's Zimmer, und blieb endlich vor der Hausfrau ſtehen. Er ſah düſter und verſtört aus, und die wenigen Stunden vom Mittag bis jezt, hatten ſeinen ſonſt ſo freundlichen offenen Zügen tiefe Spuren des Grames eingedrückt.

Die Wirthin dauerte ſein Anblick, ſie wollte ihm, eingedenk des klugen fetten Herrn, noch ein heilſames Süpplein kochen, und ihm dann ein treffliches, weiches Bett anweiſen, doch er ſchien für dieſe Nacht ein rauheres Lager ſich erwählt zu haben.

„Wann ſagt Ihr", hub er mit leiſer, unſicherer Stimme an, „wann geht der nächtliche Gaſt nach Lichtenſtein, und wann kommt er zurück?"

„Um eilf Uhr, lieber Herr, geht er hinein, und um den erſten Hahnenſchrei kommt er wieder über die Zugbrücke."

„Laſſet mein Pferd ſatteln, und beſorget mir einen Knecht, der mich nach Lichtenſtein geleite."

„Jezt in der Nacht?" rief die Wirthin, und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen. „Jezt wollet Ihr ausreiten? Ei geht doch, Ihr treibt Spaß mit mir."

„Nein, gute Frau, es iſt mein wahrer Ernſt; aber ſputet Euch ein wenig, ich habe Eile."

„Die habt Ihr den ganzen Tag nicht gehabt", entgegnete jene; „und jezt wollt Ihr auf einmal über Hals und Kopf in die Nacht hinaus. Zwar die friſche Luft kann nichts ſchaden bei ſolchen Kranken; aber weiß Gott Euer Pferd laſſe ich nicht aus dem Stall, Ihr könnt mir herunter fallen oder allerlei Unglück anrichten, und dann hieße es, wo hat denn die Hirſch-Wirthin wieder den Kopf gehabt, daß ſie die Leute ſo laufen läßt."

Der junge Mann hatte ihre Rede ganz überhört, denn er war wieder in ſein düſteres Sinnen zurückgeſunken; als ſie aufhörte zu ſprechen ſchrack er auf und wunderte ſich, daß ſie ſeinen Befehl noch nicht befolgt habe.

Er ging, als ſie noch immer zauderte, um ſein Pferd ſelbſt zu beſorgen; da gedachte ſie, daß ſie doch keine Gewalt habe, ihn zurückzuhalten und daß es gerathener ſeyn möchte, ihn ziehen zu laſſen. „Laſſet dem Herrn ſeinen Braunen herausführen", rief ſie, „und der Andres ſoll ſich rüſten, heute Nacht noch ein Stück Weges zu gehen! — Er hat recht, daß er Jemand mitnehmen will", ſprach ſie für ſich weiter; „der kann ihn doch im Nothfall halten; zwar ſagt man, ſie haben ein Paar Sinne mehr, wenn ſie etwas im Kopf haben, und es falle Keiner ſo leicht vom Pferd, venn er auch hin und her ſchwankt, wie der Schwingel in der großen Glocke, aber beſſer ſt beſſer. — Was Ihr ſchuldig ſeyd, Herr Riter? nun Ihr habt gehabt eine Maas Alten, nacht zwölf Kreuzer, und das Eſſen — nun, s iſt nicht der Rede werth, was Ihr gegeſſen abt; Ihr habt ja mein Huhn kaum ange- hen. Nun, wenn Ihr für den Stall und das Eſſen noch zwei Kreuzer zulegen wollt, ſo wird Euch eine arme Wittfrau ſchön danken.“

Nachdem die Rechnung in dem niederen Münzfuß der guten, alten Zeiten berichtigt war, entließ die Wirthin zum goldenen Hirſch' ihren Gaſt; ſie war ihm zwar nicht mehr ſo gewogen wie heute Mittag, als er herrlich wie der junge Tag in ihre Trinkſtube getreten war, aber dennoch konnte ſie ſich nicht verhehlen, als er bei'm Schein der Kien-Fackeln ſich auf's Pferd ſchwang, daß ſie nicht leicht einen ſchöneren Mann geſehen habe, und ſie ſchärfte daher ihrem Knecht, der ihn begleitete, um ſo ſorgfältiger ein, recht genau auf ihn Acht zu haben, weil es bei dieſem Herrn „doch nicht ganz richtig im Kopfe ſey.“

Vor dem Thor von Pfullingen fragte der Knecht den nächtlichen Reiter, wohin er reiten wolle; und auf ſeine Antwort „nach Lichtenſtein!“ ſchlug er einen Weg rechts ein, der zum Gebirge führte. Der junge Mann ritt ſchweigend durch die Nacht hin; er ſah nicht rechts, er ſah nicht links, er ſah nicht auf nach den Sternen, nicht hinaus in die Weite, ſeine geſenkten Blicke hafteten am Boden. Es war ihm wie damals, als ihn die Mörder am Wege niedergeſchlagen hatten, ſeine Gedanken ſtanden ſtille, er hoffte nicht mehr, er hatte zu leben, zu lieben und zu wünſchen aufgehört. Und doch war ihm damals wohler geweſen, als ihm auf dem kühlen Teppich des Wieſen-Thales, die Beſinnung ſchwand, er war ja entſchlummert mit dem erhebenden Gedanken an ſie, und die erſtarrenden Lippen hatten noch einmal einen ſüßen Namen ausgeſprochen.

Aber jezt war die Leuchte verlöſcht, die ſeinen Pfad durch's Leben erhellt hatte. Es war ihm, als habe er nur noch einen kurzen Weg im Dunkeln hinzugehen, und dann in lichteren Höhen als auf dem Lichtenſtein ſeine Ruhe zu finden; und unwillkührlich zuckte ſeine Rechte hie und da an's Schwert, als wolle er ſich verſichern, daß ihm dieſer Gefährte wenigſtens treu geblieben ſey, als ſey dieß der gewichtige Schlüſſel, der die Pforte ſprengen ſollte, die aus dem Dunkel zum Lichte führt.

Der Wald hatte längſt die Wanderer aufgenommen; ſteiler wurden die Pfade, und das Roß ſtrebte mühſam unter der Laſt des Reiters und ſeiner Rüſtung bergan; doch der Reiter bemerkte es nicht. Die Nachtluft wehte kühler, und ſpielte mit den langen Haaren des Jünglings, er fühlte es nicht; der Mond kam herauf und beleuchtete ſeinen

Pfad, beleuchtete kühne Felſenmaſſen und die hohen, gewaltigen Eichen, unter welchen er hinzog, er ſah es nicht; unbemerkt von ihm, rauſchte der Strom der Zeit an ihnen vorüber, Stunde um Stunde verging, ohne daß ihm der Weg lang bedünkte.

Es war Mitternacht, als ſie auf der höchſten Höhe ankamen. Sie traten heraus aus dem Wald, und getrennt durch eine weite Kluft von der übrigen Erde lag auf einem einzelnen, ſenkrecht aus der nächtlichen Tiefe aufſteigenden Felſen der Lichtenſtein.

Seine weißen Mauern, ſeine zackigten Felſen ſchimmerten im Mondlicht, es war, als ſchlummere das Schlößchen, abgeſchieden von der Welt im tiefen Frieden der Einſamkeit.

Der Ritter warf einen düſteren Blick dorthin und ſprang ab. Er band das Pferd an einen Baum, und ſezte ſich auf einen bemoosten Stein, gegenüber von der Burg. Der Knecht ſtand erwartend, was ſich weiter begeben werde, und fragte mehreremal vergeblich, ob er ſeines Dienſtes jezt entlaſſen ſey?

„Wie weit iſt's noch bis zum erſten Hahnenſchrei?“ fragte endlich der ſtumme Mann auf dem Steine.

„Zwei Stunden, Herr!“ war die Antwort des Knechtes.

Der Ritter reichte ihm reichlichen Lohn für ſein Geleite, und winkte ihm zu gehen. Er zögerte, als ſcheue er ſich, den jungen Mann in dieſem unglücklichen Zuſtand zu verlaſſen; als aber jener ungeduldig ſeinen Wink wiederholte, entfernte er ſich ſtille; nur einmal noch ſah er ſich um, ehe er in den Wald eintrat, der ſchweigende Gaſt ſaß noch immer, die Stirne in die Hand geſtützt, im Schatten einer Eiche, auf dem bemoosten Stein. —

V.

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen,
Es führt kein and'rer Weg nach Küßnacht,
Hier vollend' ich's — die Gelegenheit iſt günſtig.
Schiller.

Man hat zu allen Zeiten viel Schönes und Wahres über die Thorheit der Eiferſucht geſchrieben, und dennoch ſind die Menſchen ſeit Urias Zeiten darin nicht weiſer geworden. Leute von überaus kühler Conſtitution werden zwar ſagen, wenn jener berühmte jüdiſche Hauptmann nicht die Thorheit begangen hätte, ſeine ſchöne Frau nur für ſich allein haben zu wollen, oder gar auf den König David eiferſüchtig zu werden, ſo wäre der berüchtigte Urias-Brief nie geſchrieben worden, und beſagter Hauptmann hätte es vielleicht noch weit im Dienſte bringen können. Andere aber, denen die Natur heißes Blut und einen Stolz, ein Gefühl der Ehre gegeben hat, das durch Hintanſetzung oder Treuebruch leicht aufgeregt und beleidigt wird, werden bei'm eintretenden Falle jenem unglücklichen Uebel unterliegen, wenn ſie auch mit allen Beweisgründen der kälteren Vernunft ſich ſelbſt die Thorheit ihres Beginnens vorpredigen.

Georg von Sturmfeder war nicht von
ſo kühlem Blute, daß ihn die Nachricht, die
er heute erhielt, nicht aus allen Schranken
er Billigkeit und Mäßigung herausgejagt
hätte; er war überdieß in einem Alter, wo
war die offene Seele ſich noch nicht daran
gewöhnt hat, den Menſchen a priori zu miß-
rauen, wo aber ein ſolcher Fall um ſo über-
aſchender iſt, um ſo gefährlicher wirkt, eben
weil das argloſe Herz ihn nie gedacht hat.
Da kocht das Gefühl der gekränkten Treue,
a braust der Stolz auf, der ſich beleidigt
ünkt; den prüfenden Verſtand, der das Fal-
he vom Rechten zu ſondern pflegt, umziehen
übe, düſtre Wolken, und verhüllen ihm das
ahre; ein Wörtchen Wahrſcheinlichkeit in
nem Gewebe von Lüge überzeugt ihn; die

Sonne der Liebe ſinkt hinab, und es wird Nacht in der Seele. Dann ſchleichen ſich jene nächtlichen Geſellen: Verachtung, Wuth, Rache, in das von allen guten Engeln verlaſſene Herz, und die unendliche Stufenleiter der Empfindungen, welche von Liebe zu Haß führt, hat die Eiferſucht in wenigen Augenblicken zurückgelegt.

Georg war auf jener Stufe der düſteren, ſtillen Wuth und der Rache angekommen; über dieſe Empfindungen brütend, ſaß er unempfindlich gegen die Kälte der Nacht auf dem bemoosten Stein, und ſein einziger, immer wiederkehrender Gedanke war, den nächtlichen Freund „zu ſtellen, und ein Wort mit ihm zu ſprechen.“

Es ſchlug zwei Uhr in einem Dorf' über dem Walde, als er ſah, daß ſich Lichter an den Fenſtern des Schloſſes hin bewegten, erwartungsvoll pochte ſein Herz, krampfhaft hatte ſeine Hand den langen Griff des Schwertes umfaßt. Jezt wurden die Lichter hinter den Gittern des Thores ſichtbar, Hunde ſchlugen an, Georg ſprang auf und warf den Mantel zurück. Er hörte, wie eine tiefe Stimme, ein vernehmliches „Gute Nacht“ ſprach. Die Zugbrücke rauſchte nieder und legte ſich über den Abgrund, der das Land von Lichtenſtein ſcheidet, das Thor ging auf,

und

und ein Mann, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, den dunkeln Mantel feſt umgezogen, ſchritt über die Brücke, und gerade auf den Ort zu, wo Georg Wache hielt.

Er war noch wenige Schritte entfernt, als dieſer mit einem dröhnenden: „Zieh' Verräther, und wehr' Dich Deines Lebens“ auf ihn einſtürzte; der Mann im Mantel trat zurück und zog; im Augenblick begegneten ſich die blitzenden Klingen und raſſelten klirrend an einander.

„Lebendig ſollſt Du mich nicht haben“, rief der Andere, „wenigſtens will ich mein Leben theuer genug bezahlen!“ Zugleich ſah ihn Georg tapfer auf ſich eindringen, und an den ſchnellen und gewichtigen Hieben merkte er, daß er keinen zu verachtenden Gegner vor der Klinge habe. Georg war kein ungeübter Fechter, und er hatte manch' ernſtlichen Kampf mit Ehre ausgefochten, aber hier hatte er ſeinen Mann gefunden. Er fühlte, daß er ſich bald auf die eigene Vertheidigung beſchränken müſſe, und wollte eben zu einem lezten gewaltigen Stoß' ausfallen, als plötzlich ſein Arm mit ungeheurer Gewalt feſt gehalten wurde; ſein Schwert wurde ihm in demſelben Augenblicke aus der Hand gewunden, zwei mächtige Arme ſchlangen ſich um ſeinen Leib und feſſelten ihn regungslos, und eine furchtbare Stimme ſchrie: „ſtoßt zu, Herr, ein ſolcher Meuchelmörder verdient nicht, daß er noch einen Augenblick zum lezten Paternoſter habe!“

„Das kannſt Du verrichten, Hanns;“ ſprach der im Mantel, „ich ſtoße keinen Wehrloſen nieder; dort iſt ſein Schwert, ſchlag' ihn todt, aber mach' es kurz.“

„Warum wollt Ihr mich nicht lieber ſelbſt umbringen, Herr!“ ſagte Georg mit feſter Stimme; „Ihr habt mir meine Liebe geſtohlen, was liegt an meinem Leben?“

„Was habe ich?“ fragte jener und trat näher.

„Was Teufel iſt das für eine Stimme?“ ſprach der Mann, der ihn noch immer umſchlungen hielt; „die ſollte ich kennen!“ Er drehte den jungen Mann in ſeinen Armen um, und wie von einem Bliz getroffen, zog er die Hände von ihm ab: „Jeſus, Maria und Joſeph! da hätten wir bald etwas Schönes gemacht! aber welcher Unſtern führt Euch auch gerade hieher, Junker? was denken auch meine Leute, daß ſie Euch fortlaſſen, ohne daß ich dabei bin!“

Es war der Pfeifer von Hardt, der Georg alſo anredete, und ihm die Hand zum

Gruß bot; dieſer aber ſchien nicht geneigt, dieſes freundſchaftliche Zeichen einem Manne zu erwiedern, der noch ſo eben das Handwerk des Henkers an ihm verrichten wollte; wild blickte er bald den Mann im Mantel, bald den Pfeifer an. „Meinſt Du“, ſagte er zu dieſem, „ich hätte mich von Deinen Weibern in Gefangenſchaft halten laſſen ſollen, daß ich Deine Verrätherei hier nicht ſehe? Erbärmlicher Betrüger! Und Ihr“, wandte er ſich zu dem Andern, „wenn Ihr ein Mann von Ehre ſeyd, ſo ſteht mir, und fallet nicht zu zwei über einen her; wenn Ihr wißt, daß ich Georg von Sturmfeder bin, ſo mögen Euch meine früheren Anſprüche auf das Fräulein nicht unbekannt ſeyn, und mit Euch mich zu meſſen, bin ich hieher gekommen. Darum befehlet dieſem Schurken, daß er mir mein Schwert wiedergebe, und laßt uns ehrlich fechten, wie es Männern geziemt.“

„Ihr ſeyd Georg von Sturmfeder?“ ſprach jener mit freundlicher Stimme und trat näher zu ihm. „Es ſcheint mir, Ihr ſeyd etwas im Irrthum hier. Glaubet mir ich bin Euch ſehr gewogen, und hätte Euch längſt gerne geſehen. Nehmet das Ehrenwort eines Mannes, daß mich nicht die Abſichten in jenes Schloß führen, die Ihr mir unterleget, und ſeyd mein Freund.“

Er bot dem überraſchten Jüngling die Hand unter dem Mantel hervor, doch dieſer zauderte; die gewichtigen Hiebe dieſes Mannes hatten ihm zwar geſagt, daß er ein Ehrenwerther und Tapferer ſey, darum konnte und mußte er ſeinen Worten trauen; aber ſein Gemüth war noch ſo verwirrt, von Allem was er gehört und geſehen, daß er ungewiß war, ob er den Handſchlag deſſen, den er noch vor einem Augenblick als ſeinen bitterſten Feind angeſehen hatte, empfangen ſollte oder nicht? „Wer iſt es, der mir die Hand beut?“ fragte er; „ich habe Euch meinen Namen genannt, und könnte wohl billigerweiſe dasſelbe von Euch verlangen.“

Der Unbekannte ſchlug den Mantel auseinander, ſchob das Barett zurück, und der Mond beleuchtete ein Geſicht voll Würde, und Georg begegnete einem glänzenden Auge, das den Ausdruck gebietender Hoheit trug: „Fraget nicht nach Namen“, ſprach er, indem ein Zug von Wehmuth um ſeinen Mund blizte, „ich bin ein Mann, und dieß mag Euch genug ſeyn; wohl führte auch ich einſt einen Namen in der Welt, der ſich mit dem ehrenwertheſten meſſen konnte, wohl trug auch ich die goldenen Sporen und den wallenden Helmbuſch, und auf den Ruf meines Hüfthorns lauſchten viele hundert Knechte, er iſt verklungen. Aber eines iſt mir geblieben“, ſetzte er mit unbeſchreiblicher Hoheit hinzu, indem er die Hand des jungen Mannes feſter drückte, „ich bin ein Mann und trage ein Schwert,

si fractus illabatur orbis
impavidum ferient ruinae.“

Er drückte das Barett wieder in die Stirne, zog ſeinen Mantel hoch herauf, und ging vorüber in den Wald.

Georg ſtand in ſtummem Erſtaunen auf ſein Schwert geſtützt. Der Anblick dieſes Mannes, — es war ihm unbegreiflich, — hatte alle Gedanken der Rache in ſeinem Herzen ausgelöſcht. Dieſer gebietende Blick, dieſer gewinnende, wohlwollende Zug um den Mund, das tapfere, gewaltige Weſen dieſes Mannes, erfüllten ſeine Seele mit Staunen, mit Achtung, mit Beſchämung. Er hatte geſchworen, mit Marien in keiner Berührung zu ſtehen, er hatte es bekräftigt mit jener tapfern Rechten, die noch eben die gewichtige Klinge leicht wie ein Spiel geführt hatte; er hatte es beſtätigt mit einem jener Blicke, deren Strahl Georg wie den der Sonne nicht zu ertragen vermochte, eine Bergeslaſt wälzte ſich von ſeiner Bruſt, denn er glaubte, er mußte glauben.

Wenn man bedenkt, wie ſehr zu jener Zeit körperliche Eigenſchaften gewogen und angeſchlagen wurden, wie man Tapferkeit auch an dem Feinde hochſchätzte und achtete, wie das Wort eines anerkannt tapferen Mannes ſo feſt ſtand, wie der Schwur auf die Hoſtie, wenn man ferner bedenkt, wie groß die Wirkung eines anmuthigen, oder aber eines imponirenden Aeußern auf ein jugendliches Gemüth iſt, ſo wird man ſich über die Veränderung nicht zu ſehr wundern, welche in dieſen kurzen Augenblicken mit der Geſinnung des Jünglings vorging.

„Wer iſt dieſer Mann?“ fragte Georg den Pfeifer, der noch immer neben ihm ſtand.

„Ihr hörtet ja, daß er keinen Namen hat, und auch ich weiß ihn nicht zu nennen?“

„Du wüßteſt nicht, wer er ſey?“ entgegnete Georg; „und doch haſt Du ihm beigeſtanden, als er mit mir focht? gehe! Du willſt mich belügen!“

„Gewiß nicht Junker;“ antwortete der Pfeifer; „es iſt, Gott weiß es, wahr, daß jener Mann der Zeit keinen Namen hat; wenn Ihr übrigens durchaus erfahren wollet, was er iſt, ſo wiſſet, er iſt ein Geächteter, den der Bund aus ſeinem Schloß vertrieb; einſt aber war er ein mächtiger Ritter im Schwabenland.“

„Der Arme! darum alſo ging er ſo verhüllt? und mich hielt er wohl für einen Meuchelmörder! ja ich erinnere mich, daß er ſagte, er wolle ſein Leben theuer genug verkaufen.“

„Nehm't mir nicht Uebel, werther Herr“, ſagte der Bauer, „auch ich hielt Euch für einen, der dem Geächteten auf das Leben lauern ſoll, darum kam ich ihm zu Hülfe, und hätte ich nicht Eure Stimme noch gehört, wer weiß, ob Ihr noch lange geathmet hättet. Wie kommt Ihr aber auch um Mitternacht hieher, und welches Unheil führt Euch gerade dem geächteten Mann' in den Wurf. Wahrlich, Ihr dürft von Glück ſagen, daß er Euch nicht in zwei Stücke gehauen, es leben Wenige die vor ſeinem Schwert Stand gehalten hätten. Ich vermuthe, die Liebe hat Euch da einen argen Streich geſpielt!“

Georg erzählte ſeinem ehemaligen Führer, welche Nachrichten ihm im Hirſch in Pfullingen mitgetheilt worden ſeyen. Namentlich berief er ſich auf die Ausſage der Amme, des Pfeifers Schweſter, die ihm ſo höchſt wahrſcheinlich gelautet haben.

„Dacht' ich's doch, daß es ſo was ſeyn müſſe“, antwortete der Pfeifer. „Die Liebe hat Manchem noch ärger mitgeſpielt, und ich weiß nicht was ich in jungen Jahren in ähnlichem Fall gethan hätte. Daran iſt aber wieder Niemand ſchuld als meine Roſel, die alte Schwäzerin; was hat ſie nöthig der Wirthin im Hirſch, die auch nichts bei ſich behalten kann, zu beichten?“

„Es muß aber doch etwas Wahres an der Sache ſeyn“, entgegnete Georg, in welchem das alte Mißtrauen hin und wieder aufblizte. „So ganz ohne Grund konnte doch Frau Roſel nichts erſinnen!“

„Wahr? etwas Wahres müſſe daran ſeyn? allerdings iſt Alles wahr nach der Reihe; die Knechte werden zu Bett geſchickt und die alte Aufpaſſerin auch, um eilf Uhr kommt der Mann vor das Schloß, die Zugbrücke fällt herab, die Thore thun ſich ihm auf, das Fräulein empfängt ihn, und führt ihn in die Herren-Stube,—“

„Nun? ſiehſt Du“, rief Georg ungeduldig, „wenn dieſes Alles wahr iſt, wie kann dann jener Mann ſchwören, daß er mit dem Fräulein —“

„Daß er mit dem Fräulein ganz und gar nichts wolle?“ antwortete der Pfeifer, allerdings kann er das ſchwören; denn es iſt nur ein Unterſchied bei der ganzen Sache, den die Gans, die Roſel freilich nicht gewußt hat, nemlich, daß der Ritter von Lichtenſtein in der Herren-Stube ſitzt, das Fräulein aber ſich entfernt, wenn ſie ihre heimlich bereiteten Speiſen aufgetragen hat. Der Alte bleibt bei dem geächteten Mann bis um den erſten Hahnenſchrei, nnd wenn er gegeſſen und getrunken, und die erſtarrten Glieder am Feuer wieder erwärmt hat, verläßt er das Schloß, wie er es betreten.“

„O ich Thor! daß ich dieß Alles nicht früher ahnete. Wie nahe lag die Wahrheit und wie weit ließ ich mich irre leiten. Aber verflucht ſey die Neugierde und Läſterſucht dieſer Weiber, die in allem noch etwas ganz Beſonderes zu ſehen glauben, und denen das Unwahrſcheinlichſte und Grellſte gerade das Liebſte iſt! — Aber ſprich“, fuhr Georg nach einigem Nachſinnen fort; — „auffallend iſt es mir doch, daß dieſer geächtete Mann alle Nacht in's Schloß kömmt; in welch' unwirthlicher Gegend wohnt er denn, wo er keine warme Koſt, keinen Becher Weines und einen warmen Ofen findet? — Höre, wenn Du mich dennoch belögeſt!“

Des Pfeifers Auge ruhte mit einem beinahe ſpöttiſchen Ausdruck auf dem jungen

Mann. „Ein Junker wie Ihr“, antwortete er, „weiß freilich wenig wie weh' Verbannung thut; Ihr wißt es nicht was es heißt, ſich vor den Augen ſeiner Mörder verbergen, Ihr wißt nicht, wie ſchaurig ſich's in feuchten Höhlen, in unwirthlichen Schluchten wohnt, Ihr kennt die Wohlthat nicht, die ein warmer Biſſen und ein feuriger Trunk dem gewährt, der bei den Eulen ſpeiſt und bei dem Schuhu in der Miethe iſt; aber kommt, wenn es Euch gelüſtet; der Morgen bricht noch nicht an, und in der Nacht könnet Ihr nicht nach Lichtenſtein, ich will Euch dahin führen, wo der geächtete Ritter wohnt, und Ihr werdet nicht mehr fragen, warum er um Mitternacht nach Speiſe geht!“

Die Erſcheinung des Unbekannten hatte Georg's Neugierde zu ſehr aufgeregt, als daß er nicht begierig den Vorſchlag des Pfeifers von Hardt angenommen hätte, beſonders auch da er darin den beſten Beweis für die Wahrheit oder Falſchheit ſeiner Ausſagen finden konnte. Sein Führer ergriff die Zügel des Roſſes und führte es einen engen Waldweg Bergab. Georg folgte, nachdem er noch einen Blick nach den Fenſtern des Lichtenſtein zurückgeworfen hatte. Sie zogen ſchweigend immer weiter, und dem jungen Mann ſchien dieſes Schweigen nicht unangenehm zu ſeyn, denn er machte keinen Verſuch es zu unterbrechen. Er hing ſeinen Gedanken nach über den Mann, zu deſſen geheimnißvoller Wohnung er geführt wurde. Unabläſſig beſchäftigte ihn die Frage, wer dieſer Geächtete ſeyn könnte. Er erinnerte ſich faſt wie aus einem Traum, daß mehrere Anhänger des vertriebenen Herzogs aus ihren Beſitzungen gejagt worden ſeyen, ja es deuchte ihm ſogar, es ſey in der Herberge zu Pfullingen, während ſeines theilnahmloſen Hinbrütens, von einem Ritter, Marx Stumpf von Schweinsberg, die Rede geweſen, nach welchem die Bündiſchen fahnden. Die Tapferkeit und ausgezeichnete Stärke dieſes Mannes war in Schwaben und Franken wohlbekannt; und wenn ſich Georg die zwar nicht überaus große, aber kräftige Geſtalt, die gebietende Miene, das heldenmüthige, ritterliche Weſen des Mannes in's Gedächtniß zurückrief, ward es ihm immer mehr zur Gewißheit, daß der Geächtete kein anderer, als der treueſte Anhänger Ulerich's von Würtemberg, Marx Stumpf von Schweinsberg ſey.

Beſonders ſchmeichelhaft für die Phantaſie des jungen Mannes war auch der Gedanke, einen gefährlichen Gang mit dieſem

Tapfern gemacht, und in einem Gefechte ſeine Klinge mit der ſeinigen gemeſſen zu haben, deſſen Ausgang zum wenigſten ſehr unentſchieden war.

So dachte in jener Nacht Georg von Sturmfeder, aber noch viele Jahre nachher, als der Mann, den er in jener Nacht bekämpfte, längſt wieder in ſeine Rechte eingeſetzt war, und ſeinem Hüfthorn wieder Hunderte folgten, rechnete er es unter ſeine ſchönſten Waffenthaten, dem tapfern, gewaltigen Unbekannten keinen Schritt breit gewichen zu ſeyn.

Die Wanderer waren während dieſem Selbſtgeſpräch des jungen Mannes auf einer kleinen, freien Waldwieſe angekommen; der Pfeifer band das Pferd ſeitwärts an, und winkte Georg, zu folgen. Die Waldwieſe brach in eine ſchroffe, mit dichtem Geſträuch bewachſene Abdachung ab; dort ſchlug der Pfeifer einige verſchlungene Zweige zurück, hinter welchen ein ſchmaler Fußpfad ſichtbar wurde, welcher abwärts führte. Nicht ohne Mühe und Gefahr folgte Georg ſeinem Führer, der ihm an einigen Stellen kräftig die Hand reichte. Nachdem ſie etwa achtzig Fuß hinab geſtiegen waren, befanden ſie ſich wieder auf ebenem Grund, aber umſonſt ſuchte der junge Mann nach der Stätte des geächteten Ritters. Der Pfeifer ging nun zu einem Baum von ungeheurem Umfang, der innen hohl ſeyn mußte, denn jener brachte zwei große Kienfackeln daraus hervor; er ſchlug Feuer und zündete mit einem Stückchen Schwefel die Fackeln an.

Als dieſe hell aufloderten, bemerkte Georg, daß ſie vor einem großen Portal ſtehen, das die Natur in die Felſenwand gebrochen hatte; und dieß mochte wohl der Eingang zu der Wohnung ſeyn, wo der Geächtete, wie ſich der Pfeifer ausdrückte, bei dem Schuhu zur Miethe war. Der Mann von Hardt ergriff eine der Fackeln und bat den Jüngling, die andere zu tragen, denn ihr Weg ſey dunkel, und hie und da nicht ohne Gefahr. Nachdem er dieſe Warnung geflüſtert, ſchritt er voran in das dunkle Thor.

Georg hatte eine niedere Erdſchlucht erwartet, kurz und eng, dem Lager der Thiere gleich, wie er ſie in den Forſten ſeiner Heimath hin und wieder geſehen, aber wie erſtaunte er, als die erhabenen Hallen eines unterirdiſchen Pallaſtes vor ſeinen Augen ſich aufthaten. Er hatte in ſeiner Kindheit aus dem Munde eines Knappen, deſſen Urgroßvater in Palläſtina in Gefangenſchaft gerathen war, ein Mährchen gehört, das von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert worden war; dort war ein Knabe von einem böſen Zauberer unter die Erde geſchickt worden, in einen Pallaſt, deſſen erhabene Schönheit Alles übertraf, was der Knabe je über der Erde geſehen hatte; was die kühne Phantaſie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches erſinnen konnte, goldene Säulen mit cryſtallenen Capitälern, gewölbte Kuppeln von Smaragden und Sapphiren, diamantene Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendeten; Alles war jener unterirdiſchen Wohnung der Genien beigelegt. Dieſe Sage, die ſich der kindiſchen Einbildungskraft tief eingedrückt, lebte auf und verwirklichte ſich vor den Blicken des ſtaunenden Jünglings. Alle Augenblicke ſtand er ſtill von Neuem überraſcht, hielt die Fackel hoch, und ſtaunte und bewunderte, denn in hohen majeſtätiſch-gewölbten Bogen zog ſich der Höhle-Gang hin, und flimmerte und blitzte, wie von tauſend Cryſtallen und Diamanten. Aber noch größere Ueberraſchung ſtand ihm bevor, als ſich ſein Führer links wandte, und ihn in eine weite Grotte führte, die wie der feſtlich-geſchmückte Saal des unterirdiſchen Pallaſtes anzuſehen war.

Sein Führer mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieſes Wunderwerk der Natur auf die Seele des Jünglings machte. Er nahm ihm die Fackel aus der Hand, ſtieg auf einen vorſpringenden Felſen, und beleuchtete ſo einen großen Theil dieſer Grotte.

Glänzend weiße Felſen faßten die Wände ein, kühne Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdiſche Auge ſtaunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfſtein, aus dem dieſe Höhle gebildet war, hing voll von vielen Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regensbogens den Schein zurück warfen, und als ſilberreine Quellen in cryſtallenen Schalen ſich ſammelten. In grotesken Geſtalten ſtanden Felſen umher, und die aufgeregte Phantaſie, das trunkene Auge, glaubte bald eine Capelle, bald groſe Altäre mit reicher Drapperie, und gothiſch verzierte Kanzeln zu ſehen. Selbſt die Orgel fehlte dem unterirdiſchen Dome nicht, und die wechſelnden Schatten des Fackel-Lichtes, die an den Wänden hin und herzogen, ſchienen geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Niſchen bald auf- bald zuzudecken.

So ſchmückte die chriſtliche Phantaſie des jungen Mannes, voll Ehrfurcht vor dem geheimnißvollen Wirken der Gottheit, das unterirdiſche Gemach zur Kirche aus, während jener Aladdin mit der Wunder-Lampe die Säle des Paradieſes und die ewig glänzenden Lauben der Houris geſchaut hätte.

Der Führer ſtieg, nachdem er das Auge des Jünglings für hinlänglich geſättigt halten mochte, wieder herab von ſeinem Felſen. „Das iſt die Nebelhöhle“, ſprach er; „man kennt ſie wenig im Land, und nur den Jägern und Hirten iſt ſie bekannt; doch wagen es nicht viele herein zu gehen, weil man allerlei böſe Geſchichten von dieſen Kammern der Geſpenſter weiß. Einem, der die Höhle nicht genau kennt, möchte ich nicht rathen, ſich herab zu wagen; ſie hat tiefe Schlünde und unterirdiſche Waſſer, aus denen Keiner mehr an's Licht kommt. Auch gibt es geheime Gänge und Kammern, die nur fünf Männern bekannt ſind, die jezt leben.“

„Und der geächtete Ritter?“ fragte Georg.

„Nehmt die Fackel und folget mir;“ antwortete jener, und ſchritt voran in einen Seitengang. Sie waren wieder etwa zwanzig Schritte gegangen, als Georg die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte. Er machte ſeinen Führer darauf aufmerkſam.

„Das iſt Geſang“, entgegnete er, „der tönt in dieſen Gewölben gar lieblich und voll.

Bibl. Univers. Ups.

Wenn zwei oder drei Männer ſingen, ſo lautet es, als ſänge ein ganzer Chor Mönche die Hora.“ Immer vernehmlicher tönte der Geſang; je näher ſie kamen, deſto deutlicher wurden die Wendungen einer angenehmen Melodie. Sie bogen um eine Felſenecke, und von oben herab ertönte ganz nahe die Stimme des Singenden, brach ſich an den zackigten Felſenwänden in vielfachem Echo, bis ſie ſich verſchwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und mit dem Murmeln eines unterirdiſchen Waſſerfalles miſchte, der ſich in eine dunkle, geheimnißvolle Tiefe ergoß.

„Hier iſt der Ort“, ſprach der Führer, „dort oben in der Felswand iſt die Wohnung des unglücklichen Mannes; hört Ihr ſein Lied? wir wollen warten und lauſchen bis er zu Ende iſt, denn er war nicht gewohnt unterbrochen zu werden, als er noch oben auf der Erde war.“

Die Männer lauſchten und verſtanden durch das Echo und das Gemurmel der Waſſer etwa folgende Worte, die der Geächtete ſang:

„Vom Thurme wo ich oft geſehen
Hernieder auf ein ſchönes Land,
Vom Thurme fremde Fahnen wehen
Wo meiner Ahnen Banner ſtand.
Der Väter Hallen ſind gebrochen,
Gefallen iſt des Enkels Loos,
Er birgt beſiegt und ungerochen
Sich in der Erde tiefem Schooß.

Und wo einſt in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durch's Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das ſie birſchen,
Die Bluthund' wetzen ſchon den Zahn,
Sie dürſten nach dem Schweiß des Hirſchen,
Und ſein Geweih'*) ſteht ihnen an.

Die Mörder han in Berg und Haide
Auf mich die Armbruſt aufgeſpannt,
D'rum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchſchleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr ſonſt eingeritten,
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich ſchüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brod.

---

*) Wahrſcheinlich Anſpielung auf das Wappen von Würtemberg. Vergl. Anm. 9.

Ihr warf't mich aus den eig'nen Thoren
  Doch einmal klopf' ich wieder an,
D'rum Muth! noch iſt nicht All' verloren,
  Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht; ich will es tragen,
  Und ob mein Herz darüber bricht,
So ſollen meine Feinde ſagen:
  Er war ein Mann und wankte nicht."

Er hatte geendet, und der tiefe Seufzer, den er den verhallenden Tönen ſeines Liedes nachſandte, ließ ahnen, daß er im Geſang nicht viel Troſt gefunden habe. Dem rauhen Manne von Hardt war während dem Liede eine große Thräne über die gebräunte Wange gerollt, und Georg war es nicht entgangen, wie er ſich anſtrengte, die alte feſte Faſſung wieder zu erhalten und dem Bewohner der Höhle eine heitere Stirne und ein ungetrübtes Auge zu zeigen. Er gab dem Junker auch die zweite Fackel in die Hand und klimmte den glatten ſchlüpfrigen Felſen hinan, der zu der Grotte führte, woraus der Geſang erklungen war. Georg dachte ſich, daß er ihn vielleicht dem Ritter melden wolle, und bald ſah er ihn mit einem tüchtigen Strick zurückkehren. Er klimmte die Hälfte des Felſen wieder herab und ließ ſich die Fackeln geben, die er geſchickt in eine Felſenritze an der Seite ſteckte; dann warf er Georg den Strick zu und half ihm ſo die Felſenwand erklimmen, was ihm ohne dieſe Hülfe ſchwerlich gelungen wäre. Er war oben und wenige Schritte noch ſo ſtand er vor dem Felſengemach des Geächteten. (10)

VI.

Jn wunderbaren Geſtalten
aus der dunkeln Nacht das angeſtrahlte Geſtein
wildem Gebüſch verſetzt, das aus den ſchwarzen Spalten
nickt und im Wiederſchein
rünes Feuer brennt. Mit Furcht vermengtem Grauen
unſer Ritter ſteh'n, den Zauber anzuſchauen.
Wieland.

Der Theil jener großen Höhle, welchen betraten, unterſchied ſich merklich von brigen Grotten und Kammern. Er on Sandſtein und hatte, weil dieſer die Feuchtigkeit einſchluckt, ein trockenes wohnlicheres Anſehen. Der Boden war mit Binſen und Stroh beſtreut, eine Lampe, die an der Wand angebracht war, verbreitete ein hinreichendes Licht auf die Breite und den größten Theil der Länge dieſer Grotte. Gegegenüber ſaß jener Mann auf einem breiten Bärenfelle, neben ihm ſtand ſein Schwert und ein Hüfthorn; ein alter Hut und der graue Mantel, mit welchem er ſich verhüllt hatte, lagen am Boden. Er trug ein Wamms von dunkelbraunem Leder und Beinkleider von grobem, blauem Tuche. Ein unſcheinbarer Anzug, der aber ſeinen kräftigen Körperbau und ſeine feinen edlen Züge nur noch mehr heraus hob. Er mochte ungefähr vierunddreißig Jahre haben, und ſein Geſicht war noch immer hübſch und angenehm zu nennen, obgleich die erſte Blüthe der Jugend von Gefahren und Strapazen abgeſtreift ſchien, und der verwilderte Bart ihm zuweilen etwas Furchtbares verlieh; dieſe flüchtigen Bemerkungen drängten ſich Georg auf, als er am Eingang der Grotte ſtill ſtand.

„Willkommen in meinem Palatium, Georg von Sturmfeder!“ rief der Bewohner der Höhle, indem er ſich von dem Bärenfell aufrichtete, dem Jüngling die Hand bot, un ihm winkte, auf einen eben ſo kunſtloſen Si von Rehfellen ſich nieder zu laſſen. „Sey herzlich willkommen; es war kein übler Einfall unſeres Spielmanns, Euch in dieſe Unterwelt herabzuführen, und mir einen ſo angenehmen Geſellſchafter zu bringen. Hanns! Du treue Seele, Du warſt bisher unſer major domus, Truchſes und Canzler, wir ernennen Dich jezt zu unſerem Kellermeiſter und Obermundſchenk; ſiehe, dort hinter jener Säule des ſchönſten Granit muß ein Krug ſtehen, worin ſich noch ein Reſt alten Weines befindet. Nimm' meinen Jagdbecher von Buchsbaum, das einzige Tafelgeſchirr, das wir jezt führen, gieß' ihn voll bis an den Rand, und kredenze ihn unſerm ehrenwerthen Gaſt.“

Georg ſah erſtaunt auf den geächteten Mann. Er hatte nach dem Schickſal, das ihn betroffen, nach ſeinen unwirthlichen Umgebungen, zulezt noch nach dem Klag-Geſang, den er gehört hatte, einen Mann erwartet, der zwar unbeſiegt von den Stürmen des Lebens, aber ernſt, vielleicht ſogar finſter in ſeinem Umgang ſeyn werde; und er fand ihn heiter, unbeſorgt, ſcherzend über ſeine Lage, als habe ihn auf der Jagd ein Sturm überfallen, und genöthigt eine kleine Weile in dieſer Höhle Schuz gegen das Wetter zu ſuchen. Und doch war es ein ſchrecklicherer Sturm, als der furchtbarſte Ocean der Natur, der ihn aus der Burg ſeiner Väter vertrieb, und doch war er ja das gejagte Wild, das gegen die Geſchoße der mordluſtigen Jäger hier eine Zuflucht fand!

„Ihr ſchaut mich verwundert an, werther Gaſt“, ſagte der Ritter, als Georg bald ihn, bald ſeine Umgebungen mit verwunderten Blicken maß, „vielleicht habt Ihr erwartet, daß ich Euch etwas Weniges vorjammern werde? Aber über was ſoll ich klagen? Mein Unglück kann in dieſem Augenblick Keiner wenden, darum ziemt es ſich, daß man heitere Miene zum böſen Spiele macht. Und ſaget ſelbſt, wohne ich hier nicht wie Fürſten ſelten wohnen. Habt Ihr meine Hallen geſehen, und die weiten Säle meines Pallaſtes? glänzen nicht ihre Wände wie Silber? wölben die Decken ſich nicht, wie aus Perlen und Diamanten zuſammen geſezt? werden ſie nicht getragen von Säulen, die von Smaragden und Rubinen, und allen Edelſteinen der Erde prangen? Doch hier kommt Hanns, mein Obermundſchenk, mit dem Weine; ſprich mein Getreuer! iſt das all' unſer Getränk,. was in dieſem Becher iſt?“

„Waſſer ſo klar als Cryſtall hat Eure Wohnung“, ſprach der Pfeifer, der mit der heiteren Laune ſeines Gefährten ſchon vertraut

traut war, „aber auch ein Reſtchen Wein, das wenigſtens noch drei Becher füllt, iſt im Krug und — nun wir haben ja heute einen Gaſt, und können ſchon etwas d'rauf gehen laſſen — ich will es nur geſtehen, ich habe heute Nacht einen vollen Krug alten Uhlbacher herein gebracht, er ſteht bei dem Andern.“

„Das haſt Du wohlgemacht“, rief der geächtete Ritter, und ein Strahl der Freude drang aus ſeinem glänzenden Auge; „glaubet nicht, Herr Georg, daß ich ein Schlemmer und Säufer bin; aber guter Wein iſt ein edles Ding, und ich liebe es, in guter Geſellſchaft den vollen Becher rund gehen zu laſſen. Pflanze die Krüge nur hier auf, werther Kellermeiſter, wir wollen tafeln, wie in den Tagen des Glückes. Ich bring' es Euch, auf den alten Glanz des Hauſes Sturmfeder!“

Georg dankte und trank; „ich ſollte die Ehre erwiedern“, ſagte er, „und doch weiß ich Euren Namen nicht, Herr Ritter. Doch ich bringe es Euch! möget Ihr bald wieder ſiegreich in die Burg Eurer Väter einziehen, möge Euer Geſchlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen — es lebe!“ Georg hatte die letzten Worte mit ſtarker Stimme gerufen, und wollte eben den Becher anſetzen, als das Geräuſch vieler Stimmen vom Eingang der Grotte her, aus der Tiefe emporſtieg, die vernehmlich, „es lebe! lebe!“ riefen. Verwundert ſezte er den Becher nieder; „Was iſt das?“ ſagte er; „ſind wir nicht allein?“

„Es ſind meine Vaſallen, die Geiſter;“ antwortete der Ritter lächelnd, „oder wenn Ihr ſo lieber wollt, das Echo, das Eurem freundlichen Rufe beiſtimmte. Ich habe oft“, ſezte er ernſter hinzu, „in den Zeiten des Glanzes, das Wohl meines Hauſes von hundert Stimmen ausrufen hören, doch hat es mich nie ſo erfreut und gerührt als hier, wo mein einziger Gaſt es ausbrachte, und die Felſen dieſer Unterwelt es beantworteten. — Fülle den Becher Hanns und trinke auch Du, und weißt Du einen guten Spruch, ſo gib ihn Preis.“

Der Pfeifer von Hardt füllte ſich den Becher, und blickte Georg mit freundlichen Blicken an: „Ich bring es Euch, Junker! und etwas recht Schönes dazu: „Das Fräulein von Lichtenſtein!“

„Halloh, ſa! ſa! trinkt Junker, trinkt“, rief der Geächtete und lachte, daß die Höhle dröhnte; „aus bis auf den Boden, aus! ſie ſoll blühen und leben für Euch! das haſt Du gut gemacht, Hanns! ſieh nur, wie unſerem Gaſt das Blut in die Wangen ſteigt, wie ſeine Augen blitzen, als küſſe er ſchon ihren Mund. Dürft Euch nicht ſchämen! auch ich habe geliebt und gefreit, und weiß wie einem fröhlichen Herzen von vierundzwanzig Jahren zu Muth iſt!“

„Armer Mann!“ ſagte Georg; „Ihr habt geliebt und gefreit, und mußtet vielleicht ein geliebtes Weib und gute Kinder zurücklaſſen!?“ Er fühlte ſich, während er dieß ſprach, heftig am Mantel gezogen, er ſah ſich um, und der Spielmann winkte ihm ſchnell mit den Augen, als ſey dieß ein Punkt, worüber man mit dem Ritter nicht ſprechen müſſe. Und den Jüngling gereueten auch ſeine Worte, denn die Züge des unglücklichen Mannes verfinſterten ſich, und er warf einen wilden Blick auf Georg, indem er ſagte: „Der Froſt im September hat ſchon oft verderbt, was im Mai gar herrlich blühte, und man fragt nicht wie es geſchehen ſey; meine Kinder habe ich in den Händen rauher aber guter Ammen gelaſſen, ſie werden ſie, ſo Gott will, bewahren, bis der Vater wieder heimkommt.“ Er hatte dieß mit bewegter, dumpfer Stimme geſprochen, doch als wolle er die trüben Gedanken aus dem Gedächtniß abwiſchen, fuhr er mit der Hand über die Stirne, und wirklich glätteten ſich die Falten, die ſich dort zuſammen gezogen hatten, augenblicklich, er blickte wieder heiterer um ſich her und ſprach:

„Der Hanns hier kann mir bezeugen, daß ich ſchon oft gewünſcht habe, Euch zu ſehen, Herr von Sturmfeder; er hat mir von Eurer ſonderbaren Verwundung erzählt, wo man Euch wahrſcheinlich für einen der Vertriebenen gehalten und angefallen hat, indeſſen der Rechte Zeit gewann, zu entfliehen.“

„Das ſoll mir lieb ſeyn!“ antwortete Georg. „Ich möchte faſt glauben, man hat mich für den Herzog ſelbſt gehalten, denn dieſem paßten ſie damals auf; und ich will gerne die tüchtige Schlappe bekommen haben, wenn er dadurch gerettet wurde“

„Ei, das iſt doch viel; wiſſet Ihr nicht, daß der Hieb, der nach Euch geführt wurde, eben ſo gut tödtlich werden konnte?“

„Wer zu Feld zieht“, entgegnete Georg, „der muß ſeine Rechnung mit der Welt ſo ziemlich abgeſchloſſen haben. Es iſt zwar ſchöner in einer Feldſchlacht vor dem Feinde bleiben; wenn die Freunde jubeln und die Kameraden umherſtehen, um einem den lezten Liebesdienſt zu erweiſen.— Aber doch wär ich damals auch geſtorben, wenn es hätte ſeyn müſſen, um die Streiche dieſer Meuchelmörder von dem Herzog abzulenken.“

Der Geächtete ſah den Jüngling mit Rührung an und drückte ſeine Hand. „Ihr ſcheint großen Antheil an dem Herzog zu nehmen“, ſagte er, indem er ſeine durchdringenden Augen auf ihn heftete, „das hätte ich kaum gedacht, man ſagte mir, Ihr ſeyd Bündiſch.“

„Ich weiß, Ihr ſeyd ein Anhänger des Herzogs“, antwortete Georg, „aber Ihr werdet mir ſchon ein freies Wort geſtatten. Sehet, der Herzog hat Manches gethan, was nicht recht iſt; zum Beiſpiel die Huttiſche Geſchichte, ſie mag nun ſeyn wie ſie will, hätte er unterlaſſen können; ſodann mag er mit ſeiner Frau hart umgegangen ſeyn, und Ihr müßt ſelbſt geſtehen, er ließ ſich doch zu ſehr vom Zorn bemeiſtern, als er Reutlingen ſich unterwarf —“

Er hielt inn, als erwarte er die Antwort des Ritters, doch dieſer ſchlug die Augen nieder und winkte ſchweigend dem jungen Mann, fortzufahren: „Nun, ſo dachte ich von dem Herzog, als ich bündiſch wurde, ſo, und nur etwas ſtärker ſprach man von ihm im Heere; aber eine große Fürſprecherin hatte er an Marien, und es iſt Euch vielleicht bekannt, daß ich mich auf Ihr Zureden losſagte; nun bekamen die Sachen bald eine andere Geſtalt in meinen Augen, ſey es weil ich von Natur mitleidig bin, und Niemand ungerecht mißhandeln ſehen kann, oder auch weil ich die Abſichten der Bündiſchen beſſer durchſchaute, — ich ſah, daß dem Herzog zu viel geſchehe, denn der Bund hatte offenbar kein Recht, den Herzog aus allen ſeinen Beſitzungen, und ſogar von ſeinem Fürſtenſtuhl zu vertreiben und ihn in's Elend zu jagen. Und da gewann der Herzog wieder in meinen Augen; er hätte ja vielleicht noch eine Schlacht wagen können, aber er wollte nicht das Blut ſeiner Würtemberger auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzen; er hätte können den Leuten Geld abpreſſen und die Schweizer damit halten, aber er war größer als ſein Unglück, und ſehet — das hat mich zu ſeinem Freunde gemacht.“

Der Ritter ſchlug die Augen auf, ſeine Bruſt ſchien höher zu ſchlagen, ſeine edle Geſtalt richtete ſich ſtolzer empor, er ſah Georg lange an und drückte ſeine Hand an ſein pochendes Herz. „Wahrlich“, ſagte er, „es lebt eine heilige, reine Stimme in Dir, junger Freund! ich kenne den Herzog wie mich ſelbſt, aber ich darf ſagen wie Du ſagteſt, er iſt größer als ſein Unglück, und — beſſer als der Ruf von ihm ſagt. Aber er hat Wenige gefunden, die ihm Probe gehalten haben! Ach, daß er nur hundert gehabt hätte, wie Du biſt, und es hätte kein Fetzen der bündiſchen Paniere auf einer würtembergiſchen Zinne geweht. Daß Du ſein Freund werden könnteſt! doch es ſey ferne von mir, Dich einzuladen ſein Unglück mit ihm zu theilen, es iſt genug, daß Deine Klinge und ein Arm wie der Deinige, nicht mehr ſeinen Feinden gehört; mögen Deine Tage heiterer ſeyn als die ſeinigen, möge der Himmel Dir Deine guten Geſinnungen gegen einen Unglücklichen belohnen.“

Es wehte ein Geiſt in den Worten des geächteten Ritters, der manch' verwandte Saite in dem Herzen des Jünglings anſchlug. War es die Anerkennung ſeines perſönlichen Werthes, der ihm aus dem Munde eines Tapferen ſo ermunternd klang, war es die Aehnlichkeit des Schickſales dieſes Unglücklichen mit ſeiner eigenen Armuth und mit dem Unglück ſeines Hauſes, war es die romantiſche Idee nicht für das ſiegende Unrecht, ſondern für die gerechte Sache, gerade weil ſie im tiefſten Unglück war, ſich zu erklären. — Georg fühlte ſich unwiderſtehlich zu dieſem geächteten Mann, zu der Sache, für die er litt, hingezogen, begeiſtert faßte er ſeine Hand und rief: „Es ſpreche mir Keiner von Vorſicht, nenne es Keiner Thorheit, ſich an das Unglück anzuſchließen! mögen Andere dieſes ſchöne Land dort oben theilen, und in den Gütern des unglücklichſten Fürſten ſchwelgen — ich fühle Muth in mir, mit ihm zu tragen was er trägt, und wenn er ſein Schwert zieht, ſeine Lande wieder zu erobern, ſo will ich der Erſte ſeyn, der ſich an ſeine Seite ſtellt. Nehmt meinen Handſchlag, Herr Ritter, ich bin, wie es auch komme, Ulerich's Freund für immer!“

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Geächteten, indem er den Handſchlag zurück gab. „Du wagſt viel, aber Du biſt viel, wenn Du Ulerich's Freund biſt. Das Land da oben gehört jezt den Räubern und Dieben, aber hier unten iſt noch gut Würtemberg. Hier vor mir ſizt der Ritter und der Bürger, vergeſſet einen Augenblick, daß ich ein armer Ritter und ein unglücklicher geächteter Mann bin, und denket ich ſey Fürſ des Landes, wie ich der Herr der Höhle bin. Ha! noch gibt es ein Würtemberg wo dieſ Drei zuſammen halten, und ſey es auch tief im Schoos der Erde. Fülle den Beche Hanns, und lege Deine rauhe Hand in di unſrigen, wir wollen den Bund beſiegeln!“

Hanns ergriff den vollen Krug und füllte den Becher. „Trink't edle Herren, trink't“, ſagte er, „Ihr könnet Euch in keinem edleren Wein Beſcheid thun, als in dieſem Uhlbacher.“

Der Geächtete trank in langen Zügen den Becher aus, ließ ihn wieder füllen und reichte ihn Georg. „Wie iſt mir doch?“ ſagte dieſer, „blühte nicht dieſer Wein um Würtembergs Stamm-Schloß? ich glaube man nennt alſo den Wein, der auf jenen Höhen wächst?“

„Es iſt ſo;“ antwortete der Geächtete; Rothenberg heißt der Berg, an deſſen Fuß dieſer Wein wächst, und auf ſeinen Gipfel ſteht das Schloß, das Würtemberg's Ahnen gebaut haben. — O, ihr ſchönen Thäler des Neckars, ihr herrlichen Berge voll Frucht und Wein! von Euch, von Euch auf immer?!“ Er rief es mit einer Stimme, die aus einem gebrochenen Herzen voll Schmerz und Kummer herauf ſtieg, denn die Wehmuth hatte die Decke geſprengt, womit der feſte, unbeugſame Sinn dieſes Mannes ſeine kummervolle Seele verhüllt hatte!

Der Bauer kniete nieder zu ihm, ergriff ſeine Hand und weckte ihn aus dem düſteren Hinbrüten, dem er ſich einige Augenblicke hingegeben hatte. „Seyd ſtark; guter Herr! Ihr werdet ſie wieder ſehen, fröhlicher als Ihr ſie verlaſſen habt.“

„Ihr werdet ſie wieder ſehen, die Thäler Eurer Heimath“, rief Georg, „wenn der Herzog einrückt in ſein Land, wenn er einziehet in die Burg ſeiner Ahnen, wenn die Thäler des Neckars und ſeine weinreichen Höhen widerhallen vom Jubel des Volkes, dann werdet auch Ihr Eurer Wohnung wieder entgegenziehen. Verſcheuchet die trüben Gedanken, „nunc vino pellite curas,“ trinket, vergeſſet nicht, was wir vorhin geſprochen haben, ich thue Euch Beſcheid in dieſem Würtemberger-Weine, — „der Herzog und ſeine Treuen! —“

Ein angenehmes Lächeln ging wie ein Sonnenblick bei dieſen Worten auf den düſteren Zügen des Ritters auf. „Ja!“ rief er, „Treue iſt das Wort das Geneſung gibt dem gebrochenen Herzen, wie ein kühler Trank dem einſamen Wanderer in der Wüſte. Vergeſſet meine Schwäche, Junker; verzeihet ſie einem Mann, der ſonſt ſeinem Kummer nicht Raum gibt. Aber wenn Ihr je vom Gipfel des Rothenberges hinabgeſehen hättet, auf das Herz von Würtemberg, wie der Neckar durch grüne Ufer zieht, wie Mannshohe Halmen in den Feldern wogen, wie ſanfte

Hügel am Fluß ſich hinauf ziehen, bepflanzt mit köſtlichem Weine, wie dunkle, ſchattige Forſten die Gipfel der Berge bekränzen, wie Dorf an Dorf mit ſeinen freundlichen rothen Dächern aus den Wäldern von Obſtbäumen hervorſchauen, wie gute fleißige Menſchen, kräftige Männer, ſchöne Weiber auf dieſen Höhen, in dieſen Thälern walten, und ſie zu einem Garten anbauen, — hättet Ihr dieſes geſehen, Junker, geſehen mit meinen Augen, und ſäßet jezt hier unten, hinausgeworfen, verflucht, vertrieben, umgeben von ſtarren Felſen, tief im Schooß der Erde! O, der Gedanke iſt ſchrecklich und oft zu mächtig für ein Männer Herz!“

Georg bangte, der Ritter möchte durch die traurige Gegenwart und ſeine ſchöneren Erinnerungen wieder in ſeine Wehmuth zurückgeführt werden, daher ſuchte er ſchnell dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben: „Ihr waret alſo oft um den Herzog, Herr Ritter? O ſaget mir, ich bin ja jezt ſein Freund, ſaget mir, wie iſt er im Umgang? wie ſieht er aus? nicht wahr, er iſt ſehr veränderlich und hat viele Launen?“

„Nichts davon“, entgegnete der Geächtete, „Ihr werdet ihn ſehen und lernet ihn am Beſten ohne Beſchreibung kennen. Aber ſchon zu lange haben wir von fremden Angelegenheiten geſprochen, von Euren eigenen ſaget Ihr gar nichts? nichts von dem Zweck Eurer jetzigen Reiſe, nichts von dem ſchönen Fräulein von Lichtenſtein? — Ihr ſchweiget und ſchlaget die Augen nieder? glaubet nicht, daß es Neugierde ſey, warum ich frage; nein, ich glaube Euch in dieſer Sache nützlich ſeyn zu können."

„Nachdem was dieſe Nacht zwiſchen uns geſchehen iſt", antwortete Georg, „iſt von meiner Seite keine Zurückhaltung, kein Geheimniß mehr nöthig. Es ſcheint auch, Ihr wußtet längſt, daß ich Marien liebe, vielleicht auch, daß ſie mir hold iſt?"

„O ja", entgegnete der Ritter lächelnd, „wenn ich anders die Zeichen der Liebe verſtehe und richtig deuten kann; denn ſie ſchlug, wenn von Euch die Rede war, die Augen nieder, und erröthete bis in die Stirne, auch nannte ſie Euren mit eigenem, ſo eigenem Ton, als geben alle Saiten ihres Herzens den Accord zu dieſem Grund-Ton an."

„Ich glaube, Euer ſcharfes Auge hat richtig bemerkt, und deßwegen will ich nach Lichtenſtein. Ich war von Anfang Willens, als ich mich vom Bunde losſagte, nach Haus zu ziehen, aber die Alb iſt ſchon halbwegs von Franken hieher, da dachte ich, ich könnte das Fräulein noch einmal zuvor ſehen. Der Mann hier führte mich über die Alb; Ihr wiſſet was meine Reiſe um acht Tage verzögerte; ſobald der Morgen herauf iſt, will ich oben im Schloß einſprechen, und ich hoffe, ich komme dem alten Herrn jezt willkommner, da ich das neutrale Gebiet verlaſſen und zu ſeiner Farbe mich geſchlagen habe.“

„Wohl werdet Ihr ihm willkommen ſeyn, wenn Ihr als Freund des Herzogs kommt, denn er iſt ihm treu und ſehr ergeben. Doch könnte es ſeyn, daß er Euch nicht traute, denn er ſoll ein wenig mißtrauiſch und grämlich gegen fremde Menſchen ſeyn. Ihr wiſſet, wie ich mit ihm ſtehe, denn er iſt der barmherzige Samariter, der mich, wenn ich Nachts aus meiner Höhle ſteige, mit warmer Speiſe und mit noch wärmerem Troſt für die Zukunft labt; ein Paar Zeilen von mir mögen Euch bei ihm beſſer empfehlen als ein Freibrief des Kaiſers, und zum Zeichen für ihn und manchen Andern, nehmet dieſen Ring und traget ihn zum Andenken an dieſe Stunde, er wird Euch als einen Freund der gerechten Sache Würtembergs verkünden.“ Er zog bei dieſen Worten einen breiten Goldreif, vom Finger. Ein rother Stein war in die Mitte gefaßt, und in den drei Hirſchgeweihen mit dem Jagdhorn auf dem Wappenhelm, die darinn eingegraben waren, erkannte der junge Mann das Zeichen Würtemberg's; um den Ring ſtanden erhaben geprägte Buchſtaben, deren Sinn er nicht verſtand. Sie hießen:

U. H. Z. W. U. T. „Uhzwut? was bedeutet dieſer Name?“ fragte er. „Iſt es etwa ein Feldgeſchrei für die Anhänger des Herzogs?“

„Nein, mein junger Freund“, antwortete der geächtete Ritter; „dieſen Ring trug der Herzog lange an ſeiner Hand, und er war mir immer ſehr werth, ich habe aber noch viele andere Andenken von ihm, und konnte dieſes an keinen Beſſeren abtreten. Die Zeichen heißen Ulrich, Herzog Zu Würtemberg Und Teck!“

„Er wird mir ewig theuer ſeyn“, erwiederte Georg, „als ein Andenken an den unglücklichen Herrn, deſſen Namen er trägt, und als ſchöne Erinnerung an Euch, Herr Ritter, und die Nacht in der Höhle.“

„Wenn Ihr an die Zugbrücke von Lichtenſtein kommet“, fuhr der Ritter fort, „ſo gebet dem nächſten beſten Knecht den Zettel, den ich Euch ſchreiben werde, und dieſen Ring, ſolches dem Herrn des Schloſſes zu bringen, und Ihr werdet gewiß empfangen werden, als wäret Ihr des Herzogs eigener Sohn. Doch für das Fräulein müßt Ihr Eure eigenen Zeichen haben, denn auf ſie erſtreckt ſich mein Zauber nicht; etwa ein herzlicher Händedruck, die geheimnißvolle Sprache der Augen, oder ein ſüßer Kuß auf ihren rothen Mund; doch, um gehörig vor ihr zu erſcheinen, habt Ihr Ruhe nöthig, denn Eure Augen möchten nach einer durchwachten Nacht etwas trübe ſeyn. Daher folget meinem Beiſpiel, ſtrecket Euch auf die Rehfelle nieder, und leget Euren Mantel als Kopfkiſſen unter. Und Du würdiger major domus, oberſter Kämmerer und Mundſchenk, Hanns, getreuer Gefährte im Unglück, reiche dieſem Paladin noch einen Becher zum Schlaftrunk, daß ihm jene Felle zum weichen Pfühl, dieſe Felſen-Grotte zum Schlafcloſett werde, und ihn der Gott der Träume mit ſeinen lieblichſten Bildern beſuche!“

Die Männer tranken und legten ſich zur Ruhe, und Hanns ſezte ſich, wie ein treuer Hund, an die Pforte der Felſenkammer. Bald kam Morpheus mit leiſen Tritten zu dem Lager des Jünglings und ſtreute ſeine Schlummerkörner über ihn, und er hörte nur noch halb im Traume, wie der geächtete Mann ſein Nacht-Gebet ſprach, und mit frommer Zuverſicht zu dem Lenker der Schickſale flehte über ihn und jenes unglückliche Land, in deſſen tiefem Schooß er jezt ruhte, ſeinen Schutz und ſeine Hülfe herabzuſenden.

VII.

Aus einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels als wie ein Strahl.
Drauf ſchaut das Schlößlein Lichtenſtein
Vergnüglich in die Welt hinein.

Schwab.

Georg konnte ſich anfangs nicht recht auf ſeine Lage, und die Gegenſtände umher beſinnen, als er von dem Pfeifer von Hardt aus dem Schlaf aufgeſchüttelt wurde; allmählig aber kehrten die Bilder der vergangenen Nacht in ſeine Seele zurück, und er erwiederte freudig den Handſchlag, mit welchem ihn der geächtete Ritter begrüßte. „So gerne ich Euch noch Tage lang' in meinem Pallaſt beherbergen würde“, ſprach dieſer, „ſo möchte ich Euch doch rathen, nach Lichtenſtein aufzubrechen, wenn Ihr anders ein warmes Frühſtück haben wollet. In meiner Höhle kann ich Euch leider keines bereiten laſſen, denn wir machen niemals Feuer auf, weil der Rauch uns gar zu leicht verrathen könnte.“

Georg ſtimmte ſeinen Gründen bei, und dankte ihm für ſeine Beherbergung. „Wahrlich“, ſagte er, „ich habe ſelten eine fröhlichere Nacht bei'm Becher verlebt, als in dieſer Höhle. Es hat etwas Reizendes, ſo tief unter den Füßen der Menſchen zu athmen und mit Freunden ſich zu beſprechen. Ich gebe nicht den herrlichſten Saal des ſchönſten Schloſſes um dieſe Felſen-Wände!“

„Ja, unter Freunden, wenn der Becher munter kreist“, entgegnete der Bewohner der Höhle; „aber unfreiwillig hier zu ſitzen, Tagelang einſam in dieſen Kellern über ſein Unglück zu brüten, wenn das Herz ſich hinaus ſehnt in den grünen Wald, unter den blauen Himmel, wenn das Auge, müde dieſer unterirdiſchen Pracht, hineintauchen möchte in die reizende Landſchaft, hinüberſchweifen möchte über lachende Thäler zu den fernen Bergen der Heimath; wenn das Ohr, betäubt von dem eintönigem Gemurmel dieſer Waſſer, die Tropfen um Tropfen von den Wänden rieſeln, und geſammelt in bodenloſe Tiefen hinabſtürzen, ſich hinausſehnt, den Geſang der Lerche zu hören, zu lauſchen wie das Wild in den Büſchen rauſcht!“

„Armer Mann? es iſt wahr, eine ſolche Einſamkeit muß ſchrecklich ſeyn!“

„Und dennoch“, fuhr jener fort und richtete ſich höher auf, indem ein ſtolzer Trotz aus ſeinen Augen blizte; „und dennoch preiſe ich mich glücklich, mit Hülfe guter Leute dieſe Zuflucht gefunden zu haben. Ja ich wollte lieber noch hundert Faden tief hinabſteigen, wo die Bruſt keine Luft mehr zu athmen findet, als in die Hände meiner Feinde fallen und ihr Geſpötte werden; und wenn ſie dahin mir nachkämen, die blutgierigen Hunde des Bundes, ſo wollte ich mich mit meinen Nägeln weiter hineinſcharren in die härteſten Felſen, ich wollte hinabſteigen tiefer und immer tiefer, bis wo der Mittelpunkt der Erde iſt. Und kämen ſie auch dorthin, ſo wollte ich die Heiligen läſtern, die mich verlaſſen haben, und wollte dem Teufel rufen, daß er die Pforten der Finſterniß aufreiße, und mich berge gegen die Verfolgung dieſes übermüthigen Geſindels.“ Der Mann war in dieſem Augenblick ſo furchtbar, daß Georg unwillkührlich vor ihm zurückbebte. Seine Geſtalt ſchien größer, alle ſeine Muſkeln waren angeſpannt, ſeine Wangen glühten, ſeine Augen ſchoßen Blitze, als ſuchen ſie einen Feind, den ſie vernichten ſollten, ſeine Stimme dröhnte hohl und ſtark, und das Echo der Felſen ſprach ihm in ſchrecklichen Tönen ſeine Verwünſchungen nach. Obgleich dieſe Gradation dem Jüngling zu ſtark vorkommen mochte, ſo konnte er doch die Gefühle eines Mannes nicht tadeln, den man, weil er ſeinem Herrn treu geblieben war, aus ſeinen Beſitzungen hinausgeworfen hatte, den man wie ein angeſchoſſenes Wild ſuchte, um ihn zu tödten: „Es liegt ein Troſt in dieſer Geſinnung“, ſagte er zu dem Geächteten, „und Ihr werdet Euer Unglück leichter tragen, wenn Ihr den Gegenſatz recht ſcharf in's Auge faſſet. Ich bewundre Euch, um Eurer Seelenſtärke, Herr Ritter! aber eben dieſes Gefühl der Bewunderung nöthigt mir eine Frage ab, die vielleicht noch immer zu unbeſcheiden klingt, doch Ihr habt mich in der lezten Nacht zu oft Freund genannt, als daß ich ſie nicht wagen dürfte; nicht wahr, Ihr ſeyd Marx Stumpf von Schweinsberg?“

Es mußte etwas Lächerliches in dieſer Frage liegen, das Georg nicht finden konnte, denn der Ernſt, der noch immer auf den Zügen des Ritters gelegen, war wie weggeblaſen, er lachte zuerſt leiſe vor ſich hin, dann aber brach er in lautes Gelächter aus, in welches, wie auf ein gegebenes Zeichen, auch der Spielmann einſtimmte.

Georg ſah' bald den einen, bald den andern fragend an, aber ſeine verlegenen Blicke ſchien nur die Lachluſt der beiden Männer noch mehr zu reizen. Endlich faßte ſich der Geächtete: „Verzeihet, werther Gaſt, daß ich das Gaſtrecht ſo gröblich verlezte, und mir nicht lieber die Zunge abgebiſſen habe, ehe ich etwas von Euch lächerlich fand; aber wie kommt Ihr nur auf den Marx Stumpf? Kennet Ihr ihn denn?“

„Nein, aber ich weiß, daß er ein tapferer Ritter iſt, daß er wegen des Herzogs vertrieben wurde, und daß die Bündiſchen auf ihn lauern; und paßt dieſes nicht Alles ganz gut auf Euch?“

„Danke Euch, daß Ihr mich für ſo tapfer haltet, aber das möchte ich Euch doch rathen, daß Ihr dem Stumpf nicht bei Nacht in den Weg kommet wie mir, denn dieſer hätte Euch ohne Weiteres zu Kochſtücken zuſammen gehauen. Der Schweinsberg iſt ein kleiner dicker Kerl, einen Kopf kleiner als ich, und darum kam mir unwiderſtehlich das Lachen. Uebrigens iſt er ein ehrenwerther Mann, und einer von den Wenigen, die ihren Herrn im Unglück nicht verließen."

„So ſeyd Ihr nicht dieſer Schweinsberg?" entgegnete Georg traurig, „und ich muß gehen ohne zu wiſſen, wer mein Freund iſt?"

„Junger Mann!" ſagte der Geächtete mit Hoheit, die nur durch den gewinnenden Ausdruck der Freundlichkeit gemildert wurde, „Ihr habt einen Freund gefunden, durch Euer tapferes, ehrenvolles Weſen, durch Euren offenen, freien Blick, durch Eure warme Theilnahme an dem unglücklichen Herzog. Es ſey Euch genug, dieſen Freund gewonnen zu haben, fraget nicht weiter, ein Wort könnte vielleicht dieſes trauliche Verhältniß zerſtören, das mir ſo angenehm iſt. Lebet wohl, denket an den geächteten Mann ohne Namen, und ſeyd verſichert, ehe zwei Tage vorbeigehen, ſollt Ihr von mir und meinem Namen hören!" Es wollte Georg dünken, als ſtehe dieſer Mann, trotz ſeines unſcheinbaren Kleides, vor ihm wie ein Fürſt, der ſeinen Diener huldreich entläßt, ſo groß war jene unbeſchreibliche Hoheit, die ihm auf der Stirne trohnte, ſo erhaben der Glanz, der aus ſeinem Auge drang.

Der Pfeifer hatte unter dieſen Worten die Fackeln angezündet, und ſtand erwartend am Eingang der Grotte; der geächtete Ritter drückte einen Kuß auf die Lippen des Jünglings und winkte ihm zu gehen. Er ging und wußte nicht wie ihm geſchah, noch nie war ihm ein Menſch ſo freundlich nahe, und doch zugleich ſo unendlich hoch über ihm geſtanden, noch nie hatte er gefühlt, wie in jenen Augenblicken, daß ein Mann entkleidet von jenem irdiſchen Glanze, der das Leben ſchmückt, ſelbſt in ärmlicher Hülle und Umgebung eine Erhabenheit und Größe von ſich ſtrahlen könne, die das Auge blendet, und das Gefühl des eigenen Ichs ſo plötzlich überraſcht und hinabdrückt. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, ging er durch die Höhle; die erhabene Pracht der Natur, die bei'm Eintritt ſein Auge überraſcht und gefeſſelt hatte, ging für ihn verloren; er ſtaunte nicht mehr, daß ſie im Schooße eines unſcheinbaren Berges ſich ſo herrlich und großartig ausgeſprochen habe. War ja doch ſein inneres Auge mit einem Gegenſtand beſchäftigt, in welchem ſie ſich noch impoſanter und großartiger ausſprach, als in der nächtlichen Pracht dieſer Felſen; denn er bewunderte die Erhabenheit des menſchlichen Geiſtes über jedes irdiſche Verhältniß, und dachte nach über die Majeſtät einer großen Seele, die auch im Gewande des Bettlers ihren angebornen Adel nicht verläugnen kann.

Ein heller freundlicher Tag empfing ſie, als ſie aus der Nacht der Höhle zum Licht herausſtiegen. Georg athmete freier und leichter in der kühlen Morgenluft, denn der feuchte Dunſt, der in den Gängen und Grotten der Höhle umzieht, und wovon ſie vielleicht den Namen Nebelhöhle trägt, lagert ſich beengend auf die Bruſt. Sie fanden das Pferd des jungen Ritters noch an derſelben Stelle angebunden, munter und friſch wie ſonſt, und ſelbſt die Waffenſtücke, die am Sattel befeſtigt waren, hatten durch den Nachtthau nicht Schaden gelitten, wie Georg befürchtet hatte, denn der Pfeifer von Hardt hatte ein grobes Tuch, das ihm bei'm Unwetter gegen Regen und Kälte dienen mochte, über den Rücken des Pferdes ausgebreitet. Georg machte ſeine Kleidung und das Zeug des Roſſes zurecht, während der Bauer dieſem einige Händevoll Heu zum Morgenbrod' reichte, und dann ging es weiter den Berg hinan. Sie waren noch wenige Schritte vorgerückt, als der Klang einer Glocke aus dem Thal herauf tönte, die feierliche Stille des Morgens unterbrach, eine andere antwortete, drei bis vier ſtimmten ein, bis die melodiſchen Töne von wenigſtens zwölf Glocken von den Höhen umher

her und aus den Thälern aufſtiegen. Ueberraſcht, hielt der junge Mann ſein Pferd an; „was iſt das!“ rief er, „brennt es irgendwo, oder wie, ſollten wir heute ein Feſt im Kalender haben? Weiß Gott, ich bin durch meine Krankheit ſo aus aller Zeit heraus gekommen, daß ich den Sonntag nur daran erkenne, daß die Mädchen neue Röcke und friſche Schürzen anhaben.“

„Es iſt wohl ſchon manchem Kriegsmann ſo gegangen“, antwortete Hanns der Spielmann; „ich ſelbſt habe mich oft erſt auf die Zeit beſinnen müſſen, wenn ich wichtigere Dinge im Kopf hatte als Meſſ' und Predigt, aber heute iſt es ein anderes Ding“, ſezte er ernſter hinzu und ſchlug ein Kreuz, „heut' iſt Charfreitag. Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit!“ erwiederte der Jüngling. „Es iſt das Erſtemal in meinem Leben, daß ich den Tag nicht würdig begehe, wie ich ſoll; und dieſer Tag erinnert mich an manche ſchöne Stunde meiner Kindheit. Damals lebte noch mein Vater; ich hatte eine ſanfte, gute Mutter und ein ganz kleines Schweſterlein. Wir beide freuten uns immer, wenn der Charfreitag kam; wir wußten nichts von der Bedeutung des Tages, aber wir rechneten dann, daß es nur noch zwei Tage bis Oſtern ſey, wo uns die Mutter ſchöne Sachen beſcheerte. Requiescant in pace;“ ſetzte er hinzu, indem er ſeitwärts blickte, um eine Thräne zu verbergen; „ſie ſind drüben alle Drei, und feiern dort ihren heiligen Freitag.“

„Man ſollte nicht von ſo unheiligen Dingen ſprechen“, ſagte der Pfeifer nach einigem Stillſchweigen, „aber mein Beichtiger mag es mir ſchon vergeben. Ich denke, Ihr ſolltet nicht traurig ſeyn, Junker! Denen die ſchlafen, iſt es wohl, und Die, die wachen, ſollen vorwärts und nicht rückwärts ſehen. So würde ich an Eurer Stelle daran denken, wie Ihr einſt auch Euren Kindlein das Oſtern beſcheeren könnet, und wie ſie ſich freuen werden am Charfreitag. Seyd Ihr nicht auf der Brautfahrt, und wird ein gewiſſes Fräulein nicht auch eine gute, ſanfte Mutter werden?“

Georg ſuchte umſonſt ein Lächeln zu unterdrücken, das dieſer ſonderbare Troſtſpruch hervorgelockt hatte; „Höre, guter Freund“, entgegnete er, „Dir iſt zur Noth ein ſolches Wort erlaubt; doch möchte ich keinem Andern rathen, meine Ohren durch ſolche ſündige Gedanken zu entweihen.“

„Nichts für ungut, Herr! ich wollte weder Euch noch das Fräulein damit beleidigen; ſoll auch nicht mehr geſchehen. Aber ſehet Ihr nicht dort ſchon den Thurm aus den Wipfeln ragen? Noch eine kleine Viertelſtunde, und wir ſind oben.“

„So viel ich geſtern in der Nacht bemerken konnte, iſt das Schloß auf einen einzelnen, jähen Felſen hinaus geſtellt? bei Gott, ein kühner Gedanke, da konnte wohl Niemand hinüberkommen, wer nicht mit den Geiern im Bunde war und fliegen gelernt hatte; freilich jezt könnte man mit Stückſchüſſen ſehr zuſetzen.“

„Mein't Ihr? nun es ſtehen auch vier gute Doppelhaken in der Halle, die auch ein Wörtchen antworten würden. Wenn Ihr recht geſehen habt, ſo müßt Ihr bemerkt haben, daß der Felſen ringsum durch ein breites Thal von den Bergen umher geſondert iſt, dorther könnte man nicht viel Schaden thun; die einzige Seite, die näher an dem Berge liegt, iſt die, wo die Zugbrücke herüber geht. Pflanzet einmal dort Geſchütz auf und ſehet zu, ob es Euch der Lichtenſteiner nicht in den Grund ſchießt, ehe Ihr nur ein Fenſter auf's Korn genommen habt. Und wie wollet Ihr Geſchütz herauffühfren in dieſen Schluchten und Bergen, ohne daß

Euch wenige entſchloſſene Männer mehr Schaden thun, als das ganze Neſt werth iſt?“

„Da habt Ihr Recht;“ antwortete Georg; „ich möchte wiſſen, wer den Gedanken gehabt hat, auf den Felſen ein Schloß zu bauen.“

„Das will ich Euch ſagen“, erwiderte der Spielmann, der mit allen Sagen ſeines Landes vertraut war; „es lebte einmal vor vielen Jahren eine Frau; die mußte viele Verfolgung dulden, und wußte ſich nicht mehr zu rathen. Da kam ſie an dieſen Felſen, und ſah, wie ein großer Geier mit ſeiner Familie und allem Haushalt dort lebte, und gegen alle Nachſtellung ſicher war. Da beſchloß ſie den Geier zu verdrängen. Sie ließ das Schloß dorthin bauen, und als Alles fertig war, ließ ſie die Brücke aufziehen, ſtieg auf die Zinne ihres Thurmes und ſprach, „nun bin ich Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Und es konnte ihr Keiner mehr etwas anhaben. Aber ſehet, da ſind wir ſchon. Lebet wohl, vielleicht daß ich Euch ſchon heute Nacht wieder ſehe. Ich ſteige jezt in's Land hinab, und bringe dann dem Herrn in der Höhle Kundſchaft, wie es dort unten ausſieht. Vergeſſet nicht, an der Brücke Brief und Ring dem Herrn des

Schloſſes zu ſenden, und hütet Euch, das Siegel ſelbſt zu brechen."

„Sey ohne Sorgen! ich danke Dir für Dein Geleite, und grüße meinen werthen Gaſtfreund in der Höhle." Georg ſprach es, trieb ſein Pferd an, und in wenigen Augenblicken war er vor der äußeren Verſchanzung von Lichtenſtein angelangt.

Ein Knecht, der das Thor bewachte, fragte nach ſeinem Begehr und rief einen anderen herbei, ihrem Herrn das Brieflein und den Ring zu übergeben. Georg hatte indeß Zeit genug, das Schloß und ſeine Umgebungen zu betrachten. War ihm ſchon in der Nacht, bei'm ungewiſſen Schein des Mondes und in einer Gemüthsſtimmung, die ihn nicht zum aufmerkſamſten Beobachter machte, die kühne Bauart dieſer Burg aufgefallen, ſo ſtaunte er jezt noch mehr, als er ſie vom hellen Tag beleuchtet, anſchaute. Wie ein coloſſaler Münſterthurm ſteigt aus einem tiefen Albthal ein ſchöner Felſen, frei und kühn, empor. Weit ab liegt alles feſte Land, als hätte ihn ein Bliz von der Erde weg geſpalten, ein Erdbeben ihn los getrennt, oder eine Waſſerfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von ſeinen feſten Steinmaſſen abgeſpühlt. Selbſt an der Seite von Südweſt, wo er dem übrigen Gebirge ſich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnſten Sprung einer Gemſe unmöglich zu machen, doch nicht ſo breit, daß nicht die erfinderiſche Kunſt des Menſchen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte.

Wie das Neſt eines Vogels auf die höchſten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnſten Zinnen eines Thurms gebaut, hing das Schlößchen auf dem Felſen. Es konnte oben keinen ſehr großen Raum haben, denn außer einem Thurm ſah man nur eine befeſtigte Wohnung, aber die vielen Schießſcharten im unteren Theil des Gebäudes, und mehrere weite Oeffnungen, aus denen die Mündungen von ſchwerem Geſchütz hervorragten, zeigten, daß es wohl verwahrt und und troß ſeines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Veſte ſey; und wenn ihm die vielen hellen Fenſter des oberen Stockes ein freies, luftiges Anſehen verliehen, ſo zeigten doch die ungeheuren Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felſen verwachſen ſchienen, und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieſelbe braun-graue Farbe, wie die Steinmaſſe, worauf ſie ruhten, angenommen hatten, daß es auf feſtem Grunde wurzle, und weder vor der Gewalt der Elemente noch dem Sturm der Menſchen erzittern werde. Eine ſchöne Ausſicht bot ſich ſchon hier dem überraſchten Auge dar, und eine noch herrlichere, freiere, ließ die hohe Zinne des Wartthurms und die lange Fenſterreihe des Hauſes ahnen.

Dieſe Bemerkungen drängten ſich Georg auf, als er erwartend an der äußeren Pforte ſtand, die wohlverſchanzt herwärts über der Kluft, auf dem Lande den Zugang zu der Brücke deckte. Jezt tönten Schritte über die Brücke, das Thor that ſich auf, und der Herr der Schloſſes erſchien ſelbſt, ſeinen Gaſt zu empfangen. Es war jener ernſte, ältliche Mann, den Georg in Ulm mehreremal geſehen, deſſen Bild er nicht vergeſſen hatte; denn die düſteren, feurigen Augen, die bleichen aber edlen Züge, ſeine große Aehnlichkeit mit der Geliebten, hatten ſich tief in die Seele des Jünglings geprägt.

„Ihr ſeyd willkommen in Lichtenſtein“, ſagte der alte Herr, indem er ſeinem Gaſt die Hand bot, und eine gütige Freundlichkeit den gewöhnlichen, ſtrengen Ernſt ſeiner Züge milderte. „Was ſteht Ihr müßig da Ihr Schlingel!“ wandte er ſich nach dieſer erſten Begrüßung zu ſeinen Dienern. „Soll etwa der Junker ſein Roß mit hinaufführen in die Stube? ſchnell, hinein mit in den Stall; das Rüſtzeug traget auf die Kammer am Saal! — Verzeihet, werther Herr, daß man Euch ſo lange unbedient ſtehen ließ, aber in dieſe Burſche iſt kein Verſtand zu bringen. Wollet Ihr mir folgen?“

Er ging voran über die Zugbrücke, Georg folgte. Sein Herz pochte bei dieſem Gang, voll Erwartung, voll Sehnſucht, ſeine Wangen rötheten ſich vor Liebe und vor Scham, wenn er an die lezte Nacht und an die Gefühle zurückdachte, die ihn zuerſt vor dieſe Burg geführt hatten. Sein Auge ſuchte an den Fenſtern umher, ob es nicht die Geliebte erſpähe, ſein Ohr ſchärfte ſich, um vielleicht ihre Stimme zu vernehmen, wenn auch ihr Anblick ihm jezt noch verborgen war. Aber umſonſt ſuchten ſeine Blicke dieſe Mauern zu durchbohren, umſonſt fing ſein ſcharfes Ohr jeden Laut begierig auf, noch ſchien ſie ſich nicht zeigen zu wollen.

Sie gelangten jezt an das innere Thor. Es war nach alter Art tief, ſtark gebaut, und mit Fall-Gattern, Oeffnungen für ſiedendes Oehl und Waſſer, und allen jenen ſinnreichen Vertheidigungsmitteln verſehen, womit man in den guten alten Zeiten den ſtürmenden Feind, wann er ſich der Brücke bemeiſtert haben ſollte, abhielt. Doch die ungeheuren Mauern und Befeſtigungen, die ſich von dem Thor' an rings um das Haus zogen, verdankte Lichtenſtein nicht der Kunſt allein, ſondern auch der Natur; denn ganze Felſen waren in die Mauerlinie gezogen, und ſelbſt der ſchöne, geräumige Pferdeſtall und die kühlen Kammern, die ſtatt des Kellers dienten, waren in den Felſen eingehauen. Ein bequemer, gewundener Schneckengang führte in die oberen Theile des Hauſes, und auch dort waren kriegeriſche Vertheidigungen nicht vergeſſen; denn auf dem Vorplatz der zu den Zimmern führte, wo in anderen Wohnungen häusliche Geräthſchaften aufgeſtellt ſind, waren hier furchtbare Doppelhaken und Kiſten mit Stückkugeln aufgepflanzt. Das Auge des alten Ritters ruhte mit einem gewiſſen Ausdruck von Stolz auf dieſem ſonderbaren Hausrath, und in der That konnten dieſe Geſchütze damals für ein Zeichen von Wohlhabenheit und ſelbſt Reichthum gelten, denn nicht jeder Privatmann war im Stande, ſeine Burg mit vier oder ſechs ſolchen Stücken zu verſehen.

Von hier ging es noch einmal aufwärts in den zweiten Stock, wo ein überaus ſchöner

Saal, ringsum mit hellen Fenſtern, den Ritter von Lichtenſtein und ſeinen Gaſt aufnahm. Der Hausherr gab einem Diener, der ihnen gefolgt war, mehr durch Zeichen als Worte einige Befehle, die ihn aus dem Saale entfernten. (11)

VIII.

— Und der Graf, gerührt von ſolches
Hohen Opfers hohem Geiſte
Bei der Freude ſüßer Regung,
Kann der Freundſchaft mildem Thaue
Der dur'chs Herz ihm, der durch's Auge
Schon ihm ſchleicht, nicht widerſtehen.
P. Conz.

Als die beiden Männer in dem weiten Saale von Lichtenſtein allein waren, trat der Alte dicht vor Georg hin, und ſchaute ihn an, als meſſe er prüfend ſeine Züge. Ein Strahl von Begeiſterung und Freude drang aus ſeinen Augen, die Melancholie ſeiner Stirne war verſchwunden, er war heiter, fröhlich ſogar, wie der Vater, der einen

Sohn empfängt, der von langen Reiſen zurückkehrt. Endlich ſtahl ſich eine Thräne aus ſeinem glänzenden Auge, aber es war eine Thräne der Freude, denn er zog den überraſchten Jüngling an ſein Herz.

„Ich pflege nicht weich zu ſeyn“, ſprach er nach dieſer feierlichen Umarmung zu Georg, „aber ſolche Augenblicke überwinden die Natur, denn ſie ſind ſelten. Darf ich denn wirklich meinen alten Augen trauen? trügen die Züge dieſes Briefes nicht? iſt dieſes Siegel ächt und darf ich ihm glauben? doch — was zweifle ich! hat nicht die Natur Euch ihr Siegel auf die freie Stirne gedrückt? ſind die Züge nicht ächt, die ſie auf den offenen Brief Eures Geſichtes geſchrieben? nein, Ihr könnet nicht täuſchen — die Sache meines unglücklichen Herrn hat einen Freund gefunden?“

„Wenn Ihr die Sache des vertriebenen Herzogs meinet, ſo habt Ihr recht geſehen, ſie hat einen warmen Anhänger gefunden. Der Ruf bezeichnete mir längſt den Herrn von Lichtenſtein, als einen treuen Freund des Herzogs, und ich wäre vielleicht auch ohne den Rath jenes unglücklichen Mannes, der mich zu Euch ſchickte, gekommen, Euch zu beſuchen.“

„Setzet Euch zu mir, junger Freund“,

ſagte der Alte, deſſen Augen immer noch mit Liebe auf dem Jüngling zu ruhen ſchienen; „ſetzet Euch hier und höret was ich ſage. Ich liebe es ſonſt nicht, wenn die Leute ihre Farbe ändern, ich habe in meinem langen Leben gelernt, daß man die Ueberzeugung eines Jeden ehren müſſe, und daß ein Mann, wenn er nur ſonſt reine Abſichten hat, nicht gerade deßwegen zu verdammen ſey, weil er anderer Meinung iſt, als wir. Aber wenn man ſeine Farbe mit ſo uneigennützigen Abſichten ändert wie Ihr, Georg von Sturmfeder, wenn man dem Glück den Rücken kehrt, um ſich an das Unglück anzuſchließen, da hat die Aenderung großen Werth, denn ſie trägt das Gepräge einer edlen That an der Stirne.“

Georg erröthete über ſich ſelbſt, als er hörte, wie der Lichtenſteiner ſeine uneigennützigen Abſichten pries. War es denn nicht auch die ſchöne Tochter, was ihn zu der Fahne des Vaters führte? Und mußte er nicht in der Achtung dieſes Mannes ſinken, wenn über kurz oder lange dieſes Motiv ſeines Uebertrittes an's Licht kam? „Ihr ſeyd zu gütig“, antwortete er; „die Abſichten eines Menſchen liegen oft tiefer verborgen, als man auf den erſten Anblick glaubt; ſeyd verſichert, daß mein Uebertritt zu Eurer Sache zwar zum Theil von dem empörten Gefühl des Rechtes geleitet wurde; doch könnte es auch einen irdiſcheren Beweggrund geben, Herr Ritter; und ich möchte nicht, daß Ihr mich für zu gut hieltet, es würde mir um ſo weher thun, wenn Ihr nachher ungünſtiger von mir urtheiltet.“

„Ich liebe Euch um dieſer Offenheit willen nur noch mehr“, entgegnete der Herr des Schloſſes, und drückte ſeinem Gaſt die Hand. „Doch traue ich meiner Erfahrung und meiner Kenntniß der Geſichter, und von Euch will ich kühn behaupten, daß, wenn Euch auch noch eine andere Abſicht leitet, als das Gefühl des Rechtes, dieſe Abſicht doch keine ſchlechte ſeyn kann. Wer Schlechtes im Schilde führt, iſt feig, und wer feig iſt, wagt es nicht, den Truchſes, den Herzog von Baiern und den ſchwäbiſchen Bund vor den Kopf zu ſtoßen und ſo aufzutreten, wie Ihr aufgetreten ſeyd.“

„Was wiſſet Ihr von mir“, rief Georg mit freudigem Erſtaunen; „habt Ihr denn je von mir gehört vor dieſem Augenblick?“

Der Diener, welcher bei dieſen Worten die Thüre öffnete, unterbrach die Antwort des alten Herrn; er ſezte Wildbret und volle Becher vor Georg hin, und ſchickte ſich an, den Gaſt zu bedienen. Doch ein Wink ſeines Herrn entfernte ihn auf's Neue. „Verſchmähet dieſen Morgen-Imbis nicht", ſagte er zu dem jungen Mann; „den erſten Becher ſollte zwar die Hausfrau kredenzen, wie es die angenehme Sitte heiſcht; aber die Meinige iſt ſchon lange todt, und meine einzige Tochter, Marie, die an ihrer Stelle das Hausweſen verſiehet, iſt in's Dorf hinabgegangen, um am hohen Feſte eine Predigt zu hören und die Meſſe. Nun, Ihr fragtet mich, ob ich noch nie von Euch gehört hatte? Ihr ſeyd ja jezt unſer, daher darf ich Euch wohl ſagen, was man ſonſt verſchweigt. Ich war zur Zeit, als Ihr in Ulm einrücktet, in jener Stadt, um meine Tochter abzuholen, die ſich dort aufhielt, hauptſächlich aber, um Manches zu erfahren, was für den Herzog zu wiſſen wichtig war; Gold öffnet alle Pforten", ſezte er lächelnd hinzu, „auch die des hohen Rathes, und ſo hörte ich täglich, was die Bundes-Oberſten beſchloſſen. Als der Krieg erklärt wurde, war ich genöthigt, abzureiſen; ich hielt aber treue Männer in jener Stadt, die mir auch das Geheimſte berichteten, was vorging."

„War nicht Einer davon der Pfeifer von Hardt", fragte Georg, „den ich bei dem Geächteten traf?"

„— Und der Euch über die Alb führte? ja wohl! Dieſe brachten immer Kundſchaft. So erfuhr ich denn auch, daß man beſchloß, einen Späher hinter den Rücken des Herzogs zu ſchicken, etwa in die Gegend von Tübingen, um dem Bunde ſogleich Nachricht von unſeren Schritten zu ertheilen. Ich erfuhr auch, daß die Wahl auf Euch gefallen ſey. Nun muß ich Euch redlich geſtehen, Ihr und Euer Name war mir ziemlich gleichgültig, nur bedauerte ich Euch, als ich hörte, daß Ihr noch ſolch' ein junges Blut ſeyd, denn ſobald Ihr über die Alb kamet als Kundſchafter, wäret Ihr ohne Gnade und Barmherzigkeit todt geſchlagen oder unter die Erde geſezt worden, wo keine Sonne und kein Mond hinſcheint. Um ſo überraſchender war mir und vielen Männern die Nachricht, wie Ihr es ausgeſchlagen, und wie tapfer Ihr vor jenen Herren geſprochen. Auch daß Ihr abſagtet und auf vierzehn Tage Uhrfehde ſchwören mußtet, erfuhr ich. Und wie freut es mich, daß Ihr nun gar unſer Freund geworden ſeyd!“

Die Wangen des jungen Mannes glühten, ſein Auge ſtrahlte vor Freude, brach ja doch dieſer Augenblick alle Schranken, welche die Verhältniſſe zwiſchen ihm und Marie gezogen hatten. Sein langer Wunſch, deſſen

Erfüllung oft ſo weit in die Ferne hinausgerückt ſchien, war in Erfüllung gegangen, er hatte unbewußt Marien's Vater für ſich gewonnen. „Ja, ich habe ihnen abgeſagt“, antwortete Georg, „weil ich ihr Weſen nicht mehr leiden mochte, ich bin Euer Freund geworden, doch wäre es möglich, ich hätte mich nicht ſo bald zu Eurer Sache bekannt; aber als ich unten in der Höhle neben jenem geächteten Mann ſaß, als ich bedachte, wie man mit den Edeln und ſelbſt mit dem Herrn des Landes umgehe, wie ſeine gewaltigen Reden ſo mächtig an meiner Bruſt anklopften: da war es mir auf einmal hell und klar, hieher müſſe ich ſtehen, hier müſſe ich ſtreiten. Und glaubt Ihr, es werde bald etwas zu thun geben? denn ich bin nicht zu Euch herüber geritten, um die Hände in den Schoos zu legen!“

„Das konnte ich mir denken“, ſagte der Ritter lächelnd; „vor vierzig Jahren hatte ich auch ſo raſches Blut, und es ließ mich nicht lange auf einem Fleck. Wie die Sachen ſtehen, wißt Ihr; man kann ſagen eher ſchlimm als gut. Sie haben das Unterland, ſie haben den ganzen Strich von Urach herauf. Auf Eines kommt Alles an; hält Tübingen feſt, ſo ſiegen wir.“

„Die Ehre von vierzig Rittern bürgt

dafür“, rief Georg mit Unmuth, „das Schloß iſt ſtark, ich habe kein ſtärkeres geſehen, Beſatzung iſt hinlänglich da, und vierzig Männer von Adel werden ſich ſo leicht nicht ergeben. Es kann nicht ſeyn, es darf nicht ſeyn. Haben ſie nicht des Herzogs Kinder bei ſich und den Schatz des Hauſes? ſie müſſen ſich halten.“

„Wohl, wenn ſie Alle dächten wie Ihr. Es kommt gar viel auf Tübingen an. Wenn der Herzog Entſatz bringen kann, ſo hat er an Tübingen einen feſten Punkt, von wo aus er ſein Land wieder erobern kann; es ſind große Kriegsvorräthe dort, es iſt ein großer Theil des Adels; ſo lange ſie zu ſeiner Parthie halten, iſt Würtemberg nur dem Boden nach gewonnen, dem Geiſte nach iſt es noch des Herzogs! aber ich fürchte, ich fürchte!“

„Wie? unmöglich, können ſich die Vierzig ergeben!“

„Ihr habt noch wenig erfahren in der Welt“, erwiederte der Alte, „Ihr wißt nicht, welche Lockungen und Schlingen manchen ehrlichen Mann ſtraucheln machen können. Und es iſt Mancher in der Burg, dem der Herzog zu viel getraut hat. Er merkt auch wohl, daß es nicht ganz lauter und rein hergeht, denn er ſchickte den Ritter Marx Stumpf von Schweinsberg an ſie mit einem beweglichen Schreiben, *) das Schloß nicht zu übergeben, ſondern ihm Gelegenheit zu machen, in dasſelbe zu kommen, weil er dort zu ſterben bereit ſey, wenn es Gott über ihn verhänge.“

„Der arme Herr!“ rief Georg bewegt. „Aber ich kann nicht glauben, daß der Landes-Adel ſo ſchändlich freveln könne; ſie werden ihn einlaſſen in die Burg, er wird ihren Muth auf's Neue beſeelen, er wird Ausfälle machen, er wird ſie ſchlagen die Belagerer troz Baiern und Frondsberg, wir werden uns an ihn anſchließen, wir werden fechtend durch das Land ziehen und dieſe Bündler verjagen.“

„Marx Stumpf iſt noch nicht zurück“, ſagte der Ritter von Lichtenſtein mit beſorgter Miene; „auch haben ſie ſeit geſtern das Schießen eingeſtellt. Sonſt hörte man jeden Stückſchuß hier auf dem Lichtenſtein, aber ſeit geſtern iſt es ſtill wie im Grabe.“

„Vielleicht ſchweigt das Geſchüz wegen des Feſtes; gebt Acht ſie werden morgen

---

*) Vergl. Anmerkung 12.

oder am Oſtermontag wieder donnern laſſen, daß es durch Eure Felſen hallt.“

„Was da!“ entgegnete jener. „Wegen des Feſtes? ſeinem Herzog treu zu dienen iſt auch ein frommer Dienſt; und es wäre den Heiligen im Himmel vielleicht lieber ſie hörten den Donner der Feldſchlangen von Tübingen's Wällen, als daß ſie die Ritter müßig ſehen. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang! aber wenn nur der Stumpf in das Schloß kommt, der wird ſie aufrütteln aus ihrem Schlummer,“

„Der Herzog hat den Ritter von Schweinsberg nach Tübingen geſchickt, ſagt Ihr? der Herzog will in's Schloß, weil die Beſatzung ſeit einigen Tagen zu wanken ſcheint? da kann alſo Ulerich nicht bis Mömpelgard entflohen ſeyn, wie die Leute ſagen; da iſt er vielleicht in der Nähe? O daß ich ihn ſehen könnte, daß ich mich mit ihm nach Tübingen ſchleichen könnte!“

Ein ſonderbares Lächeln zog flüchtig über die ernſten Züge des Alten; „Ihr werdet ihn ſehen, wenn es Zeit iſt“, ſagte er. „Ihr werdet ihm angenehm ſeyn, denn er liebt Euch ſchon jetzt. Und iſt das Glück gut, ſo ſoll't Ihr auch mit ihm nach Tübingen kommen, Ihr habt mein Wort d'rauf.

— Doch jetzt muß ich Euch bitten, Euch ein Stündchen allein zu gedulden. Mich ruft ein Geſchäft, das aber bald abgethan ſeyn wird. Nehm't Euch meinen Wein zum Geſellſchafter, ſchauet Euch um in meinem Haus, ich würde Euch einladen auf die Jagd auszureiten, wenn ein ſolches Vergnügen zum Charfreitag paßte.“

Der alte Herr drückte ſeinem Gaſt noch einmal die Hand und verließ das Zimmer; bald nachher ſah ihn Georg aus dem Schloſſe dem Wald zu reiten.

Als ſich der junge Mann allein gelaſſen ſah, fing er an, ſeinen Anzug ein wenig zu beſorgen, der durch den Ritt in der Nacht, durch ſeinen Aufenthalt in der Höhle etwas außer Ordnung gekommen war. Wer je unter ſolchen Umſtänden in die Nähe der Geliebten kam, wird es ihm nicht übel nehmen, wenn er vor einem kleinen Spiegel von polirtem Metall, den er in dieſem Gemach vorfand, und der wohl zu Marien's Geräthſchaften gehören mochte, Bart und Haare ordnete, das Wamms ein wenig reinigte, und jede Spur von Unordnung aus ſeinem Anzug zu verbannen ſuchte. Er erging ſich dann in dem großen Zimmer, und ſuchte unter den vielen Fenſtern eines auf, von welchem er auf den Felſen-Weg hinabſchauen konnte, den Marie von der Kirche im Thal heraufkommen mußte.

Es waren fröhliche Gedanken, die ſich in bunter Menge an ſeiner Seele vorüberdrängten, ſchnell und flüchtig wie ein Zug heller Wölkchen, die am blauen Gewölb des Himmels dahin gleiten. Dieß war die Burg, die er ſeit mehr als einem Jahre im Wachen geträumt, in Träumen klar geſehen hatte; dieß die Berge, die Felſen, von denen ſie ihm ſo oft erzählte, dieß die Gemächer ihrer Kindheit! Es hat etwas Anziehendes, in den Zimmern zu verweilen, wo die Geliebte groß geworden iſt. Man träumt ſich um Jahre zurück, man ſieht ſie als kleines Mädchen in dieſen Kammern, in dieſen Gängen ſich umtreiben. Man geht um einige Jahre vorwärts, man ſieht ſie noch klein aber verſtändig der Mutter jene kleinen Künſte der Haushaltung abſpähen, die ſie viele Jahre nachher als Hausfrau nöthig hat. Doch in dem kleinen Köpfchen geſtaltet ſich ſchon jezt ein eigenes Hausweſen; es iſt vielleicht jene Ecke, dachte Georg lächelnd, wo ſie in kindiſcher Geſchäftigkeit, was ſie von den Broſamen der Küche erbeutete, zu Speiſen von eigener Erfindung bereitete, wo ſie das hölzerne Weſen, das ein Knecht kunſtreich ſchnizelte, und die Amme mit einigen bunten

Fetzen behängt hat, für ein wackeres Kind hält, und es mit wichtiger Miene zu füttern gedenkt.

Und dann jene anmuthsvolle Stufe zwiſchen Kind und Jungfrau! wo iſt wohl das ſtille Plätzchen, wo ſich das fünfzehnjährige Fräulein, wenn ſie in Garten und Feld nach Kinderweiſe getobt hatte, ſich ernſt und feierlich hinſezte, die Kunkel zur Hand nahm und goldene Fäden zog, während ihr der Vater von der Mutter und von den Tagen ſeiner Jugend erzählte, oder durch weiſe Lehren und gewichtige Sprüche den Geiſt der Jungfrau zu erheben ſuchte?

Wo iſt das Lieblingsfenſter, wohin ſie ſich, immer höher und ſchöner heranwachſend, gerne ſezte, und mit unbewußter, dunkler Sehnſucht in die Ferne ſah, über das Leben und ihre eigene Zukunft nachſann, und ſich in freundliche Träume verſenkte?

Es war ihm ſo heimiſch, ſo wohl in dieſem Hauſe, es war ihr Geiſt, der hier waltete, der ihn umſchwebte, den er, ob ſie auch fern war, freundlich begrüßte; dieſes Gärtchen auf einem ſchmalen Raum am Felſen, hatte ſie beſorgt und gepflegt, dieſe Blumen, die in einem Topf auf dem Tiſche ſtanden, hatte ſie vielleicht heute ſchon ge-

pflückt! er ging hin, dieſe Zeichen ihr
freundlichen Sinnes zu begrüßen.

Er beugte ſich herab über die Blume
er führte die duftenden Veilchen zum Mun
In dieſem Augenblick glaubte er ein G
räuſch vor der Thüre zu vernehmen;
ſah ſich um — ſie war es, es war Mari
die ſtaunend und regungslos, als traue
ihren Augen nicht, an der Thüre ſtand.
flog zu ihr hin, er zog ſie in ſeine Arm
und ſeine Lippen erſt ſchienen ſie zu übe
zeugen, daß es nicht der Geiſt des Geliebt
ſey, der ihr hier erſcheine. Wie viel hatt
ſie ſich zu fragen, bei weitem mehr als
nur antworten konnten. Es gab Augenblic
wo ſie, wie aus einem Traum' erwacht, ſi
anſahen, ſich überzeugen mußten, ob ſie den
wirklich ſich wieder haben?

„Wie viel habe ich um Dich gelitten"
ſagte Marie, und ihre Wangen ſtraften
nicht Lügen, „wie ſchwer wurde mir da
Herz, als ich aus Ulm ſcheiden mußt
Zwar hatteſt Du mir gelobt, vom Bun
abzulaſſen, aber hatte ich denn Hoffnun
Dich ſo bald wieder zu ſehen?— und dan
wie mir Hanns die Nachricht brachte, da
Du mit ihm nach Lichtenſtein kommen wol
teſt, aber Du ſeyeſt überfallen, verwund
worden, das Herz wollte mir bald breche

und doch konnte ich nicht zu Dir, konnte Dich nicht pflegen!“

Wie beſchämt war Georg, wenn er an ſeine thörigte Eiferſucht zurückdachte, wie fühlte er ſich ſo klein und ſchwach Marien's zarter Liebe gegenüber. Er ſuchte ſein Erröthen zu verbergen, er erzählte, oft unterbrochen von ihren Fragen, wie ſich Alles ſo gefügt habe, wie er dem Bunde abgeſagt, wie er über die Alb gezogen ſey, wie er überfallen worden, wie er der Pflege der Pfeifers-Frau ſich entzogen habe, um nach Lichtenſtein zu reiſen.

Georg war zu ehrlich, als daß ihn Marien's Fragen nicht hin und wieder in Verlegenheit geſezt hätten; beſonders als ſie mit Verwunderung fragte, warum er denn ſo tief in der Nacht erſt nach Lichtenſtein aufgebrochen ſey, wußte er ſich nicht zu rathen. Die ſchönen, klaren Augen der Geliebten ruhten ſo fragend, ſo durchdringend auf ihm, daß er um keinen Preis eine Unwahrheit zu ſagen vermocht hätte.

„Ich will es nur geſtehen“, ſagte er mit niedergeſchlagenen Augen, „die Wirthin in Pfullingen hat mich bethört, ſie ſagte mir etwas von Dir, was ich nicht mit Gleichmuth hören konnte.“

„Die Wirthin? von mir?“ rief Marie lächelnd; „nun was war denn dieß, daß es Dich noch in der Nacht die Berge herauf trieb?“

„Laß' es doch! ich weiß ja, daß ich ein Thor war. Der geächtete Ritter hat mich ja ſchon längſt überzeugt, daß ich völlig Unrecht hatte.“

„Nein, nein;“ entgegnete ſie bittend, „ſo entgeheſt Du mir nicht; was wußte die Schwäzerin wieder von mir; geſtehe nur gleich —“

„Nun lache mich nur recht aus; ſie erzählte: Du habeſt einen Liebſten und laſſeſt ihn, wenn der Vater ſchlafe, alle Nacht in die Burg.“

Marie erröthete; Unwille und die Luſt über dieſe Thorheit zu lachen, kämpften in ihren ſchönen Zügen. „Nun, ich hoffe“, ſagte ſie, „Du haſt ihr darauf geantwortet, wie es ſich gehört, und aus Unmuth über eine ſolche Verläumdung ihr Haus verlaſſen? Dachteſt vielleicht, Du könnteſt unſer Schloß noch erreichen und hier übernachten?“

„Ehrlich geſtanden, das dachte ich nicht. Siehe, ich war noch halb krank, ich glaubte ihr auch Anfangs gewiß nicht, aber Deine

Amme, die alte Frau Roſel wurde aufgeführt, ſie hatte es der Wirthin geſagt, ſie hatte mich ſelbſt mit in's Spiel gebracht und bedauert, daß ich um meine Liebe betrogen ſey, da — o ſieh' nicht weg, Marie, werde mir nicht bös! Ich ſchwang mich auf's Pferd und ritt vor's Schloß herauf, um ein Wort mit dem zu ſprechen, der es wage, Marien zu lieben."

„Das konnteſt Du glauben", rief Marie, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen. „Daß Frau Roſel ſolche Sachen ausſagt, iſt Unrecht, aber ſie iſt ein altes Weib, klatſcht gerne; daß die Frau Wirthin ſolche Sachen nachſagt, nehme ich ihr nicht übel, denn ſie weiß nichts Beſſeres zu thun; aber Du, Du Georg konnteſt nur einen Augenblick ſo arge Lügen glauben, Du wollteſt Dich überzeugen, daß —" von neuem ſtrömten ihre Thränen, und das Gefühl bitterer Kränkung erſtickte ihre Stimme.

Georg zürnte ſich ſelbſt, daß er ſo thörigt hatte ſeyn können, aber er fühlte auch, daß wenn er ein großes Unrecht an der Geliebten begangen hatte, es nur die Liebe war, die ihn verleitete. „Verzeihe mir nur dießmal", bat er; „ſiehe, wenn ich Dich nicht ſo lieb gehabt hätte, ich hätte gewiß nicht geglaubt; aber wenn Du wüßteſt, was Eiferſucht iſt!“

„Wer recht liebt kann gar nicht eiferſüchtig ſeyn“, ſagte Marie unmuthig; „aber ſchon in Ulm haſt Du etwas Solches geſagt, und ſchon damals hat es mich recht tief betrübt. Aber Du kennſt mich gar nicht, wenn Du mich recht gekannt hätteſt, wenn Du mich geliebt hätteſt wie ich Dich, wäreſt Du nie auf ſolche Gedanken gekommen.“

„Nein! ungerecht mußt Du doch nicht werden“, rief Georg und faßte ihre Hand; „wie kannſt Du mir vorwerfen, daß ich Dich nicht liebe, wie Du mich? hätte es denn nicht möglich ſeyn können, daß ein Würdigerer als ich erſchienen, daß der arme Georg durch irgend einen böſen Zauber aus Deinem Herzen verdrängt worden wäre; es iſt ja doch Alles möglich auf der Erde!“

„Möglich?“ unterbrach ihn Marie, und jener Stolz, den Georg oft mit Lächeln an der Tochter des Ritters von Lichtenſtein betrachtet hatte, ſchien ſie allein zu beſeelen. „Möglich? wenn Ihr nur einen Augenblick ſo Arges von mir für möglich gehalten hättet, ich wiederhole es, Herr von Sturmfeder! ſo habt Ihr mich nie geliebt; ein Mann muß ſich nicht wie ein Rohr hin und her bewegen laſſen, er muß feſt ſtehen auf ſeiner Meinung, und wenn er liebt, ſo muß er auch glauben.“

„Dieſen Vorwurf habe ich von Dir am wenigſten verdient“, ſagte der junge Mann, indem er unmuthig aufſprang; „wohl bin ich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird, und Mancher wird mich darum verachten, — “

„Es könnte ſeyn!“ flüſterte ſie, doch nicht ſo leiſe, daß es ſein Ohr nicht erreichte, und ſeinen Unmuth zum Zorn ablies.

„Auch Du wirſt mich alſo darum verachten, und doch biſt Du es, was mich hin und her bewegt! Ich habe Dich auf bündiſcher Seite geſucht, ich war ſelig als ich Dich dort fand. Du bateſt mich davon abzulaſſen, ich ging; ich that noch mehr; ich kam zu Euch herüber, es koſtete mich beinahe das Leben, und doch ließ ich mich nicht abſchrecken; ich ergriff Würtemberg's Partei, ich kam zu Deinem Vater, er nahm mich wie einen Sohn auf und freute ſich, daß ich ſein Freund geworden — aber ſeine Tochter ſchilt mich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird! aber noch einmal will ich mich — zum Leztenmal von Dir bewegen laſſen; ich will fort, weil Du meine Liebe ſo vergiltſt, noch in dieſer Stunde will ich fort!“

Er gürtete unter den lezten Worten ſein Schwert um, ergriff ſein Barett und wandte ſich zur Thüre.

„Georg!“ rief Marie mit den ſüßeſten Tönen der Liebe, indem ſie aufſprang und ſeine Hand faßte; ihr Stolz, ihr Zorn, jede Wolke des Unmuths war verſchwunden, ſelbſt die Thränen hemmten ihren Lauf, und nur bittende Liebe blickte aus ihrem Auge, „um Gottes Willen, Georg! ich meinte es nicht ſo böſe; bleibe bei mir, ſiehe ich will Alles vergeſſen, ich ſchäme mich, daß ich nur ſo unwillig werden konnte.“

Aber der Zorn des jungen Mannes war nicht ſo ſchnell zu beſänftigen, er ſah weg, um nicht durch ihre Blicke, durch ihr bittendes Lächeln gewonnen zu werden, denn ſein Entſchluß ſtand feſt, das Schloß zu verlaſſen. „Nein!“ rief er; „Du ſollſt das Rohr nicht mehr zurückwenden. Aber Deinem Vater kannſt Du ſagen, wie Du ſeinen Gaſt aus ſeinem Hauſe vertrieben haſt;“ die runden Fenſterſcheiben zitterten vor ſeiner Stimme, ſein Auge blickte wild umher, er entriß ſeine Hand der Geliebten, gefolgt von ihr ſchritt er fort, er riß die Thüre auf, um auf ewig zu fliehen, als ihn auf der Schwelle eine Erſcheinung feſſelte, die wir im nächſten Kapitel näher beſchreiben werden.

IX.

Herrengunſt, Aprillenwetter,
Frauenlieb' und Roſenblätter,
Würfel, Karten, Federſpiel,
Verkehren ſich oft, wer's glauben will.

Altes Sprichwort.

Als Georg die Thüre öffnete, richtete ſich aus einer ſehr gebückten Stellung die hagere, knöcherne Geſtalt der Frau Roſel auf. Es war dieß eine jener alten Dienerinnen, die, wenn ſie von früher Jugend an in einer Familie bleiben, ſich einbürgern, in die Familie verwachſen und gleichſam ein nothwendiger Zweig davon werden. Sie hatte ihre Nützlichkeit beſonders nach dem Tode der

Frau von Lichtenſtein erprobt, wo ſie Marie mit großer Sorgfalt pflegte und aufzog. Sie war ſo von einer Zofe zur Kindsfrau, von der Kindsfrau zur Haushälterin, von dieſem Poſten zu Marien's Oberhofmeiſterin und Vertrauten avancirt. Sie hatte aber wie ein kluger Feldherr ſich den Rücken geſichert, ſie hatte jene Poſten, aus denen ſie in die höheren Stellen vorgerückt war, nicht wieder beſetzen laſſen, ſondern verwaltete ſie alle zuſammen, wie ſie behauptete, mit großer Gewiſſenhaftigkeit, und weil es doch ſonſt Niemand verſtehe. Sie hatte durch dieſen Kunſtgriff und durch ihre lange Dienſtzeit die Zügel der häuslichen Regierung an ſich gebracht, das Geſinde ging und kam nach ihrem Blick und ſie gab zu verſtehen, daß ſie bei'm Herrn Alles gelte, obgleich ſeine ganze Gnade nur darin beſtand, daß er ſie nicht in Gegenwart der Uebrigen auszankte.

Mit dem Fräulein lebte ſie in neuern Zeiten nicht mehr im beſten Verhältniß. Sie hatte in den Tagen der Kindheit und erſten Jugend ihr ganzes Vertrauen beſeſſen; noch in Tübingen war ſie wenigſtens halb in's Geheimniß ihrer Liebe gezogen und Frau Roſel nahm wirklich ſo thätigen Antheil an allem, was ihr Fräulein betraf, daß ſie geſagt hätte: „Wir lieben den Herrn von Sturmfeder auf's Zärtlichſte, oder — uns will das Herz beinahe brechen, weil wir ſcheiden müſſen.“

Dieſem Vertrauen machten aber zwei Dinge ein Ende. Das Fräulein bemerkte, daß Frau Roſel zu gerne ſchwatze, ſie war ihr auf der Spur, daß ſie ſogar von ihrem Verhältniß zu Georg geplaudert habe. Sie war daher von jezt an kälter gegen die Alte, und Frau Roſel merkte den Augenblick, warum dieß ſo geſchehe. Als aber bald darauf die Reiſe nach Ulm angetreten wurde, als Frau Roſel, obgleich ſie ſich einen neuen Rock von Fries und eine köſtliche Haube von Brocat hierzu verfertigt hatte, auf höheren Befehl in Lichtenſtein bleiben mußte, da wurde die Kluft noch weiter, denn die Alte glaubte, das Fräulein habe es bei'm Vater dahin gebracht, daß ſie nicht nach Ulm mitreiſen dürfe.

Das Vertrauen wurde nicht hergeſtellt, als Marie von Ulm zurückkehrte. Frau Roſel zwar, die gerner mit der Herrſchaft als dem Geſinde lebte, ſuchte einigemal Erkundigungen über Herrn Georg einzuziehen, und ſo das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen, doch Marien's Herz war zu voll, die Amme ihr zu verdächtig, als daß ſie etwas geſagt hätte. Als daher der geächtete Ritter nächtlicher Weile in's Schloß kam, als das Fräulein ſo geheimnißvoll Speiſen für ihn bereitete und, wie Frau Roſel glaubte, mit ihm allein war, als ſie auch hier nicht mehr in's Geheimniß gezogen wurde, da ſchüttete ſie ihr Herz gegen die Frau Wirthin in Pfullingen aus, und es war Georg nicht ſo ganz zu verdenken, daß er jenen Worten traute, kannte er ja doch Frau Roſel nur als Vertraute ihres Fräuleins, wußte er ja doch nicht, wie dieſes Verhältniß indeſſen ſo anders ſich geſtaltet habe.

Frau Roſel war im Sonntagsſtaat mit ihrer Dame dieſen Morgen in die Kirche gewallfarthet. Sie hatte ihre Sünden, worunter Neugierde ziemlich weit oben an ſtand, dem Prieſter gebeichtet, auch Abſolution dafür erhalten und war mit ſo viel leichterem Herz und Gewiſſen auf den Lichtenſtein zurückgekehrt, als ſie vorher ſchwer und unter der Laſt der Sünden ſeufzend, hinabgeſtiegen war. Die ſalbungsvollen Worte des Paters mochten aber doch nicht ſo tief gedrungen ſeyn, um ihre Sünden mit der Wurzel auszurotten, denn als ſie in ihr Kämmerlein hinaufſtieg, um Roſenkranz und Sonntagsſchmuck abzulegen, hörte ſie ihr Fräulein und eine tiefe Männerſtimme heftig miteinander ſprechen, es wollte ihr ſogar bedünken, ihr Fräulein weine.

„Sollte er wohl bei Tag hier ſeyn, weil der Alte ausgeritten?“ dachte ſie; die natürliche Menſchenliebe und ein zartes Mitgefühl zog ihr Auge und Ohr an's Schlüſſelloch und ſie vernahm in abgebrochenen Worten den Streit, deſſen Zeugen auch wir geweſen ſind.

Der junge Mann hatte die Thüre ſo raſch geöffnet, daß ſie nicht mehr Zeit gehabt hatte, ſich zu entfernen, ſondern kaum noch aus ihrer gebückten Stellung am Schlüſſelloch auftauchen konnte. Doch ſie wußte ſich zu helfen in ſolchen mißlichen Fällen, ſie ließ Georg nicht an ſich vorüber, ließ Beide nicht zum Wort kommen, ſie ergriff die Hände des jungen Mannes und überſtrömte ihn mit einem Schwall von Worten:

„Ei, du meine Güte! hätt' ich g'laubt, daß meine alten Augen den Junker von Sturmfeder noch ſchauen würden. Und ich mein', Ihr ſind noch ſchöner worden und größer, ſeit ich Euch nimmer ſah! Hätt' ich das gewußt! Steh' da wie ein Stock an der Thür', denke, ei! wer ſpricht jezt mit der gnädigen Fräulein? Der Herr iſt's nicht; von den Knechten iſt's auch keiner! Ei was man nicht erlebt! jezt iſt's der Junker Georg, der da drinn ſpricht!“

Georg hatte ſich während dieſer Reden der Frau Roſel vergeblich von ihr loszumachen geſucht. Er fühlte, daß es ſich nicht gezieme, vor ihr zu zeigen, daß er auf Marien zürne, und doch glaubte er keinen Augenblick mehr bleiben zu können. Er rang endlich eine Hand aus der knöchernen Fauſt der Alten, aber indem er ſie frei fühlte, hatte ſie auch ſchon Marie ergriffen, hatte ſie, ohne auf Frau Roſel's höhniſches Lächeln zu achten, an ihr Herz gedrückt; er war bei dieſer Bewegung einem ihrer Blicke begegnet, die ihn auf ewig zu bannen ſchienen. Jezt aber erwachte in ihm ein neuer Kampf, eine neue Verlegenheit. Er fühlte ſeinen Unmuth ſchwinden, er fühlte, daß es Marie nicht ſo bös mit ihm gemeint habe — wie ſollte er aber jezt mit Ehren zurückkehren? wie ſollte er ſo ganz ungekränkt ſcheinen? Wäre er mit Marien allein geweſen, ſo war es vielleicht noch eher möglich, aber vor dieſem Zeugen, vor der wohlbekannten Frau Roſel umzukehren, ſich durch einen Händedruck, durch einen Blick erweichen laſſen und gefangen geben? Er ſchämte ſich vor dieſem Weib, weil er ſich vor ſich ſelbſt ſchämte, und wir haben gehört, daß dieſes Gefühl der Scham, die Ungewißheit, wie man, ohne zu erröthen, zurückkehren könne, ſchon oft aus einer kurzen Trennung in Unmuth, eine dauernde gemacht und die ſchönſten Verhältniſſe gebrochen habe.

Frau Roſel hatte ſich einige Augenblicke an der Angſt, an dem Gram ihres Fräuleins geweidet, dann aber ſiegte die ihr angeborne Gutmüthigkeit über die kleine Schadenfreude, die in ihr aufgeſtiegen war. Sie faßte die Hand des Junkers feſter: „Ihr werdet uns doch nicht ſchon wieder verlaſſen wollen, nachdem Ihr kaum ein Stündchen auf dem Lichtenſtein verweilt habt? Ehe Ihr etwas zu Mittag gegeſſen, läßt Euch die alte Roſel gar nicht weiter, das iſt gegen alle Sitte des Schloſſes. Und den Herrn habt Ihr wahrſcheinlich auch noch nicht begrüßt?“

Es war ſchon ein großer Gewinn für Marien's Sache, daß Georg ſprach: „Ich habe ihn ſchon geſprochen, dort ſtehen noch die Becher, die wir zuſammen leerten.“

„Nun?“ fuhr die Alte fort, „da werdet Ihr wohl noch nicht von ihm Abſchied genommen haben?“

„Nein, ich ſollte ihn im Schloß' erwarten.“

„Ei, wer wird dann gehen wollen“, ſagte ſie, und drängte ihn ſanft in das Zimmer zurück; „das wär mir eine ſchöne Sitte. Der Herr könnte ja Wunder meinen, was für einen ſonderbaren Gaſt er beherbergte. Wer bei bei Tag kommt“, ſezte ſie mit einem ſtechenden Blick' auf das Fräulein hinzu, „wer bei'm hellen Tag kommt, hat ein gut Gewiſſen und darf ſich nicht wegſchleichen wie der Dieb in der Nacht.“

Marie erröthete und drückte die Hand des Jünglings und unwillkührlich mußte dieſer lächeln, wenn er an den Irrthum der Alten dachte und die ſtrafenden Blicke ſah, die ſie auf Marien warf.

„Ja, ja, wie ich ſagte“, fuhr Frau Roſel fort, „braucht Euch nicht wegzuſtehlen wie der Dieb in der Nacht. Wäre vielleicht beſſer geweſen, Ihr wäret ſchon früher gekommen; im Sprichwort heißt es: Sieh für dich, Irren iſt mißlich; und wer will haben Ruh', bleib' bei ſeiner Kuh! Aber ich will nichts geſagt haben.“

„Nun ja,“ ſagte Marie, „Du ſiehſt, er bleibt da; was willſt Du nur mit Deinen Reden und Sprüchlein? Du weißt ſelbſt, ſie paſſen nicht immer.“

„So? aber bisweilen treffen ſie doch Einen, dem es nicht lieb iſt; aber Reu' und guter Rath iſt unnütz nach geſchehener That. Ich weiß ſchon, Undank iſt der Welt Lohn, ich kann ja ſchweigen; wer will haben gute Ruh', der ſeh' und hör' und ſchweig' dazu.'

„Nun ſo ſchweige immerhin," entgegnete das Fräulein, etwas gereizt; „übrigens wirſt Du wohl thun, wenn Du den Vater nicht geradezu merken läßt, daß Du Herrn von Sturmfeder ſchon kennſt; es wäre möglich, er könnte glauben, er ſey wegen uns nach Lichtenſtein gekommen."

Frau Roſel kämpfte zwiſchen guter und böſer Laune. Es that ihr wohl, daß man ſie brauche, daß man Stillſchweigen von ihr erbitten müſſe; auf der andern Seite war ſie noch unwill darüber, daß das Fräulein ſeit neuerer Zeit ſo wenig Vertrauen in ſie geſezt habe. Sie murmelte daher nur einige unverſtändliche Worte vor ſich hin, indem ſie die Stühle wieder an die Wände ſtellte, die Becher von dem Tiſch nahm und die Flecken abwiſchte, die der Wein auf der Schieferblatte, womit der Tiſch eingelegt war, zurückgelaſſen hatte. Marie gab Georg, der ſich an ein Fenſter geſtellt hatte und noch nicht völlig mit ſich und der Geliebten ausgeſöhnt ſchien, einen Wink, den er nicht unbeachtet ließ. Ihm ſelbſt war viel daran gelegen, daß Marien's Vater noch nichts um ihre Liebe wußte, er fürchtete, jener möchte es als einziges Motiv ſeines Uebertritts zu Würtemberg anſehen, er möchte ihn darum weniger günſtig beurtheilen, als er bisher gethan. Dieß erwägend, näherte ſich Georg der alten Frau Roſel; er klopfte ihr traulich auf die Schultern und ihre Züge hellten ſich zuſehends auf. „Man muß geſtehen“, ſagte er freundlich, „Frau Roſalie hat eine ſchöne Haube; aber dieß Band paßt doch wahrlich nicht dazu, es iſt alt und verſchoſſen.“

„Ei was!“ ſagte die Alte etwas ärgerlich, denn ſie hatte ſich wohl auf eine freundlichere Rede gefaßt gemacht, „was kümmert Euch meine Haube, ein jeder fege vor ſeiner Thür. Sieh auf Dich und auf die Deinen, darnach ſchilt mich und die Meinen. Ich bin ein armes Weib und kann nicht Staat machen wie eine Reichsgräfin. Wenn alle Leute wären gleich, und wären alle ſämmtlich reich, und wären all' zu Tiſch geſeſſen, wer wollt' auftragen Trinken und Eſſen?“

„Nun, ſo habe ich's nicht gemeint,“ ſagte Georg beſänftigend, indem er eine Silbermünze aus ſeinem Beutelein zog; „aber mir zu Gefallen ändert Frau Roſalie ſchon ihr Band; und daß meine Forderung nicht gar zu unbillig klingt, wird ſie dieſen Dick-Thaler nicht verſchmähen!“

Wer hat nicht in einem Oktobertag troz Sturm und Wolken die Sonne durchdringen, und Gewölk und Nebel verjagen ſehen? So ging es auch am Horizont der Frau Roſel freundlich auf. Die artige Weiſe des Junkers, Ihr Lieblings-Name Roſalie, der ihr viel wohltönender dünkte, als das verdorbene Roſel, und endlich der Dick-Thaler mit dem Kraus-Kopf des Herzogs und dem Wappen von Teck — wie konnte ſie ſo vielen Reizen widerſtehen? „Ihr ſeyd doch der alte freundliche Junker!“ ſagte ſie, indem ſie, ſich tief verneigend, den Thaler in die ungeheure lederne Taſche an ihrer Seite gleiten ließ, und den Saum von Georg's Mantel zum Munde führte. „Gerade ſo wußtet Ihr es in Tübingen zu machen. Stand ich am Jörgenbrunnen, ging ich von der Burgſtaig hinab auf den Markt, richtig rief es hinter mir, „Guten Morgen Frau Roſalie, und wie geht es dem Fräulein?“ und wie oft und reich habt Ihr mich dort beſchenkt; wenigſtens zwei Drittheile von dem Rock, den ich hier trage, verdank' ich Eurer Gnade!“

„Laß' das, gute Frau“, unterbrach ſie Georg. „Und was den Herrn betrifft, ſo wirſt Du —“

„Was meint Ihr!“ erwiederte ſie, indem ſie die Augen halb zudrückte. „Habe Euch in meinem Leben nicht geſehen. Nein, da könn't Ihr Euch d'rauf verlaſſen. Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, und was mich nicht brennt, das blaſe ich nicht!“

Sie verließ bei dieſen Worten das Zimmer, und ſtieg in den erſten Stock hinab, um dort in der Küche ihr Regiment zu verwalten.

Dankbar und freudig zog ſie den Thaler aus der Ledertaſche, und beſah ihn hin und her; ſie pries bei ſich die Freigebigkeit des wackern Junkers, und bedauerte ihn im Stillen, daß ſeine Liebe ſo ſchlecht vergolten werde, denn daß es ihr Fräulein mit einem Andern habe, war ihr ausgemachte Sache. Vor der Küche ſtand ſie gedankenvoll ſtill. Sie war im Zweifel mit ſich, ob ſie der Sache ihren Lauf laſſen ſolle, oder ob es nicht beſſer wäre, dem Junker einige Winke über den nächtlichen Beſucher zu geben? „Doch kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht ſieht er es ſelbſt und braucht mich nicht dazu. Ueberdieß — ein Rather in zweier Feinde Mitten, kann es leicht mit Beiden verſchütten; man kann warten und zuſehen, denn Hitz' im Rath, Eil' in der That, gebären nichts als

Schad'. Wer will haben gute Ruh', der ſeh' und hör' und — ſchweig' dazu!“

Solchen Rath pflog mit ſich ſelbſt Frau Roſel vor der Küche; die Liebenden aber, denen dieſe Berathung galt, hatten ſich nach ihrem Abzug bald wieder gefunden. Georg vermochte nicht den bittenden Blicken Mariens zu widerſtehen; und als ſie mit den ſüßeſten Tönen der Liebe ihn fragte, ob er ihr wieder gut ſey, da vermochte er nicht nein zu ſagen, und der Friede war, was ſelten der Fall iſt, in kürzerer Zeit wieder geſchloſſen, als die Fehde begonnen hatte.

Mit hohem Intereſſe hörte Marie auf Georg's fernere Erzählung, und es gehörte der feſte Glaube des jungen Mannes an die Geliebte und ſein Vertrauen in das Wort des Geächteten dazu, um nicht von Neuem außer Faſſung zu kommen. Denn als er beſchrieb, wie er auf den Ritter getroffen, und ſich mit ihm geſchlagen habe, da erröthete ſie, ſie richtete ſich ſtolzer auf und drückte die Hand des Geliebten, ſie geſtand ihm, daß er einen wichtigen Kampf beſtanden habe, denn jener Mann ſey ein tapferer Kämpe. Und als er erzählte, wie ſie hinabſtiegen in die Nebelhöhle, wie ſie den Geächteten beſuchten, wie er tief unter der Erde in ärmlicher Umgebung doch ſo groß und erhaben geſchienen, da ſtürzten Thränen aus ihren Augen, ſie blickte hinauf zum Himmel, als bete ſie im Stillen, er möchte das traurige Geſchick dieſes Mannes ...nden, und als er fortfuhr und ſagte, was ſie geſprochen, und wie der Mann der Höhle ſich ſeinen Freund genannt, wie er ſich zu Würtemberg's Sache, zu der Sache der Unterdrückten und Vertriebenen mit Wort und Handſchlag verpflichtet habe, da ſtrahlte Marien's Auge von wunderbarem Glanze, ſie ſah Georg lange an, er glaubte eine Begeiſterung in ihrem Auge, in ihren Zügen zu leſen, die nicht die Freude, daß er ihres Vaters Partie ergriffen habe, allein vorbrachte.

„Georg!“ ſagte ſie, „es werden Viele ſeyn, die Dich einſt um dieſe Nacht beneiden werden. Du darfſt es Dir auch zur Ehre rechnen, denn glaube mir, nicht jeden hätte Hanns zu dem Vertriebenen geführt.“

„Du kennſt ihn,“ erwiederte Georg, „Du weißt um ſein Geheimniß? o ſag' mir doch, wer iſt er? Ich habe ſelten einen Mann geſehen, deſſen Auge, deſſen Miene, deſſen ganzes Weſen mich ſo beherrſcht hätte, wie dieſer. Wo lagen ſeine Beſitzungen, wo iſt das Schloß, aus dem er vertrieben iſt? Er agt, er wolle jezt keinen andern Namen haden als „der Mann“, aber ſeine Arme, deſſen Stärke ich gefühlt, ſein heller Blick verbürgte mir, daß er einſt einen berühmten Namen in der Welt gehabt haben müſſe.“

„Er hatte einen Namen“, antwortete Marie, „einen, der ſich mit den Beſten meſſen konnte. Aber wenn er Dir ihn nicht ſelbſt geſagt hat, ſo darf ich ihn auch nicht nennen; das wäre gegen mein Wort, das ich darauf gegeben. Herr Georg muß ſich alſo ſchon noch gedulden“, ſezte ſie lächelnd hinzu, „ſo hart es ihn auch ankommt, denn er iſt ein neugieriger Herr.“

„Mir kannſt Du es ja doch ſagen“, unterbrach ſie Georg; „ſind wir nicht eins? Darf das Eine ein Geheimniß haben, ohne daß es der andere Theil wiſſen muß? Schnell! antworte, wer iſt der Mann in der Höhle?“

„Werde nicht böſe, ſiehe, wenn es nur mein Geheimniß wäre, ſo müßteſt Du es auch wiſſen und könnteſt es mit Recht verlangen, aber ſo— ich weiß zwar, daß es bei Dir ſo ſicher wäre als bei mir, aber ich darf nicht.“

Sie ſprach noch, als die Thüre aufſprang und eine Dogge von ungeheurer Größe hereinſtürzte.(13) Georg fuhr unwillkührlich auf, denn einen Hund von ſolcher Größe und Stärke hatte er nie geſehen. Der Hund ſtellte ſich ihm gegenüber, ſchaute ihn mit rollenden Augen an und fing an zu murren. Es tönte aus ſeiner breiten Bruſt herauf dumpf und hohl wie ein nahender Sturm und die wohlgeordnete Reihe ſcharfer Zähne, die er vorwies, zeigten ihn als einen Kämpfer, deſſen Zorn man nicht reizen dürfe. Ein Wort von Bertha reichte hin, ihn ruhig und beſänftigt zu ihren Füßen zu legen. Sie ſtreichelte ſeinen ſchönen Kopf, aus welchem die klugen Augen noch immer bald nach ihr bald nach dem Junker ſpähten: „Er hat Menſchenverſtand!“ ſagte ſie lächelnd. „Er kommt, um mich zu warnen, daß ich den Mann in der Höhle nicht verrathen ſoll.“

„Ein herrlicher Hund, wie ich nie einen geſehen! wie er den Kopf ſo ſtolz aus dem goldenen Halsband hervorträgt, als gehöre er einem Kaiſer oder König!“

„Er gehört ihm, dem Vertriebenen“, erwiederte Bertha, „und weil ich auf dem Sprung war, den Namen ſeines Herrn zu nennen, kam er mich zu warnen.“

„Warum aber führt der Ritter ſeinen Hetzer nicht mit ſich? wahrlich, ein Arm wie der ſeine, unterſtüzt von einem ſolchen Thier, darf ſechs Mörder nicht fürchten.“

„Das Thier iſt wachſam“, antwortete ſie, „aber wild, wenn er es in der Höhle unten hätte, ſo hätte er zwar einen ſicheren Schuz; wie aber, wenn durch Zufall ein Menſch in jene Höhle käme? Sie iſt ſo groß, daß man den Mann nicht darinn ahnen kann, aber die Dogge würde ihn verrathen. Sie würde knurren und anſchlagen, ſobald ſie Tritte hörte, und ſein Aufenthalt wäre entdeckt. Darum hat er ihm befohlen, als er weg ging, hier zu bleiben, er verſteht dieß Gebot und ich ſorge für ihn. Er hat ordentlich das Heimweh nach ſeinem Herrn, und die Freude ſollteſt Du ſehen, wenn es Nacht wird; er weiß, daß dann ſein Herr bald in's Schloß kommt, und wenn die Zugbrücke niederfällt und die Schritte des Mannes auf dem Hofe tönen, da iſt er nicht mehr zu halten, er würde ſechsfache Ketten zerreißen, um bei ihm zu ſeyn!“

„Ein ſchönes Bild der Treue! doch ein ſchöneres noch iſt der Mann, dem dieſer Hund gehört. Hing er doch eben ſo treu an ſeinem Herrn, und ließ ſich verbannen und in's Elend jagen; es iſt thörigt von mir“, ſezte Georg hinzu, „ich weiß, Neugierde

gierde ſteht einem Mann nicht an, aber wiſſen möchte ich, wer er iſt?“

„So gedulde Dich doch bis es Nacht wird! wenn der Mann kommt, will ich ihn fragen, ob Du es wiſſen darfſt; ich zweifle nicht, er wird es erlauben.“

„Es iſt noch lange bis dahin, und jeden Augenblick muß ich an ihn denken; wenn Du mir es nicht ſagſt, ſo muß ich mich an den Hund wenden, vielleicht iſt er gütiger als Du.“

„Verſuche es immer“, rief Marie lächelnd, „wenn er ſprechen kann, ſo ſoll er es nur geſtehen.“

„Hör' einmal, Du ungeheurer Geſelle“, wandte ſich Georg zu dem Hund, der ihn aufmerkſam anſah, „ſage mir, wie heißt Dein Herr?“

Der Hund richtete ſich ſtolz auf, riß den weiten Rachen auf und brüllte in ſchrecklichen Tönen „U—u—u!“

Marie erröthete; „laß doch die Poſſen“, ſagte ſie, und rief den Hund zu ſich, „wer wird mit Hunden ſprechen, wenn man in menſchlicher Geſellſchaft iſt!“

Georg ſchien nicht darauf zu hören. „U!“ hat er geſagt, der gute Hund? der iſt darauf geſchult, ich wollte Alles wetten! es iſt nicht das erſtemal, daß man ihn fragt: wie heißt Dein Herr?“

Kaum hatte Georg die lezten Worte geſprochen, ſo fing der Hund mit noch greulicheren Tönen als vorher, ſein U—u—u! zu heulen an. Auf's Neue erröthete Marie, ſie hieß beinahe unwillig den Hund ſchweigen, er legte ſich ruhig zu ihren Füßen.

„Da haben wir's“, rief Georg lachend „der Herr heißt U! und fing das ſonderbare Wort auf dem Ringe, den mir der Ritter gab, nicht auch mit U an? Ungeheuer! heißt Dein Herr vielleicht Uffenheim? oder Uxküll? oder Ulm? oder vielleicht gar—“

„Unſinn! der Hund hat gar keinen anderen Laut als U; wie magſt Du Dir nur Mühe geben, daraus etwas zu folgern; doch hier kommt der Vater den Berg herauf; willſt Du, daß es ihm verborgen bleibe, ſo nimm Dich zuſammen und verrathe Dich nicht. Ich gehe jezt, denn es iſt nicht gut wenn er uns beiſammen antrifft.“

Georg gelobte es; er umarmte noch

einmal die Geliebte, und verſah ſich von ihrem ſüßen Mund auf viele Stunden, um wenigſtens an der Erinnerung ſich zu erfreuen, wenn die Gegenwart des Vaters jede zärtlichere Annäherung unmöglich machte. Der Hund des Herrn U— ſah verwundert auf die liebliche Gruppe; doch, ſey es, daß er wirklich Menſchenverſtand hatte, oder daß er bei ſeinem Herrn ſchon Aehnliches erlebt hatte und einſah, daß der Junker das Fräulein nicht umbringen wolle, er machte keine Miene, ſeiner Dame zu Hülfe zu kommen, und erſt der Hufſchlag, der von der Brücke heraufſcholl, ſchreckte die Erröthende aus den Armen des glücklichen Jünglings.

X.

Der Herzog ſchaut hinunter lang
Und ſpricht mit einem Seufzer bang:
Wie fern, ach von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegſt du mein Land.

G. Schwab.

Charfreitag und Oſterfeſt waren vorübergegangen, und Georg von Sturmfeder befand ſich noch immer in Lichtenſtein. Der Herr dieſes Schloſſes hatte ihn eingeladen, bei ihm zu verweilen, bis etwa der Krieg eine andere Wendung nehmen würde oder Gelegenheit da wäre, der Sache des Herzogs wichtige Dienſte zu leiſten. Man kann ſich denken, wie gerne der junge Mann dieſe

Einladung annahm. Unter einem Dach mit der Geliebten, immer in ihrer Nähe, oft ein Stündchen mit ihr allein, von ihrem Vater geliebt — er hatte in ſeinen kühnſten Träumen kein ähnliches Glück ahnen können. Nur eine Wolke trübte den Himmel der Liebenden, die düſtere Wolke, die zuweilen auf der Stirne des Vaters lag. Es ſchien, als habe er nicht die beſten Nachrichten von ſeinem Herzog und dem Kriegsſchauplatz. Es kamen zu verſchiedenen Tageszeiten Boten in die Burg, aber ſie kamen und gingen, ohne daß der Ritter ſeinem Gaſt eröffnete was ſie gebracht haben. Einigemal glaubte Georg in der Abenddämmerung ſogar den Pfeifer von Hardt über die Brücke ſchleichen zu ſehen, er hoffte von dieſem vielleicht etwas erfahren zu können, er eilte hinab, um ihn zu begegnen, aber wenn er bis an die Brücke kam, war jede Spur von ihm verſchwunden.

Der junge Mann fühlte ſich etwas beleidigt über dieſen Mangel an Zutrauen, wie er es bei ſich und in ſeinen Aeußerungen gegen Marie nannte. „Ich habe doch den Freunden des Herzogs mich ganz und gar angeboten, obgleich ihre Partie nicht viel Lockendes hat, der Mann in der Höhle und der Ritter von Lichtenſtein bewieſen mir

Freundſchaft und Vertrauen, aber warum nur bis aus dieſen Punkt? warum darf ich nicht erfahren wie es mit Tübingen ſteht, warum nicht wie der Herzog operirt um ſein Land wieder zu erobern? Bin ich nur zum D'reinſchlagen gut, verſchmäht man mich im Rath?“

Marie ſuchte ihn zu tröſten. Es gelang oft ihren ſchönen Augen, ihren freundlichen Reden, ihn dieſe Gedanken vergeſſen zu laſſen, aber dennoch kehrten ſie in manchem Augenblicke wieder, und die ſorgenvolle Miene des alten Herrn mahnte ihn immer an die Sache, welcher er beigetreten war.

Am Abend des Oſterfeſtes konnte er endlich dieſes Stillſchweigen nicht länger ertragen; er fragte auf die Gefahr hin, für unbeſcheiden zu gelten, wie es mit dem Herzog und ſeinen Planen ſtehe, ob man nicht auch ſeiner endlich einmal bedürfe? Aber der Ritter von Lichtenſtein drückte ihm freundlich die Hand und ſagte: „Ich ſehe ſchon lange, wackerer Junge, wie es Dir das Herz beinahe abdrücken will, daß Du nicht Theil nehmen kannſt an unſeren Mühen und Sorgen; aber gedulde Dich noch einige Zeit, vielleicht nur einen Tag noch, ſo wird ſich manches entſcheiden. Was ſoll ich Dich mit ungewiſſen Nachrichten, mit traurigen Botſchaften plagen? Dein heiterer Jugendſinn iſt nicht gemacht, bedächtlich in ein Gewebe von Bosheit zu ſchauen, nnd die künſtlich geſchlungenen Fäden wieder los zu machen. Wenn die Entſcheidung naht, dann, glaube mir, wirſt Du ein willkommener Genoſſe ſeyn, bei Rath und That. Nur ſo viel brauchſt Du zu wiſſen, es ſteht mit unſerer Sache weder ſchlimm noch gut; doch bald muß es ſich entſcheiden.“

Der junge Mann ſah ein, daß der Alte Recht haben könne, und doch war er nichts weniger als zufrieden mit dieſer Antwort. Auch erfuhr er den Namen des Geächteten nicht. Marie hatte ihn, als er in der nächſten Nacht in's Schloß gekommen war, gefragt, ob ſie ihrem Gaſt ſeinen Namen nennen dürfe, er hatte nichts darauf geſagt, als: „Noch iſt's nicht an der Zeit!“

Noch ein dritter Umſtand war es, der Georg beinahe beleidigend vorkam. Er hatte dem Herrn von Lichtenſtein geſagt, wie ſehr ihn der Mann in der Höhle angezogen habe, wie er nichts Erfreulicheres kenne, als recht oft in deſſen Nähe zu ſeyn, und dennoch hatte man ihn nie mit einem Wort eingeladen, eine Nacht mit dem geheimnißvollen Gaſte zuzubringen. Er war zu ſtolz ſich aufzudrängen, er wartete von Nacht zu Nacht, ob man ihn nicht herabrufen werde, jenen Mann zu ſprechen; es geſchah nicht. Er beſchloß wenigſtens einmal uneingeladen zuzuſehen, wie der Fremde in die Burg komme, und betrachtete ſich deßwegen die Gelegenheit genau. Seine Kammer, wohin er regelmäßig um acht Uhr geführt wurde, lag gegen das Thal hinaus; gerade entgegengeſezt der Seite, wo die Brücke über den Abgrund führte. Von hier war es alſo nicht möglich, ihn kommen zu ſehen. Das große Zimmer im zweiten Stock, das nicht weit entfernt von ſeiner Kammer lag, wurde jede Nacht abgeſchloſſen, von dort aus konnte er alſo auch nicht hinabſehen. Auf dem Vorplaz der die Kammern umher und den Saal verband, gingen zwar zwei Fenſter gegen die Brücke hinaus, ſie waren aber vergittert und hoch, ſo daß man zwar in's Freie hinüber, aber nicht hinab auf die Brücke ſehen konnte.

Es blieb ihm daher nichts übrig, als ſich irgendwo zu verbergen, wenn er den nächtlichen Beſuch ſehen wollte. Im erſten Stock war dieß nicht möglich, weil dort ſo viele Leute wohnten, daß er leicht entdeckt werden konnte. Doch als er den Thorweg und die Ställe muſterte, die unter dem Schloß' in den Felſen gehauen waren, bemerkte er an der Zugbrücke eine Niſche, die von den Thorflügeln bedeckt wurde, welche man nur wenn der Feind vor den Thoren war, verſchloß. Dieß war der Ort, der ihm Sicherheit und zugleich Raum genug zu gewähren ſchien, um zu beobachten, was um ihn her vorging; links vor der Niſche, ſchloß ſich die Zugbrücke an das Thor, rechts war die Treppe, die hinaufführte, vor ihm der Thorweg, den Jeder gehen mußte, der in's Schloß kam. Dorthin beſchloß er in der kommenden Nacht ſich zu ſchleichen.

Um acht Uhr kam der Knappe mit der Lampe, um ihm wie gewöhnlich in's Bett zu leuchten. Der Herr des Schloſſes und ſeine Tochter ſagten ihm freundlich gute Nacht. Er ſtieg hinan in ſeine Kammer, er entließ den Knecht, der ihn ſonſt entkleidete, und warf ſich angekleidet auf das Bette; er lauſchte auf jeden Glockenſchlag, den die Nachtluft aus dem Dorf' hinter dem Walde herübertrug; oft ſchloſſen ſich ſeine Augen, oft ſchwebte er ſchon auf jener unſicheren Gränze, zwiſchen Wachen und Schlafen, wo ſich die Seele nur mit ermatteten Kräften gegen die Bande des Schlummers ſträubt, aber immer wieder rang er ſich los, wenn ſeine Gedanken klar genug waren, um ihm ſeinen Zweck in's Gedächtniß zurückzuführen.

Zehn Uhr war längſt vorüber; die Burg war ſtill und todt, Georg raffte ſich auf, zog die ſchweren Sporen und Stiefel ab, hüllte ſich in ſeinen Mantel und öffnete behutſam die Thüre ſeiner Kammer. Er hielt den Athem an, um ſich nicht durch Schnauben zu verrathen, die Angeln ſeiner Thüre garrten, er hielt an, er lauſchte, ob Niemand dieſe verrätheriſchen Töne gehört habe? Es blieb Alles ſtill; der Mond fiel in mattem Schein' auf den Vorplatz, Georg pries ſich glücklich, daß ihn dieſes trügeriſche Licht nicht zum zweitenmal verrathen werde. Er ſchlich weiter an die Wendel-Treppe, noch einmal hielt er an, um zu lauſchen, ob Alles ſtille ſey; er hörte nichts als das Sauſen des Windes und das Rauſchen der Eichen über der Brücke. Er ſtieg behutſam hinab. In der Stille der Nacht tönt Alles lauter, und Dinge erwecken die Aufmerkſamkeit, die man am Tage nicht beachtet hätte. Wenn Georg's Fuß auf ein Sandkörnchen trat, ſo rauſchte es auf der gewölbten Wendeltreppe, daß er erſchrack und glaubte, man müſſe es im ganzen Hauſe gehört haben. Er kam an dem erſten Stock vorüber; er lauſchte, er hörte Niemand, aber auf dem Heerd' in der Küche flatterte ein luſtiges Feuer. Jetzt war er unten. Zu dem Weg von ſeiner Kammer bis zum Thor, den er ſonſt in einem

Augenblick zurücklegte, hatte er eine Viertelſtunde verwandt.

Er ſtellte ſich in die Niſche und zog den Thorflügel noch näher zu ſich her, ſo daß er völlig von ihm bedeckt war. Eine Spalte in der Thüre war groß genug, daß er durch ſie Alles beobachten konnte. Noch war Alles ſtill im Schloß. Nur flüchtige Tritte glaubte er über ſich zu vernehmen, es war wohl Marie, die geſchäftig hin und her ging.

Nach einer tödtlich langen Viertelſtunde ſchlug es im Dorfe eilf Uhr. Dieß war die Zeit des nächtlichen Beſuches, Georg ſchärfte ſein Ohr, um zu vernehmen wann er komme. Nach wenigen Minuten hörte er oben den Hund anſchlagen, zugleich rief über dem Graben eine tiefe Stimme; „Lichtenſtein!“

„Wer da?“ fragte man aus der Burg.

„Der Mann iſt da!“ antwortete jene Stimme, die Georg von ſeinem Beſuch' in der Höhle ſo wohlbekannt war.

Ein alter Mann, der Burgwart, kam aus einer Kaſematte, die in den Grund-Felſen gehauen war. Er öffnete mit einem wunderlich geformten Schlüſſel das Schloß der Zugbrücke. Indem er noch damit beſchäftigt war, ſtürzte in großen Sprüngen der Hund die Treppe herab; er winſelte, er wedelte mit dem Schwanz, er hüpfte an dem Burgwart hinauf, als wolle er ihm behülflich ſeyn, die Brücke für ſeinen Herrn herabzulaſſen. Und jezt kam auch Marie, ſie trug ein Windlicht, und leuchtete damit dem Alten, der mit ſeinem Aufſchließen nicht zurecht zu kommen ſchien.

„Spute Dich, Balthaſar!“ flüſterte ſie, „er wartet ſchon eine gute Weile, und draußen iſt's kalt, und es weht ein garſtiger Wind.“

„Jezt nur noch die Kette los, gnädiges Fräulein“, antwortete er, „dann ſollt Ihr gleich ſehen, wie ſchön meine Brücke fällt. Ich habe auch, wie Ihr befohlen habt, die Fugen mit Oehl geſchmiert, daß ſie nicht mehr garren, und die Frau Roſel aus ihrem ſanftem Schlaf' aufwecken.“

Die Ketten rauſchten in die Höhe, die Brücke ſenkte ſich langſam nach außen, und legte ſich über den Abgrund; der Mann aus der Höhle, in ſeinen groben Mantel eingehüllt, ſchritt herüber. Georg hatte ſich das Bild dieſes Mannes tief in's Herz geprägt, und doch überraſchten ihn auf's Neue ſeine auffallend kühnen Züge, ſein gebietendes Auge, ſeine freie Stirne, das Kräftige, Gewaltige in ſeinen Bewegungen.

Der Schein des Windlichtes fiel auf ihn und Marie, und noch lange Jahre bewahrte Georg die Erinnerung an dieſe Gruppe. Die ſchlanke Geſtalt der Geliebten, das dunkle Haar, deſſen Flechten aufgegangen waren und nun um den zierlichen Hals herabſtrömten, die blendende Stirne, das ſinnige, blaue Auge, dem die langen, dunkeln Wimpern und die ſchöngeſchwungenen Bogen der Brau'n einen eigenthümlichen Reiz gaben, der kleine rothe Mund, die zarte Farbe ihrer Wangen, dieß alles, überſtrahlt von dem Lichte, das ſie in der Hand hielt, bewirkte, daß Georg glaubte, die Geliebte nie ſo reizend geſehen zu haben, als in dieſem Augenblick, wo der Contraſt gegen die ſcharfen, kräftigen Formen des Mannes, der neben ihr ſtand, ihr zartes, liebliches Weſen noch mehr hervorhob.

Der nächtliche Gaſt half mit beinahe übermenſchlicher Kraft dem alten Pförtner die Brücke wieder aufziehen. Dann zog ſich der Alte zurück und Georg vernahm folgendes Geſpräch:

„Iſt Nachricht da von Tübingen? iſt Marx Stumpf zurück? Ich leſe Unglück in Euren Mienen!“

„Nein, Herr, er iſt noch nicht zurück“, ſagte Marie, „der Vater erwartet ihn aber noch dieſe Nacht.“

„Daß ihm der Teufel Füße mache! Ich muß warten, bis er kommt, und ſollte es Tag darüber werden.—Hu! eine kalte Nacht, Fräulein“, ſagte der Geächtete, „meine Schuhu und Käuzlein in der Nebelhöhle muß es auch gewaltig frieren, denn ſie ſchrieen und jammerten in kläglichen Tönen, als ich heraufſtieg.“

„Ja, es iſt kalt“, antwortete ſie, „um keinen Preis möchte ich mit Euch hinabſteigen; und wie ſchauerlich muß es ſeyn, wenn die Käuzlein ſchreien; mir graut, wenn ich nur daran denke.“

„Wenn Junker Georg Euch begleitete, ginget Ihr doch mit“, erwiderte jener lächelnd, indem er das erröthende Geſicht des Mädchens am Kinn ein wenig in die Höhe hob; „nicht wahr, mit dem ginget Ihr in die Hölle? Was das für eine Liebe ſeyn muß! Weiß Gott, Euer Mund iſt ganz wund; nein gar zu arg müßt Ihr es doch nicht machen mit Küſſen.“

„Ach Herr!“ flüſterte Marie, indem ſich auf's Neue eine dunkle Röthe über die zarten Wangen goß; „wie mögt Ihr nur ſo ſprechen. Wißt Ihr, daß ich gar nicht mehr herabkomme, Euch gar nicht mehr koche, wenn Ihr ſo von mir und dem Junker denket?“

„Nun, einen Scherz müßt Ihr mir ſchon gelten laſſen“, ſagte der Ritter, und kniff ſie in die erröthenden Wangen, „ich habe ja in meiner Behauſung da unten ſo wenig Zeit und Gelegenheit zum Scherzen. Aber was gebt Ihr mir, wenn ich für den Junker ein gutes Wort einlege bei'm Vater, daß er ihn Euch zum Mann gibt? Ihr wißt, der Alte thut was ich haben will, und wenn ich ihm einen Schwiegerſohn empfehle, nimmt er ihn unbeſehen.“

Marie ſchlug die ſchönen Augen auf, und ſah ihn mit freundlichen Blicken an. „Gnädigſter Herr“, antwortete ſie, „ich will es Euch nicht wehren, wenn Ihr für Georg ein gutes Wort ſprechet; übrigens iſt ihm der Vater ſchon ſehr gewogen.“

„Ich frage, was ich für ein gutes Wort bekomme, Alles hat ſeinen Preis; nun, was wird mir dafür?“

Marie ſchlug die Augen nieder. „Ein

ſchöner Dank“, ſagte ſie; „aber komm't Herr, der Vater wird ſchon längſt auf uns warten.“

Sie wollte vorangehen, der Geächtete aber ergriff ihre Hand und hielt ſie auf. Georg's Herz pochte beinahe hörbar, es wurde ihm bald heiß bald kalt, er faßte den Thorflügel, und wäre nahe daran geweſen, dieſe Fürſprache um einen fixen Preis zu verbitten.

„Warum ſo eilig?“ hörte er den Mann der Höhle ſagen; „Nun, ſey es um ein Küßchen, ſo will ich loben und preiſen, daß Dein Vater ſogleich den Pfaffen holen läßt, um das heilige Sacrament der Ehe an Euch zu vollziehen.“ Er ſenkte ſein Haupt gegen Marie herab, Georg ſchwindelte es vor den Augen, er war im Begriff, aus ſeinem Hinterhalt hervorzubrechen. Das Fräulein aber ſah jenen Mann mit einem ſtrafenden Blicke an. „Das kann unmöglich Euer Gnaden Ernſt ſeyn“, ſagte ſie, „ſonſt hättet Ihr mich zum Leztenmal geſehen.“

„Wenn Ihr wüßtet, wie erhaben und ſchön Euch dieſer Troz ſteht“, ſagte der Ritter mit unerſchütterlicher Freundlichkeit, „Ihr ginget den ganzen Tag im Zorn und in der Wuth umher. Uebrigens habt Ihr

Recht, wenn man ſchon einen Andern ſo tief im Herzen hat, darf man keine ſolche Gunſt mehr ausſpenden. Aber feurige Kohlen will ich auf Euer Haupt ſammeln, ich will dennoch den Fürſprecher machen. Und an Eurem Hochzeittag will ich bei Eurem Liebſten um einen Kuß anhalten, dann wollen wir ſehen, wer Recht behält.“

„Das könnet Ihr!“ ſagte Marie, indem ſie ihm lächelnd ihre Hand entzog, und mit dem Licht voranging; „aber machet Euch immer auf eine abſchlägige Antwort gefaßt, denn über dieſen Punkt ſpaßt er nicht gerne.“

„Ja er iſt verdammt eiferſüchtig“, entgegnete der Ritter im Weiterſchreiten; „ich könnte Euch davon eine Geſchichte erzählen, die mir ſelbſt mit ihm begegnet iſt; aber ich habe verſprochen zu ſchweigen. —“

Ihre Stimmen entfernten ſich immer mehr und wurden undeutlicher. Georg ſchöpfte wieder freier Athem. Er lauſchte und harrte noch in ſeiner Niſche, bis er Niemand mehr auf den Treppen und Gängen hörte. Dann verließ er ſeinen Platz und ſchlich nach ſeiner Kammer zurück. Die lezten Worte Marien's und des Geächteten lagen noch in ſeinen Ohren. Er ſchämte ſich ſeiner Eiferſucht, die ihn auch in dieſer Nacht wieder unwillkührlich hingeriſſen hatte. Wenn er bedachte, in welch' unwürdigem Verdacht' er die Geliebte gehabt, und wie rein ſie in dieſem Augenblick vor ihm geſtanden ſey! er verbarg ſein erröthendes Geſicht tief in den Kiſſen, und erſt ſpät entführte ihn der Schlummer dieſen quälenden Gedanken.

Als er am andern Morgen in die Herren-Stube hinab ging, wo ſich um ſieben Uhr gewöhnlich die Familie zum Frühſtück verſammelte, kam ihm Marie mit verweinten Augen entgegen. Sie führte ihn auf die Seite und flüſterte ihm zu, „tritt leiſe ein, Georg! der Ritter aus der Höhle iſt im Zimmer; er iſt vor einer Stunde ein wenig eingeſchlummert; wir wollen ihm dieſe Ruhe gönnen!“

„Der Geächtete!“ fragte Georg ſtaunend, „wie kann er es wagen noch bei Tag hier zu ſeyn? iſt er krank geworden?“

„Nein!“ antwortete Marie, indem von neuem Thränen in ihren Wimpern hingen; „Nein! es muß in dieſer Stunde noch ein Bote von Tübingen anlangen, und dieſen will er erwarten. Wir haben ihn gebeten, beſchworen, er möchte doch vor Tag hinabgehen, er hat nicht darauf gehört; hier will er ihn erwarten.“

„Aber könnte denn der Bote nicht auch in die Höhle hinabkommen?“ warf Georg ein, „er ſezt ſich ja umſonſt dieſer Gefahr aus.“

„Ach, Du kennſt ihn nicht, das iſt ſein Troz, wenn er ſich einmal Etwas in den Kopf geſezt hat, ſo geht er nicht mehr davon ab; und nur zu leicht wird er mißtrauiſch; deßwegen konnten wir ihm nicht ſehr zureden, wegzugehen; er hätte glauben können, wir thun es nur wegen uns. Sein Hauptgrund zu bleiben iſt, daß er ſich gleich mit dem Vater berathen will, ſobald er Nachricht bekommt.“

Sie waren während dieſer Reden an die Thüre der Herren-Stube gekommen, Marie ſchloß ſo leiſe als möglich auf, und trat mit Georg ein.

Die Herren-Stube unterſchied ſich von dem großen Gemach' im oberen Stock nur dadurch, daß ſie kleiner war. Auch ſie hatte die Ausſicht nach drei Seiten, durch Fenſter mit kleinen runden Scheiben, durch welche ſich die Morgen-Sonne in vielfarbigen Strahlen brach. Decke und Wände umzog ein Getäfer von ſchwarz-braunem Holz mit farbigen Hölzern kunſtreich ausgelegt. Einige Ahnenbilder der Lichtenſteiner ſchmückten die Wand, welche kein Fenſter hatte, und Tiſche und Geräthſchaften zeigten, daß der Ritter von Lichtenſtein ein Freund alter Sitten und Zeiten ſey, und ſeinen Hausrath, wie er ihn vom Großvater empfangen hatte, auch auf die Tochter vererben wolle. Vor einem großen Tiſch' in der Mitte des Zimmers ſaß der Herr des Schloſſes. Er hatte ſein Kinn und den langen Bart auf die Hand geſtützt, und ſchaute finſter und regungslos in einen Becher, der vor ihm ſtand. Die Wein-Kannen und Deckel-Krüge auf dem Tiſch, der Becher vor dem alten Herrn machte, daß man ungewiß war, ob er die Nacht bei'm Becher zugebracht habe, oder ob er ſo frühe am Tage ſich durch einen guten Trunk Kräfte ſammeln wolle.

Er grüßte ſeinen jungen Gaſt, als dieſer an den Tiſch zu ihm getreten war, durch ein leichtes Neigen des Hauptes, indem ein kaum bemerkliches Lächeln um ſeinen Mund zog. Er wies auf einen Becher und an einen Stuhl zu ſeiner Seite; Marie verſtand den Wink, ſchenkte einen Becher voll und kredenzte ihn dem Geliebten mit jener holden Anmuth, die Allem was ſie that, einen eigenthümlichen Stempel aufdrückte. Georg ſezte ſich an die Seite des Alten und trank.

Dieſer rückte ihm näher und flüſterte ihm mit heiſerer Stimme zu: „Ich fürchte, es ſteht ſchlimm!“

„Habt Ihr Nachricht?“ fragte Georg eben ſo heimlich.

„Ein Bauer ſagte mir heute Frühe, geſtern Abend haben die Tübinger mit dem Bunde gehandelt.“

„Gott im Himmel!“ rief Georg unwillkührlich aus.

„Seyd ſtill und weckt ihn nicht! er wird es nur zu frühe erfahren;“ entgegnete ihm jener, indem er auf die andere Seite der Stube deutete.

Georg ſah dort hin. An einem Fenſter der Seite, die gegen den jähen Abgrund liegt, ſaß der geächtete Mann. Er hatte den Arm auf den Simms geſtüzt, die ſorgenvolle Stirne, das von Wachen müde Auge lag in der tapferen Hand — — er ſchlummerte. Sein grauer Mantel war über die Schulter herabgefallen, und ließ ein abgetragenes, unſcheinbares Lederkoller ſehen, in das die kräftige Geſtalt gehüllt war. Sein krauſes Haar fiel nachläſſig um die Schläfe, und einige Büſche des gerollten Bartes quollen unter der Hand hervor.

Zu ſeinen Füßen lag ſein großer Hund; er hatte ſeinen Kopf auf den Fuß ſeines Herrn gelegt, ſeine treuen Augen hingen theilnehmend an dem Haupt des Geächteten.

„Er ſchlaft“, ſagte der Alte, und zerdrückte eine Thräne in den Augen; die Natur fordert die Schuld an den Körper, und umhüllt die Seele mit einem wohlthätigen Schleier. Er athmet leicht; o daß es beruhigende Träume wären, die ihm vorſchweben; die Wirklichkeit iſt ſo traurig, wer ſollte ihm nicht wünſchen, daß er ſie im Traume vergißt!“

„Es iſt ein hartes Schickſal!“ erwiederte Georg, indem er wehmüthig auf den Schlafenden blickte. „Vertrieben von Haus und Hof, geächtet, in die Wüſte hinausgejagt! ſein Leben jedem Buben Preis gegeben, der in der Ferne ſeinen Bolz auf ihn anlegt; bei Tag unter der Erde, bei Nacht wie ein Dieb umherſchleichen zu müſſen; wahrlich es iſt hart! Und dieß Alles, weil er ſeinem Herrn treu war, und jene Bündler nach ſeinen Gütern gelüſteten.“

„Der Mann dort hat Manches verfehlt in ſeinem Leben“, ſprach der Ritter von Lichtenſtein mit tiefem Ernſt; „ich habe ihn beobachtet ſeit den Tagen meiner Kindheit bis zu dieſer Stunde; ich kann ihm das Zeugniß geben, er hat das Gute und Rechte gewollt. Zuweilen waren die Mittel falſch, die er anwandte, zuweilen verſtand man ihn nicht, zuweilen ließ er ſich von der Hitze der Leidenſchaft hinreißen — aber wo lebt der Menſch, von dem man dieß nicht ſagen könnte. Und wahrlich, er hat es grauſam gebüßt!“ Er hielt inne, als hätte er ſchon mehr geſagt, als er ſagen wollte, und umſonſt ſuchte Georg über den Vertriebenen mehr zu erfahren. Der Alte verſank in Stillſchweigen und tiefes Sinnen.

Die Sonne war über die Berge heraufgekommen, die Nebel fielen, Georg trat an's Fenſter, die herrliche Ausſicht zu genießen. Unter dem Felſen von Lichtenſtein wohl dreihundert Klafter tief, breitet ſich ein liebliches Thal aus, begränzt von waldigen Höhen, durchſchnitten von einem eilenden Waldbach, drei Dörfer liegen freundlich in der Tiefe; dem Auge, das in dieſes Thal hinabſieht, iſt es, als ſchaue es aus dem Himmel auf die Erde. Steigt das Auge vom tiefen Thale aufwärts an den waldigen Höhen, ſo begegnet es maleriſch-gruppirten Felſen und den Bergen der Alb, hinter dem Bergrücken ſteigt die Burg Achalm hervor, und begränzt die Ausſicht in der Nähe. Aber vorbei an den Mauern von Achalm, dringt rechts und links das Auge tiefer in's Land. Der Lichtenſtein liegt den Wolken ſo nahe, daß er Würtemberg überragt. Bis hinab in's tiefſte Unterland können frei und ungehindert die Blicke ſtreifen. Entzückend iſt der Anblick, wenn die Morgen-Sonne ihre ſchrägen Strahlen über Würtemberg ſendet. Da breiten ſich dieſe herrlichen Gefilde wie ein bunter Teppich vor dem Auge aus; in dunklem Grün, in kräftigem Braun der Berge beginnt es, alle Farben und Schattirungen ſind in dieſem wundervollen Gewebe, das in lichtem Blau ſich endlich mit der Morgenröthe verſchmilzt. Welche Ferne von Lichtenſtein bis Aſperg, und welches Land dazwiſchen! Es iſt kein Flachland, keine Ebene; viele Strömungen von Hügeln und Bergen ziehen ſich hinauf und herunter, und von Hügeln zu Hügeln, welche breite Thäler und Strome in ihrem Schooße bergen, hüpft das Auge zu dem fernen Horizont.

Georg betrachtete bewundernd; er ſtrengte ſeine Augen mehr und mehr an, er ſuchte in die Weite zu dringen, und jedes Schloß, jedes Dorf auf der weiten Ausſicht zu unterſcheiden. Marie ſtand neben ihm; ſie theilte

ſeine

ſeine Bewunderung, obgleich ſie ſeit ihrer früheſten Kindheit dieſes Schauſpiel genoſſen. Sie zeigte ihm flüſternd jeden Fleck, ſie wußte ihm jede Thurmſpitze zu nennen. „Wo iſt eine Stelle in teutſchen Landen“, ſprach Georg in dieſen Anblick verſunken. „die ſich mit dieſer meſſen könnte! Ich habe Ebenen geſehen und Höhen erſtiegen, von wo das Auge noch weiter dringt, aber dieſe lieblichen Gefilde zeigen ſie nicht. So reiche Saaten, Wälder von Obſt, und dort unten, wo die Hügel bläulicher werden, ein Garten von Wein! Ich habe noch keinen Fürſten beneidet, aber hier ſtehen zu können, hinaus zu blicken von dieſer Höhe und ſagen zu können, dieſe Gefilde ſind mein!“

Ein tiefer Seufzer in ihrer Nähe ſchreckte Marien und Georg aus ihren Betrachtungen auf. Sie ſahen ſich um, wenige Schritte von ihnen ſtand im Fenſter der Geächtete, und blickte mit trunkenen, glänzenden, Blicken über das Land hin, und Georg war ungewiß, ob jene Worte oder das Andenken an ſein Unglück die Bruſt dieſes Mannes bewegt hatten.

Er begrüßte Georg und reichte ihm die Hand. Dann wandte er ſich zu dem Herrn des Schloſſes und fragte, ob noch immer keine Botſchaft da ſey? „Der von

Schweinsberg iſt noch nicht zurück;" antwortete dieſer.

Der Geächtete trat ſchweigend an das Fenſter zurück und ſchaute in die Ferne. Marie füllte ihm einen Becher. „Seyd getroſten Muthes, Herr;" ſagte ſie, „ſchauet nicht mit ſo finſteren Blicken auf das Land. Trinket von dieſem Wein, er iſt gut Würtembergiſch und wächst dort unten an jenen blauen Bergen."

„Wie kann man traurig bleiben", antwortete er, indem er ſich wehmüthig lächelnd zu Georg wandte, „wenn über Würtemberg die Sonne ſo ſchön aufgeht, und aus den Augen einer Würtembergerin ein ſo milder blauer Himmel lacht. Nicht wahr, Junker, was ſind dieſe Berge und Thäler, wenn uns ſolche Augen, ſolche treue Herzen bleiben? Nehmt Euren Becher und laßt uns darauf trinken! So lange wir Land beſitzen in den Herzen, iſt nichts verloren: „Hie gut Würtemberg allezeit." (14)

„Hie gut Würtemberg allezeit", erwiederte Georg und ſtieß an. Der Geächtete wollte noch etwas hinzuſetzen, als der alte Burgwart mit wichtiger Miene herein trat. „Es ſind zwei Krämer vor der Burg", meldete er, „und begehren Einlaß."

„Sie ſind's, ſie ſind's“, riefen in einem Augenblick der Geächtete und Lichtenſtein. „Führ' ſie herauf.“

Der alte Diener entfernte ſich; eine bange Minute folgte dieſer Meldung; Alle ſchwiegen, der Ritter von Lichtenſtein ſchien mit ſeinen feurigen Augen die Thüre durchboren, der Geächtete ſeine Unruhe verbergen zu wollen, aber die ſchnelle Röthe und Bläſſe, die auf ſeinen ausdrucksvollen Zügen wechſelte, zeigten, wie die Erwartung deſſen, was er hören werde, ſein ganzes Weſen in Aufruhr brachte. Endlich vernahm man Schritte auf der Treppe, ſie näherten ſich dem Gemach; der gewaltige Mann zitterte, daß er ſich am Tiſch halten mußte, ſeine Bruſt war vorgebeugt, ſein Auge hing ſtarr an der Thüre, als wolle er in den Mienen des Kommenden ſogleich Glück oder Unglück leſen — jezt ging die Thüre auf.

XI.

— — Wie Du nun ſo ganz
Verlaſſen da ſtehſt und ſo ganz entblößt,
Und wie nun ich, Dein einz'ger Lehensmann,
Der Einz'ge bin, der Dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienſt zu leiſten bis zum lezten Hauch.
L. Uhland.

Auch Georg hatte erwartungsvoll hingeſehen. Er muſterte mit ſchnellem Blick die Eintretenden; in dem Einen erkannte er ſogleich den Pfeifer von Hardt, der Andere war — jener Krämer, den er in der Herberge von Pfullingen geſehen hatte. Der

Leztere warf ſeinen Pack, den er auf dem Rücken getragen, ab, riß das Pflaſter weg, womit er ein Auge bedeckt hatte, richtete ſich aus ſeiner gebückten Stellung auf, und ſtand nun als ein unterſezter, ſtarkgebauter Mann, mit offenen, kräftigen Zügen vor ihnen.

„Marx Stumpf!“ rief der Geächtete mit dumpfer Stimme, „wozu dieſe finſtere Stirne? Du bringſt uns gute Botſchaft! nicht wahr, ſie wollen uns das Pförtchen öffnen, ſie wollen mit uns aushalten bis auf den lezten Mann?“

Marx Stumpf von Schweinsberg warf einen bekümmerten Blick auf ihn. „Machet Euch auf Schlimmes gefaßt, Herr!“ ſagte er. „Die Botſchaft iſt nicht gut, die ich bringe.“

„Wie“, entgegnete jener, indem die Röthe des Zornes über ſeine Wangen flog, und die Ader auf ſeiner Stirne ſich zu heben begann; „wie, Du ſagſt, ſie zaudern, ſie ſchwanken? Es iſt nicht möglich; ſieh' Dich wohl vor, daß Du nichts Uebereiltes ſagſt; es iſt der Adel des Landes, von dem Du ſprichſt.“

„Und dennoch ſage ich es“, antwortete Schweinsberg, indem er einen Schritt weiter vortrat; „im Angeſicht vor Kaiſer und Reich will ich es ſagen, ſie ſind Verräther.“

„Du lügſt!“ ſchrie der Vertriebene mit ſchrecklicher Stimme. „Verräther, ſagſt Du? Du lügſt. Wie wagſt Du es, vierzig Ritter ihrer Ehre zu berauben? Ha! geſtehe, Du lügſt.“

„Wollte Gott, ich allein wäre ein Ritter ohne Ehre, ein Hund, der ſeinen Herrn verläßt. Aber alle Vierzig haben ihren Eid gebrochen, Ihr habt Euer Land verloren. Herr Herzog! Tübingen iſt über.“

Der Mann, dem dieſe Rede galt, ſank auf einen Stuhl am Fenſter; er bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, als ſuche ſie vergeblich nach Athem und ſeine Arme zitterten.

Die Blicke Aller hingen gerührt und ſchmerzlich an ihm. Vor allen Georg's, denn wie ein Blitz hatte der Name des Herzogs das Dunkel erhellt, in welchem ihm bisher dieſer Mann erſchienen war. Er war es ſelbſt, es war Ulerich von Würtemberg! In einem ſchnellen Fluge zog es an ſeiner Seele vorüber, wie er dieſen Gewaltigen zuerſt getroffen, wie er ihn tief in der Erde Schoos beſuchte, welche Worte jener zu ihm geſprochen, wie ſein ganzes Weſen ihn ſchon damals überraſcht und angezogen hatte; es war ihm unbegreiflich, daß er nicht längſt ſchon von ſelbſt auf dieſe Entdeckung gekommen war.

Eine geraume Weile wagte Niemand das Schweigen zu brechen. Man hörte nur die tiefen Athemzüge des Herzogs und das Winſeln ſeines treuen Hundes, der ſein Unglück zu kennen und zu theilen ſchien. Endlich winkte Lichtenſtein dem Ritter von Schweinsberg, ſie traten zu Ulerich, ſie faßten ſein Gewand und ſchienen ihn erwecken zu wollen; er blieb unbeweglich und ſtumm. Marie hatte weinend in der Ferne geſtanden, ſie nahte ſich jezt mit unſicheren zagenden Schritten, ſie legte ihre ſchöne Hand auf ſeine Schulter, ſie blickte ihn bange an, ſie faßte ſich endlich ein Herz und flüſterte: „Herr Herzog! hie iſt noch gut Würtemberg alle weg!“

Ein tiefer Seufzer löste ſich aus ſeiner gepreßten Bruſt, aber ſeine Hände drückten ſich feſter auf die Augen, er ſah nicht auf. Jezt nahte auch Georg. Unwillkührlich kam ihm der heldenmüthige Ausdruck dieſes Mannes in die Seele, jene gebietende Erhabenheit, die er ihm, als er ihn zum Erſtenmal geſehen, gezeigt hatte; jedes Wort, das er damals geſprochen, kehrte wieder, und der junge Mann wagte es, zu ihm zu ſprechen: „Warum ſo kleinmüthig, Mann ohne Namen? Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!“

Wie ein Zauber wirkten dieſe Worte auf Ulerich von Würtemberg. Sey es dieſer ſein Wahlſpruch, ſey es jene Miſchung von Seelengröße, Troz und wahrer Erhabenheit über das Unglück, was ihm bei ſeinen Zeitgenoſſen den Namen „des Unerſchrockenen“ erwarb, — er zeigte ſich von dieſem Augenblick an, ſeines Namens würdig.

„Das war das rechte Wort, mein junger Freund“, ſprach er zur Verwunderung Aller mit feſter Stimme, indem er ſeine Hände ſinken ließ, ſein Haupt ſtolzer aufrichtete, und das alte, kriegeriſche Feuer aus ſeinen Augen loderte; „das war das rechte Wort. Ich danke Dir, daß Du mir es zugerufen. Tretet vor, Marx Stumpf, Ritter von Schweinsberg, und berichtet mir über Eure Sendung. Doch reiche mir zuvor einen Becher, Marie!“

„Es war lezten Donnerſtag, daß ich Euch verließ“, hob der Ritter an; „Hanns ſteckte mich in dieſe Kleidung und zeigte mir, wie ich mich zu benehmen habe. In Pfullingen kehrte ich ein, um zu probiren, ob man mich nicht kenne, aber die Wirthin gab mir ſo gleichgültig einen Schoppen, als habe ſie den Ritter Stumpf in ihrem Leben nicht geſehen, und ein Rathsherr, den ich noch vor acht Tagen tüchtig ausgeſcholten hatte, trank mit mir, als hätte ich Zeitlebens den Kram auf dem Rücken getragen. Der junge Herr dort war auch in der Schenke.“

Der Herzog ſchien ſich an dieſer Erzählung zu zerſtreuen; munterer als man bei ſo großem Unglück hätte denken ſollen, fragte er: „Nun Georg, Du haſt ihn geſehen; ſah er ſo recht aus wie ein ſchäbiger, filziger Krämer? Wie?“

„Ich denke er hat ſeine Rolle gut geſpielt;“ antwortete der junge Mann lächelnd.

„Von Pfullingen zog ich Abends noch fürbaß bis nach Reutlingen. Dort war in der Weinſtube ein ganzer Trieb Bündiſcher: Augsburger, Nürnberger, Ulmer, alle mögliche Städtler, und jubelirten mit den Reutlingern, daß man die Hirſchgeweihen wieder von ihrem Wappen genommen, die Ihr ihnen aufgeſezt habt. (9) Sie ſchimpften und ſangen Spottlieder über Euch, die bewieſen, wie ſehr ſie Euch noch immer fürchten. Am Charfreitag früh ging ich nach Tübingen.

Das Herz pochte mir, als ich das Burgholz herunter kam und das ſchöne Neckar-Thal vor meinen Blicken lag, und die feſten Thürme und Zinnen von Tübingen vom Berg herüberragten.“

Der Herzog preßte die Lippen zuſammen, wandte ſich ab und ſah hinaus in's Weite. Der von Schweinsberg hielt inne und blickte theilnehmend auf ſeinen Herrn, doch jener winkte ihm, fortzufahren.

„Ich ſtieg hinab in's Thal und wandelte weiter nach Tübingen. Die Stadt war ſchon ſeit vielen Tagen von den Bündiſchen beſezt, und nur wenige Truppen ſtanden mehr im Lager, das ſie über dem Ammer-Thal auf dem Berge geſchlagen hatten. Ich beſchloß, mich in die Stadt zu ſchleichen und hinzuhorchen, wie es mit dem Schloß ſtehe, ehe denn ich auf dem geheimen Wege zur Beſatzung ginge. Ihr kennet die Herberge in der oberen Stadt, nicht weit von Sanct Georgen-Kirche, dort trat ich ein und ſezte mich zum Weine. Die bündiſchen Ritter, ſo erfuhr ich unterweges, kehrten oft dort ein, daher ſchien mir dieß der beſte Platz zu meinem Zweck.“

„Ihr wagtet viel“, unterbrach ihn Herr von Lichtenſtein; „wie leicht konnten Leute da ſeyn, die Euch abkaufen wollten, und da wäre der Krämer bald entdeckt geweſen!“

„Ihr vergeßt, daß es Feſttag war“, entgegnete jener; „ich hatte alſo guten Grund mein Bündel nicht aufzupacken und anzupreiſen nach Krämerſitte. Doch ſo leicht wäre ich wohl nicht entdeckt worden, habe ich doch an Georg von Frondsberg ein Büchslein mit Wundbalſam verkauft! Weiß Gott ich hätte lieber mit ihm geſtritten, daß er es gleich hätte brauchen können. — Es war noch das Hochamt in der Kirche, daher war Niemand in der Herberge; vom Wirth aber erfuhr ich, daß die Ritter im Schloß' einen Waffenſtillſtand bis Oſter-Montag Früh gemacht haben. Als die Kirche aus war, kamen richtig wie ich mir gedacht hatte, viele Ritter und Herren in die Herberge zum Frühtrunk. Ich ſetzte mich in einen Winkel auf die Ofenbank, wie es armen Leuten geziemt in Gegenwart ſo großer Herren.“

„Wen ſahſt Du dort?“ fragte der Herzog.

„Ich kannte Einige, Andere errieth ich aus dem Geſpräch, das ſie führten. Es war Frondsberg, Alban von Cloſen, die Huttiſchen, Sickingen und noch Viele; bald trat auch der Truchſes von Waldburg ein. Ich zog die Kappe tiefer in's Geſicht als ich ihn ſah, denn er wird noch nicht vergeſſen haben, wie ich ihn vor fünfzehn Jahren im

Lanzenſtechen zu Nürnberg von der Mähre warf."

„Saht Ihr nicht auch den Hauptmann Hanns von Breitenſtein?" unterbrach ihn Georg.

„Breitenſtein? daß ich nicht wüßte, doch ja, ſo hieß wohl jener, der den Hammelſchlegel auf einem Sitz verzehrte! Jezt fingen ſie an von der Belagerung zu reden und vom Waffenſtillſtand. Sie ſprachen hin und her, oft flüſterten ſie auch untereinander, doch ich habe gute Ohren und vernahm was mir nicht lieb war. Der Truchſeß nemlich erzählte, daß er einen Pfeil in die Burg habe ſchießen laſſen, mit einem Brieflein an Ludwig von Stadion. Es muß dieß ſchon mehrere Mal geſchehen ſeyn, denn die Ritter verwunderten ſich nicht als er weiter fortfuhr und ſagte, wie er auf demſelben Weg eine Antwort erhalten habe."

Des Herzogs Stirne verfinſterte ſich. „Ludwig von Stadion!" rief er ſchmerzlich. „Ich hätte Häuſer auf ihn gebaut! Er war mir ſo lieb, ich that ihm Alles, was ich ihm an den Augen anſehen konnte — er hat mich zuerſt verrathen?!"

„Im Brieflein ſtand, daß er, der Stadion und noch zwölf Andere der Fehde müde ſeyen auch ſchon halb und halb Willens geweſen; Georg von Hewen aber habe ihnen abgerathen.“

„Um den hab' ich's nicht verdient;“ ſagte Ulerich; „ich war ihm gram, weil er mich oft getadelt hat, wenn ich nicht nach ſeinem Sinne that. Wie man ſich irren kann in den Menſchen. Hätte man mich gefragt, wer mich verrathen würde und wer dagegen ſpreche, ich hätte dort den Stadion, hier vielleicht Georg von Hewen genannt!“

„Im Brieflein ſtand auch noch weiter, daß Euer Durchlaucht vielleicht Entſatz bringen; oder wenn dieß nicht möglich, auf geheimen Wegen in die Burg ſich begeben wollen. Die Bündiſchen ſprachen Mancherlei hierüber. Sie waren aber darinn einig, daß man die Beſatzung zu einem Vergleich bringen müſſe, ehe Ihr heranrücket oder gar in's Schloß kämet. Denn dann, meinten ſie, können ſie noch lange belagern müſſen. Wie ich nun dieß Alles hörte, ſchien es mir nicht gerathen, durch den geheimen Weg geradezu in die Burg zu gehen und mich zu entdecken, denn wie leicht konnte Stadion ſchon die Oberhand gewonnen haben, und dann war ich verrathen. Ich beſchloß den Tag noch zu warten; hörte ich bis Samſtag früh nichts Schlimmeres über die Beſazung, ſo wollte ich in's Schloß dringen und Euer Durchlaucht Schreiben übergeben. Ich ſtreifte im Lager und in der Stadt umher, und Niemand hielt mich an; auch ſuchte ich mich immer in der Nähe der Oberſten zu halten; ſo kam der Nachmittag.“

„Das war noch Freitag's, an dem Feſt?“ fragte Lichtenſtein.

„Am heiligen Freitag war's. Nachmittags um drei Uhr ritt Georg von Frondsberg mit etlichen andern Hauptleuten vor die Stadt-Pforte an dem Schloß, und ſchrie hinauf, ob ſie im Schloſſe bauen? Ich ſtand nicht weit davon, und ſah wie Stadion auf den Wall kam und antwortete, „Nein; denn es wäre wider den Pact des Stillſtandes; aber ich ſehe, daß ihr im Feld bauet.“ Georg von Frondsberg rief: So es geſchehen, iſt es ohne meinen Befehl geſchehen; wer biſt Du? Da antwortete der im Schloß, ich bin Ludwig von Stadion. D'rauf lächelte der Bündiſche und ſtrich ſich den Bart. Iſt's alſo wie Du ſagſt, rief er, ſo will ich's wenden, ritt zu ein Paar Schanzkörben und warf ſie um. Dann rief er dem Stadion zu, mit einigen Rittern herabzukommen, und mit einander einen Trunk zu thun.“ (15)

„Und ſie kamen?“ rief der Herzog; „Die Ehrvergeſſenen kamen?“

„Auf dem Schloßberg vor dem äußerſten Graben iſt ein Platz, dort ſieht man weit in's Land; hinab in's Neckar-Thal, hinauf die Steinlach, hinüber an die Alb und Zollern, und viele Burgen ſchmücken die Ausſicht. Dorthin ließen ſie einen Tiſch bringen und Bänke, und die Bundes-Oberſten ſezten ſich zum Wein. Dann ging das Thor von Hohen-Tübingen auf, die Brücke fiel über den Graben, und Ludwig von Stadion mit noch ſechs Andern kamen über die Brücke; ſie brachten Eure ſilbernen Deckel-Krüge, ſie brachten Eure goldenen Becher und Euren alten Wein, ſie grüßten die Feinde mit Gruß und Handſchlag und ſezten ſich, beſprachen ſich mit ihnen bei'm kühlen Wein.“

„Der Teufel geſegne es ihnen Allen!“ unterbrach ihn der Ritter vom Lichtenſtein, und ſchüttete ſeinen Becher aus. Der Herzog aber lächelte ſchmerzlich und gab Marx Stumpf einen Wink, fortzufahren.

„So thaten ſie ſich gütlich bis in die Nacht und zechten bis ſie rothe Köpfe bekamen und taumelten; ich ſtand nicht ferne und keine ihrer verrätheriſchen Reden entging mir. Als ſie aufbrachen, nahm der Truchſeß den Stadion bei der Hand; „Herr Bruder“, ſagte er, „in Eurem Keller iſt ein guter Wein, laſſet uns bald ein, daß wir ihn trinken.“ Jener aber lachte darüber, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: „kommt Zeit, kommt Rath.“ Wie ich nun ſah, daß die Sachen alſo ſtehen, beſchloß ich mit Gott mein Leben d'ran zu ſetzen, und in die Burg zu den Verräthern zu gehen. Ich ging hinaus bis in die Grafen-Halde, wo der kleinere, unterirrdiſche Gang beginnt. Ungeſehen ſtieg ich hinab und drang bis in die Mitte. Dort hatten ſie das Fall-Gatter herabgelaſſen und einen Knecht hingeſtellt; er legte an auf mich, als er mich durch die Finſterniß kommen hörte, und fragte nach der Looſung. Ich ſprach, wie Ihr befohlen, das Looſungswort Eures tapfern Anherrn Eberhard's im Bart „Atempto“; der Kerl machte große Augen, zog aber das Gatter auf und ließ mich durch. Jezt ging ich ſchnellen Schrittes weiter vor, und kam heraus im Keller. Ich ſchöpfte einige Augenblicke Luft, denn der Athem war mir ſchier ausgeblieben in dem engen Gang.“

„Armer Marx! geh' trinke einen Becher, das Reden wird Dir ſchwer,“ ſagte Ulerich; willig befolgte jener das gütige Geheiß ſeines Fürſten, und ſprach dann mit friſcher Stimme weiter:

„Im Keller hörte ich viele Stimmen, und es war mir als zanke man ſich. Ich ging den Stimmen nach, und ſah eine ganze Schaar der Beſatzung vor dem großen Faß ſitzen und trinken. Es waren einige von Stadion's Parthei und Hewen und mehrere der Seinigen. Sie hatten Lampen aufgeſtellt und große Humpen vor ſich; es ſah ſchauerlich aus, faſt wie das Vehmgericht. Ich barg mich in ihrer Nähe hinter ein Faß und hörte was ſie ſprachen. Georg von Hewen ſprach mit rührenden Worten zu ihnen, und ſtellte ihnen ihre Untreue vor; er ſagte, wie ſie ja gar nicht nöthig haben, ſich zu ergeben, wie ſie auf lange mit Vorräthen verſehen ſeyen, wie Euer Durchlaucht ein Heer ſammeln werden, Tübingen zu entſetzen, wie eher die Belagerer in Noth kommen, als ſie.“

„Ha! wackerer Hewen! und was gaben ſie zur Antwort?“

„Sie lachten und tranken; „da hat es gute Weile, bis der ein Heer ſammelt! wo das Geld hernehmen und nicht ſtehlen?“ ſagte Einer. Hewen aber fuhr fort und ſagte, „wenn es auch nicht ſobald möglich ſey, ſo müſſen ſie ſich doch halten bis auf den lezten Mann, wie ſie Euch zugeſchworen, ſonſt handeln ſie als Verräther an ihrem Herrn.“ Da lachten ſie wieder und tranken und ſagten: „wer will auftreten und uns Verräther nennen?“ Da rief ich hinter meinem Faß hervor: „ich, Ihr Buben, Ihr ſeyd Verräther am Herzog und am Land!“ Alle waren erſchrocken, der Stadion ließ ſeinen Becher fallen, ich aber trat hervor, nahm meine Kappe ab und den falſchen Bart, ſtellte mich hin und zog Euren Brief aus dem Wamm's. „Hier iſt ein Brief von Eurem Herzog“, ſagte ich; „er will Ihr ſollet Euch nicht übergeben, ſondern zu ihm halten; er ſelbſt will kommen, und mit Euch ſiegen oder in dieſen Mauern ſterben.“

„O Tübingen“, ſagte der Herzog mit Seufzen, „wie thörigt war ich, daß ich Dich verließ! zwei Finger meiner Linken gebe ich um Dich, was ſage ich zwei Finger; die Rechte ließ ich mir abhauen, könnte ich Dich damit erkaufen, und mit der Linken wollte ich dem Bund den Weg zeigen! Und gaben ſie nichts, gar nichts auf meine Worte?“

„Die Falſchen ſahen mich finſter an, und ſchienen nicht recht zu wiſſen was ſie thun ſollten. Hewen aber vermahnte ſie nochmals. Da ſagte Ludwig von Stadion: „Ich komme ſchon zu ſpät. Achtundzwanzig der Ritterſchaft wollen ſich der Fehde mit dem Bunde begeben, und den Herzog ſolche allein ausmachen laſſen. Komme er wieder mit Heeres-Macht in's Land, ſo wollen ſie getreulich zu ihm ſtehen, aber auf's Ungewiſſe wollen ſie den Krieg nicht fortführen, denn ihre Burgen und Güter werden ſo lange beſchädigt und gebrandſchazt, bis ſie nicht mehr gegen den Bund dienen.“ Ich verlangte nun, ſie ſollen mich hinaufführen in den Ritter-Saal, ich wolle verſuchen, ob nicht Männer da ſeyen, das Schloß zu halten, ich zählte auf, wen ich noch für treu halte, die Rippenburg, die Gültlingen, die Ow, die beiden Berlichingen, die Weſterſtetten, die Eltershofen, Schilling, Reiſchach, Welwart, Kaltenthal, — der von Hewen aber ſchüttelte den Kopf und ſagte, ich habe mich in Manchem geirrt!“

„Und Stammheim, Thierberg, Weſterſtetten, meine Getreuen, haſt Du ſie nicht geſehen?“

„O ja, ſie ſaßen im Keller bei'm Stadion, und tranken Euren Wein. Hinauf wollten ſie mich aber nicht laſſen. Selbſt Hewen, ſelbſt Freiberg und Heideck, die mit ihm waren, riethen ab, ſie ſagten, die zwei Parteien ſeyen ohnedieß ſchon ſchwierig gegen einander, der Stadion habe die Mehrzahl für ſich und auch den größten Theil der Knechte. Wenn ich hinauf gehe, komme es im Schloß-Hof' und im Ritter-Saal zum

Kampfe, und es bleibe ihnen als den Geringeren nichts übrig, als zu ſterben. So gerne ſie nun auch für Euch den lezten Blutstropfen aufwenden, ſo wollen ſie doch lieber in der Feldſchlacht gegen den Feind fallen, als von ihren Landsleuten und Waffenbrüdern todt geſchlagen werden. Da blieb mir nichts übrig als ſie zu bitten, ſie möchten ſich des Prinzen Chriſtoph und Eures zarten Töchterleins annehmen, und ihnen das Schloß bei der Uebergabe erhalten. Einige ſagten zu, Andere ſchwiegen und zuckten die Achſel, ich aber gab den Verräthern meinen Fluch als Chriſt und Ritter, ſagte fünf von ihnen auf, und lud ſie zum Kampf' auf Leben und Tod, wenn der Krieg zu Ende ſey; dann wandte ich mich und ging auf demſelben Wege aus der Burg, wie ich gekommen war.“

„Herr Gott im Himmel! hätte ich dieß für möglich gehalten“, rief Lichtenſtein. „Zweiundvierzig Ritter, zweihundert Knechte, eine feſte Burg, und ſie doch verrathen! Unſer guter Name iſt beſchimpft; noch in ſpäten Zeiten wird man von unſerem Adel ſprechen, und wie ſie ihr Fürſtenhaus im Stich gelaſſen; das Sprüchwort „treu und und ehrlich wie ein Würtemberger“ iſt zum Hohn geworden!“

„Wohl konnte man einſt ſagen, treu ie ein Würtemberger“, ſprach Herzog Ulech, und eine Thräne fiel in ſeinen Bart. Als mein Anherr Eberhard einſt hinabritt n Worms, und mit den Churfürſten, Gran und Herren zu Tiſche ſaß, da ſprachen nd rühmten ſie viel vom Vorzug' ihrer Läner. Der Eine rühmte ſeinen Wein, der Anere ſprach von ſeiner Frucht, der Dritte gar on ſeinem Wild, der Vierte grub Eiſen in einen Bergen. Da kam es auch an Eberard im Bart. „Von Euren Schätzen weiß ch nichts aufzuweiſen“, ſagte er, „doch gehe ch Abend's durch den dunkelſten Wald, und omm' ich Nacht's durch die Berge und bin nüd' und matt, ſo iſt ein treuer Würtemerger bald zur Hand, ich grüße ihn und eg' mich in ſeinen Schoos und ſchlafe ruhig ein.“ Deß' wunderten ſich Alle und ſtaunten and riefen: Graf Eberhard hat Recht, und ießen treue Würtemberger leben. Geht jetzt er Herzog durch den Wald, ſo kommen ſie und ſchlagen ihn todt, und leg' ich meine Treuen in die Burgen, kaum wende ich den Rücken, ſo handeln ſie mit dem Feind. Die Treue ſoll der Kukuk holen, — doch fahre fort; gib mir den Kelch bis auf die Heffe, ich bin der Mann dazu ohne Furcht den Grund zu ſehen.“

„Nun, daß ich's kurz ſage, ich hielt mich noch in Tübingen auf, bis ich Gewißheit bekäme, wegen der Uebergabe. Geſtern am Oſter-Montag ſind ſie zuſammen gekommen; ſie haben die Pacten ſchriftlich aufgeſezt, und nachher durch den Herold auf den Straßen ausrufen laſſen, um fünf Uhr Abend's haben ſie das Schloß übergeben. Ihr ſeyd der Regierung förmlich entſezt. Prinz Chriſtoph, Euer Söhnlein behält Schloß und Amt Tübingen, doch zu des Bundes-Dienſt und unter ſeiner Ober-Vormundſchaft, und in das Uebrige heißt es, werden ſich die Herren theilen. Ich habe viel Jammer erfahren in meinem Leben, ich habe einen Freund im Lanzenſtechen umgebracht, ein liebes Kind iſt mir geſtorben und mein Haus abgebrannt, aber ſo wahr mir Gott gnädig ſey und ſeine Heiligen, mein Schmerz war nie ſo groß als in jener Stunde, wo ich des Bundes Farben neben Euer Durchlaucht Panieren aufpflanzen, als ich ihr rothes Kreuz Würtemberg's Geweihe und den Helm mit dem Jagdhorn bedecken ſah!"

So ſprach Marx Stumpf von Schweinsberg. Die Sonne war während ſeiner Erzählung völlig heraufgekommen, auch an den äußerſten Bergen war der Nebel gefallen, und was um die fernen Höhen von Aſperg zog, war ein Duft, der wie ein zarter

hleier vom Horizont herabhing, und die
genden, über welche er ſich breitete, nur
noch reizenderem Lichte durchſchimmern
s. Angethan mit dem ſanften Grün der
aten, mit den dunkleren Farben der Wäl-
, geſchmückt mit freundlichen Dörfern,
t glänzenden Burgen und Städten lag
ürtemberg in ſeiner Morgenpracht. Sein
glücklicher Fürſt überſchaute es mit trüben
icken. Die Natur hatte ihm einen feſten
uth und ein Herz gegeben, das Kummer
d Elend nicht zu brechen vermochte; nicht
jeder Stunde, nicht Jedem theilte er ſeine
npfindungen mit, und wenn ein großes
glück über ihn kam, pflegte er zu ſchwei-
n und zu handeln.

Auch in dieſen ſchrecklichen Momenten,
o mit der lezten, feſten Burg ſeine lezte
offnung gefallen war, verſchloß er einen
roßen Schmerz in einer tapfern Bruſt.
Wer ſtand je an dem Sarg' einer Mutter,
nd fühlte nicht, wenn er den lezten Blick
uf die theuren, bleichen Züge, auf den ver-
ummten Mund warf, bittere Empfindungen
n ſich aufſteigen? Es iſt die Reue, was
n ſolchen Augenblicken den Menſchen über-
annt. Man erinnert ſich, wie unendlich
iel ſie für uns gethan, wie ſie uns als
Kind ſo liebreich hegte, wie ihr kein Opfer

zu ſchwer ward, das ſie dem Jüngling nicht gebracht hätte. Und wie haben wir vergolten? wir waren gleichgültig gegen ſo viele rührende Liebe, wir glaubten, es müſſe nun einmal ſo ſeyn, wir waren ſogar undankbar und murrten, wenn nicht alle unſere Wünſche ſchnell erfüllt wurden, wir verpraßten ihr Gut, und achteten nicht auf ihre ſtillen Thränen.

Jezt wo dieſes liebevolle Auge uns nicht mehr ſieht, wo dieſes Ohr auf immer verſchloſſen iſt, das nur auf unſere Wünſche lauſchte, wo dieſe Hände unſern lezten Druck nicht mehr fühlen, dieſe Hände, die uns mühſam nährten: jezt beſtürmen alle jene Gefühle von Reue, Dankbarkeit, Liebe unſere Bruſt, deren Eines hingereicht hätte in den vorigen Tagen, ſie glücklich zu machen!

Ein ähnliches Gefühl der Reue war es, was drückend auf der Bruſt Ulerich's von Würtemberg lag, als er auf ſein Land hinabſchaute, das auf ewig für ihn verloren ſchien. Seine edlere Natur, die er oft im Gewühle eines prächtigen Hofes, und betäubt von den Einflüſterungen falſcher Freunde verläugnet hatte, trauerte mit ihm, und es war nicht ſein Unglück allein was ihn beſchäftigte, ſondern auch der Jammer des occupirten Landes.

Als er ſich daher nach geraumer Zeit von dem Anblick in die Ferne zu ſeinen Freunden wandte, ſtaunten ſie über den Ausdruck ſeiner Züge. Sie hatten erwartet, Zorn und Grimm über den Verrath ſeiner Edlen auf ſeiner Stirne, in ſeinen Augen zu leſen, aber es war eine tiefe Rührung, ein ſtiller, großer Schmerz, was ſeinen Mienen einen Ausdruck von Milde gab, den ſie nie an ihm gekannt hatten.

„Marx! wie verfahren ſie gegen das Landvolk?“ fragte er.

„Wie Räuber;“ antwortete dieſer; „ſie verwüſten ohne Noth die Weinberge, ſie hauen die Obſtbäume nieder und verbrennen ſie am Wachtfeuer, Sickingen's Reiter traben durch das Saatfeld, und treten nieder was die Pferde nicht freſſen. Sie mißhandeln die Weiber und preſſen den Männern das Geld ab. Schon jetzt murrt das Volk aller Orten, und laſſet erſt den Sommer kommen und den Herbſt! Wenn aus den zerſtampften Fluren kein Korn aufgeht, wenn auf den verwüſteten Bergen keine Weinbeere wächst, wenn ſie erſt noch die ungeheure Kriegs-Steuer, die der Bundes-Rath umlegen wird, bezahlen müſſen, — da wird das Elend erſt recht angehen.“

„Die Buben!“ rief der Herzog, und

ein edler Zorn ſprühte aus ſeinen Augen; „ſie rühmten ſich mit großen Worten, ſie kämen um Würtemberg von ſeinem Tyrannen zu befreien, es zu entheben aller Noth. Und ſie hauſen im Lande wie im Türkenkrieg. Aber ich ſchwöre es, ſo mir Gott eine fröhliche Urſtänd gebe, und ſeine Heiligen gnädig ſeyn wollen meiner Seele, wenn keine Saat aufgeht in den verwüſteten Thälern des Neckars und auf ſeinen Höhen keine Traube reift, ich will kommen und mähen und Garben ſchneiden — in ihren Gliedern, ich will kommen mit ſchrecklichen Winzern, will ſie treten und keltern und ihr Blut verzapfen. Ich will rächen was ſie an mir und meinem Land gethan, ſo mir der Herr helfe.“

„Amen!“ ſprach der Ritter vom Lichtenſtein. „Aber ehe Ihr herein kommt, müßt Ihr auf gute Art hinaus ſeyn aus dem Land. Es iſt keine Zeit zu verlieren, wenn Ihr ungefährdet entkommen wollet.“

Der Herzog ſann eine Weile nach, und antwortete dann: „Ihr habt Recht, ich will nach Mömpelgard; von dort aus will ich ſehen ob ich ſo viele Mannſchaft an mich ziehen kann, um einen Einfall in das Land zu wagen. Komm' her Du treuer Hund, Du wirſt mir folgen in's Elend der Verbannung. Du weißt nicht was es heißt, die Treue brechen und den Eid vergeſſen.“

„Hier ſteht noch Einer, der dieß auch nicht kennt“, ſagte Schweinsberg, und trat näher zu dem Herzog. „Ich will mit Euch ziehen nach Mömpelgard, wenn Ihr meine Begleitung nicht verſchmähet.“

Aus den Augen des alten Lichtenſtein blizte ein kriegeriſches Feuer; „Nehm't auch mich mit Euch, Herr!“ ſagte er. „Meine Knochen taugen freilich nicht mehr viel, aber meine Stimme iſt noch vernehmlich im Rath.“

Marie ſah mit leuchtenden Blicken auf den Geliebten, über die Wangen Georg's von Sturmfeder zog ein glühendes Roth, ſein Auge leuchtete vom Muth der Begeiſterung. „Herr Herzog!“ ſagte er. „Ich habe Euch meinen Beiſtand angetragen in jener Höhle, als ich nicht wußte, wer Ihr wäret, Ihr habt ihn nicht verſchmäht. Meine Stimme gilt nicht viel im Rath, aber könnet Ihr ein Herz brauchen das recht treu für Euch ſchlägt, ein Auge das für Euch wacht, wenn Ihr ſchlafet, und einen Arm, der die Feinde von Euch abwehrt, ſo nehm't mich auf, und laſſet mich mit Euch ziehen!“

Alle jene Empfindungen, die ihn zu dem

Mann ohne Namen gezogen hatten, loderten in dem Jüngling auf, ſein Unglück und die erhabene Art, wie er es trug, vielleicht auch jener aufmunternde Blick der Geliebten, erhöhten dieſe Flammen zur Begeiſterung, und zogen ihn zu den Füßen des Herzogs ohne Land.

Der alte Herr von Lichtenſtein blickte mit ſtolzer Freude auf ſeinen jungen Gaſt, gerührt ſah ihn der Herzog an und bot ihm ſeine Hand, hob ihn auf von den Knieen, und küßte ihn auf die Stirne.

„Wo ſolche Herzen für uns ſchlagen“, ſagte er, „da haben wir noch feſte Burgen und Wälle, und ſind noch nicht arm zu nennen. Du biſt mir lieb und werth, Georg von Sturmfeder, Du wirſt mich begleiten, mit Freuden nehme ich Deine treuen Dienſte an. Marx Stumpf von Schweinsberg; Dich brauche ich zu wichtigerem Geſchäft als meinen Leib zu decken. Ich werde Dir Aufträge geben nach Hohentwiel und der Schweiz; Eure Begleitung, guter Lichtenſtein, kann ich nicht annehmen. Ich ehre Euch wie einen Vater, Ihr habt getreu an mir gehandelt, Ihr habt mir allnächtlich Eure Burg geöffnet; ich will's vergelten. Wenn ich mit Gottes Hülfe wieder in's Land komme, ſoll Eure Stimme die Erſte ſeyn in meinem Rath.“

Sein Auge fiel auf den Pfeifer von Hardt, der demüthig in der Ferne ſtand: „Komm’ her, Du getreuer Mann!“ rief er ihm zu, und reichte ihm ſeine Rechte, „Du haſt Dich einſt ſchwer an Uns verſchuldet, aber Du haſt treu abgebüßt, was Du gefehlt.“

„Ein Leben iſt nicht ſo ſchnell vergolten“, ſagte der Bauer, indem er düſter zum Boden blickte, „noch bin ich in Eurer Schuld, aber ich will ſie zahlen.“

„Gehe heim in Deine Hütte, ſo iſt mein Wille; treibe Deine Geſchäfte wie zuvor, vielleicht kannſt Du Uns treue Männer ſammeln, wenn wir wieder in’s Land kommen. Und Ihr, Fräulein! wie kann ich Eure Dienſte lohnen? Seit vielen Nächten habt Ihr den Schlaf geflohen, um mir die Thüre zu öffnen und mich zu ſichern vor Verrath! Erröthet nicht ſo, als hättet Ihr eine große Schuld zu geſtehen; jezt iſt es Zeit zu handeln. Alter Herr“, wandte er ſich zu Marien’s Vater; „ich erſcheine als Brautwerber vor Euch, Ihr werdet den Eidam nicht verſchmähen, den ich Euch zuführe?“

„Wie ſoll ich Eure Reden verſtehen, gnädigſter Herr“, ſagte der Ritter, indem er verwundert auf ſeine Tochter ſah.

Der Herzog ergriff Georg's Hand und führte ihn zu jenem. „Dieſer liebt Eure Tochter und das Fräulein iſt ihm nicht abhold, wie wäre es alter Herr, wenn Ihr ein Pärlein aus ihnen machtet? Zieht nicht die Stirne ſo finſter zuſammen, es iſt ein ebenbürtiger Herr, ein tapferer Kämpe, deſſen Arm ich ſelbſt verſuchte, und jezt mein treuer Geſelle in der Noth.“

Marie ſchlug die Augen nieder, auf ihren Wangen wechſelte hohe Röthe mit Bläſſe, ſie zitterte vor dem Ausſpruch des Vaters. Dieſer ſah ſehr ernſt auf den jungen Mann: „Georg“, ſagte er, „ich habe Freude an Euch gehabt ſeit der erſten Stunde, daß ich Euch ſah; ſie möchte übrigens nicht ſo groß geweſen ſeyn, hätte ich gewußt, was Euch in mein Haus führte.“

Georg wollte ſich entſchuldigen, der Herzog aber fiel ihm in die Rede:. „Ihr vergeſſet, daß ich es war, der ihn zu Euch ſchickte mit Brief und Siegel, er kam ja nicht von ſelbſt zu Euch; doch was beſinnet Ihr Euch ſo lange? Ich will ihn ausſtatten wie meinen Sohn, ich will ihn belohnen mit Gütern, daß Ihr ſtolz ſeyn ſolle auf einen ſolchen Schwieger-Sohn.“

„Gebt Euch keine Mühe weiter, Her Herzog“, ſagte der junge Mann, gereizt, al der Alte noch immer unſchlüſſig ſchien. „E ſoll nicht von mir heißen, ich habe mir ei Weib erbettelt und ihrem Vater mich aufdrängen wollen; dazu iſt mein Name zu gut.“ Er wollte im Unmuth das Zimme verlaſſen, der Ritter von Lichtenſtein abe faßte ſeine Hand, „Trotzkopf!“ rief er, „wer wird denn gleich ſo aufbrauſen, da, nimm ſie, ſie ſey Dein, aber — denke nich daran, ſie heimzuführen, ſo lange ein fremdes Banner auf den Thürmen von Stuttgart weht. Sey dem Herr Herzog treu, hilf ihm wieder in's Land zu kommen, und wenn Du treulich aushältſt: am Tag wo Ihr in Stuttgart's Thore einzieht, wo Würtemberg ſeine Fahnen wieder aufpflanzt und ſeine Farben von den Zinnen wehen, will ich Dir mein Töchterlein bringen, und Du ſollſt mir ein lieber Sohn ſeyn!“

„Und an jenem Tag“, ſprach der Herzog, „wird das Bräutchen noch viel ſchöner erröthen, wenn die Glocken tönen von dem Thurme und die Hochzeit in die Kirche ziehet! Dann werde ich zum Bräutigam treten, und zum Lohn fordern was mir gebührt. Da guter Junge! gib ihr den Brautkuß, es iſt zu vermuthen, daß es nicht der Erſte iſt, herze ſie noch einmal, und dann gehörſt Du mein, bis an dem fröhlichen Tag wo wir in Stuttgart einziehen. Laſſet uns trinken, Ihr Herren, auf die Geſundheit des Brautpaars.“

Auf Marien's holden Zügen ſtieg ein Lächeln auf, und kämpfte mit den Thränen, die noch immer aus den ſchönen Augen perlten. Sie goß die Becher voll, und kredenzte den Erſten dem Herzog mit ſo dankbaren Blicken, mit ſo lieblicher Anmuth, daß er Georg glücklich pries, und ſich geſtehen mußte, manch' Anderer möchte um ſolchen Preis ſelbſt ſein Leben wagen.

Die Männer ergriffen ihre Becher und erwarteten, daß ihnen der Herzog einen guten Spruch dazu ſagen werde nach ſeiner Weiſe. Aber Ulerich von Würtemberg warf einen langen Abſchieds Blick auf das ſchöne Land, von dem er ſcheiden mußte, einen Augenblick wollte ſich eine Thräne in ſeinem Auge bilden, er wandte ſich kräftig ab. „Ich habe hinter mich geworfen“, ſagte er, „was mir einſt theuer war, ich werde es wieder ſehen in beſſeren Tagen. Doch hier in dieſen Herzen beſitze ich noch Länder. Beklaget mich nicht, ſondern ſeyd getroſten Muthes, wo der Herzog iſt und ſeine Treuen, „hie gut Würtemberg alle wege!“

Anmerkungen.

1.

Ausführlicher beſchreibt dieſe Operationen des Bundes Sattler in ſeiner Geſch. d. Herz. v. W. II. §. 6 u. ſ. w. Man vergleiche hierüber auch die Geſchichte des Herrn von Frondsberg. 2tes Buch und Friedrich Stumphardt von Cannſtadt Chronik der gewaltſamen Verjagung des Herzogs Ulerich. 1534. und Spener Histor. Germ. univers. L. III. C. 4. 23.

2.

Dieſer Verrath von Teck fand wirklich alſo Statt. Vergl. 3. B. Sattler. II. §. 7.

3.

Lebensbeſchreibung Gözen's von Berlichingen. (von ihm ſelbſt geſchrieben), edit. Pistorius. Nürnberg. 1731.

4.

Sattler. II. §. 9. Hierüber iſt vorzüglich zu vergleichen Fried. Stumphardt Chron. §. III. Die Geſchichte der Herren v. Frondsberg. Frankfurth a. M. 2. Buch und Tethinger Commentarius de Würt. reb. gest. Lib. II.

5.

Bei dieſer Belagerung wurde Georg von Frondsberg das Barett vom Kopf geſchoſſen. So erzählen Sattler, Stumpharbt, Tethinger u. A

6.

Dieſe Griechen ſind eine ſonderbare Erſcheinung bei der Belagerung von Tübingen: man hieß ſie Stratioten; ihr Hauptmann war Georg Cameras aus Corona in Albanien. Er iſt in der Stiftskirche in Tübingen begraben. Ausführlich beſchreibt ſie Thetinger Comment. de Würt. gest. 931. Cruſius nennt ſie vorzüglich berühmt im Lanzenſchwinzen. κονταριω φορουσιν.

7.

Man vergleiche über dieſen Volkswitz des Freiherrn von Aretin, Beiträge zur Geſchichte und Literatur 1805 5. Stück, Seite 438.

8.

In der Chronik des Georg Stumphardt über die gewaltſame Verjagung des Herzogs Ulerich, findet ſich als eigener Artikel ein: „gereimter Spruch alſo lautend;“ wo in einer großen Menge Knittelverſen das Unglück des Herzogs und des Landes beſchrieben iſt. Aus dieſem Gedicht ſind jene Verſe im Text entlehnt.

9.

Drei Hirſchgeweihe, wovon die zwei oberſten vier, das untere aber drei Enden hat, ſind das alte Wappen von Würtemberg.

10.

Dieſe merkwürdige Höhle haben wir nach der Natur zu zeichnen verſucht. Es bleibt noch übrig hier einige Notizen über ihre inneren Verhältniſſe zu geben. Die Vorhöhle beträgt etwas über 150 Fuß im Umfange, von hier aus laufen zwei Gänge nach verſchiedenen Richtungen, die aber nach einer Länge von beinahe 200 Fuß, wieder zuſammen treffen. Auf dieſen Wegen trifft man zwei Felſen-Säle, den einen von 100, den andern von 82 Fuß Länge. Wo dieſe Gänge ſich vereinigen, bilden ſie wieder eine Grotte; von hier aus rechts gegen Norden, mehr in der Höhe, liegt wieder eine kleinere Kammer, es iſt die, in welche wir den Leſer zu dem vertriebenen Mann geführt haben. Die weiteſte Entfernung vom Eingang der Höhle bis zu ihrem Ende, beträgt 577 Fuß. Man vergleiche hierüber die ſo intereſſante als getreue Beſchreibung der ſchwäb. Alb von G. Schwab. (Mezler. Buchhdlg. 1823).

11.

Cruſius beſchreibt in ſeiner Chronik das Schlößchen Lichtenſtein, wie wir es hier nacherzählen. Er ſah es zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, alſo etwa ſiebzig Jahre nach dem Jahr 1519. Dort findet ſich auch die hieher gehörige Stelle:

„Im oberen Stockwerk iſt ein überaus ſchöner Saal, ringsum mit Fenſtern, aus welchen man bis an den Aſperg ſehen kann: darin hat der vertriebene Fürſt, Ulerich v. Würtemberg öfter gewohnt, der des

Nachts vor das Schloß kam und nur ſagte: „Der Mann iſt da!“ ſo wurde er eingelaſſen.“ Wo aber wohnte er den Tag über? wo hielt ſich der Vertriebene auf? Die Frage lag ſehr nahe.

Jezt iſt in die Ruinen des alten Schloſſes ein Jägerhaus erbaut, das noch immer den Namen des „Lichtenſteiner Schlößleins“ trägt, und am fröhlichen Pfingſt-Feſt einer lebensfrohen Menge zum Tummelplatz dient.

12.

Er ſchickte einen tapfern Ritter, Marx Stumpf von Schweinsberg an ſie mit einem beweglichen Schreiben, das Schloß nicht zu übergeben, ſondern, wo ſie ſolches auch thun wollten, ihm wieder Gelegenheit zu machen, in daſſelbe zu kommen; weil er in ſelbigem zu ſterben bereit ſey, wenn es Gott über ihn verhänge. Sattler. Geſch. der Herz. v. Würtemb. II. 15.

13.

Dieſen merkwürdigen Hund beſchreibt Tethinger als einen Liebling Ulerich's ausführlich. A. a. O. S. 1. 58.

14.

„Hie gut Würtemberg alle weg.“ Findet ſich oft als Wahlſpruch dieſer Partei. Vergl. Pfaff's Geſchichte Würtemberg's 306, in d. Anmerkung.

15.

„Der Tüfell ſiegen in allen;“ ſind die Worte des Chroniſten Stumphardt, die ihm unwillkührlich entſchlüpfen, indem er die Unterhandlung der Ritter „bey'm kielen Wein“ beſchreibt.

Von demſelben Verfaſſer erſchien in unſerm Verlage:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Von ****f. 8. broſch

Der Mann im Mond, oder der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme. Von H. Clauren. 2 Thle. 8.

Lichtenſtein.

Romantiſche Sage
aus der
würtembergiſchen Geſchichte.

Von
Wilhelm Hauff.

Dritter Theil.

Stuttgart.
Bei Gebrüder Franckh.
1826.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig ·
59-4/188
D
23. 6. 59.
NK
Dt. Lit. / Hauff

I.

In Schwaben, wo Dein Vater Herzog war,
Wo ihn und Dich ein biederes Volk geliebt,
Wo Mancher jezt auf ſeiner Veſte hauſt,
Der unter Deinem Banner einſt gekämpft,
Dort muß von Dir noch ein Gedächtniß ſeyn,
Dorthin ſey unſer irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf.
L. Uhland.

Wohl nie ſo ſchwül hat ein Sommer über Würtemberg gelegen, als der des Jahres 1519. Das ganze Land hatte dem Bunde gehuldiget, und meinte es werde jezt Ruhe haben. Aber jezt erſt zeigten die Bundes-Glieder deutlich, daß es nicht die Wieder-Einnahme von Reutlingen geweſen ſey, was ſie zuſammen führte. Sie wollten bezahlt ſeyn, ſie wollten Entſchädigung haben für ihre Mühe. Die Einen wollten, man ſolle Würtemberg unter ſie theilen, die Andern, man ſolle es an Oeſtreich verkaufen, die Dritten wollten es Ulerich's Kindern erhalten — aber unter des Bundes Ober-Vormundſchaft. Sie ſtritten ſich um den Beſitz des Landes, auf das weder der Eine noch der Andere gerechte Anſprüche machen konnte. Das Land ſelbſt war in Spaltung und Parteien. Es ſollte die Krieges-Koſten decken, und doch war Niemand da, der zahlen wollte. Die Ritterſchaft hielt es für eine erwünſchte Gelegenheit, ſich ganz vom Lande los zu ſagen, und ſich für unabhängig zu erklären. Die Bürger und Bauern waren ausgeſogen, ihre Felder waren verwüſtet und zertreten, ſie ſahen nirgends eine Ausſicht ſich zu erholen; die Geiſtlichkeit wollte auch nicht allein bezahlen, und ſo war Alles in Hader und und Streit. Es ging auch Vielen tief zu Herzen, daß ihr angeborner Fürſt ſo ſchnöde behandelt worden war; Manchen kam jezt, da der Herzog fern von dem Lande ſeiner Väter in Verbannung hauſ'te, Reue und Sehnſucht an. Sie verglichen ſein Regiment mit dem jetzigen; es war nicht beſſer, wohl aber ſchlimmer geworden. Aber ſie lebten unter zu hartem Zwang, als daß ſie ihre Schmerzen hätten offenbaren können.

Der Regentſchaft des Bundes entging dieſe Unzufriedenheit des Volkes nicht; ſie mußte, wie ſich in alten Berichten findet, „manche ſeltſame und böſe Rede“ hören. Sie ſuchten durch geſchärfte Strenge ſich Anhänglichkeit zu erwerben; ſie ſtreuten Lügen über den Herzog aus. (1) Man gebot den Prieſtern gegen ihn zu predigen, wer von ihm Gutes rede, ſoll gefangen werden, wer ihn heimlich unterſtütze, ſoll der Augen beraubt, ſogar enthauptet werden.

Aber Ulerich hatte noch treue Leute unter dem Landvolk, die ihm auf geheimen Wegen Kunde brachten, wie es in Würtemberg ſtehe. Er ſaß in ſeiner Grafſchaft Mömpelgard, und harrte dort mit den Männern, die ihm in's Unglück gefolgt waren, auf günſtige Gelegenheit in ſein Land zu kommen. Er ſchrieb an viele Fürſten, er beſchwor ſie ihm zu Hülfe zu kommen; aber keiner nahm ſich ſeiner ſehr thätig an. Er ſchrieb an die zur neuen Kaiſerwahl verſammelten Churfürſten, ſie halfen nicht; das Einzige was ſie thaten, war, dem neuen Kaiſer in ſeiner Capitulation eine Clauſel anzuhängen, die Würtemberg und den Herzog betraf, — er hat ſie nicht geachtet. Als ſich der Herzog von aller Welt alſo verlaſſen ſah, wankte er dennoch nicht, ſondern ſezt

Alles daran, ſein Land mit eigener Macht wieder zu erobern. Es waren einige Umſtände, die für ihn ſehr günſtig ſchienen. Der Bund hatte nemlich, als er Kunde bekam, daß ſich Niemand des Vertriebenen annehmen wolle, ſeine Völker entlaſſen. Die meiſten Städte und Burgen behielten nur ſehr ſchwache Beſatzungen, und ſelbſt in Stuttgart waren nur wenige Fähnlein Knechte gelaſſen worden.

Durch dieſe Maßregel aber hatte ſich der Bund einen Feind erworben, den man gering ſchäzte, der aber viel zur Aenderung der Dinge beitrug, — es waren dieß die Landsknechte. Dieſe Menſchen aus allen Enden und Orten das Reiches zuſammen gelaufen, boten gewöhnlich dem ihre Hülfe an, der ſie am Beſten zahlte; für was und gegen wen ſie kämpften war ihnen gleichgültig. Um ſie zu halten mußte man ihnen Vieles nachſehen, und Raub, Mord, Plünderung, Brandſchatzen, führten ſie auf ihre eigene Fauſt aus, um ſich zu entſchädigen, wenn ſie den Sold nicht richtig bekamen. Georg von Frondsberg war der Erſte geweſen, der ſie durch ſein Anſehen im Heere, durch tägliche Uebungen und unerbittliche Strenge, einigermaßen im Zaum hielt; er hatte ſie in regelmäßige Rotten und

Fähnlein eingetheilt, er hatte ihnen beſtimmte Hauptleute gegeben, er hatte ſie gelehrt, geordnet um in Reihen und Gliedern zu fechten. Sie zeigten aber jezt, daß ſie aus einer guten Schule kommen; denn als ſie vom Bunde entlaſſen waren, liefen ſie nicht wie früher, zerſtreut durch das Land, um Dienſte zu ſuchen; ſondern rotteten ſich zuſammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten aus ihrer Mitte Hauptleute,(2) und ſelbſt einen Oberſten in der Perſon des langen Peters. Sie waren ſchwürig auf den Bund, nährten ſich von Raub und Brandſchatzen im Land, und führten Krieg auf eigene Rechnung. Die Anarchie war in Würtemberg ſo groß, daß ihnen Niemand die Spitze bot. Der Bund hatte ſich an Streitkräften entblöst, und war zu ſehr mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, als daß er das arme Land von dieſer Bande befreit hätte; die Ritterſchaft war uneinig, ſie ſäßen auf den Schlöſſern und ſahen ruhig dieſem Treiben zu; die Beſatzung der Städte war zu gering, um ihnen mit Kraft Einhalt zu thun, und Bürger und Bauern ſahen ſogar dieſen Haufen gern, wenn ſeine Forderungen nur nicht allzugroß waren, denn die Landsknechte ſchimpften weidlich auf den Bund, dem Niemand hold war; ja es ging ſogar die Sage, dieſe Kriegsmänner ſeyen nicht abgeneigt, dem Herzog wieder zu ſeinem Land zu verhelfen.

Es war ein ſchöner Morgen in der Mitte Auguſt's, als ſich dieſe Leute in einem Wieſen-Thale gelagert hatten, das der Gränze von Baden zunächſt gelegen war. Die rieſigen, ſchwarzen Tannen und Föhren, die das Thal auf drei Seiten einſchloſſen, gehörten noch dem Schwarzwald' an, und das Flüßchen, das durch das Thal eilte, war die Würm. Halb überſchattet vom Wald, halb in den Weiden-Büſchen des Thales verſteckt, lag das kleine Heer in wunderlichen Gruppen und pflegte der Ruhe. In der Entfernung von zweihundert Schritten ſah man Poſten aufgeſtellt, deren blizende Lanzen oder rothglühende Lunden ſchon von weitem Furcht einjagten. In der Mitte des Thales im Schatten einer Eiche ſaßen fünf Männer um einen ausgeſpannten Mantel, den ſie als Tiſch gebrauchten, um ein Spiel auf ihm zu ſpielen, das heute noch den Namen Landsknecht führt. Dieſe Männer zeichneten ſich vor ihren übrigen Genoſſen, durch breite, rothe Binden aus, die ſie über die Schulter und Bruſt herabhängen hatten, ſonſt aber hatte ihre Bekleidung auch das zerriſſene und morſche Ausſehen, wie das der übrigen Soldateska. Einige hatten Sturmhauben auf, Andere große Filshüte mit eiſernen Bändern beſchlagen, dazu Leder-Koller, welche von Regen, Staub und Bivoaks alle mögliche Schattirungen erhalten hatten.

Bei näherem Blick' erkannte man übrigens noch zwei Dinge, durch welche ſie ſich von ihren Kameraden unterſchieden. Sie führten nemlich keine Donnerbüchſen oder Spieße, wie ſie die Landsknechte gewöhnlich trugen, ſondern Rauf-Degen von ungemeiner Länge und Breite. Auch hatten ſie, wie es damals die Edel-Leute und Anführer trugen, auf ihren Hüten und Sturmhauben, bunte, wallende Federbüſche aus Hahnen-Schwänzen, um ſich ein ritterliches Anſehen geben.

Die fünf Männer ſchienen große Geſchicklichkeit im Spiel zu beſitzen, vorzüglich aber Einer, der ſich mit dem Rücken an die Eiche lehnte. Es war dieß ein langer wohlbeleibter Mann. Er hatte einen Hut auf, deſſen Rand ſich wie ein bedeutender Mühlſtein um den Kopf zog; der Hut war mit einer Gold-Treſſe beſezt, auf der Stirnſeite war er mit dem goldenen Bild des heiligen Petrus geſchmückt, aus welchem zwei ungeheure rothe Hahnen-Federn hervorragten. Dieſer Mann mußte weit in der Welt herumgekommen ſeyn, denn er konnte auf franzöſiſch, italieniſch, ungariſch fluchen, ſeinen

Bart aber trug er ungariſch, er hatte ihn nemlich mit Pech ſo zuſammen gedreht, daß er wie zwei eiſerne Stacheln auf beiden Seiten der Naſe eine Spanne in die Luft hinaus ſtarrte.

„Canto cacramento!“ rief dieſer große Mann mit einem dröhnenden Baß', „der kleine Wenzel iſt mein; d'rauf! ich ſtech' ihn mit dem Eichel-König.“

„Mein iſt er, mit Verlaub“, rief ſein Nebenmann, „und der König dazu; da liegt die Eichel-Sau!“

„Mord de ma Vich, zagt der Franzoz; Hauptmann Löffler, Ihr wollt Eurem Oberſt dieſen Stich abjagen? Schämt Euch, ſchämt Euch; daz iſt ein Rebeller, der daz thut; Gott ſtraf mein' Zeel', Ihr wollt mich vom Regiment' abſetzen?“ Der große Mann funkelte zu dieſen Worten gräßlich mit den Augen, ſchob ſeinen großen Hut auf das Ohr, daß ſeine überhängenden Augenbrau'n und eine mächtige rothe Narbe auf der Stirne ſichtbar wurden, die ihm ein ungemein kriegeriſches Anſehen gaben.

„Bei'm Spiel, Herr Oberſt Peter, gilt keine Kriegs-Ordnung;“ antwortete der andere Spieler. „Ihr könnet uns Hauptleuten befehlen, ein Städtchen zu blokiren und zu brandſchatzen, aber bei'm Spiel iſt jeder Landsknecht ſo gut wie wir."

„Ihr zeyd ein Meuter, ein Rebeller gegen die Obrigkeit, Gott ſtraf' mein' Zeel', und wäre es nicht gegen meine Würde, ich wollt' Euch in Kochſtücke mazakeriren; aber ſpielt weiter."

„Da liegt ein Tauß" — „d'rauf der Quater" — „den ſtech' ich mit dem Zinken", — „Schellen-Wenzel, wer ſticht den? —"

„Ich", ſprach der Große, „da liegt der Schellen-König, Mordblei! der Stich iſt mein."

„Wie bringſt Du den Schellen-König 'rauf?" rief ein kleines, dürres Männchen mit ſpitzigem Geſicht und kleinen, giftigen Aeuglein und heiſerer Stimme, „hab' ich nicht geſehen als Du ausgabſt, daß er unten liegt? Er hat betrogen, der lange Peter hat ſchändlich betrogen."

„Muckerle, Hauptmann vom achten Fähnlein! ich rath' Euch, haltet Euer Maul", ſagte der Oberſt, „**Bassa manelka**, ich verſteh' keinen Spaß; die Mauz ſoll den Löwen nicht erzürnen."

„Und ich ſag's noch einmal; wo hätteſt Du ſonſt den König her? Vor dem

Papſt und dem König von Frankreich will ich's beweiſen; Du falſcher Spieler!“

„Muckerle“, erwiederte der Oberſt, und zog kaltblütig ſeinen Degen aus der Scheide, „bete noch ein Ave Maria und ein Gratias, denn ich ſchlage Dich todt, zo wie daz Spiel auz iſt.“

Die übrigen drei Männer wurden durch dieſe Streitigkeiten aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt. Sie erklärten ſich für den kleinen Hauptmann, und gaben nicht undeutlich zu verſtehen, daß man dem Oberſten wohl dergleichen zutrauen könnte; dieſer aber vermaß ſich hoch und theuer, er habe nicht betrogen. „Wenn der heilige Petruz, mein gnädiger Herr Patron, den ich auf dem Hut trage, ſprechen könnte, der würde mir, zo wahr er ein chriſtlicher Landsknecht war, bezeugen, daß ich nicht betrogen!“

„Er hat nicht betrogen“, ſagte eine tiefe Stimme, die aus dem Baum zu kommen ſchien. Die Männer erſchracken und ſchlugen Kreuze wie vor einem böſen Spuck, ſelbſt der tapfere Oberſt erbleichte und ließ die Karte fallen, aber hinter dem Baum hervor, trat ein Bauersmann, der mit einem Dolch bewaffnet war, und eine Zitter an einem ledernen Riemen auf der Schulter hängen hatte.

Er ſah die Männer mit unerſchrockenen Blicken an und ſagte: „Es iſt wie ich ſage, dieſer Herr da hat nicht betrogen, er bekam ſchon bei'm Ausgeben, Schellen und Eichel-König, Fünfe und Vier von Laub und den Schippen-Unter in die Hand.“

„Ha! Du biſt ein wackerer Kerl“, rief der Oberſt vergnügt, „zo wahr ich ein ehrlicher Landsknecht — will zagen Oberſt bin, ez iſt All' wahr waz Du gezagt haſt.“

„Was iſt denn das?“ rief der kleine Hauptmann Muckerle mit giftigen Blicken, „wie hat ſich der Bauer daher eingeſchlichen, ohne daß unſere Wachen ihn meldeten? Das iſt ein Spion, man muß ihn hängen!“

„Zey nicht wunderlich, Muckerle; daz iſt kein Spioner; komm', zez' Dich zu mir. Biſt ein Spielmann, daß Du die Cittarra umhängſt, wie ein Spanier, wenn er zu zeinem Schäzerl geht?“

„Ja Herr!“ ich bin ein armer Spielmann; Eure Wachen haben mich nicht angehalten, als ich aus dem Wald kam. Ich ſah Euch ſpielen, und wagte es den Herrn zu zuſehen.“

Die Hauptleute dieſes Frei-Corps waren nicht gewohnt ſo höflich mit ſich ſprechen zu hören, daher faßten ſie Zuneigung zu dem Spielmann, und luden ihn ſehr herablaſſend ein, ſich zu ihnen zu ſetzen, denn ſie hatten in fremden Kriegs-Dienſten gelernt, daß große Könige und Feldherren ſehr vertraulich mit den Meiſtern des Geſanges umgehen.

Der Oberſte that einen Trunk aus einer zinnernen Flaſche, bot ſie dem kleinen Hauptmann und ſprach mit heiterer Miene: „Muckerle, daz zoll mein Tod zeyn, waz ich getrunken, wenn ich nicht allez vergeſſe; Hader und Zank haben ein Ende; wir wollen nicht weiter ſpielen, Ihr Herren; ich liebe Gezang und Lautenſpiel, wie wäre ez, wenn wir uns aufſpielen ließen?"

Die Männer willigten ein, und warfen die Karten zuſammen; der Spielmann ſtimmte ſeine Zitter, und fragte was er ſingen ſolle?

„Sing' ein Lied vom Spiel!" rief Einer; „weil wir gerade d'ran ſind."

Der Spielmann ſann ein wenig nach und hub an:

„Von dem Zinken, Quater und Aß
Kommt Mancher in des Teufels Gaß,
Von Quater, Zinken und von Dreien
Muß Mancher Waffengo ſchreien,
Von Aß, Seß unt Tauß
Hat Mancher gar ein odes Haus,

Von Quater Drei und Zinken
Muß Mancher lauter Waſſer trinken,
Von Zinken, Drei und Quater
Weinen oft Mutter, Kind und Vater,
Von Zinken, Quater und Seß
Muß Jungfrau, Mez und Agneß,
Oft gar lang' unberathen bleiben
Will er die Läng' das Spiel betreiben." (3)

Der Oberſt Peter und die Hauptleute lobten das Lied und reichten dem Spielmann zum Dank die Flaſche; „Gott geſegne es Euch;" ſagte dieſer, indem er die Flaſche zurückgab; „viel Glück zu Eurem Zuge; Ihr ſeyd wohl Oberſten und Hauptleute des Bundes und ziehet wieder zu Feld? darf man fragen gegen wen?"

Die Männer ſahen ſich an und lächelten, der Oberſt aber antwortete ihm: „Ganz Unrecht habt Ihr nicht, wir haben früher dem Bund gedient, jezt aber dienen wir Niemand alz unz zelbſt, und wer Leute braucht wie wir zind."

„Die Schweizer werden heuer ein gutes Jahr haben, man ſagt ja, der Herzog wolle wieder in's Land?"

„Aller Hund Krümmen komme auf die Schweizer;" rief der Oberſt; „wie übel zind zie an ihm gefahren; der gute Herzog hat all' zeine Hoffnung auf zie geſezt, und

iavolo maledetto wie haben zie ihn im
ich gelaſſen bei Blaubeuren!!"

„Sie haben ihn ſchändlich gelaſſen",
gte der Hauptmann Muckerle mit heiſerer
timme; „aber doch ſo man's bei'm Lich-
ſieht, ſo g'ſchieht ihm wol halb Recht, dann
ſollt' ſie je wol kent haben; es leit doch
m Tag, daß ſie kein dick's Britlein boren.
er Tüfell hol ſie All'."

„Ja, der Herzog hat halt nichts Beſ-
res haben können;" entgegnete der Spiel-
ann; „freilich wenn er ſolche Herren ge-
abt hätte, wie Ihr und Eure tapfere Fähn-
in, da wäre der Bund noch bei Ulm."

„Du haſt da ein wahrez Wort geſpro-
en, guter Gezell! Landsknecht' hätte er
llen haben und keine Schwyzer. Und hält
zich jezt wieder zu ihnen, zo weiß ich waz
h von ihm halte. Landsknecht' hätt' er zol-
n haben, ich zag's noch einmal. Nicht
ahr, Magdeburger?"

„Dat well ich man och meenen", ant-
ortete der Magdeburger. „Landsknechte
der Keener können den Heertog wieder eup
en Stuhl ſetzen. Die Schweizer können
an gar nichts als mit den Hellebarden in
ie Glieder ſtechen; dat iſt all ihre Kunſt.
ber Ihr ſolltet man ſehen, wie wir die Don

nerbüchſen laden, uf die Gabel legen un mit dem Lunden d'rauf, dat dich dat Wetter; dat Manäfer macht uns Keener nich nach; Gott ſtraf' mir Keener. Sie brauchen eine halve Stunde, um ihre Kugeln loszuſchießen, und wir Landsknecht eene halve Vertel-Stund.

„Ja," alle Achtung vor den Herren Landsknechten“, ſagte der Spielmann, und lüftete ehrerbietig die Mütze; freilich Euch Herren ſollt' er haben. Aber der Bund wird Euch ſo gut belohnt haben: daß Ihr dem armen Herzog nicht zu Hülfe ziehen möget.“

„Gelohnt, ſocht er?“ rief der fünfte Hauptmann und lachte; „jo wenn er's Geld von Blech ſchlagen könnt'. Der ſchwäbiſch' Hund! bei denen gilts Sprichwort:

„Dien' wohl und ford're keinen Sold,
So werden dir die Herren hold.“

Ich ſog ſchlecht hot er uns bezohlt; und wenn ſeine Durchlaucht der Herr Herzog mi hoben will, i ſteh'nem z'Dienſt wie Jedem.“

„Staberl, Du haſt Recht;“ ſagte der Oberſt, und wichſte den ungariſchen Bart.

„Mordblei, die Kaz iſt gern, wo man ſie ſtrehlet; wenn der Herr Ulerich gut zahlt, zo wird, Gott ſtraf' mein' Zeel', unſere ganze Mannſchaft mit ihm ziehen."

„Nun, das werdet Ihr bald ſehen können", entgegnete der Bauer liſtig lächelnd, „habt Ihr noch keine Antwort vom Herzog' auf Eure Botſchaft?"

Der Oberſt Peter ward feuerroth bis in die Stirne. „Mordelement! wer biſt denn Du, Menſchenkind, daz Du mein Geheimnuz weißt? wer hat Dir gezagt, daz ich zum Herzog ſchickte."

„Zum Herzog hob' er g'ſchickt, Peter? Wos hobt er denn für G'heimniß mitenonder, doß wir's nit wiſſen dörften? Sog' es nur gleich!"

„Nun, ich hab' gedacht, ich müſſe wieder einmal für Euch Alle denken wie immer und hab' einen Mann zum Herzog geſchickt, ihm in unzerm Namen einen ſchönen Gruz entboten und fragen laſſen, ob er unz brauchen könnt'. Dez Monats für den Mann einen halben Dickthaler, uns Oberſten und Hauptleut' aber ein Gold-Gülden und täglich vier Maaz alten Wein."

„Dat is keen bitterer Vorſchlach, der Teiwel! eenen Goldgülden monatlich? ich bin dabei und es wird Keener wat dagegen haben. Haſt Du Antwort von den Heertog?“

„Bis jezt noch keine; aber Baſſa manelka! wie kamſt Du zu meinem Geheimnuz, Bauer? Ich hau' Dir ein Ohr ab, Gott ztraf' mein' Zeel', zo thu' ich, wie mein Patron der heilige Petruz, war auch ein Landsknecht, dem Malchuz, der war von den jüdiſchen Schwyzern, ein Hellebardierer. Zag' ſchnell oder ich hau'.“

„Langer Peter!“ rief der kleine Hauptmann Muckerle, mit ängſtlicher Stimme, „laß' um Gott'swillen den gehen; der iſt feſt und kann hexen; ich weiß noch wie heut, daß wir ihn in Ulm fangen ſollten und in Herrn von Kraft's des Rathſchreibers Stall kamen, wo er ſich aufhielt, denn er war ein Kundſchafter, ſo machte er ſich klein und immer kleiner, bis er ein Spatz wurde und über uns 'naus flog.“

„Waz?“ ſchrie der tapfere Oberſt und rückte von dem Spielmann hinweg, der iſt's? Wo dann der Magiſtrat auzrufen ließ, man zolle alle Spatzen todt ſchießen, weil zich ein würtemberger Spioner in einen verwandelt habe? Man heißt zie glaub' ich, jezt noch die Ulmer Spatzen!“

„Der iſt's“, flüſterte Muckerle; „es iſt der

Pfeifer von Hardt, ich hab' ihn gleich erkannt.“

Der Oberſt und die Hauptleute hatten ſich von ihrem Erſtaunen noch nicht ganz erholt. Sie ſahen den Mann, von welchem der Ruf ſo wunderbare Dinge erzählte, halb ängſtlich, halb neugierig an. Er ſelbſt hatte ein zu wohlgeübtes Ohr, als daß er nicht verſtanden hätte, was dieſe Leute unter ſich flüſterten; aber er that, als bemerke er ihr Staunen und Verſtummen nicht; er beſchäftigte ſich ruhig mit ſeiner Zitter. Endlich faßte ſich der lange Peter, wohlbeſtallter Oberſt dieſes Heeres ein Herz, zwirbelte den Bart einigemal, zog dann den ungeheuern Hut vom Kopf und ſprach: „Verzeihet doch, lieber Gezelle, werthgeſchätzter Pfeifer, daß wir ſo ohne alle Umſtände mit Euch verfahren ſind; konnten wir denn wiſſen, wen wir da neben uns haben? Zeit vielmal gegrüßet, hab' ſchon oft, Gott ſtraf' mein' Seel', gedacht, möchte nur einmal den fürtrefflichen Kerl ſehen, den Pfeifer von Hardt, der in Ulm am hellen Tag' als Spatz ausgeflogen.“

„Iſt ſchon gut“, unterbrach ihn der Spielmann unmuthig; „laſſet die alten Geſchichten ruhen. Nun, von wegen des Herzogs kam mir die Nachricht zu, ich ſoll Euch Herren auf den heutigen Tag aufſuchen, und wenn Ihr noch geneigt wäret, mit ihm zu ziehen, ſo wolle er gerne zahlen, was Ihr ihm vorgeſchlagen.“

„Canlo cacramento! daz iſt ein frommer Herr! ein Goldgülden dez Monats und täglich vier Maaz Wein! Er zoll leben!“

„Und wann wird er kommen?“ fragte der Hauptmann Löffler; wo werden wir zu ihm ſtoßen?“

„Wenn kein Unglück geſchehen iſt, heute noch. Heute iſt er auf Heimsheim losgebrochen, die Beſatzung iſt ſchwach, wenn er ſie überwältigt hat, rückt er heute noch weiter.“

„Schaut! reitet dort unten nicht ein Geharniſchter? Sieht aus wie ein Ritter!“ Die Männer ſahen aufmerkſam nach dem Ende des Thales; dort ſah man einen Helm und Harniſch in der Sonne blinken, auch ein Pferd wurde hie und da ſichtbar. Der Pfeifer von Hardt ſprang auf und klimmte auf die Eiche hinan; von dieſem hohen Standpunkt konnte er das Thal beſſer überſehen; noch war der Reiter zu fern, als daß er ſeine Züge hätte unterſcheiden können, aber er glaubte ſeine Feldbinde zu erkennen, er glaubte den Mann zu erkennen, den er in dieſer Stunde erwartete.

„Was ſiehſt Du?“ riefen die Hauptleute, „iſt es Einer, der zufällig durch's Thal reitet, oder glaubſt Du, er kommt vom Herzog?“

„Richtig, weiß und blau iſt die Schärpe“, ſprach der Pfeifer; „das iſt ſein langes Haar, ſo ſizt er zu Pferd, ei du Goldjunge, willkommen in Würtemberg! Jezt ſieht er Eure Wachen, jezt reitet er auf ſie zu, ſchau wie die Burſche ihre Lanzen vorſtrecken und die Beine ausſpreizen!“

„Ja, was Landsknechte ſind, die verſtehen den Kriegsbrauch; darf Keiner vorbei, wo die Hauptleute liegen, ohne daß er Rede ſteht.“

„Halt! jezt rufen ſie ihn an; er ſpricht mit ihnen, ſie deuten hieher; er kommt!“ Der Pfeifer von Hardt ſtieg mit Freude glühendem Geſicht vom Baum herab.

„Diavolo maledetto! bassa marendete! Zie werden ihn doch nicht allein reiten laſſen? ez wird doch Einer zein Roß am Zügel führen nach Kriegesbrauch! Wie? iſt ez ein Ritter, der kommt?“

„Ein Edelmann ſo gut wie Einer im Reich,“ antwortete der Pfeifer; und „der Herzog iſt ihm ſehr gewogen.“ Bei dieſer Nachricht ſtanden die Hauptleute auf, denn, ob ſie ſich gleich nicht wenig einbildeten, Hauptleute zu heißen, ſo wußten ſie doch, daß ſie eigentlich nur Landsknechte und dem Ritter jedes Zeichen von Ehrerbietung ſchuldig ſeyen. Der Oberſt aber ſezte ſich gravitätiſch am Fuß der Eiche nieder, ſtrich den Bart, daß er hell glänzte, ſezte den großen Hut mit der Hahnenfeder zurecht, ſtüzte ſich auf ſeinen großen Hieber und erwartete ſo den Ritter.

II.

Der Herzog iſt gekommen,
Er liegt nicht weit im Feld;
Er hat's dem Feind genommen,
Er bringt 'nen Sack mit Geld.

G. Schwab.

Dem Platze, wo die Hauptleute und der lange Peter, ihr Oberſt, verſammelt waren, nahte ſich jezt ein geharniſchter Reiter, deſſen Pferd von zwei Landsknechten geführt wurde. Der Ritter hatte das Viſir ſeines blanken Helmes herabgeſchlagen, die breiten Schultern und die kräftigen Lenden und Beine waren mit Platten und Schienen von Stahl verhüllt, aber die wallenden Federn ſeines Helmbuſches und die wohlbekannten Farben einer Schärpe, die über den Panzer herablief, die Haltung und das edle, kräftige Weſen des Nahenden hatten dem Pfeifer von Hardt längſt geſagt, wen er zu erwarten habe. Und er betrog ſich nicht, denn einer der Knechte trat jezt vor den Oberſt und berichtete, daß der „Edle von Sturmfeder“ mit den Anführern der geſammten Landsknechte etwas zu ſprechen habe.

Der lange Peter antwortete im Namen der Uebrigen: „zag' ihm, er iſt willkommen, Peter Hunzinger der Oberſt, Ztaberl von Wien, Cunrad der Magdeburger, Balthaſar Löffler und der tapfere Muckerle, wohlbeſtalte Hauptleute erwarten ihn zum Geſpräch. — Gott ſtraf' mein' Zeel', er hat einen ſchönen Harniſch und einen Helm wie der König Franz; aber zein Gaul dürfte beſſer zeyn, Mordblei! er iſt an allen Vieren ſteif!“

„Dos iſt holt, ſog' ich, weil er den gonzen Sommer g'ſtonden iſt in Mömpelgard bei'm Herzog.“

Die Männer belächelten den Witz des Wieners, doch hüteten ſie ſich, ihre Freude laut werden zu laſſen, denn der Ritter hielt nicht allzuferne. Noch immer machte er aber keine Miene, abzuſteigen und ſich ihnen zu nahen; er ſprach mit dem Knecht, ſchlug dann das Viſir auf und zeigte ein ſchönes, freundliches Geſicht. „Steht dort nicht Hanns der Spielmann?“ rief er mit lauter Stimme. „Erlaubet, daß er ein wenig zu mir trete.“

Der Oberſt nickte dem Pfeifer zu, er ging und der Junker ſchwang ſich vom Pferde. „Willkommen in Würtemberg, edler Herr“, rief der Mann von Hardt, indem er den Handſchlag des Junkers treuherzig erwiederte. „Bringt Ihr gute Botſchaft? ich ſeh's Euch an den Augen an, es ſteht gut mit dem Herzog.“

„Komm'! tritt hier ein wenig auf die Seite“, ſagte Georg von Sturmfeder mit freudiger Haſt. „Wie ſteht es auf Lichtenſtein? denkt ſie an mich? haſt Du einen Brief, ein Paar Zeilen? o gib ſchnell! was läßt ſie mir ſagen, guter Hanns?“

Der Pfeifer lächelte ſchlau über die Ungeduld des liebenden Jünglings; „einen Brief hab' ich nicht; keine Zeile. Sie iſt geſund und der alte Herr auch; das iſt Alles was ich weiß.“

„Wie!“ unterbrach ihn Georg; keinen Gruß? keine Botſchaft? So hat ſie Dich gewiß nicht ziehen laſſen!“

„Als ich vorgeſtern Abſchied nahm, ſagte das Fräulein: ſag' ihm, er ſoll ſich ſputen, daß er einziehet in Stuttgart, ſie wurde gerade ſo roth wie Ihr jezt, als ſie dieß ſprach.“

Der junge Mann erröthete voll freudiger Gefühle, ſein Auge glänzte und ein freundliches Lächeln zeigte, daß er den Sinn dieſer Worte verſtanden habe.

„Bald, bald werden wir einziehen, ſo Gott will“, ſagte er. „Aber wie lebten ſie dieſen langen Sommer; nur dreimal kam uns Botſchaft von ihnen zu! Warſt Du oft auf Lichtenſtein, Hanns? War ſie traurig? was ſprach ſie?“

„Lieber Herr“, antwortete der Mann von Hardt, geduldet Euch noch, auf dem Marſch will ich Euch ein Langes und Breites erzählen, für jezt nur ſo viel; ſo bald der Alte hört, daß Ihr auf Stuttgart ziehet, will er von Lichtenſtein aufbrechen und Euch die Braut zuführen. Denn er zweifelt nicht, daß Ihr die Stadt überwältiget. Habt Ihr Heimsheim?“

„Wir haben es; ich jagte mit zwölf Reitern in die Thore, ehe ſie ſich's verſahen. Die Beſatzung war zwar etwas ſtärker, als wir, aber muthlos und unzufrieden. Ich handelte mit ihnen in des Herzogs Namen, da glaubten ſie, er liege mit vielen Truppen noch im Hinterhalt' und ergaben ſich. So weit wären wir nun in Würtemberg, aber wie iſt der Weg weiter hin?“

„Offen, bis in's Herz offen. Ich bringe Euch wichtige Nachricht vom Ritter von Lichtenſtein, daß die gewaltigen Herren aus dem Lande ſind, wiſſet Ihr—“

„Sie halten einen Bundestag in Nördlingen, (4) iſt's nicht ſo? freilich wiſſen wir's, denn auf dieſe Nachricht, brach der Herzog aus Baden auf.

„Nun, und wenn die Katzen fort ſind, tanzen die Mäuſe auf dem Tiſch! Die Beſatzungen ſind überall unbeſorgt; an den Herzog denkt kein Bündler mehr, ſie ſind nur aufmerkſam auf den Bundestag, welchen Herrn wir bekommen werden; den Oeſterreicher, den Baier, den Prinzen Chriſtophel oder ob uns der Städte-Bund, Augsburg und Aalen, Nürnberg und Bopfingen regieren werde.“

„Welche Augen ſie machen werden“, rief Georg lächelnd, „wenn der Stuhl ſchon beſetzt iſt, um welchen ſie ſtreiten!

„Der Froſch hüpft wieder in ſein Pfuhl,
Wenn er auch ſäß' auf einem gold'nen Stuhl.“

ſagt's Sprichwort; ſie werden ihre Büchſen auf die Schulter nehmen und 's Regieren ſeyn laſſen.“

„Und die Würtemberger? wie denken ſie jezt vom Herzog? glaubſt Du, er wird viel Anhang finden? Werden ſie uns zu Hülfe ziehen?“

„Was Bürger und Bauern ſind, ja. Von der Ritterſchaft weiß ich's nicht und der alte Herr zuckte die Achſel, wenn ich ihn fragte und murmelte ein Paar Flüche. Ich fürchte, es ſteht hier nicht Alles, wie es ſoll. Aber Bürger und Bauern, die ſind für den Herzog. Es ſind allerlei ſonderbare Zeichen geſchehen, die das Volk aufmuntern. So iſt neulich im Remsthal ein Stein vom Himmel gefallen, d'rauf war ein Hirſchgeweih eingegraben und die Worte: „Hie gut Würtemberg allweg“ und auf der andern Seite ſoll man auf lateiniſch geleſen haben: „Herzog Ulerich ſoll leben!“ (5)

„Vom Himmel gefallen, ſagſt Du?“

„So ſagt man. Die Bauern hatten große Freude d'ran, aber die bündiſchen Herren wurden zornig, nahmen die Schulzen gefangen und wollten ihnen abpreſſen, woher der Stein des Anſtoßes komme. Und als man bei hoher Strafe verbot, vom Herzog zu ſprechen, da lachten die Männer und ſagten, jezt träumen wir von ihm. Alles wünſcht ihn zurück, denn ſie wollen ſich lieber von ihrem anerkannten Herrn drücken als von Fremden die Haut abziehen laſſen.“

„Gut; der Herzog und ſeine Reiter können in wenigen Stunden hier ſeyn. Sein Plan iſt, ſich gerade durch's Land nach Stuttgart zu ſchlagen. Iſt die Hauptſtadt unſer, ſo fällt uns auch das Land zu. Und wie iſt es mit den Landsknechten dort? wollen ſie mit ziehen?“

„Faſt hätte ich die vergeſſen,“ ſagte Hanns; „ſie werden ungeduldig werden, wenn wir ſie zu lange warten laſſen. Gehet doch recht klug mit ihnen um, es ſind ſtolze Geſellen und laſſen ſich Hauptleute ſchelten; aber haben wir die Fünfe gewonnen, ſo ſind zwölf Fähnlein des Herzogs. Beſonders mit dem Oberſt, dem langen Peter, müßt Ihr gar höflich ſeyn.“

„Welcher iſt der lange Peter?“

„Der dicke Mann, der unter der Eiche ſizt. Er hat einen ſteifen Schnauzbart und einen vornehmen Hut auf dem Kopf. Der iſt der Höchſte unter ihnen.“

„Ich will mit ihm reden, wie Du ſagſt“, antwortete der junge Mann und ging mit dem Pfeifer zu den Landsknechten. Die lange Unterredung der Beiden hatte ſie ſchon etwas unmuthig gemacht und der kleine Muckerle ſchoß ſtechende Blicke auf den Geſandten des Herzogs. Als dieſer aber mit edlem Anſtand' und freiem, ſiegendem Blick' unter ſie trat, wurden ſie ſchüchtern und verlegen, und als er ſie endlich mit höflichen, ſchmeichelhaften Worten anredete, wurden ihre tapfere Herzen von der Anmuth Georg's von Sturmfeder für des Herzogs Sache gewonnen.

„Wohlerfahrner Oberſt,“ ſprach er, „tapfere Hauptleute der verſammelten Landsknechte, der Herzog von Würtemberg hat ſich den Gränzen ſeines Landes genaht, hat die Stadt Heimsheim erobert und iſt Willens, auf gleiche Weiſe ſein ganzes Herzogthum wieder an ſich zu bringen—“

„Gott ſtraf' mein' Zeel', er hat Recht; thätz auch zo machen —“

„Er hat den tapfern Arm und die fürtreffliche Kriegskunſt der Landsknechte erprobt, als ſie noch gegen ihn ſtanden, er verſieht ſich zu ihnen, daß ſie ihm mit gleichem Muthe jezt beiſtehen werden, und verſpricht ihnen mit ſeinem fürſtlichen Wort, die Bedingungen zu halten, die ſie ihm angeboten haben.“

„Ein frommer Herr“, murmelten ſie untereinander mit beifälligem Nicken — „ein Goldgülden des Monats — und Mordblei — täglich vier Maß Wein für die Hauptleut’!“

Der Oberſt ſtand auf, entblößte ſein kahles Haupt zum Gruß’ und ſprach, von manchem Räuſpern der Verlegenheit unterbrochen. „Wir danken Euch, hochedler Herr, wollen’z thun, wollen mitziehen — wir wollen dem ſchwäbiſchen Bund heimgeben, waz er unz gethan, zo wollen wir. Die allerbeſten und tapferſten, wie auch fürtrefflichſten Leute haben zie fortgeſchickt, als brauchten zie keine Landsknechte mehr. Da ſteht zum Beiſpiel der Hauptmann Löffler. Wenn’z einen tapferern Landsknecht gibt in der Chriſtenheit, zo laß’ ich mir die Haut vom Leib ſchälen, und laß mich braten wie eine Zau. Da ſteht der Staberl von Wien; zo Einen hat die Zonne noch nie beſchienen und der Mond. — Da iſt dann der Magdeburger, wie der, ſicht Keiner in der Türkei — und der Muckerle da, man zollt ihm’z nicht anzehen; aber daz iſt der beſte Schütz mit der Donnerbüchs und trifft auf vierzig Gäng’ in’z Schwarze. — Von mir mag ich nicht reden, Eigenlob ſtinkt; aber Bona manelka in Spanien und Holland hab’ ich gedient und Canto cacramento in Italia und Teutſchland, Mordblei!

in jedem Heere kennt man den langen Peter. Gott ſtraf' mein' Zeel', wenn ich und die Andern hinter den ſchwäbiſchen Hund, wollt' zagen Bund, komme, diavolo maledeto! da werden zie daz Haazenpanier ergreifen und mit den Abſäzen hinter ſich hauen!“

Es war dieß die längſte Rede, die der lange Peter in ſeinem Leben gehalten hat und noch in ſpäten Jahren, als er längſt bei Pavia den Ruhm der deutſchen Landsknechte mit dem Tod beſiegelt hatte, führten ſeine Genoſſen, wenn ſie den jüngern Cameraden vom langen Peter erzählten, dieſen Moment als einen der erhabenſten ſeines Lebens auf. Wie er dageſtanden ſey auf das lange Schwert geſtüzt, den großen Hut mit der Hahnenfeder kühn auf das Ohr gerückt, die rechte Hand in die Seite geſtemmt und die Beine ausgeſpreizt, da habe ihm nichts gefehlt als ein beſſeres Wamm's und eine Gnadenkette, um ihn für einen ächten Oberſt und wahrhaften Feldherrn zu halten.

Die Hauptleute luden jezt den Junker von Sturmfeder ein, eine Muſterung über das neugeworbene Heer zu halten. Der dumpfe Schall der ungeheuern Trommeln, tönte durch's Thal und weckte die Schläfer aus ihrer Ruhe. Noch ſchien Frondsberg's kriegeriſcher Geiſt und ſein ſtrenger Ordnungsſinn über ihnen zu ſchweben, denn in wenigen Augenblicken hatten ſie ſich zu drei großen Kreiſen gebildet, die je aus vier Fähnlein beſtanden. Einem Auge, das an die ſchnelle, tactmäßige Bewegung, die ſchöne Haltung und die gleiche Farbe der Regimenter unſerer Zeit gewöhnt iſt, möchte wohl jener Anblick überraſchend, ja lächerlich erſchienen ſeyn. Die Landsknechte waren nach ihrem Geſchmack gekleidet, doch hatte die Mode der Zeit im Schnitt' ein wenig Gleichförmigkeit in ihren Anzug gebracht. Sie trugen gewöhnlich enge Wämmſer von Leder, oder auch Leder-Weſten [illegible] Ermeln von grobem Tuch. Die Lenden [illegible] in ungeheuer weiten Pluderhoſen, [illegible] am Knie zugebunden, durch ihre Litzen-Schwere noch etwas tiefer herunter hingen. Die vollen Waden umgaben grobe Strümpfe von hellen Farben und die Füße waren mit groben Bund-Schuhen von ungefärbtem Leder bekleidet. Ein Hut, eine Tuch- oder Leder-Mütze, eine erbeutete oder für eigene Rechnung gekaufte Blech-Haube bedeckte den Kopf und die bärtigen Geſichter dieſer Männer, die oft zwanzig Jahre unter allen Herren und Himmelsſtrichen Europa's dienten, hatten einen kühnen, martialiſchen Ausdruck. Ihre Bewaffnung beſtand in einem langen Dolch' und einer Hellebarde, ein Theil war auch mit

Donnerbüchſen bewaffnet, die man mit Lunden losbrannte.

So ſtanden ſie mit ausgeſpreizten Beinen, Fuß an Fuß geſchloſſen, wie ein feſtes Bollwerk und Georg's kriegeriſchen Sinn erfreute der Anblick dieſer kampfgeübten Männer, die wohl zu wiſſen ſchienen, daß ſie vereinzelt nichts, aber in Maſſen verbunden auch einer zahlreichen Schaar von Feinden, furchtbar ſeyen.

Die Hauptleute hatten den Kriegsbrauch und das Commando-Wort ihrer früheren Anführer wohl im Gedächtniß behalten; ſie traten daher mit dem jungen Ritter in einen dieſer Kreiſe und der tiefe, weit tönende Baß des langen Peters befahl: „Gebt Acht Ihr Leut'! kehrt Euch um!“

Schnell hatten ſich die Kreiſe nach innen gekehrt, und vernahmen nun die Reden ihrer Hauptleute, die ihnen jene Aufforderung des Herzogs von Würtemberg auseinander ſetzten. Ein freudiges Gemurmel zeigte, daß ſie mit dieſen Bedingungen zufrieden ſeyen und Ulerich von Würtemberg ſo eifrig dienen wollten, als ſie vorher gegen ihn gedient hatten. Die Hauptleute ließen jezt auch einige Uebungen machen und Georg bewunderte die Geſchicklichkeit der Landsknechte und glaubte feſt, man werde es in der Kriegskunſt auf Erden ſchwerlich noch viel weiter bringen. Er täuſchte ſich! Doch ſein Irrthum iſt ſo verzeihlich, als jener unſerer Großväter, welche die Heroen des großen Friederich für unübertrefflich hielten und den gottloſen Spott ihrer Enkel über Zopf- und Kamaſchen-Dienſt nicht ahneten. Und wird nicht eine Zeit kommen, wo man auch über die guten alten Zeiten von 1829 lächeln wird. Freilich, ſo ſchlanke Taillen wie heut zu Tage ſah man bei den Landsknechten und ihren Hauptleuten Anno 1519 nicht. Doch hätten jene martialiſchen Figuren einem ganzen heutigen Heere mit Normal-Bärten aushelfen können.

Etwa nach einer Stunde meldeten die Vorpoſten, daß man unten im Thale von der Gegend von Heimsheim her, Waffen blinken ſehe, und wenn man das Ohr auf die Erde lege, ſeyen die Tritte vieler Roſſe deutlich zu vernehmen.

„Das iſt der Herzog“, rief Georg, „führt mein Pferd vor, ich will ihm entgegen reiten.“

Der junge Mann galoppirte durch das Thal hin und die Hauptleute und ihre Geſellen blickten ihm nach und bewunderten die Kraft und Gewandtheit, mit welcher er in der ſchweren Rüſtung auf's Pferd geſprungen war, lobten ſeinen Anſtand und ſeine Haltung, ſo lange ſie ihn noch ſehen konnten. Bald miſchte ſich ſein Helmbuſch mit den Büſchen und Lanzenſpitzen, die man unten im Thal bemerkte. Sie kamen näher, jezt ſah man Helme blinken, jezt wurden die Reiter bis um die Bruſt ſichtbar, jezt erſchienen ſie auf einmal auf einer kleinen Anhöhe und man konnte die ganze Schaar überſehen. Der Pfeifer von Hardt ſchaute mit blizenden Augen in die Ferne. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich, die Freude ſchien ihn des Athems zu berauben, ſprachlos nahm er den Oberſten an der Hand und deutete auf die Reiterſchaar.

„Welcher iſt der Herzog“, fragte dieſer, „iſt'z der auf dem Mohren-Schimmel?“

„Nein, das iſt der edle Herr von Hewen; ſeht Ihr das Banner von Würtemberg, wie, ſeh' ich recht? bei Gott, der Junker von Sturmfeder darf es tragen!“

„Daz iſt eine große Ehr! Mordblei, iſt erſt fünfundzwanzig und darf die Fahne tragen! in Frankreich darf das nur der Connetabel thun, der erſte Mann nach dem König Franz. Dort heißt man'z Ohrenflamme und iſt aus lauter Gold. Aber welcher iſt der Herzog Ulerich?“

„Seht Ihr den im grünen Mantel mit den ſchwarz und rothen Federn auf dem Helm?

er reitet neben dem Banner und ſpricht mit dem Junker, er reitet einen Rappen und zeigt gerade mit dem Finger auf uns — ſeht, das iſt der Herzog.“

Die Reiterſchaar mochte ungefähr vierzig Pferde betragen; ſie beſtand meiſt aus Edelleuten und ihren Dienern, die dem Herzog in ſeine Verbannung nachgezogen waren, oder von ſeinem Einfall benachrichtigt, an der Gränze ſeines Landes ſich an ihn angeſchloſſen hatten. Sie waren alle wohlberitten und bewaffnet. Georg von Sturmfeder trug Würtemberg's Pannier, neben ihm ritt ganz geharniſcht der Herzog. Als dieſer Zug jetzt den Landsknechten etwa auf zweihundert Schritte nahe war, erhob der lange Peter ſeine Stimme und ſprach: „gebt Acht, Ihr Leut'. Wann Seine Durchlaucht nahe iſt, und ich meinen Hut vom Scheitel reiße, ſo ſchreiet: „Vivat Ulericus!“ ſchwenket die Fähnlein in der Luft; und Ihr Trommler, raſſelt auf Euren Fellen, daß Euch das Donnerwetter! ſchlagt den Wirbel wie bei'm Sturm auf eine Veſtung, Bassa manelka, haut d'rauf und wenn der Schlegel bricht — ſo begrüßen die tapfern Landsknecht' einen Fürſten.“

Dieſe kurze Anrede that ihre vollkommene Wirkung; die kriegeriſche Schaar murmelte das Lob des Herzogs, ſie ſchüttelten ihre Hellebarden, ſtampften ihre Büchſen klirrend auf den Boden und die Trommler faßten ihre Schlegel krampfhaft in die Hand und als jezt Georg von Sturmfeder, der Bannerträger von Würtemberg, anſprengte und hinter ihm hoch zu Roß, erhaben wie in den Tagen ſeiner Herrſchaft, mit kühnen, gebietenden Blicken Herzog Ulerich von Würtemberg ſich zeigte, da entblößte der lange Peter ehrfurchtsvoll ſein Haupt, die Trommeln raſſelten wie zum Sturm einer Veſte, die Fähnlein neigten ſich zum Gruß, und die Landsknechte riefen ein tauſendſtimmiges Vivat Ulericus!“

Der Bauersmann von Hardt war ſtill in der Ferne geſtanden, hatte nicht auf dieſe kriegeriſchen Grüße gehört, ſeine ganze Seele ſchien nur in ſeinem Auge zu liegen, das trunken an ſeinem Herrn hing. Der Herzog hielt den Rappen an, blickte um ſich und es war tiefe Stille unter den vielen Menſchen. Da trat der Bauer vor, kniete nieder, hielt ihm den Bügel zum Abſteigen und ſprach: „Hie gut Würtemberg alleweg!“

„Ha! biſt Du es, Hanns, mein Geſelle im Unglück, der mir den erſten Gruß von Würtemberg bringt? Meine Edeln habe ich hier erwartet, daß ſie mich begrüßen bei meinem erſten Schritt' auf würtembergiſchem

Grund, meinen Canzlar und meine Räthe, wo ſind die Hunde? Die Stände meiner Landſchaft, wo blieben ſie, will man mich nicht wiederſehen in der Heimath? Iſt Keiner von Allen da, mir den Bügel zu halten, als der Bauer?“

Seine Begleiter drängten ſich ſtaunend um den Herzog her, als ſie ihn alſo ſprechen hörten. Sie wußten nicht, war es Ernſt oder bitterer Scherz über ſein Unglück; ſein Mund ſchien zu lächeln, aber ſein Auge blizte muthig und ſeine Stimme klang ernſt und befehlend. Sie ſahen einander wegen dieſer düſtern Laune zweifelhaft an, aber der Pfeifer von Hardt erwiederte ſeinem Fürſten:

„Dießmal iſt's nur der Bauer, der Euch auf Würtemberg's Boden hilft, aber verachtet nicht ein treues Herz und eine feſte Hand. Die Andern werden ſchon auch kommen, wenn ſie hören, daß der Herr Herzog wieder im Lande ſey.“

„Meinſt Du?“ ſprach Ulerich bitter lachend, indem er ſich vom Pferde ſchwang. „Sie werden auch kommen. Bis jezt haben wir wenig Kunde davon; aber ich will anklopfen an ihren Thüren, daß ſie merken ſollen, es iſt der alte Herr, der in ſein Haus will!“

„Sind dieß die Landsknecht', die mir

dienen wollen?" fuhr er fort, indem er aufmerkſam das kleine Heer betrachtete; „ſie ſind nicht übel bewaffnet und ſehen männlich aus. Wie viel ſind es?"

„Zwölf Fähnlein, Euer Durchlaucht," antwortete der Oberſt Peter, der noch immer mit gezogenem Hut vor ihm ſtand und hie und da verlegen den ungariſchen Bart zwirbelte. „Lauter geübte Leut'; Gott ſtraf' mein' Zeel', thut mir leid, wenn ich geflucht hab', der König in Frankreich hat ſie nicht beſſer."

„Wer biſt denn Du?" fragte ihn der Herzog, der die große dicke Figur mit dem langen Hieber und dem rothen Geſicht verwundert anſchaute.

„Ich bin eigentlich ein Landsknecht meines Zeichens, man nennt mich den langen Peter, jezt aber wohlbeſtallter Oberſt verſammelter —"

„Was, Oberſt! dieſe Narrheit muß aufhören. Ihr mögt mir wohl ein tapferer Mann ſeyn, aber zum Hauptmann ſeyd Ihr nicht gemacht. Ich ſelbſt will Euer Oberſt ſeyn und zu Hauptleuten werde ich einige meiner Ritter machen."

„Bassa manelk — thut mir leid, wenn ich geflucht hab', aber erlaubt, Herr Herzog einem alten Kerl ein Wort, daz iſt gegen unſern Pact mit dem Goldgülden monatlich und den vier Maß Wein tagtäglich. Da ſteh' zum Beiſpiel der Staberl aus Wien, 's gibt keinen Tapfereren unter dem Mond—"

„Schon gut, Alter, ſchon gut! auf die Goldgülden und den Wein ſoll mir's nicht ankommen. Wer bisher Hauptmann war, ſoll es richtig bekommen; nur den Befehl müßt Ihr abgeben. Habt Ihr Pulver und Kugeln?"

„Das will ich meenen! ſagte der Magdeburger, wir haben noch von Euer Durchlaucht eigenem Pulver und Blei, was wir in Tübingen mitgenommen. Wir haben Munition auf achtzig Schuß für den Mann."

„Gut; Georg von Hewen und Philipp von Rechberg. Ihr theilt Euch in die Knechte, jeder nimmt ſechs Fähnlein. Ihr da, die Ihr Euch Hauptleute nennet, könnet bei den einzelnen Fähnlein bleiben und den beiden Herren an die Hand gehen. Ludwig von Gemmingen ſeyd ſo gut, und nehmet den Oberbefehl über das Fußvolk. Jetzt geraden Wegs auf Leonberg. Freu' Dich, mein treuer Bannerträger", ſagte Ulerich, als er ſich auf's Pferd ſchwang, „ſo Gott will, ziehen wir morgen in Stuttgart ein."

Die Reiterſchaar, den Herzog an der Spitze, zog fürder. Der lange Peter ſtand noch immer unverrückt auf dem Platz, den Hut mit der ſtolzen Hahnenfeder in der Hand und ſchaute den Reitern nach.

„Daz iſt einmal ein Fürſt!“ ſprach er zu den Hauptleuten, die neben ihm ſtanden. „Waz der für eine gewaltige Stimme hat und wie er gräulich mit den Augen funkelt, daz ez einem Angſt und bange wird. Hu, ich meine, er woll' mich mit Haut und Haar verſchlucken, alz er mich fragte: „wer biſt denn Du?“

„Mir wor's g'rod, wie wenn einer ſiedend Waſſer über mein' Leib ſchütten thät? In Wien iſt doch auch 'n Kaiſer, aber der thut nit ſo g'waltig wie der do!“

„Alſo Hauptleut' ſind wer g'weſen“, ſprach der Hauptmann Muckerle, „die Herrlichkeit hat nit lang 'dauert.“

„Narr! daz iſt mir Recht. Würde bringt Bürde“, zagt ein Sprichwort. Die Anderen haben oft nicht recht gehorcht, wenn wir befohlen haben, Diavolo, hat doch erſt heute Einer mich ausgelacht. Hat allz einen beſſeren Schick, wenn'z die Herren anführen; den Goldgülden und die vier Maz haben wir ja doch, und daz bleibt die Hauptzache.“

„Dat meen ich doch! und dat haben

ner dem langen Peter zu verdanken. Er ſoll leben!“

„Dank' ſchön! aber daz zag' ich, der Herr wird dem Bund' aufzünden, Mordblei! wenn der erſt ein Schwert in die Hand nimmt, der jagt die Städtler allein auz dem Land! Und zeine Räthe und Canzlar und die Landſchaft! Habt Ihr gehört, wie gräulich er über die geflucht hat? Ich möcht' in Keinez Haut ſtecken.“

Das Wirbeln der Trommeln unterbrach das Geſpräch dieſer tapferen Krieger; dieſe Töne erſchollen nicht mehr auf ihren Befehl, aber der lange Peter war in ſeinen vielen Feldzügen ſo ſehr an den Wechſel von Glück und Unglück, von Hoheit und Niedrigkeit gewöhnt worden, daß er über den Sturz ſeines Regiments nicht trauerte. Gelaſſen nahm er die Hahnenfeder von dem großen Hut, legte die rothe Schärpe und den langen Hieber, die Zeichen ſeiner Würde ab und ergriff eine Hellebarde. „Gott ſcaf' mein' Zeel', ez iſt ſchwer für einen Kerl wie ich, zwölf Fähnlein zu regieren“, ſagte er, als er ſich wieder als guter Landsknecht in die Reihen ſeiner Cameraden ſtellte. „Aber bei Sanct Petruz, dem trefflichen Landsknecht — er muß jezt auch Oberſt zeyn in den himmliſchen Heerſchaaren Cyrie Eleyzon! — der Menſch mu alles probiren auf Erden.“ Die Landsknechte ſchüttelten ihm die Hand und beſtätigten es; es that ſeinem tapferen Herzen wohl, zu hören, er habe ſein Commando trefflich verwaltet. Die drei Ritter, ihre Anführer ſaßen auf und ſtellten ſich zu ihren Fähnlein, die Landsknechte richteten ſich in gewohnter Ordnung zum Marſch und Ludwig von Gemmingen ließ die Trommeln rühren zum Aufbruch.

III.

Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jezt werft die Hülle der verſchwieg'nen Nacht
Von Euch, die Euren ſtillen Zug verhehlte.
Und macht dem Feinde Eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund —

Schiller.

Es war in der Nacht vor Mariä Himmelfahrt, als Herzog Ulerich vor dem Rothen-Bildthor in Stuttgart anlangte. Er hatte auf ſeinem Zuge ſchnell das Städtchen Leonberg erobert und war dann unaufhaltſam immer weiter gedrungen. Vieles Volk lief zu, denn wie ein Lauffeuer hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß der Herzog wieder im Lande ſey. Jezt erſt zeigte es ſich, wie wenig Freunde der Bund ſich erworben hatte;

denn überall wurde die Freude laut, daß das gehäſſige Regiment des Bundes ein Ende habe, daß das angeſtammte Fürſtenhaus wieder in ſeine alten Rechte ſich einſetze.

Auch nach Stuttgart war bald dieſe Nachricht vorgedrungen und hatte die verſchiedenſten Empfindungen dort erregt. Der Adel, der ſich in der Stadt befand, wußte nicht, was er ſich vom Herzog zu verſehen hatte; die Uebergabe von Tübingen war noch in zu friſchem Gedächtniß, als daß er ganz unbeſorgt geweſen wäre. Aber die Erinnerung an den glänzenden Hof Ulerich's von Würtemberg, an die fröhlichen Tage, die ſie dort verlebt hatten, die Vergleichung dieſer Zeit mit dem freudenloſen Leben der Bundes-Räthe mochte ſie günſtig für den Herzog ſtimmen, wenn auch Mancher Urſache hatte, ſeine Wiederkehr nicht gerade herbei zu wünſchen. Die Bürgerſchaft konnte ihre Freude über dieſe Nachrichten kaum verbergen; ſie verließen ihre Häuſer, traten haufenweiſe auf den Straßen zuſammen und beſprachen ſich über die Dinge, die ihrer warteten. Sie ſchimpften leiſe aber weidlich auf den Bund, ballten grimmig ihre Fäuſte in der Taſche, und waren überaus patriotiſch geſinnt. Sie erinnerten ſich der erlauchten Ahnen des vertriebenen Fürſten, es war ſein Name Würtemberg, den auch ſie trugen, ſie zählten ſi

manchen wackeren Herrn aus der Famili
auf, unter welchem ſie und ihre Väter glück
lich gelebt, der Würtemberg's Namen berühm
gemacht hatte. Auch der Gedanke that ih
nen wohl, daß von ihrer Entſcheidung fü
den einen oder den andern Theil ſo viel ab
hänge, weil man im ganzen Lande auf di
Stuttgarter ſehe. Sie waren zwar weit ent
fernt gegen die bündiſche Beſatzung auf ihr
eigene Fauſt einen Aufruhr zu unternehmen
aber ſie ſprachen zu einander: „Gevatter,
wart' nur, bis es Nacht wird; da woller
wir den Reichsſtädtlern zeigen, wo ſie he
ſind, wir Stuttgarter.“

Dem bündiſchen Statthalter, Chriſtoph
von Schwarzenburg entging dieſe Bewegun
unter den Bürgern nicht. Zu ſpät ſah e
ein, wie thöricht man gethan habe, das Hee
zu entlaſſen. Er wandte ſich an die Bun
desſtände, die noch zu Nordlingen verſammel
waren und begehrte Hülfe, aber er ſelbſt ga
die Hoffnung auf, Stuttgart ſo lange halte
zu können, bis ein neues Heer im Feld' er
ſchienen ſey. Er traf zwar einige Anſtalte
zur Gegenwehr, aber die Blitzesſchnelle, mi
welcher der Herzog erſchien, vereitelte all
ſeine Bemühungen. Als er ſah, daß er de
Bürgern nicht trauen konnte, daß ihm de
Adel nicht beiſtehe, daß die Beſatzung nich

einmal zur Sicherung der Thore hinreiche, entwich er bei Nacht und Nebel mit den Bundes-Räthen nach Eßlingen. Ihre Flucht war ſo eilig und geheim, daß ſie ſogar ihre Familien zurückließen und Niemand in der Stadt ahnte, daß der Statthalter und die Räthe nicht mehr in den Mauern ſeyen. Daher waren die Anhänger des Bundes noch immer getroſten Muthes, und glaubten nicht an die Gerüchte von der ſchnellen Annäherung des Herzogs.

Der Marktplatz war damals noch das Herz der Stadt Stuttgart; zwar hatten ſich ſchon zwei große Vorſtädte, die Sanct Leonhardt's- und die Turnier-Acker-Vorſtadt um ſie gelagert, welche mit Graben, Mauern und ſtarken Thoren verſehen, das Anſehen eigener Städte bekommen hatten; aber noch ſtanden die Ringmauern und Thore der Altſtadt, und ihre Bürger ſahen nicht ohne Stolz herab auf die Vorſtädtler. Der Marktplatz war es, wo nach alter Sitte bei jeder beſondern Gelegenheit die Bürger ſich verſammelten; auch an dem wichtigen Abend vor Mariä Himmelfahrt ſtrömten ſie dorthin zuſammen. Zur Zeit, wo der Bürger noch mit der Wehre an der Seite auftreten durfte, hatte ſein öffentlich geſprochenes Wort auch mehr zu bedeuten als in ſpäteren Tagen, wo Tinte, Feder und Papier die Oberhand gewannen. Und wahrlich, die Bürger von Stuttgart waren bei Nacht und in Maſſen verſammelt ganz andere Leute als Morgens. Mancher, der, hätte man ihn Vormittags um ſeine Meinung wegen des Herzogs gefragt, antwortete: „was geht es mich an, bin ein friedlicher Bürgersmann,“ erhob jetzt ſeine Stimme und ſchrie: „wir wollen dem Herzog die Thore öffnen, fort mit den Bündiſchen — wer iſt ein guter Würtemberger?“

Der Mond ſchien hell auf die verſammelte Menge herab, die unruhig hin und her wogte. Ein verworrenes Gemurmel drang von ihnen in die Lüfte; noch ſchienen ſie unſchlüſſig, vielleicht weil Keiner kühn genug war, ſich an die Spitze zu ſtellen. Aus den hohen Giebelhäuſern, die den Platz einſchloſſen, ſchauten viele hundert Köpfe auf den Markt hernieder; es waren die Weiber und Töchter der Verſammelten, die ängſtlich und geſpannt auf das Gemurmel lauſchten. Denn die Stuttgarter Mädchen waren damals ein neugieriges Völkchen und hielten es im Herzen aus Mitleiden mit dem Herzog.

Schon wurde das Murmeln der Menge immer lauter und verſtändlicher; der Ruf:

„wir wollen die Knechte vom Thor wegjagen und die Stadt dem Herzog aufthun‘, immer deutlicher, da ſah man einen langen, hageren Mann auf eine Bank am Brunnen ſpringen, wo er die ganze Menge überragte. Er focht mit ungeheuer langen Armen in der Luft umher, that einen weiten Mund auf und ſchrie mit heiſerer Stimme um Gehör. Es wurde nach und nach ſtiller auf dem Platz, man vernahm einzelne Worte aus ſeiner Rede: „Was? die ehrſamen Bürger von Stuttgart wollen ihren Eid brechen — habt Ihr nicht dem Bunde geſchworen? Wem wollet Ihr die Thore öffnen? Dem Herzog? Er kommt mit ganz geringer Mannſchaft, denn er hat ja kein Geld, um Leute zu bezahlen und da müſſet dann Ihr wieder den Beutel aufthun und blechen! Da wird's heißen, Stuttgart zahlt zehntauſend Gulden, weil es von uns abgefallen iſt. Hört Ihr? zehntauſend Gulden ſollt Ihr zahlen!“

„Wer iſt denn der lange Kerl?“ fragten ſich die Männer. — Er hat nicht Unrecht — werden tüchtig zahlen müſſen. — Iſt er ein Bürger, der da oben? Wer ſeyd Ihr“, rief einer der Kühnſten; „woher wollt Ihr wiſſen, was wir zahlen müſſen?“

„Ich bin der berühmte Doctor Calmus“, ſprach der Redner mit feierlicher

Stimme und weiß das ganz genau. Und wen wollt Ihr vertreiben. Den Kaiſer, das Reich, den Bund; ſo viele reiche Herren wollt Ihr vor den Kopf ſtoßen? und warum? wegen dem Uz, der Euch das Fell über die Ohren zieht; denkt nur an das geringere Gewicht, an die harten Jagdfrevel. Jezt hat er gar kein Geld mehr; er iſt ein Lump, hat alles verſpielt in Mömpelgard—".

„Halt Er ſein Maul", ſchrieen die Bürger, „was geht das Ihn an, Er iſt kein hieſiger Burger — fort mit dem Kahlmäuſer — ſchlagt ihn todt — werft ihn als Fiſch in den Brunnen — der Herzog ſoll leben!"

Doctor Calmus erhob noch einmal ſeine Stimme, aber die Bürger überſchrieen ihn. In dieſem Augenblick kam ein neuer Trupp Bürger aus der obern Vorſtadt herabgeſprungen. „Der Herzog iſt vor dem Rothen-Bildthor", riefen ſie, „mit Reiter- und Fußvolk. Wo iſt der Statthalter? wo ſind die Bundes-Räthe? Er will in die Stadt ſchießen, wenn man nicht aufmacht! — Fort mit den Bündiſchen — wer iſt gut würtembergiſch?"

Der Tumult wuchs von Secunde zu Secunde. Die Bürger ſchienen noch unſchlüſſig, da beſtieg ein neuer Redner die Bank; es war ein feiner Herr, der durch ſein ſchmuckes Aeußere einen Augenblick den Bürgern imponirte: „Bedenket Ihr Männer“, rief er mit feiner Stimme, „was wird der durchlauchtige Bundes-Rath dazu ſagen, wenn Ihr—“

„Was ſcheeren wir uns um den Durchlauchtigen!“ überſchrie man ihn, „fort! reiß't ihn herab mit dem roſen-farbenen Mäntelein und dem glatten Haar, — das iſt ein Ulmer! fort mit ihm — auf ihn, er iſt von Ulm!“

Aber ehe ſie noch dieſen Entſchluß ausführten, trat ein kräftiger Mann hinauf, warf mit einem Schlag den Doctor rechts und den Ulmer mit dem roſen-farbenen Mäntelein links von der Bank, und winkte mit der Mütze in die Luft. „Still! das iſt der Hartmann“, flüſterten die Bürger, „der verſteht's, hört was er ſpricht.“

„Höret mich!“ ſprach dieſer; „der Statthalter und die Bundes-Räthe ſind nirgends zu finden, ſie ſind entflohen und haben uns im Stich gelaſſen, d'rum greifet dieſe Beiden da, wir wollen ſie als Geißeln behalten. Und jezt hinauf an's Rothe-Bildthor. Dort ſteht unſer rechter Herzog, 's iſt beſſer wir machen ſelbſt auf, als daß er mit Gewalt eindringt, wer ein guter Würtemberger iſt, folgt mir nach.“

Er ſtieg herab von der Bank, und jubelnd umgab ihn die Menge; die beiden Fürſprecher des Bundes wurden, ehe ſie ſich deſſen verſahen, gebunden und fortgeführt. Jezt ergoß ſich der Strom der Bürger vom Marktplaz zum obern Thor, hinaus über den breiten Graben der alten Stadt in die Turnier-Acker-Vorſtadt, am Bollwerk vorbei zum Rothen-Bildthor. Die bündiſchen Knechte, die das Thor beſezt hielten, wurden ſchnell übermannt, das Thor ging auf, die Zugbrücke fiel herab und legte ſich über den Stadtgraben.

Dort hatten indeſſen die Anführer des Fußvolkes ihre beſten Truppen aufgeſtellt, denn man wußte nicht genau, wie die Bündiſchen ſich bei der Annäherung des Herzogs benehmen werden. Ulerich ſelbſt hatte die Poſten beritten. Vergeblich ſuchte Georg von Sturmfeder ihn zu überzeugen, daß die Beſazung von Stuttgart ſo ſchwach ſey, daß ſie ihnen nicht die Spize bieten könne, vergeblich ſtellte er ihm vor, daß die Bürger ihn zurückſehnen, und willig ihre Thore öffnen werden; der Herzog ſchaute finſter in die Nacht hinaus, preßte die Lippen zuſammen und knirſchte mit den Zähnen.

„Das verſtehſt Du nicht“, murmelte er dem Jüngling zu; „Du kennſt die Menſchen nicht; ſie ſind alle falſch; traue Niemand als Dir ſelbſt. Sie drehen den Mantel nach jedem Wind! — Aber dießmal will ich ſie faſſen; meinſt Du, ich habe mein Land umſonſt mit dem Rücken angeſehen?“

Georg konnte dieſe Stimmung des Herzogs nicht begreifen. Im Unglück war er feſt, ſogar mild und ſanft geweſen, hatte von manchem ſchönen Brauch geſprochen, den er einführen wolle, wenn er wieder in's Land komme, hatte ſelten Zorn über ſeine Feinde, beinahe nie Unmuth über die Unterthanen gezeigt, die von ihm abgefallen waren; aber ſey es, daß mit dem Anblick der vaterländiſchen Gegenden auch das Gefühl der Kränkung ſtärker als zuvor in ihm erwachte, ſey es, daß es ihm unangenehm auffiel, daß der Adel und die Stände noch nichts hatten von ſich hören laſſen, er war, ſeit er die Gränzen Würtemberg's überſchritten, nicht freudig, gehoben, erwartungsvoll, ſondern ein ſtolzer Trotz blizte aus ſeinen Augen, ſeine Stirne war finſter, und eine gewiſſe Strenge und Härte im Urtheil, fiel ſeinen Umgebungen, beſonders Georg von Sturmfeder auf, der ſich in dieſe neue Seite von Ulerich's Charakter nicht gleich zu finden wußte.

Die Aufforderung an die Stadt mochte wohl ſchon ſeit einer halben Stunde er-

gangen ſeyn; bald war die Friſt abgelaufe
die er ihnen gegeben hatte, und noch imm
war keine Antwort da; man hörte nur e
ängſtliches Hin- und Herrennen in der Stad
aus welchem man weder gute noch böſe Ze
chen deuten konnte.

Der Herzog ritt zu den Landsknechte
vor, die erwartungsvoll auf ihren Helleba
den und Donnerbüchſen lehnten. Die dre
Ritter, welche ſie führten, ſtanden am Gra
ben, und hielten durch ihre Anweſenheit di
Knechte in Ruhe und Ordnung. Bei n
Schein des Mondes betrachtete Georg ängſt
lich Ulerich's Züge. Die Ader auf ſeine
Stirne war aufgelaufen, eine tiefe Röthe
lag auf ſeinen Wangen, und ſeine Augen
brannten in düſterer Gluth.

„Hewen! laß Leitern anſchleppen“, ſag
te er mit dumpfer Stimme. „Der Donner
und das Wetter! es iſt mein eigen Haus,
vor dem ich ſtehe, und die Hunde wollen
mich nicht einlaſſen. Ich laß' noch einmal
blaſen, machen ſie dann nicht ſogleich auf,
ſo ſchmeiß' ich Feuer in die Stadt, daß ihre
Käfigte zuſammen brennen.“

„Bassa manelka, waz mich daz freut!“
ſagte der lange Peter, der in der erſten Rotte
neben dem Herzog ſtand, leiſe zu ſeinen

Kameraden. „Jezt werden Leitern beigeſchleppt, wie die Kazen wir hinauf, mit den Hellebarden über die Mauer geſtochen, daß die Kerl herunter müſſen, mit den Büchſen d'rein gepfeffert. Canto cacramento!“

„Dat will ik meenen!“ flüſterte der Magdeburger, „und dann hinunter in die Stadt, angezündet an den Ecken, geplündert, gebürſtet! da will ik man och bei ſin.“

„Um Gottes Willen, Herr Herzog“, rief Georg von Sturmfeder, welcher die Reden des Herzogs und die gräuliche Freude der Landsknechte wohl vernommen hatte; „wartet nur noch ein kleines Viertelſtündchen, es iſt ja Eure eigene Reſidenzſtadt. Sie berathen ſich vielleicht noch.—“

„Was haben ſie ſich lange zu berathen?“ entgegnete Ulerich unwillig; „ihr Herr iſt hier außen vor dem Thor und fordert Einlaß. Ich habe ſchon zu lange Geduld gehabt. Georg! breite mein Pannier aus im Mondſchein, laß' die Trompeter blaſen, fordere die Stadt zum Leztenmal' auf! Und wenn ich dreißig zähle nach Deinem lezten Wort, und ſie haben noch nicht aufgemacht, bei'm heiligen Hubertus, ſo ſtürmen wir. Spute Dich, Georg!“

„O Herr! bedenket eine Stadt, Eure

beſte Stadt! wie lange habt Ihr in dieſen Mauern gelebt, wollt Ihr Euch ein ſolches Brandmahl aufrichten? Gebt noch Friſt.“

„Ha!“ lachte der Herzog grimmig, und ſchlug mit dem Stahl-Handſchuh auf den Bruſtharniſch, daß es weithin tönte durch die Nacht; ich ſehe, Dich gelüſtet nicht ſehr in Stuttgart einzuziehen und Dein Weib zu verdienen. Aber bei meiner Ungnade, jetzt kein Wort mehr, Georg von Sturmfeder. Schnell an's Werk. Ich ſag', roll' mein Pannier auf, blaſ't Trompeter, blaſ't, ſchmettert ſie auf aus dem Schlaf, daß ſie merken, ein Würtemberger iſt vor dem Thor, und will trotz Kaiſer und Reich in ſein Haus. Ich ſag', fordere ſie auf, Sturmfeder.“

Georg folgte ſchweigend dem Befehl; er ritt bis dicht vor den Graben, und rollte das Pannier von Würtemberg auf. Die Strahlen des Mondes ſchienen es freundlich zu begrüßen, ſie beleuchteten es deutlich und zeigten ſeine Felder und Bilder. Auf eine große Fahne von rother Seide war Würtemberg's Wappen eingewoben. Der Schild zeigte vier Felder. Im erſten waren die würtembergiſchen Hirſchhörner angebracht, im zweiten die Würfel von Teck, im dritten die Reichsſturm-Fahne, die dem Herzog als Reichs-Bannerträger zu kam, und im vierten die

Fiſche von Mömpelgard, der Helm aber trug die Krone und das Uracher Jägerhorn. Der junge Mann ſchwenkte das ſchwere Pannier in der ſtarken Hand, drei Trompeter ritten neben ihm auf und ſchmetterten ihre wilden Fanfaren gegen die verſchloſſene Pforte.

Im Thore öffnete ſich ein Fenſter; man fragte nach dem Begehr. Georg von Sturmfeder erhob ſeine Stimme und rief: „Ulerich, von Gottes Gnaden Herzog zu Würtemberg und Teck, Graf zu Urach und Mömpelgard, fordert zum Zweiten- und Letzten Mal ſeine Stadt Stuttgart auf, ihm willig und ſogleich die Thore zu öffnen. Widrigenfalls wird er die Mauer ſtürmen und die Stadt als feindlich anſehen.“

Noch während Georg dieſes ausrief, hörte man das verworrene Geräuſch vieler Tritte und Stimmen in der Stadt, es kam näher und näher, und wurde zum Tumult und Geſchrei.

„Gott ſtraf' mein' Zeel', zie machen einen Auzfall!“ ſagte der lange Peter, laut genug, um vom Herzog verſtanden zu werden.

„Du könnteſt Recht haben“, erwiederte dieſer, indem er ſich plötzlich zu dem erſchrockenen Landsknecht wandte. „Schließt dichter an, ſtreckt die Picken vor und haltet die Lunden bereit; wir wollen ſie empfangen nach Verdienſt.“

Die ganze Linie zog ſich vom Graben zurück, nur die drei erſten Fähnlein ſtellten ſich da, wo die Zugbrücke ſich an's Land legen mußte, auf. Ein Wall von Picken ſtarrte jedem Angriff' entgegen und die Schützen hatten die Donnerbüchſen aufgelegt und hielten die Lunden über dem Zündloch; tiefe Stille der Erwartung war auf dieſer Seite, deſto brauſender drang der Lärm aus der Stadt herüber. Die Brücke fiel herab, aber keine Feinde waren es, die zu einem Ausfall herüberdrangen, ſondern drei alte graue Männer kamen aus dem Thor; ſie trugen das Wappen der Stadt und die Schlüſſel.

Als der Herzog dieß ſah, ritt er etwas freundlicher hinzu. Georg folgte ihm und betrachtete dieſe Uebergabe. Zwei dieſer Männer ſchienen Rathsherren oder Bürgermeiſter zu ſeyn; ſie beugten das Knie vor dem Herrn und überreichten ihm die Zeichen ihrer Unterwerfung. Er gab ſie ſeinen Dienern und ſagte zu den Bürgern: „Ihr habt Uns etwas lange warten laſſen vor der Thüre; wahrhaftig, wir wären bald über die Mauer geſtiegen und hätten eigenhändig Eure Stadt zu unſerem Empfang beleuchtet, daß Euch der Rauch die Augen hätte beizen ſollen. Der Teufel! warum ließet Ihr ſo lange warten?“

„O Herr!“ ſagte einer der Bürger; „was die Burgerſchaft betrifft, die war gleich bereit, Euch aufzuthun, wir haben auch etliche vornehme Herren vom Bunde hier, die hielten lange und gefährliche Reden an das Volk, um es gegen Euch aufzuwiegeln. Das hat ſo lange verzögert.“

„Ha! wer ſind dieſe Herren? Ich hoffe nicht, daß Ihr ſie habt entkommen laſſen! mich gelüſtet ein Wort mit ihnen zu ſprechen.“

„Bewahre, Euer Durchlaucht! wir wiſſen, was wir unſerm Herrn ſchuldig ſind. Wir haben ſie ſogleich gefangen und gebunden. Befehlt Ihr, daß wir ſie bringen?“

„Morgen früh in's Schloß! will ſie ſelbſt verhören, ſchicket auch den Scharfrichter; werde ſie vielleicht köpfen laſſen.“

„Schnelle Juſtiz, aber ganz nach Verdienſt!“ ſprach hinter den beiden Bürgern eine heiſere, krächzende Stimme.

„Wer ſpricht da mir in's Wort?“ fragte der Herzog und ſchaute ſich um; zwiſchen den beiden Bürgern heraus trat eine ſonderbare Geſtalt. Es war ein kleiner Mann, der den Höcker, womit ihn die Natur geziert hatte, unter einem ſchwarzen ſeidenen Mantel ſchlecht verbarg; ein kleines ſpitziges Hütlein ſaß auf ſeinen grauen, ſchlichten Haaren, tückiſche Aeuglein funkelten unter buſchigen, grauen Augenbrauen und der dünne Bart, der ihm unter der hervorſpringenden Adlernaſe hing, gab ihm das Anſehen eines ſehr großen Katers. Eine widerliche Freundlichkeit lag auf ſeinen eingeſchrumpften Zügen, als er vor dem Herzog das Haupt zum Gruß' entblößte, und Georg von Sturmfeder faßte einen unerklärlichen Abſcheu und ein ſonderbares Grauen vor dieſem Mann gleich beim erſten Anblick.

Der Herzog ſah den kleinen Mann an und rief freudig: „Ha! Ambroſius Volland unſer Canzlar! Biſt Du auch noch am Leben? Hätteſt zwar früher ſchon kommen können, denn Du wußteſt, daß Wir wieder in's Land dringen — aber ſey Uns deßwegen dennoch willkommen.“

„Allerdurchlauchtigſter Herr!“ antwortete der Canzler Ambroſius Volland, „bin wiederſo hart vom Zipperlein befallen worden, daß ich beinahe nicht aus meiner Behauſung kommen konnte; verzeihen daher, Euer —"

„Schon gut, ſchon gut!" rief der Herzog lachend, will Dich ſchon curiren vom Zipperlein. Komm' morgen früh in's Schloß, jezt aber gelüſtet uns, Stuttgart wieder zu ſehen. Heran mein treuer Bannerträger!" wandte er ſich mit huldreicher Miene zu Georg; Du haſt treulich Wort gehalten, bis an die Thore von Stuttgart; ich will's vergelten. Bei Sanct Hubertus, jezt iſt die Braut Dein nach Recht und Billigkeit. Trag' mir meine Fahne vor, wir wollen ſie aufpflanzen auf meinem Schloß' und jenes bündiſche Banner in den Staub treten! Gemmingen und Hewen, Ihr ſeyd heute Nacht noch meine Gäſte; wir wollen ſehen, ob uns die Herren vom Schwabenbund noch ein Reſtchen Wein übrig gelaſſen haben!"

So ritt Herzog Ulerich, umgeben von den Rittern, die ſeinem Zuge gefolgt waren, wieder in die Thore ſeiner Reſidenz. Die Bürger ſchrieen Vivat und die ſchönen Mädchen verneigten ſich freundlich an den Fenſtern zum großen Aergerniß ihrer

Mütter und Liebhaber, denn alle dachten, dieſe Grüße gelten dem ſchönen jungen Ritter, der des Herzogs Banner trug und beleuchtet vom Fackelſchein wie Sanct Georg der Lindwurm-Tödter ausſah.

IV.

O Burg, von Geiſtern tapf'rer Ahnen
Die Thaten freudig hier gelebt,
Und wack'rer Fürſten Ruhm umſchwebt.
O, deren Bild mit frommem Mahnen
Sich in des Nahen Bilder webt.

Ph. Conz.

Das alte Schloß zu Stuttgart hatte damals, als es Georg von Sturmfeder am Morgen nach des Herzogs Einzug beſchaute, nicht ganz die Geſtalt, wie es noch in unſern Tagen zu ſehen iſt, denn dieſes Gebäude wurde erſt von Ulerich's Sohn, Herzog Chriſtoph aufgeführt. Das Schloß der alten Herzoge von Würtemberg ſtand übrigens an derſelben Stelle und war in Plan und Ausführung nicht ſehr verſchieden von Chritoph's Werk, nur daß es zum größten Theil aus Holz gebaut war. Es war umgeben von breiten und tiefen Graben, über welche gegen Mitternacht eine Brücke in die Stadt führte. Ein großer, ſchöner Vorplatz diente in früheren Zeiten dem fröhlichen Hofe Ulrich's zum Tummelplatz für ritterliche Spiele und mancher Reiter wurde von des Herzogs eigener gewaltiger Hand in den Sand geworfen. Die Zeichen dieſes ritterlichen Sinnes ſprachen ſich auch in andern Theilen des Gebäudes aus. Die Halle im unteren Theil des Schloſſes war hoch und gewölbt wie eine Kirche, daß die Ritter in dieſer „Tyrnitz“ bei Regentagen fechten und Speere werfen und ſogar die ungeheuren Lanzen ungehindert darin handhaben konnten. Von der Größe dieſer fürſtlichen Halle zeugt die Ausſage der Chroniſten, daß man bei feierlichen Gelegenheiten dort oft zwei bis dreihundert Tiſche gedeckt habe. Von da führte eine ſteinerne Treppe aufwärts ſo breit, daß zwei Reiter neben einander hinaufreiten konnten. Dieſer großartigen Einrichtung des Schloſſes entſprach die Pracht der Zimmer, der Glanz des Ritterſaales und die reichen, breiten Gallerien, die zum Tanz' und Spiele eingerichtet waren.

Georg maß mit ſtaunendem Auge dieſe verſchwenderiſche Pracht der Hofburg. Er verglich den kleinen Sitz ſeiner Ahnen mit dieſen Hallen, dieſen Höfen, dieſen Sälen, wie klein und gering kam es ihm vor! Er erinnerte ſich der Sage von der glänzenden Hofhaltung Ulerich's, von ſeiner prachtvollen Hochzeit, wo er in dieſem Schloß ſiebentauſend Gäſte aus allen Theilen des deutſchen Reiches ſpeiste und tränkte, wo in dem hohen Gewölbe der Tyrnitz und in dem weiten Schloßhofe einen ganzen Monat lang Ritterſpiel' und Gelage gehalten wurden, und wenn der Abend einbrach, hundert Grafen, Ritter und Edelleute mit Hunderten der ſchönſten Damen in jenen Sälen und Gallerien tanzten! Er blickte hinab in den herrlichen Schloßgarten, das Paradies genannt. Seine Phantaſie bevölkerte dieſe Luſtgehege und Gänge mit jenem fröhlichen Gewimmel des fröhlichen Hofes mit den Heldengeſtalten der Ritter, mit den feſtlich geputzten Fräulein, mit allem Jubel und Sang, der einſt hier erſcholl. Aber wie öde und leer däuchten ihm dieſe Mauern und Gärten, wenn er die Gegenwart mit den Bildern ſeiner Phantaſie verglich. Die Gäſte der Hochzeit, der glänzende, luſtige Hof iſt verſchwunden, ſprach er zu ſich, die fürſtliche Gemahlin iſt entflohen, der glänzende Frauenkreis, der ſie einſt umgab, hat ſich zerſtreut, die Ritter und Grafen, die einſt hier ſchmausten und ein reiches Leben voll Spiel und Tanz verlebten, ſind von dem Fürſten abgefallen, die zarten Sproſſen ſeiner Ehe ſind in fernen Landen — er ſelbſt ſizt einſam in dieſer herrlichen Burg, brütet Rache an ſeinen Feinden und weiß nicht wie lange er nur in dem Hauſe ſeiner Väter bleiben wird; ob nicht auf's Neue ſeine Feinde noch mächtiger heranziehen, ob er nicht noch unglücklicher wird als je zuvor.“

Vergebens ſtrebte der Jüngling dieſe trüben Gedanken, welche der Widerſpruch der Pracht ſeiner Umgebungen mit dem Unglück des Herzogs in ihm erweckt hatten, zu unterdrücken. Vergebens rief er das Bild jenes holden Weſens herauf, das er jezt bald auf ewig ſeyn nennen durfte, vergebens malte er ſich ſein häusliches Glück an ihrer Seite mit den lockendſten, reizendſten Farben aus, jene trüben Bilder kehrten immer wieder. Sey es, daß jener Mann durch die Erhabenheit, die er im Unglück gezeigt hatte, einen ſo großen Raum in der Bruſt des Jünglings gewonnen hatte, ſey es, daß ihm die Natur in einzelnen Augenblicken mit einem unwillkührlichen Gefühl der Ahnung begabte, er blieb ſinnend und ernſt und es war ihm, als ſey der Herzog nichts weniger als glücklich, als müſſe er ihn vor irgend einem drohenden Unglück warnen.

„So überaus ernſt, junger Herr?“ fragte eine heiſere Stimme hinter ihm und weckte ihn aus ſeinen Gedanken. „Ich dächte doch, Georg von Sturmfeder hätte alle Urſache, heiter und guter Dinge zu ſeyn!“

Der junge Mann wandte ſich verwundert um und ſchaute herab — auf den Canzler Ambroſius Volland. War ihm dieſer Mann ſchon geſtern durch ſeine widrige Freundlichkeit, durch ſein katerhaftes, ſchleichendes Weſen unangenehm aufgefallen, ſo war dieß heute noch mehr der Fall, da der Canzler durch überladenen Putz ſeine Mißgeſtalt noch mehr herausgehoben hatte. Sein dunkelgelbes veraltertes Antlitz, mit dem ewigen ſtehenden Lächeln, die grünen Aeuglein unter den langen, grauen Wimpern, die rothen, entzündeten Ränder der Augenlieder, der dünne Katzenbart ſtachen grell ab gegen ein rothes Barett von Samm't und gegen einen Mantel von hellgelber Seide, der über den Höcker des kleinen Mannes hinabfloß. Unter dieſem trug er einen grasgrünen Anzug, roſenroth ausgeſchlizt und roſenrothe Kniebänder mit ungeheuren Maſchen. Sein Kopf ſtak in den Schultern und das rothe Barett ſtieß hinten ſogleich auf den Höcker auf. Der Scharfrichter von Stuttgart pflegte daher zu ſagen, unter allen Menſchen, die er kenne, ſey Niemand ſchwerer köpfen als der Canzler Ambroſius Volland.

Dieſer Mann war es, der an Georg von Sturmfeder mit ſüßem Lächeln hinaufſah, und da ihn dieſer noch immer anſtarrte, zu ſprechen fortfuhr: „Ihr kennet mich vielleicht nicht, werthgeſchäzter junger Freund, ich bin aber Ambroſius Volland, Seiner Durchlaucht Canzler. Ich komme, um Euch einen guten Morgen zu wünſchen.“

„Ich danke Euch, Herr Canzler; viele Ehre für mich, wenn Ihr Euch deßwegen herbemühtet.“

„Ehre, wem Ehre gebührt! Ihr ſeyd ja der Ausbund und die Krone unſerer jungen Ritterſchaft! Ja! wer meinem Herrn ſo treu beigeſtanden iſt in aller Noth und Fährlichkeit, der hat Anſpruch auf meinen innigſten Dank und meine abſonderliche Verehrung!“

„Ihr hättet das wohlfeiler haben können, wenn Ihr mitgezogen wäret nach Mompelgard“, erwiederte Georg, den die Lobſprüche dieſes Mannes beleidigten. „Treue muß man nie loben, eher Untreue ſchelten.“

Einen Augenblick blizte ein Strahl des Zornes aus den grünen Augen des Canzlers, aber er faßte ſich ſchnell wieder zur alten

Freund-

Freundlichkeit. „Ja wohl, das mein' ich auch! Was mich betrifft, ſo lag ich am Zipperlein hart darnieder und konnte alſo nicht wohl nach Mömpelgard reiſen; werde aber jezt mit meinem kleinen Licht, das mir der Himmel verliehen, dem Herrn deſto thätlicher zur Hand gehen.“

Er hielt einen Augenblick inne und ſchien Antwort zu erwarten; aber der Jüngling ſchwieg und maß ihn nur hin und wieder mit einem Blick, den er nicht recht ertragen konnte. „Nun, Euch wird die Freude erſt recht angehen. Der Herzog hält erſtaunlich viel auf Euch! Natürlich, Ihr verdient es auch im höchſten Grad' und der Herzog hat ſeinen Liebling gut gewählt. Wollet doch erlauben, daß Ambroſius Volland Euch auch eine kleine Erkenntlichkeit zeige. Seyd Ihr Freund von ſchönen Waffen? Kommet in meine Behauſung auf dem Markt, wählet Euch aus meiner Armatur was Euch beliebt. Vielleicht dienen Euch ſchöne Bücher, habe einen ganzen Kaſten voll; wählet Euch aus, was Ihr wollet, wie es unter Freunden gebräuchlich. Eſſet auch zuweilen bei mir zu Mittag, meine Baſe, ein feines Kind von ſiebzehn Jahren hält mir Haus; ſehet Ihr nur, hi, hi, hi — ſehet Ihr nur nicht zu tief in die Augen.“

„Seyd ohne Sorgen, bin ſchon verſehen."

„So? ei das iſt recht chriſtlich gedacht; das muß ich loben; man trifft ſolchen wackern Sinn nicht immer unter unſerer heutigen Jugend. Ich ſagte es ja gleich; der Sturmfeder, das iſt ein Ausbund von Tugenden. Nun, was ich noch ſagen wollte, wir ſind bis jezt ſo zuſammen die einzigen von des Herzogs Hofſtaat, ſtehen wir zuſammen, ſo werden nur Leute aufgenommen, die wir wollen. Verſtehet mich ſchon, hi, hi, eine Hand wäſcht die Andere. Darüber läßt ſich noch ſprechen; Ihr beehret mich doch zuweilen mit einem Beſuche?"

„Wenn es meine Zeit erlauben wird, Herr Canzler."

„Würde mich gerne noch länger bei Euch aufhalten, denn in Eurer Gegenwart iſt mir ganz wohl um's Herz; muß aber jezt zum Herrn. Er will heute früh Gericht halten über die zwei Gefangenen, die geſtern Nacht das Volk aufwiegeln wollten. Wird was geben, der Beltle iſt ſchon beſtellt."

„Der Beltle?" fragte Georg, „wer iſt er?"

„Das iſt der Scharfrichter, werthgeſchäzter, junger Freund."

„Ich bitte Euch! der Herzog wird doch

nicht den erſten Tag ſeiner neuen Regierung mit Blut beflecken wollen!“

Der Canzler lächelte gräulich und antwortete: „Was das nieder Eurem fürtrefflichen Herzen Ehre macht; aber zum Blutrichter taugt Ihr nicht. Man muß ein Exempel ſtatuiren. Der Eine“, fuhr er mit zarter Stimme fort, „der Eine wird geköpft, weil er von Adel iſt, der Andere wird gehängt. Behüt' Euch Gott, Lieber!“

So ſprach der Canzler Ambroſius Volland und ging mit leiſen Schritten die Gallerie entlang den Gemächern des Herzogs zu. Georg ſah ihm mit düſteren Blicken nach. Er hatte gehört, daß dieſer Mann früher durch ſeine Klugheit, vielleicht auch durch unerlaubte Künſte großen Einfluß auf Ulerich gewonnen hatte; er hatte den Herzog ſelbſt oft mit großer Achtung von der Staatsklugheit dieſes Mannes ſprechen gehört; aber er wußte nicht warum, er fürchtete für den Herzog, wenn er ſich dem Canzler vertraue, er glaubte Tücke und Falſchheit in ſeinen Augen geleſen zu haben.

Er ſah gerade den Höcker und den wehenden gelben Mantel um die Ecke ſchweben, als eine Stimme neben ihm flüſterte: „Traut dem Gelben nicht!“ Es war der Pfeifer von Hardt, der ſich unbemerkt an ſeine Seite geſtellt hatte.

„Wie? biſt Du es, Hanns?“ rief Georg und bot ihm freundlich die Hand: „Kommſt Du in's Schloß, uns zu beſuchen? Das iſt ſchön von Dir, biſt mir wahrhaftig lieber als der mit dem Höcker; aber was wollteſt Du mit dem Gelben, dem ich nicht trauen ſolle?“

„Das iſt eben der mit dem Höcker, der Canzler, der iſt ein falſcher Mann; ich habe auch den Herzog verwarnt, er ſoll nicht Alles thun, was er ihm räth, aber er wurde zornig und — es mag wahr ſeyn, was er ſagte.“

„Was ſagte er denn? haſt Du ihn heute ſchon geſprochen?“

„Ich kam, um mich zu verabſchieden, denn ich gehe wieder heim nach Hardt zu Weib und Kind; der Herr war erſt gerührt und erinnerte ſich an die Tage ſeiner Flucht und ſagte, ich ſoll mir eine Gnade ausbitten. Ich aber habe keine verdient, denn was ich gethan, iſt eine alte Schuld, die ich abgetragen. Da ſagte ich, weil ich nichts anders wußte, er ſoll mich meinen Fuchs frei ſchießen laſſen, und nicht ſtrafen als Jagdfrevel. Deß lachte er und ſprach: „das könne ich thun, das ſey aber keine Gnade; ich ſolle weiter bitten. Da faßte ich ein Herz und antwortete: „Nun, ſo bitt' ich, Ihr möget dem ſchlauen Canzler nicht allzuviel trauen und folgen. Denn ich meine, wenn ich ihn ſehe, er meint es falſch —“

„So geht es mir gerade auch“, rief Georg, „es iſt, als wolle er mir die Seele ausſpioniren mit den grünen Augen und ich wette, er meint es falſch; aber was gab Dir der Herzog zur Antwort?“

„Das verſtehſt Du nicht“, ſagte er, „und wurde böſe; in Klüften und Höhlen magſt Du wohl bewandert ſeyn, aber im Regiment kennt der Canzler die Schliche beſſer als Du.“ Kann ſeyn, ich habe Unrecht und es ſoll mir lieb ſeyn, um den Herzog! Nun lebet wohl, Junker! Gott ſey mit Euch; Amen.“

„Und wollteſt Du alſo gehen; wollteſt nicht noch zu meiner Hochzeit bleiben? Ich erwarte den Vater und das Fräulein heute. Bleibe noch ein Paar Tage; Du warſt ſo oft der Liebesbote und darfſt uns nicht fehlen!“

„Was ſoll ſo ein geringer Mann, wie ich, bei der Hochzeit eines Ritters? Zwar könnte ich mich hinaufſetzen zu den Spielleuten und auch eines aufſpielen zum Ehrentanz, aber das thun Andere ſo gut als ich, und mein Haus verlangt nach mir.“

„Nun, ſo lebe wohl; grüße mir Dein Weib und Bärbele, dein ſchmuckes Töchterlein und beſuche uns fleißig auf Lichtenſtein; Gott ſey mit Dir.“

Dem Jüngling hing eine Thräne im Auge, als er dem Bauer die Hand zum Abſchied bot, denn er hatte in ihm einen kräftigen, biedern Mann, einen treuen Diener ſeines Fürſten, einen muthigen Genoſſen in Gefahren und einen heitern Geſellen im Unglück' erkannt. Wohl ſchwebte ihm noch manche Frage über das geheimnißvolle Walten dieſes Mannes, über ſeine wunderbare Anhänglichkeit an den Herzog auf den Lippen, aber er unterdrückte ſie, überwältigt von jener unerklärlichen Macht, von jener natürlichen Größe und Würde, welche den Pfeifer von Hardt auch im unſcheinbaren Gewand des Bauers umgab.

„Noch ein's! rief Hanns, als er eben nach dem lezten Händedruck des Junkers ſcheiden wollte, „wiſſet Ihr auch, daß Euer ehemaliger Gaſtfreund und zukünftiger Vetter, Herr von Kraft hier iſt?“

„Der Rathsſchreiber? wie ſollt' der hieher kommen? Er iſt ja bündiſch!“

„Er iſt hier, und nicht gerade im anmuthigſten Cloſett, denn er ſizt gefangen. Geſtern Abend, als das Volk zuſammenlief wegen des Herzogs, ſoll er für den Bund öffentlich geſprochen haben.“

„Gott im Himmel! das war Dieterich Kraft, der Rathsſchreiber. Da muß ich ſchnell zum Herzog, er richtet ſchon über ihn und der Canzler will ihn köpfen laſſen! Gehab' Dich wohl!“

Mit dieſen Worten eilte der Jüngling den Corridor entlang zu den Gemächern des Herzogs. Er war in Mömpelgard zu allen Tageszeiten zum Herzog gegangen, daher machten ihm auch jezt die Thürhüter ehrerbietig Plaz. Er trat haſtig in das Gemach; der Herzog ſah ihn verwundert und etwas unwillig an, der Canzler aber hatte das ewige ſüße Lächeln wie eine Larve vorgehängt.

„Guten Morgen, Sturmfeder!“ rief der Herzog, der in einem grünen, goldgeſtickten Kleide, den grünen Jagdhut auf dem Kopf am Tiſch ſaß, haſt Du gut geſchlafen in meinem Schloſſe? was führt Dich ſchon ſo früh zu uns? wir ſind beſchäftigt.“

Die Augen des jungen Mannes hatten indeſſen unruhig im Zimmer umhergeſtreift und den Schreiber des Ulmer Raths in einer Ecke gefunden. Er war blaß wie der

Tod, ſein ſonſt ſo zierliches Haar hing in Verwirrung herab und ein roſenfarbenes Mäntelein, das er über ein ſchwarzes Kleid trug, war in Fetzen zerriſſen. Er warf einen rührenden Blick auf den Junker Georg und ſah dann auf zum Himmel, als wollte er ſagen, „mit mir iſt's aus!“ Neben ihm ſtanden noch einige Männer und auch ein langer, hagerer Mann, den er ſchon geſehen zu haben ſich erinnerte. Die Gefangenen wurden von Petrus, dem tapfern Magdeburger und dem Caſperl aus Wien bewacht. Sie ſtanden mit ausgeſpreizten Beinen, die Hellebarden auf dem Boden geſtemmt, kerzengerade auf ihrem Poſten.

„Ich ſag', wir haben zu thun“, fuhr der Herzog fort; „was ſchauſt Du nur immer nach dem roſenfarbenen Menſchenkind; das iſt ein verſtockter Sünder; das Schwert wird ſchon für ihn gewezt.“

„Euer Durchlaucht erlauben mir nur ein Wort“, entgegnete Georg. „Ich kenne jenen Mann und wollte mich mit Hab' und Gut für ihn verbürgen, daß er ein friedlicher Mann iſt und gewiß kein Verbrecher, der den Tod verdiente.“

„Bei Sanct Hubertus, das iſt kühn! Die Natur hat ſich geändert. Mein Canzler, der treffliche Juriſt, hat ſich aufgepuzt wie ein junger Krieger und mein junger Krieger dort will den Advocaten machen! Was ſagt Ihr dazu, Ambroſius Volland?“

„Hi, hi! ich habe Euer Durchlaucht durch meine Perſon Spaß machen wollen; weiß aus früherer Zeit, daß Ihr einen kleinen Scherz liebet; nun, der liebe, gute Sturmfeder will die Luſtbarkeit vermehren und den Juriſten ſpielen. Hi, hi, hi! wird ihm aber nichts helfen, dem Roſenfarbenen. Majeſtätsverbrechen! wird halt doch geköpft, der im Mäntelein.“

„Herr Canzler!“ rief der Jüngling vor Unmuth glühend. „Der Herr Herzog wird mir bezeugen können, daß ich mich nie zum Schalksnarren hergegeben habe. Dieſe Rolle mache ich Andern nicht ſtreitig. Und mit Menſchenleben ſpiele und ſcherze ich nie! Es iſt mein wahrer Ernſt; ich verbürge mich mit meinem Leben für gegenwärtigen Edlen von Kraft, Rathsſchreiber in Ulm. Ich hoffe, meine Bürgſchaft kann angenommen werden.“

„Wie?“ ſagte Ulerich, „das iſt wohl der zierliche Herr, Dein Gaſtfreund, von dem Du mir ſo oft erzählteſt? Thut mir leid um ihn, aber er wurde in einem Aufruhr unter ſehr gefährlichen Umſtänden gefangen!“

„Freilich!“ krächzte Ambroſius, „ein crimen laesae majestatis!“

„Erlaubet Herr! ich habe die Rechte lange genug ſtudirt, um zu wiſſen, daß hier durchaus nicht von einem ſolchen Verbrechen die Rede ſeyn kann. Geſtern Nacht waren die Bundes-Räthe und der Statthalter noch hier; folglich war Stuttgart noch in Gewalt des Bundes, und der Rathsſchreiber, der durchaus kein Unterthan Seiner Durchlaucht iſt, hat nicht anders gehandelt, als jeder bündiſche Soldat, der auf Befehl ſeines Oberen gegen uns zu Felde zog.“

„Ei, die Jugend, die Jugend! wie Ihr Alles überhaſpelt, junger, ſehr werthgeſchätzter Freund! Sobald der Herzog die Stadt aufgefordert hatte, und den animam posidendi hatte, war auch Alles, was in den Mauern ſich befand, ſein. Folglich wer eine Verſchwörung gegen ihn anzettelte, iſt ein Majeſtätsverbrecher. Beſagter Herr von Kraft aber hat ſchrecklich gefährliche Reden an das Volk gehalten.“

„Nicht möglich; es wäre ganz gegen ſeine Art und Weiſe! Herr Herzog! das kann nicht ſeyn!“

„Georg!“ ſagte dieſer ernſt, „wir haben lange Geduld gehabt, Dich anzuhören. Es hilft Deinem Freunde doch nichts. Hier liegt das Protokoll; der Canzler hat, ehe ich kam, ein Zeugenverhör angeſtellt, worin Alles ſonnenklar bewieſen iſt. Wir müſſen ein Exempel ſtatuiren! Wir müſſen unſere Feinde recht in's Herz hinein verwunden, der Canzler hat ganz Recht; darum kann ich keine Gnade geben.“

„So erlaubt mir nur noch eine Frage an ihn und die Zeugen, nur ein Paar Worte.“

„Iſt gegen alle Form Rechtens;“ fiel der Canzler ein; „ich muß dagegen proteſtiren, Lieber; es iſt ein Eingriff in mein Amt.“

„Laß' ihn, Ambroſius; mag er meinetwegen noch ein Paar Fragen an den armen Sünder thun, er iſt doch verloren.“

„Dietrich von Kraft“, fragte Georg, „wie kommt Ihr hieher?“

Der arme Rathsſchreiber, den der Tod ſchon an der Kehle gefaßt hatte, verdrehte die Augen und ſeine Zähne ſchlugen aneinander; endlich konnte er einige Worte herausſtoßen: „Bin hieher geſchickt worden vom Rath, wurde Schreiber bei'm Statthalter —“

„Wie kamet Ihr geſtern Nacht zu den Bürgern von Stuttgart?“

Der Statthalter befahl mir Abend's,

wenn etwa die Bürger ſich aufrühreriſch zeigten, ſie anzureden und zu ihrer Pflicht und Eid zu verweiſen.“

„Ihr ſehet, er kam alſo auf höheren Befehl dorthin; wer nahm Euch gefangen?“ fuhr Georg zu fragen fort.

„Der Mann, der neben Euch ſteht.“

„Ihr habt dieſen Herrn gefangen? alſo müßt Ihr auch gehört haben, was er ſprach? was ſagte er denn?“

„Ja, was wird er geſagt haben“, antwortete der Bürger, „er hat keine ſechs Worte geſprochen, ſo warf ihn der Bürgermeiſter Hartmann von der Bank herunter; ich weiß nach, er hat geſagt: „Aber bedenket, Ihr Leute, was wird der durchlauchtigſte Bundes-Rath dazu ſagen!“ Das war Alles, da nahm ihn der Hartmann bei'm Kragen und warf ihn herunter. Aber dort der Doctor Calmus, der hielt eine längere Rede.“

Der Herzog lachte, daß das Gemach dröhnte und ſah bald Georg, bald den Canzler an, der ganz bleich und verſtört ſich umſonſt bemühte, ſein Lächeln beizubehalten. „Das war alſo die gefährliche Rede, das Majeſtätsverbrechen? Was wird der Bundes-Rath dazu ſagen! Armer Kraft! wegen dieſes kraftvollen Sprüchleins verfielſt Du beinahe dem Scharfrichter. Nun, das haben ſelbſt unſere Freunde oft geſagt: „was werden die Herren ſagen, wenn ſie hören, der Herzog iſt im Land.“ Deßwegen ſoll er nicht beſtraft werden, Was ſagſt Du dazu, Sturmfeder!“

„Ich weiß nicht, was Ihr für Gründe habt, Herr Canzler,“ ſagte der Jüngling, indem ſein Auge noch immer von Unmuth ſtrahlte, „die Sachen ſo auf die Spitze zu ſtellen, und dem Herrn Herzog zu Maßregeln zu rathen, die ihn überall — ja ich ſage es, die ihn überall als einen Tyrannen ausſchreien müſſen. Wenn es nur Dienſteifer iſt, ſo habt Ihr dießmal ſchlecht gedient.“

Der Canzler ſchwieg, und warf nur einen grimmigen, ſtechenden Blick aus den grünen Aeug'lein auf den jungen Mann. Der Herzog aber ſtund auf und ſprach: „Laß' mir mein Canzlerlein gehen, dießmal freilich war er zu ſtrenge. Da — nimm Deinen roſenrothen Freund mit Dir; gib ihm zu trinken auf die Todesangſt, und dann mag er laufen wohin er will. Und Du Hund von einem Doctor, der Du zu ſchlecht zu einem Hunde-Doctor biſt, für Dich iſt ein würtembergiſcher Galgen noch zu gut. Gehängt wirſt Du doch noch einmal, ich will mir die Mühe nicht geben. Langer Peter! nimm dieſen Burſchen, binde ihn rückwärts auf einen Eſel und führe ihn durch die Stadt; und dann ſoll man ihn nach Eßlingen führen — zu den hochweiſen Räthen, wo er und ſein Thier hingehört. Fort mit ihm.“

Die Züge des Doctor Kahlmäuſer, in welchen ſchon der Tod geſeſſen war, heiterten ſich auf; er holte freier Athem und verbeugte ſich tief. Peter, Caſperle und der Magdeburger fielen mit grimmiger Freude über ihn her, luden ihn auf ihre breiten Schultern und trugen ihn weg.

Der Rathsſchreiber von Ulm vergoß Thränen der Rührung und Freude; er wollte dem Herzog den Mantel küſſen, doch dieſer wandte ſich ab und winkte Georg, den Gerührten zu entfernen.

V.

O thu' es nicht! Thu's nicht!
Sieh'! Deine reinen edlen Züge wiſſen
Noch nichts von dieſer unglückſel'gen That.
Blos Deine Einbildungskraft befleckt ſie;
Die Unſchuld will ſich nicht vertreiben laſſen
Aus Deiner Hoheitsblickenden Geſtalt.
Schiller.

Der Schreiber des großen Rathes ſchien noch nicht Faſſung genug erlangt zu haben, um auf dem Weg durch die Gänge und Gallerien des Schloſſes die vielen Fragen ſeines Erretters zu beantworten. Er zitterte noch an allen Gliedern, ſeine Kniee wankten, und oft drehte er ſich um und ſchaute mit verwirrten Blicken hinter ſich, als fürchte er, den Herzog möchte ſeine Gnade gereuen, und der gräuliche Canzler im gelben Mantel möchte ihm nachſchleichen, und ihn plötzlich am Genick packen. Auf Georg's Zimmer angekommen, ſank er erſchöpft auf einen Stuhl, und es verging noch eine gute Weile, ehe er geordnet zu denken und zu antworten vermochte.

„Eure Politika, Vetter! hat Euch einen ſchlimmen Streich geſpielt“, ſagte Georg; „was fällt Euch aber auch ein, in Stuttgart als Volksredner auftreten zu wollen? Wie konntet Ihr überhaupt nur Eure bequeme Haushaltung, die ſorgſame Pflege der Amme und die Nähe der holden Bertha fliehen, um hier dem Stadthalter zu dienen?“

„Ach! ſie iſt es ja gerade, die mich in den Tod geſchickt hat. Bertha iſt an allem Schuld; ach, daß ich nie mein Ulm verlaſſen hätte! Mit dem erſten Schritte über unſere Markung fing mein Jammer an.“

„Bertha hat Euch fortgeſchickt?“ fragte Georg; „wie, ſeyd Ihr nicht zum Ziele Eurer Bemühungen gelangt? Sie hat Euch abgewieſen, und aus Verzweiflung ſeyd Ihr—“

„Gott behüt'; Bertha iſt ſo gut als

meine Braut. Ach, das iſt gerade der Jammer! Wie Ihr von Ulm abgezogen waret, bekam ich Händel mit Frau Sabina, der Amme; da entſchloß ich mich, und hielt bei meinem Oheim um das Bäschen an. Nun habt Ihr aber dem Mädchen durch Euer kriegeriſches Weſen gänzlich den Kopf verrückt. Sie wollte, ich ſolle vorher zu Feld ziehen und ein Mann werden wie Ihr. — Dann wolle ſie mich heirathen. Ach, du gerechter Gott!“

„Und da ſeyd Ihr förmlich zu Feld gezogen gegen Würtemberg? Welche kühne Gedanken das Mädchen hat!“

„Bin zu Feld gezogen; die Strapazen vergeſſe ich in meinem Leben nicht! Mein alter Johann und ich rückten mit dem Bundes-Heer' aus. Das war ein Jammer! Mußten oft täglich acht Stunden reiten. Die Kleider kamen in Unordnung, Alles wurde beſtaubt und unſauber, der Panzer drückte mich wund; ich hielt es nicht mehr aus; und Johann lief heim nach Ulm; da bat ich um eine Stelle bei der Feldſchreiberei, miethete mir eine Sänfte und zwei tüchtige Saumroſſe dazu, und ſo ging es doch erträglicher.“

„Da wurdet Ihr alſo zu Feld getragen, (wie der Hund zum jagen). Habt Ihr auch einem Treffen beigewohnt?“

„O ja; bei Tübingen kam ich hart in's Gedränge. Keine zwanzig Schritte von mi wurde einer Maustodt geſchoſſen. Ich vergeſſe den Schrecken nicht, und wenn ich achzig Jahr alt werde! Als wir dann das Land völlig beſiegt hatten, bekam ich die ehrenvolle Stelle bei'm Stadthalter. Wir lebten ruhig und in Frieden; da kommt auf einmal wieder der unruhige Herr in's Land; ach, daß ich meinem Kopf gefolgt, und mit den Bundes-Oberſten nach Nördlingen auf den Bundestag gezogen wäre; aber, ich ſcheute die beſchwerliche Reiſe.“

„Warum ſeyd Ihr aber nicht mit dem Stadthalter davon gegangen, als wir kamen. Der ſizt jezt im Trockenen in Eßlingen, bis wir ihn weiter jagen.“

„Er hat uns im Stiche gelaſſen und meinem Kopf Alles anvertraut; und beinahe hätte ich mit dem Kopf dafür büßen müſſen. Ich dachte nicht, daß die Gefahr ſo groß ſey, ließ mich von Doctor Calmus verführen, eine Rede an's Volk zu halten und Würtemberg dem Bunde zu retten. Das hätte gewiß Aufſehen gemacht, und Bertha wäre noch eins ſo freundlich geweſen. Aber die Leute da unten in Würtemberg ſind Barbaren, und ohne alle Lebensart; ſie ließen mich nicht einmal zum Wort kommen, warfen mich herab, und behandelten mich ganz gemein und roh. Seht nur meinen Mantel an, wie ſie ihn zerriſſen haben! Es iſt Schade dafür, er hat mich vier Gold-Gulden gekoſtet, und Bertha behauptete immer, daß mir roſenfarb ſo gut zu Geſicht ſtehe.“

Georg wußte nicht, ob er über die Thorheit des Schreibers lachen, oder es als hohen ſtoiſchen Gleichmuth bewundern ſollte, daß er, kaum dem Tode entgangen, ſein zerriſſenes Mäntelein bedauern könnte. Er wollte ihn noch weiter über ſeine Schickſale befragen, als ihn ein Geräuſch vom Vorplatz des Schloſſes her an's Fenſter lockte; er ſah hinaus und winkte ſchnell Herrn Dieterich herbei, um ihm das Schauſpiel gefallener irdiſcher Größe zu zeigen.

Der Doctor Calmus hielt ſeinen Umzug durch die Stadt. Er ſaß verkehrt auf einem Eſel; die Landsknechte hatten ihn wunderlich ausgeſchmückt, ſie hatten ihm eine ſpitzige Mütze von Leder aufgeſetzt, an deren Spitze eine Hahnenfeder angebracht war. Vor ihm gingen zwei Trommler, zu ſeinen Seiten ſah man in gravitätiſchen Schritten den Magdeburger und den Wiener, den ehemaligen Hauptmann Muckerle und ſeinen tapfern Oberſt gehen, die hin und wieder mit den Enden ihrer Hellebarden den Eſel zu kühnen

Sprüngen antrieben. Ein ungeheurer Volkshaufe umſchwärmte ihn und warf ihn mit Eiern und Erde.

Der Rathsſchreiber ſchaute trübſelig auf ſeinen Gefährten hinab und ſeufzte: „'s iſt hart, auf dem Eſel reiten zu müſſen," ſagte er, „aber doch immer noch beſſer als gehängt werden." Er wandte ſich ab von dem Schauſpiel' und blickte nach einer andern Seite des Schloßplatzes. „Wer kommt denn hier?" fragte er den jungen Ritter. „Schau't, in einem ſolchen Kaſten zog ich zu Felde."

Georg wandte ſich um. Er ſah einen Zug von Reiſigen, die eine Sänfte in ihrer Mitte führten. Ein alter Herr zu Pferd folgte dem Zug, der jezt auf's Schloß einbeugte; Georg ſah ſchärfer hinab, „ſie ſind's," rief er, „wahrhaftig, es iſt der Vater und in der Sänfte wird ſie ſitzen!" In einem Sprung war er zur Thüre hinaus, und der Rathsſchreiber ſah ihm ſtaunend nach. „Wer ſoll es ſeyn, welcher Vater?" fragte er; er ſchaute noch einmal durch's Fenſter, die Sänfte hielt vor der Zugbrücke des Schloſſes, und in demſelben Augenblicke ſtürzte Georg aus dem Thor. Herr Dieterich ſah ihn die Thüre der Sänfte ungeſtüm aufreißen, eine verſchleierte Dame ſtieg aus, ſie ſchlug den Schleier zurück — und wunderbar! es war das Bäschen Marie von Lichtenſtein. „Ei! ſehe doch Einer; er küßt ſie auf öffentlicher Straße“, ſprach der Rathsſchreiber kopfſchüttelnd vor ſich hin, „was das eine Freude iſt. Aber wehe, jezt kommt der Alte um die Sänfte herum, der wird Augen machen! Der wird ſchimpfen! — doch wie! er nickt dem Junker freundlich zu, er ſteigt ab; er umarmt ihn. Nein! das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

Und dennoch ſchien es durchaus mit rechten Dingen zuzugehen; denn als der Schreiber des großen Rathes aus dem Zimmer auf die Gallerie trat, um ſich zu überzeugen, daß ihn ſeine Augen getäuſcht haben müſſen, kam ſein Oheim der alte Herr von Lichtenſtein die Treppe herauf. An der rechten Hand führte er Georg von Sturmfeder, an der linken — Bäschen Marie. Welche Veränderung war mit jenen holden Zügen vorgegangen, die ſich ſo tief in ſein Herz, in ſein Gedächtniß geprägt hatten.

In Ulm war ſie ihm zum Erſtenmal wie ein Bote aus einem unbekannten Lande erſchienen, ſo erhaben war der Blick ihrer ſchönen blauen Augen, ſo majeſtätiſch ihre Stirne, ſo ſinnig jenes kleine Fleckchen zwiſchen den ſchönen dunkeln Bogen der Brau'n. Er hatte oft und viel darüber nachgedacht, in was denn der Zauber beſtehe, der ihn ſo unwiderſtehlich feßle? Die Ulmer-Mädchen hatten friſchere Wangen, lebhaftere Augen, ein ſchalkhafteres Lächeln und den fröhlichen friſchen Glanz einer heitern Jugend. Und dennoch war Marie unter ihnen geſtanden, ſtill und groß wie eine Königin. War es vielleicht der dunkle Schleier ihrer Wimpern, der ſich oft mit unnennbarem Reiz über das Auge herab ſenkte, um das Geheimniß einer ſtillen Thräne zu verhüllen? Waren es die feinen geſchloſſenen Lippen, von ſüßer Wehmuth umlagert? War es der zarte Wechſel der Farben auf ihren Zügen, die bald nur gebietende Hoheit auszuſtrahlen, bald das reizende Geheimniß leidender Liebe zu verrathen ſchienen? Bertha's Heiterkeit, Bertha's fröhliche neckende Gunſt hatte dieſes ernſtere Bild längſt aus ſeinem Herzen verdrängt, und doch fühlte der arme Herr Dieterich die alte Wunde wieder bluten, als das Fräulein von Lichtenſtein ſich nahte. Aber welcher unbekannten Macht ſollte er es zuſchreiben, daß Marien's Züge einen ganz anderen Ausdruck gewonnen hatten? Wohl lag noch eine hohe Würde in ihrer Haltung, auf ihrer Stirne, aber in ihren Augen glühte eine ſtille Freude, ihr Mund lächelte und ſcherzte, auf ihren Wangen waren die ſchönſten Roſen aufgeblüht. Sprachlos hatte

Dieterich von Kraft dieſe Erſcheinung angeſtarrt, und jezt erſt wurde auch er von dem alten Ritter bemerkt. „Seh' ich recht,“ rief dieſer, „Dieterich Kraft, mein Neffe! was führt denn Dich nach Stuttgart, kommſt Du etwa zur Hochzeit meiner Tochter mit Georg von Sturmfeder? Aber wie ſiehſt Du aus? Was fehlt Dir doch? Du biſt ſo bleich und elend, und Deine Kleider hängen Dir in Fetzen vom Leibe!“

Der Rathsſchreiber ſah herab auf das roſenfarbene Mäntelein und erröthete: „Weiß Gott“, rief er, „ich kann mich vor keinem ehrlichen Menſchen ſehen laſſen! Dieſe verdammten Würtemberger, dieſe Weingärtner und Schuſtersjungen haben mich ſo zerfezt. Aber wahrhaftig! der ganze durchlauchtige Bund iſt in meiner Perſon angegriffen und beleidigt!“

„Ihr dürft froh ſeyn, Vetter! daß Ihr ſo davon gekommen ſeyd;“ ſagte Georg, indem er die Angekommenen in ſein Gemach einführte; „bedenket Herr Vater; geſtern Nacht, als wir vor den Thoren ſtanden, hielt er Reden an die Bürger, um ſie aufzuwiegeln gegen uns; da hat ihn heute Frühe der Canzler wollen kopfen laſſen; mit großer Mühe bat ich ihn los, und jezt klagt er die Würtemberger wegen ſeines zerfezten Mänteleins an."

„Mit gnädiger Erlaubniß", ſagte Frau Roſel, und verbeugte ſich dreimal vor dem Rathsſchreiber, „wenn Ihr meine Hülfe annehmen wollet, ſo will ich den Mantel flicken, daß es eine Luſt iſt. Da geht's wie im Sprüchwort: „Hat der Junge den Rock zerriſſen, hat der Alt' ihn flicken müſſen."

Herrn Dieterich war dieſe Hülfe ſehr angenehm; er bequemte ſich zu der Frau Roſel an's Fenſter zu ſitzen, um ſich ſeine Gewänder zurecht richten zu laſſen. Sie zog aus ihrer großen Ledertaſche Zwirn von allen Farben und machte ſich an die Wunden, die ihm die Würtemberger geſchlagen hatten. Sie unterhielt ihn dabei mit ergötzlichen Reden von der Haushaltung und der Zubereitung verſchiedener Speiſen, die in Frau Sabina's Kochregiſter nicht vorgekommen waren. Entfernt von dieſem Paar, um die ganze Breite des Zimmers ſaßen Georg und Marie im traulichen Flüſtern der Liebe. Weder der gelehrte Johannes Thotingerus, noch ein Johannes Bezius, weder Gabelkofer noch Cruſius, ſo wichtige Kunden wir ihnen über dieſe Zeiten verdanken, melden uns, was dieſe Beiden an jenem Morgen zuſammen flüſterten; nur ſo viel können wir berichten, daß eine ſüße Ruhe auf Marien's Zügen lag, daß ſie die ſchönen Augen bald freudig aufſchlug, bald verſchämt wieder ſenkte, daß ſie bald lächelte, bald tief erröthete, und manche Frage des Geliebten mit Küſſen zurückdrängte.

Der Leſer wird es uns Dank wiſſen, wenn wir ihn von einer Scene, die ſo wenig hiſtoriſchen Grund und Boden, alſo nach neueren Begriffen auch keinen Werth hat, hinwegführen, und den Schritten des Ritters von Lichtenſtein folgen. Er hatte ſeine Tochter unter der Pflege Georg's, ſeinen Neffen, unter der kunſtreichen Hand der Frau Roſalia gelaſſen, und ſchritt nun den Gemächern des Herzogs zu. Seine Züge, welchen Alter und Erfahrung einen ſinnenden Ernſt eingedrückt hatten, erſchienen in dieſer Stunde noch ernſter — beinahe traurig. Dieſer Mann hatte von ſeinen Vätern die Liebe zum Hauſe Würtemberg geerbt, Gewohnheit und Neigung hatten ihn an die Regenten gefeſſelt, die während ſeines langen Lebens über Würtemberg geherrſcht hatten, und das Unglück und die Verläumdung, welche auf Ulerich unabläſſig hereinſtürmten, hatten das Herz des alten Herrn nicht von dieſem Herzog losreißen können, -- ſie feſſelten ihn nur mit noch ſtärkeren Banden. Mit der

Freude eines Bräutigams, der zur Hochzeit zieht, mit der Kraft eines Jünglings hatte er den weiten und beſchwerlichen Weg von ſeinem Schloß nach Stuttgart zurückgelegt, als man ihm gemeldet hatte, daß der Herzog Leonberg erobert habe und auf Stuttgart zuziehe. Keinen Augenblick zweifelte er an dem Siege des Herzogs und ſo traf es ſich, daß er ſchon am andern Morgen der neuen Herrſchaft Ulerich's nach Stuttgart kam.

Nicht ſo fröhlicher Art waren die Nachrichten, die ihm Georg mittheilte, als er mit ihm und Marien die Treppe heraufſtieg. „Der Herzog,“ hatte ihm jener zugeflüſtert, „der Herzog iſt nicht ſo wie er ſollte; Gott weiß was er mit ſeinem Lande machen will, er hat unterweges ſonderbare Reden fallen laſſen, und ich fürchte er iſt nicht in den beſten Händen. Der Canzlar Ambroſius Volland —“ Dieſer einzige Name reichte hin, in dem Ritter von Lichtenſtein große Beſorgniſſe aufzuregen. Er kannte dieſen Volland, er wußte, daß er zwar gelehrt, in allen Regierungs-Geſchäften überaus wohlerfahren, zu jedem, auch dem ſchwerſten Dienſt bereit, aber dabei ein Mann ſey, der zum wenigſten ſchon öfter ein gewagtes, wo nicht falſches Spiel geſpielt habe.

„Wenn der Herzog dieſem ſein Vertrauen ſchenkt, wenn er nur ſeine Rathſchläge befolgt, dann ſey Gott gnädig. Dem Ambroſius iſt das Land ein Stück Leder, das man nach Willkühr handhaben kann, er wird es zurechtſchneiden wollen zu einem Koller für den Herzog und die Abſchnipfel für ſich behalten. Aber wie Frau Roſel zu ſagen pflegt; „Zerſchneiden kann jeder Narr, aber wie zuſammen nähen?“ So ſprach der alte Herr von Lichtenſtein zu ſich, als er durch die Gallerien ging; er ſtreichelte unmuthig ſeinen langen weißen Bart, und ſeine Augen glühten vom Eifer für die gute Sache Würtemberg's.

Er wurde ſogleich vorgelaſſen, und traf den Herzog in großer Berathung mit Ambroſio. Der Letztere hatte eine ungeheure Schwanenfeder in der einen Hand, in der andern hielt er ein Pergament, das mit ſchwarzer, rother und blauer Dinte in vielen zierlichen Schnörkeln beſchrieben war. Der Herzog ſpielte mit einem großen Sigill, das er in der Hand hielt, er ſchien mit ſich zu kämpfen, er ſah bald ſeinen Canzler durchdringend an, bald heftete ſich ſein Blick wieder auf das Sigill. Sie waren Beide ſo vertieft, daß Lichtenſtein einige Minuten im Zimmer ſtand, ohne von ihnen bemerkt zu werden; er betrachtete mit großer Theilnahme die edlen Züge Ulerich's von Würtemberg. Er ſah, wie auf ſeiner Stirne, in ſeinen ſprechenden Augen, ſo verſchiedene Empfindungen wechſelten. Bald runzelte ſich ſeine Stirne, ſeine Augenbrau'n zuckten, ſein Auge rollte, dann glätteten ſich dieſe Falten, aus ſeinen Blicken ſtrahlte nur ein tiefer Ernſt, der in Nachdenken überging, und oft ſchien ein Anflug von Güte den ſtrengen Ausdruck ſeiner Züge zu mildern. Aber der im gelben Mäntelein, mit der Schwanenfeder in der Hand, ſtand wie der Verſucher vor ihm; er wandt' und drehte ſich vor ihm, wie die Schlange im Paradies, und das ewig ſtehende Lächeln, der Ausdruck von Ehrlichkeit, den er ſeinen grünen Aeuglein zu geben wußte, wenn ihn ſein Herr ſcharf anſah, ſollten einladen den Apfel anzubeißen.

„Ich kann nicht begreifen“, ſprach er mit heiſerer feiner Stimme, „warum Ihr es nicht thun möget. Hat wohl Cäſar ſo lange gezaudert, als er über den Rubicon ging? Ein großer Mann hat große Mittel nöthig, und die Mitwelt und die Nachwelt wird Euch preiſen, daß Ihr dieſe Feſſeln von Euch geworfen.“

„Weißt Du dieß ſo gewiß, Ambroſius Volland?“ entgegnete der Herzog, indem er ihn düſter anblickte. „Man wird ſagen:

Herzog Ulerich war ein Tyrann. Er hat die alte Ordnung umgeſtoßen, die ſeinen Vätern heilig war, er hat den Vertrag, den er ſelbſt aufgerichtet, gebrochen, er hat ſein Land wie ein fremdes behandelt, er hat die Geſetze nicht gehalten, die —“

„Erlaubet“, unterbrach ihn jener, „es kommt nur allein auf die Frage an: „wer iſt Herr? der Herzog oder das Land?“ Wenn das Land Herr iſt, dann iſt's was Anderes. Dann freilich ſind allerlei Pacten, Verträge, Clauſeln und dergleichen nöthig. Die Ritterſchaft, die Prälaten und die Landſchaft ſind dann Meiſter, und Euer Durchlaucht — nun, ſind dann Der, welcher den Namen dazu hergibt. Seyd Ihr aber, was man ſo eigentlich Herr nennt, dann ſeyd Ihr es auch, der Geſetze gibt. Jezt habt Ihr das Heft in der Hand; jezt noch ſeyd Ihr Herr und Meiſter. D'rum fort mit dem alten Recht, hier iſt ein neues — da, nehm't in Gottes Namen die Feder, unterzeichnet.“

Der Herzog ſtand noch eine Weile unſchlüſſig, ſeine Wangen glühten, ſeine ganze Geſtalt richtete ſich höher auf, aber ſein Auge haftete noch am Boden. Jezt ſchlug er es auf, und es blizte von Gefühl ſeiner Würde. „Ich heiße Würtemberg“, ſagte er;

„Ich bin das Land und das Geſetz, — ich unterſchreibe.“ Er ſtreckte die Rechte aus, die Schwanenfeder aus der Hand ſeines Canzlers zu empfangen, aber mit ſanfter Gewalt wurde ſein Arm von einer fremden Hand ergriffen und weggezogen. Erſtaunt ſah er ſich um, und blickte in die ruhigen aber ernſten Züge des Ritters von Lichtenſtein.

„Ha! willkommen“, rief er, „mein getreuer Lichtenſtein; ſogleich ſteh’ ich Euch Rede, laſſet mich nur zuvor dieß Pergament unterzeichnen.“

„Erlauben Euer Durchlaucht“, ſagte der alte Mann, „Ihr habt mir eine Stimme zugeſagt in Eurem Rath, darf ich nicht auch wiſſen um die erſte Verordnung, die Ihr an Euer Land ergehen laſſet.“

„Mit Euer hochedeln Erlaubniß“, fiel Ambroſius Volland haſtig ein, „das Ding hat Eile; die Bürgerſchaft von Stuttgart verſammelt ſich ſchon auf der Wieſe; dieſe Schrift muß ihr vorgeleſen werden; es hat wahrhaftig Eile.“

„Nun, Ambroſius!“ ſagte der Herzog; „ſo gar eilig iſt es nicht, daß wir unſerem alten Freund die Sache nicht mittheilen ſollten. Wir haben nemlich beſchloſſen, uns huldigen zu laſſen, und zwar nach neuen

Verträgen und Geſetzen. Die alten ſind null und nichtig.“

„Das habt Ihr beſchloſſen? um Gottes Willen, habt Ihr auch bedacht, zu was dieß führt? Habt Ihr nicht erſt vor wenigen Tagen den Tübinger-Vertrag beſchworen?“

„Tübingen!“ rief der Herzog mit ſchrecklicher Stimme, indem ſeine Augen von Zorn glühten. „Tübingen! nenne dieß Wort nicht mehr! Dort hatte ich all' meine Hoffnung, dort war mein Land, meine Kinder, ha, und dort haben ſie mich verrathen und verkauft. Ich bat, ich flehte, ſie ſollen zu mir halten, ich wolle Gut und Blut mit ihnen theilen — nichts! man wollte von Ulrich nichts mehr; das neue Regiment gefiel ihnen beſſer, im Elend haben ſie mich ſchmachten laſſen, haben zugegeben, daß Ihr Herzog in Verbannung war, haben geduldet, daß der Name Würtemberg ein Hohngelächter wurde in allen Reichen — jezt bin ich wieder Herr und Meiſter, habe das Heft in der Hand, und will mir's nicht wieder aus der Hand wenden laſſen. Haben ſie ihren Eid vergeſſen, bei Sanct Hubertus, ſo iſt mein Gedächtniß auch nicht länger. Tübinger-Vertrag? Ich ſag', der Teufel ſoll Alles holen, was mit dieſem Namen ſich verknüpft!“

„Aber bedenken Euer Durchlaucht!“ ſprach Lichtenſtein, von dieſem Ausbruch der Leidenſchaft erſchüttert; „bedenket doch, welchen Eindruck ein ſolcher Schritt auf das Land machen muß. Noch habt Ihr nichts als Stuttgart und die Gegend; noch liegen in Urach, Aſperg, Tübingen, Göppingen, überall noch bündiſche Beſatzungen. Wird die Landſchaft Euch beiſtehen, den Bund zu verjagen, wenn ſie hört, auf welche neue Ordnung ſie huldigen ſolle?“

„Ich ſag': iſt mir die Landſchaft beigeſtanden, als ich Würtemberg mit dem Rücken anſehen mußte? Sie haben mich laufen laſſen und dem Bund' gehuldigt!“

„Vergebt mir, Herr Herzog;“ entgegnete der Alte mit bewegter Stimme; „dem iſt nicht alſo. Ich weiß noch wohl den Tag bei Blaubeuren. Wer hielt da zu Euch, als die Schweizer abzogen? Wer bat Euch nicht vom Land zu laſſen; w[illegible] wollte Euch ſein Leben opfern? Das waren achttauſend Würtemberger. Habt Ihr den Tag vergeſſen.“

„Ei, ei, Wertheſter!“ ſagte der Canzler, dem es nicht entging, welchen mächtigen Eindruck dieſe Worte auf Ulerich machten; „Ei! Ihr ſprechet doch auch etwas zu kühnlich. Iſt übrigens jezt auch gar nicht die Rede von damals, ſondern von jezt. Die Landſchaft iſt von der alten Huldigung gänzlich abgekommen, hat dem Bunde eine andere Huldigung gethan; Seine Durchlaucht iſt jezt als ein neuangekommener Herr anzuſehen; er hat dieß Land mit Gewalt erobert; hat ſich nun der Bund auf beſondere Verträge huldigen laſſen, ſo kann es der Herzog eben ſo halten. Neuer Herr, neu' Geſetz. Man kann ſich in allewege nach eigenem Gutdünken huldigen laſſen. Soll ich die Feder eintauchen, gnädiger Herr?"

„Herr Canzler!" ſagte Lichtenſtein mit feſter Stimme; „habe alle mögliche Ehrfurcht vor Eurer Gelahrtheit und Einſicht, aber was Ihr da ſagt, iſt grundfalſch und kein guter Rath. Jezt gilt es zu wiſſen, wen das Volk liebt. Der Bund hat durch ſein Walten im Land' Alles gegen ſich aufgebracht, es war die rechte Zeit, daß Seine Durchlaucht wieder kam, jezt fliegen ihm alle Herzen zu —; wird er ſie nicht gewaltſam von ſich ſtoßen, wenn er alles Alte umreißt und nach eigener neuerer Satzung ſchaltet und waltet! O, bedenk't, bedenk't, die Liebe eines Volkes iſt eine mächtige Stütze!"

Der Herzog ſtand mit untergeſchlagenen Armen da, düſter vor ſich hinblickend, er antwortete nicht. Deſto eifriger that dieß der Canzler im gelben Mäntelein. „Hi, hi, hi! wo habt Ihr die ſchönen Sprüchlein her? Liebwerther, Hochgeſchätzter! Liebe des Volkes, ſagt Ihr? Schon die Römer wußten was davon zu halten ſey. Saifenblaſen, Saifenblaſen! hätt' Euch für geſcheiter gehalten. Wer iſt denn das Land? hier, hier ſteht es in Perſona, das iſt Würtemberg; dem gehört's; hat's geerbt und jezt noch dazu erobert. Volksliebe! Aprillenwetter! wäre ihre Liebe ſo ſtark geweſen, ſo hätten ſie nicht dem Bunde gehuldigt.“

„Der Canzler hat Recht!“ rief Ulerich aus ſeinen Gedanken erwachend. „Du magſt es gut meinen, Lichtenſtein. Aber er hat dießmal Recht. Meine Langmuth hat mich zum Land hinausgetrieben; jezt bin ich wieder da; und ſie ſollen fühlen, daß ich Herr bin. Die Feder her, Canzler, ich ſag' ſo will ich's; ſo wollen wir uns huldigen laſſen!“

„O Herr! thut nichts in der erſten Hitze! wartet bis Euer Blut ſich abkühlt. Rufet die Landſchaft zuſammen; machet Aenderungen nach Eurem Sinne, nur jezt nicht, nur nicht ſo lange der Bund noch Land beſitzt in Würtemberg; es könnte Euch ſchaden bei den übrigen. Geſtattet nur noch eine kurze Friſt. — “

„So?“ unterbrach ihn der Canzler, „daß man dann alsgemach wieder in das alte Weſen hinein kommt. Gebt acht, wenn die Landſchaft erſt beiſammen iſt, wenn ſie ſich erſt zuſammen berathen, meinet Ihr, da werden ſie ſo gutwillig nachgeben. Hi! hi! da wird man Gewalt anwenden müſſen, und das macht erſt verhaßt. Schmiedet das Eiſen, ſo lange es warm iſt. Oder gelüſtet Euer Durchlaucht wieder ganz gehorſamlich unter das alte Joch zu ſtehen, und den Karren zu ziehen?“

Der Herzog antwortete nicht. Er riß mit einer haſtigen Bewegung Feder und Pergament dem Canzler aus der Hand; warf einen ſchnellen durchdringenden Blick auf ihn und den Ritter, und ehe noch dieſer es verhindern konnte, hatte Ulerich ſeinen Namen unterzeichnet. Der Ritter ſtand in ſtummer Beſtürzung; er ſenkte bekümmert das Haupt auf die Bruſt herab. Der Canzler blickte triumphirend auf den Ritter und den Herzog. Doch dieſer ergriff eine ſilberne Glocke, die auf dem Tiſch ſtund, und klingelte. Ein Diener erſchien und fragte nach ſeinem Befehl.

„Iſt die Bürgerſchaft verſammelt?“ fragte er.

„Ja, Euer Durchlaucht! auf den Wieſen gegen Cannſtadt ſind ſie verſammelt, Amt und Stadt; die Landsknechte rücken ſo eben aus; ſechs Fähnlein.“

„Die Landsknechte? wer gab die Erlaubniß?“

Der Canzler zitterte vor dem Ton dieſer Frage; „Es iſt nur wegen der Ordnung;“ ſagte er, „ich habe gedacht, weil es bei ſolchen Fällen gebräuchlich ſey, daß bewaffnete Mannſchaft —“

Der Herzog winkte ihm zu ſchweigen; er begegnete einem trüben, fragenden Blick des alten Lichtenſtein, der ihn erröthen machte. „Mit meinem Befehl geſchah es nicht“, ſprach er, „doch — es möchte auffallen, wenn wir ſie zurückriefen. Es iſt ja gleichgültig. Man bringe mir den rothen Mantel und den Hut; ſchnell!“

Der Herzog trat an's Fenſter, und ſah ſchweigend hinaus; der Canzler ſchien nicht recht zu wiſſen, ob ſein Herr erzürnt ſey oder nicht, er wagte nicht zu ſprechen, und der Ritter von Lichtenſtein verſtarrte in ſeinem trüben Schweigen. So ſtanden ſie geraume Zeit, bis ſie von den Dienern unterbrochen wurden. Es traten vier Edelknaben in's Gemach, der Erſte trug den Mantel, der Zweite den Hut, der Dritte eine Kette von Gold und der Vierte des Herzogs Schlacht-Schwerk. Sie bekleideten den Herzog mit dem Fürſtenmantel von purpurrothem Samm't mit Hermelin verbrämt. Sie reichten ihm den Hut, der die roth und gelbe Farbe des Hauſes Würtemberg in reichen wehenden Federn zeigte, dieſe wurden zuſammen gehalten von einer Agraffe aus Gold und Edelſteinen, die eine Grafſchaft werth war. Der Herzog bedeckte ſein Haupt mit dieſem Hut. Seine kräftige Geſtalt ſchien in dieſem fürſtlichen Schmuck noch erhabener als zuvor, und die freie, majeſtätiſche Stirne, das glänzende Auge ſahe gebietend unter den wallenden Federn hervor. Er ließ ſich die Kette umhängen, ſteckte das Schlacht-Schwert an, und winkte ſeinem Canzler aufzubrechen.

Noch immer ſprach der Ritter von Lichtenſtein kein Wort; mit bekümmerter Miene hatte er dieſen Anſtalten zugeſehen, und ſich dann abgewendet. Der Herzog ſchritt mit leichtem Neigen des Hauptes, an dem alten Ritter vorüber zur Thüre, und die wunderliche Figur des Canzlers Ambroſius Volland folgte ihm mit majeſtätiſchen Schritten. Hatte der Herr den Alten nicht gegrüßt, glaubte auch der Canzler ihm dieß nicht ſchuldig zu ſeyn; er warf nur einen tückiſchen Blick nach dem Platz' hinüber wo jener noch immer ſtand, und ſein großer, zahnloſer Mund verzog ſich zu einem höhniſchen Lächeln. In der Thüre ſtand der Herzog ſtille, er ſah rückwärts, ſeine beſſere Natur ſchien über ihn zu ſiegen, er kehrte zur Verwunderung des Canzlers zurück und trat zu Lichtenſtein.

„Alter Mann!“ ſagte er, indem er vergeblich ſtrebte, ſeine tiefe Bewegung zu unterdrücken; „Du warſt mein einziger Freund in der Noth, und in hundert Proben habe ich Deine Treue bewährt gefunden, Du kannſt es mit Würtemberg nicht ſchlimm meinen; ich fühle, es iſt einer der wichtigſten Schritte meines Lebens, und ich gehe vielleicht einen gewagten Gang; — aber wo es das Höchſte gilt, muß man Alles wagen. — “

Der Ritter von Lichtenſtein richtete ſein greiſes Haupt auf; in den weißen Wimpern hingen Thränen; er ergriff Ulerich's Hand: „Bleibet“, rief er, „nur dießmal, dießmal folget meiner Stimme; mein Haar iſt grau; ich habe lange gelebt, Ihr erſt drei Jahrzehnte. — “ Indem ertönten die

Trommeln der Landsknechte in dem Hof. Das ungeduldige Stampfen der Roſſe drang herauf, und die Herolde ſtießen zur Huldigung rufend, in die Trompeten.

„Jacta alea esto! war der Wahlſpruch Cäſar's“, ſagte der Herzog mit muthiger Miene; „jezt gehe ich über meinen Rubicon. Aber Dein Segen möchte mir frommen, alter Mann, zum Rath iſt es zu ſpät!“

Der Ritter blickte ſchmerzlich aufwärts; die Stimme verſagte ihm, er drückte ſegnend ſeines Herzogs Rechte an die Bruſt. Noch zögerte Ulerich bei ihm, da ſtreckte der Canzler den langen dürren Arm unter dem gelben Mäntelein hervor, winkte ihm mit der Pergamentrolle; er war anzuſchauen wie der Verſucher, dem es gelingt, eine arme Seele mit ſich hinabzuziehen. Ulerich von Würtemberg riß ſich los und ging, um ſich von ſeiner Hauptſtadt huldigen zu laſſen.

VI.

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen ſo heiß,
Als eine ſtille Liebe,
Von der Niemand nichts weiß.

Altes Sprichwort.

Die Beſorgniſſe des alten Herrn ſchienen nicht ſo ungegründet geweſen zu ſeyn, als Ambroſius Volland ſie dargeſtellt hatte. Ein ſehr großer Theil des Landes fiel zwar dem Herzog zu, weil die Vorliebe für den angeſtammten Regenten, der Druck des Bundes und die Anfangs ſo ſiegreichen Waffen Ulerich's, Viele bewogen die Huldigung, die ſie gezwungener Weiſe dem Bunde gethan, zu vergeſſen und ſich für Würtemberg zu erklären.

Bibl. Univers. Lips.

Aber die neue Huldigung, die alle frühern Verträge umſtieß, das Gerücht, daß manche Stadt durch Gewalt zu dieſen Formen gezwungen worden ſey, bewirkte wenigſtens, daß der Herzog keine Popularität gewann, ein Mangel, der in ſo zweifelhafter Lage oft nur zu bald fühlbar wird. Noch beharrten Urach, Göppingen und Tübingen auf ihren, dem Bund geleiſteten Pflichten, denn ihre bündiſch geſinnten Obervögte zwangen ſie mit Gewalt dazu; zu Urach hauſte Dieterich Spät, des Herzogs bitterſter Feind; er brachte in wenigen Tagen ſo viel Mannſchaft auf, daß er nicht nur ſein ganzes Amt im Zaume hielt, ſondern auch Einfälle in die Ländereien machte, die dem Herzog wieder zugefallen waren. Es ging auch das Gerücht, die Bundesſtände ſeyen ſchnell von Nördlingen aufgebrochen, jeder in ſeine Heimath geeilt, um friſche Heere aufzubieten und Ulerich zum zweiten Mal auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Ulerich ſelbſt ſchien weder der einen noch der andern dieſer Beſorgniſſe Raum zu geben. Er pflog bei verſchloſſenen Thüren mit Ambroſius Volland Rath; man ſah viele Eilboten kommen und abgehen, aber Niemand erfuhr, was ſie brachten. In Stuttgart aber glaubte man feſt, der Herzog müſſe in der fröhlichſten Stimmung ſeyn, denn wenn er mit ſeinem glänzenden Gefolge durch die Straßen ritt, alle ſchönen Jungfrauen grüßte und mit den Herren zu ſeiner Seite ſcherzte und lachte, da ſagten ſie: „Herr Ulerich iſt wieder ſo luſtig, wie vor dem armen Konrad.“ Er hatte ſeinen Hofſtaat wieder glänzend eingerichtet. Zwar war es nicht mehr wie früher der Sammelplatz der baieriſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Grafen und Herren, zwar fehlte die Fürſtin, die ſonſt einen ſchönen Kranz blühender Fräulein um ſich verſammelt hatte, aber dennoch fehlte es nicht an ſchönen Frauen und ſchmucken Edeln ſeinen Hof zu verherrlichen, und die Luft dieſer Stadt ſchien ſchon damals der Schönheit ſo günſtig zu ſeyn, daß die bunten Reihen in den Sälen und Hallen des Schloſſes nicht einer gewöhnlichen Verſammlung, ſondern einer Auswahl aus den ſchönen Frauen des Landes glich.

Tänze und Ritterſpiele waren in ihre alten Rechte eingeſezt worden, Feſt drängte ſich an Feſt und Ulerich ſchien eifrig nachholen zu wollen, was er in der Zeit ſeines Unglücks verſäumt hatte. Keines der geringſten dieſer Feſte war die Hochzeit Georg's von Sturmfeder mit der Erbin von Lichtenſtein.

Der alte Herr hatte ſich lange nicht entſchließen können, ſein Wort zu halten; nicht daß er die Wahl ſeiner Tochter mißbilligt hätte, denn er liebte ſeinen Eidam väterlich, er ſah in ihm ſeine eigene Jugend wieder aufblühen, er ſchlug ihm ſeine freiwillige Verbannung mit dem Herzog hoch an; aber wie der Horizont von Ulerich's Glück, ſo war auch die Stirne des alten Mannes noch immer umwölkt, denn er ahnte, daß es nicht ſo bleiben werde, wie es jezt war, und tief ſchmerzte es ihn, daß der Herzog in ſo mancher wichtigen Angelegenheit von ſeinem Rath nicht Gebrauch machte, ſondern alles heimlich mit ſeinem Canzler abhandelte. So hatte er unſchlüſſig und betrübt dieſen Tag der Freude immer hinausgeſchoben, aber die ſchönen Augen ſeiner Tochter, in welchen er oft einen leiſen Vorwurf zu leſen glaubte, Georg's Bitten nöthigten ihm endlich einen beſtimmten Termin ab. Der Herzog ließ es ſich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten. Er mochte ſich jener Nächte erinnern, wo der Vater nicht müde ward, ihm ſeine Anhänglichkeit zu bezeugen; wo die zarte Tochter keinen Sturm, keine Kälte ſcheute, um ihn am Burgthor zu empfangen, um ihn mit warmen Speiſen zu laben. Er mochte ſich noch aus der jüngſten Vergangenheit der Opfer erinnern, die ihm der Bräutigam gebracht hatte, er zeigte auf glänzende Art, wie er Treue, Aufopferung und Liebe, die ſich ihm ſo ſelten bewährt hatten, zu vergelten wiſſe. Der Ritter und ſeine Tochter waren bisher noch immer ſeine Gäſte im Schloß zu Stuttgart geweſen, jezt ließ er ein ſchönes Haus nächſt der Collegiaten-Kirche mit neuem Hausgeräthe verſehen und übergab am Vorabend der Hochzeit den Schlüſſel dem Fräulein von Lichtenſtein, mit dem Wunſche, ſie möchte es, ſo oft ſie in Stuttgart ſey, bewohnen.

Und jezt endlich war der Tag gekommen, welchen Georg oft in ungewiſſer Ferne aber immer mit gleicher Sehnſucht geſchaut hatte. Er rief ſich am Morgen dieſes Tages das ganze Leben ſeiner Liebe zurück; er wunderte ſich, wie Alles ſo ganz anders gekommen war, als er ſich gedacht hatte. Wie hätte er, als er damals durch den Schönbuch nach der Heimath zog, denken können, daß das Glück, die Geliebte ganz zu beſitzen, nicht mehr ſo ferne liegen werde, als er fürchtete. Wie hätte er, als er ſich an das Bundesheer anſchloß, ahnen können, daß der Herzog, welchen er zu bekriegen kam, ſein Glück gründen werde. Mit welch' heiterer Ruhe dachte er jezt an die Stürme jener Tage zurück, wo es ihm zuerſt wieder möglich geworden war, der Geliebten ein Wörtchen der Liebe zuzuflüſtern, wo er die Schreckenskunde vernahm, daß ihr Vater ein Feind des Bundes, ſie mit ſich hinwegführen werde; wo er in Bertha's Garten die unglücklichſte Stunde ſeines Lebens im ſchmerzlichen Abſchied von der Geliebten hinbrachte, wo er auf lange, vielleicht auf ewig verloren glaubte, was heute auf ewig ſein werden ſollte. Jedes Wort der Geliebten kehrte wieder in ſeiner Erinnerung, und er mußte auf's Neue ihre hohe Zuverſicht, ihren ſchönen Glauben an ein gütiges Geſchick bewundern, den ſie auch damals, wo die Zukunft mit einem düſteren Schleier verhüllt, und keine Ausſicht, keine Hoffnung mehr war, nicht verlor, den ſie mit dem lezten Abſchiedskuſſe auch ihm mitzutheilen wußte.

„Er hat uns nicht gelogen, dieſer Glaube“, ſprach der junge Mann, von der Erinnerung bewegt, zu ſich, „es lebt eine heilige, ahnungsvolle Stimme in ihrer reinen Seele, und ihr klares Auge, das in dem meinigen die Gewißheit meiner Liebe las, tauchte auch damals tief in die Zukunft und verkündete Glück, es wird ſie auch jezt nicht täuſchen, wenn es ein ſüßes, ungeſtörtes Glück in unſerer Verbindung liest.“

Ein beſcheidenes Pochen an der Thüre

unterbrach die lange Gedankenreihe, die ſich an den heutigen Tag knüpfen, und in die ferne Zukunft hinaus ziehen wollte. Es war Herr Dieterich von Kraft, der ſtattlich geſchmückt zu ihm eintrat.

„Wie?“ rief dieſer Schreiber des großen Rathes zu Ulm, und ſchlug voll Verwunderung die Hände zuſammen, „Wie? in dieſem Wamm's wollet Ihr Euch doch hoffentlich nicht trauen laſſen? Es iſt ſchon neun Uhr, die Gänge und Treppen des Schloſſes wimmeln von Hochzeitgäſten, die von Samm't und Seide glänzen, und Ihr, die Hauptperſon im Stück, ſchauet ruhig zum Fenſter hinaus, ſtatt Euren Anzug zu beſorgen?“

„Dort liegt der ganze Staat“, erwiederte Georg lächelnd; „Barett und Federn, Mantel und Wamm's, Alles auf's Schönſte zubereitet, aber Gott weiß, ich habe noch nicht daran gedacht, daß ich dieſes Flitterwerk an mich hängen ſolle. Dieß Wamm's iſt mir lieber als jedes ſchöne neue. Ich habe es in ſchweren, aber dennoch glücklichen Tagen getragen.“

„Ja, ja! ich kenne es wohl; das habt Ihr bei mir in Ulm getragen, und es iſt mir noch wohl erinnerlich, wie Euch Bertha in dieſem blauen Kleid' abſchilderte, daß ich recht eiferſüchtig ward. Aber Flitterwerk nennt Ihr die Kleider da? Ei, der Tauſend! Hätte ich nur mein Lebenlang ſolche Flitter. Ha, das weiße Gewand mit Gold geſtickt, und der blaue Mantel von Samm't! Kann man was Schöneres ſehen? Wahrlich Ihr habt mit Umſicht ausgewählt, das mag trefflich ſtehen zu Euren braunen Haaren.“

„Der Herzog hat mir es zugeſchickt“, antwortete Georg, indem er ſich ankleidete, „mir wäre Alles zu koſtbar geweſen.“

„Iſt doch ein prächtiger Herr, der Herzog, und jezt erſt, ſeit ich einige Zeit hier bin, ſehe ich ein, daß man ihm bei uns in Ulm zu viel gethan hat. An einem ſolchen Hofe iſt es doch was anderes als in den Städten; und Herzog von Würtemberg klingt auch ſchöner als Bürgermeiſter von Ulm. Und doch möcht' ich nicht in ſeiner Haut ſtecken; Ihr werdet ſehen, Vetter, es geht noch einmal bergab mit ihm.“

„Das iſt Euer altes Lied, Herr Dieterich; erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr damals in Ulm groß thatet mit Eurer Politica, und wie Ihr regieren wolltet in Würtemberg? Wie iſt es denn jezt?“

„Iſt nicht Alles eingetroffen“, erwiederte der Rathsſchreiber mit weiſer Miene; „weiß noch wie heute, daß ich prophezeihte die Schweizer ziehen heim, die Landſchaft werden wir für uns gewinnen, und die Burgen werden wir einnehmen.“

„Ja, ja! Ihr habt ſie erobern helfen“, lachte Georg, „ſeyd ja in einer Sänfte zu Feld getragen worden; aber damals ſagtet Ihr auch, der Herzog werde nie zurückkehren, und jezt ſizt er ganz warm und ruhig hier.“

„Nicht ſo ruhig als Ihr glaubt. Zwar ich wollte ihm und Euch wünſchen, er behielte ſein Land; uns hat es doch nichts genüzt, die großen Herren nehmen Alles für ſich, an unſer einen kam nichts als etwa die Ehre für den Bund geköpft zu werden; möchte es ihm wohl gönnen; aber — glaubet mir, es ſieht nicht ſo ruhig aus, als man hier meint. Die vertriebenen Räthe haben von Eßlingen aus an den Kaiſer und das Reich geſchrieben und geklagt, der Bund iſt wieder auf den Beinen; bei Ulm ſteht ſchon wieder ein neues Heer.“

„Gerede, nichts weiter; ich weiß gewiß, daß der Herzog ſich mit Baiern verſöhnen wird.“

„Ja will, aber nicht verſöhnen wird. Das

Das hat noch manchen Haken. Aber was ſehe ich; Ihr werdet doch nicht den alten Fetzen von einer Feldbinde zu dem ſtattlichen Hochzeitſchmuck anlegen wollen? Pfui, das paßt nicht zuſammen, lieber Vetter.“

Der Bräutigam betrachtete die Schärpe mit inniger Liebe. „Das verſtehet Ihr nicht“, ſagte er, „wie gut ſich dieß zum Hochzeitgewande ſchickt. Es iſt ihr erſtes Geſchenk; ſie flocht ſie heimlich bei Nacht auf ihrem Kämmerlein, als ihr die Kunde kam, daß ſie bald ſcheiden müſſe. Sie hat manche Thräne hinein gewoben, hat das Gewebe oft an die Lippen gedrückt, d'rum ward es mir eine Zauberbinde, und meinen Augen ein Troſt, wenn ich im Unglück' auf die Bruſt hernieder ſah. Sie darf nicht fehlen dieſe Binde, hat ſie die Noth mit mir getragen, ſo ſey ſie mir ein heiliger Schmuck am Tage des Glückes.“

„Nun, wie Ihr wollt, hängt ſie in Gottes Namen um; jezt noch das Barett aufgeſezt und ſchnell den Mantel umgehängt, ſie läuten ſchon das Erſte d'rüben in der Kirche. Sputet Euch, laſſet das Bräutlein nicht ſo lange warten!“

Der Rathsſchreiber ſtellte ſich noch einmal vor den jungen Mann, und muſterte mit ſtrengen Kenneraugen ſeinen Anzug. Er zog dort eine Spange ſchärfer an, er verwiſchte dort eine Falte, ſteckte hier eine Feder höher, und immer zufriedener wurden ſeine Blicke. Er geſtand ſich, daß der große, ſchlanke junge Mann, ſein ſchöner Kopf, die klaren muthigen Augen ganz des lieblichen Bäschens würdig ſey. „Weiß Gott“, ſagte er, „Ihr ſehet aus, Vetter, als wäret Ihr von unſerem Herr Gott gerade zum Hochzeiter erſchaffen worden. Es iſt mir lieb, daß Euch heute Bertha nicht ſehen kann, es möchte ihr wieder auf acht Tage ſchwindelnd werden, dem armen Kind! — Komm't, komm't; ich fühle mich ſtolz, Euer Geſelle zu ſeyn: wenn ich auch vierzehn Tage zu ſpät nach Ulm zurückkehre.“ —

Georg's Wangen rötheten ſich, ſein Herz pochte, als er ſein Gemach verließ. Die Freude, die Erwartung, die Erfüllung Jahre langer Wünſche beſtürmten ſeine Sinne, und wie trunken ging er neben Herrn Dieterich durch die Gallerien. Die Thüre ging auf, und Marie im Glanze ihrer Schönheit ſtand umgeben von vielen Frauen und Fräulein, die vom Herzog' eingeladen, heute ihre Begleitung bilden ſollten. Marie erröthete, als ſie den Geliebten ſah, ſie betrachtete ihn ſtaunend, als ſeyen ſeine Züge heute mit einem neuen Glanze übergoſſen, ſie ſchlug die Augen nieder, als ſie ſeinen freudetrunkenen Blicken begegnete. Was hätte Georg dafür gegeben, die Geliebte an ſein Herz ziehen, den Morgengruß der Liebe auf ihre Lippen drücken zu dürfen, aber die ſtrenge Sitte der Zeit trennte an dieſem Tage durch eine weite Kluft, was ſich ſonſt ſchon längſt gefunden hätte. Dem Bräutigam war es nicht erlaubt, die Hand der Braut zu berühren, ehe ſie der Prieſter in die Seinige legte, und der Braut wurde es übel aufgenommen, wenn ſie den Bräutigam gar zu viel und gar zu lange anſah. Züchtig, ehrbar, die Augen auf den Boden geheftet, die Hände unter der Bruſt gefaltet, mußte ſie ſtehen, — ſo wollt' es die Sitte.

Bei mancher Andern möchte dieſe Stellung erzwungen und ſteif erſchienen ſeyn, doch, wie die Natur über ihre lieblichſten Töchter in jeder Lage, in Trauer und Freude, den Zauber der Schönheit ausgießt, ſo war auch dieſe unnatürliche Haltung der Braut, bei Marien zum gelungenſten Bild geworden; die zarte Röthe, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechſelte, der ſüße Mund, in deſſen Winkeln ein Lächeln aufzukeimen ſchien, der feine weiche Vorhang der geſenkten Lieder, die zarten Franzen der dunkeln Wimpern, durch welche die blauen glänzenden Augen wie eine aufgehende Sonne kaum ſichtbar durchſchimmerten, ſie gaben ein Bild holder verſchämter Liebe, die dem Geliebten die Arme öffnen, die ſeinen Namen mit den ſüßeſten Tönen ausſprechen, die die Augen aufſchlagen möchte, um ihm durch einen Blick ihre Wünſche zu verkünden; doch die mächtigere Natur, das verwirrende Gefühl der Beſchämung windet ihr die Hände nur noch feſter zuſammen, ſchlägt die zarte Hülle der Wimpern vor das glühende Auge herab, und verſchließt den Mund, daß er nur heimlich und ſtille lächelt, aber das Geheimniß der Liebenden nicht ausſpricht.

Verſchwunden war die erhabene Haltung Marien's, verſchwunden die Majeſtät ihrer Stirne und jener gebietende ernſte Blick, der auch den Kühnſten gefeſſelt hätte; aber man war verſucht, jene erhabeneren Schönheiten nicht zurückzuwünſchen; lag doch in dieſem verſchämten Bekenntniß, durch einen Blick des Geliebten überwunden zu ſeyn, ein höherer Reiz, als wenn das ſtolze Auge frei um ſich geblickt, und dieſer geſchloſſene Mund das Geſtändniß der Liebe laut und offen ausgeſprochen hätte. So hatte die Natur Marien an dieſem Tage einen neuen Zauber verliehen, der ſo mächtig wirkte, daß Georg einige

Momente ſeine Braut verwunderungsvoll betrachtete und ſein Herz ſich ſtolzer hob, im Gefühle dieſes liebliche Kind ſein nennen zu dürfen.

Jezt kam auch der Herzog, der den Ritter von Lichtenſtein an der Hand führte. Er muſterte mit ſchnellen Blicken den reichen Kreis der Damen, und auch er ſchien ſich zu geſtehen, daß Marie die Schönſte ſey. „Sturmfeder!“ ſagte er, indem er den Glücklichen auf die Seite führte, „dieß iſt der Tag, der Dich für Vieles belohnt. Gedenkſt Du noch der Nacht, wo Du mich in der Höhle beſuchteſt und nicht erkannteſt? Damals brachte Hanns, der Pfeifer, einen guten Trinkſpruch aus: „dem Fräulein von Lichtenſtein! möge ſie blühen für Euch.“ — Jezt iſt ſie Dein, und was nicht minder ſchön iſt, auch Dein Trinkſpruch iſt erfüllt; Wir ſind wieder eingezogen in die Burg Unſerer Väter.“

„Mögen Euer Durchlaucht dieſes Glück ſo lange genießen, als ich an Marien's Seite glücklich zu ſeyn hoffe. Aber Eurer Huld und Gnade habe ich dieſen ſchönen Tag zu verdanken, ohne Euch wäre vielleicht der Vater —“

„Ehre um Ehre, Du haſt uns treulich beigeſtanden, als wir unſer Land wieder erobern wollten, d'rum gebührte es ſich, daß auch wir Dir beiſtanden, um ſie zu beſitzen. — Wir ſtellen heute Deinen Vater vor, und als ſolchem wirſt Du uns ſchon erlauben, nach der Kirche Deine ſchöne Frau auf die Stirne zu küſſen.“

Georg gedachte jener Nacht, als der Herzog unter dem Thor von Lichtenſtein ſich auf dieſen Tag vertröſtete, unwillkührlich mußte er lächeln, wenn er der Würde und Hoheit gedachte, mit welcher die Geliebte den Mann der Höhle damals zurückgewieſen hatte. „Immerhin, Herr Herzog, auch auf den Mund; Ihr habt es längſt verdient durch Eure großmüthige Fürſprache; ich denke, auch Marie wird ſich nicht wieder ſträuben, wie damals unter der Halle.“

„Wie?“ rief Ulerich erröthend; „hat Dir das Fräulein etwas geſagt?“

„Kein Wort, Herr! aber ich ſtand hinter der Thüre und ſah zu, wie Ihr ſo herablaſſend gegen des Ritters Töchterlein waret.“

„Bei Sanct Hubertus“, entgegnete der Herzog lachend, „Du biſt ein eiferſüchtiger Kauz. Das mußt Du Dir abgewöhnen, ſonſt haſt Du keine ruhige Stunde.“

„Freilich, wenn Euer Durchlaucht mir

dieß rathen, ſo werde ich nie mehr eiferſüchtig werden.“

Der Ton dieſer Antwort, der einen leiſen Spott zu verrathen ſchien, erinnerte den Herzog, daß auch er einſt dieſe Empfindung gehegt, daß ſie ihn zu einer blutigen Rache angetrieben habe; er brach ſchnell ab, denn er liebte ſolche Erinnerungen nicht. „Laß es gut ſeyn“, ſagte er, „es iſt Zeit in die Kirche zu gehen. Wer ſind Deine Geſellen, die Dich zum Altar geleiten?“

„Marx Stumpf und der Ulmer Rathsſchreiber, ein Vetter von Lichtenſtein.“

„Wie, das feine Männlein, den mein Canzler köpfen laſſen wollte? Da haſt Du links den zierlichſten, und rechts den tapferſten Mann des Schwabenlandes. Glück zu junger Herr, doch will ich Dir rathen, mehr rechts zu halten als links, dann kann es Dir nie fehlen auf Erden, und wärſt Du ſo eiferſüchtig als ein Türke. Sieh’, ſieh’, da kommt ja der Rechte; ſieh’, wie ſeine breite kurze Geſtalt ſich wunderlich ausnimmt unter den Frauenzimmern. Und wie er ſich ſtattlich angethan hat! Den verſchoſſenen grünen Mantel trug er ſchon Anno eilf, auf unſerer Hochzeit mit Frau Sabina Lobeſan.“

„Kann mich nicht viel mit dem Anzug

befaſſen“, erwiederte der tapfere Ritter von Schweinsberg, der die lezten Worte noch gehört hatte; auch mit dem Tanzen will es nicht recht gehen. Ihr werdet mich entſchuldigen; will aber heute Abend im Ritterſpiel der neue Eheherr eine Lanze mit mir brechen, ſo — “

„So willſt Du ihm aus lauter Zärtlichkeit und Höflichkeit ein Paar Rippen einſtoßen!“ lachte der Herzog; „das heiße ich einen Bräutigams-Geſellen von ächter Art. Nein, da rathe ich Dir, Georg, Dich lieber links zu halten; der Ulmer wird Dir nicht wehe thun.“

Die Flügelthüren öffneten ſich jezt, und man ſah auf der breiten Gallerie das Hofgeſinde des Herzogs in Ordnung aufgeſtellt. An dieſe ſchloßen ſich die Edelknaben an, welche brennende Kerzen trugen; dann folgte der glänzende Zug der Fräulein und Edelfrauen, die ſich zu dieſem Feſte eingefunden hatten. Sie waren in reiche, mit Gold und Silber durchwirkte Stoffe gekleidet, und jede hatte einen Blumenſtrauß und eine Citrone in der Hand. Die Braut wurde von Georg von Hewen und Reinhardt von Gemmingen geführt. Viele Ritter und Edelleute ſchloßen ſich an dieſe an, in ihrer Mitte ging Georg von Sturmfeder, Marx Stumpf zu ſeiner

Rechten, der Rathsſchreiber Dieterich Kraft zu ſeiner Linken. Sein ganzes Weſen ſchien von einer würdigen Freude gehoben, ſeine Augen blinkten freudig, ſein Gang war der Gang eines Siegers. Er ragte mit dem wallenden Haar, mit den wehenden Federn des Barett's weit über ſeine Geſellen hervor. Die Leute betrachteten ihn ſtaunend, die Männer lobten laut ſeine hohe, männliche Geſtalt, ſeine edle Haltung, aber die Mädchen flüſterten leiſe und prieſen ſeine ſchönen Züge und das freie, glänzende Auge.

So ging der Zug aus dem Thore des Schloſſes nach der Kirche, die nur durch einen breiten Platz von ihm getrennt war. Kopf an Kopf ſtanden die ſchönen Mädchen und die redſeligen Frauen, ſie muſterten die Anzüge der Fräulein, ſtrengten die Blicke an, als die ſchöne Braut vorbeiging, und waren voll Lobes über den Bräutigam.

Unter den zahlreichen Zuſchauern ſah man auch eine rüſtige, runde Bauersfrau mit ihrem Töchterlein ſtehen. Dieſe Frau verneigte ſich immerwährend zu großer Beluſtigung der Städtler umher, die nur der Braut und dem Herzog dieſe Aufmerkſamkeit bewieſen. Sie unterhielt ſich dabei eifrig mit ihrer Tochter. Das ſchöne Kind an ihrer Seite ſchien aber wenig auf ihre Reden zu achten; ſie überſah den glänzenden Zug der Fräulein, ihre hellen Augen waren nur immer auf die nahende Braut gerichtet. Je näher dieſe kam, deſto röther färbten ſich die Wangen des Mädchens, das rothe Mieder hob und ſenkte ſich ungeſtüm, und das pochende Herz ſchien die ſilbernen Ketten, womit es eingeſchnürt war, zerſprengen zu wollen. Sie ſah Marien feſt und durchdringend an, die hohe Schönheit der jungen Braut ſchien ſie zu überraſchen, ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ihren kleinen Mund; „Si iſt's!“ rief ſie unwillkührlich aus, und verbarg dann ſchnell ihr Geſicht hinter dem Rücken ihrer Mutter, denn die Umſtehenden ſahen verwundert nach ihr hin.

„Jo, dia iſt's; Bärbele! dia iſt grauſig ſchö!“ flüſterte die runde Frau, und neigte ſich tief. „Jezt wellet mer uf da Junker baſſa.“

Das Mädchen ſchien dieſen Rath nicht erſt zu bedürfen, denn ſie blickte längſt hinüber nach jener Seite, woher er kommen mußte. „Er kommt, er kommt“, hörte ſie ihre Nachbarn flüſtern, „der iſt's in dem weißen Kleid, mit dem blauen Mantel, er geht gerade vor dem Herzog.“ Sie ſah ihn, nur einen Blick warf ſie nach ihm hin, und wagte dann nicht mehr aufzublicken;

die tiefe Röthe ihrer Wangen verſchwand, als er vorüberging, ſie zitterte, eine Thräne fiel herab auf das rothe Mieder; — jezt war er vorüber, jezt hob ſie das Köpfchen wieder ein wenig auf, und ſandte ihm einen Blick nach, der mehr auszudrücken ſchien, als die reine Bewunderung oder das Staunen der Neugierde.

Als der Zug vorüber war, drängten ſich die Zuſchauer mit Ungeſtüm zu den Kirchthüren, und in einem Augenblick war der Platz, der noch kurz zuvor den Anblick einer bunten wogenden Menge dargeboten hatte, wie ausgeſtorben. Die runde Frau blickte noch immer ſtaunend den ſchönen geputzten Stadt-Jungfern nach, welche mit ihren brocatenen Hauben und goldgeſtickten Miedern, mit ihren feinen langen Röcken, an welchen man nur um Hals und Buſen den Zeug allzuſehr geſpart zu haben ſchien, in der Bauers-Frau mächtige Sehnſucht nach ſolcher Pracht und Herrlichkeit erweckt hatten.

Als ſie ſich umwandte, erſchrack ſie nicht wenig, denn ihr holdes Kind hatte das blühende Geſichtchen in die Hände verborgen und weinte. Sie konnte nicht begreifen was dem Mädchen begegnet ſeyn könne, ſie faßte ihre Hand, zog ſie herab von den Augen, — ſie weinte bitterlich. „Was hoſcht denn, Bärbele“, fragte ſie halb unmuthig, doch nicht ohne Theilnahme, „was heulſcht denn? Hoſcht's denn et g'ſeha? Gang, 's iſt jo a Schand! wenn's jo ebber ſieht; ſo ſag' no worum da heulſcht?“

„J woiß et, Muater!“ flüſterte ſie, indem ſie vergeblich ihre Thränen zu bezwingen ſuchte; „es iſt mer ſo weh' im Herz drinn, i woiß et worum.“

„Laß jezt bleiba, ſag' e! Komm', ſonſt kommemer z'ſpot in d'Kirch. Hairſch, wie ſe muſicieret und ſinget? komm', ſonſt ſeha mer nix mai!“ Die Frau zog bei dieſen Worten das Mädchen nach der Kirche. Bärbele folgte, ſie bedeckte die Augen mit der weißen Schürze, um nicht den Stadtleuten zum Geſpött zu werden, aber die tiefen Seufzer, die ſich aus ihrer Bruſt heraufſtahlen, ließen ahnen, daß ſie einen tiefen Schmerz vergeblich zu unterdrücken ſuche. Die Orgel ſchwieg, der Chorgeſang verſtummte, als ſie an der Kirchthüre anlangten; die Einſegnung des ſchönen Paares mußte in dieſem Augenblick beginnen. Aber vergebens ſuchte die runde Frau durch die dichten Reihen zu dringen, welche die Thüre füllten, ſie wurde, ſo oft ſie ſich in einen freien Raum zu ſchieben ſuchte, unwillig und mit Scheltworten zurückgeſtoßen.

„Komm', Mueter!“ ſprach das Mädchen, „mer wellet hoim; mer ſent arme Leut', uns laſſet ſe et in d'Kirch; komm' hoim.“

„Was? d'Kircha ſind für älle Leut erſchaffa; au für d'Arme. Wia, Ihr Herra, lent es e bisle do nei. Mer ſehet jo gar nix.“

„Waz?“ ſprach der Mann, an den ſie ſich gewendet hatte, und kehrte ihr ein rothbraunes Geſicht mit ſchrecklichem Bart zu, „Waz? pakt Euch fort, wir laſſen Niemand durch; wir zind die allergnädigſten herzoglichen Landsknechte wir, und nach dem Zanktus, hat der Hauptmann befohlen, darf keine Zeele mehr durch; Mordblei! thut mir leid, wenn ich in der Kirche fluche, aber ich zag', weg da!“

„Die Olte muß weg, ſogen wer, ober das Dienderl dorf 'rein; komm' Schäzerl! Do konnſt's recht gut ſehen! ſchaut's, jezt ſteckt ihr der Probſt den Ring on, jezt legt er ihne die Händ' zuſommen — gib mir en Schmazerl, dann darfſt ſeh'n.“ Der Caſperle von Wien ſtreckte bei dieſen Worten ſeine tapfere Hand nach dem Mädchen aus, doch dieſe ſchrie laut auf, und entfloh weinend; die runde Frau aber verwünſchte die Stadtleute, die Stadtkirchen und die unanſtändigen Landsknechte, und folgte ihrer Tochter.

VII.

So hab' ich endlich Dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reih'n
Du biſt in meinen Arm gekettet,
Du biſt nun mein, nun einzig mein.
Es ſchlummert Alles dieſe Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt;
Wie in der Waſſer ſtillen Grunde
Der Meergott ſeine Göttin hält.

L. Uhland.

Herzog Ulerich von Würtemberg liebte eine gute Tafel, und wenn in guter Geſellſchaft die Becher kreisten, pflegte er nicht ſobald das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Auch am Hochzeitfeſte Marien's von Lichtenſtein blieb er ſeiner Gewohnheit treu. Man war, als die heilige Handlung in der Kirche vorüber war, in den Luſtgarten am Schloß gezogen; dort hatten ſich in den Laubgängen und künſtlich verſchlungenen Wegen die Hochzeitgäſte ergangen, oder an den zahmen Hirſchen und Rehen im Gehege, oder an den Bären die in einem der Gräben des Schloſſes umherwandelten, ſich ergözt. Um zwölf Uhr hatten die Trompeten zur Tafel gerufen. Sie wurde in der Tyrniz gehalten, einer weiten hohen Halle, die viele hundert Gäſte faßte. Dieſe Halle war die Zierde des Schloſſes zu Stuttgart. Sie maß wohl hundert Schritte in der Länge; die eine Seite, die gegen den Garten des Schloſſes lag, war von vielen breiten Fenſtern unterbrochen, und der freundliche Tag ergoß ſich durch die vielfarbigen Scheiben, und erhellte überall das ungeheure Gemach, das mit ſeinen Wölbungen und Säulen mehr einer Kirche als einem Tummelplatz der Freude glich. Um die drei übrigen Seiten liefen Gallerien mit Teppichen reich behängt, ſie waren für die Geiger und Trompeter und für die Zuſchauer bei einem fürſtlichen Mahle beſtimmt, oft aber dienten ſie den Damen und Kampfrichtern zu Tribünen, wenn nicht der Klang der Becher, ſondern Schwerthiebe, das Krachen der Lanzen, das Sauſen der Speere, und das Gelächter und Geſchrei der

Kämpfer bei'm freien Waffenſpiel in der Halle erſcholl.

Aber heute ſah man hier einen gemiſchten Kreis ſchöner Frauen und fröhlicher Männer um reichbeſezte Tafeln ſitzen. Auf den Gallerien ſchwangen die Geiger luſtig ihre Fidelbogen, die Zinkeniſten blieſen ihre Backen auf, die Trommler ſchlugen kräftig auf die Felle, und mit Jauchzen und Halloh! ſtimmte die Volksmenge, die man auf den übrigen Theilen der Gallerien zugelaſſen hatte, ein, wenn die Herren unten einen Trinkſpruch ausgebracht hatten. Am oberen Ende der Halle, ſaß unter einem Thronhimmel der Herzog. Er hatte ſeinen Hut weit aus der Stirne gerückt, ſchaute fröhlich um ſich, und ſprach dem Becher fleiſſig zu. Zu ſeiner Rechten, an der Seite des Tiſches, ſaß Marie; jezt wollte die Sitte nicht mehr, daß ſie die Augen niederſchlug, und ſechs Schritte von dem Geliebten entfernt bleibe. Ein fröhliches Leben war in ihre Augen, um ihren Mund eingezogen; ſie blickte oft nach ihrem neuen Gemahl, der ihr gegenüber ſaß, es war ihr oft, als müſſe ſie ſich überzeugen, daß dieß Alles ein Traum, daß ſie wirklich eine Hausfrau ſey, und den Namen, den ſie achtzehn Jahre getragen, gegen den Namen Sturmfeder vertauſcht habe; ſie lächelte, ſo oft ſie ihn anſah, denn es kam ihr vor, als gebe er ſich, ſeit er aus der Kirche kam, eine gewiſſe Würde. „Es iſt mein Haupt“, ſagte ſie lächelnd zu ſich; „mein Herr, mein Gebieter, o der gute Herr! das liebe Haupt!“

Und es war ſo wie Marie zu bemerken glaubte; Georg fühlte ſich gehobener, mit einer neuen Würde umgeben; es ſchien ihm, als zeigen ihm die Junker mehr Ehrfurcht, als ziehen ihn die älteren Ritter mehr freundlicher zu ſich heran, ſeit er nicht mehr allein in der Welt ſtand, ſondern wie ſie, ein Hausvater, vielleicht der Stifter eines glänzenden Geſchlechtes geworden war. Denn in den guten alten Zeiten waren die Begriffe noch anders als heutzutag, und man dachte ſich den Edelmann und den Bürger nicht anders, als mit Weib und Kindern und überließ das Cölibat den Mönchen.

In die Nähe des Herzogs war der Ritter von Lichtenſtein, Marx Stumpf von Schweinsberg und der Canzler gezogen worden, und auch der Rathsſchreiber von Ulm ſaß nicht ferne, weil er heute als Geſelle des Bräutigams dieſen Ehrenplatz ſich erworben hatte. Der Wein begann ſchon den Männern aus den Augen zu leuchten und den Frauen die Wangen höher zu färben, als der Herzog ſeinem Küchenmeiſter ein Zeichen gab. Die Speiſen wurden weggenommen, und im Schloßhof unter die Armen vertheilt; auf die Tafel kamen jezt Kuchen und ſchöne Früchte, und die Weinkannen wurden für die Männer mit beſſeren Sorten gefüllt; den Frauen brachte man kleine ſilberne Becher mit ſpaniſchem, ſüßem Weine. Sie behaupteten zwar keinen Tropfen mehr trinken zu können, doch nippten und nippten ſie von dem ſüßen Nektar immer wieder, bis man die Nagelprobe hätte machen können. Jezt war der Augenblick gekommen, wo nach der Sitte der Zeit dem neuen Ehepaar Geſchenke überbracht wurden. Man ſtellte Körbe neben Marien auf, und als die Geiger und Pfeifer von Neuem geſtimmt hatten und aufzuſpielen anfingen, bewegte ſich ein langer glänzender Zug in die Halle. Voran gingen die Edelknaben des fürſtlichen Hofes, ſie trugen goldene Deckel-Krüge, Schaumünzen, Schmuck von edlen Steinen als ein Geſchenk des Herzogs.

„Mögen Euch dieſe Becher, wenn ſie bei den Hochzeiten Eurer Kinder, bei den Taufen Eurer Enkel kreiſen, mögen ſie Euch an einen Mann erinnern, dem Ihr beide im Unglück Liebe und Treue bewieſen, an einen Fürſten, der im Glück Euch immer gewogen und zugethan iſt.“

Georg war überraſcht von dem Reichthum der Geſchenke; „Euer Durchlaucht beſchämen uns“, rief er, „wollet Ihr Liebe und Treue belohnen, ſo wird ſie nur zu bald um Lohn feil ſeyn.“

„Ich habe ſie ſelten rein gefunden“, erwiederte Ulerich, indem er einen unmuthigen Blick über die lange Tafel hinſchickte, und dem jungen Mann die Hand drückte, „noch ſeltener, Freund Sturmfeder, hat ſie mir Probe gehalten, d'rum iſt es billig, daß wir die reine Treue mit reinem Golde, und edle Liebe mit edlen Steinen zu belohnen ſuchen. Doch wie, Eure ſchöne Frau vergießt Thränen? Ich weiß die Quelle dieſes klaren Thaues, es iſt die Erinnerung an unſer bitteres Geſchick, die wir ſelbſt herauf beſchworen haben. Hinweg mit dieſen Thränen, ſchöne Frau. Am Hochzeittag' iſt es kein gutes Zeichen. Doch mit Verlaub Eures Eheherrn will ich jezt eine alte Schuld einziehen, Ihr wißt noch welche?“

Marie erröthete, und warf einen forſchenden Blick nach Georg hinüber, als fürchte ſie jenes alte Uebel, das ſie oft kaum zu beſchwören vermochte, möchte wiederkehren.

Georg wußte recht wohl, was der Herzog meine, denn jene Scene, die er hinter der Thüre belauſchte, war ihm noch immer im Gedächtniß; doch er fand Gefallen daran, den Herzog und Marien zu necken, und antwortete als dieſe noch immer ſchwieg: „Herr Herzog, wir ſind jezt zuſammen ein Leib und eine Seele, wenn alſo meine Frau in früheren Zeiten Schulden gemacht hat, ſo ſteht es mir zu ſie zu bezahlen.“

„Ihr ſeyd zwar ein hübſcher Junge“, entgegnete Ulerich mit Laune, „und manche unſerer Fräuleins hier am Tiſche möchte vielleicht gerne einen ſolchen Schuldbrief an Euren ſchönen Mund einzufordern haben; mir aber kann dieß nicht frommen, denn meine Urkunde lautet auf die rothen Lippen Eurer Frau.“

Der Herzog ſtand bei dieſen Worten auf und näherte ſich Marien, die bald erröthend bald erbleichend ängſtlich auf Georg herüber ſah; „Herr Herzog“, flüſterte ſie, indem ſie den ſchönen Nacken zurückbog, „es war nur Scherz; — ich bitte Euch.“ Doch Ulerich ließ ſich nicht irre machen, ſondern zog die Schuld ſammt Zinſen von ihren ſchönen Lippen ein.

Der alte Herr von Lichtenſtein ſah bei

dieſer Scene finſter bald auf den Herzog, bald auf ſeine Tochter, vielleicht mochte ihm Ulerich von Hutten beifallen, denn ſeine Blicke ſtreiften auch ängſtlich auf ſeinen Schwiegerſohn. Der Canzler Ambroſius Volland aber ſchaute mit höhniſcher Schadenfreude aus den grünen Aeuglein auf den jungen Mann; „Hi, hi;“ rief er ihm zu; „ich leere meinen Becher auf gutes Wohlſeyn. Eine ſchöne Frau iſt eine gute Bittſchrift in aller Noth; wünſche Glück, liebſter, werthgeſchätzter Herr; hi! hi! ’s iſt ja auch ’was Unſchuldiges, ſo lange es vor den Augen des Ehemann’s geſchieht.“

„Allerdings, Herr Canzler!“ erwiederte Georg mit großer Ruhe, „um ſo unſchuldiger als ich ſelbſt dabei war, wie meine Frau Seiner Durchlaucht dieſen Dank zuſagte. Der Herr Herzog verſprach bei’m Vater für uns zu bitten, daß er mich zu ſeinem Eidam annehme, und bedung ſich dafür dieſen Lohn an unſerem Hochzeittage.“

Der Herzog ſah den jungen Mann mit Staunen an, Marie erröthete von Neuem, denn ſie mochte ſich jene ganze Scene in’s Gedächtniß zurückrufen, aber keines von Beiden widerſprach ihm, ſey es, weil ſie es für unſchicklich hielten, ihn Lügen zu ſtrafen, ſey es, weil ſie ahneten er könne ſie belauſcht haben. Aber Ulerich konnte doch nicht unterlaſſen, ihn heimlich um die näheren Umſtände zu befragen, er theilte ſie ihm in wenigen Worten mit.

„Du biſt ein ſonderbarer Kauz!“ flüſterte der Herzog lachend, „was hätteſt Du denn gemacht, wenn wir damals ein Küßchen erobert hätten?“

„Ich kannte Euch noch nicht“, flüſterte Georg eben ſo leiſe, „d'rum hätte ich Euch auf der Stelle niedergeſtochen und an die nächſte Eiche aufgehängt.“

Der Herzog biß ſich in die Lippen und ſah ihn verwundert an; dann aber drückte er ihm freundlich die Hand und ſagte: „Da hätteſt Du alles Recht dazu gehabt, und wir wären in unſeren Sünden abgefahren. — Doch ſiehe, da bringen ſie wieder Spenden für die Braut.“

Es erſchienen jezt die Diener der Ritter und Edeln, die zur Hochzeit geladen waren, die trugen allerlei ſeltenes Hausgeräthe, Waffen, Stoff zu Kleidern und dergleichen; man wußte zu Suttgart, daß es der Liebling des Herzogs ſey, dem dieſes Feſt gelte, d'rum hatte ſich auch eine Geſandtſchaft der Bürger eingeſtellt, ehrſame angeſehene Männer in ſchwarzen Kleidern; kurze Schwerter an der Seite; mit kurzen Haaren und langen Bärten. Der Eine trug eine aus Silber getriebene Weinkanne, der Andere einen Humpen aus demſelben Metall, mit eingeſezten Schaumünzen geſchmückt. Sie nahten ſich ehrerbietig zuerſt dem Herzog, verbeugten ſich vor ihm, und traten dann zu Georg von Sturmfeder.

Sie verbeugten ſich lächelnd auch vor ihm, und der mit dem Humpen hub an:

„Gegrüßet ſey das Ehepaar
Und leb' zuſammt noch manches Jahr;
Um Euch zu friſten langes Leben
Will Stuttgart Euch ein Tränklein geben.
Des Lebens Tränklein iſt der Wein,
Komm' guter Geſelle ſchenk' mir ein."

Der andere Bürger goß aus der Flaſche den Humpen voll, und ſprach während der Erſte trank:

„Von dieſem Tränklein ſteht ein Faß
Vor Eurer Wohnung auf der Gaß.
Es iſt vom Beſten, den wir haben,
Er ſoll Euch Leib und Seele laben;
Er geb' Euch Muth, Geſundheit, Kraft,
Das wünſcht Euch Stuttgart's Bürgerſchaft."

Der Erſtere hatte indeſſen ausgetrunken und füllte den Becher von Neuem, und ſprach, indem er ihn dem jungen Mann kredenzte:

„Und wenn Ihr trinkt von dieſem Wein
Soll Euer erſter Trinkſpruch ſeyn:
„Es leb' der Herzog und ſein Haus!"
Ihr trinkt bis auf den Boden aus;
Dann ſchenkt Ihr wieder friſchen ein:
„Hoch leb' Sturmfeder und Lichtenſtein."
Und lüſtet Euch noch ein's zu trinken,
Mögt Ihr an Stuttgart's Bürger denken."

Georg von Sturmfeder reichte Beiden die Hand, und dankte ihnen für ihr ſchönes Geſchenk; Marie ließ ihre Weiber und Mädchen grüßen, und auch der Herzog bezeugte ſich ihnen gnädig und freundlich. Sie legten den ſilbernen Becher und die Kanne in den Korb zu den übrigen Geſchenken, und entfernten ſich ehrbaren und feſten Schrittes aus der Tyrnitz. Doch die Bürger waren nicht die Letzten geweſen, welche Geſchenke gebracht hatten; denn kaum hatten ſie die Halle verlaſſen, ſo entſtand ein Geräuſch an der Thüre, wo die Landsknechte Wache hielten, das ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf ſich zog. Man hörte tiefe Männerſtimmen fluchen und befehlen, dazwiſchen ertönten hohe Weiberſtimmen, von denen beſonders eine, die am heftigſten haderte, der Geſellſchaft am oberſten Ende der Tafel ſehr bekannt ſchien.

„Das iſt wahrhaftig die Stimme der Frau Roſel!“ flüſterte Lichtenſtein ſeinem Schwiegerſohn zu, „Gott weiß, was ſie wieder für Geſchichten hat.“

Der Herzog ſchickte einen Edelknaben hin, um zu erfahren was das Lärmen zu bedeuten habe; er erhielt zur Antwort, einige Bauern-Weiber wollen durchaus in die Halle, um den Neu-Vermählten Geſchenke zu bringen; da es aber nur gemeines Volk ſey, ſo wollen ſie die Knechte nicht einlaſſen. Ulerich gab Befehl ſie vorzubringen, denn die Sprüchlein der Bürger hatten ihm gefallen, und auch von den Bauersleuten verſprach er ſich Kurzweil. Die Knechte gaben Raum, und Georg erblickte zu ſeinem Erſtaunen die runde Frau des Pfeifers von Hardt mit ihrem ſchönen Töchterlein, geführt von der Frau Roſel ihrer Baſe.

Schon auf dem Wege in die Kirche hatte er die holden Züge des Mädchens von Hardt, die er nicht aus ſeinem Gedächtniß verloren, zu bemerken geglaubt; aber wichtigere Gedanken und die Heiligkeit des Sakraments, die ſeine ganze Seele füllten, hatten dieſe flüchtige Erſcheinung verdrängt. Er belehrte die Geſellſchaft, wer die Nahenden ſeyen, und mit großem Intereſſe blickten ſie Alle auf das Kind jenes Mannes, deſſen wunderbares Eingreifen in das Schickſal des Herzogs ihnen oft ſo unbegreiflich geweſen war, deſſen Treue ihnen ſo erhaben, deſſen Hülfe in der Noth ſo willkommen erſchienen war. Das Mädchen hatte die blonden Haare, die offene Stirne, die Züge ihres Vaters; nur die Liſt, die aus ſeinen Augen, die Kühnheit und Kraft, die aus ſeinem Weſen ſprach, war bei ihr, wenn ſie nicht ſchüchtern und blöde war, in eine neckende Freundlichkeit und in rüſtiges behendes Weſen übergegangen. So hatte ſie Georg erkannt, als er im Hauſe des Pfeifers wohnte, doch heute ſchien ſie vor den vielen vornehmen Leuten etwas ſchüchtern, ja es wollte ihm ſogar ſcheinen, als ſey ein neuer Zug in ihr Geſicht gekommen, den er früher nicht an ihr bemerkt hatte, eine gewiſſe Wehmuth und Trauer, die ſich um ihren Mund und in ihren Augen ausſprach.

Die Pfeifers-Frau wußte was Lebensart ſey, ſie verbeugte ſich daher von der Thüre der Tyrniz in einem fort, bis ſie zum Stuhl des Herzogs kam. Frau Roſel hatte noch die Röthe des Zornes auf ihren magern Wangen, denn die Landsknechte, namentlich der Magdeburger und Caſpar Staberl, hatten ſie höchlich beleidigt, und ſie eine dürre Stange geheißen. Ehe ſie noch ſich ſammeln und den Herrſchaften geziemend die Familie ihres Bruders vorſtellen konnte, hatte die runde Frau ſchon einen Zipfel von des Herzogs Mantel gefaßt und ihn an die Lippen gedrückt: „Guetan-Obed, Herr Herzich“, ſprach ſie dazu mit tiefen Knixen; „wie got ich's, ſeit er wieder in Schtuagerdt ſend; mei Ma loßt ich ſchö grüaßa; mer komme aber et zum Herr Herzich, noi, zu dem Herra dortdrübe welle mer. Mer hent a Hochzeitſchenke für ſei Frau. Do ſiezt ſe jo, gang Bärbele, lang's aus em Krättle.“

„Ach! Du lieber Gott“, fiel Frau Roſel ihrer Schwägerin in's Wort; „bitt' unterthänigſt um Verzeihung, Euer Durchlaucht, daß ich die Leut' 'reingebracht habe; 's iſt Frau und Kind vom Pfeifer von Hardt; ach! Du Herr Gott, nehmet doch nichts übel, Herr Herzog; die Frau meint's g'wiß gut.“

Der Herzog lachte mehr über dieſe Entſchuldigung der Frau Roſel, als über die Reden ihrer Schwägerin: „Was macht denn

Dein Mann, der Pfeifer? Wird er uns bald beſuchen? Warum kam er nicht mit Euch?“

„Sell hot ſein Grund, Herr!“ erwiederte die runde Frau; „wenn's Krieg geit, bleibt er g'wiß et aus; do ka mer'n brauche; aber im Frieda? Noi, do denkt er, mit grauße Herra iſt's et guet Kirſcha freſſa.“

Frau Roſel wollte beinahe verzweifeln über die Naivetät der runden Frau, ſie zog ſie am Rock' und am langen Zopfband, es half nichts, die Frau des Pfeifers ſprach zu großer Ergötzung des Herzogs und ſeiner Gäſte immer weiter, und das unauslöſchliche Gelächter, das ihre Antworten erregten, ſchien ihr Freude zu machen. Bärbele hatte indeſſen mit dem Deckel des Körbchens geſpielt, ſie hatte einigemal gewagt, ihre Blicke zu erheben, um jenes Geſicht wieder zu ſehen, das im Fieber der Krankheit ſo oft an ihrem Buſen geruht, und in ihren treuen Armen Ruhe und Schlummer gefunden hatte, jenen Mund wieder zu ſehen, den ſie ſo oft heimlicherweiſe mit ihren Lippen berührt hatte, und jene Augen, deren klarer, freundlicher Strahl ewig in ihrem Gedächtniß fortglühte. Sie erhob ihre Blicke immer wieder von Neuem, doch, wenn ſie bis an ſeinen Mund gekommen war, ſchlug ſie ſie wieder — aus Furcht, ſeinem Auge zu begegnen — herab.

„Siehe, Marie“, hörte ſie ihn ſagen, „das iſt das gute Kind, das mich pflegte als ich krank in ihres Vaters Hütte lag; das mir den Weg nach Lichtenſtein zeigte.“

Marie wandte ſich um und ergriff gütig ihre Hand; das Mädchen zitterte, und ihre Wangen färbte ein dunkles Roth; ſie öffnete ihr Körbchen und überreichte ein Stück ſchöner Leinwand und einige Bündel Flachs, ſo fein und zart wie Seide. Sie verſuchte zu ſprechen, aber umſonſt, ſie küßte die Hand der jungen Frau, und eine Thräne fiel herab auf ihren Ehering.

„Ei, Bärbele“, ſchalt Frau Roſel, „ſey doch nicht ſo ſchüchtern und ängſtlich; gnädige Fräulein — wollte ſagen, gnädige Frau, habt Nachſicht, ſie kommt ſelten zu vornehmen Leuten. „Es iſt Niemand ſo gut, er hat zweierlei Muth“, heißt es im Sprüchwort: das Mädchen kann ſonſt ſo fröhlich ſeyn wie eine Schwalbe im Frühling, —“

„Ich danke Dir, Bärbele!“ ſagte Marie, „wie ſchön Deine Leinewand iſt! Die haſt Du wohl ſelbſt geſponnen?“

Das Mädchen lächelte durch Thränen; ſie nickte ein Ja! — zu ſprechen ſchien ihr in dieſem Augenblick unmöglich zu ſeyn. Der Herzog befreite ſie von dieſer Verlegenheit, um ſie noch in eine größere zu ziehen. „Wahrhaftig, ein ſchönes Kind hat Hanns der Spielmann“, rief er aus, und winkte ihr näher zu treten; „hoch gewachſen und lieblich anzuſchauen! ſchaut nur, Herr Canzler, was ihr das rothe Mieder und das kurze Röckchen gut anſteht; wie? Ambroſius Volland, meinſt Du nicht, wir könnten durch ein allgemeines Edikt dieſe niedliche Tracht auch bei unſeren Schönen in Stuttgart einführen?“

Der Canzler verzog ſein Geſicht zu einem gräulichen Lächeln; er beſchaute das erröthende Mädchen mit ſeinen Aeuglein vom Kopf bis zu den Füßen. „Man könnte zum Grund' angeben“, ſagte er, „daß dadurch eine Elle in der Länge erſpart würde; ſo gut Euer Durchlaucht vor einigen Jahren das Maas und Gewicht hat kleiner machen laſſen, habt Ihr nach allen Regeln der Logika auch das Recht dem Frauenzimmer die Röcklein zu verkürzen. Wäre aber damit nichts gewonnen, denn — hi, hi, hi! ſchaut nur, was dort wegfiele, müßten dann die hieſigen Schönen oben wieder anſetzen. Und wer weiß, ob ſie ſich gerne dazu verſtünden? Sie gehören zum Geſchlecht der Pfauen, und Ihr wißt ſchon, daß dieſe nicht gerne auf ihre Beine ſehen.“

„Haſt Recht! Ambroſius“, lachte der Herzog; „es geht doch nichts über einen gelehrten Herrn! Aber ſag' einmal, Kind, haſt Du auch ſchon einen Schatz? einen Liebſten?“

„Ei was, Euer Durchlaucht!“ unterbrach ihn die runde Frau, „wer wird ſo ebbes von ſo ema Kind denka! Se iſt a ehrlichs Mädle, Herr Herzich!“

Der Herzog ſchien nicht auf dieſe Bemerkung zu hören; er betrachtete lächelnd die Verlegenheit, die ſich auf den reinen Zügen des Mädchens abſpiegelte; ſie ſeufzte leiſe, ſie ſpielte mit den bunten Bändern ihrer Zöpfe; ſie ſandte unwillkührlich einen Blick, aber einen Blick voll Liebe auf Georg von Sturmfeder, und ſchlug dann erröthend wieder die Augen nieder. Der Herzog, dem dieß Alles nicht entging, brach in lautes Lachen aus, in das die übrigen Männer einſtimmten. „Junge Frau!“ ſagte er zu Marien, „jezt könnt Ihr billig die Eiferſucht Eures Herrn theilen, wenn Ihr geſehen hättet was ich ſah, könntet Ihr allerlei deuteln und vermuthen.“

Marie lächelte und blickte theilnehmend auf das ſchöne Mädchen; ſie fühlte, wie wehe ihr der Spott der Männer thun müſſe.

Sie flüſterte der Frau Roſel zu, ſie und die runde Frau zu entfernen. Auch dieſes bemerkte Ulerich's ſcharfer Blick und ſeine heitere Laune ſchrieb es der ſchnell erwachten Eiferſucht zu. Marie aber band ein ſchönes, aus Gold und rothen Steinen gearbeitetes Kreuzchen ab, das ſie an einer Schnur um den Hals getragen, und reichte es dem überraſchten Mädchen. „Ich danke Dir“, ſagte ſie ihr dazu; „grüße Deinen Vater und beſuche uns recht oft hier und in Lichtenſtein? Wie wäre es, wenn Du mir dienteſt als Zofe? Du ſollſt es gut haben, und haſt ja auch Deine Muhme, Frau Roſel, bei uns.“

Das Mädchen erſchrack ſichtbar; ſie ſchien mit ſich zu kämpfen, oft ſchien ein freundliches Lächeln „ja“ ſagen zu wollen, aber eben ſo oft drängte ein ſchmerzlicher Zug um den Mund dieſen Entſchluß zurück: „J dank' ſchö; gnädige Frau!“ antwortete ſie, indem ſie Marien's ſchöne Hand küßte; „aber i mueß daheim bleibe; d'Mueter wird alt und braucht me; b'hüt ich Gott der Herr, älle Heilige walten über ich, und die heilige Jungfrau ſey ich gnädig. Lebet g'ſund und froh mit Euerem Herra, es iſt a gueter, lieber Herr!“ Noch einmal beugte ſich Bärbele herab auf Marien's Hand, und entfernte ſich dann mit ihrer Mutter und der Baſe.

„Hör' einmal“, rief ihr der Herzog nach, „wenn Deine Mutter einmal zugibt, daß Du einen Liebſten bekommſt, ſo bring' ihn mir; ich will Dich ausſtatten, Du hübſches Pfeiferskind!“

Unter dieſen Scenen war es vier Uhr geworden, und der Herzog hob die Tafel auf. Dieß war das Zeichen, daß ſich jezt das Volk von den Gallerien entfernen müſſe, die ſogleich mit Polſtern und Teppichen belegt, und zum Empfang der Damen eingerichtet wurden. In dem Parterre der Tyrniz wurden ſchnell die Tafeln weggeräumt, Lanzen, Schwerter, Schilde, Helme und der ganze Apperat zu Ritterſpielen herbeigeſchleppt, und in einem Augenblicke war dieſe große Halle, die noch ſo eben der Siz der Tafelfreuden geweſen war, zum Waffen-Saal eingerichtet. Wie die Damen in unſeren Tagen gerne lauſchen, wenn die Männer ſich in gelehrte Diskuſſionen und politiſche Streitigkeiten einlaſſen, wie jede wünſcht den Geliebten oder Gemahl am ſcharfſinnigſten urtheilen, am ſchnellzüngigſten diſputiren zu hören, ſo war es in den guten alten Zeiten den Frauen Freude, ſelbſt blutige Kämpfe ihrer Männer zu beobachten, und aus manchem ſchönen Auge blizte das Hochgefühl, einem Tapfern anzugehören, manche holde Wange ſchmückte ein höheres Roth, nicht wenn der Geliebte in Gefahr, ſondern wenn er ſich zurückzuziehen ſchien, oder ſeine Hiebe nicht ſo kräftig waren wie die ſeines Gegners.

Es wurden an dieſem Abend ſogar Pferde in die Halle geführt, und Marie hatte die Freude, ihrem Geliebten den zweiten Dank im Rennen überreichen zu können, denn er machte den Herrn von Hewen zweimal im Sattel wanken. Der tapferſte Kämpfer war Herzog Ulerich von Würtemberg, eine Zierde der Ritterſchaft ſeiner Zeit. Meldet ja doch die Sage von ihm, daß er an ſeinem eigenen Hochzeittag, acht der ſtärkſten Ritter des Schwaben- und Frankenlandes in den Sand warf. Nachdem die Ritterſpiele einige Stunden gedauert hatten, zog man zum Tanz' in den Ritter-Saal, und den Siegern im Kampfe wurden die Vortänze eingeräumt. Der fröhliche Reigen ertönte bis in die Nacht; der Herzog ſchien alle Sorgen vor der bangen Zukunft auf den Höcker ſeines Canzlers geſchoben zu haben, der wie die böſe Zeit in einem Fenſter ſaß, und mit bitterem Lächeln einem Vergnügen zuſchaute, von welchem ihn ſeine eigene Mißgeſtalt ausſchloß.

Zum letzten Tanz vor dem Abendtrunk wollte Ulerich die Krone des Feſtes, die junge, ſchöne Frau Marie aufrufen; doch im ganzen Saal ſuchte er und Georg ſie vergebens auf, und die lächelnden Frauen geſtanden, daß ſechs der ſchönſten Fräulein ſie entführt, und in ihre neue Wohnung begleitet haben, um ihr dort, wie es die Sitte wolle, die myſteriöſen Dienſte einer Zofe zu erzeigen.

„Sic transit Gloria mundi!“ ſagte der Herzog lächelnd; „und ſiehe, Georg, da nahen ſie ſchon mit den Fackeln, Deine Geſellen und zwölf Junker, ſie wollen Dir „heimzünden.“ Doch zuvor leere noch einen Becher mit Uns — Geh' Mundſchenk! bring' vom Beſten.“

Marx Stumpf von Schweinsberg und Dieterich von Kraft naheten ſich mit Fackeln, und boten ſich an, Georg nach Hauſe zu geleiten. An ſie ſchloßen ſich zwölf Junker, ebenfalls mit Fackeln an, um dem jungen Mann dieſe Ehre zu erweiſen; denn ſo wollte es die Sitte der guten alten Zeit. Der Mundſchenk goß die Becher voll, und kredenzte ſie ſeinem Herzog' und Georg von Sturmfeder.

Ulerich ſah ihn lange und nicht ohne

Rührung an; er drückte ſeine Hand und ſagte:

„Du haſt Probe gehalten. Als ich verlaſſen und elend unter der Erde lag, haſt Du Dich zu mir bekannt; als jene Vierzig meine Burg übergaben und kein Stückchen Würtemberg mehr mein war, biſt Du mir aus dem Land gefolgt, haſt mich oft getröſtet und auch auf dieſen Tag verwieſen. Bleibe mein Freund, wer weiß was die nächſten Tage bringen. Jezt kann ich wieder Hunderten gebieten, und ſie ſchreien „Hoch!“ auf das Wohl meines Hauſes, und doch war mir Dein Trinkſpruch mehr werth, den Du in der Höhle ausbrachteſt, und den das Echo beantwortete. Ich erwiedere es jezt und gebe es Dir zurück: „Sey glücklich mit Deinem Weibe, möge Dein Geſchlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen; möge es Würtemberg nie an Männern fehlen, ſo muthig im Glück, ſo treu im Unglück wie Du!“

Der Herzog trank und eine Thräne fiel in ſeinen Becher. Die Gäſte ſtimmten jubelnd in ſeinen Ruf, die Fackelträger ordneten ſich, und ſeine Geſellen führten Georg von Sturmfeder aus dem Schloß der Herzoge von Würtemberg.

VIII.

Auch auf entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen,
Darum in Deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglückes tückiſche Nähe.

Schiller.

Der Weg, den die berühmteſten Novelliſten unſerer Tage bei ihren Erzählungen aus alter oder neuer Zeit einſchlagen, iſt ohne Wegſäule zu finden, und hat ein unverrücktes, beſtimmtes Ziel. Es iſt die Reiſe des Helden zur Hochzeit. Mag ſein Weg ſich noch ſo oft krümmen, wagt er es ſogar Abſtecher zu machen, und in Wirthshäuſern und Burgen ungebührlich lange zu verweilen, er eilt nachher um ſo raſcheren Schrittes ſeinem Ziele zu, und wenn er endlich nach ſo vielen Leiden mit gehöriger Würde in die Brautkammer geſchoben iſt, pflegt der Autor dem Leſer die Thüre vor der Naſe zuzuwerfen und das Buch zu ſchließen. Auch wir hätten mit den herrlichen Reigen im Schloſſe zu Stuttgart ſchließen, oder den Leſer mit dem Fackelzug des Bräutigams aus dem Buche hinaus begleiten können, aber die höhere Pflicht der Wahrheit und jenes Intereſſe, das wir an einigen Perſonen dieſer Hiſtorie nehmen, nöthigt uns den geneigten Leſer aufzufordern, uns noch einige wenige Schritte zu begleiten, und den Wendepunkt eines Schickſals zu betrachten, das in ſeinem Anfang unglücklich, in ſeinem Fortgang günſtiger, durch ſeine eigene Nothwendigkeit ſich wieder in die Nacht des Elends verhüllen mußte.

Das Motto, womit wir dieſen Abſchnitt bezeichneten, iſt eine Geiſterſtimme, die warnend durch die Weltgeſchichte tönt, die von Vielen vernommen, von den Meiſten überhört, von Wenigen befolgt wurde; zu allen Zeiten ging ein finſterer Geiſt durch das Haus der Erde, man vernahm oft ſein Rauſchen, man ſuchte es durch die Töne der Freude zu übertäuben. Ulerich von Würtemberg hatte jene Stimme in mancher Nacht vernommen, die er ſorgenvoll auf ſeinem Lager durchwachte. Er glaubte das Geräuſch vieler Gewappneter, und die dröhnenden Tritte eines Heeres zu vernehmen, er glaubte ſie näher und näher um ihn ſich lagern zu hören, und wenn er ſich auch überzeugte, daß es nur die Nachtluft war, die um die Thürme ſeines Schloſſes brauſte, ſo blieb doch eine finſtere Ahnung in ihm zurück, daß ſein Schickſal noch einmal ſich wenden könnte. Jene Warnung des alten Ritters von Lichtenſtein tönte oft in ſeiner Seele wieder, und vergeblich ſtrengte er ſich an, die künſtlichen Folgerungen ſeines Canzlers ſich zu wiederholen, um ein Verfahren bei ſich zu entſchuldigen, das ihm jezt zum wenigſten nicht genug überdacht ſchien. Denn ſeine alten Feinde rüſteten ſich mit Macht. Der Bund hatte ein neues Heer geworben und drang herab in's Land, näher und näher an das Herz von Würtemberg. Die Reichsſtadt Eßlingen bot für dieſe Unternehmungen einen nur zu günſtigen Stützpunkt. Sie liegt nur wenige Stunden von der Hauptſtadt, beinahe mitten im Lande, und war, ſobald das Heer des Bundes die Communikation mit Ihr hergeſtellt hatte, eine furchtbare Schanze, um Ausfälle nach Würtemberg zu begünſtigen und zu decken. Das Landvolk nahm an vielen Orten den Bund günſtig auf, denn der Herzog hatte ſie durch die neue Art, wie er ſich huldigen ließ, ängſtlich gemacht. Der Würtemberger liebt von jeher das Alte und Hergebrachte. Altes Recht, alte Ordnung, ſind ihm goldene Worte, wenn er auch oft nicht weiß, was ſie bedeuten, und ob das Neue nicht beſſer iſt. Seine Ruhe, die er bei anderen Zufällen des Lebens zeigt, verläßt ihn, wenn man von Neuerungen ſpricht, und ein Eigenſinn, der ſogar Troz wird, läßt ihn das Alte mit einer Gluth, mit einer natürlichen Begeiſterung umfaſſen, die ihm ſonſt fremd iſt, und gänzlich außer ſeinem Weſen, der ruhigen, biederen Geſchäftigkeit, liegt.

Dieſe Liebe zum Alten hatte der Herzog an ſeinem Volk' erfahren, als er einige Jahre zuvor ſeinen Räthen folgte, und zur Verbeſſerung ſeiner Finanzen ein neues Maas und Gewicht einführte. Der „arme Conrad“, ein förmlicher Aufſtand armer Leute hatten ihn nachdenklich gemacht und den Tübinger-Vertrag eingeleitet. Dieſe Liebe zum Alten hatte ſich auf eine rührende Weiſe an ihm gezeigt, als der Bund in's Land fiel, und das Haupt des alten Fürſtenſtammes verjagen wollte. Ihre Väter und Groß-Väter hatten unter den Herzogen und Grafen von Würtemberg gelebt, darum war ihnen Jeder verhaßt, der dieſe verdrängen wollte; wie wenig ſie das Neue lieben, hatten ſie dem Bunde und ſeinen Stadthaltern oft genug bewieſen.

Der alte angeſtammte Herzog, ein Würtemberger, kam wieder in's Land; ſie zogen ihm freudig zu; ſie glaubten jezt werde es wieder hergehen wie „vor Alters;“ ſie hätten recht gerne Steuern bezahlt, Zehnten gegeben, Gülden aller Art entrichtet und Frohnen geleiſtet; ſie hätten über Schwereres nicht gemurrt, wenn es nur nach hergebrachter Art geſchehen wäre. So gut ward es ihnen aber nicht; die alten Formeln waren aus dem Huldigungs-Eid' verſchwunden, die Steuern wurden nicht mehr nach hergebrachter Sitte eingezogen, es war Alles anders als früher, kein Wunder wenn ſie den Herzog als einen neuen Herren anſahen, und murrend nach dem alten Recht verlangten. Sie hatten zu Ulerich kein Zutrauen mehr, nicht weil ſeine Hand ſchwerer auf ihnen ruhte als vorher, nicht weil er bedeutend mehr von ihnen wollte als früher, ſondern weil ſie die neuen Formen mit argwöhniſchen Augen anſahen.

Ein Herzog, beſonders wenn er einem Ambroſius Volland ſein Ohr leiht, erfährt ſelten genau wie man über ihn denkt, und ob die Maßregeln klug berechnet waren, die ihm ſein Räthe an die Hand geben. Und dennoch entging Ulerich's hellem Auge die Unzufriedenheit ſeines Volkes nicht ganz. Er merkte, daß er im ſchlimmen Falle ſich nicht auf ſie werde verlaſſen können, ſo wenig als auf die Ritterſchaft des Landes, die, ſeit er wieder im Land war, ſich ſehr neutral verhalten hatte. (6)

Seine Unruhe über dieſe Bemerkungen ſuchte er jedem Auge zu verbergen. Er beſchwor die wildeſten Töne der Freude herauf, und oft gelang es ihm ſogar ſelbſt zu vergeſſen, vor welchem Abgrund' er ſtehe. Er verſuchte, um ſeinem Volk' und dem Heer, das er in und um Stuttgart verſammelt hatte, Vertrauen und Muth einzuflößen, einige Einfälle, welche die Bündiſchen von Eßlingen aus in ſein Land gemacht hatten, verdoppelt heimzugeben. Er ſchlug ſie zwar und verwüſtete ihr Gebiet, aber er verhehlte ſich nicht, wenn er nach einem ſolchen Siege in ſeine Stellungen zurückging, daß das Kriegs-Glück ihn vielleicht verlaſſen könnte, wenn der Bund einmal mit dem großen Heere im Feld' erſcheinen werde.

Und er erſchien frühe genug für Ulerich's zweifelhaftes Geſchick. Noch wußte man in Stuttgart wenig oder nichts von dem Aufgebot des Bundes, noch lebte man am Hof' und in der Stadt in Ruhe und in Freude, als auf einmal am zwölften Oktober die Landsknechte, welche der Herzog ein Lager bei Cannſtadt hatte beziehen laſſen, flüchtig nach Stuttgart kamen, und von einem großen bündiſchen Heer' erzählten, das ſie zurückgeworfen habe. Jezt merkten die Bewohner Stuttgart's, daß eine wichtige Entſcheidung nahe, jezt ſahen ſie ein, daß der Herzog längſt um dieſen drohenden Einfall gewußt haben müſſe, denn er ließ an dieſem Tage die Aemter aufbieten, ließ die Truppen ſich verſammeln, die auf das Land umher verlegt geweſen waren, und hielt noch am Abend dieſes Tages eine Muſterung über zehntauſend Mann. (7)

Noch in der Nacht zog er mit einem großen Theil der Mannſchaft aus, um die Stellungen, die ein Theil der Landsknechte zwiſchen Cannſtadt und Eßlingen genommen hatte, zu verſtärken.

In jener Nacht wurde in Stuttgart manche Thränen von ſchönen Augen geweint, denn Männer und Jünglinge, was die Waffen führen konnte, zog mit dem Herzog in die Schlacht. Doch das Rauſchen des abziehenden Heeres übertönte die Klagen der Mädchen und Frauen, ſie verhallten wie das Wimmern eines Kindes im Kampf der Elemente. Marien's Schmerz war ſtumm, aber groß, als ſie den Gatten unter die Thüre herabgeleitete, wo die Knechte mit den Roſſen für ihn und den Vater hielten. Sie hatten ſtill und einſam, nur mit ihrem Glück beſchäftigt, die erſten Tage ihrer Ehe verlebt. Sie dachten wenig an die Zukunft, ſie glaubten im Haven zu ſeyn, und indem ſie nur ſich ſelbſt lebten, überhörten ſie das Flüſtern, die geheimnißvolle Unruhe, die einem nahenden Sturm vorangeht. Sie waren gewöhnt, den Vater ernſt und düſter zu ſehen, es fiel ihnen nicht auf, wie ſein Auge immer trüber, ſeine Stirne finſterer, ſeine Mienen beinahe traurig wurden. Er ſah ihr ſüßes Glück, er fühlte mit ihnen, er verbarg, um ſie nicht zu frühe aufzuſtören, was ihm eine bange Ahnung oft genug ſagte. Aber endlich nahte der entſcheidende Schlag. Der Herzog von Baiern war bis in die Mitte des Landes vorgedrungen, und der Ruf zu den Waffen ſchreckte Georg aus den Armen ſeines geliebten Weibes.

Die Natur hatte ihr eine ſtarke Seele und jene entſchiedene Erhabenheit über jedes irrdiſche Verhängniß gegeben, die nur in einer reinen Seele und in der muthigen Zuverſicht auf einen höhern Beiſtand beſtehen kann. Sie wußte, was Georg der Ehre ſeines Namens, und ſeinem Verhältniß zum Herzog ſchuldig ſey, darum erſtickte ſie jeden lauten Jammer, und brachte ihrer ſchwächeren Natur nur jenes Opfer ſchmerzlicher Thränen, die dem Auge, das den Geliebten tauſend Gefahren Preis gegeben ſieht, unwillkührlich entſtrömen.

„Siehe, ich kann nicht glauben, daß Du auf immer von mir gehſt“, ſagte ſie, indem ſie ihre ſchönen Züge zu einem Lächeln zwang; „wir haben jezt erſt zu leben begonnen, der Himmel kann nicht wollen, daß wir ſchon aufhören ſollen. D'rum kann ich Dich ruhig ziehen laſſen, ich weiß ja zuverſichtlich, daß Du mir wiederkehrſt.“

Georg küßte die ſchönen, weinenden Augen, die ihn ſo mild und voll Troſt anblickten. Er dachte in dieſem Augenblick nicht an die Gefahr, der er entgegen gehe, nicht an die Möglichkeit, daß vielleicht ſchon das nächſte Morgenroth ſeine Leiche beſcheinen werde; er dachte nur daran, wie groß für das theure Weſen, das er in den Armen hielt, der Schmerz ſeyn müßte, wenn er nicht mehr zurückkehrte: wie ſie dann ein langes Leben einſam, nur in der Erinnerung an die wenigen Tagen des Glückes, fortleben könnte. Er preßte ſie heftiger in die Arme, als wolle er dadurch dieſe ſchwarzen Gedanken verſcheuchen, ſeine Blicke tauchten tiefer in ihre Augen herab, um dort Vergeſſenheit zu ſuchen, und es gelang ihm, wenigſtens trug er ein ſchönes Bild der Hoffnung und der Zuverſicht mit ſich hinweg.

Die Ritter ſtießen vor dem Thor gegen Cannſtadt zu dem Herzog. Es war dunkle Nacht, das erſte Viertel des Mondes und das Heer der Sterne warfen einen matten Schein herab; Georg glaubte zu bemerken, daß der Herzog finſter und in ſich gekehrt ſey; denn ſeine Augen waren niedergeſchlagen, ſeine Stirne kraus, und er ritt ſtumm ſeinen Weg weiter, nachdem er ſie flüchtig mit der Hand gegrüßt hatte.

Ein nächtlicher Marſch hat immer etwas Geheimnißvolles, Bedeutendes an ſich. Die Sonne, heitere Gegenden, der Anblick vieler Cameraden, der Wechſel der Ausſichten locken bei Tag den Soldaten zum Geſpräch, wohl auch zum Geſang. Weil die Eindrücke von außen ſtärker ſind, denkt man weniger nach über das Ziel des Marſches, über das Ungewiße des Krieges, über die Zukunft, die Niemand dunkler verhängt iſt, als dem Kriegsmann im Felde. Ganz anders auf dem Marſch in der Nacht. Man hört nur das Gedröhn des Zuges, den Takt-artigen Hufſchlag der

Roſſe, ihr Schnauben, das Klirren der Waffen; und die Seele, die durch das Auge keine Bilder mehr empfängt, wird durch dieſes eintönige Gemurmel ernſter; Scherz und Gelächter ſind verſtummt, das laute Geſpräch ſinkt zum Geflüſter herab, und auch dieſes gilt nicht mehr gleichgültigen Gegenſtänden, ſondern der Entſcheidung, welcher man entgegenzieht.

So war auch der Zug in jener Nacht, ernſt und von keinem Laut der Freude unterbrochen. Georg ritt neben dem alten Herrn von Lichtenſtein, und warf hie und da ängſtliche Blicke auf dieſen, denn er hing wie von Kummer gebückt im Sattel, und ſchien ernſter als je zu ſeyn. Er hätte beinahe ohne Leben geſchienen, wenn nicht hin und wieder ein Seufzer aus ſeiner Bruſt heraufgeſtiegen wäre, und ſeine glänzenden Augen nach den Wölkchen ſchauten, die um die bleiche Sichel des Mondes zogen.

„Glaubt Ihr, es werde morgen zum Gefecht kommen, Vater?“ flüſterte Georg nach einer Weile.

„Zum Gefecht? zur Schlacht.“

„Wie? Ihr glaubt alſo, das Bundes-Heer ſey ſo ſtark, daß es uns jezt ſchon werde

werde die Spitze bieten können? Es iſt nicht möglich. Herzog Wilhelm müßte Flügel haben, wenn er ſeine Baiern herabgeführt hätte, und Frondsberg iſt in ſeinen Entſchlüſſen bedächtig. Ich glaube nicht, daß ſie viel über ſechstauſend ſtark ſind.

„Zwanzigtauſend;“ antwortete der Alte mit dumpfer Stimme.

„Bei Gott, das hab' ich nicht gedacht“, entgegnete der junge Mann mit Staunen. „Freilich, da werden ſie uns hart zuſetzen. Doch wir haben geübtes Volk, und des Herzogs Augen ſind ſchärfer als irgend eines im Bundes-Heere, ſelbſt als Frondsberg's. Glaubt Ihr nicht auch, daß wir ſie ſchlagen werden?“

„Nein.“

„Nun, ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ein großer Vortheil für uns liegt ſchon darin, daß wir für das Land fechten, die Bündiſchen aber dagegen; das macht unſeren Truppen Muth; die Würtemberger kämpfen für ihr Vaterland.“

„Gerade darauf traue ich nicht;“ ſprach Lichtenſtein; „ja wenn der Herzog ſich anders hätte huldigen laſſen, ſo aber — hat er das Landvolk nicht für ſich; ſie ſtreiten, weil ſie müſſen und ich fürchte, ſie halten nicht lange aus.“

„Das wäre freilich ſchlimm;“ erwiederte Georg; „doch die Schwaben ſind ein biederes, ehrliches Volk, ſie werden den Herzog nicht in der Noth verlaſſen! Wo glaubt Ihr, daß wir dem Feind begegnen? wo werden wir uns ſtellen?“

„Zwiſchen Eßlingen und Cannſtadt, bei Unter-Türkheim haben die Landsknechte einige Schanzen aufgeworfen, und ſtehen dort zu dritthalbtauſend Mann; wir werden uns noch in dieſer Nacht an ſie anſchließen.“

Der Alte ſchwieg und ſie ritten wieder eine geraume Zeit ſtille neben einander hin. „Höre Georg!“ hub er nach einer Weile an; „ich habe ſchon oft dem Tod’ Aug’ in Auge geſehen, und bin alt genug mich nicht vor ihm zu fürchten; es kann Jedem etwas Menſchliches begegnen — tröſte dann mein liebes Kind, Marie.“

„Vater!“ rief Georg, und reichte ihm die Hand hinüber, „denket nicht ſolches! Ihr werdet noch lange und glücklich mit uns leben.“

„Vielleicht“, entgegnete der alte Mann mit feſter Stimme, „vielleicht auch nicht.

Es wäre thöricht von mir, Dich aufzufordern, Du ſollſt Dich im Gefecht ſchonen. Du würdeſt es doch nicht thun. Doch bitte ich, denk' an Dein junges Weib, und begieb Dich nicht blindlings und unüberlegt in Gefahr. Verſprich mir dieß.“

„Gut, hier habt Ihr meine Hand; was ich thun muß, werde ich nicht ablehnen; leichtſinnig will ich mich nicht ausſetzen; aber auch Ihr, Vater, könntet dieß geloben.“

„Schon gut, laß' das jezt; wenn ich etwa morgen todtgeſchoſſen werden ſollte, ſo gilt mein lezter Wille, den ich bei'm Herzog niedergelegt habe; Lichtenſtein geht auf Dich über, Du wirſt damit belehnt werden. Mein Name ſtirbt hier zu Land mit mir, möge der Deinige deſto länger tönen.“

Der junge Mann war von dieſen Reden ſchmerzlich bewegt; er wollte antworten, als eine bekannte Stimme ſeinen Namen rief. Es war der Herzog, der nach ihm verlangte. Er drückte Marien's Vater die Hand und ritt dann ſchnell zu Ulerich von Würtemberg.

„Guten Morgen, Sturmfeder!“ ſprach

dieſer, indem ſeine Stirne ſich etwas aufheiterte; „ich ſag' guten Morgen, denn die Hähne krähen dort unten in dem Dorf. Was macht Dein Weib? hat ſie gejammert als Du wegritt'ſt?“

„Sie hat geweint“, antwortete Georg; „aber ſie hat nicht mit einem Wort geklagt.“

„Das ſieht ihr gleich; bei Sanct Hubertus, wir haben ſelten eine muthigere Frau geſehen. Wenn nur die Nacht nicht ſo finſter wäre, daß ich recht in Deine Augen ſehen konnte, ob Du zum Kampf geſtimmt biſt und Luſt haſt, mit den Bündlern anzubinden?“

„Sprecht, wohin ich reiten ſoll; mitten d'rauf ſoll es gehen im Galopp. Glauben Euer Durchlaucht, ich habe in meinem kurzen Eheſtand ſo ganz vergeſſen, was ich von Euch erlernte, daß man in Glück und Unglück den Muth nicht ſinken laſſen dürfe?“

„Haſt Recht; impavidum ferient ruinae; wir haben es auch gar nicht anders von unſerem getreuen Bannerträger erwartet. Heute trägt meine Fahne ein Anderer, denn Dich habe ich zu etwas Wichtigerem beſtimmt.

Du nimmſt dieſe hundertundſechzig Reiter, die hier zunächſt ziehen, läßt Dir von Einem den Weg zeigen, und reiteſt Trab gerade auf Unter-Türkheim zu. Es iſt möglich, daß der Weg nicht ganz frei iſt, daß vielleicht die von Eßlingen ſchon herabgezogen ſind, uns den Paß zu verſperren; was willſt Du thun, wenn es ſich ſo verhält?“

„Nun, ich werfe mich in Gottes Namen mit meinen hundertundſechzig Pferden auf ſie und hau' mich durch, wenn es kein Heer iſt. Sind ſie zu ſtark, ſo decke ich den Weg bis Ihr mit dem Zug heran ſeyd.“

„Recht gut geſagt, geſprochen wie ein tapferer Degen, und hauſt Du ſo gut auf ſie wie auf mich bei Lichtenſtein, ſo ſchlägſt Du Dich durch ſechshundert Bündler durch. Die Leute, die ich Dir gebe, ſind gut. Es ſind die Fleiſcher, Sattler und Waffenſchmiede von Stuttgart und den anderen Städten. Ich kenne ſie aus manchem Kampf', ſie ſind wacker, und hauen einen Schedel bis auf's Bruſtbein durch. Das Schwert in der Fauſt, reiten ſie Dir in die Hölle, wenn ſie Dir einmal zugethan ſind, und wen ſie einmal an's Hirn getroffen haben, der braucht keinen Arzt mehr auf dieſer Welt. Das ſind die ächten Schwabenſtreiche.“

„Und bei Unter-Türkheim ſoll ich mich aufſtellen?

„Dort triffſt Du auf einer Anhöhe die Landsknechte unter Georg von Hewen und Schweinsberg. Die Looſung iſt „Ulericus für immer.“ Den beiden Herren ſagſt Du, ſie ſollen ſich halten bis fünf Uhr, ehe der Tag aufgeht, ſey ich mit ſechstauſend Mann bei ihnen, und dann wollen wir den Bund erwarten. Gehab' Dich wohl, Georg.“

Der junge Mann erwiederte den Gruß, indem er ſich ehrerbietig neigte; er ritt an der Spitze der tapfern Reiter, und trabte mit ihnen das Thal hinauf. Es waren kräftige Geſtalten, mit breiten Schultern und ſtarken Armen; unter den Sturmhauben hervor blickten ihn muthige Augen und breite ehrliche Geſichter freundlich an; er fühlte ſich ehrenvoll ausgezeichnet eine ſolche Schaar zu führen. Bald ging jezt der Weg bergan, man näherte ſich dem Fuß des Rothen-Berges, auf deſſen Gipfel das Stammſchloß von Würtemberg weit über das ſchöne Neckarthal hinſah. Es war vom Sternenſchimmer matt erhellt, und Georg konnte ſeine Formen nicht deutlich unterſcheiden, aber dennoch blickte er immer wieder nach dieſen Thürmen und Mauern hinauf; er erinnerte ſich jener Nacht, wo Ulerich in der Höhle mit Wehmuth von der Burg ſeiner Väter ſprach, von welcher er ſonſt auf ein ſchönes Land voll Obſt, Wein und Frucht hinabgeſchaut, und dieß Alles ſein genannt hatte. Er verſank in Gedanken über das unglückliche Schickſal dieſes Fürſten, das ihm auf's Neue den Beſitz des ſchönen Landes ſtreitig zu machen ſchien; er dachte nach über die ſonderbare Miſchung ſeines Charakters, wie hier wahrhafte Größe oft durch Zorn, Trotz und unbeugſamen Stolz entweiht ſey.

„Was Ihr dort unten unterſcheiden könnet zwiſchen den beiden Bäumen“, unterbrach ihn der Reiter, welcher ihm den Weg zeigte, „iſt die Thurmſpitze von Unter-Türkheim. Es geht jezt jezt wieder etwas ebener, und wenn wir Trab reiten, können wir bald dort ſeyn.“

Der junge Mann trieb ſein Pferd an, der ganze Zug folgte ſeinem Beiſpiel, und bald waren ſie im Angeſicht dieſes Dorfes. Hier war eine doppelte Linie von Landsknechten aufgeſtellt, welche ihnen drohend die Hellebarden entgegenſtreckten. An vielen Punkten ſah man den röthlichen Schimmer glühender Lunden, die wie Scheinwürmchen durch die Nacht funkelten.

„Halt, werda?“ rief eine tiefe Stimme aus ihren Reihen. „Gebt die Looſung!“

„Ulericus für immer;“ rief Georg von Sturmfeder. „Wer ſeyd Ihr?“

„Gut Freund!“ rief Marx Stumpf von Schweinsberg, indem er aus den Reihen der Landsknechte heraus, und auf den jungen Mann zu ritt. „Guten Morgen, Georg; Ihr habt lange auf Euch warten laſſen, ſchon die ganze Nacht ſind wir auf den Beinen, und harren ſehnlich auf Verſtärkung, denn dort drüben im Wald ſieht es nicht geheuer aus, und wenn Frondsberg den Vortheil verſtanden hätte, wären wir ſchon längſt übermannt.“

„Der Herzog zieht mit ſechstauſend Mann heran;“ erwiederte Sturmfeder. „Längſtens in zwei Stunden muß er da ſeyn.“

„Sechstauſend, ſagſt Du? bei Sanct Nepomuk, das iſt nicht genug; wir ſind zu dritthalbtauſend, das macht zuſammen gegen neuntauſend; weißt Du, daß ſie über zwanzigtauſend ſtark ſind, die Bündiſchen? Wie viel Geſchütz bringt er mit?“

„Ich weiß nicht; es wurde erſt nachgeführt als wir ausritten.“

„Komm', laß die Reiter abſitzen und ruhen“, ſagte Marx Stumpf; „ſie werden heute Arbeit genug bekommen.“

Die Reiter ſaßen ab und lagerten ſich; auch die Landsknechte lösten ihre Reihen auf und ſtellten nur ſtarke Poſten auf den Anhöhen und am Neckar auf. Marx Stumpf beſichtigte alle Anſtalten, und Georg legte ſich in ſeinen Mantel gehüllt, nieder, um noch einige Stunden zu ruhen. Die Stille der Nacht, nur durch den eintönigen Ruf der Wachen unterbrochen, ſenkte ihn bald in einen Schlummer, der ſeine Seele weit hinweg über Krieg und Schlachten, in die Arme ſeines Weibes entführte.

IX

In ſchwarzen Pulverdämpfen
Verbirgt ſich Mann und Roß ;
Ihr ſchlagt Euch immer kecker
Bergunter alle zumal ;
Jezt ſprengt Ihr durch den Necker,
Jezt fechtet Ihr im Thal.

G. Schwab.

Georg erwachte am Wirbeln der Trommeln, die das kleine Heer unter die Waffen riefen. Ein ſchmaler Saum war am Horizont helle, der Morgen kam, die Truppen des Herzogs ſah man in der Ferne daherziehen. Der junge Mann ſezte den Helm auf, ließ ſich den Bruſtharniſch wieder anlegen und ſtieg zu Pferd', den Herzog an der Spitze ſeiner Mannſchaft zu empfangen. Aus Ulerich's Zügen war zwar nicht der Ernſt, wohl aber aber alle Düſterkeit verſchwunden. Sein Auge ſprühte von einem kriegeriſchen Feuer, und aus ſeinen Mienen ſprach Muth und Entſchloſſenheit. Er war ganz in Stahl gekleidet, und trug über ſeinem ſchweren Eiſenkleid' einen grünen Mantel mit Gold verbrämt. Die Farben ſeines Hauſes wehten in ſeinem großen wallenden Helmbuſch. Sonſt unterſchied er ſich in nichts von den übrigen Rittern und Edeln, die ebenfalls in blankes Eiſen „bis an die Zähne" gekleidet, den Herzog in einem großen Kreiſ' umgaben. Er begrüßte freundlich Hewen, Schweinsberg und Georg von Sturmfeder, und ließ ſich von ihnen über die Stellung des Feindes berichten. (8)

Noch war von dieſem nichts zu ſehen; nur an dem Saum des Waldes gegen Eßlingen hin, ſah man hin und wieder ſeine Poſten ſtehen. Der Herzog beſchloß den Hügel, den die Landsknechte beſezt gehalten hatten, zu verlaſſen, und ſich in die Ebene hinabzuziehen. Er hatte wenig Reiterei, der Bund aber, ſo berichteten Ueberläufer, zählte dreitauſend Pferde. Im Thal hatte er auf einer Seite den Neckar, auf der andern einen Wald, und ſo war er wenigſtens auf den Flanken vor einem Reiter-Angriff ſicher.

Lichtenſtein und mehrere Andere widerriethen zwar dieſe Stellung im Thal, weil man vom Hügel zu nahe beſchoſſen werden könne; doch Ulerich folgte ſeinem Sinn' und ließ das Heer hinabſteigen. Er ſtellte zunächſt vor Türkheim die Schlacht-Ordnung auf und erwartete ſeinen Feind. Georg von Sturmfeder wurde beordert, in ſeiner Nähe mit den Reitern, die er ihm anvertraut hatte, zu halten; ſie ſollten gleichſam ſeine Leibwache bilden; zu dieſen berittenen Bürgern geſellten ſich noch Lichtenſtein und vierundzwanzig andere Ritter, um bei einem Reiter-Angriff den Stoß zu verſtärken. In jenen Tagen war ein Treffen oft in viele kleine Zweikämpfe zerſtreut, die Ritter, die einem Heere folgten, fochten ſelten in geſchloſſenen Maſſen, ſondern ſuchten mit ſchnellem Blicke einen Gegner unter den Reihen des Feindes, den ſie dann mit Schwert und Lanze bekämpften. Eine ſolche Schaar war es, die bei Georg's Reiterhaufen ſtand, und den Herzog ſelbſt gelüſtete es, ſeine ungeheure Kraft, ſeine weit berühmte Fertigkeit in einem ſolchen Zweikampf zu erproben, und nur die inſtändigen Bitten der Ritter hielten ihn ab, dieſe romantiſche

Idee auszuführen. Neben dem Herzog hielt eine ſonderbare Figur, beinahe wie eine Schildkröte, die zu Pferd ſizt, anzuſehen. Ein Helm mit großen Federn ſaß auf einem kleinen Körper, der auf dem Rücken mit einem gewölbten Panzer verſehen war; der kleine Reiter hatte die Kniee weit heraufgezogen, und hielt ſich feſt am Sattelknopf. Das herabgeſchlagene Viſir verhinderte Georg zu erkennen, wer dieſer lächerliche Kämpfer ſey; er ritt daher näher an den Herzog heran und ſagte:

„Wahrhaftig, Euer Durchlaucht haben ſich da einen überaus mächtigen Kämpen zum Begleiter auserſehen. Sehet nur die dürren Beine, die zitternden Arme, den mächtigen Helm zwiſchen den kleinen Schultern — wer iſt denn dieſer Rieſe?“

„Kennſt Du den Höcker ſo ſchlecht?“ fragte der Herzog lachend. „Sieh' nur, er hat einen ganz abſonderlichen Panzer an, der wie eine große Nußſchale anzuſehen, um ſeinen theuren Rücken zu verwahren, wenn es etwa zur Flucht käme. Es iſt mein getreuer Canzler, Ambroſius Volland!“

„Bei der heiligen Jungfrau! dem habe ich bitter Unrecht gethan“, entgegnete Georg;

ich dachte er werde nie ein Schwert ziehen und ein Roß beſteigen, und da ſizt er auf einem Thier ſo hoch wie ein Elephant, und trägt ein Schwert ſo groß als er ſelbſt iſt. Dieſen kriegeriſchen Geiſt hätte ich ihm nimmer zugetraut.“

„Meinſt Du, er reite aus eigenem Entſchluß zu Felde? Nein, ich habe ihn mit Gewalt dazu genöthigt. Er hat mir zu Manchem gerathen, was mir nicht frommte, und ich fürchte er hat mich mit böslicher Abſicht auf's Eis geführt; d'rum mag er auch die Suppe mit verzehren, die er eingebrockt hat. Er hat geweint, wie ich ihn dazu zwang; er ſprach viel vom Zipperlein und von ſeiner Natur, die nicht kriegeriſch ſey; aber ich ließ ihn in ſeinen Harniſch ſchnüren und zu Pferd heben, er reitet den feurigſten Renner aus meinem Stall!“

Während dieß der Herzog ſprach, ſchlug der Ritter vom Höcker das Viſir auf, und zeigte ein bleiches, kummervolles Geſicht. Das ewig ſtehende Lächeln war verſchwunden, ſeine ſtechenden Aeuglein waren groß und ſtarr geworden, und drehten ſich langſam und ſchüchtern nach der Seite; der Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirne und ſeine Stimme war zum zitternden Flüſtern geworden: „Um Gottes-Barmherzigkeit Willen, vielwerthgeſchätzter Herr von Sturmfeder, viellieber Freund und Gönner, leget ein gutes Wort ein, bei'm geſtrengen Herrn, daß er mich aus dieſem Faſtnachtsſpiel' entläßt. Es iſt des allerhöchſten Scherzes jezt genug. Der Ritt in den ſchweren Waffen hat mich grauſam angegriffen, der Helm drückt mich auf's Hirn, daß meine Gedanken im Kreiſe tanzen, und meine Kniee ſind vom Zipperlein geſtümmt; bitte, bitte! leget ein gutes Wort ein, für Euren demüthigen Knecht, Ambroſius Volland; will's gewißlich vergelten.“

Der junge Mann wandte ſich mit Abſcheu von dem grauen, feigen Sünder. „Herr Herzog;“ ſagte er, indem ein edler Zorn ſeine Wangen röthete; „vergönnt ihm, daß er ſich entferne. Die Ritter haben ihre Schwerter gelüftet und die Helme feſter in die Stirne gerückt, das Volk ſchüttelt die Speere und erwartet muthig das Zeichen zum Angriff, warum ſoll ein Feigling in den Reihen von Männern ſtreiten?“

„Er bleibt, ſag' ich“, entgegnete der Herzog mit feſter Stimme; „bei dem erſten Schritt rückwärts hau' ich ihn ſelbſt vom Gaul herunter. Der Teufel ſaß auf Deinen blauen Lippen, Ambroſius Volland, als Du uns gerathen, unſer Volk zu verachten.

und das Alte umzuſtoßen. Heute, wenn die Kugeln ſauſen und die Schwerter raſſeln, magſt Du ſchauen, ob Dein Rath uns frommte.“

Des Canzlers Augen glühten vor Wuth, ſeine Lippen zitterten, und ſeine Mienen verzerrten ſich gräulich. „Ich habe Euch nur gerathen; warum habt Ihr es gethan?“ ſagte er, „Ihr ſeyd Herzog, Ihr habt befohlen und Euch huldigen laſſen; was kann denn ich dafür?“

Der Herzog riß ſein Pferd ſo ſchnell um, daß der Canzler bis auf die Mähnen ſeines Elephanten niedertauchte, als erwarte er den Todesſtreich. „Bei unſerer fürſtlichen Ehre“, rief er mit ſchrecklicher Stimme, indem ſeine Augen blizten, „wir bewundern unſere eigene Langmuth. Du haſt unſern erſten Zorn benüzt, Du haſt Dich in unſer Vertrauen einzuſchwatzen gewußt; hätten wir Dir nicht gefolgt, Du Schlange, ſo ſtünden heute zwanzigtauſend Würtemberger hier, und ihre Herzen wären eine feſte Mauer für ihren Fürſten. O, mein Würtemberg! mein Würtemberg! daß ich Deinem Rath gefolgt wäre, alter Freund; ja, es heißt ’was, von ſeinem Volk geliebt zu ſeyn!“

„Entfernet dieſe Gedanken vor einer

Schlacht“, ſagte der alte Herr von Lichtenſtein, „noch iſt es Zeit, das Verſäumte einzuholen. Noch ſtehen ſechstauſend Würtemberger um Euch, und bei Gott, ſie werden mit Euch ſiegen, wenn Ihr mit Vertrauen ſie in den Feind führet. O Herr! hier ſind lauter Freunde, vergebet Euren Feinden, entlaßt den Canzler, der nicht fechten kann!“

„Nein! her zu mir, Schildkröte! an meine Seite her, Hund von einem Schreiber! wie er zu Roſſe ſizt, als hätte ihn unſer Herr Gott hinaufgeſchneit, den Schneemann! Du haſt mein Volk verachtet in Deiner Canzlei, und ihnen Geſeze gegeben mit Deiner Schwanenfeder, jezt ſollſt Du ſehen wie ſie ſtreiten; jezt ſollſt Du ſehen wie Würtemberg ſiegt oder — untergeht. Ha! ſeh't Ihr ſie dort auf dem Hügel? ſeh't Ihr die Fahnen mit dem rothen Kreuz? ſeh't Ihr das Banner vom Baiern? wie ihre Waffen blizen im Morgenroth, wie ihre Glieder von tauſend Lanzen ſtarren, wie der Wind in ihren Helmbüſchen ſpielt. — Guten Tag Ihr Herren vom Schwaben-Bund! jezt geh't mir das Herz auf; das iſt ein Anblick für einen Würtemberg.“

„Schaut! ſie richten ſchon die Geſchüze;“ unterbrach ihn Lichtenſtein; „zurück von dieſem Plaz, Herr! hier iſt Euer Leden in augenſcheinlicher Gefahr; zurück, zurück, wir halten hier; ſchick't uns Eure Befehle von dort zu, wo Ihr ſicher ſeyd.“

Der Herzog ſah ihn groß an: „Wo haſt Du gehört“, ſagte er, „daß ein Würtemberg gewichen ſey, wenn der Feind zum Angriff blaſen ließ? meine Ahnen kannten keine Furcht, und meine Enkel werden noch aushalten wie ſie, furchtlos und treu! Sieh' wie der Berg ſich dunkler und dunkler füllt von ihren Schaaren. Sieh'ſt Du jene weißen Wolken am Berg, Schildkröte? hörſt Du ſie krachen? das iſt der Donner der Geſchütze, der in unſere Reihen ſchlägt; jezt wenn Du ein gutes Gewiſſen haſt, wirſt Du leichter Athem holen, denn um Dein Leben gibt Dir keiner einen Pfennig.“

„Laſſet uns beten“, ſagte Marx von Schweinsberg, „und dann d'rauf in Gottes Namen.“

Der Herzog faltete andächtig die Hände, ſeine Begleiter folgten ſeinem Beiſpiel und beteten zum Anfang der Schlacht, wie es Sitte war in den alten Tagen. Der Donner der feindlichen Geſchütze tönte ſchauerlich in dieſe tiefe Stille, in welcher man jeden Athemzug, jedes leiſe Flüſtern der Betenden hörte. Auch der Canzler faltete die

Hände, aber ſeine Augen richteten ſich nicht gläubig auf zum Himmel, ſie irrten zagend an den Bergen umher, und das Beben ſeines Körpers, ſo oft Blitz und Rauch aus den Feldſtücken des Feindes fuhr, zeigte, daß ſeine Seele nicht zu Dem ſich aufzuſchwingen vermöge, der aus den Strahlen ſeiner Morgen-Sonne über Freunde und Feinde herabblickte.

Ulerich von Würtemberg hatte gebetet, und zog ſein Schwert aus der Scheide; die Ritter und Reiſigen folgten ihm, und in einem Augenblick blitzten tauſend Schwerter um ihn her. „Die Landsknechte ſind ſchon im Gefecht“, ſagte er, indem ſein Adlerauge ſchnell das Thal überſchaute; „Georg von Hewen! Ihr rückt ihnen mit Tauſend zu Fuß nach. Schweinsberg lehne ſich mit achthundert an den Wald, und warte bis auf Weiteres. Reinhardt von Gemmingen! wollet mit den Eurigen gerade ausziehen, und den mittleren Raum zwiſchen dem Wald' und dem Neckar einnehmen. Sturmfeder, Du bleibſt mit Deiner Abtheilung Reitern; doch biſt Du jeden Augenblick bereit, vorzubrechen. Gott befohlen, Ihr Herren; ſollten wir uns hier unten nicht wieder ſehen, ſo grüßen wir uns deſto freudiger oben.“ Er grüßte ſie, indem er ſein großes Schwert gegen ſie neigte. Die Ritter erwiederten den Gruß und zogen mit ihren Schaaren dem Feinde zu, und ein tauſendſtimmiges „Ulerich für immer!“ ertönte aus ihren Reihen.

Das bündiſcha Heer, das auf dem Hügel, den die Herzoglichen früher beſezt gehalten hatten, angekommen war, begrüßte ſeinen Feind aus vielen Feldſchlangen und Carthaunen; dann zogen ſie ſich allmählich herab in's Thal; ſie ſchienen durch ihre ungeheure Anzahl das kleine Heer des Herzogs erdrücken zu wollen. In dem Augenblick, als die lezten Glieder den Hügel verlaſſen wollten, wandte ſich der Herzog zu Georg von Sturmfeder. „Sieh'ſt Du ihre Feldſtücke auf dem Hügel?“ fragte er.

„Wohl; ſie ſind nur durch wenige Mannſchaft bedeckt.“

„Frondsberg glaubt, weil wir nicht über ihn wegfliegen können, ſey es unmöglich ſein Geſchütz zu nehmen. Aber dort am Wald biegt ein Weg links ein, und führt in ein Feld. Das Feld ſtößt an jenen Hügel. Kannſt Du mit Deinen Reitern ungehindert bis in jenes Feld vordringen, ſo biſt Du beinahe ſchon im Rücken der Bündiſchen. Dort läßt Du die Pferde verſchnauben, legſt dann an, und im Gallopp den Hügel hinauf, die Geſchütze müſſen unſer ſeyn!“

Georg verbeugte ſich zum Abſchied, aber der Herzog bot ihm die Hand. „Lebe wohl, lieber Junge!“ ſagte er; „es iſt hart von uns einen jungen Ehemann auf ſo gefährliche Reiſe zu ſchicken, aber wir wußten keinen Raſcheren und Beſſeren als Dich.“

Die Wangen des jungen Mannes glühten, als er dieſe Worte hörte, und ſeine Augen blinkten muthig. „Ich danke Euch, Herr, für dieſen neuen Beweis Eurer Gnade“, rief er, „Ihr belohn't mich ſchöner, als wenn Ihr mir die ſchönſte Burg geſchenkt hättet. — Lebet Wohl, Vater, und grüßt mein Weibchen.“

„So iſt's nicht gemeint!“ entgegnete lächelnd der alte Lichtenſtein; „ich reite mit Dir unter Deiner Führung — “

„Nein, Ihr bleibet bei mir, alter Freund“, bat der Herzog, „ſoll mir denn der Canzler hier im Felde rathen? Da könnte ich ſo übel fahren wie mit ſeinen anderen Rathſchlüſſen. Bleibet mir zur Seite; machet den Abſchied kurz, Alter! Euer Sohn muß weiter.“

Der Alte drückte Georg's Hand; lächelnd und mit freudigem Muthe erwiederte dieſer den Abſchiedsgruß, ſchwenkte mit ſeinen Reitern ab, und „Ulerich für immer!“ riefen die Stuttgarter Bürger zu Pferd, welche er in dieſer entſcheidenden Stunde gegen den Feind führte. Georg betrachtete, als er an dem Waldſaum hinritt, ſinnend die Schlacht. Die Würtemberger hatten eine gute Stellung, denn der Wald und der Neckar deckte ſie, und ihre Flügel und das Centrum waren ſtark genug, um auch einen mächtigen Stoß von Reiterei auszuhalten. Er konnte ſich aber nicht verhehlen, daß wenn ſie ſich aus dieſer Stellung heraus locken laſſen, müſſen ſie alle dieſe Vortheile verlieren, weil ſie dann entweder zwiſchen dem Wald' und dem linken Flügel einen bedeutenden Zwiſchenraum laſſen, oder um dieſen auszufüllen, ihre Schlachtlinie ſo weit ausdehnen müßten, daß ſie an innerer Stärke verlieren würden und leichter durchbrochen werden könnten. Ein großer Nachtheil für die Würtemberger war auch ihre geringe Anzahl, denn der Feind zählte zwei Drittheile mehr. Er konnte zwar in dem engen Thal ſeine Streitkräfte nicht entwickeln, und nur wenige Mannſchaft auf einmal in's Treffen führen, doch war dieß immer genug, um die Herzoglichen unausgeſezt zu beſchäftigen, der Feind behielt dadurch immer friſche Leute, und es war zu befürchten, daß die ſechstauſend Würtemberger, wenn ſie auch noch ſo tapfer Stand halten ſollten, endlich aus Ermattung werden unterliegen müſſen.

Der Wald nahm jezt Georg und ſeine Schaar auf; ſie rückten ſtill und vorſichtig weiter, denn Georg wußte wohl, wie ſchwierig es für einen Reiterzug ſey, im Wald von Fußvolk angegriffen zu werden. Doch ungefährdet kamen ſie bis auf das Feld heraus, das ihnen der Herzog bezeichnet hatte. Rechts über dem Wald hin wüthete die Schlacht. Das Geſchrei der Angreifenden, das Schießen aus Donnerbüchſen und Feldſtücken, das Wirbeln der Trommeln hallte ſchrecklich herüber.

Vor ihnen lag der Hügel, von deſſem Gipfel eine gute Anzahl Carthaunen in die Reihen der Würtemberger ſpielte; dieſer Hügel erhob ſich von der Seite des Wäldchens allmählich, und Georg bewunderte den ſchnellen Blick des Herzogs, der dieſe Seite ſo gleich erſpäht hatte, denn von jeder andern Seite wäre, wenigſtens für Reiter, der Angriff unmöglich geweſen. Das Geſchütz wurde, ſoviel man von unten ſehen konnte, nur durch eine ſchwache Mannſchaft bedeckt, und als daher die Pferde ein wenig geruht hatten, ordnete Georg ſeine Schaar, und brach im Galopp' an der Spitze der Reiter vor. In einem Augenblick waren ſie auf dem Gipfel des Hügels angekommen, und Georg rief den bündiſchen Soldaten zu, ſich zu ergeben.

Sie zauderten, und die Fleiſcher, Sattler und Waffenſchmiede von Stuttgart erſparten ihnen die Mühe, denn mit gewaltigen Streichen hieben ſie Helme und Köpfe durch, daß von der Bedeckung bald wenige mehr übrig waren. Georg warf einen frohlockenden Blick auf die Ebene hinab ſeinem Herzog zu, er hörte das Freudengeſchrei der Würtemberger aus vielen tauſend Kehlen aufſteigen, er ſah wie ſie friſcher vordrangen, denn ihre Hauptfeinde, die Feldſtücke auf dem Hügel waren jezt zum Schweigen gebracht.

Aber in dieſem Augenblick der Siegesfreude gewahrte er auch, daß jezt der zweite und ſchwerere Theil ſeiner ſchnellen Operation der Rückzug gekommen ſey; denn auch die Bündiſchen hatten bemerkt, wie ihr Geſchütz plötzlich verſtummt ſey, und ihre Oberſten hatten alſobald eine Reiterſchaar gegen den Hügel aufbrechen laſſen. Es war keine Zeit mehr, die ſchweren, erbeuteten Feldſtück hinwegzuführen; darum befahl Georg

Georg mit Erde und Steine ihre Mündungen zu verſtopfen, und ſie auf dieſe Weiſe unbrauchbar zu machen. Dann warf er einen Blick auf den Rückweg; zwiſchen ihm und den Seinigen lag der Wald auf der einen, das feindliche Heer auf der andern Seite. Wurde er nur von Reiterei angegriffen, ſo war der Rückweg durch den Wald möglich, weil dann der Feind dieſelbe Schwierigkeiten zu überwinden hatte, wie er. Aber ſeinem ſcharfen Auge entging nicht, daß ein großer Haufe bündiſchen Fußvolkes in den Wald ziehe, um ihm den Rückzug abzuſchneiden, und ſo ſah er ſich von dem Walde ausgeſchloſſen. Das große Heer des Bundes zu durchbrechen, ſich mit hundert und ſechzig Pferden durch zwanzigtauſend durchzuſchlagen, wäre Tollkühnheit geweſen. Es blieb nur ein Weg, und auch auf dieſem war der Tod gewiſſer als die Rettung. Zur Linken des feindlichen Heeres floß der Neckar. Am anderen Ufer war kein Mann von bündiſcher Seite; konnte er dieſes Ufer gewinnen, ſo war es möglich ſich zum Herzog zu ſchlagen. Schon waren die Reiter des Bundes wohl fünfhundert ſtark am Fuß des Hügels angelangt, er glaubte an ihrer Spitze den Truchſes von Waldburg zu erblicken, jedem Andern, ſelbſt dem Tod wollte er ſich lieber ergeben als dieſem.

D'rum winkte er den tapfern Würtembergern nach der ſteilern Seite des Hügels hin, die zum Neckar führte. Sie ſtuzten; es war zu erwarten, daß unter zehn immer acht ſtürzen würden, ſo jähe war dieſe Seite, und unten ſtand zwiſchen dem Hügel und dem Fluß' ein Haufen Fußvolk, das ſie zu erwarten ſchien. Aber ihr junger, ritterlicher Führer ſchlug das Viſir auf, und zeigte ihnen ſein ſchönes Antlitz, aus welchem der Muth der Begeiſterung ſie anwehte; ſie hatten ihn ja noch vor wenigen Wochen eine holde Jungfrau zur Kirche führen ſehen, durften ſie an Weib und Kinder denken, da er dieſe Gedanken weit hinter ſich geworfen hatte?

„D'rauf, wir wollen ſie ſchlachten“, riefen die Fleiſcher, „d'rauf, wir wollen ſie hämmern“, riefen die Schmiede, „immer d'rauf, wir wollen ſie lederweich klopfen“, riefen ihnen die Sattler nach, „d'rauf, mit Gott, Ulerich für immer!“, rief der hochherzige Jüngling, drückte ſeinem Roß die Sporen ein, und flog ihnen voran den ſteilen Hügel hinab. Die feindlichen Reiter trauten ihren Augen nicht, als ſie den Hügel heraufkamen, die verwegene Schaar gefangen zu nehmen, und ſie ſchon unten, mitten unter dem Fußvolk' erblickten. Wohl hatte Mancher den kühnen Ritt mit dem Leben bezahlt, Mancher war mit dem Roß geſtürzt und in Feindes Hand gefallen, aber die Meiſten ſah man unten tapfer auf das Fußvolk einhauen, und der Helmbuſch ihres Anführers wehte hoch und mitten im Gedräng'. Jezt waren die Reihen des Fußvolkes gebrochen, jezt drängten ſich die Reiter nach dem Neckar — jezt — ſezte ihr Führer an, und war der Erſte im Fluß. Sein Pferd war ſtark, und doch vermochte es nicht mit der Laſt ſeines gewappneten Reiters gegen die Gewalt des vom Regen angeſchwellten Stromes anzukämpfen, es ſank, und Georg von Sturmfeder rief den Männern zu, nicht auf ihn zu achten, ſondern ſich zum Herzog zu ſchlagen und ihm ſeinen lezten Gruß zu bringen. Aber in demſelben Augenblick hatten zwei Waffenſchmiede ſich von ihren Roſſen in den Fluß geworfen; der Eine faßte den jungen Ritter am Arm, der Andere ergriff die Zügel ſeines Pferdes, und ſo brachten ſie ihn glücklich an's Land heraus.

Die Bündiſchen hatten ihnen manche Kugel nachgeſandt, aber keine hatte Schaden gethan, und im Angeſicht beider Heere, durch den Fluß von ihnen getrennt, ſezte die kühne Schaar ihren Weg zum Herzog fort. Es war unweit ſeiner Stellung eine Furth, wo ſie ohne Gefahr überſezen konnten, und mit

Jubel und Freuden-Geſchrei wurden ſie wieder von den ihrigen empfangen.

Ein Theil des feindlichen Geſchützes war zwar durch dieſen eben ſo ſchnellen als verwegenen Zug Georg's von Sturmfeder zum Schweigen gebracht worden, aber das Verhängniß Ulerich's von Würtemberg wollte, daß ihn dieſe kühne Waffenthat zu nichts mehr nützen ſollte; die Kräfte ſeiner Völker waren durch die immer erneuerten Angriffe, des an Zahl weit überlegenen Feindes endlich völlig erſchöpft worden; die Landsknechte hielten zwar mit ihrem gewöhnlichen kriegeriſchen Feuer aus, aber ihre Anführer hatten ſich ſchon genöthigt geſehen, ſie in Kreiſe zu ſtellen, um den Andrang der feindlichen Cavallerie abzuwehren; dadurch war die Linie hin und wieder unterbrochen, und das Landvolk, das man durch eilige Bewaffnung nicht zu Kriegern hatte machen können, füllte nur ſchlecht dieſe Lücken aus. In dieſem Augenblick wurde dem Herzog gemeldet, daß der Herzog von Baiern Stuttgart plötzlich überfallen und eingenommen habe, daß ein neues feindliches Heer in ſeinem Rücken am Fluß heraufziehe, und kaum noch eine viertel Stunde entfernt ſey. Da merkte er, daß er an dieſem Tage ſein Reich zum Zweitenmal verloren habe, daß ihm nichts mehr übrig bleibe, als Flucht oder Tod, um nicht in die Hände ſeiner Feinde zu fallen. Seine Begleiter riethen ihm, ſich in ſein Stammſchloß Würtemberg zu werfen, und ſich dort zu halten, bis er Gelegenheit fände heimlich zu entrinnen; er ſchaute hinauf nach dieſer Burg, die von dem Glanz des Tages beſtrahlt, ernſt auf jenes Thal herabblickte, wo der Enkel ihrer Erbauer den letzten verzweifelten Kampf um ſein Herzogthum kämpfte. Aber er erbleichte und deutete ſprachlos hinauf, denn auf den Thürmen und Mauern dieſer Burg erſchienen rothe, glänzende Fähnlein, die im Morgenwind ſpielten: die Ritter blickten ſchärfer hin, ſie ſahen wie die Fähnlein wuchſen und größer wurden, und ein ſchwärzlicher Rauch, der jezt an vielen Stellen aufſtieg, zeigte ihnen, daß es die Flamme ſey, welche ihre glühende Paniere ſiegend auf den Zinnen aufgeſteckt hatte. Würtemberg brannte an allen Ecken, und ſein unglücklicher Herr ſah mit dem gräulichen Lachen der Verzweiflung dieſem Schauſpiel zu. Jezt bemerkten auch die Herre die brennende Burg. Die Bündiſchen begrüßten dieſe Flammen mit einem Freudengeſchrei, den Würtembergern entſank der Muth, es war ihnen, als ſey dieß ein Zeichen, daß das Glück ihres Herzogs ein Ende habe.

Schon tönten die Trommeln des im Rücken heranziehenden Heeres vernehmlicher, ſchon wich an vielen Orten das Landvolk, da ſprach Ulerich: „Wer es noch redlich mit uns meint, folge nach, wir wollen uns durchſchlagen durch ihre Tauſende oder zu Grund' gehen. Nimm mein Banner in die Hand, tapferer Sturmfeder, und reite muthig mit uns in den Feind!“ Georg ergriff das Panier von Würtemberg, der Herzog ſtellte ſich neben ihn, die Ritter und die Bürger zu Pferd' umgaben ſie, und waren bereit, ihrem Herzog Bahn zu brechen. Der Herzog deutete auf eine Stelle, wo die Feinde dünner ſtanden, dort müſſe man durchkommen oder Alles ſey verloren. Noch fehlte es an einem Anführer, und Georg wollte ſich an die Spitze ſtellen, da winkte ihm der Ritter von Lichtenſtein ſeinen Platz an der Seite des Herzogs nicht zu verlaſſen, und ſtellte ſich vor die Reiter; noch einmal wandte er die ehrwürdigen Zügen dem Herzog' und ſeinem Sohne zu, dann ſchloß er das Viſir und rief: „Vorwärts, hie gut Würtemberg alle weg!“

Dieſer Reiter-Zug war wohl zweihundert Pferde ſtark, und bewegte ſich in Form einer Keile im Trab vorwärts. Der Canzler Ambroſius Volland ſah ſie mit leichtem

Herzen abziehen, denn der Herzog ſchien ihn ganz vergeſſen zu haben, und er hielt jezt mit ſich Rath, wie er ohne Gefahr von ſeinem hochbeinigten Thier herabkommen ſollte. Doch der edle Renner des Herzogs hatte mit klugen Augen den Reitern nachgeſchaut; ſo lange ſie ſich im Trab fortbewegten, ſtand er ſtille und regungslos, jezt aber ertönten die Trompeten zum Angriff, man ſah das Panier von Würtemberg hoch in den Lüften wehen, und die tapfere Reiterſchaar im Galopp, auf den Feind anſprengen. Auf dieſen Moment ſchien der Renner gewartet zu haben; mit der Schnelligkeit eines Vogels ſtrich er jezt über die Ebene hin, den Reitern nach; dem Canzler vergingen die Sinne, er hielt ſich krampfhaft am Sattelknopf, er wollte ſchreien, aber die Blitzesſchnelle, womit ſein Roß die Luft theilte, unterdrückte ſeine Stimme; in einem Augenblick hatte er den Zug eingeholt, ſo ſchnell ſie ihre Roſſe auslaufen ließen, er überholte ſie, und ſo hatte es der Canzler in kurzer Zeit bis zum Anführer der Reiter gebracht. Der Feind ſtuzte über die ſonderbare Geſtalt, die mehr einem geharniſchten Affen als einem Krieger glich, noch ehe ſie ſich recht beſinnen konnten, war der fürchterliche Mann mitten in ihren Reihen, die Würtemberger brachen, troz der entſcheidenden Augenblickes, in ein luſtiges Gelächter aus, und auch dieſes mochte beitragen, die tapfern Truppen von Ulm, Gemünd, Aalen, Nürnberg und noch zehn andern Reichsſtädten, welche dieſer unerwartete Angriff traf, zu verwirren; ſie zerſtiebten vor der ungeheuren Wucht der zweihundert Pferde, und die ganze Schaar war im Rücken des Feindes. Sie ſezte eilig ihren Marſch fort, und ehe noch die bündiſche Reiterei zum Nachſetzen herbei gerufen werden konnte, hatte der Herzog mit wenigen Begleitern ſich zur Seite geſchlagen; er gewann einen großen Vorſprung, denn die Reiterei des Bundes erreichte die berittene Schaar der Bürger erſt vor den Thoren von Stuttgart, und es fand ſich unter ihnen weder der Herzog, noch einer ſeiner wichtigeren Anhänger, außer dem Canzler Ambroſius Volland, den man halb todt vom Pferde hob. Die bündiſchen Kriegsleute behandelten ihn, nachdem man ihm die gewölbte Rüſtung vom Leib geſchält hatte, ſehr übel, denn nur ſeiner fürchterlichen, alle Begriffe überſteigenden Tapferkeit, ſchrieben ſie es zu, daß ihnen der Herzog und mit ihm eine Belohnung von tauſend Goldgulden entgangen war. So geſchah es, daß dieſer tapfere Canzler, nicht wie ſein Herzog *in* der Schlacht, ſondern *nach* der Schlacht *geſchlagen* wurde.

VII.

Wohl wieget eines viele Thaten auf —
Sie achten d'rauf —
Das iſt um Deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh' hin, die Feinde fliehen, blick' hinan,
Der Himmel glänzt, dahin iſt unſ're Bahn.

L. Uhland.

Die Nacht, welche dieſem entſcheidenden Tag folgte, brachten Herzog Ulerich und ſeine Begleiter in einer engen Waldſchlucht zu, die durch Felſen und Geſträuche einen ſicheren Verſteck gewährte, und noch heute bei dem Landvolk die „Ulerich's-Höhle“ genannt wird. Es war der Pfeifer von Hardt, der ihnen auf ihrer Flucht als ein Retter in der Noth erſchienen war, und ſie in dieſe Bucht führte, die nur den Bauern und Hirten der Gegend bekannt war. Der Herzog hatte beſchloſſen, hier zu raſten, um dann, ſobald der Tag graute, ſeine Flucht nach der Schweiz fortzuſetzen. Wohl wäre ihm hiezu die Nacht günſtiger geweſen, denn die Bundes-Truppen hatten ſchon das Land beſezt, und es war wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er ſie täuſchen und ungehindert entkommen werde; aber die Pferde waren von dem heißen Schlachttag ermüdet, und es war unmöglich, den Herzog und ſeine nothwendige Begleitung von Neuem beritten zu machen, ohne die Nachforſchung des Feindes nach dieſem Schlupfwinkel zu leiten.

Die Männer hatten ſich um ein ſpärliches Feuer gelagert. Der Herzog war längſt dem Schlummer in die Arme geſunken, und vergaß vielleicht in ſeinen Träumen, daß er ein Herzogthum verloren habe; auch der alte Herr von Lichtenſtein ſchlief, und Marx Stumpf von Schweinsberg hatte ſeine mächtigen Arme auf die Kniee geſtüzt, ſein Geſicht in die Hände verborgen, und man war ungewiß, ob er ſchlafe oder in

Kummer verſunken, über das Schickſal des Herzogs nachdachte, das ſich mit einem Schlag ſo furchtbar gewendet hatte. Georg von Sturmfeder beſiegte die Macht des Schlummers, der ſich immer wieder über ihn lagern wollte; er war der Jüngſte unter Allen, und hatte freiwillig in dieſer Nacht die Wache übernommen. Neben ihm ſaß Hanns, der Pfeifer von Hardt; er ſah unverwandt in's Feuer, und ſeine Gedanken ſchienen ſich in einem Liedchen zu ſammeln, deſſen melancholiſche Weiſen er mit leiſer unterdrückter Stimme vor ſich hin ſang. Wenn das Feuer heller aufflackerte, ſchaute er mit einem trüben Blick' nach dem Herzog, und wenn er ſah, daß Jener noch immer ſchlafe, verſank er wieder in den flüſternden, traurigen Geſang.

„Du ſingſt eine traurige Weiſe, Hanns!“ unterbrach ihn Georg, den die melancholiſchen Töne dieſes Liedes unheimlich anregten; „es tönt wie Todtengeſang und Sterblieder, ich kann es nicht ohne Schaudern hören.“

„Wir können alle Tage ſterben;“ ſagte der Spielmann, indem er düſter in die Flamme blickte; „d'rum ſing' ich gerne ein ſolches Lied, es iſt mir, als könnte ich mit ſolchen Gedanken würdiger ſterben.“

„Wie kommſt Du auf einmal zu dieſen Todesgedanken, Hanns? Du warſt doch ſonſt ein fröhlicher Burſche zur Herbſtzeit, und Deine Zitter tönte auf mancher Kirchweih'. Da haſt Du gewiß keine Todtenlieder geſungen.“

„Meine Freude iſt aus“, erwiederte er und wies auf den Herzog; „all' meine Mühe, all' meine Sorge war vergebens; es iſt aus mit dem Herrn und ich — ich bin ſein Schatten; auch mit mir iſt's aus; hätte ich nicht Frau und Kind, ich möchte heute Nacht noch ſterben.“

„Wohl warſt Du immer ſein getreuer Schatten“, ſagte der junge Mann gerührt, „und oft habe ich Deine Treue bewundert; höre Hanns! wir ſehen uns vielleicht lange nicht mehr. Jezt haben wir Zeit zu ſchwazen, erzähle mir was Dich ſo ausſchließlich und enge an den Herzog knüpft; wenn es Etwas iſt, das Du erzählen kannſt.“

Er ſchwieg einige Augenblicke und ſchürte das Feuer zurecht; ein unruhiges Feuer blizte in ſeinen Augen, und Georg war ungewiß ob es die Flamme oder eine innere Bewegung ſey, was ſeine ausdrucksvollen Züge mit wechſelnder Röthe übergoß. „Das hat ſeine eigene Bewandtniß“, ſagte er endlich, „und ich ſpreche nicht gerne davon. Doch Ihr habt Recht, Herr, auch mir iſt es, als werden wir uns lange nicht mehr ſehen, ſo will ich Euch denn erzählen. Habt Ihr nie von dem „armen Conrad“ gehört?“

„O ja“, erwiederte Georg, „das Gerücht davon kam noch weiter als bis zu uns nach Franken; war es nicht ein Aufſtand der Bauern? wollte man nicht ſogar dem Herzog an's Leben?“

„Ihr habt ganz Recht, der arme Conrad war ein böſes Ding. Es mögen min 7 Jahre ſeyn. Da gab es unter uns Bauern viele Männer, die mit der Herrſchaft unzufrieden waren; es waren Fehljahre geweſen, den Reicheren ging das Geld aus, die Armen hatten ſchon lange keines mehr, und doch ſollten wir zahlen ohne Ende, denn der Herzog brauchte gar viel Geld für ſeinen Hof, wo es alle Tage zuging wie im Paradies.“

„Gaben denn Eure Landſtände nach, wenn der Herr ſo viel Geld verlangte?“ fragte Georg.

„Sie wagten eben auch nicht immer „Nein“ zu ſagen, des Herzogs Beutel hatte aber gar ein großes Loch, das wir Bauern mit unſerem Schweiß nicht zuleimen konnten. Da gab es nun Viele die ließen die Arbeit liegen, weil das Korn das ſie pflanzten, nicht zu ihrem Brod wuchs, und der Wein den ſie kelterten, nicht für ſie in die Fäſſer floß. Dieſe, als ſie dachten, daß man ihnen nichts mehr nehmen könne als das arme Leben, lebten luſtig und in Freuden, nannten ſich Graven zu Nirgendsheim, ſprachen viel von ihren Schlöſſern auf dem Hungerberge und von ihren bedeutenden Beſitzungen in der Fehlhalde und am Bettelrein; und dieſe Geſellſchaft war der arme Conrad.“

Der Pfeifer legte ſinnend ſeine Stirne in die Hand und ſchwieg.

„Von Dir wollteſt Du ja erzählen, Hanns!“ ſagte Georg, „von Dir und dem Herzog.“—

„Das hätte ich beinahe vergeſſen“, antwortete dieſer. — „Nun“, fuhr er fort, „es kam endlich dahin, daß man Maas und Gewicht geringer machte, und dem Herzog gab, was damit gewonnen wurde. Da ward aus dem Scherz bitterer Ernſt. Es mochte Mancher nicht ertragen, daß rings umher volles Maas und Gewicht, und nur bei uns kein Recht ſey. Im Remsthal trug der arme

Conrad das neue Gewicht hinaus und machte die Waſſerprobe.“

„Was iſt das“, fragte der junge Mann.

„Ha!“ lachte der Bauer, „das iſt eine leichte Probe. Man trug den Pfundſtein mit Trommeln und Pfeifen an die Rems und ſagte: „ſchwimmt's oben, hat der Herzog Recht; ſinkt's unter, hat der Bauer Recht.“

„Der Stein ſank unter und jezt zog der arme Conrad Waffen an. Im Remsthal und im Neckarthal bis hinauf gegen Tübingen und hinüber an die Alb ſtanden die Bauern auf und verlangten das alte Recht. Es wurde gelandtagt und geſprochen, aber es half doch nichts. Die Bauern gingen nicht auseinander.“

„Aber Du, von Dir ſprichſt Du ja gar nicht?“

„Daß ich's kurz ſage, ich war einer der Aergſten“, antwortete Hanns, „ich war kühn und trotzig, mochte nicht gerne arbeiten und wurde wegen Jagdfrevel unmenſchlich abgeſtraft, da trat ich in den armen Conrad, und bald war ich ſo arg als der Gais-Peter und der Bregenzer. Der Herzog aber, als er ſah, daß der Aufruhr gefährlich werden könne, ritt ſelbſt nach Schorndorf. Man hatte uns zur Huldigung zuſammenberufen, wir erſchienen zu vielen Hunderten — aber bewaffnet. Der Herzog ſprach ſelbſt zu uns, aber man hörte ihn nicht an. Da ſtand der Reichs-Marſchall auf, erhob ſeinen goldenen Stab und ſprach: „wer es mit dem Herzog Ulerich von Würtemberg hält, trete auf ſeine Seite;“ der Gais-Peter aber trat auf einen hohen Stein und rief: „wer es mit dem armen Conrad vom Hungerberg hält, trete hieher.“ Siehe, da ſtand der Herzog verlaſſen unter ſeinen Dienern. Wir andern hielten zu dem Bettler.“

„O, ſchändlicher Aufruhr“, rief Georg vom Gefühl des Unrechts ergriffen, „ſchändlich vor Allen, die, welche es ſo weit kommen ließen! Da war gewiß Ambroſius Volland der Canzler, an Vielem ſchuld?“

„Ihr könnet Recht haben“, erwiederte der Spielmann; „doch höret weiter; der Herzog als er ſah, daß ſeine Sache verloren ſey, ſchwang ſich auf ſein Roß, wir aber drängten uns um ihn her, doch noch wagte es Keiner, den Fürſten anzutaſten, denn er ſah gar zu gebietend aus ſeinen großen Augen auf uns herab. „Was wollt Ihr, Lumpen!“ ſchrie er und gab ſeinem Hengſt die Sporn, daß er ſich hochaufbäumte und drei Männer niederrieß. Da erwachte unſer Grimm, ſie fielen ſeinem Roß' in die Zügel, ſie ſtachen nach ihm mit Spießen, und ich, ich vergaß mich ſo, daß ich ihn am Mantel packte und rief: „ſchießt den Schelmen todt.“

„Das warſt Du, Hanns?“ rief Georg, und ſah ihn mit ſcheuen Blicken an.

„Das war ich;“ ſagte dieſer langſam und ernſt; „aber es ward mir dafür was mir gebührte. Der Herzog entkam uns damals und ſammelte ein Heer; wir konnten nicht lange aushalten, und ergaben uns auf Gnad' und Ungnad'. Es wurden zwölf Aufführer des Aufruhrs nach Schorndorf geführt und dort gerichtet, ich war auch unter dieſen. Aber als ich ſo im Kerker lag und mein Unrecht und den nahen Tod überdachte, da graute mir vor mir ſelbſt, und ich ſchämte mich, mit ſo elenden Geſellen wie die eilf Anderen waren, gerichtet zu werden.

„Und wie wurdeſt Du gerettet?“ fragte Georg theilnehmend.

„Wie ich Euch ſchon in Ulm ſagte, durch ein Wunder. Wir Zwölf wurden auf den Markt geführt, es ſollte uns dort der Kopf abgehauen werden. Der Herzog ſaß vor dem Rathhauſ' und ließ uns noch einmal vor ſich führen. Jene Eilfe ſtürzten nieder, daß ihre Ketten fürchterlich raſſelten, und ſchrieen mit jammernder Stimme um Gnade. Er ſah ſie lange an und betrachtete dann mich. „Warum bitteſt Du nicht auch?“ fragte er. „Herr“, antwortete ich, „ich weiß was ich verdient habe, Gott ſey meiner Seele gnädig.“ Noch einmal ſah er auf uns, dann aber winkte er dem Scharfrichter. Sie wurden nach dem Alter geſtellt, ich, als der Jüngſte, war der Lezte. Ich weiß wenig mehr von jenen ſchrecklichen Augenblicken; aber nie vergeſſe ich den gräulichen Ton, wenn die Halsknorpel krachten — “

„Um Gottes Willen hör' auf“, bat Georg, „oder übergehe das Gräßliche!“

„Neun Köpfe meiner Geſellen ſtacken auf den Spießen, da rief der Herzog, Zehn ſollen bluten, Zwei frei ſeyn. Bringt Würfel her, und laßt die Drei dort würfeln! Man brachte Würfel, der Herzog bot ſie mir zuerſt; ich aber ſagte: „Ich habe mein Leben verwirkt und würfle nicht mehr darüber!“ Da ſprach der Herzog: „nun ſo würfle ich für Dich.“ Er bot den zwei Andern die Würfel hin. Zitternd ſchüttelten ſie in den kalten Händen die Würfel, zitternd zählten ſie die Augen; der Eine warf neun, der Andere vierzehn; da nahm der Herzog die Würfel und ſchüttelte ſie. Er faßte mich ſcharf in's Auge, ich weiß, daß ich nicht gezittert habe. Er warf — und deckte ſchnell die Hand darauf. „Bitte um Gnade“, ſagte er, „noch iſt es Zeit.“ „Ich bitte, daß Ihr mir verzeihen möget, was ich Euch Leid's gethan“, antwortete ich, „um Gnade aber bitt' ich nicht, ich habe ſie nicht verdient und will ſterben.“ Da deckte er die Hand auf, und ſiehe er hatte achtzehn geworfen. Es war mir ſonderbar zu Muth; es kam mir vor als habe er gerichtet an Gottes Statt. Ich ſtürzte auf meine Kniee nieder und gelobte fortan in ſeinem Dienſt zu leben und zu ſterben. Der Zehnte ward geköpft, wir Beide waren frei.“—

Mit immer höher ſteigender Theilnahme hatte Georg der Erzählung des Pfeifers von Hardt zugehört; aber als er ſchloß, als ſich das ſonſt ſo kühn und liſtig blickende Auge mit Thränen füllte, da konnte er ſich nicht enthalten ſeine Hand zu faſſen, ſie feſt und herzlich zu drücken. „Es iſt wahr“, ſagte der junge Mann, „Du haſt Schweres an Deinem Landesherrn verſchuldet, aber Du haſt auch ſchrecklich gebüßt, denn Du haſt den Tod dennoch erlitten; jenes ſchnelle Zücken des Schwertes iſt nichts mehr gegen das Gefühl, ſo viele bekannte Menſchen hinrichten, und ſich den Tod immer näher kommen zu ſehen! Und haſt Du nicht durch ein Leben voll Treue, durch Aufopferung und Wagniß aller Art den Fürſten verſöhnt, an den Du Deine Hand legteſt? Wie oft haſt Du ihm Freiheit, vielleicht das Leben gerettet; wahrlich, Deine Schuld iſt reichlich abgetragen.“

Der arme Mann hatte, nachdem er ſeine Erzählung geſchloſſen, wieder mit düſterem Sinnen in's Feuer geſchaut. Er hätte ganz theilnahmlos geſchienen, wenn nicht unter den Worten Georg's nach und nach ein trübes Lächeln auf ſeinen Zügen erſchienen wäre. „Meint Ihr, ſagte er, „ich hätte gebüßt und meine Schuld abgetragen. Nein, ſolche Schulden tilgen ſich nicht ſobald, und ein geſchenktes Leben muß für den aufgeſezt werden, der es uns friſtete. Das Umherſchleichen in den Bergen, Kundſchaft bringen aus Feindes Lager, Höhlen zeigen wo man ſich verbergen kann, das iſt keine ſchwere Sache, Herr, und das allein thut's nicht. Ich weiß, ich werde noch einmal für ihn ſterben müſſen — und dann, Herr, nehmt Euch meines Weibes und meiner Tochter an.“

Eine Thräne fiel in ſeinen Bart, doch als ſchäme er ſich ſo weich zu ſeyn, verbarg er ſein Geſicht in der Hand und fuhr fort:

„Doch dazu bin ich noch gut genug; wie jeder Kriegsmann, wie Jeder im Volk, darf ich für ihn ſterben, o könnte ich durch meinen Tod ſeine Huldigung abändern, und ihm das Land wieder verſchaffen, noch in dieſer Stunde wollte ich ſterben!“

Der Herzog erwachte; er richtete ſich auf, er ſah mit verwunderten Blicken um ſich her, als ſey er durch einen Zauber in dieſe Erdſchlucht verſezt, und ſehe jezt erſt dieſe Felſen und Bäume, das ſpärliche Feuer und die von den Flammen beſchienenen Männer, ſeine Begleiter; er bedeckte ſeine Augen mit der Hand, doch er ſah wieder auf als prüfe er, ob dieſe Erſcheinungen bleiben; — ſie blieben, und ſchmerzlich ſah er bald den Einen, bald den Andern an. „Ich habe heute ein Land verloren“, ſprach er, „es hat mich nicht ſo geſchmerzt als dieſes Erwachen, denn ich habe es im Traume wieder und noch viel ſchöner beſeſſen.“

„Seyd nicht ungerecht, Herr“, ſagte Marx Stumpf von Schweinsberg, indem er ſich aus ſeiner gebückten Stellung aufrichtete; ſeyd nicht ungerecht gegen dieſe Wohlthat der Natur. Wie unglücklich wäret Ihr, wenn Ihr auch im Schlummer, der Eure Kräfte für das ſchwere Unglück ſtärken ſoll, Euren Verluſt noch fühltet, auch da noch ſo düſter darüber gebrütet hättet. Ihr ſeyd finſter und verſchloſſen eingeſchlummert, jezt ſind Eure Züge freundlicher und milder, verdanken wir dieß nicht auch Eurem Traum?“

„So hätte ich mögen nie erwachen; o, daß ich Jahrhunderte fortgeträumt hätte, und dann erwacht wäre; es war ſo ſchön, ſo tröſtlich was ich träumte!“

Er ſtüzte die Stirne in die Hand und ſchien ſchmerzlich bewegt. Der alte Herr von Lichtenſtein war von den Stimmen der Sprechenden erweckt worden; er kannte Ulerich und wußte, daß man ihn nicht über ſeinen ſchmerzlichen Verluſt brüten laſſen dürfe; er rückte ihm daher näher und ſprach:

„Nun, und wollt Ihr uns nicht auch ſagen, was Ihr geträumt habt? vielleicht liegt auch für uns ein Troſt darinn, denn wiſſet, ich glaube an Träume, wenn ſie in einer wichtigen, verhängnißvollen Stunde in unſere Seele einziehen, und ich glaube ſie kommen von Oben, um uns zu tröſten.“

Der Herzog ſchwieg noch eine Weile, er ſchien über die Worte des Ritters nachzuſinnen; dann fing er an zu erzählen: „Mein Schwager, Wilhelm von Baiern, hat mir heute zur Probe ſeiner Freundſchaft die Burg meiner Ahnen niedergebrannt. Dort hauſ'ten ſeit undenklichen Zeiten, die Würtemberger und das Land, das wir beſitzen, trägt von dieſem Schloß den Namen. Es ſcheint als habe er damit uns eine Todesfackel anzünden, und mit dieſen Flammen unſer Wappen und Gedächtniß, und ſelbſt den Namen Würtemberg vertilgen wollen. Und faſt könnte er Recht haben; denn mein einziges Söhnlein, Chriſtoph, iſt in fernen Landen, mein Bruder Georg, hat noch keine Kinder, und ich — bin geſchlagen, verjagt, ſie haben wiederum mein Land beſezt, und wo iſt Hoffnung, daß ich es wieder einmal erlange?! — — Wie ich nun ſo ganz verlaſſen und elend hier am Feuer ſaß, wie ich nachdachte über mein kurzes Glück, und wie ich vielleicht mein Unglück ſelbſt verſchuldet habe; wie ich bedachte auf welch' ſchwachen Stützen meine Hoffnung beruhe, und wie ſelbſt der Name Würtemberg auslöſchen könne, gleich den lezten Funken in der Aſche meiner Stammburg, da übermannte mich der Jammer, und bitterer als je fühlte ich die Schläge meines Schickſals. Unter dieſen Gedanken entſchlief ich. Doch wie im Wachen meine Seele mit Sehnſucht und Trauer auf den Höhen des rothen Berges, und um die rauchenden Trümmer von Würtemberg ſchwebte, ſo erging ſich mein Geiſt auch im Traume dort."

Ulerich hielt inne; es war als fülle ein Bild ſeine Seele, das zu ſchön, zu groß ſey, um es mit ſterblichen Lippen zu beſchreiben; ein milder Friede lag auf den Zügen des unglücklichſten Fürſten, und ein wunderbarer Glanz drang aus ſeinen aufwärts gerichteten Augen. Die Männer umher blickten ihn ſtaunend an; ſie hingen an ſeinen Lippen und lauſchten auf ſeine Reden, die ihnen ſo Wichtiges zu verkünden ſchien.

„Höret weiter“, fuhr er fort; „ich ſah herab auf das ſchöne Neckar-Thal. Der Fluß zog wie ſonſt in ſchönen blauen Bogen hin, aber das Thal und die Berge ſchienen mir lieblicher, glänzender, die Wälder auf den Höhen waren verſchwunden, die Wieſen waren nicht mehr, ſondern von Berg zu Berg zog ſich ein großer Garten voll grüner Reben, und im Thal ſah man Obſtbäume und ſchöne blühende Gärten ohne Zahl. Ich ſtand entzückt und ſchaute und ſchaute immer wieder hin, denn die Sonne erſchien freundlicher, der Himmel blauer und reiner, das Grün der Reben und Bäume glänzender als jezt. Und als ich mein trunkenes Auge erhob und hinüberſchaute über den Neckar, da gewahrte ich auf einem Hügel am Fluß ein freundliches Schloß, das im Glanz' der Morgen-Sonne ſich ſpiegelte; es lag ſo friedlich da, daß ſein Anblick meiner Seele wohl that, denn keine Gräben und hohe Mauern, keine Thürme und Zinnen, kein Fallgatter, keine Zugbrücke erinnerte an den Zwiſt der Völker, und an das unſichere, wechſelnde Geſchick der Sterblichen.“

„Und als ich verwundert über den tiefen Frieden des Thales und jenes unbewachten Schloſſes mich umſah, waren auch die Mauern meiner Burg verſchwunden: doch hier wenigſtens log mir der Traum nicht, denn ich ſah ja Geſtern die Zinnen ſtürzen und den Wartthurm ſinken, von welchem ſonſt mein Panier in den Lüften wehte. Kein Stein von Würtemberg war mehr zu ſehen, aber ein Tempel ſtand dort mit Säulen und Kuppel, wie man ſie in Rom und Griechenland findet. Ich dachte nach, wie dieß Alles auf einmal ſo habe kommen können, da gewahrte ich Männer in fremder Kleidung, die nicht weit von mir ſtanden und auf das Land hinabſchauten.“

„Der Eine dieſer Männer zog vor den Uebrigen meine Aufmerkſamkeit auf ſich; er hatte einen ſchönen Knaben an der Hand, dem er das Thal zu ſeinen Füßen, und die Berge umher, und den Fluß und die Städte und Dörfer in der Nähe und Ferne, zeigte. Ich betrachtete den Mann, er trug die Züge meines Bruders Georg, (9) und es war mir als müſſe er zum Stamm meiner Ahnen gehören und ein Würtemberg ſeyn; er ſtieg mit dem Knaben den Berg hinab in's Thal, und die andern Männer folgten ihm in ehrerbietiger Entfernung; den Lezten hielt ich auf und fragte ihn: wer Jener geweſen ſey, der dem Knaben das Land gezeigt habe? „Das war der König“, ſagte er, und ſtieg den Berg hinab.“

Der Herzog ſchwieg und ſah die Ritter forſchend an, als wollte er ihre Meinung hören; ſie ſchwiegen lange, endlich nahm der Ritter von Lichtenſtein das Wort und ſprach: „Ich bin fünfundſechzig Jahre alt, und habe Vieles geſehen und gehört auf Erden, und Manches, worüber der menſchliche Geiſt erſtaunte, und wo ein frommer Sinn den Finger der Gottheit ſah. Glaubet mir, auch die Träume kommen von Gott, denn nichts geſchieht auf Erden ohne Urſache. Es hat in alten Zeiten Seher und Propheten gegeben, warum ſollte nicht auch in unſeren Tagen der Herr ſeiner Heiligen Einen herabſenden, daß er einem Unglücklichen im Traume die dunkeln Pforten der Zukunft öffnen, und ihn einen Blick in künftige, ſchönere Tage thun laſſe? D'rum ſeyd getroſten Muthes, Herr! Eure Veſte hat der Feind verbrannt, Ihr habt an einem Tage ein Herzogthum verloren, aber dennoch wird Euer Name nicht verlöſchen, und Euer Gedächtniß wird nicht verloren ſeyn in Würtemberg.“

„Ein König —“ ſprach der Herzog ſinnend, „iſt es nicht vermeſſen, jezt wo ich hinaus muß in's Elend, jezt an einen König meines Stammes zu denken? Kann nicht auch die Hölle ſolche Träume vorſpiegeln um uns nachher deſto bitterer zu täuſchen?“

„Was zweifelt Ihr an der Zukunft?“ ſagte Schweinsberg lächelnd. „Hätte Einer Eurer ritterlichen Ahnen, die auf Würtemberg hauſ'ten, hätte Einer wiſſen können, daß ſeine Enkel Herzoge ſeyn, daß das weite, ſchöne Land ihren Namen Würtemberg tragen werde? Nehmet Euren Traum als den Wink des Schickſals hin, daß Euer Name in ferner, ferner Zeit auf dieſem Lande bleiben, daß die ſpätern Fürſten Würtemberg's die Züge Eures Stammes tragen werden.“

„Wohlan, ſo will ich hoffen;“ erwiederte Ulerich von Würtemberg; „will hoffen, daß uns das Land verbleibe, wie dunkel auch jezt unſere Looſe ſeyen. Mögen unſere Eakel nie ſo harte Zeiten ſehen wie wir; möge man auch von ihnen ſagen, ſie ſind — furchtlos!“

„Und treu!“ ſprach der Bauer mit Nachdruck, und ſtand auf. „Doch es iſt Zeit, Herr Herzog, daß Ihr aufbrechet. Das Morgenroth iſt nicht mehr fern, und über den Neckar wenigſtens müſſen wir kommen, ſo lange es noch dunkel iſt.“

Sie ſtanden auf und waffneten ſich; die Pferde wurden herbeigeführt, ſie ſaßen auf, und der Pfeifer ging voran den Weg aus der Schlucht zu zeigen. Die Reiſe des Herzogs zum Land hinaus war mit großer Gefahr verbunden, denn der Bund ſuchte ſeiner mit aller Mühe habhaft zu werden. Um auf einen Weg zu gelangen, wo er ſicher ſeinen Feinden entgehen könnte, war der Herzog genöthigt, noch einmal über den Neckar zu gehen. Dieſer Uebergang war nicht ohne Gefahr; ein ſtarker Gewitterregen hatte den Fluß angeſchwellt, ſo daß es nicht möglich ſchien, ihn mit den Pferden zu durchſchwimmen; die Brücken aber waren zum größten Theil von dem Bunde beſetzt worden; doch auch hier wußte Hanns guten Rath, denn er hatte durch treue Leute ausgeſpäht, daß die Brücke von Köngen noch frei ſey; man hatte ſich wohl nicht die Mühe genommen, ſie zu beſetzen, weil ſie Eßlingen und dem feindlichen Lager allzunahe war, als daß man hätte glauben können, der Herzog werde dort vorüber kommen. Dieſer Weg ſchien wegen ſeiner großen Gefahr, die meiſte Sicherheit zu gewähren; ihn wählte Ulerich, und ſo zogen ſie ſtille und vorſichtig dem Neckar zu.

Als ſie aus dem Wald' in's Feld heraus kamen, ſäumte ſchon das Morgenroth den Horizont. Sie ritten jezt auf beſſerem Wege ſchärfer zu, und bald ſahen ſie den Neckar ſchimmern, und die hochgewölbte Brücke lag nicht ferne mehr von ihnen. In dieſem Augenblick ſah ſich Georg um, und gewahrte eine bedeutende Anzahl Reiter, die von der Seite her, hinter ihnen, zogen; er machte ſeine Begleiter darauf aufmerkſam; ſie ſahen ſich beſorgt um und muſterten den Zug, der wohl fünfundzwanzig Pferde betragen mochte. Es ſchien bündiſche Reiterei zu ſeyn, denn des Herzogs Völker waren geſprengt, und zogen nicht mehr in ſo geordneten Schaaren wie dieſe.

Noch zogen jene ruhig ihren Weg, und ſchienen die kleine Geſellſchaft nicht zu bemerken, aber dennoch ſchien es rathſam, die Brücke zu gewinnen, wo ſich drei Wege ſchieden, ehe man von ihnen angerufen und befragt würde. Der Pfeifer lief voran ſo ſchnell er konnte, der Herzog und die Ritter folgten ihm in geſtrecktem Trab, und je weiter ſie ſich von den Bündiſchen entfernten, deſto leichter wurde ihnen um's Herz, denn Alle bangten nicht für ihr eigenes Leben, wohl aber für die Freiheit Ulerich's.

Sie hatten die Brücke errreicht, ſie zogen hinauf, aber in demſelben Augenblick, wo ſie eben auf der Mitte der hohen Wölbung angekommen waren, ſprangen zwölf Männer mit Spießen, Schwertern und Büchſen bewaffnet, hinter der Brücke hervor und beſezten den Ausgang; der Herzog ſah, daß er entdeckt war, und winkte ſeinen Begleitern rückwärts; Lichtenſtein und Schweinsberg, die Lezten, wandten ihre Roſſe, aber ſchon war es zu ſpät, denn die bündiſchen Reiter, die ihnen im Rücken nachgezogen waren, hatten ſich in Galopp geſezt, und den Eingang der Brücke in dieſem Augenblick' erreicht und beſezt.

Noch war es zu dunkel, als daß man den Feind genau hätte unterſcheiden können, doch nur zu bald zeigten ſich ſeine feindlichen Abſichten. „Ergebt Euch, Herzog von Würtemberg“, rief eine Stimme, die den Rittern nicht unbekannt ſchien; „Ihr ſehet, es iſt kein Ausweg da zur Flucht!“

„Wer biſt Du, daß Würtemberg ſich Dir ergeben ſoll?“ antwortete Ulerich mit grimmigem Lachen, indem er ſein Schwert zog; „Du ſitzſt ja nicht einmal zu Roß; biſt Du ein Ritter?“

„Ich bin der Doctor Calmus“, entgegnete Jener, „und bin bereit, die vielen Liebesdienſte zu vergelten, die Ihr mir erwieſen habt. Ein Ritter bin ich, denn Ihr habt mich ja zum Ritter vom Eſel gemacht; aber ich will Euch dafür zum Ritter ohne Roß machen. Abgeſtiegen, ſag' ich, im Namen des durchlauchtigſten Bundes.“

„Gib Raum, Hanns“, flüſterte der Herzog mit unterdrückter Stimme dem Spielmann zu, der mit gehobener Axt zwiſchen ihm und dem Doctor ſtand, „geh', tritt auf die Seite; Ihr Freunde ſchließt Euch an, wir wollen plötzlich auf ſie einfallen, vielleicht gelingt es durchzubrechen!“ Doch nur Georg vernahm dieſen Befehl des Herzogs, denn die andern Ritter hielten wohl zehn Schritte hinter ihnen den Eingang beſezt, und waren ſchon mit den bündiſchen Reitern im Gefecht, die umſonſt dieſes ritterliche Paar zu durchbrechen, und zu dem Herzog durchzudringen verſuchten. Georg ſchloß ſich an Ulerich an, und wollte mit ihm auf den Doctor und die Knechte einſprengen, aber dieſem war das Flüſtern des Herzogs nicht entgangen. „D'rauf Ihr Männer, der im grünen Mantel iſt's; lebendig oder todt!“ rief er, drang mit ſeinen Knechten vor und griff zuerſt an. Sein langer Arm führte einen fünf Ellen langen Spieß; er zückte ihn nach Ulerich, und es wäre vielleicht um ihn geſchehen geweſen, da er ihn in der Dunkelheit nicht gleich bemerkte, doch Hanns kam ihm zuvor, und indem der berühmte Doctor Kahlmäuſer nach der Bruſt ſeines Herrn ſtieß, war ihm die Axt des Pfeifers tief in die Stirne gedrungen; er fiel, ſo lang er war, mit Gebrüll auf die Knechte zurück. Sie ſtutzten, der Bauersmann ſchien ein ſchrecklicher Kämpfer, denn ſeine Axt ſchwirrte immer noch in den Lüften, er bewegte ſie wie eine Feder hin und her; ſie zogen ſich ſogar einige Schritte zurück. Dieſen Augenblick benützte Georg, riß dem Herzog den grünen Mantel ab, hing ihn ſich ſelbſt um, und flüſterte ihm zu, ſein Pferd zu ſpornen, und ſich über die Brüſtung der Brücke hinabzuſtürzen. Der Herzog warf einen Blick auf die hochgehenden Wellen des Neckars und hinauf zum Himmel; es ſchien keine andere Rettung möglich, und er wollte lieber auf Leben und Tod den Sprung wagen, als ſeinen Feinden in die Hände fallen; doch der Anblick, der ſich ihm ı dieſem ſchrecklichen Moment darbot, zog ın noch einmal zurück.

Die Knechte hatten die Speere vorgereckt und drangen vor; der Pfeifer ſtand och immer, obgleich aus mehreren Wunen blutend, und ſchlug mit der Axt ihre Speere nieder. Seine Augen blizten, ſeine ühnen Züge trugen den Ausdruck von freuiger Begeiſterung, und das Lächeln, das im ſeinen Mund zog, war nicht das der Verzweiflung, nein, ſeine muthige Seele erebte nicht vor dem nahenden Tod', er lickte ihm mit ſtolzer Freude entgegen, als ey er der Kampf-Preis, um den er ſo viele Sorgen und Gefahren auf ſich genommen abe. Noch Einen ſchlug er mit ſeiner tarken Rechten zu Boden, da ſtieß ihm iner der Knechte von der Seite her die Hellebarde in die Bruſt, in dieſe treue Bruſt, die noch im Tod' ein Schild für en unglücklichen Fürſten war, dem nie ein reueres Herz geſchlagen hatte. Er wankte, r ſank zuſammen, er heftete das brechende Auge auf ſeinen Herrn: „Herr Herzog, wir ſind quitt!“ rief er freudig aus, und ſenkte ſein Haupt zum Sterben.

An ihm vorüber ging der Weg der Knechte, die mit Freuden-Geſchrei näher zudrangen — da warf ſich Georg von Sturmfeder in die Mitte; ſeine Klinge ſchwirrte in der Luft, und ſo oft ſie niederfiel, zuckte einer der Feinde am Boden. Es war der letzte Schild Herzog Ulrich's von Würtemberg; ſank dieſer nach, ſo war Gefangenſchaft oder Tod unvermeidlich. D'rum wandte er ſich zum letzten Mittel; er warf noch einen thränenſchweren Blick auf die Leiche jenes Mannes, der ſeine Treue mit dem Tod beſiegelt hatte; dann riß er ſein mächtiges Streitroß zur Seite, ſpornte es, daß es ſich hochaufbäumte, wandte es mit einem ſtarken Druck rechts, und — in einem majeſtätiſchen Sprung, ſetzte es über die Brüſtung der Brücke, und trug ſeinen fürſtlichen Reiter hinab in die Wogen des Neckars.

Georg hielt inne zu fechten; er ſah dem Herzog nach; Roß und Reiter waren niedergetaucht, doch das mächtige Thier kämpfte mit den Wirbeln, ſchwamm, arbeitete ſich herauf, und wie die beſte Barke ſchwamm es mit dem Herzog den Strom hinab. Dieß Alles war das Werk weniger Augenblicke, einige der Knechte wollten hinabſpringen an's Ufer, um ſich des kühnen Ritters zu bemächtigen, doch einer, der Georg am nächſten war, rief ihnen zu: „laßt ihn ſchwimmen, an *dem* iſt nichts gelegen, das

ier iſt der grüne Vogel, das iſt der grü-
e Mantel; den laßt uns faſſen.“ Georg
lickte dankbar auf zum Himmel; er ließ
ein Schwert ſinken und ergab ſich den Bün-
iſchen. Sie ſchloßen einen Kreis um ihn,
nd ließen es willig geſchehen, daß er ab-
tieg und zu der Leiche jenes Mannes trat,
er ihnen ſo ſchrecklich erſchienen war. Georg
aßte die Hand, welche noch immer die blu-
ige Axt feſt hielt. Sie war kalt. Er ſuch-
e, ob das treue Herz noch ſchlage, aber der
ödtliche Stoß der Lanze hatte es nur zu
ut getroffen. Das Auge, das einſt ſo kühn
und muthig blickte, war gebrochen, geſchloſſen
der Mund, der auch in den trübſten Stunden einen ungebeugten, frohen Sinn verkündete; ſeine Zügen waren erſtarrt, aber noch ſchwebte um ſeine Lippen jenes Lächeln, das den lezten Gruß, den er ſeinem Herrn entbot, begleitet hatte. Georg's Thränen fielen auf ihn herab; er drückte noch einmal die Hand des Pfeifers, ſchloß ihm die Augen zu und ſchwang ſich auf, um den Knechten in ihr Lager zu folgen.

XI.

O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit —
O! glücklich wem dann auch ſich eine Thür',
Sich zarte Arme ſanft umſchlingend öffnen.
Schiller.

Nach einem Marſch von beinahe drei Stunden näherte ſich der Trupp der bündiſchen Knechte, den Gefangenen in ihrer Mitte, dem Lager. Sie hatten nicht gewagt ſich laut zu unterreden, aber ihre Mienen verkündeten großen Triumph, und Georg's ſcharfem Ohr' entging es nicht, wie ſie flüſternd den Gewinn berechneten, den ſie aus dem Herzog im grünen Mantel ziehen werden. Ein freudiges Gefühl bewegte ſeine Bruſt, er glaubte hoffen zu dürfen, daß der unglückliche Fürſt durch ſeine kühne Aufopferung Zeit gewonnen habe, ſich zu retten. Nur der Gedanke an Marie trübte auf Augenblicke ſeine Freude. Wie groß mußte ihr Kummer ſchon geweſen ſeyn, als ſie die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bekam; er hatte ihr zwar durch treue Männer die Nachricht geſandt, daß er unverlezt aus dem Streit gegangen ſey; aber wußte er nicht, daß die traurige Entſcheidung von Würtemberg's Schickſal ihre Seele tief betrüben, daß ihre Blicke ängſtlich dem Geliebten auf den Gefahren der Flucht folgen werden, daß ihre Sehnſucht zu jeder Stunde ſeinen Namen nenne und ihn zurückrufe? –

Und durfte er hoffen, vom Bunde zum Zweitenmal ſo leicht entlaſſen zu werden, wie damals in Ulm? Gefangen mit den Waffen in der Hand, bekannt als eifriger Freund des Herzogs — mußte er nicht fürchten, einer langen Gefangenſchaft, einer grauſamen Behandlung entgegen zu gehen? Die Ankunft an dem äußeren Poſten des Lagers unterbrach dieſe düſteren Gedanken. Die Knechte ſchickten einen aus ihrer Mitte ab, um die Bundes-Oberſten von ihrem Fang zu benachrichtigen und Befehle einzuholen, wohin man ihn führen ſolle. Es war dieß eine peinliche Viertelſtunde für Georg; er wünſchte wo möglich mit Frondsberg zuſammen zu treffen, er glaubte hoffen zu dürfen, daß dieſer edle Freund ſeines Vaters ihm ſeine gütigen Geſinnungen erhalten haben möchte, daß er ihn zum wenigſten billiger beurtheilen werde als Waldburg-Truchſeß und ſo mancher Andere, der ihm früher nicht günſtig war.

Der Knecht kam zurück; der Gefangene ſollte ſo ſtill als möglich und ohne Aufſehen in das große Zelt geführt werden, wo die Oberſten gewöhnlich Kriegsrath hielten. Man ſchlug zu dieſem Gang' einen Seitenweg ein, und die Knechte baten Georg, ſeinen Helm zu ſchließen, daß man ihn nicht erkenne, ehe er vor den Rath geführt würde. Gerne befolgte er dieſe Bitte, denn es war ihm in einem ſolchen Falle nichts unerträglicher, als ſich den Blicken neugieriger oder ſchadenfroher Menſchen ausſetzen zu müſſen. Sie gelangten endlich an das große Zelt. Diener aller Art waren hier verſammelt, und die verſchiedenen Farben und Binden, mit welchen ſie geſchmückt waren, ließen auf eine zahlreiche Verſammlung edler Herren und Ritter im Innern des Zeltes ſchließen.

Schon mochte die Nachricht unter ſie gekommen ſeyn, daß einige Knechte einen Mann von Bedeutung gefangen haben, denn ſie drängten ſich nahe herbei, als Georg ſich aus dem Sattel ſchwang, und ihre neugierigen Blicke ſchienen durch die Oeffnungen des Viſires dringen zu wollen, um die Züge des Gefangenen zu ſchauen. Ein Edelknabe ſuchte Raum zu machen, und er mußte ſeine Zuflucht zu dem „Namen der Bundes-Oberſten“ nehmen, um dieſe dichte Maſſe zu durchbrechen, und dem gefangenen Ritter einen Weg in das Innere des Zeltes zu bahnen. Drei jener Knechte, die ihn begleitet hatten, durften folgen; ſie glühten vor Freude, und glaubten nicht anders als jene Goldgülden ſogleich in Empfang nehmen zu können, die auf die Perſon des Herzogs von Würtemberg geſezt waren.

Der lezte Vorhang that ſich auf, und Georg trat muthig und feſten Schrittes ein, und überſchaute die Männer, die über ſein Schickſal entſcheiden ſollten. Es waren wohlekannte Geſichter, die ihn ſo fragend und urchdringend anſchauten. Noch waren die üſteren Blicke und die feindliche Stirne des Truchſes von Waldburg ſeinem Gedächtniß icht entfallen, und der ſpöttiſche, beinahe höhniſche Ausdruck in den Mienen dieſes

Mannes weiſſagte ihm nichts Gutes. Sickingen, Alban von Cloſen, Hutten — ſie Alle ſaßen, wie damals vor ihm, als er dem Bund' auf ewig Lebewohl ſagte, aber wie vieles hatte ſich verändert. Und eine Thräne füllte ſein Auge, als es auf jene theure Geſtalt, auf jene ehrwürdigen Züge fiel, die ſich tief in ſein dankbares Herz gegraben hatten. Es war nicht Hohn, nicht Schadenfreude, was man in Georg von Frondsberg's Mienen las, nein, er ſah den Nahenden mit jenem Ausdruck von würdigem Ernſt, von Wehmuth an, womit ein edler Mann, den tapferen, aber beſiegten Feind begrüßt.

Als Georg dieſen Männern gegenüber ſtand, hub der Truchſes von Waldburg an: „So hat doch endlich der ſchwäbiſche Bund einmal die Ehre, den erlauchten Herzog von Würtemberg vor ſich zu ſehen, freilich war die Einladung zu uns nicht allzuhöflich, doch —“

„Ihr irr't Euch!“ rief Georg von Sturmfeder, und ſchlug das Viſir ſeines Helmes auf. Als ſähen ſie Minerva's Schild und ſein Meduſen-Haupt, ſo bebten die Bundes-Räthe vor dem Anblick der ſchönen Züge des jungen Ritters. „Ha! Verräther! ehrloſe Buben! Ihr Hunde!“ rief Truchſes den drei Knechten zu; „was bringt Ihr uns dieſen

Laſſen, deſſen Anblick meine Galle aufregt, ſtatt des Herzogs? Geſchwind, wo iſt er? ſprecht!"

Die Knechte erbleichten. „Iſt's nicht dieſer?" fragten ſie ängſtlich. „Er hat doch den grünen Mantel an."

Der Truchſes zitterte vor Wuth und ſeine Augen ſprühten Verderben; er wollte auf die Knechte hinſtürzen, er ſprach davon ſie zu erwürgen, aber die Ritter hielten ihn zurück, und Hutten, zornbleich, aber gefaßter als Jener, fragte: „wo iſt der Doctor Calmus, laßt ihn hereinkommen, er ſoll Rechenſchaft ablegen, er hat den Zug übernommen."

„Ach Herr", ſagte einer der Knechte, „der legt Euch keine Rechenſchaft mehr ab; „er liegt erſchlagen auf der Brücke bei Köngen!"

„Erſchlagen?" rief Sickingen, „und der Herzog iſt entkommen? erzählet Ihr Schurken."

„Wir legten uns, wie uns der Doctor befahl, bei der Brücke in Hinterhalt. Es war beinahe noch dunkel, als wir den Hufſchlag von vier Roſſen hörten, die ſich der Brücke näherten, zugleich vernahmen wir das Zeichen, das uns die Reiter über dem

Fluß geben ſollten, wenn die Herzoglichen aus dem Wald kämen. „Jezt iſt's Zeit“, ſagte der Kahlmäuſer. Wir ſtanden ſchnell auf und beſezten den Ausgang der Brücke. Es waren, ſo viel wir im Halbdunkel unterſcheiden konnten, vier Reiter und ein Bauersmann; die zwei Hinterſten wandten ſich um und fochten mit unſeren Reitern, die zwei Vorderen und der Bauer machten ſich an uns. Doch wir ſtreckten ihnen die Lanzen entgegen, und der Doctor rief ihnen zu, ſich zu ergeben. Da drangen ſie wüthend auf uns ein; der Doctor ſagte uns, der im grünen Mantel ſey der Rechte; und wir hätten ihn bald gehabt, aber der Bauer, wenn es nicht der Teufel ſelbſt war, ſchlug den Doctor und noch zwei von uns nieder. Jezt ſtach ihm einer die Hellebarde in den Leib, daß er fiel und dann ging es auf die Reiter. Wir packten alleſammt den im grünen Mantel, wie uns der Kahlmäuſer geheißen, der Andere aber ſtürzte ſich mit ſeinem Roß' über die Brücke hinab in den Neckar und ſchwamm davon. Wir aber ließen ihn ziehen, weil wir den Grünen hatten, und brachten dieſen hieher.“

„Das war Ulerich und kein Andrer“, rief Alban von Cloſen; „ha! über die Brücke hinab in den Neckar! das thut ihm Keiner nach.“

„Man muß ihm nachjagen“, fuhr der Truchſes auf; „die ganze Reiterei muß aufſitzen und hinab am Neckar ſtreifen, ich ſelbſt will hinaus —“

„O Herr“, entgegnete einer der Knechte. „Da kommt Ihr zu ſpät; es iſt drei Stunden jezt, daß wir von der Brücke abzogen, der hat einen guten Vorſprung, und kennt das Land wohl beſſer als alle Reiter!“

„Kerl! willſt Du mich noch höhnen? Ihr habt ihn entkommen laſſen, an Euch halte ich mich, man rufe die Wache; ich laß' Euch aufhängen.“

„Mäßigt Euch“, ſagte Frondsberg, „die armen Burſche trifft der Fehler nicht; ſie hätten ſich gerne das Gold verdient, das auf den Herzog geſezt war. Der Doctor hat gefehlt und Ihr hört, daß er es mit dem Leben zahlte.“

„Alſo Ihr habt heute den Herzog vorgeſtellt?“ wandte ſich Waldburg zu Georg, der ſtille dieſer Scene zugeſehen hatte; „müßt Ihr mir überall in den Weg laufen, mit Eurem Milchgeſicht? Ueberall hat Euch der Teufel, wo man Euch nicht braucht. Es iſt nicht das Erſtemal, daß Ihr meine Plane durchkreuzet —“

„Wenn Ihr es geweſen ſeyd, Herr Truchſeß“, antwortete Georg, „der bei Neuffen den Herzog meuchlings überfallen laſſen wollte, ſo bin ich Euch leider in den Weg gekommen, denn Eure Knechte haben mich niedergeworfen.“

Die Ritter erſtaunten über dieſe Rede, und ſahen den Truchſeß fragend an. Er erröthete, man wußte nicht aus Zorn oder Beſchämung, und entgegnete: „Was ſchwazt Ihr da von Neuffen; ich weiß von nichts; doch wenn man Euch dort niedergeworfen hat, ſo wünſche ich, Ihr wäret nimmer aufgeſtanden, um mir heute vor Augen zu kommen. Doch es iſt auch ſo gut; Ihr habt Euch als einen erbitterten Feind des Bundes bewieſen, habt heimlich und offen für den geächteten Herzog gehandelt, theilet alſo ſeine Schuld gegen den Bund und das ganze Reich, ſeyd überdieß heute mit den Waffen in der Hand gefangen worden — Euch trifft die Strafe des Hochverraths an dem allerdurchlauchtigſten Bund des Schwaben- und Franken-Landes.“

„Dieß dünkt mir eine lächerliche Beſchuldigung“, erwiederte Georg mit muthigem Ton; „Ihr wiſſet wohl, wann und wo ich mich von dem Bunde losgeſagt habe; Ihr habt mich auf vierzehn Tage Urfehde ſchwören laſſen; ſo wahr Gott über mir iſt, ich habe ſie gehalten. Was ich nachher gethan, davon habt Ihr nicht Rechenſchaft zu fordern, weil ich Euch nicht mehr verpflichtet war, und was meine Gefangennehmung mit den Waffen in der Hand betrifft, ſo frage ich Euch, edle Herren, welcher Ritter wird, wenn er von ſechs oder acht angegriffen wird, ſich nicht ſeines Lebens wehren? Ich verlange von Euch ritterliche Haft, und erbiete mich Urfehde zu ſchwören auf ſechs Wochen; mehr könnet Ihr nicht von mir verlangen.“

„Wollt Ihr uns Geſetze vorſchreiben? Ihr habt gut gelernt bei dem übermüthigen Herzog; ich höre ihn aus Euch ſprechen; doch keinen Schritt ſollt Ihr zu Eurer Sippſchaft thun, bis Ihr geſteht, wo der alte Fuchs, Euer Schwiegervater, ſich aufhält, und welchen Weg der Herzog genommen hat.“

„Der Ritter von Lichtenſtein wurde von Euren Reitern gefangen genommen, welchen Weg der Herzog nahm, weiß ich nicht, und kann es mit meinem Wort bekräftigen.“

„Ritterliche Haft?“ rief der Truchſeß bitter lachend. „Da irrt Ihr Euch gewaltig; zeiget vorher, wo Ihr die goldenen Sporen verdient habt! Nein, ſolches Gelichter wird bei uns in's tiefſte Verließ geworfen, und mit Euch will ich den Anfang machen.“

„Ich denke dieß iſt unnöthig“, fiel ihm Frondsberg in's Wort; „ich weiß, daß Georg von Sturmfeder zum Ritter geſchlagen wurde; überdieß hat er einem bündiſchen Edlen das Leben gerettet, Ihr werdet Euch wohl an die Ausſage des Dieterich von Kraft erinnern. Auf Verwenden dieſes Ritters wurde er von einem ſchmählichen Tod befreit, und ſogar in Freiheit geſezt. Er kann dieſelbe Behandlung von uns verlangen.“

„Ich weiß, daß Ihr ihm immer das Wort geredet; daß er Euer Schooskind war, aber dießmal hilft es ihm nicht, er muß nach Eßlingen in den Thurm, und jezt den Augenblick — “

„Ich leiſte Bürgſchaft für ihn“, rief Frondsberg, „und habe hier ſo gut mit zu ſprechen wie Ihr. Wir wollen abſtimmen über den Gefangenen, man führe ihn einſtweilen in mein Zelt.“

Einen Blick des Dankes warf Georg auf die ehrwürdigen Züge des Mannes, der ihn auch jezt wieder aus der drohenden Gefahr rettete. Der Truchſeß aber winkte mürriſch den Knechten, dem Befehl des Ober-Feldhauptmanns zu folgen; und Georg folgte ihnen durch die Straßen des Lagers nach Frondsberg's Zelt.

Nicht lange nachher ſtand der Mann vor ihm, dem er ſo unendlich viel zu danken hatte. Er wollte ihm danken, er wußte nicht wie er ihm ſeine Ehrfurcht bezeugen ſollte; doch Frondsberg ſah ihn lächelnd an und zog ihn in ſeine Arme. „Keinen Dank, keine Entſchuldigung!“ ſprach er, „ſah ich doch Alles dieß voraus, als ich in Ulm von Dir Abſchied nahm, doch Du wollteſt es nicht glauben, wollteſt Dich vergraben in die Burg Deiner Väter. Ich kann Dich nicht ſchelten; glaube mir, das Feldlager und die Stürme ſo vieler Kriege haben mein Herz nicht ſo verhärtet, daß ich vergeſſen könnte wie mächtig die Liebe zieht!“

„Mein Freund, mein Vater!“ rief Georg, indem er freudig erröthete.

„Ja, das bin ich; der Freund Deines Vaters, Dein Vater; d'rum war ich oft ſtolz auf Dich, wenn Du auch in den feindlichen Reihen ſtandeſt; Dein Name wurde ſo jung Du biſt, mit Ehrfurcht genannt, denn Treue und Muth ehrt ein Mann, auch an dem Feinde. Und glaube mir, es kam den Meiſten von uns erwünſcht, daß der Herzog entkam; was konnten wir mit ihm beginnen; der Truchſes hätte vielleicht einen übereilten Streich gemacht, den wir Alle zu büßen gehabt hätten.“

„Und was wird mein Schickſal ſeyn?“ fragte Georg. „Werde ich lange in Haft gehalten werden? wo iſt der Ritter von Lichtenſtein? O mein Weib! darf ſie mich nicht beſuchen?“

Frondsberg lächelte geheimnißvoll. „Das wird ſchwer halten;“ ſagte er, „Du wirſt unter ſicherer Bedeckung auf eine Veſte geführt, und einem Wächter übergeben werden, der Dich ſtreng bewachen und nicht ſobald entlaſſen wird! Doch ſey nicht ängſtlich, der Ritter von Lichtenſtein wird mit Dir dorthin abgeführt werden, und Ihr Beide müſſet auf ein Jahr Urfehde ſchwören.“

Frondsberg wurde hier durch drei Männer unterbrochen, die in das Zelt ſtürmten; es war der Feldhauptmann von Breitenſtein und Dieterich von Kraft, die den Ritter von Lichtenſtein in ihrer Mitte führten.

„Hab' ich Dich wieder, wackerer Junge“, rief Breitenſtein, indem er Georg's Hand drückte. „Du machſt mir ſchöne Streiche; Dein alter Oheim hat Dich mir auf die Seele gebunden, ich ſolle einen tüchtigen Käm-

Kämpen aus Dir ziehen, der dem Bunde Ehre mache, und nun laufſt Du zu dem Feind, und hau'ſt und ſtichſt auf uns, und hätteſt Geſtern beinahe die Schlacht gewonnen, durch Dein tollkühnes Stückchen auf unſere Geſchütze.“

„Jeder nach ſeiner Art;“ entgegnete Frondsberg, „er hat uns aber auch in Feindes Reihen Ehre gemacht.“

Der Ritter von Lichtenſtein umarmte ſeinen Sohn. „Er iſt in Sicherheit“, flüſterte er ihm zu, und Beider Augen glänzten von Freude, zu der Rettung des unglücklichen Fürſten beigetragen zu haben. Da fielen die Blicke des alten Ritters auf den grünen Mantel, der noch immer um Georg's Schultern hing; er erſtaunte, er ſah ihn näher an. „Ha! jezt erſt verſtehe ich ganz, wie Alles ſo kommen konnte“, ſprach er bewegt, und eine Thräne der Freude hing in ſeinen grauen Wimpern; „ſie nahmen Dich für ihn; was wäre aus ihm geworden, wenn Dich der Muth nur einen Augenblick verlaſſen hätte? Du haſt mehr gethan als wir Alle, Du haſt geſiegt, wenn wir jezt auch Beſiegte heißen; komm' an mein Herz, Du würdiger Sohn.“

„Und Marx Stumpf von Schweinsberg?“ fragte Georg; „auch er gefangen?“

„Er hat ſich durchgehauen, wer vermöchte auch ſeinen Hieben zu widerſtehen; meine alten Knochen ſind mürbe, an mir liegt nichts mehr, aber er iſt dem Herzog nachgezogen, und wird ihm eine beſſere Hülfe ſeyn als fünfzig Reiter. Doch den Pfeifer ſah ich nicht; ſage, wie iſt er entkommen aus dem Streit?“

„Als ein Held“, erwiederte der junge Mann, von der Wehmuth der Erinnerung bewegt; „er liegt erſtochen an der Brücke.“

„Todt?“ rief Lichtenſtein, und ſeine Stimme zitterte; „die treue Seele! doch wohl ihm, er hat gethan wie ein Edler, und iſt geſtorben, treu wie es Männern ziemt!“

Frondsberg näherte ſich ihnen und unterbrach ihre Reden. „Ihr ſcheint mir ſo niedergeſchlagen“, ſagte er; „ſeyd muthig und getroſt, alter Herr! Das Kriegs-Glück iſt wandelbar, und Euer Herzog wird wohl auch wieder zu ſeinem Lande kommen, wer weiß ob es nicht beſſer iſt, daß wir ihn noch auf einige Zeit in die Fremde ſchickten. Leget Helm und Panzer ab; das Gefecht zum Frühſtück wird Euch die Luſt zum Mittageſſen nicht verdorben haben. Setzet Euch zu uns. Ich erwarte gegen Mittag den

Wächter, unter deſſen Obhut Ihr auf eine Burg gebracht werden ſollet. Bis dahin laſſet uns noch zuſammen fröhlich ſeyn!“

„Das iſt ein Vorſchlag der ſich hören läßt“, rief Breitenſtein. „Zu Tiſch' Ihr Herren; wahrlich Georg, mit Dir habe ich nicht mehr geſpeißt, ſeit dem Imbis im Ulmer-Rathhaus-Saal. Komm, wir wollen redlich nachholen was wir verſäumten.“

Hanns von Breitenſtein zog Georg zu ſich nieder, die Anderen folgten ſeinem Beiſpiel; die Knechte trugen auf, und der edle Wein machte den Ritter von Lichtenſtein und ſeinen Sohn vergeſſen, daß ſie in mißlichen Verhältniſſen, im feindlichen Lager ſeyen, daß ſie vielleicht einem ungewiſſen Geſchick, und wenn ſie die Reden Frondsberg's recht deuteten, einer langen Gefangenſchaft entgegen gehen. Gegen das Ende der Tafel wurde Frondsberg hinausgerufen; bald kam er zurück und ſprach mit ernſter Miene: „ſo gerne ich noch länger Eure Geſellſchaft genoſſen hätte, liebe Freunde, ſo thut es jezt Noth aufzubrechen. Der Wächter iſt da, dem ich Euch übergeben muß, und Ihr müßt Euch ſputen, wollet Ihr heute noch die Veſte erreichen.“

„Iſt er ein Ritter, dieſer Wächter?“

fragte Lichtenſtein, indem ſich ſeine Stirn in finſtere Falten zog; „ich hoffe man wird auf unſeren Stand Rückſicht genommen haben, und uns ein anſtändiges Geleite geben?“

„Ein Ritter iſt er nicht“, antwortete Frondsberg lächelnd, „doch iſt er ein anſtändiges Geleite; Ihr werdet Euch ſelbſt davon überzeugen.“ Er lüftete bei dieſen Worten den Vorhang des Zeltes, und es erſchienen die holden Züge Marien's; mit dem Weinen der Freude ſtürzte ſie an die Bruſt ihres Gatten, und der alte Vater ſtand ſtumm vor Ueberraſchung und Rührung, küßte ſein Kind auf die ſchöne Stirne, und drückte die Hand des biedern Frondsberg.

„Das iſt Euer Wächter“, ſprach dieſer, „und der Lichtenſtein die Veſte wo ſie Euch gefangen halten ſoll. Ich ſehe es ihren Augen an, ſie wird den jungen Herrn nicht zu ſtrenge halten, und der Alte wird ſich nicht über ſie beklagen können; doch rathe ich Euch, Töchterchen, habet ein wachſames Auge auf die Gefangenen, laſſet ſie nicht wieder von der Burg, geſtattet nicht, daß ſie wieder Verbindungen mit gewiſſen Leuten anknüpfen, Ihr haftet mit Eurem Kopf dafür!“

„Aber lieber Herr“, entgegnete Marie,

indem ſie den Geliebten inniger an ſich drückte und lächelnd zu dem ſtrengen Herrn aufblickte; „bedenket, *er* iſt ja mein Haupt, wie kann ich ihm etwas befehlen?“

„Eben deßwegen hütet Euch, daß Ihr dieſes Haupt nicht wieder verlieret; bindet ihn mit einem Liebesknoten recht feſt, daß er Euch nicht entlaufe, er ändert nur gar zu leicht die Farbe; wir haben Beiſpiele!“

„Ich trug nur *eine* Farbe, mein väterlicher Freund!“ entgegnete der junge Mann, indem er in die Augen ſeiner ſchönen Frau und auf die Feldbinde niederſah, die ſeine Bruſt umzog; „nur *eine*, und dieſer blieb ich treu —“

„Wohlan! ſo halte ferner nur zu *ihr*;“ ſagte Frondsberg, und reichte ihm die Hand zum Abſchied. „Lebe wohl! Die Pferde harren vor dem Zelt; bringet Eure Gefangenen ſicher auf die Veſte, ſchöne Frau, und gedenket huldreich des alten Frondsberg.“

Marie ſchied von dieſem Edeln mit Thränen in den Augen, auch die Männer nahmen bewegt ſeine Hand, denn ſie wußten wohl, daß ohne ſeine Hülfe ihr Geſchick ſich nicht ſo freundlich gewendet hätte. Noch lange ſah ihnen Georg von Frondsberg nach, bis ſie an der äußerſten Zeltgaſſe um die Ecke bogen. „Er iſt in guten Händen“, ſagte er dann, indem er ſich zu Breitenſtein wandte, „wahrlich, der Segen ſeines Vaters ruht auf ihm. Ein gutes ſchönes Weib und ein Erbe, wie wenige ſind im Schwabenland.“

„Ja, ja!“ erwiederte Hanns von Breitenſtein, „ſeiner Klugheit und Vorſicht hat er es nicht zu danken; doch wer das Glück hat führt die Braut heim; ich bin Fünfzig alt geworden, und gehe noch auf Freiers-Füßen; Ihr auch, Herr Dieterich von Kraft, nicht wahr?“

„Mit Nichten und im Gegentheil“, ſagte dieſer wie aus einem Traum' erwachend; „wenn man ein ſolches Paar ſieht, weiß man was man zu thun hat. In dieſer Stunde noch ſetze ich mich in meine Sänfte, reiſe nach Ulm und führe meine Baſe heim; lebt wohl Ihr Herren!“

Als der ſchwäbiſche Bund Würtemberg wieder erobert hatte, richtete er ſeine Regierung wieder ein und beherrſchte das Land wieder wie im Sommer 1519. Die Anhänger des vertriebenen Herzogs mußten Urfehde ſchwören und wurden auf ihre Burgen verwieſen. Georg von Sturmfeder und ſeine Lieben, die dieſes Schickſal mit betraf, lebten zurückgezogen auf Lichtenſtein, und Marien und ihrem Gatten ging in ihrem ſtillen häuslichen Glück ein neues Leben auf.

Noch oft wenn ſie am Fenſter des Schloſſes ſtanden, und hinabſchauten auf Würtemberg's ſchöne Fluren, gedachten ſie des unglücklichen Fürſten, der einſt hier mit ihnen auf ſein Land hinabgeblickt hatte; und dann dachten ſie nach über die Verkettung ſeiner Schickſale, und wie durch eine ſonderbare Fügung auch ihr eigenes Geſchick mit dem ſeinigen verbunden war; und wenn ſie ſich auch geſtanden, daß ihr Glück vielleicht nicht ſo frühe, nicht ſo ſchön aufgeblüht wäre ohne dieſe Verknüpfung, ſo wurde doch ihre Freude durch den Gedanken getrübt, daß der Stifter ihres Glückes noch immer ferne von ſeinem Lande, im Elend der Verbannung lebe. Erſt viele Jahre nachher gelang es dem Herzog, Würtemberg wieder zu erobern. Doch als er geläutert durch Unglück als ein weiſer Fürſt zurückkehrte, als er die alten Rechte ehrte und die Herzen ſeiner Bürger für ſich gewann, als er jene heiligen Lehren, die er in fernem Lande gehört, die ſo oft ſein Troſt in einem langen Unglück geworden waren, ſeinem Volke predigen ließ, und einen geläuterteren Glauben mit den Grund-Geſetzen ſeines Reiches verband, da erkannten Georg und Marie den Finger einer gütigen Gottheit in den Schickſalen Ulerich's von Würtemberg, und ſie ſegneten Den, der dem Auge des Sterblichen die Zukunft verhüllt, und auch hier wie immer durch Nacht zum Lichte führte.

Der Name der Lichtenſtein im Würtemberger Land, ging mit dem alten Ritter zu Grabe; doch erlebte er noch in hohem Alter die Freude, ſeine blühenden Enkel waffenfähig zu ſehen. So geht Geſchlecht um Geſchlecht über die Erde hin; das Neue verdrängt das Alte, und nach dem kurzen Zeitraum von fünfzig oder hundert Jahren ſind biedere Männer, treue Herzen vergeſſen; ihr Gedächtniß übertönt der rauſchende Strom der Zeiten, und nur wenige glänzende Namen tauchen auf, aus dieſen Fluthen des Lethe, und ſpielen in ihrem ungewiſſen Schimmer auf den Wellen. Doch wohl dem, deſſen Thaten jene ſtille Größe in ſich tragen, die den Lohn in ſich ſelbſt findet, und ohne Dank bei der Mitwelt, ohne Anſprüche auf die Nachwelt entſteht, in's Leben tritt, — verſchwindet. So iſt auch der Name des Spielmann's von Hardt verklungen, und nur leiſe Nachklänge von ſeinem Wirken wehen uns an, wenn die Hirten der Gegend die Ulerich's-

Höhle zeigen und von dem Mann ſprechen, der ſeinen unglücklichen Herzog hier verbarg; ſo ſind ſelbſt jene romantiſchen Züge aus Ulerich's Leben zur Fabel geworden, der Geſchichtſchreiber verſchmäht ſie als unweſentliche Außendinge, und ſie erſcheinen uns nur, wenn man auf den Höhen von Lichtenſtein von dem Herzog' erzählt, der allnächtlich vor das Schloß kam, und wenn man uns auf der Brücke von Köngen die Stelle zeigt, wo jener „Unerſchrockene“ den Sprung auf Leben und Tod in die Tiefe wagte.

Und ſie erſcheinen uns da, dieſe Sagen, wie ungewiſſe Schatten, die eine große Geſtalt vom Berge in die Nebel des Thales wirft, und der kältere Beobachter lächelt, wenn man ihnen wirkliches Leben und jene Farben verleihen will, die ihr unſicheres Grau zu einem Bild des Lebens umwandeln. Auch Lichtenſtein's alte Veſte iſt längſt zerfallen, und auf den Grundmauern der Burg erhebt ſich ein freundliches Jägerhaus, faſt ſo luftig und leicht wie jene ſpaniſchen Schlöſſer, die man in unſeren Tagen auf die Grundpfeiler des Alterthums erbaut. Noch immer breiten ſich Würtemberg's Gefilde ſo reich und blühend wie damals vor dem entzückten Auge aus, als Marie an des

Geliebten Seite hinabſah, und der unglückliſchſte ſeiner Herzoge den lezten Scheideblick von Lichtenſtein's Fenſtern auf ſein Land warf. Noch prangen jene unterirdiſchen Gemächer, die den Geächteten aufnahmen, in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit, und die murmelnden Waſſer, die ſich in eine geheimnißvolle Tiefe ſtürzen, ſcheinen längſt verklungene Sagen noch einmal wieder erzählen zu wollen.

Es iſt eine ſchöne Sitte, daß die Bewohner dieſes Landes auch aus entfernteren Gegenden, um die Zeit des Pfingſt-Feſtes ſich aufmachen, um Lichtenſtein und die Höhle zu beſuchen. Viele hundert ſchöne Schwabenkinder und holde Frauen, begleitet von Jünglingen und Männern ziehen herauf in dieſe Berge; ſie ſteigen nieder in den Schooß der Erde, der an ſeinen cryſtallenen Wänden den Schein der Lichter tauſendfach wiedergibt, ſie füllen die Höhle mit Geſang, und lauſchen auf ihr Echo, welches die murmelnden Bäche der Tiefe melodiſch begleiten, ſie bewundern die Werke der Natur, die ſich auch ohne das milde Licht der Sonne, ohne das fröhliche Grün der Felder, ſo herrlich zeigt. Dann ſteigen ſie herauf zum Lichte, und die Erde will ihnen noch ſchöner bedünken als zuvor; ihr

Weg führt immer aufwärts zu den Höhen von Lichtenſtein, und wenn dort die Männer im Kreiſe ſchöner Frauen, die Becher in der Hand, auf die weiten Fluren hinabſchauen, wie ſie beſtrahlt von einer milden Sonne im lieblichſten Schmelz der Farben ſich ausbreiten, dann preiſen ſie dieſe lichten Höhen, dann preiſen ſie ihr geſegnetes Vaterland.

Dann kehrt, wie in den alten Tagen, Geſang und Jubel, und der fröhliche Klang der Pocale auf den Lichtenſtein zurück, und weckt das Echo ſeiner Felſen, und weckt mit ihm die Geiſter dieſer Burg, daß ſie die fröhlichen Gäſte umſchweben, und mit ihnen hinabſchauen auf das alte Württemberg. Ob auch das holde Fräulein vom Lichtenſtein, ob Georg und der alte Ritter mit ihnen heraufſchwebt, ob jener treue Spielmann in den Tagen des Frühlings ſeinem Grab' entſteigt, und wie er im Leben zu thun pflegte, hinaufzieht nach der Burg, das Feſt mit Geſang und Spiel zu ſchmücken —? Wir wiſſen es nicht; doch wenn wir im Abendſcheine auf den Felſen gelagert, die Landſchaft überſchauten, wenn wir von den alten guten Zeiten und ihren Sagen ſprachen, wenn ſich die Sonne allmählich ſenkte, und nur das Schlößchen noch ſelig und freundlich in ſeiner Einſamkeit, von den lezten Strahlen mit einem röthlichen Schein umgoſſen, auf ſeinem Felſen ruhte — da glaubten wir im Wehen der Nachtluft, im Rauſchen der Bäume, im Säuſeln der Blätter bekannte Stimmen zu vernehmen, es war uns, als flüſtern ſie uns ihre Grüße zu, als erzählen ſie uns alte Sagen von ihrem Leben und Treiben. Manches haben wir an ſolchen Abenden erfahren, manches Bild ſtieg in uns auf, und ſchien ſich vor unſeren Blicken zu verwirklichen, und die es uns woben und malten, die uns ihre romantiſchen Sagen zuflüſterten, wir glauben es waren — die „Geiſter von Lichtenſtein.“

Anmerkungen.

1.

Herzog Ulerich beklagt ſich wiederholt, namentlich in dieſem Zeitpunkt, daß ſeine Gegner ſo viele Lügen gegen ihn ausſtreuen. Er vertheidigt ſich darüber, beſonders in ſeinen Briefen an die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. So ſtreuten ſeine Feinde im Jahr 1519 aus, er habe einen Edelknaben, Wilhelm von Janowiz entzwei gehauen. Doch Janowiz lebte noch im Jahr 1562, und war Anno 1540 Commandant der Veſte Aſperg. Aber jene Lüge machte damals großes Aufſehen, daher kam es, daß ein Schweizer, dem man dieſen Mann zeigte, und ſagte was die Feinde des Herzogs von ihm ausgeſtreut haben, antwortete: „Er muß nochten ein guter Barbier gſyn ſyn, der den Knaben ſo ſuber gehailt hat.“ (Sattler II. §. 24.)

2.

Sattler erzählt dieß folgendermaßen: Der ſchwäbiſche Bund hatte einen großen Theil ſeiner Kriegsknechte abgedankt, dieſe wurden darüber ſchwürig, ſie rottirten ſich zuſammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten ihre Hauptleute und machten unter ſich nach damaligem Gebrauch eine Regiments-Ordnung; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Herzog dieſe Leute an ſich gezogen. Geſchichte der Herzoge v. Würt. II. §. 16.

Landsknechte ſchreiben wir, nicht Lanzknechte wie man in neuerer Zeit gethan, und berufen uns auf die „Hiſtoria der Herren von Frondsberg“ ꝛc.

3.

Dieſes Lied führt auch Leſſing in der Sammlung auf, die den Namen trägt: „Altdeutſcher Witz und Verſtand.“

4.

Der Schwaben- und Franken-Bund hielt in dieſem Sommer einen Bundestag in Nördlingen. Auch die Herzogin Sabina und der Herzog von Baiern fanden ſich dort ein, um hauptſächlich über Würtemberg zu entſcheiden. Sattler II. §. 15.

5.

Die Regentſchaft mußte zu jener Zeit viel ſeltſamer, leichtfertiger und böſer Reden hören. Der Keller in Göppingen berichtete einmal, man habe auf der Straße zwiſchen Grunbach und Heypach ein Kieſelſtein gefunden, auf deſſen einer Seite ein Hirſchgeweih mit der Unterſchrift: „Hie gut Würtemberg alleweg“, auf der andern Seite ein Jagdhorn mit den Worten: „Vivo Dux Ulrico“ zu ſehen waren. Vergleiche Pfaff's Geſch. v. W. I. 306.

6.

Ueber dieſes neutrale Verhalten des Adels iſt zu vergleichen Sattler II. §. 19.

7.

„Der Herzog zog ſich mit ungefähr 6000 Landvolk nach Stuttgart, und die angeworbenen Knechte legte er nach Kannſtadt.“ Sattler §. 21. „Der Herzog, als er erfuhr, daß der Feind ſo nahe ſey, rief die Seinigen ſchnell aus Städten und Dörfern herbei, die auch ſogleich erſchienen.“ Thetingeri Commentarius etc. lib. III.

8.

Wir benützten zur Beſchreibung dieſer Schlacht hauptſächlich: Joh. Betzii hist. Ulrici

Ducis Würt. und Thetinger, der beſonders bei dem Angriff der Reiterei auf den mit Geſchütz beſezten Hügel ſehr in's Einzelne geht.

9.

Graf Georg von Würtemberg und Mömpelgard, der Bruder Ulerich's, iſt der Stammvater des jetzigen Regentenhauſes von Würtemberg.

Sein Sohn war Friederich, VI. reg. Herzog; der das Herzogthum erhielt, weil Ludwig, Chriſtoph's Sohn, ohne männliche Deſcendenz ſtarb.

Ankündigung

des Verlags von Gebrüder Franckh.

Wir machen alle Leſer von Geſchmack und Bildung auf folgende intereſſante, ſchöngeiſtigen Werke aufmerkſam, überzeugt, daß ſie ſolche mit Vergnügen leſen und uns Dank wiſſen werden, ſie darauf aufmerkſam gemacht zu haben; in jeder guten Leſegeſellſchaft und Leihbibliothek ſind ſolche anzutreffen:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan.

Herausgegeben von ***f.

2 Bände.

Dieſe eben ſo intereſſante als originelle Schrift verbreitet ſich mit treffender Wahrheit, mit dem glänzendſten Witz, mit der feinſten Satyre über Alles, was Politik und Literatur in unſern Tagen aufweiſt. Wer geiſtreiche Erzählung und einen reichen, ſprühenden Humor liebt, wird dieſe ſataniſchen Memoiren nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Eduard.

Von der Verfaſſerin der Urica.

2 Theile. Aus dem Franzöſiſchen.

Olivier.

Von der Verfaſſerin der Urica.

Aus dem Franzöſiſchen.

Wer kennt nicht die bezaubernde, herrliche Sprache der Verfaſſerin der Urica, ihre feine Beobachtungsgabe, welche nur in den Circeln der höhern Stände zu gewinnen iſt. Gleich der Urika athmen auch dieſe neueſten, ſo eben in Paris erſchienenen geiſtreichen Werke dieſer Verfaſſerin, welche hier in einer vollendet ſchönen Uebertragung den Gebildeten dargeboten werden, verſagende Liebe und Troſt in der Religion.

Bramblety-Haus,

oder die Ritter und die Rundköpfe.

Ein Roman von Horaz Smith.

3 Bände.

Aus dem Engliſchen überſezt.

Der Verfaſſer dieſes intereſſanten Romans kann mit Recht an die Seite jenes großen nordiſchen Zauberers — Walter Scott — geſezt werden. Wir finden hier jenen freien Pinſel, welcher die Hand jenes Meiſters beurkundet. Dieſer Roman, aus der Epoche Cromwell's und Carl des Zweiten geſchöpft, iſt trefflich erzählt, mit vollkommener Wahrheit in den Einzelnheiten, die äußerſt mannichfaltig und mit den lebendigſten Farben geſchildert ſind. Die einzelnen Charactere ſind zahlreich, aber ſie haben alle — die höchſten bis zu den niedrigſten — ſcharf beſtimmte Individualität und einige ſind von hohem Werthe. Wir ſind überzeugt, daß alle Freunde Walter Scott's dieſen Roman mit derſelben Liebe und demſelben Intereſſe leſen werden, als wäre er aus der Feder dieſes groſſen Meiſters gefloſſen.

Denkwürdigkeiten
der
Miß Henriette Wilſon,
England's Ninon.
Drei Theile.

Die geiſtreich erzählende Chronique scandaleuse der jetzigen vornehmen Welt Englands, eine ächte Caſanovaniade, aber voll Laune und Intereſſe, wird auch in Deutſchland ein zahlreiches Publicum finden; daß ein ſchönes Weib, in deren Feſſeln Feldherren und Staatsmänner, Gelehrte und Stutzer, Lords und Gentlements, ein Wellington und ein Lamb ſchmachteten, viel Denkwürdiges erlebt haben mußte, wird, auch ohne obiges Werk geleſen zu haben, Niemand bezweifeln, und um dieſe Ausgabe dem Publicum zu empfehlen, brauchen wir kaum hinzuzufügen, daß von dem Original in London 5 ,000 Exemplare bei deſſen Erſcheinen abgeſetzt wurden. Dem zweiten Band ſind ſehr pikante Notizen über vornehme, auch in Deutſchland wohlbekannte Engländer beigefügt, in welchem ſich, wie in der Erzählung ihrer Erlebniſſe die Meiſterſchaft der Verfaſſerin in Characterzeichnungen offenbart. Dem dritten Bande iſt das wohlgetroffene Bildniß der weiblichen Caſanova beigegeben.

Der Mann im Mond,

oder der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Von H. Clauren.

2 Theile.

Die Proſelyten.

Vom
Herausgeber des alten Pfarrers Teſtament.

Controverspredigt

über den

Mann im Mond,

von H. Clauren.

Gehalten von Wilhelm Hauff.

Mährchen-Almanach

für
Söhne und Töchter gebildeter Stände
auf das Jahr 1827.
Mit Kupfern.

Deutſchland,
oder
Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen.
Vom Verfaſſer der Möncherei und des Ritterweſens.

Briefwechſel
von
Lord Byron,
mit einem Freunde und ſeiner Mutter in den Jahren 1809 — 1811.
Nebſt Erinnerungen und Beobachtungen von
R. C. Dallas.
Mit Lord Byron's Bildniß und deſſen Familienſitz zu Newſtead-Abtei.
3 Theile.

Dieſes Werk, welches in London ſogleich bei ſeinem Erſcheinen, auf Verlangen von Byrons Verwandten von der engliſchen Regierung unterdrückt wurde, iſt nun in Paris erſchienen und erregt daſelbſt das größte Aufſehen. Alle, welche Byron, den begeiſterten Kämpfer für Griechenlands Wiedergeburt, den freiſinnigen britanniſchen Sänger auch als Menſch kennen und würdigen lernen wollen, wird der von gewandter Hand übertragene Briefwechſel des großen Mannes mit ſeiner Mutter und einem ſeiner vertrauteſten Freunde eine willkommene Gabe ſeyn. Einer unſerer genialſten Zeitgenoſſen entfaltet darin freiſinnig ſeine kühne Meinungen über die Geſellſchaft, über Religion, Sittlichkeit und Politik, und die ganze Kraft ſeiner

Seele, die ganze Wärme ſeiner Poeſie iſt in denſelben anzutreffen. Hier findet die Bosheit keine Stelle, die ſie mit ihrem Gifte beſudeln könnte. Da Byron dieſe Correſpondenz nicht zur Oeffentlichkeit zu bringen gedachte, ſo fällt jeder Gedanke an abſichtliche Andichtung von Geſinnungen, die er nicht hatte, weg. Seine Denkwürdigkeiten hat zwar die Aengſtlichkeit des Freundes, dem er ſie anvertraute, vernichtet; ob ſie aber mehr Intereſſe-Erregendes enthalten haben würden, als dieſer Briefwechſel, der einen ſchönen Erſatz dafür bietet, darf man indeſſen bezweifeln; auf jeden Fall bleibt der Nachwelt dieſer Briefwechſel das Einzige, was ſie über ſein Leben als authentiſch betrachten kann.

Beſuch in Griechenland
in den Jahren 1823 und 1824.

Von Waddington Eſq.

Aus dem Engliſchen überſetzt. Mit einem Vorwort von Dr. Schott.

Phaethon,

Von F. W. Waiblinger.

2 Theile in elegantem Umſchlag cartonirt.

Memoiren
der
Madame du Hauſſet,
Kammerfrau der Frau von Pompadour.

Als Eingang zu den Memoiren der Frau von Campan.

Aus dem Franzöſiſchen übertragen.

Anecdoten-Tagebuch
der
Frau von Campan.

Herausgegeben von Maigne.

Nebſt einer Sammlung bisher ungedruckter Briefe
der Frau von Campan an ihren Sohn.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt
von
Friedrich Ritter.

In mehr als einer Rückſicht verdient dieſes Tagebuch auch der deutſchen Leſewelt empfohlen zu werden. Daſſelbe enthält nicht nur eine Sammlung intereſſanter Anekdoten, Characterzüge und Bemerkungen, aus einer ewig merkwürdigen Periode, welche das Gedächtniß einer Frau aufbewahrte, die ſowohl durch ihre früheren Verhältniſſe am Hofe der unglücklichen Königin von Frankreich, und durch die Hochachtung, welche Napoleon und deſſen Familie ihr bewieſen, als durch die Herausgabe ihrer Denkwürdigkeiten, zu welchen gegenwärtiges Werkchen als Fortſetzung und Schluß zu betrachten iſt, und ihres Werkes „über die Erziehung", einen ſo ehrenvollen Namen ſich erworben hat, und deren Urtheile über Menſchen und Dinge überall eine große Reiſe des Geiſtes beurkunden.

Novellen

von

Wilhelm Hauff.

Erſter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1828.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Gedruckt bei Heinrich Mäntler jun.

Die Bettlerin vom Pont des Arts.

Othello.

Novellen

von

W. Hauff.

I.

Vertrauliches Schreiben

an

Herrn

W. A. Spöttlich,

Vice-Bataillons-Chirurgen a. D. und Mauthbeamten in
Tempelhof bei Berlin.

Sie werden mich verbinden, verehrter Herr! wenn Sie dieſe Vorrede leſen, welche ich einer kleinen Sammlung von Novellen vordrucken laſſe; ich ergreife nämlich dieſen Weg einiges mit Ihnen zu beſprechen, theils weil mir nach ſechs unbeantwortet gebliebenen Briefen das Porto bis Tempelhof zu theuer däuchte, theils aber auch, weil Sie vielleicht nicht begreifen, warum ich dieſe Novellen gerade ſo geſchrieben habe und nicht anders.

Sie werden nämlich nach Ihrer bekannten Weiſe, wenn Sie „Novellen" auf dem Titel leſen, die kleinen Augen noch ein wenig zudrücken, auf geheimnißvolle Weiſe lächeln und, ſollte er gerade zugegen ſeyn, Herrn Amtmann Kohlhaupt verſichern: „Ich kenne den Mann, es iſt alles erlogen was er ſchreibt;“ und doch würden Sie ſich gerade bei dieſen Novellen ſehr irren. Die beſten und berühmteſten Novellendichter Lopez de Vega, Boccaz, Göthe, Calderon, Tiek, Scott, Cervantes und auch ein Tempelhofer haben freilich aus einem unerſchöpflichen Schatz der Phantaſie ihre Dichtungen hervorgebracht, und die unverwelklichen Blumenſträuße, die ſie gebunden, waren nicht in Nachbars Garten gepflückt, ſondern ſie ſtammten aus dem ewig grünen Paradies der Poeſie, wozu nach der Sage Feen ihren Lieblingen den unſichtbaren Schlüſſel in die Wiege legen. Daher kömmt es auch, daß durch eine geheimnißvolle Kraft alles was ſie gelogen haben zur ſchönſten Wahrheit geworden iſt.

Geringere Sterbliche, welchen jene magiſche Springwurzel, die nicht nur die unſichtbaren Wege der Phantaſie erſchließt, ſondern auch die feſten und undurchdringlichen Pforten der menſchlichen Bruſt aufreißt, nicht zu Theil wurde, müſſen zu allerlei Nothbehelf ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie — Novellen ſchreiben wollen. Denn das eben iſt das ärgerliche an der Sache, daß oft ihre Wahrheit als ſchlecht erfundene Lüge erſcheint, während die Dichtung jener Feenkinder für treue, unverfälſchte Wahrheit gilt.

So bleibt oft uns geringen Burſchen nichts übrig, als nach einer Novelle zu ſpioniren. Caffeehäuſer, Reſtaurationen, italieniſche Keller u. dgl. ſind für dieſen Zweck nicht ſehr zu empfehlen. Gewöhnlich trifft man dort nur Männer, und Sie wiſſen ſelbſt, wie ſchlecht die Reſtaurations-Menſchen erzählen. Da wird nur dieß oder jenes Factum ſchnell und flüchtig hingeworfen; reine Nebenbemerkungen, nichts maleriſches; ich möchte ſagen, ſie geben ihren Geſchichten kein Fleiſch und wie oft habe ich mich geärgert, wenn man von einer Hinrichtung ſprach, und dieſer oder jener nur hinwarf „geköpft,“ „hingerichtet,“ ſtatt daß man, wie bei ordentlichen Erzählungen gebräuchlich, den armen Sünder, ſeinen Beichtvater, den rothen Mantel des Scharfrichters, ſein „blinkendes Schwert“ ſieht, ja ſelbſt die Luft pfeiſen hört, wenn ſein nerviger Arm den Streich führt.

Es gibt gewiße Weinſtuben, wo ſich ältere Herren verſammeln und nicht gerne einen „jungen,“ einen „fremden“ unter ſich ſehen. Dieſe pflegen ſchon beſſer zu erzählen; dadurch, daß ſie dieſen oder jenen Straßenraub, die geheimnißvolle, unerklärliche Flucht eines vornehmen Herren, einen plötzlichen Sterbefall, wobei man „allerlei gemunkelt“ habe, ſchon fünfzigmal erzählten, haben ihre Geſchichten einen Schmuck, ein ſtattliches Kleid bekommen und ſchreiten ehrbar fürder, während die Geſchichten der Reſtaurations-Menſchen wie Schatten hingleiten. Solche Herren haben auch eine Art von hiſtoriſcher Gründlichkeit und es gereicht mir immer zu hoher Freude, wenn einer ſpricht: „da bringen Sie mich auf einen ſonderbaren Vorfall,“ ſich noch eine halbe Flaſche geben läßt und dann anhebt: „In den ſieb'ziger Jahrgängen lebte in meiner Vaterſtadt ein Cavalier von geheimnißvollem Weſen.“ Solche Herren trifft man allenthalben und Sie werden von mehreren unſerer neueren Novelliſten ſtark benützt. Der bekannte ** verſicherte mich, daß er einen ganzen Band ſeiner Novellen ſolchen alten Nachtfaltern verdanke, und erſt aus dieſem Geſtändniß konnte ich mir erklären, warum ſeine Novellen ſo ſteif und trocken waren; ſie kamen mir nachher alleſamt vor wie alte, verwelkte Junggeſellen, die ſich ihre Liebesabenteuer erzählen, welche ſämmtlich anfangen: „zu meiner Zeit.“

Die ergiebigſte Quelle aber für Novelliſten unſerer Art ſind Frauen, die das Fünfundſechzigſte hinter ſich haben. Die Welt nennt Medisance, was eigentlich nur eine treffliche Weiſe zu erzählen iſt: junge Mädchen von Sechzehn, Achtzehn pflegen mit ſolchen Frauen gut zu ſtehen und ſich wohl in Acht zu nehmen, daß ſie ihnen keine Blöße geben, die ſie in den Mund der alten Novelliſtinnen bringen könnte; Frauen von dreißig und ihre Hausfreunde gehen lieber eine Ecke weiter, um nicht ihren Geſichtskreis zu paſſiren, oder wenn ſie der Zufall mit der Jugendfreundin ihrer ſeligen Großmutter zuſammen führt, pflegen ſie das gute Ausſehen der Alten zu preiſen und hören geduldig ein beißendes

Lob der alten Zeiten an, das regelmäßig ein ſanftes Exordium, drei Theile über Hausweſen, Kleidung und Kinderzucht, eine Nutzanwendung, nebſt einem frommen Amen enthält. Solche ältere Frauen pflegen gegen jüngere Männer, die ihnen einige Aufmerkſamkeit ſchenken, einen gewißen geheimnißvoll-zutraulichen Ton anzunehmen. Sie haben für junge Mädchen und ſchöne Frauen, die jetzt dieſelbe Stufe in der Geſellſchaft bekleiden, welche ſie einſt ſelbſt behauptet hatten, feine und bezeichnende Spitznamen, und erzählen den Herren, die ihnen ein Ohr leihen, allerlei „curioſe Sachen“ von dem „Eichhörnlein und ſeiner Mutter,“ auch, „wie es in dieſem oder jenem Haus zugeht,“ „galante Abenteuer von jenem ältlichen, geſetzten Herrn, der nicht immer ſo geweſen,“ und ſind ſie nur erſt in dem abenteuerlichen Gebiet geheimer Hofgeſchichten und ſchlechter Ehen, ſo ſpinnen ſie mit zitternder Stimme, feinem Lächeln und den theuerſten Verſicherungen Geſchichten aus, die man (natürlich mit veränderten Namen) ſogleich in jeden Almanach könnte drucken laſſen.

Niemand weiß ſo trefflich wie ſie das Coſtüm, das Geſpräch, die Sitten „vor fünfzig Jahren“ wieder zu geben; ich glaubte einſt bei einer ſolchen Unterhaltung die Reifröcke rauſchen, die hohen Stelzſchuhe klappern, die franzöſiſchen Brocken ſchnurren zu hören, die ganze Erzählung roch nach Ambra und Puder, wie die alten Damen ſelbſt. Und ſo friſch und lebhaft iſt ihr Gedächtniß und Minenſpiel, daß ich einmal, als mir eine dieſer Damen von einer längſt verſtorbenen Frau Miniſterin erzählte und ihren Gang und ihren ſchnarrenden Ton nachahmte, unwillkührlich mich erinnerte, daß ich dieſe Frau als Kind gekannt, daß ſie mir mit derſelben ſchnarrenden Stimme ein Zuckerbrod geſchenkt habe. Mehrere Novellen, die ich aufgeſchrieben, beziehen ſich auf geheime Familiengeſchichten oder ſonderbare, abenteuerliche Vorfälle, deren wahre Urſachen wenig ins Publikum kamen, und ich kann verſichern, daß ich ſie alle theils in Berlin, theils in Hannover, Caſſel, Carlsruhe, ſelbſt in Dresden eben von ſolchen alten Frauen, den Chroniken ihrer Umgebung, gehört und oft wörtlich wieder erzählt habe.

Nur ſo iſt es möglich, daß wir, auch ohne jenen Schlüſſel zum Feenreich, gegenwärtig in Deutſchland eine ſo bedeutende Menge Novellen zu Tage fördern. Die „wundervolle Mährchenwelt“ findet kein empfängliches Publikum mehr, die lyriſche Poeſie ſcheint nur noch von wenigen geheiligten Lippen tönen zu wollen und vom alten Drama ſind uns, ſagt man, nur die Dramaturgen geblieben. In einer ſolchen miſerablen Zeit, Verehrter! iſt die Novelle ein ganz bequemes Ding. Den Titel haben wir, wie eine Maske, von den großen Novelliſten entlehnt, und Gott und ſeine lieben Critiker mögen wiſſen, ob die nachſtehenden Geſchichten wirkliche und gerechte Novellen ſind.

Ich habe, mein werther Herr! dieß alles geſagt, um Ihnen darzuthun, wie ich eigentlich dazu kam, Novellen zu ſchreiben, wie man beim Novellenſchreiben zu Werk gehe, und — daß alles getreue Wahrheit ſey, wenn auch keine poetiſche, was ich niedergeſchrieben. Sie werden ſich noch der guten Frau von Welkerlohn erinnern, die immer ein

Kleid von verblichenem gelbem Sammet trug, das nur eine weiche Fortſetzung ihrer harten, gelben Züge ſchien? Von ihr habe ich die Geſchichte: „Othello“ betitelt. Sie war viel zu discret, um Namen und die Reſidenz zu nennen, wo dieſe ſonderbaren Scenen vorfielen, aber wenn ich bedenke, daß ſie zur ſelben Zeit Hofdame in Scheerau war, als Jean Paul dort lebte, ſo kann ich nicht anders glauben, als die Geſchichte ſey an jenem Hofe vorgefallen. Die zweite Novelle habe ich aus dem Mund der alten Gräfin Nelkenroth; man hält ſie allgemein für eine böſe Frau, aber ich kann verſichern, daß ich ſie über Joſephens Schickſal Thränen vergießen ſah; man will zwar behaupten, daß ſie oft in Geſellſchaft weinerliche Geſchichten erzähle, weil ihr vor 20 Jahren ein Maler verſicherte,[1] ſie habe etwas von einer „mater dolorosa“; aber ſoviel iſt gewiß, daß ſie mehrere Perſonen des Stücks gekannt haben will, und die Frau, bei welcher Herr v. Fröben in S. gewohnt hat, erzählte mir manche Sonderbarkeiten von ihm. Ich und viele Leute in S., welchen ich die Geſchichte wieder erzählte, gaben ſich vergebliche Mühe über Herrn v. Fröben und die Perſonen, mit welchen er in Berührung kam, etwas näheres zu erfragen. Wir erfuhren nur, daß das „Bild der Dame“ nach dem Gemälde in der Boiſſerée'ſchen Gallerie von Strixner lithographirt worden ſey. In Oſtende, wo ich durch mehrere Briefe nachforſchte, konnte ich nichts erfahren, als daß allerdings ein engliſches Schiff, die Luna, Capitain Wardwood, im Auguſt Paſſagiere nach Portugal an Bord genommen habe, und daß ſich im Regiſter des Hafendirectors ein „Don Pedro de Montanjo,“ nebſt Nichte und Dienerſchaft befinde. Am Rhein, wo ich mich nach Herrn von Faltner und ſeiner Familie erkundigte, und erzählte, warum ich nachfrage, erklärte man mir alles für Erfindung, denn es gebe am ganzen Rhein hinab nur geſittete Landwirthe, die mit ihren Frauen wie die Engel im Himmel leben.

Sie ſehen, ich habe keine Mühe geſcheut, die Geſchichten, die ich erzähle, ſo glaubwürdig als möglich zu machen. Es gibt freilich Leute, die mir, dieſer hiſtoriſchen Wahrheit wegen, gram ſind, und behaupten, der ächte

Dichter müſſe keine Straße, keine Stadt, keine bekannten Namen und Gegenſtände nennen, alles und jedes müſſe rein erdichtet ſeyn, nicht durch äußern Schmuck, ſondern von Innen Wahrheit gewinnen, und wie Mahomeds Sary, müſſe es in der ſchönen, lieben, blauen Luft zwiſchen Himmel und Erde ſchweben. Andere halten es vielleicht auch für „eine rechtswidrige Täuſchung des Publicums," und können mich darüber belangen wollen, daß ich behaupte, dieß und jenes habe ſich da und dort zugetragen, und ich könne doch keine ſtadtgerichtlichen Zeugniſſe beibringen. Aber iſt denn hier von ächter Poeſie, von ächten Dichtern die Rede? Man lege doch nicht an die Erzählungen einiger alten Damen dieſen erhabenen Maßſtab! Göthe erzählt in Dichtung und Wahrheit, er habe in der Frankfurter Stadtmauer eine Thüre und einen wunderſchönen Garten geſehen. Noch heute laufen alle Fremde hin (ich ſelbſt war dort) und beſchauen die Mauer und wundern ſich, daß man nicht wenigſtens die Reparatur ſchauen könne, wenn gleich das Loch nur geträumt und nie in der Mauer war. Solchen poetiſchen Frevel gegen ein geſetztes

Publicum mag man einem Göthe vorrücken, armen Menſchen ohne den Kammerherren-Schlüſſel der Poeſie, der die Mauern aufſchließt, wenn ſie auch keine Thüren haben, muß man ſolche Freiheiten zu Gut halten.

Darum leſen Sie, verehrter Herr! dieſe Geſchichten, ſo abenteuerlich ſie ſeyn mögen, als reine, treue Wahrheit; es wird Sie weniger ärgern, als wenn Sie Dichtungen vor ſich zu haben meinten, und Ihr ſcharfes Auge ein wirres Gewebe unwahrſcheinlicher Lügen fände.

W. H.

II.

Die Bettlerin vom pont des arts.

Ach! wie lang iſt's, daß ich walle,
Suchend auf der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die verlorne fand er nicht.

Schiller.

Die Bettlerin vom pont des arts.

1.

Wer im Jahr 1824 Abends hie und da in den Gaſthof zum König von England in Stuttgart kam, oder Nachmittags zwiſchen 2 und 3 Uhr in den Anlagen auf dem breiten Weg promenirte, muß ſich, wenn anders ſein Gedächtniß nicht zu kurz iſt, noch einiger Geſtalten erinnern, die damals jedes Auge auf ſich zogen. Es waren nämlich zwei Männer, die ganz und gar nicht unter die gewöhnlichen Stuttgarter Trinkgäſte oder Anlagenſpaziergänger paßten, ſondern eher auf den Prado zu Madrid oder in ein

Café zu Liſſabon oder Sevilla zu gehören ſchienen. Denket Euch einen ältlichen, großen, hageren Mann mit ſchwärzlich grauen Haaren, tiefen, brennenden Augen, von dunkelbrauner Farbe, mit einer kühngebogenen Naſe und feinem, eingepreßtem Mund. Er geht langſam, ſtolz und aufrecht. Zu ſeinen ſchwarzſeidenen Unterkleidern und Strümpfen, zu den großen Roſen auf den Schuhen und den breiten Schnallen am Kniegürtel, zu dem langen, dünnen Degen an der Seite, zu dem hohen, etwas zugeſpitzten Hut mit breitem Rande, ſchief an die Stirne gedrückt, wünſchet Ihr, wenn euch nur einigermaßen Phantaſie innewohnt, ein kurzes geſchliztes Wamms und einen ſpaniſchen Mantel, ſtatt des ſchwarzen Frackes, den der Alte umgelegt hat.

Und der Diener, der ihm eben ſo ſtolzen Schrittes folgt, erinnert er nicht durch das ſpitzbübiſche, dummdreiſte Geſicht, durch die fremdartige, grelle Kleidung, durch das ungenirte Weſen, womit er um ſich ſchaut, alles angafft und doch nichts bewundert, an jene Diener im ſpaniſchen Luſtſpiel, die ihrem Herrn, wie ein Schatten treu, an Bildung tief unter ihm, an Stolz neben ihm, an Liſt und Schlauheit über ihm ſtehen? Unter dem Arm trägt er ſeines Gebieters Sonnenſchirm und Regenmantel, in der Hand eine ſilberne Büchſe mit Cigarren und eine Lunte.

Wer blieb nicht ſtehen, wenn dieſe beiden langſam durch die Promenade wandelten, um ihnen nachzuſehen? Es war aber bekanntlich niemand anders als Don Pedro di San Mantanjo Ligez, der Haushofmeiſter des Prinzen von P., der ſich zu jener Zeit in Stuttgart aufhielt, und Diego ſein Diener.

Wie es oft zu gehen pflegt, daß nur ein kleines, geringes Ereigniß dazu gehört, einen Menſchen berühmt und auffallend zu machen, ſo geſchah dieß auch mit dem jungen Fröben, der ſchon ſeit einem halben Jahr (ſo lange mochte er ſich wohl in Stuttgart aufhalten) alle Tage Schlag zwei Uhr durch das Schloßportal in die Anlagen trat, dreimal um den See und fünfmal den breiten Weg auf und nieder ging, an allen den glänzenden Equipagen, ſchönen Fräulein, an einer Maſſe von Directoren, Räthen und Lieutenants vorüber kam und von niemand beachtet wurde, denn er ſah ja aus wie ein ganz gewöhnlicher Menſch von etwa 28—30 Jahren. Seit dem er aber eines Nachmittags im breiten Weg auf Don Pietro geſtoßen, ſolcher ihn gar freundlich gegrüßt, ſeinen Arm traulich in den ſeinigen geſchoben hatte und mit ihm einigemal, eifrig ſprechend, auf- und abſpaziert war, ſeitdem betrachtet man ihn neugierig, ſogar mit einer gewißen Achtung; denn der ſtolze Spanier, der ſonſt mit niemand ſprach, hatte ihn mit auffallender Aeſtimation behandelt.

Die ſchönſten Fräulein fanden jetzt, daß er gar kein übles Geſicht habe, ja es liege ſogar etwas Intereſſantes, überaus Anziehendes darin, was man in den Anlagen eben nicht häufig ſehe; die Directoren und allerlei Räthe fragten: „wer der junge Mann wohl ſeyn könnte?“ und nur einige Lieutenants konnten Auskunft geben, daß er hie und da im Muſeum beef theak ſpeiſe, ſeit einem halben Jahre in der Schloßſtraße wohne, und einen ſchönen Mecklenburger reite, ſo ihm eigen angehörig. Sie ſetzten noch vieles über die Vortrefflichkeit dieſes Pferdes hinzu, wie es gebaut, von welcher Farbe, wie alt es ſey, was es wohl koſten könnte, und kamen ſo auf Pferde überhaupt zu ſprechen, was ſehr lehrreich zu hören geweſen ſeyn ſoll.

Den jungen Fröben aber ſah man ſeit dieſer Zeit öfter in Geſellſchaft Don Petro's, und gewöhnlich fand er ſich Abends im König von England ein, wo er, etwas entfernt von anderen Gäſten, bei dem Sennor ſaß und mit ihm ſprach. Diego aber ſtand hinter dem Stuhl ſeines Herrn und bediente beide fleißig mit Xeres und Cigarren. Niemand konnte eigentlich begreifen, wie die beiden Herren zuſammen gekommen oder welches Intereſſe ſie aneinander fanden? Man rieth hin und her, machte kühne Conjecturen, und am Ende hätte doch der junge Mann ſelbſt den beſten Aufſchluß darüber geben können, wenn ihn nur einer gefragt hätte.

2.

Und war es denn nicht die ſchöne Gallerie der Brüder Boiſſerée und Bertram, wo ſie ſich zuerſt fanden und erkannten? Dieſe gaſtfreien Männer hatten dem jungen Manne erlaubt, ihre Bilder ſo oft zu beſuchen, als er immer wollte; und er that dieß, wenn er nur immer in der Mittagsſtunde, wo die Gallerie geöffnet wurde, kommen konnte. Es mochte regnen oder ſchneien, das Wetter mochte zu den herrlichſten Ausflügen in die Gegend locken, er kam; er ſah oft recht krank aus und kam dennoch. Man würde aber unbilliger Weiſ den Kunſtſinn des Herrn von Fröben zu hoc anſchlagen, wenn man etwa glaubte, er hab die herrlichen Bilder der alten Niederlände ſtudirt oder nachgezeichnet. Nein, er kam leiſ in die Thüre, grüßte ſchweigend und ging i ein entferntes Zimmer, vor ein Bild, das e lange betrachtete und eben ſo ſtille verließ e wieder die Gallerie. Die Eigenthümer dachte zu zart, als daß ſie ihn über ſeine wunde liche Vorliebe für das Bild befragt hätten; ab auch ihnen mußte es natürlich aufgefallen ſey denn oft wenn er herausging, konnte er n ſchlecht die Thränen verbergen, die ihm i Auge quollen.

Großen hiſtoriſchen oder bedeutenden Kun werth hatte das Bildchen nicht. Es ſtellte eine Dame in halb ſpaniſcher, halb altdeutſcher Tracht vor. Ein freundliches blühendes Geſicht mit klaren, liebevollen Augen, mit feinem, zierlichem Mund und zartem, rundem Kinn trat ſehr lebendig aus dem Hintergrund hervor. Die ſchöne Stirne umzog reiches Haar und ein kleiner Hut, mit weißen buſchigten Federn geſchmückt, der etwas ſchalkhaft zur Seite ſaß. Das Gewand, das nur den ſchönen zierlichen Hals freiließ, war mit ſchweren goldenen Ketten umhängt und zeugte eben ſo ſehr von der Sittſamkeit als dem hohen Stand der Dame.

„Am Ende iſt er wohl in das Bild verliebt,“ dachte man, „wie Calaf in das der Prinzeſſin Turandot, obſchon mit ungleich geringerer Hoffnung, denn das Bild iſt wohl dreihundert Jahre alt und das Original nicht mehr unter den Lebenden.“

Nach einiger Zeit ſchien aber Fröben nicht mehr der einzige Anbeter des Bildes zu ſeyn. Der Prinz von P. hatte eines Tages mit ſeinem Gefolge die Gallerie beſucht. Don Petro, der Haushofmeiſter, hatte die umherſchreitende Schaar der Zuſchauer verlaſſen und beſah ſich die Gemälde, einſam von Zimmer zu Zimmer wandelnd; doch wie vom Blitz gerührt, mit einem Ausruf des Erſtaunens war er vor dem Bild jener Dame ſtehen geblieben. Als der Prinz die Gallerie verließ, ſuchte man den Haushofmeiſter lange vergebens. Endlich fand man ihn, mit überſchlagenen Armen, die feurigen Augen halb zugedrückt, den Mund eingepreßt, in tiefer Betrachtung vor dem Bilde.

Man erinnerte ihn, daß der Prinz bereits die Treppe hinabſteige, doch der alte Mann ſchien in dieſem Augenblicke nur für eines Sinn zu haben. Er fragte: „wie dieß Bild hieher gekommen ſey?“ Man ſagte ihm, daß es von einem berühmten Meiſter vor mehreren hundert Jahren gefertiget und durch Zufall in die Hände der jetzigen Eigenthümer gekommen ſey.

„O Gott, nein!“ antwortete er, „das Bild iſt neu, nicht hundert Jahre alt; woher, ſagen Sie, woher? o ich beſchwöre Sie, wo kann ich ſie finden?“

Der Mann war alt und ſah zu ehrwürdig aus, als daß man dieſen Ausbruch des Gefühls hätte lächerlich finden können; doch als er dieſelbe Behauptung wieder hörte, daß das Bild alt und wahrſcheinlich von Lucas Kranach ſelbſt gemalt ſey, da ſchüttelte er bedenklich den Kopf.

„Meine Herren,“ ſprach er, und legte betheurend die Hand aufs Herz; „meine Herren, Don Petro di San Montanjo Ligez hält Sie für ehrenwerthe Leute. Sie ſind nicht Gemäldeverkäufer und wollen mir dieß Bild nicht als alt verkaufen, ich darf durch Ihre Güte dieſe Bilder ſehen, und Sie genießen die Achtung dieſer Provinz. Aber es müßte mich alles täuſchen oder — ich kenne die Dame, die jenes Bild vorſtellt.“ Mit dieſen Worten ſchritt er, ehrerbietig grüßend, aus dem Zimmer.

„Wahrhaftig!“ ſagte einer der Eigenthümer der Gallerie, „wenn wir nicht ſo genau wüßten, von wem dieſes Bild gemalt iſt, und wann und wie es in unſern Beſitz kam und welche lange Reihe von Jahren es vorher in C. hing, man wäre verſucht, an dieſer Dame irre zu werden. Scheint nicht ſelbſt den jungen Fröben irgend eine Erinnerung beinahe täglich vor dieſes Bild zu treiben, und dieſer alte Don, blitzte nicht ein jugendliches Feuer aus ſeinen Augen, als er geſtand, daß er die Donna kenne, die hier gemalt iſt? Sonderbar, wie oft die Einbildung ganz vernünftigen Menſchen mitſpielt; und mich müßte alles täuſchen, wenn der Portugieſe zum letztenmal hier geweſen wäre.“

3.

Und es traf ein; kaum war die Gallerie am folgenden Vormittag geöffnet worden, trat auch ſchon Don Petro di San Montanjo Ligez feſten, erhabenen Schrittes ein, ſtrich an der langen Bilderreihe vorüber nach jenem Zimmer hin, wo die Dame mit dem Federhute aufgeſtellt war. Es verdroß ihn, daß der Platz vor dem Bilde ſchon beſetzt war, daß er es nicht allein und einſam, Zug für Zug muſtern konnte, wie er ſo gerne gethan hätte. Ein junger Mann ſtand davor, blickte es lange an, trat an ein Fenſter, ſah hinaus nach dem Flug der Wolken und trat dann wieder zu dem Bilde. Es verdroß den alten Herrn etwas; doch — er mußte ſich gedulden.

Er machte ſich an andern Bildern zu ſchafſen, aber erfüllt von dem Gedanken an die Dame drehte er alle Augenblicke den Kopf um, zu ſehen, ob der junge Herr noch immer nicht gewichen ſey, aber er ſtand wie eine Mauer, er ſchien in Betrachtung verſunken. Der Spanier huſtete, um ihn aus den langen Träumen zu wecken; jener träumte fort; er ſcharrte etwas weniges mit dem Fuß auf dem Boden, der junge Mann ſah ſich um, aber ſein ſchönes Auge ſtreifte flüchtig an dem alten Herrn vorüber und haftete dann von neuem auf dem Gemälde.

„San Petro! San Jago di Capoſtella!“ murmelte der Alte, „welch' langweiliger, alberner Dillettante!“ unmuthig verließ er das Zimmer und die Gallerie, denn er fühlte, heute ſey ihm ſchon aller Genuß benommen durch Verdruß und Aerger. Hätte er doch lieber gewartet! den Tag nachher war die Gallerie geſchloſſen und ſo mußte er ſich achtundvierzig lange Stunden gedulden, bis er wieder zu dem Gemälde gehen konnte, das ihn in ſo hohem Grade intereſſirte. Noch ehe die Glocken der Stiftskirche völlig zwölf Uhr geſchlagen, ſtieg er mit anſtändiger Eile die Treppe hinan, hinein in die Gallerie, dem wohlbekannten Zimmer zu und, getroffen! er war der erſte, war allein, konnte einſam betrachten.

Er ſchaute die Dame lange mit unverwandten Blicken an, ſein Auge füllte nach und nach eine Thräne, er fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern; „o Laura!" flüſterte er leiſe. Da tönte ganz vernehmlich ein Seufzer an ſeine Ohren, er wandte ſich erſchrocken um, der junge Mann von vorgeſtern ſtand wieder hier und blickte auf das Bild. Verdrüßlich, ſich unterbrochen zu ſehen, nickte er mit dem Haupt ein flüchtiges Compliment, der junge Mann dankte etwas freundlicher, aber nicht minder ſtolz als der Spanier. Auch dießmal wollte der letztere den überflüßigen Nachbar abwarten; aber vergeblich, er ſah zu ſeinem Schrecken, wie jener ſogar einen Stuhl nahm, ſich einige Schritte vom Gemälde niederſetzte, um es mit gehöriger Muße und Bequemlichkeit zu betrachten.

„Der Geck," murmelte Don Petro, „ich glaube gar, er will mein graues Haar verhöhnen." Er verließ, noch unmuthiger als ehegeſtern, das Gemach.

Im Vorſaal ſtieß er auf einen der Eigenthümer der Gallerie; er ſagte ihm herzlichen Dank für den Genuß, den ihm die Sammlung bereitete, konnte ſich aber nicht enthalten, über den jungen Ruheſtörer ſich etwas zu beklagen. „Herr B., ſagte er, Sie haben vielleicht bemerkt, daß vorzüglich eines Ihrer Bilder mich anzog; es intereſſirt mich unendlich, es hat eine Bedeutung für mich die, — die ich Ihnen nicht ausdrücken kann. Ich kam, ſo oft Sie es vergönnten, um das Bild zu ſehen, freute mich recht, es ungeſtört zu ſehen, weil doch gewöhnlich die Menge nicht lange dort verweilt, und — denken Sie ſich, da hat es mir ein junger böſer Menſch abgelauſcht, und kömmt ſo oft ich komme und bleibt, mir zum Trotze bleibt er ſtundenlang vor dieſem Bilde, das ihn doch gar nichts angeht!“

Herr B. lächelte; denn recht wohl konnte er ſich denken, wer den alten Herrn geſtört haben mochte. „Das letztere möchte ich denn doch nicht behaupten, antwortete er; das Bild ſcheint den jungen Mann ebenfalls nahe anzugehen, denn es iſt nicht das erſtemal, daß er es ſo lange betrachtet.“

„Wie ſo? wer iſt der Menſch?“

„Es iſt ein Herr von Fröben,“ fuhr jener fort, „der ſich ſeit fünf, ſechs Monaten hier aufhält, und ſeit er das Erſtemal jenes Bild geſehen, eben jene Dame mit dem Federhut, das auch Sie beſuchen, kömmt er alle Tage regelmäßig zu dieſer Stunde, um das Bild zu betrachten. Sie ſehen alſo zum wenigſten, daß er Intereſſe an dem Bilde nehmen muß, da er es ſchon ſo lange beſucht.“

„Herr! ſechs Monate?“ rief der Alte. „Nein, dem habe ich bitter Unrecht gethan in meinem Herzen, Gott mag es mir verzeihen; ich glaube gar, ich habe ihn unhöflich behandelt im Unmuth. Und iſt ein Cavalier, ſagen Sie? Nein, man ſoll von Petro de Ligez nicht ſagen können, daß er einen fremden Mann unhöflich behandelte. Ich bitte, ſagen Sie ihm — doch, laſſen Sie das, ich werde ihn wieder treffen und mit ihm ſprechen.“

4.

Als er den andern Tag ſich wieder einfand und Fröben ſchon vor dem Gemälde traf, trat er auch hinzu mit recht freundlichem Geſicht; als aber der junge Mann ehrerbietig auf die Seite wich um dem alten Herrn den beſſern Platz einzuräumen, verbeugt ſich dieſer höflich grüßend und ſprach: „Wenn ich nicht irre, Sennor, ſo hab' ich Sie ſchon mehreremale vor dieſem Gemälde verweilen ſehen. — Da geht es Ihnen wohl gleich mir; auch mir iſt dieſes Bild ſehr intereſſant und ich kann es nie genug betrachten.“

Fröben war überraſcht durch dieſe Anrede; auch ihm waren die Beſuche des Alten vor dem Bilde aufgefallen, er hatte erfahren, wer jener ſey, und nach der ſteifen, kalten Begrüßung von geſtern war er dieſer freundlichen Anrede nicht gewärtig. „Ich geſtehe, mein Herr!“ erwiederte er nach einigem Zögern, „dieſes Bild zieht mich vor allen andern an; denn — weil — es liegt etwas in dieſem Gemälde, das für mich von Bedeutung iſt.“ — Der Alte ſah ihn fragend an, als genüge ihm dieſe

Antwort nicht völlig, und **Fröben** fuhr gefaßter fort: „Es iſt wunderbar mit Kunſtwerken, beſonders mit Gemälden. Es gehen an einem Bilde oft Tauſende vorüber, finden die Zeichnung richtig, geben dem Colorit ihren Beifall, aber es ſpricht ſie nicht tiefer an, während einem einzelnen aus ſolch einem Bilde eine tiefere Bedeutung aufgeht; er bleibt gefeſſelt ſtehen, kann ſich kaum losreiſſen von dem Anblick, er kehrt wieder und immer wieder, von neuem zu betrachten.“

„Sie können Recht haben,“ ſagte der Alte nachdenkend, indem er auf das Gemälde ſchaute, „aber — ich denke, es ließe ſich dieß nur von größeren Compoſitionen ſagen, von Gemälden, in welche der Maler eine tiefere Idee legte. Es gehen viele vorüber, bis die Bedeutung endlich **einem** aufgeht, der dann den tiefen Sinn des Künſtlers bewundert. Aber — ſollte man dieß von ſolchen Köpfen behaupten können?“ —

Der junge Mann erröthete. „Und warum nicht?“ fragte er lächelnd, „die ſchönen Formen dieſes Geſichtes, die edle Stirne, dieſes ſinnende Auge, dieſer holde Mund, hat ſie der Künſtler nicht mit tiefem Geiſte geſchaffen, liegt nicht etwas ſo Anziehendes in dieſen Zügen, daß —"

„O bitte, bitte;" unterbrach ihn der Alte gütig abwehrend; „es war allerdings eine recht hübſche Perſon, die dem Künſtler geſeſſen, die Familie hat ſchöne Frauen."

„Wie? welche Familie?" rief der Jüngling erſtaunt, er zweifelte an dem geſunden Verſtand des Alten und doch ſchienen ihn ſeine Worte aufs höchſte zu ſpannen. „Dieß Bild iſt wohl reine Phantaſie, mein Herr! iſt zum wenigſten mehrere hundert Jahre alt!"

„Alſo glauben Sie das Mährchen auch?" flüſterte der Alte; „unter uns geſagt, dießmal hat die Eigenthümer ihr ſcharfer Blick doch irre geleitet; ich kenne ja die Dame."

„Um Gotteswillen, Sie kennen Sie? wo iſt ſie jetzt? wie heißt ſie;" ſprach Fröben heftig bewegt, indem er die Hand des Portugieſen faßte.

„Sage ich lieber ich habe ſie gekannt," antwortete dieſer mit zitternder Stimme, indem er das feuchte Auge zu der Dame aufſchlug. „Ja, ich habe ſie gekannt in Valenzia vor zwanzig Jahren; eine lange Zeit! Es iſt ja aber niemand anders als Donna Laura Tortoſi.“

„Zwanzig Jahre!“ wiederholte der junge Mann traurig und niedergeſchlagen. „Zwanzig Jahre, nein, ſie iſt es nicht!“

„Sie iſt es nicht?“ fuhr Don Petro hitzig auf; „nicht, ſagen Sie? So können Sie glauben, ein Maler habe dieſe Züge aus ſeinem Hirn zuſammen gepinſelt? Doch, ich will nicht ungerecht ſeyn, es war wohl ein tüchtiger Mann, der ſie malte, denn ſeine Farben ſind wahr und treu, treu und friſch wie das blühende Leben. Aber glauben Sie, daß ein ſolcher Künſtler aus ſeiner Phantaſie nicht ein ganz anderes Bild erſchafft? Finden Sie nicht, ohne die Familie Tortoſi zu kennen, daß dieſe Dame offenbar Familien-Aehnlichkeit haben müße, Familien-Züge, beſtimmt und klar von der Natur ausgeſprochen; Züge, wie man ſie nie in Gemälden der Phantaſie, ſondern nur bei guten Portraits findet? Es iſt ein Portrait, ſag ich ihnen, Sennor! und bei Gott kein anderes, als das der Donna

Laura, wie ich ſie vor zwanzig Jahren geſehen in dem lieblichen Valenzia."

„Mein verehrter Herr!" erwiederte ihm Fröben. „Es gibt Aehnlichkeiten, täuſchende Aehnlichkeiten. Man glaubt oft einen Freund ſprechend getroffen zu ſehen, nur in ſonderbarem, veraltetem Coſtüm, und wenn man fragt, iſt es ſein Urahn aus dem dreißigjährigen Kriege, oder überdieß gar noch ein Fremder. Ich gebe auch zu, daß dieſes Bild ſogenannte Familien-Züge trage, daß es der liebenswürdigen Donna Laura gleiche, aber dieſes Bild, dieſes iſt alt und ſoviel weiß man wenigſtens aus Regiſtern und Kirchenbüchern, daß es in der Magdalenen-Kirche zu C. ſchon ſeit 150 Jahren hieng, durch zufällige Stiftung, nicht auf Beſtellung, in die Kirche kam, und nach allen Anzeigen von dem deutſchen Maler Lucas Kranach gefertigt wurde."

„So hole der lebendige Satan meine Augen!" rief Don Petro ärgerlich, indem er aufſprang und ſeinen Hut nahm. „Ein Blendwerk der Hölle iſt's, ſie will mich in meinen alten Tagen noch einmal durch dieß Gemälde in Wehmuth und Gram verſenken.“ Thränen ſtanden dem alten Mann in den Augen, als er mit haſtigen, dröhnenden Schritten di Gallerie verließ.

5.

Aber dennoch war er auch jetzt nicht zum letztenmal da geweſen. Fröben und er ſahen ſich noch oft vor dem Bilde und der Alte gewann den jungen Mann durch ſein beſcheidenes aber beſtimmtes Urtheil, durch ſeine liebenswürdige Offenheit, durch ſein ganzes Weſen, das ſeine Erziehung, treffliche Kenntniſſe, und einen, für dieſe Jahre ſeltenen Takt verrieth, immer lieber. Der Alte war fremd in dieſer Stadt, er fühlte ſich einſam, dennoch war er der Welt nicht ſo ſehr abgeſtorben, daß er nicht hin und wieder einen Menſchen hätte ſprechen mögen. So kam es, daß er ſich unvermerkt näher an den jungen Fröben anſchloß; zog ihn ja dieſer auch dadurch ſo unbeſchreiblich an, daß er ein theures Gefühl mit ihm theilte, nämlich die Liebe zu jenem Bilde.

So kam es, daß er den jungen Mann auf dem Spaziergang gerne begleitete, daß er ihn oft einlud, ihm Abends Geſellſchaft zu leiſten. Eines Abends, als der Speiſeſaal im König von England ungewöhnlich gefüllt war und rings um die Beiden fremde Gäſte ſaßen, ſo daß ſie ſich im traulichen Geſpräche gehindert fühlten, ſprach Don Petro zu ſeinem jungen Freund: „Sennor, wenn Ihr anders dieſen Abend nicht einer Dame verſprochen habt, vor ihrem Gitter mit der Laute zu erſcheinen, oder wenn Euch nicht ſonſt ein Verſprechen hindert, ſo möchte ich Euch einladen, eine Flaſche ächten Pietro Ximenes mit mir auszuſtechen auf meinem Gemach.“

„Sie ehren mich unendlich,“ antwortete Fröben, „mich bindet kein Verſprechen, denn ich kenne hier keine Dame, auch iſt es hieſigen Orts nicht Sitte, Abends die Laute zu ſchlagen auf der Straße, oder ſich mit der Geliebten am Fenſter zu unterhalten. Mit Vergnügen werde ich Sie begleiten.“

„Gut; ſo geduldet Euch hier noch eine Minute, bis ich mit Diego die Zurichtung gemacht; ich werde Euch rufen laſſen.“

Der Alte hatte dieſe Einladung mit einer Art von Feierlichkeit geſprochen, die Fröben ſonderbar auffiel. Jetzt erſt entſann er ſich auch, daß er noch nie auf Don Petro's Zimmer geweſen, denn immer hatten ſie ſich in dem allgemeinen Speiſeſaal des Gaſthofs getroffen. Doch aus allem zuſammen glaubte er ſchließen zu müſſen, daß es eine beſondere Höflichkeit ſey, die ihm der Portugieſe durch dieſe Einführung bei ſich erzeigen wolle. Nach einer Viertelſtunde erſchien Diego mit zwei ſilbernen Armleuchtern, neigte ſich ehrerbietig vor dem jungen Mann und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Fröben folgte ihm und bemerkte, als er durch den Saal ging, daß alle Trinkgäſte neugierig ihm nachſchauten, und die Köpfe zuſammenſteckten. Im erſten Stock machte Diego eine Flügelthüre auf und winkte dem Gaſt einzutreten. Ueberraſcht blieb dieſer auf der Schwelle ſtehen. Sein alter Freund hatte den Frack abgelegt, ein ſchwarzes geſchliztes Wamms mit rothen Puffen angezogen, einen langen Degen mit goldenem Griff umgeſchnallt und ein dunkelrother Mantillo fiel ihm über die Schultern. Feierlich ſchritt er ſeinem Gaſt entgegen, und ſtreckte ſeine dürre Hand aus den reichen Manchetten hervor, ihn zu begrüßen: „Seyd mir herzlich willkommen Don Fröbenio," ſprach er, „ſtoßet Euch nicht an dieſem prunkloſen Gemach; auf Reiſen, wie Ihr wißt, fügt ſich nicht alles wie zu Hauſe. Weicher allerdings geht es ſich in meinem Saale zu Liſſabon und meine Divan's ſind ächt mauriſche Arbeit; doch ſetzet Euch immer zu mir auf dieß ſchmale Ding, Sopha genannt; iſt doch der Wein des Herrn Schwaderer ächt und gut; ſetzt Euch."

Er führte unter dieſen Worten den jungen Mann zu einem Sopha; der Tiſch vor dieſem war mit Confituren und Wein beſetzt; Diego ſchenkte ein und brachte Zündſtock und Zigarren.

„Schon lange," hub dann Don Petro an, „ſchon lange hätte ich gerne einmal ſo recht vertraulich zu Euch geſprochen, Don Fröbenio, wenn Ihr anders mein Vertrauen nicht gering achtet. Sehet, wenn wir uns oft zur Mittagsſtunde vor Laura's Bildniß trafen, da habe ich Euch, wenn Ihr ſo recht verſunken waret in Anſchauung, aufmerkſam betrachtet und, vergebt mir, wenn meine alten Augen einen Diebſtahl an Euren Augen beginngen, ich bemerkte, daß der Gegenſtand dieſes Gemäldes noch höheres Intereſſe für Euch haben müſſe, und eine tiefere Bedeutung, als Ihr mir bisher geſtanden.“

Fröben erröthete; der Alte ſah ihn ſo ſcharf und durchdringend an, als wollte er im innerſten Grund ſeiner Seele leſen. „Es iſt wahr,“ antwortete er, „dieſes Bild hat eine tiefe Bedeutung für mich, und Sie haben recht geſehen, wenn Sie glauben, es ſey nicht das Kunſtwerk, was mich intereſſire, ſondern der Gegenſtand des Gemäldes. Ach, es erinnert mich an den ſonderbarſten aber glücklichſten Moment meines Lebens! Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen ſage, daß ich einſt ein Mädchen ſah, das mit dieſem Bild täuſchende Aehnlichkeit hatte; ich ſah ſie nur einmal und nie wieder, und darum gehört es zu meinem Glück, wenigſtens ihre holden Züge in dieſem Gemälde wieder aufzuſuchen.“

„O Gott! das iſt ja auch mein Fall!“ rief Don Petro.

„Doch lachen werden Sie,“ fuhr Fröben fort, „wenn ich geſtehe, daß ich nur von einem Theil des Geſichtes dieſer Dame ſprechen kann. Ich weiß nicht, iſt ſie blond oder braun, iſt ihre Stirne hoch oder nieder, iſt ihr Auge blau oder dunkel, ich weiß es nicht! Aber dieſe zierliche Naſe, dieſer liebliche Mund, dieſe zarten Wangen, dieſes weiche Kinn finde ich auf dem geliebten Bilde, wie ich es im Leben geſchaut!“

„Sonderbar! — und dieſe Formen, die ſich dem Gedächtniß weniger tief einzudrücken pflegen, als Auge, Stirn und Haar, dieſe ſollten, nachdem Ihr nur einmal ſie geſehen, ſo lebhaft in Eurer Seele ſtehen?“

„O Don Petro!“ ſprach der Jüngling bewegt, „einen Mund, den man einmal geküßt hat, einen ſolchen Mund vergißt man ſo leicht nicht wieder. Doch, ich will erzählen, wie es mir damit ergangen.“ —

„Halt ein, kein Wort!“ unterbrach ihn der Spanier. „Ihr würdet mich für ſehr ſchlecht erzogen halten müſſen, wollte ich einem Cavalier ſein Geheimniß entlocken, ohne ihm das meine zuvor als Pfand gegeben zu haben.

Ich will Euch erzählen von der Dame, die ich in jenem ſonderbaren Bild erkannte und wenn Ihr mich dann Eures Vertrauens würdig achtet, ſo möget Ihr mir mit Eurer Geſchichte vergelten. Doch, Ihr trinket ja gar nicht; es iſt ächter ſpaniſcher Wein und ihn müßt Ihr trinken, wenn Ihr mit mir Valenzia beſuchen wollt.“

Sie tranken von dem begeiſternden Pietro Ximenes und der Alte hub an:

6.

„Sennor; ich bin in Granada geboren. Mein Vater kommandirte ein Regiment, und er und meine Mutter ſtammten aus den älteſten Familien dieſes Königreichs. Ich wurde im Chriſtenthum und allen Wiſſenſchaften erzogen, die einen Edelmann zieren, und mein Vater beſtimmte mich, als ich zwanzig Jahre alt und gut gewachſen war, zum Soldaten. Aber er war ein Mann ſtreng und ohne Rückſicht im Dienſte, und weil er die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich kannte und fürchtete, ſie möchte ihn oft verhindern, mich meine Pflicht gehörig vollbringen zu machen, beſchloß er, mich zu einem andern Regiment zu ſchicken und ſeine Wahl fiel auf Pampeluna, wo mein Oheim kommandirte. Ich lernte dort den Dienſt ſorgfältig und genau, und brachte es in den folgenden zehn Jahren bis zum Capitán. Als ich dreißig alt war, wurde mein Oheim nach Valenzia verſetzt. Er hatte Einfluß und wußte zu bewirken, daß ich ihm ſchon nach einem halben Jahr als Adjutant folgen konnte. Als ich aber in Valenzia ankam, hatte ſich in meines Oheims Hausweſen vieles geändert. Er war ſchon längſt, noch in Pampeluna, Wittwer geworden. In Valenzia lernte er eine reiche Wittwe kennen und hatte ſie einige Wochen früher als ich bei ihm eintraf geheirathet. Sie können denken, wie ich überraſcht war, als er mir eine ältliche Dame vorſtellte und ſie ſeine Gemahlin nannte; meine Ueberraſchung ſtieg aber und gewann an Freude, als er auch ein Mädchen, ſchön wie der Tag, herbeiführte und ſie ſeine Tochter Laura, meine Couſine nannte. Ich hatte bis zu jenem Tage nicht geliebt, und meine Cameraden hatten mich oft deßhalb Petro el petro (den ſteinernen Petro) genannt; aber dieſer Stein zerſchmolz wie Wachs von den feurigen Blicken Lauras.“

„Ihr habt ſie geſehen, Don Frobenio, jenes Bild gibt ihre himmliſchen Züge wieder, wenn es anders einem irdiſchen Künſtler möglich iſt, die wundervollen Werke der Natur zu erreichen. Ach, gerade ſo trug ſie ihr Haar, ſo muthig wie auf jenem Gemälde hatte ſie das Hütchen mit den wallenden Federn aufgeſetzt, und wenn ſie ihr dunkles Auge unter den langen Wimpern aufſchlug, ſo war es, als ob die Pforten des Himmels ſich öffneten und ein leuchtender Engel freundlich herab grüße.

„Meine Liebe, Sennor, war eine freudige; ich konnte ja täglich um ſie ſeyn; jene Schranken, die in meinem Vaterlande gewöhnlich die Liebenden trennen und die Liebe ſchmerzlich, ängſtlich, gramvoll und verſchlagen machen, jene Schranken trennten uns nicht. Und wenn ich in die Zukunft ſah, wie lachend erſchien ſie mir! Mein Oheim liebte mich wie ſeinen Sohn; verſtand ich ſeine Winke recht, ſo ſchien es ihm nicht unangenehm, wenn ich mich um ſeine Tochter bewerbe; und von meinem Vater konnte ich kein Hinderniß erwarten, denn Laura ſtammte aus edlem Blute und der Reichthum ihrer Mutter war bekannt. Wie mächtig meine Liebe war, könnt Ihr ſchon daraus ſehen, daß ich da liebte, wo es ſo gänzlich ohne Noth und Jammer abging. Denn gewöhnlich entſteht die Liebe aus der angenehmen Bemerkung, daß man der Geliebten vielleicht nicht mißfallen habe; wie Feuer unter den Dächern fortſchleicht und durch eine Mauer aufgehalten plötzlich verzehrend nieder in das Haus und praßelnd auf zum Himmel ſchlägt, ſo die Liebe. Die kleine Neigung wächst. Die unüberwindlich ſcheinenden Hinderniſſe ſpornen an; man glaubt eine Glut zu fühlen, die nur im Arm der Geliebten ſich abkühlen kann. Man ſpricht die Dame am Gitter, man ſchickt ihr Briefe durch die Zofe, man malt im Traume und Wachen ihr Bild, ihre Geſtalt ſo reizend ſich vor, denn bisher ſah man ſie nicht anders als im Schleier und der verhüllenden Mantilla. Endlich, ſey es durch Liſt oder Gewalt, fallen die Schranken. Man fliegt herbei, führt die Errungene zur Kirche und — beſiehet ſich nachher den Schatz etwas genauer. Wie aus dem ſchönen Wieſengrund, der nur ein Teppich iſt über ein ſumpfig Moorland gedeckt, wenn du wie auf feſter Erde ausſchreiteſt, deine Füße einſinken und Quellen aus der Tiefe rieſeln; ſo hier. Alle Augenblicke zeigt ſich eine neue Laune bei der Dame, alle Tage lüftet ſie Schleier und Mantilla ihres Herzens freier und am Ende ſtündeſt du lieber wieder an dem Gitter, Liebesklagen zu ſingen, um — nie wieder zu kehren."

7.

„Bei Gott, Ihr ſeyd ein ſcharfer Kritiker," erwiederte Fröben erröthend; „es liegt in dem, was Ihr ſaget, etwas wahres, aber ganz ſo? nein, da müßte ja jener Götterfunke, der zündend ins Herz ſchlägt, jener ſelige Augenblick, wo die Hälfte einer Minute zum Verſtändniß hinreicht, müßte lügen und doch glaube ich an ſeine himmliſche Abkunft. O! iſt es mir denn beſſer ergangen?"

„Ich verſtehe, was Ihr ſagen wollt;" ſprach Don Petro; „jener Moment iſt himmliſch ſchön, aber beruht gar oft auf bitterer Täuſchung. Höret weiter; mich reizten, mich hinderten keine Schranken und dennoch liebte ich ſo warm als irgend ein junger Cavalier in Spanien. Das einzige Hinderniß konnte Lauras Herz ſeyn, und — ihr Auge hatte mir ja ſchon oft geſtanden, daß es dem meinigen gerne begegne. Alle jene kleinen Beweiſe meiner Zärtlichkeit, wie man ſie in dieſem Zuſtand gibt, nahm Donna Laura gütig auf und nach einem Vierteljahre erlaubte ſie mir, ihr meine Liebe zu geſtehen. Die Eltern hatten die Sache längſt bemerkt; mein Oheim gab mir ſeine Einwilligung und ſagte, er habe für mich wegen guter Dienſte, die ich geleiſtet, beim König um ein Majorspatent nachgeſucht. Mit der Nachricht meines Steigens ſolle ich dem Vater meine Liebe geſtehen und ihn um Einwilligung bitten. Ich gelobte es; ach! warum habe ich's gethan? Sollte man nicht immer einen Dämon hinter ſich glauben, der uns das Glück wie ein ſchönes Spielzeug gibt, nur um es plötzlich zu zerſchlagen?"

„Ich hatte bald nach der Gewißheit meines Glückes mit einem Hauptmann aus einem Schweizer-Regiment Bekanntſchaft gemacht, den ich liebgewann und täglich in mein Haus führte. Es war ein ſchöner blonder Jüngling, mit klaren blauen Augen, von weißer Haut und rothen Wangen. Er hätte zu weich für einen Soldaten ausgeſehen, wenn nicht berühmte Waffenthaten, die er ausgeführt, in aller Munde lebten. Um ſo gefährlicher war er für die Frauen. Seine ganze Erſcheinung war ſo neu in dieſem Lande, wo die Sonne die Geſichter dunkel färbt, wo unter ſchwarzem Haar ſchwarze Augen blitzen; und wenn er von den Eisbergen, von dem ewigen Schnee ſeiner Heimath erzählte, ſo lauſchte man gerne auf ſeine Rede und manche Dame mochte ſchon den Verſuch gemacht haben, das Eis ſeines Herzens zu zerſchmelzen.“

„Eines Morgens kam ein Freund zu mir, der um meine Liebe zu Laura wußte, und gab mir in allerlei geheimnißvollen Reden zu verſtehen, ich möchte entweder auf der Hut ſeyn, oder ohne das Majorspatent meine Baſe heirathen, indem ſonſt noch manches ſich ereignen könnte, was mir nicht angenehm wäre. Ich war betreten, forſchte näher und erfuhr, daß Donna Laura bei einer verheiratheten Freundin hie und da mit einem Mann zuſammenkomme, der in einen Mantel verhüllt ins Haus ſchleiche. Ich entließ den Freund und dankte ihm. Ich glaubte nichts davon, aber ein Stachel von Eiferſucht und Mißtrauen war in mir zurückgeblieben. Ich dachte nach über Lauras Betragen gegen mich, ich fand es unverändert; ſie war hold, gütig gegen mich wie zuvor, ließ ſich die Hand, wohl auch den ſchönen Mund küſſen —. aber dabei blieb es auch; denn jetzt erſt fiel mir auf, wie kalt ſie immer bei meiner Umarmung war, ſie drückte mir die Hand nicht wieder, wenn ich ſie drückte, ſie gab mir keinen Kuß zurück.“

„Zweifel quälten mich; der Freund kam wieder; ſchürte durch beſtimmtere Nachrichten das Feuer mächtiger an, und ich beſchloß bei mir, die Schritte meiner Dame aufmerkſamer zu bewachen. Wir ſpeiſten gewöhnlich zuſammen, der Oheim, die Tante, meine ſchöne Baſe und ich. Am Abend des Tages, als mein Freund zum zweitenmal mich gewarnt, fragte die Tante bei Tiſche ihre Tochter, ob ſie ihr Geſellſchaft leiſten werde auf dem Balcon?

Sie antwortete, ſie habe ihrer Freundin einen Beſuch zugeſagt. Unwillkührlich mochte ich ſie dabei ſchärfer angeſehen haben, denn ſie ſchlug die Augen nieder und erröthete. Sie ging eine Stunde ehe die Nacht einbrach zu jener Dame. Als es dunkel wurde ſchlich ich mich an jenes Haus und hielt Wache; raſende Eiferſucht kam über mich, als ich die Straße herauf, nahe an die Häuſer gedrückt, eine verhüllte Geſtalt ſchleichen ſah. Ich ſtellte mich vor die Hausthüre, die Geſtalt kam näher und wollte mich ſanft auf die Seite ſchieben. Aber ich faßte ſie am Gewand und ſprach: „Sennor, wer Ihr auch ſeyd, in dieſem Augenblick glaube ich einen Mann von Ehre vor mir zu haben und bei Eurer Ehre fordere ich Euch auf, ſteht mir Rede.“

„Bei dem erſten Ton meiner Stimme ſah ich ihn zuſammen ſchrecken; er beſann ſich eine kleine Weile und entgegnete dann: „Was ſoll es?“

„Schwört mir bei Eurer Ehre,“ fuhr ich fort, „daß Ihr nicht wegen Donna Laura de Tortoſi in dieſes Haus geht.“

„Wer erkühnt ſich, mir über meine Schritte

Rechenſchaft abzufordern?" rief er mit dumpfer verſtellter Stimme. An ſeiner Ausſprache merkte ich, daß er ein Fremder ſeyn müſſe; eine düſtere Ahnung ging in meiner Seele auf; „der Capitán de San Montanjo wagt es," antwortete ich und riß ihm, ehe er ſich deſſen verſah, den Mantel vom Geſicht — es war mein Freund Tannenſee, der Schweizer."

„Er ſtand da, wie ein Verbrecher, keines Wortes mächtig. Aber ich hatte meinen Degen blank gezogen, und ſprachlos vor Wuth deutete ich ihm an, daſſelbe zu thun. „Ich habe keine Waffen bei mir, als einen Dolch," erwiederte er. Schon war ich Willens ihm ohne Zögern den Degen in den Leib zu rennen; aber als er ſo regungslos auf alles gefaßt vor mir ſtand, konnte ich das Schreckliche nicht vollbringen. Ich behielt noch ſoviel Faſſung, daß ich ihn beſtimmte am andern Morgen vor dem Thor der Stadt mir Rechenſchaft zu geben. Die Thüre hielt ich beſetzt; er ſagte zu und ging."

„Noch lange hielt ich Wache, bis endlich die Sänfte für Laura gebracht wurde, bis ich ſie einſteigen ſah; dann folgte ich ihr langſam nach Hauſe. Die Qualen der Eiferſucht ließen mich keinen Schlaf auf meinem Lager finden, und ſo hörte ich, wie ſich um Mitternacht Schritte meiner Thüre näherten. Man pochte an; verwundert warf ich meinen Mantel um und ſchloß auf; es war die alte Dienerin Lauras, die mir einen Brief übergab und eilends wieder davon ging.“

„Sennor! Gott möge Euch vor einem ähnlichen Brief in Gnaden bewahren! Sie geſtand mir, daß ſie den Schweizer längſt geliebt habe, als ſie mich noch gar nicht kannte. Daß ſie aus Furcht vor dem Zorn ihrer Mutter, die alle Fremden haſſe, ihn immer zurückgehalten, um ſie zu werben; daß ſie, von den Drohungen meiner Tante genöthigt, meine Anträge ſich habe gefallen laſſen. Sie nahm alle Schuld auf ſich, ſie ſchwur mit den heiligſten Eiden, daß Tannenſee mir oft habe alles geſtehen wollen, und nur durch ihr Flehen, durch ihre Furcht, nachher ſtrenger verwahrt zu werden, ſich habe zurückhalten laſſen. Sie deutete mir ein ſchreckliches Geheimniß an, das die Ehre der Familie beflecken werde, wenn ich ihr und dem Hauptmann nicht zur Flucht verhelfe. Sie beſchwor mich, von meinem Streit abzuſtehen, denn wenn er falle, ſo bleibe ihr, ſeiner Gattin, nichts übrig, als ſich das Leben zu nehmen. Sie ſchloß damit, meine Großmuth anzurufen, ſie werde mich ewig achten, aber niemals lieben.“

„Ihr werdet geſtehen, daß ein ſolcher Brief gleich kaltem Waſſer alle Flammen der Liebe löſchen kann; er löſchte ſogar zum Theil meinen Zorn. Aber vergeben konnte ich es meiner Ehre nicht, daß ich betrogen war, darum ſtellte ich mich zur beſtimmten Stunde auf dem Kampfplatz ein. Der Capitän mochte tief fühlen, wie ſehr er mich beleidigt; obgleich er ein beſſerer Fechter war als ich, vertheidigte er ſich nur, und nicht ſeine Schuld iſt es, daß ich meine Hand, hier zwiſchen Daumen und Zeigfinger in ſeinen Degen rannte, ſo daß ich außer Stand war, weiter zu fechten. Ich gab ihm, während ich verbunden wurde, Lauras Brief. Er las, er bat mich flehend, ihm zu vergeben; ich that es mit ſchwerem Herzen.“

„Die Geſchichte meiner Liebe iſt zu Ende, Don Fröbenio, denn fünf Tage darauf war Donna Laura mit dem Schweizer verſchwunden.“

„Und mit Ihrer Hülfe?“ fragte Fröben.

„Ich half ſo gut es ging. Freilich war der Schmerz meiner Tante groß; aber in dieſen Umſtänden war es beſſer, ſie ſah ihre Tochter nie wieder, als daß Unehre über das Haus kam.“

„Edler Mann! wie unendlich viel muß Sie dieß gekoſtet haben! wahrhaftig es war eine harte Prüfung.“

„Das war es,“ antwortete der Alte mit düſterem Lächeln. „Anfangs glaubte ich dieſe Wunde werde nie vernarben; die Zeit thut viel, mein Freund! Ich habe ſie nie wieder geſehen, nie von ihnen gehört, nur einmal nannten die Zeitungen den Obriſt Tannenſee als einen tapfern Mann, der unter den Truppen Napoleons in der Schlacht von Brienne dem Feinde langen Widerſtand gethan habe. Ob es derſelbe iſt, ob Laura noch lebt, weiß ich nicht zu ſagen.“

„Als ich aber in dieſe Stadt kam, jene Gallerie beſuchte, und nach zwanzig langen Jahren meine Laura wieder erblickte, ganz ſo, wie ſie war in den Tagen ihrer Jugend, da brachen die alten Wunden wieder auf und — nun Ihr wiſſet, daß ich ſie täglich beſuche.“

8.

Mit umſtändlicher Gravität, wie es dem Haushofmeiſter eines y....ſchen Prinzen, einem Mann aus altkaſtiliſchem Geſchlechte geziemte, hatte Don Petro di San Montanjo-Ligez ſeine Geſchichte vorgetragen. Als er geendet, trank er einigen Xeres, lüftete den Hut, ſtrich ſich über Stirne und Kinn und ſagte zu dem jungen Mann an ſeiner Seite: „Was ich wenigen Menſchen vertraut, habe ich Euch umſtändlich erzählt, Don Fröbenio, nicht um Euch zu locken, mir mit gleichem Vertrauen zu erwiedern, obgleich Euer Geheimniß ſo ſicher in meiner Bruſt ruhte, als der Staub der Könige von Spanien in Eldorado, — obgleich ich geſpannt bin zu wiſſen inwiefern Euch jene Dame intereſſirt; — aber Neugier ziemt dem Alter nicht, und damit gut.“

Fröben dankte dem Alten für ſeine Mittheilung. „Mit Vergnügen werde ich Ihnen meinen kleinen Roman zum Beſten geben,“ ſagte er lächelnd, „er betrifft keiner Dame Geheimniſſe und endet ſchon da, wo andere anfangen. Aber wenn Sie erlauben, werde ich morgen erzählen, denn für heute möchte es wohl zu ſpät ſeyn.“

„Ganz nach Eurer Bequemlichkeit,“ erwiederte der Don, ſeine Hand drückend; „Euer Vertrauen werde ich zu ehren wiſſen.“ So ſchieden ſie; der Spanier begleitete den jungen Mann höflich bis an die Schwelle ſeines Vorſaals und Diego leuchtete ihm bis in die Straße. Nach ſeiner Gewohnheit ging Fröben den Tag nachher in die Gallerie; er ſtand lange vor dem Bilde, und wirklich dachte er an dieſem Tage mehr an den Alten, denn an die gemalte Dame; aber er wartete über eine Stunde — der Alte kam nicht. Er ging mit dem Schlag zwei Uhr in die Anlagen, ging langſamen Schrittes um den See, vorbei an ſchönen Equipagen, noch ſchöneren Damen, vorbei an unzähligen Directoren und Lieutenants, zog oft ſein Fernglas und ſchaute die lange Promenade hinab, aber die ehrwürdige Geſtalt ſeines alten Freundes wollte ſich nicht zeigen; umſonſt ſchaute er nach den dünnen ſchwarzen Beinen, nach dem ſpitzen Hut, umſonſt nach Diego in den bunten Kleidern, mit Sonnenſchirm und Regenmantel, er war nicht zu ſehen.

„Sollte er krank geworden ſeyn?“ fragte er ſich, und unwillkührlich ging er nach dem Schloßplatz hin, und nach dem Gaſthof zum König von England, um Don Petro zu beſuchen. „Fort iſt die ganze Wirthſchaft, auf und davon;“ antwortete auf ſeine Frage der Oberkellner. „Geſtern Abend noch bekam der Prinz Depeſchen und heute Vormittag ſind ſeine Hoheit nebſt Gefolge in ſechs Wagen nach W. abgereist; der Haushofmeiſter, er fuhr im zweiten, hat für Sie eine Charte hier gelaſſen.“

Begierig griff Fröben nach dieſem letzten Freundes-Zeichen. Es war nur Don Petro di San Montanjo-Ligez, Major Rio di S. A. ꝛc. darauf zu leſen. Verdrüßlich wollte Fröben dieſen kalten Abſchied einſtecken, da gewahrte er auf der Rückſeite noch einige Worte mit der Bleifeder geſchrieben, er las: „Leb't wohl, theurer Don Fröbenio; Eure

Geſchichte müßt Ihr mir ſchuldig bleiben; grüßet und küſſet Donna Laura."

Er lächelte über den Auftrag des alten Herrn, und doch, als er in den nächſten Tagen wieder vor dem Bilde ſtand, war er wehmüthiger als je, denn es war in ſeinem Leben eine Lücke entſtanden durch Don Petros Abreiſe. Er hatte ſich ſo gerne mit dem guten Alten unterhalten, er hatte ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder in einem genaueren Verhältniß mit Menſchen gelebt und deutlicher als je fühlte er jetzt, daß nur der Einſame, der Hoffnungsloſe ganz unglücklich iſt. Wäre das Bild nicht geweſen, das ihn mit ſeinem eigenthümlichen Zauber zurückhielt, ſchon längſt hätte er Stuttgart verlaſſen, das ſonſt keine Reize für ihn hatte. Als ihm daher eines Tages die Herren Boiſſére die treue Copie jenes lieben Bildes, ein lithographirtes Blatt zeigten und ihn damit beſchenkten, nahm er es als einen Wink des Schickſals auf, verabſchiedete ſich von dem Urbild, packte die Copie ſorgfältig ein und verließ dieſe Stadt ſo ſtille als er ſie betreten hatte.

9.

Sein Aufenthalt in Stuttgart hatte nur dem Bilde gegolten, das er in jener Gallerie gefunden. Er war, als er die Hauptſtadt Würtembergs berührte, auf einer Reiſe nach dem Rhein begriffen und dahin zog er nun weiter. Er geſtand ſich ſelbſt, daß ihn die letzten Monate beinahe allzu weich gemacht hatten. Er fühlte nicht ohne Beſchämung und leiſes Schaudern, daß ſein Trübſinn, ſein ganzes Dichten und Trachten ſchon nahe an Narrheit geſtreift hatten. Er war zwar unabhängig, hatte dieſes Jahr noch zu Reiſen beſtimmt, ohne ſich irgend einen feſten Plan, ein Ziel zu ſetzen; er wollte dieſe lange Unterbrechung ſeiner Reiſe auf die angenehme Lage der Stadt, auf die herrlichen Umgebungen ſchieben. Aber hatte er denn wirklich jene Stadt ſo angenehm gefunden? hatte er Menſchen aufgeſucht, kennen gelernt? hatte er ſie nicht vielmehr gemieden, weil ſie ſeine Einſamkeit, die ihm ſo lieb geworden, ſtörten? hatte er die herrlichen Umgebungen genoſſen? „Nein,“ ſagte er lächelnd zu ſich, „man wäre verſucht, an Zauberei zu glauben! Ich habe mich betragen wie ein Thor!

habe mich eingeſchloſſen in mein Zimmer um zu leſen. Und habe ich denn wirklich geleſen? ſtand nicht Ihr Bild auf jeder Seite? gingen meine Schritte weiter als zu Ihr oder um einmal allein unter dem Gewühl der Menge auf- und abzugehen? Iſt es nicht ſchon Raſerei, auf ſo langen Wegen einem Schatten nachzujagen, jedes Mädchen Geſicht aufmerkſam zu betrachten, ob ich nicht den holden Mund der unbekannten Geliebten wieder erkenne?"

So ſchalt ſich der junge Mann, glaubte recht feſte Vorſätze zu faſſen und — wie oft, wenn ſein Pferd langſamer bergan geſchritten war, vergaß er oben es anzutreiben, weil ſeine Seele auf anderen Wegen ſchweifte; wie oft, wenn er Abends ſein Gepäck öffnete und ihm die Rolle in die Hände fiel, entfaltete er unwillkührlich das Bild der Geliebten und vergaß ſich zur Ruhe zu legen.

Aber die reizenden Gebirgsgegenden am Neckar, die herrlichen Fluren von Mannheim, Worms, Mainz verfehlten auch auf ihn den eigenthümlichen Eindruck nicht. Sie zerſtreuten ihn, ſie füllten ſeine Seele mit neuen, freundlichen Bildern. Und als er eines Morgens von Bingen aufbrach, ſtand nur ein Bild vor ſeinem Auge, ein Bild, das er noch heute erblicken ſollte. Fröben hatte mit einem Landsmann Frankreich und England bereist, und aus dem Geſellſchafter war ihm nach und nach ein Freund erwachſen. Zwar mußte er, wenn er über ihre Freundſchaft nachdachte, ſich ſelbſt geſtehen, daß Uebereinſtimmung der Charaktere ſie nicht zuſammen führte; doch oft pflegt es ja zu geſchehen, daß gerade das Ungleiche ſich heißer liebt als das Aehnliche. Der Baron von Faldner war etwas roh, ungebildet, ſelbſt jene Reiſe, das bewegte Leben zweier Hauptſtädte, wie Paris und London, hatte nur ſeine Auſſenſeite etwas abſchleifen und mildern können. Er war einer jener Menſchen, die, weil ſie durch fremde oder eigene Schuld gewählte Lectüre, feinere, tiefere Kenntniſſe und die bildende Hand der Wiſſenſchaften verſchmähten, zu der Ueberzeugung kamen, ſie ſeyen practiſche Menſchen, d. h. Leute, die in ſich ſelbſt alles tragen, um was ſich andere, es zu erlernen, abmühen; die einen natürlichen Begriff von Ackerbau, Viehzucht, Wirthſchaft und dergleichen haben, und ſich nun für geborene Landwirthe, für practiſche Haushälter anſehen, die auf dem natürlichſten Wege das zu erreichen glauben, was die Maſſe in Büchern ſucht. Dieſer Egoismus machte ihn glücklich, denn er ſah nicht, auf welchen ſchwachen Stützen ſein Wiſſen beruhte; noch glücklicher wäre er wohl geweſen, wenn dieſe Eigenliebe bei den Geſchäften ſtehen geblieben wäre; aber er trug ſie mit ſich, wohin er ging, ertheilte Rath, ohne welchen anzunehmen, hielt ſich, was man ihm nicht gerade nachſagte, für einen „klugen Kopf,“ und ward durch dieſes alles ein unangenehmer Geſellſchafter und zu Hauſe vielleicht ein kleiner Tyrann, aus dem einfachen Grund, weil er „klug war und immer Recht hatte.“

„Ob er wohl ſein Sprüchwort noch an ſich hat,“ fragte ſich Fröben lächelnd, „das unabwendbare: „das habe ich ja gleich geſagt!“ Wie oft, wenn er am wenigſten daran dachte, daß etwas gerade ſo geſchehen werde, wie oft faßte er mich da bei der Hand und ſchrie, „Freund Fröben, ſag' an, hab' ich es nicht ſchon vor vier Wochen geſagt, daß es ſo kommen würde? warum habt Ihr mir nicht gefolgt?“ Und wenn ich ihm ſonnenklar bewies, daß er zufällig gerade das Gegentheil behauptet habe, ſo ließ er ſich unter keiner Bedingung davon abbringen und grollte drei, vier Tage lang.“

Fröben hoffte, Erfahrung und die ſchöne Natur um ihn her werden ſeinen Freund weiſer gemacht haben. An einer der reizendſten Stellen des Rheinthals, in der Nähe von Kaub lag ſein Gut und je näher der Reiſende herabkam, deſto freudiger ſchlug ſein Herz über alle dieſe Herrlichkeit der Berge und des majeſtätiſchen Flußes, um ſo öfter ſagte er zu ſich, „nein! er muß ſich geändert haben, in dieſen Umgebungen kann man nur hingebend, nur freundlich und theilnehmend ſeyn, und im Genuß dieſer Ausſicht muß man vergeſſen, wenn man auch wirklich Recht hat, was bei ihm leider der ſeltene Fall iſt.“

10.

Gegen Abend langte er auf dem Gute an; er gab ſein Pferd vor dem Hauſe einem Diener, fragte nach ſeinem Herrn und wurde in den Garten gewieſen. Dort erkannte er ſchon von weitem Geſtalt und Stimme ſeines Freundes. Er ſchien in dieſem Augenblick mit einem alten Mann, der an einem Baum mit Graben beſchäftigt war, heftig zu ſtreiten; „und wenn Ihr es auch hundert Jahre nach dem alten Schlendrian gemacht habt, ſtatt fünfzig, ſo muß der Baum doch ſo heraus genommen werden, wie ich ſage. Nur friſch daran, Alter; es kömmt bei Allem nur darauf an, daß man klug darüber nachdenkt.“ Der Arbeiter ſetzte ſeufzend die Mütze auf, betrachtete noch einmal mit wehmüthigem Blick den ſchönen Apfelbaum und ſtieß dann ſchnell, wie es ſchien unmuthig, den Spaten in die Erde, um zu graben. Der Baron aber pfiff ein Liedchen, wandte ſich um und vor ihm ſtand ein Menſch, der ihn freundlich anlächelte und ihm die Hand entgegen ſtreckte. Er ſah ihn verwundert an; „was ſteht zu Dienſt?“ fragte er kurz und ſchnell.

„Kennſt Du mich nicht mehr, Faldner?“ erwiederte der Fremde; „ſollteſt Du bei Deiner

Baumſchule London und Paris ſo ganz vergeſſen haben?“

„Iſts möglich, mein Fröben!“ rief jener und eilte den Freund zu umarmen; „aber, mein Gott, wie haſt Du Dich verändert, Du biſt ſo bleich und mager; das kömmt von dem vielen Sitzen und Arbeiten; daß Du auch gar keinen Rath befolgſt, ich habe Dir ja doch immer geſagt, es tauge nicht für Dich.“

„Freund!“ entgegnete Fröben, den dieſer Empfang unwillkührlich an ſeine Gedanken unterwegs erinnerte; „Freund, denke doch ein wenig nach; haſt Du mir nicht immer geſagt, ich tauge nicht zum Landwirth, nicht zum Forſtmann und dergleichen und ich müßte eine juridiſche oder diplomatiſche Laufbahn einſchlagen?“

„Ach, Du guter Fröben;“ ſagte jener zweideutig lächelnd, „ſo laborirſt Du noch immer an einem kurzen Gedächtniß? ſagte ich nicht ſchon damals“ —

„Bitte, Du haſt Recht, ſtreiten wir nicht!“ unterbrach ihn ſein Gaſt, „laß uns lieber Vernünftigeres reden; wie es Dir erging, ſeit wir uns nicht ſahen, wie Du lebſt?“

Der Baron ließ Wein in eine Laube ſetzen und erzählte von ſeinem Leben und Treiben. Seine Erzählung beſtand beinahe in nichts als in Klagen über ſchlechte Zeit und die Thorheit der Menſchen. Er gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er es in den wenigen Jahren, mit ſeinem hellen Kopf und den Kenntniſſen, die er auf Reiſen geſammelt, in der Landwirthſchaft weit gebracht habe. Aber bald hatten ihm ſeine Nachbarn unberufen dieß oder jenes abgerathen, bald hatte er unbegreifliche Widerſpenſtigkeit unter ſeinen Arbeitern ſelbſt gefunden, die alles beſſer wiſſen wollten als er und in ihrer Verblendung ſich auf lange Erfahrung ſtützten. Kurz, er lebte, wie er geſtand, ein Leben voll ewiger Sorgen und Mühen, voll Hader und Zorn, und einige Prozeſſe wegen Gränzſtreitigkeiten verbitterten ihm noch die wenigen frohen Stunden, die ihm die Beſorgung ſeines Gutes übrig ließ. „Armer Freund!“ dachte Fröben unter dieſer Erzählung; „ſo reiteſt Du noch daſſelbe Steckenpferd und es geht wie der wildeſte Renner mit dir durch, ohne daß Du es zügeln kannſt?“

Doch die Reihe zu erzählen kam auch an

den Gaſt und er konnte ſeinem Freund in wenigen Worten ſagen, daß er an einigen Höfen bei Geſandtſchaften eingetheilt geweſen ſey, daß er ſich überall ſchlecht unterhalten, einen langen Urlaub genommen habe und jetzt wieder ein wenig in der Welt umherziehe.

„Du Glücklicher!“ rief Faldner. „Wie beneide ich Dir Deine Verhältniſſe; heute hier, morgen dort; kennſt keine Feſſeln und kannſt reiſen wohin und wie lange Du willſt. Es iſt etwas Schönes um das Reiſen! ich wollte, ich könnte auch noch einmal ſo frei hinaus in die Welt!“

„Nun, was hindert Dich denn?“ rief Fröben lachend; „Deine große Wirthſchaft doch nicht? die kannſt Du alle Tage einem Pächter geben, läßt Dein Pferd ſatteln und ziehest mit mir!“

„Ach, das verſtehſt Du nicht, Beſter!“ erwiederte der Baron verlegen lächelnd, „einmal, was die Wirthſchaft betrifft, da kann ich keinen Tag abweſend ſeyn, ohne daß alles quer geht, denn ich bin doch die Seele des Ganzen. Und dann — ich habe einen dummen

Streich gemacht — doch laß das gut ſeyn; es geht einmal nicht mehr mit dem Reiſen.“

In dieſem Augenblicke kam ein Bedienter in die Laube, berichtete, daß die „gnädige Frau zurückgekommen ſey und anfragen laſſe, wo man den Thee ſerviren ſolle?“

„Ich denke eben im Zimmer,“ ſagte er, leicht erröthend und der Diener entfernte ſich.

„Wie, du biſt verheirathet?“ fragte Fröben erſtaunt; „und das erfahre ich jetzt erſt! Nun ich wünſche Glück; aber ſage mir doch — ich hätte mir ja eher des Himmels Einfall träumen laſſen als dieſe Neuigkeit; und ſeit wann?“

„Seit ſechs Monaten,“ erwiederte der Baron kleinlaut und ohne ſeinen Gaſt anzuſehen; „doch wie kann Dich dieß ſo in Erſtaunen ſetzen? Du kannſt dir denken, bei meiner großen Wirthſchaft, da ich alles ſelbſt beſorge, ſo“ —

las „Je nun! ich finde es ganz natürlich und angemeſſen; aber wenn ich zurückdenke, wie du dich früher über das Heirathen äuſſerteſt, da dachte ich nie daran, daß dir je ein Mädchen recht ſeyn würde.“

„Nein, verzeihe!“ ſagte Faldner, „ich ſagte ja immer und ſchon damals —

„Nun ja, du ſagteſt ja immer und ſchon damals,“ rief der junge Mann lächelnd, „und ſchon damals und immer ſagte ich, daß du nach deinen Prätenſionen keine finden würdeſt, denn dieſe gingen auf ein Ideal, das ich nicht haben möchte und wohl auch nicht zu finden war. Doch noch einmal meinen herzlichen Glückwunſch. Da aber eine Dame im Hauſe iſt, die uns zum Thee ladet, ſo kann ich doch wahrlich nicht ſo in Reiſekleidern erſcheinen; gedulde dich nur ein wenig, ich werde bald wieder bei dir ſeyn. Auf Wiederſehen!“

Er verließ die Laube und der Baron ſah ihm mit trüben Blicken nach; „er hat nicht Unrecht,“ flüſterte er.

Doch in demſelben Augenblick trat eine hohe weibliche Geſtalt in die Laube; „wer ging ſo eben von dir?“ fragte ſie ſchnell und haſtig; „wer ſprach dieß auf Wiederſehen?“

Der Baron ſtand auf und ſah ſeine Frau verwundert an; er bemerkte, wie die ſonſt ſo zarte Farbe ihrer Wangen in ein glühendes Roth übergegangen waren. „Nein! das iſt nicht auszuhalten,“ rief er heftig;“ Joſephe! wie oft muß ich dir ſagen, daß Hufeland Leuten von deiner Conſtitution jede allzuraſche Bewegung ſtreng unterſagt; wie du jetzt glühſt! du biſt gewiß wieder eine Strecke zu Fuß gegangen und haſt dich erhitzt und gehſt jetzt gegen alle Vernunft noch in den Garten hinab, wo es ſchon kühl iſt. Immer und ewig muß ich dir alles wiederholen, wie einem Kind; ſchäme Dich!“

„Ach, ich habe dich ja nur abholen wollen,“ ſagte Joſephe mit zitternder Stimme; „werde nur nicht gleich ſo böſe; ich bin gewiß den ganzen Weg gefahren und bin auch gar nicht erhitzt. Sey doch gut.“

„Deine Wangen widerſprechen;“ fuhr er mürriſch fort. „Muß ich denn auch dir immer predigen? Und den Shawl haſt du auch nicht umgelegt, wie ich Dir ſagte, wenn Du Abends noch herab in den Garten gehſt; wozu werfe ich denn das Geld zum Fenſter hinaus für dergleichen Dinge, wenn man ſie nicht einmal brauchen mag? O Gott! ich möchte oft raſend werden. Auch nicht das Geringſte thuſt Du mir zu Gefallen; dein ewiger Eigenſinn bringt mich noch um. O ich möchte oft —

„Bitte, verzeihe mir, Franz!“ bat ſie wehmüthig, indem ſie große Thränen im Auge zerdrückte; „ich habe Dich den ganzen Tag nicht geſehen und wollte Dich hier überraſchen; ach, ich dachte ja nicht mehr an das Tuch und an den Abend. Vergib mir, willſt Du deinem Weib vergeben?“

„Iſt ja ſchon gut, laß mich doch in Ruhe, Du weißt, ich liebe ſolche Scenen nicht; und gar vollends Thränen! gewöhne Dir doch um Gotteswillen die fatale Weichlichkeit ab, über jeden Bettel zu weinen. — Wir haben einen Gaſt, Fröben, von dem ich Dir ſchon erzählte, er reiste mit mir. Führe dich vernünftig auf, Joſephe, hörſt Du? Laß es an nichts fehlen, daß ich nicht auch noch die Sorgen der Haushaltung auf mir haben muß. Im Salon wird der Thee getrunken.“

Er ging ſchweigend ihr voran die Allee entlang nach dem Schloſſe. Trübe folgte ihm Joſephe; eine Frage ſchwebt auf ihren Lippen, aber ſo gern ſie geſprochen hätte, ſie verſchloß dieſe Frage wieder tief in ihre Bruſt.

11.

Als der Baron ſpät in der Nacht ſeinen Gaſt auf ſein Zimmer begleitete, konnte ſich dieſer nicht enthalten, ihm zu ſeiner Wahl Glück zu wünſchen. „Wahrhaftig, Franz!“ ſagte er, indem er ihm feurig die Hand drückte, „ein ſolches Weib hat Dir gefehlt. Du warſt ein Glückskind von je her, aber das hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß Du bei deinen ſonderbaren Maximen und Forderungen ein ſolch liebenswürdiges, herrliches Kind heimführen werdeſt.“

„Ja, ja, ich bin mit ihr zufrieden,“ erwiederte der Baron trocken, indem er ſeine Kerze heller aufſtörte; „man kann ja nicht alles haben, an dieſen Gedanken muß man ſich freilich gewöhnen auf dieſer unvollkommenen Welt.“

„Menſch! ich will nicht hoffen, daß Du undankbar gegen ſo vieles Schöne biſt. Ich habe viele Frauen geſehen, aber weiß Gott, keine von ſolch untadelhafter Schönheit wie dein Weib. Dieſe Augen! welch' rührender Ausdruck! Glaubt man nicht liebliche Träume auf ihrer ſchönen Stirn zu leſen? Und dieſe zarte, ſchlanke Geſtalt! Und ich weiß nicht, ob ich ihren feinen Takt, ihr richtiges Urtheil, ihren gebildeten Geiſt nicht noch mehr bewundern ſoll."

„Du biſt ja ganz bezaubert," lächelte Faldner; „doch von jeher haſt Du zuviel geleſen und weniger aufs Practiſche geſehen; ich ſagte es ja immer. — Mit den Weibern iſt es ein eigenes Ding," fuhr er ſeufzend fort. „Glaube mir, in der Wirthſchaft iſt oft eine, die es verſteht und die Sache flink umtreibt, beſſer als ein ſogenannter gebildeter Geiſt. Gute Nacht; ſey froh, daß du noch frei biſt und — wähle nicht zu raſch."

Unmuthig ſah ihm Fröben nach, als er das Zimmer verlaſſen hatte, „ich glaube, der Unmenſch iſt auch jetzt nicht mit ſeinem Looſe zufrieden; hat einen Engel gewählt und ſchafft ſich durch ſeine lächerlichen Prätenſionen eine Hölle im Hauſe. Das arme Weib!"

Es war ihm nicht entgangen, wie ängſtlich ſie bei allem, was ſie that und ſagte, an ſeinen Blicken hing, wie er ihr oft ein grimmiges Auge zeigte, wenn ſie nach ſeinen Begriffen einen Fehler begangen, wie er ihr oft mit der Hand winkte, die Lippen zuſammenbiß und ſtöhnte, wenn er glaubte, von dem Gaſt nicht geſehen zu werden. Und mit welcher Engelsgeduld trug ſie dieß alles! Sie hatte tiefen, wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht. Das reiche blonde Haar, das um eine freie Stirne fiel, ließ blaue Augen, rothe Wangen, vielleicht auch ein Näschen erwarten, das durch ſeine zierliche Keckheit Blondinen mehr als Brünetten ziert. Aber von dieſem allem nichts. Unter den blonden Wimpern ruhete wie das Mondlicht hinter dünnen Wolken ein braunes Auge, das nicht durch Gluth oder große Lebendigkeit, ſondern durch ein gewißes Etwas von ſinnender Schwermuth überraſchte, das Fröben bei ſchönen Frauen, ſo ſelten er es fand, ſo unendlich liebte. Ihre Naſe näherte ſich dem griechiſchen Stamm, die Wangen waren gewöhnlich bleich, nur von einem leiſen Schatten von Roth unterlaufen, und das einzige, was in ihrem Geſichte blühte, waren ſtatt der Roſen der Wangen die Lippen, bei deren Anblick man ſich des Gedankens an zarte, rothe Kirſchen nicht erwehren konnte.

„Und dieſe herrliche Geſtalt,“ fuhr Fröben in ſeinen Gedanken weiter fort, „ſo zart, ſo hoch und wenn ſie über das Zimmer geht beinahe ſchwebend! Schwebend? Als ob ich nicht geſehen hätte, daß ſie recht ſchwer zu tragen hat, daß dieſe Lippen ſo manches Wort des Grams verſchließen, daß dieſe Augen nur auf die Einſamkeit warten, um über den rohen Gatten zu weinen! Nein! es iſt unmöglich,“ fuhr er nach einigem Sinnen fort, „ſie kann ihn nicht aus Liebe geheirathet haben. Die Welt, die hinter dieſem Auge liegt, iſt zu groß für Faldners Verſtand, das Herz ſeines Weibes zu zart für den rohen Druck ihres Haustyrannen. Ich bedaure ſie!“

Er war während dieſer Worte an einen Schrank getreten, worin die Diener ſein Reiſegeräthe niedergelegt hatten. Er ſchloß ihn auf, ſein erſter Blick fiel auf die wohlbekannte Rolle und er erröthete. „Bin ich Dir nicht ungetreu geweſen, dieſen Abend?“ fragte er. „Hat nicht ein anderes Bild ſich in mein Herz geſchlichen? Ja und ertappe ich mich nicht auf Reflexionen über das Weib meines Freundes, die mir nicht ziemen, die ihr auf jeden Fall nicht nützen können?“ Er entrollte das Bild der Geliebten und blieb betroffen ſtehen. Wie ein Gedanke, der bisher in ihm ſchlummerte und verworren träumte, erwachte es jetzt mit einemmal in ihm, daß Frau von Faldner wunderbare Aehnlichkeit mit dieſem Bilde habe. Zwar waren ihre Haare, ihre Augen, ihre Stirne gänzlich verſchieden von denen des Bildes, aber überraſchende Aehnlichkeit glaubte er in Naſe, Mund und Kinn, ja ſogar in der Haltung des zierlichen Halſes zu finden. „Und dieſe Stimme!“ rief er, „klang mir dieſe Stimme nicht gleich anfangs ſo bekannt? Wie iſt mir denn? Wäre es möglich, daß die Gattin meines Freundes jenes Mädchen wäre, die ich nur einmal, nur halb geſehen und ewig liebe und von jenem Augenblick an vergebens ſuche? Dieſe Geſtalt — ja auch ſie war groß, und als ich den Mantel umſchlang, als ſie an meinem Herzen ruhte, fühlte ich eine feine, ſchlanke Taille. Und begegnete ich nicht heute Abend ſo oft ihrem Auge, das prüfend auf mir ruhte? Sollte auch ſie mich wieder erkennen? Doch — ich Thor! wie könnte Faldner bei ſeinem Mißtrauen, bei ſeinen ſtrengen Grundſätzen über Adel und unbeſcholtenen Ruf eine — unbekannte Bettlerin geheirathet haben?"

Er ſah wieder prüfend auf das Bild herab, er glaubte in dieſem Augenblick Gewißheit zu haben, im nächſten zweifelte er wieder. Er klagte ſein treuloſes Gedächtniß an. Hatte nicht dieſes Gemälde ſich ſo ganz mit ſeinen früheren Erinnerungen vermiſcht, daß er die Unbekannte ſich nicht mehr anders dachte, als wie dieſes Bild? Und nun, da er auf eine neue auffallende Aehnlichkeit geſtoßen, ſtand er nicht vor einem Labyrinth von Zweifeln? Er warf das Gemälde auf die Seite und verbarg ſeine heiße Stirn in die Kiſſen ſeines Bettes. Er wünſchte ſich tiefen Schlaf herbei, damit er dieſen Zweifeln entgehe, daß ihm das wahre Bild mit ſiegender Kraft in ſeinen Träumen aufgehe.

12.

Als Fröben am andern Morgen in den Salon trat, wo er frühſtücken ſollte, war ſein raſtloſer Freund ſchon ausgeritten, um eine Dammarbeit an der Gränze ſeines Gutes zu beſichtigen. Der Diener, der ihm dieſe Nachricht gab, ſetzte mit wichtiger Miene hinzu, daß ſein Herr wohl kaum vor Mittag zurückkommen dürfte, weil er noch ſeine neue Dampfmühle, einige Schläge im Wald, eine neue Gartenanlage, nebſt vielem Andern beſichtigen müſſe. „Und die gnädige Frau?“ fragte der Gaſt.

„War ſchon vor einer Stunde im Garten, um Bohnen abzubrechen, und wird jetzt bald zum Frühſtück hier ſeyn.“

Fröben ging im Saal umher und muſterte in Gedanken den vergangenen Abend. Wie anders erſcheinen alle Bilder in der Morgenbeleuchtung, als ſie uns im Duft des Abends erſchienen! Auch mit den verworrenen Gedanken, die geſtern in ihm auf- und abſchwebten, ging es ihm ſo; er lächelte über ſich ſelbſt, über die Zweifel, die ihm ſeine rege Phantaſie aufgeweckt hatte. „Der Baron,“ ſprach er zu ſich, „iſt am Ende doch ein guter Menſch; freilich, viele Eigenheiten, einige Rohheit, die aber mehr im Aeuſſern liegt. Aber wer länger mit ihm umgeht, gewöhnt ſich daran, weiß ſich darein zu finden. Und Joſephe? wie vorſchnell man oft urtheilt! Wie oft glaubte ich rührenden Kummer, tiefe Seelenleiden, Reſignation in den Augen, in den Mienen einer Frau zu leſen, ließ mich vom Teufel blenden ſie recht zart tröſten und aufrichten zu wollen, und am Ende lag der ganze Zauber in meiner Einbildung; es war dann näher betrachtet eine ganz gewöhnliche Frau, die mit den ſinnenden Augen, worin ich Wehmuth ſah, ängſtlich die Augen an ihrem Strickſtrumpf zählte, oder hinter der „von Gram umwölkten" Stirne bedachte, was ſie auf den Abend kochen laſſen ſollte. Er verfolgte dieſe Gedanken, um ſich ſelbſt mit Ironie zu ſtrafen, um die zartere Empfindung, jene Nachklänge von geſtern zu verdrängen, die ihm heute thöricht, überſpannt erſchienen. In dieſe Gedanken verſunken, war er an den Spiegel getreten und hatte die Beſuchkarten überleſen, die dort angeſteckt waren. Da fiel ihm eine in die Hand, welche Fald=

ners eigene Verlobung ankündigte. Er las die zierlich geſtochenen Worte: „Freiherr F. von Faldner mit ſeiner Braut Joſephe von Tannenſee.“

„Von Tannenſee?“ wie ein Blitz erleuchtete ihm dieſer Name jene dunkle Aehnlichkeit, die er zwiſchen der Gattin ſeines Freundes und ſeinem lieben Bilde gefunden. Wie? wäre ſie vielleicht die Tochter jener Laura, die einſt mein guter Don Petro geliebt? Welche Freude für ihn, wenn es ſo wäre, wenn ich ihm von der Verlorenen Nachricht geben könnte. Fand er nicht in jenem wunderbaren Bilde die täuſchendſte Aehnlichkeit mit ſeiner Couſine? Kann nicht die Tochter der Mutter gleichen?“

Er verbarg die Karte ſchnell, als er die Thüre gehen hörte; er ſah ſich um und — Joſephe ſchwebte herein. War es das zierliche Morgenkleid, das ihre zarte Geſtalt umſchloß, war ihr die Beleuchtung des Tages günſtiger als das Kerzenlicht? Sie kam ihm in dieſem Augenblick noch unendlich reizender vor als geſtern. Ihre Locken flatterten noch kunſtlos um die Stirne, der friſche Morgen hatte ein feines Roth auf ihre Wangen gehaucht, ſie lächelte zu ihrem Morgengruß ſo freundlich, und doch mußte er ſich ſchon in dieſem Augenblick einen Thoren ſchelten, denn ihre Augen erſchienen ihm trübe und verweint.

13.

Sie lud ihn ein, ſich zu ihr zum Frühſtück zu ſetzen. Sie erzählte ihm, daß Faldner ſchon mit Tagesanbruch weggeritten ſey und ihr ſeine Entſchuldigung aufgetragen habe; ſie beſchrieb die mancherlei Geſchäfte, die er heute vornehme und die ihn bis zum Mittag zurückhalten werden; „er hat ein Leben voll Sorgen und Mühen,“ ſagte ſie, „aber ich glaube, daß dieſe Geſchäftigkeit ihm zum Bedürfniß geworden iſt.“

„Und iſt dieß nur in dieſen Tagen ſo?“ fragte Fröben; „iſt jetzt gerade beſonders viel zu thun auf den Gütern?“

„Das nicht;“ erwiederte ſie, „es geht alles ſeinen gewöhnlichen Gang, er iſt ſo ſeit ich ihn kenne. Er iſt raſtlos in ſeinen Arbeiten. Dieſen Frühling und Sommer verging kein Tag, an welchem er nicht auf dem Gut beſchäftigt geweſen wäre.“

„Da werden Sie ſich doch oft recht einſam fühlen,“ ſagte der junge Mann, „ſo ganz allein auf dem Lande und Faldner den ganzen Tag entfernt.“

„Einſam?“ erwiederte ſie mit zitterndem Ton und beugte ſich nach einem Tiſchchen an der Seite; und Fröben ſah im Spiegel, wie ihre Lippen ſchmerzlich zuckten, „einſam? nein; beſucht ja doch die Erinnerung die Einſamen und —“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie zu lächeln ſuchte; „glauben Sie denn, die Hausfrau habe in einer ſo großen Wirthſchaft nicht auch recht viel zu thun und zu ſorgen? Da iſt man nicht einſam oder — man darf es nicht ſeyn.“

Man darf es nicht ſeyn? Du Arme! dachte Fröben, verbietet Dir Dein Herz die Träume der Erinnerung, die Dich in der Einſamkeit beſuchen, oder verbietet Dir der harte Freund, einſam zu ſeyn? Es lag etwas im Ton, womit ſie jene Worte ſagte, das ihrem Lächeln zu widerſprechen ſchien.

„Und doch,“ fuhr er fort, um ſeinen Empfindungen und ihren Worten eine andere Richtung zu geben, „und doch ſcheinen gerade die Frauen von der Natur ausdrücklich zur Stille und Einſamkeit beſtimmt zu ſeyn; wenigſtens war bei jenen Völkern, die im Allgemeinen die herrlichſten Männer aufzuweiſen hatten, die Frau am meiſten auf ihr Frauengemach beſchränkt, ſo bei Römern und Griechen, ſo ſelbſt in unſerem Mittelalter.“

„Daß Sie dieſe Beiſpiele anführen könnten, hätte ich nicht gedacht,“ entgegnete Joſephe, indem ihr Auge wie prüfend auf ſeinen Zügen verweilte. „Glauben Sie mir, Fröben, jede Frau, auch die geringſte, merkt dem Mann, ehe ſie noch über ſeine Verhältniſſe unterrichtet iſt, recht bald an, ob er viel im Kreiſe der Frauen lebte oder nicht. Und unbeſtreitbar liegt in ſolchen Kreiſen etwas, das jenen feinen Tact, jenes zarte Gefühl verleiht, immer im Geſpräche auszuwählen, was gerade für Frauen taugt, was uns am meiſten anſpricht; ein Grad der Bildung, der eigentlich keinem Mann fehlen ſollte. Sie werden mir dieß um ſo weniger beſtreiten, ſetzte ſie hinzu, als Sie offenbar einen Theil Ihrer Bildung meinem Geſchlecht verdanken.“

„Es liegt etwas Wahres darin,“ bemerkte der junge Mann, „und namentlich das Letztere will ich zugeben, daß Frauen, weniger auf meine Denkungsart, als auf die Art, das Gedachte auszudrücken, Einfluß hatten. Meine Verhältniſſe nöthigten mich in der letzten Zeit viel in der großen Welt, namentlich in Damenzirkeln zu leben. Aber eben in dieſen Zirkeln wird mir erſt recht klar, wie wenig eigentlich die Frauen, oder um mich anders auszudrücken, wie wenige Frauen in dieſes großartige Leben und Treiben paſſen.“

„Und warum?“

„Ich will es ſagen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir böſe werden. Es iſt ein ſchöner Zug der neueren Zeit, daß man in den größeren Zirkeln eingeſehen hat, daß das Spiel eigentlich nur eine Schulkrankheit, oder ein modiſcher Deckmantel für Geiſtesarmuth ſey. Man hat daher Wihſt, Boſton, Faro und dergleichen den älteren Herren und einigen Damen überlaſſen, die nun einmal die Converſation nicht machen können. In Frankreich freilich ſpielen in Geſellſchaft Herren von zwanzig bis dreißig Jahren; es ſind aber nur die armſeligen Wichte, die ſich nach einem engliſchen Dandy gebildet haben oder die ſelbſt fühlen, daß ihnen der Witz abgeht, den ſie im Geſpräch nothwendig haben müßten. Seitdem man nun, ſeyen die Zirkel groß oder klein, die ſogenannte Converſation macht, das heißt, ſich um das Kamin oder in Deutſchland um den Sopha pflanzt, Thee dazu trinkt und ungemein geiſtreiche Geſpräche führt, ſind die Frauen offenbar aus ihrem rechten Geleiſe gekommen."

„Bitte, Sie ſind doch gar zu ſtrenge, wie ſollten denn — "

„Laſſen Sie mich ausreden," fuhr Fröben eifrig fort, indem er, ohne es zu wiſſen, die Hand der ſchönen Frau in ſeine Hände nahm. „Eine Dame der ſogenannten guten Geſellſchaft empfängt jede Woche Abendbeſuche bei ſich; ſechsmal in der Woche gibt ſie ſolche heim. In ſolchen Geſellſchaften tanzt höchſtens das junge Volk einigemal, außer es wäre auf großen Bällen, die ſchon ſeltener vorkommen. Der übrige Kreis, Herren und Damen, unterhält ſich. Es gibt nun ungemein gebildete, wirklich geiſtreiche Männer, die im Männerkreiſe ſtumm und langweilig, vor Damen ungemein witzig und ſprachſelig ſind, und eine Reichthum ſocialer Bildung, allgemeiner Kenntniſſe entfalten, die jeden ſtaunen machen. Es iſt nicht Eitelkeit, was dieſe Männer glänzend oder beredt macht, es iſt das Gefühl, daß das Intereſſantere ihres Wiſſens ſich mehr für Frauen als für Männer eignet, die mehr ſyſtematiſch ſind, die ihre Forderungen höher ſpannen.“

„Gut, ich kann mir ſolche Männer denken, aber weiter.“

„Durch ſolche Männer bekommt das Geſpräch Geſtaltung, Hintergrund, Leben; Frauen, beſonders geiſtreiche Frauen, werden ſich unter ſich bei weitem nicht ſo lebendig unterhalten, als dieß geſchieht, wenn auch nur ein Mann gleichſam als Zeuge oder Schiedsrichter dabei ſitzt. Indem nun durch ſolche Männer allerlei Witziges, Intereſſantes auf die Bahn gebracht wird, werden die Frauen unnatürlich geſteigert. Um doch ein Wort mit zu ſprechen, um als geiſtreich gebildet zu erſcheinen, müſſen ſie alles aufbieten, gleichſam alle Hahnen ihres Geiſtes aufdrehen, um ihren reichlichen Antheil zu der allgemeinen Geſprächfluth zu geben, in welcher ſich die Geſellſchaft badet. Doch, verzeihen Sie, dieſer Fond iſt gewöhnlich bald erſchöpft; denken Sie ſich, einen ganzen Winter ſieben Abende geiſtreich ſeyn zu müſſen, welche Qual!“

„Aber nein, Sie machen es auch zu arg, Sie übertreiben“ —

„Gewiß nicht; ich ſage nur was ich geſehen, ſelbſt erlebt habe. Seit in neuerer Zeit ſolche Converſation zur Mode geworden iſt, werden die Mädchen ganz anders erzogen als früher; die armen Geſchöpfe! was müſſen ſie jetzt nicht alles lernen vom zehnten bis ins fünfzehnte Jahr. Geſchichte, Geographie, Botanik, Phyſik, ja ſogenannte höhere Zeichenkunſt und Malerei, Aeſthetik, Literaturgeſchichte, von Geſang, Muſik und Tanzen gar nichts zu erwähnen. Dieſe Fächer lernt der Mann gewöhnlich erſt nach ſeinem achtzehnten, zwanzigſten Jahre recht verſtehen; er lernt ſie nach und nach, alſo gründlicher; er lernt manches durch ſich ſelbſt, weiß es alſo auch beſſer anzuwenden, und tritt er im dreiundzwanzigſten oder ſpäter noch in dieſe Kreiſe, ſo trägt er, wenn er nur halbwegs einige Lebensklugheit und Gewandtheit hat, eine große Sicherheit in ſich ſelbſt. Aber das Mädchen? ich bitte Sie! wenn ein ſolches Unglückskind im fünfzehnten Jahr, vollgepfropft mit den verſchiedenartigſten Kenntniſſen und Kunſtſtücken in die große Welt tritt, wie wunderlich muß ihm da alles zuerſt erſcheinen! Sie wird, obgleich ihr oft ihr einſames Zimmer lieber wäre, ohne Gnade in alle Cirkel mitgeſchleppt, muß glänzen, muß plappern, muß die Kenntniſſe auskramen und — wie bald wird ſie damit zu Rande ſeyn! Sie lächeln? hören Sie weiter. Sie hat jetzt keine Zeit mehr ihre Schulkenntniſſe zu erweitern; es werden bald noch höhere Anſprüche an ſie gemacht. Sie muß ſo gut wie die Aelteren über Kunſtgegenſtände, über Literatur mitſprechen können. Sie ſammelt alſo den Tag über alle möglichen Kunſtausdrücke, lieſt Journale um ein Urtheil über das neueſte Buch zu bekommen, und jeder Abend iſt eigentlich ein Examen, eine Schulprüfung für ſie, wo ſie das auf geſchickte Art anbringen muß, was ſie gelernt hat. Daß einem Mann von wahrer Bildung, von wahren Kenntniſſen, vor ſolchem Geplauder, vor ſolcher Halbbildung graut, können Sie ſich denken; er wird dieſe Unſitte zuerſt lächerlich, nachher gefährlich finden, er wird dieſe Ueberbildung verfluchen, welche die Frauen aus ihrem ſtillen Kreiſe herausreißt und ſie zu Halbmännern macht, während die Männer Halbweiber werden, indem ſie ſich gewöhnen, alles nach Frauenart zu beſprechen und zu beklatſchen; er wird für edlere Frauen jene häusliche Stille zurückwünſchen, jene Einſamkeit, wo ſie zu Hauſe ſind und auf jeden Fall herrlicher brilliren als in einem jener geiſtreichen Cirkel!"

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie hier ſagten," erwiederte Frau von Faldner; „ganz kann ich nicht darüber urtheilen, weil ich nie das Glück, oder das Unglück hatte in jenen Cirkeln zu leben. Aber mir ſcheint auch dort, wie überall, das minder Gute nur aus der Uebertreibung hervorzugehen. Es iſt wahr, was Sie ſagen, daß uns Frauen ein engerer Kreis angewieſen iſt, jene Häuslichkeit, die einmal unſer Beruf iſt. Wir werden ohne wahren Halt ſeyn, wir werden uns in ein unſicheres Feld begeben, wenn wir dieſen Kreis gänzlich verlaſſen. Aber wollen Sie uns die Freude einer geiſtreichen Unterhaltung mit Männern gänzlich rauben? Es iſt wahr, ſolche ſieben Abende in der Woche müſſen zum Unnatürlichen, zu Ueberbildung oder zur Erſchöpfung führen; aber ließe ſich denn hier nicht ein Mittelweg denken?“

„Ich habe mich vielleicht zu ſtark ausgedrückt, ich wollte —“

„Laſſen Sie auch mich ausreden,“ ſagte ſie, ihn ſanft zurückdrängend; „Sie ſagten ſelbſt, daß Frauen unter ſich ſeltener ein ſogenanntes geiſtreiches Geſpräch lange fortführen. Ich weiß nur allzu wohl, wie peinlich in einer Frauengeſellſchaft eine ſogenannte geiſtreiche Dame iſt, welcher alles frivol erſcheint, was nicht allgemein, nicht intereſſant iſt. Wir fühlen uns beengt, ängſtlich, und wollen am Ende mit unſerem Bißchen Wiſſen lieber vor einem Mann erröthen als vor einer Frau. Gewöhnlich wird, wenn nur Frauen zuſammen ſind oder Mädchen, die Wirthſchaft, das Hausweſen, die Nachbarſchaft, vielleicht auch Neuigkeiten oder gar Moden abgehandelt; aber ſollen wir denn ganz auf dieſen Kreis beſchränkt ſeyn? Soll denn, was allgemein intereſſant und bildend iſt, uns ganz fremd bleiben?“

„Gott! Sie verkennen mich, wollte ich denn dieß ſagen?“

„Es iſt wahr,“ fuhr ſie eifriger fort, „es iſt wahr, die Männer beſitzen jene tiefe, geregeltere Bildung, jene geordnete Klarheit, die jede Halbbildung oder gar den Schein von Wiſſen ausſchließt oder geringachtet. Aber wie gerne lauſchen wir Frauen auf ein Geſpräch der Männer, das an Gegenſtände gränzt, die uns nicht ſo ganz ferne liegen. Zum Beiſpiel über ein intereſſantes Buch, das wir geleſen, über Bilder, die wir geſehen. Wir lernen gewiß recht viel, wenn wir dabei zuhören oder gar mitſprechen dürfen; unſer Urtheil, das wir im Stillen machten, bildet ſich aus und wird richtiger, und jeder gebildeten Frau muß eine ſolche Unterhaltung angenehm ſeyn. Auch glaube ich kaum, daß die Männer uns dieß verargen werden, wenn wir nur, ſetzte ſie lächelnd hinzu, nicht ſelbſt glänzen, den beſcheidenen Kreis nicht verlaſſen wollen, der uns einmal angewieſen iſt.“

14.

Wie ſchön war ſie in dieſem Augenblick; das Geſpräch hatte ihre Wangen mit höherem Roth übergoſſen, ihre Augen leuchteten und das Lächeln, womit ſie ſchloß, hatte etwas ſo Zauberiſches, Gewinnendes an ſich, daß Fröben nicht wußte, ob er mehr die Schönheit dieſer Frau, oder ihren Geiſt und die einfach ſchöne Weiſe ſich auszudrücken bewundern ſollte.

„Gewiß,“ ſagte er, in ihren Anblick verloren, „gewiß, wir müßten ſehr ungerecht ſeyn, wenn wir ſolche zarte und gerechte Anſprüche nicht achten wollten; denn die Frau müßte ich für recht unglücklich halten, die bei einem gebildeten Geiſt, bei einer Freude an Lectüre und gebildeter Unterhaltung keine ſolche Anklänge in ihrer Umgebung fände; wahrlich, ſo ganz auf ſich beſchränkt, müßte ſie ſich für ſehr unglücklich halten.“

Joſephe erröthete und eine düſtere Wolke zog über ihre ſchöne Stirne; ſie ſeufzte unwillkührlich und mit Schrecken nahm Fröben wahr, daß ja eine ſolche Frau, wie er ſie eben beſchrieben, an ſeiner Seite ſitze. Ja, ohne es zu wollen, hatte er ihren eigenen Gram verrathen. Denn konnte ihr roher Gatte jenen zarten Forderungen entſprechen? Er, der in ſeiner Frau nur ſeine erſte Schaffnerin ſah, der jedes Geiſtige, was dem Menſchen intereſſant oder wünſchenswerth dünkt, als unpractiſch gering ſchätzte, konnte er dieſe Anſprüche auf den Genuß einer gebildeten Unterhaltung befriedigen? War nicht zu befürchten, daß er ihr ſolche ſogar geſlißentlich entzog?

Noch ehe Fröben ſo viel Faſſung gewonnen hatte, ſeinem Satz eine allgemeinere Wendung zu geben und das ganze Geſpräch von dieſem Gegenſtand abzuwenden, ſagte Joſephe, ohne ihn ſeinen Verſtoß fühlen zu laſſen: „Wir Frauen auf dem Lande genießen dieſe Freude freilich ſeltener; übrigens ſind wir dennoch nicht ſo allein, als es dem Fremden vielleicht ſcheinen möchte; man beſücht einander um ſo öfter; ſehen Sie nur, welche Maſſe von Beſuchen dort am Spiegel hängt."

Fröben ſah hin und jene Karte fiel ihm bei. „Ach ja," ſagte er, indem er ſie hervorzog, „da habe ich vorhin einen kleinen Diebſtahl begangen;" er zog ſie hervor und zeigte ſie. „Können Sie glauben, daß ich bis geſtern nicht einmal wußte, daß mein Freund verheirathet ſey? Und Ihren Namen erfuhr ich erſt vorhin durch dieſe Karte. Sie heißen Tannenſee?"

„Ja," antwortete ſie lächelnd, „und dieſen unberühmten Namen tauſchte ich gegen den ſchönen „von Faldner" um."

„Unberühmt? wenn Ihr Vater der Obriſt von Tannenſee war, ſo war ihr Name wohl nicht unberühmt."

Sie erröthete; „ach, mein guter Vater!" rief ſie, „ja man erzählte mir wohl von ihm, daß er für einen braven Officier des Kaiſers gegolten habe und — ſie haben ihn als General begraben. Ich habe ihn nicht gekannt, nur einmal, als er aus dem Feldzug zurückkam, ſah ich ihn und nachher nicht wieder; es ſind ſchon 13 Jahre, ſeit er todt iſt."

„Und war er nicht ein Schweizer?" fragte Fröben weiter.

Sie ſah ihn ſtaunend an; „wenn ich nicht irre, ſagte mir meine Mutter, daß Verwandte von ihm in der Schweiz leben."

„Und Ihre Mutter, heißt ſie nicht Laura und ſtammt aus einem ſpaniſchen Geſchlecht?"

Sie erbleichte, ſie zitterte bei dieſen Worten. „Ja, ſie hieß Laura,“ antwortete ſie — „aber mein Gott, was wiſſen Sie denn von uns, woher? — aus einem ſpaniſchen Geſchlechte?“ fuhr ſie gefaßter fort; „nein, da irren Sie, meine Mutter ſprach deutſch und war eine Deutſche.“

„Wie? ſo iſt Ihre Mutter todt?“

„Seit drei Jahren,“ erwiederte ſie wehmüthig.

„O, ſchelten Sie mich nicht, wenn ich weiter frage; hatte ſie nicht ſchwarze Haare, und, wie Sie, braune Augen? Hatte ſie nicht viele Aehnlichkeit mit Ihnen?“

„Sie kannten meine Mutter?!“ rief ſie ängſtlich und zitterte heftiger.

„Nein; aber hören Sie einen ſonderbaren Zufall;“ erwiederte Fröben; „es müßte mich Alles täuſchen, wenn ich nicht einen trefflichen Verwandten Ihrer Mutter kennen gelernt hätte.“ Und nun erzählte er ihr von Don Petro. Er beſchrieb ihr, wie ſie ſich vor dem Bilde gefunden, er ließ die Copie von ſeinem Zimmer bringen und zeigte ſie; er ſagte ihr, wie ſie genauer bekannt geworden und wie ihm Don Petro ſeine Geſchichte erzählte. Aber die letztere wiederholte er mit großer Schonung; er datirte ſogar, aus einem gewißen Zartgefühl jene Vorfälle und Lauras Flucht um ein ganzes Jahr zurück und ſchloß endlich damit, daß er, wenn Joſephe ihre Mutter nicht eine Deutſche nennen würde, beſtimmt glaubte, Mutter Laura und jene Donna Laura Tortoſi des Spaniers, der Schweizer-Hauptmann Tannenſee und ihr Vater, der Obriſt, ſeyen dieſelben Perſonen.“

Joſephe war nachdenklich geworden; ſinnend legte ſie die Stirne in die Hand; ſie ſchien ihm, als er geendet hatte, nicht ſogleich antworten zu können.

„O zürnen Sie mir nicht,“ ſagte Fröben, „wenn ich mich hinreißen ließ, dem wunderlichen Spiel des Zufalls dieſe Deutung zu geben.“

„O, wie könnte ich denn Ihnen zürnen,“ ſagte ſie bewegt, und Thränen drängten ſich aus den ſchönen Augen. „Es iſt ja nur mein ſchweres Schickſal, das auch dieſes Dunkel wieder herbeiführt. Wie könnte ich auch wähnen, jemals ganz glücklich zu ſeyn?“

„Mein Gott, was habe ich gemacht!“ rief

Fröben, als er ſah, wie Ihre Thränen heftiger ſtrömten. „Es iſt ja alles nur eine thörigte Vermuthung von mir. Ihre Mutter war ja eine Deutſche, ihre Verwandten und Sie werden ja dieß alles beſſer wiſſen —"

15.

„Meine Verwandten?" ſagte ſie unter Thränen; „ach, das iſt ja gerade mein Unglück, daß ich keine habe. Wie glücklich ſind die, welche auf viele Geſchlechter zurückſehen können, die mit den Banden der Verwandtſchaft an gute Menſchen gebunden ſind; wie angenehm ſind die Worte Oncle, Tante; ſie ſind gleichſam ein zweiter Vater, eine zweite Mutter, und welcher Zauber liegt vollends in dem Namen Bruder! Wahrlich, wenn ich fähig wäre, einen Menſchen zu beneiden, ich hätte oft dieß oder jenes Mädchen beneidet, die einen Bruder hatte, es war ihr inniger, natürlichſter, aufrichtigſter Freund und Beſchützer."

Fröben rückte ängſtlich hin und her; er hatte hier, ohne es zu wollen, eine Saite in Joſephens Bruſt getroffen, die ſchmerzlich nachklang; es ſtanden ihm Aufſchlüſſe bevor, vor welchen ihm unwillkührlich bangte. Er ſchwieg als ſie ihre Thränen trocknete und fuhr fort:

„Das Schickſal hat mich manchmal recht ſonderbar geprüft. Ich war das einzige Kind meiner Aeltern und ſo entbehrte ich ſchon jene große Wohlthat, Geſchwiſter zu haben; wir wohnten unter fremden Menſchen, und ſo hatte ich auch keine Verwandte. Mein Vater ſchien mit den Seinigen in der Schweiz nicht im beſten Einverſtändniß zu leben, denn meine Mutter erzählte mir oft, daß ſie ihm grollen, weil er ſie geheirathet habe und nicht ein reiches Fräulein in der Schweiz, das man ihm aufdringen wollte. Auch meinen Vater ſah ich nur wenig; er war bei der Armee und Sie wiſſen, wie unruhig unter dem Kaiſer die Zeiten waren. So blieb mir nichts als meine gute Mutter; und wahrlich, ſie erſetzte mir alle Verwandte. Als ſie ſtarb, freilich da ſtand ich ſehr verlaſſen in der großen Welt; denn da war unter Millionen niemand, zu dem ich hätte gehen und ſagen können, „nun ſind ſie todt, die mich ernährten und beſchützten, ſeyd Ihr jetzt meine Aeltern.“

„Und Ihre Mutter hieß alſo nicht Tortoſi,“ ſagte Fröben.

„Ich nannte ſie nicht anders als Mutter, und nie hat ſie über ihre früheren Verhältniſſe mit mir geſprochen; ach, als ich größer wurde, war ſie ja immer ſo krank! Mein Vater nannte ſie nur Laura, und in den wenigen Papieren, die man nach ihrem Tode fand und mir übergab, wird ſie Laura von Tortheim genannt.“

„Ei nun!“ rief Fröben heiter; „das iſt ja ſo klar wie der Tag; Laura hieß Ihre Mutter, Tortheim iſt nichts anders als Tortoſi, das die lieben Flüchtlinge veränderten, Tannenſee hieß jener Capitän in Valenzia, er iſt Ihr Vater, der Obriſt Tannenſee und noch mehr, ſagen Sie nicht ſelbſt, daß dieſes Bild Ihrer Mutter Laura vollkommen gleiche, und erkannte nicht mein werther Don Petro in dem Urbild ſeine Donna Laura? Jetzt ſind Sie nicht mehr einſam, einen trefflichen Vetter haben Sie wenigſtens, Don Petro de San Montanjo Ligez! Ach, wie wird ſich mein Freund über die berühmte Verwandtſchaft freuen!“

„O Gott, mein Mann!" rief ſie ſchmerzlich und verhüllte das Geſicht in ihr Tuch.

Unbegreiflich war es Fröben, wie ſie dieß alles ſo ganz anders anſehen könne, als er er ſah ja in dieſem Allem nichts als die Freude Don Petros, eine Tochter ſeiner Laura zu finden. Er war reich, unverheirathet, trug noch immer den alten Enthuſiasmus für ſeine ſchöne Couſine in ſich, alſo auch eine ſchöne Erbſchaft combinirte Fröben aus dieſem wunderbaren Verhältniß. Er ergriff Joſephens Hand, zog ſie herab von ihren Augen; ſie weinte heftig.

„O Sie kennen Faldner ſchlecht," ſagte ſie, „wenn Sie meinen, daß ihn dieſe Vermuthungen freudig überraſchen werden! Sie kennen ſein Mißtrauen nicht. Alles ſoll ja nur ſeinen ganz gewöhnlichen Gang gehen, alles recht ſchicklich und ordentlich ſeyn, und alles außergewöhnliche haßt er aus tiefſter Seele. Ich mußte es ja," fuhr ſie nicht ohne Bitterkeit fort, „ich mußte es ja als eine Gnade anſehen, daß mich der reiche, angeſehene Mann heirathete, daß er mit den wenigen Documenten zufrieden war, die ich ihm über meine

Familie geben konnte. Muß ich es denn," rief ſie heftiger weinend, „muß ich es denn nicht noch alle Tage hören, daß er mit den angeſehenſten Familien ſich hätte verbinden, daß er dieſes oder jenes reiche Fräulein hätte heirathen können? Sagt er es mir nicht ſo oft als er mir zürnt, daß mein Adel neu ſey, daß man von dem Geſchlecht meiner Mutter gar nichts wiſſe, und daß ſogar einige Tannenſee in der Schweiz das von abgelegt haben und Kaufleute geworden ſeyen?"

Jetzt erſt ging dem jungen Mann ein ſchreckliches Licht auf. „Alſo in ein Haus des Unglücks, in eine unglückſelige Ehe bin ich gekommen," ſprach er zu ſich. „Ach, nicht aus Liebe hat ſie ihn geheirathet, ſondern aus Noth, weil ſie allein ſtand; und Faldner, ſo kenne ich ihn, hat ſie genommen, weil ſie ſchön war, weil er mit ihr glänzen konnte. Das unglückliche Weib! und der Barbar macht Ihr Vorwürfe über Ihr Unglück, läßt Sie ſogar fühlen, was ſie ihm verdanke? Ein gemiſchtes Gefühl von Unmuth über ſeinen Freund, von Mitleid und Achtung gegen die ſchöne unglückliche Frau zog ihn zu ihr hin; er küßte ihre Hand, er bemühte ſich, ihr Muth und Vertrauen einzuflößen. „Sehen Sie dieß alles als nicht geſagt an,“ flüſterte er; „ich ſehe, es macht Ihnen Kummer; was nützt es denn Faldner; verſchweigen wir ihm die thörichten Muthmaßungen, die ich hatte, die ja ohnedieß zu nichts führen können.“ —

Joſephe ſah ihn bei dieſen Worten groß an; ihre Thränen verlöſchten in den weit geöffneten Augen und Fröben glaubte eine Art von Stolz in ihren Mienen zu leſen. „Mein Herr,“ ſagte ſie und ihre Geſtalt ſchien ſich höher aufzurichten. „Ich kann unmöglich glauben, daß, was Sie ſagten, Ihr Ernſt ſeyn kann; auf jeden Fall werden Sie wiſſen, daß die Gattin des Baron von Faldner kein Geheimniß mit Ihnen theilt, das nicht ihr Gatte wiſſen dürfte.“

Unter dieſen Worten hatte ſie das Theegeſchirr unſanft von ſich gerückt, war aufgeſtanden und — nach einer kurzen Verbeugung verließ ſie den erſtaunten Gaſt. Fröben wollte ihr nach, wollte abbitten, was er gethan, wollte alles auf einmal gut machen, aber ſie war ſchon in der Thüre verſchwunden, ehe er nur Faſſung genug hatte, ſich vom Sopha aufzuraffen. Unmuthig ging er hinab in den Garten; er wußte nicht ſollte er ſich ſelbſt grollen oder der Empfindlichkeit der Dame, die ihm in dieſem Augenblick übergroß erſchien. Doch, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſein aufgeregtes Blut wallte nach und nach ruhiger und ſein Geiſt gewann Raum, über ſich ſelbſt nachzuſinnen. Und hier fand er nun manches, was Joſephen zur Entſchuldigung diente. „Sie liebt ihn nicht," ſagte er zu ſich, „er behandelt ſie vielleicht roh, zeigt ſich mehr als Herr, denn als Gatte. Sie wurde weich, als ich mit ihr über höhere Genüſſe des Lebens ſprach, ich ſah, wie ſie erſchrack, als ſie ſich gegen mich verrathen hatte, als ſie ausſprach, welcher Mangel ſelbſt mitten im äußeren Glück ſie drücke. Und mußte ſie ſich nicht ängſtlich berührt fühlen, daß ſie dieſen Mangel einem Freund ihres Gatten verrieth? Und weiter; als ich ihr alles, alles ſagte, als ich mit einer gewißen Beſtimmtheit von ihrer Abſtammung ſprach, als ich, vielleicht etwas unzart, Saiten berührte, die ſonſt niemand bei ihr antaſtete, mußte ſie nicht dadurch ſchon außer ſich ſelbſt gerathen? Und als ſie vollends den Argwohn, die Zweifelſucht des Barons bedachte, wurde ſie nicht immer ängſtlicher, immer verlegener und ich, fuhr er fort, indem er ſich vor die Stirne ſchlug, ich konnte ihr zumuthen, ein Geheimniß mit ihr zu theilen, das ſie ihrem nächſten Freund, ihrem Gatten nicht verrathen dürfte? Mußte ſie nicht fürchten, wenn ſie es verheimlichte, ganz in meiner Hand zu ſeyn; mußte ihr nicht das ganze Anerbieten ſonderbar, unzart vorkommen?" Wie hoch, wie edel erſchien ihm jeßt erſt der Charakter dieſer Frau; wo nahm ſie bei dieſer Jugend, denn ſie konnte höchſtens neunzehn zählen, ſolche Stärke, ſolche Umſicht, ſolche ungewöhnliche Bildung, ſolche feine geſelligen Formen her? Er fühlte, vielleicht zum erſtenmal in ſeinem Leben, daß den Frauen etwas von Feinheit, Schlauheit, Kraft, Ueberwindung, kurz, daß ihnen ein Geheimniß inne wohne, dem der Mann, ſelbſt der ſtolze, gewichtige nicht gewachſen ſey.

16.

Der Baron von Faldner war zum Mittageſſen zurückgekommen und Joſephe hatte ihn mit ihrer gewohnten Anmuth, vielleicht ein wenig ernſter als gewöhnlich, empfangen. Aber haſtig riß er ſich aus ihrer Umarmung. „Iſt es nicht um toll zu werden, Fröben,“ rief er ohne ſeine Frau weiter zu beachten. „Mit horrenden Koſten laſſe ich mir eine Dampfmaſchine aus England kommen, laſſe ſie, auf die Gefahr hin, daß alles zu Grunde gehe, ausſchwärzen, Du kennſt ja die Geſetze hierüber. Und jetzt da ich meine, im Trockenen zu ſeyn, da ich ſchon 80, ja 100 Procent berechnete, jetzt geht ſie nicht!“

„Franz!“ rief Joſephe erbleichend.

„Sie geht nicht?“ rief ihr Fröben nach.

„Sie geht nicht,“ wiederholte der unglückliche Landwirth. „Die Fugen greifen nicht ein, das Räderwerk ſteht, es muß irgend etwas verloren gegangen ſeyn. Ich ließ, wie Du weißt, Meta, ich ließ ſie mich ja alles koſten, mit theurem Gelde ließ ich einen Mechanikus aus Mainz kommen; ich legte ihm die Zeichnungen vor. „Nichts leichter als dieß,“

ſagte der Hund, und jeßt, da ich ihm A zu A, B zu B gebe, denn es iſt alles numerirt und beſchrieben, jeßt kann es kein Teufel zuſammenſeßen; o! es iſt um raſend zu werden!!“

Man ſeßte ſich verſtimmt zu Tiſche. Der Baron verbiß ſeinen inneren Grimm über die fehlgeſchlagene Hoffnung und den wahrſcheinlichen Verluſt des Capitals, er trank viel Wein und exaltirte ſich zu ſchlechten Scherzen. Joſephe war noch bleicher als gewöhnlich; ſie beſorgte ſtill ihr Amt als Hausfrau und nur Fröben wußte einigermaßen ihre Gefühle zu deuten, denn ſie vermied es, ihn anzuſehen. Ihm quol der Biſſen im Munde; er ſah den Unmuth einer getäuſchten Hoffnung in den Mienen ſeines Freundes, er ſah den Muth, die Entſchloſſenheit und doch wieder die unverkennbare Angſt auf den Mienen der ſchönen Frau, es war ihm zuweilen als ſey mit ihm erſt Unglück über dieſes Haus hereingebrochen. Das Geſpräch ſchlich während der Tafel nur mühſam und ſtockend hin, doch als das Deſert aufgetragen war und die Diener auf Metas Wink ſich entfernt hatten, holte Joſephe einige

Mal müheſam Athem, ihre Wangen färbten ſich röther und ſie ſprach:

„Du haſt heut frühe eine recht ſonderbare Unterhaltung zwiſchen mir und Deinem Freunde verſäumt. Schon oft, wie Du weißt, klagten wir über Mangel an Verwandtſchaft von meiner Seite, jetzt ſcheint mir auf einmal ein neues Licht aufzugehen, denn er bringt uns ja viele und angeſehene Verwandte ins Haus.“

Verwundert und fragend ſah Faldner ſeinen Freund an; dieſer war im erſten Augenblicke etwas betroffen, doch hier galt es mit Umſicht zu handeln. Wunderbar fühlte er in dieſem Augenblick das Uebergewicht eines Mannes von Welt über die niedere, beinahe rohe Denkungsart eines Baron Faldner und mit mehr Gelaſſenheit, mit weiſer Benützung der Umſtände erzählte er die ſonderbare Geſchichte des Bildes und ſeiner Bekanntſchaft mit Don Petro.

Gegen alle Erwartung wurde der Baron zuſehends heiterer während der Erzählung, „ei — ſonderbar,“ waren die einzigen Worte, die ihm hie und da entſchlüpften, und als Fröben geendet hatte, rief er: „was iſt klarer als dieß. Donna Laura Tortoſi und Laura von Tortheim, der Schweizer Capitän Tannenſee und Dein Vater ſind dieſelben. Und reich ſagſt Du, lieber Fröben, reich iſt der Haushofmeiſter? begütert, unverheirathet und hegt noch die alte Vorliebe für ſeine Dulcinea von Valenzia? ei der Tauſend Joſeph'chen, da könnte es ja noch eine reiche Erbſchaft von Piaſtern geben!"

Joſephe hatte wohl dieſe Aeuſſerung nicht erwartet; der Gaſt ſah ihr an, daß ſie dieſes gemeine Wort lieber ohne Zeugen gehört hätte; aber eine drückende Laſt ſchien ſich dennoch ihrem Buſen zu entladen, ſie drückte die Hand ihres Gatten, vielleicht nur weil er ihr dießmal weniger Bitteres geſagt hatte als ſonſt und ziemlich aufgeheitert ſagte ſie: „Mir ſelbſt ſcheint in dem ſonderbaren Zuſammentreffen unſeres Freundes mit dem Spanier eine eigene Fügung des Schickſals zu liegen; ja ich glaube ſogar, daß es ſpaniſche Lieder waren, die hie und da meine Mutter, wenn ſie einſam war, zur Laute ſang. Ja vielleicht kömmt es eben daher, daß ich nicht in Eurem Glauben erzogen wurde, obgleich mein Vater, wie ich beſtimmt weiß, reformirten Glaubens war. Nun das Beſte iſt, unſer Freund ſchreibt an Don Petro."

„Ja, thu' mir den Gefallen!" ſagte Faldner, „ſchreibe an den alten Don, ſeine Laura habeſt Du nicht gefunden, aber offenbar ſeine Tochter; es könnte doch zu etwas führen, Du verſtehſt mich ſchon; wem will er auch ſeinen Mamon vermachen, als Dir, Du Goldkind? Ich habe es ja immer geſagt und auch zur Gräfin Landskron ſagt ich es, als ich um Dich anhielt, wenn ſie auch nicht viel, eigentlich gar nichts hat, mit ihr kommt Segen in mein Haus. Und haben wir da nicht den Segen. Wie hoch, ſagteſt Du, daß Du den Spanier ſchätzeſt?"

17.

Der Baron hatte friſche Flaſchen befohlen und Joſephe ſtand bei den letzten Worten auf und entfernte ſich. Unbegreiflich war Fröben, wie unzart ſein Freund mit dem holden, edlen Weſen verfuhr, er fühlte, wie ſie ſich vor ihm der Gemeinheit ihres Gatten ſchäme, er fühlte es und antwortete daher ziemlich unmuthig: „was weiß ich; meinſt Du denn ich frage die Leute, mit denen ich umgehe, wie ein Engländer, wie viel wiegſt Du?"

„Ach, ich kenne ja Deine ſonderbaren Grillen über dieſen Punkt, lachte der **Baron**, Dir iſt ein armſeliger Geſelle, wenn er nur das ſogenannte Sentiment und Savoir vivre beſitzt, ſo gut als einer der zweimalhunderttauſend Pfund Renten hat; aber ernſtlich, mit dem Don müſſen wir ins Reine kommen und ich rechne ganz auf Dich."

„Ja doch; Du kannſt gänzlich auf mich rechnen. Aber wie war es denn mit der Gräfin Landskron. Du ſagteſt mir ja noch nicht einmal wie Du Deine Frau kennen lernteſt."

„Nun, das iſt eigentlich eine kurze Geſchichte; erwiederte Faldner, indem er ſich und dem Freunde von Neuem Wein in das Glas goß; Du kennſt meinen practiſchen Sinn, meinen richtigen Tact in dergleichen Dingen. Es ſtand mir die Wahl frei unter den Töchtern des Landes; reiche, bemittelte, ſchöne, hübſche, alles ſtand mir zu Gebot. Aber ich dachte: nicht alles iſt Gold was glänzt, und ſuchte mir eine tüchtige Hausfrau. So kam ich durch Zufall auch auf das Gut der Gräfin Landskron. Joſephe war damals noch als Fräulein von Tannenſee ihre Geſellſchafts-Dame. Das emſige, geſchäftige Kind gefiel mir; Thee eingießen, Äpfel ſchälen, Bohnen brechen, die Blumen begießen, kurz alles wußte ſie ſo zierlich und nett zu machen, daß ich dachte, dieſe oder keine wird eine gute Hausfrau werden. Ich ſprach mit der Gräfin darüber. Zwar ſchreckten mich anfangs die kurzgefaßten Nachrichten wieder ab, die uns die Landskron über Joſephens Verhältniſſe geben konnte. Sie ſagte mir, daß ſie Joſephens Mutter gekannt habe und nach ihrem Tode das Mädchen zu ſich genommen habe; Vermögen hatte ſie nicht, aber die Gräfin gab eine anſtändige Ausſtattung. Das Copulations-Zeugniß ihrer Eltern, ihr Taufſchein war richtig — nun, man iſt ja in der Liebe gewöhnlich ein Narr und ſo nahm ich ſie zu mir."

„Und biſt gewiß unendlich glücklich mit dieſem holden Weſen."

„Nun, nun, das geht ſo; practiſch iſt ſie nun einmal gar nicht und ich muß ihr die dummen Bücher ordentlich confiſciren, nur daß ich ſie an Haus und Garten gewöhne; denn wie will man am Ende hier auf dem Lande auskommen, wenn die Hausfrau ſich vornehm in den Sopha ſetzt, Romane und Almanachs liest, empfindelt, wozu ſie ohnedieß großen Hang hat, und weder Küche noch Garten beſorgt?"

„Aber mein Gott, dazu könnteſt Du ja Mägde halten!" bemerkt Fröben, den der Wein und und das Geſpräch noch wärmer und unmuthiger gemacht hatten.

„Mägde?" fragt Faldner lachend und ſah ihn groß an, „Mägde! Da ſieht man wieder den Theoretiker! Freund davon verſtehſt Du nichts! Würden mir nicht die Mägde hinterrücks den halben Garten, die ſchönen Gemüſſe, Obſt und Salat verkaufen? Und vollends in der Küche. Woher nur Holz und Butter genug nehmen, wenn alles den Mägden anvertraut iſt! Nein die Frau muß da ſchalten und walten und leider! bin ich da mit Joſephen ſchlecht gefahren; doch, komm, ſtoß' an; der Don ſoll alles gut machen."

Fröben, ſo ſehr ſein Herz, ſein zärterer Sinn durch alles, was er hier ſah und hörte, verletzt wurde, wagte nichts entgegen zu reden. Er folgte dem Hausherrn, als dieſer jetzt aufſtand, hielt ſeine Umarmung geduldig aus, und nahm ſogar, mehr um Joſephen ſo bald nach dieſem Vorfall nicht zu ſehen, als aus Freude an des Barons Geſellſchaft, ſeine Einladung an, ihn nach der neuen Dampfmühle zu begleiten. Die Pferde wurden vorgeführt, die Männer ſchwangen ſich auf und ſchon wollte Fröben um die Ecke biegen, als er noch einen Blick zurückwarf und Joſephens Geſtalt im Fenſter erblickte; ſie zog ihr Tuch von dem Auge, ſie blickte ihnen wehmüthig nach, ſie grüßte mit der zierlichen Hand. „Deine Frau winkt uns noch, um Abſchied zu nehmen;“ rief er Faldner zu; aber dieſer lachte ihn aus; „was meinſt Du denn?“ ſagte er im Weiterreiten. „Glaubſt Du, ich habe ſie ſo zart und weich gewöhnt, daß wir auf einen Nachmittag mit Küſſen und Drücken, mit Grüßen und Nastuchwedeln Abſchied nehmen? Gott bewahre mich, dadurch verwöhnt man die Weiber und, wenn es Dir einmal begegnen ſollte, daß Du auch heirathest, ſo mache es um Gotteswillen wie ich. Kein Wort von einer Reiſe oder einem Spazierritt vorher. Das Pferd wird vorgeführt — „wohin, mein Lieber?“ fragt ſie dann das erſte oder zweitemal. Keine Antwort, ſondern die Handſchuh' angezogen. „Aber wirſt Du mich denn ſo allein laſſen?“ fragt ſie weiter und ſtreichelt Dir die Wangen; Du nimmſt getroſt die Reitpeitſche und ſagſt: „Ja, will heute Abend noch auf das Vorwerk, es iſt dieß und das zu thun. Adje! und wenn ich bis 9 Uhr nicht zu Hauſe bin, brauchſt Du mit der Suppe nicht zu warten.“ Sie erſchrickt, Du achteſt es nicht; ſie will nach, Du winkſt ihr mit der Reitgerte zurück; ſie ſtürzt ans Fenſter, hängt ſich und das Thränentüchlein heraus und ruft Adje! und wedelt hin und her mit dem weißen Fahnen. Laß wehen und achte nicht darauf. Drück' dem Gaul die Sporen in den Leib und davon; ich kann Dir ſchwören, das ſetzt die Weiber in Reſpect. Das drittemal fragte die meine nicht mehr und Gottlob, das Gewinſel hat ein Ende!“

Der Baron hatte während dieſer trefflichen Rede in größter Gemüthsruhe eine Pfeife geſtopft, Feuer angeſchlagen und dampfte jetzt, indem er ſeine Felder und Wälder überſchaute, ohne eine Antwort ſeines Gaſtes zu erwarten; aber dieſer preßte die Lippen zuſammen und noch ſtärker preßte die Rede des rohen Mannes ſein volles Herz. „O du Hund von einem Menſchen,“ ſprach er bei ſich, „ſchlechter noch als ein Hund, denn der Herr hat dir ja Vernunft gegeben. Wie man ein Pferd zureitet oder einen Baum in beſſere Erde ſetzt haſt Du gelernt, aber eine ſchöne Seele zu behandeln, ein liebendes Herz zu verſtehen liegt außer Deinen Gränzen. Wie ſie ihm nachſah, ſo voll Wehmuth, denn er hatte ja nicht von ihr Abſchied genommen, ſo voll Engels Geduld, ſie hatte ihm ja ſeine rohen Worte ſchon wieder vergeben; mit einem Blick ſo voll von Liebe! Von Liebe? kann ſie ihn denn lieben? Wird nicht ihr zarter Sinn tauſendmal von ihm beleidigt? Sieht ſie denn nicht, wie er ſeinem Jagdhund mehr Zärtlichkeit beweißt als ihr? Oder wie? fuhr er in ſeinem Hinträumen fort, ſollte ſie, weil ſie einmal ſein Weib geworden iſt, Zärtlichkeit für den fühlen, den ſie an Geiſt ſo weit überragt und den ſie dennoch — fürchtet? Oder ſollte es immer und ewig das Loos dieſer armen Weſen ſeyn, daß unter hunderten nur eine wahrhaft lieben darf, daß die andern, von der Natur zu einem herrlichen Gefäß zärtlicher, hoher Liebe ausgerüſtet, erwachſen, blühen, verwelken ohne wahre Liebe zu kennen? Doch, dieſer Gedanke wäre mir noch erträglicher als der, daß Sie ihn wirklich lieben könnte! Nein, es kann, es darf nicht ſeyn." Unwillkührlich hatte er bei den letzten Worten durch eine raſche Bewegung ſeinem Pferde die Sporen gegeben, es raffte ſich auf und flog dahin. „Ho ho, Junge! Du willſt mit mir in die Wette reiten?" rief ihm der Baren nach, und ſteckte die Pfeife bei. „Zweihundert Schritte gebe ich Dir vor und hole Dich dennoch ein." Kunſtgerecht berechnete er dann den Zwiſchenraum, und als er dachte, Fröben habe die vorgegebenen Schritte zurückgelegt, ließ er ſein Pferd weit ausſtreichen und gelangte zu ſeinem nicht geringen Triumph in demſelben Moment mit dem Freunde vor der Dampfmühle an.

18.

Der Mechanikus, ein beſcheidener Mann, der aber allgemein den Ruf großer Geſchicklichkeit genoß, empfing ſie an der Thüre. „Noch immer nicht weiter?“ fragte Faldner, indem ſein Geſicht ſich verfinſterte; „wahrhaftig entweder iſt mein Correſpondent in London ein Schurke und verdient gehangen zu werden, oder Ihr, Meiſter Fröhlich, verſteht zwar Taſchenuhren zuſammen zu drechſeln, aber keine Dampfmühle aufzuſchlagen, wie Ihr mir vorgeſpiegelt.“

Der Mann ſchien tiefgekränkt durch die Worte des Barons, eine hohe Röthe überflog ſein Geſicht und ein bitteres Wort ſchwebte auf ſeinen Lippen, aber er unterdrückte es und fuhr mit der Hand über ſein ſchlichtes Haar, als wollte er ſeinen innern Unmuth wie ſeine Haare glätten. „Halten zu Gnaden, Herr Baron,“ antwortete er; „wenn man mir Aufriß und Berechnung einer Maſchine vorlegt und dazu Räderwerk und Schrauben ſo genau verzeichnet ſind, ſo will ich eine Maſchine zuſammen ſetzen, wenn ich ſie auch nie zuvor geſehen. Aber dann muß ich freies Spiel haben und dann ſeh' ich auch davor, daß alles recht wird, aber ſo —"

„Nun, daß ich ſelbſt ein wenig mitgeholfen, meint Ihr? darauf ſoll alſo alles geſchoben werden? Ihr ſagt ſelbſt, daß Ihr in Eurem Leben noch keine ſolche Maſchine geſehen und ich habe eine geſehen, zwei, drei, in Frankreich und England, und weiß recht gut, daß die größeren Räder in der Mitte des Cylinders eingreifen und die kleineren oben angebracht ſind —"

„Aber, mein Gott, erlauben Euer Gnaden," entgegnete der Künſtler ungeduldig, „dieſe, Ihre Dampfmühle iſt nun einmal nach anderer Struktur, das kann man ja ſchon an der Zeichnung ſehen. —"

„Zeichnung hin, Zeichnung her, Dampfmaſchinen ſind Dampfmaſchinen und eine ſieht aus wie die andere. Betrogen bin ich, von allen Seiten angeführt, das Geld zum Fenſter hinausgeworfen."

Fröben hatte indeſſen die Zeichnungen zur Hand genommen und ſie durchgeſehen. Er fand, daß die Struktur dieſer Mühle ſehr einfach und ſchön, und wenn die bezeichneten Räder und Schrauben paßten, ſehr leicht aufzuſchlagen ſey. Er hatte in früheren Zeiten Mathematik und Phyſik gründlich ſtudirt, er hatte zugleich mit dem Freunde die berühmteſten Maſchinenwerke geſehen und kennen gelernt, kam aber, weil er ſich ſelten darüber äuſſerte, bei dem Herrn von Faldner, der ſich mit ſeinen Kenntniſſen ungemein viel wußte, in den Verdacht, wenig oder nichts von Maſchinenweſen zu verſtehen. Er wandte ſich nun, als Faldners Unmuth noch größer zu werden drohte, an den Mechanikus, fragte nach dieſen und jenen Stücken, die auf der Zeichnung angegeben waren, und als jener ſie vorwies, als man ſah, wie richtig ſie ineinander paſſen, ſagte er zu Faldner: „Ich wollte wetten, Du biſt durchaus nicht betrogen, denn ſo gut hier F und H in P paſſen, Du ſiehſt, es ſind die Hauptzüge, wodurch die Stampfmühle mit der Oelpreſſe in Verbindung geſetzt wird, ſo gut muß ſich auch das Uebrige fügen.“

„Ach, Sie hat unſer Herrgott hergeſandt;“ rief der Mechanikus freudig, „wie Sie doch dieß gleich ſo weg bekamen! Ja das F iſt der Hauptzug, H hier greift in das Stangenwerk ein, hier wird das Rad KL befeſtigt.“

„Die Maſchine iſt ſehr einfach,“ fuhr Fröben fort, „und der ganze Irrthum meines Freundes kömmt daher, daß er die Struktur größerer Werke vor Augen hat, die freilich anders ausſehen. Du wirſt Dich übrigens erinnern, daß wir in Devonshire bei Sir Henry Smith eine Oelmühle ſahen, die beinahe ganz nach dieſem Plan gebaut war.“

Der Baron verbarg ſein Staunen hinter einem ironiſchen Lächeln, womit er bald den Freund, bald den Mechanikus anſah; „machet, was Ihr wollt,“ ſagte er gleichgültig, „ich gebe die ganze Geſchichte verloren; vernünftiger wäre es geweſen, ich hätte einen engliſchen Mechaniker mitkommen laſſen. Verſuche immer Dein Heil an dem heilloſen Schraubenwerk, ich denke, wenn ich Dich in einigen Stunden abhole, wirſt Du dieſes Maſchinen-Abc ſchon ſatt haben, denn darin, ich weiß es ja, biſt Du doch nur ein Abc-Schütze.“ Pfeifend verließ er das Gebäude, ſetzte ſich auf und ritt in den Wald.

Fröben aber ließ ſogleich wieder auseinander legen, was nach des Barons eigenmächtigem Plan bisher zuſammen gefügt war. Die Nummern wurden geordnet, und er wurde unter dieſem Geſchäft nach und nach heiterer, denn es zerſtreute die düſteren Bilder in ſeiner Seele und nicht ohne Lächeln bemerkte er, wie ihn der Mechanikus mit leuchtenden Blicken betrachtete, wie ihn ſeine Geſellen und Jungen gleich einem Altmeiſter ihrer Kunſt ehrfurchtsvoll anſahen. Freude und Leben war in die Werkſtätte gekommen, wo man dieſen Morgen nur die Befehle, die Flüche des Barons, die Bitten und Gegenreden des Meiſters gehört hatte; bald war alles in Ordnung gebracht, und als der Baron Abends aus dem Wald zurückkam, ſeinen Gaſt abzuholen, erſtaunte er und ſchien ſich im erſten Augenblick nicht einmal über das ſichtbare Fortſchreiten des Werkes zu freuen. Er hatte erwartet, alles in Beſtürzung und Confuſion zu treffen, aber der Mechanikus überreichte ihm lächelnd die Zeichnung, führte ihn an den Cylinder und zeigte ihm, indem er bald auf das Papier, bald auf das Werk hindeutete, mit ſtolzer Freude, was ſie bis jetzt ſchon geleiſtet haben. „Wenn es ſo fortgeht,“ ſetzte der Mechanikus hinzu, „und wenn der fremde Herr dort uns auch morgen ſo trefflich an die Hand geht, ſo garantire ich, daß wir noch vor Sonntag fertig werden.“

„Tolles Zeug!“ war alles, was der Baron antwortete, indem er die Zeichnung zurückgab, und Fröben war ungewiß, ob es Flüche oder Dankſagungen ſeyen, was ſein Freund hin und wieder murmelte, als ſie zuſammen nach dem Schloß zurückritten.

19.

Der glückliche Fortgang des Maſchinenbaues, vielleicht auch die ſchimmernde Ausſicht auf Don Petros ſpaniſche Quadrupel, hatte den Baron in den nächſten Tagen fröhlicher geſtimmt. Fröben hatte an den Spanier nach W. geſchrieben, und ſein Gaſtfreund nahm ihm das Verſprechen ab, ſo lange bei ihm zu verweilen, bis aus W. eine Antwort angelangt ſey. Auch gegen Joſephe betrug er ſich etwas menſchlicher und er hatte ihr, wahrſcheinlich mehr aus Rückſicht auf den Freund als auf ſie, ſogar erlaubt, daß ſie ihre Haushaltungsgeſchäfte abkürzen und Vormittags oder Abends, wenn ihn ſelbſt Geſchäfte abhielten, ſich von Fröben vorleſen laſſen oder Spaziergänge mit ihm machen dürfe. Und ſie lebte in dieſen wenigen Tagen zuſehends auf. Ihre Haltung wurde kräftiger, ihre Wangen röthete ein Schimmer von ſtillem Vergnügen, und in manchen Augenblicken, wenn ein holdes Lächeln um ihre Lippen zog, wenn jene feinen Grübchen in den Wangen erſchienen, geſtand ſich Fröben, daß er ſelten eine ſchönere Frau geſehen habe, ja ihr Anblick verwirrte ihn oft ſo ganz, daß er ein geliebtes Bild ſeiner Träume verwirklicht glaubte, daß halbverſunkene Erinnerungen wieder in ihm auftauchten, daß ſogar ihm ihre Stimme, wenn ſie bewegt, gerührt war, ſo bekannt däuchte, als hätte er ſie nicht hier zum erſtenmal gehört. Seltener zog er in jenen Tagen das Bild hervor, das er ſonſt ſtundenlang betrachtet hatte, und wenn es ihm zufällig in die Hände fiel, wenn er es aufrollte, wenn er in das Auge der unbekannten Geliebten ſah, ſo fühlte er ſich beſchämt, er glaubte, ihrem lebloſen Gemälde dieſe Vernachläßigung abbitten zu müſſen. „Doch,“

ſprach er dann zu ſich, als müßte er ſich entſchuldigen, „iſt es denn Unrecht, der armen Freundin einige Tage ihres freudeloſen Lebens angenehmer zu machen? Und wie wenig gehört dazu, dieſes holde Weſen zu erfreuen, ſie glücklicher zu ſtimmen! Ein ſchönes Buch mit ihr zu leſen, mit ihr zu ſprechen, ſie auf einem Spaziergang an ihre Lieblingsplätzchen zu begleiten — dieß iſt ja alles, was ſie braucht, um heiter und froh zu ſeyn. Welchen Himmel könnte Faldner in ſeinem Hauſe haben, wenn er nur zuweilen die eine oder andere dieſer kleinen Freuden mit ihr theilte!"

Der junge Mann fühlte ſich übrigens, ohne daß er es ſich ſelbſt recht geſtand, angenehm berührt, geſchmeichelt von Joſephens Anhänglichkeit an ihn. Schien ihr nicht jeder Morgen, jeder Abend ein neues Feſt zu ſeyn? Wenn er herabkam zum Frühſtück hatte ſie ſchon alles zierlich und nett bereitet; bald wählte ſie den Saal, der eine herrliche Ausſicht auf den fernen Rhein öffnete, bald die Terraſſe, von wo ſie das ländliche Gemälde der Arbeiter in den Feldern und an den Weinbergen vor ſich hatten, ſo nah um alles wie ein treues Tableau zu betrachten und doch ferne genug, um im ſtillen Genuß des Morgens nicht geſtört zu ſeyn, bald hatte ſie eine Laube im Garten ausgeſucht, wo die Welt ringsum von dichten Platanen abgeſchloſſen und nur der friſchen Morgenluft oder dem Frühroth der Zutritt geſtattet war. So erſchien ſie immer neu und überraſchend, und wenn der Freund herzutrat, wie freudig ſtand ſie auf, wie hold bot ſie ihm die Hand zum Gruß, wie lebhaft wußte ſie, wenn er noch ganz in ihren Anblick verſunken ohne Worte war, das Geſpräch anzuknüpfen, dieß und jenes zu erzählen, durch Laune und feine Beobachtung allem was ſie ſagte, ein eigenes Gewand, einen eigenthümlichen Reiz zu geben! Und wenn ſie dann nachher ſchnell und emſig das Geräthe des Frühſtücks auf die Seite räumte, wenn er ſein Buch hervorzog, wenn ſie mit der Arbeit, die ſie ſelten bei Seite legte, ihm ſich gegenüberſetzte und erwartungsvoll an ſeinen Lippen hing, da war es ihm oft als müſſe er alles, die ganze Welt vergeſſen, und einen kleinen kurzen ſeligen Augenblick träumte er, er ſey ein glücklicher Gatte und ſitze hier an der Seite eines geliebten Weibes.

20.

Es gereichte Joſephen in den Augen ihres Freundes zu keinem geringen Ruhm, daß ſie gerade jenen Dichter zu ihrem Liebling erwählt hatte, der auch ihn vor allen anzog. Zwar mußte er ihr oft bei Vorleſungen aus Jean Pauls herrlichen Dichtungen zu Hülfe kommen, um dieſes oder jenes dunklere Gleichniß zu erklären; aber ſie faßte ſchnell, ihr natürlicher Tact und ihr zarter Sinn, der ſo ganz in dem Dichter lebte, ließ ſie manches errathen, ehe ihr noch der Freund Gewißheit gegeben hatte.

„Es liegt doch, ſagte ſie eines Tages, eine Welt voll Gedanken in dieſem Heſperus! jede menſchliche Empfindung bei Freude und Schmerz, bei Liebe und Gram liegt zergliedert vor uns da; er weiß uns, indem wir den ſüßen Duft einer Blume einſaugen, ihre innerſten Theile, ihre zarten Blätter, ihre feinſten Staubfäden zu beſchreiben, ohne daß er ſie zerſtört, entblättert. Denn das, glaube ich, iſt ja das große, tiefe Geheimniß dieſes Meiſters, daß er jede tiefere Empfindung nicht beſchreibt, ſondern andeutet, und doch wieder nicht flüchtig andeutet, ſondern wie durch das feine Mikroscop eines Gleichniſſes uns einen tiefen Blick in die Menſchenſeele thun läßt, wo Gedanke an Gedanke aufſteigt und das Auge, überraſcht aber entzückt über die wundervolle Schöpfung, in eine Thräne übergeht.“

„Sie haben,“ erwiederte der Gaſtfreund, „wie es mir ſcheint, in dieſen Worten ſein Geheimniß wirklich ausgeſprochen. Mir iſt ſonſt, ich geſtehe es offen, nichts ſo in der innerſten Seele zuwider, als das ſichtbare Abmühen eines Autors, dem Leſer recht klar und deutlich zu machen, was ſein Held, oder die Heldin, oder eine dritte, vierte Perſon da oder dort empfunden oder gedacht. Aber unſer Dichter! wie herrlich, wie reich iſt auch hierin ſeine Erfindung, wir leben, wir denken, wir weinen unwillkührlich mit Victor, und Klothildens bleichere Wangen, ihre klagloſe Trauer trifft uns tiefer als jede Beſchreibung es ſagen kann, und im warmen, weichen Glück der Liebenden möchten wir ein Strahl der Abendſonne ſeyn, der in der Laube um ihre Umarmung ſpielt, jene Nachtigal, die ihnen die fromme Feier ihrer Seligkeit mit ihrer glockenhellen Stimme einläutete.“

„Es iſt ſonderbar,“ bemerkte Joſephe, „der Faden dieſes Romans, was man ſein Gerippe nennt, würde uns bei einem andern nicht im mindeſten intereſſant, vielleicht ſogar geſucht, langweilig dünken. Sechs verlorene, vertauſchte, wieder gefundene Söhne, ſtatt daß z. B. Walter Scott gewöhnlich nur einen hat und ſogar der Verfaſſer des Walladmor in ſeiner Paradie mit zweien ſich begnügt. Eine junge Dame, die zu ihrer Qual von ihrem Bruder geliebt wird, ſelbſt aber ſeinen Freund liebt; ein kleiner ſimpler Hof in Duodez, ein Pfarrhaus voll Ratten und Kinder und ein Edelſitz, wo Unedle wohnen; denken Sie ſich dieſe gewöhnlichen Dinge in einer Reihenfolge, ſo haben Sie einen unſerer gewöhnlicheren Romane von verlorenen Söhnen ꝛc. und nicht einmal einen rechten Jammer, um mich ſo auszudrücken, als etwa

Le Beauts Ermordung durch den Hofjunker oder das tragiſche Ende des Lords im fünften Act. Aber welch ein Leben, welch eine Welt wird aus dieſer Geſchichte, wenn ihr jenem Dichter ſeinen Blumenmantel umhängt! welche geiſtreiche Luft, höher und reiner als jede irdiſche, kömmt uns aus der verehrenden Liebe Victors und Klothildens zu ihrem Lehrer Emanuel, welche Wehmuth aus den Täuſchungen eines kalten Lebens, wenn Victor und jenes liebenswürdige Weſen ſich verkennen, nicht finden; welche Wonne endlich, wenn ihre Seelen unter dem nächtlichen, geſtirnten Himmel im Schmerz der Trennung ſich aufſchließen und überſtrömen in Liebe?!“

„Ja, rief der junge Mann, unſer Dichter iſt wie ein großer Muſiker. Er hat ein ausgeſpieltes, altes, längſt gehörtes Thema vor ſich; aber indem er den Gang des alten Liedchens beibehält, führt er die Gedanken auf eine Weiſe aus, die uns ſo überraſchend, ſo neu erſcheint, daß wir das Thema vergeſſen und nur auf die Wendungen horchen, in die er übergeht, in welchen er die Himmelsleiter der Töne wie ein Engel auf- und abgeht und uns einen geöffneten ſeligen Himmel im Traume zeigt, während wir vielleicht, wie Jacob in der Wirklichkeit, auf recht hartem Lager liegen. Dann iſt er bald weich, wie eine Flöte, durchdringend wie die Hoboe, bald voll, rührend wie das Waldhorn aus der Ferne, bald brauſt er daher wie mit den mächtigſten tiefſten Bäſſen, majeſtätiſch, erhaben, bald nur ſanft liſpelnd wie die Aeolsharfe, oder in Wehmuth aufgelöst, wie die Töne der Harmonika."

„Wie danke ich es ihm," ſagte Joſephe weich, „daß er verſöhnt, daß er die Wunden unſerer Wehmuth heilt. Es hätte ja in ſeiner Macht geſtanden Klothilden untergehen zu laſſen im Schmerz unerwiederter Liebe, vor ihrem Tode hätte ihr Victor noch zugerufen: „ich liebte Dich ja über alles," und ſie wäre lächelnd eingeſchlafen. Denken Sie ſich den ungeheuern Schmerz, die Bitterkeit gegen das Geſchick, wenn wir dieſe Menſchen ſo hätten untergehen ſehen, ohne Hoffnung, ohne Troſt! Aber es wäre ja nicht möglich geweſen; Victor hätte nicht ſo lange geliebt, hätte ſich an Joachime oder die Fürſtin hingegeben, denn ein Mann kann ja ohne erwiederte Liebe nicht lange lieben!“

„Glauben Sie das wirklich?“ erwiederte Fröben wehmüthig lächelnd; „o wie wenig müſſen Sie uns kennen, wie klein müſſen Sie von uns denken, wenn wir nicht einmal den Muth beſäßen, dieſes kurze Leben hindurch treu zu lieben auch ohne geliebt zu werden!“

„Ich halte es bei Frauen für möglich,“ ſagte die ſchöne Frau; „Liebe ohne Gegenliebe iſt ein tiefes Unglück, und Frauen ſind ja mehr dazu gemacht ſtille Leiden zu tragen, ein Erdenleben lang, als ihr. Der Mann würde einen ſolchen Gram von ſich werfen, oder der glühende Kummer müßte ihn verzehren!“

„Beides nicht — ich lebe ja noch und liebe,“ ſagte Fröben, zerſtreut vor ſich hinblickend.

„Sie lieben!!“ rief Joſephe, und mit ſo eigenem Ton, daß der junge Mann erſchreckt aufblickte; ſie ſchlug die Augen nieder, als ihr ſein Blick begegnete, eine tiefe Röthe überflog ihr Geſicht und ging eben ſo ſchnell wieder in tiefe Bläſſe über.

„Ja,“ ſagte er, indem es ihm mit Mühe gelang es ſcherzhaft zu ſagen; „der Fall, den Sie ſetzten iſt der meinige, und noch liebe ich, vielleicht ruhiger, aber nicht minder innig als am erſten Tag, ich liebe ſogar beinahe ohne Hoffnung, denn die Dame meines Herzens weiß nicht um meine Liebe, und dennoch, wie Sie ſehen, hat mich der Kummer noch nicht getödtet.

„Und darf man wiſſen,“ ſagte ſie zutraulich, aber wie es Fröben ſchien, mit zitternder Stimme, „darf man wiſſen, wer die Glückliche iſt, —“

„Ach, ſehen Sie, das iſt gerade das Unglück, ich weiß ja nicht wer ſie iſt, noch wo ſie ſich aufhält, und liebe dennoch; ja Sie werden mich für einen zweiten Don Quixotte halten, wenn ich geſtehe, daß ich ſie nur einigemal flüchtig ſah, mich nur noch einiger Partien ihres Geſichtes erinnern kann und dennoch in der Welt umherſtreife um ſie zu finden, weil es mir zu Hauſe keine Ruhe läßt.“

„Sonderbar!“ bemerkte Joſephe, indem ſie ihn nachdenklich anſah; „ſonderbar; es iſt wahr, ich kann mir einen ſolchen Fall denken, aber dennoch machen Sie eine ſeltene Ausnahme, lieber Fröben; wiſſen Sie denn, ob Sie geliebt werden? ob das Mädchen Ihnen treu iſt, —"

„Nichts weiß ich von dieſem allem," erwiederte er ernſt und mit verſchloſſenem Gram, „ich weiß nichts, als daß ich glücklich wäre, wenn ich jenes Weſen mein nennen könnte, und weiß nur allzugut, daß ich vielleicht auf immer verzichten muß und nie ganz glücklich werde!"

Je ſeltener ſonſt der junge Mann über dieſe Gefühle ſich ausſprach, deſto mächtiger kamen in dieſem Augenblick alle Schmerzen der Erinnerung an gramvolle Stunden, und eine Wehmuth über ihn, der er ſich nicht gewachſen fühlte. Er ſtand ſchnell auf und ging aus der Laube dem Schloſſe zu. Aber Joſephe ſah ihm mit Blicken voll unendlicher Liebe nach, Thräne um Thräne löste ſich aus den zuckenden Wimpern, und erſt als ſie wie ein Quell auf ihre ſchöne Hand herabfielen, erweckten ſie Joſephen aus ihren Träumen. Und beſchämt, als hätte ſie ſich bei einer geheimen Schuld belauſcht, erröthete ſie und preßte ihr Tuch vor dieſe verrätheriſchen Augen.

21.

Die Vorherſagung des alten Mechanikus war eingetroffen, denn mit dem letzten Tag der Woche waren auch die Maſchinen der Dampfmühle fertig aufgeſtellt. Der Baron, ſo unmuthig er Anfangs geweſen war, hatte in der Freude ſeines Herzens, als der erſte Verſuch glücklich gelungen war, den Alten und ſeine Geſellen reichlich beſchenkt entlaſſen und auf Sonntag alle ſeine Nachbarn in der Umgegend eingeladen, um mit einem kleinen Feſte ſeine Mühle einzuweihen. So glücklich und heiter er an dieſem Tage war, ſo fröhlich und jovial er ſeine zahlreichen Gäſte empfing, ſo entging es doch Fröbens beobachtenden Blicken nicht, daß er die arme Joſephe mit hunderterlei Aufträgen und Anordnungen plagte, daß ſie ihm nichts zu Dank machen konnte. Bald ſollte ſie in der Küche ſeyn, um das Geſinde anzutreiben und ſelbſt mitzuhelfen, bald beſſerte er dieß oder jenes an ihrem Putz, bald wollte er vor Ungeduld verzweifeln, wenn ſie nicht ſchnell genug die Treppe herabflog um mit ihm am Portal die Ankommenden zu empfangen, bald wollte er die Tafel ſo oder anders geſtellt haben, bald wollte er den Kaffee im Garten, bald im Salon trinken. Mit Engelsgeduld und einer Reſignation, die dem Freunde unbegreiflich war, ertrug ſie alle dieſe Unbilden. Sie war überall, ſorgte für alles und wußte ſogar einen Augenblick zu finden um den Gaſtfreund zu fragen, warum er gerade heute ſo trübe ſey, ihn aufzumuntern, an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

Allgemein entzückte die Schönheit, die behende Aufmerkſamkeit der Hausfrau; die Männer prieſen den Baron glücklich, einen ſolchen Schatz im Hauſe zu haben, und mehrere der älteren Damen ſagten ihm unverholen ihre Bewunderung über die ſeltenen Talente zur Wirthſchaft, über die Einſicht und Ordnung einer ſo jungen Frau. „Siehſt Du,“ flüſterte der Glückliche Fröben zu, „ſiehſt Du, was eine Zucht wie die meinige Wunder wirkt? Ich bin im Ganzen heute recht zufrieden mit ihr, aber wenn ich nicht im Geheimen überall ſelbſt nachhülfe, wie ſtünde es dann um die wirthſchaftliche Ehre der Hausfrau! aber es macht ſich, ich ſagte es ja immer, es macht ſich.“ Die allgemeine Fröhlichkeit und der Wein ſteigerten Faldner immer höher, und es war endlich hohe Zeit, die Tafel aufzuheben, denn er und einige Herren aus der Nachbarſchaft erlaubten ſich ſchon Scherze und Anſpielungen, welche jedes zartere Ohr beleidigten.

Man fuhr nach der neuen Dampfmühle, man weihte ſie unter Scherz und Lachen förmlich ein, man ging wieder zurück, und erſtaunte aufs Neue über die geſchmackvollen und doch ſo bequemen Anordnungen, welche Joſephe indeſſen im Garten getroffen hatte. Sie hatte es gewagt, nach ihrer eigenen Erfindung ſchnell eine große geräumige Laube errichten zu laſſen; alle möglichen Erfriſchungen erwarteten dort die Gäſte und ihr allgemeines Lob bewirkte ein Wunder, der Baron wurde nicht einmal ungehalten, daß man junge Eſchen und Tannen aus ſeinem Wald zu der Laube verwendet, daß man ſeinen eigenen Plan, ein Zelt aus Brettern und Teppichen aufzuſchlagen, nicht befolgt hatte. Er küßte ſeine Frau auf die Stirne und dankte ihr für die angenehme Ueberraſchung.

Man ſetzte ſich in bunten Reihen umher. Die Männer ſprachen den alten Weinen des Hausherrn fleißig zu und bald hatte eine allgemeine Fröhlichkeit die Geſellſchaft erfaßt. Man ſpielte witzige, geiſtreiche Spiele, und als die muthwillige Laune der Männer noch höher ſtieg, wurden ſogar Pfänderſpiele nicht verſchmäht. So kam es, daß bei ihrer Auflöſung auch Fröben ſein Pfand mit einer Strafe löſen ſollte und Joſephe, welcher die Beſtimmung dieſer Strafe aufgelegt war, befahl ihm, eine wahre Geſchichte aus ſeinem Leben zu erzählen. Man gab ihrer Wahl allgemeinen Beifall, der Baron ſchlug vor Freuden über ſeine kluge Frau in die Hände, und als Fröben zauderte und ſich beſann, rief er: „nun, ſoll ich etwas für Dich erzählen aus Deinem Leben; etwa die pikante Geſchichte von dem Mädchen vom Pont des Arts?“

Fröben erröthete und ſah ihn mißbilligend an; aber die Geſellſchaft, die hier vielleicht ein luſtiges Geheimniß ahnete, rief: „die Geſchichte von dem Mädchen, die Geſchichte von

Pont des Arts,“ und vielleicht nur um der Indiſcretion ſeines Freundes zu entgehen, den der Wein ſchon etwas über die gewöhnlichen Grenzen hinaus gerückt hatte, bequemte er ſich zu erzählen; der Baron aber verſprach der Geſellſchaft, ſobald der Erzähler von der genauen Wahrheit abweichen würde, wolle er Noten zu der Geſchichte geben, denn er ſey ſelbſt dabei geweſen.

22.

„Ich weiß nicht,“ hub Fröben an, „ob der Geſellſchaft bekannt iſt, daß ich vor mehreren Jahren mit unſerem Faldner reiſ'te, namentlich in Paris mit ihm einige Zeit zuſammen lebte, ja ein Haus mit ihm bewohnte? Wir hatten ſo ziemlich gemeinſchaftliche Studien, beſuchten dieſelben Cirkel, machten gegenſeitig unſere früheren Bekannten mit dem Freunde bekannt und lebten auf dieſe Weiſe unzertrennlich. Wir hatten einen gemeinſchaftlichen Freund, den eben ſo liebenswürdigen als gelehrten Doctor M., einen Landsmann, der in der rue Taranne wohnte, die bekanntlich in die rue St. Dominique führt und auf dem linken Ufer der Seine liegt. Unſer gewöhnlicher Abendſpaziergang war durch die Champs élisées über die ſchöne Brücke ins Marsfeld und von da durch Faubourg St. Germain in die Wohnung unſeres Freundes, wo wir oft noch bis tief in der Nacht vom Vaterlande, von Frankreich, von dem, was wir geſehen, von allem Möglichen plauderten. Wir wohnten, um dieß noch hinzuzuſetzen, am Place des Victoires, ziemlich entfernt von der rue Taranne und wählten zum Rückweg gewöhnlich Pont des Arts, um das Louvre zu durchſchneiden und uns einen Umweg durch die Seitenſtraßen zu erſparen. Eines Abends, es mochte nach Eilf Uhr ſeyn, es hatte etwas geregnet, und der Wind wehte beſonders in der Nähe des Flußes ſehr kalt und ſchneidend, gingen wir auch von Quai Malaquais über den Pont des Arts dem Louvre zu. Der Pont des Arts iſt nur für Fußgänger zugänglich und ſo kam es, daß um dieſe Zeit nicht mehr viel Leben um und an der Brücke war. Wir gingen, die Mäntel feſter um uns ziehend, ſtillſchweigend über die Brücke; ſchon wollte ich die Brückenſtufen auf der andern Seite hinabeilen, als ein überraſchender Anblick mich feſt hielt.“

„An die Brücke gelehnt, ſtand eine ſchlanke, ziemlich hohe weibliche Geſtalt. Ein ſchwarzes Hütchen war tief ins Geſicht geknüpft und zum Ueberfluß noch mit einem grünen Schleier verſehen; ein ſchwarzer Mantel von Seide fiel um den Leib, und der Wind, der die Gewänder in dieſem Augenblick feſter anſchmiegte, verrieth eine ungemein zarte jugendliche Taille, aus dem Mantel ragte eine kleine Hand hervor, die einen Teller hielt, vor ihr aber ſtand ein kleines Laternchen, deſſen Licht unruhig flackerte, ſein Schein fiel auf einen zierlichen Fuß. Es wohnt vielleicht nirgends ſo ſehr als in jener Stadt das tiefſte Elend neben dem höchſten Glanz und Wohlleben, aber dennoch ſieht man verhältnißmäßig wenige Bettler. Sie drängen ſich ſelten unverſchämt herzu, und nie wird man ſehen, daß ſie dem Fremden nachlaufen, ihn mit Bitten verfolgen. Alte Männer oder Blinde ſitzen oder knieen an den Ecken der Straßen, den Hut ruhig vor ſich hinhaltend, und überlaſſen es dem Vorübergehenden, ob er ihren bittenden Blick beachten will.“

„Am ſchauerlichſten, wenigſtens für mein Gefühl, waren immer jene verſchämten Bettler, die Nachts mit verhülltem Haupt, eine brennende Kerze vor ſich, regungslos, faſt ſchon wie erſtorben in einer Ecke ſtehen; viele meiner Bekannten in Paris hatten mich verſichert, daß man darauf rechnen könne, daß dieß meiſtens Leute aus beſſeren Ständen ſeyen, die durch Unglück ſo tief herabgekommen ſind, daß ſie entweder Arbeit ſuchen müſſen, oder ſind ſie zu verſchämt, vielleicht zu ſchwach, um für Brod zu arbeiten, ſo ergreifen ſie dieſen letzten Ausweg, ehe ſie, wie ſo viele Unglückliche, ihr Leben in der Seine der Vergeſſenheit übergeben.“

„Von dieſer Claſſe der Bettelnden war die weibliche Geſtalt an dem Pont des Arts, deren Anblick mich unwiderſtehlich feſſelte. Ich ſah ſie näher an; ihre Glieder ſchienen vor Froſt noch heftiger zu zittern als das Flämmchen in der Laterne, aber ſie ſchwieg und ließ ihr Elend und den kalten Nachtwind für ſich reden. Ich ſuchte in der Taſche nach kleinem Gelde, aber es wollte ſich kein Sous, ſogar kein einzelner Frank finden. Ich wandte mich an Faldner und bat ihn um Münze; aber unmuthig durch mein Zögern der ſchneidenden Kälte ausgeſetzt zu ſeyn, rief er mir in unſerer Sprache zu: „So laß doch das Bettelvolk und ſpute Dich, daß wir zu Bette kommen, mich friert!" „Nur ein Paar Sous, Beſter!" bat ich; aber er packte mich am Mantel und wollte mich wegziehen."

„Da rief die Verhüllte mit zitternder aber wohltönender Stimme und zu unſerer Verwunderung auf gut deutſch: „o meine Herren! ſey'n Sie barmherzig!" Dieſe Stimme, dieſe Worte und unſere Sprache hatten etwas ſo Rührendes für mich, daß ich nochmal um einige Münze bat; er lachte, „nun wohlan, da haſt Du ein Paar Franks," ſagte er, „verſuche Dein Heil mit der Jungfer, aber mich laß aus dem Zug treten." Er drückte mir das Geld in die Hand und ging lachend weiter. Ich war in dieſem Augenblick wirklich verlegen, was ich thun ſollte; ſie mußte ja gehört haben, was Faldner ſagte, und beleidigen mag ich am wenigſten einen Unglücklichen. Ich trat unſchlüſſig näher. „Mein Kind,“ ſagte ich, „Sie haben hier einen ſchlechten Standpunkt gewählt, hier werden heute Abend nicht mehr viele Menſchen vorübergehen.“ Sie antwortete nicht gleich; „wenn nur,“ flüſterte ſie nach einer Weile kaum hörbar, „dieſe Wenigen Gefühl für Unglück haben.“ Dieſe Antwort überraſchte mich, ſie war ſo ungeſucht und doch ſo treffend. Die edle Haltung des Mädchens, der Ton, womit ſie jene Worte geſagt, verriethen Bildung. „Wir ſind Landsleute,“ fuhr ich fort, „darf ich Sie nicht bitten, daß Sie mir ſagen, ob ich vielleicht mehr für Sie thun kann, als ſo im Vorübergehen zu geſchehen pflegt?“ „Wir ſind ſehr arm,“ antwortete ſie, wie mir ſchien, etwas muthiger, und meine Mutter iſt krank und ohne Hülfe.“ Ohne weitere Ueberlegung, nur von dem unbeſtimmten Gefühl, daß mich das Mädchen ſehr anzog, getrieben, ſagte ich: „führen Sie mich zu ihr.“ Sie ſchwieg, der Vorſchlag ſchien ſie zu überraſchen. „Halten Sie dieß für nichts anders,“ fuhr ich fort, „als für meinen redlichen Willen, Ihnen zu helfen, wenn ich kann.“ „So kommen Sie,“ erwiederte die Verſchleierte, hob ihr Laterndchen auf, löſchte es aus und verbarg es ſamt dem Teller unter dem Mantel." —

23.

„Wie?" rief der Baron laut lachend, als Fröben ſchwieg, „weiter willſt Du nicht erzählen? willſt es auch heute wieder machen, wie Du es mir ſchon damals machteſt? Nämlich bis hieher, meine Herren und Damen, hat er ganz nach reiner hiſtoriſcher Wahrheit erzählt. Er glaubte mich vielleicht weit weg, und ich ſtand keine zehn Schritte von der erbaulichen Samariterſcene unter dem Portal des Palais und ſah ihm zu; ob der Dialog wirklich ſo vor ſich gegangen, weiß ich nicht, denn der ſchändliche Wind verwehte die Worte, aber ich ſah, wie die Dame ihr Lämpchen auslöſchte, und mit ihm zurück über die Brücke ging. Die Nacht war mir zu kalt, um ihm bei ſeinem galanten Abenteuer zu folgen, aber am Ende, ich wollte wetten, ſah er weder eine kranke Mama noch dergleichen, ſondern die Dame vom Pont des Arts hatte das alte Syrenenlied nur auf andere Weiſe geſungen!"

Er belachte ſeinen eigenen Witz, und die Männer ſtimmten ein in das rohe Gelächter, die Damen aber ſahen vor ſich nieder und Joſephe ſchien mit den Worten ihres Gatten ſo unzufrieden als mit der ſonderbaren Erzählung ihres Freundes, denn bleich wie der Tod hielt ſie ihre Taſſe in den Händen, daß ſie klirrte, und ſandte dem jungen Mann nur einen Blick zu, für den er in dieſem Augenblick keine andere als eine tief beſchämende Deutung wußte. „Ich glaube zwar,“ ſprach er, mit ſtarker Stimme das Gelächter der Männer unterbrechend, „mein Pfand gelöſt zu haben, aber mein eigener Vortheil will, daß ich eine Deutung dieſes Vorfalls nicht zulaſſe, die mein Freund ihm unterzulegen ſcheint; Sie erlauben mir daher, daß ich fortfahre, und bei meinem Leben,“ ſetzte er hinzu, indem er erröthete und ſein Auge höher leuchtete, „ich will Ihnen die reine Wahrheit ſagen.“

„Das Mädchen bog über die Brücke ein, woher ich gekommen war. Während ich ſchweigend mehr hinter als neben ihr ging, hatte ich Zeit, ſie zu betrachten. Ihre Geſtalt, ſo weit ſie der Mantel ſehen ließ, ihre ganze Haltung, beſonders aber ihre Stimme war ſehr jugendlich. Ihr Gang ſchnell aber leicht und ſchwebend. Sie hatte meinen Arm abgelehnt, als ich ihn zur Führung angeboten. Am Ende der Brücke bog ſie nach der rue Mazarine ein. „Iſt Ihre Mutter ſchon lange krank?“ fragte ich, indem ich wieder an ihre Seite trat und verſuchte durch den Schleier etwas von ihren Zügen zu erſpähen. „Seit zwei Jahren,“ antwortete ſie ſeufzend, „aber ſeit acht Tagen iſt ſie recht elend geworden.“ — „Waren Sie ſchon öfter an jenem Ort?“ „Wo?“ fragte ſie. „Auf der Brücke.“ „Dieſen Abend zum erſtenmal,“ erwiederte ſie. „Dann haben Sie ſich keinen guten Platz geſucht, andere Paſſagen ſind frequenter.“ Doch ſchon indem ich dieß ſagte, bereute ich es geſagt zu haben, denn es mußte ſie ja verletzen. Mit unterdrücktem Weinen flüſterte ſie, „ach, ich bin ja hier ſo unbekannt und — ich ſchämte mich ſo ins Gedränge zu gehen.“

„Wie gränzenlos mußte das Elend ſeyn, das dieſes Geſchöpf zwang, zu betteln. Zwar wollten auch mir, ich geſtehe es, einigemal ſolche Gedanken kommen, wie ſie Faldner hatte, aber immer verſchwanden ſie wieder, weil ſie widerſinnig, unnatürlich waren; wenn ſie zu jener verworfenen Claſſe von Mädchen gehörte, warum ſollte ſie ſich verhüllt an einen einſamen Ort ſtellen? Warum geflißentlich eine Geſtalt verbergen, die, ſo viel die Umriſſe flüchtig zeigten, gewiß zu den ſchöneren zu zählen war? Nein, es war gewiß wirkliches Elend und jene zarte Verſchämtheit vor unverſchuldeter Armuth da, die das Unglück ſo unbeſchreiblich rührend macht."

„Hat Ihre Mutter einen Arzt?" fragte ich wieder nach einiger Weile. „Sie hatte einen; aber als wir keine Arznei mehr kaufen konnten, wollte er ſie ins Spital des incurables bringen laſſen, und — das konnte ich nicht ertragen. Ach Gott, meine arme Mutter ins Spital!" Wie viel tiefer Schmerz lag in den letzten Worten dieſes Mädchens!"

„Sie weinte, ſie führte ihr Tuch unter dem Schleier ans Auge und Laterne und Teller, die ſie in der andern Hand trug, verhinderten ſie, den Mantel zuſammen zu halten; der Wind wehte ihn weit auseinander und ich ſah, daß ich mich nicht betrogen hatte; ſie war von ſeiner, ſchlanker Taille, ſie trug ein einfaches, ſo viel mein flüchtiger Blick bemerkte, ſehr reinliches Kleid. Sie haſchte nach dem Mantel, und indem ich ihr behülflich war, ihn wieder umzulegen, fühlte ich ihre weiche, zarte Hand.“

„Wir waren ſchon durch die Straßen Mazarine, St. Germain, École de Médecine und von dort durch einige kleine Seitenſtraßen gegangen, als ſie auf einmal ſtehen blieb und klagte, ſie habe den Weg verfehlt. Ich fragte ſie, in welcher Gegend ſie wohne, und ſie gab St. Séverin an. Ich war in Verlegenheit, denn dieſe Straße wußte ich ſelbſt nicht zu finden. Machte es Angſt oder Kälte, ich ſah ſie heftiger zittern. Ich ſah mich um; ich bemerkte noch Licht in einem Souterrain, wo Eau de vie verkauft wurde, ich bat ſie, zu warten, ſtieg hinab und erkundigte mich. Man wies mich zurecht und ich glaubte, mich hinfinden zu können. Als ich herauf kam, hörte ich in der Nähe laut reden; ich ſah beim ſchwachen Schein einer Laterne, wie ſich das Mädchen heftig gegen zwei Männer wehrte, von denen der eine ihre Hand, der andere den Mantel gefaßt hatte; ſie lachten, ſie ſprachen ihr zu, ich ahnete was vorging, ſprang herzu und riß dem einen die Hand weg, die er gefaßt hatte; ſprachlos, weinend klammerte ſie ſich feſt an meinen Arm."

„Meine Herren," ſagte ich, „Ihr ſehet, Ihr ſeyd hier im Irrthum, Ihr werdet im Augenblick den Mantel von Mademoiſelle los laſſen!"

„Ach, Verzeihung, mein Herr!" erwiederte der, welcher ihren Mantel gefaßt hatte; „ich ſehe, Sie haben ältere Rechte auf Mademoiſelle!" und lachend zogen ſie weiter.

„Wir gingen weiter, das arme Kind zitterte heftig, ſie hielt noch immer meinen Arm feſt, ſie war nahe daran, nieder zu ſinken."

„Nur Muth!" ſagte ich zu ihr, „St. Séverin iſt nicht ferne, Sie werden bald zu Hauſe ſeyn." Sie antwortete nicht, ſie weinte noch immer. Als wir in der Straße waren, die nach der Beſchreibung St. Séverin ſeyn mußte, blieb ſie wieder ſtehen. „Nein, Sie dürfen nicht weiter mit mir gehen, mein Herr!" ſagte ſie, „es darf nicht ſeyn." „Aber warum denn nicht, da Sie mich ſo weit mitgenommen haben; ich bitte, trauen Sie mir keine ſchlechten Abſichten zu!" Ich hatte bei dieſen Worten, ohne es zu wiſſen, ihre Hand ergriffen und vielleicht gedrückt; ſie entzog ſie mir haſtig und ſagte: „vergeben Sie, daß ich die Unſchicklichkeit beging, Sie ſo weit mit zu führen; bitte, verlaſſen Sie mich jetzt.“ Ich fühlte, daß der Auftritt vorhin ſie tief verletzt hatte, daß er ihr vielleicht gegen mich ſelbſt Mißtrauen einflößte, und eben dieß rührte mich unbeſchreiblich; ich nahm das Silber, das mir Faldner gegeben, und wollte es ihr hinreichen; aber der Gedanke, wie wenig dieſe kleine Gabe ihr helfen könne, zog meine Hand zurück, und ich gab ihr das wenige Gold, das ich bei mir trug.“

„Ihre Hand zuckte, als ſie es nahm; ſie ſchien es für Silber zu halten, dankte mir aber mit zitternder, rührender Stimme und wollte gehen.“

„Noch ein Wort,“ ſagte ich und hielt ſie auf; „ich hoffe, Ihre Mutter wird geſund werden, aber es könnte ihr doch noch an etwas gebrechen, und Sie, mein Kind, ſind nicht für ſolche Abendgänge wie der heutige gemacht. Wollen Sie nicht heute über acht Tage um dieſelbe Zeit vor der École de Médecine ſeyn, daß ich mich nach Ihrer Mutter erkundigen kann?" Sie ſchien unſchlüſſig, endlich ſagte ſie „ja." „Und ſetzen Sie doch den Hut mit dem grünen Schleier wieder auf, daß ich Sie erkenne," fügte ich hinzu; ſie bejahte es, dankte noch einmal, ging eilend die Straße hin und war ſchnell in der Nacht verſchwunden.

24.

„Als ich am Morgen nach dieſer Begebenheit erwachte, ſchien es mir, als hätte mir von dieſem Allem nur geträumt. Aber Faldner, der bald herbeikam und mich nach ſeiner zarten Manier zu ſchrauben anfing, riß mich aus meinem Zweifel. Die Sache ſchien mir, ſo recht deutlich am Morgenlicht betrachtet, doch allzu fabelhaft, als daß ich ſie dem ungläubigen Freund hätte erzählen mögen. Man iſt in neuerer Zeit zu jenem Grad der Sittenverfeinerung gekommen, die ſchon in's Gebiet der Unſittlichkeit hinüberſtreift; man will in manchen Fällen lieber wild, etwas liederlich und ſchlecht erſcheinen, man gibt lieber eine Zweideutigkeit zu, nur um nicht als ein Thor, als ein Sonderling, als ein Menſch von ſchwachem Verſtand und beſchränkten Lebens-Anſichten zu gelten.“

„Im Innern kränkte mich aber noch mehr, als Faldners Schraubereien, ein Etwas, eine Unruhe, was ich nicht zu deuten wußte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht einmal ihr Geſicht geſehen hatte.“ „Wozu,“ ſagte ich mir, „wozu dieſe übertriebene Discretion. Wenn ich ein Paar Napoleons hingebe, ſo kann ich doch um die Gunſt bitten, den Schleier etwas zu lüften?“ Und doch, wenn ich mir das ganze Betragen des Mädchens, das, ſo einfach es war, doch von Gemeinheit auch nicht im Geringſten etwas an ſich hatte, zurückrief, wenn ich bedachte, wie mich ihre edle Haltung, der gebildete Ton ihrer Antworten anzog, ſo mußte ich mich, halb zu meinem Aerger, rechtfertigen. Es liegt etwas in der menſchlichen Stimme, das uns, ehe wir Züge und Auge, ehe wir den Stand der Sprechenden kennen, den Ton angibt, in welchem wir mit ihm ſprechen müſſen. Wie unendlich, nicht ſowohl in der Form als im Klang der Sprache, unterſcheidet ſich der Gebildete vom

Ungebildeten, und des Mädchens Töne waren ſo weich und zart, ihre kurzen Antworten oft ſo aus der tiefſten Seele geſprochen! Den ganzen Tag konnte ich dieſe Gedanken nicht los werden, ſogar Abends, in eine glänzende Geſellſchaft von Damen begleitete mich das arme Mädchen mit dem ſchwarzen Hütchen, dem grünen Schleier und dem unſcheinbaren Mantel.“

„In den nächſten Tagen ärgerte ich mich über meine Thorheit, welche ſchuld war, daß ich das Mädchen erſt nach acht Tagen wieder ſehen konnte; ich zählte die Stunden ab bis zu dem nächſten Freitag, und es war, als hätte jene Hauptſtadt der Welt, wie ſie ihre Bewohner nennen, nichts Reizendes mehr in ſich, als die Bettlerin vom Pont des Arts. Endlich, endlich erſchien der Freitag. Ich brauchte alle mögliche Liſt, um mich auf dieſen Abend von Faldner und den übrigen Freunden los zu machen, und trat, als es dunkel wurde, meinen Weg an. Ich hatte über eine Stunde zu gehen, und Zeit genug über meinen Gang nachzudenken. „Heute,“ ſagte ich zu mir, „heute wirſt du in's Reine kommen, was du von dieſer Perſon zu denken haſt; du wirſt ihr anbieten, mit ihr zu gehen, geht ſie, ſo haſt du dich ſchon das erſtemal betrogen. Auch das Geſicht muß ſie heute zeigen.“

„Ich war ſo eilends gegangen, daß es noch nicht einmal zehn Uhr war, als ich auf den place de l'école de médecine anlangte, und — auf eilf Uhr hatte ich ſie ja erſt beſtimmt. Ich trat noch in einen Kaffé, durchblätterte gedankenlos eine Schaar von Zeitungen —; endlich ſchlug es eilf Uhr.“

„Auf dem Platz waren wenige Menſchen, und ſoweit ich mein Auge anſtrengte, kein grüner Schleier zu ſehen. Ich hielt mich immer auf der Seite der Arzneiſchule, weil dort mehrere Laternen brannten. Die Momente ſolchen Erwartens ſind peinlich. Wenn ſie an deinem Geld genug hätte und gar nicht käme? wenn ſie deine Gutherzigkeit verlachte! dachte ich, als ich den Platz wohl ſchon zehnmal auf und abgegangen war. Es ſchlug halb zwölf, ſchon fing ich an über meine eigene Thorheit zu murren, da wehte im Schein einer Laterne etwa dreißig Schritte von mir, etwas Grünes; mein Herz pochte ungeſtümmer, ich eilte hin — ſie war es. „Guten Abend,“ ſagte ich, indem ich ihr die Hand bot, „ſchön, daß Sie doch Wort halten; ſchon glaubte ich, Sie werden nimmer kommen.“ Sie verbeugte ſich ohne meine Hand zu faſſen, und ging an meiner Seite hin; ſie ſchien ſehr gerührt: „Mein Herr, mein edler Landsmann,“ ſprach ſie mit bewegter Stimme, „ich mußte ja Wort halten, um Ihnen zu danken. Ich komme heute gewiß nicht, um Ihre Güte auf's Neue in Anſpruch zu nehmen. Ach, wie reich, wie freigebig haben Sie uns beſchenkt. Kann Sie der innige Dank einer Tochter, können die Gebete und Segenswünſche meiner kranken Mutter Sie entſchädigen?“

„Sprechen wir nicht davon,“ erwiederte ich; „wie geht es Ihrer Mutter?“ „Ich glaube wieder Hoffnung ſchöpfen zu dürfen,“ antwortete ſie, „der Arzt ſpricht zwar nichts Beſtimmtes aus, aber ſie ſelbſt fühlt ſich kräftiger. O wie danke ich Ihnen. Von Ihrem Geſchenk konnte ich ihr wieder kräftige Speiſen bereiten, und glauben Sie mir, der

Gedanke, daß es noch ſo gute Menſchen gibt, hat ſie beinahe eben ſo ſehr geſtärkt."

„Was ſagte Ihre Mutter, als Sie zu Hauſe kamen?" „Sie war ſehr in Sorgen um mich, weil es ſchon ſo ſpät war," erwiederte ſie, „ach, ſie hatte ſo ungern mir die Erlaubniß zu dieſem Gang gegeben, und malte ſich jetzt irgend ein Unglück vor, das mir begegnet ſey. Ich erzählte ihr Alles, aber als ich mein Tuch öffnete, und die Gaben, die ich geſammelt hatte, hervorzog und Gold dabei war, Gold unter den Kupfer- und Silberſtücken, da erſtaunte ſie, und —" ſie ſtockte und ſchien nicht weiter reden zu können; ich dachte mir, die Mutter habe Sie arger Dinge beſchuldigt, und forſchte weiter, aber mit rührender Offenheit geſtand ſie, „die Mutter habe geſagt, der großmüthige Landsmann müſſe entweder ein Engel oder ein Prinz geweſen ſeyn."

„Weder das Eine noch das Andere," ſagte ich ihr; „aber wie weit haben Sie ausgereicht? haben Sie noch Geld?"

„O wir haben noch," erwiederte ſie muthig, wie es ſcheinen ſollte, aber mir entging nicht, daß ſie vielleicht unwillkührlich dabei ſeufzte.

„Und was haben Sie noch?“ ſagte ich etwas beſtimmter und dringender.

„Wir haben eine Rechnung in der Apotheke davon bezahlt, und einen Monat am Hauszins, und der Mutter habe ich davon gekocht, es iſt aber immer noch übrig geblieben.“

Wie ärmlich mußten Sie wohnen, wenn ſie von dieſem Gelde eine Apothekerrechnung, einen Monat Hauszins bezahlen, und acht Tage lang kochen konnten! „Ich will aber genau wiſſen,“ fuhr ich fort, „was und wie viel Sie noch haben.“

„Mein Herr!“ ſagte ſie, indem ſie beleidigt einen Schritt zurücktrat.

„Mein gutes Kind, das verſtehen Sie nicht,“ erwiederte ich, indem ich ihr näher trat; „oder Sie wollen es ſich aus übertriebenem Zartgefühl nicht geſtehen; ich frage Sie ernſtlich, wenn Sie mit den Paar Franken zu Rande ſind, haben Sie Hülfe zu erwarten?“

„Nein,“ ſagte ſie ſchüchtern und weich; „keine.“

„Denken Sie an Ihre Mutter und verſchmähen Sie meine Hülfe nicht!“ Ich hatte ihr bei dieſen Worten meine Hand geboten; ſie ergriff ſie haſtig, drückte ſie an ihr Herz und pries meine Güte.

„Nun wohlan, ſo können Sie,“ fuhr ich fort, indem ich ihren Arm in den meinigen legte; „ich kam leider nicht gerade von Hauſe, als ich hieher kam, und hatte mich nicht verſehen; Sie werden daher die Güte haben, mich einige Straßen zu begleiten bis in meine Wohnung, daß ich Ihnen für die Mutter etwas mitgebe.“ Sie ließ ſich ſchweigend weiter führen, und ſo angenehm mir der Gedanke war, ſie noch ferner unterſtützen zu können, ſo war doch mein Gefühl beinahe beleidigt, als ſie ſo ganz ohne Sträuben mitging, Nachts in die Wohnung eines Mannes; aber wie ganz anders kam es als ich dachte. Wir mochten wohl etwa zwei oder dreihundert Schritte fortgegangen ſeyn, da ſtand ſie ſtille und entzog mir ihren Arm. „Nein, es kann, es darf nicht ſeyn,“ rief ſie in Thränen ausbrechend. „Was betrübt Dich auf einmal?“ fragte ich verwundert, „was darf nicht ſeyn?“

„Nein, ich gehe nicht mit, ich darf nicht mit Ihnen gehen.“

„Aber mein Gott,“ erwiederte ich, indem ich mich etwas aufgebracht ſtellte; „Sie haben doch wahrhaftig ſehr wenig Vertrauen zu mir; wenn nicht Ihre Mutter wäre, gewiß ich ginge jetzt von Ihnen, denn Sie kränken mich.“

Sie nahm meine Hand, ſie drückte ſie bewegt. „Habe ich Sie denn beleidigt?“ rief ſie, „o Gott weiß, das wollte ich nicht; verzeihen Sie einem armen unerfahrenen Mädchen; Sie ſind ſo großmüthig, und ich ſollte Sie beleidigen?“

„Nun denn ſo komm',“ ſagte ich, indem ich ſie weiter zog, „es iſt keine Zeit zu verlieren, es iſt ſpät und der Weg iſt weit.“ Aber ſie blieb ſtehen, weinte und flüſterte: „Nein, um keinen Preis gehe ich weiter.“

„Aber vor wem fürchteſt Du dich denn? Es kennt Dich ja kein Menſch, es ſieht Dich ja keine Seele; Du kannſt getroſt mit mir kommen.“

„Ich bitte Sie um Gottes willen, laſſen Sie mich. Nein, nein, es darf nicht ſeyn, dringen Sie nicht weiter in mich." Sie zitterte; ich fühlte wohl, wenn ich ihr die Noth der Mutter noch einmal recht dringend vorſtellte, ſo ging ſie mit, aber die Angſt des Mädchens rührt mich tief.

„Gut, ſo bleiben Sie hier," ſprach ich; „aber ſagen Sie mir, können Sie vielleicht arbeiten?"

„O ja, mein Herr," erwiederte ſie, ihre Thränen trocknend.

„Könnten Sie vielleicht meine feinere Wäſche beſorgen?"

„Nein," antwortete ſie ſehr beſtimmt. „Dazu ſind wir nicht eingerichtet."

„Hier iſt ein weißes Tuch," fuhr ich fort; „können Sie mir vielleicht ein halb Dutzend beſorgen und fertig machen?"

Sie beſah das Tuch und ſagte: „mit Vergnügen, und recht fein will ich es nähen!" Zu meiner eigenen Beſchämung mußte ich jetzt dennoch Geld hervorziehen, obgleich ich es vorhin verläugnet hatte.

„Kaufen Sie ſechs ſolcher Tücher," fuhr ich fort, „und können Sie wohl drei davon bis Sonntag Abend fertig machen?" Sie verſprach es; ich gab ihr noch etwas für die Mutter, und ſagte ihr, daß ich heute darauf nicht eingerichtet ſey, aber Sonntag mehr thun könne. Sie dankte innig; es ſchien ſie zu freuen, daß ich ihr Arbeit gegeben, denn noch einmal plauderte ſie davon, wie ſchön ſie die Tücher machen wolle, ja wenn ich nicht irre, ſo fragte ſie mich ſogar, ob ſie nicht einen engliſchen Saum einnähen dürfe? Ich ſagte ihr alles zu, aber als ſie nun Abſchied nehmen wollte, hielt ich ſie noch feſt. „Eines müſſen Sie mir übrigens noch zu Gefallen thun," ſprach ich, „Sie können es gewiß und leicht."

„Und was?" fragte ſie; „wie gerne will ich alles für Sie thun."

„Laſſen Sie mich dieſen neidiſchen Schleier aufheben, und Ihr Geſicht ſehen, daß ich doch eine Erinnerung an dieſen Abend habe."

Sie wich mir aus und hielt ihren Schleier feſter; „bitte, laſſen Sie das," erwiederte ſie, und ſchien ein wenig mit ſich ſelbſt zu kämpfen; „Sie haben ja die ſchöne Erinnerung an Ihre Wohlthaten; die Mutter hat mir ſtreng verboten, den Schleier zu lüften, und ich verſichere Sie," ſetzte ſie hinzu, „ich bin häßlich wie die Nacht, Sie würden nur erſchrecken!"

Aber dieſer Widerſtand reizte mich nur noch mehr; ein wirklich häßliches Mädchen, dachte ich, ſpricht nicht ſo von ihrer Häßlichkeit, ich wollte den Schleier faſſen, aber wie ein Aal war ſie entwiſcht; „Dimanche! à revoir!" rief ſie; und eilte davon. Erſtaunt blickte ich ihr nach, etwa fünfzig Schritte von mir blieb ſie ſtehen, winkte mir mit meinem weißen Tuch, und rief mit ihrer ſilberhellen Stimme: „Gute Nacht."

25.

„In den nächſten Tagen beſchäftigte mich der Gedanke, welchem Stand das Mädchen wohl angehören könnte. Je lebhafter ich mir ihre gebildete Sprache, ihren zarten Sinn zurückrief, deſto höher ſteigerte ich ſie in meinen Gedanken. Darüber wenigſtens mußte ſie mir Gewißheit geben, nahm ich mir vor, und beſchloß mich nicht wieder ſo abſpeiſen zu laſſen, wie mit dem Schleier. Der Sonntag kam; Du wirſt dich noch jenes Nachmittags erinnern Faldner, wo wir mit den Freunden in Montmorency im Garten des großen Dichters ſaßen. Ihr wolltet ſpät in der Nacht zu Hauſe fahren, und ich trieb immer zu einer frühen Rückfahrt, und als Ihr dennoch bliebet, da machte ich mich trotz eures Scheltens davon. Freilich glaubteſt Du damals nicht, was ich vorgab, ich könne die Nachtluft nicht vertragen, aber daß ich zu einem Rendez-vous mit der Bettlerin vom Pont des Arts eile, konnteſt Du auch nicht denken? Sie war dießmal die erſte auf dem Platz, und weil ſie mir die Tücher zu bringen hatte, war ſie ſchon bange geworden, ich könnte ſie verfehlt haben, und glauben, ſie werde nicht Wort halten. Mit beinahe kindiſcher Freude, und wie es mir ſchien, noch größerem Zutrauen als früher, plauderte ſie, indem ſie mir bei'm Schein einer Straßen-Laterne die Tücher zeigte."

„Sie ſchien es gerne zu hören, daß ich ihre feine Arbeit lobte. „Sehen Sie, auch Ihren Namen habe ich herein gezeichnet:" ſagte ſie, indem ſie das zierliche E. v. F. in der Ecke vorwies. Dann wollte ſie mir eine Menge Silbergeld als Ueberſchuß zurückgeben, und nur meine beſtimmte Erklärung, daß ſie mich dadurch beleidige, konnte ſie bewegen es als Arbeitslohn anzunehmen.

Ich beſtellte auf's Neue wieder Arbeit, weil ich ſah, daß dem zarten Sinn des Mädchens ein ſolcher Weg meiner Gaben mehr zuſagte, und dießmal waren es Jabots und Manchetten, die ich beſtellte. Ihre Mutter war nicht kränker geworden, konnte aber das Bett noch nicht verlaſſen; doch ſchon dieſer Mittelzuſtand erſchien ihr tröſtlich. Als die Mutter abgehandelt war, wagte ich es, ſie geradehin zu fragen, wie denn eigentlich ihre Verhältniſſe ſeyen.

Die Geſchichte, die ſie mir in wenigen Worten preiß gab, iſt in Frankreich ſo alltäglich, daß ſie beinahe jedem Armen zum Aushängeſchild dienen muß. Ihr Vater war Officier in der großen Armee geweſen, war nach der erſten Reſtauration der Bourbons auf halben Sold geſetzt worden, hatte nachher während der hundert Tage wieder Parthei ergriffen, und war bey Mont St. Jean mit den Garden gefallen. Er mochte ziemlich unvorſichtig gehandelt haben, denn ſeine Wittwe verlor die

Penſion, und lebte von da an ärmlich und elend. In den zwei letzten Jahren friſteten ſie ihr Leben meiſt vom Verkauf ihrer geringen Habe, und waren jetzt eben an jenen äußerſten Grad des Elends gekommen, wo dem Armen nichts übrig bleibt, als aus der Welt zu gehen.

Ich fragte das Mädchen, ob ſie nicht ihr Verhältniß hätte beſſern können, wenn ſie etwa ihre Mutter auf andere Weiſe zu unterſtützen geſucht hätte.

„Sie meinen, wenn ich einen Dienſt genommen hätte?“ erwiederte ſie ohne alle Empfindlichkeit; „ſehen Sie, das war nicht möglich. Vor der Krankheit der Mutter war ich viel zu jung, kaum vierzehn Jahre vorüber, und dann wurde ſie auf einmal ſo elend, daß ſie das Bett nicht verlaſſen konnte; da brauchte ſie alſo immer jemand um ſich, und konnte ich denn ihre Pflege einer fremden überlaſſen? ja wenn ſie geſund geblieben wäre, da hätte ich mit Freuden alle unſere früheren Verhältniſſe verläugnet, wäre etwa in einen Putzladen gegangen oder als Gouvernante in ein anſtändiges Haus, denn ich habe Manches gelernt, mein Herr! aber ſo ging es ja nicht!“

Auch dießmal bat ich vergeblich den Schleier zu lüften. Die Andeutungen, die ſie über ihr Alter gegeben, reizten mich, ich geſtehe es, nur noch mehr, das Geſicht dieſes Mädchens zu ſehen, die wenig über ſechzehn Jahre haben konnte; aber ſie bat mich ſo dringend davon abzulaſſen, ihre Mutter habe ihr ſo triftige Gründe angegeben, daß es nimmer geſchehen könne.

Wir trafen uns von da an alle drei Tage. Ich hatte immer einige kleine Arbeiten für ſie, und pünktlich war ſie damit fertig. Je feſter ich in dem Betragen blieb, das ich einmal gegen ſie angenommen, je ſtrenger ich mich immer in den Gränzen des Anſtandes hielt, deſto zutraulicher und offener wurde das gute Mädchen. Sie geſtand mir ſogar, daß ſie zu Hauſe die drei Tage über immer an den nächſten Abend denke; und ging es mir denn anders? Tag und Nacht beſchäftigte ich mich mit dieſem ſonderbaren Weſen, das mir durch ſeinen gebildeten Geiſt, durch ſein liebenswürdiges Zartgefühl, durch ſein eigenthümliches Verhältniß zu mir, immer intereſſanter wurde.

Der Frühling war indeſſen völlig heraufgekommen, und die Zeit war da, die ich mit Faldner ſchon längſt zu einer Reiſe nach England feſtgeſetzt hatte. Mancher hält es vielleicht für thöricht, was ich ausſpreche, aber wahr iſt es, daß ich an dieſe Reiſe nur mit Widerwillen dachte; Paris an ſich hatte nichts Intereſſantes mehr für mich; aber jenes Mädchen hatte alle meine Sinne ſo gefangen genommen, daß ich einer längeren Trennung nur mit Wehmuth entgegen ſah. Ausweichen konnte ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, denn es war ſonſt kein bündiger Grund vorhanden, die Reiſe aufzuſchieben; ich ſchämte mich ſogar vor mir ſelbſt, und ſtellte mir die ganze Thorheit meines Treibens vor; ich beſchloß die Abreiſe, aber gewiß hat ſich wohl keiner je ſo wenig auf England gefreut als ich.

26.

Acht Tage zuvor ſagte ich es dem Mädchen, ſie erſchrack, ſie weinte. Ich bat ſie ihre Mutter zu fragen, ob ich ſie nicht beſuchen dürfe, ſie ſagte es zu. Das nächſte Mal aber brachte ſie mir ſehr betrübt die Antwort, daß mich ihre Mutter bitten laſſe, dieſen Beſuch aufzugeben, der für ihren Gemüthszuſtand allzu angreifend ſeyn würde. Ich hatte jenen Beſuch eigentlich nur darum nachgeſucht, um mein Mädchen bei Tag und ohne Schleier zu ſehen; ich verlangte dieß alſo auf's Neue wieder; aber ſie bat mich, am Abend vor meiner Abreiſe noch einmal zu kommen, ſie wolle ihre Mutter ſo lang beſtürmen, bis ſie die Erlaubniß erhalte, den Schleier aufzuheben. Unvergeßlich wird mir immer dieſer Abend ſeyn. Sie kam, und meine erſte Frage war, ob die Mutter es erlaubt habe; ſie ſagte ja, und hob von ſelbſt den Schleier auf. Der Mond ſchien helle, und zitternd, begierig blickte ich unter den Hut. Aber die Erlaubniß ſchien nur theilweiſe gegeben zu ſeyn, denn meine Schöne trug ſogenannte Venezianer-Augen, die den obern Theil ihres Geſichtes verhüllten. Doch wie ſchön, wie reizend waren die Partien, welche frei waren! eine feine, zierliche Naſe, ſchöngeformte blühende Wangen, ein kleiner, lieblicher Mund, ein Kinn wie aus Wachs geformt, und ein ſchlanker blendend weißer Hals. Ueber die Augen konnte ich nicht recht in's Reine kommen, aber ſie ſchienen mir dunkel und feurig.

Sie erröthete, als ich ſie lange, entzückt betrachtete; „werden Sie mir nicht böſe,“ flüſterte ſie, „daß ich dieſe Halbmaske vernahm; die Mutter wollte es von Anfang ganz abſchlagen, nachher geſtattete ſie es nur unter dieſer Bedingung; ich war ſelbſt recht ärgerlich darüber, aber ſie ſagte mir einige Gründe, die mir einleuchteten.“

„Und was ſind dieſe Gründe?“ fragte ich.

„Ach mein Herr!“ erwiederte ſie wehmüthig, „Sie werden ewig in unſerem Herzen leben, aber Sie ſelbſt ſollen uns ganz vergeſſen; Sie ſollen mich nie, nie wieder ſehen, oder wenn Sie mich auch ſehen, nicht erkennen!“

„Und meinen Sie denn, ich werde Ihre ſchönen Züge nicht wieder erkennen, wenn ich auch Ihre Augen, Ihre Stirne nicht ſehen darf?“

„Die Mutter meint,“ antwortete ſie,

„das ſey nicht wohl möglich; denn, wenn man ein Geſicht nur zur Hälfte geſehen, ſey das Wiedererkennen ſchwer.“

„Und warum ſoll ich Dich denn nicht wieder ſehen, nicht wieder erkennen?“

Sie weinte bei dieſer Frage, ſie drückte meine Hand und ſagte: „es darf ja nicht ſeyn! was kann Ihnen denn daran liegen, ein unglückliches Mädchen wieder zu erkennen; und — nein die Mutter hat recht; es iſt beſſer ſo!“

Ich ſagte ihr, daß meine Reiſe nicht lange dauern werde; daß ich vielleicht ſchon nach zwei Monaten wieder in Paris ſeyn könne, daß ich ſie wieder zu ſehen hoffe. Sie weinte heftiger und verneinte es. Ich drang in ſie, mir zu ſagen, warum ſie glaube, ich werde ſie nicht mehr ſehen.

„Mir ahnt,“ erwiederte ſie, „ich ſehe Sie heute zum letztenmal; ich glaube meine Mutter wird nicht lange mehr leben, der Arzt ſagte es mir geſtern und dann iſt ja alles vorbei! und wenn ſie auch länger lebt, in London werden Sie ein ſo armes Geſchöpf, wie ich bin, lange vergeſſen.“

Ihr Schmerz machte mich unendlich weich; ich ſprach ihr Muth ein; ich gelobte ihr, ſie gewiß nicht zu vergeſſen; ich nahm ihr das Verſprechen ab, immer den erſten und fünfzehnten eines jeden Monats auf dieſen Platz zu kommen, damit ich ſie wieder finden könnte; ſie ſagte es unter Thränen lächelnd zu, als ob ſie wenig Hoffnung hätte. „Nun ſo lebe wohl auf Wiederſehen, ſagte ich, indem ich ſie in meine Arme ſchloß und einen kleinen, einfachen Ring an ihre Hand ſteckte, lebe wohl und denke an mich und vergiß nicht den erſten und fünfzehnten.“

„Wie könnte ich Sie vergeſſen!“ rief ſie, indem ſie weinend zu mir aufblickte. „Aber ich werde Sie nimmer wieder ſehen; Sie nehmen Abſchied auf immer.“

Ich konnte mich nicht enthalten, ihren ſchönen Mund zu küſſen; ſie erröthete, ließ es aber geduldig geſchehen; ich ſteckte ihr einen Treſorſchein in die kleine Hand, ſie ſah mich noch einmal recht aufmerkſam an und drückte ſich heftiger an mich. „Auf Wiederſehen,“ ſprach ich, indem ich mich ſanft aus ihren Armen wand. Der letzte Moment des Abſchieds ſchien ihr Muth zu geben; ſie zog mich noch einmal an ihr Herz, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen, „auf immer! Lebe wohl auf immer,“ rief ſie ſchmerzlich, riß ſich los und eilte über den Platz hin.

Ich habe ſie nicht wieder geſehen! Nach einem Aufenthalt von drei Monaten kehrte ich von London nach Paris zurück; ich ging am 15ten auf den Platz de l'École de Médecine, ich wartete über eine Stunde, mein Mädchen erſchien nicht. Noch oft am 1ſten und 15ten wiederholte ich dieſe Gänge, wie oft ging ich durch die Straße St. Séverin, blickte an den Häuſern hinauf, fragte wohl auch nach einer armen, deutſchen Frau und ihrer Tochter, aber ich habe nie wieder etwas von ihnen erfahren, und das reizende Weſen hatte recht, als ſie mir beim Abſchied zurief: „auf immer.“

27.

Der junge Mann hatte ſeine Erzählung mit einem Feuer vorgetragen, das ihr große

Wahrheit verlieh und wenigſtens auf den weiblichen Theil der Geſellſchaft tiefen Eindruck zu machen ſchien. Joſephe weint heftig und auch die andern Fräulein und Frauen wiſchten ſich hin und wieder die Augen. Die Männer waren ernſter geworden, und ſchienen mit großem Intereſſe zuzuhören, nur der Baron lächelte hin und wieder ſeltſam, ſtieß bei dieſer oder jener Stelle ſeinen Nachbar an und flüſterte ihm ſeine Bemerkungen zu. Jetzt, als Fröben geſchloſſen hatte, brach er in lautes Gelächter aus; „das heiße ich mir ſich gut aus der Affaire ziehen!“ rief er, „ich hab’ es ja immer geſagt, mein Freund iſt ein Schlaukopf. Seht nur, wie er die Damen zu rühren wußte, der Schelm! wahrhaftig meine Frau heult, als habe ihr der Pfarrer die Abſolution verſagt. Das iſt köſtlich, auf Ehre! Dichtung und Wahrheit! ja das haſt Du Deinem Göthe abgelauſcht, Dichtung und Wahrheit, es iſt ein herrlicher Spaß.“

Fröben fühlte ſich durch dieſe Worte aufs neue verletzt; „ich ſagte Dir ſchon, ſagte er unmuthig, daß ich die Dichtung oder Erdichtung gänzlich bei Seite ließ und nur die Wahrheit ſagte; ich hoffe, Du wirſt es als ſolche anſehen.“

„Gott ſoll mich bewahren!“ lachte der Baron. „Wahrheit! das Mädchen haſt Du Dir unterhalten, Beſter, das iſt die ganze Geſchichte, und aus Deinen Abendbeſuchen bei Ihr haſt Du uns einen kleinen Roman gemacht. Aber gut erzählt, gut erzählt, das laſſe ich gelten.“

Der junge Mann erröthete vor Zorn; er ſah, wie Joſephe ihren Gatten ſtarr und ängſtlich anſah; er glaubte zu ſehen, daß auch ſie vielleicht ſeinen Argwohn theile und ſchlecht von ihm denke; die Achtung dieſer Frau wenigſtens wollte er ſich durch dieſe gemeinen Scherze nicht nehmen laſſen. „Ich bitte, ſchweigen wir davon,“ rief er, „ich habe nie in meinem Leben Urſache gehabt, irgend etwas zu bemänteln oder zu entſtellen, kann es aber auch nicht dulden, wenn andere mir dieſes Geſchäft abnehmen wollen. Ich ſage Dir zum letztenmal, Faldner, daß ſich, auf mein Wort, alles ſo verhält, wie ich es erzählte.“

„Nun dann ſey es Gott geklagt,“ erwiederte jener, indem er die Hände zuſammenſchlug; „dann haſt Du aus lauter übertriebenem Edelſinn und theoretiſcher Zartheit ein Paar Hundert Franks an ein liſtiges Freudenmädchen weggeworfen, das Dich durch ein gewöhnliches Hiſtörchen von Elend und kranker Mutter köderte; haſt nichts davon gehabt als einen armſeligen Kuß! Armer Teufel! in Paris ſich von einer Metze ſo zum Narren halten zu laſſen.“

Noch mehr als die vorige Beſchuldigung reizte den jungen Mann dieſes ſpöttiſche Mitleid und das Gelächter der Geſellſchaft auf, die auf ſeine Koſten den ſchlechten Witz des Barons applaudirte. Er wollte eben aufs tiefſte gekränkt die Geſellſchaft verlaſſen, als ein ſonderbarer, ſchrecklicher Anblick ihn zurückhielt. Joſephe war, bleich wie eine Leiche, langſam aufgeſtanden; ſie ſchien ihrem Gatten etwas erwiedern zu wollen, aber in demſelben Moment ſank ſie ohnmächtig, wie todt zuſammen. Beſtürzt ſprang man auf, alles rannte durcheinander, die Frauen richteten die Ohnmächtige auf, die Männer fragten ſich verwirrt, wie dieß denn ſo plötzlich gekommen ſey, Fröben hatte der Schrecken beinahe ſelbſt ohnmächtig gemacht und der Baron murmelte Flüche über die zarten Nerven der Weiber, ſchalt auf die gränzenloſe Dezenz, auf die ängſtliche Beobachtung des Anſtandes, wovon man ohnmächtig werde, ſuchte bald die Geſellſchaft zu beruhigen, bald rannte er wieder zu ſeiner Frau; alles ſprach, rieth, ſchrie zuſammen und keiner hörte, keiner verſtand den andern.

Joſephe kam nach einigen Minuten wieder zu ſich; ſie verlangte nach ihrem Zimmer, man brachte ſie dahin und die Mädchen und Frauen drängten ſich neugierig und geſchäftig nach; ſie gaben hunderterlei Mittel an, die wider die Ohnmacht zu gebrauchen, ſie erzählten, wie es ihnen da oder dort daſſelbe begegnet, ſie wurden darüber einig, daß die große Anſtrengung der Frau von Faldner, die vielen Sorgen und Geſchäfte an dieſem Tage dieſen Zufall nothwendig habe herbeiführen müſſen, und die Sorge, der Baron möchte ſich vielleicht blamiren, da er ohnedieß ſchon recht unanſtändig geweſen, habe die Sache noch beſchleunigt.

Der Baron ſuchte indeſſen unter den Männern die vorige Ordnung wieder herzuſtellen.

Er ließ fleißig einſchenken, trank dieſem oder jenem tapfer zu, und ſuchte ſich und ſeine Gäſte mit allerlei Troſtgründen zu beruhigen. „Es kömmt von nichts," rief er, „als von dem Unweſen der neuern Zeit; jede Frau von Stande hat heutzutage ſchwache Nerven, und wenn ſie die nicht hat, ſo gilt ſie nicht für vornehm; ohnmächtig werden gehört zum guten Ton; der Teufel hat dieſe verrückten Einrichtungen erfunden. Und auch daher kömmt es, daß man nichts mehr beim rechten Namen nennen darf. Alles ſoll ſo überaus zart, dezent, fein, manierlich hergehen, daß man darüber aus der Haut fahren möchte. Da hat ſie ſich jetzt alterirt, daß ich einigen Scherz riskirte, was doch die Würze der Geſellſchaft iſt; daß ich über dergleichen zarte, feingefühlige Geſchichten nicht außer mir kam vor Rührung und Schmerz und mir einige practiſche Conjecturen erlaubte. Was da! unter Freunden muß dergleichen erlaubt ſeyn! Und ich hätte Dich für geſcheuter gehalten, Freund Fröben, als daß Du nur dergleichen übel nehmen könnteſt."

Aber der, an den der Baron den letzten

Theil ſeiner Rede richtete, war längſt nicht mehr unter den Gäſten, Fröben war auf ſein Zimmer gegangen im Unmuth, im Groll auf ſich und die Welt. Noch konnte er ſich dieſen ſonderbaren Auftritt nicht ganz enträthſeln, ſeine Seele halb noch aufgeregt von dem Zorn über die Rohheit des Freundes, halb ergriffen von dem Schrecken über den Unfall der Freundin war noch zu voll, zu ſtürmiſch bewegt, um ruhigeren Gedanken und der Ueberlegung Raum zu geben. „Wird auch ſie mir nicht glauben,“ ſprach er kummervoll zu ſich, „wird auch ſie den ſchnöden Worten ihres Gatten mehr Gewicht geben, als der einfachen ungeſchmückten Wahrheit, die ich erzählte? Was bedeuteten jene ſeltſamen Blicke, womit ſie mich während meiner Erzählung zuweilen anſah? wie konnte ſie dieſe Begebenheit ſo tief ergreifen, daß ſie erbleichte, zitterte? ſollte es denn wirklich wahr ſeyn, daß ſie mir gut iſt, daß ſie innigen Antheil an mir nimmt, daß ſie verletzt wurde von dem Hohn des Freundes, der mich ſo tief in ihren Augen herabſetzen mußte? Und was wollte ſie denn als ſie aufſtand, als ſie ſprechen wollte? wollte ſie den unſchicklichen Reden Faldners Einhalt thun oder wollte ſie mich ſogar vertheidigen?“

Er war unter dieſen Worten heftig im Zimmer auf- und abgegangen, ſein Blick fiel jetzt auf die Rolle, die jenes Bild enthielt, er rollte es auf, er ſah es bitter lächelnd an. „Und wie konnte ich mich auch von einem Gefühl der Beſchämung hinreißen laſſen, mein Herz Menſchen aufzuſchließen, die es doch nicht verſtehen, von Dingen zu reden, die ſolch überaus vornehmen Leuten ſo fremd ſind; das Schlechte, das Gemeine iſt ihnen ja lieber, ſcheint ihnen natürlicher als das Außerordentliche; wie konnte ich von deinen lieben Wangen, von deinen ſüßen Lippen zu dieſen Puppen ſprechen? O du armes, armes Kind; wie viel edler biſt Du in deinem Elend als dieſe Fuchsjäger und ihr Gelichter, die wahren Jammer und verſchämte Armuth nur vom Hörenſagen kennen und jede Tugend, die ſich über das Gemeine erhebt als Mährchen verlachen! Wo Du jetzt ſeyn magſt? und ob Du des Freundes noch gedenkſt und jener Abende, die ihn ſo glücklich machten!“

Seine Augen gingen über, als er das Bild betrachtete, als er bedachte, welch bitteres Unrecht die Menſchen heute dieſem armen Weſen angethan. Er wollte ſeine Thränen unterdrücken, aber ſie ſtrömten nur noch heftiger. Es gab eine Stelle in der Bruſt des jungen Mannes, wohin, wie in ein tiefes Grab, ſich alle Wehmuth, alle zurückgedrängten Thränen des Grames ſtill und auf lange verſammelten; aber Momente, wie dieſer, wo die Schmerzen der Erinnerung und ſeine Hoffnungsloſigkeit ſo ſchwer über ihn kamen, ſprengten die Decke dieſes Grabes und ließen den langverhaltenen Kummer um ſo mächtiger überſtrömen, je mehr ſein gebrochener Muth in Wehmuth überging.

28.

Fröben überdachte am andern Morgen die Vorfälle des geſtrigen Tages, und war mit ſich uneinig, ob er nicht lieber jetzt gleich ein Haus verlaſſen ſollte, wo ihn ein längerer Aufenthalt vielleicht noch öfter ſolchen Unannehmlichkeiten ausſetzte, als die Thüre aufging und der Baron niedergeſchlagen und beſchämt hereintrat. „Du biſt geſtern Abend nicht zu Tiſch gekommen, Du haſt Dich heute noch nicht ſehen laſſen,“ hub er an, indem er näher kam, „Du zürnſt mir; aber ſey vernünftig und vergib mir; ſiehe es ging mir wunderlich; ich hatte den Tag über zuviel Wein getrunken, war erhitzt und Du kennſt meine ſchwache Seite, da kann ich das Necken nicht laſſen. Ich bin geſtraft genug, daß der ſchöne Tag ſo elend endete und daß mein Haus jetzt vier Wochen lang das Geſpräch der Umgegend ſeyn wird. Verbittere mir nicht vollends das Leben und ſey mir wieder freundlich wie zuvor.“

„Laſſe lieber die ganze Geſchichte ruhen,“ entgegnete Fröben finſter, indem er ihm die Hand bot; „ich liebe es nicht, über dergleichen mich noch weiter auszuſprechen; aber morgen will ich fort, weiter; hier bleibe ich nicht länger.“

„Seyd doch kein Narr!“ rief Faldner, der dieß nicht erwartet hatte und ernſtlich erſchrack; „wegen einer ſolchen Scene gleich aufbrechen zu wollen! ich ſagte es ja immer, daß Du ein ſolcher Hitzkopf biſt. Nein, daraus wird nichts; und haſt Du mir nicht verſprochen zu warten, bis Briefe da ſind vom Don in W.? Nein, Du darfſt mir nicht ſchon wieder weggehen; und wegen der Geſellſchaft haſt Du Dich nicht zu ſchämen, ſie Alle, beſonders die Frauen, ſchalten mich tüchtig aus, ſie gaben Dir völlig recht und ſagten, ich ſey an Allem Schuld."

„Wie geht es Deiner Frau?" fragte Fröben, um dieſen Erinnerungen auszuweichen.

„Ganz hergeſtellt, es war nur ſo ein kleiner Schrecken, weil ſie fürchtete, wir werden ernſtlich aneinander gerathen; ſie wartet mit dem Frühſtück auf Dich; komm jetzt mit herunter und ſey vernünftig und nimm Raiſon an. Ich muß ausreiten, nimm es mir nicht übel, die Mühle kömmt heute in Gang. Du biſt alſo wieder ganz, wie zuvor?"

„Nun ja doch!" ſagte der junge Mann ärgerlich; „laß doch einmal die ganze Geſchichte ruhen." Er folgte mit ſonderbaren Gefühlen, die er ſelbſt nicht recht zu deuten wußte, dem Baron, der vergnügt über die ſchnelle Verſöhnung ſeines Freundes ihm voraneilte, ſeiner Frau ſchnell berichtete, was er ausgerichtet habe und dann das Schloß verließ, um ſeine Mühle in Gang zu bringen.

Hatte ſich denn heute auf einmal alles ſo ganz anders geſtaltet, oder war nur er ſelbſt anders geworden; Joſephens Züge, ihr ganzes Weſen ſchien Fröben verändert, als er bei ihr eintrat. Eine ſtille Wehmuth, eine weiche Trauer ſchien über ihr Antlitz ausgegoſſen und doch war ihr Lächeln ſo hold, ſo traulich, als ſie ihn willkommen hieß. Sie ſchrieb ihr geſtriges Uebel allzugroßer Anſtrengung zu und ſchien überhaupt von dem ganzen Vorfall nicht gerne zu ſprechen. Aber Fröben, dem an der guten Meinung ſeiner Freundin ſo viel lag, konnte es nicht ertragen, daß ſie beinahe gefliſſentlich ſeine Erzählung gar nicht berührte: „Nein,“ rief er, „ich laſſe Sie nicht ſo entſchlüpfen, gnädige Frau! An dem Urtheil der andern über mich lag mir wenig; was kümmert es mich, ob ſolche Alltagsmenſchen mich nach ihrem gemeinen Maßſtab meſſen! Aber wahrhaftig, es würde mich unendlich ſchmerzen, wenn auch Sie mich falſch beurtheilten, wenn auch Sie Gedanken Raum gäben, die mich in Ihren

Augen ſo tief herabſetzen müſſen, wenn auch Sie die Wahrheit jener Erzählung bezweifelten, die ich freilich ſolchen Ohren nie hätte preisgeben ſollen. O ich beſchwöre Sie, ſagen Sie recht aufrichtig, was Sie von mir und jener Geſchichte denken?"

Sie ſah ihn lange an; ihr ſchönes großes Auge füllte ſich mit Thränen, ſie drückte ſeine Hand: „O Fröben; was ich davon denke?" ſagte ſie, „und wenn die ganze Welt an der Wahrheit zweifeln würde, ich wüßte dennoch gewiß, daß Sie wahr geſprochen! Sie wiſſen ja nicht, wie gut ich Sie kenne!"

Er erröthete freudig und küßte ihre Hand; „wie gütig ſind Sie, daß Sie mich nicht verkennen. Und gewiß, ich habe alles, alles genau nach der Wahrheit erzählt."

„Und dieſes Mädchen," fuhr ſie fort, „iſt wohl dieſelbe, von welcher Sie mir letzthin ſagten? Erinnern Sie ſich nicht, als wir von Victor und Klothilde ſprachen, daß Sie mir geſtanden, Sie lieben hoffnungslos? Iſt es dieſelbe?"

„Sie iſt es," erwiederte er traurig; „Nein, Sie werden mich wegen dieſer Thorheit nicht auslachen; Sie fühlen zu tief, als daß Sie dieß lächerlich finden könnten. Ich weiß alles, was man dagegen ſagen kann, ich ſchalt mich ſelbſt oft genug einen Thoren, einen Phantaſten, der einem Schatten nachjage; ich weiß ja nicht einmal ob ſie mich liebt. —"

„Sie liebt Sie!" rief Joſephe unwillkührlich aus; doch über ihre eigenen Worte erröthend ſetzte ſie hinzu: „ſie muß Sie lieben; glauben Sie denn, ſoviel Edelmuth müſſe nicht tiefen Eindruck auf ein Mädchenherz von ſiebzehn Jahren machen und in allen ihren Aeußerungen, die ſie uns erzählten, liegt, es müßte mich alles trügen, oder es liegt gewiß ein bedeutender Grad von Liebe darin."

Der junge Mann ſchien mit Entzücken auf ihre Worte zu lauſchen; „wie oft rief ich mir dieß ſelbſt zu, ſprach er, wenn ich ſo ganz ohne Troſt war und traurig in die Vergangenheit blickte; aber wozu denn? vielleicht nur um mich noch unglücklicher zu machen! Ich habe oft mit mir ſelbſt gekämpft, habe im Gewühl der Menſchen Zerſtreuung, im Drang der Geſchäfte Betäubung geſucht, es wollte mir nie gelingen. Immer ſchwebte mir jenes holde unglückliche Weſen vor; mein einziger Wunſch war, ſie nur noch einmal zu ſehen. Es iſt noch jetzt mein Wunſch, ich darf es Ihnen geſtehen, denn Sie wiſſen mein Gefühl zu würdigen; auch dieſe Reiſe unternahm ich nur, weil meine Sehnſucht mich hinaus trieb, ſie zu ſuchen, ſie noch einmal zu ſehen. Und wie ich denn ſo recht über dieſen Wunſch nachdenke, ſo finde ich mich ſogar oft auf dem Gedanken, ſie auf immer zu beſitzen! — Sie blicken weg, Joſephe? O ich verſtehe; Sie denken, ein Geſchöpf, das ſo tief im Elend war, deſſen Verhältniſſe ſo zweideutig ſind, dürfe ich nie wählen; Sie denken an das Urtheil der Menſchen; an alles dieß habe auch ich recht oft gedacht, aber ſo wahr ich lebe, wenn ich ſie ſo wieder fände, wie ich ſie verlaſſen, ich würde niemand als mein Herz fragen. Würden Sie mich denn ſo ſtrenge beurtheilen, Joſephe?"

Sie antwortet ihm nicht; noch immer abgewandt, ihre Stirne in die Hand geſtützt, bot ſie ihm ein Buch hin und bat ihn vorzuleſen. Er ergriff es zögernd, er ſah ſie fragend an; es war das einzigemal, daß er ſich in ihr Betragen nicht recht zu finden wußte; aber ſie winkte ihm zu leſen und er folgte, wiewohl er gerne noch länger ſein Herz hätte ſprechen laſſen. Er las von Anfang zerſtreut; aber nach und nach zog ihn der Gegenſtand an, entführte ſeine Gedanken mehr und mehr dem vorigen Geſpräch, und riß ihn endlich hin, ſo, daß er im Fluß der Rede nicht bemerkte, wie die ſchöne Frau ihm ein Angeſicht voll Wehmuth zuwandte, daß ihre Blicke voll Zärtlichkeit an ihm hingen, daß ihr Auge ſich oft mit Thränen füllen wollte, die ſie nur mühſam wieder unterdrückte. Spät erſt endete er und Joſephe hatte ſich ſo weit gefaßt, daß Sie mit Ruhe über das Geleſene ſprechen konnte, aber dennoch ſchien es dem jungen Mann, als ob ihre Stimme hie und da zittere, als ob die frühere gütige Vertraulichkeit, die ſie dem Freund ihres Gatten bewieſen, gewichen ſey; er hätte ſich unglücklich gefühlt, wenn nicht jener leuchtende Strahl eines wärmeren Gefühles, der aus ihrem Auge hervorbrach, ihn an ſeiner Beobachtung irre gemacht hätte.

29.

Da der Baron erſt bis Abend zurückkehren wollte, Joſephe ſich aber nach dieſer Vorleſung in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, ſo beſchloß Fröben, um dieſen quälenden Gedanken auf einige Stunden wenigſtens zu entgehen, die heiße Mittagszeit vor der Tafel zu verſchlafen. In jener Laube, die ihm durch ſo manche ſchöne Stunde, die er mit der liebenswürdigen Frau hier zugebracht, werth geworden war, legte er ſich auf die Moosbank und entſchlief bald. Seine Sorgen hatte er zurückgelaſſen, ſie folgten ihm nicht durch das Thor der Träumen; nur liebliche Erinnerungen verſchmolzen und miſchten ſich zu neuen reizenden Bildern; das Mädchen aus St. Severinſtraße mit ihrer ſchmelzenden Stimme ſchwebte zu ihm her, und erzählte ihm von ihrer Mutter; er ſchalt ſie, daß ſie ſo lange auf ſich habe warten laſſen, da er doch ja den erſten und fünfzehnten gekommen ſey; er wollte ſie küſſen zur Straſe, ſie ſträubte ſich, er hob den Schleier auf, er hob das ſchöne Geſichtchen am Kinn empor, und ſiehe — es war Don Petro, der ſich in des Mädchens Gewänder geſteckt hatte, und

Diego ſein Diener wollte ſich todt lachen über den herrlichen Spaß. — Dann war er wieder mit einem kühnen Sprung der träumenden Phantaſie in Stuttgart in jener Gemäldeſammlung. Man hatte ſie anders geordnet, er durchſuchte vergebens alle Säle nach dem theuren Bilde; es war nicht zu finden, er weinte, er fing an zu rufen, und laut zu klagen; da kam der Galleriediener herbei und bat ihn ſtille zu ſeyn, und die Bilder nicht zu wecken, die jetzt alle ſchlafen. Auf einmal ſah er in einer Ecke das Bild hängen, aber nicht als Bruſtbild wie früher, ſondern in Lebensgröße; es ſah ihn neckend, mit ſchelmiſchen Blicken an; es trat lebendig aus dem Rahmen und umarmte den Unglücklichen; er fühlte einen heißen, langen Kuß auf ſeinen Lippen. Wie es zu geſchehen pflegt, daß man im Traum zu erwachen glaubt, und träumend ſich ſagt, man habe ja nur geträumt, ſo ſchien es auch jetzt dem jungen Mann zu gehen. Er glaubte, von dem langen Kuß erweckt die Augen zu öffnen, und ſiehe, auf ihn niedergebeugt hatte ſich ein blühendes, roſiges Geſicht, das ihm bekannt ſchien. Vor Luſt des ſüßen Athems, der liebe-warmen Küſſe, die er einſog, ſchloß er wieder die Augen; er hörte ein Geräuſch, er ſchlug ſie noch einmal auf und ſah eine Geſtalt in ſchwarzem Mantel, ſchwarzem Hütchen mit grünem Schleier entſchweben; als ſie eben um eine Ecke biegen wollte, kehrte ſie ihm noch einmal das Geſicht zu; es waren die Züge des geliebten Mädchens, und neidiſch wie damals hatte ſie auch jetzt die Halbmaske vorgenommen. „Ach, es iſt ja doch nur ein Traum!“ ſagte er lächelnd zu ſich, indem er die Augen wieder ſchließen wollte; aber das Gefühl erwacht zu ſeyn, das Säuſeln des Windes in den Blättern der Laube, das Plätſchern des Springbrunnens, war zu deutlich, als daß er davon nicht völlig wach und munter geworden wäre. Das ſonderbare, lebhafte Traumbild ſtand noch vor ſeiner Seele; er blickte nach der Ecke, wo ſie verſchwunden war, er ſah die Stelle an, wo ſie geſtanden, ſich über ihn hingebeugt hatte, er glaubte die Küſſe des geliebten Mädchens noch auf den Lippen zu fühlen. „Soweit alſo iſt es mit dir gekommen,“ ſprach er erſchreckend zu ſich, „daß du ſogar im Wachen träumſt, daß du ſie bei geſunden

Sinnen um dich ſiehſt! Zu welchem Wahnwitz ſoll dieß noch führen? Nein, daß man ſo deutlich träumen könne, hätte ich nie geglaubt. Es iſt eine Krankheit des Gehirns, ein Fieber der Phantaſie; ja es fehlt nicht viel, ſo möchte ich ſogar behaupten Traumbilder können Fußſtapfen hinterlaſſen; denn dieſe Tritte hier im Sande ſind nicht von meinem Fuß.“ Sein Blick fiel auf die Bank, wo er gelegen, er ſah ein zierlich gefaltetes Papier, und nahm es verwundert auf. Es war ohne Aufſchrift, es hatte ganz die Form eines billet doux; er zauderte einen Augenblick, ob er es öffnen dürfe; aber neugierig, wer ſich hier wohl in ſolcher Form ſchreiben könnte, entfaltete er das Papier — ein Ring fiel ihm entgegen. Er hielt ihn in der Hand und durchflog den Brief, er las: „Oft bin ich Dir nahe, Du mein edler Retter und Wohlthäter; ich umſchwebe Dich mit jener unendlichen Liebe, die meine Dankbarkeit anfachte, die ſelbſt mit meinem Leben nicht verglühen wird. Ich weiß, Dein großmüthiges Herz ſchlägt noch immer für mich, Du haſt Länder durchſtreift, um mich zu ſuchen, zu finden; doch umſonſt bemühſt Du dich — vergiß ein ſo unglückliches Geſchöpf; was wollteſt Du auch mit mir? Wenn auch mein höchſtes Glück in dem Gedanken liegt, ganz Dir anzugehören, ſo kann es ja doch nimmermehr ſeyn! Auf immer! ſagte ich Dir ſchon damals, ja auf immer liebe ich Dich, aber — das Schickſal will, daß wir getrennt ſeyen auf immer, daß nie an Deiner Seite, vielleicht nur in Deiner gütigen Erinnerung leben darf

Die Bettlerin vom Pont des Arts."

Der junge Mann glaubte noch immer oder auf's Neue zu träumen; er ſah ſich mißtrauiſch um, ob ſeine Phantaſie ihn denn ſo ganz verführt habe, daß er in einer Traumwelt lebe; aber alle Gegenſtände um ihn her, die wohlbekannte Laube, die Bank, die Bäume, das Schloß in der Ferne, alles ſtand noch wie zuvor, er ſah, er wachte, er träumte nicht. Und dieſe Zeilen waren alſo wirklich vorhanden, waren nicht ein Traumbild ſeiner Phantaſie? „Hat man vielleicht einen Scherz mit mir machen wollen?" fragte er ſich dann; „ja gewiß; es kömmt wohl alles von Joſephe; vielleicht war auch jene Erſcheinung nur eine

Maske?" Indem er das Papier zuſammen rollte, fühlte er den Ring, der in dem Briefchen verborgen war, in ſeiner Hand. Neugierig zog er ihn hervor, betrachtete ihn und erblaßte. Nein, das wenigſtens war keine Täuſchung, es war derſelbe Ring, den er dem Mädchen in jener Nacht gegeben, als er auf immer von ihr Abſchied nahm. So ſehr er im erſten Augenblick verſucht war, hier an übernatürliche Dinge zu glauben, ſo erfüllte ihn doch der Gedanke, daß er ein Zeichen von dem geliebten Weſen habe, daß ſie ihm nahe ſey, mit ſo hohem Entzücken, daß er nicht mehr an die Worte des Briefes dachte, er zweifelte keinen Augenblick, daß er ſie finden werde, er drückte den Ring an die Lippen, er ſtürzte aus der Laube in den Garten, und ſeine Blicke ſtreiften auf allen Wegen, in allen Büſchen nach der theuren Geſtalt. Aber er ſpähte vergebens; er fragte die Arbeiter im Garten, die Diener im Schloſſe, ob ſie keine Fremde geſehen haben; man hatte ſie nicht bemerkt. Beſtürzt, beinahe keiner Ueberlegung fähig, kam er zu Tiſche; umſonſt forſchte Faldner nach dem Grund ſeiner verſtörten

Blicke, umſonſt fragte ihn Joſephe, ob er denn vielleicht von geſtern her noch ſo trübe geſinnt ſey; „es iſt mir etwas begegnet,“ antwortete er, „das ich ein Wunder nennen müßte, wenn nicht meine Vernunft ſich gegen Aberglauben ſträubte.“

30.

Dieſer ſonderbare Vorfall und die Worte des Briefchens, das er wohl zehnmal des Tages überlas, hatten den jungen Mann ganz tiefſinnig gemacht. Er fing an nachzuſinnen, ob es denn möglich ſey, daß überirdiſche Weſen in das Leben der Sterblichen eingreifen können. Wie oft hatte er über jene Schwärmer gelacht, die an Erſcheinungen, an Boten aus einer andern Welt, an Schutzgeiſter, die den Menſchen umſchweben, wie an ein Evangelium glaubten. Wie oft hatte er ihnen ſogar die phyſiſche Unmöglichkeit dargethan, daß körperloſe Weſen dennoch ſichtbar erſcheinen, daß ſie dieß oder jenes verrichten können. Aber was ihm ſelbſt begegnet war, wie ſollte er es deuten? Oft nahm er ſich vor, alles zu vergeſſen, gar nicht mehr daran zu denken, und im nächſten Augenblick quälte er ſich ab, ſeine Erinnerung recht lebhaft vor das Auge treten zu laſſen; deutlicher als je, erſchienen dann wieder ihre Züge, er hatte ſie ja geſehen, als ſie ſich an der Ecke noch einmal umwandte; er hatte den holden Mund, dieſe roſigen Wangen, dieſes Kinn, dieſen ſchlanken Hals wieder geſehen! Er holte jenes Bild herbei, er verglich Zug um Zug, er deckte die Hand auf Auge und Stirne der Dame, und es war das holde Geſichtchen, wie es unter der Halbmaske hervorſchaute!

Er hatte ſich, weil Joſephe am nächſten Morgen im Hauſe allzuſehr beſchäftigt war, um ihn zu unterhalten, wieder in die Laube geſetzt. Er las, und während des Leſens beſchäftigte ihn immer der Gedanke, ob ſie ihm wohl wieder erſcheinen werde. Die Hitze des Mittags wirkte betäubend auf ihn; mit Mühe ſuchte er ſich wach zu halten, er las eifriger und angeſtrengter, aber nach und nach ſank ſein Haupt zurück, das Buch entfiel ſeinen Händen, er ſchlief.

Beinahe um dieſelbe Zeit wie geſtern erwachte er, aber keine Geſtalt mit grünem Schleier war weit und breit zu ſehen; er lächelte über ſich ſelbſt, daß er ſie erwartet habe, er ſtand traurig und unzufrieden auf, um in's Schloß zu gehen, da erblickte er neben ſich ein weißes Tuch, das er ſich nicht erinnern konnte hingelegt zu haben; er ſah es an, es mußte wohl dennoch ſein gehören, denn in der Ecke war ſein Namenszug eingenäht. „Wie kömmt dieß Tuch hieher?" rief er bewegt, als er bei genauerer Beſichtigung entdeckte, daß es eines jener Tücher ſey, die ihm das Mädchen hatte fertigen müſſen, und die er wie Heiligthümer ſorgfältig verſchloß. „Soll dieß auf's Neue ein Zeichen ſeyn?" Er entfaltete das Tuch, und ſuchte, ob nicht vielleicht wieder einige Zeilen eingelegt ſeyen? Es war leer; aber in einer andern Ecke des Tuches entdeckte er noch einige Lettern, die wie ſein Name eingenäht waren; zierlich und nett ſtanden dort die Worte: „auf immer!" Alſo dennoch hier geweſen, rief der junge Mann unmuthig, und ich konnte ihre liebliche Erſcheinung ſchnöder Weiſe verſchlafen? Warum gibt ſie mir wohl ein neues Zeichen? warum dieſe traurigen Worte wiederholen, die mich ſchon damals und erſt geſtern wieder ſo unglücklich machten?" Auch heute befragte er nach der Reihe die Domeſtiken, ob nicht eine fremde Perſon im Garten geweſen ſey? ſie verneinten es einſtimmig, und der alte Gärtner ſagte, ſeit drei Stunden ſey gar niemand durch den Garten gegangen, als nur die gnädige Frau. „Und wie war ſie angezogen?" fragte Fröben, auf ſonderbare Weiſe überraſcht; „Ach Herr, da fragt Ihr mich zuviel," antwortete der Alte; „ſie iſt halt angezogen geweſen in vornehmen Kleidern, aber wie, das weiß ich nicht zu beſchreiben; als ſie vor mir vorbeiging, nickte ſie freundlich und ſagte: „guten Abend, Jakob."

Der junge Mann führte den Alten bei Seite; „ich beſchwöre dich," flüſterte er; „trug ſie einen grünen Schleier, hatte ſie nicht eine große ſchwarze Brille auf?"

Der alte Gärtner ſah ihn mißtrauiſch und kopfſchüttelnd an. „Eine ſchwarze Brille?" fragte er, „die gnädige Frau eine große ſchwarze Brille? ei du Herr Gott, wo denken Sie hin, ſie hat ſo ſcharfe klare Augen wie eine Gemſe, und ſoll eine Brille auf der Naſe tragen, mit Reſpekt zu melden, eine große ſchwarze Brille, wie ſie die alten Weiber in der Kirche auf die Naſe klemmen, daß es feiner ſchnarrt, wenn ſie ſingen? Nein, gnädiger Herr, ſolche ſchlechte Gedanken müſſen Sie ſich aus dem Kopf ſchlagen, das iſt nichts; und nehmen Sie es nicht ungütig, aber eine Mütze ſollten Sie doch aufſetzen bei dieſer Hitze, es iſt von wegen des Sonnenſtichs.“ So ſprach der Alte, und ging kopfſchüttelnd weiter; den übrigen Dienſtboten aber deutete er mit ſehr verdächtiger Bewegung des Zeigfingers an's Hirn an, daß es mit dem jungen Herrn Gaſt hier oben nicht recht richtig ſeyn müſſe.

31.

Auch jetzt kam Fröben zu keinem andern Reſultat, als daß das Betragen jenes Mädchens, das er ſo innig liebte, unbegreiflich ſey. Und dieſes räthſelhafte Spiel mit ſeinem Schmerz, mit ſeiner Sehnſucht, beſchäftigte ihn ſo ganz ausſchließlich, daß ihm Vieles entging, was ihm ſonſt wohl hätte auffallen müſſen. Joſephe kam mit verweinten Augen zu Tiſche; der Baron war verſtimmt und einſylbig, und ſchien ſeinem inneren Unmuth, der ihm um die Stirne lag und deutlich aus den Augen ſprach, hie und da durch einen Fluch über die ſchlechte Küche und die noch ſchlechtere Haushaltung Luft machen zu müſſen. Die unglückliche Frau ließ alles ſtill und geduldig über ſich ergehen; ſie ſchickte zuweilen, als wolle ſie Hülfe oder Troſt ſuchen, einen flüchtigen Blick nach Fröben hinüber; ach, ſie bemerkte nicht, wie ihr Gatte dieſe Blicke belauerte, wie ſeine Stirne ſich röther färbte, wenn er ihre Augen auf dieſem Wege traf.

An Fröbens Auge und Ohr ging dieß vorüber als etwas, an das er ſich ſchon gewöhnt hatte; er gab ſich nicht einmal die Mühe, Joſephe um die Urſache dieſes Aufbrauſens zu befragen. Es fiel ihm nicht auf, daß ſie zurückhaltender gegen ihn war in Beiſeyn Faldners, er ſchrieb es der gewöhnlichen Geſchäftigkeit ſeines Freundes zu, daß ihn dieſer in den nächſten Tagen nöthigte, mit ihm da und dorthin auf das Gut zu gehen und in Wald und Feld oft einen großen Theil des Tages mit Meſſungen und Berechnungen hinzubringen. Als er aber eines Morgens, als ihn Faldner ſchon geſtiefelt und geſpornt erwartete, eine kleine Unpäßlichkeit verſchützte, um dieſen unangenehmen Feldbeſuchen zu entgehen, als er arglos hinwarf, daß er doch Joſephen auch einmal wieder vorleſen müſſe, da wollte es ihm doch auffallend dünken, daß der Baron unmuthig rief: „Nein, ſie ſoll mir nichts mehr leſen, gar nichts mehr. Es geht ohnedieß ſeit einiger Zeit alles conträr. Das könnte ich vollends brauchen, wenn ſie den ganzen Morgen mit Leſen zubrächte, und ſolche Romanideen im Kopfe trüge, wie ich ſchon welche habe ſpucken ſehen. Lies Dir in Gottes Namen ſelbſt vor, lieber Fröben, und nimm mir nicht übel, wenn ich mein Weib anders placire. Du gehſt in den Garten nach dem Frühſtück, Joſephe, es ſoll heute Gemüſe ausgeſtochen werden, nachher biſt Du ſo gütig und gehſt zu Paſtors, Du biſt dort ſeit lange einen Beſuch ſchuldig.“ Mit dieſen Worten nahm er ſeine Reitpeitſche vom Tiſche und ſchritt davon.

„Was ſoll denn das? was hat er denn heute,“ fragte Fröben ſtaunend die junge Frau, die kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„O er iſt ſo ziemlich wie ſonſt,“ erwiederte ſie ohne aufzublicken; „Ihre Anweſenheit hat ihn einige Zeit lang aus dem gewöhnlichen Gleiſe gebracht; Sie ſehen, er iſt jetzt wieder nun wie zuvor.“

„Aber mein Gott,“ rief er unmuthig, „ſo ſchicken Sie doch eine Magd in den Garten!“

„Ich darf nicht,“ ſagte ſie beſtimmt; „ich muß ſelbſt zuſehen; er will es ja haben.“

„Und den Beſuch bei Paſtors —?

„Muß ich machen, Sie haben es ja gehört, daß ich ihn machen muß; laſſen wir das, es iſt einmal ſo. Aber Sie,“ fuhr Joſephe fort, „Sie, mein Freund, ſcheinen mir ſeit einigen Tagen verändert, gar nicht mehr ſo munter, ſo zutraulich wie früher. Sollten Sie ſich vielleicht nicht mehr hier gefallen? Sollte mein Mann, ſollte vielleicht ich Urſache Ihrer Verſtimmung ſeyn?“

Fröben fühlte ſich verlegen; er war auf

dem Punkt der Freundin jene ſonderbaren Vorfälle im Garten zu geſtehen, aber der Gedanke ſich vor der klugen jungen Frau eine Blöße zu geben, hielt ihn zurück. „Sie wiſſen,“ ſagte er ausweichend, „daß ich in den letzten Tagen Briefe aus S. bekam. Und wenn ich verſtimmt erſcheine, ſo tragen dieſe Briefe allein die Schuld.“ Sie ſah ihn zweifelhaft an; eine Antwort ſchien auf ihren Lippen zu ſchweben, aber wie wenn ſie den Mangel an Vertrauen in dem Blicke des jungen Mannes geleſen, und ſich dadurch gekränkt gefühlt hätte, zuckten ihre ſchöne Lippen, und drängten die Antwort zurück; ſie zog ſchweigend die Glocke, befahl ihrer Zofe ihr Hut und Schirm zu bringen, und ging dann, ohne ihn zu dieſem Gang einzuladen in den Garten an die Arbeit.

Als der junge Mann einige Stunden nachher ebenfalls in den Garten hinabſtieg und nach Joſephe fragte, hieß es, ſie ſey zu Paſtors gegangen. Er eilte der Laube zu, er ſetzte ſich mit pochendem Herz nieder. Heute hatte er ſich vorgenommen nicht einzuſchlafen. „Ich will doch ſehen,“ ſagte er zu ſich, „ob dieſes Weſen, das mich ſo geheimnißvoll umſchwebt, noch ein drittes Zeichen für mich hat? Ich will mich wie zum Schlummer niederlegen, und ſo wahr ich lebe, wenn es wieder erſcheint, will ich es haſchen und ſchauen, welcher Natur es ſey.“ Er las bis der Mittag herangekommen war; dann legte er ſich nieder, und ſchloß die Augen. Oft wollte ſich der Schlummer wirklich über ihn herabſenken, aber Erwartung, Unruhe und ſein feſter Wille, der die Mohnkörner von ihm ferne hielt, ließen ihn wach bleiben. Er mochte wohl eine halbe Stunde ſo gelegen haben, als die Zweige der Laube rauſchten. Er öffnete die Augen kaum ein wenig und ſah, wie zwei weiße Hände die Zweige behutſam theilten, vermuthlich um eine Ausſicht auf den Schlummernden zu öffnen. Dann kniſterten leiſe, leiſe Schritte im Sand. Er blickte verſtohlen nach dem Eingang der Laube und ſein Herz wollte zerſpringen voll freudiger Ungeduld, als er ſein Mädchen ſah im ſchwarzen Mantel und Hut, den grünen Schleier zurückgeſchlagen, die ſchwarzen Maskenaugen vor den obern Theil des ſchönen Geſichtes gebunden.

32.

Sie nahte auf den Zehenſpitzen. Er ſah, wie auf ihrem Geſicht ein höheres Roth aufſtieg, als ſie näher trat. Sie betrachtete den Schläfer lange; ſie ſeufzte tief und ſchien Thränen abzutrocknen. Dann trat ſie nahe heran; ſie beugte ſich über ihn herab, ihr Athem berührte ihn wie ein Himmelsbote, der die Nähe ihrer ſüßen Lippen anſagte, ſie ſenkte ſich tiefer und ihr Mund legte ſich auf den ſeinigen ſo ſanft wie das Morgenroth ſich auf den Hügel ſenkt.

Da hielt er ſich nicht länger; ſchnell ſchlang er ſeinen Arm um ihren Leib und mit einem kurzen Angſtſchrei ſank ſie in die Knie. Er ſprang erſchrocken auf, er glaubte ſie ohnmächtig, aber ſie war nur ſprachlos und zitterte heftig; er hob ſie auf, er zog ſie, erfüllt von der Wonne des Wiederſehens, an ſeine Seite auf die Bank nieder, er bedeckte ihren Mund mit glühenden Küſſen, er drückte ſie feſt an ſich: „O, ſo habe ich dich wieder, endlich, endlich wieder, du geliebtes Weſen!“ rief er; „du biſt kein Trugbild, du lebſt, ich halte dich in meinen Armen wie damals und liebe dich wie damals und bin glücklich, ſelig, denn du liebſt ja auch mich!" Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen, ſie ſprach nicht, ſie ſuchte vergebens ſich aus ſeinen Armen zu winden. „Nein, jetzt laſſe ich dich nicht mehr," ſprach er, und Thränen, Thränen des Glücks hingen in ſeinen Wimpern; „jetzt halte ich dich feſt und keine Welt darf dich von mir reißen. Und komm, hinweg mit dieſer neidiſchen Maske, ganz will ich dein ſchönes Antlitz ſchauen, ach, es lebte ja immer in meinen Träumen!" Sie ſchien mit der letzten Kraft ſeine Hand von der Halbmaske abhalten zu wollen, ſie athmete ſchwer, ſie rang mit ihm, aber die trunkene Luſt des jungen Mannes, nach ſo langer Entbehrung ſich ſo unausſprechlich glücklich zu wiſſen, gewährte ihm einen leichten Sieg. Er hielt ihre Arme mit der einen Hand, zitternd ſtieß er mit der andern den Hut zurück, band die Maske los und erblickte — die Gattin ſeines Freundes.

„Joſephe!" rief er, wie in einen Abgrund niedergeſchmettert, und ſeine Gedanken drehten ſich im Ringe, „Joſephe?"

Bleich, erſtarrt, thränenlos ſaß ſie neben ihm und ſagte wehmüthig lächelnd: „Ja, Joſephe.“

„Sie haben mich alſo getäuſcht?“ ſagte er bitter, indem alle Hoffnung, alle Seligkeit des vorigen Augenblicks an ihm vorüberflog; „o dieſes Poſſenſpiel konnten Sie uns erſparen. Doch,“ fuhr er fort, indem ein Gedanke ihn durchblitzte; „um Gotteswillen, wo haben Sie den Ring her, woher das Tuch?“

Sie erröthete von neuem, ſie brach in Thränen aus, ſie verbarg ihr Haupt an ſeiner Bruſt. „Nein,“ rief er, „Antwort muß ich haben; es iſt mein Ring, das Tuch — ich beſchwöre Sie, wie kam beides in Ihre Hände, woher haben Sie den Ring?“

„Von Dir!“ flüſterte ſie, indem ſie ſich beſchämt feſter an ihn drückte.

Da fiel ein Lichtſtrahl in Fröbens Seele; noch blendete ihn dieß zu helle Licht, aber er hob ſanft ihr Haupt in die Höhe und ſah ſie an mit Blicken voll Verwunderung und Liebe. „Du biſt es? träume ich denn wieder?“ ſprach er, nachdem er ſie lange angeblickt; „ſagteſt du nicht, du ſeyeſt mein ſüßes Mädchen? O Gott, welcher Schleier lag denn auf meinen

Augen? ja, das ſind ja deine holden Wangen, das iſt ja dein reizender Mund, der mich heute nicht zum erſtenmal küßte!“

Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen. Sie ſah ihn voll Wonne und Entzücken an. „Was wäre aus mir geworden, ohne dich, du edler Mann,“ rief ſie, indem ſich in Thränen der Schimmer ihrer Augen brach; „ich bringe dir den Segen meiner guten Mutter, du haſt ihre letzten Tage leicht gemacht und die Decke des Elends gelüftet, die ſo ſchwer auf ihrer kranken Bruſt lag. O! wie kann ich dir danken? was wäre ich geworden ohne dich! Doch —“ fuhr ſie fort, indem ſie mit ihren Händen das Geſicht bedeckte, „was bin ich denn geworden? das Weib eines Andern, deines Freundes Weib!“

Er ſah, wie ein unendlicher Schmerz ihren Buſen hob und ſenkte, wie durch die zarten Finger ihre Thränen gleich Quellen herabrieſelten. Er fühlte, wie innig ſie ihn liebe, und kein Gedanke an einen Vorwurf, daß ſie einem Andern als ihm gehören könnte, kam in ſeine Seele. „Es iſt ſo,“ ſagte er traurig, indem er ſie feſter an ſich drückte, als könne er ſie dennoch nicht verlieren; „es iſt ſo! wir wollen denken, es ſollte ſo ſeyn, es habe ſo kommen müſſen, weil wir vielleicht zu glücklich geweſen wären. Doch in dieſem Moment biſt du mein, wirf alles von dir, alle Gedanken, alle Pflichten; denke, du kommſt herüber über den Platz der Arzneiſchule und ich erwarte dich; o komm, umarme mich ſo wie damals, ach, nur noch ein einzigesmal!“

In Erinnerung verloren, hing ſie an ſeinem Hals; hinter ihren düſteren Blicken ſchien der Gedanke an die Wirklichkeit ſich zu verlieren; heller und heller, freundlicher und immer freundlicher ſchien die Erinnerung aufzutauchen; ein holdes Lächeln zog um ihren Mund und ſenkte ſich auf ihren Wangen in zarte Grübchen. „Und kannteſt du mich denn nicht?“ fragte ſie lächelnd; „und du kannteſt mich nicht?“ fragte er, ſie voll Zärtlichkeit betrachtend. „Ach!“ antwortete ſie, „ich hatte mir damals deine Züge recht abgelauſcht und tief in mein Herz geſchrieben, aber wahrlich, dich hätte ich nimmer erkannt. Es mochte wohl auch daher kommen, daß ich dich nur immer bei Nacht ſah, in den Mantel gewickelt, den

Hut tief in der Stirne, und wie konnt' ich auch denken — Freilich, als du am erſten Abend Faldner zurieſſt: „auf Wiederſehen,“ da kam mir der Ton ſo bekannt vor, als hätt' ich ihn ſchon gehört; aber ich lachte mich immer ſelbſt aus über die thörichten Vermuthungen. Nachher war es mir hie und da, als müßteſt du der ſeyn, den ich meinte; doch zweifelte ich immer wieder; aber als du am Sonntag nur erſt Pont des Arts genannt hatteſt, da ging auf einmal eine eigene Sonne auf deinem Geſicht auf; du ſchieneſt ganz in Erinnerung zu leben und mit den erſten Worten ward es mir klar, daß du, du es biſt! Aber freilich, mich konnteſt du nicht wieder erkennen, nicht wahr, ich bin recht bleich geworden?“

„Joſephe;“ erwiederte er; „wo waren meine Sinne? wo mein Auge, mein Ohr, daß ich dich nicht erkannte? Gleich bei deinem erſten Anblick flog ein freudiger Schreck durch meine Seele, du glichſt ſo ganz jenem Bilde, das ich, durch einen wahrhaften Kreislauf der Dinge, als Dir ähnlich gefunden und geliebt hatte; aber die Entdeckung über das Geſchlecht deiner Mutter führte mich in eine Irrbahn;

ich ſah in dir nur noch die ähnliche Tochter der ſchönen Laura, und oft, während ich neben dir ſaß, ſtreifte mein Geiſt ferne, weithin nach — dir!“

„O Gott!“ rief Joſephe, „iſt es denn wahr, iſt es möglich? kannſt du mich denn noch lieben?“

„Ob ich es kann? — aber darf ich denn? Gott im Himmel, du heißt ja Frau von Faldner; ſage mir nur um des Himmelswillen, wie fügte ſich dieß alles? Wie haſt du auch nicht ein einzigesmal mehr mich erwarten mögen?“

33.

Sie ſtillte ihre Thränen, ſie faßte ſich mit Mühe, um zu ſprechen. „Siehe,“ ſagte ſie, es war als ob ein feindliches Geſchick alles nur ſo geordnet hätte, um mich recht unglücklich zu machen. Als du weg warſt, hatte ich keine Freude mehr. Jene Abende mit dir waren mir ſo unendlich viel geweſen. Siehe, ſchon von dem erſten Moment an, als du in der lieben Mutterſprache deinen Begleiter um

Geld bateſt, von da an ſchlug mein Herz für dich; und als du mit ſo unendlichem Edelmuth, mit ſo viel Zartſinn für uns ſorgteſt, ach, da hätte ich dich oft an mein Herz ſchließen und dir geſtehen mögen, daß ich dich wie ein höheres Geſchöpf anbete. Ich weiß nicht, was mir für dich zu thun zu ſchwer geweſen wäre; und wie groß, wie edel haſt du dich gegen mich benommen! Du gingſt, ich weinte lange, denn ein ſchmerzliches Gefühl ſagte mir, daß es auf immer geſchieden ſey; acht Tage, nachdem du abgereiſt warſt, ſtarb meine arme Mutter ſehr ſchnell. Was du mir damals noch gegeben, reichte hin, meine Mutter zu beerdigen und ihr Andenken nicht in Unehre gerathen zu laſſen. Eine Dame, es war die Gräfin Landskron, die in unſerer Nachbarſchaft wohnte und von uns Armen hörte, ließ mich zu ſich kommen. Sie prüfte mich in allem, ſie durchſchaute die Papiere meiner Mutter, die ich ihr geben mußte, genau; ſie ſchien zufrieden und nahm mich als Geſellſchaftsfräulein an. Wir reiſten; ich will dir nicht beſchreiben, wie mein Herz blutete, als ich dieſes Paris verlaſſen mußte; es fehlten nur noch 14 Tage, bis die Zeit um war, die du zu deiner Rückkehr beſtimmteſt; dann wäre ich am 1ſten auf den Platz gegangen, hätte dich noch einmal geſprochen, noch einmal von dir Abſchied genommen! Es ſollte nicht ſo ſeyn, und als wir aus der St. Séverinſtraße über den wohlbekannten Platz der Ecole de Médecine hinfuhren, da wollte mein Herz brechen, und ich ſagte zu mir: „auf immer!“ Eduard! ich habe nie wieder von dir gehört, dein Name war mir unbekannt, du mußteſt ja die Bettlerin längſt vergeſſen haben; ich lebte von der Gnade fremder Leute, ich hatte manches Bittere zu tragen, ich trug es, es war ja nicht das Schmerzlichſte! Als aber die Gräfin in dieſe Gegend auf ihr Gut zog, als Faldner ſich um mich bewarb, als ich merkte, daß ſie es gutmüthig für eine gute Verſorgung halte, vielleicht auch meiner überdrüßig war — nun — ich war ja nur ein einzigesmal glücklich geweſen, konnte nimmer hoffen es wieder zu werden, das Uebrige war ja ſo gleichgültig — da wurde ich ſeine Frau.“ —

„Armes Kind! an dieſen Faldner, warum denn gerade du mit ſo weicher Seele, mit ſo zartem Sinn, mit ſo viel gültigem Anſpruch auf ein, zum mindeſten edleres Loos, warum gerade du ſeine Frau? Doch es iſt ſo; Joſephe, ich kann, ich darf keinen Tag mehr hier ſeyn; ich habe ihn, bei allem, was er Rohes haben mag, einſt Freund genannt, bin jetzt ſein Gaſtfreund, und wenn auch alles nicht wäre, wir dürfen ja nicht zuſammen glücklich ſeyn!“ Es lag ein unendlicher Schmerz in ſeinen Worten; er küßte die Augen der ſchönen Frau, nur um durch den Gram, der in ihnen wohnte, nicht noch weicher zu werden. „O nur noch einen Tag,“ flüſterte ſie zärtlich; „hab' dich ja jetzt eben erſt gefunden und du denkſt ſchon zu entfliehen; nur noch einen Morgen wie dieſer. Siehe, wenn du weg biſt, da verſchließt ſich wieder die Thüre meines Glücks auf immer; ich werde Hartes ertragen müſſen, und da muß ich doch ein wenig Erinnerung mir aufſparen, von der ich zehren kann in der endeloſen Wüſte?“

„Höre, ich will Faldner alles geſtehen,“ ſprach nach einigem Sinnen der junge Mann. „Ich will ihm alles vormalen, daß es ihn ſelbſt rühren muß; er liebt Dich doch nicht, Du ihn nicht und biſt unglücklich; er ſoll Dich mir abtreten. Mein Haus liegt nicht ſo ſchön, wie dieſes Schloß; meine Güter kannſt Du vom Belvedere auf dem Dache überſehen, Du verließeſt hier großen Wohlſtand, aber wenn Du einzögeſt in mein Haus, wollte ich Dir meine Hände als Teppich unterlegen, auf den Händen wollte ich Dich tragen, Du ſollteſt die Königin ſeyn in meinem Hauſe, und ich Dein erſter, treuer Diener!"

Sie blickte ſchmerzlich zum Himmel auf, ſie weinte heftiger. „Ach ja, wenn ich eine Ketzerin wäre und Deines Glaubens, dann ginge es wohl, aber wir ſind ja gut katholiſch getraut worden, und das ſcheidet nur der Tod! O du großer Gott, wie unglücklich machen oft dieſe Geſetze! Welch eine Seligkeit mit dir, bei dir zu ſeyn; immer für dich zu ſorgen, an deinen Blicken zu hängen, und alle Tage dir durch zärtliche Liebe ein Tauſendtheil von dem heimzugeben, was du an meiner lieben Mutter und an mir gethan."

„Alſo dennoch auf immer," erwiederte er traurig; „alſo nur noch morgen, und dann für immer ſcheiden?"

„Für immer," hauchte ſie kaum hörbar, indem ſie ihn feſter an ihre Lippen ſchloß.

„Hier alſo findet man Dich, Du niederträchtige Metze!" ſchrie in dieſem Augenblick ein dritter, der neben dieſer Gruppe ſtand. Sie ſprangen erſchreckt auf; zitternd vor Zorn, knirſchend vor Wuth, ſtand der Baron, in der einen Hand ein Papier, in der andern die Reitpeitſche haltend, die er eben aufhob, um ſie über den ſchönen Nacken der Unglücklichen herabſchwirren zu laſſen. Fröben fiel ihm in den Arm, entwand ihm mit Mühe die Peitſche und warf ſie weit hinweg. „Ich bitte Dich," ſagte er zu dem Wüthenden; „nur hier keine Scene; Deine Leute ſind im Garten, Du ſchändeſt Dich und Dein Haus durch einen ſolchen Auftritt."

„Was?" ſchrie jener, „iſt mein Haus nicht ſchon genug geſchändet durch dieſe niederträchtige Perſon, durch dieſes Bettlerpack, das ich in meinem Haus hatte? Meinſt Du, ich kenne Deine Handſchrift nicht," fuhr er fort, indem er ihr das Papier hinſtreckte; „das iſt ja ein ſüßes Briefchen an den Herrn Galan hier, an den Romanhelden. Alſo eine Dirne mußte ich heirathen, die Du unterhieltſt, und als Du ihrer ſatt wareſt, ſollte der ehrliche Faldner ſie zur gnädigen Frau machen; dann kommt man nach ſechs Monaten ſo zufällig zu Beſuch, um den Hörnern des Gemahls noch einige Enden anzuſetzen. Das ſollſt Du mir bezahlen, Schandbube; aber dieſes Bettelweib mag immer wieder mit Teller und Laterne ſich am Pont des Arts aufſtellen, oder von Deinem Sündenlohn leben. Meine Knechte ſollen ſie mit Hetzpeitſchen vom Hof jagen.“

34.

Der Mann von gediegener Bildung hat in ſolchen Momenten ein entſchiedenes Uebergewicht über den Rohen, der von Wuth zur Unbeſonnenheit hingeriſſen, unſicher iſt, was er beginnen ſoll? Ein Blick auf Joſephe, die bleich, zitternd, ſprachlos auf der Moosbank ſaß, überzeugte Fröben was hier zu thun ſey. Er bot ihr den Arm und führte ſie aus der Laube nach dem Schloſſe. Wüthend ſah ihnen der Baron nach; er war im Begriff ſeine Knechte zuſammen zu rufen, um ſeine

Drohung zu erfüllen, aber die Furcht, ſeine Schande noch größer zu machen, hielt ihn ab. Er rannte hinauf in den Saal, wo Joſephe auf dem Sopha lag, ihr weinendes Geſicht in den Kiſſen verbarg, wo Fröben, wie gedankenlos am Fenſter ſtand und hinausſtarrte. Scheltend und fluchend rannte jener in dem Saal umher; er verfluchte ſich, daß er ſein Leben an eine ſolche Dirne gehängt habe, „es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande ſeyn, wenn ich ſie nun nicht vom Hauſe ſchaffte,“ rief er; „ſie hat Taufſchein und alles fälſchlich angegeben; ſie hat ſich für ebenbürtig ausgegeben, die Bettlerin, dieſe Ehe iſt null und nichtig!“

„Das wird allerdings das Vernünftigſte ſeyn,“ unterbrach ihn Fröben; „es kommt nur darauf an, wie Du es angreifſt, um Dich nicht noch mehr zu blamiren —

„Ha, mein Herr!“ ſchrie der Baron in wildem Zorn, „Sie ſpotten noch über mich, nachdem Sie durch Ihre gränzenloſe Frechheit all' dieſe Schande über mich brachten? Folgen Sie mir, zu unſerer Scheidung brauchen wir weiter keine Aſſiſſen, die kann ſogleich abgemacht werden. Folgen Sie!"

Joſephe, die dieſe Worte verſtand, ſprang auf; ſie warf ſich vor dem Wüthenden nieder, ſie beſchwor ihn, alles nur über ſie ergehen zu laſſen; denn ſein Freund ſey ja ganz unſchuldig; ſie wies hin auf den Zettel in ſeiner Hand, den ſie erkannte; ſie ſchwor, daß Fröben erſt heute erfahren, wer ſie ſey. Aber der junge Mann ſelbſt unterbrach ihre Fürbitten, er hob ſie auf und führte ſie zum Sopha zurück. „Ich bin gewohnt," ſagte er kaltblütig zum Baron, „bei ſolchen Gängen zuerſt meine Arrangements zu treffen, und Du wirſt wohl thun, es auch nicht zu unterlaſſen. Vor Allem geht Deine Frau jetzt aus dem Schloß, denn hier will ich ſie nicht mehr wiſſen, wenn ich nicht da bin, ſie vor Deinen Mißhandlungen zu ſchützen."

„Du handelſt ja hier wie in Deinem Eigenthum," erwiederte der Baron vor Zorn lachend; „doch Madame war ja ſchon vorher Dein Eigenthum, ich hätte es beinahe vergeſſen; wohin ſoll denn der ſüße Engel gebracht werden? In ein Armenhaus, in ein

Spital, oder an den nächſten beſten Zaun, um ihr Gewerbe fortzuſetzen?“

Fröben hörte nicht auf ihn; er wandte ſich zu Joſephe; „wohnt die Gräfin noch in der Nähe,“ fragte er ſie, „glauben Sie wohl für die nächſten Tage einen Aufenthalt dort zu finden?“

„Ich will zu ihr gehen,“ flüſterte ſie.

„Gut; Faldner wird die Gnade haben Sie hinfahren zu laſſen, dort erwarten Sie das Weitere, ob er einſieht, wie Unrecht er uns beiden gethan, oder ob er darauf beharrt, ſich von Ihnen zu trennen.“

35.

Joſephe war zu der Gräfin abgefahren; der Freund hatte ihr gerathen, bei ihrer Ankunft nur einen Beſuch von einigen Tagen vorzugeben, indeſſen wolle er ihr über die Stimmung ſeines Freundes Nachricht geben, und wenn es möglich wäre, ihn bereden ſich mit ihr zu verſöhnen. „Nein,“ rief ſie leidenſchaftlich, indem ſie von der Teraſſe an den Wagen hinabſtieg, „in dieſe Thür kehre ich nie mehr zurück, auf ewig wende ich dieſen Mauern den Rücken. Glauben Sie, eine Frau vermag viel zu ertragen, ich habe lange dulden müſſen, und das Herz wollte mir oft zerſpringen, aber heute hat er mich zu tief beleidigt, als daß ich ihm vergeben könnte. Und ſollte ich wieder zurückkehren müſſen auf den Pont des Arts, die Menſchen um ein Paar Sous anzuflehen, ich will es lieber thun, als noch länger ſolche niedrige Behandlung von dieſem rohen Menſchen mir gefallen laſſen. Mein Vater war ein tapferer Soldat und ein geachteter Officier Frankreichs, ſeine Tochter darf ſich nicht bis zur Magd eines Faldners entwürdigen.“

Der junge Mann hatte nach ihrer Abreiſe einige Briefe geſchrieben, und war gerade mit Ordnen ſeines kleinen Gepäcks beſchäftigt, als Faldner in das Zimmer trat. Fröben ſah ihn verwundert an und erwartete neue Angriffe und Ausbrüche ſeines Zorns. Jener aber ſagte: „Ich glaube, je mehr ich dieſe unglücklichen Zeilen leſe, die ich heute Mittag auf Deinem Zimmer fand, immer mehr, daß Du eigentlich doch unſchuldig an der miſerablen Hiſtorie biſt, nämlich daß Du vorher nichts wußteſt und die Perſon nicht kannteſt; daß ich mein Weib in Deinen Armen traf, verzeihe ich Dir, denn jene Perſon hatte aufgehört mein zu ſeyn, als ſie den thörichten Brief an Dich ſchrieb."

„Es iſt mir wegen unſeres alten Verhältniſſes erwünſcht," antwortete Fröben, „wenn Du die Sache ſo anſiehſt. Hauptſächlich auch, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, vernünftig und ruhig mit Dir über Joſephe zu ſprechen. Für's erſte mein heiliges Wort, daß zwiſchen ihr und mir bis heute Mittag nie, auch früher nicht, etwas vorging, was im Geringſten ihrer Ehre nachtheilig wäre; daß ſie arm war, daß ſie einmal genöthigt war die Hülfe der Menſchen anzurufen —

„Nein, ſag' lieber daß ſie bettelte," rief Faldner hitzig, „und Nachts auf den Straßen und Brücken der liederlichen Hauptſtadt umherzog um Geld zu verdienen; ich hätte ja ſchon damals das Vergnügen ihrer nähern Bekanntſchaft haben können, ich war ja bei der rührenden Scene auf Pont des Arts. Nein, wenn ich Dir auch alles glaubte, ich bin dennoch beſchimpft; die Familie Faldner und eine Bettlerin.“

„Ihr Vater und ihre Mutter waren von gutem Hauſe —

„Fabeln, Dichtung! daß ich mich ſo fangen ließ; eben ſo gut hätte ich die Kellnerin aus der Schenke heirathen können, wenn ſie ein Bierglas im Wappen führte und ein falſches Zeugniß ihrer Geburt brachte!“

„Das iſt in meinen Augen das Geringſte bei der Sache, die Hauptſache iſt, daß Du ſie gleich von Anfang wie eine Magd behandelteſt und nicht wie Deine Frau; ſie konnte Dich nie lieben; ihr paßt nicht für einander.“

„Das iſt das rechte Wort,“ entgegnete der Baron, „wir paſſen nicht zuſammen; der Freiherr von Faldner und eine Bettlerin können nie zuſammen paſſen. Und jetzt freut es mich erſt recht, daß ich meinem Kopf folgte und ſie ſo behandelte, die Dirne hat es nicht beſſer verdient. Ich hab' es ja gleich geſagt, ſie hat ſo etwas Gemeines an ſich.“

Dieſe Rohheit empörte den jungen Mann, er wollte ihm etwas Bitteres entgegnen, aber er bezwang ſich, um Joſephen nützlich zu ſeyn.

Er redete mit dem Baron ab, was hierin zu thun ſey, und ſie kamen darin überein, daß ſie die ganze Sache vor die bürgerlichen Gerichte bringen und gegenſeitige Abneigung als Grund zur Trennung angeben ſollten. Freilich konnte bei ihren Glaubensverhältniſſen keiner der beiden Theile hoffen, in einer neuen Verbindung Troſt zu finden, aber Joſephen, wenn ſie auch mit Schrecken in eine hülfloſe Zukunft blickte, ſchien kein Loos ſo ſchwer, daß es nicht gegen die unwürdige Behandlung, die ſie in Faldners Hauſe erduldete, erträglich geſchienen hätte, und der Baron, wenn ihn auch in manchen einſamen Stunden Reue anwandelte, ſuchte Zerſtreuung in ſeinen Geſchäften und Troſt in den Gedanken, daß ja niemand ſeine Schande erfahren habe, eine Bettlerin von zweideutigem Charakter zur Frau von Faldner gemacht zu haben.

36.

Einige Wochen nach dieſem Vorfall ging Fröben in Mainz, wohin er ſich, um doch in

Joſephens Nähe zu ſeyn, zurückgezogen hatte, auf der Rheinbrücke Abends hin und wieder. Er gedachte der ſonderbaren Verkettung des Schickſals, er dachte an mancherlei Auswege, die ihn und die geliebte Frau vielleicht noch glücklich machen könnte; da fuhr ein Reiſewagen über die Brücke her, deſſen wunderlicher Bau die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes ſchon von Weitem auf ſich zog. Bald aber haftete ſein Auge nur noch an dem Bedienten, der auf dem Bock ſaß; dieſes bräungelbe heitere Geſicht, das neugierig um ſich ſchaute, ſchien ihm eben ſo bekannt, als die grellen Farben der Livrée! Als der Wagen, der ſich auf der Brücke nur im Schritt weiter bewegen durfte, näher herankam, bemerkte auch der Diener den jungen Mann und rief: „San Jago di Capoſtella! das iſt er ja ſelbſt,“ er riß das Wagenfenſter auf, das ihn von dem Innern des Wagens trennte, und ſprach eifrig hinein. Alſobald wurde auf der Seite des Wagens ein Fenſter niedergelaſſen und heraus fuhr das wohlbekannte Geſicht Don Petros di San Montanjo Ligez. Der Wagen hielt; der junge Mann ſprang freudig herzu, um den

Schlag zu öffnen und der alte Herr ſank in ſeine Arme. „Wo iſt ſie, wo habt Ihr ſie, die Tochter meiner Laura? O um der heiligen Jungfrau willen, habt Ihr ſie hier? ſagt an, junger Herr! wo iſt ſie?"

Der junge Mann ſchwieg betreten; er führte den Alten auf der Brücke weiter und ſagte ihm dann, daß ſie nicht weit von dieſer Stadt ſich aufhalte und morgen wolle er ihn zu ihr führen."

Der Spanier hatte Freuden-Thränen im Auge. „Wie danke ich Euch für die Nachrichten, die Ihr mir gegeben!" ſprach er; „Sobald ich Urlaub bekommen hatte, ſetzte ich mich mit Diego in den Wagen und ließ mich von W. bis hier täglich ſechs Meilen fahren, denn länger hielt ich es nicht aus. Und lebt ſie glücklich? ſieht ſie ihrer Mutter ähnlich, und was erzählt ſie von Laura Tortoſi?" Fröben verſprach auf ſeinem Zimmer alle ſeine Fragen zu beantworten. Er ließ, nachdem ſich der Spanier ein wenig ausgeruht und umgekleidet hatte, Xeres bringen, ſchenkte ein, Diego reichte, wie damals, die Cigarren und als Don Petro recht bequem ſaß, fing der junge Mann ſeine Erzählung an. Mit ſteigendem Intereſſe hörte ihn der Spanier an; zu großem Aergerniß Diegos ließ er ſeit zwanzig Jahren zum erſtenmal die Cigarre ausgehen, und als der junge Mann an jene empörende Scene zwiſchen Faldner und der unglücklichen Frau kam, da konnte er ſich nicht mehr halten; ſein altes, ſüdliches Blut kochte auf; er drückte den Hut tief in die Stirne, wickelte den linken Arm in den Mantel und rief mit blitzenden Augen: „Meinen langen Stoßdegen her, Diego, den mach' ich kalt, ſo wahr ich ein guter Chriſt und ſpaniſcher Edelmann bin; ich ſtech' ihn nieder und hätte er ein Crucifix vor der Bruſt, ich bring' ihn um, ohne Abſolution und ohne alle Sacramente ſchick' ich ihn zur Hölle, ſo thu' ich. Bring mir mein Schwert, Diego."

Aber Fröben zog den zitternden, vom Zorn erſchöpften Alten zu ſich nieder; er ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie dieß alles nicht nöthig ſey, denn Joſephe ſey ſchon aus der Gewalt des rohen Menſchen befreit und lebe getrennt von ihm. Er holte, um ihn noch mehr zu beſänftigen, jenes Bild herbei und entfaltete es vor den ſtaunenden Blicken Petros. Entzückt betrachtete es der Don; „ja, ſie iſt es,“ rief er, alles Uebrige vergeſſend, „meine arme, unglückliche Laura!“ und weinend umarmte er den jungen Mann, nannte ihn ſeinen lieben Sohn und dankte ihm mit gebrochener Stimme für Alles, was er an der unglücklichen Mutter und ihrer armen Tochter gethan.

Am andern Morgen brach er mit Fröben nach dem Gut der Gräfin auf. Es war ein rührender Anblick, wie der alte Mann die ſchöne jugendliche Geſtalt Joſephens umſchlungen hielt, wie er ihre Züge aufmerkſam betrachtete, wie ſeine ſtrengen Züge immer weicher wurden, wie er ſie dann gerührt auf Auge und Mund küßte. „Ja, Du biſt Lauras Tochter!“ rief er; „Dein Vater hat Dir nichts gegeben als ſein blondes Haar, aber das ſind ihre lieben Augen, das iſt ihr Mund, das ſind die ſchönen Züge der Tortoſi! Sey meine Tochter, liebes Kind; ich habe keine Verwandten und bin reich; durch Verwandtſchaft, mein Herz und einen zwanzigjährigen Gram gehörſt Du mir näher an als irgend jemand auf der Erde!“ Ihre Blicke, die über ſeine

Schultern weg auf Fröben fielen, ſchienen dieſe letztere Behauptung nicht gerade zu beſtätigen, aber ſie küßte gerührt ſeine Hand, und nannte ihn ihren Oheim, ihren zweiten Vater.

Die Freude des Wiederſehens dauerte übrigens nur wenige Tage. Don Petro erklärte ſehr beſtimmt, daß ihn ſeine Geſchäfte nach Portugal rufen und zugleich ſchien er gar nicht einzuſehen, was Joſephen abhalten könnte, ihm dahin zu folgen; er hegte zu ſtrenge Grundſätze über die Artikel ſeiner Kirche, als daß er den Gedanken für möglich gehalten hätte, Fröben könne Joſephe, die getrennte Gattin eines Andern, zur Frau begehren. Es iſt uns nicht bekannt geworden, was die Liebenden über dieſen ſtrittigen Punkt verhandelten; nur ſoviel iſt gewiß, daß Fröben einigemal darauf hindeutete, ſie ſolle zum evangeliſchen Glauben zurückkehren, daß ſie jedoch, zwar mit unendlichem Schmerz aber ſehr beſtimmt, dieſen Vorſchlag abwies. Oft ſoll ihr der junge Mann, in Verzweiflung über die herannahende Trennung, vorgeſchlagen haben, ſie ſolle Don Petro ziehen laſſen, ſie ſolle für ſich leben, in Deutſchland bleiben, er wolle, wenn er nicht ihr Gatte werden könne, auf immer als Freund um ſie ſeyn. Aber auch dieß lehnte ſie ab; ſie geſtand ihm offen, daß ſie ſich zu ſchwach fühle, ein ſolches Verhältniß mit Ehren hinauszuführen und ſtolzer gemacht durch ihr Unglück, bebte ſie zurück vor dem Gedanken an eine unwürdige Verbindung mit einem Mann, den ſie ſo hoch achtete, als ſie ihn liebte. Allein mit ſich geſtand ſie ſich wohl, daß ein noch edelmüthigerer Gedanke ihre Schritte lenke. „Sollte er," ſagte ſie zu ſich, „die Blüthe des Lebens an ein unglückliches Geſchöpf verlieren, das ihm nur Freundin ſeyn darf? Soll er den hohen Genuß häuslicher Freuden, das Glück, Kinder und Enkel um ſich zu verſammeln, wegen meiner aufgeben? Nein, er hat mich ſchon einmal verloren und die Zeit wird auch jetzt ſeinen Schmerz lindern, er wird ein unglückliches Weſen vergeſſen, das ewig an ihn denken, ihn lieben, für ihn beten wird."

So ſchienen denn jene prophetiſchen Worte Joſephens, „auf immer!" in Erfüllung zu gehen. Don Petro verließ mit ſeiner neuen Verwandtin das Gut der Gräfin, um durch

Holland auf die See zu gehen. Fröben, den vielleicht nur der Gedanke, Josephen bald nach Portugal nachzufolgen, und dort ihr Freund zu ſeyn, aufrecht erhielt, geleitete die Geliebte auf der Reiſe durch Deutſchland und Holland; und ſo oft ſie ihn bat durch längeres Begleiten die Tage der Trennung nicht noch ſchwerer zu machen, bat er mit Thränen im Auge: „nur bis ans Meer und dann auf immer.“

37.

Im Auguſt dieſes Jahres wurde in Oſtende ein engliſches Schiff klar, das nach Portugal Schiffsgut und Paſſagiere brachte. Es war ein ſchöner Morgen, die Nebel hatten ſich geſenkt und die Tage ſchienen für die Fahrt günſtig werden zu wollen. Es war um neun Uhr Morgens als ein Kanonenſchuß von dem Engländer herüberſchallte, zum Zeichen, daß die Paſſagiere ſich an die Küſte begeben ſollen. Zu gleicher Zeit ruderte eine Schaluppe heran, und warf ihr Bret aus, um die Reiſenden einzunehmen. Vom Land her kamen viele Perſonen mit Gepäck, gingen über das Bret und bald war die Schaluppe voll und die erſte Ladung wurde an Bord gebracht. Ehe noch die Schaluppe zum zweitenmal anlegte, ſah man vier Perſonen ſich dem Strand nähern, die ſich durch Gang, Haltung und Kleidung von den übrigen ärmlicheren Paſſagieren unterſchieden. Ein hoher, ältlicher Mann ging ſtolzen Schrittes voraus; er hatte einen breitgekrämpten Hut auf, und den Mantel ſo kunſtreich und bequem um die Schultern geſchlagen, daß ein Schiffer, der ihn kommen ſah, ausrief: „Ich laß mich freſſen, wenn es kein Spanier iſt;" hinter jenem kam ein jüngerer Herr, der eine ſchöne, ſchlankgebaute Dame führte. Der junge Herr war ſehr bleich, ſchien einen großen Kummer nieder zu kämpfen, um durch Zureden einen noch größeren bei der Dame zu beſchwichtigen. Ihr ſchönes Geſicht war um Auge und Stirne von heftigem Weinen geröthet, der Mund ſchmerzlich eingepreßt und die Wangen und untern Theile des Geſichtes ſehr bleich. Sie ging ſchwankend, auf den Arm des jungen Mannes geſtützt; ein Hütchen mit wallenden Straußfedern, ein wallendes Kleid von ſchwerem ſchwarzen Seidenzeug, um Hals und Buſen reiche Goldketten, ſchienen nicht zur Reiſe zu paſſen, und man konnte daher glauben, daß ſie den jungen Mann an Bord begleite; hinter beiden ging ein Diener in bunten Kleidern; er trug einen großen Sonnenſchirm unter dem Arm und hatte ein ſpaniſches Netz über ſeine dunkeln Haare gezogen.

Als ſie ſo weit herabgekommen waren, wo der Sand von der vorigen Fluth noch feucht war, an die Stelle, wo man das Bret aus der Schaluppe anwarf, blieben ſie ſtehen, und das ſchöne junge Paar ſah nach dem Schiff, dann ſahen ſie ſich an und die Dame legte ihr Haupt auf die Schulter des Mannes, daß die Straußfedern um ſein Geſicht ſpielten und ſeine ſtillen Thränen den Augen der Neugierigen verbargen. Der alte Herr ſtand nicht weit davon, wickelte ſich, finſter auf die See blickend, tief in ſeinen Mantel und ſein Auge blinkte, man wußte nicht ob von einer Thräne oder dem Wiederſchein der glänzenden Wellen. Jetzt kam die Schaluppe plätſchernd ans Ufer; das Bret wurde ausgeworfen und ein donnernder Schuß vom Schiffe ſchreckte das Paar aus ſeiner Umarmung. Der alte Herr trat heran, bot dem jungen Mann die Hand, ſchüttelte ſie kräftig und ſtieg dann ſchnell über das Bret, ſein Diener folgte, nachdem auch er dem Jüngling herzlich die Hand geboten. Jetzt umarmten ſich die jungen Leute noch einmal; Er wandte ſich zuerſt los und führte die Dame nach dem Bret. „Auf immer!“ flüſterte ſie mit wehmüthigem Lächeln, „auf immer!“ antwortete der junge Mann, indem er ſie bebend, mit Thränen anſah. Noch einen Händedruck und ſie wandte ſich das Bret hinanzuſteigen. Schon ſtand ſie oben, der Oberbootsmann, ein breiter Engländer, wartete am Bret, ſtreckte ſeine breite Hand aus um die ſchöne Dame zu empfangen, und hatte ſchon einige gutgemeinte Troſtgründe in Bereitſchaft. Da wandte ſie von dem unendlichen Meer ihr dunkles Auge noch einmal zurück nach dem jungen Mann. Ihre hohe, herrliche Geſtalt ſchwebte kühn auf dem ſchmalen Bret, ihr ſchlanker Hals war nach dem Land zurückgebogen, die ſchwankenden Federn des Hutes ſchienen hinüber zu grüßen. Er breitete die Arme aus, in ſeinen Zügen miſchte ſich die Seligkeit der

Liebe, mit dem Schmerz der Trennung. Da ſchien ſie ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig zu ſeyn; ſie ſprang über das Bret und hinab auf das Land, und ehe der Bootsmann ſeine Hände vor Verwunderung zuſammen ſchlagen konnte, hing ſie ſchon an ſeinem Hals, an ſeinen Lippen. „Nein, ich kann nicht über das Meer,“ rief ſie, „ich will bleiben; ich will alles thun, was Du willſt, will dieſe Feſſeln eines Glaubens von mir werfen, der mich hindert, meinem beſſern Gefühl zu folgen; Du biſt mein Vaterland, meine Familie, mein Alles; ich bleibe!“

„Joſephe, meine Joſephe!“ rief der junge Mann, indem er ſie mit ſtürmiſchem Entzücken an ſein Herz drückte; mein, mein auf immer? Ein Gott hat Dein Herz gelenkt, o ich wäre untergegangen unter der Qual dieſer Trennung!“ Sie hielten ſich noch umſchlungen, als der alte Herr mit haſtigen Schritten über Bord und das Bret herabſtieg und zu der Gruppe trat: „Kinder,“ ſagte er, „an einmal Abſchied zu nehmen wäre genug geweſen; komm, Joſephe, es hilft ja doch zu nichts, ſie werden gleich zum drittenmal ſchießen.“

„Laßt ſie mit Stückkugeln ſchießen, Don Petro,“ rief der junge Mann mit freudig verklärten Zügen, „ſie bleibt hier, ſie bleibt bei mir.“

„Was höre ich,“ erwiederte jener ſehr ernſt; „ich will nicht hoffen, daß dieß ſo iſt, wie der Cavalier ſagt; Du wirſt Deinem Verwandten folgen, Joſephe!“

„Nein!“ rief ſie muthig, „als ich dort oben auf dem Rand der Schaluppe ſtand und hinausſah auf dieſe Fluthen, die mich von ihm trennen ſollten, da ſtand feſt in mir, was ich zu thun habe; meine Mutter hat mir den Weg gezeigt; ſie iſt einſt dem Mann ihres Herzens in die weite Welt gefolgt, hat Vater und Mutter verlaſſen aus Liebe; ich weiß, was auch ich zu thun habe; hier ſteht der, dem meine arme Mutter ihre letzten ſüßen Stunden, dem ich Leben, Ehre, Alles verdanke und ich ſollte ihn verlaſſen? grüßet die Gräber meiner Ahnen in Valenzia, Don Petro, und ſaget ihnen, daß es noch eine aus dem Stamm des Tortoſi gibt, der die Liebe höher gilt als das Leben.“

Don Petro wurde weich; „ſo folge deinem Herzen, vielleicht es rathet dir beſſer als ein alter Mann; ich weiß dich zum mindeſten glücklich in den Armen dieſes edlen Mannes und ſein hoher Sinn bürgt mir dafür, daß ihm unſere Ehre nicht minder hoch als die ſeine gilt. Aber Don Fröbenio, was werden Sie zu Ihren ſtolzen Verwandten ſagen, wenn Sie dieſes Kind des Elends vorſtellen? Gott! werden Sie auch den Muth haben, den Spott der Welt zu ertragen?“

„Fahret wohl, Don Petro,“ ſagte der junge Mann mit muthigem Geſicht, indem er jenem die eine Hand zum Abſchied bot und mit der andern die Geliebte umſchlang; „ſeyd getroſt und verzaget nicht an mir. Ich werde ſie der Welt zeigen und wenn man mich fragt, „ „wer war ſie denn?“ “ ſo werde ich nicht ohne freudigen Stolz antworten, es war: „Die Bettlerin vom Pont des Arts.“

III.

Othello.

Othello.

Das Theater war gedrängt voll, ein neu angeworbener Sänger, gab den Don Juan. Das Parterre wogte von oben geſehen wie die unruhige See, und die Federn und Schleier der Damen tauchten wie ſchimmernde Fiſche aus den dunkeln Maſſen. Die Ranglogen waren reicher als je, denn mit dem Anfang der Winterſaiſon war eine kleine Trauer eingefallen und heute zum erſtenmal drangen wieder die ſchimmernden Farben der reichen Turbans, der wehenden Büſche, der bunten Shawls an das Licht hervor. Wie glänzend ſich aber auch der reiche Kranz von Damen um das Amphitheater zog, das Diadem dieſes Kreiſes ſchien ein herrliches, liebliches Bild zu ſeyn, das aus der fürſtlichen Loge freundlich und hold die Welt um und unter ſich überſchaute. Man war verſucht zu wünſchen, dieſes ſchöne Kind möchte nicht ſo hoch geboren ſeyn, denn dieſe friſche Farbe, dieſe heitere Stirne, dieſe kindlich reinen, milden Augen, dieſer holde Mund war zur Liebe — nicht zur Verehrung aus der Ferne geſchaffen. Und wunderbar, wie wenn Prinzeſſin Sophie dieſen frevelhaften Gedanken geahnet hätte, — auch ihr Anzug entſprach dieſem Bilde einfacher natürlicher Schönheit; ſie ſchien jeden Schmuck, den die Kunſt verleiht, dem ſtolzen Damenkreis überlaſſen zu haben.

„Sehen Sie, wie lebendig, wie heiter ſie iſt,“ ſprach in einer der erſten Ranglogen ein fremder Herr zu dem ruſſiſchen Geſandten, der neben ihm ſtand, und beſchaute die Prinzeſſin durch das Opernglas; „wenn ſie lächelt, wenn ſie das ſprechende Auge ein klein wenig zudrückt und dann mit unbeſchreiblichem Reiz wieder aufſchlägt, wenn ſie mit der kleinen niedlichen Hand dazu agirt, — man ſollte glauben, aus ſo weiter Ferne ihre witzigen Reden, ihre naiven Fragen vernehmen zu können.“

„Es iſt erſtaunlich!“ entgegnete der Geſandte.

„Und dennoch ſollte dieſer Himmel von

Freudigkeit nur Maske ſeyn? Sie ſollte fühlen, ſchmerzlich fühlen, ſie ſollte unglücklich lieben und doch ſo blühend, ſo heiter ſeyn? Gnädige Frau!" wandte ſich der Fremde zu der Gemahlin des Geſandten, „geſtehen Sie, Sie wollen mich myſtificiren, weil ich einiges Intereſſe an dieſem Götterkinde genommen habe."

„Mon Dieu! Baron," ſagte dieſe, mit dem Kopfe wackelnd, „Sie glauben noch immer nicht? auf Ehre, es iſt wahr, wie ich Ihnen ſagte; ſie liebt, ſie liebt unter ihrem Stande, ich weiß es von einer Dame, der nichts dergleichen entgeht. Und wie? meinen Sie, eine Prinzeß, die von Jugend auf zur Repräſentation erzogen iſt, werde nicht Tournüre genug haben, um ein ſo unſchickliches Verhältniß den Augen der Welt zu verbergen?"

„Ich kann es nicht begreifen," flüſterte der Fremde, indem er wieder ſinnend nach ihr hin ſah; „ich kann es nicht faſſen; dieſe Heiterkeit, dieſer beinahe muthwillige Scherz — und ſtille, unglückliche Liebe? Gnädige Frau, ich kann es nicht begreifen!"

„Ja, warum ſoll ſie denn nicht munter

ſeyn, Baron? Sie ahnet wohl nicht, daß Jemand etwas von ihrer meſchanten Aufführung weiß, der Amoroſo iſt in der Nähe, —"

„Iſt in der Nähe? o bitte, Madame! zeigen Sie mir den Glücklichen, wer iſt er?"

„Was verlangen Sie! Das wäre ja gegen alle Diſcretion, die ich der Oberhofmarſchallin ſchuldig bin; mein Freund, daraus wird nichts. Sie können zwar in Warſchau wieder erzählen, was Sie hier geſehen und gehört haben, aber Namen? nein, Namen zu nennen in ſolchen Affairen iſt ſehr unſchicklich; mein Mann kann dergleichen nicht leiden."

Die Ouvertüre war ihrem Ende nahe, die Töne brauſten ſtärker aus dem Orcheſter herauf, die Blicke der Zuſchauer waren feſt auf den Vorhang gerichtet, um den neuen Don Juan bald zu ſehen, doch der Fremde in der Loge der ruſſiſchen Geſandtſchaft hatte kein Ohr für Mozarts Töne, kein Auge für das Stück, er ſah nur das liebliche, herrliche Kind, das ihm um ſo intereſſanter war, als dieſe ſchönen Augen, dieſe ſüßen freundlichen Lippen heimliche Liebe kennen ſollten. Ihre Umgebungen, einige ältere und jüngere Damen, hatten zu ſprechen aufgehört; ſie lauſchten auf die Muſik; Sophiens Augen gleiteten durch das gefüllte Haus, ſie ſchienen etwas zu vermiſſen, zu ſuchen. „Ob ſie wohl nach dem Geliebten ihre Blicke ausſendet?“ dachte der Fremde; „ob ſie die Reihen muſtert, ihn zu ſehen, ihn mit einem verſtohlenen Lächeln, mit einem leiſen Beugen des Hauptes, mit einem jener tauſend Zeichen zu begrüßen, welche ſtille Liebe erfindet, womit ſie ihre Lieblinge beglückt, bezaubert?“ Eine ſchnelle, leichte Röthe flog jetzt über Sophiens Züge, ſie rückte den Stuhl mehr ſeitwärts, ſie ſah einigemal nach der Thüre ihrer Loge; die Thüre ging auf, ein großer, ſchöner junger Mann trat ein und näherte ſich einer der älteren Damen, es war die Herzogin F., die Mutter der Prinzeſſin. Sophie ſpielte gleichgültig mit der Brille die ſie in der Hand hielt, aber der Fremde war Kenner genug, um in ihrem Auge zu leſen, daß dieſer und kein Anderer der Glückliche ſey.

Noch konnte er ſein Geſicht nicht ſehen; aber die Geſtalt, die Bewegungen des jungen Mannes hatten etwas Bekanntes für ihn; die Fürſtin zog ihre Tochter ins Geſpräch, ſie blickte freundlich auf, ſie ſchien etwas pikantes erwiedert zu haben, denn die Mutter lächelte, der junge Mann wandte ſich um und — „mein Gott! Graf Zronievsky!“ rief der Fremde ſo laut, ſo ängſtlich, daß der Geſandte an ſeiner Seite heftig erſchrack, und ſeine Gemahlin den Gaſt krampfhaft an der Hand faßte und neben ſich auf den Stuhl niederriß.

„Ums Himmelswillen, was machen Sie für Scandal,“ rief die erzürnte Dame; „die Leute ſchauen rechts und links nach uns her, wer wird denn ſo mörderlich ſchreien? es iſt nur gut, daß ſie da unten gerade eben ſo mörderlich gegeigt und trompetet haben, ſonſt hätte jedermann ihren Zronievsky hören müſſen. Was wollen Sie nur von dem Grafen? Sie wiſſen ja doch, daß wir vermeiden, ihn zu kennen!“

„Kein Wort weiß ich,“ erwiederte der Fremde; „wie kann ich auch wiſſen, wen Sie kennen und wen nicht, da ich erſt ſeit drei Stunden hier bin. Warum vermeiden Sie es, ihn zu ſehen?“

„Nun ſeine Verhältniſſe zu unſerer Regierung können Ihnen nicht unbekannt ſeyn,“

ſprach der Geſandte; „er iſt verwieſen und es iſt mir höchſt fatal, daß er gerade hier und immer nur hier ſeyn will. Er hat ſich unverſchämter Weiſe bei Hofe präſentiren laſſen und ſo ſehe ich ihn auf jedem Schritt und Tritt, und doch wollen es die Verhältniſſe, daß ich ihn ignorire. Ueberdieß macht mir der fatale Menſch ſonſt noch genug zu ſchaffen; man will höheren Orts wiſſen, wovon er lebe und ſo glänzend lebe, da doch ſeine Güter confiscirt ſind; und ich weiß es nicht heraus zu bringen. Sie kennen ihn, Baron?"

Der Fremde hatte dieſe Reden nur halb gehört; er ſah unverwandt nach der fürſtlichen Loge, er ſah, wie Zronievsky mit der Fürſtin und den andern Damen ſprach, wie nur ſein feuriges Auge hin und wieder nach Sophien hingleitete, wie ſie begierig dieſen Strahl aufſing und zurückgab. Der Vorhang flog auf, der Graf trat zurück und verſchwand aus der Loge, Leporello hub ſeine Klagen an.

„Sie kennen ihn, Baron?" flüſterte der Geſandte; „wiſſen Sie mir Näheres über ſeine Verhältniſſe" —

„Ich habe mit ihm unter den polniſchen Lanciers gedient.“

„Iſt wahr; er hat in der franzöſiſchen Armee gedient; ſahen Sie ſich oft? kennen Sie ſeine Reſourcen?“

„Ich habe ihn nur geſehen,“ warf der Fremde leicht hin, „wenn es der Dienſt mit ſich brachte; ich weiß nichts von ihm, als daß er ein braver Soldat und ein ſehr unterrichteter Officier iſt.“

Der Geſandte ſchwieg; ſey es, daß er dieſen Worten glaubte, ſey es, daß er zu vorſichtig war, ſeinem Gaſt durch weitere Fragen Mißtrauen zu zeigen. Auch der Fremde bezeugte keine Luſt, das Geſpräch weiter fort zu ſetzen; die Oper ſchien ihn ganz in Anſpruch zu nehmen; und dennoch war es ein ganz anderer Gegenſtand, der ſeine Seele unabläßig beſchäftigte. „Alſo hieher hat dich dein unglückliches Geſchick endlich getrieben?“ ſagte er zu ſich, „armer Zronievsky! als Knabe wollteſt du dem Koſciusko helfen und dein Vaterland befreien; Freiheit und Koſciusko ſind verklungen und verſchwunden! Als Jüngling warſt du für den Ruhm der Waffen, für die Ehre der Adler, denen du folgteſt, begeiſtert, man hat ſie zerſchlagen; du hatteſt dein Herz ſo lange vor Liebe bewahrt, ſie findet dich endlich als Mann, und ſiehe — die Geliebte ſteht ſo furchtbar hoch, daß du vergeſſen oder untergehen mußt!“

Das Geſchick ſeines Freundes, denn dieß war ihm Graf Zronievsky geweſen, ſtimmte den Fremden ernſt und trübe, er verſank in jenes Hinbrüten, das die Welt und alle ihre Verhältniſſe vergißt, und der Geſandte mußte ihn, als der erſte Act der Oper zu Ende war, durch mehrere Fragen aus ſeinem Sinnen aufwecken, das nicht einmal durch das Klatſchen und Bravorufen des Parterres unterbrochen worden war.

„Die Herzogin hat nach Ihnen gefragt,“ ſagte der Geſandte; „ſie behauptet, Ihre Familie zu kennen; kommen Sie, wiſchen Sie dieſen Ernſt, dieſe Melancholie von Ihrer Stirne; ich will Sie in die Loge führen und präſentiren.“

Der Fremde erröthete; ſein Herz pochte, er wußte ſelbſt nicht warum; erſt als er den Corridor mit dem Geſandten hinging, als er ſich der fürſtlichen Loge näherte, fühlte er, daß es die Freude ſey, was ſein Blut in Bewegung brachte, die Freude, jenem lieblichen Weſen nahe zu ſeyn, deſſen ſtille Liebe ihn ſo ſehr anzog.

2.

Die Herzogin empfing den Fremden mit ausgezeichneter Güte. Sie ſelbſt präſentirte ihn der Prinzeſſin Sophie, und der Name Larun ſchien in den Ohren des ſchönen Kindes bekannt zu klingen; ſie erröthete flüchtig und ſagte, ſie glaube gehört zu haben, daß er früher in der franzöſiſchen Armee diente. Es war dem Baron nur zu gewiß, daß ihr niemand anders als Zronievsky dieß geſagt haben konnte, es war ihm um ſo gewißer, als ihr Auge mit einer gewißen Theilnahme auf ihm, wie auf einem Bekannten ruhte, als ſie gerne die Rede an ihn zu richten ſchien.

„Sie ſind fremd hier,“ ſagte die Herzogin, „Sie ſind keinen Tag in dieſen Mauern, Sie können alſo noch von niemand beſtochen ſeyn; ich fordere Sie auf, ſeyn Sie Schiedsrichter;

kann es nicht in der Natur geheimnißvolle Kräfte geben, die, — die, wie ſoll ich mich nur ausdrücken, die, wenn wir ſie frevelhaft hervorrufen, uns Unheil bringen können?"

„Sie ſind nicht unparteiiſch, Mutter;" rief die Prinzeſſin lebhaft, „Sie haben ſchon durch Ihre Frage, wie Sie ſie ſtellten, die Sinne des Barons gefangen genommen. Sagen Sie einmal, wenn zufällig im Zwiſchenraum von vielen Jahren von einem Hauſe nach und nach ſechs Dachziegel gefallen wären, und einige Leute getödtet hätten, würden Sie nicht mehr an dieſem Hauſe vorübergehen?"

„Warum nicht? es müßten nur in dieſen Ziegeln geheimnißvolle Kräfte liegen, welche—"

„Wie muthwillig!" unterbrach ihn die Herzogin, „Sie wollen mich mit meinen geheimnißvollen Kräften nach Hauſe ſchicken; aber nur Geduld; das Gleichniß, das Sophie vorbrachte, paßt doch nicht ganz —"

„Nun, wir wollen gleich ſehen, wem der Baron Recht gibt," rief jene; „die Sache iſt ſo: wir haben hier eine ſehr hübſche Oper, man gibt alles Mögliche, Altes und Neues durch einander, nur eines nicht, die ſchönſte, herrlichſte Oper, die ich kenne; auf fremdem Boden mußte ich ſie zum erſten Mal hören, das erſte was ich that, als ich hieher kam, war, daß ich bat, man möchte ſie hier geben, und nie wird mir mein Wunſch erfüllt! und nicht etwa, weil ſie zu ſchwer iſt, ſie geben ſchwerere Stücke, nein, der Grund iſt eigentlich lächerlich."

„Und wie heißt die Oper?" fragte der Fremde.

„Es iſt Othello!"

„Othello? gewiß, ein herrliches Kunſtwerk; auch mich ſpricht ſelten eine Muſik ſo an wie dieſe, und ich fühle mich auf lange Tage feierlich, ich möchte ſagen heilig bewegt, wenn ich Desdemonas Schwanengeſang zur Harfe ſingen gehört habe."

„Hören Sie es? er kommt von Petersburg, von Warſchau, von Berlin, Gott weiß woher, — ich habe ihn nie geſehen, und dennoch ſchätzt er Othello ſo hoch. Wir müſſen ihn einmal wieder ſehen. Und warum ſoll er nicht wieder gegeben werden? Wegen eines Mährchens, das heut zu Tage niemand mehr glaubt."

„Freveln Sie nicht,“ rief die Fürſtin, „es ſind mir Thatſachen bekannt, die mich ſchaudern machen, wenn ich nur daran denke; doch wir ſprechen unſerem Schiedsrichter in Räthſeln; ſtellen Sie ſich einmal vor, ob es nicht ſchrecklich wäre, wenn es jedesmal, ſo oft Othello gegeben würde, brennte.“

„Auch wieder ein Gleichniß,“ fiel Sophie ein. „Doch, es iſt noch viel toller, das Mährchen ſelbſt!“

„Nein, es ſoll einmal brennen,“ fuhr die Mutter fort. „Othello wurde zuerſt als Drama nach Shakeſpeare gegeben, ſchon vor fünfzig Jahren; die Sage ging, man weiß nicht woher und warum, daß, ſo oft Othello gegeben wurde, ein gewißes Evenement erfolgte; nun alſo unſer Brennen; es brannte jedesmal nach Othello. Man machte den Verſuch, man gab lange Zeit Othello nicht; es kam eine neue geiſtreiche Ueberſetzung auf, er wird gegeben, — jener unglückliche Fall ereignet ſich wieder. Ich weiß noch wie heute, als Othello, zur Oper verwandelt, zum erſten Mal gegeben wurde; wir lachten lange vorher, daß wir den unglücklichen Mohren um ſein Opfer gebracht haben, indem er jetzt muſikaliſch geworden — Desdemona war gefallen, wenige Tage nachher hatte der Schwarze auch ſein zweites Opfer. Der Fall trat nachher noch einmal ein, und darum hat man Othello nie wieder gegeben; es iſt thöricht, aber wahr. Was ſagen Sie dazu, Baron? aber aufrichtig, was halten Sie von unſerem Streit?"

„Durchlaucht haben vollkommen Recht," antwortete Larun in einem Ton, der zwiſchen Ernſt und Ironie die Mitte hielt; „wenn Sie erlauben, werde ich durch ein Beiſpiel aus meinem eigenen Leben Ihre Behauptung beſtätigen. Ich hatte eine unverheirathete Tante, eine unangenehme, myſtiſche Perſon; wir Kinder hießen ſie nur die Federntante, weil ſie große, ſchwarze Federn auf dem Hut zu tragen pflegte. Wie bei Ihrem Othello, ſo ging auch in unſerer Familie eine Sage, ſo oft die Federntante kam, mußte nachher eines oder das andere krank werden. Es wurde darüber geſcherzt und gelacht, aber die Krankheit ſtellte ſich immer ein, und wir waren den Spuck ſchon ſo gewöhnt, daß, ſo oft die

Federntante zu Beſuch in den Hof fuhr, alle Zurüſtungen für die kommende Krankheit gemacht, und ſelbſt der Doctor geholt wurde.“

„Eine köſtliche Figur, Ihre Federntante,“ rief die Prinzeſſin lachend; „ich kann mir ſie denken, wie ſie den Kopf mit dem Federnhut aus dem Wagen ſtreckt, wie die Kinder laufen als käme die Peſt, weil keines krank werden will, und wie ein Reitknecht zur Stadt ſprengen muß um den Doctor zu holen, weil die Federntante erſchienen ſey. Da hatten Sie ja wahrhaftig eine lebendige weiße Frau in Ihrer Familie!“

„Still von dieſen Dingen,“ unterbrach ſie die Fürſtin ernſt, beinahe unmuthig; „man ſollte nicht von Dingen ſo leicht hin reden, die man nicht läugnen kann, und deren Natur dennoch nie erklärt werden wird. So iſt nun einmal auch mein Othello,“ ſetzte ſie freundlicher hinzu. „Und Sie werden ihn nicht zu ſehen bekommen, Baron, und müſſen Ihr Lieblingsſtück ſchon wo anders aufſuchen.“

„Und Sie ſollen ihn dennoch ſehen,“ flüſterte Sophie zu ihm hin, „ich muß mein Desdemona-Lied noch einmal hören, ſo recht ſehen und hören auf der Bühne, und ſollte ich ſelbſt darüber zum Opfer werden!"

„Sie ſelbſt?" fragte der Fremde betroffen; „ich höre ja, der geſpenſtiſche Mohr ſoll nur brennen, nicht tödten?"

„Ach, das war ja nur das Gleichniß der Mutter!" flüſterte ſie noch viel leiſer, „die Sage iſt noch viel ſchauriger, noch viel gefährlicher."

Der Kapellmeiſter pochte, die Introduction des zweiten Acts begann, und der Fremde ſtand auf, die fürſtliche Loge zu verlaſſen. Die Herzogin hatte ihn gütig entlaſſen, aber vergebens ſah er ſich nach dem Geſandten um, er war wohl längſt in ſeine Loge zurückgekehrt. Unſchlüſſig, ob er rechts oder links gehen müſſe, ſtand er im Corridor, als eine warme Hand ſich in die ſeinige legte; er blickte auf, es war der Graf Zronievsky."

3.

„So habe ich doch recht geſehen?" rief der Graf, „mein Major, mein tapferer Major! wie lebt Alles wieder in mir auf! ich werfe dieſe unglücklichen dreizehn Jahre von mir; ich bin der frohe Lancier wie ſonſt! vive Poniatowsky, vive l'emp —"

„Um Gottes willen, Graf!" fiel ihm der Fremde in das Wort; „bedenken Sie, wo Sie ſind. Und warum dieſe Schatten heraufbeſchwören? ſie ſind hinab mit ihrer Zeit, laſſet die Todten ruhen."

„Ruhen?" entgegnete jener; „das iſt ja gerade, was ich nicht kann; o daß ich unter jenen Todten wäre, wie ſanft, wie geduldig wollte ich ruhen. Sie ſchlafen, meine tapfern Polen, und keine Stimme, wie mächtig ſie auch rufe, ſchreckt ſie auf. Warum darf ich allein nicht raſten?"

Ein düſteres, unſtätes Feuer brannte in den Augen des ſchönen Mannes; ſeine Lippen ſchloßen ſich ſchmerzlich; ſein Freund betrachtete ihn mit beſorgter Theilnahme, er ſah hier nicht mehr den fröhlichen, heldenmüthigen Jüngling, wie er ihn an der Spitze des Regimentes in den Tagen des Glückes geſehen; das zutrauliche, gewinnende Lächeln, das ihn ſonſt ſo angezogen, war einem grämlichen, bittern Zuge gewichen, das Auge, das ſonſt voll Felzer Zuverſicht, voll freudigen Muthes, frei und offen um ſich blickte, ſchien mißtrauiſch jeden Gegenſtand prüfen, durchbohren zu wollen, das matte Roth, das ſeine Wangen bedeckte, war nur der Abglanz jener Jugendblüthe, die ihm in den Salons von Paris den Namen des ſchönen Polen erworben hatte, und dennoch, auch nach dieſer großen Veränderung, welche Zeit und Unglück hervorgebracht hatten, mußte man geſtehen, daß Prinzeſſin Sophie ſehr zu entſchuldigen ſey.

„Sie ſehen mich an, Major?“ ſagte jener nach einigem Stillſchweigen, „Sie betrachten mich, als wollten Sie die alten Zeiten aus meinen Zügen herausfinden? Geben Sie ſich nicht vergebliche Mühe; es iſt ſo manches anders geworden, ſollte nicht der Menſch mit dem Geſchick ſich ändern?“

„Ich finde Sie nicht ſehr verändert,“ erwiederte der Fremde, „ich erkannte ſie bei dem erſten Anblick wieder. Aber Eines finde ich nicht mehr wie früher, aus dieſen Augen iſt ein gewißes Zutrauen verſchwunden, das mich ſonſt ſo oft beglückte. Alexander Zronievsky ſcheint mir nicht mehr zu trauen. Und doch,“

ſetzte er lächelnd hinzu, „und dennoch war mein Geiſt immer bei ihm, ich weiß ſogar die tiefſten Gedanken ſeines Herzens.“

„Meines armen Herzens!“ entgegnete der Graf wehmüthig; „ich wüßte kaum, ob ich noch ein Herz habe, wenn es nicht manchmal vor Unmuth pochte! Welche Gedanken wollen Sie aufgeſpührt haben, als die unwandelbare Freundſchaft für Sie, Major? Schelten Sie nicht mein Auge, weil es nicht mehr fröhlich iſt; ich habe mich in mich ſelbſt zurückgezogen, ich habe mein Vertrauen in meine Rechte gelegt, ihr Druck wird Ihnen ſagen, daß ich noch immer der Alte bin.“

„Ich danke; aber wie, ich ſollte mich nicht auf die Gedanken Ihres Herzens verſtehen? Sie ſagen, es pocht nur vor Unmuth; was hat denn ein gewißes Fürſtenkind gethan, daß Ihr Herz ſo gar unmuthig pocht?“

Der Graf erblaßte; er preßte des Fremden Hand feſt in der ſeinigen: „Um Gotteswillen, ſchweigen Sie; nie mehr eine Sylbe über dieſen Punkt! Ich weiß, ich verſtehe, was Sie meinen, ich will ſogar zugeben, daß Sie recht geſehen haben; der Teufel hat Ihre Augen gemacht, Major! Doch warum bitte ich einen Ehrenmann, wie Sie, zu ſchweigen? Es hat noch keiner vom achten Regiment ſeinen Kameraden verrathen.“

„Sie haben recht, und kein Wort mehr darüber; doch nur dieß eine noch; vom Achten verrathet keiner den Kameraden, ob aber der gute Kamerad ſich ſelber nicht verräth?“

„Kommen Sie hier in dieſe Treppe,“ flüſterte der Graf, denn es nahten ſich mehrere Perſonen; „Jeſus Maria, ſollte außer Ihnen jemand etwas ahnen?“

„Wenn Sie Vertrauen um Vertrauen geben werden, wohlan ſo will ich beichten.“

„O foltern Sie mich nicht, Major! Ich will nachher ſagen, was Sie haben wollen, nur geſchwind, ob jemand außer Ihnen —“

Der Major von Larun erzählte, er ſey heute in dieſer Stadt angekommen, ſeine Depeſchen ſeyen bei dem Geſandten bald in Richtigkeit geweſen, man habe ihn in die Oper mitgenommen, und dort, wie er entzückt die Prinzeſſin aus der Ferne betrachtet, habe ihm die Geſandtin geſagt, daß Sophie in ein Verhältniß unter ihrem Stande verwickelt ſey.

„Sie traten ein in die fürſtliche Loge, ein Blick überzeugte mich, daß niemand als Sie der Geliebte ſeyn können.“

„Und die Geſandtin?“ rief der Graf mit zitternder Stimme.

„Sie hat es beſtätigt. Wenn ich nicht irre, ſprach ſie auch von einer Ober-Hofmarſchallin, von welcher ſie die Nachricht habe.“

Der Graf ſchwieg, einige Minuten vor ſich hin ſtarrend; er ſchien mit ſich zu ringen, er blickte einige Male den Fremden ſcheu von der Seite an — „Major!“ ſprach er endlich mit klagloſer, matter Stimme; „können Sie mir hundert Napoleon leihen?“

Der Major war überraſcht von dieſer Frage; er hatte erwartet, ſein Freund werde etwas Weniges über ſein Unglück jammern, wie bei dergleichen Scenen gebräuchlich, er konnte ſich daher nicht gleich in dieſe Frage finden, und ſah den Grafen ſtaunend an.

„Ich bin ein Flüchtling,“ fuhr dieſer fort; „ich glaubte endlich eine ſtille Stätte gefunden zu haben, wo ich ein klein wenig raſten könnte, da muß ich lieben — muß geliebt werden, Major, wie geliebt werden!“ Er hatte Thränen in den Augen, doch er bezwang ſich und fuhr mit feſter Stimme fort: „Es iſt eine ſonderbare Bitte, die ich hier nach ſo langem Wiederſehen an Sie thue, doch ich erröthe nicht zu bitten. Camerad, gedenken Sie des letzten ruhmvollen Tages im Norden, gedenken Sie des Tages von Mosjaisk?"

„Ich gedenke!" ſagte der Fremde, indem ſein Auge glänzte, und ſeine Wangen ſich höher färbten.

„Und gedenken Sie, wie die ruſſiſche Batterie an der Redoute auffuhr, wie ihre Kartätſchen in unſere Reihen ſaußten und der Verräther Piolzky zum Rückzug blaſen ließ?"

„Ha!" fiel der Fremde mit dröhnender Stimme ein, „und wie Sie ihn herabſchoßen, Oberſt, daß er keine Ader mehr zuckte, wie die Huſaren rechts abſchwenkten, wie Sie vorwärts! riefen, vorwärts Lanciers vom achten, und die Kanonen in fünf Minuten unſer waren! —

„Gedenken Sie?" flüſterte der Graf mit Wehmuth; „wohlan! ich kommandire wieder vor der Front. Es gilt einen Cameraden herauszuhauen, werdet Ihr ihn retten? En avant, Major! vorwärts tapfrer Lancier, wirſt Du ihn retten, Kamerad?"

„Ich will ihn retten," rief der Freund, und der Graf Zronievsky ſchlug ſeinen Arm um ihn, preßt ihn heftig an ſeine Bruſt und eilte dann von ihm weg, den Corridor entlang.

4.

„Gut, daß ich Sie treffe," rief der Graf Zronievsky, als er am nächſten Morgen dem Major auf der Straße begegnete, „ich wollte eben zu Ihnen, und Sie um eine kleine Gefälligkeit anſprechen —"

„Die ich Ihnen ſchon geſtern zuſagte," erwiederte jener, „wollen Sie mich in mein Hôtel begleiten? es liegt längſt für Sie bereit." —

„Um Gottes willen jetzt nichts von Geld," fiel der Graf ein, „Sie tödten mich durch dieſe Proſa; ich bin göttlich gelaunt, ſelig, überirdiſch geſtimmt. O Freund, ich habe es dem Engel geſagt, daß man uns bemerkt, ich habe ihr geſagt, daß ich fliehen werde, denn in ihrer Nähe zu ſeyn, ſie nicht zu ſprechen, nicht anzubeten, iſt mir unmöglich."

„Und darf ich wiſſen, was ſie ſagte?"

„Sie iſt ruhig darüber, ſie iſt größer als dieſe ſchlechten Menſchen; was iſt es auch, ſagte ſie, man kann uns gewiß nichts Böſes nachſagen, und wenn man auch unſer Verhältniß entdeckte, ſo will ich mir gerne einmal einen dummen Streich vergeben laſſen; wo lebt ein Menſch, der nicht einmal einen beginge?"

„Eine geſunde Philoſophie," bemerkte der Major; „man kann nicht vernünftiger über ſolche Verhältniſſe denken; denn gerade die ſind meiſt am ſchlechteſten berathen, die glauben, ſie können alle Menſchen blenden. Doch iſt mir noch eine Frage erlaubt? wie es ſcheint, ſo ſehen Sie Ihre Dame allein? denn was Sie mir erzählten, wurde ſchwerlich geſtern im Don Juan verhandelt."

„Wir ſehen uns," flüſterte jener, „ja wir ſehen uns, aber wo darf ich nicht ſagen, und ſo wahr ich lebe, das ſollen auch jene Menſchen nicht ausſpähen. Aber lange, ich ſehe es ſelbſt ein, lange Zeit kann es nicht mehr dauern. Drum bin ich immer auf dem Sprung, Camerad, und Ihre Hülfe ſoll mich retten, wenn indeß meine Gelder nicht flüſſig werden. „„Doch gilt es morgen, ſo laß uns heut noch ſchlürfen die Reizen der köſtlichen Zeit;““ ich will noch glücklich, ſelig ſeyn, weil es ja doch bald ein Ende haben muß.“

„Und wozu kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Major, „wenn ich nicht irre, wollten Sie mich aufſuchen.“

„Richtig, das war es, warum ich kommen wollte,“ entgegnete jener nach einigem Nachſinnen. „Sophie weiß, daß Sie mein Freund ſind, ich habe ihr ſchon früher von Ihnen erzählt, hauptſächlich die Geſchichte von der Berezina-Brücke, wo Sie mich zu ſich auf den Rappen nahmen. Sie hat geſtern mit Ihnen geſprochen und von Othello, nicht wahr? Die Fürſtin will nicht zugeben, daß er aufgeführt werde, wegen irgend einem Mährchen, das ich nicht mehr weiß —“

„Sie waren ſehr geheimnißvoll damit,“ unterbrach ihn der Freund, „und wie mir ſchien, wird es die Fürſtin auch nicht zugeben?"

„Und doch; ich habe ſie durch ein Wort dahin gebracht. Die Prinzeſſin bat und flehte und das kann ich nun einmal nicht ſehen, ohne daß ich ihr zu Hülfe komme; ich nahm alſo eine etwas ernſte Miene an und ſagte: ſonderbar iſt es doch, wenn ſo etwas ins Publikum kommt, iſt es wie der Wind in den Geſandtſchaften, und kam es einmal ſo weit, ſo darf man nicht dafür ſorgen, daß es in acht Tagen als Chronique scandaleuse an allen Höfen erzählt wird. Die Fürſtin gab mir recht; ſie ſagte, wiewohl mit ſehr bekümmerter und verlegener Miene zu, daß das Stück gegeben werden ſolle; doch, als ſie wegging, rief ſie mir noch zu: „ſie gebe das Spiel dennoch nicht verloren, denn wenn auch Othello ſchon auf dem Zettel ſtehe, laſſe ſie die Desdemona krank werden."

„Das haben Sie gut gemacht!" rief der Major lachend, „alſo die Furcht vor der Chronique scandaleuse hat die Geſpenſterfurcht und das Grauen vor den Geheimniſſen der Natur überwunden?"

„Ja wohl, Sophie iſt außer ſich vor Freuden, daß ſie ihren Willen hat. Ich bin gerade auf dem Weg zum Regiſſeur der Oper; ich ſoll ihm vierhundert Thaler bringen, daß die Aufführung auch in pecuniärer Hinſicht keiner Schwierigkeit unterworfen ſeyn möchte, und Sie müſſen mich zu ihm begleiten.

„Aber wird es nicht auffallen, wenn Sie im Namen der Prinzeſſin dieſe Summe überbringen?“

„Dafür iſt geſorgt; wir bringen es als Collect von einigen Kunſtfreunden; ſtellen Sie einen Dilettanten oder Enthuſiaſten vor, oder was in unſeren Kram paßt. Er wohnt nicht weit von hier, und iſt ein alter ehrlicher Kauz, den wir ſchon gewinnen wollen. Nur hier um die Ecke, Freund; ſehen Sie dort das kleine grüne Haus mit dem Erker.

5.

Der Regiſſeur der Oper war ein kleiner hagerer Mann, er war früher als Sänger berühmt geweſen, und ruhte jetzt im Alter auf ſeinen Lorbeeren. Er empfing die Freunde mit einer gewißen künſtleriſchen Hoheit und

Würde, welche nur durch ſeine ſonderbare Kleidung etwas geſtört wurde; er trug nämlich eine ſchwarze Florentiner Mütze, welche er nur ablegte, wenn er zum Ausgehen die Perücke auf die Glatze ſetzte. Auffallend ſtachen gegen dieſe bequeme Hauskleidung des Alten ein moderner enge anliegender Frack und weite faltenreiche Beinkleider ab; ſie zeigten, daß der Herr Regiſſeur trotz der ſechzig Jährchen, die er haben mochte, dennoch für die Eitelkeit der Welt nicht abgeſtorben ſey; an den Füßen trug er weite, ausgetretene Pelzſchuhe, auf denen er künſtlich im Zimmer herumfuhr ohne ſichtbar die Beine aufzuheben; es kam den Freunden vor, als fahre er auf Schlittſchuhen.

„Iſt mir bereits angezeigt worden, der allerhöchſte Wunſch;“ ſagte der Regiſſeur als ihn der Graf mit dem Zweck ihres Beſuches bekannt machte, „weiß bereits um die Sache; an mir ſoll es nicht fehlen, mein einziger Zweck iſt ja die allerhöchſten Ohren auf ergötzliche Weiſe zu delectiren, aber — aber, ich werde denn doch ſubmiſſeſt wagen müſſen, einige Gegenvorſtellungen zu exhibitiren.“

„Wie? Sie wollen dieſe Oper nicht geben?“ rief der Graf.

„Gott ſoll mich behüten, das wäre ja ein offenbares Mordattentat auf die allerhöchſte Familie! Nein, nein! wenn mein Wort in der Sache noch etwas gilt wird dieſes unglückliche Stück nie gegeben.“

„Hätte ich doch nie gedacht, entgegnete der Graf, daß ein Mann wie Sie von Pöbelwahn befangen wäre. Mit Staunen und Bewunderung vernahm ich ſchon in meiner früheſten Jugend in fernen Landen Ihren gefeierten Namen; Sie wurden die Krone der Sänger genannt, ich brannte vor Begierde dieſen Mann einmal zu ſehen. Ich bitte, verkleinern Sie dieſes ehrwürdige Bild nicht durch ſolchen Aberwitz.“

Der Alte ſchien ſich geſchmeichelt zu fühlen, ein anmuthiges Lächeln zog über ſeine verwitterten Züge, er ſteckte die Hände in die Taſchen und fuhr auf ſeinen Pelzſchuhen einigemal im Zimmer auf und ab; „allzugütig, allzuviel Ehre!“ rief er; „ja wir waren unſerer Zeit etwas, wir waren ein tüchtiger Tenor! jetzt hat es freilich ein Ende. Aberglaube, belieben Sie zu ſagen; ich würde mich ſchämen irgend einem Aberglauben nachzuhängen; aber wo Thatſachen ſind, kann von Aberglauben nicht die Rede ſeyn.“

„Thatſachen?“ riefen die Freunde mit einer Stimme.

„O ja, verehrte Meſſieurs, Thatſachen. Sie ſcheinen nicht aus hieſiger Stadt und Gegend zu ſeyn, daß Sie ſolche nicht wiſſen?“ —

„Ich habe allerdings von einem ſolchen Mährchen gehört, ſagte der Major; es ſoll, wenn ich nicht irre, jedesmal nach Othello brennen, und —“

„Brennen? daß mir Gott verzeih', ich wollte lieber, daß es allemal brennt; Feuer kann man doch löſchen, man hat Brand-Aſſecuranzen, man kann endlich noch ſolch einen Brandſchaden zur Noth ertragen; aber ſterben? nein, das iſt ein weit gefährlicherer Caſus.“

„Sterben? ſagen Sie, wer ſoll ſterben?“

„Nun, das iſt kein Geheimniß;“ erwiederte der Regiſſeur; „ſo oft Othello gegeben wird, muß acht Tage nachher jemand aus der fürſtlichen Familie ſterben.“

Die Freunde fuhren erſchrocken von ihren Sitzen auf, denn der prophetiſche, richtende Ton, womit der Alte dieß ſagte, hatte etwas Gräuliches an ſich; doch ſogleich ſetzten ſie ſich wieder und brachen über ihren eigenen Schrecken in ein luſtiges Gelächter aus, das übrigens den Sänger nicht aus der Faſſung brachte.

„Sie lachen?“ ſprach er; „ich muß es mir gefallen laſſen; wenn es Sie übrigens nicht genirt, will ich Sie die Theater-Chronik inſpiciren laſſen, die ſeit 120 Jahren der jedesmalige Souffleur ſchreibt.“

„Die Theater-Chronik her, Alter, laſſen Sie uns inſpiciren,“ rief der Graf, dem die Sache Spaß zu machen ſchien und der Regiſſeur rutſchte mit außerordentlicher Schnelligkeit in ſeine Kammer und brachte einen in Leder und Meſſing gebundenen Folianten hervor.

Er ſetzte eine große in Bein gefaßte Brille auf und blätterte in der Chronik. „Bemerken Sie,“ ſagte er, „wegen des Nachfolgenden, erſtlich; hier ſteht: anno 1740 den 8. Dec. iſt die Actrice Charlotte Fandauerin in hieſigen Theater erſtickt werden. Man führte das Trauerſpiel Othello, der Mohr von Venedig von Shakeſpeare auf."

„Wie?" unterbrach ihn der Major „anno 1740 ſollte man hier Shakeſpeares Othello gegeben haben und doch war es, wenn ich nicht irre, Schröder, der zuerſt und viel ſpäter das erſte Shakeſpeare'ſche Stück in Deutſchland aufführen ließ?"

„Bitte um Vergebung," erwiederte der Alte. „Der Herzog ſah auf einer Reiſe durch England in London dieſen Othello geben, ließ ihn, weil er ihm außerordentlich gefiel, überſetzen und nachher hier öfter aufführen. Meine Chronik fährt aber alſo fort:

„Obgedachte Charlotte Fandauerin hat die Desdemona gegeben und iſt durch die Bettdecke, womit ſie in dem Stücke ſelbſt getödtet werden ſoll, elendiglich umgekommen. Gott ſey ihrer armen Seele gnädig!" Dieſen Mord erzählt man ſich hier folgendermaßen: die Fandauer ſoll ſehr ſchön geweſen ſeyn; bei Hof ging es damals unter dem Herzog Nepomuk ſehr laſciv zu; die Fandauer wurde des Herzogs Geliebte. Sie aber ſoll ſich nicht blindlings und unvorſichtig ihm übergeben haben; ſie war abgeſchreckt durch das Beiſpiel ſo vieler, die er nach einigen Monaten oder Jährchen verſtieß und elendiglich herumlaufen ließ. Sie ſoll alſo ein ſchreckliches Bündniß mit ihm gemacht und erſt nachdem er es beſchworen ſich ihm ergeben haben. Aber wie bei den andern, ſo war es auch bei der Fandauer. Er hatte ſie bald ſatt und wollte ſie auf gelinde Art entfernen. Sie aber drohte ihm das Bündniß, das er mit ihr gemacht, drucken und in ganz Europa verbreiten zu laſſen, ſie zeigte ihm auch, daß ſie dieſe Schrift ſchon in vielen fremden Städten niedergelegt habe, wo ſie auf ihren erſten Wink verbreitet würde."

„Der Herzog war ein grauſamer Herr und ſein Zorn kannte keine Gränzen. Er ſoll Ihr auf verſchiedenen Wegen durch Gift haben beikommen wollen, aber ſie aß nichts als was ſie ſelbſt gekocht hatte. Er gab daher einem Schauſpieler eine große Summe Geld, und ließ den Othello aufführen. Sie werden ſich erinnern, daß in dem Shakeſpeare'ſchen Trauerſpiel die Desdemona von dem Mohren im Bette erſtickt wird. Der Acteur machte ſeine

Sache nur allzunatürlich, denn die Fandauerin iſt nicht mehr erwacht.“

Der Graf ſchauderte; „und dieß ſoll wahr ſeyn?“ rief er aus.

„Fragen Sie von älteren Perſonen in der Stadt wen Sie wollen, Sie werden es überall ſo erzählen hören. Es wurde nachher von den Gerichten eine Unterſuchung gegen den Mörder anhängig gemacht, aber der Herzog ſchlug ſie nieder, nahm den Acteur vom Theater in ſeine Dienſte und erklärte, die Fandauerin habe durch Zufall der Schlag gerührt. Aber acht Tage darauf ſtarb ihm ſein einziges Söhnlein, ein Prinz von zwölf Jahren.“

„Zufall!“ ſagte der Major.

„Nennen Sie es immerhin ſo;“ verſetzte der Alte und blätterte weiter. „Doch hören Sie; Othello wurde zwei Jahre lang nicht mehr gegeben, denn wegen der Erinnerung an jenen Mord mochte der Herzog dieſes Trauerſpiel nicht leiden. Aber nach zwei Jahren, in dieſem Buch ſteht jedes Luſtſpiel aufgezeichnet, nach zwei Jahren war er ſo ruchlos, es wieder aufführen zu laſſen. Hier ſtehts: „den 28ſten Sept. (1742) Othello, der Mohr von Venedig“ und hier am Rande iſt bemerkt: „Sonderbarlich! am 5ten October iſt Prinzeſſin Auguſte verſtorben. Gerade auch acht Tage nach Othello, wie vor zwei Jahren der höchſtſelige Prinz Friederich. Zufall, meine werthen Herren?“

„Allerdings Zufall!“ riefen jene.

„Weiter! Den 6. Februar 1748, Othello der Mohr von Venedig. Ob es wohl wieder eintrifft? Sehen Sie her, meine Herren! das hat der Souffleur hingeſchrieben, bemerken Sie gefälligſt, es iſt dieſelbe Hand, die hier in Margine bemerkt: „Entſetzlich! die Fandauerin ſpuckt wieder, Prinz Alexander den 14. plötzlich geſtorben. Acht Tage nach Othello.“ Der Alte hielt inne und ſah ſeine Gäſte fragend an, ſie ſchwiegen, er blätterte weiter und las: „den 16. Januar 1775, zum Benefiz der Mlle. Koller: — „Othello, der Mohr von Venedig.“ „Richtig wieder! Arme Prinzeſſin Eliſabeth, haſt du müſſen ſo ſchnell verſterben? † 24. Jan. 1775.“

„Poſſen!“ unterbrach ihn der Major; „ich gebe zu, es iſt ſo; es ſoll einigemal der Eigenſinn des Zufalls es wirklich ſo gefügt haben;

geben Sie mir aber nur einen vernünftigen Grund an zwiſchen Urſache und Wirkung, wenn Sie dieſe Höchſtſeligen am Othello verſterben laſſen wollen!“

„Herr!“ antworte der alte Mann mit tiefem Ernſt, „das kann ich nicht; aber ich erinnere an die Worte jenes großen Geiſtes, von dem auch dieſer unglückſelige Othello abſtammt, „es gibt viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde, wovon ſich die Philoſophen nichts träumen laſſen!“

„Ich kenne das,“ ſagte der Graf; „aber ich wette, Shakeſpeare hätte nie dieſen Spruch von ſich gegeben, hätte er gewußt, wie viel Lächerlichkeit ſich hinter ihm verbirgt!“

„Es iſt möglich,“ erwiederte der Sänger; „hören Sie aber weiter. Ich komme jetzt an ein etwas neueres Beiſpiel, deſſen ich mich erinnern kann, an den Herzog ſelbſt.“

„Wie,“ unterbrach ihn der Major; „eben jener, der die Actrice ermorden ließ...?

„Derſelbe; Othello war vielleicht zwanzig Jahre nicht mehr gegeben worden, da kamen, ich weiß es noch wie heute, fremde Herrſchaften zum Beſuch. Unſer Schauſpiel gefiel ihnen, und ſonderbarer Weiſe wünſchte eine der fremden fürſtlichen Damen **Othello** zu ſehen. Der Herzog ging ungern daran, nicht aus Angſt vor den gräulichen Umſtänden, die dieſem Stück zu folgen pflegten, denn er war ein Freigeiſt und glaubte an nichts dergleichen; aber er war jetzt alt; die Sünden und Frevel ſeiner Jugend fielen ihm ſchwer aufs Herz, und er hatte Abſchen vor dieſem Trauerſpiel. Aber ſey es, daß er der Dame nichts abſchlagen mochte, ſey es, daß er ſich vor dem Publikum ſchämte, das Stück mußte über Hals und Kopf einſtudirt werden, es wurde auf ſeinem Luſtſchloß gegeben. Sehen Sie, hier ſteht es: „Othello, den 16. October 1793 auf dem Luſtſchloß H... aufgeführt.“

„Nun, Alter! und was folgte, geſchwind!“ riefen die Freunde ungeduldig.

„Acht Tage nachher, den 24. Oct. 1793, iſt der Herzog geſtorben.“

„Nicht möglich;“ ſagte der Major nach einigem Stillſchweigen; „laſſen Sie Ihre Chronik ſehen; wo ſteht denn etwas vom Herzog? hier iſt nichts in Margine bemerkt.“

„Nein,“ ſagte der Alte, und brachte zwei

Bücher herbei; „aber hier ſeine Lebensgeſchichte, hier ſeine Trauerrede, wollen Sie gefälligſt nachſehen?“

Der Graf nahm ein kleines ſchwarzes Buch in die Hand und las: „Beſchreibung der ſolennen Beiſetzung des am 24ten October 1793 höchſtſelig verſtorbenen Herzogs und Herrn — dummes Zeug!“ rief er und ſprang auf; „das könnte mich um den Verſtand bringen. Zufall! Zufall! und nichts anders! Nun — und wiſſen Sie noch ein ſolches Hiſtörchen?“

Ich könnte Ihnen noch einige anführen,“ erwiederte der Alte mit Ruhe, „doch Sie langweilen ſich bei dieſer ſonderbaren Unterhaltung; nur aus der neueſten Zeit noch einen Fall. Roſſini ſchrieb ſeine herrliche Oper Othello, worin er, was man bezweifelt hatte, zeigte, daß er es verſtehe, auch die tieferen tragiſchen Saiten der menſchlichen Bruſt anzuſchlagen. Er wurde hier höheren Orts nicht verlangt, daher wurde er auch nicht fürs Theater einſtudirt. Die Kapelle aber unternahm es, dieſe Oper für ſich zu ſtudiren, es wurden einige Scenen in Concerten ausgeführt und dieſe wenigen Proben entzündeten im Publikum einen ſo raſchen Eifer für die Oper, daß man allgemein in Zeitungen, an Wirthstafeln, in Singthees und dergleichen von nichts als Othello ſprach, nichts als Othello verlangte. Von den grauenvollen Begebenheiten, die das Schauſpiel Othello begleitet hatten, war gar nicht die Rede; es ſchien, man denke ſich unter der Oper einen ganz andern Othello. Endlich bekam der damalige Regiſſeur (ich war noch auf dem Theater und machte den Othello), er bekam den Auftrag, ſage ich, die Oper in die Scene zu ſetzen. Das Haus war zum Erſticken voll, Hof und Adel war da, das Orcheſter ſtrengte ſich übermenſchlich an, die Sängerinnen ließen nichts zu wünſchen übrig, aber ich weiß nicht — uns alle wehte ein unheimlicher Geiſt an, als Desdemona ihr Lied zur Harfe ſpielte, als ſie ſich zum Schlafengehen rüſtete, als der Mörder, der abſcheuliche Mohr ſich nahte. Es war daſſelbe Haus, es waren dieſelben Bretter, es war dieſelbe Scene wie damals, wo ein liebliches Geſchöpf in derſelben Rolle ſo gräulich ihr Leben endete. Ich muß geſtehen, trotz der Teufelsnatur meines Othello befiel mich ein leichtes Zittern, als der Mord geſchah, ich blickte ängſtlich nach der fürſtlichen Loge, wo ſo viele blühende, kräftige Geſtalten auf unſer Spiel herüberſahen, „„wirſt du wohl durch die Töne, die deinen Tod begleiten, dich beſänftigen laſſen, blutdürſtiges Geſpenſt der Gemordeten?““ dachte ich. Es war ſo; fünf, ſechs Tage hörte man nichts von einer Krankheit im Schloſſe; man lachte, daß es nur der Einkleidung in eine Oper bedurfte, um jenen Geiſt gleichſam irre zu machen; der ſiebente Tag verging ruhig, am achten wurde Prinz Ferdinand auf der Jagd erſchoſſen.“

„Ich habe davon gehört,“ ſagte der Major, „aber es war Zufall; die Büchſe ſeines Nachbars ging los und —“

„Sage ich denn, das Geſpenſt bringe die Höchſtſeligen ſelbſt um, drücke ihnen eigenhändig die Kehle zu? Ich ſpreche ja nur von einem unerklärlichen geheimnißvollen Zuſammenhang.“

„Und haben Sie uns nicht noch zu guter Letzt ein Mährchen erzählt; wo ſteht denn geſchrieben, daß acht Tage vor jener Jagd Othello gegeben wurde?“

„Hier!“ erwiederte der Regiſſeur kaltbltig, indem er auf eine Stelle in ſeiner Chronik wieß; der Graf las: „Othello, Oper von Roſſini, den 12. März" und auf dem Rande ſtand dreimal unterſtrichen: „den 20ſten fiel Prinz Ferdinand auf der Jagd."

Die Männer ſahen einander ſchweigend einige Augenblicke an; ſie ſchienen lächeln zu wollen und doch hatte ſie der Ernſt des alten Mannes, das ſonderbare Zuſammentreffen jener furchtbaren Ereigniſſe tiefer ergriffen, als ſie ſich ſelbſt geſtehen mochten. Der Major blätterte in der Chronik und pfiff vor ſich hin, der Graf ſchien über etwas nachzuſinnen, er hatte Stirne und Augen feſt in die Hand geſtützt. Endlich ſprang er auf; „und dieß alles kann Ihnen dennoch nicht helfen," rief er, „die Oper muß gegeben werden. Der Hof, die Geſandten wiſſen es ſchon, man würde ſich blamiren, wollte man durch dieſe Zufälle ſich ſtören laſſen. Hier ſind vierhundert Thaler, mein Herr! Es ſind einige Freunde und Liebhaber der Kunſt, welche ſie Ihnen zuſtellen, um Ihren Othello recht glänzend auftreten zu laſſen. Kaufen Sie davon was Sie wollen," ſetzte er lächelnd hinzu, „laſſen Sie Geiſterbanner, Beſchwörer kommen, kaufen Sie einen ganzen Hexenaparat, kurz, was nur immer nöthig iſt, um das Geſpenſt zu vertreiben — nur geben Sie uns Othello.“

„Meine Herren,“ ſagte der Alte, „es iſt möglich, daß ich in meiner Jugend ſelbſt über dergleichen gelacht und geſcherzt hätte; das Alter hat mich ruhiger gemacht, ich habe gelernt, daß es Dinge gibt, die man nicht geradehin verwerfen muß. Ich danke für Ihr Geſchenk, ich werde es auf eine würdige Weiſe anzuwenden wiſſen. Aber nur auf den ſtrengſten Befehl werde ich Othello geben laſſen. Ach Gott und Herr!“ rief er kläglich, „wenn ja der Fall wieder einträte, wenn das liebe, herzige Kind, Prinzeſſin Sophie des Teufels wäre!“

„Seyn Sie ſtill,“ rief der Graf erblaſſend, „wahrhaftig Ihre wahnſinnigen Geſchichten ſind anſteckend, man könnte ſich am hellen Tage fürchten! Adieu! Vergeſſen Sie nicht, daß Othello auf jeden Fall gegeben wird; machen Sie mir keine Kunſtgriffe mit Catharr und Fieber, mit krank werden laſſen und eingetretenen Hinderniſſen. Beim Teufel, wenn Sie keine Desdemona hergeben, werde ich das Geſpenſt der Erwürgten heraufrufen, daß es dießmal ſelbſt eine Gaſtrolle übernimmt.“

Der Alte kreuzigte ſich und fuhr ungeduldig auf ſeinen Schuhen umher; „welche Ruchloſigkeit,“ jammerte er; „wenn ſie nun erſchiene wie der ſteinerne Gaſt? Laſſen Sie ſolche Reden, ich bitte Sie, wer weiß wie nahe jedem ſein eigenes Verderben iſt.“

Lachend ſtiegen die Beiden die Treppe hinab und noch lange diente der muſikaliſche Prophet mit der Florentiner Mütze und den Pelzſchlittſchuhen ihrem Witz zur Zielſcheibe.

6.

Es gab Stunden, worin der Major ſich durchaus nicht in den Grafen ſeinen alten Waffenbruder finden konnte. War er ſonſt fröhlich, lebhaft, von Witz und Laune ſtrahlend, konnte er ſonſt die Geſellſchaft durch treffende Anecdoten, durch Erzählungen aus ſeinem Leben unterhalten, mußte er ſonſt Jeden, mochte er noch ſo gering ſeyn, auf eine ſinnige feine Weiſe zu verbinden, ſo daß er der Liebling aller, von vielen angebetet wurde; ſo war er in andern Momenten gerade das Gegentheil. Er fing an trocken und ſtumm zu werden, ſeine Augen ſenkten ſich, ſein Mund preßte ſich ein. Nach und nach ward er finſter, ſpielte mit ſeinen Fingern, antwortete mürriſch und ungeſtüm. Der Major hatte ihm ſchon abgemerkt, daß dieß die Zeit war, wo er aus der Geſellſchaft entfernt werden müſſe, denn jetzt fehlten noch wenige Minuten ſo zog er mit leicht aufgeregter Empfindlichkeit jedes unſchuldige Wort auf ſich, und fing an zu wüthen und zu raſen.

Der Major war viel um ihn, er hatte aus früherer Zeit eine gewiße Gewalt und Herrſchaft über ihn, die er jetzt geltend machte, um ihn vor dieſen Ausbrüchen der Leidenſchaft in Geſellſchaft zu bewahren, deſto gräulicher brachen ſie in ſeinen Zimmern aus; er tobte, er fluchte in allen Sprachen, er klagte ſich an, er weinte. „Bin ich nicht ein elender, verworfener Menſch?“ ſprach er einſt in einem ſolchen Anfall; „meine Pflichten mit Füßen zu treten, die treueſte Liebe von mir zu ſtoßen, ein Herz zu martern, das mir ſo innig anhängt! Leichtſinnig ſchweiſe ich in der Welt umher, habe mein Glück verſcherzt, weil ich in meinem Unſinn glaubte ein Kosciusco zu ſeyn, und bin nichts als ein Schwachkopf, den man wegwarf! Und ſo viele Liebe, dieſe Aufopferung, dieſe Treue ſo zu vergelten!"

Der Major nahm zu allerlei Troſtmitteln ſeine Zuflucht. „Sie ſagen ja ſelbſt, daß die Prinzeſſin Sie zuerſt geliebt hat; konnte ſie je eine andere Liebe, eine andere Treue von Ihnen erwarten, als die, welche die Verhältniſſe erlauben?"

„Ha, woran mahnen Sie mich!" rief der Unglückliche, „wie klagen mich Ihre Entſchuldigungen ſelbſt an! Auch ſie, auch ſie bethört! Wie kindlich, wie unſchuldig war ſie, als ich Verruchter kam, als ich ſie ſah mit dem lieblichen Schmelz der Unſchuld in den Augen! Da fing mein Leichtſinn wieder an; ich vergaß alle guten Vorſätze, ich vergaß, wem ich allein gehören durfte ich ſtürzte mich in einen Strudel von Luſt, ich begrub mein Gewiſſen in Vergeſſenheit!" Er fing an zu weinen, die Erinnerung ſchien ſeine Wuth zu beſänftigen. „Und konnte ich," flüſterte er, „konnte ich ſo von ihr gehen? Ich fühlte, ich ſah es an jeder ihrer Bewegungen, ich las es in ihrem Auge, ſie liebte mich; ſollte ich fliehen, als ich ſah, wie dieſe Morgenröthe der Liebe in ihren Wangen aufging, wie der erſte, leuchtende Strahl des Verſtändniſſes aus ihrem Auge brach, auf mich nieder fiel, mich aufzufordern ſchien, ihn zu erwiedern?"

„Ich beklage Sie," ſprach der Freund, und drückte ſeine Hand; „wo lebt ein Mann, der ſo ſüßer Verſuchung widerſtanden wäre?"

„Und als ich ihr ſagen durfte, wie ich ſie verehre, als ſie mir mit ſtolzer Freude geſtand, wie ſie mich liebe, als jenes traute, entzückende Spiel der Liebe begann, wo ein Blick, ein flüchtiger Druck der Hand mehr ſagt, als Worte auszudrücken vermögen, wo man Tage lang nur in der freudigen Erwartung eines Abends, einer Stunde, einer einſamen Minute lebte, wo man in der Erinnerung dieſes ſeligen Augenblickes ſchwelgte, bis der Abend wieder erſchien, bis ich aus dem Taumelkelch ihrer ſüßen Augen aufs Neue Vergeſſenheit trank! Wie reich wußte ſie zu geben, wie viel Liebe wußte ſie in ein Wort, in einen Blick zu legen, und ich ſollte fliehen?"

„Und wer verlangt dieß,“ ſagte der Freund gerührt. „Es wäre grauſam geweſen, eine ſo ſchöne Liebe, die alle Verhältniſſe zum Opfer brachte, zurück zu ſtoßen. Nur Vorſicht hätte ich gewünſcht, ich denke, noch iſt nicht alles verloren!“

Er ſchien nicht darauf zu hören; ſeine Thränen ſtrömten heftiger, ſein glänzendes Auge ſchien tiefer in die Vergangenheit zu tauchen. „Und als ſie mir mit holdem Erröthen ſagte, wie ich zu ihr gelangen könne, als ſie erlaubte, ihre fürſtliche Stirne zu küſſen, als der ſüße Mund, deſſen Wünſche einem Volk Befehle waren, mein gehörte, und die Hoheit einer Fürſtin unterging im traulichen Flüſtern der Liebe — da, da ſollte ich ſie laſſen?“

„Wie glücklich ſind Sie! gerade in dem Geheimniß dieſes Verhältniſſes muß ein eigener Reiz liegen; und warum wollen Sie dieſe Liebe ſo tief verdammen? Faſſen Sie ſich. Das Urtheil der Welt kann Ihnen gleichgültig ſeyn, wenn ſie glücklich ſind. Denn im Ganzen trägt ja wahrhaftig dieß Verhältniß nichts ſo ſchwarzes, ſchuldiges an ſich, wie Sie es ſelbſt ſich vorſtellen!“

Der Graf hatte ihm zugehört; ſeine Augen rollten, ſeine Wangen färbten ſich dunkler, er knirſchte mit den Zähnen; „nicht ſo mild müſſen Sie mich beurtheilen,“ ſagte er mit dumpfer Stimme, „ich verdiene es nicht. Ich bin ein Frevler, vor dem Sie zurückſchaudern ſollten. O — daß ich Vergeſſenheit erkaufen könnte, daß ich Jahre auslöſchen könnte aus meinem Gedächtniß. — Ich will vergeſſen, ich muß vergeſſen, ich werde wahnſinnig, wenn ich nicht vergeſſe; ſchaffen Sie Wein, Camerad! ich will trinken, mich dürſtet, es wüthet eine Flamme in mir, ich will mein Gedächtniß, meine Schuld erſäufen.“

Der Major war ein beſonnener Mann; er dachte ziemlich ruhig über dieſe verzweiflungsvollen Ausbrüche der Reue und Selbſtanklage; „er iſt leichtſinnig, ſo habe ich ihn von jeher gekannt,“ ſagte er zu ſich; „ſolche Menſchen kommen leicht von einem Extrem in's Andere. Er ſieht jetzt große Schuld in ſeiner Liebe, weil ſie der Geliebten in ihren Verhältniſſen ſchaden kann, und im nächſten Augenblick berauſcht ihn wieder die Wonne der Erinnerung." Der Wein kam, der Major goß ein; der Graf ſtürzte ſchnell einige Gläſer hinunter; er ging mit ſchnellen Schritten ſchweigend im Zimmer auf und nieder, blieb vor dem Freunde ſtehen, trank und ging wieder. Dieſer mochte ſeine ſtillen Empfindungen nicht unterbrechen, er trank und beobachtete über das Glas hin aufmerkſam die Mienen, die Bewegungen ſeines Freundes.

„Major!" rief dieſer endlich, und warf ſich auf den Stuhl nieder; „welches Gefühl halten Sie für das ſchrecklichſte?"

Dieſer ſchlürfte bedächtig den Wein in kleinen Zügen, er ſchien nachzuſinnen, und ſagte dann: „ohne Zweifel, das, was das freudigſte Gefühl gibt, muß auch das traurigſte werden. — Ehre, gekränkte Ehre."

Der Graf lachte grimmig. „Laſſen Sie ſich die Thaler wieder geben, Camerad, die Sie einem ſchlechten Pſychologen für ſeinen Unterricht gaben. Gekränkte Ehre?! Alſo tiefer ſteigt Ihre Kunſt nicht hinab in die Seele? Die gekränkte Ehre fühlt ſich doch ſelbſt noch; es lebt doch ein Gefühl in des Gekränkten Bruſt, das ihn hoch erhebt über die Kränkung, er kann die Scharte auswetzen am Beleidiger; er hat noch die Möglichkeit ſeine Ehre wieder fleckenlos und rein zu waſchen, aber — tiefer, Herr Bruder," rief er, indem er die Hand des Majors krampfhaft faßte, „tiefer hinab in die Seele; welches Gefühl iſt noch ſchrecklicher?"

„Von einem habe ich gehört," erwiederte jener, „das aber Männer, wie wir nicht kennen — es heißt Selbſtverachtung."

Der Graf erbleichte und zitterte, er ſtand ſchweigend auf, und ſah den Freund lange an. „Getroffen, Camerad," ſagte er, „das ſitzt noch tiefer. Männer, wie wir, pflegen es nicht zu kennen, es heißt Selbſtverachtung. Aber der Teufel legt auch gar feine Schlingen auf die Erde, ehe man ſich verſieht iſt man gefangen. Kennen Sie die Qual des Wankelmuthes, Major?"

„Gottlob, ich habe ſie nie erfahren; mein Weg ging immer gerade aus auf's Ziel!"

„Gerade aus auf's Ziel? wer auch ſo glücklich wäre! Erinnern Sie ſich noch des Morgens, als wir aus den Thoren von Warſchau ritten? Unſere Gefühle, unſere Sinne gehörten jenem großen Geiſte, der ſie gefangen hielt, aber wem gehörten die Herzen der polniſchen Lanciers? Unſere Trompeten ließen jene Arien aus den Krakauern ertönen, jene Geſänge, die uns als Knaben bis zur Wuth für das Vaterland begeiſtert hatten; dieſe wohlbekannten Klänge pochten wieder an die Pforte unſerer Bruſt, Camerad, wem gehörten unſere Herzen?"

„Dem Vaterland!" ſagte der Major gerührt; „ja, damals, damals war ich freilich wankelmüthig!"

„Wohl Ihnen, daß ſie es ſonſt nie waren; der Teufel weiß das recht hübſch zu machen; er läßt uns hier empfinden, glücklich werden, und dort ſpiegelt er noch höhere Wonne, noch größeres Glück uns vor!"

„Möglich; aber der Mann hat Kraft dem treu zu bleiben, was er gewählt hat."

„Das iſt es," rief der Graf wie niedergedonnert durch dieß eine Wort; „das iſt es, und daraus — die Selbſtverachtung; und warum beſſer ſcheinen als ich bin. Camerad, Sie ſind ein Mann von Ehre, fliehen Sie mich wie die Peſt, ich bin ein Ehrloſer, ein Ehrvergeſſener, Sie ſind ein Mann von Kraft, verachten Sie mich, ich muß mich ſelbſt verachten, wiſſen Sie, ich bin —

„Halt, ruhig!“ unterbrach ihn der Freund, „es pochte an der Thüre, — herein!

7.

„Bedaure, bedaure unendlich,“ ſprach der Regiſſeur der Oper und rutſchte mit tiefen Verbeugungen in's Zimmer, „ich unterbreche Hochdieſelben?“

„Was bringen Sie uns?“ erwiederte der Major ſchneller gefaßt als der unglückliche Freund; „ſetzen Sie ſich und verſchmähen Sie nicht unſern Wein; was führt Sie zu uns?“

„Die traurige Gewißheit, daß Othello doch gegeben wird. Es hilft nichts; alles Bitten iſt umſonſt. Ich will Ihnen nur geſtehen, ich ließ die Oper einüben, hatte aber unſere Prima Donna ſchon dahin gebracht, daß ſie mir feierlich gelobte, heißer zu werden; da führt der Satan geſtern Abend die Sängerin Fanutti in die Stadt; ſie kommt vom . . . . ner Theater, bittet die allerhöchſte Theaterdirection um Gaſtrollen, und — ſtellen Sie ſich vor, man ſagt ihr auf nächſten Sonntag Othello zu. Ich habe beinahe geweint, wie es mir angezeigt wurde; jetzt hilft kein Gott mehr dagegen, und doch habe ich ſchreckliche Ahnungen!“

„Alter Herr!“ rief der Graf, der indeſſen Zeit gehabt hatte ſich zu ſammeln. „Geben Sie doch einmal Ihren Köhlerglauben auf; ich kann Sie verſichern, es ſoll keiner der allerhöchſten Perſonen ein Haar gekrümmt werden; ich gehe hinaus auf den Kirchhof, laſſe mir das Grab der erwürgten Desdemona zeigen, mache ihr meine Aufwartung, und bitte ſie dießmal ein Auge zuzudrücken und mich zu erwürgen. Freilich hat ſie dann nur einen Grafen und kein fürſtliches Blut; doch einer meiner Vorfahren hat auch eine Krone getragen!“

„Freveln Sie nicht ſo erſchrecklich,“ entgegnete der Alte; „wie leicht kann Sie das Unglück mit hinabziehen! Mit ſolchen Dingen iſt nicht zu ſcherzen. Ueberdieß habe ich heute Nacht im Traum einen großen Trauerzug mit

Fackeln geſehen, wie man Fürſten zu begraben pflegt.“

„Schreckliche Viſionen, guter Herr!“ lachte der Major. „Haben Sie vielleicht vorher ein Gläschen zuviel getrunken? Und was iſt natürlicher, als daß Sie ſolches Zeug träumen, da ſie den ganzen Tag mit Todesgedanken umgehen!“

Der Alte ließ ſich nicht aus ſeinem Ernſt heraus ſchwatzen. „Gerade Sie, verehrter Herr, ſollten nicht Spott damit treiben,“ ſagte er. „Ich habe Sie nie geſehen, bis zu jener Stunde, wo Sie mich mit dem Herrn Grafen beſuchten, und doch gingen wir beide heute Nacht mit einander dem Sarge nach, Sie weinten heftig.“

„Immer köſtlicher! wie lebhaft Sie träumen; darum mußte ich hieher kommen, um mit Ihnen, lieber Mann, im Traume ſpazieren zu gehen!“

„Brechen wir ab,“ erwiederte jener, „was kommen muß wird kommen, und wir würden vielleicht viel darum geben, hätten wir alles nur geträumt. Ich komme aber hauptſächlich zu Ihnen, um Sie zur Probe einzuladen.

Sie haben ſich ſo generös gegen uns bewieſen, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, Ihnen unſer Perſonal, namentlich die neue Sängerin zu zeigen.“

Die Freunde nahmen freudig den Vorſchlag an. Der Graf ſchien wie immer ſeine Heftigkeit zu bereuen, und dieſe Zerſtreuung kam ihm erwünſcht; auf dem Major hatten jene Ausbrüche einer Selbſtanklage ſchwer und drückend gelegen; auch er nahm daher mit Dank dieſen Ausweg an, um einer nähern Erklärung ſeines Freundes, die er eher fürchtete als wünſchte, zu entfliehen.

8.

Und wirklich ſchien auch ſeit jener Stunde der Graf dieſe Saite nicht mehr berühren zu wollen; er ſchien wohl hin und wieder düſter, ja die Augenblicke des tiefen Grames kehrten wieder, aber nicht mit ihnen das Geſtändniß einer großen Schuld, das damals ſchon auf ſeinen Lippen ſchwebte; er war verſchloſſener als ſonſt. Der Major ſah ihn ſogar einige Tage beinahe gar nicht; die Geſchäfte, die ihn in dieſe Stadt gerufen hatten, ließen ihm wenige Stunden übrig, und dieſe pflegte gerade der Graf dem Theater zu widmen; denn ſey es aus Luſt an der Sache ſelbſt, oder um im Sinne der Geliebten zu handeln, und ihre Lieblingsoper recht glänzend erſcheinen zu laſſen, war er in jeder Probe gegenwärtig; ſein richtiger Tact, ſeine ausgebreiteten Reiſen, ſein feiner in der Welt gebildeter Geſchmack verbeſſerten unmerklich manches, was dem Auge und Ohr ſelbſt eines ſo ſcharfen Critikers wie der Regiſſeur war, entgangen wäre; und der alte Mann vergaß oft Stunden lang die ſchwarzen Ahnungen die ſeine Seele quälten, ſo ſehr wußte Graf Zronievsky ſein Intereſſe zu feſſeln.

So war Othello zu einer Vollkommenheit fortgeſchritten, die man anfangs nicht für möglich gehalten hätte; die Oper war durch die ſonderbaren Umſtände, welche ihre Aufführung bisher verhindert hatte, nicht nur dem Publikum, ſondern ſelbſt den Sängern neu geworden; kein Wunder, daß ſie ihr Möglichſtes thaten, um ſo großen Erwartungen zu entſprechen, kein Wunder, daß man mit freudiger Erwartung dem Tag entgegen ſah, der den Mohren von Venedig auf die Bretter rufen ſollte.

Es kam aber noch zweierlei hinzu, das Intereſſe des Publikums zu feſſeln. Der Sängerin Fanutti war ein großer Ruf vorausgegangen, man war neugierig, wie ſie ſich vom Theater ausnehme, wie ſie Desdemona geben werde, eine Rolle, zu der man außer ſchönem Geſang, auch ein höheres, tragiſches Spiel verlangte. Hiezu kam das leiſe Gerücht von den ſonderbaren Vorfällen, die jedesmal Othello begleitet hatte; die ältern Leute erzählten, die jüngeren ſprachen es nach, zweifelten, vergrößerten, ſo daß ein großer Theil des Publikums glaubte, der Teufel ſelbſt werde eine Gaſtrolle im Othello übernehmen.

Der Major von Larun hatte Gelegenheit, an manchen Orten über dieſe Dinge ſprechen zu hören; am auffallendſten war ihm, daß man bei Hof, wo er noch einige Abende zubrachte, kein Wort mehr über Othello ſprach; nur Prinzeſſin Sophie ſagte einmal flüchtig und lächelnd zu ihm, „Othello hätten wir denn doch herausgeſchlagen, Ihrer Krankheits-

Tante, Baron, und der diplomatiſchen Drehung des Grafen haben wir es zu danken; wie freue ich mich auf Sonntag, auf mein Desdemona-Liedchen, wahrlich, wenn ich einmal ſterbe, es ſoll mein Schwanengeſang werden."

„Gibt es Ahnungen?" dachte der Major bei dieſen flüchtig hingeworfenen Worten, die ihm unwillkührlich ſchwer und bedeutungsvoll klangen; die Sage von der geſpenſtigen Desdemona, die Furcht des alten Regiſſeur, ſeine Träume vom Trauergeleite und dieſer Schwanengeſang! Er ſah der holden, lieblichen Erſcheinung nach, wie ſie froh und freundlich durch die Säle gleitete, wie ſie, gleich dem Mädchen aus der Fremde, jedem eine ſchöne Gabe, ein Lächeln oder ein freundliches Wort darreichte, — wenn der Zufall es wieder wollte, dachte er, wenn ſie ſtürbe! Er verlachte ſich im nächſten Augenblicke ſelbſt, er konnte nicht begreifen, wie ein ſolcher Gedanke in ſeine vorurtheilsfreie Seele kommen könne — er ſuchte mit Gewalt dieſes lächerliche Phantom aus ſeiner Erinnerung zu verdrängen, — umſonſt! dieſer Gedanke kehrte immer wieder, überraſchte ihn mitten unter den fremdartigſten Reden und Gegenſtänden und immer noch glaubte er, eine ſüße Stimme flüſtern zu hören, „wenn ich ſterbe — ſey es mein Schwanengeſang.“

Der Sonntag kam, und mit ihm ein ſonderbarer Vorfall. Der Major war Nachmittags mit dem Grafen und mehreren Officieren ausgeritten. Auf dem Heimweg überfiel ſie ein Regen, der ſie bis auf die Haut durchnäßte. Die Wohnung des Grafen lag dem Thore zunächſt, er bat daher den Major, ſich bei ihm umzukleiden; einen Hut des Freundes auf dem Kopf, in einen ſeiner Ueberröcke gehüllt, trat der Major aus dem Hauſe, um in ſeine eigene Wohnung zu eilen. Er mochte einige Straßen gegangen ſeyn und immer war es ihm, als ſchleiche jemand allen ſeinen Tritten nach. Er blieb ſtehen, ſah ſich um, und dicht hinter ihm ſtand ein hagerer, großer Mann in einem abgetragenen Rock. „Dieß an Sie, Herr!“ ſagte er mit dumpfer Stimme und durchdringendem Blick, drückte dem Erſtaunten ein kleines Billet in die Hand und ſprang um die nächſte Ecke. Der Major konnte nicht begreifen, woher ihm, in der völlig fremden Stadt, ſolche geheimnißvolle Botſchaft kommen ſollte? Er betrachtete das Billet von allen Seiten, es war feines glänzendes Papier in eine Schleife künſtlich zuſammengeſchlungen, mit einer ſchönen Camée geſiegelt. Keine Aufſchrift. „Vielleicht will man ſich einen Scherz mit dir machen,“ dachte er und öffnete es ſorglos noch auf der Straße; er las und wurde aufmerkſam, er las weiter und erblaßte, er ſteckte das Papier in die Taſche und eilte ſeiner Wohnung, ſeinem Zimmer zu.

Es war ſchon Dämmerung geweſen auf der Straße, er glaubte nicht recht geleſen zu haben, er rief nach Licht. Aber auch beim hellen Schein der Kerzen blieben die unſeligen Worte feſt und drohend ſtehen:

„Elender! du kannſt dein Weib, deine kleinen Würmer im Elend ſchmachten laſſen, während du vor der Welt in Glanz und Pracht auftrittſt? Was willſt du in dieſer Stadt? willſt du ein ehrwürdiges Fürſtenhaus beſchimpfen, ſeine Tochter ſo unglücklich machen, als du dein Weib gemacht haſt? Fliehe; in der

Stunde, wo du dieſes lieſ't, weiß Pr. Syh. das ſchändliche Geheimniß deines Betrugs."

Der Major war keinen Augenblick im Zweifel, daß dieſe Zeilen an den Grafen gerichtet, daß ſie durch Zufall, vielleicht weil er in des Freundes Kleidern über die Straße gegangen, in ſeine Hände gerathen ſeyen. Jetzt wurden ihm auf einmal jene Ausbrüche der Verzweiflung klar; es war Reue, Selbſtverachtung, die in einzelnen Momenten die glänzende Hülle durchbrochen, womit er ſein trügeriſches Spiel bedeckt hatte. Laruns Blicke fielen auf die Zeilen, die er noch immer in der Hand hielt; jene Chiffern Pr. Syh. konnten nichts anderes bedeuten, als den Namen des holden, jetzt ſo unglückſeligen Geſchöpfes, das jener gewiſſenloſe Verräther in ſein Netz gezogen hatte. Der Major war ein Mann von kaltem, berechnendem Blick, von ſtarkem conſequentem Geiſte; er hatte ſich ſelten oder nie von einem Gegenſtand überraſchen oder außer Faſſung ſetzen laſſen, aber in dieſem Augenblick war er nicht mehr Herr über ſich; Wuth, Grimm, Verachtung kämpften wechſelweiſe in ſeiner Seele. Er ſuchte ſich zu bezwingen, die Sache von einem milderen Geſichtspunkt anzuſehen, den Grafen durch ſeinen Charakter, ſeinen gränzenloſen Leichtſinn zu entſchuldigen; aber der Gedanke an Sophie, der Blick auf „das Weib und die armen kleinen Würmer" des Elenden, verjagten jede mildernde Geſinnung, braußten wie ein Sturm durch ſeine Seele; ja, es gab Augenblicke, wo ſeine Hand krampfhaft nach der Wand hinzuckte, um die Piſtolen herunter zu reißen, und den ſchlechten Mann noch in dieſer Stunde zu züchtigen. Doch die Verachtung gegen ihn bewirkte, was mildere Stimmen in ſeiner Bruſt nicht bewirken konnten; „er muß fort, noch dieſe Stunde," rief er; „die Unglückliche, die er bethörte, darf um keinen Preis erfahren, welchem Elenden ſie ihre erſte Liebe ſchenkte. Sie ſoll ihn beweinen, vergeſſen; ihn verachten zu müſſen, könnte ſie tödten." Er warf dieſe Gedanken ſchnell aufs Papier; raffte eine große Summe, mehr als er entbehren konnte, zuſammen, legte den unglücklichen Brief bei und ſchickte alles durch ſeinen Diener an den Grafen.

Es war die Stunde in die Oper zu fahren; wie gerne hätte der Major heute keinen Menſchen mehr geſehen, und doch glaubte er es der Prinzeſſin ſchuldig zu ſeyn, ſie vor der gedrohten Warnung zu bewahren. Er ſann hin und her, wie er dieß möglich machen könne, es blieb ihm nichts übrig, als ſie zu beſchwören, keinen Brief von fremden Händen anzunehmen. Er warf den Mantel um und wollte eben das Zimmer verlaſſen, als ſein Diener zurückkam, er hatte das Paket an den Grafen noch in der Hand. „Seine Excellenz ſind ſo eben abgereist,“ ſagte er und legte das Paket auf den Tiſch.

„Abgereist?“ rief der Major. „Nicht möglich!“

„Vor der Thüre iſt ſein Jäger, er hat einen Brief an Sie; ſoll ich ihn herein bringen?“

Der Major winkte, der Diener führte den Jäger herein, der ihm weinend einen Brief übergab. Er riß ihn auf. „Leben Sie wohl auf ewig! Der Brief, der, wie ich ſo eben erfahre, vor einer Stunde in Ihre Hände kam, wird meine Abreiſe sans Adieu entſchuldigen. Wird mein Camerad von ſechs Feldzügen einer geliebten Dame den Schmerz erſparen, meinen Namen in allen Blättern aufrufen zu hören?

Wird er die wenigen Poſten decken, die ich nicht mehr bezahlen kann?“

„Wann iſt Euer Herr abgereiſt?“

„Vor einer Viertelſtunde, Herr Major!“

„Wußtet Ihr um ſeine Reiſe?“

„Nein, Herr Major! Ich glaube, Seine Excellenz wußten es heute Nachmittag ſelbſt noch nicht; denn Sie wollten heute Abend in's Theater fahren. Um fünf Uhr ging der Herr Graf zu Fuß aus, und ließ mich folgen. Da begegnete ihm an der reformirten Kirche ein großer, hagerer Mann, der bei ſeinem Anblick ſehr erſchrack. Er ging auf meinen Herrn zu und fragte, ob er der Graf Zronievsky ſey? mein Herr bejahte es; darauf fragte er, ob er vor einer Viertelſtunde ein Billet empfangen? der Herr Graf verneinte es. Nun ſprach der fremde Mann eine Weile heimlich mit meinem Herrn; er muß ihm keine gute Nachrichten gegeben haben, denn der Herr Graf wurde blaß und zitterte; er kehrte um nach Hauſe; ſchickte den Kutſcher nach Poſtpferden, ich mußte ſchnell zwei Koffer packen; der Reiſewagen mußte vorfahren. Der Herr Graf verwies mich mit den Rechnungen und

Allem an Sie und fuhr die Straße hinab zum Süder-Thor hinaus. Er nahm vorher noch Abſchied von mir, ich glaube für immer."

Der Major hatte ſchweigend den Bericht des Jägers angehört; er befahl ihm, den nächſten Morgen wieder zu kommen, und fuhr ins Theater. Die Ouvertüre hatte ſchon begonnen, als er in die Loge trat, er warf ſich auf einen Stuhl nieder, von wo er die fürſtliche Loge beobachten konnte. In allem Schmuck ihrer natürlichen Schönheit und Anmuth ſaß Prinzeſſin Sophie neben ihrer Mutter. Ihr Auge ſchien vor Freude zu ſtrahlen, eine heitere Ruhe lag auf ihrer Stirne, um den feingeſchnittenen Mund wehte ein holdes Lächeln, vielleicht der Nachklang eines heiteren Scherzes, — ſie hatte ja jetzt ihren Willen durchgeſetzt, Othello war es, der den Saal und die Logen des Hauſes gefüllt hatte. Jetzt nahm ſie die Lorgnette vor das Auge, wie letzthin ſchien ſie eifrig im Hauſe noch etwas zu ſuchen — argloſes Herz! du ſchlägſt vergebens dem Geliebten entgegen; deine liebevollen Blicke werden ihn nicht mehr finden, dein Ohr lauſcht vergebens, ob nicht ſein

Schritt im Corridor erſchallt, du beugſt umſonſt den ſchönen Nacken zurück, die Thüre will ſich nicht öffnen, ſeine hohe gebietende Geſtalt wird ſich dir nicht mehr nahen.

Sie ſenkte das Glas; ein Wölkchen von getäuſchter Erwartung und Trauer lagerte ſich unter den blonden Locken, die ſchönen Bogen der Brau'n zogen ſich zuſammen und ließen ein kaum merkliches Fältchen des Unmuths ſehen. Die feinen ſeidenen Wimpern ſenkten ſich wie eine durchſichtige Gardine herab, ſie ſchien zu ſinnen, ſie zeichnete mit der Lorgnette auf die Brüſtung der Loge. — Sind es vielleicht ſeine Chiffern, die ſie in Gedanken verſunken vor ſich hinſchreibt? wie bald wird ſie vielleicht dem Namen fluchen, der jetzt ihre Seele füllt!

Dem Major traten unwillkührlich Thränen in die Augen, als er Sophie betrachtete; „noch ahnet ſie nicht, was ihrer wartet," dachte er, „aber nie, nie ſoll ſie erfahren, wie elend der war, den ſie liebte." Der Gedanke an dieſen Elenden bemächtigte ſich ſeiner aufs Neue; er drückte die Augen zu, verfluchte die menſchliche Natur, die durch Leichtſinn und

Schwäche aus einem erhabenen Geiſt, aus einem tapfern Mann einen ehrvergeſſenen, treuloſen Betrüger machen könne.

Der Major hat oft geſtanden, daß einer der ſchrecklichſten Augenblicke in ſeinem Leben der geweſen ſey, wo er im erſten Zwiſchenact Othellos in die fürſtliche Loge trat. Es war ihm zu Muth, als habe er ſelbſt an Sophien gefrevelt, als ſey er es, der ihr Herz brechen müſſe. Der Gedanke war ihm unerträglich, ſie arglos, glücklich, erwartungsvoll vor ſich zu ſehen und doch zu wiſſen, welch' namenloſes Unglück ihrer warte. Er trat ein; ihre Blicke begegneten ihm ſogleich, ſie hatte wohl oft nach der Thüre geſehen. Mit haſtiger Ungeduld überſah ſie einen Prinzen und zwei Generale, die ſich ihr nahen wollten, ſie winkte den Major heran; „haben wir jetzt unſern Othello!“ ſagte ſie; „ſind Sie nicht auch glücklich, erwartungsvoll? — doch einen unſerer Othello-Verſchworenen ſehe ich nicht,“ flüſterte ſie leiſer, indem ſie leicht erröthete; „der Graf iſt ſicherlich hinter den Couliſſen, um recht warmen Dank zu verdienen, wenn er alles recht ſchön machen läßt!“

„Verzeihen Euer Hoheit,“ erwiederte der Major, mühſam nach Faſſung ringend; „der Graf läßt ſich entſchuldigen, er iſt ſchnell auf einige Tage verreiſt.“

Sophie erbleichte; „verreiſt, alſo nicht in der Oper? Wohin riefen ihn denn ſo ſchnell ſeine Geſchäfte? O das iſt gewiß ein Scherz, den ſie Beide zuſammen machen,“ rief ſie, „glauben Sie denn, er werde nur ſo ſchnell weggehen, ohne ſich zu beurlauben? Nein, nein; das gibt irgend einen hübſchen Spaß. Jetzt weiß ich auch, woher mir ein gewißes Briefchen zukam.“

Der Major erſchrack, daß er ſich an dem nächſten Stuhl halten mußte. „Ein Briefchen!“ fragte er mit bebender Stimme, eine ſchreckliche Ahnung ſtieg in ihm auf.

„Ja, ein zierliches Billetchen,“ ſagte ſie und ließ neckend das Ende eines Papiers unter dem breiten Bracelett hervorſehen das ihren ſchönen Arm umſchloß. „Ein Briefchen, das man recht geheimnißvoll mir zugeſteckt hat. Ich ſehe es Ihnen an den Augen an, Sie ſind im Complott. Ich habe noch keine Gelegenheit gefunden, es zu öffnen, denn einen ſolchen

Scherz muß man nicht öffentlich machen, aber ſobald ich in mein Boudoir komme —"

„Durchlaucht! ich bitte um Gotteswillen, geben Sie mir das Billet;" ſagte der Major, von den ſchrecklichſten Qualen gefoltert; „es iſt gar nicht einmal an Sie, es iſt in ganz unrechte Hände gekommen."

„So? um ſo beſſer; das gebe ich um keine Welt heraus, das ſoll mir Aufſchluß geben über die Geheimniße gewißer Leute! an eine Dame war es alſo auf jeden Fall; es iſt wirklich hübſch, daß es gerade in meine Hände kam."

Der Major wollte noch einmal bitten, beſchwören, aber der Prinz fuhr mit ſeinem Kopf dazwiſchen, die beiden Generale fielen mit Fragen und Neuigkeiten herein, er mußte ſich zurückziehen. Verfolgt von ſchrecklichen Qualen ging er zu ſeiner Loge zurück, er preßte ſeine Augen in die Hand, um die Unglückliche nicht zu ſehen, und immer wieder mußte er von neuem hinſchauen, mußte von neuem die Qualen der Angſt, die Gewißheit des nahenden Unglücks mit ſeinen Blicken einſaugen.

Die Diamanten am Schloſſe ihres Armbandes ſpielten in tauſend Lichtern, ihre Strahlen zuckten zu ihm herüber, ſie drangen wie tauſend Pfeile in ſein Herz. „Welchen Jammer verſchließen jene Diamanten! wenn ſie im einſamen Gemach dieſe Bänder öffnet, öffnet ſie nicht zugleich die Pforte eines grauenvollen Frevels? Ihr Puls ſchlägt an dieſe unſeligen Zeilen, wie ihr Herz für den Geliebten pocht; wird es nicht ſtille ſtehen, wenn das Siegel ſpringt und das ahnungsloſe Auge auf eine furchtbare Kunde fällt?“

Desdemona ſtimmte ihre Harfe; ihre wehmüthigen Accorde zogen flüſternd durch das Haus, ſie erhob ihre Stimme, ſie ſang — ihren Schwanengeſang. Wie wunderbar, wie mächtig ergriffen dieſe melancholiſche Klänge jedes Herz; ſo einfach, ſo kindlich iſt dieſes Lied und doch von ſo hohem tragiſchem Effekt! Man fühlt ſich bange und beengt, man ahnt, welch' grauenvolles Schickſal ihrer warte, man glaubt den Mörder in der Ferne ſchleichen zu hören, man fühlt die unabwendbare Macht des Schickſals näher und näher kommen, es umrauſcht ſie wie die Fittige des Todes. Sie ahnet es nicht; ſanft, arglos wie ein ſüßes

Kind ſitzt ſie an der Harfe, nur die Schwermuth zittert in weichen Klängen aus ihrer Bruſt hervor, aus dieſem vollen, liebewarmen Herzen, für das der Stahl ſchon gezückt iſt. Sie flüſtert Liebesgrüße in die Ferne nach ihm, der ſie zermalmen wird; ihre Sehnſucht ſcheint ihn in ihre Arme zu rufen, er wird kommen — ſie zu morden; ſie betet für ihn, Desdemona ſegnet ihn — der ihr den Fluch gibt.

Der Major theilte ſeine Blicke zwiſchen der Sängerin und Sophien. Sie lauſchte in Wehmuth verſunken auf das Lieblingslied, eine Thräne hing in ihren Wimpern, ſie weinte unbewußt über ihr eigenes Geſchick, die Accorde der Harfe verſchwebten, Sophie ſah ſinnend, träumend vor ſich hin. „Wenn ich einſt ſterbe, ſoll es mein Schwanengeſang ſeyn,“ klang es in der Erinnerung des Majors; „wahrlich! ſie hat wahrgeſagt,“ ſprach er zu ſich, „es war der Schwanengeſang ihres Glückes.“ Othello trat auf. Sophiens Aufmerkſamkeit war jetzt nicht mehr auf die Oper gerichtet, ſie ſah herab auf ihr Armband, ſie ſpielte mit dem Schloß; ein heiteres Lächeln verdrängte ihre Wehmuth, ihre Blicke ſtreiſten nach der Loge des Majors herüber — er ſtrengte angſtvoll ſeine Blicke an, — Gott im Himmel, ſie ſchiebt das unglückſelige Papier hervor und verbirgt es in ihr Tuch — er glaubt zu ſehen, wie ſie heimlich das Siegel bricht, — verzweiflungsvoll ſtürzt er aus ſeiner Loge den Corridor entlang. Er weiß nicht warum, es treibt ihn mit unſichtbarer Gewalt der fürſtlichen Loge zu, er iſt nur noch einige Schritte entfernt, — da hört er ein Geräuſch in dem Haus, man kommt aus der Loge, Bedienten und Kammerfrauen eilen ängſtlich an ihm vorüber, eine ſchreckliche Ahnung ſagt ihm ſchon vorher, was es bedeute, er fragt, er erhält die Antwort: „Prinzeſſin Sophie iſt plötzlich in Ohnmacht geſunken!“

9.

Düſter, zerriſſen in ſeinem Innern, ſaß einige Tage nach dieſem Vorfall der Major Barun in ſeinem Zimmer. Seine Stirne ruhte in der Hand, ſein Geſicht war bleich, ſeine Augen halb geſchloſſen, der ſonſt ſo ſtarke Mann zerdrückte manche Thräne, die ſich über ſeine Wimpern ſtehlen wollte. Er dachte an das ſchreckliche Geſchick, in deſſen innerſtes Gewebe ihn der Zufall geworfen; er ſah alle dieſe feinen Fäden, die wenigen Augen außer ihm ſichtbar, ſo loſe ſich anknüpften; er ſah, wie ſie weiter geſponnen, wie ſie verknüpft und gedoppelt zu einem nur zu feſten Netz um ein zartes, unglückliches Herz ſich ſchlangen. Unbeſiegbare Bitterkeit miſchte ſich in dieſe trüben Erinnerungen; ſein alter Waffenfreund, ein ſo glänzendes Metheor am Horizont der Ehre, ein ſo braver Soldat und jetzt ein Elender, Ehrenvergeſſener der, ohne nur entfernt einen andern Ausgang erwarten zu können, mit allen Künſten der Liebe die unbewachten Sinne eines kaum zur Jungfrau erblühten Kindes bethörte! In dieſe Gedanken miſchte ſich das Bild dieſes ſo unendlich leidenden Engels, miſchte ſich die Angſt vor einer Scene, welcher er in der nächſten Stunde entgegengehen ſollte. Eine angeſehene Dame, die Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Sophie hatte ihn dieſen Nachmittag zu ſich rufen laſſen. Sie entdeckte ihm ohne Hehl, daß Sophie von einer ſchweren

Krankheit befallen ſey, daß die Aerzte wenig Hoffnung geben, denn ſie nennen ihre Krankheit einen Nervenſchlag. Sie ſagte ihm weiter, die Prinzeſſin habe ihr alles geſagt, ſie habe ihr kein Wort dieſes ſtrafbaren Verhältniſſes verſchwiegen. Sie wiſſe, daß in der Reſidenz nur ein Menſch lebe, der jenen Grafen Zronievsky näher gekannt habe, dieß ſey der Baron von Laran. Mit einer Angſt, einem Verlangen, das an Verzweiflung gränze, dringe die Unglückliche darauf, mit ihm ohne Zeugen zu ſprechen. Die Oberhofmeiſterin wußte wohl, wie ſehr dieß gegen die Vorſchriften laufe, welche die Etiquette ihr auferlegen, aber der Anblick des jammernden Kindes, das nur noch dieß eine Geſchäft auf der Erde abmachen zu wollen ſchien, erhob ſie über die Schranken ihrer Verhältniſſe, ſie wagte es, dem Major den Vorſchlag zu machen, dieſen Abend unter ihrer Begleitung heimlich zu der Kranken zu gehen.

Der Major hatte nicht Nein geſagt. Er wußte, daß er ihr nichts Tröſtliches ſagen könne, er fühlte aber, wie in einem ſo tiefen

Gram das Verlangen nach Mittheilung unüberwindlich werden müſſe.

Aber was ſollte er ihr ſagen? mußt' er nicht befürchten von ihrem Anblick, von den trüben Erinnerungen der letzten Tage ſo beſtürmt zu werden, daß ſein lauter Schmerz ſie noch unglücklicher machte? Er war noch in dieſe Gedanken verſunken als ihm gemeldet wurde, daß man ihn erwarte; die alte Oberhofmeiſterin hielt in ihrem Wagen vor dem Hauſe; er ſetzte ſich ſchweigend neben ihre Seite.

„Sie werden die Prinzeſſin ſehr ſchlecht finden,“ ſagte dieſe Dame mit Thränen; „ich gebe alle Hoffnung auf. Ich kann mir nicht denken, daß in der Unterredung mit Ihnen, Herr Baron, noch etwas Rettendes liegen könne. Werden Sie ihr keinen Troſt geben können, ſo verliſcht ſie uns, wie eine Lampe, die kein Oehl mehr hat, um ihre Flamme zu nähren; und wollten Sie ihr Troſt, Hoffnung geben, ſo ſind dieſe Gefühle in ihren Verhältniſſen von ſo unnatürlicher Art, daß ich beinahe wünſchen müßte, Sie möge eher ſterben als ihrem Hauſe Schande machen.“

„Alſo werde ich ihr den Tod bringen müſſen," ſagte der Major bitter lächelnd; — — „weiß man in der Familie um dieſe Geſchichten? Was denkt man von der Krankheit?"

„Wie ich Ihnen ſagte, Herr Baron; die Familie, der Hof und die Stadt weißt nicht anders, als daß ſie ſich erkältet haben muß; die thörigten Leute bringen auch noch die fatale Oper ins Spiel, und laſſen ſie am Othello ſterben. Was wir beide wiſſen, weiß ſonſt niemand; es gibt einige Damen, die dieſes Verhältniß früher ahneten, aber nicht genau wußten."

„Und doch fürchte ich," entgegnete der Major, indem er ſeinen durchdringenden Blick auf die Dame an ſeiner Seite heftete, „ich fürchte, ſie ſtirbt an einem ſehr gewagten Bubenſtück. Man hat dieſes Verhältniß geahnet, nachgeſpürt, es wurde zur Gewißheit; man ſuchte eine Trennung herbeizuführen, man ſpürte die Verhältniſſe des Grafen aus —"

„Glauben ſie?" ſagte die Oberhofmeiſterin blaß und mit bebenden Lippen, indem ſie umſonſt verſuchte, den Blick des Majors auszuhalten.

„Man forſchte dieſe Verhältniſſe aus,"

fuhr der Major fort; „man ſuchte ihn von hier wegzuſchrecken, indem man ihm drohte, der Prinzeſſin zu ſagen, daß er verheirathet ſey. Bis hieher war der Plan nicht übel; es gehörte einem ſolchen Elenden, daß man nicht gelinder mit ihm verfuhr. Aber man ging weiter; man wollte auch die unglückliche Dame ſchnell von ihrer Liebe heilen, man machte ſie mit dem Geheimniß des Grafen bekannt, man glaubte, ſie werde alles über Nacht vergeſſen. Und hier war der Plan auf die Nerven eines Dragoners berechnet, aber nicht auf das Herz dieſes zarten Kindes.“

„Ich muß bitten, zu bedenken,“ entgegnete die Oberhofmeiſterin mit ihrer früheren Kälte, aber mit ſtechenden Blicken, — „daß dieſes zarte Kind eine Prinzeſſin des fürſtlichen Hauſes iſt, daß ſie erzogen wurde, um mit Anſtand über ſolche Mißverhältniſſe wegzuſehen. Sollte wirklich irgend ein ſolcher Plan vorhanden geweſen ſeyn, ſo kann ich die Handelnden nicht tadeln, ſie haben wahrhaftig geſchickt operirt —“

„Sie haben ihren Zweck erreicht; ſie wird ſterben.“ Unterbrach ſie der Major.

„Ich hätte meinen Zweck erreicht? mein Herr ich muß bitten —“

„Sie?“ ſagte Larun mit gleichgültiger Stimme; „von Ihnen, gnädige Frau, ſprach ich nicht, ich ſagte: ſie, die Handelnden, die Operirenden.“

Die alte Dame biß ſich in die Lippen und ſchwieg. Wenige Augenblicke nachher waren ſie an einer Seitenpforte des Palais angelangt. Ein alter Diener führte ſie durch ein Labyrinth von Corridors und Treppen. Endlich wurden die Gänge breiter, die Beleuchtung auf elegantere Art angebracht, der Major bemerkte, daß ſie in den bewohnteren Flügel des Schloſſes gelangt ſeyen. Der Alte winkte in eine Seitenthüre. Der Weg ging jetzt durch mehrere Gemächer, bis in einem Salon, der wohl zu den Apartements der Prinzeſſin gehören mochte, die Oberhofmeiſterin dem Major zuflüſterte, er möchte einſtweilen in einem Fauteuil ſich gedulden, bis ſie ihn rufen laſſe.

Nach einer tödtlich langen Viertelſtunde erſchien ſie wieder. Sie ſagte ihm, daß nach dem ausdrücklichen Willen der Kranken er allein mit ihr ſeyn werde; ſie ſelbſt wolle ſich als Garde de Dame an die Thüre ſetzen, wo ſie gewiß nichts hören könne, wenn man nicht gar zu laut ſpreche. Uebrigens dürfe er nicht länger als eine Viertelſtunde bleiben. Der Major trat ein. Das prachtvolle Gemach mit ſeinen ſchimmernden Tapeten und goldenen Leiſten, die reiche Drapperie der Gardinen, die bunten Farben des türkiſchen Fußteppichs thaten ſeinem Auge wehe, denn das Gemüth will ein leidendes Herz, einen kranken Körper nicht mit den Flittern der Hoheit umgeben ſehen. Und wie groß war der Contraſt zwiſchen dieſem Glanz der Umgebung und dieſem zarten, lieblichen Kind, das in einem einfachen weißen Gewand auf einer prachtvollen Otomanne lag.

Der Eindruck, den ihre Züge, ihre Geſtalt, ihr ganzes Weſen zum erſtenmal auf ihn gemacht hatten, kehrte auch jetzt wieder in die Seele des Majors. Es war ihre einfache, ungeſchmückte Schönheit, ihre ſtille Größe, verborgen hinter dem Zauber kindlicher Liebenswürdigkeit, was ihn angezogen hatte. Wohl blendete ihn damals der Glanz der friſchen, jugendlichen Farben, die lebhaft ſtrahlenden Augen, jenes gewinnende huldvolle Lächeln, das ihre feinen roſigen Lippen umſchwebte. Ein Nachtfroſt hatte dieſe Blüthen abgeſtreift; aber gab ihr nicht dieſe durchſichtige Bläße, dieſe ſtille Trauer in dem ſinnigen Auge, dieſer wehmüthige Zug um den Mund, der nie mehr ſcherzte, eine noch erhabenere Schönheit, einen noch gefährlicheren Zauber? Der Major ſtand einige Schritte von ihr ſtille, und betrachtete ſie mit tiefer Rührung. Sie winkte ihm nach einem Tabouret, das zu ihren Füßen ſtand, ſie ſprach, ihre Stimme hatte zwar jenes helle Metall verloren, das ſonſt ihre heiteren Scherze, ihr fröhliches Lachen ertönen ließ, aber dieſe weichen, rührenden Töne drangen tiefer. „Es wäre thöricht von mir, Herr Baron,“ ſprach ſie, „wollte ich Sie lange in Ungewißheit laſſen, warum ich Sie rufen ließ. Ich weiß, daß der Graf Sie, als ſeinen beſten Freund, von einem Verhältniß unterrichtet hat, das nie hätte beſtehen ſollen. — Erinnern Sie Sich noch des Abends in Othello? Ich ſagte Ihnen von einem Billet, das ich bekommen habe, ich erinnere mich, daß Sie mir es wiederholt abforderten; warum haben Sie das gethan?"

„Warum, fragen Ew. Durchlaucht? weil ich den Inhalt ahnete, zu wiſſen glaubte."

„Alſo doch!" rief ſie und eine Thräne drang aus ihrem ſchönen Auge; „alſo doch! Ich hielt Sie, ſeit dem erſten Augenblick, wo ich Sie ſah, für einen Mann von Ehre; wenn Sie die Verhältniſſe des Grafen wußten, warum haben Sie ihn nicht bälder entfernt, warum mir nicht den Schmerz erſpart ihn verachten zu müſſen?"

„Ich kann, bei allem, was mir heilig iſt, bei meiner Ehre ſchwören," entgegnete der Major, „daß ich kaum eine Stunde bevor ich zu Eurer Durchlaucht in die Loge trat, dieſe Verhältniſſe durch ein Papier erfahren habe, das durch Zufall ſtatt in des Grafen Hände, in die meinigen kam. Als ich den Grafen darüber zur Rede ſtellen wollte, hatte er ſchon Nachricht davon bekommen und war abgereiſt. Ich ahnete aus gewißen Winken, die jenes Briefchen enthielt, daß auch Sie nicht verſchont bleiben werden; umſonſt verſuchte ich das unglückliche Blättchen Ewr. Durchlaucht abzuſchwatzen.“

„Sie glauben alſo an dieſe Erfindung?“ ſagte Sophie, indem ihre Thränen heftiger ſtrömten; „ach, es iſt ja nur ein Kunſtgriff gewiſſer Leute, die ihn von uns entfernen wollten. Leſen Sie dieſes Billet, es iſt daſſelbe, das ich erhielt; geſtehen Sie ſelbſt, es iſt Verläumdung!“

Der Major las:

„Der Graf v. Z. iſt verheirathet; ſeine Gemahlin lebt in Avignon; drei kleine Kinder weinen um ihren Vater. — Sollte eine erlauchte Dame ſo wenig Ehrgefühl, ſo wenig Mitleid beſitzen, ihn dieſen Banden noch länger zu entziehen?“

Es war dieſelbe Handſchrift, daſſelbe Siegel, wie jenes Billet, das er ſelbſt bekommen hatte. Er ſah noch immer in dieſe Zeilen; er wagte nicht aufzuſchauen, er wußte nicht zu antworten; denn ſeine ſtrengen Begriffe von Wahrheit erlaubten ihm nicht, gegen ſeine Ueberzeugung zu ſprechen, das tiefe Mitleid mit ihrem Schmerz ließ ihn ihre Hoffnung nicht ſo grauſam niederſchlagen.

„Sehen Sie," fuhr ſie fort als er noch immer ſchwieg, „wie ich dieſes Briefchen arglos, neugierig erbrach, ſo überraſchten mich jene ſchrecklichen Worte Gatte, Vater wie eine Stimme des Gerichtes. Die Sinne ſchwanden mir; ich wurde recht krank und elend; aber ſo oft ich nur eine Stunde mich leichter fühle, ſteigt meine Hoffnung wieder; ich glaube, Zronievsky kann doch nicht ſo gar ſchlecht geweſen ſeyn, er kann mich nicht ſo ſchrecklich betrogen haben. Lächeln Sie doch, Major, ſeyn Sie freundlich. — Ich erlaube Ihnen, Sie dürfen mich verſpotten, weil ich mich durch dieſe Zeilen ſo ganz außer Faſſung bringen ließ, — aber nicht wahr, ſie meinen ſelbſt es iſt eine Lüge, es iſt Verläumdung?"

Der Major war außer ſich; was ſollte er ihr ſagen? Sie hing ſo erwartungsvoll an ſeinen Lippen, es war als ſollte ein Wort von ihm ſie ins Leben rufen — ihr Auge ſtrahlte wieder, jenes holde Lächeln erſchien wieder auf ihren lieblichen Zügen — ſie lauſchte, wie auf die Botſchaft eines guten Engels.

Er antwortete nicht, er ſah finſter auf den Boden; da verſchwand allmählig die frohe

Hoffnung aus ihren Zügen, das Auge ſenkte ſich, der kleine Mund preßte ſich ſchmerzlich zuſammen, das zarte Roth, das noch einmal ihre Wangen gefärbt hatte, floh, ſie ſenkte ihre Stirne in die ſchöne Hand, ſie verbarg ihre weinenden Augen.

„Ich ſehe,“ ſagte ſie, „Sie ſind zu edel, mir mit Hoffnungen zu ſchmeicheln, die nach wenigen Tagen wieder verſchwinden müßten. Ich danke Ihnen, auch für dieſe ſchreckliche Gewißheit. Sie iſt immer beſſer als das ungewiße Schweben zwiſchen Schmerz und Freude; und nun, mein Freund; nehmen Sie dort das Käſtchen, ſuchen Sie es ihm zuzuſtellen, es enthält manches, was mir theuer war, — doch nein, laſſen Sie es mir noch einige Tage, ich ſchicke es Ihnen, wenn ich es nicht mehr brauche.“

„Es iſt mir, als werde ich nicht mehr lange leben,“ fuhr ſie nach einigen Augenblicken fort; „ich bin gewiß nicht abergläubiſch, aber warum muß ich gerade nach dieſem fatalen Othello krank werden?“

„Ich hätte nicht gedacht, daß dieſer Gedanke nur einen Augenblick Ew. Durchlaucht Sorge machen könnte!“ ſagte der Major.

„Sie haben recht, es iſt thöricht von mir; aber in der Nacht, als man mich krank aus der Oper brachte, träumte ich, ich werde ſterben. Eine ernſte, finſtere junge Dame kam mit einem Plumeau von rother Seide auf mich zu, deckte ihn über mich her und preßte ihn immer ſtärker auf mich, daß ich beinahe erſtickte. Dann kam plötzlich mein Großoheim, der Herzog Nepomuk, gerade ſo wie er gemalt in der Gallerie hängt, und befreite mich von dem beengenden Druck und das Sonderbarſte iſt —“

„Nun?“ fragte der Baron lächelnd, „was fing denn der gemalte Herzog mit Desdemona an?“

Die Prinzeſſin ſtaunte; „woher wiſſen Sie denn, daß die Dame Desdemona iſt? ich beſchwöre Sie, woher wiſſen Sie dieß?“

Der Major ſchwieg einen Augenblick verlegen. „Was iſt natürlicher,“ antwortete er dann, „als daß Sie von Desdemona träumen? Sie hatten ſie ja am Abende zuvor in einem rothen Bette verſcheiden ſehen.“

„Sonderbar, daß Sie auch gleich auf den Gedanken kamen! Das Sonderbarſte aber iſt, ich wachte auf, als der Herzog mich befreite, ich wachte in der That auf und ſah — wie jene Dame mit dem Plumeau unter dem Arm langſam zur Thüre hinausging. Seit dieſer Nacht träume ich immer daſſelbe, immer beengender war ihr Druck, immer ſpäter kommt mir der Herzog zu Hülfe, aber immer ſehe ich ſie deutlich aus dem Zimmer ſchweben! Und als ich geſtern Abend mir die Harfe bringen ließ und mein liebes Desdemona-Liedchen ſpielte, da — ſpotten Sie immer über mich! da ging die Thüre auf und jene Dame ſah ins Zimmer und nickte mir zu.“

Sie hatte dieſes halb ſcherzend, halb in Ernſt erzählt; ſie wurde ernſter; „nicht wahr, Major,“ ſagte ſie, „wenn ich ſterbe, gedenken Sie auch meiner? Das Andenken eines ſolchen Mannes iſt mir werth.“ — „Prinzeſſin!“ rief der Major, indem er vergebens ſeine Wehmuth zu bezwingen ſuchte, „entfernen Sie doch dieſe Gedanken, die unmöglich zu Ihrer Geneſung heilſam ſeyn können!“

Die Oberhofmeiſterin erſchien in der Thür:

und gab ein Zeichen, daß die Audienz zu Ende ſeyn müſſe. Sophie reichte dem Major die Hand zum Kuße, er hat nie mit tieferen Empfindungen von Schmerz, Liebe und Ehrfurcht die Hand eines Mädchens geküßt. Er erhob ſein Auge noch einmal zu ihr auf, er begegnete ihren Blicken, die voll Wehmuth auf ihm ruhten. Die Oberhofmeiſterin trat mit einer Amtsmiene näher; der Major ſtand auf; wie ſchwer wurde es ihm, mit kalten geſellſchaftlichen Formen ſich von einem Weſen zu trennen, das ihm in wenigen Minuten ſo theuer geworden war.

„Ich hoffe,“ ſagte er, „Euer Durchlaucht bei der nächſten Cour ganz hergeſtellt wieder zu ſehen?“

„Sie hoffen, Major?“ entgegnete ſie ſchmerzlich lächelnd; „leben Sie wohl, ich habe zu hoffen aufgehört.“

10.

Die Reſidenz war einige Tage mit nichts anderem als der Krankheit der geliebten Prinzeſſin beſchäftigt; man ſagte ſie bald ſehr krank, bald gab man wieder Hoffnung; ein Schwanken, das für alle, die ſie näher kannten, ſchrecklich war. An einem Morgen, ſehr frühe, brachte ein Diener dem Major ein Käſtchen. Ein Blick auf dieſes wohlbekannte Behältniß und auf die Trauerkleider des Dieners überzeugten ihn, daß die Prinzeſſin nicht mehr ſeye. Es war ihm, als ſey dieſes liebliche Weſen ihm, ihm allein geſtorben. Er hatte viel verloren auf der Erde und doch hatte kein Verluſt ſo empfindlich, ſo tief ſeine Seele berührt als dieſer. Es war ihm, als habe er nur noch ein Geſchäft auf der Erde, das Vermächtniß der Verſtorbenen an ſeinen Ort zu befördern; er würde dieſe Stadt, die ſo drückende Erinnerungen für ihn hatte, ſogleich verlaſſen haben, hätte ihn nicht das Verlangen zurückgehalten, ihre ſterblichen Reſte beiſetzen zu ſehen. Als die feierlichen Klänge aller Glocken, als die Trauertöne der Muſik und die lange Reihen der Fackelträger verkündeten, daß Sophie zu der Gruft ihrer Ahnen geführt werde, da verließ er zum erſtenmal wieder ſein Haus und ſchloß ſich dem Zuge an. Er hörte nicht auf das Geflüſter der Menſchen, die ſich über die Urſachen ihrer Krankheit, ihres Todes beſprachen; er hatte nur einen Gedanken, nur jener Augenblick, wo ihr Auge noch einmal auf ihm geruht hatte, wo ſeine Lippen ihre Hand berührten, ſtand vor ſeiner Seele. Man nahm die Inſignien ihrer hohen Geburt von der Bahre, man ſenkte ſie langſam hinab zum Staub ihrer Ahnen. Die Menge verlor ſich, die Begleiter löſchten ihre Fackeln aus und verließen die Halle; der Major warf noch einen Blick nach der Stelle, wo ſie verſchwunden war, und ging.

Vor ihm ging mit unſicheren, ſchleppenden Schritten ein alter Mann, der heftig weinte. Als der Major an ſeiner Seite war, ſah jener ſich um, es war der Regiſſeur der Oper. Der Alte trat näher zu ihm, ſah ihn lange an, ſchien ſich auf etwas zu beſinnen und ſprach dann: „möchten Sie nicht, Herr Baron, wir hätten nur geträumt und jenes liebliche Kind, das man begraben hat, wäre noch am Leben?“

„Woran mahnen Sie mich!“ rief der Major mit unwillkührlichem Grauen; „ja, bei Gott, es iſt ſo wie Sie träumten; ſie iſt begraben und wir Beide gehen neben einander von ihrem Grab.“

„Drum ſoll der Menſch nie mit dem Schickſal ſcherzen,“ ſagte der Alte mit trübem Ernſt. „Iſt es nicht heute eilf Tage, daß wir Othello gaben? Am achten iſt ſie geſtorben.“

„Zufall, Zufall!“ rief der Major. „Wollen Sie Ihren Wahnſinn auch jetzt noch fortſetzen? weiß ich nicht nur zu gut, an was ſie ſtarb? Wohl hat ein Dolch ihre Seele, wie Desdemonas Bruſt durchſtoßen; ein Elender, ſchwärzer als Ihr Othello, hat ihr Herz gebrochen; aber dennoch iſt es Aberglauben, Wahnſinn — wenn Sie dieſen Tod und Ihre Oper zuſammen reimen!“

„Unſer Streit macht ſie nicht wieder lebendig,“ ſagte der Alte mit Thränen. „Glauben Sie was Sie wollen, Verehrter! ich werde es, wie ich es weiß, in meiner Opern-Chronik notificiren. Es hat ſo kommen müſſen!“

„Nein!“ erwiederte der Major beinahe wüthend, „nein, es hat nicht ſo kommen müſſen; ein Wort von mir hätte ſie vielleicht gerettet. Bringen Sie mir um Gotteswillen

Ihren Othello nicht ins Spiel; es iſt Zufall, Alter, ich will es haben, es iſt Zufall.“

„Es gibt, mit Ihrer Erlaubniß, keinen Zufall; es gibt nur Schickung. Doch ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, denn hier iſt meine Behauſung. Glauben Sie übrigens was Sie wollen;“ ſetzte der Alte hinzu, indem er die kalte Hand des Majors in der ſeinigen preßte, „das Factum iſt da, ſie ſtarb — acht Tage nach Othello.“

Inhalt.

Seite

I. Vertrauliches Schreiben an Herrn W. A. Spöttlich 5

II. Die Bettlerin vom Pont des Arts . . . 19

III. Othello 241

Novellen

von

Wilhelm Hauff.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
Gebrüder Franckh.
1828.

I.

Jud-Süß.

Ein ernſtes Spiel wird euch vorübergehen,
Der Vorhang hebt ſich über einer Welt,
Die längſt hinab iſt in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längſt ſchon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen ſtürmiſch ſich erneun.

L. Uhland.

Jud-Süß.

1.

Das Karneval war nie in Stuttgart mit ſo großem Glanz und Pomp gefeyert worden, als im Jahr 1737. Wenn ein fremder in dieſe ungeheuern Säle trat, die zu dieſem Zwecke aufgebaut und prachtvoll dekorirt waren, wenn er die Tauſende von glänzenden und fröhlichen Masken überſchaute, das Lachen und Singen der Menge hörte, wie es die zahlreichen Fanfaren der Muſikchöre übertönte, da glaubte er wohl nicht in Würtemberg zu ſeyn, in dieſem ſtrengen, ernſten

Würtemberg, ſtreng geworden durch einen eifrigen, oft ascetiſchen Proteſtantismus, der Luſtbarkeiten dieſer Art als Überbleibſel einer andern Religionsparthey haßte; ernſt, beinahe finſter und trübe durch die bedenkliche Lage, durch Elend und Armuth, worein es die ſyſtematiſchen Kunſtgriffe eines allgewaltigen Miniſters gebracht hatten.

Der prachtvollſte dieſer Freudentage war wohl der zwölfte Februar, an welchem der Stifter und Erfinder dieſer Luſtbarkeiten und ſo vieles andern, was nicht gerade zur Luſt reizte, der Jud Süß, Kabinetsminiſter und Finanzdirektor, ſeinen Geburtstag feyerte. Der Herzog hatte ihm Geſchenke aller Art am Morgen dieſes Tages zugeſandt; das Angenehmſte aber für den Kabinetsminiſter war wohl ein Edikt, welches das Datum dieſes Freudentages trug, ein Edikt, das ihn auf ewig von aller Verantwortung wegen Vergangenheit und Zukunft freyſprach. Jene unzählichen Kreaturen jeden Standes, Glaubens und Alters, die er an die Stelle beſſerer Männer gepflanzt hatte, belagerten ſeine Treppen und Vorzimmer, um ihm

Glück zu wünſchen, und manchen ehrliebenden biedern Beamten trieb an dieſem Tage die Furcht, durch Trotz ſeine Familie unglücklich zu machen, zum Handkuß in das Haus des Juden.

Dieſelben Motive füllten auch Abends die Karnevalsſäle. Seinen Anhängern und Freunden war es ein Freudenfeſt, das ſie noch oft zu begehen gedachten; Männer, die ihn im Stillen haſſten und öffentlich verehren mußten, hüllten ſich zähneknirſchend in ihre Dominos und zogen mit Weib und Kindern zu der prachtvollen Verſammlung der Thorheit, überzeugt, daß ihre Namen gar wohl ins Regiſter eingetragen und die Lücken ſchwer geahnet würden; das Volk aber ſah dieſe Tage als Traumſtunden an, wo ſie im Rauſch der Sinne ihr drückendes Elend vergeſſen könnten; ſie berechneten nicht, daß die hohen Eintrittsgelder nur eine neue indirekte Steuer waren, die ſie dem Juden entrichteten.

Der Glanzpunkt dieſes Abends war der Moment, als die Flügelthüren aufflogen, eine erwartungsvolle Stille über der Verſammlung lag, und endlich ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit auffallenden, markirten Zügen, mit glänzenden, funkelnden Augen, die lebhaft und lauernd durch die Reihen liefen, in den Saal trat. Er trug einen weißen Domino, einen weißen Hut mit purpurrothen Federn, auf welchen er die ſchwarze Maske nachläßig geſteckt hatte; es war nichts prachtvolles an ihm, als ein ungewöhnlich großer Solitair, welcher am Hals die purpurrothe Bajute von Seidenflor, die über den Domino hinabfiel, zuſammenhielt. Er führte eine ſchlanke, zartgebaute Dame, die, in ein mit Geld und Steinen überladenes orientaliſches Koſtüm gekleidet, aller Augen auf ſich zog.

„Der Herr Finanzdirektor, der Herr Miniſter,“ flüſterte die Menge, als er vornehm grüßend durch die Reihen ging, die ſich ihm willig öffneten; und als er in der Mitte des Hauptſaales angekommen war, begrüßten ihn Trompeten und Pauken, und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Masken klatſchte ihm Beifall, während man andere wie von einem unzüchtigen Schauſpiele ſich abwenden ſah. Aber allgemein ſchien die

Theilnahme, womit man die ſchöne Orientalin betrachtete, die mit dem Miniſter gekommen war. Seine Lebensweiſe war zu bekannt, als daß nicht die Meiſten unter der Larve der reich geſchmückten Dame eine ſeiner Freundinnen geahnet hätten, nur darüber ſchien man uneinig, welcher von dieſen ſolche Auszeichnung zu Theil geworden ſey; die eine ſchien zu klein für dieſe Figur, die andere zu korpulent für dieſe zierliche Taille, die dritte zu ſchwerfällig, um ſo leicht und beinahe ſchwebend über den Boden zu gleiten, und einer Vierten, bei welcher man endlich ſtille ſtehen wollte, konnte nicht dieſes glänzend ſchwarze Haar, das in reichen Locken um den ſtolzen Nacken fiel, nicht dieſes herrliche, dunkle Auge gehören, das man aus der Maske hervorleuchten ſah.

Die Menge pflegt, wenn ihre Neugier nicht ſogleich befriedigt wird, bei Gelegenheiten von ſo glänzender und rauſchender Art, wie dieſer Karneval war, nicht lange bei einem Gegenſtand ſtille zu ſtehen. „Wenn ſie die Maske abnimmt, wird man ja ſehen,“ ſprach man, ohne der Dame noch längere

Aufmerkſamkeit zu ſchenken, als nöthig war, um zu bemerken, wie ſie zum Menuet antrat. Aber drei junge Männer, die müßig hinter den Reihen der Tanzenden ſtanden, ſchienen dieſe Erſcheinung noch immer unabläſſig zu verfolgen.

„Wer ſie nur ſeyn mag!“ rief der eine ungeduldig; „ich wollte gern dem verzweifelten Juden fünfzig Eintrittskarten abkaufen, wenn er mir ſagte, woher dieſes Mädchen kommt, das er wie eine Fürſtin in den Saal führte.“

„Herr Bruder!“ erwi[illegible]e der Zweite, indem er unter dem Sprec[illegible] ſein Auge von der Orientalin abwandte, „Herr Bruder, parole d'honneur! dieſe Widerſprüche kann ich nicht vereinigen, und wenn ich bei Carteſius ſelbſt die Logik ſammt dem cogito, ergo sum ſtudirt hätte; eine ſo ungewöhnlich feine Geſtalt, dieſe Haltung, dieſe nach den neueſten und vornehmſten Regeln abgemeſſene Bewegung, dieſe Art, das Handgelenk rund und ſpielend zu bewegen, wie ich ſie nur in den bedeutendſten Zirkeln zu Wien und Paris ſah, dieſer Anſtand, womit ſie den Nacken trägt" —

„Gott verdamm' mich, du haſt Recht, Herr Bruder," unterbrach ihn der Dritte, „dieſes Alles und — mit Süß auf den Ball zu kommen! Nein, ein ſolcher Kontraſt iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen!"

„Aus unſerer Bekanntſchaft," fuhr der Erſte fort, „aus unſern Kreiſen kann ſie nicht ſeyn; denn wenn es auch wahr iſt, was man flüſtert, daß ſchon mancher elende Kerl von einem Vater ſeine Tochter mit einer Bittſchrift zum Juden ſchickt, ſo laut läßt keiner ſeine Schande werden, daß er ſein leibliches Kind mit dieſer Mazette auf den Ball ſchickt!"

„Bitte dich ums Himmelswillen, Herr Bruder, nicht ſo laut, er hat überall ſeine Spione, und uns iſt er ohnedieß nicht grün; denk' an deine Familie, willſt du dich unglücklich machen? Aber wahr iſt's, es kann kein Mädchen aus beſſern Ständen ſeyn, und doch iſt ihr Weſen für eine Bürgerstochter zu anſtändig. Doch halt, wer iſt der Sarazene, der dort auf uns zukommt? Die

Farbe ſeines Turbans iſt ja dieſelbe, wie ihn die Charmante des Juden hat!"

Die jungen Männer wandten ſich um und ſahen einen ſchlanken, ſchöngewachſenen Mann, der, als Sarazene gekleidet, ſich durch die einfache Pracht ſeines Koſtüms, wie durch Gang und Haltung vor gemeineren Masken auszeichnete. Auch er ſchien die jungen Männer ins Auge gefaßt zu haben, denn er ging langſam an ſie heran und zögerte, an ihnen vorüber zu ſchreiten.

„Was iſt deine Parole," fragte der eine der jungen Männer, der in der Maske einen Freund zu erkennen glaubte; „haſt du nur dein Allah zum Feldgeſchrey, oder weißt du ſonſt noch ein Sprüchlein?"

„Gaudeamus igitur juvenes dum sumus," erwiederte der Sarazene, indem er ſtille ſtand.

„Er iſt's, er iſt's," riefen zwei dieſer jungen Herrn, und ſchüttelten die Hand des Sarazenen; „gut, daß wir die Parole gaben, ich hätte ſonſt kein Erkennungszeichen für dich gehabt, denn ich war meiner Sache ſo gewiß, du ſeyeſt als Bauer hier, daß ich mit dem Kapitän eine Flaſche gewettet habe, du müßteſt ein Bauer ſeyn!“

„Laßt uns ans Büffet treten,“ ſagte der Zweite, „ich habe dir hier Jemand vorzuſtellen, Bruder Guſtav, der ſich auf deine Bekanntſchaft freut, und du weißt, in Larven erkennt man ſich ſchlecht.“

„Freund,“ erwiederte Guſtav, „ich nehme die Larve nicht ab, ich habe Gründe; ſo angenehm mir die Bekanntſchaft dieſes Herrn wäre, ſo muß ich ſie doch bis auf Morgen verſparen.“

„Und wenn es nun Pinaſſa wäre, nach welchem du ſo oft gefragt?“ antwortete jener.

„Pinaſſa? mit dem du dich geſchlagen? Nein, das ändert die Sache, den will ich ſehen und begrüßen; aber — meine Maske nehme ich nur auf zwei Augenblicke und im fernſten Winkel des Speiſeſaals ab.“

„Wir ſinds zufrieden, Bruder Sarazene,“ antwortete der Kapitän. „Aber laß uns nur erſt an die zweite Flaſche kommen, dann ſollſt du auch die Gründe beichten, warum du dein Angeſicht nicht leuchten laſſen willſt vor den Freunden!“

2.

In dem Speiſeſaal, welchen ſie wählten, waren nur wenige Menſchen, denn man verkaufte hier nur ausgeſuchte Weine, feine Früchte und warme Getränke, während die größeren Trinkſtuben, wo Landwein, Bier und derbere Speiſen zu haben waren, die größere Menge an ſich zogen. In einer Ecke des Zimmers war ein Tiſchchen leer, wo der Sarazene, wenn er dem übrigen Theil des Saales den Rücken kehrte, ohne Gefahr erkannt zu werden die Maske abnehmen konnte. Sie wählten dieſen Platz, und als die vollen Römer vor ihnen ſtanden, legten die zwei jungen Krieger die Masken ab und der Kapitän begann: „Herr Bruder, ich habe die Ehre, dir hier den unvergleichlichen Kavalier Pinaſſa vorzuſtellen, den berühmteſten Fechter ſeiner Zeit; denn es gelang ihm, durch eine unbeſiegliche Terz-Quart-Terz, mich, bedenke mich, den Senior des Amiciſtenordens, in Leipzigs unvergeßlichem Roſenthal hors de combat zu machen. Er hat gleich mir die Muſen verlaſſen, hat geſungen: „Will mir

Minerva nicht, ſo mag Bellona rathen," und hat den alten Hieber und ſein ungeheures Stichblatt, worauf er ſein Frühſtück zu verzehren pflegte, mit dem Paradedegen eines herzoglich Würtembergiſchen Lieutenants vertauſcht."

„Der Tauſch iſt nicht übel, Herr von Pinaſſa, und mein Vaterland kann ſich dazu Glück wünſchen," ſagte der Sarazene, indem er ſich vor dem neuen Lieutenant verbeugte. „Wolltet Ihr einmal in unſern Dienſt treten, ſo war dieſe Laufbahn die angenehmſte. Der Civiliſt hat zu dieſer Zeit wenig Ausſicht, wenn er nicht ein Amt für fünftauſend Gulden, oder für ſein Gewiſſen und ehrlichen Namen beym Juden kaufen will. Doch dieſe dünnen Bretterwände haben Ohren — ſtille davon, es iſt doch nicht zu ändern. Wie anders ſind Eure Verhältniſſe! Der Herzog iſt ein tapferer Herr, dem ich einen Staat von zweimalhunderttauſend Kriegern gönnen möchte; für uns — iſt er zu groß. Der Krieg iſt ſein Vergnügen, ein Regiment im Waffenglanz ſeine Freude; leider fällt für uns andere ſelten eine müßige Stunde ab, und daher kommt es, daß dieſe Juden und Judenchriſten das Scepter führen. Er gilt für einen großen General, er hat mit Prinz Eugen ſchöne Waffenthaten verrichtet, und ein ſchlanker junger Mann, mit einer Narbe auf der Stirne, Muth in den Blicken, wie Ihr, Herr von Pinaſſa, iſt ihm jeder Zeit in ſeinem Heere willkommen.“

„Was der Sarazene altklug ſprechen kann über Juden und Chriſten!“ ſprach der Kapitän. „Doch öffne dein Viſir und zeige deine Farben, mein Kamerad ſoll nun auch wiſſen, mit wem er ſpricht; das iſt der umſichtige, rechtskundige, fürtreffliche Herr juris utriusque Doctor Lanbek, leiblicher Sohn des berühmten Landſchaftskonſulenten Lanbek, welchem er als Aktuarius ſubſtituirt iſt; ein trefflicher Junge, parole d'honneur! wenn er ſich nicht neuerer Zeit hin und wieder durch ſonderbare Melancholey proſtituirte, noch trefflicher, wenn ihm der Herr auch einen Sinn für das ſchöne Geſchlecht eingepflanzt hätte.“

Lanbek nahm bei dieſen Worten die Maske ab und zeigte dem neuen Bekannten ein erröthendes Geſicht von hoher Schönheit. Unter dem Turban ſtahlen ſich gelbe Locken hervor und umwallten kunſtlos und ungepudert die Stirne. Eine kühn gebogene Naſe und dunkle, tiefblaue Augen gaben ſeinem Geſicht einen Ausdruck von unternehmender Kraft und einen tiefen Ernſt, der mit den weichen Haaren und ihrer ſanften Farbe in überraſchendem Widerſpruche war. Doch das Strenge dieſer Züge und dieſer Augen milderte ein angenehmer Zug um den Mund, als er antwortete: „Ich öffne mein Viſir und zeige Euch ein Geſicht, das Euch recht herzlich bei uns willkommen heißt. Ich trinke auf Euer Wohl dieſes Glas, dann aber werdet Ihr entſchuldigen, wenn ich aufbreche."

„Pro poena trinkſt du zwei," rief der Kapitän mit komiſchem Pathos, indem er einen ungeheuern Hausſchlüſſel aus der Taſche nahm und ihn als Scepter gegen den Sarazenen ſenkte; „haſt du ſo wenig Ehrfurcht vor deinem Senior, daß du dich erfrechſt, in Loco Gläſer zu trinken, ohne daß ſie dir ordentlich vom Präſes diktirt ſind? O tempora, o mores! Wo iſt Zucht und Sitte dieſer Füchſe hin? Pinaſſa! zu unſerer Zeit war es doch anders!“

Die jungen Männer lachten über dieſe klägliche Reminiscenz des ehmaligen Amiciſtenſeniors; der Kapitän aber faßte Laubek ſchärfer in's Auge und ſagte: „Herr Bruder! nimm mirs nicht übel, aber in dir ſteckte ſchon lang etwas, wie ein Fieber, und heute Abend iſt die Kriſis; ich ſetze meine verlorene Flaſche, davon geht nichts ab, aber ich wette zehn neue; ſey ehrlich Guſtav — du warſt heute Abend ſchon als Bauer hier, und dein Alter weiß nichts vom Sarazenen.“

Guſtav erröthete, reichte dem Freunde die Hand und winkte ihm ein Ja zu.

„Alle Tauſend!“ rief der Kapitän, „Junge, was treibſt du? Wer hätte das hinter dem ſtillen Aktuarius geſucht? auf dem Karneval das Koſtüm zu ändern! Und ſo ängſtlich, ſo geheimnißvoll, ſo abgebrochen; willſt du etwa dem Juden zu Leibe gehen?“

Der Gefragte erröthete noch tiefer und nahm ſchnell die Maske vor; ehe er noch antworten konnte; ſagte Reelzingen: „Herr Bruder, du bringſt mich auf die rechte Fährte.

Wo habt ihr Beyde, du und die Orientalin, die der Finanzdirecktor führte, das Zeug zu euren Turbanen gekauft? Guſtav, Guſtav! — ſetzte er, mit einem Finger drohend, hinzu — du wohnſt dem Juden gegenüber, ich wette, du weißt, wer die ſtolze Donna iſt, die er führt.“

„Was weiß ich!“ murmelte Laubek unter ſeiner Larve.

„Nicht von der Stelle, bis du es ſagſt,“ rief der Kapitän; „und wenn du auf deinem Trotz beharrſt, ſo ſchleiche ich mich an die Orientalin und flüſtere ihr ins Ohr, der Sarazene habe mich in ſein Geheimniß eingeweiht.“

„Das wirſt du nicht thun, wenn ich dich ernſtlich bitte, es zu unterlaſſen,“ erwiederte der junge Mann, wie es ſchien, ſehr ernſt; „wenn ich übrigens Vermuthungen trauen darf, ſo iſt es Lea Oppenheimer, des Miniſters Schweſter. Und nun Adieu! wenn ihr mir im Saal begegnen ſolltet, kennt ihr mich nicht, und Reelzingen, wenn mein Vater fragt —„

„So weiß ich nichts von dir, verſteht

ſich," erwiederte dieſer. Der Sarazene erhob ſich und ging. Die Freunde aber ſahen einander an, und keiner ſchien zu wiſſen, ob er recht gehört habe oder wie er dieß alles deuten ſolle? „Hat denn der Jude eine Schweſter?" fragte Pinaſſa.

„Man ſprach vor einiger Zeit davon, daß er eine Schweſter zu ſich genommen habe, doch hielt man ſie für noch ganz jung, weil ſie ſich nirgends ſehen läßt;" erwiederte Reelzingen nachdenklich; „und wie er erröthete!" ſetzte er hinzu! „Herr Bruder, du wirſt ſehen, da läßt auch einmal wieder der Satan einen vernünftigen Jungen einen dummen Streich machen!"

3.

Lanbek irrte, als er die Freunde verlaſſen hatte, in den Sälen umher; ſeine Blicke gleiteten unruhig über die Menge hin, ſein Geſicht glühte unter der Larve, und mühſam mußte er oft nach Athem ſuchen, ſo drückend war die Luft in dem Saale, und ſo ſchwer lag Erwartung, Sehnſucht und Angſt auf ſeinem Herzen. Dichter und ſtürmiſcher drängte ſich die Menge, als er in die Mitte des zweiten Saales kam; mit Mühe ſchob er ſich noch eine Zeitlang durch, aber endlich riß ihn unwillkührlich der Strom fort, der ſich nach einer Seite hindrängte, und ehe er ſich deſſen verſah, ſtand er an einem Spieltiſch, wo Süß mit einigen ſeiner Finanzräthe Karten ſpielte. Große Haufen Goldes lagen auf dem Tiſche, und die neugierige Menge beobachtete den berühmteſten Mann ihres Landes und theilte ſich flüſternd und murmelnd Bemerkungen mit über die ungeheuern Summen, die er, ohne eine Miene zu verändern, hingab oder gewann.

Guſtav hatte den Gewaltigen noch nie ſo in der Nähe beobachtet, wie jezt, da er, feſtgehalten durch die Menge, die wie eine Mauer um ihn ſtand, zum unwillkührlichen Beobachter wurde. Er geſtand ſich, daß das Geſicht dieſes Mannes von Natur ſchön und edel geformt ſey, daß ſogar ſeine Stirne, ſein Auge durch Gewohnheit zu herrſchen etwas Imponirendes bekommen haben; aber feindliche, abſtoßende Falten lagen zwiſchen den Augbraunen da, wo ſich die freie Stirne an die ſchön geformte Naſe anſchließen wollte; das Bärtchen auf der Oberlippe konnte einen hämiſchen Zug um den Mund nicht verbergen; und wahrhaft gräulich ſchien dem jungen Mann ein heiſeres, gezwungenes Lachen, womit der jüdiſche Miniſter Gewinn oder Verluſt begleitete.

Während die Herren, von der Menge umlagert, ſpielten, und auf irgend etwas zu warten ſchienen, trat ein Mann in der Kleidung eines Bauern aus der Steinlach aus den Reihen der Neugierigen; ein alter Hut auf dem Kopf, eine grobe blaue Jacke, eine rothe Weſte mit großen Knöpfen von Zinn, Beinkleider von gelbem Leder und ſchwarze Strümpfe machten ſein unſcheinbares Koſtüm aus; aber er trug eine ſehr feine, gutgemalte Larve. Er ſtützte ſich nach Art der Landleute mit der Hand auf den fünf Fuß hohen Knotenſtock, legte ſein Kinn auf die Hand und ſprach in gut nachgeahmtem Dialekt des Steinlachthals:

„Viel Geld habt Ihr da liegen, Herr! und habt alles ſelbſt verdient?“

Der Miniſter ſah ſich um, und bemühte ſich über dieſe Maskenfreyheit zu lächeln. Vielleicht mochte ihm dieſe Gelegenheit erwünſcht kommen, um ſich ein populäres Anſehen zu geben, denn er antwortete ſehr freundlich: „Guten Abend, Landsmann.“

„Euer Landsmann bin ich gerade nicht,“ erwiederte der Bauer mit großer Ruhe; „ſo wie ich tragen ſich gewöhnlich die Mauſche nicht.“ Ein unterdrücktes Lachen flog durch die Reihen der Zuſchauer. Der Miniſter ſchien es aber nicht zu bemerken, denn er fuhr ganz leutſelig fort:

„Du biſt witzig, mein Freund.“

„Gott bewahr' mich, daß ich Euer Freund ſey, Herr Süß,“ entgegnete der Bauer. „Wär' ich Euer Freund, ſo ging ich wohl nicht in dem ſchlechten Rock und durchlöcherten Hut; Ihr macht ja Eure Freunde reich.“

„Nun, dann muß ganz Würtemberg mein Freund ſeyn, denn ich mache es reich,“ ſagte Süß, und begleitete ſeine Rede mit heiſerem, unangenehmem Lachen.

„Ihr ſeyd ein allerwelts Goldmacher,“ entgegnete der Bauer. „Wie ſchön dieſe

Dukaten ſind! wie viel Schweißtropfen armer Leute gehen wohl auf ein ſolches Goldſtück?“

„Du biſt ein kapitaler Kerl!„ rief Süß, ganz ruhig weiter ſpielend.

Als der Bauer zu einer neuen Rede anſetzen wollte, zog eine neue Geſtalt die Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war ein Mann, deſſen Koſtüm beinahe eben ſo war wie des Bauers, nur hatte er einen langen, ſpitzen Bart am Kinn und trug einen Treſſenrock. Der Bauer ſah ihn eine Zeitlang verwundert an, ſchüttelte ihm dann die Hand und rief: „Ey Hans! wo kommſt du her, und ſo ſchmuck und ſtattlich! gar nicht mehr wie unſer einer!“

„Das macht,“ erwiederte Hans, indem er aus einer ſilbernen Doſe ſchnupfte, „ich bin bei einem fürnehmen Herrn in Dienſt getreten.“

„Wer iſt denn dein Herr?“ fragte der Bauer.

„Ein Schinder, aber ein fürnehmer. Meinſt du, er ſchindet gemeines Vieh, Pferde, Hunde und dergleichen? Nein, ein Leuteſchinder iſt er, und noch überdieß ein Kartenfabrikant.“

„Ein Kartenfabrikant?“ rief der Bauer.

„Ja wohl, denn alle Karten im Lande muß man von ihm kaufen, er ſtempelt ſie; er iſt aber auch ein Gerber.“

„Wie das?“

„Nun, alle Gerber im Lande müſſen die Häute gegerbt von ihm kaufen; er iſt aber auch ein Prägeſtock.“

„Wie! ein Prägeſtock?“

„Ja, er macht alles Geld, was im Lande iſt.“

„Das iſt erlogen,“ ſagte der Bauer, „du willſt ſagen, er macht alles zu Geld, was im Land iſt; aber darum iſt er noch kein Prägeſtock. Es gibt nur einen Prägeſtock in Würtemberg, der dem Land ſeinen Namenszug aufgedrückt hat.“

Die Menge hatte bisher nur ihren Beifall gemurmelt, aber bei der lezten Anſpielung auf die Münze brach ſie in lautes Gelächter aus; die Stirne des Gewaltigen verfinſterte ſich etwas, aber noch immer ſpielte er ruhig weiter.

„Aber warum haſt du dir den Bart ſo ſpizig wachſen laſſen?“ fragte der Bauer weiter, „das ſieht ja ganz jüdiſch aus.“

„Es iſt halt ſo Mode,“ erwiederte Hans, „ſeit die Juden Meiſter im Lande ſind; bald will ich vollends ganz jüdiſch werden.“

Als Hans dieſe lezten Worte ſprach, rief eine vernehmliche Stimme aus dem dickſten Haufen: „Warte noch ein paar Wochen, Hans, dann kannſt du gut katholiſch werden!“

Wem je der ſchreckliche Anblick wurde, wie in einer volkreichen Straße, durch Unvorſichtigkeit oder Bedacht entzündet, eine Tonne Pulvers auffſpringt, dem bot ſich kaum eine ſo ſeltſame Scene dar, als die, welche dieſe wenigen geheimnißvollen Worte hervorbrachten. Der Miniſter, bleich wie eine Leiche, ſpringt vom Seſſel auf, er wirft die Karten mit wüthendem Blick auf den Tiſch: „Wer ſagt dieß? greift ihn im Namen des Herzogs!“ ruft er und ſtürzt, wie von einer unſichtbaren Macht getrieben, auf die Menge; ſeine Genoſſen, nicht weniger beſtürzt aber beſonnener, ergreifen ſeinen Arm und ziehen ihn zurück, ſuchen ihn zu beſchwichtigen, — ſein dunkles Auge will ſich durch die Menge bohren, um den Gegenſtand ſeiner Wuth zu faſſen, die

Masken murmeln unwillig und drängen ſich; doch als der gefürchtete Mann ſeine Hand nach dem Bauer ausſtreckt und ruft: „So ſollſt du mir für ihn haften,“ da iſt er plötzlich von einer drohenden Menge umringt; „Maskenfreiheit, Jude!“ hört man in dumpfen, gefährlichen Tönen, der Bauer und ſein Geſelle ſind in einem Augenblicke von ihm getrennt, verſchwunden, und ſo ſchnell als er vorhin umringt war, iſt er wieder verlaſſen, denn die Menge zerſtiebt, von geheimer Furcht gejagt, nach allen Seiten.

Das Gedränge riß Guſtav Laubek mit ſich hinweg; ſeine Gedanken verwirrten ſich, es war ihm noch nicht möglich ſich klar vorzuſtellen, was dieſen ſeltſamen Auftritt verurſacht haben könnte. So ſtand er einige Augenblicke in ſeinen Gedanken verloren, als er plötzlich ſeine Hand von einer andern ergriffen fühlte; er ſah ſich um, die Orientalin ſtand vor ihm.

4.

„Wo ſtammt die Roſe her auf deinem Hut, Maske?“ fragte die Orientalin mit zitternder Stimme.

„Vom See Tiberias,“ war die Antwort des Sarazenen.

„Schnell! folgen Sie mir!“ rief die Dame und ſchlüpfte durchs Gedränge. Er folgte, mit Mühe ſich durch die Maſſen ſchiebend, und nur ihr Turban zeigte ihm hin und wieder den Weg; ſein Herz pochte lauter, ſein Ohr trug noch die lezten Laute dieſer ſüßen Stimme und ſein Auge ſah keinen andern Gegenſtand mehr als ſie. In einer dunkleren Ecke des zweiten Saales hielt ſie an und wandte ſich um.

„Guſtav, ich beſchwöre Sie, was iſt mit meinem Bruder vorgefallen? die Menſchen flüſtern allenthalben ſeinen Namen; ich weiß nicht, was ſie ſagen, aber ich denke es iſt nichts Gutes; hat er Streit gehabt? Ach, ich weiß wohl, dieſe Menſchen haſſen unſer Volk.“

Der junge Mann war in peinlicher Verlegenheit. Sollte er mit einem Mal den argloſen Wahn dieſes liebenswürdigen Geſchöpfs zerſtören? ſollte er ihr ſagen, daß auf ihrem Bruder der Fluch der Würtemberger ruhe, daß ſie für alle Menſchen beten und nur ihn aus dem Gebet ausſchließen, daß es zur Sitte geworden ſey, zu bitten: „Herr erlöſe uns von allem Übel und von dem Juden Süß?" „Lea" antwortete er ſehr befangen, „Ihr Bruder wurde von einigen Masken im Spiel geſtört und hatte einen Wortwechſel der vielleicht gerade an dieſem Ort auffiel, ängſtigen Sie ſich nicht."

„Was bin ich doch für ein thörichtes Mädchen!" ſagte ſie, „ich habe ſo ſchwere Träume, und dann bin ich den Tag über ſo traurig und niedergeſchlagen. Und ſo reizbar bin ich, daß mich Alles erſchreckt, daß ich immer gleich an meinen Bruder denke und glaube, es könnte ihm Unglück zugeſtoßen ſeyn."

„Lea," flüſterte der junge Mann, um dieſe Gedanken zu zerſtreuen, „erinnerſt du dich, was du verſprachſt, wenn wir uns auf dem Karneval träfen? wollteſt du mir nicht einmal eine einſame Stunde ſchenken, wo wir recht viel plaudern könnten?"

„Ich will," ſagte ſie nach einigem Zögern; „Sara, meine Amme, ſteht am Ausgang und wird mich begleiten. Doch wo?"

„Dafür iſt geſorgt,“ erwiederte er; folge mir, verliere mich nicht aus dem Auge; am Eingang rechts.“

Der erfinderiſche Sinn des jüdiſchen Miniſters hatte, als er das Karneval in Stuttgart arrangirte und dieſe Säle ſchnell aus Holz aufrichten ließ, dafür geſorgt, daß wie in großen Häuſern und Schlöſſern an dieſe Säle auch kleinere Zimmer ſtoßen möchten, wo kleine Zirkel ein Abendeſſen verzehren konnten, ohne gerade im allgemeinen Speiſeſaal ihr Inkognito abzulegen. Der Aktuarius hatte durch eine dritte Hand und hinlängliche Bezahlung ſich den Schlüſſel zu einem dieſer Zimmer zu verſchaffen gewußt, eine kleine Kollation ſtand dort bereit, und Lea freute ſich über dieſe Artigkeit des jungen Chriſten, der ſein Möglichſtes gethan hatte, den Sinn einer in der Küche erfahrnen Dame zu befriedigen, obgleich das Zimmerchen, das nur einen Tiſch und wenige Stühle von leichtem Holz enthielt, wenig Bequemlichkeit bot.

„Wie bin ich froh, endlich die läſtige Larve ablegen zu können,“ ſagte ſie, als ſie mit ihrer Amme eintrat; ſie ſah ſich nach einem Spiegel um, und als ſie nur leere Bretterwände erblickte, ſezte ſie lächelnd hinzu: „Sie müſſen mir ſchon ſtatt eines Spiegels dienen, Guſtav, und ſagen, ob dieſe drängende Menge mir den Haarputz nicht verdorben hat?“

Entzückt und mit leuchtenden Blicken betrachtete der junge Mann das ſchöne Mädchen. Man konnte ihr Geſicht die Vollendung orientaliſcher Züge nennen. Dieſes Ebenmaß in den feingeſchnittenen Zügen, dieſe wundervollen dunkeln Augen, beſchattet von langen ſeidenen Wimpern, dieſe kühn gewölbten, glänzendſchwarzen Braunen und die dunkeln Locken, die in ſo angenehmem Kontraſt um die weiße Stirne und den ſchönen Hals fielen, und den Vereinigungspunkt dieſer lieblichen Züge, zarte rothe Lippen und die zierlichſten weißen Zähne noch mehr hervorhoben; der Turban, der ſich durch ihre Locken ſchlang, die reichen Perlen, die den Hals umſpielten, das reizende und doch ſo züchtige Koſtüm einer türkiſchen Dame, — ſie wirkten, verbunden mit dieſen Zügen, eine ſolche Täuſchung, daß der junge Mann eine jener herrlichen Erſcheinungen zu ſehen glaubte, wie ſie Taſſo beſchreibt, wie ſie die ergriffene Phantaſie der Reiſenden bei ihrer Heimkehr malte.

„Wahrlich,“ rief er, „du gleichſt der Zauberin Armida, und ſo denke ich mir die Töchter deines Stammes, als ihr noch Kanaan bewohntet. So war Rebekka und die Tochter Jephtas.“

„Wie oft ſchon habe ich dieß geſagt,“ bemerkte Sara, „wenn ich mein Kind, meine Lea in ihrer Pracht anblickte; die Poſchen und Reifröcke, die hohen Abſatzſchuhe und alle Modewaaren ſtehen ihr bei weitem nicht wie dieſe Tracht.“

„Du haſt recht, gute Sara,“ erwiederte der junge Mann; „doch ſetze dich hier an an den Tiſch; du haſt zu lange unter Chriſten gelebt, um vor dieſem Punſch und dieſem Backwerke zurückzuſchaudern; unterhalte dich gut mit dieſen Dingen.“

Sara, welche den Sinn und die Weiſe des Nachbars kannte, ſträubte ſich nicht lange und erbarmte ſich über die Kunſtprodurfte der Zuckerbäcker; der junge Mann aber ſezte ſich einige Schritte von ihr neben die ſchöne Lea. „Und nun aufrichtig, Mädchen,“ ſagte er, „du haſt Kummer, du haſt geſtern kaum das Weinen unterdrückt, und auch heute wieder iſt eine Wolke auf dieſer Stirne, die ich ſo gern zerſtreuen möchte. Oder glaubſt du etwa nicht, ungläubiges Kind, daß ich dein Freund bin und gerne Alles thun möchte, um dich aufzuheitern?“

„Ich weiß es ja, o, ich ſehe es ja immer, und auch heute wieder,“ ſagte ſie, mühſam ihre Thränen bekämpfend, „und es macht mich ja ſo glücklich. Als Sie mich das erſte Mal an unſerem Gartenzaun grüßten, als ſie nachher, es war Anfangs Oktobers, mit mir über den Zaun hinüber ſprachen, und nachher und immer ſo freundlich und traulich waren, gar nicht wie andere Chriſten gegen uns, dawußte ich ja wohl, daß Sie es gut mit mir meynen, und — es iſt ja mein einziges, mein ſtilles Glück!“ Sie ſagte es, und einzelne Thränen ſtahlen ſich aus den ſchönen Augen, indem ſie ſich bemühte, ihn freundlich und lächelnd anzuſehen.

„Aber dennoch —?“ fragte Guſtav.

„Aber dennoch bin ich nicht glücklich, nicht ganz glücklich. In Frankfurt hatte ich meine Geſpielinnen, hatte meine eigene Welt, wollte nichts von der übrigen. Ich dachte nicht nach über unſere Verhältniſſe, es kränkte mich nicht, daß uns die Chriſten nicht achteten, ich ſaß in meinem Stübchen unter Freunden, und wollte nichts von allem, was draußen war. Mein Bruder ließ mich zu ſich nach Stuttgart bringen. Man ſagte mir, er ſey ein großer Herr geworden, er regiere ein Land, in ſeinem Hauſe ſey es herrlich und voll Freude, und die Chriſten leben mit ihm wie wir unter uns; ich geſtehe, es freute mich, wenn meine Freundinnen meine Zukunft ſo glänzend ausmalten; welches Mädchen hätte ſich an meiner Stelle nicht gefreut?“

Thränen unterbrachen ſie auf's Neue, und der junge Mann, voll Mitleid mit ihrem Kummer, fühlte, daß es beſſer ſey ihre Thränen einige Augenblicke ſtrömen zu laſſen. Es gibt ein Gefühl in der menſchlichen Bruſt, das wehmüthiger macht als jeder andere

Kummer, ich möchte es Mitleiden mit uns ſelbſt heißen, es übermannt uns, wenn wir am Grabe zerſtörter Hoffnungen in die Tage zurückgehen, wo dieſe Hoffnungen noch blühten, wenn wir die fröhlichen Gedanken zurückrufen, mit welchen wir einer heiteren Zukunft entgegen gingen; wahrlich, dieſer bittere Kontraſt hat wohl ſchon ſtärkere Herzen in Wehmuth aufgelöſt als das Herz der ſchönen Jüdin.

„Ich habe Alles anders gefunden,“ fuhr Lea nach einer Weile fort; „in meines Bruders Hauſe bin ich einſamer als in meiner Kindheit. Ich darf nicht kommen, wenn er Bälle und große Tafeln gibt. Die Muſik tönt in mein einſames Zimmer, man ſchickt mir Kuchen und ſüße Weine wie einem Kinde, das noch nicht alt genug iſt, um in Geſellſchaft zu gehen. Und wenn ich meinen Bruder bitte, mich doch auch einmal, nur in ſeinem Hauſe wenigſtens, Theil nehmen zu laſſen, ſo ſchlägt er es entweder ganz kalt ab, oder wenn er gerade in ſonderbarer Laune war, erſchreckte er mich durch ſeine Antwort.“

„Was antwortete er denn?“ fragte der Jüngling geſpannt.

„Er ſieht mich dann lange und ſeufzend an, ſeine Augen werden trüber, ſeine Züge düſter und melancholiſch, und er antwortet, ich dürfe nicht auch verloren gehen; ich ſolle unabläſſig zu dem Gott unſerer Väter beten, daß er mich fromm und rein erhalte, auf daß meine Seele ein reines Opfer werde für ſeine Seele.“

„Thörigter Aberglaube!“ rief der junge Mann unmuthig; „darum alſo ſollſt du, armes Kind, allen Freuden des Lebens entſagen, damit Er —“

„Hat er ſich denn ſo arg verſündigt?“ fragte Lea, als ihr Freund, wie bei einer unbeſonnenen Rede, ſchnell abbrach; „was ſoll ich denn büßen? Solche hingeworfene Worte machen mich ſo unglücklich; es iſt mir, als ſchwebe irgend ein Unglück über meinem Bruder, als ſey nicht alles recht, was er thut. Niemand ſteht mir darüber Rede, auch Saras Worte kann ich nicht deuten, denn wenn ich ſie darüber befrage, weicht ſie aus oder nennt ihn geheimnißvoll den Rächer unſers Volkes.“

„Sie iſt nicht klug;“ erwiederte der junge Mann befangen; „dein Bruder hat, wie es überall geht, eine mächtige Gegenparthei; manche ſeiner Finanzoperationen werden getadelt; aber wegen ſeiner darfſt du ruhig ſchlafen“ ſezte er bitter lachend hinzu, „der Herzog hat ihm heute einen Freibrief geſchenkt, der ihn vor jeder Gefahr und Verantwortung ſichert.“

„O wie danke ich dieß dem guten Herzog!“ ſagte ſie aufgeheitert, indem ſie die dunkeln Locken aus der weißen Stirne ſtrich; „ſo hat er alſo gar Niemand zu fürchten? die Chriſten können ihn nicht verfolgen? — Sie antworten nicht? Geſtehen Sie nur, Guſtav, Sie ſind meinem armen Bruder gram?“

„Deinem armen Bruder? — wenn er arm wäre, könnte ich ihn vielleicht um ſeines Verſtandes willen ehren! Aber was geht uns dein Bruder an?“ fuhr Laubek düſter lächelnd fort. „Ich liebe dich, und hätteſt du alle böſen Engel zu Brüdern; aber eines verſprich mir, Lea; die Hand darauf.“

Sie ſah ihn erwartungsvoll und zärtlich an, indem ſie ihre Hand in die ſeinige legte.

„Bitte deinen Bruder niemals wieder,“ fuhr er fort, „dich zu ſeinen Zirkeln zuzulaſſen. Mag er nun Gründe haben, welche er will, es iſt gut, wenn du nicht dort biſt; ſo viel kann ich dich verſichern,“ ſezte er mit blitzenden Augen hinzu, „wenn ich wüßte, daß du ein einziges Mal dort geweſen, kein Wort mehr würde ich mit dir ſprechen!“

Befangen und mit Thränen im Auge wollte ſie eben um Aufſchluß über dieſes neue Räthſel bitten, als ein lauter Zank im Nebenzimmer die Liebenden aufſtörte. Mehrere Männer ſchienen mit der Polizei ſich zu ſtreiten, man hatte die Thüre des Kabinets geſprengt, und über dieſen Eingriff in die Rechte des Karnevals wurde ſchnell und mit Heftigkeit geſtritten.

„Mein Gott! das iſt meines Vaters Stimme,“ rief der junge Lanbek, „ſchleiche dich mit Sara in den Saal, Mädchen; nehmet den Schlüſſel dieſer Thüre zu euch, vielleicht können wir ſpäter uns wieder ſehen.“ Er drückte der überraſchten Lea ſchnell einen Kuß auf die Stirne, nahm ſeine Maske vor, und noch ehe ſie ſich über dieſen ſchnellen Wechſel beſinnen konnte, war der Aktuarius ſchon aus der Thüre geſtürzt. Im Corridor, den er jetzt betrat, ſtand ſchon eine dichte Menſchenmaſſe um die geöffnete Thüre des Nebenzimmers verſammelt. Deutlicher vernahm er die gewichtige, tiefe Stimme ſeines Vaters; er ſtieß und drängte ſich wie ein Wüthender durch und kam endlich in das Gemach Fünf alte Herren, die ihm als ehrenwerthe Männer und Freunde ſeines Vaters wohl bekannt waren, ſtanden um den alten Landſchaftskonſulenten Landek; die Einen zankten, die Andern ſuchten zu beruhigen. Es war damals eine gefährliche Sache mit der Polizei in Streit zu gerathen; ſie ſtand unter dem beſondern Schutz des jüdiſchen Miniſters und man erzählte ſich mehrere Beiſpiele, daß biedere, ruhige Bürger und Beamte, vielleicht nur weil ſie einem Diener dieſer geheimen Polizei widerſprochen oder Gewaltthätigkeit verhindert hatten, mehrere Wochen lang ins Gefängniß geworfen und nachher mit der kahlen Entschuldigung es sey aus Versehen geschehen, entlassen worden waren. Doch der alte Laubek schien keine Furcht vor diesen Menschen zu kennen. er beſtand darauf, daß die Häſcher das Zimmer ſogleich verlaſſen müßten, und es wäre vielleicht noch zu ſchlimmern Händeln als einem Wortwechſel gekommen, wenn nicht in dieſem Augenblick ein ganz anderer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit des Anführers der Häſcher auf ſich gezogen hätte. Der junge Laubeck hatte ſich beinahe bis an die Seite ſeines Vaters vorgedrängt, bereit, wenn es zu Thätlichkeiten kommen ſollte, den alten Herrn kräftig zu unterſtützen. Er hatte eben ſeine Maske feſter gebunden, damit ſie ihm im Handgemenge nicht verloren gehen möchte, als ihn der Polizeidiener erblickte und mit lauter Stimme, indem er auf ihn deutete, rief: „Im Namen des Herzogs, dieſen greift, den Türken dort, der iſt der Rechte.“

Die Überraſchung und ſechs Arme, die ſich plötzlich um ihn ſchlangen, machten ihn wehrlos. So nahe ſeinem Vater, der ihn hätte retten können, wagte er doch nicht, ſich auch nur durch einen Laut zu erkennen zu geben, weil er den Zorn ſeines Vaters noch mehr fürchtete, als die Gewalt des Juden.

Die alten Herrn waren ſtumm vor Staunen über dieſen Vorfall, der Anführer der Häſcher wurde, als er ſeinen Zweck erreicht hatte, artiger und entſchuldigte ſich, worauf jene kalt und abgemeſſen dankten. Willenlos ließ ſich der junge Mann dahinführen. Die Menge, die ſich vor der Thüre verſammelt hatte, theilte ſich, aber manche ſchauten ihm neugierig in die Augen, um zu errathen, wer es ſeyn möchte, den man hier mitten aus der öffentlichen Luſt herausrieß. Guſtav hörte, als er weiter hingeführt wurde, einen ſchwachen Schrei; er ſah ſich um, und beim ſchwachen Schein der Lampen glaubte er den Turban der ſchönen Orientalin geſehen zu haben. Schmerzlich bewegt ging er weiter, und erſt als die kalte Winternacht ſchneidend auf ihn zuwehte, erwachte er aus ſeiner Betäubung und überſah nicht ohne Beſorgniß die Folgen, die ſeine Gefangennehmung haben könnte.

5.

Die Polizeidiener hatten den Sarazenen, wahrſcheinlich aus Rückſicht auf ſeine feine und reiche Kleidung in das Offiziersʒimmer der Hauptwache gebracht. Der wachhabende Offizier wies ihm mit einer mürriſchen Verbeugung eine Bank, die in der fernſten Ecke des Zimmers ſtand, zu ſeiner Schlafſtätte an, und ermüdet von dem langen Umherirren auf dem Ball, fand der junge Mann dieſes Lager nicht zu hart, um nicht bald einzuſchlafen.

Trommeln weckten ihn am nächſten Morgen; ſchlaftrunken ſah er ſich in dem öden Gemach um, blickte bald auf ſein hartes Lager, bald auf ſeine Kleidung, und nach einer geraumen Weile erſt konnte er ſich beſinnen, wo er ſey und wie er hieher gekommen. Er trat an's Fenſter, noch war alles ſtill auf dem Platze vor der Hauptwache, und nur die Kompagnie, die gerade vor ſeinem Fenſter zur Ablöſung aufzog, unterbrach die Stille des trüben Februarmorgens. Indem die Trommeln auf der Straße ſchwiegen, hörte er von der Stiftskirche acht Uhr ſchlagen, und der Ton dieſer Glocke rief ihm alles Unangenehme und Beſorgliche ſeiner Lage zurück. „Bald wird er nach dir fragen, dachte er, und wie unangenehm wird es ihn überraſchen, wenn er hört, ich ſey in dieſer Nacht nicht zu Hauſe gekommen!“ — Im Hauſe des alten Landſchaftskonſulenten Lanbek ging Alles einen ſo geordneten Gang, daß dieſes Ereigniß allerdings ſehr ſtörend erſcheinen mußte. Zu dieſer Stunde pflegte der alte Herr ſeit vielen Jahren ſein Frühſtück zu nehmen; mit dem erſten Glockenſchlag erſchien dann, zugleich mit dem Diener, der den Kaffe auftrug, ſein Sohn; man beſprach ſich über Tagesneuigkeiten, über den Gang der Geſchäfte, und zu jener Zeit ließ es der allgewaltige Miniſter nicht an Stoff zu ſolchen Geſprächen fehlen. Das Geſpräch war regelmäßig mit dem Frühſtück zu Ende; der Aktuarius küßte dem Alten die Hand und ging dann einen Tag wie den andern ein Viertel vor neun Uhr nach ſeiner Kanzlei. Dieſe langjährige Sitte des Hauſes rief ſich Guſtav in dieſen Augenblicken zurück. „Jezt wird Johann die Taſſen bringen," ſagte er zu ſich, „jezt wird er erwartungsvoll nach der Thüre ſehen, weil ich noch nicht eingetreten bin, jezt wird er mich rufen laſſen; — daß ich doch dem guten alten Herrn ſolchen Ärger bereiten mußte!" Er warf unwillig ſeinen Turban weg, ſtüzte die Stirne in die Hand und beſchloß, den Offizier, ſobald er wieder erſcheinen würde, um die Urſache ſeiner Verhaftung zu fragen.

Die Trommeln ertönten wieder, die Abgelösten zogen weiter, er hörte die Gewehre zuſammenſtellen und bald darauf trat ein Offizier in das halbdunkle Gemach. Er warf einen flüchtigen Blick nach ſeinem Gefangenen in der Ecke, legte Hut und Degen auf den Tiſch und ſezte ſich nieder. Landek, der jenen nicht zuerſt anreden mochte, bewegte ſich, um anzudeuten, daß er nicht mehr ſchlafe. „Bon jour, mein Herr!" ſagte der Offizier, als er ihn ſah, „wollen Sie vielleicht mein Dejeuner mit mir theilen?"

Die Stimme ſchien Guſtav bekannt; er ſtand auf, trat höflich grüßend näher, und mit einem Ausruf des Staunens ſtanden ſich die beiden jungen Männer gegenüber. „Parole d'honneur, Herr Bruder!“ rief der Kapitän von Reelzingen, „dich hätte ich hier nicht geſucht! wie kömmſt du in Arreſt? Weiß Gott, Blankenberg hatte nicht Unrecht, als er prätendirte, du werdeſt irgend etwas contra rationem riskiren.“

„Ich möchte dich fragen, Kapitän,“ entgegnete der junge Mann, „warum ich hier ſitze? mir hat kein Menſch den Grund angegeben, warum man mich gefangen nehme; du haſt die Wache, Reelzingen; bitte dich, du mußt doch wiſſen —“

„Dieu me garde! ich?“ rief der Kapitän lachend; „meinſt du, er habe mich mit ſeiner beſondern Äſtimation beehrt und in ſeine Confidence gezogen? Nein, Herr Bruder! als ich ablöſte, ſagte mir der Lieutenant von geſtern: Oben ſitzt einer, den ſie vom Karneval auf ausdrücklichen Befehl hergebracht haben. Er pflegt es gewöhnlich ſo zu machen.“

„Wer pflegt es ſo zu machen?“ fragte Lanbek erblaſſend.

„Wer?“ erwiederte jener leiſe flüſternd, „dein Schwager in spe, der Jude.“

„Wie?“ fuhr jener erröthend fort, „du glaubſt er ſelbſt? Ich hoffte bisher, es ſey vielleicht eine Verwechslung vorgefallen; du haſt wohl von dem Auftritte gehört, der, bald nachdem ich euch verlaſſen hatte, mit dem Juden vorfiel, man rief etwas von katholiſch werden, und da fuhr der Finanzdirektor auf —“

„Was ſagſt du?“ unterbrach ihn der Kapitän mit ernſter Miene, indem er näher zu dem Freund trat und ſeine Hand faßte. „Das war es alſo? uns hat man es anders erzählt; wie ging es zu? was hat man gerufen?“

Den Aktuarius befremdete der Ernſt, den er auf den Zügen des ſonſt ſo fröhlichen und ſorgloſen Freundes las, nicht wenig; er erzählte den Vorfall, wie er ihn mit angeſehen hatte, und ſah, wie ſich die Neugierde des Freundes mehr und mehr ſteigerte, wie ſeine Blicke feuriger wurden; als er aber beſchrieb, wie Süß nach jenem geheimnißvollen Ausruf wüthend geworden und aufgeſprungen ſey, da fühlte er die Hand des Kapitäns auf ſonderbare Weiſe in der ſeinigen zucken.

„Was bewegt dich ſo ſehr?“ fragte Guſtav befremdet; „wie nimmſt du nur an ſolchen Karnevalsſcherzen, die am Ende auf irgend eine Thorheit hinauslaufen, ſolchen Antheil? Wenn ich nicht wüßte, daß du evangeliſch biſt, ich glaubte, mein Bericht habe dich beleidigt.“

„Herr Bruder!“ erwiederte der Kapitän, indem er ſeinen Ernſt hinter einem gleichgültigen Lächeln zu verbergen ſuchte, „du kennſt mich ja, mich intereſſirt Alles auf der Welt und ich bin erſtaunlich neugierig; überdieß iſt Manches ernſter als man glaubt, und im Scherz liegt oft Bedeutung.“

„Wie verſtehſt du das?“ ſagte der Aktuarius verwundert; „was macht dich ſo nachdenklich? Haſt du wieder Schulden? kann ich dir vielleicht mit etwas dienen?“

„Bruderherz,“ entgegnete der Soldat, „du mußt in den lezten Wochen gewaltig verliebt geweſen ſeyn, ſonſt wäre deinem klaren Blick Manches nicht entgangen, was ſelbſt an meinem leichten Sinn nicht vorüberſchlüpfte. Sag' einmal, was ſpricht der Papa von dieſen Zeiten? Sprichſt du den

Obriſt von Röder nie bei ihm? Waren nicht am Freitag Abend die Prälaten in eurem Hauſe?“

„Du ſprichſt in Räthſeln, Kapitän!“ antwortete der junge Mann ſtaunend. „Was ſoll mein Vater mit einem Obriſt von der Leibſchwadron und mit Prälaten?“

„Freund, mach' es kurz!“ ſagte Reelzingen; „halte mich in ſolchen Dingen nicht für leichtſinnig; ich will mich nicht in euer Vertrauen eindrängen, aber ich kann dir ſagen, daß ich dennoch ſchon ziemlich viel weiß, und — parole d'honneur!“ ſezte er hinzu, „ich denke darüber, wie es einem Edelmann und meinem Port d'Epée geziemt.“

„Was geht mich dein alter Adelsbrief und dein neues Port d'Epée an?“ erwiederte unmuthig der Aktuar; „und wie kömmſt du dazu, dich mit dieſen Dingen gegen mich breit zu machen? Ich ſage dir, daß ich von allem, was du da ſo geheimnißvoll ſchwazſt, keine Sylbe verſtehe, und kann dir mein Wort darauf geben, und damit genug, Herr von Reelzingen!“

„O mon Dieu!“ rief jener lächelnd, „Herr Bruder, wir ſind nicht mehr in Leipzig, dieß Zimmer iſt nicht der göttliche Rathskeller, ſondern eine Wachſtube; wir ſind keine Muſen mehr, ſondern du biſt herzoglicher Aktuar und ich — Soldat, aber Freunde ſind wir noch in Noth und Tod, und darum ſey vernünftig und brauſe nicht mehr auf wie vorhin. Ich glaube dir ja aufs Wort, daß du nichts weißt, aber gut wäre es von deinem Vater geweſen, wenn er dich prävenirt hätte, deine Amour mit der Jüdin iſt überdieß jezt ganz und gar nicht an der Zeit, wir alle bitten dich, laß deine Charmante, mit der du doch niemals eine vernünftige und ehrenvolle Liaiſon treffen kannſt —“

„Was wißt ihr denn von dieſem Verhältniß?“ unterbrach ihn der junge Mann düſter und erbittert, „ich dächte, ehe ich euch hierüber um Rath gefragt, könntet ihr billigerweiſe mit eurer Mahnung warten.“

Der feurige junge Soldat, um ſeinem Freunde zu nützen, wollte eben in derſelben Sprache etwas erwiedern, als man an der Thüre pochte. Der Kapitän ſchloß auf, und einer ſeiner Sergeanten winkte ihm herauszutreten. Guſtav hörte ſie einige Worte wechſeln, und ſah den Freund bald darauf mit verſtörter Miene wieder zurückkehren: „du bekömmſt einen ſonderbaren Beſuch,“ flüſterte er ihm zu, „er wird gleich ſelbſt eintreten und ich darf nicht zugegen ſeyn.“

„Wer doch? mein Vater?“ fragte Guſtav beſtürzt.

„Er kömmt,“ ſagte der Kapitän, indem er eilends Hut und Degen vom Tiſche nahm, „der Jud Süß!“

6.

Vor der Thüre des Offiziersziummers hatten ſeine Diener dem Miniſter den ſpaniſchen Mantel abgenommen, und er trat jezt ein, ſtattlich geſchmückt und vornehm gekleidet, wie es einem Günſtling des Glücks und eines Herzogs in damaliger Zeit zukam. Er trug einen rothen Rock mit goldenen Trotteln und Quaſten beſezt, die goldgeſtickten Aufſchläge ſeines Rocks gingen bis zum Ellbogen zurück und die Weſte von Goldbrokat reichte herab bis an das Knie. Ein kurzer breiter Degen mit reich beſeztem Griff hing an ſeiner Seite, ein mächtiger Stock unterſtüzte ſeine Hand, und auf den reichen hellbraunen Locken, die bis tief in den Nacken herabſielen, ſaß ein Hütchen von feinem ſchwarzem Wachstuch, mit Gold und weißen Federn verbrämt. Die Züge dieſes merkwürdigen Mannes waren, in der Nähe betrachtet, zwar etwas zu kühn geſchnitten, um ſchön und anmuthig zu heißen, aber ſie waren edler als ſein Gewerbe und ungewöhnlich; ſein dunkelbraunes Auge, das frei und ſtolz um ſich blickte, konnte ſogar für ſchön gelten; die ganze Erſcheinung imponirte und ſie hätte ſogar etwas Würdiges und Erhabenes gehabt, wäre es nicht ein hämiſcher, feindlicher Zug um die ſtolz aufgeworfenen Lippen geweſen, was dieſen Eindruck ſtörte und Manchen, der ihm begegnete, mit unheimlichem Grauen füllte.

Der Kapitän ſtand feſt und aufgerichtet an der Thüre, den Hut in der einen, den Degengriff in der andern Hand, als der Miniſter Süß eintrat. Dieſer nahm ſein Hütchen ab, muſterte, auf ſeinen Stock geſtüzt, den Soldaten mit ſcharfem Blick, und ſagte dann kurz und mit leiſer Stimme: „Wie iſt der Name?“

„Hans von Reelzingen, Kapitän im zweiten Grenadierbataillon, dritte Kompagnie.“

„Man hat ſtudiert?“ fuhr der Jude etwas artiger fort.

„Die Jurisprudenz in Leipzig,“ antwortete der Kapitän mit militäriſcher Kürze.

„Wie lange dient der Herr Kapitän?“

„Ein Jahr und zwei Monate; zuerſt bei —

„Schon gut“ unterbrach ihn der Miniſter mit einer gnädigen Bewegung der Hand; „können abtreten.“

Der Kapitän Reelzingen verbarg ſeinen Verdruß über das ſtolze Weſen des Emporkömmlings unter einer tiefen Verbeugung und trat ab. Dem Aktuarius aber, obgleich er keine Menſchenfurcht kannte, pochte das Herz, als er nun mit dem Manne allein war, vor dem ein ganzes Land mit abergläubiſcher Furcht zitterte. Er erröthete unwillkürlich, als jener ihn lange und prüfend anſah, und ihm Gelegenheit gab, auch ſeine Züge zu muſtern und hin und wieder etwas zu finden, das ihn an die ſchöne Lea erinnerte. Der Miniſter ſezte ſich endlich in den Armſtuhl, den die Offiziere der Garniſon zur Bequemlichkeit dieſes Zimmers geſtiftet hatten, und winkte dem Sarazenen herablaſſend, ſich auf einer Bank, die unfern ſtand, niederzulaſſen.

„Junger Mann," ſprach er, „wenn Euch Eure eigene Ruhe und Wohlfahrt lieb iſt, ſo antwortet mir auf das, was ich Euch fragen werde, offen und ehrlich; denn Ihr könnet leichtlich denken, daß es mir nicht ſchwer werden kann, Euch jeder Lüge, die Ihr waget, zu überweiſen."

„Ich bin herzoglich würtembergiſcher Aktuar," erwiederte der junge Mann, „und der Eid den ich als Chriſt und Bürger —"

„Laissez cela;" fiel ihm der Jude ins Wort, „Ihr wäret nicht der erſte, der ſeinen Eid gebrochen. Wer waren geſtern, frag' ich, die beiden Masken, die ſich an meinem Tiſch zur Beluſtigung des Publikums unterhielten? Ihr wißt es, Ihr ſtandet zunächſt bei mir."

„Das iſt mir nicht bekannt, Ew. Excellenz," ſagte Guſtav mit feſter Stimme.

„Nicht bekannt?" rief der Miniſter. „Bedenket wohl, was Ihr geſagt, ich ſtehe hier als Euer Richter; habt Ihr keinen an der Stimme gekannt?"

„Keinen."

„Keinen?" fuhr jener heftiger fort. „Und Euren Vater ſolltet ihr nicht an der Stimme kennen?"

„Meinen Vater! rief der junge Mann erblaſſend; doch beſonnen ſezte er nach einer Weile hinzu: „Ihr irr't Euch, Herr Finanzdirektor, oder vielmehr Ihr ſeyd ſchlecht berichtet; mein Vater iſt ein ruhiger, geſezter Mann, und ſein Charakter, ſein Amt, ſeine Jahre verbieten ihm das Publikum auf einem Maskenball zu amuſiren."

„Sie ſollten es ihm verbieten," erwiederte jener mit blitzenden Augen, „und ich werde Mittel finden es ihm zu verbieten. Ich weiß recht wohl, daß ich dieſen Herren von der Landſchaft ein Dorn im Auge bin, und zwar aus dem einzigen Grund, weil die Herren nicht rechnen können; verſtänden ſie das Einmaleins ſo gut wie ich, ſie würden ſehen, was dem Lande frommt. Noch iſt aber nicht aller Tage Abend, und ich will dieſen Rebellen zeigen, wer ſie ſind und wer ich bin!"

„Herr Finanzdirektor!" rief der junge Mann mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Herr Aktuarius?“ erwiederte Süß mit ſpöttiſchem Lächeln.

„Mein Vater iſt ein Ehrenmann,“ fuhr Guſtav fort, ohne ſich von der ſtolzen Miene des Gewaltigen einſchüchtern zu laſſen; „Sie ſprechen von Rebellen? Wie können Sie ſagen, daß mein Vater dem Herzog nicht immer treu gedient hat? Wie können Sie wagen, ihn einen Rebellen zu ſchimpfen?“

„Wagen?“ lachte Süß. „Hier iſt von keiner Wagniß die Rede, Herr Aktuarius, aber Rebell iſt jeder, der nur dem Land und nicht dem Herzog dient; er iſt des Herzogs Diener, aber er dient ihm ſchlecht; doch das ſoll nicht lange mehr ſo bleiben. Das mögt Ihr übrigens dem Herrn Landſchaftskonſulenten, Eurem Vater, ſagen, daß ich recht wohl weiß, was die beiden Masken wollten, und daß ſie es mit dem Dritten abgekartet hatten; ich konnte ihn geſtern Nacht ſo gut wie Euch verhaften laſſen, und wenn ich es nicht that, ſo verdankt er dieſe Schonung nur Euch.“

„Mir?“ antwortete der junge Mann ſtaunend; „mir? und iſt dieß etwa auch Schonung, daß ich, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, dieſe Nacht in dieſem Zimmer zubringen durfte?“

„Nein!“ fuhr jener gütig lächelnd fort, „dieß war nur zur Abkühlung auf Euer Rendezvous veranſtaltet.“ Er weidete ſich einige Augenblicke an der Verlegenheit des Jünglings und fuhr dann fort: „Das gute Kind, wie hat ſie mich gefleht und auf den Knien gebeten, Euch zu retten! ſie glaubte nicht anders, als Ihr ſeyet wegen irgend eines Kapitalverbrechens gefangen. Wie? und habt Ihr mir gar nichts zu ſagen, Herr Laubek?“

„Ihr kanntet mich nicht,“ erwiederte Guſtav, „und es iſt mir nun wohl begreiflich, warum Ihr ſo hart mit mir verfuhret; aber Lea's Charakter hätte Euch wohl dafür bürgen können, daß nichts Strafbares in dieſem Verhältniß liege.“

„Wirklich? Mort de ma vie!“ rief der Miniſter; „nichts Strafbares? meynen Sie, wenn ich etwas Strafbares in dieſem Verhältniß ahnete, Sie hätten es mit einer Nacht auf der Wache abgebüßt? Bei den Gebeinen meiner Väter! wenn ich — auf Neuffen oder Asperg, gibt es Keller und Kaſematten, wo kein Mond und keine Sonne ſcheint, da hätte ich den Herrn Sarazenen ſitzen laſſen, bis er ſein Schwabenalter erreicht hätte. Oder mey'nt Ihr etwa in Eurem chriſtlichen Hochmuth, einem Iſraeliten gelte die Ehre ſeiner Familie nicht eben ſo hoch als einem Nazarener?“

Der junge Mann erſchrak vor dieſer Drohung, denn er bedachte, daß es dem Allgewaltigen ein Leichtes geweſen wäre, ihn ſpurlos von der Erde verſchwinden zu laſſen, aber ſein muthiger Sinn lehnte ſich auf gegen den Übermuth dieſes Mannes, der ſeine Privatſache zu einer öffentlichen machte, und zur Wahrung ſeines Hausrechtes mit den Feſtungen des Landes drohte: „Excellenz,“ ſagte er mit Blicken, vor welchen der Miniſter die Augen niederſchlug; „wie Sie über Ihre eigene Ehre denken, weiß ich nicht, doch ſcheint es mir nicht ſehr ehrenvoll zu ſeyn, ſolche Drohungen auszuſtoßen. Mein Vater iſt zwar nur ein geringer Mann in Vergleich mit einem ſo gewaltigen und hohen Herrn; aber der Landſchaftskonſulent Lanbek weiß, wo man in Deutſchland Gerechtigkeit findet.

Wien iſt nicht ſo fern von Stuttgart, und Euern Gnadenbrief von geſtern hat der Kaiſer nicht unterzeichnet; was aber die Ehre Eurer Schweſter betrifft, ſo kann ich Euch verſichern, daß ſie mir nicht minder theuer iſt, als meine eigene.“

„Ihr habt hübſche Anlagen zu einem Landſchaftskonſulenten,“ ſagte der Jude ruhig lächelnd; „übrigens im Vertrauen geſagt, auf den Kaiſer müßt Ihr nicht zu ſehr pochen; wegen eines würtembergiſchen Schreibers fängt man in Wien mit uns keine Händel an. Aber Ihr gefallt mir, mein Schatz; ich habe Eure Arbeiten loben hören, und Köpfe wie der Eure kann man zu etwas Beſſerem brauchen, als Akten zu heften und Fascikel zu binden; Ihr ſeyd Expeditionsrath mit ſechshundert Gulden Beſoldung, und es freut mich, daß ich der erſte bin, der Euch hiezu gratulirt.“

Der junge Mann ſprang von ſeiner Bank auf und wollte reden, aber Überraſchung und Schrecken ſchloß ihm den Mund. Hundert Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Kopf. Es war nicht die Freude, vier Stufen, durch welche man ſich ſonſt lange und mühevoll ſchleppte, nun in einem Augenblicke überſprungen zu haben, was ſeine Seele füllte, es war der ſchreckliche Gedanke, vor der Welt für einen Günſtling dieſes Mannes zu gelten, vor ſeinem Vater, vor allen guten Männern gebrandmarkt dazuſtehen.

„Excellenz!“ ſprach er befangen, „ich darf, ich kann dieſe Gnade nicht annehmen! Bedenken Sie, was wird man ſagen, ſo viele ältere, verdiente Männer —“

„Was da! ich habe Euch Platz gemacht,“ antwortete der Jude in befehlendem Ton, „ich habe Euch zum Rath ernannt und Ihr ſeyd es. Keinen Dank, keine übergroße Delikateſſe, ich liebe das nicht. — Nun,“ fuhr er gütig, beinahe zärtlich fort, „und wie ſteht Ihr mit meiner Lea? Ihr habt mir ja das ſtille, blöde Kind ganz verzaubert. Fürchtet Euch nicht vor mir, junger Herr, ich bin nicht der Mann, der gerade ſo ſehr auf Reichthum ſieht; Eure Familie gehört unter die älteſten und angeſehenſten Bürgerfamilien, und das gilt mir in dieſem Fall ſo viel oder mehr als Reichthum. Euer

Vater wird Euch zwar nicht viel mitgeben, aber mit mir ſollt Ihr zufrieden ſeyn, fürſtlich will ich meine Lea ausſtatten.“

Die Felſenkeller von Neuffen und die tiefen Kaſematten von Asperg wären in dieſem Augenblick dem jungen Manne willkommener geweſen als dieſe Verſicherung; er dachte an ſeinen ſtolzen Vater, an ſeine angeſehene Familie, und ſo groß war die Furcht vor Schande, ſo tief eingewurzelt damals noch die Vorurtheile gegen jene unglücklichen Kinder Abrahams, daß ſie ſogar ſeine zärtlichen Gefühle für die ſchöne Tochter Iſraels in dieſem ſchrecklichen Augenblick übermannten. „Herr Miniſter!“ ſprach er zögernd, „Lea kann keinen wärmeren Freund als mich haben; aber ich fürchte, daß Sie dieſes Gefühl falſch deuten, mit einem andern verwechſeln, das, — ich möchte nicht, daß Sie mich falſch verſtehen, und Lea wird Ihnen nie geſagt haben, daß ich jemals davon geſprochen hätte —“

Der ſtolze Mann erröthete, warf ſeine Lippen auf, drückte die Augen beinahe zu und an ſeiner Stirne begann eine Ader hoch anzuſchwellen. „Was iſt das?“ ſagte er ſtreng, „wie ſoll ich dieſe Redensart deuten?“

„Herr Miniſter,“ erwiederte Guſtav gefaßter, „bedenken Sie doch den Unterſchied der Religion.“

„Habt Ihr dieſen bedacht, Herr! als Ihr meiner Schweſter dieſe Liebeleien in den Kopf ſeztet? Aber ich kann Euch darüber tröſten, Lea wird Euch in dieſer Hinſicht kein Hinderniß geben. Ihr ſchweigt?“ fuhr er heftiger fort, „ſoll ich mit Eurem Vater darüber reden, junger Menſch? War etwa meine Schweſter gut genug dazu, Eure müßigen Stunden auszufüllen, zur Gattin aber wollt Ihr ſie nicht? Wehe Euch, wenn Ihr ſo dächtet, dich und deinen ganzen Stamm würde ich verderben! Euer Vater iſt geſtern eines ſchweren Verbrechens ſchuldig worden, es ſteht in meiner Hand, ihn zur Verantwortung zu ziehen; in Eure Hand lege ich nun das Schickſal Eures Vaters; entweder — Ihr macht Eure Unvorſichtigkeit gegen mein Haus gut und heirathet meine Schweſter, oder ich erkläre Euch öffentlich für einen Schurken und laſſe den Herrn Konſulenten in Ketten legen. Vier Wochen gebe ich Euch Bedenkzeit; mein Haus ſteht Euch offen, Ihr könnt Eure Braut beſuchen, ſo oft Ihr wollt; vier Wochen, verſteht Ihr mich? Jezt ſeyd Ihr frey, und morgen, Herr Expeditionsrath, werdet Ihr Euer Amt antreten."

Nach dieſen Woten verbeugte er ſich kurz und verließ ſtolzen Schrittes das Zimmer; dem Kapitän, den er im Vorzimmer traf, befahl er, Kleider für den Herrn Expeditionsrath herbeiſchaffen zu laſſen und ihm ſeine Freiheit anzukündigen.

Staunend über dieſen ganzen Vorfall, beſonders über die lezten Worte des Miniſters, trat Reelzingen in ſein Zimmer. Er fand den Freund bleich und verſtört, die Arme über die Bruſt gekreuzt, das Haupt kraftlos auf die Bruſt herabgeſunken. „Nun, ſag' mir ums Himmels willen," fing der Kapitän an, indem er vor Guſtav ſtehen blieb, „was wollte er bei dir? warum ließ er dich verhaften? was hat ſein Beſuch zu bedeuten?"

„Er kam, um mir zu gratuliren;" antwortete er mit ſonderbarem Lächeln.

„Zu gratuliren? wozu? daß du eine Nacht auf der Wache zubrachteſt?"

„Nein, weil ich in dieſer Nacht Expeditionsrath geworden bin."

„Du?" rief der Kapitän lachend. „Gottlob, daß du ſo heiter biſt und ſcherzen kannſt; als ich hereintrat und dich ſah, glaubte ich dich nicht ſo ſpaßhaft zu finden; aber im Ernſt, Freund, was wollte der Jude?"

„Ich ſagte es ja, und es iſt Ernſt; zum Rath hat er mich gemacht. Iſt das nicht ein ſchönes Avancement?"

Der Kapitän ſah ihn mit zweifelhaften Blicken lange an; endlich ſagte er gerührt: „Nein du kannſt nicht auch zum Schurken werden, Guſtav; Gott weiß, wie dieß zuſammenhängen mag! Aber ſiehe, wenn dich nicht ſo lange und ſo genau kennte — glaube mir, die Welt wird dich hart beurtheilen; doch nein, du lächelſt, geſtehe, es iſt alles Scherz; Expeditionsrath! eben ſo gut könnteſt du ſeine Schweſter heirathen."

„Ei, das wird ja auch geſchehen," ſagte Lanbek düſter lächelnd; „in vier Wochen, meynt mein Schwager, ſoll die Hochzeit ſeyn."

„Tod und Hölle!“ fuhr der Kapitän auf, mach’ mich nicht raſend mit dieſen Antworten. Wahrhaftig, mit ſolchen Dingen iſt nicht zu ſpaßen.“

„Wer ſagt dir denn, daß ich ſpaße?“ erwiederte Laubek, indem er langſam aufſtand; „es iſt alles ſo wie ich ſagte, auf Ehre.“

Dem Kapitän ſchwamm eine Thräne im Auge, als er den Freund, den er geliebt hatte, alſo ſprechen hörte; doch nur einen Augenblick gab er dieſen weichern Empfindungen nach, dann trat er heftig auf den Boden, ſezte ſeinen Hut auf und rief: „So ſey der Tag verflucht, an welchem ich dich zum erſten Mal ſah und Bruder nannte. Geh, hilf deinem Juden dem armen Land das Fell vollends vom Leib ziehen, ſchinde dir auch ein Stück herunter und mach’ dich reich. O Laubek, Laubek! Aber mein Port d’Epée, ja ein Jahr meines Lebens wollte ich verhandeln, um einem meiner Kameraden die Wache abzukaufen; ich ſelbſt will die Exekution kommandiren, wenn man dich und den Juden zum Galgen führt.“

„So hoch werde ich mich wohl nicht pouſſiren,“ erwiederte Guſtav ruhig und ernſt, „aber meiner Leiche kannſt du folgen, wenn ſie mich morgen um Mitternacht neben der Kirchhofsmauer einſcharren.“

Der Kapitän ſah ihn erſchrocken an; er mochte tiefen Ernſt auf der Stirne des jungen Mannes leſen, denn er wiederholte dieſen Blick und begegnete Guſtavs Auge.

„Willſt du mich fünf Minuten lang anhören, Reelzingen?“ fragte er; „du wirſt dann über die Uneigennützigkeit dieſes Miniſters ſtaunen. Sonſt war doch der Preis einer Amtey zweitauſend, und ein Expeditionsrath galt ſeine dreitauſend Gulden unter Brüdern; aber ich Glückskind bekomme ihn umſonſt, rein pour rien! denn das Glück meines Lebens, die Ruhe meiner Familie, der heitere Frieden meines Vaters — daß dieſe bei dem Handel verloren gehen, iſt ja gering zu achten. Doch höre.“

Staunend vernahm der Kapitän dieſe Worte; aufmerkſam ſezte er ſich neben Guſtav nieder. Je höher der Glaube an ſeinen Freund während ſeiner Erzählung ſtieg, deſto ängſtlicher wurde er für ihn und ſeine Familie beſorgt. Er ſchloß ihn in ſeine Arme, er verſucht es, ihm Troſt einzuſprechen, obgleich er ſelbſt an dieſe Troſtgründe nicht glaubte. „Der Jude iſt ein feiner Spieler,“ ſagte er, „deine beſten Taroks hat er dir abgejagt und das Spiel ſcheint in ſeiner Hand zu liegen; aber — er könnte ſich verrechnet haben, wir wollen ſehen, wie er beſchlagen iſt, wenn wir — Spadi anſpielen.“

7.

Wir führen unſere Leſer aus dem Offizierszimmer der Hauptwache in Stuttgart nach dem Hauſe des Landſchaftskonſulenten Lanbek. In einem weiten, geräumigen Zimmer, deſſen Hausrath nicht überladen und prächtig, aber ſolid und ſtattlich iſt, finden wir einen ältlichen Mann von mehr als mitlerer Größe. Sein Geſicht und ſeine Geſtalt beweiſen, daß er, als er in den Fünfzigen ſtand, wohlbeleibt geweſen ſeyn mochte, jezt, zehn Jahre ſpäter, hatten ſich Falten um Mund und Stirne gelegt, und der weite Schlafrock von feinem grünen Tuch, mit Pelz verbrämt, war für eine reichliche Fülle gefertigt und ſchlug jezt weite Falten um den Leib; aber die röthlichen Wangen, die klaren grauen Augen, der feſte Schritt, womit er im Zimmer auf und ab ging, ließen, noch ehe man ſeine volle, ſonore Stimme vernahm, ahnen, daß der alte Konſulent an Geiſt und Körper noch friſch und rüſtig ſey.

In der Vertiefung des breiten Fenſters ſaßen zwei ſchöne Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, die dem Alten, ſo oft er ihnen den Rücken wandte, beſorglich und ängſtlich nachſchauten, wohl auch untereinander flüſterten, ſo lange ſie von ihm nicht geſehen wurden. Die eine war bemüht, des Vaters ungeheure Allongeperrücke in Ordnung zu bringen, und troz dem Kummer, der aus ihren Blicken ſprach, ſchien ſie doch Freude an dem ſchönen Kontraſt zu finden, welchen die ſchwarzen Locken dieſes Haargebäudes mit ihren zarten, weißen Händchen bildeten. Die dunkelblauen Augen der andern jungen Dame ſchienen mehr mit der Straße als mit der feinen Arbeit, an welcher ſie nähte, beſchäftigt, doch waren ihre Züge zu ernſt, als daß man es müßiger Neugier hätte zuſchreiben dürfen.

Sie hatten mehrere Minuten lang geſchwiegen, denn die Mädchen waren viel zu ſtreng erzogen, als daß ſie den Vater, der ſeinen Gedanken nachhing, mit Fragen beläſtigt hätten; plötzlich ſprang die junge Nähterin auf, ließ ihre ſchöne Arbeit zu Boden fallen, beugte den ſchlanken Hals näher an's Fenſter und ſah geſpannt nach der Straße. Der Vater ſah dieſe Bewegungen, hielt ſeine Schritte an, blickte aufmerkſam nach ſeiner Tochter und fragte nur mit Blicken; Käthchen, die jüngere Schweſter, vollendete ſchnell noch eine Stirnlocke der Perrücke, ſezte dann das Prachtwerk behutſam auf eine Kommode und kam eben noch zeitig an, um mit Hedwig zu rufen: „Er iſt's, er hat heraufgeſehen, Vater; er geht ſehr ſchnell; ſieh doch, was er für einen ſonderbaren Rock anhat!“

„Das iſt Blankenbergs Jagdkleid;“ ſagte Hedwig leiſe zu ihrer Schweſter.

„Geh doch, was weißt du von Blankenbergs Garderobe?" erwiederte die Jüngere, bedeutungsvoll lächelnd.

„Er hat Guſtav ſchon oft in dieſem Kleid beſucht" antwortete ſie, indem einedunkle Röthe über ihre Wangen flog.

Die Ankunft Guſtavs verhinderte ſeine jüngere Schweſter, Hedwig nach ihrer Gewohnheit noch länger zu quälen. Der Vater ſah noch ernſter aus als vorhin, er hatte ſich in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt, und die ſtrengen Augen auf die Thüre geheftet; bang und ängſtlich pochte den Schweſtern das Herz, als jetzt die Thüre aufging und ihr Bruder hereintrat. — Nach dem erſten, „guten Morgen" trat für alle drei Parthieen eine peinliche Pauſe ein; endlich trat der Sohn beſcheiden zum Vater. „Sie haben mich wohl dieſen Morgen vermißt, Vater?" fragte er. „Es iſt allerdings ein ſeltner Fall in unſerm Hauſe, und Sie wurden vielleicht beſorgt um mich."

„Das nicht," antwortete der Alte ſehr ernſt; „du biſt alt genug, um nicht verloren zu gehen; aber zweierlei iſt mir aufgefallen, nämlich daß man dich nur eine Stunde auf dem Karneval ſah, und daß du dieſe Nacht und ihre Luſtbarkeiten ſo unregelmäßig lang bis Morgens neun Uhr ausdehnſt; du ſollteſt ſchon ſeit einer halben Stunde in deiner Kanzley ſeyn."

„Ich bin heute dort entſchuldigt," ſagte Guſtav lächelnd; „ich habe aber auch ſeit heute früh ein Uhr ſo ſchrecklich geſchwärmt und ſo unordentlich gelebt, daß es kein Wunder iſt, wenn man ſo ſpät zu Hauſe kömmt; rathet einmal, ihr Mädchen, wo ich geweſen bin."

Die Schweſtern ſahen ihn unwillig an, denn ſie befürchteten mit Recht, dieſer leichtfertige Ton möchte dem alten Herrn mißfallen. „Wie können wir dieß wiſſen?" erwiederte Hedwig; „ich habe nie darnach gefragt, wo du dich mit deinen Kameraden umtreibſt; doch heute, Bruder, biſt du mir ein Räthſel."

„Und in einem Luſtſchloß bin ich geweſen," fuhr der junge Mann fort, „wo weder ihr Beyden, noch Papa jemals waren; ihr errathet es doch nie — auf der Wache."

„Auf der Wache!“ riefen die Schweſtern entſezt.

„Das iſt mir ſehr unangenehm, Guſtav,“ ſezte der Landſchaftskonſulent hinzu; „meines Wiſſens biſt du der erſte Laubek, den man auf die Wache ſezte.“

„Mir iſt es doppelt unangenehm,“ antwortete ſein Sohn, indem er den Vater feſt anblickte, „weil es im Grunde eine Namensverwechslung zu ſeyn ſcheint; denn meines Wiſſens bin nicht ich jener Laubek, der die Scene an dem Tiſch des Juden aufführte.“

Der Alte ſah ihn bleich und betroffen an. „Gehet ins Nebenzimmer, Mädchen!“ rief er, und als ſich die Schweſtern ſtaunend, aber ſchnell und gehorſam zurückgezogen hatten, faßte er die Hand ſeines Sohnes, zog ihn auf einen Stuhl neben ſich nieder und fragte haſtig, aber mit leiſer Stimme: „Was iſt das? woher weißt du? wer ſagte dir davon?“

„Er ſelbſt,“ antwortete der Sohn. „Der Jude?“ fragte der Alte, „wie iſt dieß möglich?“

„Er war bei mir auf der Wache; ich ſehe, wie Sie ſtaunen, Vater, aber bereiten Sie ſich auf noch wunderlichere Dinge vor.“ Der junge Mann hielt es für das Beſte, ſeinem Vater ſo viel als möglich zu entdecken; er erzählte ihm alſo, wie aufgebracht der Miniſter auf den Konſulenten und ſeine Parthei ſey, wie der Sohn ihm widerſprochen, wie der Miniſter, ſtatt in heftigeren Zorn zu gerathen, ihn plötzlich zum Expeditionsrath ernannt habe. Nur Lea’s erwähnte er mit keiner Sylbe, der Kapitän hatte ihm dieß gerathen, und er beſchloß davon zu ſchweigen, bis er ſeine Maßregeln getroffen hätte oder die Entdeckung des unglücklichen Verhältniſſes unvermeidlich wäre.

„Ich ſehe, was ich ſehe,“ ſprach der Konſulent nach einigem Nachdenken. „Meinſt du, wenn er uns nicht gefürchtet hätte, er würde mich geſchont und dich dafür ergriffen haben, um mich gleichſam durch ſeine Gnade zu beſchämen? Er hat mich gefürchtet, und er hat alle Urſache dazu. Ich bin ihm zu populär, und auch du wirſt ihm nach und nach zu bekannt mit den hieſigen Bürgern weil du jetzt ſtatt meiner die Armenprozeſſe führſt. Der Exeditionsrath iſt -- eine Falle, die er uns beiden legen wollte, der kluge Fuchs.“

„Wie verſtehen Sie dieß, Papa?“ fragte Guſtav, dem es leichter ums Herz wurde, ſeit er ahnete, wie ſein Vater die Sache aufnehme.

„Sieh Freund,“ ſprach der Alte zutraulicher, als er je gethan, „du wirſt das Opfer dieſer Kabale, aber ſo wahr ich dein Vater bin, du ſollſt es nicht lange ſeyn. Dieſer Jude denkt aber alſo: Verwehre ich dir, dieſe Stelle anzunehmen, weil du dadurch in übeln Geruch kommen könnteſt, ſo macht er es zu ſeiner Ehrenſache, beklagt ſich beim Herrn und ergreift die einzige Gelegenheit, die ſich bot, mich zu zwingen auch mein Amt aufzugeben. Er kennt mich, er weiß, daß er ſo wenig als der Herzog mich abſetzen kann, er weiß auch, wer der alte Landek iſt, nämlich — ſein Feind. Nehmen wir die Stelle an, kalkulirte er weiter, ſo werden wir verdächtig bei allen, die das Beſſere wollen. Der Vater, Konſulent der

Landſchaft, würde man denken, der Sohn — Expeditionsrath; gekauft hat ihm der Alte die Stelle nicht, und der Süß gibt bekanntlich nichts ohne großen Gewinn an Geld oder geheimem Einfluß, folglich — ſind wir übergetreten zu dem Gewaltigen. So glaubt er, werden die Leute urtheilen, und er hat es recht klug gemacht, aber er kennt mich nicht ganz; noch weiß ich, Gottlob! ein Mittel, uns das Vertrauen der Beſſern zu erhalten, und du — wirſt und bleibſt Expeditionsrath; ändern ſich die Verhältniſſe, ſo wirſt du wieder Aktuarius, und die Menſchen erkennen dann deine Unſchuld.“

„Aber Vater!“ ſagte der junge Mann zaudernd, „Ihr Ruf iſt felſenfeſt, aber der meinige? wie lange wird es noch anſtehen, bis die Verhältniſſe ſich ändern!“

„Sohn!“ erwiederte der Alte nicht ohne Rührung, „du ſiehſt, wie dieſes ſchöne Land bis in ſein innerſtes Mark zerrüttet iſt; meynſt du, es könne immer ſo fortgehen? — Glaube mir, ehe der Frühling ins Land kommt, muß es anders werden; ſchlechter kann es nimmer werden, aber beſſer. Darum glaube mir und vertraue auf Gott!“

8.

Während der alte Laubek noch ſo ſprach und ſeinem Sohn Muth einzureden ſuchte, wurde die Hausglocke heftig angezogen, und bald darauf trat ein Offizier in das Zimmer, dem der Konſulent freundlich entgegen eilte. Wenn man das dunkelrothe Geſicht, die freyen, muthigen Züge und das kleine, aber ſcharfblickende Auge dieſes Mannes ſah, ſo konnte man die Sage von kühner Entſchloſſenheit und beinahe fabelhafter Tapferkeit, die er unter dem Herzog Alexander und dem Prinzen Eugenius bewieſen haben ſollte, glaublich finden.

„Mein Sohn, der vormalige Aktuarius Laubek,“ ſprach der Alte, „der Obriſt von Röder, den du wenigſtens dem Namen nach kennen wirſt.“

„Wie ſollte ich nicht,“ erwiederte Guſtav, indem er ſich verbeugte; „wenn unſere Truppen von Malplaquet und Peterwardein erzählen, ſo hört man dieſen Namen immer unter die erſten und glänzendſten zählen.“

„Zuviel Ehre für einen alten Mann, der nur ſeine Schuldigkeit gethan,“ antwortete der Obriſt; „aber Konſulent, was ſagt Ihr dazu, daß der Jude jezt auch uns ins Handwerk greift? Ich komme zu Euch eigentlich nur, um zu fragen: ſoll ich, oder ſoll ich nicht?“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte der Konſulent ſtaunend; „Röder, nur jezt keinen übereilten Streich!“

„Das iſt es eben!“ rief jener, auf den Boden ſtampfend, meine Ehre und die Ehre des ganzen Korps iſt gekränkt; einen meiner talentvollſten Offiziere ſollte ich nach Fug und Recht kaſſiren laſſen um dieſes Hundes willen, und thu' ichs, ſo bin ich morgen ſelbſt außer Dienſt.“

„Aber ſo ſprecht doch, Obriſt!“ ſagte der Alte, indem er ſeinem Sohn winkte, Stühle zu ſetzen, „ſetzt Euch, Ihr ſeyd noch in der erſten Hitze.“

„Mein Regiment hat geſtern und heute den Dienſt,“ fuhr jener eifrig fort; „da bringt man nun geſtern Nacht von der Redoute weg einen Menſchen auf unſere Wache mit dem ausdrücklichen Befehl vom Juden, ihn wohl zu bewachen, aber keinen weitern Rapport abzuſtatten; heute früh zieht der Kapitän Reelzingen auf, findet einen Gefangenen im Offizierszimmer, von welchem nichts im Rapport ſteht, und denkt Euch — nach einer halben Stunde kömmt der Miniſter ſelbſt, ſchickt den Kapitän aus dem Zimmer, verhört auf unſerer Wache den Gefangenen insgeheim, entläßt ihn dann und befiehlt dem Kapitän noch einmal, keinen Rapport abzuſtatten und — nimmt ihm das Ehrenwort ab — er einem Offizier auf der Wache — nimmt ihm das Wort ab, den Namen des Gefangenen nicht zu nennen; dahin alſo iſt es gekommen, daß jeder Schreiber oder gar ein hergelaufener Jude uns kommandirt? Nach Kriegsrecht muß ich den Kapitän kaſſiren laſſen; meine Ehre fordert, daß ich es nicht dulde, denn ich hatte den Dienſt, und ich muß mich rühren, ſollte es mich auch meine Stelle koſten.“

Die beiden Laubek hatten ſich während der heftigen Rede des Obriſten bedeutungsvolle Blicke zugeworfen. „Der Jude iſt liſtiger als wir dachten,“ ſagte, als jener geendet hatte, der Vater; „alſo auch auf den Obriſt war es abgeſehen, auch für ihn war die Falle aufgeſtellt! Wer meint Ihr wohl, daß der Gefangene war? da, ſeht ihn, mein leiblicher Sohn ſaß heute Nacht auf Eurer Wache!“

Der Obriſt fuhr ſtaunend zurück, und ſo groß war der Unmuth über den Eingriff in ſeine militäriſchen Rechte, daß er ſich nicht enthalten konnte, einen unwilligen, finſtern Blick auf den jungen Mann zu werfen. Als aber der alte Lanbek fortfuhr und ihm erzählte, wie er ſelbſt eigentlich die Urſache dieſes Vorfalls geweſen und wie alles andere ſo ſonderbar gekommen ſey, als er ihm den argliſtigen Plan des Miniſters näher auseinander ſezte, da ſprang Herr von Röder von ſeinem Stuhl auf. „Wohlan, Alter!“ ſagte er mit bewegter Stimme zu dem Konſulenten, „daß er mich verfolgt und haßt, hat am Ende nichts zu bedeuten, und daran iſt nur der General Römchingen Schuld, der mich nie leiden konnte, aber über dir ſoll er den Hals brechen, oder ich will nicht ſelig werden! Herr Aktuarius, die Stelle müßt Ihr annehmen, das iſt jezt keine Frage mehr, denn Euer Vater darf jezt nicht von ſeinem Amt kommen, oder Verfaſſung und Religion ſtehen auf dem Spiel. Aber zum Herzog will ich gehen, will ſprechen, und ſollt es mich mein Leben koſten.“

„Das werdet Ihr nicht thun, Obriſt!“ ſagte der Alte mit Nachdruck und Ernſt; „leſet dieſen Brief, den man uns aus Würzburg ſchickt und ſagt mir dann, ob Ihr noch waget zum Herzog zu gehen und zu ſprechen.“ Der Obriſt nahm aus ſeiner Hand ein Schreiben und fing an zu leſen; doch je weiter er las, deſto beſtürzter wurden ſeine Züge, bis er ſtaunend, aber mit zornſprühenden Augen den Alten anblickte und die Arme ſinken ließ.

„Vater!“ ſprach der junge Mann, der betroffen bald den Alten, bald den Obriſten betrachtete, „Vater, Sie machen mich hier zum Zeugen eines Auftrittes, bei welchem ich vielleicht beſſer nicht zugegen geweſen wäre. Ich ſoll aber gezwungener Weiſe eine Rolle übernehmen, die mir nicht zuſagt. Ich bin zum Expeditionsrath ernannt, und weiß nicht warum; ich darf die Stelle nicht ablehnen, obgleich ſie mich vor der Welt zum Schurken macht, und weiß nicht warum; es gehen Dinge vor im Staat und in meines Vaters Hauſe, man verhehlt ſie mir, und ich weiß wieder nicht warum. Herr Obriſt von Röder, Sie überreden mich, eine Stelle nicht auszuſchlagen, die meines Vaters Namen beſchimpft, von Ihnen glaube ich Gründe verlangen zu können, warum ich es nicht thun ſoll?“

„Gott weiß, er hat Recht!“ rief Röder, indem er den jungen Mann nachdenkend betrachtete; „ich weiß auch nicht, Alter, warum Ihr ihm nicht längſt den Schlüſſel gegeben habt. Wenn Ihr ihm übrigens die Augen nicht öffnen wollt, ſo will ich ihm dieſen Dienſt thun, weil ich weiß, wie drückend es iſt, ein wichtiges Geheimniß halb zu errathen und halb zu ahnen.“

„Es ſey.“ ſagte der Vater, „ſetzet Euch wieder, wenn ich dich, mein Sohn, bis jezt nicht mit Dingen dieſer Art vertraut gemacht habe, ſo geſchah es nur aus Furcht, für einen allzuſtolzen Vater zu gelten, denn wir hatten uns das Wort gegeben, nur erprobten und ausgezeichneten Männern uns anzuvertrauen. Ich darf dir nicht erſt ſagen, was in drei Jahren, ſeit Alexander regiert, aus Würtemberg geworden iſt. Man ſoll von einem Laubek nicht ſagen können, daß er gegen ſeinen Herrn gemurrt hätte; er iſt ein tapferer Mann und nach Prinz Eugenius vielleicht der erſte Feldherr ſeiner Zeit, aber das Feldregiment taugt wohl im Lager und vor dem Feind, nicht ſo in der Kanzlei. Er ſieht die Regierung des Ländchens, wie er ſagt, etwas zu heldenmäßig an, das heißt, er ſieht darüber hinweg und läßt Andere dafür ſorgen."

„Dieſes Ländchen!" rief der Obriſt bitter, dieſes ſchöne Würtemberg! es heißt wohl ein alter Spruch, daß, wenn man auch ſich alle Mühe gebe, dieſes Land doch nicht könne zu Grunde gerichtet werden; aber nous verrons! wenn es ſo fortgeht, wenn man es durch den Verkauf der Ämter, durch Verhöhnung der Beſſeren, durch Erhebung der niederträchtigſten Burſche gefliſſentlich verderbt, wenn man ſeine Kräfte bis aufs Mark ausſaugt —"

„Kurz, mein Freund,“ fuhr der Alte fort, „es kann nicht ſo fortgehen. Nach und nach kann es nicht beſſer werden, denn ſchon jezt ſitzen bei uns in der Landſchaft fünf Schurken, die nicht einmal der Gott-ſey-bei-uns für ſich repräſentiren ließe, alle Ämter ſind verkauft, oder für Süß'ſche Kreaturen käuflich; alſo kann es nur ſchlechter werden. Aber es ſind zwei Parthieen, die da ſagen: „„Es muß anders werden.““ Die eine Parthie iſt Süß, der ſchnöde Jude, der General Römchingen, der feinſte von dieſen Burſchen, Hallwachs, dein neuer Kollege, Metz und noch einige von der Landſchaft. Wir wiſſen, was ſie wollen, und es iſt nichts Geringeres, als die Stände und den Landtag völlig aufzuheben.“

„Und, Gott ſey geklagt,“ ſagte Herr von Röder, „den Herzog haben ſie von ſeiner edelmüthigen Seite gepackt, er iſt alles zufrieden. Das Land ſey aufgebracht über die Stände, ſagen ſie ihm, man murre über die Landſchaft, und nun hat er ſich entſchloſſen, das Inſtitut wie ein Korps Invaliden aufzulöſen, dem Lande die jährlichen Koſten der Stände edelmüthig zu ſchenken und allein zu regieren.“

„Wie? verſtehe ich recht?“ rief der junge Lanbek, „alſo unſer lezter Schutz gegen den übeln Willen oder gegen die unrichtige Anſicht eines Herrn will man uns rauben? auf die Verfaſſung iſt es abgeſehen? doch das iſt nicht möglich, Alexander hat ſie ja beſchworen, und mit welchen Mitteln will er dieß wagen? meinen Sie wirklich, Herr Obriſt, der würtembergiſche Soldat werde ſeine eigenen Rechte unterdrücken?“

„Hier ſind die Hunde,“ erwiederte der Obriſt, indem er auf den Brief zeigte, „die man bei dieſem Treibjagen hetzen will.“

„Nur ruhig,“ ſprach der Landſchaftskonſulent, „höre mich ganz. Der Herzog iſt aufs Abſcheulichſte getäuſcht; er glaubt feſt, daß es ihm nur ein Wort koſte, ſo werden die Stände nicht mehr ſeyn, und alle Herzen werden ihm zufliegen. So haben es der Jude und Römchingen ihm vorgeſchwatzt; aber ſie kennen uns beſſer und wiſſen, daß Gewalt zu einem ſolchen Schritt gehört. Hier iſt ein Brief an den Erzbiſchof von Würzburg, den der General Römchingen geſchrieben: man wolle zum Beſten des Landes einige Änderungen vornehmen, man könne ſich aber auf die Truppen im Lande nicht verlaſſen, daher ſolle der Biſchof bewirken, daß die Truppen des fränkiſchen Kreiſes an einem beſtimmten Tag an unſerer Gränze ſeyen. Auch an einige Reichsſtände in Oberſchwaben hat er ähnliche Schreiben erlaſſen.“

„Und im Namen des Herzogs?“ fragte der junge Mann.

„Nein, ſie laſſen ihn nur ſo durchblicken. Aber eine andere Lockſpeiſe haben ſie dem Biſchof hingeworfen; man ſagt nicht umſonſt, daß unſer alter Reformator Brenz ſeit einigen Nächten aus ſeinem Grab aufſtehe und die Kanzel beſteige — katholiſch wollen ſie uns machen. Du ſtaunſt? du willſt nicht glauben? Auch ich glaube, daß ſie es nicht aus Religioſität thun wollen, ſondern entweder ſoll es den Biſchof und die Oberſchwaben enger für die Sache verbinden, oder meinen ſie dem Herzog gefällig zu ſeyn, wenn ſie in vier-und-zwanzig Stunden den Glauben reformiren, wie ſie das alte Recht reformiren wollen.“

„Es kann, es darf nicht ſeyn!“ rief der junge Mann; die Grundpfeiler unſeres Glückes und unſerer Zufriedenheit mit einem Schlag umſtürzen? es iſt nicht möglich, der Herzog kann es nicht dulden.“

„Er weiß und denkt nicht, daß ſie dieß alles vorhaben,“ ſagte der Obriſt; „ſein Ruhm iſt ihm zu theuer, als daß er ihn auf dieſe Weiſe beflecken möchte; aber wenn es geſchehen iſt, ohne daß die Schuld auf ihn fällt, dann, fürchte ich, wird er das Alte nicht wieder herſtellen. Zu welchem Zweck, glaubt Ihr denn, habe der Jude dem Herzog das Edikt von geſtern abgeſchwazt, worin er für Vergangenheit und Zukunft von aller Verantwortlichkeit freigeſprochen wird? das ſoll ihn ſchützen in dem kaum denkbaren Fall, wenn der Herzog über die treuen und ergebenen Herren Räthe erboſt würde, die ihm die unumſchränkte Macht zu Füßen legen und in der Stiftskirche einen Krummſtab aufpflanzen.“

„Und gegen dieſe wollt Ihr kämpfen?“ fragte Guſtav beſorgt und zweifelhaft.

„Kämpfen oder zuſammen untergehen,“ ſprach der Alte. „Wer mit uns verbunden iſt, mußt du jezt nicht wiſſen, es genügt dir zu erfahren, daß es die trefflichſten des Adels und die wackerſten der Bürger ſind. Wir wollten den Kaiſer um Schutz anflehen, aber die Umſtände ſind ungünſtig, die Zeit iſt zu kurz, um durch alle Umwege zu ihm zu gelangen, und überdieß hat der Herzog einen gewaltigen Stein im Brett ſeit den lezten Kriegen; man würde uns abweiſen. Uns bleibt nichts übrig als —"

„Wir müſſen" rief der Obriſt muthig und entſchloſſen, „das prævenire müſſen wir ſpielen; St. Joſeph, den 19ten März haben ſie ſich zum Ziel geſteckt; aber einige Tage zuvor müſſen wir die Feinde des Landes gefangen nehmen, die treuen Truppen nach Stuttgart ziehen, das Landvolk zu unſerer Hülfe aufrufen, und wenn es gelungen iſt, dem Herzog von Neuem huldigen und ihm zeigen, an welchem furchtbaren Abgrund er und wir geſtanden. Und dann — er iſt ein tapferer Soldat und ein Mann von Ehre, dann wird er erröthen vor der Schande, zu welcher ihn jene Elenden verführen wollten."

„Aber der Herzog," fragte der junge Mann, „wo ſoll er ſeyn und bleiben, während Ihr dieſe furchtbare Gegenmine auffliegen laſſet?“

„Das iſt es ja gerade, was uns zur Eile zwingt,“ erwiederte der Obriſt; „ſie haben ihn überredet, im nächſten Monate die Feſtungen Kehl und Philippsburg zu bereiſen, und hinter ſeinem Rücken wollen ſie reformiren. Den 11ten will er abreiſen; ſchon ſind die Adjutanten ernannt, die ihn begleiten ſollen, und, wenn ich es ſagen darf, mit ſolchem Gepränge, und ſo viel und laut wird von dieſer Reiſe geſprochen, daß ich fürchte, die ganze Farth iſt nur Maske und der Herzog wird nicht über die Gränze gehen.“

„Du kennſt jezt unſere Plane,“ ſprach der alte Herr zu ſeinem Sohn. „Sey klug und vorſichtig. Ein Wort zu viel kann Alles verrathen. Darum, wie es unter uns gebräuchlich iſt, lege deine Hand in die deines Vaters und dieſes tapfern Mannes, und ſchwöre uns zu ſchweigen.“

„Ich ſchwöre,“ ſagte Laubek mit feſter Stimme, aber bleich und mit ſtarrem Auge; und ſein Vater und der Obriſt zogen ihn an ihre Bruſt und begrüßten ihn als einen der ihrigen.

9.

Ein drückender, trüber Nebel lag über Stuttgart und gab den Bergen umher und der Stadt ein trauriges, ödes Anſehen; gerade ſo lag auch ein trüber, ängſtlicher Ernſt auf den Geſichtern, die man auf den Straßen ſah, und es war, als hätte ein Unglück, das man nicht vergeſſen konnte, oder ein neuer Schlag, den man fürchtete, alle Herzen wie die ſonſt ſo lieblichen Berge umflort und in Trauer gehüllt. Am Abend eines ſolchen Tages ſchlich der junge Laubek durch die feuchten Gänge des Gartens. Sein Geſicht war bleich, ſein Auge trübe, ſein Mund heftig zuſammengepreßt, ſeine hohe Geſtalt trug er nicht mehr ſo leicht und aufgerichtet wie zuvor, und es ſchien, als ſey er in den lezten acht Tagen um eben ſo viele Jahre älter geworden. Was er vorausgeſehen hatte, war eingetroffen; Niemand, der die Lanbeks auch nur dem Rufe nach kannte, konnte die ſchnelle Erhebung des jungen Mannes begreifen oder rechtfertigen. Die Günſtlinge und Kreaturen des mächtigen Juden traten ihm mit jener läſtigen Traulichkeit, mit jener rohen Freude entgegen, wie etwa Diebe und falſche Spieler einem neuen Genoſſen ihrer Schlechtigkeit beweiſen, und des jungen Lanbeks Gefühl bei ſolchen neuen, werthen Bekanntſchaften läßt ſich am beſten mit den unangenehmen und wehmüthigen Empfindungen eines Mannes vergleichen, den das Unglück in einen Kerker mit dem Auswurf der Menſchen warf, und der ſich von Räubern und gemeinen Weibern als ihresgleichen begrüßen laſſen muß. Die gnädigen Blicke, die ihm der Miniſter hin und wieder öffentlich, beinahe zum Hohn, zuwarf, bezeichneten ihn als einen neuen Günſtling. Jezt erſt ſah er, wie viele gute Menſchen ihm ſonſt wohlgewollt hatten; denn ſo manches bekannte Geſicht, das ſonſt dem Sohne des alten Lanbek einen guten Tag gelächelt hatte, erſchien jezt finſter, und ſelbſt wackere Bürgersleute und jene biederen, ehrlichen Weingärtner, die ſich bei ihm und dem Alten ſo oft Raths erholt hatten, wandten jezt die Augen ab und gingen vorüber, ohne den Hut zu rücken.

Der Gedanke an Lea erhöhte noch ſein Unglück. Er wußte genau, wie unglücklich ſein alter Vater, er ſelbſt und die Seinigen werden könnten, wenn der verzweifelte Schlag, den ſie führen wollten, mißlang; und doch, ſo groß der Frevel war, den jener fürchterliche Mann auf ſich geladen hatte, dennoch graute ihm, wenn er ſich die Folgen überlegte, die ſein Sturz nach ſich ziehen würde. Was ſollte aus der armen Lea werden, wenn der Bruder vielleicht Monate lang gefangen ſaß? Konnte der Herzog, ein ſo ſtrenger Herr, Vergehungen und Pläne wie die des Juden vergeben, ſelbſt wenn er ihm durch jenes Edikt Strafloſigkeit zugeſichert hatte?

Und dann durchzuckte ihn wieder die Erinnerung an jene ſchreckliche Drohung, die Süß gegen ihn ausgeſtoßen, als er das Verhältniß des jungen Mannes zu ſeiner Schweſter berührte. Alle Angſt vor ſeinem alten Vater, vor der Schande, die eine ſolche Verbindung, wenn ſie auch nur beſprochen würde, brächte, kam über ihn. Es gab Augenblicke, wo er ſeine Thorheit, mit der ſchönen Jüdin auch nur ein Wort gewechſelt zu haben, verwünſchte, wo er entſchloſſen war, den Garten zu verlaſſen, ſie nie wieder zu ſehen, ſeinem Vater Alles zu ſagen, ehe es zu ſpät wäre; aber wenn er ſich dann das ſchöne Oval ihres Hauptes, die reinen, unſchuldigen und doch ſo intereſſanten Züge und jenes Auge dachte, daß ſo gerne und mit ſo unnennbarem Ausdruck auf ſeinen eigenen Zügen ruhte, da war es, ich weiß nicht ob Eitelkeit, Thorheit, Liebe oder gar der Einfluß jenes wunderbaren Zaubers, der ſich aus Rahels Tagen unter den Töchtern Iſraels erhalten haben ſoll — es zog ihn ein unwiderſtehliches Etwas nach jener Seite hin, wo ihn, ſeit die Dämmerung des erſten Märzabends finſterer geworden war, die ſchöne Lea erwartete.

„Endlich, endlich“ ſagte Lea mit Thränen, indem ſie ihre weiſe Hand durch die Staketen bot, welche die beyden Gärten trennten. „Wenn nicht der Frühling indeß hätte kommen müſſen, wahrhaftig ich hätte gedacht, es ſey ſchon ein Vierteljahr vorüber. Ich bin recht ungehalten; wozu denn auch in den Garten gehen bei dieſer ſchlimmen Jahrszeit, wenn Ihr frei und offen durch die Hausthüre kommen dürft? wiſſet nur, Herr Nachbar, ich bin ſehr unzufrieden.“

„Lea,“ erwiederte er, indem er die ſchöne Hand an ſeine Lippen zog, „verkenne mich nicht, Mädchen! ich konnte wahrhaftig nicht kommen, Kind! Zu dir durfte ich nicht kommen, und in die Zirkel deines Bruders gehe ich nicht; und wenn ich wüßte, daß du ein einziges Mal da warſt, würde ich dich nicht mehr ſprechen.“ Trotz der Dunkelheit glaubte der junge Mann dennoch eine hohe Röthe auf Lea's Wangen aufſteigen zu ſehen. Er ſah ſie zweifelhaft an; ſie ſchlug die Augen nieder und antwortete: „Du haſt recht, ich darf nicht in die Zirkel meines Brudes gehen.“

„So biſt du da geweſen? ja, du biſt dort geweſen!“ rief Laabek unmuthig; „geſtehe nur, ich kann jezt doch ſchon alles in deinen Augen leſen.“

„Höre mich an,“ erwiederte ſie, indem ſie bewegt ſeine Hand drückte, „die Amme hat dir geſagt, was nach dem Karneval vorging, und wie ich ihn bat und flehte, dich frei zu laſſen. Seit jener Zeit hat ſich ſein Betragen ganz geändert; er iſt freundlicher, behandelt mich, wie wenn ich auf einmal um fünf Jahre älter geworden wäre, und läßt mich zuweilen ſogar mit ſich ausfahren. Vor einigen Tagen befahl er mir, mich ſo ſchön als möglich anzukleiden, legte mir ein ſchönes Halsband in die Hand, und Abends führte er mich die Treppe herab in ſeine eigenen Zimmer. Da waren nur Wenige, die ich kannte, die meiſten Herrn und Damen waren mir fremd. Man ſpielte und tanzte, und von Anfang gefiel es mir ſehr wohl, nachher freilich nicht, denn —“

„Denn?“ fragte Lanbek geſpannt.

„Kurz, es gefiel mir nicht und ich werde nicht mehr hingehen.“

„Ich wollte, du wäreſt nie dort geweſen,“ ſagte der junge Mann.

„Ach, konnte ich denn wiſſen, daß die Geſellſchaft nicht für mich paſſen würde?“ erwiederte Lea traurig; „und überdieß ſagte mein Bruder ausdrücklich, es werde meinen Herrn Bräutigam freuen, wenn ich auch unter die Leute komme.“

„Wen hat er geſagt, wen werde es freuen?“ rief Laubek.

„Nun dich,“ antwortete Lea; „überhaupt, Laubek, ich weiß gar nicht, wie ich dich verſtehen ſoll; du biſt ſo kalt, ſo geſpannt; gerade jezt, da wir offen und ohne Hinderniß reden können, biſt du ſo ängſtlich, beinahe ſtumm; ſtatt ins Haus zu uns zu kommen, beſtellſt du mich heimlich in den Garten, ich weiß doch nicht, vor wem man ſich ſo ſehr zu fürchten hat, wenn man einmal in einem ſolchen Verhältniß ſteht?“

„In welchem Verhältniß?“ fragte Laubek.

„Nun, wie fragſt du doch wieder ſo ſonderbar! Du haſt bei meinem Bruder um mich angehalten, und er ſagte dir zu, im Fall ich wollte und der Herzog durch ein Reſcript das Hinderniß wegen der Religion zwiſchen uns aufhöbe. Ich bin nur froh, daß du nicht Katholik biſt, da wäre es nicht möglich, aber ihr Proteſtanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und ſeyd doch eigentlich ſo gut Ketzer wie wir Juden.“

„Lea! um Gotteswillen, frevle nicht!“ rief der junge Mann mit Entſetzen. „Wer hat dir dieſe Dinge geſagt? O Gott, wie ſoll ich dir dieſen furchtbaren Irrthum benehmen?“

„Ach, geh' doch!“ erwiederte Lea. „Daß ich es wagte, mein verhaßtes Volk neben euch zu ſtellen, bringt dich auf. Aber ſey nicht bange; mein Bruder, ſagen die Leute, kann alles, er wird uns gewiß helfen, denn was er ſagt, iſt dem Herzog recht. Doch eine Bitte habe ich, Guſtav; willſt du mich nicht bei den Deinigen einführen? Du haſt zwey liebenswürdige Schweſtern; ich habe ſie ſchon einige Mal vom Fenſter aus geſehen; wie freut es mich, einſt ſo nahe mit ihnen verbunden zu ſeyn! Bitte, laß mich ſie kennen lernen.“!

Der unglückliche junge Mann war unfähig auch nur ein Wort zu erwiedern; ſeine Gedanken, ſein Herz wollten ſtille ſtehen. Er blickte wie einer, der durch einen plötzlichen Schrecken aller Sinne beraubt iſt, mit weiten, trockenen Augen nach dem Mädchen hin, das, wenn auch nicht in dieſem Augenblick, doch bald vielleicht noch unglücklicher werden mußte als er, und das jezt lächelnd, träumend, ſorglos wie ein Kind an einem furchtbaren Abgrund ſich Blumen zu ſeinem Kranze pflückte.

„Was fehlt dir, Guſtav?“ ſprach ſie ängſtlich, als er noch immer ſchwieg. „Deine Hand zittert in der meinigen; biſt du krank? du biſt ſo verändert.“ Doch — noch ehe er antworten konnte, ſprach eine tiefe Stimme neben Lea: „Bon soir, Herr Expeditionsrath; Sie unterhalten ſich hier im Dunkeln mit dero Braut? Es iſt ein kühler Abend; warum ſpazieren Sie nicht lieber herauf ins warme Zimmer? Sie wiſſen ja, daß mein Haus Ihnen jederzeit offen ſteht.“

„Mit wem ſprichſt du hier, Guſtav?“ ſagte der alte Laubek, der beinahe in demſelben Augenblick herantrat; „deine Schweſtern behaupten, du unterhalteſt dich hier unten mit einem Frauenzimmer.“

„Es iſt der Miniſter,“ antwortete Guſtav beinahe athemlos.

„Gehorſamer Diener,“ ſprach der Alte trocken; „ich habe zwar nicht das Vergnügen Ew. Excellenz zu ſehen in dieſer Dunkelheit, aber ich nehme Gelegenheit, meinen gehorſamſten Dank von wegen der Erhebung meines Sohnes abzuſtatten; bin auch ſehr charmirt, daß Sie ſo treue Nachbarſchaft mit meinem Guſtav halten.“

„Man irrt ſich,“ erwiederte Süß, heißer lachend, „wenn man glaubt, ich bemühe mich, mit dem Herrn Sohn im Dunkeln über den Zaun herüber zu parliren, ich kam nur um meine Schweſter abzuholen, weil es etwas kühles Wetter iſt und die Nachtluft ihr ſchaden könnte.“

„Mit Ihrer Schweſter?“ ſagte der Alte ſtreng; „Burſche, wie ſoll ich das verſtehen, ſprich!“

„Echauffiren ſich doch der Herr Landſchaftskonſulent nicht ſo ſehr!“ erwiederte der Jude; „Jugend hat nicht Tugend, und er macht ja nur meiner Lea in allen Ehren die Cour.“

„Schandbube!“ rief der alte Mann, indem er ſeine Hand um den Arm ſeines Sohnes ſchlang und ihn hinwegzog, „geh' auf dein Zimmer; ich will ein Wort mit dir ſprechen; und Sie, Jungfer Süßin, daß Sie ſich nimmer einfallen läßt, mit dem Sohn eines ehrlichen Chriſten, mit meinem Sohn ein Wort zu ſprechen, und wäre Ihr Bruder König von Jeruſalem, es würde meinem Hauſe dennoch keine Ehre ſeyn.“ Mit ſchwankenden, unſichern Schritten führte er ſeinen Sohn hinweg. Lea weinte laut, aber der Miniſter lachte höhniſch; „Parole d'honneur!“ rief er, „das war eine ſchöne Scene; vergeſſen Sie übrigens nicht, Herr Expeditionsrath, daß Sie nur noch vierzehn Tage Friſt zu Ihrer Werbung haben; bis dahin und von dort an werde ich mein Wort halten.“

10.

Die an Furcht gränzende Achtung des jungen Lanbek hieß ihn geduldig und ohne Murren dem Vater folgen, und langjährige

Erfahrungen über den Charakter des Alten verboten ihm in dieſem Augenblick, wo der Schein ſo auffallend gegen ihn war, ſich zu entſchuldigen. Der Landſchaftskonſulent warf ſich in ſeinem Zimmer in einen Armſeſſel und verhüllte ſein Geſicht. Beſorgt und ängſtlich ſtand Guſtav neben ihm und wagte nicht zu reden; aber die beiden ſchönen Schweſtern des jungen Mannes flogen herbei, als ſie die Schwäche des Vaters ſahen, fragten zärtlich, was ihm fehle, ſuchten ſeine Hände vom Geſicht herabzuziehen und benetzten ſie mit ihren Thränen. — „Das iſt der Bube," rief er nach einiger Zeit, indem ſein Zorn über ſeine körperliche Schwäche ſiegte; „der iſt es, der das Haus eures Vaters, unſern alten guten Namen, euch, ihr unſchuldigen Kinder, mit Elend, Schmach und Schande bedeckt; der Judas, der Vatermörder — denn heute hat er den Nagel in meinen Sarg geſchlagen."

„Vater! um Gotteswillen! Guſtav!" riefen die Mädchen bebend, indem ſie ihren bleichen Bruder ſcheu anblickten und ſich an den alten Laubek ſchmiegten.

„Ich weiß," ſagte der unglückliche junge

Mann, „ich weiß, daß der Schein gegen mich —“

„Willſt du ſchweigen!“ fuhr der Conſulent mit glühenden Augen und einer drohenden Geberde auf. „Schein? meinſt du, du könneſt meine alten Augen auch wieder blenden wie damals nach dem Karneval? nicht wahr, es wäre weit bequemer, wenn ſich dieſe beiden Augen ſchon ganz geſchloſſen, wenn ſie den alten Laubek ſo tief verſcharrt hätten, daß keine Kunde von der Schande ſeines Namens mehr zu ihm dringt. Aber verrechnet haſt du dich, Elender! Enterben will ich dich; hier ſtehen meine lieben Kinder, du aber ſollſt ausgeſtoßen ſeyn, meines ehrlichen Namens beraubt, verflucht —“

„Vater!“ riefen ſeine drei Kinder mit einer Stimme, die Töchter ſtürzten ſich auf ihn, und zum erſten Mal wagte es Hedwig, ihre Lippen auf die geheiligten Lippen des Vaters zu legen, indem ſie ihm den zum Fluch geöffneten Mund mit Küſſen verſchloß. Die jüngere hatte ſich unwillkürlich vor Guſtav geſtellt, ſeine Hand ergriffen, als wolle ſie ihn vertheidigen, der junge Mann aber riß ſich kräftig los; nie ſo als in dieſem Augenblick glich ſein Geſicht, ſein drohendes Auge den Zügen ſeines Vaters, und die beengte Bruſt weit vorwerfend, ſprach er: „Ich habe alles ertragen, was möglicher Weiſe ein Sohn von ſeinem Vater ertragen darf, ich habe aber noch andere Pflichten, meine eigene Ehre muß ich wahren, und wäre es mein eigener Vater, der ſie antaſtet. Es hätte Ihnen genügen können, wenn ich bei allem, was mir heilig iſt, verſichere, daß ich nicht das bin, wofür Sie mich halten. Wenn Sie keinen Glauben mehr an mich haben, wenn Sie mich aufgeben, dann bleibt nichts mehr übrig. Lebet wohl — ich will euch nur noch eine Schande machen."

„Du bleibſt!" rief ihm der Alte, mehr ängſtlich und bebend als befehlend nach. „Meinſt du, dieß ſey der Weg, einen gekränkten Vater zu verſöhnen? haſt du ſo ſehr Eile mir voranzugehen, und einen Weg einzuſchlagen, wo ich dich nie mehr träfe? Denn ich habe redlich und nach meinem Gewiſſen gelebt, dich aber und deine Abſicht verſtand ich wohl."

„Aber Vater," ſprach ſeine jüngſte Tochter mit ſanfter Stimme, „wir hatten ja alle Guſtav immer ſo lieb, und Sie ſelbſt ſagten ſo oft, wie tüchtig er ſey; was kann er denn ſo Schreckliches verbrochen haben, daß Sie ſo hart mit ihm verfahren?“

„Das verſtehſt du nicht, oder ja, du kannſt es verſtehen: des Juden Schweſter liebt er, und mit ihr und ſeinem Herrn Schwager Süß hat er ſich am Gartenzaun unterhalten. Jetzt ſprich! kannſt du dich entſchuldigen? O ich Thor, der ich mir einbildete, man habe ihn, um mir eine Falle zu legen, erhoben und angeſtellt! ſeine jüdiſche Charmante hat ihn zum Expeditionsrath gemacht!“

„Der Vater will mich nicht verſtehen,“ ſprach der junge Mann, mit Thränen in den Augen, „darum will ich zu euch ſprechen. Euch, lieben Schweſtern, will ich redlich erzählen, wie die Umſtände ſich verhalten, und ich glaube nicht, daß ihr mich verdammen werdet.“ Die Mädchen ſetzten ſich traurig nieder, der Alte ſtürzte ſeine gefurchte Stirne auf die Hand und horchte aufmerkſam zu. Guſtav erzählte, anfangs erröthend und dann oft von Wehmuth unterbrochen, wie er Lea kennen gelernt habe, wie gut und kindlich ſie geweſen ſey, wie gerne ſie mit ihm geſprochen habe, weil ſie ſonſt Niemand hatte, mit dem ſie ſprechen konnte. Er wiederholte dann das Geſpräch mit dem jüdiſchen Miniſter und deſſen argliſtige Anträge; er verſicherte, daß er nie dem Gedanken an eine Verbindung mit Lea Raum gegeben habe, und daß er dieſen Abend dem Miniſter es ſelbſt geſagt haben würde, wäre nicht der Vater ſo plötzlich dazwiſchengekommen.

„Du haſt ſehr gefehlt, Guſtav,“ ſagte Hedwig, ſeine ältere Schweſter, ein ruhiges und vernünftiges Mädchen. „Da du nie, auch nur entfernt, an eine Verbindung mit dieſem Mädchen denken konnteſt, ſo war es deine Pflicht als redlicher Mann, dich gar nicht mit ihr einzulaſſen. Auch darin haſt du ſehr gefehlt, daß du nicht gleich damals ſchon deinem Vater alles anvertraut haſt; aber ſo haſt du jezt deine ganze Familie unglücklich und zum Geſpött der Leute gemacht; denn meinſt du, der Süß werde nicht halten, was er gedroht? ach! er wird ſich an Papa, an dir, an uns allen rächen.“

„Geh, bitte den Vater um Verzeihung!“ ſprach das ſchöne Käthchen weinend. „Du mußt ihm nicht noch Vorwürfe machen, Hedwig, er iſt unglücklich genug. Komm, Guſtav,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſeine Hand ergriff und ihn zu dem Vater führte, „bitte, daß er dir vergibt; ja, wir werden recht unglücklich werden, der böſe Mann wird uns verderben, wie er das Land verdorben hat, aber dann laſſet doch wenigſtens Frieden unter uns ſeyn. Wenn wir uns nur noch haben, ſo haben wir viel, wenn er uns alles Übrige nimmt.“

Der Alte blickte ſeinen Sohn lange, doch nicht unwillig, an. „Du haſt gehandelt wie ein eitler junger Menſch, und die Aufmerkſamkeit, die dir dieſe Jüdin ſchenkte, hat dich verblendet. Du haſt, ich fühle es für dich, vielleicht ſchon ſeit geraumer Zeit, gewiß aber dieſen Abend dafür gebüßt. Katharine hat Recht; ich will dir nicht länger grollen; wir müſſen uns jezt gegen einen furchtbaren Feind waffnen. Glaubſt du, daß er Wort halten wird mit den vierzehn Tagen Friſt, die er dir nachrief?“

„Ich glaube und hoffe es,“ antwortete der junge Mann. „Um jene Zeit muß ſich mehr entſcheiden als nur das Schickſal unſeres Hauſes,“ fuhr der Alte fort; „Römchingen und S ü ß — oder wir; wer verliert, bezahlt die Zeche. Jezt gelobe mir aber, Guſtav, die Jüdin nie mehr, weder im Garten noch ſonſt wo aufzuſuchen, und unter dieſer Bedingung will ich deine Thorheit verzeihen.“

Guſtav verſprach es mit bebenden Lippen und verließ dann das Zimmer, um ſeine Bewegung zu verbergen. Noch lange und mit unendlicher Wehmuth dachte er dort über das unglückliche Geſchöpf nach, deſſen Herz ihm gehörte und das er nicht lieben durfte. Er theilte zwar alle ſtrengen religiöſen Anſichten ſeiner Zeit, aber er ſchauderte über dem Fluch, der einen heimathloſen Menſchenſtamm bis ins tauſendſte Glied verfolgte und jeden mit ins Verderben zu ziehen ſchien, der ſich auch den Edelſten unter ihnen auf die natürlichſte Weiſe näherte. Er fand zwar keine Entſchuldigung für ſich ſelbſt und ſeine verbotene Neigung zu einem Mädchen, das nicht auch ſeinen Glauben theilte, aber er gewann einigen Troſt, indem er ſein eigenes Schickſal einer höheren Fügung unterordnete.

Sein Vater und die Schweſtern unterhielten ſich noch lange über ihn und dieſe Vorfälle, und die Erinnerung an ſo manche ſchöne Tugend des jungen Mannes verſöhnte nach und nach den Alten, ſo daß er ſelbſt das Geheimhalten jener Vorſchläge des Miniſters einigermaßen entſchuldigte. Als aber ſpät Abends die beiden Schweſtern allein waren, ſagte Käthchen: „Wahr iſt es doch, Guſtav hat zwar gefehlt, aber an ſeiner Stelle hätte jeder Andere auch gefehlt. Ich habe ſie einmal am Fenſter und einmal im Garten geſehen; ſo ſchön und anmuthig ſah ich in meinem ganzen Leben nichts; was ſind alle Geſichter in Stuttgart, was iſt ſelbſt die ſchöne Marie, von der man ſo viel Wunder macht, gegen dieſes herrliche Geſicht! nein, Hedwig, ich hätte mich ganz in ſie verlieben können.“

„Wie magſt du nur ſo thöricht ſchwatzen!“ erwiederte Hedwig unwillig; „mag ſie ſeyn wie ſie will, ſie iſt und bleibt doch nur eine Jüdin.“

11.

Nicht die unglückliche Liebe ihres Bruders allein war es, was in den folgenden Tagen die ſchönen Töchter des Landſchaftskonſulenten Laubek ängſtigte; nein, es war das ſonderbare und drückende Verhältniß, das zwiſchen Vater und Sohn zu herrſchen ſchien, was die vier ſchönen blauen Augen im Stillen ſo manche Thräne koſtete. Man konnte nicht ſagen, daß ſie ſich finſter angeblickt, mürriſch gefragt oder kalt geantwortet hätten; aber dennoch ſah man ihnen Beyden an, daß Gram und Sorgen ſie beſchäftigen, und die Mädchen wurden immer wieder in ihren Vermuthungen über den Grund dieſes Grämens irre geleitet, wenn ſie zuweilen den alten Mann und ſeinen Sohn in einer Fenſterniſche beiſammen ſtehen und zutraulicher, aber auch ernſter als je zuſammen flüſtern ſahen. Endlich wurden ſie ſogar für drei Abende in der Woche förmlich aus dem großen Familienzimmer, das Winters allen zum Aufenthalt diente, verwieſen, und, was ihres Wiſſens nie geſchehen war, Papa's kleines Bibliothekzimmer wurde ihnen für ſolche Abende beſonders geheizt, und ihnen die Erlaubniß gegeben, ſich an den trefflichen Juriſten und Philoſophen zu amüſiren.

Freylich bedachten bei ſolchem Exil weder Vater noch Sohn, daß man von der Bibliothek im obern Stock in das Studierzimmer, von dieſem in das Gaſtzimmer und von dem Gaſtzimmer in die ſogenannte Rumpelkammer kommen könne, von welcher eine viereckige Öffnung, mit einem kleinen Deckel verſehen, in das Wohnzimmer hinab ging, um Luft oder Wärme in dieſes Gemach zu leiten; ſie bedachten auch nicht, daß weibliche Neugierde wohl noch ſtärkere Schranken durchbrochen haben würde, als dieſe, die zwiſchen jener Kammer und der Bibliothek lagen. Einige Abende hatte übrigens doch ein noch mächtigeres Gefühl als Neugierde die Mädchen in der Bibliothek zurückgehalten, nämlich Furcht. Hedwig behauptete, ſchon öfters oben in jener Kammer Fußtritte und ein ſchreckliches Stöhnen gehört zu haben, und dem ſchönen Käthchen graute dort hinzugehen, weil jenes Gemach nur eine dünne Wand aus Holz und Backſteinen von den Zimmern des gefürchteten Juden Süß trennte.

Eines Abends jedoch, als man die Mädchen ſchon längſt weggeſchickt hatte, ſah Käthchen, die ſich bis auf die Mitte der Treppe hinabgeſchlichen hatte, drei Männer bei ihrem Vater eintreten, die ihre Neugierde aufs Höchſte trieben. Der erſte, der ſich langſam und ſchnaubend die untere Treppe heraufſchob und auf der Hausflur einige Minuten ſtehen blieb, um Athem zu ſammeln, war Niemand Geringeres als der lutheriſche Prälat Klinger. Seine ſchneeweiße Perrücke, ſeine Prälatenkette, die gerade auf dem Magen ruhte, und ſeine alten, verwitterten Züge flößten dem Mädchen ungemeine Ehrfurcht ein; ihm folgte haſtigen Schrittes der Obriſt und Stallmeiſter von Röder, ein Mann, den man für ſehr klug und tapfer, aber zugleich auch in ſeinen Sitten für ſehr unheilig hielt, und über den dritten hätte ſie beinahe laut aufgelacht, es war der fröhliche Kapitän Neelzingen, der ſo drollige Geſchichten und Schnurren zu erzählen wußte, und ſie ſchon auf manchem Ball beinahe zum Lachen gebracht hatte. Heute hatte er ſein Geſicht in ganz ehrbare Falten gelegt und ſah gerade aus wie damals, als er ihr auf parole d'honneur ſchwur, daß er ſie vraiment liebe. Sie ſah ihm lächelnd nach, bis ſein ungeheurer Degen in der Thüre verſchwunden war, und eilte dann in das Bibliothekzimmer, wo ſie die blonde Hedwig traf, welche die Augen feſt zugeſchloſſen hatte, um nicht über ein Geſpenſt zu erſchrecken, wenn etwa zufällig eines in der Bibliothek auf und ab wandelte. „Heute müſſen wir hinunter gucken!“ erklärte Käthchen, „und komm nur jezt gleich mit; denke dir, die Leute kommen hier zuſammen wie beim Karneval. Haſt du je ſonſt den Prälaten Klinger und den Kapitän Reelzingen in einem Zimmer geſehen, und dazu den Obriſt Röder und —“ ſezte ſie hinzu, als die Schweſter zauderte — „ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht, als die Thüre einmal aufging, auch Blankenberg geſehen hätte.“

Dieſer lezte Name entſchied; Käthchen nahm das Licht und ging mit pochendem

Herzen voran, Hedwig folgte ihr, ſo nahe als möglich an die muthigere Schweſter gedrängt, und als jene die verhängnißvolle Kammerthüre aufſchloß, hielt ſie ſich feſt an ihrem Kleide. Die Öffnung war gerade über dem Ofen des Wohnzimmers, das einen Stock tiefer lag, angebracht, und Käthchen konnte, als ſie die Klappe aufzog, ſelbſt wenn ſie ſich auf die Kniee legte und den Kopf tief herabbeugte, doch nicht mehr als vier oder fünf der verſammelten Männer ſehen; auch Hedwig beugte ſich jezt herab und verſuchte es, noch tiefer zu blicken als ihre Schweſter, aber verdrießlich ſtand ſie wieder auf und ſagte: „Nichts als den breiten Rücken des Prälaten, einige Perrücken und die Uniform des Obriſten kann ich ſehen; weißt du denn gewiß, daß Blankenberg zugegen iſt?“

„Sicher!“ erwiederte Käthchen, ſchalkhaft lächelnd. „Doch laß uns horchen was ſie ſprechen, vielleicht kennſt du deinen Liebhaber an der Stimme.“

Sie ſetzten ſich auf den Fußboden neben der Öffnung und lauſchten; die angenehme Wärme, die von dem Ofen heraufdrang, und ihre Neugierde ließen ſie eine Zeit lang die empfindliche Kälte der Märznacht vergeſſen; endlich richtete ſich Hedwig unmuthig auf. „Meynſt du, wir werden klug werden aus dieſem Geplauder, wovon man nur die Hälfte verſteht? Sie ſchwazen wieder, wie immer, vom Wohl des Landes, vom Herzog, von Süß, von Allem; was geht das uns an! Komm! es iſt gar ſchaurig hier und kalt. Mädchen, ſo ſteh doch auf!“

Aber Käthchen winkte ihr zu ſchweigen; man hörte jezt eben den Obriſt Röder mit beſtimmter und vernehmlicher Stimme etwas vorleſen, die tiefe Stille umher unterbrach nur zuweilen ein ſchnell verrauſchendes Murmeln des Unwillens. Jezt ſprach der alte Lanbek; Käthchens fröhliche Züge gingen nach und nach in Staunen und Angſt über, endlich, als die Männer unten wieder laut, aber beifällig zuſammen ſprachen und die Gläſer anſtießen, flog eine hohe Röthe über das ſchöne Geſicht des Mädchens, ihre Augen leuchteten, als ſie vorſichtig die Klappe ſchloß, die Lampe ergriff und mit ihrer Schweſter den Rückweg einſchlug.

„Haſt du was verſtanden?“ fragte Hedwig; „du ſchienſt auf einmal ſo aufmerkſam; was haben ſie denn Beſonderes geſprochen?“

„Ich weiß nicht Alles, ich kann nicht Alles ſagen,“ erwiederte Käthchen nachdenkend; „mir iſt's, als hätte mir alles geträumt. Höre — aber ſchweig'! es könnte uns alle unglücklich machen. Das ſind gefährliche Menſchen in Vaters Zimmer unten. Mir graut, wenn ich daran denke, was daraus entſtehen kann.“

„So ſprich doch, einfältiges Kind! ich bin zwei Jahre älter als du, und du ſollſt keine Geheimniſſe vor mir haben.“

„Denke dir,“ fuhr Käthchen mit leiſer Stimme fort, „der Süß will uns katholiſch machen und die Landſchaft umſtürzen; da verlöre der Vater und alle andern verlören ihre Stellen!“

„Katholiſch!“ rief Hedwig mit Entſetzen, „da müßten wir ja Nonnen werden, wenn wir ledig blieben? nein, das iſt abſcheulich!“

„Ach, warum nicht gar,“ erwiederte Käthchen, lächelnd über den Jammer ihrer Schweſter, „da müßte es viele Nonnen geben, wenn alle, die keine Männer bekommen, ins Kloſter gingen; aber ſey ruhig, es kommt nicht ſo weit. In drei Tagen, ſagte Röder, werde der Herzog verreiſen, und während er in Philippsburg iſt, wollen die Männer da unten den Juden und alle ſeine Gehülfen im Namen der Landſchaft gefangen nehmen, und dann dem Herzog beweiſen, wie ſchlecht ſeine Miniſter waren.“

„Ach Gott, ach Gott! das geht nicht gut,“ ſagte Hedwig weinend; Alles werden ſie verlieren, denn der Herzog traut allen eher als denen von der Landſchaft; ich weiß ja, was mir einmal die Obriſtjägermeiſterin über den Vater ſagte. Du wirſt ſehen, es geht unglücklich!“

„Und wenn auch,“ antwortete Käthchen, „ſo ſind wir die Töchter eines Mannes, der, was er thut, zum Beſten ſeines Vaterlandes thut. Das kann uns tröſten.“ Das muthige Mädchen holte aus dem Schranke eine mit vielen ſchönen Kupfern geſchmückte Bibel. Sie gab der weinenden Schweſter das neue Teſtament, um ſich an den Kupfern und Reimſprüchen zu zerſtreuen. Sie ſelbſt ſchlug ſich das alte Teſtament auf. Sie verbarg ihre eigene Beſorgniß um ihren Vater unter einem Liedchen, das ſie leiſe vor ſich hinſang, während ihre ſchönen Finger emſig die vergelbten Blätter von einem Bilde zum andern durcheilten.

12.

Es gibt im Leben einzelner Staaten Momente, wo der aufmerkſame Beſchauer noch nach einem Jahrhundert ſagen wird, hier, gerade hier mußte eine Kriſe eintreten; ein oder zwei Jahre nachher wären dieſelben Umſtände nicht mehr von derſelben Wirkung geweſen. Es iſt dann dem endlichen Geiſt nicht mehr möglich, eine ſolche Fügung der Dinge ſich hinweg zu denken, und aus der unendlichen Reihe von möglichen Folgen diejenigen aneinander zu knüpfen, die ein eben ſo nothwendig verkettetes Ganze bilden, als ein verfloſſenes Jahrhundert mit allen ſeinen hiſtoriſchen Wahrheiten. Hier zeigte ſich der Finger Gottes, pflegt man zu ſagen, wenn man auf ſolche wichtige Augenblicke im Leben eines Staates ſtößt. Es hat aber zu allen

Zeiten Männer gegeben, die, mochte ihr eigener Genius, mochte das Studium der Geſchichte ſie leiten, ſolche Momente geahnet, berechnet haben, und ſie wirkten dann am überraſchendſten, wenn ſie ſich nicht begnügten, ſolche Kriſen vorhergeſehen zu haben, ſondern wenn ſie Muth genug beſaßen, zu rechter Zeit ſelbſt einzuſchreiten, Kraft genug, um eine Rolle durchzuführen. Die Geſchichte hat längſt über die kurze Regierung der Miniſter Karl Alexanders entſchieden. Sie flucht keinem Sterblichen, ſonſt müßte ſie die Thränen und Seufzer Würtembergs in ſchwere Worte gegen die Urheber ſeines Unglücks im Jahr 1737 verwandeln; aber ſie gedenkt mit Liebe einiger Männer, die ſich nicht von dem Strome der allgemeinen Verderbniß hinreißen ließen, die ahneten, es müße anders kommen, die vor dem Gedanken nicht zitterten, eine Änderung der Dinge herbeizuführen, und die auch dann mit Ruhe und Gelaſſenheit die Sache ihres Landes führten, als ein Höherer es übernommen hatte, einen unerwartet ſchnellen Wechſel der Dinge herbeizuführen, indem er zwei feurige Augen ſchloß und ein tapferes Herz ſtille ſtehen hieß.

Wer ſollte es dieſem heiteren Stuttgart und ſeinen friedlichen Straßen anſehen, daß es einſt der Schauplatz ſo drückender Beſorgniſſe war? Wie beruhigt über den Gang der Dinge ſind die Enkel derer, die in jenem verhängnißvollen März jede Stunde für das Schickſal ihrer Familien, für die alten Rechte ihres Landes, ſelbſt für ihren Glauben zittern mußten.

Wer den übermüthigen **Süß** in ſeiner Karoſſe, mit ſechs Pferden beſpannt, durch die „reiche Vorſtadt“ fahren ſah, wie er ſtolz lächelnd auf die bleichen, feindlichen Geſichter herabblickte, die ihm überall begegneten; wer den ſchrecklichen **Hallwachs**, ſeinen innigen Freund und Rathgeber, neben ihm ſah, und bedachte, wie viele verderbliche Pläne dieſer Mann erſonnen, wie viele unerhörte Monopole er eingeführt habe und wie er immer neue zu erfinden trachte; wer das unbegränzte Vertrauen kannte, das der Herzog in dieſe Menſchen ſetzte, der mußte wohl an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln.

Dazu kamen noch die ſonderbaren und widerſprechenden Gerüchte, die im Umlauf waren. Die Einen ſagten, der Herzog ſey nach Philippsburg und Kehl gereiſt, habe aber das Regiment nicht an den Geheimenrath, ſondern das Siegel dem Juden Süß gegeben; Andere widerſprachen und behaupteten, man habe den Herzog an einem Fenſter des Ludwigsburger Schloſſes geſehen, auch ſeyen ſeine Pferde noch dort und er ſey nicht abgereiſt. In einem Dorf an der öſterreichiſchen Gränze im Oberland ſollen die Katholiken plötzlich über die proteſtantiſchen Einwohner hergefallen ſeyn, und als leztere den Kampfplatz behaupteten, ſey eine Kompagnie Kreistruppen über die Gränze herein ins Dorf gerückt. Am ſonderbarſten klang das Gerücht, das ſich überdieß noch beſtätigte, der Oberfinanzrath Hallwachs habe ein koſtbares Meßgewand beym Hofſticker beſtellt, und ihm befohlen, es bis zum 18ten März fertig zu machen, und wenn er mit fünfzig Geſellen arbeiten müßte; bring er es nicht fertig, ſo werde er eingeſetzt. Ein lutheriſcher Geiſtlicher, den man mit Namen nannte, ſoll den Kindern in der Schule Kreuzchen aus Holz geſchnitzt geſchenkt haben, mit den Worten. „Nur wenn ihr dieſe in Händen haltet, könnet ihr recht beten.“ Endlich erzählte man ſich als etwas Verbürgtes, der Jude habe zum Herzog über der Tafel geſagt: „Ihre Stände, Durchlaucht, ſind eigentliche Widerſtände; aber ſie ſtehen ſchon ſo lange, daß ſie müde und matt ſind.“ Karl Alexander habe ihm lächelnd zur Antwort gegeben: „c'est vrai; allons donc leur donner des chaises, et une fois assis, ils ne se leveront plus.“ Auch jene Männer, die entſchloſſen waren, dem drohenden Verderben zuvorzukommen, hörten dieſe Gerüchte. Aber ſie waren dabei kalt und ruhig; wußten ſie ja doch, Würtemberg ſtehe eine ſolche Veränderung bevor, daß es entweder erleichtert oder ſo tief ins Unglück geſtürzt werden würde, daß der Jammer des Einzelnen davor verſtummen müßte. Man erzählt ſich, ſie haben alles, was dazu gehört, einem mächtigen und bösartigen Feind mit Hülfe des Landvolks zu begegnen, vorbereitet gehabt, und wenn ihr Unternehmen gelingen ſollte, ſo verdankten ſie es nur den wenigen hellſtrahlenden Namen einiger Männer aus der Landſchaft; denn an dieſe war man in Würtemberg gewöhnt das Intereſſe des Landes zu ketten.

Es war ſpät Abends den 11ten März, als der Landſchaftskonſulent Lanbek mit ſeinem Sohne und dem Kapitän Reelzingen in ſeiner Wohnſtube beim Wein ſaß. Die beiden Lanbek waren ernſt und düſter, der Kapitän aber konnte auch jetzt ſeinen fröhlichen Lebensmuth nicht verbergen, denn er theilte ſeine Aufmerkſamkeit und ſein Geſpräch zwiſchen der Fenſterniſche, wo die beiden Schweſtern Guſtavs ſaßen, und zwiſchen den beiden Männern an ſeiner Seite. Hedwig ſah bleich und ſtill vor ſich hin auf ihre Nadeln, aber auf Käthchens Geſichtchen lag eine höhere Röthe als gewöhnlich, und alle Augenblicke zeigte ſie die weißen Zähne und die ſchönen Grübchen in ihren Wangen, denn der Kapitän wußte wieder wunderſchöne „Späße und Geſchichten.“

„Wie iſt euer Pferd, Kapitän?“ fragte der alte Lanbek.

„Mein Fuchs iſt ein beſſerer Infanteriſt als ich ſelbſt,“ erwiederte er; „wenn ich die ſechs erſten Stunden Trab und bergauf Schritt reite, ſo kann ich die nächſten ſechs bequem Galopp reiten. Er hat nur einen Fehler, den, daß er noch nicht bezahlt iſt, und macht mir durch dieſe Untugend oft großen Jammer.“

„Ihr könnt,“ fuhr der Alte fort, „wenn ihr von der Galgenſteige an ſcharf Trab reitet, zwiſchen eilf und zwölf Ludwigsburg paſſiren; um vier Uhr müßt ihr in Heilbronn ſeyn, und dort laßt ihr die Pferde ruhen; zwiſchen acht und zehn Uhr ſeyd ihr morgen in Öhringen.“

„Aber, Vater,“ fiel Guſtav ein, „wäre es nicht rathſamer, gegen Heidelberg zu reiten? ich wollte darauf wetten, wir ſind gegen Öhringen hin nicht mehr ſicher. Bedenken Sie, daß der Deutſchorden dort tief herein ſich erſtreckt, daß ſie in Mergentheim gewiß von dem Biſchof in Würzburg unterrichtet ſind, daß —“

„Daß,“ fuhr der Vater fort, „ihr auf der Straße nach Heidelberg vielmehr auffallet, und daß ihr, wenn ihr etwa die Gegend nicht mehr rein fändet, eine lezte Zuflucht bei meinem alten Herrn und Gönner, dem Herzog in Neuſtadt, habt, der euch gewiß in den erſten Tagen nicht herausgibt. Iſt dann

Karl Alexander zufrieden mit dem, was wir hier gethan, ſo könnet ihr immer zurückkehren, wo nicht, ſo gehet ihr, wie ſchon geſagt, weiter nach Frankfurt.“

„Gott! daß ich euch in einer ſolchen Kriſis zurücklaſſen ſoll!“ rief Guſtav mit Thränen; „daß ich vielleicht an eurem Unglück ſchuld bin; daß Alles ſchlecht gehen kann, wenn Süß meine Flucht erfährt und ſich an Ihnen, Vater, rächt! Nein, ich kann, ich darf nicht gehen!“

„Nein, Vater,“ fiel Hedwig ein, indem ſie noch bleicher als zuvor herbeieilte und ihres Vaters Hand ergriff, „er darf uns nicht verlaſſen; o, ihr habt ſchreckliche Dinge vor, ich weiß es wohl, ihr wollt eine Verſchwörung gegen die mächtigen Menſchen machen. Laſſen Sie ab davon, Vater, Süß und die Andern werden Ihnen verzeihen; ach, mich tödtet die Angſt!“

„Geh, Mädchen,“ ſprach Käthchen, die auch herangetreten war; „was Männer thun und was unſer Vater thut, geht uns nicht an. Aber warum ſoll denn gerade jetzt Guſtav ſo ſchnell hinweg? Er könnte uns Allen ſo nützlich ſeyn.“

„Weil ich keine Jüdin zur Tochter mag,“

ſagte der Alte ſtreng, „darum ſoll er fort. Weil ich ein Briefchen ſeiner Charmanten aufgefangen und mit Proteſt an den Juden geſchickt habe, und weil dieſer jetzt wüthet und euren Bruder mit Gewalt zum Schwager haben oder auf Neuffen ſetzen will, darum ſoll und muß er ihm jetzt aus dem Wege gehen. Doch, ich wollte dir in dieſer Stunde nicht wehe thun, Guſtav; wir ſcheiden als Freunde, und alles andere ſoll vergeſſen ſeyn; wer weiß, wann und wo wir uns wieder ſehen!“

Indem der Alte die letzten Worte ſprach und ſeinem Sohn die Hand reichte, wurde ſchnell und heftig an der Thüre gepocht, und ehe noch jemand antwortete, trat plötzlich eine Geſtalt in einen Mantel gehüllt ein. „Was ſoll dieß?“ fuhr der alte Lanbek auf, „wer drängt ſich ſo bei Nacht in mein Haus, wer ſind Sie?“

„Blankenberg!“ rief Hedwig, als jener den Mantel abwarf, und trat ſchnell und erröthend einige Schritte vor.

„Verzeihung, Herr Conſulent,“ ſprach der junge Mann eilend, „die Noth muß mich entſchuldigen. Guſtav, du mußt im Augenblick fort; der Leutenant Pinaſſa ſchrieb mir ſo eben, daß er dich auf Befehl des General Römchingen heute Nacht zwiſchen eilf und zwölf Uhr aufheben müſſe. Der ehrliche Junge möchte dich nicht gern im Neſt treffen.“

„Dank, Dank,“ erwiederte der Alte, indem er Blankenberg die Hand drückte. „Trinket aus, Kinder, und macht den Abſchied ſchnell; hier, mein lieber Reelzingen,“ fuhr er fort, und drückte dem überraſchten Kapitän einen großen Beutel in die Hand; „man kann nicht wiſſen, ob ſich euer Weg nicht theilt. Sie ſind ſo edelmüthig, meinen Sohn zu begleiten.“

„Und mit Geld wollen Sie dieß lohnen?“ unterbrach ihn der Kapitän unmuthig; „Parole d'honneur, Herr! ich begleite meinen Bruder, weil wir alte Amiciſten ſind, und nicht wegen Ihrer Spießen. Da ſoll mich doch —“

„Reelzingen,“ ſagte Käthchen mit ihrer ſüßen Stimme, „Ihr verſteht doch gar keinen Scherz; es ſind lauter Kupfermünzen, und ich habe dem Vater den Beutel gegeben, Euch in April zu ſchicken.“

„Ich verſtehe,“ flüſterte der Kapitän, indem er erröthend dem ſchönen Mädchen die Hand küßte. „Ich will Euch dafür etwas Schönes von Frankfurt mitbringen.“

„Bringet mir,“ antwortete ſie, indem ſie die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „nur unſern Guſtav wohlbehalten zurück, und,“ ſie ſetzte durch Thränen lächelnd hinzu, „machet mir keine tollen Streiche, die Euch verrathen könnten.“

„Die Pferde ſind vor dem Seethor,“ ſprach der Alte zu Reelzingen und ſeinem Sohn; „ihr dürft nicht das Thor ſelbſt paſſiren, denn die erſte Runde iſt ſchon vorüber. Begleiten Sie meinen Sohn, Herr von Blankenberg, durch die Gärten und bringen Sie mir Nachricht, wie ſie fortgekommen ſind.“

Der junge Lanbek umarmte Vater und Geſchwiſter, die Schweſtern folgten ihm und ſeinen Freunden weinend bis unter die Gartenthüre, und als nachher Hedwig ihre jüngere Schweſter bitter tadelte, weil ſie erlaubt habe, daß der Kapitän ſie auf den Mund küſſe, antwortete jene: „Du haſt gefehlt, nicht ich, daß du es unterlaſſen haſt; ſolche Höflichkeit waren wir einem Manne ſchuldig, der für unſern Bruder ſo viel thut."

„Ei," erwiederte Hedwig erröthend, „Blankenberg hat ihn eigentlich doch auch gerettet."

13.

Die beiden jungen Männer ritten ſchweigend durch die finſtere Nacht hin. Kein Stern war am Himmel, und der Wind heulte um die Berge. „Hu! ſiehſt du dort?" flüſterte Reelzingen, als ſie an dem eiſernen Galgen vorbeiritten, den einſt (1597) Herzog Friedrich dem Alchymiſten Honauer aus dem Metall errichten ließ, das er in Gold zu verwandeln verſprochen hatte; „ſchau, dieſe ungeheure Menge Raben, es iſt, als witterten ſie eine neue Beute."

Sein Freund blickte ſchweigend hinauf, ſchlug aber plötzlich wieder die Augen nieder, denn ihm war, als ſehe er Lea's feine, liebliche Geſtalt klagend unter dem Galgen ſitzen.

„Feſt genug iſt dieſe Schandſäule aus Eiſen,“ fuhr der Kapitän fort, „um alle Schurken im Lande zu tragen; aber wollte man das Gold mit aufhängen, das ſie eingeſackt haben, würde ſelbſt dieſer Galgen, wie ein morſcher Stab, zuſammenbrechen! Wie dieſe Raben ſchaurige Melodien ſingen! Doch wie? — Dieu nous garde, Camarade! Gib deinem Roß die Sporen, wahrhaftig, dort ſizt ein Geſpenſt am Galgen!“

Es war, als ob die Pferde ſelbſt dieſen Ort des Schreckens fürchteten, denn auf dieſen Ruf jagten ſie mit Sturmeseile den Berg hinan und waren nicht mehr ruhig, bis man das Gekreiſch der Raben nicht mehr hörte.

Es liegt eine kleine Brücke zwiſchen Stuttgart und Ludwigsburg, von welcher das Volk viel Schauerliches zu erzählen weiß; ſo viel iſt gewiß, daß ſchon Unerklärliches dort vorgefallen iſt, und daß mancher Mann ſein Gebet ſpricht, wenn er Nachts allein über dieſe Stelle reitet. Die Sage ſagt, daß der Sohn des Konſulenten und ſein Freund, der muntere Kapitän, glücklich und in kurzer Zeit bis an jene Brücke gekommen ſeyen;

dort aber ſeyen ihre Pferde nicht mehr von der Stelle gegangen und haben geſchnaubt und gezittert. Die jungen Leute ſpornten und gebrauchten ihre Peitſchen, als eine alte zitternde Stimme rief: „Gebt einem alten Mann doch ein Almoſen!“

„Wer wird bei Nacht und Nebel den Beutel ziehen?“ Zurück Alter, von der Brücke weg, unſere Pferde ſcheuen vor Euch, zurück, ſag ich, oder Ihr ſollt meine Peitſche fühlen!“

„Nicht ſo raſch, junges Blut! nicht ſo raſch!“ ſagte der Alte, deſſen dunkle Geſtalt ſie jetzt auf dem Brückengeländer ſitzen ſahen; „Eile mit Weile! kommet noch früh genug, gebt einem alten Mann ein Allmoſen!“

„Jetzt iſt meine Geduld zu Ende,“ rief der Kapitän und ſchwang ſeine Peitſche in der Luft. „Ich zähle drei, wenn du nicht weg biſt, hau' ich zu.“

Der Alte hüſtelte und kicherte; Guſtav kam es vor, als wachſe ſeine dunkle Geſtalt ins Unendliche und — ein langer Arm ſtreckte einen großen Hut heran und zum dritten

Mal, aber drohend und mit furchtbarer Stimme, krächzte der Mann von der Brücke: „Einem alten Mann gib ein Almoſen! es wird dir Glück bringen, und reite nicht ſo ſchnell; vor zwölf Uhr darfſt du nicht dort ſeyn.“

Neelzingen ließ kraftlos und zitternd ſeinen Arm ſinken; er geſtand nachher, daß ihn eine kalte Hand angefaßt habe. Guſtav aber zog mit pochendem Herzen die Börſe und warf ein Silberſtück in den großen Hut. „Wie viel Uhr iſt's, Alter?“ fragte er.

„Weiß keine Stund' als zwölf Uhr,“ ſprach die Geſtalt, die wieder auf dem Geländer zuſammenkauerte, mit dumpfer Stimme. „Dank dir, ſollſt Glück haben; reit' zu!“ Er ſagte es und ſtürzte rücklings mit einem dumpfen Fall in den Sumpf, über den die Brücke führte. Entſetzt gab Neelzingen ſeinem Pferde die Sporen, daß es ſich hoch aufbäumte und dann in zwei Sprüngen über die Brücke ſetzte. Guſtav aber hielt erſchrocken ſein Pferd an, ſtieg ab und blickte über das Geländer der Brücke. Es rührte ſich nichts. „Alter!“ rief er hinab, „haſt du Schaden genommen? Kann ich dir helfen?“ — Keine Antwort, und alles war ſtill unten wie im Grabe.

Jetzt faßte auch den jungen Lanbeck eine unerklärliche Angſt; er fühlte, als er aufſtieg, wie ſein Pferd zitterte; er wagte es nicht, ſich noch einmal nach dem grauenvollen Ort umzuſehen, als er ſeinem Freund nachjagte.

„Das iſt jetzt das zweite Mal, daß er mir begegnet iſt,“ flüſterte Reelzingen tief aufathmend, als Lanbek wieder an ſeiner Seite war.

„Wer?“ fragte dieſer betroffen.

„Der Teufel,“ antwortete der Kapitän.

Lanbek gab ihm keine Antwort auf die ſonderbare Rede, und ſie jagten weiter durch die Nacht hin. In Zuffenhauſen ſchlug es Viertel vor zwölf Uhr, als ſie durchritten; in den meiſten Häuſern brannten noch die Kerzen, und da und dort hörte man geiſtliche Lieder aus den Stuben. Der Nachtwächter ſtieß eben ins Horn und rief die Stunde; der Kapitän hielt an und fragte ihn, was dieſe ſpäten Geſänge und Gebete zu bedeuten haben.

„Ach Herr! das iſt eine arge Nacht,“ antwortete dieſer; „es hat ein Mann an vielen Häuſern gepocht und befohlen, die Leute ſollen die ganze Nacht bis zwölf Uhr beten.“

„Wer iſt der Mann?“ fragte Laubek ſtaunend.

„Alte Leute, Herr, die ihn geſehen haben, verſichern, es ſey unſer alter Pfarrer geweſen; Gott hab' ihn ſelig, er iſt ſeit zwanzig Jahren todt; aber es war ja nichts Unchriſtliches was er verlangte, drum beten und ſingen ſie in den Lichtkarzſtuben und ſpinnen dazu.“

„Dieſe Nacht kann mich noch wahnſinnig machen,“ rief der Kapitän, indem ſie wegritten. „Guſtav, ich glaube heute Nacht geht er leibhaftig auf der Erde um; ich denke, es wäre jetzt gerade die beſte Zeit, den alten Burſchen zu citiren, wenn man etwa ſchnell Obriſt werden oder zweimalhunderttauſend ſpaniſche Quadrupel haben möchte.“

„Thor!“ antwortete der Freund; „der, den du meinſt, hat mit dem Gebet nichts gemein.“

Es war, als ob ihre Pferde nur zum Schein die Beine aufhöben, denn jede Viertelſtunde, die ſie zurücklegten, ſchien zu einer neuen anzuwachſen. Noch immer wollte Ludwigsburg nicht erſcheinen, und die Nacht war ſo finſter, daß ſie auch an der Gegend nicht erkennen konnten, ob ſie fehl geritten oder ob ſie der Stadt ſchon nahe ſeyen. Endlich, nachdem ſie etwa wieder eine halbe Stunde geritten ſeyn mochten, ſahen ſie in der Entfernung von etwa tauſend Schritten Lichter ſchimmern, fanden aber auch zugleich ihren Weg durch vier Pferde verſperrt, die, an einen Reiſewagen geſpannt, quer über die Landſtraße ſtanden.

„Führ' deine Pferde hinweg, Fuhrmann!“ rief der Kapitän, „oder meine Peitſche wird ſie bald weggetrieben haben; warum verſperrſt du den Weg?“

„Gemach, ihr Herrn, ſoll gleich geſchehen,“ antwortete ein Mann, der von dem Wagen ſtieg. Aber die Zeit die er dazu brauchte, die herabgefallenen Zügel aufzunehmen und zu ordnen, dauerte dem raſchen Soldaten zu lange, er verſuchte über die ſchlaff liegenden

Stränge des vorderſten Geſpanns wegzuſetzen und forderte ſeinen Freund auf, ein Gleiches zu thun; doch wie es in ſolchen Fällen blinder Eilen zu geſchehen pflegt, in demſelben Augenblick zog der Mann am Wagen die Zügel an, und das Pferd des Kapitäns blieb mit einem Fuß in den ſtraff aufgerichteten Strängen hängen.

Lanbek ſprang ab, um dem Freund zu helfen, der Kutſcher lief bedauernd herzu, und eben war der Fuß des unbezahlten Roſſes frey, als man einige Reiter in aller Eile von der Stadt herbeijagen hörte. Der erſte mochte einen Vorſprung von fünfhundert Schritten, aber kein gutes Pferd haben, denn der Kapitän unterſchied deutlich, daß es kurzen Paradegalopp ging; die Tritte der nachfolgenden Pferde ſchlugen zwar minder kräftig auf, waren aber flüchtiger. „Platz — allons! — Platz!“ rief der erſte Reiter; aber in demſelben Augenblick hörten auch die beyden jungen Männer eine bekannte Stimme, die mit dem wildeſten Ausdruck rief: „Halt, Jude! oder ich ſchieß dich mitten durch den Leib.“

Unter dem Volke in Würtemberg hört man zuweilen noch einen Reim, der dieſen merkwürdigen Moment bezeichnet; er heißt:

„Da ſprach der Herr von Röder:
Halt oder ſtirb entweder!“

Und der alte Obriſt war es auch, der in dieſem Augenblick ſeinen Begleitern weit voran, eine Piſtole in der Hand, anſprengte, den erſten Reiter wüthend am Arm packte und ſchrie: „Wo hinaus, Jude? Warum ſo ſchnell zu Roß, als ich dir nachrief zu warten?“

„Mäßigt Euch, Herr Obriſt,“ erwiederte der Erſte mit ſtolzem Ton, in welchem aber doch einige Angſt durchzitterte; „ich gehe nach Stuttgart, der Frau Herzogin Durchlaucht zu ſagen, was in dieſem Augenblick für Maßregeln —“

„Das iſt auch mein Weg, Herr!“ erwiederte der Obriſt mit furchtbarer Stimme; „und keinen Augenblick geht Ihr von meiner Seite, ſonſt werde ich mit meiner Piſtole Beſchlag auf Euch legen. Platz da, wer ſteht hier im Weg?“

„Der Kapitän von Reelzingen von der

erſten Compagnie und der Expeditionsrath Landek.“

„Guten Abend, meine Herrn!“ fuhr Röder fort. „Habt ihr geladene Piſtolen, Kapitän?“

„Ja, mein Herr Obriſt,“ war die Antwort des Soldaten, indem er ſie aus den Halftern losmachte.

„Ich kommandire Euch, in welchem Auftrag Ihr jetzt auch ſeyn möget, auf der linken Seite des Herrn Miniſters Süß zu reiten. Bey Eurem Dienſt und Eurer Ehre als Edelmann, ſobald er Miene macht zu entfliehen, jagt ihm eine Kugel nach. Die Verantwortung nehme ich auf mich.“

„Herr Expeditionsrath,“ rief Süß, „ich nehme Euch zum Zeugen, daß mir hier ſchändliche Gewalt geſchieht. Obriſt Röder, ich warne Sie noch einmal; dieſer Auftritt ſoll gerochen werden!“

„Aber Herr von Röder,“ flüſterte Guſtav; „ums Himmels willen, übereilen Sie nichts, bedenken Sie, was daraus entſtehen kann. Bedenken Sie," ſetzte er lauter hinzu „den furchtbaren Zorn des Herzogs."

„Der Herzog iſt todt," ſagte Röder laut genug, daß es Alle hören konnten.

„Karl Alexander todt?" rief der Kapitän, auf den alle Begebenheiten dieſer Nacht mit Einemmal in ſchrecklichen Erinnerungen hereinſtürzten.

„Hat man ſichere Nachricht? Gott! welch ein Fall!" ſagte Guſtav beſorgt. „War er in Kehl?"

„Er iſt in Ludwigsburg vor einer Viertelſtunde ſchnell und plötzlich geſtorben. Drum iſt es unſre Pflicht, dieſen Herrn da, der ſich mit der Regierung ſehr ſtark beſchäftigte, ſchnell an das verwaiste Staatsruder zu bringen."

„Wie, in Ludwigsburg ſagt Ihr," rief Lanbek, „und ſchnell geſtorben? O, ewige Vorſicht!"

„In dieſem Ludwigsburg hier," ſagte Röder wehmüthig, „und im Bette am Schlag geſtorben. Friede mit ſeiner Aſche! er war ein tapferer Herr. Aber jetzt weiter, ihr

Freunde, daß die Nachricht nicht vor uns nach Stuttgart kömmt!“

„Meine Herrn,“ rief Süß mit einer Stimme, die Zorn und Angſt beynahe erſtickte, „noch bin ich Miniſter, und erinnere Sie an das Edikt des Herzogs, das mich von aller Verantwortung freiſpricht; ich ſage Ihnen, es kann Ihnen allen ſchlimm gehen, wenn Sie ſich mit Herrn von Röder verbinden. Im Namen des Herzogs und ſeines Erben befehle ich Ihnen, von mir abzulaſſen.“

„Jezt hat dein Reich ein Ende, Jude,“ rief der Kapitän, lachte wild, riß ihm den Zaum aus der Hand und ſchlug ſein Pferd mit der langen Peitſche auf den Rücken; der Obriſt ritt an der rechten Seite, ſeine Piſtole in der Hand; der Zug ſezte ſich in Galopp, und Guſtav folgte halb träumend durch das ſingende Dorf, an dem alten Mann, der heißer lachend wieder auf der Brücke ſaß, und an dem Galgen vorüber, wo die Raben krächzten und mit den Flügeln ſchlugen. Erſt hier, als er einen ſcheuen Blick nach der Richtſtätte warf, fiel ihm mit ängſtlicher Ahnung Lea und ihr unglückliches Schickſal bey.

14.

Als die Stuttgarter am Morgen nach dieſer verhängnißvollen Nacht erwachten, wurden ſie von zwei beinahe ganz unglaublichen Nachrichten überraſcht. Der Herzog ſey, ſtatt außer Landes verreiſt zu ſeyn, in dieſer Nacht zu Ludwigsburg ſchnell geſtorben. Er war ein geſunder, kräftiger Mann geweſen, dem Mancher, der ihn geſehen, wohl noch zwanzig — dreißig Jahre gegeben hätte. Die Klagen um ſeinen Tod verſtummten beinahe vor der Freude über eine andere Nachricht; der Jude Süß ſey mit mehreren der höchſten Hofherren im Ludwigsburger Schloß geweſen, als der Herzog ſo plötzlich ſtarb; er habe ſich alſobald, nachdem er die Leiche geſehen, auf's Pferd geſchwungen und ſey halb wahnſinnig Stuttgart zugeritten; Herr von Röder aber, ein Mann, mit dem ſich nicht ſpaßen laſſe, habe ihn eingeholt und bewacht nach Stuttgart geführt. Man lachte über die ſonderbare Täuſchung des Juden, als er nämlich von der Frau Herzogin, welcher er noch in der Nacht aufgewartet hatte, um zu kondoliren, herausſtrat und eine Eskorte nach Haus verlangte, weil er wichtige Akten holen müſſe, ſchloß ſich ein Lieutenant mit ſechs Mann an ihn an. Am Ende des Korridors machte ihm ein Hauptmann das Kompliment und folgte mit zwölf Mann; jener meinte zwar lächelnd, „es ſey zu viel Ehre,“ als er aber an Laubeks Haus um die Ecke bog, und vier Schildwachen vor ſeinem Palais bemerkte, als er oben an der Treppe Bajonette blitzen ſah und Lea bleich, verſtört und weinend ihm entgegen ſtürzte, da merkte er, welche Stunde geſchlagen habe, und rief; „Ciel, je suis perdu!“

Obgleich das Teſtament des verſtorbenen Herzogs im Fall ſeines Todes eine Adminiſtration beſtellt hatte, welche ſeinen Miniſtern angenehmer geweſen wäre, ſo übernahm doch Herzog Rudolph von Neuſtadt, trotz ſeines hohen Alters, als der nächſte Agnat, die Adminiſtration, und das Land fühlte ſich erleichtert und zufrieden dabei. Er ließ, außer anerkannt ſchlechten Menſchen, Jeden in der Würde, in der er unter der vorigen Regierung ſtand, und es war dieß wirklich eine Art von Gnadenakt, wenn man bedenkt, daß früher zwei Drittheile aller Ämter im Lande gekauft worden waren. Nur Einer war nicht zufrieden mit dem Amt, das ihm der Herzog Adminiſtrator mit den huldreichſten Ausdrücken beſtätigt hatte; es war der junge Landek. Er wurde nicht nur als Expeditionsrath auf's Neue ernannt, ſondern, als der alte Röder, im Feuer der Freundſchaft für den Landſchaftskonſulenten, deſſen Sohn als einen klugen Kopf und trefflichen Juriſten ſchilderte, wählte ihn der Herzog ſogar in die Kommiſſion, die den Prozeß gegen den Juden Süß zu führen hatte. Der alte Landek fühlte ſich dadurch nicht wenig geehrt und nannte ſeinen Sohn mehrere Male den Stolz und die Stütze ſeines Alters; aber Guſtav machte dieſe Wahl unausſprechlich unglücklich. Nicht als ob er nicht, wie jeder andere Bürger, den Mann verdammt hätte, der das Land in ſo tiefes Elend geſtürzt;

nicht als ob es gegen ſein Gewiſſen geweſen wäre, Verbrechen an's Licht zu ziehen, die man ſo künſtlich verborgen hatte; aber Lea — es war ja ihr Bruder, den er richten ſollte, und dieſer Gedanke war es, der ihm dieſes Geſchäft zum Abſcheu machte. Kleine Seelen ſättigen ſich gerne an Rache, und Manchem wäre es eine innige Freude geweſen, einen Mann, der noch vor Kurzem ſo hoch ſtand, jezt in der tiefſten Kaſematte der Feſtung zu beſuchen, mit herriſcher Stimme ihn von ſeinem Lager aufzujagen und ihn zu martern und zu peinigen. Dieſer Mann hatte ſich noch überdieß gegen Guſtav perſönlich verfehlt, er hatte ihn mit dem empörendſten Übermuth behandelt, ihm ſogar mit demſelben Gefängniß gedroht, in welchem er jezt ſelbſt bange, um künftige Freiheit, vielleicht ſelbſt um ſein Leben, ſchmachtete. Aber das Herz des jungen Mannes war zu groß, als daß es hätte freudig pochen ſollen, als er zum erſten Mal als Richter in den Kerker des Mannes trat, der jezt entblößt von aller irrdiſchen Herrlichkeit, angethan mit zerlumpten Kleidern, bleich, verwildert ſich langſam aus ſeinen raſſelnden Ketten aufrichtete. Erinnerte ihn doch jetzt noch dieſes Geſicht an die Züge eines unglücklichen, geliebten Weſens, und er konnte ſich kaum der Thränen enthalten, als nach dem Schluſſe des Verhörs der Gefangene ſprach: „Herr Lanbek, es giebt ein unglückliches, unſchuldiges Mädchen, das wir beide kennen; als man in meinem Hauſe verſiegelte, haben ſie die rohen Menſchen auf die Straße geſtoßen — ſie war ja eine Jüdin und verdiente alſo kein Mitleid. — Mir, Herr, iſt kein Pfenning geblieben, womit ich ihr Leben friſten könnte; ich weiß nicht, wo ſie iſt — wenn Sie etwas von ihr hören ſollten — ſie hat nichts als das Kleid, das ſie trug, als man ſie von der Schwelle ſtieß — geben Sie ihr aus Barmherzigkeit ein Almoſen.“

Der junge Mann ließ ſeinen Thränen freien Lauf, als er allein den Berg von Hohen-Neuffen herabſtieg; er erfuhr zwar nachher, daß ihn der Jude belogen habe, daß er, obgleich man über 500,000 Gulden in Gold und Juwelen in ſeinem Hauſe fand, doch beinahe 100,000 in Frankfurt in ſichern

Händen habe, und Guſtav konnte leicht einſehen, daß ihn Süß durch dieſe Vorſtellungen von Elend nur habe weich ſtimmen wollen; aber dennoch konnte er den Gedanken nicht entfernen, daß Lea verlaſſen und unglücklich ſey, und dieſer Gedanke wurde immer peinlicher, als er troß ſeiner Nachforſchungen keine Spur von ihr entdecken konnte.

Der Frühling, Sommer und Herbſt waren vorübergegangen, und noch immer dauerte der Prozeß. Es waren Dinge zur Sprache gekommen, wovor ſelbſt den kälteſten Richtern graute; aber obgleich der junge Landek der Kommiſſion mit edlem Unwillen vorſtellte, daß noch vier andere Männer nicht minder ſchuldig ſeyen als Süß, ſo ſchien man doch nur gegen dieſen ernſtlich verfahren zu wollen, weil ihn der allgemeine Haß als den Schuldigſten bezeichnete.

Es war an einem trüben Oktoberabend; der alte Conſulent war ſeit einigen Tagen verreiſt und ſein Sohn arbeitete im Bibliothekzimmer an einem neuen Verhör, als ſeine jüngere Schweſter, jezt die glückliche Braut des Kapitän Reelzingen, ernſter als gewöhnlich zu ihm eintrat. Sie ſprach Anfangs Gleichgültiges, ſchien aber nur mit Mühe eine Thräne unterdrücken zu können, die endlich wirklich in dem ſanften Auge glänzte, als ſie fragte, ob er ihr nicht zürnen werde, wenn ſie eine bekannte Perſon zu ihm führe? Er ſah ſie ſtaunend und verwundert an, doch noch ehe er eine Antwort zu geben vermochte, eilte Käthchen weinend aus dem Zimmer und trat bald darauf mit einem verſchleierten Mädchen wieder ein. Noch ehe die trübe Kerze ihre Umriſſe deutlich zeigte, noch ehe ſie den Schleier zurückſchlug, ſagte ihm ſein ahnendes Herz, wen er vor ſich habe; erröthend ſprang er auf, aber ſchon hatte die Unglückliche ſich vor ihm niedergeworfen, den Schleier zurückgeſchlagen, und Lea war es, welche die einſt ſo geliebten Augen düſter und bittend zu ihm aufſchlug und die bleichen, magern Hände, in einander gerungen, flehend nach ihm hinſtreckte: „Barmherzigkeit!„ rief ſie, „nur nicht ſterben laſſen Sie ihn; man ſagt, er müſſe ſterben; ſeine einzige Hoffnung ruht noch auf Ihnen. Wo ſoll ich

Worte nehmen, Ihr großmüthiges Herz zu erweichen? welche Sprache ſoll ich erdenken, an ein Ohr zu ſprechen, das mich einſt ſo wohl verſtand?“ — Thränen ließen ſie nicht weiter reden, und auch Käthchen weinte bitterlich. Voll von Schmerz und Überraſchung faßte Guſtav ihre kalten Hände und richtete ſie auf; er ſah ſie an — wie ſchmerzlich war ihm ihr Anblick! Ihre Wangen waren bleich und eingefallen, die ſchönen Augen lagen tief, und der Mund, der ſonſt nur zum Lächeln geſchaffen ſchien, zeigte, daß er jenes ſüße Lächeln längſt nicht mehr kenne. Das ſchwarze Haar, das um die weiße Stirne hieng, und das bleiche Geſicht vollendeten das Geſpenſtige ihres Anblicks.

„Lea! unglückliche Lea!“ rief der junge Mann, „wie lange haben Sie ſich verborgen gehalten und Ihren Freunden den letzten Troſt geraubt, zu wiſſen, ob es Ihnen an nichts gebricht, ob die Freunde etwas für Sie thun können?“

„Ach! das iſt es nicht, um was ich Ihre edelmüthige Schweſter gebeten habe, mich hieher zu führen;“ ſagte ſie ſchmerzlich lächelnd. „Warum ſoll es mir denn nicht gut gehen? Ich habe alle meine Hoffnungen und Träume längſt begraben, ich pflanzte die Erinnerungen als Blumen auf das Grab, und begieße dieſe Blumen mit meinen Thränen. Nein! Sie waren immer ſo großmüthig gegen Unglückliche, geben Sie mir nur den Troſt, daß mein Bruder nicht ſterben muß; ach! es iſt ſo bitter zu ſterben, und was nüzt ſein Tod dieſem Lande?"

„Leá," antwortete der junge Mann verlegen, „gewiß, es iſt bis jezt noch nicht davon die Rede geweſen, und ich glaube auch nicht — Sie dürfen ſich tröſten — es wird nicht ſo weit kommen."

„Es wird, und in Ihrer Hand liegt ſein Schickſal," flüſterte ſie; „er hat es mir geſagt, ich habe ihn geſprochen; wenn nur der Brief nicht wäre, der Brief kann mich verderben." O Guſtav! halten Sie ihn Jahre lang, auf immer im Gefängniß, was liegt an ihm, wenn er in Ketten ſizt? Nur nicht ſterben; Guſtav, ſeyn Sie edelmüthig — vergeſſen ſie den Brief, um den Niemand weiß als Sie — mit jener ſchwachen Kerze dort können Sie das Leben eines Menſchen retten.“

„Bruder,“ ſagte Katharina näher tretend, indem ſie ſeine Hand faßte, „thu’ es, dein Gewiſſen kann nicht gefährdet werden, denn er iſt ja auf immer unſchädlich gemacht; verbrenne den Brief, er kann ſich ja verloren haben.“

Der junge Mann ſah die weinenden Mädchen an; ein unabweisbares Gefühl kämpfte in ihm, er ſchwankte einen Augenblick, und Lea, die dieſen Kampf in ſeinen Mienen las, faßte ſeine Hand, drückte ſie ſtürmiſch an ſein Herz, zog ſie zärtlich an ſeine Lippen. „Er will!“ rief ſie entzückt; „o, ich wußte es wohl, er iſt edel; er will ſich nicht wie die Andern an dem Unglücklichen rächen, der ihn einſt beleidigt hat, er läßt ihn nicht ſterben, belaſtet mit Sünden, er läßt ihn leben und fromm und weiſe werden. Wie gütig biſt du, o Gott, daß du noch deiner Engel einen geſendet haſt auf dieſe öde Erde, der mit der offenen Hand der Barmherzigkeit ſegnet, und nicht mit dem flammenden Schwert der Rache den Verbrecher zerſchmettert!“

„Nein — nein — es iſt nicht möglich!“ ſprach Lanbek mit tiefem Schmerz. „Sieh Lea, mein Leben möchte ich hingeben, um deine Ruhe zu erkaufen, aber meine Ehre! Gott! meinen guten Namen! es iſt nicht möglich! ſie wiſſen um den Brief, Einige haben ihn geleſen und — morgen ſoll ich ihn vortragen. Käthchen! ſprich, ich beſchwöre dich, kann, darf ich es thun?“

Käthchen weinte, und eine leiſe Bewegung ihres Hauptes ſchien anzudeuten, daß es auch ihr unmöglich ſcheine. Lea aber hatte ihm mit ſtarren Blicken zugehört; über die bleichen Wangen ergoß ſich die Röthe der Angſt, ſie beugte ſich vor, als könne ſie die ſchreckliche Verneinung nicht recht vernehmen; ſie ſah, als ſich Guſtav auf ſeine Schweſter berief, mit einem Blick voll ſchmerzlicher Zuverſicht nach dieſer hin, ſie ſtreckte die Hand krampfhaft aus, wie ein Ertrinkender, der nach dem ſchwachen Zweig am Ufer die Hand ausſtreckt — vergebens.

„So muß er ſterben,“ ſagte ſie nach einer Weile leiſe, „und du — du brichſt ihm den Stab? das war es alſo, warum ich lebte und — liebte? es iſt ein ſonderbares Räthſel, das Leben! Hätte ich dieß gedacht, als ich noch ein fröhliches Kind war? hätte ich gedacht, daß wir ſo untergehen müßten?“

„Armes, unglückliches Mädchen!“ ſprach Käthchen und ſchloß ſie in ihre Arme. „Ach, gewiß, er kann nicht anders handeln, ich ſehe es ſelbſt ein; und wenn es dich tröſten kann, komm zu mir, ſo oft du willſt, du ſollſt gewiß treue Theilnahme finden —“

„Lea,“ unterbrach ſie ihr Bruder, „wenn wir etwas für Sie thun können; Sie ſind an Wohlſtand gewöhnt — dieſes Kleid hier ſagt mir, daß Sie in Noth ſind.“

„Komm, Lea,“ fuhr Käthchen fort, „wir ſind beinahe von derſelben Größe, nimm von meinen Tüchern, von meinen Kleidern, du machſt mir Freude, wenn du es thun willſt.“

„Das Vermögen Ihres Bruders, das er außer Landes beſitzt,“ ſagte Guſtav, „ſoll und muß für Sie gerettet werden, Sie haben die nächſten Anſprüche, und ich will gewiß das meinige thun.“

„Guter Guſtav,“ unterbrach ſie ihn, indem ſie ſich zu einem Lächeln zwang; „laſſen wir das; die Leute ſagen, daß er ſein Vermögen den Armen dieſes Landes entzogen habe. Da hatte er Unrecht, und es wäre beſſer, er hätte dieſes Land nie geſehen; aber eben ſo unrecht wäre es von mir, von dieſem Golde Gebrauch zu machen, das ihm den Tod bringen wird. Aber von dir, liebes ſchönes Mädchen, nehme ich ein Tuch an, weil es jezt ſo kalt wird. Ich höre, du biſt Braut; ſey doch recht glücklich! Möchten dieß die lezten Thränen ſeyn, die jezt in deinen Wimpern hängen, und wenn du weinen mußt, ſo ſey es nur fremdes Unglück, um das dein ſchönes Herz trauert.“

„Lea,“ ſagte der junge Mann mit tiefem Schmerz, „ich kann dich nicht ſo hinweg laſſen; es iſt die trügeriſche Ruhe der Verzweiflung, die aus dir ſpricht. Beſuche doch meine Schweſter; ſage wo du wohnſt. — „Ach, wenn du Mangel litteſt! — Scheide nicht im Groll von mir, Lea! Gott weiß, daß ich nicht anders konnte!“

„Und auch ich weiß es, Guſtav, und war ein thörichtes Mädchen, dich auf dieſe gefährliche Probe zu ſtellen; unſer Unglück iſt ſo groß, daß eine kleine Hülfe mit deiner Ehre, mit deiner Ruhe zu theuer erkauft wäre. Lebet wohl! ich brauche wenig, vielleicht bald gar nichts mehr, und ſollte ich etwas nöthig haben, ſo bin ich nicht zu ſtolz, zu dieſer Freundin zu kommen, der einzigen, die mir das Unglück erworben hat.“

„Und vergiebſt du?“ ſagte Guſtav mit Thränen.

„Ich habe nichts zu vergeben,“ erwiederte ſie, indem ſie ihm mit mehr Faſſung, als die beiden Geſchwiſter erhalten hatten, die Hand bot. „Lebe wohl, Freund! Ich gehe, meine Blumen zu begießen. Möge der Gott meiner Väter dich ſo glücklich machen, als es dein reiches Herz verdient!“ Sie ſagte es, warf noch einen Blick voll Liebe auf ihn und ging, von Käthchen begleitet.

Der junge Mann blickte ihr wehmüthig nach; es war ihm, als hätte dieſe Stunde einen mächtigen Einfluß auf ſein Leben, aber er ahnete auch, daß er das unglückliche Mädchen zum lezten Mal geſehen habe.

15.

Es würde unſere Leſer ermüden, wollten wir ſie von dem Prozeß des Juden Süß noch länger unterhalten. Es ging damals wie ein Lauffeuer durch alle Länder und wird da und dort noch heute erwähnt, daß am 4ten Februar 1738 die Würtemberger ihren Finanzminiſter wegen allzugewagter Finanzoperationen aufgehenkt haben. Sie hingen ihn an einen ungeheuren Galgen von Eiſen in einem eiſernen Käficht auf. Im Dekret des Herzog Adminiſtrator heißt es: „Ihme zu wohlverdienter Straff, jedermänniglich aber zum abſcheulichen Exempel.“ Beides, die Art, wie dieſer unglückliche Mann mit Würtemberg verfahren konnte, und ſeine Strafe, ſind gleich auffallend und unbegreiflich zu einer Zeit, wo man ſchon längſt die Anfänge der Civiliſation und Aufklärung hinter ſich gelaſſen, wo die Blüthe der franzöſichen Litteratur mit unwiderſtehlicher Gewalt den gebildeteren Theil Europa's aufwärts riß.

Man wäre verſucht, das damalige Würtemberg der ſchmählichſten Barbarei anzuklagen, wenn nicht ein Umſtand einträte, den Männer, die zu jener Zeit gelebt haben, oft wiederholen, und der, wenn er auch nicht die That entſchuldigt, doch ihre Nothwendigkeit darzuthun ſcheint. „Er mußte,“ ſagen ſie, „nicht ſowohl für ſeine eigenen ſchweren Verbrechen als für die Schandthaten und Pläne mächtiger Männer am Galgen ſterben.“ Verwandtſchaften, Anſehen, heimliche Verſprechungen retteten die Andern, den Juden — konnte und mochte Niemand retten, und ſo ſchrieb man, wie ſich der alte Landſchaftskonſulent Laubek ausdrückte, „was die übrigen verzehrt hatten, auf ſeine Zeche.“ Es ſind ſeitdem neunzig Jahre verfloſſen, und wir wiſſen nicht, ob damals der ſchmähliche Tod dieſes Mannes die Gemüther über alles Frühere beruhigte und befriedigte. Ein Edikt des Adminiſtrators wenigſtens ſcheint es nicht ganz zu beweiſen, denn er ſah ſich genöthigt zu verordnen: „daß die Unterthanen alle widrigen Nachreden und ungleichen Urtheile über den hochſeeligen Herrn, bei Strafe und Ahndung, vermeiden, und denſelben im ſchuldigſt-reſpektueuſeſten Andenken halten ſollten.“

Der alte Lanbek that das Letzere auch ohne dieß Edikt, denn ſo oft der Name Karl Alexanders genannt wurde, lüftete er mit beſorgter Miene ſein Mützchen und ſagte: „Gott habe ihn ſelig!“ Er folgte auch dem hochſeligen Herrn noch unter der Vormundſchaft Rudolphs von Neuſtadt. Man ſagt, ſein Sohn habe nie wieder gelächelt und ſelbſt Schwager Reelzingen konnte ihm mit den herrlichſten Späßen keine heitere Miene abgewinnen. Noch Anno 93 ſah man ihn als einen hohen, magern Greis an einem Stock über die Straße ſchreiten; ſeine Miene war ernſt und düſter, aber ſein Auge konnte zuweilen weich und theilnehmend ſeyn. Er hat nie geheirathet, und die Sage ging damals, daß er nur einmal und ein unglückliches Mädchen geliebt habe, das ihren Tod im Neckar freiwillig fand. Männer, die ihn gekannt haben, verſichern, daß er gewöhnlich kalt und verſchloſſen, dennoch ſehr intereſſant in der Unterhaltung geweſen ſey, wenn man ihn auf gewiſſe metaphyſiſche Unterſuchungen brachte, mit welchen er ſich in ſeinem hohen Alter hauptſächlich beſchäftigte. Er ſtarb, betrauert von Vielen, die ihn und ſein Schickſal kannten, und beweint von den Armen und Unglücklichen. Mein Großvater pflegte von ihm zu ſagen: „Es war einer von jenen Menſchen, die, wenn ſie einmal recht unglücklich geweſen ſind, ſich nicht mehr an das Glück gewöhnen mögen.“

II.

Die Sängerin.

Die Sängerin.

„Das iſt ein ſonderbarer Vorfall;" ſagte der Commerzienrath Bolnau zu einem Bekannten, den er auf der breiten Straße in B. traf; „geſteht ſelbſt, wir leben in einer argen Zeit."

„Ihr meint die Geſchichte im Norden?" entgegnete der Bekannte, „habt Ihr Handelsnachrichten, Commerzienrath? Hat Euch der Miniſter der Auswärtigen aus alter Freundſchaft etwas Näheres geſagt."

„Ach, geht mir mit Politik und Staatspapieren; meinetwegen mag geſchehen was da will. Nein, ich meine die Geſchichte mit der Bianetti."

„Mit der Sängerin? wie? iſt ſie noch einmal engagirt? man ſagte ja, der Kapellmeiſter habe ſich mit ihr überworfen —"

„Aber um Gottes willen," rief der Commerzienrath und blieb ſtaunend ſtehen;“ in welchen Spelunken treibet Ihr Euch umher, daß Ihr nicht wiſſet, was ſich in der Stadt zuträgt? So wiſſet Ihr nicht, was der Bianetti arrivirte?“

„Kein Wort, auf Ehre; was iſt es denn mit ihr?“

„Nun, es iſt weiter nichts mit ihr, als daß ſie heute Nacht todt geſtochen worden iſt.“

Der Commerzienrath galt unter ſeinen Bekannten für einen Spaßvogel, der, wenn er Morgens von Eilf bis Mittag ſeine Promenaden in der breiten Straße machte, die Leute gerne aufhielt und ihnen irgend etwas aus dem Stegreife aufband. Der Bekannte war daher nicht ſehr gerührt von dieſer Schreckensnachricht, ſondern antwortete: „Weiter wiſſet Ihr alſo heute nichts, Bolnau? Ihr müßt doch nachgerade mit Eurem Witz zu Rande ſeyn, weil Ihr die Farben ſo ſtark auftraget. Wenn Ihr mich übrigens ein andermal wieder ſtellet in der breiten Straße, ſo beſinnt Euch auf etwas vernünftigeres, ſonſt bin ich genöthigt, einen Umweg zu machen, wenn ich von der Canzlei nach Hauſe gehe.“

„Er glaubts wieder nicht!“ rief der Spaziergänger; „ſeht nur, er glaubts wieder nicht! Wenn ich geſagt hätte der Kaiſer von Marocco ſey erſtochen worden, ſo hättet ihr die Nachricht mit Dank eingeſteckt und weiter getragen, weil ſich dort ſchon Ähnliches zugetragen hat. Aber wenn eine Sängerin hier in B. todt geſtochen wird, da will keiner glauben, bis man den Leichenzug ſieht. Aber Freundchen, dißmal iſt's wahr, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin.“

„Menſch! bedenket, was Ihr ſagt!“ rief der Freund mit Entſetzen.“ Todt ſagtet ihr? die Bianetti todt geſtochen?“

„Todt war ſie vor einer Stunde noch nicht, aber ſie liegt in den lezten Zügen, ſo viel iſt gewiß.“

„Aber ſprechet doch ums Himmelswillen! wie kann man denn eine Sängerin todt ſtechen? leben wir denn in Italien? für was iſt denn eine wohllöbliche Polizey da? Wie gieng es denn zu? Todtgeſtochen!

„Schreiet doch nicht ſo mörderlich!“ erwiederte Bolnau beſänftigend; die Leute fahren ſchon mit den Köpfen aus allen Fenſtern und ſchauen nach dem Straßenlärm. Ihr könnet ja sotta voce jammern, ſo viel Ihr wollt. Wie es zugieng? Ja ſehet, da liegt es eben; das weiß bis jezt kein Menſch. Geſtern Nacht war das ſchöne Kind noch auf der Redoute, ſo liebenswürdig, ſo bezaubernd wie immer, und heute Nacht um zwölf Uhr wird der Medizinalrath Lange aus dem Bette geholt, Signora Bianetti liege am Sterben; ſie habe eine Stichwunde im Herzen. Die ganze Stadt ſpricht ſchon davon, aber natürlich das tollſte Zeug. Es ſind allerdings fatale Umſtände dabei, daß man nicht in's Reine kommen kann; ſo darf z. B. niemand ins Haus, als der Arzt und die Leute, die ſie bedienen. Auch bei Hof weiß man es ſchon und es kam ein Befehl, daß die Wache nicht am Haus vorbeiziehen dürfe; das ganze Bataillon mußte den Umweg über den Markt nehmen."

„Was Ihr ſagt! aber weiß man denn gar nicht, wie es zuging? hat man denn gar keine Spur?"

„Es iſt ſchwer, ſich aus den verſchiedenen Gerüchten auf das wahre durchzuarbeiten. Die Bianetti, das muß man ihr laſſen, iſt eine ſehr anſtändige Perſon, der man auch nicht das geringſte nachſagen kann. Nun wie aber die Leute ſind, beſonders die Frauen, wenn man da von dem ordentlichen Lebenswandel des armen Mädchens ſpricht, zuckt man die Achſel und will von ihrem frühern Leben Allerlei wiſſen; von ihrem frühern Leben! ſie hat kaum ſiebzehn Jahre und iſt ſchon anderthalb Jahre hier! Was iſt das für ein früheres Leben!“

„Haltet Euch nicht ſo lange beim Eingang auf,“ unterbrach ihn der Bekannte, „ſondern kommt auf das Thema. Weiß man nicht, wer ſie erſtochen hat?“

„Nun das ſage ich ja eben; da ſoll es nun wieder ein abgewieſener oder eiferſüchtiger Liebhaber ſeyn, der ſie umbrachte. Sonderbar ſind allerdings die Umſtände. Sie ſoll geſtern auf der Redoute mit einer Maske, die niemand kannte, ziemlich lange allein geſprochen haben. Sie gieng bald nachher weg und einige Leute wollten geſehen haben, daß dieſelbe Maske zu ihr in den Wagen ſtieg. Weiter weiß niemand etwas gewiſſes. Aber ich werde es bald erfahren, was an der Sache iſt."

Ich weiß, Ihr habt ſo Eure eigenen Canäle, und gewiß habt Ihr auch bei der Bianetti einen dienſtbaren Geiſt. Es giebt Leute, die Euch die Stadtchronik nennen.

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre," lachte der Commerzienrath und ſchien ſich ein wenig geſchmeichelt zu fühlen. „Dießmal habe ich aber keinen andern Spion, als den Medizinalrath ſelbſt. Ihr müßt bemerkt haben, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, nicht die ganze Straße hinauf und hinab wandle, ſondern mich immer zwiſchen der Carls- und Friedrichs-Straße halte."

„Wohl habe ich dieß bemerkt, aber ich dachte, ihr macht Fenſterparade vor der Staatsräthin Baruch."

„Geht mir mit Baruch! wir haben ſeit drei Tagen gebrochen, meine Frau ſah das Verhältniß nicht gerne, weil jene ſo hoch ſpielt. Nein, der Medizinalrath Lange kommt alle Tage um 12 Uhr durch die breite Straße, um ins Schloß zu gehen und ich ſtehe hier auf dem Anſtand, um ihn ſogleich aufs Korn zu nehmen, wenn er um die Ecke kommt.“

„Da bleibe ich bei Euch,“ ſprach der Freund, „die Geſchichte der Bianetti muß ich genauer hören. Ihr erlaubt es doch, Bolnau?“

„Wertheſter, genirt Euch ganz und gar nicht, entgegnete jener; ich weiß, Ihr ſpeiſet um Zwölf Uhr, laſſet doch die Suppe nicht kalt werden. Überdieß könnte Lange vor Euch nicht recht mit der Sprache herauswollen; kommt lieber nach Tiſch in's Caffeehaus, dort ſollet Ihr alles hören. — Machet übrigens, daß Ihr fort kommt, dort biegt er ſchon um die Ecke.“

„Ich halte die Wunde nicht für abſolut tödtlich, ſprach der Medizinalrath Lange, nach den erſten Begrüßungen; der Stoß ſcheint nicht ſicher geführt worden zu ſeyn. Sie iſt ſchon wieder ganz bei Beſinnung, und die Schwäche abgerechnet, die der große Blutverluſt verurſachte, iſt in dieſem Augenblick wenigſtens keine Spur von Gefahr.“

„Das freut mich," erwiederte der Commerzienrath und ſchob vertraulich ſeinen Arm in den des Doktors;" ich begleite Ihn noch die paar Straßen bis ans Schloß; aber ſag' Er mir doch um's Himmelswillen etwas Näheres über dieſe Geſchichte; man kann ja gar nicht ins Klare kommen, wie ſich alles zugetragen."

„Ich kann Ihm ſchwören," antwortete jener, „es liegt ein furchtbares Dunkel über der Sache. Ich war kaum eingeſchlafen, ſo weckt mich mein Johann mit der Nachricht, man verlange mich zu einem ſehr gefährlichen Kranken. Ich warf mich in die Kleider, renne hinaus, im Vorſaal ſteht ein Mädchen, bleich und zitternd, und flüſtert ſo leiſe, daß ich es kaum hörte, ich ſolle meinen Verbandzeug zu mir ſtecken. Schon das fällt mir auf; ich werfe mich in den Wagen, laſſe die bleiche Mamſell auf den Bock zu Johann ſitzen, daß ſie den Weg zeige, und fort geht es, bis in den Lindenhof. Ich ſteige vor einem kleinen Hauſe ab und frage die Mamſell, wer denn der Kranke ſey?"

„Ich kann mir denken wie Er ſtaunte" —

„Wie ich ſtaunte, als ich hörte, es iſt Signora Bianetti! Ich kannte ſie zwar nur vom Theater, hatte ſie ſonſt kaum zwei, dreimal geſehen, aber die geheimnißvolle Art, wie ich zu ihr gerufen wurde, das Verbandzeug, das ich zu mir ſtecken ſollte, ich geſtehe Ihnen, ich war ſehr geſpannt, was der Sängerin zugeſtoßen ſeyn ſollte. Es gieng eine kurze Treppe hinan, eine ſchmale Hausflur entlang. Das Mädchen gieng voran, ließ mich einige Augenblicke im Dunkeln warten und kam mir dann ſchluchzend und noch bleicher als zuvor entgegen. „Treten Sie ein, Herr Doctor, ſagte ſie, ach! Sie werden zu ſpät kommen, ſie wirds nicht überleben.“ Ich trat ein, es war ein ſchrecklicher Anblick.“

Der Medizinalrath ſchwieg, ſinnend und düſter, es ſchien ſich ein Bild vor ſeine Seele zu drängen, das er umſonſt abzuwehren ſuchte. „Nun, was ſah Er? rief ſein Begleiter, ungeduldig über dieſe Unterbrechung; Er wird mich doch nicht ſo zwiſchen Thüre und Angel ſtehen laſſen wollen?“

„Es iſt mir manches in meinem Leben begegnet, fuhr der Doctor fort, nachdem er ſich geſammelt hatte, manches, wovor mir graute, manches, das mich erſchreckte aber nichts, was mir das Herz ſo in der Bruſt umdrehte, wie dieſer Anblick. In einem matt erleuchteten Zimmer lag ein bleiches, junges Weib auf dem Sopha, vor ihr kniete eine alte Magd und preßte ihr ein Tuch auf das Herz. Ich trat näher; weiß und ſtarr wie eine Büſte lag der Kopf der Sterbenden zurück, die ſchwarzen, herabfallenden Haare, die dunkeln Braunen und Wimpern der geſchloſſenen Augen bildeten einen ſchrecklichen Contraſt mit der glänzende Bläße der Stirn, des Geſichtes, des ſchönen Halſes. Die weißen, faltenreichen Gewänder, die wohl zu ihrer Maske gehört hatten, waren von Blut überſtrömt, Blut auf dem Fußboden, und von dem Herzen ſchien der rothe Strahl auszugehen, — dieß Alles ſtellte ſich mir in einem Augenblick dar, es war Bianetti, die Sängerin.“

„O Gott, wie mich das rührt!“ ſprach der Commerzienrath bewegt, und zog ein langes, ſeidenes Tuch hervor, um ſich die Augen zu wiſchen; „gerade ſo lag ſie noch lezten Sonntag vor acht Tagen in der Oper Othello da, als ſie die Desdemona ſpielte. Schon damals war der Effekt ſo grauſam wahr und wahrhaft gräulich, daß man meinte, der Mohr habe ſie in der That erdolcht; und jezt iſt es wirklich ſo weit mit ihr gekommen! Was mich das rührt!"

„Habe ich Ihm nicht jede übermäßige Rührung verboten?" unterbrach ihn der Arzt; „will Er mit Gewalt wieder ſeine Zufälle bekommen?"

„Er hat recht," ſagte der Commerzienrath Bolnau und fuhr ſchnell mit dem Tuch in die Taſche; Er hat recht; meine Conſtitution iſt nicht für den Effekt. Erzähl' er nur weiter, ich werde die Tafelſcheiben am Kriegsminiſterio im Vorbeigehen zählen, das hilft gegen ſolche Anfälle."

„Zähl' Er nur, und wenn es nicht hilft, ſo kann Er auch noch den obern Stock des Palais mitnehmen. Die alte Magd nahm das Tuch weg, und mit Erſtaunen erblickte ich eine Wunde, wie von einem Meſſerſtich, die dem Herzen ſehr nahe war. Es war nicht Zeit, mich mit Fragen aufzuhalten, ſo viele derſelben mir auch auf der Zunge ſchwebten, ich unterſuchte die Wunde und legte den Verband um. Die Verwundete hatte während der ganzen Operation kein Zeichen von Leben gezeigt; nur, als ich die Wunde ſondirte, war ſie ſchmerzlich zuſammengezuckt. Ich ließ ſie ruhen und bewachte ihren Schlummer."

„Aber das Mädchen und die alte Magd, hat Er denn dieſe nicht gefragt, woher die Wunde rühre?"

„Ich will es Ihm nur geſtehen, Commerzienrath, weil Er mein alter Freund iſt; ja, als für die Kranke im Augenblick nichts mehr zu thun war, habe ich ihnen rund genug erklärt, daß ich weiter keine Hand mehr an die Dame legen werde, wenn ſie mir nicht alles beichten."

„Und was ſagten ſie? ſo ſprech' Er doch!"

„Nach eilf Uhr war die Sängerin zu Hauſe gekommen, und zwar von einer großen männlichen Maske begleitet. — Ich mochte bei dieſer Nachricht die beiden Weiber etwas ſehr zweideutig angeſehen haben, denn ſie fiengen aufs Neue an zu weinen, und betheuerten mir mit den auſſerordentlichſten Schwüren, ich ſolle doch nichts Schlechtes von ihrer Herrſchaft denken; es ſey die lange Zeit, ſeit ſie ihr dienen, nie nach vier Uhr Abends ein Mann über ihre Schwelle gekommen; das kleinere Mädchen, das wohl Romane mußte geleſen haben, wollte ſogar behaupten, Signora ſey ein Engel von Reinheit.“

„Das behaupte ich auch,“ ſagte der Commerzienrath, indem er gerührt die Scheiben des Palais, dem ſie ſich näherten, zu zählen anfieng; „das ſagte ich auch; der Bianetti kann man nichts Böſes nachſagen, ſie iſt ein liebes, frommes Kind, und was kann ſie denn davor, daß ſie ſchön iſt und ihr Leben durch Geſang friſten muß?“

„Glaub Er mir,“ entgegnete Lange, „ein Arzt hat hierin einen untrüglichen pſychologiſchen Maßſtab. Ein Blick auf die engelreinen Züge des unglücklichen Mädchens überzeugte mich mehr von ihrer Tugend, als die Schwüre ihrer Zofen. Doch höre Er weiter: die Sängerin trat mit dem Fremden in dieſes Zimmer und hieß ihr Mädchen hinausgehen. Dieſe war vielleicht aus Neugierde, was wohl dieſer nächtliche Beſuch zu bedeuten habe, der Thüre nahe geblieben; ſie hörte einen heftigen Wortwechſel, der zwiſchen ihrer Dame und einer tiefen, hohlen Männerſtimme in franzöſiſcher Sprache geführt wurde; Signora ſeye endlich in heftiges Weinen ausgebrochen, der Mann habe ſchrecklich geflucht; plötzlich hörte ſie ihre Dame einen gellenden Schrei ausſtoßen, ſie kann ſich vor Angſt nicht mehr zurückhalten, reißt die Thüre auf und in demſelben Augenblicke fährt die Maske an ihr vorbei und durch den Gang an die Treppe. Sie folgt ihm einige Schritte, vor der Treppe hört ſie ein ſchreckliches Gepolter, er mußte hinuntergeſtürzt ſeyn. Von unten dringt ein Ächzen und Stöhnen herauf wie das eines Sterbenden, aber es graut ihr, ſie wagt keinen Schritt weiter vorzugehen. Sie geht zurück in die Thüre — die Sängerin liegt in ihrem Blute, und ſchließt nach wenigen Augenblicken die Augen. Das Mädchen weiß ſich nicht zu rathen, ſie weckt die alte Magd, ihrer Herrſchaft einſtweilen beizuſtehen, und ſpringt zu mir, um vielleicht Signora noch zu retten.“

„Und die Bianetti hat noch nichts geäuſſert? hat Er ſie nicht befragt?“

„Ich gieng ſogleich auf die Polizei und weckte den Direktor; er ließ noch um Mitternacht alle Gaſthöfe, alle Gaſſenkneipen, alle Winkel der Stadt durchſuchen, aus dem Thore iſt in jener Stunde niemand paſſirt, und von jezt an wird jedermann ſtrenge unterſucht. Die Hausleute, die im obern Stock wohnen, erfuhren die ganze Sache erſt, als die Polizei das Haus durchſuchte; unbegreiflich war es, wie der Mörder entſpringen konnte, da er durch ſeinen Fall hart beſchädigt ſeyn mußte, denn man fand viel Blut unten an der Treppe, und es iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß er ſich im Falle durch ſeinen eigenen Dolch verwundet hat. Es iſt um ſo unbegreiflicher, wie er entkam, da die Hausthüre verſchloſſen war. Die Bianetti ſelbſt erwachte um zehn Uhr und gab dem Polizeidirektor zu Protocoll, daß ſie im ſtrengſten Sinne nicht wiſſe, auch nicht einmal ahne, wer die Maske ſeyn könne. Alle Ärzte und Chirurgen ſind verpflichtet, wenn ſie zu einem Patienten, der durch einen Fall oder eine Meſſerwunde lädirt iſt, ſolches anzuzeigen, weil man vielleicht auf dieſem

Wege dem Mörder auf die Spur kommen könnte. So ſtehen die Sachen. Ich bin aber überzeugt wie von meinem Leben, daß ein tiefes Geheimniß zu Grunde liegt, das die Sängerin nicht entdecken will; denn die Bianetti iſt nicht die Perſon, die ſich von einem ihr völlig unbekannten Mann nach Hauſe begleiten läßt. Das ſcheint auch ihr Mädchen, das beim Verhör zugegen war, zu ahnen. Denn als ſie ſah, daß Signora nichts wiſſen wolle, gab ſie nichts von dem Wortwechſel an, den ſie gehört hatte, mir aber warf ſie einen bittenden Blick zu, ſie nicht zu verrathen. „Es iſt eine entſetzliche Geſchichte,“ ſagte ſie, als ſie mich nachher zur Treppe begleitete, „aber keine Welt brächte mich dazu, etwas zu verrathen, was Signora nicht bekannt werden laſſen will.“ Sie geſtand mir noch etwas, das auf die ganze Sache vielleicht Licht verbreiten würde.“

„Nun, und darf ich dieſen Umſtand nicht auch wiſſen?“ fragte der Commerzienrath; „Er ſieht, wie ich geſpannt bin; ſpann Er ab, ſpann Er ab, um Gotteswillen, ich könnte ſonſt leicht meine Zufälle bekommen!“

„Höre Er, Bolnau, beſinn' Er ſich, lebt noch ein Bolnau außer Ihm in dieſer Stadt? exiſtirt noch irgend ein anderer in der Welt, und wo, ſag Er, wo?“

„Außer mir keine Seele in dieſer Stadt,“ antwortete Bolnau; „als ich vor acht Jahren hieher zog, freute es mich, daß ich nicht Schwarz, Weiß oder Braun, nicht Meier, Miller oder Bauer heiße, weil damit allerlei unangenehme Verwechslungen geſchehen. In Caſſel war ich der einzige Mann in meiner Familie, und ſonſt gibt es auf Gottes Erdboden keinen Bolnau mehr, als meinen Sohn, den unglücklichen Muſiknarren, der iſt verſchollen, ſeit er nach Amerika ſegelte. Aber warum fragt Er nach meinem Namen, Doctor?“

„Nun, Er kann es nicht ſeyn, Commerzienrath, und Sein Sohn iſt in Amerika. Aber es iſt ſchon viertel über zwölf Uhr, Prinzeß Sophie iſt krank, ich habe mich nur zu lang mit Euch verſchwazt; lebt wohl à revoir!

„Nicht von der Stelle,“ rief Bolnau und hielt ihn feſt am Arm, „ſaget mir zuvor, was das Mädchen noch geſagt hat.“

„Nun ja, aber reinen Mund gehalten, Bolnau! ihr letztes Wort, ehe ſie in jene tiefe Ohnmacht ſank, war Bolnau.“

Man hatte den Commerzienrath Bolnau noch nie ſo ernſt und düſter ſchleichen ſehen wie damals, als ihn der Doctor Lange vor dem Palais verließ. Sonſt war er munter und rüſtig einhergeſchritten und wenn er mit dem freundlichſten Lächeln alle Mädchen und Frauen grüßte, mit den Männern viel lachte und ihnen allerlei Neues erzählte, ſo hätte man ihm noch keine ſechzig Jahre zugetraut. Er ſchien auch alle Urſache zu haben, fröhlich und guter Dinge zu ſeyn; er hatte ſich ein hübſches Vermögen zuſammenſpekulirt, hatte ſich, als es genug ſchien, mit ſeiner Frau in B. zu Ruhe geſetzt und lebte nun in Freude und Jubel Jahr aus Jahr ein. Er hatte einen einzigen Sohn gehabt, dieſer ſollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen, und handeln und ſich umthun im Commerz, ſo wollte er es haben.

Der Sohn aber lebte und webte nur im Reich der Töne, die Muſik war ihm Alles, der Handel und Commerz des Vaters war ihm zu gemein und niedrig. Der Vater hatte einen harten Sinn, der Sohn auch, der Vater braußte leicht auf, der Sohn auch, der Vater ſtellte gleich alles auf die Spitze, der

Sohn auch; kein Wunder, daß ſie nicht mit einander leben konnten. Und als der Sohn ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, war der Vater fünfzig, da brach er auf, ſich zur Ruhe zu ſetzen und wollte dem Sohn den Handel geben. Es war auch bald alles in Richtigkeit und Ruhe, denn in einer ſchönen Sommernacht war der Sohn nebſt einigen Clavierauszügen verſchwunden, kam auch richtig nach England und ſchrieb ganz freundſchaftlich, daß er nach Amerika gehen werde. Der Commerzienrath wünſchte ihm Glück auf den Weg und begab ſich nach B.

Der Gedanke an den Muſiknarren, wie er ſeinen Sohn nannte, trübte ihm zwar manche Stunde, denn er hatte ihn erſucht, ſich nie mehr vor ihm ſehen zu laſſen und es ſtand nicht zu erwarten, daß dieſer ungerufen wiederkehre; es wollte ihn zuweilen bedünken, als habe er doch thöricht gethan, als er ihn durchaus im Commerz haben wollte; aber Zeit, Geſellſchaft und heitere Laune ließen dieſe trüben Gedanken nicht lange aufkommen; er lebte in Jubel und Freude, und wer ihn recht heiter ſehen wollte, durfte nur zwiſchen eilf Uhr und Mittag durch die breite Straße wandeln. Sah er dort einen langen, hagern Mann, deſſen ſehr moderne Kleidung, deſſen Lorgnette und Reitpeitſche, deſſen bewegliche Manieren nicht mehr recht zu ſeinen grauen Haaren paſſen wollten, ſah er dieſen Mann nach allen Seiten grüßen, alle Augenblicke bei dieſen oder jenen ſtille ſtehen und ſchwatzen und mit den Armen fechten, ſo konnte er ſich darauf verlaſſen, es war der Commerzienrath Bolnau.

Aber heute war dieß Alles ganz anders. Hatte ihn ſchon zuvor die Ermordungsgeſchichte der Sängerin faſt zu ſehr afficirt, ſo war ihm das lezte Wort des Doctors in die Glieder geſchlagen. „Bolnau hatte die Bianetti noch geſagt, ehe ſie vom Bewußtſeyn kam. Seinen eigenen ehrlichen Namen hatte ſie unter ſo verfänglichen Umſtänden ausgeſprochen!“ Seine Knie zitterten und wollten ihm die Dienſte verſagen, ſein Haupt ſenkte ſich auf die Bruſt ſorgenvoll und gedankenſchwer. „Bolnau! dachte er, königlicher Commerzienrath! wenn ſie jetzt ſtürbe, die Sängerin, wenn das Mädchen dann ihr Geheimniß von ſich gäbe, und den Polizeidirector mit den näheren Umſtänden des Mordes und mit dem verhängnißvollen Wort bekannt machte! Was könnte dann nicht ein geſchickter Juriſt aus einem einzigen Wort argumentiren, beſonders wenn ihn die Eitelkeit anfeuert, in einer ſolchen cause celèbre ſeinen Scharfſinn zu zeigen." Er lorgnettirte mit verzweiflungsvoller Miene das Zuchthaus, deſſen Giebel aus der Ferne ragte. „Dorthin, Volnau! aus ganz beſonderer Gnade und Rückſicht auf mehrjährige Dienſte."

Er athmete ſchwerer, er lüftete die Halsbinde, aber erſchreckt fuhr er zurück, war dieß nicht der Ort, wo man das hänfene Halsband umknüpfte, war nicht dieß die Stelle, wo das kalte Schwerdt durchgieng?"

Begegnete ihm ein Bekannter und neckte ihm zu, ſo dachte er: holla, der weiß ſchon um die Sache, und will mir zu verſtehen geben, daß er wohl unterrichtet ſey. Gieng ein Anderer vorüber ohne zu grüßen, ſo ſchien ihm nichts gewiſſer, als daß man ihn nicht kennen wolle, ſich nicht mit dem Umgang eines Mörders beflecken wolle. Es fehlte wenig, ſo glaubte er ſelbſt, er ſeye ſchuldig am Mord und es war kein Wunder, daß er einen großen Bogen machte um das Polizeibureau zu vermeiden; denn konnte nicht der Director am Fenſter ſtehen, ihn erblicken und heraufrufen? „Wertheſter, beliebt es nicht, ein wenig heraufzuſpazieren, ich habe ein Wort mit Ihnen zu ſprechen.“ Verſpürt er nicht ſchon ein gewiſſes Zittern, fühlt er nicht jezt ſchon ſeine Züge ſich zu einem Armenſünder-Geſicht verziehen, nur weil man glauben könnte er ſeye der, den die Sängerin mit ihrem lezten Worte angeklagt.

Und dann fiel ihm wieder ein, wie ſchädlich eine ſolche Gemüthsbewegung für ſeine Conſtitution ſeye; ängſtlich ſuchte er nach Fenſterſcheiben um ſich ruhig zu zählen, aber die Häuſer und Straßen tanzten um ihn her, der Glockenthurm ſchien ſich höhniſch vor ihm zu neigen, ein wahnſinniges Grauen erfaßte ihn, er rannte durch die Straßen, bis er erſchöpft in ſeiner Behauſung niederſank, und ſeine erſte Frage war, als er wieder ein wenig zu ſich gekommen, ob nicht ein Polizeidiener nach ihm gefragt habe?

Als gegen Abend der Medizinalrath Lange zu ſeiner Kranken kam, fand er ſie um vieles beſſer, als er ſich gedacht hatte. Er ſetzte ſich an ihrem Bette nieder, und beſprach ſich mit ihr über dieſen unglücklichen Vorfall. Sie hatte ihren Arm auf die Kiſſen geſtützt, in der zartgeformten Hand lag ihr ſchöner Kopf. Ihr Geſicht war noch ſehr bleich, aber ſelbſt die Erſchöpfung ihrer Kräfte, ſchien ihr einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Ihr dunkles Auge hatte nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren, der den Doctor, obgleich er ein bedächtiger Mann und nicht mehr in den Jahren war, wo Phantaſie der Schönheit zu Hülfe kommt, ſchon früher von der Bühne aus angezogen hatte. Er mußte ſich geſtehen, daß er ſelten einen ſo ſchönen Kopf, ein ſo liebliches Geſicht geſehen hatte; ihre Züge waren nichts weniger als regelmäßig, und dennoch übten ſie durch ihre Verbindung und Harmonie einen Zauber aus, für welchen er lange keinen Grund wußte; doch dem pſychologiſchen Blicke des Medicinalrathes blieb dieſer Grund nicht verborgen; es war jene Reinheit der Seele, jener Adel der Natur, was dieſe jungfräulichen Züge mit einem überraſchenden Glanz von Schönheit übergoß. „Es ſcheint, Sie ſtudiren meine Züge, Doctor,“ ſprach die Sängerin lächelnd; „Sie ſitzen ſo ſtumm und ſinnend da, ſtarren mich an, und ſcheinen ganz zu vergeſſen, was ich fragte. Oder iſt es zu ſchrecklich, als daß ich es hören ſollte? darf ich nicht erfahren was die Stadt über mein Unglück ſagt?“

„Was wollen Sie alle dieſe thörigten Vermuthungen hören, die müßige Menſchen erfinden und weiter ſagen? Ich habe eben darüber nachgedacht, wie rein ſich Ihre Seele auf Ihren Zügen ſpiegle, Sie haben Frieden in ſich, was kümmert Sie das Urtheil der Menſchen?“

„Sie weichen mir aus,“ entgegnete ſie, „Sie wollen mir entſchlüpfen, indem Sie mir ſchöne Dinge ſagen. Und mich ſollte das Urtheil der Menſchen nicht kümmern? welches rechtliche Mädchen darf ſich ſo über die Geſellſchaft, in welcher ſie lebt, hinwegſetzen. daß es ihr gleich gilt, was man von ihr ſpricht? Oder glauben Sie etwa, ſetzte ſie ernſter hinzu, ich werde nichts darnach fragen, weil ich einem Stand angehöre, dem man nicht viel zutraut? Geſtehen Sie nur, Sie halten mich für recht leichtſinnig."

„Nein, gewiß nicht; ich habe immer nur Schönes von Ihnen gehört, Mademoiſelle Bianetti, von Ihrem ſtillen, eingezogenen Leben, und daß Sie mit ſo ſicherer Haltung in der Welt ſtehen, obgleich Sie ſo einſam und mancher Kabale ausgeſetzt ſind. Aber warum wollen Sie gerade wiſſen, was die Menſchen ſagen? wenn ich nun als Arzt ſolche Neuigkeiten nicht für zuträglich hielt?"

„Bitte, Doctor, bitte, foltern Sie mich nicht ſo lange, rief ſie, ſehen Sie, ich leſe in Ihren Augen, daß man nicht gut von mir ſpricht. Warum mich in Ungewißheit laſſen, die gefährlicher für die Ruhe iſt, als die Wahrheit ſelbſt?"

Dieſen lezten Grund fand der Medicinalrath ſehr richtig; und konnte in ſeiner Abweſenheit nicht irgend eine geſchwätzige Frau ſich eindringen, und noch ärgeres berichten, als er ſagen konnte? „Sie kennen die hieſigen Leute, antwortete er, B. iſt zwar ziemlich groß, aber, du lieber Gott, bei einer ſolchen Neuigkeit der Art zeigt es ſich, wie kleinſtädtiſch man iſt. Es iſt wahr, Sie ſind das Geſpräch der Stadt, dieß kann Sie nicht wundern, und weil man nichts Beſtimmtes weiß, ſo — nun ſo macht man ſich allerhand ſeltſame Geſchichten. So ſoll z. B. die männliche Maske, die man auf der Redoute mit Ihnen ſprechen ſah und die ohne Zweifel dieſelbe iſt, welche dieſe That begieng, ein —

„Nun, ſo reden Sie doch aus,“ bat die Sängerin in großer Spannung, „vollenden Sie!“

„Es ſoll ein früherer Liebhaber geweſen ſeyn, der Sie in — in einer andern Stadt geliebt hat, und aus Eiferſucht umbringen wollte.“

„Von mir das! o, ich Unglückliche!“ rief ſie ſchmerzlich bewegt, und Thränen glänzten in ihren ſchönen Augen; „wie hart ſind doch die Menſchen gegen ein ſo armes, armes Mädchen, das ohne Schutz und Hilfe iſt! Aber reden Sie aus, Doctor, ich beſchwöre Sie! es iſt noch etwas Anderes zurück, das Sie mir nicht ſagten. In welcher Stadt, ſagen die Leute, ſoll ich —“

„Signora, ich hätte Ihnen mehr Kraft zugetraut, ſprach Lange, beſorgt über die Bewegung ſeiner Kranken. Wahrlich, ich bereue es, nur ſo viel geſagt zu haben; ich hätte es nie gethan, wenn ich nicht fürchtete, daß Andere mir unberufen zuvorkämen.“

Die Sängerin trocknete ſchnell ihre Thränen; „Ich will ruhig ſeyn,“ ſagte ſie, wehmüthig lächelnd, „ruhig will ich ſeyn wie ein Kind; ich will fröhlich ſeyn, als hätten mir dieſe Menſchen, die mich jetzt verdammen, ein tauſendſtimmiges „Bravo“ zugerufen. Nur erzählen Sie weiter, lieber, guter Doctor!“

„Nun, die Leute ſchwatzen dummes Zeug,“ fuhr jener ärgerlich fort. „So ſoll, als Sie lezthin im Othello auftraten, in einer der erſten Ranglogen ein fremder Graf geweſen ſeyn; dieſer will Sie erkannt, und vor etwa zwei Jahren in Paris in einem ſchlechten Hauſe geſehen haben. — Aber, mein Gott, Sie werden immer bläſſer —“

„Es iſt nichts, der Schein der Lampe fiel nur etwas matter herüber, weiter, weiter!“

„Nun dieſes Gerede blieb von Anfang nur in den erſten Cirkeln, nach und nach kam es aber ins Publikum, und da dieſer Vorfall hinzukömmt, verbindet man beides und verſetzt das frühere Verhältniß zu Ihrem Mörder in jenes berüchtigte Haus in Paris.“

Auf den ausdrucksvollen Zügen der Kranken hatte während dieſer Rede die tiefſte Bläſſe mit flammender Röthe gewechſelt. Sie hatte ſich höher aufgerichtet, als ſolle ihr kein Wort dieſer ſchrecklichen Kunde entgehen, ihr Auge haftete ſtarr und brennend auf dem Mund des Arztes, ſie athmete kaum, ihr Herz ſchien ſtillzuſtehen. „Jetzt iſts aus,“ rief ſie mit einem ſchmerzlichen Blick zum Himmel, indem Thränen ihrem Auge entſtürzten, „jetzt iſt es aus, wenn er dieß hörte, ſo war es zu viel für ſeine Eiferſucht. Warum bin ich nicht geſtern geſtorben, ach! da hätte ich meinen guten Vater gehabt, und meine ſüße Mutter hätte mich getröſtet, über den Hohn dieſer grauſamen Menſchen!“

Der Doctor ſtaunte über dieſe räthſelhaften Worte; er wollte eben ein tröſtendes, beſänftigendes Wort zu ihr ſprechen, als die Thüre mit Geräuſch aufflog, und ein großer, junger Mann hereinfuhr. Sein Geſicht war auffallend ſchön, aber ein wilder Trotz verfinſterte ſeine Züge, ſein Auge rollte, ſein Haar hieng verwildert um die Stirne. Er hatte ein großes zuſammengerolltes Notenblatt in der Fauſt, mit welchem er in der Luft herum fuhr, und gleichſam agirte, ehe er Athem zum Sprechen fand. Bei ſeinem Anblick ſchrie die Sängerin laut auf, der Doctor glaubte Anfangs aus Angſt, aber es war Freude, denn ein holdes Lächeln zog um ihren Mund, ihr Auge glänzte ihm durch Thränen entgegen, „Carlo!“ rief ſie, „Carlo! endlich kommſt du, nach mir zu ſehen!“

„Elende!“ rief der junge Mann, indem er majeſtätiſch den Arm mit der langen Notenrolle nach ihr ausſtreckte; „laß ab von deinem Syrenengeſang, ich komme — dich zu richten!“

„O Carlo!“ unterbrach ihn die Sängerin, und ihre Töne klangen ſchmelzend und ſüß wie die Klänge der Flöte, „wie kannſt du ſo zu deiner Giuſeppa ſprechen!“

Der junge Mann wollte mit tragiſchem Pathos antworten, aber der Doctor, dem dieſer Auftritt für ſeine Kranke zu angreifend ſchien, warf ſich dazwiſchen. „Wertheſter Herr Carlo, ſagte er, indem er ihm eine Priſe bot, belieben Sie zu bedenken, daß Mademoiſelle in einem Zuſtand iſt, wo ſolche Scenen allzuſehr ihre ſchwachen Nerven afficiren!“

Jener ſchaute ihn groß an und wandte die Notenrolle gegen ihn; „wer biſt du, Erdenwurm? rief er mit tiefer, dröhnender Stimme; wer biſt du, daß du dich zwiſchen mich ſtellſt und meinen Zorn?“

„Ich bin der Medicinalrath Lange, entgegnete dieſer und ſchlug die Doſe zu, und in meinen Titeln befindet ſich nichts von einem Erdenwurme. Ich bin hier Herr und Meiſter, ſo lange Signora krank iſt, und ich ſage Ihnen im Guten, packen Sie ſich hinaus, oder moduliren Sie Ihr presto assai zu einem anſtändigen larghetto.“

„O, laſſen Sie ihn doch, Doctor,“ rief die

Kranke ängſtlich, „laſſen Sie ihn doch, bringen Sie ihn nicht auf! er iſt mein Freund, Carlo wird mir nichts Böſes thun, was ihm auch die ſchlechten Menſchen wieder von mir geſagt haben.“

„Ha! du wagſt es noch zu ſpotten! Aber wiſſe, ein Blitzſtrahl hat die Thore deines Geheimnißes geſprengt und hat die Nacht erhellt, in welcher ich wandelte. Alſo darum ſollte ich nicht wiſſen, was du warſt, woher du kamſt? darum verſchloßeſt du mir den Mund mit deinen Küſſen, wenn ich nach deinem Leben fragte? Ich Thor! daß ich von einer Weiberſtimme mich bezaubern ließ, und nicht bedachte, daß ſie nur Trug und Lug iſt! Nur im Geſang des Mannes wohnt Kraft und Wahrheit. Ciel! wie konnte ich mich von den Rouladen einer Dirne bethören laſſen!“

„O Carlo, flüſterte die Kranke, wenn du wüßteſt, wie deine Worte mein Herz verwunden, wie dein ſchrecklicher Verdacht noch tiefer dringt als der Stahl des Mörders!“

„Nicht wahr, Täubchen, ſchrie jener mit ſchrecklichem Lachen, deine Amoroſi ſollten blind ſeyn, da wäre gut mit ihnen ſpielen?

Der Pariſer muß doch ein wackerer Kerl ſeyn, daß er endlich doch noch das fromme Täubchen fand!“

„Jezt aber wird es mir doch zu bunt, Herr,“ rief der Doctor und packte den Raſenden am Rock; „auf der Stelle marſchier' Er ſich zu dem Zimmer hinaus, ſonſt werde ich die Hausleute rufen, daß ſie Ihn expediren.“

„Ich gehe ſchon, Erdenwurm, ich gehe, ſchrie jener und ſtieß den Medizinalrath zurück, daß er ganz bequem in einen Fauteuil niederſaß; „Ja ich gehe, Giuſeppa, um nimmer wiederzukehren. Lebe wohl oder ſtirb lieber, Unglückliche, verbirg deine Schmach unter der Erde. Aber jenſeits verbirg deine Seele an einen Ort, wo ich dir nie begegnen möge; ich würde der Seeligkeit fluchen, wenn ich ſie mit dir theilte, weil du mich hier ſo ſchändlich um meine Liebe, um mein Leben betrogen.“ Er rief es, indem er noch etwas weniges mit den Noten agirte, aber ſein wildes, rollendes Auge ſchmolz in Thränen, als er den lezten Blick auf die Geliebte warf, und ſchluchzend rannte er aus dem Zimmer.

„Ihm nach, halten Sie ihn auf,“ rief

die Sängerin, führen Sie ihn zurück, es gilt meine Seligkeit!“

„Mit Nichten, Werthgeſchätzte, entgegnete Doctor Lange, indem er ſich aus ſeinem Lehnſtuhl aufrichtete; dieſe Scene darf nicht fortgeſpielt werden: Ich will Ihnen etwas Niederſchlagendes aufſchreiben, das ſie alle Stunden zwei Eßlöffel voll einnehmen werden.“

Die Unglückliche war in ihre Kiſſen zurückgeſunken und ihre Kräfte waren erſchöpft, ſie verlor das Bewußtſeyn von Neuem.

Der Doctor rief das Mädchen und ſuchte mit ihrer Hülfe die Kranke wieder ins Leben zurückzubringen, doch konnte er ſich nicht enthalten, während er die Eſſenzen einflößte, das Mädchen tüchtig auszuſchmählen. Habe ich nicht befohlen, man ſolle niemand, gar niemand hereinlaſſen, und jezt läßt man dieſen Wahnſinnigen zu, der Ihr braves Fräulein beinahe zum zweiten Male ums Leben brachte.“

„Ich habe gewiß ſonſt niemand hereingelaſſen, ſprach die Zofe weinend; aber ihn konnte ich doch nicht abweiſen; ſie ſchickte mich ja heute ſchon dreimal in ſein Haus, um ihn zu beſchwören, nur auf einen kleinen Augenblick zu kommen; ich mußte ja ſogar ſagen, ſie ſterbe und wolle ihn vor ihrem Tode nur noch ein einzigesmal ſehen!“

„So? und wer iſt denn dieſer —

Die Kranke ſchlug die Augen auf. Sie ſah bald den Doctor, bald das Mädchen an, ihre Blicke irrten ſuchend durch's Zimmer. „Er iſt fort, er iſt auf ewig hin, flüſterte ſie; ach, lieber Doctor, gehen Sie zu Bolnau!“

„Aber, mein Gott, was wollen Sie nur von meinem unglücklichen Commerzienrath, er hat ſich über Ihre Geſchichte ſchon genug alterirt, daß er zu Bette liegen muß; was kann denn er ihnen helfen?“

„Ach, ich habe mich verſprochen, erwiederte ſie, zu dem fremden Kapellmeiſter ſollen Sie gehen, er heißt Boloni und logirt im Hôtel de Portugal.“

„Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben, ſprach der Doctor, aber was ſoll ich bei dieſem thun?“

„Sagen Sie ihm, ich wolle ihm alles ſagen, er ſoll nur noch einmal kommen, — doch nein, ich kann es ihm nicht ſelbſt ſagen; Doctor, wenn Sie — ja ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen alles ſagen, und dann ſagen Sie es wieder dem Unglücklichen, nicht wahr?“

„Ich ſtehe zu Befehl; was ich zu Ihrer Beruhigung thun kann, werde ich mit Freuden thun.“

„Nun ſo kommen Sie Morgen frühe, ich kann heute nicht mehr ſo viel ſprechen. Adieu, Herr Medicinalrath; doch noch ein Wort; Babette, gieb dem Herrn Doctor ſein Tuch!“

Das Mädchen ſchloß einen Schrank auf und reichte dem Doctor ein Tuch von gelber Seide, das einen ſtarken, angenehmen Geruch im Zimmer verbreitete.

„Das Tuch gehört nicht mir,“ ſprach jener, Sie irren ſich, ich führe nur Schnupftücher von Leinwand.“

„Unmöglich! entgegnete das Mädchen! wir fanden es heute Nacht am Boden; ins Haus gehört es nicht, und ſonſt war noch niemand da als Sie.“

Der Doctor begegnete den Blicken der Sängerin, die erwartungsvoll auf ihm ruhten. „Könnte nicht dieſes Tuch jemand anders entfallen ſeyn?“ fragte er mit einem feſten Blick auf ſie.

„Zeigen Sie her, erwiederte ſie ängſtlich, daran hatte ich noch nicht gedacht.“ Sie unterſuchte das Tuch und fand in der Ecke einen verſchlungenen Namenszug; ſie erbleichte, ſie fing an zu zittern.

„Es ſcheint, Sie kennen dieſes Tuch und die Perſon die es verloren hat, fragte Lange weiter; es könnte zu etwas führen, darf ich es nicht mit mir nehmen? darf ich Gebrauch davon machen?“

Giuſeppa ſchien mit ſich zu kämpfen; bald reichte ſie ihm das Tuch, bald zog ſie es ängſtlich und krampfhaft zurück. „Es ſey, ſagte ſie endlich; und ſollte der Schreckliche noch einmal kommen und mein wundes Herz dießmal beſſer treffen, ich wage es; nehmen Sie, Doctor. Ich will Ihnen morgen Erläuterungen zu dieſem Tuche geben.“

Man kann ſich denken, wie ausſchließlich dieſe Vorfälle die Seele des Medicinalrath Lange beſchäftigten. Seine ſehr ausgebreitete

Praxis war ihm jezt eben ſo ſehr zur Laſt, als ſie ihm vorher Freude gemacht hatte, denn verhinderten ihn nicht die vielen Krankenbeſuche, die er vorher zu machen hatte, die Sängerin am andern Morgen recht bald zu beſuchen, und jene Aufſchlüſſe und Erläuterungen zu vernehmen, denen ſein Herz ungeduldig entgegen pochte? Doch zu etwas waren dieſe Beſuche in dreißig bis vierzig Häuſern gut, er konnte, wie er zu ſagen pflegte, hinhorchen, was man über die Bianetti ſage, vielleicht konnte er auch über ihren ſonderbaren Liebhaber, den Kapellmeiſter Boloni, eines oder das andere erfahren.

Über die Sängerin zuckte man die Achſeln. Man urtheilte um ſo unfreundlicher über ſie, je ärgerlicher man darüber war, daß ſo lange nichts officielles und ſicheres über ihre Geſchichte ins Publikum komme. Ihre Neider, und welche ausgezeichnete Sängerin, wenn ſie dazu ſchön und Achtzehn alt iſt, hat deren nicht genug? ihre Neider gönnten ihr Alles, und machten hämiſche Bemerkungen, die Gemäßigten ſagten: ſo iſt es mit ſolchem Volke; einer Deutſchen wäre dieß auch nicht paſſirt.

Ihre Freunde beklagten ſie, und fürchteten für ihren Ruf beinahe noch mehr, als für ihre Geſundheit. Das arme Mädchen! dachte Lange, und beſchloß um ſo eifriger ihr zu dienen.

Vom Kapellmeiſter wußte man wenig, weder Schlechtes, noch Gutes. Er war vor etwa dreiviertel Jahren nach B. gekommen, hatte ſich im Hôtel de Portugal ein Dachſtübchen gemiethet und lebte ſehr eingezogen und mäßig. Er ſchien ſich von Geſangſtunden und muſikaliſchen Compoſitionen zu nähren. Alle wollten übrigens etwas überſpanntes, hochfahrendes an ihm bemerkt haben; die, welche ihn näher kennen gelernt hatten, fanden ihn ſehr intereſſant, und ſchon mancher Muſikfreund ſoll ſich ein Couvert an der Abendtafel im Hôtel de Portugal beſtellt haben, nur um ſeine herrliche Unterhaltung über die Muſik zu genießen. Aber auch dieſe kamen darin überein, daß es mit Boloni nicht ganz richtig ſey, denn er vernachläßige, verachte ſogar den weiblichen Geſang, während er mit Entzücken von Männerſtimmen, beſonders von Männerchören ſpreche. Er hatte übrigens keinen näheren Bekannten, keinen Freund, von ſeinem Verhältniß zur Sängerin Fiametti ſchien niemand etwas zu wiſſen.

Den Commerzienrath Bolnau fand er noch immer unwohl und im Bette; er ſchien ſehr niedergeſchlagen, und ſprach mit unſicherer, heißerer Stimme allerlei Unſinn über Dinge, die ſonſt gänzlich außer ſeinem Geſichtskreiſe lagen. Er hatte eine Sammlung berühmter Rechtsfälle um ſich her, in welcher er eifrig ſtudirte; die Frau Commerzienräthin behauptete, er habe die ganze Nacht darin geleſen, und hie und da ſchrecklich gewinzelt und gejammert. Seine Lektüre betraf beſonders die unſchuldig Hingerichteten, und er äußerte gegen den Medicinalrath, es liege eigentlich für den Menſchenfreund ein großer Troſt in der Langſamkeit der deutſchen Juſtiz, denn es laſſe ſich erwarten, daß wenn ein Prozeß zehn, und mehrere Jahre daure, die Unſchuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde.

Die Sängerin Fiametti, für welche der Doctor endlich ein Stündchen erübrigt hatte, war düſter und niedergeſchlagen, als ſeye keine Hoffnung mehr für ſie auf Erden. Ihr

Auge war trübe, ſie mußte viel geweint haben, die Wunde war über alle Erwartung gut; aber mit ihrem zunehmenden körperlichen Wohlbefinden ſchien die Ruhe und Geſundheit ihrer Seele zu ſchwinden. „Ich habe lange darüber nachgedacht, ſagte ſie, und fand, daß Sie, lieber Doctor, doch auf höchſt ſonderbare Weiſe in mein Schickſal verwebt werden. Ich kannte Sie vorher nicht; ich geſtehe, ich wußte kaum, daß ein Medicinalrath Lange in B. exiſtire. Und jezt, da ich mit einem Schlage ſo unglücklich geworden bin, ſendet mir Gott einen ſo theilnehmenden, väterlichen Freund zu.“

„Mademoiſelle Fiametti,“ erwiederte Lange, „der Arzt hat an manchem Bette mehr zu thun, als nur den Puls an der Linken zu fühlen, Wunden zu verbinden und Mixturen zu verſchreiben. Glauben Sie mir, wenn man ſo allein bei einem Kranken ſitzt, wenn man den inneren Puls der Seele unruhig pochen hört, wenn man Wunden verbinden möchte, die niemand ſiehet, da wird auf wunderbare Weiſe der Arzt zum Freunde, und der geheimnißvolle Zuſammenhang zwiſchen

Körper und Seele ſcheint auch in dieſem Verhältniſſe auffallend zu wirken.“

„So iſt es,“ ſprach Giuſeppa, indem ſie zutraulich ſeine Hand faßte; „ſo iſt es, und auch meine Seele hat einen Arzt gefunden. Sie werden vielleicht viel für mich thun müſſen. Es möchte ſeyn, daß Sie ſogar vor den Gerichten in meinem Namen handeln müſſen. Wenn ſie einem armen Mädchen, das ſonſt gar keine Stütze hat, dieſes große Opfer bringen wollen, ſo will ich mich Ihnen entdecken.“

„Ich will es thun,“ ſprach der freundliche Alte, indem er ihre Hand drückte.

„Aber bedenken Sie es wohl; die Welt hat meinen Ruf angegriffen, ſie klagt mich an, ſie richtet, ſie verdammt mich. Wenn nun die Menſchen auch auf Sie höhniſch deuten, daß Sie der verrufenen Sängerin, der ſchlechten Italiänerin, ach! meiner ſich angenommen haben? werden Sie das ertragen können?“

„Ich will es;“ rief der Doctor mit Ernſt und Heftigkeit. „Erzählen Sie!“

„Mein Vater," erzählte die Sängerin, „war Antonio Fiametti, ein berühmter Violinſpieler, der Ihnen aus jüngern Jahren nicht unbekannt ſeyn kann, denn ſein Ruf hatte durch die Concerte, die er an Höfen und in großen Städten gab, ſich überall verbreitet. Ich kann mir ihn nur noch aus meiner früheſten Kindheit denken, wie er mir die Scala vorgeigte, die ich ſchon im dritten Jahre ſehr richtig nachſang. Meine Mutter war zu ihrer Zeit eine vorzügliche Sängerin geweſen, und pflegte in den Concerten des Vaters einige Arien und Canſonetten vorzutragen. Ich war vier Jahre alt, als mein Vater auf der Reiſe ſtarb und uns in Armuth zurückließ. Meine Mutter mußte ſich entſchließen, durch Singen uns fortzubringen. Sie heirathete nach einem Jahre einen Muſiker, der ihr von Anfang ſehr geſchmeichelt haben ſoll, nachher aber zeigte es ſich, daß er ſie nur geheirathet, um ihre Stimme zu benützen. Er wurde Muſikdirektor in W—b—g, einer kleinen deutſchen*) Stadt in Frankreich, und da fieng erſt unſer Leiden recht an.

---

*) Wahrſcheinlich in Elſaß. D. H.

Meine Mutter bekam noch drei Kinder und verlor ihre Stimme ſo ſehr, daß ſie beinahe keinen Ton mehr ſingen konnte. Dadurch war die größte Geldquelle meines Stiefvaters verſiegt, denn ſeine Concerte waren nur durch meine Mutter glänzend und zahlreich geweſen. Er plagte ſie von jezt an ſchrecklich; mir wollte er gar nicht mehr zu eſſen geben, bis er endlich auf ein Mittel verfiel, mich brauchbar zu machen. Er marterte mich ganze Tage lang, und geigte mir die ſchwerſten Sachen von Mozart, Gluck, Roſini und Spontini ein, die ich dann Sonntag Abends mit großem Applaus abſang; das arme Schepperl, ſo hatte man meinen Namen Giuſeppa verkezert, wurde eines jener unglücklichen Wunderkinder, denen die Natur ein ſchönes Talent zu ihrem größten Unglück gegeben hat; der Grauſame ließ mich alle Tage ſingen, er peitſchte mich, er gab mir Tage lang nichts zu eſſen, wann ich nicht richtig intonirt hatte; die Mutter aber konnte meine Qualen nicht mehr lange ſehen, es war, als ob ihr Leben in ihren ſtillen Thränen dahin fließe, an einem ſchönen Frühlingsmorgen fanden wir ſie todt. Was ſoll ich Sie von meinen Marterjahren unterhalten, die jetzt anfiengen? Ich war eilf Jahre alt, und ſollte die Haushaltung führen, die kleinen Geſchwiſter erziehen, und dabei noch ſingen lernen für die Concerte! O, es war eine Quaal der Hölle!

Um dieſe Zeit kam oft ein Herr zu uns, der dem Vater immer einen Sack voll Fünffrankenſtücke mitbrachte. Ich kann nicht ohne Grauen an ihn denken. Es war ein großer, hagerer Mann von mittlerem Alter; er hatte kleine, blinzende, graue Augen, die ihn durch ihren unangenehmen ſtechenden Ausdruck vor allen Menſchen, die ich je geſehen, auszeichneten. Mich ſchien er beſonders liebgewonnen zu haben. Er lobte, wenn er kam, meine Größe, meinen Anſtand, mein Geſicht, meinen Geſang. Er ſetzte mich auf ſeine Knie, obgleich mich ein unwillkürliches Grauen von ihm weg drängte; er küßte mich trotz meines Schreiens, er ſagte wohlgefällig: noch zwei — drei Jahr, dann biſt du fertig, Schepperl!" Und er und mein Stiefvater brachen in ein wildes Lachen bei dieſer Prophezeihung aus. An meinem fünfzehnten Geburtsfeſt ſagte mein Stiefvater zu mir: „Höre, Schepperl: du haſt nichts, du biſt nichts, ich geb dir nichts, ich will nichts von dir, habe auch hinlänglich genug an meinen drei übrigen Ranken; die Chriſtel (meine Schweſter) wird jetzt ſtatt deiner das Wunderkind; was du haſt, dein bischen Geſang, haſt du von mir, damit wirſt du dich fortbringen; der Oncle in Paris will dich übrigens aus Gnade in ſein Haus aufnehmen.“ „Der Oncle in Paris?“ rief ich ſtaunend, denn bisher wußte ich nichts von einem ſolchen. „Ja der Oncle in Paris, gab er zur Antwort, er kann alle Tage kommen.“

Sie können Sich denken, wie ich mich freute; es iſt jetzt drei Jahre her, aber noch heute iſt die Erinnerung an jene Stunden ſo lebhaft in mir, als wäre es geſtern geweſen. Das Glück, aus dem Hauſe meines Vaters zu kommen, das Glück, meinen Oncle zu ſehen, der ſich meiner erbarme; das Glück, nach Paris zu kommen, wo ich mir den Sitz des Putzes und der Seligkeit dachte, ich war berauſcht von ſo vielem Glück; ſo oft ein Wagen fuhr, ſah ich hinaus, ob nicht der Oncle komme, mich in ſein Reich abzuholen. Endlich fuhr eines Abends ein Wagen vor unſerem Hauſe vor. „Das iſt dein Oncle,“ rief der Vater; ich flog hinab, ich breitete meine Arme aus nach meinem Erretter — grauſame Täuſchung! es war der Mann mit den Fünffrankenſtücken.“

„Ich war beinahe bewußtlos in jenen Augenblicken, aber dennoch vergeſſe ich die teufliſche Freude nie, die aus ſeinen grauen Augen blitzte, als er mich hoch aufgewachſen fand; noch immer klingt mir ſeine krächzende Stimme in den Ohren: „Jetzt biſt du recht, mein Täubchen, jetzt will ich dich einführen in die große Welt.“ Er faßte mich mit der Hand, mit der andern warf er einen Geldſack auf den Tiſch; der Sack fuhr auf, ein glänzender Regen von Silber und Goldſtücken rollte auf den Boden; meine drei kleine Geſchwiſter und der Vater jubelten, rutſchten auf dem Boden umher, und laſen die Stücke auf, — es war — mein Kaufpreis.“

„Schon den folgenden Tag gieng es nach Paris. Der hagere Mann, ich vermochte es nicht, ihn Oncle zu nennen, predigte mir beſtändig vor, welch glänzende Rolle ich in ſeinen Salon ſpielen werde. Ich konnte mich nicht freuen, eine Angſt, eine unerklärliche Bangigkeit waren an die Stelle meiner Freude, meines Glückes getreten. Vor einem großen erleuchteten Hauſe hielt der Wagen; wir waren in Paris. Zehn bis zwölf ſchöne, allerliebſte Mädchen hüpften die breiten Treppen herab uns entgegen. Sie herzten und küßten mich, und nannten mich „Schweſter Giuſeppa;“ ich fragte den Hagern, „ſind dieß Ihre Töchter mein Herr?“ oui, mes bonnes enfantes, rief er lachend und die Mädchen und die zahlreiche Dienerſchaft ſtimmten ein mit einem rohen, ſchallenden Gelächter.

Schöne Kleider, prachtvolle Zimmer zerſtreuten mich. Ich wurde am folgenden Abend herrlich gekleidet; man führte mich in den Salon. Die zwölf Mädchen ſaßen im ſchönſten Putz an Spieltiſchen, auf Kanapees, am Flügel. Sie unterhielten ſich mit jungen und älteren Herren ſehr lebhaft. Als ich eintrat, brachen alle auf, giengen mir entgegen und betrachteten mich. Der Herr des Hauſes führte mich zum Flügel, ich mußte ſingen; allgemeiner Beifall wurde mir zu Theil; man zog mich in's Geſpräch, meine ungebildeten, halb italiäniſchen Ausdrücke galten für Naivetät; man bewunderte mich, ich erröthe heute noch, mit welchen Worten mir man dieſes ſagte. So gieng es mehrere Tage herrlich und in Freuden. Ich lebte ungenirt, ich hätte zufrieden leben können, wenn ich mich nicht höchſt unbehaglich, beinahe bänglich in dieſem Hauſe, in dieſer Geſellſchaft gefühlt hätte, in meiner naiven Unſchuld glaubte ich, ſo ſey nun einmal die große Welt und man müſſe ſich in ihre Sitten fügen. Eines fiel mir jedoch auf, als ich an einem Abende zufällig an der Treppe vorbeigieng, ſah ich, daß die Herren, die uns beſuchten, dem Portier Geld gaben, dafür blaue oder rothe Karten bekamen und ſolche einem Bedienten vor dem Salon wieder übergaben, Ein junger Stutzer, der an mir vorüberkam. wies mir mit zärtlichen Blicken eine dieſer rothen Karten; ich weiß heute noch nicht, warum ich darüber erröthete. Aber hören Sie weiter, was ſich bald zutrug."

„Sehen Sie lieber Doktor, hier habe ich ein kleines unſcheinbares Papier. Dieſem bin ich meine Rettung ſchuldig. Ich fand es eines Morgens unter den Brödchen meines Frühſtücks; ich weiß nicht, von welcher gütigen Hand es kam, aber möge der Himmel das Herz belohnen, das ſich meiner erbarmte! Es lautet:

„Mademoiſelle!

Das Haus, welches Sie bewohnen, iſt ein Freudenhaus; die Damen, die Sie um ſich ſehen, ſind Freudenmädchen; ſollten wir uns in Giuſeppa geirrt haben? Wird ſie einen kurzen Schimmer von Glück mit langer Reue erkaufen wollen?"

„Es war ein ſchreckliches Licht, es drohte mich völlig zu erblinden, denn es zerriß beinahe zu plötzlich meinen unſchuldigen Kinderſinn und den Traum von einer unbeſorgten, glücklichen Lage. Was war zu thun? Ich hatte in meinem Leben noch nicht gelernt, Entſchlüſſe zu faſſen. Der Mann, dem dieſes Haus gehörte, war mir wie ein fürchterlicher

Zauberer, der jeden meiner Gedanken leſen könne, der jetzt ſchon darum wiſſen müſſe, was ich erfahren. Und dennoch wollte ich lieber ſterben, als noch einen Augenblick hier verweilen. — Ich hatte ein Mädchen gerade über von unſerer Wohnung, zuweilen Italiäniſch ſprechen hören; ich kannte Sie nicht, — aber kannte ich denn ſonſt Jemand in dieſer ungeheuren Stadt? dieſe vaterländiſchen Klänge erweckten Zutrauen in mir; zu ihr wollte ich flüchten, ich wollte ſie auf den Knieen anflehen, mich zu retten."

„Es war ſieben Uhr frühe; ich war meiner ländlichen Gewohnheit treugeblieben, ſtand immer frühe auf, und pflegte gleich nachher zu frühſtücken, und dieß rettete mich. Um dieſe Zeit ſchliefen noch alle, ſogar ein großer Theil der Domeſtiken. Nur der Portier war zu fürchten. Doch konnte er denken, daß jemand aus dieſem Tempel der Herrlichkeit entfliehen werde? Ich wagte es; ich warf mein ſchwarzes unſcheinbares Mäntelchen um mich eilte die Treppe hinab, meine Knie ſchwankten, als ich an der Loge des Portiers vorbeigieng; er bemerkte mich nicht, drei Schritte, und ich war frei."

Rechts über die Straße hinüber wohnte das italiäniſche Mädchen. Ich ſprang über die breite Straße, ich pochte am Haus, ein Diener öffnete. Ich fragte nach der Signora mit dem ſchwarzen Lockenköpfchen, die italiäniſch ſpreche. Der Diener lachte, und ſagte, ich meine wohl die kleine Excellenza Seraphine; dieſelbe, dieſelbe, antwortete ich, führen Sie mich geſchwind zu ihr. Er ſchien Anfangs Bedenken zu tragen, weil es noch ſo frühe am Tag ſey, doch meine Bitten überredeten ihn. Er führte mich in dem zweiten Stock in ein Zimmer, hieß mich warten und rief dann eine Zofe, der Excellenza mich zu melden. Ich hatte mir gedacht, das hübſche italiäniſche Mädchen werde meines Standes ſeyn; ich ſchämte mich, einer höhern mich zu entdecken, aber man ließ mir keine Zeit, mich zu beſinnen; die Zofe erſchien, mich vor das Bett ihrer Gebieterin zu führen. Ja, ſie war es, es war die ſchöne junge Dame, die ich hatte italiäniſch ſprechen hören. Ich ſtürzte vor ihr nieder, und flehte ſie um ihren Schutz an; ich mußte ihr meine ganze Geſchichte erzählen. Sie ſchien gerührt und verſprach mich zu retten. Sie ließ den Diener, der mich heraufgeführt hat, kommen und legte ihm das ſtrengſte Stillſchweigen auf; dann wieß ſie mir ein kleines Stübchen an, deſſen Fenſter in den Hof giengen, gab mir zu arbeiten und zu eſſen, und ſo lebte ich mehrere Tage in Freude über meine Rettung, in Angſt über meine Zukunft.“

Es war das Haus des Geſandten eines kleinen deutſchen Hofes, in welches ich aufgenommen war. Die Excellenza war ſeine Nichte, eine geborne Italiänerin, die bei ihm in Paris erzogen worden war. Sie war ein gütiges, liebenswürdiges Geſchöpf, deſſen Wohlthaten ich nie vergeſſen werde. Sie kam alle Tage zu mir und tröſtete mich; ſie ſagte mir, daß der Geſandte durch ſeine Bedienten in dem Hauſe des argen Mannes nachgeforſcht habe. Man ſeye ſehr in Beſtürzung, ſuche es aber zu verbergen. Die Diener drüben flüſtern geheimnißvoll, es habe ſich eine Mamſell aus einem Fenſter des zweiten Stocks in den Kanal der Seine geſtürzt. Sonderbare Fügung! Mein Zimmer war ein Eckzimmer und ſah mit der einen Seite nach der Straße, die andere gieng ſchroff hinab in einen Kanal. Ich erinnerte mich, an jenem Morgen ein Fenſter dieſer Seite geöffnet zu haben; wahrſcheinlich war es offen geblieben, und ſo mochte man ſich mein Verſchwinden erklären. Signora Seraphina ſollte um dieſe Zeit nach Italien zurückkehren, ſie war ſo gütig, mich mitzunehmen. Ja, ſie that noch mehr für mich; ſie bewog ihre Eltern in Piacenza, daß ſie mich wie ihr Kind in ihr Haus aufnahmen; ſie ließ mein Talent ausbilden, ihr habe ich Freiheit, Leben, Kunſt, o! vielleicht mehr, als ich weiß, zu danken. In Piacenza lernte ich den Kapellmeiſter Boloni, der übrigens kein Italiäner iſt, kennen; er ſchien mich zu lieben, aber er ſagte es mir nicht. Ich nahm bald nachher den Ruf an das hieſige Theater an. Man ſchätzte mich hier, man hat mir ſonſt wohlgewollt, mein Leben und mein Ruf war unſträflich, ach, ich habe in dieſer langen Zeit nie einen Mann bei mir geſehen, als — ich kann Ihnen dieſes ſchöne Verhältniß ohne Erröthen geſtehen, — als Boloni, der mir bald hieher nachgereiſt war. Sie haben mein Leben jezt gehört, ſagen Sie mir, habe ich etwas gethan, um ſo bittere Strafe zu verdienen? Habe ich ſo Entſetzliches verſchuldet?“

Als die Sängerin geendet hatte, ergriff der Medizinalrath lebhaft ihre Hand. „Ich wünſche mir Glück,“ ſagte er, „den wenigen Menſchen, die Sie auf ihrem Lebensweg gefunden haben, beitreten zu können. Meine Kräfte ſind zwar zu ſchwach, um für Sie thun zu können, was die treffliche kleine Excellenza für Sie that, aber ich will ſuchen, Ihr trauriges Geſchick entwirren zu helfen, ich will den Brauſewind, Ihren Freund, zu verſöhnen ſuchen. Aber ſagen Sie mir nur, was iſt denn Herr Boloni eigentlich für ein Landsmann?“ „Da fragen Sie mich zu viel,“ erwiederte ſie ausweichend; „ich weiß nur, daß er ein Deutſcher von Geburt iſt, und wenn ich nicht irre, wegen Familienverhältniſſen vor mehreren Jahren ſein Vaterland verließ. Er hielt ſich in England und Italien auf, und kam vor etwa drei Vierteljahren hieher.“

„So, ſo? aber warum haben Sie ihm das, was Sie mir erzählen, nicht ſchon früher ſelbſt geſagt?“

Giuſeppa erröthete bei dieſer Frage; ſie ſchlug die Augen nieder, und antwortete: „Sie ſind mein Arzt, mein väterlicher Freund, es iſt mir, wenn ich zu Ihnen ſpreche, als ſpräche ein Kind zu ſeinem Vater. — Aber konnte ich denn dem jungen Mann von dieſen Dingen erzählen? Und ich kenne ja ſeine ſchreckliche Eiferſucht, ſeinen leichtgereizten Argwohn, ich konnte es nie über mich vermögen, ihm zu ſagen, welchen Schlingen ich entflohen war.“

„Ich ehre, ich bewundere Ihr Gefühl; Sie ſind ein gutes Kind; glauben Sie mir, es thut einem alten Mann wohl, auf ſolche decente Gefühle aus der alten Zeit zu ſtoßen; denn heut zu Tag gilt es für guten Ton, ſich über dergleichen wegzuſetzen. Aber noch haben Sie mir nicht alles erzählt; der Abend auf der Redoute, jene ſchreckliche Nacht? —“

„Es iſt wahr, ich muß Ihnen noch weiter ſagen. Ich habe, ſo oft ich im Stillen über meine Rettung nachdachte, die Vorſehung geprieſen, daß man in jenem Hauſe glaubte, ich habe mich ſelbſt getödtet; denn es war mir nur zu gewiß, daß, wenn jener Schreckliche nur die entfernte Ahnung von meinem Leben habe, er kommen werde, ſein Opfer zurück zu holen oder es zu verderben; denn er mochte manches Fünffrankenſtück für mich bezahlt haben. Deßwegen habe ich, ſo lange ich in Piacenza war, manches ſchöne Anerbieten für's Theater abgelehnt, weil ich mich ſcheute, öffentlich aufzutreten. Als ich aber etwa anderthalb Jahre dort war, brachte mir eines Morgens Seraphina ein Pariſer Zeitungsblatt, worin der Todt des Chevalier de Planto angezeigt war."

„Chevalier de Planto? unterbrach ſie der Arzt; hieß ſo jener Mann, der Sie aus dem Hauſe Ihres Stiefvaters führte?"

„So hieß er; ich war voll Freude, meine lezte Furcht war verſchwunden, und es ſtand nichts mehr im Wege, meinen Wohlthätern nicht mehr beſchwerlich zu fallen. Schon einige Wochen nachher kam ich nach B. Ich ging vorgeſtern Abend auf die Redoute, und ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich recht freudig geſtimmt war. Boloni durfte nicht wiſſen, in welchem Coſtüm ich erſcheinen würde, ich wollte ihn necken und dann überraſchen. Auf einmal, wie ich allein durch den Saal gehe, flüſtert eine Stimme in mein Ohr: „Schepperl! was macht dein Oncle?“ Ich war wie niedergedonnert; dieſen Namen hatte ich nicht mehr gehört, ſeit ich den Händen jenes Fürchterlichen entgangen war; mein Oncle! ich hatte ja keinen, und nur einer hatte gelebt, der ſich vor der Welt dafür ausgab, der Chevalier de Planto. Ich hatte kaum ſo viel Faſſung zu erwiedern: „du irrſt dich, Maske“! ich wollte hinwegeilen, mich unter dem Gewühl der Menge verbergen, aber die Maske ſchob ihren Arm in den meinigen und hielt mich feſt. „Schepperl! ſprach der Unbekannte, ich rathe dir, ruhig neben mir herzugehen, ſonſt werde ich den Leuten erzählen, in welcher Geſellſchaft du dich früher umhergetrieben.“ Ich war vernichtet, es wurde Nacht in meiner Seele, nur ein Gedanke war in mir lebhaft, die

Furcht vor der Schande. Was konnte ich armes, hilfloſes Mädchen machen, wenn dieſer Menſch, wer er auch ſeyn mochte, ſolche Dinge von mir ausſagte? die Welt würde ihm geglaubt haben, und Carlo! ach, Carlo wäre nicht der Lezte geweſen, der mich verdammt hätte. Ich folgte dem Mann an meiner Seite willenlos. Er flüſterte mir die ſchrecklichſten Dinge zu; meinen Oncle, wie er den Chevalier nannte, habe ich unglücklich gemacht, meinen Vater, meine Familie ins Verderben geſtürzt. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich riß mich los und rief nach meinem Wagen. Als ich mich aber auf der Treppe umſah, war dieſe ſchreckliche Geſtalt mir gefolgt. „Ich fahre mit dir nach Hauſe, Schepperl, ſprach er mit ſchrecklichem Lachen; ich habe noch ein paar Worte mit dir zu reden.“ Die Sinne vergingen mir, ich fühlte, daß ich ohnmächtig werde, ich wachte erſt wieder im Wagen auf, die Maske ſaß neben mir. Ich ſtieg aus und ging auf mein Zimmer, er folgte; er fing ſogleich wieder an zu reden, in der Todesangſt, ich möchte verrathen werden, ſchickte ich Babette hinaus.“

„Was willſt du hier, Elender,“ rief ich voll Wuth, mich ſo beleidigt zu ſehen. Was kannſt du von mir Schlechtes ſagen? Ohne meinen Willen kam ich in jenes Haus; ich verließ es, als ich ſah, was dort meiner warte.“

„Schepperl, mache keine Umſtände, es gibt nur zwei Wege, dich zu retten. Entweder zahlſt du auf der Stelle zehntauſend Franken, ſey es in Juwelen oder Gold, oder du folgſt mir nach Paris; ſonſt weiß morgen die ganze Stadt mehr von dir, als dir lieb iſt.“ Ich war außer mir; „wer gibt dir dieſes Recht, mir ſolche Zumuthungen zu machen? rief ich; wohlan! ſage der Stadt, was du willſt; aber auf der Stelle verlaſſe dieſes Haus! ich rufe die Nachbarn.“

Ich hatte einige Schritte gegen das Fenſter gethan, er lief mir nach, packte meinen Arm; „wer mir das Recht gibt? ſprach er, dein Vater, Täubchen, dein Vater;“ ein teufliſches Lachen tönte aus ſeinem Mund, der Schein der Kerze fiel auf ein paar graue, ſtechende Augen, die mir nur zu bekannt waren. In demſelben Moment war mir klar, wen ich vor mir hatte; ich wußte jezt, daß ſein Tod nur ein Blendwerk war, das er zu irgend einem Zweck erfunden hatte; die Verzweiflung gab mir übernatürliche Kraft; ich rang mich los, ich wollte ihm ſeine Maske abreißen. „Ich kenne Euch, Chevalier de Planto, rief ich, aber Ihr ſollt den Gerichten Rechenſchaft über mich geben müßen.“ „So weit ſind wir noch nicht, Täubchen, ſagte er, und in demſelben Augenblick fühlte ich ſein Eiſen in meiner Bruſt, ich glaubte zu ſterben.“ —

Der Doctor ſchauderte; es war heller Tag und doch graute ihm, wie wenn man im Dunkeln von Geſpenſtern ſpricht. Er glaubte das heißere Lachen dieſes Teufels zu hören, er glaubte hinter den Gardinen des Bettes die grauen, ſtechenden Augen dieſes Ungeheuers glänzen zu ſehen. „Sie glauben alſo, ſagte er nach einer Weile, daß der Chevalier nicht todt iſt, daß es derſelbe iſt, der Sie ermorden wolle?“

„Seine Stimme, ſein Auge überzeugten mich; das Tuch, das ich Ihnen geſtern gab, machte es mir zur Gewißheit. Die

Anfangslettern ſeines Namens ſind dort eingezeichnet.“

„Und geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln? darf ich alles, was Sie mir ſagten, ſelbſt vor Gericht angeben?“

„Ich habe keine Wahl, Alles! Aber nicht wahr, Doctor, Sie gehen zu Boloni und ſagen Ihm, was ich Ihnen ſagte? Er wird Ihnen glauben, er kannte ja auch Seraphine.“

„Und darf ich nicht auch wiſſen, fuhr der Medicinalrath fort, wie der Geſandte hieß, in deſſen Haus Sie ſich verbargen?“

„Warum nicht? es war ein Baron Martenow.“

„Wie? rief Lange in freudiger Bewegung, der Baron Martenow? iſt er nicht in ....ſchen Dienſten?“

„Ja, kennen Sie ihn? er war Geſandter des ....ſchen Hofes in Paris und nachher in Petersburg.“

„O dann iſt es gut, ſehr gut, ſagte der Medicinalrath und rieb ſich freudig die Hände. Ich kenne ihn, er iſt ſeit geſtern hier; er hat mich rufen laſſen; er wohnt im Hôtel de Portugal.“

Eine Thräne blinkte in dem Auge der Sängerin und von frommen Empfindungen ſchien ihr Herz bewegt. „So mußte ein Mann, ſagte ſie, den ich viele hundert Meilen entfernt glaubte, hieher kommen, um die Wahrheit meiner Erzählung zu bekräftigen! Gehen Sie zu ihm; ach, daß auch Carlo zuhören könnte, wenn er Ihnen verſichert, daß ich die Wahrheit ſprach!“

„Er ſoll es, er ſoll mit mir, ich will es ſchon machen. Adieu, gutes Kind; ſeyn Sie recht ruhig, es muß Ihnen noch gut gehen auf Erden, und nehmen ſie die Mixtur recht fleißig, alle Stunden zwei Löffel voll!“ So ſprach der Doctor und ging. Die Sängerin aber dankte ihm durch ihre freundlichen Blicke. Sie war ruhiger und heiter; es war, als habe ſie eine große Laſt mit ihrem Geheimniß hinweggewälzt; ſie ſah vertrauungsvoller in die Zukunft, denn ein gütiges Geſchick ſchien ſich des armen Mädchens zu erbarmen.

Der Baron Martenov, dem Lange früher einmal einen wichtigen Dienſt zu leiſten Gelegenheit gehabt hatte, nahm ihn freundlich auf, und gab ihm über die Sängerin Fiametti die genügendſten Aufſchlüſſe. Er beſtätigte nicht nur beinahe wörtlich ihre Erzählung, ſondern er brach auch in die lauteſten Lobeserhebungen ihres Charakters aus; ja er verſprach, wohin er in dieſer Stadt kommen würde, überall zu ihren Gunſten zu ſprechen, und die Gerüchte zu wiederlegen, die über ſie im Umlauf waren. Er hat auch Wort gehalten, denn hauptſächlich ſeinem Anſehen und der edelmüthigen Art, womit er ſich der Italienerin annahm, ſchrieben es ihre Freunde zu, daß die Geſinnungen des Publikums über ſie in wenigen Tagen wie durch einen Zauberſchlag ſich änderten. Der Medicinalrath Lange aber ſtieg an jenem Tage, als er vom Geſandten kam, aus der Bel-Etage des Hôtel de Portugal noch einige Treppen höher, in die Manſarden; in Nro 54 ſollte der Kapellmeiſter wohnen. Er ſtand vor der Thüre ſtill, um Athem zu ſchöpfen, denn die ſteilen Treppen hatten ihn angegriffen. Sonderbare

Töne drangen aus dieſer Thüre in ſein Ohr. Es ſchien ein ſchwer Kranker darin zu ſeyn, denn er vernahm ein tiefes Stöhnen und Seufzen, das aus der tiefſten Bruſt aufzuſteigen ſchien. Dann klangen wieder ſchreckliche franzöſiſche und italieniſche Flüche dazwiſchen, wie wenn Ungeduld dem Jammer Luft machen will, und ein heißeres Lachen der Verzweiflung bildete wieder den Übergang zu jenen tiefen Seufzern. Der Medicinalrath ſchauderte. Habe ich doch ſchon neulich etwas weniges Wahnſinn an dem Mäſtro verſpürt, dachte er, ſollte er vollends übergeſchnappt ſeyn, oder iſt er krank geworden aus Schmerz? Er hatte ſchon den Finger gekrümmt um anzuklopfen, als ſein Blick noch einmal auf die Nummer der Thüre fiel; es war 53. Wie hatte er ſich doch ſo täuſchen können; faſt wäre er zu einem ganz fremden Menſchen eingetreten. Unwillig über ſich ſelbſt ging er eine Thüre weiter; hier war 54; hier lautete es auch ganz anders. Eine tiefe ſchöne Männerſtimme ſang ein Lied, begleitet von dem Pianoforte; der Medicinalrath trat ein, es war jener junge Mann, den er geſtern bei der Sängerin geſehen.

Im Zimmer lagen Notenblätter, Guitarre, Violinen, Saiten und anderer Muſikbedarf umher, und mitten unter dieſen Trümmern ſtand der Kapellmeiſter in einem weiten, ſchwarzen Schlafrock, eine rothe Mütze auf dem Kopf und eine Notenrolle in der Hand; der Doctor hat nachher geſtanden, es ſey ihm bei ſeinem Anblick Marius auf den Trümmern von Carthago eingefallen.

Der junge Mann ſchien ſich ſeiner von geſtern zu erinnern und empfing ihn beinahe finſter; doch war er ſo artig, einen Stoß Notenblätter mit einem Ruck von einem Seſſel auf den Boden zu werfen, um ſeinem Beſuch Platz anzubieten; er ſelbſt ſtieg mit großen Schritten im Zimmer umher und ſein fliegender Schlafrock nahm geſchickt den Staub von Tiſchen und Büchern.

Er ließ den Medicinalrath nicht zum Wort gelangen, er überſchrie ihn. „Sie kommen von ihr? rief er. Schämen ſich Ihre grauen Haare nicht, der Kuppler eines ſolchen Weibes zu werden? Ich will nichts mehr hören; ich habe mein Glück zu Grabe getragen, Sie ſehen, ich traure um meine

Seeligkeit; ich habe meinen ſchwarzen Schlafrock an, ſchon dieß ſollte Ihnen, wenn Sie ſich entfernt auf Pſychologie verſtehen, ein Zeichen ſeyn, daß ich jene Perſon für mich als geſtorben anſehe. O Giuſeppe, Giuſeppe!“

„Wertheſter Herr Kapellmeiſter, unterbrach ihn der Doctor, ſo hören Sie mich nur an —“

„Hören? was wiſſen Sie von hören? Lauſchen Sie, wenn Sie von hören ſprechen; ich will prüfen, ob du Gehör haſt, Alter! Siehe, das iſt das Weib, fuhr er fort, indem er den Flügel aufriß und einiges ſpielte, das übrigens dem Doctor, der kein großer Muſikkenner war, vorkam wie andere Muſik auch; hören Sie dieſes Weiche, Schmelzende, Anſchmiegende? Aber bemerken Sie nicht in dieſen Übergängen das unzuverläßige, flüchtige, charakterloſe Weſen dieſer Geſchöpfe? Aber hören Sie weiter, ſprach er mit erhobener Stimme und glänzendem Auge, indem er die weiten Ärmel des Trauerſchlafrockes zurückſchüttelte; wo Männer wirken, iſt Kraft und Wahrheit; hier kann nichts Unreines aufkommen, es ſind heilige, göttliche Laute!“

Er hämmerte mit großer Macht auf den Taſten umher, aber dem Doctor wollte es wieder bedünken, als ſeye dieß nur ganz gewöhnliche Muſik.

„Sie haben da eine ſonderbare Charakteriſtik der Menſchen, ſagte er, da wir doch einmal ſo weit ſind, dürfte ich Sie nicht bitten, Verehrter! daß Sie mir doch einmal einen Medicinalrath auf dem Clavier vorſtellten?“

Der Muſiker ſah ihn verächtlich an; „wie magſt du nur mit einem ſchlechten, quickenden Eis hereinfahren, Erdenwurm, wenn ich den herrlichen, ſtrahlenwerfenden Accord anſchlage!“

Die Antwort des Doctors wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen; eine kleine verwachſene Figur trat herein, machte eine Reverenz und ſprach: „der kranke Herr auf Nro 53 läßt den Herrn Kapellmeiſter höflichſt erſuchen, doch nicht ſo gar erſchrecklich zu handthieren und zu haſeliren, was maßen derſelbe von gar ſchwacher Conſtitution und dem zeitlichen Hinſcheiden nahe iſt.“

„Ich laſſe dem Herrn meinen gehorſamſten Reſpect vermelden, erwiederte der junge

Mann, und meinetwegen könne er abfahren, wann es ihm gefällig. Es graut mir ohne dieß alle Nacht vor ſeinem Jammern und Stöhnen, und das Gräulichſte ſind mir ſeine gottloſen Flüche und ſein tolles Lachen. Meint vielleicht der Franzoſe, er ſeye allein Herr im Hôtel de Portugal? Genirt er mich, ſo geniere ich ihn wieder.“

„Aber verzeihen Euer Hochedelgeboren, ſagte der verwachſene Menſch, er treibts nicht mehr lange, wollten Sie ihm nicht die lezten Augenblicke —

„Iſt er ſo gar krank, der Herr? fragte der Medicinalrath theilnehmend, was fehlt ihm, wer behandelt ihn? wer iſt er?“

„Wer er iſt, weiß ich gerade nicht; ich bin der Lohnlaquai; ich denke, er nennt ſich Lorier und iſt aus Frankreich; vorgeſtern war er noch wohl auf aber etwas melancholiſch, denn er ging gar nicht aus, hatte auch keine Luſt die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu ſehen, aber am andern Morgen fand ich ihn ſchwer krank im Bette; es ſcheint, er hat in der Nacht einen Schlaganfall bekommen. Aber um alle Welt will er keinen Arzt. Er flucht gräßlich, wenn ich frage, ob ich keinen zu ihm führen ſolle. Er pflegt und verbindet ſich ſelbſt; ich glaube, er hat auch eine alte Schußwunde aus dem Krieg, die jezt wieder aufgegangen iſt.“

Man hörte in dieſem Augenblicke den Kranken neben an mit heißerer Stimme rufen und einige Verwünſchungen ausſtoßen. Der Lohnlaquai ſchlug drei Kreuze und flog hinüber.

Der Doctor verſuchte noch einmal, ob ſeine Reden bei dem verſtockten Liebhaber keinen Eingang fänden, und wirklich ſchien es dießmal zu gelingen. Er hatte eine Partitur in die Hand genommen, aus welcher er mit leiſer Stimme vor ſich hinſang; der Doctor benüzte dieſe ruhigere Stimmung und fing an ihm das Leben der Sängerin zu erzählen. Anfangs ſchien der Kapellmeiſter nicht darauf zu achten; er las emſig in ſeiner Partitur und that, als ſey auſſer ihm niemand im Zimmer; nach und nach aber wurde er aufmerkſamer, er hörte auf zu ſingen; bald hob ſich zuweilen ſein Auge über die Partitur und ſtreifte glühend über des Doctors Geſicht, dann ließ er das Notenheft ſenken, und ſah den Erzähler feſt an, ſein Intereſſe ſchien mehr und mehr zu wachſen, ſeine Augen glänzten, er rückte näher, er faßte den Arm des Mediciners, und als dieſer ſeine Erzählung ſchloß, ſprang er in großer Bewegung auf, und rannte im Zimmer auf und nieder. „Ja, rief er, es liegt Wahrheit darin, ein Schein von Wahrheit, eine Wahrſcheinlichkeit; es iſt möglich, es könnte etwa ſo geweſen ſeyn; Teufel! könnte es nicht auch eine Lüge ſeyn?“

„Das heißt man glaube ich decrescendo in Ihrer werthen Kunſt, Herr Kapellmeiſter; aber warum denn bei dieſer Sache ſo von der Wahrheit bis zur Lüge herabſteigen? Wenn ich Ihnen nun einen Bürgen für die Wahrheit ſtellte? Maestro, wie dann?“

Boloni blieb ſinnend vor ihm ſtehen: „Ha! wer dieſes könnte, Medicinalrath, in Gold wollte ich dich faſſen, ſchon dieſer Gedanke verdient groß und königlich belohnt zu werden. Ja! wer mir Bürge wäre! — Es iſt alles ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Geſtirn!“

„Werthgeſchätzter Freund, unterbrach ihn der Doctor; ich ertappe Sie hier auf einer

Reminiſcenz aus Schillers Räubern, ſo in der Cotta'ſchen Taſchenausgabe ſtehet, wenn ich mich recht erinnere. Demungeachtet weiß ich einen ſolchen Bürger, ein ſolches leitendes Geſtirn.“

„Ha! wer mir einen ſolchen gäbe! rief jener; er ſey mein Freund, mein Engel, mein Gott, — ich will ihn anbeten!“

„Es iſt zwar in der angeführten Stelle von einem Schwerdt die Rede, womit man der Otternbrut eine brennende Wunde verſetzen will; nichts deſto weniger aber will ich Sie überzeugen; jener Geſandte, der die arme Giuſeppa in ſeinem Hauſe aufnahm, logirt zufällig hier im Hauſe auf Nr. 6; belieben Sie einen Frack anzuziehen und ein Halstuch umzuknüpfen, ſo werde ich Sie zu ihm führen; er hat mir verſprochen, Sie zu überzeugen.“

Der junge Mann drückte gerührt die Hand des Arztes, doch auch jetzt noch konnte er ein gewiſſes erhabenes Pathos nicht verbergen.“ Ihr wart' mein guter Engel, ſagte er; wie vielen Dank bin ich für dieſen Wink Euch ſchuldig; ich fahre nur geſchwind in meinen Frack, und ſogleich folg ich Euch zu dem Geſandten.“

Die Ausſöhnung mit dem Geliebten ſchien beinahe noch von größerer Wirkung auf die Sängerin zu ſeyn, als die kunſtreichſten Tränklein ihres Arztes. Ihre Geſundheit beſſerte ſich in den nächſten Tagen zuſehends, und bald war ſie ſo weit hergeſtellt, daß ſie die Beſuche ihrer theilnehmenden Freunde auſſer dem Bette empfangen konnte. Dieſe Wendung ihres Zuſtandes mochte der Direktor der Polizei abgewartet haben, um die Sache weiter zu verfolgen. Er war ein umſichtiger Mann und der Ruf ſagte von ihm, daß ihm nicht leicht Einer entgehe, auf den er einmal ſein Auge geworfen, ſollte er auch hundert und mehrere Meilen entfernt ſeyn. Von dem Medicinalrath war ihm die Geſchichte der Sängerin mitgetheilt worden, er hatte ſodann mit dem Baron Martinow noch weitere Rückſprache genommen, und einiges erfahren, was ihm von großem Intereſſe ſchien. Der Geſandte hatte ihm nemlich geſtanden, daß er von dem Vorfall mit der jungen Fiametti Gelegenheit genommen, das ruchloſe Leben des Chevalier de Planto höheren Orts zu berühren. Er hatte nicht verſäumt, hauptſächlich den Umſtand, daß jenes arme Kind eigentlich verkauft wurde, ins rechte Licht zu ſetzen. Jenes berüchtigte Haus wurde kurze Zeit darauf von der Polizei aufgehoben, und der Baron ſchien dieß hauptſächlich den Schritten, die er in der Sache gethan, zuzuſchreiben. Auch er hatte von dem Tod des Chevaliers gehört, glaubte aber mit dem Polizeidirector, daß dieß nur ein Kunſtgriff geweſen ſey, um ſein Gewerbe ſicherer fortzuſetzen, denn beide hegten keinen Zweifel, jener Mordverſuch an der Sängerin könne nur von dieſem ſchrecklichen Menſchen herrühren. Wie ſchwer war es aber der Spur dieſes Mörders zu folgen; die Fremden, die ſich damals zu B. aufhielten, waren, wie der Director verſicherte, alle unverdächtig; nur zwei Umſtände konnten zu Gewiſſerem führen; das Schnupftuch, welches ſich im Zimmer der Fiametti gefunden hatte, könnte, wenn man irgendwo ein ähnliches ſah, zur Entdeckung leiten; es war daher die genaueſte Beſchreibung davon in den Händen aller jener Rätherinnen und Waſchfrauen, welche die Garderobe der Fremden in B. zu beſorgen pflegten. Sodann glaubte der Director aus pſychologiſchen Gründen annehmen zu können, daß ein zweiter Verſuch auf das Leben der Sängerin bald folgen würde, im Falle ſich nemlich der Mörder noch in der Nähe aufhielte.

Sobald daher die Sängerin wieder bei Kräften war, begleitete der Director der Polizey den Doctor Lange, ſo oft er ſie beſuchte; es wurden dort manche Maßregeln beſprochen, manche ſchienen gut, aber nicht wohl auszuführen, manche wurde gerade hin verworfen. Giuſeppa ſelbſt kam endlich auf einen Gedanken, der den beiden Männern ſehr einleuchtete. „Der Doctor, ſagte ſie, hat mir erlaubt in der nächſten Woche wieder auszugehen; wenn er nichts dagegen hat, würde ich auf der lezten Redoute des Carnevals zuerſt wieder unter den Leuten erſcheinen; es hat etwas Anziehendes für mich, mich dort, wo mein Unglück eigentlich anfing, zum erſtenmal zu zeigen. Wenn wir dafür ſorgen, daß dieß in B. hinlänglich bekannt wird, und wenn der Chevalier noch hier iſt, ſo bin ich wie von meinem Leben überzeugt, daß er, unter irgend einer Maske ſich wieder in meine Nähe bringt. Er wird ſich zwar hüten zu ſprechen, er wird durch nichts ſich verrathen, aber ſeine Anſchläge auf mein Leben wird er nicht ruhen laſſen, und ich will ihn aus tauſenden erkennen. Seine Größe, ſeine Geſtalt, vor allem ſeine Augen werden mir ihn kenntlich machen. Was meinen Sie, meine Herrn?"

Der Plan ſchien nicht übel. „Ich wollte wetten, ſagte der Director, wenn er erfährt, Sie kommen auf dieſen Ball, ſo bleibt er nicht aus; ſey es auch nur, um den Gegenſtand ſeiner Rache wieder zu ſehen und ſeiner Wuth neue Nahrung zu geben. Ich denke übrigens, Sie ſollten keine Larve vors Geſicht nehmen, er wird Sie dann um ſo leichter erkennen, um ſo eher in Ihre Nähe, in ſeine Falle gehen; ich werde ein paar tüchtige Burſche in Domino's ſtecken und ſie Ihnen zur Eſcorte geben; auf ein Zeichen von Ihnen ſoll der alte Fuchs gefangen ſeyn."

Babette, das Kammermädchen der Sängerin war während dieſes Geſpräches ab und zugegangen; ſie hatte gehört, wie ihre Dame entſchloſſen ſey, den Mörder oder ſeine Gehülfen ausfindig zu machen, ſie glaubte es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, nach Kräften zu dieſer Entdeckung beizutragen. Sie paßte daher den Director ab, faßte ſich ein Herz und ſagte, ſie habe ſchon neulich den Doctor auf einen Umſtand aufmerkſam gemacht, der zur Entdeckung führen könnte, er ſcheine aber nicht darauf zu achten.

„Kein Umſtand iſt bei ſolchen Vorfällen gering, meine liebe Kleine, antwortete der Mann der Polizei; wenn Sie irgend etwas wiſſen —

„Ich glaube faſt, Signora iſt zu discret und will nicht recht mit der Sprache heraus; als ſie den Stich bekam und in meinen Armen ohnmächtig wurde, war ihr lezter Seufzer — Bolnau.“

„Wie? rief der Director entrüſtet, und das verſchwieg man mir bis jezt? einen ſo wichtigen Umſtand; haben Sie auch recht gehört, Bolnau?“

„Auf meine Ehre, ſagte die Kleine und

legte die Hand betheurend auf das Herz. Bolnau, ſagte ſie und ſo ſchmerzlich, daß ich nicht anders glaube, als ſo heißt der Mörder; aber bitte, verrathen Sie mich nicht!“

Der Director hatte den Grundſatz, daß kein Menſch, er ſehe ſo ehrlich aus als er wolle, zu gut zu einem Verbrechen ſey. Der Commerzienrath Bolnau, und einen andern wußte er nicht in dieſer Stadt, war ihm zwar als ein geordneter Mann bekannt, aber — hatte man nicht Beiſpiele, daß gerade ſolche Leute, denen man vor der Welt nichts nachſagen konnte, der Juſtiz am meiſten zu ſchaffen machten? konnte er nicht mit dieſem Chevalier de Planto unter einer Decke ſpielen. Er ſezte unter dieſen Betrachtungen ſeinen Weg weiter fort, er näherte ſich der breiten Straße, es fiel ihm bei, daß um dieſe Zeit der Commerzienrath ſich dort zu ergehen pflege; er beſchloß, ihm ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Richtig dort kam er die Straße herab, er grüßte rechts, er grüßte links, er ſprach alle Augenblicke mit einem Bekannten, er lächelte, wenn er weiter ging, vor ſich hin, er ſchien munter und guter Dinge zu ſeyn.

Er mochte etwa noch fünfzig Schritte vom Director entfernt ſeyn, als er dieſen anſichtig wurde; er erbleichte, er wandte um und wollte in eine Seitenſtraße einbiegen. „Ein verdächtiger, ſehr verdächtiger Umſtand! dachte der Director, lief ihm nach, rief ſeinen Namen und brachte ihn zum Stehen. Der Commerzienrath war ein Bild des Jammers; er brachte in hohlen Tönen ein bon jour, bon jour hervor, er ſchien lächeln zu wollen, aber die Augen gingen ihm über und ſein Geſicht verzog ſich krampfhaft; ſeine Knie zitterten, ſeine Zähne ſchlugen hörbar aneinander.

„Ei ei, Sie machen ſich recht rar. Habe Sie ſchon ein paar Tage nicht an meinem Fenſter vorbeigehen ſehen; Sie ſcheinen nicht recht wohl zu ſeyn? ſetzte der Director mit einem ſtechenden Blicke hinzu, Sie ſind ſo blaß; fehlt Ihnen etwas?"

„Nein, — es iſt nur ſo ein kleines Fröſteln — ich war wirklich einige Tage nicht wohl, aber Gottlob, es geht mir beſſer."

„So? Sie waren nicht wohl? fragte jener weiter; das hätte ich kaum gedacht; ich glaubte, Sie doch noch vor wenigen Tagen auf der Redoute recht munter zu ſehen."

„Ja freilich; aber gleich den folgenden Tag mußte ich mich legen; ich bekam meine Zufälle wieder, aber ich bin jezt ganz wieder hergeſtellt.“

„Nun, da werden Sie nicht verſäumen die nächſte Redoute zu beſuchen; es iſt die letzte und ſoll ſehr brillant werden; ich hoffe Sie dort zu ſehen; bis dahin Adieu! Herr Commerzienrath.“

„Werde nicht manquiren! „rief ihm der Commerzienrath Bolnau mit jammervollen Mienen nach; „der hat Verdacht! ſprach er zu ſich; der weiß etwas von dem Wort der Sängerin. Zwar ſie ſoll wieder hergeſtellt ſeyn; aber kann nicht der Verdacht im Herzen dieſes Policiſten um ſich freſſen? Kann er mich nicht aus Argwohn beobachten laſſen? Die geheime Polizey wird mich verfolgen; auf allen meinen Schritten und Tritten ſehe ich ſchlaue, fremde Geſichter. Ich darf nichts mehr reden, ſo wird es rapportirt, gedeutet; ich werde, o Gott im Himmel, ich werde ein unruhiger Kopf, ein gefährliches Individuum; und doch lebte ich ſtill und harmlos wie Wilhelm Tell im 4ten Act!“

So ſprach der unglückliche Bolnau bei ſich; ſeine Angſt vermehrte ſich, als er über die verfängliche Frage wegen der nächſten Redoute nachdachte; „er meint gewiß, ich werde mich nicht in die Nähe der Sängerin wagen, aus böſem Gewiſſen; aber ich muß hin, ich muß ihm dieſen Verdacht benehmen! und doch — wird mich nicht in ihrer Nähe ein Zittern und Beben überfallen, gerade weil er glauben kann, ich werde aus Gewiſſensbiſſen und Angſt zittern?“ Er quälte ſich ab mit dieſen Vorſtellungen, ſie beſchäftigten ihn Tage lang, er erinnerte ſich, daß ein berühmter Schriftſteller in einer Schrift bewieſen habe, daß man Angſt vor der Angſt haben könne, und dieß ſchien ihm ganz ſein Fall zu ſeyn. Aber er fühlte, daß er ſich ein Herz faſſen und der Gefahr entgegen gehen müße. Er ließ ſich vom Maskenverleiher den prachtvollen Anzug des Paſcha von Janina holen; er zog ihn alle Tage an und übte ſich vor einem großen Spiegel, recht unbefangen aus ſeiner Maske hervorzuſchauen.

Er machte ſich aus ſeinem Schlafrock eine Puppe und ſezte ſie auf einen Seſſel; ſie ſtellte die Sängerin Fiametti vor. Er ging als Paſcha um ſie her, näherte ſich ihr und ſprach: „es freuet mich unendlich, Sie in ſo erwünſchtem Wohlbefinden zu ſehen.“ Am dritten Tag konnte er ſeine Lection ſchon ganz ohne Zittern ſagen, daher legte er ſich noch Schwereres auf. Er wollte recht artig und unbefangen ſeyn und ihr einen Teller mit Bonbon's und Punſch offeriren. Er übte ſich mit einem Glas Waſſer, das er auf einen Teller ſezte. Von Anfang klirrte es ſchrecklich in ſeiner zitternden Hand; aber auch dieſe Schwachheit überwand er, ja er konnte ganz luſtig dazu ſagen: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Punſch und etliche Bonbon's?“ Es ging trefflich; kein Sterblicher ſollte ihn beben ſehen. Ali Paſcha von Janina fühlte Muth in ſich, troz ſeiner Angſt vor der Angſt auf die Redonte zu gehen.

Der Medizinalrath Lange hatte es ſich nicht nehmen laſſen, die Geneſene zum erſtenmal wieder unter die Leute zu führen. Sie hatte es ihm gerne zugeſagt; hatte er doch durch ſeine treue Pflege, durch die väterliche

Sorgfalt, womit er ſich ihrer angenommen, ein Recht auf ihre wärmſte Dankbarkeit gewonnen. So kam er mit ihr auf der Redoute und er ſchien ſich nicht wenig auf den Platz an der Seite des ſchönen, intereſſanten Mädchens zu Gut zu thun. Die Leute in B. ſind ein ſonderbares Volk. In den erſten Tagen hatte man von den nobelſten Salons bis hinab in die Bierſchenken von der Sängerin übles geſprochen, als aber Männer von Gewicht ſich ihrer annahmen, als angeſehene Damen ſich öffentlich für ſie erklärten, drehte ſich die Fahne nach dem Wind, und die B.. liefen, gerührt über das Schickſal des armen Kindes, in den Straßen umher, und ſtarben bald vor Entzücken, daß ſie geneſen. Als ſie in den Saal der Redoute trat, ſchien alles nur auf ſie als die Königin des Feſtes gewartet zu haben; Man jubelte und jauchzte, man klatſchte in die Hände und rief bravo! als hätte ſie eben die ſchwerſten Rouladen zu Stande gebracht. Auch dem Medizinalrath fiel ſein Antheil am Beifall zu: „Sehet der iſts, riefen ſie, das iſt ein geſchickter Mann, der hat ſie gerettet.“

Die Sängerin fühlte ſich freudig bewegt

von dieſem Beifall der Menge; ja ſie hätte, berauſcht von dem Gemurmel der Glückwünſchenden, beinahe vergeſſen, daß ſie noch ein ernſterer Zweck in dieſen Saal geführt habe; aber die vier handfeſten Dominos, die ihren Schritten folgten, die Fragen des Doctors, ob ſie die grauen Augen des Chevaliers noch nicht anſichtig geworden, erinnerten ſie immer wieder an ihr Vorhaben. Ihr ſelbſt und dem Doctor war es nicht entgangen, daß ein langer, hagerer Türke (man hieß in B. ſein Coſtüm den Ali Baſſa) ſich immer in ihre Nähe dränge; und ſo oft der Strom der Masken ihn wegriß, immer war er ihnen wieder zur Seite. Die Sängerin ſtieß den Doctor an und winkte mit den Augen nach dem Paſcha hin. Er erwiederte ihren Wink und ſagte: „ich habe ihn ſchon lange bemerkt.“ Der Paſcha näherte ſich mit ungewiſſen Schritten; die Sängerin klammerte ſich feſter an Langes Arm; er war jezt ganz nahe, ſtarre, graue Aeuglein guckten aus der Maske und eine hohle Stimme ſprach zu ihr: „es freut mich unendlich, werthgeſchätzte Mamſell, Sie in ſo erwünſchtem Wohlſeyn zu ſehen.“ Die Sängerin wandte ſich erſchreckt ab und ſchien zu zittern; auch die Maske fuhr bei dieſem Anblick bebend zurück, und verſchwand unter der Menge. „Iſt er es? rief der Medizinalrath; faſſen Sie ſich doch; es gilt hier, ruhig und mit Umſicht zu handeln; glauben Sie er iſt es?“ „Noch weiß ich es nicht gewiß. entgegnete ſie; aber ich glaube ſeine Augen zu erkennen.“

Der Medizinalrath gab den 4 Dominos die Weiſung, recht genau auf dieſen Paſcha acht zu geben, und ging mit der Dame weiter. Aber kaum hatte er einige Gänge durch den Saal gemacht, ſo erſchien der Türke wieder; doch hielt er ſich mehr in der Entfernung, als beobachte er die Sängerin.

Der Doctor trat mit ſeiner Dame an ein Buffet, um ihr auf den gehabten Schrecken eine Taſſe Thee zu verordnen; er ſah ſich um — auch hier wieder der Türke. Und ſiehe da, jetzt hatte er auf einem Tellerlein ein Glas Punſch und einige Bonbons; er nähert ſich der Sängerin, ſeine Augen funkeln, das Glas hüpft und klappert in ſeltſamen Klängen auf dem zitternden Teller; er iſt an ihrer Seite, er bietet ihr den Teller, und ſagt: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Punſch und etliche Bonbons?“ Die Sängerin ſah ihn ſtarr an, ſie erbleichte, ſie ſtieß den Teller zurück und rief: „Ha! der Schreckliche! er iſts, er iſts, er will mich vergiften!“

Der Paſcha von Janina ſtand ſtumm und regungslos, er ſchien jeden Gedanken an Vertheidigung aufzugeben; willenlos ließ er ſich von den vier handfeſten Dominos hinwegführen.

Beinahe in demſelben Augenblicke wurde der Doctor heftig an ſeinem ſchwarzen Mantel gezogen; er ſah ſich um, jener kleine verwachſene Lohnlaquai aus dem Hôtel de Portugal ſtand vor ihm, bleich und von Schrecken entſtellt: „Um Gottes Barmherzigkeit willen Herr Medizinalrath kommen Sie doch gefälligſt mit mir auf Nr. 53, eben will der Teufel den franzöſiſchen Herrn holen.“

„Was ſchwazt Er da? ſagte der Doctor unwillig und wollte ihn auf die Seite ſchieben, um dem Gefangenen auf die Polizei-Direction zu folgen; was geht es mich an, wenn ihn der Satan zu ſich nimmt?“

„Aber ich bitte Sie, rief der Kleine beinahe heulend, er kann vielleicht doch gerettet werden; Hochdieſelben ſind ja Stadtphyſicus allhier und verpflichtet, zu den Fremden in den Hotellern zu kommen.“

Der Medizinalrath unterdrückte einen Fluch, der ihm auf der Zunge ſchwebte; er ſah, daß er dieſem unangenehmen Gang nicht ausweichen könne, er winkte den Kapellmeiſter Boloni herbei, übergab ihm die Sängerin, und eilte mit dem kleinen Menſchen nach dem Hôtel de Portugal.

Es war ſtill und öde in dieſem großen Gaſthof, Mitternacht war beinahe ſchon vorüber, die Lampen in den Gängen und Treppen brannten düſter und trübe; es war dem Medizinalrath unheimlich zu Muth, als er zu dem einſamen Kranken hinanſtieg. Der Laquai ſchloß die Thüre auf, der Doctor trat ein, wäre aber beinahe wieder zurückgeſunken. Denn ein Weſen, das ſeit einigen Tagen unabläßig ſeine Phantaſie im Wachen und im Schlafe beſchäftigt hatte, ſaß hier wirklich und verkörpert im Bette. Es war ein großer, hagerer, ältlicher Mann, er hatte eine ſpitzig aufſtehende wollene Schlafmütze tief in die Stirne gezogen, ſeine enge Bruſt, ſeine langen dünnen Arme waren mit Flanell überkleidet, unter der Mütze ragte eine große, ſpitzige Naſe aus einem mageren, braungelben Geſicht hervor, das man ſchon todt und erſtorben geglaubt hätte, wären es nicht ein paar graue, ſtechende Augen geweſen, die ihm noch etwas Leben und einen ſchrecklichen, grauenerregenden Ausdruck gaben. Seine langen dünnen Finger, die mit den hageren Gelenken weit aus den Ärmeln hervorragten, hatte er zuſammengekrümmt, er krazte mit heißerem, wahnſinnigen Lachen auf der Bettdecke.

„Schaut! er krazt ſich ſchon ſein Grab! flüſterte der kleine Menſch, und weckte damit den Doctor aus ſeinem Hinſtarren auf den Kranken. So, gerade ſo, hatte ſich dieſer den Chevalier de Planto gedacht, dieſes tückiſche graue Auge, dieſe unheilverkündenden Züge, dieſe dürre, geſpenſterhafte Figur — es war hier alles, was die Sängerin von jenem ſchrecklichen Manne geſagt hatte. Doch er beſann ſich, kam er denn nicht jetzt eben von der Verhaftung jenes Chevaliers? Konnte nicht ein anderer Mann auch graue Augen haben? war es zu verwundern, daß ein Kranker abgefallen und bleich war? Der Doctor lachte ſich ſelbſt aus, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er dieſe Gedanken hinwegwiſchen und trat an das Bett. — Doch, noch nie hatte er in ſo langen Jahren am Bette eines Kranken Grauen und Furcht gefühlt — hier, es war ihm unerklärlich, hier befiel ihn eine Beengung, ein Schauer, den er umſonſt abzuſchütteln ſuchte, und er fuhr unwillkürlich zurück, als er die feuchte, kalte Hand in der ſeinigen fühlte, als er lange umſonſt nach einem Puls ſuchte.

„Der dumme Kerl,“ rief der Kranke mit heiſerer Stimme, indem er bald franzöſiſch, bald ſchlechtes italieniſch und gebrochenes deutſch unter einander warf, „der dumme kleine Kerl hat mir, glaube ich, einen Doctor gebracht. Sie werden mir verzeihen, ich habe nie viel von Ihrer Kunſt gehalten. Das einzige, was mich heilen kann, ſind die Bäder von Genua; ich habe der Bête ſchon befohlen,, daß er mir Poſtpferde beſtellt; ich werde heute Nacht noch abfahren.“

„Freilich wird er abfahren,“ murmelte der kleine Menſch; „aber mit ſechs kohlſchwarzen Rappen; und nicht nach Genua, wo der ſeelige Fiesco ertrunken, ſondern dahin, wo Heulen und Zähnklappern.“

Der Doctor ſah, daß hier wenig mehr zu machen ſey; er glaubte die Vorzeichen des nahen Todes in den Augen, in den unruhigen Bewegungen des Kranken zu leſen, ſelbſt jene Sehnſucht zu reiſen und hinaus in's Weite zu kommen, war ſchon oft der Verbote eines ſchnellen Endes geweſen. Er rieth ihm daher, ſich ruhig nieder zu legen und verſprach ihm einen kühlen Trank zu bereiten.

Der Kranke lachte grimmig; „liegen, ruhig liegen? antwortete er. Wann ich liege, höre ich auf zu athmen; ich muß ſitzen, im Wagen muß ich ſitzen, fort, weit fort! — Was ſagt der kleine Menſch? hat er die Pferde beſtellt? kleiner Hund, haſt du mein Gepäck in Ordnung?

„Ach Herr und Vater!“ krächzte der Kleine, „jetzt denkt er an ſein Gepäck; ja einen ſchweren Pack Sünden nimmt er mit, der Unmenſch. Es iſt nicht an den Himmel zu mahlen, was er geflucht und gotteslâſterliche Reden geführt hat.“

Der Medizinalrath faßte noch einmal die Hand des Kranken. „Faſſen Sie Vertrauen zu mir,“ ſagte er; „vielleicht kann Ihnen die Kunſt doch noch nützen; Ihr Diener ſagt mir, es ſeye Ihnen eine Schußwunde wieder aufgegangen; laſſen Sie mich unterſuchen.“ Murrend bequemte ſich der Kranke dazu, er deutete auf ſeine Bruſt. Der Arzt nahm einen ſchlechtgemachten Verband weg, er fand — eine Stichwunde nahe am Herzen. — Sonderbar! es war dieſelbe Größe, derſelbe Ort, wie die Wunde der Sängerin.

„Das iſt eine friſche Wunde, ein Stich!“ rief der Doctor, und ſah den Kranken mißtrauiſch an. „Woher haben Sie dieſe Wunde?“

„Sie glauben wohl, ich habe mich geſchlagen? nein beim Teufel! ich hatte ein Meſſer in der Bruſttaſche, fiel eine Treppe herab und habe mich ein wenig geritzt.“

„Ein wenig geritzt! dachte Lange; und doch wird er an dieſer Wunde ſterben.“

Er hatte indeſſen Limonade bereitet und bot ſie dem Kranken; dieſer führte ſie mit unſicherer Hand zum Munde, ſie ſchien ihn zu erquicken; er war einige Momente ſtill und ruhig, doch, als er ſah, daß er einige Tropfen auf die Decke gegoſſen hatte, fieng er an zu fluchen und verlangte ein Schnupftuch. Der Laquai flog zu einem Coffer, ſchloß auf und brachte ein Tuch heraus — der Doctor ſah hin, eine ſchreckliche Ahnung ſtieg in ihm auf — er ſah wieder hin, es war dieſelbe Farbe, derſelbe Stoff, es war das Tuch, das man bei der Sängerin gefunden. Der kleine Menſch wollte es dem Kranken überreichen, er ſtieß es zurück; „gehe zu allen Teufeln, du Thier!“ wie oft muß ich es ſagen, Eau d'Heliotrope darauf! Der Diener holte eine kleine Flaſche hervor und beſprengte das Tuch; ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer — es war daſſelbe Parfüme, das jenes gefundene Tuch an ſich getragen.

Der Medizinalrath bebte an allen Gliedern; es war kein Zweifel mehr, er hatte hier den Mörder der Sängerin Fiametti, er hatte den Chevalier de Planto vor ſich. Es war ein Hülfloſer, ein Kranker, ein Sterbender, der hier im Bette ſaß, aber dem Doctor war es, als könne er alle Augenblicke aus dem Bette fahren und nach ſeiner Kehle greifen, er ergriff ſeinen Hut, es trieb ihn fort aus der Nähe des Schrecklichen.

Der kleine Laquai packte ihn am Rock, als er ihn gehen ſah; „ach Wohledler!“ ſtöhnte er, „Sie werden mich doch nicht bei ihm allein laſſen wollen? Ich halte es nicht aus; wenn er jetzt ſtürbe und dann ſogleich als flanellenes Gespenſt mit der Zipfelmütze auf dem Schädel im Zimmer auf und ab ſpazierte! Um Gottes Barmherzigkeit willen, verlaſſen Sie mich nicht!“

Der Kranke grinzte fürchterlich und lachte und fluchte unter einander, er ſchien dem Kleinen zu Hülfe kommen zu wollen, er ſtreckte ein langes, dürres Bein aus dem Bette, er krallte die dünnen Finger nach dem Doctor. Doch dieſer hielt es nicht mehr aus; der Wahnſinn ſchien ihn anzuſtecken, er warf den Kleinen zurück und floh aus dem Zimmer, noch auf den unterſten Treppen hörte er das gräßliche Lachen des Mörders.

Am Morgen nach dieſer Nacht fuhr ein hübſcher Stadtwagen vor dem Hôtel de Portugal vor; es ſtiegen drei Perſonen, eine verſchleierte Dame und zwei ältliche Herrn heraus und ſtiegen die Treppe hinan. „Iſt der Herr Oberjuſtizreferendarius Pfälle ſchon oben?“ fragte der eine dieſer Herren den Kellner, der ſie hinauf führte; dieſer bejahte und der Herr fuhr fort: „Und doch iſt es eine ſonderbare Fügung des Schickſals, daß er die Treppe hinabſtürzt und ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt ſtößt! daß er ſich ſelbſt verhindert zu entfliehen! daß gerade Sie, Lange, zu ihm beſchieden werden!“

„Gewiß,“ ſagte die verſchleierte Dame, „finden Sie aber nicht auch ein eigentliches Verhängniß in dieſen Schnupftüchern? Das eine mußte er bei mir liegen laſſen, welcher Zufall! das andere muß er gerade in dem Augenblick verlangen, wo der Doctor noch bei ihm iſt.“

„Es mußte ſo gehen,“ erwiederte der zweite Herr, „man kann nichts ſagen, als es mußte ſo kommen. Aber in dieſem Strudel hätte ich beinahe etwas vergeſſen; ſagen Sie, was iſt es denn mit dem Paſcha von Janina? Signora mußte ſich offenbar getäuſcht haben. Sie haben ihn wieder auf freien Fuß geſetzt? wer war der arme Teufel?“

„Mit nichten und im Gegentheil,“ ſprach der erſtere, „ich habe mich überzeugt, daß es ein Mitſchuldiger des Chevalier iſt, dem ich ſchon lange auf der Spur bin. Ich habe ihn ſchon hieher bringen laſſen, er wird mit dem Mörder confrontirt werden.“

„Nicht möglich!“ rief die Dame; „ein Mitſchuldiger?“

„Ja! ja!“ ſagte der Herr mit ſchlauem Lächeln, „ich weiß allerlei, wenn man mir es auch nicht angiebt. Aber Gottlob, wir ſind oben, hier iſt ja gleich Nro. 53. Mademoiſelle, haben Sie die Güte, einſtweilen hier auf 54 einzutreten; der Kapellmeiſter hat es erlaubt und wird Sie nicht hinauswerfen; dafür wollte ich ſtehen. Wann das Verhör an Sie kommt, werde ich Sie rufen.“

Wir brauchen nicht erſt zu ſagen, daß dieſe drei Perſonen die Sängerin, der Doctor und der Director waren; ſie kamen, um den Chevalier de Planto eines Mordverſuches anzuklagen. Der Director und der Medizinalrath traten ein; der Kranke ſaß noch eben ſo im Bette, wie ihn der Doctor in der Nacht geſehen; nur ſchienen beim Tageslicht ſeine Züge noch graſſer, der Ausdruck ſeiner Augen, die ſchon zu erſtarren anfiengen, noch ſchauerlicher. Er ſah bald den Doctor, bald den Director mit ſeelenloſen Blicken an, dann ſchien er nachzuſinnen, was hier in ſeinem Zimmer vorgehe, denn der Referendarius Pfälle, ein kurzer, junger Mann mit rothen Wangen und kleinen Aeuglein hatte ſich einen Tiſch zurecht geſtellt, einen Stoß Papier vor ſich hin gelegt und hielt eine lange Schwanenfeder in der Rechten um zu protokolliren.

„Bête, was wollen dieſe Herren?“ rief der Kranke mit ſchwacher Stimme dem kleinen Laquaien zu; „du weißt ja, ich nehme keine Beſuche an.“

Der Director trat dicht vor ihn hin, ſah ihn feſt an, und ſagte mit Nachdruck: „Chevalier de Planto!“

„Qui vive“ ſchrie der Kranke und fuhr mit der Rechten an die Schlafmütze, als wolle er militäriſch ſalutiren.

„Mein Herr, Sie ſind der Chevalier de Planto?“ fuhr jener fort.

Die grauen Augen fingen an zu glänzen, er warf ſtechende Blicke auf den Director und den Referendar, ſchüttelte mit höhniſcher Miene den Kopf und antwortete: „der Chevalier iſt längſt todt.“

„So? wer ſind denn Sie; antworten Sie, ich frage im Namen des Königs.“

Der Kranke lachte: „ich nenne mich Lorier; Bête, gieb dem Herrn meine Päſſe!“

„Iſt nicht nöthig; kennen Sie dieß Tuch, mein Herr?“

„Was werde ich es nicht kennen, Sie haben es da von meinem Stuhl weggenommen; wozu dieſe Fragen, wozu dieſe Scenen? Sie geniren mich, mein Herr!“

„Belieben Sie auf ihre linke Hand zu ſchauen,“ ſagte der Director; „dort halten Sie ja Ihr Tuch; dieſes hier fand ſich im Hauſe einer gewiſſen Giuſeppa Fiametti.“

Der Kranke warf einen wüthenden Blick auf die Männer; er ballte ſeine Fauſt und knirſchte mit den Zähnen; er ſchwieg hartnäckig, obgleich der Director ſeine Fragen wiederholte. Dieſer gab jetzt dem Doctor einen Wink, er ging hinaus und erſchien bald darauf mit der Sängerin, dem Kapellmeiſter Bolani und dem ....ſchen Geſandten in dem Zimmer.

„Herr Baron von Martinow,“ wandte ſich der Director zu dieſem, „erkennen Sie dieſen Mann für denſelben, den Sie in Paris als Chevalier de Planto kannten?“

„Ich erkenne ihn für denſelben,“ antwortete der Baron, „und wiederhole meine Ausſagen über ihn, die ich früher zu Protocoll gab.“

„Giuſeppa Fiametti! erkennen Sie ihn für denſelben, der Sie aus dem Hauſe Ihres Stiefvaters führte, in ſein Haus nach Paris brachte, für denſelben, den Sie eines Mordverſuches beſchuldigen?“

Die Sängerin bebte bei dem Anblick des fürchterlichen Mannes; ſie wollte antworten, aber er ſelbſt erſparte ihr jedes Geſtändniß. Er richtete ſich höher auf, ſeine wollene Mütze ſchien ſpitziger aufzuſtehen, ſeine Arme waren ſteif, er ſchien ſie mit Mühe zu bewegen, aber ſeine Finger krallten ſich krampfhaft auf und zu; ſeine Stimme ſchlich ſich nur noch leiſe und heiſer aus der Bruſt herauf, ſelbſt ſein Lachen und ſeine Flüche wurden beinahe zum Geflüſter. „Kommſt Du mich zu beſuchen, Schepperl?“ ſagte er; „das iſt ſchön von Dir; nicht wahr, du weideſt dich recht an meinem Anblick? Es iſt mir wahrhaftig leid, daß ich dich nicht beſſer getroffen, ich hätte dir dadurch den Schmerz erſpart, deinen Oheim vor ſeiner Abreiſe von dieſen deutſchen Thieren verhöhnt zu ſehen.“

„Was brauchen wir weiter Zeugniß?“ unterbrach ihn der Director; „Herr Referendarius Pfälle, ſchreiben Sie einen Verhaftungsbefehl gegen —“

„Was thun Sie?“ rief der Doctor, „ſehen Sie denn nicht, daß ihm der Tod ſchon am Herzen iſt? Er treibt es keine Viertelſtunde mehr. Eilen Sie, wenn Sie noch etwas zu fragen haben.“

Der Director befahl dem Laquai, den Gerichtsdienern zu rufen, ſie ſollen den Gefangenen herauf bringen; der Kranke ſank mehr und mehr zuſammen, ſein Auge ſchien ſtill zu ſtehen, es hatte nur eine Richtung, nach der Sängerin, aber auch jetzt noch ſchien Wuth und Ingrim daraus hervor zu blitzen. Schepperl," ſprach er wieder, „du haſt mich unglücklich gemacht, zu Grunde gerichtet, darum verdienteſt du den Tod; du haſt deinen Vater zu Grund gerichtet, ſie haben ihn auf die Galeere geſchickt, weil er dich mir um Geld verkauft hat; er hat mich beſchworen, dich umzubringen; es thut mir leid, daß ich gezittert habe. Verflucht ſeyen dieſe Hände, die nicht einmal mehr ſicher ſtoßen konnten!" Seine gräulichen Verwünſchungen, die er über ſich und Giuſeppa ausſtieß, wurden durch eine neue Erſcheinung unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener brachten einen Mann in türkiſcher Kleidung; es war der unglückliche Ali Paſcha von Janina — der Turban bedeckte das jammervolle Haupt des Kommerzienraths Bolnau. Alle erſtaunten über dieſen Anblick, beſonders ſchien der Kapellmeiſter ſehr betreten; er erblaßte und erröthete und wandte ſein Geſicht ab. „Monſieur de Planto," ſprach der Director, „kennen Sie dieſen Mann?" Der Kranke hatte die Augen geſchloſſen; er riß ſie mühſam auf, und ſagte: „gehet zu allen Teufeln, ich kenne ihn nicht.“

Der Türke ſah die Umſtehenden mit kummervoller Miene an; „ich wußte wohl, daß es ſo kommen werde, ſprach er mit weinerlichem Tone. Es hat mir ſchon lange geahnet. Aber Mademoiſelle Fiametti, wie konnten Sie doch einen unſchuldigen Mann ſo ins Unglück bringen?“

„Was iſt es denn mit dieſem Herrn?“ fragte die Sängerin; „ich kenne ihn nicht. Herr Director, was hat denn dieſer gethan?“

„Signora,“ ſprach der Director mit tiefem Ernſt, „vor den Gerichten gilt keine Nachſicht oder irgend eine Schonung, Sie müſſen dieſen Herrn kennen; es iſt der Commerzienrath Bolnau. Ihr eigenes Kammermädchen hat eingeſtanden, daß Sie bei dem Mord ſeinen Namen ausgerufen haben.“

„Freilich!“ klagte der Paſcha, „meinen Namen genannt unter ſo verfänglichen Umſtänden!“

Die Sängerin erſtaunte, eine tiefe Röthe flog über Ihr ſchönes Geſicht, ſie ergriff in großer Bewegung den Kapellmeiſter bei der Hand: „Carlo,“ rief ſie, „jetzt gilt es zu ſprechen, ich kann es nicht verſchweigen; ja, Herr Director, ich werde dieſen theuren Namen genannt haben, aber ich meinte nicht jenen Herrn, ſondern —

„Mich!“ rief der Kapellmeiſter und trat hervor, „ich heiße, wenn es mein lieber Vater dort erlaubt, Karl Bolnau!“

„Karl! Muſikant! Amerikaner! rief der Türke und umarmte ihn; das iſt das erſte geſcheute Wort in deinem Leben, du haſt mich aus einem großen Jammer befreit.“

„Wenn ſich die Sache ſo verhält,“ ſagte der Director, „ſo ſind Sie frei, und wir haben in dieſer Sache nur mit gegenwärtigem Herrn Chevalier de Planto zu thun. Er wandte ſich um zu dem Bette; dort ſtand der Arzt und hielt die Hand des Mörders in der ſeinigen; er legte ſie ernſt und ruhig auf die Decke und drückte ihm die ſtarren Augen zu. „Director,“ ſagte er, „der macht es jetzt mit einem höheren Richter aus.“

Man verſtand ihn; ſie giengen aus dem

Gemach des furchtbaren Todten und traten drüben bei dem Kapellmeiſter, dem glücklichen, wieder gefundenen Sohne des Paſcha ein; die Sängerin verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des Geliebten, ihre Thränen ſtrömten heftig, aber es waren die letzten, die ſie ihrem unglücklichen Schickſal weinte; denn der Paſcha gieng lächelnd um das ſchöne Paar, er ſchien an einem großen Entſchluß zu arbeiten; er beſprach ſich heimlich mit dem Medizinalrath und trat von dieſem zu ſeinem Sohn und der Sängerin. „Liebſte Mademoiſelle,“ ſprach er, „ich habe Ihretwegen vieles ausgeſtanden, Sie haben meinen Namen ſo verfänglich genannt, daß ich Sie bitte ihn mit dem Ihrigen zu vertauſchen. Sie haben geſtern meinen Teller mit Punſch verſchmäht, werden Sie mich wieder zurückſtoßen, wenn ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Karl Bolnau, meinen muſikaliſchen Sohn präſentire, mit der Bitte ihn zu eheligen?“

Sie ſagte nicht nein; ſie küßte mit Freudenthränen ſeine Hand, der Kapellmeiſter ſchloß Sie mit Entzücken in ſeine Arme und ſchien dießmal ſein erhabenes Pathos ganz vergeſſen zu haben. Der Commerzienrath aber faßte des Doctors Hand: „Lange, ſage Er, hätte ich denken können, daß es ſo kommen würde, als Er mir den Schrecken in alle Glieder jagte; als ich die Scheiben des Palais zählte und Er mir ſagte, ihr letztes Wort war Bolnau!“

„Nun! was will Er weiter!“ antwortete der Medizinalrath lächelnd; „es war doch gut, daß ich es ihm damals ſagte; wer weiß, ob alles ſo gekommen wäre ohne das „letzte Wort der Sängerin.“

Inhalt.

Seite

I. Jud-Süß 7

II. Die Sängerin 139

Novellen

von

Wilhelm Hauff.

F. GREULICH
LEIHBIBLIOTHEK
ZITTAU.

Dritter Theil.

H. 19 III. 564

Stuttgart,
Gebrüder Franckh.
1828.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Franckh'ſche Buchdruckerei in Stuttgart.

Die letzten
Ritter von Marienburg.

Das Bild des Kaiſers.

Novellen

von

W. Hauff.

I.

Die letzten Ritter von Marienburg.

1.

Ein Poet.

„Guten Morgen, Neffe der Muſen," rief mit munterem Ton der junge Rempen einem Bekannten zu, dem er am Markt begegnete; „Ihre Augen leuchten, Ihre Mienen drücken eine gewiſſe Behaglichkeit aus, und ich wollte wetten, Sie haben heute ſchon gedichtet."

„Wie man will, beſter Stallmeiſter," entgegnete jener, „in Reimen zwar nicht, aber an meinem neuen Roman habe ich ein paar Capitel geſchrieben."

„Wie, an einem neuen Roman? das iſt göttlich, auf Ehre! aber bitte Sie, warum ſo geheim mit ſolchen Dingen, ſo verſchloſſen gegen die nächſten Bekannte und Freunde? Sonſt lieſſen Sie doch hin und wieder ein Wörtchen fallen über Anordnung und Charaktere; laſen mir und andern einige Strophen, wie kömmt es denn, daß dieß alles nun vorüber iſt?“

„War es Euch denn wirklich intereſſant?“ fragte der Dichter nicht ohne wohlgefälliges Lächeln; „ich muß geſtehen, mir ſelbſt kommt, wenn ich etwas niedergeſchrieben, alles ſo leer, ſo gemein, ſo langweilig vor, daß ich mich ennuyirte, wenn ich es nur in den Reviſionsbogen wieder durchlas, da dachte ich denn, es könnte Euch auch ſo gehen —“

„Uns! gewiß, es machte uns immer Vergnügen!“

„Gut, laſſen Sie uns dort bei dem Italiäner eintreten und etwas trinken, dabei will ich Ihnen den Plan meines neuen —

„Wie!“ rief der Freund des Dichters lachend, „ſo frühe ſchon am Tage in die Reſtauration? ſind wir denn Leute aus einer neumodiſchen Novelle, daß wir gleich Anfangs; des Tages nämlich, in einem Wirthshaus ſitzen müſſen, als ob es außer der Kirche und der Weinſtube kein öffentliches Leben mehr geben könnte!"

„Wie kommen Sie nur auf dieſe Vergleichung!" entgegnete jener. „Wie oft waren wir morgens bei Primaveſi!"

„Es ging mir nur ſo durch den Kopf," ſprach der Stallmeiſter; „geſtehen Sie ſelbſt, ſeit Tiek mit Marlow und Green im Wirthshaus zuſammen kam, glauben ſie alle, es könne keinen ſchicklicheren Ort geben um eine Novelle anzufangen; erinnern Sie ſich nur an die Almanachs des letzten Jahres; doch Sie ſelbſt ſind ja ſolch ein Stück von einem Poeten, und wenn Sie durchaus heute mit dem Italiäner anfangen wollen, ſo mögen Sie Ihren Willen haben."

„Sie werden erwartet, Herr Doctor Zundler, „ſagte der Italiäner, als die beiden Männer in den Keller traten, „der Buchhändler Kaper ſitzt ſchon ſeit einer Viertelſtunde im Eckſtübchen und fragte oft nach Ihnen."

Der Stallmeiſter machte Miene ſich entfernen zu wollen, Doctor Zundler aber faßte haſtig ſeine Hand: „Bleiben Sie immer,“ rief er, „kommen Sie mit zu dem Buchhändler; er wird wohl von meinem neuen Roman gehört haben und mir Verlag anbiethen; da können Sie einmal ſehen, wie unſer einer Geſchäfte macht, habe ich ja ſelbſt ſchon oft Ihrem Pferdeeinkaufen beigewohnt.“

Der Stallmeiſter folgte; in einer Ecke ſah er einen kleinen, bleichen Mann, der haſtig an einem Rippchen zehrte, und ſo oft er einen Biß gethan, Lippen und Finger ableckte; er erinnerte ſich, dieſe Figur hie und da durch die Straßen ſchleichen geſehen zu haben, und hatte den Mann immer für einen Krämer gehalten; jetzt wurde ihm dieſer als Buchhändler Kaper vorgeſtellt. Zur Verwunderung des Stallmeiſters ſprach er nicht zuerſt den Dichter, ſondern ihn ſelbſt an: „Herr Stallmeiſter,“ ſprach er, „ſchon lange habe ich mich geſehnt, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. Wenn Sie oft an meinem Gewölbe vorbeiritten, ritten, ich darf ſagen, wie ein Gott, da ſagte ich immer zu meinem Buchhalter, und auf Ehre es iſt wahr, Winkelmann, ſagte ich (Sie kennen ihn ja, Herr Doctor), Winkelmann, es fehlt uns ſchon lange an einem tüchtigen Pferde- und Bereiterbuch. Der Pferde-Almanach erſcheint ſchon lange nicht mehr und was letzthin der Herr Babtiſt bei den Kunſtreitern geſchrieben, iſt auch mehr für Dilettanten, obgleich die Vignette ſchön iſt, Sie haben ja den Menſchen perſönlich geſehen, Herr Doctor; nun, ſagte ich, ein ſolches Buch zu ſchreiben wäre der Herr Stallmeiſter von Rempen ganz der Mann. Etwa fürs erſte 18 — 20 Bogen, ſtatt der Kupfer nehmen wir Lithographien—"

"Bemühen Sie ſich nicht," erwiederte der junge Rempen, mit Mühe das Lachen unterdrückend. "Ich bin zum Büchermachen verdorben; es geht mir nicht von der Hand, und überdieß, Herr Kaper, bei unſerem Metier, gerade bei unſerem muß der jüngere ſich beſcheiden. Da kömmt es auf Erfahrung an."

"Und ich dächte, Sie hätten Verlag genug," ſagte der Doctor, wie es ſchien etwas ärgerlich, von dem Buchhändler nicht gleich beachtet worden zu ſeyn.

„O ja, Herr Doctor, Verlag genug, was man ſo verlegene Bücher nennt, ich könnte Deutſchland in allen Monaten die ein R haben mit Krebſen verſehen; Sie wiſſen ja ſelbſt.“

„Ich will nicht hoffen,“ rief der Dichter hocherröthend, „daß Sie damit etwa mein griechiſches Epos meinen —“

„Mit nichten, gewiß nicht, wir haben doch hundert etwa abgeſetzt und die Koſten ſo ziemlich gedeckt, und der Herr Doctor werden mir nicht übel nehmen, wenn ich ſage, es war eine frühe Arbeit, eine Jugendarbeit; hat doch auch Schiller nicht gleich mit dem Tell angefangen, ſondern zuerſt die Räuber geſchrieben, und überdieß noch die erſte Ausgabe bei Schwan und Höz, wo Franz Moor noch in den Thurm kömmt, die gar nicht ſo gut iſt als die zweite; aber ſeit man Ihre vortreffliche Novelle in der Amathuſia für 27, ſeit man Ihre Recenſionen und Critiken und die Sonnette vor vier Wochen geleſen hat, läßt ſich Großes erwarten.“

Der Dichter ſchien beruhigt. „Ich habe Sie immer für einen Mann von geſundem

Urtheil gehalten, Herr Kaper," ſprach er mit gütigem Lächeln; „haben Sie vielleicht ſchon von meinem neuen Roman gehört?"

„Ich habe, ich habe," erwiederte der Buchhändler mit ſchlauer Miene; „und wo, rathen Sie, wo ich davon gehört habe? Sie errathen nicht? Warum kommen denn der Herr Doctor ſo gerne in mein Gewölbe? Etwa wegen meiner Leihbibliothek, auf welche Sie immer zu ſchimpfen belieben, oder wegen des vis-à-vis?"

„Wie!" rief der junge Mann und drückte die Hand des Buchhändlers, „hätte etwa Eliſe —"

„Eliſe Wicklow, meinen Sie?" fragte der Stallmeiſter, etwas näher rückend.

„Ja, meine Herren! Fräulein Wicklow," fuhr Herr Kaper, vertraulich flüſternd fort, „doch nicht zu laut, wenn ich bitten darf, denn ſo eben hat ſich der Oberjuſtizreferendair Palvi dorthin gepflanzt in ſeine tägliche Ecke —"

„Welcher iſt es?" fragte der Stallmeiſter, ſich umkehrend; „ich hörte mancherlei von dieſem Menſchen, ſonderbares Gerede von den einen und hohes Lob von andern; der junge Mann, der ſo düſter in ſein Glas ſieht, iſt Palvi?“

„Es iſt nicht viel an ihm,“ bemerkte der Dichter. „Auf der Univerſität, — ich war noch ein Jahr mit ihm in Göttingen, — war er ſo eine Art von Poetaſter; einmal las ich ein Paar gute Gedanken von ihm, die er zu einem Feſt gemacht hatte; hier treibt er ein elendes, wüſtes Leben und kömmt ſelten in gute Geſellſchaft.“

„Aber gerade wegen Fräulein Wicklow dürfen wir vor ihm nicht zu laut werden,“ flüſterte der Buchhändler. „Ich weiß, er kam, als er noch auf Schulen war, zuweilen hinüber ins Haus, und wie mir meine Tochter ſagte, ſoll einmal ein Verhältniß zwiſchen den beiden Leutchen —

„Wie —?“ rief der Stallmeiſter geſpannt.

„Poſſen!“ entgegnete der Dichter, indem er auf ſeinen eleganten Anzug einen Blick herab warf, „er ſieht aus wie ein Landſtreicher; bringen Sie mir Eliſe auch nicht in Gedanken mit dieſem Menſchen zuſammen. Ich weiß, ſie liebt die Poeſie; alles Erhabene, Schöne gefällt ihr, und ſagen Sie aufrichtig, hat ſie von meinem Roman geſprochen?“

„Sie hat, und wie! Sie iſt ein beleſenes Frauenzimmer, das muß man ihr laſſen; keine in der ganzen Stadt iſt ſo delicat in der Auswahl ihrer Lectüre. So kommt es, daß Sie immer in einer Art von Verbindung mit mir ſteht, und wenn ich etwas Neues habe, bringe ich es gleich hinüber, denn ich ſelbſt habe es in meinen alten Tagen gerne, wenn ein ſo ſchönes Kind „lieber Herr Kaper“ zu mir ſagt und gütig und freundlich iſt. Es war letzten Sonntag, daß ich ihr den Roman, die letzten Ritter von Marienburg, brachte, noch unaufgeſchnitten, ich hatte ihn ſelbſt noch nicht geleſen. Sie hatte eine kindiſche Freude und ſprach recht freundlich und viel. Und wie wir ſo plaudern, komme ich auch auf Ihre Novelle, welche ſie ungemein lobte und Styl und Erfindung pries. Und ſo ſagte ſie denn, ob ich auch ſchon gehört, daß Sie einen neuen Roman ſchreiben?“

„Ja,“ fiel der Dichter feurig ein, „und einen Roman ſchreibe, Kaper, wie Deutſchland, Europa noch keinen beſitzt!“

„Hiſtoriſch doch?“ fragte der Buchhändler zweifelhaft.

„Hiſtoriſch, rein geſchichtlich, aber dieß unter uns!“

„Hiſtoriſch! das möchte ich auch rathen,“ ſprach der Verleger, eine große Prieſe nehmend. „Das iſt gegenwärtig die Hauptſache. Wenn man es ſo bedenkt, es iſt doch eine ſonderbare Sache um den deutſchen Buchhandel. Ich war Commis in Leipzig, als Wilhelm Meiſter zuerſt erſchien. Werther und Siegwart waren Mode geweſen, hatten Nachahmung gefunden lange Zeit. Aber mein Principal ſagte: „Er wird ſehen, Kaper (damals ſprach man noch per Er mit den Subjecten), Er wird ſehen, über kurz oder lang geſchieht eine Veränderung.“ So wars auch; wir gaben anfänglich nicht viel um den Wilhelm Meiſter, es ſchien uns ein gar confuſes Buch; aber ſiehe da, man ſchrieb allenthalben nach dieſem Muſter und mancher hat ſich ein ſchönes Stück Geld damit gemacht. Wieder eine Weile, ich hatte meine eigene Handlung etablirt, lag mir oft das Wort meines alten Principals im Sinn, alles im Buchhandel iſt nur Mode; wer eine neue angibt iſt Meiſter; wie ich mich noch auf etwas neues beſinne und einen Menſchen ſuche, der etwas Tüchtiges ſchreiben thäte, — da haben wir's, kömmt Fouqué mit den Helden und Altdeutſchen, und alles machte nach. Und jetzt hat der Walter Scott wieder eine neue Mode gemacht; ich möchte mir die Haare ausraufen, daß ich keine Täſchen-Ausgabe machte, und nichts bleibt übrig als etwa deutſche hiſtoriſche Romane, die gehen noch.“

„Fürwahr!“ bemerkte der Stallmeiſter lächelnd, „ſo habe ich bisher ohne Brille geleſen, und der deutſche Parnaß iſt in ganz andern Händen, als ich dachte. Nicht um das Intereſſe der Literatur ſcheint es ſich zu handeln, ſondern um das Intereſſe der Verkäufer?“

„Iſt alles ſo ganz genau verknüpft,“ antwortete Herr Kaper mit großer Ruhe, „hängt alles ſo feſt zuſammen, daß es ſich um den Namen nicht handelt! Deutſche Literatur! was iſt ſie denn anders als was man alljährlich zweimal in Leipzig kauft und verkauft? Je weniger Krebſe, deſto beſſer das Buch, pflegen wir zu ſagen im Buchhandel.“

„Aber der Ruhm?" fragte der junge Rempen.

„Der Ruhm? Herr, was nüzt mich Ruhm ohne Geld? gebe ich eine Sammlung gelehrter Reiſen mit Kupfern heraus, die mich ſchwer Geld koſteten, ſo hat zwar meine Firma den Ruhm, das Buch verlegt zu haben. Aber wer kaufts, wer nimmt's, wer lieſt das Ding? Sechs Bibliotheken und ein Paar Büchersammler, das iſt alles, und wer geprellt iſt, bin ich. Nein, Herr von Rempen! Eine vergriffene Auflage von einem Roman, eine Meſſe von höchſtens dreißig Krebſen, das iſt Ruhm, der ächte, nämlich Ruhm mit Geld."

„Das iſt alſo ungefähr wie Thee mit Rum, es ſchmeckt beſſer," erwiederte der Stallmeiſter, „aber ich meinte den ſchriftſtelleriſchen Ruhm."

„J nun, das iſt etwas anderes," antwortete er, „den haben die Herrn neben dem Honorar umſonſt. Und den weiß man ſich zu machen, ſehn Sie —"

2.

Die Critiker.

Doch die Forſchungen des Herrn Kaper wurden hier auf eine unangenehme Weiſe durch einen Lärm unterbrochen, der im Laden des Italiäners entſtand. Neugierig ſah man nach der Thüre, welche durch ein Glasfenſter einen Ueberblick über den unteren Theil des Gewölbes gewährte. Ein ältlicher und zwei jüngere Herrn ſchienen im heftigen Streit begriffen; jeder ſprach, jeder focht mit den Händen; der eine ſtürtzte endlich mit hochgerötheten Wangen aus dem Laden, die beiden andern, noch keuchend vom Wortkampf, traten in das Gewölbe, wo die Freunde ſaßen.

„Herr Rath! was iſt mit Ihnen vorgefallen!“ rief Dr. Zundler beim Anblick des älteren Mannes, der, ein gedrucktes Blatt in der Hand zerknitternd, athemlos auf einen Stuhl ſank. „Haben Sie denn nicht geleſen, Dr. Zundler,“ antwortete für den älteren der jüngere Mann, der unmuthig und dröhnenden Schrittes im Zimmer auf und abging, „nicht geleſen, wie wir blamirt ſind, nicht geleſen, daß man uns alle zuſammen hier eine poetiſche Badegeſellſchaſt, eine Bänkelſängerbande nennt?“

„Tod und Teufel!“ fuhr der Doctor auf. „Wer wagt es dieſe Sprache zu führen? wer wagt die erſten Geiſter der Nation auf dieſe Art zu benennen? Ich will nicht von mir ſagen; was habe ich viel gethan um auf einigen Ruhm Anſpruch machen zu können? aber was für andere Männer finden ſich hier! Sind es nicht — die ſchönſten Zierden der Nation? So jung Sie ſind, Profeſſor, ſind denn nicht alle Blätter voll Ihres Lobes wegen Ihrer Trauerſpiele, und unſer Rath —“

„Aber büßen ſollen ſie es mir, büßen,“ rief der letztere, „ſo wahr ich lebe, und Zundler, Sie müſſen mithelfen und alle, die ins Freitagskränzchen kommen. Hab' ich es mir darum ſauer werden laſſen zwanzig Jahre lang, daß man jetzt über mich herfällt, und wegen nichts, als wegen der Recenſion über den dummen Roman „die letzten Ritter von Marienburg“ ſonſt wegen nichts!“

„Die letzten Ritter von Marienburg,“

fragte der Buchhändler, der als Mann vom Fache mitſprechen zu müſſen glaubte; „mich gehorſamſt zu empfehlen Herr Rath, aber iſt es nicht bei Wenz in Leipzig erſchienen, 3 Bände Octav, Preis 4 Thaler netto?“

„Und ich will nun einmal dieſe Schule nicht aufkommen laſſen,“ fuhr der Erboste fort, ohne auf Herrn Kaper zu hören; „woher kömmt es, daß man keine Verſe mehr leſen will, daß man die Lyrik verachtet, ſey ſie auch noch ſo duftig und gefeilt, daß man über die tiefſinnigſten Sonnette weggeht wie über Lückenbüſer, woher, als von dieſen Neuerungen?“

„Aber ſo zeigen Sie doch, ich bitte, „flüſterte der Doctor, das zerknitterte Papier faßend; „iſt es denn wirklich ſo arg, ſo niederſchlagend?“

„Leſen Sie immer,“ erwiederte der Rath gefaßter, „leſen Sie meinetwegen laut, es iſt doch in Jedermanns Händen; die Herren ſind ja ohnedieß Zeugen meines Schmerzens geweſen, und mögen auch Zeugen ſeyn, wie man Redacteur und Mitarbeiter eines der geleſenſten Blätter behandelt!“

Der junge Mann entrollte das Blatt. „Wie? in den Blättern für literariſche Unterhaltung? Nein, das hätte ich mir nicht träumen laſſen; die waren ja ſonſt immer ſo nachbarlich, ſo freundlich mit uns! Iſt es die Critik, die anfängt „Ehe wir noch dieſes Buch —“

„Eben dieſe, nur zu!“

„Die letzten Ritter von Marienburg, hiſtoriſcher Roman von Hüon. 3 Bände. Leipzig. Fr. Wenz.“

„Ehe wir noch dieſes Buch in die Hände bekamen, laſen wir in den Blättern für belletriſtiſches Vergnügen eine Critik, welche uns beinahe den Muth benahm, dieſen dreibändigen hiſtoriſchen Roman nur zu durchblättern. Man kann zwar gewöhnlich auf das Urtheil dieſer Blätter nicht viel halten. Es ſind ſo wenige Männer von Gehalt dabei beſchäftigt, daß der wiſſenſchaftlich Gebildete von dieſen Urtheilen ſich nie beſtimmen laſſen kann; doch machte dieſe Critik eine Ausnahme. Es iſt nämlich eine Seltenheit, daß die Blätter für belletriſtiſches Vergnügen etwas durchaus tadeln; ſelten iſt ihnen etwas ſchlecht genug; aber dießmal hieben ſie ſo unbarmherzig und gräulich ein, daß wir im erſten Augenblick, auf die critiſche Ehrlichkeit ſolcher Leute trauend, glaubten, dieſer Roman müſſe die tiefſte Saite der Schlechtigkeit berührt haben. Doch zu einer guten Stunde entſchloſſen wir uns, nachzuſehen, wie tief man es in der deutſchen Literatur dermalen gebracht habe. Wir laſen. Aber welch ein Geiſt wehte uns aus dieſen Blättern an! Welch mächtiges, erhabenes Gebäude ſtieg vor unſeren Blicken auf; ein Gebäude in ſo hohem, erhabenen Styl, wie die Marienburg ſelbſt; wir fühlten uns fortgeriſſen, verſetzt in ihre Hallen; der letzte Großcomthur und ſeine Ritter traten uns lebend entgegen und noch einmal ertönte jene alte Veſte vom Waffenſpiel und den kräftigen Stimmen ihrer tapfern Bewohner. Wir wollen den Dichter nicht tadeln, daß ein Hauch von Melancholie über ſeinem Gemälde ſchwebt, der keine laute Freude, kein behagliches Vergnügen geſtattet. Wo ein ſo großartiges Schickſal waltet, wo ein ganzes, großes Geſchlecht untergeht, da muß ja wohl auch die zarte Liebe, die nur einen Frühling blühte, mit zu Grabe gehen. In dieſem außerordentlichen Buche iſt ein Geiſt unter uns getreten, ſo originell, ſo groß, ſo frei, daß er keine Vergleichung zuläßt. Er nennt ſich Hüon, zwar ein angenommener Name, aber gut gewählt, denn der Verfaſſer ſcheint uns nicht minder würdig, von Oberon mit Horn und Becher beſchenkt zu werden, als jener tapfere Paladin Karls des Großen. Mit Vergnügen müſſen einen ſolchen Jünger Meiſter wie Göthe und Thick willkommen heißen, und unſere Zeit darf ſich glücklich preiſen, einen Mann wie dieſen geboren zu haben.“

„Aber mit tiefer Indignation müſſen wir hiebei einer Klique von Menſchen gedenken, die dieſe edle Blume ſchon in ihrem Keim in den Staub drücken wollten. Freilich iſt er euch zu groß, zu erhaben, ihr kleinen belletriſtiſchen Seelen; möge immer dieſe poetiſche Badegeſellſchaft in ihrem lauen Verſewaſſer auf und niedertauchen, nur beſpritze ſie nicht mit ihrem Schlammwaſſer den Wanderer, der am Ufer geht und ſich verachtend abwendet. Ein Glück iſt es übrigens, daß man anfängt in der guten Geſellſchaft auf reinere Melodien zu horchen, daß man dieſe Bänkelſänger dem Straßenpöbel überläßt.

190.

Für den Stallmeiſter war es ein intereſſantes Schauſpiel, die Geſichter der Zuhörer zu muſtern, während der Dichter mit ſchnarrendem Tone dieſe Critik ablas. Der Buchhändler, der ihm zunächſt ſaß, verſteckte ſchlecht ſeine Neugierde und eine gewiſſe Behaglichkeit hinter einer unmuthigen Miene. Vielleicht hatte ihm der Hofrath einmal ein Verlagswerk ſchlecht recenſirt, oder der Theaterdichter hatte ihm nichts zum verlegen gegeben, oder irgend einer der „Badegeſellſchaft“ hatte ihn beleidigt; er dachte, wie ſo viele kleine Seelen im ähnlichen Falle: „Gottlob, es iſt dafür geſorgt, daß die Recenſenten ſich immer ſelbſt wieder recenſiren.“ Der Rath hatte den Mund auf ſeinen Stockknopf gepreßt und ſeine Augen irrten auf dem Boden, der Theaterdichter zwang ſich zu einer Art von vornehmer Ruhe, die ihm vorhin völlig gefehlt hatte; ſein Ohe! oder Ei! das er hin und wieder mit einem kurzen Lachen herauspreßte, klang unnatürlich. Am merkwürdigſten war dem jungen Rempen ein ſtiller Zuhörer, der ſcheinbar ohne Theilnahme in der Ecke ſaß, der Referendär Palvi. Als der Doctor zu leſen anhub, lauſchte er mit niedergeſchlagenen Augen, dann ergoß ſich plötzlich eine brennende Röthe über ſeine Stirne und Wangen; ſie verſchwand eben ſo ſchnell als der glänzende Blick ſeiner großen Augen, den er auf den Leſenden warf, und wer dieſen Blick, dieſes flüchtige Erröthen nicht geſehen, konnte vor und nachher glauben, er ſchenke weder dieſen Literatoren noch der Urſache ihres Aufbrauſens einige Aufmerkſamkeit.

„Nun was ſagen Sie dazu?“ fragte der Theaterdichter, nachdem Dr. Zundler geendet hatte. „Sie ſind ja auch mit gemeint, denn zahlreiche Stanzen, Sonnette, Triolette und Critiken finden ſich von Ihrer Arbeit in den Blättern für's belletriſtiſche Vergnügen.“

„Schweigen kann man nicht!“ rief der Doctor entrüſtet. „Ja, wir ſtehen alle für einen, und Alle, die ins Freitagskränzchen kommen, müſſen beleidigt ſeyn, müſſen ſich rächen. Ich habe in Berlin einen Bekannten, in den Geſellſchafter laß ich es rücken durch die dritte Hand, oder vielleicht nimmt es Dr. Saphir in die Schnellpoſt auf, ich kenn ihn noch von Wien.“

„In meinen Theaterkritiken mache ich Ausfälle, fuhr der Theaterdichter fort; ah! wenn nur Marienburg nicht preußiſch wäre, ich wollte mich rächen, wollte, oh! aber ſo könnte man alles für Anzüglichkeit nehmen. Und gegen die Blätter für literariſche Unterhaltung kann ich nicht ſchimpfen, ich habe noch drei Trauerſpiele dort liegen, die noch nicht recenſirt ſind. Aber wo ein Loch offen iſt, will ich einen Ausfall machen!“

„Ich will untergehen, ſagte der Rath pathetiſch, indem er ſeinen Wein bezahlte und den Hut ergriff, fallen will ich, oder ſiegreich hervorſchreiten aus dieſem Kampf. Die ganze Lyrik iſt in mir beleidigt, auch alle Romantiker, denn wir haben auch Romanzen gemacht, und dieſe Hermaphroditen von Geſchichte und Dichtung, dieſe Novellen-Proſaiker, dieſe Scott-Tieckianer, dieſe — genug, ich werde ſie ſtürzen; und damit guten Morgen!“

Als dieſer Rath nach ſeinem dixi mit vorgeſchobenen Knieen aus dem Zimmer ging, war er zwar nicht anzuſehen wie ein Ritter, der zum Turnier ſchreitet, der Profeſſor aber und der Doctor Zundler folgten ihm in ſchweigender Majeſtät; ſie ſchienen als ſeine Knappen oder Pagen Schild und Lanze dem neuen Orlando furioſo nachzutragen.

3.

Ein proſaiſches Herz.

Bei dem Stallmeiſter hatte dieſe Scene, nachdem das Komiſche, was ſie enthielt, bald verflogen war, einen ſtörenden, unangenehmen Eindruck hinterlaſſen. Er hatte ſich mit der ſchönen Literatur von jeher gerade nur ſo viel befaßt, als ihm nöthig ſchien, um nicht für ungebildet zu gelten; und auch hier war er mehr ſeiner Neigung, als dem herrſchenden Geſchmacke gefolgt. Er wußte wohl, daß man ihn bemitleiden würde, wollte er öffentlich geſtehn, daß er Smollets Peregrine Pickle für den beſten Roman und einige ſangbare Lieder von Kleiſt für die angenehmſten Gedichte halte; er behielt dieſes Geheimniß für ſich, brummte, wenn er morgens ausritt, ſein Liedchen, ohne zu wiſſen, welcher Klaſſe der Lyrik es angehöre, und las, wenn er ſich einmal ein literariſches Feſt bereiten wollte, ausgeſuchte Scenen im Peregrine Pickle. Ein paar Almanachs, ein paar ſchöngeiſtige Zeitſchriften durchflog er, um, wenn er darüber befragt wurde, nicht erröthen zu müßen. So kam es, daß er vor Schriftſtellern oder Leuten, „die etwas drucken ließen,“ große Ehrfurcht hatte, denn ſeine Seele war zu ehrlich, um ohne Gründe von Menſchen chlecht zu denken, deren Beſchäftigung ihm o fremd war, als der Hippogryph ſeinen Ställen. Um ſo verletzender wirkte auf ihn er Anblick dieſer erboßten Literatoren.

Man tadelt es an Schauſpielern, ſprach er ſich, daß ſie außerhalb des Theaters oft h und ungebildet ſich zeigen; daß ſie Tadel, ch den gerechten, nicht ertragen wollen, und öffentlich darüber ſchimpfen und ſchelten. Aber zeigten ſich denn dieſe Leute beſſer? Iſt es nicht an ſich ſchon fatal, ſeinen Unmuth über eine Beſchimpfung zu äußern? muß man das Wirthshaus zum Schauplatz ſeiner Wuth machen und ſich ſo weit vergeſſen, daß man wie ein Betrunkener ſich geberdet? Und wie ſchön ließen dieſe Leute ſich in die Karten ſehen! Alſo weil ſie beleidigt ſind (vielleicht mit Recht), wollen ſie wieder beleidigen, wollen ihre Privatſache zu einer öffentlichen machen? Das alſo ſind die Leiter der Bildung, das die feinfühlenden Dichter, die, wie Freund Zundler ſagt, Inſtrumente ſind, die nie einen Mißton von ſich geben?“

Nicht ohne Kummer dachte er dabei an ein Weſen, das ihm vor allen theuer war. Der Buchhändler hatte nicht mit Unrecht geäußert, daß Eliſe Wilkow ein ſehr beleſenes Frauenzimmer ſey. Nach Rempens Anſichten über die Stellung und den Werth der Frauen ſchien ſie ihm beinahe zu gelehrt, in Stunden des Unmuths nannte er es wohl gar überbildet. Er hatte es niemand, kaum ſich ſelbſt geſtanden, daß ſie ſeine ſtillen Huldingungen nicht unbemerkt ließ, daß ſie ihm manchen gütigen Blick ſchenkte, aus dem er vieles deuten konnte. Er war zu beſcheiden um zu glauben, daß dieſes liebenswürdige Geſchöpf ihn lieben könnte, und dennoch verletzte ihn ihr ungleiches, zweifelhaftes Betragen. Es war eine gewiſſe Coquetterie des Geiſtes, die das liebenswürdige Mädchen in ſeinen Augen entſtellte. Wenn er zuweilen in freundlichem Geplauder mit ihr war, wenn ſie ſo traulich, ſo natürlich ihm von ihrem Hausweſen, ihren Blumen, ihren Vergnügungen erzählte, wenn er ſich ganz ſelig fühlte, daß ſie ſo lange, ſo gerne zu ihm ſpreche, ſo führte gewiß ein feindlicher Dämon einen jener Literatoren oder Dichter herbei, deren dieſe gute Stadt zwei Dutzende zählte, und Eliſe war wie ausgetauſcht. Ihre ſchönen Augen ſchimmerten dann vor Vergnügen, ihr ſchlanker Hals bog ſich vor, und ohne auf eine Frage des guten Stallmeiſters zu achten, ohne ſeine Antwort abzuwarten, befand man ſich mit Blitzesſchnelle in einem critiſchen oder literariſchen Geplänkel, wo Rempen zwar die ungemeine Beleſenheit, das ſchnelle Urtheil den glänzenden Witz ſeiner Dame bewundern, ſie ſelbſt aber bedauern mußte, daß ſie dieſer Art von Geſpräch, dieſem geſuchten Vergnügen ſichtbarer entgegen kam, als es ſich für ein Mädchen von achtzehn Jahren ſchickte.

„Und an dieſes Volk, an dieſen literariſchen Pöbel wirft ſie ihre glänzendſten Gedanken, ihre zarteſten Empfindungen, wirft ſie Blicke und Worte weg, die einen andern als dieſe gedruckten Seelen überglücklich machen würden. Und fühlen ſie es denn? ſind ſie dadurch geehrt, entzückt? Nur mit ihnen ſpricht ſie über das, was ſie geleſen, als ob ſonſt niemand leſen könnte, nur ihnen zeigt ſie, was ſie gefühlt, als ob gerade dieſe Versmacher und Recenſenten die gefühlvollſten Leute wären, und ein ſo ſchönes, liebenswürdiges Weſen zu würdigen verſtänden. Nein, dieſe Thoren ſehen es überdieß noch als einen ſchuldigen Tribut, als eine geringe Anerkennung ihrer eminenten Verdienſte an, wenn die Krone aller Mädchen mit ihnen ſchwazt wie mit ihresgleichen, während andere wackere Leute in der Ferne ſtehen. Und dieſe Menſchen, die ſich heute ſo niedrig geberdeten, bilden ihren Hofſtaat, dieß ſind die genialen Männer, mit welchen ſie ſo gerne ſpricht!“

Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn den ganzen Tag. Sein Stallperſonale konnte ſich heute gar nicht in ihn finden. Der gutmüthige, milde Herr war zu einem rauhen, mürriſchen Gebieter geworden. Die Stallknechte klagten es ſich beim Füttern; acht Pferde hatte er hinausgejagt durch dick und dünn, und jedes hatte einen andern Fehler gehabt; die Bereiter hatte er zum erſtenmal ſtreng getadelt, und als es Abend wurde, war man im Stall darüber einig, dem Stallmeiſter von Rempen müße etwas Außerordentliches begegnet ſeyn, vielleicht ſey er ſogar in Ungnade gefallen. Man bedauerte ihn, denn ſein leutſeliges Weſen hatte ihn zum Liebling ſeiner Untergebenen gemacht.

Und wahrlich! der Abend dieſes Tages war nicht dazu gemacht, dieſe düſteren Gedanken zu zerſtreuen. Der Geheimerath von Rempen, ſein Oheim, gab alle vierzehn Tage einen großen Club, in welchem er, das Unmögliche möglich zu machen, die getrennteſten Extreme zu vereinigen ſuchte; dieſer

Club hatte ſich früher in drei verſchiedene Abtheilungen getrennt. Es war in jener Stadt eine literariſche Societät, deren Mitglied der alte Nempen war; ſie verſammelte ſich um zu leſen, zu recenſiren, gelehrt zu ſprechen; an einem andern Tage war großer, umwechſelnder Singthee, an einem dritten Abend Tanzunterhaltung. Tria juncta in uno, drei Köpfe unter einem Hut, ſagte der alte Nempen und lud ſie alle zuſammen ein. Der bunteſte Wechſel ſchien ihm die intereſſanteſte Unterhaltung, und darum preßte er wie ein Seelenverkäufer Literatoren, Soldaten, Juſtizleute, Leſe-, Geſang- und Tanzluſtige Damen und packte ſie in ſeinen Salon zuſammen, zu Thee und Butterbrod, in der feſten Ueberzeugung, die wahre Springwurzel der Unterhaltung gefunden zu haben. Für ſeinen Neffen aber vereinigten ſich Himmel und Fegfeuer in dieſem Club. Er hörte Eliſen ſingen; ſeine nahe Verwandtſchaft zu dem alten Nempen, der keinen Sohn hatte, machte es ihm möglich, wie ein Kind des Hauſes, nicht wie ein Gaſt aufzutreten, und mit Eliſen ungeſtört zu tanzen und zu plaudern. Aber ſeine Höllenqualen begannen, wenn er den Oheim, umgeben von einem Kreiſe älterer und jüngerer Herren, mit wichtiger Miene etwas erklären ſah, wenn er endlich ein Buch aus der Taſche zog, durchblätterte, es im Kreiſe umher zeigte und die Herren vor Freude ſtöhnten — „Ah — etwas neues, ſchon geleſen? göttlich — vorleſen, bitte vorleſen, — Profeſſor am beſten leſen, — in den Saal und leſen.“ — „Leſen, vorleſen! tönte es dann von dem Munde älterer Damen und jener Herren, die nicht tanzen wollten, und Eliſe — nahm mit einer kurzen Verbeugung Abſchied, drängte ſich in den literariſchen Kreis, wurde als Königin des guten Geſchmacks begrüßt, hatte gewöhnlich das Buch ſchon geleſen, ſtimmte für die Vorleſung und war für den armen Stallmeiſter auf den ganzen Abend verloren.

Mit dieſen trüben Erinnerungen gelangte er an das Haus ſeines Oheims. Er war eben im Begriff einzutreten, als das Geſpräch zweier Männer, die ſich dieſem Hauſe näherten, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. So viel der matte Schein einer fernen Laterne errathen ließ, war der eine ein ältlicher, dürftig gekleideter Mann, der andere jünger, höher und feſtlich gekleidet.

„Brüderchen! ſprach der Aeltere mit einem Accent, der nicht dieſer Gegend angehörte; Brüderchen, bleib' mir aus dem fatalen Haus! So oft Ihr wieder heraus kommt, ſeyd Ihr zwei, drei Tage ein geſchlagener Mann. Laß' die Burſche dort oben in Gott's Namen auf Stelzen gehen und Unſinn ſchwatzen, bleibet aber nur Ihr hinweg, 's iſt noch Euer Tod!"

„Ich muß ſie ſehen, Alter!" ſprach der Jüngere, ich muß ſie hören. Es gehört zu meinem Glück, ſie geſehen zu haben."

„Ihr ſeyd ein Narr! erwiederte der Andere, ſie mag Euch nicht, ſie will Euch nicht. Ihr ſeyd ein armer Teufel und gehört nicht in dieſe Societät. Aber faſſen kann ich Euch nicht! 'Sgehört ein Wort dazu, nur ein Wörtchen, ein bißchen von einem Geſtändniß und Ihr könnt vielleicht glücklich ſeyn. Geh fort, Geh fort; ſcherwenze in der nobeln Welt, werde ein Schuft wie alle, und vergiß den alten, armen Bunker, lebe wohl, will nichts mehr von Dir.“

Er wollte unmuthig weggehen, aber der junge Mann hielt ihn auf. „Sey vernünftig, bat er; willſt auch Du mich noch elend machen? thu es immer, laß mich liegen wie einen Hund, wenn Du es über Dein Herz vermagſt. Ich bin ja ohnedieß unglücklich genug.“

„Jammere nur nicht ſo! ſprach der Alte gerührt, geh hinauf wenn Du es nicht laſſen kannſt; aber bleibe nicht da, wenn ſie vorleſen, Du ärgerſt Dich! Komm zu mir!“

„Ich komme, erwiederte der Jüngere nach einigem Nachſinnen. Um 10 Uhr will ich kommen. Wohin?“

„Heute in den Entenzapfen, im Rosmarin iſt heilloſes Volk, Schneider und Schuſter und die Affen und Bären aus den Druckereien, es iſt heute Montag. Aber Brüderchen, im Entenzapfen iſt Cerevis, man trinkt es in Augsburg nicht beſſer.“

Ein Wagen mit hellglänzenden Laternen rollte in dieſem Augenblick auf das Haus zu, der junge Mann ſagte eilig zu, und der Alte ſchlich langſam die Straße hin. Der Stallmeiſter konnte ſich kaum von ſeinem Erſtaunen erholen. Wer konnte aus ſo ſonderbarer Geſellſchaft in den Tanzſaal ſeines Oheims kommen? noch ſonderbarer ſchien es ihm, daß man dieſen glänzenden Club, der alle geiſtreiche und noble Welt der Stadt vereinigte, verlaſſen wollte, um in dem Entenzapfen Bier zu trinken, in einer Winkelkneipe, die er kaum dreimal von ſeinen Stallknechten hatte rühmen gehört. Er ſetzte dem ſonderbaren Gaſt, der flüchtig die Treppe hinaneilte, nach, er holte ihn im hellerleuchteten Corridor ein, er ging an ihm vorüber, ſah ſich um, und erblickte das düſtere Auge und die markirten Züge des Referendärs Palvi.

Verworrene Gedanken flogen vor ſeiner Seele vorüber, als er ihn erkannte; ſeine Worte „ich muß ſie ſehen,“ der Wink des Buchhändlers, Palvi ſey früher in einem Verhältniß zu Eliſen geſtanden. Staunen über die ſonderbaren Reden mit dem Alten, wunderliche Sagen, die er früher über dieſen Palvi vernommen, alle dieſe Gedanken wollten auf einmal zur Klarheit dringen, und machten, daß er ſich vornahm, über eines wenigſtens ſich dieſen Abend Gewißheit zu verſchaffen, über ſein Verhältniß zu Eliſen.

4.

Ein Singthee.

Der größte Theil der Geſellſchaft hatte ſich ſchon verſammelt, als die jungen Männer eintraten. Des Stallmeiſters ſcharfes Auge durchirrte den Damenkreis, der an den Wänden hin ſich ausbreitete; er fand endlich Eliſen an einem fernen Fenſter im Geſpräch mit ſeiner Tante; aber ihr ſchönes Geſicht hatte nicht den Ausdruck von Heiterkeit und Laune, die er ſonſt ſo gerne ſah, ſie lächelte nicht, ſie ſchien verſtimmt. Es koſtete ihn einige künſtlich angeknüpfte Geſpräche, einige Neuigkeiten vom Hofe, im Vorübergehen erzählt, um ſich an jenes Fenſter durchzuwinden.

Die Tante ſprach ſo eifrig, Eliſe hörte ſo aufmerkſam zu, daß er endlich die herabhängende Hand der Tante erfaßen und ehrerbietig küßen mußte, um ſich bemerklich zu machen. Eliſens Wangen glühten, als ſie ihn erblickte, und die Tante rief ſtaunend: „wie gerufen, Julius! ich ſprach ſo eben mit dem Fräulein von Dir, Du kannſt Dir etwas darauf einbilden, ſo gut wird es Dir nicht alle Tage.“

„Und was war der Inhalt Ihres Geſpräches, wenn man fragen darf?“

„Deine Klagen von letzthin, erwiederte die Tante lachend. Dein Kummer, daß Dich das Fräulein mitten in der Rede ſtehen gelaſſen habe, um mit irgend einem eminenten Dichter zu verkehren. Doch am beſten machſt Du dieß mit Fräulein Eliſe ſelbſt aus,“ ſetzte ſie hinzu und ging weiter.

Eliſe ſchien ſich wirklich einer kleinen Schuld bewußt, denn ſie ſchlug die Augen nieder und zögerte zu ſprechen; als aber Rempen bei ſeinem unmuthigen Schweigen verharrte, ſagte ſie halb lächelnd, halb verlegen: „Ich geſtehe, es war nicht artig, und ſicher würde ich es mir gegen einen Fremden nicht erlaubt haben; aber daß Sie mir dergleichen übelnehmen, da Sie meine Weiſe doch kennen“ —

„So ſtünde ich Ihnen denn näher, als jene gelehrten und berühmten Herren? erwiederte er, freudig bewegt. Darf es ſogar als ein Zeichen Ihres Zutrauens nehmen, wenn Sie mich ſo plötzlich verlaſſen um zu jenen zu ſprechen?“

„Sie ſind zu ſchnell, Herr Stallmeiſter! ſagte ſie. Ich meinte nur, weil Sie meine Eltern kennen, und ich viel zu Ihrer Tante komme, müße man die Convenienz nicht ſo genau berechnen. Und muß man denn im Leben alles ſo ängſtlich berechnen?

Sie bemerkte dieß halb zerſtreut, und es entging Rempen nicht, daß ihr Auge eine andere Richtung genommen habe, als zu ihrer Rede paſſe; er verfolgte dieſen Blick und traf auf Palvi, der mit einem ältlichen Herrn ſprach, und zugleich ſeine Blicke brennend und düſter auf Eliſen heftete. Ein tiefer Athemzug ſtahl ſich aus ihrer Bruſt, als ſie ihre Augen, die weder zärtlich noch freudig glänzten, von ihm abwandte. Sie erröthete, als ſie bemerkte, wie ihr Nachbar die

Richtung ihrer Blicke bemerkt habe, und halb verlegen, halb zerſtreut flüſterte ſie: „wie kömmt doch er hieher zu Ihrem Oncle?“

Der Stallmeiſter war ſo boshaft ſie zu fragen, wen ſie denn meine.

„Den Referendär Palvi,“ anwortete ſie leichthin, als wollte ſie ihre vorige Frage verbeſſern, er iſt vielleicht mit Ihrem Hauſe bekannt?“

„Ich kenn' ihn nicht, erwiederte der Stallmeiſter etwas ernſt; doch warum ſollte er nicht hier ſeyn? Kennen Sie ihn vielleicht? man ſagt, es ſey ein Mann von ſchönen Talenten, der“ —

„Wie freut es mich, Dich wieder geſund zu ſehen, Clotilde! rief ſeine Nachbarin und hüpfte auf ein Mädchen zu, das ſechs Schritte von ihr entfernt ſtand; verblüfft, als hätte er einen dummen Streich begangen, ſtand der Stallmeiſter und ſah ihr nach.

Man hatte indeſſen um Ruhe und Stille gebeten; ein Fräulein von kleiner Geſtalt, aber gewaltiger Stimme wollte ſich hören laſſen und ſtellte ſich zu dieſem Zweck auf ein gepolſtertes Fußbänkchen hinter ein elegantes Notenpu't. Die Männer ſetzten ſich Stühle hinter die Frauen, die Frauen machten erwartungsvolle Mienen und es war ſo tiefe Stille in dem großen Zimmer, daß man nur die Bedienten hin und wieder: „iſt's gefällig" brummen hörte, wenn ſie Thee anboten. Beim erſten Tact, den man zur Begleitung des kleinen Fräuleins auf dem Flügel anſchlug, entwich der junge Rempen in ein Nebenzimmer, um ungeſtört ſeinen Gedanken nachzuhängen; er zog weiter, wandelte ein Paarmal im Salon auf und ab, bog dann in die nächſte Thüre, dem Ende der Enfilade zu. Im letzten Zimmer ſaß ein Mann in einem Sopha, der die Stirne in die Hand gelegt hatte. Bei Rempens Nähertreten wendete er den Kopf, und den Stallmeiſter hatte ſeine ſchnelle Ahnung nicht betrogen, es war Palvi.

„Auch Sie ſcheinen die Muſik nicht in der Nähe zu lieben, ſagte Julius, indem er ſich zu ihm auf das Ruhebett ſetzte; kaum bis hierher dringen die zärteren Töne."

„Es geht mir damit wie mit dem Geruch ſtarkduftender Blumen, erwiederte Palvi mit angenehmer Stimme. Mit dieſen Düften in einem verſchloſſenen Zimmer zu ſeyn, macht mich krank und traurig, aber im Freien, ſo aus der Ferne athme ich ihren Balſam mit Wolluſt ein, ich unterſcheide und errathe dann jede einzelne Nüanze, ich möchte ſagen, jede Schattirung, jeden Ton, jeden Uebergang des Geruches.“

„Sie haben Recht, jede Muſik gewinnt durch Entfernung, bemerkte Rempen; aber das Jammervollſte iſt mir, jemand ſingen ſehen zu müßen. Beſonders ängſtigt mich die kleine Perſon, die jetzt eben etwas vorträgt. Sie iſt nett, beinahe zierlich gebaut, aber alle Gliederchen en miniature. Nun ſtellt man ſie immer auf ein Fußbänkchen, damit ſie geſehen wird. Hinter ihr ſteht der Muſikdirektor mit der Violine. Von Anfang macht es ſich ganz gut. Der Director ſpielt Piano und verzieht höchſtens den Mund links und rechts nach dem Strich ſeines Fidelbogens, nach und nach kömmt er ins Feuer, forte, piu forte, flüſtert er und wackelt mit dem Kopf; jetzt fängt auch die Kleine an ſich zu heben; anfänglich wiegt ſie ſich auf den Zehen und bewegt die

Ellbogen, als nähre ſie einen kleinen Anlauf zum fliegen; doch crescendo mit des Muſikers Perpendicularbewegungen ſchreiten ihre Geberden vor, ſie weht und rudert mit den Armen, ſie hebt und ſenkt ſich, bis ſie im höchſten Ton auf den Zehenſpitzen aushält und — wie leicht kann da die Fußbank umſchlagen!“

Der Referendär lächelte flüchtig; „beinahe noch verſchiedener als beim Lachen geberden ſich die Menſchen, wenn ſie ſingen, ſagte er. Haben Sie nie in einer evangeliſchen Kirche die Mienen der Weiber unter dem Geſang betrachtet? betrachten Sie ein zartes, ſchwärmeriſches Kind von 16 Jahren, das mit rundgewölbten Lippen, Frieden und Andacht in den Zügen, die zarten Wimpern über die feuchten Augen herabgeſenkt, ihren Schöpfer lobt. Sie können aus den vielen Hunderten ihre Stimme nicht herausfinden, und doch ſind Sie überzeugt, ſie müße weich, leiſe, melodiſch ſeyn. Setzen ſie neben das Kind zwei ältliche Frauen, die eine wohlbeleibt, mit gutgenährten Wangen und Doppelkinn, die Augen gerade vor ſich hin ſtarrend, die andere etwas vergelbt, mit runzlichen, dürren Zügen und ſpitzigem Kinn, auf die gebogene Naſe eine Brille geklemmt — und Sie werden errathen können, daß die Dicke einen hübſchen Baßton murmelnd ſingt, die andere in die höchſten Naſentöne und Triller hinaufſteigt.“

„Sie ſcheinen genau zu beobachten, antwortete lachend der Stallmeiſter. Es fehlt nur noch, daß Sie die dicke Frau mit dem murmelnden Baßton für die Mutter der Kleinen, die ſpitzige aber für ihre ledige Tante ausgeben, eine alte Jungfer, die nicht ſowohl von unſerem Herrgott als von den Nachbarinnen gehört ſeyn will. Was ſagen Sie aber zu der ſonderbaren Gewohnheit der prima Donna unſerer Oper? In den tiefen Tönen iſt ihr hübſches Geſicht ernſthaft, beinahe melancholiſch, wenn ſie aber aufſteigt, klärt es ſich auf, und hat ſie nur erſt die oberen doppeltgeſtrichenen hinter ſich, ſo ſchließt ſie die Augen wie zu einem ſeligen Traum, ſie lächelt freundlich und hold, und lächelt, bis ſie wieder abwärts geht. Gleichgültig iſt ihr dabei, was ſie für Worte ſingt. Sie könnte in den tiefſten Tönen: „ich liebe dich, meines Herzen Wonne ſingen, und ungemein ernſthaft dabei ausſehen, und könnte eben ſo leicht „ich ſterbe, Verräther!“ in den höchſten Rouladen ſchreien, und ganz hold und anmuthig dazu lächeln. Wie erklären Sie dieß?“

„Es iſt nicht ſchwer zu erklären, entgegnete Palvi nach einigem Nachſinnen, die tiefen Töne fallen ihr etwas ſchwer; ſie muß drücken, etwa wie man einen großen Biſſen hinabwürgt, und unmöglich kann ſie das mit heiterem Geſicht; mit den hohen Tönen geht es aber wohl folgendermaßen zu: als ſie noch jung war und die höheren Töne ſich erſt in ihrer ächten Kraft bildeten, mochte ſie einen Lehrmeiſter haben, der ihr unerbittlich alle Tage die Scala bis oben hinauf vorgeigte. Für einen klaren höchſten Ton bekam ſie wohl ein Stück Kuchen, ein Tuch oder ſonſt dergleichen etwas; je höher ſie es nun brachte, deſto freudiger ſtrahlte ihr Geſicht vor Vergnügen über ihre eigenen Töne, und ſo mochte ſie ſich angewöhnt haben, mit der freundlichſten Miene zu ſingen „ich verzweifle.“

In dieſem Augenblick ertönte eine reine, volle Frauenſtimme in ſo ſchmelzenden, ſüßen

Tönen, daß die beiden Männer unwillkührlich ihre Rede unterbrachen und lauſchten. Eine leiche Röthe flog über Rempens Geſicht, denn er erkannte dieſe Stimme. Sein Auge begegnete dem dunkeln Auge Palvis, das wohl eine Weile prüfend auf ſeinen Zügen verweilt haben mochte.

„Kennen Sie die Stimme?“ fragte Rempen, etwas befangen.

„Ich kenne ſie,“ erwiederte jener und ſtand auf.

„Und wollen Sie ſich den Genuß vermindern und näher treten?“

„Ich möchte wohl auch die Worte des Textes hören,“ entſchuldigte ſich jener nicht ohne Verlegenheit.

Der Stallmeiſter folgte ihm; Palvi ſchwebte ſchnellen, aber leiſen Schrittes über den Boden hin, und ſetzte ſich unweit des Zimmers wieder, wo Eliſe ſang, auf ein Banquett, indem er Rempen durch einen ſtummen Wink einlud, ſich neben ihn zu ſetzen. Sie lauſchten; es war die bekannte Melodie einer jener alten franzöſiſchen Romanzen, die, indem ſie durch ihren ungekünſtelten Wohllaut dem Ohre ſchmeicheln, in muthigen Tönen das Herz erheben; aber ein deutſcher Text war untergelegt, Worte, von welchen die Sängerin ſelbſt wunderbar ergriffen ſchien, denn ſie trug ſie mit einem Feuer vor, das ihre Zuhörer mit erfaßte.

Der junge Rempen fühlte ſein Herz von Liebe zu der Sängerin, wie von dem hohen Schwung ihres Geſanges mächtiger gehoben; aber mit Verwunderung und Neugierde ſah er die tiefe Bewegung, die ſich auf den Zügen ſeines Nachbars ausdrückte. Seine Augen ſtrahlten, ſein Haupt hatte ſich muthig und ſtolz aufgerichtet, und um Wangen und Stirne wogte eine dunkle Röthe auf und ab, jene Röthe, die ein erfülltes, von irgend einer mächtigen Freude überraſchtes Herz verräth.

Mit gekrümmtem Rücken auf den Zehenſpitzen ſchlich jetzt der Oheim Rempen heran. Schon von weitem drückte er ſeinem Neffen durch beredtes Mienenſpiel ſeinen Beifall über den herrlichen Geſang aus, und als er nahe genug war, flüſterte er: „Heute ſingt ſie wieder wie die Paſta, voll Gluth, voll Gluth;

und der ſchöne Text, den ſie untergelegt hat! — er iſt aus einem neuen Roman, die letzten Ritter von Marienburg.“

Der junge Mann winkte ſeinem Oheim ungeduldig, ſtille zu ſeyn; der Alte ſchlich weiter zu einer andern Gruppe, und die beiden lauſchten wieder ungeſtört, bis der Geſang geendet war.

5.

Die letzten Ritter von Marienburg.

Rauſchender Beifall füllte nun das Gemach, man drängte ſich um die Sängerin, und auch Rempen folgte ſeinem Herzen, das ihn zu Eliſen zog. Aber ſchon war ſie von einem halb Dutzend jener Literatoren umlagert, die ihn immer verdrängten. „Welch herrliches Lied!“ hörte er den Doctor Zundler ſagen, „welche Kraft, welche Fülle von Muth, und wie zart gehalten!“ Doch dem Stallmeiſter entging nicht, daß der Hofrath, der ebenfalls bei der Gruppe ſtand, den jungen Doctor durch einen freundſchaftlichen Rippenſtoß aufmerkſam darauf zu machen ſchien, daß er etwas Ungeſchicktes geſagt habe. Er erſchrak, erröthete, und fragte in befangener Verlegenheit, woher das Fräulein das ſchöne Lied habe?

„Es iſt aus den letzten Rittern von Marienburg, von Hûon.“ Ein Gemurmel des Staunens und Beifalls lief durch die dichten Maſſen, als man dieſen Titel hörte. „Wie, ein neuer Roman? — Ah! derſelbe, welchen die Blätter für's belletriſtiſche Vergnügen ſo tüchtig ausg— Sie ſind ja da, leiſe, leiſe. — — Wo kann man den Roman ſehen?“— So wogte das Geſpräch und Geflüſter auf und ab, bis der Wirth des Hauſes mit triumphirendem Lächeln ein Damenkörbchen an ſeidenen Bändern in die Höhe hielt, es öffnete und ein Buch hervorzog. Er ſchlug den Titel auf, er zeigte ihn der geſpannten Geſellſchaft, und mit freudigem Staunen las man in großen gothiſchen Lettern: „Die letzten Ritter von Marienburg.“ — „Vorleſen, bitte, vorleſen,“ tönte es jetzt von dreißig, vierzig ſchönen Lippen, und ſelbſt die jungen Männer, die ſonſt dieſe Unterhaltung weniger liebten, ſtimmten für die Vorleſung. Aber eine nicht geringe Schwierigkeit fand ſich jetzt in der Wahl des Vorleſers; denn jene Literatoren, die ſonſt in dieſem Zirkel dieſes Amt bekleidet hatten, ſtemmten ſich heute beſtimmt dagegen; der eine war erhitzt, der andere hatte Catarrh, der dritte war heiſer, und Allen war die Unluſt anzuſehen, daß nicht ihre eigenen Produkte, ſondern fremde Geſchichten vorgeleſen werden ſollten.

„Ich wüßte keinen Beſſeren vorzuſchlagen,“ ſagte endlich ein Criminal-Präſident von großem Gewicht, „als dort meinen Referendär Palvi; wenigſtens zeugen ſeine Referate von ſehr guter Lunge und geſchmeidiger Kehle.“ Indem der Criminal-Präſident ſeinen eigenen Witz belachte, und im Chorus ſechs Juriſten pflichtgemäß mit einſtimmten, verbeugte ſich der junge Mann, an welchen die Rede ging, während eine flüchtige Röthe über ſein Geſicht zog, und zur Verwunderung der Geſellſchaft, die ihn ſehr wenig kannte, ergriff er das Buch und die Taſche und fragte beſcheiden, welcher von den Damen beides gehöre?

Dem Stallmeiſter, der hinter ihm ſtand, hatte dies längſt ſein ſcharfes Auge geſagt. Eliſe war flüchtig erröthet, als der Onkel den Beutel emporgehoben und das Buch daraus hervorgeholt hatte. Als aber Palvi anfragte, als er mit ſeinem dunkeln Auge den Kreis der Damen überſtreifte und bei ihr ſtille ſtand, da goß ſich ein dunkler Carmin über Stirne, Wangen und den ſchönen Hals des Fräuleins, ſie ſchien überraſcht, verlegen, und als jene Röthe eben ſo ſchnell verflog, ſchien ſie ſogar ängſtlich zu ſeyn. „Das Buch gehört mir, Herr von Palvi,“ ſagte ſie ſchnell und mit einem kurzen Blick auf ihn. „Und werden Sie erlauben, daß daraus vorgeleſen wird? daß ich daraus vorleſe?“ fragte er weiter.

„Ich habe hier nichts zu beſtimmen,“ erwiederte ſie ohne aufzuſehen, „doch das Buch ſteht zu Dienſten.“

„Nun, dann nicht geſäumt!“ rief der Oheim; „Seſſel in den Kreis und ruhig ſich geſetzt, und andächtig zugehört, denn ich denke, wir werden einen ganz angenehmen Genuß haben.“

Man that nach ſeinem Vorſchlag; in bunten Kreis ſetzte ſich die zahlreiche Geſellſchaft, und ſey es, daß man auch hier Fräulein Eliſe als literariſche Königin anſah, oder war es eine ſonderbare Fügung des Zufalls, der Vorleſer kam ſo gerade ihr gegenüber zu ſitzen, daß, ſo oft ſie die Augen aufhob, dieſe ſchönen Augen auf ihn fallen mußten.

„Aber, Freunde,“ bemerkte die Dame vom Hauſe, „dieſer Roman hat, ſo viel ich weiß, drei Bände; wollen wir ſie alle anhören, ſo kommt unſre junge Welt heute nicht mehr zum Tanzen, und wir Andern nicht zum Spiel; ich denke, man wählt die ſchönſten Stellen aus.“

„Wer aber ſoll ſie wählen?“ fiel ihr Gatte ein; „das Ding iſt nagelneu, Niemand hat es geleſen; doch Fräulein Willkow wird uns helfen können. Können Sie nicht ſchöne Stellen andeuten und uns den Faden des Uebrigen geben?“

Man bat ſo allgemein, ſo dringend, daß Eliſe nach einigem Zögern nachgab. „Der

Roman," ſagte ſie, „ſpielt, wenn ich mir die Jahrszahl richtig gemerkt habe, in den Jahren 1455 — 1456 in und um Marienburg in Oſtpreußen. Der deutſche Orden iſt von ſeinen früheren einfachen und reinen Sitten abgekommen; dies und innerer Zwieſpalt, wie Neid und Anfeindungen von allen Seiten her, drohen einen baldigen Umſturz der Dinge herbeizuführen, wie denn auch durch den Verrath böhmiſcher Ordensſoldaten, gegen Ende des dritten Theils, Marienburg für den Orden auf immer verloren geht Auf dieſen geſchichtlichen Hintergrund iſt aber die intereſſante Geſchichte eines Verhältniſſes zwiſchen einem jungen deutſchen Ritter und einem Edelfräulein aufgetragen. Sie iſt die Tochter des Caſtellans von Marienburg, eines geheimen und furchtbaren Feindes des Ordens, der, anſcheinend dem Deutſchmeiſter befreundet, nur dazu in Marienburg lebt, um jede Blöße des Ordens den Polen zu verrathen. Der Roman beginnt in der Ordenskirche, wo die Ritter und viele Bewohner von Marienburg und der Umgegend bei einem feierlichen Hochachte verſammelt ſind, um den Tag zu feiern, an welchem vor vielen Jahren der erſte Comthur mit ſeinem Convent in dieſer Burg einzog. Der letzte Meiſter, Ulrich von Elrichshauſen, ein Mann, der ſich dem nahenden Verderben noch entgegenſtemmen will, hält eine eindringliche Rede an die Ordensglieder. Der Gottesdienſt endet mit einer feierlichen, lateiniſchen Hymne. Indem zwei der jüngſten Ritter, nach der Sitte bei ſolchen Gelegenheiten, den vornehmſten fremden Beſuchern das Geleite bis in den Vorhof geben, bemerkt der Eine von ihnen, daß der Andere im Vorbeiſtreifen ein kleines Päckchen in die Hand einer verſchleierten Dame gedrückt habe. Die Kirche iſt leer, und im zweiten Kapitel fragt nun der Erſtere den Zweiten um die Bedeutung deſſen, was er geſehen. Er iſt ſein Waffenbruder, ein Bündniß, das nach der Sitte der Zeit feſter als irgend ein Freundſchaftsband galt, und Elrichshauſen, der Neffe des Meiſters, der Held des Romans, geſteht ihm endlich ſein Verhältniß zu der Dame; erzählt ihm von ſeinem Leben, ſeinen troſtloſen Ausſichten.“

„Der Freund rathet ab, Cuno aber verſchmäht jede Warnung, und bittet jenen, er möchte ihn an dieſem Abend zu einer Zuſammenkunft mit der Geliebten begleiten. Dieſe Zuſammenkunft in einem verfallenen Theil des älteren Schloſſes iſt ſo ſchauerlich-ſchön, daß ich möchte, ſie würde ganz geleſen.“

Palvi las. Wer je ein Buch, das er ſonſt nicht kannte, in Geſellſchaft vorgeleſen, der weiß, daß etwas Beunruhigendes in dem Gedanken liegt, daß man mit gehaltener Sicherheit auf einem Felſenpfade gehen ſoll, den man noch nie betreten. Dieſes beängſtigende Gefühl wächſt, wenn es ein Geſpräch iſt, das man vorträgt. Man kann den Athem, den Rhythmus, den Ausdruck der Empfindung nicht richtig abmeſſen und vertheilen, man weiß nicht, ob jetzt die höchſte Höhe der Luſt ausgedrückt iſt, ob jetzt der Dichter die tiefſte Saite der Wehmuth berührt habe, ob er nicht noch tiefere Akkorde anſchlagen werde; und der Zuhörer pflegt dieſe Unſicherheit ſtörend mit zu empfinden. Aber wunderbar las dieſer junge Mann, den ein zufälliger Scherz ſeines Vorgeſetzten zum Vorleſer geſtempelt hatte. Es war, als leſe er nicht mit den Augen, ſondern mit der Seele ohne dieſes Organ, als ſpreche er etwas längſt Gedachtes, eine Erinnerung aus, als kenne er den Inhalt, den Geiſt dieſer Blätter, und ſein Gedächtniß habe das Buch nur wegen der zufälligen Wortſtellung vonnöthen. Wenn das, was er las, nicht durch Inhalt und Form ſo großartig, dieſes Geſpräch zweier Liebenden ſo neu, ſo bedeutungsvoll geweſen wäre, dieſe Art, etwas vorzutragen, hätte zur Bewunderung hinreißen müßen.

Wir fürchten zu ermüden, wollten wir den Gang der Gefühle im Geſpräch dieſer Liebenden verfolgen. Wir bemerken nur, daß der jüngere Theil dieſer Geſellſchaft mächtig davon ergriffen wurde, daß Fräulein Eliſe, die anfangs den Vorleſer mit ſcheuen, ſtaunenden Blicken angeſehen hatte, in tiefer Rührung die Augen ſenkte, und kaum ſo viel Faſſung fand, ihre Erzählung weiter fortzuſetzen.

„Die Liebenden," ſagte ſie, „ſo wenig Troſt im Schluß dieſer Scene lag, ſind zufrieden in dem Gedanken an die Gegenwart.

Je dunkler aber die Zukunft vor ihnen liegt, deſto angenehmer dünkt es ihnen, die Gegenwart mit ſchönen Träumen auszufüllen. Der Deutſchmeiſter bekommt die Nachricht, daß der Kaiſer, von den Einflüſterungen Polens halb beſiegt, dem Orden zürne, ihm namentlich innere Zügelloſigkeit vorwerfe. Der Meiſter verſammelt daher ein Kapitel, wo er die Ritter anredet. Dieſe Stelle iſt eine der trefflichſten im Buche, denn der Verfaſſer befriedigt hier auf wunderbare Weiſe zwei Intereſſen. Indem der Meiſter die Verhältniſſe des Ordens bis auf die zarteſten Nüancen aufdeckt und berechnet, bekommt der Leſer nicht nur ein ſchönes Bild von dem einſichtsvollen, umſichtigen Ulerich von Elrichshauſen, von der erhabenen Würde eines Nachfolgers ſo großer Meiſter, von der gebietenden Stellung eines Herrſchers auf Marienburg, ſondern er bekommt auch auf ungezwungene und natürliche Weiſe eine Ueberſicht über die hiſtoriſche Baſis des Romans. Der Meiſter ſchärft die Haus- und Sittengeſetze, und ſchließt mit einer furchtbaren Drohung für den Uebertreter."

„Der Held des Romans, voll schönen Glaubens an alles Edle und Reine, sieht in seiner Freundschaft für Wanda, so heißt das Fräulein, kein Unrecht. Er setzt, begleitet von seinem Freunde, die nächtlichen Zusammenkünfte fort. In eine derselben ist ein wunderschönes Mährchen eingewoben, eine Sage, die man auch mir in meiner Kindheit oft erzählt haben muß, denn sie klang mir wie alte Erinnerungen.“

Sie hielt inne; mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth fragte Palvi, ob er das Mährchen lesen solle? Sie nickte ein kurzes Ja, und er las. Der junge Rempen hatte während des Mährchens sein Auge fest auf Elisen gerichtet. Er bemerkte, daß sie anfangs heiter zuhörte, mit einem Gesicht, wie man eine bekannte Lieblingsmelodie hört und die kommenden Wendungen zum Voraus errathet; nach und nach wurde sie aufmerksamer; es kamen einige sonderbare Reime vor, die Palvi so rasch und mit so eigenem, singendem Tone vortrug, daß sie dadurch tief ergriffen schien; Erinnerungen schienen in ihr auf- und niederzutauchen, sie preßte die Lippen zusammen, als unterdrücke ſie einen inneren Schmerz; er ſah, wie ſie bleich und immer bläſſer wurde, er ſah ſie endlich ihrer Nachbarin etwas zuflüſtern, ſie ſtanden beide auf, aber eben ſo ſchnell ſank Eliſe wieder kraftlos auf ihren Stuhl zurück.

Die Beſtürzung der Geſellſchaft war allgemein. Die Damen ſprangen herzu, um zu helfen, aber ſey es, daß, wie es oft zu geſchehen pflegt, gerade das unangenehme Gefühl dieſer ſtörenden, geräuſchvollen Hülfe ſie wieder emporraffte, oder war es wirklich nur etwas Vorübergehendes, ein kleiner Schwindel, was ſie befiel, ſie ſtand beinahe in demſelben Moment wieder aufrecht, bleich, aber lächelnd, und konnte ſich bei der Geſellſchaft entſchuldigen, dieſe Störung veranlaßt zu haben.

An Erzählen und Vorleſen war übrigens nach dieſem Vorfall dieſen Abend nicht wohl wieder zu denken, und man nahm mit Vergnügen den Vorſchlag an, ſich am übernächſten Nachmittage in einem öffentlichen Gartenſalon zu verſammeln und die Ritter von Marienburg gemeinſchaftlich zu genießen.

Der Stallmeiſter fühlte ſich von dieſer Scene auf mehr als eine Weiſe ergriffen; er konnte zwar Palvi nichts vorwerfen, er hatte zwei Worte mit Eliſen, und dieſe öffentlich geſprochen; es war, wenn er ſelbſt auch wirkliche Rechte auf das Fräulein gehabt hätte, kein Grund zur Eiferſucht da, denn ſie ſchien jenen ſogar zu ſcheuen, zu fliehen; aber dennoch lag etwas ſo Räthſelhaftes in Palvi's Betragen, etwas ſo ſchmerzlich Rührendes in ſeinen Mienen, und doch wieder in ſeinem ganzen Weſen eine ſo gehaltene Würde, daß Rempen ſich vornahm, was es ihn auch koſten möge, Aufſchluß über ihn zu ſuchen. Der Oheim war bemüht, die frühere Ordnung und Freude herzuſtellen. Spieltiſche wurden aufgetragen, und aus dem Salon lud eine Violine und die lockenden Akkorde einer Harfe die junge Welt zum Tanzen ein.

Mit bewachenden Blicken folgte der Stallmeiſter Palvi, der, noch immer das Buch in der Hand haltend, gedankenvoll umherging. In einer Vertiefung des Fenſters ſaß Eliſe.

Eben ging eine Freundin von ihr weg und Rempen nahm wahr, wie ſich Palvi ihr zögernd nahte, wie er ihr mit einer tiefen Verbeugung das Buch überreichte. Schnell trat auch er hinzu, und nur die breite, dunkelrothe Gardine trennte ihn von den Beiden.

„Eliſe,“ hörte er den jungen Mann ſagen, „ſeit zehn Monaten zum erſtenmal wird es mir möglich, ſo nahe zu ſtehen, nur eine Bitte habe ich —“

„Schweigen Sie,“ ſagte ſie in leiſen, aber leidenſchaftlichen Tönen, „ich will nichts hören, nichts ſprechen, ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, ich verachte Sie.“

„Nur das Warum möchte ich wiſſen,“ bat er beinahe weinend; „nur ein Wörtchen, vielleicht möchten Sie mich doch verkennen.“

„Ich kenne Sie zu gut,“ erwiederte ſie unmuthig, „einen ſo niedrigen, gemeinen Menſchen kann ich nur verabſcheuen.“

„Gemein, niedrig?“ rief er bitter,“ und dennoch ſchwöre ich, daß ich Ihnen Achtung abzwingen will; dieſen gemeinen, niedrigen

Mann ſollen Sie ſchätzen müſſen! Wiſſen Sie, ich bin —"

„Daß Sie ein recht elender Menſch ſind, weiß ich lange; darum bitte ich, entfernen Sie ſich; dieſen Zirkel werde ich aber nie mehr beſuchen, wenn es Ihnen noch einmal einfallen ſollte, mich anzureden."

Bei dieſen Worten ſtand ſie raſch auf und entfernte ſich mit einer kurzen Verbeugung gegen den unglücklichen jungen Mann.

So wichtig dieſe Worte, ſo bedeutungsvoll dieſe Scene war, konnte ſie doch dem Stallmeiſter kein deutlicheres Licht geben. Palvi durfte wagen, ſie mit „Eliſe" anzureden, ſie behauptete, ihn ganz zu kennen, ſie ſprach ſo heftig ihre Gefühle aus, daß ihren Haß nothwendig Liebe geboren haben mußte. — Er ſah Palvi, nachdem er noch eine Weile in der Vertiefung des Fenſters verweilt hatte, nach der Thür des Vorſaals gehen. Er folgte ihm dahin, wie zufällig nahm er zugleich mit jenem ſeinen Mantel um.

„Auch Sie ſcheinen kein Freund des Tanzes zu ſeyn," redete er den Referendär an.

„Ich habe es längſt aufgegeben,“ ant-
wortete er, „aber Sie, Sie ein Glücklicher,
und nicht tanzen?“

„Ein Glücklicher?“ erwiederte der Stall-
neiſter freundlich; „davon möchte ich mir
doch noch eine nähere Definition erbitten.
Ueberhaupt, hier wird mir ſo langweilig zu
Ruthe, und zu Hauſe geht mir die Tanz-
muſik im Kopfe herum; gehen wir, wenn
Sie nichts Beſſeres vorhaben, nicht irgend
wohin zuſammen?“

Palvi ſchien in einiger Verlegenheit zu
eyn. „Ich weiß nicht, was mir Ihre Ge-
ellſchaft ſo wünſchenswerth macht,“ antwor-
ete er; „ich möchte die Hälfte der Nacht
it Ihnen verplaudern, und dennoch, „wer-
en Sie es glauben? — ich rechnete darauf,
rüh dieſe Geſellſchaft zu verlaſſen, und habe
nem Freunde den übrigen Theil des Abends
geſagt.“

„Wohlan!“ fuhr der Sallmeiſter fort,
wenn Sie nichts gar zu Wichtiges zu be-
rechen haben, ſo folge ich Ihnen dahin.“

Der junge Mann erröthete; „das Haus

iſt abgelegen," ſagte er, „und für ſolche Gäſte nicht ganz paſſend."

„Und wenn es der Entenzapfen wäre," rief Rempen; „es ſoll ja vortreffliches Cerevis dort geben."

Mit einer Miſchung von Staunen und Freude blickte ihn der Refendär an, doch ehe er noch fragen konnte, ſprach Rempen weiter: „Verzeihen Sie meiner Neugierde, die diesmal die Discretion überwog. Der Zufall machte mich zum Zeugen, als ein wunderlicher alter Herr Sie einlud, und ſchon damals wünſchte ich, mit von der Parthie zu ſeyn, um ſo mehr," ſetzte er verbindlich hinzu, „da ich dieſen Abend ſo manchen Point de reunion zwiſchen uns fand."

„Gut, ſo folgen Sie mir. — Sie werden ein Original kennen lernen, das aber mehr unſere Aufmerkſamkeit verdient, als die ſchwachen Copien dort oben, die doch immer für Originale gelten möchten, ja ſich ſelbſt dafür halten. Ich meine jene Poeten und Literatoren, die uns heute Morgen ein ſo wunderbares Schauſpiel gegeben haben."

„In ſeiner Art dieſer Abend ein nicht minder ſonderbares,“ entgegnete Rempen; „oder ſollte Ihnen entgangen ſeyn, wie ungezogen ſie ſich benahmen, als man verlangte, dieſer Roman ſollte vorgeleſen werden; ſchien es nicht, als wollten ſie durch ſtilles, höhniſches Lächeln, durch ihre kalte Entſchuldigung; zum Vorleſen, nicht bei Stimme zu ſeyn, durch ſo manche Zeichen ihres Mißfallens der Geſellſchaft die Ueberzeugung aufdringen, als ſey das Buch ſchlecht und unwürdig? Man kann nicht verlangen, daß ſie ſich — wollen ſie einmal ungeſittet ſeyn — im Keller eines Italieners Feſſeln anlegen; ſie bezahlen dort und ihre Rede iſt frei; aber in einer Geſellſchaft wie dieſe mußten ſie ſich den Geſetzen des Anſtandes fügen.“

„Ich wollte Vieles wetten,“ bemerkte Palvi, „der Mann, zu dem ich Sie jetzt führe, ob er gleich in ſeinen Gewohnheiten und Sitten wenig geſellſchaftliche Bildung verräth, würde ſich weniger unſchicklich benommen haben.“

„Und wer iſt er denn?“ fragte der Stallmeiſter.

„Er gehört einem Schlag von Leuten an, die man in unſern Ländern jetzt weniger, oder nicht ſo auffallend und originell ſieht, als früher; ein ſogenannter würtembergiſcher Magiſter. Bitte zum voraus, glauben Sie nicht, daß in dieſem Begriffe etwas Lächerliches liege, denn eine nicht geringe Zahl würdiger, gelehrter Männer unſerer Zeit gehören dieſem Stande an. Es gab in früherer Zeit, ob jetzt noch, weiß ich nicht, in jenem Lande eine Pflanzſchule für tiefe Gelehrſamkeit. Es gingen Philologen, Philoſophen, Aſtronomen, Mathematiker in Menge daraus hervor; zum Beiſpiel ein Keppler, ein Schelling, Hegel und dergleichen. Vor zwanzig Jahren ſoll man allenthalben in Deutſchland Leute aus dieſer Schule geſehen haben; den Titel Magiſter bekommen ſie als Geleitsbrief mit. Sie waren gewöhnlich mit tiefen Kenntniſſen ausgerüſtet, aber vernachläſſigt in äußern Formen, in Sprache und Ausdruck ſonderbar, und ſpielten eine um ſo auffallendere Figur, als ſie gewöhnlich, ihrer Stellung nach, als Lehrer an Univerſitäten, als Erzieher in brillanten Häuſern, in der Geſellſchaft durch ihr Aeußeres den Rang nicht ausfüllten, den ihnen

hre Gelehrſamkeit gab. Eine ſolche Figur
us alter Zeit iſt mein Freund. Er ging
chon vor dreißig Jahren aus ſeinem Vater-
ande, hat aber weder in Curland, noch in
Sachſen ſeine Eigenheiten abgelegt. Er lebt
ier, abgeſchieden von der Welt, in einem
Dachſtübchen; ich halte ihn für einen der tief-
en Denker des Zeitalters, dabei iſt er ein
iebenswürdiger Dichter, und dennoch iſt ſein
ame gänzlich unbekannt. Die gelehrteſten
ecenſionen in den Leipziger und Haller Blät-
ern ſind von ſeiner Hand; manche Entdeckung,
ancher tiefgedachte Satz, womit jetzt die
euen Philoſophen ihre Werke aufputzen,
nd von ihm, er hat ſie ſpielend hingewor-
n.“

„Alſo ein literariſcher Eremit,“ rief Rem-
n aus, indem er, nicht ohne kleinen Schau-
r, an der Seite des Referendärs durch
ge, ſchmutzige Gäßchen ging; „eine Nacht-
le der Minerva in beſter Form?“

„Wenn es heut zu Tage wieder einen
iogenes geben könnte,“ erwiederte jener,
ich glaube, er müßte im Coſtüm meines
agiſters erſcheinen. Dieſes ehrliche, kluge,

ein wenig ernſte Geſicht, die kunſtlos um den Kopf hängenden Haare, das verſchoſſene Hütchen, der abgetragene Rock, den er mit keinem andern vertauſchen mag, die ſonderbare, beinahe zärtliche Neigung zu einer alten, ſchwarzgerauchten Pfeife, dazu ein dunkelbraunes Meerrohr mit ſilbernem Knopfe, und dieſe ganze Geſtalt in der düſteren, ſchwärzlichen Spelunke, in welche wir eben treten wollen — nehmen Sie dies alles zuſammen, und Sie werden finden, das Urbild eines modernen cyniſchen Philoſophen iſt fertig, nur würde er einen Alexander nicht um ein wenig Sonne, ſondern um ein Bißchen Feuer für ſeine Pfeife bitten.“

Durch einen Vorplatz, wo das trübe Licht einer ſchmutzigen Laterne einen zweifelhaften Schein auf Kornſäcke und umgeſtürzte Bierfäßchen warf, traten jetzt die beiden jungen Männer in das größere Schenkzimmer des Entenzapfen. Der Wirth, dick und angeſchwollen von dem Koſten ſeines eigenen Getränkes, ſchlief in einem Lehnſeſſel hinter dem Ofen; einige abgeriſſene Geſtalten ſpielten bei einem Stümpfen Licht mit ſchmierigen

Karten, und ſahen die Vorübergehenden mit matten, ſchläfrigen Augen an.

Palvi ging vorüber in ein zweites, kleineres Gemach, das für beſſere Gäſte eingerichet ſchien. Derſelbe Alte, den Rempen dieſen Abend flüchtig geſehen, ſaß dort allein hinter einer Kanne Bier. Auf den Tiſch hatte er mit Kreide einen mathematiſchen Satz gemalt. Er ſchaute, die Stirne in die Hand geſtützt, aufmerkſam auf ſeine Berechnung nieder, und nur große Tabakswolken, die er hin und wieder ausſtieß, zeigten, daß er lebe und athme. Erſt auf den Abendgruß ſeines jungen Freundes richtete er ſich auf und zeigte ein ernſtes, gleichgültiges Geſicht, dem nur das glänzende, ungemein intereſſante Auge einiges Leben verlieh.

Die Gegenwart eines Fremden ſchien ihm unangenehm aufzufallen. Kurz abgebrochen, indem er haſtig mit dem Rockermel die Figuren von dem Tiſche abwiſchte, ſagte er: „Seyd lange ausgeblieben.“

„Dafür bringe ich aber einen ſeltenen Gaſt mit,“ erwiederte der junge Mann, „der das Entenbier verſuchen will.“

„Literator?“ fragte der Alte etwas mürriſch.

„Wo denkſt Du hin, Magiſter; ein hieſiger Literator und der Entenzapfen! Nein, er iſt nicht von dieſen, ſondern heißt Herr von Rempen und iſt Stallmeiſter.“

„Da haben der Herr die ächte Quelle gefunden,“ ſprach der Alte freundlich und mit einer Herzlichkeit, die ihn ſogar angenehm machte. „Der Entenzapfen hat ſolid Getränke. Setzet Euch, da bringt die Kellnerin ſchon die Kannen.“

Der Stallmeiſter erſchrak vor der großen Kanne, die ihm das niedliche Kellermädchen mit den rothen Lippen kredenzte; aber die Neugierde nach dem Magiſter, der Drang, von Palvi nähere Aufſchlüſſe über Eliſens Betragen zu erhalten, milderten ſeinen Schauder vor dem Entenzapfen.

„Es hat einen eigenen Reiz für mich,“ ſagte er, um die Anrede des Alten zu erwiedern, „ſo aus einer glänzenden Geſellſchaft, wo Alles voll Glanz und Putz, voll Berechnung und eitlen Benehmens iſt, mich in die Einſamkeit einer ſolchen Schenke zu begeben. Man wird ſo leicht verführt, jenes ſchimmernde Weſen für wahres Leben, für ein Ideal der Geſellſchaft zu nehmen, und nur ein plötzlicher, recht greller Tauſch kann von dieſem Wahne retten, beſonders wenn man das Glück hat, Männer zu finden, die zu vernünftigem Geſpräch bereitwillig ſind.“

„Ich kann mirs denken aus früherer Zeit,“ entgegnete der Alte mit ironiſchem Lächeln. „Nun, hat man wieder anſtändig geſchnattert und gezwitſchert, Thee getrunken und göttlichem Geſange gelauſcht, und als man gar äſthetiſch zu werden, vorzuleſen anfing, ſeyd Ihr aus Angſt davongelaufen?“

„Nein,“ antwortete Rempen, „ſo lange geleſen wurde, blieben wir.“

„Wie?“ rief der Magiſter.“ „Und Ihr habt es über Euch vermocht, Herr Referendär, allerlei roſenfarbene Poeſie anzuhören?“

„Man las die letzten Ritter von Marienburg,“ belehrte ihn der Stallmeiſter.

„Ei der Tauſend!“ ſagte der Alte mit einem ſonderbaren Seitenblick auf Palvi, „konnte man doch ſolche Speiſe vertragen, ohne den äſthetiſchen Gaumen und Magen zu verderben? Hat ſich denn die Welt gedreht, oder waren unſre hieſigen Schöngeiſter nicht zugezogen?“

„Doch, ſie waren dabei,“ erwiederte Rempen, „ſie wagten es nicht, ſich dagegen zu ſetzen, obgleich der Zorn aus ihren Augen ſprühte, denn noch dieſen Morgen hatten ſie ſich bündig und deutlich erklärt.“ Und nun erzählte er den Auftritt im Keller des Italieners mit einer Geläufigkeit, über welche er ſich ſelbſt wundern mußte. Mehreremale wurde er von einem ſchnellen, kurzen Lachen des Alten unterbrochen, als er aber mit dem furchtbaren Bündniſſe der literariſchen Trias endete, brach der alte Mann in ſo herzliches Gelächter aus, daß der Wirth zum Entenzapfen mit einem tiefen Geſtöhne erwachte und ſich im Seſſel umwälzte.

„Der Herr Stallmeiſter erzählen gut,“ ſprach dann der Magiſter, indem er Thränen, die das Lachen hervorgelockt hatte, verwiſchte. „Ich kenne ſie, dieſe Burſche, dieſen Chorus von Halbwiſſern. Sie ſind geachteter beim Stadtpublikum und auf dem

Landſitze, als der wahre Gelehrte, ſie ſind die Vornehmern unter den Muſenſöhnen und machen ungebeten die Honneurs auf dem Parnaß, als wären ſie Prinzen des Hauſes oder zum mindeſten Kammerjunker; um ſo weniger können ſie es verſchmerzen, wenn ihre Blöße aufgedeckt und ihre Schande ans Licht geſtellt wird. Sie fühlen ihr Nichts, ſie ſehen es einander ab, aber ſie wollen es ſich nicht merken laſſen."

„Am ſonderbarſten und unerklärlichſten ſcheint mir ihre Wuth gegen das, was man jetzt hiſtoriſchen Roman nennt," bemerkte der Stallmeiſter. „Ich bin zu wenig im Getriebe der Literatur bewandert, um es mir erklären zu können."

„Danken Sie Gott," erwiederte der Alte, „daß Sie ein heiteres, rüſtiges Handwerk erlernt haben, und von dieſem unſeligen, peinlichen Treiben nichts wiſſen. Kommt mir doch dieſe ſchöne Literatur jetzt vor wie ſcharfer Eſſig. Mit gehöriger Zuthat vom Oel des Lebens, Philoſophie, iſt ſie die Würze Eurer Tage; aber koſtet ſie geſondert, ſo iſt ſie ſcharf, abſtoßend; betrachtet ſie genau, etwa durch ein tüchtiges Glas, ſo ſehet Ihr das Acidum aufgelöſt in eine Welt von kleinen Würmern, die ſich wälzen und einander anfallen, über einander wegkriechen.“

„Pfui! aber Ihr Verhältniß zum hiſtoriſchen Roman?“

„Sie gebehrden ſich,“ antwortete Bunker, „als ob ſie gegen irgend eine Erſcheinung des Zeitgeiſtes ankämpfen könnten, wie Pygmäen gegen einen Rieſen. Als ob nicht ſchon die Ilias ſo gut hiſtoriſch geweſen wäre, als irgend ein Roman „des Verfaſſers von Waverley.“ Und iſt nicht Don Quixote der erſte aller hiſtoriſchen Romane? Doch nehmen Sie nähere Beiſpiele bei uns. Spricht ſich nicht in Wilhelm Meiſter das Element eines hiſtoriſchen Romans geheimnißvoll aus? Müßen wir nicht den Begebenheiten, in die der Held verwickelt iſt, eine gewiſſe Zeitgeſchichte unwillkührlich unterlegen? Müßen wir nicht das Lager des Prinzen als eine nothwendige hiſtoriſche Decoration damaliger Zeit anſehen? Und die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, ſind ſie nicht eine hiſtoriſche Novelle? Wir betraten alſo zum mindeſten keinen neuen Boden, kein neues, zweifelhaftes Gebiet.“

„Und welch kleiner Schritt,“ bemerkte Palvi, „welch natürlicher Uebergang iſt vom hiſtoriſchen Drama, wie wir es bei Göthe finden, zum modernen geſchichtlichen Romane. Sie ſind ihm ſchon um Vieles näher, als die hiſtoriſchen Schauſpiele Shakſpeare's. Wie im Romane, ſprechen dort die Helden nicht großartige Gefühle aus. Sie halten nicht gedehnte Reden, ſondern ihre Reden erzählen von den ſchlummernden Entſchlüſſen ihrer Seele, und wir erblicken in einer einzelnen Wendung Motive, ahnen Handlungen, die ſich nachher verwirklichen.“

„Die Völker ſcheinen ſich in unſern Tagen zu ſcheiden und ſcharf abzugrenzen; doch dieſe Scheidung iſt nur ſcheinbar, denn die Menſchheit iſt durch ſo viele Erfindungen ſich näher gerückt worden. Wir gehören mehr und mehr der Welt an. Wir ſprechen von entfernten Polarländern oder von Amerika mit einer Beſtimmtheit, einem Gefühle der Nähe, wie unſre Großväter von Frankreich ſprachen. Wir ſind jetzt erſt Europäer geworden. Darum iſt uns nichts mehr fremd, was in dieſem alten Welttheile geſchieht. Der Unterſchied der Sprache hat aufgehört, denn Dank ſey es unſern gewandten Uebersetzern, es iſt, als ob Scott und Irwing in Frankfurt oder Leipzig lebten."

„Gewiß!" fiel Rempen ein, „auch in der Geſellſchaft ſind ſich die verſchiedenartigſten Elemente näher getreten. Unſere jungen Männer erzählen jetzt von einer Reiſe nach London oder Rom mit mehr Beſcheidenheit oder Gleichgültigkeit, als ſonſt Einer von einer Reiſe an einen zwanzig Meilen entfernten Hof erzählte. Aber iſt uns durch alles dies, da wir in einer ſo breiten Gegenwart leben, die Geſchichte nicht viel mehr fern, als nahe gerückt?"

„Ich gebe zu," ſagte der Alte, „das ernſte Studium der Hiſtorie, aber nicht das rein menſchliche Intereſſe daran. Die Geſchichte war ſonſt die Geſchichte der Könige, und an ihre oft unbedeutende Perſon knüpfte ſich das Leben unſterblicher Männer. Die neuere Zeit, ſo große Veränderungen um uns her, haben uns anders denken gelehrt. Es iſt die Geſchichte der Meinungen, es ſind die Schickſale gewiſſer Prinzipien, die wir kennen lernen möchten. Ihr Kampf erſcheint in jedem Zeitalter mehr oder minder und unter der verſchiedenſten Geſtalt, und dieſer Kampf der Meinung iſt es, was jeder Periode ihr Intereſſe giebt, er iſt es, der, dem Romane zum Grunde gelegt, unſere Theilnahme auf unbeſchreibliche Weiſe anzieht.“

„Ich ahne, daß Sie Recht haben,“ erwiederte der Stallmeiſter; „gleichwohl kann ich dieſe Idee meinen bisherigen Anſichten noch nicht recht anpaſſen. Denn wie vertragen ſich zum Beiſpiel mit dieſer welthiſtoriſchen Anſicht jene ſonderbaren Figuren Walter Scotts, die bald als rohe Hochländer, bald als Räuber, als Fiſcher in die Geſchichte unmittelbar eingreifen und ſo anziehend erſcheinen?“

„Das iſt es ja gerade, was ich ſagte,“ antwortete der Magiſter. „Wir ahnen in der Geſchichte des Landes und des Volkes, die uns Profeſſoren auf Kathedern vortragen, daß es nicht immer die Könige und ihre Miniſter waren, die Großes, Wunderbares, Unerwartetes herbeiführten. Da oder dort hat die Tradition den Schatten, den Namen eines Mannes aufbehalten, von dem die Sage geht, er habe großen und geheimnißvollen Antheil an wichtigen Ereignissen gehabt. Solche Schatten, solche fabelhafte Weſen ſchafft die Phantaſie des Dichters zu etwas Wirklichem um; in den Mund eines ſolchen Menſchen, in ſein und ſeiner Verbündeten geheimnißvolles Treiben legt er die Idee, legt er den Keim zu Thaten und Geſchichten, die man im Handbuch nur als geſchehen nachlieſt, vergebens nach ihren Urſachen forſchend. Indem ſolche Figuren die Ideen perſönlich vorſtellen, bereiten ſie dem Leſer hohen Genuß, und oft ein um ſo romantiſcheres Intereſſe, je unſcheinbarer ſie durch Bildung und die Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft anfänglich erſcheinen."

„Und ſo hielten Sie es für möglich, daß auch die deutſche Geſchichte intereſſante Stoffe für hiſtoriſche Romane bieten könnte?" fragte Rempen; „mir ſchien ſie immer zu zerriſſen, zu flach, zu wenig romantiſch und großartig."

„Das Letztere glaube ich nicht,“ erwiederte Palvi; „und muß denn gerade der Hintergrund, das historische Factum, das Erhabene seyn? Iſt es nicht der Zweck des Romans, Charaktere in ihren verſchiedenen Nüancen, Menſchen in ihren wechſelſeitigen Beziehungen zu ſchildern? und kann ſich nicht ein großartiger Charakter in einer That, einem Zwiſte erproben, der für die allgemeine Geſchichte von geringerer Bedeutung iſt? Oder glauben Sie, weil Tieck in die Cevennen flüchtete, um einen hiſtoriſchen Hintergrund zu holen, er habe damit ſagen wollen, unſere Geſchichte biete keinen Stoff, der ſeines hohen Genius würdig wäre?“

„Dieſe Ritter von Marienburg,“ nahm der Alte das Wort, „beſchäftigen ſich mit keinem großartigen hiſtoriſchen Ereigniſſe. Schon fünfzig Jahre, ehe das Unglück des Ordens in Oſtpreußen wirklich hereinbricht, gewahrt man, daß er ſich nie mehr zu ſeinem alten Glanze erheben, daß früher oder ſpäter die Elemente ſelbſt, die ſeine Größe beförderten, ſeinen Sturz bereiten werden. Er fällt, denn er hat ſeinen Beruf erfüllt. Aber an die geſchichtliche Figur des Großmeiſters, an die Thäler der Nogat, an die Mauern der erhabenen Burg weiß jener Hüon Fäden anzuknüpfen, woraus er ein erhabenes Gewebe ſchafft. Ich möchte ſagen, er baut aus den Trümmern jenes geſtrandeten Schiffes eine Hütte, worin ſich bequem wohnen läßt.“

„Nun verſtehe ich Sie,“ rief der Stallmeiſter, „und weil ſie dieſen Standpunkt nicht erreichten, weil ſie dieſe höhere Anſicht nicht erfaſſen mögen, kämpfen jene Leutchen gegen dieſen hiſtoriſchen Roman. Es iſt Brodneid, ſie wollen ihn nicht aufkommen laſſen, weil er die Kunden an ſich ziehen könnte.“

„Hat er nicht recht, der Herr Stallmeiſter?“ wandte ſich der Magiſter lächelnd an ſeinen Nachbar. „Sie ſchimpfen alle auf einander und zuſammen auf jedes Größere, dieſe Kleinmeiſter. Mich freut es nur, daß mein Doctor Zundler auch bei der furchtbaren Freitags-Trias iſt.“

„Ihr Doctor Zundler?“ fragte Rempen befremdet. „Kennen Sie ihn?“

„Ob ich ihn kenne?“ erwiederte der Alte lachend.

„Der Herr Stallmeiſter macht keinen ſchlimmen Gebrauch davon,“ ſagte Palvi zu dem Magiſter, „und zu größerem Verſtändniß der Poeſie iſt es ihm nützlich, wenn er es weiß. Biſt Du es zufrieden, Alter?“

„Es ſey; aber der Herr Stallmeiſter wird discret ſeyn,“ antwortete der Alte.

„Was werde ich erfahren?“ fragte Rempen. „Wie geheimnißvoll werden Sie auf einmal!“

„Sie kennen den Doctor Zundler, einen der erſten Lyriker dieſer Stadt,“ ſprach Palvi, „ſein Ruhm war früher gerade nicht ſehr groß, doch etwa ſeit einem halben Jahre regt er die Flügel mächtig. Hier ſitzt der Deukalion, der ſie ihm gemacht hat.“

„Wie ſoll ich dies verſtehen?“ erwiederte der Stallmeiſter.

„Unſer Magiſter hier iſt ein ſonderbarer Kautz,“ fuhr jener fort, „einer ſeiner bedeutendſten Fehler iſt Aengſtlichkeit, ſonderbar verſchwiſtert mit Gleichgültigkeit. Er hätte es weit bringen können auf dem deutſchen Parnaß, aber er war zu ängſtlich, um etwas drucken zu laſſen. Doch wie vermöchte ein dichteriſcher Genius, von dieſem Hinderniſſe ſich beſiegen zu laſſen; er dichtete fort, für ſich.“

„Ich machte Verſe,“ fiel der Alte gleichgültig ein.

„Du haſt gedichtet!“ ſagte Palvi. „Aber ſeine beſten Arbeiten, ſeine gründlichſten Forſchungen hat er um acht Groſchen den Bogen in Journale verzettelt, weil er ſich ſcheute, ſeinen Namen auf ein Titelblatt zu ſetzen; und von den glühendſten Poeſien ſeiner Jugend fand ich die einzigen Spuren in halb verbrannten Fidibus. In meinen Augen biſt Du entſchuldigt, guter Magiſter, durch Deine Erziehung und die Art und Weiſe Deines Vaterlandes. Wer hat ſich dort zu Deiner Zeit um einen Geiſt, wie der Deine war, bekümmert? Was hat man für einen Mann gethan, der nicht in die vier Kardinältugenden, in die vier Himmelsgegenden der

Brodwiſſenſchaft, in die vier Fakultäten paßte? Haben ſie ja ſogar Schiller zwingen wollen, Pflaſter zu ſtreichen, und Wieland floh das Land der Abderiten, weil es dort keinen Raum für ihn gab, als den Poſten eines Stadtſchreibers, den er freilich ſo ſchlecht als möglich ausgefüllt haben mochte."

„Menſch, nichts Bitteres gegen mein ſchönes Vaterland," ſagte der Alte mit ſehr ernſtem Blick; „es war die Wiege großer Männer."

„Du ſagſt es," erwiederte Palvi, „die Wiege, aber nicht das Grab; und dieſer Umſtand mag ſeine eigenen Urſachen haben. Zum mindeſten findet man in Odeſſa wie am Miſſiſſippi, in Polen und in Rio-Janeiro, und überdies noch auf den Kathedern aller bekannten Univerſitäten Deine Landsleute. Doctor Zundler nun, um von dieſem zu reden, hatte das Glück, eines Tages eine Wohnung zu beziehen, in deren Giebel unſer Magiſter ein Freilogis bewohnt, weil er den Knaben des Hausherrn zum Gelehrten bilden ſoll. Doctor Zundler hat, um ſich zum Dichter zu bilden, viel geleſen, und hat den großen Menſchenkennern bald abgemerkt, daß ſie auf Originale Jagd machen. Er ſtellt ſich daher alle Tage zwei Stunden mit ſeinem Glas unter das Fenſter, und ſtellt Betrachtungen über die Menſchen an, wie der ſelige Hofmann in Vetters Eckfenſter, nur, behauptet man, mit verſchiedenem Erfolg. Denn der ſelige Kammergerichtsrath guckte durch das Caleidoſcop, das ihm eine Fee geſchenkt, der Doctor Zundler aber durch ein ganz gewöhnliches Opernglas. Da ſah er einigemal den Magiſter und — nun, Bunkerchen, erzähle."

Ein behagliches Lächeln verbreitete ſich über das Geſicht des Alten; er trank in längeren Zügen aus ſeinem Glas und erzählte dann: „Eines Tages ſagte mir meine Aufwärterin, daß ſich der wunderſchöne, reiche Herr in der Bel-Etage nach mir erkundigt habe, wer ich wäre, was ich treibe und dergleichen. Bald darauf kam ein ſchön geputzter Herr in mein Stübchen, beguckte mich von allen Seiten, fragte mich allerlei, und wunderte ſich ungemein, daß ich ein Gelehrter ſey. Er hatte mich, meiner Phyſiognomie nach, für einen unglücklichen Muſiker gehalten. Sein Staunen wuchs, als er einige poetiſche Verſuche, die am Boden lagen, aufnahm und las. Er wollte nicht glauben, daß ſie von mir herrühren, und nahm ſie endlich „aus reinem Intereſſe,“ wie er ſagte, mit. Den folgenden Tag ſchickte er mir ein paar Flaſchen Wein. Es freute mich, ich hatte gehört, daß er reich ſey; ich bin arm, und trank den Wein. Als ich die erſte Flaſche hinunter hatte und warm war, ging die Thür auf und mein Doctorchen kam herein. Ein Wort gab das andere; man kam auf Poeſie, ich machte wenig daraus, er viel; er ſchwatzte mir etwas vor von einer Erbſchaft, die er gewinnen könne von ſeinem Oheim, einem portirten Verehrer der Muſen. Seine bisherigen Verſuche haben aber nur den Unwillen des Erblaſſers erregt. So machte es ſich von ſelbſt, daß ich ihm meinen ganzen Kram von Poeſien anbot; mich ſelbſt amüſirten dieſe Verſe nur ſo lang ich ſie entwarf und ausarbeitete; ob ſie das Publikum leſe, ob es mich dabei nenne, war ja ſo gleichgültig! Im Scherz ging ich einen

Akkord ein, daß ich ihm auch eine Novelle und ſpäter einen Roman ſchriebe. Er gibt mir dafür Wein, Knaſter, zuweilen Geld, und ich habe das Bequeme, daß Niemand, weder in Lob noch Tadel, meinen Namen nennt, was mir unausſtehlich iſt, und daß ich mich mit keinem Journal-Redacteur, mit keinem Buchhändler, keinem Recenſenten herumbeißen muß.“

„Iſt dies nicht köſtlich, Stallmeiſter?“ fragte Palvi lachend. „Was halten Sie von dieſem trefflichen Lyriker, von dieſem Zunder, der ohne fremden Stahl und Stein kein Feuer gibt?“

„Iſt es möglich!“ rief der junge Rempen ſtaunend aus. „Iſt eine ſolche lächerliche Niederträchtigkeit jemals erhört worden! Und dieſen Menſchen konnte auch ich für einen Dichter halten, konnte den Genius bewundern, der auf einmal über ihn gekommen? Und auch ſie, auch ſie,“ fuhr er in Gedanken verſunken fort, „auch ſie ehrt und achtet ihn darum, zeichnet ihn aus, ſpricht mit ihm über ſeine neueſten Werke. Es iſt um raſend zu werden!“

Palvi ſah den jungen Mann bei dieſen Worten theilnehmend, beinahe gerührt an; er ſchien mit Mühe eine tiefe Wehmuth zu bekämpfen, aber der Alte fuhr fort: „Solch belletriſtiſches Ungeziefer, das ſich vom Marke Anderer mäſtet, hätte ich ſchon längſt gern in der Nähe geſchaut, und ſo ſtudirte ich dieſen Hohlkopf. Wenn allerlei Mittel von Außen her einen Dichter machen könnten, er müßte es längſt ſeyn. Denken Sie ſich, er trägt, wenn er ſich zum Dichten niederſetzt, einen Schlafrock, deſſen Unterfutter aus einem Schlafrock gefertigt iſt, den einſt Wieland trug. Hofmanns Dintengefäß hat er in Berlin erſtanden; von einem Sattler in Weimar aber den ledernen Ueberzug eines Fauteuil, in welchem Göthe oft geſeßen. Mit dieſem hat er ſeinen Stuhl beſchlagen laſſen, und ſo will er ſeine Phantaſie gleichſam a posteriori erwärmen. Auch liegt auf ſeinem Tiſch eine heilige Feder, Schiller ſoll damit geſchrieben haben. Er hat gehört, daß große Dichter gern trinken, darum geht er Morgens in's Weinhaus und zwingt ſich zu einer Flaſche Rheinwein; Abends aber, wenn er ſchon ganz dumm und ſchläfrig iſt, trinkt er ſchwarzen Caffee mit Rum, und liegt dann in ſchrecklichen Geburtsſchmerzen und iſt gewärtig, irgend eine neue Maria Stuart oder Jungfrau von Orleans hervorzubringen.“

Während der Magiſter Bunker alſo ſprach, ſchlug es eilf Uhr, und nicht ſobald hatte er den erſten dumpfen Ton der Glocke vernommen, als er haſtig ſein Glas austrank, einige Groſchen auf den Tiſch legte, dem erſtaunten Stallmeiſter mit einer gewiſſen freundlichen Rührung die Hand bot, und ſie ihm und Palvi herzlich drückte. Dann aber rannte er ſo eilends aus dem Entenzapfen, daß Rempen nicht einmal ſein freundliches „Gute Nacht“ erwiedern konnte.

„Sie ſtaunen,“ ſprach der Referendär, „daß uns der ſonderbare Menſch ſo plötzlich und verwirrt verläßt. Er wohnt bei einem ſtrengen Mann, der immer fünf Minuten nach eilf Uhr die Hausthüre ſchließt. Weil nun der arme Magiſter eigentlich als Almoſen ſein Freilogis genießt, darf er keinen Hausſchlüſſel führen, wie Leute, die ordentlich bezahlen, und ſo jagt er, wie ein Geſpenſt, das mit dem Hahnenſchrei in ſein Grab entweicht.“

„Iſt dieſer Menſch glücklich oder unglücklich zu nennen?“ fragte Rempen nicht ohne Bewegung.

„Ich denke glücklich,“ erwiederte Palvi ſehr ernſt; „wer wenig hofft, hat nichts zu fürchten; er iſt ruhig. Die Zeit mildert ja Alles, und für die Erinnerung iſt er kalt geworden.“

„Hat er je geliebt?“

„Er hat geliebt, die Tochter jenes Hauſes in Curland, wo er Erzieher war. Er muß ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn, denn die junge Gräfin ſtarb nachher aus Kummer. Er ſelbſt aber brachte zwei Jahre tiefer Schwermuth in einem Irrenhauſe zu.“

„Gott, welch ein Schickſal!“ rief der junge Mann gerührt. „Wer hätte dies ahnen können? er hat uns eine ſo heitere Außenſeite gezeigt.“

„Wozu ſoll er ſeinen Schmerz zur Schau tragen?“ entgegnete Palvi; „er gehört nur ſein, und er verſchließt ihn mit den Trümmern beſſerer Tage in ſeiner Bruſt. Ich denke, es iſt dies die einzige Art, wie Männer leiden müſſen."

„Es müßte mich Alles täuſchen," ſagte Rempen nach einer Pauſe, „oder auch Sie lieben nicht glücklich. Nennen Sie mich nicht unbeſcheiden. Sie haben mir zu viel Intereſſe eingeflößt, als daß nicht meine wärmſte Theilnahme bei dieſer Frage wäre."

Der Referendär ſah ihn überraſcht, doch nicht gerade verwundert an; ſein ernſtes, dunkles Auge ſchien die Züge des Fragenden noch einmal zu prüfen. „Es gibt wenige Menſchen, „antwortete er, „die dieſe Frage an mich gerichtet hätten. Doch an Ihnen freut mich gerade dieſe Offenheit. Ich weiß, Sie meinen Eliſe Willkow; ich liebe ſie."

„Und werden wieder geliebt?" fragte Rempen erröthend.

„Ich zweifle; doch möchte ich von Ihnen nicht verkannt werden, darum will ich Ihnen die kurze Geſchichte dieſer Liebe geben. Meine Eltern, ſie ſind beide todt, lebten in dieſer Stadt. Unſer Haus war mit den Willkows ſehr befreundet, denn mein und Eliſens Großvater ſind aus demſelben Lande hier eingewandert. Ich bin um ſo viel älter denn Eliſe, daß uns unſre Kinderſpiele nicht zuſammenführten. Wohl aber durfte ich, als auch meine Mutter ſtarb, das Haus hin und wieder beſuchen, und ich faßte in einem noch ſehr jungen Herzen eine glühende Neigung für das ſchöne Kind. Nach den erſten Jahren meines Univerſitätslebens kam ich hieher. Sie war herrlich herangeblüht und geſtand mir, daß ſie mir recht gut ſey. Eliſe war damals fünfzehn Jahre alt. Ich kam in rohe Geſellſchaften. Mein Vermögen und mein Stipendium reichten nur das erſtemal hin, meine Schulden zu decken. Das zweitemal drückte mich eine bei weitem geringere Verlegenheit bei weitem unangenehmer, weil ich keinen Rath wußte. Sie hatte es erfahren, und durch fremde Hand wurden meine Schulden getilgt. Mädchen in guten Ständen, in einem ſoliden Hauſe aufgewachſen, wiſſen nicht, wie leicht ein armer Teufel in ſolche Verlegenheit kömmt. Sie ſchmälte mich in den Ferien und hielt mich für einen ſchlechten Menſchen. Ich verſprach Fleiß und ſolides Leben. Das Unglück eines meiner Freunde, der einen andern erſchoß, riß mich mit fort und wieder ins Elend. Auch da hat ſie mir wieder geholfen und mich zu Ehren gebracht. Bei ſo vielen Wohlthaten konnte mich vor mir ſelbſt nur der Gedanke entſchuldigen, daß es die Hand der Geliebten ſey, die mich gerettet, daß ich dieſe Hand einſt auf immer in die meinige legen werde.“

„Ich raffte mich zuſammen, und bald darauf gelang es mir durch Fleiß, hier angeſtellt zu werden. Meine Stellung zu Eliſen war aber eine ganz andere geworden. Der alte Wilkow hatte erfahren, wie mich ſeine Tochter unterſtützt hatte, und verbot mir ſchon beim erſten Beſuch ſein Haus, aus dem einfachen Grunde, weil ich arm und leichtſinnig ſey.“

„Eliſe ſelbſt lebte in großen, glänzenden Zirkeln, wo ich keinen Zutritt hatte, verkehrte mit allerlei ſchönen Geiſtern, und galt für die Krone der jungen Damen. Ich konnte ſie höchſtens in öffentlichen Gärten, auf Bällen und Concerten, im Theater ſehen. Und nur ihr freundlicher Blick konnte mich für ſo viel Entſagung tröſten, konnte mich von dem beinahe Unbegreiflichen überzeugen, daß dieſes allgemein angebetete Geſchöpf — mich liebe.“

Der Stallmeiſter ſuchte vergebens ſeine Bewegung zu verbergen. Eine hohe Röthe lag auf ſeinem Geſicht, und ſein Auge hing voll Erwartung an den Lippen Palvi's.

„Beruhigen Sie ſich,“ ſagte dieſer, als er den unangenehmen Eindruck bemerkte, den ſeine Erzählung auf den jungen Mann machte. „Fürchten Sie nichts, ich werde bald zu Ende ſeyn. Ich war glücklich und zufrieden; ich kannte ihre Vorliebe für Poeſie, und die Liebe ermuthigte mich, einen Verſuch zu wagen, der mich ihr noch werther machen ſollte. Ich ſtrengte alle meine Kräfte an, um ſie mit etwas Gelungenem zu überraſchen. Da brachte man mir eines Tages einen Brief. Ich erkannte ihre Züge, ich riß ihn auf und — ſie ſchrieb mit kurzen, aber heftigen Worten, daß ſie ſich auf ewig von mir losſage, daß ſie mich in tiefer Seele verachte; warum? werde mir mein eigenes Gewiſſen ſagen.“ Ich verſuchte mancherlei Wege, um mich ihr zu nahen, mein Gewiſſen ſprach mich von irgend einem Fehler gegen die Geliebte frei, darum wollte ich mir Gewißheit über das warum verſchaffen. Sie wich überall aus, und noch heute — heute Abend in jenem Cirkel hat ſie alle meine Hoffnungen zertrümmert.“

In dem edelmüthigen Herzen des jungen Rempen ſiegte Mitleiden über jedes andere Gefühl. Er faßte die Hand des unglücklichen, ihm ſo intereſſanten Mannes; er gelobte ihm bei Eliſen für ihn zu ſprechen, ſie um die Urſache ihres Betragens zu befragen.

Aber jener erwiederte mit dem Stolze, den unverdiente Kränkung gibt: „Vertrauen iſt die erſte Bedingung der Liebe. Wo Vertrauen fehlt, da war nie Liebe, oder ſie iſt jedem Zufall ausgeſetzt. Ich habe Eliſe auf immer verloren, ſelbſt wenn ſie mich wieder lieben würde.“

„Und in dieſem Zuſtand wollen Sie hier fortleben?“ fragte Rempen ſeine Hand ergreifend; „wollen Eliſen ſehen und dabei immer fühlen, daß Sie verachtet ſind?“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte jener mit düſtrem Lächeln; „mein Geſchäft in dieſer

Stadt iſt zu Ende. Es bleibt mir nur noch übrig, die Geliebte vor Menſchen zu warnen, die ihrer nicht werth ſind. Dieſen literariſchen Pöbel, der ihr ſo unendlich werth ſcheint, will ich noch vor ihren Augen entlarven; und ich glaube ihr damit nützlich zu ſeyn, denn die Stellung, die Eliſe jetzt eingenommen, würde ſie ſpäter nimmer glücklich machen. Sie ſelbſt werden mir dazu helfen, mein Freund; ſchlagen Sie ein, wir wollen unſere Penelope von dieſen Freiern erretten."

„Wohlan!" rief der Stallmeiſter, indem er aufbrach, „vielleicht findet ſich morgen ſchon Gelegenheit, wenn uns die letzten Ritter von Marienburg verſammeln; aber dann," ſetzte er entſchloſſen hinzu, noch einen Verſuch, um auch Sie glücklich zu machen!"

Der ſchöne Frühlingstag und die Furcht, für ungebildet zu gelten, wenigſtens durch ihr Nichterſcheinen geringes Intereſſe an der ſchönen Literatur zu verrathen, vereinigte den größten Theil des Rempenſchen Clubs in dem Gartenſaal, den man zum Sammelplatz beſtimmt hatte. Der junge Rempen war zu Pferd herausgekommen, geraume Zeit vor den übrigen Gäſten, gedankenvoll ſetzte er ſich auf den Altan des Hauſes und ſchaute in den Fluß hinab. Wie ſo gern hätte er ſich ſchon heute am frühen Morgen Gewißheit verſchafft, warum Eliſe ſo plötzlich mit Palvi gebrochen, auf eine Weiſe gebrochen, die nothwendig, er geſtand es ſich mit Schmerz, auf den Charakter des jungen Mannes einen düſtern Schatten werfen mußte. Oft verwünſchte er den geſtrigen Tag, und daß er dieſen Menſchen kennen gelernt habe, nur um ihn heute unausſprechlich zu achten, und vielleicht morgen zu verlieren, zu — bedauern; denn verachten? nein, es konnte keinen Fall geben, der ihm dieſen Mann hätte verächtlich machen können. War es denn möglich, daß eine ſo großartige Seele etwas Gemeinem, Niedrigen ſich hingeben konnte? „Er iſt arm," ſagte der gutmüthige Rempen zu ſich, „er muß dürftig ſeyn, denn ſeine Stelle kann ihn nicht ernähren; vielleicht hat er wieder Schulden gemacht, ſie hat es erfahren, und deutet als Leichtſinn, was vielleicht Noth iſt? Aber kann, ſelbſt wenn es Leichtſinn wäre, dieſer den Geliebten in ihren Augen verächtlich, elend machen?“ Wie ergrimmte er in ſeiner Gedankenfolge über jene Schranken, welche das Herkommen und die „gute Sitte“ um vornehme Häuſer und ihre Töchter gezogen, wie unnatürlich erſchien es ihm, daß der Geliebte die Zürnende nicht in ihrem Hauſe, auf dem Wege, überall befragen, vielleicht verſöhnen konnte, daß vielleicht ein kleines, aber ſichtbares Ausweichen, eine ſcharfe und laut geſprochene Rede dazu gehörte, ihn, nach den Sitten der Geſellſchaft, auf immer von ſich zu entfernen! „Oder wie? ſollte ſie ihn vielleicht nie geliebt haben?“ ſetzte er getröſteter hinzu. — „Es wäre möglich, daß ihm dieſe Gewißheit weniger ſchmerzlich wäre, als ihr Haß; aber — darf ſie ihn deswegen haſſen?“

Ein großer Zug von Damen und Herren hatte während dieſer Gedanken des jungen Rempen den Berg erſtiegen, und war jetzt in den Gartenſaal getreten.

Noch fehlte Eliſe, aber man konnte nur

um ſo ungezwungener ihren Geſchmack und ihre Beleſenheit bewundern. Auch Palvi wurde gebührendes Lob geſpendet; man hatte ſelten mit dieſer Gewandtheit, mit dieſem Ausdruck etwas vorleſen gehört, und die Bewunderung ſtieg, als man ſich ſagte, daß er wahrſcheinlich dieſen Roman nicht zuvor geleſen habe. Eliſe kam mit Onkel und Tante Rempen angefahren, und Julius vergaß ſo ganz ſeine vorigen Gedanken, ſeine Vorſätze, daß er vor Freude erröthend herbeiſprang, ſie aus dem Wagen zu heben, daß er halb unbewußt ihre Hand drückte, und dies erſt erkannte, als er dieſen Druck erwiedert fühlte. Alle jene düſtern Bilder, die auf dem Altan vor ſeiner Seele vorübergezogen, verſchwanden vor dem Glanz ihrer Schönheit. Er hatte ſie nie ſo reizend, ſo wundervoll geſehen, wenigſtens ſo huldreich war ſie nie gegen ihn geweſen. Den Grund davon geſtand ihm in einer Ecke des Saals die Tante. Er hatte den Cirkel geſtern Abend ſo bald verlaſſen, daß Eliſe glaubte, ſie habe ihn gekränkt. Dieſer Gedanke erfüllte ihn jetzt ſo ganz, daß er in ihre Nähe eilte, daß er mit ihr ſprach und ſcherzte, und erſt durch die wiederholte Mahnung ſeines Onkels darauf aufmerkſam gemacht werden konnte, daß die Geſellſchaft ſich bereits im Kreiſe geſetzt habe, und die Erzählung des Fräuleins Wilkow erwarte.

„Mein Unfall,“ ſprach ſie mit leichtem Erröthen, „hat mich geſtern, wenn ich nicht irre, gerade bei der Zuſammenkunft der Ritter mit dem Fräulein, getroffen. Des Fräuleins Vater, der nicht nur von außen, ſondern auch im Inneren dem Bund durch Zwiſchenträgerei und Uneinigkeit zu ſchaden ſucht, hat überall Spione. Erwünſcht iſt ihm, daß ihm einer die Anzeige von jenem nächtlichen Rendezvous macht. Er denkt keinen Augenblick daran, daß es ſeine Tochter ſeyn könnte, ſondern ſchleicht ſich mit Knechten in jene Ruinen und überfällt zuerſt den Freund; die Dame und ihre Amme, die immer zugegen war, entfliehen; es kommt zum Gefecht, die Knechte werden in die Flucht geſchlagen, und auch der Alte zieht ſich zurück, doch nicht ohne ſich vorher mit einem Zeichen von ſeinem Gegner verſehen zu haben.“

„Den andern Tag verſammelt der Großmeiſter ein Kapitel. Er entdeckt den Rittern dieſen Vorfall und beſchwört die Schuldigen, ſich zu nennen. Sie ſchwiegen. Noch einmal fordert er ſie vergebens auf, und zeigt dann der Verſammlung eine goldne Kette, woran ein Siegelring befeſtigt iſt. Das Wappen wird erkannt, und der Freund ſieht ſich genöthigt, zu geſtehen. Er überſieht mit klarem Blick ſeine Lage; die geſchärſten Geſetze müſſen ihn ſchuldig ſprechen, darum iſt für ihn keine Rettung. Doch glaubt er, da er ſelbſt verloren iſt, ſeinen Freund retten zu können. Er geſteht, in den Ruinen mit einer Dame geſprochen zu haben. Der Meiſter iſt tief ergriffen von dieſem Geſtändniß; es iſt ein tapferer, junger Mann, den das Urtheil trifft, er wurde von Vielen geliebt. Peinlich iſt die Lage des Helden ſelbſt, und treffend die Beſchreibung, wie die Furcht vor Entehrung, die Hoffnung, der Freund könne gerettet werden, ihn bald zur Entdeckung antreiben, bald davon zurückhalten. Das Urtheil der Ritter wird geſammelt. Es lautet: „Entehrender Ausſchluß aus dem Orden.“ Jetzt aber erzählt der Meiſter, daß noch ein zweiter Johanniter dieſen Fehltritt getheilt habe; er verſpricht, die Strafe in Entlaſſung zu mildern, wenn der Schuldige den Mitſchuldigen entdecke. Jener ſchweigt und verrathet ihn nicht. Da ſtürzt der Neffe des Meiſters hervor, und bekennt ſeine ganze Schuld. Dieſe Scene, der Schmerz des alten Ulrich von Elrichshauſen und der Wettſtreit der Freunde, von welchen jeder der Schuldige ſeyn will, iſt ſo treffend, daß man ſie hören muß."

Jetzt erſt ſah man ſich nach dem Vorleſer um. Doctor Zundler ſprang nach dem Buch, das auf dem Tiſche lag, um zu leſen, und hatte ſich ſchon mit freundlichem, zuverſichtlichem Lächeln Eliſen genähert, als der alte Rempen plötzlich aus den dichten Reihen der Männer Palvi hervorführte. „Nein, nein," ſagte er, „hier ſteht der Mann, der uns geſtern gezeigt hat, wie gut er einen Roman vorleſe; ich denke, beſter Doctor, Ihre Stimme paßt mehr zum Leichten, Lyriſchen." Mit ſpöttiſchem, halb verlegenem Lächeln reichte der Doctor das Buch hin, und Palvi las, wenn es möglich war, noch ſchöner als am geſtrigen Abend. Dieſe erhabene und ſo unglückliche Freundſchaft, die Ceremonien ihrer Ausſtoßung aus dem Orden, ihre letzten Worte, als ſie das Schloß verlaſſen, lockten in manches Auge Thränen der Wehmuth, und Eliſe ſelbſt ſchien ſo gerührt, daß Palvi mehrere Kapitel weiter las, um ihr Faſſung zu geben. Unſern Leſern iſt dieſer Roman zu bekannt, als daß wir nicht beſorgen müßten, ſie durch längere Auseinanderſetzung zu ermüden. Jene intereſſanten Abtheilungen, wo die beiden verſtoßenen Ritter an den romantiſchen Ufern der Rogat umherſtreifen, jene glücklichen Schilderungen eines ſchönen Landes, die Nachrichten über die alten Preußen, in deren Mitte der Orden zwei Jahrhunderte zuvor den Saamen der Cultur getragen hatte; ihre alterthümlichen Gebräuche, die unverkennbaren Spuren heidniſcher Sitten, auf ſonderbare Weiſe mit chriſtlichem Ritus vermiſcht, dies Alles, getragen und veredelt von der tiefen Melancholie Cuno's, von ſeines Freundes Seelenſtärke und heiterm, unverzagtem Muth, ſpannte die Zuhörer und riß ſie hin.

Eliſe hatte ſich bald wieder ſo weit gefaßt, daß ſie mit Ruhe weiter erzählen konnte. Sie erzählte, wie die beiden Vertriebenen die Verrätherei des Ordens-Caſtellans entdecken, der die Polen heimlich nach Marienburg rief; wie ſie unter Gefahr und Beſchwerden ſich durch die aufrühreriſchen Preußen nach Marienburg durchſchlagen, den Meiſter warnen und verborgen auf Gelegenheit harren, dem Orden zu nützen. Mit großer Begeiſterung las Palvi jene Schlachtſcenen, worin der Meiſter, bei einem Ausfall auf die Polen, von ſeinem Neffen gerettet wird, wo der Freund die heilige Fahne des Ordens, der ihn verſtoßen, aus dem dichteſten Haufen der Feinde zurückbringt, und dieſe erhabene That mit einer tödtlichen Wunde zahlt. Tiefe Rührung brachte jene Scene hervor, wo der Sterbende ſeinem Freund ſo manches Räthſelhafte in ſeinem Betragen auflöſt, und ihm geſteht, daß auch er ſelbſt Wanda auf's innigſte geliebt habe. Der Schmerz um den Sterbenden bewegt Cuno zu dem romantiſchen Entſchluß, ſeiner Liebe auf immer zu entſagen, beſonders da ein

Verdacht in ihm keimt, daß ſie ihn weniger geliebt, als den Freund. Die nächtliche Beſtattung dieſes edeln Menſchen, die Wiederaufnahme Cuno's in den Orden waren von ergreifender Wirkung, nicht minder rührend Wanda's Verſuche, den Geliebten noch einmal zu ſprechen, und als ſie ſich vergeſſen glaubt, ihr ſchnelles Hinwelken.

Der Caſtellan iſt von dem Czirwenka, dem Hauptmann der böhmiſchen Beſatzung, der deſſen Geſtändniß fürchtet, ſelbſt getödtet worden; verlaſſen, verwaiſt, auch von der Liebe verlaſſen, will ſie nur ſo lange noch in der Nähe des Geliebten weilen, bis der Frühling heraufkommt; doch nicht nur dieſe zarte Blume, auch der Orden trägt den Tod im Herzen, und beide ſollten den letzten Frühling in Marienburg ſehen.

Der Großmeiſter Ulrich von Ellrichshauſen kann ſich mit ſeinen Rittern nicht mehr gegen den Aufſtand der Preußen und gegen ſeine eigenen Söldner halten. Er will den Orden nach Deutſchland führen, und bedingt ſich von den Verräthern freien Abzug. Schon ſind die Pferde gerüſtet, der Zug will aufbrechen, und die Ritter nehmen mit blutenden Herzen von den Hallen dieſer Burg Abſchied. Und als Alle noch einmal ihr Theuerſtes muſtern, was ſie verlaſſen ſollen, kann Cuno dem letzten Ruf der Geliebten nicht widerſtehen; er will zu ihr und — findet ſie ſterbend. Sie ſchien nur noch ſo viel Leben in ſich zu tragen, um ihn von ihrer Treue, ihrer Liebe zu verſichern. Indeſſen hat Czirwenka die Thore geöffnet. Sechshundert Polen ziehen ein, und, ſtatt dem Orden freien Abzug zu gönnen, wird der Großmeiſter vom Pferde geriſſen, verſpottet und verhöhnt. Cuno verläßt die ſterbende Geliebte, um ihm beizuſpringen; ein heftiges Gefecht entſpinnt ſich in den Höfen; einem großen Theil der Ritter, den Meiſter in der Mitte, gelingt es, zu entkommen, aber Cuno mit ſechs andern tapfern Ordensbrüdern, welche die Fahnenwache bildeten, werden von den Uebrigen abgeſchnitten; kämpfend ziehen ſie ſich über die breiten Stufen bis in den großen Rempter zurück, wo ſonſt die Ordensfahne ſtand. Der Entſchluß, ſie lebend nicht zu übergeben, beſeelt ſie, ſie pflanzen das

Panier an ſeinem alten Standpunkt auf und umgeben es. Lange gelingt es ihnen, das Siegeszeichen ſo vieler Schlachten zu vertheidigen. Aber die Polen dringen immer heftiger ein; Uebermacht und Verrath ſiegen, und über ihre Fahne gebreitet, ſterben die letzten Ritter von Marienburg.

Es entſtand eine Pauſe, als Palvi geendet hatte; es ſchien Niemand zuerſt jene Stille ſtören zu wollen, die unter zwei oder drei heilig und rührend, in größeren Geſellſchaften peinigend iſt. Doch je erhabener das Gefühl iſt, welches zu einer ſolchen Ruhe zwingt, deſto ängſtlicher ſind die Menſchen, mit etwas Gemeinem dieſe Nachklänge tieferer Empfindungen zu unterbrechen. Sie rennen dann auf allen Vieren durch die Speiſekammer ihrer Erinnerung, um etwas Feines, Eingemachtes, Candirtes vorzuſetzen, ſtatt ihre friſchen natürlichen Gefühle ſprechen zu laſſen.

„Dieſer ganze Roman,“ lispelte endlich eine Dame, deren Bläſſe und feuchte Augen auf zarte Nerven ſchließen ließen, „kommt mir vor, wie jener Ausſpruch Jean Pauls: „Wie manche ſtille Bruſt iſt nichts, als der geſunkene Sarg eines erblaßten, geliebten

Bildes.“ Dieſer Hüon liebt gewiß unglücklich, und darum gefällt er ſich in dieſem tragiſchen Geſchick.“

„Gerade dies kommt mir überaus komiſch vor,“ bemerkte der Hofrath, dem Neid und Verdruß um die Naſenflügel ſpielten; „dieſer Menſch hat zu wenig Tiefe, zu wenig Empfindung, um die Wehmuth, das Unglück zu zeichnen, doch ich habe mich an einem andern Ort hinlänglich darüber ausgeſprochen. Gewiß, es iſt ſo, wie ich ſage. Es ſteht ja gedruckt, mein Urtheil,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich vornehm in den Stuhl zurücklehnte.

„Doch glaube ich, auch gegen ein gedrucktes findet noch Appellation ſtatt,“ ſagte der juge Kempen mit gleichgültiger Miene.

„Wie ſo?“ rief der Hofrath erröthend.

Kempen war etwas betroffen, aber die muntern Augen ſeines Oheims, der hinter dem Stuhl des Hofrathes ſtand, winkten ihm, fortzufahren. „Ich meine, ich habe ſo etwas geleſen, das Ihr Urtheil, beſter Hofrath, völlig umſtieß,“ entgegnete er; „übrigens iſt ein gedrucktes Urtheil immer nur das Urtheil eines Einzelnen, und dem Einzelnen muß erlaubt ſeyn, dagegen zu ſtreiten. Ich zum

Beiſpiel finde dieſen Roman beſſer, als Sie ihn gemacht haben. Auch glaube ich, Tiefe des Gefühls müſſe dem abgehen, der dies in den letzten Rittern von Marienburg nicht findet.“

Der Oheim hatte ſolches wohl nicht geahnet, denn er und die ganze Geſellſchaft ſchienen erſtaunt über die Kühnheit des Stallmeiſters.

„Solche hiſtoriſche Romane,“ nahm der Profeſſor das Wort, „ſind nur Fabrikarbeiten. Die Form iſt gegeben, und wie leicht, wieſicher läßt ſich dieſe Form von Jedem handhaben! Nehmen Sie irgend einen Lappen der Welthiſtorie, zerreißen ihn in kleine Fetzen und kleiden die hergebrachten Perſonen von A. bis Z. darein, ſo haben Sie einen hiſtoriſchen Roman. Die weitere Entwicklung iſt leicht, beſonders wenn man es ſich ſo leicht macht, wie dieſer Hüon, und nur genugſam Floskeln eingeſtreut ſind; wenn das Thränentuch häufig als Panier aufgepflanzt wird, ſo kann der Eindruck nicht verfehlt werden.“

„Und doch deucht mir,“ erwiederte Palvi, „es iſt bei weitem ſchwerer, einen Roman zu dichten, der den Forderungen einer wahren, vernünftigen und billigen Kritik entſpricht, als ein Drama zu ſchreiben.“

„Und was nennen Sie denn eine vernünftige und billige Kritik, Herr Referendarius?“ fragte Doctor Zundler mit ungemein klugem und ſpöttiſchem Geſicht.

„Man muß ein Buch,“ erwiederte Palvi mit großer Ruhe, „man muß beſonders ein Gedicht zuerſt nach den Empfindungen beurtheilen, die es in uns hervorruft, denn auf Gefühl iſt ja ein ſolches Werk berechnet; es ſoll angenehm unterhalten, durch den Wechſel freudiger und wehmüthiger Scenen befriedigen. Und dann erſt, wenn unſer Herz darüber entſchieden hat, daß das Buch ein ſolches ſey, das unſere Gefühle erhoben, befriedigt hat, dann erſt erlaube man dem Verſtand, ſein Urtheil darüber zu fällen, und ihm bleibt es übrig, nachzuweiſen, was in Anordnung oder Styl gefehlt iſt.“

„Da müßte man am Ende alle Herzen abſtimmen laſſen,“ ſagte der Hofrath mitleidig lächelnd, „müßte umherfragen: hat's gefallen oder nicht? ehe man ein öffentliches Urtheil fällt. Aber dem iſt nicht ſo; unſere Journale waren es von jeher, denen zu loben oder zu verdammen zuſtand, und der gebildete, geläuterte Geſchmack iſt es, der dort richtet."

„Ueberhaupt dächte ich," ſetzte Doctor Zundler mit zärtlichem Seitenblick auf Eliſen hinzu, „man kann über Dinge dieſer Art in Geſellſchaft eine gebildete Dame mit Vergnügen hören, wie ſchon Göthe im Taſſo ſagt, aber ein öffentliches Urtheil müſſen nur Leute vom Fach fällen, und nur Leute vom Fach können dagegen opponiren."

„Und halten Sie ſich etwa für einen Mann vom Fach?" fragte Palvi mit großem Nachdruck.

Der Doctor verbarg ſeinen Unmuth über dieſe Frage nur mühſam hinter einem lächelnden Geſicht. „Ich denke, die Welt zählt mich zu Deutſchlands Dichtern," ſagte er.

„Die Welt," antwortete der Referendär, „die betrogene Welt, aber nicht ich; ſo wenig als ich meinen Decopiſten für ein Genie halte."

Die Geſellſchaft fiel aus ihrer Spannung in eine ſonderbare Bewegung. Die Damen ſahen unmuthig auf Palvi, ein Theil der Männer lachte über des Doctors auffallenden Mangel an Faſſung, ein anderer Theil mißbilligte laut ſolche Reden in einer guten Geſellſchaft.

„Herr von Palvi,“ rief endlich Zundler bebend, man wußte nicht, ob vor Wuth oder Schrecken, „wie ſoll ich Ihre ſonderbaren Reden verſtehen?“

„Ja, ja, Doctor,“ ſagte der Stallmeiſter laut lachend, „auch mit meiner Bewunderung hat es ein Ende; man ſagt, Sie haben ſich Ihre Gedichte und ſonſtigen ſchönen Sachen machen laſſen.“

„Machen laſſen?“ fragte der Chorus der Literatoren mit Beſtürzung.

„Hat ſie machen laſſen?“ rief die Geſellſchaft.

„Wer wagt, dies zu ſagen?“ ſchrie der Doctor, indem er bleich und athemlos aufſprang.

„Nun, leider derjenige ſelbſt, der ſie Ihnen verfertigt hat,“ antwortete Rempen mit großer Ruhe, „der Magiſter Bunker; er logirt oben in Ihrem Hauſe.

Der entlarvte Dichter verſuchte noch einige Worte zu ſprechen; er war anzuſehen, wie der Kopf eines Enthaupteten; die Augen drehen ſich noch, die Lippen ſcheinen Worte zu ſprechen, aber der Geiſt iſt entflohen, der dieſen Organen Leben gab. Eilig drängte er ſich dann durch den Kreis, ſtürzte nach ſeinem Hut, und verließ den Saal und die vor Verwunderung verſtummte Geſellſchaft.

„Iſt es denn wahr?“ ſprach endlich die von Angſt und Sorge erbleichte Eliſe, indem ſie den Stallmeiſter ſehr ernſt anſah.

„Gewiß, mein Fräulein!“ erwiederte dieſer lächelnd; „ich würde der Geſellſchaft dieſe Scene erſpart haben, aber ich war zu tief über die freche Stirne erbittert, womit dieſer Menſch mich und Sie Alle hinterging. Doch hören Sie von dem wunderlichen Mann, der ihm alles dichtete.“

Man ſetzte ſich ſchweigend, und Rempen erzählte; während ſeiner Erzählung ſchlich ſich der Redacteur der Blätter für belletriſtiſches Vergnügen aus dem Saal, ihm folgten ſeine Genoſſen, beſchämt und ergrimmt über ſich, den Doctor und die ganze Welt. Der

Geſellſchaft aber gereichte die Erzählung des Stallmeiſters zu nicht geringem Vergnügen. Die gute Stimmung war wieder hergeſtellt, der Punſch, den der alte Rempen als Nachſatz von geſtern gab, löſte die Zungen, man fühlte ſich weniger beengt, ſeit die öffentlichen Schiedsrichter hinweggegangen waren, man ſprach allgemein das Lob des vorgeleſenen Romans aus. Auch die Toaſts wurden nicht vergeſſen, und als Julius von Rempen die Geſundheit aller wahrhaften Dichter und ihrer gründlichen Kritiker ausgebracht hatte, wagte es Eliſe, mit glänzenden Augen, aber tief erröthenden Wangen, die Geſellſchaft aufzufordern, auf das Wohl des neuen Hüon und der letzten Ritter von Marienburg zu trinken.

Eliſe hatte dem Stallmeiſter, als er beim Nachhauſefahren neben dem Wagen ritt, erlaubt, ſie den andern Tag zu beſuchen; er kam, er fand ſie allein und gütiger gegen ihn geſinnt, als je. Sie neckte ihn über ſeine Eingriffe in die literariſche Welt und rieth ihm, nie etwas drucken zu laſſen, denn er habe alle Recenſenten gegen ſich aufgebracht.

„Und ſind denn nicht auch Sie mir einige Minuten gram geweſen,“ fragte er lächelnd, „weil es einer Ihrer Freier war, den ich entlarvte?“

„Einer meiner Freier?“ fragte ſie hocherröthend, „Zundler? Sie irren ſich.“

„O, Sie ſchenkten ihm oft ein geneigtes Ohr,“ fuhr er fort, „verabſchiedeten mich oft mitten im Geſpräch, um auf die Worte dieſes großen Dichters zu lauſchen!“

„Gewiß nicht, Rempen!“ antwortete ſie verlegen. „Und einer meiner Freier, ſagten Sie? als ob ich deren viele hätte!“

„Ich kenne wenigſtens einige,“ erwiederte er mit lauerndem Blick.

„Und wen?“

„Zum Beiſpiel Palvi.“

„Palvi!“ rief ſie erbleichend. „Was wollen Sie mit Palvi? Ich kenne ihn nicht.“

„Eliſe,“ erwiederte der Stallmeiſter ſehr ernſt, „Sie kennen ihn. Der Zufall ließ mich vorgeſtern hören, daß Sie ihm ſelbſt ſagten, wie gut Sie ihn kennen. Sie lieben ihn.

„Nimmermehr!“ rief ſie mit glühendem Geſicht. „Er iſt ein Abſcheulicher! Glauben Sie, ich werde einen Elenden lieben, der — mein Kammermädchen anbetet?“

„Eliſe! Palvi?

„Ja, ich geſtehe es,“ flüſterte ſie, in Thränen ausbrechend, „Ihnen geſtehe ich es, es gab eine Zeit, wo ich für dieſen Menſchen alles hätte thun können. Ich kannte ihn noch aus meiner Kindheit und auch ſpäter, er war mir werth. Aber hören Sie: ſchon oft hatte mir mein eingebildetes Kammermädchen von einem ſchönen Herrn erzählt, der ſie immer anrede, ihr von Liebe vorſchwatze, und dem ſie recht herzlich zugethan ſey. Eines Tages ſtand ſie dort am Fenſter; auf einmal ſchlägt ſie die Hände zuſammen vor Freude, bittet mich, an's Fenſter zu treten und ruft: ſehen Sie, der dort in der Thüre des Buchladens ſteht, der ſchöne Herr. Sie macht mir Platz, ich trete arglos hin, und aus dem Laden tritt in dieſem Augenblick —“

„Wie, doch nicht Palvi?“ rief der Stallmeiſter, ergrimmt über das ſchlechte Betragen eines Mannes, den er geachtet hatte.

„Er ſelbſt,“ flüſterte Eliſe und drückte ihre weinenden Augen in ihr Tuch.

Der Stallmeiſter überließ das unglückliche Mädchen einige Minuten der Erinnerung an einen tiefen Kummer, hatte er ja doch ſelbſt dieſe Pauſe nöthig, um ſich zu ſammeln. Liebe, Mitleiden, ſo viele andere Empfindungen ſtürmten auf ihn ein, riſſen ihn ihn, Eliſens Hand zu ergreifen und ſie an ſeine brennenden Lippen zu ziehen. Erſchreckt, überraſcht blickte ſie ihn an; doch ſchien ein günſtiges Gefühl für ihn ihren ſtrafenden Blick zu mildern.

„Und darf ein Mann,“ ſprach er bewegt, „zu Ihnen von Liebe reden, nachdem Sie ſo Bitteres von uns erfahren? Darf er ſagen, er würde treu ſeyn bis in den Tod, wenn Sie ihm nur einen Theil jener Liebe ſchenken könnten, die jener ganz beſaß?“

„Julius, was fällt Ihnen ein?“ rief ſie mit bebenden Lippen, doch ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Wozu —“

„Eliſe,“ fuhr er fort, „ich kann einem ſo großen und ſchönen Herzen, wie das Ihrige iſt, wenig Troſt geben; aber die Zeit mildert, und kann nicht treue und aufmerkſame Liebe ſelbſt ſchönere Vorzüge erſetzen?“

Sie wollte antworten, ſie erröthete und ſchwieg, aber ihren Blick voll Liebe und Wehmuth durfte er günſtig für ſich deuten; er ſchloß ſie in ſeine Arme, und küßte ihren ſchönen Mund.

„Aber mein Gott, Rempen,“ ſagte ſie, indem ſie ſich ſanft von ihm loszumachen ſuchte, „was machen Sie doch?“

„Ich habe Dich ja längſt geliebt,“ fuhr er fort, „hatte nur einen Wunſch, ich glaubte Dein Herz nicht mehr frei, und zögerte; jetzt, da ich weiß, daß nur Gram, aber keine fremde Liebe in dieſem Herzen wohnt, jetzt mußte ich dieſes läſtige Geheimiß von mir werfen. Aber wie? — zürnen Sie mir vielleicht über alles dieſes?“

„Julius!“ rief ſie erſchreckt von dem wehmüthigen Ton, womit er die letzten Worte ſagte.

Dieſer Name, ſo ſanft und wohlwollend ausgeſprochen, ihr ängſtlicher, zärtlicher Blick ſagten ihm mehr, als alle Worte. „Und darf ich mit dem Vater reden, Eliſe? darf ich?“ ſetzte er hinzu.

Sie erröthete und erbleichte eben ſo ſchnell wieder, ſie ſah ihn eine kleine Weile prüfend an, eine Thräne trat in ihre ſchönen Augen, aber um ihren Mund zog ein flüchtiges, feines Lächeln; ſie drückte ſeine Hand; eine kleine Bewegung des Hauptes und die hohe Röthe, die wieder über ihre Wangen ging, ſagten Ja, und ſchnell, wie vom Wind hinweggetragen, war ſie in ein anderes Zimmer entſchlüpft.

Der Stallmeiſter war in jeder Hinſicht eine ſo gute und anſtändige Parthie, daß der alte Wilkow, als der Geheimerath von Nempen für ſeinen Neffen warb, keinen Anſtand nahm, ſeine Zuſage zu geben. Der junge

Mann ſelbſt war ſo von ſeinem ſüßen Glück erfüllt, daß er lange nicht an die Begebenheiten dachte, die dieſem wichtigen Schritt vorangegangen waren. Endlich erinnerte ihn ein Zufall an Palvi; ſo unangenehm dieſe Erinnerung war, ſo fühlte er doch als Mann und als künftiger Gatte Eliſens, daß er dieſem Menſchen, mochte er ſich auch wirklich ſchlecht gezeigt haben, Erklärung ſchuldig ſey. Und wie bebte ſeine Hand, als er ihm in wenigen Zeilen ſagte, daß Eliſens Widerwillen unüberwindlich ſey, daß er ihn verſichern könne, daß ſie niemals einen Mann mehr lieben werde, welchen ſie aufzugeben nicht Unrecht gehabt, daß er ſelbſt verſuchen wolle, Palvis Stelle bei ihr zu erſetzen.“ Ja ſeine Hand, ſein Herz bebte, als er dieſe Buchſtaben niederſchrieb; es konnte ihn nicht beruhigen, daß er ſich ins Gedächtniß recht lebhaft zurückrief, wie niedrig und elend dieſer Menſch an einer ſo zarten, heiligen Liebe, wie ſie Eliſe gab, gefrevelt habe. Die edeln Züge, das Auge dieſes Mannes ſtanden vor ihm; ſein ſo hoher und liebenswürdiger Geiſt, ſo fein in Urtheil und Benehmen, und dennoch ſo wenig ſittliche Würde? Die Erinnerung an jenen Abend, wo ſich ihm dieſer Mann ſo ernſt und doch ſo herzlich genähert hatte, wo er ihm ſein inneres Leben aufſchloß, und ein verarmtes Herz bei ſolchem Reichthum der Gedanken, eine tief verwundete Seele bei ſolcher Geſundheit des Geiſtes zeigte, machte ihn ſo wehmüthig, daß er nahe daran war, die kaum geſchriebenen Zeilen zu zerreißen; aber der Gedanke an Eliſe, die Vermuthung, daß dieſer Palvi ſo ſchöne Empfindung, ſo tiefe Rührung nur geheuchelt haben müſſe, erkälteten ſchnell ſeine warme Theilnahme. Entſchloſſen ſchickte er den Brief ab, und doch deuchte es ihm, als er ſeinen Boten verſchwinden ſah, er habe einen Todespfeil auf ein edles Herz entſendet.

Der alte Herr von Rempen erinnerte ſich mehrerer Fälle, wo die feierliche Verlobung gräflicher, ſogar fürſtlicher Paare gleich den andern oder dritten Tag, nachdem die

Werbung angenommen worden, vor ſich gegangen war. Er ſtand daher um ſo weniger an, ſeinen Neffen und Eliſens Vater zu gleicher Eilfertigkeit zu treiben, als er ſelbſt gleich nach dieſer Scene, wobei, ſeiner Meinung nach, ſein Segen nothwendig war, auf mehrere Wochen auf das Land gehen wollte. So kam es, daß ſich der Stallmeiſter durch den verhängnißvollen Zug der Umſtände in die ruhige Bucht eines ſchönen, häuslichen Glückes verſetzt ſah, als er ſich kaum noch auf hoher See glaubte oder wenigſtens von Klippen träumte, an welchen ſeine Hoffnung auf immer ſcheitern konnte. Am Morgen jenes feſtlichen Tages, der zu ſeiner Verlobung angeſetzt war, brachte ihm ein Knabe einen Brief; die Hand, die ihn überſchrieben, war ihm unbekannt. Er öffnete und fand den Namen des Magiſter Bunkel unterzeichnet. So unangenehm auch die Erinnerungen ſeyn mochten, mit welchen dieſer Name in Verbindung ſtand, ſo machte doch das Andenken an dieſen alten Mann und die wenigen rührenden Worte des Briefes tiefen Eindruck auf ihn; er bat, der

Stallmeiſter möchte dem Knaben zu ihm folgen; er habe ihm nothwendig etwas zu eröffnen, und ſey ſelbſt zu ſchwach und angegriffen, als daß er über die Straße gehen könnte. Rempen fürchtete anfangs ein Zuſammentreffen mit Palvi. Als aber der Knabe auf ſeine Frage, ob Herr von Palvi bei dem Alten ſey, antwortete: „Ach nein! der iſt ſchnell ganz weggereiſt, und kommt nimmer wieder, und der alte Herr Magiſter hat geweint wie ein Kind,“ nahm er eilends ſeinen Hut und folgte.

Der Knab führte ihn durch mehrere Seitenſtraßen in einen abgelegenen Theil der Stadt, wo arme Leute und Handwerker wohnten, bis vor ein kleines, aber reinliches Haus. Dort ſtieg er eine Treppe hinan und öffnete dem Stallmeiſter eine Thüre. Es war ein Zimmer voll Verwirrung und Unordnung, in das ſie traten. Papiere und Bücher lagen am Boden zerſtreut, und die Trümmer einer Guitarre miſchten ſich mit ausgleerten Flaſchen und alten Schuhen. Auf den Stühlen lagen Kleidungsſtücke, auf dem ſchlechten Kanape aber ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt ein Mann, in welchem Rempen den Alten erkannte. Beim Geräuſch, das ihr Eintritt verurſachte, wandte er den Kopf um und hatte Thränen in den alten Augen.

„Vergeben Sie mir!“ ſagte er, indem er mit Mühe ſich aufraffte. „Meine Füße trugen mich nicht mehr zu Ihnen, und meine Hand zittert — ich mußte meine Botſchaft mündlich geben.“

„Was iſt vorgegangen!“ rief der junge Mann beſtürzt. „Sie ſind krank, Sie weinen, um wen? und von wem eine ſo feierliche Botſchaft.“

Der Alte trocknete ſich die Augen. „Er hat viel auf Sie gehalten, ſprach er, noch geſtern und vorgeſtern hat er immer von Ihnen geſprochen, und innig bedauert, daß er Sie ſo ſpät erſt kennen gelernt hat. Sie hätten können herzliche Freunde werden, denn ſie ſind keiner von den ſchuftigen Geſellen, die er verabſcheute.“

„Mein Gott, Sie ſprechen von Palvi? wo iſt er?“

„Möge ihn ein gütiger Arm vor den Wellen des Fluſſes bewahrt haben!“ erwiederte der Alte ſehr ernſt; „doch nicht wahr, junger Mann, es gehört größere Kraft dazu einen Kummer zu tragen, als ſich von ihm zerbrechen zu laſſen? nicht wahr? ich glaube es wenigſtens, und er iſt eine kräftige Seele, er kann nicht zum Selbſtmörder werden.“

Rempen verhüllte ſein Geſicht, er konnte den tiefen Gram des Alten nicht länger ſehen. Aber dieſer zog ihm ängſtlich die Hand von den Augen. „O leſen Sie doch“, ſagte er; „leſen Sie genau, prüfen Sie jedes Wort, nicht wahr, es ſteht nichts darin, daß er ſich tödten wolle?“

Rempen nahm das Blatt; es war in wenigen Worten ein kurzer, aber ergreifender Abſchied an den Alten. Er müße ihn und dieſe Stadt verlaſſen, ſchrieb er. Als Grund gab er nur flüchtig ſein unglückliches Verhältniß zu Eliſen an, von welchem der Alte völlig unterrichtet ſchien.

Rempen ſuchte den Alten zu tröſten; es ſey ſo natürlich, ſagte er, daß Palvi ſich zerſtreuen wolle, daß er vielleicht nur eine kleine Reiſe mache —

Aber der Alte ſchüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Er kommt nicht wieder; und ach! ich habe keine Freude und keinen Freund mehr! Er hat alle ſeine kleine Rechnungen bezahlt, und mir — ſetzte er weinend hinzu — mit hat er ſeine Bücher und alles hinterlaſſen. — Doch mein Auftrag; Sie ſehen, wie ſehr er Sie ſchätzte, hier iſt ein Paquet mit Büchern an Sie, die Adreſſe ſchrieb er noch heute Morgen, und in einem kleinen Zettelchen, das er darauf gelegt hat, bittet er mich Sie bei allem, was heilig ſey, zu verſichern, daß er kein ſchlechter Menſch geweſen ſey, daß er Sie liebe und in Ihrem Glück ſein eigenes finde.“

Indem der Magiſter noch dieſe Worte ſprach, hörte man ein Geräuſch auf der Treppe, eilende Schritte nahten dem Zimmer, die Thüre ging auf und ein Zeitungsblatt in der Hand ſtürzte der Buchhändler Kaper in das Zimmer. „Wo iſt er?“ rief er erhitzt und athemlos; „wo iſt der große und unvergleichliche Hüon, unſer Scott, unſer letzter Ritter! Wo iſt Blüthe und Kern unſerer Literatur? Ich meine den Herrn Referendär von Palvi, der hier logirt, wenn ich nicht irre," ſetzte er hinzu, als er den Geſuchten nicht im Zimmer fand.

"Er iſt verreist," antwortete der Alte.

"Himmel! komme ich zu ſpät?" fuhr Kaſper fort, "wiſſen Sie nicht, hat Hüon ſchon einen Verleger zum nächſten Hiſtoriſchen? daß wir es erſt heute erfahren müßen — Ei! ei! gratulire, Herr Stallmeiſter, zu meiner ſchönen Nachbarin — aber wer hätte das gedacht, daß wir den göttlichen Hüon in den eigenen Mauern hätten, daß es dieſer Herr von Palvi wäre!"

"Wie!" rief der Stallmeiſter, indem er den Alten ſtaunend anblickte. — "Er wäre Hüon?"

"Da ſtehts, da ſtehts gedruckt im Converſations-Blatt," ſchrie der Buchhändler, ſeine Zeitung dem jungen Rempen überreichend.

"Hüon," ſagte der Alte, "er war Hüon. Wohl hat er den Ungläubigen die Backenzähne ausgezogen, und vergebens kämpften ſie gegen meinen edlen, jugendlichen Paladin, aber ſein Geſchick wollte, er ſollte Hüon ohne Rezia ſeyn!"

Noch einmal öffnete ſich die Thüre, und

ſpie, wie das Thor im Löwengarten des König Franz, zwei Leoparden auf einmal aus. Es waren der Hofrath und der dramatiſche Profeſſor, die hereinſtürzten. „Wo iſt er?“ riefen ſie; „vergeſſen ſey alle Fehde! wir hatten ja einen ganz andern im Verdacht, der Autor dieſes Romans zu ſeyn; darum, gewiß nur darum haben wir ihn gehauen. Ins Freitagskränzchen ſoll er kommen, Mitarbeiter ſoll er werden am belletriſtiſchen Vergnügen! den Zundler ſoll er uns erſetzen, der treffliche Hüon.“ So ſchrien ſie durcheinander, aber mit Hohn und Verachtung blickte ſie der Alte an. „Ihr findet ihn nicht mehr, ſagte er. „Er iſt hinweg für immer.“

„Hat er etwa einen Ruf bekommen?“ rief der Profeſſor.

„Ha!“ rief ihm der Hofrath nach; „das iſt ja wohl Zundlers räthſelhafter Magiſter. Herrlicher Fund! wir zahlen 10 Thaler per Bogen, Werthgeſchätzter; arbeiten Sie mit an unſerem Blatt, was Sie wollen; Gedichte, Novellen, Recenſionen, Kunſtgefühle, wir nehmen alles auf!“

„Zurück,“ entgegnete der alte Mann mit

mehr Hoheit, als ihm Rempen zugetraut hatte; „ich habe einen Freund verloren, eine große ſchöne Seele, und bin nicht geſonnen ihn mit euch und euren Thalern zu erſetzen. „Dort am Boden liegen Palvis Papiere — theilt euch unter ſeinen poetiſchen Nachlaß.“

Er ſprach es, nahm den Stallmeiſter unter dem Arm und verlies mit ihm langſam das Zimmer. Kaper, der Hofrath und der Profeſſor ſtürzten wie Drachen auf den Boden und über die Papiere her, und mitten in ſeinem Kummer mußte der Stallmeiſter lächeln, als ihm der Alte auf der Treppe entdeckte, jene werden nur Fragmente von juriſtiſchen Relationen und unbedeutende Criminalacten finden. Als aber der Alte an der Thüre des Hauſes, mühſam und auf ſeinen Stab geſtützt, an den Häuſern herſchleichen wollte, ergriff Rempen ſeinen Arm von neuem, und führte ihn trotz ſeiner Widerrede bis zu ſeiner Wohnung. Dort ſetzte ſich der Magiſter auf einen Stein, um Kräfte zu gewinnen, denn ſein Stübchen lag fünf Stockwerke hoch.

Eliſe ſaß zu derſelben Stunde vor der Toilette. Gedankenvoll ſah ſie vor ſich hin, indem das Kammermädchen ihre Haare ordnete. Vielleicht hatte der tägliche Anblick dieſer Zofe den Stachel entheiligter Liebe nur immer noch tiefer in das Herz gedrückt; und dennoch vermogte ſie es nicht über ſich, dieſes Mädchen wegzuſchicken; es war der Stolz einer erhabenen Seele, was ſie von dieſem Schritt abhielt, der vielleicht auch von ihren Eltern getadelt worden wäre, denn das Mädchen diente treu und geſchickt. Doch ſo tief dieſe Wunde ſeyn mochte, Eliſe ſuchte in dieſem Augenblick ihren Schmerz zu übertäuben. Wenn nach den Geſetzen der Natur das Weſen in uns zu derſelben Zeit verſchiedentlich beſchäftigt ſeyn könnte, wenn es möglich wäre, in dem nämlichen Moment in dem Herzen ſo ganz anders zu fühlen, als man oben, hinter den Augen denkt, ſo müßte Eliſens Seele in dieſer Stunde nach verſchiedenen Richtungen ſich getheilt haben. Im Hintergrund ihres Herzens flüſterten tiefe, wehmüthige Töne, die Erinnerung einer ſchönen Zeit, ſie ſangen in klagenden Weiſen jene

Tage, wo Eliſe auf der erſten Stufe der Jugend das Auge des Geliebten verſtand. In volleren Accorden rauſchten dieſe Erinnerungen, als ſie von Stunden ſeliger Liebe, von Trennung und der Wonne des Wiederfindens ſprachen. „Verloren, verloren durch ſeine eigene Schuld! weinte dann ihre Seele; untergegangen ein ſo großer, ſchöner Geiſt, in Leichtſinn und Niedrigkeit!“ Doch dieſe Gefühle ſchliechen nur gleich Schatten vorbei; ſie ſuchte mit aller Gewalt des Geiſtes den Blick von dieſen Erſcheinungen abzuwenden, ſie dachte an das ruhige, klare Weſen ihres zukünftigen Gatten, ſein beſcheidenes und doch ſo würdiges Betragen, ſeine reine Herzensgüte. Sie rief ſich alles dieß hervor, ja ſie verſuchte zu lächeln, um freundlichere Gefühle dadurch zu erringen, aber — es gelang ihr ruhig, doch nicht heiter zu werden.

Der Putz war vollendet, ſie richtete ſich vor dem hohen Spiegel auf und die Freude an ihrer eigenen hübſchen Geſtalt verdrängte auf Augenblicke jene düſteren, wehmüthigen Bilder. „Nein, und wenn er noch ſo proper angethan wäre,“ ſagte in dieſem Augenblick das Kammermädchen, „mich ſoll er nicht mehr anreden dürfen!“

„Ich habe dir geſagt, du ſollſt nicht mehr von ſolchen Dingen reden,“ rief Eliſe mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Ach Gott! gnädiges Fräulein, ich will ja auch gar nichts mehr von dem ſchlechten Menſchen wiſſen, aber ich ſagte nur ſo, weil er wieder in Herrn Kapers Laden ſteht.“

Eliſe zitterte, ſie wollte von dem Spiegel hinwegeilen, aber unwiderſtehlich zog es ſie an das Fenſter. Sie warf einen Blick hinüber, und unter jener Thüre ſtand Zundler.

„Wie!“ rief ſie, kaum ihrer Worte mächtig, der Zofe zu, „iſt es denn dieſer?“

„J, freilich! aber werden Sie mir nur nicht böſe!!“

„Und dieſer auch, den du damals meinteſt?“ fuhr ſie mit bebenden Lippen fort.

„Wer denn anders?“ entgegnete jener ruhig; „aber ich weiß jetzt, er iſt ein ſchlechter Menſch, und jetzt weiß ich auch wie er heißt, Doctor Zundler.“

„Geh, geh, bringe die Kleider weg,“ flüſterte Eliſe, indem ſie ihr glühendes Geſicht halb bewußtlos in die Kiſſen des Sophas drückte; das Mädchen eilte erſchrocken hinweg, und die unglückliche Braut war mit ihrem Gram allein. Welche Gefühle ſtürmten auf ſie ein! Beſchämung, Liebe, Unmuth über ſich ſelbſt. Sie ſprang auf; ein Gang durch das Zimmer machte ſie muthiger. Sie wollte Rempen alles geſtehen, ſie war einen Augenblick überzeugt, er werde ſo edel ſeyn, zurückzutreten, Palvi werde leicht zu verſöhnen ſeyn. Aber die Stadt wußte, daß heute ihre Verlobung ſey; ihr Vater hatte dem Geliebten ſogar das Haus verboten, würde er jemals einwilligen, ſie glücklich zu machen? Nein! Scham vor der Welt, Reue, Angſt warfen ſie nieder. Bleich, erſchöpft und zitternd fand ſie der Stallmeiſter, als er bald darauf ernſter, als zu dieſem fröhlichen Tag ſich ſchickte, in Eliſens Zimmer trat.

„Ich muß Ihnen eine ſonderbare Nachricht geben“, ſagte er bewegt, indem er ſich zu ihr ſetzte, und beſchäftigt mit ſeinen Gedanken, ihre Verwirrung nicht bemerkte. „Palvi iſt weggereiſt und zwar auf immer.“

„Er iſt todt!“ rief ſie; „gewiß, ſchnell, ſagen Sie es nur heraus, er hat ſich getödtet!“

„Nein,“ erwiederte Rempen, „er hat mir einen Brief zurückgelaſſen, worin er Sie und mich zum letztenmal begrüßt; er iſt nach Frankreich gegangen. Dorthin lautet auch ſein Paß, wie mir ſo eben mein Onkel erzählte.“

Eliſe ſchwieg; ſie fühlte, daß ſie in dieſem Augenblick erſt ihn ganz verloren habe; aber ſie hatte Kraft genug, jeden Laut des Kummers zu unterdrücken.

„Doch was Sie noch mehr befremden wird,“ fuhr er fort, „jenen Roman, den Sie uns letzthin erzählt haben, hat uns der Autor ſelbſt vorgeleſen.“

„Palvi!“ rief ſie in ſo eigenem Ton, daß der Stallmeiſter erſchrack. „Er wäre —

„Hüon, der Autor der letzten Ritter von Marienburg. Er ſteht ſchon in öffentlichen Blättern, und hier ſchickt er mir und Ihnen dieſes Werk.“ Der Stallmeiſter öffnete ein Paquet und gab Eliſen die Bücher. Sie öffnete eines derſelben; ihr Blick fiel auf das Mährchen, woraus Palvi mit ſo ſonderbarem Accent einige Worte geleſen, und jetzt erſt ſtieg eine längſt verbleichte Erinnerung in ihr auf. Es war ein Mährchen, das Palvis Vater den Kindern ſo oft erzählt hatte. Eine große Thräne ſchwamm in ihrem ſchönen Auge und fiel herab auf dieſe Zeilen.

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Flügelthüren; mit feierlichem Geſicht und überladen mit ſeinen Orden, trat der Geheimerath von Rempen herein. Mit Anſtand trat er vor das Fräulein, ihr den Arm zu bieten. „Die Familien ſind im Salon verſammelt, ſprach er; iſt es gefällig die Ringe zu wechſeln? Doch wie! ſind Sie ſo ſehr in unſere Literatur verliebt, daß Sie ſogar gerade vor der Verlobung Leſeſtunden mit meinem Neffen halten? Was leſen Sie denn, wenn man fragen darf?“

Mit einem ſchmerzlichen Lächeln ſtand Eliſe auf und nahm ſeinen Arm. „Etwas Altes in neuer Form,“ erwiederte ſie, „ein Mährchen von untergegangener Liebe!“

„Ei! ei!“ ſetzte der Oheim lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu; „etwas ſolches vor der Verlobung; und wie heißt denn der Titel?“ fragte er, indem er ſie in den Saal führte. „Die letzten Ritter von Marienburg.“

II.

Das Bild des Kaiſers.

Novelle

von

Wilhelm Hauff.

Ne crains pas cependant, ombre encore inquiète
Que je vienne outrager ta majésté muette!
Non — la lyre aux tombeaux n'a jamais insulté.

A. de Lamartine.

1.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reisten vor einigen Jahren an einem der ſchönſten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der eine von ihnen war erſt eine Station hinter Darmſtadt eingeſtiegen und hatte dem früheren Paſſagier ſchon beim erſten Anblick durch ſein ſchmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er ſich neben ihn ſezte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarſchaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reiſe bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er ſeinen Reiſegefährten für einen wohlgezogenen, anſtändigen Mann hielt. Was er ſprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verſtändig; nicht ſelten ſogar überraſchten den Reiſenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken ſeines Nachbars, die von feiner Bildung, geſellſchaftlicher Erfahrung und einer Beleſenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unſcheinbaren Ledermütze nicht geſucht hätte. Ueberhaupt deuchte es dieſem Reiſenden, er müße, je weiter er im Süden vordrang, deſto öfter und nicht ohne Beſchämung dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne, vom Hörenſagen, beſonders in einem Alter von vier-und-zwanzig Jahren, ſo leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieſes Land im Brandenburgiſchen geſchildert worden! Manche Reiſende hatten zwar dieſe Bergſtraße, dieſes Neckarthal gelobt, doch erſchien dann ihre Beſchreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welchen ſie auf dieſer Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in ſeiner Heimath nur Eine Stimme. Hier, bald hinter Darmſtadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reiſenden in Berlin mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der dieſe Länder beſuchen wolle. Da geht alles geſellſchaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes, ungeſittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutſch ſprechen kann. Und leider! nicht nur die unterſten Claſſen leiden an dieſem Mangel, auch die beſſeren Stände haben einen Anſtrich von eingeſchränktem ungalantem Weſen und reden ſo elendes Deutſch, daß ſie vor Fremden, um nicht erröthen zu müßen, franzöſiſch ſprechen. Das war der Reiſepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantiſchen Kopf des jungen Brandenburgers hatten dieſe Sagen ſich endlich während der ſchönen Muße, die ihm die Sandkunſtſtraßen und die ſchnapſenden Poſtillons ſeines Vaterlandes gönnten, ſo ſonderbar geſtaltet, daß er ſich ſelbſt wie einer jener wohlerzogenen, jungen Herren in einem Scottiſchen Roman erſchien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinſten Cirkel, an Theater und alle Genüſſe der großen Welt erfüllt, von London ausreiſen, um das Hochland und ſeine barbariſchen Bewohner zu beſuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obſt und Wein und jene geſegneten Thäler ſich vor ſeinen Blicken aufthaten, als die ſchönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menſchen ſeinem erſtaunten Auge ſich zeigten, als da und dort, zwiſchen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit ſchimmernden Fenſtern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er ſtrömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tauſende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben geſehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub ſchimmerten, und ein ſchwacher Troſt für ſeinen Patriotismus war, daß die Natur ſeine Landsleute durch höhere Einſicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in etwas wenigſtens entſchädigt habe.

Der junge Mann an ſeiner Seite ſchien

übrigens, obgleich man ſeiner Sprache den ſüdlichen Accent anfühlte, die Geſetze des Anſtandes nicht minder gut zu verſtehen als der Brandenburger; zum mindeſten verrieth keine ſeiner Fragen Neugierde, über deſſen Stand, Vaterland und Reiſezweck etwas zu erfahren, er benahm ſich zuvorkommend, aber würdig, ſchien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne ſich dadurch beläſtigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geſchichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über dieſe Dinge Aufſchluß gab, ſo waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger ſprach. Einmal, als ſein Nebenſitzer über die gute Geſellſchaft in Schwaben einige ſeiner ſonderbaren Begriffe preisgab, ſah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege ſchon früher in Schwaben geweſen ſey, und als jener es verneinte, erwiederte er:

„Ich weiß, man macht ſich hin und wieder, beſonders in Norddeutſchland, ſonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie ſelbſt entſcheiden, wenn Sie einige Zeit in unſerer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle ſolcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewiſſe nachtheilige Anſicht über mein Vaterland ſeit Jahrhunderten beſteht; zum mindeſten ſind die Schwabenſtreiche nicht erſt in unſeren Tagen bekannt geworden. Doch ſcheint ein großer Theil dieſer aberwitzigen Dinge aus einer gewiſſen Eiferſucht der Volksſtämme hervorzugehen, und aus der Kleinſtädterei, die von jeher in unſerem lieben Deutſchland herrſchte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die andere uns aufbürden, von den Oeſtreichern; daß aber dieſes Vorurtheil ſelbſt in neueren Zeiten, ſelbſt durch die Fortſchritte der Cultur und das regere geſellige Leben nicht geſchwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutſchland.“

„Bitte!“ rief der Brandenburgiſche Reiſende etwas ungläubig, ich ſollte doch nicht denken —“

„Man beurtheilt unſere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutſchland ſieht. Wenn nun dieſe auch die vernünftigſten Menſchen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die ſie in Ihren Augen in Nachtheil ſetzen. Einmal die Sprache — “

„Bitte!“ erwiederte ſein Gefährte verbindlich. „Nicht alle, Sie zum Beiſpiel drücken ſich allerliebſt aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und ſo macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch, weil wir aber die Diphthongen anders ausſprechen als ihr, die Endſylben entweder nach unſerer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt euch unſere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meiſten Schwaben, die Sie bei ſich ſehen, ſind junge Männer, die von der Univerſität kommen und die Anſtalten in Norddeutſchland beſuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Dieſe Menſchen legen nun Ihren Landsleuten durchaus ihren eigenen Maaßſtab an und thun ſehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußern Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, er wird ſehr bald in die geſelligen Kreiſe gezogen; bei uns findet dieß vielleicht erſt um acht oder zehen Jahre ſpäter Statt.“

„Nun, das iſt es ja gerade, was ich ſagte“ entgegnete jener, „dieſe Formen gewinnt keiner durch ſich ſelbſt, und dies iſt alſo ein Fehler Ihrer Erziehung — “

„Vorausgeſetzt, daß jene Formen wirklich ſo trefflich, daß ſie das ſind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen iſt.“

„Das ſoll es ja nicht! aber ſo auf dem Wege mitnehmen kann er ſie doch wohl,“ meinte der Fremde.

„Wenn er ſie nur ſo mitnimmt, verliert er ſie auch gelegentlich,“ erwiederte der Schwabe. „Doch, das iſt nicht der Punkt, wovon wir ſprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutſchland Unrecht, unſere Sitten und unſere Geſellſchaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Geſellſchaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geſchickt wurden, um ihre Sitten abzuſchleifen. Oder wollten ſie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierſtube zu Ihnen kamen und ſich vielleicht ungeſchickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieſer Menſchen beurtheilen?“

„Gewiß nicht, aber geſtehen Sie ſelbſt, man hört doch ſelbſt von der guten Geſellſchaft in Schwaben ſo ſonderbare Gerüchte, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen.“

„Vielleicht kaum ſo ſonderbar,“ verſetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unſere Mädchen ſtellen ſich die norddeutſchen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland ſind aber Ihre reiſenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältniſſe unſeres Familienlebens. In Norddeutſchland fällt es nicht ſchwer, in Familienkreiſen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben iſt es anders: man iſt heiter, geſellig unter ſich, — der Fremde wird als etwas Fremdes angeſtaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für dieſe ſcheinbare Kälte immer eine Entſchädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber ſelten das Herz; meine Schwaben ſind vorſichtiger, aber ſie ſchließen ſich an den, welchen ſie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künſtlichen und verfeinerten Sitten umſonſt ſuchen."

„Und alſo liegt eine zweite Quelle unſerer Vorurtheile," fragte der Fremde „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren beſſeren Kreiſen einheimiſch wurden?"

„Gewiß!" ſagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreiſe unſerer beſſern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, laſſen Sie Sich nicht durch Ihre eigenen Anſichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anſchlägt, ſich mit den Gebildetſten zumeſſen, vernünftig genug, um die Gränzen guter Sitten feſt zu halten, und das Lächerliche der Unſitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt ſein Land,“ dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht ſinken laſſen will oder Beſſeres nie geſehen hat.“ Er entſchuldigte bei ſich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konnte er es ſich nicht verſagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feyern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung über ein Nichts ſchnell und vieles zu ſprechen, — die man im Norden unſeres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen ſoll — auf andere große Vorzüge aufmerkſam, welche die nördlichen Provinzen Deutſchlands vor den ſüdlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftſteller und Dichter ſeiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall ſeiner Beredtſamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als ſie um eine Ecke der Landſtraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete ſie ſtaunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmaſſen waren von der ſinkenden Herbſtſonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Geſträuche, die in den verfallenen Mauern wachſen, im dunkelſten, wundervollſten Grün erſcheinen. Durch die hohen, offenen Fenſterbogen blickte der ſchwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenſtänden ſo eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab ſpiegelten ſich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben Sie ſolche Poeſie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde ſchien es nicht zu hören, unverwandt hingen ſeine Blicke an dieſem reizenden Schauſpiel, er mochte fühlen, daß es ſich an ſolchen Stellen über Poeſie nicht gut ſtreiten laſſe.

Nach dieſem Vorfall kehrte übrigens auf dem Geſicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück, er ſtritt über keinen Gegenſtand, ſchien ſogar über manche Dinge ſich behutſam auszudrücken.

Als aber das Geſpräch unter den beiden Reiſenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerkſamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereigniſſe und auf Politik kam, ſchien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge ſeines Nachbars nicht mehr gut unterſcheiden konnte, ſein Athem gehe ſchneller, ſeine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Intereſſe ſey. Man ſprach von der Geſtalt und der inneren Kraft Deutſchlands. Mit einer gewiſſen Erbitterung zog jener eine Parallele zwiſchen jetzt und ſonſt, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, deſſen Grundſätze im Ganzen nicht mit dieſen Anſichten übereinſtimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbſtgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weiſe fing er ſeinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und reizte dadurch unwillkührlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieſer vergaß nun jede Rückſicht der Klugheit; mit einer Beredtſamkeit, die an jedem andern Orte dienlich geweſen wäre, ſuchte er ſeine Meinung durchzuführen, und nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit ſeinem eigenen Maßſtab gemeſſen hätte. Der Preuße, der ſolche Leute nur vom Hörenſagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker" kannte, erſchrack über dieſe Aeußerungen. Konnte nicht der Poſtillon, konnte nicht ein Paſſagier im Bauch des Wagens dieſe Reden vernommen haben! Spandau, Köppenick, Jülich und alle möglichen feſten Plätze ſchwebten vor ſeiner aufgeregten Phantaſie, und das beſte Mittel, ſeinen Nachbar zum Stillſchweigen zu bringen, ſchien ihm, wenn er ſich in die Ecke drückte und ſich ſchlafend ſtellte.

2.

Als die beiden Reiſenden am Morgen nach dieſer gefährlichen Nacht erwachten, ſahen ſie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt,“ ſagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es,“ ſetzte er mit einem freundlichen Blick auf ſeinen Nachbar hinzu, „daß ich dießmal dieſen Wagen ungern verlaſſe. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Geſellſchaft vergangen!“

„Es iſt mein Loos ſchon ſeit vierzehn Tagen geweſen,“ erwiederte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menſchen, welche vielleicht in einer größern Stadt, ſelbſt wenn ſie Zimmernachbarn geweſen wären, Jahre lang unter ſich kein Wort gewechſelt hätten, treten ſich nahe durch den ſo natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Platz an meiner Seite wechſelte öfter, als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünſchen, Sie wenigſtens ſo lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben, denn ſo bin ich auf die angenehmſte Weiſe in Ihr Vaterland eingeführt worden.“

„Werden Sie länger in Würtemberg verweilen?“

„Ich beſuche Verwandte meiner Mutter,“

erwiederte der Fremde; „je nachdem ſie und die Reſidenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen.“

„Wir werden uns ſchwerlich wieder ſehen,“ ſagte der Grüne, „ich wüßte wenigſtens nicht, was mich nach Stuttgart treiben ſollte. Vergeſſen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute ſagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten ſich ein wenig richten, ſo werden Sie überall geſucht und willkommen ſeyn. Unſern Damen ſind Sie dann als Fremder nur um ſo intereſſanter und unſern Männern — nun da kömmt es immer auf den Cirkel an, in welchem Sie leben; nur müſſen Sie,“ ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwiſchen Ironie und gutmüthiger Freundlichkeit ſchwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen — —“

„Nun?“ rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt.

„Daß Sie kein Deutſcher, ſondern ein Preuße ſind.“

Das ſchmetternde Horn des Poſtillons und das Raſſeln des ſchweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Paſſagieren ward in dieſer Stadt eine kleine Raſt vergönnt, und der Fremde wollte ſeinen Nachbar vom Eilwagen noch einmal zum Frühſtück einladen. Doch ſchon unter der Thüre des Poſthauſes überreichte dieſem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen haſtig, erröthend auf und ſein Reiſegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handſchrift einer Dame ſey. Der Fremde trat etwas verſtimmt in dem Wirthshaus ans Fenſter; er ſah den Jäger angelegentlich mit ſeinem Diener ſprechen und bald darauf führte man zwei ſchöne Pferde vor. In demſelben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, ſeine Augen ſuchten und fanden den Reiſegefährten, er trat zu ihm, doch nur um ſchnell, aber herzlich von ihm Abſchied zu nehmen, und ſo konnte ihn der Brandenburger zu ſeinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Käthchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er ſich unter ſeinen Reiſenotizen aufgezeichnet und doppelt unterſtrichen hatte.

Doch der Anblick des Jägers, wie er ſich ſo leicht in den Sattel des ſchönen, ſtolzen Pferdes ſchwang, wie er ſo majeſtätiſch über den Markt hinſprengte, ſöhnten ihn mit der beinahe unhöflichen Haſt aus, womit jener von ihm Abſchied genommen hatte. Er geſtand ſich, ſelten eine ſo wohlgebaute Geſtalt mit einem ſo ſchönen, ausdrucksvollen Geſicht vereint geſehen zu haben.

„Wer war dieſer Herr im grünen Kleid? fragte er den Kellner, der am andern Fenſter dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen,“ antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn „Herr Baron“ nennt, daß ſein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß ſie ſehr reich ſeyn ſollen; in die Stadt kömmt er ſelten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieſer Erklärung ſetzte ſich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in dieſem Lande geweſen war, hatte ihm ſo viel Sonderbares von „ſchwäbiſchen Baronen“ erzählt, daß er in ſeinem liebenswürdigen und gewandten Reiſegefährten keinen ſolchen vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm gleich in der erſten Viertelſtunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Baiern ſey, machte ihm den Verluſt den er erlitten, nur um ſo fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beſchäftigte er ſich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlaſſen hatte, nachzudenken und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er ſich von ſeinen Verwandten, zu welchen er reiste, gemacht hatte. Von dem Oheim verſprach er ſich für ſeine Unterhaltung wenig; er mußte nach ſeiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger ſeyn; mürriſch, ungeſellig und eigenſinnig hatte ihn ſein Vater ſchon vor fünf-und-zwanzig Jahren gekannt, und ſolche Eigenſchaften pflegen ſich im Alter nicht zu verbeſſern. Deſto mehr verſprach ſich der junge Mann von Fräulein Anna, ſeiner Couſine. Von einem ſeiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war ſie ihm als eine Zierde dieſes Landes genannt worden. Ein angenehmes, trauliches Verhältniß von fünf bis ſechs Wochen ſchien ihm ganz wünſchenswerth, und ſo eifrig war ſeine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot ſtanden, ſich liebenswürdig zu zeigen, ſo gewiß war er ſich des Eindrucks bewußt, den ſeine Perſon, ſein Weſen unfehlbar machen müſſe, für ſo leicht zu erobern hielt er das Herz eines „Fräuleins in Schwaben,“ daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die ſchöne Couſine Anna könne ſich vielleicht ſchon verſehen haben.

Er ließ ſich, in der Reſidenz angekommen, ſogleich nach dem Hauſe führen, wo ſein Oheim ſonſt gewohnt hatte,

> aber mit dem Donnerworte
> ward ihm aufgethan,
> die Du ſucheſt —

wohnen ſchon ſeit langer Zeit auf einem Landgut, ſie werden auch im nächſten Winter nicht zurückkehren, und ſelbſt dieß Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reiſende aus Brandenburg war ſchnell entſchloſſen. Er benützte dieſen Tag, um ſich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denſelben Weg, welchen er hergekommen war, zurück, nach dem unteren Neckarthal, wo der Landſitz ſeines Oheims lag.

Je näher er dieſer reizenden Gegend kam, deſto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen ſollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeſchnitten von den Zerſtreuungen der Stadt und jener Formen enthoben, die man dort für ſchön und nothwendig, hier für überflüſſig und läſtig hält, ſchnell bekannt und befreundet wird, daß man ſich, auf eine kleine Geſellſchaft beſchränkt, ſchneller naherückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptſtraße ab. Der Kutſcher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende ſich um den ganzen Berg her, ſagte er, doch auf dieſem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Schloß Thierberg hinaufgelangen. Der junge Mann ſtieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, ſah nun eine mäßige, mit Wald bewachſene Anhöhe vor ſich, und ſchloß, weil er gehört hatte, das Schloß ſeines Oheims liege im Neckarthal, man müſſe von dieſer Höhe eine weite Ausſicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und ſtieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er dieſen Baum ſo kräftig, ſo majeſtätiſch geſehen, zwiſchen durch erblickte er hie und da Eichen und ſchöne Eſchen und zu ſeiner nicht geringen Verwunderung Waldkirſchbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen ſchwerer; der Berg ſchien ſich auf einmal ſteiler zu erheben, und er war oft verſucht, die unbequeme Eleganz zu verwünſchen, in welche ihn ſein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete ſich keine Ausſicht. Die Bäume ſchienen dichter zu werden, je mehr ſich der Pfad wieder ſenkte, und als ſich, um ſeine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verſchiedenen Richtungen liefen, ſchmählte er auf den Kutſcher und auf ſeine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald ſich zu verirren. Er ſchlug endlich den Weg rechts ein und ſah, nachdem er einige Hundert Schritte gegangen war, zu ſeiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub ſchimmern.

Er verdoppelte ſeine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame ſtand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank ſaß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem ſie, als ſein Schritt in den abgefallenen Blättern rauſchte, langſam und ruhig ihre ſchönen Augen erhob; doch auch ſie ſchien betroffen, als es ein junger, ſtädtiſch gekleideter Herr war, den ſie in dieſer Einſamkeit vor ſich ſah; ſie erröthete flüchtig, aber ſie ſenkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Beſuch hing. Der junge Mann verbeugte ſich einigemal, ehe er recht wußte, was er ſagen wollte. „Iſt wohl das ſchöne Mädchen Couſine Anna?" war alles, was er in dieſem Augenblick zu denken und ſich zu fragen vermochte, und erſt als er ſich dieſe Frage ſchnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indeſſen ihr Buch ſchloß und von ihrem Bänkchen aufſtand. „Bitte um Vergebung,“ ſagte er, „wenn ich Sie geſtört haben ſollte; ich fürchte von dem Wege abgekommen zu ſeyn. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf dieſem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt ſind,“ erwiederte ſie mit einer tiefen, aber klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelaſſen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte ſich nach dieſen Worten, und der junge Mann ging ſeinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, ſo zog ihn ein unwiderſtehliches Gefühl zurück. Das ſchöne Mädchen ſtand noch einmal von ihrem Sitz auf, als ſie ihn zurückkehren ſah, doch dießmal ſchien Beſtürzung ihre Wangen zu färben, und eine gewiſſe Aengſtlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin für unbeſcheiden zu gelten, fragte der Reiſende, „ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu ſprechen?“

„Ich heiße ſo,“ antwortete ſie etwas befangen.

„Eh bien, ma chere cousine!“ ſagte er lächelnd, indem er ſich artig verbeugte; „ſo habe ich das Vergnügen, Ihnen Ihren Vetter Rantow vorzuſtellen.“

„Wie, Vetter Albert!“ rief ſie freudig, „ſo haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird ſich der Vater freuen! Und was macht Onkel und die liebe Tante, und wie ſind Sie gereiſt?“ ſo drängte ſich eine Frage nach der andern über die ſchönen Lippen, und Vetter Rantow fand, verloren in ſein Glück eine ſchöne Muhme zu beſitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht ſagen, daß ſie gegen irgend eine Regel des Styls geſündigt hätte, und doch däuchte es ihm, es ſeyen ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in ſeinem Vaterland gehört hatte. Er fühlte, er ſey zu ſchnell gereiſt, als daß er allmählig auf dieſen Contraſt vorbereitet worden wäre.

„Dieß iſt mein Lieblingsſpaziergang,“

ſagte ſie, indem ſie langſam neben ihm herging. Zwar iſt der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht ſchöne Windungen, alte Burgen ſchmücken die Höhen — und die unſrige ſpielt dabei nicht die ſchlechteſte Rolle, wenigſtens was das Alterthum betrifft, — Dörfer und ſogar ein Städtchen ſieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg ins Schloß hinauf iſt dann ſo ſteil und mühſam, und auf der Straße gehen mir zu viele Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und iſt dann ſo köſtlich einſam, als ſäße man in ſeinem Boudoir bei verſchloſſenen Thüren."

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köſtliche Einſamkeit ſtört," unterbrach ſie Rantow.

„Im Ganzen genommen," fuhr ſie fort, „iſt es im Schloß gerade auch nicht geräuſchvoll. Es iſt ſo einſam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tauſend und eine Nacht. Außer der Dienerſchaft und im hinteren Flügel dem Amtmann, den man nie zu ſehen bekömmt, ſind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja die Einſamkeit im Schloß iſt oft ſo ſchrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinſamkeit flüchte, wo das Rauſchen der Bäume und der Geſang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden."

3.

Ueberraſcht ſtand der junge Mann ſtille, als ſie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüberſtanden. Die Bewohner des ſüdlichen Deutſchlands ſind von Jugend auf an Anblicke dieſer Art gewöhnt. Man trifft in Franken und Schwaben ſelten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindeſten „ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor" herabſchauten. Die natürliche Beſchaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüſſe, überdieß die eigenthümliche Verfaſſung des zahlreichen Landadels begünſtigten oder nöthigten in früherer Zeit zu dieſen befeſtigten Wohnungen. Aber der Norden unſeres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieſer alten

Zeit; die weiten Ebenen boten keine ſo natürliche Befeſtigung, wie die Felſen und Gebirgsausläufer des Süden, und hatte auch hier und dort eine ſolche Veſte im platten Land geſtanden, ſo war ſie nur deſto ſchneller dem Verfall und der Zerſtörung preisgegeben. Die Nachbarn theilten ſich brüderlich in die theuren Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinſtrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein ſo überraſchender Anblick, ſich in ſolcher Nähe einer dieſer alterthümlichen Burgen gegenüberzuſehen, um ſo überraſchender, da er durch dieſe düſteren, tiefen Thore als Gaſt einziehen, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen ſollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der maleriſche Anblick, der ſich ihm darbot, ſeine Seele. Der alte ſchwärzlich graue Wartthurm war auf der Mittagsſeite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Ephen umhängt. Aus den Ritzen der Mauer ſproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog ſich ein breites Rebengeländer, deſſen zarte Blätter und Faſern ſich mit ſanfter Gewalt um die roſtigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geſchlungen hatten. Zur rechten Seite des Schloſſes hinderte der dunkle Wald die Ausſicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber tauchte das Auge hinab in die Tiefe des ſchönen fruchtbaren Neckarthals, ſchweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen, blauen Gebirgen.

„Das iſt unſer Thierberg,“ ſagte das Fräulein; „es ſcheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenſter zu ſehen, um vor unſerer Einſamkeit und dieſem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erſchrecken!“

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie dieſe alte Burg?“ rief der Gaſt; „kann man etwas Romantiſcheres ſehen, als dieſe Thürme mit Epheu bewachſen, dieſen Thorweg mit den alten Wappen, dieſe Zugbrücke, dieſe Wälle und Graben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus Scottiſchen Romanen zu ſehen?

Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thor entgegentreten —"

„Für dießmal höchſtens ein Thierberg," erwiederte das Fräulein lachend, „und auch von dieſen ſpukt nur noch einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer geſtochen, aber zwiſchen dieſen Mauern zu wohnen, ſo einſam, und Winters, wenn der Wind um dieſe Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr ſieht, als jenen Eppich dort am Thurm — Vetter! mich friert ſchon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch ſelbſt einführen."

Der düſtere, ſchattenreiche Hof, in welchen ſie traten, kühlte etwas die warme Begeiſterung des Gaſtes. Er ſah ſich flüchtig um, als ſie durchhin gingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug geweſen ſeyn müſſe, erſchrack vor einem halb zerſtörten Thurm, deſſen Rudera drohend über die Mauer hereinhiengen, erſtaunte über den ſcharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Riſſe genagt und dem Auge eine freie Ausſicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in ſeinem Herzen ſchon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch ſchlecht verwahrte Fenſter blies, der Bemerkung ſeiner Couſine über die Wohnlichkeit des Hauſes vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen, mit Backſteinen gepflaſterten Halle das Fräulein mit freundlichem Klaffen und Wedeln und ein gefeſſelter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange ſaß, ſtieß ein unangenehmes Geſchrei aus und ſchwenkte die Flügel. »Das iſt nun unſere Antichambre, unſer Hofgeſinde,« ſagte Anna, indem ſie lächelnd auf die Thiere zeigte; »verwünſchte Prinzen und Prinzeſſinnen, die Sie entzaubern können. Doch laſſen Sie uns jetzt eintreten,« ſetzte ſie nach einer Weile ernſter hinzu, »in dieſem Zimmer iſt der Vater.«

Sie öffnete eine hohe, ſchwere Flügelthüre und durch das altfränkiſch ausſtaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fenſterwölbung ſaß, wie es ſchien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß ſeiner Tochter ſah er ſich um, und als er den Fremden erblickte und Anna ſeinen Namen nannte, ſtand er auf und ging ihm langſam, aber feſten Schrittes entgegen. Mit Bewunderung ſah ſein Neffe die hohe, gebietende Geſtalt, die ihn unwillkührlich an jenen Wartthurm dieſer Burg erinnerte, den ſo viele Jahre nicht einzuſtürzen vermochten, und deſſen Alter nur der Epheu anzeigte, der ſich an ihm emporgeſchlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in dieſe fünf- und ſechszigjährige Stirne Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare und der Bart und die Augenbraunen waren ſilberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt, und der Nacken trug den Kopf noch ſo aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab einen beinahe kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwiedern vermochte.

»Biſt willkommen in Schwaben,« ſagte er mit tiefer, kräftiger Stimme; »'s war ein vernünftiger Einfall meiner Frau Schweſter, daß ſie Dich heraus ſchickte; mach Dir's bequem; ſetz' Dich zu mir an's Fenſter, und du, Anna, bringe Wein.«

So war der Empfang auf Thierberg; ſo herzlich und offen er aber auch ſeyn mochte, ſo konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewiſſes unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte ſich den Oheim ganz anders gedacht; er glaubte nach der Beſchreibung, die ihm ſein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der ſeine Haſen hezt, mit Laune die Händel ſeiner Bauern ſchlichtet, von ſeinen Kleppern gerne erzählt und zuweilen mit ſeinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durſt trinkt; er bedachte nicht, wie fünfundzwanzig Jahre und eine ſo verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwiſchen lag, auf dieſen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige, ernſte Auge des Oheims, das prüfend auf ſeinen Zügen zu ruhen ſchien, die ungeſuchten aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über ſein bisheriges Leben und Treiben in's Gebet nahm, das ironiſche Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um ſeinen Mund blizte, dieß Alles, und das ganze gewichtige Weſen des Alten, imponirten ihm auf eine Weiſe, die ihm höchſt unbequem war; er konnte ſich kein Herz faſſen, den Oheim eben ſo traulich zu behandeln, wie jener ihn, er kam ſich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Miniſter Audienz gibt, und es war dieß zu ſeinem nicht geringen Verdruß das zweite Mal, daß er ſich über die »Landjunker in Schwaben« getäuſcht ſah.

Auch ſeine Baaſe erſchien ihm ganz anders, als er ſie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene, ungeſuchte Weſen, was man ihm an den Töchtern dieſes Landes gerühmt hatte, aber dieſe Unbefangenheit ſchien nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus einem feinen, ſichern Takt hervor zu gehen, und was ſie ſprach, zeugte von einem ſo vortrefflich gebildeten Geiſt, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu beſtehen ſchien, daß ſie alles Geiſtreiche, ſey es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angeborenes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Geſuchtes erſchien. Am ärgerlichſten war es ihm, daß ſie ihn ſchon nach den erſten Stunden zu durchſchauen ſchien; die ausgeſuchten Artigkeiten, die er ihr ſagte, zog ſie in's Komiſche, den feineren Complimenten wich ſie auf unbegreifliche Art aus, wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, ſo nannte ſie ihn gewiß immer Herrn von Rantow. Und dennoch mußte er ſich geſtehen, daß er nie ſo viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Geſtalt und der Stimme geſehen habe; ihr ganzes Weſen erſchien ihm wie das Hauskleid, das ſie jetzt eben trug. Es war einfach und von beſcheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine, ſchlanke Geſtalt mit jener geſchmackvollen Eleganz, die auch dem anſpruchloſeſten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht; ein Toilettengeheimniß, worüber, ſo viel der junge Mann ſich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufſchluß gab und das ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmoniſchen Seele, als die Folge einer ſorgfältigen Erziehung zu ſeyn ſchien.

Dieſelbe Uebereinſtimmung glaubte er zwiſchen dem alten Herrn und dem Gemach zu finden, in welches er zuerſt geführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegen blickte. Die ſchweren gewirkten Tapeten, mit Leiſten befeſtigt, die einſt vergoldet waren und deren Farbe jetzt in's Dunkelbraune ſpielte; die breiten Armſtühle mit ausgeſchweiften, zierlich geſchnizten Beinen, die Polſter, mit grellen Farben künſtlich ausgenäht, mit Papagayen, Blumentöpfen und den Bildern längſt begrabener Schooshündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten ſeine Ahnfrauen über dieſer mühſamen Arbeit geſeſſen ſeyn, die ihnen vielleicht einſt für das Vollendetſte galt, was der menſchliche Geſchmack je erſonnen, und die jetzt ihrem Urenkel geſchmacklos, ſchwerfällig, und hätten ſich nicht ſo ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erſchien. Und doch kam ihm dieß alles, der ehrwürdigen Geſtalt ſeines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor.

Er ſah, man ſey in Thierberg erhaben über den Wechſel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm ſein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umſtände, worin ſich der Oheim befand, geſagt hatte, ſo fühlte er ſich beſchämt, daß er dieſe Umgebungen nur einen Augenblick habe grotesk und ſonderbar finden können; er fühlte, daß er unverſchuldeter Armuth, wenn ſie ſich in ſo ernſtem und würdigem Gewande zeige, ſeine Achtung nicht verſagen könne, ja, vor dieſen Wänden, dieſem Geräthe, und vor dem unſcheinbaren, groben Hausrock des Oheims erſchien er ſich ſelbſt, wenn er einen Blick auf ſeine modiſche und höchſt unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrſcht von einem Phantom, das ein Weiſer lächelnd an ſich vorüber gleiten läßt.

Dieß waren die Eindrücke, welche der erſte Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernſt ſie aber am Ende auch ſeyn mochten, ſo konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlage acht Uhr, den die alte

Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufſprang, ein kleiner Kerl in einem verſchoſſenen, bortirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, ſich dreimal verbeugte und dann feierlich ſprach: »le souper est servi.«

»S'il vous plait,« ſagte der Alte mit ernſthaftem Geſicht und einer Verbeugung zu ſeinem Neffen, reichte ſeinen Arm der ſchönen Anna und ging langſamen Schrittes dem Speiſezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speiſeſaales und dem erſten Blick, den er hinein warf, hatte ſich übrigens dem Gaſt aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von dieſem gemalten Plafond, der die Erſchaffung der Welt vorſtellte, von dem ſchweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von ſchwerer Seide hatte ihm ſeine Mutter oft geſprochen, wenn ſie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemeinen Glanz erzählte, welcher einſt durch ihre hochſelige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Miniſters, in die Familie und in die ſchöneren Appartements zu Thierberg gekommen ſey. Schon ſeine Mutter hatte in ihrer Kindheit dieſe Prachtſtücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und ſeit dieſer Zeit hatten ſie zum mindeſten dreißig bis vierzig Jahre geſehen.

»Das iſt der Familienſaal,« ſagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke ſah, womit ſein Neffe dieſes Gemach muſterte. »Vor Zeiten ſoll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherrn pflegten hier zu trinken. Mein Großvater ſelig ließ es aber alſo einrichten und ſchmücken; er war ein Mann von vielem Geſchmack, und hatte in ſeiner Jugend mehrere Jahre am Hof Ludwigs XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und ſie beide haben das Innere des Schloſſes auf dieſe Art eingetheilt und decorirt.«

»Am Hofe Ludwigs XIV.!« rief der junge Mann mit Staunen. »Das iſt eine ſchöne Zeit her; wie mancherlei Gäſte mag dieſer Saal ſeit jener Zeit geſehen haben!«

»Viele Menſchen und wunderbare Zeiten,« erwiederte der alte Herr. »Ja, es ging einſt glänzend zu auf Thierberg, und unſere Gäſte befanden ſich bei uns nicht ſchlimmer, als bei jedem Fürſten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf dieſen Schlöſſern, ſo lange unſere Ritterſchaft noch blühte. Da galt noch unſer Anſehen, unſere Stimme; man war ein Edelmann ſo gut als der König von Frankreich, und ein Freiherr war ein freier Mann, der nichts über ſich kannte als ſeinen gnädigen Herrn, den Kaiſer, und Gott; jetzt —«

»Vater!« unterbrach ihn Anna, als ſie ſah, wie die Ader auf ſeiner Stirne anſchwoll, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf ſeinen Wangen aufzog. »Vater!« rief ſie mit zärtlichen Tönen, indem ſie ſeine Hand ergriff, »nichts mehr über dieß Thema; Sie wiſſen, wie es Sie immer angreift!«

»Thörichtes Mädchen!« erwiederte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme ſeiner ſchönen Tochter; »warum ſollte ein Mann nicht ſtark genug ſeyn, nach Jahren von dem zu ſprechen, was er zu dulden und zu tragen ſtark genug war? Der Vetter kennt nur unſere Verhältniſſe, wie ſie jetzt ſind. Er iſt geboren zu einer Zeit, wo dieſe Stürme gerade am heftigſten wütheten, und aufgewachſen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längſt ſchon anders war; er kann ſich alſo nicht ſo recht denken, was die Vorfahren ſeiner Mutter waren, und deßhalb will ich ihn belehren.«

Der Freiherr nahm nach dieſen Worten ſein großes Glas, auf deſſen Deckel die ſechszehn Wappenſchilde ſeines Hauſes, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu ſeiner Belehrung zu ſammeln, einen langen, tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna ſah an ihm vorüber den Gaſt mit beſorglichen, bittenden Blicken an; er verſtand dieſen Wink und ſuchte den Oheim von dieſer Materie abzubringen.

»Es iſt wahr,« fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tiſch geſetzt hatte, »in Preußen ſind die Verhältniſſe anders und ſind ſeit langer Zeit anders geweſen. Aber ſagen Sie ſelbſt, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterland gliche? Ich gebe zu, daß andere Länder an Flächeninhalt, an Seelenzahl uns bei weitem überwiegen, aber nirgends trifft man auf ſo kleinem Raum eine ſo kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht: es iſt das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirkten ſo Großes; ſondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geſchaffen, weil ſie es verſtanden, die ſchlummernden Kräfte zu wecken, dem Volke ſelbſt zeigten, welche Stellung es einnehmen müſſe; weil ſie Preußen geworden ſind, iſt auch ein Preußen erſtanden.«

Der alte Herr hatte ſeinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog ſich ſein Geſicht zu ſolcher Ironie zuſammen, daß der Brandenburger erröthete. »Der Sohn meines Nachbars, des Generals von Willy, würde ſagen, wenn er dich hörte: »O Deutſchland, Deutſchland, da ſieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zerſplitterung hervorgeht! ſie wollen nicht mehr Griechen, ſondern Platäer, Corinther, Athener, Thebauer und gar — Spartaner heißen! Ich wünſche nur,« ſetzte er lächelnd hinzu, »daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meiſterſtück der Kriegskunſt unſerer modernen Spartaner.«

»Unſer Unglück bei Jena,« ſagte der junge Mann verdrüßlich, »kann man weder dem Volk, noch dem König zuſchreiben, und ich glaube, wir haben uns an Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutſchland wieder frei gemacht, ſondern ihn ſelbſt entthront.«

»So? Das ſeyd ihr geweſen?« fragte der Oheim; »Gott weiß, ich that bis jetzt ſehr Unrecht, daß ich dieſes Ereigniß der halben Million Soldaten zuſchrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zuſammenhezte. Warſt Du vielleicht ſelbſt mit dabei, Neffe? Du kannſt wahrſcheinlich als Augenzeuge reden?«

Der Neffe erröthete und ſchickte einen ängſtlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. »Ich war damals noch auf der Schule,« entwortete er, »und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht mit dabei war. Ich gebe zu, daß die andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entſchieden haben; denken Sie nur an Waterloo.«

»Seyd überzeugt, ich denke daran,« erwiederte der alte Herr mit großem Ernſt, »und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes iſt, ſo bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht, und das alte ſchöne Reich umgekehrt wie einen Handſchuh. Aber das mit Deinen Landsleuten weißt Du denn doch nicht recht. Ich glaube ſchwerlich, daß eure jungen Soldaten, wenn ſie auch wirklich ſo begeiſtert waren, wie man ſagte, ſo viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die ſchon in allen Welttheilen gedient hatten.«

»Nicht die Jahre ſind es,« ſagte jener,

»die in ſolchen Augenblicken Kraft geben, ſondern das Selbſtbewußtſeyn, der Stolz einer Nation und die Begeiſterung des Soldaten für ſeine Sache; und die hat der Preuße vollauf.«

»Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient,« entgegnete der Oheim, »Anno 85 bei den Kreistruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeiſtert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächſtens wird mich aber mein Nachbar, der General, beſuchen, mit dieſem mußt Du darüber ſprechen.«

»Wie dem auch ſey,« fuhr der Gaſt fort, »es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzoſen und im Haß gegen dieſen Corſen, mit mir übereinſtimmen. Bei uns zu Hauſe behauptet man, daß er in Süddeutſchland leider noch immer als eine Art Heros angeſehen, und es iſt lächerlich zu ſagen, von vielen ſogar als ein Beglücker der Menſchheit verehrt werde.«

»Sprich nicht zu laut, Freund!« erwiederte der alte Herr, »wenn Du es nicht mit dieſer jungen Dame hier gänzlich verderben willſt. Sie iſt gewaltig Napoleoniſch geſinnt.«

»Sie werden darum nicht ſchlechter von mir denken,« ſagte Anna hocherröthend, »weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, deſſen unverzeihlicher Fehler der iſt, daß er ein großer Menſch war.«

»Großer Menſch!« rief der Alte mit blitzenden Augen, »den Teufel auch, großer Menſch! was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erſpähte, um wie ein Dieb eine Krone zu ſtehlen? Daß er mit ſeinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, ſeine herrliche, natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen, großer Menſch!«

»Sie ſprechen ſo, weil — «

Anna, Anna!« fiel er ſeiner Tochter in die Rede, »meinſt Du, ich ſpreche nur darum ſo, weil er uns elend machte? weil er dieſes Thal und dieſen Wald mir entriß, weil er dieſe Menſchen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen Andern verſchenkte? Weil die ungebetenen Gäſte, die er uns ſchickte, das Bißchen aufzehrten oder einſteckten, was mir noch geblieben war? Es iſt wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und ſchätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine Wälder lichtete und die erſte Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage ſah ich nur mich und den Fall meines Hauſes; aber ging es der ganzen Reichsritterſchaft beſſer, mußten wir nicht ſogar erleben, daß ein Mann von der Inſel Corſika erklärte, es gebe keinen deutſchen Kaiſer und kein Deutſchland mehr?«

»Gott ſey es geklagt,« ſagte der junge Rantow, »und uns wahrhaftig hat er es nicht beſſer gemacht.«

»Ihr, gerade ihr ſeyd ſelbſt Schuld daran,« fuhr der alte Herr immer heftiger fort. »Ihr hattet euch längſt losgeſagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben und thatet euch viel darauf zu gut. Ihr ſahet es vielleicht ſogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, ſo lange die übrigen Speere ein Band umſchlang. Habt ihr nicht geſehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt ſey dieſes Jahrhundert der Selbſtſucht und Zwietracht, verdammt dieſe Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrſchſucht Größe nennt!«

»Aber lieber Vater—« wollte das Fräulein beſänftigend einfallen, doch der alte Herr war zu ſeinen letzten Worten ſchnell aufgeſtanden, und der kleine Menſch in der thierbergiſchen Livree eilte auf ſeinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

»Gute Nacht,« wandte er ſich noch einmal zu ſeinem Neffen; »ſtoße Dich nicht daran, wenn Du mich zuweilen heftig ſiehſt; 's iſt ſo meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!« ſetzte er ruhiger hinzu, »wenn die Gegenwart ſchlecht iſt, muß man von beſſeren Zeiten träumen.« Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Geſtalt des alten Herrn ſchritt langſam der Thüre zu. Rantow war ſo betroffen von Allem, was er gehört und geſehen, daß es ihm ſogar entging, welche komiſche Figur der Diener machte, der ſeinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivree, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bortirten Aufſchläge bedeckten völlig die Hände, welche die ſilbernen Leuchter trugen. Er war anzuſehen wie ein großer Pilgrim, der einen Calvarienberg hinan auf den Knien rutſcht. Um ſo erhabener war der Contraſt des Mannes, der ihm folgte; er erſchien, als er durch den altfränkiſchen Saal unter den Familiengemälden ſeiner Ahnen vorbei ſchritt, wie ein wandelndes Bild »der guten alten Zeit.«

Als der alte Herr das Gemach verlaſſen hatte, ſtand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gaſt auf und trat in ein Fenſter. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er dieſen Abend Saiten berührt haben müſſe, die man anzutaſten ſonſt vielleicht ſorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht und Rantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie ſich Mißverſtändniſſe leichter löſen, wenn man ſie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernſt oder Wehmuth darüber ſpricht. Mit ſolch' einem Scherz wollte er Anna verſöhnen; doch als er zu ihr an's Fenſter trat, war der Anblick, der ſich ihm darbot, ſo überraſchend, daß kein heiteres Wort über ſeine Lippen ſchlüpfen konnte. Das tiefe, ſchwärzliche und doch ſo reine Blau, das nur ein ſüdlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie geſehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond ſeltſame Streiflichter und im Thal ſchimmerten ſeinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunkeln Kirchthurms zurück. Der falbe Schein dieſes Lichtes der Nacht hatte Annas Züge gebleicht und in ihren ſchönen Augen ſchwamm eine Thräne. Jetzt erſt, als alles ſo ſtill und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und dieſe Klänge verbanden ſich ſo ſanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben verſucht war, es ſeyen ſeine Strahlen, die ſo melodiſch ſich auf die Erde niederſenkten. Ein ſeliges Lächeln zog über Annas Geſicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldſpitze, die weit in das Thal vorſprang und ihre tieferen Athemzüge ſchienen der Flöte zu antworten.

»Wie prachtvoll iſt ſelbſt die Nacht in Ihrem Thal,« ſprach nach einer Weile der Gaſt. »Wie ſchön wölbt ſich der Himmel darüber hin, und der Mond ſcheint nur für dieſen ſtillen Winkel der Erde geſchaffen zu ſeyn.«

Anna öffnete das hohe Bogenfenſter. »Wie warm und mild es noch draußen iſt!« ſagte ſie, indem ſie freundlich in das Thal hinabſchaute. »Kein Lüftchen weht.«

»Aber die Bäume neigen ſich doch her und hin,« erwiederte er, »ſie rauſchen, gewiß vom Wind bewegt.«

»Kein Lüftchen weht!« wiederholte ſie, und hielt ihr weißes Tuch hinaus. »Sehen Sie, nicht einmal dieſes leichte Tuch bewegt ſich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? Nicht der Nachtwind iſt es, der ihre Blätter bewegt, ſie flüſtern jetzt und erzählen ſich, und wer nur ihre Sprache verſtünde, könnte manches Geheimniß erfahren.«

»Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenſpieler iſt,« ſagte der Vetter, indem er Anna ſchärfer anſah; denn ſchon war er ſo eiferſüchtig auf ſeine ſchöne Baſe geworden, daß ihm die ſüßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das ſie noch immer aus dem Fenſter hielt, in Wechſelwirkung zu ſtehen ſchienen.

»Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen,« erwiederte ſie lächelnd, indem ſie das Tuch zurücknahm. »Das iſt ein munterer Jägerburſche, der ſeinem Mädchen einen guten Abend ſpielt.«

»Dazu iſt aber die Entfernung doch beinahe zu groß,« fuhr er fort, »manche Töne werden nicht ganz deutlich.«

»Im Dorf unten hört man es beſſer als hier oben,« ſagte ſie gleichgültig und ſchloß das Fenſter; »überdieß ſagt ja das Sprichwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns.«

»Schön geſagt,« rief der junge Mann, »doch das Auge des Argwohns ſieht weiter, als das der Liebe.«

»Sie haben Recht,« entgegnete ſie, »aber nur bei Tag, nicht bei Nacht.«

Dieſe, wie es ſchien, ganz abſichtlos geſagten Worte überraſchten den jungen Mann ſo ſehr, daß er beſchämt die Augen niederſchlug. Er warf ſich ſeine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es ſey ein Liebhaber dieſes argloſen Kindes, der dort im Walde muſicire.

«Und nun gute Nacht, Vetter,« fuhr Anna fort, indem ſie eine Kerze ergriff. »Träumen Sie etwas recht Schönes, man ſagt ja, der erſte Traum in einem Hauſe werde wahr; Hanns! leuchte dem Herrn Baron in's rechte Thurmzimmer! Und dieß noch,« ſetzte ſie auf Franzöſiſch hinzu, als der Diener näher trat; »vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu ſprechen, die ihn ſo tief berühren. Er iſt ſehr heftig, doch gilt ſein Zorn nie der Perſon, ſondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Inſtructionen ertheilen; — gute Nacht!«

Sinnend über dieſes ſonderbare und doch ſo liebenswürdige Weſen folgte der Gaſt dem Diener, und die dumpfhallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckigte, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das alterthümliche Gardinenbette, ſo manche Gegenſtände, die er ſonſt ſo aufmerkſam betrachtet hätte, blieben diesmal ohne Eindruck auf ſeine Seele, die nur eifrig beſchäftigt war, den Charakter und das Benehmen Annas zu prüfen und zu muſtern.

5.

Als der Gaſt am folgenden Morgen nach einer ſorgfältigen Toilette hinab ging, um mit ſeinen Verwandten zu frühſtücken, konnte er ſich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er ſtieß, führte ihn dem Saal zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erſt, was ihm geſtern nicht aufgefallen war, daß er im entlegenſten Theil dieſer Burg geſchlafen habe. Auf ſein Befragen geſtand ihm der

Diener, daß ſein Gemach das einzige ſey, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, ſey nur noch das ungeheure Bedientenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer ſeyen entweder ſchon halb eingeſtürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der ſtolze Sinn des Oheims und die fröhliche Anmuth ſeiner Tochter ſtanden in ſonderbarem Widerſpruch mit dieſen öden Mauern und verfallenen Treppen, mit dieſen ſprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewiſſe reinliche Eleganz in ſeiner Umgebung ſelbſt an den Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, ſeine Verwandten, die in ſo großer, augenſcheinlicher Entbehrung lebten, für ſehr unglücklich zu halten. Das romantiſche Intereſſe, das der erſte Anblick dieſer Burg für ihn gehabt hatte, verſchwand vor dieſer traurigen Wirklichkeit, und wenn er ſich dachte, wie die Mauerriſſe und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgenſonne herein fiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang laſſen mußten, war ihm Annas Furcht vor dieſer Jahrszeit wohl erklärlich.

»Und ein ſo zartes Weſen dieſen rauhen Stürmen ausgeſetzt,« ſagte er zu ſich, »ein ſo reicher und gebildeter Geiſt ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in dieſen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einſam bei dem ernſten, feierlichen, alten Mann! Und dieſer ehrwürdige Alte, der einſt beſſere Tage geſehen, durch die Ungunſt der Zeit in unverſchuldete Dürftigkeit und Entbehrung verſetzt!« Von ſo gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales halb und halb den Entſchluß faßte, um die ſchöne Anna zu freien, ſie in die Mark zu führen, oder wenn ihm das Leben in Schwaben beſſer gefallen ſollte, mit ihr in die Reſidenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand ſetzen zu laſſen.

Der Alte empfieng ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erſchien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher, als geſtern. Das Tagewerk der Knechte wurde in ſeiner Gegenwart angeordnet und mit Wonne ſah er Anna eine Geſchäftigkeit im Hausweſen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geſchäfte ſprachen die Bewohner des Schloſſes. Der Alte wollte Vormittags mit ſeinem Verwalter rechnen, Anna den Gaſt unterhalten und einen Spaziergang mit ihm in's Thal hinab machen. Nach Tiſch wollte ſie bei einigen Damen in der Nachbarſchaft Beſuche abſtatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, muſtern und Albert ſollte ihn begleiten. Der Abend ſollte ſie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Ausſicht war, einen ganzen Vormittag mit der ſchönen Couſine zu verleben, ſo erſchreckte ihn doch ein ſo langer Waldſpaziergang mit dem ernſten Oncle, der alle Augenblicke die ſonderbarſten, vielſeitigſten Kenntniſſe verrieth und in ſo hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem jenem graute. »Wie, wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt haſt!« ſagte er zu ſich. »Wie ſchnöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrſtühle und Säle in Berlin du nicht beſucht, und wie ſchnell wird er ahnen, welche du beſucht haſt.« Einiger Troſt für ihn war ſeine geläufige Zunge und ein wenig Diſputirkunſt, das einzige, was ihm von ſeinem Hofmeiſter übrig geblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Nachrichter zu- und anrichten muß, ſo richtete ſich ſeine geängſtigte Seele an der ſchönen Gegenwart auf. Und welcher Himmel ging ihm erſt auf, als der Oncle, nachdem er ſchon Hut und Stock ergriffen hatte, ſich noch einmal zu ſeinem Neffen wandte. »Noch etwas!« ſagte er zu ihm, »ſo lange Thierberg ſteht, iſt es Sitte, daß die nächſten Verwandten gleicher Linie mit Du unter ſich reden; ich denke Du wirſt mit Anna keine

Ausnahme machen, weil Du hundert Meilen nördlicher geboren biſt.«

Anna lächelte und ſchien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen ſagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in dieſem Augenblick wie ein Bote der Liebe erſchien. Leider vergaß er dabei, daß dieſes Du nicht das ſüße, heimliche Du der Liebe ſey, und daß ein ſo nahes Verhältniß zwar der Freundſchaft förderlich, für die entſtehende Liebe aber ein Hinderniß ſeyn könnte.

»Und Du wollteſt mir geſtern Abend noch Inſtruktionen geben,« — ſagte er, indem er ſich in das Fenſter zu dem Fräulein ſetzte. »Es iſt mir angenehm, wenn Du mir recht viel vom Oncle ſagſt, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl geſtern Abend mein Mißgriff.«

»Wie haſt Du Dir ihn denn gedacht?« fragte Anna.

»Nun, ich ſetzte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zuſammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an eurem Hofe war und nachher die Mutter nach Preuſſen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre ſeyn. Damals war wohl Oncle etwa fünf- bis ſechs und dreißig Jahre alt und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beſchreibt ihn nun gar komiſch, wenn er auf ihn zu ſprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachſen, unter der Aufſicht ſeines Herrn Papa und ſeiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblümten und ausgenähten Fauteuils ſitzen, aufrecht und anſtändig friſirt; die Großmama in einem blauſeidenen Reifrock, der Großpapa in einem verſchoſſenen Hofkleid. Sie ſind die regierende Familie in ihrem Land, der Amtmann und der Paſtor ihr Hofſtaat. Der Erbprinz lernte hier nicht viel mehr, als ſich anſtändig verbeugen, die Hand küſſen, reiten und jagen, und die Prinzeſſinnen ſollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garniſonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und ſo ſoll er immer zur größten Luſt der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von Leipzig brachte, in die Reſidenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Oncle Wernau erzogen und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann dein Vater im Herbſt zu Beſuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen ſey, um die ſchönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Bereitern und in den Ställen umher, freute ſich, mit ſeiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Geſellſchaft bei Wernau's durch ſein ſonderbares Weſen, das zwar nie linkiſch oder unanſtändig, aber im höchſten Grad naiv, ungezwungen und komiſch war. Mein Vater ſagte oft: »er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener ſteifen Zeit, wo man den Hofton und die Reifröcke in jedem Winkel des Landes affektirte, ſondern einer viel früheren. Er war das Muſter eines ſchwäbiſchen Landjunkers.«

Der junge Mann hielt inne in ſeiner Beſchreibung, als er ſah, daß ſeine Zuhörerin lächelte. »Du findeſt vielleicht dieſe Züge unwahr,« ſagte er, »weil ſie auf heute nicht mehr paſſen und doch verſichere ich — «

»Mir fiel nur,« erwiederte ſie, »als Du dies das Bild eines ſchwäbiſchen Landjunkers nannteſt, jenes Buch ein, das beinahe mit denſelben Zügen einen Landjunker in — Pommern ſchildert. Du verſetzſt nun dieſes Bild in mein Vaterland, in dieſes Schloß ſogar; ſonderbar iſt es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gut gemalten Bild eines Jünglings muß man ſogar die Züge des Greiſen wieder erkennen, doch hier — «

»Das wollte ich ja eben ſagen; ich fand den Oncle ſo ganz und durchaus anders, daß ich ſelbſt nicht begreifen konnte, wie er einſt jener muntere, naive Junge habe ſeyn können.«

»Ich ſpreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es paſſe nicht für Mädchen,« nahm Anna das Wort, »über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie geſprochen,« ſetzte ſie erröthend hinzu, »doch mit Dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt iſt; es iſt möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war, aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, alles was ihm einſt lieb und werth war, hat dieſe furchtbare Zeit niedergewühlt. Oder meinſt Du, jene Verhältniſſe, ſo ſonderbar und unnatürlich ſie vielleicht erſcheinen, ſeyen ihm nicht theuer geweſen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterſchaft im Saal waren und ſich beſprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greiſen, die ſich nun ſo ſchwer in dieſe neuen Geſtaltungen finden!«

»Aber ging es ganz Europa beſſer? denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutſchland,« erwiederte der Gaſt.

»Ich weiß, was Du ſagen willſt,« fuhr ſie eifrig fort, »man ſoll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils ſo kleine Schmerzen vergeſſen; aber wahrlich, ſo weit ſind wir Menſchen noch nicht. Auf dieſen Standpunkt erhebe ſich wer kann, und ich meine, er wird auch in ſeiner Großherzigkeit wenig Troſt, weder für ſich noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdieß noch behaupten, daß unter allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade dieſe Ritterſchaft nicht am wenigſten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen ſchlägt, heilen mit der Zeit, doch wo, nicht durch Revolution, ſondern im Namen geſetzlicher Gewalt, ſo alte, lang gewöhnte Bande zerſprengt, und Formen, die auf ewig gegründet ſchienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin das andere dorthin geriſſen, — da werden die theuerſten Intereſſen in innerſter Seele verwundet. Wenn ſo die alten Hauptleute und Räthe der Ritterſchaft, einige Comthurs und deutſche Ritter um die Tafel ſitzen, ſo glaubt man oft Geſpenſter, Schatten aus einer andern Welt zu ſehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dieß alles, was ſie einſt erfreute, ſo lange vor ihnen zu Grabe ging, und dieſe Titel von der jungen Welt nicht mehr verſtanden werden, ſo kann man mit ihnen recht traurig werden.«

»Es iſt wahr,« bemerkte der Gaſt, »und man muß gerecht ſeyn; ſie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alten Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im erſten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und alles auflößte; und wie ſchwer iſt es, alten Gewohnheiten zu entſagen, alte Vorurtheile abzulegen!«

»Um ſo ſchwerer,« ſetzte Anna hinzu, »wenn man ein Recht und geſetzliche Anſprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande ſanft gelöst, man würde ſich nach und nach gewöhnt haben; ſo aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Anſehen und Würden gingen zugleich verloren und mancher wurde gefliſſentlich gekränkt. So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie ſie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden geriſſen, das Vieh geſchätzt, Pferde weggeführt, die Braupfannen verſiegelt und für

Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater auſſer ſich gebracht durch höhniſche Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten ſie fünf und ſiebenzig Franzoſen in dieſes Schloß, die nicht plündern, aber ungeſtraft ſtehlen durften, und wenn ſie weiter zogen, nur eben ſo viel neuen Gäſten Platz machten.«

»Wahraftig!« rief Albert, »ein ſolches Schickſal hätte wohl auch den fröhlichſten Junker ernſt machen müſſen!«

»Wie es ging, weiß ich nicht; nur ſo viel nahm ich mir aus Geſprächen ab, daß er ſeit jener Zeit ganz verändert ſey. Er hielt ſich meiſtens zu Hauſe, las viel und ſtudirte manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Inſtructionen zu kommen, die ich Dir ertheilen wollte, ſo kannſt Du ſie aus dem, was ich Dir erzählte, ſelbſt abnehmen. Berühre nie die früheren politiſchen Verhältniſſe, wenn Du ihn nicht wehmüthig machen willſt, ſprich nie von dem Kaiſer — «

»Von welchem Kaiſer?« unterbrach ſie der Vetter.

»Nun von Napoleon, wollte ich ſagen; er ſieht ihn als den Urheber aller ſeiner Leiden an, und wenn etwa der General in dieſen Tagen kommen ſollte, laß Dich in keinen politiſchen Discurs ein; ſie ſind ſchon ſo heftig an einander gerathen.«

»Wer iſt denn der General,« fragte Albert, »hat nicht dein Vater mich geſtern aufgefordert mit ihm über die neuere Kriegszucht zu ſprechen?«

»Der General Willi iſt unſer Nachbar,« erwiederte Anna, »und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts. Er gehört ſo ſehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm ſeine Art zu denken eben ſo wenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine ſehr ſchnelle Carriere und der Kaiſer ſelbſt ſoll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unſern Dienſt zu verlaſſen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog ſich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, iſt ein ſehr vermöglicher Mann und lebt im Stillen ſeinen Erinnerungen. Du kannſt Dir denken, daß ein Mann, der in ſolchen Verhältniſſen ſeine ſchönſten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einſt focht, eingenommen iſt; er iſt, was man ſo nennt, ein eigenſinniger Napoleoniſt, und hat wenigſtens ſo gut als irgend einer Grund dazu.«

»Wenn er ein Franzoſe wäre,« entgegnete Albert, »dann möchte es ihm hingehen. Aber für einen Deutſchen ſchickt es ſich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, ſondern ein Phantom.«

»Streiten wir nicht darüber,« fiel ihm Anna in's Wort. »Ich bin überzeugt, wenn Du dieſen liebenswürdigen, edlen Mann kennen lernſt, wirſt Du ihm ſeinen Enthuſiasmus vergeben.«

»Wie alt iſt er denn?« fragte jener befangen.

»Ein guter Fünfziger,« erwiederte Anna lächelnd. »Mir aber ſcheint er, wie geſagt, für ſeine Geſinnungen ein ſo gutes Recht zu haben als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben deuchte, zerſtört und verhöhnt, und Du weißt, daß dies nicht der Weg iſt, die Menſchen mit dem Neueren auszuſöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich ſie in ihren Meinungen ſo ſchroff einander gegenüber ſtehen. Oft kömmt es unter ihnen zu ſo heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältniſſe vorausſehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie ſo weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren ſeine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter ſchätzte ſie ſehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß ſie eine Bürgerliche war, und ſeine Schweſter, die jetzt eben bei ihm iſt, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren.«

Der alte Thierberg, der in dieſem Augenblick von ſeinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieſes Geſpräch, das der junge Mann noch lange hätte fortſetzen mögen, denn Baſe Anna erſchien ihm, wenn ſie lebhaft ſprach, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzten, und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abſpiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren ſchien, nicht mit Unrecht einen günſtigen Schluß für ſich ziehen zu dürfen.

6.

Von allen ſeinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung, oder wie man es dort nannte, die Präſentation des Schulmeiſters übrig geblieben, und er verwünſchte auch dieſen letzten Reſt ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulamtscandidaten mit dem Thierberger Prediger in's Schloß treten ſah. Er hieß ſeinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und verſprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langſam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerſt geführt hatte. Oft ſtand er ſtille und ſah zurück auf dieſe alterthümliche Burg, und gerne verweilte ſein Auge auf jenem Thurm, in deſſen Zimmerchen Anna wohnte. Wie liebte er dieſes klare, ruhige, natürliche Weſen, gepaart mit ſo viel Anſtand und mit ſo feiner Bildung! Er konnte ſich auf nichts Aehnliches beſinnen. Oft wollten zwar in ſeiner Erinnerung die Damen der Mark dieſem Schwabenkind den Vorrang ſtreitig machen. Es deuchte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen geſehen, gewandter, zierlicher ſprechen gehört, er rief ſich jede einzelne Schönheit, die ihn ſonſt bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade dieſe Unbefangenheit, dieſe Ruhe ſey, was ihm ſo überraſchend, ſo neu, ſo liebenswürdig erſchien. »Sie iſt zu verſtändig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können,« fuhr er in ſeinen Gedanken fort, »aber ſchätzen wird ſie mich, ſie wird Intereſſe an mir finden. Und gerade dieſe Klarheit, dieſe Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, beſſere Verhältniſſe längſt wünſchenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante

Wohnung, eine geſchmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgeſuchte Bibliothek, das ſind die Dinge, welche in einem ſolchen kalten Herzen die Liebe erſetzen; ſo unbefangen ſie iſt, ſo weiß ſie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu ſpielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Rantow allerliebſt ſtehen!«

Der junge Mann war unter dieſen Träumen einer ſchönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überſchauen konnte. Vorwärts zu ſeiner Linken gewahrte er eine Waldſpitze, die weit vorſprang, und ihm die Ausſicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich ſie mit der Lage des Schloſſes und fand, es müſſe dieſelbe Bergſpitze ſeyn, von welcher geſtern jene ſüßen Flötenklänge herüber tönten. Von dort aus, hatte ihm Anna geſagt, könne man einen weiten, freien Blick über das ganze Thal genießen, und raſch beſchloß er, nicht erſt den Oheim abzuwarten, ſondern im Genuß einer herrlichen Ausſicht auf jener Waldecke ſeinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte ſich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, ſo trat er auf dieſen reizenden Platz heraus. Das Thal ſchwenkte ſich in einem ſchönen Bogen an Thierberg vorüber um dieſe Bergecke. Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldſchlucht von dieſer Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenſter von Thierberg ſehen, und der junge Mann ergötzte ſich eine Zeitlang an den Zügen des Paſtors und ſeines Oheims, die in eifrigem Geſpräch an der Fenſterbrüſtung ſtanden. Auch Annas Thurmfenſter war geöffnet, aber ſtatt ihrer holden Züge ſah man nur einen kleinen Orangenbaum, den ſie an die Sonne geſtellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinſeln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in deſſen Fenſtern ſich die Mittagsſonne ſpiegelte. Es war in gefälligem, italieniſchem Styl aufgebaut, die Säulen und der Balkon, ſchlank und zierlich, machten einen ſonderbaren Contraſt mit den dunkeln ſchweren Mauern des Thierbergs zu ſeiner Rechten, und wie dieſe Burg auf der Nordſeite des Gebirges auf einem ſteilen Waldberg hing, ſo ruhte jenes ſchöne Luſtſchloß auf der Südſeite gegenüber an einem ſanften Rebhügel, deſſen reinlich und nett angelegten Geländer und Spaliere ſich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in dieſen reizenden Anblick verſunken, und dachte nach über dieſen Gegenſatz, welchen die beiden Schlöſſer, wie Bilder der alten und neuen Zeit, hervorbrachten, als feſte Männertritte hinter ihm durch das Gebüſch rauſchten, und ihn aus ſeinen Betrachtungen weckten. Er wandte ſich um, und war vielleicht nicht weniger erſtaunt, als der Mann, der jetzt durch die letzten Büſche brach und vor ihm ſtand. — Es war ſein Gefährte vom Eilwagen. Er hatte eine Jagdtaſche übergeworfen, trug eine Büchſe unter dem Arm, und zwei große Windhunde ſtürzten hinter ihm aus dem Gebüſch.

»Wie! iſt es möglich!« rief der Jäger, und blieb verwunderungsvoll ſtehen; »ich hätte mir noch eher einfallen laſſen, hier auf einen Adler, denn auf Sie zu ſtoßen!«

»Sie ſehen, ich benütze Ihren Rath,« erwiederte der junge Mann, »ich durchſpühre jeden Winkel Ihres Landes nach ſchönen Ausſichten — «

»Aber wie kommen Sie hieher?« fuhr jener fort, indem er ihn aufmerkſamer betrachtete, »und Sie ſind auch nicht auf der Reiſe, wie ich ſehe, haben Sie ſich in der Nähe eingemiethet?«

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. »Dort — und geſtehen Sie,« ſagte er, »ich hätte keinen ſchöneren Punkt wählen können.«

»In Thierberg?« rief der Jäger mit ſteigendem Erſtaunen, indem er auf einen Augenblick leicht erröthete; »wie, iſt es möglich, in Thierberg? oder ſind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die — «

»Die ich in der Stadt beſuchen wollte und hier auf ihrem Landſitz traf. Ich ſegne übrigens dieſen Geſchmack meines Oheims,« ſetzte Albert mit einer Verbeugung hinzu,

»da er mich auf's Neue in die Nähe meines angenehmen Reiſegeſellſchafters führte.«

»So wären Sie vielleicht ein Rantow aus Preußen?« fragte der Jäger auf's Neue.

»Allerdings,« antwortete der Gefragte, »aber wie folgern Sie dieß? ſind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?«

»Ich beſuche ihn zuweilen,« ſagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß, »ich bin gerne dort; doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntſchaft noch früher zu machen; ich reiſte vor einem Jahr in Ihre Heimath, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern verſehen, mit einem Brief von Ihrem Oheim ſelbſt. — Aber, habe ich zu viel geſagt, wenn ich von den Reizen unſeres Neckarthales ſprach? Finden Sie nicht alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünſchen kann?«

»Ich dachte ſchon vorhin darüber nach,« verſetzte Rantow; »wie verſchieden iſt der Charakter dieſer beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieſer dunkle Wald, mit Schluchten und Felſenriſſen, durch welche ſich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf dieſe jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenſeits die ſanften, wellenförmigen Rebhügel, mit bläulichrother Erde und dem ſanften Grün des Weins. Und dieſe Contraſte durch das lieblichſte Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin bald dorthin zu den Bergen ſich wendet! Wahrhaftig, es müßte nichts angenehmeres ſeyn, als auf einer dieſer grünen Halbinſeln ein einſames Idyllenleben zu führen!«

»Ja,« entgegnete der Jäger lächelnd, »wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahre austräte, und Damon, die Hütte und — ſeine Daphne zu entführen drohte! Aber waren Sie ſchon unten im Thal?«

»Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gerne begleiten.«

Der Jäger lockte ſeine Hunde und ſchlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Rantow, der hinter ihm ging, bewunderte den ſchlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal verſucht zu fragen, wer er ſey, wo er wohne; aber es lag etwas ſo Beſtimmtes, Ueberwiegendes in ſeinem ganzen Weſen, daß er dieſe Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verſchob. Im Thal wandte ſich der Jäger Stromabwärts; Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich; manche blieben wohl auch ſtehen und ſchauten ihm nach. Oft ſtand er ſtille und machte den Fremden auf jeden ſchönen Punkt aufmerkſam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Feſten.

Der Weg bog jetzt um den Berg und plötzlich ſtanden ſie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab geſehen hatte. »Welch herrliches Gebäude!« rief er, »wie maleriſch liegt es in dieſen Weinbergen! Wem gehört dieſes Schloß?«

»Meinem Vater,« erwiederte der Jäger freundlich. »Ich denke, Sie ſetzen mit mir über und verſuchen den Wein, der auf dieſen Hügeln wächſt?«

Gerne folgte der junge Mann dieſer einfachen Einladung; ſie gingen an's Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband; er ließ ſeinen Gaſt einſteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies beſtreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen ſie dem Schloß zu, deſſen einfach ſchöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem ſchattigen Portal, das vier Säulen bildeten, ſaß ein Mann, der aufmerkſam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, ſtand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager, und etwa zwiſchen fünfzig und ſechszig Jahre alt. Ein ſchwarzes, blizendes Auge, eine kühn gebogene Naſe, die dunkelbraune Geſichtsfarbe und eine hohe, gebietende Stirne, wie ſeine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraſchendes. Er trug einen einfachen militäriſchen Oberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgeſtellt wurde, wußte der junge Rantow aus dieſem allem, daß es der General Willi ſey, vor welchem er ſtand. Ihn ſelbſt ſtellte der junge **Willi** als Vetter der **Thierbergs** und als ſeinen Reiſegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: »Mein Sohn hat mir von Ihnen geſagt; Ihre Mutter kenne ich wohl, habe ſie früher in der Reſidenz geſehen. Als wir nach Schleſien marſchirten, wurde ich nach Berlin geſchickt; ich blieb vier Wochen bei der Feldpoſt dort, und ritt während dieſer Zeit mehreremal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu beſuchen.«

»Wahrhaftig!« rief der junge Mann; »ich erinnere mich, mehrere franzöſiſche und deutſche Offiziere damals in unſerem Haus geſehen zu haben; es müßte mich alles täuſchen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und ſchwarz und einen großen grünen Buſch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen.«

»Ach ja, die alte **Leda**!« ſagte der General; ſie hat treu ausgehalten bis an die Berecina; dort liegt ſie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man ſie le diable noir. — Grüne Büſche ſagen Sie? — richtig, ich diente damals unter den ſchwarzen Jägern von Würtemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben ſich dieſe Leute bei Linz geſchlagen!«

»War es damals,« bemerkte Rantow, »als Marſchall Vandamme, den Gott verdamme, äußerte: ces bougres là se battent comme nous!?«

»Sie haben da eine ſonderbare Ueberſetzung des Namens Vandamme, doch—ach! Sie ſind ein Preuße, gut! ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, beſonders in der ſüddeutſchen Armee; er wußte es auch recht gut, aber ſeine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können.«

Sie waren unter dieſen Worten bis unter das Portal des Hauſes getreten; ein Buch lag dort aufgeſchlagen, der junge Willi ſah es lächelnd an und ſagte: »Zum ſechstenmal, mein Vater?«

»Zum ſechstenmal,« erwiederte jener, indem auch durch ſeine ernſten Züge ein leichtes Lächeln ging. »Sie ſehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß ſie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewiſſe Bücher oft leſe; und doch iſt es ein guter Grundſatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu leſen.«

»Sie haben Recht,« erwiederte Rantow, »und darf ich wiſſen, welches Buch Sie zum ſechstenmal leſen?« Der General bot es ihm ſchweigend.

»Ah! die ſchöne Fabel von 1812,« rief Albert, »der Feldzug des Grafen Segur? Nun, ein Gedicht wie dieſes darf man immer wieder leſen, beſonders wenn man wie Sie den Gegenſtand kennen gelernt hat.«

»Sie nennen es Gedicht?« fragte der General. »Da Sie nicht aus Erfahrung ſprechen können, iſt wohl General Gourgaud Ihr Gewährsmann. Aber ich kann Sie verſichern, in dieſem Buch iſt ſo furchtbare Wahrheit, ſo traurige Gewißheit, daß man das Wenige, was Dichtung iſt, darüber vergeſſen kann. Die Figuren in dieſem Gemälde leben, man ſieht ihren ſchwankenden Marſch über die Eisfelder, man ſieht brave Kameraden im Schnee verſcheiden, man ſieht ein Rieſenwerk, jene große, kampfgeübte Armee durch die Ungunſt des Schickſals in viele Tauſend traurige Trümmer zerſchlagen. Aber ich liebe es, unter dieſen Trümmern zu wandeln, ich liebe es an jene traurigen, über das Eis hinſchwankenden Männer mich anzuſchließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt.«

»Ich bewundere nur Deine Geduld, Vater,« erwiederte der Sohn; »Du kannſt dieſe franzöſiſchen Tiraden, die, wenn man ſie in nüchternes Deutſch auflöst, beinahe lächerlich erſcheinen, leſen und immer wieder leſen! Ich erinnere mich aus dieſem berühmten Buch einer ſolchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl beſtiehlt, nachher, mich wenigſtens, lächeln machte. Die Armee hat ſich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Ruſſen ſind auf den Ferſen. Eine Zeitlang imponirt ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löst ſich auch dieſe auf, und die erſten der Ruſſen, indem ſie einen Hohlweg heraufdringen, miſchen ſich ſchon mit den letzten der Franzoſen. Segur ſchließt ſeine Periode mit den Worten: »Ach! es gibt keine franzöſiſche Armee mehr!« — »Doch es gibt noch eine,« fährt er fort; »Ney lebt noch; er reißt dem Nächſten das Gewehr aus der Hand, u. ſ. w. Kurz, der edle Marſchall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüſſe auf den Feind und repräſentirt gleichſam in ſich ſelbſt die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland in's Feld führte. Iſt dieß nicht mehr als dichteriſch, iſt dieß nicht lächerlich überſtiegen?«

»Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und ſo grauſam unſer Schickſal, ſo gedrängt unſer Rückzug war, ſo ließ er uns doch einige Augenblicke frei, dieſem Krieger und ſeiner wahrhaft antiken Größe unſere Bewunderung zu zollen. Wenn Du bedenkſt, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapfern jenes Defilée eine Zeitlang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinen allerdings in dieſem

Augenblick noch die einzigen wirklichen Combattanten waren, die den Ruſſen die Spitze boten, ſo wird Dich jener Ausdruck weniger befremden; ich wenigſtens danke es Segur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkſtein ſetzte.«

»Alſo iſt jene Scene wahr?« fragte Rantow.

»Gewiß! und eine ſchöne, großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Ruſſen ſchlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm ſogar aus dieſem Rückzug ſproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergeſſen ließ. Er war, wie Hannibal, der letzte beim Rückzug.«

»Was ſagen Sie aber über jenen, welcher der Erſte in der Armee und der Erſte beim Rückzug war?« bemerkte Rantow. »Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit ſeinen Garden vertheidigt —«

»Und zwanzig Jahre ſpäter vielleicht auch,« fiel ihm der General in's Wort, »und wäre vielleicht als Greis eines ſchönen

Todes mit ſeinen Garden geſtorben. Anno 13, werden Sie aber wohl wiſſen, war er Kaiſer eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülfe, auf ſo viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unſer Unglück entſchieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Aehnliches, wie den Abfall Ihres York, geahnt hat! Mußte er nicht in Frankreich friſche Mannſchaft holen?«

»Warum zog er gegen Aſien zu Feld, der neue Alexander,« ſagte Rantow ſpöttiſch lächelnd, »wenn er ahnte, daß das Preußenvolk in ſeinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesſtreich zu geben? War dieß die gerühmte Klugheit des erſten Mannes des Jahrhunderts?«

»Glauben Sie, junger Mann,« erwiederte der General, »der Kaiſer war erhaben über einen ſolchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre ſey, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug ſey, um à la Don Quixotte die große Armee allein anzugreifen.«

»Preußen war ihm nichts ſchuldig,« rief der junge Mann erröthend; »man weiß, wie Buonaparte ſelbſt ſeine Friedensbündniſſe gehalten hat; man war nicht ſchuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig ſey, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefeſſelte hat das Recht, in jedem günſtigen Augenblicke ſeine Feſſeln zu zerreißen, und ſollte er auch den damit zertrümmern müſſen, der ſie ihm anlegte.«

»Nun, Vater,« ſetzte der junge Willi hinzu, »das iſt es ja, was ich ſchon lange ſagte, wenn ich den Aufſtand des ganzen Deutſchlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzoſen das Recht, uns in Ketten und Bande zu ſchlagen? Unſere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwerdt zu entwinden und die Spitze gegen ſie ſelbſt zu wenden? Ihre Thorheit und unſere Macht.«

»Ich gebe zu,« antwortete der General mit Ruhe, »daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern, alſo ſpricht und ſprechen darf. Niemals aber darf der Soldat dieſe Sprache führen, um eine ſchlechte That zu beſchönigen. Es gibt manche glänzende Verräthereien in der Geſchichte; die Zeiten, wo ſie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart ſo ſehr beſchäftigt, daß man die Verräther geprieſen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenſtände in hellerem Lichte ſieht, hat immer gerecht gerichtet, und manchen glänzenden Namen in's ſchwarze Regiſter geſchrieben. Auch die Sache des Kaiſers wird die Nachwelt führen. So viel iſt aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der ſeine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird.«

»Ich gebe dieß zu,« erwiederte Rantow, »nur ſehe ich nicht ein, wie dieß den übereilten Zug nach Rußland entſchuldigen könnte.

»Meinen Sie denn, der Zuſtand Preußens ſey uns ſo unbekannt geweſen?« fragte der General; »man wußte ſo ziemlich, wie es dort ausſah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaiſers und namentlich in deutſchen Provinzen oft an ſeiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in ſeinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preußiſchen

Stammprovinzen fiel ihm und uns Allen die Haltung und das Anſehen der jungen Leute auf. Das ganze Land ſchien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militäriſch verſchnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; ſie ſtanden ſelten wie faule, müßige Gaffer da, wenn der Kaiſer und ſein Gefolge vorüberzog. Nein, ſie machten Front, wenn ſie ihn ſahen, die Füße ſtanden eingewurzelt, der linke Arm ſtraff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dieß keine Bauerburſche mehr, ſondern Soldaten, und der Kaiſer wußte wenigſtens, daß nicht die ganze preußiſche Armee mit ihm ziehe.«

»Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in ſeinem Rücken,« bemerkte Rantow.

»Ein gefährlicher Feind, Herr von Rantow, iſt etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preußiſche Heer hatte ſich mit der großen Armee vereinigt, und ſobald dieß geſchehen war, ſtand ſie unter dem Oberbefehl des erſten Kriegers dieſer Armee; in dieſer Eigenſchaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräſentanten dieſer Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus dieſem natürlichen Geſichtspunkt betrachten wollen, ſo werden Sie am Betragen des Kaiſers bei Beginn jenes unglücklichen Feldzuges nichts Uebereiltes oder Unkluges finden.«

»Das preußiſche Heer, das gezwungen mit ausrückte,« erwiederte der junge Mann, »gehörte nicht dieſem Kaiſer der Franzoſen, ſondern ſeinem rechtmäßigen König, und in demſelben Augenblick, als dieſer ſie ihrer Pflichten gegen jenen erſten Krieger entband —«

»Konnten ſie gegen uns ſelbſt die Waffen richten,« fiel der General ein; »da haben Sie vollkommen recht; ſie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorſam weigern, und, im Fall des Zwanges, Feuer auf unſere Colonnen geben, ſie konnten ſich im Angeſicht der Armee mit den Ruſſen vereinigen, ſie durften dieß Alles thun — «

»Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte — «

»Nein, Herr! das war es nicht,« fuhr jener eifrig fort. »Nur erſt, verſtehen Sie wohl, nur dann erſt, wann ihr König ſie ihres Eides entband, konnten ſie den Gehorſam verweigern, ſie mußten es ſogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. So lange dieß nicht der Fall war, handelten ſie, wenn ſie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und ſogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichſam für ihr Betragen.«

»Nun, — wenn ich auch dieß von den Befehlshabern zugebe,« erwiederte Rantow, »ſo hat wenigſtens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan.«

»In dieſem Fall nimmermehr!« rief der General; »wenn der Chef keinen Befehl ſeines Herrn vorweiſen kann, um ſeine Schritte zu entſchuldigen, und dennoch ſeine Schuldigkeit nicht thut, oder ſogar zum Verräther wird, und zum Verräther, nicht für ſich allein, ſondern mit einem ganzen Corps, ſo hat jeder Offizier, jeder Soldat hat das Recht, ihn vor der Front vom Pferd zu ſchießen!«

»Ey, Vater! —« rief der junge Willi.

»Mein Gott, dieß denn doch nicht,« rief zugleich der Fremde; »einen General en chef vom Pferd zu ſchießen!«

»Und wenn man es unterlaſſen hat,« fuhr jener mit blitzenden Augen fort, »ſo hat man ſeine Pflicht verſäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene ſchändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menſchen lenkten; Wölfe und Tiger waren ſie geworden, die menſchliche Natur hatte man ausgezogen, Treu, Ehre, Glauben, Alles verloren, und für Heroismus galt damals, was ſonſt für eine Schandthat gegolten hätte!«

»Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was ſich damals offenbarte, werden Sie doch nicht läugnen können,« ſprach der Märker, »der allgemeine Enthuſiasmus, womit das ganze Volk aufſtand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!«

»Das ganze Volk? — aufſtand?« rief der General bitter lachend, »da müßte Deutſchland erſt auferſtehen, ehe die Deutſchen aufſtünden. Es war bei manchem ein ſchöner, aber unkluger Eifer, bei einigen Haß, bei vielen Uebermuth, bei den meiſten war es Sache der Mode; und Sie vergeſſen, daß Oeſtreich, Bayern, Würtemberg, daß Schwaben und Franken nicht, was Sie ſagen, aufſtanden, und denn doch auch zu Deutſchland gehörten. Und Ihre Enthuſiaſten ſelbſt! vor dieſen wären wir gewiß nie aus Sachſen gewichen!«

»Wenn es Ihnen auch an jenen gerühmten Eigenſchaften eines alten, gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war ſchön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung erſetzte vieles —«

»Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war ſchon auf franzöſiſchem Boden, einmal ein ſolches Individuum gefangen. Es war ein junger, ſchön gepuzter Mann. Der Kaiſer hatte von dieſen Volontairs ſprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komiſch beſchrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieſer den Kaiſer erblickte, gerieth er in augenſcheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er ſelbſt Soldat geworden ſey, und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, ſondern er nahm ſeinen Tſchako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher, bürgerlicher Weiſe vom Kopf, daß der ſchöne Federbuſch elendiglich in den Koth hing, und kratzte mit dem Fuß hinten aus. Der Kaiſer ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutſchen Freiwilligen diene? Jener aber verbeugte ſich noch einmal und ſagte: »Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache.« Der Kaiſer konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er ſich noch einmal um. Der Sohn der Rache ſtand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzoſen, und jetzt erſt ſchien er aus einem Traum zu erwachen, er möchte ſich auf die ſchöne Zeile zurückwünſchen. Der arme Teufel ſah aus, als wäre er ein Volontaire malgré lui, als hätte er nur ſeinem

Schatz zu Gefallen ſich in dem Corps der Rache einſchreiben laſſen. Und dieſer Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentiſch ſeines Vaters heim. Ich ſah ihn ſechs Tage nachher, ohne Beine, ſterbend wieder, ſeine eigenen Landsleute hatten ihn in unſern Reihen getödtet. Und von ſolchen Menſchen verlangen Sie Einheit, — Aufopferung? «

Der Preuße hatte dem General unmuthig zugehört, es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieſes Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas ungeheures, welthiſtoriſches, großartiges zu betrachten gewöhnt geweſen war. Der junge Willi ſah dieſe unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Rantows Bruſt zu kämpfen ſchienen. Er nahm daher ſchnell das Wort und ſagte: »Du warſt damals auf feindlicher Parthei, lieber Vater, Du ſahſt alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Conſcribirten ſich auf ähnliche Weiſe benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer, und jedem unbefangenen Auge noch jetzt ſichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geiſt unter dem Volke, hauptſächlich im Norden wehte; die Mittelſtände vorzüglich haben gezeigt, daß ſie einer bewunderungswürdigen Kraftäuſſerung fähig ſeyen, und darauf, ſo ſchlecht auch die Zeiten ſind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen.«

Rantow ſah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er ſich dieſen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, ſeine eigenen Geſinnungen wiederholt zu hören, wandte er ſich wieder an den General. »Er hat Recht,« ſagte er, »auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieſer Aufopferung nicht ſo genau kennen lernen. Aber die großen Worte unſerer Redner, die feurigen, aufrufenden Lieder unſerer Sänger, die begeiſternde Aufopferung unſerer Frauen, ſie gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unſerer Jünglinge und Männer, Scenen, die eben ſo erhaben als unvergeßlich ſind.«

»Und wofür denn dieſes Alles?« fragte der alte Soldat, »wozu ſo große Aufopferungen? was hat man damit erreicht und errungen? ließ ſich dieß Alles nicht vorausſehen?«

»Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das iſt einmal das Schickſal alles menſchlichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, ſich hingibt, aufopfert, um am Ende nichts, oder wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Mann geweiht, jenem Eigenſüchtigen, der nur ſich und immer nur ſich bedachte? Jetzt liegt er auf einem öden Felſen, ſeine Genoſſen ſind zerſtreut aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?«

»Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung,« antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf ſeine Bruſt herabſah. Es lag etwas ſo Ergreifendes, Erhabenes in dem Weſen des Mannes, als er dieſe Worte ſprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit geſagt, ſeine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn anſah. Doch dieſer ſchien nicht auf das Geſpräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüſch am Fluß, von welchem man eben das Plätſchern eines Ruders vernahm; jetzt theilten ſich die Zweige der Weiden, und ein ſchöner Mädchenkopf bog ſich lächelnd daraus hervor.

7.

»Unſere ſchöne Nachbarin!« rief der General freundlich, und eilte auf ſie zu, ihr die Hand zu bieten; die jungen Männer folgten, und mittelſt ſeiner trefflichen Lorgnette entdeckte Rantow zu ſeinem nicht geringen Vergnügen, daß es Anna ſey, die hier ſo plötzlich, gleich einer Najade, aus dem Fluß auftauchte. Der General küßte ſie auf die Stirne, und bot ihr dann den Arm, ſie grüßte ſeinen Sohn kurz und freundlich, fragte flüchtig nach des Generals Schweſter, und verweilte dann mit einem Ausdruck der Verwunderung auf ihrem Gaſt; »Du hier, Vetter Albert?« rief ſie, indem ſie ihm die Hand bot; »nun das muß ich geſtehen, für ſo klug hätte ich Dich nicht gehalten, Deinen ſchönen Verſtand in Ehren, daß Du ſogleich die angenehmſte Geſellſchaft in der ganzen Gegend auffinden würdeſt; welcher Zauberer hat Dich denn hieher gebracht?«

»Mein Sohn,« ſagte der General, »hatte das Glück, Ihren Vetter auf ſeiner kleinen Reiſe kennen zu lernen, und fand ihn jenſeits in Ihrem Forſt —«

»Und lud mich ein, ihn hierher zu begleiten,« fuhr Rantow fort, »wo ich ſchon wieder wie geſtern das Unglück hatte, zu ſtreiten und immer heftiger zu widerſprechen. Du lächelſt, Anna? Aber es iſt, als brächte es hier das Klima ſo mit ſich; zu Hauſe bin ich der friedfertigſte Kerl von der Welt, habe vielleicht in zwei Jahren nicht ſo viel disputirt, als hier in zwei Tagen, und wie käme ich vollends mit Herren, wie der Herr General oder mein Onkle, in Streit?«

»Iſt es möglich?« fragte der General, »mit Herrn von Thierberg, mit Ihrem Vater, Aennchen, kommt er in Streit? Ich dachte doch, da Sie mit mir in politiſchen Anſichten ſo gar nicht übereinſtimmen, Sie müßten von Ihres Oheims Grundsätzen eingenommen seyn.«

»Nun, ſo ganz unmöglich iſt eine dritte oder vierte Meinung doch nicht,« bemerkte der junge Willi lächelnd; »ich bin gewiß nicht von Ihrem politiſchen Glaubensbekenntniß, und glaube, daß ſich mit der Welt jetzt etwas machen ließe, wenn ihr nicht fünfzehn Jahre früher mit Feuer und Schwerdt reformirt und die Menſchen eingeſchüchtert hättet; aber mit Herrn von Thierberg lebe ich deßwegen doch in ewigem Kampf, und wir beide haben unſere gegenſeitige Bekehrung längſt aufgegeben.«

»Demagogen ſtreiten gegen alle Welt,« erwiederte ihm Anna lächelnd und doch, wie es ſchien, ein wenig unmuthig. »Sie ſind ein Incurable in dieſem Spital der Menſchheit; haben Sie je gehört, daß ein ſolcher politiſcher Ritter von la Mancha, ſolch ein irrender Weltverbeſſerer, von Grund aus kurirt worden wäre?«

»Ich ſehe, Sie wollen den Krieg auf mein Land ſpielen,« ſagte Robert, »Sie wollen, wie immer, meine Anſichten zur

Zielſcheibe Ihres liebenswürdigen Witzes machen, und doch ſoll es Ihnen nicht gelingen, mich aus der Faſſung zu bringen, heute wenigſtens gewiß nicht. Sie kennen wohl die ſchönen Eigenſchaften Ihrer Fräulein Couſine noch nicht ganz, Rantow? Nehmen Sie Sich um Gotteswillen in Acht, ihr zu trauen!«

»Freund,« entgegnete Rantow, »in dieſem Süddeutſchland finde ich mich ſelbſt nicht mehr; es iſt Alles ganz anders, man denkt, man ſpricht anders, als ich gewöhnt bin, und ſo mag ich mir ſelbſt kein Urtheil mehr zutrauen, am wenigſten über Anna.«

»General!« rief Anna, »Sie führen nachher hoffentlich meine Vertheidigung gegen Ihren Herrn Sohn?«

»Nun merken Sie auf, Rantow!« ſprach der junge Willi; »daß dieſes Fräulein die ſchönſte im ganzen Neckarthal, von Heidelberg bis Tübingen, iſt, behaupten nicht nur alle reiſenden Studenten, ſondern auch ſie ſelbſt weiß es nur allzugut und hat ſich ganz darnach eingerichtet; ſie iſt aber dabei ſo ſpröde wie Leandra im eben angeführten Don Quixotte. Nach ihren politiſchen Anſichten, denn ſie iſt gewaltig politiſch, iſt ſie ein Amphibion. Sie hält es bald mit dem Alten, bald mit der neuen Zeit. Sie iſt gewaltig ſtolz, daß ſie vier und ſechzig Ahnen hat, auf ihrem Stammſchloß lebt, und daß ſchon Anno 950 ein Thierberg einen Acker gekauft hat. Auf der andern Seite iſt ſie durch und durch Napoleoniſch. Sie hat den erſten Lügner ſeiner Zeit, den Moniteur, öfter geleſen, als die Bibel, trägt ein Stückchen Zeug, das Montholon meinem Vater ſchickte, und das angeblich von Napoleons letztem Lager ſtammt, in einem Ring, ſingt nichts als kaiſerliche Lieder von Beranger und Delavigne, und kurz — ſie liebt eben jenen Mann mit Enthuſiasmus, der den Glanz ihrer vier und ſechszig Ahnen in den Staub geworfen hat.«

»Sind Sie nun zu Ende?« fragte Anna, ruhig lächelnd, indem ſie ihren Ring an die Lippen zog. »Weißt du aber auch, Vetter, daß er den ärgſten Anklagepunkt, das ſchwärzeſte Verbrechen in ſeinen Augen, aus Edelmuth verſchwiegen hat? Nämlich das, daß ich kein ſogenanntes deutſches Mädchen bin, daß ich nicht jetzt ſchon in meinem Kämmerlein mich im Spinnen übe, wie es einer deutſchen Maid frommt, und keine Lorbeerkränze für die Stirne der künftigen Sieger flechte. Weißt Du denn auch, wer dieſer Herr iſt? Das iſt ein Glied eines ungeheuren, unſichtbaren Bundes, der nächſtens das Oberſte zu unterſt kehren wird; nun, bei Euch ſoll es ja noch mehrere ſolcher Staatsmänner geben. Aber, Herr von Willi, wie iſt mir doch, iſt es denn wahr, was man mir letzthin erzählte, daß unter euren geheimen Geſetzen eines ausdrücklich gegen junge Damen von Adel gerichtet ſey und alſo laute: »Wenn ein biderber deutſcher Ritter um eine Jungfrau freit, die ehemals der adelichen Kaſte angehörte, und ſolche aus thörichtem Hochmuth ihre Hand verſagt, ſoll ihr Name öffentlich bekannt gemacht, und ſie ſelbſt für wahnſinnig erklärt werden.«

Das Pathos, womit Anna dieſe Worte vorbrachte, war ſo komiſch, daß der General und Rantow unwillkürlich in Lachen ausbrachen; der junge **Willi** aber erröthete, und unmuthig entgegnete er: »Wie mögen Sie ſich nur immer über Dinge luſtig machen, die Ihnen ſo ferne liegen, daß Sie auch nicht das Geringſte davon fühlen können? Ich gebe zu, daß es Ihnen in Ihrem Stande, in Ihren Verhältniſſen recht angenehm und behaglich ſcheinen mag, weil Sie freiere Formen und natürlichere Sitten nicht kennen, keine Ahnung davon haben. Warum aber mit Spott Gefühle verfolgen, die wenigſtens in Männerbruſt mächtig und erhaben wirken, und zu allem Schönen und Guten begeiſtern?«

»Wie ungezogen!« erwiederte **Anna**. »Sie haben mit Spott begonnen, und meine Ahnen und den Kaiſer der Franzoſen ſchlecht behandelt, und nehmen es nun empfindlich auf, wenn man über die Herren Demagogen und ihre Träume ſcherzt! Wahrlich, wenn nicht Ihr Vater ein ſo braver Mann und mein getreueſter Anhänger wäre, Sie ſollten es entgelten müſſen. Doch zur Strafe will ich Sie über das Gedicht examiniren, das Sie mir für meinen Vater verſprochen haben.« Sie nahm bei dieſen Worten Roberts Arm und ging mit ihm den Baumgang hin, und Albert Rantow hätte in dieſem Augenblick viel darum gegeben, an der Stelle des jungen Willi neben ihr gehen zu dürfen, denn nie hatte ihm ihr Auge ſo ſchön, ihre Stimme ſo klangvoll und rührend gedeucht, als in dieſem Augenblick.

»Sie iſt ein ſonderbares, aber treffliches Kind,« ſagte der General, indem er ihr lächelnd nachblickte. »Wenn Sie ihm doch alle ſeine Schwärmereien aus dem Kopfe reden könnte! Aber ſo wird er nie glücklich werden; denken Sie, Rantow! er hat oft Stunden, wo es ihm lächerlich, ja thöricht erſcheint, daß er in meinem bequemen Schloß wohnt, und Nachbar Görge und Michel, die doch auch »deutſche Männer« ſind, nur mit einer ſchlechten Hütte ſich begnügen müſſen. Das iſt eine ſonderbare Jugend, das nennen Sie jetzt Freiheitsſinn! Und doch iſt er ſonſt ein ſo wackerer und vernünftiger Junge.«

»Ein liebenswürdiger, trefflicher Menſch,« bemerkte Albert, indem er oft unruhige

Blicke nach jenen Bäumen ſtreifen ließ, unter welchen Willi und Anna wandelten; »ich darf Ihnen ſagen, daß ich über ſeine Gewandtheit, über die feinen geſellſchaftlichen Formen ſtaunte, die er ſo unbefangen entwickelt, er muß viel und lange in guten Zirkeln gelebt haben; und dennoch ſo ſonderbare, ſpießbürgerliche Pläne!«

»Er war in London, Paris und Rom,« ſagte der General gleichgültig, »und er lebte dort unter meinen Freunden. Ich glaube, Lafayette und Foy haben mir ihn verzogen.«

»Wie! Lafayette, Foy, hat er dieſe geſehen?« fragte Rantow ſtaunend.

»Er war täglich in der Umgebung beider Männer, und ſie fanden an dem Jungen mehr, als ich erwarten konnte. Da hörte er nun die Amerikaner und die Herren von der linken Seite; und weil er manche der exaltirteſten Schreier als meine alten Freunde kannte, glaubte er in ſeinem jugendlichen Eifer, es müſſe Alles wahr ſeyn, was ſie ſchwatzen, und fand ſich am Ende geſchickt, ſelbſt mit zu reformiren. Da iſt er nun mit allen unruhigen Köpfen in dieſem ruhigen Deutſchland bekannt. Keine Woche vergeht, ohne daß ſie einen jener »deutſchen Radikalreformer,« mit langen Haaren, Stutzbärtchen, Beilſtöcken und ſonderbaren Röcken in meinen Hof bringt; ſie nennen ihn Bruder, und ſind ſo wunderliche Leute, daß ſie alle Briefe an meinen Robert mit einem »deutſchen Gruß zuvor« anfangen.«

»Ich kenne dieſe Leute,« bemerkte Albert mit wegwerfender Miene; »ſie zeigen ſich auch bei uns zu Hauſe. Aber wie kann nur ein Mann von ſo glänzenden Anlagen für ein anſtändigeres Leben und für die gute Geſellſchaft, wie Robert, mit ſo gemeinen Menſchen umgehen, die im Bier ihr höchſtes Glück finden, rauchend durch die Straßen gehen, in gemeinen Schenken umherliegen, und alles Noble, Feine gering achten?«

»Gemein, lieber Herr von Rantow, habe ich ſie noch nie gefunden,« erwiederte der General lächelnd, »was ich unter gemein verſtehe; daß ſie rauchen, macht ſie höchſtens für einen Nichtraucher unangenehm, daß ſie Bier trinken, geſchieht wohl aus Armuth, denn meinen Wein haben ſie nicht verachtet, und von der bonne société denken ſie gerade wie ich; ſie langweilen ſich dort, und finden das Steife gezwungen und das Gezierte lächerlich. Sonſt fand ich ſie unterrichtet, vernünftig, und nur in ihrer Kleidung und in ihren Träumereien dachte ich mit Anna an Don Quixotte, und fand es komiſch, daß ſie ſich berufen glauben, die Welt zu erlöſen von allem Uebel.«

Der junge Mann verbeugte ſich ſtillſchweigend gegen den General, als wolle er ihm dadurch ſeinen Beifall zu erkennen geben; bei ſich ſelbſt aber dachte er: Ich laſſe mich aufknüpfen, wenn er nicht ſelbſt raucht, und lieber Stettiner und Joſty als Franzwein trinkt; doch einem alten Soldaten kann man es verzeihen, wenn er roh und unhöflich iſt. Er ſah ſich zugleich wieder nach Anna um; das Geſpräch ſchien von beiden Seiten mit großem Intereſſe geführt zu werden, die Gegenwart des Generals verhinderte ihn, von ſeiner Lorgnette Gebrauch zu machen, und doch war ſie ihm nie ſo nöthig geweſen, als in dieſem Augenblick, denn er glaubte geſehen zu haben, wie der junge Willi Annas Hand ergriff, und — an ſeine Lippen führte. Der General mochte die Unruhe und Zerſtreuung des jungen Mannes bemerken; er ging mit Rantow dem Baumgang zu, und als Anna ſie herankommen ſah, ging ſie ihnen mit Willi entgegen. Des Generals Schweſter, eine würdige Dame, welcher Annas Beſuch galt, kam in dieſem Augenblick herzu, und da in ihrer Gegenwart nichts Politiſches, das zum Streit führen konnte, abgehandelt werden durfte, ſo zog es die Geſellſchaft vor, ihrer Einladung zu folgen, und unter der Halle des Schloſſes den Wein des Generals und die ſchönen Früchte ſeiner Gärten zu koſten. Man beſchloß, daß der General und ſein Sohn morgen den Beſuch auf Thierberg erwiedern ſollten, und ſo ſchieden die beiden Willi, als ihre Gäſte in den Kahn ſtiegen, mit Ehrfurcht von Anna, mit der Herzlichkeit alter Freund von Rantow.

8.

Der Gaſt aus der Mark, obgleich er in jedem Damenkreis ſeiner Heimath mit jener Sicherheit aufgetreten war, welche man ſich durch Erziehung und gehöriges Selbſtvertrauen erwirbt, obgleich er ſich in Berlin manches ſchwierigen Sieges hatte rühmen können, fühlte ſich doch nie in ſeinem Leben ſo befangen, als an jenem Abend, wo er mit Anna am Neckar hin nach Thierberg zurückkehrte. Tauſend Zweifel plagten und quälten ihn, und jetzt erſt, als ihm der letzte Blick, den Anna dem jungen Willi zugeworfen hatte, zu feurig für bloße Achtung, zu zögernd für gute Nachbarſchaft geſchienen hatte, jetzt erſt fühlte er, wie mächtig ſchon in ihm die Neigung zu ſeiner ſchönen Baſe geworden ſey. Zwar, wenn er ſeine eigene Geſtalt, ſein ausdrucksvolles Geſicht, ſein ſprechendes Auge, ſeine gewählte und reiche Sprache, ſeine eleganten Formen, die Sicherheit und Gewandtheit ſeines Geiſtes, kurz, wenn er alle ſeine Vorzüge mit Robert

Willi's Eigenſchaften maß, ſo glaubte er ſich doch ohne Anmaßung tröſten zu können; fehlte doch jenem, wenn er ſich auch gut auszudrücken vermochte, jener unnachahmliche Tonfall der Sprache, fehlte ihm, wenn man ihm auch Anſtand und Würde nicht ſtreitig machen konnte, jene letzte Vollendung und Feinheit eines modiſchen Wundervogels (incroyabilis Linn.), jenes unnachahmliche Genie des Geſchmackes, das angeboren ſeyn muß; es fehlt ihm, ſo ſchloß der Berliner mit heimlichem Lächeln bei ſich ſelbſt, jenes je ne sais quoi, das den Geſchöpfen Gottes das Siegel der Veredlung und Vollendung aufdrückt, und auch den gewöhnlichſten Menſchen zu einem homme comme il faut macht! Aber Anna iſt hier auf dem Lande, iſt in Schwaben aufgewachſen, fuhr er fort, ſie könnte, ehe ſie mich ſah, mit Robert Willi — »Anna, eine Frage,« ſprach er ängſtlich zu ihr, nachdem ſie eine geraume Weile ſtill fortgewandelt waren, »und nimm doch dieſe Frage nicht übel auf! Liebſt Du dieſen jungen Willi?« Stehſt Du mit ihm in einem Verhältniß?«

Das Fräulein vom Thierberg erröthete leicht über dieſe Frage, und dieſe Röthe konnte eben ſo gut der Frage, als dem Gegenſtand gelten, den ſie berührte. »Wie kömmſt Du auf dieſen Einfall, Vetter,« erwiederte ſie, »und meinſt Du denn, wenn ich auch das Unglück haben ſollte, dieſen Willi zu lieben, was mir übrigens noch nie in den Sinn kam, ich würde etwa Dich zum Vertrauten in meinen Herzensangelegenheiten wählen, weil ich Dich ſchon ſeit zwei Tagen kenne? Mein Gott, Vetter,« ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, »was ſeyd Ihr doch für närriſche Leute in Preuſſen!«

»Ich will mich ja durchaus nicht in Dein Geheimniß drängen, hochedle und geſtrenge Dame,« ſagte er, »aber meynſt Du denn, Dein langes und, wie es ſchien, intereſſantes Geſpräch mit ihm ſollte mir nicht aufgefallen ſeyn? Meynſt Du, ich glaube, ihr habt nur von Verſen geſprochen?«

»Wenn ich nun ſagte, wir haben nur von Verſen geſprochen,« entgegnete ſie eifrig, »ſo müßteſt Du es doch glauben. Leuten, die gerne Arges denken, fällt Alles auf.

Dießmal übrigens hat ſich Dein Scharfſinn nicht betrogen; das übrige Geſpräch drehte ſich auch noch um etwas anderes als Verſe, um ein Geheimniß, ein gar wichtiges Geheimniß.«

»Alſo doch?« — rief der junge Mann, mit ungläubiger Miene. »Siehſt Du, alſo doch?«

»Doch,« antwortete ſie lächelnd, »und weil Du ſo artig biſt, will ich Dich auch mit in's Geheimniß ziehen, vielleicht kannſt Du behülflich ſeyn; er rieth mir ſelbſt, es Dir zu entdecken.«

»Wie?« entgegnete er bitter, »meynſt Du, ich ſey nur deßhalb nach Schwaben gekommen, um Herrn von Willi's Liebesboten an meine Baſe zu machen? Da kennſt Du mich wahrhaftig ſchlecht; eher ſage ich Deinem Vater die ganze Geſchichte, und ich glaube nicht, daß er ſich einen ſolchen Tugendbünder, einen ſolchen Weltverbeſſerer und Demagogen zum Schwiegerſohn wählen wird.«

Anna war verwundert ſtehen geblieben, als ſie dieſen heftigen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft vernahm. »Habe die Gnade und höre zuvor, um was man Dich bitten wird,« ſagte ſie, und wie es ſchien, nicht ohne Empfindlichkeit; »ſo viel weiß ich aber, daß, wäre ich ein junger Herr, und überdieß ein Berliner, ich mich gegen Damen ganz anders betragen würde.« Beſtürzt wollte Albert etwas zur Entſchuldigung erwiedern, aber mit freundlicherer Miene und gütigeren Blicken fuhr ſie fort: »Du weißt, und haſt es heute ſelbſt gehört, wie ſehr der General ſeinen Napoleon liebt und verehrt; nun iſt nächſtens ſein Geburtstag, der zufällig auf einen berühmten Schlachttag des Kaiſers fällt, und da will ihn ſein Sohn mit etwas Napoleoniſchem erfreuen. Er hat ſich durch einen Bekannten in Berlin eine Copie jenes berühmten Bildes von David verſchafft, das Buonaparte zu Pferd noch als Conſul vorſtellt. Es iſt kein übler Gedanke, denn ſo nimmt er ſich am beſten aus, er iſt noch jung, mager, und das intereſſante, feurige Geſicht unter dem Hut mit der dreifarbigen Feder, iſt maleriſcher, eignet ſich mehr für die Darſtellung eines Helden, als wie er nachher abgebildet wird. Und dieſes Bild des Kaiſers iſt unſer Geheimniß.«

»Aber was ſoll ich hiebei thun?« fragte Albert, der wieder freier athmete, da kein anderes, gefürchtetes Geſtändniß ihn bedrohte.

»Höre weiter; dieſes Bild wird in dieſen Tagen ankommen, und zwar nicht bei Generals ſondern bei uns, in meinem eigenen Zimmer wird es bis am Vorabend des Geburtstages bleiben, und dann müſſen wir beide dafür ſorgen, daß der General, während das Bild hinübergeſchafft wird, nicht zu Hauſe, oder wenigſtens ſo beſchäftigt ſey, daß er nichts bemerkt. Während der Nacht wird dann das Bild im Salon aufgehängt und bekränzt, und wenn dann Morgens der gute Willi zum Frühſtück in den Salon tritt, iſt es ſein Held, der ihn an dieſem feierlichen Tage zuerſt begrüßt!«

»Gut ausgedacht,« erwiederte Rantow lächelnd, »und wenn es nur nicht dieſer Held wäre, wollte ich noch ſo gerne meine Hülfe anbieten, doch — auch ſo werde ich mitſpielen; haſt ja Du mich darum gebeten!«

Sein Ton war ſo zärtlich, als er dieß ſagte, daß ihn Anna überraſcht anſah, er bemerkte es, und fuhr, indem er ihren Arm näher an ſeine Bruſt zog, fort: »Du kannſt ja ganz über mich gebieten, Anna, ach! daß Du immer über mich gebieten möchteſt! Wie freut es mich, daß Du nicht ſchon liebſt, nicht ſchon verſagt biſt! Darf ich bei dem Onkle um Dich werben?«

In Anna ſchien es zu kämpfen, ob ſie bei dieſen Worten wie über eine Thorheit lächeln, oder erzürnt weinen ſolle, wenigſtens wechſelte auf ſonderbare Weiſe die Farbe ihres ſchönen Geſichtes mit Röthe und Bläſſe. Sie zog ihren Arm ſchnell aus ſeiner Hand und ſagte: »So viel kann ich Dir ſagen, Vetter, daß uns hier in Schwaben nichts unerträglicher iſt, als Empfindſamkeit und Koquetterie, und daß wir diejenigen für Thoren halten, die nach zwei Tagen ſchon Bündniſſe für die Ewigkeit ſchließen wollen.«

»Anna!« fiel ihr der junge Mann mit bittender Geberde in's Wort, »glaubſt Du nicht an die Allgewalt der Liebe? Wenn auch ihre Dauer unſterblich iſt, ſo iſt doch ihr Anfang das Werk eines Augenblicks, und ich —«

»Kein Wort mehr, Albert,« rief ſie unmuthig, »wenn ich nicht alles dem Vater ſagen, und ihn um Schutz gegen Deine Thorheit anrufen ſoll! Das wäre Dir wohl bequem,« fuhr ſie gefaßter und lächelnd fort, »um Deine lange Weile in Thierberg zu vertreiben, einen kleinen Roman zu ſpielen? Spiele ihn in Gottes Namen, wenn Du nichts Beſſeres zu thun weißt, mich wirſt Du vielleicht trefflich damit unterhalten, nur verlange nicht, daß ich die zweite Rolle darin übernehme.«

»O Anna!« ſprach er ſeufzend, »verdiene ich dieſen Spott? Ich meyne es ſo redlich, ſo treu! Das Loos, das ich Dir bieten kann, iſt nicht glänzend, aber es iſt doch ſo, daß Du vielleicht zufrieden, glücklich ſeyn könnteſt.«

»Werde nur nicht tragiſch,« erwiederte ſie; »alles höre ich lieber, als ſolches Pathos. Spott verdienſt Du auf jeden Fall, und zum mindeſten kann er Dich heilen.

Komm', ſey vernünftig; begleite mich recht artig und wie es ſich ziemt nach Hauſe. Aber ſey überzeugt, wenn noch ein einziges Wort dieſer Art über Deine Lippen kömmt, ſo beſchäme ich Dich vor dem nächſten beſten Bauer und rufe ihn heran, und wenn Du im Schloß oben dieſe Thorheiten fortſetzſt, ſo werde ich nie mehr mit Dir allein ſeyn.« Der Ton, womit ſie dieß ausſprach, klang zwar beſtimmt, muthig und befehlend, doch ſchien ihr ſchalkhaftes Auge und ihr lächelnder Mund dem ſtrengen Befehl zu widerſprechen, und Rantow, den dieſe widerſprechenden Zeichen verwirrten, begnügte ſich zu ſchweigen, zu ſeufzen, mit Blicken zu ſprechen, und einen erneuerten Kampf auf einen glücklicheren Moment zu verſchieben. Mit großer Beſonnenheit und Ruhe knüpfte ſie ein Geſpräch über den General an, und ſo gelangten ſie, weniger verſtimmt, als man hätte denken ſollen, nach Thierberg. Der Alte ließ ſich ihre Ausflüge erzählen, und ſchien nicht unzufrieden, daß Albert dieſe neue Bekanntſchaft gemacht habe. »Es ſind wackere Leute, dieſe Willis, und das ganze

Thal hat ihnen Wohlthaten zu danken. Es ſoll wenige hohe Offiziere von der Bildung und den ausgezeichneten Kenntnißen des Generals geben, und den jungen habe ich ſelbſt ſchon auf dem Korn gehabt und gefunden, daß er tiefe, gründliche Kenntniſſe hat, und mit Eifer Studien treibt, die man heut zu Tage unter der jüngern Generation ſelten findet. Ein kluges, gewandtes, feuriges Bürſchchen; aber, aber — dieſe verſchrobenen, überſpannten Anſichten. Ich glaube, er würde mich in meinem eigenen Hauſe anfallen, wollte ich ſagen, daß das Bauernpack immer Bauernpack bleibe, und wenn man ſie auch noch ſo frei von Laſten, noch ſo gelahrt machte, daß die Bürgerlichen bei ihrem Leiſt bleiben, und nicht an der erhabenen Figur des Staates künſteln und pinſeln und meiſeln ſollen. Aber das kommt nur daher, weil der alte Thor unter ſeinem Stand geheirathet hat; da will nun der Junge den Fehler gut machen, indem er die Vettern und Baſen und das ganze Verwandtſchaftsgeſindel ſeiner hochſeligen Frau Mutter, ſpießbürgerlichen Angedenkens, recht hoch ſtellt!«

»Aber, Vater,« bemerkte Anna, »daß er es aus dieſem Grund thut, kannſt Du doch nicht behaupten. Ich gebe zu, er ſtellt uns Alle insgeſammt etwas tief und die Andern an unſere Seite, aber er iſt ein Enthuſiaſt, und hat von Freiheit und Volksleben Begriffe, die ſich nie ausführen laſſen.«

»Lehre mich die Menſchen nicht kennen, Kind!« ſagte der Alte lächelnd. Eitelkeit iſt der Grundtext in Jedem, die Variationen mögen heißen, wie ſie wollen; aber was ſagſt Du zu dem Vater, Neffe?«

»Bei uns würde man ihn ſteinigen, wollte er öffentlich ausſprechen, was ich heute habe hören müſſen. Jä, in einer Geſellſchaft von Preuſſen ſollte er einmal ſolch ein Wort ſagen, ich glaube, man würde weder ſein Alter noch ſeinen Stand berückſichtigen. Sein ganzes Geſpräch iſt ein Triumphgeſang der Vergangenheit und ein Fluch der Gegenwart; ich glaube, er hält es für die größte Sünde, daß wir das ſchmähliche Joch abgeſchüttelt, und die übrigen, vielleicht gegen ihren Willen, mitbefreit haben. Eine Schande, daß ein deutſcher Mann etwas ſolches nur denken kann. Aber bei nächſter Gelegenheit will ich ihm ſagen, wie ſehr ich vom Grund des Herzens ſeinen Kaiſer und alle Franzoſen haſſe.«

»Das hat er von mir ſchon oft gehört,« erwiederte Herr von Thierberg, »mehr denn zwanzigmal, ich haſſe ſie Alle, alleſammt wie die Hölle!«

»Alle, Vater, Alle?« fragte Anna mit Bedeutung.

»Nein, Du haſt Recht, Kind! Einen nehme ich aus, den ich täglich loben und preiſen möchte. Hätte er nicht ſo verzweifelt gut franzöſiſch geſprochen, ich hätte geglaubt, es ſey ein Engel vom Himmel. Leider war und blieb er nur ein Franzoſe.«

»Und wer iſt denn dieſer Eine, den Sie ſo feierlich ausnehmen?« fragte Albert.

»Siehe, das iſt eine wunderliche Geſchichte,« fuhr der Oheim fort; »doch ich will ſie Dir erzählen, es iſt ein ſchönes Stück. Ich machte im Jahr 1800 eine Reiſe nach

Italien mit meiner ſeligen Frau. Ehe wir uns deſſen verſahen, brach der Krieg aus, und da wir vernahmen, daß Moreau gegen Deutſchland ziehe, beſchloß ich, meine Frau bei einer befreundeten Familie in Rom zurückzulaſſen und allein, um deſto ſchneller reiſen zu können, nach Schwaben heimzukehren. Ich wählte, theils weil ich dort am wenigſten auf Franzoſen zu ſtoßen hoffte, theils weil einer meiner Vettern die Beſatzung in der kleinen Feſtung Bard kommandirte, theils der Neuheit der Gegend wegen die Straße über den großen Bernhard, der bald nachher durch den Uebergang des Conſuls Buonaparte ſo berühmt wurde. Dort am Fuß des Berges, auf der Schweizerſeite, überfielen mich fünf zerlumpte Kerls von der franzöſiſchen Armee, die ich hier freilich nicht vermuthen konnte. Ich zeige ihnen meinen Paß, aber es half nichts, ſie riſſen mich und meinen Reitknecht, den alten Hanns, den Du noch hier ſiehſt, vom Pferd, zogen uns Rock und Stiefeln aus, nahmen mir Uhr und Börſe, und eben wollten ſie auch meinen Mantelſack unterſuchen, als eine ſchreckliche Stimme hinter uns Halt gebot.«

»Die Räuber ſahen ſich um und ließen, wie vom Donner gerührt, die Arme ſinken, denn es war ein franzöſiſcher Offizier, der hinter uns zu Pferd hielt, und ſie hielten, man muß ſelbſt dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſtrenge Mannszucht. »Wer ſind Sie, mein Herr?« fragte er, nachdem er abgeſtiegen war. Ich erzählte ihm kurz meine Verhältniſſe und den Zweck meiner Reiſe; er nahm meinen Paß, ſah ihn durch und fragte mich, ob ich ſolchen den Soldaten gezeigt habe. Als ich es bejahte, wandte er ſich an die Burſche, die noch immer kerzengerade und verlegen da ſtanden: »Seyd ihr Soldaten? ſeyd ihr Franzoſen?« rief er zürnend und ſah, trotz ſeinem ſchlechten Oberrock, ſehr vornehm aus; auf der Stelle kleidet ihr dieſen Herrn und ſeinen Diener an, ordnet ſein Gepäck, und geht dann, wohin ihr beordert ſeyd.« Noch nie bin ich ſo ſchnell bedient worden; ein junger Kerl wollte mir gegen meinen Willen die Stiefeln anziehen, und bat mich mit Thränen im

Auge, es zu erlauben. Solchen Gehorſam habe ich nie in der Reichsarmee geſehen. Ich ſagte es auch dem Offizier, der ſich, nachdem wir fertig waren, zu mir in's Gras ſetzte und für ſeine Landsleute Vergebung und Entſchuldigung erbat; ich ſagte ihm, daß dieſer ganze Vorfall durch jenen ſchönen Anblick von Disciplin aufgewogen werde. Ehe ich mich deſſen verſah, waren wir in ein tiefes Geſpräch über die Zeitereigniſſe, und namentlich über das Schickſal des Adels verwickelt. Ich ſtritt lebhaft für unſern alten Reichsadel, aber kurz und beſtimmt, und ſo artig als möglich, wußte er meine beſten Gründe zu widerlegen. Ich merkte wohl aus Allem, und er geſtand es auch offen, daß er ein ci-devant ſey. Er geſtand auch zu, daß eine Republik in neueren Zeiten etwas Schwieriges, beinahe Unnatürliches ſey, daß Inſtitute wie der Adel nützlich, ja gewiſſermaßen nothwendig ſeyen, behauptete aber, daß der Adel überall von Neuem geboren werden, und nur aus kriegeriſchem Verdienſt und Ruhm hervorgehen müſſe.

»Wie?« fiel ihm Rantow in's Wort, »ſo allgemein dachte man ſchon damals in jener Armee an das, was nachher jener ſogenannte Kaiſer wirklich ausführte? Das iſt wunderbar!« — »Auch mir ſind nachmals,« erzählte der alte Thierberg, »da Napoleon die Ehrenlegion und Dotationen ſchöpfte, oft die Worte meines guten Capitäns eingefallen. Dieſen gewann ich in einer Stunde, die wir zuſammenſprachen, ſo lieb, als wäre er kein Franzoſe, als wären wir langjährige Freunde. Endlich mahnte ihn die Feldmuſik eines ferne heranziehenden Regiments zum Aufbruch. Ich ſchenkte ihm meine ſilberne Feldflaſche, die er erſt nach langem Streit und endlich lachend annahm; mir gab er dafür eine kleine Ausgabe des Tacitus und eine von den bunten Federn auf ſeinem Hut, womit ſich damals die republikaniſchen Offiziere ſchmückten. Die Bajonette des Regiments blitzten über den nächſten Hügel herab, und die Muſiker begannen eben ihr »allons enfants,« als er auf's Pferd ſtieg; er gab mir noch einige Verhaltungsregeln, drückte mir lächelnd die

Hand, und unter dem »marchons, ça ira!« ſetzte er den Berg hinan. Noch heute ſteht dieſer liebenswürdige, intereſſante junge Mann vor meinen Augen, wie er den Fuß der Alpe hinanritt, der Wind in ſeinem Mantel, in ſeinen Federn wehte, und er grüßend noch einmal ſein geiſtreiches Geſicht nach mir umwandte. Damals, aber nur einen Augenblick lang, und ich weiß heute noch nicht warum, ſchlug mein Herz für dieſe Franzoſen, und ſo lange ich die Muſik hören konnte, ſang ich das allons enfants und das marchons ça ira mit. Nachher freilich ſchämte ich mich meiner Schwäche, haßte dieſes Volk, nach wie vorher, und nur mein Retter in der Noth, mein Capitän ſteht in meinem dankbaren Gedächtniß.«

»Allerdings ein wunderbarer Fall,« ſagte **Rantow**, als der Alte nicht ohne tiefe Rührung geendet hatte; »artige und honette Leute gab es zwar immer unter dieſen Truppen, aber die gute Disciplin war ungleich ſeltener. Ich hätte mögen den Schrecken jener fünf Soldaten ſehen.«

»Nun **Hanns**,« ſagte **Anna** zu dem

Diener, der aufmerkſam und geſpannt zuhorchte, »Du haſt ſie ja geſehen.«

»Ich ſag' Ihnen, gnädiges Fräulein, wie aus Stein gemeißelt ſtanden ſie vor dem Kapitän und ſchämten ſich, und Augen hat er auf ſie dargemacht, wie der Lindwurm auf den Ritter Sanct Georg. Als die Franzoſen nachher zu uns herauskamen, bin ich oft halbe Tage lang an der Landſtraße von Heidelberg geſtanden, und habe ſie Regiment für Regiment defiliren laſſen, aber der Capitän war nie dabei; der iſt wohl ſchon lange todt.«

»Ehre und Segen mit ſeinem Andenken, wo er auch ſeyn möge,« ſprach der alte Thierberg. »Iſt er geſtorben, ſo hat er doch alles, was nachher in der Welt Ungerechtes und Frevelhaftes geſchah, nicht mehr mitmachen müſſen. Vielleicht hat er ſich auch vom Dienſt zurückgezogen, als der Dictator ſich zum Kaiſer machte, denn mein braver Capitän, der ſo nobel dachte, kann kein Freund des übermüthigen Corſen geweſen ſeyn.«

Anna lächelte, aber ſie mochte das

Lieblingsthema ihres alten Vaters, die Geſchichte »vom beſten Franzoſen« nicht durch eine Apologie jenes großen Sohnes einer kleinen Inſel ſtören.

9.

Man hatte ſich heute früher getrennt als ſonſt, und Albert, den der Schlaf noch nicht beſuchen wollte, ſtand unter dem Bogenfenſter ſeines alterthümlichen Zimmers und ſchaute in das Thal hinab. Er dachte nach über alle Worte ſeiner ſchönen Couſine, er fand ſo viel Stoff, ſie anzuklagen und ſich zu bedauern, daß er das erſte Mal in ſeinem Leben im Ernſte ſich ſelbſt ſehr ſchwermüthig erſchien. Dieſes eine Mal, nach ſo vielen flatterhaften und flüchtigen Geſchichten, war er ſich recht klar und deutlich bewußt, ernſtlich zu lieben; niemals zuvor hatte er einem Gedanken an ein häusliches Verhältniß, an das Glück der Ehe Raum gegeben, und nur erſt dieſem fröhlichen, unbefangenen Geſchöpf war es gelungen, ſeine Anſichten über ſeine Zukunft ernſter, ſeine Gefühle würdiger zu machen. Er wunderte ſich, gerade da zurückgewieſen zu werden, wo er es wirklich redlich meinte, es befremdete ihn, gerade in jenen Augen als flüchtig und cokett zu erſcheinen, die ihn ſo unwiderſtehlich angezogen, gefeſſelt hatten; er ſchämte ſich, daß bei dieſem natürlichen Kind ſeine ſonſt überall anerkannten Vorzüge ohne Wirkung bleiben ſollten; er ſah darin ein böſes Vorzeichen, denn ſeine bisherige Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Ueberraſchung, daß der erſte Eindruck entſcheiden müſſe.

Aus dieſen Gedanken weckte ihn eine Flöte, die wie am geſtrigen Abend ſüße Töne vom Wald herüberhauchte. Auf's Neue erwachte in ihm der Gedanke, daß dieſe Serenade wohl Anna gelten könnte. Er ſah ſchärfer nach dem Wald hinüber, und, er irrte ſich nicht, es war jene Waldecke, die er heute beſucht hatte, woher die Töne kamen. Schnell warf er ſeinen Mantel über, eilte hinab, und bat den alten Hanns, ihm das Thor zu öffnen; er gab vor, auf einem Platz im Wald, unweit des Schloſſes, ein Taſchenbuch zurückgelaſſen zu haben, dem der Nachtthau ſchaden könnte. Die Flötenklänge, die immer weicher und ſchmelzender wurden, dienten ihm zu Führern nach jener Waldecke; immer eifriger drang er durch das Gebüſch, denn er hatte einen Blick nach der Burg hinübergeworfen und geſehen, daß ein weißes Tuch von Annas Fenſter wehte. Schon ſah er die Umriſſe des Flötenſpielers, ſchon rief er: »halt, Freund Muſikus, ich werde die zweite Stimme ſpielen,« da ſchlug dicht neben ihm ein Hund an, und als er erſchreckt auf die Seite ſprang, ſtürzte er über die Wurzeln einer alten Eiche unſanft zur Erde.

Als er ſich nach einer Weile wieder aufgerichtet hatte und auf den Platz zutrat, wo der Mann mit der Flöte geſeſſen war, fand er weder von ihm noch von dem Hund eine Spur, wohl aber hörte er tief unten am Berg die Büſche rauſchen und das Geſträuch knacken. Beſchämt wandte er ſich ab und ſah nach dem Schloß hinüber. Ein heller Schein war an Annas Fenſter, aber es war kein Tuch, wie er geglaubt hatte, ſondern der Mond, der in den Gläſern ſich ſpiegelte. Er warf ſich ſeine Unbeſonnenheit, ſeine Haſt und Eile, ſein Mißtrauen, ſeine Eiferſucht vor. Er ſuchte für das Entweichen des Flötenſpielers die gewöhnlichen und proſaiſchen Gründe auf, er wollte Anna unſchuldig finden, und dennoch wurde er nicht ruhig.

So ſtand er in dem Anblick der vom Mondlicht übergoſſenen Burg da, als er plötzlich mit einem Schrei des Schreckens auffuhr, denn eine kalte Hand rührte an die ſeinige; er ſah ſich um, und eine dunkle Geſtalt ſtand vor ihm. Ehe er noch fragen, ſich nur faſſen konnte, fühlte er, daß man ein Papier in ſeine Hand gedrückt habe, und zugleich ſtürzte ſich dieſes geheimnißvolle Weſen in den Wald, doch war es nicht ſo ätheriſcher Natur, daß es nicht im Forteilen das Geſträuch zernickt und Zweige abgeſtoßen hätte. Albert wurde es ganz unheimlich an dieſem Ort. Sein aufgeregtes Blut, die tiefe Stille der Nacht, das ſchaurige Dunkel der Buchen, und gegenüber die altergraue Burg, ihre Fenſter vom Monde ſo ſonderbar beleuchtet, daß er geheimnißvolle Schatten in den hohen Gemächern hin- und herſchleichen ſah — es war ihm ſo bange, daß er ſchnell ſeinen Weg zurückeilte, daß er im Wald laut auftrat, nur um ſich ſelbſt in dieſer unheimlichen Stille zu hören.

Die Laterne des alten Hanns warf ihm ein tröſtliches Licht aus dem Thor entgegen. Eilends ließ er den Alten mit der Lampe voran nach ſeinem Zimmer gehen, er entrollte das Papier und erſchrack vor einem fremden Unglück, denn die wenigen Zeilen lauteten:

»Dein Brief traf mich erſt heute, die Antwort ein andermal. S. Z. N. und noch drei andere wurden heute frühe verhaftet und nach der Feſtung geführt. Ich weiß nicht, ob Du Dich ſchuldig fühlſt, aber vernünftig wäre es, wenn Du Dich auf die Beine machteſt. In deiner Lage kann es nicht ſchaden. Ich ſchickte dieſe Zeilen an den gewöhnlichen Platz; Gott gebe, daß ſie Dich treffen. Was Du auch thun wirſt, Robert, ſey discret und nenne mich nie.«

Wer der unglückliche Flötenſpieler geweſen ſey, ſah jetzt Albert deutlich; doch zu großmüthig, um aus dieſer Verwechſelung einen Vortheil ziehen zu wollen, faßte er raſch den Entſchluß, den jungen Willi zu retten. Aber fremd und unbekannt in dieſer Gegend, deuchte es ihm unmöglich, dieß allein auszuführen. Er ſchickte ſchnell den alten Hanns nach dem Thurm, wo Anna wohnte, er ließ ſie dringend bitten, ihm nur auf zwei Minuten in einer ſehr wichtigen Sache Gehör zu geben. Er folgte dem Alten bis an die Thüre des Saales, und dort blieb er in dem großen weiten Gemach allein, um ſeine Couſine zu erwarten. Zu jeder andern Zeit hätte der Anblick, der ſich ihm hier darbot, mächtig auf ſeine Seele wirken müſſen. Ein ungewiſſes Licht ſchimmerte durch die Fenſter und fiel auf die Gemälde ſeiner Ahnen. Ihre Geſtalten ſchienen lebendiger hervorzutreten, ihre Geſichter waren bleicher als ſonſt, und die ausgeſtreckte Hand einer längſtverſtorbenen Frau von Thierberg ſchien ſich zu bewegen. Dazu rauſchten die Bäume und murmelte der Fluß auf ſo eigene Weiſe, daß man glauben konnte, dieſes Geräuſch gehe von den Gewändern der Verſtorbenen aus.

In dieſen Augenblicken aber hatte er nur ein Ohr für die immer leiſer ſchallenden Tritte des alten Dieners; ſein Auge hing erwartungsvoll an der Thüre, ſein Herz pochte unruhig einer Gewißheit entgegen, die keine erfreuliche ſeyn konnte.

Bald tönten die Schritte wieder den Corridor herauf; er ſtrengte ſein Ohr an, ob er nicht auch den leichten Tritt ſeiner Baſe vernehme, die Thüre öffnete ſich, und ſie erſchien mit Hanns und ihrem Mädchen, er ſah ihrer Kleidung und ihren Augen an, daß ſie noch nicht geſchlummert hatte. Noch ehe ſie fragen konnte, reichte er ihr ſchnell das Billet und ſagte franzöſiſch in wenigen Worten, wie er es erhalten habe. Eine hohe Röthe flammte über das ſchöne Geſicht, ſo lange er ſprach, ſie wagte es nicht, die zarten Augenlieder aufzuſchlagen; doch kaum hatte ſie einen Blick auf die Zeilen geworfen, ſo erbleichte ſie, ſah ihn mit großen Augen erſchrocken an, und zitterte ſo heftig, daß ſie ſich an dem Tiſch halten mußte.

»Ich muß ſogleich hinübereilen,« ſagte er näher tretend, »und nur darum habe ich Dich rufen laſſen, daß Du mir ein Mittel angebeſt, wie ich durch den Fluß komme. Ich möchte bei den Domeſtiken nicht gerne Aufſehen erregen.«

»Zu Pferd, ſchnell zu Pferd,« rief ſie haſtig, indem ſie bebend ſeine Hand ergriff; »ſchwimm hinüber, und dann ſchnell nach Neckareck.«

»Aber bei Nacht?« erwiederte er zaudernd, »ich kenne die Stellen nicht, wo man durchkommen kann, der Fluß iſt tief und reiſſend.«

»Führe mir des Vaters Pferd heraus, Hanns!« wandte ſie ſich an den erſchrockenen Diener; »ſchnell, Du begleiteſt mich, ich will ſelbſt hinüber!«

»Führe es heraus, Alter, aber für mich!« fiel Rantow unmuthig ein; »wie magſt Du mich ſo verkennen, Anna? Du wirſt mir den Weg zu einer Stelle zeigen, wo ich durch den Neckar kommen kann.«

»Nein, ſo geht es nicht!« ſagte ſie beinahe weinend und ſank auf einen Stuhl nieder; »Du wirſt nicht hinüberkommen. Führe ihn durch's Dorf hinab, Hanns, mach unſern Kahn los und ſchiffe den Vetter hinüber; Du mußt zu Fuß hinüber, Albert, in einer halben Stunde kannſt Du dort ſeyn. O Gott! ich habe es ja ſchon lange geahnt, daß es ſo kommen würde; ſag' ihm, er ſoll nicht zögern, ich wolle ihn überall lieber wiſſen, als in einem Kerker!«

Der junge Mann drückte ihr ſchweigend die Hand und winkte dem Alten, zu gehen. Nie zuvor hätte er ſich für fähig gehalten, ſo ſchönen Hoffnungen ſo ſchnell zu entſagen, aber der Gedanke an die ſchöne, kummervolle Anna, die er bis jetzt nur lächelnd geſehen hatte, ſpornte ihn zu immer ſchnelleren Schritten, und ſo mächtig iſt in einem Herzen, das die Selbſtſucht noch nicht ganz umſponnen hat, das Gefühl, in einem entſcheidenden Moment Hülfe oder Rettung zu geben, daß er in dieſem Augenblick in dem jungen Willi nur einen Unglücklichen, und nicht Anna's Geliebten ſah.

Am Ufer ſchloß der Alte ſchnell den Kahn los und bat den Gaſt, ſich ruhig niederzuſetzen; aber dennoch konnte Albert dieſem Gebot nicht völlig Folge leiſten, denn als ſie ungefähr die Mitte des Neckars erreicht hatten, hörte man deutlich den Hufſchlag von Pferden und das Rollen eines Wagens von der Landſtraße her, die ſich jenſeits dem Ufer näherte. Er richtete ſich auf, trotz dem Schelten des Alten und dem unruhigen Schaukeln des Kahns, und ſah im Schein einiger Laternen einen Wagen mit vier Pferden, von einigen, wie es ſchien, bewaffneten Reitern begleitet, vorüberfahren. »Iſt dieß eine Hauptſtraße?« fragte er den alten Hanns; »kann dieß vielleicht ein Poſtwagen ſeyn, der dort fährt?«

»Hab' hier noch nie einen geſehen,« erwiederte jener mürriſch; »und um einen Poſtwagen zu ſehen, möchte ich kein kaltes Bad im Neckar wagen.«

»Schnell! wo geht man nach Neckareck, nach dem Gut des Generals?« fragte Albert, welcher beſorgte, er möchte zu ſpät gekommen ſeyn. »Spute Dich, Alter!«

»So laſſen Sie mich doch den Kahn erſt wieder anſchließen!« ſagte Hans; »doch, wenn Sie Eile haben, nur hier links immer die Straße fort, ſie führt gerade auf das Schloß zu; ich will ſchon nachkommen.«

Der junge Rantow lief mehr, als er ging; der Alte keuchte mühſam hinter ihm her, aber ſo oft er ihn erreicht hatte, lief jener wieder ſchneller, als würde er verfolgt. Endlich ſah er das Schloß mit ſeinen weißen Säulen durch die Nacht ſchimmern; es fiel ihm ängſtlich auf, daß viele Fenſter erleuchtet waren, und als er näher kam, ſah er deutlich Menſchen an den Fenſtern hin und her laufen. Der Schrecken dieſer Nacht und die ungewöhnlich ſchnelle Bewegung hatten ſeine Kräfte beinahe erſchöpft, aber dieſer beunruhigende Anblick trieb ihn zu noch raſcherem Laufen, in wenigen Minuten langte er an dem Schloß an, aber er mußte ſich an die Pforte lehnen und nach Athem ſuchen, ehe er eintrat.

Der erſte, dem er an der erleuchteten

Treppe begegnete, war der Gardiſt, ein alter, franzöſiſcher Kriegsgefährte des Generals, der jetzt mehr den Haushofmeiſter als den Diener ſpielte. Er ſchien bleicher als ſonſt, und ſchlich trübſelig die Treppe herab. »Wo iſt Euer junger Herr?« rief Albert haſtig, »führt mich ſchnell zu ihm.«

»Sacre bleu!« antwortet der Gardiſt erſtaunt, als er den jungen Mann erkannte; »weiß es Fräulein Anna ſchon? o la pauvre enfant!«

»Wo iſt Robert?« rief Rantow drängender.

»Il est prisonnier!« erwiederte er traurig; »auf die Feſtung gebracht comme ennemi de la patrie, comme democrate; vier Dragons de la gensdarmerie haben ihn eſſortirt, o, mein armer Monsieur Robert!«

»Führet mich zum General!« ſagte Rantow, als er dieſe Nachricht hörte.

»Monsieur le Général est sorti.«

»Wohin?« rief der junge Mann, unwillig darüber, daß er jedes Wort dem alten Soldaten abfragen mußte.

»Mit ſeinem Sohn à la capitale, zu fragen: was Monsieur de Willi verſchuldet.«

Als Rantow ſah, daß hier nichts mehr zu thun ſey, ſuchte er einen andern Bedienten auf, und ließ ſich die näheren Umſtände der Verhaftung erzählen. Er hörte, daß ſpät Abends, in Roberts Abweſenheit, ein Commiſſär angekommen ſey, der, nach einer kurzen Rückſprache mit dem General die Papiere des jungen Willi unterſucht und theilweiſe verſiegelt habe. Darauf ſey Robert nach Hauſe gekommen und habe ſich gutwillig darein ergeben, dem Kommiſſär zu folgen; er habe ſeinem Vater das Wort darauf gegeben, daß man ihn unſchuldig finden werde; das Letztere hatte der General einem Bedienten befohlen, am nächſten Morgen dem Herrn von Thierberg und ſeiner Familie zu ſagen; er habe ſich dann zu Pferd geſetzt und ſey, nur von einem Bedienten begleitet, vom Schloß weggeritten. Der junge Willi ſelbſt hatte weder nach Thierberg noch ſonſt wohin Aufträge zurückgelaſſen.

So viel erfuhr **Albert**, und dieſe Nachrichten waren nicht dazu geeignet, ihn auf dem Rückweg freudiger zu ſtimmen. Er konnte auf den Troſt, welchen **Robert** ſeinem Vater gegeben, keine große Hoffnung bauen, und vor Allem war ihm vor dem Augenblick bange, wo er die ſchmerzliche Kunde der trauernden **Anna** bringen ſollte.

10.

Es waren ſeit jener traurigen Nacht mehrere Wochen verſtrichen; ſie deuchten der armen **Anna** eben ſo viele Monate. Das Laub der Bäume fing ſchon an, ſich zu bräunen, der Herbſt mit ſeinem fröhlichen Gefolge war in das Thal eingezogen, Geſang und Jubel ſchallte von den Rebhügeln, ſchallte antwortend aus dem Fluß herauf, welcher Kähne, mit Trauben ſchwer belaſtet, abwärts trug. Als würde einem verwegenen, in dieſen Bergen eingedrungenen Feind ein Gefecht geliefert, ſo krachte Büchſen- und Piſtolenfeuer aus den Weinbergen, doch nicht das Wuthgeſchrei zurückgeworfener Kolonnen, ſondern das Jauchzen einer freudeberauſchten Menge ſtieg auf, wenn die Gewehre recht laut knallten, oder wenn die vorſpringenden Ecken der Bergreihen die tiefere Stimme eines Pfundböllers zehnfach nachriefen.

Mit verſchiedenen Empfindungen ſahen die Bewohner des Schloſſes Thierberg dieſem fröhlichen Treiben von einer alterthümlichen Terraſſe des Schloſſes zu. Der junge Rantow blickte unverwandt und mit glänzenden Augen auf dieſes Schauſpiel, das ihm eben ſo neu als anziehend erſchien. Er hatte in ſeiner Heimath, im Kreiſe vertrauter Freunde, oft bemerkt, wie der Wein, dieſe Himmelsgabe, die Wangen freundlicher färbte, die Zungen löste, und zu traulichem Geſpräch, wohl auch zum Geſang, ſelbſt die Ernſteren fortriß; doch nie hatte er gedacht, daß eine noch rauſchendere Freude, ein höherer Jubel mit der Bereitung des fröhlichen Trankes ſich verbinden könnte. Wie poetiſch deuchte ihm dieſes lebhafte Gemälde! Welch friſche, natürliche Bilder zeigte ihm ſein

Opernglas! Dieſe Gruppen hatte der Zufall geordnet, und doch ſchienen ſie ihm reizender, als was die Kunſt je erfunden. »Siehe,« ſagte er zu Anna, die, den ſchönen Kopf auf den Arm geſtützt, ihm gegenüber ſaß und zuweilen einen ernſten Blick über das Thal hingleiten ließ, »ſiehe, dort gegenüber jenen Alten mit den ſilbergrauen Haaren; wie viele ſolche Herbſte mag er ſchon geſehen haben! Wahrlich, ich könnte an der Gruppe um ihn her ſeine Lebensgeſchichte ſtudiren. Der blonde Knabe, der ihm eben die große Traube brachte, iſt wohl ſein Enkel; den jungen Burſchen, der mit der Pritſche die Mädchen neckt und durch ſeine Scherze von der Arbeit abhält, indem er ſie anzutreiben ſcheint, halte ich für ſeinen jüngern Sohn; ſiehe, jenes Mädchen hat ſeinen Schlag derb erwiedert, ſie iſt wohl das Liebchen des muntern Burſchen, denn ſie lachen alle und verſpotten ihn. Dieſer gebräunte, breite Mann von vierzig, der ſo eben den ungeheuern, mit Trauben gefüllten Korb auf ſeine Schultern hob, iſt wohl der ältere Sohn und des blonden Knaben

Vater. So haſt Du die vier Altersſtufen, die ſie wohl alle ohne viele Aenderung durchlaufen mögen.«

»Gewiß, ohne viele Aenderung und ohne viel Vergnügen, bemerkte der alte Herr von Thierberg, der gleichgültig hinabblickte, »das ewige Einerlei ſeit vielen Hundert Jahren. Der Kleine dort wird jetzt bald in die Schule getrieben und von ſeinem Schulmeiſter täglich geprügelt, gerade wie vor Zeiten ſein Großvater. Der junge Burſche wird bald Soldat, oder auf ein Paar Jahre Knecht in der Stadt. Kömmt er dann nach Hauſe, und der Vater iſt todt, ſo bekommt er ſein kleines Stückchen Erbe und glaubt heirathen zu müſſen; und hat er vier Kinder, ſo werden ſie, wenn auch er einſt ſtirbt, das armſelige Erbe unter ſich theilen, und gerade viermal ärmer ſeyn, als er. So treibt es ſich herauf und herab; zu dem Pulver, das ſie heute verſchießen, haben ſie ein ganzes Jahr geſpart, um doch auch einen Tag zu haben, an welchem ſie ſich betäuben können; und das nennen ſie luſtig ſeyn! das nennen die Städter ein Feſt, ein maleriſches Volksvergnügen!«

»Nein! Sie ſehen es zu düſter an, Oheim!« entgegnete der Gaſt. »Mir ſcheint, ich geſtehe es, eine wundervolle Poeſie in dieſem Treiben zu liegen. Dieſe Menſchen ſind ſo behende, ſo lebendig, ſo regſam. Stellen Sie einmal meine Märker hieher, wie unbeholfen und ungeſchickt ſie ſich benehmen würden! Ich ſchäme mich heute noch der Unerfahrenheit, die ich letzthin zeigte; ich nahm in einem Ihrer Weinberge einem hübſchen Mädchen das gebogene Meſſer ab und verſprach, ſie zu unterſtützen; als ich die erſte Traube abgeſchnitten hatte und ſie in das Körbchen legte, betrachtete das Mädchen nur den Stiel der Traube und ſagte lächelnd: »Er hat wohl noch nicht oft Trauben geſchnitten;« und ſiehe, ich hatte, ſtatt ſchief zu ſchneiden, gerade geſchnitten. Nein! mir ſcheint dieſe Weinleſe ein fortdauernder Feſttag der Natur, eine liebliche, verkörperte Poeſie.«

»Poeſie?« erwiederte Anna, indem ſie einen trüben, wehmüthigen Blick auf die

Berge gegenüber warf; »eine Poeſie, die mir das Herz durchſchneidet. Mir erſcheint dieſes fröhliche Treiben wie ein Bild des Lebens. Unter langem Jammer und Ungemach ein Tag der Freude, der durch ſeine hellen freundlichen Strahlen das öde Dunkel umher nur noch deutlicher zeigt, aber nicht aufhellt! O, kennteſt Du erſt das Leben dieſer Armen näher! Wenn Du ſie beim erſten Erwachen des Frühlings ſehen könnteſt! Jeder Winter verwüſtet ihre ſteilen Gärten; der Schnee löst ſie auf und reißt ihre beſte, fruchtbarſte Erde mit ſich hinab. Aber raſtlos zieht Jung und Alt heraus. Die Erde, die ihnen das Waſſer nahm, tragen ſie wieder hinauf, und legen ſie ſorglich um ihre Reben her. Vom früheſten Morgen, in der Gluth des Mittags, bis am ſpäten Abend, ſteigen ſie, ſchwer beladen, die ſteilen, engen Treppen hinan. Welche Freude, wenn dann der Weinſtock ſchön ſteht und nach den Blüthen treibt; aber wie bitter iſt zugleich ihre Sorge, denn der kleinſte Froſt kann ihre zarte Pflanze vernichten. Und fällt nun der böſe Thau oder eine kalte Nacht, wie ſchauerlich iſt dann ihr Geſchäft anzuſehen. Alle, ſelbſt die kleinſten Kinder, ſtrömen noch vor Tag in den Weinberg. Dort legen ſie alte Stücke von Kleidern und Tüchern neben die Rebſtöcke, und brennen ſie an, daß der qualmende Rauch die zarte Pflanze ſchützen möchte. Wie arme Seelen, in's Fegfeuer verbannt, ſchleichen ſie um die kleinen, zuckenden Feuer und durch die Schleier, die der Rauch um ſie zieht. Die Kleinen rennen umher, ſie können noch nicht berechnen, welches Unglück ſie ſehen, aber die Männer und Weiber wiſſen es wohl; es iſt eine kühle Morgenſtunde, die das Werk langer, mühesamer Wochen zerſtört, und ſie ohne Rettung noch tiefer in die Armuth ſenkt.«

»Wahrhaftig! Du biſt krank, Anna!« ſagte der alte Herr, indem er lächelnd zu ihr trat, und, doch nicht ohne leiſe Beſorglichkeit, ſeine Hand auf ihre ſchöne Stirne legte; »Du warſt ja doch ſonſt ſo fröhlich im Herbſt, gabſt ſolchen böſen Gedanken niemals Raum und freuteſt Dich mit den Fröhlichen. Biſt Du krank?«

Anna erröthete und ſuchte fröhlicher

zu ſcheinen, als ſie es war. »Krank bin ich nicht, lieber Vater,« erwiederte ſie, »aber ich bin doch alt genug, um ſogenannte Herbſtgedanken haben zu dürfen. Man kann doch nicht immer fröhlich ſeyn, und — mein Gott!« rief ſie, indem ſie erröthend aufſprang — »iſt er es nicht? — ſeht dort! —«

»Willi?« — rief Rantow verwundert, und wandte ſich nach der Seite, wohin Anna deutete.

»Wer denn?« ſagte der Alte, indem er bald ſeine zitternde und verwirrte Tochter, bald ſeinen Gaſt anſah. »Wie kömmſt Du nur auf Willi? Wer ſoll denn kommen? So ſprechet doch!«

Aber in dieſem Augenblicke trat auch ſchon der, dem Annas Ausruf gegolten hatte, herein, es war der alte Gardiſt. Er war noch nicht ganz auf die Terraſſe getreten, als ſchon Anna, jede andere Rückſicht vergeſſend, zu ihm hinflog, ſeine Hand ergriff und eine Frage ausſprechen wollte, zu welcher ihr der Athem fehlte. Der alte Soldat zog lächelnd ſeine Hand zurück, grüßte mit militäriſchem Anſtand, und berichtete, in Form eines militäriſchen Rapports, daß der General noch dieſen Abend zu Hauſe eintreffen, und —«

»Iſt er frei?« unterbrach ihn Anna.

»— und ſeinen Sohn mitbringen werde, der auf ſein Ehrenwort und die Caution, die der Herr General geſtellt habe, aus der Haft entlaſſen worden ſey.«

In Annas Augen drängten ſich Thränen, ſie zitterte heftig und ſetzte ſich nieder; der alte Thierberg, durch dieſen Anblick überraſcht, preßte die Lippen zuſammen und blickte ſeine Tochter unwillig an, und Albert, der in den Zügen ſeines Oheims las, daß jener ein Geheimniß ahne, deſſen Theilnehmer er bis jetzt allein geweſen war, fühlte ſich befangen; er fürchtete für Anna, und erſt in dieſem Augenblick wurde es ihm deutlich, daß es für ihn ſelbſt beſſer geweſen wäre, ſich nie in dieſe Angelegenheit zu miſchen. »Ich laſſe dem Herrn General danken und Glück wünſchen,« ſagte nach einer peinlichen Pauſe Herr von Thierberg zu dem Grenadier und winkte ihm, zu gehen. »Wünſche nur,« fuhr er fort, indem er auf der Terraſſe mit heftigen Schritten auf und ab ging, »wünſche nur, daß die Paar Wochen Gefängniß eine gute Wirkung auf den Herrn Weltſtürmer gehabt haben mögen! Ein Paar Monate hätten nicht ſchaden können, wäre es auch nur geweſen, um das heiſſe Blut abzukühlen und die verſchnelle Zunge zu feſſeln. Aber das alles iſt das Erbtheil ſeiner hochweiſen Frau Mama! Ein junger Mann von unbeflecktem Adel hätte ſich ſo weit nicht verirrt; aber das gewinnt man bei ſolchen Heirathen; weil ſie ſah, daß man in unſerem Cirkel ihre Abkunft nicht vergeſſen habe, hat ſie ihrem Sohn ſolche tolle, republikaniſche Ideen eingeprägt und ihn zu einem Thoren, wo nicht zu einem verderblichen Menſchen gemacht.« Dieſe und andere Worte ſtieß er ſchnell und heftig aus, und plötzlich blieb er vor ſeiner Tochter ſtehen, ſah ſie mit grimmigen Blicken an und ſagte dann: »Ich glaube jetzt in der That, daß Du kränker biſt, als ich dachte; geh' auf Dein Zimmer! — ich werde mit dem Vetter dieſen Abend allein ſpeiſen; geh!

Das arme Kind ging hinweg, ohne ein Wort zu ſagen; ſie mochte die Natur ihres Vaters kennen und wiſſen, daß jeder Widerſpruch ſeinen Zorn ſteigere, ſie mochte auch fühlen, was in dieſem Augenblick in ſeiner Seele vorgehe, wo ſie zu wenig Macht über ſich beſaß, um ihr Geheimniß zu verbergen.

Als ſie weggegangen war, ſchritt der Alte wieder eine Zeitlang ſchweigend hin und her; dann trat er zu ſeinem Neffen und fragte mit bewegter Stimme: »Was ſagſt Du zu dem Auftritt, den wir da geſehen haben? Meinſt Du wirklich, es wäre möglich?«

»Ich kann Sie nicht verſtehen, lieber Oheim.«

»Nicht verſtehen, Junge? ſo ſoll ich es denn ſelbſt in den Mund nehmen? Wiſſe — ich habe entdeckt, daß Anna den — den von drüben — nun daß ſie den Sohn des Generals liebt. Zum Teufel, Junge! Du erwiederſt nichts? wie magſt Du ſo — ſo gleichgültig ausſehen, wenn von der Ehre Deiner Familie die Rede iſt? rede!«

»Ich kann nichts hierin ſehen,« entgegnete der junge Mann trotzig, »was etwa der Thierberg'ſchen Ehre zu nahe treten könnte. Der alte Willi iſt von Adel, iſt ein berühmter General, iſt reich —«

»Alſo abkaufen ſollen wir uns unſere Ehre laſſen, abhandeln? — Burſche, wenn Du nicht mein Neffe wäreſt — Gott ſtrafe mich, aber ich kenne mich ſelbſt nicht, wenn ich in Wuth bin. — Reich? Siehe, für ſo ſchlecht und niederträchtig halte ich mein Kind ſelbſt nicht, daß es daran gedacht haben ſollte. Siehe Dich um — ſo weit Du ſehen kannſt, war einſt alles — alles mein; ich habe nichts mehr, als dieſe verfallenen Thürme und eine Hufe Landes, wie der gemeinſte Bauer, aber auch dieſes ſoll dieſe Nacht noch hinfahren, in den Schuldthurm ſoll man mich werfen, mich auspfänden, mein altes Wappen entzwei ſchlagen, wenn ich je zugebe —«

»Oheim!« fiel ihm der Neffe erbleichend in's Wort: »Bedenken Sie ſich zuvor, ehe Sie einen ſolchen Frevel ausſprechen! Was kann dieſer junge Mann dafür, daß ſein

Vater reich iſt? beträgt er ſich denn aufgeblaſen? macht er Anſprüche auf ſeinen Reichthum? Ich ſagte es ja vorhin nur ſo in der Uebereilung.«

»Nein, das thun ſie nicht die Willi's,« antwortete nach einer Pauſe der Alte; »das iſt noch ihre gute Seite. Aber das macht ihn nicht beſſer. Seine Grundſätze ſind es, die ich haſſe; er iſt mein bitterſter Feind!«

»Wie wäre dieß möglich?« erwiederte Rantow beruhigend; »wie könnte er Ihr perſönlicher Feind ſeyn!«

»Was perſönlicher Feind!« rief Thiersberg heftiger, »ſolche Feindſchaft kenne ich nicht, und mein Feind müßte ein anderer ſeyn, als dieſer Knabe; aber ein Todfeind bin ich all' dieſem Weſen, dieſen Neuerungen, dieſem Deutſchthum, Bürgerthum, Cosmopolitismus, und welche Namen ſie dem Unſinn geben mögen, und deſſen treueſter Anhänger eben dieſer junge Menſch da iſt. Das ganze erſte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hatte den verdammten Geſchmack dieſes Unweſens, und man wird ſiehen, wohin es im jetzigen kömmt, wenn dieſe Menſchen und ihre Geſinnungen um ſich greifen; aber, ſo wahr Gott lebt, man ſoll von dem letzten Thierberg nicht ſagen können, daß er in ſeinen alten Tagen einem dieſer Weltverbeſſerer die Hand zur Unterſtützung gereicht hätte!«

»Aber, Oheim!« fiel Albert ein, dem es in dieſem entſcheidenden Augenblicke keine Sünde deuchte, gegen ſeine eigene Ueberzeugung zu ſprechen, »gibt es denn in dieſem Jahrhundert auch nur eine Familie, die nicht, wenn man ſie einzeln durchginge die verſchiedenſten Geſinnungen in ſich ſchlöße? Wird denn der einzelne Mann dadurch ſchlechter, daß er eine andere Meinung hat, als wir? Iſt nicht Proteſtant und Katholik in den Augen des Vernünftigen gleich viel werth? Denkt nicht der General ſelbſt ganz verſchieden von ſeinem Sohn?«

»Laß mir den Glauben aus dem Spiel, Neffe!« entgegnete jener; »darüber zu richten geht weder Dich noch mich an. Aber dieſer General vollends, der meinen Todfeind als Schutzpatron anbetet, und dieſem

Buonaparte für den heiligen Georg hält, der den Lindwurm des veralteten Jahrhunderts tödtete; dieſen in meiner Familie! Es würde mich tödten!«

»Aber wiſſen Sie denn, ob auch der junge Willi ihre Tochter liebt? Hat denn Anna irgend etwas geſtanden?«

Der Alte ſah ſeinen Neffen bei dieſer Frage lange und erſchrocken an; dann fuhr er nach einigem Nachſinnen gefaßter fort. »Nein! einer ſolchen Schmach halte ich ſie nicht fähig; meynſt Du, meine Tochter werde ſich in einen ſolchen — Menſchen verlieben, ohne daß er ſie zuvor mit tauſend Künſten dazu verlockte? Nein! dazu iſt ſie mir noch immer zu gut; aber — ich will mir Gewißheit verſchaffen!«

Er ſprach es, und noch ehe ihn Rantow aufhalten konnte, eilte der alte Mann hinweg, um ſeine Tochter zu Rede zu ſtellen. Düſter ſchaute ihm der Gaſt aus der Mark nach. »Wahrlich, wenn die Aktien ſo ſtehen, werde ich weder Brautführer noch Hochzeitgaſt in Thierberg ſeyn,« ſprach er, »der Alte müßte ſich denn durch ein

Wunder in einen Demagogen, oder der Demagoge in einen rechtgläubigen Verehrer der alten Reichsritterſchaft verwandeln.«

11.

Es hatte dem General **Willi** nicht geringe Mühe gekoſtet, von ſeinem Sohn das Unglück einer längeren Gefangenſchaft abzuwenden. Sein Anſehen war zwar in der Hauptſtadt jenes Landes, welchem ſein Gut angehörte, durch den Wechſel der Verhältniſſe und Meinungen nicht geſunken; man verehrte in ihm einen Mann von hohem Verdienſt, militäriſcher Umſicht und Tapferkeit, und es gab manche, die ihn wegen ſeiner treuen und ausdauernden Anhänglichkeit an jenen Mann, der einſt das Schickſal Europa's in der Rechten getragen, bewunderten; es gab viele, die ihm, wenn ſie auch dieſe Bewunderung nicht theilten, doch wegen der Beharrlichkeit und Charakterſtärke, die er in den Tagen des Unglücks entfaltet hatte, wohlwollten. Dennoch mußte er ſein ganzes Anſehen aufbieten, manche Thüre öffnen, um ſeinem Sohn, den man des Verdachtes, mit Verdächtigen in Verbindung zu ſtehen, beſchuldigte, nützen zu können.

Der General war ein Mann von zu großem Rechtsgefühl, als daß er, wenn er ſeinen Sohn ſchuldig glaubte, dieſe Schrtte für ihn gethan hätte. Aber es genügte ihm an der einfachen Verſicherung ſeines Sohnes. »Ich theile,« hatte er ihm geſagt, als er verhaftet wurde, »ich theile im Allgemeinen die Geſinnungen jener Männer, die man jetzt zur Unterſuchung zieht, aber — ich theile weder ihre Pläne, noch die Anſichten, die ſie über die Mittel zum Zweck haben. Ich habe nur gedacht, nie gehandelt, habe mir ſelbſt gelebt, nicht mit Andern, und Beſchuldigungen, welche Andere treffen mögen, werden nie auf mich kommen.« So war es denn gelungen, den jungen Willi auf ſo lange frei zu machen, als nicht ſtärkere Beweiſe, die gegen ihn vorgebracht würden, ſeine Anweſenheit vor den Gerichten nothwendig machten, eine Schonung, die er nur der Fürſprache ſeines Vaters und dem Vertrauen verdankte, das man in die Bürgſchaft des Generals Willi ſetzte.

Sie konnten ſich beide wohl denken, welches Aufſehen dieſer Vorfall in der Umgegend von Neckareck gemacht haben mußte; hätten ſie in einer Stadt gewohnt, ſo würden ſie ſich wohl damit begnügt haben, ihren Bekannten von ihrer Rückkunft Nachricht zu geben; aber die Sitte auf dem Land fordert größere Aufmerkſamkeit für gute Nachbarn; man mußte fünf oder ſechs Familien im Umkreis von drei Stunden beſuchen, mußte ihre Neugierde über dieſen Vorfall umſtändlich befriedigen; kurz, man mußte ſich zeigen, wie man ſich etwa nach einer überſtandenen Krankheit bei den Bekannten wieder zeigt und für ihre Theilnahme Dank ſagt. Als aber der General mit ſeinem Sohn am dritten Tag nach ihrer Rückkehr nach Thierberg aufbrach, war es noch ein anderer Grund, als Höflichkeit gegen gute Nachbarn, was ſie dorthin zog. Der junge Willi mochte in den einſamen Wochen ſeiner Gefangenſchaft Zeit gefunden haben, über ſein Leben und Treiben nachzudenken, er mochte gefunden haben, daß ihn jene politiſchen Träume, welchen er nachgehängt hatte, nicht befriedigen konnten, daß es ein höheres, reineres Intereſſe gebe, wodurch ſein Leben Bedeutung und Gehalt, ſeine Seele Ruhe und Zufriedenheit gewänne.

Der General lächelte, als ihm Robert ſein Verhältniß zu Anna entdeckte, und die Wünſche auszuſprechen wagte, die ſich mit dem Gedanken an die Geliebte verbanden. Er lächelte und geſtand ſeinem Sohn, daß er längſt dieſes Verhältniß geahnet, daß er gewünſcht habe, das unruhige Treiben des jungen Mannes möchte eine feſtere Richtung annehmen. »Ich kenne Dich,« ſagte er ihm, »wäreſt Du zu jener Zeit jung geweſen, wo wir in Europa umherzogen, um Krieg zu führen, ſo hätte Deine Phantaſie mit aller Kraft die großartigen Bilder des Krieges ergriffen, ich hätte Dir den erſten Raum geöffnet, Du ſelbſt hätteſt dann Deine Laufbahn gemacht. Daß Du in dieſen ſtillen

Feiertagen des Jahrhunderts nicht dienen willſt, kann ich Dir nicht übel nehmen. Des Umherſchweifens in der Welt biſt Du ſatt, das Leben in den Salons genügt Dir nicht, ſo bleibe bei mir; beſorge an meiner Statt meine Güter, ich kann dabei nur gewinnen; ich gewinne Zeit für mich und meine Erinnerungen, gewinne Dich, und —« ſetzte er mit einem freundlichen Händedruck hinzu, »wenn Du anders Deiner Sache gewiß biſt, gewinne ich Anna.«

Sie beſprachen dieſes Kapitel auch auf dem Weg nach Thierberg wieder, und Robert gab ſeinem Vater Vollmacht, bei dem Alten um Anna für ihn zu werben. Sie verhehlten ſich nicht, daß eine nicht unbedeutende Schwierigkeit im Charakter des alten Thierberg liegen könne; ihre Geſinnungen hatten ſo oft die ſeinigen beinahe feindlich durchkreuzt; man hatte ſich wegen Meinungen ſo oft gezankt, man war oft unzufrieden, beinahe verſtimmt auseinander gegangen; aber ſie tröſteten ſich damit, daß er doch nie perſönliche Abneigung gezeigt habe. und die Vortheile, die für Thierberg aus

»dieſer Verbindung hervorgingen, erſchienen ſo bedeutend, daß der General, als ſie über die Zugbrücke ritten, ſich ſchon im Geiſt: als Vater der ſchönen Anna zu ſehen glaubte, und vertrauungsvoll auf das Thierbergiſche Wappen über dem alten Portal zeigte: »Muth gewinnt, führen ſie als Symbol im Wappen,« flüſterte er ſeinem Sohn zu, »das fügt ſich trefflich, denn weißt Du noch, was der Wahlſpruch Deiner Ahnen war?«

»Der Will' iſt ſtark!« rief der junge Willi, freudig erröthend. »Muth gewinnt — und der Will' iſt ſtark!«

Im Schloßhof empfing Rantow die Angekommenen; er entſchuldigte ſeinen Oheim mit einem kleinen gichtiſchen Anfall, der ihn verhindere, die ſteile Treppe herabzuſteigen und ſeinen Gäſten entgegen zu gehen. Er ſagte dieß ſchnell und nicht ohne einige Verlegenheit, die er hinter einem Schwall von Glückwünſchen für Robert Willi zu verbergen ſuchte. Nach den Verhältniſſen, die gegenwärtig in den alten Mauern von Thierberg herrſchten, konnte nicht leicht etwas ſtörender wirken, als dieſer Beſuch.

Man hatte zwar den Vetter aus der Mark nicht mit in das Geheimniß gezogen; der Vater ſchien es zu bereuen, daß er ſich nur ſo weit gegen ſeinen Neffen ausgeſprochen habe, und Anna hatte mit ihm ſeit einigen Tagen nie mehr über Willi geſprochen, ſey es auf ein Verbot ihres Vaters, ſey es aus Argwohn, er möchte dem Alten ihr Geheimniß verrathen haben. Seit jenem Abend jedoch, wo die Rückkehr Roberts angekündigt worden war, herrſchte eine Spannung, die um ſo drückender wurde, da die ganze Geſellſchaft zwar aus dreierlei Parteien, aber — nur aus drei Perſonen beſtand.

Anna ſprach wenig, hielt ſich meiſt auf ihrem Zimmer auf, wohin Albert noch niemals eingeladen worden war; der Alte war mürriſch, aufbrauſender als ſonſt gegen ſeine Diener, gegen ſeinen Gaſt herzlich, wie zuvor, aber ernſter und einſylbiger, gegen ſeine Tochter kalt und gleichgültig. Er trank, trotz der bittenden Blicke, die Anna zuweilen nach ihm hinzuſenden wagte, mehr Wein, als gewöhnlich, ſchimpfte dann auf die ganze Welt, verſchlief den Nachmittag, und ließ ſich Abends den Amtmann holen, um ein Spiel mit ihm zu machen. Dann ſetzte ſich Anna mit ihrer Arbeit in ein Fenſter, ließ ſich von dem Vetter etwas vorleſen, aber Thränen, die hin und wieder auf ihre Hand herabfielen, zeigten dem jungen Mann, wie wenig ihr Geiſt mit dem beſchäftigt ſey, was er eben las. Der Anfall von Gicht, der über den Alten kam, machte die Sache wo möglich noch ſchlimmer; man ſah, wie er alle Kraft aufbot, ſeine Schmerzen zu unterdrücken, nur um der natürlichen Hülfe ſeiner Tochter weniger zu bedürfen, und wenn Fälle eintraten, wo er dieſe Hülfe nicht abweiſen konnte, wenn das ſchöne Kind bleich und mit Thränen im Auge vor ihm kniete, um ſeine Beine in warme Tücher zu hüllen, da wandte er ſich ab, pfiff irgend ein altes Liedchen, nannte ſich »einen Mann, der bald in die Grube fahren müſſe,« und fand es ſchön, daß doch ein Enkel der Thierberge zugegen ſeyn werde, wenn man den letzten dieſes Namens beiſetze.

Rantow wußte zwar, daß ſein Oheim das Gaſtrecht gegen ſeine Nachbarn nicht verletzen werde, aber dieſe letzten Tage fielen ihm ſchwer auf die Seele, als er die Fremden die Treppe hinan führte, und er ſah voraus, daß die beiden Willi's gewiß nichts dazu beitragen würden, die Verſtimmung aufzulöſen.

Der Empfang war übrigens herzlicher, als er ſich gedacht hatte; es gibt eine gewiſſe höfliche Freundlichkeit, die man ſich angewöhnen kann, ohne ſich deſſen bewußt zu werden. Beſonders auffallend erſcheint dieſe Eigenſchaft, wenn ſich Männer begrüßen, von welchen wir wiſſen, daß ſie keiner Heuchelei fähig ſind, und die dennoch, ſey das durch Meinungen, ſey es durch Verhältniſſe, ſich feindlich gegenüber ſtehen. So ſchien es auch der alte Thierberg nicht über ſich vermögen zu können, ſein gewohntes: »Ah! ſchön! ſchön! Freut mich, — Platz genommen!« dießmal mit einem kälteren und förmlicheren Gruß zu vertauſchen, und die fünfhundertjährige Gaſtfreundſchaft dieſer Burg ſchien die unwillkommenen Gäſte in ihre ſchützenden Arme zu ſchließen. Ein Blick von Anna hatte dem jungen Willi geſagt, was hier vorgegangen ſey; er fand ſie blaß, ihre Stimme nicht ſo feſt, wie ſonſt, es lag Kummer um den holden Mund, und ihre Augen ſchienen weicher geworden zu ſeyn. Er pries im Stillen ihren richtigen Takt, daß ſie mehr zu dem General ſprach, als zu ihm, denn er hätte, von dieſem Anblick ergriffen, nicht Faſſung genug gehabt, Gleichgültiges mit ihr zu reden. Rantow, der einen ganz andern Auftritt erwartet hatte, wunderte ſich, daß auch in dieſem »ehrlichen Schwaben,« wo ihm ſonſt alles ſo offen und ehrlich deuchte, vier Menſchen, die ſich ſo nahe ſtanden, ein ſo falſches Spiel unter ſich ſpielen könnten, ihre Gedanken, ihre Leidenſchaften unter einer ſo ruhigen Hülle zu verdecken wüßten. Er ſah ſtaunend bald den jungen Willi und den alten Thierberg an, die ganz ruhig und abgemeſſen ſich über die Ereigniſſe der letzten Wochen beſprachen; bald hörte er auf das Geſpräch zwiſchen dem General und der Geliebten ſeines Sohnes, die daſſelbe Thema, nur mit Veränderungen, abhandelten, wobei übrigens Anna eine ſolche Ruhe an den Tag legte, daß ſie nie haſtig fragte, von nichts mehr, als ſchicklich, ergriffen war. Der General wandte ſich im Geſpräch, und ging mit ihr langſam im Saal auf und ab, er ſtellte ſich endlich, wie zufällig, in einen tiefen Fenſterbogen, und Albert entging es nicht, daß er ſich dort ſchnell zu dem ſchönen Mädchen herabbückte, ihr etwas zuflüſterte, was eine tiefe Röthe auf ihre Wangen jagte; ſie ſchien erſchrocken, ſie faßte ſeine Hand, ſie ſprach leiſe aber heftig zu ihm, aber er — lächelte, ſchien ſie zu beruhigen, zu tröſten, und ſo ſtolz und zuverſichtlich war ſeine Stirne, waren ſeine Züge, als müßte er in dieſem Augenblick ſeine Diviſion in's Feuer führen, um den ſchwankenden Sieg zu entſcheiden.

Der Gaſt aus der Mark ahnete, daß dort in jenem Fenſterbogen ein Entſchluß gefaßt oder mitgetheilt worden ſey, der auf Annas Schickſal ſich beziehe, und das Herz pochte ihm, wenn er an den eiſernen Trotz ſeines Oheims dachte. Die Diener hatten indeſſen Wein herbeigebracht, man ſetzte ſich in eines der weiten Fenſter, und wenn nur die Gemüther der fünf Menſchen, die am den kleinen Tiſch ſaßen, weniger befangen waren, der ſchöne Tag, der Anblick des herrlichen Thales, das vor ihnen lag, hätte ſie zu immer höherer Freude ſtimmen müſſen.

Der General, dem es peinlich ſeyn mochte, daß das Geſpräch nach und nach zu ſtocken anfing, bat Anna um ein Lied, und ein Wink ihres Vaters bekräftigte dieſe Bitte. Man brachte ihre Guitarre herbei, der junge Willi ſtimmte die Saiten, aber waren es die Worte des Generals, war es der Anblick ihres Vaters, war es die lang erſehnte Nähe des Geliebten, was ſie verwirrte, ſie erröthete und geſtand, daß ſie in dieſem Augenblick kein paſſendes Lied zu ſingen wüßte. Man ſchlug vor, man verwarf, bis Rantow beifiel, wie man einſt in Berlin eine berühmte ſchöne Sängerin von einer ähnlichen Verlegenheit befreite; er ſchnitt kleine Zettel und ließ jeden ein Lied aufſchreiben; dann faltete er die Papiere geſchickt und zierlich zuſammen, ſchüttelte ſie als Looſe durcheinander und ließ die Sängerin eines wählen.

Sie wählte, ſie öffnete das Loos und erröthete ſichtbar, indem ſie den General beſorgt anblickte. »Das hat Niemand anders als Sie geſchrieben,« ſagte ſie, »warum denn gerade dieſes Lied? Es iſt nicht immer politiſch, ein politiſches Lied zu ſingen!«

»Wenn es nun aber mein Lieblingslied iſt?« erwiederte Willi; »ich appellire an Ihren Vater; ſtand nicht die Wahl durchaus frei?«

»Gewiß!« antwortete der Alte, »Du ſingſt Anna; und wenn das Lied Politik enthalten ſollte — nun, erdichtete Politik kann man ja immer noch ertragen.«

Sie nickte ſchweigend Gehorſam zu; aber von jenem Augenblick an, wo ſie mit einem kurzen, aber kräftigen Vorſpiel den Geſang anhob, ſchien auf ihren lieblichen Zügen eine Art von Begeiſterung aufzugehen; eine zarte Röthe ſpielte auf ihren Wangen, ihre Augen glänzten, und um den ſchönen Mund, der die Töne ſo voll und rund hervorſtrömen ließ, ſpielte Anfangs ein Lächeln, das mehr und mehr in Wehmuth überging. Es war eine franzöſiſche Ode, aus welcher ſie einige Stellen vortrug; die Melodie, bald heiter, ermunternd, bald erhaben und triumphirend, bald ernſt und getragen ſchmiegte ſich an das wechſelnde Versmaaß und den Gedankengang der Strophen, und ſo ſüß war ihre Stimme, ſo ausdrucksvoll ihr Vortrag, ſo hinreißend ihr ganzes Weſen, das mit dem Geſang ſich zu verſchmelzen ſchien, daß die Männer, wenn ſie gleich über den Gegenſtand die verſchiedenſten Geſinnungen hegten, doch von dem Strom der Töne mit fortgeriſſen wurden. Wie erhaben war ihr Vortrag, als ſie ſang:

„Cachez ce lambeau tricolore. . .“
„C'est sa voix: il aborde, et la France est à lui.“

Ernſt, beinahe traurig, doch nicht ohne Triumph, fuhr ſie fort:

Il la joue, il la perd; l'Europe est satisfaite
Et l'aigle, qui, tombant aux pieds du Léopard,
Change en grand capitaine un héros de hasard,
Illustre aussi vingt rois, dont la gloire muette
N'eût jamais retenti chez la postérité;
Et d'une part dans sa défaite,
Il fait à chacun d'eux une immortalité. *)

---

*) Sept Messéniennes nouvelles par M. C. Delavigne. 1re. le Départ.

Als ſie geendet hatte, legte ſie die Guitarre nieder und ging, während die Männer noch in verlegener Stille ſaßen, ſchnell hinweg.

„Il la joue, il la perd,“ ſprach der alte Thierberg lachend, »eine große Wahrheit! und dieſer Dichter, wer er auch ſeyn mag, konnte jenen Mann nicht beſſer ſchildern; ſeine ganze Größe beſtand ja nur darin, daß er das rouge et noir ſo hoch als möglich ſpielte, und der alte Satz, daß der kaltblütigſte Spieler endlich gewinnt, beſtätigte ſich an ihm. Der Leopard hat doch die Bank geſprengt, und Wellington wird es eben darum keinen Kummer machen, wenn man ihn héros de hazard nennt.«

»Wie lächerlich ſind ſolche Hyperbeln,« rief Rantow, »als ob zwanzig Könige ihren Nachruhm, ihre Unſterblichkeit dieſem Sommerkönig zu verdanken hätten! Was uns betrifft wenigſtens, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß der Ruhm der preußiſchen Waffen älter iſt, als der des ſogenannten Siegers von Italien, und nicht erſt von der großen Nation geadelt werden mußte.«

»Und dennoch,« erwiederte der General mit großer Ruhe, »dennoch wird man einſt nicht ſagen, es war Buonaparte, der zur Zeit dieſes oder jenes Königs lebte — man wird ſagen, Herr von Rantow, ſie waren Zeitgenoſſen Napoleons; doch was den Obergeneral des engliſchen Heeres in der Bataille von Mont St. Jean betrifft, ſo möchte es die Frage ſeyn, ob ihm der Titel héros de hazard ſehr angenehm iſt; ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß er jene Schlacht nicht gewonnen, ſondern nur — nicht verloren hat.«

»Es iſt ein Glück für die Welt,« bemerkte Thierberg lächelnd, »daß man Ihren Satz umkehren kann, und daß er dann noch höhere Wahrheit enthält; Ihr Herr und Meiſter hat jene Schlacht zwar nicht gewonnen, aber deſto gewiſſer verloren.«

»Er hat ſie verloren,« antwortete der General; »was die Welt damit verlor, will ich nicht ausſprechen, aber jene Strophe, womit Anna ihren Geſang ſchloß, drückt aus, wer noch am Abend jenes unglücklichen Tages, als Cäſar und ſein Glück von der Uebermacht zerſchmettert wurden, als meine braven Kameraden auf Mont St. Jean den letzten Athem aushauchten — der größere war.«

»Der Größere! und dieß können Sie noch fragen, General?« entgegnete heftig der junge Mann aus der Mark. »Als die Strahlen der Abendröthe über jenes denkwürdige Feld ſtreiften, beleuchtend die Schande Frankreichs und ſein verwirrtes Heer, als blutend, aber unbeſiegt, das engliſche Heer jene Hügel deckte und Deutſchlands Völker ſtolzen Schrittes in die Ebene herabſtiegen, um den Kampf ſiegend zu entſcheiden — denken Sie ſich, ich bitte, jenen erhabenen Moment, und ſagen Sie mir, wer da der Größere war?«

»Der Gott des Zufalls,« erwiederte der General. »Mächtiger war er wenigſtens als jener alte Held, der auch noch an ſeinem letzten Schlachttage zeigte, welche mächtige Kluft zwiſchen dem Genie und roher, wohlgenährter, thieriſcher Kraft befeſtigt ſey. Er iſt gefallen, nicht, weil ihm England oder Deutſchland gewachſen war, ſondern, weil er früher oder ſpäter fallen mußte, weil er einen Vertilgungskrieg gegen ſich ſelbſt führte, der ſeine Kräfte aufrieb, oder können Sie mir beweiſen, daß an jenem Tage von Waterloo das Genie des engliſchen Feldherrn oder gar Ihres Blücher ihn beſiegte?«

»Seyen wir gerecht,« nahm der junge Willi das Wort; »geben wir zu, daß ihm keiner ſeiner militäriſchen Gegner gewachſen war, ſo beweist dieß noch immer nicht für jene innere Größe, für jene moraliſche Erhabenheit, welche die Mitwelt mit ſich fortreißt, ihr Jahrhundert bildet, und Segen noch auf die ſpäte Nachwelt bringt. Napoleon war ein großer Soldat, — aber kein großer Menſch.«

»Sohn!« erwiederte der General, »wie kannſt Du in irgend einem Fach des Wiſſens groß, größer als ſonſt ein Mann des Jahrhunderts werden, ohne ein großer Menſch zu ſeyn? Die Maſchine iſt es nicht, nicht dieſer Körper iſt es, was ſie groß macht, es iſt der Geiſt. Jene veralteten Formen Europa's, von klugen Männern vor tauſend Jahren ausgedacht, ſtürzten zuſammen, weil es Formen waren, die der Geiſt verlaſſen hatte; ſie brachen ein vor den Blitzen ſeines Genies, ſie hatten das Schickſal jener Leichname, die in Grüften eingeſchloſſen, in ihren fürſtlichen Leichenprunk gehüllt, Jahrhunderte überdauern, weil ſie die Kerkerluft ihres Grabes nicht vermodern läßt. Berühre ſie mit lebendiger Hand, hauche ſie an mit freiem Odem und — ſie zerfallen in Aſche!«

»Dieß beweist nicht gegen mich,« ſagte Willi —

»Und wo iſt denn das große und feſte Reich, das der große Mann gründete?« unterbrach ihn Thierberg; »Sie vergleichen unſere ſchönen, alten Inſtitutionen, Gott möge es Ihnen verzeihen, mit einem Leichnam, aber was war denn jener corſiſche Kaiſerthron, was ſein Staatsgebäude, als ein Kartenhaus?«

»Ich habe nie geſagt, daß Napoleon der Mann war, einen großen Staat zu gründen,« antwortete der alte Willi; »Frankreich war unter ihm ein Lager, deſſen erſte Poſten die Rheinbundſtaaten bildeten. Er hätte vielleicht ein Ende genommen, das ſeiner oder Frankreichs unwürdig geweſen wäre, wenn er einige Jahre in beſtändiger Ruhe und Frieden regiert hätte.«

»So war alſo das Ende, welches er nahm, ſeiner würdig?« fragte Rantow lächelnd.

»Nicht der Platz, auf welchem wir ſtehen,« verſetzte der General, nicht ohne Wehmuth, »nicht der Raum, ſey er groß oder klein, gibt uns Würde oder Schmach. Wir ſind es, die uns und unſern Poſten adeln oder ſchänden. Die Welt hat gelacht und gehöhnt, als man den größten Geiſt des Jahrhunderts auf eine öde Inſel verbannte. Dort, an der höchſten Felſenſpitze, haben ſie den alten Adler angeſchloſſen, wo er nur in die Sonne, auf den weiten Ocean und in einige treue Herzen ſah. Aber man hat nicht bedacht, wie vielen Stoff zum Lachen man der Nachwelt gebe; es war nicht Strafe, was ihn dorthin verbannte, wer in Europa konnte ihn ſtrafen? Es war — Furcht. So müßte es kommen, daß man in ihm noch immer den Gefürchteten ſah; und manche Herzen, die ſich von ihm abgewendet hatten, fingen an, ihn wieder zu lieben; pflegt doch das Unglück die Menſchen zu verſöhnen und — es war ja nichts an ſeine Stelle getreten, was ihn hätte vergeſſen machen können.«

»Glauben Sie etwa, Herr Nachbar,« ſagte Thierberg, »es hätte wieder ein ſolcher Attila auftreten müſſen, nur um die Zeitungsſchreiber zu unterhalten? Vergeſſen wird man wohl jenen Namen noch lange nicht, aber — man wird ihn verdammen.«

»Mancher hat ein perſönliches Recht dazu, und ich kann ihn darum nur beklagen, nicht entſchuldigen, daß ſein Gang über die Erde nicht die gebahnte Straße ging. Aber man wird auch mit andern Gefühlen ſich ſeiner erinnern. Die Großen der Erde ſcheinen zwar nicht viel von ihm gelernt zu haben, deſto mehr vielleicht die Kleinen. Er hat ſich ſeine Bahn ſo erhaben aufgeriſſen, als Alexander, er hat ſie verfolgt wie Cäſar, man hat ihm gedankt, wie dem Hannibal, auf jenem Felſen hat er gelebt, wie Seneca, und ſeine letzten Tage waren eines Socrates würdig.«

»In dieſem Punkt werden wir nimmer einig,« erwiederte der alte Thierberg; »was mich betrifft, ſo kömmt er mir vor, als habe er ſeine Laufbahn eröffnet wie ein Aventurier, habe ſie verfolgt, wie ein Räuber, habe mit ſeinem Raub verfahren, wie ein verzweifelter Spieler, und habe geendet, wie ein — Comödiant!«

»Wir ſind noch nicht ſeine Nachwelt,« bemerkte Robert Willi. »Erſt wenn alle Parteien, die perſönliches Intereſſe ausſprachen, von der Erde verſchwunden ſind, dann erſt wird man mit klarem Auge richten. Mein Held iſt er nicht, aber in ſeinen italieniſchen Feldzügen erſcheint er wie ein Weſen höherer Art, und dieß wenigſtens werden auch Sie zugeben, Herr von Thierberg.«

»Es iſt möglich,« verſetzte der Alte, »er hat damals mein Staunen, meine Bewunderung erregt; aber wie ſchnell wurde ich von meiner Vorliebe geheilt! Wenn er damals den Bourbons den Thron zurückgegeben hätte — die Macht hatte er dazu — ſo wäre er mir wie ein Engel erſchienen.«

»Dieß war wegen ſeiner Armee, die anders dachte, unmöglich,« antwortete der General.

»Sie erinnern ſich,« fuhr der Alte fort, »daß ich Ihnen öfter von einem franzöſiſchen Capitän erzählte, der mich in der Schweiz aus großer Verlegenheit rettete; — der einzige Franzoſe, den ich achte, und für den ich noch jetzt Alles thun könnte. Mit dieſem ſprach ich damals auch über dieſen Punkt. Ich ſagte ihm, daß Frankreich ohne Rettung verloren gehe, wenn es in der ewigen, ſich immer von Neuem gebärenden Revolution fortfahre. Nur ein König an der Spitze könne es retten. — Er gab es zu; er ſagte mir, daß die Bourbons eine große Partei in Paris hätten und daß mein Gedanke vielleicht erfüllt würde. Ich fragte ihn, wie der Conſul Buonaparte, der damals an der Spitze ſtand, darüber dächte. »Er äußert ſich nicht,« erwiederte mir der Capitän, »aber wenn ich ihn recht verſtehe,« ſetzte er lächelnd hinzu, »ſo wird Frankreich bald nur einen Meiſter haben.« Ich deute dieß Wort meines neuen Freundes damals auf die Zurückkunft der Bourbons, leider iſt es an Buonaparte ſelbſt in Erfüllung gegangen.«

Der junge Willi war ſchon zu Anfang dieſer Rede aufgeſtanden; er hatte Annas Vater die Geſchichte von ſeinem Capitän ſchon einige Duzendmal erzählen gehört, und ſein Blut wallte in dieſem Augenblick noch zu unruhig, als daß er ſie von Neuem anhören mochte; er ging mit zögernden Schritten im Saal auf und nieder; als aber der alte Thierberg im Geſpräch mit dem General auf die jetzigen Verhältniſſe Frankreichs einging, ein Punkt, über den ſie niemals in Streit geriethen, geſellte ſich auch Rantow zu dem jungen Willi. Er ließ ſich von ihm die Geſchichte der letzten Wochen noch einmal wiederholen, führte ihn unbemerkt in das nächſte Zimmer und dann auf die breite Hausflur. Dort hielt er plötzlich inne und flüſterte dem erſtaunten jungen Mann ins Ohr: »Sie dürfen vor mir kein Geheimniß mehr haben; Anna hat mir alles entdeckt und auf meinen Beiſtand können Sie ſich verlaſſen.« Noch einen Augenblick zweifelte Robert, weil ihm dieſe Nachricht zu neu und unerwartet kam; als aber Rantow ins Einzelne einging und ihm erzählte, was in jener Schreckensnacht vorgefallen ſey, als er ihm entdeckte, wie ungünſtig gegenwärtig die Verhältniſſe ſeyen, da ſtand jener nicht länger an, die Hülfe, die ihm geboten wurde, anzunehmen, er bat Albert, ihm, wenn es möglich wäre, Gelegenheit zu verſchaffen, mit Anna zu ſprechen.

Der Gaſt aus der Mark dachte einige Augenblicke nach, ob er dieß möglich machen könnte. Anna hatte ihn ſelbſt zwar nie auf ihr Boudoir im Thurm eingeladen, aber er hoffte in ſolcher Begleitung nicht unwillkommen zu ſeyn; das einzige, was ihn hätte abhalten können, war die Furcht vor dem Zorn ſeines Oheims, im Fall dieſe Zuſammenkunft entdeckt wurde, aber die Luſt, wo er nicht ſelbſt die Rolle übernehmen konnte, wenigſtens die Intrigue zu unterſtützen, ſiegte über jede Bedenklichkeit; er winkte dem jungen Willi, ihm zu folgen. Der Gang nach Annas Thurm war ihm bekannt. Nach der Lage ihrer Fenſter mußte ihr Gemach noch zwei Stockwerke höher liegen, als der Saal. Sie ſtiegen eine enge, ſteile Treppe von Holz hinan, die unter jedem Tritte, ſo behutſam ſie auch ſtiegen, ächzte. Zum nicht geringen Schrecken begegnete ihnen auf dem erſten Stock der alte Hanns, der ſie verwundert anſah. Albert winkte ſeinem Gefährten, nur immer voranzugehen, er ſelbſt nahm, ohne in ſeiner Beſtürzung zu bedenken, ob es klug ſeyn möchte, den alten Diener auf die Seite: »Hanns!« ſagte er, »wenn Du Deinem Herrn ein Wort —« »O,« erwiederte jener ſchlau lächelnd, »da hat es gute Wege, ſo wenig als in jener Nacht, da Sie mich beinahe in den Neckar warfen, ich bin ſo ſtill wie ein todter Hund.« Beruhigt folgte Rantow dem Liebhaber; ſie hatten bald das Ende der Treppe erreicht und ſtanden nun auf einer Art von

Vorſaal; die Reinlichkeit und Zierlichkeit, die hier herrſchte, ließ ahnen, daß man ſich nicht mehr weit von Annas Gemach befinde. Zwei Thüren gingen auf dieſen Vorplatz; ſie wählten auf gutes Glück die nächſte, pochten an — keine Antwort. Sie pochten wieder; jetzt that ſich die zweite Thüre auf, und Anna erſchien auf der Schwelle.

Sie erröthete, als ſie die beiden jungen Männer ſah, doch, als habe dieſer Beſuch nichts Auffallendes an ſich, lud ſie dieſelben durch einen freundlichen Wink ein, näher zu treten. »Ihr kommt wohl, um die ſchöne Ausſicht von meinem Thurm zu betrachten?« ſagte ſie; »jetzt erſt fällt mir bei, daß Du nie hier warſt, Albert, aber ſo ganz bin ich ſchon an dieſen herrlichen Anblick gewöhnt, daß es mir nicht einmal einfiel, Dich hieher einzuladen.«

12.

Das Gemach war klein, die Geräthe gehörten einer früheren Zeit an, aber dennoch war alles ſo freundlich und geſchmackvoll geordnet, daß Rantow, nachdem er die Ausſicht geprüft, die nächſten Umgebungen gemuſtert, und alles recht genau angeſehen hatte, dieſes Zimmer für das ſchönſte im Schloß erklärte. Nur eine breite Kiſte, von ſchlechtem Holz zuſammengezimmert, die auf einer Kommode ſtand, ſchien ihm nicht mit den übrigen Geräthſchaften zu harmoniren. So ungerne er die beiden Liebenden, die, anſcheinend in die Ausſicht auf das Thal hinab vertieft, eifrig zuſammenflüſterten, ſtören mochte, ſo war doch ſeine Neugierde, zu wiſſen, was der geheimnißvolle Schrank verberge, zu groß, als daß er nicht ſeine Baſe darüber befragt hätte.

»Bald hätte ich das Beſte vergeſſen!« rief ſie aus; »das Bild für Ihren Vater iſt heute angekommen, Robert; ich habe es hieher geſtellt, weil mein Vater nie hieher kömmt und weil ich es doch auch betrachten wollte.« Sie rückte unter dieſen Worten den Deckel des Schranks, Willi half ihn herabnehmen, und das Bild eines Reiters, der auf einem wilden Pferd eine Anhöhe hinauſprengt, wurde ſichtbar.

»Buonaparte!« rief Rantow, als ihm die kühnen, geiſtvollen Züge aus der Leinwand entgegenſprangen.

»Erkennſt Du ihn?« fragte Anna lächelnd. »Das war der Sieger von Italien!«

»Ich hätte nicht geglaubt, daß die Copie ſo gut gelingen könnte,« bemerkte Willi; »aber wahrlich, David war ein großer Maler. Wie edel iſt dieſe Geſtalt gehalten, wie glücklich der Einfall, dieſen hochſtr[illegible]den Mann nicht in der gebietenden Stellung eines Obergenerals, ſondern in einer Kraftäußerung aufzufaſſen, die einen mächtigen Willen, und doch eine ſo erhabene Ruhe in ſich ſchließt.«

»Ich kenne das Original,« ſagte Rantow, »es iſt in der Gallerie zu Berlin aufgeſtellt, und ich finde dieſe Copie trefflich; für Liebhaber des Gegenſtandes, worunter ich nicht gehöre, gewinnt dieſes Gemälde um ſo höheres Intereſſe, als die Idee dazu von Napoleon ſelbſt ausging. Man ſagt, David habe ihn malen wollen als Helden, den Degen in der Hand, auf dem Schlachtfelde; Buonaparte aber erwiederte die merkwürdigen Worte: »Nein! mit dem Degen gewinnt man keine Schlachten; ich will ruhig gemalt ſeyn — auf einem wilden Pferde.«

»Dank Dir für dieſe Anekdote,« erwiederte Anna, »ſie macht mir das Bild um ſo lieber, und nicht wahr, Robert,« ſetzte ſie hinzu — »auch Dein Vater ſoll durch ſeine Originalität nur noch mehr erfreut werden.«

»Anna!« unterbrach die Beſchauenden eine dumpfe, wohlbekannte Stimme. Sie ſahen ſich um, der alte Thierberg, auf ſeinen Diener geſtützt, ſtand mit hochrothem, zürnendem Geſicht und zitternd vor ihnen; der General, welcher ſeitwärts ſtand, ſchien verlegen und ängſtlich. Aber ſo ſchnell war dieſer Schreck, ſo groß die Furcht Annas vor ihrem Vater, und ſo furchtbar ſein Anblick, daß ſie zu ſchwanken anfing, und hätte der General ſie nicht unterſtützt, ſie wäre in die Kniee geſunken.

»Sind das die gerühmten Sitten Ihres Herrn Sohnes,« wandte ſich der Alte bitter lachend zu dem General, indem er bald den Sohn, bald den Vater anſah; »heißt das, wie Sie mir vorzumalen ſuchten, ſich in den zarteſten Gränzen des Anſtandes halten? Herr! wie kommen Sie dazu, mit meiner Tochter allein auf ihrem Zimmer zu ſeyn?«

»Oncle —« rief Rantow, um ihn zu belehren.

»Schweig, Burſche!« antwortete ihm der zürnende Alte, indem er immer den jungen Willi mit glühenden Blicken anſah.

»Ich denke,« erwiederte dieſer ruhig und mit ſtolzer Faſſung, »die Erziehung Ihrer Tochter und Annas Sitten müßten Ihnen Bürge ſeyn, daß ein Mann, ſelbſt wenn er allein käme, ſie beſuchen dürfte, vorausgeſetzt, ſie will ihn empfangen, und über den letzteren Punkt ſteht nach allen Geſetzen der guten Sitte der jungen Dame ſelbſt, nicht aber Ihnen, Herr von Thierberg, die Entſcheidung zu.«

Dieſe Worte ſchienen ſeinen Eifer noch mehr zu entflammen, er athmete tief auf, aber in dieſem Augenblick trat ſein Neffe muthig dazwiſchen und redete ihn auf eine

Weiſe an, die, wie ihn ſein kurzer Aufenthalt bei den Thierbergs gelehrt hatte, die Wirkung nicht verfehlen konnte. »Herr von Thierberg,« rief er beſtimmt und mit ernſter Miene, »Sie haben mir vorhin zu ſchweigen geboten, ich werde aber nicht ſchweigen, wenn man meiner Ehre zu nahe tritt. Ich bin es geweſen, der Herrn von Willi hieher führte, ich bin es geweſen, der ihn hier unterhielt, und er hat mich hieher begleitet, weil ich ihn darum gebeten habe.«

»Du warſt zugegen?« fragte der Oheim mit etwas gemilderter Stimme. Aber, was Teufel geht Dich das Zimmer meiner Tochter an? Was hatteſt Du hier zu ſuchen?«

Mit einer theatraliſchen Wendung und ſprechender Miene wandte ſich der Neffe gegen die Hinterwand des Zimmers, deutete mit dem ausgeſtreckten Arm hin und ſprach: »hier ſteht, was ich ſuchte.«

Der Alte trat mit ſchnelleren Schritten, als ſeine Krankheit erlaubte, näher. Er betrachtete das Bild und blieb mit einem Ausruf des Erſtaunens ſtehen; ſeine trotzige

Miene klärte ſich auf, ſeine Stirn entfaltete ſich, ſein blitzendes Auge ſchimmerte nur noch von Rührung und Freude. »Gott im Himmel!« rief er aus, indem er das Mützchen abnahm, das er beſtändig trug. »Wer hat mir das gethan, woher, woher habt ihr ihn? Wer hat ihn meinen Gedanken nachgebildet, wer hat mir dieſe Züge, dieſe Augen hier, hier aus meinem Herzen herausgeſtohlen?«

Die Männer ſahen ſich ſtaunend an, betreten richtete ſich Anna auf und trat näher, denn ſie beſorgte, ihr alter Vater rede irre. »Wer hat dieß Bild hieher geſtellt?« fragte er nach einer Pauſe, indem er ſich umwandte, und alle ſahen Thränen in ſeinen Augen glänzen.

»Ich, mein Vater,« ſagte Anna zögernd.

»O Du gutes Kind,« fuhr er fort, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß, »wie Unrecht habe ich Dir vorhin gethan! Als ich in dieſes Zimmer trat, glaubte ich, Du habeſt mich tief gekränkt und doch haſt Du mich ſo unendlich erfreut! — Kennſt Du ihn, Hanns?« wandte er ſich an ſeinen Diener, »kennſt Du ihn nicht wieder?«

»Gott ſtraf' mich — er iſts!« erwiederte der alte Reitknecht. »Solche ſchreckliche Augen machte er gegen die fünf Buſchklepper, die uns auszogen, o das war ein braver Herr!«

Die, welche den Herrn und ſeinen Diener ſo ſprechen hörten, konnten ſich von ihrem Staunen kaum erholen, ſie ſahen ſich lächelnd an, als ahnen ſie eine ſonderbare Fügung des Geſchicks, als ſey ein ſchweres Gewitter ſegnend über ihnen hinweggezogen. Der General aber, der bald Anna, bald das Bild mit blitzenden Augen betrachtet hatte, trat näher heran und fragte den alten Thierberg, wen er denn in dieſem Bilde wieder erkenne?

»Das iſt derſelbe treffliche Capitän,« antwortete er, »der mich am Fuß des St. Bernhard aus der Gewalt ruchloſer Soldaten errettete; wie? er iſt derſelbe, von welchem ich Ihnen ſo oft erzählte; das Muſter eines braven Mannes, eines gebildeten und klugen Soldaten.«

»Nun, ſo bitte ich Sie,« fuhr der General mit inniger Rührung fort, indem auch ihm eine Thräne im Auge ſchwamm, »ich bitte Sie im Namen dieſes Mannes, den ich auch kannte, Sie mögen ihm vergeben, wenn er nachher anders handelte, als Sie damals dachten!«

»Wie? Sie haben ihn gekannt?« rief der Alte dringend, indem er die Hand des Generals faßte, »wer war er, wie heißt er, lebt er noch?«

»Er iſt todt — ſeinen Namen kannte die Welt — dieſer Mann hier iſt — «

»Nun?« drängte der Alte den General, dem die Stimme zu brechen ſchien. — »Wer? doch nicht — «

»Dieſer Mann,« rief der General mit einem feurigen Blick auf das Gemälde, »dieſer Mann war — Napoleon Buonaparte, der Kaiſer der Franzoſen.«

Der Alte ſetzte ſeine Mütze auf; er drückte die Augen zu und in ſeinem Geſichte kämpfte Unmuth mit Rührung. Doch als er nach einer Weile das Bild wieder anſah, ſchien er es nicht über ſich zu vermögen, dem ſtolzen Reiter gram zu werden; »Du alſo?« ſprach er zu ihm, »Du warſt dieſer — kühne Mann? Das war alſo Deine Meinung? Du haſt mir mein Kleid, meinen Hut und meine Börſe zurückgegeben, um mir nachher mein Alles zu rauben?«

»Vater,« ſagte Anna ſchmeichelnd, »wie glücklich waren Sie aber dennoch! Der erſte Mann des Jahrhunderts hat ſo traulich zu Ihnen geſprochen.«

»Ja, das haben wir,« erwiederte der Alte lächelnd und nicht ohne Stolz, »recht freundlich haben wir uns unterhalten, ich und Er, und er ſchien Gefallen an mir zu finden. Ich habe nicht gehört, daß der erſte Conſul ſich je gegen einen ſo offen ausgeſprochen hätte, wie damals gegen mich; »Frankreich wird nicht mehr lange ohne König ſeyn,« waren ſeine eigenen Worte; Du haſt es erfällt, kleiner Schelm! — Ha! und gerade ſo ſah er aus, ſo warf er noch einmal den ſtolzen Kopf herüber, als er ſein Roß den Berg hinantrieb und die Feldmuſik des Regimentes herüberklang. General Willi, — es war doch ein großer Geiſt!«

»Gewiß!« ſagte der General freudig gerührt, indem er dem Alten die Hand drückte. »Aber, wie kam nur dieß Bild hieher zu Ihnen, Anna?«

»Darf ich es verſchweigen, Robert?« antwortete ſie; »nein, er hat es ja doch ſchon geſehen. Ihr Sohn wollte Sie an Ihrem Geburtstag damit überraſchen, und ich erlaubte, daß das Bild einſtweilen hier aufgeſtellt würde.«

Der alte Thierberg hatte aufmerkſam zugehört; er ſchien überraſcht und ging auf den jungen Willi zu, dem er ſeine Hand bot. »Junger Mann, ſagte er, ich habe Ihnen vorhin bitter Unrecht gethan, ich ſehe jetzt, daß Sie ein ſchönerer Zweck auf dieſes Zimmer führte, als ich Anfangs dachte; werden Sie mir meine übereilten Worte, meine Hitze vergeben?«

Robert erröthete. »Gewiß, Herr von Thierberg,« antwortete er, »und wenn Sie noch zehnmal heftiger geweſen wären, ſo konnten Sie mich zwar kränken, aber niemals beleidigen; es iſt hier nichts zu vergeben.«

»Wirklich?« erwiederte der alte Herr ſehr freundlich, »und, wenn ich fragen darf — wo haben Sie das Bild gekauft? Könnte man nicht ſich auch ein Exemplar verſchaffen? Ich möchte doch den grand capitaine, meinen Capitain in meinem Zimmer haben.«

»Wie ich meinen Vater kenne,« ſagte der junge Mann, »ſo wird er dieſes Bild vielleicht noch lieber in Ihrem Hauſe, als in dem ſeinigen ſehen. Ich bitte, erlauben Sie, daß ich es dort aufhänge.«

»Sie machen mir ein großes Geſchenk, lieber Robert,« ſagte Thierberg; »wohin iſt es mit unſern Geſinnungen gekommen? Ich glaube, wir denken im Grunde gleich über dieſen Buonaparte, und doch ſind Sie es, der mir ihn anbietet, und mir macht es Freude, ihn anzunehmen. Ich habe wenige Bilder, aber einige alte, gute; ſuchen Sie ſich etwas aus, nehmen Sie dafür aus meinem Schloß, was Sie wollen.«

»Halt!« rief der General, »bei dieſem Handel bin ich auch betheiligt; ich kenne den unglücklichen Geſchmack meines Sohnes und weiß, wie wenig er auf alte Bilder hält; wollen Sie ihm nicht ein jüngeres dafür geben? Thierberg, vor dieſem Bilde, das nun auch für Sie von Bedeutung iſt, wiederhole ich meine Werbung. Ihre Anna um dieſen Napoleon.«

Der alte Herr war betreten, er warf verlegene Blicke auf die Umſtehenden, endlich haftete ſein Auge auf Davids Gemälde. »Du haſt viel verſchuldet,« ſprach er, »Europa's alte Ordnung haſt Du umgeworfen, und nun nach Deinem Tode willſt Du Dich in meine Haushaltung miſchen?«

»Herr Baron!« ſagte der alte Hanns mit gerührter Stimme, »nehmen Sie es einem alten Diener nicht ungnädig auf, aber wiſſen Sie noch, was Sie zu dem braven Capitain ſagten, und was Sie mir oft erzählt haben? Monſieur, haben Sie geſagt, wenn Sie einſt durch Schwaben kommen und in unſere Gegend, ſo vergeſſen Sie nicht auf Thierberg einzuſprechen, daß

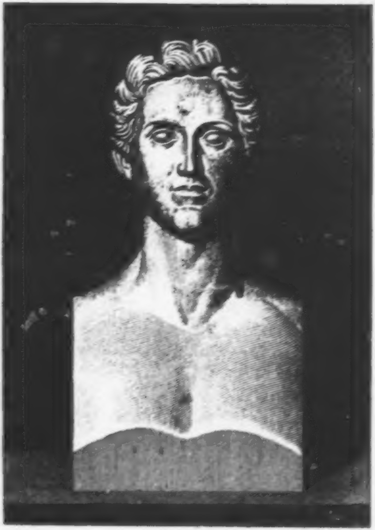
Sie mich nicht zu Ihrem ewigen Schuldner machen.«

Herr von Thierberg aber ſtrich ſich nachdenklich mit der Hand über die Stirne, warf noch einen zögernden Blick auf das Bild, und führte dann Anna zu Robert Willi. »Nimm ſie hin!« ſagte er feſt und ernſt. »Ich habe es nicht thun wollen, aber vielleicht war es gut, daß dieß Alles ſo kommen mußte; nimm ſie hin!«

Mit großer Rührung umarmte der General den alten Mann, und indem Robert überraſcht und ſelig ſeine Braut, wir wiſſen nicht ob zum erſtenmal an ſeine Lippen drückte, ſchüttelte der Gaſt aus der Mark, um nicht ganz theilnahmlos zu erſcheinen, dem alten Diener herzlich die Hand. Albert hat nachher erzählt, daß er in jenem feierlichen Augenblick, trotz ſeines inneren Widerſtrebens, gut Napoleoniſch geſinnt geweſen ſey, und zum erſtenmal in ſeinem Leben jene Macht und Ueberlegenheit gefühlt und anerkannt habe, die jener große Geiſt auf die Gemüther zu üben pflegte.

Er erzählte auch, daß der alte Thierberg jenen ſonderbaren Tauſch niemals bereut habe; er fand in ſeinem Schwiegerſohne Eigenſchaften, die er ihm nie zugetraut hatte, und als er ihn bei der Verwaltung der Güter ſeines Vaters mit Rath und That unterſtützte, lebte er im Glücke ſeiner Kinder die Tage ſeiner eigenen Jugend wieder.

Von der Hochzeit des jungen Paares ſprach der Gaſt aus der Mark nicht gerne, man ſah ihm an, daß er lieber ſelbſt mit der liebenswürdigen Anna vor den Altar getreten wäre. Einen Zug aber aus dieſem glänzenden Tag pflegte er bei Wiederholung dieſer Geſchichte nie zu vergeſſen, vielleicht nur um jene ſchwärmeriſchen Anhänger Napoleons und ſeinen neubelehrten Oheim in's Komiſche zu ziehen. Der alte Gardiſt des Generals, erzählte er, habe alle Domeſtiken und einige junge Burſchen zum Vivatſchreien abgerichtet, und die ſchöne Braut mit in's Geheimniß gezogen; er habe ſeine Leute unter die Thüren des großen Saales im Schloſſe Thierberg geſtellt, und als nun mancher Toaſt ausgebracht war, ſey auch Anna mit dem Kelchglas aufgeſtanden, und habe mit ihrer ſüßen Stimme »dem Bild des Kaiſers« die Ehre eines Toaſts gegeben. Da wurde der Jubel rauſchend, die Gäſte ſtießen an, Hanns und der Gardiſt ſchwangen zum Zeichen ihre Mützen, und wohl aus fünfzig Kehlen ſchallte ein jauchzendes: »vive l'Empereur!«



W. HAUFF.

[illegible]

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Erſter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Gedruckt in der Fr. Brodhag'ſchen Buchdruckerei.

Wilhelm Hauffs Leben

von

Guſtav Schwab.

Wilhelm Hauff ward zu Stuttgart, wo ſein Vater, Auguſt Friedrich Hauff, damals Regierungsſekretär war, am 29. Nov. 1802 geboren. Der Knabe war erſt vier Jahre alt, als ſein Vater die Sekretariatsſtelle bei dem königlichen Oberappellationstribunal erhielt, welches damals ſeinen Sitz in Tübingen hatte. Der Sohn folgte den Eltern in dieſe Stadt, wo ſein zwei Jahre älterer Bruder Hermann ſchon ſeit einigen Jahren im Hauſe ſeines mütterlichen Großvaters, des Obertribunalraths Elſäßer, erzogen wurde. Im Jahre 1808 zog die Familie wieder nach Stuttgart, wo der Vater zum geheimen Sekretär beim Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten befördert worden war. Nach dem frühen Tode des Vaters (1809) blieb der ältere Sohn im Hauſe des genannten Großvaters zu Tübingen, Wilhelm aber bei der Mutter, die gleichfalls nach Tübingen gezogen war. Dieſe vortreffliche Frau, eine zärtliche und verſtändige Mutter, beaufſichtigte in ſittlicher Hinſicht die Erziehung des Knaben: ſie hatte einen wohlthätigen Einfluß auf ſein weiches, empfängliches Gemüth; auch ſein Talent zu erzählen bildete ſich im häuslichen Kreiſe unter Mutter und Schweſtern frühe aus, ohne daß jedoch außerhalb des Hauſes jemand etwas davon geahnet hätte. Vielmehr galt Wilhelm von der Zeit an, wo man an den Geiſt des Kindes Anſprüche macht, zwar für einen liebenswürdigen, ſanften, aber keineswegs für einen talentvollen Knaben. Seine Laufbahn durch die Klaſſen der „**schola anatolica**“[*] zu Tübingen war durchaus nicht glänzend, und er verlor in dieſer Periode beſonders durch die Vergleichung mit dem ältern Bruder, der Sprachentalent und Gedächtniß vor ihm voraus hatte. So kam es, daß während jener ſeinen klaſſiſchen Schulſack beinahe gefüllt hatte, er mit ziemlich mittelmäßigen Kenntniſſen in die Kloſterſchule zu Blaubeuren aufgenommen wurde. Sehr bezeichnend für die Richtung, die ſein Geiſt ſchon frühe genommen hatte, erſcheint das Zeugniß, das der Rektor ſeiner Schule, ein ſehr eifriger Schulmann, der manchen trefflichen Lateiner gebildet hatte, und überhaupt die Geiſtesgaben ſeiner Schüler in dieſer Beziehung herauszukennen und zu wecken wußte, unſerem Hauff in das ſogenannte Landexamen — wo die zum Studium der Theologie beſtimmten Jünglinge, die in eines der niedern theologiſchen Landesſeminarien aufgenommen werden wollen, geprüft werden — an die Oberbehörde nach Stuttgart mitgab. **In literis**, beſonders in der **lingua hebraica**, war Wilhelm ſehr mittelmäßig prädicirt; dagegen machte der Rektor auf das überraſchende Deklamirtalent des Knaben aufmerkſam, damit der Arme doch auch etwas für ſich hätte, das ihn als dereinſtigen geiſtlichen Redner empfehle. Eine ſchöne Anlage zur Mathematik und Muſik zeigte ſich erſt in den ſpätern Jahren. Viel hatte jedoch zu jener Vernachläſſigung der Studien eine zarte Conſtitution und periodiſche Kränklichkeit beigetragen, und erſt in dem felſigen Albthale von Blaubeuren, an dem in Schwaben berühmten Blautopf (der ſehr romantiſch gelegenen tiefen Quelle des Blauflüßchens) fing ſein Körper mit der Entwicklung zu erſtarken an. Hat nun die gleichſam öffentliche Laufbahn des Knaben nichts Merkwürdiges, ſo iſt die freie Ausbildung ſeines Geiſtes deſto intereſſanter. Von früher Jugend an war eine rege Aufmerkſamkeit auf Alles, ein glückliches Auffaſſungsvermögen und die Gabe, das Aufgefaßte gut wieder zu erzählen, an dem Knaben auffallend, und wenn dieſes ſchöne Talent weniger gewürdigt und gepflegt wurde, als daſſelbe verdient hätte, ſo trug zum Theil unſer Erziehungsſyſtem, welches das poſitive Lernen, namentlich der alten Sprachen, zur Hauptſache macht, die Schuld.

---

[*] Der für Nichttübinger unverſtändliche Name dieſer Schule kommt von ihrer Lage auf einem in der Stadt ſelbſt befindlichen Vorhügel des benachbarten Oeſterberges, den unſere latiniſirenden oder vielmehr gräciſirenden Voreltern den **Mons Anatolicus** nannten.

Eine unbegrenzte Wißbegierde, die ſich vorzüglich durch das Verſchlingen von Büchern jeder Art äußerte, theilte er mit dem ältern Bruder, deſſen Beiſpiel ihn wohl noch früher dazu verführt haben mag, als er von ſelbſt darauf gekommen wäre. Auffallend aber war ſchon im zehnten und elften Jahre ſein Hang zu den Gebilden der Phantaſie. Während die meiſten Knaben in dieſem Alter ſich zu Geographie, Reiſebeſchreibungen, Technologie und dergleichen hingezogen fühlen, war ihm alles dies Nebenſache, und er ſchwelgte am liebſten in leichten Hiſtorienbüchern und Romanen. Mit ſehr vieler Laune hat er ſpäter im erſten Bande ſeiner Memoiren des Satan dieſe Neigung dargeſtellt und uns ein komiſches Bild von ſeinem eigenen poetiſchen Treiben in der Schule unter fremdem Namen gegeben. Eine reiche Quelle eröffnete jenem Hange der große Bücherſaal des alten Großvaters, eines gelehrten Juriſten. Dieſes Zimmer war überhaupt für die beiden Brüder recht eigentlich der Schauplatz ihrer Selbſtbildung. Es befanden ſich in ihm, außer juriſtiſchen, ſehr ſchätzbaren hiſtoriſchen Werken und den alten Klaſſikern, die deutſchen Klaſſiker der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und in ziemlicher Zahl die Romane von Smollet, Fielding, Goldſmith u. ſ. w. Die neue Literatur wurde einzig und allein durch Goethe und Schiller repräſentirt. Alles dies war vor dem vierzehnten Jahre geleſen und wieder geleſen. Daß eine ſo wunderliche, ja gefährliche Selbſterziehung die Brüder nicht verdorben, iſt ein großes Glück zu nennen; daß ſie bei Wilhelm ſo ſchöne Früchte getragen, iſt ein Beweis für die geſunde Conſtitution ſeines Kopfes, macht aber jene Methode, die jugendlichen Gehirne mit Bildern zu ſchwängern, um nichts empfehlenswerther.

Inzwiſchen war jene Leſeluſt nichts weniger als ein beſtändiges Vertieftſeyn in die Bücher; die Luſt zu ſpielen war vielleicht nie lebendiger in einer Kinderbruſt, aber auch ſie bezog ſich auf jene herrſchende Neigung. Zu den eigentlichen, lärmenden Uebungsſpielen der Knaben im Freien hatte Wilhelm nie große Luſt gehabt, aber dafür war wieder jenes geliebte Bücherzimmer der Tummelplatz, wo die Brüder häufig in mannigfaltigem Spiele darſtellten, was ſie geleſen oder geſehen hatten; denn jene langen

Foliantenreihen waren reich an Bildern, grob und fein, gut und ſchlecht, aus allen Zeitaltern, und ſo bildete ſich in den Köpfen der Knaben eine freilich ſehr lückenhafte Geſchichte in Bildern; namentlich aber prägte ſich ihnen das Mittelalter und die Zeit ſeines Uebergangs in die neuere Geſchichte gar lebhaft ein, weil dazu des Großvaters Folianten den meiſten Stoff boten, und jene Periode wurde dadurch in der Phantaſie eine Art Lieblingsperiode. Sie, die Götz und Egmont und Wallenſtein auswendig wußten, waren entzückt, in Hardleders „Urſachen des deutſchen Krieges“ die eiſernen Fürſten und Herren, die Lanzenknechte mit ungeheuren Hoſen und Partiſanen, die Belagerungen und Feldſchlachten und alle jene lehrreichen Kupfer zu finden, wo z. B. links Kaiſer Karl bei Mühlberg mit dem Heere über die Elbe ſetzt, in der Mitte den Churfürſten von Sachſen ſchlägt und rechts der arme Friedrich vor dem beleidigten Kaiſer kniet.

Auch die neueſte Geſchichte ging nicht leer aus; und hier waren die Geſpräche des Großvaters mit ſeinen Freunden, denen die Knaben unbemerkt hinter dem Ofen lauſchten, ein unſchätzbarer Commentar zu ihrem Moniteur und ihrer einzigen hiſtoriſchen Quelle, dem ſchwäbiſchen Merkur. Sie bauten Arſenale und Schanzen aus abgeſtäubten Folianten für ihre papiernen Heere, ſchlugen Schlachten, haranguirten die Truppen, und in mancher Rede des kleinen Wilhelms würde, wenn ſie aufbehalten wäre, der Keim zu ſeinem eigenthümlichen Talente ſichtbar ſeyn. Wenn eine aus den „**Acta pacis westphalicae**“ gebaute Schanze zuſammenfiel, ſo wußte der vierzehnjährige Knabe, daß ſie das Schickſal des Gebäudes theile.

das die Herren zu Münſter und Osnabrück gezimmert, und freute ſich darüber. Wenn die Armeen der feindlichen Brüder einander lange genug den Sieg ſtreitig gemacht hatten, entſchied denſelben oft ein ernſter Zweikampf zwiſchen den Heerführern ſelbſt, und überhaupt entſpann ſich oft zwiſchen den Brüdern ein leidenſchaftlicher Streit, nicht wegen des Eigenthums, ſondern über Vorzüge und Handhabung des Geiſtes in ihren kriegeriſchen Spielen.

Auf dieſem Wege ſchuf ſich der jugendliche Geiſt aus den mannigfaltigen Bildern ein Bild der Natur und des Menſchen, deſſen Umriſſe immer beſtimmter und feſter wurden; er gewöhnte ſich frühe daran, jene Bilder mit Sicherheit im Geſpräche zu handhaben, und legte dadurch den Grund zu der Darſtellungsgabe, die ſpäter ſein Hauptverdienſt war. Jene aus Büchern erlernte traditionelle Menſchen- und Naturkenntniß brachte ihn beim Eintritt ins jugendliche Alter über manche Klippe hinweg, an welcher der jugendliche Geiſt ſo leicht zu ſcheitern Gefahr läuft. Unſre beiden größten Dichter wußte er auswendig, ehe er ſie verſtand, und als ſich ihm ſpäter das Verſtändniß öffnete, hatte er den erſten Eindruck ſchon weg und konnte ſich nicht mehr enthuſiasmiren, und es iſt bekannt, auf welche Abwege dieſer jugendliche Enthuſiasmus für die größten Geiſter, ſo edel und ſchön er ſeyn mag nicht ſelten führt. Ob aber nicht dieſer Bildungsgang auf der andern Seite auch nachtheilig auf das Talent des Jünglings wirkte? — die Beantwortung dieſer Frage überläßt der Biograph billig dem Ausſpruch der Kritik. Genug, der ſo frühzeitig auf eigenthümlichem Wege gebildete Jüngling ſah ſich, da ſein Glaubensbekenntniß über Gott und die Welt — es mochte vielleicht etwas leicht und leichtſinnig ſeyn — fertig war, ruhig in Literatur und Kunſt um, und war, als er die Univerſität bezog, vielleicht ein weit ſchlechterer Philolog als ſeine Kameraden, aber ein weit reiferer Menſch.

Bis hierher reichen die Mittheilungen von Wilhelm Hauffs älterem Bruder, Doktor Hermann Hauff, dem ich großentheils wörtlich nacherzählt habe. Ueber Wilhelms Univerſitätsleben ſchließen ſich dieſem Gewährsmanne die Berichte ſeiner Jugendfreunde an. Sie erzählen, daß ihr Freund auch anfangs noch in Tübingen eine ſehr ſchwankende Geſundheit gehabt und ihnen oft bange gemacht habe, jedoch unerwartet ſchnell erſtarkt und zu völligem Wohlſeyn gekommen ſey. Nur großen körperlichen Anſtrengungen war er nie gewachſen, und zu den ritterlichen Fertigkeiten des Burſchenlebens zeigte er wenig Geſchick. Nichts deſtoweniger nahm ſein Geiſt lebendigen Antheil an allem, was jugendliche Gemüther in jener Periode begeiſtert, und er that ſich unter den Dichtern und Rednern der damals mit dem Zugeſtändniſſe der Behörden blühenden Burſchenſchaft hervor, ohne daß darum ſeine Altersgenoſſen den künftigen Schriftſteller in ihm geahnt hätten. Den engern Kreis ſeiner Freunde ergötzte er durch ſeine glücklichen Einfälle, ſeine Geſprächigkeit und Munterkeit, ſeine Extravaganz und dabei ſeine Beſonnenheit im Zuſtande burſchikoſer und geſelliger Exaltation. Obgleich jugendlich eitel, reizbar und empfindlich, hörte er doch mit ſeinem Humor nicht, wie ſo viele Humoriſten, an ſich ſelbſt auf, ſondern er war der erſte, der ſeine eignen kleinen Schwachheiten zu beſpötteln und in ihrer Beharrlichkeit als Karrikatur an ſich ſelbſt darzuſtellen kein Bedenken trug. Zuweilen warf er ſeine Einfälle aufs Papier mit ſeltener Leichtigkeit und Gewandtheit, weder eigne noch fremde Schwäche ſcheuend. Ueberbleibſel ſolcher ſchriftſtelleriſchen Vorübungen, die aber ſeine Freunde keineswegs als ſolche erkannten, liegen vor mir in „Briefen eines auf der Univerſität zu Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in Stuttgart“ und in einer Phantaſie für den September 1850, vorgeleſen bei dem am 11. Febr. 1825 in der Poſt zu Waldenbuch gefeierten Compagniefeſte.“ Beide Aufſätze ſind zu flüchtig hingeworfen und zu ſehr mit Perſönlichkeiten angefüllt, als daß ſie unter ſeinen Werken einen Platz einnehmen könnten; aber doch finden ſich in ihnen ſchon alle Elemente ſeiner ſpäter vollkommener ausgebildeten Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des Menſchenlebens und ſeines, bei großer Nachläſſigkeit im Einzelnen, doch im Ganzen ſo leichten, fließenden und gerundeten Styles. In dem lezten Aufſatze führt er ſeine beſten Freunde in einer Correſpondenz nach fünfundzwanzig Jahren, und ſich ſelbſt als armen, aber glücklichen Paſtor auf, der ſeinen Sohn „Wilhelm“ auf die Univerſität liefert. Von dieſem fingirten Filius berichtet er hier an einen Freund: „Ueber Wilhelm ſchreibe ich dir nichts, „du magſt ihn ſelbſt prüfen. Man will große Aehnlichkeit mit mir in ihm finden; du kannſt ſelbſt darüber entſcheiden. Wahr iſt es, ſein luſtiger, leichter Sinn, der „hier und da an die Grenzen von Leichtſinn ſtreift, nöthigt „mir oft ein Lächeln ab. Ich war einſt auch ſo, und du,

„mein Freund, würdeſt wohl ſchwerlich in mir den wieder „erkennen, der dir durch ſo manchen ſchlechten Spaß ein „Lächeln abzunöthigen ſuchte. Die Zeiten ändern ſich, „und wir mit den Zeiten.“ Der Freund, den Hauff zum Profeſſor hat avanciren laſſen, erwiedert: „Ich finde, „daß er (der Sohn) dir gleicht; auch P.. und R.... „fanden dies im erſten Augenblick, nur meint R...., „er habe keine krumme Naſe, wie der Herr Vater, und „ſehe auch nicht ſo naſeweis aus.“

So ſcherzte er gutmüthig über ſich und andere, zeigte ſich dabei in allen Verhältniſſen als warmen und treuen Freund ſeiner Freunde, war immer fröhlich bei beſchränkten Umſtänden, und redlich darauf bedacht, ſeiner zärtlichen Mutter keine unnöthige Sorge zu den nöthigen zu verurſachen. Was er producirte, theilte er gerne mit. Es war inzwiſchen weniges und ohne weitere Abſicht Niedergeſchriebenes, als ſich und ſeine nächſten Freunde zu erfreuen. Zu lyriſchen Gedichten, die mehr von der Gelegenheit als von der Stimmung eingegeben wurden, hatte er ſich frühe verſucht, und ſchon auf der Schule ſtrömten ihm, während der ältere Bruder lateiniſche Verſe mit Leichtigkeit zimmerte, die deutſchen Verſe zu, die aber dem Lehrer wenig behagten. Von dem, was er zu Blaubeuren dichtete, zeichnet ſich das Lied „der Kranke“ durch Ahnung frühen Todes aus. Zu Tübingen begeiſterten ihn die Freiheitsideen des neueſten Burſchenlebens. Eine Auswahl ſeiner lyriſchen Verſuche findet der Leſer in dieſer Sammlung.

Nachdem Hauff, mehr der Mutter zu gefallen, als nach eigener Neigung, im Seminar zu Tübingen das

Studium der Philologie, Philoſophie und Theologie in den Jahren 1820—1824 abſolvirt hatte, fand er in dem Hauſe des damaligen Kriegsrathspräſidenten, jetzigen Kriegsminiſters Freiherrn von Hügel zu Stuttgart, eine Anſtellung als Hauslehrer, und begleitete dieſe Stelle, die ihm Zeit zum Beginnen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ließ, bis ins Jahr 1826. In dieſer liebenswürdigen Familie lernte er die Formen des höheren geſelligen Lebens in der Nähe kennen, der heitere, natürliche Ton des Hauſes erlaubte ihm, manches ſchöne friſche Bild aus dem Leben ſelbſt aufzufaſſen, und ſolche lebendige Eindrücke blühten unmittelbar, nachdem er ſie empfangen hatte, als irgend eine anmuthige Schilderung in ſeinen Dichtungen wieder auf.

Das erſte kleine Werk, mit welchem er öffentlich auftrat, iſt der „**Mährchenalmanach** auf das Jahr 1826, für Söhne und Töchter gebildeter Stände.“ Er erſchien für das Jahr 1826 bei Metzler und iſt jezt der Geſammtausgabe ſeiner Schriften einverleibt. Die meiſten Leſer werden dieſe früheſte Schrift Hauffs hier zum erſten Male kennen lernen, denn ſie iſt nicht ſehr verbreitet und für den Augenblick durch ſeine ſpätern glänzenden Arbeiten verdunkelt worden. Jezt, wo man Gelegenheit hat, die Leiſtungen ſeines Talents mit einem einzigen Blick zu überſchauen, wird dieſe kleine Sammlung nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden, und ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß Hauffs eigentliches Dichtertalent in keiner ſpätern Production ſich ſo rein und von Fremdartigem und Zufälligem ſo ungetrübt ausgeſprochen hat; daß er nirgends der Poeſie mit denjenigen Mitteln, die ihm dazu verliehen waren, ſo auf die rechte Spur gekommen, wie in dieſen Märchen, deren urſprünglicher Stoff zwar größtentheils nicht ihm ſelbſt angehört, die jedoch mit ſo freiem Phantaſieſpiele behandelt und dabei doch ſo ſchön abgerundet ſind, daß ſie auch in dieſer Beziehung unter ſeinen Werken obenan ſtehen.

Unmittelbar auf dieſen erſten Märchenalmanach folgen die **„Mittheilungen aus den Memoiren des Satan“** (Stuttgart 1826), ein mehr fragmentariſches Werk, als jene künſtleriſch abgeſchloſſenen Märchen, das jedoch ebenfalls reich an den ſchönſten Proben jener hellen Phantaſie, jener glücklichen Auffaſſungs- und Darſtellungsgabe iſt, die ſein Haupttalent ausmachte, und in dem ſich überdies der Scherz, ſoweit das äußerlich Lächerliche ſeinen Gegenſtand ausmacht, ſchon dichteriſcher zeigte. Die barocke Studentenwelt, von deren Anſchauung der junge Mann eben erſt herkam, gab ihm hier vielfache Gelegenheit, ſein Talent zu üben; auch ließ ſich hier die phantaſtiſche Idealität, mit welcher der Verfaſſer in den Märchen ſo glücklich geweſen war, noch ohne Gefahr für die Poeſie mit der Realität verſchmelzen. Weniger gelang dem noch allzu unerfahrnen Jünglinge in jener Schrift die Perſiflage des übrigen geſelligen Lebens, und einen ſehr ungründlichen Angriff auf Goethe und ſeinen Fauſt nahm der junge Mann, dem es nichts koſtete, Fehler, die er eingeſehen, auch einzugeſtehen, ſpäter, ſo viel er konnte, ſogar öffentlich zurück. Inzwiſchen iſt eben dieſe Scene, durch das Burleske der äußern Darſtellung, ſo eigenthümlich komiſch, daß ſie, obgleich der Verfaſſer ſelbſt ſie gewiſſermaßen verdammt hat, dem Publikum, deſſen Eigenthum ſie einmal iſt, doch nicht mehr entzogen werden durfte. Etwas anders iſt es mit verſchiedenen kleineren Ausbrüchen des jugendlichen Muthwillens in dieſem Werke und den folgenden. Solche hat der verewigte Verfaſſer zum Theil ſelbſt in zweiten Auflagen mit richtigem Gefühl und erſtarktem ſittlichem Takt zu unterdrücken angefangen, und ich habe, als Ordner ſeiner Werke, das Geſchäft, das er ſelbſt einmal in dieſer Beziehung begonnen hatte, im Einverſtändniſſe mit den vertrauteſten Freunden des Verewigten in ſeinem Sinne fortgeſetzt, und jene üppigen Ranken eines urſprünglich lautern und in ſeinem Kerne geſunden Geiſtes im Intereſſe des Verſtorbenen eben ſo ſehr als dem des Publikums mit aller Schonung des Weſentlichen auszuſcheiden keinen Anſtand genommen.

Jene Satansmemoiren verſchafften dem Verfaſſer ſchnell einen ausgebreiteten Ruf, der Beifall ſetzte ſeine Feder in raſchere Bewegung, das geſellige Leben, das ſich vor ſeinen Blicken kürzlich in weiterer Ausdehnung eröffnet hatte, forderte ihn zu leichteren und bequemeren Darſtellungen auf, die ſeiner Beobachtungsgabe und ſeinem ſeltenen Talente für den modernen Styl ſo leicht wurden. Was Wunder, daß er aus ſeiner idealen Märchen- und Poſſenwelt in die realere des Converſationslebens überging, und auf einen Stoff zu denken anfing, der aus dieſem letztern unmittelbar gegriffen war?

Die Ausführung ſeines Entſchluſſes erlitt jedoch unter der Arbeit ſelbſt, theils durch das eigene Gefühl der

Verfaſſers, theils durch den Fingerzeig einiger Freunde, eine bedeutende Modifikation, und was vielleicht urſprünglich ein Originalroman hatte werden wollen, wurde eine Karikatur der bekannten Manier von H. Clauren und erſchien in dieſer Geſtalt unter dem Namen **„der Mann im Monde.“** Die Geſchichte dieſes Romans gehört nicht in unſere kurze Biographie. Daß die Form mit vieler Leichtigkeit gehandhabt, die Erfindung voll Mannigfaltigkeit, die Entwickelung der Fabel raſch, die gewöhnlichen, ſtehenden Charaktere des modernen Romans mit Keckheit und Grazie ausgeführt ſind, wird auch der zugeben, der dieſes Produkt für keine Satire auf H. Clauren halten kann. Auch wirkten dieſe unleugbaren Vorzüge auf das Publikum wie mit einem Zauberſchlage und machten es ſehr nachſichtig in ſeinen kritiſchen und äſthetiſchen Anforderungen an dieſes merkwürdige Buch, welches eine verkehrte und verwerfliche Manier mehr durch Uebertreibung als durch Spott und Verhöhnung derſelben bekämpfen zu wollen ſchien.

Wilhelm Hauff fühlte jedoch, was er ſich gegenüber von denjenigen ſchuldig war, die ernſtere Rechenſchaft von dem Schriftſteller fordern; er griff den Gegner in ſeiner durch Geſinnung und Ausdruck nicht minder, als durch beißenden Witz und echten Humor ausgezeichneten **„Controverspredigt“** auf eine gründlichere und entſchiedenere Weiſe an; es war beinahe, als wollte er die Zweideutigkeit des erſten Angriffs durch den Ernſt des zweiten in Vergeſſenheit bringen. Doch greifen wir unſern Leſern mit keinem Urtheile vor. Sie finden beide Schriften in unſerer Sammlung zuſammengeſtellt.

Der Ruhm, den Hauff bei dem großen Publikum durch ſeinen „Mann im Monde“ beſonders dadurch erhalten hatte, daß ihm die Schilderung des geſelligen Lebens und der Erzählerton des Tages in ſo hohem Grade gelungen war, führte ihn immer mehr den Darſtellungen der modernen Welt und dem eigentlichen Converſationston in der Novelle und dem Romane zu. So entſtand der zweite Band ſeiner Satansmemoiren und eine Reihe von Erzählungen, in welchen mehr oder weniger, mit Verbannung des Phantaſtiſchen, das neueſte Leben geſchildert wird. Die jüngſte dieſer Arbeiten, **„das Bild des Kaiſers,“** iſt übrigens eine Erzählung, in welcher ſo viel hiſtoriſche und poetiſche Wahrheit zugleich enthalten und die Darſtellung ſo ganz von der eigenthümlichen Grazie des Verfaſſers beſeelt iſt, daß man ſie gewiß unter die gelungenſten Hervorbringungen ſeines dichtenden Geiſtes zählen darf.

Neben jener Richtung auf das rein Moderne verfolgte aber Wilhelm Hauff ſeit einiger Zeit auch eine andere Bahn, auf welche ihn ebenfalls der Zeitgeiſt leitete, in der er jedoch mit richtigem Gefühl ein Gegenmittel gegen die Verflüchtigung ſeines Talents durch die immer wiederholte Darſtellung des konventionellen Lebens ſuchte; er betrat die längſt von Walter Scott angebahnte und ſeitdem viel bewandelte Straße des hiſtoriſchen Romans.

Sein **„Lichtenſtein,** romantiſche Sage aus der würtembergiſchen Geſchichte“, ward in unglaublich kurzer Zeit entworfen und ausgeführt. Er fand die günſtigſte Aufnahme in ganz Deutſchland, und verdiente ſie auch. Daß der anmuthige Stoff keine Sage, ſondern reine

Erfindung des Verfaſſers iſt, die ſich wie Epheu hinaufrankt an dem alten Felſenſchlößchen Lichtenſtein, das vielleicht nicht einmal ein eignes Geſchlecht dieſes Namens beſeſſen hat, das kann in den Augen des poetiſchen Leſers kein Vorwurf ſeyn; die geſchickte Benützung der Zeitbegebenheiten, und das großentheils wohlgetroffene Coſtüme, das uns Schwaben beſonders anheimeln muß, bringen die aus den Scottiſchen Romanen ſo beliebte Täuſchung hervor, die macht, daß man nicht mehr weiß, was Hiſtorie und was Dichtung an der Erzählung iſt. Ueberhaupt aber hat dieſer Roman bei allen Mängeln der Anlage und Charakterzeichnung und manchen Verſtößen gegen die Zeit, die er darſtellen will, doch ſo große Schönheiten im Einzelnen, es iſt der Keim zu ſo vielem Guten darin, daß dieſes Werk zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, und wir in einem zweiten Romane dieſer Art gewiß ſchon etwas Vollkommenes erhalten haben würden, zumal da er in dieſer zweiten Arbeit (über deren Entwurf er geſtorben iſt), wo er den Schauplatz ſeiner Mähren im Tyrol und deſſen neueſter Heldengeſchichte aufſchlagen wollte, ſich immer mehr von dem verführeriſchen Jargon der höheren geſelligen Welt zu entfernen und bei Volkscharakteren und kräftigen Naturen in die Lehre zu gehen entſchloſſen war.

Zu rühmen iſt auch, daß Hauff immer wieder zu ſeinen Märchen zurückkehrte, und ſo mitten unter jenen vom Publikum ſo günſtig aufgenommenen Darſtellungen des geſelligen Lebens ſich zu den Gebilden einer freieren Phantaſie zurückſehnte. Als Früchte dieſer Sehnſucht ſind die beiden ſpätern Jahrgänge der Märchenalmanachs zu betrachten.

Nach Vollendung ſeines Lichtenſteins verließ Hauff ſeine bisherigen Verhältniſſe. Der Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten erlaubte ihm eine Reiſe ins Ausland.

Seine Liebenswürdigkeit erwarb ihm auf dieſen Wanderungen allenthalben, beſonders in Dresden, Berlin und den Hanſeſtädten perſönliche Freunde unter allen Klaſſen der Geſellſchaft. Für die Poeſie trugen ſeine Reiſen, außer wenigem, was Fragment geblieben iſt, und als ſolches von uns gegeben werden wird, nur eine zur vollen Reiſe gekommene Frucht, in den „**Phantaſien im Bremer Rathskeller,**“ mit welchen er noch im Herbſte 1827, wenige Wochen vor ſeinem Tode, „Freunden des Weins“ ein Geſchenk machte, und welche ſich, was Erfindung und Darſtellung betrifft, unſtreitig dem beſten anreihen, was aus ſeiner Feder gefloſſen iſt.

In das Vaterland zurückgekehrt, übernahm Hauff die Redaction des Morgenblatts, und verheirathete ſich im Februar des Jahres 1827 mit einer Couſine ſeines Namens, dem Gegenſtande längſt gehegter Jugendneigung. Seine Freunde erzählen heitere Geſchichten von dem Beſtreben des jungen Mannes, dieſe Liebe, die den Verhältniſſen gemäß den allergeradeſten Gang hätte nehmen müſſen, ins Gebiet des Phantaſtiſchen und ſelbſt der Intrigue hinüber zu ziehen, ſo ſehr war ihm Romanenverwicklung auch im täglichen Leben Bedürfniß, und er ſuchte das Bäschen, zu deſſen Herzen und Hand ihm der Weg offen ſtand, heimlich wie ein Spartaner zu erobern. Dieſer Bund ſchien übrigens ſein Lebensglück dauerhaft zu begründen, und noch in demſelben Jahre ſchenkte ihm ſeine Frau eine Tochter. Aber die Freude fand ihn ſchon durch Unpäßlichkeit gedrückt. Troz dieſer that er noch am Kranken- und Sterbebette eines durch einen Sturz verunglückten theuren Freundes angeſtrengte Dienſte. Endlich beſchlich ein tückiſches Nervenfieber den Widerſtrebenden, der gewaltſam zur gewohnten und ihm ſo lieben Arbeit zurückkehren wollte. Wenige Stunden, erzählt uns ſein Bruder, bevor das Fieber ſeine Sinne in wilden Taumel riß, belebte die Freude zum lezten Male ſeine Züge bei der Kunde von der Seeſchlacht bei Navarin; das Ereigniß, das ſo viele Dichter zu politiſch-poetiſchen Erzeugniſſen begeiſterte, konnte er nicht mehr beſingen, er konnte ſich nur darüber freuen, er nahm die Freude hinüber in des Fiebers Wahnſinn, und es war rührend, zu hören, wie er, ſich für den Schlachtboten nach Jenſeits haltend, mehr als einmal rief: „Laßt mich, ich muß hin, ich muß es Müller ſagen!“ denn kaum vor zwei Monaten hatte er in Stuttgart den Sänger der Griechenlieder perſönlich kennen gelernt, und ſeit wenigen Wochen ſeinen jähen Tod betrauert.

Wilhelm Hauff entſchlief ſanft, indem er Gott „ſeinen unſterblichen Geiſt“ empfahl, am 18. Nov. 1827. Die Theilnahme an ſeinem frühen Tode war allgemein, und ſie ſprach ſich in Stuttgart durch eine ſehr zahlreiche Begleitung zum Grabe laut und rührend aus. Seine Mitarbeiter in der Poeſie wetteiferten, ihn mit ihrem Nachrufe zu feiern. Carl Grüneiſen, ſein Vetter und Jugendfreund, hielt eine Rede in der Kirche, der Verfaſſer dieſes Lebensabriſſes ſprach einige Strophen am Grabe und Ludwig Uhland griff einen edeln Akkord auf ſeiner lange verſtummten Leier. * Die ſämmtlichen Freunde beſorgten durch den Bildhauer Wagner, einen ausgezeichneten Künſtler, Danneckers Schüler, die Büſte des Verewigten, die in jeder Hinſicht gelungen zu nennen iſt.

---

* Gedichte und Rede finden ſich auf den nächſtfolgenden Blättern.

◆

Rede

nach Wilhelm Hauffs Beerdigung

(am 21ſten November 1827)

geſprochen

von

Hofkaplan Grüneisen.

Wir haben ſie vollbracht, die letzte und ſchwerſte Pflicht, die wir dem Bruder und Freunde ſchuldig waren. Noch ſträubt ſich unſer Gefühl vor dem Gedanken, daß es wahr ſey, was wir geſehen; und die Liebe, die ſeines heitern Lebens Fülle anſchauend mitgenoß, kann ſich noch immer nicht in den bittern Glauben finden, daß wir ihn verloren, daß er draußen liegt bei ſeinen und unſern Todten.

Zwei Mütter weinen um ihren Sohn, Bruder und Schweſter um ihren Liebling; und, die vor wenigen Tagen erſt ihm den ſüßen Vaternamen geſchenkt, die Mutter ſeines Kindes blickt thränenlos zu dem Unerforſchlichen empor, der ſeinen Frieden in das erſchütterte Herz ihr ſenken wolle! Uns aber, ſeiner Jugend Genoſſen und Freunde, ſoll bei der Rückkehr von dem Grabe des Theuren, unter den Gedanken des Todes, unter den Gefühlen der Trennung das Bild ſeines Lebens zurückkehren. Die lieblichen Züge und klaren Farben ſeiner kurzen und deshalb nur um ſo geliebteren Erſcheinung ſollen in friſcher Kraft vor unſerm Geiſte ſich bewegen. Indem wir ſie feſthalten, wird ſich an dieſen Bildern unſer Glaube beleben und ſtärken, daß er uns nur entſchwunden, nicht verloren ſey; und in ſolcher Betrachtung wird uns die

Stunde ſeines Todes der freundliche Schlüſſel werden, um die Bedeutung ſeines kurzen Lebens und ſchönen, reichen Wirkens zu errathen.

Wenn wir uns um den erſten Eindruck befragen, welchen bei jeder neuen Berührung der Heimgegangene auf uns hervorgebracht, welchen, ein Spiegel ſeines inneren Lebens, ſeine Schriften in jedem erzeugen müſſen; iſt es da nicht ſeine Heiterkeit, ſein reger Lebensmuth, die Würze alles Daſeyns und Genuſſes, die muntere Laune, die jeder Erſcheinung, jedem Ereigniß die frohere Seite abgewann, und überall bei argloſen Herzen Anklang ſuchte und fand; der friſche Sinn, womit er Natur und Leben erfaßte, Natur und Leben wiedergab? In dieſem heitern Geiſte aber ruhte ein ſinnendes Gemüth, ohne welches er ſich ſelbſt und uns verflüchtigt worden wäre, aufmerkſamen Auges auf die Geſtalten ſeiner Umgebungen, wie auf die Regungen der eigenen Bruſt; ein ſinnendes Gemüth, welches in Blumen und Menſchenaugen, in Thaten und Worten den hohen Sinn, die zarten Keime, die redliche Abſicht, wie den ſchlimmen Willen, die unreine Neigung, den verſteckten Frevel las; welches mit der gewohnten Lebendigkeit in Blick und Rede das Edle, Reine, Göttliche zu preiſen, zumal die heiligen Triebe ſeines Innern zu entfalten, aber auch mit ſchnellem treffendem Witz das Verkehrte zu tadeln, das Gemeine und Giftige mit ernſter Rüge zu züchtigen verſtand. Sein Witz floß aus einem edeln Herzen, ſein Zorn ſprühte von einer für das Wahre, Schöne und Rechte begeiſterten Zunge. Nie hat ſein Spott das Heilige dort oben berührt, nie des Herzens reine Gefühle, nie des Lebens zärtere

Verhältniſſe befleckt. Denn Wohlwollen und Güte bezeichnen jeden ſeiner Schritte. Wer unter uns iſt von ihm gegangen und hätte ſich dieſer Güte nicht erfreut? Wer iſt ſeinem Leben näher geſtanden und hat ſich von der Liebe nicht überzeugen müſſen, welche, von einem tugendhaften Vater auf den frühe Verwaiſeten übergegangen, unter der aufopfernden Pflege einer raſtlos ſorgenden Mutter genährt, auf alle Kreiſe ſeines Umgangs, auf alle Beziehungen ſeiner Thätigkeit ſich erſtreckte? Uns Allen und ſo Vielen nahe und ferne, denen er Freund geweſen im ſchönſten Sinne des Wortes, unvergeßlich wird uns bleiben das treue, brüderliche Herz, das mit offener Liebe den Genoſſen einſt erklärte, ſein innerſtes Geſetz, ſein ganzes Weſen fordere, daß es ſich anſchließe, wo es Frohſinn, Heiterkeit und Herzlichkeit finde; das die Tage der Jugend und vornehmlich des akademiſchen Lebens mit voller Hingebung an reine Geſelligkeit zubrachte; das ſeine Begeiſterung für die Wiſſenſchaft, ſeine Liebe zur Kunſt an die heiligen Bande der Freundſchaft knüpfte, und in der Freundſchaft nur dann Genüge fand, wenn es ſich ganz, ohne Rückhalt, mit allen den kleinſten und größten Wünſchen, welche ſich in ihm bewegten, ja ſelbſt mit all' den Mängeln, das es an ſich ſelbſt entdecken und belächeln zu müſſen glaubte, aufſchloß. Ungeſchwächt wird des Gatten Bild vor der Seele des liebenden Weibes ſtehen, deren Liebe ſein reines Jünglingsherz entflammte, nach deren frühem Beſitz er ſo ſehnend rang, für die er einen ſo freundlichen Heerd erbaut, und deren Leben er mit Geſangesgaben ſo reich geſchmückt und geehrt hatte! An jedem künftigen Morgen wird unter Thränen ſeine

Mutter, durch deren Bruſt ſo manches Schwert ſchon gedrungen iſt, die zarte Anhänglichkeit und das kindliche Vertrauen ſegnen, womit ſie der Sohn immerdar, am glühendſten in ſeiner letzten Stunde, umſchlang.

Mit dieſem heitern Weſen, dieſem ſinnigen Geiſte, dieſer offenen, treuen Liebe trat er der Welt entgegen, und ſein Leben ward glücklich, weil er mit glücklichem Sinn es nahm und bildete. O Wonnezeit voll holder Träume! rief er jüngſt beim Rückblick auf das Morgenroth ſeiner Kindheit. * Eine Wonnezeit, ein Frühlingsmorgen war ſein ganzes Daſeyn auf der Erde. Innige Sorge der Mutter und der Geſchwiſter; reiche Liebe der Braut und Gattin; Beſitz wackerer Genoſſen, treuer Freunde; Achtung aller Umgebungen, und für die Schöpfungen ſeines Geiſtes ein Beifall, der ſeine beſcheidenen Wünſche weit übertraf und ſeine Kraft zu neuen Anſtrengungen reizte; ein Beifall, wie er ſelten einem der aufſtrebenden Jünger der Kunſt zu Theil geworden iſt; die Befreundung mit den ausgezeichnetſten Geiſtern Deutſchlands, die er zum Theil unter ihrem Dache aufgeſucht, zum Theil an ſeinem Heerde aufgenommen; der Eintritt in einen ſeinen Neigungen und ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung ſo ganz entſprechenden Wirkungskreis, und die ſchönſten Hoffnungen häuslichen Glücks und einer ehrenvollen Laufbahn unter ſeinen Zeitgenoſſen; dies Alles war ihm aufgeblüht; mitten aus dieſem Garten ſeiner Freuden und Genüſſe, von dieſer Wiege großer Ahnungen und Entwürfe hat ihn der Tod hinweg

---

* Phantaſien S. 34.

genommen. Die heitere Lebensflamme iſt erloſchen. Vor wenigen Wochen hat er an dem Grabe eines Freundes geweint; drauf den andern zur Ruhe getragen, nicht ahnend, daß er ſich ſelbſt ſein Bett beſtelle, daß zu dem Kranz der Ehre nun bald der Todtenkranz um die bleiche Stirne ſich winden werde.

Freunde! ſollte dieſes Leben voll Anmuth und Liebe todt, ſollte mit den lieben blauen Augen ſeines Antlitzes auch das Auge ſeines Geiſtes geſchloſſen ſeyn? Ihr habt es gehört, wie er, der Worte des Erlöſers eingedenk, in ſeines Vaters Hände ſeinen unſterblichen Geiſt befahl, wie ſeine Seele in den letzten Stunden ſeines Verweilens unter uns ſchon einer höheren Welt angehörte, und mit dem demüthigen Gefühle, daß er Menſch geweſen, vor das Gericht der ewigen Liebe ſich ſtellte! Ihr dürft den Glauben, der die Bruſt des Sterbenden über den Kampf der Trennung emporhob, nicht von Euch weiſen, wenn jemals Euer Geiſt dem ſeinigen ſich befreundet anſchloß. In ſeinem Tode müſſet Ihr mit heiligen Zügen die Wahrheit geſchrieben leſen, daß es keinen Tod gibt, und daß, wenn es einen Tod gäbe, Glaube und Liebe ihn überwinden!

Ja! wir müſſen dieſem Tode, der ſo überraſchend hereinbrach und unſere Gemüther erſchütterte, nicht nur ſeine drohende Außenſeite nehmen, ſondern auch die höhere Bedeutung deſſelben aufſuchen; wir müſſen, indem wir durch ihn das Leben des Entſchwundenen zu enträthſeln beginnen, in die Führungen des geheimnißvollen Geiſtes, der die Geſchicke des Daſeyns alle väterlich ordnet, mit chriſtlich weiſer Ergebung uns fügen lernen.

War es nicht, als ob der Theure die Kürze ſeines Bleibens unter uns voraus empfunden hätte, da er ſo ſchnell und ſo mit ganzer Seele die Freuden des Lebens hinnahm? als ob er mit einem vollen Zuge den Becher des harmloſen Genuſſes leeren wollte? als ob er auf der kleinen Strecke ſeiner Lebensbahn eine größere Liebe empfangen und ſchenken müßte, als andere nach mühſamer Reiſe durch die Welt ſich deren rühmen dürfen? als ob es ihm Bedürfniß wäre, deßhalb ſo frühe die Geliebte heimzuführen, im Kreiſe der Freunde goldene Feierſtunden hinzubringen, mit jener überall bewunderten Thätigkeit und Vielſeitigkeit dem Zuge ſeiner Kunſt zu folgen, mit jugendlichem Feuer den verderbten Geſchmack der Zeit in die Schranken zu rufen, hier für das Panier wahrer Kunſt und ſittlicher Würde zu ſtreiten und ſeinem Namen einen gewichtigen Klang auf deutſchen Lippen zu geben? War es nicht, als ob er im Gefühl des nahen Scheidens in den Kreis weniger Stunden und Tage den Werth und das Glück eines ganzen, langen Menſchenlebens zu feſſeln ſuchte? Es iſt ihm geworden; ſein Leben iſt der ſchönſten Gedichte eines, die er uns geſungen. Es ward ihm geſchenkt mit allen ſeinen Bildern und Träumen, Genüſſen und Wonnen von der ewigen Liebe! Es mußte, wenn es dieſe ungetrübte Klarheit vor unſern Blicken, dieſen vollen Werth für ihn ſelbſt behalten ſollte, ſchnell vorübergehen, nach dem Geſetze der Natur, wornach die ſeltenſten und ſchönſten Blumen die Erſcheinung nur weniger Stunden ſind. Es mußte bewahrt werden das Herz, das noch keine Wunde gefühlt, der heitere Muth, den noch kein Sturm gebrochen hatte. Wir danken dir, heiliger Gott, für dieſes Leben unſers Freundes. Wir ahnen und preiſen deinen Rathſchluß bei ſeinem Tode. Droben im Vaterlande der Geiſter, über die Gegenſätze dieſes irdiſchen Lebens erhaben, dem höchſten und ewigen Berufe hingegeben, lebt er und ſieht lächelnd herab auf unſere Liebe, und du trockneſt durch ſtilles Andenken an ihn die Thränen derer, die ſeinem Herzen die nächſten ſind, und läſſeſt über der dunkeln Gegenwart die Wolken ſich zertheilen und gibſt deinen Frieden der Wittwe, die, den verwaiſeten Liebling an ihr banges Herz drückend, von dir allein, der du die Liebe biſt und alles Lebens Quelle, ihren Troſt erfleht!

Laßt uns denn hingehen mit einer ſtillen Trauer, mit einer Ergebung, ſeiner Liebe und unſeres Glaubens werth! Und ſo oft wir künftig des Freundes gedenken, ſo oft an ſeinem Hügel die Sehnſucht nach ſeinem theuren Anblick ſich heftiger in uns regt, laßt uns die Worte, die er ſelbſt * am Grabe ſeines Vaters uns vorſprach, nie vergeſſen:

Sey ruhig! Auch er ſchlummert nur ein Weilchen! Amen.

---

* Phantaſien S. 35.

Gedichte
zu
Wilhelm Hauffs Andenken.

I.
Im Namen der Freunde
gedichtet
und
am Grabe geſprochen
von
G. Schwab.

O heller Tage dunkles Ende, Tod!
Den Schleier wirfſt du über viel Geſtalten,
Die reich an Leben und von Jugend roth
Vor dieſem Auge, das du ſchloſſeſt, walten;
Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,
Das wußt' es ſchnell und glänzend zu entfalten,
Das wandelt noch vor unſern Blicken her,
Nur, der es ſchuf, der ſchauet es nicht mehr.

Aus Luſt und Laune mußt' Er bald heraus,
Und kurze Friſt ward ihm zum Ernſt gegeben;
Die Liebe führt ihn in des Freundes Haus,
Dem jäher Sturz zerſchmetterte das Leben,
Da ward vertraut Er mit des Grabes Graus
Und neue Bilder ſah Er um ſich ſchweben;
Den Blick verſenkt' er in den ſchwarzen Schlund:
„Laßt mich zum Freunde!“ ſprach ſein kranker Mund.

Und Weib und Kind und Ruhm — beſcheeret kaum —
Schon ſchwand's vor Ihm, und immer ward er ſtummer;
Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,
Vom bunten Fiebertraum in tiefen Schlummer,
Und ſo, im Schlummer, in den engen Raum
In den er ſinkt zu ſeiner Freunde Kummer;
Uns bleibt von ſeines Hauptes Jugendglanz,
Nichts als der frühe, grüne Lorbeerkranz.

Doch weinet ihr um den entflohnen Geiſt
In hoffnungsloſer Trauer nicht, ihr Lieben!
Uns iſt, was uns der Wahrheit Wort verheißt,
Mit Flammenſchrift in unſre Bruſt geſchrieben:
Die Kraft, die ſchöpferiſch den Schöpfer preist,
Die denkt und dichtet, ſie kann nicht verſtieben;
Sie ſchwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie ſchaffet droben in dem Reich des Lichts.

II.

Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinſcheiden.

Von

Ludwig Uhland.

Dem jungen, friſchen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbſt gegeben,
Ihm laſſet uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blüthenvollen!

Noch eben war von dieſes Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf ſchroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob ſich neu
Ein Wolkenſchloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die ſtille Kraft
Des Erdgeiſt's — räthſelhafte Formen ſchafft:
Am Fackellicht der Phantaſie entfaltet,
Sahn wir zu Heldenbildern ſie geſtaltet;
Und jeder Hall, in Spalt und Kluft verſteckt,
Ward zum beſeelten Menſchenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Feſtestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Alterthum den Sarg,
Der heiter die verglühte Aſche barg:
So hat auch Er, dem unſre Thräne thaut,
Aus Lebensbildern ſich den Sarg erbaut.

Die Aſche ruht — der Geiſt entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, deſſen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunſt ihr himmliſch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Wilhelm Hauffs Gedichte.

Inhalt.

Seite
Der Schweſter Traum. 1827 35
Mutterliebe. 1821 38
An die Freiheit. 1822 40
Zur Feier des 18. Junius 1822—24 42
Turnerluſt. 1823 47
Burſchenthum. 1823 49
Trinklied. 1824 51
Reiters Morgengeſang. 1824 53
Soldatenmuth. 1824 54
Prinz Wilhelm. 1824 56
Soldatentreue. 1824 58
Soldatenliebe. 1824 59
Hans Huttens Ende 60
Entſchuldigung 62
Jeſuitenbeichte. 1826 65
Regel für Kranke 67
Schriftſteller 68
Lehre aus Erfahrung 69
Amor der Räuber. 1822 70
Logogryph. 1827 71
Räthſel. 1827 72
Charade. 1827 74
Stille Liebe. 1824 75
Troſt. 1824 76
Sehnſucht. 1824 77
Ihr Auge. 1824 79
Serenade. 1824 80
Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage . . 81
An Emilie 83
Der Kranke. 1820 85
Grabgeſang. 1826 87
Aus dem Stammbuch eines Freundes. 1824 . . . 88

Der Schweſter Traum.

Sie ſchläft. — Es iſt die letzte Nacht des Jahres,
Und wenn die Morgenglocken wieder tönen,
Grüßt eine neue Zeit das holde Kind.

Man ſagt, in dieſer letzten Mitternacht
Entſteigen ihren Gräbern manche Schatten,
Die Seelen ſchweben von dem Himmel nieder,
Die Heimath und die Freunde zu beſuchen.
Auch ſie gedachte dieſer alten Sage,
Als ſie im ſtillen, einſamen Gemach
Die Ruhe ſuchte, und den ſchönen Augen
Entſtrömten Thränen. Doch nicht kind'ſche Angſt
Vor der geheimnißvollen Wiederkehr
Geſchied'ner Geiſter trübte ihre Blicke;
Nein, die Erinn'rung an geliebte Schatten,
Die Wehmuth um ſo manches theure Grab
Senkte ſich nieder in die ſtille Seele;
Sie hat für ſie gebetet und geweint.

Sie ſchlummert, und es nahen die Verlornen,
Die ſchönen Todten, ihrem ſtillen Lager,
Die Schweſtern ihrer Jugend ſtehen auf
Von einer Welt, wo keine Blüthe ſtirbt.

Erkennſt Du ſie? Du ſiehſt ſie nimmer wieder
Als blühende, als irdiſche Geſtalten;
Nicht, wie ſie Blumen pflückten, Kränze banden,
Nicht, wie ſie um den trauten Winterheerd
Die ſchaurig ſchönen Märchen Dir erzählten,
Nicht, wie Du ihnen unter Luſt und Scherz
Zum Maientag die ſchönen Haare flochteſt —
Dies Alles blieb in ihrem frühen Grab.
Sie nahen Dir mit geiſterhaftem Schimmer,
Umſtrahlt von heil'gem, überird'ſchem Glanz.
Doch, ſind die Blüthenkränze abgeſtreift,
Iſt ihrer Jugend Schmuck im Sarg zerfallen,
Sie bringen doch die alte Liebe mit,
Und ſanfter als in ihrer Erdenſchöne,
Und weich und zärtlich wie der Lampe Licht,
Das Deine milden Züge ſtill umſchwebt,
Sind ſie genaht, und deinem geiſt'gen Blick
Begegnen grüßend ihre lichten Augen,
Von Strahlen der Unſterblichkeit gefüllt.

Sie ſegnen Dich; von ihren heil'gen Lippen
Ertönt es wie der Aeolsharfe Ton,
Wenn lieblich flüſternd durch die feinen Saiten
Der Hauch des Abends weht: „Geliebte Schweſter,
Wir denken Deiner, und wir ſind Dir nah',
Und ſegnend ſchweben wir um Deine Tritte,
So oft dein Aug' im ſchönen Morgenroth,
Im heitern Blau des Mittags ſich ergeht,
Trifft uns dein Blick; ſiehſt du den Wölkchen nach,
Die in dem Meer der Abendröthe ſegeln,
Dort ſchiffen wir; und auf des Mondes Strahl,
Der mild und freundlich in dein Fenſter fällt,
Entſchweben wir von deinem ſtillen Lager
Mit deinen Thränen nach den ſel'gen Höhn.“

So flüſtern ſie und neigen ſich herab,
Die Stirn der theuern Schlafenden zu küſſen
Und dann beflügelt, eh' ſie ſchnell erwacht,
Eh' ihre Augen die Erſcheinung haſchen,
Im milden Strahl des Mondes aufzuſchweben
Nach ſel'gen Höhn. Ja dort, wo anders fände
Die Schweſterliebe ihre ew'ge Heimath?
So ſtürmiſch nicht, nicht ſo voll hoher Worte,
Wie Bruderliebe, doch nicht minder tief,
Gleicht ſie dem Bergſee, der in heil'ger Stille
Den Himmel und die friedlichen Geſtade
Getreuer wiederſpiegelt als der Bergſtrom,
Der Wild und Ufer in ſein Bett begräbt.

Ja, tief und ſelig iſt die Schweſterliebe,
Und zarter, rührender erſcheint ſie kaum,
Als wenn ſie über Gräbern noch ſich findet,
Und Todte leben in der Schweſter Traum.

* * *

Mutterliebe.

Mutterliebe!
Allerheiligſtes der Liebe!
Ach! die Erdenſprache iſt ſo arm,
O! vernähm' ich jener Engel Chöre,
Hört ich ihrer Töne heilig Klingen,
Worte der Begeiſt'rung wollt ich ſingen:
„Heilig, heilig iſt die Mutterliebe!"

Wie die Sonne geht ſie lieblich auf,
Blickt herab den Blick voll ſüßen Frieden,
Lächelt freundlich ihrer jungen Blüthen —
Und die Pflanze ſproßt zum Licht hinauf.
Rauhe Stürme ziehen durch die Flur,
Und die junge Pflanze bebet,
Doch die Sonne blickt durch die Natur,
Und die junge Pflanze lebet,
Neu erwärmt von ihrem Blick, und ſtrebet
Höher noch zu ihrer Sonne auf.

Mutterliebe! du, du biſt die Sonne!
O wie leuchteſt du der Blüthe doch ſo warm!
O wie heilig iſt die Mutterwonne,
Wenn das Kind umſchlingt der Treue Arm!
So am Abend, ſo am Morgen,
Nie ermattet ſie,
Wacht in Freuden, wacht in Sorgen
Spät und früh;
Sie begießt mit Mutterthränen
Ihrer Augen Luſt,
Wärmet ſie mit ſtillem Sehnen
An der treuen Bruſt.

Süße Hoffnung ſchwellt die Mutterbruſt,
Daß die Blüthe werd' zur Knoſpe keimen,
Früchte ſieht ſie in den ſüßen Träumen —
    Heil'ge, reine Mutterliebe,
    Daß ſich nie dein ſtiller Himmel trübe!

Mutterliebe!
Allerheiligſtes der Liebe!
Dir ertönten jener Engel Chöre;
Als der Herr zur Erde niederſtieg,
Wollt' er an der Mutterlieb' erwarmen
Und erwachte in der Mutter Armen.

    Sinket nieder,
    Schweſtern, Brüder,
Fleht zu dem, der Mutterlieb' gekannt,
Der ſie ſchuf, ſein reinſtes Seelenband,
Fleht mit uns, ihr Geiſter unſrer Lieben,
Tragt es aufwärts unſer kindlich Fleh'n,
Tragt's hinauf zu jenen Sternenhöh'n,
Werft euch nieder vor des Vaters Thron,
Fallet nieder vor der Mutter Sohn,
Daß auf uns er ſeine Gnade ſenke
Und den ſüßen Troſt uns immer ſchenke —
    Das ſegensvolle Heiligthum der Liebe,
    Der Mutterliebe!

An die Freiheit.

Was mir ſo leiſe einſt die Bruſt durchbebte,
Als ich zuerſt zum Jüngling war erwacht,
Was ſich ſo hold in meine Träume webte,
Ein lieblich Bild aus mancher Frühlingsnacht;
Und was am Morgen klar noch in mir lebte,
Was dann, zur lichten Flamme angefacht,
Mit kühner Ahnung meine Seele füllte —
Es wären nur der Täuſchung Luftgebilde?

Was ich geſchaut im großen Buch der Zeiten,
Wenn ich der Völker Schickſal überlas,
Was ich erkannt, wenn ich die Sternenweiten
Der Schöpfung mit dem trunk'nen Auge maß,
Was ich gefühlt bei meines Volkes Leiden,
Wenn ſinnend ich am ſtillen Hügel ſaß —
Ich fühle es an meines Herzens Glühen,
Es war kein Traumbild eitler Phantaſien!

Du, ſtille Nacht, und du, o meine Laute!
Nur euch, ihr Trauten, hab' ich es geſagt;
Ertönt's noch einmal, was ich euch vertraute,
Erzählt's dem Abendhauch, was ich geklagt,
O ſagt's ihm, was ich fühlte, was ich ſchaute,
Und was mein ahnend Herz zu hoffen wagt;
O Freiheit, Freiheit! dich hab ich geſungen,
Und meiner Ahnung Lied hat dir geklungen!

Die müde Sonne iſt hinab gegangen,
Der Abendſchein am Horizont zerrinnt,
Doch du, o Freiheit, ſpielſt um meine Wangen,
Stiegſt du hernieder mit dem Abendwind?

Nach dir, nach dir ringt heißer mein Verlangen,
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich ſo mild, ſo lind —
O weile hier, wirf ab die Adlerflügel!
Du ſchweigſt? du meideſt ewig Deutſchlands Hügel?

Wohl lange iſt's, ſeit du ſo gerne wohnteſt
Bei unſern Ahnen in dem düſtern Hain;
Dünkt dir, wie gern du auf den Bergen throneſt
Vom eiſ'gen Belt bis an den alten Rhein?
Mit Eichenkränzen deine Söhne lohnteſt?
Das ſchöne Land ſoll ganz vergeſſen ſeyn?
Noch denkſt du ſein; es wird dich wiederſehen,
Wird auch dein Geiſt dann längſt mein Grab umwehen.

Zur Feier des 18. Junius.

I.

Seyd mir gegrüßt im grünen Lindenhain,
Seyd mir gegrüßt, ihr meine deutſchen Brüder;
Auf! ſammelt euch in feſtlich frohen Reih'n,
Stimmt fröhlich an des Sieges Jubellieder,
Daß heut der ſtolze Adler niederſank,
Daß ſich mein Volk einlöste mit dem Schwerte
Sein Heldenthum, der Freiheit Ruhm, die deutſche Erde,
Trags zu den Wolken, donnernder Geſang!

Trübt auch die Wolke unſers Feſtes Glanz,
Sind auch zerſchlagen ſchon des Siegs Altäre,
Die jüngſt noch, in dem jungen Siegerkranz,
Der Deutſche weihte ſeines Volkes Ehre;
Mög' Argliſt auch und Trug mit finſt'rem Bann
Dem Siegervolke noch die Zunge binden,
Begeiſterung, des Jünglings Dank ſoll's laut verkünden:
„Wer dort gekämpft, fiel nicht für einen Wahn!“

Denn auferſtehen ſoll ein neu Geſchlecht,
Wir fühlen Kraft in uns, uns dran zu wagen,
Zu kämpfen für die Wahrheit und das Recht,
Um deutſch zu ſeyn, wie in der Vorzeit Tagen!
Ein hoher Sinn ſtieg auf aus blut'gem Streit,
Es kehrt der bied're Geiſt der Väter wieder,
Und ſtolzer ſteh'n, in deutſcher Kraft und frei, o Brüder,
Wir auf den Trümmern der vergang'nen Zeit.

Drum tretet muthig in die Kämpferbahn,
Noch gilt es ja, das Ziel uns zu erringen!
Für's liebe Vaterland hinan! hinan!
Doch nur von Innen kann das Werk gelingen,
Und nicht durch Völkerzwiſt, durch Waffenruhm,
Nein, unſer Weg geht durch Minerva's Hallen;
Laßt uns vereint zum Ideal, zum Höchſten wallen,
Erſchaffen uns ein echtes Bürgerthum!

Ja, ſo erſteht ein freies Vaterland,
O Bruderbund, dies haſt du dir erkoren!
Hebt in die Lüfte auf die treue Hand,
Dem Vaterlande ſey es feſt geſchworen!
O ſchöne Saat; der junge Stamm erblüht,
Und ſchützend ragt er auf wie Deutſchlands Eichen,
Blüh', ſchöner Stamm, die Sonne kommt, die Schatten weichen,
Und fern dahin die dunkle Wolke zieht.

II.

1823.

Ferne in der fremden Erde
Ruhet ihr bei euerm Schwerte
In des Todes ſichrer Hut:
Heil'ger Frieden
Lohnt euch Müden
Nach des Tages heißer Glut.

Frankreichs Adler ſaht ihr fallen,
Hörtet Siegesdonner ſchallen,
Als der Tod das Auge brach:
Heil euch Lieben,
Träumet drüben
Von der Freiheit goldnem Tag.

Selig preiſ' ich eure Looſe
In der Erde kühlem Schooße.
Ach, ihr ſaht der Freiheit Licht,
Saht ſie ſteigen
Ueber Leichen —
Doch ſie ſinken ſaht ihr nicht.

Fern von eurem Siegesthale
Denken wir beim Todesmahle
Innig eurer Siegerſchaar,
Und wir gießen,
Euch zu grüßen,
Thränen auf den Feſtaltar.

III.

1824.

So nahſt du wieder, holde Siegesfeier,
Die unſre Bruſt mit ſüßen Träumen füllt,
Die mit der Freude dichtgewebtem Schleier
Das trübe Bild der Gegenwart verhüllt;
Du nahſt — und alle Herzen ſchlagen freier,
Geſang und Jubel tönet durchs Gefild,
Und meiner Brüder frohe Blicke ſagen:
„Es war mein Volk, das dieſe Schlacht geſchlagen!“

Es war mein Volk! und nicht die frohen Binden
Von Eichlaub ſollten ſchmücken das Gelag;
Wohl ſollten wir Zypreſſenkränze winden
Um mancher Hoffnung frühen Sarkophag;
Doch — den Gefallnen laßt uns Kränze winden,
Und einmal noch am frohen Siegestag,
Weil rings um uns des Sieges Früchte welken,
Laßt uns in der Erinnrung Träume ſchwelgen.

Drum grüß' ich dich, du Feld, wo ſie gefallen,
Wo froh ihr Aug' im Siegesdonner brach!
Drum grüß' ich euch in euern Wolkenhallen,
Ihr Tapfern, die ihr tilgtet unſre Schmach!
Euch, tapfern Sängern, euch, ihr Helden allen,
Euch tönen unſre Liebesgrüße nach,
Und euch, die ihr dem Auge ſchnell entſchwunden,
Der jungen Freiheit kurze Frühlingsſtunden!

Und hätte man den Denkſtein euch zerſchlagen
Und eure Kränze in den Staub gedrückt;
Die Blumen haben in des Frühlings Tagen
Der Helden Grab mit neuem Grün geſchmückt.
So keimt auch unſre Hoffnung unter Klagen;
Denn ob der Sturm ſie Blatt für Blatt zerpflückt,
Neu ſproßt ſie aus dem Hügel eurer Leichen,
Und Gott wird wachen über ihren Zweigen.

IV.

1824.

Wo Eine Glut die Herzen bindet,
Wo Aug' dem Auge nur verkündet,
Was Sehnſucht in dem Herzen ſpricht;
Wo, wenn der Sturm die Form zerſpaltet,
Die Gottheit in den Trümmern waltet,
Kennt man der Liebe Trennung nicht.

Heran, ihr Brüder! Nord und Süden,
Ob euch des Herrſchers Wink geſchieden,
Laßt uns Ein Volk von Brüdern ſeyn;
Schließt ja in Schönbunds weiten Auen
Von allen Strömen, allen Gauen
Ein Raſen unſre Brüder ein.

Wohl iſt der Siegsgeſang verklungen,
Ganz anders wird jetzt vorgeſungen,
Ganz andre Weiſen ſpielt man vor;
Doch tönt, von Wehmuth fortgetragen,
Ein Ton noch aus den beſſern Tagen
Und ſchlägt an manch empfänglich Ohr.

Hört ihr auf Frühlings leichten Schwingen
Den alten Ton herüber klingen
Von unſrer Brüder Schlachtgefild?
Der Einklang iſt's von tauſend Tönen,
Der mächtig in Germanias Söhnen
Zu der Begeiſt'rung Wogen ſchwillt.

Turner-Lust.

Was zieht dort unten das Thal entlang?
Eine Schaar im weißen Gewand; —
Wie muthig brauſet der volle Geſang!
Die Töne ſind mir bekannt.
Sie ſingen von Freiheit und Vaterland,
Ich kenne die Schaaren im weißen Gewand.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Die Turner ziehen aus.

Die Turner ziehen in's grünende Feld
Hinaus zur männlichen Luſt;
Daß Uebung kräftig die Glieder ſtählt,
Mit Muth ſie füllet die Bruſt.
Drum ſchreiten die Turner das Thal entlang,
Drum tönet ihr muthiger froher Geſang:
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt.

O ſieh, wie kühn ſich der Blick erhebt,
Wenn der Arm den Gegner erfaßt!
Und frei, wie der Aar durch die Lüfte ſchwebt,
Fliegt auf der Turner am Maſt;
Dort ſchaut er weit in die Thäler hinaus,
Dort ruft er's froh in die Lüfte hinaus:
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt!

Es iſt kein Graben zu tief, zu breit,
Hinüber mit flüchtigem Fuß!
Und trennt die Ufer der Strom ſo weit,
Hinein in den toſenden Fluß!

Er theilt mit dem Arm der Fluthen Gewalt,
Und aus den Wogen ſein Ruf noch ſchallt:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt!

Er ſchwingt das Schwert in der ſtarken Hand,
Zum Kampfe ſtählt er den Arm;
O dürft er's ziehen für's Vaterland!
Es wallt das Herz ihm ſo warm.
Und ſollte ſie kommen, die herrliche Zeit,
Sie fände den tapfern Turner bereit!
Hurrah! hurrah; hurrah!
Wie ging's dann muthig in Feind!

So wirbt der Turner um Kraft und Muth
Mit Frühroths freundlichem Strahl,
Bis ſpät ſich ſenket der Sonne Gluth
Und Nacht ſich bettet im Thal;
Und klingt der Abendglocken-Klang,
Dann ziehn wir nach Haus mit fröhlichem Sang:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt!

Das Burschenthum.

Wenn die Becher fröhlich kreiſen,
Wenn in vollen Sangesweiſen
Tönt ſo manches Helden Ruhm,
Ja, da muß man dich auch ſingen,
Muß auch dir die Becher ſchwingen,
Dir, du altes Burſchenthum!

Fragt Ihr, wo die Freiheit wohne?
Auf Europa's weiter Zone
Habt Ihr nimmer ſie geſehn;
Nur bei alter treuer Sitte,
In der Burſchen froher Mitte
Mag ihr Tempel noch beſteh'n.

Froh und frei, wie's unſre Alten
Einſt zu ihrer Zeit gehalten,
Leben wir, ſo lang es gilt;
Freuen uns mit leerer Taſche,
Wenn uns nur aus voller Flaſche
Klar der braune Nectar quillt.

Nicht in marmornen Trophäen
Kann die ſpäte Nachwelt ſehen,
Was wir Brüder hier gethan;
Doch zum Denkſtein unſern Siegen
Häufen wir aus leeren Krügen
Hohe Pyramiden an.

Mit dem Humpen in der Linken
Wollen wir Dein Wohlſeyn trinken,
Altes, frohes Burſchenthum;
Mit dem Hieber in der Rechten
Wollen wir Dich kühn verfechten,
Freies, tapfres Burſchenthum!

Trinklied.

Wer ſeines Leibes Alter zählet
  Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Thaler fehlet,
  Sich um den Groſchen luſtig macht,
Der findet in uns ſeine Leute,
  Der ſey uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn, wie uns, der Gott der Freude
  In ſeine ſanften Arme ſchließt.

Wenn von dem Tanze ſanft gewieget,
  Von Flötentönen ſanft berauſcht,
Fein Liebchen ſich im Arme ſchmieget,
  Und Blick um Liebesblick ſich tauſcht;
Da haben wir im Flug genoſſen
  Und ſchnell den Augenblick erhaſcht,
Und Herz an Herzen feſtgeſchloſſen
  Der Lippen ſüßen Gruß genaſcht.

Den Wein kannſt Du mit Gold bezahlen,
  Doch iſt ſein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in ſeine Strahlen,
  In ſeine Geiſterglut Dich taucht;
Uns, die wir ſeine Hymnen ſingen,
  Uns leuchtet ſeine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
  Steigt unſer Geiſt zum Geiſt empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte
  Zum würdigen Geſang erhebt,
Euch grüß' ich, wogende Akkorde,
  Daß ihr zu uns hernieder ſchwebt!

Sie tauchen auf — ſie ſchweben nieder,
Im Wollton rauſchet der Geſang,
Und lieblich hallt in unſre Lieder
Der vollen Gläſer Feierklang.

So haben's immer wir gehalten
Und bleiben fürder auch dabei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu.
Denn, wird einmal der Geiſt uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Geſang und Liebe
In unſern Freudenhimmel ein.

Reiters Morgengesang.

Nach einem ſchwäbiſchen Volkslied.

Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Luſt ein End gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach, die Roſen welken all!

Darum ſtill,
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Soldatenmuth.

Soldatenmuth ſiegt überall,
Im Frieden und im Krieg,
Bei Flöten- und Kanonenſchall
Erkämpft er ſich den Sieg:
Sey's um ein Küßchen mit der Maid,
Sey's mit dem Feind um Blut,
Da iſt er ſchnell zum Kampf bereit,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth!

Wenn ſich der Tanz im Wirbel ſchwingt,
Und Aug' in Auge blickt,
Der Arm ſich um die Hüfte ſchlingt,
Und Hand in Hand ſich drückt,
Da iſt die Maid in kurzer Friſt
Dem ſchlanken Burſchen gut;
Wer lange fragt, hat nie geküßt,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth!

Und wenn am heißen Sommertag
Den Marſch die Hitze drückt,
Und wenn das raſche Roß erlag
Und müd zur Erd' ſich bückt,
Hat der Soldat ſich aufgerafft,
Er ſinget wohlgemuth,
Wirbt durch Geſang ſich neue Kraft;
So ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
So ſiegt Soldatenmuth!

Und wenn im Thal die Banner weh'n,
Und Heer an Heer ſich ſchließt,
Und uns von den Batt'rienhöh'n
Kanonendonner grüßt:
Da reißt uns durch den Waffenplan
Des Kampfes wilde Glut,
Da mit dem Schwert, Mann gegen Mann,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth.

Und wenn mein Stündlein kommen ſollt',
So bin ich friſch zur Hand;
Ich ſterb ja nicht für eitles Gold,
Ich fall für's Vaterland.
Was ich geſollt, hab' ich gethan
Und hab's gelöſt mit Blut:
So lebt, ſo ſtirbt für ſeine Fahn',
So ſiegt Soldatenmuth!
Hurrah!
So ſiegt Soldatenmuth!

* * *

Prinz Wilhelm.

Prinz Wilhelm, der edle Ritter,
Ritt hinaus ins Schlachtgewitter,
   Ritt mit aus in blut'gen Strauß;
Denn als man die Trommel rührte
Und nach Frankreich abmarſchirte,
   Blieb der Kronprinz nicht zu Haus.

Durch des Rheines wilde Wogen
Iſt er ſchnell hindurchgezogen,
   Ziehet weiter ohne Ruh.
Auf die Feinde durch die Wälder,
Durch die eisbedeckten Felder,
   Auf die Feinde eilt er zu.

Bei Brienne, im dunkeln Walde,
Unſer Jägerhorn erſchallte,
   Unſ're Trommeln wirbeln drein;
In den Feind durch Sumpf und Graben
Stürmt der Prinz mit ſeinen Schwaben,
   Daß der Sieg muß unſer ſeyn.

Und bei Monterau's blut'ger Brücken,
Als der Feind wollt ſchier erdrücken
   Unſ're kleine treue Schaar,
Hat Er gegen Sturmsgewalten
Ritterlich den Paß gehalten,
   Bis ſein Volk gerettet war.

An der Aube, am Marneſtrande,
An der Seine weitem Lande
   Kennt man Wilhelm und ſein Schwert;
Epinal auf blut'gen Wegen,
Troyes' heißer Kugelregen
   Haben ſeinen Stamm bewährt.

Ja, wo treue Schwaben ſtritten,
War auch in des Kampfes Mitten
  Unſer Kronprinz ſtets dabei;
Ja, ſo ſtritt im Schlachtgewitter
Prinz **Wilhelm**, der edle Ritter,
  Furchtlos, wie ſein Wort, **und treu**.

Schlaget ein, ihr Kameraden!
Wenn zum Krieg die Trommeln laden,
  Strömen freudig wir herbei;
Denn als König zieht der Ritter
Nun voraus in's Schlachtgewitter,
  Furchtlos, wie ſein Wort, **und treu**.

* * *

Soldatentreue.

Wohl dem, der geſchworen
Zur Fahne den Eid,
Der ſich zum Schmuck erkoren
Des Königs Waffenkleid!

Sey Treue verrathen,
Sey Ehre verbannt,
Doch geh'n mit dem Soldaten
Sie beide Hand in Hand.

Es grüßt ja zur Seite
Sein Säbel ihm zu
Und ruft ihm aus der Scheide:
„So treu wie Stahl ſeyſt du!"

Die Büchſe, ſie winket
So freundlich und rein;
So rein, als wie ſie blinket,
Soll ſeine Ehre ſeyn.

Das tönt ihm ſo ſüße,
Das ſchwellt ihm den Arm,
Das macht, wie Liebchens Küſſe,
Soldatenherz ſo warm!

Drum auf! es ertönen
Trompeten voll Muth!
In Vaterlandes Söhnen
Wallt treues Heldenblut!

Die Welt mag zerreißen
Die Schwüre wie Spreu;
Ich weiß ein Wort wie Eiſen,
Es heißt: Soldatentreu'.

Soldatenliebe.

Steh' ich in finſt'rer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fort gemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern!

Doch, wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt;
Sey ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund'
Und löst mich ab zu dieſer Stund';
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk in deinen Träumen mein.

Hans Huttens Ende.

Laut rufet Herr Ulrich, der Herzog, und ſagt:
„Hans Hutten, reite mit auf die Jagd,
Im Schönbuch weiß ich ein Mutterſchwein,
Wir ſchießen es für die Liebſte mein.“

Und im Forſt ſich der Herzog zum Junker wandt':
„Hans Hutten, was flimmert an deiner Hand?“ —
„Herr Herzog, es iſt halt ein Ringelein,
Ich hab es von meiner Herzliebſten ſein.“ —

„Herr Hans, du biſt ja ein ſtattlicher Mann,
Haſt gar auch ein güldenes Kettlein an.“ —
„Das hat mir mein herziger Schatz geſchenkt,
Zum Zeichen, daß ſie noch meiner gedenkt.“

Und der Herzog blicket ihn ſchrecklich an:
„So? das hat alles dein Schatz gethan!
Der Trauring iſt es von meinem Weib,
Das Kettlein hing ich ihr ſelbſt um den Leib.“

O Hutten! gib deinem Rappen den Sporn,
Schon rollet des Herzogs Auge im Zorn!
Flieh, Hutten! es iſt die höchſte Zeit,
Schon reißt er das blinkende Schwert aus der Scheid!

„Dein Schwert 'raus, Buhler, mich dürſtet ſehr,
Zu ſühnen mit Blut meines Bettes Ehr!“
Flugs, Junker, ein Stoßgebetlein ſprich,
Wenn Ulrich haut, haut er fürchterlich.

Es krachen die Rippen, es bricht das Herz;
Ruhig wiſchet Ulrich das blutige Erz,
Ruhig nimmt er des ledigen Pferdes Zaum
Und hänget die Leich an den nächſten Baum.

Es ſteht eine Eiche im Schönbuchwald,
Gar breit in den Aeſten und hochgeſtalt;
Zum Zeichen wird ſie Jahrhunderte ſtahn,
Hier hing der Herzog den Junker dran.

Und wenn man den Herzog vom Lande jagt,
Sein Name bleibt ihm, ſein Schwert; er ſagt:
„Mein Nam', er verderret ja nimmermehr,
Und gerächet hab' ich des Hauſes Ehr.“

Entſchuldigung.

Kam einſt ein engliſcher Kapitan
Zu Stambul in dem Hafen an;
Der wollte nach der langen Fahrt
Sich gütlich thun nach ſeiner Art
Und in Stambuls krummen Gaſſen
Vor den Leuten ſich ſehen laſſen.
Hatte auch weit und breit gehört,
Wie die Türken ſo ſchöne Pferd,
Reiche Geſchirr und Sättel haben;
Wollte auch wie ein Türke traben
Und beſtellt auf Abends um Vier
Ein recht feurig arabiſch Thier,
Ziehet ſich an im höchſten Staat,
Rothem Rock, mit Gold auf der Naht,
Schwärzt den Bart um Wange und Maul
Und ſteigt Punkt vier Uhr auf den Gaul.
Drauf, als er reitet durch das Thor,
Kam es den Türken komiſch vor,
Hatten noch keinen Reiter geſehn
Wie den engliſchen Kapitän;
Die Knie hatt' er hinaufgezogen
Und ſeinen Rücken krumm gebogen,
Die Bruſt mit den Treſſen eingedrückt,
Auch den Kopf tief herabgebückt.
Saß zu Pferd wie ein armer Schneider.
Doch der Schiffskapitän ritt weiter,
Glaubte getroſt, die Türken lachen
Aus lauter Bewundrung in ihrer Sprachen.
So ritt er bis zum großen Platz,
Da machte der Araber einen Satz

Und ſteigt; der engliſche Kapitän
Ergreift des Arabers lange Mähn',
Gibt ihm verzweiflungsvoll die Sporen
Und ſchreit ihm auf Engliſch in die Ohren;
Das Roß den Reiter nicht verſtand,
Setzt wieder und wirft ihn in den Sand.
Die Türken den Rothrock ſehr beklagen,
Haben ihn auch zu Schiff getragen,
Und ſeinem Dragoman, einem Scioten,
Haben ſie hoch und ſtreng verboten,
Er dürf's nimmer wieder leiden,
Daß der Herr den Araber thät reiten.
Als ſie verlaſſen den Kapitan,
Befiehlt er gleich dem Dragoman,
Ihm auf Engliſch auszudeuten,
Was er gehört von dieſen Leuten.
Der Grieche ſpricht: „Es iſt nichts weiter,
Sie glauben, Ihr ſeyd ein ſchlechter Reiter,
Wollen, Ihr ſollt in Stambuls Gaſſen
Nimmer zu Pferd Euch ſehen laſſen.“
Deß hat ſich der Kapitän gegrämt
Und vor den Türken ſehr geſchämt.
Spricht zum Dragoman: „Geh hinein
Und ſage den Türken: Es kommt vom Wein;
Der Herr iſt ſonſt ein guter Reiter;
Aber heut an der Tafel, leider,
Hat er ſich ziemlich in Sekt betrunken,
Da iſt er im Rauſch vom Pferde geſunken.“
Der Grieche ging zum Hafenthor
Und trug den Türken die Sache vor.
Doch dieſe hören ihn ſchaudernd an:
„Wir glaubten Gutes vom rothen Mann
Und dachten, er ſitze ſchlecht zu Pferd,
Weil's ihn ſein Vater nicht beſſer gelehrt;
Aber wie? von Wein betrunken,

Iſt er im Rauſche vom Pferd geſunken!
Pfui dem Giaur und ſeinem Glas,
Allah thue ihm dies und das!“
Da ſprach ein alter Muſelmann:
„Glaubt's nicht, Leute, höret mich an,
Nicht, weil der Frank zu viel getrunken,
Iſt er ſchmählich vom Roß geſunken.
Hab' gleich gedacht, es wird ſo geh'n,
Als ich ihn habe reiten ſeh'n,
Die Knie hoch hinaufgezogen,
Den Rücken krumm und ſchief gebogen,
Die Bruſt mit Treſſen eingedrückt,
Kopf und Nacken niedergebückt.
Denk ich, wenn ſein Rößlein ſcheut,
Ihn ſein Reiten gewiß gereut.
Aber nein, ich will euch ſagen,
Warum er wollte den Wein verklagen
Und ſtellte ſich lieber als Säufer gar
Denn als ein ſchlechter Reiter dar.
Das macht des Menſchen Eitelkeit,
Die ihn zu Trug und Lug verleit't.
Will mancher lieber ein Laſter haben,
Hätt' er nur andere glänzende Gaben;
Und Mancher lieber eine Sünd' geſteht,
Eh' er eine Lächerlichkeit verräth;
Ein Dritter will gar zur Hölle fahren,
Um ſich ein falſch Erröthen zu ſparen.
So auch der fränkiſche Kapitan,
Schämt ſich und lügt uns lieber an,
Will lieber Säufer ſich laſſen ſchelten,
Als für einen ſchlechten Reiter gelten.“

Jeſuitenbeichte.

Nach dem Franzöſiſchen.

Ich liebte zwanzig Mädchen nach der Reihe,
Und jeder war mein ganzes Herz geweiht,
Und jede ſchwur mir heute ew'ge Treue
Und brach ſchon morgen ihren heil'gen Eid.
Da ſchwur und flucht' ich, keinem Weib zu trauen.
„Mein Sohn, wer flucht, der ſündiget. Allein
Die Schuld liegt dießmal wirklich an den Frauen:
Du ſollſt verſöhnet und entſchuldigt ſeyn.“

Weil ich Beſtechung haßte wie die Hölle,
Fand mein Miniſter mich zu ungeſchickt,
Und einem feilen Kerl gab er die Stelle,
Der ſich vor ſeinem Kammerdiener bückt;
Da wünſchte ich Herrn C.... zum Teufel.
„Mein Sohn! welch' rohe Leidenſchaft! Allein
Bei kaltem Blut bereuſt du ohne Zweifel;
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Mit ſchönen Worten, blendenden Verſprechen
Hat ein bekannter Herr mich arm gemacht,
Und um mich für die Tauſende zu rächen,
Um die mich der Verräther hat gebracht,
Schalt ich Herrn B... einen Beutelſchneider.
„Mein Sohn! das Wort war freilich grob. Allein
Die Welt nennt ihn mit dieſem Namen, leider!
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Das Sakrileg, ich will's geſtehen, nannte
Ich ein Geſetz für Sklaven nur gemacht;
Der Menſchheit Schmach und des Jahrhunderts Schande,
Und P...., ihn, der es ausgedacht,

Schalt ich den Mörder aller freien Seelen.
„Mein Sohn! das war ein derber Schimpf. Allein
Du irrteſt menſchlich, irren heißt nicht fehlen;
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Und als ich dieſe arme Welt bedachte
Und ſah, wie Alles ſchief und irrig geht,
Wie man die Tugend und das Recht verlachte
Und wie jetzt Trug und Laſter oben ſteht,
Da — hielt ich Gott für einen leeren Namen.
„Mein Sohn! du haſt dich ſchwer verfehlt. Allein
Gott iſt barmherzig gegen Sünder, Amen!
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Ich liebte Eintracht in Pallaſt und Hütten;
Doch als ich ſchleichend wiederkehren ſah
Die Zwietracht an der Hand der Jeſuiten,
Da ſchwur ich ew'gen Haß Sankt Loyola
Und ew'gen Haß und Rache ſeinen Söhnen!
„Mein Sohn! ich bin die Langmuth ſelbſt. Allein
Das heißt fürwahr das Heiligſte verhöhnen!
Vor Uns und Gott kannſt du nicht ſchuldlos ſeyn.“

Regel für Kranke.

Haſt du mit dem Apotheker Streit,
Es dem Arzt zu klagen vermeid';
Haſt du über den Arzt zu klagen,
Sollſt du's nicht dem Apotheker ſagen;
Denn ſind ſie auch Feinde immerdar,
So werden ſie Freund am neuen Jahr,
Verkünden: der hat dies geſagt,
Und mir hat er von dir geklagt.
Wirſt du nun krank in den erſten Wochen,
Die Arznei ſie zuſammenkochen:

Recipe: Was er uns gethan,
Rühren wir ihm jetzt doppelt an;
Zwanzig Drachmen von ſeinen Klagen
Mit assa foetida für den Magen.
Misceatur, detur, nebſt unſ'rem Groll,
Alle Stunden zwei Löffel voll.

Und ſtirbſt du nicht in der Blüthezeit
Ihrer neuen Herzinnigkeit,
Laſſen ſie dich ſo lange liegen,
Bis ſie ſelbſt wieder Händel kriegen.

⁂

Merke: Zweier Gegner Klagen
Mußt du nicht hin und wieder tragen;
Weißt nicht, ob, die geſchieden ſcheinen,
Sich nachmals gegen dich vereinen.

Schriftſteller.

Es iſt kein Autor ſo gering und klein,
Der nicht dächt' etwas recht's zu ſeyn;
Und wär' er noch ſo ein armer Wicht,
Geht er doch ſtolz und aufgericht't,
Daß man glaubt, der leere Hut
Noch zu dem Kleinen gehören thut.
Auch kein Autor auf den andern baut;
Denn ſey ein Paar noch ſo vertraut,
Darfſt heut' den Einen herunterſetzen,
Willſt du den Andern höher ſchätzen,
Und morgen, auf des Zweiten Koſten,
Läßt ſich der Erſte nennen den beſten.

Lehre aus Erfahrung.

Hat dir ein Autor Geld gelieh'n
Und kommt und will den Wechſel zieh'n,
Und kannſt doch nicht ſogleich bezahlen,
Ihm auch keinen andern Trug vormalen,
So ſprich getroſt: „Jetzt weiß ich ſchon,
's war, als die treffliche Recenſion,
Wie Euer letztes Werk gelungen,
Stund in den Literatur-Zeitungen;
Waret gelobt über'n Schellenkönig,
Und dennoch, däucht es mir, zu wenig.
Aber könntet Ihr nicht noch borgen
Einige Zeit?“ — „Seyd ohne Sorgen,“
Der Autor drauf ganz freundlich ſpricht,
„Nach meinem Geld verlangt mich nicht.
Bleibet mein Freund: 's hat kein' Gefahr,
Könnt mich bezahlen bis über's Jahr.“

Amor der Räuber.

Nach dem Italieniſchen.

Die Unſchuld ſaß in grüner Laube,
Sie hielt ein Täubchen in dem Schooß;
Und Amor kam: Gieb mir die Taube;
Ein Weilchen nur gieb deine Taube.
Die Unſchuld ließ ſie lächelnd los,
Doch hielt ſie Täubchen an dem Band,
Das ſich um Täubchens Flügel wand.

Doch kaum hat er die weiße Taube,
So ſchneidet er den Faden ab;
Und höhniſch lachend mit dem Raube
Entflieht der Räuber aus der Laube,
Und nimmer kehrt der loſe Knab'.
Und als ihr Täubchen nimmer kam,
Ward ſie dem Räuber ewig gram.

Logogryph.

Kennſt du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennſt du der Liebe trauliches Symbol?
Das feſte Band, das ſich um Freunde windet,
Des Fürſten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eiſen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen ſtillen Feind;
Streichſt du des hohen Wortes erſtes Zeichen,
Haſt du die finſtre Macht, die ich gemeint.

So lang die Welt ſteht, liegen dieſe beiden
Im Kampf um höchſtes Leid und höchſte Luſt;
Halt feſt am Ganzen; laß ſie nimmer ſtreiten
In deiner ſtillen und zufriednen Bruſt.

Räthſel.

1.

Es iſt ein Wort, dreideutig dem Germanen;
Einſt war *das Erſte* furchtbar ſeinen Ahnen;
Der ſchwere Zeiger der Geſchichte rückt,
Der Deutſche erbt das Scepter; ihr erblickt,
Wie dem erwählten deutſchen Sohne
Im *Zweiten* die gewicht'ge Krone
Der Biſchof auf die Stirne drückt.
Es kreist im hochgewölbten Saale
Das Dritte bei dem Krönungsmahle.

2.

Noch ſitzt auf halbverfall'nem Throne,
Noch hält die längſt beſtritt'ne Krone
Die alte Königin der Welt.
Ob ſie wohl je vom Throne fällt?
Vielleicht: doch liest du ſie von hinten,
So wirſt du einen König finden,
Der herrſcht, ſeitdem die Welt beſteht,
Deß Reich nur mit der Welt vergeht;
Sie ſchießt nicht ewig Donnerkeile,
Doch ewig treffen *ſeine* Pfeile.

3.

Einſt hieß man mich die ſchönſte aller Frauen,
Selbſt Könige entzweite meine Macht.
Zehntauſend Krieger aus Europas Gauen,
Von Aſiens Landen ſchlugen manche Schlacht,

Und eher nicht war ihres Kampfes Ziel,
Als bis erſchlagen alle Heldenſöhne,
Und bis ein ſtolzes Königshaus zerfiel;
Und dennoch pries man die unſel'ge Schöne.

Und wieder tönte jüngſt mein alter Namen,
Doch bin ich häßlich und verlaſſen nun,
Von allen, die des Weges zu mir kamen,
Will keiner lang an meiner Seite ruh'n;
Nur Einer kam, der Erſte, dem nicht graut,
An meinem Heerd für immer ſtill zu liegen,
Der lange mir in's blaſſe Antlitz ſchaut
Und bitter lacht ob meinen düſtern Zügen.

„Ach, darum alſo," ſprach er, „läßt du feiern
Dein unheilvoll Gedächtniß bis auf heut,
Damit du reih'teſt zu den alten Freiern
Auch einen Heros aus der neuen Zeit?
Doch lockſt du mich mit keinem Erdentand,
Denn Zeus zerſchlug dein Ilium in Scherben;
Wohlan! auch meine Trojer deckt der Sand,
So laß mich denn in deinen Armen ſterben."

Charade.

Der erſten Sylb' entſtrömen Wein und Lieder,
Und was du einſam denkſt, macht ſie bekannt,
Oft gehn ſie mit dem Zwang auch Hand in Hand,
Schlägt ſelbſt in Feſſeln deine freien Glieder!
Doch gibt das zweite Paar die Hoffnung wieder,
Sein Feuerathem weht von Land zu Land,
Sprengt deines Kerkers feſtgethürmte Wand,
Wirft deine Häſcher, deine Feſſeln nieder,
Scheint Zwei mit Eins ſich nimmer zu vertragen,
So iſt das Ganze doch ein hohes Wort,
Woran man nur den Widerſpruch getadelt;
Doch hat ſein Widerſpruch manch' großen Geiſt geadelt!
Fürwahr! es ſtarb des Letzten letzter Hort,
Wär' es geſtorben jüngſt in unſern Tagen.

Stille Liebe.

O dürft' ich fragen, was aus ihrem Auge
Oft ſo entzückend mir entgegenſtrahlt,
Was, wenn ich ſchnell mich ihrer Seite nahe,
Die Wangen ihr mit hoher Röthe malt!
Ahnt ſie, was meine Lippen ihr verſchweigen,
Was meine Bruſt mit ſtiller Sehnſucht füllt?
Hofft' ich zu kühn? iſt es der Strahl der Liebe,
Der ſo entzückend ihrem Blick entquillt?

Warum hat doch ihr Händchen ſo gezittert,
Als ich ihr geſtern guten Abend bot,
Und als ich ihr recht tief in's Auge ſchaute,
Was machte ſie auf einmal doch ſo roth?
Sie hat die Roſe, die ich ihr gegeben,
So ſorgſam in's Gebetbuch eingelegt;
Warum wohl? da ſie ſonſt ſo gerne Roſen
Am Buſen und am Sommerhütchen trägt.

Warum ſchwieg ſie auf einmal heute ſtille
Und wußte nicht mehr, was ich ſie gefragt?
Hat ſie gemerkt, was ich ihr gerne ſagte?
Ich hab' ihr's doch mit keinem Wort geſagt.
O hätt' ich Muth! dürft ich Louiſen ſagen,
Was mich ſo ſtill, was mich ſo tief beglückt!
O dürft ich fragen, was aus ihrem Auge
Oft ſo entzückend mir entgegen blickt!

Troſt.

Die Mißgunſt lauſcht auf allen Wegen
Daß ſie der Liebe Glück verräth,
Doch treue, zarte Liebe geht
Auf tauſend unbewachten Stegen;
Ein Druck der Hand, ein flücht'ger Blick
Sagt mir der Liebe ſüßes Glück.

Und zog ich auch in weite Ferne,
Es zog mit mir mein ſtilles Glück,
Denn ſchau ich nicht der Liebe Blick,
So blick ich auf zum Abendſterne;
Wie ihres Auges ſtille Gluth
Strahlt er ins Herz getroſten Muth.

Und wallen meine Tage trüber
Und bringt kein Troſt von ihr zu mir,
Und bringt mein Sehnen nicht zu ihr,
Kein Wort von ihr zu mir herüber;
Mein ſtilles Glück iſt nicht getrübt,
Ich weiß ja doch, daß ſie mich liebt.

Drum klag ich nicht in weiter Ferne,
Weil Neid der Liebe Weg belauſcht,
Wenn auch nicht Wort mit Wort ſich tauſcht,
Mir ſtrahlt ein Troſt im Abendſterne;
Aus ſeinen milden Strahlen quillt
Mir meiner Liebe trautes Bild.

Sehnsucht.

Die Sonne grüßt Tubinga's Höh'n,
Der Berge Morgennebel fallen,
Und leichte Frühlingslüfte weh'n,
Im Thal die Heerdenglocken ſchallen,
Des Neckars ſanfte Welle quillt
An der Geſtade Rebenhügel,
Es taucht die alte Burg ihr Bild
In ſeinen ſilberreinen Spiegel.
Wie wär' der Morgen doch ſo ſchön,
Könnt' ich mit Dir mich da ergeh'n!

Und reger wogt's am Ufer hin,
Wenn Mittag zu den Schatten ladet,
Wenn ſich durch friſches Blättergrün
Die Sonne in dem Strome badet;
Der Hirte zieht den Linden zu,
Der Winzer ſteigt vom Berge nieder,
Und in des kühlen Strandes Ruh
Erwachen ihre Kräfte wieder;
Am Neckarſtrand ruht' ich ſo gerne,
Wär' nicht Louiſe in der Ferne.

Der Abend ſenket ſeinen Strahl,
Die Heerden ziehen von den Weiden,
Und fernhin durch das holde Thal
Die Dörfer zu der Ruhe läuten;

Da kommen Mädchen Hand in Hand
Den Wieſenplan heraufgezogen;
Es wölbt für ſie am grünen Strand
Der Lindengang die hohen Bogen;
Doch jenen Linden fehlt das Eine,
Ich wandle ohne Sie — alleine!

Auf geht des Mondes Silberſtrahl,
Er malt den Berg mit falbem Glanze,
Er ruft die Geiſter in das Thal,
Er leuchtet ihrem Reigentanze;
Ihr Berge all' von Duft umhüllt,
Du Thal am Strome auf und nieder,
Du wärſt ſo hold, du wärſt ſo mild,
Dir weiht' ich meine frohſten Lieder —
Du wärſt ſo ſchön im Abendſcheine
Schlüg' Sie ihr Aug hin in das meine.

Ihr Auge.

Ich weiß wo einen Bronnen
Voll hellem Himmelsthau,
Es glänzt der Strahl der Sonnen
Aus ſeines Spiegels Blau;
Er ladet klar und helle
Zu ſüßer Wonne ein,
Es winkt aus ſeiner Quelle
Der Sonne milder Schein.

Mir war, als ſollte drunten
In ſeiner klaren Fluth
Das arme Herz geſunden
Von ſeinem bangen Muth.
Ich tauchte freudig nieder,
In's klare Blau hinab,
Mein Herz, das kam nicht wieder,
Fand in dem Quell ſein Grab.

Kennſt du den ſüßen Bronnen
So klar und ſilberhell?
Kennſt du den Strahl der Sonnen
Aus ſeinem blauen Quell?
Das iſt des Liebchens Auge,
Ihr ſüßer Silberblick, —
Aus ſeiner Tiefe tauche
Ich nie zum Licht zurück.

Serenade.

Wenn vom Berg mit leiſem Tritte
  Luna wandelt durch die Nacht,
Eil' ich zu des Liebchens Hütte,
  Lauſche, ob die Holde wacht.
Seh' ich dort die Lampe glühen
  In dem ſtillen Kämmerlein,
  Möcht' ich, wie der Lampe milder Schein,
Spielend um die zarten Wangen ziehen.

Mit des Lichtes ſchönſten Strahlen
  Zög' ich um mein liebes Kind,
Farben wollt ich um ſie malen,
  Wie ſie nur am Himmel ſind;
Sänke Schlummer ihr auf's Auge,
  Löſchte ſie des Lämpchens Schein,
  Wär' ihr letzter, ſüßer Blick noch mein,
Und ich ſtürbe ſanft an ihrem Hauche.

Nimmer darf ich um ſie weben,
  Wie der Lampe milder Schein,
Doch mein Lied darf zu ihr ſchweben,
  Darf der Liebe Bote ſeyn.
Schwebt denn, Töne meiner Laute,
  Zu des Liebchens Kämmerlein,
  Wieget ſie in ſüße Träume ein,
Und dann flüſtert: „Denke mein, du Traute!“

Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage.

In deines Feſtes fröhliche Geſänge
Miſcht ſich ein trauter Ton aus alter Zeit,
Es lockt Dich aus dem jubelnden Gedränge
Zurück noch einmal zur Vergangenheit;
Die Freundſchaft iſt's, es ſind der Schweſtern Tritte,
Sie pochen ſchüchtern an der Pforte an,
Sie nahen Dir, ſie flüſtern ihre Bitte
Und fragen freundlich: Denkſt Du noch daran?

Denkſt Du daran, wie wir uns einſt gefunden
In unſ'rer Kindheit holder Blumenwelt?
Es waren unſ'res Lebens Morgenſtunden,
Vom Frühroth reiner Freuden ſchön erhellt;
Der Schule Mühen, alle frohe Spiele
Und aller Jubel von der Kindheit Bahn,
Sie ſteigen auf in freudigem Gewühle
Und fragen mit uns: Denkſt Du noch daran?

Denkſt Du daran, wie an der Kindheit Gränzen
Uns eine ſchön're Freudenwelt empfing?
Die uns ein Leben voll Geſang und Tänzen
Gefaßt in ſeinen wundervollen Ring?
Und wie auch ernſte deutungsvolle Tage
Des Lebens Ernſt und Züge zeigten an?
Es war der Jugend Frühlingstag; o ſage,
Die Schweſtern bitten: Denkſt Du noch daran?

Wohl trittſt Du jetzt in ernſter Frauen Kreiſe,
Die Myrthe ſchmückt zum letztenmal dein Haar,
Du tändelſt nicht mehr nach der Mädchen Weiſe,
Du nimmſt jetzt Abſchied von der Jungfraun Schaar:
Doch, blickſt Du künftig ernſt in unſern Reigen,
Schilt unſre Freuden dann nicht leeren Wahn;
Denn die Erinn'rung wird Dir Bilder zeigen
und lächelnd ſagen: Denkſt Du noch daran?

Du denkſt daran, und zum Gedächtnißmale,
Als eine reine, jungfräuliche Zier,
Nimm von den Schweſtern die kryſtall'ne Schaale,
Wir reichen ſie mit frommen Wünſchen Dir.
So werden wir in Deinem Herzen leben,
Denn ſiehſt Du einmal dieſe Schaale an,
Dann wird Dich die Erinnerung umſchweben
Und freundlich ſagſt Du: „Ja, ich denk daran.“

An Emilie.

Zum Garten ging ich früh hinaus,
Ob ich vielleicht ein Sträuschen finde?
Nach manchem Blümchen ſchaut' ich aus,
Ich wollt's für dich zum Angebinde;
Umſonſt hatt' ich mich hinbemüht,
Vergebens war mein freudig Hoffen;
Das Veilchen war ſchon abgeblüht,
Von andern Blümchen keines offen.

Und trauernd ſpäht' ich her und hin,
Da tönte zu mir leiſe, leiſe
Ein Flüſtern aus der Zweige Grün,
Geſang nach ſeel'ger Geiſter Weiſe;
Und lieblich, wie des Morgens Licht
Des Thales Nebelhüllen ſcheidet,
Ein Röschen aus der Knospe bricht,
Das ſeine Blätter ſchnell verbreitet:

„Du ſuchſt ein Blümchen!“ ſpricht's zu mir!
„So nimm mich hin mit meinen Zweigen,
Bring mich zum Angebinde Ihr,
Ich bin der wahren Freude Zeichen.
Ob auch mein Glanz vergänglich ſey,
Es treibt aus ihrem treuen Schooße
Die Erde meine Knoſpen neu,
Drum unvergänglich iſt die Roſe.“

„Und wie mein Leben ewig quillt
Und Knoſp' um Knoſpe ſich erſchließet,
Wenn mich die Sonne ſanft und mild
Mit ihrem Feuerkuß begrüßet:
So deine Freundin ewig blüht,
Beſeelt vom Geiſte ihrer Lieben,
Denn ob der Roſe Schmelz verglüht —
Der Roſe Leben iſt geblieben.“

Der Kranke.

Zitternd auf der Berge Säume
Fällt der Sonne letzter Strahl,
Eingewiegt in düſtre Träume
Blickt der Kranke in das Thal,
Sieht der Wolken ſchnelles Jagen
Durch das trübe Dämmerlicht —
Ach, des Buſens ſtille Klagen
Tragen ihn zur Heimath nicht!
Und mit glänzendem Gefieder
Zog die Schwalbe durch die Luft,
Nach der Heimath zog ſie wieder,
Wo ein milder Himmel ruft;
Und er hört ihr fröhlich Singen,
Sehnſucht füllt des Armen Blick,
Ach! er ſah ſie auf ſich ſchwingen,
Und ſein Kummer bleibt zurück.
Schöner Fluß mit blauem Spiegel,
Hörſt du ſeine Klagen nicht?
Sag es ſeiner Heimath Hügel,
Daß des Kranken Buſen bricht.
Aber kalt rauſcht er vom Strande
Und entrollt in's ſtille Thal,
Schweiget in der Heimath Lande
Von des Kranken ſtiller Qual.
Und der Arme ſtützt die Hände
An das müde, trübe Haupt;
Eins iſt noch, wohin ſich wende
Der, dem aller Troſt geraubt;

Schlägt das blaue Auge wieder
Muthig auf zum Horizont,
Immer ſtieg ja Troſt hernieder
Dorther, wo die Liebe wohnt.
Und es netzt die blaſſen Wangen
Heil'ger Sehnſucht ſtiller Quell,
Und es ſchweigt das Erdverlangen,
Und das Auge wird ihm hell:
Nach der ew'gen Heimath Lande
Strebt ſein Sehnen kühn hinauf,
Sehnſucht ſprengt der Erde Bande,
Pſyche ſchwingt zum Licht ſich auf.

Grabgeſang.

Vor des Friedhofs dunkler Pforte
Bleiben Leid und Schmerzen ſteh'n,
Dringen nicht zum heil'gen Orte,
Wo die ſel'gen Geiſter geh'n,
Wo nach heißer Tage Gluth
Unſer Freund im Frieden ruht.

Zu des Himmels Wolkenthoren
Schwang die Seele ſich hinan,
Fern von Schmerzen, neugeboren,
Geht ſie auf — die Sternenbahn;
Auch vor jenen heil'gen Höhn
Bleiben Leid und Schmerzen ſteh'n.

Sehnſucht gießet ihre Zähren
Auf den Hügel, wo er ruht;
Doch ein Hauch aus jenen Sphären
Füllt das Herz mit neuem Muth;
Nicht zur Gruft hinab — hinan,
Aufwärts ging des Freundes Bahn.

Drum auf des Geſanges Schwingen
Steigen wir zu ihm empor,
Unſre Trauertöne bringen
Aufwärts zu der Seel'gen Chor,
Tragen ihm in ſtille Ruh
Unſre letzten Grüße zu

Aus dem Stammbuche eines Freundes.

Und wird Dir einſt die Nachricht zugeſandt,
Daß zu den Vätern ich verſammelt wäre,
So trink' und ſprich: „Ich hab' ihn auch gekannt!“
Mach hier ein Kreuz — und gib mir eine Zähre.

Skizzen.

I. Die Bücher und die Leſewelt.
II. Freie Stunden am Fenſter.
III. Der äſthetiſche Klubb.
IV. Ein paar Reiſeſtunden. Fragment.

Die Bücher und die Leſewelt.

1. Die Leihbibliothek.

Als ich noch in — n lebte, gehörte es zu meinen Vormittagsvergnügungen, in eine Leihbibliothek zu gehen, nicht, um Bücher auszuwählen, denn die Sammlung beſtand aus vier bis fünftauſend Bänden, die ich größtentheils zwei Jahre zuvor in einer langen Krankheit durchblättert hatte, ſondern, um zu ſehen, wie die Bücher ausgewählt werden. Ich trug mich damals mit dem ſonderbaren Gedanken, ein Buch zu ſchreiben; ich hatte noch keinen beſtimmten Gegenſtand oder Zweck und war noch ſehr unentſchieden, nach welchem großen Meiſter ich mein erſtes Stück verfertigen ſollte; an den innern Werth des künftigen Buches dachte ich zwar mit unbehaglichem Gefühl, denn unter allen meinen Gedanken war ich bis jetzt auf keinen geſtoßen, der ſich, ſelbſt mit Schwabacher Lettern gedruckt, ſchön ausgenommen hätte; doch ſchien mir das Größte und Nothwendigſte für einen, der ein Buch machen will, daß er die Menſchen ſtudire, nicht, um Menſchenkenntniß zu ſammeln, die lernt man jetzt in Büchern, ſondern, um den Leuten abzuſehen, was etwa am meiſten Beifall finde, oft und gerne geleſen werde. Vox populi, vox Dei, dachte ich, gilt auch hier. So ſaß ich denn manchen Vormittag in der Bibliothek, um die Leſer und ihre Neigungen zu ſtudiren.

Der Bibliothekar war ein alter, kleiner Mann, der in den zehn Jahren, die ich in ſeiner Nähe lebte, beſtändig einen apfelgrünen Frack, eine gelbe Weſte und blaue Beinkleider trug. Ich ſuchte ihm zu beweiſen, daß er ſeinen Anzug nicht greller und abgeſchmackter hätte wählen können; er brach aber, nachdem ich einiges Schlagende aus der Farbenlehre vorgebracht hatte, in Thränen aus und verſicherte mich, er trage ſich ſo und werde ſich bis an ſein Ende ſo tragen, denn von dieſen Farben ſey ſein Hochzeitkleid geweſen, das er ſich ſechs Wochen vor der Hochzeit und leider zu früh habe verfertigen laſſen; denn die Braut ſey ſchnell am Nervenfieber geſtorben. Der Bibliothekar hatte in ſeinem Fach eine vieljährige Erfahrung, und intereſſant war, was er zuweilen darüber äußerte. „Morgens,“ ſagte er mir z. B., „Morgens werden am meiſten Bücher ausgetauſcht, das iſt die Zeit der zweiten und dritten Theile. Es kommt nicht daher, wie ich anfänglich glaubte, daß zu dieſer Zeit die Bedienten und Kammermädchen ihre Ausgänge in die Stadt machen, denn dann müßte ſich dieſes Verhältniß auch auf erſte Theile erſtrecken, nein, es kömmt vom Nachtleſen her.“

„Vom Nachtleſen?“ fragte ich verwundert.

„Davon, meine ich, daß die Leute intereſſante Bücher bei Nacht leſen. Ein großer Theil der Menſchen, die jungen und ganz geſunden ausgenommen, kann nicht in derſelben Minute einſchlafen, wo ſie zu Bette gehen. Zum Opium mag man nicht greifen, weil man damit, einmal angefangen, fortfahren muß; da gibt es nun kein beſſeres Mittel, als zu leſen."

„Gut, ich verſtehe," erwiederte ich; „aber Sie ſagten ja ſelbſt von intereſſanten Büchern; ſind denn dieſe zum Einſchläfern eingerichtet?"

„Nicht alle und nicht für Alle; natürlich muß man unterſcheiden, für wen dies oder jenes intereſſant ſeyn kann. Sie kennen die Gräfin Winkliß? nun, die kann am längſten nicht einſchlafen; mich dauert nur das Kammermädchen, die ihr jede Nacht oft bis zwei Uhr vorleſen muß. Nun gebe ich einmal aus Irrthum dem Mädchen Görres Deutſchland und die Revolution mit — Sie wiſſen, für den Kenner gibt es nichts Intereſſanteres — acht Nächte haben ſie daran geleſen, und doch hat es nur hundert und neunzig Seiten, und jedesmal iſt die Gräfin um elf Uhr eingeſchlafen. Das Mädchen wußte mir Dank für das „ſchläfrige Buch." Kommt, um Ihnen nur noch ein Beiſpiel zu geben, kommt zu meinem großen Erſtaunen der alte Profeſſor Wanzer, der über Mathematik lieſt, in meinen Laden. Er habe ſeit zwanzig Jahren nichts Belletriſtiſches mehr geleſen als zuweilen die Traueranzeigen im Merkur, und nun wünſche er doch wieder eine Ueberſicht über das zu bekommen, was einſtweilen Gutes geſchrieben worden. Ich fragte ihn, ob er von Walter Scott etwas geleſen? Er erinnert ſich, von dem berühmten Mann gehört zu haben, und nimmt Ivanhoe mit, Ivanhoe, dieſe herrliche Geſchichte! Den andern Tag kömmt er ganz verdrießlich, wirft mir ein paar

Groſchen und den Scott auf den Tiſch und ſagt, die Rittergeſchichten, die er in ſeiner Jugend geleſen, ſeyen bei weitem ſchöner geweſen; er ſey ſchon über dem erſten Theil eingeſchlafen; bitte Sie um's Himmelswillen, über Ivanhoe eingeſchlafen!"

„Aber wie hängt dies mit Ihren Beobachtungen über die zweiten und dritten Theile zuſammen?" unterbrach ich ihn.

„Nun, wir ſprachen gerade von intereſſanten Büchern, und da kam ich auf die Gräfin und den Profeſſor. Kommt aber ein intereſſantes Buch an den rechten Mann, ſo geht es, wie wenn ein Pferd flüchtig wird. Abends war man im Theater oder in Geſellſchaft; man hat nachher gut zu Nacht geſpeist und rüſtet ſich nun zu Bette zu gehen. Die Lampe auf dem Tiſche am Bette iſt angezündet, das Mädchen oder der Bediente hat einen erſten Theil zurecht gelegt; alles iſt in Ordnung, nur der Schlaf will noch nicht kommen. Man rückt die Lampe näher, man nimmt das Buch in die Rechte, ſtützt den linken Ellbogen in die Kiſſen und ſchlägt das Titelblatt auf. Sagt der Titel dem Leſer zu, hat er ſich über das erſte, oder, wie ich's nenne, Geburtsſchmerzenkapitel hinüber gewunden, ſo geht es raſch vorwärts, die Augen jagen über die Zeilen hin, die Blätter fliegen, und ſolch ein rechter Nachtleſer reitet einen Theil ohne Mühe in zwei Stunden hinaus. Gewöhnlich iſt der Schluß der erſten Theile eingerichtet, wie die Schlußſcenen der erſten Akte in einem Drama. Der Zuſchauer muß in peinlicher Spannung auf den nächſten Akt lauern. Unzufrieden, daß man nicht auch den zweiten Theil gleich zur Hand hat, und dennoch angenehm unterhalten, ſchläft man ein; den nächſten Morgen aber fällt der erſte Blick auf das geleſene Buch, man iſt begierig, wie es dem Helden, der am Schluß des erſten Theils entweder gerade ertrunken iſt, oder ein ſonderbares Pochen an der Thüre hörte und ſo eben „herein!“ rief, weiter ergehen werde, und wenn ich um acht Uhr meinen Laden öffne, ſtehen die Johanne, Friederiche, Katharinen, Babetten ſchon in Schaaren vor der Thüre, weil gnädiges Fräulein, ehe ſie eine engliſche Stunde hat, der Herr Rittmeiſter, ehe er mit der Schwadron ſpazieren reitet, die Frau Geheimeräthin, ehe ſie Toilette macht, noch einige Kapitel im folgenden Theil des höchſt intereſſanten Buches leſen möchten.“

2. Geſchmack des Publikums.

„O daß ich auch einer der Glücklichen wäre!“ dachte ich, als jetzt die Leihbibliothek ſich öffnete, und ein Gemiſch von bordirten Bedientenhüten und hübſchen Mädchengeſichtern ſich zeigte, „einer jener Glücklichen, deren zweiter Theil mit ſo großer Sehnſucht erwartet wird!“ Nicht ohne Neid blickte ich auf die Bände, die der kleine Bibliothekar mit der wichtigen Miene eines Bäckers zur Zeit einer Hungersnoth vertheilte. — Er hatte die dringendſten Kunden befriedigt, das Geld oder die Leſeſchulden eingeſchrieben, und ich konnte jetzt eine wichtige Frage an ihn richten, die mir ſchon lange auf den Lippen ſchwebte, die Frage über den Geſchmack des Publikums.

„Er iſt ſo verſchieden,“ antwortete er, „und iſt oft ſo ſonderbar als der Geſchmack an Speiſen. Der Eine will ſüße, der Andere geſalzene; der Eine Seefiſche, Auſtern und italieniſche Früchte, der Andere nahrhafte Hausmannskoſt: in einem Punkte ſtimmen ſie aber alle überein, ſie wollen gut ſpeiſen.“

„Das heißt?“

„Sie wollen unterhalten ſeyn; natürlich jeder auf ſeine Weiſe.“

„Aber wer iſt der Koch,“ rief ich aus, „der für dieſe verſchiedene und verwöhnte Gaumen das Schmackhafte zubereitet? Wie kann man es Allen oder nur Vielen recht machen? denn darin liegt doch der Ruhm des Autors.“

„Sie ſind nicht ſo verwöhnt, als man glaubt,“ entgegnete er; „die Mode thut viel, und wenn nur die Schriftſteller fleißiger die Leihbibliotheken beſuchten, mancher würde finden, was ihm noch abgeht, oder was er zu viel hat. Kann doch keiner ein guter Theaterdichter werden, der nicht mit der ganzen Stadt vor ſeinem eigenen Stücke ſitzt, aufmerkſam zuſchaut und lauſcht, was am meiſten Effekt macht.“

Der Mann ſprach mir aus der Seele; er hatte ausgeſprochen, was auch ich ſchon lange mir zugeflüſtert hatte. „Die Leihbibliotheken ſtudire, wer den Geiſt des Volks kennen lernen will,“ fuhr er mit Pathos fort. „Sehen Sie einmal, Beſter, jene lange Reihe von Bänden an; die weißen Pergamentrücken ſind ſo rein, als hätte man ſie nie oder nur mit Handſchuhen angefaßt. Wer iſt wohl der Autor, der ſo vergeſſen und gleichſam in Ruheſtand verſetzt dort ſteht?“

Ich rieth auf eine Reiſebeſchreibung oder auf ein naturhiſtoriſches Werk.

„Lezteren Artikel führen wir gar nicht“, antwortete er wegwerfend; „nein — es iſt Jean Paul.“

„Wie!“ rief ich mit Schrecken, „ein Mann, der für die Unſterblichkeit geſchrieben, ſollte ſchon jezt vergeſſen ſeyn? Hat er denn nicht Alles in ſich vereinigt, was anzieht und unterhält, tiefen Ernſt und Humor, Wehmuth und Satire, Empfindſamkeit und leichten Scherz?“

„Wer läugnet dies?“ erwiederte der kleine Mann; „alles hat er in ſich vereint, um auch die verſchiedenſten Gaumen zu befriedigen; aber er hat jene Ingredienzen klein gehackt, wunderlich zuſammengemiſcht und mit einer Sauce pikant gekocht; als es fertig war und das Publikum koſtete, fand man es wohlſchmeckend, delikat, aber es widerſtand dem Magen, weil niemand ſeine Kraftbrühen, den ſonderbaren dunkeln Styl, ertragen konnte. Dort ſtehen alle ſeine Gerichte unberührt, und nur einige Gourmands im Leſen nehmen hie und da ein Kampanerthal oder einen Titan nach Hauſe und ſchmecken allerlei Feines heraus, das ich und mein Publikum nicht verſtehen. Sehen Sie in jener Ecke die lange Reihe mit den neuen grünen Schildchen? das iſt Herder; auch dieſer — doch hier kommt ein lebendiges Beiſpiel die Straße herauf; kennen Sie Fräulein Roſa von Milden?“

„Gewiß; ich ſah ſie zuweilen und fand in ihr eine Dame vom feinſten Geſchmack und ſehr beleſen; zwar etwas empfindſam und idealiſch, aber dabei von einer liebenswürdigen Unbefangenheit.“

„Des Fräuleins Kammermädchen wird ſogleich eintreten, und da haben ſie die beſte Gelegenheit, den feinen empfindſamen Geſchmack jener Dame kennen zu lernen.“

„Ich wollte errathen, von welcher Art ihre Lektüre iſt,“ erwiederte ich, „etwa Roſaliens Nachlaß oder Jakobs Frauenſpiegel, Tiedge's Urania oder Agathokles von Karoline Pichler.“

„Stellen ſie ſich nur ruhig an jene Seite, wir werden ſogleich ſehen.“

Ich that, wie er mir ſagte; ich nahm ein Buch aus dem Schrank und ſtellte mich, ſcheinbar mit Leſen beſchäftigt, in eine Ecke. Das Mädchen trat in das Gewölbe, richtete eine freundliche Empfehlung vom gnädigen Fräulein aus, und ſie laſſe fragen, ob man denn Nro. 1629 noch immer nicht haben könne?

„Nicht zu Hauſe,“ antwortete er nach einem flüchtigen Blick auf die Bücherſchränke; „hier iſt eine andere Nummer für Ihr Fräulein. Sie ſoll ſich gut unterhalten.“ Das Mädchen ging. „Schnell einen Katalog!“ rief ich, als ſich die Thüre hinter ihr geſchloſſen hatte; „laſſen Sie mich ſehen, was 1629 iſt!“ Mit ironiſchem Lächeln reichte mir der Alte den Katalog, ich blätterte eilig, fand, und mein Herz erſtarrte vor Verwunderung, denn Nro. 1629 war — „Leben und Meinungen Erasmus Schleichers von Cramer!“ „Wie! dieſes, um wenig zu ſagen, gemeine Buch darf Fräulein Roſa, die liebenswürdige Einfalt, leſen?“ ſprach ich unmuthig; „und wenn keine Gouvernante, keine Mutter ihre Lektüre ordnet, darf ſie ſich ſelbſt etwas der Art erlauben? Doch es iſt ein Irrthum, die Zahlen ſind falſch aufgeſchrieben!“

„Werthester Herr,“ erwiederte der Bibliothekar, „Sie trauen den Menſchen zu viel Gutes zu. Hier iſt ein Zettelchen, das ich heimlich aus dem Körbchen des

Kammermädchens nahm, Erasmus Schleicher iſt es und kein anderer; noscitur ex socio — an deinem Kameraden kennt man dich; hier ſtehen die übrigen Nummern, nach welchen das Herz des Fräuleins verlangt, vergleichen ſie!“

Zürnend nahm ich das Blättchen, auf welchem zierlich die Worte: „für Fräulein von Milden,“ und eine lange Reihe von Zahlen geſchrieben waren. Ich fing mit der erſten Nummer an und fand Leute, welchen freilich die Nachbarſchaft des alten Erasmus keine Schande brachte. 1585 der deutſche Alcibiades, 2139 der Geiſt Erichs von Sickingen und ſeine Erlöſung, 2995 Hiſtorien ohne Titel, 1544 der Blutſchatz von H. Clauren, 1531—40 Scherz und Ernſt von H. Clauren. Nein, weiter mochte ich dieſe Herzensgeheimniſſe nicht entziffern. „Welche Heuchlerin iſt dieſes Mädchen!“ rief ich, „das iſt ihre Lektüre, und ich glaubte, ſie werde nur die Stunden der Andacht leſen!“

„Da müßten Sie wahrhaftig einen guten Theil unſerer jungen Damen Heuchlerinnen nennen, denn Clauren und Cramer und dergleichen ſind ihre angenehmſte Lektüre, und daß ſie nicht darüber ſprechen, iſt noch keine Heuchelei.“

„Aber mein Gott, warum leſen denn wohlgezogene Leute ſo ſchlechte Bücher, von welchen ſie ohne Erröthen nicht ſprechen dürfen? Wahrhaftig, der Umgang mit ſchlechten Büchern iſt oft gefährlicher, als der Umgang mit ſchlechten Menſchen.“

„Warum?“ entgegnete der Büchermann lachend, „warum? das iſt nun einmal der Geſchmack der Zeit.“

Ein Bedienter unterbrach uns. „Die Frau Gräfin von Langsdorf läßt ſich ein Buch ausbitten;“ ſprach er.

„Was für eine Nummer?“

„Das hat ſie nicht geſagt. Aber ich glaube, ſie will eine Geiſtergeſchichte.“

„Geiſtergeſchichte?“ fragte der kleine Bibliothekar umherſuchend, „darf es auch eine Rittergeſchichte ſeyn? Die Geiſter ſind alle ausgeliehen.“

„Ja, nur etwas recht Schauerliches, das hat ſie gerne,“ erwiederte der Diener; „ſo wie das letzthin, die ſchwarzen Ruinen oder das unterirdiſche Gefängniß, das hat uns ſehr gut gefallen.“

„Liest er denn auch mit?“ ſagte der kleine Mann mit Staunen.

„Nachher, wenn die Frau Gräfin einen Band durch hat, leſen wir es auch im Bedientenzimmer.“

„Gut; will er lieber das Geiſterſchloß, die Auferſtehung im Todtengewölbe, oder das feurige Racheſchwert von Hildebrandt?“

„Da thut mir die Wahl weh,“ erwiederte er; „was müſſen das für ſchöne Bücher ſeyn! Nu — ich will diesmal das feurige Racheſchwert nehmen, behalten Sie mir das Geiſterſchloß für das nächſte Mal auf.“

Kaum hatte ſich der Diener der Gräfin, die gerne Schauergeſchichten las, entfernt, ſo trat gemeſſenen Schrittes ein Soldat ein.

„Für den Herrn Lieutenant Flunkel beim fünfzehnten Regiment den blinden Thorwart vom alten Schott.“

„Freund, hat Er auch recht gehört?“ fragte der Leihbibliothekar; „den blinden Thorwart vom alten Schott? Ich kenne keinen Autor dieſes Namens.“

„Es ſoll auch kein Auditor ſeyn,“ entgegnete der Soldat vom fünfzehnten, „ſondern ein Buch; der Herr Lieutenant ſind auf der Wache und wollen leſen.“

„Wohl! aber vom alten Schott? Es ſteht weder ein alter noch ein junger im Katalog.“

„Es iſt, glaub' ich, derſelbe, der ſo viel gedruckt hat, und den ſich alle Korporals und Wachtmeiſter um zwei gute Groſchen gekauft haben.“

„Walter Scott!“ rief der Kleine mit Lachen; „und das Buch wird Quintin Durward heißen.

„Ach ja, ſo wird es heißen!“ ſprach der Soldat; „aber ich darf den Herrn Lieutenant nichts zweimal fragen, ſonſt hätte ich wohl den Namen gemerkt, und er hat ſich das undeutliche Sprechen vom Kommandiren angewöhnt.“ Er empfing ſeinen blinden Thorwart und ging. Aber der Himmel hatte ihn in dieſem Augenblick in die Leihbibliothek geſandt, und ſeine Worte hatten einen Lichtſtrahl in meine Seele geworfen. „So iſt es denn wahr,“ ſprach ich, „daß die Werke dieſes Britten beinahe ſo verbreitet ſind, als die Bibel, daß Alt und Jung und ſelbſt die niedrigſten Stände von ihm bezaubert ſind?“

„Gewiß; man kann rechnen, daß allein in Deutſchland ſechzigtauſend Exemplare verbreitet ſind, und er wird täglich noch berühmter. In Scheeran hat man jetzt eine eigene Ueberſetzungsfabrik angelegt, wo täglich fünfzehn Bogen überſetzt und ſogleich gedruckt werden.“

„Wie iſt das möglich?“

„Es ſcheint beinahe ſo unmöglich, als daß Walter Scott dieſe Reihe von Bänden in ſo kurzer Zeit ſollte geſchrieben haben, aber es iſt ſo, denn erſt vor kurzer Zeit hat er ſich öffentlich als Autor bekannt; die Fabrik habe ich aber ſelbſt geſehen.“

„Wird vielleicht durch Vertheilung der Arbeit Zeit gewonnen?“ fragte ich.

„Einmal dies,“ entgegnete er, „und ſodann wird Alles mechaniſch betrieben; der Profeſſor Lux iſt ſogar gegenwärtig beſchäftigt, eine Dampfmaſchine zu erfinden, die Franzöſiſch, Engliſch und Deutſch verſteht, dann braucht man gar keine Menſchen mehr. Die Fabrik iſt aber folgendermaßen beſchaffen: Hinten im Hof iſt die Papiermühle, welche *unendliches Papier* macht, das ſchon getrocknet wie ein Lavaſtrom in das Erdgeſchoß des Hauptgebäudes herüberrollt; dort wird es durch einen Mechanismus in Bogen zerſchnitten und in die Druckerei bis unter die Preſſen geſchoben. Fünfzehn Preſſen ſind im Gang, wovon jede täglich zwanzigtauſend Abdrücke macht. Neben an iſt der Trockenplatz und die Buchbinderwerkſtätte. Man hat berechnet, daß der Papierbrei, welcher Morgens fünf Uhr noch flüſſig iſt, den andern Morgen um elf Uhr, alſo innerhalb dreißig Stunden, ein elegantes Büchlein wird. Im erſten Stock iſt die Ueberſetzungsanſtalt. Man kömmt zuerſt in zwei Säle; in jedem derſelben arbeiten fünfzehn Menſchen. Jedem wird Morgens acht Uhr ein halber Bogen von W. Scott vorgelegt, welchen er bis Mittag drei Uhr überſetzt haben muß. Das nennt man dort: „aus dem Groben arbeiten.“ Fünfzehn Bogen werden auf dieſe Art jeden Morgen überſetzt; um drei Uhr bekommen dieſe Leute ein gutes Mittagsbrod. Um vier Uhr wird jedem wieder ein halber Bogen gedruckte Ueberſetzung vorgelegt, die durchgeſehen und korrigirt werden muß.“

„Aber was geſchieht denn mit den überſetzten Bogen vom Vormittag?“

„Wir werden es ſogleich ſehen. An die zwei Säle ſtoßen vier kleine Zimmer. In jedem ſitzt ein Styliſt und ſein Sekretär; Styliſten nennt man dort nämlich diejenigen, welche die Ueberſetzungen der Dreißig durchgehen und aus dem Groben ins Feine arbeiten; ſie haben das Amt, den Styl zu verbeſſern. Ein ſolcher Styliſt verdient täglich zwei Thaler, muß aber ſeinen Sekretär davon bezahlen. Je ſieben bis acht Grobarbeiter ſind einem Styliſten zugetheilt; ſobald ſie eine Seite geſchrieben haben, wird ſie dem Styliſten geſchickt. Er hat das engliſche Exemplar in der Hand, läßt ſich vom Sekretär das Ueberſetzte vorleſen und verbeſſert hier oder dort die Perioden. In einem fünften Zimmer ſind zwei poetiſche Arbeiter, welche die Motto's über den Kapiteln und die im Text vorkommenden Gedichte in deutſche Verſe überſetzen.“

„Ich ſtaunte über dieſen wunderbaren Mechanismus und bedauerte nur, daß die dreißig Arbeiter und vier Styliſten nothwendig ihr Brod verlieren müſſen, wenn der Profeſſor Lur die Ueberſetzungsmaſchine erfindet.

„Gott weiß, wie es dann gehen wird,“ antwortete der kleine Mann; „ſchon jezt koſtet das Bändchen in der Scheerauer Fabrik nur einen Groſchen; in Zukunft wird man zwei Bändchen um einen Silbergroſchen geben und alle vier Tage wird eins erſcheinen.“

4. Beſuch im Buchladen.

Mein Entſchluß ſtand feſt; einen hiſtoriſchen Roman à la Walter Scott mußt du ſchreiben, ſagte ich zu mir, denn nach allem, was man gegenwärtig vom Geſchmack des Publikums hört, kann nur dieſe und keine andere Form Glück machen. Freilich kamen mir bei dieſem Gedanken noch allerlei Zweifel: ich mußte die Werke dieſes großen Mannes nicht nur leſen, ſondern auch ſtudiren, um ſie zu meinem Zweck zu benützen. Ein dritter und der mächtigſte Zweifel war, ob ich einen Verleger bekommen würde. Ich beſchloß daher, ehe ich mich an das Werk ſelbſt machte, die Wege kennen zu lernen, die man bei ſolchen Geſchäften zu gehen hat. Den Buchhändler Salzer und Sohn kannte ich von der Harmonie her; ich ſteckte zwei Thaler zu mir, um ein Buch bei ihm zu kaufen und ſo ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen.

„Ein ſchönes Buch für zwei Thaler?“ fragte er; „was ſoll es ſeyn? Gedichte?“

„Erzählungen oder ein Roman, Herr Salzer.“

„Um dieſen Preis werden Sie nichts ſchönes finden,“ erwiederte er lachend; „doch hier iſt der Katalog.“

„Wie? nichts ſchönes um zwei Thaler? — und doch koſtet ein Roman von Walter Scott nur zwanzig Groſchen!“

„Wenn Sie Ueberſetzungen haben wollen,“ ſagte er; „ich dachte, Sie wollten Originale.“

„Aber mein Gott,“ entgegnete ich, wenn ein guter Roman aus einer andern Sprache nur zwanzig Groſchen koſtet, warum hält man denn die deutſchen Bücher ſo theuer?“

„Meinen Sie,“ erwiederte er unmuthig, „wir werden auch noch die Originale um einen Spottpreis wegwerfen? Dieſe Ueberſetzungen, dieſe wohlfeilen Preiſe werden uns ohnedies bald genug ruiniren. Was iſt denn jetzt ſchon unſer ſchöner Buchhandel geworden? Nichts als ein Verkaufen im Abſtreich! Alles ſoll wohlfeil ſeyn, und ſo wird alles ſchlecht und in den Staub gezogen. In jeder Ecke des Landes ſitzt einer, der mit wohlfeiler Schnittwaare handelt, und wir andern, die uns noch dem Verderben entgegenſtemmen, gehen darüber zu Grunde.“

„Aber wie kann denn dieſe Veränderung des Handels ſo großen Einfluß auf Originale oder auf die Buchhandlung üben?“

„Wie?“ fuhr er eifrig fort, „wie? es iſt ſo klar als die Sonne, das Publikum wird dadurch verdorben und verwöhnt! Ich ſtreite Scott und den beiden Amerikanern ihr Verdienſt nicht ab; ſie ſind im Gegentheil leider zu gut. Aber jedes Nähtermädchen kann ſich für ein paar Thaler eine Bibliothek klaſſiſcher Romane anſchaffen. Unnatürlich ſchnell hat ſich die Sucht nach dieſer Art von Dichtungen verbreitet, und hunderttauſend Menſchen haben jetzt durch dieſe Groſchenbibliotheken einen Maßſtab erhalten, nach welchem ſie eigenſinnig unſere deutſchen Produkte meſſen.“

„Um ſo beſſer für die Welt; wird denn nicht dadurch die Intelligenz und der gute Geſchmack verbreitet, und das Schlechte verdrängt?“

„Intelligenz und Geſchmack, das Bändchen um neun Kreuzer rheiniſch!“ rief er aus; „o ich kenne dieſe ſchönen Worte! Guter Geſchmack! als ob nur die Leute über dem Kanal guten Geſchmack hätten; Intelligenz! meinen Sie denn, die Menſchen denken dadurch vernünftiger, daß ſie jetzt alle ſelbſt recenſiren und ſagen: Es iſt doch nicht ſo ſchön als Walter Scott und Cooper, und nicht ſo tief und witzig als Washington Irving? Und welcher Segen für unſere Literatur und den Buchhandel wird aus dieſem Samen hervorgehen, den man ſo reichlich ausſtreut? Verkehrtheit der Begriffe und einige ſchlechte Nachahmungen (wie ich mich ſchämte bei dieſen Worten!) und überdies unſer Ruin. Die Schriftſteller verlangen immer ſtärkere Honorare; wofür man ſonſt ein Louisd'or zahlte, will man jetzt fünf, und im umgekehrten Verhältniß werden die Bücher weniger geſucht als jemals. Ueberdies hat auch dieſe Herren Walter Scott's Fruchtbarkeit angeſteckt. Sie ſind jetzt ſparſam mit Gedanken und verſchwenderiſch mit Worten. Gedanken, Scenen, Gemälde, die man ſonſt in den engen Rahmen eines Bändchens fügte, werden auseinandergezogen in zehn, zwölf Bände, damit man mehr Geld verdiene, und was früher vier, fünf hübſche Verſe gegeben hätte, wächſt jetzt in holperiger Proſa zu eben ſo vielen Seiten an.“

„Alſo geht die gereimte Poeſie nicht mehr?“

„Wer will ſie kaufen? Privatleute? die ſehen vornehm herab und nennen alles Verſelei; Gelehrte? die bekommen es vom Autor, damit ſie ihn deſto gnädiger recenſiren möchten; Leihbibliotheken? die führen nur Romane, weil ſie ihr Publikum kennen. Und dieſe Leihbibliotheken ſind noch unſer Unglück. Jedes Städtchen hat ein paar ſolche Anſtalten. Das Publikum denkt, warum ſollen wir für ein Buch ſo viel Geld wegwerfen, wenn wir es in der Leihbibliothek leſen können? Man kauft ſich Groſchenüberſetzungen oder wohlfeile Taſchenausgaben, um doch eine Bibliothek zu haben, und der Buchhändler, der ein Buch verlegen will, kann alſo höchſtens noch auf fünfhundert Leihbibliotheken rechnen. Und wenn heute wieder ein Goethe oder Schiller geboren würde, man könnte keine fünfhundert Exemplare abſetzen; das Publikum hat Glauben, Vertrauen und Luſt an unſerer Literatur verloren."

„Und von alle dem ſollten Scott und die Taſchenausgaben die Schuld tragen?"

„Ja! und dieſe unſelige Zerſplitterung durch alle Zweige iſt auch mit ſchuld! Die Schriftſteller zerſplittern ihr Talent in Almanache und Zeitſchriften, weil ſie dort gut bezahlt werden; das Publikum zerſplittert ſein Geld für dieſe Luxuswaaren, weil ſie Mode geworden ſind; wir ſelbſt überbieten uns; jeder will einen Almanach, eine Zeitſchrift haben; und dieſe Taſchenkrebſe ſind es, die unſere Krebſe erzeugen."

„Aber Herr Salzer," ſagte ich zu dem Unmuthigen, „warum ſchwimmen Sie gegen den Strom? warum veranſtalten Sie nicht ſelbſt Taſchenausgaben? warum unternehmen Sie keine Zeitſchrift? Oder ſchämen Sie ſich vielleicht, ſelbſt mitzumachen?"

„Schämen würde ich mich eigentlich nicht," erwiederte er nach einigem Nachdenken. „Was ein Anderer thut, kann Salzer und Sohn auch thun. Aber ehrlich geſtanden, ich fürchte mit einer Zeitſchrift zu ſpät zu kommen; und wer ſoll ſie ſchreiben? Etwas Neues muß heutzutage auffallend, pikant ſeyn, wenn es Glück machen ſoll; ſo habe ich mich ſchon lange umſonſt auf einen ausgezeichneten Titel beſonnen, denn der Titel muß jetzt Alles thun. Hätte ich nur hier einige tüchtige Männer vom Fache, eine kritiſche oder belletriſtiſche Zeitſchrift ſollte bald daſtehen; denn ich bin ein unternehmender Geiſt ſo gut als einer.“

5. Der unternehmende Geiſt.

„Man hat jetzt Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtblätter, man hat alle Götter- und Muſentitel erſchöpft, man ſieht ſich genöthigt, zu den ſonderbarſten Namen Zuflucht zu nehmen, will man Aufſehen machen; denn nur der neue Klang iſt es, der das Alte, längſt Gewöhnte übertönt, und jeder Vernünftige ſieht ein, daß eine neue Zeitſchrift nicht an und für ſich ſelbſt beſſer iſt als die alten. Erzählungen, Gedichte, Kritiken finden ſich hier wie dort, und gute Mitarbeiter werden nicht zugleich mit dem Namen des Blattes erfunden.“

„Aber, Herr Salzer,“ erwiederte ich, „warum verlaſſen denn die Menſchen oft die längſt bekannten Zeitſchriften, um auf ein paar Probeblätter hin eine neue anzuſchaffen?“

„Das liegt ganz in unſerer Zeit; Veränderung macht Vergnügen und neue Beſen kehren gut,“ antwortete er; „ſo iſt einmal das Publikum, wetterwendiſch und weiß nicht warum. Kleider machen Leute, und eine hübſche Vignette, ein auffallender Titel thut in der Leſewelt ſo viel, als eine neue Mode in einer Aſſemblee. Wer dieſen Charakter der Menſchen recht zu nützen verſteht, kann in jetziger Zeit noch etwas machen; hätte ich nur einen Titel!"

„Da unſere Zeitſchriften gegenwärtig ſo vielſeitig ſeyn müſſen," ſprach ich, „was denken Sie zu dem Titel: Literariſches Hühnerfutter?"

„Wäre nicht ſo übel; man könnte in der Vignette das Publikum als ein Hühnervolk darſtellen, welchem von der Muſe kleingeſchnittenes Futter vorgeſtreut wird; aber es geht doch nicht! in dem Futter könnte eine Beleidigung liegen, weil es ſchiene, als wollte man das Publikum mit dem Abfall von dem großen Mittagstiſch der Literatur füttern; geht nicht!"

„Oder etwa — die Abendglocke."

„Abendglocke? Wahrhaftig! ei, das ließe ſich hören! Es liegt ſo etwas Sanftes, Beruhigendes in dem Wort. Will mir doch den Gedanken bemerken; aber ein kritiſches Beiblatt müßte dazu; ich habe ſchon gedacht, ob man es nicht „der Deſtillateur" nennen könnte."

„Es liegt etwas Wahres in Ihrer Idee," entgegnete ich; „die Bücher werden allerdings neuerer Zeit durch einen chemiſchen Proceß recenſirt oder abgezogen; man deſtillirt ſo lange, bis ſich das X Geiſt, das man ſuchte, verflüchtigt, oder bis der gelehrte Chemiker der Welt anzeigen kann, aus welchen verſchiedenen Beſtandtheilen das Gebräue beſtand, das er zerſetzte; aber das Blatt röche doch zu ſehr nach einer Materialhandlung oder nach gebrannten Waſſern; was halten aber Sie von einem kritiſchen Schornſteinfeger?"

Der Buchhändler ſah mich eine Zeit lang ſchweigend an und umarmte mich dann voll Rührung. „Ein Fund, ein trefflicher Fund!" rief er; „was liegt nicht Alles in dieſem einzigen Wort! Die deutſche Literatur ſtellt das Kamin vor, unſere Recenſenten die Schornſteinfeger, ſie kratzen den literariſchen Ruß ab, damit das Haus nicht in Brand gerathe. Ein Oppoſitionsblatt ſoll es werden. Aufſehen muß es machen, das iſt jetzt die Hauptſache; der kritiſche Schornſteinfeger! Und die Kunſtkritiken geben wir unter dem vielverſprechenden Titel: der artiſtiſche Nachtwächter!" Haſtig ſchrieb er ſich den Namen auf und fuhr dann fort: „Herr! Sie hat mein Schutzengel in meinen Laden geführt; wenn ich ſo hinter meinem Arbeitstiſch ſitze, bin ich wie vernagelt; aber ſchon oft habe ich bemerkt, wenn ich mich ausſpreche, kommen mir die Gedanken wie ein Strom. So, als Sie vorhin von Walter Scott und ſeinem Einfluß ſprachen, ging mir mit einem Mal eine herrliche Idee in der Seele auf. Ich will einen deutſchen Walter Scott machen."

„Wie? wollten Sie etwa auch einen Roman ſchreiben?"

„Ich? o nein, ich habe beſſeres zu thun; und einen? nein zwanzig! Wenn ich nur meine Gedanken ſchon geordnet hätte. Ich will mir nämlich einen großen Unbekannten verſchaffen, dieſer ſoll aber niemand anders ſeyn, als eine Geſellſchaft von Romanſchreibern; verſtehen Sie mich?"

„Noch iſt mir nicht ganz klar, wie Sie — "

„Mit Geld kann man alles machen; ich nehme mir etwa ſechs oder acht tüchtige Männer, die im Roman ſchon etwas geleiſtet haben, lade ſie hieher ein und ſchlage ihnen vor: ſie ſollen zuſammen Walter Scott vorſtellen. Sie wählen die hiſtoriſchen Stoffe und Charaktere aus, berathen ſich, welche Nebenfiguren anzubringen wären, und dann — “

„O jetzt verſtehe ich Ihren herrlichen Plan; dann errichten Sie eine Fabrik, etwa wie jene in Scheerau. Sie laſſen ſich Kupferſtiche von allen romantiſchen Gegenden Deutſchlands kommen; die Koſtüme alter Zeiten kann man von Berlin verſchreiben; Sagen und Lieder finden ſich in des Knaben Wunderhorn und andern Sammlungen. Sie ſetzen ein paar Dutzend junger Leute in ihr Haus; die Sechseinigkeit, der neue Unbekannte, gibt die Umriſſe der Romane, hie und da zeichnet und korrigirt er an einem großartigen Charakter; die vierundzwanzig oder dreißig anderen aber ſchreiben Geſpräche, zeichnen Städte, Gegenden, Gebäude nach der Natur — “

„Und,“ fiel er mir freudig in's Wort, „weil der Eine mehr Talent für Gegendmalerei, der Andere mehr für Koſtüme, der Dritte für Geſpräche, ein Vierter, Fünfter für's Komiſche, Andere wieder mehr für das Tragiſche — “

„Richtig! ſo werden die jungen Künſtler in Gegendmaler, Koſtümſchneider, Geſprächführer, Komiker und Tragiker eingetheilt, und jeder Roman läuft durch Aller Hände wie die Bilder bei Campe in Nürnberg, wo der Eine den Himmel, der Andere die Erde, jener Dächer, dieſer Soldaten zeichnet, wo der Erſte das Grün, der Zweite das Blau, der Dritte Roth, der Vierte Gelb malen muß nach der Reihe.“

„Und Einheit, Gleichförmigkeit wird dadurch erreicht, gerade wie in Walter Scott, wo alle Figuren offenbare Familienähnlichkeit haben; und eine Taſchenausgabe veranſtalten wir davon, ſo wohlfeil als nur möglich; auf vierzigtauſend können wir rechnen.“

„Und der Titel ſoll heißen: Die Geſchichte Deutſchlands von Hermann dem Cherusker bis 1830 in hundert hiſtoriſchen Romanen!“

Herr Salzer vergoß einige Thränen der Rührung. Nachdem er ſich wieder erholt hatte, drückte er mir die Hand. „Nun, bin ich nicht ein ſo unternehmender Geiſt als irgend einer?“ ſprach er; „was wird dies Aufſehen machen! Aber Sie, Werthgeſchätzter, waren mir behülflich, dieſen Rieſengedanken zu gebären; ſuchen Sie ſich das ſchönſte Buch in meinem Laden aus, und zum Dank ſollen Sie — einer der Vierundzwanzig ſeyn!“

6. Schluß.

So war ich denn durch mein günſtiges Geſchick in Kurzem dahin gelangt, wohin ich mich ſo lange geſehnt hatte. Jetzt hatte ich nicht mehr nöthig, die Leute und ihren Geſchmack in einer Leihbibliothek zu ſtudiren, hatte nicht mehr nöthig, ängſtlich nach Plan und Anordnung eines Werkes oder gar nach vortrefflichen Gedanken umherzuſuchen, ich war ein Glied, ein Finger des neuen Unbekannten geworden, durfte ſchreiben nach Luſt und mein Geſchriebenes gedruckt leſen. Es iſt bekannt, welch großen Erfolg das Unternehmen des Herrn Salzer hatte, und ſchon längſt iſt es kein Geheimniß mehr für die Welt, aus welchen Beſtandtheilen eigentlich der große Unbekannte beſtand. Es konnte uns nur ſchmeicheln, daß man anfänglich auf berühmte und vorzügliche Schriftſteller rieth, wie z. B. auf den Profeſſor Lux, der indeſſen ſeine Ueberſetzungsmaſchine erfand, den Dichter F. Kempler und andere Treffliche, ja, daß man einen Augenblick ſogar Willibald Alexis, trotz ſeiner bekannten Abneigung gegen die deutſche Geſchichte, im Verdacht hatte. Längſt haben ſich jene ſehr verdienſtvollen Herren genannt, die das Direktorium gebildet haben, und mir bleibt nur noch übrig, Einiges von dem Antheil zu erzählen, welchen ich ſelbſt an dem Unternehmen hatte.

Weil ich einige Theile Deutſchlands genau kannte, erhielt ich zuerſt eine Stelle unter den Gegendmalern. Leider ſchrieb ich aber in dem Roman das Concilium in Konſtanz: „Leicht und ſchwebend trug ſie der Kahn an den rebenbeflanzten Hügeln hin von Baſel nach Konſtanz;“ dieſe Stelle wurde von den ſechs Direktoren überſehen, gedruckt, und die Recenſenten und das ganze Publikum wunderten ſich höchlich, daß man damals den Rheinfall hinauf gefahren ſey, und zur Strafe wurde ich in die Klaſſe der Geſprächführer verſetzt. Geſpräche in Wirthshäuſern, auf Straßen und Märkten, Händel und Wortſtreit wurden mir zugetheilt. In dieſer Eigenſchaft blieb ich, bis einer der ſentimental und heroiſch Sprechenden einen großen Fehler machte. Er ſagte nämlich: „Die Wolken zogen bald vor, bald hinter dem Mond;“ vergebens berief er ſich auf die Autorität eines Herrn S . . . . ., aus deſſen hiſtoriſchem Roman er dieſe herrliche Stelle entlehnt habe; man erklärte die Worte für widerſinnig, weil die Wolken nicht hinter dem Mond vorbeiziehen, und ſetzte ihn ab; ſeine Stelle fiel mir zu. In dieſem Fache leiſtete ich mehr als in den beiden andern. So iſt z. B. der größte Theil des Romans: der Dom zu Aachen oder die Paladine Karls des Großen von meiner Hand. Auch in Barbaroſſa oder die Hohenſtaufen habe ich etwa zehn Kapitel geſchrieben. Meine letzte Arbeit vor Auflöſung des Unternehmens war das achte, neunte und fünfzehnte Kapitel in der Schlacht von Kunersdorf.

Man hat viel über und gegen dieſes großartige Unternehmen, das ich, wiewohl zufällig, in's Leben rief, geſchrieben und geſprochen. Wenn man bedenkt, daß in der kurzen Zeit von zwei Jahren fünfundſiebenzig Bände oder fünfundzwanzig Romane aus der Fabrik des deutſchen Unbekannten hervorgingen, ſo muß man zum mindeſten den Fleiß und die Ausdauer der Theilnehmer bewundern. Man hat vorgeworfen, daß einige geſchichtliche Charaktere gänzlich verzeichnet ſeyen, daß ſogar bedeutende Anachronismen vorkommen; aber wie kraftlos erſcheint ein ſolcher Vorwurf gegen die übrigen Vorzüge des Unternehmens! Sind nicht alle Gegenden ſo treu geſchildert, daß man ſieht, man habe nicht die Natur, ſondern wirkliche Gemälde abgezeichnet? Haben wir nicht bei den Kleidungen unſerer Helden und Damen die Koſtüme des pünktlichſten und genaueſten Theaters von Europa als Vorlegeblätter vor uns gehabt? Hat nicht Herr Salzer mit ſchwerem Gelde allerlei alterthümliches Hausgeräth aus Burgen und Rüſtkammern gekauft, damit wir deſto richtiger zeichneten?

Das iſt hiſtoriſche Wahrheit und Treue, und das iſt es auch, was das Publikum verlangt; das Uebrige, genaue Beachtung der geſchichtlichen Charaktere oder Zeiten, iſt nur Nebenſache; Kleider, Schuhe, Stühle, Häuſer u. ſ. w. wird man in allen fünfundſiebenzig Bänden niemals unwahr finden. Daß nach zwei Jahren ſchon dieſe Art von Darſtellungen aus der Mode kam, war nicht unſere Schuld; aber leider ſcheiterte das ſchöne Unternehmen an der Veränderlichkeit des Publikums. Aus der Mode entſtand das Ganze, und mit dem günſtigen Wind dieſer Mode ſegelten wir auf dem Strom der Geſchichte, und unſer Wahlſpruch war: „Verletzet eher die Wahrheit der Geſchichte, verzeichnet lieber einen hiſtoriſchen Charakter, nur ſündiget nie gegen die Mode der Zeit und den herrſchenden Geſchmack des Publikums.“

Freie Stunden am Fenſter.

Laetus sorte tua vives sapienter.
Horat.

1.

Mein Onkel war geſtorben; er hinterließ ein hübſches Vermögen, das meinen heimlichen Kummer wieder ſtillen konnte; aber er hatte es einer Wittwe vermacht, die er noch in ſeinen alten Tagen gern geſehen. Ich erklärte, der Wille des Seligen ſey mir zu heilig, als daß ich ihn umſtoßen möchte, d. h. die Advokaten hatten mir geſagt, daß ich den Prozeß in allen Inſtanzen verlieren würde; aber die ganze Stadt pries meinen Edelmuth. Sie hatte gut loben, die ganze Stadt; Loben koſtet nichts, aber um ſo viele Hoffnungen betrogen, um das ganze Vermögen des Onkels ärmer zu ſeyn, das war hart! Ich habe in meiner Jugend im Kinderfreund gerne ein Stück geleſen, es hieß: „Edelmuth in Niedrigkeit;" nachher hat mich oft ein anderes: „Armuth und Edelſinn," bis zu Thränen gerührt. — War es vielleicht die Ahnung, daß ich einſt dieſe Rolle ſelbſt ſpielen müſſe, was mir Thränen auspreßte? Meinen einzigen Troſt, meine ſüße Hoffnung, die Tante in Leipzig, rührte vor vier Wochen der Schlag.

Ich, ihr nächſter Leibeserbe, machte bei dieſer Nachricht bedeutende Einkäufe in ſchwarzem Tuch, zog einen ganz neuen Menſchen an, und meine Bekannten wußten ſich dieſen Aufwand nicht zu erklären. Die Tante hat ihre Thaler einem ganz fremden Menſchen vermacht. Ich dachte anfänglich, aus Haß gegen mich, weil ich einmal geäußert: die Zeitung für gebildete und noble Menſchen ſey ſchlechtes Zeug, ſie aber hatte Alles trefflich und genial gefunden; aber nein, es verhielt ſich anders. Die Tante, ich erfuhr es erſt vor einigen Tagen, die ſelige Tante war Schriftſtellerin geweſen. Unter dem Namen Idonia Strahlen hatte ſie in die Zeitung für noble ꝛc. Erzählungen, Aphorismen aus ihrem Leben, Romanzen und dergleichen geliefert. Ja, ſie hatte ſogar Romane für Leihbibliotheken geſchrieben; wer kennt nicht „Lisbetha's letzte Seufzer“ in Duodez; „die Mohrenſchlacht oder die grauſamen Herzen, eine ſpaniſche Geſchichte;“ wem iſt nicht „meine erſte Liebe oder der blutige Säbel“ bekannt? Ich hatte ſie oft auf die Seite geworfen, wenn ſie mir nebſt anderer dergleichen Waare in die Hände fielen; konnte ich denken, daß ſie mich um mein Erbe bringen würden? Idonia las alle ihre Produkte einem Magiſter vor, der ſie quoad stylum korrigirte, reinlich abſchrieb, an die Zeitung für noble ꝛc. oder an die Verleger verſchickte und, wenn ſie erſchienen waren, in ſechs oder acht Journalen günſtig recenſirte. Es konnte nicht fehlen — die ſelige Tante hinterließ ihm ihren Mammon.

Das neue Kleid war gekauft und konnte nicht mehr ungekauft gemacht werden; ich verkaufte mein Piano um jenes zu bezahlen. Es war gut, daß nicht noch etwas ſchwereres zu vergüten war. Als mir nämlich die Kunde von dem Tod der ſeligen Idonia kam, als ich mich im neuen Kleide vor dem Spiegel muſterte, fand ich, daß ich gut genug zu einem Ehemanne ausſehe. Wenn ich nicht irrte, ſo mochte dies auch des Oberhofmeiſters Trinette finden. Ich hatte Ausſichten, gemächlich mit einer Frau leben zu können; ich las aufrichtige Liebe in ihren ſchönen, braunen Augen; ich wollte endlich einen Schritt vorwärts thun, da kam die Leipziger Poſt, der Magiſter hatte das Erbe und ich — blieb ſtehen, ich ging rückwärts. Jetzt erſt war ich arm, denn ich hatte keine Hoffnung mehr. Ich dachte ernſtlich über meine Stellung in der Welt nach und fand, daß ein armer Teufel eine um ſo traurigere Rolle ſpiele, je weiter er oben ſteht. Moreau's Rückzug wird für das glänzendſte gehalten, was dieſer große General gethan hat. An mir war es jetzt, eine ähnliche Operation zu machen; ich mußte mich ohne Schande aus den Salons zurückziehen, mein Rückzug mußte einem Siege gleichen, wenn ich mir das Erröthen erſparen wollte. Man kann ſich denken, daß ich am ſchwerſten daran kam, jene treffliche Stellung zu verlaſſen, die ich gegen die Baſtion Trinette eingenommen hatte. Meine Vorpoſten waren ſchon ſo weit vorgeſchoben, daß ſie täglich mit dem Feinde plänkelten, ich war daran, die Laufgräben zu eröffnen, es war mathematiſch gewiß, daß ich ſiegen mußte; wer hat eine ſolche Stellung nicht mit einer Thräne im Auge aufgegeben?

Aber mein Rückzug war meiſterhaft; es fand ſich eine Gelegenheit, gegen Trinette den Eiferſüchtigen zu ſpielen; ich erſchien einige Abende bei den fröhlichſten Soupers, bei den glänzendſten Bällen düſter und in mich gekehrt, es fiel auf, und jetzt hatte ich gewonnen. „Er iſt melancholiſch,“ ſagte die ganze Stadt; ich war melancholiſch, denn ich hatte ja nichts mehr, um die Freude zu bezahlen, die Melancholie kann man aber umſonſt haben. Ich gab meine vier Zimmer in der Hauptſtraße auf und bezog ein kleines Stübchen in einem entlegenen Theile der Stadt; „nein, wie er melancholiſch iſt!“ ſagten die Leute. Ich ſpeiste ſonſt im erſten Gaſthof; jetzt ließ ich mir die Speiſen aus einer Garküche bringen; „er iſt ein Narr,“ war das Urtheil der Welt, und Jeder, der mich ſah, fragte mich theilnehmend, wie es mir gehe? Die Ehre war gerettet; ich wollte lieber für einen Narren, für melancholiſch — als für einen armen Teufel gelten.

Es wohnt ſich übrigens ganz gut in dem kleinen Stübchen. Die einzigen Meubles, die mir gehören, ſind ein großer Fauteuil, ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihn zu verkaufen, denn meine gute Mutter war darin verſchieden; das andere war ein Schreibtiſch, der beinahe ein Dritttheil des Stübchens einnahm — mein Vater hatte daran gearbeitet. Anfangs vermißte ich mein Piano ſehr ungern. Es gab in meinem Tag ſo manche freie Stunden, die ich mir mit Muſik verkürzt hatte. Aber bald entdeckte ich ein Meuble, das mir noch größern Genuß verſchaffte als das Klavier; es war mein Fenſter. Mein Stübchen lag im zweiten Stock; ich konnte, wenn ich mein Opernglas zu Hülfe nahm, ganz bequem in die Etagen meiner Nachbarn ſchauen; ich lernte beobachten, und ſtundenlang ſaß ich an meinem Fenſter. Ich komme mir oft vor, wie der Ritter Toggenburg. Es iſt zwar kein Nonnenkloſter, dem gegenüber ich mein Hausweſen aufgeſchlagen habe; aber doch ſchaue ich vielleicht nicht mit geringerer Andacht nach dem ſchönen, zweiſtöckigen Haus und lauſche, bis ein Fenſter klingt, und ich auch Worte vernehme. Auch bleibe ich ſo nach und nach ein Junggeſelle wie der melancholiſche Ritter, doch ſoll mich Gott bewahren, daß ich darüber das bischen Geiſt aufgebe wie der Toggenburger, und es wäre mir höchſt fatal, wenn man von mir ſagte:

Und ſo ſaß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach den Fenſtern noch das bleiche
Stille Antlitz ſah.

2.

„Chriſtel!“ ſagte ich am Morgen, nachdem ich mich eingerichtet hatte, zu der alten Aufwärterin, die mir den Kaffee brachte, „Chriſtel, wer wohnt da gegenüber in dem breiten Hauſe?“

„Parterre wohnt der Schuhmacher Rupfer, mitten die gnädige Frau, und oben der Doktor und der Lieutenant.“

„Nicht ſo ſchnell, Chriſtel, nicht ſo ſchnell, da weiß ich ſo viel als vorher; wem gehört das Haus?“

„Dem Schuhmacher, daß mir's Gott verzeih',“ antwortete ſie, „iſt es nicht eine Sünde, daß ein Schuhmacher einen ſolchen Palaſt hat? Das kommt aber Alles von der Ruſſenzeit. Da hat ihm ſein Vetter, der Kriegsrathskanzliſt, eine Schuhlieferung verſchafft, und weil die Ruſſen bekanntlich große Füße haben, ſo — “

„So war auch der Abfall groß, natürlich; aber wie ſind die Leute? Der Meiſter ſcheint früh auf zu ſeyn, ich ſah ſchon um fünf Uhr Licht; auch einige Mädchen glaubte ich zu bemerken.“

„Der Alte um fünf Uhr auf?“ rief Chriſtel mit wegwerfender Miene: „ja, dem thut's Noth; der lebt wie ein großer Herr ſeit der Ruſſenzeit und ſteht vor acht Uhr nicht auf. Sie werden ſchon merken, wann er aufſteht. Geht ein rechtes Geſchrei los in der Werkſtatt, hören Sie einen Mann ſchimpfen und die Mädchen heulen, ſo iſt der Alte aufgeſtanden; das iſt alle Tage, die Gott gibt, ſein Morgenlied.“

„Wer arbeitet denn aber ſo frühe am Tag in der Werkſtatt? Sind die Mädchen ſo fleißig?“

„Wie man will;“ erwiederte ſie, „es iſt eigentlich der Pariſer, der Geſelle des Schuhmachers, und Brenners Karlchen, der Lehrjunge; dieſe arbeiten vom früheſten Morgen; aber auch Mamſell Caroline, die größere mit den ſchwarzen Augen, iſt mit der Thorglocke auf. Früher hätte man ſie nicht mit zehn Pferden aus dem Bette gebracht; aber ſeit der Pariſer im Haus iſt, ſteht man alle Morgen ſchon um fünf Uhr auf; das macht, ſie lebt mit ihm in einem unchriſtlichen Verhältniß.“

„Und im erſten Stock wohnt die gnädige Frau? Wie heißt ſie denn? Hat ſie Familie?“

„Es iſt die Frau Oberforſtmeiſterin von Trichter. Der Mann iſt geſtorben, ſie hat zwei Fräulein und einen ungerathenen Sohn. Sie thun auch zu vornehm; es ſoll nicht immer richtig ſeyn mit dem Geld, und die Titel und vornehme Bekanntſchaften kann man nicht wechſeln laſſen.“

„So, die wohnt hier?“ Ich hatte in den Zirkeln, die ich vor meinem Rückzug beſuchte, von einer ſolchen Frau von Trichter gehört; doch erinnerte ich mich nicht mehr gewiß, was von ihr geſprochen wurde. „Und oben?“ fuhr ich fort, indem ich auf die Fenſter zeigte, die in gleicher Höhe mit den meinigen waren; „Oben?“

„Nun, da wohnt der Doktor und der kleine Lieutenant.“

„Was iſt das für ein Doktor? ein Mediciner?“

„Nein, es iſt kein Menſchendoktor; aber ſo viel ich weiß, ſoll er ein gelehrter Herr ſeyn, der Doktor Salbe, und Bücher ſchreiben. Ich habe ihm früher auch den Kaffe gebracht, aber er macht ihn jetzt ſelbſt, der Hungerleider, in der Maſchine mit Spiritus. Wenn er ſich nur die Finger recht verbrennte, mit dem Weingeiſt! was hat er nöthig mit der Maſchine Kaffe zu machen? Aber freilich, jetzt ſoll Alles mit Maſchinen gehen und mit Dampf. Sie gönnen einer armen Frau nicht einen Groſchen mehr, den ſie ehrlich erworben.“

„Und der Lieutenant,“ unterbrach ich ihre Philippica gegen den Maſchinenkaffe des Doktors, „wie ſagſt Du, daß er heiße?“

„Man nennt ihn in der ganzen Nachbarſchaft nur den kleinen Lieutenant. Er iſt ein freundlicher Herr, aber reich muß er auch nicht ſeyn, denn er reitet um ſechs Groſchen ſpazieren und hat zwar große Sporen, aber kein Pferd.“

Chriſtel hatte unter dieſen Belehrungen mein Stübchen aufgeräumt und ging.

Die Lampe der Schuſter war verlöſcht, ein ſchönes Mädchen trat aus dem Hauſe und machte die eiſernen Stangen der Fenſterladen los; die Laden öffneten ſich von innen, ein hübſcher, junger Mann ſah heraus, um die Stange herein zu nehmen; das ſchöne Kind reichte ſie hin, zog ſie zurück, wenn er helfen wollte, ſie neckte ihn, daß er nicht ſchneller ſey als ſie. Das wird der Pariſer ſeyn, dachte ich, und das Mädchen mit den ſchwarzen, feurigen Augen, mit dem blühenden Roth auf den Wangen iſt wohl niemand anders als Mamſell Caroline, des Meiſters Tochter. Dieſe Sonne zog mich an. Sie ſchienen ſich verglichen zu haben, der junge Mann empfing die Stange, man ging an den zweiten Laden. Hier erneuerte ſich das Schauſpiel; der Pariſer drohte ihr, er zeigte mit dem Finger auf ſeinen Mund und dann auf ſie, es war deutlich, er drohte ihr mit einem Kuß und ſie — lachte und gab die Stange nicht. Welch' unchriſtliches Verhältniß! Man ging endlich an das dritte Fenſter; der Laden ging auf, der Pariſer erſchien mit einer Eiſenſtange bewaffnet und machte Ausfälle gegen ſeine Schöne; ſie parirte, aber **malheureusement**, mochte der Pariſer denken, ſeine Stange gleitete ab und zerſchlug klirrend eine Scheibe. Man ſenkte beſtürzt die Waffen, die feindlichen Parteien vereinigten ſich, um das Unglück zu betrachten; eine kleine Figur wurde auf der Bank hinter dem Pariſer ſichtbar, es war wohl Brenner Karlchen, der Lehrjunge, der ſo jammervoll die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug; der böſe Meiſter, der ſeit der Ruſſenzeit erſt um acht Uhr aufſteht und deſſen Morgenlied Geſchrei und Zanken iſt, fiel mir ein — gewiß, ihn fürchteten ſie, vor ihm zitterten ſie. Der Pariſer zog ein Stückchen Geld aus der Taſche, er drehte es hin und her, es war ſehr klein, — er fuhr wieder in die Taſche, er brachte nichts mehr hervor; wer will es ihm verargen? es war ja geſtern Sonntag, und ich wollte wetten, er war mit Carolinchen auf dem Tanzboden und hat ihr fürſtlich aufgewartet. Er ſah ſein Stückchen Geld an und erröthete. Das ſchöne Kind drängte ſeine Hand mit dem Geld zurück; ſie zog ein Beutelchen aus dem Buſen und zählte ab, was etwa zu einer neuen Scheibe reichen konnte; der Pariſer widerſetzte ſich, aber er ſchien der ſüßen Gewalt ihrer Blicke nachzugeben; ſie gab dem jammernden Burſchen das Geld, man hob das Fenſter aus, und bald ſah ich ihn aus dem Hauſe und um die nächſte Ecke traben. Mögen die Götter ſeine Schritte lenken, daß er nicht fällt und die übrigen zwei Scheiben mit zerbricht! Aber dieſe Unterbrechung hatte die Freude der beiden Leutchen geſtört; Caroline ging ins Haus, der Geſelle an die Arbeit, und ich ſah nur noch, wie das Mädchen hie und da ängſtlich zum Fenſter herausſchaute, als wolle ſie Brenner Karlchen mit dem Fenſter erſpähen; wenn der Vater kam, ehe er zurück war, wenn er den Schaden bemerkte, den ſie beide angerichtet — ich glaube in ihren Mienen dieſe Angſt zu leſen. Doch war ich überzeugt, wenn dieſer unglückliche Fall eintreten ſollte, ſo nahm ſie die Schuld auf ſich; hätte der Alte nicht auf ſo manches ſchließen können, wenn er den Kampf mit den Eiſenſtäbchen erfuhr? Es ſchlug acht Uhr, unwillkürlich fing ich ſelbſt an unruhig zu werden; ich glaube im Geiſt den Lieferanten der

Ruſſenzeit in weiten Pantoffeln herbeiſchlurfen zu hören; ein böſer Huſten wird ihn ſchon zuvor anzeigen, wie wird er toben, wie wird er fluchen, wenn er —

Da kommt Brenner Karlchen um die Ecke gefahren; er hat das Fenſter unter dem Arm; jede Spur von Angſt iſt aus Carolinchens Zügen verſchwunden; ſie nimmt dem Burſchen das Fenſter ſchon von der Straße ab, ſie hängt es ein, triumphirend ſchaut ſie durch die neue Scheibe; der Pariſer ergreift ihre Hand und zieht ſie vom Fenſter; wird er noch Zeit gefunden haben, ſeine fürchterliche Drohung zu vollziehen und ſie für die Neckerei an ihren friſchen Lippen beſtrafen?

3.

Die Jalouſien des zweiten Stockes mir gegenüber öffneten ſich, ich erſchrack; ein ungeheurer Knebelbart ſchaute zum Fenſter heraus. „Das iſt ſicher der kleine Lieutenant,“ ſagte ich zu mir, „das muß ein fürchterlicher Kriegsmann ſeyn!“ Ich wagte es wieder aufzublicken und nach ihm hinüber zu ſchielen; wo hatte ich nur meine Augen gehabt, daß ich vor ſeinem Anblick ſo erſchrack? Der Bart war allerdings bedeutend und gehörte in die Klaſſe der grimmigen, aber hinter dieſem Wall von Haaren lag ein kleines, freundliches Geſichtchen, ein Näschen, das ſchalkhaft zwiſchen dem Grimmigen hervorguckte, ein paar wackere Aeuglein, die auch nicht im geringſten zum Erſchrecken eingerichtet waren. Der Kriegsmann hatte mit der Bruſt nicht ſehr weit über den Fenſterſims emporgeragt, als er die Jalouſien öffnete; jetzt hatt' er ſich wohl einen Stuhl ans Fenſter gerückt, denn er erſchien auf einmal groß und ſchaute mit dem halben Leib auf die Straße herab, doch nach Verhältniß ſeiner Arme und ſeines Kopfes zu urtheilen, mußte er ein kleiner, unterſetzter Mann ſeyn; ich erinnerte mich, daß ihn Chriſtel den kleinen Lieutenant genannt hatte. Nichts deſto weniger brachte er eine ungeheure Pfeife hervor, die bis in den erſten Stock hinabreichte. Sie mochte ein bedeutendes Gewicht haben, denn der kleine Lieutenant hielt ſie mit beiden Fäuſten, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Als der Kriegsmann einige Zeit ſeinen Morgenbetrachtungen nachgehängt haben mochte, fing er an mit der langen Pfeife an den Jalouſien zu ſeiner Linken zu pochen. Sie thaten ſich auf, ein mageres, bleiches Geſicht, eine lange, hagere Figur, in einen geblümten Schlafrock gehüllt, ſchaute hervor; es war der Doktor Salbe.

Die Straße, in der ich wohne, iſt ziemlich ſchmal; ich konnte, wenn ich das Fenſter öffnete, das Geſpräch meiner Nachbarn hören; ich öffnete daher mein Fenſter, ließ die Gardinen herab, um nicht von ihnen bemerkt zu werden, und lauſchte.

„Wo habt Ihr Euch geſtern Nacht herumgetrieben, Doktor?“ ſprach der Lieutenant mit ſchalkhaften Blicken, indem ſich der Bart zu einem angenehmen Lächeln bis an die Ohren verzog. „Warum kamt Ihr nicht in den goldenen Hahn? Ich wollte wetten, Ihr waret in einem Singthee.“

Der Doktor nickte und zündete ſtill lächelnd eine Cigarre an der Pfeife des Soldaten an. „Ich war im

Singthee,“ antwortete er mit hohler Stimme; „Lieutenant! da war es wieder herrlich! Im goldenen Hahn geht es mir Sonntags gar zu roh her. Eure Kameraden rauchen ſo ſchlechten Taback, und das Schreien und Schwadroniren von den Gefechten ſetzt meinen Nerven zu. Aber bei dem Profeſſor Nanze war es geſtern wieder göttlich!“

„War die Fremde auch dort?“ fragte der kleine Krieger, und deutete auf den erſten Stock ſeiner Wohnung. „Waren auch die beiden Fräulein da?“

„Die Mutter, die Töchter und die Fremde; und wiſſen Sie wohl, wer ſie iſt? ſie wird Couſine titulirt, und die Oberforſtmeiſterin thut ſehr freundlich mit ihr. Und denken Sie, ich wurde ihr vorgeſtellt als Nachbar vom oberen Stock; ſie war holdſelig und hat auch mein Trauerſpiel geleſen und meine Erzählungen in der Zeitung für noble Leute.“

Auch ein Genoſſe der ſeligen Tante Ibonia, dachte ich, und machte ihm hinter den Vorhängen eine Fauſt, denn er ſchien mit dem Leipziger Magiſter im Bunde gegen mich zu ſeyn. Indem hörte man einen wahrhaft hölliſchen Lärm in der Wohnung des Schuſters. Eine tiefe Baßſtimme fluchte und tobte, wie die rauhen Töne des Violons; dazwiſchen hörte man Carolinen und ihre Schweſter in hohen, klingenden Tönen wie Hoboe und Clarinette, und Brenner Karlchen, der wohl Schläge bekam, fiſtulirte mit gräulichen Violinpaſſaden dazwiſchen. Es war kein Zweifel, der Ruſſenſchuſter war erwacht und hielt ſeinen feierlichen Einzug in ſein Reich.

„Hören Sie doch, wie der Alte wieder rumort,“ ſagte der Doktor Salbe; „mich dauern nur die Mädchen, er probirt ſicher an Carolinchen ein paar neue Knieriemen. Apropos, wie ſtehen Sie mit Carolinchen, Lieutenant?“

„Gar nicht;“ antwortete er mürriſch und blies große Wolken vor ſich hin. „Die hochmüthige, ſchnippiſche Perſon! ich weiß nicht, was ſie jetzt wieder im Kopfe hat, ſie dankt kaum, wenn ich ſie grüße. Es iſt mir auch ganz einerlei,“ fuhr er ärgerlich fort; „meine Gedanken ſtehen jetzt auf die Fremde, auf die Couſine; der will ich die Cour machen! Höllenſchwernöthchen, Doktor! das ſollt Ihr mal ſehen.“

„Hoho!“ fiel ihm ſein Nachbar mit hohlem Lachen ins Wort, „wenn Sie erſt wüßten, was ich weiß, Wertheſter!“

„Donner! hat ſie von mir geſprochen? Salbe! Ihr foltert mich; hat ſie von mir geſprochen?“

„Nein! aber ſie ſagte mir viel Schönes über mein Flötenſpiel, das ſie vorgeſtern Nacht in den Schlaf gewiegt habe.“

Ich glaubte, der Lieutenant werde bei dieſen Worten zum Fenſter hinausſtürzen; er hüpfte auf ſeinem Stühlchen hin und her und rückte weiter über die Brüſtung heraus, um dem Doktor näher zu ſeyn. „Und Ihr habt dem lieben Kind doch geſagt, daß ich es bin, der muſicirt?“

„Ja wohl; ich ſagte ihr, daß ich nur Guitarre ſchlage und etwas weniges dazu ſinge; der Flötiſt aber ſey mein Nachbar, der Lieutenant Münſterthurm. Ich will Ihnen auch gar nicht im Wege ſtehen; ich habe an meinem neugriechiſchen Roman ſo entſetzlich zu arbeiten, daß ich vor den nächſten vierzehn Tagen an keine Liebe denken kann; aber den goldenen Hahn ſollten Sie ſich abgewöhnen; Sie ſollten in gebildete Zirkel ſich einlaſſen, dort können ſie die Couſine treffen.“

„Gott ſtraf' mich, Ihr habt nicht Unrecht!“ unterbrach ihn der liebende Soldat. „In den goldenen Hahn kommt ſie doch nicht, alſo muß ich ſie andern Orts aufſuchen. Aber Ihr kennt ja meine Antipathie gegen das Theetrinken; ich riskire, daß ich auf der Stelle krank werde, wenn ich dieſes laue Waſſer zu mir nehme. Was haltet Ihr davon, Doktor, wenn ich Punſcheſſenz mit mir nehme in einem Gläschen, und, während ich nach der tollen Sitte mit der Taſſe auf- und abſpaziere, heimlich einige Tröpflein in den Thee gieße? dann kann er mir nichts ſchaden.“

„Wahrhaftig, das könnten Sie thun; kaufen Sie Eſſenz, ich will Sie einführen in Nanze's göttlichen Singthee.“

„Am Donnerstag bekomme ich meinen neuen Uniformsfrack,“ antwortete er vergnügt; „dann gehen wir mit einander in den Singthee.“

4.

Ein Beſuch, der mir gerade jetzt ſehr ungelegen kam, unterbrach meine Beobachtungen. Es war einer jener freundlichen Alltagsmenſchen, die, wenn ſie mit uns Billard geſpielt haben, auf der Promenade einige hundert Schritte mit uns gingen, in der Loge zufällig neben uns einen Platz fanden, ſich unaufgefordert zu unſern Freunden zählen. Er hatte ſicher nicht geruht, bis er mein geringes Stübchen aufgefunden, er kam, wie er verſicherte, nur aus Theilnahme, und doch war es die unverſchämteſte Neugierde, die ihn hergetrieben hatte; er und ſein Hund beguckten und berochen jeden Winkel meines Zimmers; ich ſah ihm an, wie er Notizen ſammelte, um Abends einige Damen über mich und meinen Spleen zu unterhalten.

„Sie ſind doch ein glücklicher Menſch,“ ſagte er, „waren Sie in Geſellſchaft, ſo vergaßen die Damen, daß es gegen allen guten Ton ſey, länger als fünf Minuten über einen Gegenſtand zu ſprechen. Man lauſchte begierig auf ihre Worte, weil Sie ein halber Gelehrter ſind.“

„Sie können ſich doch wahrlich nicht beklagen,“ erwiederte ich; „wie glänzend haben Sie vor drei Wochen die Damen unterhalten, als Sie den Brief aus Paris bekommen hatten.“

„Es war der einzige glückliche Abend meines Lebens,“ ſprach er mit ſüßer Wehmuth; „mein Modekorreſpondent hatte den vernünftigen Einfall, mir einige Anekdoten aus den Salons, einiges Neue über Damenputz und über die Stellung einer modernen Pariſerin beim Theeeingießen, und wie ſie in Gegenwart ihres jungen Ehemanns die Schlafhaube aufſetze, zu ſchreiben. Ich brachte es bei Graf C. vor; man fand mich köſtlich; man fand mich liebenswürdig und amüſant. Es war aber auf Ehre der einzige Abend. Aber Sie! wie glücklich ſind Sie.“

„In was ſoll nur mein Glück beſtehen?“ fragte ich ärgerlich über ſeine Ausrufungen.

„Haben Sie nicht immer das verdammte Spiel, der Chevalier de Papillot, von vorn bis hinten ohne Anſtoß behalten können? und ich! wenn ich am herrlichſten friſirt und gebrannt war, ſo wurde das dumme „**Chevalier de Papillot a un papillot**“ geſpielt, meine Friſur ging zum Teufel, denn ich konnte den franzöſiſchen Sermon nicht behalten und bekam den ganzen Kopf voll Papilloten. Aber Sie! hatten Sie den ganzen Abend nichts gethan, als an einer Thür geſtanden und finſter in die Zimmer geblickt, ſo gab es doch Leute, die Sie ſehr intereſſant fanden. Jetzt verlaſſen Sie ſogar die Welt, werden melancholiſch; ich wollte wetten, wenn ich es geworden wäre, man hätte gelacht, und Sie werden bemitleidet, zurückgeſehnt; es gibt ſogar junge Damen, die ganz offen den Fächer vor das linke Auge halten, wenn von Ihnen geſprochen wird.“

„Den Fächer vor das linke Auge halten? wozu denn, was ſoll es denn bedeuten?“

„Sie wiſſen nicht einmal dieſes Zeichen der trauernden Liebe! das iſt das Neueſte, was man hier in der Liebesſprache kennt, das heißt á la Joco trauern.“

„A la Joco trauern!“ rief ich; „wer trauert denn mit der Windfuchtel vor dem linken Auge um mich?“

„Gehen Sie, das wiſſen Sie nur zu gut; Oberhofmeiſters Trinettchen iſt ganz melancholiſch geworden. Auf Ehre, ich ſah ſie zweimal á la Joco trauern. Iſt das nicht rührend?“

„Was werden Sie heute mit Ihrem Tag anfangen?“ fragte ich, um mir das Erröthen über die trauernde

Joco zu erſparen. „Wo werden Sie ſpeiſen? werden Sie ins Theater gehen?“

„Speiſen,“ ſagte er wehmüthig lächelnd, „ſpeiſen! ich lebe gegenwärtig wie ein Klausner. Denken Sie ſich mein Unglück!“

Ich war begierig; ſollte ihn etwa auch eine Tante enterbt haben, war er vielleicht auf halben Sold geſetzt wie ich? Er ſchien bekümmert, geheimnißvoll.

„Denken Sie ſich mein Unglück! ſchon ſeit einiger Zeit bemerkte ich, daß mir meine Röcke und Weſten nicht mehr recht paſſen wollen. Ich nahm daher das vormalige Maß meiner Taille, (mein Schneider in Frankfurt und ich haben jeder ein Exemplar und zwar aus Drath geflochten, daß es ſich nicht verzieht;) ich nehme es, lege es um, und o Schrecken! ich bin ſeit einem Vierteljahr um zwei Daumen breit ſtärker geworden! Ich war außer mir, ich wüthete, ich war nahe daran, Hand an mich ſelbſt zu legen. Ich entdeckte mich dem jungen Baron F.; Sie kennen ſeinen herrlichen Wuchs, er tröſtete mich, er gab mir Mittel.“

„Nun, in was beſtehen dieſe?“

„Zuerſt mußte ich Rhabarbertinktur nehmen, daß ich beinahe todt war. Dann durfte ich acht Tage lang nichts genießen, als eine Taſſe voll Gerſtenſchleim, einige Auſtern und ein Glas Madera. Alle Morgen nach acht Uhr muß ich ein Glas Kräuteresſig trinken und darauf ſpazieren gehen. Es iſt heute der fünfte Tag; es iſt wahr, es hilft, ich bin ſchon um einen Daumen eingegangen, aber meine Kräfte ſchwinden, ich bin ſo ſchwach, daß ich heute Abend nicht werde tanzen können.

Es iſt nur gut, daß es jetzt Mode iſt, daß wir jungen Herren nicht tanzen; aber das ewige Stehen mit dem Hut in der Hand werde ich auch nicht aushalten; ich werde mich ſetzen müſſen gegen allen guten Ton und feine Lebensart.“

„Ich bedaure Sie,“ ſagte ich, als er mit zitternder Hand von mir Abſchied nahm. „Wären denn fünf Tage nicht auch genug?“

„Acht Tage müſſen es ſeyn;“ antwortete er ſeufzend, „aber dieſer Leidenskelch wird auch an mir vorübergehen; was thut man nicht um den Ruhm, eine Taille à la Joco zu haben.“

„Armer Joco!“ ſprach ich bei mir, als er weggegangen war. „Armſeliger Affe! Du ſchämſt Dich Deiner menſchlichen Geſtalt und wendeſt alle Mittel an, ein Pavian oder eine Weſpe zu werden! Jene große Werkſtätte der Thorheit ergötzte ſich an einem Menſchen in Affengeſtalt; ſie trugen ſich wie der herrliche Affe, es gab nichts, was nicht den Namen dieſes Affen trug; es nimmt mich Wunder, daß ſie ihren König nicht à la Joco krönten. Aber die Narrheit bleibt nicht in jenen Mauern, ſie verbreitet ſich über die Provinzen, ſie paſſirt ungehindert die Douanen des Rheins, und man ſchämt ſich in Deutſchland nicht, auf eine andere Art ein Thor zu ſeyn, wie es vor ſechs Monaten in Paris Sitte war. Wer iſt ein größerer Affe und der Thierheit näher, jener Ur-Joco oder die unzähligen Affenherren, Affenfräulein und Affenmamſellen, die an dem Affen einen Affen gefreſſen haben, ihm nachäfften und mit Freude ſammt und ſonders Jocos wurden?“

„Erbärmlicher Affe! der Du mich um eine ſchöne Stunde betrogſt! warum verbieten es die geſellſchaftlichen Sitten, daß ich Dich freundſchaftlichſt aus der Thüre warf?

„Wie vergnügt, wie zufrieden wäre ich mit mir ſelbſt geweſen! wie gut hätte ich mich an meinem Fenſter unterhalten können! Und dieſer hohle Menſch, in deſſen Kopf kein Gedanke war, als der an das Souper heute Abend, deſſen Blick in die Zukunft nicht weiter reichte, als bis zum nächſten Ball; deſſen Erinnerungen nur in Auſtern und Tanzmuſik beſtanden, deſſen Herz kein wärmeres Gefühl kannte als Neid, wenn er nicht die feinſte Taille hatte, oder die Freude, das neueſte Tuch oder die eleganteſte Hutfaçon zu haben; dieſer Menſch durfte ſich meinen Freund nennen, durfte mein ſtilles Aſyl durch ſein Geplauder entweihen? Sind nicht dieſe Menſchen die ärgſten Heiden? Es ſteht im Evangelium: „Ihr ſollt nicht ſagen, was werden wir eſſen, was werden wir trinken, wie uns kleiden, denn nach dieſem Allem fragen die Heiden.“ Und dieſe Leute möchten verzweifeln, weil ſie nicht wiſſen, ob ſie heute in jenem Hotel oder bei dieſem Italiener ſpeiſen werden; ſie ſind in Gefahr krank zu werden, weil ſie in Zweifel ſind, ob ſie ſich ſchwarz oder blau ankleiden ſollen?“

5.

Ich war unter dieſen Gedanken wieder an mein Fenſter getreten. Der Tag war nun auch im erſten Stock gegenüber angebrochen. Ich konnte, weil das Haus auf der Mittagsſeite lag, bis in die Mitte dieſer ſchönen Zimmer ſchauen; ich nahm mein Opernglas zur Hand und muſterte die Fenſter. Es waren drei junge und eine alte Dame, die ich ſah; von den Mädchen waren zwei noch im Negligé; die eine las im Fenſter, ſchaute übrigens oft über das Buch hinweg auf die Straße; ſie ſchien nicht mehr ſehr jung, ihre Züge hatten ſchon etwas Scharfes angenommen, an ihrem Naſenwinkel glaubte ich jenes unbeſchreibliche mokante Etwas zu bemerken, das einer meiner Freunde den Altjungfernzug nennt.

Die zweite im Negligé ſchien jünger und hübſcher; ſie ſaß am Klavier und präparirte ſich wohl auf ihre Lektion oder gar auf einen Singthee. Mama ſaß an ihrer Seite und ſchien ihr Spiel zu bewundern. An einem andern Fenſter ſaß ein Kind von ſechszehn bis ſiebzehn Jahren. Es mußte die Fremde, die Couſine ſeyn; denn wäre dieſer ſchöne Kopf, wären dieſe Augen, deren Glanz ich aus ſo weiter Ferne bewunderte, ſchon länger in der Stadt geweſen, ich hätte gewiß von einer ſchönen Tochter der Oberforſtmeiſterin gehört. Sie nähte emſig an einem Kleide, aber dennoch konnte ſie ſich nicht enthalten, zuweilen die Vorübergehenden zu muſtern, mit den niedlichen Fingern zu deuten, wenn ihr etwas auffiel, und die Leſende im Negligé zu befragen. Es mußte die Fremde ſeyn. Ich hatte dazu mehrere Gründe. Die beiden andern Fräulein hatten gleiche Hauben, gleiche Bänder, gleiche Ueberröcke; ſie waren die Schweſtern. Die Eine las, die Andere muſicirte, das ſchöne Kind aber arbeitete; was war natürlicher, als daß es die Fremde war, die arbeitete? Sie hatte ihre Garderobe vom Land mitgebracht.

Wenn ſie auch dort nach der Mode geweſen ſeyn mochte, ſo war ſie doch hier ſchon um einige Monate zurück. Der Leib am Kleidchen durfte vielleicht nur etwas weiter ausgeſchnitten, die Garnitur nur etwas höher geſetzt werden, ſo war man noch paſſabel nach der Mode. Auch das, daß ſie ſo frühe ſchon in vollem Anzug war, beſtärkte meine Vermuthung.

Ich hatte einige Zeit mit dieſen Betrachtungen hingebracht, als ich Madame plötzlich aufſtehen ſah; ſie winkte der Couſine, ſie deutete ans Fenſter; das ſchöne Mädchen öffnete und ſah heraus, ſie heftete ihre Blicke auf die Hausthüre. Ich war begierig, wer erſcheinen werde, denn offenbar erwartete ſie jemand, der aus dem Hauſe treten ſollte; war es der Ruſſenſchuſter? hatte der Pariſer ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen? oder ging vielleicht jemand aus dem obern Stock an ihrem Zimmer vorbei? etwa der Doktor, oder Münſterthurm, der kleine Lieutenant? Er war es, der Kleine! Aber welchen ſonderbaren Anblick gewährte er! gleichſam zum Hohn hatte ihm die Natur einen großen Namen gegeben; wer dachte ſich nicht, wenn er vom Lieutenant Münſterthurm hörte, einen Kerl, der dem Kölner oder Straßburger Münſter Ehre machte? Aber er war ein Duodez-Münſterchen. Er hatte eine tiefe, rauhe Stimme; wenn man die Augen zumachte und ihn fluchen und donnerwettern hörte, glaubte man wenigſtens einen rieſenhaften Küraſſier vor ſich zu haben. **Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus;** es iſt der kleine Münſterthurm. Er kündigte ſich zuerſt durch das ſchreckliche Klirren eines nachſchleppenden Säbels an; dann kam ein ungeheurer Hut mit wehendem

Federbuſch aus der Thüre, unter ihm wandelte der Lieutenant. Dieſer Soldat ſchien ſeine verkürzten Formen dadurch entſchädigen zu wollen, daß er Alles, was er ſich ſelbſt beilegen konnte, im größten Maßſtabe hatte: ſeinen ungeheuern Bart, die lange Pfeife, die er mit zwei Händen balancirte, hatte ich früher ſchon bewundert. Der Hut ſammt Federbuſch maß drei Schuh in der Höhe, alſo zwei Drittheile von dem Lieutenant; ſein Schwert war eine furchtbare Waffe und reichte ihm, wenn es aufrecht neben ihm ſtand, hoch über die Bruſt. Er führte die längſte Reitgerte, die ich geſehen; lange Sporen raſſelten an ſeinen Füßchen; er ging wohl aus, um einen Morgenritt für ſechs Groſchen zu machen. Er machte Front vor der Hausthüre, ich ſah, daß er unter ſeinem Hut hinauf ſchielte in den erſten Stock; er bemerkte die Fremde, eine angenehme Freude blitzte, mir ſichtbar, aus ſeinen Augen; er that, als hätte er ſie nicht erblickt.

Er hieb mit der Reitpeitſche auf ſeinen Stiefel und rief mit tiefer, dröhnender Stimme: „Johann!“

Ein großer Kerl in abgetragenen Soldatenkleidern fuhr aus dem Haus, ſtellte ſich in militäriſche Poſition, die Hand an der Mütze, und antwortete: „Herr Lieutenant!“

„Schlingel!“ fuhr der Kleine fort, „hab' ich Dir nicht geſagt, Du ſolleſt meine Flöte jeden Abend einſalben mit Mandelöl? Ha! daß Dich das Donnerwetter, ſie hat geſtern Nacht gequickt wie ein Dudelſack. Schmier' ein, ſag' ich Dir, ſalbe das fürtreffliche Inſtrument, daß es weich töne, oder Dich ſoll der T . . . holen und ich laſſe

Dich ſechs Stunden auf die Latten legen, daß Du kein Glied rühren kannſt.“

„Ganz wohl, Herr Lieutenant! aber . . .“

„Was aber, wenn ich befehle, gibt es kein Aber; was willſt Du denn?“

„Ich hätte ſchon geſtern eingeſchmiert und geſalbt, Herr Lieutenant, aber der Grunsky, bei dem ich das ſüße Mandelöl kaufen ſoll, ſagt, er borge — mit Reſpekt zu vermelden, dem Herrn Lieutenant keinen Groſchen mehr.“

„Was? mir das?“ ſchrie Münſterthurm mit entſetzlicher Stimme, daß meine Fenſter zitterten und die ſchöne Fremde erbleichte. „Ich ermorde ihn, ich renne ihn mit dem Säbel durch und durch, ich zerhacke alle Gläſer, Pomeranzen und Citronen in ſeinem Laden in Kochſtücke; der Kukuk ſoll ihn holen, ihn und ſein ſüß Mandelöl!“ Der tapfere Soldat wackelte zu dieſen Worten mit dem Federbuſch, klirrte mit dem Säbel, ſtampfte mit den Sporen, focht mit der Reitpeitſche in der Luft und blinzelte hinauf ans Fenſter, welche Wirkung ſeine Berſerkerwuth hervorbringe. „Doch, es iſt unter meiner Würde, mich über ſolche Canaille zu alteriren;“ fuhr er ruhiger fort, „ich werde ihn verklagen, ſo thu' ich. — Johann!“

„Was befehlen der Herr Lieutenant?“

„Geh in die Apotheke in der Königsſtraße, dort wo es zur Kirche hinunter geht; laß Dir für zwei Groſchen ſüß Mandelöl geben; laß es aufſchreiben — die Welt kennt meinen Namen.“

So ſprach der Lieutenant Münſterthurm. Er nahm ſeinen Säbel unter den Arm, rückte den großen Hut ſchiefer auf's Ohr und ſchritt mit mächtigem Gange die Straße hinab.

Die Fremde aber ſchlug das Fenſter zu, ſetzte ſich an ihren Platz und lachte.

6.

Ich habe jetzt ſeit mehreren Tagen die Liebenden parterre betrachtet; immer klarer wird es mir, daß ein ſehr reines Verhältniß zwiſchen Carolinchen und dem Pariſer beſteht. Wenn etwas Unchriſtliches in dieſer Liebe wäre, ſo müßte es in der Art, wie ſie zuſammen ſcherzen, ſich zeigen; der Pariſer könnte nicht ſo zart ſeine Gluth verrathen; er würde, wenn er ſchon höhere Rechte ſich zugeeignet hätte, nicht, wie ich wohl bemerkt habe, um ein Küßchen ſo lange betteln und ſogar ſchmollen, wenn er es nicht bekommt. Carolinchen könnte nicht mit jenem heitern, ungetrübten Muth Scherze ſelbſt beginnen, könnte ihn nicht aus ihren klaren Augen ſo treuherzig anblicken, wenn ſie ſich etwas Unchriſtliches bewußt wäre. Es iſt etwas Heiliges, Holdes um die Unbefangenheit der erſten Liebe, ſollte ſie ſich bei einem Schuſtergeſellen und ſeines Meiſters Tochter, oder in dem Boudoir einer jungen Fürſtin zeigen; es iſt der herrliche Schmelz, den die Unſchuld aushaucht; keine Kunſt erſetzt ihn wieder, wenn du ihn abſtreifſt. Oder kann der Maler dem Schmetterling die Flügel wieder malen, wenn eine rauhe Hand ihn betaſtet und den Blüthenſtaub verwiſcht hat, womit die Natur ſeinen bunten Mantel überkleidete? Iſt nicht die ſanfte Röthe auf den Wangen eines ſchönen Kindes ein ſolcher Blüthenſtaub? Wird die Schuldbewußte erröthen, wenn der Geliebte um ein Küßchen bittet? wird ſie die Augen niederſchlagen? Die Kunſt einer Kokette geht weit; ſie kann durch großes Studium vielleicht lernen, wie und wo man die Augen niederſchlagen müſſe; aber jenen holden jungfräulichen Schmelz, jenes rouge fin der Natur kann ſie bei **Laugier père et fils, rue bourg l'abbé à Paris** nicht kaufen.

Ich traute daher lieber meinen Augen und meinem guten Opernglas, als der böſen Zunge der alten Chriſtel, meiner Aufwärterin, die mir das Verhältniß der beiden Leutchen als ein unchriſtliches ſchilderte. Ich hatte ein paar Pantoffeln nöthig; was war natürlicher, als daß ich meinen Nachbar, den Ruſſenſchuſter mit dieſem Auftrag beehrte? Ich hatte dabei noch eine Nebenabſicht. Der alte Ruſſe, dachte ich, iſt wohl zu bequem und vornehm, als daß er ſich zu mir bemüht; Brenner Karlchen, den Lehrjungen, kann er auch nicht wohl ſchicken, um mein Maß zu nehmen, folglich werde ich den Pariſer bei mir ſehen. Die alte Chriſtel wollte mir zwar das Vorhaben mit Gewalt ausreden; ſie behauptete, daß ich bei dem reichen Nachbar das Doppelte werde zahlen müſſen, aber es half nichts, ſie mußte hinüber. Sie kam bald wieder und berichtete, man werde kommen; ſie lächelte dazu vor ſich hin, als wüßte ſie noch etwas, das ſie ſich unbefragt nicht zu ſagen getraue. Ich konnte ihr ſchon den Gefallen thun zu fragen, denn ſie ſchwatzte gerne.

„Als ich hinüber kam," ſagte ſie, „und ausrichtete, daß Sie ein paar Pantoffeln wünſchten, da — nein, ich kann es nicht ſagen — "

„So ſprich doch, Alte! was ſagten ſie denn?“

„Carolinchen ſah recht mitleidig aus und ſagte: ach, zu dem bleichen Herrn im zweiten Stock drüben? was fehlt ihm denn? er iſt immer zu Haus und ſieht ſo trübſelig durch's Fenſter, und der Pariſer ſagte: ja, und wenn er ausgeht, ſo ſieht er ſo ernſt und traurig aus, was fehlt ihm denn?“

„Nun? und was ſagteſt Du, Alte? Was gabſt Du zur Antwort?“

„Na, ich weiß es ja ſelbſt nicht; ich ſagte, es müſſe Ihnen Jemand geſtorben ſeyn, Sie gehen meiſt in ſchwarzen Kleidern, und da meinten ſie — hi! hi! da ſagte Carolinchen: ach, gewiß iſt ihm ſein Schatz geſtorben, dem armen Herrn, oder es geht ihm gar wie dem armen, jungen Werther, der auch ſo viel gelitten hat.“

„Die guten Seelen!“ dachte ich, „weil ſie lieben, ſo kennen ſie kein anderes Leid, als die Trauer der Liebe! Wie unendlich proſaiſcher iſt doch mein Kummer! Freilich iſt mir ein Schatz geſtorben; der Leipziger Magiſter hat ihn gewonnen. Die alte Tante iſt es, der meine Melancholie gilt, der ſeligen Idonia, der Mitarbeiterin an der Zeitung für noble und gebildete Leute. Wie proſaiſch, wie ſo ganz miſerabel und unpoetiſch! Meine Farbe ſpielt etwas ins Blaſſe, was iſt natürlicher, als daß ich Kummer habe? Ich bin viel zu Hauſe, ich muß über meinen Kummer brüten, ich ſehe melancholiſch aus, ich könnte ſchwer verdauen, ich könnte einen Roman unter falſchem Namen geſchrieben haben und deßwegen auf Geldbuße angeklagt ſeyn. Aber dies alles iſt uns heut zu Tage zu proſaiſch — er iſt melancholiſch, er muß Liebeskummer haben, ganz erſchreckliche Seelenleiden; ſogar die Schuſtermamſell, die liebende, weiß gleich, wo einen der Schuh drücken könnte. In welcher Schule mag ſie das gelernt haben? Ja! Sie hält mich für größer, als ich bin; ſie vergleicht mich ſogar mit dem jungen, liebenden Werther, dem unvergeßlichen; und ich — muß erröthen, jene enorme Höhe von tragiſchem Pathos noch nicht erreicht zu haben!“

Mit dieſen Betrachtungen beſchäftigt, ſah ich den Pariſer aus dem Hauſe treten. Er ſah gar nicht übel aus, und ich konnte es Carolinchen nicht verdenken, daß ſie gerne mit ihm ſcherzte. Er war nett und elegant gekleidet, denn zu ſolchen Beſuchen wurde der Sonntagsſtaat angelegt. Er iſt ein hübſcher, gedrungener, unterſetzter Burſche, lebhaft, gewandt, es kann ihm nicht fehlen, er muß bei den Mädchen Glück machen. Schon der Name, der Pariſer, weckt tauſenderlei günſtige Meinungen zum Voraus. Der muß die Welt geſehen haben, denkt man, und fühlt ſich nicht wenig geehrt, von ihm zu einem Walzer oder Dreher aufgezogen zu werden. Ich konnte mir denken, daß er ſeine Sitten perfectionirt haben werde. In der Hauptſtadt der Welt, wo die Schuſter in Glaswagen bei ihren Kunden vorfahren und ihre eigenen geheimen Sekretäre haben, welche ſogleich die Maße der Kundfüße zu Protokoll nehmen, wo die Meiſter Künſtler ſind, ein Atelier ſtatt der Werkſtatt haben, mehrere Kurſe über Anatomie anhören, um ſich in ihren Bemühungen um den Fuß zu vervollkommnen, wo die Geſellen nicht auf einfüßigen Schemeln, ſondern in prachtvollen Fauteuils

Schuhe flicken und die Lehrjungen oder Garçons den Drath mit parfümirtem Pech wichſen, in einer ſolchen Stadt hatte er den deutſchen Handwerksburſchen, dieſen aus Flegelei, Courtoiſie und Sinnlichkeit zuſammengeſetzten Kraftmenſchen ausziehen und in den Pariſer fahren müſſen.

Er kam, ich hatte mich nicht getäuſcht. Wie artig wußte er ſich zu verbeugen, den Hut abzulegen und ein paar Fünffingerſtriche durch ſein Haar zu thun! Wie unbefangen näherte er ſich; mit welcher Grazie ſetzte er mir den Stiefelzieher zurecht! Er ſchien mich mit mitleidigen Blicken zu betrachten, der arme Siegwart mochte ihm einfallen, oder gar die Leiden des jungen Werthers, denn er erkundigte ſich **dolce** nach meiner Geſundheit.

„Sie haben eine angenehme Werkſtatt da drüben,“ ſagte ich zu ihm, indem er mit einem roſenfarbenen Seidenband meinen Fuß maß und ſich Notizen in eine ſaffianene Brieftaſche aufzeichnete; „ich meinte, Ihre Werkſtatt muß hell und freundlich ſeyn?“

„Unſer Arbeitszimmer meinen Sie? O ja, es iſt hübſch und freundlich, und man hat doch auch eine Ausſicht auf die Straße.“

„Nun und die Einſicht iſt gewiß auch nicht übel; läßt Ihnen Mamſell Caroline ſo viel Zeit, auf die Straße zu ſehen?“

Stumm vor Staunen lag er vor mir auf den Knien; er hielt in einer maleriſchen Stellung das roſenfarbene Maß in der Hand, die Brieftaſche war ihm entfallen. „I der Tauſend!“ preßte er heraus, „wie meinen Sie denn das, werthgeſchätzter Herr…?“

„Nun, ich habe letzthin eine kleine Attake mit den eiſernen Ladenſtangen geſehen, wo eine Fenſterſcheibe zerſchlagen wurde, da dachte ich — “

„Ei! ſo hat Brenner Karlchen doch recht gehabt,“ rief er, „er hat geſagt, Sie haben herausgeſehen; ja, ich hatte einen kleinen Spaß mit des Meiſters Tochter.“

„Und wenn ich recht geſehen, iſt ſie Ihnen gut, die Mamſell?“

Der gute Pariſer wurde über und über roth, und ein Strahl der Freude ſchien aus ſeinen ehrlichen Augen zu dringen. „Was hilft es mir auch, wenn mir das Mädchen gut iſt?“ ſagte er nach einigen Augenblicken leiſe, „ich kriege ſie doch nicht!“

„Und Warum nicht,“ fragte ich verwundert; „ein geſchickter Arbeiter, der ſogar in Paris gelernt hat, dieſen ſollte der Meiſter verſchmähen?“

„Es iſt wahr,“ ſagte der junge Schuſter nicht ohne Selbſtgefühl, „ich habe in Deutſchland und Frankreich gelernt; ich habe in Paris, Amſterdam, Berlin und Frankfurt in den berühmteſten Ateliers gearbeitet, aber was hilft's? der Meiſter iſt reich und vornehm, er wird nächſtens Stadtrath werden, er ſucht ſeine Tochter in vornehme Familien zu verheirathen. Ein Bierbrauer, ein Schweinmetzger, ein Rothgerber, alles vornehme und angeſehene Herren, die wenigſtens ihre zwanzig- bis dreißigtauſend Thaler ſchwer ſind, haben um Carolinchens Hand angehalten, und der Alte iſt nur noch im Zweifel, wem er ſie geben ſoll.“

Der arme Burſche dauerte mich, er hatte Thränen in den Augen, während er mir das erzählte. „Und Carolinchen?“ fragte ich.

„Ach! das iſt gerade mein Jammer; ſie hat mich lieb, wir haben es vergangenen Sonntag auf dem Tanzboden einander geſtanden. Wenn ich wollte, ſie liefe mit mir davon, denn ſie mag keinen andern als mich; aber ich weiß wohl, in den Romanbüchern werden oft junge Frauenzimmer entführt, die es nachher recht gut bekommen; aber was kann ich ihr anbieten? Bis ich Meiſter werde zu Haus, geht mein kleines Vermögen vollends darauf, und ich ſoll ſie in ein Haus voll Kummer und Sorgen führen? Nein! ſie wird mich vielleicht doch auch vergeſſen können. Sie ſoll heirathen, wie es der Vater will; ſie wird dann eine vornehme, wohlhabende Frau, und wenn ſie erſt ein paar liebe Büblein hat, denkt ſie nimmer an unſere Liebſchaft und an den armen Pariſer.“

„Aber Sie? können Sie ſo ruhig entſagen? Wird es Ihnen nicht recht ſchwer werden, von Carolinchen zu ſcheiden?“

„Ich mag nicht daran denken,“ antwortete er, „es würde mir jede Stunde verbittern; wenn einmal geſchieden ſeyn muß, ſo ſoll es ſchnell gehen. Wohl wird es mich ſchmerzen, wenn ich wieder ſo allein in die weite Welt hinaus muß, denn hier kann ich nicht bleiben; aber ich denke dann, es wandert mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit ſchwerer drückt als ſein Bündel auf dem Rücken; ſo gehts halt in der Welt!“

Er ging mit einer Thräne im Auge von mir.

„Alſo auch hier die unglückſelige Macht der Verhältniſſe!“ dachte ich; „auch hier der Eigenſinn der Väter, auch hier das eifrige Streben nach Geld und Ehre! Man ſpricht von dem Unglück hochgeborner junger Damen, daß ſie nicht dem Zug des Herzens, ſondern dem Gebot der Verhältniſſe folgen müſſen. Man bedauert Prinzeſſinnen, daß für ſie wahrſcheinlicher Weiſe das Glück ſtiller, beglückter Liebe verloren ſey; man beklagt junge Gräfinnen und Fräulein von altem Adel, daß ihrem Auge kein Mann gefallen dürfe, der nicht ſechzehn Ahnen gehabt, daß ihre Seele legitimer Weiſe kein Bild erfüllen dürfe, das nicht ſtiftsfähig wäre. Hat die Tochter des Ruſſenſchuſters ein glücklicheres Loos? Es werben reiche Grafen, beſternte Diplomaten um die Hand einer jungen Dame, der Arme, Unberühmte muß zurücktreten; hier kommen ganz außerordentlich vornehme und angeſehene Leute und wollen Carolinchen zur Frau, wer ſind ſie? Bierbrauer, Schweinemetzger, Rothgerber; ſollte nicht der Pariſer eben ſo gut, ſogar noch paſſender für ſie ſeyn? Mit nichten! jene haben Geld und Anſehen in der Stadt, ſie ſind außerordentlich vornehm; Carolinchen muß ſie heirathen. Aber welche Nöthigung iſt bei alle dieſen Fällen? Der Vater des Fräuleins wird die Achſel zucken und ſagen: die Verhältniſſe. Verflucht ſey, wer dieſes Wort erfand, um einen Begriff zu bezeichnen, der auf Vernunft und Recht keinen Anſpruch machen kann!"

Ich war ergrimmt über dieſe Unnatur des Schuſters, und in meinem Grimm mußte ich die Reſignation des Pariſers bewundern. Wäre dieſer Fall in den höchſten oder in den Mittelſtänden vorgefallen, der Amoroſo hätte ſich entweder erſtens mit ſeinem durch die Verhältniſſe begünſtigten Nebenbuhler ſchießen wollen, oder zweitens, er hätte gewüthet, ſeiner Geliebten das Leben verbittert, ihr geflucht, gedroht ſich zu erſchießen und erſt auf ihr inſtändiges Bitten ſich das Leben geſchenkt, oder drittens, er wäre ins Waſſer geſprungen, oder viertens, er wäre tiefſinnig geworden, und dieſes letzte iſt das Allgemeinere. Nicht ſo der Pariſer; er ſieht ſein Unglück voraus; er könnte zur Noth einen dummen Streich machen, aber das Glück und die Ehre der Geliebten iſt ihm theurer – er liebt und vergißt ſein Unglück, bis es da iſt, und dann ſchnallt er den Ranzen und wandert traurig durch das Reich. Man wird ſagen, er hat nicht jenes tiefe Gefühl, nicht jene feinere Bildung, die zur wahren Liebe und zum tieferen Schmerz der Liebe gehört; kann man glauben, daß ein Schuſtergeſelle ſo innig lieben könne als ein Dragonerlieutenant, oder ein Legationsrath, oder gar als ein junger Doktor? Kleinliche Thorheit, die du auch hier wieder die Gefühle nach den Ständen abmeſſen willſt! Die Aeußerungen dieſes armen Burſchen ſind erhabener als die Rotomontaden hochgeborner Liebhaber, ſie zeugen von tieferer Empfindung als eure erlernten und erleſenen Sentiments, und ſeine Reſignation iſt edler als euer Toben und Wüthen gegen das Schickſal. Er will ſich nicht ſchießen mit ſeinen Nebenbuhlern wie der Legationsrath; er will ſich nicht in ſeinen eigenen Sonetten erſäufen, wie der Doktor; er ſchließt die Geliebte zum letzten Mal in die Arme, wirft ſein Ränzel auf den Rücken, nimmt den Wanderſtab und geht. Sein Unglück fühlt er tief, wenn er zum letzten Mal die Thürme der Stadt, die er verläßt, aus der Ferne ragen ſieht; aber er denkt, es wandert noch mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit ſchwerer drückt, als ſein Bündel auf dem Rücken. Er trocknet eine Thräne ab und geht. Aber der Dragoner und der Legationsrath und der Doktor? Wenn jener nicht geblieben iſt, wenn ſich dieſer nicht erſchoß, wenn der Doktor nicht ertrunken — ſo gehen ſie auch und geben ſich zufrieden. Aber freilich, es gehört dazu, daß ſie vorher etwas weniges geſtöhnt und gejammert hatten. So wollen es die Verhältniſſe!

7.

Vor einigen Tagen traf ich am dritten Ort meinen Nachbar, Dr. Salbe. Er erkannte mich als Nachbar, freute ſich, mich zu ſehen, und lud mich ein, ihn hie und da zu beſuchen. Ich verſäumte es nicht. Dr. Salbe iſt ein unterrichteter Mann, und ich bin gerne in ſeiner Geſellſchaft. Anfangs war es mir ſchwer, ſeiner Einladung in den goldenen Hahn zum zweiten Mal zu folgen; dieſe qualmende Bierſtube wollte mir, da ich an dieſe Tabakshöhlen nicht gewöhnt war, nicht zuſagen; aber ich gewöhnte mich daran, und ſo mancher Kernwitz, der in dieſer Geſellſchaft fiel, die gewaltige, tönende Sprache der Lieutenants, die aus allen Wiſſenſchaften zuſammengeholten Ausdrücke der jungen Doktoren entſchädigten mich für das Aeußere. So war es auch in Dr. Salbe's Haus. Eine Unordnung, beinahe Unreinlichkeit ohne Gleichen. Wenn er mir ein neues Gedicht vorleſen wollte, blickte er mit Falkenaugen im Zimmer umher und fuhr dann oft plötzlich unter den Tiſch, denn dorthin hatte ſich der Wiſch verloren. Einmal erzählte er mir von einem Sonett, an welchem er drei Tage gedreht habe. Es ſey ganz unübertrefflich und die Ausgänge tönen wie lauter Italieniſch und Spaniſch unter einander. Er ſuchte in allen Ecken, auf allen Tiſchen, in allen Fächern; es fand ſich nicht. Endlich führte ihm der Zufall ein zuſammengedrehtes, halbverbranntes Papier in die Hand. Er ſah es an, er erblaßte, er ſchlug ſich vor die Stirne. „O ihr Götter!“ rief er aus, „mit meinem herrlichſten Sonett hat der verdammte Lieutenant Münſterthürmchen ſeine Pfeife angezündet! Wie hätteſt du geglänzt, klangvolles Gedicht, in der Zeitung für noble und gebildete Leute! Jetzt muß ich dich aus meinem miſerabeln Gedächtniß compenſiren. Du biſt ein Torſo, und ich ſoll dir neue Füße einſetzen!“

Trotz dieſer ſchrecklichen Unordnung gefiel es mir wohl bei Salbe. Er hatte eine gewiſſe gelehrte Atmoſphäre, die jeden ſchlechten, trivalen Gedanken zu erſticken ſchien; man konnte ſich ganz behaglich in ſeiner Nähe fühlen, denn er hatte eine ungemeine Literatur im Kopf, und belehrte im Geſpräch auf angenehme Weiſe. Wir ſprachen eines Nachmittags, den ich bei ihm zubrachte, von Literatur und ihrem Einfluß auf die Menſchen. Ich ſagte: „die Franzoſen haben das vor uns voraus, daß alle ihre Geſchichtswerke, ihre Romane, ihre Gedichte, ſelbſt ihre philoſophiſchen Bücher ſo geſchrieben ſind, daß ſie jeder leſen kann. Die Werke ihrer größten Geiſter ſind unzählige Mal als Stereotypen gedruckt; ich habe oft auf meinen Reiſen geſehen, daß ein geringer Handwerker, ein Soldat, ſelbſt ein Bauer, ſeinen Voltaire, ſeinen Roſſeau las; dadurch wird die Intelligenz unbegreiflich geſteigert, daher kommt auch, daß jene Redner in der Kammer ſo ungeheuer wirken; nicht durch den verſchwebenden Schall von der Tribüne, der Einzelkampf richtet dort wenig aus, wo man in Maſſen kämpft, ſondern durch die Verbreitung dieſer Reden durch die öffentlichen Blätter. Der geringere Bürger, der Landmann liest begierig dieſe Reden; ſeine Lektüre hat ihn vorbereitet, das Wahre von dem Falſchen zu ſondern, und ich verſichere Sie, ich habe dieſe Leute mit einer Wahrheit, mit einer Tiefe über die Schönheiten einer Rede, über die Wendungen eines Satzes ſprechen hören, die mich in Verwunderung ſetzte und die ich vergebens ſelbſt in unſern Mittelſtänden, bei dem Kaufmann, dem Künſtler, dem Schreiber ſuchen würde.“

„Sie machen damit unſerm Vaterland und ſeinen Schriftſtellern ein ſchlechtes Kompliment,“ antwortete Dr. Salbe. „Es iſt wahr, die eigentlichen Gelehrten bei uns bilden ſich eine eigene Sprache; ſie konnten ſich aus dem frühern lateiniſchen Jargon nicht gleich in das ehrliche Deutſch finden. Daher kommt es, daß man bei uns außer platt, ſchwäbiſch und hochdeutſch, auch noch Kantiſch, Schellingiſch, Hegeliſch ꝛc. ſpricht und ſchreibt; man muß zu dieſen Sprachen eigene Wörterbücher haben, um ſie zu verſtehen, und es iſt kein Wunder, daß man Kant ins Deutſche überſetzt hat.

„Aber ſagen Sie mir um Gottes willen, wozu denn dieſe Sprachverwirrung? Wie können denn unſere Philoſophen auf die Intelligenz des Volkes wirken? Und dazu ſind ſie ja doch auf der Welt.“

„Im Gegentheil,“ erwiederte Salbe, „da haben Sie eine völlig unrichtige Anſicht. Es mag dies vielleicht bei den franzöſiſchen Philoſophen der Fall ſeyn. Aber bei uns ſind die Philoſophen nur für den Katheder geſchaffen; ſie haben nur das kleine Publikum, das vor ihnen in den Bänken ſitzt, über Sonne, Mond und Sterne und die Erbſünde aufzuklären; ſonſt haben ſie lediglich nichts mit dem Publikum zu thun. Kennen Sie denn nicht den Artikel im Regensburger Reichstagsabſchied?"

„Wie? Ein Artikel über die Philoſophen? Kein Wort habe ich davon gehört."

„Man wußte wohl, daß die populäre Philoſophie der Franzoſen für das Volk durchaus ſchädlich ſey, weil die Menſchen dadurch Aufklärung, eine Art von illegitimer Vernunft bekommen; daher hat man ſehr weiſe damals das Geſetz erlaſſen und heimlich auf allen Univerſitäten und Gelehrtenanſtalten verbreitet: Alldieweilen die durch die in das für ſich ſchon intelligente Leben ſo leicht eingreifende Philoſophie angeſteckten Menſchen allzuleicht rebelliſche ſogenannte Ideen bekommen, ſo ſollen die für die auf den zu der Vorbereitung junger Leute errichteten Inſtituten beſtehenden Lehrſtühle angeſtellten Philoſophen dahin gehalten ſeyn, daß wenn ſie Bücher ſchreiben, ſo in dies Fach einſchlagen, dieſe alſo abgefaßt ſeyen, das andere zu dieſer Wiſſenſchaft nicht beſtimmte Leute ſolche gar nicht capiren können."

„Das ſtand im Regensburger Reichstagsabſchied?"

„Ja wohl, und daher dämmten die Philoſophen ihre Bücher mit allerlei wunderlichen Redensarten ein, ſo daß, wenn ein ungelehrter Bürger in ein ſolches Opus hineinſchaute, ihm die Worte vor den Augen herumtanzten, ihm die überſchwänglichen Gedanken wie ein Mühlrad im Kopf herumgingen und er in Gefahr war, darüber ein Narr zu werden. Es war dies auch ganz gut; Sie wiſſen, die Deutſchen ſind eine Nation, die gar zu ſchnell Feuer fängt wie naſſer Zunder, daher war dies Mittel ganz gut. Denken Sie nur an jene Zeit! wo eine Regierung dies Interdikt aufhob und ein Gelehrter Reden an die deutſche Nation in natürlicher Sprache hielt, was entſtand daraus für ein Spektakel! Man hat daher das Interdikt aufs neue geſchärft, ja die Philoſophen müſſen jetzt ſogar myſtiſch ſprechen; ſelbſt wenn einer z. B. über Deutſchland und die Revolution ſchreiben wollte, müßte er ſeiner Rede kurzen Sinn in dieſe Wortſpezereien einbalſamiren.“

„Ha! jetzt erſt iſt mir das große Geheimniß unſerer Literatur klar und deutlich! Alſo daher kommt es, daß wir ſo weit zurückbleiben; da bleibt alſo für das Volk nichts übrig, als Genofeva und Eulenſpiegel?“

„Das möchte ich doch nicht behaupten,“ ſagte Salbe; „unſere mittlern und untern Stände leſen ſehr viel, nur natürlich nichts, was auf den geſunden Menſchenverſtand Anſpruch machen könnte. Sie haben ihren Spieß, ihren Cramer, ihren Lafontaine, in neuerer Zeit hauptſächlich ihren Clauren. Alles lieſt, aber unſchädliches Zeug, das ihren Verſtand ganz gelinde afficirt. Geſpenſtergeſchichten, Mordthaten, Räuberhiſtorien, Heirathsaffairen mit vielem Geld ꝛc.“

„O Gott! weiter nichts! ſo kommen alſo unſere größten Geiſter, ein Schiller, ein Goethe, ein Tieck nicht unter das Publikum?“

„Behüte! Schiller kennen ſie zur Noth vom Theater her, aber er iſt meiſt zu hoch für ſie, eigentlich zu gut. Von Goethe, Tieck, Jean Paul weiß man nichts. Sie haben für die Ewigkeit geſchrieben, aber nicht für unſer Volk.“

Der äſthetiſche Klubb.

Conticuere omnes, intentique ora tenebant.

„Wertheſter!“ ſprach mein Freund zu mir, als wir die Treppen meines Hauſes herabſtiegen; „Sie würden ſich ſehr irren, wenn Sie glaubten, es gebe nur in höhern Ständen äſthetiſche Geſellſchaften. Jene herrlichen Thees, wo feingebildete Menſchen ſich über die neueſten Erzeugniſſe der Literatur beſprechen, finden ſich, nur unter anderer Form, auch unter den gemeineren Leuten. Wie jene mit dem Theewaſſer eine neue Novelle oder einen Sonettenkranz einſchlürfen, ſo haben dieſe ihre eigenen Schriftſteller, welche ſie beim Biere mit derberem Stoffe bewirthen.“

„Und zu einem ſolchen äſthetiſchen Biere werden ſie mich führen, Doktor?“

„Gewiß! der Meiſter des Hauſes, wohin wir wandern, geht alle Nachmittage in die Schenke; ſeit nun der neue Geſell im Hauſe iſt, wird jeden Nachmittag äſthetiſcher Klubb gehalten. Er iſt ein ſchöner Geiſt und beſorgt mit großer Auswahl die Lektüre. Die beiden Töchter des Meiſters und einige Freundinnen aus der Nachbarſchaft bilden den Damenzirkel; ſie ſtricken oder nähen, trinken dünnen Kaffé dazu, den die Mädchen unter ſich bezahlen, und eine von ihnen hat das Amt des Vorleſers; denn der neue Geſell arbeitet ſtreng an ſeinen Schuhen fort; ſein Geſchäft beſchränkt ſich darauf, den Zirkel auf die Schönheiten des Geleſenen aufmerkſam zu machen. Er und der Leipziger trinken Bier. Ich war ſchon einigemal in dieſen Klubbs; natürlich hüte ich mich wohl, in die Schönheiten ihrer Literatur einen Zweifel zu ſetzen. Ich ſtaune und bewundere mit ihnen; und ſo bin ich wohl gelitten in dieſem Kreiſe und darf es wagen, Sie einzuführen.“

Wir ſtanden vor der Thüre und horchten; aber das war kein fröhlicher Leſeklubb! ich ſah den Doktor ängſtlich an, denn deutlich hörte man ein vielſtimmiges Schluchzen und Weinen; es wurde mit jammernder Stimme etwas geleſen; wir ſtrengten unſere Ohren an, aber vernahmen nur Geſtöhn und tiefes Herzſeufzen.

„Ha! ſie leſen etwas Tragiſches!“ rief mein Freund; „das iſt köſtlich; nur zu! wir wollen ihr Pathos beobachten.“ Er machte raſch die Thüre auf; welch' ſonderbarer Anblick! auf einer Erhöhung ſaß der Leipziger und heulte laut; es wollte ihm beinahe das Herz abdrücken, und ſein Lieblingsdichter hatte für dieſen Zuſtand geſorgt. Neben ihm ſaß der neue Geſell; ſein Schmerz war nicht minder tief, aber er beherrſchte ihn mit männlicher Feſtigkeit; doch auch ihm hing eine Perle in den Wimpern. Auf der Seite ſaßen fünf oder ſechs hübſche Mädchen, unter denen ich Carolinchen ſogleich erkannte; ſie ſchienen einem geliebten Todten ein letztes Opfer zu bringen, denn ſie wiſchten mit den Schürzen ihre ſchönen weinenden

Augen und in ihren Mienen war ein ſo wahrer Ausdruck von Kummer und namenloſem Jammer, daß ich über die Tiefe ihrer Empfindungen ſtaunte.

Sie nickten uns zu, wir nahmen ſchweigend Platz. „Thu' nur nicht ſo erſchrecklich, Leipziger!“ ſagte der neue Geſell mit dumpfer gebrochener Stimme; „ſie wird ja bald vollends ausgerungen haben, die arme Seele; machen Sie nur gefälligſt weiter, Jungfer Köhlerin.“ Dieſe wiſchte ihre Thränen ab, die wie ein Waſſerfall herabrollten und las mit zitternder Stimme weiter.

Sie hatte geendet und legte ſchnell das Buch nieder; die Mädchen weinten noch etwas weniges in der Stille fort; der Leipziger aber vertrank ſeinen Schmerz in einem mächtigen Zuge Bieres.

„Wir ſind heute leider zu ſpät gekommen, um noch etwas von Ihrer Lektüre profitiren zu können. Was haben Sie heute geleſen?“

„Rochus Pumpernickels Tod;“ antwortete der neue Geſell. „O, Herr Doktor, das iſt eine ſo grauſam rührende Geſchichte, als im ganzen Evangelium keine ſteht!“

„So? A. v. S. macht auch rührende Geſchichten?“ fragte jener weiter; „ich habe bisher geglaubt, er ſey immer nur fröhlich und heiter und laſſe ſeine Leutchen heirathen, nebſt ſchöner Mitgift von ein paar Milliönchen?“

„Ja, wir haben es anfangs auch geglaubt,“ entgegnete Carolinchen; „es ging ſo hübſch und fröhlich an.“

„Das iſt gerade das Schöne, daß man glaubt, es komme Alles ſo freudig wie immer, und dann kommt es auf einmal hageldick mit dem Unglück. Das iſt um ſo rührender, daß einem die Thränen unwillkürlich laufen; ach und wie wahr iſt es! nicht alle Liebenden können ja glücklich werden! dies beweiſt der Siegwart und Werthers junge Leiden, die ich in Mannheim geleſen habe, und viele andere rührende Hiſtorien. Und ſieht man es nicht alle Tage?“ ſetzte er gerührt hinzu, indem er nach Carolinchen blickte, „wie viele zärtliche Liebſchaften hat ſchon das grauſige Schickſal getrennt!“

Carolinchen weinte ſtill; der Leipziger aber ſchlug mit dem Hammer auf den Abſatz eines Stiefels, daß es Funken gab. „Den Kerl, den Alten ſoll der Teufel holen; er iſt an allem ſchuld, der heimtückiſche Sakermenter; hier möcht' ich ihn haben, zwiſchen meinen Knien, ich wollte ihn hämmern wie Sohlenleder!“

„Ja, der iſt an allem ſchuld,“ klagten die Mädchen.

„Sie lieben alſo dieſen Schriftſteller?“ fragte ich; „Sie ſcheinen ihn allen andern vorzuziehen?“

„Gewiß!“ ſagte der neue Geſell. „Sehen Sie, es mag wohl ſonſt noch Dichter geben; aber ſie ſind nur für die vornehmen Leute, ſie ſind uns zu hoch; da iſt nun A. v. S. gerade recht für uns, ſo gemein wie er ſchreibt keiner. Ihn verſtehen wir; wenn er etwas ſagt, ſo weiß man auch, was er will. Ich kann Sie verſichern, es iſt mir oft, wenn ich ihn leſe, als ſäße ich im Bierhaus, und mein Kamerad, der Straubinger oder der Hamburger, erzählte mir eine ſchöne Geſchichte.“

Ich ſah mich nach meinem Freund um, er ſaß ganz ernſthaft da und rief alle Augenblicke aus: „es iſt zum Erſtaunen!“

„Und Kernmädchen hat er,“ fuhr der große Kritiker fort, ſo ſchön und köſtlich, daß einem ordentlich der Mund wäſſert. Nicht wahr, Ihr Jungfern?“

Die Mädchen errötheten, doch was ſie ſich lächelnd in die Ohren flüſterten, mochte den Satz des Leipzigers nicht umſtoßen.

„Vox populi, vox Dei!“ ſagte ich; „denken viele Leute ſo wie Sie?“

„Ich bin weit herumgekommen,“ erwiederte er mit Feuer, „aber überall fand ich die gleiche Liebe für dieſen Mann! Alle Handwerksburſchen von Bildung laſſen ſich für ihn todtſchlagen.“

Der Doktor ſtand auf, er mochte glauben, ich habe jetzt genug gehört, um ſeine Behauptung beſtätigt zu finden. Wir nahmen Abſchied von dieſem äſthetiſchen Klubb und gingen. Unter der Hausthür nahm er meine Hand. „Und was meinen Sie?“ ſagte er, indem Spott und Hohn um ſeinen Mund, aus ſeinen Augen blitzte: „glauben Sie jetzt, daß auch in Deutſchland ein Schriftſteller allgemein werden könne? Was wollen Sie mit ihren Franzoſen, die ihren Voltaire hinter dem Pfluge leſen und von den Reden eines Foy in den ärmlichſten Hütten begeiſtert ſind? kann nicht auch bei uns ein großer Geiſt durchdringen und ein Mann des Volkes und allgemein werden?“

„Ja,“ erwiederte ich und drückte ihm die Hand, „er kann es, wenn er es verſteht, gemein zu ſeyn.“

Ein paar Reiſeſtunden.

Bruchſtück.

Vorwort an Madame J. Flaret,

Eigenthümerin des Hôtel de Flandre, rue Notre Dame des Victoires à Paris.

Sehr verehrte Frau!

Sie gehören unter die wenigen Menſchen, die mir auf mein ehrliches Geſicht hin und ohne andern Schein als etwas Scheinheiligkeit getraut haben, und ich würde ihre trefflichen Eigenſchaften, ein gutes Herz, nachſichtige Augen, ein offenes Ohr und einen für rue Notre Dame des Victoires hinlänglichen Verſtand öffentlich gemacht haben, auch wenn ich es Ihnen nicht verſprochen hätte.

Als ich, verſehen mit allem, was ein muthiges junges Herz unterſtützt, in ihr Haus trat, da dachte ich freilich nicht, es einſt ſo plötzlich verlaſſen zu müſſen; doch wäre auch jene Begebenheit ſchon damals vor meiner ahnungsloſen Seele geſtanden, an eine ſo romantiſche, ſamaritaniſche, beinahe unglaubliche Zuverſicht einer Eigenthümerin eines Hôtel garni hätte ich nie geglaubt.

Ich vergeſſe jenen Abend nie, als ich vor Schrecken, Unwillen und Angſt beinahe leblos bei ihnen eintrat, nach meiner Rechnung fragte und ihnen geſtand, daß ich abreiſen müßte. Ich hatte von allem gemünzten Gold, das auf der Erde umherrollt, noch zwei Zwanzigfrankenſtücke, von dem ungemünzten in Barren, Gefäßen und Geſchmeiden einen Ring, und alles übrige ſchätzbare beſtand in einigen Kleidern, welche rechtlicherweiſe noch nicht mir gehörten.

Ihr Scharfblick, verehrte Frau, oder nenne ich es lieber barmherzigen Inſtinkt? kurz jene unbegreifliche Ahnung ſagte ihnen in einem Augenblicke Alles; Sie ſchlugen das wohlbekannte Buch von grünem Saffian auf, Sie liſpelten freundlich: vierhundert und fünfzig Franken, und ich wiederholte mit bebender Zunge: vierhundert und fünfzig! Und als ich ihnen dann meinen Kummer auseinander zu ſetzen wagte, wie gütig waren Sie da, wie mütterlich beſorgt fragten Sie nach den kleinſten Umſtänden!

Genug! Sie haben mir aus einer Verlegenheit geholfen, die, ſo klein ſie dem Namen nach ſeyn mochte, für mich in jenem Drang der Umſtände niederdrückend, ſchmerzlich war. Es war in meinen Augen, obgleich ich gewiß war, ſchon im folgenden Monat meine Schuld tilgen zu können, nichts anderes als ein Geſchenk; denn konnten Sie wiſſen, daß ich ehrlich genug ſeyn werde, die Summe heimzuzahlen? Und mit welcher Urbanität wußten Sie es zu bieten! wie fein wußten Sie der peinlichen Nothwendigkeit, eine Wohlthat annehmen zu müſſen, alles Drückende zu benehmen! Es iſt heute ein Jahr ſeit jenem Abend verfloſſen, aber noch heute ſteht jedes Ihrer Worte deutlich und wie gedruckt vor meiner Seele. „Es haben ſchon viele deutſche Doktoren bei mir gewohnt,“ ſprachen Sie, bald auf Ihr Buch, bald auf mich blickend, „meiſtens **au cinquième** und **quatrième**, Sie ſind der erſte geweſen **au second**; alle haben geraucht wie Sie, alle haben ſchlecht franzöſiſch geſprochen, alle verlangten anfangs ein Kopfkiſſen von Federn ſtatt meiner trefflichen Rollen von Roßhaar, keiner von ihnen konnte mit dem Kaminfeuer zurecht kommen, faſt alle ſchrieben den ganzen Vormittag, oft bis vier Uhr, und Gott weiß, was ſie geſchrieben; aber alle waren redliche, ehrſame Leute, und mir, ich geſtehe es (ihre runden Köpfe und blonden Haare abgerechnet) lieber als meine jungen Landsleute, die über einen unpolirten Nagel an der Wand eine Stunde ſprechen können und doch nicht mehr werth ſind, als daß man ſie daran aufhänge. Ich habe gehört,“ fuhren Sie fort, „daß alle dieſe jungen Herren, wenn ſie nach Deutſchland zurückkehren, unſere ſchöne Hauptſtadt in Büchern beſchreiben und weitläufig erzählen, was ſie daſelbſt gehört und nicht gehört, geſehen und nicht geſehen haben. Mein Vetter, Doktor O —, Sie müſſen ihn oft bei mir geſehen haben, und die Leute behaupten, er ſehe mir ähnlich, obgleich ſein Teint dunkler iſt als der meinige, nun dieſer Vetter iſt Mitarbeiter am Globe, und es iſt nicht die ſchlechteſte Zeitung, die in Paris geleſen wird. Die Deutſchen, Madame, ſagte er mir oft, ſind in der Geſellſchaft nicht zu gebrauchen, aber die Feder iſt ihre Zunge; ſie ſind treffliche Leute mit der Feder und in der That gelehrt; ihre Literatur fängt an bei uns bekannt zu werden, und es iſt nicht das Schlechteſte, was wir vom Auslande empfangen. So ſprach er oft, und meine Achtung vor Ihren Landsleuten ſtieg.“

Monſieur Off,“ fuhren Sie fort, denn mein Name war Ihnen nicht geläufig, „Sie haben viel geſchrieben, ſo lange Sie auf Nro. 15 im Hotel de Flandre waren. Doktor K., Ihr Landsmann, hat mich auch verſichert, daß man ſchon einige von Ihren Schriften gedruckt habe; Monſieur Off, gegen einen ſolchen Mann kenne ich meine Pflichten, und dieſe Rechnung (Sie machten einen dicken Strich dadurch) ſoll Ihnen nicht länger beſchwerlich fallen; aber Sie werden auf Ihrer Seite auch ſo gütig ſeyn, meiner und meines Hauſes in Ihrer nächſten Schrift zu erwähnen, und ich weiß, dieſe vierhundert und fünfzig Franken werden mir dann ſchöne Zinſen tragen.“

„Wahrlich, verehrte Frau, noch zur Stunde kann ich nicht glauben, daß es Ihnen mit jener Bitte Ernſt war; denn wer von meinen Landsleuten wird gerade deßhalb, weil ich dort wohnte, Ihr Hotel beziehen? Dies Buch, vor welches ich Ihren Namen ſetze, Sie ſelbſt können es nicht leſen, und **Jean, le garçon**, ſpricht zwar die Worte Brod, Schnaps, Salz, Wein, Wurſt, Durſt, Bett, die er auf ſeiner militäriſchen Durchreiſe bei uns zu lernen die Gnade hatte, deutlich genug aus; aber auch er wird unſere Buchſtaben ſo wenig leſen können, als die gothiſchen Charaktere an den Boutiken der deutſchen Schneidermeiſter, die ihn oft zu Verwünſchungen ſteigerten. Vielleicht wohnt irgend einer meiner Landsleute **au quatrième**, und in dieſem Fall können Sie ſich einige Kapitel überſetzen laſſen, vorausgeſetzt, daß Sie ſein ang und ong verſtehen.

Auf jeden Fall aber müſſen Sie ſich durch Ihren gelehrten Vetter von der Redaktion des Globe ein Certifikat verſchaffen, daß à la tête dieſer Schrift wirklich eine Zueignung an Sie zu leſen iſt; denn Sie könnten glauben, dadurch, daß ich darauf beſtand, meine Rechnung zu tilgen, habe ich mich von meinem Wort und einer angenehmen Pflicht losgeſagt. Wem könnte ich ein Buch, in dem meine Landsleute flüchtige Zeichnungen der Sitten Ihres und meines Volkes finden ſollen, würdiger zueignen, als einer liebenswürdigen Repräſentantin des neuen Frankreichs, einem Kinde der Revolution, das, obgleich ſo weit entfernt von Politik als vom Studium der Geographie, die Abſchnitte ſeines Lebens nach den Leiden und Freuden ſeines Vaterlandes zählt? Sie wurden von der Sturmglocke des dreizehnten Vendemiaire aus Mutterleibe geläutet; als Bonaparte ſich die Krone Karls des Großen auf die Stirne ſetzte, warf Sie, Neugierige, eine Volkswelle an die Treppe des Hotel Dieu; die Stirnnarbe, die Sie davon trugen, iſt noch nicht verſchwunden, aber ſie ſteht Ihnen gut und Sie wiſſen es. Bald flüchte Ihr junges der Liebe erſchloſſenes Herz Cäſarn und ſeinem Glück, denn Ambroiſe, der hübſche Commis aus der Rue Montmartre, ſollte als Voltigeur helfen Rußland erobern, und bald beweinten Sie Frankreich und ſich — Ambroiſe mit erfrornen Beinen konnte nicht wieder über die Bereſina voltigiren. Monſieur Floret war Ambroiſes Nachfolger in der Wohnung Ihres Herzens; jedoch erbte er nicht das ganze Appartement, er mußte ſich mit einer Kammer begnügen, die andern blieben für Ambroiſes Andenken verſchloſſen. Alle

Kammern konnten ſich indeſſen nicht enthalten bange zu klopfen, als Herr Floret im Kleide der Pariſer Nationalgarde, Gewehr in Arm, Abſchied nahm, um an die Barrière zu fliegen, und Sie — zum letzten Male umarmte, ehe er unter Blüchers erſtem Kanonendonner wiederkam. Frankreichs Geburtswehen beſchleunigten Ihr Glück; Sie ſtiegen mit Ludwig **XVIII.** auf den Thron des Zahltiſches und ſaßen ungleich feſter, denn Sie bedurften ſeitdem keiner Reſtauration; ja, Herrn Florets Tod, der an dem Tage, wo der alte Lilienſtengel eine junge alte Knoſpe trieb, zu Père la Chaiſe ſchlafen ging, ſtatt ihn zu erſchüttern, diente dazu, ihn zu befeſtigen. — Leben Sie wohl auf Nimmerwiederſehen, einfache, und — meine Landsmänninnen mögen die Naſe rümpfen, ſo viel ſie wollen — tugendhafte Frau! Ihr Andenken ſoll mich begeiſtern, wenn ſich die liebenswürdige Seite Ihres Volkes mir zuwendet, ich werde ſie aufſuchen und mit Liebe aufſuchen, und ewig ſollen mir die Worte unvergeßlich bleiben, die Sie im Augenblicke des Abſchieds, anfangs in einem Tone, als ſeyen Sie die Sprecherin Ihrer Nation der meinigen gegenüber, dann mit zitternder Stimme und feuchtem Auge ſprachen: „Monſieur, ich achte Ihre Nation, und dieſe Achtung hat ſich vermehrt, ſeitdem ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen. Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie ſchnell wieder in das ſchöne Frankreich, wenn Sie zu Hauſe friert, — **car je suppose, qu'il n'y pas loin de chez vous aux glaces, où mon pauvre petit Ambroise a péri.**“

Es ſind ſchon ſo viele Reiſen nach Paris geſchrieben und gedruckt worden, daß man eine eigene Bibliothek davon errichten könnte, und es ſcheint, es ſey eine ſehr überflüſſige Mühe, nach der tauſendſten noch die tauſend und erſte herauszugeben; dennoch kann keinem Reiſenden das Recht beſtritten werden, ſeine eigene Reiſe zu beſchreiben, ſo wenig als einem verboten werden könnte, ſeine Biographie oder Reiſe durchs Leben herauszugeben: weil er etwa nur Nachtwächter, Doktor der Philoſophie und nicht König, Kaiſer oder Goethe war; jeder lebt, denkt und reist anders als ſein Vordermann, und es kommt am Ende weder auf die Reiſe noch auf die Beſchreibung, ſondern darauf an, ob einer etwa ſo viele Leſer findet, als ich mir wünſche.

Vergebens würde übrigens einer aus meiner Reiſebeſchreibung zu berechnen hoffen, wie viele tauſend Thaler ein junger Mann etwa in einem Monat brauchen könnte, wo die beſten Nachtlager und die theuerſten Mittageſſen, wo die höchſten Thürme und die breiteſten Straßen ſeyen. Vergebens wird einer, der thöricht genug iſt, ſie als **guide des voyageurs** mitzunehmen, nach andächtigen Empfindungen und richtigen Notizen über irgend ein bedeutungsvolles Monument blättern; ich ſchreibe weder zu Erbauung noch zur Bereicherung der Geographie, ich dränge niemand meine Empfindungen auf, denn jeder hält am Ende doch ſeine eigenen für die beſten; ich will nur wieder erzählen, was ich gehört habe, nur einiges vorübergehende, aber bedeutungsvolle, was andere nicht geſehen haben, will ich beſchreiben.

Darunter gehört z. B. nicht das Städtchen Saarlouis, sondern die Leute, die von dort aus in dem Metzer Eilwagen mit mir fuhren; obgleich es beinahe ſo viele Geſchichten von Poſtwagen gibt, als Geſpenſterſagen und Lichtkarzmärchen, ſo bin ich doch verſucht, von einigen dieſer Perſonen zu ſprechen.

Ich ſaß in einer Ecke und mußte es mir gefallen laſſen, wenn mich die übrigen ſo aufmerkſam betrachteten, wie ich ſie; es iſt mir übrigens gewiß nicht zu verargen, wenn meine Blicke hauptſächlich auf einer jungen Dame mir gegenüber hafteten, von deren Antlitz ich freilich nichts ſah als eine dunkle Locke und ein glänzendes Auge; denn eine große Kapuze, welche ſie am Mund mit einem Tuch verſchloſſen hielt, umhüllte den Kopf; daß ſie jung ſey, ſagte mir nicht nur die ſchlanke Taille, die Behendigkeit, womit ſie in den Wagen geſtiegen war, ſondern auch ein gewiſſer Aberglaube; denn meine Baſe in Frankfurt hatte mir prophezeit, ich werde mit einer ſchönen jungen Dame nach Paris fahren. Ich bemerkte, daß ihr die Stellung der nächſten vier Füße unbequem ſey, machte ihr Raum, konnte aber nicht verſtehen, in welcher Sprache ſie mir dankte, denn ich hatte bei dem Manoeuvre einen dicken Mann, ihren Nachbar, auf ſeinen Leichdorn getreten, und er brummte vernehmlich und deutſch. Es war Morgens vier Uhr, die Luft kühl, aber gegen acht Uhr mußte nach meiner Rechnung der Nebel und mit ihm die Kapuze der ſchönen Nachbarin fallen.

Ein Mann mit kühnem, dunklem Geſicht und ſchwarzen Falkenaugen, einen ſchon in's graue ſpielenden Bart um die Oberlippe, ſaß in der andern Ecke neben dem dicken Mann. „Ein ächt franzöſiſches Geſicht, ein Offizier," dachte ich, „und zwar einer von der alten Armee und auf halbem Sold, denn ſeine Kleidung iſt etwas ärmlich, er ſieht unzufrieden aus und will wahrſcheinlich die Ehrenlegion Heinrichs IV. nicht tragen, denn er hat kein Band im Knopfloch. Welche Gedanken ſprechen aus dieſem dunkeln Auge! dieſelbe Straße nach Deutſchland iſt er in der Revolution als junger feuriger Patriot, nachher als Offizier des Kaiſers, vielleicht an der Spitze eines Regiments gezogen! Auf dieſem Wege vielleicht hat er ſeine tapfern Truppen aus den Feldzügen von Sechs und Neun zurückgeführt! Jetzt bezeichnet ihm dieſe Kaiſerſtraße nur noch wehmüthige Erinnerungen ehemaliger Größe; noch lange nicht iſt ſeine ganze Generation in's Grab geſtiegen, und doch iſt alles dahin vorangeeilt, was ihnen groß und theuer war, und dieſes ſchöne Frankreich däucht ihnen ein großer Kirchhof, wo ihr Ruhm und ihre Hoffnung begraben liegen, und auf eine frohe Urſtänd warten."

Der kleine junge Mann an meiner Seite könnte etwa ein angehender Kaufmannsdiener ſeyn, in meinem Herzen halte ich ihn aber für einen deutſchen Schneider, der nach Paris reiſt, um ſich auszubilden. Noch gibt es einen jungen Menſchen in einem blauen flandriſchen Hemde an der Seite meines Nebenmannes; er ſchläft ſchon und iſt ſeinem Geſicht nach unbedeutend.

Bis jetzt wurde noch kein deutliches Wort unter der Geſellſchaft gewechſelt. Nach und nach ſchlafen die meiſten, nur das Auge der jungen Dame ſehe ich hie und da aus der Kapuze leuchten.

Fünf bis ſechs Uhr Morgens.

Der dicke Mann ſchnarcht ſchrecklich; ſein Kopf droht auf die Schulter der jungen Dame zu ſinken; ich bringe ihn durch einen kleinen Fußtritt zu ſich ſelbſt, er fährt auf, ſetzt ſich zurecht, ſchläft wieder ein und ſchnarcht von neuem. Seine Bewegung hat den franzöſiſchen Obriſt erweckt; er ſieht ſich unzufrieden und ſtolz um. Es gefällt mir nicht, daß er eine ungeheure Doſe von Horn hervorzieht und ſchnupft; er ſchläft bald wieder ein.

Die Morgenluſt weht immer kälter. „Soll ich vielleicht das Fenſter vorziehen? wird es Ihnen nicht zu kalt?“ fragte ich ſo freundlich als möglich die junge, ſchöne Dame, und denke erſt bei „zu kalt“ daran, daß wir längſt auf franzöſiſchem Boden ſind und Mademoiſelle kein Deutſch verſtehen wird. Aber ſie antwortet mit heller, wohltönender Stimme, jedoch ohne die Kaputze zu lüften: „Wenn es Ihnen ſelbſt nicht zu kalt wird, danke ich; ich bin wohl verwahrt.“

Alſo eine Deutſche, dachte ich, nun, um ſo beſſer, da werde ich doch ſobald unſere Sprache nicht verlernen. „Ihr Nachbar, mein Fräulein,“ fuhr ich fort, „iſt wohl etwas unbequem für Sie; der Wagen iſt zu enge, als daß ein ſolcher Koloß mit Recht in der Mitte ſitzen dürfte.“

„Und doch möchte ich ihn noch weniger zum **tête à tête**,“ erwiederte ſie.

Ich erröthete beinahe über dieſe Artigkeit und war doch eitel genug zu fragen: „und warum?“

„Ich denke, ein ſchlafender Koloß würde nicht ſo artig ſeyn, auf meine Bequemlichkeit Rückſicht zu nehmen.“

Ich weiß nicht, ob ſie mir wirklich dadurch für ihre Sicherſtellung vor den breiten Hufen des dicken Mannes danken wollte, aber ich verbeugte mich, murmelte etwas von Schuldigkeit gegen Damen und war in demſelben Augenblicke wieder unmuthig über mich ſelbſt, weil ſie doch vielleicht mich nicht gemeint hatte, ließ die angeknüpfte Unterhaltung fallen und ſuchte wie ein gleichgültiger Reiſender auszuſehen, obgleich noch mancher Streifblick an dem glänzenden Auge der jungen Dame vorüberflog.

Sechs bis ſieben Uhr.

Die Pferde werden gewechſelt; die Schlafenden erwachen und ſtarren mit glanzloſen, ſchläfrigen Augen auf einige zerlumpte Weiber und Kinder, die mit ihrem kreiſchenden Patois und ihren Holzſchuhen einen unangenehmen Lärm machen. Der Obriſt zieht an einem alten ledernen Riemchen eine ſilberne Uhr aus der Taſche, und ich denke, er müſſe ſeit der Reſtauration ſehr zurückgekommen ſeyn. Der dicke Mann hat ein unerträglich dummes Geſicht, und wenn ich ihn nicht für einen Viehhändler halte, ſo iſt nur ſeine reinliche Kleidung ſchuld; ich mache ihn zu einem holländiſchen Krämer. — Man fuhr weiter, und aufs neue zogen mich die melancholiſchen Züge des Obriſten an. Er ſang ganz leiſe vor ſich hin ein Liedchen, das er mit den Sylben „leon“ und einem tiefen Seufzer endete; ach! es war Napoleon, ſein Held, ſein Kaiſer, von welchem er ſang! Jetzt zog er eine Schreibtafel heraus, die, ich muß es geſtehen, ein wenig ſchmutzig und verbraucht war; aber nur um ſo intereſſanter ſchien ſie mir, denn ſie war wohl ein Andenken an einen gefallenen Kameraden; er hatte, ſtellte ich mir vor, als er einſt Nachts beim Mondlicht über das Schlachtfeld ritt, die bleichen Züge ſeines Freundes erkannt, er ſchwang ſich vom Pferd, kniete nieder zu ihm, rief mit ſchmerzlichen Tönen ſeinen Namen, aber jener hörte nicht mehr, die bleichen Lippen, die er küßte, ſie konnten ſeinen Abſchiedsgruß nicht erwiedern. Da nahm er mit einer männlichen Thräne jenes Andenken, und es hat ihn in Glück und Unglück begleitet. Ich ſah wieder nach ihm hin; er warf bald nachdenkliche Blicke über das Land hin, bald zeichnete er mit feſter Hand ſeine Gedanken auf, und nichts ſchien mir gewiſſer, als daß dieſer alte Offizier (ich ließ ihn jetzt zum General avanciren) das Land durchfliege, um ſeine militäriſchen Erinnerungen aufzufriſchen und — ſeine Memoiren über die Feldzüge der Franzoſen zu ergänzen.

Sieben bis acht Uhr.

Die junge Dame iſt eingeſchlafen, oder ſcheint wenigſtens zu ruhen; noch immer iſt ihr Geſicht neidiſch verhüllt. Der junge Schneider an meiner Seite läßt ſeinen großen Hummerkopf bald links bald rechts fallen, ohne aufzuwachen. Aber der junge Burſche im blauen Hemd iſt erwacht, und wunderbar! zwiſchen ihm und dem General oder Obriſt entſpinnt ſich ein Geſpräch; ich lauſche, aber es iſt nicht engliſch, nicht deutſch, weder franzöſiſch, noch holländiſch; am meiſten Aehnlichkeit hat es mit dem Italieniſchen, und ich würde den Offizier für einen Korſikaner oder einen Veteranen der italieniſchen Armee halten, kämen nicht Worte in ihrem ſchnellen

Geſpräche vor, die völlig fremd tönen. Doch muß es wenigſtens nicht die Mutterſprache des Jüngeren ſeyn, denn er ſcheint ſich hie und da auf den rechten Ausdruck zu beſinnen, und der ernſte ältere Mann weist ihn mit einem leichten Lächeln zurecht. Der dicke Holländer iſt jetzt mit tiefem Stöhnen auch erwacht, betrachtet ſeine Nachbarn einen Augenblick aufmerkſam, lauſcht auf ihre Sprache und fragt dann langſam und höflich: „Vos este Espaniol, Seuuor?“

Ah! dachte ich, vielleicht ein edler vertriebener Spanier, vielleicht ein Genoſſe Mina's?

Aber man denke meinen Schrecken, als der Obriſt, der General, Empecinado's und Mina's Genoſſe, der intereſſante Mann in öſterreichiſchem Dialekt antwortete: „Um Vergebung, wir ſind halt böhmiſche Glashändler, mein Neffe da und ich, und reiſen nach Sevilla, wo ich mit Trink- und Tafelgläſern handle.“ Und nun erzählte er unerträglich breit und langweilig, daß ſein Bruder in Frankfurt einen Glashandel habe, daß Stoffel, der Neffe, daſelbſt in Kondition geſtanden und jetzt auch auf ſechs Jahre nach Spanien gehe; wie dort der Glashandel beſchaffen ſey und wie viele Tauſend Trinkgläſer ſie alljährlich ſchmuggeln und verkaufen. Ich verwünſchte den Böhmaken, ſeine Adlernaſe, ſein ſchönes Auge, ſeinen ehrwürdigen Bart und den holländiſchen Krämer, der ihn zum Sprechen gebracht; ich verwünſchte vor allem meine eigene Thorheit, von einem General der alten Armee zu träumen; ſeine ſilberne Uhr fand ich jetzt ganz in der Ordnung, in ſein ſchmieriges Souvenir ſchrieb er keine erhabene Erinnerungen, ſondern Kunden und Gläſer ein, und wenn er mit dem melancholiſchen Auge über das Land hinſtreifte, ſetzte er Kaiſergulden in Dollars, und ſchlechte Konventionskreuzer in ſchlechtere Maravedis um. Ich ſchämte mich, in der Phyſiognomik noch ſo weit zurück zu ſeyn; denn jetzt hatte der alte Kerl allen Schimmer der Einbildungskraft verloren und erſchien mir, genauer betrachtet, wie ein ganz gewöhnlicher böhmiſcher Muſikant, wie man ſie gelb und ſonnenverbrannt, mit dicken Bärten und dunkeln Augen, umherziehen ſieht; um ihn nicht zu ſehen, ſchloß ich die Augen und drückte mich in meine Wagenecke.

Acht bis neun Uhr.

Das Auge der ſchönen Dame glänzt wieder, aber der Wind mag ihr noch zu heftig ſeyn, ſie hat die Kapuze noch immer nicht zurückgeſchoben. Der dicke Mann ſucht ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, aber ſie antwortet einſylbig, und dieſe Zurückhaltung freut mich, denn ich kann den feiſten Holländer, ſeit er ſpaniſch ſprach, noch weniger leiden als zuvor. Er fährt übrigens mit großer Ruhe fort, ihr den Namen jedes Dorfes zu nennen, das man an der Landſtraße ſieht, und weiß einige Anekdoten von dem Maire von Fouligny, welches eben hinter uns liegt, zu erzählen. Dabei lacht er aber immer zuerſt, legt, wenn die Schneide der Anekdote kommt, ſeine Hand zutraulich auf den Arm der jungen Dame, um ſie gleichſam einzuladen, ſich ebenfalls mit ihm und den Böhmen halb todt zu lachen, und hält es für keine Beleidigung, wenn ſie (offenbar mit einem Seitenblick auf mich) unwillig ihren Arm zurückzieht.

Der dicke Mann befand ſich gerade mitten in einer Geſchichte, die zu meiner großen Beſorgniß für das zarte Ohr der jungen Dame etwas obſcön zu werden drohte, als man hinter dem Wagen einige Mal heftig: halte, Poſtillon! halte! rufen hörte; zugleich jagte ein Reiter vorüber, der einen großen Brief empor hielt. Der Wagen hielt, Conducteur und Poſtillon fluchten; der erſtere ſchwang ſich nach einigem Wortwechſel von ſeinem Imperial herab und trat dann mit dem großen Brief an unſerem Schlag herauf, muſterte die Geſellſchaft aufmerkſam, zog ſeine Mütze und bot den Brief herein. Ich ſaß zunächſt, nahm ihm den Brief aus der Hand und las die Ueberſchrift: **A Monsieur, Monsieur le comte Blankenspeer, à Saarbruk, poste restante, citissimo.** Da ſtieg der ſchlafende Schneider auf einmal bei mir im Preis, den niemand anders konnte der Graf ſeyn; des Conducteurs **allons, Monsieur!** und ein Stoß, den ich ihm in die Seite gab, weckten ihn; ich überreichte ihm den Brief, er ſtarrte ihn gedankenlos an und gab ihn dann kopfſchüttelnd und murrend zurück. Der Conducteur wurde ungeduldig über die Zögerung: „**Allez, Messieurs,**“ rief er, „**qui est donc Monsieur le comte de Blanquesepère!**“

„Iſt der Brief an mich?“ fragte der Holländer verwundert, riß ihn mir aus der Hand, las flüchtig die Adreſſe — und erbrach das Siegel. Schnell zog er darauf die Börſe, befriedigte den Kourier, den man ihm nachgeſchickt hatte, und der Wagen fuhr weiter. Aber ich — ſah mich zum zweiten Mal getäuſcht, und um ſo bitterer, als der Herr Graf zwar nach wie vor die Miene eines holländiſchen Käſekrämers behielt, aber das Mädchen mit den ſchwarzen Augen es jetzt gar nicht mehr bemerken zu wollen ſchien, daß ſeine Hand ſchwer auf ihrem runden Arme ruhe; ja zu meinem Aerger lachte ſie ſogar einige Mal mit heller Stimme auf, als der Herr Graf die Gnade hatte, einige Schnurren aus ſeinem Leben zu erzählen.

Von neun bis zehn Uhr.

In Courcelles wurde zum Frühſtück angehalten. Wir traten in das freundliche Zimmer, wo bereits auf dem großen Roſte die Cotelettes kniſterten; die Männer legten Mützen und Mäntel ab: das Gewölk, das um das Haupt der Jungfrau hing, zerriß plötzlich, und mir war, als erwache ich jählings aus einem ſchmeichelnden Traume. Wer ſah nicht ſchon ein unbekanntes Schloß aus dem Morgennebel tauchen? Man muſtert es; es iſt bewohnt, iſt nicht übel gebaut, iſt vollſtändig unter Dach, aber der Totaleindruck, und hier eine Epheuranke, dort eine unvermauerte Ritze, hier ein Krähenneſt, dort ein ſchlimmer einſpringender Winkel am Dachſtuhl verkünden laut, es habe ſeine ſchönſte Zeit geſehen. Wenn ein ſolcher Zuſtand einer Baulichkeit herkömmlichermaßen etwas Poetiſches hat, ſo war der analoge Zuſtand meiner Reiſegefährtin nur zu ſehr geeignet, mich in die platte Wirklichkeit zurückzuwerfen; kurz ich hatte ein ziemlich erhaltenes Exemplar einer alten Jungfer vor mir, und die ſchönen ſchwarzen Sterne, die Verführer meiner Einbildungskraft und die Reminiscenzen einer Jugendblüthe, die keine Früchte getragen, preßten mir jetzt nur den Seufzer aus: warum kann man ſolche Brillanten nicht aus der alten Hülſe brechen und modern faſſen laſſen? Wie mancher Seigneur chatelain mit jedem Quader, der von den Zinnen ſeines Erbſitzes in den Graben ſtürzt, froher und lebensluſtiger wird, ſo war meine Unbekannte, wie dies ſo gewöhnlich iſt, mit den Breſchen, welche in den Wall ihrer Zähne gefallen waren, regſamer, ihre Zunge geläufiger geworden; denn kaum hatte ſich der Generalglashändler einen Zipfel der Serviette in das Ordensknopfloch geſteckt, kaum ſtanden die duftenden Cotelettes auf dem Tiſch, ſo ſagte mir die Cadenz ihres quickenden Schrachinſtruments, daß ſie eine meiner ſüdlichen Landsmänninnen aus den Grenzmarken von Schwaben und Franken ſey, und ungefragt gab ſie uns zum Beſten, wie ſie ihren Herrn Bruder, den Kaufmann Morgenſtern zu Paris, in einer wichtigen Angelegenheit beſuche. Ihr Herr Bruder habe im vorigen Jahre durch die grobe Unwiſſenheit der franzöſiſchen Hebammen den Stammhalter des franzöſiſchen Zweiges des Morgenſtern'ſchen Hauſes verloren; da nun jetzt wiederum nahe Hoffnung zum Aufgang eines neuen Morgenſternes ſey, ſo habe er ſich entſchloſſen, trotz der franzöſiſchen Erziehungskunſt, trotz der Proteſtationen von Madame, denſelben à **l'Allemand** aufgehen zu laſſen, und deßhalb ſie, ſeine Schweſter, berufen, die durch langjährige Praxis ſich damit vertraut gemacht habe, wie in der Morgenſtern'ſchen Familie die Sauglappen gebunden und der Kinderbrei gebraut werde. Zu Bekräftigung ihrer Ausſage und damit in keinem Winkel unſerer Herzen ein Argwohn über ihren wahren

Charakter bleibe, theilte ſie uns mit triumphirender Miene lithographirte Karten aus, auf denen in gothiſchen Buchſtaben zu leſen ſtand: **Jules Morgenstern, marchand tailleur, palais royal, galerie de bois Nro. 65 à Paris** u. ſ. w. Unter dieſem intereſſanten Geſpräch ging das ſchmackhafte Frühſtück vorwärts; alle Details einer deutſchen Wochenſtube wurden beſprochen und mit den franzöſiſchen Inſtituten derſelben Art verglichen. Der Herr Graf, überhaupt ein ſehr leutſeliger Herr, ging mit Herablaſſung und Sachkenntniß in die populäre Materie ein, und ſelbſt die Böhmen fanden beim Artikel der Milchgläſer und Saugflaſchen Gelegenheit, ein kritiſches Wort anzubringen. Auf dieſe Weiſe war die Geneſis ſämmtlicher gräflich Blankenſpeer'ſchen und Schneider Morgenſtern'ſchen Sproſſen abgehandelt worden, und ſchon begann ich zu befürchten, daß nun die Reihe an die böhmiſche Descendenz kommen möchte, als ſich der Conducteur den Mund wiſchte und Madelaine mit ihrem Teller und ihrem: **Messieurs, n'oubliez pas la fille!** das Zeichen zum Aufbruch gab. — — —

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Zweiter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brockhaus'ſchen Buchdruckerei.

Lichtenſtein.

Erſter Band.

Einleitung.

Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt,
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch euren Augen ſoll ihn jezt die Kunſt,
Auch euren Herzen menſchlich näher bringen: —
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größ're Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

Schiller.

Die Sage, womit ſich die folgenden Blätter beſchäftigen, gehört jenem Theil des ſüdlichen Deutſchlands an, welcher ſich zwiſchen den Gebirgen der Alb und des Schwarzwaldes ausbreitet: das erſtere dieſer Gebirge ſchließt, von Nordweſt nach Süden in verſchiedener Breite ſich ausdehnend, in einer langen Bergkette dieſes Land ein, der Schwarzwald aber ziehet ſich von den Quellen der Donau bis hinüber an den Rhein und bildet mit ſeinen ſchwärzlichen Tannenwäldern einen dunkeln Hintergrund für die ſchöne, fruchtbare, weinreiche Landſchaft, die, vom Neckar durchſtrömt, an ſeinem Fuße ſich ausbreitet und Würtemberg heißt.

Dieſes Land ſchritt aus geringem, dunkeln Anfang unter mancherlei Kämpfen ſiegend zu ſeiner jezigen

Stellung unter den Nachbarſtaaten hervor. Es erregt dies um ſo größere Bewunderung, wenn man die Zeit bedenkt, in welcher ſein Name zuerſt aus dem Dunkel tritt; jene Zeit, wo mächtige Grenznachbarn, wie die Staufen, die Herzoge von Teck, die Grafen von Zollern, um ſeine Wiege gelagert waren; wenn man die inneren und äußeren Stürme bedenkt, die es durchzogen und oft ſelbſt ſeinen Namen aus den Annalen der Geſchichte zu vertilgen drohten.

Gab es ja doch ſogar eine Zeit, wo der Stamm ſeiner Beherrſcher auf ewig aus den Hallen ihrer Väter verdrängt ſchien, wo ſein unglücklicher Herzog aus ſeinen Grenzen fliehen und in drückender Verbannung leben mußte, wo fremde Herren in ſeinen Burgen hausten, fremde Söldner das Land bewachten und wenig fehlte, daß Würtemberg aufhörte zu ſeyn, jene blühenden Fluren zerriſſen und eine Beute für viele oder eine Provinz des Hauſes Oeſterreich wurde.

Unter den vielen Sagen, die von ihrem Lande und der Geſchichte ihrer Väter im Munde der Schwaben leben, iſt wohl keine von ſo hohem romantiſchen Intereſſe, als die, welche ſich an die Kämpfe der eben erwähnten Zeit, an das wunderbare Schickſal jenes unglücklichen Fürſten knüpft. Wir haben verſucht, ſie wiederzugeben, wie man ſie auf den Höhen von Lichtenſtein und an den Ufern des Neckars erzählen hört, wir haben es gewagt, auch auf die Gefahr hin, verkannt zu werden. Man wird uns nämlich entgegenhalten, daß ſich der Charakter Ulerichs von Würtemberg[1] nicht dazu eigne, in einem hiſtoriſchen Romane mit milden Farben wiedergegeben zu werden; man hat ihn vielfach angefeindet, manches Auge hat ſich ſogar daran gewöhnt, wenn es die lange Bilderreihe der Herzoge Würtembergs muſtert, mit ſcheuem Blick vom ältern Eberhard auf Chriſtoph' überzuſpringen, als ſey das Unglück eines Landes nur allein in ſeinem Herrſcher zu ſuchen, oder als ſey es verdienſtlich, das Auge mit Abſcheu zu wenden von den Tagen der Noth.

Und doch möchte es die Frage ſeyn, ob man nicht in Beurtheilung dieſes Fürſten nur ſeinem erbittertſten Feinde, Ulerich von Hutten, nachbetet, der, um wenig zu ſagen, hier allzuſehr Partei iſt, um als leidenſchaftloſer Zeuge gelten zu können; die Stimmen aber, die der Herzog und ſeine Freunde erhoben, hat der rauſchende Strom der Zeit übertäubt, ſie haben die zugleich anklagende und richtende Beredtſamkeit ſeines Feindes, jene donnernde Philippica in ducem Ulericum, nicht überdauert.

Wir haben faſt alle gleichzeitigen Schriftſteller, die Stimmen eines längſt vergangenen, vielbewegten Jahrhunderts gewiſſenhaft verglichen, und fanden keinen, der ihn geradehin verdammt. Und wenn man bedenkt, welch gewaltigen Einfluß Zeit und Umgebungen auf den Sterblichen auszuüben pflegen, wenn man bedenkt, daß Ulerich von Würtemberg unter der Vormundſchaft ſchlechter Räthe aufwuchs, die ihn zum Böſen anleiteten, um ihn nachher zu mißbrauchen; wenn man ſich erinnert, daß er in einem Alter die Zügel der Regierung in die Hände bekam, wo der Knabe kaum zum Jüngling reif iſt, ſo muß man wenigſtens die erhabenen Seiten ſeines Charakters, hohe Seelenſtärke und einen Muth, der nie zu unterdrücken iſt, bewundern, ſollte man es auch nicht über ſich vermögen, die Härten damit zu mildern, die in ſeiner Geſchichte das Auge beleidigen.

Das Jahr 1519, in welches unſere Sage fällt, hat über ihn entſchieden, denn es iſt der Anfang ſeines langen Unglückes. Doch darf die Nachwelt ſagen, es war der Anfang ſeines Glückes, war ja doch jene Verbannung ein läuterndes Feuer, woraus er weiſe und kräftiger als je hervorging; es war der Anfang ſeines Glückes, denn ſeine ſpäteren Regentenjahre wird jeder Würtemberger ſegnen, der die religiöſe Umwälzung, die dieſer Fürſt in ſeinem Vaterlande bewerkſtelligte, für ein Glück anſieht.

In jenem Jahre war alles auf die Spitze geſtellt. Der Aufruhr des armen Conrad war ſechs Jahre früher mit Mühe geſtillt worden; doch war das Landvolk hie und da noch ſchwierig, weil der Herzog daſſelbe nicht für ſich zu gewinnen wußte, ſeine Amtleute auf ihre eigene Fauſt arg hausten und Steuern auf Steuern erhoben wurden. Den ſchwäbiſchen Bund, eine mächtige Vereinigung von Fürſten, Grafen, Rittern und freien Städten des Schwaben- und Frankenlandes, hatte er wiederholt beleidigt, hauptſächlich auch dadurch, daß er ſich weigerte, ihm beizutreten. So ſahen alſo alle ſeine Grenznachbarn mit feindlichen Blicken auf ſein Thun, als wollten ſie nur Gelegenheit abwarten, ihn fühlen zu laſſen, welch' mächtiges Bündniß er verweigert habe. Der Kaiſer Maximilian, der damals noch regierte, war ihm auch nicht ganz hold, beſonders ſeit er in Verdacht war, den Ritter Götz von Berlichingen unterſtützt zu haben, um ſich an dem Kurfürſten von Mainz zu rächen.

Der Herzog von Baiern, ein mächtiger Nachbar, dazu ſein Schwager, war ihm abgeneigt, weil Ulerich mit der Herzogin Sabina nicht zum beſten lebte. Zu allem dieſem kam, um ſein Verderben zu beſchleunigen, die Ermordung eines fränkiſchen Ritters, der an ſeinem Hofe lebte. Glaubwürdige Chroniſten ſagen, das Verhältniß des Johann von Hutten zu Sabina ſey nicht ſo geweſen, wie es der Herzog gerne ſah; daher griff ihn der Herzog auf einer Jagd an, warf ihm ſeine Untreue vor, forderte ihn auf, ſich ſeines Lebens zu erwehren und ſtach ihn nieder. Die Huttiſchen, hauptſächlich Ulerich von Hutten, erhoben ihre Stimmen wieder ihn, und in ganz Deutſchland erſcholl ihr Klage- und Rachegeſchrei.

Auch die Herzogin, die durch ſtolzes, zänkiſches Weſen Ulerich ſchon als Braut aufgebracht und ihm keine gute Ehe bereitet hatte, trat jetzt als Gegnerin auf, entfloh mit Hülfe Dieterichs von Späth, und ſie und ihre Brüder traten als Kläger und bittere Feinde bei dem Kaiſer auf.[3] Es wurden Verträge geſchloſſen und nicht gehalten, es wurden Friedensvorſchläge angeboten und wieder verworfen, die Noth um den Herzog wuchs von Monat zu Monat, und dennoch beugte ſich ſein Sinn nicht, denn er meinte, recht gethan zu haben. Der Kaiſer ſtarb in dieſer Zeit; er war ein Herr, der Ulerich troß der vielen Klagen dennoch Milde bewieſen hatte; an ihm ſtarb dem Herzog ein unparteiiſcher Richter, den er in dieſen Bedrängniſſen ſo gut hätte brauchen können, denn das Unglück kam jetzt ſchnell.

Man feierte das Leichenfeſt des Kaiſers zu Stuttgart in der Burg, als dem Herzog Kunde kam, daß Reutlingen, eine Reichsſtadt, die in ſeinem Gebiete lag, ſeinen Waldvogt auf Achalm erſchlagen habe. Dieſe Städtler hatten ihn ſchon oft empfindlich beleidigt, ſie waren ihm verhaßt und ſollten jetzt ſeine Rache fühlen. Schnell zum Zorn gereizt, wie er war, warf er ſich aufs Pferd, ließ die Lärmtrommeln tönen durch das Land, belagerte die Stadt und nahm ſie ein. Der Herzog ließ ſich von ihnen huldigen und die Reichsſtadt war würtembergiſch.[4]

Aber jetzt erhob ſich der ſchwäbiſche Bund mit Macht, denn dieſe Stadt war ein Glied deſſelben geweſen. So ſchwer es auch ſonſt hielt, dieſe Fürſten, Grafen und Städte alle aufzubieten, ſo weilten ſie doch hier nicht, ſondern hielten zuſammen, denn der Haß iſt ein feſter Kitt. Umſonſt waren Ulerichs ſchriftliche Vertheidigungen;[5] das Bundesheer ſammelte ſich bei Ulm und drohte mit einem Einfall.

So war alſo in dem Jahr 1519 alles auf die Spitze geſtellt. Konnte der Herzog das Feld behaupten, ſo behielt er Recht und es war nicht zu zweifeln, daß er dann großen Anhang bekommen würde; gelang es dem Bunde, den Herzog aus dem Felde zu ſchlagen, dann wehe ihm; wo ſo vieles zu rächen war, durfte er keine Schonung erwarten.

Die Blicke Deutſchlands hingen bange an dem Erfolg dieſes Kampfes, ſie ſuchten begierig durch den Vorhang des Schickſals zu dringen und zu erſpähen, was die künftigen Tage bringen werden, ob Würtemberg geſiegt, ob der Bund den Wahlplatz behauptet habe.

Wir rollen dieſen Vorhang auf, wir laſſen Bild an Bild vorüberziehen, möge das Auge nicht zu frühe ermüdet ſich davon abwenden.

Oder ſollte es ein zu kühnes Unternehmen ſeyn, eine hiſtoriſche Sage der Vorzeit in unſern Tagen wieder zu erzählen? Sollte es unbillig ſeyn, zu wünſchen, daß ſich die Aufmerkſamkeit des Leſers einige kurze Stunden nach den Höhen der ſchwäbiſchen Alb und nach den lieblichen Thälern des Neckars wende?

Die Quellen des Susquehannah und die maleriſchen Höhen von Boſton, die grünen Ufer des Tweed und die Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes, Altenglands luſtige Sitten und die romantiſche Armuth der Galen leben, Dank ſey es dem glücklichen Pinſel jener berühmten Novelliſten, auch bei uns in Aller Munde. Begierig liest man in getreuen Uebertragungen, die wie Pilze aus der Erde zu wachſen ſcheinen, was vor ſechzig oder ſechshundert Jahren in den Gefilden von Glasgow oder in den Wäldern von Wallis ſich zugetragen. Ja, wir werden bald die Geſchichte der drei Reiche ſo genau inne haben, als hätten wir ſie nach den gelehrteſten Forſchungen ergründet. Und doch iſt es meiſt nur der große Unbekannte, der uns die Bücher ſeiner Chroniken erſchloß und Bild an Bild in unendlicher Reihe vor dem ſtaunenden Auge vorüberführte; er iſt es, der dieſen Zauber bewirkte, daß wir in Schottlands Geſchichte beinahe beſſer bewandert ſind, als in der unſrigen, und daß wir die religiöſen und weltlichen Händel unſerer Vorzeit bei weitem nicht ſo deutlich kennen, als die Presbyterianer und Episcopalen Albions.

Und in was beſteht der Zauber, womit jener unbekannte Magier unſere Blicke und unſere Herzen nach den „bergigten Haiden“ ſeines Vaterlandes zog? Vielleicht in der ungeheuern Maſſe deſſen, was er erzählt, in der grauenvollen Anzahl von hundert Bänden, die er uns über den Kanal ſchickte? Aber auch wir haben mit Gottes und der Leipziger Meſſen Hülfe Männer von achtzig, hundert und hundert und zwanzig! Oder haben vielleicht die Berge von Schottland ein glänzenderes Grün, als der deutſche Harz, der Taunus und die Höhen des Schwarzwaldes; ziehen die Wellen des Tweed in lieblicherem Blau als der Neckar und die Donau, ſind ſeine Ufer herrlicher als die Ufer des Rheins? Sind vielleicht jene Schotten ein intereſſanterer Menſchenſchlag als der, den unſer Vaterland trägt, hatten ihre Väter rötheres Blut als die Schwaben und Sachſen der alten Zeit, ſind ihre Weiber liebenswürdiger, ihre Mädchen ſchöner als die Töchter Deutſchlands? Wir haben Urſache, daran zu zweifeln, und hierin kann alſo jener Zauber des Unbekannten nicht liegen.

Aber darin liegt er wohl, daß jener große Novelliſt auf hiſtoriſchem Grund und Boden geht, nicht als ob der unſerige weniger geſchichtlich wäre, aber wir haben ja ſchon ſeit Jahrhunderten uns angewöhnt, unter fremdem Himmel zu ſuchen, was bei uns ſelbſt blühte, und wie wir die rohen Stoffe ausführen, um ſie in anderer Form mit Bewunderung und Ehrfurcht als theure Kleinode wieder in unſere Grenzen aufzunehmen, ſo bewundern wir jedes Fremde und Ausländiſche, nicht, weil es groß und erhaben, ſondern weil es nicht in unſeren Thälern gewachſen iſt.

Doch auch wir hatten eine Vorzeit, die reich an bürgerlichen Kämpfen, uns nicht weniger intereſſant dünkt als die Vorzeit des Schotten; darum haben auch wir gewagt, ein hiſtoriſches Tableau zu entrollen, das, wenn es auch nicht jene kühnen Umriſſe der Geſtalten, jenen zauberiſchen Schmelz der Landſchaft aufweiſt, und wenn das an ſolche Herrlichkeiten gewöhnte Auge umſonſt die ſüße, bequeme Magie der Hexerei und den von Zigeunerhand geſchürzten Schickſalsknoten darin ſucht, ja wenn ſogar unſere Farben matt, unſer Griffel ſtumpf erſcheint, doch eines zur Entſchuldigung für ſich haben möchte, ich meine die hiſtoriſche Wahrheit.

I.

Was ſoll doch dies Trommeten ſeyn?
Was deutet dies Geſchrei?
Will treten an das Fenſterlein,
Ich ahne, was es ſey.
L. Uhland.

Nach den erſten trüben Tagen des März 1519 war endlich am 12ten ein recht freundlicher Morgen über der Reichsſtadt Ulm aufgegangen. Die Donaunebel, die um dieſe Jahreszeit immer noch drückend über der Stadt liegen, waren ſchon lange vor Mittag der Sonne gewichen, und immer freier und weiter wurde die Ausſicht in die Ebene über den Fluß hinüber.

Aber auch die engen kalten Straßen mit ihren hohen dunkeln Giebelhäuſern hatte der ſchöne Morgen heller als ſonſt beleuchtet und ihnen einen Glanz, eine Freundlichkeit gegeben, die zu dem heutigen feſtlichen Anſehen der Stadt gar trefflich paßte. Die große Herdbruckergaſſe — ſie führt von dem Donauthor an das Rathhaus — ſtand an dieſem Morgen gedrängt voll Menſchen, die ſich Kopf an Kopf wie eine Mauer an den beiden Seiten der Häuſer hinzogen, nur einen engen Raum in der Mitte der Gaſſe übrig laſſend; ein dumpfes Gemurmel geſpannter Erwartung lief durch die Reihen, und brach nur in ein kurzes Gelächter aus, wenn etwa die alten, ſtrengen Stadtwächter eine hübſche Dirne, die ſich zu vorlaut in den freigelaſſenen Raum gedrängt hatte, etwas unſanft mit dem Ende ihrer langen Hellebarde zurückdrängten, oder wenn ein Schalk ſich den Spaß machte, „ſie kommen! ſie kommen!“ rief, alles lange Hälſe machte und ſchaute, bis es ſich zeigte, daß man ſich wieder getäuſcht habe.

Noch dichter aber war das Gedränge da, wo die Herdbruckergaſſe auf den Platz vor dem Rathhaus einbiegt; dort hatten ſich die Zünfte aufgeſtellt; die Schiffergilde mit ihren Altmeiſtern an der Spitze, die Weber, die Zimmerer, die Bräuer, mit ihren Fahnen und Gewerbzeichen, ſie alle waren im Sonntagswamms und wohlbewaffnet zahlreich dort verſammelt.

Bot aber ſchon die Menge hier unten einen fröhlichen, feſtlichen Anblick dar, ſo war dies noch mehr der Fall mit den hohen Häuſern der Straße ſelbſt. Bis an die Giebeldächer waren alle Fenſter voll geputzter Frauen und Mädchen, um welche ſich die grünen Tannen- und Taruszweige, die bunten Teppiche und Tücher, mit welchen die Seiten geſchmückt waren, wie Rahmen um liebliche Gemälde zogen.

Das anmuthigſte Bild gewährte wohl ein Erkerfenſter am Hauſe des Herrn Hans von Beſſerer. Dort ſtanden zwei Mädchen, ſo verſchieden an Geſicht, Geſtalt und Kleidung, und doch beide von ſo ausgezeichneter Schönheit, daß, wer ſie ſo von der Straße betrachtete, eine Weile zweifelhaft war, welcher er wohl den Vorzug geben möchte.

Beide ſchienen nicht über achtzehn Jahre alt zu ſeyn; die eine größere war zart gebaut; reiches braunes Haar zog ſich um eine freie Stirne, die gewölbten Bogen ihrer dunkeln Braunen, das ruhige blaue Auge, der fein geſchnittene Mund, die zarten Farben der Wangen — ſie gaben ein Bild, das unter unſern heutigen Damen für ſehr anziehend gelten würde, das aber in jenen Zeiten, wo noch höheren Farben, volleren Formen der Apfel zuerkannt wurde, nur durch ſeine gebietende Würde neben den andern Schönen ſich geltend machen konnte.

Dieſe, kleiner und in reichlicherer Fülle als ihre Nachbarin, war eines jener unbeſorgten, immer heitern Weſen, welche wohl wiſſen, daß ſie gefallen. Ihr hellblondes Haar war nach damaliger Sitte der Ulmer Damen in viele Löckchen und Zöpfchen geſchlungen, und zum Theil unter ein weißes Häubchen voll kleiner künſtlicher Fältchen geſteckt; das runde friſche Geſichtchen war in immerwährender Bewegung, noch raſtloſer glitten die lebhaften Augen über die Menge hin, und der lächelnde Mund, der alle Augenblicke die ſchönen Zähne ſehen ließ, zeigte deutlich, daß es unter den vielerlei abenteuerlichen Gruppen und Geſtalten nicht an Gegenſtänden fehle, die ihrer fröhlichen Laune zur Zielſcheibe dienen mußten.

Hinter den beiden Mädchen ſtand ein großer bejahrter Mann; ſeine tiefen ſtrengen Züge, ſeine buſchigen Augenbraunen, ſein langer dünner, ſchon ins graue ſpielender Bart, ſelbſt ſein ganz ſchwarzer Anzug, der wunderlich gegen die reichen bunten Farben um ihn her abſtach, gaben ihm ein ernſtes, beinahe trauriges Ausſehen, das kaum ein wenig milder wurde, wenn ein Schimmer von Freundlichkeit, hervorgelockt durch die glücklichen Einfälle der Blondine, wie ein Wetterleuchten durch das finſtere Geſicht zog. Dieſe Gruppe, ſo verſchieden in ſich durch Farbe und Schattirung, wie durch Charakter und Jahre, zog hin und wieder die

Aufmerkeit der Untenſtehenden auf ſich. Manches Auge hing an den ſchönen Mädchen, und ſie beſchäftigten eine Weile durch ihre überraſchende Erſcheinung jene müßige Menge, die ſchon ungeduldig zu werden anfing, daß das Schauſpiel, deſſen ſie harrte, noch immer ſich nicht zeigen wollte.

Es ging ſchon ſtark gegen Mittag; die Menge wogte immer ungeduldiger, preßte ſich ſtärker, und hin und wieder hatte ſich ſchon Einer oder der Andere aus den Reihen der ehrſamen Zünfte auf den Boden gelagert, da tönten drei Stückſchüſſe von der Schanze auf dem Luginsland herüber, die Glocken des Münſters begannen tiefe volle Accorde über die Stadt hinzurollen, und im Augenblick hatten ſich die verworrenen Reihen geordnet.

„Sie kommen, Marie, ſie kommen!“ rief die Blonde im Erkerfenſter, und ſchlang ihren Arm um den Leib ihrer Nachbarin, indem ſie ſich weiter zum Fenſter hinausbeugte. Das Haus des Herrn von Beſſerer bildete die Ecke der vorerwähnten Straße, von dem Erker konnte man hinab beinahe bis an das Donauthor und hinüber bis in die Fenſter des Rathhauſes ſehen, und die Mädchen hatten alſo ihren Standpunkt trefflich gewählt, um das Schauſpiel, deſſen ſie harrten, ganz zu genießen.

Die Gaſſe zwiſchen den beiden Reihen des Volkes war indeß mit Mühe weiter gemacht worden, die Stadtwächter ſtellten ſich mit weit ausgeſtreckten Hellebarden auf, tiefe Stille herrſchte unter der ungeheuren Menge, nur das Geläute der Glocken tönte noch fort.

Jetzt hörte man den dumpfen Schall der Pauken, vermiſcht mit den hohen Klängen der Zinken und

Trompeten, und durch das Thor herein bewegte ſich ein langer glänzender Zug von Reitern. Die Stadtpauker und Trompeter, die berittene Schaar der Ulmer Patrizierſöhne war eine zu alltägliche Erſcheinung, als daß das Auge lange darauf verweilt hätte. Als aber das ſchwarze und weiße Panner der Stadt, mit dem Reichsadler, als Fahnen und Standarten aller Größen und Farben zum Thor hereinſchwankten, da dachten die Zuſchauer, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen ſey.

Auch unſere Schönen im Erkerfenſter ſchärften jetzt ihre Blicke, als man die Menge am untern Theil der Straße ehrerbietig die Mützen abnehmen ſah.

Auf einem großen, ſtarkknochigen Roſſe nahte ein Mann, deſſen kräftige Haltung, deſſen heiteres, friſches Anſehen in ſonderbarem Contraſt ſtand mit der tiefgefurchten Stirne und dem ſchon ins graue ſpielenden Haar und Bart. Er trug einen zugeſpitzten Hut mit vielen Federn, einen Bruſtharniſch über ein eng anſchließendes rothes Wamms, Beinkleider von Leder, mit Seide ausgeſchlitzt, die wohl von neuem recht hübſch geweſen ſeyn mochten, aber durch Regen und Strapazen eine einförmige dunkelbraune Farbe erhalten hatten. Weite, ſchwere Reitſtiefel ſchloſſen ſich unter den Knien an. Seine einzige Waffe, ein ungewöhnlich großes Schwert mit langem Griffe ohne Korb, vollendete das Bild eines gewaltigen, unter Gefahren früh ergrauten Kriegers. Der einzige Schmuck dieſes Mannes war eine lange goldene Kette von dicken Ringen, fünfmal um den Hals gelegt, an welcher ein Ehrenpfennig von gleichem Metall auf die Bruſt herab hing.

„Sagt geſchwind, Oheim! wer iſt der ſtattliche Mann, der ſo jung und alt ausſieht?“ rief die Blonde, indem ſie das Köpfchen ein wenig nach dem ſchwarzen Herrn, der hinter ihr ſtand, zurückbeugte.

„Das kann ich Dir ſagen, Bertha,“ antwortete dieſer; „es iſt Georg von Frondsberg,[*] oberſter Feldhauptmann des bündiſchen Fußvolkes, ein wackerer Mann, wenn er einer beſſeren Sache diente!“

„Behaltet Eure Bemerkungen für Euch, Herr Würtemberger,“ entgegnete ihm die Kleine, indem ſie lächelnd mit dem Finger drohte, „Ihr wißt, daß die Ulmer Mädchen gut bündiſch ſind!“

Der Oheim aber, ohne ſich irre machen zu laſſen, fuhr fort: „Jener dort auf dem Schimmel iſt Truchſeß Waldburg, der Feldlieutanant,[*] dem auch etwas von unſerem Würtemberg wohl anſtünde; dort hinter ihm kommen die Bundesoberſten; weiß Gott, ſie ſehen aus wie Wölfe, die nach Beute gehen.“

„Pfui! verwitterte Geſtalten!“ bemerkte Bertha, „ob es wohl auch der Mühe werth war, Bäschen Marie, daß wir uns ſo putzten? Aber ſiehe da, wer iſt der junge ſchwarze Reiter auf dem Braunen? ſieh nur das bleiche Geſicht und die feurigen ſchwarzen Augen! Auf ſeinem Schilde ſteht: ich hab's gewagt.“

„Das iſt der Ritter Ulerich von Hutten,“ erwiederte der Alte, „dem Gott ſeine Schmähworte gegen unſern Herzog verzeihen wolle. Kinder! das iſt ein gelehrter frommer Herr; er iſt zwar des Herzogs bitterſter Feind, aber ich ſage ſo; denn was wahr iſt, muß wahr bleiben!“[*]

„Und ſiehe, da ſind Sickingens[9] Farben, wahrhaftig da iſt er ſelbſt; ſchaut hin, Mädchen, das iſt Franz von Sickingen; ſie ſagen, er führe tauſend Reiter in das Feld; der iſt's mit dem blanken Harniſch und der rothen Feder.“

„Aber ſagt mir, Oheim,“ fragte Bertha wieder, „welches iſt denn Götz von Berlichingen, von dem uns Vetter Kraft ſo viel erzählt; er iſt ein gewaltiger Mann und hat eine Fauſt von Eiſen: reitet er nicht mit den Städten?“

„Götz und die Städtler nenne nie in einem Athem,“ ſprach der Alte mit Ernſt; „er hält zu Würtemberg.“[10]

Ein großer Theil des Zuges war während dieſem Geſpräch am Fenſter vorübergezogen, und mit Verwunderung hatte Bertha bemerkt, wie gleichgültig und theilnahmlos ihre Baſe Marie hinabſchaue. Es war zwar ſonſt des Mädchens Art, ſinnend, zuweilen wohl auch träumend auszuſehen, aber heute, bei einem ſo glänzenden Aufzug, ſo ganz ohne Theilnahme zu ſeyn, däuchte ihr ein großes Unrecht. Sie wollte ſie eben zur Rede ſtellen, als ein Geräuſch von der Straße her ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein mächtiges Roß bäumte ſich in der Mitte der Straße unter ihrem Fenſter, wahrſcheinlich ſcheue gemacht durch die flatternden Fahnen der Zünfte. Sein hoch zurückgeworfener Kopf verdeckte den Reiter, ſo daß nur die wehenden Federn des Baretts ſichtbar waren; aber die Gewandtheit und Kraft, mit welcher er das Pferd herunter riß und zum Stehen brachte, ließ einen jungen muthigen Reiter ahnen. Das lange hellbraune Haar war ihm von der Anſtrengung über das Geſicht herabgefallen; als er es zurückſchlug, traf ſein Blick das Erkerfenſter.

„Nun, dies iſt doch einmal ein hübſcher Herr,“ flüſterte die Blonde ihrer Nachbarin zu, ſo heimlich, ſo leiſe, als fürchte ſie, von dem ſchönen Reiter gehört zu werden, „und wie er artig und höflich iſt! ſieh' nur, er hat uns gegrüßt, ohne uns zu kennen!“

Aber das ſtille Bäschen Marie ſchien der Kleinen nicht viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ein glühendes Roth zog über die zarten Wangen. Ja, wer die ernſte Jungfrau geſehen hatte, wie ſie ſo kalt auf den Zug hinabſah, hätte wohl nie geahnet, daß ſo viel holde Freundlichkeit um dieſen Mund, ſo viel Liebe in dieſem ſinnenden Auge wohnen könnte, als in jenem Augenblick ſichtbar wurde, wo ſie durch ein leichtes Neigen des Hauptes den Gruß des jungen Reiters erwiederte.

Der kleinen Schwätzerin war unſere flüchtige, aber wahre Bemerkung über dem Anblick des ſchönen Mannes völlig entgangen; „nur ſchnell, Oheim,“ rief ſie und zog den alten Herrn am Mantel, „wer iſt dieſer in der hellblauen Binde mit Silber? Nun?“

„Liebes Kind,“ antwortete der Oheim, „den habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Seinen Farben nach ſteht er in keinem beſonderen Dienſt, ſondern reitet wohl auf ſeine eigene Fauſt gegen meinen Herzog und Herrn, wie ſo viele Hungerleider, die ſich an unſeren Töpfen laben wollen.“

„Mit Euch iſt doch nichts anzufangen,“ ſagte die Kleine und wandte ſich unmuthig ab; „die alten und gelehrten Herren kennet Ihr alle auf hundert Schritte und weiter; wenn man aber einmal nach einem hübſchen, höflichen Junker fragt, wißt Ihr nichts. Du biſt auch ſo, Marie, machteſt Augen auf den Zug hinunter, als ob eine Proceſſion an Frohnleichnam wäre, ich wette, Du haſt das Schönſte von allem nicht geſehen, und hatteſt noch den alten Frondsberg im Kopfe, als ganz andere Leute vorbeiritten!“

Der Zug hatte ſich während dieſer Strafrede Bertha's vor dem Rathhauſe aufgeſtellt, die bündiſche Reiterei, die noch vorüber zog, hatte wenig Intereſſe mehr für die beiden Mädchen; als daher die Herren abgeſeſſen und zum Imbiß ins Rathhaus gezogen waren, als die Zünfte ihre Glieder auflösten und das Volk ſich allmählig zu verlaufen begann, zogen auch ſie ſich vom Fenſter zurück.

Bertha ſchien nicht ganz zufrieden zu ſeyn. Ihre Neugier war nur halb befriedigt. Sie hütete ſich übrigens wohl, vor dem alten, ernſten Oheim etwas merken zu laſſen. Als aber dieſer das Gemach verließ, wandte ſie ſich an ihre Baſe, die noch immer träumend am Fenſter ſtand:

„Nein! wie einen doch ſo etwas peinigen kann! Ich wollte viel darum geben, wenn ich wüßte, wie er heißt; daß Du aber auch gar keine Augen haſt, Marie! Ich ſtieß Dich doch an, als er grüßte. Siehe, hellbraune Haare, recht lang und glatt, freundliche dunkle Augen, das ganze Geſicht ein wenig bräunlich, aber hübſch, ſehr hübſch. Ein Bärtchen über dem Mund, nein! ich ſage Dir — Wie Du jetzt nur wieder gleich roth werden kannſt!“ fuhr die Blonde in ihrem Eifer fort, „als ob zwei Mädchen, wenn ſie allein ſind, nicht von dem ſchönen Mund eines jungen Herrn ſprechen dürften. Dies geſchieht oft bei uns; aber freilich bei Deiner ſeligen Frau Muhme in Tübingen und bei Deinem ernſten Vater in Lichtenſtein kamen ſolche Sachen nicht zur Sprache, und ich ſehe ſchon, Bäschen Marie träumt wieder, und ich muß mir ein Ulmer Stadtkind ſuchen, wenn ich auch nur ein klein wenig ſchwatzen will.“

Marie antwortete nur durch ein Lächeln, das wir vielleicht etwas ſchelmiſch gefunden hätten; Bertha aber nahm den großen Schüſſelbund vom Haken an der Thüre, ſang ſich ein Liedchen und ging, um noch einiges zum Mittageſſen zu rüſten. Denn wenn man ihr auch etwas zu große Neugierde vorwerfen konnte, ſo war ſie doch eine zu gute Haushälterin, als daß ſie über der flüchtigen Erſcheinung des höflichen Reiters das Zugemüſe und den Nachtiſch vergeſſen hätte.

Sie hüpfte hinaus und ließ ihre Baſe allein bei ihren Gedanken; und auch wir ſtören ſie nicht, wenn ſie jetzt die ſchönen Bilder der Erinnerung durchgeht, die jene Erſcheinung mit einem Mal aus dem tiefen, treuen Herzen hervorgerufen hatte, wenn ſie jener Zeit gedenkt, wo ein flüchtiger Blick von ihm, ein Druck ſeiner Hand ihre Tage erhellte, wenn ſie jener Nächte gedenkt, wo ſie im ſtillen Kämmerlein, unbelauſcht von der ſeligen Muhme, jene Schärpe flocht, deren freudige Farben ſie heute aus ihren Träumen weckten; wir lauſchen nicht, wenn ſie erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen ſich fragt, ob Bäschen Bertha den ſüßen Mund des Geliebten richtig beſchrieben habe?

II.

Steigt deine Hoffnung wieder?
Iſt nicht dein Herz entbrannt?
Du fühlſt dich, Jüngling, wieder
Im alten Schwabenland.
G. Schwab.

Der feſtliche Aufzug, den wir auf den letzten Blättern beſchrieben haben, galt den Häuptern und Oberſten des ſchwäbiſchen Bundes, der an dieſem Tage, auf ſeinem Marſch von Augsburg, wo er ſich verſammelt hatte, in Ulm einzog. Der Leſer kennt aus der Einleitung die Lage der Dinge. Herzog Ulerich von Würtemberg hatte durch die Unbeugſamkeit, mit welcher er trotzte, durch die allzuheftigen Ausbrüche ſeines Zornes und ſeiner Rache, durch die Kühnheit, mit welcher er, der Einzelne, ſo vielen verbündeten Fürſten und Herren die Stirne bot, zuletzt noch durch die plötzliche Einnahme der Reichsſtadt Reutlingen den bitterſten Haß des Bundes auf ſich gezogen. Der Krieg war unvermeidlich; denn es ſtand nicht zu erwarten, daß man Ulerich, nachdem man ſo weit gegangen, friedliche Vorſchläge thun werde.

Hiezu kamen noch die beſonderen Rückſichten, die jeden leiteten. Der Herzog von Baiern, um ſeiner Schweſter Sabina Genugthuung zu verſchaffen, die Schaar der Huttiſchen, um ihren Stammesvetter zu rächen, Dieterich von Späth[11] und ſeine Geſellen, um ihre Schmach in Würtembergs Unglück abzuwaſchen, die Städte und Städtchen, um Reutlingen wieder gut bündiſch zu machen, ſie alle hatten ihre Banner entrollt und ſich mit blutigen Gedanken und lüſtern nach gewiſſer Beute eingeſtellt.

Bei weitem friedlicher und fröhlicher waren bei dieſem Einzug die Geſinnungen Georgs von Sturmfeder, jenes „artigen Reiters,“ der Bertha's Neugierde in ſo hohem Grade erweckt, deſſen unerwartete Erſcheinung Mariens Wangen mit ſo tiefem Roth gefärbt hatte. Wußte er doch kaum ſelbſt, wie er zu dieſem Feldzug kam, da er, obgleich den Waffen nicht fremd, doch nicht zunächſt für das Waffenwerk beſtimmt war. Aus einem armen, aber angeſehenen Stamme Frankens entſproſſen, war er, frühe verwaist, von einem Bruder ſeines Vaters erzogen worden. Schon damals hatte man angefangen, gelehrte Bildung als einen Schmuck des Adels zu ſchätzen. Daher wählte ſein Oheim für ihn dieſe Laufbahn. Die Sage erzählt nicht, ob er auf der hohen Schule in Tübingen, die damals in ihrem erſten Erblühen war, in Wiſſenſchaften viel gethan. Es kam nur die Nachricht bis auf uns, daß er einem Fräulein von Lichtenſtein, die bei einer Muhme in jener Muſenſtadt lebte, wärmere Theilnahme ſchenkte, als den Lehrſtühlen der berühmteſten Doktoren. Man erzählt ſich auch, daß das Fräulein mit ernſtem, beinahe männlichem Geiſte alle Künſte, womit andere ihr Herz beſtürmten, gering geachtet habe. Zwar kannte man ſchon damals alle jene Kriegsliſten, ein hartes Herz zu erobern, und die Jünger der alten Tubinga hatten ihren Ovid vielleicht beſſer ſtudirt, als die heutigen; es ſollen aber weder nächtliche Liebesklagen, noch fürchterliche Schlachten und Kämpfe um ihren Beſitz die Jungfrau erweicht haben. Nur einem gelang es, dieſes Herz für ſich zu gewinnen, und dieſer eine war Georg. Sie haben zwar, wie es ſtille Liebe zu thun pflegt, niemand geſagt, wann und wo ihnen der erſte Strahl des Verſtändniſſes aufging, und wir ſind weit entfernt, uns in dieſes ſüße Geheimniß der erſten Liebe eindrängen zu wollen, oder gar Dinge zu erzählen, die wir geſchichtlich nicht belegen können; doch können wir mit Grund annehmen, daß ſie ſchon bis zu jenem Grad der Liebe gediehen waren, wo man, gedrängt von äußeren Verhältniſſen, gleichſam als Troſt für das Scheiden, ewige Treue ſchwört; denn als die Muhme in Tübingen das Zeitliche geſegnet, und Herr von Lichtenſtein ſein Töchterlein zu ſich holen ließ, um ſie nach Ulm, wo ihm eine Schweſter verheirathet war, zu weiterer Ausbildung zu ſchicken, da merkte Roſe, Mariens alte Zofe, daß ſo heiße Thränen und die Sehnſucht, mit welcher Marie noch einmal und immer wieder aus der Sänfte zurückſah, nicht den bergigten Straßen, denen ſie Valet ſagen mußte, allein gelte.

Bald darauf langte auch ein Sendſchreiben an Georg an, worin ihm ſein Oheim die Frage beibrachte, ob er jetzt, nach vier Jahren, noch nicht gelehrt genug ſey? Dieſer Ruf kam ihm erwünſcht; ſeit Mariens Abreiſe waren ihm die Lehrſtühle der gelehrten Doktoren, die finſtere Hügelſtadt, ja ſelbſt das liebliche Thal des Neckars verhaßt geworden. Mit neuer Kraft erfriſchte ihn die kalte Luft, die ihm von den Bergen entgegenſtrömte, als er an einem ſchönen Morgen des Februar aus den Thoren Tübingens ſeiner Heimath entgegen ritt; wie die Sehnen ſeiner Arme in dem friſchen Morgen ſich ſtraffer anzogen, wie die Muskeln ſeiner Fauſt kräftiger in den Zügel faßten, ſo erhob ſich auch ſeine Seele zu jenem friſchen heitern Muthe, der dieſem Alter ſo eigen iſt, wenn die Gewißheit eines ſüßen Glückes im Herzen lebt, und vor dem Auge, das Erfahrung noch nicht geſchärft, Unglück noch nicht getrübt hat, die Zukunft heiter und freundlich ſich ausbreitet. Wie der klare See, der das heitere Bild, das auf ihn herabſchaut, nicht minder freundlich zurückwirft, und mit dieſen reizenden Farben ſeine Tiefe verhüllt, ſo hat gerade das Ungewiſſe dieſer Zukunft ſeinen eigenthümlichen Reiz. Man glaubt in Kopf und Arm Kraft genug zu tragen, um dem Glück ſeine Gunſt abzuringen, und dies Vertrauen auf ſich ſelbſt gibt bei weitem muthigere Zuverſicht, als die mächtigſte Hülfe von außen.

So war die Stimmung Georgs von Sturmfeder, als er durch den Schönbuchwald ſeiner Heimath zu zog. Zwar brachte ihn dieſer Weg dem Liebchen nicht näher, zwar konnte er nichts ſein nennen als das Roß, das er eben ritt und die Burg ſeiner Väter, von welcher der Volkswitz ſang:

Ein Haus auf drei Stützen;
Wer vorn hereinkommt,
Kann hinten nicht ſitzen.

Aber er wußte, daß dem feſten Willen hundert Wege offen ſtehen, um zum Ziel zu gelangen, und der alte Spruch des Römers: **fortes fortuna juvat**, hatte ihm noch nie gelogen.

Wirklich ſchienen auch ſeine Wünſche nach einer thätigen Laufbahn bald in Erfüllung zu gehen.

Der Herzog von Würtemberg hatte Reutlingen, das ihn beleidigt hatte, aus eine Reichsſtadt zur Landſtadt gemacht und es war kein Zweifel an einem Krieg.

Der Erfolg ſchien aber damals ſehr ungewiß. Der ſchwäbiſche Bund, wenn er auch erfahrenere Feldherren und geübtere Soldaten zählte, hatte doch in allen Kriegen durch Uneinigkeit ſich ſelbſt geſchadet. Ulerich, auf ſeiner Seite, hatte vierzehntauſend Schweizer, tapfere, kampfgeübte Männer geworben, aus ſeinem eigenen Lande konnte er, wenn auch minder geübte, doch zahlreiche und tüchtige Truppen ziehen, und ſo ſtand die Wage im Februar 1519 noch ziemlich gleich.

Wo alles um ihn her Partei nahm, glaubte Georg nicht müßig bleiben zu dürfen. Ein Krieg war ihm erwünſcht; es war eine Laufbahn, die ihn ſeinem Ziele, um Marie würdig freien zu können, bald nahe bringen konnte.

Zwar zog ihn ſein Herz weder zu der einen, noch zu der andern Partei. Vom Herzog ſprach man im Lande ſchlecht, des Bundes Abſichten ſchienen nicht die reinſten. Als aber, durch Geld und Klagen der Huttiſchen und durch die Ausſicht auf reiche Beute beſtochen, achtzehn Grafen und Herren, deren Beſitzungen an ſein Gütchen grenzten, auf einmal[12] dem Herzog ihre Dienſte aufſagten, da ſchien es ihn zum Bunde zu ziehen. Den Ausſchlag gab die Nachricht, daß der alte Lichtenſtein mit ſeiner Tochter in Ulm ſich befinde; auf jener Seite, wo Marie war, durfte er nicht fehlen, und ſo bot er dem Bunde ſeine Dienſte an.

Die fränkiſche Ritterſchaft, unter Anführung Ludwigs von Hutten, zog ſich am Anfang des März gegen

Augsburg hin, um ſich dort mit Ludwig von Baiern und den übrigen Bundesgliedern zu vereinigen. Bald hatte ſich das Heer geſammelt, und ihr Weg glich einem Triumphzug, je näher ſie dem Gebiete ihres Feindes kamen.

Herzog Ulerich war bei Blaubeuren, der äußerſten Stadt ſeines Landes gegen Ulm und Baiern hin, gelagert. In Ulm ſollte jetzt noch einmal zuvor im großen Kriegsrath der Feldzug beſprochen werden, und dann hoffte man in kurzer Zeit die Würtemberger zur entſcheidenden Schlacht zu nöthigen. An friedliche Unterhandlungen wurde, da man ſo weit gegangen war, nicht mehr gedacht, Krieg war die Loſung und Sieg der Gedanke des Heeres, als ein friſcher Morgenwind ihnen die Grüße des ſchweren Geſchützes von den Wällen der Stadt entgegentrug, als das Geläute aller Glocken zum Willkomm vom anderen Ufer der Donau herübertönte.

Wohl ſchlug auch Georgs Herz höher bei dem Gedanken an ſeine erſte Waffenprobe; aber wer je in ähnlicher Lage ſich befand, wird ihn nicht tadeln, daß auch friedlichere Gedanken in ſeiner Seele aufzogen, und ihn Kampf und Sieg vergeſſen ließen. Als zuerſt, noch in weiter Ferne, das koloſſale Münſter aus dem Nebel auftauchte, als nachher der verhüllende Dunſtſchleier herabfiel und die Stadt mit ihren dunkeln Backſteinmauern, mit ihren hohen Thorthürmen ſich vor ſeinen Blicken ausbreitete, da kamen alle Zweifel, die er früher tief in die Bruſt zurückgedrängt hatte, ſchwerer als je über ihn. „Schließen jene Mauern auch die Geliebte ein? hat nicht ihr Vater, ſeinem Herzog treu, vielleicht in die feindlichen Schaaren ſich geſtellt, und darf der, deſſen ganze Hoffnung darauf beruht, den Vater zu gewinnen, darf er ſich jenem gegenüberſtellen, ohne ſein ganzes Glück zu vernichten? Und iſt der Vater auf feindlicher Seite, kann Marie möglicher Weiſe noch in jenen Mauern ſeyn. Und wenn alles gut wäre, wenn unter der feſtlichen Menge, die ſich zum Anblick des einziehenden Heeres drängt, auch Marie auf ihn herabſchaut, hat ſie auch die Treue noch bewahrt, die ſie geſchworen? —"

Doch der letzte Gedanke machte bald einer freudigeren Gewißheit Raum; denn wenn ſich auch alles Unglück gegen ihn verſchwor, Mariens Treue, er wußte es, war unwandelbar. Muthig drückte er die Schärpe, die ſie ihm gegeben, an ſeine Bruſt, und als jetzt die Ulmer Reiterei ſich an den Zug anſchloß, als die Zinken und Trompeten ihre muthigen Weiſen anſtimmten, da kehrte ſeine alte Freudigkeit wieder, ſtolzer hob er ſich im Sattel, kühner rückte er das Barett in die Stirne, und als der Zug in die feſtlich geſchmückten Straßen einbog, muſterte ſein ſcharfes Auge alle Fenſter der hohen Häuſer, um ſie zu erſpähen.

Da gewahrte er ſie, wie ſie ernſt und ſinnend auf das fröhliche Gewühl hinab ſah, er glaubte zu erkennen, wie ihre Gedanken in weiter Ferne den ſuchten, der ihr ſo nahe war; ſchnell drückte er ſeinem Pferde die Sporen in die Seite, daß es ſich hoch aufbäumte und das Pflaſter von ſeinem Hufſchlag ertönte. Aber als ſie ſich zu ihm herabwandte, als Auge dem Auge begegnete, als ihr freudiges Erröthen dem Glücklichen ſagte, daß er erkannt und noch immer geliebt ſey, da war es um die Beſinnung des guten Georg geſchehen; willenlos folgte er dem Zuge vor das Rathhaus, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ihn ſeine Sehnſucht alle Rückſichten vergeſſen laſſen, und ihn unwiderſtehlich zu dem Eckhaus mit dem Erker hingezogen.

Schon hatte er die erſten Schritte nach jener Seite gethan, als er ſich von kräftiger Hand am Arm angefaßt fühlte.

„Was treibet Ihr, Junker?“ rief ihm eine tiefe, wohlbekannte Stimme ins Ohr, „dort hinauf geht es die Rathhaustreppe. Wie? ich glaube, Ihr ſchwindelt; wäre auch kein Wunder, denn das Frühſtück war gar zu mager. Seyd getroſt, Freundchen, und kommt. Die Ulmer führen gute Weine, wir wollen Euch mit altem Remsthäler anſtreichen.“

Wenn auch der Fall aus ſeinem Freudenhimmel, in welchem er einige Minuten geſchwebt hatte, auf den Rathhausplatz in Ulm etwas unſanft war, ſo wußte er doch dem alten Herrn von Breitenſtein, ſeinem nächſten Grenznachbar in Franken, Dank, daß er ihn aus ſeinen Träumen aufgeſchüttelt und von einem übereilten Schritte zurückgehalten hatte.

Er nahm daher freundlich den Arm des alten Herrn und folgte mit ihm den übrigen Rittern und Herren, die ſich von dem ſcharfen Morgenritte an der guten Mittagskoſt, die ihnen die freie Reichsſtadt aufgeſetzt hatte, wieder erholen wollten.

III.

Ich höre rauſchende Muſik, das Schloß iſt
Von Lichtern hell. Wer ſind die Fröhlichen?
Schiller.

Der Saal des Rathhauſes, wohin die Angekommenen geführt wurden, bildete ein großes, längliches Viereck. Die Wände und die zu der Größe des Saales unverhältnißmäßig niedere Decke waren mit einem Getäfel von braunem Holz ausgelegt, unzähliche Fenſter mit runden Scheiben, worauf die Wappen der edlen Geſchlechter von Ulm mit brennenden Farben gemalt waren, zogen ſich an der einen Seite hin, die gegenüberſtehende Wand füllten Gemälde berühmter Bürgermeiſter und Rathsherren der Stadt, die beinahe alle in der gleichen Stellung, die Linke in die Hüfte, die Rechte auf einen reichbehängten Tiſch geſtützt, ernſt und feierlich auf die Gäſte ihrer Enkel herabſahen. Dieſe drängten ſich in verworrenen Gruppen um die Tafel her, die in Form eines Hufeiſens aufgeſtellt, beinahe die ganze Weite des Saales einnahm. Der Rath und die Patrizier, die heute im Namen der Stadt die Honneurs machen ſollten, ſtachen in ihren zierlichen Feſtkleidern mit den ſteifen ſchneeweißen Halskrauſen wunderlich ab gegen ihre beſtaubten Gäſte, die in Lederwerk und Eiſenblech gehüllt oft gar unſanft an die ſeidenen Mäntelein und ſammtenen Gewänder ſtreiften. Man hatte bis jetzt noch auf den Herzog von Baiern gewartet, der einige Tage vorher eingetroffen, zu dem glänzenden Mittagsmahl zugeſagt hatte; als aber ſein Kämmerling eine Entſchuldigung brachte, gaben die Trompeter das erſehnte Zeichen, und Alles drängte ſich ſo ungeſtüm zur Tafel, daß nicht einmal die gaſtfreundliche Ordnung des Rathes, der je zwiſchen zwei Gäſte einen Ulmer ſetzen wollte, gehörig beobachtet wurde.

Breitenſtein hatte Georg auf einen Sitz niedergezogen, den er ihm als einen ganz vorzüglichen anpries. „Ich hätte Euch,“ ſagte der alte Herr, „zu den Gewaltigen da oben, zu Frondsberg, Sickingen, Hutten und Waldburg ſetzen können, aber in ſolcher Geſellſchaft kann man den Hunger nicht mit gehöriger Ruhe ſtillen. Ich hätte Euch ferner zu den Nürnbergern und Augsburgern führen können, dort unten, wo der gebratene Pfau ſteht, — weiß Gott, ſie haben keinen übeln Platz, — aber ich weiß, daß Euch die Städtler nicht recht behagen, darum habe ich Euch hieher geſetzt. Schauet Euch hier um, ob dies nicht ein trefflicher Platz iſt? Die Geſichter umher kennen wir nicht, alſo braucht man nicht viel zu ſchwatzen. Rechts haben wir den geräucherten Schweinskopf mit der Zitrone im Maul, links eine prachtvolle Forelle, die ſich vor Vergnügen in den Schwanz beißt, und vor uns dieſen Rehziemer, ſo fett und zart, wie auf der ganzen Tafel keiner mehr zu finden iſt.“

Georg dankte ihm, daß er mit ſo viel Umſicht für ihn geſorgt habe, und betrachtete zugleich flüchtig ſeine Umgebung. Sein Nachbar rechts war ein junger, zierlicher Herr von etwa 25 bis 30 Jahren. Das friſchgekämmte Haar, duftend von wohlriechenden Salben, der kleine Bart, der erſt vor einer Stunde mit warmen Zänglein gekräuſelt ſeyn mochte, ließen Georg, noch ehe ihn die Mundart davon überzeugte, in ihm einen Ulmer Herrn errathen. Der junge Herr, als er ſah, daß er von ſeinem Nachbar bemerkt wurde, bewies ſich ſehr zuvorkommend, indem er Georgs Becher aus einer großen ſilbernen Kanne füllte, auf glückliche Ankunft und gute Nachbarſchaft mit ihm anſtieß, und auch die beſten Biſſen von den unzähligen Rehen, Haſen, Schweinen, Faſanen und wilden Enten, die auf ſilbernen Platten umherſtanden, dem Fremdling auf den Teller legte.

Doch dieſen konnte weder ſeines Nachbars zuvorkommende Gefälligkeit, noch Breitenſteins ungemeiner Appetit zum Eſſen reizen. Er war noch zu ſehr beſchäftigt mit dem geliebten Bilde, das ſich ihm beim Einzug gezeigt hatte, als daß er die Ermunterungen ſeiner Nachbarn befolgt hätte. Gedankenvoll ſah er in den Becher, den er noch immer in der Hand hielt, und glaubte, wenn die Bläschen des alten Weines zerſprangen, und in Kreiſen verſchwebten, das Bild der Geliebten aus dem goldenen Boden des Bechers auftauchen zu ſehen. Es war kein Wunder, daß der geſellige Herr zu ſeiner Rechten, als er ſah, wie ſein Gaſt, den Becher in der Hand, jede Speiſe verſchmähe, ihn für einen unverbeſſerlichen Zechbruder hielt. Das feurige Auge, das unverwandt in den Becher ſah, der lächelnde Mund des in ſeinen Träumen verſunkenen Jünglings ſchienen ihm einen jener echten Weinkenner anzuzeigen, die auf ſein geübter Zunge den Gehalt des edlen Trankes lange zu prüfen pflegen.

Um der Ermahnung des wohledlen Rathes, den Gäſten das Mahl ſo angenehm als möglich zu machen, gehörig nachzukommen, ſuchte er auf der entdeckten ſchwachen Seite dem jungen Mann beizukommen. Es war zwar gegen die Gewohnheit des jungen Ulmers, viel Wein zu trinken, aber dem jungen Mann zu lieb, der etwas ſo Hohes und Gebietendes an ſich hatte, mußte er ſchon ein Uebriges thun. Er ſchenkte ſich ſeinen Becher wieder voll und begann: „Nicht wahr, Herr Nachbar, das Weinchen hat Feuer und einen feinen Geſchmack? Freilich iſt es kein Würzburger, wie Ihr in Franken ihn gewohnt ſeyn werdet, aber es iſt echter Elfinger aus dem Rathskeller und immer ſeine achtzig Jahre alt.“

Verwundert über dieſe Anrede, ſetzte Georg den Becher nieder und antwortete mit einem kurzen „ja, ja —“ der Nachbar ließ aber den einmal aufgenommenen Faden nicht ſo bald wieder fallen. „Es ſcheint,“ fuhr er fort, „als munde er Euch doch nicht ganz, aber da weiß ich Rath. Heda! gebt eine Kanne Uhlbacher hieher! — Verſuchet einmal dieſen, der wächst zunächſt an des Würtembergers Schloß; in dieſem müßt Ihr mir Beſcheid thun: Kurzen Krieg, großen Sieg!“

Georg, dem dieſes Geſpräch nicht recht zuſagte, ſuchte ſeinen Nachbar auf einen andern Weg zu bringen, der ihn zu anziehenderen Nachrichten führen konnte. „Ihr habt,“ ſprach er, „ſchöne Mädchen hier in Ulm, wenigſtens bei unſerem Einzug glaubte ich deren viele zu bemerken.“

„Weiß Gott,“ entgegnete der Ulmer, „man könnte damit pflaſtern.“

„Das wäre vielleicht ſo übel nicht,“ fuhr Georg fort, „denn das Pflaſter Eurer Straßen iſt herzlich ſchlecht. Aber ſagt mir, wer wohnt dort in dem Eckhaus mit dem Erker; wenn ich nicht irre, ſchauten dort zwei feine Jungfrauen heraus, als wir einritten.“

„Habt Ihr dieſe auch ſchon bemerkt?“ lachte jener; „wahrhaftig, Ihr habt ein ſcharfes Auge und ſeyd ein Kenner. Das ſind meine lieben Baſen mütterlicher Seits, die kleine blonde iſt eine Beſſerer, die andere ein Fräulein von Lichtenſtein, eine Würtembergerin, die auf Beſuch dort iſt.“

Georg dankte im Stillen dem Himmel, der ihn gleich mit einem ſo nahen Verwandten Mariens zuſammenführte. Er beſchloß, den Zufall zu benützen, und wandte ſich, ſo freundlich er nur konnte, zu ſeinem Nachbar: „Ihr habt ein paar hübſche Mühmchen, Herr von Beſſerer ....“

„Dieterich von Kraft nenne ich mich;“ fiel jener ein, „Schreiber des großen Rathes.“

„Ein paar ſchöne Kinder, Herr von Kraft; und Ihr beſuchet ſie wohl recht oft?“

„Ja wohl,“ antwortete der Schreiber des großen Rathes, „beſonders ſeit die Lichtenſtein im Hauſe iſt. Zwar will mein Bäschen Bertha etwas eiferſüchtig werden, denn im Vertrauen geſagt, wir waren vorher ein Herz und eine Seele; aber ich thue, als merke ich es nicht, und ſtehe mit Marien um ſo beſſer.“

Dieſe Nachricht mochte nicht ſo gar angenehm in Georgs Ohren klingen, denn er preßte die Lippen zuſammen und ſeine Wangen färbten ſich dunkler.

„Ja lachet nur,“ fuhr der Rathsſchreiber fort, dem der ungewohnte Geiſt des Weines zu Kopfe ſtieg;

„wenn Ihr wüßtet, wie ſie ſich beide um mich reißen. — Zwar — die Lichtenſtein hat eine verdammte Art freundlich zu ſeyn; ſie thut ſo vornehm und ernſt, daß man nicht recht wagt, in ihrer Gegenwart Spaß zu machen, noch weniger läßt ſie ein wenig mit ſich ſchäkern wie Bertha, aber gerade das kommt mir ſo wunderhübſch vor, daß ich elf Mal wieder komme, wenn ſie mich auch zehn Mal fortgeſchickt hat. Das macht aber,“ murmelte er nachdenklicher vor ſich hin, „weil der geſtrenge Herr Vater da iſt, vor dem ſcheut ſie ſich; laßt nur den einmal über der Ulmer Markung ſeyn, ſo ſoll ſie ſchon kirre werden.“

Georg wollte ſich nach dem Vater noch weiter erkundigen, als ſonderbare Stimmen ihn unterbrachen. Schon vorher hatte er mitten durch das Geräuſch der Speiſenden dieſe Stimmen zu hören geglaubt, wie ſie in ſchleppendem, einförmigen Ton ein paar kurze Sätze herſagten, ohne zu verſtehen, was es war. Jetzt hörte er dieſelben Stimmen ganz in der Nähe, und bald bemerkte er, welchen Inhaltes ihre eintönigen Sätze waren. Es gehörte nämlich in den guten alten Zeiten, beſonders in Reichsſtädten, zum Ton, daß der Hausvater und ſeine Frau, wenn ſie Gäſte geladen hatten, gegen die Mitte der Tafel aufſtanden, und bei jedem Einzelnen umhergingen, mit einem herkömmlichen Sprüchlein zum Eſſen und Trinken zu nöthigen.

Dieſe Sitte war in Ulm ſo ſtehend geworden, daß der hohe Rath beſchloß, auch an dieſem Mahl keine Ausnahme zu machen, ſondern ex officio einen Hausvater ſammt Hausfrau aufzuſtellen, um dieſe Pflicht zu üben.

Die Wahl fiel auf den Bürgermeiſter und den älteſten Rathsherrn.

Sie hatten ſchon zwei Seiten der Tafel „nöthigend“ umgangen, kein Wunder, daß ihre Stimmen durch die große Anſtrengung endlich rauh und heiſer geworden waren, und ihre freundſchaftliche Aufmunterung wie Drohung klang. Eine rauhe Stimme tönte in Georgs Ohr: „Warum eſſet Ihr denn nicht, warum trinket Ihr denn nicht?“ Erſchrocken wandte ſich der Gefragte um, und ſah einen ſtarken, großen Mann mit rothem Geſicht; ehe er noch auf die ſchrecklichen Töne antworten konnte, begann an ſeiner andern Seite ein kleiner Mann mit einer hohen dünnen Stimme:

„So eſſet doch und trinket ſatt,
was der Magiſtrat Euch vorgeſetzt hat.“

„Hab' ich's doch ſchon lange gedacht, daß es ſo kommen würde,“ fiel der alte Breitenſtein ein, indem er ein wenig von der Anſtrengung, mit welcher er den Rehziemer bearbeitet hatte, ausruhte.

„Da ſitzt er und ſchwatzt, ſtatt die köſtlichen Braten zu genießen, die uns die Herren in ſo reichlicher Fülle vorgeſetzt haben.“

„Mit Verlaub,“ unterbrach ihn Dietrich von Kraft, „der junge Herr ißt nichts, er iſt ein Zechbruder und trefflicher Weinſchmecker; hab' ich's nicht gleich weg gehabt, daß er gerne zu tief ins Glas guckt? Darum tadle ihn keiner, wenn er ſich lieber an den Uhlbacher hält.“

Georg wußte gar nicht, wie er zu dieſer ſonderbaren Schutzrede kam; er war im Begriff, ſich zu entſchuldigen, als ihn ein neuer Anblick überraſchte. Breitenſtein hatte ſich jetzt über den Schweinskopf mit der Citrone im Maul erbarmt, hatte die Citrone geſchickt aus dem Rachen des Thieres operirt, und begann mit großem Behagen und geübter Hand die weitere Section vorzunehmen, da trat der Bürgermeiſter auch zu ihm, und eben als er an einem guten Biſſen kaute, hub er an: „Warum eſſet Ihr denn nicht, warum trinket Ihr denn nicht?“ Dieſer ſah den Nöthigenden mit ſtarren Blicken an, zum Reden hatten ſeine Sprachorgane keine Zeit. Er nickte daher mit dem Haupte und deutete auf die Reſte des Rehziemers; der kleine Mann mit der Fiſtelſtimme ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern ſprach freundſchaftlichſt:

„So eſſet doch und trinket ſatt,
was der Magiſtrat Euch vorgeſetzt hat.“

So war es nun in den „guten alten Zeiten!“ Man konnte ſich wenigſtens nicht beklagen, nur zu einem Schaueſſen geladen worden zu ſeyn. Bald aber bekam die Tafel eine andere Geſtalt. Die großen Schüſſeln und Platten wurden abgetragen und geräumigere Humpen, größere Kannen, gefüllt mit edlem Weine, aufgeſetzt. Die Umtränke und das in Schwaben ſchon damals ſehr häufige Zutrinken begann, und nicht lange, ſo äußerte auch der Wein ſeine Wirkungen. Dieterich Späth und ſeine Geſellen ſangen Spottlieder auf Herzog Ulerich und bekräftigten jeden Fluch oder ſchlechten Witz, den einer ausbrachte, mit Gelächter oder einem guten Trunke. Die fränkiſchen Ritter würfelten um die Güter des Herzogs und tranken einander das Tübinger Schloß im Weine ab. Ulerich von Hutten und einige ſeiner Freunde hielten in lateiniſcher Sprache eine laute Controvers mit einigen Italienern wegen des Angriffes auf den römiſchen Stuhl, den kurz zuvor ein unberühmter Mönch in Wittenberg unternommen hatte; die Nürnberger, Augsburger und einige Ulmer Herren, die ſich zuſammen gethan hatten, waren über den Glanz ihrer Republiken in Streit gerathen, und ſo füllte Gelächter, Geſang, Zanken und der dumpfe Klang der ſilbernen und zinnernen Becher den Saal.

Nur am oberen Ende der Tafel herrſchte anſtändigere, ruhigere Fröhlichkeit. Dort ſaß Georg von Frondsberg, der alte Ludwig Hutten, Waldburg Truchſes, Franz von Sickingen und noch andere ältliche, geſetzte Herren.

Dorthin wandte jetzt auch der Bundeshauptmann, Hans von Breitenſtein, nachdem er ſich genugſam geſättiget hatte, ſeine Blicke, und ſprach zu Georg: „Das Lärmen um uns her will mir gar nicht behagen; wie wäre es, wenn ich Euch jetzt dem Frondsberg vorſtellte, wie Ihr in den letzten Tagen gewünſcht habt?“

Georg, deſſen Wunſch ſchon lange war, dem Kriegsoberſten bekannt zu werden, ſtand freudig auf, um dem alten Freunde zu folgen. Wir werden ihn nicht tadeln, daß ſein Herz bei dieſem Gange ängſtlicher pochte, ſeine Wangen ſich höher färbten, ſeine Schritte, je näher er kam, ungewiſſer und zögernder wurden. Wen haben nicht in ſeiner Jugend, wenn er einem glänzenden, ruhmbekränzten Vorbild nahte, ähnliche Gefühle beſtürmt? Wem ſank da nicht ſein eigenes Ich zur Unbedeutenheit zuſammen, während der Gefeierte zum Rieſen wuchs? Georg von Frondsberg galt ſchon damals für einen der berühmteſten Feldherren ſeiner Zeit. Italien, Frankreich und Deutſchland erzählten von ſeinen Siegen, und die Kriegskunſt wird ihn ewig in ihren Annalen nennen, denn er war der Stifter und Gründer eines geordneten, in Reihen und Gliedern fechtenden Fußvolkes. Sagen und Chroniken erhielten das Bild dieſes Helden bis auf unſere Tage, und wer gedenkt nicht unwillkürlich jener homeriſchen Helden, wenn er von dieſem Manne lieſt: „Er war ſo ſtark an Gliedern, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausſtreckte, daß er damit den ſtärkſten Mann, ſo ſich ſteif ſtellte, vom Platz ſtoßen, ein rennendes Pferd beim Zaum ergreifen und ſtellen, die großen Büchſen und Mauerbrecher allein von einem Ort zum andern führen konnte?“ Zu ihm führte Breitenſtein den Jüngling.

„Wen bringt Ihr uns da, Hans?“ rief Georg von Frondsberg, indem er den hochgewachſenen, ſchönen, jungen Mann mit Theilnahme betrachtete.

„Seht ihn Euch einmal recht an, werther Herr,“ antwortete Breitenſtein, „ob Euch nicht beifällt, in welches Haus er gehören mag?“

Aufmerkſamer betrachtete ihn der Feldhauptmann, auch der alte Truchſes von Waldburg wandte prüfend ſein Auge herüber. Georg war ſchüchtern und blöde vor dieſe Männer getreten; aber ſey es, daß die freundliche, zutrauliche Weiſe Frondsbergs ihm Muth machte, ſey es, daß er fühlte, wie wichtig der Augenblick für ihn ſey, er bekämpfte die Schaam, den Blicken ſo vieler berühmter Männer ausgeſetzt zu ſeyn, und ſah ihnen entſchloſſen und muthig ins Geſicht.

„Jetzt, an dieſem Blicke erkenne ich Dich,“ ſagte Frondsberg und bot ihm die Hand, „Du biſt ein Sturmfeder?“

„Georg Sturmfeder,“ antwortete der junge Mann, „mein Vater war Burkhardt Sturmfeder, er fiel, wie man mir ſagte, in Italien an Eurer Seite.“

„Er war ein tapferer Mann,“ ſprach der Feldhauptmann, deſſen Auge immer noch ſinnend auf Georgs Zügen ruhte, „an manchem warmen Schlachttag hat er treu zu mir gehalten; wahrlich, ſie haben ihn allzufrühe eingeſcharrt! und Du,“ ſetzte er freundlicher hinzu, „Du haſt Dich eingeſtellt, um ſeiner Spur zu folgen? Was treibt Dich ſchon ſo frühe aus dem Neſte und biſt kaum flick?“

„Ich weiß ſchon,“ unterbrach ihn Waldburg mit rauher, unangenehmer Stimme; „das Vögelein will ſich ein paar Flöckchen Wolle ſuchen, um das alte Neſt zu flicken!“

Dieſe rohe Anſpielung auf die verfallene Burg ſeiner Ahnen jagte eine hohe Gluth auf die Wangen des Jünglings. Er hatte ſich nie ſeiner Dürftigkeit geſchämt, aber dieſes Wort klang ſo höhnend, daß er ſich zum erſten Male dem reichen Spötter gegenüber recht arm fühlte. Da fiel ſein Blick über Truchſeß Waldburg hin durch die Scheiben auf jenes wohlbekannte Erkerfenſter; er glaubte Mariens Geſtalt zu erblicken, und ſein alter Muth kehrte wieder. „Ein jeder Kampf hat ſeinen Preis, Herr Ritter,“ ſagte er, „ich habe dem Bund Kopf und Arm angetragen; was mich dazu treibt, kann Euch gleichgültig ſeyn.“

„Nun, nun!“ erwiederte jener, „wie es mit dem Arm ausſieht, werden wir ſehen, im Kopfe muß es aber nicht ſo ganz hell ſeyn, da Ihr aus Spaß gleich Ernſt macht.“

Der gereizte Jüngling wollte wieder darauf etwas erwiedern, Frondsberg aber nahm ihn freundlich bei der Hand: „Ganz wie Dein Vater, lieber Junge; nun, Du willſt zeitlich zu einer Neſſel werden.[13] Und wir werden Leute brauchen, denen das Herz am rechten Flecke ſitzt. Daß Du dann nicht der Letzte biſt, darfſt Du gewiß ſeyn.“

Dieſe wenigen Worte aus dem Munde eines durch Tapferkeit und Kriegskunſt unter ſeinen Zeitgenoſſen hochberühmten Mannes übten ſo beſänftigende Gewalt über Georg, daß er die Antwort, die ihm auf der Zunge ſchwebte, zurückdrängte und ſich ſchweigend von der Tafel in ein Fenſter zurückzog, theils um die Oberſten nicht weiter zu ſtören, theils um ſich genauer zu überzeugen, ob die flüchtige Erſcheinung, die er vorhin geſehen, wirklich Marie geweſen ſey.

Als Georg die Tafel verlaſſen hatte, wandte ſich Frondsberg zu Waldburg: „Das iſt nicht die Art, Herr Truchſeß, wie man tüchtige Geſellen für unſere Sache gewinnt; ich wette, er ging nicht mit halb ſo viel Eifer für die Sache von uns, als er zu uns brachte.“

„Müßt Ihr dem jungen Laffen auch noch das Wort reden?“ fuhr jener auf, „was braucht es da? er ſoll einen Spaß von ſeinem Obern ertragen lernen.“

„Mit Verlaub,“ fiel ihm Breitenſtein ins Wort, „das iſt kein Spaß, ſich über unverſchuldete Armuth luſtig zu machen; ich weiß aber wohl, Ihr ſeyd ſeinem Vater auch nie grün geweſen.

„Und," fuhr Frondsberg fort, „ſein Oberer ſeyd Ihr ganz und gar noch nicht. Er hat dem Bunde noch keinen Eid geleiſtet, alſo kann er noch immer hinreiten, wohin er will, und wenn er auch unter Euren eigenen Fahnen diente, ſo möchte ich Euch doch nicht rathen, ihn zu hänſeln; er ſieht mir nicht darnach aus, als ob er ſich viel gefallen ließe!"

Sprachlos vor Zorn über den Widerſpruch, den er in ſeinem Leben nie ertragen konnte, blickte Truchſeß den einen und den andern an, mit ſo wuthvollen Blicken, daß ſich Ludwig von Hutten ſchnell ins Mittel ſchlug, um noch ärgeren Streit zu verhüten: „Laßt doch die alten Geſchichten!" rief er. „Ueberhaupt wäre es gut, die Tafel würde aufgehoben. Es dunkelt draußen ſchon ſtark und der Wein wird zu mächtig. Dieterich Späth hat ſchon zweimal des Würtembergers Tod ausgebracht, und die Franken dort unten ſind nur noch nicht einig, ob man ſeine Schlöſſer niederbrennen oder vertheilen ſoll."

„Laßt ſie immer," lachte Waldburg bitter, „die Herren dürfen ja heute machen, was ſie wollen, Frondsberg wird ihnen doch das Wort reden."

„Nein," antwortete Ludwig Hutten; „wenn einer von ſo etwas reden darf, bin ich es, als der Bluträcher meines Sohnes; aber ehe noch der Krieg erklärt iſt, müſſen ſolche Reden unterbleiben. Mein Vetter Ulerich ſpricht mir auch zu heftig mit den Italienern über den Mönch von Wittenberg, und er verſchwatzt ſich zu ſehr, wenn er in Zorn geräth. Laßt uns aufbrechen."

Frondsberg und Sickingen ſtimmten ihm bei, ſie ſtanden auf, und als die nächſten um ſie her ihrem Beiſpiel folgten, war der Aufbruch allgemein.

IV.

Wollt ihr wiſſen, was die Augen ſeyn,
Womit ich ſie ſehe durch alle Land'?
Es ſind die Gedanken des Herzens mein,
Damit ſchau ich durch Mauer und Wand.

Walther von der Vogelweide.

Georg hatte in dem Fenſter, wohin er ſich zurückgezogen, nicht ſo entfernt geſtanden, daß er nicht jedes Wort der Streitenden gehört hätte. Er freute ſich der warmen Theilnahme, mit welcher Frondsberg ſich des unberühmten, verwaisten Jünglings angenommen hatte, zugleich aber konnte er es ſich nicht verbergen, daß ſein erſter Schritt in die kriegeriſche Laufbahn ihm einen mächtigen, erbitterten Feind zugezogen hatte. Der Truchſes war zu bekannt im Heere wegen ſeines unbeugſamen Stolzes, als daß Georg hätte glauben dürfen, Huttens vermittelnde und beſänftigende Worte haben jede Erinnerung an dieſen Streit verlöſcht, und daß Männer von Gewicht, wie Waldburg, in ſolchen Fällen der vielleicht unſchuldigen Urſache ihres Zornes die Schuld nicht erlaſſen, war ihm aus manchen Fällen wohlbekannt. Ein leichter Schlag auf ſeine Schulter unterbrach ſeine Gedanken und er ſah, als er ſich umwandte, ſeinen freundlichen Nebenſitzer, den Schreiber des großen Rathes vor ſich.

„Ich wette, Ihr habt Euch noch nach keinem Quartier umgeſehen,“ ſprach Dieterich von Kraft, „und es möchte Euch auch jetzt etwas ſchwer werden, denn es iſt bereits dunkel und die Stadt iſt überfüllt.“

Georg geſtand, daß er noch nicht daran gedacht habe, er hoffe aber, in einer der öffentlichen Herbergen noch ein Plätzchen zu bekommen.

„Darauf möchte ich doch nicht ſo ſicher bauen,“ entgegnete jener, „und geſetzt, Ihr fändet auch in einer ſolchen Schenke einen Winkel, ſo dürft Ihr doch ſicherlich darauf rechnen, daß Ihr ſchlecht genug bedient ſeyd. Aber wenn Euch meine Wohnung nicht zu gering ſcheint, ſo ſteht ſie Euch mit Freuden offen.“

Der gute Rathsſchreiber ſprach mit ſo viel Herzlichkeit, daß Georg nicht Anſtand nahm, ſein Anerbieten anzunehmen, obgleich er beinahe fürchtete, die gaſtfreundliche Einladung möchte ſeinen Wirth gereuen, wenn die gute Laune zugleich mit den Dünſten des Weines verflogen ſeyn werde. Jener aber ſchien über die Bereitwilligkeit ſeines Gaſtes hoch erfreut; er nahm mit einem herzlichen Handſchlag ſeinen Arm und führte ihn aus dem Saal.

Der Platz vor dem Rathhaus bot indeß einen ganz eigenen Anblick dar. Die Tage waren noch kurz und die Abenddämmerung war über der Tafel unbemerkt hereingebrochen; man hatte daher Fackeln und Windlichter angezündet; ihr dunkelrother Schein erhellte den großen Raum nur ſparſam und ſpielte in zitternden Reflexen an den Fenſtern der gegenüberſtehenden Häuſer und auf den blanken Helmen und Bruſtharniſchen der

Ritter. Wildes Rufen nach Pferden und Knechten ſcholl aus der Halle des Rathhauſes, das Klirren der nachſchleppenden Schwerter, das Hin- und Herrennen der vielen Menſchen miſchte ſich in das Gebell der Hunde, in das Wiehern und Stampfen der ungeduldigen Roſſe, eine Scene, die mehr einem in der Nacht vom Feinde überfallenen Poſten, als dem Aufbruch von einem friedlichen Mahle glich.

Ueberraſcht blieb Georg unter der Halle ſtehen. Der Anblick ſo vieler fröhlicher Geſichter, der kräftigen Geſtalten, die in jugendlichem Muthe anſprengten, kühne Reiterkünſte übten und dann ſingend und jubelnd in kleinen Haufen abzogen und in der Nacht verſchwanden, dieſer nächtliche flüchtige Anblick erinnerte ihn, wie ungewiß, wie ſchnell auch dieſe Tage vorübergehen werden, wie alle dieſe fröhlichen Geſellen dem tiefen Ernſte des Krieges entgegenziehen, wie mancher, noch ehe der Frühling völlig herauf ginge, mit ſeinem Körper den grünenden Raſen decken werde, wie ſie gefallen ſeyn werden, ohne mit ihrem Blute etwas eingelöst zu haben, als die Thräne eines Kameraden und den kurzen Ruhm, als brave Männer vor dem Feinde geblieben zu ſeyn.

Unwillkürlich ſtreifte ſein Auge nach jener Seite hin, wo er ſeinen Kampfpreis wußte. Er ſah dort viele Leute an den Fenſtern ſtehen, aber der ſchwärzliche Rauch der Fackeln, der wie eine Wolke über den Platz hinzog, verhüllte die Gegenſtände wie mit einem Schleier und ließ ſie nur wie ungewiſſe Schatten ſehen; unbefriedigt wandte er ſein Auge ab. „So iſt auch meine Zukunft,“

ſagte er zu ſich; „das Jetzt iſt helle, aber wie dunkel, wie ungewiß das Ziel!“

Sein freundlicher Wirth riß ihn aus dieſem düſtern Sinnen mit der Frage, wo ſeine Knechte mit ſeinen Pferden ſeyen? Wenn der Platz, worauf ſie ſtanden, heller erleuchtet geweſen wäre, ſo hätte vielleicht der gute Kraft eine flüchtige, aber brennende Röthe, die bei dieſer Frage über Georgs Wangen zog, bemerken können. „Ein junger Kriegsmann,“ antwortete er ſchnell gefaßt, „muß ſich ſo viel möglich ſelbſt zu helfen wiſſen, daher habe ich keine Diener bei mir. Mein Pferd aber habe ich Breitenſteins Knechten übergeben.“

Der Rathsſchreiber lobte im Weiterſchreiten die Strenge des jungen Mannes gegen ſich ſelbſt, geſtand aber, daß er, wenn er einmal zu Feld ziehe, den Dienſt nicht ſo ſtrenge lernen werde. Ein Blick auf ſein zierlich geordnetes Haar und den fein gekräuſelten Bart überzeugten Georg, daß ſein Begleiter aus voller Seele ſpreche, und die zierliche bequeme Wohnung, in welcher ſie bald darauf anlangten, widerſprach dieſem Glauben nicht.

Das Hausweſen des Herrn von Kraft war eine ſogenannte Junggeſellen-Wirthſchaft, denn Herrn Dieterich's Eltern waren längſt abgeſchieden, als er in das Mannesalter und zugleich in ſeinen Poſten beim großen Rathe eintrat. Er würde ſich vielleicht längſt um eine Genoſſin ſeiner Herrlichkeit umgeſehen haben, wenn nicht die Anmuth des Junggeſellen-Lebens, der nicht zu verachtende Vortheil, von allen jungen Damen der Stadt als eine gute Partie (nach heutigen Begriffen) angeſehen und honorirt zu werden, vor allem aber, wie man ſich in's Ohr flüſterte, die entſchiedene Abneigung, die ſeine alte Amme und Haushälterin vor einer jungen Gebieterin hegte, ihn immer von dieſem Schritte abgehalten hätte.

Herr Dieterich hatte ein großes Haus, nicht weit vom Münſter, einen ſchönen Garten am Michelsberg, ſein Hausgeräthe war im beſten Stande, die großen eichenen Kaſten voll des köſtlichſten Linnenzeuges, das die Kraftinnen und ihre Zofen ſeit vielen Generationen in den langen Winterabenden zuſammengeſponnen hatten; die eiſerne Truhe im Schlafzimmer enthielt eine erkleckliche Anzahl von Goldgülden, Herr Dieterich ſelbſt war ein hübſcher, ſolider Herr, ging immer geſchniegelt und gebügelt, mit geſetztem, anſtändigen Gang in den Rath, hatte einen guten Haus- und Rathverſtand, war aus einer alten Familie, war es ein Wunder, wenn die ganze Stadt ſein Leben pries und jedes hübſche Ulmer Stadtkind ſich glücklich geſchätzt hätte, in dieſen bequem ausſtaffirten Ehehimmel zu kommen?

Georg kamen übrigens dieſe Verhältniſſe bei näherer Beſichtigung nichts weniger als lockend vor. Die einzigen Hausgenoſſen des Rathsſchreibers waren ein alter grauer Diener, zwei große Katzen und die unförmlich dicke Amme. Dieſe vier Geſchöpfe ſtarrten den Gaſt mit großen, bedenklichen Augen an, die ihm bewieſen, wie ungewohnt ihnen ein ſolcher Zuwachs der Haushaltung ſey. Die Katzen umgingen ihn ſchnurrend, mit gekrümmten Rücken, die Amme ſchob unmuthig an der ungeheuren Buckelhaube von Golddrath und fragte, ob ſie für zwei Perſonen das Abendeſſen zurichten ſolle?

Als ſie aber nicht nur ihre Frage beſtätigen hörte, ſondern auch den Auftrag (man war ungewiß, war es Bitte oder Befehl) bekam, das Eckzimmer im zweiten Stock für den Gaſt zuzurüſten, da ſchien ihre Geduld erſchöpft; ſie ließ einen wüthenden Blick auf ihren jungen Gebieter ſchießen und verließ mit ihrem Schlüſſelbund raſſelnd das Gemach. Georg hörte noch lange die hohltönenden Treppen unter ihren ſchweren Tritten erbeben, und die öde Stille des großen Hauſes gab in vielfältigem Echo das Gepolter der Thüren zurück, welche ſie im Grimme hinter ſich zuwarf.

Der graue Diener hatte indeſſen einen Tiſch und zwei große Armſtühle an den ungeheuern Ofen gerückt; den Tiſch beſetzte er mit einem ſchwarzen Kaſten, ſtellte zu beiden Seiten deſſelben ein Licht und einen ſilbernen Becher mit Wein und entfernte ſich dann, nachdem er einige leiſe Worte mit ſeinem Herrn gewechſelt hatte. Herr Dieterich lud ſeinen Gaſt ein, an ſeiner gewöhnlichen Abendunterhaltung Theil zu nehmen. Er öffnete den ſchwarzen Kaſten, es war ein Brettſpiel.

Georg graute vor dieſer Unterhaltung ſeines Gaſtfreundes, als er ihm erzählte, daß er ſeit ſeinem zehnten Jahre alle Abende mit der Amme an dieſem Spiele ſich ergötze. Wie öde, wie unheimlich kam ihm das ganze Haus vor. Das Rennen und Laufen der Amme hatte doch noch an Leben und Bewegung erinnert, jetzt aber lag Grabesſtille über den weiten Gängen und Gemächern, nur zuweilen vom Kniſtern der Lichter, vom Ticken des Holzwurms im ſchwärzlichen Getäfel und dem eintönigen Rollen der Würfel unterbrochen. Das Spiel hatte nie etwas Anziehendes für ihn gehabt, ſeine Gedanken waren auch ferne davon, und die tiefe Melancholie der öden Gemächer und der Gedanke, nur wenige Straßen von ihr entfernt, doch den lang erſehnten Anblick der Geliebten entbehren zu müſſen, breitete düſtere Schatten über ſeine Seele. Nur die ungeheuchelte Freude Herrn Dieterichs, beinahe alle Spiele zu gewinnen, die ſeinem gutmüthigen Geſicht etwas Angenehmes verlieh, entſchädigte ihn für den Verluſt der langſam hinſchleichenden Stunden.

Mit dem Schlag der achten Stunde führte Dieterich ſeinen Gaſt zum Abendbrod, das die Amme, trotz ihres Unmuthes, trefflich bereitet hatte, denn ſie wollte der Ehre des Kraftiſchen Hauſes nichts vergeben. Hier öffnete auch der Rathsſchreiber wieder die Schleuſen ſeiner Beredtſamkeit, indem er ſeinem Gaſte das Mahl durch Geſpräch zu würzen ſuchte. Aber umſonſt ſpähete dieſer, ob er nicht von ſeinem ſchönen Mühmchen reden werde; nur *eine* Ausbeute bekam er: Kraft zählte unter den würtembergiſchen Rittern, die in Ulm anweſend ſeyen, auch den Ritter von Lichtenſtein auf. Doch ſchon dieſes Wort erweckte dankbare Gefühle gegen die Wendung ſeines Schickſals in ihm. Jetzt erſt freute er ſich, einer Partei beigetreten zu ſeyn, die ihm ſonſt außer den berühmten Namen, die ſie an der Spitze trug, ziemlich gleichgültig war. So aber hatte auch *ihr* Vater ſich an dem Sammelplatze des Heeres eingefunden, und durfte er auch nicht hoffen, daß ihm das Glück vergönnen werde, an der Seite des theuren Mannes zu fechten, ſo trug er doch die Gewißheit in der Bruſt, ihm beweiſen zu können, daß Georg von Sturmfeder nicht der letzte Kämpfer im Heere ſey.

Der Hausherr führte ihn nach aufgehobener Tafel in ſein Schlafgemach und ſchied von ihm mit einem herzlichen Glückwunſch für ſeine Ruhe. Georg ſah ſich das Gemach, das man ihm angewieſen hatte, näher an, und fand, daß es ganz zu dem öden Hauſe paſſe. Die runden, vom Alter geblendeten Scheiben der Fenſter, das dunkle Täfelwerk an Wand und Decke, der große, weitvorſpringende Ofen, ſelbſt das ungeheure Bett mit breitem Himmel und ſteifen, ſchweren Gardinen, ſie gewährten ein düſteres, beinahe trauriges Anſehen. Aber dennoch war alles zu ſeiner Bequemlichkeit eingerichtet. Friſche ſchneeweiße Linnen blinkten ihm einladend aus dem Bette entgegen, als er die Vorhänge zurückſchlug; der Ofen verbreitete eine angenehme Wärme, eine Nachtlampe war an der Decke aufgehängt, und ſelbſt der Schlaftrunk, ein Becher wohlgewürzten warmen Weines, war nicht vergeſſen. Er zog die Gardinen vor und ließ die Bilder des vergangenen Tages an ſeiner Seele vorüberziehen. Geordnet und freundlich kamen ſie anfangs vorüber, dann aber verwirrten ſie ſich, in buntem Gedränge führten ſie ſeine Seele in das Reich der Träume, und nur ein theures Bild ging ihm heller auf, es war das Bild der Geliebten.

V.

— Iſt's kein Wahn?
Will der Holde, Vielgetreue,
Dem ich Herz und Leben weihe,
Heute noch zu Gruß und Kuſſe nah'n?
F. Haug.

Georg wurde am andern Morgen durch ein beſcheidenes Pochen an ſeiner Thüre erweckt. Er ſchlug die Vorhänge ſeines Bettes zurück und ſah, daß die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtehe. Es wurde wieder und ſtärker gepocht, und ſein freundlicher Wirth, ſchon völlig im Putz, trat ein. Nach den erſten Erkundigungen, wie ſein Gaſt geſchlafen habe, kam Herr Dieterich gleich auf die Urſache ſeines frühen Beſuches. Der große Rath hatte geſtern Abend noch beſchloſſen, die Ankunft der Bundesgenoſſen auch durch einen Tanz zu feiern, der am heutigen Abend auf dem Rathhauſe abgehalten werden ſollte. Ihm, als dem Rathsſchreiber, kam es zu, Alles anzuordnen, was zu dieſer Feſtlichkeit gehörte: er mußte die Stadtpfeifer beſtellen, die erſten Familien feierlich und im Namen des Rathes dazu einladen, er mußte vor allem zu ſeinen lieben Mühmchen eilen, um ihnen dieſes ſeltene Glück zu verkündigen.

Er erzählte dies alles mit wichtiger Miene ſeinem Gaſte und verſicherte ihm, daß er vor dem Drang der Geſchäfte nicht wiſſe, wo ihm der Kopf ſtehe. Doch Georg hatte nur für Eines Sinn; er durfte hoffen, Marien zu ſehen und zu ſprechen, und darum hätte er gerne Herrn Dieterich für ſeine gute Botſchaft an das freudig pochende Herz gedrückt.

„Ich ſehe es Euch an,“ ſagte dieſer, „die Nachricht macht Euch Freude und die Tanzluſt leuchtet Euch ſchon aus den Augen. Doch Ihr ſollt ein paar Tänzerinnen haben, wie Ihr ſie nur wünſchen könnt; mit meinen Bäschen ſollt Ihr mir tanzen, denn ich bin ihr Führer bei ſolchen Gelegenheiten und werde es ſchon zu machen wiſſen, daß Ihr und kein anderer zuerſt ſie aufziehen ſollt; und wie werden Sie ſich freuen, wenn ich Ihnen einen ſo flinken Tänzer verſpreche!“ Damit wünſchte er ſeinem Gaſt einen guten Morgen und ermahnte ihn, wenn er ausgehe, ſein Haus zu merken und das Mittageſſen nicht zu verſäumen.“

Herr Dieterich hatte als ſehr naher Verwandter ſchon ſo frühe am Tag Zutritt im Hauſe des Herrn von Beſſerer, beſonders heute, da ihn ſeine vielen Geſchäfte bei dieſem Morgenbeſuche entſchuldigten.

Er fand die Mädchen noch beim Frühſtück. Wohl hätte dort manche unſerer heutigen Damen ein elegantes Déjeuné von gemaltem Porzellain und den nach den ſchönſten antiken Vaſen geformten Chokoladebecher vermißt; aber wenn es wahr iſt, daß natürliche Anmuth und Würde auch im geringſten Kleide ſich dem Auge nicht verhüllen, ſo dürfen wir ſchon mit mehr Muth geſtehen, daß Marie und die fröhliche Bertha an jenem Morgen ein Bierſüppchen verſpeiſten. Ob aber dieſes Geſtändniß der äſthetiſchen Haltung dieſer Damen nicht Eintrag thut? Es mag ſeyn; wer übrigens Marien und Bertha in dem weißen Morgenhäubchen, in dem reinlichen Hauskleide geſehen hätte, würde gewiß auch, wie Vetter Kraft, Verlangen getragen haben, dieſes Frühſtück mit den holden Mädchen zu theilen.

„Ich ſehe Dir es an, Vetter,“ begann Bertha. „Du möchteſt gar zu gerne von unſerer Suppe koſten, weil Dir deine Amme heute einen Kinderbrei vorgeſetzt hat; aber ſchlage Dir dieſe Gedanken nur gleich aus dem Sinne; Du haſt Strafe verdient und mußt faſten —“

„Ach, wie wir ſo ſehnlich auf Euch gewartet haben,“ unterbrach ſie Marie.

„Ja wohl,“ fiel ihr Bertha in die Rede, „aber bilde Dir nur nicht ein, daß wir eigentlich Dich erwarteten; nein, ganz allein Deine Neuigkeiten.“

Der Rathsſchreiber war ſchon gewohnt, von Bertha ſo empfangen zu werden; er wollte daher, um ſie zu verſöhnen, daß er nicht geſtern Abend noch ihre Neugierde befriedigt habe, ſeine Nachrichten in deſto längerem Strome geben; aber Bertha unterbrach ihn. „Wir kennen,“ ſagte ſie, „Deine breiten Erzählungen, und haben auch das meiſte vom Erker aus ſelbſt mit angeſehen; von Eurem Trinkgelage, wo es arg genug hergegangen ſeyn ſoll, will ich auch nichts wiſſen, darum antworte mir auf meine Frage.“ Sie ſtellte ſich mit komiſchem Ernſt vor ihn hin und fuhr fort: „Dieterich von Kraft, Schreiber eines wohledlen Rathes, habt Ihr unter den Bündiſchen keinen jungen, überaus höflichen Herrn geſehen, mit langem hellbraunem Haar, einem Geſicht, nicht ſo milchweiß wie das Eure, aber doch nicht minder hübſch, kleinem Bart, nicht ſo zierlich wie der Eure, aber dennoch ſchöner, hellblauer Schärpe mit Silber …“

„Ach, das iſt kein anderer als mein Gaſt!“ rief Herr Dieterich; „er ritt einen großen Braunen, trug ein blaues Wamms, an den Schultern geſchlitzt und mit Hellblau ausgelegt?“

„Ja, ja, nur weiter,“ rief Bertha, „wir haben unſere eigenen Urſachen, uns nach ihm zu erkundigen.“

Marie ſtand auf und ſuchte ihr Nähzeug in dem Kaſten, indem ſie den Beiden den Rücken zukehrte; aber die Röthe, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechſelte, ließ ahnen, daß ſie kein Wort von Herrn Dieterichs Erzählung verlor.

„Nun, das iſt Georg von Sturmfeder,“ fuhr der Rathsſchreiber fort; „ein ſchöner, lieber Junge. Sonderbar, auch Ihr ſeyd ihm gleich beim Einzug aufgefallen“ — und nun erzählte er, was am Gaſtmahl vorgegangen ſey, wie ihm der hohe Wuchs, das Gebietende und Anziehende in des Jünglings Mienen gleich anfangs aufgefallen, wie ihn der Zufall zu ſeinem Nachbar gemacht, wie er ihn immer lieber gewonnen und endlich in ſein Haus geführt habe.

„Nun, das iſt ſchön von Dir, Vetter,“ ſagte Bertha, als er geendet hatte, und reichte ihm freundlich die Hand, „ich glaube, es iſt das erſte Mal, daß Du es wagſt, Gäſte zu haben. Aber das Geſicht der alten Sabine hätte ich ſehen mögen, als Junker Dieter ſo ſpät noch einen Gaſt brachte.“

„O, ſie war wie der Lindwurm gegen Sanct Georg; aber als ich ihr ganz verblümt zu verſtehen gab, es könne wohl geſchehen, daß ich bald eine meiner ſchönen Baſen heimführen werde . . .“

„Ach, geh' doch!“ entgegnete Bertha, indem ſie ihm hoch erröthend ihre Hand entreißen wollte; aber Herr Dieterich, dem ſein Mühmchen noch nie ſo hübſch als in dieſem Augenblicke geſchienen hatte, drückte die weiche Hand feſter, und Mariens ernſteres Bild verlor von Sekunde zu Sekunde an Gehalt, und die Wagſchale der fröhlichen Bertha, die jetzt in holder Verſchämtheit vor ihm ſaß, ſtieg hoch in den Augen des glücklichen Rathsſchreibers.

Marie hatte indeß ſchweigend das Gemach verlaſſen, und Bertha ergriff mit Freuden dieſe Gelegenheit, ein anderes Geſpräch einzuleiten.

„Da geht ſie nun wieder,“ ſagte ſie und ſah Marien nach, „und ich wollte darauf wetten, ſie geht in ihre Kammer und weint. Ach, ſie hat geſtern wieder ſo heftig geweint, daß ich auch ganz traurig geworden bin.“

„Was hat ſie nur?“ fragte Dieterich theilnehmend.

„Ich habe ſo wenig wie früher die Urſache ihrer Thränen erfahren,“ fuhr Bertha fort; „ich habe gefragt und immer wieder gefragt, aber ſie ſchüttelt dann nur den Kopf, als wenn ihr nicht zu helfen wäre; „der unſelige Krieg!“ war alles, was ſie mir zur Antwort gab.“

„So iſt der Alte noch immer entſchloſſen, mit ihr nach Lichtenſtein zurückzugehen?“

„Ja wohl,“ war Berthas Antwort, „Du hätteſt nur hören ſollen, wie der alte Mann geſtern beim Einzug auf die Bündiſchen ſchimpfte. Nun — er iſt einmal ſeinem Herzog mit Leib und Seele ergeben, darum mag es ihm hingehen; aber ſobald der Krieg erklärt iſt, will er mit ihr abreiſen.“

Herr Dieterich ſchien ſehr nachdenklich zu werden; er ſtützte den Kopf auf die Hand und hörte ſeiner Muhme ſchweigend zu.

„Und denke,“ fuhr dieſe fort, „da hat ſie nun geſtern nach dem Eintritte der Bündiſchen ſo heftig geweint. Du weißt, ſie war zwar vorher ſchon immer ernſt und düſter, und ich habe ſie an manchem Morgen in Thränen gefunden; aber als habe ſchon dieſer Einzug über das ganze Schickſal des Kriegs entſchieden, ſo untröſtlich geberdete ſie ſich. Ich glaube, Ulm liegt ihr nicht ſo am Herzen, aber ich vermuthe,“ ſetzte ſie geheimnißvoll hinzu, „ſie hat eine heimliche Liebe im Herzen.“

„Ach freilich, ich habe es ja ſchon lange gemerkt,“ ſeufzte Herr Dieterich, „aber was kann ich denn davor?“

„Du? was Du davor kannſt?“ lachte Bertha, auf deren Geſicht bei dieſen Worten alle Trauer verſchwunden war; „nein! Du biſt nicht ſchuld an ihrem Schmerz. Sie war ſchon ſo, ehe Du ſie nur mit einem Auge geſehen haſt!“

Der ehrliche Rathsſchreiber war ſehr beſchämt durch dieſe Verſicherung. Er glaubte in ſeinem Herzen nicht anders, als der Abſchied von ihm gehe der armen Marie ſo nahe und faſt ſchien ihr wehmüthiges Bild in ſeinem wankelmüthigen Herzen wieder das Uebergewicht zu bekommen. Bertha aber ließ nicht ab, ihn mit ſeiner thörichten Vermuthung zu höhnen, bis ihm auf einmal der Zweck ſeines Beſuches wieder einfiel, den er während des Geſpräches ganz aus den Augen verloren hatte. Sie ſprang mit einem Schrei der Freude auf, als ihr der Vetter die Nachricht von dem Abendtanz mittheilte.

„Marie, Marie!“ rief ſie in hellen Tönen, daß die Gerufene, beſtürzt und irgend ein Unglück ahnend, herbeieilte. „Marie, ein Abendtanz auf dem Rathhaus!“ rief ihr die beglückte Bertha ſchon unter der Thüre entgegen.

Auch dieſe ſchien freudig überraſcht von dieſer Nachricht. „Wann? kommen die Fremden dazu?“ waren ihre ſchnellen Fragen, indem ein hohes Roth ihre Wangen färbte, und aus dem ernſten Auge, das die kaum geweinten Thränen nicht verbergen konnte, ein Strahl der Freude drang.

Bertha und der Vetter waren erſtaunt über den ſchnellen Wechſel von Schmerz und Freude, und der Letztere konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Marie eine leidenſchaftliche Tänzerin ſeyn müſſe. Doch wir glauben, er habe ſich hierin nicht weniger geirrt, als wenn er Georg für einen Weinkenner hielt.

Als der Rathsſchreiber ſah, daß er jetzt, wo die Mädchen ſich in eine wichtige Berathung über ihren Anzug verwickelten, eine überflüſſige Rolle ſpiele, empfahl er ſich, um ſeinen wichtigeren Geſchäften nachzugehen. Er beeilte ſich, ſeine Anordnungen zu treffen, und die hohen Gäſte und die angeſehenſten Häuſer zu laden. Ueberall erſchien er als ein Bote des Heils, denn, wie die Sage erzählt, iſt die Freude am Tanzen nicht erſt heute über die Mädchen gekommen.

Auch ſeine Anordnungen waren bald getroffen. Es war noch nicht zum Grundſatz geworden, daß man nur in einer langen Reihe von Zimmern, bei flimmernden Luſtres, umgeben von jenen unzähligen, unweſentlichen

Dingen, welche die Mode als nothwendig preiſt, fröhlich ſeyn könne. Der Rathhausſaal gab hinlänglichen Raum, und die kunſtloſen Lampen, die an den Wänden aufgehängt waren, hatten bisher Helle genug verbreitet, die ſchönen Jungfrauen von Ulm in ihrer Pracht zu ſehen.

Doch nicht ſeine Anordnungen allein waren dem Rathsſchreiber gelungen, er hatte nebenbei auch manche geheime Nachricht erſpäht, die bis jetzt nur der engere Ausſchuß des Rathes mit den Bundesoberſten theilte.

Zufrieden mit dem Erfolg ſeiner vielen Geſchäfte, kam er gegen Mittag nach Hauſe, und ſein erſter Gang war, nach ſeinem Gaſte zu ſehen. Er traf ihn in ſonderbarer Arbeit. Georg hatte lange in einem ſchön geſchriebenen Chronikbuch, das er in ſeinem Zimmer gefunden hatte, geblättert. Die reinlich gemalten Bilder, womit die Anfangsbuchſtaben der Kapitel unterlegt waren, die Triumphzüge und Schlachtenſtücke, welche mit kühnen Zügen entworfen, mit beſonderem Fleiße ausgemalt, hin und wieder den Text unterbrachen, unterhielten ihn geraume Zeit. Dann fing er an, erfüllt von den kriegeriſchen Bildern, die er angeſchaut hatte, ſeinen Helm und Harniſch und das vom Vater ererbte Schwert zu reinigen und blank zu machen, indem er, zu großem Aergerniß der Frau Sabine, bald luſtige, bald ernſtere Weiſen dazu ſang.

So traf ihn ſein Gaſtfreund. Schon unten an der Treppe hatte er die angenehme Stimme des Singenden vernommen; er konnte ſich nicht enthalten, noch einige Zeit an der Thüre zu lauſchen, ehe er den Geſang unterbrach.

Es war eine jener ernſten, beinahe wehmüthig tönenden Weiſen, wie ſie, durch ihren innern Werth erhalten und fortgetragen, bis auf unſere Tage herabkamen. Noch heute leben ſie im Munde der Schwaben, und oft und gerne haben wir, ergriffen von ihrer einfachen Schönheit, von den gehaltenen Klängen ihrer vollen Akkorde, an den lieblichen Ufer des Neckars ſie belauſcht.

Der Sänger begann von neuem:

„Kaum gedacht,
War der Luſt ein End' gemacht;
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab.

„Doch was iſt
Aller Erden Freud' und Luſt!
Prangſt Du gleich mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Sieh', die Roſen welken all'.

„Darum ſtill
Geb' ich mich, wie Gott es will.
Und wird die Trompete blaſen,
Und muß ich mein Leben laſſen,
Stirbt ein braver Reitersmann.“

„Wahrlich, Ihr habt eine ſchöne Stimme,“ ſagte Herr von Kraft, als er in das Gemach eintrat, „aber warum ſingt Ihr ſo traurige Lieder? Ich kann mich zwar nicht mit Euch meſſen, aber was ich ſinge, muß fröhlich ſeyn, wie es einem jungen Mann von achtundzwanzig geziemt.“

Georg legte ſein Schwert auf die Seite und bot ſeinem Gaſtfreund die Hand. „Ihr mögt Recht haben,“ ſagte er, „was Euch betrifft; aber wenn man zu Feld treitet, wie wir, da hat ein ſolches Lied große Gewalt und Troſt, denn es gibt auch dem Tode eine milde Seite.“

„Nun, das iſt ja gerade, was ich meine,“ entgegnete der Schreiber des großen Rathes; „wozu ſoll man das auch noch in ſchönen Verslein beſingen, was leider nur zu gewiß nicht ausbleibt? Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt kommt er, ſagt ein Sprüchwort; übrigens hat es damit keine Noth, wie jetzt die Sachen ſtehen.“

„Wie? iſt der Krieg nicht entſchieden?“ fragte Georg neugierig. „Hat der Würtemberger Bedingungen angenommen?“

„Dem macht man gar keine mehr, „antwortete Dieterich mit wegwerfender Miene, „er iſt die längſte Zeit Herzog geweſen, jetzt kommt das Regieren auch einmal an uns. Ich will Euch etwas ſagen,“ ſetzte er wichtig und geheimnißvoll hinzu, aber bis jetzt bleibt es noch unter uns; die Hand darauf. Ihr meint, der Herzog habe vierzehntauſend Schweizer? Sie ſind wie weggeblaſen. Der Bote, den wir nach Zürich und Bern geſchickt haben, iſt zurück; was von Schweizern bei Blaubeuren und auf der Alb liegt — muß nach Haus.“

„Nach Haus zurück?“ rief Georg erſtaunt; „haben die Schweizer ſelbſt Krieg?“

„Nein,“ war die Antwort, „ſie haben tiefen Frieden, aber kein Geld; glaubt mir, ehe acht Tage ins Land kommen, ſind ſchon Boten da, die das ganze Heer nach Haus zurückrufen.“

„Und werden ſie gehen?“ unterbrach ihn der Jüngling, „ſie ſind auf ihre eigene Fauſt dem Herzog zu

Hülfe gezogen, wer kann ihnen gebieten, ſeine Fahnen zu verlaſſen?“

„Das weiß man ſchon zu machen; glaubt Ihr denn, wenn an die Schweizer der Ruf kommt, bei Verluſt ihrer Güter und bei Leib- und Lebensſtrafe nach Haus zu eilen,[14] ſie werden bleiben? Ulerich hat zu wenig Geld, um ſie zu halten, denn auf Verſprechungen dienen ſie nicht.“

„Aber iſt dies auch ehrlich gehandelt?“ bemerkte Georg, „heiſt das nicht dem Feinde, der in ehrlicher Fehde mit uns lebt, die Waffen ſtehlen und ihn dann überfallen?“

„In der Politica, wie wir es nennen,“ gab der Rathsſchreiber zur Antwort, und ſchien ſich dem unerfahrenen Kriegsmann gegenüber kein geringes Anſehen geben zu wollen, „in der Politica wird die Ehrlichkeit höchſtens zum Schein angewandt; ſo werden die Schweizer z. B. dem Herzog erklären, daß ſie ſich ein Gewiſſen daraus machen, ihre Leute gegen die freien Städte dienen zu laſſen; aber die Wahrheit iſt, daß wir dem großen Bären mehr Goldgülden in die Taſche drückten, als der Herzog.“

„Nun, und wenn die Schweizer auch abziehen,“ ſagte Georg, „ſo hat doch Würtemberg noch Leute genug, um keinen Hund über die Alb zu laſſen.“

„Auch dafür wird geſorgt,“ fuhr der Schreiber in ſeiner Erläuterung fort, „wir ſchicken einen Brief an die Stände von Würtemberg und ermahnen ſie, das unleidliche Regiment ihres Herzogs zu bedenken, demſelben keinen Beiſtand zu thun, ſondern dem Bunde zuzuziehen.“[15]

„Wie?“ rief Georg mit Entſetzen, „das hieße ja den Herzog um ſein Land betrügen; wollt Ihr ihn denn zwingen, der Regierung zu entſagen und ſein ſchönes Würtemberg mit dem Rücken anzuſehen?“

„Und Ihr habt bisher geglaubt, man wolle nichts weiter als etwa Reutlingen wieder zur Reichsſtadt machen? Wovon ſoll denn Hutten ſeine zweiundvierzig Geſellen und ihre Diener beſolden? Wovon denn Sickingen ſeine tauſend Reiter und zwölftauſend zu Fuß, wenn er nicht ein hübſches Stückchen Land damit erkämpft? Und meint Ihr, der Herzog von Baiern wolle nicht auch ſein Theil? Und wir? Unſere Markung grenzt zunächſt an Würtemberg —“

„Aber die Fürſten Deutſchlands,“ unterbrach ihn Georg ungeduldig, „meint Ihr, ſie werden es ruhig mit anſehen, daß Ihr ein ſchönes Land in kleine Fetzen reißet? Der Kaiſer, wird er es dulden, daß Ihr einen Herzog aus dem Lande jagt?“

Auch dafür wußte Herr Dieterich Rath. „Es iſt kein Zweifel, daß Karl ſeinem Vater als Kaiſer folgt; ihm ſelbſt bieten wir das Land zur Obervormundſchaft an, und wenn Oeſterreich ſeinen Mantel darauf deckt, wer kann dagegen ſeyn? Doch, ſehet nicht ſo düſter aus; wenn Euch nach Krieg gelüſtet, dazu kann Rath werden. Der Adel hält noch zum Herzog und an ſeinen Schlöſſern wird ſich noch mancher die Zähne einbrechen. Wir verſchwatzen übrigens das Mittagsmahl; kommt bald nach, daß wir erfahren, was Frau Sabine uns gekocht hat.“ Damit verließ der Schreiber des großen Rathes von Ulm ſo ſtolzen Schrittes, als wäre er ſelbſt ſchon

Obervormund von Würtemberg, das Zimmer ſeines Gaſtes.

Georg ſandte ihm nicht die freundlichſten Blicke nach. Zürnend ſchob er ſeinen Helm, den er noch vor einer Stunde mit ſo freudigem Muthe zu ſeinem erſten Kampf geſchmückt hatte, in die Ecke; mit Wehmuth betrachtete er ſein altes Schwert, dieſen treuen Stahl, den ſein Vater in manchem guten Streite geführt, den er ſterbend ſeinem verwaiſten Knaben als einziges Erbe vom Schlachtfeld geſendet hatte. „Ficht ehrlich!“ war das Symbolum, das der Waffenſchmied in die ſchöne Klinge gegraben hatte, und er ſollte ſie für eine Sache führen, die ihre Ungerechtigkeit an der Stirne trug? Wo er der Kriegskunſt erfahrener Männer, der Tapferkeit des Einzelnen die Entſcheidung zutraute, da ſollten geheime Ränke, die Politica, wie Herr Dieterich ſich ausdrückte, entſcheiden? Wo ihn der fröhliche Glanz der Waffen, die Ausſicht auf Ruhm gelockt hatte, da ſollte er nur den habgierigen Planen dieſer Menſchen dienen? Ein altes Fürſtenhaus, dem ſeine Ahnen gerne gedient hatten, ſollte er von dieſen Spießbürgern vertreiben ſehen? Unerträglich wollte ihm auch der Gedanke ſcheinen, von dieſem Kraft ſich belehren laſſen zu müſſen.

Doch dem Unmuth über ſeinen gutmüthigen Wirth konnte er nicht lange Raum geben, wenn er bedachte, daß ja jene Plane nicht in ſeinem Kopfe gewachſen ſeyen, und daß Menſchen, wie dieſer politiſche Rathsſchreiber, wenn ſie einmal ein Geheimniß, einen großen Gedanken in Erfahrung gebracht haben, ihn hegen und pflegen wie ihren eigenen; daß ſie ſich mit dem adoptirten Kinde brüſten, als wäre es Minerva, aus ihrem eigenen harten Kopfe entſprungen.

Mit milderen Gedanken kam er zu ſeinem Gaſtfreund, als man ihn zu Tiſch rief.

Ja, die ganze Anſicht der Dinge wurde ihm nach einigen Stunden bei weitem erträglicher, als er ſich erinnerte, daß ja auch Mariens Vater dieſer Partei folge; es war ihm, als möchte die Sache doch nicht ſo ſchwarz ſeyn, welcher Männer wie Frondsberg ihre Dienſte geliehen.

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,
Das ſchnell ſich handhabt wie des Meſſers Schneide —
Gleich heißt Ihr Alles ſchändlich oder würdig, bös oder gut.

Dieſes wahre Wort des Dichters möge die Geſinnung Georgs bezeichnen, die Geſinnung Georgs, der vielleicht allzuſchnell ſeine Anſicht über jene Dinge änderte. Und wie die düſteren Falten des Unmuths auf einer jugendlichen Stirne ſich ſchneller glätten, wie ſelbſt ſchmerzliche Eindrücke in des Jünglings Seele von freundlichen Bildern leicht verdrängt werden, ſo erhellte auch Georgs Seele der freudige Gedanke an den Abend.

Man hat uns erzählt, daß unter die ſchönſten Stunden im Leben der Liebe die gehören, wo die Erwartung ſich an ſchöne Erinnerungen knüpft; der Geiſt ſey da ahnungsvoller, das Herz gehobener. So mochte auch Georg fühlen. Er träumte von den ſchönen Augenblicken, wo es ihm vergönnt ſeyn werde, die Geliebte zu ſehen, ſie zu ſprechen, ihre Hand zu faſſen und in ihrem Auge zu leſen.

VI.

Und als er ſie ſchwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen.“

L. Uhland.

Wenn es möglich geweſen wäre, auf einem Trödelmarkt oder in der Auction eines Antiquars ein „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, mit neuen Tanztouren vom Jahr 1519“ aufzufinden, wir hätten nicht leicht ſo angenehm überraſcht werden können, als durch einen Fund ähnlicher Art, den uns der Zufall in die Hände ſpielte.

Wir waren nämlich in vorliegender Hiſtorie bis an dieſes Kapitel gekommen, das, um der Sage zu folgen, von einem Abendtanz handeln ſoll; da fiel uns mit einem Male der Gedanke ſchwer aufs Herz, daß wir ja nicht einmal wiſſen, wie und was man in jenen Zeiten getanzt habe.

Wir hätten zwar ſchlechthin ſagen können, „ſie tanzten;“ aber wie leicht wäre es geſchehen geweſen, daß eine unſerer freundlichen Leſerinnen einen Anachronismus gemacht, und etwa Georg von Frondsberg in ihren Gedanken einen Cotillon hätte vortanzen laſſen. In dieſer Verlegenheit ſtießen wir auf das ſehr ſelten gewordene Buch: „Vom Anfang, Urſprung und Herkommen der Turniere im heiligen römiſchen Reich. Frankfurth 1564.“ Wir fanden in dieſem theuren Folianten unter andern trefflichen Holzſchnitten einige, die einen ſolchen Abendtanz vorſtellten, wie er zu Zeiten Kaiſer Maximilians, etwa ein Jahr vor dieſer Hiſtorie, gehalten wurde.

Wir dürfen beinahe mit Gewißheit annehmen, daß der Abendtanz im Ulmer Rathhausſaal ſich in nichts von jenem angeführten unterſchied, und man wird ſich den deutlichſten Begriff von einem ſolchen Vergnügen machen, wenn wir eines dieſer Bilder beſchreiben.

Den Vordergrund nehmen Zuſchauer und Pfeifer, Trommler und Trompeter ein, die, nach dem Ausdrucke des Turnierbuches, „eins aufblaſen.“ Zu beiden Seiten, mehr dem Hintergrunde zu, ſteht die tanzluſtige Jugend, in reiche ſchwere Stoffe gekleidet. In unſeren Tagen ſieht man bei ſolchen Gelegenheiten nur zwei Grundfarben, ſchwarz und weiß, worein ſich die Herren und Damen wie in Nacht und Tag getheilt haben; anders zu jenen Zeiten. Ein überraſchender Glanz der Farben ſtrahlt uns aus jenem Bilde entgegen. Das herrlichſte Roth, vom brennendſten Scharlach bis zum dunkelſten Purpur, jenes brennende Blau, das uns noch heute an den Gemälden alter Meiſter überraſcht, ſind die freudigen Farben ihrer maleriſch drapirten Gewänder. Die Mitte der Scene nimmt der eigentliche Tanz ein. Er hat am meiſten Aehnlichkeit mit der Polonaiſe, denn er iſt ein Umzug im Saale. Den Zug eröffnen vier Trompeter mit langen Wappenfahnen an den Inſtrumenten; dieſen folgt der Vortänzer und ſeine Dame; dieſe Stelle begleitet bei jedem Tanze wieder ein anderer, und es entſchied hiebei nicht die Geſchicklichkeit, ſondern der Rang des Tänzers. Auf dieſe folgen zwei Fackelträger und dann Paar um Paar der lange Zug der Tanzenden. Die Damen ſchreiten ehrbar und züchtig einher, die Männer aber ſetzen ihre Füße wunderlich, wie zu kühnen Sprüngen, einige ſcheinen auch mit den Abſätzen den Takt zu ſtampfen, wie wir auf jeder Kirchweihe in Schwaben noch heut zu Tage ſehen können.

So war der Abendtanz zu Ulm. Man blies ſchon längſt zum erſten auf, als Georg von Sturmfeder in den Rathhausſaal eintrat. Seine Blicke ſchweiften durch die Reihen der Tanzenden und endlich trafen ſie Marien. Sie tanzte mit einem jungen, fränkiſchen Ritter ſeiner Bekanntſchaft, ſchien aber der eifrigen Rede, die er an ſie richtete, nicht Gehör zu geben. Ihr Auge ſuchte den Boden, ihre Miene konnte Ernſt, beinahe Trauer ausdrücken; ganz anders als die übrigen Fräulein, die, in der wahren Tanzſeligkeit ſchwimmend, ein Ohr der Muſik, das andere dem Tänzer liehen und die freundlichen Augen bald ihren Bekannten, um den Beifall in ihren Mienen zu leſen, bald ihren Tänzern zuwandten, um zu prüfen, ob ihre Aufmerkſamkeit auch ganz gewiß auf ſie gerichtet ſey.

In gehaltenen Tönen hielten jetzt die Zinken und Trompeten aus und endeten; Herr Dieterich Kraft hatte ſeinen Gaſtfreund bemerkt und kam, ihn, wie er verſprochen, zu ſeinen Muhmen zu führen. Er flüſterte ihm zu, daß er ſelbſt ſchon für den nächſten Tanz mit Bäschen Bertha verſagt ſey, doch habe er ſo eben um Mariens Hand für ſeinen Gaſt geworben.

Beide Mädchen waren auf die Erſcheinung des ihnen ſo intereſſanten Fremden vorbereitet geweſen, und dennoch bedeckte die Erinnerung deſſen, was ſie über ihn geſprochen, Bertha's angenehme Züge mit hoher Gluth, und die Verwirrung, in welche ſie ſein Anblick verſetzte, ließ ſie nicht bemerken, welches Entzücken ihm aus

Mariens Auge entgegenſtrahlte, wie ſie bebte, wie ſie mühſam nach Athem ſuchte, wie ihr ſelbſt die Sprache ihre Dienſte zu verſagen ſchien.

„Da bringe ich Euch Herrn Georg von Sturmfeder, meinen lieben Gaſt,“ begann der Rathsſchreiber, „der um die Gunſt bittet, mit Euch zu tanzen.“

„Wenn ich nicht ſchon dieſen Tanz an meinen Vetter zugeſagt hätte,“ antwortete Bertha, ſchneller gefaßt als ihre Baſe, „ſo ſolltet Ihr ihn haben, aber Marie iſt noch frei, die wird mit Euch tanzen.“

„So ſeyd Ihr noch nicht verſagt, Fräulein von Lichtenſtein?“ fragte Georg, indem er ſich zu der Geliebten wandte.

„Ich bin an Euch verſagt,“ antwortete Marie. So hörte er denn zum erſtenmale wieder dieſe Stimme, die ihn ſo oft mit den ſüßeſten Namen genannt hatte, er ſah in dieſe treuen Augen, die ihn noch immer ſo hold anblickten wie vormals.

Die Trompeten ſchmetterten in den Saal; der Ober-Feldlieutenant Waldburg Truchſes, dem man den zweiten Tanz gegeben hatte, ſchritt mit ſeiner Tänzerin vor, die Fackelträger folgten, die Paare ordneten ſich, und auch Georg ergriff Mariens Hand und ſchloß ſich an. Jetzt ſuchten ihre Blicke nicht mehr den Boden, ſie hingen an denen des Geliebten; und dennoch wollte es ihm ſcheinen, als mache ſie dieſes Wiederſehen nicht ſo glücklich wie ihn, denn noch immer lag eine düſtere Wolke von Schwermuth oder Trauer um ihre Stirne. Sie ſah ſich um, ob Dieterich und Bertha, das nächſte Paar nach ihnen, nicht allzunahe ſeyen. — Sie waren ferne.

„Ach, Georg," begann ſie, „welch' unglücklicher Stern hat Dich in dieſes Heer geführt!"

„Du warſt dieſer Stern, Marie," ſagte er. „Dich habe ich auf dieſer Seite geahnet, und wie glücklich bin ich, daß ich Dich fand! Kannſt Du mich tadeln, daß ich die gelehrten Bücher bei Seite legte und Kriegsdienſte nahm? Ich habe ja kein Erbe als das Schwert meines Vaters; aber mit dieſem Gute will ich wuchern, daß der Deinige ſehen ſoll, daß ſeine Tochter keinen Unwürdigen liebt."

„Ach Gott! Du haſt doch dem Bunde noch nicht zugeſagt?" unterbrach ſie ihn.

„Aengſtige Dich doch nicht ſo, mein Liebchen, ich habe noch nicht völlig zugeſagt; aber es muß nächſter Tage geſchehen. Willſt Du denn Deinem Georg nicht auch ein wenig Kriegsruhm gönnen? warum magſt Du um mich ſo bange haben? Dein Vater iſt alt und zieht ja doch auch mit aus."

„Ach, mein Vater, mein Vater!" klagte Marie, „er iſt ja — doch brich ab, Georg, brich ab — Bertha belauſcht uns; aber ich muß Dich morgen ſprechen, ich muß, und ſollte es meine Seligkeit koſten. Ach! wenn ich nur wüßte wie?"

„Was ängſtigt Dich denn nur ſo?" fragte Georg, dem es unbegreiflich war, wie Marie, ſtatt ſich der Freude des Wiederſehens hinzugeben, nur an die Gefahren dachte, denen er entgegen gehe? „Du ſtellſt Dir die Gefahren größer vor, als ſie ſind," flüſterte er ihr tröſtend zu. „Denke an nichts, als daß wir uns jetzt wieder haben, daß ich Deine Hand drücken darf, daß

Auge in Auge ſieht wie ſonſt. Genieße jetzt die Augenblicke, ſey heiter!"

„Heiter? o dieſe Zeiten ſind vorbei, Georg! höre und ſey ſtandhaft — mein Vater iſt nicht bündiſch!"

„Jeſus Maria! was ſagſt Du?" rief der Jüngling und beugte ſich, als habe er das Wort des Unglücks nicht gehört, herab zu Marien; „o ſage, iſt denn Dein Vater nicht hier in Ulm?"

Sie hatte ſich ſtärker geglaubt; ſie konnte nicht mehr ſprechen; bei dem erſten Laut waren ihre Thränen unaufhaltſam gefloſſen; ſie antwortete nur durch einen Druck der Hand, und ging mit geſenktem Haupt nach Kraft ſuchend, ihren Schmerz zu bekämpfen, neben Georg her. Endlich ſiegte der ſtarke Geiſt dieſes Mädchens über die Schwäche ihrer Natur, die einem ſo großen tiefen Kummer beinahe erlegen wäre. „Mein Vater," flüſterte ſie, „iſt Herzog Ulrichs wärmſter Freund, und ſobald der Krieg entſchieden iſt, führt er mich heim auf den Lichtenſtein!"

Betäubend wirbelten jetzt die Trommeln, in volleren Tönen ſchmetterten die Trompeten, ſie begrüßten den Truchſeß, der eben an dem Muſikchor vorüberzog; er warf ihnen, wie es Sitte war, einige Silberſtücke zu, und von neuem erhob ſich ihr betäubender Jubel.

Das leiſe Geſpräch der Liebenden verſtummte vor der rauhen Gewalt dieſer Töne, aber ihr Auge hatte ſich in dieſem Schiffbruch ihrer Liebe um ſo mehr zu ſagen, und ſie bemerkten nicht einmal, wie ein Geflüſter über ſie im Saal erging, das ſie als das ſchönſte Paar pries.

Aber nur zu wohl hatte Bertha dieſe Bemerkungen der Menge gehört. Sie war zu gutmüthig, als daß

Neid darüber in ihre Seele gekommen wäre, aber ſie ſetzte ſich doch im Geiſte an Mariens Platz, und fand, daß man vielleicht das Paar nicht minder ſchön gefunden hätte. Auch das Geſpräch, das zwiſchen den Beiden begonnen hatte, fiel ihr auf. Die ernſte Baſe, die ſelten oder nie mit einem Mann lange ſprach, ſchien mehr und angelegentlicher zu reden, als ihr Tänzer. Die Muſik hinderte ſie zu verſtehen, was geſprochen wurde; die Neugierde, die man vielleicht nicht mit Unrecht jungen Mädchen ausſchließlich zuſchreibt, wurde in ihr rege, ſie zog ihren Tänzer näher an das vordere Paar, um — ein wenig zu lauſchen; aber war es Zufall oder Abſicht, das Geſpräch verſtummte, als ſie näher kam, oder wurde ſo leiſe geführt, daß ſie nichts davon verſtand.

Ihr Intereſſe an dem ſchönen jungen Mann wuchs mit dieſen Hinderniſſen; noch nie war ihr der gute Vetter Kraft ſo läſtig geworden, als in dieſen Augenblicken; denn die zierlichen Redensarten, womit er ihr Herz zu umſpinnen gedachte, verhinderten ſie, jene genauer zu beobachten. Sie war froh, als endlich der Tanz ſich endigte; denn ſie durfte hoffen, daß der nächſte an des jungen Ritters Seite deſto angenehmer für ſie ſeyn werde.

Sie täuſchte ſich nicht in ihrer Hoffnung; Georg kam, ſie um den nächſten Tanz zu bitten, der auch ſogleich begann, und ſie hüpfte fröhlich an ſeiner Seite in die Reihen. Aber es war nicht mehr derſelbe, der vorhin mit Marien ſo freundlich geſprochen hatte. Verſtört, einſylbig, in tiefe Gedanken verſunken war der junge Mann an ihrer Seite, und es war nur zu ſichtbar, daß er ſich immer erſt wieder ſammeln mußte, wenn er eine ihrer Fragen beantworten ſollte.

War dies jener „höfliche Ritter," welcher ſie, ohne daß ſie ſich je geſehen hatten, ſo freundlich grüßte? War es derſelbe, welcher ſo heiter, ſo fröhlich war, als ihn Vetter Kraft zu ihnen führte? Derſelbe, der mit Marien ſo eifrig ſich unterredet hatte? Oder ſollte dieſe —? ja, es war klar. Marie hatte ihm beſſer gefallen, ach! vielleicht weil ſie die erſte war, die mit ihm getanzt. Je weniger Bertha gewohnt war, ſich der ernſten Marie nachgeſetzt zu ſehen, um ſo mehr befremdete ſie dieſer Sieg ihrer Baſe, um ſo mehr glaubte ſie ſich beeifern zu müſſen, ihren Rang, ihre Gaben geltend zu machen. Sie ſetzte daher mit ihrer heiteren Geſchwätzigkeit das Geſpräch über den bevorſtehenden Krieg, das ſie mit Mühe angeſponnen hatte, fort, als ſie nach Beendigung des Tanzes zu Marien und dem Rathsſchreiber traten. „Nun? und der wievielte Feldzug iſt es denn, Herr von Sturmfeder, dem Ihr jetzt beiwohnt?"

„Es iſt mein erſter," antwortete dieſer kurz abgebrochen, denn er war unmuthig darüber, daß jene ihn noch immer im Geſpräch halte, da er mit Marie ſo gerne geſprochen hätte.

„Euer erſter?" entgegnete Bertha verwundert; „Ihr wollt mir etwas weiß machen, da habt Ihr ja ſchon eine mächtige Narbe auf der Stirne."

„Die bekam ich auf der hohen Schule," antwortete Georg.

„Wie? Ihr ſeyd ein Gelehrter?" fragte jene eifrig weiter. „Nun, und da ſeyd Ihr gewiß recht weit weg geweſen; etwa in Padua oder Bologna, oder gar bei den Ketzern in Wittenberg?“

„Nicht ſo weit als Ihr meint,“ entgegnete er, indem er ſich zu Marien wandte; „ich war in Tübingen.“

„In Tübingen!“ rief Bertha voll Verwunderung. Wie ein Blitz erhellte dies einzige Wort alles, was ihr bisher dunkel war, und ein Blick auf Marien, die mit niedergeſchlagenen Augen, mit der Röthe der Schaam auf den Wangen, vor ihm ſtand, überzeugte ſie, daß die lange Reihe von Schlüſſen, die ſich an jenes Wort anſchloſſen, ihren nur zu ſicheren Grund haben. Jetzt war ihr auf einmal klar, warum ſie der artige Ritter begrüßt, warum Marie geweint, die ihn gewiß gerne auf der feindlichen Seite geſehen hätte, warum er ſo viel mit jener geſprochen, warum er bei ihr ſelbſt ſo einſylbig war. Es war keine Frage, ſie kannten ſich, ſie mußten ſich längſt gekannt haben.

Beſchämung war das erſte Gefühl, das bei dieſer Entdeckung Bertha's Herz beſtürmte; ſie erröthete vor ſich ſelbſt, wenn ſie ſich geſtand, nach der Aufmerkſamkeit eines Mannes geſtrebt zu haben, deſſen Seele ein ganz anderer Gegenſtand beſchäftigte. Unmuth über Mariens Heimlichkeit verfinſterte ihre Züge. Sie ſuchte Entſchuldigung für ihr eigenes Betragen und fand ſie nur in der Falſchheit ihrer Baſe. Hätte dieſe ihr geſtanden, in welchem Verhältniß ſie zu dem jungen Manne ſtehe, ſie hätte ihr nie ihre Theilnahme an ihm gezeigt, er wäre ihr dann, meinte ſie, höchſt gleichgültig geblieben, ſie hätte nie dieſe Beſchämung erfahren. Wir haben es von guter Hand, daß junge Damen große Beleidigungen, tiefere Schmerzen im Gefühl ihrer Würde mit Anſtand zu ertragen wiſſen; daß ſie aber oft, wenn es ſich um geringe Dinge handelt, nicht Gleichmuth genug beſitzen, um das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden, nicht Großmuth genug, um zu vergeſſen.

Bertha hat an dieſem Abend den unglücklichen jungen Mann keines Blickes mehr gewürdigt, was ihm übrigens über dem größeren Schmerz, der ſeine Seele beſchäftigte, völlig entging. Sein Unglück wollte es auch, daß er nie mehr Gelegenheit fand, Marien wieder allein und ungeſtört zu ſprechen; der Abendtanz ging zu Ende, ohne daß er über Mariens Schickſal und über die Geſinnungen ihres Vaters gewiſſer wurde, und Marie fand kaum noch auf der Treppe Gelegenheit, ihm zuzuflüſtern, er möchte morgen in der Stadt bleiben, weil ſie vielleicht irgend eine Gelegenheit finden würde, ihn zu ſprechen.

Verſtimmt kamen die beiden Schönen nach Hauſe. Bertha hatte auf alle Fragen Mariens kurze Antwort gegeben, und auch dieſe, ſey es, daß ſie ahnete, was in ihrer Freundin vorgehe, ſey es, weil ſie ſelbſt ein großer Schmerz beſchäftigte, war nach und nach immer düſterer, einſylbiger geworden.

Aber auf Beiden laſtete die Störung ihres bisherigen freundſchaftlichen Verhältniſſes erſt recht ſchwer, als ſie ernſt und ſchweigend in ihr Gemach traten. Sie hatten ſich bisher alle jene kleinen Dienſte geleiſtet, welche junge Mädchen nur zu noch engerer Freundſchaft verbinden. Wie ganz anders war es heute! Bertha hatte die ſilberne Nadel aus dem reichen blonden Haar gezogen, daß es in langen Ringellocken über den ſchönen

Nacken herabſtrömte. Sie verſuchte, es unter das Nachthäubchen zu ſtecken; ungewohnt, dieſe Arbeit ohne Mariens Hülfe zu verrichten, kam ſie nicht damit zu Stande, aber zu ſtolz, ihre Feindin, wie ſie Marien in ihrem Sinne nannte, ihre Verlegenheit merken zu laſſen, warf ſie das Häubchen in die Ecke und ergriff ein Tuch, um es um das Haar zu winden.

Schweigend nahm Marie das verworfene Häubchen wieder auf und trat hinzu, das Haar ihrer Baſe nach gewohnter Weiſe zu ordnen und aufzubinden.

„Hinweg, Du Falſche!“ rief die erzürnte Bertha, indem ſie die hilfreiche Hand zurückſtieß.

„Bertha, hab' ich dies um Dich verdient?“ ſprach Marie mit Ruhe und Sanftmuth. „O wenn Du wüßteſt, wie unglücklich ich bin, Du würdeſt ſanfter gegen mich ſeyn!“

„Unglücklich?“ lachte jene laut auf, „unglücklich! vielleicht weil der artige Herr nur einmal mit Dir tanzte?“

„Du biſt recht hart, Bertha;“ antwortete Marie. „Du biſt böſe auf mich, und ſagſt mir nicht einmal warum?“

„So? Du willſt alſo nicht wiſſen, daß Du mich betrogen haſt? nicht wiſſen, wie mich Deine Heimlichkeiten dem Spott und der Beſchämung ausſetzten? Ich hätte nie geglaubt, daß Du ſo ſchlecht, ſo falſch an mir handeln würdeſt!“

Von neuem erwachte in Bertha das kränkende Gefühl, ſich hintangeſetzt zu ſehen; ihre Thränen ſtrömten, ſie legte die heiße Stirne in die Hand, und die reichen

Locken floſſen über ihr zuſammen und verhüllten die Weinende.

Thränen ſind die Zeichen milderen Schmerzens; Marie kannte dieſe Thränen und fuhr mit mehr Vertrauen fort: „Bertha! Du ſchiltſt meine Heimlichkeit; ich ſehe, Du haſt errathen, was ich nie von ſelbſt ſagen konnte. Setze Dich ſelbſt in meine Lage; ach, Du ſelbſt, ſo heiter und offen Du biſt, Du ſelbſt hätteſt mir Dein Geheimniß nicht vertrauen können. Aber jetzt iſt es ja aus; Du weißt, was meine Lippen auszuſprechen ſich ſcheuten; ich liebe ihn, ja ich werde geliebt, und nicht erſt von geſtern her. Willſt Du mich hören? darf ich Dir Alles ſagen?“

Bertha's Thränen floſſen noch immer; ſie antwortete nicht auf jene Fragen, aber Marie hob an zu erzählen, wie ſie Georg im Hauſe der ſeligen Muhme kennen gelernt habe; wie ſie ihm gut geweſen, lange ehe er ihr ſeine Liebe geſtanden; alle jene ſchönen Erinnerungen lebten in ihr auf, mit glühenden Wangen, mit ſtrahlendem Auge führte ſie die Vergangenheit herauf; ſie erzählte von ſo mancher ſchönen Stunde, vom Schwur ihrer Treue, von ihrem Abſchied. „Und jetzt,“ fuhr ſie mit wehmüthigem Lächeln fort, „jetzt hat ihn dieſer unglückliche Krieg auf dieſe Seite geführt; er hört, wir ſeyen hier in Ulm, er glaubt nicht anders, als mein Vater ſey dem Bunde beigetreten, er hofft, mich durch ſein Schwert zu verdienen, denn er iſt arm, recht arm! O Bertha, Du kennſt meinen Vater; er iſt ſo gut, aber auch ſo ſtrenge, wenn etwas ſeiner Meinung widerſpricht. Wird er einem Manne ſeine Tochter geben, der ſein Schwert gegen Würtemberg gezogen hat? Siehe, das waren meine

Thränen! Ach, ich wollte Dir ſo oft ſagen, warum ſie fließen, aber eine unbeſiegbare Schaam ſchloß meine Lippen; kannſt Du mir noch zürnen? Muß ich mit dem Geliebten auch die Freundin verlieren?“

Auch Mariens Thränen floſſen, und Bertha fühlte den eigenen Schmerz von dem größeren Kummer der Freundin beſiegt. Sie umarmte Marien ſchweigend und weinte mit ihr.

„In den nächſten Tagen,“ fuhr dieſe fort, „will mein Vater Ulm verlaſſen, und ich muß ihm folgen. Aber noch einmal muß ich Georg ſprechen, nur ein Viertelſtündchen; Bertha, Du kannſt gewiß Gelegenheit geben; nur ein ganz kleines Viertelſtündchen!“

„Du willſt ihn doch nicht der guten Sache abwendig machen?“ fragte Bertha.

„Was nennſt Du die gute Sache?“ antwortete Marie. „Des Herzogs Sache iſt vielleicht nicht minder gut als die Eure; Du ſprichſt ſo, weil ihr bündiſch ſeyd; ich bin eine Würtembergerin und mein Vater iſt ſeinem Herzoge treu. Doch ſollen wir Mädchen über den Krieg entſcheiden? Laß uns lieber auf Mittel ſinnen, ihn noch einmal zu ſehen.“

Bertha hatte über der Theilnahme, mit welcher ſie der Geſchichte ihrer Baſe zugehört hatte, ganz vergeſſen, daß ſie ihr jemals gram geweſen war. Sie war überdies für alles Geheimnißvolle eingenommen, daher kamen ihr dieſe Mittheilungen erwünſcht; ſie fühlte, wie wichtig und ehrenvoll der Poſten einer Vertrauten ſey und gab ſich daher alle mögliche Mühe, dem liebenden Paare mit ihrem Scharfſinn zu dienen.

„Ich hab's gefunden,“ rief ſie endlich aus, „wir laden ihn geradezu in den Garten.“

„In den Garten?“ fragte Marie ſchüchtern und ungläubig, „und durch wen?“

„Sein Wirth, der gute Vetter Dieterich, muß ihn ſelbſt bringen;“ antwortete ſie, „das iſt herrlich, und dieſer darf auch kein Wörtchen davon merken, laß' nur mich dafür ſorgen.“

Marie, entſchloſſen und ſtark bei großen Dingen, zitterte doch bei dieſem gewagten Schritte. Aber ihre muthige, fröhliche Baſe wußte ihr alle Bedenklichkeiten auszureden, und mit erneuerter Hoffnung und befreit von der Laſt des Geheimniſſes, umarmten ſich die Mädchen, ehe ſie ſich zur Ruhe legten.

VII.

Und wie ein Geiſt ſchlingt um den Hals
Das Liebchen ſich herum:
„Willſt mich verlaſſen, liebes Herz
Auf ewig?“ und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen ſtumm.

Schubart.

Sinnend und traurig ſaß Georg am Mittag nach dem feſtlichen Abend in ſeinem Gemach. Er hatte Breitenſtein beſucht und wenig Tröſtliches für ſeine Hoffnungen erfahren. Der Kriegsrath hatte ſich an dieſem Morgen verſammelt und unwiderruflich war der Krieg beſchloſſen worden. Zwölf Edelknaben waren, die Abſagebriefe des Herzogs von Baiern, der Ritterſchaft und geſammter Städte an ihre Lanzen geheftet, zum Gödlinger Thor hinausgejagt, um die Feindesbotſchaft dem Würtemberger nach Blaubeuren zu bringen. Auf den Straßen rief man einander fröhlich dieſe Nachricht zu, und die Freude, daß es jetzt endlich ins Feld gehen werde, ſtand deutlich auf allen Geſichtern geſchrieben. Nur Einen traf dieſe Kunde wie das ſchreckliche Machtwort ſeines Schickſals. Der Gram trieb ihn aus dem Kreiſe der fröhlichen Geſellen, die jetzt den Weinſtuben zuzogen, um in lautem Jubel das Geburtsfeſt des Krieges zu begehen und das Loos künftiger Siege im Würfelſpiel zu belauſchen. Ach! ihm waren ja ſchon die Würfel gefallen! ein blutiges Schlachtfeld dehnte ſich zwiſchen ihm und ſeiner Liebe aus, ſie war ihm auf lange, vielleicht auf ewig verloren.

Eilige Tritte, welche die Treppe heraufſtürmten, weckten ihn aus ſeinem Brüten. Der Rathsſchreiber ſteckte den Kopf in die Thüre. „Glück auf, Junker!“ rief er, jetzt hebt der Tanz erſt recht an. Aber Ihr wißt es vielleicht noch gar nicht? der Krieg iſt angekündigt, ſchon vor einer Stunde ſind unſere Abſageboten ausgeritten.“

„Ich weiß es,“ antwortete ſein finſterer Gaſt.

„Nun, und hüpft Euch das Herz nicht freier? Habt Ihr auch gehört — nein, das könnt Ihr nicht wiſſen,“ fuhr Dieterich fort, indem er zutraulich näher zu ihm trat, „daß die Schweizer bereits abziehen?“

„Wie, ſie ziehen?“ unterbrach ihn Georg, „alſo hat der Krieg ſchon ein Ende?“

„Das möchte ich nicht gerade behaupten,“ fuhr der Rathsſchreiber bedenklich fort, „der Herzog von Würtemberg iſt noch ein junger, muthiger Herr und hat noch

Ritter und Dienſtleute genug. Zwar wird er wohl keine offene Feldſchlacht mehr wagen, aber er hat feſte Städte und Burgen. Da iſt einmal der Höllenſtein und darin Stephan von Lichow, ein Mann wie Eiſen. Da iſt Göppingen, das Philipp von Rechberg auch nicht auf den erſten Stückſchuß ergeben wird; da iſt Schorndorf, Rothenberg und Asperg, da iſt vor allem Tübingen, das er tüchtig befeſtigt hat. Es wird noch mancher ins Gras beißen, bis Ihr Eure Roſſe im Neckar tränket.“

„Nun, nun!“ fuhr er fort, als er ſah, daß ſeine Nachrichten die finſtere Stirne ſeines ſchweigenden Gaſtes nicht aufheitern konnten. „Wenn Ihr dieſe kriegeriſchen Botſchaften nicht freundlich aufnehmt, ſo ſchenkt Ihr vielleicht einem friedlicheren Auftrag ein geneigtes Ohr. Sagt einmal, habt Ihr nicht irgendwo eine Baſe?“

„Baſe? ja, warum fragt Ihr?“

„Nun ſehet, jetzt erſt verſtehe ich die verwirrten Reden, die vorhin Bertha vorbrachte. Als ich aus dem Rathhaus kam, winkte ſie mir hinauf und befahl mir, meinen Gaſt heute Nachmittag in ihren Garten an der Donau zu führen. Marie habe Euch etwas ſehr Wichtiges an Eure Baſe, die ſie ſehr gut kenne, aufzutragen. Ihr müßt mir ſchon den Gefallen thun, mitzugehen. Solche Geheimniſſe und Aufträge ſind zwar gewöhnlich nicht weit her, und ich wollte wetten, ſie geben Euch ein Müſterlein für den Webſtuhl oder eine Probe feiner Wolle, oder ein tiefes Geheimniß der Kochkunſt, oder gar ein Paar Körnlein von einer ſeltenen Blume mit, denn Marie iſt eine große Gärtnerin, — doch, wenn

Ihr geſtern an dem Mädchen Gefallen gefunden habt, gehet Ihr wohl gerne mit.“

Mitten in dem ſchmerzlichen Gedanken an die Scheideſtunde mußte Georg über die Liſt der Mädchen lachen; freundlich bot er dem guten Boten die Hand und ſchickte ſich an, ihn in den Garten zu begleiten.

Dieſer lag an der Donau, ungefähr zweitauſend Schritte unter der Brücke; er war nicht groß, zeugte aber von Sorgfalt und Fleiß. Die ſchönen Obſtbäume waren zwar noch nicht belaubt und die in wunderlichen Formen abgeſtochenen Beete hatten noch keine Blumen, aber ein langer Taxusgang, der an dem Ufer des Fluſſes ſich hinzog und in eine geräumige Laube endete, gab durch ſein helles Grün einen lebhaften Anblick und hinlänglichen Schutz gegen die, einem weißen Hals und ſchönen Armen ſo gefährlichen Strahlen der Märzſonne. Dort, auf dem breiten, bequemen Steinſitze, wo die Lücken der Laube eine freie Ausſicht die Donau hinauf und hinab gewährten, hatten die Mädchen unter mancherlei Geſprächen der jungen Männer geharrt.

Marie ſaß traurig in ſich gekehrt; ſie hatte den ſchönen Arm auf eine Lücke der Laube aufgeſtützt und das von Gram und Thränen müde Köpfchen in die Hand gelegt. Ihr dunkles, glänzendes Haar hob die Weiße ihres Teint um ſo mehr heraus, als ſtiller Kummer ihre Wangen gebleicht, und ſchlafloſe Nächte dem lieblichen blauen Auge ſeinen ſonſt ſo überraſchenden Glanz geraubt und ihm einen matteren, vielleicht nur um ſo anziehenderen Schimmer von Melancholie gegeben hatten. Das vollendete Bild fröhlichen Lebens, ſaß die friſche, runde, roſige Bertha neben ihr. Wie ihre gelblichen Locken mit Mariens dunklen Haaren, ihr rundes friſches Geſichtchen mit den ovalen, ſchärferen Formen ihrer Baſe, wie ihre freundlichen, beweglichen hellbraunen Augen in auffallendem Contraſt ſtanden mit dem ſinnenden, geiſtvollen Blick Mariens: ſo wurde auch jede ihrer raſchen, lebhaften Bewegungen zum Gegenſatz gegen jene ſtille Trauer.

Bertha ſchien ihre roſigſte Laune hervorgeholt zu haben, um ihre Baſe zu tröſten oder doch ihren großen Schmerz zu zerſtreuen. Sie erzählte und ſchwatzte, ſie lachte und ahmte die Geberde und Sprache vieler Leute nach, ſie verſuchte alle jene tauſend kleinen Künſte, womit die Natur ihre fröhliche Tochter ausſtattete; aber wir glauben, daß ſie wenig ausrichtete, denn nur hie und da gleitete ein wehmüthiges, ſchnell verſchwebendes Lächeln über Mariens feine Züge hin.

Endlich ergriff ſie, als gar nichts mehr helfen wollte, ihre Laute, die in der Ecke ſtand. Marie beſaß auf dieſem Inſtrument große Fertigkeit, und Bertha hätte ſich ſonſt nicht ſo leicht bewegen laſſen, vor der Meiſterin zu ſpielen. Doch heute hoffte ſie durch ihr Geklimper wenigſtens ein Lächeln ihrer Baſe zu entlocken. Sie ſetzte ſich mit großem Ernſte nieder und begann:

„Fragt mich Jemand, was iſt Minne?
Wüßt' ich gern auch darum meh(r).
Wer nun recht darüber ſinne,
Sag' mir, warum thut ſie weh?
Minne iſt Liebe, thut ſie wohl;
Thut ſie weh, heißt ſie nicht Minne.
O, dann weiß ich, wie ſie heißen ſoll.“

„Wo haſt Du dies alte ſchwäbiſche Liedchen her?“ fragte Marie, die der einfachen Muſik und dem lieblichen Text gern ihr Ohr lieh.

„Nicht wahr, es iſt hübſch? aber es kommt noch viel hübſcher, wenn Du hören willſt,“ antwortete Bertha; „das hat mich in Nürnberg ein Meiſterſänger, Hans Sachs, gelehrt, es iſt übrigens nicht von ihm, ſondern von Walther von der Vogelweide, der wohl vor dreihundert Jahren gelebt und geliebt hat. Höre nur weiter:

Ob ich recht errathen könne,
Was die Minne ſey? ſo ſprecht ja;
Minne iſt zweier Herzen Wonne;
Theilen ſie gleich, ſo iſt ſie da,
Doch — ſoll ungetheilt ſeyn,
So kann ein Herz allein ſie nicht enthalten;
Willſt Du mir helfen, traute Jungfrau mein? —

Nun, haſt Du getheilt, mit dem armen Junker?“ fragte die ſchelmiſche Bertha ihre erröthende Baſe. „Vetter Kraft möchte gerne auch mit mir theilen, einſtweilen kann er aber ſeinen ganzen Part allein tragen. Doch Du wirſt mir wieder ernſt, ich muß ſchon noch ein Liedchen des alten Herrn Walthers ſingen:

Ich weiß nicht, wie es damit geſchah,
Meinem Auge iſt's noch nie geſchehen,
Seit ich ſie in meinem Herzen ſah,
Kann ich ſie auch ohne Augen ſehen;
Da iſt doch ein Wunder mit geſchehen,
Denn wer gab es, daß es ohne Augen
Sie zu aller Zeit mag ſehen?

Wollt Ihr wiſſen, was die Augen ſeyn,
Womit ich ſie ſehe durch alle Land,
Es ſind die Gedanken des Herzens mein,
Damit ſchau ich durch Mauer und Wand,

Und hüten dieſe ſie noch ſo gut,
Es ſchauen ſie mit vollen Augen
Das Herz, der Wille und mein Muth.“

Marie lobte das Lied des Herrn Walther von der Vogelweide als einen guten Troſt beim Scheiden; Bertha beſtätigte es. „Ich weiß noch einen Reim,“ ſagte ſie lächelnd und ſang:

„Und zog ſie auch weit in das Schwabenland,
Seine Augen ſchauen durch Mauer und Wand,
Seine Blicke bohren durch Fels und Stein,
Er ſchaut durch die Alb nach dem Lichtenſtein.'“

Als Bertha noch im Nachſpiel zu ihrem Liedchen begriffen war, ging die Gartenpforte; Männertritte tönten den Gang herauf und die Mädchen ſtanden auf, die Erwarteten zu empfangen.

„Herr von Sturmfeder,“ begann Bertha nach den erſten Begrüßungen, „verzeihet doch, daß ich es wagte, Euch in meines Vaters Garten einzuladen; aber meine Baſe Marie wünſcht Euch Aufträge an eine Freundin zu geben. — Nun, und daß wir Andern nicht zu kurz kommen,“ ſetzte ſie zu Herrn Kraft gewandt hinzu, „ſo wollen wir eins plaudern und den Abendtanz von geſtern muſtern.“ Damit ergriff ſie ihres Vetters Hand und zog ihn mit ſich den Gang hinab.

Georg hatte ſich zu Marie auf die Bank geſetzt. Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt und weinte heftig. Die ſüßeſten Worte, die er ihr zuflüſterte, vermochten nicht, ihre Thränen zu ſtillen. „Marie,“ ſagte er, „Du warſt ja ſonſt ſo ſtark, wie kannſt Du nun gerade jetzt allen Glauben an ein beſſeres Geſchick, alle Hoffnung aufgeben?“

„Hoffnung?“ fragte ſie wehmüthig, „mit unſerer Hoffnung, mit unſerem Glück iſt es für ewig aus.“

„Sieh,“ antwortete Georg, „eben dies kann ich nicht glauben, ich trage die Gewißheit unſerer Liebe in mir ſo innig, ſo tief, und ich ſollte jemals glauben, daß ſie untergehen könne?“

„Du hoffſt noch? So höre mich ganz an. Ich muß Dir ein tiefes Geheimniß ſagen, an dem das Leben meines Vaters hängt. Mein Vater iſt ſo ſehr ein bitterer Feind des Bundes, als er ein Freund des Herzogs iſt; er iſt nicht nur deßwegen hier, um ſein Kind heimzuholen; nein, er ſucht die Plane des Bundes zu erforſchen und mit Geld und Rede zu verwirren. Und glaubſt Du, ein ſo bitterer Gegner des Bundes werde ſeine einzige Tochter einem Jüngling geben, der durch unſer Verderben ſich emporzuſchwingen ſucht? Einem, der ſich an Menſchen anſchließt, die kein Recht, ſondern nur Raub ſuchen?“

„Dein Eifer führt Dich zu weit, Marie,“ unterbrach ſie der Jüngling; „Du mußt wiſſen, daß mancher Ehrenmann in dieſem Heere dient!“

„Und wenn dies wäre,“ fuhr jene eifrig fort, „ſo ſind ſie betrogen und verführt, wie auch Du betrogen biſt.“

„Wer ſagt Dir dies ſo gewiß?“ entgegnete Georg, welcher erröthete, die Partei, die er ergriffen, von einem Mädchen ſo erniedrigt zu ſehen, obgleich er ahnete, daß ſie ſo unrecht nicht habe; „wer ſagt Dir dies ſo gewiß? kann nicht Dein Vater auch verblendet und betrogen ſeyn? Wie mag er nur mit ſo vielem Eifer die Sache dieſes ſtolzen, herrſchſüchtigen Mannes führen, der ſeine Edlen ermordet, der ſeine Bürger in den Staub tritt, der an ſeiner Tafel das Mark des Landes verpraßt und ſeine Bauern verſchmachten läßt?"

„Ja, ſo ſchildern ihn ſeine Feinde," antwortete Marie, „ſo ſpricht man von ihm in dieſem Heere; aber frage dort unten an den Ufern des Neckars, ob ſie ihren angeſtammten Fürſten nicht lieben, wenn gleich ſeine Hand zuweilen ſchwer auf ihnen ruht. Frage jene Männer, die mit ihm ausgezogen ſind, ob ſie nicht freudig ihr Blut für den Enkel Eberhards geben, ehe ſie dieſem ſtolzen Herzog von Baiern, dieſen räuberiſchen Edlen, dieſen Städtlern ihr Land abtreten." *

Georg ſchwieg eine Zeitlang nachdenklich; „aber wie entſchuldigen denn dieſe warmen Vertheidiger den Mord des Hutten?" fragte er.

„Ihr ſprecht immer von Eurer Ehre," antwortete Marie, „und wollt nicht leiden, daß ein Herzog ſeine Ehre vertheidige? Hutten iſt nicht meuchelmörderiſch gefallen, wie ſeine Anhänger in alle Welt ausgeſchrieen haben, ſondern im ehrlichen Kampfe, worin der Herzog ſelbſt ſein Leben einſetzte. Ich will nicht Alles vertheidigen, was er that; aber man ſoll nur auch bedenken, daß ein junger Herr, wie der Herzog, von ſchlechten Räthen umgeben, nicht immer weiſe handeln kann. Aber er iſt gewiß gut, und wenn Du wüßteſt, wie mild, wie leutſelig er ſeyn kann!"

„Es fehlt nur noch, daß Du ihn auch den ſchönen Herzog nennſt," ſagte Georg bitter lächelnd; „Du wirſt reichen Erſatz finden für den armen Georg, wenn er es

---

* Vergl. Anm. 3.

der Mühe werth hält, mein Bild aus Deinem Herzen zu verdrängen.

„Wahrlich, dieſer kleinlichen Eiferſucht habe ich Dich nicht fähig gehalten,“ antwortete Marie, indem ſie ſich mit Thränen des Unmuths, im Gefühl gekränkter Würde abwandte. „Glaubſt Du denn, das Herz eines Mädchens könne nicht auch warm für die Sache ihres Vaterlandes ſchlagen?“

„Sey mir nicht böſe,“ bat Georg, der mit Reue und Beſchämung einſah, wie ungerecht er ſey, „gewiß, es war nur Scherz!“

„Und kannſt Du ſcherzen, wo es unſer ganzes Lebensglück gilt?“ entgegnete Marie; „morgen will der Vater Ulm verlaſſen, weil der Krieg entſchieden iſt; wir ſehen uns vielleicht lange, lange nicht mehr, und Du magſt ſcherzen? Ach, wenn Du geſehen hätteſt, wie ich ſo manche Nacht mit heißen Thränen zu Gott flehte, er möge Dein Herz herüber auf unſere Seite lenken, er möge uns vor dem Unglück bewahren, auf ewig getrennt zu ſeyn, gewiß Du könnteſt nicht ſo grauſam ſcherzen!“

„Er hat es nicht zum Heil gelenkt,“ antwortete Georg, düſter vor ſich hinblickend.

„Und ſollte es nicht noch möglich ſeyn?“ ſprach Marie, indem ſie ſeine Hand faßte und mit dem Ausdruck bittender Zärtlichkeit, mit der gewinnenden Sanftmuth eines Engels ihm ins Auge ſah, „ſollte es nicht noch möglich ſeyn? Komm' mit uns, Georg! wie gerne wird der Vater einen jungen Streiter ſeinem Herzog zuführen! Ein Schwert wiegt viel in ſolchen Zeiten, ſagte er oft, er wird es Dir hoch anſchlagen, wenn Du ihm folgſt, an ſeiner Seite wirſt Du kämpfen, mein Herz wird dann nicht zerriſſen, nicht getheilt ſeyn, zwiſchen jenſeits und dieſſeits; mein Gebet, wenn es um Glück und Sieg fleht, wird nicht zitternd zwiſchen beiden Heeren irren!“

„Halt' ein!“ rief der Jüngling und bedeckte ſeine Augen, denn der Sieg der Ueberzeugung ſtrahlte aus ihren Blicken, die Gewalt der Wahrheit hatte ſich auf ihren ſüßen Lippen gelagert. „Willſt Du mich bereden, ein Ueberläufer zu werden? Geſtern zog ich mit dem Heere ein, heute wird der Krieg erklärt und morgen ſoll ich zu dem Herzog hinüberreiten? Kann Dir meine Ehre ſo gleichgültig ſeyn?“

„Die Ehre?“ fragte Marie und Thränen entſtürzten ihrem Auge; „ſie iſt Dir alſo theurer als Deine Liebe? wie anders klang es, als mir Georg ewige Treue ſchwur! Wohlan! ſey glücklicher mit ihr als mit mir! Aber möge Dir, wenn Dich der Herzog von Baiern auf dem Schlachtfeld zum Ritter ſchlägt, weil Du in unſern Fluren am ſchrecklichſten gewüthet, wenn er Dir ein Ehrenkettlein umhängt, weil Du Würtembergs Burgen am tapferſten gebrochen, möge Dir der Gedanke Deine Freude nicht trüben, daß Du ein Herz brachſt, das Dich ſo treu, ſo zärtlich liebte!“

„Geliebte!“ antwortete Georg, deſſen Bruſt widerſtreitende Gefühle zerriſſen, „Dein Schmerz läßt Dich nicht ſehen, wie ungerecht Du biſt. Doch es ſey, daß Du ſieheſt, daß ich den Ruhm, der mir ſo freundlich winkte, der Liebe zum Opfer zu bringen weiß, ſo höre mich: Hinüber zu Euch darf ich nicht. Aber ablaſſen will ich von dem Bunde, möge kämpfen und ſiegen wer da will — mein Kampf und Sieg war ein Traum, er iſt zu Ende!“

Marie ſandte einen Blick des Dankes zum Himmel und belohnte die Worte des jungen Mannes mit ſüßem Lohne. „O glaube mir,“ ſagte ſie, „ich fühle, wie viel Dich dieſes Opfer koſten muß. Aber ſieh mir nicht ſo traurig an Dein Schwert hinunter; wer frühe entſagt, der erntet ſchön, ſagt mein Vater; es muß uns doch einmal die Sonne des Glückes ſcheinen. Jetzt kann ich getroſt von Dir ſcheiden; denn wie auch der Krieg ſich enden mag, Du kannſt ja frei vor meinen Vater treten, und wie wird er ſich freuen, wenn ich ihm ſage, welch ſchweres Opfer Du gebracht haſt!“

Bertha's helle Stimme, die der Freundin ein Zeichen gab, daß der Rathsſchreiber nicht mehr zurückzuhalten ſey, ſchreckte die Liebenden auf. Schnell trocknete Marie die Spuren ihrer Thränen und trat mit Georg aus der Laube.

„Vetter Kraft will aufbrechen,“ ſagte Bertha, „er fragt, ob der Junker ihn begleiten wolle?“

„Ich muß wohl, wenn ich den Weg nach Hauſe nicht verfehlen ſoll,“ antwortete Georg; ſo theuer ihm die letzten Augenblicke vor einer langen Trennung von Marie geweſen wären, ſo kannte er doch die ſtrenge Sitte ſeiner Zeit zu gut, als daß er ohne den Vetter, als Landfremder, bei den Mädchen geblieben wäre.

Schweigend gingen ſie den Garten hinab, nur Herr Dieterich führte das Wort, indem er in wohlgeſetzten Worten ſeinen Jammer beſchrieb, daß ſeine Baſe morgen ſchon Ulm verlaſſen werde. Aber Bertha mochte in

Georgs Augen geleſen haben, daß ihm noch etwas zu wünſchen übrig bleibe, wobei der uneingeweihte Zeuge überflüſſig war; ſie zog den Vetter an ihre Seite und befragte ihn ſo eifrig über eine Pflanze, die gerade zu ſeinen Füßen mit ihren erſten Blättern aus der Erde ſproßte, daß er nicht Zeit hatte, zu beobachten, was hinter ſeinem Rücken vorgehe.

Schnell benützte Georg dieſen Augenblick, Marien noch einmal an ſein Herz zu ziehen, aber das Rauſchen von Mariens ſchwerem ſeidenen Gewande, Georgs klirrendes Schwert weckten den Rathsſchreiber aus ſeinen botaniſchen Betrachtungen; er ſah ſich um, und o Wunder! er erblickte die ernſte züchtige Baſe in den Armen ſeines Gaſtes.

„Das war wohl ein Gruß an die liebe Baſe in Franken?“ fragte er, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte.

„Nein, Herr Rathsſchreiber,“ antwortetete Georg, „es war ein Gruß an mich ſelbſt, und zwar von der, die ich einſt heimzuführen gedenke. Ihr habt doch nichts dagegen, Vetter?“

„Gott bewahre! ich gratulire von Herzen,“ antwortete Herr Dieterich, der von dem ernſten Blick des jungen Kriegsmannes und von Mariens Thränen etwas eingeſchüchtert wurde. „Aber der Tauſend, das heiß' ich veni, vidi, vici; ich ſcherwenzte ſchon ein Vierteljahr um die Schöne, und habe mich kaum eines Blickes erfreuen können. Und heute muß ich nun gar den Marder ſelbſt herausführen, der mir das Täubchen vor dem Mund wegſtiehlt.“

„Verzeihe den Scherz, Vetter, den wir mit Dir machten," fiel ihm Bertha ins Wort, ſey vernünftig und laß Dir die Sache erklären." Sie ſagte ihm, was er zu wiſſen brauchte, um gegen Mariens Vater zu ſchweigen. Durch die freundlichen Blicke Bertha's beſänftigt, verſprach er zu ſchweigen, unter der Bedingung, ſetzte er ſchalkhaft hinzu, daß ſie etwa auch einen ſolchen Gruß an ihn beſtelle.

Bertha verwies ihm, wiewohl nicht allzu ſtrenge, ſeine unartige Forderung, und fragte ihn neckend an der Gartenthüre noch einmal um die Naturgeſchichte des erſten Veilchens, das die Sonne hervorgelockt hatte. Er war gutmüthig genug, eine lange und gelehrte Erklärung darüber zu geben, ohne weder durch Mariens leiſes Weinen, noch durch Georgs klirrendes Schwert ſich unterbrechen zu laſſen. Ein dankender Blick Mariens, ein freundlicher Handſchlag von Bertha belohnte ihn dafür beim Scheiden, und noch lange wehten die Schleier der ſchönen Bäschen über den Gartenzaun hin den Scheidenden nach.

VIII.

Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

L. Uhland.

Ulm glich in den nächſten Tagen einem großen Lager. Statt der friedlichen Landleute, der geſchäftigen

Bürger, die ſonſt ehrbaren und ruhigen Schrittes ihrem Gewerbe nach durch die Straßen gingen, ſah man überall nur wunderliche Geſtalten mit Sturmhauben und Eiſenhüten, mit Lanzen, Armbrüſten und ſchweren Büchſen. Statt der Rathsherren, in ihrer einfachen ſchwarzen Tracht, zogen ſtolze Ritter, mit wehenden Helmbüſchen, ganz mit Stahl bedeckt, begleitet von einer großen Schaar bewaffneter Dienſtleute, über die Plätze und Märkte. Noch lebhafter war dies kriegeriſche Bild vor den Thoren der Stadt; auf einem Anger an der Donau übte Sickingen ſeine Reiterei, auf einem großen Blachfelde gegen Söflingen hin pflegte Frondsberg ſein Fußvolk zu tummeln.

An einem ſchönen Morgen, etwa drei bis vier Tage, nachdem Marie von Lichtenſtein mit ihrem Vater Ulm verlaſſen hatte, ſah man eine ungeheure Menge Menſchen aus allen Ständen auf jener Wieſe verſammelt, um dieſen Uebungen Frondsbergs zuzuſehen. Sie betrachteten dieſen Mann, dem ein ſo großer Ruf vorangegangen war, vielleicht nicht mit geringerem Intereſſe als wir, wenn wir die kaiſerlichen oder königlichen Söhne des Mars die Dienſte eines Feldherrn verrichten ſahen. Knüpft ſich ja doch gerade an die Perſon eines ausgezeichneten Führers das Intereſſe, das dem ganzen Heere gilt, ja wir meinen oft, die Schlachten, von denen uns die Sage oder öffentlichen Blätter erzählen, um ſo deutlicher zu verſtehen, wenn wir uns die Geſtalt des Heerführers vor das Auge zurückrufen können.

So mochte es wohl auch damals den Bewohnern von Ulm zu Muth ſeyn, wenn ſie ihre engen Straßen verließen, um den Mann des Tages in ſeinem Handwerk zu ſehen. Die Geſchicklichkeit, mit der er ſein Fußvolk, das ſonſt in zerſtreuten Haufen gefochten hatte, zu geſchloſſenen Maſſen vereinigte; die Schnelligkeit, womit ſie ſich nach ſeinem Winke nach allen Seiten ſchwenkten oder in furchtbare, von Piken und Donnerbüchſen ſtarrende Kreiſe zuſammenzogen; ſeine mächtige Stimme, die ſelbſt die Trommeln übertönte, ſeine erhabene, kriegeriſche Geſtalt, dies alles gewährte ein ſo neues, anziehendes Bild, daß auch die bequemſten Bürger es nicht ſcheuten, einen langen Vormittag auf dem Anger zu ſtehen und dieſes Schauſpiel zu genießen.

Der Feldhauptmann ſchien an dieſem Morgen noch freundlicher und fröhlicher zu ſeyn, als ſonſt. Mochte ihn der warme Antheil, den die guten Ulmer an ihm nahmen, und der auf allen Geſichtern geſchrieben ſtand, erfreuen; mochte ihm hier außen an dem ſchönen Morgen unter ſeinen Waffenübungen wohler ſeyn, als in den engen, kalten Straßen der Stadt — er blickte ſo freundlich auf die Menge hin, daß jeder glaubte, von ihm beſonders beachtet und begrüßt zu werden, und der Ausruf: „ein wackerer Herr! ein braver Ritter!“ jedem ſeiner Schritte folgte.

Beſonders freundlich ſchien er immer an einer Stelle zu ſeyn; wenn er vorüberſprengte, ſo durfte man gewiß ſeyn, daß er dort mit dem Schwert oder der Hand herübergrüßte und traulich nickte.

Die Hinterſten ſtellten ſich auf die Zehen, um den Gegenſtand ſeiner freundlichen Winke zu ſehen; die Näherſtehenden ſahen ſich fragend an und wunderten ſich, denn keiner der verſammelten Bürger ſchien dieſer Auszeichnung würdig. Als Frondsberg wieder vorüberſprengte und die Zeichen ſeiner Gnade wiederholte, gaben wohl hundert Augen recht genau Acht, und es fand ſich, daß die Grüße einem großen, ſchlanken, jungen Manne gelten mußten, der in der vorderſten Reihe der Zuſchauer ſtand. Das Wamms von feinem Tuch mit Seidenſchlitzen, die hohen Barettfedern, mit welchen der Morgenwind ſpielte, ſein langes Schwert und eine Feldbinde oder Schärpe zeichneten ihn auf den erſten Blick vor ſeinen Nachbarn aus, die minder geſchmückt als er, auch durch unterſetztere Figuren und breite Geſichter ſich nicht zu ihrem Vortheil von ihm unterſchieden.

Der Jüngling ſchien aber zum Aergerniß der guten Spießbürger nicht ſehr erfreut über die hohe Gnade, die ihm vor ihren Augen zu Theil ward. Schon ſeine Stellung, das Haupt geſenkt, die Arme über die Bruſt gekreuzt, ſchien nicht anſtändig genug für einen feinen Junker, wenn er von einem alten Kriegshelden gegrüßt wurde. Ueberdies erröthete er bei jedem Gruß des Feldhauptmanns, dankte nur durch ein leichtes Neigen, und ſah ihm mit ſo düſtern Blicken nach, als gälte es ein langes Scheiden und dieſer Gruß wäre der letzte eines lieben Freundes geweſen.

„Ein ſonderbarer Kauz der Junker dort," ſagte der Obermeiſter aller Ulmer Weber zu ſeinem Nachbar, einem wackern Waffenſchmied; „ich gäbe mein Sonntagswamms um einen ſolchen Gruß von dem Frondsberger, und dieſer da muckt nicht darüber. Hieße es nicht in der Stadt, was hat der Meiſter Kohler mit dem Frondsberg?

waren ja neulich mit einander wie zwei Brüder. O, die kennen einander ſchon lange, hieß es dann, ſind gute Freunde von Alters her. Ich kann mich ordentlich ärgern, daß ein ſo geſcheuter und gewaltiger Herr ſolch einen Laffen all Paternoſterlang grüßt.“

Der Waffenſchmied, ein kleiner, alter Kerl, hatte ihm ſeinen Beifall zugenickt. „Gott ſtraf' mich, Ihr habt Recht, Meiſter Kohler! Stehen nicht dort ganz andere Leut', die er grüßen könnte? iſt nicht der Herr Bürgermeiſter auf dem Platz, und ſteht dort nicht mein Gevatter, der Herr von Beſſerer, am Eck? Ich wollt' dem Junker den Kopf beugen lernen, wenn ich Herr wäre; aber glaubt mir, der da beugt ſeinen Nacken nicht, und wenn der Kaiſer ſelbſt käme. Er muß auch etwas Rechtes ſeyn, denn der Rathsſchreiber, mein Nachbar, der ſonſt allen Gäſten feind iſt, hat ihn in ſeiner Behauſung.“

„Der Kraft?“ fragte der Weber verwundert, „ei, ei! aber halt, dahinter ſteckt ein Geheimniß. Das iſt gewiß ſo ein junger Potentat oder gar des Bürgermeiſters von Köln ſein Sohn, der auch unter dem Heer mitreiten ſoll. Steht nicht dort des Kraften alter Johann.?“

„Weiß Gott, er iſt's!“ fiel der Waffenſchmied ein, den die Vermuthungen des Webers neugierig gemacht hatten; „er iſt's, und ich will ihn beichten laſſen, trotz dem Probſt von Elchingen.“ Aber ſo klein auch der Raum zwiſchen den beiden Bürgern und dem alten Diener des Kraftiſchen Hauſes war, ſo konnte doch der Schmied nicht zu ihm durchkommen, ſo dicht ſtanden die Zuſchauer. Endlich drang die gewichtige Miene des

Obermeiſters aller Weber durch, denn er war reich und angeſehen in der Stadt; er erwiſchte den alten Johann und zog ihn zu dem Schmied. Doch auch der alte Johann konnte wenig Beſcheid geben, er wußte nichts, als daß der Gaſt ein Herr von Sturmfeder ſey; „übrigens muß er nicht weit her ſeyn," ſetzte er hinzu, „denn er reitet ein Landpferd und hat keine Dienſtleute bei ſich; meinem Herrn aber wird der Gaſt übel bekommen, denn unſere alte Sabine, die Amme, iſt wie ein Drache, daß er die Hausordnung ſtört und ungefragt nur ſo mir nichts dir nichts ein fremdes Menſchenkind mit Stiefeln und Sporen ins Haus ſchleppt."

„Nichts für ungut," fiel ihm der Obermeiſter in die Rede, „Euer Herr, Johann, iſt ein Narr! die alte Hexe, — Gott verzeih' mir's — hätte ich ſchon lange auf die Straße geworfen, wo ſie hingehört. Hat der Herr doch ſein gutes Alter, und ſoll ſich behandeln laſſen als läge er noch in den Windeln."

„Ihr habt gut reden, Meiſter Kohler," antwortete der alte Diener, „aber das verſteht Ihr doch nicht recht. Auf die Gaſſe werfen? Wer ſoll denn nachher haushalten?"

„Wer?" ſchrie der erhitzte Weber, „wer? ein Weib ſoll er nehmen, eine Hausfrau, wie ein anderer Chriſt und Ulmer Bürger auch; was hat er nöthig als Junggeſelle zu leben und allen Mädchen in der Stadt nachzulaufen? Hab' ich ihn nicht neulich angetroffen, wie er meiner Katherine ſchön gethan hat? Schiff und Geſchirr hätte ich ihm mögen an den Kopf werfen, dem geſtrengen Herrn; ſo aber — ſeine Mutter ſelig hat manch ſchönes

Tafelſtück bei mir weben laſſen, die brave Frau — ſo mußt' ich meine Mütze abziehen und ſagen: „Gehorſamen guten Abend, und was befehlen Euer Wohledlen?“ Daß dich der — “

„Ei, ſchau einer!“ ſagte Johann mit unmuthigem Geſicht; „ich habe immer gedacht, ein Herr wie der Rathsſchreiber, mein Herr, könne in allen Ehren mit Eurer Tochter ein Wort wechſeln, ohne daß die böſe Welt — “

„So? ein Wort wechſeln, und Abends nach der Veſperglock im März? Er heirathet ſie doch nicht, und meint Ihr, meines Kindes guter Ruf müſſe nicht ſo rein ſeyn, wie Eures Herrn weiße Halskrauſe? Das könnt' ich brauchen!“

Der Obermeiſter hatte während ſeiner eifrigen Reden den alten Johann an der Bruſt gepackt und ſeine Stimme ſo erhoben, daß die Umſtehenden aufmerkſam wurden; der Meiſter Schmied hielt es daher für das Beſte, den Erzürnten mit Gewalt wegzuziehen, und er verhütete ſo zwar weitere Streitigkeiten, doch konnte er nicht verhüten, daß es ſchon Mittags in der ganzen Stadt hieß: Herr von Kraftens Johann habe noch in ſeinen alten Tagen eine Liebſchaft mit des Obermeiſters Töchterlein, und ſey von dem erzürnten Vater auf der Wieſe darüber zur Rede geſtellt worden.

Die Uebungen des Fußvolks waren indeß zu Ende gegangen, das Volk verlief ſich, und auch den jungen Mann, der die unſchuldige Urſache zu jenem Streit geweſen war, ſah man ſeine Schritte der Stadt zuwenden; ſein Gang war langſam und ungleich, ſein Geſicht ſchien bleicher als ſonſt, ſeine Blicke ſuchten noch immer den Boden oder ſchweiften mit dem Ausdruck von Sehnſucht oder ſtillem Gram nach den fernen blauen Bergen, den Grenzmauern von Würtemberg.

Noch nie hatte ſich Georg von Sturmfeder ſo unglücklich gefühlt, als in dieſen Stunden. Marie war mit ihrem Vater abgereiſt; ſie hatte ihn noch einmal beſchwören laſſen, ſeinem Verſprechen treu zu ſeyn, und wie unglücklich machte ihn dies Verſprechen! Wohl hatte es ihm damals nicht geringen Kampf gekoſtet, es zu geben; aber der betäubende Schmerz des Abſchieds, der Gram des geliebten Mädchens hatten überwunden. Doch jetzt, wo er mit feſterem Blicke ſeinen Umgebungen, ſeiner Zukunft ins Auge ſah, wie traurig, wie ſchwierig erſchien ihm ſeine Lage! Nichts davon zu ſagen, daß alle ſeine goldenen Träume, alle jene kühnen Hoffnungen von Ruhm und Ehre mit einem Mal verſchwanden; nichts davon zu ſagen, daß auch ſein Ziel, das ſo nahe lag, Marien durch Kriegsdienſte zu verdienen, ungewiß in die Weite hinausgerückt war, — er ſollte auf die Gefahr hin, von Männern, deren Achtung ihm theuer war, verkannt zu werden, dieſe Fahnen verlaſſen, gerade in einem Augenblick, wo man der Entſcheidung entgegenging. Von Tag zu Tag, ſo lange es ihm nur möglich war, verſchob er dieſe Erklärung; wo ſollte er Gründe, wo Worte hernehmen, vor dem alten, tapfern Degen Breitenſtein, ſeinem väterlichen Freunde, ſeinen Abzug zu rechtfertigen? mit welcher Stirne ſollte er vor den edlen Frondsberg treten? Ach, jene freundlichen Grüße, womit er den Sohn ſeines tapfern Waffengenoſſen zu freudigem Kampfe aufzumuntern ſchien, hatten ihn mit tauſend Qualen gefoltert. An ſeiner Seite war ſein Vater gefallen, er hatte gehört, wie der Sterbende den Ruhm ſeines Namens und ſein leuchtendes Beiſpiel als einziges Erbe dem unmündigen Knaben zuſandte; dieſer Mann war es, der ihm jetzt ſo liebevoll die Schranken öffnete, und auch ihm mußte er in ſo zweideutigem Lichte erſcheinen.

Er hatte ſich unter dieſen trüben Gedanken langſam dem Thore der Stadt genähert, als er ſich plötzlich am Arm ergriffen fühlte, er ſah ſich um, ein Mann, dem Anſchein nach ein Bauer, ſtand vor ihm.

„Was willſt Du?“ fragte Georg etwas unwillig, in ſeinen Gedanken unterbrochen zu werden.

„Es kommt darauf an, ob Ihr der rechte ſeyd,“ antwortete der Mann. „Sagt einmal, was gehört zu Licht und Sturm?“

Georg wunderte ſich ob der ſonderbaren Frage und betrachtete jenen genauer. Er war nicht groß, aber kräftig; ſeine Bruſt war breit, ſeine Geſtalt gedrungen. Das Geſicht, von der Sonne braun gefärbt, wäre flach und unbedeutend geweſen, wenn nicht ein eigener Zug von Liſt und Schlauheit um den Mund und aus den grauen Augen Muth und Verwegenheit geleuchtet hätten. Sein Haar und Bart war dunkelgelb und gerollt; er trug einen langen Dolch im ledernen Gurt, in der einen Hand hielt er eine Axt, in der andern eine runde, niedere Mütze von Leder, wie man ſie noch heute bei dem ſchwäbiſchen Landvolk ſieht.

Während Georg dieſe flüchtigen Bemerkungen machte, wurden auch ſeine Züge lauernd beobachtet.

„Ihr habt mich vielleicht nicht recht verſtanden, Herr Ritter," fuhr jener nach kurzem Stillſchweigen fort; „was paßt zu Licht und Sturm, daß es zwei gute Namen gibt?"

„Feder und-Stein!" antwortete der junge Mann, dem es auf einmal klar wurde, was unter jener Frage verſtanden ſey; „was willſt Du damit?"

„So ſeyd Ihr Georg von Sturmfeder," ſagte jener, „und ich komme von Marien von —"

„Um Gottes Willen ſey ſtill, Freund, und nenne keinen Namen!" fiel Georg ein, „ſage ſchnell, was Du mir bringſt."

„Ein Brieflein, Junker!" ſprach der Bauer, indem er die breiten, ſchwarzen Kniegürtel, womit er ſeine ledernen Beinkleider umwunden hatte, auflöste und einen Streifen Pergament hervorzog.

Mit haſtiger Freude nahm Georg das Pergament; es waren wenige Worte, mit glänzendſchwarzer Dinte geſchrieben; den Zügen der Schrift ſah man aber an, daß ſie einige Mühe gekoſtet haben mochten, denn die Mädchen von 1519 waren nicht ſo flink mit der Feder, um ihre zärtlichen Gefühle auszudrücken, als die in unſeren Tagen, wo jede Dorfſchöne ihrem Geliebten zum Regiment eine Epiſtel, ſo lang als die dritte St. Johannis, ſchreiben kann. Die Chronik, woraus wir dieſe Hiſtorie genommen, hat uns jene Worte aufbewahrt, welche Georgs gierige Blicke aus den verworrenen Zügen des Pergaments entzifferten:

„Bedenk' Deinen Eid, — Flieh' bei Zeit.
Gott Dein Geleit. — Marie Dein in Ewigkeit."

Es liegt ein frommer, zarter Sinn in dieſen Worten; und wer ſich ein liebendes Herz dazu denkt, wie es mit dieſen Zeilen in die Ferne fliegen möchte, ein Auge voll Zärtlichkeit, umflort von einem Schleier ſtiller Thränen, einen holden Mund, der das Blättchen noch einmal küßt, verſchämte Wangen, die bei dieſem geheimnißvollen Gruße erröthen, — wer dies hinzudenkt, der wird es Georg nicht verargen, daß er einige Augenblicke wie trunken war. Ein freudiger, glänzender Blick, nach den fernen blauen Bergen hin, dankte der Geliebten für ihren tröſtenden Spruch; und wahrlich, er war auch zu keiner andern Zeit nöthiger geweſen, als gerade jetzt, um den geſunkenen Muth des jungen Mannes zu erheben. Wußte er doch, daß ein Weſen, das Theuerſte, was für ihn auf der Erde lebte, ihn nicht verkannte. Der Schluß jener Zeilen erhob ſein Herz zur alten Freudigkeit, er bot dem guten Boten die Hand, dankte ihm herzlich und fragte, wie er zu dieſen Zeilen gekommen ſey.

„Dacht' ich's doch,“ antwortete dieſer, daß das Blättchen keinen böſen Zauberſpruch enthalten müſſe; denn das Fräulein lächelte ſo gar freundlich, als ſie es mir in die rauhe Hand drückte. Es war vergangenen Mittwoch, als ich nach Blaubeuren kam, wo unſer Kriegsvolk ſtand. Es iſt dort in der Kloſterkirche ein prächtiger Hochaltar, worauf die Geſchichte meines Patrons, des Täufers Johannes vorgeſtellt iſt. Vor ſieben Jahren, als ich in großer Noth und einem ſchmählichen Ende nahe war, gelobte ich alle Jahre um dieſe Zeit eine Wallfarth dahin. So hielt ich es alle Jahre ſeit der Zeit, da mich der Heilige durch ein Wunder von Henkers

Hand errettet hat. Wenn ich nun mein Gebet verrichtet hatte, ging ich allemal zum Herrn Abt, um ihm ein Paar ſchöne Gänſe oder ein Lamm zu bringen, oder was er ſonſt gerade gerne hat. — Aber ich mache Euch lange Weile mit meinem Geſchwätz, Junker?“

„Nein, nein, erzähle nur weiter!“ antwortete Georg, „komm, ſetze Dich zu mir auf jene Bank.“

„Das würde ſich ſchön ſchicken!“ entgegnete der Bote, „wenn ein Bauer an des Junkers Seite ſitzen wollte, den der Oberfeldhauptmann vor aller Augen ſo oft gegrüßt hat; erlaubt mir, daß ich mich vor Euch hinſtelle.“

Georg ließ ſich auf einem Steinſitz am Wege nieder, der Bauer aber fuhr, auf ſeine Art geſtützt, in ſeiner Erzählung fort: „Ich hatte diesmal bei den unruhigen Zeiten wenig Luſt zur Wallfarth, aber „gebrochener Eid thut Gott leid,“ heißt es, und ſo mußte ich mein Gelübde vollbringen. Wie ich vom Gebet aufſtand, um dem Abt zu bringen, was recht iſt, ſagte mir einer der Pfaffen, daß ich diesmal nicht zu ſeiner Ehrwürden könne, weil viele Herren und Ritter dort zu Beſuch ſeyen. Ich beſtand aber doch darauf, denn der Abt iſt ein leutſeliger Herr und hätte mir's nicht verziehen, wenn ich ihn nicht heimgeſucht hätte. Wenn Ihr je ins Kloſter hinaus kommt, ſo vergeſſet nicht nach der Treppe zu ſchauen, die vom Hochaltar zum Dorment führt. Sie geht durch die dicke Mauer, welche die Kirche ans Kloſter ſchließt, und iſt lang und ſchmal. Dort war es, wo mir das Fräulein begegnet iſt. Es kommt mir nämlich ein feines Weibsbild mit Brevier und Roſenkranz die Treppe herab entgegen; ich drücke mich an die Wand, um ſie vorbei zu laſſen, ſie aber bleibt ſtehen und ſpricht: „Ei, Hans, woher des Wegs?“

„Woher kennt Euch denn das Fräulein?“ unterbrach ihn Georg.

„Meine Schweſter iſt ihre Amme und“ —

„Wie, die alte Roſe iſt Eure Schweſter?“ rief der junge Mann.

„Habt Ihr ſie auch gekannt?“ ſagte der Bote; „ei, ſeh' doch einer! aber daß ich weiter ſage: ich hatte eine große Freude, ſie wieder zu ſehen, denn ich beſuchte meine Schweſter häufig in Lichtenſtein und habe das Fräulein gekannt, als man ſie noch in ihres Vaters Schwertkuppel gehen lehrte. Aber ich hätte ſie kaum wieder erkannt, ſo groß war ſie geworden, und die rothen Wangen ſind auch weg wie der Schnee am erſten Mai. Ich weiß nicht, wie es ging, aber mich dauerte ihr Anblick in der Seele, und ich mußte fragen, was ihr fehle, und ob ich ihr nicht etwas helfen könne? Sie beſann ſich eine Weile und ſagte dann: ja, wenn Du verſchwiegen wäreſt, Hans, könnteſt Du mir wohl einen großen Dienſt leiſten!“ Ich ſagte zu, und ſie beſtellte mich bis nach der Veſper.“

„Aber wie kommt ſie nur in das Kloſter?“ fragte Georg, „ſonſt darf ja doch kein Weiberſchuh über die Schwelle.“

„Der Abt iſt mit ihrem Vater befreundet, und da ſo viel Volk in Blaubeuren liegt, ſo iſt ſie dort beſſer aufgehoben als im Städtchen, wo es toll genug zugeht. Nach der Veſper, als alles ſtill war, kam ſie ganz leiſe in den Kreuzgang. Ich ſprach ihr Muth zu, wie es eben unſer eins verſteht, da gab ſie mir dies Blättchen und bat mich, Euch aufzuſuchen.“

„Ich danke Dir herzlich, guter Hans,“ ſagte der Jüngling. Aber hat ſie Dir ſonſt nichts an mich aufgetragen?“

„Ja,“ antwortete der Bote, „mündlich hat ſie mir noch etwas aufgetragen; Ihr ſollt Euch hüten, man habe etwas mit Euch vor.“

„Mit mir?“ rief Georg, „das haſt Du nicht recht gehört; wer und was ſoll man mit mir vorhaben?“

„Da fragt Ihr mich zuviel,“ entgegnete jener, „aber wenn ich es ſagen darf, ſo glaube ich, die Bündiſchen. Das Fräulein ſetzte noch hinzu, ihr Vater habe davon geſprochen, und hat nicht der Frondsberg Euch heute zugewinkt und Euch geehrt wie des Kaiſers Sohn, daß ſich jedermann darob verwunderte? Glaubt nur, es hat allemal etwas zu bedeuten, wenn ſolch ein Herr ſo freundlich iſt.“

Georg war überraſcht von den richtigen Bemerkungen des ſchlichten Bauers; er entſann ſich auch, daß Mariens Vater tief in die Geheimniſſe der Bundesoberſten eingedrungen ſey und vielleicht etwas erfahren habe, was ſich zunächſt auf ihn beziehe. Aber er mochte ſinnen wie er wollte, ſo konnte er doch nichts finden, was zu dieſer geheimnißvollen Warnung Mariens gepaßt hätte. Mit Mühe riß er ſich aus dieſem Gewebe von Vermuthungen, indem er den Boten fragte, wie er ihn ſo ſchnell gefunden habe?

„Dies wäre ohne Frondsberg ſo bald nicht geſchehen,“ antwortete er; „ich ſollte Euch bei Herrn Dieterich von Kraft aufſuchen. Wie ich aber die Straße hereinging, da ſah man viel Volk auf den Wieſen. Ich dachte, eine halbe Stunde mache nichts aus, und ſtellte mich auch hin, um das Fußvolk zu betrachten. Wahrlich, der Frondsberg hat es weit gebracht! — Nun da war mir's, als hörte ich nahe bei mir Euren Namen nennen, ich ſah mich um, es waren drei alte Männer, die ſprachen von Euch und deuteten auf Euch hin; ich aber merkte mir Eure Geſtalt und folgte Euren Schritten, und weil ich meiner Sache doch nicht ganz gewiß war, ſo gab ich Euch das Räthſel von Sturm und Licht auf.“

„Das haſt Du klug gemacht,“ ſagte Georg lächelnd; „aber komm in mein Haus, daß man Dir etwas zu eſſen reiche; wann kehrſt Du wieder heim?“

Hans bedachte ſich eine Weile, endlich aber ſagte er, indem ein ſchlaues Lächeln um ſeinen Mund zog: „Nichts für ungut, Junker, aber ich habe dem Fräulein verſprechen müſſen, nicht eher von Euch zu weichen, als bis Ihr dem bündiſchen Heer Valet geſagt habt.“

„Und dann?“ fragte Georg.

„Und dann gehe ich ſtracks nach Lichtenſtein und bringe ihr die gute Nachricht von Euch; wie wird ſie ſich ſehnen! alle Tage ſteht ſie wohl im Gärtchen auf dem Felſen und ſieht ins Thal hinab, ob der alte Hans noch nicht kommt!“

„Die Freude ſoll ihr bald werden,“ antwortete Georg, „vielleicht reite ich ſchon morgen, und dann ſchreibe ich vorher noch ein Brieflein.“

„Aber greifet es doch klug an,“ ſagte der Bote, „das Pergament darf nicht breiter ſeyn, als jenes, das ich brachte. Denn ich muß es wieder im Kniegürtel verſtecken. Man weiß nicht, was einem in ſo unruhiger Zeit begegnen kann, und dort ſucht es niemand."

„Es ſey ſo," antwortete Georg, indem er aufſtand. „Für jetzt lebe wohl; um Mittag komme zu Herrn von Kraft, nicht weit vom Münſter. Gib Dich für meinen Landsmann aus Franken aus, denn die Ulmer ſind den Würtembergern nicht grün."

„Sorgt nicht, Ihr ſollt zufrieden ſeyn," rief Hans dem Scheidenden zu. Er ſah dem ſchlanken Jüngling nach und geſtand ſich, daß das holde Pflegkind ſeiner Schweſter keine üble Wahl getroffen habe, wenn auch die roſigen Wangen des Kindes bei der erſten Liebe der Jungfrau etwas von ihren blühenden Farben verloren hatten.

IX.

Was unter dieſer Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen? — Fliehen Sie!

Schiller.

Georg war es anfangs bange, wie ſich ſein neuer Bekannter in dem Kraftiſchen Hauſe benehmen werde. Er fürchtete nicht ohne Grund, jener möchte ſich durch ſeine Mundart, durch unbedachte Aeußerungen verrathen, was ihm höchſt unangenehm geweſen wäre; denn, je feſter er bei ſich beſchloſſen hatte, das Bundesheer in den nächſten Tagen zu verlaſſen, um ſo weniger wollte er in Verdacht gerathen, in Verbindung mit Würtemberg zu ſtehen. Konnte und durfte er ja doch im ſchlimmen Falle, wenn der Bote entdeckt wurde, wenn er bekannte, an ihn geſchickt worden zu ſeyn, die Geliebte nicht verrathen. Er wollte umkehren und den Mann aufſuchen, ihn bitten, ſich ſo bald als möglich zu entfernen, aber als er bedachte, daß dieſer ſchon längſt von dem Platz ihrer Unterredung ſich entfernt haben müſſe, daß er indeß zu Kraft kommen könne, ſchien es ihm gerathener, dahin vorauszueilen, um jenem dort die nöthigen Winke zu geben und ihn vor Unvorſichtigkeit zu warnen.

Und doch, wenn er ſich das kühne Auge, die kluge, verſchlagene Miene des Mannes ins Gedächtniß rief, glaubte er hoffen zu dürfen, daß Marie, obgleich ihr keine große Wahl übrig blieb, keinem unſicheren Mann dieſe Botſchaft anvertraut habe.

Und wirklich traute er ſeinem Auge, ſeinem Ohr kaum, als ihm um Mittag ein Landsmann aus Franken gemeldet und ſein Liebesbote hereingeführt ward. Welche Gewalt mußte dieſer Menſch über ſich haben! Es war derſelbe, und doch ſchien er ein ganz anderer. Er ging gebückt, die Arme hingen ſchlaff an dem Körper herab, ſelten ſchlug er die Augen auf, ſein Geſicht hatte einen Ausdruck von Blödigkeit, der Georg ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte. Und als er dann zu ſprechen anfing, als er ihn in fränkiſcher Mundart begrüßte, und mit der geläufigen Zunge eines gebornen Franken dem Herrn von Kraft auf ſeine mancherlei Fragen antwortete, da kam er in Verſuchung, an übernatürliche Dinge zu glauben, die Märchen ſeiner Kindheit ſtiegen in ſeinem Gedächtniſſe auf, wo ein freundlicher Zauberer oder eine huldreiche Fee in allerlei Geſtalten dem Dienſt zweier Liebenden ſich widmet und ſie glücklich mitten durch das feindſelige Schickſal hindurchführt.

Der Zauber war zwar bald gelöst, als er mit dem Boten auf ſeinem Zimmer allein war, und ihn der gute Schwabe von ſeiner Perſönlichkeit verſicherte; aber doch konnte er ihm ſeine Bewunderung nicht verſagen über die Rolle, die er ſo gut geſpielt.

„Glaubt deßhalb nicht minder an meine Ehrlichkeit,“ antwortete der Bauer, „man wird oft genöthigt, von Jugend auf durch ſolche Künſte ſich fortzuhelfen, ſie ſchaden keinem und thun doch dem gut, der ſie kann.“

Georg verſicherte, ihm nicht minder zu trauen als vorher, der Bote aber bat dringend, er möchte doch jetzt auch auf ſeine Abreiſe denken, er möchte bedenken, wie ſehr ſich das Fräulein nach dieſer Nachricht ſehne, daß er nicht früher heimkehren dürfe, als bis er dieſe Gewißheit bringen könne.

Georg antwortete ihm, daß er nur noch den Abmarſch des Bundesheeres abwarten wolle, um in ſeine Heimath zurückzukehren.

„O, da braucht Ihr nicht mehr lange zu warten,“ antwortete der Bote; „wenn ſie morgen nicht aufbrechen, ſo iſt es übermorgen, denn das Land iſt offen bis ins Herz hinein. Ich darf Euch trauen, Junker, darum ſag' ich Euch dies.“

„Iſt es denn wahr, daß die Schweizer abgezogen ſind?“ fragte Georg, „und daß der Herzog keine Feldſchlacht mehr liefern kann?“

Der Bote warf einen lauernden Blick im Zimmer umher, öffnete behutſam die Thüre, und als er ſah, daß kein Lauſcher in der Nähe ſey, begann er:

„Herr! ich war bei einem Auftritt, den ich nie vergeſſe, und wenn ich neunzig Jahre alt werde! Schon unterwegs waren mir auf der Alb große Schaaren der heimziehenden Schweizer begegnet; ihre Räthe und Landammänner hatten ſie heimgerufen; bei Blaubeuren ſtanden aber noch über achttauſend Mann, jedoch lauter gute Würtemberger und nichts andres drunter.

„Und der Herzog,“ unterbrach ihn Georg, „wo war denn dieſer?“

„Der Herzog hatte in Kirchheim zum letztenmal mit den Schweizern unterhandelt, aber ſie zogen ab, weil er ſie nicht bezahlen konnte.[18] Da kam er gen Blaubeuren, wo ſich ſein Landvolk gelagert hatte. Geſtern Morgen wurde durch Trommelſchlag bekannt gemacht, daß ſich bis neun Uhr alles Volk auf den Kloſterwieſen einſtellen ſolle. Es waren viele Männer, die dort verſammelt waren, aber jeder dachte ein und daſſelbe. Seht, Junker! der Herzog Ulerich iſt ein geſtrenger Herr und weiß den Bauer nicht für ſich zu gewinnen. Die Steuern ſind hart, der Jagdfrevel iſt ſcharf und grauſam, am Hof aber wird verpraßt, was man uns genommen hat. Aber wenn ein ſolcher Herr im Unglück iſt, da iſt es gleich ein anderes Ding. Jetzt fiel uns Allen nur ein, daß er ein tapferer Mann und unſer unglücklicher Herzog ſey, dem man das Land mit Gewalt entreißen wollte. Es ging ein Gemurmel unter uns, der Herzog wolle eine Schlacht liefern, und jeder drückte das Schwert feſter in der Hand, grimmig ſchüttelten ſie ihre Speere und riefen den Bündlern Verwünſchungen zu. Da kam der Herzog. —"

„Du ſahſt den Herzog, Du kennſt ihn?" rief Georg neugierig. „O ſprich, wie ſieht er aus?"

„Ob ich ihn kenne?" ſagte der Bote mit ſonderbarem Lächeln, „wahrhaftig, ich ſah ihn, als es ihm nicht wohl war, mich zu ſehen; der Herr iſt noch ein junger Mann; wenn es viel iſt, iſt er zweiunddreißig Jahr. Er iſt ſtattlich und kräftig, und man ſieht ihm an, daß er die Waffen zu führen weiß. Augen hat er wie Feuer, und es lebt keiner, der ihm lange hineinſchaute. — Der Herzog trat in den Kreis, den das bewaffnete Volk geſchloſſen hatte, und es war Todtenſtille unter den vielen Menſchen. Mit vernehmlicher Stimme ſprach er, daß er ſich, alſo verlaſſen, nimmer zu helfen wüßte.[17] Diejenigen, worauf er gehofft, ſeyen ihm benommen, ſeinen Feinden ſey er ein Spott; denn ohne die Schweizer könne er keine Schlacht wagen. Da trat ein alter, eisgrauer Mann hervor, der ſprach: „Herr Herzog! habt Ihr unſern Arm ſchon verſucht, daß Ihr die Hoffnung aufgebt? ſchaut, dieſe Alle wollen für Euch bluten; ich habe Euch auch meine vier Buben mitgebracht, hat jeder einen Spieß und ein Meſſer, und ſo ſind hier viele Tauſend; ſeyd Ihr des Landes ſo müde, daß Ihr uns verſchmäht?" Da brach dem Ulerich das Herz; er wiſchte ſich Thränen aus dem Auge und bot dem Alten ſeine Hand. „Ich zweifle nicht an Eurem Muth," ſprach er mit lauter Stimme. „Aber wir ſind unſerer zu wenig, ſo daß wir nur ſterben können, aber nicht ſiegen. Geht nach Haus, Ihr guten Leute, und bleibet mir treu. Ich muß mein

Land verlaſſen und im bittern Elend ſeyn. Aber mit Gottes Hülfe hoffe ich auch wieder herein zu kommen.“ So ſprach der Herzog, unſere Leute aber weinten und knirſchten mit den Zähnen und zogen ab in Trauer und Unmuth.‘“

„Und der Herzog?“ fragte Georg.

„Von Blaubeuren iſt er weggeritten, wohin weiß man nicht. In den Schlöſſern aber liegt die Ritterſchaft, ſie zu vertheidigen, bis der Herzog vielleicht andere Hülfe bekommt.“ —

Der alte Johann unterbrach hier den Boten und meldete, daß der Junker auf zwei Uhr in den Kriegsrath beſchieden ſey, der in Frondsbergs Quartier gehalten werde; Georg war nicht wenig erſtaunt über dieſe Nachricht; was konnte man von ihm im Kriegsrath wollen? Sollte Frondsberg ſchon ein Mittel gefunden haben, ihn zu empfehlen?

„Nehmt Euch in Acht, Junker,“ ſprach der Bote, als der alte Johann das Gemach verlaſſen hatte, „und bedenkt das Verſprechen, das Ihr dem Fräulein gegeben; vor Allem erinnert Euch, was ſie Euch ſagen ließ: Ihr ſollt Euch hüten, weil man etwas mit Euch vorhabe. Mir aber erlaubt, als Euer Diener in dieſem Haus zu bleiben; ich kann Euer Pferd beſorgen und bin zu jedem Dienſt erbötig.“

Georg nahm das Anerbieten des treuen Mannes mit Dank an, und Hans trat auch ſogleich in ſeinen Dienſt, denn er band ſeinem jungen Herrn das Schwert um und ſetzte ihm das Barrett zurecht. Er bat ihn noch unter der Thüre, ſeines Schwures und jener Warnung eingedenk zu ſeyn.

Dem unbegreiflichen Ruf in den Kriegsrath und der ſonderbar zutreffenden Warnung Mariens nachſinnend, ging Georg dem bezeichneten Hauſe zu; man wies ihn dort eine breite Wendeltreppe hinan, wo er in dem erſten Zimmer rechts die Kriegsoberſten verſammelt finden ſollte. Aber der Eingang in dieſes Heiligthum ward ihm nicht ſo bald verſtattet; ein alter bärtiger Kriegsmann fragte, als er die Thüre öffnen wollte, nach ſeinem Begehr, und gab ihm den ſchlechten Troſt, es könne höchſtens noch eine halbe Stunde dauern, bis er vorgelaſſen werde; zugleich ergriff er die Hand des jungen Mannes und führte ihn einen ſchmalen Gang hindurch, nach einem kleinen Gemach, wo er ſich einſtweilen gedulden ſollte.

Wer je in beſorgter Erwartung einſam und allein auf der Marterbank eines Vorzimmers ſaß, der kennt die Qual, die Georg in jener Stunde auszuſtehen hatte. Das ungeduldige Herz pocht der Entſcheidung entgegen, alle Nerven ſind geſpannt, das Auge möchte die Thüre durchbohren, das Ohr ſchärft ſich, wenn in der Ferne eine Thüre knarrt, Schritte über den Hausgang rauſchen oder undeutliche Stimmen im anſtoßenden Zimmer lauter werden. Aber die Thüren haben umſonſt getönt, die Schritte, immer näher und näher kommend, gehen vorüber, der ungleiche Ton der Stimmen ſinkt zum Geflüſter herab. Die Bretter des Fußbodens und die Fenſter des Nachbarhauſes ſind bald gezählt, und ſchon wieder zeigt der helle Ton der Glocke eine umſonſt verlebte halbe Stunde an. Das Ohr begleitet alle Glocken und Uhren der Stadt, bemerkt ihre hohen und tiefen Töne — auch ſie haben ausgeſchlagen. Man ſteht auf, man macht einen Gang durch das enge Gemach, horch! da geht wieder eine Thüre, gewichtige Schritte kommen den Gang herauf, die Klinke der Thüre bewegt ſich nach ſo langer Zeit wieder.

„Georg von Frondsberg läßt Euch ſeinen Gruß vermelden,“ ſprach der alte Kriegsmann, der nach ſo langer Zeit wieder zu Georg kam, „es könne vielleicht noch eine Weile dauern; doch ſey dies ungewiß, darum ſollet Ihr hier bleiben. Er ſchickt Euch hier einen Krug Wein zum Veſpern.“

Der Diener ſetzte den Wein auf den breiten Fenſterſims des Zimmers, denn ein Tiſch war nicht vorhanden, und verließ das Gemach.

Georg ſah ihm ſtaunend nach; er hätte dies nicht für möglich gehalten; über eine Stunde war ſchon verſchwunden, und noch nicht? Er griff zu dem Wein, er war nicht übel; aber wie konnte ihm in ſeiner traurigen Einſamkeit das Glas munden?

Es iſt ein gewöhnlicher Fehler junger Leute in Georgs Jahren, daß ſie ſich für wichtiger halten als es ihre Stellung in der Welt eigentlich mit ſich bringt. Der gereiftere Mann wird eine Beeinträchtigung ſeiner Würde eher verſchmerzen oder wenigſtens ſein Mißfallen zurückhalten, während der Jüngling, empfindlicher über den Punkt der Ehre, leichter und ſchneller aufbraust. Kein Wunder daher, daß Georg, als er nach zwei tödtlich langen Stunden in den Kriegsrath abgeholt wurde, nicht in der beſten Laune war. Er folgte ſchweigend dem ergrauten Führer, der ihn hieher geleitet hatte, den langen Gang hin.

An der Thüre wandte ſich jener um und ſagte freundlich: „Verſchmäht den Rath eines alten Mannes nicht, Junker, und legt die trotzige, finſtere Miene ab; es thut nicht gut bei den geſtrengen Herren da drinnen.“

Georg war in dem Augenblick zu wenig Herr über ſich, als daß er den wohlgemeinten Rath hätte befolgen können; er dankte ihm durch einen Händedruck, ergriff dann raſch die gewaltige eiſerne Thürklinke, und die ſchwere eichene Zimmerthüre drehte ſich ächzend auf.

Um einen großen, ſchwerfälligen Tiſch ſaßen acht ältliche Männer, die den Kriegsrath des Bundes bildeten. Einige davon kannte Georg. Jörg Truchſeß, Freiherr von Waldburg, nahm als Oberſt-Feldlieutenant den oberſten Platz an dem Tiſche ein, zu beiden Seiten von ihm ſaßen Frondsberg und Franz von Sickingen, von den Uebrigen kannte er keinen, als den alten Ludwig von Hutten; aber die Chronik hat uns ihre Namen treulich aufbewahrt, es ſaßen dort noch Chriſtoph Graf zu Ortenberg, Alban von Cloſen, Chriſtoph von Frauenberg und Diepolt von Stein, bejahrte, im Heere angeſehene Männer.

Georg war an der Thüre ſtehen geblieben. Frondsberg aber winkte ihm freundlich näher zu kommen. Er trat bis an den Tiſch und überſchaute nun mit dem freien kühnen Blick, der ihm ſo eigen war, die Verſammlung. Aber auch er wurde von den Verſammelten beobachtet, und es ſchien, als fänden ſie Gefallen an dem ſchönen, hochgewachſenen Jüngling, denn mancher Blick ruhte mit Wohlwollen auf ihm, einige nickten ihm ſogar freundlich zu.

Der Truchſes von Waldburg hob endlich an: „Georg von Sturmfeder, wir haben uns ſagen laſſen, Ihr ſeyet auf der Hochſchule in Tübingen geweſen; iſt dem alſo?"

„Ja, Herr Ritter," antwortete Georg.

„Seyd Ihr in der Gegend von Tübingen genau bekannt?" fuhr jener fort.

Georg erröthete bei dieſer Frage; er dachte an die Geliebte, die ja nur wenige Stunden von jener Stadt entfernt, auf ihrem Lichtenſtein war; doch er faßte ſich bald und ſagte: „Ich kam zwar nicht viel auf die Jagd, auch habe ich ſonſt die Gegend wenig durchſtreift, doch iſt ſie mir im Allgemeinen bekannt."

„Wir haben beſchloſſen," fuhr Truchſes fort, „einen ſicheren Mann in jene Gegend zu ſchicken, auszukundſchaften, was der Herzog von Würtemberg bei unſerem Anzug thun wird. Es ſoll auch über die Befeſtigung des Schloſſes Tübingen, über die Stimmung des Landvolks in jener Gegend genaue Nachricht eingezogen werden; ein ſolcher Mann kann dem Würtemberger durch Klugheit und Liſt mehr Abbruch thun, als hundert Reiter, und wir haben — Euch dazu auserſehen."

„Mich?" rief Georg voll Schrecken.

„Euch, Georg von Sturmfeder; zwar gehört Uebung und Erfahrung zu einem ſolchen Geſchäft, aber was Euch daran abgeht, möge Euer Kopf erſetzen."

Man ſah dem Jüngling an, daß er einen heftigen Kampf mit ſich kämpfte. Sein Geſicht war bleich, ſein Auge ſtarr, ſeine Lippen feſt zuſammengeklemmt. Die Warnung Mariens war ihm jetzt auf einmal klar; aber wie feſt er auch bei ſich beſchloß, den Antrag auszuſchlagen, wie erwünſcht beinahe dieſe Gelegenheit erſchien, um dem Bunde zu entſagen, ſo kam ihm die Entſcheidung doch zu überraſchend, er ſcheute ſich, vor den berühmten Männern ſeinen Entſchluß auszuſprechen.

Der Truchſeß rückte ungeduldig auf ſeinem Stuhl hin und her, als der junge Mann ſo lange mit ſeiner Antwort zögerte: „Nun! wird's bald? warum beſinnt Ihr Euch ſo lange?“ rief er ihm zu.

„Verſchonet mich mit dieſem Auftrage,“ ſagte Georg nicht ohne Zagen; „ich kann, ich darf nicht.“

Die alten Männer ſahen ſich erſtaunt an, als trauten ſie ihren Ohren nicht. „Ihr dürft nicht? Ihr könnt nicht?“ wiederholte Truchſeß langſam, und eine dunkle Röthe, der Verbote ſeines aufſteigenden Zornes, lagerte ſich auf ſeine Stirne und um ſeine Augen.

Georg ſah, daß er ſich in ſeinen Ausdrücken übereilt habe; er ſammelte ſich und ſprach mit freierem Muthe: „Ich habe Euch meine Dienſte angeboten, um ehrlich zu fechten, nicht aber um mich in Feindesland zu ſchleichen und hinterrücks nach ſeinen Gedanken zu ſpähen. Es iſt wahr, ich bin jung und unerfahren, aber ſo viel weiß ich doch, um mir von meinen Schritten Rechenſchaft geben zu können; und wer von Euch, der Vater eines Sohnes iſt, möchte ihm zu ſeiner erſten Waffenthat rathen, den Kundſchafter zu machen?“

Der Truchſeß zog die dunkeln, buſchigen Augenbraunen zuſammen und ſchoß einen durchdringenden Blick auf den Jüngling, der ſo kühn war, anderer Meinung zu ſeyn als er. „Was fällt Euch ein, Junker!“

rief er, „Eure Reden helfen Euch jetzt zu nichts, es handelt ſich nicht darum, ob es ſich mit Eurem kindiſchen Gewiſſen verträgt, was wir Euch auftragen; es handelt ſich um Gehorſam, wir wollen es, und Ihr müßt!“

„Und ich will nicht!“ entgegnete ihm Georg mit feſter Stimme. Er fühlte, daß mit dem Zorn über Waldburgs beleidigenden Ton ſein Muth von Minute zu Minute wachſe, er wünſchte ſogar, der Truchſes möchte noch weiter in ſeinen Reden fortfahren, denn jetzt glaubte er ſich jeder Entſcheidung gewachſen.

„Ja freilich, freilich!“ lachte Waldburg in bitterm Grimm, „das Ding hat Gefahr, ſo allein in Feindesland herumzureiten. Ha! ha! da kommen die Junker von Habenichts und Binnichts und bieten mit großen Worten und erhabenen Geſichtern ihren Kopf und ihren tapfern Arm an, und wenn es drauf und dran kommt, wenn man etwas von ihnen haben will, ſo fehlt es an Herz. Doch Art läßt nicht von Art, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — und wo nichts iſt, da hat der Kaiſer das Recht verloren.“

„Wenn dies eine Beleidigung für meinen Vater ſeyn ſoll,“ antwortete Georg erbittert, „ſo ſitzen hier Leute, die ihm bezeugen können, daß er in ihrem Gedächtniſſe als ein Tapferer lebt. Ihr müßt viel gethan haben in der Welt, daß Ihr Euch herausnehmt, auf andere ſo tief herabzuſehen!“

„Soll ein ſolcher Milchbart mir vorſchreiben, was ich reden ſoll?“ unterbrach ihn Waldburg, „was braucht es da das lange Schwatzen; ich will wiſſen, Junkerlein, ob Ihr morgen Euer Pferd ſatteln und Euch nach unſern Befehlen richten wollt oder nicht?“

„Herr Truchſeß,“ antwortete Georg mit mehr Ruhe als er ſich ſelbſt zugetraut hatte, „Ihr habt durch Eure ſcharfen Reden nichts gezeigt, als daß Ihr wenig wißt, wie man mit einem Edelmann, der dem Bunde ſeine Dienſte anbot, wie man mit dem Sohn eines tapfern Vaters ſprechen müſſe. Ihr habt aber als Oberſter dieſes Rathes im Namen des Bundes zu mir geſprochen und mich ſo tief beleidigt, als ob ich Euer ärgſter Feind wäre; darum kann ich nichts thun, als, wie Ihr ſelbſt befehlt, mein Roß ſatteln, aber gewiß nicht zu Eurem Dienſt. Es iſt mir nicht länger Ehre, dieſen Fahnen zu folgen, nein, ich ſage mich los und ledig von Euch für immer; gehabt Euch wohl!“

Der junge Mann hatte mit Nachdruck und Feſtigkeit geſprochen, und wandte ſich, zu gehen.

„Georg,“ rief Frondsberg, indem er aufſprang, „Sohn meines Freundes! — “

„Nicht ſo raſch, Junker!“ riefen die Uebrigen und warfen mißbilligende Blicke auf Waldburg; aber Georg war, ohne ſich umzuſehen, aus dem Gemach geſchritten, die eiſerne Klinke ſchlug klirrend ins Schloß und die gewaltigen Flügel der eichenen Pforte lagerten ſich zwiſchen ihn und den wohlmeinenden Nachruf der beſſer geſinnten Männer; ſie ſchieden Georg von Sturmfeder auf ewig von dem ſchwäbiſchen Bunde.

X.

O wenn die Nacht des Grames dich umſchlinget,
Mit ſchwerem Leid dein wundes Herz oft ringet,
Wenn nur der Stern, der nach der Sonne flehet,
Der Liebe Stern in dir nicht untergehet.
P. Conz.

Georg fühlte ſich leichter, als er auf ſeinem Zimmer über das Vorgefallene nachdachte. Jetzt war ja entſchieden, was zu entſcheiden er ſo lange gezögert hatte, entſchieden auf eine Weiſe, wie er ſie beſſer nicht hätte wünſchen können. So hatte er jetzt einen guten Grund, das Heer ſogleich zu verlaſſen, und der Oberſt-Feldlieutenant mußte die Schuld ſich ſelbſt beimeſſen.

Wie ſchnell hatte ſich doch alles in den vier Tagen gewendet; wie verſchieden waren die Geſinnungen, mit denen er in dieſe Stadt einzog, von denen, die ihn aus ihren Mauern hinaustrieben! Damals, als der Donner der Geſchütze, der feierliche Klang aller Glocken, die lockenden Töne der Trompeten ihn begrüßten, wie ſchlug da ſein Herz dem Kampf entgegen, um Marien zu verdienen! Und als er das erſte Mal vor jenen Frondsberg geführt wurde, wie erhebend war der Gedanke, unter den Augen dieſes Mannes zu ſtreiten, aus ſeinem Munde ſich Ruhm zu erwerben! — Und wie erkaltete bald darauf ſein Eifer, als der Bund in ſeinen Augen jenen Glanz verlor, mit welchem ihn ſeine jugendliche Phantaſie umgeben hatte; wie ſchämte er ſich, ſein Schwert für die zu ziehen, die nur von Eigennutz und Habgier getrieben, das ſchöne Land ſich zur Beute auserſehen hatten! Wie ſchrecklich war ihm der

Gedanke, Marie und die Ihrigen auf der feindlichen Seite zu wiſſen, treuergeben dem unglücklichen Fürſten, den auch er aus ſeinen Grenzen jagen helfen ſollte? Um eine ſolche Sache ſollte er jenes theure Herz brechen, das unter jedem Wechſel treu für ihn ſchlug? „Nein! du haſt es wohl mit mir gemeint," ſprach er, indem ſein Auge dem Strahl der Abendſonne, der durch die runden Scheiben hereinfiel, hinauf zu dem blauen Himmel folgte; „du haſt es wohl mit mir gemeint; was jedem andern, der heute an meiner Stelle ſtand, zum Verderben geweſen wäre, haſt du für mich zum Heil gelenkt!" Jene Heiterkeit, die, ſeit er wußte, wie furchtbar ſich das Geſchick zwiſchen ihn und die Geliebte ſtellte, einem trüben Ernſt gewichen war, kehrte wieder auf ſeine Stirne, um ſeinen Mund zurück; er ſang ſich ein frohes Lied, wie in ſeinen froheſten Augenblicken. —

Erſtaunt betrachtete ihn der eintretende Herr von Kraft. „Nun, das iſt doch ſonderbar," ſagte er; „ich eile nach Haus, um meinen Gaſt in ſeinem gerechten Schmerz zu tröſten, und finde ihn ſo fröhlich wie nie; wie reime ich das zuſammen?"

„Habt Ihr noch nie gehört, Herr Dieterich," entgegnete Georg, der für gerathener hielt, ſeine Fröhlichkeit zu verbergen, „habt Ihr nie gehört, daß man auch aus Zorn lachen und im Schmerz ſingen kann?"

„Gehört hab' ich es ſchon, aber geſehen nie bis zu dieſem Augenblick," antwortete Kraft.

„Nun, und Ihr habt alſo auch ſchon von der verdrießlichen Geſchichte gehört?" fragte Georg, „man erzählt es ſich gewiß ſchon auf allen Straßen?"

„O nein," antwortete der Rathsſchreiber, „man weiß nirgends etwas davon, man hätte ja zugleich Eure geheime Sendung nach Würtemberg damit auspoſaunen müſſen. Nein, ich habe, Gott ſey Dank, ſo meine eigenen Quellen, und erfahre manches noch in der Stunde, wo es gethan oder geſprochen wurde. Aber nehmt mir's nicht übel, Ihr habt da einen dummen Streich gemacht!"

„So," antwortete Georg lächelnd, „und warum denn?"

„Bot ſich Euch nicht die ſchönſte Gelegenheit, Euch auszuzeichnen? Wem wären die Bundesoberſten mehr Dank ſchuldig, als —"

„Sagt es nur heraus," unterbrach ihn Georg, — „als dem Kundſchafter in des Feindes Rücken. Es iſt nur ſchade, daß mein Vater und die Ehre meines Namens mich vor und nicht hinter den Feind beſtimmt haben, es ſey denn, daß er vor mir fliehe."

„Dies ſind Bedenklichkeiten, die ich nicht bei Euch geſucht hätte; wahrlich, wenn ich ſo bekannt in jener Gegend wäre, wie ihr, man hätte es mir nicht zweimal ſagen dürfen."

„Ihr habt hier zu Land vielleicht andere Grundſätze über dieſen Punkt," ſagte Georg nicht ohne Spott, „als wir in unſerem Franken; das hätte Truchſes von Waldburg bedenken und einen Ulmer ſchicken ſollen."

„Ihr bringt mich da eben recht noch auf etwas anderes; der Oberſt-Feldlieutenant! wie habt Ihr ihn Euch ſo zum Feinde machen mögen? denn daß dieſer Euch das Geſchehene in ſeinem Leben nicht verzeiht, dürft Ihr gewiß ſeyn."

„Das iſt mein geringſter Kummer!“ antwortete Georg, „aber eines thut mir weh, daß ich den Uebermüthigen, der ſchon meinem Vater Böſes gethan, wo er konnte, nicht vor meine Klinge ſtellen und ihm zeigen kann, daß der Arm nicht ſo ganz zu verachten iſt, den er heute von ſich geſtoßen hat.“

„Um Gottes willen,“ fiel Kraft ein, „ſprecht nicht ſo laut, er könnte es hören; überhaupt müßt Ihr Euch ſehr zuſammen nehmen, wenn Ihr ferner im Heere unter ihm dienen wollt.“

„Ich will den Herrn Truchſeß von meinem verhaßten Anblick bald befreien; ſo Gott will, habe ich die Sonne zum letzten Mal in Ulm untergehen ſehen.

„So wäre es wahr,“ fragte Herr von Kraft mit Staunen, „was man noch dazu ſetzte und was ich nicht glauben konnte: Georg von Sturmfeder will wegen dieſer Kleinigkeit unſere gute Sache verlaſſen?“

„Verletzung der Ehre iſt nirgends eine Kleinigkeit,“ antwortete Georg ernſt, „am wenigſten bei einem Stand wie der unſrige; was aber Eure gute Sache betrifft, ſo habe ich nachgerade eingeſehen, daß ich weder für eine gute Sache noch für eine gute Meinung, ſondern für ein paar große Herren und für ein paar Mauern voll Spießbürger mich ſchlagen ſollte.“

Der unangenehme Eindruck, den beſonders die letzten Worte auf den Rathsſchreiber machten, entging ihm nicht, er fuhr daher, indem er ſeine Hand ergriff und drückte, ruhiger fort: „Nehmt mir meine ſcharfen Worte nicht übel, mein freundlicher Wirth! weiß Gott, ich habe Euch nicht damit beleidigen wollen; aber aus Eurem eigenen Munde habe ich die Geſinnungen und Zwecke der verſchiedenen Parteien in dieſem Heere erfahren; ſchreibt es Euch ſelbſt zu, wenn ich meinen eignen Weg einſchlage, da Ihr mir die Binde von den Augen genommen habt.“

„Ihr habt ſo Unrecht gerade nicht, guter Junker! es wird bunt hergehen, wenn die Herren erſt das ſchöne Land da drüben unter ſich theilen. Aber da habe ich gedacht, es gehe ja in einem hin, Ihr könntet Euch auch Euer Scherflein dabei verdienen. Man ſagt, Ihr dürft es mir aber nicht übel nehmen, Euer Haus ſey etwas herabgekommen, da meinte ich — “

„Nichts davon!“ fiel Georg raſch ein, gerührt von der Gutmüthigkeit ſeines Gaſtfreundes; „das Haus meiner Väter zerfällt, unſere Thore hängen auf gebrochenen Angeln, auf der Zugbrücke wächst Moos und auf dem hohen Wartthurm hauſen Eulen. In fünfzig Jahren ſteht vielleicht noch ein Thurm oder ein Mäuerchen und erinnert den Wanderer, daß hier einſt ein ritterliches Geſchlecht hauste. Aber wenn auch die morſchen Mauern über mir zuſammenſtürzen und den letzten meines Stammes unter ihren Trümmern begraben, niemand ſoll von mir ſagen: ich habe für ungerechtes Gut das Schwert meines Vaters gezogen.“

„Jeder nach ſeiner Weiſe;“ antwortete Dieterich, „es klingt dies alles recht ſchön, aber ich für meinen Theil würde mir ſchon etwas gefallen laſſen, um mein Haus anſtändig und wohnlich wieder herzuſtellen. — Möget Ihr übrigens Euern Entſchluß ändern oder nicht, auf jeden Fall hoffe ich, werdet Ihr es Euch noch einige Tage bei mir gefallen laſſen.“

„Ich erkenne Eure Güte," antwortete Georg, „aber Ihr ſeht, daß ich unter den gegenwärtigen Umſtänden nichts mehr in dieſer Stadt zu thun habe. Ich gedenke mit Anbruch des Morgens zu reiten."

„Nun, und kann man Euch Grüße mitgeben?" ſagte der Rathsſchreiber mit überaus ſchlauem Lächeln; „Ihr reitet doch den nächſten Weg nach Lichtenſtein?"

Der junge Mann erröthete bis in die Stirne hinauf. Es war zwiſchen ihm und ſeinem Gaſtfreund ſeit Mariens Abreiſe dieſer Gegenſtand noch nicht zur Sprache gekommen, um ſo mehr überraſchte ihn jetzt die ſchlaue Frage ſeines Gaſtfreundes. „Ich ſehe," ſagte er, „daß Ihr mich noch immer falſch verſtehet. Ihr glaubet, ich habe dem Bunde nur deßwegen den Rücken zugewandt, um mich an die Feinde anzuſchließen? Wie mögt Ihr nur ſo ſchlimm von mir denken!"

„Ach, geht mir doch!" entgegnete der kluge Rathsſchreiber, „niemand anders als mein reizendes Bäschen hat Euch von uns abwendig gemacht. Ihr hättet wohl zu allem, was der Bund gethan, ein Auge zugedrückt, wenn der alte Lichtenſtein auch mitgemacht hätte; nun er auf der andern Seite ſteht, glaubt Ihr auch ſchnell umſatteln zu müſſen!"

Georg mochte ſich vertheidigen wie er wollte, der Rathsſchreiber war zu feſt von ſeiner eigenen Klugheit überzeugt, als daß er ſich dieſe Meinung hätte ausreden laſſen. Er fand dieſen Schritt auch ganz natürlich und ſah nichts böſes oder unehrliches darin. Mit einem herzlichen Gruß an die Baſe in Lichtenſtein verließ er das Zimmer ſeines Gaſtes. Doch auf der Schwelle wandte er ſich noch einmal um. „Faſt hätte ich das Wichtigſte vergeſſen,“ ſagte er; „ich begegnete Georg von Frondsberg auf der Straße; er läßt euch bitten, heute Abend noch zu ihm in ſein Haus zu kommen.“

Georg hatte ſich zwar ſelbſt vorgeſtellt, daß ihn Frondsberg nicht ohne Abſchied werde ziehen laſſen, und doch war ihm bange vor dem Anblick dieſes Mannes, der es ſo gut mit ihm gemeint und deſſen freundliche Plane er ſo ſchnell durchkreuzt hatte. Er ſchnallte unter den Gedanken an dieſen ſchweren Gang ſein Schwert um und wollte eben ſeinen Mantel zurecht legen, als ein ſonderbares Geräuſch von der Treppe her ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Schwere Tritte vieler Menſchen näherten ſich ſeiner Thüre, er glaubte Schwerter und Hellebarden auf dem Eſtrich ſeines Vorſaals klirren zu hören. Er machte ſchnell einige Schritte gegen die Thüre, um ſich von dem Grund ſeiner Vermuthung zu überzeugen.

Aber noch ehe er die Thüre erreicht hatte, ging dieſe auf; das matte Licht einiger Kerzen ließ ihn mehrere bewaffnete Kriegsknechte ſehen, die ſeine Thüre umſtellt hatten. Jener alte Kriegsmann, der ihn heute vor dem Kriegsrath empfangen hatte, trat aus ihrer Mitte hervor.

„Georg von Sturmfeder!“ ſprach er zu dem Jüngling, der mit Staunen zurücktrat, „ich nehme Euch auf Befehl eines hohen Bundesrathes gefangen.“

„Mich? gefangen?“ rief Georg mit Schrecken. „Warum? weſſen beſchuldigt man mich denn?“

„Das iſt nicht meine Sache,“ antwortete der Alte mürriſch, „doch wird man Euch vermuthlich nicht lange in Ungewißheit laſſen. Jetzt aber ſeyd ſo gut und reicht mir Euer Schwert und folget mir auf das Rathhaus.“

„Wie? Euch ſoll ich mein Schwert geben?“ entgegnete der junge Mann mit dem Zorn beleidigten Stolzes; „wer ſeyd Ihr, daß Ihr mir meine Waffen abfordern könnet? da muß der Rath ganz andere Leute ſchicken, als Euch, ſo viel verſtehe ich auch von Eurem Handwerk!“

„Um Gottes Willen, gebt doch nach!“ rief der Rathsſchreiber, der ſich bleich und verſtört an ſeine Seite gedrängt hatte; „gebt nach! Widerſtand kann Euch wenig nützen; Ihr habt es mit dem Truchſes zu thun,“ flüſterte er heimlicher; „das iſt ein böſer Feind, bringt ihn nicht noch ärger gegen Euch auf.“

Der alte Kriegsmann unterbrach die Einflüſterungen des Rathsſchreibers. „Es iſt wahrſcheinlich das erſte Mal, Junker,“ ſagte er, „daß Ihr in Haft genommen werdet, deßwegen verzeihe ich Euch gern die unziemlichen Worte gegen einen Mann, der oft in einem Zelt mit Eurem Vater ſchlief. Euer Schwert mögt Ihr immerhin behalten; ich kenne dieſen Griff und dieſe Scheide und habe den Stahl, den ſie verſchließt, manchen rühmlichen Kampf ausfechten ſehen. Es iſt löblich, daß Ihr viel darauf haltet und es nicht in jede Hand kommen laſſen möget. Aber aufs Rathhaus müßt Ihr mit, denn es wäre thöricht, wenn Ihr der Gewalt Trotz bieten wolltet.“

Der Jüngling, dem Alles wie ein Traum erſchien, ergab ſich ſchweigend in ſein Schickſal; er trug dem Rathſchreiber heimlich auf, zu Frondsberg zu gehen und dieſen von ſeiner Gefangenſchaft zu unterrichten. Er wickelte ſich tiefer in ſeinen Mantel, um auf der Straße bei dieſem unangenehmen Gang nicht erkannt zu werden, und folgte dem ergrauten Führer und ſeinen Landsknechten.

XI.

Die Eiſenthür geht auf, des Kerkers ſchwarze Wand
Erhellt ein blaſſer Schein, er hört jemand gehen
Und ſtemmt ſich auf, und ſieht —

Wieland.

Der Trupp, den Gefangenen in der Mitte, bewegte ſich ſchweigend dem Rathhaus zu. Nur eine einzige Fackel leuchtete ihnen voran, und Georg dankte dem Himmel, daß ſie nur ſparſame Helle verbreitete; denn er glaubte, alle Menſchen, die ihm begegneten, müßten es ihm anſehen, daß er ins Gefängniß geführt werde. Nächſt dieſem beſchäftigte ihn unterwegs vorzüglich ein Gedanke: es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er in ein Gefängniß geführt wurde, er dachte daher nicht ohne Grauen an einen feuchten, unreinlichen Kerker; das Burgverließ in ſeinem alten Schloſſe, das er als Knabe einmal beſucht hatte, kam ihm immer vor das Auge; er war einigemal im Begriff, ſeinen Führer darüber zu befragen, doch drängte der Gedanke, man möchte es für kindiſche Furcht anſehen, ſeine Frage immer wieder zurück.

Nicht wenig war er daher überraſcht, als man ihn in ein geräumiges, ſchönes Zimmer führte, das zwar nicht ſehr wohnlich ausſah, denn es enthielt nur eine leere Bettſtelle und einen ungeheuern Kamin, aber in Vergleichung mit den Bildern ſeiner Phantaſie eher einem Prunkgemach als einem Gefängniß glich. Der alte Kriegsmann wünſchte dem Gefangenen gute Nacht und zog ſich mit ſeinen Knechten zurück; ein kleiner, hagerer, ältlicher Mann trat ein; der große Schlüſſelbund, welcher an ſeiner Seite hing und jeden ſeiner Schritte wie mit Kettengeraſſel bezeichnete, gab ihn als den Rathhausdiener oder Schließer kund. Er legte ſchweigend einige große Scheite Holz ins Kamin, und bald loderte ein behagliches Feuer auf, das dem jungen Mann in der kalten Märznacht ſehr zu Statten kam. Auf die Bretter der breiten, leeren Bettſtelle breitete der Schließer eine große, wollene Decke, und das erſte Wort, das Georg aus ſeinem Munde hörte, war die freundliche Einladung an den Gefangenen, ſichs bequem zu machen. Die harten Bretchen, nur mit einer dünnen Decke überlegt, mochten nun freilich nicht ſehr einladend ausſehen, doch lobte Georg die Bemühungen des Alten und ſein Gefängniß.

„Das iſt halt die Ritterhaft;“ belehrte ihn der Schließer, „die für den gemeinen Mann iſt unter der Erde und nicht ſo ſchön, doch dafür deſto beſuchter.“

„Hier war wohl ſeit langer Zeit niemand?“ fragte Georg, indem er das öde Gemach muſterte.

„Der letzte war vor ſieben Jahren ein Herr von Berger, er iſt in jenem Bett verſchieden; Gott ſey ſeiner armen Seele gnädig! Es ſchien ihm aber hier zu gefallen, denn er iſt ſchon in mancher Mitternacht aus ſeinem Grab herauf geſtiegen, um ſein altes Zimmer zu beſuchen.“

„Wie?“ ſagte Georg lächelnd, „hieher ſoll er ſich nach ſeinem Tode noch bemüht haben?“

Der Schließer warf einen ſcheuen Blick in die Ecken des Zimmers, die von dem unruhigen Flackern des Kaminfeuers kaum erhellt, ſich bald vor-, bald zurückzudrängen ſchienen; er legte das Holz zurecht und brummte: „man ſpricht ſo mancherlei.“

„Und auf jener Decke iſt er verſchieden?“ rief Georg, den bei allem jugendlichen Muth doch ein unwillkürlicher Schauder überlief.

„Ja, Herr!“ flüſterte der Schließer leiſe, „dort auf jener Decke iſt er abgefahren; Gott gebe, daß es nicht tiefer als ins Fegfeuer ging! Wir nennen deßwegen die Decke nur das Leichentuch, das Zimmer aber heißt des Ritters Todtenkammer!“ Mit leiſen Schritten, als fürchte er, durch jeden Laut den Todten zu erwecken, ſchlich er aus dem Gemach, deſto vernehmlicher rauſchten außen ſeine Schlüſſel in dem Thürſchloß, als feierten ſie ſeinen Triumph, einem gräulichen Spuk entflohen zu ſeyn.

„Alſo auf dem Leichentuch in des Ritters Todtenkammer!“ dachte Georg und fühlte, wie ſein Herz lauter pochte. Man hatte zwar damals das menſchliche Gemüth noch nicht wie in unſern Tagen durch eigene Geſpenſter- und Schauerbücher für das Grauenhafte empfänglich gemacht; doch hatten Ammen und alte Knechte hinlänglich dafür geſorgt, den Geiſt des Junkers Georg mit dieſem reichlich wuchernden Unkraut anzupflanzen.

Er war daher unſchlüſſig, ob er ſich auf das Leichentuch legen ſollte oder nicht? Aber er ſah keinen

Stuhl, keine Bank in der ganzen Todtenkammer, der Boden, mit Backſteinen zierlich ausgelegt, war noch kälter als das kalte, feuchte Leichentuch; er begann ſich dieſer Unterſuchungen, dieſes Zögerns zu ſchämen, und bald nahm ihn das gaſtliche Lager des Verſtorbenen auf.

Auch das härteſte Lager iſt weich für den, der mit gutem Gewiſſen zur Ruhe geht. Georg hatte ſein Nachtgebet geſprochen und war bald entſchlummert. Aber aus dem Leichentuch ſtiegen wunderliche Träume auf und lagerten ſich bange über den jungen Mann; er ſah deutlich, wie der alte Schließer zu dem Schlüſſelloch hereinguckte und ſich ſegnete, daß er auf der andern Seite der Thüre ſtehe, denn in der Todtenkammer begann es recht unheimlich zu werden. Es fing an, wunderlich umher zu rauſchen, auf den Backſteinen ſchlurften alte Sohlen in häßlichen Tönen; Georg glaubte zu träumen, er ermannte ſich, er horchte, er horchte wieder, aber es war keine Täuſchung; ſchwere Tritte tönten im Gemach. Jetzt wurde das Feuer heller angeſchürt; der ungewiſſe Schein der Flamme ſpielte um eine große, dunkle Geſtalt; ſie bewegte ſich, der Weg vom Kamin zum Bette war gar nicht weit. Die Schritte kommen näher, das Leichentuch wird angefaßt und geſchüttelt; Georg, von unabwendbarer Furcht befallen, drückt die Augen zu, aber als die Decke gerade neben ſeinem Haupte gefaßt wurde, als eine kalte, ſchwere Hand ſich auf ſeine Stirne legte, da riß er ſich los aus ſeiner Angſt, er ſprang auf und maß mit ungewiſſen Blicken jene dunkle Geſtalt, die jetzt dicht vor ihm ſtand; hell flackerten die Flammen im Kamine, ſie beleuchteten die wohlbekannten Züge Georgs von Frondsberg.

„Ihr ſeyd es, Herr Feldhauptmann?“ rief Georg, indem er freier athmete und ſeinen Mantel zurecht legte, um den Ritter nach Würde zu empfangen.

„Bleibt, bleibt,“ ſagte jener und drückte ihn ſanft auf ſein Lager nieder; ich ſetze mich zu Euch auf das Bett und wir plaudern noch ein Halbſtündchen, denn es iſt auf allen Glocken erſt neun Uhr, und in Ulm ſchläft noch niemand, als dieſer Sprudelkopf, dem man zur Abkühlung heute Nacht recht hart gebettet hat.“ Er faßte Georgs Hand, und ſetzte ſich zu ſeinen Füßen auf das Bett.

„O, wie kann ich dieſe milde Nachſicht verdienen!“ ſprach Georg, „ſtehe ich nicht in Euren Augen als ein Undankbarer da, der Euer Wohlwollen zurückſtößt, und was Ihr gütig für ihn angeſponnen, mit rauher Hand zerreißt?“

„Nein, mein junger Freund!“ antwortete der freundliche Mann, „Du ſtehſt vor meinen Augen als der ächte Sohn deines Vaters; gerade ſo ſchnell fertig mit Lob und Tadel, mit Entſchluß und Rede war er; daß er ein Ehrenmann dabei war, weiß ich wohl, aber ich weiß auch, wie unglücklich ihn ſein ſchnelles Aufbrauſen, ſein Trotz, den er für Feſtigkeit ausgab, machten.“

„Aber ſagt ſelbſt, edler Herr!“ entgegnete Georg, „konnte ich heute anders handeln? Hatte mich nicht der Truchſes aufs Aeußerſte gebracht?“

„Du konnteſt anders handeln, wenn Du die Weiſe und Art dieſes Mannes beachteteſt, welche ſich Dir letzthin ſchon kund gab. Auch hätteſt Du denken können, daß Leute genug da waren, die Dir kein Unrecht geſchehen ließen. Du aber ſchütteteſt das Kind mit dem Bade aus, und liefſt weg.“

„Das Alter ſoll kälter machen,“ erwiederte der junge Mann, „aber in der Jugend hat man heißes Blut; ich kann alles ertragen, Härte und Strenge, wenn ſie gerecht ſind und meine Ehre nicht kränken. Aber kalter Spott, Hohn über das Unglück meines Hauſes kann mich zum wüthenden Wolf machen. Wie kann ein ſo hoher Mann nur Freude daran haben, einen ſo zu quälen?“

„Auf dieſe Art äußert ſich immer ſein Zorn,“ belehrte ihn Frondsberg; je kälter und ſchärfer er aber von außen iſt, deſto heißer kocht in ihm die Wuth. Er war es, der auf den Gedanken kam, Dich nach Tübingen zu ſenden, theils weil er ſonſt keinen wußte, theils auch, um das Unrecht, das er Dir angethan, wieder gut zu machen. Denn in ſeinem Sinne war dieſe Sendung höchſt ehrenvoll. Du aber haſt ihn durch Deine Weigerung gekränkt und vor dem Kriegsrath beſchämt.“

„Wie?“ rief Georg, „der Truchſeß hat mich vorgeſchlagen? So kam alſo jene Sendung nicht von Euch?“

„Nein,“ gab ihm der Feldhauptmann mit geheimnißvollem Lächeln zur Antwort; „nein! ich habe ihm ſogar mit aller Mühe abgerathen, Dich zu ſenden; aber es half nichts, denn die wahren Gründe konnte ich ihm doch nicht ſagen. Ich wußte, ehe Du eintratſt, daß Du Dich weigern würdeſt, dies Amt anzunehmen. — Nun, reiße doch die Augen nicht ſo auf, als wollteſt Du mir durch das lederne Koller ins Herz hinein ſchauen. Ich weiß allerlei Geſchichten von meinem jungen Trotzkopf da!“

Georg ſchlug verwirrt die Augen nieder. „So kamen Euch die Gründe nicht genügend vor, die ich angab?“ ſagte er; was wollt ihr denn ſo Geheimnißvolles von mir wiſſen?“

„Geheimnißvoll? nun ſo gar geheimnißvoll iſt es gerade nicht; denn merke für die Zukunft: wenn man nicht verrathen ſeyn will, ſo muß man weder bei Abendtänzen ſich geberden, wie einer, der vom Sankt Veitstanz befallen iſt, noch Nachmittags um drei Uhr zu ſchönen Mädchen gehen. Ja, mein Sohn, ich weiß allerlei,“ ſetzte er hinzu, indem er lächelnd mit dem Finger drohte, „ich weiß auch, daß dieſes ungeſtüme Herz gut würtembergiſch iſt.“

Georg erröthete, und vermochte den lauernden Blick des Ritters nicht auszuhalten. „Würtembergiſch?“ entgegnete er, nachdem er ſich mit Mühe gefaßt hatte, „da thut Ihr mir unrecht; nicht mit Euch zu Feld ziehen zu wollen, heißt noch nicht, ſich an den Feind anſchließen; gewiß, ich ſchwöre Euch — “

„Schwöre nicht!“ fiel ihm Frondsberg raſch ins Wort, „ein Eid iſt ein leichtes Wort, aber es iſt doch eine drückend ſchwere Kette, die man bricht oder von der man zerbrochen wird. Was Du thun wirſt, das wird ſo ſeyn, daß es ſich mit Deiner Ehre verträgt. Nur Eines mußt Du dem Bunde an Eidesſtatt geloben, und dann erſt wirſt Du Deiner Haft entlaſſen: in den nächſten vierzehn Tagen nicht gegen uns zu kämpfen.“

„So legt Ihr mir alſo dennoch falſche Geſinnungen unter?“ ſprach Georg bewegt; „das hätte ich nicht gedacht! und wie unnöthig iſt dieſer Schwur! Für wen und mit wem ſollte ich denn auf jener Seite kämpfen? Die Schweizer ſind abgezogen, das Landvolk hat ſich zerſtreut, die Ritterſchaft liegt in den Feſtungen und wird ſich hüten, den nächſten beſten, der vom Bundesheer herüberläuft, in ihre Mauern aufzunehmen, der Herzog ſelbſt iſt entflohen — “

„Entflohen!“ rief Frondsberg aus, „entflohen? das weiß man noch nicht ſo gewiß: warum hätte der Truchſes denn die Reiter ausgeſchickt?“ ſetzte er hinzu; „und überhaupt, wo haſt Du dieſe Nachrichten alle her? Haſt Du den Kriegsrath belauſcht? oder ſollte es wahr ſeyn, was einige behaupten wollen, daß Du verdächtige Verbindungen mit Würtemberg unterhälſt?“

„Wer wagt dies zu behaupten?“ rief Georg erblaſſend.

Frondsbergs durchdringende Augen ruhten prüfend auf den Zügen des jungen Mannes. „Höre, Du biſt mir zu jung und ehrlich zu einem Bubenſtücke,“ ſagte er, „und wenn Du etwas der Art im Schilde führteſt, hätteſt Du Dich wohl nicht vom Bunde losgeſagt, ſondern auch ferner Würtembergs Spion gemacht.“

„Wie? ſpricht man ſo von mir?“ unterbrach ihn Georg; „wenn Ihr nur ein Fünkchen Liebe zu mir habt, ſo nennt mir den ſchlechten Kerl, der ſo von mir ſpricht!“

„Nur nicht gleich wieder ſo aufbrauſend!“ entgegnete Frondsberg und drückte die Hand des jungen Mannes; „Du kannſt denken, daß, wenn ein ſolches Wort öffentlich geſprochen würde oder ich an dieſe Einflüſterungen glaubte, Georg von Frondsberg nicht zu Dir käme. Aber etwas muß denn doch an der Sache ſeyn. Zu dem alten Lichtenſtein kam öfters ein ſchlichter Bauersmann in die Stadt; er fiel nicht auf zu einer Zeit, wo ſo vielerlei Menſchen hier ſind. Aber man gab uns geheime Winke, daß dieſer Bauer ein verſchlagener Mann und ein geheimer Botſchafter aus Würtemberg ſey. Der Lichtenſteiner zog ab, und der Bauer und ſein geheimnißvolles Treiben war vergeſſen. Dieſen Morgen hat er ſich wieder gezeigt. Er ſoll vor der Stadt lange Zeit mit Dir geſprochen haben, auch wurde er in Deinem Haus geſehen. Wie verhält ſich nun die Sache?"

„Georg hatte ihm mit wachſendem Staunen zugehört. „So wahr ein Gott über mir iſt, ſagte er, als Frondsberg geendet hatte, ich bin unſchuldig. Heute früh kam ein Bauer zu mir und — "

„Nun warum verſtummſt Du auf einmal?" fragte Frondsberg, Du glühſt ja über und über, was iſt es denn mit dieſem Boten?"

„Ach! ich ſchäme mich, es auszuſprechen, und dennoch habt Ihr ja ſchon alles errathen; er brachte mir ein paar Worte von — meinem Liebchen!" Der junge Mann öffnete bei dieſen Worten ſein Wamms und zog einen Streifen Pergament hervor, den er dort verborgen hatte. „Seht, dies iſt alles, was er brachte," ſagte er, indem er es Frondsberg bot.

„Das iſt alſo alles?" lachte dieſer, nachdem er geleſen hatte, „armer Junge! und Du kennſt alſo dieſen Mann nicht näher? Du weißt nicht, wer er iſt."

„Nein, er iſt auch weiter nichts, als unſer Liebesbote, dafür wollte ich ſtehen!“

„Ein ſchöner Liebesbote, der nebenher unſere Sachen auskundſchaften ſoll; weißt Du denn nicht, daß es der gefährlichſte Mann iſt, es iſt der Pfeifer von Hardt.“

„Der Pfeifer von Hardt?“ fragte Georg, „zum erſten Mal höre ich dieſen Namen; und was iſt es denn, wenn er der Pfeifer von Hardt iſt?“

„Das weiß niemand recht; er war beim Aufſtand des armen Conrad einer der ſchrecklichſten Aufrührer, nachher wurde er begnadigt, ſeit der Zeit führt er ein unſtätes Leben und iſt jetzt ein Kundſchafter des Herzogs von Würtemberg.“

„Und hat man ihn aufgefangen?“ forſchte Georg weiter, denn unwillkürlich nahm er wärmeren Antheil an ſeinem neuen Diener.

„Nein, das gerade iſt das Unbegreifliche; man machte uns ſo ſtill als möglich die Anzeige, daß er ſich wieder in Ulm ſehen laſſe; in Eurem Stall ſoll er zuletzt geweſen ſeyn, und als wir ihn ganz in geheim aufheben wollten, war er über alle Berge. Nun, ich glaube Deinem Wort und Deinen ehrlichen Augen, daß er in keinen andern Angelegenheiten zu Dir kam. — Du kannſt Dich übrigens darauf verlaſſen, daß er, wenn es derſelbe iſt, den ich meine, nicht allein Deinetwegen ſich nach Ulm wagte. Und ſollteſt Du je wieder mit ihm zuſammentreffen, ſo nimm Dich in Acht, ſolchem Geſindel iſt nicht zu trauen. Doch der Wächter ruft zehn Uhr. Lege Dich noch einmal aufs Ohr und verträume Deine Gefangenſchaft. Vorher aber gieb mir Dein Wort wegen der vierzehn Tage, und das ſage ich Dir, wenn Du Ulm verläßt, ohne dem alten Frondsberg Lebewohl zu ſagen — "

„Ich komme, ich komme!" rief Georg, gerührt von der Wehmuth des verehrten Mannes, die jener umſonſt unter einer lächelnden Miene zu verbergen ſuchte. Er gab ihm Handtreue, wie es der Kriegsrath verlangte, der Ritter aber verließ mit langſamen Schritten die Todtenkammer.

XII.

Nur einmal noch laß leuchten
Mir Deiner Augen Strahl,
Laß hören Deine Stimme
Nur noch ein einzig Mal!

C. Grüneiſen.

Die Mittagsſonne des folgenden Tages ſendete drückende Strahlen auf einen Reiter, welcher über den Theil der ſchwäbiſchen Alb, der gegen Franken ausläuft, hinzog. Er war jung, mehr ſchlank als feſt gebaut, und ritt ein hochgewachſenes Pferd von dunkelbrauner Farbe; er war wohl bewaffnet mit Bruſtharniſch, Dolch und Schwert; einige andere Stücke ſeiner Armatur, als der Helm und die aus Eiſenblech getriebenen Arm= und Beinſchienen, waren am Sattel befeſtigt. Die hellblau und weiß geſtreifte Feldbinde, die von der rechten Schulter ſich über die Bruſt zog, ließ errathen, daß der junge Mann von Adel war, denn dieſe Auszeichnung war damals ein Vorrecht höherer Stände.

Er war auf einem Berggipfel angekommen, welcher eine weite Ausſicht ins Thal hinab gewährte. Er hielt ſein ſchnaubendes Roß an, wandte es zur Seite und genoß nun den ſchönen Anblick, der ſich vor ſeinem Auge ausbreitete. Vor ihm eine weite Ebene, von waldigen Höhen begrenzt, durchſtrömt von den grünen Wellen der Donau; zu ſeiner Rechten die Hügelkette der würtembergiſchen Alb, zu ſeiner Linken in weiter, weiter Ferne die Schneekuppen der Tyroler Alpen. In freundlichem Blau ſpannte der Himmel ſeinen Bogen über dieſe Scene, und ſeine ſanften lichten Farben contraſtirten ſonderbar mit den ſchwärzlichen Mauern Ulms, das am Fuße des Berges lag, mit ſeinem dunkelgrauen, ungeheuern Münſterthurm. Die dumpfen Glocken dieſer alten Kirche begannen in dieſem Augenblick den Mittag einzuläuten; ihre Töne zogen in langen, beruhigenden Akkorden über die weite Ebene, bis ſie ſich an den fernen Bergen brachen und zitternd in das Blau der Lüfte verſchwebten, als wollten ſie auf ihrer melodiſchen Leiter die Wünſche der Menſchen zum Himmel tragen.

„So begleitet ihr alſo den Scheidenden, wie ihr ſeinen Eintritt begrüßt habt!“ rief der junge Reiter, „mit denſelben Tönen, mit denſelben feierlichen Akkorden ſprechet ihr zu ihm, wenn er kommt und geht; wie anders, wie ſo ganz anders deutete ich eure ehernen Stimmen, als mein Ohr euch zum erſten Mal lauſchte. Da vernahm ich in euch verwandte Töne, es klang mir wie ein Ruf zur Geliebten! Und jetzt, da ich ſcheide, ohne Ausſicht, ohne Freude, jetzt ruft ihr mir dieſelben Töne entgegen? Die Geburt meiner ſeligen Hoffnung habt ihr eingeläutet, von euch tönt jetzt das Grabgeläute meiner Hoffnung. Das Bild des Lebens!“ ſetzte er wehmüthig hinzu, indem er nach einem langen Abſchiedsblick auf dieſes Thal, auf dieſe Mauern, ſein Pferd wandte. „Das Bild des Lebens! Um Wiege und Sarg ſchweben ſie in gleichen Tönen, und die Glocken meiner Hauskapelle haben an jenem fröhlichen Tage, wo man mich zur Taufe trug, mir eben ſo getönt, wie ſie mir tönen werden, wenn man den letzten Sturmfeder zu Grabe trägt!“

Das Gebirge wurde jetzt ſteiler, und Georg, denn als dieſen haben unſere Leſer den jungen Reiter ſchon längſt erkannt, Georg ließ ſein Pferd langſam hinſchreiten, indem er ſeinen Gedanken nachhing. Es war der Weg nach ſeiner Heimath, und die Vergleichungen, die er zwiſchen dieſer Heimkehr und dem fröhlichen Auszug anſtellte, mochten nicht dazu beitragen, ſeine düſteren Gefühle aufzuhellen. Der geſtrige Tag, der ſchnelle Wechſel heftiger Empfindungen, ſeine Verhaftung, zuletzt noch heute der Abſchied von Männern, die ihm wohlwollten, hatte ihn heftig angegriffen.

Wie treuherzig und gutmüthig hatte Dieterich von Kraft, ſein zierlicher Gaſtfreund, ſeine Abreiſe bedauert; wie gleich war ſich dieſer gute Menſch in ſeinem Wohlwollen gegen ihn geblieben, von erſten Becher an, den er mit ihm im Rathhausſaale geleert, bis zum Abſchiedstrunk, den er ſeinem Gaſt noch auf das Pferd kredenzte; und wie hatte er ihm gelohnt? Beſchäftigt mit ſich ſelbſt, hatte er ihn wenig geachtet, überſehen. Wie hatte er dem biedern Breitenſtein, wie dem Helden Frondsberg, der ihn vor den Augen eines Heeres wie ſeinen Liebling ausgezeichnet hatte, wie hatte er ihnen vergolten? Wahrlich, es iſt für ein edles Gemüth kein Gedanke drückender, als der, für undankbar zu gelten bei Männern, in deren Augen wir geachtet ſeyn möchten.

Er hatte unter dieſen trüben Gedanken eine gute Strecke auf dem Gebirgsrücken zurückgelegt. Die Strahlen der Märzſonne wurden immer drückender, die Pfade rauher, und er beſchloß, unter dem Schatten einer Fichte ſich und ſeinem Pferde Mittagsruhe zu gönnen. Er ſtieg ab, ſchnallte den Sattelgurt leichter und ließ das ermüdete Thier die ſparſam hervorkeimenden Gräſer aufſuchen. Er ſelbſt ſtreckte ſich unter der Eiche nieder, und ſo gerne er ſich dem Schlafe überlaſſen hätte, wozu nach dem ermüdenden Ritte ihn der kühle Schatten einlud, ſo hielt ihn doch die Beſorgniß, in ſo unruhigen Zeiten in einem Lande, das ſo nahe dem Schauplatz des Krieges lag, um ſein Roß und vielleicht gar um ſeine Waffen zu kommen, einige Zeit wach, bis er in jenen Zuſtand verſank, wo die Seele zwiſchen Wachen und Schlafen umſonſt mit dem Körper kämpft, der ungeſtüm ſeine Rechte fordert.

Er mochte wohl ein Stündchen geſchlummert haben, als ihn das Wiehern ſeines Pferdes aufſchreckte; er ſah ſich um und gewahrte einen Mann, der, ihm den Rücken kehrend, ſich mit dem Thier beſchäftigte. Sein erſter Gedanke war, daß man ſeine Unachtſamkeit benützen und das Pferd entführen wolle; er ſprang auf, zog ſein Schwert und war in drei Sprüngen dort. „Halt! was haſt du da mit dem Pferd zu ſchaffen!“ rief er, indem er ſeine Hand etwas unſanft auf die Schulter des Mannes legte.

„Habt Ihr mich denn ſchon wieder aus Eurem Dienſt entlaſſen, Junker?“ antwortete dieſer und wandte ſich zu ihm; an den liſtigen, kühnen Augen, an dem lächelnden Mund erkannte Georg ſogleich den Boten, den ihm Marie geſandt hatte; er war noch unſchlüſſig, wie er ſich gegen ihn benehmen ſollte, denn Frondsbergs Warnung ſchreckte ihn ab, Mariens Zuverſicht empfahl ihn, doch der Bauer fuhr fort, indem er ihm eine gute Hand voll Heu vorzeigte: „Ich konnte mir wohl denken, daß Ihr keinen Futterſack mitnehmen werdet; auf den Bergen da oben ſieht es noch ſchlecht aus mit dem Gras, da habe ich denn Eurem Braunen einen Arm voll Heu mitgebracht; es hat ihm trefflich behagt.“ So ſprach der Bauer und fuhr ganz gelaſſen fort, dem Pferd das Futter hinzureichen.

„Und woher kommſt du denn?“ fragte Georg, nachdem er ſich ein wenig von ſeinem Erſtaunen erholt hatte.

„Nun, Ihr ſeyd ja ſo ſchnell von Ulm weggeritten, daß ich Euch nicht gleich folgen konnte,“ antwortete jener.

„Lüge nicht!“ unterbrach ihn der junge Mann; „ſonſt kann ich dir fürder nicht vertrauen. Du kommſt jetzt nicht aus jener Stadt her.“

„Nun, Ihr werdet mich doch nicht ſchelten, daß ich mich etwas früher auf den Weg machte als Ihr?“ ſagte der Bauer und wandte ſich ab; doch entging Georg nicht, daß jenes liſtige Lächeln wieder über ſein Geſicht zog.

„Laß mein Pferd jetzt ſtehen," rief Georg ungeduldig, „und komm mit mir unter die Fichte dort; da ſetze Dich hin und ſprich, aber ohne auszuweichen, warum haſt Du geſtern Abend ſo plötzlich die Stadt verlaſſen?"

„An den Ulmern lag es nicht," entgegnete jener; ſie wollten mich ſogar einladen, länger bei ihnen zu bleiben, und wollten mir freie Koſt und Wohnung geben."

„Ja, ins tiefſte Verließ wollten ſie Dich ſtecken, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint, und wohin die Kundſchafter und Späher gehören."

„Mit Verlaub, Junker," erwiederte der Bote, „da wäre ich, wiewohl ein paar Stockwerke tiefer, in dieſelbe Behauſung gekommen, wie Ihr."

„Hund von einem Aufpaſſer!" rief der Junker ungeduldig, indem Zorn ſeine Wangen röthete; „willſt Du meines Vaters Sohn in eine Reihe ſtellen mit dem Pfeifer von Hardt?"

„Was ſprecht Ihr da?" fuhr der Mann an ſeiner Seite mit wilder Miene auf; „was nennt Ihr für einen Namen? kennt Ihr den Pfeifer von Hardt?" Er hatte vielleicht unwillkürlich bei dieſen Worten die Art, die neben ihm lag, in ſeine nervigte Rechte gefaßt. Seine gedrungene feſte Geſtalt, ſeine breite Bruſt gaben ihm, trotz ſeiner nicht anſehnlichen Größe, doch das Anſehen eines nicht zu verachtenden Kämpfers; ſein wildrollendes Auge, ſein eingepreßter Mund möchten manchen einzelnen Mann außer Faſſung gebracht haben.

Der Jüngling aber ſprang muthig auf, er warf ſein langes Haar zurück, und ein Blick voll Stolz und Hoheit begegnete dem finſtern Auge jenes Mannes; er legte ſeine Hand an den Griff ſeines Schwertes und ſagte ruhig und feſt: „Was fällt Dir ein, Dich ſo vor mich hinzuſtellen und mit dieſer Stirne mich zu fragen? Du biſt, wenn ich nicht irre, der, den ich nannte, Du biſt dieſer Meuter und Anführer von aufrühreriſchen Hunden; pack dich fort, auf der Stelle, oder ich will dir zeigen, wie man mit ſolchem Geſindel ſpricht!“

Der Bauer ſchien mit ſeinem Zorn zu ringen; er hieb die Axt mit einem kräftigen Schwung in den Baum und ſtand nun ohne Waffe vor dem zürnenden jungen Mann. „Erlaubet,“ ſagte er, „daß ich Euch für ein andermal warne, Euren Gegner, und ſey er auch nur ein geringer Bauersmann wie ich, nicht zwiſchen Euch und Eurem Braunen ſtehen zu laſſen; denn wenn ich Euren Befehl, mich fortzupacken, hätte aufs ſchnellſte befolgen wollen, wäre er mir trefflich zu Statten kommen.“

Ein Blick dahin überzeugte Georg, daß der Bauer wahr geſprochen habe; erröthend über dieſe Unvorſichtigkeit, die beweiſen konnte, wie wenig er noch Erfahrung im Kriege beſitze, ließ er ſeine Hand von dem Griff ſeines Schwertes ſinken und ſetzte ſich, ohne etwas zu erwiedern, auf die Erde nieder. Der Bauer folgte, jedoch in ehrerbietiger Entfernung, ſeinem Beiſpiel und ſprach: „Ihr habt ganz recht, daß Ihr mir grollt, Herr von Sturmfeder, aber wenn Ihr wüßtet, wie weh mir jener Name thut, würdet Ihr vielleicht meine ſchnelle Hitze verzeihen! Ja, ich bin der, den man ſo nennt, aber es iſt mir ein Greuel, mich alſo rufen zu hören; meine Freunde nennen mich Hans, aber meinen Feinden gefällt jener Name, weil ich ihn haſſe?

„Was hat dir dieſer unſchuldige Name gethan?“ fragte Georg; „warum nennt man dich ſo? warum willſt du dich nicht ſo nennen laſſen?“

„Warum man mich ſo nennt?“ antwortete jener; „ich bin aus einem Dorf, das heißt Hardt und liegt im Unterland, nicht weit von Nürtingen; meinem Gewerbe nach bin ich ein Spielmann und muſicire auf Märkten und Kirchweihen, wenn die ledigen Burſche und die jungen Mägdlein tanzen wollen. Deßwegen nannte man mich den Pfeifer von Hardt. Aber dieſer Name hat ſich mit Unthat und Blut befleckt in einer böſen Zeit, drum hab' ich ihn abgethan und kann ihn nimmer leiden.“

Georg maß ihn mit einem durchdringenden Blick, indem er ſagte: „Ich weiß wohl, in welcher böſen Zeit: als ihr Bauern gegen euern Herzog rebellirt habt, da warſt du einer von den ärgſten. Iſts nicht alſo?“

„Ihr ſeyd wohl bekannt mit dem Schickſal eines unglücklichen Mannes,“ ſagte der Bauer, finſter zu Boden blickend; „Ihr müßt aber nicht glauben, daß ich noch derſelbe bin. Der Heilige hat mich gerettet und meinen Sinn geändert, und ich darf ſagen, daß ich jetzt ein ehrlicher Mann bin.“

„O, erzähle mir,“ unterbrach ihn der Jüngling, „wie ging es zu in jenem Aufruhr? wie wurdeſt du gerettet? wie kommts, daß du jetzt dem Herzog dienſt?“

„Das alles will ich auf ein andermal verſparen,“ entgegnete jener; „denn ich hoffe nicht, zum letzten Mal an Eurer Seite zu ſeyn; erlaubt mir dafür, daß ich auch Euch etwas frage: wo ſoll Euch denn dieſer Weg hinführen? da geht nicht die Straße nach Lichtenſtein!“

„Ich gehe auch nicht nach Lichtenſtein," antwortete Georg niedergeſchlagen; „mein Weg führt nach Franken zu dem alten Oheim; das kannſt du dem Fräulein vermelden, wenn du nach Lichtenſtein kommſt."

„Und was wollt Ihr beim Oheim? Jagen? das könnt Ihr anderswo eben ſo gut; Langeweile haben? die kauft Ihr aller Orten wohlfeil; kurz und gut, Junker," ſetzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „ich rathe Euch, wendet Euer Roß und reitet ſo ein paar Tage mit mir in Würtemberg umher; der Krieg iſt ja ſo gut als beendigt; man kann ganz ungehindert reiſen."

„Ich habe dem Bund mein Wort gegeben, in vierzehn Tagen nicht gegen ihn zu fechten; wie kann ich alſo nach Würtemberg gehen?"

„Heißt denn das gegen ihn fechten, wenn Ihr ruhig Eure Straße ziehet? So alſo, vierzehn Tage lang? In vierzehn Tagen glauben ſie den Krieg vollendet? Wird noch mancher nach vierzehn Tagen den Kopf verſtoßen an den Mauern von Tübingen. Kommt mit, es iſt ja nicht gegen Euren Eid!"

„Und was ſoll ich in Würtemberg?" rief Georg ſchmerzlich, „ſoll ich recht in der Nähe ſehen, wie meine Kriegsgeſellen bei Eroberung der Veſten ſich Ruhm erwerben? Soll ich den Bundesfahnen, denen ich auf ewig Lebewohl geſagt und den Rücken gekehrt, noch einmal begegnen? Nein, nach Franken will ich ziehen, in meine Heimath!" ſagte er düſter, indem er die umwölkte Stirn in die Hand ſtützte, „in meine alten Mauern will ich mich begraben und träumen, wie ich hätte glücklich ſeyn können!"

„Das iſt ein ſchöner Entſchluß für einen jungen Mann von Eurem Schrot und Korn! Habt Ihr denn in Würtemberg gar nichts zu thun, als des armen Herzogs Burgen zu ſtürmen? Nun, reitet immerhin,“ fuhr er fort, indem er den Jüngling mit liſtigem Lächeln anblickte, „verſucht einmal, ob der Lichtenſtein nicht mit Sturm genommen werden könne?“

Der junge Mann erröthete bis in die Stirne hinauf; „wie magſt du nur jetzt deinen Scherz treiben?“ ſagte er, halb in Unmuth, halb lächelnd, „wie magſt du mit meinem Unglück ſpaſſen?“

„Fällt mir nicht ein, Scherz mit meinem gnädigen Junker zu treiben,“ antwortete ſein Gefährte; es iſt mein voller Ernſt, daß ich Euch bereden möchte, dorthin zu ziehen.“

„Und was dort thun?“

„Nun, den alten Herrn für Euch gewinnen und die Thränen des bleichen Fräuleins zu ſtillen, das wegen Euch Tag und Nacht weint!“

„Und wie ſoll ich auf den Lichtenſtein kommen? der Vater kennt mich nicht, wie ſoll ich mit ihm bekannt werden?“

„Seyd Ihr der erſte Rittersmann, der nach Sitte der Väter eine freie Zehrung in einem Schloß fordert? Laſſet nur mich dafür ſorgen, ſo ſollt Ihr bald auf den Lichtenſtein kommen!“

Der Jüngling ſann lange Zeit nach, er erwog alle Gründe für und wider, er bedachte, ob es nicht gegen ſeine Ehre ſey, ſtatt vom Schauplatz des Krieges ſich zu entfernen, in eine Gegend zu reiſen, wohin ſich der

Krieg nothwendig ziehen mußte. Doch als er bedachte, wie mild die Bundesoberſten ſelbſt ſeinen Abfall angeſehen hatten, wie ſie ſogar im Fall ſeines völligen Uebertrittes zum Feinde nur vierzehn Tage Friſt angeſetzt hatten, als ihm Mariens trauernde Miene, ihre ſtille Sehnſucht auf ihrem einſamen Lichtenſtein vorſchwebte, da neigte ſich die Schale nach Würtemberg.

„Noch ein Mal will ich ſie ſehen, nur noch ein Mal ſie ſprechen,“ dachte er. — „Nun wohlan!“ rief er endlich, „wenn du mir verſprichſt, daß nie davon die Rede ſeyn ſoll, mich an die Würtemberger anzuſchließen; daß ich nicht als Anhänger Eures Herzogs, ſondern als Gaſt in Lichtenſtein behandelt werde, wenn du dies verſprichſt, ſo will ich folgen.“

„Für mich kann ich dies wohl verſprechen,“ antwortete der Bauer, „aber wie kann ich etwas geloben für den Ritter von Lichtenſtein?“

„Ich weiß, wie du mit ihm ſteheſt, und daß du oft zu ihm nach Ulm kamſt, und er ſein Vertrauen in dich ſetzt; ſo gut du ihm geheime Botſchaft aller Art bringen konnteſt, ſo gut kannſt du ihm auch dies beibringen.“

Der Pfeifer von Hardt ſah den jungen Mann lange ſtaunend an. „Woher wißt Ihr dies?“ rief er, „doch — die, welche mich verfolgten, können auch dies geſagt haben. Nun gut, ich verſpreche Euch, daß Ihr überall ſo angeſehen ſeyn ſollt, wie Ihr wollt; beſteiget Euer Roß; ich will Euch führen, und Ihr ſollt willkommen ſeyn auf Lichtenſtein!“

XIII.

Da ſpricht der arme Hirte: deß mag noch werden Rath;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Menſch betrat.
Kein Menſch mag ſie erſteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt Ihr ſogleich mir folgen, ich bring' Euch ſicher fort.
L. Uhland.

Von jenem Bergrücken, wo Georg den Entſchluß gefaßt hatte, ſeinem geheimnißvollen Führer zu folgen, gab es zwei Wege in die Gegend von Reutlingen, wo Mariens Bergſchloß, der Lichtenſtein, lag. Der eine war die offene Heerſtraße, welche von Ulm nach Tübingen führt. Sie führte durch das ſchöne Blauthal, bis man bei Blaubeuren wieder an den Fuß der Alb kommt, von da quer über dieſes Gebirge, vorbei an der Veſte Hohen-Urach, gegen St. Johann und Pfullingen hin. Dieſer Weg war ſonſt für Reiſende, die Pferde, Sänften oder Wagen mit ſich führten, der bequemere. In jenen Tagen aber, wo Georg mit dem Pfeifer von Hardt über das Gebirge zog, war es nicht rathſam, ihn zu wählen. Die Bundestruppen hatten ſchon Blaubeuren beſetzt, ihre Poſten dehnten ſich über die ganze Straße bis gegen Urach hin, und verfuhren gegen jeden, der nicht zum Heere gehörte oder zu ihnen ſich bekannte, mit großer Strenge und Erbitterung. Georg hatte ſeine Gründe, dieſe Straße nicht zu wählen, und ſein Führer war zu ſehr auf ſeine eigene Sicherheit bedacht, als daß er dem jungen Mann von dieſem Entſchluß abgerathen hätte.

Der andere Weg, eigentlich ein Fußpfad, und nur den Bewohnern des Landes genauer bekannt, berührte auf einer Strecke von beinahe zwölf Stunden nur einige einzeln ſtehende Höfe, zog ſich durch dichte Wälder und Gebirgsſchluchten, und hatte, wenn er auch hie und da, um die Landſtraßen zu vermeiden, einen Bogen machte und für Pferde ermüdend und oft beinahe unzugänglich war, doch den großen Vortheil der Sicherheit.

Dieſen Pfad wählte der Bauer von Hardt und der Junker willigte mit Freuden ein, weil er hoffen durfte, hier auf keine Bündiſchen zu ſtoßen. Sie zogen raſch fürbaß, der Bauer war immer an Georgs Seite; wenn die Stellen ſchwierig wurden, führte er ſorgſam ſein Pferd, und bewies überhaupt ſo viele Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für Reiter und Roß, daß in Georgs Seele jene Warnungen Frondsbergs vor dieſem Manne immer mehr an Gewicht verloren und er nur einen treuen Diener in ihm ſah.

Georg unterhielt ſich gerne mit ihm; er urtheilte über manche Dinge, die ſonſt außer dem Kreiſe des Landmanns liegen, klug und ſcharfſinnig, und mit einem ſo ſchlagenden Witz, daß er dem ſonſt ernſten jungen Mann, den ſeine zweifelhafte Lage oft trübe ſtimmte, unwillkürlich ein Lächeln abnöthigte. Von jeder Burg, die in der Ferne aus den Wäldern auftauchte, wußte er eine Sage zu erzählen, und die Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher er vortrug, bewies, daß er bei manchem Hochzeitsſchmaus, bei manchem Kirchweihtanz neben ſeinem Amt als Spielmann auch das eines Erzählers übernommen haben müſſe. Nur ſo oft Georg auf ſein eigenes Leben, beſonders auf jene

Periode kommen wollte, wo der Pfeifer von Hardt eine bedeutende Rolle in dem Aufruhr des armen Conrad geſpielt hatte, brach er düſter ab, oder wußte mit mehr Geläufigkeit, als man dem ſchlichten Manne zugetraut hätte, das Geſpräch auf andere Gegenſtände zu bringen.

So waren ſie ohne Aufenthalt fortgereist; Hans wußte immer voraus, wann wieder ein Gehöfte kam, wo ſie Erfriſchung für ſich und gutes Futter für das Pferd finden würden. Ueberall war er bekannt, überall wurde er freundlich, wiewohl, wie es Georg ſchien, meiſtens mit Staunen aufgenommen. Er flüſterte dann gewöhnlich ein Viertelſtündchen mit dem Hausvater, während die Hausfrau dem jungen Ritter emſig und freundlich mit Brod, Butter und unvermiſchtem Aepfelwein aufwartete, und die „Büebla“ und „Mädla“ den hohen, ſchlanken Gaſt, ſeine ſchönen Kleider, ſeine glänzende Schärpe, die wallenden Federn ſeines Barretts bewunderten. War dann das kleine Mahl verzehrt, hatte Georgs Pferd wieder Kräfte geſammelt, ſo begleitete das ganze Haus den Scheidenden bis an die Thüre, und der junge Reiter konnte zu ſeiner Beſchämung niemals die Gaſtfreundſchaft der guten Leute belohnen; mit abwehrenden Blicken auf den Pfeifer von Hardt weigerten ſie ſich ſtandhaft, ſeine kleinen Gaben anzunehmen. Auch dieſes Räthſel löste ihm ſein Begleiter nicht; denn ſeine Antwort: „wenn die Leute nach Hardt kommen, kehren ſie auch wieder bei mir ein,“ ſchien nur eine ausweichende zu ſeyn.

Die Nacht brachten ſie ebenfalls in einem dieſer zerſtreuten Höfe zu, wo die Hausfrau ihrem vornehmen

Gaſt mit nicht geringerer Bereitwilligkeit auf der Ofenbank ein Bett zurecht machte, als ſie ihm zu Ehren ein paar Tauben geopfert und einen dick geſchmälzten Haberbrei aufgetragen hatte.

Den folgenden Tag ſetzten ſie ihre Reiſe auf dieſelbe Art fort, nur kam es Georg vor, als ob ſein Führer mit noch mehr Vorſicht als geſtern zu Werke gehe; denn er ließ, wenn ſie ſich einem Hof nahten, den Reiter wohl fünfhundert Schritte davon Halt machen, nahte ſich behutſam den Gebäuden, und erſt, nachdem er Alles ſorgfältig ausgeſpähet hatte, winkte er dem Junker, zu folgen. Georg befragte ihn umſonſt, ob es in dieſer Gegend gefährlicher ſey, ob die Bundestruppen ſchon in der Nähe ſeyen? er ſagte nichts beſtimmtes darüber.

Gegen Mittag, als die Gegend lichter wurde und der Weg ſich mehr gegen das ebene Land herabzuziehen ſchien, ſchien die Reiſe gefährlicher zu werden; denn der Spielmann von Hardt ſchien ſich von jetzt an gar nicht mehr den Wohnungen nähern zu wollen, ſondern hatte ſich in einem Hof mit einem Sack verſehen, der Futter für das Pferd und hinlängliche Lebensmittel für ſie beide enthielt; es ſchien, als ob er meiſt noch einſamere Pfade als bisher aufſuche; auch glaubte Georg zu bemerken, daß ſie nicht mehr dieſelbe Richtung verfolgten, wie früher, ſondern ſehr ſtark zur Rechten ablenkten.

Am Rand eines ſchattigen Buchenwäldchens, wo eine klare Quelle und friſcher Raſen zur Ruhe einlud, machten ſie Halt; Georg ſtieg ab, und ſein Führer zog aus ſeinem Sack ein gutes Mittagsmahl. Nachdem er das Pferd verſehen hatte, ſetzte er ſich zu den Füßen des jungen Ritters und begann mit großem Appetit zuzugreifen.

Georg hatte ſeinen Hunger geſtillt und betrachtete jetzt mit aufmerkſamem Auge die Gegend. Es war ein ſchönes, breites Thal, in welches ſie hinab ſahen. Ein kleines Flüßchen eilte ſchnell durchhin, die Felder, wovon es begrenzt war, ſchienen gut und fleißig angepflanzt, eine freundliche Burg erhob ſich auf einem Hügel am andern Ende des Thales, die ganze Gegend war freundlicher als der Gebirgsrücken, über welchen ſie gezogen waren.

„Es ſcheint, wir haben die Alb verlaſſen,“ ſagte der junge Mann, indem er ſich zu ſeinem Gefährten wandte; „dieſes Thal, jene Hügel ſehen bei weitem freundlicher aus als der Felſenboden und die öden Weideplätze, die wir durchzogen. Selbſt die Luft weht hier milder und wärmer als oben, wo uns die Winde oft ſo hart anfaßten.“

„Ihr habt recht gerathen, Junker,“ ſagte Hans, indem er die Reſte ihrer Mahlzeit ſorgfältig in den Sack legte; „dieſe Thäler gehören zum Unterland, und jenes Flüßchen, das Ihr ſehet, ſtrömt in den Neckar.“

„Wie kommt es aber, daß wir ſo weit vom Weg ablenken?“ fragte Georg, „es kam mir ſchon oben im Gebirge vor, als haben wir die alte Richtung verlaſſen, aber du wollteſt nie darauf hören. Dieſer Weg muß, ſo viel ich die Lage von Lichtenſtein kenne, viel zu weit rechts führen.

„Nun, ich will es Euch jetzt ſagen,“ antwortete der Bauer, „ich wollte Euch auf der Alb nicht unnöthig bange machen, jetzt aber ſind wir, ſo Gott will, in Sicherheit; denn im ſchlimmſten Fall ſind wir keine vier Stunden mehr von Hardt, wo ſie uns nichts mehr anhaben ſollen."

„In Sicherheit?" unterbrach ihn Georg verwundert, „wer ſoll uns etwas anhaben?"

„Ei, die Bündiſchen," erwiederte der Spielmann; „ſie ſtreifen auf der Alb, und oft waren ihre Reiter keine tauſend Schritte mehr von uns; mir für meinen Theil wäre es nicht lieb geweſen, in ihre Hände zu fallen, denn ſie ſind mir, wie Ihr wohl wiſſet, gar nicht grün; und auch Euch wäre es vielleicht nicht ganz recht, gefangen vor den Herrn Truchſeß geführt zu werden."

„Gott ſoll mich bewahren!" rief der Junker; „vor den Truchſeß? lieber laſſe ich mich auf der Stelle todt ſchlagen. Was wollen ſie denn aber hier? Es iſt ja hier in der Nähe keine Veſte von Würtemberg, und du ſagteſt mir ja doch, ſie können ungehindert durchs Land ziehen; wornach ſtreifen ſie denn?"

„Seht, Junker! es gibt überall ſchlechte Leute; was ein rechter Würtemberger iſt, der läßt ſich eher die Haut abziehen, als daß er den Herzog verräth, nach welchem die Bündler jetzt ein Treibjagen halten.* Aber der Truchſeß ſoll unter der Hand einen ganzen Haufen Geld dem verſprochen haben, der ihn fängt; er hat ſeine Reiter ausgeſchickt, dieſe ſtreifen jetzt überall, und die Leute ſagen, es gäbe einige unter den Bauern, die ſich vom Geld blenden laſſen und den Spürhunden alle Schluchten und Schlupfwinkel zeigen."[10]

---

* Vergl. hinten Anmerk. 21.

„Nach dem Herzog ſollen ſie ſtreifen? Der iſt ja aus dem Lande geflohen, oder, wie andere ſagen, in Tübingen auf ſeinem feſten Schloſſe, wo ihn vierzig Ritter beſchützen.“

„Ja, die vierzig Edlen ſind dort,“ antwortete der Bauer mit ſchlauer Miene; „auch des Herzogs Söhnlein, der Chriſtoph, iſt dort, das hat ſeine Richtigkeit; ob aber der Herzog ſelbſt dort iſt, weiß niemand recht. Im Vertrauen geſagt, wie ich ihn kenne, ſchließt er ſich nur zur höchſten Noth in eine Veſte ein; er iſt ein kühner, unruhiger Herr, und es iſt ihm wohler in den Wäldern und Bergen, wenn es auch Gefahr hat.“

„Den Herzog alſo ſuchen ſie? alſo müßte er hier in der Nähe ſeyn?“

„Wo er iſt, weiß ich nicht,“ erwiederte der Pfeifer von Hardt, „und ich wollte wetten, dies weiß niemand als Gott; aber wo er ſeyn wird, weiß ich,“ ſetzte er hinzu, und es ſchien Georg, als ob ein Strahl von Begeiſterung aus dem Auge dieſes Mannes breche; „wo er ſeyn wird, wenn die Noth am höchſten iſt, wo ſeine Getreuen ſich zu ihm finden werden, wo manche treue Bruſt zur Mauer werden wird, um den Herrn in der Noth gegen dieſe Bündler zu ſchützen. Denn iſt er auch ein ſtrenger Herr, ſo iſt er doch ein Würtemberger, und ſeine ſchwere Hand iſt uns lieber, als die gleißenden Worte des Baiern und des Oeſterreichers.“

„Und wenn ſie den unglücklichen Fürſten erkennen, wenn ſie auf ihn ſtoßen? hat er nicht ſeine Geſtalt verhüllt und unkenntlich gemacht? Du haſt mir einmal ſein Geſicht beſchrieben, und ich glaube ihn beinahe vor mir zu ſehen, beſonders ſein gebietendes, glänzendes Auge. Aber wie iſt ſeine Geſtalt?“

„Er mag kaum acht Jahre älter ſeyn als Ihr,“ entgegnete jener; „er iſt nicht ſo groß als Ihr, aber in vielem Euch ähnlich an Geſtalt; beſonders wenn Ihr zu Pferd ſaßet und ich hinter Euch ging, da gemahnte es mich oft und ich dachte: ſo, gerade ſo ſah der Herzog aus in den Tagen ſeiner Herrlichkeit.“

Georg war aufgeſtanden, um nach ſeinem Pferd zu ſehen; die Worte des Bauern hatten ihn um ſeine Sicherheit beſorgt gemacht, und er ſah jetzt erſt ein, wie thöricht er gehandelt, in dieſem Kriegsſtrudel ſich durch ein occupirtes Land ſtehlen zu wollen. Es wäre ihm höchſt unangenehm geweſen, in dieſem Augenblicke gefangen zu werden; zwar konnte er nach ſeinem Eide reiſen, wohin er wollte, wenn er nur in den nächſten vierzehn Tagen keinen thätlichen Antheil an dem Kampfe gegen den Bund nahm; aber er fühlte, welch nachtheiliges Licht es dennoch auf ihn werfen müßte, in dieſer Gegend, ſo weit von dem Weg nach ſeiner Heimath, aufgegriffen zu werden, und dazu noch in Geſellſchaft eines Mannes, der den Bundesoberſten ſehr verdächtig, ſogar gefährlich geſchienen hatte. Umzukehren war keine Möglichkeit, denn es ließ ſich beinahe mit Gewißheit annehmen, daß die Bundestruppen bereits die ganze Breite der Alb eingenommen hatten; das ſicherſte ſchien, ſich zu beeilen, über die äußerſten Poſten des Heeres hinaus zu kommen; man hatte dann die Gefahr im Rücken, vor und neben ſich aber freie Bahn.

Das ſonſt ſo muntere Thier, das ſeinen Herrn über dieſe Gefahren hinaus tragen ſollte, hing die Ohren;

die große Eile und die ermüdenden, ſteinigten Fußpfade hatten ſeine Kraft geſchwächt; zu ſeinem großen Verdruß bemerkte Georg ſogar, daß es auf den linken Vorderfuß nicht gerne auftrete, was nach einem achtſtündigen Weg über ſcharfe, eckige Felſen nicht zu verwundern war. Der Bauer bemerkte die Verlegenheit des Junkers; er unterſuchte das Thier und rieth, es noch einige Stunden ſtehen zu laſſen, gab aber zugleich den Troſt, er ſey der Gegend ſo kundig, daß ſie eine große Strecke in der Nacht zurücklegen könnten.

XIV.

Es ziehen vom Schwabenbunde
Die Jäger durch's Gefild,
Sie ſpüren in die Runde
Nach einem Fürſtenwild.
G. Schwab.

Der junge Mann ergab ſich in ſein Schickſal und ſuchte Zerſtreuung in der lieblichen Ausſicht, die ſich noch bei weitem herrlicher ſeinen Augen öffnete, als ihn der Bauer etwa fünfzig Schritte höher geführt hatte. Sie ſtanden auf einer Felſenecke, die einen ſchönen Ausläufer der ſchwäbiſchen Alb begrenzte. Ein ungeheures Panorama breitete ſich vor den erſtaunten Blicken Georgs aus, ſo überraſchend, von ſo lieblichem Schmelz der Farben, von ſo erhabener Schönheit, daß ſeine Blicke eine geraume Zeit wie entzückt daran hingen. Und wirklich, wer je mit reinem Sinn für Schönheiten der Natur, ohne himmelhohe Alpen, ohne Thäler wie das Rheingau zu ſuchen, die ſchwäbiſche Alb beſtiegen hat, der wird die

Erinnerung eines ſolchen Anblickes zu den lieblichſten zählen.

Man denke ſich eine Kette von Gebirgen, die von der weiteſten Entfernung, dem Auge kaum erreichbar, durch alle Farben einer herrlichen Beleuchtung, von ſanftem Grau, durch alle Nüancen von Blau, am Horizont ſich hinzieht, bis das dunkle Grün der näher liegenden Berge mit ſeinem ſanften Schmelz die Kette ſchließt. Auf dieſen Gipfeln eines langen Gebirgsrücken erkennt das Auge Schlöſſer und Burgen ohne Zahl, die wie Wächter auf dieſe Höhen ſich lagern und über das Land hinſchauen. Jetzt ſind ihre Thürme zerfallen, ihre ſtattlichen Thore ſind gebrochen, den tiefen Burggraben füllen Trümmer und Moos, und die Hallen, in welchen ſonſt laute Freude erſcholl, ſind verſtummt; aber damals, als Georg auf dem Felſen von Beuren ſtand, ragten ihrer viele noch feſt und herrlich; ſie breiteten ſich wie eine undurchbrochene Schaar gewaltiger Männer zwiſchen den Heldengeſtalten von Staufen und Hohenzollern aus.

„Ein herrliches Land, dieſes Würtemberg!“ rief Georg, indem ſein Auge von Hügel zu Hügel ſchweifte; „wie kühn, wie erhaben dieſe Gipfel und Bergwände, dieſe Felſen und ihre Burgen! Und wenn ich mich dorthin wende gegen die Thäler des Neckars, wie lieblich jene ſanften Hügel, jene Berge mit Obſt und Wein beſetzt, jene fruchtbaren Thäler mit ſchönen Bächen und Flüſſen, dazu ein milder Himmel und ein guter, kräftiger Schlag von Menſchen!“

„Ja,“ fiel der Bauer ein, „es iſt ein ſchönes Land; doch hier oben will es noch nicht viel ſagen, aber was ſo unter Stuttgart iſt, das wahre Unterland, Herr! da iſt es eine Freude, im Sommer oder Herbſt am Neckar hinab zu wandeln; wie da die Felder ſo ſchön und reich ſtehen, wie der Weinſtock ſo dicht und grün die Berge überzieht, und wie Nachen und Flöße den Neckar hinauf und hinabfahren, wie die Leute ſo fröhlich an der Arbeit ſind und die ſchönen Mädchen ſingen wie die jungen Lerchen!“

„Wohl ſind jene Thäler an der Rems und dem Neckar ſchöner,“ entgegnete Georg, „aber auch dieſes Thal zu unſern Füßen, auch dieſe Höhen um uns her haben eigenen, ſtillen Reiz; wie heißen jene Burgen auf den Hügeln? ſprich, wie heißen jene fernen Berge?“

Der Bauer überblickte ſinnend die Gegend und zeigte auf die hinterſte Bergwand, die dem Auge kaum noch ſichtbar aus den Nebeln ragte. „Dort hinten, zwiſchen Morgen und Mittag iſt der Roßberg; in gleicher Richtung herwärts, jene vielen Felſenzacken ſind die Höhen von Urach. Dort, mehr gegen Abend, iſt Achalm, nicht weit davon, doch könnt Ihr ihn hier nicht ſehen, liegt der Felſen von Lichtenſtein.“

„Dort alſo,“ ſagte Georg ſtille vor ſich hin, und ſein Auge tauchte tief in die Nebel des Abends, „dort, wo jenes Wölkchen in der Abendröthe ſchwebt, dort ſchlägt ein treues Herz für mich; jetzt auch ſteht ſie vielleicht auf der Zinne ihres Felſens und ſieht herüber in dieſe Welt von Bergen, vielleicht nach dieſem Felſen hin. O, daß die Abendlüfte dir meine Grüße brächten und jene roſigen Wolken dir meine Nähe verkündeten!“

„Weiter hin, Ihr ſehet doch jene ſcharfe Ecke, das iſt die Teck; unſere Herzoge nennen ſich Herzoge von Teck.

es iſt eine gute, feſte Burg; wendet Eure Blicke hier zur Rechten, jener hohe, ſteile Berg war einſt die Wohnung berühmter Kaiſer, es iſt Hohenſtaufen.“

„Aber wie heißt jene Burg, die hier zunächſt aus der Tiefe emporſteigt?“ fragte der junge Mann; „ſieh nur, wie ſich die Sonne an ihren hellen weißen Wänden ſpiegelt, wie ihre Zinnen in goldenen Duft zu tauchen ſcheinen, wie ihre Thürme in röthlichem Lichte erglänzen.“

„Das iſt Neuffen, Herr! auch eine ſtarke Veſte, die dem Bunde zu ſchaffen machen wird.“

Die Sonne des kurzen, ſchönen Märztages begann während dieſes Zwiegeſprächs der Wanderer hinab zu ſinken. Die Schatten des Abends rollten dunkle Schleier über das Gebirge und verhüllten dem Auge die ferneren Gipfel und Höhen. Der Mond kam bleich herauf und überſchaute ſein nächtliches Gebiet. Nur die hohen Mauern und Thürme von Neuffen röthete die Sonne noch mit ihren letzten Strahlen, als ſey dieſer Felſen ihr Liebling, von welchem ſie ungern ſcheide. Sie ſank, auch dieſe Mauern hüllten ſich in Dunkel, und durch die Wälder zog die Nachtluft, geheimnißvolle Grüße flüſternd, dem heller ſtrahlenden Mond entgegen.

„Jetzt iſt die wahre Tageszeit für Diebe und für flüchtige Reiſende, wie wir,“ ſagte der Bauer, indem er des Junkers Pferd aufzäumte; „ſey es noch um eine Stunde, ſo iſt die Nacht kohlſchwarz, und dann ſoll uns, bis die Sonne wieder aufgeht, kein bündiſcher Reiter ausſpüren!“

„Glaubſt du, es habe Gefahr?“ ſagte Georg, indem er ſeine Hand nach dem Helm ausſtreckte und das dünne Barrett abnahm. „Meinſt du nicht, wir ſollten uns beſſer wappnen?“

„Laßt hängen, Junker!“ rief der Bauer lachend, „ſolch eine Sturmhaube iſt an ſich ſchon kalt und gibt in einer friſchen Nacht nicht ſehr warm; laßt immer Euer Barrett ſitzen; in dieſer Gegend ſuchen ſie den Herzog nicht, und ſollten ſie kommen, wir zwei fürchten ihrer vierе nicht.“

Der junge Mann ließ zögernd ſeinen ſchönen Helm am Sattelknopf hängen, er ſchämte ſich, weniger Muth zu zeigen als ſein Begleiter, der unberitten, nur durch eine dünne ledern: Mütze geſchützt und mit einer einfachen Art ſchlecht bewaffnet war. Er ſchwang ſich auf. Sein Führer ergriff die Zügel des Roſſes und ſchritt voran den Berg hinab.

„Du meinſt alſo,“ fragte Georg nach einer Weile, „bis hieher werden ſich die bündiſchen Reiter nicht wagen?“

„Es iſt nicht wohl möglich,“ antwortete der Pfeifer, „Neuffen iſt ein ſtarkes Schloß und hat gute Beſatzung; ſie werden es zwar in kurzer Zeit mit Heeresmacht belagern, aber Geſindel, wie die Handvoll Reiter des Truchſeß, wagt ſich doch nicht in die Nähe der feindlichen Burg.“

„Schau! wie hell und ſchön der Mond ſcheint,“ rief der Jüngling, der noch immer erfüllt von dem Anblick auf dem Berge, die wunderlichen Schatten der Wälder und Höhen, die hellglänzenden Felſen betrachtete; „ſieh, wie die Fenſter von Neuffen im Mondlicht ſchimmern!“

„Es wäre mir lieber, er ſchiene heute Nacht nicht,“ entgegnete ſein Führer, indem er ſich zuweilen beſorgt umſah; „dunkle Nacht wäre beſſer für uns, der Mond hat ſchon manchen braven Mann verrathen. Doch jetzt ſteht er gerade über dem Reiſſenſtein, wo der Rieſe gewohnt hat; es kann nicht mehr lange dauern, ſo iſt er hinunter.“

„Was ſchwatzſt du da von einem Rieſen, der auf dem Reiſſenſtein gewohnt hat?“

„Ja, dort hat vor langer Zeit ein Rieſe gewohnt,“ das hat ſeine Richtigkeit; dort über dem Berg, gerade wo jetzt der Mond ſteht, liegt ein Schloß, das heißt der Reiſſenſtein; es gehört jetzt den Helfenſteinern; es liegt auf jähen Felſen, weit oben in der Luft, und hat keine Nachbarſchaft, als die Wolken, und bei Nacht den Mond. Gerade über der Burg, auf einem Berge, worauf jetzt der Heimenſtein ſteht, liegt eine Höhle, und darinnen wohnte vor Alters eine Rieſe. Er hatte ungeheuer viel Gold, und hätte herrlich und in Freuden leben können, wenn es noch mehr Rieſen und Rieſinnen außer ihm gegeben hätte. Da fiel es ihm ein, er wolle ſich ein Schloß bauen, wie es die Ritter haben auf der Alb. Der Felſen gegenüber ſchien ihm gerade recht dazu.

„Er ſelbſt aber war ein ſchlechter Baumeiſter; er grub mit den Nägeln haushohe Felſen aus der Alb und ſtellte ſie auf einander, aber ſie fielen immer wieder ein und wollten kein geſchicktes Schloß geben. Da legte er ſich auf den Beurener Felſen und ſchrie ins Thal hinab nach Handwerkern; Zimmerleute, Maurer, Steinmetze, Schloſſer, alles ſolle kommen und ihm helfen, er wolle gut bezahlen.

„Man hörte ſein Geſchrei im ganzen Schwabenland, vom Kocher hinauf bis zum Bodenſee, vom Neckar bis an die Donau, und überall her kamen die Meiſter und Geſellen, um dem Rieſen das Schloß zu bauen. — Reitet aus dem Mondſchein, Junker, hierher in den Schatten, Euer Harniſch glänzt wie Silber und könnte leicht den Spürhunden in die Augen glänzen!

„Nun, um wieder auf den Rieſen zu kommen, ſo war es luſtig anzuſehen, wie er vor ſeiner Höhle im Sonnenſchein ſaß und über dem Thal drüben auf dem hohen Felſen ſein Schloß bauen ſah; die Meiſter und Geſellen waren flink an der Arbeit und bauten, wie er ihnen über das Thal hinüber zuſchrie; ſie hatten allerlei fröhlichen Schwank und Kurzweil mit ihm, weil er von der Bauerei nichts verſtand. Endlich war der Bau fertig, und der Rieſe zog ein und ſchaute aus dem höchſten Fenſter aufs Thal hinab, wo die Meiſter und Geſellen verſammelt waren, und fragte ſie, ob ihm das Schloß gut anſtehe, wenn er ſo zum Fenſter herausſchaue. Als er ſich aber umſah, ergrimmte er, denn die Meiſter hatten geſchworen, es ſey Alles fertig, aber an dem oberſten Fenſter, wo er herausſah, fehlte noch ein Nagel.

„Die Schloſſermeiſter entſchuldigten ſich und ſagten: es habe ſich keiner getraut, vor's Fenſter hinaus in die Luft zu ſitzen und den Nagel einzuſchlagen. Der Rieſe aber wollte nichts davon hören, ſondern zahlte den Lohn nicht aus, bis der Nagel eingeſchlagen ſey.

„Da zogen ſie alle wieder in die Burg, die wildeſten Burſche vermaßen ſich hoch und theuer, es ſey ihnen ein Geringes, den Nagel einzuſchlagen; wenn ſie aber an das oberſte Fenſter kamen und hinausſchauten in die

Luft und hinab in das Thal, das ſo tief unter ihnen lag, und ringsum nichts als Felſen, da ſchüttelten ſie den Kopf und zogen beſchämt ab. Da boten die Meiſter zehnfachen Lohn, wer den Nagel einſchlage, und es fand ſich lange keiner.

„Nun war ein flinker Schloſſergeſelle dabei, der hatte die Tochter ſeines Meiſters lieb, und ſie ihn auch, aber der Vater war ein harter Mann und wollte ſie ihm nicht zum Weib geben, weil er arm war. Der faßte ſich ein Herz und dachte, er könne hier ſeinen Schatz verdienen oder ſterben, denn das Leben war ihm entleidet ohne ſie; er trat vor den Meiſter, ihren Vater, und ſprach: gebt Ihr mir Eure Tochter, wenn ich den Nagel einſchlage? der aber gedachte ſeiner auf dieſe Art los zu werden, wenn er auf die Felſen hinabſtürze und den Hals breche, und ſagte ja.

„Der flinke Schloſſergeſelle nahm den Nagel und ſeinen Hammer, ſprach ein frommes Gebet, und ſchickte ſich an, zum Fenſter hinaus zu ſteigen und den Nagel einzuſchlagen für ſein Mädchen. Da erhob ſich ein Freudengeſchrei unter den Bauleuten, daß der Rieſe vom Schlaf aufwachte und fragte, was es gebe. Und als er hörte, daß ſich einer gefunden habe, der den Nagel einſchlagen wolle, kam er, betrachtete den jungen Schloſſer lange, und ſagte: Du biſt ein braver Kerl und haſt mehr Herz als das Lumpengeſindel da; komm, ich will dir helfen. Da nahm er ihn beim Genick, daß es allen durch Mark und Bein ging, hob ihn zum Fenſter hinaus in die Luft und ſagte: Jetzt hau drauf zu! ich laſſe dich nicht fallen.

„Und der Knecht ſchlug den Nagel in den Stein, daß er feſt ſaß; der Rieſe aber küßte und ſtreichelte ihn, daß er beinahe ums Leben kam, führte ihn zum Schloſſermeiſter und ſprach: Dieſem gibſt du dein Töchterlein. Dann ging er hinüber in ſeine Höhle, langte einen Geldſack heraus und zahlte jeden aus bei Heller und Pfenning. Endlich kam er auch an den flinken Schloſſergeſellen; zu dieſem ſagte er: Jetzt gehe heim, du herzhafter Burſche, hole deines Meiſters Töchterlein und ziehe ein in dieſe Burg, denn ſie iſt dein.

„Deß freuten ſich alle; der Schloſſer ging heim, und“ —

„Horch! hörteſt du nicht das Wiehern von Roſſen?“ rief Georg, dem es in der Schlucht, die ſie durchzogen, ganz unheimlich wurde. Der Mond ſchien noch hell, die Schatten der Eichen bewegten ſich, es rauſchte im Gebüſch, und oft wollte es ihm bedünken, als ſehe er dunkle Geſtalten im Wald neben ſich hergehen.

Der Pfeifer von Hardt blieb ſtehen, ungeduldig, daß ihn der Junker nicht bis zum Ende erzählen laſſe: „Es kam mir vorhin auch ſo vor, aber es war der Wind, der in den Eichen ächzt, und der Schuhu rief im Gebüſch. Wären wir nur das Wieſenthal noch hinüber, da iſt es ſo offen und hell wie bei Tag; jenſeits fängt wieder der Wald an, da iſt es dann dunkel und hat keine Noth mehr. Gebt Eurem Braunen die Sporen und reitet Trab über das Thal hin, ich laufe neben Euch her.“

„Warum denn jetzt auf einmal Trab?“ fragte der junge Mann, „meinſt du, es habe Gefahr? Geſtehe nur, nicht wahr, du haſt ſie auch geſehen die Geſtalten im Wald, die neben uns her ſchlichen? Glaubſt du, es ſind Bündiſche?“

„Nun ja,“ flüſterte der Bauer, indem er ſich umſah, „mir war es auch, als ob uns jemand nachſchleiche; drum ſputet Euch, daß wir aus dem verdammten Hohlweg hinauskommen, und dann im Trab über das Thal hinüber, weiterhin hat es keine Gefahr.“

Georg machte ſein Schwert locker in der Scheide und nahm die Zügel ſeines Roſſes kräftiger in die Fauſt. Schweigend zogen ſie die Schlucht hinab, beleuchtet von ſo hellem Mondſchein, daß der junge Mann jeden Zug ſeines Gefährten erkennen konnte und deutlich ſah, daß er ſeine Axt auf die Schulter nahm und ein Meſſer, das er im Wamms verborgen hatte, heraus zog und in den Gürtel ſteckte.

Sie wollten eben am Ausgang des Hohlweges in das Thal einbiegen, da rief eine Stimme im Gebüſch: „Das iſt der Pfeifer von Hardt, drauf Geſellen, der dort auf dem Roß muß der Rechte ſeyn.“

„Fliehet, Junker, fliehet!“ rief ſein treuer Führer und ſtellte ſich mit ſeiner Axt zum Kampf bereit; doch Georg zog ſein Schwert, und in demſelben Augenblick ſah er ſich von fünf Männern angefallen, während ſein Gefährte ſchon mit drei andern im Handgemenge war.

Der enge Hohlweg hinderte ihn, ſich ſeiner Vortheile zu bedienen und zur Seite auszuweichen. Einer packte die Zügel ſeines Roſſes, doch in demſelben Augenblick traf ihn Georgs Klinge auf die Stirne, daß er ohne Laut niederſank; doch die andern, wüthend gemacht durch den Fall ihres Genoſſen, drangen noch ſtärker auf ihn ein und riefen ihm zu, ſich zu ergeben; aber Georg, obgleich er ſchon am Arm und Fuß aus mehreren Wunden blutete, antwortete nur durch Schwerthiebe.

„Lebendig oder todt!“ rief einer der Kämpfenden, „wenn der Herr Herzog nicht anders will, ſo mag er's haben.“ Er rief's, und in demſelben Augenblick ſank Georg von Sturmfeder, von einem ſchweren Hieb über den Kopf getroffen, nieder. In tödtlicher Ermattung ſchloß er die Augen, er fühlte ſich aufgehoben und weggetragen, und hörte nur das grimmige Lachen ſeiner Mörder, die über ihren Fang zu triumphiren ſchienen.

Nach einer kleinen Weile ließ man ihn auf den Boden nieder, ein Reiter ſprengte heran, ſaß ab und trat zu denen, die ihn getragen hatten. Georg raffte ſeine letzte Kraft zuſammen, um die Augen noch einmal zu öffnen. Er ſah ein unbekanntes Geſicht, das ſich über ihn beugte. „Was habt ihr gemacht?“ hörte er rufen, „dieſer iſt es nicht, ihr habt den Falſchen getroffen. Macht, daß ihr fortkommt, die von Neuffen ſind uns auf den Ferſen.“ Matt zum Tode ſchloß Georg ſein Auge, nur ſein Ohr vernahm wilde Stimmen und das Geräuſch von Streitenden, doch auch dieſes zog ſich ferne; feuchte Kälte drang aus dem Boden des Wieſenthales und machte ſeine Glieder erſtarren, aber ein ſüßer Schlummer ſenkte ſich auf den Verwundeten herab, und mit dem letzten Gedanken an die Geliebte entſchwanden ſeine Sinne.

XV.

Von vieler Burgen Walle
Des Bundes Fahnen wehn,
Die Städte huld'gen alle,
Kein Schloß mag widerſtehn,
Nur Tübingen, die Veſte,
Verſpricht noch Wehr und Trutz.
G. Schwab.

Der ſchwäbiſche Bund war mit Macht in Würtemberg eingedrungen, von Tag zu Tag gewann er an Boden, von Woche zu Woche wurden ſeine Heere furchtbarer. Zuerſt war nach langer muthiger Gegenwehr der Höllenſtein, das feſte Schloß von Heidenheim, gefallen. Ein tapferer Mann, Stephan von Lichow, hatte dort befehligt; aber mit ſeinen paar Feldſchlangen, mit einer Handvoll Knechte konnte er den Tauſenden des Bundes und der Kriegskunſt eines Frondsberg nicht widerſtehen. Bald nachher fiel Göppingen. Nicht minder tapfer, als der von Lichow, hatte ſich Philipp von Rechberg gewehrt, hatte ſogar für ſich und ſeine Knechte freien Abzug erfochten; aber das Schickſal des Landes vermochte er nicht abzuwenden. Teck, damals noch eine ſtarke, feſte Burg, fiel durch Unvorſichtigkeit der Beſatzung; am muthigſten hielt ſich Möckmühl; es ſchloß einen Mann in ſeinen Mauern ein, der ſich allein mit zwanzig der Belagerer geſchlagen hätte; ſein eiſerner Wille war oft nicht minder ſchwer als ſeine eiſerne Hand auf ihnen gelegen. Auch dieſe Mauern wurden gebrochen und Götz von Berlichingen fiel in des Bundes Hand. Auch Schorndorf konnte den Kanonen Georgs von Frondsberg nicht widerſtehen; es war die feſteſte Stadt geweſen; mit ihr fiel das Unterland.“

So war nun ganz Würtemberg bis herauf gegen Kirchheim in der Bündiſchen Gewalt, und der Baiern Herzog brach mit ſeinem Lager auf, um mit Ernſt an Stuttgart zu gehen. Da kamen ihm Geſandte entgegen nach Denkendorf, die um Gnade flehten. Sie durften zwar nicht wagen, vor dem erbitterten Feind ihren Herzog zu entſchuldigen, aber ſie gaben zu bedenken, daß ja er, die Urſache des Krieges, nicht mehr unter ihnen ſey, daß man nur gegen ſeinen unſchuldigen Knaben, den Prinzen Chriſtoph, und gegen das Land Krieg führe. Aber vor der ehernen Stirne Wilhelms von Baiern, vor den habgierigen Blicken der Bundesglieder fanden dieſe Bitten keine Gnade. Ulerich habe dieſe Strafe verdient, gab man zur Antwort, das Land habe ihn unterſtützt, alſo mit gefangen, mit gehangen — auch Stuttgart mußte ſeine Thore öffnen.

Aber noch war der Sieg nichts weniger als vollſtändig; der größte Theil des Oberlandes hielt noch zu dem Herzog, und es ſchien nicht, als ob er ſich auf den erſten Aufruf ergeben wolle. Dieſes höher gelegene Gebirgsland wurde von zwei feſten Plätzen, Urach und Tübingen, beherrſcht; ſo lange dieſe ſich hielten, wollten auch die Lande umher nicht abfallen. In Urach hielt es die Bürgerſchaft mit dem Bunde, die Beſatzung mit dem Herzog. Es kam zum Handgemenge, worin der tapfere Kommandant erſtochen wurde; die Stadt ergab ſich den Bündiſchen.

Und ſo war in der Mitte des April nur Tübingen noch übrig; doch dieſes hatte der Herzog ſtark befeſtigt, dort waren ſeine Kinder und die Schätze ſeines Hauſes; dem Kern des Adels, vierzig wackern, kampfgeübten Rittern, und zweihundert der tapferſten Landeskinder war das Schloß anvertraut. Dieſe Veſte war ſtark, mit Kriegsvorräthen wohl verſehen, an ihr hingen jetzt die Blicke der Würtemberger; denn aus dieſen Mauern war ihnen ſo manches Schöne und Herrliche hervorgegangen, von dieſen Mauern aus konnte das Land wieder dem angeſtammten Fürſten erobert werden, wenn es ſich ſo lange hielt, bis er Entſatz herbeibrachte. Und dorthin wandten ſich jetzt die Bündiſchen mit aller Macht. Ihrer Gewappneten Schritte tönten durch den Schönbuch, die Thäler des Neckars zitterten unter dem Hufſchlag ihrer Roſſe; auf den Fildern zeigten tiefe Spuren, wohin die ſchweren Feldſchlangen, Falkonen und Bombarden, die Kugel- und Pulverwagen, der ganze furchtbare Apparat einer langen Belagerung gezogen war.

Dieſe Fortſchritte des Krieges hatte Georg von Sturmfeder nicht geſehen. Ein tiefer, aber ſüßer Schlummer hielt wie ein mächtiger Zauber ſeine Sinne viele Tage lang gefangen; es war ihm in dieſem Zuſtand wohl zu Muth, wie einem Kinde, das an dem Buſen ſeiner Mutter ſchläft, nur hin und wieder die Augen ein wenig öffnet, um in eine Welt zu blicken, die es noch nicht kennt, um ſie dann wieder auf lange zu verſchließen. Schöne, beruhigende Träume aus beſſeren Tagen gaukelten um ſein Lager, ein mildes, ſeliges Lächeln zog oft über ſein bleiches Geſicht und tröſtete die, welche mit banger Erwartung ſeiner pflegten.

Wir wagen es, den Leſer in die niedere Hütte zu führen, die ihn gaſtfreundlich aufgenommen hatte, und zwar am Morgen des neunten Tages, nachdem er verwundet worden war.

Die Morgenſonne dieſes Tages brach ſich in farbigen Strahlen an den runden Scheiben eines kleinen Fenſters und erhellte das größere Gemach eines dürftigen Bauernhauſes. Das Geräthe, womit es ausgeſtattet war, zeugte zwar von Armuth, aber von Reinlichkeit und Sinn für Ordnung. Ein großer eichener Tiſch ſtand in einer Ecke des Zimmers, auf zwei Seiten von einer hölzernen Bank umgeben. Ein geſchnitzter, mit hellen Farben bemalter Schrein mochte den Sonntagsſtaat der Bewohner, oder ſchöne ſelbſtgeſponnene Leinwand enthalten; das dunkle Getäfel der Wände trug ringsum ein Bret, worauf blanke Kannen, Becher und Platten von Zinn, irdenes Geſchirr, mit ſinnreichen Reimen bemalt, und allerlei muſikaliſche Inſtrumente eines längſt verfloſſenen Jahrhunderts, als: Zimbeln, Schalmaien und eine Cither aufgeſtellt waren. Um den großen Kachelofen, der weit vorſprang, waren reinliche Linnen zum Trocknen aufgehängt, und ſie verdeckten beinahe dem Auge eine große Bettſtelle, mit Gardinen von großgeblümtem Gewebe, die im hinterſten Theil der Stube aufgeſtellt war.

An dieſem Bette ſaß ein ſchönes liebliches Kind von etwa ſechzehn bis ſiebenzehn Jahren. Sie war in jene maleriſche Bauerntracht gekleidet, die ſich theilweiſe bis auf unſere Tage in Schwaben erhalten hat. Ihr gelbes Haar war unbedeckt und fiel in zwei langen, mit bunten Bändern durchflochtenen Zöpfen über den Rücken hinab. Die Sonne hatte ihr freundliches rundes Geſichtchen etwas gebräunt, doch nicht ſo ſehr, daß es das ſchöne jugendliche Roth auf der Wange verdunkelt hätte; ein munteres blaues Auge blickte unter den langen Wimpern hervor; weiße faltenreiche Aermel bedeckten bis an die Hand den ſchönen Arm, ein rothes Mieder, mit ſilbernen Ketten geſchnürt, mit blendend weißen zierlich genähten Linnen umgeben, ſchloß eng um den Leib, ein kurzes ſchwarzes Röckchen fiel kaum bis über die Knie herunter; dieſe ſchmucken Sachen, und dazu noch eine blanke Schürze und ſchneeweiße Zwickelſtrümpfe mit ſchönen Kniebändern, wollten beinahe zu ſtattlich ausſehen zu dem dürftigen Gemach, beſonders da es Werktag war.

Die Kleine ſpann emſig ſeine glänzende Fäden aus ihrer Kunkel, zuweilen lüftete ſie die Gardinen des Bettes und warf einen verſtohlenen Blick hinein. Doch ſchnell, als wäre ſie auf böſen Wegen erfunden worden, ſchlug ſie die Vorhänge wieder zu und ſtrich die Falten glatt, als ſollte niemand merken, daß ſie gelauſcht habe.

Die Thüre ging auf und eine runde ältliche Frau, in derſelben Tracht wie das Mädchen, aber ärmlicher gekleidet, trat ein. Sie trug eine dampfende Schüſſel Suppe zum Frühſtück auf und ſtellte Teller auf dem Tiſche zurecht. Indem fiel ihr Blick auf das ſchöne Kind am Bette, ſie ſtaunte ſie an, und wenig hätte gefehlt, ſo ließ ſie den Krug mit gutem Apfelwein fallen, den ſie eben in der Hand hielt.

„Was fällt der aber um Gotteswilla ei', Bärbele,“ ſagte ſie, indem ſie den Krug niederſetzte und zu dem Mädchen trat, „was fällt der ei', daß de am Wertich da nuia rantha Rock zum Spinna anziehſt? und au 's nui Mieder hot ſe an, und, ei daß di! — au a ſilberne Kette? und en friſcha Schurz, und Strümpf no ſo mir nix dier nix aus em Kaſta reißa? Wer wird dann en ſolcha Hochmuth treiba? du dummes Ding, du! Woiſt du net, daß mer arme Leut ſind? und daß du es Kind voma onglückliche Mann biſt?“ —

Die Tochter hatte geduldig die ereiferte Frau ausreden laſſen; ſie ſchlug zwar die Augen nieder, aber ein ſchelmiſches Lächeln, das über ihr Geſicht flog, zeigte, daß die Strafpredigt nicht ſehr tief gehe. „Ei, ſo laſſet Nich doch b'richta,“ antwortete ſie, „was ſchadets dann dem Rock, wenn i ihn au amol ama chriſtlicha Wertich anhan? an der ſilberna Kette wird au nix verderbt, und da Schurz kann i jo wieder wäſcha!“

„So? als wemma et immer gnuag z'wäſcha und z'putza hätt? So ſag mer no, was iſt denn in de g'fahro, daß de ſo ſtrählſt und ſchöa machſt?“

„Ah was!“ flüſterte das erröthende Schwabenkind, „wiſſet er dann net, daß heut der acht Tag iſt? hot et der Aetti g'ſait, der Junker werd' am heutiga Morga verwacha, wenn ſei Tränkle guete Wirking häb? und do hanne eba denkt“ —

„Iſt's um dui Zeit?“ entgegnete die Hausfrau freundlicher. „De hoſt wärle Reacht; wenn er verwacht und ſieht älles ſo ſchluttig und ſchlampig, ſe iſt et guot und könnt Verdruß gä beim Aette. I ſieh au aus wie na Drach. Gang, Bärbele, hol mer mei ſchwaatz Wammes, mei rauths Mieder und en friſcha Schurz.“

„Aber, Muater,“ gab die Kleine zu bedenken, „Er wendt Ich doch et do athau wölla? wenn der Junker jetzt no grad verwacha thät? ganget lieber uffe und theant Ich droba an, i bleib derweil bei em.“

„Da hoſte au Reacht, Mädle,“ murmelte die Alte, ließ ſelbſt das Frühſtück ſtehen und ging, um ſich in ihren Putz zu werfen. Die Tochter aber öffnete das Fenſter der friſchen erquickenden Morgenluft, ſie ſtreute Futter auf den breiten Simms, viele Tauben und Sperlinge flogen heran und verzehrten mit Gurren und Zwitſchern ihr Frühſtück; die Finken in den Bäumen vor den Fenſtern antworteten in einem vielſtimmigen Chorus, und das ſchöne Mädchen ſah, von der Morgenſonne umſtrahlt, lächelnd ihren kleinen Koſtgängern zu.

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Gardinen des Bettes, der Kopf eines ſchönen jungen Mannes ſah heraus; wir kennen ihn, es iſt Georg.

Ein leichtes Roth, der erſte Bote wiederkehrender Geſundheit, lag auf ſeinen Wangen; ſein Blick war wieder glänzend wie ſonſt, ſein Arm ſtemmte ſich kräftig auf das Lager. Erſtaunt blickte er auf ſeine Umgebungen; dieſes Zimmer, dieſes Geräthe waren ihm fremd, er ſelbſt, ſeine ganze Lage kam ihm ungewohnt vor. Wer hatte ihm dieſe Binde um das Haupt gebunden? wer hatte ihn in dieſes Bett gelegt? Es war ihm, wie einem, der mit fröhlichen Brüdern eine Nacht durchjubelt, die Beſinnung endlich verloren hat und auf einem fremden Lager aufwacht.

Lange ſah er dem Mädchen am Fenſter zu; dieſes Bild, das erſte, das ihm bei ſeinem Erwachen aus langem Schlafe entgegen trat, war ſo freundlich, daß er das Auge nicht davon abwenden konnte; endlich ſiegte die Neugierde, über das, was mit ihm vorgegangen war, gewiſſer zu werden; er machte ein Geräuſch, indem er die Gardinen des Bettes noch weiter zurückſchlug.

Das Mädchen am Fenſter ſchien zuſammen zu ſchrecken; ſie wandte ſich um, über ein ſchönes Geſicht flog ein brennendes Roth, freundliche blaue Augen ſtaunten ihn an; ein rother lächelnder Mund ſchien vergebens nach Worten zu ſuchen, den Kranken bei ſeiner Rückkehr ins Leben zu begrüßen. Sie faßte ſich und eilte mit kurzen Schrittchen an das Bette, doch machte ſie unterwegs mehrere Mal Halt, als beſinne ſie ſich, ob er denn wirklich wieder aufgewacht ſey, ob es ſich auch ſchicke, daß ſie zu ihm trete, da er jetzt wieder lebe wie ein anderer Menſch.

Der junge Mann, nachdem er der Verlegenheit des ſchönen Kindes lächelnd zugeſehen hatte, brach zuerſt das Stillſchweigen.

„Sag' mir, wo bin ich? wie kam ich hieher?“ fragte Georg, „wem gehört dieſes Haus, worin ich, mir ſcheint aus einem langen Schlaf erwacht bin?“

„Sind Er wieder ganz bei Ich?“ rief das Mädchen, indem ſie vor Freude die Hände zuſammenſchlug. „Ach, Herr Jeſes! wer hett' des denkt? Er gucket ein doch au wieder g'ſcheit an und et ſo duſelig, daß eins ällemol angſt und bang wora iſt.“

„Ich war alſo krank?“ forſchte Georg, der das Idiom des Mädchens nur zum Theil verſtand. „Ich lag einige Stunden ohne Bewußtſeyn?“

„Ei, wie ſchwätzet Er doch!“ kicherte das hübſche Schwabenkind, und nahm das Ende des langen Zopfbandes in den Mund, um das laute Lachen zu verbeißen; „a baar Stund ſaget Er? Heit Nacht wird's g'rad nei Tag, daß ſe Ih brocht hent.“

Der Jüngling ſtaunte ſie mit ernſten Blicken an. Neun Tage, ohne zu Marien zu kommen! Zu Marien? Mit dieſem himmliſchen Bilde kehrte wie mit einem Schlag ſeine Erinnerung wieder; er erinnerte ſich, daß er vom Bunde ſich losgeſagt habe, daß er ſich entſchloſſen habe, nach Lichtenſtein zu reiſen, daß er über die Alb auf geheimen Wegen gezogen ſey, daß — er und ſein Führer überfallen, vielleicht gefangen wurden; „gefangen!“ rief er ſchmerzlich, „ſage, Mädchen, bin ich gefangen?“

Dieſe hatte mit wachſender Angſt geſehen, wie ſich die klaren Blicke des jungen Ritters verfinſtert hatten, wie ſeine freundlichen Züge ernſt, beinahe wild wurden. Sie glaubte, er falle in jenen ſchrecklichen Zuſtand zurück, wo er, vom Wundfieber hart angefallen, einige Stunden lang geraſet hatte; und der ſchwermüthige Ton ſeiner Frage konnte ihre Frucht nicht mindern. Unſchlüſſig, ob ſie bleiben oder um Hülfe rufen ſollte, trat ſie einen Schritt zurück.

Der junge Mann glaubte in ihrem Schweigen, in ihrer Angſt die Beſtätigung ſeiner Frage zu leſen. „Gefangen, vielleicht auf lange, lange Zeit,“ dachte er, „vielleicht weit von ihr entfernt, ohne Hoffnung, ohne

Troſt, etwas von ihr zu wiſſen!“ Sein Körper war noch zu erſchöpft, als daß er der trauernden Seele widerſtanden hätte; eine Thräne ſtahl ſich aus dem geſenkten Auge.

Das Mädchen ſah dieſe Thräne, ihre Angſt löste ſich augenblicklich in Mitleiden auf, ſie trat näher, ſie ſetzte ſich an ſein Bett, ſie wagte es, die herabhängende Hand des Jünglings zu ergreifen. „Er müeſſet et greina,“ ſagte ſie; „Euer Gnada ſind jo jetzt wieder g'ſund, und — Er kennet jo jetzt bald wieder fortreita,“ ſetzte ſie wehmüthig hinzu.

„Fortreiten?“ fragte Georg, „alſo bin ich nicht gefangen?“

„G'fanga? noi, g'fanga ſend Er net; es hätt zwar a baarmol ſey kenne, wia dia vom ſchwäbiſcha Bund vorbeizoga ſend, aber mer hent Ich ällemol guet verſteckt; der Vater hot g'ſait, mer ſolla da Junker koin Menſcha ſeha lau.“

„Der Vater?“ rief der Jüngling, „wer iſt der gütige Mann? wo bin ich denn?“

„Ha, wo werdet Er ſey?“ antwortete Bärbele, „bei uns ſend Er in Hardt.“

„In Hardt?“ ein Blick auf die muſikaliſch ausſtaffirten Wände gab ihm Gewißheit, daß er Freiheit und Leben jenem Manne zu verdanken habe, der ihm wie ein Schutzgeiſt von Marien zugeſandt war. „Alſo in Hardt? und dein Vater iſt der Pfeifer von Hardt? nicht wahr?“

„Er het's et gern, wemmer em ſo ruaſt,“ antwortete das Mädchen; „er iſt freile ſei's Zoiches a Spielma; er hairts am gernſta wemmer Hans zua nem ſait.“

„Und wie kam ich denn hierher?“ fragte jener wieder.

„Ja wiſſet Er denn au gar koi Wörtle meh?“ lächelte das hübſche Kind und bediente ſich wieder des Zopfbandes. Sie erzählte, ihr Vater ſey ſchon ſeit einigen Wochen nicht zu Hauſe geweſen, da ſey er einesmals vor neun Tagen in der Nacht an das Haus gekommen und habe ſtark gepocht, bis ſie erwacht ſey. Sie habe ſeine Stimme erkannt und ſey hinabgeeilt, um ihm zu öffnen. Er ſey aber nicht allein geweſen, ſondern noch vier andere Männer bei ihm, die eine, mit einem Mantel verdeckte Tragbahre in die Stube niedergelaſſen haben. Der Vater habe den Mantel zurückgeſchlagen und ihr befohlen zu leuchten, ſie ſey aber heftig erſchrocken, denn ein blutender, beinahe todter Mann ſey auf der Bahre gelegen. Der Vater habe ihr befohlen, das Zimmer ſchnell zu wärmen, indeſſen habe man den Verwundeten, den ſie ſeinen Kleidern nach für einen vornehmen Herrn erkannt habe, auf das Bett gebracht; der Vater habe ihm ſeine Wunden mit Kräutern verbunden, habe ihm dann auch ſelbſt einen Trank bereitet, denn er verſtehe ſich trefflich auf die Arzneien für Thiere und Menſchen. Zwei Tage lang ſeyen ſie alle beſorgt geweſen, denn der Junker habe geraſt und getobt; nach dem zweiten Tränklein aber ſey er ſtille geworden, der Vater habe geſagt, am achten Morgen werde er geſund und friſch erwachen, und wirklich ſey es auch ſo eingetroffen.

Der junge Mann hatte mit wachſendem Erſtaunen der Rede des Mädchens zugehört; er hatte ſie oft unterbrechen müſſen, wenn er ihre zierlichen Ausdrücke nicht recht verſtand, oder wenn ſie in ihrer Rede abſchweifte, um die Kräuter zu beſchreiben, woraus der Pfeifer von Hardt ſeine Arzneien bereitet hatte.

„Und Dein Vater,“ fragte er ſie, „wo iſt er?“

„Was wiſſet mir, wo er iſt!“ antwortete ſie ausweichend; doch als beſinne ſie ſich eines Beſſeren, ſetzte ſie hinzu: „Uich kammes jo ſaga, denn Ihr müeſſet guet Freund ſey mit em Vater; er iſt nach Lichtaſtoi.“

„Nach Lichtenſtein?“ rief Georg, indem ſich ſeine Wangen höher färbten; „und wann kommt er zurück?“

„Ja er ſott ſchau ſeit zwoi Tag do ſey, wie ner g'ſait hot. Wennem no nix g'ſcheha iſt; d'Leut ſaget, dia bündiſche Reiter baſſenem uff.“

Nach Lichtenſtein — dorthin zog es ja auch ihn; er fühlte ſich kräftig genug, wieder einen Ritt zu wagen und die Verſäumniß der neun Tage einzuholen. Seine nächſte und wichtigſte Frage war daher nach ſeinem Roß; und als er hörte, daß es ſich ganz wohl befinde und im Kuhſtall ſeiner Ruhe pflege, war auch der letzte Kummer von ihm gewichen. Er dankte ſeiner holden Pflegerin für ſeine Wartung, und bat ſie um ſein Wamms und ſeinen Mantel. Sie hatte längſt alle Spuren von Blut und Schwerthieben aus den ſchönen Gewändern vertilgt; mit freundlicher Geſchäftigkeit nahm ſie die Habe des Junkers aus dem geſchnitzten und gemalten Schrein, wo ſie neben ihrem Sonntagsſchmuck geruht hatte, lächelnd breitete ſie Stück vor Stück vor ihm aus, und ſchien ſein Lob, daß ſie alles ſo ſchön gemacht habe, gerne zu hören. Dann enteilte ſie dem Gemach, um die frohe

Botſchaft, daß der Junker ganz geneſen ſey, der Mutter zu verkündigen.

Ob ſie der Mutter auch geſtanden, daß ſie ſchon ſeit einer halben Stunde mit dem ſchönen freundlichen Herrn geplaudert habe, wiſſen wir nicht; wir haben aber Urſache, daran zu zweifeln, denn jene ältliche, runde Frau hatte Erfahrung aus ihrer Jugend, und glaubte ihrem Töchterlein die Warnung nie genug wiederholen zu können: „Sie ſolle ſich wohl hüten, mit einem jungen Burſchen länger als ein Ave Maria lang zu ſprechen.“

XVI.

— Was kümmert's dich? Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.
Schiller.

Als die runde Frau und Bärbele von der Bodenkammer herabſtiegen, war ihr erſter Gang, nicht in das Gemach, wo ihr Gaſt war, ſondern nach der Küche, und zwar aus zweierlei Gründen: einmal, weil jetzt dem Gaſt ein kräftiges Habermus gekocht werden mußte, und dann — von der Küche ging ein kleines Fenſter in die Stube, dorthin ſtellte ſich die Mutter, um die Mienen des Junkers zu rekognoſciren.

Bärbele ſtellte ſich auf die Zehen und ſchaute ihrer Mutter über die Schulter durchs Fenſterlein. Sie ſtaunte und ihr Herz pochte ſeit ſiebzehn Jahren zum erſtenmal recht ungeſtüm, denn ſo hübſch hatte ſie ſich doch den Junker nicht gedacht. Sie war zwar oft von ſeinem Anblick bis zu Thränen gerührt geweſen, wenn er mit ſtarren Augen, ohne Bewußtſeyn, beinahe ohne Leben da lag; ſeine bleichen, noch im Kampf mit dem Tode ſo ſchönen Züge hatten ſie oft angezogen wie ein rührendes, erhabenes Bild den frommen Sinn einer Betenden anziehet; aber jetzt, ſie fühlte es, jetzt war es was ganz anderes. Die Augen waren wieder gefüllt von ſchönem, muthigem Feuer, es wollte dem Bärbele auf den Zehen bedünken, als habe ſie, ſo alt ſie geworden, noch gar keine ſolche geſehen. Das Haar lag nicht mehr in unordentlichen Strängen um die ſchöne Stirne; es fiel geordnet und reich auf den Nacken hinab.

Seine Wangen hatten ſich wieder geröthet, ſeine Lippen waren ſo friſch wie die Kirſchen an Petri und Paul; und wie ihn das ſeidengeſtickte Wamms gut kleidete, und der breite weiße Halskragen, den er über das Kleid heraus gelegt hatte. Aber das konnte das Mädchen nicht ergründen, warum er wohl immer auf eine aus weiß und blauer Seide geflochtene Schärpe niederſah, ſo feſt, ſo eifrig, als wären geheimnißvolle Zeichen eingewoben, die er zu entziffern bemüht ſey. Ja, es kam ihr ſogar vor, als drücke er die Feldbinde an das Herz, als führe er ſie an die Lippen voll Andacht und Inbrunſt, wie man Reliquien zu verehren pflegt.

Die runde Frau hatte indeſſen ihre Forſchungen durch das Fenſterlein vollendet. „'S iſt a Herr wie na Prinz,“ ſagte ſie, indem ſie das Habermus umrührte; „was er a Wammes a hot! dia Herra z'Stuagert kennets et ſchöner hau. Was duet er no mit dem Fetza, won er in der Hand hot? Er gukta jo ſchier ausenander! Es iſt, ka ſey, a bisle Bluat na komma, daß ens verzirnt.“

„Noi ſell iſch et,“ entgegnete Bärbele, die jetzt bequemer das Zimmer überſehen konnte; „aber wiſſeter, Muater, wia mers fürkommt? er macht ſogar fuiriga Auga druf na; ſell iſt gewiß ebbes von ſeim Schatz.“

Die runde Frau konnte ſich nicht enthalten, über die richtige Vermuthung ihres Kindes etwas weniges zu lächeln, doch ſchnell nahm ſie ihre mütterliche Würde wieder zuſammen, indem ſie entgegnete: „A, was woiſt du von Schätz! So na Kind wie du muaß gar a nix ſo denka. Gang jetzt weg vom Fenſterle dort, lang mir ſell Häfele her. Der Herr wird a fürnehms Freſſa g'wohnt ſey, i muaß am a bisle viel Schmalz in de Brei dauh.“

Bärbele verließ etwas empfindlich das Fenſter; ſie wußte, daß ſie ihrer Mutter nicht widerſprechen dürfe, aber diesmal hatte dieſe offenbar Unrecht. Ging nicht das Mädchen ſchon ſeit einem Jahr in den Lichtkarz, wo von den Mädchen des Dorfes über Schätzchen und Liebe viel geſprochen und geſungen wurde? hatten nicht einige ihrer Geſpielinnen, die wenige Wochen älter waren als ſie, ſchon jede einen erklärten Schatz, und ſie allein ſollte nicht davon ſprechen, nicht einmal etwas davon wiſſen dürfen? Nein, es war recht unbillig von der runden Frau, ihrem Töchterlein, das, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellte, der Mutter über die Schultern ſehen konnte, ſolche Wiſſenſchaft geradehin zu verbieten. Aber wie es zu geſchehen pflegt, das Verbot reizt gewöhnlich zur Uebertretung, und Bärbele nahm ſich vor, nicht eher zu ruhen, als bis ſie wiſſe, warum der junge Ritter mit ſo gar „fuirigen Augen“ auf ſeine Feldbinde hinſchaue.

Das Frühſtück des Junkers war indeſſen fertig geworden, es fehlte nichts mehr als ein Becher guten alten Weines; auch dieſer war bald herbeigebracht, denn der Pfeifer von Hardt war zwar ein geringer Mann, aber nicht ſo arm, daß er nicht für feierliche Gelegenheiten ein Fäßchen im Keller liegen hatte; das Mädchen trug den Wein und das Brod, und die runde Frau ging im vollen Sonntagsſtaat, die Schüſſel mit Habermus in beiden Fäuſten, ihrem holden Töchterlein voran in die Stube.

Es koſtete den jungen Mann nicht geringe Mühe, den vielen Knixen der Pfeifersfrau Einhalt zu thun; ſie hatte in ihrer Jugend einmal auf dem Schloß zu Neuffen gedient, und wußte, was Lebensart war; daher blieb ſie mit der rauchenden Schüſſel an ihrer eigenen Schwelle ſtehen, bis ihr der geſtrenge Junker ernſtlich befahl, vorzutreten. Die Tochter aber ſtand erröthend hinter der runden Frau, und ihr verſchämtes Geſicht ward nur auf Augenblicke ſichtbar, wenn die Mutter ſich recht tief vereinigte. Auch ſie machte die gehörige Anzahl Knixe, doch mochten ſie nicht ſo ungemein ehrerbietig ſeyn, denn ſie hatte ja ſchon ein halb Stündchen mit ihm geplaudert.

Das Mädchen deckte jetzt den Tiſch mit friſchen Linnen, ſetzte dem Junker das Habermus und den Wein an den Ehrenplatz in der Ecke der Bank unter dem Kruzifix; dann ſteckte ſie einen zierlich geſchnitzten hölzernen Löffel in das Mus; er blieb aufrecht darin ſtehen, und es war dies ein gutes Zeichen, daß das Frühſtück delikat bereitet ſey. Als der Junker ſich niedergelaſſen hatte, ſetzten ſich auch Mutter und Tochter an den Tiſch zu ihrem Suppennapf, doch in beſcheidener Entfernung und nicht ohne das Salzfaß zwiſchen ſich und ihren vornehmen Gaſt zu ſtellen. Denn ſo wollte es die Sitte in den guten alten Zeiten.

Georg hatte, während ſie das Frühmahl verzehrten, Muße genug, die beiden Frauen zu betrachten. Er geſtand ſich, daß die Hausehre des Pfeifers von Hardt eine ſtattliche Frau ſey, die vielleicht manchen weniger kühnen Mann als ſeinen Führer und Erretter unter die Stelzen ihrer gewichtigen Schuhe (Pantoffel hatte ſie wohl nicht) gebracht hätte. Auch das Kind des Spielmanns dünkte ihm eine liebliche Dirne, und ein ſo ſchöner Kopf, ſolche freundliche Augen hätten vielleicht in ſeinem Herzen einen nicht zu verachtenden Raum gewonnen, wäre es nicht von einem Bild ſchon ganz erfüllt geweſen, wäre nicht die Kluft ſo unendlich groß geweſen, welche Geburt und Verhältniſſe zwiſchen dem Erben des Namens Sturmfeder und der geringen Tochter des Pfeifers von Hardt befeſtigt hatte. Nichts deſto weniger ruhten ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf ihren reinen unſchuldigen Zügen, und wäre die runde Frau nicht mit ihrer Suppe zu beſchäftigt geweſen, ſo wäre ihr wohl die Röthe nicht entgangen, die auf den Wangen ihres Kindes aufſtieg, wenn zufällig einer ihrer verſtohlenen Blicke dem Auge des jungen Mannes begegnete.

„Der Napf iſt leer, jetzt iſt es Zeit zu ſchwatzen.“ Dieſer richtige Spruch galt auch hier, ſobald das Tiſchtuch weggenommen war. Georg lagen vornehmlich zwei Dinge am Herzen: er mußte gewiß ſeyn, wann der

Pfeifer von Lichtenſtein zurückkommen würde, weil er nur ſeine Nachrichten über die Geliebte abwarten wollte, um dann ſogleich zu ihr zu eilen; und zweitens war es ihm ſehr wichtig, zu erfahren, wo das Heer des Bundes in dieſem Augenblicke ſtehe. Ueber das Erſtere konnte er keine weitere Auskunft erhalten, als was ihm das Mädchen früher ſchon geſagt hatte: der Vater ſey etwa ſeit ſechs Tagen abweſend, habe aber verſprochen, am fünften Abend wieder hier zu ſeyn, und ſie erwarten ihn daher ſtündlich. Die runde Frau vergoß Thränen, indem ſie dem Junker klagte, daß ihr Mann, ſeitdem dieſer Krieg begonnen, kaum einige Stunden zu Haus geweſen ſey; er ſey von früheren Zeiten her ſchon als ein unruhiger Mann berüchtigt, jetzt murmeln die Leute auch wieder allerlei über ihn, und gewiß bringe er ſeine Frau und ſein Kind durch ſein gefährliches Leben noch in Unglück und Jammer.

Georg ſuchte alle Troſtgründe hervor, um ihre Thränen zu ſtillen; es gelang ihm wenigſtens in ſo weit, daß ſie ihm ſeine Fragen nach dem Bundesheer beantwortete.

„Ach Herr,“ ſagte ſie, „des iſt a Graus und a Jomer; 's iſt grad, wie wenn der wild Jäger uf de Wolka reitet und mit ſeine g'ſpenſtige Hund übers Land wegzieht; 's ganz Unterland hent ſe ſchau, und jetzt goth's mit em hella Hauſa ge Tibenga.“

„So ſind die Feſtungen alle ſchon in ihrer Hand?“ fragte Georg verwundert, „Höllenſtein, Schorndorf, Göppingen, Teck, Urach? Sind ſie alle ſchon eingenommen?“

„Alles hent ſe; a Mann von Schorndorf hot's g'ſait, daß ſe de Höllaſtoi, Schorndorf und Göppinga hent. Aber von Teck und Aurich kane uich ganz gnau berichta, mer ſend jo koine drei, vier Stund davo." Sie erzählte nun, am dritten April ſey das Heer vor Teck gezogen; ſie haben einen Theil des Fußvolkes vor das eine Thor geſetzt und ſich mit der Beſatzung über die Uebergabe beſprochen. Da ſeyen alle Knechte zu dieſem Thor geeilt und haben zugehört, und indeſſen ſey das andere Thor von den Feinden beſtiegen worden.[22] Im Schloß Urach aber ſeyen vierhundert herzogliche Fußknechte geweſen; dieſe habe die Bürgerſchaft nicht in die Stadt laſſen wollen, als der Feind anrückte. Es ſey zum Gefecht zwiſchen ihnen gekommen, worin die Knechte auf den Markt gedrungen ſeyen, dort aber ſey der Vogt von einer Kugel getroffen und nachher mit Hellebarden niedergeſtoßen worden; die Stadt habe ſich dem Bunde ergeben. „Es iſt koi Wunder," ſchloß die runde Frau ihre Erzählung, „älle Burga und Schlöſſer nehmet ſe ei; denn ſe hent lange Feldſchlanga und Bombardier-Stuck, wo ſe Kugla draus ſchießet, graißer als mei Kopf, daß älla Maura zema brecha, und älla Tirn einfalla müeſſet."

Georg konnte nach dieſem Bericht ahnen, daß eine Reiſe von Hardt nach Lichtenſtein nicht minder gefährlich ſeyn werde, als jener Ritt über die Alb, denn er mußte gerade die Linie zwiſchen Urach und Tübingen durchſchneiden. Doch war Urach ſchon ſeit mehreren Tagen von dem Heere verlaſſen; die Belagerung von Tübingen mußte nothwendig viele Mannſchaft erfordern, und ſo konnte Georg dennoch hoffen, daß keine eigentlichen Poſten mehr den Strich Landes, den er zu durchreiſen hatte, beſetzt halten werden.

Mit Ungeduld erwartete er daher die Ankunft ſeines Führers. Seine Kopfwunde war geheilt; ſie war nicht tief geweſen, denn die Federn ſeines Barretts und ſein dichtes Haar hatten dem Hiebe, der nach ihm geführt worden war, ſeine Schärfe benommen; doch war der Schlag noch immer kräftig genug geweſen, um ihn auf ſo viele Tage des Bewußtſeyns zu berauben. Auch ſeine übrigen Wunden an Arm und Beinen waren geheilt, und die einzige körperliche Folge jener unglücklichen Nacht war eine Mattigkeit, die er dem Blutverluſt, dem langen Liegen und dem Wundfieber zuſchrieb; doch auch dieſe ſchwand von Stunde zu Stunde, denn ein friſcher Muth und ſehnſüchtige Gedanken in die Ferne verjagen gar bald ſolche ſchlimme Gäſte.

Es gehörte übrigens dieſer friſche Muth und ein wenig jugendliche Neugierde dazu, ihm die langſam hinſchleichenden Stunden erträglich zu machen; es gehörte die muntere Tochter des Pfeifers dazu, um ihn vergeſſen zu laſſen, wie unerträglich lange ihr Vater auf ſich warten laſſe. Er ſah hier, was er ſich ſchon lange zu ſehen gewünſcht hatte, eine ächte ſchwäbiſche Bauernwirthſchaft. Wie drollig kamen ihm ihre Sitten, ihre Sprache vor; ſein Franken, ſo nahe es an dieſes Würtemberg grenzte, hatte doch wieder einen anderen Schlag von Leuten; es deuchte ihm, ſeine Bauern ſeyen pfiffiger, verſchlagener, in manchen Dingen weniger roh als dieſe. Aber die gutmüthige Ehrlichkeit dieſer Leute, die aus ihren Augen, aus ihrer Sprache, aus ihrem ganzen Weſen hervorblitzte; ihre muntere, unverdroſſene Arbeitſamkeit; ihre Reinlichkeit, die ihrer Armuth ein ehrbares, ſogar ſchmukkes Anſehen gab, dies alles machte, daß er zu fühlen glaubte, es haben dieſe Leute als Menſchen mehr inneren Gehalt als die, welche er in ſeinen Gauen kennen gelernt hatte, wenn ſie auch in manchen Dingen nicht ſo viel Verſchlagenheit zeigten.

Bewundern mußte er auch die trauliche gutmüthige Geſchwätzigkeit des Mädchens. Die runde Frau mochte ſchmälen wie ſie wollte, mochte ſie noch ſo oft ermahnen, den hohen Stand des Ritters zu bedenken, ſie ließ es ſich nicht nehmen, ihren Gaſt zu unterhalten, beſonders da ſie ihren geheimen Plan, zu erforſchen, ob ſie in Hinſicht auf die Feldbinde beſſer gerathen habe, als die Mutter, noch nicht aufgegeben hatte. Sie hatte hierüber noch ihre ganz beſondern Gedanken: als nämlich der Junker ſo gar krank gelegen, war ſie in der Nacht noch lange aufgeblieben, um dem Vater Geſellſchaft zu leiſten, der am Bette des Verwundeten wachte. Doch bald ſchlief ſie über ihrer Arbeit ein; es mochte ungefähr zehn Uhr in der Nacht ſeyn, da ſie von einem Geräuſch im Zimmer aufgeſchreckt wurde. Sie ſah einen Mann mit dem Vater angelegentlich ſprechen; ſeine Züge entgingen ihr nicht, obgleich er ſich in eine große Kappe gehüllt hatte; ſie glaubte einen Diener des Ritters von Lichtenſtein, der ſchon oft auf geheimnißvolle Weiſe zu dem Pfeifer von Hardt gekommen war, und bei deſſen Anweſenheit ſie immer das Zimmer hatte verlaſſen müſſen, in ihm zu erkennen.

Neugierig, endlich einmal zu hören, was dieſer Mann bei dem Vater zu thun habe, ſchloß ſie ihre Augen wieder feſt zu, denn es war ihr wahrſcheinlich, daß ihr Vater ſie nur im Zimmer ließ, weil er ſie für feſt eingeſchlafen hielt. Der Mann erzählte von einem Fräulein, die über eine gewiſſe Nachricht untröſtlich ſey. Sie habe den fremden Mann gebeten und gefleht, nach Hardt zu gehen und Nachricht einzuziehen, ſie habe geſchworen, wenn er nicht gute Nachricht bringe, ihrem Vater alles zu ſagen und zur Pflege des Kranken ſelbſt zu kommen. Solches hatte der Lichtenſteiner heimlich geſprochen; der Vater hatte darauf das Fräulein beklagt, hatte dem Boten den ganzen Zuſtand des Kranken geſchildert und verſprochen, daß er, ſobald ſich der Kranke gebeſſert habe, ſelbſt kommen werde, um dem Fräulein dieſen Troſt zu bringen. Der Fremde Mann hatte ſodann dem Kranken ein Löckchen von ſeinen langen Haaren abgeſchnitten, es in ein Tuch geſchlagen und unter dem Wamms wohl verwahrt; darauf war er, vom Vater geführt, aus der Stube gegangen, und kurz nachher hörte ſie ihn bei Nacht und Nebel wieder wegreiten.

Dieſe Begebenheit hatten die vielerlei Geſchäfte der folgenden Tage bald wieder aus dem leichten jugendlichen Sinn der Tochter des Pfeifers von Hardt verdrängt; ſie erwachten aber jetzt aufs neue, aufgeregt durch das, was Bärbele durchs Küchenfenſter geſehen hatte. Sie wußte, daß der Ritter von Lichtenſtein eine Tochter habe, denn die Schweſter des Spielmanns war ja ihre Amme. Und dieſes Fräulein mußte es wohl ſeyn, die den Leichtenſteiner Knecht geſandt hatte, um ſich ſo angelegentlich nach dem Kranken zu erkundigen, die ſogar ſelbſt kommen wollte, um ihn zu pflegen.

Alle Sagen von liebenden Königstöchtern, von Rittern, die krank in Gefangenſchaft gelegen und von holden Fräulein errettet wurden, alles, was über dieſes Kapitel jemals in der traulichen Spinnſtube erzählt worden war, — und es gab viele „grauſige“ Geſchichten hierüber — kam ihr in das Gedächtniß. Sie wußte nun zwar nicht, wie es mit der Minne ſo vornehmer Leute beſchaffen ſey, aber ſie dachte, es werde dem hohen Fräulein wohl ungefähr eben ſo um's Herz ſeyn, wie den Mädchen von Hardt, wenn ſie an einen ſchmucken Burſchen von Ober-Enſingen oder Köngen ihr Herz verſchenkt haben. Und in dieſer Hinſicht kam ihr das Verhältniß, dem ſie in Gedanken nachſpürte, gar reizend vor, beſonders dachte ſie ſich den Schmerz des Fräuleins auf ihrer fernen, hohen Burg recht grauſam und rührend, wie ſie nicht wiſſe, ob ihr Schatz lebendig oder todt ſey, wie ſie nicht zu ihm könne, um ihn zu ſehen und zu pflegen.

Sie wußte ein Lied, das man oft im Lichtkarz ſang; es hatte eine ſchöne Weiſe und kam ihr unwillkürlich auch jetzt in den Sinn; es hieß:

Wenn i im Bett' lieg' und bi krank,
Wer führt mir mein Schätzle zum Tanz?
Und wenn i im Grab' lieg' und faule,
Wer kußt no ihr Honigmaule?

Thränen traten ihr in die ſonſt ſo fröhlichen Augen. als ſie bedachte, wie leicht der Junker ſeinem Liebchen hätte wegſterben können, und wie ſie dann ſo einſam und ohne Liebe geweſen wäre, und doch war ſie gewiß recht ſchön und eines vornehmen reichen Ritters Kind. Doch iſt nicht der Junker noch viel ſchlimmer daran? dachte das gutherzige Schwabenkind weiter; dem Fräulein hatte ja der Vater jetzt Nachricht von ihm gebracht, aber er, er wußte ja ſeit vielen Tagen kein Wörtchen von ihr; denn früher wußte er nichts von ſich ſelbſt, und ſeit er wieder ganz bei Leben war, konnte er auch nichts wiſſen; darum hatte er wohl die Binde, die er gewiß von ihr hatte, ſo beweglich angeſchaut und ans Herz und den Mund gedrückt? Sie nahm ſich vor, ihm zu erzählen, was in jener Nacht vorgegangen ſey; vielleicht iſt es ihm doch ein Troſt, dachte ſie.

Georg hatte bemerkt, wie die fröhliche Miene des ſpinnenden Bärbele's nach und nach ernſter geworden war, wie ſie über etwas nachzuſinnen ſchien, ja er glaubte ſogar eine Thräne in ihrem Auge bemerkt zu haben. „Was haſt du, Mädchen?“ ſagte er, als die Mutter gerade das Zimmer verlaſſen hatte, „warum wirſt du auf einmal ſo ſtill und ernſt? und netzeſt ja ſogar deine Fäden mit Thränen?“

„Send denn Ihr ſo luſtig, Junker?“ fragte Bärbele und ſah ihm recht feſt ins Auge; „i han g'moint, es ſey vorig ebbes aus eure Auge g'rollt, was ſelle Binde dort g'netzt hot. Sell hent Er g'wiß vo Eurem Schäzle, und jetzt thuet Ihs loid, daß Er et bei er ſind?“

Sie mochte nahe ans Ziel getroffen haben, denn der junge Mann erröthete tief über ihre Frage. „Du haſt vielleicht recht,“ ſagte er lächelnd, „doch bin ich deßwegen nicht gar zu traurig, ich werde ſie bald wiederſehen.“

„Ach, was des für a Freud ſeyn wird in Lichtaſtoi!“ entgegnete Bärbele mit einem ſchelmiſchen Seitenblick.

Georg erſtaunte; ſollte ihr der Vater von dem Geheimniß ſeiner Liebe etwas geſagt haben? „In Lichtenſtein?“ fragte er ſie, „was weißt du von mir und Lichtenſtein?

„Ach, i mags dem gnädigen Fräule wohl g'önna, daß ſie wieder a mol a Freud hot; mer hot mer gſait, ſe häb rechtſchaffa g'jomert, wie Er ſo krank gwe ſend.“

„Gejammert, ſagſt du?“ rief Georg, indem er aufſprang und zu ihr trat, „ſo wußte ſie um meine Krankheit? O ſprich, was weißt du von Marie? kennſt du ſie? Was ſagte der Vater von ihr?“

„Der Vater hot koi ſterbes Wörtle zu mer g'ſait, und i wißt au net, daß es a Fräule von Lichtaſtoi geit, wenn et mei Bas ihr Amm wär. Aber Er müeſſet mers et übel nemma, Junker, daſſe a bisle g'horcht hau; gucket des Ding iſt ſo ganga.“ Sie erzählte dem Junker, wie ſie hinter das Geheimniß gekommen ſey, und daß der Vater, wahrſcheinlich um guten Troſt zu bringen, nach Lichtenſtein gegangen ſey.

Georg wurde ſchmerzlich bewegt durch dieſe Nachricht, er hatte bis jetzt geglaubt, Marie werde die Nachricht ſeines Unfalls zugleich mit der tröſtlichen Kunde ſeiner Geneſung erhalten; und jetzt mußte er erfahren, daß ſie mehrere bange Tage in Ungewißheit geſchwebt ſey; in der ſchrecklichen Ungewißheit, ob er nicht hier noch entdeckt werde, ob er gerettet werde, ob ſie ihn je wiederſehen würde; er kannte ihr treues Herz, und wie lebhaft konnte er ſich ihren Kummer denken! Wahrlich, ſein eigenes Unglück ſchien ihm gering und nicht zu beachten, wenn er ſich den Jammer des theuren Mädchens vorſtellte. Wie viel hatte ſie in Ulm gelitten, wie ſchmerzlich war ihr der Abſchied von ihm geworden; und kaum hatte ihr Herz wieder freier geathmet in dem Gedanken, daß er des Bundes Fahnen verlaſſen werde, kaum hatte ſie ein wenig heiterer in die Zukunft geſehen, ſo kam ihr die Schreckensbotſchaft von der tödtlichen Wunde. Und dieſes alles vor den Blicken des Vaters verſchließen, dieſen großen Schmerz allein tragen zu müſſen, ohne eine, auch nur eine Seele zu haben, bei welcher ſie weinen, bei welcher ſie Troſt ſuchen konnte. Jetzt fühlte er erſt, wie nothwendig es ſey, ſchnell nach Lichtenſtein zu eilen, und ſeine Ungeduld wurde zum Unmuth, daß jener ſonſt ſo kluge Mann gerade in dieſen koſtbaren Augenblicken ſo lange ausbleibe.

Das Mädchen mochte ſeine Gedanken errathen: „I ſieh wohl, Er möchtet gern von uns fort; wenn no der Vater do wär, denn alloi fendt er da Weg nach Lichtaſtoi net; Er ſend koi Witaberger, des merke an der Sproch, und do kennet er leicht verirra. Wiſſeter was? i lauf em Vater entgege und mach, daß er bald kommt.“

„Du wollteſt ihm entgegen gehen?“ ſagte Georg, gerührt von der Gutmüthigkeit des Mädchens; „weißt du denn, ob er ſchon in der Nähe iſt? vielleicht iſt er noch ſtundenweit entfernt, und in einer Stunde wird es Nacht!“

„Und wär's ſo Nacht, daß mer da Weg mit de Händ greifa müeßt, und müeßt i laufa bis Lichtaſtoi, i wellts gern dauh, Er kommet jo no bälder zu —“

Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, denn trieb ſie auch ihr gutes Herz, ſich zum Liebesboten des Ritters anzubieten, ſo ſchämte ſie ſich doch, jenes zarte Verhältniß, das ihr heute ſo klar, wie noch nie zuvor einleuchtete, zu berühren.

„Und willſt du mir zu lieb gehen bis Lichtenſtein, ſo wäre es ja thöricht von mir, zurück zu bleiben und erſt deinen Vater zu erwarten. Ich ſattle geſchwind mein Roß und reite neben dir her, und du zeigſt mir den Weg, bis ich ihn nicht mehr verfehlen kann.“

Das Mädchen von Hardt ſchlug die Augen nieder und ſpielte mit dem langen Zopfband; „aber es wird jo ſcho enera Stund Nacht,“ flüſterte ſie kaum hörbar.

„Ei, was ſchadet das? dann bin ich um den Hahnenſchrei in Lichtenſtein,“ antwortete Georg; „du wollteſt dich ja vorhin ſelbſt bei Nacht und Nebel auf den Weg machen.“

„Ja i wohl,“ entgegnete Bärbele ohne aufzuſehen, „aber Euch iſts g'wiß et g'ſund, wo ner erſt krank g'wä ſent, ſo in der kühla Nacht en Weg von ſechs Stund z'macha.“

Das kann ich nicht beachten!“ rief Georg, „und die Wunde iſt ja geheilt, ich bin geſund wie zuvor; nein! rüſte dich immer, gutes Kind, wir brechen ſogleich auf, ich gehe, mein Pferd zu ſatteln.“ Er nahm den Zaum von einem Nagel an der Wand, wo er aufgehängt war, und ſchritt zur Thüre.

„Herr! Euer Gnaden!“ rief ihm das Mädchen ängſtlich nach; „laſſet's lieber geh. Gucket, 's thuet ſe et, daß mer ſo ſelbander in der Nacht fortganget. D'Leut in Hardt ſend ſo gar wunderlich und mer thät mer g'wiß ebbes ahänga, wenne — Wartet lieber bis morga früh, ſo wille uich meinetwega führa bis Pfullinga."

Der Junker ehrte die Gründe des guten Mädchens und hing ſchweigend den Zaum wieder an die Wand. Es möchte ihm freilich lieber geweſen ſeyn, wenn die Leute von Hardt weniger geneigt waren, Böſes zu denken; doch es war hier nichts zu thun, als ſich ſchweigend in ſein Schickſal zu ergeben. Er beſchloß daher, dieſen Abend und die folgende Nacht noch auf den Pfeifer zu warten; käme er nicht, ſo wollte er mit dem früheſten Morgen zu Pferd ſeyn und unter Leitung ſeiner ſchönen Tochter nach Lichtenſtein aufbrechen.

XV.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſey nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

L. Uhland.

Aber der Pfeifer von Hardt kehrte auch in dieſer Nacht nicht nach Haus zurück, und Georg, der ſeine Sehnſucht nach der Geliebten nicht mehr länger zügeln konnte, ſattelte, als der Morgen graute, ſein Pferd. Die runde Frau hatte nach einigen harten Kämpfen ihrem Töchterlein erlaubt, daß ſie den Junker geleiten dürfe. Sie wußte zwar, daß ein ſo unerhörtes Ereigniß viele Abende zur Unterhaltung in den Spinnſtuben von Hardt dienen werde und ſah es deßwegen nicht ganz gerne. Wenn ſie aber bedachte, wie viel ihrem Eheherrn an dem jungen Ritter gelegen ſeyn müſſe, weil er ihn in ſein Haus aufgenommen und wie einen Sohn gepflegt hatte, ſo glaubte ſie doch, dieſen letzten Dienſt ihrem Gaſt nicht abſchlagen zu dürfen; doch machte ſie die Bedingung, daß Bärbele vorausgehen und ihn eine Viertelſtunde hinwärts an einem Markſtein erwarten müſſe.

Georg nahm gerührt Abſchied von der ſtattlichen runden Frau, die ihm zu Ehren heute noch einmal in ihrem Sonntagsſtaat prangte; er hatte in den geſchnitzten Schrank einen Goldgulden gelegt, ein wichtiges Geſchenk für die damalige Zeit und eine bedeutende Summe für die Reiſekaſſe Georgs von Sturmfeder. Der Pfeifer von Hardt ſoll übrigens nie etwas von dieſem Depoſitum erfahren haben; ſey es nun, daß die gute runde Frau den Goldgulden nicht gefunden hat, oder daß ſie ihrem Eheherrn nichts davon berichtete, aus Angſt, er möchte den Junker durch die Rückgabe des Geſchenkes beleidigen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die Frau des Spielmanns kurze Zeit nach dieſem Vorfall mit einem nagelneuen Rock in der Kirche erſchien, zur Verwunderung aller Weiber in der Gegend, und daß ihre Tochter Bärbele ein ſchönes Mieder von feinem Tuch mit Goldborten auf der nächſten Kirchweih trug, das man früher nie an ihr geſehen. Auch ſoll ſie jedesmal erröthet ſeyn, wenn die Mädchen das neue Mieder befühlten und lobten. Welch großen Staat konnte man in den guten Zeiten um einen Goldgulden machen!

Georg fand ſeine Führerin auf dem bezeichneten Markſtein ſitzend. Sie ſprang auf, als er heran kam, und ging mit raſchen Schritten neben ihm her. Das Mädchen kam ihm heute noch viel hübſcher vor als geſtern. Ihre Wangen hatte der friſche Aprilmorgen mit hohem Roth bedeckt und ihre Augen glänzten freundlich. Ihre Tracht eignete ſich ganz gut zu einem weiten Marſch, denn das kurze Röckchen hinderte den Fuß nicht, flink auszuſchreiten. Sie hatte ein Körbchen an den Arm gehängt, als wolle ſie zu Markt in die Stadt gehen. Sie trug aber weder Gemüß noch Früchte darin, was ſie wohl ſonſt in die Stadt zu bringen pflegte, ſondern ein Regentuch, mit dem ſie ſich gegen die wechſelnden Launen eines Apriltages verſehen hatte. Der Junker dachte bei ſich, als ſie ſo ſchmuck und rüſtig neben ihm hinging, daß das Mädchen wohl einmal eine gute tüchtige Hausfrau zu werden verſpreche, und pries den jungen Burſchen glücklich, der einſt das Kleinod des Spielmannes von Hardt für ſich gewinnen werde.

Sie hatte unſtreitig viel von dem lebhaften Geiſte ihres Vaters geerbt. Denn, wie jener bei der Reiſe über die Alb ſeinem vornehmen Gefährten durch Erzählungen und Hindeutungen auf die Gegend den Weg zu verkürzen bemüht geweſen war, ſo wußte auch ſie, ſo oft das Geſpräch zu ſtocken begann, entweder auf einen ſchönen Punkt in den Thälern und Bergen umher aufmerkſam zu machen, oder ſie theilte ihm unaufgefordert eine und die andere Sage mit, die ſich an ein Schloß, an ein Thal oder einen Bach knüpften.

Sie wählte meiſtens Nebenwege, und führte den Reiter höchſtens zwei bis dreimal durch Dörfer; von zwei zu zwei Stunden aber machten ſie Halt. Endlich nach drei ſolchen Stationen ſah man in der Entfernung von einer kleinen halben Stunde ein Städtchen liegen; der Weg ſchied ſich hier und ein Fußpfad führte links ab in ein Dorf. An dieſem Scheidepunkte blieb das Mädchen ſtehen und ſagte: „Was Er dort ſehet, iſt Pfullinga, von dort kann Ich jedes Kind da Weg nach Lichtaſtoi zeiga."

„Wie? du willſt mich ſchon verlaſſen?" fragte Georg, der ſich an die munteren, ſinnigen Reden ſeiner Begleiterin ſo gewöhnt hatte, daß ihn der Abſchied überraſchte; „warum gehſt du nicht wenigſtens mit mir bis Pfullingen? Dort kannſt du in der Herberge etwas eſſen und trinken; du willſt doch nicht geradezu nach Haus laufen?"

Das Mädchen ſuchte freundlich auszuſehen und zu ſcherzen, doch konnte ſie einen ſchmerzlichen Zug um den Mund und trübe Augen nicht verbergen; denn wohl mochte auch ihr die Nähe ihres ſchönen Gaſtes theurer geworden ſeyn, als ſie vielleicht ſelbſt wußte. „Do mueß i von Ich geh, gnädiger Herr," ſagte ſie, „ſo gerne au no weiters mitging; aber d'Mueter wills ſo; dort in dem Dörfle am Berg hanne a Baas, und bei der bleibe heut, und morga gange wieder noch Hardt. Jetzt b'hüet Ich Gott der Herr und d'heilig Jungfrau, und älle ſeine Heilige nemmet Ich in Schutz. Grüßet mer de Vater und au," ſetzte ſie lächelnd hinzu, indem ſie ſchnell eine Thräne abſchüttelte, „grüeßet mer ſell Frähla, die Er ſo gern hent."

„Dank dir Bärbele," entgegnete Georg und reichte ihr die Hand zum Abſchied vom Pferd hinab. „Ich kann dir deine treue Pflege nicht vergelten. Aber wenn du nach Haus kommſt, ſo ſchau in den geſchnitzten Schrank, dort wirſt du etwas finden, das vielleicht zu einem neuen Mieder oder zu einem Röckchen für den Sonntag reicht. Nun, und wenn du es dann zum erſten Mal anhaſt und dein Schatz dich darin küßt, ſo gedenke an Georg von Sturmfeder!"

Der junge Mann gab ſeinem Pferde die Sporen und trabte über die grüne Ebene hin dem Städtchen zu. Zweihundert Schritte weit entfernt, ſchaute er ſich noch einmal nach der Tochter des Spielmannes um. Sie ſtand noch dort, wo er ſie verlaſſen hatte, im rothen Mieder, im kurzen Röckchen, mit langen Zöpfen und weißen Strümpfen; ſie war es und keine andere; aber ſie hielt die Hand vor die glänzenden Augen und Georg war ungewiß, ob ſie die Strahlen der Sonne dadurch abhalten wolle, indem ſie ihm nachblickte, oder ob ſie vielleicht jene Thräne verwiſche, die er in ihren Wimpern blinken ſah, als ſie Abſchied nahm.

Bald war er am Thor der kleinen Stadt angelangt. Er fühlte ſich ermüdet und durſtig, und fragte daher auf der Straße nach einer guten Herberge. Man wies ihn nach einem kleinen düſteren Haus, wo ein Spieß über der Thüre und ein Schild, mit einem ſpringenden Hirſch geziert, zur Einkehr einladen. Ein kleiner baarfüßiger Junge führte ſein Pferd in den Stall, ihn ſelbſt aber empfing in der Thüre eine junge freundliche Frau und führte ihn zur Trinkſtube.

Es war dies ein weites, finſteres Zimmer, an deſſen Wänden ſich ſchwere eichene Tiſche und Bänke hinzogen. Die ungeheure Menge von Kannen und Bechern, die, blank geſcheuert, von den Geſtellen am Getäfel herabblinkte, bewies, daß die Herberge zum Hirſch ſehr beſucht ſeyn müſſe. In der That ſaßen auch, obgleich es erſt Mittag war, ſchon viele Gäſte beim Wein. Sie ſchauten den ſtattlichen jungen Ritter prüfend an, als er an ihren Tiſchen vorüber zum Ehrenplatz, in ein ſechseckiges, wie eine Laterne aus lauter Fenſtern erbautes Erkerlein geführt wurde; doch ließen ſie ſich in ihrem Geſpräch durch den vornehmen Gaſt nicht lange ſtören, ſondern ſchwatzten weiter über Krieg und Frieden, über Schlachten und Belagerungen, wie ehrſame Spießbürger in ſo unruhigen Zeiten, wie Anno 1519, zu thun pflegten.

Die Wirthin ſchien an ihrem Gaſt Gefallen zu finden. Sie ſchaute mit lächelnder Miene nach ihm herüber, wenn ſie am Erkerlein vorbeiging, und als ſie ihm eine Kanne alten Heppacher und einen ſilbernen Becher vorſetzte, zog ſich ihr etwas großer Mund zu holdſeliger Freundlichkeit. Sie verſprach ihm auch, ein junges Huhn zu braten und einen Tiſch zu decken, wenn er ſich nur ein wenig gedulden wolle; einſtweilen ſolle er ſich den Wein gut bekommen laſſen. Das laternenförmige Erkerlein lag um zwei Stufen höher als die übrige Trinkſtube; Georg konnte daher mit Muße die

Tiſche überſehen und trinkend die Gäſte muſtern. Obgleich er nicht viel in Herbergen und Weinſtuben ſich herum zu treiben pflegte, ſo hatte er doch, vielleicht dadurch, daß er weniger ſprach als beobachtete, einen eigenen Takt in Beurtheilung ſolcher Umgebungen gewonnen, der ihn auch bei ſeinen jetzigen Beobachtungen unterſtützte.

Die Geſellſchaft, die um einen der großen eichenen Tiſche ſaß, beſtand aus etwa zehen bis zwölf Männern. Sie unterſchieden ſich auf den erſten Anblick nicht ſehr von einander; große Bärte, kurze Haare, runde Mützen, dunkle Wämmſer gehörten dem einen ſo gut, wie dem andern an. Doch ſonderte ein ſchärferer Blick bald vorzüglich drei von den Uebrigen. Der eine — er ſaß Georg am nächſten, war ein kleiner, fetter, freundlicher Mann. Sein Haar war im Nacken etwas länger als das der anderen, er hatte es ſorgfältiger gekämmt, auch ſchien ſein dunkler Bart beſſer gepflegt zu ſeyn. Ein Mantel von feinem ſchwarzem Tuch und ein Filzhut mit ſpitzigem Kopf und breiter Krämpe, die hinter ihm an einem Nagel hingen, bezeichneten einen Mann von einigem Gewicht, vielleicht gar einen Rathsherrn. Er mochte auch eine beſſere Sorte trinken als die Uebrigen, denn er ſchlürfte bedächtig, und wenn er mit dem Deckel an ſeinem Krug das Zeichen gab, daß er leer ſey, that er er dies mit einem gewiſſen Anſtand und vernehmlicher als die Uebrigen. Er ſah bei allem, was geſprochen wurde, überaus fein und liſtig aus, als wiſſe er noch manches, ohne es gerade hier preisgeben zu wollen. Auch hatte er das Vorrecht, das Kellnermädchen in die

Backen zu kneipen oder ihren runden Arm zu „tätſcheln,“ wenn ſie die gefüllte Kanne brachte.

Ein anderer Mann, der am entgegengeſetzten Ende des Tiſches ſaß, ſtach nicht minder gegen ſeine Umgebungen ab, als der Fette; alles war an ihm länglich und hager. Sein Geſicht, von der Stirne bis zu dem langen zugeſpitzten Kinn, maaß wohl eine gute Mannsſpanne; ſeine Finger, mit welchen er auf dem Tiſche den Takt eines Liedes ſpielte, das er leiſe vor ſich hin pfiff, hatten etwas ſpinnenartiges, und als ſich Georg einmal zufällig bückte, gewahrte er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß der hagere Mann lange, dünne Beine beinahe unter dem ganzen Tiſch hin ausgeſtreckt hatte. Er hatte um ſeine Naſe etwas Hochfahrendes, das ſich auch in der Art, wie er allem, was die Bürger vorbrachten, widerſprach, ausdrückte; er ſah aus, wie einer der viel mit vornehmen Herren umgegangen iſt, ihre Art und Weiſe angenommen hat, aber doch nicht recht bequem damit zurecht kommt. Er konnte nicht aus dem Städtchen ſeyn, denn er hatte die Wirthin nach ſeinem Pferd gefragt. Nach Georgs Muthmaßungen war er ein reiſender Arzt, wie ſie zu jener Zeit im Land umherzogen, um die Menſchen künſtlich umzubringen.

Der dritte Mann, der dem Gaſt im Erker auffiel, ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus; er hatte übrigens etwas Bewegliches, Liſtiges in ſeinem Weſen, das ihn von der gutmüthigen behaglichen Ruhe der Spießbürger merklich unterſchied. Er hatte über dem einen Auge ein großes Pflaſter, das andere aber blickte kühn und offen um ſich. Ein großer Reiſeſtock mit eiſerner Spitze, der neben ihm lag, und ſein lederbeſetzter Rücken, worauf er gewöhnlich einen Korb oder eine Kiſte tragen mochte, ließen ſchließen, daß er entweder ein Bote ſey, oder wahrſcheinlicher noch einer jener herumziehenden Krämer, die auf Märkte und Kirchweihen, nebſt wunderbaren Nachrichten aus fernen Landen, für die Weiber wirkſame Mittel gegen behextes Vieh und für die Mädchen ſchöne bunte Bänder und Tücher bringen.

Dieſe drei waren es auch, die das Geſpräch führten, das nur hin und wieder durch einen Ausruf der Verwunderung oder durch ein Klopfen mit den Krugdeckeln von den übrigen ehrſamen Bürgern unterbrochen wurde.

Dieſe Männer handelten übrigens eine Materie ab, die Georgs Intereſſe ſehr in Anſpruch nahm. Sie ſprachen über die Unternehmungen des Bundes im würtembergiſchen Unterland. Der Krämer mit dem ledernen Rücken hatte erzählt, daß Möckmühl, worin ſich Götz von Berlichingen eingeſchloſſen, von den Bündiſchen erſtürmt, und jener tapfere Mann gefangen worden ſey.[29]

Der Rathsherr hatte zu dieſer Nachricht liſtig gelächelt und einen guten Zug von ſeiner beſſern Sorte getrunken; der Hagere ließ aber den Lederrücken nicht ausſprechen, er ſchlug den Takt mit den langen Fingern etwas vernehmlicher und ſagte mit hohler Stimme: „Das iſt erſtunken und erlogen, Freund! ſeht, das iſt gar nit möglich, denn der Berlichingen verſteht die ſchwarze Kunſt und iſt feſt, das muß ich wiſſen, und überdies hat er allein mit ſeiner eiſernen Hand in mancher Schlacht zweihundert Mann mausetodt geſchlagen, was wird er ſich denn fangen laſſen!“

„Mit Verlaub,“ unterbrach ihn der fette Herr, „dem iſt nicht alſo, ſondern Götz iſt in der That gefangen und ſitzt in Heilbronn. Aber nicht, weil er erlegen iſt, denn ſein Schloß in Möckmühl iſt nicht erſtürmt worden, ſondern die Bündiſchen haben ihm und den Seinigen freien Abzug verſprochen; wie er aber aus dem Thor kam, wurde er überfallen, ſeine Knechte getödtet und er gefangen. Seht, das iſt nicht recht, und da hat der Bund ſchändlich gehandelt.“

„Da muß ich doch bitten, Herr,“ ſprach der Lange, „daß man nicht alſo von den Bundesoberſten ſpricht; ich kenne viele Herren davon genau, wie z. B. Herr Truchſeß von Waldburg mein geneigter Herr und Freund iſt.“

Der fette Herr ſchien etwas erwiedern zu wollen, ſpielte aber das, was ihm auf der Zunge lag, mit einigem Wein hinunter. Jedoch die Bürger brachen bei Erwähnung ſo vornehmer Bekanntſchaften in ein Gemurmel des Staunens aus und lüfteten ehrerbietig ihre Mützen.

„Nun, wenn Ihr bei dem Bunde ſo gut bekannt ſeyd,“ ſagte der Zerlumpte mit etwas trotziger Miene, ſo werdet Ihr uns die beſte Nachricht geben können, wie es um Tübingen ausſieht.“

„Es pfeift aus dem letzten Loche,“ antwortete der Gefragte; „ich war vor kurzer Zeit dort und ſah die fürtrefflichen und ſchrecklichen Anſtalten zur Belagerung.“

„Ei! — So! — Wie!“ flüſterten die Bürger und rückten näher zuſammen, als erwarteten ſie wichtige Kunde.

Der hagere Mann lehnte ſich an die Lehne ſeines Stuhles zurück, ſteckte die langen Finger in die Degenkuppel, ſtreckte die Beine um einige Zoll länger aus und ſprach: „Ja, ja, ihr Leute, dort ſieht es arg aus; alle Ortſchaften in der Nachbarſchaft ſind in großem Schaden, denn die Obſtbäume ſind alle abgehauen, man ſchießt mit aller Macht auf Stadt und Schloß, und die Stadt hat ſich ſchon ergeben; im Schloß liegen vierzig Ritter, aber ſie können die paar Mäuerlein nicht mehr lange halten!“

„Was? ein paar Mäuerlein?“ rief der fette Herr und ſetzte ſeine Kanne klirrend auf den Tiſch; „wer je das Schloß von Tübingen geſehen hat, kann nicht von ein paar Mäuerlein reden. Hat es nicht auf den Seiten, wo es an den Berg ſtößt, zwei tiefe Graben, daß die Bündler mit keiner Leiter hinauf können, und Mauern zwölf Schuh dick, und Thürme, aus welchen ſie ihre Feldſchlangen nicht übel ſpielen laſſen.“

„Umgeſchoſſen, umgeſchoſſen!“ rief der lange Mann mit ſo greulich hohler Stimme, daß die erſchrockenen Bürger die Thürme von Tübingen krachen zu hören glaubten; „den neuen Thurm, den der Ulerich neulich aufbaute, hat der Frondsberg umgeſchoſſen, wie wenn er nie da geſtanden wäre.“ [38]

„Aber damit iſt noch nicht Alles hin,“ antwortete der Zerlumpte. „Die Ritter machen Ausfälle aus dem Schloß, und haben ſchon manchen auf dem Wörth am Neckar ſchlafen gelegt. Und dem Frondsberg haben ſie den Hut vom Kopf geſchoſſen, daß er heute noch Ohrenſummen hat.“ [39]

„Da ſeyd Ihr falſch berichtet,“ ſprach der Hagere nachläſſig; „Ausfälle? dafür haben die Belagerer leichte Reiter wie die Teufel; es ſind Griechen, ich weiß nicht vom Ganges oder Epiros, man heißt ſie Stratioten; die haben einen Oberſten, den Georg Samares, der läßt keinen Hund aus dem Loch ausfallen.“ [26]

„Der hat halt auch ins Gras beißen müſſen,“ entgegnete der zerlumpte Mann mit einem höhniſchen Seitenblicke: „die Hunde, wie Ihr ſie nennt, ſind dennoch ausgefallen, obgleich der Grieche vor dem Loch ſtand, und haben ihn gebiſſen und gefangen, und — “

„Gefangen? den Samares?“ rief der Lange, aus ſeiner vornehmen Ruhe aufgeſchreckt; „Freund, das habt Ihr falſch gehört!“

„Nein,“ antwortete jener ſehr ruhig, „ich habe die Glocken läuten hören, als man ihn in Sanct Jörgenkirche begraben hat.“

Die Bürger ſchauten aufmerkſam nach dem langen Fremden, um zu erforſchen, was für einen Eindruck dieſe Nachricht auf ihn mache. Er ließ ſeine buſchigen Augenbraunen herab, daß von ſeinen Augen nichts mehr zu ſehen war, zwirbelte ſeinen langen dünnen Knebelbart, ſchlug mit der knöchernen Hand auf den Tiſch und ſagte: „Und wenn ſie ihn auch in zehn Stücke zerhauen hätten, den Griechen, es hilft doch nichts! das Schloß muß über, da hilft nichts, und hat man Tübingen, dann gute Nacht Würtemberg! Der Ulerich iſt zum Land hinaus, und meine gnädigen Herren und Gönner ſind Meiſter.“

„Wer ſieht Euch davor, daß er nicht wieder kommt? und dann? — —“ ſagte der kluge fette Herr und klappte den Deckel zu.

„Was? wiederkommen!“ ſchrie jener, „der Bettelmann! Wer ſagt das, daß er wiederkommt? Wer wagt es? He?“

„Was geht es uns an!“ murmelten die Gäſte unmuthig, „wir ſind friedliche Bürger, uns iſts einerlei, wer Herr im Land iſt, wenn nur die Steuern anders werden. — Wenn man in der Herberg iſt, wird doch auch noch ein Wort erlaubt ſeyn.“ So ſprachen ſie, und der Hagere ſchien zufrieden, daß ihm keiner etwas Ernſtliches entgegnete. Er ſah einen um den andern mit ſtechendem Blicke an, zog dann ſein Geſicht in freundlichere Falten und ſagte: „Es war nur zur Erinnerung, daß wir den Herzog fürder nicht mehr brauchen; mein' Seel, mir iſt er wie Gift und Operment, darum gefällt mir auch das Paternoſter ſo gut, das Einer auf ihn gemacht hat; ich will es einmal ſingen.“ Die Bürger ſahen finſter vor ſich hin und ſchienen nicht ſehr begierig auf den Spottgeſang, der ihrem unglücklichen Herzog galt. Jener aber befeuchtete ſeine Kehle mit einem guten Trunk und ſang mit heiſerer unangenehmer Stimme:[27]

„Vater Unſer,
Reutling iſt unſer;
Der du biſt in dem Himmel,
Eßling woll'n wir bald gewinnen;
Geheiligt werde Dein Nam',
Heilbronn und Aal woll'n wir auch han;
Zu uns komme Dein Reich,
Der Ulmer Bund ſieht uns keinen gleich;

Dein Will' geſchehe,
Die Münz' hat gereit ein ander Gepräge;
Gieb uns unſer täglich Brod,
Wir haben Geſchütz für alle Noth;
Vergieb uns unſere Schuld,
Wir haben des Königs von Frankreich Huld;
Als wir vergeben unſern Schuldigern,
Wir wöll'n dem Bund das Maul zuſperr'n!
Laß uns nicht geführt werden,
Wir wöll'n bald Kaiſer werden,
In keine Verſuchung, ſondern erlös' uns von allem Uebel. Amen.
So behalten wir des Kaiſers Namen."

Er ſchloß ſeinen Geſang mit einem fatalen zitternden Schnörkel, der weiter keinen Effekt hervorbrachte, als daß die Bürger einander heimlich anſtießen und über die jämmerlichen Töne des Sängers die Achſel zuckten. Er aber ſchaute ſtolz in dem Kreiſe umher, als wolle er in den Mienen ſeiner Zuhörer den gerechten Beifall leſen.

„Ihr habt da ein gar frommes Lied geſungen," ſagte der Zerlumpte; „ſo fein kann ichs nicht, aber doch weiß ich auch ein neues Lied, und will es mit Eurem Verlaub ſingen."

Der Hagere ſah ihn ſcheel und ſpöttiſch an, die Bürger aber nickten ihm zu, und er begann mit einem angenehmen Tenor, indem er die Augen halb zuſchloß, aber doch hin und wieder auf den langen Mann hinüberſchielte, als beobachte er, welchen Eindruck ſein Geſang mache: [20]

„O weh, wo bleibet deine Kraft,
Würtemberg, du arme Landſchaft;
Ich klag dich billig hart und ſehr,
Denn der Bader von Ulm der iſt dein Herr.

„Der zu Nürnberg die Metſchger macht,
Der Weber von Augsburg treibt auch ſein' Pracht,
Der Salzſieder von ſchwäbiſch Hall,
Von Ravensburg die Krämer all'.

„Von Rothweil die neuen Schweizerknaben
Wollten der Gans auch ein' Feder haben,
Und der Schneider von Memming iſt in der Sach'
Und auch der Kürſchner von Biberach."

Lärmender Beifall und Gelächter unterbrach den Sänger; ſie langten über den Tiſch herüber, ſchüttelten dem Zerlumpten die Hand und lobten ſein Lied. Der Hagere ſprach kein Wort, ſondern warf finſtere Blicke auf die Geſellſchaft; man war ungewiß, ob er den Beifall des Zerlumpten beneidete, oder ob der Gegenſtand des Liedes ihn beleidigte. Der fette Herr aber ſah ungemein klug aus, brummte die Weiſe des Liedes mit und nickte bei jeder Kraftſtelle mit dem Haupt.

Der Sänger mit dem ledernen Rücken fuhr fort:

„Den Gaymer von Kempten ich Euch meld'
Und Holzhauer von dem Herdsfeld,
Und andere, die ich nit nennen will,
Der Haufen iſt groß und wird gar zu viel.

„Und auch der iſt in dem Strauß,
Der richt' Alles mit Ungeld aus,
Ich mein' Junker Ernlich und ſein Geſind,
Des reichen Barchetwebers Kind."

„Daß Euch der Kukuk in den Hals fahr', Ihr Lumpenhund!" fuhr der lange Mann auf, als er die letzten Worte hörte. „Ich weiß wohl, wen Ihr mit dem Barchetweber meint, meinen gnädigen Gönner, den Herrn von Fugger. Den ſoll mir ein ſolcher Landläufer verunglimpfen?" Er begleitete dieſe Worte mit einem ausdrucksvollen Mienenſpiel und mit ſchrecklicher Geberde.

Doch der mit dem ledernen Rücken ließ ſich nicht einſchüchtern; er ſtellte ſeine ungemein muskulöſe Fauſt vor ſich hin und ſagte: „Den Landläufer könnt Ihr für Euch behalten, Herr Calmus! man weiß wohl, wer Ihr ſeyd; und wenn Ihr nicht augenblicklich Euer Maul haltet, ſo will ich Euch Eure Rührlöffelarme vom Leib ſchlagen.“

Der Hagere ſtand auf und bedauerte ſich ſelbſt, daß er in ſo gemeine Geſellſchaft gerathen ſey; er zahlte ſeinen Wein und ging vornehmen Schrittes aus der Trinkſtube.

XVI.

Weh' mir, ich habe die Natur verläumdet.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung iſt dahin,
Denn Alles log mir, was ich hochgeachtet.
Schiller.

Als dieſer Mann das Zimmer verlaſſen hatte, ſahen die Gäſte erſtaunt einander an; es war ihnen zu Muth, als hätten ſie ein ſchweres Gewitter aufſteigen ſehen, es hätte gekracht, als ob die Erde berſten wolle, ja, als wäre ein erſchrecklicher, tödtender Blitz auf ſie herabgefahren, und ſiehe da, es war nur ein „kalter Schlag.“ Dem Mann mit dem Lederrücken dankten ſie, daß er den ungezogenen, übermüthigen Gaſt ſo ſchnell entfernet habe, und fragten, was er wohl von dem hageren Fremden wiſſe?

„Den kenne ich wohl," antwortete dieſer; „das iſt unſeres Herrgotts Tagedieb, ein fahrender Arzt, der den Leuten Pillen verkauft gegen die Peſt, den Hunden den Wurm ſchneidet und die Ohren ſtutzt, die Mädchen von dicken Hälſen befreit und den Weibern Augenwaſſer gibt, daß ſie blind werden. Er heißt eigentlich Kahlmäuſer, aber weil er ein Gelehrter ſeyn will, heißt er ſich Doctor Calmus. Er niſtet ſich bei allen großen Herren ein, und wenn ihn einer einmal einen Eſel geheißen hat, ſo meint er ſchon, er ſey ſein beſter Freund."

„Mit dem Herzog muß er aber nicht gut ſtehen," bemerkte der ſchlaue Herr, „denn er hat doch läſterlich über ihn geſchimpft."

„Ja, mit Herrn Ulerich ſteht er freilich nicht gut; das ging aber ſo: der Herzog hatte einen ſchönen däniſchen Jagdhund, der hatte ſich im Schönbuch einen Dorn tief in die Pfote getreten. Den Herzog dauerte der Hund; er forſchte nach einem geſchickten Mann, der das Thier heilen könnte, und zufällig war der Kahlmäuſer da und bot ſich mit wichtigem Geſicht dazu an. Er bekam im Schloß in Stuttgart alle Tage gut zu eſſen und eine Maaß Wein; das ſchmeckte ihm nun ſo gut, daß er über ein Vierteljahr an der Hundspfote dokterte. Da ließ ihn eines Tages der Herzog ſammt dem Hund rufen und fragte, was er ausgerichtet habe. Er ſoll viel gelehrtes Zeug geſchwatzt haben; doch der Herr hat nicht darauf geachtet, ſondern die Pfote ſelbſt unterſucht, und da fand es ſich, daß ſie ſchon ganz ſchwarz und brandig war. Da nahm der Herzog den Kahlmäuſer, ſo lang er war, trug ihn an die lange Treppe, auf der man bis in den zweiten Stock hinauf reiten kann, und warf ihn hinunter, daß er halb todt unten ankam; und ſeit der Zeit iſt der Doktor Calmus nicht gut auf den Herzog zu ſprechen. Andere ſagen auch, er ſey der Kundſchafter geweſen zwiſchen dem Hutten und Frau Sabina, und habe nur deßwegen den Hund übernommen, weil er dadurch ins Schloß kam."

„So?" mit dem Hutten hat er es gehalten?" ſagte einer der Bürger. „Das hätten wir wiſſen ſollen, ſo hätten wir ihm das Fell recht gegerbt, dem Lumpendoktor! Der Hutten iſt doch an all' dem unſeligen Kriege ſchuld mit ſeiner Liebelei, und der dürre Kahlmäuſer hat ihm dazu geholfen?"

„**De mortuis nil nisi bene**, man muß die Todten ſchonen, ſagen die Lateiner," entgegnete der fette Herr; „der arme Teufel hat es mit dem Leben theuer genug bezahlt."

„Aber es iſt ihm recht geſchehen!" rief jener Bürger mit großer Hitze; an des Herzogs Stelle hätte ichs gerade auch ſo gemacht; ein jeder Mann muß ſein Hausrecht wahren."

„Reitet Ihr zuweilen mit dem Vogt auf die Jagd?" fragte der fette Herr mit überaus ſchlauem Lächeln; „da habt Ihr die beſte Gelegenheit; ein Schwert habt Ihr ja, und eine Eiche wird ſich auch finden, wohin Ihr ſeinen Leichnam hängen könnet."

Ein ſchallendes Gelächter der Bürger von Pfullingen belehrte den Gaſt im Erker, daß jener eifrige Vertheidiger des Hausrechts in ſeinem eigenen Hauſe nicht ſo ganz ſtrenge Juſtiz üben müſſe. Er erröthete und murmelte einige unverſtändliche Worte in ſeinen Becher hinein.

Der Zerlumpte aber, der als Fremder nicht mitlachen wollte, nahm ſich ſeiner an: „Ja wohl hat der Herzog ganz recht gehabt; denn er hätte den Hutten auf der Stelle hängen können, ohne daß er erſt mit ihm focht; er iſt ja Freiſchöff vom weſtphäliſchen Stuhl, vom heimlichen Gericht, und darf einen ſolchen Ehrenſchänder ohne weiteres abthun. Und er hatte die beſten Beweiſe gleich bei der Hand; kennt Ihr das ſchöne Liedlein? Ich will einmal ein paar Verſe daraus ſingen:

Und im Wald er ſich zum Hutten wandt':
„Was flimmert dort an deiner Hand?“
„Herr Herzog, 's iſt ein Ringelein,
Das hab' ich von meiner Liebſten fein.“
„Ei, Hans, du biſt ein ſtattlich Mann,
Haſt auch ein gülden Kettlein an!“
„Das hat mir auch mein Schatz geſchenkt,
Zum Zeichen, daß ſie mein gedenkt.“

Dann heißt es weiter:

O Hutten, gib dei'm Gaul die Sporn,
Des Herzogs Auge rollt voll Zorn.
O Hutten, fleuch, noch iſt es Zeit,
Er reißt das Schwert ſchon aus der Scheid'.“ —

„Laßt es lieber gut ſeyn,“ unterbrach ihn der fette Herr mit ernſter Miene; „es iſt nicht gut, daß man in ſolchen Zeiten dies Lied in der Herberge ſingt; dem Herzog kann es nicht mehr nützen, und die Bündiſchen ſind rings um uns; es könnte leicht einer etwas davon hören,“ ſetzte er mit einem ſtechenden Blick auf Georg hinzu, „und dann hieße es gleich: Pfullingen zahlt hundert Gulden Brandſteuer mehr.“

„Weiß Gott, Ihr habt recht!“ ſagte der Zerlumpte, „es iſt nicht mehr, wie früher, wo man ein freies Wort ſprechen und ſingen durfte beim Wein in der Trinkſtube; da muß man immer umſchauen, ob nicht dort ein Herzoglicher und auf der andern Seite ein Bündler ſitzt; aber den letzten Vers will ich noch ſingen, trotz Baiern und dem Schwabenbund:

Es ſteht eine Eich' im Schönbuchwald,
Gar breit in den Aeſten und hoch geſtalt't;
Die wird zum Zeichen Jahrhunderte ſtahn;
Dort hing der Herzog den Hutten d'ran.“

Er hatte ausgeſungen, das Geſpräch der Bürger ſank jetzt zum Geflüſter herab, und Georg glaubte zu bemerken, daß ſie über ihn ihre Gloſſen machten. Auch die freundliche Wirthin ſchien neugierig, zu wiſſen, wen ſie in ihrem Erkerlein beherberge. Sie ſetzte die Speiſen, die ſie ihm bereitet hatte, vor ihn hin, nachdem ſie ein ſchönes Tafeltuch über den runden Tiſch ausgebreitet hatte; dann nahm ſie ſelbſt an der entgegengeſetzten Seite Platz und befragte ihn, wiewohl ſehr beſcheiden, über das woher? und wohin?

Der junge Mann war nicht geſonnen, ihr über den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe genaue Auskunft zu geben. Das Geſpräch der Gäſte an der langen Tafel hatte ihn belehrt, daß es hier nicht minder gefährlich ſey, zu gar keiner Partei zu gehören, als ſich für irgend eine beſtimmt zu erklären; er ſagte daher, er komme aus Franken und werde noch weiter hinauf ins Land, in die Gegend von Zollern reiſen, und ſchnitt ſomit jede weitere Frage ab; denn die Wirthin war zu beſcheiden, als daß ſie ſich den Ort, wohin er gehe, noch näher hätte bezeichnen laſſen. Es ſchien ihm aber eine gute Gelegenheit, ſich nach Marien zu erkundigen; denn er war glücklich, wenn ihm die Wirthin zum goldenen Hirſch auch nur ihren Namen nennen, nur den Saum ihres Kleides beſchreiben würde. Er fragte daher nach den Burgen umher und nach den ritterlichen Familien, die in der Nachbarſchaft wohnen.

Die Wirthin ſchwatzte gerne; ſie gab ihm in weniger als einer Viertelſtunde die Chronik von fünf bis ſechs Schlöſſern aus der Gegend, und bald kam auch Lichtenſtein an die Reihe. Der junge Mann holte tiefer Athem bei dieſem Namen und ſchob die Schüſſel weit hinweg, um ſeine Aufmerkſamkeit ganz der Erzählerin zu widmen.

„Nun, die Lichtenſteiner ſind gar nicht arm, im Gegentheil, ſie haben ſchöne Felder und Wälder, und keine Ruthe Landes verpfändet; da ließe ſich der Alte lieber ſeinen langen Bart abſcheeren, obgleich er gar viel darauf hält und ihn immer ſtreichelt, wenn er mit den Leuten ſpricht. Er iſt ein ſtrenger ernſter Mann; was er einmal haben will, das muß geſchehen, und ſollte es biegen oder brechen. Er iſt auch einer von denen, die es ſo lange mit dem Herzog hielten; die Bündiſchen werden es ihm übel entgelten laſſen."

„Wie iſt denn ſeine…, ich meine, Ihr ſagtet, er habe eine Tochter, der Lichtenſtein?"

„Nein," antwortete die Wirthin, indem ſich ihr ſonſt ſo heiteres Geſicht in grämliche Falten zog, „von der habe ich gewiß nicht geſprochen, daß ich es wüßte. Ja, er hat eine Tochter, der gute alte Mann, und es wäre ihm beſſer, er führe kinderlos in die Grube, als daß er aus Jammer über ſein einziges Kind abfährt."

Georg traute ſeinen Ohren nicht; was konnte die Wirthin gerade von Marien ſo Arges denken, daß ſie den Vater glücklich pries, wenn er dieſes Kind nicht hätte? „Was iſt es denn mit dieſem Fräulein?" fragte er, indem er ſich vergebens abmühte, recht ſcherzhaft auszuſehen: „Ihr macht mich neugierig, Frau Wirthin! oder iſt es ein Geheimniß, daß Ihr nicht ſagen dürft?"

Die Frau zum goldenen Hirſch ſchaute aus dem Erker heraus nach allen Seiten, ob niemand lauſche, aber die Bürger waren ruhig in ihrem Geſpräch begriffen und achteten nicht auf ſie, und ſonſt war niemand in der Nähe, der ſie hören konnte. „Ihr ſeyd ein Fremder," hub ſie nach dieſen Forſchungen an, „Ihr reiſet weiter und habt nichts mit dieſer Gegend zu ſchaffen, darum kann ich Euch wohl ſagen, was ich nicht jedem vertrauen möchte. Das Fräulein dort oben auf dem Lichtenſtein iſt ein — ein — ja bei uns Bürgersleuten würde man ſagen, ſie iſt ein ſchlechtes Ding, eine loſe Dirne — "

„Frau Wirthin!" rief Georg.

„So ſchreiet doch nicht ſo, verehrter Herr Gaſt, die Leute ſchauen ſich ja um. Meinet Ihr denn, ich ſage, was ich nicht ganz gewiß weiß? Denkt Euch, alle Nacht Schlag elf Uhr läßt ſie ihren Liebſten in die Burg. Iſt das nicht ſchrecklich genug für ein ſittſames Fräulein?"

„Bedenket, was Ihr ſprechet! Ihren Liebſten?"

„Ja leider, Nachts um elf Uhr ihren Liebſten; es iſt eine Schande und ein Spott! Es iſt ein ziemlich großer Mann, der kommt, in einen grauen Mantel gehüllt, ans Thor. Sie hat es zu machen gewußt, daß zu dieſer Zeit alle Knechte vom Thore entfernt ſind, und nur der alte Burgwart, der ihr auch in ihrer Kindheit zu allen loſen Streichen half, um den Weg iſt; da kommt ſie nun allemal, wenn es drüben in Holzelfingen elf Uhr ſchlägt, ſelbſt herunter in den Hof, die Nacht mag ſo kalt ſeyn als ſie will, und bringt den Schlüſſel zur Zugbrücke, den ſie zuvor ihrem alten Vater vom Bette ſtiehlt; dann ſchließt der alte Sünder, der Burgwart, auf, die Brücke fällt nieder und der Mann im grauen Mantel eilt in die Arme des Fräuleins.“

„Und dann?“ fragte Georg, der beinahe keinen Athem mehr in der Bruſt, kein Blut mehr in den Wangen hatte, „und dann?“

„Ja, dann wird Braten, Brod und Wein geholt; ſo viel iſt gewiß, daß der nächtliche Liebſte einen ungeheuren Hunger haben muß, denn er hat in mancher Nacht einen halben Rehziemer rein aufgezehrt und zwei, drei Nöſel Wein dazu getrunken; was weiter geſchieht, weiß ich nicht; ich will nichts vermuthen, nichts ſagen, aber das weiß ich,“ ſetzte ſie mit einem chriſtlichen Blick gen Himmel hinzu, „beten werden ſie nicht.“

Georg ſchalt ſich nach kurzem Nachdenken ſelbſt aus, daß er nur einen Augenblick gezweifelt habe, daß dieſe Erzählung eine Lüge, von irgend einem müßigen Kopf erſonnen ſey; oder wenn auch etwas wahres daran wäre, ſo konnte es doch nichts ſeyn, das Marien zur Unehre gereicht hätte.

Wenn es wahr iſt, daß die Liebe eines Jünglings in den guten alten Zeiten zwar nicht weniger leidenſchaftlich war, als in unſeren Tagen, aber mehr den Charakter reiner anbetender Ehrfurcht trug, daß nach der Sitte der Zeit die Geliebte nicht auf gleicher Stufe mit ihrem Verehrer, ſondern um eine höher ſtand, wenn wir den romantiſchen Erzählungen alter Chroniken und Minnebücher trauen dürfen, die ſo viele Beiſpiele aufführen, daß ſich edle Männer, wenn ſie in Liebe ſind, für die Treue und Reinheit ihrer Dame auf der Stelle todtſchlagen laſſen: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß Georg von Sturmfeder, wenigſtens auf dieſe Indicien hin, von Marien nichts ſchlechtes denken konnte. So räthſelhaft ihm ſelbſt jene nächtlichen Beſuche vorkommen mochten, ſo ſah er doch klar, es ſey weder bewieſen, daß der Vater nichts darum wiſſe, noch daß der geheimnißvolle Mann gerade ein Liebhaber ſeyn müſſe. Er trug dieſe Zweifel auch ſeiner Wirthin vor.

„So? meint Ihr, der Vater wiſſe um die Geſchichte?“ ſprach ſie; „dem iſt nicht ſo. Sehet, ich weiß das gewiß, denn die alte Roſel, die Amme des Fräuleins — “

„Die alte Roſel hat es geſagt?“ rief Georg unwillkürlich; ihm war ja dieſe Amme, die Schweſter des Pfeifers von Hardt, ſo wohlbekannt; freilich wenn dieſe es geſagt hatte, war die Sache nicht mehr ſo zweifelhaft; denn er wußte, daß ſie eine fromme Frau und dem Fräulein ſehr zugethan war.

„Ihr kennt die alte Roſel?“ fragte die Wirthin, erſtaunt über den Eifer, womit ihr fremder Gaſt nach dieſer Frau fragte.

„Ich? ſie kennen? nein, erinnert Euch nur, daß ich heute zum erſten Mal in dieſe Gegenden komme; nur der Name Roſel fiel mir auf.“

„Sagt man bei Euch nicht ſo? Roſel heißt Roſina bei uns, und ſo nennt man die alte Amme in Lichtenſtein; nun ſeht, dieſe hält viel auf mich und kommt hie und da zu mir, dann koche ich ein ſüßes Weinmüschen, was ſie für ihr Leben gerne ißt, und zum Dank vertraut ſie mir allerlei Neues. Von ihr habe ich auch, was ich Euch ſagte. Der Vater weiß gar nichts von dieſen nächtlichen Beſuchen, denn er geht ſchon um acht Uhr zu Bette; die Amme ſchickte das Fräulein jedesmal um acht Uhr in ihre Kammer. Das fiel nun nach ein paar Tagen der guten Roſel auf. Sie ſtellt ſich, als gehe ſie zu Bette, und ſiehe da, was geſchieht? Kaum iſt alles ruhig im Schloß, ſo macht das Fräulein, das ſonſt keinen Span anrührt, eigenhändig ein Feuer auf den Heerd, kocht und bratet, was ſie kann und weiß, holt Wein aus dem Keller, holt Brod aus dem Schrank und deckt in der Herrenſtube den Tiſch. Dann ſchaut ſie zum Fenſter hinaus in die kalte ſchwarze Nacht, und richtig, wenn es drüben elf Uhr ſchlägt, raſſelt die Zugbrücke nieder, der nächtliche Geſelle wird eingelaſſen, und geht mit dem Fräulein in die Herrenſtube; ſie hat auch ſchon gehorcht, die Roſel, was wohl drinnen vorgehe, aber die eichenen Thüren ſind gar dick; dann lugte ſie auch einmal durchs Schlüſſelloch, ſah aber nichts als den Kopf des Fremden.“

„Nun, und iſt er ſchon alt? Wie ſieht er aus?“

„Alt? wo denket Ihr hin! die ſieht mir auch darnach aus, daß ſie es mit einem Alten hätte! Jung iſt er und ſchön, wie mir die Roſel ſagt; er hat einen dunklen Bart um Mund und Kinn, ſchönes gerolltes Haar auf dem Kopf, und ſah recht freundlich und liebreich aus.“

„Daß ihm der Satan den Bart Haar für Haar auszwicke!“ murmelte Georg und ſtrich mit der Hand über das Kinn, das noch ziemlich glatt war. „Frau! beſinnt Euch, habt Ihr denn dies alles ſo recht gehört von der Frau Roſel? hat ſie dies alles ſo geſagt? machet Ihr nicht noch mehr dazu?“

„Gott bewahre mich, daß ich über jemand läſtere! Da kennt ihr mich ſchlecht, Herr Ritter! Das alles hat mir Frau Roſel geſagt, und noch mehr hat ſie vermuthet und mir ins Ohr geflüſtert, was eine ehrliche Frau einem ſchönen jungen Herrn nicht wieder ſagen kann. Und denket Euch, wie recht ſchlecht das Fräulein iſt, ſie hat noch einen andern Liebhaber gehabt, und dem iſt ſie alſo untreu geworden!“

„Noch einen?“ fragte Georg aufmerkſam, denn die Erzählung ſchien ihm mehr und mehr an Wahrſcheinlichkeit zuzunehmen.

„Ja, noch einen; es ſoll ein gar ſchöner lieber Herr ſeyn, ſagte mir die Roſel; ſie war mit dem Fräulein einige Zeit in Tübingen, und da war ein Herr von — von — ich glaube, Sturmfittich heißt er — der war auf der hohen Schule, und da lernten ſich die beiden Leutchen kennen, und die Amme ſchwört, es ſey nie ein ſchmuckeres Paar erfunden worden im ganzen Schwabenland. Sie hat ihn auch ganz ſchrecklich lieb gehabt, das iſt wahr, und ſey ſehr traurig geweſen um ihn, als ſie von Tübingen ging; nun iſt ſie dem armen Jungen untreu geworden, das falſche Herz, und die Amme heult, wenn ſie nur an den ſchönen treuen Herrn denkt; er ſoll noch viel, viel ſchöner geweſen ſeyn als der, den ſie jetzt hat.“

„Frau Wirthin, wie oft laſſet Ihr mich denn klopfen, bis ich einen vollen Becher bekomme?“ rief der fette Herr aus der Trinkſtube herauf; denn die Frau Wirthin hatte über ihrer Erzählung alles Uebrige vergeſſen.“

„Gleich, gleich!“ antwortete ſie und flog an den Schenktiſch hin, den durſtigen Herrn mit ſeiner beſſeren Sorte zu verſehen; und von da ging es zum Keller, und Boden und Küche nahmen ſie in Anſpruch, ſo daß der Gaſt im Erker gute Weile hatte, einſam über das, was er gehört hatte, nachzuſinnen.

Den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß er da und ſchaute unverrückt in die Tiefe ſeines ſilbernen Bechers; ſo ſaß er am Nachmittag; ſo ſaß er am Abend; die Nacht war ſchon lange eingebrochen, und er ſaß noch immer ſo hinter dem runden Tiſch im Erker, todt für die Welt umher, nur hin und wieder verrieth ein tiefes Seufzen, daß noch Leben und Empfindung in ihm ſey. Die Wirthin wußte nicht, was ſie aus ihm machen ſollte; ſie hatte ſich wenigſtens zehnmal neben ihn geſetzt, hatte verſucht, mit ihm zu ſprechen, aber er hatte ihr gedankenlos mit ſtarren Augen ins Geſicht geſchaut und nichts geantwortet; es war ihr ganz Angſt dabei geworden, denn gerade ſo hatte ſie ihr ſeliger Mann angeſtarrt, als er das Zeitliche geſegnete und ihr den goldenen Hirſch hinterließ.

Sie berieth ſich mit dem fetten Herrn, und auch der Mann mit dem Lederrücken gab ſeine Meinung preis. Die Wirthin behauptete, entweder ſey er verliebt bis über die Ohren, oder man habe es ihm angethan. Sie belegte ihre Behauptung mit einer ſchrecklichen Geſchichte von einem jungen Ritter, den ſie geſehen, und der auch aus lauter Liebe am ganzen Leib erſtarrt ſey, bis er am Ende geſtorben.

Der Zerlumpte war nicht dieſer Meinung; er glaubte, dem jungen Mann ſey vielleicht ein Unglück geſchehen, wie jetzt oft im Krieg vorkomme, und er ſey deßwegen in ſo tiefe Trauer verſenkt. Der fette Herr aber blinzelte einigemal nach dem ſtummen Gaſt im Erker hinauf, und fragte dann mit ſehr pfiffiger Miene, von welchem Gewächs und Jahrgang der Ritter trinke?

„Nun, ich hab' ihm Heppacher gegeben von 1480. Es iſt das beſte, was der goldene Hirſch hat.“

„Da haben wir es!“ rief der kluge Mann; „ich kenn' den Heppacher achtziger, den kann ſolch ein Junkerlein nicht führen, und der iſt ihm zu Kopf geſtiegen. Laßt ihn ſitzen, laßt ihn immer ſitzen, ſeinen ſchweren Kopf in der Hand, ich wette, ehe es acht Uhr ſchlägt, hat er ausgeſchlafen und iſt wieder ſo friſch wie der Fiſch im Waſſer.“

Der Zerlumpte ſchüttelte den Kopf und ſagte nichts dazu, die Wirthin aber belobte den gewohnten Scharfſinn des fetten Herrn und fand ſeine Vermuthung am wahrſcheinlichſten.

Es war neun Uhr in der Nacht, die täglichen Zechgäſte hatten ſchon alle die Trinkſtube verlaſſen und auch die Wirthin wollte ſich zum Abendſegen rüſten, als der fremde Herr aus ſeinem Zuſtand erwachte. Er ſprang auf, machte einige Gänge durchs Zimmer und blieb endlich vor der Hausfrau ſtehen. Er ſah düſter und verſtört aus, und die wenigen Stunden vom Mittag bis jetzt hatten ſeinen ſonſt ſo freundlichen offenen Zügen tiefe Spuren des Grames eingedrückt.

Die Wirthin dauerte ſein Anblick; ſie wollte ihm, eingedenk des klugen fetten Herrn, noch ein heilſames Süpplein kochen, und ihm dann ein treffliches, weiches Bett anweiſen; doch er ſchien für dieſe Nacht ein rauheres Lager ſich erwählt zu haben.

„Wann, ſagt Ihr,“ hub er mit leiſer, unſicherer Stimme an, „wann geht der nächtliche Gaſt nach Lichtenſtein, und wann kommt er zurück?“

„Um elf Uhr, lieber Herr, geht er hinein, und um den erſten Hahnenſchrei kommt er wieder über die Zugbrücke.“

„Laſſet mein Pferd ſatteln und beſorget mir einen Knecht, der mich nach Lichtenſtein geleite.“

„Jetzt in der Nacht?“ rief die Wirthin und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen. „Jetzt wollet Ihr ausreiten? Ei geht doch, Ihr treibt Spaß mit mir!“

„Nein, gute Frau, es iſt mein wahrer Ernſt; aber ſputet Euch ein wenig, ich habe Eile.“

„Die habt Ihr den ganzen Tag nicht gehabt,“ entgegnete jene; „und jetzt wollt Ihr auf einmal über Hals und Kopf in die Nacht hinaus. Zwar die friſche Luft kann nichts ſchaden bei ſolchen Kranken; aber weiß Gott, Euer Pferd laſſe ich nicht aus dem Stall, Ihr könnt mir herunter fallen oder allerlei Unglück anrichten, und dann hieße es, wo hat denn die Hirſchwirthin wieder den Kopf gehabt, daß ſie die Leute ſo laufen läßt.“

Der junge Mann hatte ihre Rede ganz überhört, denn er war wieder in ſein düſteres Sinnen zurückgeſunken; als ſie aufhörte zu ſprechen, ſchrack er auf und wunderte ſich, daß ſie ſeinen Befehl noch nicht befolgt habe.

Er ging, als ſie noch immer zauderte, um ſein Pferd ſelbſt zu beſorgen; da gedachte ſie, daß ſie doch keine Gewalt habe, ihn zurückzuhalten, und daß es gerathener ſeyn möchte, ihn ziehen zu laſſen. „Laſſet dem Herrn ſeinen Braunen herausführen!“ rief ſie, „und der Andres ſoll ſich rüſten, heute Nacht noch ein Stück Wegs zu gehen! — Er hat recht, daß er jemand mitnehmen will,“ ſprach ſie für ſich weiter, „der kann ihn doch im Nothfall halten; zwar ſagt man, ſie haben ein paar Sinne mehr, wenn ſie etwas im Kopf haben, und es falle keiner ſo leicht vom Pferd, wenn er auch hin und her ſchwankt, wie der Schwingel in der großen Glocke, aber beſſer iſt beſſer. — Was Ihr ſchuldig ſeyd, Herr Ritter? nun Ihr habt gehabt eine Maaß Alten, macht zwölf Kreuzer, und das Eſſen — nun, es iſt nicht der Rede werth, was Ihr gegeſſen habt; Ihr habt ja mein Huhn kaum angeſehen. Nun, wenn Ihr für den Stall und das Eſſen noch zwei Kreuzer zulegen wollt, ſo wird Euch eine arme Wittfrau ſchön danken.“

Nachdem die Rechnung in dem niederen Münzfuß der guten alten Zeiten berichtigt war, entließ die Wirthin zum goldenen Hirſch ihren Gaſt; ſie war ihm zwar nicht mehr ſo gewogen wie heute Mittag, als er herrlich wie der junge Tag in ihre Trinkſtube getreten war, aber dennoch konnte ſie ſich nicht verhehlen, als er beim Schein der Kienfackeln ſich aufs Pferd ſchwang, daß ſie nicht leicht einen ſchöneren Mann geſehen habe, und ſie ſchärfte daher ihrem Knecht, der ihn begleitete, um ſo ſorgfältiger ein, recht genau auf ihn Acht zu haben, weil es bei dieſem Herrn „doch nicht ganz richtig im Kopfe ſey.“

Vor dem Thor von Pfullingen fragte der Knecht den nächtlichen Reiter, wohin er reiten wolle, und auf ſeine Antwort „nach Lichtenſtein,“ ſchlug er einen Weg rechts ein, der zum Gebirge führte. Der junge Mann ritt ſchweigend durch die Nacht hin; er ſah nicht rechts, er ſah nicht links, er ſah nicht auf nach den Sternen, nicht hinaus in die Weite, ſeine geſenkten Blicke hafteten am Boden. Es war ihm wie damals, als ihn die Mörder am Wege niedergeſchlagen hatten; ſeine Gedanken ſtanden ſtille, er hoffte nicht mehr, er hatte zu leben, zu lieben und zu wünſchen aufgehört. Und doch war ihm damals wohler geweſen, als ihm auf dem kühlen Teppich des Wieſenthales die Beſinnung ſchwand; er war ja entſchlummert mit dem erhebenden Gedanken an ſie, und die erſtarrenden Lippen hatten noch einmal einen ſüßen Namen ausgeſprochen.

Aber jetzt war die Leuchte verlöſcht, die ſeinen Pfad durchs Leben erhellt hatte. Es war ihm, als habe er nur noch einen kurzen Weg im Dunkeln hinzugehen, um dann in lichteren Höhen als auf dem Lichtenſtein ſeine Ruhe zu finden; und unwillkürlich zuckte ſeine Rechte hie und da ans Schwert, als wolle er ſich verſichern, daß ihm dieſer Gefährte wenigſtens treu geblieben ſey, als ſey dies der gewichtige Schlüſſel, der die Pforte ſprengen ſollte, die aus dem Dunkel zum Lichte führt.

Der Wald hatte längſt die Wanderer aufgenommen; ſteiler wurden die Pfade, und das Roß ſtrebte mühſam unter der Laſt des Reiters und ſeiner Rüſtung bergan; doch der Reiter bemerkte es nicht. Die Nachtluft wehte kühler und ſpielte mit den langen Haaren des Jünglings, er fühlte es nicht; der Mond kam herauf und beleuchtete ſeinen Pfad, beleuchtete kühne Felſenmaſſen und die hohen, gewaltigen Eichen, unter welchen er hinzog, er ſah es nicht; unbemerkt von ihm rauſchte der Strom der Zeit an ihnen vorüber, Stunde um Stunde verging, ohne daß ihm der Weg lang bedünkte.

Es war Mitternacht, als ſie auf der höchſten Höhe ankamen. Sie traten heraus aus dem Wald, und getrennt durch eine weite Kluft von der übrigen Erde lag auf einem einzelnen, ſenkrecht aus der nächtlichen Tiefe aufſteigenden Felſen der Lichtenſtein.

Seine weißen Mauern, ſeine zackigten Felſen ſchimmerten im Mondlicht; es war, als ſchlummere das Schlößchen, abgeſchieden von der Welt, im tiefen Frieden der Einſamkeit.

Der Ritter warf einen düſteren Blick dorthin und ſprang ab. Er band das Pferd an einen Baum und ſetzte ſich auf einen bemoosten Stein, gegenüber von der Burg. Der Knecht ſtand erwartend, was ſich weiter begeben werde, und fragte mehre Mal vergeblich, ob er ſeines Dienſtes jetzt entlaſſen ſey?

„Wie weit iſts noch bis zum erſten Hahnenſchrei?“ fragte endlich der ſtumme Mann auf dem Steine.

„Zwei Stunden, Herr!“ war die Antwort des Knechtes.

Der Ritter reichte ihm reichlichen Lohn für ſein Geleite und winkte ihm zu gehen. Er zögerte, als ſcheue er ſich, den jungen Mann in dieſem unglücklichen Zuſtand zu verlaſſen; als aber jener ungeduldig ſeinen Wink wiederholte, entfernte er ſich ſtille; nur einmal noch ſah er ſich um, ehe er in den Wald eintrat; der ſchweigende Gaſt ſaß noch immer, die Stirne in die Hand geſtützt, im Schatten einer Eiche, auf dem bemoosten Stein. —

XIX.

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ichs — die Gelegenheit iſt günſtig.
Schiller.

Man hat zu allen Zeiten viel Schönes und Wahres über die Thorheit der Eiferſucht geſchrieben, und dennoch ſind die Menſchen ſeit Urias Zeiten darin nicht weiſer geworden. Leute von überaus kühler Conſtitution werden zwar ſagen, wenn jener berühmte jüdiſche Hauptmann nicht die Thorheit begangen hätte, ſeine ſchöne Frau nur für ſich allein haben zu wollen, oder gar auf den König David eiferſüchtig zu werden, ſo wäre der berüchtigte Uriasbrief nie geſchrieben worden, und beſagter Hauptmann hätte es vielleicht noch weit im Dienſte bringen können. Andere aber, denen die Natur heißes Blut und einen Stolz, ein Gefühl der Ehre gegeben hat, das durch Hintanſetzung oder Treubruch leicht aufgeregt und beleidigt wird, werden beim eintretenden Falle jenem unglücklichen Uebel unterliegen, wenn ſie auch mit allen Beweisgründen der kälteren Vernunft ſich ſelbſt die Thorheit ihres Beginnens vorpredigen.

Georg von Sturmfeder war nicht von ſo kühlem Blute, daß ihn die Nachricht, die er heute erhielt, nicht aus allen Schranken der Billigkeit und Mäßigung herausgejagt hätte; er war überdies in einem Alter, wo zwar die offene Seele ſich noch nicht daran gewöhnt hat, den Menſchen a priori zu mißtrauen, wo aber ein ſolcher Fall um ſo überraſchender iſt, um ſo gefährlicher wirkt, eben weil das argloſe Herz ihn nie gedacht hat. Da kocht das Gefühl der gekränkten Treue, da brauſt der Stolz auf, der ſich beleidigt dünkt; den prüfenden Verſtand, der das Falſche vom Rechten zu ſondern pflegt, umziehen trübe, düſtre Wolken und verhüllen ihm das Wahre; ein Wörtchen Wahrſcheinlichkeit in einem Gewebe von Lüge überzeugt ihn; die Sonne der Liebe ſinkt hinab und es wird Nacht in der Seele. Dann ſchleichen ſich jene nächtlichen Geſellen: Verachtung, Wuth, Rache, in das von allen guten Engeln verlaſſene Herz, und die unendliche Stufenleiter der Empfindungen, welche von Liebe zu Haß führt, hat die Eiferſucht in wenig Augenblicken zurückgelegt.

Georg war auf jener Stufe der düſteren, ſtillen Wuth und der Rache angekommen; über dieſe Empfindung brütend, ſaß er unempfindlich gegen die Kälte der Nacht auf dem bemoosten Stein, und ſein einziger, immer wiederkehrender Gedanke war, den nächtlichen Freund „zu ſtellen, und ein Wort mit ihm zu ſprechen.“

Es ſchlug zwei Uhr in einem Dorf über dem Walde, als er ſah, daß ſich Lichter an den Fenſtern des Schloſſes hin bewegten; erwartungsvoll pochte ſein Herz, krampfhaft hatte ſeine Hand den langen Griff des Schwertes umfaßt. Jetzt wurden die Lichter hinter den Gittern des Thores ſichtbar, Hunde ſchlugen an; Georg ſprang auf und warf den Mantel zurück. Er hörte, wie eine tiefe Stimme ein vernehmliches „gute Nacht“ ſprach. Die Zugbrücke rauſchte nieder und legte ſich über den Abgrund, der das Land von Lichtenſtein ſcheidet, das Thor ging auf und ein Mann, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, den dunkeln Mantel feſt umgezogen, ſchritt über die Brücke und gerade auf den Ort zu, wo Georg Wache hielt.

Er war noch wenige Schritte entfernt, als dieſer mit einem dröhnenden: „Zieh, Verräther, und wehr' dich deines Lebens!“ auf ihn einſtürzte; der Mann im Mantel trat zurück und zog; im Augenblick begegneten ſich die blitzenden Klingen und raſſelten klirrend an einander.

„Lebendig ſollſt du mich nicht haben!“ rief der andere, wenigſtens will ich mein Leben theuer genug verkaufen!“ Zugleich ſah ihn Georg tapfer auf ſich eindringen, und an den ſchnellen und gewichtigen Hieben merkte er, daß er keinen zu verachtenden Gegner vor der Klinge habe. Georg war kein ungeübter Fechter, und er hätte manch ernſtlichen Kampf mit Ehre ausgefochten, aber hier hatte er ſeinen Mann gefunden. Er fühlte, daß er ſich bald auf die eigene Vertheidigung beſchränken müſſe, und wollte eben zu einem gewaltigen letzten Stoß ausfallen, als plötzlich ſein Arm mit ungeheurer Gewalt feſtgehalten wurde; ſein Schwert wurde ihm in demſelben Augenblick aus der Hand gewunden, zwei mächtige Arme ſchlangen ſich um ſeinen Leib und feſſelten ihn regungslos, und eine furchtbare Stimme ſchrie: „ſtoßt zu, Herr! Ein ſolcher Meuchelmörder verdient nicht, daß er noch einen Augenblick zum letzten Paternoſter habe!“

„Das kannſt du verrichten, Hans,“ ſprach der im Mantel; „ich ſtoße keinen Wehrloſen nieder; dort iſt ſein Schwert, ſchlag ihn todt, aber mach' es kurz.“

„Warum wollt Ihr mich nicht lieber ſelbſt umbringen, Herr!“ ſagte Georg mit feſter Stimme; „Ihr habt mir meine Liebe geſtohlen, was liegt an meinem Leben?“

„Was habe ich?“ fragte jener und trat näher.

„Was Teufel iſt das für eine Stimme?“ ſprach der Mann, der ihn noch immer umſchlungen hielt; „die ſollte ich kennen!“ Er drehte den jungen Mann in ſeinen Armen um, und wie von einem Blitz getroffen, zog er die Hände von ihm ab! „Jeſus Maria und Joſeph! da hätten wir bald etwas Schönes gemacht! aber welcher Unſtern führt Euch auch gerade hieher, Junker? was denken denn auch meine Leute, daß ſie Euch fortlaſſen, ohne daß ich dabei bin!“

Es war der Pfeifer von Hardt, der Georg alſo anredete und ihm die Hand zum Gruß bot; dieſer aber ſchien nicht geneigt, dieſes freundliche Zeichen einem Manne zu erwiedern, der noch ſo eben das Handwerk des Henkers an ihm verrichten wollte; wild blickte er bald den Mann im Mantel, bald den Pfeifer an. „Meinſt du,“ ſagte er zu dieſem, „ich hätte mich von deinen Weibern in Gefangenſchaft halten laſſen ſollen, daß ich deine Verrätherei hier nicht ſehe? Erbärmlicher Betrüger! und Ihr,“ wandte er ſich zu dem andern, „wenn

Ihr ein Mann von Ehre ſeyd, ſo ſtehet mir, und fallet nicht zu zwei über einen her; wenn Ihr wißt, daß ich Georg von Sturmfeder bin, ſo mögen Euch meine früheren Anſprüche auf das Fräulein nicht unbekannt ſeyn, und mit Euch mich zu meſſen, bin ich hieher gekommen. Darum befehlet dieſem Schurken, daß er mir mein Schwert wieder gebe, und laßt uns ehrlich fechten, wie es Männern geziemt.“

„Ihr ſeyd Georg von Sturmfeder?“ ſprach jener mit freundlicher Stimme und trat näher zu ihm. „Es ſcheint mir, Ihr ſeyd etwas im Irrthum hier. Glaubet mir, ich bin Euch ſehr gewogen und hätte Euch längſt gerne geſehen. Nehmet das Ehrenwort eines Mannes, daß mich nicht die Abſichten in jenes Schloß führen, die Ihr mir unterleget, und ſeyd mein Freund!“

Er bot dem überraſchten Jüngling die Hand unter dem Mantel hervor, doch dieſer zauderte; die gewichtigen Hiebe dieſes Mannes hatten ihm zwar geſagt, daß er ein Ehrenwerther und Tapferer ſey, darum konnte und mußte er ſeinen Worten trauen; aber ſein Gemüth war noch ſo verwirrt von allem, was er gehört und geſehen, daß er ungewiß war, ob er den Handſchlag deſſen, den er noch vor einem Augenblick als ſeinen bitterſten Feind angeſehen hatte, empfangen ſollte oder nicht. „Wer iſt es, der mir die Hand beut?“ fragte er; „ich habe Euch meinen Namen genannt und könnte wohl billigerweiſe daſſelbe von Euch verlangen.“

Der Unbekannte ſchlug den Mantel auseinander und ſchob das Barrett zurück; der Mond beleuchtete ein Geſicht voll Würde, und Georg begegnete einem glänzenden

Auge, das den Ausdruck gebietender Hoheit trug. „Fraget nicht nach Namen,“ ſprach er, indem ein Zug von Wehmuth um ſeinen Mund blitzte; „ich bin ein Mann, und dies mag Euch genug ſeyn; wohl führte auch ich einſt einen Namen in der Welt, der ſich mit dem ehrenwertheſten meſſen konnte, wohl trug auch ich die goldenen Sporen und den wallenden Helmbuſch und auf den Ruf meines Hüfthorns lauſchten viele hundert Knechte; er iſt verklungen. Aber eines iſt mir geblieben,“ ſetzte er mit unbeſchreiblicher Hoheit hinzu, indem er die Hand des jungen Mannes feſter drückte, „ich bin ein Mann und trage ein Schwert,

> si fractus illabatur orbis
> impavidum ferient ruinae.“

Er drückte das Barrett wieder in die Stirne, zog ſeinen Mantel hoch herauf und ging vorüber in den Wald.

Georg ſtand in ſtummem Erſtaunen auf ſein Schwert geſtützt. Der Anblick dieſes Mannes — es war ihm unbegreiflich — hatte alle Gedanken der Rache in ſeinem Herzen ausgelöſcht. Dieſer gebietende Blick, dieſer gewinnende, wohlwollende Zug um den Mund, das tapfere, gewaltige Weſen dieſes Mannes erfüllten ſeine Seele mit Staunen, mit Achtung, mit Beſchämung. Er hatte geſchworen, mit Marien in keiner Berührung zu ſtehen, er hatte es bekräftigt mit jener tapfern Rechten, die noch eben die gewichtige Klinge leicht wie im Spiel geführt hatte; er hatte es beſtätigt mit einem jener Blicke, deren Strahl Georg wie den der Sonne nicht zu ertragen vermochte, eine Bergeslaſt wälzte ſich von ſeiner Bruſt, denn er glaubte, er mußte glauben.

Wenn man bedenkt, wie ſehr zu jener Zeit körperliche Eigenſchaften gewogen und angeſchlagen wurden, wie man Tapferkeit auch an dem Feinde hochſchätzte und achtete, wie das Wort eines anerkannt tapferen Mannes ſo feſt ſtand wie der Schwur auf die Hoſtie, wenn man ferner bedenkt, wie groß die Wirkung eines anmuthigen, oder aber eines imponirenden Aeußern auf ein jugendliches Gemüth iſt, ſo wird man ſich über die Veränderung nicht ſehr wundern, welche in dieſen kurzen Augenblicken mit der Geſinnung des Jünglings vorging.

„Wer iſt dieſer Mann?“ fragte Georg den Pfeifer, der noch immer neben ihm ſtand.

„Ihr höret ja, daß er keinen Namen hat, und auch ich weiß ihn nicht zu nennen.“

„Du wüßteſt nicht, wer er iſt?“ entgegnete Georg; „und doch haſt du ihm beigeſtanden, als er mit mir focht? geh! du willſt mich belügen!“

„Gewiß nicht, Junker,“ antwortete der Pfeifer; „es iſt, Gott weiß es, wahr, daß jener Mann der Zeit keinen Namen hat; wenn Ihr übrigens durchaus erfahren wollet, was er iſt, ſo wiſſet, er iſt ein Geächteter, den der Bund aus ſeinem Schloß vertrieb; einſt aber war er ein mächtiger Ritter im Schwabenland.“

„Der Arme! darum alſo ging er ſo verhüllt? und mich hielt er wohl für einen Meuchelmörder! ja, ich erinnere mich, daß er ſagte, er wolle ſein Leben theuer genug verkaufen.“

„Nehmt mir nicht übel, werther Herr!“ ſagte der Bauer, „auch ich hielt Euch für einen, der dem Geächteten auf das Leben lauern wollte, darum kam ich ihm zu Hülfe, und hätte ich nicht Eure Stimme noch gehört, wer weiß, ob Ihr noch lange geathmet hättet. Wie kommt Ihr aber auch um Mitternacht hieher, und welches Unheil führt Euch gerade dem geächteten Mann in den Wurf? Wahrlich, Ihr dürft von Glück ſagen, daß er Euch nicht in zwei Stücke gehauen; es leben wenige, die vor ſeinem Schwert Stand gehalten hätten. Ich vermuthe, die Liebe hat Euch da einen argen Streich geſpielt!“

Georg erzählte ſeinem ehemaligen Führer, welche Nachrichten ihm im Hirſch zu Pfullingen mitgetheilt worden ſeyen. Namentlich berief er ſich auf die Ausſage der Amme, des Pfeifers Schweſter, die ihm ſo höchſt wahrſcheinlich gelautet habe.

„Dacht ichs doch, daß es ſo etwas ſeyn müſſe,“ antwortete der Pfeifer. „Die Liebe hat manchem noch ärger mitgeſpielt, und ich weiß nicht, was ich in jungen Jahren in ähnlichen Fällen gethan hätte. Daran iſt aber niemand ſchuld, als meine alte Roſel, die alte Schwätzerin; was hat ſie nöthig, der Wirthin im Hirſch, die auch nichts bei ſich behalten kann, zu beichten?“

„Es muß aber doch etwas Wahres an der Sache ſeyn,“ entgegnete Georg, in welchem das alte Mißtrauen hin und wieder aufblitzte. „So ganz ohne Grund konnte doch Frau Roſel nichts erſinnen!“

„Wahr? etwas Wahres müſſe daran ſeyn? allerdings iſt alles wahr nach der Reihe; die Knechte werden zu Bett geſchickt und die alte Aufpaſſerin auch, um elf Uhr kommt der Mann vor das Schloß, die Zugbrücke fällt herab, die Thore thun ſich ihm auf, das Fräulein empfängt ihn und führt ihn in die Herrenſtube — “

„Nun, ſehſt du!“ rief Georg ungeduldig, „wenn dieſes alles wahr iſt, wie kann denn jener Mann ſchwören, daß er mit dem Fräulein —“

„Daß er mit dem Fräulein ganz und gar nichts wolle?“ antwortete der Pfeifer, „allerdings kann er das ſchwören; denn es iſt nur ein Unterſchied bei der ganzen Sache, den die Gans, die Roſel, freilich nicht gewußt hat, nämlich, daß der Ritter von Lichtenſtein in der Herrenſtube ſitzt, das Fräulein aber ſich entfernt, wenn ſie ihre heimlich bereiteten Speiſen aufgetragen hat. Der Alte bleibt bei dem geächteten Mann bis um den erſten Hahnenſchrei, und wenn er gegeſſen und getrunken und die erſtarrten Glieder am Feuer wieder erwärmt hat, verläßt er das Schloß, wie er es betreten.“

„O ich Thor! daß ich dies alles nicht früher ahnete. Wie nahe lag die Wahrheit und wie weit ließ ich mich irre leiten! Aber verflucht ſey die Neugierde und Läſterſucht dieſer Weiber, die in allem noch etwas ganz Beſonderes zu ſehen glauben, und denen das Unwahrſcheinlichſte und Grellſte gerage das Liebſte iſt! — Aber ſprich,“ fuhr Georg nach einigem Nachſinnen fort; „auffallend iſt es mir doch, daß dieſer geächtete Mann alle Nacht ins Schloß kommt; in welch unwirthlicher Gegend wohnt er denn, wo er keine warme Koſt, keinen Becher Weines und keinen warmen Ofen findet? — Höre, wenn du mich dennoch belögeſt!“

Des Pfeifers Auge ruhte mit einem beinahe ſpöttiſchen Ausdruck auf dem jungen Mann. „Ein Junker wie Ihr,“ antwortete er, „weiß freilich wenig, wie weh

Verbannung thut; Ihr wißt es nicht, was es heißt, ſich vor den Augen ſeiner Mörder verbergen; Ihr wißt nicht, wie ſchaurig ſich's in feuchten Höhlen, in unwirthlichen Schluchten wohnt; Ihr kennt die Wohlthat nicht, die ein warmer Biſſen und ein feuriger Trunk dem gewährt, der bei den Eulen ſpeiſt und bei dem Schuhu in der Miethe iſt; aber kommt, wenn es Euch gelüſtet! der Morgen bricht noch nicht an, und in der Nacht könnet Ihr nicht nach Lichtenſtein; ich will Euch dahin führen, wo der geächtete Ritter wohnt, und Ihr werdet nicht mehr fragen, warum er um Mitternacht nach Speiſe geht!"

Die Erſcheinung des Unbekannten hatte Georgs Neugierde zu ſehr aufgeregt, als daß er nicht begierig den Vorſchlag des Pfeifers von Hardt angenommen hätte, beſonders auch, da er darin den beſten Beweis für die Wahrheit oder Falſchheit ſeiner Ausſagen finden konnte. Sein Führer ergriff die Zügel des Roſſes und führte es einen engen Waldweg bergab. Georg folgte, nachdem er noch einen Blick nach den Fenſtern des Lichtenſtein zurückgeworfen hatte. Sie zogen ſchweigend immer weiter, und dem jungen Mann ſchien dieſes Schweigen nicht unangenehm zu ſeyn, denn er machte keinen Verſuch, es zu unterbrechen. Er hing ſeinen Gedanken nach über den Mann, zu deſſen geheimnißvoller Wohnung er geführt wurde. Unabläſſig beſchäftigte ihn die Frage, wer dieſer Geächtete ſeyn könnte. Er erinnerte ſich faſt wie aus einem Traum, daß mehrere Anhänger des vertriebenen Herzogs aus ihren Beſitzungen gejagt worden ſeyen, ja es däuchte ihm ſogar, es ſey in der Herberge zu Pfullingen, während ſeines theilnahmloſen

Hinbrütens, von einem Ritter, Max Stumpf von Schweinsberg, die Rede geweſen, nach welchem die Bündiſchen fahndeten. Die Tapferkeit und ausgezeichnete Stärke dieſes Mannes war in Schwaben und Franken wohlbekannt; und wenn ſich Georg die zwar nicht überaus große, aber kräftige Geſtalt, die gebietende Miene, das heldenmüthige, ritterliche Weſen des Mannes ins Gedächtniß zurückrief, ward es ihm immer mehr zur Gewißheit, daß der Geächtete kein anderer, als der treueſte Anhänger Ulerichs von Würtemberg, Max Stumpf von Schweinsberg ſey.

Beſonders ſchmeichelhaft für die Phantaſie des jungen Mannes war auch der Gedanke, einen gefährlichen Gang mit dieſem Tapfern gemacht, und in einem Gefechte ſeine Klinge mit der ſeinigen gemeſſen zu haben, deſſen Ausgang zum wenigſten ſehr unentſchieden war.

So dachte in jener Nacht Georg von Sturmfeder, aber noch viele Jahre nachher, als der Mann, den er in jener Nacht bekämpfte, längſt wieder in ſeine Rechte eingeſetzt war, und ſeinem Hüfthorn wieder Hunderte folgten, rechnete er es unter ſeine ſchönſten Waffenthaten, dem tapfern, gewaltigen Unbekannten keinen Schritt breit gewichen zu ſeyn.

Die Wanderer waren während dieſem Selbſtgeſpräch des jungen Mannes auf einer kleinen, freien Waldwieſe angekommen; der Pfeifer band das Pferd ſeitwärts an, und winkte Georg, zu folgen. Die Waldwieſe brach in eine ſchroffe, mit dichtem Geſträuch bewachſene Abdachung ab; dort ſchlug der Pfeifer einige verſchlungene Zweige zurück, hinter welchen ein ſchmaler

Fußpfad ſichtbar wurde, welcher abwärts führte. Nicht ohne Mühe und Gefahr folgte Georg ſeinem Führer, der ihm an einigen Stellen kräftig die Hand reichte. Nachdem ſie etwa achtzig Fuß hinabgeſtiegen waren, befanden ſie ſich wieder auf ebenem Grund, aber umſonſt ſuchte der junge Mann nach der Stätte des geächteten Ritters. Der Pfeifer ging nun zu einem Baum von ungeheurem Umfang, der innen hohl ſeyn mußte, denn jener brachte zwei große Kienfackeln daraus hervor; er ſchlug Feuer und zündete mit einem Stückchen Schwefel die Fackeln an.

Als dieſe hell aufloderten, bemerkte Georg, daß ſie vor einem Portal ſtanden, das die Natur in die Felſenwand gebrochen hatte, und dies mochte wohl der Eingang zu der Wohnung ſeyn, wo der Geächtete, wie ſich der Pfeifer ausdrückte, bei dem Schuhu zur Miethe war. Der Mann von Hardt ergriff eine der Fackeln und bat den Jüngling, die andere zu tragen, denn ihr Weg ſey dunkel und hie und da nicht ohne Gefahr. Nachdem er dieſe Warnung geflüſtert, ging er voran in das dunkle Thor.

Georg hatte eine niedere Erdſchlucht erwartet, kurz und eng, dem Lager der Thiere gleich, wie er ſie in den Forſten ſeiner Heimath hin und wieder geſehen; aber wie erſtaunte er, als die erhabenen Hallen eines unterirdiſchen Palaſtes vor ſeinen Augen ſich aufthaten. Er hatte in ſeiner Kindheit aus dem Munde eines Knappen, deſſen Urgroßvater in Paläſtina in Gefangenſchaft gerathen war, ein Mährchen gehört, das von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert worden war; dort war ein Knabe von einem böſen Zauberer unter die Erde geſchickt worden, in einen Palaſt, deſſen erhabene Schönheit alles übertraf, was der Knabe je über der Erde geſehen hatte; was die kühne Phantaſie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches erſinnen konnte, goldene Säulen mit kryſtallenen Capitälern, gewölbte Kuppeln mit Smaragden und Sapphiren, diamantene Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendeten; Alles war jener unterirdiſchen Wohnung der Genien beigelegt. Dieſe Sage, die ſich der kindiſchen Einbildungskraft tief eingedrückt, lebte auf und verwirklichte ſich vor den Blicken des ſtaunenden Jünglings. Alle Augenblicke ſtand er ſtill, von neuem überraſcht, hielt die Fackel hoch und ſtaunte und bewunderte, denn in hohen majeſtätiſch gewölbten Bogen zog ſich der Höhlengang hin, und flimmerte und blitzte, wie von tauſend Kryſtallen und Diamanten. Aber noch größere Ueberraſchung ſtand ihm bevor, als ſich ſein Führer links wandte und ihn in eine weite Grotte führte, die wie der feſtlich geſchmückte Saal des unterirdiſchen Palaſtes anzuſehen war.

Sein Führer mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieſes Wunderwerk der Natur auf die Seele des Jünglings machte. Er nahm ihm die Fackel aus der Hand, ſtieg auf einen vorſpringenden Felſen und beleuchtete ſo einen großen Theil dieſer Grotte.

Glänzend weiße Felſen faßten die Wände ein, kühne Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdiſche Auge ſtaunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfſtein, aus dem dieſe Höhle gebildet war, hing voll von vielen Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als ſilberreine Quellen in kryſtallenen Schalen ſich ſammelten. In grotesken Geſtalten ſtanden Felſen umher, und die aufgeregte Phantaſie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald große Altäre mit reicher Draperie und gothiſch verzierte Kanzeln zu ſehen. Selbſt die Orgel fehlte dem unterirdiſchen Dome nicht, und die wechſelnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin- und herzogen, ſchienen geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Niſchen bald auf- bald zuzudecken.

So ſchmückte die chriſtliche Phantaſie des jungen Mannes, voll Ehrfurcht vor dem geheimnißvollen Wirken der Gottheit, das unterirdiſche Gemach zur Kirche aus, während jener Aladdin mit der Wunderlampe die Säle des Paradieſes und die ewig glänzenden Lauben der Houris geſchaut hätte.

Der Führer ſtieg, nachdem er das Auge des Jünglings für hinlänglich geſättigt halten mochte, wieder herab von ſeinem Felſen. „Das iſt die Nebelhöhle,“ ſprach er, „man kennt ſie wenig im Land, und nur den Jägern und Hirten iſt ſie bekannt; doch wagen es nicht viele, herein zu gehen, weil man allerlei böſe Geſchichten von dieſen Kammern der Geſpenſter weiß. Einem, der die Höhle nicht genau kennt, möchte ich nicht rathen, ſich herab zu wagen; ſie hat tiefe Schlünde und unterirdiſche Waſſer, aus denen keiner mehr ans Licht kommt. Auch gibt es geheime Gänge und Kammern, die nur fünf Männern bekannt ſind, die jetzt leben.“

„Und der geächtete Ritter?“ fragte Georg.

„Nehmt die Fackel und folget mir,“ antwortete jener und ſchritt voran in einen Seitengang. Sie waren wieder etwa zwanzig Schritte gegangen, als Georg die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte. Er machte ſeinen Führer darauf aufmerkſam.

„Da iſt Geſang,“ entgegnete er, „der tönt in dieſen Gewölben gar lieblich und voll. Wenn zwei oder drei Männer ſingen, ſo lautet es, als ſänge ein ganzer Chor Mönche die Hora.“ Immer vernehmlicher tönte der Geſang; je näher ſie kamen, deſto deutlicher wurden die Biegungen einer angenehmen Melodie. Sie bogen um eine Felſenecke, und von oben herab ertönte ganz nahe die Stimme des Singenden, brach ſich an den zackigten Felſenwänden in vielfachem Echo, bis ſie ſich verſchwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und mit dem Murmeln eines unterirdiſchen Waſſerfalles miſchte, der ſich in eine dunkle, geheimnißvolle Tiefe ergoß.

„Hier iſt der Ort,“ ſprach der Führer, „dort oben in der Felswand iſt die Wohnung des unglücklichen Mannes; hört Ihr ſein Lied? wir wollen warten und lauſchen, bis er zu Ende iſt, denn er war nicht gewohnt, unterbrochen zu werden, als er noch oben auf der Erde war.“

Die Männer lauſchten und verſtanden durch das Echo und das Gemurmel der Waſſer etwa folgende Worte, die der Geächtete ſang:

„Vom Thurme, wo ich oft geſehen
Hernieder auf ein ſchönes Land,
Vom Thurme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner ſtand.

Der Väter Hallen ſind gebrochen,
Gefallen iſt des Enkels Loos,
Er birgt, beſiegt und ungerochen,
Sich in der Erde tiefem Schooß.

Und wo einſt in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durch's Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das ſie birſchen,
Die Bluthund' wetzen ſchon den Zahn,
Sie dürſten nach dem Schweiß des Hirſchen,
Und ſein Geweih * ſteht ihnen an.

Die Mörder han in Berg und Haide
Auf mich die Armbruſt aufgeſpannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchſchleich' ich Nachts mein eig'n Land;
Wo ich als Herr ſonſt eingeritten,
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich ſchüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brod.

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth! noch iſt nicht All' verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht; ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So ſollen meine Feinde ſagen:
Er war ein Mann und wankte nicht!"

Er hatte geendet, und der tiefe Seufzer, den er den verhallenden Tönen ſeines Liedes nachſandte, ließ ahnen, daß er im Geſang nicht viel Troſt gefunden habe. Dem rauhen Manne von Hardt war während

---

* Wahrſcheinlich Anſpielung auf das Wappen von Würtemberg. Vergl. hinten Anm. 29.

dem Liede eine große Thräne über die gebräunte Wange gerollt, und Georg war es nicht entgangen, wie er ſich anſtrengte, die alte feſte Faſſung wieder zu erhalten und dem Bewohner der Höhle eine heitere Stirne und ein ungetrübtes Auge zu zeigen. Er gab dem Junker auch die zweite Fackel in die Hand und klimmte den glatten ſchlüpfrigen Felſen hinan, der zu der Grotte führte, woraus der Geſang erklungen war. Georg dachte ſich, daß er ihn vielleicht dem Ritter melden wolle, und bald ſah er ihn mit einem tüchtigen Strick zurückkehren. Er klimmte die Hälfte des Felſen wieder herab und ließ ſich die Fackeln geben, die er geſchickt in eine Felſenritze an der Seite ſteckte; dann warf er Georg den Strick zu und half ihm ſo die Felſenwand erklimmen, was ihm ohne dieſe Hülfe ſchwerlich gelungen wäre. Er war oben, und wenige Schritte noch, ſo ſtand er vor dem Felſengemach des Geächteten.“

XX.

— In wunderbaren Geſtalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angeſtrahlte Geſtein,
Mit wildem Gebüſch verſetzt, das aus den ſchwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederſchein
Als grünes Feuer brennt. Mit Furcht vermengtem Grauen
Bleibt unſer Ritter ſteh'n, den Zauber anzuſchauen.
Wieland.

Der Theil jener großen Höhle, welchen ſie jetzt betraten, unterſchied ſich merklich von den übrigen Grotten und Kammern durch ſeine Trockenheit. Der Boden war mit Binſen und Stroh beſtreut, eine Lampe, die an der

Wand angebracht war, verbreitete ein hinreichendes Licht auf die Breite und den größten Theil der Länge dieſer Grotte. Gegenüber ſaß jener Mann auf einem breiten Bärenfelle, neben ihm ſtand ſein Schwert und ein Hüfthorn; ein alter Hut und der graue Mantel, mit welchem er ſich verhüllt hatte, lagen am Boden. Er trug ein Wamms von dunkelbraunem Leder und Beinkleider von grobem, blauem Tuche; ein unſcheinbarer Anzug, der aber ſeinen kräftigen Körperbau und ſeine feinen edlen Züge nur noch mehr heraushob. Er mochte ungefähr vierunddreißig Jahre alt ſeyn, und ſein Geſicht war noch immer hübſch und angenehm zu nennen, obgleich die erſte Blüthe der Jugend von Gefahren und Strapazen abgeſtreift ſchien und der verwilderte Bart ihm zuweilen etwas Furchtbares verlieh; dieſe flüchtigen Bemerkungen drängten ſich Georg auf, als er am Eingang der Grotte ſtill ſtand.

„Willkommen in meinem Palatium, Georg von Sturmfeder!" rief der Bewohner der Höhle, indem er ſich von dem Bärenfelle aufrichtete, dem Jüngling die Hand bot und ihm winkte, auf einen eben ſo kunſtloſen Sitz von Rehfellen ſich nieder zu laſſen. „Seyd herzlich willkommen! es war kein übler Einfall unſeres Spielmanns, Euch in dieſe Unterwelt herabzuführen und mir einen ſo angenehmen Geſellſchafter zu bringen. Hans! du treue Seele, du warſt bisher unſer Major domus, Truchſeß und Canzler, wir ernennen dich jetzt zu unſerem Kellermeiſter und Obermundſchenk; ſieh, dort hinter jener Säule muß ein Krug ſtehen, worin ſich noch ein Reſt alten Weines befindet. Nimm meinen

Jagdbecher von Buchsbaum, das einzige Tafelgeſchirr, das wir jetzt führen, gieß' ihn voll bis an den Rand und credenze ihn unſerem ehrenwerthen Gaſte.“

Georg ſah erſtaunt auf den geächteten Mann. Er hatte nach dem Schickſal, das ihn betroffen, nach ſeinen unwirthlichen Umgebungen, zuletzt noch nach dem Klaggeſang, den er gehört hatte, einen Mann erwartet, der zwar unbeſiegt von den Stürmen des Lebens, aber ernſt, vielleicht ſogar finſter in ſeinem Umgang ſeyn werde; und er fand ihn heiter, unbeſorgt, ſcherzend über ſeine Lage, als habe ihn auf der Jagd ein Sturm überfallen und genöthigt, eine kleine Weile in dieſer Höhle Schutz gegen das Wetter zu ſuchen. Und doch war es ein ſchrecklicherer Sturm, als der furchtbarſte Orkan der Natur, der ihn aus der Burg ſeiner Väter vertrieb, und doch war er ja das gejagte Wild, das gegen die Geſchoſſe der mordluſtigen Jäger hier eine Zuflucht fand.

„Ihr ſchaut mich verwundert an, werther Gaſt!“ ſagte der Ritter, als Georg bald ihn, bald ſeine Umgebungen mit verwunderten Blicken maaß; „vielleicht habt Ihr erwartet, daß ich Euch etwas weniges vorjammern werde? Aber über was ſoll ich klagen? Mein Unglück kann in dieſem Augenblick keiner wenden, darum ziemt es ſich, daß man heitere Miene zum böſen Spiele macht. Und ſagt ſelbſt, wohne ich hier nicht, wie Fürſten ſelten wohnen? Habt Ihr meine Hallen geſehen und die weiten Säle meines Palaſtes? glänzen nicht ihre Wände wie Silber? wölben die Decken ſich nicht wie aus Perlen und Diamanten zuſammengeſetzt? werden ſie nicht getragen von Säulen, die von Smaragden und Rubinen und allen

Edelſteinen der Erde prangen? Doch hier kommt Hans, mein Obermundſchenk, mit dem Weine; ſprich, mein Getreuer! iſt das all unſer Getränk, was in dieſem Becher iſt?“

„Waſſer ſo klar als Kryſtall hat Eure Wohnung,“ ſprach der Pfeifer, der mit der heiteren Laune ſeines Gefährten ſchon vertraut war, „aber auch ein Reſtchen Wein, das wenigſtens noch drei Becher füllt, iſt im Krug und — nun wir haben ja heute einen Gaſt und können ſchon etwas drauf gehen laſſen — ich will es nur geſtehen, ich habe heute Nacht einen vollen Krug alten Uhlbacher hereingebracht, er ſteht bei dem andern.“

„Das haſt du wohl gemacht!“ rief der geächtete Ritter und ein Strahl der Freude drang aus ſeinem glänzenden Auge; „glaubet nicht, Herr Georg, daß ich ein Schlemmer und Säufer bin; aber guter Wein iſt ein edles Ding, und ich liebe es, in guter Geſellſchaft den vollen Becher rund gehen zu laſſen. Pflanze die Krüge nur hier auf, werther Kellermeiſter, wir wollen tafeln wie in den Tagen des Glückes. Ich bring es Euch, auf den alten Glanz des Hauſes Sturmfeder!

Georg dankte und trank; „ich ſollte die Ehre erwiedern,“ ſagte er, „und doch weiß ich Euren Namen nicht, Herr Ritter. Doch ich bringe es Euch! möget Ihr bald wieder ſiegreich in die Burg Eurer Väter einziehen, möge Euer Geſchlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen — es lebe!“ Georg hatte die letzten Worte mit ſtarker Stimme gerufen und wollte eben den Becher anſetzen, als das Geräuſch vieler Stimmen, vom Eingang der Grotte her, aus der Tiefe emporſtieg, die vernehmlich „es lebe! lebe!“ riefen. Verwundert ſetzte er den Becher nieder; „was iſt das?“ ſagte er, „ſind wir nicht allein?“

„Es ſind meine Vaſallen, die Geiſter,“ antwortete der Ritter lächelnd, oder wenn Ihr ſo lieber wollt, das Echo, das Eurem freundlichen Rufe beiſtimmte. Ich habe oft,“ ſetzte er ernſter hinzu, „in den Zeiten des Glanzes, das Wohl meines Hauſes von hundert Stimmen ausrufen hören, doch hat es mich nie ſo erfreut und gerührt als hier, wo mein einziger Gaſt es ausbrachte und die Felſen dieſer Unterwelt es beantworteten. Fülle den Becher, Hans, und trinke du auch, und weißt du einen guten Spruch, ſo gib ihn preis.“

Der Pfeifer von Hardt füllte ſich den Becher und blickte Georg mit freundlichen Blicken an: „Ich bring es Euch, Junker und etwas recht ſchönes dazu: das Fräulein von Lichtenſtein!“

„Halloh, ja! ja! trinkt, Junker, trinkt!“ rief der Geächtete und lachte, daß die Höhle dröhnte; „aus bis auf den Boden, aus! ſie ſollen blühen und leben für Euch! Das haſt du gut gemacht, Hans! ſieh nur, wie unſerem Gaſt das Blut in die Wangen ſteigt, wie ſeine Augen blitzen, als küſſe er ſchon ihren Mund. — Dürft Euch nicht ſchämen! auch ich habe geliebt und gefreit, und weiß, wie einem fröhlichen Herzen von vierundzwanzig Jahren zu Muth iſt.“

„Armer Mann!“ ſagte Georg, Ihr habt geliebt und gefreit, und mußtet vielleicht ein geliebtes Weib und gute Kinder zurücklaſſen?“ Er fühlte ſich, während er dies ſprach, heftig am Mantel gezogen, er ſah ſich um.

und der Spielmann winkte ihm ſchnell mit den Augen, als ſey dies ein Punkt, worüber man mit dem Ritter nicht ſprechen müſſe. Und den Jüngling gereuten auch ſeine Worte, denn die Züge des unglücklichen Mannes verfinſterten ſich und er warf einen wilden Blick auf Georg, indem er ſagte: „Der Froſt im September hat ſchon oft verderbt, was im Mai gar herrlich blühte, und man fragt nicht, wie es geſchehen ſey; meine Kinder habe ich in den Händen rauher, aber guter Ammen gelaſſen; ſie werden ſie, ſo Gott will, bewahren, bis der Vater wieder heimkommt.“ Er hatte dies mit bewegter, dumpfer Stimme geſprochen, doch als wolle er die trüben Gedanken aus dem Gedächtniß abwiſchen, fuhr er mit der Hand über die Stirne, und wirklich glätteten ſich die Falten, die ſich dort zuſammengezogen hatten, augenblicklich, er blickte wieder heiterer um ſich her und ſprach:

„Der Hans hier kann mir bezeugen, daß ich ſchon oft gewünſcht habe, Euch zu ſehen, Herr von Sturmfeder! Er hat mir von Eurer ſonderbaren Verwundung erzählt, wo man Euch wahrſcheinlich für einen der Vertriebenen gehalten und angefallen hat, indeſſen der Rechte Zeit gewann, zu entfliehen.“

„Das ſoll mir lieb ſeyn,“ antwortete Georg. „Ich möchte faſt glauben, man hat mich für den Herzog ſelbſt gehalten, denn dieſem paßten ſie damals auf; und ich will gerne die tüchtige Schlappe bekommen haben, wenn er dadurch gerettet wurde.“

„Ei, das iſt doch viel! wiſſet Ihr nicht, daß der Hieb, der nach Euch geführt wurde, eben ſo gut tödtlich werden konnte?“

„Wer zu Feld zieht,“ entgegnete Georg, „der muß ſeine Rechnung mit der Welt ſo ziemlich abgeſchloſſen haben. Es iſt zwar ſchöner, in einer Feldſchlacht vor dem Feinde zu bleiben, wenn die Freunde jubeln und die Kameraden umherſtehen, um einem den letzten Liebesdienſt zu erweiſen. — Aber doch wäre ich damals auch geſtorben, wenn es hätte ſeyn müſſen, um die Streiche dieſer Meuchelmörder von dem Herzog abzulenken.“

Der Geächtete ſah den Jüngling mit Rührung an und drückte ſeine Hand. „Ihr ſcheint großen Antheil an dem Herzog zu nehmen?“ ſagte er, indem er ſeine durchdringenden Augen auf ihn heftete, „das hätte ich kaum gedacht; man ſagte mir, Ihr ſeyet bündiſch.“

„Ich weiß, Ihr ſeyd ein Anhänger des Herzogs,“ antwortete Georg,“ aber Ihr werdet mir ſchon ein freies Wort geſtatten. Seht, der Herzog hat manches gethan, was nicht recht iſt; zum Beiſpiel die Huttiſche Geſchichte, ſie mag nun ſeyn wie ſie will, hätte er unterlaſſen können; ſodann mag er mit ſeiner Frau hart umgegangen ſeyn, und Ihr müßt ſelbſt geſtehen, er ließ ſich doch zu ſehr vom Zorn bemeiſtern, als er Reutlingen ſich unterwarf —“

Er hielt inne, als erwarte er die Antwort des Ritters, doch dieſer ſchlug die Augen nieder und winkte ſchweigend dem jungen Mann, fortzufahren. „Nun, ſo dachte ich von dem Herzog, als ich bündiſch wurde, ſo und nur etwas ſtärker ſprach man von ihm im Heere; aber eine große Fürſprecherin hatte er an Marien, und es iſt Euch vielleicht bekannt, daß ich mich auf ihr Zureden losſagte; nun bekamen die Sachen bald eine andere Geſtalt in meinen Augen, ſey es, weil ich von Natur mitleidig bin und niemand ungerecht mißhandelt ſehen kann, oder auch, weil ich die Abſichten der Bündiſchen beſſer durchſchaute, — ich ſah, daß dem Herzog zu viel geſchehe; denn der Bund hatte offenbar kein Recht, den Herzog aus allen ſeinen Beſitzungen und ſogar von ſeinem Fürſtenſtuhl zu vertreiben und ihn ins Elend zu jagen. Und da gewann der Herzog wieder in meinen Augen; er hätte ja vielleicht noch eine Schlacht wagen können, aber er wollte nicht das Blut ſeiner Würtemberger auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzen; er hätte können den Leuten Geld abpreſſen und die Schweizer damit halten, aber er war größer als ſein Unglück; ſeht — das hat mich zu ſeinem Freunde gemacht.“

Der Ritter ſchlug die Augen auf, ſeine Bruſt ſchien höher zu ſchlagen, ſeine edle Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, er ſah Georg lange an und drückte ſeine Hand an ſein pochendes Herz. „Wahrlich, ſagte er, „es lebt eine heilige reine Stimme in dir, junger Freund! ich kenne den Herzog wie mich ſelbſt, aber ich darf ſagen, wie du ſagteſt, er iſt größer als ſein Unglück, und beſſer als der Ruf von ihm ſagt. Aber er hat wenige gefunden, die ihm Probe gehalten haben! Ach daß er nur hundert gehabt hätte, wie du biſt, und es hätte kein Fetzen der bündiſchen Paniere auf einer würtembergiſchen Zinne geweht. Daß du ſein Freund werden könnteſt! Doch es ſey ferne von mir, dich einzuladen, ſein Unglück mit ihm zu theilen; es iſt genug, daß deine Klinge und ein Arm wie der deinige nicht mehr ſeinen Feinden gehört; mögen deine Tage heiterer ſeyn als die ſeinigen, möge der Himmel dir deine guten Geſinnungen gegen einen Unglücklichen belohnen!“

Es wehte ein Geiſt in den Worten des geächteten Ritters, der manch verwandte Saite in dem Herzen des Jünglings anſchlug. War es die Anerkennung ſeines perſönlichen Werthes, der ihm aus dem Munde eines Tapferen ſo ermunternd klang; war es die Aehnlichkeit des Schickſales dieſes Unglücklichen mit ſeiner eigenen Armuth und mit dem Unglück ſeines Hauſes; war es die romantiſche Idee, nicht für das ſiegende Unrecht, ſondern für die gerechte Sache, gerade weil ſie im tiefſten Unglück war, ſich zu erklären — Georg fühlte ſich unwiderſtehlich zu dieſem geächteten Mann, zu der Sache, für die er litt, hingezogen; begeiſtert faßte er ſeine Hand und rief: „Es ſpreche mir keiner von Vorſicht, nenne es keiner Thorheit, ſich an das Unglück anzuſchließen! Mögen andere dieſes ſchöne Land dort oben theilen und in den Gütern dieſes unglücklichen Fürſten ſchwelgen — ich fühle Muth in mir, mit ihm zu tragen, was er trägt, und wenn er ſein Schwert zieht, ſeine Lande wieder zu erobern, ſo will ich der erſte ſeyn, der ſich an ſeine Seite ſtellt. Nehmt meinen Handſchlag, Herr Ritter, ich bin, wie es auch komme, Ulerichs Freund für immer!“

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Geächteten, indem er den Handſchlag zurückgab. „Du wagſt viel, aber du biſt viel, wenn du Ulerichs Freund biſt. Das Land da oben gehört jetzt den Räubern und Dieben, aber hier unten iſt noch gut Würtemberg. Hier vor mir ſitzt der Ritter und der Bürger; vergeſſet einen Augenblick, daß ich ein armer Ritter und ein unglücklicher geächteter Mann bin, und denket, ich ſey Fürſt des Landes, wie ich der Herr der Höhle bin. Ha! noch gibt es ein Würtemberg, wo dieſe Drei zuſammenhalten, und ſey es auch tief im Schooß der Erde. Fülle den Becher, Hans, und lege deine rauhe Hand in die unſrigen, wir wollen den Bund beſiegeln.“

Hans ergriff den vollen Krug und füllte den Becher. „Trinkt, edle Herren, trinkt!“ ſagte er, „Ihr könnet Euch in keinem edlern Weine Beſcheid thun, als in dieſem Uhlbacher.“

Der Geächtete trank in langen Zügen den Becher aus, ließ ihn wieder füllen und reichte ihn Georg. „Wie iſt mir doch?“ ſagte dieſer, „blühet nicht dieſer Wein um Würtembergs Stammſchloß? Ich glaube, man nennt alſo den Wein, der auf jenen Höhen wächſt?“

„Es iſt ſo,“ antwortete der Geächtete; „Rothenberg heißt der Berg, an deſſen Fuß dieſer Wein wächſt, und auf ſeinem Gipfel ſteht das Schloß, das Würtembergs Ahnen gebaut haben. — O, ihr ſchönen Thäler des Neckars, ihr herrlichen Berge voll Frucht und Wein! von Euch, von Euch auf immer!“ Er rief es mit einer Stimme, die aus einem gebrochenen Herzen voll Schmerz und Kummer heraufſtieg, denn die Wehmuth hatte die Decke geſprengt, womit der feſte, unbeugſame Sinn dieſes Mannes ſeine kummervolle Seele verhüllt hatte.

Der Bauer kniete nieder zu ihm, ergriff ſeine Hand und weckte ihn aus dem düſtern Hinbrüten, dem er ſich einige Augenblicke hingegeben hatte. „Seyd ſtark, guter Herr! Ihr werdet ſie wiederſehen, fröhlicher, als Ihr ſie verlaſſen habt.“

„Ihr werdet ſie wiederſehen, die Thäler Euer Heimath!“ rief Georg, „wenn der Herzog einrückt in ſein

Land, wenn er einziehet in die Burg ſeiner Ahnen, wenn die Thäler des Neckars und ſeine weinreichen Höhen wiederhallen vom Jubel des Volkes, dann werdet auch Ihr Eurer Wohnung wieder entgegenziehen. Verſcheucht die trüben Gedanken, nunc vino pellite curas, trinket, vergeſſet nicht, was wir vorhin geſprochen haben, ich thue Euch Beſcheid in dieſem würtemberger Weine, — der Herzog und ſeine Treuen!“

Ein angenehmes Lächeln ging wie ein Sonnenblick bei dieſen Worten auf den düſtern Zügen des Ritters auf. „Ja!“ rief er, „Treue iſt das Wort, das Geneſung gibt dem gebrochenen Herzen, wie ein kühler Trunk dem einſamen Wanderer in der Wüſte. Vergeſſet meine Schwäche, Junker! verzeihet ſie einem Mann, der ſonſt ſeinem Kummer nicht Raum gibt. Aber wenn Ihr je vom Gipfel des Rothenberges hinabgeſehen hättet auf das Herz von Würtemberg, wie der Neckar durch grüne Ufer zieht, wie mannshohe Halmen in den Feldern wogen, wie ſanfte Hügel am Fluß ſich hinaufziehen, bepflanzt mit köſtlichem Weine, wie dunkle, ſchattige Forſte die Gipfel der Berge bekränzen, wie Dorf an Dorf mit den freundlichen rothen Dächern aus den Wäldern von Obſtbäumen hervorſchaut, wie gute fleißige Menſchen, kräftige Männer, ſchöne Weiber auf dieſen Höhen, in dieſen Thälern walten und ſie zu einem Garten anbauen, — hättet Ihr dieſes geſehen, Junker, geſehen mit meinen Augen, und ſäßet jetzt hier unten, hinausgeworfen, verflucht, vertrieben, umgeben von ſtarren Felſen, tief im Schooß der Erde! O, der Gedanke iſt ſchrecklich und oft zu mächtig für ein Männerherz!“

Georg bangte, der Ritter möchte durch die traurige Gegenwart und ſeine ſchöneren Erinnerungen wieder in ſeine Wehmuth zurückgeführt werden, daher ſuchte er ſchnell dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben: „Ihr waret alſo oft um den Herzog, Herr Ritter? O ſagt mir, ich bin ja jetzt ſein Freund, ſagt mir, wie iſt er im Umgang? wie ſieht er aus? nicht wahr, er iſt ſehr veränderlich und hat viele Launen?“

„Nichts davon!“ antwortete der Geächtete, „Ihr werdet ihn ſehen und lernet ihn am beſten ohne Beſchreibung kennen. Aber ſchon zu lange haben wir von fremden Angelegenheiten geſprochen; von Euren eigenen ſaget Ihr gar nichts? nichts von dem Zweck Eurer jetzigen Reiſe, nichts von dem ſchönen Fräulein von Lichtenſtein? — Ihr ſchweiget und ſchlaget die Augen nieder? glaubet nicht, daß es Neugierde ſey, warum ich frage; nein, ich glaube Euch in dieſer Sache nützlich ſeyn zu können.“

„Nach dem, was dieſe Nacht zwiſchen uns geſchehen iſt,“ antwortete Georg, „iſt von meiner Seite keine Zurückhaltung, kein Geheimniß mehr nöthig. Es ſcheint auch, Ihr wußtet längſt, daß ich Marien liebe, vielleicht auch, daß ſie mir hold iſt?“

„O ja,“ entgegnete der Ritter lächelnd, „wenn ich anders die Zeichen der Liebe verſtehe und richtig deuten kann; denn ſie ſchlug, wenn von Euch die Rede war, die Augen nieder und erröthete bis an die Stirne; auch nannte ſie Euren Namen mit eigenem, ſo eigenem Ton, als geben alle Saiten ihres Herzens den Akkord zu dieſem Grundton an.“

„Ich glaube, Euer ſcharfes Auge hat richtig bemerkt, und deßwegen will ich nach Lichtenſtein. Ich war von Anfang willens, als ich mich vom Bunde losſagte, nach Haus zu ziehen; aber die Alb iſt ſchon halbwegs von Franken hieher, da dachte ich, ich könnte das Fräulein noch einmal zuvor ſehen. Der Mann hier führte mich über die Alb; Ihr wiſſet, was meine Reiſe um acht Tage verzögerte; ſobald der Morgen herauf iſt, will ich oben im Schloß einſprechen, und ich hoffe, ich komme dem alten Herrn jetzt willkommener, da ich das neutrale Gebiet verlaſſen und zu ſeiner Farbe mich geſchlagen habe.“

„Wohl werdet Ihr ihm willkommen ſeyn, wenn Ihr als Freund des Herzogs kommt, denn er iſt ihm treu und ſehr ergeben. Doch könnte es ſeyn, daß er Euch nicht traute, denn er ſoll ein wenig mißtrauiſch und grämlich gegen fremde Menſchen ſeyn. Ihr wiſſet, wie ich mit ihm ſtehe, denn er iſt der barmherzige Samariter, der mich, wenn ich Nachts aus meiner Höhle ſteige, mit warmer Speiſe und mit noch wärmerem Troſt für die Zukunft labt; ein paar Zeilen von mir mögen Euch bei ihm beſſer empfehlen als ein Freibrief des Kaiſers, und zum Zeichen für ihn und manchen andern nehmet dieſen Ring und traget ihn zum Andenken an dieſe Stunde, er wird Euch als einen Freund der gerechten Sache Würtembergs verkünden.“ Er zog bei dieſen Worten einen breiten Goldreif vom Finger. Ein rother Stein war in die Mitte gefaßt, und in den drei Hirſchgeweihen mit dem Jagdhorn auf dem Wappenhelm, die darin eingegraben waren, erkannte der junge Mann das Zeichen Würtembergs; um den Ring ſtanden erhaben eingeprägte

Buchſtaben, deren Sinn er nicht verſtand. Sie hießen U. H. Z. W. U. T.

„Uhzwut? was bedeutet dieſer Name?“ fragte er. „Iſt es etwa ein Feldgeſchrei für die Anhänger des Herzogs?“

„Nein, mein junger Freund,“ antwortete der geächtete Ritter, „dieſen Ring trug der Herzog lange an ſeiner Hand, und er war mir immer ſehr werth; ich habe aber noch viele andere Andenken von ihm und konnte dieſes an keinen beſſeren abtreten. Die Zeichen heißen Ulerich, Herzog zu Würtemberg und Teck.

„Er wird mir ewig theuer ſeyn,“ erwiederte Georg, „als ein Andenken an den unglücklichen Herrn, deſſen Namen er trägt, und als ſchöne Erinnerung an Euch, Herr Ritter, und die Nacht in der Höhle.“

„Wenn Ihr an die Zugbrücke von Lichtenſtein kommt,“ fuhr der Ritter fort, „ſo gebet dem nächſten beſten Knecht den Zettel, den ich Euch ſchreiben werde, und dieſen Ring, ſolches dem Herrn des Schloſſes zu bringen, und Ihr werdet gewiß empfangen werden, als wäret Ihr des Herzogs eigener Sohn. Doch für das Fräulein müßt Ihr Eure eigenen Zeichen haben, denn auf ſie erſtreckt ſich mein Zauber nicht; etwa ein herzlicher Händedruck, die geheimnißvolle Sprache der Augen oder ein ſüßer Kuß auf ihren rothen Mund; doch, um gehörig vor ihr zu erſcheinen, habt Ihr Ruhe nöthig, denn Eure Augen möchten nach einer durchwachten Nacht etwas trübe ſeyn. Daher folgt meinem Beiſpiel, ſtrecket Euch auf die Rehfelle nieder und leget Euren Mantel als Kopfkiſſen unter. Und du, würdiger Major domus, oberſter Kämmerer und Mundſchenk, Hans, getreuer Gefährte im Unglück, reiche dieſem Paladin noch einen Becher zum Schlaftrunk, daß ihm jene Felle zum weichen Pfühl, dieſe Felſengrotte zum Schlafcloſet werde und ihn der Gott der Träume mit ſeinen lieblichſten Bildern beſuche!“

Die Männer tranken und legten ſich zur Ruhe, und Hans ſetzte ſich, wie ein treuer Hund, an die Pforte der Felſenkammer. Bald kam Morpheus mit leiſen Tritten zu dem Lager des Jünglings und ſtreute ſeine Schlummerkörner über ihn, und er hörte nur noch halb im Traume, wie der geächtete Mann ſein Nachtgebet ſprach und mit frommer Zuverſicht zu dem Lenker der Schickſale flehte, über ihn und jenes unglückliche Land, in deſſen tiefem Schooß er jetzt ruhte, ſeinen Schutz und ſeine Hülfe herabzuſenden.

Anmerkungen.

1. **Ulerich von Würtemberg**, geb. 1487, wurde 1498 in ſeinem elften Jahre als Herzog belehnt, mit einer Mitregentſchaft, welche in ſeinem ſechzehnten Jahr aufgeſchoben wurde, worauf Ulerich von 1503 an allein regierte. Er ſtarb i. J. 1550.

2. Es iſt hier Eberhard im Bart gemeint, der, geb. 1445, geſt. 1469, ſehr weiſe regierte. Er war der erſte Herzog von Würtemberg. Chriſtoph, geb. 1515, geſt. 1568, ein Fürſt, deſſen Andenken nicht nur in Würtemberg, ſondern in ganz Deutſchland geſegnet wird. Er iſt der Stifter der würtembergiſchen Conſtitution.

3. Christ. Tubingii Chron. Blabur. ad annum 1516: Maximilianus Caesar ex suggestione Ducis Bavariae et sororis uxoris Udalrici aliorumque non multum Udalrico deinceps favere cepit.

4. Das Nähere über dieſe Einnahme iſt in der trefflichen Geſchichte Würtembergs von C. Pfaff I. 291, und Sattler, Geſchichte der Herzoge von Würtemberrg II. 5, hauptſächlich aber bei Pedius Thetinger in Comment. de reb. Wurtemb. sub Ulrico Lib. I. in fine und Schradius script. rerum germ. Tom. II. pag. 885 zu leſen.

5. Der Herzog hatte mit Landgraf Philipp von Heſſen ein Bündniß errichtet auf zweihundert Reiter und ſechshundert zu Fuß, eben ſo mit Markgraf Ernſt von Baden, aber ſie entſchuldigten ſich beide, daß ſie ſelbſt mit einem Einfall bedroht ſeyen.

6. Georg von Frondsberg, geb. 1475, geſt. 1528, einer der berühmteſten Feldherren ſeiner Zeit, der in Deutſchland, Frankreich, Italien, den Niederlanden ſich mit Ruhm bedeckte. Er iſt derſelbe, der 1521 zu Luther, der auf den Reichstag zu Worms geladen war, jene denkwürdigen Worte ſagt: „Münchlein, Münchlein, du gehſt jetzt einen gefährlichen Gang“ u. ſ. w.

7. So nennt ihn Sattler, Geſchichte der Herzoge, II. 8.

8. Ulerich von Hutten, geb. 1488, ſtarb 1523 in Ufenau am Zürcherſee. Er iſt berühmt durch eine große Anzahl Schriften und als kühner Beförderer der Reformation. Er griff Ulerich von Würtemberg in Gedichten, Briefen und Reden an, die der gelehrte Nicolaus Barbatus zu Marburg in ſehr geläufigem Latein mit

triſtigen Gründen widerlegt. Vergl. Schradius II. 385. Bekannt iſt ſein Wahlſpruch: „Jacta alea esto."

9. Franz von Sickingen, ein berühmter Zeitgenoſſe des letztern; er wird in dieſem Krieg von Sattler als öſterreichiſcher Rath aufgeführt.

10. Götz von Berlichingen erzählt in ſeinem Leben (Ausgabe von Franck von Steigerwald, Nürnberg 1731) weitläufig, wie es ſich zugetragen, daß er zum Herzog Ulrich gehalten habe. S. 142 führt er fort: „Da zog der Herzog vor Reutlingen und gewann es auch, darum ſich auch Ihre fürſtliche Gnaden und mein Unglück anheben that, daß Ihre fürſtliche Gnaden verjagt worden, und ich darob zu Scheitern ging." Denn der ſchwäbiſche Bund nahm nicht Rückſicht darauf, daß Götz kurz vorher dem Herzog ſeine Dienſte aufgeſagt hatte, ſondern belagerte ihn in Möckmühl und nahm ihn gefangen.

11. Die Herren von Späth waren der Herzogin auf ihrer Flucht aus dem Lande behülflich geweſen. Der Herzog hatte bittere Rache an ihren Gütern genommen.

12. Siehe C. Pfaffs Geſchichte I. 288.

13. Es ſind dies Frondsbergs eigene Worte, die er zu Götz von Berlichingen ſprach, und die dieſer in ſeiner Geſchichte, S. 83 aufführt.

14. Die Eidgenoſſen verboten zuerſt nur die Werbungen des Herzogs in ihren Landen, wie aus Sattler, Beilage Nro. 8 zum zweiten Theil der Herzoge erhellt. Nachher riefen ſie ihre Leute ganz zurück und zwar auf die Vorſtellungen des ſchwäbiſchen Bundes.

15. Ein gedrucktes Schreiben „des Bundes zu Schwaben an gemeine Landſchaft zu Würtemberg" dieſes Inhaltes vom 24. Mart. 1519 findet ſich in der Beilage Nro. 12 bei Sattler.

16. Sie zogen den 17. März ab. Der Herzog reiſte ſogleich nach Kirchheim, um ſie aufzuhalten, allein hier kam eine zweite Ordre, unter Bedrohung des Verluſtes ihrer Güter und der Leib- und Lebensſtrafe nach Haus zu eilen. Sattler II. §. 6. Thetinger pag. 66. Interim cum Helvetiorum primoribus agunt foederati, missis in urbes eorum legatis, ne Ducis Huldrichi negotio belloque se nunc immisceant, suos abscedere jubeant.

17. Sattler §. 6. Ausführlich führt dieſe Rede an: Thetinger comment. de reb. Wurtemb. pag. 66.

18. Dieſe Ergebenheit und Treue der Würtemberger beſchreibt am angeführten Ort Thetinger. Als einen ſehr wichtigen Grund

gegen die Angriffe Huttens führt ſie auch Nicolaus Barbatus in ſeiner zu Marburg gehaltenen Rede auf. Vergl. Schradius II. 366. Wir machen auf dieſen Umſtand beſonders aufmerkſam, weil man gewöhnlich annimmt, es ſey den Würtembergern recht geweſen, daß man Ulerich verjagte; Thetingers Worte ſind: „Als dies die Würtemberger hörten, beklagten ſie ihr Schickſal heftig, daß ihnen nicht vergönnt zu fechten.“ Magno fremitu fortunam suam questi. — Noch merkwürdiger ſind die Worte Nicolai Barbati; er ſucht die Beſchuldigungen Ulerichs von Hutten zu widerlegen: „Welcher Tyrann war den Seinigen werth? Ulerich lieben die Seinigen. Welcher Tyrann wird, wenn er verjagt iſt, von ſeinen Untergebenen zurückgewünſcht? Mit Bitten und Gebet wünſchen ſich ſeine Untergebenen den Herzog zurück und bitten die Götter, ſie möchten ihnen den Herrn zurückgeben“ u. ſ. w.

19. Ulerich beklagte ſich mehrere Mal über die Nachſtellungen ſeiner Feinde. Im Jahr 1531 ſoll ein für ihn von Dieterich Späth gedungener Meuchelmörder gefangen worden ſeyn. Sattler Geſch. der Herzoge. III. S. 47. Im Jahre 1536 wurde im Amt Dornſtetten ein Zigeuner verhaftet, welcher ausſagte, von Herzog Wilhelm in Baiern für Ermordung des Herzogs drei Gulden bekommen zu haben. C. Pfaff Geſchichte I. 288. Ein Beweis, daß ſolche Verſuche vorkamen.

20. Dieſe Sage erzählt G. Schwab, der treue, freundliche Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb. Er hat ſie in einer Romanze: „Der Bau des Reiſſenſteins“ der Nachwelt aufbehalten.

21. Ausführlicher beſchreibt dieſe Operationen des Bundes Sattler in ſeiner Geſch. d. Herz. v. W. II. §. 6 u. ſ. w. Man vergleiche hierüber auch die Geſchichte des Herrn von Frondsberg, 3tes Buch und Friedrich Stumphardt von Cannſtadt Chronik der gewaltſamen Verjagung des Herzogs Ulerich. 1534 und Spener Hist. Germ. univers. L. III. c. 4. 23.

22. Dieſer Verrath von Teck fand wirklich alſo Statt. Vergl. 3. Bd. Sattler. II. §. 7.

23. Lebensbeſchreibung Götzens von Berlichingen, von ihm ſelbſt geſchrieben, edit. Pistorius. Nürnberg 1731.

24. Sattler II. §. 9. Hierüber iſt vorzüglich zu vergleichen Friedr. Stumphardt Chron. §. III. Die Geſchichte der Herren von Frondsberg. Frankfurt a. M. 2. Buch und Thetinger Commentarius de Wurt. reb. gest. Lib. II.

25. Bei dieſer Belagerung wurde Georg von Frondsberg das Barret vom Kopf geſchoſſen. So erzählen Sattler, Stumphardt, Thetinger u. A.

26. Dieſe Griechen ſind eine ſonderbare Erſcheinung bei der Belagerung von Tübingen; man hieß ſie Stratioten; ihr Hauptmann war Georg Samaras aus Corona in Albanien. Er iſt in der Stiftskirche in Tübingen begraben. Ausführlich beſchreibt ſie Thetinger Comment. de Wurtemb. gest. 931. Cruſius nennt ſie vorzüglich berühmt im Lanzenſchwingen.

27. Man vergleiche über dieſen Volkswitz des Freiherrn von Aretin Beiträge zur Geſchichte und Literatur 1805. 5tes Stück, S. 438. Das Lied wurde zu Anfang des Jahres 1519, nachdem Reutlingen von Herzog Ulerich genommen war, von des letztern Feinden verbreitet und ihm in den Mund gelegt.

28. In der Chronik des Georg Stumphardt über die gewaltſame Verjagung des Herzogs Ulerich findet ſich als eigener Artikel ein „gereimter Spruch, alſo lautend," wo in einer großen Menge Knittelverſen das Unglück des Herzogs und des Landes beſchrieben iſt. Aus dieſem Gedicht ſind jene Verſe im Text entlehnt.

29. Drei Hirſchgeweihe, wovon die zwei oberſten vier, das untere aber drei Enden hat, ſind das alte Wappen von Würtemberg.

30. Dieſe merkwürdige Höhle haben wir nach der Natur zu zeichnen verſucht. Es bleibt noch übrig, hier einige Notizen über ihre inneren Verhältniſſe zu geben. Die Vorhöhle hält etwas über 150 Fuß im Umfange; von hier aus laufen zwei Gänge nach verſchiedenen Richtungen, die aber nach einer Länge von beinahe 200 Fuß wieder zuſammen treffen. Auf dieſen Wegen trifft man zwei Felſenſäle, den einen von 100, den andern von 82 Fuß Länge. Wo dieſe Gänge ſich vereinigen, bilden ſie wieder eine Grotte; von hier aus rechts gegen Norden, mehr in der Höhe, liegt wieder eine kleinere Kammer, es iſt die, in welche wir den Leſer zu dem vertriebenen Mann geführt haben. Die weiteſte Entfernung vom Eingang der Höhle bis zu ihrem Ende beträgt 577 Fuß. Man vergleiche hierüber die ſo intereſſante als getreue Beſchreibung der ſchwäbiſchen Alb von G. Schwab. (Metzler. Buchhdlg. 1823.)

W. Hauffs
ſämmtliche Werke.

[illegible] del.

Carl Mayer in Nürnberg

[illegible]

[illegible]

W. Hauffs
ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Dritter Band.

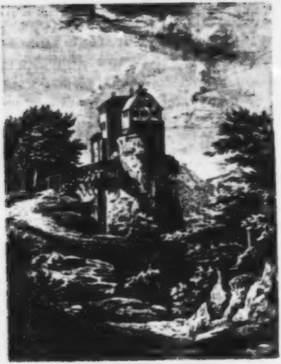
Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Gedruckt in der Fr. Brockhaus'ſchen Buchdruckerei.

Lichtenſtein.

Zweiter Band.



I.

Aus einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels als wie ein Strahl,
Drauf ſchaut das Schlößlein Lichtenſtein
Vergnüglich in die Welt hinein.
Schwab.

Georg konnte ſich anfangs nicht recht auf ſeine Lage und die Gegenſtände umher beſinnen, als er von dem Pfeifer von Hardt aus dem Schlaf aufgeſchüttelt wurde; allmälig aber kehrten die Bilder der vergangenen Nacht in ſeine Seele zurück, und er erwiederte freudig den Handſchlag, mit welchem ihn der geächtete Ritter begrüßte.

„So gerne ich Euch noch Tage lang in meinem Palaſt beherbergen würde," ſprach dieſer, „ſo möchte ich Euch doch rathen, nach Lichtenſtein aufzubrechen, wenn Ihr anders ein warmes Frühſtück haben wollet. In meiner Höhle kann ich Euch leider keines bereiten laſſen, denn wir machen niemals Feuer an, weil der Rauch uns gar zu leicht verrathen könnte."

Georg ſtimmte ſeinen Gründen bei und dankte ihm für ſeine Beherbergung. „Wahrlich," ſagte er, „ich habe ſelten eine fröhlichere Nacht beim Becher verlebt, als in dieſer Höhle. Es hat etwas Reizendes, ſo tief unter den Füßen der Menſchen zu athmen und mit Freunden ſich zu beſprechen. Ich gebe nicht den herrlichſten Saal des ſchönſten Schloſſes um dieſe Felſenwände."

„Ja, unter Freunden, wenn der Becher munter kreist," entgegnete der Bewohner der Höhle; „aber unfreiwillig hier zu ſitzen, Tage lang einſam in dieſen Kellern über ſein Unglück zu brüten, wenn das Herz ſich hinaus ſehnt in den grünen Wald, unter den blauen Himmel; wenn das Auge, müde dieſer unterirdiſchen Pracht, hineintauchen möchte in die reizende Landſchaft, hinüberſchweifen möchte über lachende Thäler zu den fernen Bergen der Heimath; wenn das Ohr, betäubt von dem eintönigen Gemurmel dieſer Waſſer, die Tropfen um Tropfen von den Wänden rieſeln und geſammelt in bodenloſe Tiefen hinabſtürzen, ſich hinausſehnt, den Geſang der Lerche zu hören, zu lauſchen, wie das Wild in den Büſchen rauſcht!"

„Armer Mann! es iſt wahr, eine ſolche Einſamkeit muß ſchrecklich ſeyn!"

„Und dennoch," fuhr jener fort und richtete ſich höher auf, indem ein ſtolzer Trotz aus ſeinen Augen blitzte, „und dennoch preiſe ich mich glücklich, mit Hülfe guter Leute dieſe Zuflucht gefunden zu haben. Ja ich wollte lieber noch hundert Faden tief hinabſteigen, wo die Bruſt keine Luft mehr zu athmen findet, als in die Hände meiner Feinde fallen und ihr Geſpötte werden; und wenn ſie dahin mir nachkämen, die blutgierigen Hunde des Bundes, ſo wollte ich mich mit meinen Nägeln weiter hineinſcharren in die härteſten Felſen, ich wollte hinabſteigen tiefer und immer tiefer, bis wo der Mittelpunkt der Erde iſt. Und kämen ſie auch dorthin, ſo wollte ich die Heiligen läſtern, die mich verlaſſen haben, und wollte dem Teufel rufen, daß er die Pforten der Finſterniß aufreiße und mich berge gegen die Verfolgung dieſes übermüthigen Geſindels." Der Mann war in dieſem Augenblick ſo furchtbar, daß Georg unwillkürlich vor ihm zurückbebte. Seine Geſtalt ſchien größer, alle ſeine Muskeln waren angeſpannt, ſeine Wangen glühten, ſeine Augen ſchoſſen Blitze, als ſuchten ſie einen Feind, den ſie vernichten ſollten, ſeine Stimme dröhnte hohl und ſtark, und das Echo der Felſen ſprach ihm in ſchrecklichen Tönen ſeine Verwünſchungen nach. Obgleich dieſe Gradation dem Jüngling zu ſtark vorkommen mochte, ſo konnte er doch die Gefühle eines Mannes nicht tadeln, den man, weil er ſeinem Herrn treu geblieben war, aus ſeinen Beſitzungen hinausgeworfen hatte, den man wie ein angeſchoſſenes Wild ſuchte, um ihn zu tödten. „Es liegt ein Troſt in dieſer Geſinnung," ſagte er zu dem Geächteten, „und Ihr werdet Euer Unglück leichter tragen, wenn Ihr den Gegenſatz recht ſcharf ins Auge faſſet. Ich bewundere Euch, um Eurer Seelenſtärke, Herr Ritter; aber eben dieſes Gefühl der Bewunderung nöthigt mir eine Frage ab, die vielleicht noch immer zu unbeſcheiden klingt, doch Ihr habt mich in der letzten Nacht zu oft Freund genannt, als daß ich ſie nicht wagen dürfte: nicht wahr, Ihr ſeyd Max Stumpf von Schweinsberg?“

Es mußte etwas Lächerliches in dieſer Frage liegen, das Georg nicht finden konnte, denn der Ernſt, der noch immer auf den Zügen des Ritters gelegen, war wie weggeblaſen, er lachte zuerſt leiſe vor ſich hin, dann aber brach er in lautes Gelächter aus, in welches, wie auf ein gegebenes Zeichen, auch der Spielmann einſtimmte.

Georg ſah bald den einen, bald den andern fragend an, aber ſeine verlegenen Blicke ſchienen nur die Lachluſt der beiden Männer noch mehr zu reizen. Endlich faßte ſich der Geächtete: „Verzeihet, werther Gaſt, daß ich das Gaſtrecht ſo gröblich verletze und mir nicht lieber die Zunge abgebiſſen habe, ehe ich etwas von Euch lächerlich fand; aber wie kommet Ihr nur auf den Max Stumpf? Kennt Ihr ihn denn?“

„Nein, aber ich weiß, daß er ein tapferer Ritter iſt, daß er wegen des Herzogs vertrieben wurde und daß die Bündiſchen auf ihn lauern; und paßt dieſes nicht alles ganz gut auf Euch?“

„Danke Euch, daß Ihr mich für ſo tapfer haltet! aber das möchte ich Euch doch rathen, daß Ihr dem Stumf nicht bei Nacht in den Weg kommet, wie mir, denn dieſer hätte Euch ohne weiteres zu Kochſtücken zuſammengehauen. Der Schweinsberg iſt ein kleiner dicker Kerl, einen Kopf kleiner als ich, und darum kam mir unwiderſtehlich das Lachen. Uebrigens iſt er ein ehrenwerther Mann, und einer von den wenigen, die ihren Herrn im Unglück nicht verließen.“

„So ſeyd Ihr nicht dieſer Schweinsberg?“ entgegnete Georg traurig, und ich muß gehen ohne zu wiſſen, wer mein Freund iſt?“

„Junger Mann!“ ſagte der Geächtete mit Hoheit, die nur durch den gewinnenden Ausdruck der Freundlichkeit gemildert wurde, „Ihr habt einen Freund gefunden durch Euer tapferes, ehrenvolles Weſen, durch Euren offenen, freien Blick, durch Eure warme Theilnahme an dem unglücklichen Herzog. Es ſey Euch genug, dieſen Freund gewonnen zu haben; fraget nicht weiter, ein Wort könnte vielleicht dieſes trauliche Verhältniß zerſtören, daß mir ſo angenehm iſt. Lebet wohl, denket an den geächteten Mann ohne Namen, und ſeyd verſichert, ehe zwei Tage vorbeigehen, ſollt Ihr von mir und meinem Namen hören.“ Es wollte Georg dünken, es ſtehe dieſer Mann, trotz ſeines unſcheinbaren Kleides, vor ihm wie ein Fürſt, der ſeinen Diener huldreich entläßt, ſo groß war jene unbeſchreibliche Hoheit, die ihm auf der Stirne thronte, ſo erhaben der Glanz, der aus ſeinem Auge drang.

Der Pfeifer hatte unter dieſen Worten die Fackeln angezündet und ſtand erwartend am Eingang der Grotte; der geächtete Ritter drückte einen Kuß auf die Lippen des Jünglings und winkte ihm zu gehen. Er ging und wußte nicht wie ihm geſchah; noch nie war ihm ein

Menſch ſo freundlich nahe und doch zugleich ſo unendlich hoch über ihm geſtanden, noch nie hatte er gefühlt, wie in jenen Augenblicken, daß ein Mann, entkleidet von jenem irdiſchen Glanze, der das Leben ſchmückt, ſelbſt in ärmlicher Hülle und Umgebung eine Erhabenheit und Größe von ſich ſtrahlen könne, die das Auge blendet und das Gefühl des eigenen Ichs ſo plötzlich überraſcht und hinabdrückt. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, ging er durch die Höhle; die erhabene Pracht der Natur, die beim Eintritt ſein Auge überraſcht und gefeſſelt hatte, ging für ihn verloren; er ſtaunte nicht mehr, daß ſie im Schooße eines unſcheinbaren Berges ſich ſo herrlich und großartig ausgeſprochen habe. War ja doch ſein inneres Auge mit einem Gegenſtand beſchäftigt, in welchem ſie ſich noch impoſanter und großartiger ausſprach, als in der nächtlichen Pracht dieſer Felſen; denn er bewunderte die Erhabenheit des menſchlichen Geiſtes über jedes irdiſche Verhältniß, und dachte nach über die Majeſtät einer großen Seele, die auch im Gewande eines Bettlers ihren angebornen Adel nicht verleugnen kann.

Ein heller, freundlicher Tag empfing ſie, als ſie aus der Nacht der Höhle zum Licht herausſtiegen. Georg athmete freier und leichter in der kühlen Morgenluft, denn der feuchte Dunſt, der in den Gängen und Grotten der Höhle umzieht, und wovon ſie vielleicht den Namen Nebelhöhle trägt, lagert ſich beengend auf die Bruſt. Sie fanden das Pferd des jungen Ritters noch an derſelben Stelle angebunden, munter und friſch wie ſonſt, und ſelbſt die Waffenſtücke, die am Sattel befeſtigt waren, hatten durch den Nachtthau nicht Schaden gelitten, wie Georg befürchtet hatte, denn der Pfeifer von Hardt hatte ein grobes Tuch, daß ihm beim Unwetter gegen Regen und Kälte dienen mochte, über den Rücken des Pferdes ausgebreitet. Georg machte ſeine Kleidung und das Zeug des Roſſes zurecht, während der Bauer dieſem einige Hände voll Heu zum Morgenbrod reichte, und dann ging es weiter den Berg hinan. Sie waren erſt wenige Schritte vorgerückt, als der Klang einer Glocke aus dem Thal herauf tönte und die feierliche Stille des Morgens unterbrach; eine andere antwortete, drei bis vier ſtimmten ein, bis die melodiſchen Töne von wenigſtens zwölf Glocken von den Höhen umher und aus den Thälern aufſtiegen. Ueberraſcht hielt der junge Mann ſein Pferd an; „was iſt das?“ rief er, „brennt es irgendwo, oder wie, ſollten wir heute ein Feſt im Kalender haben? Weiß Gott, ich bin durch meine Krankheit ſo aus aller Zeit herausgekommen, daß ich den Sonntag nur daran erkenne, daß die Mädchen neue Röcke und friſche Schürzen anhaben.“

„Es iſt wohl ſchon manchem Kriegsmann ſo gegangen,“ antwortete Hans der Spielmann; „ich ſelbſt habe mich oft erſt auf die Zeit beſinnen müſſen, wenn ich wichtigere Dinge im Kopfe hatte als Meſſe und Predigt; aber heute iſt es ein anderes Ding,“ ſetzte er ernſter hinzu und ſchlug ein Kreuz, „heut iſt Charfreitag. Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit!“ erwiederte der Jüngling. Es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich den Tag nicht würdig begehe, wie ich ſoll; und dieſer Tag erinnert mich an manche ſchöne Stunde meiner Kindheit. Damals lebte noch mein Vater; ich hatte eine ſanfte, gute Mutter und ein ganz kleines Schweſterlein. Wir beide freuten uns immer, wenn der Charfreitag kam; wir wußten nichts von der Bedeutung des Tages, aber wir rechneten dann, daß es nur noch zwei Tage bis Oſtern ſey, wo uns die Mutter ſchöne Sachen beſcheerte. Requiescant in pace!“ ſetzte er hinzu, indem er ſeitwärts blickte, um eine Thräne zu verbergen; „ſie ſind drüben alle Drei, und feieren dort ihren heiligen Freitag.“

„Man ſollte nicht von ſo unheiligen Dingen ſprechen,“ ſagte der Pfeifer nach einigem Stillſchweigen, „aber mein Beichtiger mag es mir ſchon vergeben. Ich denke, Ihr ſolltet nicht traurig ſeyn, Junker! Denen, die ſchlafen, iſt es wohl, und die, die wachen, ſollen vorwärts und nicht rückwärts ſehen. So würde ich an Eurer Stelle daran denken, wie Ihr einſt auch Euren Kindlein das Oſtern beſcheeren könnet, und wie ſie ſich freuen werden am Charfreitag. Seyd Ihr nicht auf der Brautfahrt, und wird ein gewiſſes Fräulein nicht auch eine gute, ſanfte Mutter werden?“

Georg ſuchte umſonſt ein Lächeln zu unterdrücken, das dieſer ſonderbare Troſtſpruch hervorgelockt hatte. „Höre, guter Freund,“ entgegnete er, „dir iſt zur Noth ein ſolches Wort erlaubt; doch möchte ich keinem andern rathen, meine Ohren durch ſolche ſündige Gedanken zu entweihen.“

„Nichts für ungut, Herr! ich wollte weder Euch noch das Fräulein damit beleidigen; ſoll auch nicht mehr geſchehen. Aber ſehet Ihr nicht dort ſchon den

Thurm aus den Wipfeln ragen? Noch eine kleine Viertelſtunde, und wir ſind oben.“

„So viel ich geſtern in der Nacht bemerken konnte, iſt das Schloß auf einen einzelnen, jähen Felſen hinaus geſtellt? bei Gott, ein kühner Gedanke, da konnte wohl niemand hinüber kommen, wer nicht mit den Geiern im Bunde war und fliegen gelernt hatte; freilich, jetzt könnte man mit Stückſchüſſen ſehr zuſetzen.“

„Meint Ihr? nun es ſtehen auch vier gute Doppelhaken in der Halle, die auch ein Wörtchen antworten würden. Wenn Ihr recht geſehen habt, ſo müßt Ihr bemerkt haben, daß der Felſen ringsum durch ein breites Thal von den Bergen umher geſondert iſt, dorther könnte man nicht viel Schaden thun; die einzige Seite, die näher an dem Berge liegt, iſt die, wo die Zugbrücke herüber geht. Pflanzet einmal dort Geſchütz auf und ſehet zu, ob es Euch der Lichtenſteiner nicht in den Grund ſchießt, ehe Ihr nur ein Fenſter aufs Korn genommen habt. Und wie wollt Ihr Geſchütz herauffühen in dieſen Schluchten und Bergen, ohne daß Euch wenige entſchloſſene Männer mehr Schaden thun, als das ganze Neſt werth iſt?“

„Da haſt du Recht!“ antwortete Georg, „ich möchte wiſſen, wer den Gedanken gehabt hat, auf den Felſen ein Schloß zu bauen.“

„Das will ich Euch ſagen,“ erwiederte der Spielmann, der mit allen Sagen ſeines Landes vertraut war; „es lebte einmal vor vielen Jahren eine Frau, die mußte viele Verfolgung dulden und wußte ſich nicht mehr zu rathen. Da kam ſie an dieſen Felſen und ſah, wie ein großer Geier mit ſeiner Familie und allem Haushalt dort lebte und gegen alle Nachſtellung ſicher war. Da beſchloß ſie, den Geier zu verdrängen. Sie ließ das Schloß dorthin bauen, und als alles fertig war, ließ ſie die Brücke aufziehen, ſtieg auf die Zinne ihres Thurmes und ſprach: „Nun bin ich Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Und es konnte ihr keiner mehr etwas anhaben. Aber ſehet, da ſind wir ſchon. Lebet wohl! vielleicht daß ich Euch ſchon heute Nacht wieder ſehe. Ich ſteige jetzt ins Land hinab, und bringe dann dem Herrn in der Höhle Kundſchaft, wie es dort unten ausſieht. Vergeſſet nicht, an der Brücke Brief und Ring dem Herrn des Schloſſes zu ſenden, und hütet Euch, das Siegel ſelbſt zu brechen.“

„Sey ohne Sorgen! ich danke dir für dein Geleite, und grüße meinen werthen Gaſtfreund in der Höhle.“ Georg ſprach es, trieb ſein Pferd an und in wenigen Augenblicken war er vor der äußern Verſchanzung von Lichtenſtein angelangt.

Ein Knecht, der das Thor bewachte, fragte nach ſeinem Begehr und rief einen andern herbei, ihrem Herrn das Brieflein und den Ring zu übergeben. Georg hatte indeß Zeit genug, das Schloß und ſeine Umgebungen zu betrachten. War ihm ſchon in der Nacht, beim ungewiſſen Schein des Mondes und in einer Gemüthsſtimmung, die ihn nicht zum aufmerkſamſten Beobachter machte, die kühne Bauart dieſer Burg aufgefallen, ſo ſtaunte er jetzt noch mehr, als er ſie vom hellen Tag beleuchtet anſchaute. Wie ein koloſſaler Münſterthurm ſteigt aus einem tiefen Albthal ein ſchöner Felſen frei und kühn empor. Weit ab liegt alles feſte Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weg geſpalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt, oder eine Waſſerfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von ſeinen feſten Steinmaſſen abgeſpült. Selbſt an der Seite von Südweſt, wo er dem übrigen Gebirge ſich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnſten Sprung einer Gemſe unmöglich zu machen, doch nicht ſo breit, daß nicht die erfinderiſche Kunſt des Menſchen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte.

Wie das Neſt eines Vogels, auf die höchſten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnſten Zinnen eines Thurms gebaut, hing das Schlößchen auf dem Felſen. Es konnte oben keinen ſehr großen Raum haben, denn außer einem Thurm ſah man nur eine befeſtigte Wohnung, aber die vielen Schießſcharten im unteren Theil des Gebäudes und mehrere weite Oeffnungen, aus denen die Mündungen von ſchwerem Geſchütz hervorragten, zeigten, daß es wohl verwahrt und trotz ſeines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Veſte ſey; und wenn ihm die vielen hellen Fenſter des oberen Stockes ein freies luſtiges Anſehen verliehen, ſo zeigten doch die ungeheuern Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felſen verwachſen ſchienen, und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieſelbe braungelbe Farbe, wie die Steinmaſſe, worauf ſie ruhten, angenommen hatten, daß es auf feſtem Grunde wurzle, und weder vor der Gewalt der Elemente noch dem Sturm der Menſchen erzittern werde. Eine ſchöne Ausſicht bot ſich ſchon hier dem überraſchten Auge bar, und eine noch herrlichere, freiere ließ die hohe Zinne des Wartthurms und die lange Fenſterreihe des Hauſes ahnen.

Dieſe Bemerkungen drängten ſich Georg auf, als er erwartend an der äußeren Pforte ſtand, die wohlverſchanzt, herwärts über der Kluft, auf dem Lande den Zugang zu der Brücke deckte. Jetzt tönten Schritte über die Brücke, das Thor that ſich auf und der Herr des Schloſſes erſchien ſelbſt, ſeinen Gaſt zu empfangen. Es war jener ernſte, ältliche Mann, den Georg in Ulm mehre Mal geſehen, deſſen Bild er nicht vergeſſen hatte; denn die düſteren, feurigen Augen, die bleichen, aber edlen Züge, ſeine große Aehnlichkeit mit der Geliebten, hatten ſich tief in die Seele des Jünglings geprägt.

„Ihr ſeyd willkommen in Lichtenſtein!“ ſagte der alte Herr, indem er ſeinem Gaſt die Hand bot und eine gütige Freundlichkeit den gewöhnlichen ſtrengen Ernſt ſeiner Züge milderte. „Was ſteht Ihr müßig da, ihr Schlingel!“ wandte er ſich nach dieſer erſten Begrüßung zu ſeinen Dienern. „Soll etwa der Junker ſein Roß mit hinaufführen in die Stube? ſchnell, hinein mit in den Stall! das Rüſtzeug traget in die Kammer am Saal! — Verzeihet, werther Herr, daß man Euch ſo lange unbedient ſtehen ließ, aber in dieſe Burſche iſt kein Verſtand zu bringen. Wollet Ihr mir folgen?“

Er ging voran über die Zugbrücke, Georg folgte. Sein Herz pochte bei dieſem Gang, voll Erwartung, voll Sehnſucht, ſeine Wangen rötheten ſich vor Liebe und vor Scham, wenn er an die letzte Nacht und an die Gefühle zurückdachte, die ihn zuerſt vor dieſe Burg geführt hatten. Sein Auge ſuchte an den Fenſtern umher, ob es nicht die Geliebte erſpähe, ſein Ohr ſchärfte ſich, um vielleicht ihre Stimme zu vernehmen, wenn auch ihr Anblick ihm jetzt noch verborgen war. Aber umſonſt ſuchten ſeine Blicke dieſe Mauern zu durchbohren, umſonſt fing ſein ſcharfes Ohr jeden Laut begierig auf, noch ſchien ſie ſich nicht zeigen zu wollen.

Sie gelangten jetzt an das innere Thor. Es war nach alter Art tief, ſtark gebaut, und mit Fallgattern, Oeffnungen für ſiedendes Oel und Waſſer und allen jenen ſinnreichen Vertheidigungsmitteln verſehen, womit man in den guten alten Zeiten den ſtürmenden Feind, wenn er ſich der Brücke bemeiſtert haben ſollte, abhielt. Doch die ungeheuren Mauern und Befeſtigungen, die ſich von dem Thor an rings um das Haus zogen, verdankte Lichtenſtein nicht der Kunſt allein, ſondern auch der Natur; denn ganze Felſen waren in die Mauerlinie gezogen, und ſelbſt der ſchöne geräumige Pferdeſtall und die kühlen Kammern, die ſtatt des Kellers dienten, waren in den Felſen eingehauen. Ein bequemer, gewundener Schneckengang führte in die oberen Theile des Hauſes, und auch dort waren kriegeriſche Vertheidigungen nicht vergeſſen; denn auf dem Vorplatz, der zu den Zimmern führte, wo in andern Wohnungen häusliche Geräthſchaften aufgeſtellt ſind, waren hier furchtbare Doppelhaken und Kiſten mit Stückkugeln aufgepflanzt. Das Auge des alten Ritters ruhte mit einem gewiſſen Ausdruck von Stolz auf dieſem ſonderbaren Hausrath, und in der That konnten dieſe Geſchütze damals für ein Zeichen von Wohlhabenheit und ſelbſt

Reichthum gelten, denn nicht jeder Privatmann war im Stande, ſeine Burg mit vier oder ſechs ſolchen Stücken zu verſehen.

Von hier ging es noch einmal aufwärts in den zweiten Stock, wo ein überaus ſchöner Saal, ringsum mit hellen Fenſtern, den Ritter von Lichtenſtein und ſeinen Gaſt aufnahm. Der Hausherr gab einem Diener, der ihnen gefolgt war, mehr durch Zeichen als Worte einige Befehle, die ihn aus dem Saale entfernten.

II.

— Und der Graf, gerührt von ſolches
Hohen Opfers hohem Geiſte
Bei der Freude ſüßer Regung,
Kann der Freundſchaft mildem Thaue,
Der durch's Herz ihm, der durch's Auge
Schon ihm ſchleicht, nicht widerſtehen.
P. Conz.

Als die beiden Männer in dem weiten Saale von Lichtenſtein allein waren, trat der Alte dicht vor Georg hin und ſchaute ihn an, als meſſe er prüfend ſeine Züge. Ein Strahl von Begeiſterung und Freude drang aus ſeinen Augen und die Melancholie ſeiner Stirne war verſchwunden, er war heiter, fröhlich ſogar, wie der Vater, der einen Sohn empfängt, der von langen Reiſen zurückkehrt. Endlich ſtahl ſich eine Thräne aus ſeinem glänzenden Auge, aber es war eine Thräne der Freude, denn er zog den überraſchten Jüngling an ſein Herz.

„Ich pflege nicht weich zu ſeyn,“ ſprach er nach dieſer feierlichen Umarmung zu Georg, „aber ſolche Augenblicke überwinden die Natur, denn ſie ſind ſelten. Darf ich denn wirklich meinen alten Augen trauen? trügen die Züge dieſes Briefes nicht? iſt dieſes Siegel echt und darf ich ihm glauben? doch — was zweifle ich! hat nicht die Natur Euch ihr Siegel auf die freie Stirne gedrückt? ſind die Züge nicht echt, die ſie auf den offenen Brief Eures Geſichtes geſchrieben? nein, Ihr könnet nicht täuſchen — die Sache meines unglücklichen Herrn hat einen Freund gefunden?“

„Wenn Ihr die Sache des vertriebenen Herzogs meinet, ſo habt Ihr recht geſehen, ſie hat einen warmen Anhänger gefunden. Der Ruf bezeichnete mir längſt den Herrn von Lichtenſtein als einen treuen Freund des Herzogs, und ich wäre vielleicht auch ohne den Rath jenes unglücklichen Mannes, der mich zu Euch ſchickte, gekommen, Euch zu beſuchen.“

„Setzet Euch zu mir, junger Freund!“ ſagte der Alte, deſſen Augen immer noch mit Liebe auf dem Jüngling zu ruhen ſchienen; „ſetzet Euch her und höret, was ich ſage. Ich liebe es ſonſt nicht, wenn die Leute ihre Farbe ändern; ich habe in meinem langen Leben gelernt, daß man die Ueberzeugung eines Jeden ehren müſſe, und daß ein Mann, wenn er nur ſonſt reine Abſichten hat, nicht gerade deßwegen zu verdammen ſey, weil er anderer Meinung iſt, als wir. Aber wenn man ſeine Farbe mit ſo uneigennützigen Abſichten ändert wie Ihr, Georg von Sturmfeder, wenn man dem Glück den Rücken kehrt, um ſich an das Unglück anzuſchließen, da hat die Aenderung großen Werth, denn ſie trägt das Gepräge einer edlen That an der Stirne.“

Georg erröthete über ſich ſelbſt, als er hörte, wie der Lichtenſteiner ſeine uneigennützigen Abſichten pries. War es denn nicht auch die ſchöne Tochter, was ihn zu der Fahne des Vaters führte? und mußte er nicht in der Achtung dieſes Mannes ſinken, wenn über kurz oder lang dieſes Motiv ſeines Uebertrittes ans Licht kam? „Ihr ſeyd zu gütig!“ antwortete er, „die Abſichten eines Menſchen liegen oft tiefer verborgen, als man auf den erſten Anblick glaubt; ſeyd verſichert, daß mein Uebertritt zu Eurer Sache zwar zum Theil von dem empörten Gefühl des Rechtes geleitet wurde, doch könnte es auch einen irdiſcheren Beweggrund geben, Herr Ritter; und ich möchte nicht, daß Ihr mich für zu gut hieltet, es würde mir um ſo weher thun, wenn Ihr nachher ungünſtiger von mir urtheiltet.“

„Ich liebe Euch um dieſer Offenheit willen nur noch mehr,“ entgegnete der Herr des Schloſſes, und drückte ſeinem Gaſt die Hand. „Doch traue ich meiner Erfahrung und meiner Kenntniß der Geſichter, und von Euch will ich kühn behaupten, daß, wenn Euch auch noch eine andere Abſicht leitet als das Gefühl des Rechtes, dieſe Abſicht doch keine ſchlechte ſeyn kann. Wer Schlechtes im Schilde führt, iſt feig, und wer feig iſt, wagt es nicht, den Truchſeß, den Herzog von Baiern und den ſchwäbiſchen Bund vor den Kopf zu ſtoßen und ſo aufzutreten, wie Ihr aufgetreten ſeyd.“

„Was wiſſet Ihr von mir?“ rief Georg mit freudigem Erſtaunen, „habt Ihr denn je von mir gehört vor dieſem Augenblick?“

Der Diener, welcher bei dieſen Worten die Thüre öffnete, unterbrach die Antwort des alten Herrn; er ſetzte Wildpret und volle Becher vor Georg hin und ſchickte ſich an, den Gaſt zu bedienen. Doch ein Wink ſeines Herrn entfernte ihn aufs neue. „Verſchmähet dieſen Morgenimbiß nicht," ſagte er zu dem jungen Mann; „den erſten Becher ſollte zwar die Hausfrau kredenzen, wie es die angenehme Sitte heiſcht; aber die meinige iſt ſchon lange todt und meine einzige Tochter, Marie, die an ihrer Stelle das Hausweſen verſieht, iſt ins Dorf hinabgegangen, um am hohen Feſte eine Predigt zu hören und die Meſſe. Nun, Ihr fragtet mich, ob ich noch nie von Euch gehört hatte? Ihr ſeyd ja jetzt unſer, daher darf ich Euch wohl ſagen, was man ſonſt verſchweigt. Ich war zur Zeit, als ihr in Ulm einrücktet, in jener Stadt, um meine Tochter abzuholen, die ſich dort aufhielt, hauptſächlich aber, um manches zu erfahren, was für den Herzog zu wiſſen wichtig war; Gold öffnet alle Pforten," ſetzte er lächelnd hinzu, „auch die des hohen Rathes, und ſo hörte ich täglich, was die Bundesoberſten beſchloſſen. Als der Krieg erklärt wurde, war ich genöthigt, abzureiſen; ich hielt aber treue Männer in jener Stadt, die mir auch das Geheimſte berichteten, was vorging."

„War nicht einer davon der Pfeifer von Hardt," fragte Georg, „den ich bei dem Geächteten traf?"

„Und der Euch über die Alb führte? ja wohl! Dieſe brachten immer Kundſchaft. So erfuhr ich denn auch, daß man beſchloß, einen Späher hinter den Rücken des Herzogs zu ſchicken, etwa in die Gegend von

Tübingen, um dem Bunde ſogleich Nachricht von unſeren Schritten zu ertheilen. Ich erfuhr auch, daß die Wahl auf Euch gefallen ſey. Nun muß ich Euch redlich geſtehen, Ihr und Euer Name war mir ziemlich gleichgültig, nur bedauerte ich Euch, als ich hörte, daß Ihr noch ſolch ein junges Blut ſeyd, denn ſobald Ihr über die Alb kamet als Kundſchafter, wäret Ihr ohne Gnade und Barmherzigkeit todt geſchlagen oder unter die Erde geſetzt worden, wo keine Sonne und kein Mond hinſcheint. Um ſo überraſchender war mir und vielen Männern die Nachricht, wie Ihr es ausgeſchlagen und wie tapfer Ihr vor jenen Herren geſprochen. Auch daß Ihr abſagtet und auf vierzehn Tage Urfehde ſchwören mußtet, erfuhr ich. Und wie freut es mich, daß Ihr nun gar unſer Freund geworden ſeyd!“

Die Wangen des jungen Mannes glühten, ſein Auge ſtrahlte vor Freude; brach ja doch dieſer Augenblick alle Schranken, welche die Verhältniſſe zwiſchen ihm und Marie gezogen hatten. Sein langer Wunſch, deſſen Erfüllung oft ſo weit in die Ferne hinaus gerückt ſchien, war in Erfüllung gegangen, er hatte unbewußt Mariens Vater für ſich gewonnen. „Ja, ich habe ihnen abgeſagt,“ antwortete Georg, „weil ich ihr Weſen nicht mehr leiden mochte, ich bin Euer Freund geworden, doch wäre es möglich, ich hätte mich nicht ſo bald zu Eurer Sache bekannt; aber als ich unten in der Höhle neben jenem geächteten Mann ſaß, als ich bedachte, wie man mit den Edeln und ſelbſt mit dem Herrn des Landes umgehe, wie ſeine gewaltigen Reden ſo mächtig an meiner Bruſt anklopften; da war es mir auf einmal hell und klar, hieher müſſe ich ſtehen, hier müſſe ich ſtreiten. Und glaubt Ihr, es werde bald etwas zu thun geben? denn ich bin nicht zu Euch herübergeritten, um die Hände in den Schooß zu legen!“

„Das konnte ich mir denken,“ ſagte der Ritter lächelnd; „vor vierzig Jahren hatte ich auch ſo raſches Blut, und es ließ mich nicht lange auf einem Fleck. Wie die Sachen ſtehen, wißt Ihr; man kann ſagen, eher ſchlimm als gut. Sie haben das Unterland, ſie haben den ganzen Strich von Urach herauf. Auf eines kommt alles an; hält Tübingen feſt, ſo ſiegen wir!“

„Die Ehre von vierzig Rittern bürgt dafür!“ rief Georg mit Unmuth, „das Schloß iſt ſtark, ich habe kein ſtärkeres geſehen, Beſatzung iſt hinlänglich da, und vierzig Männer von Adel werden ſich ſo leicht nicht ergeben. Es kann nicht ſeyn, es darf nicht ſeyn. Haben ſie nicht des Herzogs Kinder bei ſich und den Schatz des Hauſes? ſie müſſen ſich halten.“

„Wohl, wenn ſie alle dächten wie Ihr. Es kommt gar viel auf Tübingen an. Wenn der Herzog Entſatz bringen kann, ſo hat er an Tübingen einen feſten Punkt, von wo aus er ſein Land wieder erobern kann; es ſind große Kriegsvorräthe, es iſt ein großer Theil des Adels dort; ſo lange ſie zu ſeiner Partei halten, iſt Würtemberg nur dem Boden nach gewonnen, dem Geiſte nach iſt es noch des Herzogs; aber ich fürchte, ich fürchte!“

„Wie? unmöglich können ſich die Vierzig ergeben!“

„Ihr habt noch wenig erfahren in der Welt,“ erwiederte der Alte, „Ihr wißt nicht, welche Lockungen und Schlingen manchen ehrlichen Mann ſtraucheln machen können. Und es iſt mancher in der Burg, dem der Herzog zu viel getraut hat. Er merkt auch wohl, daß es nicht ganz lauter und rein hergeht, denn er ſchickte den Ritter Max Stumpf von Schweinsberg an ſie mit einem beweglichen Schreiben,[*] das Schloß nicht zu übergeben, ſondern ihm Gelegenheit zu machen, in daſſelbe zu kommen, weil er dort zu ſterben bereit ſey, wenn es Gott über ihn verhänge."

„Der arme Herr!" rief Georg bewegt. „Aber ich kann nicht glauben, daß der Landesadel ſo ſchändlich freveln könnte; ſie werden ihn einlaſſen in die Burg, er wird ihren Muth aufs neue beſeelen, er wird Ausfälle machen, er wird ſie ſchlagen, die Belagerer, trotz Baiern und Frondsberg, wir werden uns an ihn anſchließen, wir werden fechtend durch das Land ziehen und dieſe Bündler verjagen."

„Max Stumpf iſt noch nicht zurück," ſagte der Ritter von Lichtenſtein mit beſorgter Miene; „auch haben ſie ſeit geſtern das Schießen eingeſtellt. Sonſt hörte man jeden Stückſchuß hier auf dem Lichtenſtein, aber ſeit geſtern iſt es ſtill wie im Grabe."

„Vielleicht ſchweigt das Geſchütz wegen des Feſtes; gebt Acht, ſie werden morgen oder am Oſtermontag wieder donnern laſſen, daß es durch Eure Felſen hallt."

„Was da!" entgegnete jener. „Wegen des Feſtes? ſeinem Herzog treu zu dienen, iſt auch ein frommer Dienſt; und es wäre den Heiligen im Himmel vielleicht lieber, ſie hörten den Donner der Feldſchlangen von Tübingens Wällen, als daß ſie die Ritter müßig ſehen. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang! aber wenn nur der

Stumpf in das Schloß kommt, der wird ſie aufrütteln aus ihrem Schlummer.“

„Der Herzog hat den Ritter von Schweinsberg nach Tübingen geſchickt, ſagt Ihr? der Herzog will ins Schloß, weil die Beſatzung ſeit einigen Tagen zu wanken ſcheint? da kann alſo Ulerich nicht bis Mömpelgard entflohen ſeyn, wie die Leute ſagen; da iſt er vielleicht in der Nähe? O daß ich ihn ſehen könnte; das ich mich mit ihm nach Tübingen ſchleichen könnte!“

Ein ſonderbares Lächeln zog flüchtig über die ernſten Züge des Alten; „Ihr werdet ihn ſehen, wenn es Zeit iſt,“ ſagte er, „Ihr werdet ihm angenehm ſeyn, denn er liebt Euch ſchon jetzt. Und iſt das Glück gut, ſo ſollt Ihr auch mit ihm nach Tübingen kommen, Ihr habt mein Wort drauf. — Doch jetzt muß ich Euch bitten, Euch ein Stündchen allein zu gedulden. Mich ruft ein Geſchäft, das aber bald abgethan ſeyn wird. Nehmt Euch meinen Wein zum Geſellſchafter, ſchauet Euch um in meinem Haus, ich würde Euch einladen, auf die Jagd auszureiten, wenn ein ſolches Vergnügen zum Charfreitag paßte.“

Der alte Herr drückte ſeinem Gaſt noch einmal die Hand und verließ das Zimmer; bald nachher ſah ihn Georg aus dem Schloſſe dem Wald zu reiten.

Als ſich der junge Mann allein gelaſſen ſah, fing er an, ſeinen Anzug ein wenig zu beſorgen, der durch den Ritt in der Nacht, durch ſeinen Aufenthalt in der Höhle etwas außer Ordnung gekommen war. Wer je unter ſolchen Umſtänden in die Nähe der Geliebten kam, wird es ihm nicht übel nehmen, wenn er vor einem kleinen Spiegel von polirtem Metall, den er in dieſem Gemach vorfand, und der wohl zu Mariens Geräthſchaften gehören mochte, Bart und Haare ordnete, das Wamms ein wenig reinigte, und jede Spur von Unordnung aus ſeinem Anzug zu verbannen ſuchte. Er erging ſich dann in dem großen Zimmer, und ſuchte unter den vielen Fenſtern eines auf, von welchem er auf den Felſenweg hinabſchauen konnte, den Marie von der Kirche im Thal heraufkommen mußte.

Es waren fröhliche Gedanken, die ſich in bunter Menge an ſeiner Seele vorüberdrängten, ſchnell und flüchtig wie ein Zug heller Wölkchen, die am blauen Gewölb des Himmels dahin gleiten. Dies war die Burg, die er ſeit mehr als einem Jahre im Wachen geträumt, in Träumen klar geſehen hatte; dies die Berge, die Felſen, von denen ſie ihm ſo oft erzählte, dies die Gemächer ihrer Kindheit. Es hat etwas Anziehendes, in den Zimmern zu verweilen, wo die Geliebte groß geworden iſt. Man träumt ſich um Jahre zurück, man ſieht ſie als kleines Mädchen in dieſen Kammern, in dieſen Gängen ſich umtreiben. Man geht um einige Jahre vorwärts, man ſieht ſie noch klein, aber verſtändig, der Mutter jene kleinen Künſte der Haushaltung abſpähen, die ſie viele Jahre nachher als Hausfrau nöthig hat. Doch in dem kleinen Köpſchen geſtaltet ſich ſchon jetzt ein eigenes Hausweſen; es iſt vielleicht jene Ecke, dachte Georg lächelnd, wo ſie in kindiſcher Geſchäftigkeit, was ſie von den Broſamen der Küche erbeutete, zu Speiſen von eigener Erfindung bereitete, wo ſie das hölzerne Weſen, das ein Knecht kunſtreich ſchnitzelte, und die Amme mit einigen bunten Fetzen behängt hat, für ein wackeres Kind hält und es mit wichtiger Miene zu füttern gedenkt.

Und dann jene anmuthsvolle Stufe zwiſchen Kind und Jungfrau! wo iſt wohl das ſtille Plätzchen, wo ſich das fünfzehnjährige Fräulein, wenn ſie in Garten und Feld nach Kinderweiſe getobt hatte, ſich ernſt und feierlich hinſetzte, die Kunkel zur Hand nahm und goldene Fäden zog, während ihr der Vater von der Mutter und von den Tagen ſeiner Jugend erzählte, oder durch weiſe Lehren und gewichtige Sprüche den Geiſt der Jungfrau zu erheben ſuchte?

Wo iſt das Lieblingsfenſter, wohin ſie ſich, immer höher und ſchöner heranwachſend, gerne ſetzte, und mit unbewußter dunkler Sehnſucht in die Ferne ſah, über das Leben und ihre eigene Zukunft nachſann und ſich in freundliche Träume verſenkte?

Es war ihm ſo heimiſch, ſo wohl in dieſem Hauſe, es war ihr Geiſt, der hier waltete, der ihn umſchwebte, den er, ob ſie auch fern war, freundlich begrüßte; dieſes Gärtchen auf einem ſchmalen Raum am Felſen hatte ſie beſorgt und gepflegt, dieſe Blumen, die in einem Topf auf dem Tiſche ſtanden, hatte ſie vielleicht heute ſchon gepflückt; er ging hin, dieſe Zeichen ihres freundlichen Sinnes zu begrüßen.

Er beugte ſich herab über die Blumen, er führte die duftenden Veilchen zum Mund. In dieſem Augenblick glaubte er ein Geräuſch vor der Thüre zu vernehmen; er ſah ſich um — ſie war es, es war Marie, die ſtaunend und regungslos, als traue ſie ihren Augen nicht, an der Thüre ſtand. Er flog zu ihr hin, er zog ſie in ſeine Arme und ſeine Lippen erſt ſchienen ſie zu überzeugen, daß es nicht der Geiſt des Geliebten ſey, der ihr hier erſcheine. Wie viel hatten ſie ſich zu fragen, bei weitem mehr, als ſie nur antworten konnten! es gab Augenblicke, wo ſie, wie aus einem Traum erwacht, ſich anſahen, ſich überzeugen mußten, ob ſie denn wirklich ſich wieder haben?

„Wie viel habe ich um dich gelitten,“ ſagte Marie, und ihre Wangen ſtraften ſie nicht Lügen, „wie ſchwer wurde mir das Herz, als ich aus Ulm ſcheiden mußte. Zwar hatteſt du mir gelobt, vom Bunde abzulaſſen, aber hatte ich denn Hoffnung, dich ſo bald wieder zu ſehen? — und dann, wie mir Hans die Nachricht brachte, daß du mit ihm nach Lichtenſtein kommen wollteſt, aber überfallen, verwundet worden ſeyſt; das Herz wollte mir bald brechen, und doch konnte ich nicht zu dir, konnte dich nicht pflegen!“

Wie beſchämt war Georg, wenn er an ſeine thörichte Eiferſucht zurückdachte, wie fühlte er ſich ſo klein und ſchwach Mariens zarter Liebe gegenüber. Er ſuchte ſein Erröthen zu verbergen, er erzählte, oft unterbrochen von ihren Fragen, wie ſich Alles ſo gefügt habe, wie er dem Bunde abgeſagt, wie er überfallen worden, wie er der Pflege der Pfeifersfrau ſich entzogen habe, um nach Lichtenſtein zu reiſen.

Georg war zu ehrlich, als daß ihn Mariens Fragen nicht hin und wieder in Verlegenheit geſetzt hätten; beſonders als ſie mit Verwunderung fragte, warum er denn ſo tief in der Nacht erſt nach Lichtenſtein aufgebrochen ſey, wußte er ſich nicht zu rathen. Die ſchönen, klaren Augen der Geliebten ruhten ſo fragend, ſo durchdringend auf ihm, daß er um keinen Preis eine Unwahrheit zu ſagen vermocht hätte.

„Ich will es nur geſtehen,“ ſagte er mit niedergeſchlagenen Augen, die Wirthin in Pfullingen hat mich bethört; ſie ſagte mir etwas von dir, was ich nicht mit Gleichmuth hören konnte.“

„Die Wirthin? von mir?“ rief Marie lächelnd, „nun was war denn dies, daß es dich noch in der Nacht die Berge herauf trieb?“

„Laß es doch, ich weiß ja, daß ich ein Thor war. Der geächtete Ritter hat mich ja ſchon längſt überzeugt, daß ich völlig Unrecht hatte.“

„Nein, nein,“ entgegnete ſie bittend, „ſo entgeheſt du mir nicht; was wußte die Schwätzerin wieder von mir? geſtehe nur gleich — “

„Nun, lache mich nur recht aus; ſie erzählte, du habeſt einen Liebſten und laſſeſt ihn, wenn der Vater ſchlafe, alle Nacht in die Burg.“

Marie erröthete; Unwille und die Luſt über dieſe Thorheit zu lachen, kämpften in ihren ſchönen Zügen. „Nun, ich hoffe,“ ſagte ſie, „du haſt ihr darauf geantwortet, wie es ſich gehört, und aus Unmuth über eine ſolche Verläumdung ihr Haus verlaſſen? Dachteſt vielleicht, du könnteſt unſer Schloß noch erreichen und hier übernachten?“

„Ehrlich geſtanden, das dachte ich nicht. Siehe, ich war noch halb krank, ich glaubte ihr auch anfangs gewiß nicht, aber deine Amme, die alte Frau Roſel, wurde aufgeführt, ſie hatte es der Wirthin geſagt, ſie hatte mich ſelbſt mit ins Spiel gebracht und bedauert, daß ich um meine Liebe betrogen ſey, da — o ſieh nicht weg, Marie, werde mir nicht bös! Ich ſchwang mich aufs Pferd und ritt vors Schloß herauf, um ein Wort mit dem zu ſprechen, der es wage, Marien zu lieben.“

„Das konnteſt du glauben?“ rief Marie, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen. „Daß Frau Roſel ſolche Sachen ausgeſagt, iſt unrecht, aber ſie iſt ein altes Weib, klatſcht gerne; daß die Frau Wirthin ſolche Sachen nachſagt, nehme ich ihr nicht übel, denn ſie weiß nichts beſſeres zu thun; aber du, du, Georg, konnteſt nur einen Augenblick ſo arge Lügen glauben? Du wollteſt dich überzeugen, daß — “ von neuem ſtrömten ihre Thränen und das Gefühl bitterer Kränkung erſtickte ihre Stimme.

Georg zürnte ſich ſelbſt, daß er ſo thöricht hatte ſeyn können; aber er fühlte auch, daß wenn er ein großes Unrecht an der Geliebten begangen hatte, es nur die Liebe war, die ihn verleitete. „Verzeihe mir nur diesmal,“ bat er; „ſieh, wenn ich dich nicht ſo lieb gehabt hätte, ich hätte gewiß nicht geglaubt; aber wenn du wüßteſt, was Eiferſucht iſt!“

„Wer recht liebt, kann gar nicht eiferſüchtig ſeyn,“ ſagte Marie unmuthig; „aber ſchon in Ulm haſt du etwas der Art geſagt, und ſchon damals hat es mich recht tief betrübt. Aber du kennſt mich gar nicht; wenn du mich recht gekannt hätteſt, wenn du mich geliebt hätteſt wie ich dich, wäreſt du nicht auf ſolche Gedanken gekommen.“

„Nein, ungerecht mußt du doch nicht werden!“ rief Georg und faßte ihre Hand, „wie kannſt du mir vorwerfen, daß ich dich nicht liebe wie du mich? hätte es denn nicht möglich ſeyn können, daß ein Würdigerer als ich erſchienen, daß der arme Georg durch irgend einen böſen Zauberer aus deinem Herzen verdrängt worden wäre? es iſt ja doch alles möglich auf der Erde!“

„Möglich?“ unterbrach ihn Marie, und jener Stolz, den Georg oft mit Lächeln an der Tochter des Ritters von Lichtenſtein betrachtet hatte, ſchien ſie allein zu beſeelen. „Möglich? wenn Ihr nur einen Augenblick ſo Arges von mir für möglich gehalten hättet, ich wiederhole es, Herr von Sturmfeder, ſo habt Ihr mich nie geliebt; ein Mann muß ſich nicht wie ein Rohr hin und her bewegen laſſen, er muß feſt ſtehen auf ſeiner Meinung, und wenn er liebt, ſo muß er auch glauben.“

„Dieſen Vorwurf habe ich von dir am wenigſten verdient,“ ſagte der junge Mann, indem er unmuthig aufſprang, „wohl bin ich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird, und mancher wird mich darum verachten — “

„Es könnte ſeyn,“ flüſterte ſie, doch nicht ſo leiſe, daß es ſein Ohr nicht erreichte und ſeinen Unmuth zum Zorn anblies.

„Auch du willſt mich alſo darum verachten, und doch biſt du es, was mich hin und her bewegt! Ich habe dich auf bündiſcher Seite geſucht, ich war ſelig, als ich dich dort fand. Du bateſt mich, davon abzulaſſen, ich ging; ich that noch mehr, ich kam zu Euch herüber, es koſtete mich beinahe das Leben, und doch ließ ich mich nicht abſchrecken; ich ergriff Würtembergs Partei, ich kam zu deinem Vater, er nahm mich wie einen Sohn auf und freute ſich, daß ich ſein Freund geworden — aber ſeine Tochter ſchilt mich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird! aber noch einmal will ich mich — zum letzten Mal von dir bewegen laſſen; ich will fort, weil du meine Liebe ſo vergiltſt, noch in dieſer Stunde will ich fort!“

Er gürtete unter den letzten Worten ſein Schwert um, ergriff ſein Barrett und wandte ſich zur Thüre.

„Georg!“ rief Marie mit den ſüßeſten Tönen der Liebe, indem ſie aufſprang und ſeine Hand faßte; ihr Stolz, ihr Zorn, jede Wolke des Unmuths war verſchwunden, ſelbſt die Thränen hemmten ihren Lauf und nur bittende Liebe blickte aus ihrem Auge; „um Gottes willen, Georg! ich meinte es nicht ſo böſe; bleibe bei mir, ich will alles vergeſſen, ich ſchäme mich, daß ich ſo unwillig werden konnte.“

Aber der Zorn des jungen Mannes war nicht ſo ſchnell zu beſänftigen, er ſah weg, um nicht durch ihre Blicke, durch ihr bittendes Lächeln gewonnen zu werden, denn ſein Entſchluß ſtand feſt, das Schloß zu verlaſſen. „Nein!“ rief er, „du ſollſt das Rohr nicht mehr zurückwenden. Aber deinem Vater kannſt du ſagen, wie du ſeinen Gaſt aus ſeinem Hauſe vertrieben haſt.“ Die runden Fenſterſcheiben zitterten vor ſeiner Stimme, ſein Auge blickte wild umher, er entriß ſeine Hand der Geliebten, gefolgt von ihr ſchritt er fort, er riß die Thüre auf, um auf ewig zu fliehen, als ihn auf der Schwelle eine Erſcheinung feſſelte, die wir im nächſten Kapitel näher beſchreiben werden.

III.

Herrengunſt, Aprilenwetter,
Frauenlieb' und Roſenblätter,
Würfel, Karten, Federſpiel
Verkehren ſich oft, wer's glauben will.
Altes Sprichwort.

Als Georg die Thüre öffnete, richtete ſich aus einer ſehr gebückten Stellung die hagere knöcherne Geſtalt der Frau Roſel auf. Er war dies eine jener alten Dienerinnen, die wenn ſie von früher Jugend an in einer Familie bleiben, ſich einbürgern, in die Familie verwachſen und gleichſam ein nothwendiger Zweig davon werden. Sie hatte ihre Nützlichkeit beſonders nach dem Tode der Frau von Lichtenſtein erprobt, wo ſie Marie mit großer Sorgfalt pflegte und aufzog. Sie war ſo von einer Zofe zur Kindsfrau, von der Kindsfrau zur Haushälterin, von dieſem Poſten zu Mariens Oberhofmeiſterin und Vertrauten avancirt. Sie hatte aber, wie ein kluger Feldherr, ſich den Rücken geſichert, ſie hatte jene Poſten, aus denen ſie in die höheren Stellen vorgerückt war, nicht wieder beſetzen laſſen, ſondern verwaltete ſie alle zuſammen, wie ſie behauptete, mit großer Gewiſſenhaftigkeit, und weil es doch ſonſt niemand verſtehe. Sie hatte durch dieſen Kunſtgriff und durch ihre lange Dienſtzeit die Zügel der häuslichen Regierung an ſich gebracht, das Geſinde ging und kam nach ihrem Blick, und ſie gab zu verſtehen, daß ſie beim Herrn alles gelte, obgleich ſeine ganze Gnade nur darin beſtand, daß er ſie nicht in Gegenwart der Uebrigen auszankte.

Mit dem Fräulein lebte ſie in neuern Zeiten nicht mehr im beſten Verhältniß. Sie hatte in den Tagen der Kindheit und erſten Jugend ihr ganzes Vertrauen beſeſſen; noch in Tübingen war ſie wenigſtens halb ins Geheimniß ihrer Liebe gezogen, und Frau Roſel nahm wirklich ſo thätigen Antheil an allem, was ihr Fräulein betraf, daß ſie geſagt hätte: „Wir lieben den Herrn von Sturmfeder aufs zärtlichſte, oder — uns will das Herz beinahe brechen, weil wir ſcheiden müſſen.“

Dieſem Vertrauen machten aber zwei Dinge ein Ende. Das Fräulein bemerkte, daß Frau Roſel zu gerne ſchwatze, ſie war ihr auf der Spur, daß ſie ſogar von ihrem Verhältniß zu Georg geplaudert habe. Sie war daher von jetzt an kälter gegen die Alte und Frau Roſel merkte im Augenblick, warum dies geſchehe. Als aber bald darauf die Reiſe nach Ulm angetreten wurde, als Frau Roſel, obgleich ſie ſich einen neuen Rock von Fries und eine köſtliche Haube von Brocat hierzu verfertigt hatte, auf höheren Befehl in Lichtenſtein bleiben mußte, da wurde die Kluft noch weiter, denn die Alte glaubte, das Fräulein habe es beim Vater dahin gebracht, daß ſie nicht nach Ulm mitreiſen dürfe.

Das Vertrauen wurde nicht hergeſtellt, als Marie von Ulm zurückkehrte. Frau Roſel zwar, die lieber mit der Herrſchaft als dem Geſinde lebte, ſuchte einigemal Erkundigungen über Herrn Georg einzuziehen und ſo das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen, doch Mariens Herz war zu voll, die Amme ihr zu verdächtig, als daß ſie etwas geſagt hätte. Als daher der geächtete Ritter nächtlicher Weile ins Schloß kam, als das Fräulein ſo geheimnißvoll Speiſen für ihn bereitete und, wie Frau Roſel glaubte, mit ihm allein war, als ſie auch hier nicht mehr ins Geheimniß gezogen wurde, da ſchüttete ſie ihr Herz gegen die Frau Wirthin in Pfullingen aus, und es war Georg nicht ſo ganz zu verdenken, daß er jenen Worten traute, kannte er ja doch Frau Roſel nur als Vertraute ihres Fräuleins, wußte er ja doch nicht, wie dieſes Verhältniß indeſſen ſo anders ſich geſtaltet habe.

Frau Roſel war im Sonntagsſtaat mit ihrer Dame dieſen Morgen in die Kirche gewallfahrtet. Sie hatte ihre Sünden, worunter Neugierde ziemlich weit oben an ſtand, dem Prieſter gebeichtet, auch Abſolution dafür erhalten, und war mit ſo viel leichterem Herz und Gewiſſen auf den Lichtenſtein zurückgekehrt, als ſie vorher ſchwer und unter der Laſt der Sünden ſeufzend hinabgeſtiegen war. Die ſalbungsvollen Worte des Paters mochten aber doch nicht ſo tief gedrungen ſeyn, um ihre Sünden mit der Wurzel auszurotten, denn als ſie in ihr Kämmerlein hinaufſtieg, um Roſenkranz und Sonntagsſchmuck abzulegen, hörte ſie ihr Fräulein und eine tiefe Männerſtimme heftig miteinander ſprechen, es wollte ihr ſogar bedünken, ihr Fräulein weine.

„Sollte er wohl bei Tag hier ſeyn, weil der Alte ausgeritten?“ dachte ſie; die natürliche Menſchenliebe und ein zartes Mitgefühl zog ihr Auge und Ohr ans Schlüſſelloch und ſie vernahm in abgebrochenen Worten den Streit, deſſen Zeugen auch wir geweſen ſind.

Der junge Mann hatte die Thüre ſo raſch geöffnet, daß ſie nicht mehr Zeit gehabt hatte, ſich zu entfernen, ſondern kaum noch aus ihrer gebückten Stellung am

Schlüſſelloch auftauchen konnte. Doch ſie wußte ſich zu helfen in ſolchen mißlichen Fällen, ſie ließ Georg nicht an ſich vorüber, ließ beide nicht zum Wort kommen, ſie ergriff die Hände des jungen Mannes und überſtrömte ihn mit einem Schwall von Worten:

„Ei, du meine Güte! hätt' ich glaubt, daß meine alten Augen den Junker von Sturmfeder noch ſchauen würden! Und ich mein', Ihr ſind noch ſchöner worden und größer, ſeit ich Euch nimmer ſah! Hätt' ich das gewußt! Steh' da, wie ein Stock an der Thür', denke, ei! wer ſpricht jetzt mit der gnädigen Fräulein? Der Herr iſt's nicht; von den Knechten iſt's auch keiner! Ei, was man nicht erlebt! jetzt iſts der Junker Georg, der da drin ſpricht!“

Georg hatte ſich während dieſer Rede der Frau Roſel vergeblich von ihr loszumachen geſucht. Er fühlte, daß es ſich nicht gezieme, vor ihr zu zeigen, daß er auf Marien zürne, und doch glaubte er keinen Augenblick mehr bleiben zu können. Er rang endlich eine Hand aus der knöchernen Fauſt der Alten, aber indem er ſie frei fühlte, hatte ſie auch ſchon Marie ergriffen, hatte ſie, ohne auf Frau Roſels höhniſches Lächeln zu achten, an ihr Herz gedrückt; er war bei dieſer Bewegung einem ihrer Blicke begegnet, die ihn auf ewig zu bannen ſchienen. Jetzt aber erwachte in ihm ein neuer Kampf, eine neue Verlegenheit. Er fühlte ſeinen Unmuth ſchwinden, er fühlte, daß es Marie nicht ſo bös mit ihm gemeint habe — wie ſollte er aber jetzt mit Ehren zurückkehren? wie ſollte er ſo ganz ungekränkt ſcheinen? Wäre er mit Marien allein geweſen, ſo war es vielleicht noch eher möglich; aber vor dieſem Zeugen, vor der wohlbekannten Frau Roſel umzukehren, ſich durch einen Händedruck, durch einen Blick erweichen laſſen und gefangen geben? Er ſchämte ſich vor dieſem Weib, weil er ſich vor ſich ſelbſt ſchämte, und wir haben gehört, daß dieſes Gefühl der Schaam, die Ungewißheit, wie man, ohne zu erröthen, zurückkehren könne, ſchon oft aus einer kurzen Trennung in Unmuth eine dauernde gemacht und die ſchönſten Verhältniſſe gebrochen habe.

Frau Roſel hatte ſich einige Augenblicke an der Angſt, an dem Gram ihres Fräuleins geweidet, dann aber ſiegte die ihr angeborne Gutmüthigkeit über die kleine Schadenfreude, die in ihr aufgeſtiegen war. Sie faßte die Hand des Junkers feſter: „Ihr werdet uns doch nicht ſchon wieder verlaſſen wollen, nachdem Ihr kaum ein Stündchen auf dem Lichtenſtein verweilt habt? Ehe Ihr etwas zu Mittag gegeſſen, läßt Euch die alte Roſel gar nicht weiter, das iſt gegen alle Sitte des Schloſſes. Und den Herrn habt Ihr wahrſcheinlich auch noch nicht begrüßt?“

Es war ſchon ein großer Gewinn für Mariens Sache, daß Georg ſprach: „Ich habe ihn ſchon geſprochen, dort ſtehen noch die Becher, die wir zuſammen leerten.“

„Nun,“ fuhr die Alte fort, „da werdet Ihr wohl noch nicht von ihm Abſchied genommen haben?“

„Nein, ich ſollte ihn im Schloß erwarten.“

„Ei, wer wird dann gehen wollen?“ ſagte ſie und drängte ihn ſanft in das Zimmer zurück, „das wäre mir eine ſchöne Sitte. Der Herr könnte ja Wunder meinen, was für einen ſonderbaren Gaſt er beherbergte. Wer bei Tag kommt, ſetzte ſie mit einem ſtechenden Blick auf das Fräulein hinzu, „wer beim hellen Tag kommt, hat ein gut Gewiſſen und darf ſich nicht wegſchleichen wie der Dieb in der Nacht.“

Marie erröthete und drückte die Hand des Jünglings, und unwillkürlich mußte dieſer lächeln, wenn er an den Irrthum der Alten dachte und die ſtrafenden Blicke ſah, die ſie auf Marien warf.

„Ja, ja, wie ich ſagte,“ fuhr Frau Roſel fort, „braucht Euch nicht wegzuſtehlen wie der Dieb in der Nacht. Wäre vielleicht beſſer geweſen, Ihr wäret ſchon früher gekommen; im Sprichwort heißt es: Sieh für dich, Irren iſt mißlich; und wer will haben Ruh', bleib' bei ſeiner Kuh! Aber ich will nichts geſagt haben.“

„Nun ja,“ ſagte Marie, „du ſiehſt, er bleibt da; was willſt du nur mit deinen Reden und Sprüchlein? Du weißt ſelbſt, ſie paſſen nicht immer.“

„So? aber bisweilen treffen ſie doch einen, dem es nicht lieb iſt; aber Reu' und guter Rath iſt unnütz nach geſcheh'ner That. Ich weiß ſchon, Undank iſt der Welt Lohn, ich kann ja ſchweigen! wer will haben gute Ruh', der ſeh' und hör' und ſchweig' dazu.“

„Nun ſo ſchweige immerhin,“ entgegnete das Fräulein etwas gereizt; „übrigens wirſt du wohl thun, wenn du den Vater nicht geradezu merken läßt, daß du Herrn von Sturmfeder ſchon kennſt; es wäre möglich, er könnte glauben, er ſey wegen uns nach Lichtenſtein gekommen.“

Frau Roſel kämpfte zwiſchen guter und böſer Laune. Es that ihr wohl, daß man ſie brauche, daß man

Stillſchweigen von ihr erbitten müſſe; auf der andern Seite war ſie noch unwillig darüber, daß das Fräulein ſeit neuerer Zeit ſo wenig Vertrauen in ſie geſetzt habe. Sie murmelte daher nur einige unverſtändliche Worte vor ſich hin, indem ſie die Stühle wieder an die Wände ſtellte, die Becher von dem Tiſch nahm und die Flecken abwiſchte, die der Wein auf der Schieferplatte, womit der Tiſch eingelegt war, zurückgelaſſen hatte. Marie gab Georg, der ſich an ein Fenſter geſtellt hatte und noch nicht völlig mit ſich und der Geliebten ausgeſöhnt ſchien, einen Wink, den er nicht unbeachtet ließ. Ihm ſelbſt war viel daran gelegen, daß Mariens Vater noch nichts um ihre Liebe wußte; er fürchtete, jener möchte es als einziges Motiv ſeines Uebertrittes zu Würtemberg anſehen, er möchte ihn darum weniger günſtig beurtheilen, als er bisher gethan. Dies erwägend, näherte ſich Georg der alten Frau Roſel; er klopfte ihr traulich auf die Schultern, und ihre Züge hellten ſich zuſehends auf: „Man muß geſtehen," ſagte er freundlich, „Frau Roſalie hat eine ſchöne Haube; aber dies Band paßt doch wahrlich nicht dazu, es iſt alt und verſchoſſen."

„Ei was!" ſagte die Alte etwas ärgerlich, denn ſie hatte ſich wohl auf eine freundlichere Rede gefaßt gemacht, „was kümmert Euch meine Haube, ein jeder fege vor ſeiner Thür. Sieh auf dich und auf die Deinen, darnach ſchilt mich und die Meinen. Ich bin ein armes Weib und kann nicht Staat machen wie eine Reichsgräfin. Wenn alle Leute wären gleich, und wären alle ſämmtlich reich, und wären all' zu Tiſch geſeſſen, wer wollt' auftragen Trinken und Eſſen?"

„Nun, ſo habe ich's nicht gemeint," ſagte Georg beſänftigend, indem er eine Silbermünze aus ſeinem Beutelein zog; „aber mir zu Gefallen ändert Frau Roſalie ſchon ihr Band; und daß meine Forderung nicht gar zu unbillig klingt, wird ſie dieſen Dickthaler nicht verſchmähen!"

Wer hat nicht an einem Oktobertag trotz Sturm und Wolken die Sonne durchdringen und Gewölk und Nebel verjagen ſehen? So ging es auch am Horizont der Frau Roſel freundlich auf. Die artige Weiſe des Junkers, ihr Lieblingsname Roſalie, der ihr viel wohltönender dünkte, als das verdorbene Roſel, und endlich der Dickthaler mit dem Krauskopf des Herzogs und dem Wappen von Teck — wie konnte ſie ſo vielen Reizen widerſtehen? „Ihr ſeyd doch der alte freundliche Junker!" ſagte ſie, indem ſie, ſich tief verneigend, den Thaler in die ungeheure lederne Taſche an ihrer Seite gleiten ließ und den Saum von Georgs Mantel zum Munde führte. „Gerade ſo wußtet Ihr es in Tübingen zu machen. Stand ich am Jörgenbrunnen, ging ich von der Burgſteig hinab auf den Markt, richtig rief es hinter mir: guten Morgen, Frau Roſalie! und wie geht es dem Fräulein? und wie oft und reich habt Ihr mich dort beſchenkt; wenigſtens zwei Drittheile von dem Rock, den ich hier trage, verdank' ich Eurer Gnade!"

„Laßt das, gute Frau," unterbrach ſie Georg. „Und was den Herrn betrifft, ſo wirſt du" —

„Was meint Ihr?" erwiederte ſie, indem ſie die Augen halb zudrückte. „Habe Euch in meinem Leben nicht geſehen. Nein da könnt Ihr Euch drauf verlaſſen.

Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, und was mich nicht brennt, das blaſe ich nicht!“

Sie verließ bei dieſen Worten das Zimmer und ſtieg in den erſten Stock hinab, um dort in der Küche ihr Regiment zu verwalten.

Dankbar und freudig zog ſie den Thaler aus der Ledertaſche und beſah ihn hin und her; ſie pries bei ſich die Freigebigkeit des wackern Junkers, und bedauerte ihn im Stillen, daß ſeine Liebe ſo ſchlecht vergolten werde, denn daß es ihr Fräulein mit einem Andern habe, war ihr ausgemachte Sache. Vor der Küche ſtand ſie gedankenvoll ſtill. Sie war im Zweifel mit ſich, ob ſie der Sache ihren Lauf laſſen ſolle, oder ob es nicht beſſer wäre, dem Junker einige Winke über den nächtlichen Beſucher zu geben? „Doch, kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht ſieht er es ſelbſt und braucht mich nicht dazu. Ueberdies — ein Rather in zweier Feinde Mitten, kann es leicht mit beiden verſchütten; man kann warten und zuſehen, denn Hitz im Rath, Eil in der That gebären nichts als Schad. Wer will haben gut Ruh, der ſeh' und hör' und — ſchweig' dazu!“

Solchen Rath pflog mit ſich ſelbſt Frau Roſel vor der Küche; die Liebenden aber, denen die Berathung galt, hatten ſich nach ihrem Abzug bald wieder gefunden. Georg vermochte nicht den bittenden Blicken Mariens zu widerſtehen; und als ſie mit den ſüßeſten Tönen der Liebe ihn fragte, ob er ihr wieder gut ſey, da vermochte er nicht nein zu ſagen, und der Friede war, was ſelten der Fall iſt, in kürzerer Zeit wieder geſchloſſen, als die Fehde begonnen hatte.

Mit hohem Intereſſe hörte Marie auf Georgs fernere Erzählung, und es gehörte der feſte Glaube des jungen Mannes an die Geliebte und ſein Vertrauen in das Wort des Geächteten dazu, um nicht von neuem außer Faſſung zu kommen. Denn als er beſchrieb, wie er auf den Ritter getroffen, und ſich mit ihm geſchlagen habe, da erröthete ſie, ſie richtete ſich ſtolzer auf und drückte die Hand des Geliebten, ſie geſtand ihm, daß er einen wichtigen Kampf beſtanden habe, denn jener Mann ſey ein tapferer Kämpe. Und als er erzählte, wie ſie hinabſtiegen in die Nebelhöhle, wie ſie den Geächteten beſuchten, wie er tief unter der Erde in ärmlicher Umgebung doch ſo groß und erhaben geſchienen, da ſtürzten Thränen aus ihren Augen, ſie blickte hinauf zum Himmel, als bete ſie im Stillen, er möchte das traurige Geſchick dieſes Mannes wenden; und als er fortfuhr und ſagte, was ſie geſprochen, und wie der Mann der Höhle ſich ſeinen Freund genannt, wie er ſich zu Würtembergs Sache, zu der Sache der Unterdrückten und Vertriebenen mit Wort und Handſchlag verpflichtet habe, da ſtrahlte Mariens Auge von wunderbarem Glanze, ſie ſah Georg lange an, er glaubte eine Begeiſterung in ihrem Auge, in ihren Zügen zu leſen, die nicht die Freude, daß er ihres Vaters Partei ergriffen habe, allein hervorbrachte.

„Georg!“ ſagte ſie, „es werden viele ſeyn, die dich einſt um dieſe Nacht beneiden werden. Du darfſt es dir auch zur Ehre rechnen; denn glaube mir, nicht jeden hätte Hans zu dem Vertriebenen geführt.“

„Du kennſt ihn,“ erwiederte Georg, „du weißt um ſein Geheimniß? O ſag' mir doch, wer iſt er? Ich habe ſelten einen Mann geſehen, deſſen Auge, deſſen Miene, deſſen ganzes Weſen mich ſo beherrſcht hätte, wie dieſer. Wo lagen ſeine Beſitzungen, wo iſt das Schloß, aus dem er vertrieben iſt? Er ſagt, er wolle jetzt keinen andern Namen haben als „der Mann,“ aber ſein Arm, deſſen Stärke ich gefühlt, ſein heller Blick verbürgte mir, daß er einſt einen berühmten Namen in der Welt gehabt haben müſſe.“

„Er hatte einen Namen,“ antwortete Marie, „einen, der ſich mit den beſten meſſen konnte. Aber wenn er dir ihn nicht ſelbſt geſagt hat, ſo darf ich ihn auch nicht nennen; das wäre gegen mein Wort, das ich darauf gegeben. Herr Georg muß ſich alſo ſchon noch gedulden,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „ſo hart es ihn auch ankommt, denn er iſt ein neugieriger Herr.“

„Mir kannſt du es ja doch ſagen!“ unterbrach ſie Georg, „ſind wir nicht eins? Darf das Eine ein Geheimniß haben, ohne daß es der andere Theil wiſſen muß? Schnell! antworte, wer iſt der Mann in der Höhle?“

„Werde nicht böſe; ſieh, wenn es nur mein Geheimniß wäre, ſo müßteſt du es auch wiſſen und könnteſt es mit Recht verlangen, aber ſo — ich weiß zwar, daß es bei dir ſo ſicher wäre als bei mir, aber ich darf nicht.“

Sie ſprach noch, als die Thüre aufſprang und eine Dogge von ungeheurer Größe hereinſtürzte. Georg fuhr unwillkürlich auf, denn einen Hund von ſolcher Größe und Stärke hatte er nie geſehen. Der Hund ſtellte ſich ihm gegenüber, ſchaute ihn mit rollenden Augen an und fing an zu murren. Es tönte aus ſeiner breiten Bruſt herauf dumpf und hohl wie ein nahender Sturm, und die wohlgeordnete Reihe ſcharfer Zähne, die er vorwies, zeigten ihn als einen Kämpfer, deſſen Zorn man nicht reizen dürfe. Ein Wort von Marien reichte hin, ihn ruhig und beſänftigt zu ihren Füßen zu legen. Sie ſtreichelte ſeinen ſchönen Kopf, aus welchem die klugen Augen noch immer bald nach ihr, bald nach dem Junker ſpähten. „Er hat Menſchenverſtand!“ ſagte ſie lächelnd. „Er kommt, um mich zu warnen, daß ich den Mann in der Höhle nicht verrathen ſoll.“

„Ein herrlicher Hund, wie ich nie einen geſehen! wie er den Kopf ſo ſtolz aus dem goldenen Halsband hervorträgt, als gehöre er einem Kaiſer oder König.“

„Er gehört ihm, dem Vertriebenen,“ erwiederte Marie, und weil ich auf dem Sprung war, den Namen ſeines Herrn zu nennen, kam er, mich zu warnen.“

„Warum aber führt der Ritter ſeinen Hetzer nicht mit ſich? Wahrlich, ein Arm wie der ſeine, unterſtützt von einem ſolchen Thier, darf ſechs Mörder nicht fürchten.“

„Das Thier iſt wachſam,“ antwortete ſie, „aber wild; wenn er es in der Höhle unten hätte, ſo hätte er zwar einen ſichern Schutz; wie aber, wenn durch Zufall ein Menſch in jene Höhle käme? Sie iſt ſo groß, daß man den Mann nicht darin ahnen kann, aber die Dogge würde ihn verrathen. Sie würde knurren und anſchlagen, ſobald ſie Tritte hörte, und ſein Aufenthalt wäre entdeckt. Darum hat er ihm befohlen, als er wegging, hier zu bleiben; er verſteht dies Gebot und ich ſorge für ihn. Er hat ordentlich das Heimweh nach ſeinem Herrn, und die Freude ſollteſt du ſehen, wenn es Nacht wird; er weiß, daß dann ſein Herr bald ins Schloß kommt, und wenn die Zugbrücke niederfällt und die Schritte des Mannes auf dem Hofe tönen, da iſt er nicht mehr zu halten, er würde ſechsfache Ketten zerreißen, um bei ihm zu ſeyn.“

„Ein ſchönes Bild der Treue! doch ein ſchöneres noch iſt der Mann, dem dieſer Hund gehört. Hing er doch eben ſo treu an ſeinem Herrn, und ließ ſich verbannen und ins Elend jagen; es iſt thöricht von mir,“ ſetzte Georg hinzu, ich weiß, Neugierde ſteht einem Mann nicht an, aber wiſſen möchte ich, wer er iſt.“

„So gedulde dich doch, bis es Nacht wird! Wenn der Mann kommt, will ich ihn fragen, ob du es wiſſen darfſt, ich zweifle nicht, er wird es erlauben.“

„Es iſt noch lange bis dahin, und jeden Augenblick muß ich an ihn denken; wenn du mir es nicht ſagſt, ſo muß ich mich an den Hund wenden, vielleicht iſt er gütiger als du.“

„Verſuche es immer,“ rief Marie lächelnd, „wenn er ſprechen kann, ſo ſoll er es nur geſtehen.“

„Hör' einmal, du ungeheurer Geſelle,“ wandte ſich Georg zu dem Hund, der ihn aufmerkſam anſah, „ſage mir, wie heißt dein Herr?“

Der Hund richtete ſich ſtolz auf, riß den weiten Rachen auf und brüllte in ſchrecklichen Tönen „Ul — u — u!“

Marie erröthete. „Laß doch die Poſſen,“ ſagte ſie, und rief den Hund zu ſich, „wer wird mit Hunden ſprechen, wenn man in menſchlicher Geſellſchaft iſt!“

„Georg ſchien nicht darauf zu hören. „U! hat er geſagt, der gute Hund; der iſt darauf geſchult; ich wollte alles wetten, es iſt nicht das erſte Mal, daß man ihn fragt: wie heißt dein Herr?“

Kaum hatte Georg die letzten Worte geſprochen, ſo fing der Hund mit noch greulicheren Tönen als vorher ſein U — u — u! zu heulen an. Aufs neue erröthete Marie, ſie hieß beinahe unwillig den Hund ſchweigen; er legte ſich ruhig zu ihren Füßen.

„Da haben wir's,“ rief Georg lachend, „der Herr heißt U! und fing das ſonderbare Wort auf dem Ringe, den mir der Ritter gab, nicht auch mit U an? Ungeheuer, heißt dein Herr vielleicht Uffenheim? oder Urküll? oder Ulm? oder vielleicht gar —“

„Unſinn! der Hund hat gar keinen anderen Laut als U; wie magſt du dir nur Mühe geben, daraus etwas zu folgern! Doch hier kommt der Vater den Berg herauf; willſt du, daß es ihm verborgen bleibe, ſo nimm dich zuſammen und verrathe dich nicht. Ich gehe jetzt, denn es iſt nicht gut, wenn er uns beiſammen antrifft.“

Georg gelobte es; er umarmte noch einmal die Geliebte, und verſah ſich von ihrem ſüßen Mund auf viele Stunden, um wenigſtens an der Erinnerung ſich zu erfreuen, wenn die Gegenwart des Vaters jede zärtlichere Annäherung unmöglich machte. Der Hund des Herrn U — ſah verwundert auf die liebliche Gruppe; doch ſey es, daß er wirklich Menſchenverſtand hatte, oder daß er bei ſeinem Herrn ſchon Aehnliches erlebt hatte und einſah, daß der Junker das Fräulein nicht umbringen wolle, er machte keine Miene, ſeiner Dame zu Hülfe zu kommen, und erſt der Hufſchlag, der von der Brücke heraufſcholl, ſchreckte die Erröthende aus den Armen des glücklichen Jünglings.

IV.

Der Herzog ſchaut hinunter lang
Und ſpricht mit einem Seufzer bang:
Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegſt du mein Land.
G. Schwab.

Charfreitag und Oſterfeſt waren vorüber gegangen, und Georg von Sturmfeder befand ſich noch immer in Lichtenſtein. Der Herr dieſes Schloſſes hatte ihn eingeladen, bei ihm zu verweilen, bis etwa der Krieg eine andere Wendung nehmen würde oder Gelegenheit da wäre, der Sache des Herzogs wichtige Dienſte zu leiſten. Man kann ſich denken, wie gerne der junge Mann dieſe Einladung annahm. Unter einem Dach mit der Geliebten, immer in ihrer Nähe, oft ein Stündchen mit ihr allein, von ihrem Vater geliebt — er hatte in ſeinen kühnſten Träumen kein ähnliches Glück ahnen können. Nur eine Wolke trübte den Himmel der Liebenden, die düſtere Wolke, die zuweilen auf der Stirne des Vaters lag. Es ſchien, als habe er nicht die beſten Nachrichten von ſeinem Herzog und dem Kriegsſchauplatz. Es kamen zu verſchiedenen Tageszeiten Boten in die Burg; aber ſie kamen und gingen, ohne daß der Ritter ſeinem Gaſt eröffnete, was ſie gebracht haben. Einigemal glaubte Georg in der Abenddämmerung ſogar den Pfeifer von

Hardt über die Brücke ſchleichen zu ſehen, er hoffte von dieſem vielleicht etwas erfahren zu können, er eilte hinab, um ihm zu begegnen, aber wenn er bis an die Brücke kam, war jede Spur von ihm verſchwunden.

Der junge Mann fühlte ſich etwas beleidigt über dieſen Mangel an Zutrauen, wie er es bei ſich und in ſeinen Aeußerungen gegen Marie nannte. „Ich habe doch den Freunden des Herzogs mich ganz und gar angeboten, obgleich ihre Partie nicht viel Lockendes hat; der Mann in der Höhle und der Ritter von Lichtenſtein bewieſen mir Freundſchaft und Vertrauen, aber warum nur bis auf dieſen Punkt? warum darf ich nicht erfahren, wie es mit Tübingen ſteht? warum nicht, wie der Herzog operirt, um ſein Land wieder zu erobern? Bin ich nur zum Dreinſchlagen gut? verſchmäht man mich im Rath?“

Marie ſuchte ihn zu tröſten. Es gelang oft ihren ſchönen Augen, ihren freundlichen Reden, ihn dieſe Gedanken vergeſſen zu laſſen; aber dennoch kehrten ſie in manchem Augenblicke wieder, und die ſorgenvolle Miene des alten Herrn mahnte ihn immer an die Sache, welcher er beigetreten war.

Am Abend des Oſterfeſtes konnte er endlich dieſes Stillſchweigen nicht länger ertragen; er fragte auf die Gefahr hin, für unbeſcheiden zu gelten, wie es mit dem Herzog und ſeinen Planen ſtehe, ob man nicht auch ſeiner endlich einmal bedürfe? Aber der Ritter von Lichtenſtein drückte ihm freundlich die Hand und ſagte: „Ich ſehe ſchon lange, wackerer Junge, wie es dir das Herz beinahe abdrücken will, daß du nicht Theil nehmen kannſt an unſeren Mühen und Sorgen; aber gedulde dich noch einige Zeit, vielleicht nur einen Tag noch, ſo wird ſich manches entſcheiden. Was ſoll ich dich mit ungewiſſen Nachrichten, mit traurigen Botſchaften plagen? Dein heiterer Jugendſinn iſt nicht gemacht, bedächtlich in ein Gewebe von Bosheit zu ſchauen und die künſtlich geſchlungenen Fäden wieder los zu machen. Wenn die Entſcheidung naht, dann, glaube mir, wirſt du ein willkommener Genoſſe ſeyn bei Rath und That. Nur ſo viel brauchſt du zu wiſſen, es ſteht mit unſerer Sache weder ſchlimm noch gut; doch bald muß es ſich entſcheiden.“

Der junge Mann ſah ein, daß der Alte recht haben könne, und doch war er nichts weniger als zufrieden mit dieſer Antwort. Auch erfuhr er den Namen des Geächteten nicht. Marie hatte ihn, als er in der nächſten Nacht ins Schloß gekommen war, gefragt, ob ſie ihrem Gaſt ſeinen Namen nennen dürfe, er hatte nichts darauf geſagt, als: „Noch iſts nicht an der Zeit!“

Noch ein dritter Umſtand war es, der Georg beinahe beleidigend vorkam. Er hatte dem Herrn von Lichtenſtein geſagt, wie ſehr ihn der Mann in der Höhle angezogen habe, wie er nichts Erfreulicheres kenne, als recht oft in deſſen Nähe zu ſeyn, und dennoch hatte man ihn nie mit einem Wort eingeladen, eine Nacht mit dem geheimnißvollen Gaſte zuzubringen. Er war zu ſtolz, ſich aufzudrängen, er wartete von Nacht zu Nacht, ob man ihn nicht herabrufen werde, jenen Mann zu ſprechen; es geſchah nicht. Er beſchloß, wenigſtens einmal uneingeladen zuzuſehen, wie der Fremde in die Burg komme, und betrachtete ſich deßwegen die Gelegenheit genau.

Seine Kammer, wohin er regelmäßig um acht Uhr geführt wurde, lag gegen das Thal hinaus, gerade entgegengeſetzt der Seite, wo die Brücke über den Abgrund führte. Von hier war es alſo nicht möglich, ihn kommen zu ſehen. Das große Zimmer im zweiten Stock, das nicht weit entfernt von ſeiner Kammer lag, wurde jede Nacht abgeſchloſſen, von dort aus konnte er alſo auch nicht hinabſehen. Auf dem Vorplatz, der die Kammern umher und den Saal verband, gingen zwar zwei Fenſter gegen die Brücke hinaus, ſie waren aber vergittert und hoch, ſo daß man zwar ins Freie hinüber, aber nicht hinab auf die Brücke ſehen konnte.

Es blieb ihm daher nichts übrig, als ſich irgendwo zu verbergen, wenn er den nächtlichen Beſuch ſehen wollte. Im erſten Stock war dies nicht möglich, weil dort ſo viele Leute wohnten, daß er leicht entdeckt werden konnte. Doch als er den Thorweg und die Ställe muſterte, die unter dem Schloß in den Felſen gehauen waren, bemerkte er an der Zugbrücke eine Niſche, die von den Thorflügeln bedeckt wurde, welche man nur, wenn der Feind vor den Thoren war, verſchloß. Dies war der Ort, der ihm Sicherheit und zugleich Raum genug zu gewähren ſchien, um zu beobachten, was um ihn her vorging; links vor der Niſche ſchloß ſich die Zugbrücke an das Thor, rechts war die Treppe, die hinaufführte, vor ihm der Thorweg, den jeder gehen mußte, der ins Schloß kam. Dorthin beſchloß er in der kommenden Nacht ſich zu ſchleichen.

Um acht Uhr kam der Knappe mit der Lampe, um ihm wie gewöhnlich ins Bett zu leuchten. Der

Herr des Schloſſes und ſeine Tochter ſagten ihm freundlich gute Nacht. Er ſtieg hinan in ſeine Kammer, er entließ den Knecht, der ihn ſonſt entkleidete, und warf ſich angekleidet auf das Bette; er lauſchte auf jeden Glockenſchlag, den die Nachtluft aus dem Dorfe hinter dem Walde herübertrug; oft ſchloſſen ſich ſeine Augen; oft ſchwebte er ſchon auf jener unſichern Grenze zwiſchen Wachen und Schlafen, wo ſich die Seele nur mit ermatteten Kräften gegen die Bande des Schlummers ſträubt, aber immer wieder rang er ſich los, wenn ſeine Gedanken klar genug waren, um ihm ſeinen Zweck ins Gedächtniß zurückzuführen.

Zehn Uhr war längſt vorüber; die Burg war ſtill und todt, Georg raffte ſich auf, zog die ſchweren Sporen und Stiefel ab, hüllte ſich in ſeinen Mantel und öffnete behutſam die Thüre ſeiner Kammer. Er hielt den Athem an, um ſich nicht durch Schnauben zu verrathen; die Angeln ſeiner Thüre knarrten, er hielt an, er lauſchte, ob niemand dieſe verrätheriſchen Töne gehört habe. Es blieb alles ſtill; der Mond fiel in mattem Schein auf den Vorplatz; Georg pries ſich glücklich, daß ihn dieſes trügeriſche Licht nicht zum zweiten Mal verrathen werde. Er ſchlich weiter an die Wendeltreppe; noch einmal hielt er an, um zu lauſchen, ob alles ſtille ſey; er hörte nichts als das Sauſen des Windes und das Rauſchen der Eichen über der Brücke. Er ſtieg behutſam hinab. In der Stille der Nacht tönt alles lauter, und Dinge erwecken die Aufmerkſamkeit, die man am Tage nicht beachtet hätte. Wenn Georgs Fuß auf ein Sandkörnchen trat, ſo rauſchte es auf der gewölbten Wendeltreppe, daß er erſchrak und glaubte, man müſſe es im ganzen Hauſe gehört haben. Er kam an dem erſten Stock vorüber; er lauſchte, er hörte niemand, aber auf dem Heerd in der Küche flackerte ein luſtiges Feuer. Jetzt war er unten. Zu dem Weg von ſeiner Kammer bis zum Thor, den er ſonſt in einem Augenblicke zurücklegte, hatte er eine Viertelſtunde verwandt.

Er ſtellte ſich in die Niſche und zog den Thorflügel noch näher zu ſich her, ſo daß er völlig von ihm bedeckt war. Eine Spalte in der Thüre war groß genug, daß er durch ſie Alles beobachten konnte. Noch war alles ſtill im Schloß. Nur flüchtige Tritte glaubte er über ſich zu vernehmen, es war wohl Marie, die geſchäftig hin und her ging.

Nach einer tödtlich langen Viertelſtunde ſchlug es im Dorfe elf Uhr. Dies war die Zeit des nächtlichen Beſuches, Georg ſchärfte ſein Ohr, um zu vernehmen, wann er komme. Nach wenigen Minuten hörte er oben den Hund anſchlagen, zugleich rief über dem Graben eine tiefe Stimme: „Lichtenſtein!“

„Wer da?“ fragte man aus der Burg.

„Der Mann iſt da!“ antwortete jene Stimme, die Georg von ſeinem Beſuch in der Höhle ſo wohl bekannt war.

Ein alter Mann, der Burgwart, kam aus einer Kaſematte, die in den Grundfelſen gehauen war. Er öffnete mit einem wunderlich geformten Schlüſſel das Schloß der Zugbrücke. Indem er noch damit beſchäftigt war, ſtürzte in großen Sprüngen der Hund die Treppe herab; er winſelte, er wedelte mit dem Schwanz, er hüpfte an dem Burgwart hinauf, als wolle er ihm behülflich ſeyn, die Brücke für ſeinen Herrn herabzulaſſen. Und jetzt kam auch Marie, ſie trug ein Windlicht und leuchtete damit dem Alten, der mit ſeinem Aufſchließen nicht zurecht zu kommen ſchien.

„Spute dich, Balthaſar!“ flüſterte ſie, „er wartet ſchon eine gute Weile, und draußen iſts kalt und es weht ein garſtiger Wind.“

„Jetzt nur noch die Kette los, gnädiges Fräulein,“ antwortete er, „dann ſollt Ihr gleich ſehen, wie ſchön meine Brücke fällt. Ich habe auch, wie Ihr befohlen habt, die Fugen mit Oel geſchmiert, daß ſie nicht mehr knarren und die Frau Roſel aus ihrem ſanften Schlaf aufwecken.“

Die Ketten rauſchten in die Höhe, die Brücke ſenkte ſich langſam nach außen und legte ſich über den Abgrund; der Mann aus der Höhle, in ſeinen groben Mantel eingehüllt, ſchritt herüber. Georg hatte ſich das Bild dieſes Mannes tief ins Herz geprägt, und doch überraſchten ihn aufs neue ſeine auffallend kühnen Züge, ſein gebietendes Auge, ſeine freie Stirne, das Kräftige, Gewaltige in ſeinen Bewegungen.

Der Schein des Windlichtes fiel auf ihn und Marie, und noch lange Jahre bewahrte Georg die Erinnerung an dieſe Gruppe. Die ſchlanke Geſtalt der Geliebten, das dunkle Haar, deſſen Flechten aufgegangen waren und nun um den zierlichen Hals herabſtrömten, die blendende Stirne, das ſinnige blaue Auge, dem die langen dunkeln Wimpern und die ſchöngeſchwungenen Bogen der Brauen einen eigenthümlichen

Reiz gaben, der kleine rothe Mund, die zarte Farbe ihrer Wangen, dies alles, überſtrahlt von dem Lichte, das ſie in der Hand hielt, bewirkte, daß Georg glaubte, die Geliebte nie ſo reizend geſehen zu haben, als in dieſem Augenblick, wo der Contraſt gegen die ſcharfen, kräftigen Formen des Mannes, der neben ihr ſtand, ihr zartes liebliches Weſen noch mehr hervorhob.

Der nächtliche Gaſt half mit beinahe übermenſchlicher Kraft dem alten Pförtner die Brücke wieder aufziehen. Dann zog ſich der Alte zurück und Georg vernahm folgendes Geſpräch:

„Iſt Nachricht da von Tübingen? iſt Max Stumpf zurück? Ich leſe Unglück in Euren Mienen!“

„Nein, Herr, er iſt noch nicht zurück,“ ſagte Marie; „der Vater erwartet ihn aber noch dieſe Nacht.“

„Daß ihm der Teufel Füße mache! Ich muß warten bis er kommt, und ſollte es Tag darüber werden. — Hu! eine kalte Nacht, Fräulein,“ ſagte der Geächtete, „meine Schuhu und Käuzlein in der Nebelhöhle muß es auch gewaltig frieren, denn ſie ſchrien und jammerten in kläglichen Tönen, als ich heraufſtieg.“

„Ja, es iſt kalt,“ antwortete ſie, „um keinen Preis möchte ich mit Euch hinabſteigen; und wie ſchauerlich muß es ſeyn, wenn die Käuzlein ſchreien; mir graut, wenn ich nur daran denke.“

„Wenn Junker Georg Euch begleitete, ginget Ihr doch mit,“ erwiederte jener lächelnd, indem er das erröthende Geſicht des Mädchens am Kinn ein wenig in die Höhe hob; nicht wahr, mit dem ginget Ihr in die Hölle? Was das für eine Liebe ſeyn muß! Weiß Gott, Euer Mund iſt ganz wund; gar zu arg müßt Ihr es doch nicht machen mit Küſſen.“

„Ach Herr!“ flüſterte Marie, indem ſich aufs neue eine dunkle Röthe über die zarten Wangen goß, „wie mögt Ihr nur ſo ſprechen? Wißt Ihr, daß ich gar nicht mehr herabkomme, Euch gar nicht mehr koche, wenn Ihr ſo von mir und dem Junker denket?“

„Nun, einen Scherz müßt Ihr mir ſchon gelten laſſen,“ ſagte der Ritter und kniff ſie in die erröthenden Wangen; „ich habe ja in meiner Behauſung da unten ſo wenig Zeit und Gelegenheit zum Scherzen. Aber was gebt Ihr mir, wenn ich für den Junker ein gutes Wort einlege beim Vater, daß er ihn Euch zum Mann gibt? Ihr wißt, der Alte thut, was ich haben will, und wenn ich ihm einen Schwiegerſohn empfehle, nimmt er ihn unbeſehen.“

Marie ſchlug die ſchönen Augen auf und ſah ihn mit freundlichen Blicken an. „Gnädigſter Herr,“ antwortete ſie, „ich will es Euch nicht wehren, wenn Ihr für Georg ein gutes Wort ſprechet; übrigens iſt ihm der Vater ſchon ſehr gewogen.“

„Ich frage, was ich für ein gutes Wort bekomme? Alles hat ſeinen Preis; nun, was wird mir dafür?“

Marie ſchlug die Augen nieder. „Ein ſchöner Dank,“ ſagte ſie; „aber kommt Herr, der Vater wird ſchon längſt auf uns warten.“

Sie wollte vorangehen, der Geächtete aber ergriff ihre Hand und hielt ſie auf. Georgs Herz pochte beinahe hörbar, es wurde ihm bald heiß, bald kalt, er faßte den

Thürflügel und wäre nahe daran geweſen, dieſe Fürſprache um einen fixen Preis zu verbitten.

„Warum ſo eilig?“ hörte er den Mann der Höhle ſagen. „Nun, ſey es um ein Küßchen, ſo will ich loben und preiſen, daß dein Vater ſogleich den Pfaffen holen läßt, um das heilige Sacrament der Ehe an euch zu vollziehen.“ Er ſenkte ſein Haupt gegen Marien herab; Georg ſchwindelte es vor den Augen, er war im Begriff, aus ſeinem Hinterhalt hervorzubrechen. Das Fräulein aber ſah jenen Mann mit einem ſtrafenden Blicke an. „Das kann unmöglich Euer Gnaden Ernſt ſeyn,“ ſagte ſie, „ſonſt hättet Ihr mich zum letzten Mal geſehen.“

„Wenn Ihr wüßtet, wie erhaben und ſchön Euch dieſer Trotz ſteht,“ ſagte der Ritter mit unerſchütterlicher Freundlichkeit, „Ihr ginget den ganzen Tag im Zorn und in der Wuth umher. Uebrigens habt Ihr Recht, wenn man ſchon einen andern ſo tief im Herzen hat, darf man keine ſolche Gunſt mehr ausſpenden. Aber feurige Kohlen will ich auf Euer Haupt ſammeln, ich will dennoch den Fürſprecher machen. Und an Eurem Hochzeittag will ich bei Eurem Liebſten um einen Kuß anhalten, dann wollen wir ſehen, wer Recht behält.“

„Das könnet Ihr!“ ſagte Marie, indem ſie ihm lächelnd ihre Hand entzog und mit dem Licht voranging, „aber machet Euch immer auf eine abſchlägige Antwort gefaßt, denn über dieſen Punkt ſpaßt er nicht gerne.“

„Ja er iſt verdammt eiferſüchtig,“ entgegnete der Ritter im Weiterſchreiten; „ich könnte Euch davon eine Geſchichte erzählen, die mir ſelbſt mit ihm begegnet iſt; aber ich habe verſprochen zu ſchweigen“ —

Ihre Stimmen entfernten ſich immer mehr und wurden undeutlicher. Georg ſchöpfte wieder freier Athem. Er lauſchte und harrte noch in ſeiner Niſche, bis er niemand mehr auf den Treppen und Gängen hörte. Dann verließ er ſeinen Platz und ſchlich nach ſeiner Kammer zurück. Die letzten Worte Mariens und des Geächteten lagen noch in ſeinen Ohren. Er ſchämte ſich ſeiner Eiferſucht, die ihn auch in dieſer Nacht wieder unwillkürlich hingeriſſen hatte, wenn er bedachte, in welch unwürdigem Verdacht er die Geliebte gehabt und wie rein ſie in dieſem Augenblick vor ihm geſtanden ſey; er verbarg ſein erröthendes Geſicht tief in den Kiſſen und erſt ſpät entführte ihn der Schlummer dieſen quälenden Gedanken.

Als er am andern Morgen in die Herrenſtube hinabging, wo ſich um ſieben Uhr gewöhnlich die Familie zum Frühſtück verſammelte, kam ihm Marie mit verweinten Augen entgegen. Sie führte ihn auf die Seite und flüſterte ihm zu: „Tritt leiſe ein, Georg! der Ritter aus der Höhle iſt im Zimmer; er iſt vor einer Stunde ein wenig eingeſchlummert; wir wollen ihm dieſe Ruhe gönnen!“

„Der Geächtete?“ fragte Georg ſtaunend, „wie kann er es wagen, noch bei Tag hier zu ſeyn? iſt er krank geworden?“

„Nein,“ antwortete Marie, indem von neuem Thränen an ihren Wimpern hingen; „nein, es muß in dieſer Stunde noch ein Bote von Tübingen anlangen und dieſen will er erwarten. Wir haben ihn gebeten, beſchworen, er möchte doch vor Tag hinabgehen, er hat nicht darauf gehört; hier will er ihn erwarten.“

„Aber könnte denn der Bote nicht auch in die Höhle hinabkommen?“ warf Georg ein, „er ſetzt ſich ja umſonſt dieſer Gefahr aus.“

„Ach, du kennſt ihn nicht, das iſt ſein Trotz; wenn er ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt hat, ſo geht er nicht mehr davon ab, und nur zu leicht wird er mißtrauiſch; deßwegen konnten wir ihm nicht ſehr zureden, wegzugehen; er hätte glauben können, wir thun es nur wegen uns. Sein Hauptgrund zu bleiben iſt, daß er ſich gleich mit dem Vater berathen will, ſobald er Nachricht bekommt.“

Sie waren während dieſer Rede an die Thüre der Herrenſtube gekommen, Marie ſchloß ſo leiſe als möglich auf und trat mit Georg ein.

Die Herrenſtube unterſchied ſich von dem großen Gemach im obern Stock nur dadurch, daß ſie kleiner war. Auch ſie hatte die Ausſicht nach drei Seiten, durch Fenſter mit kleinen runden Scheiben, durch welche ſich die Morgenſonne in vielfarbigen Strahlen brach. Decke und Wände umzog ein Getäfel von ſchwarzbraunem Holz, mit farbigen Hölzern kunſtreich ausgelegt. Einige Ahnenbilder der Lichtenſteiner ſchmückten die Wand, welche keine Fenſter hatte, und Tiſche und Geräthſchaften zeigten, daß der Ritter von Lichtenſtein ein Freund alter Sitten und Zeiten ſey, und ſeinen Hausrath, wie er ihn vom Großvater empfangen hatte, auch auf die Tochter vererben wolle. Vor einem großen Tiſch in der Mitte des Zimmers ſaß der Herr des Schloſſes. Er hatte ſein Kinn mit dem langen Bart auf die Hand geſtützt und ſchaute finſter und regungslos in einen Becher, der vor ihm ſtand. Die Weinkannen und Deckelkrüge auf dem Tiſch, der Becher vor dem alten Herrn machte, daß man ungewiß war, ob er die Nacht beim Becher zugebracht habe, oder ob er ſo früh am Tage ſich durch einen guten Trunk Kräfte ſammeln wolle.

Er grüßte ſeinen jungen Gaſt, als dieſer an den Tiſch zu ihnen getreten war, durch ein leichtes Neigen des Hauptes, indem ein kaum bemerkliches Lächeln um ſeinen Mund zog. Er wies auf einen Becher und einen Stuhl zu ſeiner Seite; Marie verſtand den Wink, ſchenkte einen Becher voll und kredenzte ihn dem Geliebten mit jener holden Anmuth, die allem, was ſie that, einen eigenthümlichen Stempel aufdrückte. Georg ſetzte ſich an die Seite des Alten und trank.

Dieſer rückte ihm näher und flüſterte ihm mit heiſerer Stimme zu; „ich fürchte, es ſteht ſchlimm!“

„Habt Ihr Nachricht?“ fragte Georg eben ſo heimlich.

„Ein Bauer ſagte mir heute frühe, geſtern Abend haben die Tübinger mit dem Bunde gehandelt.“

„Gott im Himmel!“ rief Georg unwillkürlich aus.

„Seyd ſtill und weckt ihn nicht! er wird es nur zu frühe erfahren,“ entgegnete ihm jener, indem er auf die andere Seite der Stube deutete.

Georg ſah dorthin. An einem Fenſter der Seite, die gegen den jähen Abgrund liegt, ſaß der geächtete Mann. Er hatte den Arm auf das Sims geſtützt, die ſorgenvolle Stirne, das von Wachen müde Auge lag in der tapferen Hand — er ſchlummerte. Sein grauer Mantel war über die Schulter herabgefallen und ließ ein abgetragenes, unſcheinbares Lederkoller ſehen, in das die kräftige Geſtalt gehüllt war. Sein krauſes Haar fiel nachläßig um die Schläfe, und einige Büſche des gerollten Bartes quollen unter der Hand hervor.

Zu ſeinen Füßen lag ſein großer Hund; er hatte ſeinen Kopf auf den Fuß ſeines Herrn gelegt, ſeine treuen Augen hingen theilnehmend an dem Haupte des Geächteten.

„Er ſchläft,“ ſagte der Alte und zerdrückte eine Thräne in den Augen; „die Natur fordert die Schuld an den Körper und umhüllt die Seele mit einem wohlthätigen Schleier. Er athmet leicht, o daß es beruhigende Träume wären, die ihm vorſchweben! die Wirklichkeit iſt ſo traurig, wer ſollte ihm nicht wünſchen, daß er ſie im Traume vergißt!“

„Es iſt ein hartes Schickſal!“ erwiederte Georg, indem er wehmüthig auf den Schlafenden blickte. „Vertrieben von Haus und Hof, geächtet, in die Wüſte hinausgejagt! ſein Leben jedem Buben preis gegeben, der in der Ferne ſeinen Bolz auf ihn anlegt, bei Tag unter der Erde, bei Nacht wie ein Dieb umherſchleichen zu müſſen! wahrlich es iſt hart! Und dies alles, weil er ſeinem Herrn treu war und jene Bündler nach ſeinen Gütern gelüſteten.“

„Der Mann dort hat manches verfehlt in ſeinem Leben, ſprach der Ritter von Lichtenſtein mit tiefem Ernſt; „ich habe ihn beobachtet ſeit den Tagen ſeiner Kindheit bis zu dieſer Stunde; ich kann ihm das Zeugniß geben, er hat das Gute und Rechte gewollt. Zuweilen waren die Mittel falſch, die er anwandte, zuweilen verſtand man ihn nicht, zuweilen ließ er ſich von der Hitze der Leidenſchaft hinreißen — aber wo lebt der Menſch, von dem man dies nicht ſagen könnte? Und wahrlich, er hat es grauſam gebüßt!“ Er hielt inne, als hätte er ſchon mehr geſagt, als er ſagen wollte, und umſonſt ſuchte Georg über den Vertriebenen mehr zu erfahren. Der Alte verſank in Stillſchweigen und tiefes Sinnen.

Die Sonne war über die Berge heraufgekommen, die Nebel fielen, Georg trat ans Fenſter, die herrliche Ausſicht zu genießen. Unter dem Felſen von Lichtenſtein, wohl dreihundert Klafter tief, breitet ſich ein liebliches Thal aus, begrenzt von waldigen Höhen, durchſchnitten von einem eilenden Waldbach; drei Dörfer liegen freundlich in der Tiefe; dem Auge, das in dieſes Thal hinabſieht, iſt es, als ſchaue es aus dem Himmel auf die Erde. Steigt das Auge vom tiefen Thale aufwärts an den waldigen Höhen, ſo begegnet es maleriſch-gruppirten Felſen und den Bergen der Alb, hinter dem Bergrücken ſteigt die Burg Achalm hervor und begrenzt die Ausſicht in der Nähe. Aber vorbei an den Mauern von Achalm dringt rechts und links das Auge tiefer ins Land. Der Lichtenſtein liegt den Wolken ſo nahe, daß er Würtemberg überragt. Bis hinab ins tiefſte Unterland können frei und ungehindert die Blicke ſtreifen. Entzückend iſt der Anblick, wenn die Morgenſonne ihre ſchrägen Strahlen über Würtemberg ſendet. Da breiten ſich dieſe herrlichen Gefilde wie ein bunter Teppich vor dem Auge aus; in dunklem Grün, in kräftigem Braun der Berge beginnt es, und alle Farben und Schattirungen ſind in dieſem wundervollen Gewebe, das in lichtem Blau ſich endlich mit der Morgenröthe verſchmilzt. Welche Ferne von Lichtenſtein bis Aſperg, und welches Land dazwiſchen! Es iſt kein Flachland, keine Ebene; viele Wellungen von Hügeln und Bergen ziehen ſich hinauf und herunter, und von Hügeln zu Hügeln, welche breite Thäler und Ströme in ihrem Schooße bergen, hüpft das Auge zu dem fernen Horizont.

Georg betrachtete bewundernd; er ſtrengte ſeine Augen mehr und mehr an, er ſuchte in die Weite zu dringen, und jedes Schloß, jedes Dorf in der weiten Ausſicht zu unterſcheiden. Marie ſtand neben ihm; ſie theilte ſeine Bewunderung, obgleich ſie ſeit ihrer früheſten Kindheit dieſes Schauſpiel genoſſen. Sie zeigte ihm flüſternd jeden Fleck, ſie wußte ihm jede Thurmſpitze zu nennen. „Wo iſt eine Stelle in deutſchen Landen,“ ſprach Georg, in dieſen Anblick verſunken, „die ſich mit dieſer meſſen könnte! Ich habe Ebenen geſehen und Höhen erſtiegen, von wo das Auge noch weiter dringt, aber dieſe lieblichen Gefilde zeigen ſie nicht. So reiche Saaten, Wälder von Obſt, und dort unten, wo die Hügel bläulicher werden, ein Garten von Wein! Ich habe noch keinen Fürſten beneidet, aber hier ſtehen zu können, hinaus zu blicken von dieſer Höhe und ſagen zu können, dieſe Gefilde ſind *mein*!“

Ein tiefer Seufzer in ihrer Nähe ſchreckte Marien und Georg aus ihren Betrachtungen auf. Sie ſahen ſich um, wenige Schritte von ihnen ſtand im Fenſter der Geächtete, und blickte mit trunkenen, glänzenden Blicken über das Land hin, und Georg war ungewiß, ob ſeine

Worte oder das Andenken an ſein Unglück die Bruſt dieſes Mannes bewegt hatten.

Er begrüßte Georg und reichte ihm die Hand. Dann wandte er ſich zu dem Herrn des Schloſſes, und fragte, ob noch immer keine Botſchaft da ſey? „Der von Schweinsberg iſt noch nicht zurück,“ antwortete dieſer.

Der Geächtete trat ſchweigend an das Fenſter zurück und ſchaute in die Ferne. Marie füllte ihm einen Becher. „Seyd getroſten Muthes, Herr!“ ſagte ſie, „ſchauet nicht mit ſo finſtern Blicken auf das Land. Trinket von dieſem Wein, er iſt gut würtembergiſch und wächst dort unten an jenen blauen Bergen.“

„Wie kann man traurig bleiben,“ antwortete er, indem er ſich wehmüthig lächelnd zu Georg wandte, „wenn über Würtemberg die Sonne ſo ſchön aufgeht und aus den Augen einer Würtembergerin ein ſo milder blauer Himmel lacht? Nicht wahr, Junker, was ſind dieſe Berge und Thäler, wenn uns ſolche Augen, ſolche treue Herzen bleiben? Nehmt Euren Becher und laßt uns darauf trinken; ſo lange wir Land beſitzen in den Herzen, iſt nichts verloren: Hie gut Würtemberg allezeit!“ *

„Hie gut Würtemberg allezeit!“ erwiederte Georg und ſtieß an. Der Geächtete wollte noch etwas hinzuſetzen, als der alte Burgwart mit wichtiger Miene hereintrat. „Es ſind zwei Krämer vor der Burg,“ meldete er, „und begehren Einlaß.“

„Sie ſind's, ſie ſind's!“ riefen in einem Augenblick der Geächtete und Lichtenſtein. „Führ' ſie herauf.“

Der alte Diener entfernte ſich; eine bange Minute folgte dieſer Meldung; alle ſchwiegen, der Ritter von

Lichtenſtein ſchien mit ſeinen feurigen Augen die Thüre durchbohren, der Geächtete ſeine Unruhe verbergen zu wollen, aber die ſchnelle Röthe und Bläſſe [illegible] uf ſeinen ausdrucksvollen Zügen wechſelte, zeigte[illegible] die Erwartung deſſen, was er hören werde, ſein [illegible]s Weſen in Aufruhr brachte. Endlich vernahm man Schritte auf der Treppe, ſie näherten ſich dem Gemach; der gewaltige Mann zitterte, daß er ſich am Tiſche halten mußte, ſeine Bruſt war vorgebeugt, ſein Auge hing ſtarr an der Thüre, als wolle er in den Mienen des Kommenden ſogleich Glück oder Unglück leſen — jetzt ging die Thüre auf.

V.

> — — Wie du nun ſo ganz
> Verlaſſen da ſtehſt und ſo ganz entblößt,
> Und wie nun ich, dein einz'ger Lehensmann,
> Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
> Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
> Dir Dienſt zu leiſten bis zum letzten Hauch.
>
> L. Uhland.

Auch Georg hatte erwartungsvoll hingeſehen. Er muſterte mit ſchnellem Blick die Eintretenden; in dem Einen erkannte er ſogleich den Pfeifer von Hardt, der Andere war — jener Krämer, den er in der Herberge von Pfullingen geſehen hatte. Der letztere warf einen Pack, den er auf dem Rücken getragen, ab, riß das Pflaſter weg, womit er ein Auge bedeckt hatte, richtete ſich aus ſeiner gebückten Stellung auf, und ſtand nun als ein unterſetzter, ſtark gebauter Mann, mit offenen kräftigen Zügen vor ihnen.

„Max Stumpf!“ rief der Geächtete mit dumpfer Stimme, „wozu dieſe finſtere Stirne? Du bringſt uns gute Botſchaft, nicht wahr, ſie wollen uns das Pförtchen öffnen, ſie wollen mit uns aushalten bis auf den letzten Mann?“

Max Stumpf von Schweinsberg warf einen bekümmerten Blick auf ihn. „Machet Euch auf Schlimmes gefaßt, Herr!“ ſagte er. „Die Botſchaft iſt nicht gut, die ich bringe.“

„Wie?“ entgegnete jener, indem die Röthe des Zornes über ſeine Wangen flog und die Ader auf ſeiner Stirne ſich zu heben begann; „wie, du ſagſt, ſie zaudern, ſie ſchwanken? Es iſt nicht möglich! ſieh dich wohl vor, daß du nichts Uebereilteſt ſagſt; es iſt der Adel des Landes, von dem du ſprichſt.“

„Und dennoch ſage ich es,“ antwortete Schweinsberg, indem er einen Schritt weiter vortrat; „im Angeſichte vor Kaiſer und Reich will ich es ſagen, ſie ſind Verräther.“

„Du lügſt!“ ſchrie der Vertriebene mit ſchrecklicher Stimme. „Verräther, ſagſt du? Du lügſt! Wie wagſt du es, vierzig Ritter ihrer Ehre zu berauben? Ha! geſtehe, du lügſt!“

„Wollte Gott, ich allein wäre ein Ritter ohne Ehre, ein Hund, der ſeinen Herrn verläßt. Aber alle vierzig haben ihren Eid gebrochen; Ihr habt Euer Land verloren, Herr Herzog! Tübingen iſt über.“

Der Mann, dem dieſe Rede galt, ſank auf einen Stuhl am Fenſter; er bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, als ſuche ſie vergeblich nach Athem, und ſeine Arme zitterten.

Die Blicke aller hingen gerührt und ſchmerzlich an ihm, vor allen Georgs, denn wie ein Blitz hatte der Name des Herzogs das Dunkel erhellt, in welchem ihm bisher dieſer Mann erſchienen war. Er war es ſelbſt, es war Ulerich von Würtemberg! In einem ſchnellen Fluge zog es an ſeiner Seele vorüber, wie er dieſen Gewaltigen zuerſt getroffen, wie er ihn tief in der Erde Schooß beſucht, welche Worte jener zu ihm geſprochen, wie ſein ganzes Weſen ihn ſchon damals überraſcht und angezogen hatte; es war ihm unbegreiflich, daß er nicht längſt ſchon von ſelbſt auf dieſe Entdeckung gekommen war.

Eine geraume Weile wagte niemand das Schweigen zu brechen. Man hörte nur die tiefen Athemzüge des Herzogs und das Winſeln ſeines treuen Hundes, der ſein Unglück zu kennen und zu theilen ſchien. Endlich winkte Lichtenſtein dem Ritter von Schweinsberg, ſie traten zu Ulerich, ſie faßten ſein Gewand und ſchienen ihn erwecken zu wollen; er blieb unbeweglich und ſtumm. Marie hatte weinend in der Ferne geſtanden, ſie nahte ſich jetzt mit unſicheren zagenden Schritten, ſie legte ihre ſchöne Hand auf ſeine Schulter, ſie blickte ihn bange an, ſie faßte ſich endlich ein Herz und flüſterte: „Herr Herzog! hie iſt noch gut Würtemberg alleweg!“

Ein tiefer Seufzer löste ſich aus ſeiner gepreßten Bruſt, aber ſeine Hände drückten ſich feſter auf die Augen, er ſah nicht auf. Jetzt nahte auch Georg. Unwillkürlich kam ihm der heldenmüthige Ausdruck dieſes Mannes in die Seele, jene gebietende Erhabenheit, die er ihm, als er ihn zum erſten Mal geſehen, gezeigt hatte; jedes Wort, das er damals geſprochen, kehrte wieder, und der junge Mann wagte es, zu ihm zu ſprechen: „Warum ſo kleinmüthig, Mann ohne Namen? Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!“

Wie ein Zauber wirkten dieſe Worte auf Ulerich von Würtemberg. Sey es dieſer ſein Wahlſpruch, ſey es jene Miſchung von Seelengröße, Trotz und wahrer Erhabenheit über das Unglück, was ihm bei ſeinen Zeitgenoſſen den Namen des „Unerſchrockenen“ erwarb — er zeigte ſich von dieſem Augenblick an ſeines Namens würdig.

„Das war das rechte Wort, mein junger Freund, ſprach er zur Verwunderung aller mit feſter Stimme, indem er ſeine Hände ſinken ließ, ſein Haupt ſtolzer aufrichtete, und das alte kriegeriſche Feuer aus ſeinen Augen loderte; „das war das rechte Wort. Ich danke dir, daß du mir es zugerufen. Tretet vor, Max Stumpf, Ritter von Schweinsberg, und berichtet mir über Eure Sendung. Doch reiche mir zuvor einen Becher, Marie!“

„Es war letzten Donnerſtag, daß ich Euch verließ,“ hob der Ritter an; „Hans ſteckte mich in dieſe Kleidung und zeigte mir, wie ich mich zu benehmen habe. In Pfullingen kehrte ich ein, um zu probiren, ob man mich nicht kenne, aber die Wirthin gab mir ſo gleichgültig einen Schoppen, als habe ſie den Ritter Stumpf in ihrem Leben nicht geſehen, und ein Rathsherr, den ich noch vor acht Tagen tüchtig ausgeſcholten hatte, trank mit mir, als hätte ich Zeitlebens den Kram auf dem Rücken getragen. Der junge Herr dort war auch in der Schenke.“

Der Herzog ſchien ſich an dieſer Erzählung zu zerſtreuen; munterer, als man bei ſo großem Unglück hätte denken ſollen, fragte er: „Nun Georg, du haſt ihn geſehen; ſah er ſo recht aus, wie ein ſchäbiger, filziger Krämer? Wie?“

„Ich denke, er hat ſeine Rolle gut geſpielt,“ antwortete der junge Mann lächelnd.

„Von Pfullingen zog ich Abends noch fürbaß bis nach Reutlingen. Dort war in der Weinſtube ein ganzer Trieb Bündiſcher: Augsburger, Nürnberger, Ulmer, alle möglichen Städtler, und jubilirten mit den Reutlingern, daß man die Hirſchgeweihe wieder von ihrem Wappen genommen, die Ihr ihnen aufgeſetzt habt. Sie ſchimpften und ſangen Spottlieder über Euch, die bewieſen, wie ſehr ſie Euch noch immer fürchten. Am Charfreitag früh ging ich nach Tübingen; das Herz pochte mir, als ich das Burgholz herunter kam und das ſchöne Neckarthal vor meinen Blicken lag und die feſten Thürme und Zinnen von Tübingen vom Berg herüber ragten.

Der Herzog preßte die Lippen zuſammen, wandte ſich ab und ſah hinaus ins Weite. Der von Schweinsberg hielt inne und blickte theilnehmend auf ſeinen Herrn, doch jener winkte ihm, fortzufahren.

„Ich ſtieg hinab ins Thal und wandelte weiter nach Tübingen. Die Stadt war ſchon ſeit vielen Tagen von den Bündiſchen beſetzt, und nur wenige Truppen ſtanden mehr im Lager, das ſie über dem Ammerthal auf dem Berge geſchlagen hatten. Ich beſchloß, mich in die Stadt zu ſchleichen und hinzuhorchen, wie es mit dem

Schloß ſtehe, ehe denn ich auf dem geheimen Wege zur Beſatzung ginge. Ihr kennet die Herberge in der obern Stadt, nicht weit von der Sanct Georgenkirche; dort trat ich ein und ſetzte mich zum Weine. Die bündiſchen Ritter, ſo erfuhr ich unterwegs, kehrten oft dort ein, daher ſchien mir dies der beſte Platz zu meinem Zweck.“

„Ihr wagtet viel,“ unterbrach ihn Herr von Lichtenſtein; „wie leicht konnten Leute da ſeyn, die Euch abkaufen wollten, und da wäre der Krämer bald entdeckt geweſen!“

„Ihr vergeßt, daß es Feſttag war,“ entgegnete jener, ich hatte alſo guten Grund, mein Bündel nicht auszupacken und anzupreiſen nach Krämerſitte. Doch ſo leicht wäre ich wohl nicht entdeckt worden, habe ich doch an Georg von Frondsberg ein Büchslein mit Wundbalſam verkauft! Weiß Gott, ich hätte lieber mit ihm geſtritten, daß er es gleich hätte brauchen können. — Es war noch das Hochamt in der Kirche, daher war niemand in der Herberge; vom Wirth aber erfuhr ich, daß die Ritter im Schloß einen Waffenſtillſtand bis Oſtermontag früh gemacht haben. Als die Kirche aus war, kamen richtig, wie ich mir gedacht hatte, viele Ritter und Herren in die Herberge zum Frühtrunk. Ich ſetzte mich in einen Winkel auf die Ofenbank, wie es armen Leuten geziemt in Gegenwart ſo großer Herren.“

„Wen ſahſt du dort?“ fragte der Herzog.

„Ich kannte einige, andere errieth ich aus dem Geſpräch, das ſie führten. Es war Frondsberg, Alban von Cloſen, die Huttiſchen, Sickingen und noch viele; bald trat auch der Truchſeß von Waldburg ein. Ich zog die Kappe tiefer ins Geſicht, als ich ihn ſah, denn er wird noch nicht vergeſſen haben, wie ich ihn vor fünfzehn Jahren im Lanzenſtechen zu Nürn[illegible] von der Mähre warf.“

„Saht Ihr nicht auch den Hauptmann Hans von Breitenſtein?“ unterbrach ihn Georg.

Breitenſtein? daß ich nicht wüßte; doch ja, ſo hieß wohl jener, der den Hammelſchlägel auf einen Sitz verzehrte. Jetzt fingen ſie an, von der Belagerung zu reden, und vom Waffenſtillſtand. Sie ſprachen hin und her, oft flüſterten ſie auch unter einander, doch ich habe gute Ohren, und vernahm, was mir nicht lieb war. Der Truchſeß nämlich erzählte, daß er einen Pfeil in die Burg habe ſchießen laſſen, mit einem Brieflein an Ludwig von Stadion. Es muß dies ſchon mehrere Mal geſchehen ſeyn, denn die Ritter verwunderten ſich nicht, als er weiter fortfuhr und ſagte, wie er auf demſelben Weg eine Antwort erhalten habe.“

Des Herzogs Stirne verfinſterte ſich. „Ludwig von Stadion!“ rief er ſchmerzlich „Ich hätte Häuſer auf ihn gebaut! Er war mir ſo lieb, ich that ihm alles, was ich ihm an den Augen anſehen konnte — er hat mich zuerſt verrathen?“

„Im Brieflein ſtand, daß er, der Stadion, und noch zwölf Andere der Fehde müde, auch ſchon halb und halb willens ſeyen, ſich zu ergeben; Georg von Hewen aber habe ihnen abgerathen.“

„Um den hab’ ichs nicht verdient,“ ſagte Ulerich; „ich war ihm gram, weil er mich oft getadelt hat, wenn ich nicht nach ſeinem Sinne that. Wie man ſich irren kann in den Menſchen! Hätte man mich gefragt, wer mich verrathen würde und wer dagegen ſpreche, ich hätte hier Stadion, dort vielleicht Georg von Hewen genannt!“

Im Brieflein ſtand auch noch weiter, daß Euer Durchlaucht vielleicht Entſatz bringen, oder, wenn dies nicht möglich, auf geheimen Wegen in die Burg ſich begeben wollen. Die Bündiſchen ſprachen mancherlei hierüber. Sie waren aber darin einig, daß man die Beſatzung zu einem Vergleich bringen müſſe, ehe Ihr heranrücktet oder gar ins Schloß kämet. Denn dann, meinten ſie, könnte ſie noch lange belagern müſſen. Wie ich nun dies alles hörte, ſchien es mir nicht gerathen, durch den geheimen Weg geradezu in die Burg zu gehen und mich zu entdecken; denn wie leicht konnte Stadion ſchon die Oberhand gewonnen haben, und dann war ich verrathen. Ich beſchloß, den Tag noch zu warten; hörte ich bis Samſtag früh nichts Schlimmeres über die Beſatzung, ſo wollte ich ins Schloß dringen und Euer Durchlaucht Schreiben übergeben. Ich ſtreifte im Lager und in der Stadt umher, und niemand hielt mich an; auch ſuchte ich mich immer in der Nähe der Oberſten zu halten; ſo kam der Nachmittag.“

„Das war noch Freitags, an dem Feſt?“ fragte Lichtenſtein.

„Am heiligen Freitag war's. Nachmittags um drei Uhr ritt Georg von Frondsberg mit etlichen andern Hauptleuten vor die Stadtpforte an dem Schloß und ſchrie hinauf, ob ſie im Schloſſe bauen? Ich ſtand nicht weit davon, und ſah, wie Stadion auf den Wall kam und antwortete: Nein, denn es wäre wider den Pakt des Stillſtandes; aber ich ſehe, daß ihr im Feld bauet. Georg von Frondsberg rief: So es geſchehen, iſt es ohne meinen Befehl geſchehen; wer biſt du? Da antwortete der im Schloß: ich bin Ludwig von Stadion. Drauf lächelte der Bündiſche und ſtrich ſich den Bart. Iſts alſo, wie du ſagſt, rief er, ſo will ichs wenden, ritt zu ein paar Schanzkörben und warf ſie um. Dann rief er dem Stadion zu, mit einigen Rittern herabzukommen, um mit einander einen Trunk zu thun.“

„Und ſie kamen?“ rief der Herzog, „die Ehrvergeſſenen kamen?“

„Auf dem Schloßberg vor dem äußerſten Graben iſt ein Platz, dort ſieht man weit ins Land; hinab ins Neckarthal, hinauf die Steinlach, hinüber an die Alb und Zollern, und viele Burgen ſchmücken die Ausſicht. Dorthin ließen ſie einen Tiſch bringen und Bänke, und die Bundesoberſten ſetzten ſich zum Wein. Dann ging das Thor von Hohen-Tübingen auf, die Brücke fiel über den Graben und Ludwig von Stadion mit noch ſechs Andern kamen über die Brücke; ſie brachten Eure ſilbernen Deckelkrüge, ſie brachten Eure goldenen Becher und Euren alten Wein, ſie grüßten die Feinde mit Gruß und Handſchlag, und ſetzten ſich, beſprachen ſich mit ihnen beim kühlen Wein.“

„Der Teufel geſegne es ihnen Allen!“ [5] unterbrach ihn der Ritter von Lichtenſtein, und ſchüttete ſeinen Becher aus. Der Herzog aber lächelte ſchmerzlich, und gab Max Stumpf einen Wink, fortzufahren.

„So thaten ſie ſich gütlich bis in die Nacht, und zechten, bis ſie rothe Köpfe bekamen und taumelten; ich ſtand nicht ferne und keine ihrer verrätheriſchen Reden entging mir. Als ſie aufbrachen, nahm der Truchſeß den Stadion bei der Hand. „Herr Bruder,“ ſagte er, „in Eurem Keller iſt ein guter Wein, laſſet uns bald ein, daß wir ihn trinken. Jener aber lachte darüber, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Wie ich nun ſah, daß die Sachen alſo ſtehen, beſchloß ich mit Gott, mein Leben dran zu ſetzen und in die Burg zu den Verräthern zu gehen. Ich ging hinaus bis in die Grafenhalde, wo der kleinere unterirdiſche Gang beginnt. Ungeſehen ſtieg ich hinab, und drang bis in die Mitte. Dort hatten ſie das Fallgatter herab gelaſſen und einen Knecht hingeſtellt; er legte an auf mich, als er mich durch die Finſterniß kommen hörte, und fragte nach der Loſung. Ich ſprach, wie ihr befohlen, das Loſungswort Eures tapfern Ahnherrn, Eberhards im Bart: „**Atempto**;“ der Kerl machte große Augen, zog aber das Gatter auf und ließ mich durch. Jetzt ging ich ſchnellen Schrittes weiter vor und kam heraus im Keller. Ich ſchöpfte einige Augenblicke Luft, denn der Athem war mir ſchier ausgeblieben in dem engen Gang.

„Armer Max! geh', trinke einen Becher, das Reden wird dir ſchwer,“ ſagte Ulerich; willig befolgte jener das gütige Geheiß ſeines Fürſten und ſprach dann mit friſcher Stimme weiter:

„Im Keller hörte ich viele Stimmen und es war mir, als zanke man ſich. Ich ging den Stimmen nach und ſah eine ganze Schaar der Beſatzung vor dem großen Faß ſitzen und trinken. Es waren einige von Stadions Partei, und Hewen und mehrere der Seinigen. Sie hatten Lampen aufgeſtellt und große Humpen vor ſich; es ſah ſchauerlich aus, faſt wie das Vehmgericht. Ich barg mich in ihrer Nähe hinter ein Faß und hörte, was ſie ſprachen. Georg von Hewen ſprach mit rührenden Worten zu ihnen und ſtellte ihnen ihre Untreue vor; er ſagte, wie ſie ja gar nicht nöthig haben, ſich zu ergeben, wie ſie auf lange mit Vorräthen verſehen ſeyen, wie Euer Durchlaucht ein Heer ſammeln werden, Tübingen zu entſetzen, wie eher die Belagerer in Noth kommen, als ſie."

„Ha! wackerer Hewen! und was gaben ſie zur Antwort?"

„Sie lachten und tranken; da hat es gute Weile, bis der ein Heer ſammelt! Wo das Geld her nehmen und nicht ſtehlen? ſagte einer. Hewen aber fuhr fort und ſagte: wenn es auch nicht ſo bald möglich ſey, ſo müßten ſie ſich doch halten bis auf den letzten Mann, wie ſie Euch zugeſchworen, ſonſt handeln ſie als Verräther an ihrem Herrn. Da lachten ſie wieder, und tranken und ſagten: wer will auftreten und uns Verräther nennen? Da rief ich hinter meinem Faß hervor: ich, ihr Buben, ihr ſeyd Verräther am Herzog und am Land! Alle waren erſchrocken, der Stadion ließ ſeinen Becher fallen, ich aber trat hervor, nahm meine Kappe ab und den falſchen Bart, ſtellte mich hin und zog Euren Brief aus dem Wamms. Hier iſt ein Brief von eurem Herzog, ſagte ich, er will, ihr ſollet euch nicht übergeben, ſondern zu ihm halten; er ſelbſt will kommen und mit euch ſiegen oder in dieſen Mauern ſterben."

„O Tübingen!" ſagte der Herzog mit Seufzen, „wie thöricht war ich, daß ich dich verließ! Zwei Finger meiner Linken gäbe ich um dich; was ſage ich, zwei Finger? die Rechte ließ ich mir abhauen, könnte ich dich damit erkaufen, und mit der Linken wollte ich dem Bund den Weg zeigen! Und gaben ſie nichts, gar nichts auf meine Worte?“

„Die Falſchen ſahen mich finſter an und ſchienen nicht recht zu wiſſen, was ſie thun ſollten. Hewen aber vermahnte ſie nochmals. Da ſagte Ludwig von Stadion, ich komme ſchon zu ſpät. Achtundzwanzig der Ritterſchaft wollen ſich der Fehde mit dem Bunde begeben und den Herzog ſolche allein ausmachen laſſen. Komme er wieder mit Heeresmacht ins Land, ſo wollen ſie getreulich zu ihm ſtehen, aber aufs Ungewiſſe wollen ſie den Krieg nicht fortführen, denn ihre Burgen und Güter werden ſo lange beſchädigt und gebrandſchatzt, bis ſie nicht mehr gegen den Bund dienen. Ich verlangte nun, ſie ſollen mich hinaufführen in den Ritterſaal, ich wolle verſuchen, ob nicht Männer da ſeyen, das Schloß zu halten, ich zählte auf, wen ich noch für treu halte, die Nippenburg, die Gültlingen, die Ow, die beiden Berlichingen, die Weſterſtetten, die Eltershofen, Schilling, Reiſchach, Welwart, Kaltenthal, — der von Hewen aber ſchüttelte den Kopf und ſagte, ich habe mich in manchem geirrt.“

„Und Stammheim, Thierberg, Weſterſtetten, meine Getreuen, haſt du ſie nicht geſehen?“

„O ja, ſie ſaßen im Keller beim Stadion und tranken Euren Wein. Hinauf wollten ſie mich aber nicht laſſen. Selbſt Hewen, ſelbſt Freiberg und Heideck, die mit ihm waren, riethen ab; ſie ſagten, die zwei Parteien ſeyen ohnedies ſchon ſchwierig gegen einander, der

Stadion habe die Mehrzahl für ſich und auch den größten Theil der Knechte. Wenn ich hinauf gehe, komme es im Schloßhof und im Ritterſaal zum Kampfe, und es bleibe ihnen, als den Geringeren, nichts übrig, als zu ſterben. So gerne ſie nun auch für Euch den letzten Blutstropfen aufwenden, ſo wollen ſie doch lieber in der Feldſchlacht gegen den Feind fallen, als von ihren Landsleuten und Waffenbrüdern todt geſchlagen werden. Da blieb mir nichts übrig, als ſie zu bitten, ſie möchten ſich des Prinzen Chriſtoph und Eures zarten Töchterleins annehmen und ihnen das Schloß bei der Uebergabe erhalten. Einige ſagten zu, andere ſchwiegen und zuckten die Achſel, ich aber gab den Verräthern meinen Fluch als Chriſt und Ritter, ſagte fünf von ihnen auf, und lud ſie zum Kampf auf Leben und Tod, wenn der Krieg zu Ende ſey; dann wandte ich mich und ging auf demſelben Wege aus der Burg, wie ich gekommen war."

„Herr Gott im Himmel! hätte ich dies für möglich gehalten!" rief Lichtenſtein. Zweiundvierzig Ritter, zweihundert Knechte, eine feſte Burg, und ſie doch verrathen! Unſer guter Name iſt beſchimpft; noch in ſpäten Zeiten wird man von unſerem Adel ſprechen und wie ſie ihr Fürſtenhaus im Stich gelaſſen; das Sprüchwort „treu und ehrlich wie ein Würtemberger" iſt zum Hohn geworden!"

„Wohl konnte man einſt ſagen, treu wie ein Würtemberger," ſprach Herzog Ulerich und eine Thräne fiel in ſeinen Bart. „Als mein Anherr Eberhard einſt hinabritt gen Worms, und mit den Churfürſten, Grafen und Herren zu Tiſche ſaß, da ſprachen und rühmten ſie viel vom Vorzug ihrer Länder. Der Eine rühmte ſeinen Wein, der Andere ſprach von ſeiner Frucht, der Dritte gar von ſeinem Wild, der Vierte grub Eiſen in ſeinen Bergen. Da kam es auch an Eberhard im Bart. Von Euren Schätzen weiß ich nichts aufzuweiſen, ſagte er, doch gehe ich Abends durch den dunkelſten Wald, und komm' ich Nachts durch die Berge und bin müd' und matt, ſo iſt ein treuer Würtemberger bald zur Hand, ich grüße ihn und leg' mich in ſeinen Schooß und ſchlafe ruhig ein. Deß wunderten ſich alle und ſtaunten und riefen: Graf Eberhard hat Recht! und ließen treue Würtemberger leben. Geht jetzt der Herzog durch den Wald, ſo kommen ſie und ſchlagen ihn todt, und leg ich meine Treuen in die Burgen, kaum wende ich den Rücken, ſo handeln ſie mit dem Feind. Die Treue ſoll der Kukuk holen! — doch fahre fort, gib mir den Kelch bis auf die Hefen, ich bin der Mann dazu, ohne Furcht den Grund zu ſehen.“

„Nun, daß ich's kurz ſage, ich hielt mich noch in Tübingen auf, bis ich Gewißheit bekäme, wegen der Uebergabe. Geſtern am Oſtermontag ſind ſie zuſammen gekommen; ſie haben die Pakten ſchriftlich aufgeſetzt und nachher durch den Herold auf den Straßen ausrufen laſſen, um fünf Uhr Abends haben ſie das Schloß übergeben. Ihr ſeyd der Regierung förmlich entſetzt. Prinz Chriſtoph, Euer Söhnlein, behält Schloß und Amt Tübingen, doch zu des Bundes Dienſt und unter ſeiner Obervormundſchaft, und in das Uebrige, heißt es, werden ſich die Herren theilen. Ich habe viel Jammer erfahren in meinem Leben, ich habe einen Freund im

Lanzenſtechen umgebracht, ein liebes Kind iſt mir geſtorben und mein Haus abgebrannt, aber ſo wahr mir Gott gnädig ſey und ſeine Heiligen, mein Schmerz war nie ſo groß als in jener Stunde, wo ich des Bundes Farben neben Euer Durchlaucht Panieren aufpflanzen, als ich ihr rothes Kreuz Würtembergs Geweihe und den Helm mit dem Jagdhorn bedecken ſah!“

So ſprach Max Stumpf von Schweinsberg. Die Sonne war während ſeiner Erzählung völlig heraufgekommen, auch an den äußerſten Bergen war der Nebel gefallen, und was um die fernen Höhen von Aſperg zog, war ein Duft, der wie ein zarter Schleier vom Horizont herabhing und die Gegenden, über welche er ſich breitete, nur in noch reizenderem Lichte durchſchimmern ließ. Angethan mit dem ſanften Grün der Saaten, mit den dunkleren Farben der Wälder, geſchmückt mit freundlichen Dörfern, mit glänzenden Burgen und Städten, lag Würtemberg in ſeiner Morgenpracht. Sein unglücklicher Fürſt überſchaute es mit trüben Blicken. Die Natur hatte ihm einen feſten Muth und ein Herz gegeben, das Kummer und Elend nicht zu brechen vermochte; nicht zu jeder Stunde, nicht jedem theilte er ſeine Empfindungen mit, und wenn ein großes Unglück über ihn kam, pflegte er zu ſchweigen und zu handeln.

Auch in dieſen ſchrecklichen Momenten, wo mit der letzten feſten Burg ſeine letzte Hoffnung gefallen war, verſchloß er einen großen Schmerz in einer tapfern Bruſt. Wer ſtand je an dem Sarg einer Mutter und fühlte nicht, wenn er den letzten Blick auf die theuren bleichen Züge, auf den verſtummten Mund warf, bittere

Empfindungen in ſich aufſteigen? Es iſt die Reue, was in ſolchen Augenblicken den Menſchen übermannt. Man erinnert ſich, wie unendlich viel ſie für uns gethan, wie ſie uns als Kind ſo liebreich hegte, wie ihr kein Opfer zu ſchwer ward, das ſie dem Jüngling nicht gebracht hätte. Und wie haben wir vergolten? wir waren gleichgültig gegen ſo viele rührende Liebe, wir glaubten, es müſſe nun einmal ſo ſeyn, wir waren ſogar undankbar und murrten, wenn nicht alle unſere Wünſche ſchnell erfüllt wurden, wir verpraßten ihr Gut und achteten nicht auf ihre ſtillen Thränen.

Jetzt, wo dieſes liebevolle Auge uns nicht mehr ſieht, wo dieſes Ohr auf immer verſchloſſen iſt, das nur auf unſere Wünſche lauſchte, wo dieſe Hände unſern letzten Druck nicht mehr fühlen, dieſe Hände, die uns mühſam nährten: jetzt beſtürmen alle jene Gefühle von Reue, Dankbarkeit, Liebe unſere Bruſt, deren eines hingereicht hätte in den vorigen Tagen, ſie glücklich zu machen!

Ein ähnliches Gefühl der Reue war es, was drückend auf der Bruſt Ulerichs von Würtemberg lag, als er auf ſein Land hinabſchaute, das auf ewig für ihn verloren ſchien. Seine edlere Natur, die er oft im Gewühle eines prächtigen Hofes und betäubt von den Einflüſterungen falſcher Freunde verleugnet hatte, trauerte mit ihm, und es war nicht ſein Unglück allein, was ihn beſchäftigte, ſondern auch der Jammer des okkupirten Landes.

Als er ſich daher nach geraumer Zeit von dem Anblick in die Ferne zu ſeinen Freunden wandte, ſtaunten ſie über den Ausdruck ſeiner Züge. Sie hatten erwartet, Zorn und Grimm über den Verrath ſeiner Edlen auf ſeiner Stirne, in ſeinen Augen zu leſen; aber es war eine tiefe Rührung, ein ſtiller, großer Schmerz, was ſeinen Mienen einen Ausdruck von Milde gab, den ſie nie an ihm gekannt hatten.

„Max! wie verfahren ſie gegen das Landvolk?“ fragte er.

„Wie Räuber,“ antwortete dieſer; „ſie verwüſten ohne Noth die Weinberge, ſie hauen die Obſtbäume nieder und verbrennen ſie am Wachtfeuer, Sickingens-Reiter traben durch das Saatfeld und treten nieder, was die Pferde nicht freſſen. Sie mißhandeln die Weiber und preſſen den Männern das Geld ab. Schon jetzt murrt das Volk aller Orten, und laſſet erſt den Sommer kommen und den Herbſt! Wenn aus den zerſtampften Fluren kein Korn aufgeht, wenn auf den verwüſteten Bergen keine Weinbeere wächſt, wenn ſie erſt noch die ungeheure Kriegsſteuer, die der Bundesrath umlegen wird, bezahlen müſſen, — da wird das Elend erſt recht angehen.“

„Die Buben!“ rief der Herzog und ein edler Zorn ſprühte aus ſeinen Augen, „ſie rühmten ſich mit großen Worten, ſie kämen, um Würtemberg von ſeinem Tyrannen zu befreien, es zu entheben aller Noth. Und ſie hauſen wie im Türkenkrieg. Aber ich ſchwöre es, ſo mir Gott eine fröhliche Urſtänd gebe und ſeine Heiligen gnädig ſeyn wollen meiner Seele, wenn keine Saat aufgeht in den verwüſteten Thälern des Neckars und auf ſeinen Höhen keine Traube reift, ich will kommen und mähen und Garben ſchneiden — in ihren Gliedern, ich will kommen mit ſchrecklichen Winzern, will ſie treten und keltern und ihr Blut verzapfen. Ich will rächen, was ſie an mir und meinem Land gethan, ſo mir der Herr helfe.“

„Amen!“ ſprach der Ritter von Lichtenſtein. „Aber ehe Ihr hereinkommt, müßt Ihr auf gute Art hinaus ſeyn aus dem Land. Es iſt keine Zeit zu verlieren, wenn Ihr ungefährdet entkommen wollt.“

Der Herzog ſann eine Weile nach und antwortete dann: „Ihr habt Recht, ich will nach Mömpelgart; von dort aus will ich ſehen, ob ich ſo viele Mannſchaft an mich ziehen kann, um einen Einfall in das Land zu wagen. Komm her, du treuer Hund, du wirſt mir folgen ins Elend der Verbannung. Du weiſt nicht, was es heißt, die Treue brechen und den Eid vergeſſen.“

„Hier ſteht noch einer, der dies auch nicht kennt,“ ſagte Schweinsberg und trat näher zu dem Herzog. „Ich will mit Euch ziehen nach Mömpelgart, wenn Ihr meine Begleitung nicht verſchmähet.“

Aus den Augen des alten Lichtenſtein blitzte ein kriegeriſches Feuer. „Nehmt auch mich mit Euch, Herr!“ ſagte er. „Meine Knochen taugen freilich nicht mehr viel, aber meine Stimme iſt noch vernehmlich im Rath.“

Marie ſah mit leuchtenden Blicken auf den Geliebten; über die Wangen Georgs von Sturmfeder zog ein glühendes Roth, ſein Auge leuchtete vom Muth der Begeiſterung.

„Herr Herzog!“ ſagte er, „ich habe Euch meinen Beiſtand angetragen in jener Höhle, als ich nicht wußte, wer Ihr ſeyet, Ihr habt ihn nicht verſchmäht. Meine Stimme gilt nicht viel im Rath, aber könnet Ihr ein Herz brauchen, das recht treu für Euch ſchlägt, ein Auge, das für Euch wacht, wenn Ihr ſchlafet, und einen Arm, der die Feinde von Euch abwehrt, ſo nehmt mich auf und laſſet mich mit Euch ziehen!"

Alle jene Empfindungen, die ihn zu dem Manne ohne Namen gezogen hatten, loderten in dem Jüngling auf, ſein Unglück und die erhabene Art, wie er es trug, vielleicht auch jener aufmunternde Blick der Geliebten, erhöhten dieſe Flammen zur Begeiſterung und zogen ihn zu den Füßen des Herzogs ohne Land.

Der alte Herr von Lichtenſtein blickte mit ſtolzer Freude auf ſeinen jungen Gaſt, gerührt ſah ihn der Herzog an und bot ihm ſeine Hand, hob ihn auf von den Knien und küßte ihn auf die Stirne.

„Wo ſolche Herzen für uns ſchlagen," ſagte er, „da haben wir noch feſte Burgen und Wälle, und ſind noch nicht arm zu nennen. Du biſt mir lieb und werth, Georg von Sturmfeder, du wirſt mich begleiten, mit Freuden nehme ich deine treuen Dienſte an. Max Stumpf von Schweinsberg, dich brauche ich zu wichtigerem Geſchäft, als meinen Leib zu decken. Ich werde dir Aufträge geben nach Hohentwiel und der Schweiz; Eure Begleitung, guter Lichtenſtein, kann ich nicht annehmen. Ich ehre Euch wie einen Vater, Ihr habt getreu an mir gehandelt, Ihr habt mir allnächtlich Eure Burg geöffnet; ich will's vergelten. Wenn ich mit Gottes Hülfe wieder ins Land komme, ſoll Eure Stimme die erſte ſeyn in meinem Rath."

Sein Auge fiel auf den Pfeifer von Hardt, der demüthig in der Ferne ſtand: „Komm her, du getreuer Mann!“ rief er ihm zu und reichte ihm ſeine Rechte, „du haſt dich einſt ſchwer an uns verſchuldet, aber du haſt treu abgebüßt, was du gefehlt.“

„Ein Leben iſt nicht ſo ſchnell vergolten, ſagte der Bauer, indem er düſter zum Boden blickte, „noch bin ich in Eurer Schuld, aber ich will ſie zahlen.“

„Gehe heim in deine Hütte, ſo iſt mein Wille; treibe deine Geſchäfte wie zuvor, vielleicht kannſt du uns treue Männer ſammeln, wenn wir wieder ins Land kommen. Und Ihr, Fräulein! wie kann ich Eure Dienſte lohnen? Seit vielen Nächten habt Ihr den Schlaf geflohen, um mir die Thüre zu öffnen und mich zu ſichern vor Verrath! Erröthet nicht ſo, als hättet Ihr eine große Schuld zu geſtehen; jetzt iſt es Zeit zu handeln. Alter Herr!“ wandte er ſich zu Mariens Vater, „ich erſcheine als Brautwerber vor Euch, Ihr werdet den Eidam nicht verſchmähen, den ich euch zuführe.“

„Wie ſoll ich Eure Reden verſtehen, gnädigſter Herr?“ ſagte der Ritter, indem er verwundert auf ſeine Tochter ſah.

Der Herzog ergriff Georgs Hand und führte ihn zu jenem. „Dieſer liebt Eure Tochter und das Fräulein iſt ihm nicht abhold, wie wäre es, alter Herr, wenn Ihr ein Pärlein aus ihnen machtet? Zieht nicht die Stirne ſo finſter zuſammen, es iſt ein ebenbürtiger Herr, ein tapferer Kämpe, deſſen Arm ich ſelbſt verſuchte, und jetzt mein treuer Geſelle in der Noth.“

Marie ſchlug die Augen nieder, auf ihren Wangen wechſelte hohe Röthe mit Bläſſe, ſie zitterte vor dem Ausſpruch des Vaters. Dieſer ſah ſehr ernſt auf den jungen Mann: „Georg,“ ſagte er, „ich habe Freude an Euch gehabt ſeit der erſten Stunde, daß ich Euch ſah; ſie möchte übrigens nicht ſo groß geweſen ſeyn, hätte ich gewußt, was Euch in mein Haus führte.“

Georg wollte ſich entſchuldigen, der Herzog aber fiel ihm in die Rede: „Ihr vergeſſet, „daß ich es war, der ihn zu Euch ſchickte mit Brief und Siegel, er kam ja nicht von ſelbſt zu Euch; doch was beſinnet Ihr Euch ſo lange? Ich will ihn ausſtatten wie meinen Sohn, ich will ihn belehnen mit Gütern, daß Ihr ſtolz ſeyn ſollet auf einen ſolchen Schwiegerſohn.“

„Gebt Euch keine Mühe weiter, Herr Herzog,“ ſagte der junge Mann gereizt, als der Alte noch immer unſchlüſſig ſchien. „Es ſoll nicht von mir heißen, ich habe mir ein Weib erbettelt und ihrem Vater mich aufdrängen wollen; dazu iſt mein Name zu gut.“ Er wollte im Unmuth das Zimmer verlaſſen, der Ritter von Lichtenſtein aber faßte ſeine Hand; „Trotzkopf!“ rief er, wer wird denn gleich ſo aufbrauſen? da, nimm ſie, ſie ſey dein, aber — denke nicht daran, ſie heimzuführen, ſo lange ein fremdes Banner auf den Thürmen von Stuttgart weht. Sey dem Herrn Herzog treu, hilf ihm wieder ins Land zu kommen, und wenn du treulich aushältſt: am Tag, wo ihr in Stuttgarts Thore einzieht, wo Würtemberg ſeine Fahnen wieder aufpflanzt und ſeine Farben von den Zinnen wehen, will ich dir mein Töchterlein bringen und du ſollſt mir ein lieber Sohn ſeyn!“

„Und an jenem Tag,“ ſprach der Herzog, „wird das Bräutchen noch viel ſchöner erröthen, wenn die Glocken tönen von dem Thurme und die Hochzeit in die Kirche ziehet! Dann werde ich zum Bräutigam treten und zum Lohn fordern, was mir gebührt. Da, guter Junge, gib ihr den Brautkuß! es iſt zu vermuthen, daß es nicht der erſte iſt; herze ſie noch einmal und dann gehörſt du mein bis an den fröhlichen Tag, wo wir in Stuttgart einziehen. Laſſet uns trinken, Ihr Herren, auf die Geſundheit des Brautpaars!“

Auf Mariens holden Zügen ſtieg ein Lächeln auf und kämpfte mit den Thränen, die noch immer aus den ſchönen Augen perlten. Sie goß die Becher voll und kredenzte den erſten dem Herzog mit ſo dankbaren Blicken, mit ſo lieblicher Anmuth, daß er Georg glücklich pries und ſich geſtehen mußte, manch anderer möchte um ſolchen Preis ſelbſt ſein Leben wagen.

Die Männer ergriffen ihre Becher und erwarteten, daß ihnen der Herzog einen guten Spruch dazu ſagen werde nach ſeiner Weiſe. Aber Ulerich von Würtemberg warf einen langen Abſchiedsblick auf das ſchöne Land, von dem er ſcheiden mußte, einen Augenblick wollte ſich eine Thräne in ſeinem Auge bilden, er wandte ſich kräftig ab. „Ich habe hinter mich geworfen,“ ſagte er, „was mir einſt theuer war, ich werde es wiederſehen in beſſeren Tagen. Doch hier in dieſen Herzen beſitze ich noch Länder. Beklaget mich nicht, ſondern ſeyd getroſten Muthes, wo der Herzog iſt und ſeine Treuen: hie gut Würtemberg alleweg!“

VI.

In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein bied'res Volk geliebt,
Wo mancher jetzt auf ſeiner Veſte hauſ't,
Der unter deinem Banner einſt gekämpft:
Dort muß von dir noch ein Gedächtniß ſeyn,
Dorthin ſey unſer irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm uns auf.
L. Uhland.

Wohl nie ſo ſchwül hat ein Sommer über Würtemberg gelegen, als der des Jahres 1519. Das ganze Land hatte dem Bunde gehuldigt und meinte, es werde jetzt Ruhe haben. Aber jetzt erſt zeigten die Bundesglieder deutlich, daß es nicht die Wiedereinnahme von Reutlingen geweſen ſey, was ſie zuſammenführte. Sie wollten bezahlt ſeyn, ſie wollten Entſchädigung haben für ihre Mühe. Die Einen wollten, man ſolle Würtemberg unter ſie theilen, die Andern, man ſolle es an Oeſterreich verkaufen, die Dritten wollten es Ulerichs Kindern erhalten, aber unter des Bundes Obervormundſchaft. Sie ſtritten ſich um den Beſitz des Landes, auf das weder der Eine noch der Andere gerechte Anſprüche machen konnte. Das Land ſelbſt war in Spaltung und Parteien. Es ſollte die Kriegskoſten decken, und doch war niemand da, der zahlen wollte. Die Ritterſchaft hielt es für eine erwünſchte Gelegenheit, ſich ganz vom Lande los zu ſagen und ſich für unabhängig zu erklären. Die Bürger und Bauern waren ausgeſogen, ihre Felder waren verwüſtet und zertreten, ſie ſahen nirgends eine Ausſicht, ſich zu erholen; die Geiſtlichkeit wollte auch nicht allein bezahlen, und ſo war alles in Hader und Streit. Es ging auch vielen tief zu Herzen, daß ihr angeborner Fürſt ſo ſchnöde behandelt worden war; manchem kam jetzt, da der Herzog fern von dem Lande ſeiner Väter in Verbannung hauſte, Reue und Sehnſucht an. Sie verglichen ſein Regiment mit dem jetzigen; es war nicht beſſer, wohl aber ſchlimmer geworden. Aber ſie lebten unter zu hartem Zwang, als daß ſie ihre Schmerzen hätten offenbaren können.

Der Regentſchaft des Bundes entging dieſe Unzufriedenheit des Volkes nicht; ſie mußte, wie ſich in alten Berichten findet, „manche ſeltſame und böſe Rede“ hören; ſie ſuchte durch geſchärfte Strenge ſich Anhänglichkeit zu erwerben; ſie ſtreute Lügen über den Herzog aus.* Man gebot den Prieſtern, gegen ihn zu predigen, wer von ihm Gutes rede, ſoll gefangen werden, wer ihn heimlich unterſtütze, ſoll der Augen beraubt, ſogar enthauptet werden.

Aber Ulerich hatte noch treue Leute unter dem Landvolk, die ihm auf geheimen Wegen Kunde brachten, wie es in Würtemberg ſtehe. Er ſaß in ſeiner Grafſchaft Mömpelgard, und harrte dort mit den Männern, die ihm ins Unglück gefolgt waren, auf günſtige Gelegenheit, in ſein Land zu kommen. Er ſchrieb an viele Fürſten, er beſchwor ſie, ihm zu Hülfe zu kommen; aber keiner nahm ſich ſeiner ſehr thätig an. Er ſchrieb an die zur neuen Kaiſerwahl verſammelten Churfürſten, ſie halfen nicht; das Einzige, was ſie thaten, war, dem neuen Kaiſer in ſeiner Capitulation eine Clauſel anzuhängen, die Würtemberg und den Herzog betraf. —

er hat ſie nicht geachtet. Als ſich der Herzog von aller Welt alſo verlaſſen ſah, wankte er dennoch nicht, ſondern ſetzte Alles daran, ſein Land mit eigener Macht wieder zu erobern. Es waren einige Umſtände, die für ihn ſehr günſtig ſchienen. Der Bund hatte nämlich, als er Kunde bekam, daß ſich niemand des Vertriebenen annehmen wolle, ſeine Völker entlaſſen; die meiſten Städte und Burgen behielten nur ſehr ſchwache Beſatzungen, und ſelbſt in Stuttgart waren nur wenige Fähnlein Knechte gelaſſen worden.

Durch dieſe Maßregel aber hatte ſich der Bund einen Feind erworben, den man gering ſchätzte, der aber viel zur Aenderung der Dinge beitrug, — es waren dies die Landsknechte. Dieſe Menſchen, aus allen Enden und Orten des Reichs zuſammengelaufen, boten gewöhnlich dem ihre Hülfe an, der ſie am beſten zahlte, für was und gegen wen ſie kämpften, war ihnen gleichgültig. Um ſie zu halten, mußte man ihnen vieles nachſehen, und Raub, Mord, Plünderung, Brandſchatzen führten ſie auf ihre eigene Fauſt aus, um ſich zu entſchädigen, wenn ſie den Sold nicht richtig bekamen. Georg von Frondsberg war der erſte geweſen, der ſie durch ſein Anſehen im Heere, durch tägliche Uebungen und unerbittliche Strenge nur einigermaßen im Zaum hielt; er hatte ſie in regelmäßige Rotten und Fähnlein eingetheilt, er hatte ihnen beſtimmte Hauptleute gegeben, er hatte ſie gelehrt, geordnet und in Reihen und Gliedern zu fechten. Sie zeigten aber jetzt, daß ſie aus einer guten Schule kamen; denn als ſie vom Bunde entlaſſen waren, liefen ſie nicht wie früher, zerſtreut durch das

Land, um Dienſte zu ſuchen; ſondern rotteten ſich zuſammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten aus ihrer Mitte Hauptleute,’ und ſelbſt einen Oberſten in der Perſon des langen Peters. Sie waren ſchwierig auf den Bund, nährten ſich von Raub und Brandſchatzen im Land und führten Krieg auf eigene Rechnung. Die Anarchie war in Würtemberg ſo groß, daß ihnen niemand die Spitze bot. Der Bund hatte ſich von Streitkräften entblößt und war zu ſehr mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, als daß er das arme Land von dieſer Bande befreit hätte; die Ritterſchaft war uneinig, ſie ſaßen auf den Schlöſſern und ſahen ruhig dieſem Treiben zu; die Beſatzung der Städte war zu gering, um ihnen mit Kraft Einhalt zu thun, und Bürger und Bauern ſahen ſogar dieſen Haufen gerne, wenn ſeine Forderungen nur nicht allzu groß waren, denn die Landsknechte ſchimpften weidlich auf den Bund, dem niemand hold war; ja es ging ſogar die Sage, dieſe Kriegsmänner ſeyen nicht abgeneigt, dem Herzog wieder zu ſeinem Land zu verhelfen.

Es war ein ſchöner Morgen in der Mitte Auguſts, als ſich dieſe Leute in einem Wieſenthale gelagert hatten, das der Grenze von Baden zunächſt gelegen war. Die rieſigen ſchwarzen Tannen und Föhren, die das Thal auf drei Seiten einſchloſſen, gehörten noch dem Schwarzwald an und das Flüßchen, das durch das Thal eilte, war die Würm. Halb überſchattet vom Wald, halb in den Weidenbüſchen des Thales verſteckt, lag das kleine Heer in wunderlichen Gruppen und pflegte der Ruhe. In der Entfernung von zweihundert Schritten ſah man

Poſten aufgeſtellt, deren blitzende Lanzen oder rothglühende Lunten ſchon von weitem Furcht einjagten. In der Mitte des Thales, im Schatten einer Eiche, ſaßen fünf Männer um einen ausgeſpannten Mantel, den ſie als Tiſch gebrauchten, um ein Spiel auf ihm zu ſpielen, das heute noch den Namen Landsknecht führt. Dieſe Männer zeichneten ſich vor ihren übrigen Genoſſen durch breite, rothe Binden aus, die ſie über die Schulter und Bruſt herabhängen hatten, ſonſt aber hatte ihre Bekleidung auch das zerriſſene und morſche Ausſehen, wie das der übrigen Soldateska. Einige hatten Sturmhauben auf, andere große Filzhüte, mit eiſernen Bändern beſchlagen, dazu Lederkoller, welche von Regen, Staub und Bivouaks alle mögliche Schattirungen erhalten hatten.

Bei näherem Blick erkannte man übrigens noch zwei Dinge, durch welche ſie ſich von ihren Kameraden unterſchieden. Sie führten nämlich keine Donnerbüchſen oder Spieße, wie ſie die Landsknechte gewöhnlich trugen, ſondern Raufdegen von ungemeiner Länge und Breite. Auch hatten ſie, wie es damals die Edelleute und Anführer trugen, auf ihren Hüten und Sturmhauben bunte wallende Federbüſche aus Hahnenſchwänzen, um ſich ein ritterliches Anſehen zu geben.

Die fünf Männer ſchienen große Geſchicklichkeit im Spiel zu beſitzen, vorzüglich aber einer, der ſich mit dem Rücken an die Eiche lehnte. Es war dies ein langer wohlbeleibter Mann. Er hatte einen Hut auf, deſſen Rand ſich wie ein bedeutender Mühlſtein um den Kopf zog; der Hut war mit einer Goldtreſſe beſetzt, auf der Stirnſeite war er mit dem goldenen Bild des heiligen

Petrus geſchmückt, aus welchem zwei ungeheure rothe Hahnenfedern hervorragten. Dieſer Mann mußte weit in der Welt herumgekommen ſeyn, denn er konnte auf franzöſiſch, italieniſch, ungariſch fluchen, ſeinen Bart aber trug er ungariſch; er hatte ihn nämlich mit Pech ſo zuſammen gedreht, daß er wie zwei eiſerne Stacheln auf beiden Seiten der Naſe eine Spanne in die Luft hinaus ſtarrte.

„Canto cacramento!“ rief dieſer große Mann mit einem dröhnenden Baß, „der kleine Wenzel iſt mein; drauf'! ich ſtech' ihn mit dem Eichelkönig.“

„Mein iſt er, mit Verlaub!“ rief ſein Nebenmann, „und der König dazu; da liegt die Eichelſau!“

„Mord de ma Vich, zagt der Franzoz, Hauptmann Löffler, Ihr wollt Eurem Oberſt dieſen Stich abjagen? Schämt Euch, ſchämt Euch! daz iſt ein Rebeller, der daz thut; Gott ſtraf mein' Zeel, Ihr wollt mich vom Regiment' abſetzen?“ Der große Mann funkelte zu dieſen Worten gräßlich mit den Augen, ſchob ſeinen großen Hut auf das Ohr, daß ſeine überhängenden Augbrauen und eine mächtige rothe Narbe auf der Stirne ſichtbar wurden, die ihm ein ungemein kriegeriſches Anſehen gaben.

„Beim Spiel, Herr Oberſt Peter, gilt keine Kriegsordnung,“ antwortete der andere Spieler. „Ihr könnet uns Haupleuten befehlen, ein Städtchen zu blokiren und zu brandſchatzen, aber beim Spiel iſt jeder Landsknecht ſo gut wie wir.“

„Ihr zeyd ein Meuter, ein Rebeller gegen die Obrigkeit, Gott ſtraf mein Zeel'! und wäre es nicht gegen meine Würde, ich wollt' Euch in Kochſtücke mazakeriren; aber ſpielt weiter.“

„Da liegt ein Dauß“ — „drauf der Quater“ — „den ſtech' ich mit dem Zinken,“ — „Schellenwenzel, wer ſticht den? —“

„Ich,“ ſprach der Große, „da liegt der Schellenkönig, Mordblei! der Stich iſt mein.“

„Wie bringſt du den Schellenkönig rauf?“ rief ein kleines dürres Männchen mit ſpitzigem Geſicht und kleinen giftigen Aeuglein und heiſerer Stimme, „hab' ich nicht geſehen, als du ausgabſt, daß er unten liegt? Er hat betrogen, der lange Peter hat ſchändlich betrogen!“

„Muckerle, Hauptmann vom achten Fähnlein! ich rath' Euch, haltet Euer Maul,“ ſagte der Oberſt; „bassa manelka! ich verſteh' keinen Spaß; die Mauz zoll den Löwen nicht erzürnen.“

„Und ich ſag's noch einmal; wo hätteſt du ſonſt den König her? Vor dem Papſt und dem König von Frankreich will ichs beweiſen, du falſcher Spieler!“

„Muckerle,“ erwiederte der Oberſt und zog kaltblütig ſeinen Degen aus der Scheide, „bete noch ein Ave Maria und ein Gratias, denn ich ſchlage dich todt, zo wie daz Spiel anz iſt.“

Die übrigen drei Männer wurden durch dieſe Streitigkeiten aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt. Sie erklärten ſich für den kleinen Hauptmann und gaben nicht undeutlich zu verſtehen, daß man dem Oberſten wohl dergleichen zutrauen könnte; dieſer aber vermaß ſich hoch und theuer, er habe nicht betrogen. „Wenn der heilige Petruz, mein gnädiger Herr Patron, den ich auf dem

Hut trage, ſprechen könnte, der würde mir, zo wahr er ein chriſtlicher Landsknecht war, bezeugen, daß ich nicht betrogen!“

„Er hat nicht betrogen,“ ſagte eine tiefe Stimme, die aus dem Baum zu kommen ſchien. Die Männer erſchracken und ſchlugen Kreuze wie vor einem böſen Spuk, ſelbſt der tapfere Oberſt erbleichte und ließ die Karte fallen; aber hinter dem Baum hervor trat ein Bauersmann, der mit einem Dolch bewaffnet war und eine Cither an einem ledernen Riemen auf der Schulter hängen hatte. Er ſah die Männer mit unerſchrockenen Blicken an und ſagte: „Es iſt, wie ich ſagte, dieſer Herr da hat nicht betrogen, er bekam ſchon beim Ausgeben Schellen- und Eichelkönig, Fünfe und Vier von Laub und den Schippenunter in die Hand.“

„Ha! du biſt ein wackerer Kerl!“ rief der Oberſt vergnügt, „zo wahr ich ein ehrlicher Landsknecht — will zagen Oberſt bin, ez iſt all’ wahr, waz du gezagt haſt.“

„Was iſt denn das?“ rief der kleine Hauptmann Muckerle mit giftigen Blicken, „wie hat ſich der Bauer da hereingeſchlichen, ohne daß unſere Wachen ihn meldeten? Das iſt ein Spion, man muß ihn hängen!“

„Zey nicht wunderlich, Muckerle! daz iſt kein Spioner. Komm’, zetz’ dich zu mir. Biſt ein Spielmann, daß du die Cittara umhängſt, wie ein Spanier, wenn er zu zeinem Schäzerl geht?“

„Ja, Herr! ich bin ein armer Spielmann; Eure Wachen haben mich nicht angehalten, als ich aus dem Wald kam. Ich ſah Euch ſpielen, und wagte es, den Herren zuzuſehen.“

Die Hauptleute dieſes Freicorps waren nicht gewohnt, ſo höflich mit ſich ſprechen zu hören, daher faßten ſie Zuneigung zu dem Spielmann und luden ihn ſehr herablaſſend ein, ſich zu ihnen zu ſetzen, denn ſie hatten in fremden Kriegsdienſten gelernt, daß große Könige und Feldherren ſehr vertraulich mit den Meiſtern des Geſanges umgehen.

Der Oberſte that einen Trunk aus einer zinnernen Flaſche, bot ſie dem kleinen Hauptmann und ſprach mit heiterer Stimme: „Muckerle, daz zoll mein Tod zeyn, waz ich getrunken, wenn ich nicht allez vergeſſe; Hader und Zank haben ein Ende; wir wollen nicht weiter ſpielen, ihr Herren! ich liebe Gezang und Lautenſpiel; wie wäre ez, wenn wir uns aufſpielen ließen?“

Die Männer willigten ein und warfen die Karten zuſammen; der Spielmann ſtimmte ſeine Cither und fragte, was er ſingen ſolle.

„Sing' ein Lied vom Spiel!“ rief einer, „weil wir gerade dran ſind.“

Der Spielmann ſann ein wenig nach und hub an:

„Von dem Zinken, Quater und Aß
Kommt mancher in des Teufels Gaß;
Von Quater, Zinken und von Dreien
Muß mancher Waffengo ſchreien;
Von Aß, Seß und Daus
Hat mancher gar ein ödes Haus;
Von Quater, Drei und Zinken
Muß mancher lauter Waſſer trinken;
Von Zinken, Drei und Quater
Weinen oft Mutter, Kind und Vater;
Von Zinken, Quater und Seß
Muß Jungfrau, Metz und Agnes
Oft gar lang' unberathen bleiben,
Will er die Läng' das Spiel betreiben.“

Der Oberſt Peter und die Hauptleute lobten das Lied und reichten dem Spielmann zum Dank die Flaſche. „Gott geſegne es Euch,“ ſagte dieſer, indem er die Flaſche zurückgab; „Viel Glück zu Eurem Zuge! Ihr ſeyd wohl Oberſten und Hauptleute des Bundes und ziehet wieder zu Feld; darf man fragen, gegen wen?“

Die Männer ſahen ſich an und lächelten, der Oberſte aber antwortete ihm: „Ganz unrecht habt Ihr nicht; wir haben früher dem Bund gedient, jetzt aber dienen wir niemand alz unz zelbſt und wer Leute braucht, wie wir zind.“

„Die Schweizer werden heuer ein gutes Jahr haben, man ſagt ja, der Herzog wolle wieder ins Land?“

„Aller Hund Krümmen komme auf die Schweizer!“ rief der Oberſt, „wie übel zind zie an ihm gefahren; der gute Herzog hat all’ zeine Hoffnung auf zie geſetzt, und **diavolo maledetto**, wie haben zie ihn im Stich gelaſſen bei Blaubeuern!“

„Sie haben ihn ſchändlich verlaſſen,“ ſagte der Hauptmann Muckerle mit heiſerer Stimme; „aber doch ſo man’s beim Licht b’ſieht, ſo g’ſchieht ihm wohl halb recht, dann er ſollt’ ſie je wohl kent haben; es leit doch am Tag, daß ſie kein dick’s Britlein boren. Der Tüfel hol’ ſie all’!“

„Ja, der Herzog hat halt nichts beſſeres haben können,“ entgegnete der Spielmann; „freilich, wenn er ſolche Herren gehabt hätte, wie ihr und eure tapfern Fähnlein, da wäre der Bund noch bei Ulm.“

„Du haſt da ein wahrez Wort geſprochen, guter Gezell! Landsknecht’ hätte er zollen haben und keine

Schwyzer. Und hält er zich jetzt wieder zu ihnen, zo weiß ich, waz ich von ihm halte. Landsknecht' hätt' er zollen haben, ich zag's noch einmal. Nicht wahr, Magdeburger?“

„Dat will ick man och meenen,“ antwortete der Magdeburger. „Landsknechte oder keener können den Hertog wieder up den Stuhl ſetzen. Die Schweizer können man gar nichts als mit den Hellebarden in die Glieder ſtechen; dat iſt all ihre Kunſt. Aber Ihr ſolltet man ſehen, wie wir die Donnerbüchſen laden, uf die Gabel legen un mit den Lunten d'rauf, dat dich dat Wetter! dat Manäfer macht uns keener nich nach; Gott ſtraf' mir, keener! Sie brauchen eine halve Stunde, um ihre Kugeln loszuſchießen, und wir Landsknechte eine halve Vertelſtunde.“

„Ja, alle Achtung vor den Herren Landsknechten,“ ſagte der Spielmann und lüftete ehrerbietig die Mütze; „freilich, euch Herren ſollt' er haben. Aber der Bund wird euch ſo gut belohnt haben, daß ihr dem armen Herzog nicht zu Hülfe ziehen möget.“

„Gelohnt, ſocht er?“ rief der fünfte Hauptmann und lachte; „jo wenn er's Geld von Blech ſchlagen könnt, der ſchwäbiſch' Hund! bei denen gilt's Sprüchwort:

Dien' wohl und fordre keinen Sold,
So werden dir die Herren hold.

Ich ſog, ſchlecht hot er uns zohlt; und wenn ſeine Durchlaucht der Herr Herzog mi hoben will, i ſteh'nem z'Dienſt wie jedem.“

„Ztaberl, du haſt Recht,“ ſagte der Oberſt und wichſte den ungariſchen Bart. „Mordblei! die Katz iſt gern, wo man ſie ſtrehlet; wenn der Herr Ulerich gut zahlt, zo wird, Gott ſtraf' mein Zeel', unſere ganze Mannſchaft mit ihm ziehen."

„Nun, das werdet Ihr bald ſehen können," entgegnete der Bauer liſtig lächelnd; „habt Ihr noch keine Antwort vom Herzog auf Eure Botſchaft?"

Der Oberſt Peter ward feuerroth bis in die Stirne. „Mordelement! wer biſt denn du, Menſchenkind, daz du mein Geheimnuz weißt? wer hat dir gezagt, daz ich zum Herzog ſchickte?"

„Zum Herzog hobt er g'ſchickt, Peter? Wos hobt er denn für G'hamnuß mitenonder, doß wir's nit wiſſen dörften? Sog's nur gleich!"

„Nun, ich hab' gedacht, ich müſſe wieder einmal für Euch alle denken, wie immer, und hab' einen Mann zum Herzog geſchickt, ihm in unzerm Namen einen ſchönen Gruz entboten und fragen laſſen, ob er unz brauchen könnt'? Dez Monats für den Mann einen halben Dickthaler, uns Oberſten und Hauptleut' aber einen Goldgülden und täglich vier Maaz alten Wein."

„Dat is keen bitterer Vorſchlach, der Teiwel! eenen Goldgülden monatlich? ich bin dabei und es wird keener wat dagegen haben. Haſt du Antwort von dem Hertog?"

„Bis jetzt noch keine; aber **bassa manelka**! wie kamſt du zu meinem Geheimnuz, Bauer? Ich hau' dir ein Ohr ab, Gott ſtraf' mein Zeel', zo thu' ich, wie mein Patron, der heilige Petruz, war auch ein Landsknecht, dem Malchus, der war von den jüdiſchen Schwyzern, ein Hellebardirer. Zag' ſchnell oder ich hau'."

„Langer Peter!“ rief der kleine Hauptmann Muckerle mit ängſtlicher Stimme, „laſſ' um Gott's willen den gehen, der iſt feſt und kann hexen; ich weiß noch wie heut, daß wir ihn in Ulm fangen ſollten und in Herrn von Krafts, des Rathsſchreibers Stall kamen, wo er ſich aufhielt, denn er war ein Kundſchafter, ſo machte er ſich klein und immer kleiner, bis er ein Spatz wurde und über uns 'naus flog.“

„Was?“ ſchrie der tapfere Oberſt und rückte von dem Spielmann hinweg, „der iſts? Wo dann der Magiſtrat auzrufen ließ, man zolle alle Spatzen todt ſchießen, weil zich ein würtemberger Spioner in einen verwandelt habe?“

„Der iſts,“ flüſterte Muckerle; „es iſt der Pfeifer von Hardt, ich hab' ihn gleich erkannt.“

Der Oberſt und die Hauptleute hatten ſich von ihrem Erſtaunen noch nicht ganz erholt. Sie ſahen den Mann, von welchem der Ruf ſo wunderbare Dinge erzählte, halb ängſtlich, halb neugierig an. Er ſelbſt hatte ein zu wohlgeübtes Ohr, als daß er nicht verſtanden hätte, was dieſe Leute unter ſich flüſterten; aber er that, als bemerkte er ihr Staunen und Verſtummen nicht; er beſchäftigte ſich ruhig mit ſeiner Cither. Endlich faßte ſich der lange Peter, wohlbeſtallter Oberſt dieſes Heeres, ein Herz, zwirbelte den Bart einige Mal, zog dann den ungeheuern Hut vom Kopf und ſprach: „Verzeihet doch, lieber Gezelle, werthgeſchätzter Pfeifer, daß wir zo ohne alle Umſtände mit Euch verfahren zind; konnten wir denn wiſſen, wen wir da neben unz haben? Zeit vielmal gegrüßet, hab' ſchon oft, Gott ſtraf' mein' Zeel', gedacht, möchte nur einmal den fürtrefflichen Kerl zehen, den Pfeifer von Hardt, der in Ulm am hellen Tag alz Spaß auzgeflogen.“

„Iſt ſchon gut,“ unterbrach ihn der Spielmann unmuthig; laſſet die alten Geſchichten ruhen. Nun, von wegen des Herzogs kam mir die Nachricht zu, ich ſoll Euch Herren auf den heutigen Tag aufſuchen, und wenn Ihr noch geneigt wäret, mit ihm zu ziehen, ſo wolle er gerne zahlen, was Ihr ihm vorgeſchlagen.“

„Canto cacramento! daz iſt ein frommer Herr! ein Goldgülden des Monats und täglich vier Maaz Wein! Er zoll leben!“

„Und wann wird er kommen?“ fragte der Hauptmann Löffler, „wo werden wir zu ihm ſtoßen?“

„Wenn kein Unglück geſchehen iſt, heute noch. Heute iſt er auf Heimsheim losgebrochen, die Beſatzung iſt ſchwach; wenn er ſie überwältigt hat, rückt er heute noch weiter.“

„Schaut! reitet dort unten nicht ein Geharniſchter? Sieht aus wie ein Ritter!“ Die Männer ſahen aufmerkſam nach dem Ende des Thales; dort ſah man einen Helm und Harniſch in der Sonne blinken, auch ein Pferd wurde hie und da ſichtbar. Der Pfeifer von Hardt ſprang auf und klimmte auf die Eiche hinan; von dieſem hohen Standpunkt konnte er das Thal beſſer überſehen; noch war der Reiter zu fern, als daß er ſeine Züge hätte unterſcheiden können, aber er glaubte ſeine Feldbinde zu erkennen, er glaubte den Mann zu erkennen, den er in dieſer Stunde erwartete.

„Was ſiehſt du?" riefen die Hauptleute, „iſt es einer, der zufällig durchs Thal reitet, oder glaubſt du, er kommt vom Herzog?"

„Richtig, weiß und blau iſt die Schärpe," ſprach der Pfeifer; „das iſt ſein langes Haar, ſo ſitzt er zu Pferd; ei, du Goldjunge, willkommen in Würtemberg! Jetzt ſieht er eure Wachen, jetzt reitet er auf ſie zu, ſchau, wie die Burſche ihre Lanzen vorſtrecken und die Beine ausſpreizen!"

„Ja, was Landsknechte ſind, die verſtehen den Kriegsbrauch! darf keiner vorbei, wo die Hauptleute liegen, ohne daß er Rede ſteht."

„Halt! jetzt rufen ſie ihn an; er ſpricht mit ihnen, ſie deuten hieher; er kommt!" Der Pfeifer von Hardt ſtieg mit freudeglühendem Geſicht vom Baum herab.

„Diavolo maledetto! bassam teremdete! Zie werden ihn doch nicht allein reiten laſſen? ez wird doch einer zein Roß am Zügel führen nach Kriegsbrauch! Wie? iſt ez ein Ritter, der kommt?"

„Ein Edelmann, ſo gut wie einer im Reich," antwortete der Pfeifer; „und der Herzog iſt ihm ſehr gewogen." Bei dieſer Nachricht ſtanden die Hauptleute auf, denn ob ſie ſich gleich nicht wenig einbildeten, Hauptleute zu heißen, ſo wußten ſie doch, daß ſie eigentlich nur Landsknechte und dem Ritter jedes Zeichen von Ehrerbietung ſchuldig ſeyen. Der Oberſt aber ſetzte ſich gravitätiſch am Fuß der Eiche nieder, ſtrich den Bart, daß er hell glänzte, ſetzte den großen Hut mit der Hahnenfeder zurecht, ſtützte ſich auf ſeinen großen Hieber und erwartete ſo den Ritter.

VII.

> Der Herzog iſt gekommen,
> Er liegt nicht weit im Feld;
> Er hats dem Feind genommen,
> Er bringt 'nen Sack mit Geld.
>
> G. Schwab.

Dem Platze, wo die Hauptleute und der lange Peter, ihr Oberſt, verſammelt waren, nahte ſich jetzt ein geharniſchter Reiter, deſſen Pferd von zwei Landsknechten geführt wurde. Der Ritter hatte das Viſir ſeines blanken Helmes herabgeſchlagen, die breiten Schultern und die kräftigen Lenden und Beine waren mit Platten und Schienen von Stahl verhüllt, aber die wallenden Federn ſeines Helmbuſches und die wohlbekannten Farben einer Schärpe, die über den Panzer herablief, die Haltung und das edle kräftige Weſen des Nahenden hatten dem Pfeifer von Hardt längſt geſagt, wen er zu erwarten habe. Und er betrog ſich nicht, denn einer der Knechte trat jetzt vor den Oberſt und berichtete, daß der „Edle von Sturmfeder“ mit den Anführern der geſammten Landsknechte etwas zu ſprechen habe.

Der lange Peter antwortete im Namen der Uebrigen: „Zag' ihm, er iſt willkommen, Peter Hunzinger der Oberſt, Ztaberl von Wien, Cunrad der Magdeburger, Balthaſer Löffler und der tapfere Muckerle, wohlbeſtallte Hauptleute, erwarten ihn zum Geſpräch. — Gott ſtraf' mein Zeel', er hat einen ſchönen Harniſch und einen Helm wie der König Franz, aber zein Gaul dürfte beſſer zeyn, Mordblei! er iſt an allen Vieren ſteif.“

„Dos iſt holt, ſog' ich, weil er den gonzen Sommer g'ſtonden iſt in Mömpelgard beim Herzog."

Die Männer belächelten den Witz des Wieners, doch hüteten ſie ſich, ihre Freude laut werden zu laſſen, denn der Ritter hielt nicht allzuferne. Noch immer machte er aber keine Miene, abzuſteigen und ſich ihnen zu nahen; er ſprach mit dem Knecht, ſchlug dann das Viſir auf und zeigte ein ſchönes, freundliches Geſicht. „Steht dort nicht Hans der Spielmann?" rief er mit lauter Stimme. „Erlaubet, daß er ein wenig zu mir trete."

Der Oberſt nickte dem Pfeifer zu, er ging und der Junker ſchwang ſich vom Pferde. „Willkommen in Würtemberg, edler Herr!" rief der Mann von Hardt, indem er den Handſchlag des Junkers treuherzig erwiederte. „Bringt Ihr gute Botſchaft? Ich ſeh's Euch an den Augen an, es ſteht gut mit dem Herzog."

„Komm! tritt hier ein wenig auf die Seite," ſagte Georg von Sturmfeder mit freudiger Haſt. „Wie ſteht es auf Lichtenſtein? denkt ſie an mich? haſt du einen Brief, ein paar Zeilen? o gib ſchnell! was läßt ſie mir ſagen, guter Hans?"

Der Pfeifer lächelte ſchlau über die Ungeduld des liebenden Jünglings. „Einen Brief hab' ich nicht; keine Zeile. Sie iſt geſund und der alte Herr auch; das iſt alles, was ich weiß."

„Wie!" unterbrach ihn Georg, „keinen Gruß? keine Botſchaft? So hat ſie dich gewiß nicht ziehen laſſen?"

„Als ich vorgeſtern Abſchied nahm, ſagte das Fräulein: ſag ihm, er ſoll ſich ſputen, daß er einziehet in Stuttgart; ſie wurde gerade ſo roth wie Ihr jetzt, da ſie dies ſprach.“

Der junge Mann erröthete voll freudiger Gefühle, ſein Auge glänzte und ein freundliches Lächeln zeigte, daß er den Sinn dieſer Worte verſtanden habe.

„Bald, bald werden wir einziehen, ſo Gott will,“ ſagte er. „Aber wie lebten ſie dieſen langen Sommer? nur dreimal kam uns Botſchaft von ihnen zu! Warſt du oft auf Lichtenſtein, Hans? War ſie traurig? Was ſprach ſie?“

„Lieber Herr,“ antwortete der Mann von Hardt, „geduldet Euch noch, auf dem Marſch will ich Euch ein Langes und Breites erzählen, für jetzt nur ſo viel: ſobald der Alte hört, daß Ihr auf Stuttgart ziehet, will er von Lichtenſtein aufbrechen und Euch die Braut zuführen. Denn er zweifelt nicht, daß Ihr die Stadt überwältiget. Habt Ihr Heimsheim?“

„Wir haben es; ich jagte mit zwölf Reitern in die Thore, ehe ſie ſich's verſahen. Die Beſatzung war zwar etwas ſtärker, als wir, aber muthlos und unzufrieden. Ich handelte mit ihnen in des Herzogs Namen, da glaubten ſie, er liege mit vielen Truppen noch im Hinterhalt, und ergaben ſich. So weit wären wir nun in Würtemberg, aber wie iſt der Weg weiter hin?“

„Offen, bis ins Herz offen. Ich bringe Euch wichtige Nachricht vom Ritter von Lichtenſtein; daß die gewaltigen Herren aus dem Lande ſind, wiſſet Ihr —“

„Sie halten einen Bundestag in Nördlingen,“ iſts nicht ſo? freilich wiſſen wir's, denn auf dieſe Nachricht brach der Herzog aus Baden auf.“

„Nun, und wenn die Katzen fort ſind, tanzen die Mäuſe auf dem Tiſch? Die Beſatzungen ſind überall unbeſorgt; an den Herzog denkt kein Bündler mehr, ſie ſind nur aufmerkſam auf den Bundestag, welchen Herrn wir bekommen werden; den Oeſterreicher, den Baier, den Prinzen Chriſtophel, oder ob uns der Städtebund, Augsburg und Aalen, Nürnberg und Bopfingen, regieren werde.“

„Welche Augen ſie machen werden!“ rief Georg lächelnd, „wenn der Stuhl ſchon beſetzt iſt, um welchen ſie ſtreiten!“

„Der Froſch hüpft wieder in ſein' Pfuhl,
Wenn er auch ſäß' auf einem goldnen Stuhl,“

ſagt's Sprüchwort; ſie werden ihre Büchſen auf die Schulter nehmen und 's Regieren ſeyn laſſen.“

„Und die Würtemberger? wie denken ſie jetzt vom Herzog? glaubſt du, er werde viel Anhang finden? Werden ſie uns zu Hülfe ziehen?“

„Was Bürger und Bauern ſind, ja. Von der Ritterſchaft weiß ich's nicht und der alte Herr zuckte die Achſel, wenn ich ihn fragte, und murmelte ein paar Flüche. Ich fürchte, es ſteht hier nicht alles, wie es ſoll. Aber Bürger und Bauern die ſind für den Herzog. Es ſind allerlei ſonderbare Zeichen geſchehen, die das Volk aufmuntern. So iſt neulich im Remsthal ein Stein vom Himmel gefallen, drauf war ein Hirſchgeweih eingegraben und die Worte: Hie gut Würtemberg alleweg, und auf der andern Seite ſoll man auf lateiniſch geleſen haben: Herzog Ulerich ſoll leben!“ [10]

„Vom Himmel gefallen, ſagſt du?“

„So ſagt man. Die Bauern hatten große Freude dran, aber die bündiſchen Herren wurden zornig, nahmen die Schulzen gefangen und wollten ihnen abpreſſen, woher der Stein des Anſtoßes komme. Und als man bei hoher Strafe verbot, vom Herzog zu ſprechen, da lachten die Männer und ſagten, jetzt träumen wir von ihm. Alles wünſcht ihn zurück, denn ſie wollen ſich lieber von ihrem angeſtammten Herrn drücken, als von Fremden die Haut abziehen laſſen.“

„Gut! der Herzog und ſeine Reiter können in wenigen Stunden hier ſeyn. Sein Plan iſt, ſich gerade durch's Land nach Stuttgart zu ſchlagen. Iſt die Hauptſtadt unſer, ſo fällt uns auch das Land zu. Und wie iſt es mit den Landsknechten dort? wollen ſie mitziehen?“

„Faſt hätte ich die vergeſſen,“ ſagte Hans; „ſie werden ungeduldig werden, wenn wir ſie zu lange warten laſſen. Gehet doch recht klug mit ihnen um, es ſind ſtolze Geſellen und laſſen ſich Hauptleute ſchelten; aber haben wir die Fünfe gewonnen, ſo ſind zwölf Fähnlein des Herzogs. Beſonders mit dem Oberſt, dem langen Peter, müßt Ihr gar höflich ſeyn.

„Welcher iſt der lange Peter?“

„Der dicke Mann, der unter der Eiche ſitzt. Er hat einen ſteifen Schnauzbart und einen vornehmen Hut auf dem Kopf. Der iſt der Höchſte unter ihnen.“

„Ich will mit ihm reden, wie du ſagſt,“ antwortete der junge Mann und ging mit dem Pfeifer zu den Landsknechten. Die lange Unterredung der Beiden hatte ſie ſchon etwas unmuthig gemacht und der kleine Muckerle ſchoß ſtechende Blicke auf den Geſandten des Herzogs.

Als dieſer aber mit edlem Anſtand und freiem ſiegendem Blick unter ſie trat, wurden ſie ſchüchtern und verlegen, und als er ſie endlich mit höflichen ſchmeichelhaften Worten anredete, wurden ihre tapfern Herzen von der Anmuth Georgs von Sturmfeder für des Herzogs Sache gewonnen.

„Wohlerfahrener Oberſt,“ ſprach er, „tapfre Hauptleute der verſammelten Landsknechte! der Herzog von Würtemberg hat ſich den Grenzen ſeines Landes genaht, hat die Stadt Heimsheim erobert und iſt willens, auf gleiche Weiſe ſein ganzes Herzogthum wieder an ſich zu bringen — “

„Gott ſtraf' mein Zeel', er hat Recht! thät'z auch zo machen — “

„Er hat den tapfern Arm und die fürtreffliche Kriegskunſt der Landsknechte erprobt, als ſie noch gegen ihn ſtanden, er verſieht ſich zu ihnen, daß ſie ihm mit gleichem Muthe jetzt beiſtehen werden, und verſpricht ihnen mit ſeinem fürſtlichen Wort, die Bedingungen zu halten, die ſie ihm angeboten haben.“

„Ein frommer Herr!“ murmelten ſie untereinander mit beifälligem Nicken, „ein Goldgülden des Monats — und Mordblei — täglich vier Maaß Wein für die Hauptleut'!“

Der Oberſt ſtand auf, entblößte ſein kahles Haupt zum Gruß und ſprach, von manchem Räuſpern der Verlegenheit unterbrochen: „Wir danken Euch, hochedler Herr, wollen'z thun, wollen mitziehen, — wir wollen dem ſchwäbiſchen Bund heimgeben, was er unz gethan, zo wollen wir. Die allerbeſten und tapferſten, wie auch fürtrefflichſten Leute haben zie fortgeſchickt, als brauchten zie keine Landsknechte mehr. Da ſteht zum Beiſpiel der Hauptmann Löffler; wenn'z einen tapferern Landsknecht gibt in der Chriſtenheit, zo laß ich mir die Haut vom Leib ſchälen und laß mich braten wie eine Zau. Da ſteht der Staberl von Wien; zo einen hat die Zonne noch nie beſchienen und der Mond. — Da iſt dann der Magdeburger, wie der, ficht keiner in der Türkei — und der Muckerle da, man zollt ihm'z nicht anzehen; aber daz iſt der beſte Schütz mit der Donnerbüchs und trifft auf vierzig Gäng' inz Schwarze. — Von mir mag ich nicht reden, Eigenlob ſtinkt; aber **Bassa manelka** in Spanien und Holland hab' ich gedient und **Canto cacramento** in Italia und Deutſchland, Mordblei! in jedem Heere kennt man den langen Peter. Gott ſtraf' mein Zeel', wenn ich und die Andern hinter den ſchwäbiſchen Hund, wollt' zagen Bund, komme, **diavolo maledetto**! da werden zie daz Hazenpanier ergreifen und mit den Abſätzen hinter ſich hauen!"

Es war dies die längſte Rede, die der lange Peter in ſeinem Leben gehalten hatte, und noch in ſpäten Jahren, als er längſt bei Pavia den Ruhm der deutſchen Landsknechte mit dem Tod beſiegelt hatte, führten ſeine Genoſſen, wenn ſie den jüngern Kameraden vom langen Peter erzählten, dieſen Moment als einen der erhabenſten ſeines Lebens auf. Wie er dageſtanden ſey, auf das lange Schwert geſtützt, den großen Hut mit der Hahnenfeder kühn auf das Ohr gerückt, die rechte Hand in die Seite geſtemmt und die Beine ausgeſpreizt, da habe ihm nichts gefehlt als ein beſſeres Wamms und eine

Gnadenkette, um ihn für einen echten Oberſt und wahrhaften Feldherrn zu halten.

Die Hauptleute luden jetzt den Junker von Sturmfeder ein, eine Muſterung über das neugeworbene Heer zu halten. Der dumpfe Schall der ungeheuern Trommeln tönte durch's Thal und weckte die Schläfer aus ihrer Ruhe. Noch ſchien Frondsbergs kriegeriſcher Geiſt und ſein ſtrenger Ordnungsſinn über ihnen zu ſchweben, denn in wenigen Augenblicken hatten ſie ſich zu drei großen Kreiſen gebildet, die je aus vier Fähnlein beſtanden. Einem Auge, das an die ſchnelle taktmäßige Bewegung, die ſchöne Haltung und die gleiche Farbe der Regimenter unſerer Zeit gewöhnt iſt, möchte wohl jener Anblick überraſchend, ja lächerlich erſchienen ſeyn. Die Landsknechte waren nach ihrem Geſchmack gekleidet, doch hatte die Mode der Zeit im Schnitt ein wenig Gleichförmigkeit in ihren Anzug gebracht. Sie trugen gewöhnlich enge Wämmſer von Leder, oder auch Lederweſten mit Aermeln von grobem Tuch. Die Lenden ſtacken in ungeheuer weiten Pluderhoſen, die am Knie zugebunden, durch ihre eigene Schwere noch etwas tiefer herunter hingen. Die vollen Waden umgaben grobe Strümpfe von hellen Farben und die Füße waren mit groben Bundſchuhen von ungefärbtem Leder bekleidet. Ein Hut, eine Tuch- oder Ledermütze, eine erbeutete oder für eigene Rechnung gekaufte Blechhaube bedeckte den Kopf, und die bärtigen Geſichter dieſer Männer, die oft zwanzig Jahre unter allen Heeren und Himmelsſtrichen Europa's dienten, hatten einen kühnen martialiſchen Ausdruck. Ihre Bewaffnung beſtand in einem langen Dolch und einer

Hellebarde, ein Theil war auch mit Donnerbüchſen bewaffnet, die man mit Lunten losbrannte.

So ſtanden ſie mit ausgeſpreizten Beinen, Fuß an Fuß geſchloſſen, wie ein feſtes Bollwerk, und Georgs kriegeriſchen Sinn erfreute der Anblick dieſer kampfgeübten Männer, die wohl zu wiſſen ſchienen, daß ſie vereinzelt nichts, aber in Maſſen verbunden auch einer zahlreichen Schaar von Feinden furchtbar ſeyen.

Die Hauptleute hatten den Kriegsbrauch und das Commandowort ihrer früheren Anführer wohl im Gedächtniß behalten; ſie traten daher mit dem jungen Ritter in einen dieſer Kreiſe, und der tiefe, weit tönende Baß des langen Peters befahl: „Gebt Acht ihr Leut! kehrt euch um!“

Schnell hatten ſich die Kreiſe nach innen gekehrt, und vernahmen nun die Reden ihrer Hauptleute, die ihnen jene Aufforderung des Herzogs von Würtemberg auseinander ſetzten. Ein freudiges Gemurmel zeigte, daß ſie mit dieſen Bedingungen zufrieden ſeyen und Ulerich von Würtemberg ſo eifrig dienen wollten als ſie vorher gegen ihn gedient hatten. Die Hauptleute ließen jetzt auch einige Uebungen machen, und Georg bewunderte die Geſchicklichkeit der Landsknechte und glaubte feſt, man werde es in der Kriegskunſt auf Erden ſchwerlich noch viel weiter bringen. Er täuſchte ſich! Doch ſein Irrthum iſt ſo verzeihlich, als jener unſerer Großväter, welche die Heroen des großen Friedrich für unübertrefflich hielten und den gottloſen Spott ihrer Enkel über Zopf- und Kamaſchendienſt nicht ahneten. Und wird nicht eine Zeit kommen, wo man auch über die guten alten Zeiten von

1826 lächeln wird? Freilich, ſo ſchlanke Taillen wie heut zu Tage ſah man bei den Landsknechten und ihren Hauptleuten Anno 1519 nicht. Doch hätten jene martialiſchen Figuren einem ganzen heutigen Heere mit Normalbärten aushelfen können.

Etwa nach einer Stunde meldeten die Vorpoſten, daß man unten im Thale, von der Gegend von Heimsheim her, Waffen blinken ſehe, und wenn man das Ohr auf die Erde lege, ſeyen die Tritte vieler Roſſe deutlich zu vernehmen.

„Das iſt der Herzog!“ rief Georg, „führt mein Pferd vor, ich will ihm entgegen reiten.“

Der junge Mann galoppirte durch das Thal hin, und die Hauptleute und ihre Geſellen blickten ihm nach und bewunderten die Kraft und Gewandtheit, mit welcher er in der ſchweren Rüſtung aufs Pferd geſprungen war, lobten ſeinen Anſtand und ſeine Haltung, ſo lange ſie ihn noch ſehen konnten. Bald miſchte ſich ſein Helmbuſch mit den Büſchen und Lanzenſpitzen, die man unten im Thal bemerkte. Sie kamen näher, jetzt ſah man Helme blinken, jetzt wurden die Reiter bis um die Bruſt ſichtbar, jetzt erſchienen ſie auf einmal auf einer kleinen Anhöhe und man konnte die ganze Schaar überſehen. Der Pfeifer von Hardt ſchaute mit blitzenden Augen in die Ferne. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich, die Freude ſchien ihn des Athems zu berauben, ſprachlos nahm er den Oberſten an der Hand und deutete auf die Reiterſchaar.

„Welcher iſt der Herzog?“ fragte dieſer, „iſt's der auf dem Mohrenſchimmel?“

„Nein, das iſt der edle Herr von Hewen; ſeht Ihr das Banner von Würtemberg? Wie, ſeh' ich recht? bei Gott, der Junker von Sturmfeder darf es tragen!“

„Daz iſt eine große Ehre! Mordblei, iſt erſt fünfundzwanzig und darf die Fahne tragen! In Frankreich darf das nur der Connetabel thun, der erſte Mann nach dem König Franz. Dort heißt man'z Ohrenflamme und iſt aus lauter Gold. Aber welcher iſt der Herzog Ulerich?“

„Seht Ihr den im grünen Mantel mit den ſchwarz und rothen Federn auf dem Helm? er reitet neben dem Banner und ſpricht mit dem Junker, er reitet einen Rappen und zeigt gerade mit dem Finger auf uns — ſeht, das iſt der Herzog.“

Die Reiterſchaar mochte ungefähr vierzig Pferde betragen; ſie beſtand meiſt aus Edelleuten und ihren Dienern, die dem Herzog in ſeine Verbannung nachgezogen waren, oder von ſeinem Einfall benachrichtigt, an der Grenze ſeines Landes ſich an ihn angeſchloſſen hatten. Sie waren alle wohl beritten und bewaffnet. Georg von Sturmfeder trug Würtembergs Panier, neben ihm ritt ganz geharniſcht der Herzog. Als dieſer Zug jetzt den Landsknechten etwa auf zweihundert Schritte nahe war, erhob der lange Peter ſeine Stimme und ſprach: „Gebt Acht, ihr Leut! wann Zeine Durchlaucht nahe iſt und ich meinen Hut vom Scheitel reiße, zo ſchreiet: „Vivat Ulericus!“ ſchwenket die Fähnlein in der Luft, und ihr, Trommler, raſſelt auf euren Fellen, daß euch das Donnerwetter! ſchlagt den Wirbel wie beim Sturm auf eine Feſtung; bassa manelka haut drauf und wenn der Schlägel bricht! — ſo begrüßen die tapfern Landsknecht' einen Fürſten.“

Dieſe kurze Anrede that ihre vollkommene Wirkung; die kriegeriſche Schaar murmelte das Lob des Herzogs, ſie ſchüttelten ihre Hellebarden, ſtampften ihre Büchſen klirrend auf den Boden und die Trommler faßten ihre Schlegel krampfhaft in die Hand, und als jetzt Georg von Sturmfeder, der Bannerträger von Würtemberg, aufſprengte und hinter ihm hoch zu Roß, erhaben wie in den Tagen ſeiner Herrſchaft, mit kühnen, gebietenden Blicken Herzog Ulerich von Würtemberg ſich zeigte, da entblößte der lange Peter ehrfurchtsvoll ſein Haupt, die Trommeln raſſelten wie zum Sturm einer Veſte, die Fähnlein neigten ſich zum Gruß und die Landsknechte riefen ein tauſendſtimmiges Vivat Ulericus!

Der Bauersmann von Hardt war ſtill in der Ferne geſtanden, hatte nicht auf dieſe kriegeriſchen Grüße gehört, ſeine ganze Seele ſchien nur in ſeinem Auge zu liegen, das trunken an ſeinem Herrn hing. Der Herzog hielt den Rappen an, blickte um ſich, und es war tiefe Stille unter den vielen Menſchen. Da trat der Bauer vor, kniete nieder, hielt ihm den Bügel zum Abſteigen und ſprach: „Hie gut Würtemberg alleweg!“

„Ha! biſt du es, Hans, mein Geſelle im Unglück, der mir den erſten Gruß von Würtemberg bringt? Meine Edeln habe ich erwartet, daß ſie mich begrüßen bei meinem erſten Schritt auf würtembergiſchen Grund, meinen Canzler und meine Räthe; wo ſind die Hunde? Die Stände meiner Landſchaft, wo blieben ſie? will man mich nicht wiederſehen in der Heimath? Iſt keiner von allen da, mir den Bügel zu halten, als der Bauer?“

Seine Begleiter drängten ſich ſtaunend um den Herzog her, als ſie ihn alſo ſprechen hörten. Sie wußten nicht, war es Ernſt oder bitterer Scherz über ſein Unglück; ſein Mund ſchien zu lächeln, aber ſein Auge blitzte muthig und ſeine Stimme klang ernſt und befehlend. Sie ſahen einander wegen dieſer düſtern Laune zweifelhaft an, aber der Pfeifer von Hardt erwiederte ſeinem Fürſten:

„Diesmal iſt's nur der Bauer, der Euch auf Würtembergs Boden hilft; aber verachtet nicht ein treues Herz und eine feſte Hand. Die andern werden ſchon auch kommen, wenn ſie hören, daß der Herzog wieder im Lande ſey.“

„Meinſt du,“ ſprach Ulerich bitter lachend, indem er ſich vom Pferde ſchwang, „ſie werden auch kommen? Bis jezt haben wir wenig Kunde davon; aber ich will anklopfen an ihren Thüren, daß ſie merken ſollen, es iſt der alte Herr, der in ſein Haus will!“

„Sind dies die Landsknechte, die mir dienen wollen?“ fuhr er fort, indem er aufmerkſam das kleine Heer betrachtete; ſie ſind nicht übel bewaffnet und ſehen männlich aus. Wie viel ſind es?“

„Zwölf Fähnlein, Euer Durchlaucht,“ antwortete der Oberſt Peter, der noch immer mit gezogenem Hut vor ihm ſtand und hie und da verlegen den ungariſchen Bart zwirbelte. „Lauter geübte Leut', Gott ſtraf' mein' Seel; thut mir leid, wenn ich geflucht hab', der König in Frankreich hat ſie nicht beſſer.“

„Wer biſt denn du?“ fragte ihn der Herzog, der die große dicke Figur mit dem langen Hieber und dem rothen Geſicht verwundert anſchaute.

„Ich bin eigentlich ein Landsknecht meines Zeichens, man nennt mich den langen Peter, jetzt aber wohlbeſtallter Oberſt verzammelter —“

„Was, Oberſt? dieſe Narrheit muß aufhören. Ihr mögt mir wohl ein tapferer Mann ſeyn, aber zum Hauptmann ſeyd Ihr nicht gemacht. Ich ſelbſt will euer Oberſt ſeyn, aber zu Hauptleuten werde ich einige meiner Ritter machen.“

„Bassa manelk — thut mir leid, wenn ich geflucht hab', aber erlaubt, Herr Herzog, einem alt[illegible] ein Wort, daz iſt gegen unzern Pakt mit dem G[illegible]lden monatlich und den vier Maaz Wein tagtäg[illegible]. Da ſeht zum Beiſpiel der Staberl aus Wien, 'z g[illegible] keinen Tapferern unter dem Mond —“

„Schon gut, Alter, ſchon gut! auf die Geldgülden und den Wein ſoll mir's nicht ankommen. Wer bisher Hauptmann war, ſoll es richtig bekommen; nur den Befehl müßt ihr abgeben. Habt ihr Pulver und Kugeln?“

„Das will ich meinen!“ ſagte der Magdeburger, „wir haben noch von Euer Durchlaucht eigenem Pulver und Blei, was wir in Tübingen mitgenommen. Wir haben Munition auf achtzig Schuß für den Mann.“

„Gut! Georg von Hewen und Philipp von Rechberg, ihr theilt euch in die Knechte, jeder nimmt ſechs Fähnlein. Ihr da, die ihr euch Hauptleute nennet, könnt bei den einzelnen Fähnlein bleiben und den beiden Herren an die Hand gehen. Ludwig von Gemmingen, ſeyd ſo gut und nehmt den Oberbefehl über das Fußvolk. Jetzt geraden Weges auf Leonberg. Freu' dich, mein treuer Bannerträger,“ ſagte Ulerich, als er ſich aufs Pferd ſchwang, „ſo Gott will, ziehen wir morgen in Stuttgart ein.“

Die Reiterſchaar, den Herzog an der Spitze, zog fürder. Der lange Peter ſtand noch immer unverrückt auf dem Platz, den Hut mit der ſtolzen Hahnenfeder in der Hand und ſchaute den Reitern nach.

„Daz iſt einmal ein Fürſt!“ ſprach er zu den Hauptleuten, die neben ihm ſtanden. „Waz der für eine gewaltige Stimme hat und wie er greulich mit den Augen funkelt, daz ez einem angſt und bange wird. Hu, ich meinte, er woll' mich mit Haut und Haar verſchlucken, alz er mich fragte: wer biſt denn du?“

„Mir wer's g'rad, wie wenn einer ſiedend Waſſer über mein' Leib ſchütten thät. In Wien iſt doch auch 'n Kaiſer, aber der thut nit ſo g'waltig wie der do!“

„Alſo Hauptleut' ſind wer g'weſen,“ ſprach der Hauptmann Muckerle, „die Herrlichkeit hat nit lang dauert.“

„Narr! daz iſt mir recht. Würde bringt Bürde, zagt ein Sprüchwort; die Andern haben oft nicht recht gehorcht, wenn wir befohlen haben, Diavolo, hat doch erſt heute einer mich ausgelacht. Hat allez einen beſſern Schick, wenn'z die Herren anführen; den Geldgülden und die vier Maaz haben wir ja doch, und daz bleibt die Hauptzache.“

„Dat meen' ick ooch! und dat haben wer dem langen Peter tu verdanken. Er ſoll leben!“

„Dank ſchön! Aber daz ſag' ich, der Herr wird dem Bund aufzünden. Mordblei! wenn der erſt ein Schwert in die Hand nimmt, der jagt die Städtler allein auz dem Land! Und zeine Räthe und Canzlar und die Landſchaft! Habt ihr gehört, wie greulich er über die geflucht hat? ich möcht' in keinez Haut ſtecken.“

Das Wirbeln der Trommeln unterbrach das Geſpräch dieſer tapferen Krieger; dieſe Töne erſchollen nicht mehr auf ihren Befehl, aber der lange Peter war in ſeinen vielen Feldzügen ſo ſehr an den Wechſel von Glück und Unglück, von Hoheit und Niedrigkeit gewöhnt worden, daß er über den Sturz ſeines Regiments nicht trauerte. Gelaſſen nahm er die Hahnenfeder von dem großen Hut, legte die rothe Schärpe und den langen Hieber, die Zeichen ſeiner Würde, ab und ergriff eine Hellebarde. „Gott ſtraf' mein' Zeel', ez iſt ſchwer für einen Kerl wie ich, zwölf Fähnlein zu regieren!“ ſagte er, als er ſich wieder als guter Landsknecht in die Reihen ſeiner Kameraden ſtellte. „Aber bei Sanct Petruz, dem trefflichen Landsknecht — er muß jetzt auch Oberſt ſeyn in den himmliſchen Heerſchaaren, Kyrie eleyzon! — der Menſch muß allez probiren auf Erden.“ Die Landsknechte ſchüttelten ihm die Hand und beſtätigten es; es that ſeinem tapfern Herzen wohl, zu hören, er habe ſein Commando trefflich verwaltet. Die drei Ritter, ihre Anführer, ſaßen auf und ſtellten ſich zu ihren Fähnlein, die Landsknechte richteten ſich in gewohnter Ordnung zum Marſch und Ludwig von Gemmingen ließ die Trommeln rühren zum Aufbruch.

VIII.

Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verſchwiegnen Nacht
Von euch, die euren ſtillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund.

Schiller.

Es war in der Nacht vor Maria Himmelfahrt, als Herzog Ulerich vor dem Rothenbühlthor in Stuttgart anlangte. Er hatte auf ſeinem Zuge ſchnell das Städtchen Leonberg erobert und war dann unaufhaltſam immer weiter gedrungen. Vieles Volk lief zu, denn wie ein Lauffeuer hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß der Herzog wieder im Lande ſey. Jetzt erſt zeigte es ſich, wie wenig Freunde der Bund ſich erworben hatte; denn überall wurde die Freude laut, daß das gehäſſige Regiment des Bundes ein Ende habe, daß das angeſtammte Fürſtenhaus wieder in ſeine alten Rechte ſich einſetze.

Auch nach Stuttgart war bald dieſe Nachricht gedrungen und hatte die verſchiedenſten Empfindungen dort erregt. Der Adel, der ſich in der Stadt befand, wußte nicht, was er ſich vom Herzog zu verſehen hatte; die Uebergabe von Tübingen war noch in zu friſchem Gedächtniß, als daß er ganz unbeſorgt geweſen wäre. Aber die Erinnerung an den glänzenden Hof Ulerichs von Würtemberg, an die fröhlichen Tage, die ſie dort verlebt hatten, die Vergleichung dieſer Zeit mit dem freudenloſen Leben der Bundesräthe machte ſie günſtig für den Herzog ſtimmen, wenn auch mancher Urſache hatte, ſeine Wiederkehr nicht gerade herbei zu wünſchen.

Die Bürgerſchaft konnte ihre Freude über dieſe Nachrichten kaum verbergen; ſie verließen ihre Häuſer, traten haufenweiſe auf den Straßen zuſammen und beſprachen ſich über Dinge, die ihrer warteten. Sie ſchimpften leiſe aber weidlich auf den Bund, ballten grimmig ihre Fäuſte in der Taſche, und waren überaus patriotiſch geſinnt. Sie erinnerten ſich der erlauchten Ahnen des vertriebenen Fürſten, es war ſein Name Würtemberg, den auch ſie trugen, ſie zählten ſo manchen wackeren Herrn aus der Familie auf, unter welchem ſie und ihre Väter glücklich gelebt, der Würtembergs Namen berühmt gemacht hatte. Auch der Gedanke that ihnen wohl, daß von ihrer Entſcheidung für den einen oder den andern Theil ſo viel abhänge, weil man im ganzen Lande auf die Stuttgarter ſehe. Sie waren zwar weit entfernt, gegen die bündiſche Beſatzung auf ihre eigene Fauſt einen Aufruhr zu unternehmen, aber ſie ſprachen zu einander: „Gevatter, wart' nur, bis es Nacht wird, da wollen wir den Reichsſtädtlern zeigen, wo ſie her ſind, wir Stuttgarter."

Dem bündiſchen Statthalter, Chriſtoph von Schwarzenberg, entging dieſe Bewegung unter den Bürgern nicht. Zu ſpät ſah er ein, wie thöricht man gethan habe, das Heer zu entlaſſen. Er wandte ſich an die Bundesſtände, die noch zu Nördlingen verſammelt waren, und begehrte Hülfe, aber er ſelbſt gab die Hoffnung auf, Stuttgart ſo lange halten zu können, bis ein neues Heer im Felde erſchienen ſey. Er traf zwar einige Anſtalten zur Gegenwehr, aber die Blitzesſchnelle, mit welcher der Herzog erſchien, vereitelte alle ſeine Bemühungen. Als er ſah, daß er den Bürgern nicht trauen könne, daß ihm der Adel nicht beiſtehe, daß die Beſatzung nicht einmal zur Sicherung der Thore hinreiche, entwich er bei Nacht und Nebel mit den Bundesräthen nach Eßlingen. Ihre Flucht war ſo eilig und geheim, daß ſie ſogar ihre Familien zurückließen und niemand in der Stadt ahnte, daß der Statthalter und die Räthe nicht mehr in den Mauern ſeyen. Daher waren die Anhänger des Bundes noch immer getroſten Muthes, und glaubten nicht an die Gerüchte von der ſchnellen Annäherung des Herzogs.

Der Marktplatz war damals das Herz der Stadt Stuttgart; zwar hatten ſich ſchon zwei große Vorſtädte, die Sanct Leonhards- und die Turnieracker-Vorſtadt, um ſie gelagert, welche, mit Graben, Mauern und ſtarken Thoren verſehen, das Anſehen eigener Städte bekommen hatten; aber noch ſtanden die Ringmauern und Thore der Altſtadt, und ihre Bürger ſahen nicht ohne Stolz herab auf die Vorſtädtler. Der Marktplatz war es, wo nach alter Sitte bei jeder beſondern Gelegenheit die Bürger ſich verſammelten; auch an dem wichtigen Abend vor Mariä Himmelfahrt ſtrömten ſie dorthin zuſammen. Zur Zeit, wo der Bürger noch mit der Wehre an der Seite auftreten durfte, hatte ſein öffentlich geſprochenes Wort auch mehr zu bedeuten, als in ſpätern Tagen, wo Dinte, Feder und Papier die Oberhand gewannen. Und wahrlich, die Bürger von Stuttgart waren bei Nacht und in Maſſen verſammelt ganz andere Leute als Morgens. Mancher, der, hätte man ihn Vormittags um ſeine Meinung wegen des Herzogs gefragt, antwortete: „Was geht es mich an, bin ein friedlicher Bürgersmann," erhob jetzt ſeine Stimme und ſchrie: „Wir wollen dem Herzog die Thore öffnen, fort mit den Bündiſchen! wer iſt ein guter Württemberger?"

Der Mond ſchien hell auf die verſammelte Menge herab, die unruhig hin und her wogte. Ein verworrenes Gemurmel drang von ihr in die Lüfte; noch ſchienen ſie unſchlüſſig, vielleicht weil keiner kühn genug war, ſich an die Spitze zu ſtellen. Aus den hohen Giebelhäuſern, die den Platz einſchloſſen, ſchauten viele hundert Köpfe auf den Markt hernieder; es waren die Weiber und Töchter der Verſammelten, die ängſtlich und geſpannt auf das Gemurmel lauſchten. Denn die Stuttgarter Mädchen waren damals ein neugieriges Völkchen und hielten es im Herzen aus Mitleiden mit dem Herzog.

Schon wurde das Murmeln der Menge immer lauter und verſtändlicher; der Ruf: „Wir wollen die Knechte vom Thor wegjagen und die Stadt dem Herzog aufthun!" immer deutlicher, da ſah man einen langen hagern Mann auf eine Bank am Brunnen ſpringen, wo er die ganze Menge überragte. Er focht mit ungeheuer langen Armen in der Luft umher, that einen weiten Mund auf und ſchrie mit heiſerer Stimme um Gehör. Es wurde nach und nach ſtiller auf dem Platz, man vernahm einzelne Worte aus ſeiner Rede: „Was? die ehrſamen Bürger von Stuttgart wollen ihren Eid brechen? Habt ihr nicht dem Bunde geſchworen? Wem wollet ihr die Thore öffnen? Dem Herzog? Er kommt mit ganz geringer Mannſchaft, denn er hat ja kein Geld, um Leute zu bezahlen, und da müſſet dann ihr wieder den

Beutel aufthun und blechen! Da wird's heißen, Stuttgart zahlt zehntauſend Gulden, weil es von uns abgefallen iſt. Hört ihr? zehntauſend Gulden ſollt ihr zahlen!“

„Wer iſt denn der lange Kerl?“ fragten ſich die Männer. — „Er hat nicht unrecht — werden tüchtig zahlen müſſen. — Iſt er ein Bürger, der da oben? Wer ſeyd Ihr?“ rief einer der Kühnſten, „woher wollt Ihr wiſſen, was wir zahlen müſſen?“

„Ich bin der berühmte Doctor Calmus,“ ſprach der Redner mit feierlicher Stimme, „und weiß das ganz genau. Und wen wollt ihr vertreiben? Den Kaiſer, das Reich, den Bund? ſo viele reiche Herren wollt ihr vor den Kopf ſtoßen? und warum? wegen dem Uz, der euch das Fell über die Ohren zieht; denkt nur an das geringere Gewicht, an die harten Jagdfrevel. Jetzt hat er gar kein Geld mehr; er iſt ein Lump, hat alles verſpielt in Mömpelgard — “

„Halt Er ſein Maul!“ ſchrien die Bürger, „was geht das Ihn an? Er iſt kein hieſiger Bürger; fort mit dem Kahlmäuſer — ſchlagt ihn todt — werft ihn als Fiſch in den Brunnen — der Herzog ſoll leben!“

Doctor Calmus erhob noch einmal ſeine Stimme, aber die Bürger überſchrien ihn.

In dieſem Augenblick kam ein neuer Trupp Bürger aus der obern Vorſtadt herabgerannt. „Der Herzog iſt vor dem Rothenbühlthor!“ riefen ſie, „mit Reitern und Fußvolk. Wo iſt der Statthalter? wo ſind die Bundesräthe? Er will in die Stadt ſchießen, wenn man nicht aufmacht! — Fort mit den Bündiſchen! — wer iſt gut würtembergiſch?“

Der Tumult wuchs von Sekunde zu Sekunde. Die Bürger ſchienen noch unſchlüſſig, da beſtieg ein neuer Redner die Bank; es war ein feiner Herr, der durch ſein ſchmuckes Aeußere einen Augenblick den Bürgern imponirte: „Bedenket, ihr Männer,“ rief er mit feiner Stimme, „was wird der durchlauchtige Bundesrath dazu ſagen, wenn ihr — “

„Was ſcheeren wir uns um den Durchlauchtigen!“ überſchrie man ihn, „fort! reißt ihn herab mit dem roſenfarbenen Mäntelein und dem glatten Haar, das iſt ein Ulmer! fort mit ihm — auf ihn, er iſt von Ulm!“

Aber ehe ſie noch dieſen Entſchluß ausführten, trat ein kräftiger Mann hinauf, warf mit einem Schlag den Doktor rechts und den Ulmer mit dem roſenfarbenen Mäntelein links von der Bank, und winkte mit der Mütze in die Luft. „Still! das iſt der Hartmann,“ flüſterten die Bürger, „der verſteht's, hört, was er ſpricht!“

„Höret mich!“ ſprach dieſer, „der Statthalter und die Bundesräthe ſind nirgends zu finden, ſie ſind entflohen und haben uns im Stich gelaſſen, drum greifet dieſe beiden da, wir wollen ſie als Geiſeln behalten. Und jetzt hinauf ans Rothebühlthor. Dort ſteht unſer rechter Herr! 's iſt beſſer, wir machen ſelbſt auf, als daß er mit Gewalt eindringt; wer ein guter Würtemberger iſt, folgt mir nach.“

Er ſtieg herab von der Bank, und jubelnd umgab ihn die Menge; die beiden Fürſprecher des Bundes wurden, ehe ſie ſich deſſen verſahen, gebunden und fortgeführt. Jetzt ergoß ſich der Strom der Bürger vom Marktplatz zum obern Thor, hinaus über den breiten

Graben der alten Stadt in die Turnieracker-Vorſtadt, am Bollwerk vorbei zum Rothenbühlthor. Die bündiſchen Knechte, die das Thor beſetzt hielten, wurden ſchnell übermannt, das Thor ging auf, die Zugbrücke fiel herab und legte ſich über den Stadtgraben. —

Dort hatten indeſſen die Anführer des Fußvolkes ihre beſten Truppen aufgeſtellt, denn man wußte nicht genau, wie die Bündiſchen ſich bei Annäherung des Herzogs benehmen werden. Ulerich ſelbſt hatte die Poſten viſitirt. Vergeblich ſuchte Georg von Sturmfeder ihn zu überzeugen, daß die Beſatzung von Stuttgart ſo ſchwach ſey, daß ſie ihnen nicht die Spitze bieten könne, vergeblich ſtellte er ihm vor, daß die Bürger ihn zurückſehnen und willig ihre Thore öffnen werden; der Herzog ſchaute finſter in die Nacht hinaus, preßte die Lippen zuſammen und knirſchte mit den Zähnen.

„Das verſtehſt du nicht,“ murmelte er dem Jüngling zu; „du kennſt die Menſchen nicht; ſie ſind alle falſch; traue niemand als dir ſelbſt. Sie drehen den Mantel nach jedem Wind! — Aber diesmal will ich ſie faſſen; meinſt du, ich habe mein Land umſonſt mit dem Rücken angeſehen?“

Georg konnte dieſe Stimmung des Herzogs nicht begreifen. Im Unglück war er feſt, ſogar mild und ſanft geweſen, hatte von manchem ſchönen Brauch geſprochen, den er einführen wolle, wenn er wieder ins Land komme, hatte ſelten Zorn über ſeine Feinde, beinahe nie Unmuth über die Unterthanen gezeigt, die von ihm abgefallen waren; aber ſey es, daß mit dem Anblick der vaterländiſchen Gegenden auch das Gefühl der Kränkung ſtärker als zuvor in ihm erwachte; ſey es, daß es ihm unangenehm auffiel, daß der Adel und die Stände noch nichts hatten von ſich hören laſſen: er war, ſeit er die Grenzen Würtembergs überſchritten, nicht freudig, gehoben, erwartungsvoll, ſondern ein ſtolzer Trotz blitzte aus ſeinen Augen, ſeine Stirne war finſter und eine gewiſſe Strenge und Härte im Urtheil fiel ſeinen Umgebungen, beſonders Georg von Sturmfeder auf, der ſich in dieſe neue Seite von Ulerichs Charakter nicht gleich zu finden wußte.

Die Aufforderung an die Stadt mochte wohl ſchon ſeit einer halben Stunde ergangen ſeyn; bald war die Friſt abgelaufen, die er ihr gegeben hatte, und noch immer war keine Antwort da; man hörte nur ein ängſtliches Hin- und Herrennen in der Stadt, aus welchem man weder gute noch böſe Zeichen deuten konnte.

Der Herzog ritt zu den Landsknechten vor, die erwartungsvoll auf ihren Hellebarden und Donnerbüchſen lehnten. Die drei Ritter, welche ſie führten, ſtanden am Graben, und hielten durch ihre Anweſenheit die Knechte in Ruhe und Ordnung. Beim Schein des Mondes betrachtete Georg ängſtlich Ulerichs Züge. Die Ader auf ſeiner Stirne war aufgelaufen, eine tiefe Röthe lag auf ſeinen Wangen und ſeine Augen brannten in düſterer Gluth.

„Hewen, laßt Leitern anſchleppen!“ ſagte er mit dumpfer Stimme. „Der Donner und das Wetter! es iſt mein eigen Haus, vor dem ich ſtehe, und die Hunde wollen mich nicht einlaſſen. Ich laſſ' noch einmal blaſen, machen ſie dann nicht ſogleich auf, ſo ſchmeiß' ich Feuer in die Stadt, daß ihre Käfige zuſammenbrennen.“

„**Bassa manelka**, waz mich daz freut!“ ſagte der lange Peter, der in der erſten Rotte neben dem Herzog ſtand, leiſe zu ſeinen Kameraden. „Jetzt werden Leitern beigeſchleppt, wie die Katzen wir hinauf, mit den Hellebarden über die Mauer geſtochen, daß die Kerl herunter müſſen, mit den Büchſen drein gepfeffert, **Canto cacramento!**“

„Dat will ik meenen!“ flüſterte der Magdeburger, „und dann hinunter in die Stadt, angezündet an allen Ecken, geplündert, gebürſtet, da will ik man och bei ſin.“

„Um Gottes willen, Herr Herzog!“ rief Georg von Sturmfeder, welcher die Reden des Herzogs und die greuliche Freude der Landsknechte wohl vernommen hatte, „wartet nur noch ein kleines Viertelſtündchen; es iſt ja Eure eigene Reſidenzſtadt. Sie berathen ſich vielleicht noch.“

„Was haben ſie ſich lange zu berathen?“ entgegnete Ulerich unwillig, „ihr Herr iſt hier außen vor dem Thor und fordert Einlaß. Ich habe ſchon zu lange Geduld gehabt. Georg! breite mein Panier aus im Mondſchein, laß die Trompeter blaſen, fordre die Stadt zum letzten Mal auf! und wenn ich dreißig zähle nach deinem letzten Wort, und ſie haben noch nicht aufgemacht, beim heiligen Hubertus, ſo ſtürmen wir. Spute dich, Georg!“

„O Herr! bedenket eine Stadt, Eure beſte Stadt! wie lange habt Ihr in dieſen Mauern gelebt, wollt Ihr Euch ein ſolches Brandmal aufrichten? Gebt noch Friſt.“

„Ha!“ lachte der Herzog grimmig und ſchlug mit dem Stahlhandſchuh auf den Bruſtharniſch, daß es weithin tönte durch die Nacht; „ich ſehe, dich gelüſtet nicht ſehr in Stuttgart einzuziehen und dein Weib zu verdienen. Aber bei meiner Ungnade, jetzt kein Wort mehr, Georg von Sturmfeder. Schnell ans Werk! Ich ſag', roll' mein Panier auf, blaſ't, Trompeter, blaſ't, ſchmettert ſie auf aus dem Schlaf, daß ſie merken, ein Würtemberger iſt vor dem Thor und will trotz Kaiſer und Reich in ſein Haus. Ich ſag', fordere ſie auf, Sturmfeder.“

Georg folgte ſchweigend dem Befehl; er ritt bis dicht vor den Graben und rollte das Panier von Würtemberg auf. Die Strahlen des Mondes ſchienen es freundlich zu begrüßen, ſie beleuchteten es deutlich und zeigten ſeine Felder und Bilder. Auf eine große Fahne von rother Seide war Würtembergs Wappen eingewoben. Der Schild zeigte vier Felder. Im erſten waren die würtembergiſchen Hirſchhörner angebracht, im zweiten die Würfel von Teck, im dritten die Reichs-Sturmfahne, die dem Herzog als Reichs-Bannerträger zukam, und im vierten die Fiſche von Mömpelgard, der Helm aber trug die Krone und das Uracher Jägerhorn. Der junge Mann ſchwenkte das ſchwere Panier in der ſtarken Hand, drei Trompeter ritten neben ihm auf und ſchmetterten ihre wilden Fanfaren gegen die verſchloſſene Pforte.

Im Thore öffnete ſich ein Fenſter; man fragte nach dem Begehr. Georg von Sturmfeder erhob ſeine Stimme und rief: „Ulerich, von Gottes Gnaden Herzog zu Würtemberg und Teck, Graf zu Urach und Mömpelgard, fordert zum zweiten und letzten Mal ſeine Stadt Stuttgart auf, ihm willig und ſogleich die Thore zu öffnen. Widrigenfalls wird er die Mauer ſtürmen und die Stadt als feindlich anſehen.“

Noch während Georg dieſes ausrief, hörte man das verworrene Geräuſch vieler Tritte und Stimmen in der Stadt, es kam näher und näher und wurde zum Tumult und Geſchrei.

„Gott ſtraf mein Zeel, zie machen einen Auzfall!“ ſagte der lange Peter, laut genug, um vom Herzog verſtanden zu werden.“

„Du könnteſt Recht haben,“ erwiederte dieſer, indem er ſich plötzlich zu dem erſchrockenen Landsknecht wandte. „Schließt dichter an, ſtreckt die Piken vor und haltet die Lunten bereit; wir wollen ſie empfangen nach Verdienſt.“

Die ganze Linie zog ſich vom Graben zurück, nur die drei erſten Fähnlein ſtellten ſich da, wo die Zugbrücke ſich ans Land legen mußte, auf. Ein Wall von Piken ſtarrte jedem Angriff entgegen und die Schützen hatten die Donnerbüchſen aufgelegt und hielten die Lunten über dem Zündloch; tiefe Stille der Erwartung war auf dieſer Seite, deſto brauſender drang der Lärm aus der Stadt herüber. Die Brücke fiel herab, aber keine Feinde waren es, die zu einem Ausfall herüberdrangen, ſondern drei alte graue Männer kamen aus dem Thor; ſie trugen das Wappen der Stadt und die Schlüſſel.

Als der Herzog dies ſah, ritt er etwas freundlicher hinzu. Georg folgte ihm. Zwei dieſer Männer ſchienen Rathsherren oder Bürgermeiſter zu ſeyn; ſie beugten das Knie vor dem Herrn und überreichten ihm die Zeichen ihrer Unterwerfung. Er gab ſie ſeinen Dienern und ſagte zu den Bürgern: „Ihr habt uns etwas lange warten laſſen vor der Thüre; wahrhaftig, wir wären bald über die Mauer geſtiegen und hätten eigenhändig eure Stadt zu unſerem Empfang beleuchtet, daß euch der Rauch die Augen hätte beizen ſollen. Der Teufel! warum ließet ihr ſo lange warten?“

„O Herr!“ ſagte einer der Bürger, „was die Bürgerſchaft betrifft, die war gleich bereit, Euch aufzuthun; wir haben aber etliche vornehme Herren vom Bunde hier, die hielten lange und gefährliche Reden an das Volk, um es gegen Euch aufzuwiegeln. Das hat ſo lange verzögert.“

„Ha! wer ſind dieſe Herren? Ich hoffe nicht, daß ihr ſie habt entkommen laſſen! mich gelüſtet, ein Wort mit ihnen zu ſprechen.“

„Bewahre, Euer Durchlaucht! wir wiſſen, was wir unſerm Herrn ſchuldig ſind. Wir haben ſie ſogleich gefangen und gebunden. Befehlt Ihr, daß wir ſie bringen?“

„Morgen früh ins Schloß! will ſie ſelbſt verhören; ſchicket auch den Scharfrichter, werde ſie vielleicht köpfen laſſen.“

„Schnelle Juſtiz, aber ganz nach Verdienſt!“ ſprach hinter den beiden Bürgern eine heiſere, krächzende Stimme.

„Wer ſpricht da mir ins Wort?“ fragte der Herzog und ſchaute ſich um: zwiſchen den beiden Bürgern heraus trat eine ſonderbare Geſtalt. Es war ein kleiner Mann, der den Höcker, womit ihn die Natur geziert hatte, unter einem ſchwarzen ſeidenen Mantel ſchlecht verbarg; ein kleines ſpitziges Hütlein ſaß auf ſeinen grauen ſchlichten Haaren, tückiſche Aeuglein funkelten unter buſchigen grauen Augenbrauen und der dünne Bart, der ihm unter der hervorſpringenden Adlernaſe hing, gab ihm das Anſehen eines ſehr großen Katers. Eine widerliche Freundlichkeit lag auf ſeinen eingeſchrumpften Zügen, als er vor dem Herzog das Haupt zum Gruß entblößte, und Georg von Sturmfeder faßte einen unerklärlichen Abſcheu und ein ſonderbares Grauen vor dieſem Mann gleich beim erſten Anblick.

Der Herzog ſah den kleinen Mann an und rief freudig: „Ha! Ambroſius Volland, Unſer Canzlar! biſt du auch noch am Leben? Hätteſt zwar früher ſchon kommen können, denn du wußteſt, daß Wir wieder ins Land dringen — aber ſey Uns deßwegen dennoch willkommen.“

„Allerdurchlauchtigſter Herr!“ antwortete der Kanzler Ambroſius Volland, „bin wieder ſo hart vom Zipperlein befallen worden, daß ich beinahe nicht aus meiner Behauſung kommen konnte; verzeihen daher, Euer —“

„Schon gut, ſchon gut!“ rief der Herzog lachend, „will dich ſchon kuriren vom Zipperlein. Komm morgen früh ins Schloß; jetzt aber gelüſtet uns, Stuttgart wieder zu ſehen. Heran, mein treuer Bannerträger!“ wandte er ſich mit huldreicher Miene zu Georg; „du haſt treulich Wort gehalten bis an die Thore von Stuttgart; ich will's vergelten. Bei Sanct Hubertus, jetzt iſt die Braut dein nach Recht und Billigkeit. Trag' mir meine Fahne vor, wir wollen ſie aufpflanzen auf meinem Schloß und jenes bündiſche Banner in den Staub treten! Gemmingen und Hewen, ihr ſeyd heute Nacht noch meine Gäſte; wir wollen ſehen, ob uns die Herren vom Schwabenbund noch ein Reſtchen Wein übrig gelaſſen haben!“

So ritt Herzog Ulerich, umgeben von den Rittern, die ſeinem Zuge gefolgt waren, wieder in die Thore ſeiner Reſidenz. Die Bürger ſchrien Vivat und die ſchönen Mädchen verneigten ſich freundlich an den Fenſtern zum großen Aergerniß ihrer Mütter und Liebhaber, denn Alle dachten, dieſe Grüße gelten dem ſchönen jungen Ritter, der des Herzogs Banner trug und, beleuchtet vom Fackelſchein, wie Sanct Georg, der Lindwurmtödter, ausſah.

IX.

O Burg, von Geiſtern tapf'rer Ahnen,
Die thatenfreudig hier gelebt,
Und wack'rer Fürſten Ruhm umſchwebt,
O, deren Bild mit frommem Mahnen
Sich in des Nahen Bilder webt.

Ph. Conz.

Das alte Schloß zu Stuttgart hatte damals, als es Georg von Sturmfeder am Morgen nach des Herzogs Einzug beſchaute, nicht ganz die Geſtalt, wie es noch in unſern Tagen zu ſehen iſt, denn dieſes Gebäude wurde erſt von Ulerichs Sohn, Herzog Chriſtoph, aufgeführt. Das Schloß der alten Herzoge von Würtemberg ſtand übrigens an derſelben Stelle, und war in Plan und Ausführung nicht ſehr verſchieden von Chriſtophs Werk, nur daß es zum größten Theil aus Holz gebaut war. Es war umgeben von breiten und tiefen Gräben, über welche eine Brücke in die Stadt führte. Ein großer ſchöner Vorplatz diente in früheren Zeiten dem fröhlichen Hofe Ulerichs zum Tummelplatz für ritterliche Spiele, und mancher Reiter wurde von des Herzogs eigener gewaltiger Hand in den Sand geworfen. Die Zeichen dieſes ritterlichen Sinnes ſprachen ſich auch in andern Theilen des Gebäudes aus. Die Halle im untern Theile des Schloſſes war hoch und gewölbt wie eine Kirche, daß die Ritter in dieſer „Tyrnitz“ bei Regentagen fechten und Speere werfen, und ſogar die ungeheuren Lanzen ungehindert darin handhaben konnten. Von der Größe dieſer fürſtlichen Halle zeugt die Ausſage der Chroniſten, daß man bei feierlichen Gelegenheiten dort oft zwei- bis dreihundert Tiſche gedeckt habe. Von da führte eine ſteinerne Treppe aufwärts, ſo breit, daß zwei Reiter neben einander hinaufreiten konnten. Dieſer großartigen Einrichtung des Schloſſes entſprach die Pracht der Zimmer, der Glanz des Ritterſaales und die reichen breiten Gallerien, die zum Tanz und Spiel eingerichtet waren.

Georg maß mit ſtaunendem Auge dieſe verſchwenderiſche Pracht der Hofburg. Er verglich den kleinen Sitz ſeiner Ahnen mit dieſen Hallen, dieſen Höfen, dieſen Sälen, wie klein und gering kam er ihm vor! Er erinnerte ſich der Sage von der glänzenden Hofhaltung Ulrichs, von ſeiner prachtvollen Hochzeit, wo er in dieſem Schloß ſiebentauſend Gäſte aus allen Theilen des deutſchen Reiches ſpeiste und tränkte, wo in dem hohen Gewölbe der Tyrnitz und in dem weiten Schloßhofe einen ganzen Monat lang Ritterſpiel und Gelage gehalten wurden, und wenn der Abend einbrach, hundert Grafen, Ritter und Edelleute mit Hunderten der ſchönſten Damen in jenen Sälen und Gallerien tanzten. Er blickte hinab in den herrlichen Schloßgarten, das Paradies genannt. Seine Phantaſie bevölkerte dieſe Luſtgehege und Gänge mit jenem fröhlichen Gewimmel des fröhlichen Hofes, mit den Heldengeſtalten der Ritter, mit den feſtlich geputzten Fräulein, mit allem Jubel und Sang, der einſt hier erſcholl. Aber wie öde und leer däuchten ihm dieſe Mauern und Gärten, wenn er die Gegenwart mit den Bildern ſeiner Phantaſie verglich. Die Gäſte der Hochzeit, der glänzende luſtige Hof iſt verſchwunden, ſprach er zu ſich, die fürſtliche Gemahlin iſt entflohen, der glänzende Frauenkreis, der ſie einſt umgab, hat ſich zerſtreut, die Ritter und Grafen, die einſt hier ſchmausten und ein reiches Leben voll Spiel und Tanz verlebten, ſind von dem Fürſten abgefallen, die zarten Sproſſen ſeiner Ehe ſind in fernen Landen — er ſelbſt ſitzt einſam in dieſer herrlichen Burg, brütet Rache an ſeinen Feinden und weiß nicht, wie lange er nur in dem Hauſe ſeiner Väter bleiben wird; ob nicht aufs neue ſeine Feinde noch mächtiger heranziehen, ob er nicht noch unglücklicher wird, als je zuvor.

Vergebens ſtrebte der Jüngling, dieſe trüben Gedanken, welche der Widerſpruch der Pracht ſeiner Umgebungen mit dem Unglück des Herzogs in ihm erweckt hatte, zu unterdrücken. Vergebens rief er das Bild jenes holden Weſens herauf, das er jetzt bald auf ewig ſein nennen durfte, vergebens malte er ſich ſein häusliches Glück an ihrer Seite mit den lockendſten reizendſten Farben aus, jene trüben Bilder kehrten immer wieder. Sey es, daß jener Mann durch die Erhabenheit, die er im Unglück gezeigt hatte, einen ſo groſen Raum in der Bruſt des Jünglings gewonnen hatte, ſey es, daß ihn die Natur in einzelnen Augenblicken mit einem unwillkürlichen Gefühl der Ahnung begabte, er blieb ſinnend und ernſt, und es war ihm, als ſey der Herzog nichts weniger als glücklich, als müſſe er ihn vor irgend einem drohenden Unglück warnen.

„So überaus ernſt, junger Herr?“ fragte eine heiſere Stimme hinter ihm und weckte ihn aus ſeinen Gedanken. „Ich dächte doch, Georg von Sturmfeder hätte alle Urſache, heiter und guter Dinge zu ſeyn!“

Der junge Mann wandte ſich verwundert um, und ſchaute herab — auf den Kanzler Ambroſius Volland. War ihm dieſer Mann ſchon geſtern durch ſeine widrige Freundlichkeit, durch ſein katerhaftes ſchleichendes Weſen unangenehm aufgefallen, ſo war dies heute noch mehr der Fall, da der Kanzler durch überladenen Putz ſeine Mißgeſtalt noch mehr herausgehoben hatte. Sein dunkelgelbes verwittertes Antlitz, mit dem ewigen ſtehenden Lächeln, die grünen Aeuglein unter den langen grauen Wimpern, die rothen entzündeten Ränder der Augenlieder, der dünne Katzenbart ſtachen grell ab gegen ein rothes Barrett von Sammt und gegen einen Mantel von hellgelber Seide, der über den Höcker des kleinen Mannes hinabfloß. Unter dieſem trug er einen grasgrünen Anzug, roſenroth ausgeſchlitzt und roſenrothe Kniebänder mit ungeheuren Maſchen. Sein Kopf ſtack in den Schultern und das rothe Barrett ſtieß hinten ſogleich auf den Höcker auf. Der Scharfrichter von Stuttgart pflegte daher zu ſagen, unter allen Menſchen, die er kenne, ſey niemand ſchwerer zu köpfen, als der Kanzler Ambroſius Volland.

Dieſer Mann war es, der an Georg von Sturmfeder mit ſüßem Lächeln hinauf ſah, und da ihn dieſer noch immer anſtarrte, zu ſprechen fortfuhr: „Ihr kennet mich vielleicht nicht, werthgeſchätzter junger Freund, ich bin aber Ambroſius Volland, Seiner Durchlaucht Kanzler. Ich komme, um Euch einen guten Morgen zu wünſchen.“

„Ich danke Euch, Herr Kanzler! viele Ehre für mich, wenn Ihr Euch deßwegen her bemühtet.“

„Ehre, wem Ehre gebühret! Ihr ſeyd ja der Ausbund und die Krone unſerer jungen Ritterſchaft! Ja, wer meinem Herrn ſo treu beigeſtanden iſt in aller Noth und Fährlichkeit, der hat Anſpruch auf meinen innigſten Dank und meine abſonderliche Verehrung.“

„Ihr hättet das wohlſeiler haben können, wenn Ihr mitgezogen wäret nach Mömpelgard,“ erwiederte Georg, den die Lobſprüche dieſes Mannes beleidigten. „Treue muß man nie loben, eher Untreue ſchelten.“

Einen Augenblick blitzte ein Strahl des Zornes aus den grünen Augen des Kanzlers, aber er faßte ſich ſchnell wieder zur alten Freundlichkeit. „Ja wohl, das mein' ich auch. Was mich betrifft, ſo lag ich am Zipperlein hart darnieder, und konnte alſo nicht wohl nach Mömpelgard reiſen; werde aber jetzt mit meinem kleinen Licht, das mir der Himmel verliehen, dem Herrn deſto thätlicher zur Hand gehen.„

Er hielt einen Augenblick inne und ſchien Antwort zu erwarten; aber der Jüngling ſchwieg, und maß ihn nur hin und wieder mit einem Blick, den er nicht recht ertragen konnte. „Nun, Euch wird die Freude erſt recht angehen. Der Herzog hält erſtaunlich viel auf Euch! Natürlich, Ihr verdient es auch im höchſten Grade, und der Herzog hat ſeinen Liebling gut gewählt. Wollet doch erlauben, daß Ambroſius Volland Euch auch eine kleine Erkenntlichkeit zeige. Seyd Ihr Freund von ſchönen Waffen? Kommet in meine Behauſung auf den Markt, wählet Euch aus meiner Armatur, was Euch beliebt. Vielleicht dienen Euch ſchöne Bücher? habe einen ganzen Kaſten voll; wählet Euch aus, was Ihr wollet, wie es unter Freunden gebräuchlich. Eſſet auch zuweilen bei mir zu Mittag, meine Baſe, ein feines Kind von ſiebzehn Jahren, hält mir Haus; ſehet ihr nur, hi hi hi — ſehet ihr nur nicht zu tief in die Augen."

„Seyd ohne Sorgen, bin ſchon verſehen."

„So? ei das iſt recht chriſtlich gedacht; das muß ich loben; man trifft ſolchen wackern Sinn nicht immer unter unſerer heutigen Jugend. Ich ſagte es ja gleich, der Sturmfeder das iſt ein Ausbund von Tugenden. Nun, was ich noch ſagen wollte, wir ſind bis jetzt ſo mit einander die einzigen von des Herzogs Hofſtaat. ſtehen wir zuſammen, ſo werden nur Leute aufgenommen, die wir wollen. Verſtehet mich ſchon, hi hi, eine Hand wäſcht die andere. Darüber läßt ſich noch ſprechen; Ihr beehret mich doch zuweilen mit einem Beſuche?"

„Wenn es meine Zeit erlauben wird, Herr Kanzler."

„Würde mich gerne noch länger bei Euch aufhalten, denn in Eurer Gegenwart iſt mir ganz wohl ums Herz; muß aber jetzt zum Herrn. Er will heute früh Gericht halten über die zwei Gefangenen, die geſtern Nacht das

Volk aufwiegeln wollten. Wird was geben, der Beltle iſt ſchon beſtellt.“

„Der Beltle?“ fragte Georg, „wer iſt er?“

„Das iſt der Scharfrichter, werthgeſchätzter junger Freund.“

„Ich bitte Euch! der Herzog wird doch nicht den erſten Tag ſeiner neuen Regierung mit Blut beflecken wollen!“

Der Kanzler lächelte greulich und antwortete: „Was das wieder Eurem fürtrefflichen Herzen Ehre macht; aber zum Blutrichter taugt Ihr nicht. Man muß ein Exempel ſtatuiren. Der Eine,“ fuhr er mit zarter Stimme fort, „der Eine wird geköpft, weil er von Adel iſt, der Andere wird gehängt. Behüt Euch Gott, Lieber!“

So ſprach der Kanzler Ambroſius Volland und ging mit leiſen Schritten die Gallerie entlang, den Gemächern des Herzogs zu. Georg ſah ihm mit düſteren Blicken nach. Er hatte gehört, daß dieſer Mann früher durch ſeine Klugheit, vielleicht auch durch unerlaubte Künſte großen Einfluß auf Ulerich gewonnen hatte; er hatte den Herzog ſelbſt oft mit großer Achtung von der Staatsklugheit dieſes Mannes ſprechen hören; aber er wußte nicht warum, er fürchtete für den Herzog, wenn er ſich dem Kanzler vertraue, er glaubte Tücke und Falſchheit in ſeinen Augen geleſen zu haben.

Er ſah gerade den Höcker und den wehenden gelben Mantel um die Ecke ſchweben, als eine Stimme neben ihm flüſterte: „Trauet dem Gelben nicht!“ Es war der Pfeifer von Hardt, der ſich unbemerkt an ſeine Seite geſtellt hatte.

„Wie? biſt du es Hans?“ rief Georg und bot ihm freundlich die Hand: „Kommſt du ins Schloß, uns zu beſuchen? Das iſt ſchön von dir, biſt mir wahrhaftig lieber als der mit dem Höcker; aber was wollteſt du mit dem Gelben, dem ich nicht trauen ſolle?“

„Das iſt eben der mit dem Höcker, der Kanzler, der iſt ein falſcher Mann; ich habe auch den Herzog verwarnt, er ſoll nicht alles thun, was er ihm räth, aber er wurde zornig, und — es mag wahr ſeyn, was er ſagte.“

„Was ſagte er denn? haſt du ihn heute ſchon geſprochen?“

„Ich kam, um mich zu verabſchieden, denn ich gehe wieder heim nach Hardt, zu Weib und Kind; der Herr war erſt gerührt und erinnerte ſich an die Tage ſeiner Flucht, und ſagte, ich ſolle mir eine Gnade ausbitten. Ich aber habe keine verdient, denn was ich gethan, iſt eine alte Schuld, die ich abgetragen. Da ſagte ich, weil ich nichts anders wußte, er ſoll mich meinen Fuchs frei ſchießen laſſen, und es nicht ſtrafen als Jagdfrevel. Deß lachte er und ſprach: das könne ich thun, das ſey aber keine Gnade; ich ſolle weiter bitten. Da faßte ich ein Herz und antwortete: Nun, ſo bitt' ich, Ihr möget dem ſchlauen Kanzler nicht allzuviel trauen und folgen; denn ich meine, wenn ich ihn ſehe, er meint es falſch.“

„So geht es mir gerade auch!“ rief Georg, „es iſt, als wolle er mir die Seele ausſpioniren mit den grünen Augen, und ich wette, er meint es falſch; aber was gab dir der Herzog zur Antwort?“

„Das verſtehſt du nicht, ſagte er, und wurde böſe; „in Klüften und Höhlen magſt du wohl bewandert ſeyn, aber im Regiment kennt der Kanzler die Schliche beſſer als du. Kann ſeyn, ich habe Unrecht, und es ſoll mir lieb ſeyn um den Herzog. Nun lebet wohl, Junker, Gott ſey mit Euch! Amen.“

„Und wollteſt du alſo gehen? wollteſt nicht noch zu meiner Hochzeit bleiben? Ich erwarte den Vater und das Fräulein heute. Bleibe noch ein paar Tage; du warſt ſo oft der Liebesbote und darfſt uns nicht fehlen!“

„Was ſoll ſo ein geringer Mann, wie ich, bei der Hochzeit eines Ritters? Zwar könnte ich mich hinauf ſetzen zu den Spielleuten, und auch eins aufſpielen zum Ehrentanz, aber das thun andere ſo gut als ich, und mein Haus verlangt nach mir.“

„Nun, ſo lebe wohl! grüße mir dein Weib und Bärbele, dein ſchmuckes Töchterlein, und beſuche uns fleißig auf Lichtenſtein; Gott ſey mit dir!“

Dem Jüngling hing eine Thräne im Auge, als er dem Bauer die Hand zum Abſchied bot, denn er hatte in ihm einen kräftigen biedern Mann, einen treuen Diener ſeines Fürſten, einen muthigen Genoſſen in Gefahren und einen heitern Geſellen im Unglück erkannt. Wohl ſchwebte ihm noch manche Frage über das geheimnißvolle Walten dieſes Mannes, über ſeine wunderbare Anhänglichkeit an den Herzog auf den Lippen, aber er unterdrückte ſie, überwältigt von jener unerklärlichen Macht, von jener natürlichen Größe und Würde, welche den Pfeifer von Hardt auch im unſcheinbaren Gewand des Bauern umgab.

„Noch eins!“ rief Hans, als er eben nach dem letzten Händedruck des Junkers ſcheiden wollte, „wiſſet Ihr auch, daß Euer ehemaliger Gaſtfreund und zukünftiger Vetter, Herr von Kraft, hier iſt?“

„Der Rathsſchreiber? wie ſollt' der hieher kommen? Er iſt ja bündiſch!“

„Er iſt hier und nicht gerade im anmuthigſten Cloſet, denn er ſitzt gefangen. Geſtern Abend, als das Volk zuſammenlief wegen des Herzogs, ſoll er für den Bund öffentlich geſprochen haben.“

„Gott im Himmel! das war Dieterich Kraft, der Rathsſchreiber? Da muß ich ſchnell zum Herzog, er richtet ſchon über ihn, und der Kanzler will ihn köpfen laſſen. Gehab dich wohl!“

Mit dieſen Worten eilte der Jüngling den Corridor entlang zu den Gemächern des Herzogs. Er war in Mömpelgard zu allen Tageszeiten zum Herzog gegangen, daher machten ihm auch jetzt die Thürhüter ehrerbietig Platz; er trat haſtig in das Gemach; der Herzog ſah ihn verwundert und etwas unwillig an, der Kanzler aber hatte das ewige ſüße Lächeln wie eine Larve vorgehängt.

„Guten Morgen, Sturmfeder!“ rief der Herzog, der in einem grünen goldgeſtickten Kleide, den grünen Jagdhut auf dem Kopf, am Tiſch ſaß; „haſt du gut geſchlafen in meinem Schloſſe? Was führt dich ſchon ſo früh zu uns? wir ſind beſchäftigt.“

Die Augen des jungen Mannes hatten indeſſen unruhig im Zimmer umher geſtreift und den Schreiber des Ulmer Raths in einer Ecke gefunden. Er war blaß wie der Tod, ſein ſonſt ſo zierliches Haar hing in Verwirrung herab und ein roſenfarbenes Mäntelein, das er über ein ſchwarzes Kleid trug, war in Fetzen zerriſſen.

Er warf einen rührenden Blick auf den Junker Georg und ſah dann auf zum Himmel, als wollte er ſagen: „mit mir iſts aus!“ Neben ihm ſtanden noch einige Männer, und auch ein langer hagerer Mann, den er ſchon geſehen zu haben ſich erinnerte. Die Gefangenen wurden von Peter, dem tapfern Magdeburger und dem Staberl aus Wien bewacht. Sie ſtanden mit ausgeſpreizten Beinen, die Hellebarden auf den Boden geſtemmt, kerzengerade auf ihrem Poſten.

„Ich ſag', wir haben zu thun,“ fuhr der Herzog fort; „was ſchauſt du nur immer nach dem roſenfarbenen Menſchenkind? das iſt ein verſtockter Sünder; das Schwert wird ſchon für ihn gewetzt.“

„Euer Durchlaucht erlauben mir nur ein Wort,“ entgegnete Georg. „Ich kenne jenen Mann, und wollte mich mit Hab und Gut für ihn verbürgen, daß er ein friedlicher Mann iſt, und gewiß kein Verbrecher, der den Tod verdiente.“

„Bei Sanct Hubertus, das iſt kühn! Die Natur hat ſich geändert. Mein Kanzler, der treffliche Juriſt, hat ſich aufgeputzt wie ein junger Krieger, und mein junger Krieger dort will den Advokaten machen. Was ſagt Ihr dazu, Ambroſius Volland?“

„Hi, hi! ich habe Euer Durchlaucht durch meine Perſon Spaß machen wollen; weiß aus früherer Zeit, daß Ihr einen kleinen Scherz liebet; nun, der liebe gute Sturmfeder will die Luſtbarkeit vermehren und den Juriſten ſpielen. Hi hi hi! wird ihm aber nichts helfen, dem Roſenfarbenen. Majeſtätsverbrechen! wird halt doch geköpft, der im Mäntelein!“

„Herr Kanzler,“ rief der Jüngling, vor Unmuth glühend, „der Herr Herzog wird mir bezeugen können, daß ich mich nie zum Schalksnarren hergegeben habe. Dieſe Rolle mache ich andern nicht ſtreitig. Und mit Menſchenleben ſpiele und ſcherze ich nie! Es iſt mein wahrer Ernſt; ich verbürge mich mit meinem Leben für gegenwärtigen Edlen von Kraft, Rathsſchreiber in Ulm. Ich hoffe, meine Bürgſchaft kann angenommen werden.“

„Wie?“ ſagte Ulerich, „das iſt wohl der zierliche Herr, dein Gaſtfreund, von dem du mir ſo oft erzählteſt? Thut mir leid um ihn, aber er wurde in einem Aufruhr unter ſehr gefährlichen Umſtänden gefangen.“

„Freilich!“ krächzte Ambroſius, „ein crimen laesae majestatis!“

„Erlaubet, Herr! ich habe die Rechte lange genug ſtudirt, um zu wiſſen, daß hier durchaus nicht von einem ſolchen Verbrechen die Rede ſeyn kann. Geſtern Nacht waren die Bundesräthe und der Statthalter noch hier; folglich war Stuttgart noch in Gewalt des Bundes, und der Rathsſchreiber, der durchaus kein Unterthan Seiner Durchlaucht iſt, hat nicht anders gehandelt, als jeder bündiſche Soldat, der auf Befehl ſeines Oberen gegen uns zu Felde zog.“

„Ei, die Jugend, die Jugend! wie Ihr alles überhaſpelt, mein junger ſehr werthgeſchätzter Freund! Seht, ſobald der Herzog die Stadt aufgefordert und alſo den Animum possidendi hatte, war auch alles, was innerhalb der Mauern ſich befand, ſein. Folglich, wer eine Verſchwörung gegen ihn anzettelte, iſt ein Majeſtätsverbrecher. Beſagter Herr von Kraft aber hat ſchrecklich gefährliche Reden an das Volk gehalten.“

„Nicht möglich! es wäre ganz gegen ſeine Art und Weiſe! Herr Herzog, das kann nicht ſeyn!“

„Georg!“ ſagte dieſer ernſt, „Wir haben lange Geduld gehabt, dich anzuhören. Es hilft deinem Freunde doch nichts. Hier liegt das Protokoll; der Kanzler hat, ehe ich kam, ein Zeugenverhör angeſtellt, worin alles ſonnenklar bewieſen iſt. Wir müſſen ein Exempel ſtatuiren. Wir müſſen unſere Feinde recht ins Herz hinein verwunden, der Kanzler hat ganz recht; darum kann ich keine Gnade geben.“

„So erlaubt mir nur noch eine Frage an ihn und die Zeugen, nur ein paar Worte.“

„Iſt gegen alle Form Rechtens,“ fiel der Kanzler ein; „ich muß dagegen proteſtiren, Lieber! es iſt ein Eingriff in mein Amt.“

„Laß ihn, Ambroſius! mag er meinetwegen noch ein paar Fragen an den armen Sünder thun, er iſt doch verloren.“

„Dietrich von Kraft,“ fragte Georg, „wie kommt Ihr hieher?“

Der arme Rathsſchreiber, den der Tod ſchon an der Kehle gefaßt hatte, verdrehte die Augen und ſeine Zähne ſchlugen an einander; endlich konnte er einige Worte herausſtoßen: „Bin hieher geſchickt worden vom Rath, wurde Schreiber beim Statthalter —“

„Wie kamet Ihr geſtern Nacht zu den Bürgern von Stuttgart?“

„Der Statthalter befahl mir Abends, wenn etwa die Bürger ſich aufrühreriſch zeigten, ſie anzureden und zu ihrer Pflicht und Eid zu verweiſen.“

„Ihr ſehet, er kam alſo auf höheren Befehl dorthin. — Wer nahm Euch gefangen?“ fuhr Georg zu fragen fort.

„Der Mann, der neben Euch ſteht.“

„Ihr habt dieſen Herrn gefangen? alſo müßt Ihr auch gehört haben, was er ſprach? was ſagte er denn?“

„Ja, was wird er geſagt haben?“ antwortete der Bürger; „er hat keine ſechs Worte geſprochen, ſo warf ihn der Bürgermeiſter Hartmann von der Bank herunter; ich weiß noch, er hat geſagt: Aber bedenket, was wird der durchlauchtigſte Bundesrath dazu ſagen! Das war alles, da nahm ihn der Hartmann beim Kragen und warf ihn herunter. Aber dort, der Doktor Calmus, der hielt eine längere Rede.“

„Der Herzog lachte, daß das Gemach dröhnte, und ſah bald Georg, bald den Kanzler an, der ganz bleich und verſtört ſich bemühte, ſein Lächeln beizubehalten. „Das war alſo die gefährliche Rede, das Majeſtätsverbrechen? Was wird der Bundesrath dazu ſagen! Armer Kraft! wegen dieſes kraftvollen Sprüchleins verfielſt du beinahe dem Scharfrichter. Nun, das haben ſelbſt unſere Freunde oft geſagt: Was werden die Herren ſagen, wenn ſie hören, der Herzog iſt im Land! Deßwegen ſoll er nicht beſtraft werden. Was ſagſt du dazu, Sturmfeder?

„Ich weiß nicht, was Ihr für Gründe habt, Herr Kanzler,“ ſagte der Jüngling, indem ſein Auge noch immer von Unmuth glühte, „die Sachen ſo auf die Spitze zu ſtellen und dem Herrn Herzog zu Maßregeln zu rathen, die ihn überall — ja ich ſage es, die ihn überall als einen Tyrannen ausſchreien müſſen. Wenn es nur Dienſteifer iſt, ſo habt ihr diesmal ſchlecht gedient.“

Der Kanzler ſchwieg und warf nur einen grimmigen ſtechenden Blick aus den grünen Aeuglein auf den jungen Mann. Der Herzog aber ſtand auf und ſprach: „Laß mir mein Kanzlerlein gehen, diesmal freilich war er zu ſtrenge. Da — nimm deinen roſenrothen Freund mit dir; gib ihm zu trinken auf die Todesangſt, und dann mag er laufen, wohin er will. Und du, Hund von einem Doktor, der du zu ſchlecht zu einem Hundedoktor biſt, für dich iſt ein würtembergiſcher Galgen noch zu gut. Gehängt wirſt du doch noch einmal, ich will mir die Mühe nicht geben. Langer Peter, nimm dieſen Burſchen, binde ihn rückwärts auf einen Eſel und führe ihn durch die Stadt; und dann ſoll man ihn nach Eßlingen führen — zu den hochweiſen Räthen, wo er und ſein Thier hingehören. Fort mit ihm!“

Die Züge des Doktor Kahlmäuſer, in welchem ſchon der Tod geſeſſen war, heiterten ſich auf; er holte freier Athem und verbeugte ſich tief. Peter, Staberl und der Magdeburger fielen mit grimmiger Freude über ihn her, luden ihn auf ihre breite Schultern und trugen ihn weg.

Der Rathsſchreiber von Ulm vergoß Thränen der Rührung und Freude; er wollte dem Herzog den Mantel küſſen, doch dieſer wandte ſich ab und winkte Georg, den Gerührten zu entfernen.

X.

O thu es nicht! Thu's nicht!
Sieh, deine reinen edlen Züge wiſſen
Noch nichts von dieſer unglückſel'gen That;
Blos deine Einbildung befleckte ſie,
Die Unſchuld will ſich nicht vertreiben laſſen
Aus deiner hoheitblickenden Geſtalt.

Schiller.

Der Schreiber des großen Rathes ſchien noch nicht Faſſung genug erlangt zu haben, um auf dem Wege durch die Gänge und Gallerien des Schloſſes die vielen Fragen ſeines Erretters zu beantworten. Er zitterte noch an allen Gliedern, ſeine Knie wankten, und oft drehte er ſich um und ſchaute mit verwirrten Blicken hinter ſich, als fürchte er, den Herzog möchte ſeine Gnade gereuen, und der greuliche Kanzler im gelben Mantel möchte ihm nachſchleichen und ihn plötzlich am Genick packen. Auf Georgs Zimmer angekommen, ſank er erſchöpft auf einen Stuhl, und es verging noch eine gute Weile, ehe er geordnet zu denken und zu antworten vermochte.

„Eure Politica, Vetter, hat Euch einen ſchlimmen Streich geſpielt,“ ſagte Georg; „was fällt Euch aber auch ein, in Stuttgart als Volksredner auftreten zu wollen? Wie konntet Ihr überhaupt nur Eure bequeme Haushaltung, die ſorgſame Pflege der Amme und die Nähe der holden Bertha fliehen, um hier dem Statthalter zu dienen?“

„Ach! ſie iſt es ja gerade, die mich in den Tod geſchickt hat; Bertha iſt an allem ſchuld. Ach, daß ich nie mein Ulm verlaſſen hätte! Mit dem erſten Schritte über unſere Markung fing mein Jammer an.“

„Bertha hat Euch fortgeſchickt?“ fragte Georg, „wie, ſeyd Ihr nicht zum Ziele Eurer Bemühungen gelangt? Sie hat Euch abgewieſen und aus Verzweiflung ſeyd Ihr — “

„Gott behüte! Bertha iſt ſo gut als meine Braut. Ach, das iſt gerade der Jammer! Wie Ihr von Ulm abgezogen waret, bekam ich Händel mit Frau Sabina, der Amme; da entſchloß ich mich und hielt bei meinem Oheim um das Bäschen an. Nun habt Ihr aber dem Mädchen durch Euer kriegeriſches Weſen gänzlich den Kopf verrückt. Sie wollte, ich ſolle vorher zu Feld ziehen und ein Mann werden wie Ihr. — Dann wolle ſie mich heirathen. Ach, du gerechter Gott!“

„Und da ſeyd Ihr förmlich zu Feld gezogen gegen Würtemberg? Welche kühne Gedanken das Mädchen hat!“

„Bin zu Feld gezogen; die Strapatzen vergeſſe ich in meinem Leben nicht! Mein alter Johann und ich rückten mit dem Bundesheer aus. Das war ein Jammer! Mußten oft täglich acht Stunden reiten. Die Kleider kamen in Unordnung, alles wurde beſtaubt und unſauber, der Panzer drückte mich wund; ich hielt es nicht mehr aus und Johann lief heim nach Ulm; da bat ich um eine Stelle bei der Feldſchreiberei, miethete mir eine Sänfte und zwei tüchtige Saumroſſe dazu, und ſo ging es doch erträglicher.“

„Da wurdet Ihr alſo zu Feld getragen (wie der Hund zum Jagen). Habt Ihr auch einem Treffen beigewohnt?“

„O ja; bei Tübingen kam ich hart ins Gedränge. Keine zwanzig Schritte von mir wurde einer mausetodt geſchoſſen. Ich vergeſſe den Schrecken nicht und wenn ich achtzig Jahre alt werde! Als wir dann das Land völlig beſiegt hatten, bekam ich die ehrenvolle Stelle beim Statthalter. Wir lebten ruhig und in Frieden; da kommt auf einmal wieder der unruhige Herr ins Land; ach, daß ich meinem Kopfe gefolgt und mit dem Bundesoberſten nach Nördlingen auf den Bundestag gezogen wäre! aber ich ſcheute die beſchwerliche Reiſe.“

„Warum ſeyd Ihr aber nicht mit dem Statthalter davon gegangen, als wir kamen? Der ſitzt jetzt im Trockenen in Eßlingen, bis wir ihn weiter jagen.“

„Er hat uns im Stiche gelaſſen und meinem Kopf alles anvertraut; und beinahe hätte ich mit dem Kopf dafür büßen müſſen. Ich dachte nicht, daß die Gefahr ſo groß ſey, ließ mich vom Doktor Calmus verführen, eine Rede ans Volk zu halten, um Würtemberg dem Bunde zu retten. Das hätte gewiß Aufſehen gemacht, und Bertha wäre noch einmal ſo freundlich geweſen. Aber die Leute da unten in Würtemberg ſind Barbaren und ohne alle Lebensart; ſie ließen mich nicht einmal zum Wort kommen, warfen mich herab und behandelten mich ganz gemein und roh. Seht nur meinen Mantel an, wie ſie ihn zerriſſen haben! Es iſt ſchade dafür, er hat mich vier Goldgulden gekoſtet, und Bertha behauptete immer, daß mir roſenfarb ſo gut zu Geſicht ſtehe.“

Georg wußte nicht, ob er über die Thorheit des Schreibers lachen, oder es als hohen ſtoiſchen Gleichmuth bewundern ſollte, daß er, kaum dem Tode entgangen, ſein zerriſſenes Mäntelein bedauern konnte. Er wollte ihn noch weiter über ſeine Schickſale befragen, als ihn ein Geräuſch vom Vorplatz des Schloſſes her ans Fenſter lockte; er ſah hinaus und winkte ſchnell Herrn Dieterich herbei, um ihm das Schauſpiel gefallener irdiſcher Größe zu zeigen.

Der Doktor Calmus hielt ſeinen Umzug durch die Stadt. Er ſaß verkehrt auf einem Eſel; die Landsknechte hatten ihn wunderlich ausgeſchmückt; ſie hatten ihm eine ſpitzige Mütze von Leder aufgeſetzt, an deren Spitze eine Hahnenfeder angebracht war. Vor ihm gingen zwei Trommler, zu ſeinen Seiten ſah man in gravitätiſchen Schritten den Magdeburger und den Wiener, den ehemaligen Hauptmann Muckerle und ſeinen tapfern Oberſten gehen, die hin und wieder mit den Enden ihrer Hellebarden den Eſel zu kühnen Sprüngen antrieben. Ein ungeheurer Volkshaufe umſchwärmte ihn und warf ihn mit Eiern und Erde.

Der Rathsſchreiber ſchaute trübſelig auf ſeinen Gefährten hinab und ſeufzte. „'s iſt hart, auf dem Eſel reiten zu müſſen," ſagte er, „aber doch immer noch beſſer als gehängt werden." Er wandte ſich ab von dieſem Schauſpiel und blickte nach einer andern Seite des Schloßplatzes. „Wer kommt denn hier?" fragte er den jungen Ritter. „Schaut, in einem ſolchen Kaſten zog ich zu Felde."

Georg wandte ſich um. Er ſah einen Zug von Reiſigen, die eine Sänfte in ihrer Mitte führten. Ein alter Herr zu Pferd folgte dem Zug, der jetzt aufs Schloß einbeugte; Georg ſah ſchärfer hinab; „ſie ſind's!" rief er, „wahrhaftig, es iſt der Vater, und in der Sänfte wird ſie ſitzen!“ In einem Sprung war er zur Thüre hinaus, und der Rathsſchreiber ſah ihm ſtaunend nach. „Wer ſoll es ſeyn, welcher Vater?“ fragte er; er ſchaute noch einmal durchs Fenſter, die Sänfte hielt vor der Zugbrücke des Schloſſes und in demſelben Augenblicke ſtürzte Georg aus dem Thor. Herr Dieterich ſah ihn die Thüre der Sänfte ungeſtüm aufreißen, eine verſchleierte Dame ſtieg aus, ſie ſchlug den Schleier zurück — und wunderbar! es war das Bäschen Marie von Lichtenſtein. „Ei, ſehe doch einer! er küßt ſie auf öffentlicher Straße,“ ſprach der Rathsſchreiber kopfſchüttelnd vor ſich hin; „was das eine Freude iſt! Aber wehe, jetzt kommt der Alte um die Sänfte herum, der wird Augen machen, der wird ſchimpfen! — doch wie? er nickt dem Junker freundlich zu, er ſteigt ab, er umarmt ihn. Nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

Und dennoch ſchien es durchaus mit rechten Dingen zuzugehen; denn als der Schreiber des großen Rathes aus dem Zimmer auf die Gallerie trat, um ſich zu überzeugen, daß ihn ſeine Augen getäuſcht haben müſſen, kam ſein Oheim, der alte Herr von Lichtenſtein, die Treppe herauf. An der rechten Hand führte er Georg von Sturmfeder, an der linken — Bäschen Marie. Welche Veränderung war mit jenen holden Zügen vorgegangen, die ſich ſo tief in ſein Herz, in ſein Gedächtniß geprägt hatten.

In Ulm war ſie ihm zum erſten Mal wie ein Bote aus einem unbekannten Lande erſchienen, ſo erhaben war der Blick ihrer ſchönen blauen Augen, ſo majeſtätiſch ihre Stirne, ſo ſinnig jenes kleine Fleckchen zwiſchen den ſchönen dunkeln Bogen der Brauen. Er hatte oft und viel darüber nachgedacht, worin denn der Zauber beſtehe, der ihn ſo unwiderſtehlich feßle? Die Ulmer Mädchen hatten friſchere Wangen, lebhaftere Augen, ein ſchalkhafteres Lächeln und den fröhlichen, friſchen Glanz einer heitern Jugend. Und dennoch war Marie unter ihnen geſtanden, ſtill und groß wie eine Königin. War es vielleicht der dunkle Schleier ihrer Wimpern, der ſich oft mit unnennbarem Reiz über das Auge herabſenkte, um das Geheimniß einer ſtillen Thräne zu verhüllen? Waren es die feinen geſchloſſenen Lippen, von ſüßer Wehmuth umlagert? War es der zarte Wechſel der Farben auf ihren Zügen, die bald nur gebietende Hoheit auszuſtrahlen, bald das reizende Geheimniß leidender Liebe zu verrathen ſchienen? Bertha's Heiterkeit, Bertha's fröhliche neckende Gunſt hatte dieſes ernſtere Bild längſt aus ſeinem Herzen verdrängt, und doch fühlte der arme Herr Dieterich die alte Wunde wieder bluten, als das Fräulein von Lichtenſtein ſich nahte. Aber welcher unbekannten Macht ſollte er es zuſchreiben, daß Mariens Züge einen ganz anderen Ausdruck gewonnen hatten? Wohl lag noch eine hohe Würde in ihrer Haltung, auf ihrer Stirne, aber in ihren Augen glühte eine ſtille Freude, ihr Mund lächelte und ſcherzte, auf ihren Wangen waren die ſchönſten Roſen aufgeblüht. Sprachlos hatte Dieterich von Kraft dieſe Erſcheinung angeſtarrt, und jetzt erſt wurde auch er von dem alten Ritter bemerkt. „Seh' ich recht,“ rief dieſer, „Dieterich Kraft, mein Neffe! was führt denn dich nach Stuttgart? kommſt du etwa zur Hochzeit meiner Tochter mit Georg von Sturmfeder? Aber wie ſiehſt du aus? Was fehlt dir doch? du biſt ſo bleich und elend, und deine Kleider hängen dir in Fetzen vom Leibe!“

Der Rathsſchreiber ſah herab auf das roſenfarbene Mäntelein und erröthete. „Weiß Gott!“ rief er, „ich kann mich vor keinem ehrlichen Menſchen ſehen laſſen. Dieſe verdammten Würtemberger, dieſe Weingärtner und Schuſterjungen haben mich ſo zerfetzt. Aber wahrhaftig! der ganze durchlauchtige Bund iſt in meiner Perſon angegriffen und beleidigt!“

„Ihr dürft froh ſeyn, Vetter, daß Ihr ſo davon gekommen ſeyd,“ ſagte Georg, indem er die Angekommenen in ſein Gemach einführte; „bedenket, Herr Vater, geſtern Nacht, als wir vor den Thoren ſtanden, hielt er Reden an die Bürger, um ſie aufzuwiegeln gegen uns; da hat ihn heute früh der Kanzler wollen köpfen laſſen; mit großer Mühe bat ich ihn los, und jetzt klagt er die Würtemberger wegen ſeines zerfetzten Mänteleins an.“

„Mit gnädiger Erlaubniß,“ ſagte Frau Roſel und verbeugte ſich dreimal vor dem Rathsſchreiber, „wenn Ihr meine Hülfe annehmen wollet, ſo will ich den Mantel flicken, daß es eine Luſt iſt. Da geht's wie im Sprüchwort: Hat der Junge den Rock zerriſſen, hat der Alt' ihn flicken müſſen.“

Herrn Dieterich war dieſe Hülfe ſehr angenehm; er bequemte ſich, zu der Frau Roſel ans Fenſter zu ſitzen, um ſich ſeine Gewänder zurecht richten zu laſſen. Sie zog aus ihrer großen Ledertaſche Zwirn von allen Farben, und machte ſich an die Wunden, die ihm die

Würtemberger geſchlagen hatten. Sie unterhielt ihn dabei mit ergötzlichen Reden von der Haushaltung und der Zubereitung verſchiedener Speiſen, die in Frau Sabina's Kochregiſter nicht vorgekommen waren. Entfernt von dieſem Paar um die ganze Breite des Zimmers ſaßen Georg und Marie in traulichem Flüſtern der Liebe. Weder der gelehrte Johannes Thethingerus noch ein Johannes Bezius, weder Gabelkofer noch Cruſius, ſo wichtige Kunde wir ihnen über dieſe Zeiten verdanken, melden uns, was dieſe beiden an jenem Morgen zuſammen flüſterten; nur ſo viel können wir berichten, daß eine ſüße Ruhe auf Mariens Zügen lag, daß ſie die ſchönen Augen bald freudig aufſchlug, bald verſchämt wieder ſenkte, daß ſie bald lächelte, bald tief erröthete, und manche Frage des Geliebten mit Küſſen zurückdrängte.

Der Leſer wird es uns Dank wiſſen, wenn wir ihn von einer Scene, die ſo wenig hiſtoriſchen Grund und Boden, alſo nach neueren Begriffen auch keinen Werth hat, hinwegführen und den Schritten des Ritters von Lichtenſtein folgen. Er hatte ſeine Tochter unter der Pflege Georgs, ſeinen Neffen unter der kunſtreichen Hand der Frau Roſalia gelaſſen, und ſchritt nun den Gemächern des Herzogs zu. Seine Züge, welchen Alter und Erfahrung einen ſinnenden Ernſt eingedrückt hatten, erſchienen in dieſer Stunde noch ernſter — beinahe traurig. Dieſer Mann hatte von ſeinen Vätern die Liebe zum Hauſe Würtemberg geerbt, Gewohnheit und Neigung hatten ihn an die Regenten gefeſſelt, die während ſeines langen Lebens über Würtemberg geherrſcht hatten, und das Unglück und die

Verläumdung, welche auf Ulerich unabläſſig hereinſtürmten, hatten das Herz des alten Herrn nicht von dieſem Herzog losreißen können, ſie feſſelten ihn nur mit noch ſtärkeren Banden. Mit der Freude eines Bräutigams, der zur Hochzeit zieht, mit der Kraft eines Jünglings hatte er den weiten und beſchwerlichen Weg von ſeinem Schloß nach Stuttgart zurückgelegt, als man ihm gemeldet hatte, daß der Herzog Leonberg erobert habe und auf Stuttgart zuziehe. Keinen Augenblick zweifelte er an dem Siege des Herzogs, und ſo traf es ſich, daß er ſchon am andern Morgen der neuen Herrſchaft Ulerichs nach Stuttgart kam.

Nicht ſo fröhlicher Art waren die Nachrichten, die ihm Georg mittheilte, als er mit ihm und Marien die Treppe heraufſtieg. „Der Herzog,“ hatte ihm jener zugeflüſtert, „der Herzog iſt nicht ſo wie er ſollte; Gott weiß, was er mit ſeinem Lande machen will; er hat unterwegs ſonderbare Reden fallen laſſen, und ich fürchte, er iſt nicht in den beſten Händen. Der Kanzler Ambroſius Volland — “ dieſer einzige Name reichte hin, in dem Ritter von Lichtenſtein große Beſorgniſſe aufzuregen. Er kannte dieſen Volland, er wußte, daß er zwar gelehrt, in allen Regierungsgeſchäften überaus wohl erfahren, zu jedem, auch dem ſchwerſten Dienſt bereit, aber dabei ein Mann ſey, der zum wenigſten ſchon öfters ein gewagtes, wo nicht falſches Spiel geſpielt habe.

„Wenn der Herzog dieſem ſein Vertrauen ſchenkt, wenn er nur ſeine Rathſchläge befolgt, dann ſey Gott gnädig. Dem Ambroſius iſt das Land ein Stück Leder, das man nach Willkür handhaben kann; er wird es zurechtſchneiden wollen zu einem Koller für den Herzog und die Abſchnipſel für ſich behalten. Aber, wie Frau Roſel zu ſagen pflegt: zerſchneiden kann jeder Narr, aber wie zuſammennähen?“ So ſprach der Alte Herr von Lichtenſtein zu ſich, als er durch die Gallerien ging; er ſtreichelte unmuthig ſeinen langen weißen Bart und ſeine Augen glühten vom Eifer für die gute Sache Würtembergs.

Er wurde ſogleich vorgelaſſen und traf den Herzog in großer Berathung mit Ambroſius. Der Letztere hatte eine ungeheure Schwanenfeder in der einen Hand, in der andern hielt er ein Pergament, das mit ſchwarzer, rother und blauer Dinte in vielen zierlichen Schnörkeln beſchrieben war. Der Herzog ſpielte mit einem großen Sigill, daß er in der Hand hielt, er ſchien mit ſich zu kämpfen, er ſah bald ſeinen Kanzler durchdringend an, bald heftete ſich ſein Blick wieder auf das Sigill. Sie waren beide ſo vertieft, daß Lichtenſtein einige Minuten im Zimmer ſtand, ohne von ihnen bemerkt zu werden; er betrachtete mit großer Theilnahme die edlen Züge Ulerichs von Würtemberg. Er ſah, wie auf ſeiner Stirne, in ſeinen ſprechenden Augen ſo verſchiedene Empfindungen wechſelten. Bald runzelte ſich ſeine Stirne, ſeine Augenbrauen zuckten, ſein Auge rollte, dann glätteten ſich dieſe Falten, aus ſeinen Blicken ſtrahlte nur ein tiefer Ernſt, der in Nachdenken überging, und oft ſchien ein Anflug von Güte den ſtrengen Ausdruck ſeiner Züge zu mildern. Aber der im gelben Mäntelein, mit der Schwanenfeder in der Hand, ſtand wie der Verſucher vor ihm; er wand und drehte ſich vor ihm, wie die Schlange im Paradies, und das ewig ſtehende Lächeln, der Ausdruck von Ehrlichkeit, den er ſeinen grünen Aeuglein zu geben wußte, wenn ihn ſein Herr ſcharf anſah, ſollten einladen, den Apfel anzubeißen.

„Ich kann nicht begreifen,“ ſprach er mit heiſerer feiner Stimme, „warum Ihr es nicht thun möget. Hat wohl Cäſar ſo lange gezaudert, als er über den Rubicon ging? Ein großer Mann hat große Mittel nöthig, und die Mitwelt und die Nachwelt wird Euch preiſen, daß Ihr dieſe Feſſeln von Euch geworfen.“

„Weißt du dies ſo gewiß, Ambroſius Volland?“ entgegnete der Herzog, indem er ihn düſter anblickte. „Man wird ſagen: Herzog Ulerich war ein Tyrann. Er hat die alte Ordnung umgeſtoßen, die ſeinen Vätern heilig war, er hat den Vertrag, den er ſelbſt aufgerichtet, gebrochen, er hat ſein Land wie ein fremdes behandelt, er hat die Geſetze nicht gehalten, die —“

„Erlaubet,“ unterbrach ihn jener, „es kommt nur allein auf die Frage an: wer iſt der Herr? der Herzog oder das Land? Wenn das Land Herr iſt, dann iſts was anderes; dann freilich ſind allerlei Pakten, Verträge, Klauſeln und dergleichen nöthig. Die Ritterſchaft, die Prälaten und die Landſchaft ſind dann Meiſter, und Euer Durchlaucht — nun, ſind dann der, welcher den Namen dazu hergibt. Seyd Ihr aber, was man ſo eigentlich Herr nennt, dann ſeyd Ihr es auch, der Geſetze gibt. Jetzt habt Ihr das Heft in der Hand; jetzt noch ſeyd Ihr Herr und Meiſter. Drum fort mit dem alten Recht, hier iſt ein neues — da, nehmt in Gottes Namen die Feder, unterzeichnet!“

Der Herzog ſtand noch eine Weile unſchlüſſig, ſeine Wangen glühten, ſeine ganze Geſtalt richtete ſich höher auf, aber ſein Auge haftete noch am Boden. Jetzt ſchlug er es auf und es blitzte vom Gefühl ſeiner Würde. „Ich heiße Würtemberg,“ ſagte er, „ich bin das Land und das Geſetz — ich unterſchreibe.“ Er ſtreckte die Rechte aus, die Schwanenfeder aus der Hand ſeines Kanzlers zu empfangen, aber mit ſanfter Gewalt wurde ſein Arm von einer fremden Hand ergriffen und weggezogen. Erſtaunt ſah er ſich um und blickte in die ruhigen, aber ernſten Züge des Ritters von Lichtenſtein.

„Ha! willkommen!“ rief er, „mein getreuer Lichtenſtein; ſogleich ſteh' ich Euch Rede, laſſet mich nur zuvor dies Pergament unterzeichnen.“

„Erlauben Euer Durchlaucht,“ ſagte der alte Mann, „Ihr habt mir eine Stimme zugeſagt in Eurem Rath, darf ich nicht auch wiſſen um die erſte Verordnung, die Ihr an Euer Land ergehen laſſet.“

„Mit Euer Hochedeln Erlaubniß,“ fiel Ambroſius Volland haſtig ein, „das Ding hat Eile; die Bürgerſchaft von Stutigart verſammelt ſich ſchon auf der Wieſe; dieſe Schrift muß ihr vorgeleſen werden; es hat wahrhaſtig Eile.“

„Nun, Ambroſius,“ ſagte der Herzog, „ſo gar eilig iſt es nicht, daß wir unſerem alten Freund die Sache nicht mittheilen ſollten. Wir haben nämlich beſchloſſen, uns huldigen zu laſſen, und zwar nach neuen Verträgen und Geſetzen. Die alten ſind null und nichtig.“

„Das habt Ihr beſchloſſen? um Gottes willen, habt Ihr auch bedacht, zu was dies führt? Habt Ihr nicht erſt vor wenigen Jahren den Tübinger Vertrag beſchworen?“

„Tübingen!“ rief der Herzog mit ſchrecklicher Stimme, indem ſeine Augen von Zorn glühten, „Tübingen! nenne dies Wort nicht mehr! Dort hatte ich all' meine Hoffnung, dort war mein Land, meine Kinder, ha! und dort haben ſie mich verrathen und verkauft. Ich bat, ich flehte, ſie ſollen zu mir halten, ich wolle Gut und Blut mit ihnen theilen — nichts! man wollte von Ulerich nichts mehr; das neue Regiment gefiel ihnen beſſer, im Elend haben ſie mich ſchmachten laſſen, haben zugegeben, daß ihr Herzog in Verbannung war, haben geduldet, daß der Name Würtemberg ein Hohngelächter wurde in allen Reichen — jetzt bin ich wieder Herr und Meiſter, habe das Heft in der Hand und will mir's nicht wieder aus der Hand winden laſſen. Haben ſie ihren Eid vergeſſen, bei Sanct Hubertus, ſo iſt mein Gedächtniß auch nicht länger. Tübinger Vertrag? Ich ſag', der Teufel ſoll alles holen, was mit dieſem Namen ſich verknüpft!“

„Aber bedenken Euer Durchlaucht!“ ſprach Lichtenſtein, von dieſem Ausbruch der Leidenſchaft erſchüttert, „bedenket doch, welchen Eindruck ein ſolcher Schritt auf das Land machen muß. Noch habt Ihr nichts als Stuttgart und die Gegend; noch liegen in Urach, Aſperg, Tübingen, Göppingen, überall bündiſche Beſatzungen. Wird die Landſchaft Euch beiſtehen, den Bund zu verjagen, wenn ſie hört, auf welche neue Ordnung ſie huldigen ſoll?“

„Ich ſag': iſt mir die Landſchaft beigeſtanden, als ich Würtemberg mit dem Rücken anſehen mußte?

Sie haben mich laufen laſſen und dem Bunde gehuldigt!“

„Vergebt mir, Herr Herzog,“ entgegnete der Alte mit bewegter Stimme, „dem iſt nicht alſo. Ich weiß noch wohl den Tag bei Blaubeuren. Wer hielt da zu Euch, als die Schweizer abzogen? Wer bat Euch, nicht vom Land zu laſſen; wer wollte Euch ſein Leben opfern? Das waren achttauſend Würtemberger. Habt Ihr den Tag vergeſſen?“

„Ei, ei, Wertheſter,“ ſagte der Kanzler, dem es nicht entging, welchen mächtigen Eindruck dieſe Worte auf Ulerich machten; „ei! Ihr ſprechet doch auch etwas zu kühnlich. Iſt übrigens jetzt auch gar nicht die Rede von damals, ſondern von jetzt. Die Landſchaft iſt von der alten Huldigung gänzlich abgekommen, hat dem Bunde eine andere Huldigung gethan; Seine Durchlaucht iſt jetzt als ein neu angekommener Herr anzuſehen; er hat dies Land mit Gewalt erobert; hat ſich nun der Bund auf beſondere Verträge huldigen laſſen, ſo kann es der Herzog eben ſo halten. Neuer Herr, neu Geſetz. Man kann ſich in allewege nach eigenem Gutdünken huldigen laſſen. Soll ich die Feder eintauchen, gnädiger Herr?“

„Herr Kanzler!“ ſagte Lichtenſtein mit feſter Stimme, „habe alle mögliche Ehrfurcht vor Eurer Gelahrtheit und Einſicht, aber was Ihr da ſagt, iſt grundfalſch und kein guter Rath. Jetzt gilt es, zu wiſſen, wen das Volk liebt. Der Bund hat durch ſein Walten im Land alles gegen ſich aufgebracht; es war die rechte Zeit, daß Seine Durchlaucht wieder kam, jetzt fliegen ihm alle Herzen zu; wird er ſie nicht gewaltſam von ſich ſtoßen, wenn er alles Alte umreißt und nach eigener neuer Satzung ſchaltet und waltet? O bedenkt, bedenkt, die Liebe eines Volkes iſt eine mächtige Stütze!“

Der Herzog ſtand mit untergeſchlagenen Armen da, düſter vor ſich hinblickend, er antwortete nicht. Deſto eifriger that dies der Kanzler im gelben Mäntelein. „Hi hi hi! wo habt Ihr die ſchönen Sprüchlein her, Liebwerther, Hochgeſchätzter? Liebe des Volkes ſagt Ihr? Schon die Römer wußten, was davon zu halten ſey. Seifenblaſen, Seifenblaſen! hätt' Euch für geſcheuter gehalten. Wer iſt denn das Land? hier, hier ſteht es in Perſona, das iſt Würtemberg, dem gehört's, hat's geerbt und jetzt noch dazu erobert. Volksliebe! Aprillenwetter! wäre ihre Liebe ſo ſtark geweſen, ſo hätten ſie nicht dem Bunde gehuldigt.“

„Der Kanzler hat Recht!“ rief Ulerich, aus ſeinen Gedanken erwachend. „Du magſt es gut meinen, Lichtenſtein; aber er hat diesmal Recht. Meine Langmuth hat mich zum Lande hinaus getrieben; jetzt bin ich wieder da, und ſie ſollen fühlen, daß ich Herr bin. Die Feder her, Kanzler, ich ſag', ſo will ichs; ſo wollen Wir uns huldigen laſſen!“

„O Herr, thut nichts in der erſten Hitze! wartet, bis Euer Blut ſich abkühlt. Rufet die Landſchaft zuſammen; machet Aenderungen nach Eurem Sinne, nur jetzt nicht, nur nicht, ſo lange der Bund noch Land beſitzt in Würtemberg; es könnte Euch ſchaden bei den Uebrigen. Geſtattet nur noch eine kurze Friſt.“

„So,“ unterbrach in der Kanzler, „daß man dann allgemach wieder in das alte Weſen hinein kommt?

Gebt acht, wenn die Landſchaft erſt beiſammen iſt, wenn ſie ſich erſt zuſammen berathen, meinet Ihr, da werden ſie ſo gutwillig nachgeben? Hi hi! da wird man Gewalt anwenden müſſen, und das macht erſt verhaßt. Schmiedet das Eiſen, ſo lange es warm iſt. Oder gelüſtet Euer Durchlaucht, wieder ganz gehorſamlich unter das alte Joch zu ſtehen und den Karren zu ziehen?“

Der Herzog antwortete nicht. Er riß mit einer haſtigen Bewegung Feder und Pergament dem Kanzler aus der Hand, warf einen ſchnellen, durchdringenden Blick auf ihn und den Ritter, und ehe noch dieſer es verhindern konnte, hatte Ulerich ſeinen Namen unterzeichnet. Der Ritter ſtand in ſtummer Beſtürzung; er ſenkte bekümmert das Haupt auf die Bruſt herab. Der Kanzler blickte triumphirend auf den Ritter und den Herzog. Doch dieſer ergriff eine ſilberne Glocke, die auf dem Tiſch ſtand, und klingelte. Ein Diener erſchien und fragte nach ſeinem Befehl.

„Iſt die Bürgerſchaft verſammelt?“ fragte er.

„Ja, Euer Durchlaucht! auf den Wieſen gegen Cannſtadt ſind ſie verſammelt, Amt und Stadt; die Landsknechte rücken ſo eben aus, ſechs Fähnlein.“

„Die Landsknechte? wer gab die Erlaubniß?“

Der Kanzler zitterte bei dem Ton dieſer Frage. „Es iſt nur wegen der Ordnung,“ ſagte er; „ich habe gedacht, weil es bei ſolchen Fällen gebräuchlich ſey, daß bewaffnete Mannſchaft —“

Der Herzog winkte ihm, zu ſchweigen; er begegnete einem trüben fragenden Blick des alten Lichtenſtein, der ihn erröthen machte. „Mit meinem Befehl geſchah es nicht,“ ſprach er, „doch — es möchte auffallen, wenn wir ſie zurückriefen. Es iſt ja gleichgültig. Man bringe mir den rothen Mantel und den Hut; ſchnell!“

Der Herzog trat ans Fenſter und ſah ſchweigend hinaus; der Kanzler ſchien nicht recht zu wiſſen, ob ſein Herr erzürnt ſey oder nicht; er wagte nicht zu ſprechen, und der Ritter von Lichtenſtein beharrte in ſeinem trüben Schweigen. So ſtanden ſie geraume Zeit, bis ſie von den Dienern unterbrochen wurden. Es traten vier Edelknaben ins Gemach, der erſte trug den Mantel, der zweite den Hut, der dritte eine Kette von Gold und der vierte des Herzogs Schlachtſchwert. Sie bekleideten den Herzog mit dem Fürſtenmantel von purpurrothem Sammt mit Hermelin verbrämt. Sie reichten ihm den Hut, der die ſchwarz und gelbe Farbe des Hauſes Würtemberg in reichen wehenden Federn zeigte, dieſe wurden zuſammengehalten von einer Agraffe aus Gold und Edelſteinen, die eine Grafſchaft werth waren. Der Herzog bedeckte ſein Haupt mit dieſem Hut. Seine kräftige Geſtalt ſchien in dieſem fürſtlichen Schmuck noch erhabener als zuvor, und die freie majeſtätiſche Stirne, das glänzende Auge ſahe gebietend unter den wallenden Federn hervor. Er ließ ſich die Kette umhängen, ſteckte das Schlachtſchwert an und winkte ſeinem Kanzler, aufzubrechen.

Noch immer ſprach der Ritter von Lichtenſtein kein Wort; mit bekümmerter Miene hatte er dieſen Anſtalten zugeſehen und ſich dann abgewendet. Der Herzog ſchritt mit leichtem Neigen des Hauptes an dem alten Ritter vorüber zur Thüre, und die wunderliche Figur des Kanzlers Ambroſius Volland folgte ihm mit majeſtätiſchen

Schritten. Hatte der Herr den Alten nicht gegrüßt, glaubte auch der Kanzler ihm dies nicht ſchuldig zu ſeyn; er warf nur einen tückiſchen Blick nach dem Platz hinüber, wo jener noch immer ſtand, und ſein großer zahnloſer Mund verzog ſich zu einem höhniſchen Lächeln. In der Thüre ſtand der Herzog ſtille, er ſah rückwärts, ſeine beſſere Natur ſchien über ihn zu ſiegen, er kehrte zur Verwunderung des Kanzlers zurück und trat zu Lichtenſtein.

„Alter Mann!“ ſagte er, indem er vergeblich ſtrebte, ſeine tiefe Bewegung zu unterdrücken, „du warſt mein einziger Freund in der Noth, und in hundert Proben habe ich deine Treue bewährt gefunden, du kannſt es mit Würtemberg nicht ſchlimm meinen; ich fühle, es iſt einer der wichtigſten Schritte meines Lebens, und ich gehe vielleicht einen gewagten Gang; — aber wo es das Höchſte gilt, muß man alles wagen.“

Der Ritter von Lichtenſtein richtete ſein greiſes Haupt auf; in den weißen Wimpern hingen Thränen; er ergriff Ulerichs Hand: „Bleibet,“ rief er, „nur diesmal, diesmal folget meiner Stimme! mein Haar iſt grau, ich habe lange gelebt, Ihr erſt drei Jahrzehnte.“ — Indem ertönten die Trommeln der Landsknechte in dem Hof. Das ungeduldige Stampfen der Roſſe drang herauf, und die Herolde ſtießen, zur Huldigung rufend, in die Trompeten.

„**Jacta alea esto!** war der Wahlſpruch Cäſars,“ ſagte der Herzog mit muthiger Miene; „jetzt gehe ich über meinen Rubicon. Aber dein Segen möchte mir frommen, alter Mann, zum Rath iſt es zu ſpät!“

Der Ritter blickte ſchmerzlich aufwärts; die Stimme verſagte ihm, er drückte ſegnend ſeines Herzogs Rechte an die Bruſt. Noch zögerte Ulerich bei ihm, da ſtreckte der Kanzler den langen dürren Arm unter dem gelben Mäntelein hervor und winkte ihm mit der Pergamentrolle; er war anzuſchauen wie der Verſucher, dem es gelingt, eine arme Seele mit ſich hinab zu ziehen. Ulerich von Würtemberg riß ſich los und ging, um ſich von ſeiner Hauptſtadt huldigen zu laſſen.

XI.

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen ſo heiß,
Als heimliche Liebe
Von der niemand weiß.
Altes Volkslied.

Die Beſorgniſſe des alten Herrn ſchienen nicht ſo ungegründet geweſen zu ſeyn, als Ambroſius Volland ſie dargeſtellt hatte. Ein ſehr großer Theil des Landes fiel zwar dem Herzog zu, weil die Vorliebe für den angeſtammten Regenten, der Druck des Bundes und die anfangs ſo ſiegreichen Waffen Ulerichs Viele bewogen, die Huldigung, die ſie gezwungener Weiſe dem Bunde gethan, zu vergeſſen und ſich für Würtemberg zu erklären.

Aber die neue Huldigung, die alle frühern Verträge umſtieß, das Gerücht, daß manche Stadt durch Gewalt zu dieſen Formen gezwungen worden ſey, bewirkte wenigſtens, daß der Herzog keine Popularität gewann, ein Mangel, der in ſo zweifelhafter Lage oft nur zu bald fühlbar wird. Noch beharrten Urach, Göppingen und

Tübingen auf ihren dem Bunde geleiſteten Pflichten, denn ihre bündiſch geſinnten Obervögte zwangen ſie mit Gewalt dazu; zu Urach hauste Dieterich Späth, des Herzogs bitterſter Feind; er brachte in wenigen Tagen ſo viel Mannſchaft auf, daß er nicht nur ſein ganzes Amt im Zaume hielt, ſondern auch Einfälle in die Ländereien machte, die dem Herzog wieder zugefallen waren. Es ging auch das Gerücht, die Bundesſtände ſeyen ſchnell von Nördlingen aufgebrochen, jeder in ſeine Heimath geeilt, um friſche Heere aufzubieten und Ulerich zum zweiten Mal auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Ulerich ſelbſt ſchien weder der einen noch der andern dieſer Beſorgniſſe Raum zu geben. Er pflog bei verſchloſſenen Thüren mit Ambroſius Volland Rath; man ſah viele Eilboten kommen und abgehen, aber niemand erfuhr, was ſie brachten. In Stuttgart aber glaubte man feſt, der Herzog müſſe in der fröhlichſten Stimmung ſeyn, denn wenn er mit ſeinem glänzenden Gefolge durch die Straßen ritt, alle ſchönen Jungfrauen grüßte und mit den Herren zu ſeiner Seite ſcherzte und lachte, da ſagten ſie: „Herr Ulerich iſt wieder ſo luſtig, wie vor dem armen Conrad.“ Er hatte ſeinen Hofſtaat wieder glänzend eingerichtet. Zwar war es nicht mehr wie früher der Sammelplatz der baieriſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Grafen und Herren, zwar fehlte die Fürſtin, die ſonſt einen ſchönen Kranz blühender Fräulein um ſich verſammelt hatte, aber dennoch fehlte es nicht an ſchönen Frauen und ſchmucken Edeln, ſeinen Hof zu verherrlichen, und die Luft dieſer Stadt ſchien ſchon damals der Schönheit ſo günſtig zu ſeyn, daß die bunten Reihen in den

Sälen und Hallen des Schloſſes nicht einer gewöhnlichen Verſammlung, ſondern einer Auswahl aus den ſchönen Frauen des Landes glich.

Tänze und Ritterſpiele waren in ihre alten Rechte eingeſetzt worden. Feſt drängte ſich an Feſt, und Ulerich ſchien eifrig nachholen zu wollen, was er in der Zeit ſeines Unglücks verſäumt hatte. Keines dieſer geringſten Feſte war die Hochzeits Georgs von Sturmfeder mit der Erbin von Lichtenſtein.

Der alte Herr hatte ſich lange nicht entſchließen können, ſein Wort zu halten; nicht daß er die Wahl ſeiner Tochter mißbilligt hätte, denn er liebte ſeinen Eidam väterlich, er ſah in ihm ſeine eigene Jugend wieder aufblühen, er ſchlug ihm ſeine freiwillige Verbannung mit dem Herzog hoch an; aber wie der Horizont von Ulerichs Glück, ſo war auch die Stirne des alten Mannes noch immer umwölkt, denn er ahnte, daß es nicht ſo bleiben werde, wie es jetzt war, und tief ſchmerzte es ihn, daß der Herzog in ſo mancher wichtigen Angelegenheit von ſeinem Rath nicht Gebrauch machte, ſondern alles heimlich mit ſeinem Kanzler abhandelte. So hatte er unſchlüſſig und betrübt dieſen Tag der Freude immer hinausgeſchoben, aber die ſchönen Augen ſeiner Tochter, in welcher er oft einen leiſen Vorwurf zu leſen glaubte, Georgs Bitten nöthigten ihm endlich einen beſtimmten Termin ab. Der Herzog ließ es ſich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten. Er mochte ſich jener Nächte erinnern, wo der Vater nicht müde ward, ihm ſeine Anhänglichkeit zu bezeugen, wo die zarte Tochter keinen Sturm, keine Kälte ſcheute, um ihn am Burgthor zu empfangen, um ihn mit warmen Speiſen zu laben. Er mochte ſich noch aus der jüngſten Vergangenheit der Opfer erinnern, die ihm der Bräutigam gebracht hatte: er zeigte auf glänzende Art, wie er Treue, Aufopferung und Liebe, die ſich ihm ſo ſelten bewährt hatten, zu vergelten wiſſe. Der Ritter und ſeine Tochter waren bisher noch immer ſeine Gäſte im Schloß zu Stuttgart geweſen, jetzt ließ er ein ſchönes Haus nächſt der Collegiatenkirche mit neuem Hausgeräthe verſehen und übergab am Vorabend der Hochzeit den Schlüſſel dem Fräulein von Lichtenſtein, mit dem Wunſche, ſie möchte es, ſo oft ſie in Stuttgart ſey, bewohnen.

Und jetzt endlich war der Tag gekommen, welchen Georg oft in ungewiſſer Ferne, aber immer mit gleicher Sehnſucht geſchaut hatte. Er rief ſich am Morgen dieſes Tages das ganze Leben ſeiner Liebe zurück; er wunderte ſich, wie alles ſo ganz anders gekommen war, als er ſich gedacht hatte. Wie hätte er, als er damals durch den Schönbuch nach der Heimath zog, denken können, daß das Glück, die Geliebte ganz zu beſitzen, nicht mehr ſo ferne liegen werde, als er fürchtete. Wie hätte er, als er ſich an das Bundesheer anſchloß, ahnen können, daß der Herzog, welchen er zu bekriegen kam, ſein Glück gründen werde. Mit welch' heiterer Ruhe dachte er jetzt an die Stürme jener Tage zurück, wo es ihm zuerſt wieder möglich geworden war, der Geliebten ein Wörtchen der Liebe zuzuflüſtern, wo er die Schreckenskunde vernahm, daß ihr Vater, ein Feind des Bundes, ſie mit ſich hinwegführen werde; wo er in Bertha's Garten die unglücklichſte Stunde ſeines Lebens im ſchmerzlichen

Abſchied von der Geliebten hinbrachte, wo er auf lange, vielleicht auf ewig verloren glaubte, was heute auf ewig ſein werden ſollte. Jedes Wort der Geliebten kehrte wieder in ſeiner Erinnerung, und er mußte aufs neue ihre hohe Zuverſicht, ihren ſchönen Glauben an ein gütiges Geſchick bewundern, den ſie auch damals, wo die Zukunft mit einem düſteren Schleier verhüllt und keine Ausſicht, keine Hoffnung mehr war, nicht verlor, den ſie mit dem letzten Abſchiedskuſſe auch ihm mitzutheilen wußte.

„Er hat uns nicht gelogen, dieſer Glaube,“ ſprach der junge Mann, von der Erinnerung bewegt, zu ſich; „es lebt eine heilige ahnungsvolle Stimme in ihrer reinen Seele, und ihr klares Auge, das in dem meinigen die Gewißheit meiner Liebe las, tauchte auch damals tief in die Zukunft und verkündete Glück, es wird ſie auch jetzt nicht täuſchen, wenn es ein ſüßes ungeſtörtes Glück in unſerer Verbindung liegt.“

Ein beſcheidenes Pochen an der Thüre unterbrach die lange Gedankenreihe, die ſich an den heutigen Tag knüpfen und in die ferne Zukunft hinaus ziehen wollte. Es war Herr Dieterich von Kraft, der ſtattlich geſchmückt zu ihm eintrat.

„Wie?“ rief der Schreiber des großen Rathes zu Ulm, und ſchlug voll Verwunderung die Hände zuſammen, „wie? in dieſem Wamms wollet Ihr Euch doch hoffentlich nicht trauen laſſen? Es iſt ſchon neun Uhr, die Gänge und Treppen des Schloſſes wimmeln von Hochzeitgäſten, die von Sammt und Seide glänzen, und Ihr, die Hauptperſon im Stück, ſchauet ruhig zum Fenſter hinaus, ſtatt Euren Anzug zu beſorgen?“

„Dort liegt der ganze Staat," erwiederte Georg lächelnd: „Barett und Federn, Mantel und Wamms, alles aufs ſchönſte zubereitet; aber Gott weiß, ich habe noch nicht daran gedacht, daß ich dieſes Flitterwerk an mich hängen ſolle. Dies Wamms iſt mir lieber als jenes ſchöne neue; ich habe es in ſchweren, aber dennoch glücklichen Tagen getragen."

„Ja, ja! ich kenne es wohl; das habt Ihr bei mir in Ulm getragen, und es iſt mir noch wohl erinnerlich, wie Euch Bertha in dieſem blauen Kleid abſchilderte, daß ich recht eiferſüchtig ward. Aber Flitterwerk nennt Ihr die Kleider da? Ei, der Tauſend! Hätte ich nur mein Lebenlang ſolche Flitter. Ha, das weiße Gewand, mit Gold geſtickt, und der blaue Mantel von Sammt! Kann man was ſchöneres ſehen? Wahrlich, Ihr habt mit Umſicht ausgewählt, das mag trefflich ſtehen zu Euren braunen Haaren."

„Der Herzog hat mir es zugeſchickt," antwortete Georg, indem er ſich ankleidete, „mir wäre alles zu koſtbar geweſen."

„Iſt doch ein prächtiger Herr, der Herzog, und jetzt erſt, ſeit ich einige Zeit hier bin, ſehe ich ein, daß man ihm bei uns in Ulm zu viel gethan hat. An einem ſolchen Hofe iſt es doch was anderes als in den Städten, und Herzog von Würtemberg klingt auch ſchöner als Bürgermeiſter von Ulm. Und doch möcht' ich nicht in ſeiner Haut ſtecken; Ihr werdet ſehen, Vetter, es geht noch einmal bergab mit ihm."

„Das iſt Euer altes Lied, Herr Dieterich; erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr damals in Ulm groß thatet mit

Eurer Politica, und wie Ihr regieren wolltet in Würtemberg? Wie iſt es denn jetzt?

„Iſt nicht alles eingetroffen?“ erwiederte der Rathsſchreiber mit weiſer Miene; „weiß noch wie heute, daß ich prophezeihte, die Schweizer ziehen heim, die Landſchaft werden wir für uns gewinnen und die Burgen werden wir einnehmen.“

„Ja, ja! Ihr habt ſie erobern helfen,“ lachte Georg, „ſeyd ja in einer Sänfte zu Feld getragen worden; aber damals ſagtet Ihr auch, der Herzog werde nie zurückkehren, und jetzt ſitzt er ganz warm und ruhig hier.“

„Nicht ſo ruhig als Ihr glaubt. Zwar ich wollte ihm und Euch wünſchen, er behielte ſein Land; uns hat es doch nichts genützt, die großen Herren nehmen alles für ſich, an unſereinen kam nichts als etwa die Ehre, für den Bund geköpft zu werden; möchte es ihm wohl gönnen; aber — glaubet mir, es ſieht nicht ſo ruhig aus, als man hier meint. Die vertriebenen Räthe haben von Eßlingen aus an den Kaiſer und das Reich geſchrieben und geklagt, der Bund iſt wieder auf den Beinen; bei Ulm ſteht ſchon wieder ein neues Heer.“

„Gerede, nichts weiter; ich weiß gewiß, daß der Herzog ſich mit Baiern verſöhnen wird.“

„Ja *will*, aber nicht verſöhnen *wird*. Das hat noch manchen Haken. Aber was ſehe ich? Ihr werdet doch nicht den alten Fetzen von einer Feldbinde zu dem ſtattlichen Hochzeitſchmuck anlegen wollen? Pfui, das paßt nicht zuſammen, lieber Vetter.“

Der Bräutigam betrachtete die Schärpe mit inniger Liebe. „Das verſteht Ihr nicht,“ ſagte er, „wie gut ſich dies zum Hochzeitgewande ſchickt. Es iſt ihr erſtes Geſchenk; ſie flocht ſie heimlich bei Nacht auf ihrem Kämmerlein, als ihr die Kunde kam, daß ſie bald ſcheiden müſſe. Sie hat manche Thräne hineingewoben, hat das Gewebe oft an die Lippen gedrückt, drum ward es mir eine Zauberbinde und meinen Augen ein Troſt, wenn ich im Unglück auf die Bruſt hernieder ſah. Sie darf nicht fehlen, dieſe Binde, hat ſie die Noth mit mir getragen, ſo ſey ſie mir ein heiliger Schmuck am Tage des Glückes.“

„Nun, wie Ihr wollt, hängt ſie in Gottes Namen um; jetzt noch das Barrett aufgeſetzt und ſchnell den Mantel umgehängt, ſie läuten ſchon das Erſte drüben in der Kirche. Sputet Euch, laſſet das Bräutlein nicht ſo lange warten!“

Der Rathsſchreiber ſtellte ſich noch einmal vor den jungen Mann und muſterte mit ſtrengen Kenneraugen ſeinen Anzug. Er zog da eine Spange ſchärfer an, er verwiſchte dort eine Falte, ſteckte hier eine Feder höher und immer zufriedener wurden ſeine Blicke. Er geſtand ſich, daß der große ſchlanke junge Mann, ſein ſchöner Kopf, die klaren muthigen Augen ganz des lieblichen Bäschens würdig ſeyen. „Weiß Gott,“ ſagte er, „Ihr ſehet aus, Vetter, als wäret Ihr von unſerem Herr Gott gerade zum Hochzeiter erſchaffen worden. Es iſt mir lieb, daß Euch heute Bertha nicht ſehen kann, es möchte ihr wieder auf acht Tage ſchwindelnd werden, dem armen Kind! — Kommt, kommt! ich fühle mich ſtolz, Euer Geſelle zu ſeyn, wenn ich auch vierzehn Tage zu ſpät nach Ulm zurückkehre.“

Georgs Wangen rötheten ſich, ſein Herz pochte, als er ſein Gemach verließ. Die Freude, die Erwartung, die Erfüllung jahrelanger Wünſche beſtürmten ſeine Sinne und wie trunken ging er neben Herrn Dieterich durch die Gallerien. Die Thüre ging auf und Marie, im Glanze ihrer Schönheit, ſtand umgeben von vielen Frauen und Fräulein, die vom Herzog eingeladen, heute ihre Begleitung bilden ſollten. Marie erröthete, als ſie den Geliebten ſah, ſie betrachtete ihn ſtaunend, als ſeyen ſeine Züge heute mit einem neuen Glanze übergoſſen, ſie ſchlug die Augen nieder, als ſie ſeinen freudetrunkenen Blicken begegnete. Was hätte Georg darum gegeben, die Geliebte an ſein Herz ziehen, den Morgengruß der Liebe auf ihre Lippen drücken zu dürfen; aber die ſtrenge Sitte der Zeit trennte an dieſem Tage durch eine weite Kluft, was ſich ſonſt ſchon längſt gefunden hätte. Dem Bräutigam war es nicht erlaubt, die Hand der Braut zu berühren, ehe ſie der Prieſter in die ſeinige legte, und der Braut wurde es übel aufgenommen, wenn ſie den Bräutigam gar zu viel und gar zu lange anſah. Züchtig, ehrbar, die Augen auf den Boden geheftet, die Hände unter der Bruſt gefaltet, mußte ſie ſtehen, — ſo wollte es die Sitte.

Bei mancher andern möchte dieſe Stellung erzwungen und ſteif erſchienen ſeyn, doch, wie die Natur über ihre lieblichſten Töchter in jeder Lage, in Trauer und Freude, den Zauber der Schönheit ausgießt, ſo war auch dieſe unnatürliche Haltung der Braut bei Marien zum gelungenſten Bild geworden; die zarte Röthe, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechſelte, der ſüße

Mund, in deſſen Winkeln ein Lächeln aufzukeimen ſchien, der feine weiche Vorhang der geſenkten Lieder, die zarten Franſen der dunkeln Wimpern, durch welche die blauen, glänzenden Augen wie eine aufgehende Sonne kaum ſichtbar durchſchimmerten, ſie gaben ein Bild holder verſchämter Liebe, die dem Geliebten die Arme öffnen, die ſeinen Namen mit den ſüßeſten Tönen ausſprechen, die die Augen aufſchlagen möchte, um ihm durch einen Blick ihre Wünſche zu verkünden; doch die mächtigere Natur, das verwirrende Gefühl der Beſchämung windet ihr die Hände nur noch feſter zuſammen, ſchlägt die zarte Hülle der Wimpern vor das glühende Auge herab und verſchließt den Mund, daß er nur heimlich und ſtille lächelt, aber das Geheimniß der Liebenden nicht ausſpricht.

Verſchwunden war die erhabene Haltung Mariens, verſchwunden die Majeſtät ihrer Stirne und jener gebietende ernſte Blick, der auch den Kühnſten gefeſſelt hätte; aber man war verſucht, jene erhabenern Schönheiten nicht zurückzuwünſchen; lag doch in dieſem verſchämten Bekenntniß, durch einen Blick des Geliebten überwunden zu ſeyn, ein höherer Reiz, als wenn das ſtolze Auge frei um ſich geblickt, und dieſer geſchloſſene Mund das Geſtändniß der Liebe laut und offen ausgeſprochen hätte. So hatte die Natur Marien an dieſem Tage einen neuen Zauber verliehen, der ſo mächtig wirkte, daß Georg einige Momente ſeine Braut verwunderungsvoll betrachtete und ſein Herz ſich ſtolzer hob, im Gefühle, dieſes liebliche Kind ſein nennen zu dürfen.

Jetzt kam auch der Herzog, der den Ritter von Lichtenſtein an der Hand führte. Er muſterte mit ſchnellen Blicken den reichen Kreis der Damen, und auch er ſchien ſich zu geſtehen, daß Marie die ſchönſte ſey. „Sturmfeder!“ ſagte er, indem er den Glücklichen auf die Seite führte, „dies iſt der Tag, der dich für Vieles belohnt. Gedenkſt du noch der Nacht, wo du mich in der Höhle beſuchteſt und nicht erkannteſt? Damals brachte Hans, der Pfeifer, einen guten Trinkſpruch aus: „dem Fräulein von Lichtenſtein! möge ſie blühen für Euch!“ — Jetzt iſt ſie dein, und was nicht minder ſchön iſt, auch dein Trinkſpruch iſt erfüllt; wir ſind wieder eingezogen in die Burg unſerer Väter.“

„Möge Euer Durchlaucht dieſes Glück ſo lange genießen, als ich an Mariens Seite glücklich zu ſeyn hoffe. Aber Eurer Huld und Gnade habe ich dieſen ſchönen Tag zu verdanken, ohne Euch wäre vielleicht der Vater —“

„Ehre um Ehre, du haſt Uns treulich beigeſtanden, als wir unſer Land wieder erobern wollten, drum gebührte es ſich, daß auch Wir dir beigeſtanden, um ſie zu beſitzen. — Wir ſtellen heute deinen Vater vor, und als ſolchen wirſt du Uns ſchon erlauben, nach der Kirche deine ſchöne Frau auf die Stirne zu küſſen.“

Georg gedachte jener Nacht, als der Herzog unter dem Thor von Lichtenſtein ſich auf dieſen Tag vertröſtete; unwillkürlich mußte er lächeln, wenn er der Würde und Hoheit gedachte, mit welcher die Geliebte den Mann der Höhle damals zurückgewieſen hatte. „Immerhin, Herr Herzog, auch auf den Mund; Ihr habt es längſt verdient durch Eure großmüthige Fürſprache.“

„Wer ſind deine Geſellen, die dich zum Altar geleiten?“ fragte der Herzog.

„Max Stumpf und der Ulmer Rathsſchreiber, ein Vetter von Lichtenſtein.“

„Wie, das feine Männlein, den mein Kanzler köpfen laſſen wollte? Da haſt du links den zierlichſten und rechts den tapferſten Mann des Schwabenlandes. Glück zu, junger Herr! Doch ich will dir rathen, mehr rechts zu halten als links, dann kann es dir nie fehlen auf Erden, und wärſt du ſo eiferſüchtig als ein Türke. Sieh, ſieh, da kommt ja der Rechte! ſieh, wie ſeine breite kurze Geſtalt ſich wunderlich ausnimmt unter den Frauenzimmern. Und wie er ſich ſtattlich angethan hat! Den verſchoſſenen grünen Mantel trug er ſchon Anno elf auf unſerer Hochzeit mit Frau Sabina Lobeſan.“

„Kann mich nicht viel mit dem Anzug befaſſen,“ erwiederte der tapfere Ritter von Schweinsberg, der die letzten Worte noch gehört hatte; „auch mit dem Tanzen will es nicht recht gehen, Ihr werdet mich entſchuldigen; will aber heute Abend im Ritterſpiel der neue Eheherr eine Lanze mit mir brechen, ſo —

„So willſt du ihm aus lauter Zärtlichkeit und Höflichkeit ein Paar Rippen einſtoßen!“ lachte der Herzog, „das heiße ich einen Bräutigamsgeſellen von echter Art. Nein, da rathe ich dir, Georg, dich lieber links zu halten; der Ulmer wird dir nicht wehe thun.“

Die Flügelthüren öffneten ſich jetzt und man ſah auf der breiten Gallerie das Hofgeſinde des Herzogs in Ordnung aufgeſtellt. An dieſe ſchloſſen ſich die Edelknaben an, welche brennende Kerzen trugen; dann folgte der glänzende Zug der Fräulein und Edelfrauen, die ſich zu dieſem Feſte eingefunden hatten. Sie waren in reiche mit Gold und Silber durchwirkte Stoffe gekleidet, und jede hatte einen Blumenſtrauß und eine Citrone in der Hand. Die Braut wurde von Georg von Hewen und Reinhardt von Gemmingen geführt. Viele Ritter und Edelleute ſchloſſen ſich an dieſe an, in ihrer Mitte ging Georg von Sturmfeder, Max Stumpf zu ſeiner Rechten, der Rathsſchreiber Dieterich von Kraft zu ſeiner Linken. Sein ganzes Weſen ſchien von einer würdigen Freude gehoben, ſeine Augen blinkten freudig, ſein Gang war der Gang eines Siegers. Er ragte mit dem wallenden Haar, mit den wehenden Federn des Barretts weit über ſeine Geſellen hervor, Die Leute betrachteten ihn ſtaunend, die Männer lobten laut ſeine hohe männliche Geſtalt, ſeine edle Haltung. Aber die Mädchen flüſterten leiſe und prieſen ſeine ſchönen Züge und das freie glänzende Auge.

So ging der Zug aus dem Thore des Schloſſes nach der Kirche, die nur durch einen breiten Platz von ihm getrennt war. Kopf an Kopf ſtanden die ſchönen Mädchen und die redſeligen Frauen, ſie muſterten die Anzüge der Fräulein, ſtrengten die Blicke an, als die ſchöne Braut vorbeiging, und waren voll Lobes über den Bräutigam.

Unter den zahlreichen Zuſchauern ſah man auch eine rüſtige runde Bauersfrau mit ihrem Töchterlein ſtehen. Dieſe Frau verneigte ſich immerwährend zu großer Beluſtigung der Städtler umher, die nur der Braut und dem Herzog dieſe Aufmerkſamkeit bewieſen. Sie unterhielt ſich dabei eifrig mit ihrer Tochter. Das ſchöne Kind an ihrer Seite ſchien aber wenig auf ihre Reden zu achten; ſie überſah den glänzenden Zug der Fräulein, ihre hellen Augen waren nur immer auf die nahende Braut gerichtet. Je näher dieſe kam, deſto röther färbten ſich die Wangen des Mädchens, das rothe Mieder hob und ſenkte ſich ungeſtüm und das pochende Herz ſchien die ſilbernen Ketten, womit es eingeſchnürt war, zerſprengen zu wollen. Sie ſah Marien feſt und durchdringend an, die hohe Schönheit der jungen Braut ſchien ſie zu überraſchen, ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ihren kleinen Mund. „Sie iſts!“ rief ſie unwillkürlich aus, und verbarg dann ſchnell ihr Geſicht hinter dem Rücken ihrer Mutter, denn die Umſtehenden ſahen verwundert nach ihr hin.

„Jo, dia iſts, Bärbele! dia iſt grauſig ſchö!“ flüſterte die runde Frau und neigte ſich tief. „Jetzt wellet mer uf da Junker baſſa.“

Das Mädchen ſchien dieſes Raths nicht erſt zu bedürfen, denn ſie blickte längſt hinüber nach jener Seite, woher er kommen mußte. „Er kommt, er kommt!“ hörte ſie ihre Nachbarn flüſtern, „der iſts in dem weißen Kleid, mit dem blauen Mantel, er geht gerade vor dem Herzog.“ Sie ſah ihn, nur einen Blick warf ſie nach ihm hin und wagte dann nicht mehr aufzublicken; die tiefe Röthe ihrer Wangen verſchwand, als er vorüberging, ſie zitterte, eine Thräne fiel herab auf das rothe Mieder; — jetzt war er vorüber, jetzt hob ſie das Köpfchen wieder ein wenig auf und ſandte ihm einen Blick nach, der mehr auszudrücken ſchien, als die reine Bewunderung oder das Staunen der Neugierde.

Als der Zug vorüber war, drängten ſich die Zuſchauer mit Ungeſtüm zu den Kirchthüren, und in einem Augenblick war der Platz, der noch kurz zuvor den Anblick einer bunten wogenden Menge dargeboten hatte, wie ausgeſtorben. Die runde Frau blickte noch immer ſtaunend den ſchönen geputzten Stadtjungfern nach, welche mit ihren brocatenen Hauben und goldgeſtickten Miedern, mit ihren feinen langen Röcken, an welchen man nur um Hals und Buſen den Zeug allzuſehr geſpart zu haben ſchien, in der Bauersfrau mächtige Sehnſucht nach ſolcher Pracht und Herrlichkeit erweckt hatten.

Als ſie ſich umwandte, erſchrack ſie nicht wenig, denn ihr holdes Kind hatte das blühende Geſichtchen in die Hände verborgen und weinte. Sie konnte nicht begreifen, was dem Mädchen begegnet ſeyn könne, ſie faßte ihre Hand, zog ſie herab von den Augen, — ſie weinte bitterlich. „Was hoſcht denn, Bärbele?“ fragte ſie halb unmuthig, doch nicht ohne Theilnahme, „was heulſcht denn? Hoſcht's denn et g'ſeha? Gang, s' iſt jo a Schand! wenn's jo ebber ſieht; ſo ſag' no, worum de heulſcht?“

„I woiß et, Muater!“ flüſterte ſie, indem ſie vergeblich ihre Thränen zu bezwingen ſuchte; „es iſt mer ſo weh im Herz drinn, i woiß et worum.“

„Laß jetzt bleiba, ſag e! Komm, ſonſt kommemer z'ſpot in d'Kirch. Hairſch, wie ſe muſicieret und ſinget? komm, ſonſt ſeha mer nix mai!“ Die Frau zog bei dieſen Worten das Mädchen nach der Kirche. Bärbele folgte, ſie bedeckte die Augen mit der weißen Schürze, um nicht den Stadtleuten zum Geſpött zu werden; aber die tiefen Seufzer, die ſich aus ihrer Bruſt herausſtahlen, ließen ahnen, daß ſie einen tiefen Schmerz vergeblich zu unterdrücken ſuche. Die Orgel ſchwieg, der Chorgeſang verſtummte, als ſie an der Kirchthüre anlangten; die Einſegnung des ſchönen Paares mußte in dieſem Augenblicke beginnen. Aber vergebens ſuchte die runde Frau durch die dichten Reihen zu dringen, welche die Thüre füllten, ſie wurde, ſo oft ſie ſich in einen freien Raum zu ſchieben ſuchte, unwillig und mit Scheltworten zurückgeſtoßen.

„Komm, Muater!“ ſprach das Mädchen, „mer wellet hoim; mer ſent arme Leut, uns laſſet ſe et in d'Kirch; komm hoim.“

„Was?“ d'Kircha ſind für älle Leut erſchaffa; au für d'Arme. Wia, ihr Herra, lent es e bisle do nei. Mer ſehet jo gar nix.“

„Waz!“ ſprach der Mann, an den ſie ſich gewendet hatte, und kehrte ihr ein rothbraunes Geſicht mit ſchrecklichem Bart zu, „waz? packt Euch fort, wir laſſen niemand durch; wir zind die allergnädigſten herzoglichen Landsknechte wir, und nach dem Zanktus, hat der Hauptmann befohlen, darf keine Zeele mehr durch; Mordblei! thut mir leid, wenn ich in der Kirche fluche, aber ich zag', weg da!“

„Die Olte muß weg, ſogen wer, oder das Dienderl darf rein; komm, Schazerl! do konnſt's recht gut ſehen! ſchaut's, jetzt ſteckt ihr der Probſt den Ring on, jetzt legt er ihne die Händ' zuſommen — gib mir en Schmazerl, dann darfſt's ſehn.“ Der Staberl von Wien ſtreckte bei dieſen Worten ſeine tapfere Hand nach dem Mädchen aus, doch dieſe ſchrie laut auf und entfloh weinend; die runde Frau aber verwünſchte die Stadtleute, die Stadtkirchen und die unanſtändigen Landsknechte, und folgte ihrer Tochter.

XII.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reih'n;
Du biſt in meinen Arm gekettet,
Du biſt nun mein, nun einzig mein.
Es ſchlummert alles dieſe Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt,
Wie in der Waſſer ſtillem Grunde
Der Meergott ſeine Göttin hält.

L. Uhland.

Herzog Ulerich von Würtemberg liebte eine gute Tafel, und wenn in guter Geſellſchaft die Becher kreisten, pflegte er nicht ſo bald das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Auch am Hochzeitfeſte Mariens von Lichtenſtein blieb er ſeiner Gewohnheit treu. Man war, als die heilige Handlung in der Kirche vorüber war, in den Luſtgarten am Schloß gezogen; dort hatten ſich in den Laubgängen und künſtlich verſchlungenen Wegen die Hochzeitgäſte ergangen, oder an den zahmen Hirſchen und Rehen im Gehege, oder an den Bären, die in einem der Gräben des Schloſſes umherwandelten, ſich ergötzt. Um zwölf Uhr hatten die Trompeter zur Tafel gerufen. Sie wurde in der Tyrnitz gehalten, einer weiten hohen Halle, die viele hundert Gäſte faßte. Dieſe Halle war die Zierde des Schloſſes zu Stuttgart. Sie maß wohl hundert Schritte in der Länge; die eine

Seite, die gegen den Garten des Schloſſes lag, war von vielen breiten Fenſtern unterbrochen, und der freundliche Tag ergoß ſich durch die vielfarbigen Scheiben und erhellte überall das ungeheure Gemach, das mit ſeinen Wölbungen und Säulen mehr einer Kirche als einem Tummelplatz der Freude glich. Um die drei übrigen Seiten liefen Gallerien, mit Teppichen reich behängt, ſie waren für die Geiger und Trompeter und für die Zuſchauer bei einem fürſtlichen Mahle beſtimmt, oft aber dienten ſie den Damen und Kampfrichtern zu Tribünen, wenn nicht der Klang der Becher, ſondern Schwerthiebe, das Krachen der Lanzen, das Sauſen der Speere und das Gelächter und Geſchrei der Kämpfer beim freien Waffenſpiel in der Halle erſcholl.

Aber heute ſah man hier einen gemiſchten Kreis ſchöner Frauen und fröhlicher Männer um reich beſetzte Tafeln ſitzen. Auf den Gallerien ſchwangen die Geiger luſtig ihre Fidelbogen. Die Zinkeniſten blieſen ihre Backen auf, die Trommler ſchlugen kräftig auf die Felle, und mit Jauchzen und Halloh ſtimmte die Volksmenge, die man auf den übrigen Theilen der Gallerien zugelaſſen hatte, ein, wenn die Herren unten einen Trinkſpruch ausgebracht hatten. Am oberen Ende der Halle ſaß unter einem Thronhimmel der Herzog. Er hatte ſeinen Hut weit aus der Stirne gerückt, ſchaute fröhlich um ſich und ſprach dem Becher fleißig zu. Zu ſeiner Rechten, an der Seite des Tiſches, ſaß Marie; jetzt wollte die Sitte nicht mehr, daß ſie die Augen niederſchlug und ſechs Schritte von dem Geliebten blieb. Ein fröhliches Leben war in ihre Augen, um ihren Mund eingezogen: ſie blickte oft nach ihrem neuen Gemahl, der ihr gegenüber ſaß, es war ihr oft, als müſſe ſie ſich überzeugen, daß dies alles nicht ein Traum, daß ſie wirklich eine Hausfrau ſey, und den Namen, den ſie achtzehn Jahre getragen, gegen den Namen Sturmfeder vertauſcht habe; ſie lächelte, ſo oft ſie ihn anſah, denn es kam ihr vor, als gebe er ſich, ſeitdem er aus der Kirche kam, eine gewiſſe Würde. „Er iſt mein Haupt,“ ſagte ſie lächelnd zu ſich; „mein Herr, mein Gebieter; o der gute Herr! das liebe Haupt.“

Und es war ſo, wie Marie zu bemerken glaubte; Georg fühlte ſich gehobener, mit einer neuen Würde umgeben; es ſchien ihm, als zeigen ihm die Junker mehr Ehrfurcht, als ziehen ihn die älteren Ritter freundlicher zu ſich heran, ſeit er nicht mehr allein in der Welt ſtand, ſondern wie ſie ein Hausvater, vielleicht der Stammhalter eines glänzenden Geſchlechtes geworden war. Denn in den guten alten Zeiten waren die Begriffe noch anders als heutzutage, und man dachte ſich den Edelmann und den Bürger nicht anders als mit Weib und Kindern, und überließ den Cölibat den Mönchen.

In die Nähe des Herzogs war der Ritter von Lichtenſtein, Max Stumpf von Schweinsberg und der Kanzler gezogen worden, und auch der Rathsſchreiber von Ulm ſaß nicht ferne, weil er heute als Geſelle des Bräutigams dieſen Ehrenplatz ſich erworben hatte. Der Wein begann ſchon den Männern aus den Augen zu leuchten und den Frauen die Wangen höher zu färben, als der Herzog ſeinem Küchenmeiſter ein Zeichen gab.

Die Speiſen wurden weggenommen und im Schloßhof unter die Armen vertheilt; auf die Tafel kamen jetzt Kuchen und ſchöne Früchte, und die Weinkannen wurden für die Männer mit beſſeren Sorten gefüllt; den Frauen brachte man kleine ſilberne Becher mit ſpaniſchem ſüßen Weine. Sie behaupteten zwar, keinen Tropfen mehr trinken zu können, doch nippten und nippten ſie von dem ſüßen Nektar immer wieder, bis man die Nagelprobe hätte machen können. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo nach der Sitte der Zeit dem neuen Ehepaar Geſchenke überbracht wurden. Man ſtellte Körbe neben Marien auf, und als die Geiger und Pfeifer von neuem geſtimmt hatten und aufzuſpielen anfingen, bewegte ſich ein langer, glänzender Zug in die Halle. Voran gingen die Edelknaben des fürſtlichen Hofes, ſie trugen goldene Deckelkrüge, Schaumünzen, Schmuck von edlen Steinen als Geſchenke des Herzogs.

„Mögen euch dieſe Becher, wenn ſie bei den Hochzeiten eurer Kinder, bei den Taufen eurer Enkel kreiſen, mögen ſie euch an einen Mann erinnern, dem ihr beide im Unglück Liebe und Treue bewieſen, an einen Fürſten der im Glück euch immer gewogen und zugethan iſt.“

Georg war überraſcht von dem Reichthum der Geſchenke. „Euer Durchlaucht beſchämen uns!“ rief er, „wollet Ihr Liebe und Treue belohnen, ſo wird ſie nur zu bald um Lohn feil ſeyn.“

„Ich habe ſie ſelten rein gefunden,“ erwiederte Ulerich, indem er einen unmuthigen Blick über die lange Tafel hinſchickte und dem jungen Mann die Hand drückte, „noch ſeltener, Freund Sturmfeder, hat ſie mir Probe gehalten, drum iſt es billig, daß wir die reine Treue mit reinem Golde und edle Liebe mit edlen Steinen zu belohnen ſuchen. Doch wie, Eure ſchöne Frau vergießt Thränen? Ich weiß die Quelle dieſes klaren Thaues, es iſt die Erinnerung an unſer bitteres Geſchick, die wir ſelbſt herauf beſchworen haben. Hinweg mit dieſen Thränen, ſchöne Frau, am Hochzeittag iſt es kein gutes Zeichen. Doch mit Verlaub Eures Eheherrn will ich jetzt eine alte Schuld einziehen, Ihr wißt noch welche?"

Marie erröthete und warf einen forſchenden Blick nach Georg hinüber, als fürchtete ſie, jenes alte Uebel, daß ſie oft kaum zu beſchwören vermochte, möchte wiederkehren. Georg wußte recht wohl, was der Herzog meine, denn jene Scene, die er hinter der Thüre belauſcht, war ihm noch immer im Gedächtniß; doch er fand Gefallen daran, den Herzog und Marien zu necken, und antwortete, als dieſe noch immer ſchwieg: „Herr Herzog, wir ſind jetzt zuſammen ein Leib und eine Seele, wenn alſo meine Frau in früheren Zeiten Schulden gemacht hat, ſo ſteht es mir zu, ſie zu bezahlen."

„Ihr ſeyd zwar ein hübſcher Junge," entgegnete Ulerich mit Laune, „und manche unſerer Fräulein hier am Tiſche möchte vielleicht gerne einen ſolchen Schuldbrief an Euren ſchönen Mund einzufordern haben; mir aber kann dies nicht frommen, denn meine Urkunde lautet auf die rothen Lippen Eurer Frau."

Der Herzog ſtand bei dieſen Worten auf und näherte ſich Marien, die bald erröthend, bald erbleichend ängſtlich auf Georg herüber ſah. „Herr Herzog," flüſterte ſie, indem ſie den ſchönen Nacken zurückbog, „es war nur Scherz — ich bitte Euch.“ Doch Ulerich ließ ſich nicht irre machen, ſondern zog die Schuld ſammt Zinſen von ihren ſchönen Lippen ein.

Der alte Herr von Lichtenſtein ſah bei dieſer Scene finſter bald auf den Herzog, bald auf ſeine Tochter, vielleicht mochte ihm Ulerich von Hutten beifallen, denn ſeine Blicke ſtreiften auch ängſtlich auf ſeinen Schwiegerſohn. Der Kanzler Ambroſius Volland aber ſchaute mit höhniſcher Schadenfreude aus den grünen Aeuglein auf den jungen Mann. „Hi hi!“ rief er ihm zu, „ich leere meinen Becher auf gutes Wohlſeyn. Eine ſchöne Frau iſt eine gute Bittſchrift in aller Noth; wünſche Glück, liebſter, werthgeſchätzter Herr; hi hi! 's iſt ja auch was Unſchuldiges, ſo lange es vor den Augen des Ehemanns geſchieht.“

„Allerdings, Herr Kanzler!“ erwiederte Georg mit großer Ruhe, „um ſo unſchuldiger, als ich ſelbſt dabei war, wie meine Frau Seiner Durchlaucht dieſen Dank zuſagte. Der Herr Herzog verſprach, beim Vater für uns zu bitten, daß er mich zu ſeinem Eidam annehme, und bedung ſich dafür dieſen Lohn an unſerm Hochzeittage.“

Der Herzog ſah den jungen Mann mit Staunen an, Marie erröthete von neuem, denn ſie mochte ſich jene ganze Scene ins Gedächtniß zurückrufen, aber keines von beiden widerſprach ihm, ſey es, weil ſie es für unſchicklich hielten, ihn Lügen zu ſtrafen, ſey es, weil ſie ahneten, er könne ſie belauſcht haben. Aber Ulerich konnte doch nicht unterlaſſen, ihn heimlich um die näheren Umſtände zu befragen; er theilte ſie ihm in wenigen Worten mit.

„Du biſt ein ſonderbarer Kauz!“ flüſterte der Herzog lachend, „was hätteſt du denn gemacht, wenn wir damals ein Küßchen erobert hätten?“

„Ich kannte Euch noch nicht,“ flüſterte Georg eben ſo leiſe, „drum hätte ich Euch auf der Stelle niedergeſtochen und an die nächſte Eiche aufgehängt.“

Der Herzog biß ſich in die Lippen und ſah ihn verwundert an; dann aber drückte er ihm freundlich die Hand und ſagte: „Da hätteſt du alles Recht dazu gehabt und wir wären in unſeren Sünden abgefahren. — Doch ſieh, da bringen ſie wieder Spenden für die Braut.

Es erſchienen jetzt die Diener der Ritter und Edeln, die zur Hochzeit geladen waren, die trugen allerlei ſeltenes Hausgeräthe, Waffen, Stoff zu Kleidern und dergleichen; man wußte zu Stuttgart, daß es der Liebling des Herzogs ſey, dem dieſes Feſt gelte, drum hatte ſich auch eine Geſandtſchaft der Bürger eingeſtellt, ehrſame angeſehene Männer in ſchwarzen Kleidern, kurze Schwerter an der Seite, mit kurzen Haaren und langen Bärten. Der eine trug eine aus Silber getriebene Weinkanne, der andere einen Humpen aus demſelben Metall, mit eingeſetzten Schaumünzen geſchmückt. Sie nahten ſich ehrerbietig zuerſt dem Herzog, verbeugten ſich or ihm und traten dann zu Georg von Sturmfeder.

Sie verbeugten ſich lächelnd auch vor ihm, und er mit dem Humpen hub an:

„Begrüßet ſey das Ehepaar
Und leb' zuſamm' noch manches Jahr;
Um euch zu friſten langes Leben,
Will Stuttgart euch ein Tränklein geben.
Des Lebens Tränklein iſt der Wein,
Komm', guter Geſelle, ſchenk' mir ein.“

Der andere Bürger goß aus der Flaſche den Humpen voll und ſprach, während der erſte trank:

„Von dieſem Tränklein ſteht ein Faß
Vor eurer Wohnung auf der Gaß.
Es iſt vom beſten, den wir haben,
Er ſoll euch Leib und Seele laben;
Er geb' euch Muth, Geſundheit, Kraft:
Das wünſcht euch Stuttgarts Bürgerſchaft.“

Der erſtere hatte indeſſen ausgetrunken, füllte den Becher von neuem und ſprach, indem er ihn dem jungen Mann kredenzte:

„Und wenn ihr trinkt von dieſem Wein,
Soll euer erſter Trinkſpruch ſeyn:
Es leb' der Herzog und ſein Haus!
Ihr trinkt bis auf den Boden aus;
Dann ſchenkt ihr wieder friſchen ein:
Hoch leb' Sturmfeder und Lichtenſtein!
Und lüſtet euch noch eins zu trinken,
Mögt ihr an Stuttgarts Bürger denken.“

Georg von Sturmfeder reichte beiden die Hand und dankte ihnen für ihr ſchönes Geſchenk; Marie ließ ihre Weiber und Mädchen grüßen, und auch der Herzog bezeugte ſich ihnen gnädig und freundlich. Sie legten den ſilbernen Becher und die Kanne in den Korb zu den übrigen Geſchenken und entfernten ſich ehrbaren und feſten Schrittes aus der Tyrnitz. Doch die Bürger waren nicht die letzten geweſen, welche Geſchenke gebracht hatten; denn kaum hatten ſie die Halle verlaſſen, ſo entſtand ein Geräuſch an der Thüre, wo die Landsknechte Wache hielten, das ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf ſich zog. Man hörte tiefe Männerſtimmen fluchen und befehlen, dazwiſchen ertönten hohe Weiberſtimmen, von denen beſonders eine, die am heftigſten haderte, der Geſellſchaft am oberſten Ende der Tafel ſehr bekannt ſchien.

„Das iſt wahrhaftig die Stimme der Frau Roſel!“ flüſterte Lichtenſtein ſeinem Schwiegerſohn zu. „Gott weiß, was ſie wieder für Geſchichten hat.“

Der Herzog ſchickte einen Edelknaben hin, um zu erfahren, was der Lärmen zu bedeuten habe; er erhielt zur Antwort, einige Bauernweiber wollen durchaus in die Halle, um den Neuvermählten Geſchenke zu bringen, da es aber nur gemeines Volk ſey, ſo wollen ſie die Knechte nicht einlaſſen. Ulerich gab Befehl, ſie vorzubringen, denn die Sprüchlein der Bürger hatten ihm gefallen, und auch von den Bauersleuten verſprach er ſich Kurzweil. Die Knechte gaben Raum und Georg erblickte zu ſeinem Erſtaunen die runde Frau des Pfeifers von Hardt mit ihrem ſchönen Töchterlein, geführt von der Frau Roſel, ihrer Baſe.

Schon auf dem Wege in die Kirche hatte er die holden Züge des Mädchens von Hardt, die er nicht aus ſeinem Gedächtniß verloren, zu bemerken geglaubt; aber wichtigere Gedanken und die Heiligkeit des Sacraments, die ſeine ganze Seele füllten, hatten dieſe flüchtige Erſcheinung verdrängt. Er belehrte die Geſellſchaft, wer die Nahenden ſeyen, und mit großem Intereſſe blickten ſie alle auf das Kind jenes Mannes, deſſen wunderbares Eingreifen in das Schickſal des Herzogs ihnen oft ſo unbegreiflich geweſen war, deſſen Treue ſo erhaben, deſſen Hülfe in der Noth ſo willkommen erſchienen war. Das Mädchen hatte die blonden Haare, die offene

Stirne, die Züge ihres Vaters; nur die Liſt, die aus ſeinen Augen, die Kühnheit und Kraft, die aus ſeinem Weſen ſprach, war bei ihr, wenn ſie nicht ſchüchtern und blöde war, in eine neckende Freundlichkeit und in rüſtiges behendes Weſen übergegangen. So hatte ſie Georg erkannt, als er im Hauſe des Pfeifers wohnte, doch heute ſchien ſie vor den vielen vornehmen Leuten etwas ſchüchtern, ja es wollte ihm ſogar ſcheinen, als ſey ein neuer Zug in ihr Geſicht gekommen, den er früher nicht an ihr bemerkt hatte, eine gewiſſe Wehmuth und Trauer, die ſich um ihren Mund und in ihren Augen ausſprach.

Die Pfeifersfrau wußte, was Lebensart ſey, ſie verbeugte ſich daher von der Thüre der Tyrnitz in einem fort, bis ſie zum Stuhl des Herzogs kam. Frau Roſel hatte noch die Röthe des Zornes auf ihren magern Wangen, denn die Landsknechte, namentlich der Magdeburger und Kaſpar Staberl, hatten ſie höchlich beleidigt und ſie eine dürre Stange geheißen. Ehe ſie noch ſich ſammeln und den Herrſchaften geziemend die Familie ihres Bruders vorſtellen konnte, hatte die runde Frau ſchon einen Zipfel von des Herzogs Mantel gefaßt und ihn an die Lippen gedrückt. „Gueten Obed, Herr Herzich,“ ſprach ſie dazu mit tiefen Kniren; „wie got Ich's, ſeit Er wieder in Schtuagerdt ſend; mei Ma loßt Ich ſchö grüaßa; mer komme aber et zum Herr Herzich, noi, zu dem Herra dort drübe welle mer. Mer hent a Hochzeitſchenke für ſei Frau. Do ſitzt ſe jo, gang Bärbele, lang's aus em Krättle.“

„Ach du lieber Gott!“ fiel Frau Roſel ihrer Schwägerin ins Wort, „bitt' unterthänigſt um Verzeihung, Euer Durchlaucht, daß ich die Leut' 'reingebracht habe; 's iſt Frau und Kind vom Pfeifer von Hardt; ach du Herr Gott! nehmet doch nichts übel, Herr Herzog; die Frau meint's g'wiß gut."

Der Herzog lachte mehr über dieſe Entſchuldigung der Frau Roſel, als über die Reden ihrer Schwägerin: „Was macht denn dein Mann, der Pfeifer? Wird er uns bald beſuchen? Warum kam er nicht mit euch?"

„Sell hot ſein Grund, Herr!" erwiederte die runde Frau, „wenn's Krieg geit, bleibt er g'wiß et aus; do ka mer'n brauche; aber im Frieda? Noi, do denkt er, mit grauße Herra iſts et guet Kirſche freſſa."

Frau Roſel wollte beinahe verzweifeln über die Naivetät der runden Frau, ſie zog ſie am Rock und am langen Zopfband; es half nichts, die Frau des Pfeifers ſprach zu großer Ergötzung des Herzogs und ſeiner Gäſte immer weiter, und das unauslöſchliche Gelächter, das ihre Antworten erregten, ſchien ihr Freude zu machen. Bärbele hatte indeſſen mit dem Deckel des Körbchens geſpielt, ſie hatte einige Mal gewagt, ihre Blicke zu erheben, um jenes Geſicht wieder zu ſehen, das im Fieber der Krankheit ſo oft an ihrem Buſen geruht, und in ihren treuen Armen Ruhe und Schlummer gefunden hatte, jenen Mund wieder zu ſehen, den ſie ſo oft heimlicherweiſe mit ihren Lippen berührt hatte, und jene Augen, deren klarer freundlicher Strahl ewig in ihrem Gedächtniß fortglühte. Sie erhob ihre Blicke immer wieder von neuem, doch, wenn ſie bis an ſeinen Mund gekommen war, ſchlug ſie ſie wieder — aus Furcht, ſeinem Auge zu begegnen — herab.

„Siehe, Marie,“ hörte ſie ihn ſagen, „das iſt das gute Kind, das mich pflegte, als ich krank in ihres Vaters Hütte lag, das mir den Weg nach Lichtenſtein zeigte.“

Marie wandte ſich um und ergriff gütig ihre Hand; das Mädchen zitterte und ihre Wangen färbte ein dunkles Roth; ſie öffnete ihr Körbchen und überreichte ein Stück ſchöner Leinwand und einige Bündel Flachs, ſo fein und zart wie Seide. Sie verſuchte zu ſprechen, aber umſonſt, ſie küßte die Hand der jungen Frau, und eine Thräne fiel herab auf ihren Ehering.

„Ei, Bärbele,“ ſchalt Frau Roſel, „ſey doch nicht ſo ſchüchtern und ängſtlich; gnädiges Fräulein — wollte ſagen, gnädige Frau, habt Nachſicht, ſie kommt ſelten zu vornehmen Leuten. Es iſt niemand ſo gut, er hat zweierlei Muth, heißt es im Sprüchwort; das Mädchen kann ſonſt ſo fröhlich ſeyn, wie eine Schwalbe im Frühling —“

„Ich danke dir, Bärbele!“ ſagte Marie, „wie ſchön deine Leinewand iſt! die haſt du wohl ſelbſt geſponnen?“

Das Mädchen lächelte durch Thränen; ſie nickte ein Ja! — zu ſprechen ſchien ihr in dieſem Augenblick unmöglich zu ſeyn. Der Herzog befreite ſie von dieſer Verlegenheit, um ſie in eine noch größere zu ziehen. „Wahrhaftig, ein ſchönes Kind hat Hans der Spielmann!“ rief er aus, und winkte ihr näher zu treten; „hoch gewachſen und lieblich anzuſchauen! Schaut nur, Herr Kanzler, was ihr das rothe Mieder und das kurze Röckchen gut anſteht; wie? Ambroſius Volland, meinſt du nicht, wir könnten durch ein allgemeines Edikt dieſe niedliche Tracht auch bei unſern Schönen in Stuttgart einführen?“

Der Kanzler verzog ſein Geſicht zu einem greulichen Lächeln; er beſchaute das erröthende Mädchen mit ſeinen Aeuglein vom Kopf bis zu den Füßen. „Man könnte zum Grund angeben,“ ſagte er, „daß dadurch eine Elle in der Länge erſpart würde; ſo gut Euer Durchlaucht vor einigen Jahren das Maaß und Gewicht hat kleiner machen laſſen, habt Ihr nach allen Regeln der Logica auch das Recht, dem Frauenzimmer die Röcklein zu verkürzen. Wäre aber damit nichts gewonnen, denn — hi hi hi! ſchaut nur, was dort wegfiele, müßten dann die hieſigen Schönen oben wieder anſetzen. Und wer weiß, ob ſie ſich gerne dazu verſtünden? Sie gehören zum Geſchlecht der Pfauen, und Ihr wißt ſchon, daß dieſe nicht gerne auf ihre Beine ſehen.“

„Haſt Recht, Ambroſius,“ lachte der Herzog; „es geht doch nichts über einen gelehrten Herrn! Aber ſag' einmal, Kind, haſt du auch ſchon einen Schatz? einen Liebſten?“

„Ei was, Euer Durchlaucht!“ unterbrach ihn die runde Frau, „wer wird ſo ebbes von ſo ema Kind denka! Se iſt a ehrlichs Mädle, Herr Herzich!“

Der Herzog ſchien nicht auf dieſe Bemerkung zu hören; er betrachtete lächelnd die Verlegenheit, die ſich auf den reinen Zügen des Mädchens abſpiegelte; ſie ſeufzte leiſe, ſie ſpielte mit den bunten Bändern ihrer Zöpfe; ſie ſandte unwillkürlich einen Blick, aber einen Blick voll Liebe auf Georg von Sturmfeder, und ſchlug dann erröthend wieder die Augen nieder. Der Herzog, dem dies alles nicht entging, brach in lautes Lachen aus, in das die übrigen Männer einſtimmten. „Junge Frau!“ ſagte er zu Marien, „jetzt könnt Ihr billig die Eiferſucht Eures Herrn theilen; wenn Ihr geſehen hättet, was ich ſah, könntet Ihr allerlei deuteln und vermuthen.“

Marie lächelte und blickte theilnehmend auf das ſchöne Mädchen; ſie fühlte, wie wehe ihr der Spott der Männer thun müſſe. Sie flüſterte der Frau Roſel zu, ſie und die runde Frau zu entfernen. Auch dieſes bemerkte Ullerichs ſcharfer Blick und ſeine heitere Laune ſchrieb es der ſchnell erwachten Eiferſucht zu. Marie aber band ein ſchönes, aus Gold und rothen Steinen gearbeitetes Kreuzchen ab, das ſie an einer Schnur um den Hals getragen, und reichte es dem überraſchten Mädchen. „Ich danke dir,“ ſagte ſie ihr dazu; „grüße deinen Vater und beſuche uns recht oft hier und in Lichtenſtein. Wie wäre es, wenn du mir dienteſt als Zofe? Du ſollſt es gut haben, und haſt ja auch deine Muhme, Frau Roſel, bei uns.“

Das Mädchen erſchrack ſichtbar; ſie ſchien mit ſich zu kämpfen; oft ſchien ein freundliches Lächeln „ja“ ſagen zu wollen, aber eben ſo oft drängte ein ſchmerzlicher Zug um den Mund dieſen Entſchluß zurück. „I dank' ſchö, gnädige Frau!“ antwortete ſie, indem ſie Mariens ſchöne Hond küßte; „aber i mueß daheim bleibe; d'Mueter wird alt und braucht me; b'hüt Ich Gott der Herr, älle Heilige walten über Ich, und die heilige Jungfrau ſey Ich gnädig. Lebet g'ſund und froh mit Euerem Herra, es iſt a gueter lieber Herr!“ Noch einmal beugte ſich Bärbele herab auf Mariens

Hand und entfernte ſich dann mit ihrer Mutter und der Baſe.

„Hör' einmal!“ rief ihr der Herzog nach, „wenn deine Mutter einmal zugibt, daß du einen Liebſten bekommſt, ſo bring' ihn mir; ich will dich ausſtatten, du hübſches Pfeiferskind!“

Unter dieſen Scenen war es vier Uhr geworden und der Herzog hob die Tafel auf. Dies war das Zeichen, daß ſich jetzt das Volk von den Gallerien entfernen müſſe, die ſogleich mit Polſtern und Teppichen belegt und zum Empfang der Damen eingerichtet wurden. In dem Parterre der Tyrnitz wurden ſchnell die Tafeln weggeräumt, Lanzen, Schwerter, Schilde, Helme und der ganze Apparat zu Ritterſpielen herbeigeſchleppt, und in einem Augenblicke war dieſe große Halle, die noch ſo eben der Sitz der Tafelfreuden geweſen war, zum Waffenſaal eingerichtet. Wie die Damen in unſeren Tagen gerne lauſchen, wenn die Männer ſich in gelehrte Diskuſſionen und politiſche Streitigkeiten einlaſſen, wie jede wünſcht, den Geliebten oder Gemahl am ſcharfſinnigſten urtheilen, am ſchnellzüngigſten diſputiren zu hören, ſo war es in den guten alten Zeiten den Frauen Freude, ſelbſt blutige Kämpfe ihrer Männer zu beobachten, und aus manchem ſchönen Auge blitzte das Hochgefühl, einem Tapferen anzugehören, manche holde Wange ſchmückte ein höheres Roth, nicht wenn der Geliebte in Gefahr, ſondern wenn er ſich zurückzuziehen ſchien, oder ſeine Hiebe nicht ſo kräftig waren, wie die ſeines Gegners.

Es wurden an dieſem Abend ſogar Pferde in die Halle geführt, und Marie hatte die Freude, ihrem

Geliebten den zweiten Dank im Rennen überreichen zu können, denn er machte den Herrn von Hewen zweimal im Sattel wanken. Der tapferſte Kämpfer war Herzog Ulerich von Würtemberg, eine Zierde der Ritterſchaft ſeiner Zeit. Meldet ja doch die Sage von ihm, daß er an ſeinem eigenen Hochzeittag acht der ſtärkſten Ritter des Schwaben- und Frankenlandes in den Sand warf. Nachdem die Ritterſpiele einige Stunden gedauert hatten, zog man zum Tanz in den Ritterſaal, und den Siegern im Kampfe wurden die Vortänze zugeſtanden. Der fröhliche Reigen ertönte bis in die Nacht; der Herzog ſchien alle Sorgen vor der bangen Zukunft auf den Höcker ſeines Kanzlers geſchoben zu haben, der wie die böſe Zeit in einem Fenſter ſaß und mit bitterem Lächeln einem Vergnügen zuſchaute, von welchem ihn ſeine eigene Mißgeſtalt ausſchloß.

Zum letzten Tanz vor dem Abendtrunk wollte Ulerich die Krone des Feſtes, die junge ſchöne Frau Marie aufrufen; doch im ganzen Saal ſuchte er und Georg ſie vergebens auf, und die lächelnden Frauen geſtanden, daß ſechs der ſchönſten Fräulein ſie entführt und in ihre neue Wohnung begleitet haben, um ihr dort, wie es die Sitte wolle, die myſteriöſen Dienſte einer Zofe zu erzeigen.

„Sic transit gloria mundi!“ ſagte der Herzog lächelnd; „und ſiehe, Georg, da nahen ſie ſchon mit den Fackeln, deine Geſellen und zwölf Junker, ſie wollen dir heimzünden. Doch zuvor leere noch einen Becher mit Uns. Geh, Mundſchenk! bring' vom beſten.

Max Stumpf von Schweinsberg und Dieterich von Kraft naheten ſich mit Fackeln und boten ſich an, Georg nach Hauſe zu geleiten. An ſie ſchloſſen ſich zwölf Junker, ebenfalls mit Fackeln, an, um dem jungen Manne dieſe Ehre zu erweiſen; denn ſo wollte es die Sitte der guten alten Zeit. Der Mundſchenk goß die Becher voll und kredenzte ſie ſeinem Herzog und Georg von Sturmfeder.

Ulerich ſah ihn lange und nicht ohne Rührung an; er drückte ſeine Hand und ſagte: „Du haſt Probe gehalten. Als ich verlaſſen und elend unter der Erde lag, haſt du dich zu mir bekannt; als jene Vierzig meine Burg übergaben und kein Stückchen Würtemberg mehr mein war, biſt du mir aus dem Land gefolgt, haſt mich oft getröſtet und auch auf dieſen Tag verwieſen. Bleibe mein Freund, wer weiß, was die nächſten Tage bringen. Jetzt kann ich wieder Hunderten gebieten, und ſie ſchreien Hoch! auf das Wohl meines Hauſes, und doch war mir dein Trinkſpruch mehr werth, den du in der Höhle ausbrachteſt und den das Echo beantwortete. Ich erwiedere es jetzt und gebe es dir zurück: Sey glücklich mit deinem Weibe, möge dein Geſchlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen; möge es Würtemberg nie an Männern fehlen, ſo muthig im Glück, ſo treu im Unglück wie du!“

Der Herzog trank und eine Thräne fiel in ſeinen Becher. Die Gäſte ſtimmten jubelnd in ſeinen Ruf, die Fackelträger ordneten ſich und ſeine Geſellen führten Georg von Sturmfeder aus dem Schloß der Herzoge von Würtemberg.

XIII.

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen,
Darum in deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglückes tückiſche Nähe.

Schiller.

Der Weg, den die berühmteſten Novelliſten unſerer Tage bei ihren Erzählungen aus alter oder neuer Zeit einſchlagen, iſt ohne Wegſäule zu finden, und hat ein unverrücktes beſtimmtes Ziel. Es iſt die Reiſe des Helden zur Hochzeit. Mag ſein Weg ſich noch ſo oft krümmen, wagt er es ſogar, Abſtecher zu machen, und in Wirthshäuſern und Burgen ungebührlich lange zu verweilen, er eilt nachher um ſo raſcheren Schrittes ſeinem Ziele zu, und wenn er endlich nach ſo vielen Leiden mit gehöriger Würde in die Brautkammer geſchoben iſt, pflegt der Autor dem Leſer die Thüre vor der Naſe zuzuwerfen und das Buch zu ſchließen. Auch wir hätten mit dem herrlichen Reigen im Schloſſe zu Stuttgart ſchließen oder den Leſer mit dem Fackelzug des Bräutigams aus dem Buche hinaus begleiten können; aber die höhere Pflicht der Wahrheit und jenes Intereſſe, das wir an einigen Perſonen dieſer Hiſtorie nehmen, nöthigt uns, den geneigten Leſer aufzufordern, uns noch einige wenige Schritte zu begleiten und den Wendepunkt eines Schickſals zu betrachten, das in ſeinem Anfang unglücklich, in ſeinem Fortgang günſtiger, durch ſeine eigene Nothwendigkeit ſich wieder in die Nacht des Elends verhüllen mußte.

Das Motto, womit wir dieſen Abſchnitt bezeichneten, iſt eine Geiſterſtimme, die warnend durch die Weltgeſchichte tönt, die von vielen vernommen, von den meiſten überhört, von wenigen befolgt wurde; zu allen Zeiten ging ein finſterer Geiſt durch das Haus der Erde, man vernahm oft ſein Rauſchen, man ſuchte es durch die Töne der Freude zu übertäuben. Ulerich von Würtemberg hatte jene Stimme in mancher Nacht vernommen, die er ſorgenvoll auf ſeinem Lager durchwachte. Er glaubte das Geräuſch vieler Gewappneten und die dröhnenden Tritte eines Heeres zu vernehmen, er glaubte ſie näher und näher um ihn ſich lagern zu hören, und wenn er ſich auch überzeugte, daß es nur die Nachtluft war, die um die Thürme ſeines Schloſſes brauste, ſo blieb doch eine finſtere Ahnung in ihm zurück, daß ſein Schickſal noch einmal ſich wenden könnte. Jene Warnung des alten Ritters von Lichtenſtein tönte oft in ſeiner Seele wieder, und vergeblich ſtrengte er ſich an, die künſtlichen Folgerungen ſeines Kanzlers ſich zu wiederholen, um ein Verfahren zu entſchuldigen, das ihm jetzt zum wenigſten nicht genug überdacht ſchien; denn ſeine alten Feinde rüſteten ſich mit Macht. Der Bund hatte ein neues Heer geworben und drang herab ins Land, näher und näher an das Herz von Würtemberg. Die Reichsſtadt Eßlingen bot für dieſe Unternehmungen einen nur zu günſtigen Stützpunkt. Sie liegt nur wenige Stunden von der Hauptſtadt, beinahe mitten im Lande, und war, ſobald das Heer des Bundes die Kommunikation mit ihr hergeſtellt hatte, eine furchtbare Schanze, um Ausfälle nach Würtemberg zu begünſtigen und zu decken. Das Landvolk nahm an vielen Orten den Bund günſtig auf, denn der Herzog hatte ſie durch die neue Art, wie er ſich huldigen ließ, ängſtlich gemacht. Der Würtemberger liebt von jeher das Alte und Hergebrachte. Altes Recht, alte Ordnung ſind ihm goldene Worte, wenn er auch oft nicht weiß, was ſie bedeuten, und ob das Neue nicht beſſer iſt. Seine Ruhe, die er bei andern Zufällen des Lebens zeigt, verläßt ihn, wenn man von Neuerungen ſpricht, und ein Eigenſinn, der ſogar Trotz wird, läßt ihn das Alte mit einer Gluth, mit einer natürlichen Begeiſterung umfaſſen, die ihm ſonſt fremd iſt, und gänzlich außer ſeinem Weſen, der ruhigen, biederen Geſchäftigkeit liegt.

Dieſe Liebe zum Alten hatte der Herzog an ſeinem Volk erfahren, als er einige Jahre zuvor ſeinen Räthen folgte, und zur Verbeſſerung ſeiner Finanzen ein neues Maaß und Gewicht einführte. Der „arme Conrad,“ ein förmlicher Aufſtand armer Leute, hatte ihn nachdenklich gemacht und den Tübinger Vertrag eingeleitet. Dieſe Liebe zum Alten hatte ſich auf eine rührende Weiſe an ihm gezeigt, als der Bund ins Land fiel und das Haupt des alten Fürſtenſtammes verjagen wollte. Ihre Väter und Großväter hatten unter den Herzogen und Grafen von Würtemberg gelebt, darum war ihnen jeder verhaßt, der dieſe verdrängen wollte; wie wenig ſie das Neue lieben, hatten ſie dem Bunde und ſeinen Statthaltern oft genug bewieſen.

Der alte angeſtammte Herzog, ein Würtemberger, kam wieder ins Land, ſie zogen ihm freudig zu; ſie glaubten, jetzt werde es wieder hergehen wie vor Alters;

ſie hätten recht gerne Steuern bezahlt, Zehnten gegeben, Gülden aller Art entrichtet und Frohnen geleiſtet; ſie hätten über Schwereres nicht gemurrt, wenn es nur nach hergebrachter Art geſchehen wäre. So gut ward es ihnen aber nicht; die alten Formeln waren aus dem Huldigungseid verſchwunden, die Steuern wurden nicht mehr nach hergebrachter Sitte eingezogen, es war Alles anders als früher; kein Wunder, wenn ſie den Herzog als einen neuen Herrn anſahen und murrend nach dem alten Recht verlangten. Sie hatten zu Ulerich kein Zutrauen mehr, nicht weil ſeine Hand ſchwerer auf ihnen ruhte als vorher, nicht weil er bedeutend mehr von ihnen wollte als früher, ſondern weil ſie die neuen Formen mit argwöhniſchen Augen anſahen.

Ein Herzog, beſonders wenn er einem Ambroſius Volland ſein Ohr leiht, erfährt ſelten genau, wie man über ihn denkt, und ob die Maßregeln klug berechnet waren, die ihm ſeine Räthe an die Hand gaben. Und dennoch entging Ulerichs hellem Auge die Unzufriedenheit ſeines Volkes nicht ganz. Er merkte, daß er im ſchlimmen Falle ſich nicht auf ſie werde verlaſſen können, ſo wenig als auf die Ritterſchaft des Landes, die, ſeit er wieder im Land war, ſich ſehr neutral verhalten hatte."

Seine Unruhe über dieſe Bemerkungen ſuchte er jedem Auge zu verbergen. Er beſchwor die wildeſten Töne der Freude herauf, und oft gelang es ihm ſogar, zu vergeſſen, vor welchem Abgrund er ſtehe. Er verſuchte, um ſeinem Volk und dem Heer, das er in und um Stuttgart verſammelt hatte, Vertrauen und Muth einzuflößen, einige Einfälle, welche die Bündiſchen von

Eßlingen aus in ſein Land gemacht hatten, verdoppelt heimzugeben. Er ſchlug ſie zwar und verwüſtete ihr Gebiet, aber er verhehlte ſich nicht, wenn er nach einem ſolchen Siege in ſeine Stellungen zurückging, daß das Kriegsglück ihn vielleicht verlaſſen könnte, wenn der Bund einmal mit dem großen Heere im Feld erſcheinen werde.

Und er erſchien frühe genug für Ulerichs zweifelhaftes Geſchick. Noch wußte man in Stuttgart wenig oder nichts von dem Aufgebot des Bundes, noch lebte man am Hof und in der Stadt in Ruhe und in Freude, als auf einmal am zwölften Oktober die Landsknechte, welche der Herzog ein Lager bei Cannſtadt hatte beziehen laſſen, flüchtig nach Stuttgart kamen und von einem großen bündiſchen Heer erzählten, das ſie zurückgeworfen habe. Jetzt merkten die Bewohner Stuttgarts, daß eine wichtige Entſcheidung nahe, jetzt ſahen ſie ein, daß der Herzog längſt um dieſen drohenden Einfall gewußt haben müſſe, denn er ließ an dieſem Tage die Aemter aufbieten, ließ die Truppen ſich verſammeln, die auf das Land umher verlegt geweſen waren, und hielt noch am Abend dieſes Tages eine Muſterung über zehntauſend Mann. [18]

Noch in der Nacht zog er mit einem großen Theil der Mannſchaft aus, um die Stellungen, die ein Theil der Landsknechte zwiſchen Cannſtadt und Eßlingen genommen hatte, zu verſtärken.

In jener Nacht wurde in Stuttgart manche Thräne von ſchönen Augen geweint, denn Männer und Jünglinge, was die Waffen führen konnte, zog mit dem Herzog in die Schlacht. Doch das Rauſchen des abziehenden

Heeres übertönte die Klagen der Mädchen und Frauen, ſie verhallten wie das Wimmern eines Kindes im Kampf der Elemente. Mariens Schmerz war ſtumm, aber groß, als ſie den Gatten unter die Thüre herabgeleitete, wo die Knechte mit den Roſſen für ihn und den Vater hielten. Sie hatten ſtill und einſam, nur mit ihrem Glück beſchäftigt, die erſten Tage ihrer Ehe verlebt. Sie dachten wenig an die Zukunft, ſie glaubten im Hafen zu ſeyn, und indem ſie nur ſich ſelbſt lebten, überhörten ſie das Flüſtern, die geheimnißvolle Unruhe, die einem nahenden Sturm vorangeht. Sie waren gewöhnt, den Vater ernſt und düſter zu ſehen, es fiel ihnen nicht auf, wie ſein Auge immer trüber, ſeine Stirne finſterer, ſeine Mienen beinahe traurig wurden. Er ſah ihr ſüßes Glück, er fühlte mit ihnen, er verbarg, um ſie nicht zu frühe aufzuſtören, was ihm eine bange Ahnung oft genug ſagte. Aber endlich nahte der entſcheidende Schlag. Der Herzog von Baiern war bis in die Mitte des Landes vorgedrungen, und der Ruf zu den Waffen ſchreckte Georg aus den Armen ſeines geliebten Weibes.

Die Natur hatte ihr eine ſtarke Seele und jene entſchiedene Erhabenheit über jedes irdiſche Verhängniß gegeben, die nur in einer reinen Seele und in der muthigen Zuverſicht auf einen höhern Beiſtand beſtehen kann. Sie wußte, was Georg der Ehre ſeines Namens und ſeinem Verhältniß zum Herzog ſchuldig ſey, darum erſtickte ſie jeden lauten Jammer und brachte ihrer ſchwächeren Natur nur jenes Opfer ſchmerzlicher Thränen, die dem Auge, das den Geliebten tauſend Gefahren preisgegeben ſieht, unwillkürlich entſtrömen.

„Siehe, ich kann nicht glauben, daß du auf immer von mir gehſt,“ ſagte ſie, indem ſie ihre ſchönen Züge zu einem Lächeln zwang; „wir haben jetzt erſt zu leben begonnen, der Himmel kann nicht wollen, daß wir ſchon aufhören ſollen. Drum kann ich dich ruhig ziehen laſſen, ich weiß ja zuverſichtlich, daß du mir wiederkehrſt.“

Georg küßte die ſchönen, weinenden Augen, die ihn ſo mild und voll Troſt anblickten. Er dachte in dieſem Augenblicke nicht an die Gefahr, der er entgegen gehe, er dachte nur daran, wie groß für das theure Weſen, das er in den Armen hielt, der Schmerz ſeyn müßte, wenn er nicht mehr zurückkehrte: wie ſie dann ein langes Leben einſam, nur in der Erinnerung an die wenigen Tage des Glückes, fortleben könnte. Er preßte ſie heftiger in die Arme, als wolle er dadurch dieſe ſchwarzen Gedanken verſcheuchen, ſeine Blicke tauchten tiefer in ihre Augen herab, um dort Vergeſſenheit zu ſuchen, und es gelang ihm, wenigſtens trug er ein ſchönes Bild der Hoffnung und der Zuverſicht mit ſich hinweg.

Die Ritter ſtießen vor dem Thor gegen Cannſtadt zu dem Herzog. Es war dunkle Nacht, das erſte Viertel des Mondes und das Heer der Sterne warfen einen matten Schein herab; Georg glaubte zu bemerken, daß der Herzog finſter und in ſich gekehrt ſey; denn ſeine Augen waren niedergeſchlagen, ſeine Stirne kraus, und er ritt ſtumm ſeinen Weg weiter, nachdem er ſie flüchtig mit der Hand gegrüßt hatte.

Ein nächtlicher Marſch hat immer etwas Geheimnißvolles, Bedeutendes an ſich. Die Sonne, heitere Gegenden, der Anblick vieler Kameraden, der Wechſel der Ausſichten locken bei Tag den Soldaten zum Geſpräch, wohl auch zum Geſang. Weil die Eindrücke von außen ſtärker ſind, denkt man weniger nach über das Ziel des Marſches, über das Ungewiſſe des Krieges, über die Zukunſt, die niemand dunkler verhängt iſt, als dem Kriegsmann im Felde. Ganz anders auf dem Marſch in der Nacht. Man hört nur das Gedröhn des Zuges, den taktartigen Hufſchlag der Roſſe, ihr Schnauben, das Klirren der Waffen, und die Seele, die durch das Auge keine Bilder mehr empfängt, wird durch dieſes eintönige Gemurmel ernſter; Scherz und Gelächter ſind verſtummt, das laute Geſpräch ſinkt zum Geflüſter herab, und auch dieſes gilt nicht mehr gleichgültigen Gegenſtänden, ſondern der Entſcheidung, welcher man entgegenzieht.

So war auch der Zug in jener Nacht, ernſt und von keinem Laut der Freude unterbrochen. Georg ritt neben dem alten Herrn von Lichtenſtein, und warf hie und da ängſtliche Blicke auf dieſen, denn er hing wie von Kummer gebückt im Sattel, und ſchien ernſter als je zu ſeyn. Er hätte beinahe ohne Leben geſchienen, wenn nicht hin und wieder ein Seufzer aus ſeiner Bruſt heraufgeſtiegen wäre und ſeine glänzenden Augen nach den Wölkchen geſchaut hätten, die um die bleiche Sichel des Mondes zogen.

„Glaubt Ihr, es werde morgen zum Gefecht kommen, Vater?“ flüſterte Georg nach einer Weile.

„Zum Gefecht? zur Schlacht.“

„Wie? Ihr glaubt alſo, das Bundesheer ſey ſo ſtark, daß es uns jetzt ſchon werde die Spitze bieten können? Es iſt nicht möglich. Herzog Wilhelm müßte

Flügel haben, wenn er ſeine Baiern herabgeführt hätte, und Frondsberg iſt in ſeinen Entſchlüſſen bedächtig. Ich glaube nicht, daß ſie viel über ſechstauſend ſtark ſind.“

„Zwanzigtauſend,“ antwortete der Alte mit dumpfer Stimme.

„Bei Gott, das hab' ich nicht gedacht!“ entgegnete der junge Mann mit Staunen. „Freilich, da werden ſie uns hart zuſetzen. Doch wir haben geübtes Volk, und des Herzogs Augen ſind ſchärfer als irgend eines im Bundesheere, ſelbſt als Frondsbergs. Glaubt Ihr nicht auch, daß wir ſie ſchlagen werden?“

„Nein.“

„Nun, ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ein großer Vortheil für uns liegt ſchon darin, daß wir für das Land fechten, die Bündiſchen aber dagegen; das macht unſeren Truppen Muth; die Würtemberger kämpfen für ihr Vaterland.“

„Gerade darauf traue ich nicht,“ ſprach Lichtenſtein; „ja wenn der Herzog ſich anders hätte huldigen laſſen, ſo aber — hat er das Landvolk nicht für ſich; ſie ſtreiten, weil ſie müſſen, und ich fürchte, ſie halten nicht lange aus.“

„Das wäre freilich ſchlimm,“ erwiederte Georg; „doch die Schwaben ſind ein biederes ehrliches Volk, ſie werden den Herzog nicht in der Noth verlaſſen. Wo glaubt Ihr, daß wir dem Feind begegnen? wo werden wir uns ſtellen?“

Zwiſchen Eßlingen und Cannſtadt; bei Untertürkheim haben die Landsknechte einige Schanzen aufgeworfen und ſtehen dort zu dritthalbtauſend Mann; wir werden uns noch in dieſer Nacht an ſie anſchließen.“

Der Alte ſchwieg und ſie ritten wieder eine geraume Zeit ſtille neben einander hin. „Höre, Georg!“ hub er nach einer Weile an; „ich habe ſchon oft dem Tod Aug in Auge geſehen, und bin alt genug, mich nicht vor ihm zu fürchten; es kann jedem etwas Menſchliches begegnen — tröſte dann mein liebes Kind, Marie.“

„Vater!“ rief Georg und reichte ihm die Hand hinüber, „denket nicht ſolches; Ihr werdet noch lange und glücklich leben.“

„Vielleicht,“ entgegnete der alte Mann mit feſter Stimme, „vielleicht auch nicht. Es wäre thöricht von mir, dich aufzufordern, du ſollſt dich im Gefecht ſchonen. Du würdeſt es doch nicht thun. Doch bitte ich, denk an dein junges Weib, und begib dich nicht blindlings und unüberlegt in Gefahr. Verſprich mir dies.“

„Gut, hier habt Ihr meine Hand, was ich thun muß, werde ich nicht ablehnen; leichtſinnig will ich mich nicht ausſetzen; aber auch Ihr, Vater, könntet dies geloben.“

„Schon gut, laß das jetzt; wenn ich etwa morgen todtgeſchoſſen werden ſollte, ſo gilt mein letzter Wille, den ich beim Herzog niedergelegt habe; Lichtenſtein geht auf dich über, du wirſt damit belehnt werden. Mein Name ſtirbt hier zu Land mit mir, möge der deinige deſto länger tönen.“

Der junge Mann war von dieſen Reden ſchmerzlich bewegt; er wollte antworten, als eine bekannte Stimme ſeinen Namen rief. Es war der Herzog, der nach ihm verlangte. Er drückte Mariens Vater die Hand und ritt dann ſchnell zu Ulerich von Würtemberg.

„Guten Morgen, Sturmfeder!“ ſprach dieſer, indem ſeine Stirne ſich etwas aufheiterte; „ich ſag' guten Morgen, denn die Hähne krähen dort unten in dem Dorf. Was macht dein Weib? hat ſie gejammert, als du wegrittſt?“

„Sie hat geweint,“ antwortete Georg; „aber ſie hat nicht mit einem Wort geklagt.“

„Das ſieht ihr gleich; bei Sanct Hubertus, Wir haben ſelten eine muthigere Frau geſehen. Wenn nur die Nacht nicht ſo finſter wäre, daß ich recht in deine Augen ſehen könnte, ob du zum Kampf geſtimmt biſt und Luſt haſt, mit den Bündlern anzubinden?“

„Sprecht, wohin ich reiten ſoll; mitten drauf ſoll es gehen im Galopp. Glauben Euer Durchlaucht, ich habe in meinem kurzen Eheſtand ſo ganz vergeſſen, was ich von Euch erlernte, daß man in Glück und Unglück den Muth nicht ſinken laſſen dürfe?“

„Haſt Recht: impavidum ferient ruinae; wir haben es auch gar nicht anders von unſerem getreuen Bannerträger erwartet. Heute trägt meine Fahne ein Anderer, denn dich habe ich zu etwas Wichtigerem beſtimmt. Du nimmſt dieſe hundert und ſechzig Reiter, die hier zunächſt ziehen, läßt dir von einem den Weg zeigen und reiteſt Trab gerade auf Untertürkheim zu. Es iſt möglich, daß der Weg nicht ganz frei iſt, daß vielleicht die von Eßlingen ſchon herabgezogen ſind, uns den Paß zu verſperren; was willſt du thun, wenn es ſich ſo verhält?“

„Nun, ich werfe mich in Gottes Namen mit meinen hundert und ſechzig Pferden auf ſie und hau mich durch, wenn es kein Heer iſt. Sind ſie zu ſtark, ſo decke ich den Weg, bis Ihr mit dem Zug heran ſeyd.“

„Recht gut geſagt, geſprochen wie ein tapferer Degen, und hauſt du ſo gut auf ſie wie auf mich bei Lichtenſtein, ſo ſchlägſt du dich durch ſechshundert Bündler durch. Die Leute, die ich dir gebe, ſind gut. Es ſind die Fleiſcher, Sattler und Waffenſchmiede von Stuttgart und den anderen Städten. Ich kenne ſie aus manchem Kampf, ſie ſind wacker und hauen einen Schädel bis aufs Bruſtbein durch. Das Schwert in der Fauſt, reiten ſie dir in die Hölle, wenn ſie dir einmal zugethan ſind, und wen ſie einmal ans Hirn getroffen haben, der braucht keinen Arzt mehr auf dieſer Welt. Das ſind die ächten Schwabenſtreiche.“

„Und bei Untertürkheim ſoll ich mich aufſtellen?“

„Dort triffſt du auf einer Anhöhe die Landsknechte unter Georg von Hewen und Schweinsberg. Die Loſung iſt: Ulericus für immer. Den beiden Herren ſagſt du, ſie ſollen ſich halten bis fünf Uhr; ehe der Tag aufgeht, ſey ich mit ſechstauſend Mann bei ihnen, und dann wollen wir den Bund erwarten. Gehab dich wohl, Georg.“

Der junge Mann erwiederte den Gruß, indem er ſich ehrerbietig neigte; er ritt an der Spitze der tapfern Reiter und trabte mit ihnen das Thal hinauf. Es waren kräftige Geſtalten, mit breiten Schultern und ſtarken Armen; unter den Sturmhauben hervor blickten ihn muthige Augen und breite ehrliche Geſichter freundlich an; er fühlte ſich ehrenvoll ausgezeichnet, eine ſolche

Schaar zu führen. Man näherte ſich dem Fuß des Rothenberges, auf deſſen Gipfel das Stammſchloß von Würtemberg weit über das ſchöne Neckarthal hinſah. Es war vom Sternenſchimmer matt erhellt, und Georg konnte ſeine Formen nicht deutlich unterſcheiden, aber dennoch blickte er immer wieder nach dieſen Thürmen und Mauern hinauf; er erinnerte ſich jener Nacht, wo Ulerich in der Höhle mit Wehmuth von der Burg ſeiner Väter ſprach, von welcher er ſonſt auf ein ſchönes Land voll Obſt, Wein und Frucht hinabgeſchaut und dies alles ſein genannt hatte. Er verſank in Gedanken über das unglückliche Schickſal dieſes Fürſten, das ihm aufs neue den Beſitz des ſchönen Landes ſtreitig zu machen ſchien; er dachte nach über die ſonderbare Miſchung ſeines Charakters, wie hier wahrhafte Größe oft durch Zorn, Trotz und unbeugſamen Stolz entweiht ſey.

„Was Ihr dort unten unterſcheiden könnet zwiſchen den beiden Bäumen,“ unterbrach ihn der Reiter, welcher ihm den Weg zeigte, „iſt die Thurmſpitze von Untertürkheim. Es geht jetzt wieder etwas ebener, und wenn wir Trab reiten, können wir bald dort ſeyn.“

Der junge Mann trieb ſein Pferd an, der ganze Zug folgte ſeinem Beiſpiel und bald waren ſie im Angeſicht des Dorfes. Hier war eine doppelte Linie von Landsknechten aufgeſtellt, welche ihnen drohend die Hellebarden entgegenſtreckten. An vielen Punkten ſah man den röthlichen Schimmer glühender Lunten, die wie Scheinwürmchen durch die Nacht funkelten.

„Halt, wer da?“ rief eine tiefe Stimme aus ihren Reihen. „Gebt die Loſung!“

„Ulericus für immer!“ rief Georg von Sturmfeder. „Wer ſeyd Ihr?“

„Gut Freund!“ rief Max Stumpf von Schweinsberg, indem er aus den Reihen der Landsknechte heraus und auf den jungen Mann zu ritt, „Guten Morgen, Georg! Ihr habt lange auf Euch warten laſſen; ſchon die ganze Nacht ſind wir auf den Beinen und harren ſehnlich auf Verſtärkung, denn dort drüben im Wald ſieht es nicht geheuer aus, und wenn Frondsberg den Vortheil verſtanden hätte, wären wir ſchon längſt übermannt.“

„Der Herzog zieht mit ſechstauſend Mann heran,“ erwiederte Sturmfeder, „längſtens in zwei Stunden muß er da ſeyn.“

„Sechstauſend, ſagſt du? bei Sanct Nepomuk, das iſt nicht genug; wir ſind zu dritthalbtauſend, das macht zuſammen gegen neuntauſend; weißt du, daß ſie über zwanzigtauſend ſtark ſind, die Bündiſchen? Wie viel Geſchütz bringt er mit?“

„Ich weiß nicht; es wurde erſt nachgeführt, als wir ausritten.“

„Komm, laß die Reiter abſitzen und ruhen!“ ſagte Max Stumpf, „ſie werden heute Arbeit genug bekommen.“

Die Reiter ſaßen ab und lagerten ſich; auch die Landsknechte löſten ihre Reihen auf und ſtellten nur ſtarke Poſten auf den Anhöhen und am Neckar auf. Max Stumpf beſichtigte alle Anſtalten, und Georg legte ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, nieder, um noch einige Stunden zu ruhen. Die Stille der Nacht, nur durch den eintönigen Ruf der Wachen unterbrochen, ſenkte ihn bald in einen Schlummer, der ſeine Seele weit hinweg über Krieg und Schlachten, in die Arme ſeines Weibes entführte.

XIV.

In ſchwarzen Pulverdämpfen
Verbirgt ſich Mann und Roß;
Ihr ſchlagt euch immer kecker
Berg unter allzumal;
Jetzt ſprengt ihr durch den Neckar,
Jetzt fechtet ihr im Thal.
G. Schwab.

Georg erwachte vom Wirbeln der Trommeln, die das kleine Heer unter die Waffen riefen. Ein ſchmaler Saum war am Horizont helle, der Morgen kam, die Truppen des Herzogs ſah man in der Ferne daherziehen, Der junge Mann ſetzte den Helm auf, ließ ſich den Bruſtharniſch wieder anlegen und ſtieg zu Pferd, den Herzog an der Spitze ſeiner Mannſchaft zu empfangen. Aus Ulerichs Zügen war zwar nicht der Ernſt, wohl aber alle Düſterheit verſchwunden. Sein Auge ſprühte von einem kriegeriſchen Feuer, und aus ſeinen Mienen ſprach Muth und Entſchloſſenheit. Er war ganz in Stahl gekleidet und trug über ſeinem ſchweren Eiſenkleid einen grünen Mantel mit Gold verbrämt. Die Farben ſeines Hauſes wehten in ſeinem großen wallenden Helmbuſch. Sonſt unterſchied er ſich in nichts von den übrigen Rittern und Edeln, die ebenfalls in blankes Eiſen „bis an die Zähne" gekleidet, den Herzog in einem großen Kreis umgaben. Er begrüßte freundlich Hewen, Schweinsberg und Georg von Sturmfeder, und ließ ſich von ihnen über die Stellung des Feindes berichten.[13]

Noch war von dieſem nichts zu ſehen; nur an dem Saume des Waldes gegen Eßlingen hin ſah man hin und wieder ſeine Poſten ſtehen. Der Herzog beſchloß, den Hügel, den die Landsknechte beſetzt gehalten hatten, zu verlaſſen und ſich in die Ebene hinabzuziehen. Er hatte wenig Reiterei, der Bund aber, ſo berichteten Kundſchafter, zählte dreitauſend Pferde. Im Thal hatte er auf einer Seite den Neckar, auf der andern einen Wald, und ſo war er wenigſtens auf den Flanken vor einem Reiterangriff ſicher.

Lichtenſtein und mehrere andere widerriethen zwar dieſe Stellung im Thal, weil man vom Hügel zu nahe beſchoſſen werden könne; doch Ulerich folgte ſeinem Sinn und ließ das Heer hinabſteigen. Er ſtellte zunächſt vor Türkheim die Schlachtordnung auf und erwartete ſeinen Feind. Georg von Sturmfeder wurde beordert, in ſeiner Nähe mit den Reitern, die er ihm anvertraut hatte, zu halten; ſie ſollten gleichſam ſeine Leibwache bilden; zu dieſen berittenen Bürgern geſellten ſich noch Lichtenſtein und vierundzwanzig andere Ritter, um bei einem Reiterangriff den Stoß zu verſtärken. In jenen Tagen war ein Treffen oft in viele kleine Zweikämpfe zerſtreut, die Ritter, die einem Heere folgten, fochten ſelten in geſchloſſenen Maſſen, ſondern ſuchten mit ſchnellen Blicken einen Gegner unter den Reihen des Feindes, den ſie dann mit Schwert und Lanze bekämpften. Eine ſolche Schaar war es, die bei Georgs Reiterhaufen ſtand, und den Herzog ſelbſt gelüſtete es, ſeine ungeheure Kraft, ſeine weitberühmte Fertigkeit in einem ſolchen Zweikampf zu erproben, und nur die inſtändigen Bitten der Ritter hielten ihn ab, dieſe romantiſche Idee auszuführen. Neben dem Herzog hielt eine ſonderbare Figur, beinahe wie eine Schildkröte, die zu Pferde ſitzt, anzuſehen. Ein Helm mit großen Federn ſaß auf einem kleinen Körper, der auf dem Rücken mit einem gewölbten Panzer verſehen war; der kleine Reiter hatte die Knie weit heraufgezogen und hielt ſich feſt am Sattelknopf. Das herabgeſchlagene Viſir hinderte Georg zu erkennen, wer dieſer lächerliche Kämpfer ſey; er ritt daher näher an den Herzog heran und ſagte:

„Wahrhaftig, Euer Durchlaucht haben ſich da einen überaus mächtigen Kämpen zum Begleiter auserſehen. Sehet nur die dürren Beine, die zitternden Arme, den mächtigen Helm zwiſchen den kleinen Schultern — wer iſt denn dieſer Rieſe?“

„Kennſt du den Höcker ſo ſchlecht?“ fragte der Herzog lachend. „Sieh nur, er hat einen ganz abſonderlichen Panzer an, der wie eine große Nußſchale anzuſehen, um ſeinen theuern Rücken zu verwahren, wenn es etwa zur Flucht käme. Es iſt mein getreuer Kanzler, Ambroſius Volland.“

„Bei der heiligen Jungfrau! dem habe ich bitter Unrecht gethan, entgegnete Georg; „ich dachte, er werde nie ein Schwert ziehen und ein Roß beſteigen, und da ſitzt er auf einem Thier, ſo hoch wie ein Elephant, und trägt ein Schwert, ſo groß als er ſelbſt iſt. Dieſen kriegeriſchen Geiſt hätte ich ihm nimmer zugetraut.“

„Meinſt du, er reite aus eigenem Entſchluß zu Felde? Nein, ich habe ihn mit Gewalt dazu genöthigt. Er hat mir zu manchem gerathen, was mir nicht frommte, und ich fürchte, er hat mich mit böslicher Abſicht aufs Eis geführt; drum mag er auch die Suppe mit verzehren, die er eingebrockt hat. Er hat geweint, wie ich ihn dazu zwang; er ſprach viel vom Zipperlein und von ſeiner Natur, die nicht kriegeriſch ſey; aber ich ließ ihn in ſeinen Harniſch ſchnüren und zu Pferd heben, er reitet den feurigſten Renner aus meinem Stall."

Während dies der Herzog ſprach, ſchlug der Ritter vom Höcker das Viſir auf und zeigte ein bleiches kummervolles Geſicht. Das ewig ſtehende Lächeln war verſchwunden, ſeine ſtechenden Aeuglein waren groß und ſtarr geworden, und drehten ſich langſam und ſchüchtern nach der Seite; der Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirne und ſeine Stimme war zum zitternden Flüſtern geworden: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, werthgeſchätzter Herr von Sturmfeder, viellieber Freund und Gönner, leget ein gutes Wort ein beim geſtrengen Herrn, daß er mich aus dieſem Faſtnachtsſpiel entläßt. Es iſt des allerhöchſten Scherzes jetzt genug. Der Ritt in den ſchweren Waffen hat mich grauſam angegriffen, der Helm drückt mich aufs Hirn, daß meine Gedanken im Kreiſe tanzen, und meine Knie ſind vom Zipperlein gekrümmt; bitte, bitte! leget ein gutes Wort ein für Euren demüthigen Knecht, Ambroſius Volland; will's gewißlich vergelten."

Der junge Mann wandte ſich mit Abſcheu von dem grauen feigen Sünder. „Herr Herzog," ſagte er, indem ein edler Zorn ſeine Wangen röthete, „vergönnt ihm, daß er ſich entferne. Die Ritter haben ihre Schwerter gelüftet und die Helme feſter in die Stirne gedrückt, das Volk ſchüttelt die Speere und erwartet muthig das Zeichen zum Angriff, warum ſoll ein Feigling in den Reihen von Männern ſtreiten?“

„Er bleibt, ſage ich,“ entgegnete der Herzog mit feſter Stimme; „bei dem erſten Schritt rückwärts hau ich ihn ſelbſt vom Gaul herunter. Der Teufel ſaß auf deinen blauen Lippen, Ambroſius Volland, als du Uns gerathen, Unſer Volk zu verachten und das Alte umzuſtoßen. Heute, wenn die Kugeln ſauſen und die Schwerter raſſeln, magſt du ſchauen, ob dein Rath uns frommte.“

Des Kanzlers Augen glühten vor Wuth, ſeine Lippen zitterten und ſeine Mienen verzerrten ſich greulich. „Ich habe Euch nur gerathen; warum habt Ihr es gethan?“ ſagte er, Ihr ſeyd Herzog, Ihr habt befohlen und Euch huldigen laſſen; was kann denn ich dafür?“

Der Herzog riß ſein Pferd ſo ſchnell um, daß der Kanzler bis auf die Mähnen ſeines Elephanten niedertauchte, als erwarte er den Todesſtreich. „Bei unſerer fürſtlichen Ehre,“ rief er mit ſchrecklicher Stimme, indem ſeine Augen blitzten, „Wir bewundern Unſere eigene Langmuth! Du haſt Unſern erſten Zorn benützt, du haſt dich in Unſer Vertrauen einzuſchwatzen gewußt; wären Wir dir nicht gefolgt, du Schlange, ſo ſtünden heute zwanzigtauſend Würtemberger hier, und ihre Herzen wären eine feſte Mauer für ihren Fürſten. O, mein Würtemberg! mein Würtemberg! daß ich deinem Rath gefolgt wäre, alter Freund; ja, es heißt was, von ſeinem Volk geliebt zu ſeyn!"

„Entfernet dieſe Gedanken vor einer Schlacht," ſagte der alte Herr von Lichtenſtein; „noch iſt es Zeit, das Verſäumte einzuholen. Noch ſtehen ſechstauſend Würtemberger um Euch, und bei Gott, ſie werden mit Euch ſiegen, wenn Ihr mit Vertrauen ſie in den Feind führet. O Herr, hier ſind lauter Freunde, vergebet Euren Feinden, entlaßt den Kanzler, der nicht fechten kann!"

„Nein! her zu mir, Schildkröte! an meine Seite her, Hund von einem Schreiber! Wie er zu Roſſe ſitzt, als hätte ihn unſer Herr Gott hinaufgeſchneit, den Schneemann! Du haſt mein Volk verachtet in deiner Kanzlei und ihnen Geſetze gegeben mit deiner Schwanenfeder, jetzt ſollſt du ſehen, wie ſie ſtreiten; jetzt ſollſt du ſehen, wie Würtemberg ſiegt oder — untergeht. Ha! ſeht ihr ſie dort auf dem Hügel? ſeht ihr die Fahnen mit dem rothen Kreuz? ſeht ihr das Banner von Baiern? wie ihre Waffen blitzen im Morgenroth, wie ihre Glieder von tauſend Lanzen ſtarren, wie der Wind in ihren Helmbüſchen ſpielt? — Guten Tag, ihr Herren vom Schwabenbund! Jetzt geht mir das Herz auf; das iſt ein Anblick für einen Würtemberg."

„Schaut! ſie richten ſchon die Geſchütze," unterbrach ihn Lichtenſtein; „zurück von dieſem Platz, Herr! hier iſt Euer Leben in augenſcheinlicher Gefahr; zurück, zurück, wir halten hier; ſchickt uns Eure Befehle von dort zu, wo Ihr ſicher ſeyd."

Der Herzog ſah ihn groß an. „Wo haſt du gehört," ſagte er, „daß ein Würtemberg gewichen ſey, wenn der

Feind zum Angriff blaſen ließ? Meine Ahnen kannten keine Furcht und meine Enkel werden noch aushalten wie ſie, furchtlos und treu! Sieh, wie der Berg ſich dunkler und dunkler füllt von ihren Schaaren! Siehſt du jene weißen Wolken am Berg, Schildkröte? hörſt du ſie krachen? das iſt der Donner der Geſchütze, der in unſere Reihen ſchlägt; jetzt, wenn du ein gutes Gewiſſen haſt, wirſt du leichter Athem holen, denn um dein Leben gibt dir keiner einen Pfennig.“

„Laſſet uns beten!“ ſagte Max von Schweinsberg, „und dann drauf in Gottes Namen.“

Der Herzog faltete andächtig die Hände, ſeine Begleiter folgten ſeinem Beiſpiel und beteten zum Anfang der Schlacht, wie es Sitte war in den alten Tagen. Der Donner der feindlichen Geſchütze tönte ſchauerlich in dieſe tiefe Stille, in welcher man jeden Athemzug, jedes leiſe Flüſtern der Betenden hörte. Auch der Kanzler faltete die Hände, aber ſeine Augen richteten ſich nicht gläubig auf zum Himmel, ſie irrten zagend an den Bergen umher, und das Beben ſeines Körpers, ſo oft Blitz und Rauch aus den Feldſtücken des Feindes fuhr, zeigte, daß ſeine Seele nicht zu dem ſich aufzuſchwingen vermöge, der aus den Strahlen ſeiner Morgenſonne über Freunde und Feinde herabblickte.

Ulerich von Würtemberg hatte gebetet und zog ſein Schwert aus der Scheide; die Ritter und Reiſigen folgten ihm, und in einem Augenblick blitzten tauſend Schwerter um ihn her. „Die Landsknechte ſind ſchon im Gefecht,“ ſagte er, indem ſein Adlerauge ſchnell das Thal überſchaute; „Georg von Hewen, Ihr rückt ihnen mit Tauſend zu Fuß nach. Schweinsberg lehne ſich mit Achthundert an den Wald, und warte bis auf Weiteres. Reinhardt von Gemmingen, wollet mit den Eurigen gerade ausziehen, und den mittleren Raum zwiſchen dem Wald und dem Neckar einnehmen. Sturmfeder, du bleibſt mit deiner Abtheilung Reiter; doch biſt du jeden Augenblick bereit, vorzubrechen. Gott befohlen, ihr Herren; ſollten wir uns hier unten nicht wieder ſehen, ſo grüßen wir uns deſto freudiger oben.“ Er grüßte ſie, indem er ſein großes Schwert gegen ſie neigte. Die Ritter erwiederten den Gruß und zogen mit ihren Schaaren dem Feinde zu, und ein tauſendſtimmiges „Ulerich für immer!“ ertönte aus ihren Reihen.

Das bündiſche Heer, das auf dem Hügel, den die Herzoglichen früher beſetzt gehalten hatten, angekommen war, begrüßte ſeinen Feind aus vielen Feldſchlangen und Carthaunen; dann zogen ſie ſich allmälig herab ins Thal; ſie ſchienen durch ihre ungeheure Anzahl das kleine Heer des Herzogs erdrücken zu wollen. In dem Augenblick, als die letzten Glieder den Hügel verlaſſen wollten, wandte ſich der Herzog zu Georg von Sturmfeder. „Siehſt du ihre Feldſtücke auf dem Hügel?“ fragte er.

„Wohl; ſie ſind nur durch wenige Mannſchaft gedeckt.“

„Frondsberg glaubt, weil wir nicht über ihn wegfliegen können, ſey es unmöglich, ſein Geſchütz zu nehmen. Aber dort am Wald biegt ein Weg links ein und führt in ein Feld. Das Feld ſtößt an jenen Hügel. Kannſt du mit deinen Reitern ungehindert bis in jenes

Feld vordringen, ſo biſt du beinahe ſchon im Rücken der Bündiſchen. Dort läßt du die Pferde verſchnauben, legſt dann an und im Galopp den Hügel hinauf; die Geſchütze müſſen unſer ſeyn!“

Georg verbeugte ſich zum Abſchied, aber der Herzog bot ihm die Hand. „Lebe wohl, lieber Junge!“ ſagte er; „es iſt hart von Uns, einen jungen Ehemann auf ſo gefährliche Reiſe zu ſchicken, aber wir wußten keinen raſcheren und beſſeren als dich.“

Die Wangen des jungen Mannes glühten, als er dieſe Worte hörte, und ſeine Augen blinkten muthig. „Ich danke Euch, Herr, für dieſen neuen Beweis Eurer Gnade!“ rief er, „Ihr belohnt mich ſchöner, als wenn Ihr mir die ſchönſte Burg geſchenkt hättet. — Lebt wohl, Vater, und grüßt mein Weibchen.“

„So iſts nicht gemeint!“ entgegnete lächelnd der alte Lichtenſtein, „ich reite mit dir unter deiner Führung —“

„Nein, ihr bleibet bei mir, alter Freund,“ bat der Herzog; „ſoll mir denn der Kanzler hier im Felde rathen? Da könnte ich ſo übel fahren wie mit ſeinen andern Rathſchlüſſen. Bleibet mir zur Seite; machet den Abſchied kurz, Alter! Euer Sohn muß weiter.“

Der Alte drückte Georgs Hand; lächelnd und mit freudigem Muthe erwiederte dieſer den Abſchiedsgruß, ſchwenkte mit ſeinen Reitern ab, und „Ulerich für immer!“ riefen die Stuttgarter Bürger zu Pferd, welche er in dieſer entſcheidenden Stunde gegen den Feind führte. Georg betrachtete, als er an dem Waldſaum hinritt, ſinnend die Schlacht. Die Würtemberger hatten eine gute Stellung, denn der Wald und der Neckar deckten ſie, und ihre Flügel und das Centrum waren ſtark genug, um auch einen mächtigen Stoß von Reiterei auszuhalten. Er konnte ſich aber nicht verhehlen, daß wenn ſie ſich aus dieſer Stellung herauslocken ließen, ſie alle dieſe Vortheile verlieren würden, weil ſie dann entweder zwiſchen dem Wald und dem linken Flügel einen bedeutenden Zwiſchenraum laſſen, oder um dieſen auszufüllen, ihre Schlachtlinie ſo weit ausdehnen müßten, daß ſie an innerer Stärke verlieren würden und leichter durchbrochen werden könnten. Ein großer Nachtheil für die Würtemberger war auch ihre geringe Anzahl, denn der Feind zählte zwei Drittheile mehr. Er konnte zwar in dem engen Thal ſeine Streitkräfte nicht entwickeln und nur wenige Mannſchaft auf einmal ins Treffen führen, und doch war dies immer genug, um die Herzoglichen unausgeſetzt zu beſchäftigen; der Feind behielt dadurch immer friſche Leute, und es war zu befürchten, daß die ſechstauſend Würtemberger, wenn ſie auch noch ſo tapfer Stand halten ſollten, endlich aus Ermattung würden unterliegen müſſen.

Der Wald nahm jetzt Georg und ſeine Schaar auf; ſie rückten ſtill und vorſichtig weiter, denn Georg wußte wohl, wie ſchwierig es für einen Reiterzug ſey, im Wald von Fußvolk angegriffen zu werden. Doch ungefährdet kamen ſie bis auf das Feld heraus, das ihnen der Herzog bezeichnet hatte. Rechts über dem Wald hin wüthete die Schlacht. Das Geſchrei der Angreifenden, das Schießen aus Donnerbüchſen und Feldſtücken, das Wirbeln der Trommeln hallte ſchrecklich herüber.

Vor ihnen lag der Hügel, von deſſen Gipfel eine gute Anzahl Carthaunen in die Reihen der Würtemberger ſpielte; dieſer Hügel erhob ſich von der Seite des Wäldchens allmälig, und Georg bewunderte den ſchnellen Blick des Herzogs, der dieſe Seite ſo gleich erſpäht hatte, denn von jeder andern Seite wäre, wenigſtens für Reiter, der Angriff unmöglich geweſen. Das Geſchütz wurde, ſo viel man von unten ſehen konnte, nur durch eine ſchwache Mannſchaft gedeckt, und als daher die Pferde ein wenig geruht hatten, ordnete Georg ſeine Schaar und brach im Galopp an der Spitze der Reiter vor. In einem Augenblick waren ſie auf dem Gipfel des Hügels angekommen und Georg rief den bündiſchen Soldaten zu, ſich zu ergeben.

Sie zauderten, und die Fleiſcher, Sattler und Waffenſchmiede von Stuttgart erſparten ihnen die Mühe, denn mit gewaltigen Streichen hieben ſie Helme und Köpfe durch, daß von der Bedeckung bald wenige mehr übrig waren. Georg warf einen frohlockenden Blick auf die Ebene hinab ſeinem Herzog zu, er hörte das Freudengeſchrei der Würtemberger aus vielen tauſend Kehlen aufſteigen, er ſah wie ſie friſcher vordrangen, denn ihre Hauptfeinde, die Feldſtücke auf dem Hügel, waren jetzt zum Schweigen gebracht.

Aber in dieſem Augenblick der Siegesfreude gewahrte er auch, daß jetzt der zweite und ſchwerere Theil ſeiner ſchnellen Operation, der *Rückzug*, gekommen ſey; denn auch die Bündiſchen hatten bemerkt, wie ihr Geſchütz plötzlich verſtummt ſey, und ihre Oberſten hatten alſobald eine Reiterſchaar gegen den Hügel aufbrechen laſſen. Es war keine Zeit mehr, die ſchweren erbeuteten Feldſtücke hinwegzuführen; darum befahl Georg, mit Erde und Steinen ihre Mündungen zu verſtopfen und ſie auf dieſe Weiſe unbrauchbar zu machen. Dann warf er einen Blick auf den Rückweg; zwiſchen ihm und den Seinigen lag der Wald auf der einen, das feindliche Heer auf der andern Seite. Wurde er nur von Reiterei angegriffen, ſo war der Rückweg durch den Wald möglich, weil dann der Feind dieſelben Schwierigkeiten zu überwinden hatte, wie er. Aber ſeinem ſcharfen Auge entging nicht, daß ein großer Haufe bündiſchen Fußvolkes in den Wald ziehe, um ihm den Rückzug abzuſchneiden, und ſo ſah er ſich von dem Walde ausgeſchloſſen. Das große Heer des Bundes zu durchbrechen, ſich mit hundert und ſechzig Pferden durch Zwanzigtauſend durchzuſchlagen, wäre Tollkühnheit geweſen. Es blieb nur ein Weg, und auch auf dieſem war der Tod gewiſſer als die Rettung. Zur Linken des feindlichen Heeres floß der Neckar. Am anderen Ufer war kein Mann von bündiſcher Seite; konnte er dieſes Ufer gewinnen, ſo war es möglich, ſich zum Herzog zu ſchlagen. Schon waren die Reiter des Bundes, wohl fünfhundert ſtark, am Fuß des Hügels angelangt; er glaubte an ihrer Spitze den Truchſeß von Waldburg zu erblicken, jedem andern, ſelbſt dem Tod wollte er ſich lieber ergeben als dieſem.

Drum winkte er den tapfern Würtembergern nach der ſteilern Seite des Hügels hin, die zum Neckar führte. Sie ſtutzten; es war zu erwarten, daß unter zehn immer acht ſtürzen würden, ſo jähe war dieſe Seite, und unten ſtand zwiſchen dem Hügel und dem Fluß ein Haufen Fußvolk, das ſie zu erwarten ſchien. Aber ihr junger ritterlicher Führer ſchlug das Viſir auf und zeigte ihnen ſein ſchönes Antlitz, aus welchem der Muth der Begeiſterung ſie anwehte; ſie hatten ihn ja noch vor wenigen Wochen eine holde Jungfrau zur Kirche führen ſehen, durften ſie an Weib und Kinder denken, da er dieſe Gedanken weit hinter ſich geworfen hatte?

„Drauf, wir wollen ſie ſchlachten!“ riefen die Fleiſcher; „drauf, wir wollen ſie hämmern!“ riefen die Schmiede; „immer drauf, wir wollen ſie lederweich klopfen!“ riefen ihnen die Sattler nach; „drauf mit Gott, Ulerich für immer!“ rief der hochherzige Jüngling, drückte ſeinem Roß die Sporen ein und flog ihnen voran den ſteilen Hügel hinab. Die feindlichen Reiter trauten ihren Augen nicht, als ſie den Hügel heraufkamen, die verwegene Schaar gefangen zu nehmen, und ſie ſchon unten, mitten unter dem Fußvolk erblickten. Wohl hatte mancher den kühnen Ritt mit dem Leben bezahlt, mancher war mit dem Roß geſtürzt und in Feindes Hand gefallen, aber die meiſten ſah man unten tapfer auf das Fußvolk einhauen, und der Helmbuſch ihres Anführers wehte hoch und mitten im Gedräng. Jetzt waren die Reihen des Fußvolkes gebrochen, jetzt drängten ſich die Reiter nach dem Neckar — jetzt — ſetzte ihr Führer an und war der Erſte im Fluß. Sein Pferd war ſtark und doch vermochte es nicht mit der Laſt ſeines gewappneten Reiters gegen die Gewalt des vom Regen angeſchwellten Stromes anzukämpfen, es ſank und Georg von Sturmfeder rief den Männern zu, nicht auf ihn zu achten, ſondern ſich zum Herzog zu ſchlagen und ihm ſeinen letzten Gruß zu bringen. Aber in demſelben Augenblick hatten zwei Waffenſchmiede ſich von ihren Roſſen in den Fluß geworfen; der eine faßte den jungen Ritter am Arm, der andere ergriff die Zügel ſeines Pferdes und ſo brachten ſie ihn glücklich ans Land heraus.

Die Bündiſchen hatten ihnen manche Kugel nachgeſandt, aber keine hatte Schaden gethan, und im Angeſicht beider Heere, durch den Fluß von ihnen getrennt, ſetzte die kühne Schaar ihren Weg zum Herzog fort. Es war unweit ſeiner Stellung eine Furth, wo ſie ohne Gefahr überſetzen konnten, und mit Jubel und Freudengeſchrei wurden ſie wieder von den Ihrigen empfangen.

Ein Theil des feindlichen Geſchützes war zwar durch dieſen eben ſo ſchnellen als verwegenen Zug Georgs von Sturmfeder zum Schweigen gebracht worden, aber das Verhängniß Ulerichs von Würtemberg wollte, daß ihm dieſe kühne Waffenthat zu nichts mehr nützen ſollte; die Kräfte ſeiner Leute waren durch die immer erneuerten Angriffe des an Zahl weit überlegenen Feindes endlich völlig erſchöpft worden; die Landsknechte hielten zwar mit ihrem gewöhnlichen kriegeriſchen Feuer aus, aber ihre Anführer hatten ſich ſchon genöthigt geſehen, ſie in Kreiſe zu ſtellen, um den Andrang der feindlichen Kavallerie abzuwehren; dadurch war die Linie hin und wieder unterbrochen, und das Landvolk, das man durch eilige Bewaffnung nicht zu Kriegern hatte machen können, füllte nur ſchlecht dieſe Lücken aus. In dieſem Augenblick wurde dem Herzog gemeldet, daß der Herzog von Baiern Stuttgart plötzlich überfallen und eingenommen habe, daß ein neues feindliches Heer in ſeinem Rücken am Fluß heraufziehe und kaum noch eine Viertelſtunde entfernt ſey. Da merkte er, daß er an dieſem Tage ſein Land zum zweiten Mal verloren habe, daß ihm nichts mehr übrig bleibe, als Flucht oder Tod, um nicht in die Hände ſeiner Feinde zu fallen. Seine Begleiter riethen ihm, ſich in ſein Stammſchloß Würtemberg zu werfen und ſich dort zu halten, bis er Gelegenheit fände, heimlich zu entrinnen; er ſchaute hinauf nach dieſer Burg, die von dem Glanz des Tages beſtrahlt, ernſt auf jenes Thal herabblickte, wo der Enkel ihrer Erbauer den letzten verzweifelten Kampf um ſein Herzogthum kämpfte. Aber er erbleichte und deutete ſprachlos hinauf, denn auf den Thürmen und Mauern dieſer Burg erſchienen rothe, glänzende Fähnlein, die im Morgenwind ſpielten; die Ritter blickten ſchärfer hin, ſie ſahen, wie die Fähnlein wuchſen und größer wurden, und ein ſchwärzlicher Rauch, der jetzt an vielen Stellen aufſtieg, zeigte ihnen, daß es die Flamme ſey, welche ihre glühenden Paniere ſiegend auf den Zinnen aufgeſteckt hatte. Würtemberg brannte an allen Ecken und ſein unglücklicher Herr ſah mit dem greulichen Lachen der Verzweiflung dieſem Schauſpiel zu. Jetzt bemerkten auch die Heere die brennende Burg. Die Bündiſchen begrüßten dieſe Flammen mit einem Freudengeſchrei, den Würtembergern entſank der Muth, es war ihnen, als ſey dies ein Zeichen, daß das Glück ihres Herzogs ein Ende habe.

Schon tönten die Trommeln des im Rücken heranziehenden Heeres vernehmlicher, ſchon wich an vielen

Orten das Landvolk, da ſprach Ulerich: „Wer es noch redlich mit uns meint, folge nach, wir wollen uns durchſchlagen durch ihre Tauſende oder zu Grund gehen. Nimm mein Banner in die Hand, tapferer Sturmfeder, und reite muthig mit uns in den Feind!“ Georg ergriff das Panier von Würtemberg, der Herzog ſtellte ſich neben ihn, die Ritter und die Bürger zu Pferd umgaben ſie und waren bereit, ihrem Herzog Bahn zu brechen. Der Herzog deutete auf eine Stelle, wo die Feinde dünner ſtanden, dort müſſe man durchkommen oder alles ſey verloren. Noch fehlte es an einem Anführer, und Georg wollte ſich an die Spitze ſtellen, da winkte ihm der Ritter von Lichtenſtein, ſeinen Platz an der Seite des Herzogs nicht zu verlaſſen, und ſtellte ſich vor die Reiter; noch einmal wandte er die ehrwürdigen Züge dem Herzog und ſeinem Sohne zu, dann ſchloß er das Viſir und rief: „Vorwärts, hie gut Würtemberg alleweg!“

Dieſer Reiterzug war wohl zweihundert Pferde ſtark, und bewegte ſich in Form eines Keils im Trab vorwärts. Der Kanzler Ambroſius Volland ſah ſie mit leichtem Herzen abziehen, denn der Herzog ſchien ihn ganz vergeſſen zu haben, und er hielt jetzt mit ſich Rath, wie er ohne Gefahr von ſeinem hochbeinigten Thier herabkommen ſollte. Doch der edle Renner des Herzogs hatte mit klugen Augen den Reitern nachgeſchaut; ſo lange ſie ſich im Trab fortbewegten, ſtand er ſtille und regungslos, jetzt aber ertönten die Trompeten zum Angriff, man ſah das Panier von Würtemberg hoch in den Lüften wehen und die tapfere Reiterſchaar im

Galopp auf den Feind anſprengen. Auf dieſen Moment ſchien der Renner gewartet zu haben; mit der Schnelligkeit eines Vogels ſtrich er jetzt über die Ebene hin, den Reitern nach; dem Kanzler vergingen die Sinne, er hielt ſich krampfhaft an den Sattelknopf, er wollte ſchreien, aber die Blitzesſchnelle, womit ſein Roß die Luft theilte, unterdrückte ſeine Stimme; in einem Augenblick hatte er den Zug eingeholt, ſo ſchnell ſie ihre Roſſe auslaufen ließen, er überholte ſie, und ſo hatte es der Kanzler in kurzer Zeit zum Anführer der Reiter gebracht. Der Feind ſtutzte über die ſonderbare Geſtalt, die mehr einem geharniſchten Affen als einem Krieger glich; noch ehe ſie ſich recht beſinnen konnten, war der fürchterliche Mann mitten in ihren Reihen, die Würtemberger brachen, trotz des entſcheidenden Augenblickes, in ein luſtiges Gelächter aus, und auch dieſes mochte beitragen, die tapfern Truppen von Ulm, Gmünd, Aalen, Nürnberg und noch zehn andern Reichsſtädten, welche dieſer unerwartete Angriff traf, zu verwirren; ſie zerſtoben vor der ungeheuern Wucht der zweihundert Pferde, und die ganze Schaar war im Rücken des Feindes. Sie ſetzte eilig ihren Marſch fort, und ehe noch die bündiſche Reiterei zum Nachſetzen herbei gerufen werden konnte, hatte der Herzog mit wenigen Begleitern ſich zur Seite geſchlagen; er gewann einen großen Vorſprung, denn die Reiterei des Bundes erreichte die berittene Schaar der Bürger erſt vor den Thoren von Stuttgart, und es fand ſich unter ihnen weder der Herzog noch einer ſeiner wichtigeren Anhänger, außer dem Kanzler Ambroſius Volland, den man halb todt vom Pferde hob. Die bündiſchen Kriegsleute behandelten ihn, nachdem man ihm die gewölbte Rüſtung vom Leib geſchält hatte, ſehr übel, denn nur ſeiner fürchterlichen, alle Begriffe überſteigenden Tapferkeit ſchrieben ſie es zu, daß ihnen der Herzog und mit ihm eine Belohnung von tauſend Goldgulden entgangen war. So geſchah es, daß dieſer tapfere Kanzler, nicht wie ſein Herzog in der Schlacht, ſondern nach der Schlacht geſchlagen wurde.

XV.

Wohl wiegt eines viele Thaten auf —
Sie achten drauf —
Das iſt um deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh' hin, die Feinde fliehen, blick' hinan,
Der Himmel glänzt, dahin iſt unſre Bahn.

L. Uhland.

Die Nacht, welche dieſem entſcheidenden Tag folgte, brachten Herzog Ulerich und ſeine Begleiter in einer engen Waldſchlucht zu, die durch Felſen und Geſträuche einen ſicheren Verſteck gewährte, und noch heute bei dem Landvolk die „Ulerichshöhle“ genannt wird. Es war der Pfeifer von Hardt, der ihnen auf ihrer Flucht als ein Retter in der Noth erſchienen war und ſie in dieſe Schlucht führte, die nur den Bauern und Hirten der Gegend bekannt war. Der Herzog hatte beſchloſſen, hier zu raſten, um dann, ſobald der Tag graute, ſeine Flucht nach der Schweiz fortzuſetzen. Wohl wäre ihm hiezu die Nacht günſtiger geweſen, denn die Bundestruppen hatten ſchon das Land beſetzt und es war wenig

Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er ſie täuſchen und ungehindert entkommen werde; aber die Pferde waren von dem heißen Schlachttag ermüdet und es war unmöglich, den Herzog und ſeine nothwendige Begleitung von neuem beritten zu machen, ohne die Nachforſchung des Feindes auf dieſen Schlupfwinkel zu leiten.

Die Männer hatten ſich um ein ſpärliches Feuer gelagert. Der Herzog war längſt dem Schlummer in die Arme geſunken und vergaß vielleicht in ſeinen Träumen, daß er ein Herzogthum verloren habe; auch der alte Herr von Lichtenſtein ſchlief und Max Stumpf von Schweinsberg hatte ſeine mächtigen Arme auf die Knie geſtützt, ſein Geſicht in die Hände verborgen, und man war ungewiß, ob er ſchlafe oder, in Kummer verſunken, über das Schickſal des Herzogs nachdenke, das ſich mit einem Schlag ſo furchtbar gewendet hatte. Georg von Sturmfeder beſiegte die Macht des Schlummers, der ſich immer wieder über ihn lagern wollte; er war der jüngſte unter allen und hatte freiwillig in dieſer Nacht die Wache übernommen. Neben ihm ſaß Hans, der Pfeifer von Hardt; er ſah unverwandt ins Feuer und ſeine Gedanken ſchienen ſich in einem Liedchen zu ſammeln, deſſen melancholiſche Weiſe er mit leiſer unterdrückter Stimme vor ſich hin ſang. Wenn das Feuer heller aufflackerte, ſchaute er mit einem trüben Blick nach dem Herzog, und wenn er ſah, daß jener noch immer ſchlafe, verſank er wieder in den flüſternden traurigen Geſang.

„Du ſingſt eine traurige Weiſe, Hans!“ unterbrach ihn Georg, den die melancholiſchen Töne dieſes Liedes unheimlich anregten; „es tönt wie Todtengeſang und Sterblieder, ich kann es nicht ohne Schaudern hören.“

„Wir können alle Tage ſterben,“ ſagte der Spielmann, indem er düſter in die Flamme blickte; drum ſing' ich gerne ein ſolches Lied, es iſt mir, als könnte ich mit ſolchen Gedanken würdiger ſterben.“

„Wie kommſt du auf einmal zu dieſen Todesgedanken, Hans? Du warſt doch ſonſt ein fröhlicher Burſche zur Herbſtzeit, und deine Cither tönte auf mancher Kirchweih. Da haſt du gewiß keine Todtenlieder geſungen.“

„Meine Freude iſt aus, erwiederte er und wies auf den Herzog; all meine Mühe, all meine Sorge war vergebens; es iſt aus mit dem Herrn und ich — ich bin ſein Schatten, auch mit mir iſts aus; hätte ich nicht Frau und Kind, ich möchte heute Nacht noch ſterben.“

„Wohl warſt du immer ſein getreuer Schatten,“ ſagte der junge Mann gerührt, „und oft habe ich deine Treue bewundert. Höre, Hans, wir ſehen uns vielleicht lange nicht mehr; jetzt haben wir Zeit zu ſchwatzen; erzähle mir, was dich ſo ausſchließlich und enge an den Herzog knüpft, wenn es etwas iſt, was du erzählen kannſt.“

Er ſchwieg einige Augenblicke und ſchürte das Feuer zurecht, ein unruhiges Feuer blitzte in ſeinen Augen und Georg war ungewiß, ob es die Flamme oder eine innere Bewegung ſey, was ſeine ausdrucksvollen Züge mit wechſelnder Röthe übergoß. „Das hat ſeine eigene Bewandtniß,“ ſagte er endlich, „und ich ſpreche nicht gerne davon. Doch Ihr habt Recht, Herr! auch mir iſt es, als werden wir uns lange nicht mehr ſehen, ſo will ich Euch denn erzählen. Habt Ihr nie von dem armen Conrad gehört?"

„O ja," erwiederte Georg, „das Gerücht davon kam noch weiter als bis zu uns nach Franken; war es nicht ein Aufſtand der Bauern? wollte man nicht ſogar dem Herzog ans Leben?"

„Ihr habt ganz recht, der arme Conrad war ein böſes Ding. Es mögen nun ſieben Jahre ſeyn, da gab es unter uns Bauern viele Männer, die mit der Herrſchaft unzufrieden waren; es waren Fehljahre geweſen, den Reicheren ging das Geld aus, die Armen hatten ſchon lange keines mehr und doch ſollten wir zahlen ohne Ende, denn der Herzog brauchte gar viel Geld für ſeinen Hof, wo es alle Tage zuging wie im Paradies."

„Gaben denn eure Landſtände nach, wenn der Herr ſo viel Geld verlangte?" fragte Georg.

„Sie wagten eben auch nicht immer „nein" zu ſagen, des Herzogs Beutel hatte aber gar ein großes Loch, das wir Bauern mit unſerm Schweiß nicht zuleimen konnten. Da gab es nun viele, die ließen die Arbeit liegen, weil das Korn, das ſie pflanzten, nicht zu ihrem Brod wuchs, und der Wein, den ſie kelterten, nicht für ſie in die Fäſſer floß. Dieſe, als ſie dachten, daß man ihnen nichts mehr nehmen könne als das arme Leben, lebten luſtig und in Freuden, nannten ſich Grafen zu Nirgendsheim, ſprachen viel von ihren Schlöſſern auf dem Hungerberge und von ihren bedeutenden Beſitzungen in der Fehlhalde und am Bettelrain, und dieſe Geſellſchaft war der arme Conrad."

Der Pfeifer legte ſinnend ſeine Stirne in die Hand und ſchwieg.

„Von dir wollteſt du ja erzählen, Hans,“ ſagte Georg, „von dir und dem Herzog.“ —

„Das hätte ich beinahe vergeſſen,“ antwortete dieſer. — „Nun,“ fuhr er fort, „es kam endlich dahin, daß man Maaß und Gewicht geringer machte und dem Herzog gab, was damit gewonnen wurde. Da ward aus dem Scherz bitterer Ernſt. Es mochte mancher nicht ertragen, daß rings umher volles Maaß und Gewicht und nur bei uns kein Recht ſey. Im Remsthale trug der arme Conrad das neue Gewicht hinaus und machte die Waſſerprobe.“

„Was iſt das?“ fragte der junge Mann.

„Ha!“ lachte der Bauer, „das iſt eine leichte Probe Man trug den Pfundſtein mit Trommeln und Pfeifen an die Rems und ſagte: ſchwimmt's oben, hat der Herzog Recht; ſinkt's unter, hat der Bauer Recht. Der Stein ſank unter, und jetzt zog der arme Conrad Waffen an. Im Remsthal und im Neckarthal bis hinauf gegen Tübingen und hinüber an die Alb ſtanden die Bauern auf und verlangten das alte Recht. Es wurde gelandtagt und geſprochen, aber es half doch nichts. Die Bauern gingen nicht auseinander.“

„Aber du, von dir ſprichſt du ja gar nicht.“

„Daß ich's kurz ſage, ich war einer der ärgſten,“ antwortete Hans, „ich war kühn und trotzig, mochte nicht gerne arbeiten und wurde wegen Jagdfrevel unmenſchlich abgeſtraft; da trat ich in den armen Conrad, und bald war ich ſo arg als der Geispeter und

Bregenzer. Der Herzog aber, als er ſah, daß der Aufruhr gefährlich werden könne, ritt ſelbſt nach Schorndorf. Man hatte uns zur Huldigung zuſammenberufen, wir erſchienen zu vielen Hunderten — aber bewaffnet. Der Herzog ſprach ſelbſt zu uns, aber man hörte ihn nicht an. Da ſtand der Reichsmarſchall auf, erhob ſeinen goldenen Stab und ſprach: „wer es mit dem Herzog Ulerich von Würtemberg hält, trete auf ſeine Seite!“ Der Gaispeter aber trat auf einen hohen Stein und rief: „wer es mit dem armen Conrad vom Hungerberg hält, trete hieher!“ Siehe, da ſtand der Herzog verlaſſen unter ſeinen Dienern. Wir andern hielten zu dem Bettler.“

„O ſchändlicher Aufruhr!“ rief Georg, vom Gefühl des Unrechts ergriffen, „ſchändlich vor allen die, welche es ſo weit kommen ließen! Da war gewiß Ambroſius Volland, der Kanzler, an vielem ſchuld?“

„Ihr könnet Recht haben,“ erwiederte der Spielmann, „doch höret weiter: der Herzog, als er ſah, daß ſeine Sache verloren ſey, ſchwang ſich auf ſein Roß, wir aber drängten uns um ihn her, doch noch wagte es keiner, den Fürſten anzutaſten, denn er ſah gar zu gebietend aus ſeinen großen Augen auf uns herab. Was wollt ihr, Lumpen! ſchrie er und gab ſeinem Hengſt die Sporen, daß er ſich hoch aufbäumte und drei Männer niederriß. Da erwachte unſer Grimm; ſie fielen ſeinem Roß in die Zügel, ſie ſtachen nach ihm mit Spießen, und ich, ich vergaß mich ſo, daß ich ihn am Mantel packte und rief: ſchießt den Schelmen todt!“

„Das warſt du, Hans?“ rief Georg und ſah ihn mit ſcheuen Blicken an.

„Das war ich,“ ſagte dieſer langſam und ernſt; „aber es ward mir dafür, was mir gebührte. Der Herzog entkam uns damals und ſammelte ein Heer; wir konnten nicht lange aushalten und ergaben uns auf Gnad und Ungnad. Es wurden zwölf Anführer des Aufruhrs nach Schorndorf geführt und dort gerichtet; ich war auch unter dieſen. Aber als ich ſo im Kerker lag und mein Unrecht und den nahen Tod überdachte, da graute mir vor mir ſelbſt und ich ſchämte mich, mit ſo elenden Geſellen, wie die elf andern waren, gerichtet zu werden.“

„Und wie wurdeſt du gerettet?“ fragte Georg theilnehmend.

„Wie ich Euch ſchon in Ulm ſagte, durch ein Wunder. Wir zwölf wurden auf den Markt geführt, es ſollte uns dort der Kopf abgehauen werden. Der Herzog ſaß vor dem Rathhaus und ließ uns noch einmal vor ſich führen. Jene Elfe ſtürzten nieder, daß ihre Ketten fürchterlich raſſelten, und ſchrien mit jammernder Stimme um Gnade. Er ſah ſie lange an und betrachtete dann mich. Warum bitteſt du nicht auch? fragte er. Herr, antwortete ich, ich weiß, was ich verdient habe, Gott ſey meiner Seele gnädig. Noch einmal ſah er auf uns, dann aber winkte er dem Scharfrichter. Wir wurden nach dem Alter geſtellt, ich, als der jüngſte, war der letzte. Ich weiß wenig mehr von jenen ſchrecklichen Augenblicken; aber nie vergeſſe ich den greulichen Ton, wenn die Halsknorpel krachten — “

„Um Gottes Willen hör' auf," bat Georg, „oder übergehe das Gräßliche!"

„Neun Köpfe meiner Geſellen ſtacken auf den Spießen, da rief der Herzog: zehn ſollen bluten, zwei frei ſeyn. Bringt Würfel her und laßt die drei dort würfeln! Man brachte Würfel, der Herzog bot ſie mir zuerſt; ich aber ſagte: ich habe mein Leben verwirkt und würfle nicht mehr darüber! Da ſprach der Herzog: nun ſo würfle ich für dich. Er bot den zwei andern die Würfel hin. Zitternd ſchüttelten ſie in den kalten Händen die Würfel, zitternd zählten ſie die Augen: der eine warf neun, der andere vierzehn; da nahm der Herzog die Würfel und ſchüttelte ſie. Er faßte mich ſcharf ins Auge, ich weiß, daß ich nicht gezittert habe. Er warf — und deckte ſchnell die Hand darauf. Bitte um Gnade, ſagte er, noch iſt es Zeit. — Ich bitte, daß Ihr mir verzeihen möget, was ich Euch Leids gethan, antwortete ich; um Gnade aber bitt' ich nicht, ich habe ſie nicht verdient und will ſterben. Da deckte er die Hand auf, und ſiehe, er hatte achtzehn geworfen. Es war mir ſonderbar zu Muth, es kam mir vor, als habe er gerichtet an Gottes Statt. Ich ſtürzte auf meine Knie nieder und gelobte fortan in ſeinem Dienſt zu leben und zu ſterben. Der Zehnte ward geköpft, wir beide waren frei." —

Mit immer höher ſteigender Theilnahme hatte Georg der Erzählung des Pfeifers von Hardt zugehört; aber als er ſchloß, als ſich das ſonſt ſo kühn und liſtig blickende Auge mit Thränen füllte, da konnte er ſich nicht enthalten, ſeine Hand zu faſſen, ſie feſt und herzlich zu drücken. „Es iſt wahr,“ ſagte der junge Mann, „du haſt Schweres an deinem Landesherrn verſchuldet, aber du haſt auch ſchrecklich gebüßt, denn du haſt den Tod dennoch erlitten; jenes ſchnelle Zücken des Schwertes iſt nichts mehr gegen das Gefühl, ſo viele bekannte Menſchen hinrichten und ſich den Tod immer näher kommen zu ſehen! Und haſt du nicht durch ein Leben voll Treue, durch Aufopferung und Wagniß aller Art den Fürſten verſöhnt, an den du deine Hand legteſt? Wie oft haſt du ihm Freiheit, vielleicht das Leben gerettet! wahrlich, deine Schuld iſt reichlich abgetragen.“

Der arme Mann hatte, nachdem er ſeine Erzählung geſchloſſen, wieder mit düſterem Sinnen ins Feuer geſchaut. Er hätte ganz theilnahmlos geſchienen, wenn nicht unter den Worten Georgs nach und nach ein trübes Lächeln auf ſeinen Zügen erſchienen wäre. „Meint Ihr,“ ſagte er, „ich hätte gebüßt und meine Schuld abgetragen? Nein, ſolche Schulden tilgen ſich nicht ſobald, und ein geſchenktes Leben muß für den ausgeſetzt werden, der es uns friſtete. Das Umherſchleichen in den Bergen, Kundſchaft bringen aus Feindes Lager, Höhlen zeigen, wo man ſich verbergen kann, das iſt keine ſchwere Sache, Herr, und das allein thut's nicht. Ich weiß, ich werde noch einmal für ihn ſterben müſſen — und dann, Herr, nehmt Euch meines Weibes und meiner Tochter an.“

Eine Thräne fiel in ſeinen Bart; doch als ſchämte er ſich, ſo weich zu ſeyn, verbarg er ſein Geſicht in die Hand und fuhr fort: „Doch dazu bin ich noch gut genug; wie jeder Kriegsmann, wie jeder im Volk, darf ich für ihn ſterben; o könnte ich durch meinen Tod ſeine

Huldigung abändern und ihm das Land wieder verſchaffen, noch in dieſer Stunde wollte ich ſterben!“

Der Herzog erwachte; er ſah mit verwunderten Blicken um ſich her, als ſey er durch einen Zauber in dieſe Erdſchlucht verſetzt und ſehe jetzt erſt dieſe Felſen und Bäume, das ſpärliche Feuer und die von den Flammen beſchienenen Männer, ſeine Begleiter; er bedeckte ſeine Augen mit der Hand, doch er ſah wieder auf, als prüfe er, ob dieſe Erſcheinungen bleiben; — ſie blieben, und ſchmerzlich ſah er bald den einen, bald den andern an. „Ich habe heute ein Land verloren,“ ſprach er, „es hat mich nicht ſo geſchmerzt als dieſes Erwachen, denn ich habe es im Traume wieder und noch viel ſchöner beſeſſen.“

„Seyd nicht ungerecht, Herr,“ ſagte Max Stumpf von Schweinsberg, indem er ſich aus ſeiner gebückten Stellung aufrichtete; „ſeyd nicht ungerecht gegen dieſe Wohlthat der Natur. Wie unglücklich wäret Ihr, wenn Ihr auch im Schlummer, der Eure Kräfte für das ſchwere Unglück ſtärken ſoll, Euren Verluſt noch fühltet, auch da noch ſo düſter darüber gebrütet hättet. Ihr ſeyd finſter und verſchloſſen eingeſchlummert, jetzt ſind Eure Züge freundlicher und milder; verdanken wir dies nicht auch Eurem Traum?“

„So hätte ich mögen nie erwachen! o, daß ich Jahrhunderte fortgeträumt hätte und dann erwacht wäre; es war ſo ſchön, ſo tröſtlich, was ich träumte!“

Er ſtützte die Stirne in die Hand und ſchien ſchmerzlich bewegt. Der alte Herr von Lichtenſtein war von den Stimmen der Sprechenden erweckt worden; er kannte

Ullerich und wußte, daß man ihn nicht über ſeinen ſchmerzlichen Verluſt brüten laſſen dürfe; er rückte ihm daher näher und ſprach:

„Nun, und wollt Ihr uns nicht auch ſagen, was Ihr geträumt habt? vielleicht liegt auch für uns ein Troſt darin; denn wiſſet, ich glaube an Träume, wenn ſie in einer wichtigen, verhängnißvollen Stunde in unſere Seele einziehen, und ich glaube, ſie kommen von oben, um uns zu tröſten.“

Der Herzog ſchwieg noch eine Weile, er ſchien über die Worte des Ritters nachzuſinnen; dann fing er an zu erzählen: „Mein Schwager, Wilhelm von Baiern, hat mir heute zur Probe ſeiner Freundſchaft die Burg meiner Ahnen niedergebrannt. Dort hausten ſeit undenklichen Zeiten die Würtemberger, und das Land, das wir beſitzen, trägt von dieſem Schloß den Namen. Es ſcheint, als habe er damit uns eine Todesfackel anzünden und mit dieſen Flammen unſer Wappen und Gedächtniß und ſelbſt den Namen Würtemberg vertilgen wollen. Und faſt könnte er Recht haben; denn mein einziges Söhnlein, Chriſtoph, iſt in fernen Landen, mein Bruder Georg hat noch keine Kinder, und ich — bin geſchlagen, verjagt, ſie haben wiederum mein Land beſetzt, und wo iſt Hoffnung, daß ich es wieder einmal erlange? — — Wie ich nun ſo ganz verlaſſen und elend hier am Feuer ſaß, wie ich nachdachte über mein kurzes Glück und wie ich vielleicht mein Unglück ſelbſt verſchuldet habe; wie ich bedachte, auf welch ſchwachen Stützen meine Hoffnung beruhe und wie ſelbſt der Name Würtemberg auslöſchen könne, gleich den letzten

Funken in der Aſche meiner Stammburg, da übermannte mich der Jammer und bitterer als je fühlte ich die Schläge meines Schickſals. Unter dieſen Gedanken entſchlief ich. Doch wie im Wachen meine Seele mit Sehnſucht und Trauer auf den Höhen des Rothenberges und um die rauchenden Trümmer von Würtemberg ſchwebte, ſo erging ſich mein Geiſt auch im Traume dort.“

Ulerich hielt inne; es war, als fülle ein Bild ſeine Seele, das zu ſchön, zu groß ſey, um es mit ſterblichen Lippen zu beſchreiben; ein milder Friede lag auf den Zügen des unglücklichen Fürſten und ein wunderbarer Glanz drang aus ſeinen aufwärts gerichteten Augen. Die Männer umher blickten ihn ſtaunend an; ſie hingen an ſeinen Lippen und lauſchten auf ſeine Rede, die ihnen ſo wichtiges zu verkünden ſchien.

„Höret weiter!“ fuhr er fort, „ich ſah herab auf das ſchöne Neckarthal. Der Fluß zog wie ſonſt in ſchönen blauen Bogen hin, aber das Thal und die Berge ſchienen mir lieblicher, glänzender, die Wälder auf den Höhen waren verſchwunden, die Wieſen waren nicht mehr, ſondern von Berg zu Berg zog ſich ein großer Garten voll grüner Reben, und im Thal ſah man Obſtbäume und ſchöne blühende Gärten ohne Zahl. Ich ſtand entzückt und ſchaute und ſchaute immer wieder hin, denn die Sonne erſchien freundlicher, der Himmel blauer und reiner, das Grün der Reben und Bäume glänzender als jetzt. Und als ich mein trunkenes Auge erhob und hinüberſchaute über den Neckar, da gewahrte ich auf einem Hügel am Fluß ein freundliches Schloß, das im Glanz der Morgenſonne ſich ſpiegelte; es lag ſo friedlich da, daß ſein Anblick meiner Seele wohl that, denn keine Gräben und hohe Mauern, keine Thürme und Zinnen, kein Fallgatter, keine Zugbrücke erinnerte an den Zwiſt der Völker und an das unſichere wechſelnde Geſchick der Sterblichen.“

„Und als ich verwundert über den tiefen Frieden des Thales und jenes unbewachten Schloſſes mich umſah, waren auch die Mauern meiner Burg verſchwunden; doch hier wenigſtens log mir der Traum nicht, denn ich ſah ja geſtern die Zinnen ſtürzen und den Wartthurm ſinken, von welchem ſonſt mein Panier in den Lüften wehte. Kein Stein von Würtemberg war mehr zu ſehen, aber ein Tempel ſtand dort mit Säulen und Kuppel, wie man ſie in Rom und Griechenland findet. Ich dachte nach, wie dies alles auf einmal ſo habe kommen können, da gewahrte ich Männer in fremder Kleidung, die nicht weit von mir ſtanden und auf das Land hinabſchauten.“

„Der eine dieſer Männer zog vor den übrigen meine Aufmerkſamkeit auf ſich; er hatte einen ſchönen Knaben an der Hand, dem er das Thal zu ſeinen Füßen und die Berge umher, und den Fluß und die Städte und Dörfer in der Nähe und Ferne zeigte. Ich betrachtete den Mann, er trug die Züge meines Bruders Georg,[14] und es war mir, als müſſe er zum Stamm meiner Ahnen gehören und ein Würtemberg ſeyn; er ſtieg mit dem Knaben den Berg hinab ins Thal und die andern Männer folgten ihm in ehrerbietiger Entfernung; den letzten hielt ich auf und fragte ihn: wer jener geweſen ſey, der dem Knaben das Land gezeigt habe? — Das war der König, ſagte er und ſtieg den Berg hinab.“

Der Herzog ſchwieg und ſah die Ritter forſchend an, als wollte er ihre Meinung hören; ſie ſchwiegen lange, endlich nahm der Ritter von Lichtenſtein das Wort und ſprach: „Ich bin fünfundſechzig Jahre alt und habe vieles geſehen und gehört auf Erden, und manches, worüber der menſchliche Geiſt erſtaunte und wo ein frommer Sinn den Finger der Gottheit ſah. Glaubet mir, auch die Träume kommen von Gott, denn nichts geſchieht auf Erden ohne Urſache. Es hat in alten Zeiten Seher und Propheten gegeben, warum ſollte nicht auch in unſern Tagen der Herr ſeiner Heiligen einen herabſenden, daß er einem Unglücklichen im Traume die dunkeln Pforten der Zukunft öffnen und ihn einen Blick in künftige ſchönere Tage thun laſſe? Drum ſeyd getroſten Muthes, Herr! Eure Veſte hat der Feind verbrannt, Ihr habt an einem Tage ein Herzogthum verloren, aber dennoch wird Euer Name nicht verlöſchen und Euer Gedächtniß wird nicht verloren ſeyn in Würtemberg.“

„Ein König —“ ſprach der Herzog ſinnend, „iſt es nicht vermeſſen, jetzt, wo ich hinaus muß ins Elend, jetzt an einen König meines Stammes zu denken? Kann nicht auch die Hölle ſolche Träume vorſpiegeln, um uns nachher deſto bitterer zu täuſchen?“

„Was zweifelt Ihr an der Zukunft?“ ſagte Schweinsberg lächelnd. „Hätte einer Eurer ritterlichen Ahnen, die auf Würtemberg hausten, hätte einer wiſſen können, daß ſeine Enkel Herzoge ſeyn, daß das weite ſchöne Land ihren Namen Würtemberg tragen werde? Nehmet Euren Traum als den Wink des Schickſals hin, daß Euer Name in ferner, ferner Zeit auf dieſem Lande bleiben, daß die ſpätern Fürſten Würtembergs die Züge Eures Stammes tragen werden.“

„Wohlan, ſo will ich hoffen,“ erwiederte Ulerich von Würtemberg, „will hoffen, daß uns das Land verbleibe, wie dunkel auch jetzt unſere Looſe ſeyen. Mögen unſere Enkel nie ſo harte Zeiten ſehen wie wir; möge man auch von ihnen ſagen, ſie ſind — furchtlos!“

„Und treu!“ ſprach der Bauer mit Nachdruck und ſtand auf. „Doch iſt es Zeit, Herr Herzog, daß Ihr aufbrechet. Das Morgenroth iſt nicht mehr fern und über den Neckar wenigſtens müſſen wir kommen, ſo lange es noch dunkel iſt.“

Sie ſtanden auf und waffneten ſich; die Pferde wurden herbeigeführt, ſie ſaßen auf und der Pfeifer ging voran, den Weg aus der Schlucht zu zeigen. Die Reiſe des Herzogs zum Land hinaus war mit großer Gefahr verbunden, denn der Bund ſuchte ſeiner mit aller Mühe habhaft zu werden. Um auf einen Weg zu gelangen, wo er ſicher ſeinen Feinden entgehen könnte, war der Herzog genöthiget, noch einmal über den Neckar zu gehen. Dieſer Uebergang war nicht ohne Gefahr; ein ſtarker Regen hatte den Fluß angeſchwellt, ſo daß es nicht möglich ſchien, ihn mit den Pferden zu durchſchwimmen; die Brücken aber waren zum größten Theil von dem Bunde beſetzt worden; doch auch hier wußte Hans guten Rath, denn er hatte durch treue Leute ausgeſpäht, daß die Brücke von Köngen noch frei ſey; man hatte ſich wohl nicht die Mühe genommen, ſie zu beſetzen, weil ſie Eßlingen und dem feindlichen Lager allzunahe war, als daß man hätte glauben können, der Herzog werde dort vorüber kommen. Dieſer Weg ſchien wegen ſeiner großen Gefahr die meiſte Sicherheit zu gewähren; ihn wählte Ulerich, und ſo zogen ſie ſtille und vorſichtig dem Neckar zu.

Als ſie aus dem Wald ins Feld heraus kamen, ſäumte ſchon das Morgenroth den Horizont. Sie ritten jetzt auf beſſerem Wege ſchärfer zu, und bald ſahen ſie den Neckar ſchimmern und die hochgewölbte Brücke lag nicht ferne mehr von ihnen. In dieſem Augenblicke ſah ſich Georg um und gewahrte eine bedeutende Anzahl Reiter, die von der Seite her hinter ihnen zogen; er machte ſeine Begleiter darauf aufmerkſam; ſie ſahen ſich beſorgt um und muſterten den Zug, der wohl fünfundzwanzig Pferde betragen mochte. Es ſchien bündiſche Reiterei zu ſeyn, denn des Herzogs Völker waren zerſprengt und zogen nicht mehr in ſo geordneten Schaaren wie dieſe.

Noch zogen jene ruhig ihren Weg und ſchienen die kleine Geſellſchaft nicht zu bemerken, aber dennoch ſchien es rathſam, die Brücke zu gewinnen, wo ſich drei Wege ſchieden, ehe man von ihnen angerufen und befragt würde. Der Pfeifer lief voran ſo ſchnell er konnte, der Herzog und die Ritter folgten ihm in geſtrecktem Trab, und je weiter ſie ſich von den Bündiſchen entfernten, deſto leichter wurde ihnen ums Herz, denn alle bangten nicht für ihr eigenes Leben, wohl aber für die Freiheit Ulerichs.

Sie hatten die Brücke erreicht, ſie zogen hinauf, aber in demſelben Augenblick, wo ſie oben auf der Mitte der hohen Wölbung angekommen waren, ſprangen zwölf Männer, mit Spießen, Schwertern und Büchſen bewaffnet, hinter der Brücke hervor und beſetzten den Ausgang; der Herzog ſah, daß er entdeckt war und winkte ſeinen Begleitern rückwärts; Lichtenſtein und Schweinsberg, die letzten, wandten ihre Roſſe, aber ſchon war es zu ſpät, denn die bündiſchen Reiter, die ihnen im Rücken nachgezogen waren, hatten ſich in Galopp geſetzt und den Eingang der Brücke in dieſem Augenblick erreicht und beſetzt.

Noch war es zu dunkel, als daß man den Feind genau hätte unterſcheiden können, doch nur zu bald zeigten ſich ſeine feindlichen Abſichten. „Ergebt Euch, Herzog von Würtemberg!“ rief eine Stimme, die den Rittern nicht unbekannt ſchien, „Ihr ſehet, es iſt kein Ausweg da zur Flucht!“

„Wer biſt du, daß Würtemberg ſich dir ergeben ſoll?“ antwortete Ulerich mit grimmigem Lachen, indem er ſein Schwert zog, „du ſitzeſt ja nicht einmal zu Roß; biſt du ein Ritter?“

„Ich bin der Doktor Calmus,“ entgegnete jener, „und bin bereit, die vielen Liebesdienſte zu vergelten, die ihr mir erwieſen habt. Ein Ritter bin ich, denn Ihr habt mich ja zum Ritter vom Eſel gemacht; aber ich will Euch dafür zum Ritter ohne Roß machen. Abgeſtiegen, ſag ich, im Namen des durchlauchtigſten Bundes.“

„Gib Raum, Hans,“ flüſterte der Herzog mit unterdrückter Stimme dem Spielmann zu, der mit gehobener Axt zwiſchen ihm und dem Doktor ſtand, „geh, tritt auf die Seite; ihr Freunde, ſchließt euch an, wir wollen plötzlich auf ſie einfallen, vielleicht gelingt es, durchzubrechen?" Doch nur Georg vernahm dieſen Befehl des Herzogs, denn die zwei andern Ritter hielten wohl zehn Schritte hinter ihnen den Eingang beſetzt und waren ſchon mit den bündiſchen Reitern im Gefecht, die umſonſt dieſes ritterliche Paar zu durchbrechen und zu dem Herzog durchzudringen verſuchten. Georg ſchloß ſich an Ulerich an und wollte mit ihm auf den Doktor und die Knechte einſprengen, aber dieſem war das Flüſtern des Herzogs nicht entgangen. „Drauf, ihr Männer! der im grünen Mantel iſts; lebendig oder todt!" rief er, drang mit ſeinen Knechten vor und griff zuerſt an. Sein langer Arm führte einen fünf Ellen langen Spieß; er zückte ihn nach Ulerich, und es wäre vielleicht um ihn geſchehen geweſen, da er ihn in der Dunkelheit nicht gleich bemerkte, doch Hans kam ihm zuvor und indem der berühmte Doktor Kahlmäuſer nach der Bruſt ſeines Herrn ſtieß, war ihm die Axt des Pfeifers tief in die Stirne gedrungen; er fiel, ſo lang er war, mit Gebrüll auf die Knechte zurück. Sie ſtutzten, der Bauersmann ſchien ein ſchrecklicher Kämpfer, denn ſeine Axt ſchwirrte immer noch in den Lüften, er bewegte ſie wie eine Feder hin und her; ſie zogen ſich ſogar einige Schritte zurück. Dieſen Augenblick benützte Georg, riß dem Herzog den grünen Mantel ab, hing ihn ſich ſelbſt um und flüſterte ihm zu, ſein Pferd zu ſpornen und ſich über die Brüſtung der Brücke hinabzuſtürzen. Der Herzog warf einen Blick auf die hochgehenden Wellen des Neckars und hinauf zum Himmel; es ſchien keine andere Rettung möglich, und er wollte lieber auf Leben und Tod den Sprung wagen, als ſeinen Feinden in die Hände fallen; doch der Anblick, der ſich ihm in dieſem ſchrecklichen Moment darbot, zog ihn noch einmal zurück.

Die Knechte hatten die Speere vorgeſtreckt und drangen vor; der Pfeifer ſtand noch immer, obgleich aus mehreren Wunden blutend, und ſchlug mit der Axt ihre Speere nieder. Seine Augen blitzten, ſeine kühnen Züge trugen den Ausdruck von freudiger Begeiſterung und das Lächeln, das um ſeinen Mund zog, war nicht das der Verzweiflung, nein, ſeine muthige Seele erbebte nicht vor dem nahenden Tod, er blickte ihm mit ſtolzer Freude entgegen, als ſey er der Kampfpreis, um den er ſo viele Sorgen und Gefahren auf ſich genommen habe. Noch einen ſchlug er mit ſeiner ſtarken Rechten zu Boden, da ſtieß ihm einer der Knechte von der Seite her die Hellebarde in die Bruſt, in dieſe treue Bruſt, die noch im Tod ein Schild für den unglücklichen Fürſten war, dem nie ein treueres Herz geſchlagen hatte. Er wankte, er ſank zuſammen, er heftete das brechende Auge auf ſeinen Herrn; „Herr Herzog, wir ſind quitt!“ rief er freudig aus und ſenkte ſein Haupt zum Sterben.

An ihm vorüber ging der Weg der Knechte, die mit Freudengeſchrei näher zudrangen — da warf ſich Georg von Sturmfeder in die Mitte, ſeine Klinge ſchwirrte in der Luft, und ſo oft ſie niederfiel, zuckte einer der Feinde am Boden. Er war der letzte Schild Herzog Ulrichs von Würtemberg; ſank dieſer noch, ſo war Gefangenſchaft oder Tod unvermeidlich. Drum wandte er ſich zum letzten Mittel; er warf noch einen thränenſchweren Blick auf die Leiche jenes Mannes, der ſeine Treue mit dem Tod beſiegelt hatte; dann riß er ſein mächtiges Streitroß zur Seite, ſpornte es, daß es ſich hochaufbäumte, wandte es mit einem ſtarken Druck rechts, und — in einem majeſtätiſchen Sprung ſetzte es über die Brüſtung der Brücke und trug ſeinen fürſtlichen Reiter hinab in die Wogen des Neckars.

Georg hielt inne mit Fechten, er ſah dem Herzog nach; Roß und Reiter waren niedergetaucht, doch das mächtige Thier kämpfte mit den Wirbeln, ſchwamm, arbeitete ſich herauf und wie die beſte Barke ſchwamm es mit dem Herzog den Strom hinab. Dies alles war das Werk weniger Augenblicke, einige der Knechte wollten hinabſpringen ans Ufer, um ſich des kühnen Reiters zu bemächtigen, doch einer, der Georg am nächſten war, rief ihnen zu: „Laßt ihn ſchwimmen, an dem iſt nichts gelegen, das hier iſt der grüne Vogel, das iſt der grüne Mantel; den laßt uns faſſen.“ Georg blickte dankbar auf zum Himmel; er ließ ſein Schwert ſinken und ergab ſich den Bündiſchen. Sie ſchloſſen einen Kreis um ihn und ließen es willig geſchehen, daß er abſtieg und zu der Leiche jenes Mannes trat, der ihnen ſo ſchrecklich erſchienen war. Georg faßte die Hand, welche noch immer die blutige Axt feſt hielt. Sie war kalt. Er ſuchte, ob das treue Herz noch ſchlage, aber der tödtliche Stoß der Lanze hatte es nur zu gut getroffen. Das Auge, das einſt ſo kühn und muthig blickte, war gebrochen, geſchloſſen der Mund, der auch in den trübſten Stunden einen ungebeugten frohen Sinn verkündete; ſeine Züge waren erſtarrt, aber noch ſchwebte um ſeine Lippen jenes Lächeln, das den letzten Gruß, den er ſeinem Herrn entbot, begleitet hatte. Georgs Thränen fielen auf ihn herab; er drückte noch einmal die Hand des Pfeifers, ſchloß ihm die Augen zu und ſchwang ſich auf, um den Knechten in ihr Lager zu folgen.

XVI.

O ſchöner Tag, wann endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit. —
O! glücklich, wem dann auch ſich eine Thür',
Sich zarte Arme ſanft umſchlingend öffnen.
Schiller.

Nach einem Marſch von beinahe drei Stunden näherte ſich der Trupp der bündiſchen Knechte, den Gefangenen in ihrer Mitte, dem Lager. Sie hatten nicht gewagt, ſich laut zu unterreden, aber ihre Mienen verkündeten großen Triumph, und Georgs ſcharfem Ohr entging es nicht, wie ſie flüſternd den Gewinn berechneten, den ſie aus dem Herzog im grünen Mantel ziehen werden. Ein freudiges Gefühl bewegte ſeine Bruſt, er glaubte hoffen zu dürfen, daß der unglückliche Fürſt durch ſeine kühne Aufopferung Zeit gewonnen habe, ſich zu retten. Nur der Gedanke an Marie trübte auf Augenblicke ſeine Freude. Wie groß mußte ihr Kummer ſchon geweſen ſeyn, als ſie die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bekam; er hatte ihr zwar durch treue Männer die Nachricht geſandt, daß er unverletzt aus dem Streit gegangen ſey; aber wußte er nicht, daß die traurige Entſcheidung von Würtembergs Schickſal ihre Seele tief betrüben, daß ihre Blicke ängſtlich dem

Geliebten auf den Gefahren der Flucht folgen werden, daß ihre Sehnſucht zu jeder Stunde ſeinen Namen nenne und ihn zurückrufe?

Und durfte er hoffen, vom Bunde zum zweiten Mal ſo leicht entlaſſen zu werden, wie damals in Ulm? Gefangen mit den Waffen in der Hand, bekannt als eifriger Freund des Herzogs — mußte er nicht fürchten, einer langen Gefangenſchaft, einer grauſamen Behandlung entgegen zu gehen? Die Ankunft an dem äußerſten Poſten des Lagers unterbrach dieſe düſtern Gedanken. Die Knechte ſchickten einen aus ihrer Mitte ab, um die Bundesoberſten von ihrem Fang zu benachrichtigen und Befehle einzuholen, wohin man ihn führen ſolle. Es war dies eine peinliche Viertelſtunde für Georg; er wünſchte wo möglich mit Frondsberg zuſammen zu treffen, er glaubte hoffen zu dürfen, daß dieſer edle Freund ſeines Vaters ihm ſeine gütigen Geſinnungen erhalten haben möchte, daß er ihn zum wenigſten billiger beurtheilen werde, als Truchſeß-Waldburg und ſo mancher andere, der ihm früher nicht günſtig war.

Der Knecht kam zurück; der Gefangene ſollte ſo ſtill als möglich und ohne Aufſehen in das große Zelt geführt werden, wo die Oberſten gewöhnlich Kriegsrath hielten. Man ſchlug zu dieſem Gang einen Seitenweg ein, und die Knechte baten Georg, ſeinen Helm zu ſchließen, daß man ihn nicht erkenne, ehe er vor den Rath geführt würde. Gerne befolgte er dieſe Bitte, denn es war ihm in einem ſolchen Falle nichts unerträglicher, als ſich den Blicken neugieriger oder ſchadenfroher Menſchen ausſetzen zu müſſen. Sie gelangten endlich an das große Zelt. Diener aller Art waren hier verſammelt, und die verſchiedenen Farben und Binden, womit ſie geſchmückt waren, ließen auf eine zahlreiche Verſammlung edler Herren und Ritter im Innern des Zeltes ſchließen.

Schon mochte die Nachricht unter ſie gekommen ſeyn, daß einige Knechte einen Mann von Bedeutung gefangen haben, denn ſie drängten ſich nahe herbei, als Georg ſich aus dem Sattel ſchwang, und ihre neugierigen Blicke ſchienen durch die Oeffnungen des Viſires dringen zu wollen, um die Züge des Gefangenen zu ſchauen. Ein Edelknabe ſuchte Raum zu machen, und er mußte ſeine Zuflucht zu dem „Namen der Bundesoberſten“ nehmen, um dieſe dichte Maſſe zu durchbrechen und dem gefangenen Ritter einen Weg in das Innere des Zeltes zu bahnen. Drei jener Knechte, die ihn begleitet hatten, durften folgen; ſie glühten vor Freude und glaubten nicht anders, als jene Goldgülden ſogleich in Empfang nehmen zu können, die auf die Perſon des Herzogs von Würtemberg geſetzt waren.

Der letzte Vorhang that ſich auf und Georg trat muthig und feſten Schrittes ein und überſchaute die Männer, die über ſein Schickſal entſcheiden ſollten. Es waren wohlbekannte Geſichter, die ihn ſo fragend und durchdringend anſchauten. Noch waren die düſteren Blicke und die feindliche Stirne des Truchſes von Waldburg ſeinem Gedächtniß nicht entfallen, und der ſpöttiſche, beinahe höhniſche Ausdruck in den Mienen dieſes Mannes weiſſagte ihm nichts Gutes. Sickingen, Alban von Cloſen, Hutten — ſie alle ſaßen wie damals vor ihm, als er dem Bund auf ewig Lebewohl ſagte; aber wie vieles hatte ſich verändert; und eine Thräne füllte ſein Auge, als es auf jene theure Geſtalt, auf jene ehrwürdigen Züge fiel, die ſich tief in ſein dankbares Herz gegraben hatten. Es war nicht Hohn, nicht Schadenfreude, was man in Georg von Frondsbergs Mienen las; nein, er ſah den Nahenden mit jenem Ausdruck von würdigem Ernſt, von Wehmuth an, womit ein edler Mann den tapferen, aber beſiegten Feind begrüßt.

Als Georg dieſen Männern gegenüber ſtand, hub der Truchſeß von Waldburg an: „So hat doch endlich der ſchwäbiſche Bund einmal die Ehre, den erlauchten Herzog von Würtemberg vor ſich zu ſehen, freilich war die Einladung zu uns nicht allzu höflich, doch —"

„Ihr irrt Euch!" rief Georg von Sturmfeder und ſchlug das Viſir ſeines Helmes auf. Als ſähen ſie Minerva's Schild und ſein Meduſenhaupt, ſo bebten die Bundesräthe vor dem Anblick der ſchönen Züge des jungen Ritters. „Ha! Verräther! ehrloſe Buben! ihr Hunde!" rief Truchſeß den drei Knechten zu, „was bringt ihr uns dieſen Laffen, deſſen Anblick meine Galle aufregt, ſtatt des Herzogs? Geſchwind, wo iſt er? ſprecht!"

Die Knechte erbleichten. „Iſts nicht dieſer?" fragten ſie ängſtlich. „Er hat doch den grünen Mantel an."

Der Truchſeß zitterte vor Wuth und ſeine Augen ſprühten Verderben; er wollte auf die Knechte hinſtürzen, er ſprach davon, ſie zu erwürgen, aber die Ritter hielten ihn zurück, und Hutten, zornbleich, aber gefaßter als jener, fragte. „Wo iſt der Doktor Calmus, laßt ihn hereinkommen, er ſoll Rechenſchaft ablegen, er hat den Zug übernommen."

„Ach Herr," ſagte einer der Knechte, „der legt Euch keine Rechenſchaft mehr ab; „er liegt erſchlagen auf der Brücke bei Köngen!"

„Erſchlagen?" rief Sickingen, „und der Herzog iſt entkommen? erzählet, ihr Schurken!"

„Wir legten uns, wie uns der Doktor befahl, bei der Brücke in Hinterhalt. Es war beinahe noch dunkel, als wir den Hufſchlag von vier Roſſen hörten, die ſich der Brücke näherten, zugleich vernahmen wir das Zeichen, das uns die Reiter über dem Fluß geben ſollten, wenn die Herzoglichen aus dem Wald kämen. Jetzt iſts Zeit, ſagte der Kahlmäuſer. Wir ſtanden ſchnell auf und beſetzten den Ausgang der Brücke. Es waren, ſo viel wir im Halbdunkel unterſcheiden konnten, vier Reiter und ein Bauersmann; die zwei Hinterſten wandten ſich um und fochten mit unſern Reitern, die zwei Vorderen und der Bauer machten ſich an uns. Doch wir ſtreckten ihnen die Lanzen entgegen, und der Doktor rief ihnen zu, ſich zu ergeben. Da drangen ſie wüthend auf uns ein; der Doktor ſagte uns, der im grünen Mantel ſey der rechte, und wir hätten ihn bald gehabt, aber der Bauer, wenn es nicht der Teufel ſelbſt war, ſchlug den Doktor und noch zwei von uns nieder. Jetzt ſtach ihm einer die Hellebarde in den Leib, daß er fiel, und dann ging es auf die Reiter. Wir packten alleſammt den im grünen Mantel, wie uns der Kahlmäuſer geheißen, der andere aber ſtürzte ſich mit ſeinem Roß über die Brücke hinab in den Neckar und ſchwamm davon. Wir aber ließen ihn ziehen, weil wir den grünen hatten, und brachten dieſen hieher."

„Das war Ulerich und kein anderer!“ rief Alban von Closen, „ha! über die Brücke hinab in den Neckar! das thut ihm keiner nach!“

„Man muß ihm nachjagen!“ fuhr der Truchſeß auf, „die ganze Reiterei muß aufſitzen und hinab am Neckar ſtreifen, ich ſelbſt will hinaus —“

„O Herr,“ entgegnete einer der Knechte, „da kommt Ihr zu ſpät! es iſt drei Stunden jetzt, daß wir von der Brücke abzogen, der hat einen guten Vorſprung und kennt das Land wohl beſſer als alle Reiter!“

„Kerl, willſt du mich noch höhnen? Ihr habt ihn entkommen laſſen, an euch halte ich mich, man rufe die Wache; ich laß euch aufhängen.“

„Mäßigt Euch!“ ſagte Frondsberg, „die armen Burſche trifft der Fehler nicht; ſie hätten ſich gerne das Gold verdient, das auf den Herzog geſetzt war. Der Doktor hat gefehlt und Ihr hört, daß er es mit dem Leben zahlte.“

„Alſo Ihr habt heute den Herzog vorgeſtellt?“ wandte ſich Waldburg zu Georg, der ſtill dieſer Scene zugeſehen hatte; „müßt Ihr mir überall in den Weg laufen, mit Eurem Milchgeſicht? Ueberall hat Euch der Teufel, wo man Euch nicht braucht. Es iſt nicht das erſte Mal, daß Ihr meine Plane durchkreuzet —“

„Wenn Ihr es geweſen ſeyd, Herr Truchſeß,“ antwortete Georg, „der bei Neuffen den Herzog meuchlings überfallen laſſen wollte, ſo bin ich Euch leider in den Weg gekommen, denn Eure Knechte haben mich niedergeworfen.“

Die Ritter erſtaunten über dieſe Rede und ſahen den Truchſeß fragend an. Er erröthete, man wußte nicht aus Zorn oder Beſchämung, und entgegnete: „Was ſchwatzt Ihr da von Neuffen? ich weiß von nichts; doch wenn man Euch dort niedergeworfen hat, ſo wünſche ich, Ihr wäret nimmer aufgeſtanden, um mir heute vor Augen zu kommen. Doch es iſt auch ſo gut; Ihr habt Euch als einen erbitterten Feind des Bundes bewieſen, habt heimlich und offen für den geächteten Herzog gehandelt, theilet alſo ſeine Schuld gegen den Bund und das ganze Reich, ſeyd überdies heute mit den Waffen in der Hand gefangen worden — Euch trifft die Strafe des Hochverraths an dem allerdurchlauchtigſten Bund des Schwaben- und Frankenlandes.“

„Dies dünkt mir eine lächerliche Beſchuldigung,“ erwiederte Georg mit muthigem Ton: „Ihr wiſſet wohl, wann und wo ich mich von dem Bunde losgeſagt habe; Ihr habt mich auf vierzehn Tage Urfehde ſchwören laſſen; ſo wahr Gott über mir iſt, ich habe ſie gehalten. Was ich nachher gethan, davon habt Ihr nicht Rechenſchaft zu fordern, weil ich Euch nicht mehr verpflichtet war, und was meine Gefangennehmung mit den Waffen in der Hand betrifft, ſo frage ich Euch, edle Herren, welcher Ritter wird, wenn er von ſechs oder acht angegriffen wird, ſich nicht ſeines Lebens wehren? Ich verlange von Euch ritterliche Haft, und erbiete mich Urfehde zu ſchwören auf ſechs Wochen; mehr könnet Ihr nicht von mir verlangen.“

„Wollt Ihr uns Geſetze vorſchreiben? Ihr habt gut gelernt bei dem übermüthigen Herzog; ich höre ihn aus Euch ſprechen; doch keinen Schritt ſollt Ihr zu Eurer Sippſchaft thun, bis Ihr geſteht, wo der alte

Fuchs, Euer Schwiegervater, ſich aufhält, und welchen Weg der Herzog genommen hat.“

„Der Ritter von Lichtenſtein wurde von Euren Reitern gefangen genommen; welchen Weg der Herzog nahm, weiß ich nicht und kann es mit meinem Wort bekräftigen.“

„Ritterliche Haft?“ rief der Truchſes bitter lachend, „da irrt Ihr Euch gewaltig; zeiget vorher, wo Ihr die goldenen Sporen verdient habt! Nein, ſolches Gelichter wird bei uns ins tiefſte Verließ geworfen, und mit Euch will ich den Anfang machen.“

„Ich denke, dies iſt unnöthig,“ fiel ihm Frondsberg ins Wort; „ich weiß, daß Georg von Sturmfeder zum Ritter geſchlagen wurde; überdies hat er einem bündiſchen Edlen das Leben gerettet; Ihr werdet Euch wohl an die Ausſage des Dieterich von Kraft erinnern. Auf Verwenden dieſes Ritters wurde er von einem ſchmählichen Tod befreit und ſogar in Freiheit geſetzt. Er kann dieſelbe Behandlung von uns verlangen.“

„Ich weiß, daß Ihr ihm immer das Wort geredet, daß er Euer Schooßkind war; aber diesmal hilft es ihm nicht, er muß nach Eßlingen in den Thurm, und jetzt den Augenblick —“

„Ich leiſte Bürgſchaft für ihn!“ rief Frondsberg, „und habe hier ſo gut mit zu ſprechen, wie Ihr. Wir wollen abſtimmen über den Gefangenen, man führe ihn einſtweilen in mein Zelt.“

Einen Blick des Dankes warf Georg auf die ehrwürdigen Züge des Mannes, der ihn auch jetzt wieder aus der drohenden Gefahr rettete. Der Truchſes aber winkte mürriſch den Knechten, dem Befehl des Oberfeldhauptmanns zu folgen, und Georg folgte ihnen durch die Straßen des Lagers nach Frondsbergs Zelt.

Nicht lange nachher ſtand der Mann vor ihm, dem er ſo unendlich viel zu danken hatte. Er wollte ihm danken, er wußte nicht, wie er ihm ſeine Ehrfurcht bezeigen ſollte; doch Frondsberg ſah ihn lächelnd an und zog ihn in ſeine Arme. „Keinen Dank, keine Entſchuldigung!“ ſprach er, „ſah ich doch alles dies voraus, als ich in Ulm von dir Abſchied nahm; doch du wollteſt es nicht glauben, wollteſt dich vergraben in die Burg deiner Väter. Ich kann dich nicht ſchelten; glaube mir, das Feldlager und die Stürme ſo vieler Kriege haben mein Herz nicht ſo verhärtet, daß ich vergeſſen könnte, wie mächtig die Liebe zieht!“

„Mein Freund, mein Vater!“ rief Georg, indem er freudig erröthete.

„Ja, das bin ich; der Freund deines Vaters, dein Vater; drum war ich oft ſtolz auf dich, wenn du auch in den feindlichen Reihen ſtandeſt; dein Name wurde, ſo jung du biſt, mit Ehrfurcht genannt, denn Treue und Muth ehrt ein Mann auch an dem Feinde. Und glaube mir, es kam den meiſten von uns erwünſcht, daß der Herzog entkam; was konnten wir mit ihm beginnen; der Truchſeß hätte vielleicht einen übereilten Streich gemacht, den wir alle zu büßen gehabt hätten.“

„Und was wird mein Schickſal ſeyn?“ fragte Georg, „werde ich lange in Haft gehalten werden? wo iſt der Ritter von Lichtenſtein? O mein Weib! darf ſie mich nicht beſuchen?“

Frondsberg lächelte geheimnißvoll. „Das wird ſchwer halten,“ ſagte er; „du wirſt unter ſicherer Bedeckung auf eine Veſte geführt und einem Wächter übergeben werden, der dich ſtreng bewachen und nicht ſo bald entlaſſen wird. Doch ſey nicht ängſtlich, der Ritter von Lichtenſtein wird mit dir dorthin abgeführt werden, und ihr beide müſſet auf ein Jahr Urfehde ſchwören.“

Frondsberg wurde hier durch drei Männer unterbrochen, die in das Zelt ſtürmten; es war der Feldhauptmann von Breitenſtein und Dieterich von Kraft, die den Ritter von Lichtenſtein in ihrer Mitte führten.

„Hab ich dich wieder, wackerer Junge!“ rief Breitenſtein, indem er Georgs Hand drückte. Du machſt mir ſchöne Streiche; dein alter Oheim hat dich mir auf die Seele gebunden, ich ſolle einen tüchtigen Kämpen aus dir ziehen, der dem Bunde Ehre mache, und nun laufſt du zu dem Feind, und hauſt und ſtichſt auf uns, und hätteſt geſtern beinahe die Schlacht gewonnen durch dein tollkühnes Stückchen auf unſere Geſchütze.“

„Jeder nach ſeiner Art,“ entgegnete Frondsberg; „er hat uns aber auch in Feindes Reihen Ehre gemacht.

Der Ritter von Lichtenſtein umarmte ſeinen Sohn. „Er iſt in Sicherheit,“ flüſterte er ihm zu, und beider Augen glänzten von Freude, zu der Rettung des unglücklichen Fürſten beigetragen zu haben. Da fielen die Blicke des alten Ritters auf den grünen Mantel, der noch immer um Georgs Schultern hing; er erſtaunte, er ſah ihn näher an. „Ha! jetzt erſt verſtehe ich ganz, wie alles ſo kommen konnte,“ ſprach er bewegt und eine Thräne der Freude hing in ſeinen grauen Wimpern;

„ſie nahmen dich für ihn! was wäre aus ihm geworden, wenn dich der Muth nur einen Augenblick verlaſſen hätte? Du haſt mehr gethan als wir alle, du haſt geſiegt, wenn wir jetzt auch beſiegt heißen; komm an mein Herz, du würdiger Sohn.“

„Und Max Stumpf von Schweinsberg?“ fragte Georg; auch er gefangen?“

„Er hat ſich durchgehauen; wer vermöchte auch ſeinen Hieben zu widerſtehen? meine alten Knochen ſind mürbe, an mir liegt nichts mehr, aber er iſt dem Herzog nachgezogen und wird ihm eine beſſere Hülfe ſeyn als fünfzig Reiter. Doch den Pfeifer ſah ich nicht; ſage, wie iſt er entkommen aus dem Streit?“

„Als ein Held,“ erwiederte der junge Mann, von der Wehmuth der Erinnerung bewegt; „er liegt erſtochen an der Brücke.“

„Todt?“ rief Lichtenſtein und ſeine Stimme zitterte; „die treue Seele! doch wohl ihm, er hat gethan wie ein Edler, und iſt geſtorben, treu, wie es Männern ziemt!“

Frondsberg näherte ſich ihnen und unterbrach ihre Reden. „Ihr ſcheint mir ſo niedergeſchlagen,“ ſagte er; ſeyd muthig und getroſt, alter Herr! das Kriegsglück iſt wandelbar, und Euer Herzog wird wohl auch wieder zu ſeinem Lande kommen; wer weiß, ob es nicht beſſer iſt, daß wir ihn noch auf einige Zeit in die Fremde ſchickten. Leget Helm und Panzer ab; das Gefecht zum Frühſtück wird Euch die Luſt zum Mittageſſen nicht verdorben haben. Setzet Euch zu uns. Ich erwarte gegen Mittag den Wächter, unter deſſen Obhut ihr auf eine Burg gebracht werden ſollet. Bis dahin laſſet uns noch zuſammen fröhlich ſeyn.“

„Das iſt ein Vorſchlag, der ſich hören läßt!“ rief Breitenſtein. „Zu Tiſch, ihr Herren! wahrlich Georg, mit dir habe ich nicht mehr geſpeist, ſeit dem Imbiß im Ulmer Rathhausſaal. Komm, wir wollen redlich nachholen, was wir verſäumten.“

Hans von Breitenſtein zog Georg zu ſich nieder, die andern folgten ſeinem Beiſpiel, die Knechte trugen auf, und der edle Wein machte den Ritter von Lichtenſtein und ſeinen Sohn vergeſſen, daß ſie in mißlichen Verhältniſſen, im feindlichen Lager ſeyen, daß ſie vielleicht einem ungewiſſen Geſchick, und wenn ſie die Reden Frondsbergs recht deuteten, einer langen Gefangenſchaft entgegen gehen. Gegen das Ende der Tafel wurde Frondsberg hinausgerufen; bald kam er zurück und ſprach mit ernſter Stimme: „ſo gerne ich noch länger Eure Geſellſchaft genoſſen hätte, liebe Freunde, ſo thut es jetzt Noth aufzubrechen. Der Wächter iſt da, dem ich Euch übergeben muß, und ihr müßt euch ſputen, wollet ihr heute noch die Veſte erreichen.“

„Iſt er ein Ritter, dieſer Wächter?“ fragte Lichtenſtein, indem ſich ſeine Stirne in finſtere Falten zog; „ich hoffe, man wird auf unſeren Stand Rückſicht genommen haben und uns ein anſtändiges Geleite geben?“

„Ein Ritter iſt er nicht,“ antwortete Frondsberg lächelnd, „doch iſt er ein anſtändiges Geleite; Ihr werdet Euch ſelbſt davon überzeugen. Er lüftete bei dieſen Worten den Vorhang des Zeltes und es erſchienen die holden Züge Mariens; mit dem Weinen der Freude ſtürzte ſie an die Bruſt ihres Gatten, und der alte Vater ſtand ſtumm von Ueberraſchung und

Rührung, küßte ſein Kind auf die Stirne und drückte die Hand des biedern Frondsberg.

„Das iſt Euer Wächter," ſprach dieſer, „und der Lichtenſtein die Veſte, wo ſie Euch gefangen halten ſoll. Ich ſehe es ihren Augen an, ſie wird den jungen Herrn nicht zu ſtrenge halten, und der Alte wird ſich nicht über ſie beklagen können; doch rathe ich Euch, Töchterchen, habet ein wachſames Auge auf die Gefangenen, laſſet ſie nicht wieder von der Burg, geſtattet nicht, daß ſie wieder Verbindungen mit gewiſſen Leuten anknüpfen; Ihr haftet mit Eurem Kopf dafür!"

„Aber, lieber Herr," entgegnete Marie, indem ſie den Geliebten inniger an ſich drückte und lächelnd zu dem ſtrengen Herrn aufblickte; „bedenket, er iſt ja mein Haupt, wie kann ich ihm etwas befehlen?"

Eben deßwegen hütet Euch, daß Ihr dieſes Haupt nicht wieder verlieret; bindet ihn mit einem Liebesknoten recht feſt, daß er Euch nicht entlaufe, er ändert nur gar zu leicht die Farbe; wir haben Beiſpiele!"

„Ich trug nur eine Farbe, mein väterlicher Freund!" entgegnete der junge Mann, indem er in die Augen ſeiner ſchönen Frau und auf die Feldbinde niederſah, die ſeine Bruſt umzog; „nur eine, und dieſer blieb ich treu."

„Wohlan! ſo halte ferner nur zu ihr," ſagte Frondsberg und reichte ihm die Hand zum Abſchied. „Lebe wohl! Die Pferde harren vor dem Zelt; bringet Eure Gefangenen ſicher auf die Veſte, ſchöne Frau, und gedenket huldreich des alten Frondsberg."

Marie ſchied von dieſem Edeln mit Thränen in den Augen; auch die Männer nahmen bewegt ſeine Hand, denn ſie wußten wohl, daß ohne ſeine Hülfe ihr Geſchick ſich nicht ſo freundlich gewendet hätte. Noch lange ſah ihnen Georg von Frondsberg nach, bis ſie an der äußerſten Zellgaſſe um die Ecke bogen. „Er iſt in guten Händen,“ ſagte er dann, indem er ſich zu Breitenſtein wandte, „wahrlich, der Segen ſeines Vaters ruht auf ihm. Ein gutes ſchönes Weib und ein Erbe, wie wenige ſind im Schwabenland.“

„Ja, ja!“ erwiederte Hans von Breitenſtein, „ſeiner Klugheit und Vorſicht hat er es nicht zu danken, doch wer das Glück hat, führt die Braut heim; ich bin Fünfzig alt geworden, und gehe noch auf Freiersfüßen; Ihr auch, Herr Dieterich von Kraft, nicht wahr?“

„Mit nichten und im Gegentheil,“ ſagte dieſer, wie aus einem Traum erwachend; „wenn man ein ſolches Paar ſieht, weiß man, was man zu thun hat. In dieſer Stunde noch ſetze ich mich in meine Sänfte, reiſe nach Ulm und führe meine Baſe heim; lebt wohl, ihr Herren!“

Als der ſchwäbiſche Bund Würtemberg wieder erobert hatte, richtete er ſeine Regierung wieder ein und beherrſchte das Land wieder wie im Sommer 1519. Die Anhänger des vertriebenen Herzogs mußten Urfehde ſchwören und wurden auf ihre Burgen verwieſen. Georg von Sturmfeder und ſeine Lieben, die dieſes Schickſal mit betraf, lebten zurückgezogen auf Lichtenſtein, und Marien und ihrem Gatten ging in ihrem ſtillen häuslichen Glück ein neues Leben auf.

Noch oft, wenn ſie am Fenſter des Schloſſes ſtanden und hinabſchauten auf Würtembergs ſchöne Fluren, gedachten ſie des unglücklichen Fürſten, der einſt hier mit ihnen auf ſein Land hinabgeblickt hatte; und dann dachten ſie nach über die Verkettung ſeiner Schickſale, und wie durch eine ſonderbare Fügung auch ihr eigenes Geſchick mit dem ſeinigen verbunden war; und wenn ſie ſich auch geſtanden, daß ihr Glück vielleicht nicht ſo frühe, nicht ſo ſchön aufgeblüht wäre ohne dieſe Verknüpfung, ſo wurde doch ihre Freude durch den Gedanken getrübt, daß der Stifter ihres Glückes noch immer ferne von ſeinem Lande, im Elend der Verbannung lebe. Erſt viele Jahre nachher gelang es dem Herzog, Würtemberg wieder zu erobern. Doch als er, geläutert durch Unglück, als ein weiſer Fürſt zurückkehrte, als er die alten Rechte ehrte und die Herzen ſeiner Bürger für ſich gewann, als er jene heiligen Lehren, die er in fernem Lande gehört, die ſo oft ſein Troſt in einem langen Unglück geworden waren, ſeinem Volke predigen ließ und einen geläuterteren Glauben mit den Grundgeſetzen ſeines Reiches verband, da erkannten Georg und Marie den Finger einer gütigen Gottheit in den Schickſalen Ulerichs von Würtemberg, und ſie ſegneten den, der dem Auge des Sterblichen die Zukunft verhüllt und auch hier wie immer durch Nacht zum Lichte führte.

Der Name der Lichtenſteiner im würtemberger Land ging mit dem alten Ritter zu Grabe, doch erlebte er noch in hohem Alter die Freude, ſeine blühenden Enkel waffenfähig zu ſehen. So geht Geſchlecht um Geſchlecht über die Erde hin, das Neue verdrängt das Alte, und nach dem kurzen Zeitraum von fünfzig oder hundert Jahren ſind biedere Männer, treue Herzen vergeſſen;

ihr Gedächtniß übertönt der rauſchende Strom der Zeiten, und nur wenig glänzende Namen tauchen auf aus dieſen Fluthen des Lethe und ſpielen in ihrem ungewiſſen Schimmer auf den Wellen. Doch wohl dem, deſſen Thaten jene ſtille Größe in ſich tragen, die den Lohn in ſich ſelbſt findet, und ohne Dank bei der Mitwelt, ohne Anſprüche auf die Nachwelt entſteht, ins Leben tritt, — verſchwindet. So iſt auch der Name des Spielmanns von Hardt verklungen, und nur leiſe Nachklänge von ſeinem Wirken wehen uns an, wenn die Hirten der Gegend die Ulerichshöhle zeigen und von dem Mann ſprechen, der ſeinen unglücklichen Herzog hier verbarg; ſo ſind ſelbſt jene romantiſchen Züge aus Ulerichs Leben zur Fabel geworden, der Geſchichtſchreiber verſchmäht ſie als unweſentliche Außendinge, und ſie erſcheinen uns nur, wenn man auf den Höhen von Lichtenſtein von dem Herzog erzählt, der allnächtlich vor das Schloß kam, und wenn man uns auf der Brücke von Köngen die Stelle zeigt, wo jener Unerſchrockene den Sprung auf Leben und Tod in die Tiefe wagte.

Und ſie erſcheinen uns da, dieſe Sagen, wie ungewiſſe Schatten, die eine große Geſtalt vom Berge in die Nebel des Thales wirft, und der kältere Beobachter lächelt, wenn man ihnen wirkliches Leben und jene Farben verleihen will, die ihr unſicheres Grau zu einem Bild des Lebens umwandeln. Auch Lichtenſteins alte Veſte iſt längſt zerfallen und auf den Grundmauern der Burg erhebt ſich ein freundliches Jägerhaus, faſt ſo luſtig und leicht, wie jene ſpaniſchen Schlöſſer, die man in unſern Tagen auf die Grundpfeiler des Alterthums erbaut. Noch immer breiten ſich Würtembergs Gefilde ſo reich und blühend wie damals vor dem entzückten Auge aus, als Marie an des Geliebten Seite hinabſah, und der unglücklichſte ſeiner Herzoge den letzten Scheideblick von Lichtenſteins Fenſtern auf ſein Land warf. Noch prangen jene unterirdiſchen Gemächer, die den Geächteten aufnahmen, in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit, und die murmelnden Waſſer, die ſich in eine geheimnißvolle Tiefe ſtürzen, ſcheinen längſt verklungene Sagen noch einmal wieder erzählen zu wollen.

Es iſt eine ſchöne Sitte, daß die Bewohner dieſes Landes, auch aus entfernteren Gegenden, um die Zeit des Pfingſtfeſtes ſich aufmachen, um Lichtenſtein und die Höhle zu beſuchen. Viele hundert ſchöne Schwabenkinder und holde Frauen, begleitet von Jünglingen und Männern, ziehen herauf in dieſe Berge; ſie ſteigen nieder in den Schooß der Erde, der an ſeinen kryſtallenen Wänden den Schein der Lichter tauſendfach wiedergibt, ſie füllen die Höhle mit Geſang und lauſchen auf ihr Echo, welches die murmelnden Bäche der Tiefe melodiſch begleiten, ſie bewundern die Werke der Natur, die ſich auch ohne das milde Licht der Sonne, ohne das fröhliche Grün der Felder, ſo herrlich zeigt. Dann ſteigen ſie herauf zum Lichte, und die Erde will ihnen noch ſchöner bedünken als zuvor; ihr Weg führt immer aufwärts zu den Höhen von Lichtenſtein, und wenn dort die Männer im Kreiſe ſchöner Frauen, die Becher in der Hand, auf die weiten Fluren hinabſchauen, wie ſie beſtrahlt von einer milden Sonne im lieblichſten Schmelz der Farben ſich ausbreiten, dann preiſen ſie dieſe lichten Höhen, dann preiſen ſie ihr geſegnetes Vaterland. Dann kehrt, wie in den alten Tagen, Geſang und Jubel und der fröhliche Klang der Pokale auf den Lichtenſtein zurück, und weckt das Echo ſeiner Felſen, und weckt mit ihm die Geiſter dieſer Burg, daß ſie die fröhlichen Gäſte umſchweben und mit ihnen hinabſchauen auf das alte Würtemberg. Ob auch das holde Fräulein von Lichtenſtein, ob Georg und der alte Ritter mit ihnen heraufſchweben, ob jener treue Spielmann in den Tagen des Frühlings ſeinem Grab entſteigt und, wie er im Leben zu thun pflegte, hinaufzieht nach der Burg, das Feſt mit Geſang und Spiel zu ſchmücken? wir wiſſen es nicht; doch wenn wir im Abendſcheine auf den Felſen gelagert, die Landſchaft überſchauten, wenn wir von den alten guten Zeiten und ihren Sagen ſprachen, wenn ſich die Sonne allmälig ſenkte, und nur das Schlößchen noch ſelig und freundlich in ſeiner Einſamkeit, von den letzten Strahlen mit einem röthlichen Schein umgoſſen, auf ſeinem Felſen ruhte — da glaubten wir im Wehen der Nachtluft, im Rauſchen der Bäume, im Säuſeln der Blätter bekannte Stimmen zu vernehmen, es war uns, als flüſterten ſie uns ihre Grüße zu, als erzählten ſie uns alte Sagen von ihrem Leben und Treiben. Manches haben wir an ſolchen Abenden erfahren, manches Bild ſtieg in uns auf und ſchien ſich vor unſeren Blicken zu verwirklichen, und die es uns woben und malten, die uns ihre romantiſchen Sagen zuflüſterten, wir glauben es waren — die Geiſter von Lichtenſtein.

Anmerkungen.

1. Cruſius beſchreibt in ſeiner Chronik das Schlößchen Lichtenſtein, wie wir es hier nacherzählen. Er ſah es zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, alſo etwa ſiebzig Jahre nach dem Jahre 1519. Dort findet ſich auch die hieher gehörige Stelle:

„Im oberen Stockwerk iſt ein überaus ſchöner Saal, ringsum mit Fenſtern, aus welchen man bis an den Aſperg ſehen kann: darin hat der vertriebene Fürſt Ulerich v. Würtemberg öfter gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam und nur ſagte: „Der Mann iſt da!“ ſo wurde er eingelaſſen.“ Wo aber wohnte er den Tag über? wo hielt ſich der Vertriebene auf? Die Frage lag ſehr nahe.

Jetzt iſt in die Ruinen des alten Schloſſes ein Jägerhaus erbaut, das noch immer den Namen des „Lichtenſteiner Schlößleins“ trägt, und am fröhlichen Pfingſtfeſt einer lebensfrohen Menge zum Tummelplatz dient.

2. Er ſchickte einen tapfern Ritter, Max Stumpf von Schweinsberg, an ſie mit einem beweglichen Schreiben, das Schloß nicht zu übergeben, ſondern, wo ſie ſolches auch thun wollten, ihm wieder Gelegenheit zu machen, in daſſelbe zu kommen; weil er in ſelbigem zu ſterben bereit ſey, wenn es Gott über ihn verhänge. Sattler. Geſch. der Herz. v. Würtemb. II. 15.

3. Dieſen merkwürdigen Hund beſchreibt Thetinger als einen Liebling Ulerichs ausführlich. A. a. O. S. 1. 28.

4. „Hie gut Würtemberg alleweg,“ findet ſich oft als Wahlſpruch dieſer Partei. Vergl. Pfaffs Geſchichte Würtembergs. Bd. I. S. 306.

5. „Der Tüfell gſegen jn allen;“ ſind die Worte des Chroniſten Stumphardt, die ihm unwillkürlich entſchlüpfen, indem er die Unterhandlung der Ritter „beim kühlen Wein“ beſchreibt.

6. Herzog Ulerich beklagt ſich wiederholt, namentlich in dieſem Zeitpunkt, daß ſeine Gegner ſo viele Lügen gegen ihn ausſtreuen. Er vertheidigt ſich darüber, beſonders in ſeinen Briefen an die

ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. So ſtreuten ſeine Feinde im Jahre 1519 aus, er habe einen Edelknaben, Wilhelm von Janowiz, entzwei gehauen. Doch Janowiz lebte noch im Jahre 1562, und war Anno 1550 Commandant der Veſte Aſperg. Aber jene Lüge machte damals großes Aufſehen, daher kam es, daß ein Schweizer, dem man dieſen Mann zeigte und ſagte, was die Feinde des Herzogs von ihm ausgeſtreut haben, antwortete: „Er muß nochten ein guter Barbier gſyn ſyn, der den Knaben ſo ſuber gehailt hat.“ (Sattler II. §. 24.)

7. Sattler erzählt dies folgendermaßen: Der ſchwäbiſche Bund hatte einen großen Theil ſeiner Kriegsknechte abgedankt, dieſe wurden darüber ſchwierig, ſie rottirten ſich zuſammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten ihre Hauptleute und machten unter ſich nach damaligem Gebrauch eine Regiments-Ordnung; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Herzog dieſe Leute an ſich gezogen. Geſchichte der Herzoge von Würtemberg II. §. 16.

Landsknechte ſchreiben wir, nicht Lanzknechte, wie man in neuerer Zeit gethan, und berufen uns auf die „Hiſtoria der Herren von Frondsberg“ ꝛc.

8. Dieſes Lied führt auch Leſſing in der Sammlung auf, die den Namen trägt: „Altdeutſcher Witz und Verſtand.“

9. Der Schwaben- und Frankenbund hielt in dieſem Sommer einen Bundestag in Nördlingen. Auch die Herzogin Sabina und der Herzog von Baiern fanden ſich dort ein, um hauptſächlich über Würtemberg zu entſcheiden. Sattler II. §. 15.

10. Die Regentſchaft mußte zu jener Zeit viel ſeltſamer, leichtfertiger und böſer Reden hören. Der Keller in Göppingen berichtete einmal, man habe auf der Straße zwiſchen Grunbach und Heppach einen Kieſelſtein gefunden, auf deſſen einer Seite ein Hirſchgeweih mit der Unterſchrift: „Hie gut Würtemberg alleweg,“ auf der andern Seite ein Jagdhorn mit den Worten: „Vive Dux Ulrice“ zu ſehen waren. Vergleiche Pfaffs Geſchichte von Würtemberg I. 306.

11. Ueber dieſes neutrale Verhalten des Adels iſt zu vergleichen Sattler II. §. 19.

12. „Der Herzog zog ſich mit ungefähr 6000 Mann Landvolk nach Stuttgart, und die angeworbenen Knechte legte er nach Cannſtadt.“ Sattler §. 21. „Der Herzog, als er erfuhr, daß der Feind ſo nahe ſey, rief die Seinigen ſchnell aus Städten und

Dörfern herbei, die auch ſogleich erſchienen.“ Thetingeri Commentarius etc. libr. III.

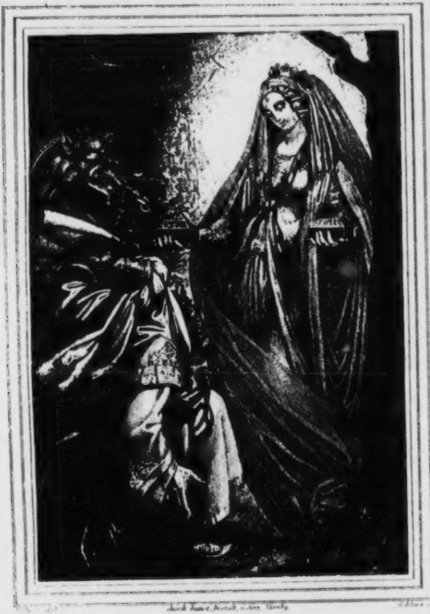
13. Wir benützten zur Beſchreibung dieſer Schlacht hauptſächlich: Joh. Betzii hist. Ulrici Ducis Würt. und Thetinger, der beſonders bei dem Angriff der Reiterei auf den mit Geſchütz beſetzten Hügel ſehr ins Einzelne geht.

14. Graf Georg von Würtemberg und Mömpelgard, der Bruder Ulrichs, iſt der Stammvater des jetzigen Regentenhauſes von Würtemberg.

Sein Sohn war Friederich I. reg. Herzog, der das Herzogthum erhielt, weil Ludwig, Chriſtophs Sohn, ohne männliche Deſcendenz ſtarb.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.



[illegible]

DAS MÄRCHEN VOM FALSCHEN PRINZEN.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Vierter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'ſchen Buchdruckerei.

Mährchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Erſte Abtheilung.

Mährchen als Almanach.

In einem ſchönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in ſeinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrſchte von Anfang an bis heute die Königin Phantaſie. Mit vollen Händen ſpendete dieſe ſeit vielen Jahrhunderten die Fülle des Segens über die Ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die ſie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß ſie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande ſtehen geblieben wäre; ſie ſelbſt, im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit, ſtieg herab auf die Erde; denn ſie hatte gehört, daß dort Menſchen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernſt unter Mühe und Arbeit hinbringen. Dieſen hatte ſie die ſchönſten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und ſeit die ſchöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menſchen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernſt.

Auch ihre Kinder, nicht minder ſchön und lieblich als die königliche Mutter, ſandte ſie aus, um die

Menſchen zu beglücken. Einſt kam Mährchen, die älteſte Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Mährchen traurig ſey, ja, hie und da wollte es ihr bedünken, als ob ſie verweinte Augen hätte.

„Was haſt du, liebes Mährchen?“ ſprach die Königin zu ihr, „du biſt ſeit deiner Reiſe ſo traurig und niedergeſchlagen, willſt du deiner Mutter nicht anvertrauen, was dir fehlt?“

„Ach, liebe Mutter!“ antwortete Mährchen, „ich hätte gewiß nicht ſo lange geſchwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der deinige iſt.“

„Sprich immer, meine Tochter,“ bat die ſchöne Königin, „der Gram iſt ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.“

„Du willſt es,“ antwortete Mährchen, „ſo höre: du weißt, wie gerne ich mit den Menſchen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermſten vor ſeine Hütte ſitze, um nach der Arbeit ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; ſie boten mir auch ſonſt gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und ſahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in dieſen Tagen iſt es gar nicht mehr ſo!“

„Armes Mährchen!“ ſprach die Königin und ſtreichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war; „aber du bildeſt dir vielleicht dies alles nur ein?“

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut,“ entgegnete Mährchen, „ſie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern geſehen; ſelbſt die Kinder, die mich doch immer ſo lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.“

Die Königin ſtützte die Stirne in die Hand und ſchwieg ſinnend.

„Und woher ſoll es denn,“ fragte die Königin, „kommen, Mährchen, daß ſich die Leute da unten ſo geändert haben?“

„Sieh, die Menſchen haben kluge Wächter aufgeſtellt, die alles, was aus deinem Reich kommt, o Königin Phantaſie! mit ſcharfem Blicke muſtern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne iſt, ſo erheben ſie ein großes Geſchrei, ſchlagen ihn todt, oder verläumden ihn doch ſo ſehr bei den Menſchen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! wie gut haben es meine Brüder, die Träume, fröhlich und leicht hüpfen ſie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen Männern, beſuchen die ſchlummernden Menſchen und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut.“

„Deine Brüder ſind Leichtfüße,“ ſagte die Königin, „und du, mein Liebling, haſt keine Urſache, ſie zu beneiden. Jene Grenzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menſchen haben ſo unrecht nicht, ſie aufzuſtellen; es kam ſo mancher windige Geſelle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchſtens von einem Berge zu uns herüber geſchaut.“

„Aber warum laſſen ſie dies mich, deine eigene Tochter, entgelten?“ weinte Mährchen, „ach! wenn du wüßteſt, wie ſie es mir gemacht haben; ſie ſchalten mich eine alte Jungfer und drohten, mich das nächſte Mal gar nicht mehr herein zu laſſen.“ —

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulaſſen?“ rief die Königin und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen, „aber ich ſehe ſchon, woher dies kommt; die böſe Muhme hat uns verläumdet!“

„Die Mode? nicht möglich!“ rief Mährchen, „ſie that ja ſonſt immer ſo freundlich.“

„O, ich kenne ſie, die Falſche!“ antwortete die Königin, „aber verſuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht raſten.“

„Ach Mutter! wenn ſie mich dann ganz zurückweiſen, oder wenn ſie mich verläumden, daß mich die Menſchen nicht anſehen oder einſam und verachtet in der Ecke ſtehen laſſen?“

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, dich geringſchätzen, ſo wende dich an die Kleinen; wahrlich, ſie ſind meine Lieblinge, ihnen ſende ich meine lieblichſten Bilder durch deine Brüder, die Träume; ja ich bin ſchon oft ſelbſt zu ihnen hinabgeſchwebt, habe ſie geherzt und geküßt und ſchöne Spiele mit ihnen geſpielt; ſie kennen mich auch wohl, ſie wiſſen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe ſchon oft bemerkt, wie ſie Nachts zu meinen Sternen herauflächeln, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die Hände zuſammenſchlagen. Auch wenn ſie größer werden, lieben ſie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden ſtiller, wenn ich auf hoher Felſenſpitze mich zu ihnen ſetze, aus der Nebelwelt der fernen blauen Berge hohe Burgen und glänzende Paläſte auftauchen laſſe, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterſchaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde.“

„O, die guten Kinder!“ rief Mährchen bewegt aus, „ja es ſey! mit ihnen will ich es noch einmal verſuchen.“

„Ja, du gute Tochter,“ ſprach die Königin, „gehe zu ihnen; aber ich will dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß du den Kleinen gefällſt und die Großen dich nicht zurückſtoßen; ſiehe, das Gewand eines Almanach will ich dir geben.“

„Eines Almanach, Mutter? ach! — ich ſchäme mich, ſo vor den Leuten zu prangen.“

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben und ſchöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flochten dem ſchönen Mädchen das lange Haar; ſie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das beſcheidene Mährchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete ſie mit Wohlgefallen und ſchloß ſie in ihre Arme: „Gehe hin,“ ſprach ſie zu der Kleinen, „mein Segen ſey mit dir. Und wenn ſie dich verachten und höhnen, ſo kehre zurück zu mir, vielleicht, daß ſpätere Geſchlechter, getreuer der Natur, ihr Herz dir wieder zuwenden.“

Alſo ſprach die Königin Phantaſie. Mährchen aber ſtieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte ſie dem Ort, wo die klugen Wächter hausten; ſie ſenkte das Köpfchen zur Erde, ſie zog das ſchöne Gewand enger um ſich her und mit zagendem Schritt nahte ſie dem Thor.

„Halt!“ rief eine tiefe, rauhe Stimme, „Wache heraus! da kommt ein neuer Almanach!“

Mährchen zitterte, als ſie dies hörte; viele ältliche Männer von finſterem Ausſehen ſtürzten hervor; ſie hatten ſpitzige Federn in der Fauſt und hielten ſie dem Mährchen entgegen. Einer aus der Schaar ſchritt auf ſie zu und packte ſie mit rauher Hand am Kinn; „nur auch den Kopf aufgerichtet, Herr Almanach!“ ſchrie er, „daß man ihm in den Augen anſiehet, ob er was rechtes iſt oder nicht.“

Erröthend richtete Mährchen das Köpfchen in die Höhe und ſchlug das dunkle Auge auf.

„Das Mährchen!“ riefen die Wächter und lachten aus vollem Hals, „das Mährchen! haben Wunder gemeint, was da käme! wie kommſt du nur in dieſen Rock?“

„Die Mutter hat ihn mir angezogen,“ antwortete Mährchen.

„So? ſie will dich bei uns einſchwärzen? Nichts da! hebe dich weg! mach’, daß du fortkommſt!“ riefen die Wächter untereinander und erhoben die ſcharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern,“ bat Mährchen; „dies könnt ihr mir ja doch erlauben?“

„Lauft nicht ſchon genug ſolches Geſindel im Land umher?“ rief einer der Wächter, „ſie ſchwatzen nur unſern Kindern dummes Zeug vor.“

„Laßt uns ſehen, was ſie diesmal weiß,“ ſprach ein anderer.

„Nun ja!“ riefen ſie, „ſag' an, was du weißt, aber beeile dich, denn wir haben nicht viele Zeit für dich.“

Mährchen ſtreckte die Hand aus und beſchrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da ſah man bunte Geſtalten vorüberziehen; Karavanen, ſchöne Roſſe, geſchmückte Reiter, viele Zelte im Sande der Wüſte; Vögel und Fiſche auf ſtürmiſchen Meeren; ſtille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen; Schlachten und friedliche Nomaden, ſie alle ſchwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Mährchen hatte in dem Eifer, mit welchem ſie die Bilder aufſteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach und nach eingeſchlafen waren. Eben wollte ſie neue Zeichen beſchreiben, als ein freundlicher Mann auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff. „Siehe her, gutes Mährchen,“ ſagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für dieſe ſind deine bunten Sachen nichts; ſchlüpfe ſchnell durch das Thor, ſie ahnen dann nicht, daß du im Lande biſt, und du kannſt friedlich und unbemerkt deine Straße ziehen. Ich will dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hauſe geb' ich dir ein ſtilles freundliches Plätzchen, dort kannſt du wohnen und für dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen ſie mit ihren Geſpielen zu dir kommen und dir zuhören. Willſt du ſo?“

„O, wie gerne folge ich dir zu deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!“

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der ſchlafenden Wächter hinüberſteigen. Lächelnd ſah ſich Mährchen um, als ſie hinüber war, und ſchlüpfte dann ſchnell in das Thor.

Die Karavane.

Es zog einmal eine große Karavane durch die Wüſte. Auf der ungeheuren Ebene, wo man nichts als Sand und Himmel ſieht, hörte man ſchon in weiter Ferne die Glocken der Kameele und die ſilbernen Röllchen der Pferde; eine dichte Staubwolke, die ihr vorherging, verkündete ihre Nähe, und wenn ein Luftzug die Wolke theilte, blendeten funkelnde Waffen und hellleuchtende Gewänder das Auge. So ſtellte ſich die Karavane einem Manne dar, welcher von der Seite her auf ſie zuritt. Er ritt ein ſchönes arabiſches Pferd, mit einer Tigerdecke behängt, an dem hochrothen Riemenwerk hingen ſilberne Glöckchen und auf dem Kopf des Pferdes wehte ein ſchöner Reiherbuſch. Der Reiter ſah ſtattlich aus und ſein Anzug entſprach der Pracht ſeines Roſſes; ein weißer Turban, reich mit Gold geſtickt, bedeckte das Haupt; der Rock und die weiten Beinkleider von brennendem Roth, ein gekrümmtes Schwert mit reichem Griff an ſeiner Seite. Er hatte den Turban tief ins Geſicht gedrückt; dies und die ſchwarzen Augen, die unter buſchigen Brauen hervorblitzten, der lange Bart, der unter der gebogenen Naſe herabhing, gaben ihm ein wildes kühnes Ausſehen. Als der Reiter ungefähr auf fünfzig Schritte dem Vortrab der Karavane nahe war, ſpornte er ſein Pferd an und war in wenigen Augenblicken an der Spitze des Zuges angelangt. Es war ein ſo ungewöhnliches Ereigniß, einen einzelnen Reiter durch die Wüſte ziehen zu ſehen, daß die Wächter des Zuges, einen Ueberfall befürchtend, ihm ihre Lanzen entgegenſtreckten. „Was wollt ihr?“ rief der Reiter, als er ſich ſo kriegeriſch empfangen ſah, „glaubt ihr, ein einzelner Mann werde eure Karavane angreifen?“ Beſchämt ſchwangen die Wächter ihre Lanzen wieder auf, ihr Anführer aber ritt an den Fremden heran und fragte nach ſeinem Begehr. „Wer iſt der Herr der Karavane?“ fragte der Reiter. „Sie gehört nicht einem Herrn,“ antwortete der Gefragte, „ſondern es ſind mehrere Kaufleute, die von Mekka in ihre Heimath ziehen, und die wir durch die Wüſte geleiten, weil oft allerlei Geſindel die Reiſenden beunruhigt.“ „So führt mich zu den Kaufleuten,“ begehrte der Fremde. „Das kann jetzt nicht geſchehen,“ antwortete der Führer, „weil wir ohne Aufhalt weiter ziehen müſſen, und die Kaufleute wenigſtens eine Viertelſtunde weiter hinten ſind; wollt Ihr aber mit mir weiter reiten, bis wir lagern, um Mittagsruhe zu halten, ſo werde ich Eurem Wunſch willfahren.“ Der Fremde ſagte hierauf nichts; er zog eine lange Pfeife, die er am Sattel feſtgebunden hatte, hervor und fing an in großen Zügen zu rauchen, indem er neben dem Anführer des Vortrabs weiter ritt. Dieſer wußte nicht, was er aus dem Fremden machen ſollte, er wagte es nicht, ihn geradezu nach ſeinem Namen zu fragen, und ſo künſtlich er auch ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchte, der Fremde hatte auf das: „Ihr raucht da einen guten Tabak,“ oder: „Euer Rapp hat einen braven Schritt,“ immer nur mit einem kurzen „ja, ja!“ geantwortet. Endlich waren ſie auf dem Platz angekommen, wo man Mittagsruhe halten wollte. Der Anführer hatte ſeine Leute als Wachen ausgeſtellt, er ſelbſt hielt mit dem Fremden, um die Karavane herankommen zu laſſen. Dreißig Kameele, ſchwer beladen, zogen vorüber, von bewaffneten Führern geleitet. Nach dieſen kamen auf ſchönen Pferden die fünf Kaufleute, denen die Karavane gehörte. Es waren meiſtens Männer von vorgerücktem Alter, ernſt und geſetzt ausſehend, nur einer ſchien viel jünger als die übrigen, wie auch froher und lebhafter. Eine große Anzahl Kameele und Packpferde ſchloß den Zug.

Man hatte Zelte aufgeſchlagen und die Kameele und Pferde ringsumher geſtellt.

In der Mitte war ein großes Zelt von blauem Seidenzeug. Dorthin führte der Anführer der Wache den Fremden. Als ſie durch den Vorhang des Zeltes getreten waren, ſahen ſie die fünf Kaufleute auf goldgewirkten Polſtern ſitzen; ſchwarze Sklaven reichten ihnen Speiſen und Getränke. „Wen bringt Ihr uns da?“ rief der junge Kaufmann dem Führer zu. Ehe noch der Führer antworten konnte, ſprach der Fremde: „Ich heiße Selim Baruch und bin aus Bagdad; ich wurde auf einer Reiſe nach Mekka von einer Räuberhorde gefangen, und habe mich vor drei Tagen heimlich aus der Gefangenſchaft befreit. Der große Prophet ließ mich die Glocken eurer Karavane in weiter Ferne hören, und ſo kam ich bei euch an. Erlaubet mir, daß ich in eurer Geſellſchaft reiſe, ihr werdet euren Schutz keinem Unwürdigen ſchenken, und ſo ihr nach Bagdad kommet, werde ich eure Güte reichlich lohnen, denn ich bin der Neffe des Großveziers.“ Der älteſte der Kaufleute nahm das Wort: „Selim Baruch,“ ſprach er, „ſey willkommen in unſerem Schatten. Es macht uns Freude, dir beizuſtehen; vor allem aber ſetze dich und iß und trinke mit uns.“

Selim Baruch ſetzte ſich zu den Kaufleuten und aß und trank mit ihnen. Nach dem Eſſen räumten die Sklaven die Geſchirre hinweg und brachten lange Pfeifen und türkiſchen Sorbet. Die Kaufleute ſaßen lange ſchweigend, indem ſie die bläulichen Rauchwolken vor ſich hinblieſen und zuſahen, wie ſie ſich ringelten und verzogen und endlich in die Luft verſchwebten. Der junge Kaufmann brach endlich das Stillſchweigen. „So ſitzen wir ſeit drei Tagen,“ ſprach er, „zu Pferd und am Tiſch, ohne uns durch etwas die Zeit zu vertreiben. Ich verſpüre gewaltig lange Weile, denn ich bin gewohnt, nach Tiſch Tänzer zu ſehen oder Geſang und Muſik zu hören. Wißt ihr gar nichts, meine Freunde, das uns die Zeit vertreibe?“ Die vier älteren Kaufleute rauchten fort und ſchienen ernſthaft nachzuſinnen, der Fremde aber ſprach: „Wenn es mir erlaubt iſt, will ich Euch einen Vorſchlag machen. Ich meine auf jedem Lagerplatz könnte einer von uns den andern etwas erzählen. Dies könnte uns ſchon die Zeit vertreiben.“ „Selim Baruch, du haſt wahr geſprochen,“ ſagte Achmet, der älteſte der Kaufleute, „laßt uns den Vorſchlag annehmen.“ „Es freut mich, wenn Euch der Vorſchlag behagt!“ ſprach Selim, „damit Ihr aber ſehet, daß ich nichts Unbilliges verlange, ſo will ich den Anfang machen.“

Vergnügt rückten die fünf Kaufleute näher zuſammen und ließen den Fremden in ihre Mitte ſitzen. Die Sklaven ſchenkten die Becher wieder voll, ſtopften die Pfeifen ihrer Herren friſch und brachten glühende Kohlen zum Anzünden. Selim aber erfriſchte ſeine Stimme mit einem tüchtigen Zuge Sorbet, ſtrich den langen Bart über dem Mund weg und ſprach: „ſo hört denn die Geſchichte vom Kalif Storch.

Die Geſchichte vom Kalif Storch.

I.

Der Kalif Chaſid zu Bagdad ſaß einmal an einem ſchönen Nachmittag behaglich auf ſeinem Sopha; er hatte ein wenig geſchlafen, denn es war ein heißer Tag, und ſah nun nach ſeinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Roſenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einſchenkte, und ſtrich ſich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geſchmeckt hatte. Kurz, man ſah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl war. Um dieſe Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutſelig war; deswegen beſuchte ihn auch ſein Großvezier Manſor alle Tage um dieſe Zeit. An dieſem Nachmittag nun kam er auch, ſah aber ſehr nachdenklich aus, ganz gegen ſeine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Munde und ſprach: „Warum machſt du ein ſo nachdenkliches Geſicht, Großvezier?“

Der Großvezier ſchlug ſeine Arme kreuzweis über die Bruſt, verneigte ſich vor ſeinem Herrn und antwortete: „Herr! ob ich ein nachdenkliches Geſicht mache, weiß ich nicht, aber da unten am Schloß ſteht ein Krämer, der hat ſo ſchöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüſſiges Geld zu haben.“

Der Kalif, der ſeinem Großvezier ſchon lange gerne eine Freude gemacht hätte, ſchickte ſeinen ſchwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer herauf zu holen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieſer war ein kleiner dicker Mann, ſchwarzbraun im Geſicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kaſten, in welchem er allerhand Waaren hatte. Perlen und Ringe, reichbeſchlagene Piſtolen, Becher und Kämme. Der Kalif und ſein Vezier muſterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für ſich und Manſor ſchöne Piſtolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer ſeinen Kaſten ſchon wieder zumachen wollte, ſah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waaren ſeyen? Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Doſe mit ſchwärzlichem Pulver und ein Papier mit ſonderbarer Schrift, die weder der Kalife noch Manſor leſen konnten. „Ich bekam einmal dieſe zwei Stücke von einem Kaufmann, der ſie in Mekka auf der Straße fand,“ ſagte der Krämer, „ich weiß nicht, was ſie enthalten; Euch ſtehen ſie um geringen Preis zu Dienſt, ich kann doch nichts damit anfangen.“ Der Kalif, der in ſeiner Bibliothek gerne alte Manuſcripte hatte, wenn er ſie auch nicht leſen konnte, kaufte Schrift und Doſe und entließ den Krämer.

Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wiſſen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er keinen kenne, der es entziffern könnte. „Gnädigſter Herr und Gebieter,“ antwortete dieſer, „an der großen Moſchee wohnt ein Mann, er heißt Selim der Gelehrte, der verſteht alle Sprachen, laß ihn kommen, vielleicht kennt er dieſe geheimnißvollen Züge.“

Der Gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim,“ ſprach zu ihm der Kalif, „Selim, man ſagt, du ſeyeſt ſehr gelehrt; guck einmal ein wenig in dieſe Schrift, ob du ſie leſen kannſt; kannſt du ſie leſen, ſo bekommſt du ein neues Feſtkleid von mir, kannſt du es nicht, ſo bekommſt du zwölf Backenſtreiche und fünf und zwanzig auf die Fußſohlen, weil man dich dann umſonſt Selim den Gelehrten nennt.“ Selim verneigte ſich und ſprach: „Dein Wille geſchehe, o Herr!“ Lange betrachtete er die Schrift, plötzlich aber rief er aus: „Das iſt lateiniſch, o Herr, oder ich laß mich hängen!“ „Sag', was drin ſteht,“ befahl der Kalif, „wenn es lateiniſch iſt.“

Selim fing an zu überſetzen: „Menſch, der du
„dieſes findeſt, preiſe Allah für ſeine Gnade. Wer von
„dem Pulver in dieſer Doſe ſchnupft und dazu ſpricht:
„mutabor! der kann ſich in jedes Thier verwandeln
„und verſteht auch die Sprache der Thiere. Will er
„wieder in ſeine menſchliche Geſtalt zurückkehren, ſo
„neige er ſich dreimal gen Oſten und ſpreche jenes Wort;
„aber hüte dich, wenn du verwandelt biſt, daß du nicht
„lacheſt, ſonſt verſchwindet das Zauberwort gänzlich aus
„deinem Gedächtniß und du bleibſt ein Thier.“

Als Selim der Gelehrte alſo geleſen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten ſchwören, niemand etwas von dem Geheimniß zu ſagen, ſchenkte ihm ein ſchönes Kleid und entließ ihn. Zu ſeinem Großvezier aber ſagte er: „das heiß' ich gut einkaufen, Manſor! wie freue ich mich, bis ich ein Thier bin! Morgen früh kommſt du zu mir; wir gehen dann mit einander aufs Feld, ſchnupfen etwas weniges aus meiner Doſe und belauſchen dann, was in der Luft und im Waſſer, im Wald und Feld geſprochen wird!“

II.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chaſid gefrühſtückt und ſich angekleidet, als ſchon der Großvezier erſchien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergang zu begleiten. Der Kalif ſteckte die Doſe mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er ſeinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er ſich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerſt durch die weiten Gärten des Kalifen, ſpähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunſtſtück zu probiren. Der Vezier ſchlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er ſchon oft viel Thiere, namentlich Störche geſehen habe, die durch ihr gravitätiſches Weſen und ihr Geklapper immer ſeine Aufmerkſamkeit erregt haben.

Der Kalif billigte den Vorſchlag ſeines Veziers und ging mit ihm dem Teich zu. Als ſie dort angekommen waren, ſahen ſie einen Storch ernſthaft auf- und abgehen, Fröſche ſuchend und hie und da etwas vor ſich hin klappernd. Zugleich ſahen ſie auch weit oben in der Luft einen andern Storch dieſer Gegend zuſchweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigſter Herr," ſagte der Großvezier, „dieſe zwei Langfüßler führen jetzt ein ſchönes Geſpräch miteinander. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?"

„Wohl geſprochen," antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Menſch wird. — Richtig, dreimal gen Oſten geneigt und mutabor geſagt, ſo bin ich wieder Kalif und du Vezier. Aber ums Himmelswillen nicht gelacht, ſonſt ſind wir verloren!"

Während der Kalif alſo ſprach, ſah er den andern Storch über ihrem Haupte ſchweben und langſam ſich zur Erde laſſen. Schnell zog er die Doſe aus dem Gürtel, nahm eine gute Priſe, bot ſie dem Großvezier dar, der gleichfalls ſchnupfte, und beide riefen: mutabor!

Da ſchrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und roth, die ſchönen gelben Pantoffeln des Kalifen und ſeines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achſeln und ward eine Elle lang, der Bart war verſchwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübſchen Schnabel, Herr Großvezier," ſprach nach langem Erſtaunen der Kalif. „Beim Bart des Propheten, ſo etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen."

„Danke unterthänigſt," erwiederte der Großvezier, indem er ſich bückte, aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit ſehen als Storch beinahe noch hübſcher aus, denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällig iſt, daß wir unſere Kameraden dort belauſchen und erfahren, ob wir wirklich Storchiſch kennen?“

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen; er putzte ſich mit dem Schnabel ſeine Füße, legte ſeine Federn zurecht und ging auf den erſten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten ſich, in ihre Nähe zu kommen und vernahmen zu ihrem Erſtaunen folgendes Geſpräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, ſo früh ſchon auf der Wieſe?“

„Schönen Dank, liebe Klapperſchnabel! ich habe mir nur ein kleines Frühſtück geholt, iſt euch vielleicht ein Viertelchen Eider gefällig, oder ein Froſchſchenkelein?“

„Danke gehorſamſt; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die Wieſe. Ich ſoll heute vor den Gäſten meines Vaters tanzen und da will ich mich im Stillen ein wenig üben.“

Zugleich ſchritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Manſor ſahen ihr verwundert nach, als ſie aber in maleriſcher Stellung auf einem Fuß ſtand und mit den Flügeln anmuthig dazu flatterte, da konnten ſich die beiden nicht mehr halten, ein unaufhaltſames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem ſie ſich erſt nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte ſich zuerſt wieder: „Das war einmal ein Spaß,“ rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen iſt! ſchade, daß die dummen Thiere durch unſer Gelächter ſich haben verſcheuchen laſſen, ſonſt hätten ſie gewiß auch noch geſungen!“

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er theilte ſeine Angſt deßwegen dem Kaliſen mit. „Potz Mekka und Medina! das wäre ein ſchlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Beſinne dich doch auf das dumme Wort, ich bring' es nicht heraus.“

„Dreimal gen Oſten müſſen wir uns bücken, und dazu ſprechen! Mu — Mu — Mu — “

Sie ſtellten ſich gegen Oſten und bückten ſich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten; aber, o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen, und ſo oft ſich auch der Kaliſe bückte, ſo ſehnlich ſein Vezier Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verſchwunden, und der arme Chaſid und ſein Vezier waren und blieben Störche.

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder, ſie wußten gar nicht, was ſie in ihrem Elend anfangen ſollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten ſie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten ſie nicht, um ſich zu erkennen zu geben, denn wer hätte einem Storch geglaubt, daß er der Kalif ſey, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kaliſen gewollt haben?

So ſchlichen ſie mehrere Tage umher und ernährten ſich kümmerlich von Feldfrüchten, die ſie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verſpeiſen konnten. Zu

Eidexen und Fröſchen hatten ſie übrigens keinen Appetit; denn ſie befürchteten, mit ſolchen Leckerbiſſen ſich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieſer traurigen Lage war, daß ſie fliegen konnten, und ſo flogen ſie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu ſehen, was darin vorging.

In den erſten Tagen bemerkten ſie große Unruhe und Trauer in den Straßen; aber ungefähr am vierten Tag nach ihrer Verzauberung ſaßen ſie auf dem Palaſt des Kalifen, da ſahen ſie unten in der Straße einen prächtigen Aufzug; Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgeſtickten Scharlachmantel ſaß auf einem geſchmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern; halb Bagdad ſprang ihm nach, und alle ſchrien: „Heil Mizra, dem Herrſcher von Bagdad!“ Da ſahen die beiden Störche einander an, und der Kalife Chaſid ſprach: „Ahnſt du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieſer Mizra iſt der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaſchnur, der mir in einer böſen Stunde Rache ſchwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grab des Propheten wandern, vielleicht daß an heiliger Stätte der Zauber gelöſt wird.“

Sie erhoben ſich vom Dach des Palaſtes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. „O Herr,“ ächzte nach ein paar Stunden der Großvezier, „ich halte es mit eurer Erlaubniß nicht mehr lange aus, ihr fliegt gar zu ſchnell! Auch iſt es ſchon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu ſuchen.“

Chaſid gab der Bitte ſeines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren ſchien, ſo flogen ſie dahin. Der Ort, wo ſie ſich für dieſe Nacht niedergelaſſen hatten, ſchien ehemals ein Schloß geweſen zu ſeyn. Schöne Säulen ragten aus den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauſes. Chaſid und ſein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um ſich ein trockenes Plätzchen zu ſuchen; plötzlich blieb der Storch Manſor ſtehen. „Herr und Gebieter,“ flüſterte er leiſe, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storch wäre, ſich vor Geſpenſtern zu fürchten, mir iſt ganz unheimlich zu Muth, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geſeufzt und geſtöhnt.“ Der Kalif blieb nun auch ſtehen, und hörte ganz deutlich ein leiſes Weinen, das eher einem Menſchen als einem Thiere anzugehören ſchien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen, der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel, und bat ihn flehentlich, ſich nicht in neue unbekannte Gefahren zu ſtürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz ſchlug, riß ſich mit Verluſt einiger Federn los und eilte in einen finſtern Gang. Bald war er an einer Thüre angelangt, die nur angelehnt ſchien, und woraus er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul vernahm. Er ſtieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überraſcht auf der Schwelle ſtehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenſter ſpärlich erleuchtet war, ſah er eine große Nachteule am Boden ſitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen und mit heiſerer Stimme ſtieß ſie ihre Klagen aus dem krummen Schnabel heraus. Als ſie aber den Kalifen und ſeinen Vezier, der indeß auch herbeigeſchlichen war, erblickte, erhob ſie ein lautes Freudengeſchrei. Zierlich wiſchte ſie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zu dem größten Erſtaunen der beiden rief ſie in gutem menſchlichem Arabiſch: „Willkommen, ihr Störche! ihr ſeyd mir ein gutes Zeichen meiner Errettung, denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, iſt mir einſt prophezeiht worden!

Als ſich der Kalif von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, bückte er ſich mit ſeinem langen Hals, brachte ſeine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und ſprach: „Nachteule! deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu ſehen. Aber ach! deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen werde, iſt vergeblich. Du wirſt unſere Hülfloſigkeit ſelbſt erkennen, wenn du unſere Geſchichte hörſt.“ Die Nachteule bat ihn, zu erzählen, der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wiſſen.

IV.

Als der Kalif der Eule ſeine Geſchichte vorgetragen hatte, dankte ſie ihm und ſagte: „Vernimm auch meine

Geſchichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater iſt der König von Indien, ich, ſeine einzige unglückliche Tochter, heiße Luſa. Jener Zauberer Kaſchnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück geſtürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für ſeinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann iſt, ließ ihn die Treppe hinunter werfen. Der Elende wußte ſich unter einer andern Geſtalt wieder in meine Nähe zu ſchleichen, und als ich einſt in meinem Garten Erfriſchungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank bei, der mich in dieſe abſcheuliche Geſtalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig, brachte er mich hieher und rief mir mit ſchrecklicher Stimme in die Ohren:

„„Da ſollſt du bleiben, häßlich, ſelbſt von den Thieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen dich, ſelbſt in dieſer ſchrecklichen Geſtalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem ſtolzen Vater.““

„Seitdem ſind viele Monate verfloſſen. Einſam und traurig lebe ich als Einſiedlerin in dieſem Gemäuer, verabſcheut von der Welt, ſelbſt den Thieren ein Greuel; die ſchöne Natur iſt vor mir verſchloſſen, denn ich bin blind am Tage, und nur wenn der Mond ſein bleiches Licht über dieſes Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet und wiſchte ſich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzeſſin in tiefes Nachdenken verſunken. „Wenn mich nicht alles täuſcht,“ ſprach er, „ſo findet zwiſchen unſerem Unglück ein geheimer Zuſammenhang ſtatt; aber wo finde ich den Schlüſſel zu dieſem Räthſel?“ Die Eule antwortete ihm: „O Herr! auch mir ahnet dies, denn es iſt mir einſt in meiner früheſten Jugend von einer weiſen Frau prophezeiht worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ Der Kalif war ſehr erſtaunt und fragte, auf welchem Wege ſie meine. „Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat,“ ſagte ſie, „kommt alle Monate einmal in dieſe Ruinen. Nicht weit von dieſem Gemach iſt ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genoſſen zu ſchmauſen. Schon oft habe ich ſie dort belauſcht. Sie erzählen dann einander ihre ſchändlichen Werke, vielleicht, daß er dann das Zauberwort, das ihr vergeſſen habt, ausſpricht.“

„O, theuerſte Prinzeſſin,“ rief der Kalif, „ſag' an, „wann kommt er, und wo iſt der Saal?“

Die Eule ſchwieg einen Augenblick und ſprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich euern Wunſch erfüllen.“

„Sprich aus! ſprich aus!“ ſchrie Chaſid, „befiehl, es iſt mir jede recht.“

„Nämlich ich möchte auch gern zugleich frei ſeyn; dies kann aber nur geſchehen, wenn einer von euch mir ſeine Hand reicht.“

Die Störche ſchienen über den Antrag etwas betroffen zu ſeyn, und der Kalif winkte ſeinem Diener, ein wenig mit ihm hinaus zu gehen. „Großvezier," ſprach vor der Thüre der Kalif, das iſt ein dummer Handel; aber Ihr könntet ſie ſchon nehmen."

„So?" antwortete dieſer, „daß mir meine Frau, wenn ich nach Haus komme, die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr ſeyd noch jung und unverheirathet, und könnet eher einer jungen ſchönen Prinzeſſin die Hand geben."

„Das iſt es eben," ſeufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ, wer ſagt dir denn, daß ſie jung und ſchön iſt? Das heißt die Katze im Sack kaufen!"

Sie redeten einander gegenſeitig noch lange zu, endlich aber, als der Kalif ſah, daß ſein Vezier lieber Storch bleiben als die Eule heirathen wollte, entſchloß er ſich, die Bedingung lieber ſelbſt zu erfüllen. Die Eule war hoch erfreut. Sie geſtand ihnen, daß ſie zu keiner beſſern Zeit hätten kommen können, weil wahrſcheinlich in dieſer Nacht die Zauberer ſich verſammeln würden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um ſie in jenen Saal zu führen; ſie gingen lange in einem finſtern Gang hin, endlich ſtrahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als ſie dort angelangt waren, rieth ihnen die Eule, ſich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher ſie ſtanden, einen großen Saal überſehen. Er war rings mit Säulen geſchmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen erſetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales ſtand ein runder Tiſch, mit vielen und ausgeſuchten Speiſen beſetzt. Rings um den Tiſch zog ſich ein Sopha, auf welchem acht Männer ſaßen. In einem dieſer Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebenſitzer forderte ihn auf, ihnen ſeine neueſten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geſchichte des Kalifen und ſeines Veziers.

„Was für ein Wort haſt du ihnen denn aufgegeben?“ fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht ſchweres lateiniſches, es heißt mutabor.“

V.

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieſes hörten, kamen ſie vor Freude beinahe außer ſich. Sie liefen auf ihren langen Füßen ſo ſchnell dem Thore der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort ſprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er ſich nach Oſten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälſe der Sonne entgegen, die ſo eben hinter dem Gebirge heraufſtieg; **mutabor!** riefen ſie, im Nu waren ſie verwandelt, und in der hohen Freude des neugeſchenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beſchreibt aber ihr Erſtaunen, als ſie ſich umſahen? Eine ſchöne Dame, herrlich geſchmückt, ſtand vor ihnen. Lächelnd gab ſie dem Kalifen die Hand. „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?“ ſagte ſie. Sie war es; der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmuth ſo entzückt, daß er ausrief, es ſey ſein größtes Glück, daß er Storch geworden ſey.

Die Drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in ſeinen Kleidern nicht nur die Doſe mit Zauberpulver, ſondern auch ſeinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächſten Dorfe, was zu ihrer Reiſe nöthig war, und ſo kamen ſie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erſtaunen. Man hatte ihn für todt ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, ſeinen geliebten Herrſcher wieder zu haben.

Um ſo mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palaſt und nahmen den alten Zauberer und ſeinen Sohn gefangen. Den Alten ſchickte der Kalif in daſſelbe Gemach der Ruine, das die Prinzeſſin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohn aber, welcher nichts von den Künſten des Vaters verſtand, ließ der Kalif die Wahl, ob er ſterben oder ſchnupfen wolle. Als er das letztere wählte, bot ihm der Großvezier die Doſe. Eine tüchtige Priſe und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in einen eiſernen Käfig ſperren und in ſeinem Garten aufſtellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chaſid mit ſeiner Frau, der Prinzeſſin; ſeine vergnügteſten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier Nachmittags beſuchte; da ſprachen ſie dann oft von ihrem Storchabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er ſich herab, den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch ausſah. Er ſtieg dann ernſthaft, mit ſteifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, flatterte mit den Armen wie mit Flügeln, und zeigte wie jener ſich vergeblich nach Oſten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kaliſin und ihre Kinder war dieſe Vorſtellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — ſchrie, dann drohte ihm lächelnd der Vezier, er wolle das, was vor der Thüre der Prinzeſſin Nachteule verhandelt worden ſey, der Frau Kaliſin mittheilen.

Als Selim Baruch ſeine Geſchichte geendet hatte, bezeigten ſich die Kaufleute ſehr zufrieden damit. „Wahrhaftig, der Nachmittag iſt uns vergangen, ohne daß wir merkten wie!“ ſagte einer derſelben, indem er die Decke des Zeltes zurückſchlug, „der Abendwind wehet kühl, wir könnten noch eine gute Strecke Weges zurücklegen.“ Seine Gefährten waren damit einverſtanden, die Zelte wurden abgebrochen und die Karavane machte ſich in der nämlichen Ordnung, in welcher ſie herangezogen war, auf den Weg.

Sie ritten beinahe die ganze Nacht hindurch, denn es war ſchwül am Tage, die Nacht aber war erquicklich und ſternhell. Sie kamen endlich an einen bequemen Lagerplatz an, ſchlugen die Zelte auf und legten ſich zur Ruhe. Für den Fremden aber ſorgten die Kaufleute, wie wenn er ihr wertheſter Gaſtfreund wäre. Der Eine gab ihm Polſter, der Andere Decken, ein Dritter gab ihm Sklaven, kurz, er wurde ſo gut bedient, als ob er zu Hauſe wäre. Die heißeren Stunden des Tages waren ſchon heraufgekommen, als ſie ſich wieder erhoben, und ſie beſchloſſen einmüthig hier den Abend abzuwarten. Nachdem ſie mit einander geſpeist hatten, rückten ſie wieder näher zuſammen, und der junge Kaufmann wandte ſich an den älteſten und ſprach: „Selim Baruch hat uns geſtern einen vergnügten Nachmittag bereitet; wie wäre es, Achmet, wenn ihr uns auch etwas erzähltet, ſey es nun aus eurem langen Leben, das wohl viele Abenteuer aufzuweiſen hat, oder ſey es auch ein hübſches Mährchen.“ Achmet ſchwieg auf dieſe Anrede eine Zeit lang, wie wenn er bei ſich im Zweifel wäre, ob er dies oder jenes ſagen ſollte oder nicht; endlich fing er an zu ſprechen:

„Liebe Freunde! ihr habt euch auf dieſer unſerer Reiſe als treue Geſellen erprobt, und auch Selim verdient mein Vertrauen; daher will ich euch etwas aus meinem Leben mittheilen, das ich ſonſt ungern und nicht jedem erzähle: „die Geſchichte von dem Geſpenſterſchiff.

Die Geschichte von dem Gespensterschiff.

Mein Vater hatte einen kleinen Laden in Balſora; er war weder arm noch reich und einer von jenen Leuten, die nicht gerne etwas wagen, aus Furcht, das Wenige zu verlieren, das ſie haben. Er erzog mich ſchlicht und recht, und brachte es bald ſo weit, daß ich ihm an die Hand gehen konnte. Gerade als ich achtzehn Jahre alt war und er eben die erſte größere Spekulation machte, ſtarb er, wahrſcheinlich aus Gram, tauſend Goldſtücke dem Meere anvertraut zu haben. Ich mußte ihn bald nachher wegen ſeines Todes glücklich preiſen, denn wenige Wochen hernach lief die Nachricht ein, daß das Schiff, dem mein Vater ſeine Güter mitgegeben hatte, verſunken ſey. Meinen jugendlichen Muth konnte aber dieſer Unfall nicht beugen. Ich machte alles vollends zu Geld, was mein Vater hinterlaſſen hatte, und zog aus, um in der Fremde mein Glück zu probiren, nur von einem alten Diener meines Vaters begleitet, der ſich aus alter Anhänglichkeit nicht von mir und meinem Schickſal trennen wollte.

Im Hafen von Balſora ſchifften wir uns mit günſtigem Winde ein. Das Schiff, auf dem ich mich eingemiethet hatte, war nach Indien beſtimmt. Wir waren ſchon fünfzehn Tage auf der gewöhnlichen Straße gefahren, als uns der Kapitän einen Sturm verkündete. Er machte ein bedenkliches Geſicht, denn es ſchien, er kenne in dieſer Gegend das Fahrwaſſer nicht genug, um einem Sturm mit Ruhe begegnen zu können. Er ließ alle Segel einziehen, und wir trieben ganz langſam hin. Die Nacht war angebrochen, war hell und kalt, und der Kapitän glaubte ſchon, ſich in den Anzeichen des Sturmes getäuſcht zu haben. Auf einmal ſchwebte ein Schiff, das wir vorher nicht geſehen hatten, dicht an dem unſrigen vorbei. Wildes Jauchzen und Geſchrei erſcholl von dem Verdeck herauf, worüber ich mich zu dieſer angſtvollen Stunde vor einem Sturm nicht wenig wunderte. Aber der Kapitän an meiner Seite wurde blaß wie der Tod. „Mein Schiff iſt verloren!“ rief er, „dort ſegelt der Tod!" Ehe ich ihn noch über dieſen ſonderbaren Ausruf befragen konnte, ſtürzten ſchon heulend und ſchreiend die Matroſen herbei: „Habt Ihr ihn geſehen?" ſchrien ſie, „jetzt iſt's mit uns vorbei!"

Der Kapitän aber ließ Troſtſprüche aus dem Koran vorleſen und ſetzte ſich ſelbſt ans Steuerruder. Aber vergebens! Zuſehends brauste der Sturm auf, und ehe eine Stunde verging, krachte das Schiff und blieb ſitzen. Die Boote wurden ausgeſetzt, und kaum hatten ſich die letzten Matroſen gerettet, ſo verſank das Schiff vor unſern Augen und als ein Bettler fuhr ich in die See hinaus. Aber der Jammer hatte noch kein Ende. Fürchterlicher tobte der Sturm, das Boot war nicht mehr zu regieren. Ich hatte meinen alten Diener feſt umſchlungen, und wir verſprachen uns, nie von einander zu weichen. Endlich brach der Tag an; aber mit dem erſten Anblick der Morgenröthe faßte der Wind das Boot, in welchem wir ſaßen, und ſtürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr geſehen. Der Sturz hatte mich betäubt; und als ich aufwachte, befand ich mich in den Armen meines alten treuen Dieners, der ſich auf das umgeſchlagene Boot gerettet und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte ſich gelegt. Von unſerem Schiff war nichts mehr zu ſehen, wohl aber entdeckten wir nicht weit von uns ein anderes Schiff, auf das die Wellen uns hintrieben. Als wir näher hinzukamen, erkannte ich das Schiff als daſſelbe, das in der Nacht an uns vorbeigefahren und welches den Kapitän ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatte. Ich empfand ein ſonderbares Grauen vor dieſem Schiffe. Die Aeußerung des Kapitäns, die ſich ſo furchtbar beſtätigt hatte, das öde Ausſehen des Schiffes, auf dem ſich, ſo nahe wir auch herankamen, ſo laut wir ſchrien, niemand zeigte, erſchreckten mich. Doch es war unſer einziges Rettungsmittel, darum prieſen wir den Propheten, der uns ſo wundervoll erhalten hatte.

Am Vordertheil des Schiffes hing ein langes Tau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir drauf zu, um es zu erfaſſen. Endlich glückte es. Laut erhob ich meine Stimme, aber immer blieb es ſtill auf dem Schiff. Da klimmten wir an dem Tau hinauf, ich als der jüngſte voran. Aber Entſetzen! welches Schauſpiel ſtellte ſich meinem Auge dar, als ich das Verdeck betrat! Der Boden war mit Blut geröthet, zwanzig bis dreißig Leichname in türkiſchen Kleidern lagen auf dem Boden, am mittleren Maſtbaum ſtand ein Mann, reich gekleidet, den Säbel in der Hand, aber das Geſicht war blaß und verzerrt, durch die Stirne ging ein großer Nagel, der ihn an den Maſtbaum heftete, auch er war todt. Schrekken feſſelte meine Schritte, ich wagte kaum zu athmen. Endlich war auch mein Begleiter heraufgekommen. Auch ihn überraſchte der Anblick des Verdeckes, das gar nichts Lebendiges, ſondern nur ſo viele ſchreckliche Leichname zeigte. Wir wagten es endlich, nachdem wir in der Seelenangſt zum Propheten gefleht hatten, weiter vorzuſchreiten. Bei jedem Schritte ſahen wir uns um, ob nicht etwas neues, noch ſchrecklicheres ſich darbiete; aber alles blieb, wie es war; weit und breit nichts lebendiges, als wir und das Weltmeer. Nicht einmal laut zu ſprechen wagten wir, aus Furcht, der todte, am Maſt angeſpießte Capitano möchte ſeine ſtarren Augen nach uns hindrehen, oder einer der Getödteten möchte ſeinen Kopf umwenden. Endlich waren wir bis an eine Treppe gekommen, die in den Schiffsraum führte. Unwillkürlich machten wir dort Halt und ſahen einander an, denn keiner wagte es recht, ſeine Gedanken zu äußern.

„O Herr!“ ſprach mein treuer Diener, „hier iſt etwas ſchreckliches geſchehen. Doch wenn auch das Schiff da unten voll Mörder ſteckt, ſo will ich mich ihnen doch lieber auf Gnade und Ungnade ergeben, als längere Zeit unter dieſen Todten zubringen.“ Ich dachte wie er, wir faßten ein Herz und ſtiegen voll Erwartung hinunter. Todtenſtille war aber auch hier, und nur unſere Schritte hallten auf der Treppe. Wir ſtanden an der Thüre der Kajüte. Ich legte mein Ohr an die Thüre und lauſchte, es war nichts zu hören. Ich machte auf. Das Gemach bot einen unordentlichen Anblick dar. Kleider, Waffen und anderes Geräthe lag untereinander. Nichts in Ordnung. Die Mannſchaft, oder wenigſtens der Capitano mußte vor Kurzem gezecht haben, denn es lag alles noch umher. Wir gingen weiter von Raum zu Raum, von Gemach zu Gemach, überall fanden wir herrliche Vorräthe in Seide, Perlen, Zucker u. ſ. w. Ich war vor Freude über dieſen Anblick außer mir, denn da niemand auf dem Schiff war, glaubte ich alles mir zueignen zu dürfen; Ibrahim aber machte mich aufmerkſam darauf, daß wir wahrſcheinlich noch ſehr weit vom Lande ſeyen, wohin wir allein und ohne menſchliche Hülfe nicht kommen könnten.

Wir labten uns an den Speiſen und Getränken, die wir in reichlichem Maaße vorfanden, und ſtiegen endlich wieder aufs Verdeck. Aber hier ſchauderte uns immer die Haut, ob dem ſchrecklichen Anblick der Leichen. Wir beſchloſſen, uns davon zu befreien und ſie über Bord zu werfen; aber wie ſchauerlich ward uns zu Muth, als wir fanden, daß ſich keiner aus ſeiner Lage bewegen ließ. Wie feſtgebannt lagen ſie am Boden, und man hätte die Bretter des Verdecks ausheben müſſen, um ſie zu entfernen, und dazu gebrach es uns an Werkzeugen. Auch der Capitano ließ ſich nicht von ſeinem Maſt losmachen, nicht einmal ſeinen Säbel konnten wir der ſtarren Hand entwinden. Wir brachten den Tag in trauriger Betrachtung unſerer Lage zu, und als es Nacht zu werden anfing, erlaubte ich dem alten Ibrahim, ſich ſchlafen zu legen, ich ſelbſt aber wollte auf dem Verdeck wachen, um nach Rettung auszuſpähen. Als aber der Mond heraufkam und ich nach den Geſtirnen berechnete, daß es wohl um die elfte Stunde ſey, überfiel mich ein ſo unwiderſtehlicher Schlaf, daß ich unwillkürlich hinter ein Faß, das auf dem Verdeck ſtand, zurückfiel. Doch war es mehr Betäubung als Schlaf, denn ich hörte deutlich die See an der Seite des Schiffes anſchlagen und die Segel im Winde knarren und pfeifen. Auf einmal glaubte ich Stimmen und Männertritte auf dem Verdeck zu hören. Ich wollte mich aufrichten, um darnach zu ſchauen; aber eine unſichtbare Gewalt hielt meine Glieder gefeſſelt, nicht einmal die Augen konnte ich aufſchlagen. Aber immer deutlicher wurden die Stimmen, es war mir, als wenn ein fröhliches Schiffsvolk auf dem Verdeck ſich umhertriebe; mitunter glaubte ich die kräftige Stimme eines Befehlenden zu hören, auch hörte ich Taue und Segel deutlich auf- und abziehen. Nach und nach aber ſchwanden mir die Sinne, ich verfiel in einen tieferen Schlaf, in dem ich nur noch ein Geräuſch von Waffen zu hören glaubte, und erwachte erſt als die Sonne ſchon hoch ſtand und mir aufs Geſicht brannte. Verwundert ſchaute ich mich um, Sturm, Schiff, die Todten und was ich in dieſer Nacht gehört hatte, kam mir wie ein Traum vor; aber als ich aufblickte, fand ich alles wie geſtern. Unbeweglich lagen die Todten, unbeweglich war der Capitano an den Maſtbaum geheftet. Ich lachte über meinen Traum und ſtand auf, um meinen Alten zu ſuchen.

Dieſer ſaß ganz nachdenklich in der Kaſüte. „O Herr!“ rief er aus, als ich zu ihm hereintrat, „ich wollte lieber im tiefſten Grund des Meeres liegen, als in dieſem verherten Schiff noch eine Nacht zubringen.“ Ich fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers, und er antwortete mir: „Als ich einige Stunden geſchlafen hatte, wachte ich auf und vernahm, wie man über meinem Haupt hin- und herlief. Ich dachte zuerſt, Ihr wäret es, aber es waren wenigſtens zwanzig, die oben umherliefen, auch hörte ich rufen und ſchreien. Endlich kamen ſchwere Tritte die Treppe herab. Da wußte ich nichts mehr von mir, nur hie und da kehrte auf einige Augenblicke meine Beſinnung zurück, und da ſah ich dann denſelben Mann, der oben am Maſt angenagelt iſt, an jenem Tiſch dort ſitzen, ſingend und trinkend, aber der, der in einem rothen Scharlachkleid nicht weit von ihm am Boden liegt, ſaß neben ihm und half ihm trinken.“ Alſo erzählte mir mein alter Diener.

Ihr könnt mir es glauben, meine Freunde, daß mir gar nicht wohl zu Muth war; denn es war keine Täuſchung, ich hatte ja auch die Todten gar wohl gehört. In ſolcher Geſellſchaft zu ſchiffen, war mir greulich. Mein Ibrahim aber verſank wieder in tiefes Nachdenken. „Jetzt hab ichs!“ rief er endlich aus; es fiel ihm nämlich ein Sprüchlein ein, das ihm ſein Großvater, ein erfahrener weitgereiſter Mann gelehrt hatte, und das gegen jeden Geiſter- und Zauberſpuk helfen ſollte; auch behauptete er, jenen unnatürlichen Schlaf, der uns befiel, in der nächſten Nacht verhindern zu können, wenn wir nämlich recht eifrig Sprüche aus dem Koran beteten. Der Vorſchlag des alten Mannes gefiel mir wohl. In banger Erwartung ſahen wir die Nacht herankommen. Neben der Kajüte war ein kleines Kämmerchen, dorthin beſchloſſen wir uns zurückzuziehen. Wir bohrten mehrere Löcher in die Thüre, hinlänglich groß, um durch ſie die ganze Kajüte zu überſchauen; dann verſchloſſen wir die Thüre, ſo gut es ging, von innen, und Ibrahim ſchrieb den Namen des Propheten in alle vier Ecken. So erwarteten wir die Schrecken der Nacht. Es mochte wieder ungefähr elf Uhr ſeyn, als es mich gewaltig zu ſchläfern anfing. Mein Gefährte rieth mir daher, einige Sprüche des Korans zu beten, was mir auch half. Mit einem Male ſchien es oben lebhaft zu werden, die Taue knarrten, Schritte gingen über das Verdeck und mehrere Stimmen waren deutlich zu unterſcheiden. Mehrere Minuten hatten wir ſo in geſpannter Erwartung geſeſſen, da hörten wir etwas die Treppe der Kajüte herabkommen. Als dies der Alte hörte, fing er an, den

Spruch, den ihn ſein Großvater gegen Spuk und Zauberei gelehrt hatte, herzuſagen:

„Kommt ihr herab aus der Luft,
Steigt ihr aus tiefem Meer,
Schlieft ihr in dunkler Gruft,
Stammt ihr vom Feuer her:
Allah iſt euer Herr und Meiſter,
Ihm ſind gehorſam alle Geiſter."

Ich muß geſtehen, ich glaubte gar nicht recht an dieſen Spruch, und mir ſtieg das Haar zu Berg, als die Thüre aufflog. Hereintrat jener große, ſtattliche Mann, den ich am Maſtbaum angenagelt geſehen hatte. Der Nagel ging ihm auch jetzt mitten durchs Hirn, das Schwert aber hatte er in die Scheide geſteckt; hinter ihm trat noch ein anderer herein, weniger koſtbar gekleidet; auch ihn hatte ich oben liegen ſehen. Der Capitano, denn dies war er unverkennbar, hatte ein bleiches Geſicht, einen großen ſchwarzen Bart, wildrollende Augen, mit denen er ſich im ganzen Gemach umſah. Ich konnte ihn ganz deutlich ſehen, als er an unſerer Thüre vorüberging; er aber ſchien gar nicht auf die Thüre zu achten, die uns verbarg. Beide ſetzten ſich an den Tiſch, der in der Mitte der Kajüte ſtand, und ſprachen laut und faſt ſchreiend mit einander in einer unbekannten Sprache. Sie wurden immer lauter und eifriger, bis endlich der Capitano mit geballter Fauſt auf den Tiſch hineinſchlug, daß das Zimmer dröhnte. Mit wildem Gelächter ſprang der andere auf und winkte den Capitano, ihm zu folgen. Dieſer ſtand auf, riß ſeinen Säbel aus der Scheide und beide verließen das Gemach. Wir athmeten freier, als ſie weg waren; aber unſere Angſt hatte noch lange kein Ende. Immer lauter und lauter ward es auf dem Verdeck. Man hörte eilends hin- und herlaufen und ſchreien, lachen und heulen. Endlich ging ein wahrhaft hölliſcher Lärm los, ſo daß wir glaubten, das Verdeck mit allen Segeln komme zu uns herab, Waffengeklirr und Geſchrei — auf einmal aber tiefe Stille. Als wir es nach vielen Stunden wagten hinaufzugehen, trafen wir alles wie ſonſt; nicht einer lag anders als früher, alle waren ſteif wie Holz.

So waren wir mehrere Tage auf dem Schiffe; es ging immer nach Oſten, wohin zu, nach meiner Berechnung, Land liegen mußte; aber wenn es auch bei Tag viele Meilen zurückgelegt hatte, bei Nacht ſchien es immer wieder zurückzukehren, denn wir befanden uns immer wieder am nämlichen Fleck, wenn die Sonne aufging. Wir konnten uns dies nicht anders erklären, als daß die Todten jede Nacht mit vollem Winde zurückſegelten. Um nun dies zu verhüten, zogen wir, ehe es Nacht wurde, alle Segel ein, und wandten daſſelbe Mittel an, wie bei der Thüre in der Kajüte; wir ſchrieben den Namen des Propheten auf Pergament und auch das Sprüchlein des Großvaters dazu, und banden es um die eingezogenen Segel. Aengſtlich warteten wir in unſerem Kämmerchen den Erfolg ab. Der Spuk ſchien diesmal noch ärger zu toben, aber ſiehe, am andern Morgen waren die Segel noch aufgerollt, wie wir ſie verlaſſen hatten. Wir ſpannten den Tag über nur ſo viele Segel auf, als nöthig waren, das Schiff ſanft fortzutreiben, und ſo legten wir in fünf Tagen eine gute Strecke zurück.

Endlich am Morgen des ſechsten Tages entdeckten wir in geringer Ferne Land, und wir dankten Allah und ſeinem Propheten für unſere wunderbare Rettung. Dieſen Tag und die folgende Nacht trieben wir an einer Küſte hin, und am ſiebenten Morgen glaubten wir in geringer Entfernung eine Stadt zu entdecken; wir ließen mit vieler Mühe einen Anker in die See, der alſobald Grund faßte, ſetzten ein kleines Boot, das auf dem Verdeck ſtand, aus, und ruderten mit aller Macht der Stadt zu. Nach einer halben Stunde liefen wir in einen Fluß ein, der ſich in die See ergoß, und ſtiegen ans Ufer. Im Stadtthor erkundigten wir uns, wie die Stadt heiße, und erfuhren, daß es eine indiſche Stadt ſey, nicht weit von der Gegend, wohin ich zuerſt zu ſchiffen willens war. Wir begaben uns in eine Karavanſerai und erfriſchten uns von unſerer abenteuerlichen Reiſe. Ich forſchte daſelbſt auch nach einem weiſen und verſtändigen Mann, indem ich dem Wirth zu verſtehen gab, daß ich einen ſolchen haben möchte, der ſich ein wenig auf Zauberei verſtehe. Er führte mich in eine abgelegene Straße, an ein unſcheinbares Haus, pochte an, und man ließ mich eintreten, mit der Weiſung, ich ſolle nur nach Muley fragen.

In dem Hauſe kam mir ein altes Männlein mit grauem Bart und langer Naſe entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich ſagte ihm, ich ſuche den weiſen Muley, und er antwortete mir, er ſey es ſelbſt. Ich fragte ihn nun um Rath, was ich mit den Todten machen ſolle, und wie ich es angreifen müſſe, um ſie aus dem Schiff zu bringen. Er antwortete mir, die Leute des Schiffes ſeyen wahrſcheinlich wegen irgend eines Frevels auf das Meer verzaubert; er glaube, der Zauber werde ſich löſen, wenn man ſie ans Land bringe; dies könne aber nicht geſchehen, als wenn man die Bretter, auf denen ſie lägen, losmache. Mir gehöre, von Gott und Rechts wegen, das Schiff ſammt allen Gütern, weil ich es gleichſam gefunden habe; doch ſolle ich alles ſehr geheim halten und ihm ein kleines Geſchenk von meinem Ueberfluſſe machen, er wolle dafür mit ſeinen Sklaven mir behülflich ſeyn, die Todten wegzuſchaffen. Ich verſprach, ihn reichlich zu belohnen, und wir machten uns mit fünf Sklaven, die mit Sägen und Beilen verſehen waren, auf den Weg. Unterwegs konnte der Zauberer Muley unſeren glücklichen Einfall, die Segel mit den Sprüchen des Korans zu umwinden, nicht genug loben. Er ſagte, es ſey dies das einzige Mittel geweſen, uns zu retten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir beim Schiff ankamen. Wir machten uns alle ſogleich ans Werk, und in einer Stunde lagen ſchon vier in dem Nachen. Einige der Sklaven mußten ſie ans Land rudern, um ſie dort zu verſcharren. Sie erzählten, als ſie zurückkamen, die Todten haben ihnen die Mühe des Begrabens erſpart, indem ſie, ſo wie man ſie auf die Erde gelegt habe, in Staub zerfallen ſeyen. Wir fuhren fort, die Todten abzuſägen, und vor Abend waren alle ans Land gebracht. Es war endlich keiner mehr am Bord als der, welcher am Maſt angenagelt war. Umſonſt ſuchten wir den Nagel aus dem Holze zu ziehen, keine Gewalt vermochte ihn auch nur ein Haar breit zu verrücken. Ich wußte nicht, was anzufangen war, man konnte doch nicht den Maſt abhauen, um ihn ans Land zu führen. Doch aus dieſer Verlegenheit half Muley. Er ließ ſchnell einen Sklaven ans Land rudern, um einen Topf mit Erde zu bringen. Als dieſer herbeigeholt war, ſprach der Zauberer geheimnißvolle Worte darüber aus und ſchüttelte die Erde auf das Haupt des Todten. Sogleich ſchlug dieſer die Augen auf, holte tief Athem, und die Wunde des Nagels in ſeiner Stirne fing an zu bluten. Wir zogen den Nagel jetzt leicht heraus und der Verwundete fiel einem der Sklaven in die Arme.

„Wer hat mich hieher geführt?“ ſprach er, nachdem er ſich ein wenig erholt zu haben ſchien. Muley zeigte auf mich und ich trat zu ihm. „Dank dir, unbekannter Fremdling, du haſt mich von langen Qualen errettet. Seit fünfzig Jahren ſchifft mein Leib durch dieſe Wogen, und mein Geiſt war verdammt, jede Nacht in ihn zurückzukehren. Aber jetzt hat mein Haupt die Erde berührt, und ich kann verſöhnt zu meinen Vätern gehen.“ Ich bat ihn, uns doch zu ſagen, wie er zu dieſem ſchrecklichen Zuſtand gekommen ſey, und er ſprach: „Vor fünfzig Jahren war ich ein mächtiger, angeſehener Mann und wohnte in Algier; die Sucht nach Gewinn trieb mich, ein Schiff auszurüſten und Seeraub zu treiben. Ich hatte dieſes Geſchäft ſchon einige Zeit fortgeführt, da nahm ich einmal auf Zante einen Derwiſch an Bord, der umſonſt reiſen wollte. Ich und meine Geſellen waren rohe Leute und achteten nicht auf die Heiligkeit des

Mannes, vielmehr trieb ich mein Geſpött mit ihm. Als er aber einſt in heiligem Eifer mir meinen ſündigen Lebenswandel verwieſen hatte, übermannte mich Nachts in meiner Kajüte, als ich mit meinem Steuermann viel getrunken hatte, der Zorn. Wüthend über das, was mir ein Derwiſch geſagt hatte, und was ich mir von keinem Sultan hätte ſagen laſſen, ſtürzte ich aufs Verdeck und ſtieß ihm meinen Dolch in die Bruſt. Sterbend verwünſchte er mich und meine Mannſchaft, nicht ſterben und nicht leben zu können, bis wir unſer Haupt auf die Erde legen. Der Derwiſch ſtarb, und wir warfen ihn in die See und verlachten ſeine Drohungen; aber noch in derſelben Nacht erfüllten ſich ſeine Worte. Ein Theil meiner Mannſchaft empörte ſich gegen mich. Mit fürchterlicher Wuth wurde geſtritten, bis meine Anhänger unterlagen, und ich an den Maſt genagelt wurde. Aber auch die Empörer unterlagen ihren Wunden, und bald war mein Schiff nur ein großes Grab. Auch mir brachen die Augen, mein Athem hielt an und ich meinte zu ſterben. Aber es war nur eine Erſtarrung, die mich gefeſſelt hielt; in der nächſten Nacht, zur nämlichen Stunde, da wir den Derwiſch in die See geworfen, erwachte ich und alle meine Genoſſen, das Leben war zurückgekehrt, aber wir konnten nichts thun und ſprechen, als was wir in jener Nacht geſprochen und gethan hatten. So ſegeln wir ſeit fünfzig Jahren, können nicht leben und nicht ſterben; denn wie konnten wir das Land erreichen? Mit toller Freude ſegelten wir allemal mit vollen Segeln in den Sturm, weil wir hofften, endlich an einer Klippe zu zerſchellen, und das müde Haupt auf dem Grund des Meeres zur Ruhe zu legen. Es iſt uns nicht gelungen. Jetzt aber werde ich ſterben. Noch einmal meinen Dank, unbekannter Retter! wenn Schätze dich lohnen können, ſo nimm mein Schiff, als Zeichen meiner Dankbarkeit.“

Der Capitano ließ ſein Haupt ſinken, als er ſo geſprochen hatte und verſchied. Sogleich zerfiel er auch, wie ſeine Gefährten, in Staub. Wir ſammelten dieſen in ein Käſtchen und begruben ihn am Lande; aus der Stadt nahm ich aber Arbeiter, die mir mein Schiff in guten Zuſtand ſetzten. Nachdem ich die Waaren, die ich an Bord hatte, gegen andere mit großem Gewinn eingetauſcht hatte, miethete ich Matroſen, beſchenkte meinen Freund Muley reichlich und ſchiffte mich nach meinem Vaterland ein. Ich machte aber einen Umweg, indem ich an vielen Inſeln und Ländern landete und meine Waaren zu Markt brachte. Der Prophet ſegnete mein Unternehmen. Nach dreiviertel Jahren lief ich noch einmal ſo reich, als mich der ſterbende Kapitän gemacht hatte, in Balſora ein. Meine Mitbürger waren erſtaunt über meine Reichthümer und mein Glück, und glaubten nicht anders, als ich habe das Diamantenthal des berühmten Reiſenden Sindbad gefunden. Ich ließ ſie auf ihrem Glauben; von nun an aber mußten die jungen Leute von Balſora, wenn ſie kaum achtzehn Jahre alt waren, in die Welt hinaus, um gleich mir ihr Glück zu machen. Ich aber lebte ruhig und im Frieden, und alle fünf Jahre mache ich eine Reiſe nach Mekka, um dem Herrn an heiliger Stätte für ſeinen Segen zu danken, und für den Capitano und ſeine Leute zu bitten, daß er ſie in ſein Paradies aufnehme.

Die Reiſe der Karavane war den andern Tag ohne Hinderniß fürder gegangen, und als man im Lagerplatz ſich erholt hatte, begann Semlin, der Fremde, zu Muley, dem jüngſten der Kaufleute, alſo zu ſprechen:

„Ihr ſeyd zwar der jüngſte von uns, doch ſeyd Ihr immer fröhlich und wißt gewiß irgend einen guten Schwank. Tiſchet ihn auf, daß er uns erquicke nach der Hitze des Tages.“ „Wohl möchte ich Euch etwas erzählen,“ antwortete Muley, „das Euch Spaß machen könnte, doch der Jugend ziemt Beſcheidenheit in allen Dingen; darum müſſen meine älteren Reiſegefährten den Vorrang haben. Zaleukos iſt immer ſo ernſt und verſchloſſen, ſollte er uns nicht erzählen, was ſein Leben ſo ernſt machte? vielleicht, daß wir ſeinen Kummer, wenn er ſolchen hat, lindern können, denn gerne dienen wir dem Bruder, wenn er auch andern Glaubens iſt.“

Der Aufgerufene war ein griechiſcher Kaufmann, ein Mann in mittleren Jahren, ſchön und kräftig, aber ſehr ernſt. Ob er gleich ein Ungläubiger (nicht Muſelmann) war, ſo liebten ihn doch ſeine Reiſegefährten, denn er hatte ihnen durch ſein ganzes Weſen Achtung und Zutrauen eingeflößt. Er hatte übrigens nur eine Hand, und einige ſeiner Gefährten vermutheten, daß vielleicht dieſer Verluſt ihn ſo ernſt ſtimme.

Zaleukos antwortete auf die zutrauliche Frage Muley's: „Ich bin ſehr geehrt durch Euer Zutrauen; Kummer habe ich keinen, wenigſtens keinen, von welchem

Ihr, auch mit dem beſten Willen, mir helfen könntet. Doch, weil Muley meinen Ernſt mir vorzuwerfen ſcheint, ſo will ich Euch einiges erzählen, was mich rechtfertigen ſoll, wenn ich ernſter bin, als andere Leute. Ihr ſehet, daß ich meine linke Hand verloren habe. Sie fehlt mir nicht von Geburt an, ſondern ich habe ſie in den ſchrecklichſten Tagen meines Lebens eingebüßt. Ob ich die Schuld davon trage, ob ich Unrecht habe, ſeit jenen Tagen ernſter, als es meine Lage mit ſich bringt, zu ſeyn, möget Ihr beurtheilen, wenn ihr vernommen habt die Geſchichte von der abgehauenen Hand.“

Die Geschichte von der abgehauenen Hand.

Ich bin in Konſtantinopel geboren; mein Vater war ein Dragoman bei der Pforte und trieb nebenbei einen ziemlich einträglichen Handel mit wohlriechenden Eſſenzen und ſeidenen Stoffen. Er gab mir eine gute Erziehung, indem er mich theils ſelbſt unterrichtete, theils von einem unſerer Prieſter mir Unterricht geben ließ. Er beſtimmte mich anfangs, ſeinen Laden einmal zu übernehmen, da ich aber größere Fähigkeiten zeigte, als er erwartet hatte, beſtimmte er mich, auf das Anrathen ſeiner Freunde, zum Arzt, weil ein Arzt, wenn er etwas mehr gelernt hat, als die gewöhnlichen Marktſchreier, in Konſtantinopel ſein Glück machen kann. Es kamen viele Franken in unſer Haus, und einer davon überredete meinen Vater, mich in ſein Vaterland, nach der Stadt Paris, reiſen zu laſſen, wo man ſolche Sachen unentgeldlich und am beſten lernen könne. Er ſelbſt aber wolle mich, wenn er zurückreiſe, umſonſt mitnehmen. Mein Vater, der in ſeiner Jugend auch gereiſt war, ſchlug ein, und der Franke ſagte mir, ich könne mich in drei Monaten bereit halten. Ich war außer mir vor Freude, fremde Länder zu ſehen, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo wir uns einſchiffen würden. Der Franke hatte endlich ſeine Geſchäfte abgemacht und ſich zur Reiſe bereitet; am Vorabend der Reiſe führte mich mein Vater in ſein Schlafkämmerlein. Dort ſah ich ſchöne Kleider und Waffen auf dem Tiſche liegen. Was meine Blicke aber noch mehr anzog, war ein großer Haufe Goldes, denn ich hatte noch nie ſo viel bei einander geſehen. Mein Vater umarmte mich und ſagte: „ſiehe, mein Sohn, ich habe dir Kleider zu der Reiſe beſorgt. Jene Waffen ſind dein, es ſind die nämlichen, die mir dein Großvater umhing, als ich in die Fremde auszog. Ich weiß, du kannſt ſie führen; gebrauche ſie aber nie, als wenn du angegriffen wirſt; dann aber ſchlage auch tüchtig drauf. Mein Vermögen iſt nicht groß; ſiehe, ich habe es in drei Theile getheilt, einer davon iſt dein, einer davon ſey mein Unterhalt und Nothpfennig, der dritte aber ſey mir ein heiliges unantaſtbares Gut, er diene dir in der Stunde der Noth. So ſprach mein alter Vater und Thränen hingen ihm im Auge, vielleicht aus Ahnung, denn ich habe ihn nie wieder geſehen.

Die Reiſe ging gut von Statten; wir waren bald im Lande der Franken angelangt, und ſechs Tagereiſen nachher kamen wir in die große Stadt Paris. Hier miethete mir mein fränkiſcher Freund ein Zimmer und rieth mir, mein Geld, das in allem zweitauſend Thaler betrug, vorſichtig anzuwenden. Ich lebte drei Jahre in dieſer Stadt, und lernte, was ein tüchtiger Arzt wiſſen muß; ich müßte aber lügen, wenn ich ſagte, daß ich gerne dort geweſen ſey, denn die Sitten dieſes Volkes gefielen mir nicht; auch hatte ich nur wenige gute Freunde dort, dieſe aber waren edle junge Männer.

Die Sehnſucht nach der Heimath wurde endlich mächtig in mir; in der ganzen Zeit hatte ich nichts von meinem Vater gehört, und ich ergriff daher eine günſtige Gelegenheit nach Hauſe zu kommen.

Es ging nämlich eine Geſandtſchaft aus Frankenland nach der hohen Pforte. Ich verdingte mich als Wundarzt in das Gefolge des Geſandten und kam glücklich wieder nach Stambul. Das Haus meines Vaters aber fand ich verſchloſſen und die Nachbarn ſtaunten, als ſie mich ſahen, und ſagten mir, mein Vater ſey vor zwei Monaten geſtorben. Jener Prieſter, der mich in meiner Jugend unterrichtet hatte, brachte mir den Schlüſſel; allein und verlaſſen zog ich in das verödete Haus ein. Ich fand noch alles, wie es mein Vater verlaſſen hatte, nur das Gold, das er mir zu hinterlaſſen verſprach, fehlte. Ich fragte den Prieſter darüber, und dieſer verneigte ſich und ſprach: „Euer Vater iſt als ein heiliger Mann geſtorben, denn er hat ſein Gold der Kirche vermacht.“ Dies war und blieb mir unbegreiflich; doch was wollte ich machen? ich hatte keine Zeugen gegen den Prieſter und mußte froh ſeyn, daß er nicht auch das Haus und die Waaren meines Vaters als Vermächtniß angeſehen hatte. Dies war das erſte

Unglück, das mich traf. Von jetzt an aber kam es Schlag auf Schlag. Mein Ruf als Arzt wollte ſich gar nicht ausbreiten, weil ich mich ſchämte, den Marktſchreier zu machen, und überall fehlte mir die Empfehlung meines Vaters, der mich bei den Reichſten und Vornehmſten eingeführt hätte, die jetzt nicht mehr an den armen Zaleukos dachten. Auch die Waaren meines Vaters fanden keinen Abgang, denn die Kunden hatten ſich nach ſeinem Tode verlaufen, und neue bekommt man nur langſam. Als ich einſt troſtlos über meine Lage nachdachte, fiel mir ein, daß ich oft in Franken Männer meines Volkes geſehen hatte, die das Land durchzogen und ihre Waaren auf den Märkten der Städte auslegten; ich erinnerte mich, daß man ihnen gerne abkaufte, weil ſie aus der Fremde kamen, und daß man bei ſolchem Handel das Hundertfache erwerben könne. Sogleich war auch mein Entſchluß gefaßt. Ich verkaufte mein väterliches Haus, gab einen Theil des gelösten Geldes einem bewährten Freunde zum Aufbewahren, von dem Uebrigen aber kaufte ich, was man in Franken ſelten hat, als: Shawls, ſeidene Zeuge, Salben und Oele, miethete einen Platz auf einem Schiff, und trat ſo meine zweite Reiſe nach Frankenland an. Es ſchien, als ob das Glück, ſobald ich die Schlöſſer der Dardanellen im Rücken hatte, mir wieder günſtig geworden wäre. Unſere Fahrt war kurz und glücklich. Ich durchzog die großen und kleinen Städte der Franken und fand überall willige Käufer meiner Waaren. Mein Freund in Stambul ſandte mir immer wieder friſche Vorräthe, und ich wurde von Tag zu Tag wohlhabender. Als ich endlich ſo viel erſpart hatte, daß ich glaubte ein größeres Unternehmen wagen zu können, zog ich mit meinen Waaren nach Italien. Etwas muß ich aber noch geſtehen, was mir auch nicht wenig Geld einbrachte, ich nahm auch meine Arzneikunſt zu Hülfe. Wenn ich in eine Stadt kam, ließ ich durch Zettel verkünden, daß ein griechiſcher Arzt da ſey, der ſchon viele geheilt habe; und wahrlich, mein Balſam und meine Arzneien haben mir manche Zecchine eingebracht. So war ich endlich nach der Stadt Florenz in Italien gekommen. Ich nahm mir vor, längere Zeit in dieſer Stadt zu bleiben, theils weil ſie mir ſo wohl gefiel, theils auch, weil ich mich von den Strapazen meines Umherziehens erholen wollte. Ich miethete mir ein Gewölbe in dem Stadtviertel St. Croce und nicht weit davon ein paar ſchöne Zimmer, die auf einen Altan führten, in einem Wirthshaus. Sogleich ließ ich auch meine Zettel umhertragen, die mich als Arzt und Kaufmann ankündigten. Ich hatte kaum mein Gewölbe eröffnet, ſo ſtrömten auch die Käufer herzu, und ob ich gleich ein wenig hohe Preiſe hatte, ſo verkaufte ich doch mehr als andere, weil ich gefällig und freundlich gegen meine Kunden war. Ich hatte ſchon vier Tage vergnügt in Florenz verlebt, als ich eines Abends, da ich ſchon mein Gewölbe ſchließen und nur die Vorräthe in meinen Salbenbüchſen, nach meiner Gewohnheit, noch einmal muſtern wollte, in einer kleinen Büchſe einen Zettel fand, den ich mich nicht erinnerte hineingethan zu haben. Ich öffnete den Zettel und fand darin eine Einladung, dieſe Nacht, Punkt zwölf Uhr, auf der Brücke, die man ponte vecchio heißt, mich einzufinden. Ich ſann lange darüber nach, wer es wohl ſeyn könnte, der mich dorthin einlud, da ich aber keine Seele in Florenz kannte, dachte ich, man werde mich vielleicht heimlich zu irgend einem Kranken führen wollen, was ſchon öfter geſchehen war. Ich beſchloß alſo hinzugehen, doch hing ich zur Vorſicht den Säbel um, den mir einſt mein Vater geſchenkt hatte.

Als es ſtark gegen Mitternacht ging, machte ich mich auf den Weg und kam bald auf den ponte vecchio. Ich fand die Brücke verlaſſen und öde, und beſchloß zu warten, bis er erſcheinen würde, der mich rief. Es war eine kalte Nacht; der Mond ſchien hell und ich ſchaute hinab in die Wellen des Arno, die weithin im Mondlicht ſchimmerten. Auf den Kirchen der Stadt ſchlug es jetzt zwölf Uhr, ich richtete mich auf, und vor mir ſtand ein großer Mann, ganz in einen rothen Mantel gehüllt, deſſen einen Zipfel er vor das Geſicht hielt.

Ich war anfangs etwas erſchrocken, weil er ſo plötzlich hinter mir ſtand, faßte mich aber ſogleich wieder und ſprach: „Wenn Ihr mich habt hierher beſtellt, ſo ſagt an, was ſteht zu Eurem Befehl?“ Der Rothmantel wandte ſich um und ſagte langſam: „Folge!“ Da ward mir's doch etwas unheimlich zu Muth, mit dieſem Unbekannten allein zu gehen; ich blieb ſtehen und ſprach: „Nicht alſo, lieber Herr, wollet mir vorerſt ſagen, wohin; auch könnet Ihr mir Euer Geſicht ein wenig zeigen, daß ich ſehe, ob Ihr Gutes mit mir vorhabt.“ Der Rothe aber ſchien ſich nicht darum zu kümmern; „wenn du nicht willſt, Zaleukos, ſo bleibe!“ antwortete er und ging weiter. Da entbrannte mein Zorn; „meinet Ihr,“

rief ich aus, „ein Mann wie ich laſſe ſich von jedem Narren foppen, und ich werde in dieſer Nacht umſonſt gewartet haben?“ In drei Sprüngen hatte ich ihn erreicht, packte ihn an ſeinem Mantel und ſchrie noch lauter, indem ich die andere Hand an den Säbel legte; aber der Mantel blieb mir in der Hand und der Unbekannte war um die nächſte Ecke verſchwunden. Mein Zorn legte ſich nach und nach, ich hatte doch den Mantel, und dieſer ſollte mir ſchon den Schlüſſel zu dieſem wunderlichen Abenteuer geben. Ich hing ihn um und ging weiter nach Hauſe. Als ich kaum noch hundert Schritte davon entfernt war, ſtreifte jemand dicht an mir vorüber und flüſterte in fränkiſcher Sprache: „nehmt Euch in Acht, Graf, heute Nacht iſt nichts zu machen.“ Ehe ich mich aber umſehen konnte, war dieſer jemand ſchon vorbei, und ich ſah nur noch einen Schatten an den Häuſern hinſchweben. Daß dieſer Zuruf den Mantel und nicht mich anging, ſah ich ein, doch gab er mir kein Licht über die Sache. Am andern Morgen überlegte ich, was zu thun ſey. Ich war von Anfang geſonnen, den Mantel ausrufen zu laſſen, als hätte ich ihn gefunden, doch da konnte der Unbekannte ihn durch einen Dritten holen laſſen, und ich hätte dann keinen Aufſchluß über die Sache gehabt. Ich beſah, indem ich ſo nachdachte, den Mantel näher. Er war von ſchwerem genueſiſchen Sammt, purpurroth, mit aſtrachaniſchem Pelz verbrämt und reich mit Gold geſtickt. Der prachtvolle Anblick des Mantels brachte mich auf einen Gedanken, den ich auszuführen beſchloß. — Ich trug ihn in mein Gewölbe und legte ihn zum Verkauf aus, ſetzte aber auf ihn einen ſo hohen Preis, daß ich gewiß war, keinen Käufer zu finden. Mein Zweck dabei war, jeden, der nach dem Pelz fragen würde, ſcharf ins Auge zu faſſen; denn die Geſtalt des Unbekannten, die ſich mir nach Verluſt des Mantels, wenn auch nur flüchtig, doch beſtimmt gezeigt, wollte ich aus Tauſenden erkennen. Es fanden ſich viele Kaufluſtige zu dem Mantel, deſſen außerordentliche Schönheit alle Augen auf ſich zog, aber keiner glich entfernt dem Unbekannten, keiner wollte den hohen Preis von zweihundert Zechinen dafür bezahlen. Auffallend war mir dabei, daß, wenn ich einen oder den andern fragte, ob denn ſonſt kein ſolcher Mantel in Florenz ſey, alle mit Nein antworteten und verſicherten, eine ſo koſtbare und geſchmackvolle Arbeit nie geſehen zu haben.

Es wollte ſchon Abend werden, da kam endlich ein junger Mann, der ſchon oft bei mir geweſen war und auch heute viel auf den Mantel geboten hatte, warf einen Beutel mit Zechinen auf den Tiſch und rief: „Bei Gott! Zaleukos, ich muß deinen Mantel haben, und ſollte ich zum Bettler darüber werden.“ Zugleich begann er, ſeine Goldſtücke aufzuzählen. Ich kam in große Noth; ich hatte den Mantel nur ausgehängt, um vielleicht die Blicke meines Unbekannten darauf zu ziehen, und jetzt kam ein junger Thor, um den ungeheuren Preis zu zahlen. Doch was blieb mir übrig? ich gab nach, denn es that mir auf der andern Seite der Gedanke wohl, für mein nächtliches Abenteuer ſo ſchön entſchädigt zu werden. Der Jüngling hing ſich den Mantel um und ging; er kehrte aber auf der Schwelle wieder um, indem er ein Papier, das am Mantel befeſtigt war, losmachte, mir zuwarf und ſagte: „Hier, Zaleukos, hängt etwas, das wohl nicht zu dem Mantel gehört.“ Gleichgültig nahm ich den Zettel, aber ſiehe da, dort ſtand geſchrieben: „Bringe heute Nacht, um die bewußte Stunde, den Mantel auf den ponte vecchio, vierhundert Zechinen warten deiner.“ Ich ſtand wie niedergedonnert. So hatte ich alſo mein Glück ſelbſt verſcherzt und meinen Zweck gänzlich verfehlt; doch ich beſann mich nicht lange, raffte die zweihundert Zechinen zuſammen, ſprang dem, der den Mantel gekauft hatte, nach und ſprach: „Nehmt Eure Zechinen wieder, guter Freund, und laßt mir den Mantel, ich kann ihn unmöglich hergeben.“ Dieſer hielt die Sache von Anfang für Spaß, als er aber merkte, daß es Ernſt war, gerieth er in Zorn über meine Forderung, ſchalt mich einen Narren, und ſo kam es endlich zu Schlägen. Doch ich war ſo glücklich, im Handgemeng ihm den Mantel zu entreißen, und wollte ſchon mit davon eilen, als der junge Mann die Polizei zu Hülfe rief und mich mit ſich vor Gericht zog. Der Richter war ſehr erſtaunt über die Anklage und ſprach meinem Gegner den Mantel zu. Ich aber bot dem Jüngling zwanzig, fünfzig, achtzig, ja hundert Zechinen über ſeine zweihundert, wenn er mir den Mantel ließe. Was meine Bitten nicht vermochten, bewirkte mein Gold. Er nahm meine guten Zechinen, ich aber zog mit dem Mantel triumphirend ab und mußte mir gefallen laſſen, daß man mich in ganz Florenz für einen Wahnſinnigen hielt. Doch die Meinung der Leute war mir gleichgültig, ich wußte es ja beſſer als ſie, daß ich an dem Handel noch gewann.

Mit Ungeduld erwartete ich die Nacht. Um dieſelbe Zeit, wie geſtern, ging ich, den Mantel unter dem Arm, auf den ponte vecchio. Mit dem letzten Glockenſchlag kam die Geſtalt aus der Nacht heraus auf mich zu. Es war unverkennbar der Mann von geſtern. „Haſt du den Mantel?“ wurde ich gefragt. „Ja, Herr,“ antwortete ich, „aber er koſtete mich baare hundert Zechinen.“ „Ich weiß es,“ entgegnete jener. Schau auf, hier ſind vierhundert.“ Er trat mit mir an das breite Geländer der Brücke und zählte die Goldſtücke hin. Vierhundert waren es; prächtig blitzten ſie im Mondſchein, ihr Glanz erfreute mein Herz, ach! es ahnete nicht, daß es ſeine letzte Freude ſeyn werde. Ich ſteckte mein Geld in die Taſche, und wollte mir nun auch den gütigen Unbekannten recht betrachten; aber er hatte eine Larve vor dem Geſicht, aus der mich dunkle Augen furchtbar anblitzten. „Ich danke Euch, Herr, für Eure Güte,“ ſprach ich zu ihm, „was verlangt Ihr jetzt von mir? Das ſage ich Euch aber vorher, das es nichts Unrechtes ſeyn darf.“ „Unnöthige Sorge,“ antwortete er, indem er den Mantel um die Schultern legte; „ich bedarf Eurer Hülfe als Arzt, doch nicht für einen Lebenden, ſondern für einen Todten.“

„Wie kann das ſeyn?“ rief ich voll Verwunderung.

„Ich kam mit meiner Schweſter aus fernen Landen,“ erzählte er, und winkte mir zugleich, ihm zu folgen; „ich wohnte hier mit ihr bei einem Freund meines Hauſes. Meine Schweſter ſtarb geſtern ſchnell an einer Krankheit und die Verwandten wollen ſie morgen begraben. Nach einer alten Sitte unſerer Familie aber ſollen alle in der Gruft der Väter ruhen; viele, die in fremdem Lande ſtarben, ruhen dennoch dort einbalſamirt. Meinen Verwandten gönne ich nun ihren Körper, meinem Vater aber muß ich wenigſtens den Kopf ſeiner Tochter bringen, damit er ſie noch einmal ſehe.“ Dieſe Sitte, die Köpfe geliebter Anverwandten abzuſchneiden, kam mir zwar etwas ſchrecklich vor, doch wagte ich nichts dagegen einzuwenden, aus Furcht, den Unbekannten zu beleidigen. Ich ſagte ihm daher, daß ich mit dem Einbalſamiren der Todten wohl umgehen könne, und bat ihn, mich zu der Verſtorbenen zu führen. Doch konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen: warum denn dies alles ſo geheimnißvoll und in der Nacht geſchehen müſſe? Er antwortete mir, daß ſeine Verwandten, die ſeine Abſicht für grauſam halten, bei Tage ihn abhalten würden; ſey aber nur erſt einmal der Kopf abgenommen, ſo könnten ſie wenig mehr darüber ſagen; er hätte mir zwar den Kopf bringen können, aber ein natürliches Gefühl halte ihn ab, ihn ſelbſt abzunehmen.

Wir waren indeß bis an ein großes prachtvolles Haus gekommen. Mein Begleiter zeigte es mir als das Ziel unſeres nächtlichen Spaziergangs. Wir gingen an dem Hauptthor des Hauſes vorbei, traten in eine kleine Pforte, die der Unbekannte ſorgfältig hinter ſich zumachte, und ſtiegen nun im Finſtern eine enge Wendeltreppe hinan. Sie führte in einen ſpärlich erleuchteten Gang, aus welchem wir in ein Zimmer gelangten, das eine Lampe, die an der Decke befeſtigt war, erleuchtete.

In dieſem Gemach ſtand ein Bett, in welchem der Leichnam lag. Der Unbekannte wandte ſein Geſicht ab und ſchien Thränen verbergen zu wollen. Er deutete nach dem Bett, befahl mir, mein Geſchäft gut und ſchnell zu verrichten, und ging wieder zur Thüre hinaus.

Ich packte meine Meſſer, die ich als Arzt immer bei mir führte, aus und näherte mich dem Bett. Nur der Kopf war von der Leiche ſichtbar, aber dieſer war ſo ſchön, daß mich unwillkürlich das innigſte Mitleiden ergriff. In langen Flechten hing das dunkle Haar herab, das Geſicht war bleich, die Augen geſchloſſen. Ich machte zuerſt einen Einſchnitt in die Haut, nach der Weiſe der Aerzte, wenn ſie ein Glied abſchneiden; ſodann nahm ich mein ſchärfſtes Meſſer und ſchnitt mit einem Zug die Kehle durch. Aber welcher Schrecken! die Todte ſchlug die Augen auf, ſchloß ſie aber gleich wieder, und in einem tiefen Seufzer ſchien ſie jetzt erſt ihr Leben auszuhauchen. Zugleich ſchoß mir ein Strahl heißen Blutes aus der Wunde entgegen. Ich überzeugte mich, daß ich erſt die Arme getödtet hatte; denn daß ſie todt ſey, war kein Zweifel, da es von dieſer Wunde keine Rettung gab. Ich ſtand einige Minuten in banger Beklommenheit über das, was geſchehen war. Hatte der Rothmantel mich betrogen? oder war die Schweſter vielleicht nur ſcheintodt geweſen? das letztere ſchien mir wahrſcheinlicher. Aber ich durfte dem Bruder der Verſtorbenen nicht ſagen, daß vielleicht ein weniger raſcher Schnitt ſie erweckt hätte, ohne ſie zu tödten, darum wollte ich den Kopf vollends ablöſen; aber noch einmal ſtöhnte die Sterbende, ſtreckte ſich in ſchmerzhafter Bewegung aus und ſtarb; da übermannte mich der Schrecken und ich ſtürzte ſchaudernd aus dem Gemach. Aber draußen im

Gang war es finſter; denn die Lampe war verlöſcht, keine Spur von meinem Begleiter war zu entdecken, und ich mußte aufs Ungefähr mich im Finſtern an der Wand fortbewegen, um an die Wendeltreppe zu gelangen. Ich fand ſie endlich, und kam halb fallend, halb gleitend hinab. Auch unten war kein Menſch. Die Thüre fand ich nur angelehnt, und ich athmete freier, als ich auf der Straße war; denn in dem Hauſe war mir ganz unheimlich geworden. Von Schrecken geſpornt, rannte ich in meine Wohnung und begrub mich in die Polſter meines Lagers, um das Schreckliche zu vergeſſen, das ich gethan hatte. Aber der Schlaf floh mich und erſt der Morgen ermahnte mich wieder, mich zu faſſen. Es war mir wahrſcheinlich, daß der Mann, der mich zu dieſer verruchten That, wie ſie mir jetzt ſchien, verführt hatte, mich nicht angeben würde. Ich entſchloß mich, gleich in mein Gewölbe an mein Geſchäft zu gehen und wo möglich eine ſorgloſe Miene anzunehmen. Aber ach! ein neuer Umſtand, den ich jetzt erſt bemerkte, vermehrte noch meinen Kummer. Meine Mütze und mein Gürtel, wie auch meine Meſſer fehlten mir, und ich war ungewiß, ob ich ſie in dem Zimmer der Getödteten gelaſſen oder erſt auf meiner Flucht verloren hatte. Leider ſchien das Erſte wahrſcheinlicher und man konnte mich alſo als Mörder entdecken.

Ich öffnete zur gewöhnlichen Zeit mein Gewölbe. Mein Nachbar trat zu mir her, wie er alle Morgen zu thun pflegte, denn er war ein geſprächiger Mann: „Ei, was ſagt Ihr zu der ſchrecklichen Geſchichte,“ hub er an, die heute Nacht vorgefallen iſt?“ Ich that, als ob ich nichts wüßte. „Wie, ſolltet Ihr nicht wiſſen, von was die ganze Stadt erfüllt iſt? Nicht wiſſen, daß die ſchönſte Blume von Florenz, Bianca, die Tochter des Gouverneurs, in dieſer Nacht ermordet wurde. Ach! ich ſah ſie geſtern noch ſo heiter durch die Straßen fahren mit ihrem Bräutigam, denn heute hätten ſie Hochzeit gehabt.“ Jedes Wort des Nachbars war mir ein Stich ins Herz, und wie oft kehrte meine Marter wieder, denn jeder meiner Kunden erzählte mir die Geſchichte, immer einer ſchrecklicher als der andere, und doch konnte keiner ſo Schreckliches ſagen, als ich ſelbſt geſehen hatte. Um Mittag ungefähr trat ein Mann vom Gericht in mein Gewölbe und bat mich, die Leute zu entfernen. „Signore Zaleukos,“ ſprach er, indem er die Sachen, die ich vermißt, hervorzog, „gehören dieſe Sachen Euch zu?“ Ich beſann mich, ob ich ſie nicht gänzlich ableugnen ſollte, aber als ich durch die halbgeöffnete Thüre meinen Wirth und mehrere Bekannte, die wohl gegen mich zeugen konnten, erblickte, beſchloß ich, die Sache nicht noch durch eine Lüge zu verſchlimmern, und bekannte mich zu den vorgezeigten Dingen. Der Gerichtsmann bat mich, ihm zu folgen, und führte mich in ein großes Gebäude, das ich bald für das Gefängniß erkannte. Dort wies er mir, bis auf weiteres, ein Gemach an.

Meine Lage war ſchrecklich, als ich ſo in der Einſamkeit darüber nachdachte. Der Gedanke, gemordet zu haben, wenn auch ohne Willen, kehrte immer wieder; auch konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Glanz des Goldes meine Sinne befangen gehalten hatte, ſonſt hätte ich nicht ſo blindlings in die Falle gehen können. Zwei

Stunden nach meiner Verhaftung wurde ich aus meinem Gemach geführt. Mehrere Treppen ging es hinab, dann kam man in einen großen Saal. Um einen langen ſchwarzbehängten Tiſch ſaßen dort zwölf Männer, meiſtens Greiſe. An den Seiten des Saales zogen ſich Bänke herab, angefüllt mit den Vornehmſten von Florenz; auf den Gallerien, die in der Höhe angebracht waren, ſtanden, dicht gedrängt, die Zuſchauer. Als ich vor den ſchwarzen Tiſch getreten war, erhob ſich ein Mann mit finſterer trauriger Miene, es war der Gouverneur. Er ſprach zu den Verſammelten, daß er als Vater in dieſer Sache nicht richten könne, und daß er ſeine Stelle für dies Mal an den Aelteſten der Senatoren abtrete. Der Aelteſte der Senatoren war ein Greis von wenigſtens neunzig Jahren; er ſtand gebückt und ſeine Schläfe waren mit dünnem weißen Haar umhängt, aber feurig brannten noch ſeine Augen und ſeine Stimme war ſtark und ſicher. Er hub an, mich zu fragen, ob ich den Mord geſtehe? Ich bat ihn um Gehör und erzählte unerſchrocken und mit vernehmlicher Stimme, was ich gethan hatte und was ich wußte. Ich bemerkte, daß der Gouverneur während meiner Erzählung bald blaß, bald roth wurde, und als ich geſchloſſen, fuhr er wüthend auf: „Wie, Elender!“ rief er mir zu, „ſo willſt du ein Verbrechen, das du aus Habgier begangen, noch einem andern aufbürden?“ Der Senator verwies ihm ſeine Unterbrechung, da er ſich freiwillig ſeines Rechtes begeben habe, auch ſey es gar nicht ſo erwieſen, daß ich aus Habgier gefrevelt, denn nach ſeiner eigenen Ausſage ſey ja der Getödteten nichts geſtohlen werden. Ja, er ging noch weiter; er erklärte dem Gouverneur, daß er über das frühere Leben ſeiner Tochter Rechenſchaft geben müſſe. Denn nur ſo könne man ſchließen, ob ich die Wahrheit geſagt habe oder nicht. Zugleich hob er für heute das Gericht auf, um ſich, wie er ſagte, aus den Papieren der Verſtorbenen, die ihm der Gouverneur übergeben werde, Rath zu holen. Ich wurde wieder in mein Gefängniß zurückgeführt, wo ich einen traurigen Tag verlebte, immer mit dem heißen Wunſch beſchäftigt, daß man doch irgend eine Verbindung zwiſchen der Todten und dem Rothmantel entdecken möchte. Voll Hoffnung trat ich den andern Tag in den Gerichtsſaal. Es lagen mehrere Briefe auf dem Tiſch; der alte Senator fragte mich, ob ſie meine Handſchrift ſeyen. Ich ſah ſie an und fand, daß ſie von derſelben Hand ſeyn müßten, wie jene beiden Zettel, die ich erhalten. Ich äußerte dies den Senatoren, aber man ſchien nicht darauf zu achten, und antwortete, daß ich beides geſchrieben haben könne und müſſe, denn der Namenszug unter den Briefen ſey unverkennbar ein Z, der Anfangsbuchſtabe meines Namens. Die Briefe aber enthielten Drohungen an die Verſtorbene und Warnungen vor der Hochzeit, die ſie zu vollziehen im Begriff war.

Der Gouverneur ſchien ſonderbare Aufſchlüſſe in Hinſicht auf meine Perſon gegeben zu haben; denn man behandelte mich an dieſem Tage mißtrauiſcher und ſtrenger. Ich berief mich, zu meiner Rechtfertigung, auf meine Papiere, die ſich in meinem Zimmer finden müſſen, aber man ſagte mir, man habe nachgeſucht und nichts gefunden. So ſchwand mir, am Schluſſe dieſes Gerichtstages alle Hoffnung, und als ich am dritten Tag wieder in den Saal geführt wurde, las man mir das Urtheil vor, daß ich eines vorſätzlichen Mordes überwieſen, zum Tode verurtheilt ſey. Dahin alſo war es mit mir gekommen, verlaſſen von allem, was mir auf Erden theuer war, fern von meiner Heimath ſollte ich unſchuldig in der Blüthe meiner Jahre vom Beile ſterben!

Ich ſaß am Abend dieſes ſchrecklichen Tages, der über mein Schickſal entſchieden hatte, in meinem einſamen Kerker; meine Hoffnungen waren dahin, meine Gedanken ernſthaft auf den Tod gerichtet, da that ſich die Thüre meines Gefängniſſes auf, und ein Mann trat herein, der mich lange ſchweigend betrachtete. „So finde ich dich wieder, Zaleukos?“ ſagte er; ich hatte ihn bei dem matten Schein meiner Lampe nicht erkannt, aber der Klang ſeiner Stimme erweckte alle Erinnerungen in mir; es war Valetty, einer jener wenigen Freunde, die ich in der Stadt Paris während meiner Studien kannte. Er ſagte, daß er zufällig nach Florenz gekommen ſey, wo ſein Vater als angeſehener Mann wohne, er habe von meiner Geſchichte gehört, und ſey gekommen, um mich noch einmal zu ſehen und von mir ſelbſt zu erfahren, wie ich mich ſo ſchwer habe verſchulden können. Ich erzählte ihm die ganze Geſchichte. Er ſchien darüber ſehr verwundert und beſchwor mich, ihm, meinem einzigen Freunde, alles zu ſagen, um nicht mit einer Lüge von hinnen zu gehen. Ich ſchwor ihm mit dem theuerſten Eid, daß ich wahr geſprochen und daß keine andere Schuld mich drücke, als daß ich, von dem Glanze des

Goldes geblendet, das Unwahrſcheinliche der Erzählung des Unbekannten nicht erkannt habe. „So haſt du Bianca nicht gekannt?“ fragte jener. Ich betheuerte ihm, ſie nie geſehen zu haben. Valetty erzählte mir nun, daß ein tiefes Geheimniß auf der That liege, daß der Gouverneur meine Verurtheilung ſehr haſtig betrieben habe; und es ſey nur ein Gerücht unter die Leute gekommen, daß ich Bianca ſchon längſt gekannt und, aus Rache über ihre Heirath mit einem andern, ſie ermordet habe. Ich bemerkte ihm, daß dies alles ganz auf den Rothmantel paſſe, daß ich aber ſeine Theilnahme an der That mit nichts beweiſen könne. Valetty umarmte mich weinend und verſprach mir, alles zu thun, um wenigſtens mein Leben zu retten. Ich hatte wenig Hoffnung, doch wußte ich, daß Valetty ein weiſer und der Geſetze kundiger Mann ſey, und daß er alles thun werde, mich zu retten. Zwei lange Tage war ich in Ungewißheit, endlich erſchien Valetty. „Ich bringe Troſt, wenn auch einen ſchmerzlichen. Du wirſt leben und frei ſeyn, aber mit Verluſt einer Hand.“ Gerührt dankte ich meinem Freunde für mein Leben. Er ſagte mir, daß der Gouverneur unerbittlich geweſen ſey, die Sache noch einmal unterſuchen zu laſſen, daß er aber endlich, um nicht ungerecht zu erſcheinen, eingewilligt habe, wenn man in den Büchern der florentiniſchen Geſchichte einen ähnlichen Fall finde, ſo ſolle meine Strafe ſich nach der Strafe, die dort ausgeſprochen ſey, richten. Er und ſein Vater haben nun Tag und Nacht in den alten Büchern geleſen, und endlich einen ganz dem meinigen ähnlichen Fall gefunden. Dort laute die

Strafe: es ſoll ihm die linke Hand abgehauen, ſeine Güter eingezogen, er ſelbſt auf ewig verbannt werden. So laute jetzt auch meine Strafe, und ich ſolle mich jetzt bereiten zu der ſchmerzhaften Stunde, die meiner warte. Ich will Euch nicht dieſe ſchreckliche Stunde vor das Auge führen, wo ich auf offenem Markt meine Hand auf den Block legte, wo mein eigenes Blut in weiten Bogen mich überſtrömte!“

Valetty nahm mich in ſein Haus auf, bis ich geneſen war, dann verſah er mich edelmüthig mit Reiſegeld; denn alles, was ich mir ſo mühſam erworben, war eine Beute des Gerichts geworden. Ich reiſte von Florenz nach Sicilien und von da mit dem erſten Schiff, das ich fand, nach Konſtantinopel. Meine Hoffnung war auf die Summe gerichtet, die ich meinem Freund übergeben hatte, auch bat ich ihn, bei ihm wohnen zu dürfen; aber wie erſtaunte ich, als dieſer mich fragte, warum ich denn nicht mein Haus beziehe. Er ſagte mir, daß ein fremder Mann unter meinem Namen ein Haus in dem Quartier der Griechen gekauft habe, derſelbe habe auch den Nachbarn geſagt, daß ich bald ſelbſt kommen werde. Ich ging ſogleich mit meinen Freunden dahin und wurde von allen meinen Bekannten freudig empfangen. Ein alter Kaufmann gab mir einen Brief, den der Mann, der für mich gekauft hatte, hier gelaſſen habe.

Ich las: „Zaleukos! zwei Hände ſtehen bereit, raſtlos zu ſchaffen, daß du nicht fühleſt den Verluſt der einen. Das Haus, das du ſieheſt, und alles, was darin iſt, iſt dein, und alle Jahre wird man dir ſo viel reichen, daß du zu den Reichen deines Volkes gehören wirſt. Mögeſt du dem vergeben, der unglücklicher iſt als du!“ Ich konnte ahnen, wer es geſchrieben, und der Kaufmann ſagte mir auf meine Frage, es ſey ein Mann geweſen, den er für einen Franken gehalten, er habe einen rothen Mantel angehabt. Ich wußte genug, um mir zu geſtehen, daß der Unbekannte doch nicht ganz von aller edeln Geſinnung entblößt ſeyn müſſe. In meinem neuen Hauſe fand ich alles aufs beſte eingerichtet, auch ein Gewölbe mit Waaren, ſchöner als ich ſie je gehabt. Zehn Jahre ſind ſeitdem verſtrichen; mehr aus alter Gewohnheit, als weil ich es nöthig habe, ſetze ich meine Handelsreiſen fort, doch habe ich jenes Land, wo ich ſo unglücklich wurde, nie mehr geſehen. Jedes Jahr erhielt ich ſeitdem tauſend Goldſtücke; aber wenn es mir auch Freude macht, jenen Unglücklichen edel zu wiſſen, ſo kann er mir doch den Kummer meiner Seele nicht abkaufen, denn ewig lebt in mir das grauenvolle Bild der ermordeten Bianca.

Zaleukos, der griechiſche Kaufmann, hatte ſeine Geſchichte geendigt. Mit großer Theilnahme hatten ihm die übrigen zugehört, beſonders der Fremde ſchien ſehr davon ergriffen zu ſeyn; er hatte einigemal tief geſeufzt, und Muley ſchien es ſogar, als habe er einmal Thränen in den Augen gehabt. Sie beſprachen ſich noch lange Zeit über dieſe Geſchichte.

„Und haßt Ihr den Unbekannten nicht, der Euch ſo ſchnöd um ein ſo edles Glied Eures Körpers, der ſelbſt Euer Leben in Gefahr brachte?“ fragte der Fremde.

„Wohl gab es in früherer Zeit Stunden,“ antwortete der Grieche, „in denen mein Herz ihn vor Gott angeklagt, daß er dieſen Kummer über mich gebracht und mein Leben vergiftet habe; aber ich fand Troſt in dem Glauben meiner Väter, und dieſer befiehlt mir, meine Feinde zu lieben; auch iſt er wohl noch unglücklicher als ich.“

„Ihr ſeyd ein edler Mann!“ rief der Fremde und drückte gerührt dem Griechen die Hand.

Der Anführer der Wache unterbrach ſie aber in ihrem Geſpräch. Er trat mit beſorgter Miene in das Zelt und berichtete, daß man ſich nicht der Ruhe überlaſſen dürfe, denn hier ſey die Stelle, wo gewöhnlich die Karavanen angegriffen werden, auch glauben ſeine Wachen, in der Entfernung mehrere Reiter zu ſehen.

Die Kaufleute waren ſehr beſtürzt über dieſe Nachricht; Selim, der Fremde, aber wunderte ſich über ihre Beſtürzung und meinte, daß ſie ſo gut geſchützt wären, daß ſie einen Trupp räuberiſcher Araber nicht zu fürchten brauchen.

„Ja, Herr!“ entgegnete ihm der Anführer der Wache, „wenn es nur ſolches Geſindel wäre, könnte man ſich ohne Sorge zur Ruhe legen, aber ſeit einiger Zeit zeigt ſich der furchtbare Orbaſan wieder, und da gilt es, auf ſeiner Hut zu ſeyn.“

Der Fremde fragte, wer denn dieſer Orbaſan ſey, und Achmet, der alte Kaufmann, antwortete ihm: „Es gehen allerlei Sagen unter dem Volk über dieſen wunderbaren Mann. Die Einen halten ihn für ein übermenſchliches Weſen, weil er oft mit fünf bis ſechs

Männern zumal einen Kampf beſteht, Andere halten ihn für einen tapferen Franken, den das Unglück in dieſe Gegend verſchlagen habe; von allem aber iſt nur ſo viel gewiß, daß er ein verruchter Räuber und Dieb iſt.“

„Das könnt Ihr aber doch nicht behaupten,“ entgegnete ihm Lezah, einer der Kaufleute. „Wenn er auch ein Räuber iſt, ſo iſt er doch ein edler Mann, und als ſolcher hat er ſich an meinem Bruder bewieſen, wie ich Euch erzählen könnte. Er hat ſeinen ganzen Stamm zu geordneten Menſchen gemacht, und ſo lange er die Wüſte durchſtreift, darf kein anderer Stamm es wagen, ſich ſehen zu laſſen. Auch raubt er nicht wie andere, ſondern er erhebt nur ein Schutzgeld von den Karavanen, und wer ihm dies willig bezahlt, der ziehet ungefährdet weiter, denn Orbaſan iſt der Herr der Wüſte.“

Alſo ſprachen unter ſich die Reiſenden im Zelte; die Wachen aber, die um den Lagerplatz ausgeſtellt waren begannen unruhig zu werden. Ein ziemlich bedeutender Haufe bewaffneter Reiter zeigte ſich in der Entfernung einer halben Stunde; ſie ſchienen gerade auf das Lager zuzureiten. Einer der Männer von der Wache ging daher in das Zelt, um zu verkünden, daß ſie wahrſcheinlich angegriffen würden. Die Kaufleute beriethen ſich unter einander, was zu thun ſey, ob man ihnen entgegen gehen oder den Angriff abwarten ſolle. Achmet und die zwei ältern Kaufleute wollten das letztere, der feurige Muley aber und Zaleukos verlangten das erſtere und riefen den Fremden zu ihrem Beiſtand auf. Dieſer aber zog ruhig ein kleines blaues Tuch mit rothen Sternen aus ſeinem Gürtel hervor, band es an eine Lanze und befahl einem der Sklaven, es auf das Zelt zu ſtecken; er ſetze ſein Leben zum Pfand, ſagte er, die Reiter werden, wenn ſie dieſes Zeichen ſehen, ruhig vorüber ziehen. Muley glaubte nicht an den Erfolg, der Sklave aber ſteckte die Lanze auf das Zelt. Inzwiſchen hatten alle, die im Lager waren, zu den Waffen gegriffen und ſahen in geſpannter Erwartung den Reitern entgegen. Doch dieſe ſchienen das Zeichen auf dem Zelte erblickt zu haben, ſie beugten plötzlich von ihrer Richtung auf das Lager ab und zogen in einem großen Bogen auf der Seite hin.

Verwundert ſtanden einige Augenblicke die Reiſenden und ſahen bald auf die Reiter, bald auf den Fremden. Dieſer ſtand ganz gleichgültig, wie wenn nichts vorgefallen wäre, vor dem Zelte und blickte über die Ebene hin. Endlich brach Muley das Stillſchweigen: „Wer biſt du, mächtiger Fremdling,“ rief er aus, „der du die wilden Horden der Wüſte durch einen Wink bezähmeſt?“ „Ihr ſchlagt meine Kunſt höher an als ſie iſt,“ antwortete Selim Baruch. „Ich habe mich mit dieſem Zeichen verſehen, als ich der Gefangenſchaft entfloh; was es zu bedeuten hat, weiß ich ſelbſt nicht, nur ſo viel weiß ich, daß, wer mit dieſem Zeichen reiſet, unter mächtigem Schutze ſteht.“

Die Kaufleute dankten dem Fremden und nannten ihn ihren Erretter. Wirklich war auch die Anzahl der Reiter ſo groß geweſen, daß wohl die Karavane nicht lange hätte Widerſtand leiſten können.

Mit leichterem Herzen begab man ſich jetzt zur Ruhe, und als die Sonne zu ſinken begann und der

Abendwind über die Sandebene hinſtrich, brachen ſie auf und zogen weiter.

Am nächſten Tage lagerten ſie ungefähr nur noch eine Tagreiſe von dem Ausgang der Wüſte entfernt. Als ſich die Reiſenden wieder in dem großen Zelt verſammelt hatten, nahm Lezah, der Kaufmann, das Wort:

„Ich habe euch geſtern geſagt, daß der gefürchtete Orbaſan ein edler Mann ſey; erlaubt mir, daß ich es Euch heute durch die Erzählung der Schickſale meines Bruders beweiſe. — Mein Vater war Kadi in Acara. Er hatte drei Kinder. Ich war der älteſte, ein Bruder und eine Schweſter waren bei weitem jünger als ich. Als ich zwanzig Jahre alt war, rief mich ein Bruder meines Vaters zu ſich. Er ſetzte mich zum Erben ſeiner Güter ein, mit der Bedingung, daß ich bis zu ſeinem Tode bei ihm bleibe. Aber er erreichte ein hohes Alter, ſo daß ich erſt vor zwei Jahren in meine Heimath zurückkehrte und nichts davon wußte, welch ſchreckliches Schickſal indeß mein Haus betroffen und wie gütig Allah es gewendet hatte.“

Die Errettung Fatme's

Mein Bruder Muſtapha und meine Schweſter Fatme waren beinahe in gleichem Alter; jener hatte höchſtens zwei Jahre voraus. Sie liebten einander innig und trugen vereint alles bei, was unſerem kränklichen Vater die Laſt ſeines Alters erleichtern konnte. An Fatme's ſechzehntem Geburtstage veranſtaltete der Bruder ein Feſt. Er ließ alle ihre Geſpielinnen einladen, ſetzte ihnen in dem Garten des Vaters ausgeſuchte

Speiſen vor, und als es Abend wurde, lud er ſie ein, auf einer Barke, die er gemiethet und feſtlich geſchmückt hatte, ein wenig hinaus in die See zu fahren. Fatme und ihre Geſpielinnen willigten mit Freuden ein, denn der Abend war ſchön, und die Stadt gewährte beſonders Abends, von dem Meere aus betrachtet, einen herrlichen Anblick. Den Mädchen aber gefiel es ſo gut auf der Barke, daß ſie meinen Bruder bewogen, immer weiter in die See hinaus zu fahren; Muſtapha gab aber ungern nach, weil ſich vor einigen Tagen ein Korſar hatte ſehen laſſen. Nicht weit von der Stadt zieht ſich ein Vorgebirge in das Meer; dorthin wollten noch die Mädchen, um von da die Sonne in das Meer ſinken zu ſehen. Als ſie um das Vorgebirg herum ruderten, ſahen ſie in geringer Entfernung eine Barke, die mit Bewaffneten beſetzt war. Nichts Gutes ahnend, befahl mein Bruder den Ruderern, ſein Schiff zu drehen und dem Lande zuzurudern. Wirklich ſchien ſich auch ſeine Beſorgniß zu beſtätigen, denn jene Barke kam der meines Bruders ſchnell nach, überholte ſie, da ſie mehr Ruder hatte, und hielt ſich immer zwiſchen dem Land und unſerer Barke. Die Mädchen aber, als ſie die Gefahr erkannten, in der ſie ſchwebten, ſprangen auf und ſchrien und klagten; umſonſt ſuchte ſie Muſtapha zu beruhigen, umſonſt ſtellte er ihnen vor, ruhig zu bleiben, weil ſie durch ihr Hin- und Herrennen die Barke in Gefahr brächten, umzuſchlagen; es half nichts, und da ſie ſich endlich bei Annäherung des andern Bootes alle auf die hintere Seite der Barke ſtürzten, ſchlug dieſe um. Indeſſen aber hatte man vom Land aus die Bewegungen des fremden Bootes beobachtet, und da man ſchon ſeit einiger Zeit Beſorgniſſe wegen Korſaren hegte, hatte dieſes Boot Verdacht erregt, und mehrere Barken ſtießen vom Lande, um der unſrigen beizuſtehen. Aber ſie kamen nur noch zu rechter Zeit, um die Unterſinkenden aufzunehmen. In der Verwirrung war das feindliche Boot entwiſcht, auf den beiden Barken aber, welche die Geretteten aufgenommen hatten, war man ungewiß, ob alle gerettet ſeyen; man näherte ſich gegenſeitig, und ach! es fand ſich, daß meine Schweſter und eine ihrer Geſpielinnen fehlte, zugleich entdeckte man aber einen Fremden in einer der Barken, den niemand kannte. Auf die Drohungen Muſtapha's geſtand er, daß er zu dem feindlichen Schiff, das zwei Meilen oſtwärts vor Anker liege, gehöre, und daß ihn ſeine Gefährten auf ihrer eiligen Flucht im Stich gelaſſen haben, indem er im Begriff geweſen ſey, die Mädchen auffiſchen zu helfen; auch ſagte er aus, daß er geſehen habe, wie man zwei derſelben in das Schiff gezogen.

Der Schmerz meines alten Vaters war grenzenlos, aber auch Muſtapha war bis zum Tod betrübt; denn nicht nur daß ſeine geliebte Schweſter verloren war, und daß er ſich anklagte, an ihrem Unglück ſchuld zu ſeyn, — jene Freundin Fatme's, die ihr Unglück theilte, war von ihren Eltern ihm zur Gattin zugeſagt geweſen, und nur unſerem Vater hatte er es noch nicht zu geſtehen gewagt, weil ihre Eltern arm und von geringer Abkunſt waren. Mein Vater aber war ein ſtrenger Mann; als ſein Schmerz ſich ein wenig gelegt hatte, ließ er Muſtapha vor ſich kommen und ſprach zu ihm: „Deine Thorheit hat mir den Troſt meines Alters und die Freude meiner Augen geraubt. Geh hin, ich verbanne dich auf ewig von meinem Angeſicht, ich fluche dir und deinen Nachkommen, und nur wenn du mir Fatme wiederbringſt, ſoll dein Haupt rein ſeyn von dem Fluche des Vaters.“

Dies hatte mein armer Bruder nicht erwartet; ſchon vorher hatte er ſich entſchloſſen gehabt, ſeine Schweſter und ihre Freundin aufzuſuchen, und wollte ſich nur noch den Segen des Vaters erbitten, und jetzt ſchickte er ihn mit dem Fluch beladen in die Welt. Aber hatte ihn jener Jammer vorher gebeugt, ſo ſtählte jetzt die Fülle des Unglücks, das er nicht verdient hatte, ſeinen Muth.

Er ging zu dem gefangenen Seeräuber und befragte ihn, wohin die Fahrt ſeines Schiffes ginge, und erfuhr, daß ſie Sklavenhandel treiben und gewöhnlich in Balſora großen Markt hielten.

Als er wieder nach Hauſe kam, um ſich zur Reiſe anzuſchicken, ſchien ſich der Zorn des Vaters ein wenig gelegt zu haben, denn er ſandte ihm einen Beutel mit Gold zur Unterſtützung auf der Reiſe. Muſtapha aber nahm weinend von den Eltern Zoraidens, ſo hieß ſeine geraubte Braut, Abſchied, und machte ſich auf den Weg nach Balſora.

Muſtapha machte die Reiſe zu Land, weil von unſerer kleinen Stadt aus nicht gerade ein Schiff nach Balſora ging. Er mußte daher ſehr ſtarke Tagreiſen machen, um nicht zu lange nach den Seeräubern nach Balſora zu kommen; doch da er ein gutes Roß und kein Gepäck hatte, konnte er hoffen, dieſe Stadt am

Ende des ſechsten Tages zu erreichen. Aber am Abend des vierten Tages, als er ganz allein ſeines Weges ritt, fielen ihn plötzlich drei Männer an. Da er merkte, daß ſie gut bewaffnet und ſtark ſeyen, und daß es mehr auf ſein Geld und ſein Roß, als auf ſein Leben abgeſehen war, ſo rief er ihnen zu, daß er ſich ihnen ergeben wolle. Sie ſtiegen von ihren Pferden ab, und banden ihm die Füße unter dem Bauch ſeines Thieres zuſammen, ihn ſelbſt aber nahmen ſie in die Mitte und trabten, indem einer den Zügel ſeines Pferdes ergriff, ſchnell mit ihm davon, ohne jedoch ein Wort zu ſprechen.

Muſtapha gab ſich einer dumpfen Verzweiflung hin, der Fluch ſeines Vaters ſchien ſchon jetzt an dem Unglücklichen in Erfüllung zu gehen, und wie konnte er hoffen, ſeine Schweſter und Zoraiden zu retten, wenn er, aller Mittel beraubt, nur ſein ärmliches Leben zu ihrer Befreiung aufwenden konnte. Muſtapha und ſeine ſtummen Begleiter mochten wohl eine Stunde geritten ſeyn, als ſie in ein kleines Seitenthal einbogen. Das Thälchen war von hohen Bäumen eingefaßt, ein weicher dunkelgrüner Raſen, ein Bach, der ſchnell durch ſeine Mitte hinrollte, luden zur Ruhe ein. Wirklich ſah er auch fünfzehn bis zwanzig Zelte dort aufgeſchlagen; an den Pflöcken der Zelte waren Kameele und ſchöne Pferde angebunden, aus einem der Zelte hervor tönte die luſtige Weiſe einer Cither und zweier ſchöner Männerſtimmen. Meinem Bruder ſchien es, als ob Leute, die ein ſo fröhliches Lagerplätzchen ſich erwählt hatten, nichts Böſes gegen ihn im Sinn haben könnten, und er folgte alſo ohne Bangigkeit dem Ruf ſeiner Führer, die, als ſie ſeine Bande gelöst hatten, ihm winkten, abzuſteigen. Man führte ihn in ein Zelt, das größer als die übrigen und im Innern hübſch, faſt zierlich aufgeputzt war. Prächtige goldgeſtickte Polſter, gewirkte Fußteppiche, übergoldete Rauchpfannen hätten anderswo Reichthum und Wohlleben verrathen, hier ſchienen ſie nur kühner Raub. Auf einem der Polſter ſaß ein alter kleiner Mann; ſein Geſicht war häßlich, ſeine Haut ſchwarzbraun und glänzend und ein widriger Zug von tückiſcher Schlauheit um Augen und Mund machten ſeinen Anblick verhaßt. Obgleich ſich dieſer Mann einiges Anſehen zu geben ſuchte, ſo merkte doch Muſtapha bald, daß nicht für ihn das Zelt ſo reich geſchmückt ſey, und die Unterredung ſeiner Führer ſchien ſeine Bemerkung zu beſtätigen. „Wo iſt der Starke?“ fragten ſie den Kleinen. „Er iſt auf der kleinen Jagd,“ antwortete jener, „aber er hat mir aufgetragen, ſeine Stelle zu verſehen.“ „Das hat er nicht geſcheut gemacht,“ entgegnete einer der Räuber, „denn es muß ſich bald entſcheiden, ob dieſer Hund ſterben oder zahlen ſoll, und das weiß der Starke beſſer als du.“

Der kleine Mann erhob ſich im Gefühl ſeiner Würde, ſtreckte ſich lang aus, um mit der Spitze ſeiner Hand das Ohr ſeines Gegners zu erreichen, denn er ſchien Luſt zu haben, ſich durch einen Schlag zu rächen; als er aber ſah, daß ſeine Bemühung fruchtlos ſey, fing er an zu ſchimpfen (und wahrlich! die andern blieben ihm nichts ſchuldig), daß das Zelt von ihrem Streit erdröhnte. Da that ſich auf einmal die Thüre des Zeltes auf, und herein trat ein hoher ſtattlicher Mann, jung und ſchön wie ein Perſerprinz; ſeine Kleidung und ſeine Waffen waren, außer einem reichbeſetzten Dolch und einem glänzenden Säbel, gering und einfach, aber ſein ernſtes Auge, ſein ganzer Anſtand gebot Achtung, ohne Furcht einzuflößen.

„Wer iſts, der es wagt, in meinem Zelte Streit zu beginnen?“ rief er den Erſchrockenen zu. Eine Zeit lang herrſchte tiefe Stille, endlich erzählte einer von denen, die Muſtapha hergebracht hatten, wie es gegangen ſey. Da ſchien ſich das Geſicht „des Starken,“ wie ſie ihn nannten, vor Zorn zu röthen. „Wann hätte ich dich je an meine Stelle geſetzt, Haſſan?“ ſchrie er mit furchtbarer Stimme dem Kleinen zu. Dieſer zog ſich vor Furcht in ſich ſelbſt zuſammen, daß er noch viel kleiner ausſah als zuvor, und ſchlich ſich der Zeltthüre zu. Ein hinlänglicher Tritt des Starken machte, daß er in einem großen ſonderbaren Sprung zur Zeltthüre hinaus flog.

Als der Kleine verſchwunden war, führten die drei Männer Muſtapha vor den Herrn des Zeltes, der ſich indeß auf die Polſter gelegt hatte. „Hier bringen wir den, welchen du uns zu fangen befohlen haſt.“ Jener blickte den Gefangenen lange an und ſprach ſodann: „Baſſa von Sulieika! dein eigenes Gewiſſen wird dir ſagen, warum du vor Orbaſan ſtehſt?“ Als mein Bruder dies hörte, warf er ſich nieder vor jenem und antwortete: „O Herr! du ſcheinſt im Irrthum zu ſeyn, ich bin ein armer Unglücklicher, aber nicht der Baſſa, den du ſuchſt!“ Alle im Zelt waren über dieſe Rede erſtaunt. Der Herr des Zeltes aber ſprach: „Es kann dir wenig helfen, dich zu verſtellen, denn ich will dir Leute vorführen, die dich wohl kennen.“ Er befahl, Zuleima vorzuführen. Man brachte ein altes Weib in das Zelt, das auf die Frage, ob ſie in meinem Bruder nicht den Baſſa von Sulieika erkenne, antwortete: „ja wohl! und ich ſchwöre es beim Grab des Propheten, es iſt der Baſſa und kein anderer.“ „Siehſt du, Erbärmlicher! wie deine Liſt zu Waſſer geworden iſt?“ begann zürnend der Starke; „du biſt mir zu elend, als daß ich meinen guten Dolch mit deinem Blut beſudeln ſollte, aber an den Schweif meines Roſſes will ich dich binden, morgen wenn die Sonne aufgeht, und durch die Wälder mit dir jagen, bis ſie ſcheidet hinter die Hügel von Sulieika!“ Da ſank meinem armen Bruder der Muth; „das iſt der Fluch meines harten Vaters, der mich zum ſchmachvollen Tode treibt!“ rief er weinend, „und auch du biſt verloren, ſüße Schweſter, auch du, Zoraide!“ „Deine Verſtellung hilft dir nichts,“ ſprach einer der Räuber, indem er ihm die Hände auf den Rücken band, „mach' daß du aus dem Zelte kommſt, denn der Starke beißt ſich in die Lippen und blickt nach ſeinem Dolch. Wenn du noch eine Nacht leben willſt, ſo komm.“

Als die Räuber gerade meinen Bruder aus dem Zelt führen wollten, begegneten ſie drei andern, die einen Gefangenen vor ſich hintrieben. Sie traten mit ihm ein. „Hier bringen wir den Baſſa, wie du uns befohlen haſt,“ ſprachen ſie und führten den Gefangenen vor das Polſter des Starken. Als der Gefangene dort hin geführt wurde, hatte mein Bruder Gelegenheit, ihn zu betrachten, und ihm ſelbſt fiel die Aehnlichkeit auf, die dieſer Mann mit ihm hatte, nur war er dunkler im Geſicht und hatte einen ſchwärzeren Bart. Der Starke ſchien ſehr erſtaunt über die Erſcheinung des zweiten Gefangenen; „wer von Euch iſt denn der Rechte?" ſprach er, indem er bald meinen Bruder, bald den anderen Mann anſah. „Wenn du den Baſſa von Sulieika meinſt," antwortete im ſtolzen Ton der Gefangene, „der bin ich!" Der Starke ſah ihn lange mit ſeinem ernſten furchtbaren Blick an, dann winkte er ſchweigend, den Baſſa wegzuführen. Als dies geſchehen war, ging er auf meinen Bruder zu, zerſchnitt ſeine Bande mit dem Dolch und winkte ihm, ſich zu ihm aufs Polſter zu ſetzen. „Es thut mir leid, Fremdling," ſagte er, „daß ich dich für jenes Ungeheuer hielt; ſchreibe es aber einer ſonderbaren Fügung des Himmels zu, die dich gerade in der Stunde, welche dem Untergang jenes Verruchten geweiht war, in die Hände meiner Brüder führte." Mein Bruder bat ihn um die einzige Gunſt, ihn gleich wieder weiter reiſen zu laſſen, weil jeder Aufſchub ihm verderblich werden könne. Der Starke erkundigte ſich nach ſeinen eiligen Geſchäften, und als ihm Muſtapha alles erzählt hatte, überredete ihn jener, dieſe Nacht in ſeinem Zelt zu bleiben, er und ſein Roß werden der Ruhe bedürfen; den folgenden Tag aber wolle er ihm einen Weg zeigen, der ihn in anderthalb Tagen nach Balſora bringe. Mein Bruder ſchlug ein, wurde trefflich bewirthet und ſchlief ſanft bis zum Morgen in dem Zelt des Räubers.

Als er aufgewacht war, ſah er ſich ganz allein im Zelt, vor dem Vorhang des Zeltes aber hörte er mehrere

Stimmen zuſammen ſprechen, die dem Herrn des Zeltes und dem kleinen ſchwarzbraunen Mann anzugehören ſchienen. Er lauſchte ein wenig und hörte zu ſeinem Schrecken, daß der Kleine dringend den andern aufforderte, den Fremden zu tödten, weil er, wenn er frei gelaſſen würde, ſie alle verrathen könnte.

Muſtapha merkte gleich, daß der Kleine ihm gram ſey, weil er Urſache war, daß er geſtern ſo übel behandelt worden; der Starke ſchien ſich einige Augenblicke zu beſinnen. „Nein,“ ſprach er, „er iſt mein Gaſtfreund, und das Gaſtrecht iſt mir heilig, auch ſieht er mir nicht aus, als ob er uns verrathen wollte.“

Als er ſo geſprochen, ſchlug er den Vorhang zurück und trat ein. „Friede ſey mit dir, Muſtapha,“ ſprach er, „laß uns den Morgentrunk koſten und rüſte dich dann zum Aufbruch.“ Er reichte meinem Bruder einen Becher Sorbet, und als ſie getrunken hatten, zäumten ſie die Pferde auf, und wahrlich! mit leichterem Herzen, als er gekommen war, ſchwang ſich Muſtapha aufs Pferd. Sie hatten bald die Zelte im Rücken und ſchlugen dann einen breiten Pfad ein, der in den Wald führte. Der Starke erzählte meinem Bruder, daß jener Baſſa, den ſie auf der Jagd gefangen hätten, ihnen verſprochen habe, ſie ungefährdet in ſeinem Gebiet zu dulden; vor einigen Wochen aber habe er einen ihrer tapferſten Männer aufgefangen und nach den ſchrecklichſten Martern aufhängen laſſen. Er habe ihm nun lange auflauern laſſen, und heute noch müſſe er ſterben. Muſtapha wagte es nicht, etwas dagegen einzuwenden, denn er war froh, ſelbſt mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn.

Am Ausgang des Waldes hielt der Starke ſein Pferd an, beſchrieb meinem Bruder den Weg, bot ihm die Hand zum Abſchied und ſprach: „Muſtapha, du biſt auf ſonderbare Weiſe der Gaſtfreund des Räubers Orbaſan geworden, ich will dich nicht auffordern, nicht zu verrathen, was du gehört und geſehen haſt. Du haſt ungerechter Weiſe Todesangſt ausgeſtanden, und ich bin dir Vergütung ſchuldig. Nimm dieſen Dolch als Andenken, und ſo du Hülfe brauchſt, ſo ſende ihn mir zu, und ich will eilen, dir beizuſtehen. Dieſen Beutel aber kannſt du vielleicht zu deiner Reiſe brauchen.“ Mein Bruder dankte ihm für ſeinen Edelmuth, er nahm den Dolch, den Beutel aber ſchlug er aus. Doch Orbaſan drückte ihm noch einmal die Hand, ließ den Beutel auf die Erde fallen und ſprengte mit Sturmeseile in den Wald. Als Muſtapha ſah, daß er ihn doch nicht mehr werde einholen können, ſtieg er ab, um den Beutel aufzuheben, und erſchrack über die Größe von ſeines Gaſtfreundes Großmuth, denn der Beutel enthielt eine Menge Goldes. Er dankte Allah für ſeine Rettung, empfahl ihm den edeln Räuber in ſeine Gnade und zog dann heiteren Muthes weiter auf ſeinem Wege nach Balſora.

Lezah ſchwieg und ſah Achmet, den alten Kaufmann, fragend an. „Nein, wenn es ſo iſt,“ ſprach dieſer, „ſo verbeſſere ich gern mein Urtheil von Orbaſan, denn wahrlich an deinem Bruder hat er ſchön gehandelt.“

„Er hat gethan wie ein braver Muſelmann!“ rief Muley, „aber ich hoffe, du haſt deine Geſchichte damit nicht geſchloſſen, denn wie mich bedünkt, ſind wir alle begierig, weiter zu hören, wie es deinem Bruder erging und ob er Fatme, deine Schweſter, und die ſchöne Zoraide befreit hat."

„Wenn ich euch nicht damit langweile, erzähle ich gerne weiter," entgegnete Lezah, „denn die Geſchichte meines Bruders iſt allerdings abenteuerlich und wundervoll."

Am Mittag des ſiebenten Tages nach ſeiner Abreiſe zog Muſtapha in die Thore von Balſora ein. Sobald er in einer Karavanſerai abgeſtiegen war, fragte er, wann der Sklavenmarkt, der alljährlich hier gehalten werde, anfange. Aber er erhielt die Schreckensantwort, daß er zwei Tage zu ſpät komme. Man bedauerte ſeine Verſpätung und erzählte ihm, daß er viel verloren habe, denn noch an dem letzten Tage des Marktes ſeyen zwei Sklavinnen angekommen, von ſo hoher Schönheit, daß ſie die Augen aller Käufer auf ſich gezogen hätten. Man habe ſich ordentlich um ſie geriſſen und geſchlagen, und ſie ſeyen freilich auch zu einem hohen Preis verkauft worden, daß ihn nur ihr jetziger Herr nicht habe ſcheuen können. Er erkundigte ſich näher nach dieſen beiden, und es blieb ihm kein Zweifel, daß es die Unglücklichen ſeyen, die er ſuche. Auch erfuhr er, daß der Mann, der ſie beide gekauft habe, vierzig Stunden von Balſora wohne und Thiuli-Kos heiße, ein vornehmer, reicher, aber ſchon ältlicher Mann, der früher Kapudan-Baſſa des Großherrn geweſen, jetzt aber ſich mit ſeinen geſammelten Reichthümern zur Ruhe geſetzt habe.

Muſtapha wollte zu Anfang ſich gleich wieder zu Pferd ſetzen, um dem Thiuli-Kos, der kaum einen Tag Vorſprung haben konnte, nachzueilen. Als er aber bedachte, daß er als einzelner Mann dem mächtigen Reiſenden doch nichts anhaben, noch weniger ſeine Beute ihm abjagen konnte, ſann er auf einen andern Plan, und hatte ihn auch bald gefunden. Die Verwechslung mit dem Baſſa von Suleika, die ihm beinahe ſo gefährlich geworden wäre, brachte ihn auf den Gedanken, unter dieſem Namen in das Haus des Thiuli-Kos zu gehen und ſo einen Verſuch zur Rettung der beiden unglücklichen Mädchen zu wagen. Er miethete daher einige Diener und Pferde, wobei ihm Orbaſans Geld trefflich zu Statten kam, ſchaffte ſich und ſeinen Dienern prächtige Kleider an und machte ſich auf den Weg nach dem Schloſſe Thiuli's. Nach fünf Tagen war er in die Nähe dieſes Schloſſes gekommen. Es lag in einer ſchönen Ebene und war rings von hohen Mauern umſchloſſen, die nur ganz wenig von den Gebäuden überragt wurden. Als Muſtapha dort angekommen war, färbte er Haar und Bart ſchwarz, ſein Geſicht aber beſtrich er mit dem Saft einer Pflanze, die ihm eine bräunliche Farbe gab, ganz wie ſie jener Baſſa gehabt hatte. Er ſchickte hierauf einen ſeiner Diener in das Schloß und ließ, im Namen des Baſſa von Suleika, um ein Nachtlager bitten. Der Diener kam bald wieder, und mit ihm vier ſchön gekleidete Sklaven, die Muſtapha's Pferd am Zügel nahmen und in den Schloßhof führten. Dort halfen ſie ihm ſelbſt vom Pferd, und vier andere geleiteten ihn eine breite Marmortreppe hinauf zu Thiuli.

Dieſer, ein alter luſtiger Geſelle, empfing meinen Bruder ehrerbietig und ließ ihm das Beſte, was ſein

Koch zubereiten konnte, aufſetzen. Nach Tiſch brachte Muſtapha das Geſpräch nach und nach auf die neuen Sklavinnen, und Thiuli rühmte ihre Schönheit und beklagte nur, daß ſie immer ſo traurig ſeyen, doch er glaubte, dieſes würde ſich bald geben. Mein Bruder war ſehr vergnügt über dieſen Empfang und legte ſich mit den ſchönſten Hoffnungen zur Ruhe nieder.

Er mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, da weckte ihn der Schein einer Lampe, der blendend auf ſein Auge fiel. Als er ſich aufrichtete, glaubte er noch zu träumen, denn vor ihm ſtand jener kleine ſchwarzbraune Kerl aus Orbaſans Zelt, eine Lampe in der Hand, ſein breites Maul zu einem widrigen Lächeln verzogen. Muſtapha zwickte ſich in den Arm, zupfte ſich an der Naſe, um ſich zu überzeugen, ob er denn wache; aber die Erſcheinung blieb wie zuvor. „Was willſt du an meinem Bette?“ rief Muſtapha, als er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte. „Bemühet Euch doch nicht ſo, Herr!“ ſprach der Kleine, „ich habe wohl errathen, weßwegen Ihr hieher kommt. Auch war mir Euer werthes Geſicht noch wohl erinnerlich; doch wahrlich, wenn ich nicht den Baſſa mit eigener Hand hätte erhängen helfen, ſo hättet Ihr mich vielleicht getäuſcht. Jetzt aber bin ich da, um eine Frage zu machen.“

„Vor allem ſage, wie du hieher kommſt,“ entgegnete ihm Muſtapha voll Wuth, daß er verrathen war. „Das will ich Euch ſagen,“ antwortete jener; ich konnte mich mit dem Starken nicht länger vertragen, deßwegen floh ich; aber du, Muſtapha, warſt eigentlich die Urſache unſeres Streites, und dafür mußt du mir deine

Schweſter zur Frau geben und ich will Euch zur Flucht behülflich ſeyn; gibſt du ſie nicht, ſo gehe ich zu meinem neuen Herrn und erzähle ihm etwas von dem neuen Baſſa.“

Muſtapha war vor Schrecken und Wuth außer ſich: jetzt, wo er ſich am ſicheren Ziel ſeiner Wünſche glaubte, ſollte dieſer Elende kommen und ſie vereiteln; es war nur ein Mittel, das ſeinen Plan retten konnte, er mußte das kleine Ungethüm tödten; mit einem Sprung fuhr er daher aus dem Bett auf den Kleinen zu, doch dieſer, der etwas ſolches geahnet haben mochte, ließ die Lampe fallen, daß ſie verlöſchte, und entſprang im Dunkeln, indem er mörderiſch um Hülfe ſchrie.

Jetzt war guter Rath theuer; die Mädchen mußte er für den Augenblick aufgeben und nur auf die eigene Rettung denken; daher ging er an das Fenſter, um zu ſehen, ob er nicht entſpringen könne. Es war eine ziemliche Tiefe bis zum Boden, und auf der andern Seite ſtand eine hohe Mauer, die zu überſteigen war. Sinnend ſtand er an dem Fenſter, da hörte er viele Stimmen ſich ſeinem Zimmer nähern; ſchon waren ſie an der Thüre, da faßte er verzweiflungsvoll ſeinen Dolch und ſeine Kleider und ſchwang ſich zum Fenſter hinaus. Der Fall war hart, aber er fühlte, daß er kein Glied gebrochen hatte; drum ſprang er auf und lief der Mauer zu, die den Hof umſchloß, ſtieg, zum Erſtaunen ſeiner Verfolger, hinauf und befand ſich bald im Freien. Er floh, bis er an einen kleinen Wald kam, wo er ſich erſchöpft niederwarf. Hier überlegte er, was zu thun ſey. Seine Pferde und ſeine Diener hatte er müſſen im

Stiche laſſen, aber ſein Geld, das er in dem Gürtel trug, hatte er gerettet. Sein erfinderiſcher Kopf zeigte ihm bald einen andern Weg zur Rettung. Er ging in dem Wald weiter, bis er an ein Dorf kam, wo er um geringen Preis ein Pferd kaufte, das ihn in Kurzem in eine Stadt trug. Dort forſchte er nach einem Arzt, und man rieth ihm einen alten erfahrenen Mann. Dieſen bewog er durch einige Goldſtücke, daß er ihm eine Arznei mittheilte, die einen todtähnlichen Schlaf herbeiführte, der durch ein anderes Mittel augenblicklich wieder gehoben werden konnte. Als er im Beſitz dieſes Mittels war, kaufte er ſich einen langen falſchen Bart, einen ſchwarzen Talar und allerlei Büchſen und Kolben, ſo daß er füglich einen reiſenden Arzt vorſtellen konnte, lud ſeine Sachen auf einen Eſel und reiste in das Schloß des Thiuli-Kos zurück. Er durfte gewiß ſeyn, diesmal nicht erkannt zu werden, denn der Bart entſtellte ihn ſo, daß er ſich ſelbſt kaum mehr kannte. Bei Thiuli angekommen, ließ er ſich als den Arzt Chakamankabudibaba anmelden, und, wie er es gedacht hatte, geſchah es: der prachtvolle Namen empfahl ihn bei dem alten Narren ungemein, ſo daß er ihn gleich zur Tafel einlud. Chakamankabudibaba erſchien vor Thiuli, und als ſie ſich kaum eine Stunde beſprochen hatten, beſchloß der Alte, alle ſeine Sklavinnen der Kur des weiſen Arztes zu unterwerfen. Dieſer konnte ſeine Freude kaum verbergen, daß er jetzt ſeine geliebte Schweſter wieder ſehen ſolle, und folgte mit klopfendem Herzen Thiuli, der ihn ins Serail führte. Sie waren in ein Zimmer gekommen, das ſchön ausgeſchmückt war, worin ſich aber niemand befand. „Chambaba oder wie du heißt, lieber Arzt, ſprach Thiuli-Kos, betrachte einmal jenes Loch dort in der Mauer, dort wird jede meiner Sklavinnen einen Arm herausſtrecken, und du kannſt dann unterſuchen, ob der Puls krank oder geſund iſt.“ Muſtapha mochte einwenden, was er wollte, zu ſehen bekam er ſie nicht; doch willigte Thiuli ein, daß er ihm allemal ſagen wolle, wie ſie ſich ſonſt gewöhnlich befänden. Thiuli zog nun einen langen Zettel aus dem Gürtel und begann mit lauter Stimme ſeine Sklavinnen einzeln beim Namen zu rufen, worauf allemal eine Hand aus der Mauer kam und der Arzt den Puls unterſuchte. Sechs waren ſchon abgeleſen und ſämmtlich für geſund erklärt, da las Thiuli als die ſiebente „Fatme“ ab, und eine kleine weiße Hand ſchlüpfte aus der Mauer. Zitternd vor Freude ergreift Muſtapha dieſe Hand und erklärte ſie mit wichtiger Miene für bedeutend krank. Thiuli ward ſehr beſorgt, und befahl ſeinem weiſen Chakamankabudibaba, ſchnell eine Arznei für ſie zu bereiten. Der Arzt ging hinaus, ſchrieb auf einen kleinen Zettel: „Fatme! ich will dich retten, wenn du dich entſchließen kannſt, eine Arznei zu nehmen, die dich auf zwei Tage todt macht; doch ich beſitze das Mittel, dich wieder zum Leben zu bringen. Willſt du, ſo ſage nur, dieſer Trank habe nicht geholfen, und es ſoll mir ein Zeichen ſeyn, daß du einwilligſt.“

Bald kam er in das Zimmer zurück, wo Thiuli ſeiner harrte. Er brachte ein unſchädliches Tränklein mit, fühlte der kranken Fatme noch einmal den Puls, und ſchob ihr zugleich den Zettel unter ihr Armband, das Tränklein aber reichte er ihr durch die Oeffnung in der Mauer. Thiuli ſchien in großen Sorgen wegen Fatmen zu ſeyn und ſchob die Unterſuchung der übrigen bis auf eine gelegenere Zeit auf. Als er mit Muſtapha das Zimmer verlaſſen hatte, ſprach er in traurigem Ton: „Chadibaba, ſage aufrichtig, was hälſt du von Fatme's Krankheit?“ Chakamankabudibaba antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ach Herr! möge der Prophet dir Troſt verleihen, ſie hat ein ſchleichendes Fieber, das ihr wohl den Garaus machen kann.“ Da entbrannte der Zorn Thiuli's: „was ſagſt du, verfluchter Hund von einem Arzt? Sie, um die ich zweitauſend Goldſtücke gab, ſoll mir ſterben wie eine Kuh? Wiſſe, wenn du ſie nicht retteſt, ſo haue ich dir den Kopf ab!“ Da merkte mein Bruder, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und gab Thiuli wieder Hoffnung. Als ſie noch ſo ſprachen, kam ein ſchwarzer Sklave aus dem Serail, dem Arzt zu ſagen, daß das Tränklein nicht geholfen habe. Biete deine ganze Kunſt auf Chakamdababelba, oder wie du dich ſchreibſt, ich zahle dir, was du willſt!“ ſchrie Thiuli-Kos, faſt heulend vor Angſt, ſo vieles Gold zu verlieren. „Ich will ihr ein Säftlein geben, das ſie von aller Noth befreit,“ antwortete der Arzt. „Ja, ja, gib ihr ein Säftlein,“ ſchluchzte der alte Thiuli. Frohen Muthes ging Muſtapha, ſeinen Schlaftrunk zu holen, und als er ihn dem ſchwarzen Sklaven gegeben und gezeigt hatte, wie viel man auf einmal nehmen müſſe, ging er zu Thiuli und ſagte, er müſſe noch einige heilſame Kräuter am See holen, und eilte zum Thor hinaus. An dem See, der nicht weit von dem Schloß entfernt war, zog er ſeine falſchen Kleider aus und warf ſie ins Waſſer, daß ſie luſtig umherſchwammen, er ſelbſt aber verbarg ſich im Geſträuch, wartete die Nacht ab und ſchlich ſich dann in den Begräbnißplatz an dem Schloſſe Thiuli's.

Als Muſtapha kaum eine Stunde lang aus dem Schloß abweſend ſeyn mochte, brachte man Thiuli die Nachricht, das ſeine Sklavin Fatme im Sterben liege. Er ſchickte hinaus an den See, um ſchnell den Arzt zu holen, aber bald kehrten ſeine Boten allein zurück und erzählten ihm, daß der arme Arzt ins Waſſer gefallen und ertrunken ſey, ſeinen ſchwarzen Talar ſehe man im See ſchwimmen, und hie und da gucke auch ſein ſtattlicher Bart aus den Wellen hervor. Als Thiuli keine Rettung mehr ſah, verwünſchte er ſich und die ganze Welt, raufte ſich den Bart aus und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer. Aber alles dieſes konnte nichts helfen, denn Fatme gab unter den Händen der übrigen Weiber den Geiſt auf. Als Thiuli die Nachricht ihres Todes hörte, befahl er, ſchnell einen Sarg zu machen, denn er konnte keinen Todten im Hauſe leiden, und ließ den Leichnam in das Begräbnißhaus tragen. Die Träger brachten den Sarg dorthin, ſetzten ihn ſchnell nieder und entflohen, denn ſie hatten unter den übrigen Särgen ſtöhnen und ſeufzen gehört.

Muſtapha, der ſich hinter den Särgen verborgen und von dort aus die Träger des Sarges in die Flucht gejagt hatte, kam hervor und zündete eine Lampe an, die er zu dieſem Zweck mitgebracht hatte. Dann zog er ein Glas hervor, das die erweckende Arznei enthielt, und hob dann den Deckel von Fatme's Sarg. Aber welches Entſetzen befiel ihn, als ſich ihm beim Scheine der Lampe ganz fremde Züge zeigten! Weder meine Schweſter noch Zoraide, ſondern eine ganz andere lag in dem Sarg. Er brauchte lange, um ſich von dem neuen Schlag des Schickſals zu faſſen; endlich überwog doch Mitleid ſeinen Zorn. Er öffnete ſein Glas und flößte ihr die Arznei ein. Sie athmete, ſie ſchlug die Augen auf und ſchien ſich lange zu beſinnen, wo ſie ſey. Endlich erinnerte ſie ſich des Vorgefallenen, ſie ſtand auf aus dem Sarg und ſtürzte zu Muſtapha's Füßen. „Wie kann ich dir danken, gütiges Weſen?“ rief ſie aus, „daß du mich aus meiner ſchrecklichen Gefangenſchaft befreiteſt!“ Muſtapha unterbrach ihre Dankſagungen mit der Frage: wie es denn geſchehen ſey, daß ſie und nicht Fatme, ſeine Schweſter, gerettet worden ſey? Jene ſah ihn ſtaunend an; „jetzt wird mir meine Rettung erſt klar, die mir vorher unbegreiflich war,“ antwortete ſie; „wiſſe, man hieß mich in jenem Schloſſe Fatme, und mir haſt du deinen Zettel und den Rettungstrank gegeben.“ Mein Bruder forderte die Gerettete auf, ihm von ſeiner Schweſter und Zoraiden Nachricht zu geben, und erfuhr, daß ſie ſich beide im Schloß befinden, aber nach der Gewohnheit Thiuli's andere Namen bekommen haben; ſie heißen jetzt Mirza und Nurmahal.

Als Fatme, die gerettete Sklavin ſah, daß mein Bruder durch dieſen Fehlgriff ſo niederdergeſchlagen ſey, ſprach ſie ihm Muth ein und verſprach ihm ein Mittel zu ſagen, wie er jene beiden Mädchen dennoch retten könne. Aufgeweckt durch dieſen Gedanken, ſchöpfte Muſtapha von neuem Hoffnung; er bat ſie, dieſes Mittel ihm zu nennen, und ſie ſprach:

„Ich bin zwar erſt ſeit fünf Monaten die Sklavin Thiuli's, doch habe ich gleich von Anfang auf Rettung geſonnen, aber für mich allein war ſie zu ſchwer. In dem innern Hof des Schloſſes wirſt du einen Brunnen bemerkt haben, der aus zehn Röhren Waſſer ſpeit; dieſer Brunnen fiel mir auf. Ich erinnerte mich, in dem Hauſe meines Vaters einen ähnlichen geſehen zu haben, deſſen Waſſer durch eine geräumige Waſſerleitung herbeiſtrömt; um nun zu erfahren, ob dieſer Brunnen auch ſo gebaut ſey, rühmte ich eines Tages vor Thiuli ſeine Pracht und fragte nach ſeinem Baumeiſter. „Ich ſelbſt habe ihn gebaut,“ antwortete er, „und das, was du hier ſiehſt, iſt noch das Geringſte; aber das Waſſer dazu kommt wenigſtens tauſend Schritte weit von einem Bach her und geht durch eine gewölbte Waſſerleitung, die wenigſtens Manns hoch iſt; und alles dies habe ich ſelbſt angegeben.“ Als ich dies gehört hatte, wünſchte ich mir oft, nur auf einen Augenblick die Stärke eines Mannes zu haben, um einen Stein an der Seite des Brunnen ausheben zu können, dann könnte ich fliehen, wohin ich wollte. Die Waſſerleitung nun will ich dir zeigen; durch ſie kannſt du Nachts in das Schloß gelangen und jene befreien. Aber du mußt wenigſtens noch zwei Männer bei dir haben, um die Sklaven, die das Serail bei Nacht bewachen, zu überwältigen.“

So ſprach ſie; mein Bruder Muſtapha aber, obgleich ſchon zweimal in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, faßte noch einmal Muth, und hoffte mit Allahs Hülfe den Plan der Sklavin auszuführen. Er versprach ihr, für ihr weiteres Fortkommen in ihre Heimath zu sorgen, wenn sie ihm behülflich seyn wollte, ins Schloß zu gelangen. Aber ein Gedanke machte ihm noch Sorge, nämlich der, woher er zwei oder drei treue Gehülfen bekommen könnte. Da fiel ihm Orbasans Dolch ein, und das Versprechen, das ihm jener gegeben hatte, ihm, wo er seiner bedürfe, zu Hülfe zu eilen, und er machte sich daher mit Fatme aus dem Begräbniß auf, um den Räuber aufzusuchen.

In der nämlichen Stadt, wo er sich zum Arzt umgewandelt hatte, kaufte er um sein letztes Geld ein Roß und miethete Fatme bei einer armen Frau in der Vorstadt ein. Er selbst aber eilte dem Gebirge zu, wo er Orbasan zum ersten Mal getroffen hatte, und gelangte in drei Tagen dahin. Er fand bald wieder jene Zelte und trat unverhofft vor Orbasan, der ihn freundlich bewillkommte. Er erzählte ihm seine mißlungenen Versuche, wobei sich der ernsthafte Orbasan nicht enthalten konnte, hie und da ein wenig zu lachen, besonders wenn er sich den Arzt Chakamankabudibaba dachte. Ueber die Verrätherei des Kleinen aber war er wüthend; er schwur, ihn mit eigener Hand aufzuhängen, wo er ihn finde. Meinem Bruder aber versprach er, sogleich zur Hülfe bereit zu seyn, wenn er sich vorher von der Reise gestärkt haben würde. Mustapha blieb daher diese Nacht wieder in Orbasans Zelt, mit dem ersten Frühroth aber brachen sie auf, und Orbasan nahm drei seiner tapfersten Männer, wohl beritten und bewaffnet, mit sich. Sie ritten ſtark zu und kamen nach zwei Tagen in die kleine Stadt, wo Muſtapha die gerettete Fatme zurückgelaſſen hatte. Von da aus reisten ſie mit dieſer weiter bis zu dem kleinen Wald, von wo aus man das Schloß Thiuli's in geringer Entfernung ſehen konnte; dort lagerten ſie ſich, um die Nacht abzuwarten. Sobald es dunkel wurde, ſchlichen ſie ſich, von Fatme geführt, an den Bach, wo die Waſſerleitung anfing, und fanden dieſe bald. Dort ließen ſie Fatme und einen Diener mit den Roſſen zurück und ſchickten ſich an, hinabzuſteigen; ehe ſie aber hinabſtiegen, wiederholte ihnen Fatme noch einmal alles genau, nämlich: daß ſie durch den Brunnen in den innern Schloßhof kämen, dort ſeyen rechts und links in der Ecke zwei Thürme, in der ſechsten Thüre, vom Thurme rechts gerechnet, befänden ſich Fatme und Zoraide, bewacht von zwei ſchwarzen Sklaven. Mit Waffen und Brecheiſen wohl verſehen, ſtiegen Muſtapha, Orbaſan und zwei andere Männer hinab in die Waſſerleitung; ſie ſanken zwar bis an den Gürtel ins Waſſer, aber nichts deſto weniger gingen ſie rüſtig vorwärts. Nach einer halben Stunde kamen ſie an den Brunnen ſelbſt und ſetzten ſogleich ihre Brecheiſen an. Die Mauer war dick und feſt, aber den vereinten Kräften der vier Männer konnte ſie nicht lange widerſtehen, bald hatten ſie eine Oeffnung eingebrochen, groß genug, um bequem durchſchlüpfen zu können. Orbaſan ſchlüpfte zuerſt durch und half den andern nach. Als ſie alle im Hof waren, betrachteten ſie die Seite des Schloſſes, die vor ihnen lag, um die beſchriebene Thüre zu erforſchen. Aber ſie waren nicht einig, welche es ſey, denn als ſie von dem rechten Thurm zum linken zählten, fanden ſie eine Thüre, die zugemauert war, und wußten nun nicht, ob Fatme dieſe überſprungen oder mitgezählt habe. Aber Orbaſan beſann ſich nicht lange: „mein gutes Schwert wird mir jede Thüre öffnen!“ rief er aus, ging auf die ſechste Thüre zu und die andern folgten ihm. Sie öffneten die Thüre und fanden ſechs ſchwarze Sklaven auf dem Boden liegend und ſchlafend; ſie wollten ſchon wieder leiſe ſich zurückziehen, weil ſie ſahen, daß ſie die rechte Thüre verfehlt hatten, als eine Geſtalt in der Ecke ſich aufrichtete und mit wohlbekannter Stimme um Hülfe rief. Es war der Kleine aus Orbaſans Lager. Aber ehe noch die Schwarzen recht wußten, wie ihnen geſchah, ſtürzte Orbaſan auf den Kleinen zu, riß ſeinen Gürtel entzwei, verſtopfte ihm den Mund und band ihm die Hände auf den Rücken; dann wandte er ſich an die Sklaven, wovon ſchon einige von Muſtapha und den zwei andern halb gebunden waren, und half ſie vollends überwältigen. Man ſetzte den Sklaven den Dolch auf die Bruſt und fragte ſie, wo Nurmahal und Mirza wären, und ſie geſtanden, daß ſie im Gemach nebenan ſeyen. Muſtapha ſtürzte in das Gemach und fand Fatme und Zoraiden, die der Lärm erweckt hatte. Schnell rafften dieſe ihren Schmuck und ihre Kleider zuſammen und folgten Muſtapha; die beiden Räuber ſchlugen indeß Orbaſan vor, zu plündern, was man fände, doch dieſer verbot es ihnen und ſprach: „man ſoll nicht von Orbaſan ſagen können, daß er Nachts in die Häuſer ſteige, um Geld zu ſtehlen.“ Muſtapha und die Geretteten ſchlüpften ſchnell in die Waſſerleitung, wohin ihnen

Orbaſan ſogleich zu folgen verſprach. Als jene in die Waſſerleitung hinabgeſtiegen waren, nahm Orbaſan und einer der Räuber den Kleinen und führten ihn hinaus in den Hof; dort banden ſie ihm eine ſeidene Schnur, die ſie deßhalb mitgenommen hatten, um den Hals und hingen ihn an der höchſten Spitze des Brunnens auf. Nachdem ſie ſo den Verrath des Elenden beſtraft hatten, ſtiegen ſie ſelbſt hinab in die Waſſerleitung und folgten Muſtapha. Mit Thränen dankten die beiden ihrem edelmüthigen Retter Orbaſan; doch dieſer trieb ſie eilends zur Flucht an, denn es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſie Thiuli-Kos nach allen Seiten verfolgen ließ. Mit tiefer Rührung trennten ſich am andern Tag Muſtapha und ſeine Geretteten von Orbaſan; wahrlich! ſie werden ihn nie vergeſſen. Fatme aber, die befreite Sklavin, ging verkleidet nach Balſora, um ſich dort in ihre Heimath einzuſchiffen.

Nach einer kurzen und vergnügten Reiſe kamen die Meinigen in die Heimath. Meinen alten Vater tödtete beinahe die Freude des Wiederſehens; den andern Tag nach ihrer Ankunft veranſtaltete er ein großes Feſt, an welchem die ganze Stadt Theil nahm. Vor einer großen Verſammlung von Verwandten und Freunden mußte mein Bruder ſeine Geſchichte erzählen, und einſtimmig prieſen ſie ihn und den edeln Räuber.

Als aber mein Bruder geſchloſſen hatte, ſtand mein Vater auf und führte Zoraiden ihm zu. „So löſe ich denn,“ ſprach er mit feierlicher Stimme, „den Fluch von deinem Haupte; nimm dieſe hin, als die Belohnung, die du dir durch deinen raſtloſen Eifer erkämpft haſt;

nimm meinen väterlichen Segen, und möge es nie unſerer Stadt an Männern fehlen, die an brüderlicher Liebe, an Klugheit und Eifer dir gleichen.“

Die Karavane hatte das Ende der Wüſte erreicht, und fröhlich begrüßten die Reiſenden die grünen Matten und die dichtbelaubten Bäume, deren lieblichen Anblick ſie viele Tage entbehrt hatten. In einem ſchönen Thale lag eine Karavanſerai, die ſie ſich zum Nachtlager wählten, und obgleich ſie wenig Bequemlichkeit und Erfriſchung darbot, ſo war doch die ganze Geſellſchaft heiterer und zutraulich als je; denn der Gedanke, den Gefahren und Beſchwerlichkeiten, die eine Reiſe durch die Wüſte mit ſich bringt, entronnen zu ſeyn, hatte alle Herzen geöffnet und die Gemüther zu Scherz und Kurzweil geſtimmt. Muley, der junge luſtige Kaufmann, tanzte einen komiſchen Tanz und ſang Lieder dazu, die ſelbſt dem ernſten Griechen Zaleukos ein Lächeln entlockten. Aber nicht genug, daß er ſeine Gefährten durch Tanz und Spiel erheitert hatte, er gab ihnen auch noch die Geſchichte zum Beſten, die er ihnen verſprochen hatte, und hub, als er von ſeinen Luſtſprüngen ſich erholt hatte, alſo zu erzählen an:

Die Geschichte von dem kleinen Muck.

In Nicea, meiner lieben Vaterſtadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck hieß. Ich kann mir ihn, ob ich gleich damals noch ſehr jung war, noch recht wohl denken, beſonders weil ich einmal von meinem Vater wegen ſeiner halb todt geprügelt wurde. Der kleine Muck nämlich war ſchon ein alter Geſelle, als ich ihn kannte, doch war er nur drei bis vier Schuh hoch; dabei hatte er eine ſonderbare Geſtalt, denn ſein Leib, ſo klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute; er wohnte ganz allein in einem großen Haus und kochte ſich ſogar ſelbſt, auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder geſtorben ſey, denn er ging nur alle vier Wochen einmal aus, wenn nicht um die Mittagsſtunde ein mächtiger Dampf aus dem Hauſe aufgeſtiegen wäre; doch ſah man ihn oft Abends auf ſeinem Dache auf und abgehen, von der Straße aus glaubte man aber, nur ſein großer Kopf allein laufe auf dem Dache umher. Ich und meine Kameraden waren böſe Buben, die jedermann gerne neckten und belachten, daher war es uns allemal ein Feſttag, wenn der kleine Muck ausging; wir verſammelten uns an dem beſtimmten Tage vor ſeinem Haus und warteten, bis er heraus kam; wenn dann die Thüre aufging und zuerſt der große Kopf mit dem noch größeren Turban herausguckte, wenn das übrige Körperlein nachfolgte, angethan mit einem abgeſchabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hing, ſo lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch oder der Dolch an Muck ſtack, wenn er ſo heraustrat, da ertönte die Luft von unſerem Freudengeſchrei, wir warfen unſere Mützen in die Höhe und tanzten um ihn her. Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernſthaftem Kopfnicken und ging mit langſamen Schritten die Straße hinab, dabei ſchlurfte er mit den Füßen, denn er hatte große weite Pantoffeln an, wie ich ſie ſonſt nie geſehen. Wir Knaben liefen hinter ihm her und ſchrien immer: kleiner Muck! kleiner Muck! Auch hatten wir ein luſtiges Verslein, das wir, ihm zu Ehren, hie und da ſangen; es hieß:

Kleiner Muck, kleiner Muck,
Wohnſt in einem großen Haus,
Gehſt nur all' vier Wochen aus,
Biſt ein braver kleiner Zwerg,
Haſt ein Köpflein wie ein Berg;
Schau dich einmal um und guck,
Lauf und fang uns, kleiner Muck.

So hatten wir ſchon oft unſre Kurzweil getrieben, und zu meiner Schande muß ich es geſtehen, ich trieb's am ärgſten, denn ich zupfte ihn oft am Mäntelein, und einmal trat ich ihm auch von hinten auf die großen Pantoffeln, daß er hinfiel. Dies kam mir nun höchſt lächerlich vor, aber das Lachen verging mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen ſah. Er ging richtig hinein und blieb einige Zeit dort. Ich verſteckte mich an der Hausthüre und ſah den Muck wieder heraus kommen, von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt und an der Thüre unter vielen Bücklingen ſich von ihm verabſchiedete. Mir war gar nicht wohl zu Muth, ich blieb daher lange in meinem Verſteck; endlich aber trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demüthig und mit geſenktem Kopf trat ich vor meinen Vater. „Du haſt, wie ich höre, den guten Muck geſchimpft?“ ſprach er in ſehr ernſtem Tone. „Ich will dir die Geſchichte dieſes Muck erzählen, und du wirſt ihn gewiß nicht mehr auslachen; vor- und nachher aber bekommſt du das Gewöhnliche." Das Gewöhnliche aber war fünfundzwanzig Hiebe, die er nur allzurichtig aufzuzählen pflegte. Er nahm daher ſein langes Pfeifenrohr, ſchraubte die Bernſteinmundſpitze ab und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

Als die fünfundzwanzig voll waren, befahl er mir, aufzumerken, und erzählte mir von dem kleinen Muck: Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah heißt, war ein angeſehener, aber armer Mann hier in Nicea. Er lebte beinahe ſo einſiedleriſch als jetzt ſein Sohn. Dieſen konnte er nicht wohl leiden, weil er ſich ſeiner Zwerggeſtalt ſchämte, und ließ ihn daher auch in Unwiſſenheit aufwachſen. Der kleine Muck war noch in ſeinem ſechzehnten Jahr ein luſtiges Kind, und der Vater, ein ernſter Mann, tadelte ihn immer, daß er, der ſchon längſt die Kinderſchuhe zertreten haben ſollte, noch ſo dumm und läppiſch ſey.

Der Alte that aber einmal einen böſen Fall, an welchem er auch ſtarb und den kleinen Muck arm und unwiſſend zurückließ. Die harten Verwandten, denen der Verſtorbene mehr ſchuldig war, als er bezahlen konnte, jagten den armen Kleinen aus dem Hauſe und riethen ihm, in die Welt hinaus zu gehen und ſein Glück zu ſuchen. Der kleine Muck antwortete, er ſey ſchon reiſefertig, bat ſich aber nur noch den Anzug ſeines Vaters aus, und dieſer wurde ihm auch bewilligt. Sein Vater war ein großer ſtarker Mann geweſen, daher paßten die Kleider nicht. Muck aber wußte bald Rath; er ſchnitt ab, was zu lang war, und zog dann die Kleider an. Er ſchien aber vergeſſen zu haben, daß er auch in der Weite davon ſchneiden müſſe, daher ſein ſonderbarer Anzug, wie er noch heute zu ſehen iſt; der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hoſen, das blaue Mäntelein, alles dies ſind Erbſtücke ſeines Vaters, die er ſeitdem getragen; den langen Damascenerdolch ſeines Vaters aber ſteckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöcklein und wanderte zum Thor hinaus.

Fröhlich wanderte er den ganzen Tag, denn er war ja ausgezogen, um ſein Glück zu ſuchen; wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenſchein glänzen ſah, ſo ſteckte er ihn gewiß zu ſich, im Glauben, daß er ſich in den ſchönſten Diamant verwandeln werde; ſah er in der Ferne die Kuppel einer Moſchee wie Feuer ſtrahlen, ſah er einen See wie einen Spiegel blinken, ſo eilte er voll Freude darauf zu; denn er dachte, in einem Zauberland angekommen zu ſeyn. Aber ach! jene Trugbilder verſchwanden in der Nähe, und nur allzubald erinnerte ihn ſeine Müdigkeit und ſein vor Hunger knurrender Magen, daß er noch im Lande der Sterblichen ſich befinde. So war er zwei Tage gereiſt, unter Hunger und Kummer, und verzweifelte, ſein Glück zu finden; die Früchte des Feldes waren ſeine einzige Nahrung, die harte Erde ſein Nachtlager. Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe eine große Stadt. Hell leuchtete der Halbmond auf ihren Zinnen, bunte Fahnen ſchimmerten auf den Dächern und ſchienen den kleinen Muck zu ſich herzuwinken. Ueberraſcht ſtand er ſtille und betrachtete Stadt und Gegend; „ja, dort wird Klein-Muck ſein Glück finden!“ ſprach er zu ſich, und machte trotz ſeiner Müdigkeit einen Luftſprung, „dort oder nirgends.“ Er raffte alle ſeine Kräfte zuſammen und ſchritt auf die Stadt zu. Aber obgleich ſie ganz nahe ſchien, konnte er ſie doch erſt gegen Mittag erreichen, denn ſeine kleinen Glieder verſagten ihm beinahe gänzlich ihren Dienſt, und er mußte ſich oft in den Schatten einer Palme ſetzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Thor der Stadt angelangt. Er legte ſein Mäntelein zurecht, band den Turban ſchöner um, zog den Gürtel noch breiter an und ſteckte den langen Dolch ſchiefer; dann wiſchte er den Staub von den Schuhen, ergriff ſein Stöcklein und ging muthig zum Thor hinein.

Er war ſchon einige Straßen durchwandert, aber nirgends öffnete ſich eine Thüre, nirgends rief man, wie er ſich vorgeſtellt hatte: „kleiner Muck, komm herein, und iß und trink und laß deine Füßlein ausruhen.“

Er ſchaute gerade auch wieder recht ſehnſüchtig an einem großen ſchönen Haus hinauf, da öffnete ſich ein Fenſter, eine alte Frau ſchaute heraus und rief mit ſingender Stimme:

„Herbei, herbei!
Gekocht iſt der Brei,
Den Tiſch ließ ich decken,
Drum laßt es euch ſchmecken;
Ihr Nachbarn herbei,
Gekocht iſt der Brei!“

Die Thüre des Hauſes öffnete ſich, und Muck ſah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er ſtand einige Augenblicke im Zweifel, ob er der Einladung folgen ſolle, endlich aber faßte er ſich ein Herz und ging in das

Haus. Vor ihm her gingen ein Paar junge Kätzlein, und er beſchloß, ihnen zu folgen, weil ſie vielleicht die Küche beſſer wüßten als er.

Als Muck die Treppe hinaufgeſtiegen war, begegnete er jener alten Frau, die zum Fenſter herausgeſchaut hatte. Sie ſah ihn mürriſch an und fragte nach ſeinem Begehr. „Du haſt ja jedermann zu deinem Brei eingeladen,“ antwortete der kleine Muck, „und weil ich ſo gar hungrig bin, bin ich auch gekommen.“ Die Alte lachte laut und ſprach: „woher kommſt du denn, wunderlicher Geſell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche, als für meine lieben Katzen, und hie und da lade ich ihnen Geſellſchaft aus der Nachbarſchaft ein, wie du ſieheſt.“ Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach ſeines Vaters Tod ſo hart ergangen ſey, und bat ſie, ihn heute mit ihren Katzen ſpeiſen zu laſſen. Die Frau, welcher die treuherzige Erzählung des Kleinen wohl gefiel, erlaubte ihm, ihr Gaſt zu ſeyn, und gab ihm reichlich zu eſſen und zu trinken. Als er geſättigt und geſtärkt war, betrachtete ihn die Frau lange und ſagte dann: „kleiner Muck, bleibe bei mir in meinem Dienſte, du haſt geringe Mühe und ſollſt gut gehalten ſeyn.“ Der kleine Muck, dem der Katzenbrei geſchmeckt hatte, willigte ein und wurde alſo der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten, aber ſonderbaren Dienſt. Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen, dieſen mußte der kleine Muck alle Morgen den Pelz kämmen und mit köſtlichen Salben einreiben; wenn die Frau ausging, mußte er auf die Katzen Achtung geben, wenn ſie aßen, mußte er ihnen die Schüſſeln verlegen, und Nachts mußte er ſie auf ſeidene Polſter legen und ſie mit ſammtenen Decken einhüllen. Auch waren noch einige kleine Hunde im Haus, die er bedienen mußte, doch wurden mit dieſen nicht ſo viele Umſtände gemacht, wie mit den Katzen, welche Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Uebrigens führte Muck ein ſo einſames Leben, wie in ſeines Vaters Haus, denn außer der Frau ſah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen. Eine Zeit lang ging es dem kleinen Muck ganz gut, er hatte immer zu eſſen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau ſchien recht zufrieden mit ihm zu ſeyn; aber nach und nach wurden die Katzen unartig; wenn die Alte ausgegangen war, ſprangen ſie wie beſeſſen in den Zimmern umher, warfen alles durcheinander und zerbrachen manches ſchöne Geſchirr, das ihnen im Weg ſtand. Wenn ſie aber die Frau die Treppe herauf kommen hörten, verkrochen ſie ſich auf ihre Polſter und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, wie wenn nichts geſchehen wäre. Die Frau Ahavzi gerieth dann in Zorn, wenn ſie ihre Zimmer ſo verwüſtet ſah, und ſchob alles auf Muck, er mochte ſeine Unſchuld betheuern, wie er wollte, ſie glaubte ihren Katzen, die ſo unſchuldig ausſahen, mehr als ihrem Diener.

Der kleine Muck war ſehr traurig, daß er alſo auch hier ſein Glück nicht gefunden habe, und beſchloß bei ſich, den Dienſt der Frau Ahavzi zu verlaſſen. Da er aber auf ſeiner erſten Reiſe erfahren hatte, wie ſchlecht man ohne Geld lebt, ſo beſchloß er, den Lohn, den ihm ſeine Gebieterin immer verſprochen, aber nie gegeben hatte, ſich auf irgend eine Art zu verſchaffen. Es befand ſich in dem Hauſe der Frau Ahavzi ein Zimmer, das immer verſchloſſen war, und deſſen Inneres er nie geſehen hatte; doch hatte er die Frau oft darin rumoren gehört, und er hätte oft für ſein Leben gern gewußt, was ſie dort verſteckt habe. Als er nun an ſein Reiſegeld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau verſteckt ſeyn könnten; aber immer war die Thüre feſt verſchloſſen und er konnte daher den Schätzen nie beikommen.

Eines Morgens, als die Frau Ahavzi ausgegangen war, zupfte ihn eines der Hündlein, welches von der Frau immer ſehr ſtiefmütterlich behandelt wurde, deſſen Gunſt er ſich aber durch allerlei Liebesdienſte in hohem Grade erworben hatte, an ſeinen weiten Beinkleidern und geberdete ſich dabei, wie wenn Muck ihm folgen ſollte. Muck, welcher gerne mit den Hunden ſpielte, folgte ihm, und ſiehe da, das Hündlein führte ihn in die Schlafkammer der Frau Ahavzi und vor eine kleine Thüre, die er nie zuvor dort bemerkt hatte. Die Thüre war halb offen. Das Hündlein ging hinein und Muck folgte ihm, und freudig war er überraſcht, als er ſah, daß er ſich in dem Gemach befinde, das ſchon lange das Ziel ſeiner Wünſche war. Er ſpähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts; nur alte Kleider und wunderlich geformte Geſchirre ſtanden umher. Eines dieſer Geſchirre zog ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich; es war von Kryſtall und ſchöne Figuren waren darauf ausgeſchnitten. Er hob es auf und drehte es nach allen Seiten; aber, o Schrecken! er hatte nicht bemerkt, daß es einen Deckel hatte, der nur leicht darauf hingeſetzt war; der Deckel fiel herab und zerbrach in tauſend Stücke.

Lange ſtand der kleine Muck vor Schrecken leblos; jetzt war ſein Schickſal entſchieden, jetzt mußte er entfliehen, ſonſt ſchlug ihn die Alte todt. Sogleich war auch ſeine Reiſe beſchloſſen, und nur noch einmal wollte er ſich umſchauen, ob er nichts von den Habſeligkeiten der Frau Ahavzi zu ſeinem Marſch brauchen könnte; da fielen ihm ein Paar mächtig große Pantoffeln ins Auge, ſie waren zwar nicht ſchön, aber ſeine eigenen konnten keine Reiſe mehr mitmachen, auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an, denn hatte er dieſe am Fuß, ſo mußten ihm hoffentlich alle Leute anſehen, daß er die Kinderſchuhe vertreten habe. Er zog alſo ſchnell ſeine Töffelein aus und fuhr in die großen hinein; ein Spazierſtöcklein mit einem ſchön geſchnittenen Löwenkopf ſchien ihm auch hier allzumüßig in der Ecke zu ſtehen, er nahm es alſo mit und eilte zum Zimmer hinaus. Schnell ging er jetzt auf ſeine Kammer, zog ſein Mäntelein an, ſetzte den väterlichen Turban auf, ſteckte den Dolch in den Gürtel und lief, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen, zum Haus und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt lief er, aus Angſt vor der Alten, immer weiter fort, bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr konnte. So ſchnell war er in ſeinem Leben nicht gegangen, ja es ſchien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen, denn eine unſichtbare Gewalt ſchien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtniß haben müſſe, denn ſie ſchoſſen immer fort und führten ihn mit ſich. Er verſuchte auf allerlei Weiſe ſtill zu ſtehen, aber es wollte nicht gelingen; da rief er in der höchſten Noth, wie man den Pferden zuruft, ſich ſelbſt zu: „Oh — oh, halt, oh!“ Da hielten die Pantoffeln, und Muck warf ſich erſchöpft auf die Erde nieder.

Die Pantoffeln freuten ihn ungemein; ſo hatte er ſich denn doch durch ſeine Dienſte etwas erworben, das ihm in der Welt, auf ſeinem Weg, das Glück zu ſuchen, forthelfen konnte. Er ſchlief, trotz ſeiner Freude, vor Erſchöpfung ein, denn das Körperlein des kleinen Muck, das einen ſo ſchweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht viel aushalten. Im Traum erſchien ihm das Hündlein, welches ihm im Hauſe der Frau Ahavzi zu den Pantoffeln verholfen hatte, und ſprach zu ihm: „Lieber Muck, du verſtehſt den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht; wiſſe, daß wenn du dich in ihnen dreimal auf dem Abſatz herumdrehſt, ſo kannſt du hinfliegen, wohin du nur willſt, und mit dem Stöcklein kannſt du Schätze finden, denn wo Gold vergraben iſt, da wird es dreimal auf die Erde ſchlagen, bei Silber zweimal.“ So träumte der kleine Muck; als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach, und beſchloß, alsbald einen Verſuch zu machen. Er zog die Pantoffeln an, hob einen Fuß auf und begann ſich auf dem Abſatz umzudrehen. Wer es aber jemals verſucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieſes Kunſtſtück dreimal hinter einander zu machen, der wird ſich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte, beſonders wenn man bedenkt, daß ihn ſein ſchwerer Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite hinüberzog.

Der arme Kleine fiel einigemal tüchtig auf die Naſe, doch ließ er ſich nicht abſchrecken, den Verſuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein Rad fuhr er auf ſeinem Abſatz herum, wünſchte ſich in die nächſte große Stadt, und — die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken, und ehe ſich der kleine Muck noch beſinnen konnte, wie ihm geſchah, befand er ſich ſchon auf einem großen Marktplatz, wo viele Buden aufgeſchlagen waren und unzählige Menſchen geſchäftig hin und her liefen. Er ging unter den Leuten hin und her, hielt es aber für rathſamer, ſich in eine einſamere Straße zu begeben, denn auf dem Markt trat ihm bald da einer auf die Pantoffeln, daß er beinahe umfiel, bald ſtieß er mit ſeinem weithinausſtehenden Dolch einen oder den andern an, daß er mit Mühe den Schlägen entging.

Der kleine Muck bedachte nun ernſtlich, was er wohl anfangen könnte, um ſich ein Stück Geld zu verdienen; er hatte zwar ein Stäblein, das ihm verborgene Schätze anzeigte, aber wo ſollte er gleich einen Platz finden, wo Gold oder Silber vergraben wäre? Auch hätte er ſich zur Noth für Geld ſehen laſſen können, aber dazu war er doch zu ſtolz. Endlich fiel ihm die Schnelligkeit ſeiner Füße ein; vielleicht, dachte er, können mir meine Pantoffeln Unterhalt gewähren, und er beſchloß, ſich als Schnellläufer zu verdingen. Da er aber hoffen durfte, daß der König dieſe Dienſte am beſten bezahle, ſo erfragte er den Palaſt. Unter dem Thor des Palaſtes ſtand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu ſuchen habe? Auf ſeine Antwort, daß er einen Dienſt ſuche, wies man ihn zum Aufſeher der Sklaven. Dieſem trug er ſein Anliegen vor und bat ihn, ihm einen Dienſt unter den königlichen Boten zu beſorgen. Der Aufſeher maß ihn mit ſeinen Augen von Kopf bis zu den Füßen, und ſprach: „Wie, mit deinen Füßlein, die kaum ſo lang als eine Spanne ſind, willſt du königlicher Schnellläufer werden? Hebe dich weg, ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Kurzweil zu machen.“ Der kleine Muck verſicherte ihn aber, daß es ihm vollkommen ernſt ſey mit ſeinem Antrag, und daß er es mit dem Schnellſten auf eine Wette ankommen laſſen wollte. Dem Aufſeher kam die Sache gar lächerlich vor; er befahl ihm, ſich bis auf den Abend zu einem Wettlauf bereit zu halten, führte ihn in die Küche und ſorgte dafür, daß ihm gehörig Speiſe und Trank gereicht wurde; er ſelbſt aber begab ſich zum König und erzählte ihm vom kleinen Menſchen und ſeinem Anerbieten. Der König war ein luſtiger Herr, daher gefiel es ihm wohl, daß der Aufſeher der Sklaven den kleinen Muck zu einem Spaß behalten habe; er befahl ihm, auf einer großen Wieſe hinter dem Schloß Anſtalten zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von ſeinem ganzen Hofſtaat könnte geſehen werden, und befahl ihm nochmals, große Sorgfalt für den Zwerg zu haben. Der König erzählte ſeinen Prinzen und Prinzeſſinnen, was ſie dieſen Abend für ein Schauſpiel haben würden; dieſe erzählten es wieder ihren Dienern, und als der Abend herankam, war man in geſpannter Erwartung, und alles, was Füße hatte, ſtrömte hinaus auf die Wieſe, wo Gerüſte aufgeſchlagen waren, um den großſprecheriſchen Zwerg laufen zu ſehen.

Als der König und ſeine Söhne und Töchter auf dem Gerüſt Platz genommen hatten, trat der kleine Muck heraus auf die Wieſe und machte vor den hohen Herrſchaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeſchrei ertönte, als man den Kleinen anſichtig wurde; eine ſolche Figur hatte man dort noch nie geſehen. Das Körperlein mit dem mächtigen Kopf, das Mäntelein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßlein in den weiten Pantoffeln — nein! es war zu drollig anzuſehen, als daß man nicht hätte laut lachen ſollen. Der kleine Muck ließ ſich aber durch das Gelächter nicht irre machen; er ſtellte ſich ſtolz, auf ſein Stöcklein geſtützt, hin und erwartete ſeinen Gegner. Der Aufſeher der Sklaven hatte nach Mucks eigenem Wunſche den beſten Läufer ausgeſucht; dieſer trat nun heraus, ſtellte ſich neben den Kleinen und beide harrten auf das Zeichen. Da winkte Prinzeſſin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile, auf daſſelbe Ziel abgeſchoſſen, flogen die beiden Wettläufer über die Wieſe hin.

Von Anfang hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorſprung, aber dieſer jagte ihm auf ſeinem Pantoffelfuhrwerk nach, holte ihn ein, überfing ihn und ſtand längſt am Ziele, als jener noch, nach Luft ſchnappend, daher lief. Verwunderung und Staunen feſſelten einige Augenblicke die Zuſchauer, als aber der König zuerſt in die Hände klatſchte, da jauchzte die Menge und alle riefen: „Hoch lebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlauf!“

Man hatte indeß den kleinen Muck herbeigebracht; er warf ſich vor dem König nieder und ſprach: „Großmächtigſter König, ich habe dir hier nur eine kleine Probe meiner Kunſt gegeben, wolle nun geſtatten, daß man mir eine Stelle unter deinen Läufern gebe;“ der König aber antwortete ihm: „nein, du ſollſt mein Leibläufer und immer um meine Perſon ſeyn, lieber Muck, jährlich ſollſt du hundert Goldſtücke erhalten als Lohn und an der Tafel meiner erſten Diener ſollſt du ſpeiſen.“

So glaubte denn Muck, endlich das Glück gefunden zu haben, das er ſo lange ſuchte, und war fröhlich und wohlgemuth in ſeinem Herzen. Auch erfreute er ſich der beſonderen Gnade des Königs, denn dieſer gebrauchte ihn zu ſeinen ſchnellſten und geheimſten Sendungen, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit unbegreiflicher Schnelle beſorgte.

Aber die übrigen Diener des Königs waren ihm gar nicht zugethan, weil ſie ſich ungern durch einen Zwerg, der nichts verſtand, als ſchnell zu laufen, in der Gunſt ihres Herrn zurückgeſetzt ſahen. Sie veranſtalteten daher manche Verſchwörung gegen ihn, um ihn zu ſtürzen, aber alle ſchlugen fehl an dem großen Zutrauen, das der König in ſeinen geheimen Oberleibläufer (denn zu dieſer Würde hatte er es in ſo kurzer Zeit gebracht) ſetzte.

Muck, dem dieſe Bewegungen gegen ihn nicht entgingen, ſann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes Herz, nein, auf Mittel dachte er, ſich bei ſeinen Feinden nothwendig und beliebt zu machen. Da fiel ihm ſein Stäblein, das er in ſeinem Glück außer Acht gelaſſen hatte, ein; wenn er Schätze finde, dachte er, werden ihm die Herren ſchon geneigter werden. Er hatte ſchon oft gehört, daß der Vater des jetzigen Königs viele ſeiner Schätze vergraben habe, als der Feind ſein Land überfallen; man ſagte auch, er ſey darüber geſtorben, ohne daß er ſein Geheimniß habe ſeinem Sohn mittheilen können. Von nun an nahm Muck immer ſein Stöcklein mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüber zu gehen, wo das Geld des alten Königs vergraben ſey. Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Theil des Schloßgartens, den er wenig beſuchte, und plötzlich fühlte er das Stöcklein in ſeiner Hand zucken, und dreimal ſchlug es gegen den Boden. Nun wußte er ſchon, was dies zu bedeuten hatte. Er zog daher ſeinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umſtehenden Bäume und ſchlich ſich wieder in das Schloß; dort verſchaffte er ſich einen Spaten und wartete die Nacht zu ſeinem Unternehmen ab.

Das Schatzgraben ſelbſt machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu ſchaffen, als er geglaubt hatte. Seine Arme waren zu ſchwach, ſein Spaten aber groß und ſchwer; und er mochte wohl ſchon zwei Stunden gearbeitet haben, ehe er ein paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich ſtieß er auf etwas Hartes, das wie Eiſen klang. Er grub jetzt emſiger, und bald hatte er einen großen eiſernen Deckel zu Tage gefördert; er ſtieg ſelbſt in die Grube hinab, um nachzuſpähen, was wohl der Deckel könnte bedeckt haben, und fand richtig einen großen Topf mit Goldſtücken angefüllt. Aber ſeine ſchwachen Kräfte reichten nicht hin, den Topf zu heben, daher ſteckte er in ſeine Beinkleider und ſeinen Gürtel, ſo viel er zu tragen vermochte, und auch ſein Mäntelein füllte er damit, bedeckte das Uebrige wieder ſorgfältig, und lud es auf den Rücken. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffeln nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, ſo zog ihn die Laſt des Goldes nieder. Doch unbemerkt kam er auf ſein Zimmer und verwahrte dort ſein Gold unter den Polſtern ſeines Sophas.

Als der kleine Muck ſich im Beſitz ſo vielen Goldes ſah, glaubte er, das Blatt werde ſich jetzt wenden, und er werde ſich unter ſeinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber ſchon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar zu ſorgfältige Erziehung genoſſen haben mußte, ſonſt hätte er ſich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach! daß er damals ſeine Pantoffeln geſchmiert und ſich mit ſeinem Mäntelein voll Gold aus dem Staub gemacht hätte!

Das Gold, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austheilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten. Der Küchenmeiſter Ahuli ſagte: „er iſt ein Falſchmünzer,“ der Sklavenaufſeher Achmet ſagte: „er hat's dem König abgeſchwatzt;“ Archaz der Schatzmeiſter aber, ſein ärgſter Feind, der ſelbſt hie und da einen Griff in des Königs Kaſſe thun mochte, ſagte geradezu: „er hat's geſtohlen.“ Um nun ihrer Sache gewiß zu ſeyn, verabredeten ſie ſich, und der Obermundſchenk Korchuz ſtellte ſich eines Tages recht traurig und niedergeſchlagen vor den Augen des Königs. Er machte ſeine traurigen Geberden ſo auffallend, daß ihn der König fragte, was ihm fehle. „Ach!“ antwortete er,

„ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe.“ „Was fabelſt du, Freund Korchuz,“ entgegnete ihm der König, „ſeit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über dich leuchten laſſen?“ Der Obermundſchenk antwortete ihm, daß er ja den geheimen Oberleibläufer mit Gold belade, ſeinen armen treuen Dienern aber nichts gebe.

Der König war ſehr erſtaunt über dieſe Nachricht, ließ ſich die Goldaustheilungen des kleinen Muck erzählen und die Verſchworenen brachten ihm leicht den Verdacht bei, daß Muck auf irgend eine Art das Geld aus der Schatzkammer geſtohlen habe. Sehr lieb war dieſe Wendung der Sache dem Schatzmeiſter, der ohnehin nicht gerne Rechnung ablegte. Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck Acht zu geben, um ihn wo möglich auf der That zu ertappen. Als nun in der Nacht, die auf dieſen Unglückstag folgte, der kleine Muck, da er durch ſeine Freigebigkeit ſeine Kaſſe ſehr erſchöpft ſah, den Spaten nahm und in den Schloßgarten ſchlich, um dort von ſeinem geheimen Schatze neuen Vorrath zu holen, folgten ihm von weitem die Wachen, von dem Küchenmeiſter Ahuli und Archaz, dem Schatzmeiſter, angeführt, und in dem Augenblick, da er das Gold aus dem Topf in das Mäntelein legen wollte, fielen ſie über ihn her, banden ihn und führten ihn ſogleich vor den König. Dieſer, den ohnehin die Unterbrechung ſeines Schlafes mürriſch gemacht hatte, empfing ſeinen armen geheimen Oberleibläufer ſehr ungnädig und ſtellte ſogleich das Verhör über ihn an. Man hatte den Topf vollends aus der

Erde gegraben, und mit dem Spaten und mit dem Mäntelein voll Gold vor die Füße des Königs geſetzt. Der Schatzmeiſter ſagte aus, daß er mit ſeinen Wachen den Muck überraſcht habe, wie er dieſen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe.

Der König befragte hierauf den Angeklagten, ob es wahr ſey, und woher er das Gold, das er vergraben, bekommen habe?

Der kleine Muck, im Gefühl ſeiner Unſchuld, ſagte aus, daß er dieſen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn habe nicht ein-, ſondern ausgraben wollen.

Alle Anweſenden lachten laut über dieſe Entſchuldigung; der König aber, aufs höchſte erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief aus: „wie, Elender! du willſt deinen König ſo dumm und ſchändlich belügen, nachdem du ihn beſtohlen haſt? Schatzmeiſter Archaz! ich fordere dich auf, zu ſagen, ob du dieſe Summe Goldes für die nämliche erkennſt, die in meinem Schatze fehlt?“

Der Schatzmeiſter aber antwortete, er ſey ſeiner Sache ganz gewiß, ſo viel und noch mehr fehle ſeit einiger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, daß dies das Geſtohlene ſey.

Da befahl der König, den kleinen Muck in enge Ketten zu legen und in den Thurm zu führen, dem Schatzmeiſter aber übergab er das Gold, um es wieder in den Schatz zu tragen. Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache, zog dieſer ab und zählte zu Haus die blinkenden Goldſtücke; aber das hat dieſer ſchlechte Mann niemals angezeigt, daß unten in dem Topf ein

Zettel lag, der ſagte: „Der Feind hat mein Land überſchwemmt, daher verberge ich hier einen Theil meiner Schätze; wer es auch finden mag, den treffe der Fluch ſeines Königs, wenn er es nicht ſogleich meinem Sohne ausliefert. —
König Sadi.“

Der kleine Muck ſtellte in ſeinem Kerker traurige Betrachtungen an; er wußte, daß auf Diebſtahl an königlichen Sachen der Tod geſetzt war: und doch mochte er das Geheimniß mit dem Stäbchen dem Könige nicht verrathen, weil er mit Recht fürchtete, dieſes und ſeiner Pantoffeln beraubt zu werden. Seine Pantoffeln konnten ihm leider auch keine Hülfe bringen, denn da er in engen Ketten an die Mauer geſchloſſen war, konnte er, ſo ſehr er ſich quälte, ſich nicht auf dem Abſatz umdrehen. Als ihm aber am andern Tage ſein Tod angekündigt wurde, da dachte er doch, es ſey beſſer, ohne das Zauberſtäbchen zu leben, als mit ihm zu ſterben, ließ den König um geheimes Gehör bitten und entdeckte ihm das Geheimniß. Der König maß von Anfang ſeinem Geſtändniß keinen Glauben bei; aber der kleine Muck verſprach eine Probe, wenn ihm der König zugeſtünde, daß er nicht getödtet werden ſolle. Der König gab ihm ſein Wort darauf und ließ, von Muck ungeſehen, einiges Gold in die Erde graben, und befahl dieſem, mit ſeinem Stäbchen zu ſuchen. In wenigen Augenblicken hatte er es gefunden, denn das Stäbchen ſchlug deutlich dreimal auf die Erde. Da merkte der König, daß ihn ſein Schatzmeiſter betrogen hatte, und ſandte ihm, wie es im Morgenland gebräuchlich iſt, eine ſeidene Schnur, damit er ſich ſelbſt erdroßle. Zum kleinen Muck aber ſprach er: „Ich habe dir zwar dein Leben verſprochen, aber es ſcheint mir, als ob du nicht allein dieſes Geheimniß mit dem Stäbchen beſitzeſt; darum bleibſt du in ewiger Gefangenſchaft, wenn du nicht geſtehſt, was für eine Bewandtniß es mit deinem Schnelllaufen hat. Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Thurm alle Luſt zu längerer Gefangenſchaft benommen hatte, bekannte, daß ſeine ganze Kunſt in den Pantoffeln liege, doch lehrte er den König nicht das Geheimniß von dem dreimaligen Umdrehen auf dem Abſatz. Der König ſchlüpfte ſelbſt in die Pantoffeln, um die Probe zu machen, und jagte wie unſinnig im Garten umher; oft wollte er anhalten, aber er wußte nicht, wie man die Pantoffeln zum Stehen brachte, und der kleine Muck, der dieſe kleine Rache ſich nicht verſagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel.

Als der König wieder zur Beſinnung zurückgekehrt war, war er ſchrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn ſo ganz außer Athem hatte laufen laſſen. „Ich habe dir mein Wort gegeben, dir Freiheit und Leben zu ſchenken, aber innerhalb zwölf Stunden mußt du mein Land verlaſſen, ſonſt laſſe ich dich aufknüpfen.“ Die Pantoffeln und das Stäbchen aber ließ er in ſeine Schatzkammer legen.

So arm als je wanderte der kleine Muck zum Land hinaus, ſeine Thorheit verwünſchend, die ihm vorgeſpiegelt hatte, er könne eine bedeutende Rolle am Hofe ſpielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum Glück nicht groß, daher war er ſchon nach acht Stunden auf der Grenze, obgleich ihm das Gehen, da er an ſeine lieben Pantoffeln gewöhnt war, ſehr ſauer ankam.

Als er über die Grenze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die dichteſte Einöde der Wälder aufzuſuchen und dort nur ſich zu leben, denn er war allen Menſchen gram. In einem dichten Walde traf er auf einen Platz, der ihm zu dem Entſchluß, den er gefaßt hatte, ganz tauglich ſchien. Ein klarer Bach, von großen ſchattigen Feigenbäumen umgeben, ein weicher Raſen luden ihn ein; hier warf er ſich nieder, mit dem Entſchluß, keine Speiſe mehr zu ſich zu nehmen, ſondern hier den Tod zu erwarten. Ueber traurigen Todesbetrachtungen ſchlief er ein, als er aber wieder aufwachte und der Hunger ihn zu quälen anfing, bedachte er doch, daß der Hungertod eine gefährliche Sache ſey, und ſah ſich um, ob er nirgends etwas zu eſſen bekommen könnte.

Köſtliche reife Feigen hingen an dem Baume, unter welchem er geſchlafen hatte; er ſtieg hinauf, um ſich einige zu pflücken, ließ es ſich trefflich ſchmecken und ging hinunter an den Bach, um ſeinen Durſt zu löſchen. Aber wie groß war ſein Schrecken, als ihm das Waſſer ſeinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken langen Naſe geſchmückt zeigte! Beſtürzt griff er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich ſie waren über eine halbe Elle lang.

„Ich verdiene Eſelsohren!“ rief er aus, „denn ich habe mein Glück wie ein Eſel mit Füßen getreten.“ — Er wanderte unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen ſeine Zuflucht nehmen, denn ſonſt fand er nichts

Eßbares an den Bäumen. Als ihm über der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl ſeine Ohren nicht unter ſeinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar zu lächerlich ausſehe, fühlte er, daß ſeine Ohren verſchwunden ſeyen. Er lief gleich an den Bach zurück, um ſich davon zu überzeugen, und wirklich, es war ſo, ſeine Ohren hatten ihre vorige Geſtalt, ſeine lange unförmliche Naſe war nicht mehr. Jetzt merkte er aber, wie dies gekommen war; von dem erſten Feigenbaum hatte er die lange Naſe und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt; freudig erkannte er, daß ſein gütiges Geſchick ihm noch einmal die Mittel in die Hand gebe, glücklich zu ſeyn. Er pflückte daher von jedem Baum ſo viel er tragen konnte, und ging in das Land zurück, das er vor kurzem verlaſſen hatte. Dort machte er ſich in dem erſten Städtchen durch andere Kleider ganz unkenntlich und ging dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an.

Es war gerade zu einer Jahrszeit, wo reife Früchte noch ziemlich ſelten waren; der kleine Muck ſetzte ſich daher unter das Thor des Palaſtes, denn ihm war von früherer Zeit her wohl bekannt, daß hier ſolche Seltenheiten von dem Küchenmeiſter für die königliche Tafel eingekauft wurden. Muck hatte noch nicht lange geſeſſen, als er den Küchenmeiſter über den Hof herüberſchreiten ſah. Er muſterte die Waaren der Verkäufer, die ſich am Thor des Palaſtes eingefunden hatten, endlich fiel ſein Blick auch auf Mucks Körbchen. „Ah! ein ſeltener Biſſen,“ ſagte er, „der Ihro Majeſtät gewiß behagen wird; was willſt du für den ganzen Korb?“ Der kleine

Muck beſtimmte einen mäßigen Preis, und ſie waren bald des Handels einig. Der Küchenmeiſter übergab den Korb einem Sklaven und ging weiter; der kleine Muck aber machte ſich einſtweilen aus dem Staub, weil er befürchtete, wenn ſich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, möchte man ihn als Verkäufer aufſuchen und beſtrafen.

Der König war über Tiſch ſehr heiter geſtimmt und ſagte ſeinem Küchenmeiſter einmal über das andere Lobſprüche wegen ſeiner guten Küche und der Sorgfalt, mit der er immer das Seltenſte für ihn ausſuchte; der Küchenmeiſter aber, welcher wohl wußte, welchen Leckerbiſſen er noch im Hintergrund habe, ſchmunzelte gar freundlich und ließ nur einzelne Worte fallen: „es iſt noch nicht aller Tage Abend,“ oder: „Ende gut, alles gut,“ ſo, daß die Prinzeſſinnen ſehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde. Als er aber die ſchönen einladenden Feigen aufſetzen ließ, da entfloh ein allgemeines Ah! dem Munde der Anweſenden. „Wie reif, wie appetitlich!“ rief der König, „Küchenmeiſter, du biſt ein ganzer Kerl, und verdienſt unſere ganz beſondere Gnade!“ Alſo ſprechend theilte der König, der mit ſolchen Leckerbiſſen ſehr ſparſam zu ſeyn pflegte, mit eigener Hand die Feigen an ſeiner Tafel aus. Jeder Prinz und jede Prinzeſſin bekam zwei, die Hofdamen und die Veziere und Aga's eine, die übrigen ſtellte er vor ſich hin und begann mit großem Behagen ſie zu verſchlingen.

„Aber lieber Gott, wie ſiehſt du ſo wunderlich aus, Vater!“ rief auf einmal die Prinzeſſin Amarza. Alle ſahen den König erſtaunt an, ungeheure Ohren hingen ihm am Kopf, eine lange Naſe zog ſich über ſein Kinn herunter; auch ſich ſelbſt betrachteten ſie unter einander mit Staunen und Schrecken, alle waren mehr oder minder mit dem ſonderbaren Kopfputz geſchmückt.

Man denke ſich den Schrecken des Hofes! Man ſchickte ſogleich nach allen Aerzten der Stadt, ſie kamen haufenweiſe, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Naſen blieben. Man operirte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchſen nach.

Muck hatte die ganze Geſchichte in ſeinem Verſteck, wohin er ſich zurückgezogen hatte, gehört und erkannte, daß es jetzt Zeit ſey, zu handeln. Er hatte ſich ſchon vorher von dem aus den Feigen gelösten Geld einen Anzug verſchafft, der ihn als Gelehrten darſtellen konnte; ein langer Bart aus Ziegenhaaren vollendete die Täuſchung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Palaſt des Königs und bot als fremder Arzt ſeine Hülfe an. Man war von Anfang ſehr ungläubig, als aber der kleine Muck eine Feige einem der Prinzen zu eſſen gab und Ohren und Naſe dadurch in den alten Zuſtand zurückbrachte, da wollte alles von dem fremden Arzte geheilt ſeyn. Aber der König nahm ihn ſchweigend bei der Hand und führte ihn in ſein Gemach; dort ſchloß er eine Thüre auf, die in die Schatzkammer führte, und winkte Muck, ihm zu folgen. „Hier ſind meine Schätze," ſprach der König, „wähle dir, was es auch ſey, es ſoll dir gewährt werden, wenn du mich von dieſem ſchmachvollen Uebel befreiſt." Das war ſüße Muſik in des kleinen Mucks Ohren; er hatte gleich beim Eintritt ſeine Pantoffeln auf dem Boden ſtehen ſehen, gleich daneben lag auch ſein Stäbchen. Er ging nun umher in dem Saal, wie wenn er die Schätze des Königs bewundern wollte, kaum aber war er an ſeine Pantoffeln gekommen, ſo ſchlüpfte er eilends hinein, ergriff ſein Stäbchen, riß ſeinen falſchen Bart herab und zeigte dem erſtaunten König das wohlbekannte Geſicht ſeines verſtoßenen Mucks. „Treuloſer König,“ ſprach er, „der du treue Dienſte mit Undank lohnſt, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgeſtalt, die du trägſt. Die Ohren laß ich dir zurück, damit ſie dich täglich erinnern an den kleinen Muck.“ Als er ſo geſprochen hatte, drehte er ſich ſchnell auf dem Abſatz herum, wünſchte ſich weit hinweg, und ehe noch der König um Hülfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen. Seitdem lebt der kleine Muck hier in großem Wohlſtand, aber einſam, denn er verachtet die Menſchen. Er iſt durch Erfahrung ein weiſer Mann geworden, welcher, wenn auch ſein Aeußeres etwas Auffallendes haben mag, deine Bewunderung mehr als deinen Spott verdient. —

So erzählte mir mein Vater; ich bezeugte ihm meine Reue über mein rohes Betragen gegen den guten kleinen Mann, und mein Vater ſchenkte mir die andere Hälfte der Strafe, die er mir zugedacht hatte. Ich erzählte meinen Kameraden die wunderbaren Schickſale des Kleinen, und wir gewannen ihn ſo lieb, daß ihn keiner mehr ſchimpfte. Im Gegentheil, wir ehrten ihn, ſo lange er lebte, und haben uns vor ihm immer ſo tief als vor Kadi und Mufti gebückt.

Die Reiſenden beſchloſſen, einen Raſttag in dieſer Karavanſerai zu machen, um ſich und die Thiere zur weiteren Reiſe zu ſtärken. Die geſtrige Fröhlichkeit ging auch auf dieſen Tag über, und ſie ergötzten ſich mit allerlei Spielen. Nach dem Eſſen aber riefen ſie dem fünften Kaufmann, Ali Sizah, zu, auch ſeine Schuldigkeit gleich den übrigen zu thun und eine Geſchichte zu erzählen. Er antwortete, ſein Leben ſey zu arm an auffallenden Begebenheiten, als daß er ihnen etwas davon mittheilen möchte, daher wolle er ihnen etwas anderes erzählen, nämlich: Das Mährchen vom falſchen Prinzen.

Das Mährchen vom falschen Prinzen.

Es war einmal ein ehrſamer Schneidergeſelle, Namens Labakan, der bei einem geſchickten Meiſter in Aleſſandria ſein Handwerk lernte; man konnte nicht ſagen, daß Labakan ungeſchickt mit der Nadel war, im Gegentheil, er konnte recht feine Arbeit machen; auch that man ihm unrecht, wenn man ihn geradezu faul ſchalt; aber ganz richtig war es doch nicht mit dem Geſellen, denn er konnte oft ſtundenlang in einem fort nähen, daß ihm die Nadel in der Hand glühend ward und der Faden rauchte, da gab es ihm dann ein Stück, wie keinem andern; ein ander Mal aber, und dies geſchah leider öfters, ſaß er in tiefen Gedanken, ſah mit ſtarren Augen vor ſich hin und hatte dabei in Geſicht und Weſen etwas ſo eigenes, daß ſein Meiſter und die übrigen Geſellen von dieſem Zuſtand nie anders ſprachen, als: „Labakan hat wieder ſein vornehmes Geſicht.“

Am Freitag aber, wenn andere Leute vom Gebet ruhig nach Haus an ihre Arbeit gingen, trat Labakan in einem ſchönen Kleid, das er ſich mit vieler Mühe zuſammengeſpart hatte, aus der Moſchee, ging langſam und ſtolzen Schrittes durch die Plätze und Straßen der Stadt, und wenn ihm einer ſeiner Kameraden ein „Friede ſey mit dir," oder „wie geht es, Freund Labakan?" bot, ſo winkte er gnädig mit der Hand oder nickte, wenn es hoch kam, vornehm mit dem Kopf. Wenn dann ſein Meiſter im Spaß zu ihm ſagte: „an dir iſt ein Prinz verloren gegangen, Labakan," ſo freute er ſich darüber und antwortete: „habt Ihr das auch bemerkt?" oder: „ich habe es ſchon lange gedacht!"

So trieb es der ehrſame Schneidergeſelle Labakan ſchon eine geraume Zeit, ſein Meiſter aber duldete ſeine Narrheit, weil er ſonſt ein guter Menſch und geſchickter Arbeiter war. Aber eines Tages ſchickte Selim, der Bruder des Sultans, der gerade durch Aleſſandria reiſte, ein Feſtkleid zu dem Meiſter, um einiges daran verändern zu laſſen, und der Meiſter gab es Labakan, weil dieſer die feinſte Arbeit machte. Als Abends der Meiſter und die Geſellen ſich hinwegbegeben hatten, um nach des Tages Laſt ſich zu erholen, trieb eine unwiderſtehliche Sehnſucht Labakan wieder in die Werkſtätte zurück, wo das Kleid des kaiſerlichen Bruders hing. Er ſtand lange ſinnend davor, bald den Glanz der Stickerei, bald die ſchillernden Farben des Sammets und der Seide an dem Kleide bewundernd. Er konnte nicht anders, er mußte es anziehen, und ſiehe da, es paßte ihm ſo trefflich, wie wenn es für ihn wäre gemacht worden. „Bin ich nicht ſo gut ein Prinz, als einer?“ fragte er ſich, indem er im Zimmer auf- und abſchritt. „Hat nicht der Meiſter ſelbſt ſchon geſagt, daß ich zum Prinzen geboren ſey?“ Mit den Kleidern ſchien der Geſelle eine ganz königliche Geſinnung angezogen zu haben; er konnte ſich nicht anders denken, als er ſey ein bekannter Königsſohn, und als ſolcher beſchloß er, in die Welt zu reiſen und einen Ort zu verlaſſen, wo die Leute bisher ſo thöricht geweſen waren, unter der Hülle ſeines niedern Standes nicht ſeine angeborne Würde zu erkennen. Das prachtvolle Kleid ſchien ihm von einer gütigen Fee geſchickt, er hütete ſich daher wohl, ein ſo theures Geſchenk zu verſchmähen, ſteckte ſeine geringe Baarſchaft zu ſich und wanderte, begünſtigt von dem Dunkel der Nacht, aus Aleſſandria's Thoren.

Der neue Prinz erregte überall auf ſeiner Wanderſchaft Verwunderung, denn das prachtvolle Kleid und ſein ernſtes majeſtätiſches Weſen wollte gar nicht paſſen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnißvoller Miene zu antworten, daß es ſeine eigenen Urſachen habe. Als er aber merkte, daß er ſich durch ſeine Fußwanderungen lächerlich mache, kaufte er um geringen Preis ein altes Roß, welches ſehr für ihn paßte, da es ihn mit ſeiner geſetzten Ruhe und Sanftmuth nie in Verlegenheit brachte, ſich als geſchickten Reiter zeigen zu müſſen, was gar nicht ſeine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf ſeinem Murva, ſo hatte er ſein Roß genannt, ſeine Straße zog, ſchloß ſich ein Reiter an ihn an und bat ihn, in ſeiner

Geſellſchaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde im Geſpräch mit einem andern. Der Reiter war ein fröhlicher junger Mann, ſchön und angenehm im Umgang. Er hatte mit Labakan bald ein Geſpräch angeknüpft über woher und wohin, und es traf ſich, daß auch er, wie der Schneidergeſelle, ohne Plan in die Welt hinauszog. Er ſagte, er heiße Omar, ſey der Neffe Elfi Beys, des unglücklichen Baſſa's von Kairo, und reiſe nun umher, um einen Auftrag, den ihm ſein Oheim auf dem Sterbebette ertheilt habe, auszurichten. Labakan ließ ſich nicht ſo offenherzig über ſeine Verhältniſſe aus, er gab ihm zu verſtehen, daß er von hoher Abkunft ſey und zu ſeinem Vergnügen reiſe.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen an einander und zogen fürder. Am zweiten Tage ihrer gemeinſchaftlichen Reiſe fragte Labakan ſeinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu beſorgen habe, und erfuhr zu ſeinem Erſtaunen Folgendes: „Elfi Bey, der Baſſa von Kairo, hatte den Omar ſeit ſeiner früheſten Kindheit erzogen, und dieſer hatte ſeine Eltern nie gekannt. Als nun Elfi Bey von ſeinen Feinden überfallen worden war und nach drei unglücklichen Schlachten, tödtlich verwundet, fliehen mußte, entdeckte er ſeinem Zögling, daß er nicht ſein Neffe ſey, ſondern der Sohn eines mächtigen Herrſchers, welcher, aus Furcht vor den Prophezeihungen ſeiner Sterndeuter, den jungen Prinzen von ſeinem Hofe entfernt habe, mit dem Schwur, ihn erſt an ſeinem zweiundzwanzigſten Geburtstage wieder ſehen zu wollen. Elfi Bey habe ihm den Namen ſeines Vaters nicht genannt, ſondern ihm aufs beſtimmteſte aufgetragen, am vierten Tage des kommenden Monats Ramadan, an welchem Tage er zweiundzwanzig Jahre alt werde, ſich an der berühmten Säule El-Serujah, vier Tagreiſen öſtlich von Aleſſandria, einzufinden; dort ſolle er den Männern, die an der Säule ſtehen werden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen, mit den Worten: „hier bin ich, den ihr ſuchet;“ wenn ſie antworten: „Gelobt ſey der Prophet, der dich erhielt,“ ſo ſolle er ihnen folgen, ſie werden ihn zu ſeinem Vater führen.

Der Schneidergeſelle Labakan war ſehr erſtaunt über dieſe Mittheilung, er betrachtete von jetzt an den Prinzen Omar mit neidiſchen Augen, erzürnt darüber, daß das Schickſal jenem, obgleich er ſchon für den Neffen eines mächtigen Baſſa galt, noch die Würde eines Fürſtenſohnes verliehen, ihm aber, den es mit allem, was einem Prinzen noththut, ausgerüſtet, gleichſam zum Hohn eine dunkle Geburt und einen gewöhnlichen Lebensweg verliehen habe. Er ſtellte Vergleichungen zwiſchen ſich und dem Prinzen an. Er mußte ſich geſtehen, es ſey jener ein Mann von ſehr vortheilhafter Geſichtsbildung; ſchöne lebhafte Augen, eine kühngebogene Naſe, ein ſanftes zuvorkommendes Benehmen, kurz alle Vorzüge des Aeußeren, die jemand empfehlen könne, waren jenem eigen. Aber ſo viele Vorzüge er auch an ſeinem Begleiter fand, ſo geſtand er ſich doch, daß ein Labakan dem fürſtlichen Vater wohl noch willkommener ſeyn dürfte, als der wirkliche Prinz.

Dieſe Betrachtungen verfolgten Labakan den ganzen Tag, mit ihnen ſchlief er im nächſten Nachtlager ein;

aber als er Morgens aufwachte und ſein Blick auf den neben ihm ſchlafenden Omar fiel, der ſo ruhig ſchlafen und von ſeinem gewiſſen Glücke träumen konnte, da erwachte in ihm der Gedanke, ſich durch Liſt oder Gewalt zu erſtreben, was ihm das ungünſtige Schickſal verſagt hatte; der Dolch, das Erkennungszeichen des heimkehrenden Prinzen, ſtack in dem Gürtel des Schlafenden, leiſe zog er ihn hervor, um ihn in die Bruſt des Eigenthümers zu ſtoßen. Doch vor dem Gedanken des Mordes entſetzte ſich die friedfertige Seele des Geſellen, er begnügte ſich, den Dolch zu ſich zu ſtecken, das ſchnellere Pferd des Prinzen für ſich aufzäumen zu laſſen, und ehe Omar aufwachte und ſich aller ſeiner Hoffnungen beraubt ſah, hatte ſein treuloſer Gefährte ſchon einen Vorſprung von mehreren Meilen.

Es war gerade der erſte Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labakan den Raub an dem Prinzen begangen hatte, und er hatte alſo noch vier Tage, um zu der Säule El-Serujah, welche ihm wohl bekannt war, zu gelangen. Obgleich die Gegend, worin ſich dieſe Säule befand, höchſtens noch zwei Tagreiſen entfernt ſeyn konnte, ſo beeilte er ſich doch, hinzukommen, weil er immer fürchtete, von dem wahren Prinzen eingeholt zu werden.

Am Ende des zweiten Tages erblickte Labakan die Säule El-Serujah. Sie ſtand auf einer kleinen Anhöhe in einer weiten Ebene und konnte auf zwei bis drei Stunden geſehen werden. Labakans Herz pochte lauter bei dieſem Anblick; obgleich er die letzten zwei Tage hindurch Zeit genug gehabt, über die Rolle, die er zu ſpielen hatte, nachzudenken, ſo machte ihn doch das böſe Gewiſſen etwas ängſtlich, aber der Gedanke, daß er zum Prinzen geboren ſey, ſtärkte ihn wieder, ſo daß er getröſteter ſeinem Ziele entgegen ging.

Die Gegend um die Säule El-Serujah war unbewohnt und öde, und der neue Prinz wäre wegen ſeines Unterhalts etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er ſich nicht auf mehrere Tage verſehen hätte. Er lagerte ſich alſo neben ſeinem Pferd unter einigen Palmen und erwartete dort ſein ferneres Schickſal.

Gegen die Mitte des andern Tages ſah er einen großen Zug von Pferden und Kameelen über die Ebene her auf die Säule El-Serujah zukommen. Der Zug hielt am Fuße des Hügels, auf welchem die Säule ſtand, man ſchlug prachtvolle Zelte auf, und das Ganze ſah aus wie der Reiſezug eines reichen Baſſa oder Scheik. Labakan ahnete, daß die vielen Leute, welche er ſah, ſich ſeinetwegen hieher bemüht hatten, und hätte ihnen gerne ſchon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt, aber er mäßigte ſeine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch der nächſte Morgen ſeine kühnſten Wünſche vollkommen befriedigen mußte.

Die Morgenſonne weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigſten Augenblick ſeines Lebens, welcher ihn aus einem niedrigen Looſe an die Seite eines fürſtlichen Vaters erheben ſollte; zwar fiel ihm, als er ſein Pferd aufzäumte, um zu der Säule hinzureiten, wohl auch das Unrechtmäßige ſeines Schrittes ein, zwar führten ihm ſeine Gedanken den Schmerz des in ſeinen ſchönen Hoffnungen betrogenen Fürſtenſohnes vor, aber —

der Würfel war geworfen, er konnte nicht mehr ungeſchehen machen, was geſchehen war, und ſeine Eigenliebe flüſterte ihm zu, daß er ſtattlich genug ausſehe, um dem mächtigſten König ſich als Sohn vorzuſtellen; ermuthigt durch dieſen Gedanken ſchwang er ſich auf ſein Roß, nahm alle ſeine Tapferkeit zuſammen, um es in einen ordentlichen Galopp zu bringen, und in weniger als einer Viertelſtunde war er am Fuße des Hügels angelangt. Er ſtieg ab von ſeinem Pferd und band es an eine Staude, deren mehrere an dem Hügel wuchſen; hierauf zog er den Dolch des Prinzen Omar hervor und ſtieg den Hügel hinan. Am Fuß der Säule ſtanden ſechs Männer um einen Greiſen von hohem königlichen Anſehen; ein prachtvoller Kaftan von Goldſtoff, mit einem weißen Cachemirſhawl umgürtet, der weiße, mit blitzenden Edelſteinen geſchmückte Turban bezeichneten ihn als einen Mann von Reichthum und Würde.

Auf ihn ging Labakan zu, neigte ſich tief vor ihm und ſprach, indem er ihm den Dolch darreichte: „hier bin ich, den Ihr ſuchet.“

„Gelobt ſey der Prophet, der dich erhielt!“ antwortete der Greis mit Freudenthränen, „umarme deinen alten Vater, mein geliebter Sohn Omar!“ Der gute Schneider war ſehr gerührt durch dieſe feierlichen Worte und ſank mit einem Gemiſch von Freude und Scham in die Arme des alten Fürſten.

Aber nur einen Augenblick ſollte er ungetrübt die Wonne ſeines neuen Standes genießen; als er ſich aus den Armen des fürſtlichen Greiſes aufrichtete, ſah er einen Reiter über die Ebene her auf den Hügel zueilen.

Der Reiter und ſein Roß gewährten einen ſonderbaren Anblick; das Roß ſchien aus Eigenſinn oder Müdigkeit nicht vorwärts zu wollen; in einem ſtolpernden Gang, der weder Schritt noch Trab war, zog es daher, der Reiter aber trieb es mit Händen und Füßen zu ſchnellerem Laufe an. Nur zu bald erkannte Labakan ſein Roß Murva und den echten Prinzen Omar; aber der böſe Geiſt der Lüge war einmal in ihn gefahren, und er beſchloß, wie es auch kommen möge, mit eiſerner Stirne ſeine angemaßten Rechte zu behaupten.

Schon aus der Ferne hatte man den Reiter winken geſehen, jetzt war er trotz dem ſchlechten Trab des Roſſes Murva am Fuße des Hügels angekommen, warf ſich vom Pferd und ſtürzte den Hügel hinan. „Haltet ein!“ rief er, „wer Ihr auch ſein möget, haltet ein, und laſſet Euch nicht von dem ſchändlichſten Betrüger täuſchen! ich heiße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen Namen zu mißbrauchen!“

Auf den Geſichtern der Umſtehenden malte ſich tiefes Erſtaunen über dieſe Wendung der Dinge; beſonders ſchien der Greis ſehr betroffen, indem er bald den einen, bald den andern fragend anſah; Labakan aber ſprach mit mühſam errungener Ruhe: „Gnädigſter Herr und Vater, laßt Euch nicht irre machen durch dieſen Menſchen da; es iſt, ſoviel ich weiß, ein wahnſinniger Schneidergeſelle aus Aleſſandria, Labakan geheißen, der mehr unſer Mitleid als unſern Zorn verdient.“

Bis zur Raſerei aber brachten dieſe Worte den Prinzen; ſchäumend vor Wuth, wollte er auf Labakan eindringen, aber die Umſtehenden warfen ſich dazwiſchen und hielten ihn feſt, und der Fürſt ſprach: „wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Menſch iſt verrückt; man binde ihn und ſetze ihn auf einen unſerer Dromedare; vielleicht, daß wir dem Unglücklichen Hülfe ſchaffen können.“

Die Wuth des Prinzen hatte ſich gelegt, weinend rief er dem Fürſten zu: „mein Herz ſagt mir, daß Ihr mein Vater ſeyd, bei dem Andenken meiner Mutter beſchwöre ich Euch, hört mich an!“

„Ei, Gott bewahre uns,“ antwortete dieſer, „er fängt ſchon wieder an, irre zu reden; wie doch der Menſch auf ſo tolle Gedanken kommen kann!“ Damit ergriff er Labakans Arm und ließ ſich von ihm den Hügel hinunter geleiten; ſie ſetzten ſich beide auf ſchöne mit reichen Decken behängte Pferde und ritten an der Spitze des Zuges über die Ebene hin. Dem unglücklichen Prinzen aber feſſelte man die Hände und band ihn auf einen Dromedar feſt, und zwei Reiter waren ihm immer zur Seite, die ein wachſames Auge auf jede ſeiner Bewegungen hatten.

Der fürſtliche Greis war Saaud, der Sultan der Wechabiten. Er hatte lange ohne Kinder gelebt, endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er ſich ſo lange geſehnt hatte; aber die Sterndeuter, welche er um das Schickſal des Knaben befragte, thaten den Ausſpruch: „daß er bis ins zwei und zwanzigſte Jahr in Gefahr ſtehe, von einem Feinde verdrängt zu werden;“ deßwegen, um recht ſicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen ſeinem alten erprobten Freunde Elfi-Bey zum Erziehen gegeben und zwei und zwanzig ſchmerzliche Jahre auf ſeinen Anblick geharrt.

Dieſes hatte der Sultan ſeinem vermeintlichen Sohne erzählt, und ſich ihm außerordentlich zufrieden mit ſeiner Geſtalt und ſeinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als ſie in das Land des Sultans kamen, wurden ſie überall von den Einwohnern mit Freudengeſchrei empfangen, denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte ſich wie ein Lauffeuer durch alle Städte und Dörfer verbreitet. Auf den Straßen, durch welche ſie zogen, waren Bogen von Blumen und Zweigen errichtet, glänzende Teppiche von allen Farben ſchmückten die Häuſer, und das Volk pries laut Gott und ſeinen Propheten, der ihnen einen ſo ſchönen Prinzen geſandt habe. Alles dies erfüllte das ſtolze Herz des Schneiders mit Wonne; deſto unglücklicher mußte ſich aber der echte Omar fühlen, der noch immer gefeſſelt, in ſtiller Verzweiflung, dem Zuge folgte. Niemand kümmerte ſich um ihn bei dem allgemeinen Jubel, der doch ihm galt; den Namen Omar riefen tauſend und wieder tauſend Stimmen, aber ihn, der dieſen Namen mit Recht trug, ihn beachtete keiner; höchſtens fragte einer oder der andere, wen man denn ſo feſt gebunden mit fortführe, und ſchrecklich tönte in das Ohr des Prinzen die Antwort ſeiner Begleiter, es ſey ein wahnſinniger Schneider.

Der Zug war endlich in die Hauptſtadt des Sultans gekommen, wo alles noch glänzender zu ihrem Empfang bereitet war, als in den übrigen Städten. Die Sultanin, eine ältliche ehrwürdige Frau, erwartete ſie mit ihrem ganzen Hofſtaat in dem prachtvollſten

Saale des Schloſſes. Der Boden dieſes Saales war mit einem ungeheuren Teppich bedeckt, die Wände waren mit hellblauem Tuch geſchmückt, das in goldenen Quaſten und Schnüren an großen ſilbernen Haken hing.

Es war ſchon dunkel, als der Zug anlangte, daher waren im Saale viele kugelrunde, farbige Lampen angezündet, welche die Nacht zum Tag erhellten. Am klarſten und vielfarbigſten ſtrahlten ſie aber im Hintergrund des Saales, wo die Sultanin auf einem Throne ſaß. Der Thron ſtand auf vier Stufen und war von lauterem Golde und mit großen Amethyſten ausgelegt. Die vier vornehmſten Emire hielten einen Baldachin von rother Seide über dem Haupte der Sultanin, und der Scheik von Medina fächelte ihr mit einer Windfuchtel von Pfaufedern Kühlung zu.

So erwartete die Sultanin ihren Gemahl und ihren Sohn; auch ſie hatte ihn ſeit ſeiner Geburt nicht mehr geſehen, aber bedeutſame Träume hatten ihr den Erſehnten gezeigt, daß ſie ihn aus Tauſenden erkennen wollte. Jetzt hörte man das Geräuſch des nahenden Zuges, Trompeten und Trommeln miſchten ſich in das Zujauchzen der Menge, der Hufſchlag der Roſſe tönte im Hof des Palaſtes, näher und näher rauſchten die Tritte der Kommenden, die Thüren des Saales flogen auf und durch die Reihen der niederfallenden Diener eilte der Sultan, an der Hand ſeines Sohnes, vor den Thron der Mutter.

„Hier,“ ſprach er, „bringe ich dir den, nach welchem du dich ſo lange geſehnt.“

Die Sultanin fiel ihm in die Rede: „das iſt mein Sohn nicht!“ rief ſie aus, „das ſind nicht die Züge, die mir der Prophet im Traume gezeigt hat!“

Gerade, als ihr der Sultan ihren Aberglauben verweiſen wollte, ſprang die Thüre des Saales auf, Prinz Omar ſtürzte herein, verfolgt von ſeinen Wächtern, denen er ſich mit Anſtrengung aller ſeiner Kraft entriſſen hatte; er warf ſich athemlos vor dem Throne nieder: „hier will ich ſterben! laß mich tödten, grauſamer Vater, denn dieſe Schmach dulde ich nicht länger!“ Alles war beſtürzt über dieſe Reden, man drängte ſich um den Unglücklichen her, und ſchon wollten ihn die herbeieilenden Wachen ergreifen und ihm wieder ſeine Bande anlegen, als die Sultanin, die in ſprachloſem Erſtaunen dieſes alles mit angeſehen hatte, von dem Throne aufſprang; „haltet ein!“ rief ſie, „dieſer und kein anderer iſt der Rechte, dieſer iſts, den meine Augen nie geſehen und den mein Herz doch gekannt hat!“

Die Wächter hatten unwillkürlich von Omar abgelaſſen, aber der Sultan, entflammt von wüthendem Zorn, rief ihnen zu, den Wahnſinnigen zu binden. „Ich habe hier zu entſcheiden,“ ſprach er mit gebietender Stimme, „und hier richtet man nicht nach den Träumen der Weiber, ſondern nach gewiſſen untrüglichen Zeichen; dieſer hier (indem er auf Labakan zeigte) iſt mein Sohn, denn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Elfi, den Dolch, gebracht.“

„Geſtohlen hat er ihn!“ ſchrie Omar, „mein argloſes Vertrauen hat er zum Verrath mißbraucht!“ Der Sultan aber hörte nicht auf die Stimme ſeines Sohnes, denn er war in allen Dingen gewohnt, eigenſinnig nur ſeinem Urtheil zu folgen; daher ließ er den unglücklichen Omar mit Gewalt aus dem Saale ſchleppen, er ſelbſt aber begab ſich mit Labakan in ſein Gemach, voll Wuth über die Sultanin, ſeine Gemahlin, mit der er doch ſeit fünfundzwanzig Jahren in Frieden gelebt hatte.

Die Sultanin aber war voll Kummer über dieſe Begebenheiten; ſie war vollkommen überzeugt, daß ein Betrüger ſich des Herzens des Sultans bemächtigt hatte, denn jenen Unglücklichen hatten ihr ſo viele bedeutſame Träume als ihren Sohn gezeigt.

Als ſich ihr Schmerz ein wenig gelegt hatte, ſann ſie auf Mittel, um ihren Gemahl von ſeinem Unrecht zu überzeugen. Es war dies allerdings ſchwierig, denn jener, der ſich für ihren Sohn ausgab, hatte das Erkennungszeichen, den Dolch, überreicht und hatte auch, wie ſie erfuhr, ſo viel von Omars früherem Leben von dieſem ſelbſt ſich erzählen laſſen, daß er ſeine Rolle, ohne ſich zu verrathen, ſpielte.

Sie berief die Männer zu ſich, die den Sultan zu der Säule El-Serujah begleitet hatten, um ſich alles genau erzählen zu laſſen, und hielt dann mit ihren vertrauteſten Sklavinnen Rath. Sie wählten und verwarfen dies und jenes Mittel; endlich ſprach Melechſalah, eine alte, kluge Tſcherkaſſin: „Wenn ich recht gehört habe, verehrte Gebieterin, ſo nannte der Ueberbringer des Dolches den, welchen du für deinen Sohn hälſt, Labakan, einen verwirrten Schneider?“ „Ja, ſo iſt es,“ antwortete die Sultanin, „aber was willſt du damit?“

„Was meint ihr," fuhr jene fort, „wenn dieſer Betrüger eurem Sohn ſeinen eigenen Namen aufgeheftet hätte? — und wenn dies iſt, ſo gibt es ein herrliches Mittel, den Betrüger zu fangen, das ich euch ganz im Geheim ſagen will." Die Sultanin bot ihrer Sklavin das Ohr, und dieſe flüſterte ihr einen Rath zu, der ihr zu behagen ſchien, denn ſie ſchickte ſich an, ſogleich zum Sultan zu gehen.

Die Sultanin war eine kluge Frau, welche wohl die ſchwachen Seiten des Sultans kannte und ſie zu benützen verſtand. Sie ſchien daher ihm nachgeben und den Sohn anerkennen zu wollen, und bat ſich nur eine Bedingung aus; der Sultan, dem ſein Aufbrauſen gegen ſeine Frau leid that, geſtand die Bedingung zu, und ſie ſprach: „Ich möchte gerne den Beiden eine Probe ihrer Geſchicklichkeit auferlegen; eine andere würde ſie vielleicht reiten, fechten und Speere werfen laſſen, aber das ſind Sachen, die ein jeder kann; nein, ich will ihnen etwas geben, wozu Scharfſinn gehört. Es ſoll nämlich jeder von ihnen einen Kaftan und ein paar Beinkleider verfertigen, und da wollen wir einmal ſehen, wer die ſchönſten macht."

Der Sultan lachte und ſprach: „Ei, da haſt du ja etwas recht kluges ausgeſonnen. Mein Sohn ſollte mit deinem wahnſinnigen Schneider wetteifern, wer den beſten Kaftan macht? Nein, das iſt nichts." —

Die Sultanin aber berief ſich darauf, daß er ihr die Bedingung zum Voraus zugeſagt habe, und der Sultan, welcher ein Mann von Wort war, gab endlich nach, obgleich er ſchwur, wenn der wahnſinnige Schneider ſeinen Kaftan auch noch ſo ſchön mache, könne er ihn doch nicht für ſeinen Sohn erkennen.

Der Sultan ging ſelbſt zu ſeinem Sohn und bat ihn, ſich in die Grillen ſeiner Mutter zu ſchicken, die nun einmal durchaus einen Kaftan von ſeiner Hand zu ſehen wünſche. Dem guten Labakan lachte das Herz vor Freude; wenn es nur an dem fehlt, dachte er bei ſich, da ſoll die Frau Sultanin bald Freude an mir erleben.

Man hatte zwei Zimmer eingerichtet, eines für den Prinzen, das andere für den Schneider; dort ſollten ſie ihre Kunſt erproben, und man hatte jedem nur ein hinlängliches Stück Seidenzeug, Scheere, Nadel und Faden gegeben.

Der Sultan war ſehr begierig, was für ein Ding von Kaftan wohl ſein Sohn zu Tage fördern werde, aber auch der Sultanin pochte unruhig das Herz, ob ihre Liſt wohl gelingen werde, oder nicht. Man hatte den Beiden zwei Tage zu ihrem Geſchäft ausgeſetzt; am dritten Tag ließ der Sultan ſeine Gemahlin rufen, und als ſie erſchienen war, ſchickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kaftane und ihre Verfertiger holen zu laſſen. Triumphirend trat Labakan ein und breitete ſeinen Kaftan vor den erſtaunten Blicken des Sultans aus. „Sieh' her, Vater,“ ſprach er, „ſieh' her, verehrte Mutter, ob dies nicht ein Meiſterſtück von einem Kaftan iſt? da laß ich es mit dem geſchickteſten Hofſchneider auf eine Wette ankommen, ob er einen ſolchen herausbringt.“

Die Sultanin lächelte und wandte ſich zu Omar: „Und was haſt du herausgebracht, mein Sohn?“

Unwillig warf dieſer den Seidenſtoff und die Scheere auf den Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roß zu bändigen und einen Säbel zu ſchwingen, und meine Lanze trifft auf ſechzig Gänge ihr Ziel — aber die Künſte der Nadel ſind mir fremd, ſie wären auch unwürdig für einen Zögling Elfi Bey's, des Beherrſchers von Kairo."

„O du echter Sohn meines Herrn!" rief die Sultanin, „ach! daß ich dich umarmen, dich Sohn nennen dürfte! Verzeihet, mein Gemahl und Gebieter," ſprach ſie dann, indem ſie ſich zu dem Sultan wandte, „daß ich dieſe Liſt gegen Euch gebraucht habe; ſehet Ihr jetzt noch nicht ein, wer Prinz und wer Schneider iſt? Fürwahr, der Kaftan iſt köſtlich, den Euer Herr Sohn gemacht hat, und ich möchte ihn gerne fragen, bei welchem Meiſter er gelernt habe."

Der Sultan ſaß in tiefen Gedanken, mißtrauiſch, bald ſeine Frau, bald Labakan anſchauend, der umſonſt ſein Erröthen und ſeine Beſtürzung, daß er ſich ſo dumm verrathen habe, zu bekämpfen ſuchte. „Auch dieſer Beweis genügt nicht," ſprach er, „aber ich weiß, Allah ſey es gedankt, ein Mittel, zu erfahren, ob ich betrogen bin oder nicht."

Er befahl, ſein ſchnellſtes Pferd vorzuführen, ſchwang ſich auf und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann. Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolzaide geheißen, welche oft ſchon den Königen ſeines Stammes in der Stunde der Noth mit ihrem Rath beigeſtanden war; dorthin eilte der Sultan.

In der Mitte des Waldes war ein freier Platz, von hohen Cedern umgeben. Dort wohnte nach der Sage die Fee, und ſelten betrat ein Sterblicher dieſen Platz, denn eine gewiſſe Scheu davor hatte ſich aus alten Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt.

Als der Sultan dort angekommen war, ſtieg er ab, band ſein Pferd an einen Baum, ſtellte ſich in die Mitte des Platzes und ſprach mit lauter Stimme: „wenn es wahr iſt, daß du meinen Vätern gütigen Rath ertheilteſt in der Stunde der Noth, ſo verſchmähe nicht die Bitte ihres Enkels und rathe mir, wo menſchlicher Verſtand zu kurzſichtig iſt.“

Er hatte kaum die letzten Worte geſprochen, als ſich eine der Cedern öffnete und eine verſchleierte Frau in langen weißen Gewändern hervortrat. „Ich weiß, warum du zu mir kommſt, Sultan Saaud! dein Wille iſt redlich, darum ſoll dir auch meine Hülfe werden. Nimm dieſe zwei Kiſtchen. Laß jene beiden, welche deine Söhne ſeyn wollen, wählen; ich weiß, daß der, welcher der echte iſt, das rechte nicht verfehlen wird.“ So ſprach die Verſchleierte und reichte ihm zwei kleine Kiſtchen von Elfenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen verſuchte, ſtanden Inſchriften von eingeſetzten Diamanten.

Der Sultan beſann ſich, als er nach Hauſe ritt, hin und her, was wohl in den Kiſtchen ſeyn könnte, welche er mit aller Mühe nicht zu eröffnen vermochte; auch die Aufſchrift gab ihm kein Licht in der Sache, denn auf dem einen ſtand: „Ehre und Ruhm,“ auf dem andern: „Glück und Reichthum.“ Der Sultan dachte bei ſich, da würde auch ihm die Wahl ſchwer werden, unter dieſen beiden Dingen, die gleich anziehend, gleich lockend ſeyen.

Als er in ſeinen Palaſt zurückgekommen war, ließ er die Sultanin rufen und und ſagte ihr den Ausſpruch der Fee, und eine wunderbare Hoffnung erfüllte ſie, daß jener, zu dem ihr Herz ſie hinzog, das Kiſtchen wählen würde, welches ſeine königliche Abkunft beweiſen ſollte.

Vor dem Throne des Sultans wurden zwei Tiſche aufgeſtellt; auf ſie ſetzte der Sultan mit eigener Hand die beiden Kiſtchen, beſtieg dann den Thron und winkte einem ſeiner Sklaven, die Pforte des Saales zu öffnen. Eine glänzende Verſammlung von Baſſa's und Emiren des Reiches, die der Sultan berufen hatte, ſtrömte durch die geöffnete Pforte. Sie ließen ſich auf prachtvollen Polſtern nieder, welche die Wände entlang aufgeſtellt waren.

Als ſie ſich alle niedergelaſſen hatten, winkte der König zum zweiten Mal, und Labakan wurde hereingeführt; mit ſtolzem Schritte ging er durch den Saal, warf ſich vor dem Throne nieder, und ſprach: „was befiehlt mein Herr und Vater?“

Der Sultan erhob ſich auf ſeinem Thron und ſprach: „mein Sohn, es ſind Zweifel an der Echtheit deiner Anſprüche auf dieſen Namen erhoben worden; eines jener Kiſtchen enthält die Beſtätigung deiner echten Geburt; wähle! ich zweifle nicht, du wirſt das rechte wählen.“

Labakan erhob ſich und trat vor die Kiſtchen; er erwog lange, was er wählen ſollte, endlich ſprach er:

„verehrter Vater, was kann es Höheres geben, als das Glück, dein Sohn zu ſeyn, was Edleres, als den Reichthum deiner Gnade? Ich wähle das Kiſtchen, das die Aufſchrift Glück und Reichthum zeigt.“

„Wir werden nachher erfahren, ob du recht gewählt haſt; einſtweilen ſetze dich dort auf das Polſter zum Baſſa von Medina,“ ſagte der Sultan und winkte ſeinen Sklaven.

Omar wurde hereingeführt; ſein Blick war düſter, ſeine Miene traurig und ſein Anblick erregte allgemeine Theilnahme unter den Anweſenden. Er warf ſich vor dem Throne nieder und fragte nach dem Willen des Sultans.

Der Sultan deutete ihm an, daß er eines der Kiſtchen zu wählen habe; er ſtand auf und trat vor den Tiſch.

Er las aufmerkſam beide Inſchriften und ſprach: „die letzten Tage haben mich gelehrt, wie unſicher das Glück, wie vergänglich der Reichthum iſt; ſie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unzerſtörbares Gut in der Bruſt des Tapfern wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück zugleich vergeht. Und ſollte ich einer Krone entſagen, der Würfel liegt, Ehre und Ruhm, ich wähle euch!“

Er ſetzte ſeine Hand auf das Kiſtchen, das er erwählt hatte, aber der Sultan befahl ihm einzuhalten; er winkte Labakan, gleichfalls vor ſeinen Tiſch zu treten, und auch dieſer legte ſeine Hand auf ſein Kiſtchen.

Der Sultan aber ließ ſich ein Becken mit Waſſer von dem heiligen Brunnen Zemzem in Mekka bringen, wuſch ſeine Hände zum Gebet, wandte ſein Geſicht nach Oſten, warf ſich nieder und betete: „Gott meiner Väter, der du ſeit Jahrhunderten unſern Stamm rein und unverfälſcht bewahrteſt, gib nicht zu, daß ein Unwürdiger den Namen der Abaſſiden ſchände, ſey mit deinem Schutze meinem echten Sohne nahe in dieſer Stunde der Prüfung.“

Der Sultan erhob ſich und beſtieg ſeinen Thron wieder; allgemeine Erwartung feſſelte die Anweſenden, man wagte kaum zu athmen, man hätte ein Mäuschen über den Saal gehen hören können, ſo ſtill und geſpannt waren alle; die Hinterſten machten lange Hälſe, um über die Vordern nach den Kiſtchen ſehen zu können. Jetzt ſprach der Sultan: „öffnet die Kiſtchen!“ und dieſe, die vorher keine Gewalt zu öffnen vermochte, ſprangen von ſelbſt auf.

In dem Kiſtchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem ſammtenen Kiſſen eine kleine goldene Krone und ein Scepter, in Labakans Kiſtchen — eine große Nadel und ein wenig Zwirn. Der Sultan befahl den beiden, ihre Kiſtchen vor ihn zu bringen. Er nahm das Krönchen von dem Kiſſen in ſeine Hand, und wunderbar war es anzuſehen; wie er es nahm, wurde es größer und größer, bis es die Größe einer rechten Krone erreicht hatte. Er ſetzte die Krone ſeinem Sohn Omar, der vor ihm kniete, auf das Haupt, küßte ihn auf die Stirn und hieß ihn zu ſeiner Rechten ſich niederſetzen. Zu Labakan aber wandte er ſich und ſprach: „es iſt ein altes Sprüchwort: der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten; es ſcheint, als ſollteſt du bei der Nadel bleiben. Zwar haſt du meine Gnade nicht verdient, aber es hat jemand für dich gebeten, dem ich heute nichts abſchlagen kann; drum ſchenke ich dir dein armſeliges Leben, aber wenn ich dir guten Rathes bin, ſo beeile dich, daß du aus meinem Land kommſt.“

Beſchämt, vernichtet, wie er war, vermochte der arme Schneidergeſelle nichts zu erwiedern; er warf ſich vor dem Prinzen nieder und Thränen drangen ihm aus den Augen; „könnt Ihr mir vergeben, Prinz?“ ſagte er.

„Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind iſt des Abaſſiden Stolz,“ antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob, „gehe hin im Frieden!“ „O du mein echter Sohn!“ rief gerührt der alte Sultan und ſank an die Bruſt des Sohnes; die Emiren und Baſſa und alle Großen des Reiches ſtanden auf von ihren Sitzen und riefen Heil dem neuen Königsſohn, und unter dem allgemeinen Jubel ſchlich ſich Labakan, ſein Kiſtchen unter dem Arm, aus dem Saal.

Er ging hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte ſein Roß Murva auf und ritt zum Thore hinaus, Aleſſandria zu. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Kiſtchen, reich mit Perlen und Diamanten geſchmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Aleſſandria kam, ritt er vor das Haus ſeines alten Meiſters, ſtieg ab, band ſein Rößlein an die Thüre und trat in die Werkſtatt. Der Meiſter, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Weſen und fragte, was ihm zu Dienſt ſtehe; als er aber den Gaſt näher anſah und ſeinen alten Labakan erkannte, rief er ſeine Geſellen und Lehrlinge herbei, und alle ſtürzten ſich wie wüthend auf den armen Labakan, der keines ſolchen Empfangs gewärtig war, ſtießen und ſchlugen ihn mit Bügeleiſen und Ellenmaaß, ſtachen ihn mit Nadeln und zwickten ihn mit ſcharfen Scheeren, bis er erſchöpft auf einen Haufen alter Kleider niederſank.

Als er nun ſo da lag, hielt ihm der Meiſter eine Strafrede über das geſtohlene Kleid; vergebens verſicherte Labakan, daß er nur deßwegen wiedergekommen ſey, um ihm alles zu erſetzen, vergebens bot er ihm den dreifachen Schadenerſatz, der Meiſter und ſeine Geſellen fielen wieder über ihn her, ſchlugen ihn weidlich und warfen ihn zur Thüre hinaus; zerſchlagen und zerfetzt ſtieg er auf das Roß Murva und ritt in eine Karavanſerai. Dort legte er ſein müdes zerſchlagenes Haupt nieder, und ſtellte Betrachtungen an über die Leiden der Erde, über das ſo oft verkannte Verdienſt und über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Güter. Er ſchlief mit dem Entſchluß ein, aller Größe zu entſagen und ein ehrſamer Bürger zu werden.

Und den andern Tag gereute ihn ſein Entſchluß nicht, denn die ſchweren Hände des Meiſters und ſeiner Geſellen ſchienen alle Hoheit aus ihm heraus geprügelt zu haben.

Er verkaufte um einen hohen Preis ſein Kiſtchen an einen Juwelenhändler, kaufte ſich ein Haus und richtete eine Werkſtatt zu ſeinem Gewerbe ein. Als er alles gut eingerichtet und auch einen Schild mit der Aufſchrift „Labakan, Kleidermacher" vor ſein Fenſter gehängt hatte, ſetzte er ſich und begann mit jener Nadel und dem Zwirn, die er in dem Kiſtchen gefunden, den Rock zu flicken, welchen ihm ſein Meiſter ſo grauſam zerſetzt hatte. Er wurde von ſeinem Geſchäft abgerufen, und als er ſich wieder an die Arbeit ſetzen wollte, welch ſonderbarer Anblick bot ſich ihm dar! Die Nadel nähte emſig fort, ohne von jemand geführt zu werden, ſie machte feine zierliche Stiche, wie ſie ſelbſt Labakan in ſeinen kunſtreichſten Augenblicken nicht gemacht hatte.

Wahrlich, auch das geringſte Geſchenk einer gütigen Fee iſt nützlich und von großem Werth! Noch einen andern Werth hatte aber dies Geſchenk, nämlich: das Stückchen Zwirn ging nie aus, die Nadel mochte ſo fleißig ſeyn, als ſie wollte.

Labakan bekam viele Kunden und war bald der berühmteſte Schneider weit und breit; er ſchnitt die Gewänder zu und machte den erſten Stich mit der Nadel daran, und flugs arbeitete dieſe weiter, ohne Unterlaß, bis das Gewand fertig war. Meiſter Labakan hatte bald die ganze Stadt zu Kunden, denn er arbeitete ſchön und außerordentlich billig, und nur über eines ſchüttelten die Leute von Aleſſandria den Kopf, nämlich: daß er ganz ohne Geſellen und bei verſchloſſenen Thüren arbeite.

So war der Spruch des Kiſtchens, Glück und Reichthum verheißend, in Erfüllung gegangen; Glück und Reichthum begleiteten, wenn auch in beſcheidenem Maaße, die Schritte des guten Schneiders, und wenn er von dem Ruhm des jungen Sultans Omar, der in aller Munde lebte, hörte, wenn er hörte, daß dieſer

Tapfere der Stolz und die Liebe ſeines Volkes und der Schrecken ſeiner Feinde ſey, da dachte der ehemalige Prinz bei ſich: „es iſt doch beſſer, daß ich ein Schneider geblieben bin, denn um die Ehre und den Ruhm iſt es eine gar gefährliche Sache.“ So lebte Labakan, zufrieden mit ſich, geachtet von ſeinen Mitbürgern, und wenn die Nadel indeß nicht ihre Kraft verloren, ſo näht ſie noch jetzt mit dem ewigen Zwirn der gütigen Fee Adolzaide.

Mit Sonnenaufgang brach die Karavane auf und gelangte bald nach Birket el Had oder dem Pilgrimsbrunnen, von wo es nur noch drei Stunden Weges nach Kairo war. Man hatte um dieſe Zeit die Karavane erwartet, und bald hatten die Kaufleute die Freude, ihre Freunde aus Kairo ihnen entgegenkommen zu ſehen. Sie zogen in die Stadt durch das Thor Bebel Falch, denn es wird für eine glückliche Vorbedeutung gehalten, wenn man von Mekka kommt, durch dieſes Thor einzuziehen, weil der Prophet hindurch gezogen iſt.

Auf dem Markt verabſchiedeten ſich die vier türkiſchen Kaufleute von dem Fremden und dem griechiſchen Kaufmann Zaleukos, und gingen mit ihren Freunden nach Haus. Zaleukos aber zeigte dem Fremden eine gute Karavanſerai und lud ihn ein, mit ihm das Mittagsmahl zu nehmen. Der Fremde ſagte zu und verſprach, wenn er nur vorher ſich umgekleidet habe, zu erſcheinen.

Der Grieche hatte alle Anſtalten getroffen, den Fremden, welchen er auf der Reiſe liebgewonnen hatte, gut zu bewirthen, und als die Speiſen und Getränke in gehöriger Ordnung aufgeſtellt waren, ſetzte er ſich, ſeinen Gaſt zu erwarten.

Langſam und ſchweren Schrittes hörte er ihn den Gang, der zu ſeinem Gemach führte, heraufkommen. Er erhob ſich, um ihm freundlich entgegenzugehen und ihn an der Schwelle zu bewillkommnen; aber voll Entſetzen fuhr er zurück, als er die Thüre öffnete, denn jener ſchreckliche Rothmantel trat ihm entgegen; er warf noch einen Blick auf ihn, es war keine Täuſchung; dieſelbe hohe gebietende Geſtalt, die Larve, aus welcher ihn die dunkeln Augen anblitzten, der rothe Mantel mit der goldenen Stickerei war ihm nur allzuwohl bekannt aus den ſchrecklichſten Stunden ſeines Lebens.

Widerſtreitende Gefühle wogten in Zaleukos Bruſt; er hatte ſich mit dieſem Bild ſeiner Erinnerung längſt ausgeſöhnt und ihm vergeben, und doch riß ſein Anblick alle ſeine Wunden wieder auf; alle jene qualvollen Stunden der Todesangſt, jener Gram, der die Blüthe ſeines Lebens vergiftete, zogen im Flug eines Augenblicks an ſeiner Seele vorüber.

„Was willſt du, Schrecklicher?“ rief der Grieche aus, als die Erſcheinung noch immer regungslos auf der Schwelle ſtand, „weiche ſchnell von hinnen, daß ich dir nicht fluche!“

„Zaleukos!“ ſprach eine bekannte Stimme unter der Larve hervor, „Zaleukos, ſo empfängſt du deinen Gaſtfreund?“ Der Sprechende nahm die Larve ab, ſchlug den Mantel zurück; es war Selim Baruch, der Fremde.

Aber Zaleukos ſchien noch nicht beruhigt; ihm graute vor dem Fremden, denn nur zu deutlich hatte er in ihm den Unbekannten von ponte vecchio erkannt; aber die alte Gewohnheit der Gaſtfreundſchaft ſiegte, er winkte ſchweigend dem Fremden, ſich zu ihm ans Mahl zu ſetzen.

„Ich errathe deine Gedanken," nahm dieſer das Wort, als ſie ſich geſetzt hatten, „deine Augen ſehen fragend auf mich; — ich hätte ſchweigen und mich deinen Blicken nie mehr zeigen können, aber ich bin dir Rechenſchaft ſchuldig, und darum wagte ich es auch, auf die Gefahr hin, daß du mir fluchteſt, vor dir in meiner alten Geſtalt zu erſcheinen. Du ſagteſt einſt zu mir: „Der Glaube meiner Väter befiehlt mir, ihn zu lieben, auch iſt er wohl unglücklicher als ich;" glaube dieſes, mein Freund, und höre meine Rechtfertigung.

„Ich muß weit ausholen, um mich dir ganz verſtändlich zu machen. Ich bin in Alexandrien von chriſtlichen Eltern geboren. Mein Vater, der jüngere Sohn eines alten berühmten franzöſiſchen Hauſes, war Conſul ſeines Landes in Alexandrien. Ich wurde von meinem zehnten Jahr an in Frankreich bei einem Bruder meiner Mutter erzogen und verließ erſt einige Jahre nach dem Ausbruch der Revolution mein Vaterland, um mit meinem Oheim, der in dem Lande ſeiner Ahnen nicht mehr ſicher war, über dem Meere bei meinen Eltern eine Zuflucht zu ſuchen. Voll Hoffnung, die Ruhe und den Frieden, den uns das empörte Volk der Franzoſen entriſſen, im elterlichen Hauſe wieder zu finden, landeten wir. Aber, ach! ich fand nicht alles in meines Vaters Hauſe, wie es ſeyn ſollte; die äußeren Stürme der bewegten Zeit waren zwar noch nicht bis hieher gelangt, deſto unerwarteter hatte das Unglück mein Haus im innerſten Herzen heimgeſucht. Mein Bruder, ein junger hoffnungsvoller Mann, erſter Sekretär meines Vaters, hatte ſich erſt ſeit kurzem mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines florentiniſchen Edelmannes, der in unſerer Nachbarſchaft wohnte, verheirathet; zwei Tage vor unſerer Ankunft war dieſe auf einmal verſchwunden, ohne daß weder unſere Familie noch ihr Vater die geringſte Spur von ihr auffinden konnten. Man glaubte endlich, ſie habe ſich auf einem Spaziergang zu weit gewagt und ſey in Räuberhände gefallen. Beinahe tröſtlicher wäre dieſer Gedanke für meinen armen Bruder geweſen, als die Wahrheit, die uns nur zu bald kund wurde. Die Treuloſe hatte ſich mit einem jungen Neapolitaner, den ſie im Hauſe ihres Vaters kennen gelernt hatte, eingeſchifft. Mein Bruder, aufs äußerſte empört über dieſen Schritt, bot alles auf, die Schuldige zur Strafe zu ziehen, doch vergebens; ſeine Verſuche, die in Neapel und Florenz Aufſehen erregt hatten, dienten nur dazu, ſein und unſer aller Unglück zu vollenden. Der florentiniſche Edelmann reiste in ſein Vaterland zurück, zwar mit dem Vorgeben, meinem Bruder Recht zu verſchaffen, der That nach aber, um uns zu verderben. Er ſchlug in Florenz alle jene Unterſuchungen, welche mein Bruder angeknüpft hatte, nieder und wußte ſeinen Einfluß, den er auf alle Art ſich verſchafft hatte, ſo gut zu benützen, daß mein Vater und mein Bruder ihrer Regierung verdächtig gemacht, durch die ſchändlichſten Mittel gefangen, nach Frankreich geführt und dort vom Beil des Henkers getödtet wurden. Meine arme Mutter verfiel in Wahnſinn, und erſt nach zehn langen Monaten erlöste ſie der Tod von ihrem ſchrecklichen Zuſtand, der aber in den letzten Tagen zu vollem klaren Bewußtſeyn geworden war. So ſtand ich jetzt ganz allein in der Welt, aber nur ein Gedanke beſchäftigte meine Seele, nur ein Gedanke ließ mich meine Trauer vergeſſen, es war jene mächtige Flamme, die meine Mutter in ihrer letzten Stunde in mir angefacht hatte.

„In den letzten Stunden war, wie ich dir ſagte, ihr Bewußtſeyn zurückgekehrt, ſie ließ mich rufen und ſprach mit Ruhe von unſerem Schickſal und ihrem Ende. Dann aber ließ ſie alle aus dem Zimmer gehen, richtete ſich mit feierlicher Miene von ihrem ärmlichen Lager auf und ſagte, ich könne mir ihren Segen erwerben, wenn ich ihr ſchwöre, etwas auszuführen, das ſie mir auftragen würde. Ergriffen von den Worten der ſterbenden Mutter gelobte ich mit einem Eide, zu thun, was ſie mir ſagen werde. Sie brach nun in Verwünſchungen gegen den Florentiner und ſeine Tochter aus, und legte mir mit den fürchterlichſten Drohungen ihres Fluches auf, mein unglückliches Haus an ihm zu rächen. Sie ſtarb in meinen Armen. Jener Gedanke der Rach hatte ſchon lange in meiner Seele geſchlummert; jetzt erwachte er mit aller Macht. Ich ſammelte den Reſt meines väterlichen Vermögens und ſchwur mir, alles an meine Rache zu ſetzen, oder ſelbſt mit unterzugehen.

Bald war ich in Florenz, wo ich mich ſo geheim als möglich aufhielt; mein Plan war um viel erſchwert worden durch die Lage, in welcher ſich meine Feinde befanden. Der alte Florentiner war Gouverneur geworden und hatte ſo alle Mittel in der Hand, ſobald er das Geringſte ahnete, mich zu verderben. Ein Zufall kam mir zu Hülfe. Eines Abends ſah ich einen Menſchen in bekannter Livrée durch die Straßen gehen; ſein unſicherer Gang, ſein finſterer Blick und das halblaut herausgeſtoßene santo sacramento und maledetto diavolo ließ mich den alten Pietro, ein Diener des Florentiners, den ich ſchon in Alexandria gekannt hatte, erkennen. Ich war nicht im Zweifel, daß er über ſeinen Herrn in Zorn gerathen ſey, und beſchloß, ſeine Stimmung zu benützen. Er ſchien ſehr überraſcht, mich hier zu ſehen, klagte mir ſein Leiden, daß er ſeinem Herrn, ſeit er Gouverneur geworden, nichts mehr recht machen könne, und mein Gold, unterſtützt von ſeinem Zorn, brachte ihn bald auf meine Seite. Das Schwierigſte war jetzt beſeitigt; ich hatte einen Mann in meinem Solde, der mir zu jeder Stunde die Thüre meines Feindes öffnete, und nun reifte mein Racheplan immer ſchneller heran. Das Leben des alten Florentiners ſchien mir ein zu geringes Gewicht, dem Untergang meines Hauſes gegenüber, zu haben. Sein Liebſtes mußte er gemordet ſehen, und dies war Bianca, ſeine Tochter. Hatte ja ſie ſo ſchändlich an meinem Bruder gefrevelt, war ja ſie doch die Haupturſache unſeres Unglücks. Gar erwünſcht kam ſogar meinem rachedürſtenden Herzen die Nachricht, daß gerade in dieſer Zeit Bianca zum zweiten Mal ſich vermählen wollte; es war beſchloſſen, ſie mußte ſterben. Aber mir ſelbſt graute vor der That, und auch Pietro traute ich zu wenig Kraft zu; darum ſpähten wir umher nach einem Mann, der das Geſchäft vollbringen könnte. Unter den Florentinern wagte ich keinen zu dingen, denn gegen den Gouverneur würde keiner etwas ſolches unternommen haben. Da fiel Pietro der Plan ein, den ich nachher ausgeführt habe, zugleich ſchlug er dich als Fremden und Arzt als den Tauglichſten vor. Den Verlauf der Sache weißt du. Nur an deiner übergroßen Vorſicht und Ehrlichkeit ſchien mein Unternehmen zu ſcheitern. Daher der Zufall mit dem Mantel.

„Pietro öffnete das Pförtchen an dem Palaſt des Gouverneurs, er hätte uns auch eben ſo heimlich wieder hinausgeleitet, wenn wir nicht durch den ſchrecklichen Anblick, der ſich uns durch die Thürſpalte darbot, erſchreckt, entflohen wären. Von Schrecken und Reue gejagt, war ich über zweihundert Schritte fortgerannt, bis ich auf den Stufen einer Kirche niederſank. Dort erſt ſammelte ich mich wieder, und mein erſter Gedanke warſt du und dein ſchreckliches Schickſal, wenn man dich in dem Hauſe fände.

„Ich ſchlich an den Palaſt, aber weder von Pietro noch von dir konnte ich eine Spur entdecken; das Pförtchen aber war offen, ſo konnte ich wenigſtens hoffen, daß du die Gelegenheit zur Flucht benützt haben könnteſt.

„Als aber der Tag anbrach, ließ mich die Angſt vor der Entdeckung und ein unabweisbares Gefühl von Reue nicht mehr in den Mauern von Florenz. Ich eilte nach Rom. Aber denke dir meine Beſtürzung, als man dort nach einigen Tagen überall dieſe Geſchichte erzählte, mit dem Beiſatz, man habe den Mörder, einen griechiſchen Arzt, gefangen. Ich kehrte in banger Beſorgniß nach Florenz zurück; denn ſchien mir meine Rache ſchon vorher zu ſtark, ſo verfluchte ich ſie jetzt, denn ſie war mir durch dein Leben allzutheuer erkauft. Ich kam an demſelben Tage an, der dich der Hand beraubte. Ich ſchweige von dem, was ich fühlte, als ich dich das Schaffot beſteigen und ſo heldenmüthig leiden ſah. Aber damals, als dein Blut in Strömen aufſpritzte, war der Entſchluß feſt in mir, dir deine übrigen Lebenstage zu verſüßen. Was weiter geſchehen iſt, weißt du, nur das bleibt mir noch zu ſagen übrig, warum ich dieſe Reiſe mit dir machte.

„Als eine ſchwere Laſt drückte mich der Gedanke, daß du mir noch immer nicht vergeben habeſt; darum entſchloß ich mich, viele Tage mit dir zu leben und dir endlich Rechenſchaft abzulegen von dem, was ich mit dir gethan.“

Schweigend hatte der Grieche ſeinen Gaſt angehört, mit ſanftem Blick bot er ihm, als er geendet hatte, ſeine Rechte. „Ich wußte wohl, daß du unglücklicher ſeyn müßteſt als ich, denn jene grauſame That wird, wie eine dunkle Wolke, ewig deine Tage verfinſtern; ich vergebe dir von Herzen. Aber erlaube mir noch eine Frage: wie kommſt du unter dieſer Geſtalt in die Wüſte? was fingſt du an, nachdem du in Konſtantinopel mir das Haus gekauft hatteſt?“

„Ich ging nach Alexandria zurück,“ antwortete der Gefragte; „Haß gegen alle Menſchen tobte in meiner Bruſt; brennender Haß beſonders gegen jene Nationen, die man die gebildeten nennt. Glaube mir, unter meinen Moslemiten war mir wohler! Kaum war ich einige Monate in Alexandria, als jene Landung meiner Landsleute erfolgte.

„Ich ſah in ihnen nur die Henker meines Vaters und meines Bruders; darum ſammelte ich einige gleichgeſinnten jungen Leute meiner Bekanntſchaft und ſchloß mich jenen tapfern Mameluken an, die ſo oft der Schrecken des franzöſiſchen Heeres wurden. Als der Feldzug beendigt war, konnte ich mich nicht entſchließen, zu den Künſten des Friedens zurückzukehren. Ich lebte mit einer kleinen Anzahl gleichdenkender Freunde ein unſtätes und flüchtiges, dem Kampf und der Jagd geweihtes Leben; ich lebe zufrieden unter dieſen Leuten, die mich wie ihren Fürſten ehren; denn wenn meine Aſiaten auch nicht ſo gebildet ſind, wie eure Europäer, ſo ſind ſie doch weit entfernt von Neid und Verläumdung, von Selbſtſucht und Ehrgeiz.“

Zaleukos dankte dem Fremden für ſeine Mittheilung, aber er barg ihm nicht, daß er es für ſeinen Stand, für ſeine Bildung angemeſſener fände, wenn er in chriſtlichen, in europäiſchen Ländern leben und wirken würde. Er faßte ſeine Hand und bat ihn, mit ihm zu ziehen, bei ihm zu leben und zu ſterben.

Gerührt ſah ihn der Gaſtfreund an; „daraus erkenne ich, ſagte er, „daß du mir ganz vergeben haſt, daß du mich liebſt. Nimm meinen innigſten Dank dafür.“ Er ſprang auf und ſtand in ſeiner ganzen Größe vor dem Griechen, dem vor dem kriegeriſchen Anſtand, den dunkel blitzenden Augen, der tiefen geheimnißvollen Stimme ſeines Gaſtes beinahe graute. „Dein Vorſchlag iſt ſchön," ſprach jener weiter, „er möchte für jeden andern lockend ſeyn, — ich kann ihn nicht benützen. Schon ſteht mein Roß geſattelt, ſchon erwarten mich meine Diener; lebe wohl, Zaleukos!"

Die Fremden, die das Schickſal ſo wunderbar zuſammengeführt, umarmten ſich zum Abſchied. „Und wie nenne ich dich? wie heißt mein Gaſtfreund, der auf ewig in meinem Gedächtniß leben wird?" fragte der Grieche.

Der Fremde ſah ihn lange an, drückte ihm noch einmal die Hand und ſprach: „Man nennt mich den Herrn der Wüſte; ich bin der Räuber Orbaſan."

Zweite Abtheilung.

Der Scheik von Aleſſandria und ſeine Sklaven.

Der Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, war ein ſonderbarer Mann; wenn er Morgens durch die Straſſen der Stadt ging, angethan mit einem Turban, aus den köſtlichſten Cachemirs gewunden, mit dem Feſtkleide und dem reichen Gürtel, der fünfzig Kameele werth war, wenn er einherging langſamen gravitätiſchen Schrittes, ſeine Stirne in finſtere Falten gelegt, ſeine Augenbrauen zuſammengezogen, die Augen niedergeſchlagen und alle fünf Schritte gedankenvoll ſeinen langen, ſchwarzen Bart ſtreichelnd; wenn er ſo hinging nach der Moſchee, um, wie es ſeine Würde forderte, den Gläubigen Vorleſungen über den Koran zu halten, da blieben die Leute auf der Straße ſtehen, ſchauten ihm nach und ſprachen zu einander: Es iſt doch ein ſchöner ſtattlicher Mann, — und reich, ein reicher Herr, ſetzte wohl ein anderer hinzu; ſehr reich; hat er nicht ein Schloß am Hafen von Stambul? hat er nicht Güter und Felder, und viele tauſend Stück Vieh und viele Sklaven? Ja, ſprach ein Dritter, und der Tatar, der letzthin von Stambul her, vom

Großherrn ſelbſt, den der Prophet ſegnen möge, an ihn geſchickt kam, der ſagte mir, daß unſer Scheik ſehr in Anſehen ſtehe beim Reis-Effendi, beim Kapidſchi-Baſchi, bei Allen, ja beim Sultan ſelbſt. Ja, rief ein Vierter, ſeine Schritte ſind geſegnet! er iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber — ihr wißt, was ich meine! Ja, ja! murmelten dann die anderen dazwiſchen, es iſt wahr, er hat auch ſein Theil zu tragen, möchten nicht mit ihm tauſchen, iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber, aber! —

Ali Banu hatte ein herrliches Haus auf dem ſchönſten Platz von Aleſſandria; vor dem Hauſe war eine weite Terraſſe mit Marmor ummauert, beſchattet von Palmbäumen; dort ſaß er oft Abends und rauchte ſeine Waſſerpfeife. In ehrerbietiger Entfernung harrten dann zwölf reichgekleidete Sklaven ſeines Winkes, der eine trug ſeinen Betel, der andere hielt ſeinen Sonnenſchirm, ein dritter hatte Gefäße von gediegenem Golde mit köſtlichem Sorbet angefüllt, ein vierter trug einen Wedel von Pfauenfedern, um die Fliegen aus der Nähe des Herrn zu verſcheuchen, andere waren Sänger und trugen Lauten und Blasinſtrumente, um ihn zu ergötzen mit Muſik, wenn er es verlangte, und der Gelehrteſte von allen trug mehrere Rollen, um ihm vorzuleſen.

Aber ſie harreten vergeblich auf ſeinen Wink, er verlangte nicht Muſik noch Geſang, er wollte keine Sprüche oder Gedichte weiſer Dichter der Vorzeit hören, er wollte keinen Sorbet zu ſich nehmen, noch Betel kauen, ja ſelbſt der mit dem Fächer aus Pfauenfedern hatte vergebliche Arbeit; denn der Herr bemerkte es nicht, wenn ihn eine Fliege ſummend umſchwärmte.

Da blieben oft die Vorübergehenden ſtehen, ſtaunten über die Pracht des Hauſes, über die reich gekleideten Sklaven und über die Bequemlichkeit, womit alles verſehen war; aber wenn ſie dann den Scheik anſahen, wie er ſo ernſt und düſter unter den Palmen ſaß, ſeine Augen nirgends hinwandte, als auf die bläulichen Wölkchen ſeiner Waſſerpfeife, da ſchüttelten ſie die Köpfe und ſprachen: wahrlich, der reiche Mann iſt ein armer Mann; er, der viel hat, iſt ärmer, als der nichts hat; denn der Prophet hat ihm den Verſtand nicht gegeben, es zu genießen." So ſprachen die Leute, lachten über ihn und gingen weiter.

Eines Abends, als der Scheik wiederum vor der Thüre ſeines Hauſes unter den Palmen ſaß, umgeben von allem Glanz der Erde, und traurig und einſam ſeine Waſſerpfeife rauchte, ſtanden nicht ferne davon einige junge Leute, betrachteten ihn und lachten.

„Wahrlich," ſprach der eine, „das iſt ein thörichter Mann, der Scheik Ali Banu; hätte ich ſeine Schätze, ich wollte ſie anders anwenden. Alle Tage wollte ich leben herrlich und in Freuden; meine Freunde müßten bei mir ſpeiſen in den großen Gemächern des Hauſes, und Jubel und Lachen müßten dieſe traurigen Hallen füllen."

„Ja," erwiederte ein anderer, „das wäre nicht ſo übel, aber viele Freunde zehren ein Gut auf, und wäre es ſo groß als das des Sultans, den der Prophet ſegne; aber ſäße ich Abends ſo unter den Palmen auf dem ſchönen Platze hier, da müßten mir die Sklaven dort ſingen und muſiciren, meine Tänzer müßten kommen und tanzen und ſpringen, und allerlei wunderliche Stücke aufführen; dazu rauchte ich recht vornehm die Waſſerpfeife, ließe mir den köſtlichen Sorbet reichen und ergötzte mich an all dieſem wie ein König von Bagdad.“

„Der Scheik,“ ſprach ein dritter dieſer jungen Leute, der ein Schreiber war, „der Scheik ſoll ein gelehrter und weiſer Mann ſeyn, und wirklich, ſeine Vorleſungen über den Koran zeugen von Beleſenheit in allen Dichtern und Schriften der Weisheit; aber iſt auch ſein Leben ſo eingerichtet, wie es einem vernünftigen Mann geziemt? Dort ſteht ein Sklave mit einem ganzen Arm voll Rollen; ich gäbe mein Feſtkleid dafür, nur eine davon leſen zu dürfen, denn es ſind gewiß ſeltene Sachen; aber er! Er ſitzt und raucht, und läßt Bücher — Bücher ſeyn. Wäre ich der Scheik Ali Banu, der Kerl müßte mir vorleſen, bis er keinen Athem mehr hätte, oder bis die Nacht heraufkäme; und auch dann noch müßt' er mir leſen, bis ich entſchlummert wäre.“

„Ha! ihr wißt mir recht, wie man ſich ein köſtliches Leben einrichtet!“ lachte der vierte, „eſſen und trinken, ſingen und tanzen, Sprüche leſen und Gedichte hören von armſeligen Dichtern! Nein, ich würde es ganz anders machen. Er hat die herrlichſten Pferde und Kameele und Geld die Menge. Da würde ich an ſeiner Stelle reiſen, reiſen bis an der Welt Ende, und ſelbſt zu den Moskowitern, ſelbſt zu den Franken. Kein Weg wäre mir zu weit, um die Herrlichkeiten der Welt zu ſehen; ſo würde ich thun, wäre ich jener Mann dort.“

„Die Jugend iſt eine ſchöne Zeit und das Alter, wo man fröhlich iſt,“ ſprach ein alter Mann von unſcheinbarem Ausſehen, der neben ihnen ſtand und ihre Reden gehört hatte; „aber erlaubet mir, daß ich es ſage, die Jugend iſt auch thöricht und ſchwatzt hie und da in den Tag hinein, ohne zu wiſſen, was ſie thut.“

„Was wollt Ihr damit ſagen, Alter?“ fragten verwundert die jungen Leute; „meinet Ihr uns damit? Was geht es Euch an, daß wir die Lebensart des Scheik tadeln?“

„Wenn einer etwas beſſer weiß, als der andere, ſo berichte er ſeinen Irrthum, ſo will es der Prophet,“ erwiederte der alte Mann; „der Scheik, es iſt wahr, iſt geſegnet mit Schätzen und hat alles, wornach das Herz verlangt, aber er hat Urſache, ernſt und traurig zu ſeyn. Meinet ihr, er ſey immer ſo geweſen? Nein, ich habe ihn noch vor fünfzehn Jahren geſehen, da war er munter und rüſtig wie die Gazelle, und lebte fröhlich und genoß ſein Leben. Damals hatte er einen Sohn, die Freude ſeiner Tage, ſchön und gebildet, und wer ihn ſah und ſprechen hörte, mußte den Scheik beneiden um dieſen Schatz, denn er war erſt zehn Jahre alt und doch war er ſchon ſo gelehrt, wie ein anderer kaum im achtzehnten.“

„Und der iſt ihm geſtorben? Der arme Scheik!“ rief der junge Schreiber.

„Es wäre tröſtlich für ihn, zu wiſſen, daß er heimgegangen in die Wohnungen des Propheten, wo er beſſer lebte als hier in Aleſſandria; aber das, was er erfahren mußte, iſt viel ſchlimmer. Es war damals die Zeit, wo die Franken wie hungrige Wölfe herüber kamen in unſer Land und Krieg mit uns führten. Sie hatten Alleſſandria überwältigt, und zogen von da aus weiter und immer weiter und bekriegten die Mamelucken. Der Scheik war ein kluger Mann und wußte ſich gut mit ihnen zu vertragen; aber, ſei es, weil ſie lüſtern waren nach ſeinen Schätzen, ſey es, weil er ſich ſeiner gläubigen Brüder annahm, ich weiß es nicht genau; kurz, ſie kamen eines Tages in ſein Haus und beſchuldigten ihn, die Mamelucken heimlich mit Waffen, Pferden und Lebensmitteln unterſtützt zu haben. Er mochte ſeine Unſchuld beweiſen wie er wollte, es half nichts, denn die Franken ſind ein rohes hartherziges Volk, wenn es darauf ankommt, Geld zu erpreſſen. Sie nahmen alſo ſeinen jungen Sohn, Kairam geheißen, als Geißel in ihr Lager. Er bot ihnen viel Geld für ihn, aber ſie gaben ihn nicht los und wollten ihn zu noch höherem Gebot ſteigern. Da kam ihnen auf einmal von ihrem Baſſa, oder was er war, der Befehl, ſich einzuſchiffen; niemand in Aleſſandria wußte ein Wort davon, und — plötzlich waren ſie auf der hohen See, und den kleinen Kairam, Ali Banu's Sohn, ſchleppten ſie wohl mit ſich, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört.“

„O der arme Mann, wie hat ihn doch Allah geſchlagen!“ riefen einmüthig die jungen Leute und ſchauten mitleidig hin nach dem Scheik, der umgeben von Herrlichkeit, trauernd und einſam unter den Palmen ſaß.

„Sein Weib, das er ſehr geliebt hat, ſtarb ihm aus Kummer um ihren Sohn; er ſelbſt aber kaufte ſich ein Schiff, rüſtete es aus und bewog den fränkiſchen Arzt, der dort unten am Brunnen wohnt, mit ihm nach Frankiſtan zu reiſen, um den verlorenen Sohn aufzuſuchen. Sie ſchifften ſich ein, und waren lange Zeit auf dem Meere, und kamen endlich in das Land jener Giaurs, jener Ungläubigen, die in Aleſſandria geweſen waren. Aber dort ſoll es gerade ſchrecklich zugegangen ſeyn. Sie hatten ihren Sultan umgebracht und die Baſſa, und die Reichen und Armen ſchlugen einander die Köpfe ab, und es war keine Ordnung im Lande. Vergeblich ſuchten ſie in jeder Stadt nach dem kleinen Kairam, niemand wollte von ihm wiſſen, und der fränkiſche Doktor rieth endlich dem Scheik, ſich einzuſchiffen, weil ſie ſonſt wohl ſelbſt um ihre Köpfe kommen könnten.

„So kamen ſie wieder zurück, und ſeit ſeiner Ankunft hat der Scheik gelebt wie an dieſem Tag, denn er trauert um ſeinen Sohn, und er hat Recht. Muß er nicht, wenn er ißt und trinkt, denken: jetzt muß vielleicht mein armer Kairam hungern und dürſten? Und wenn er ſich bekleidet mit reichen Shawls und Feſtkleidern, wie es ſein Amt und ſeine Würde will, muß er nicht denken: jetzt hat er wohl nicht, womit er ſeine Blöße deckt? Und wenn er umgeben iſt von Sängern und Tänzern und Vorleſern, ſeinen Sklaven, denkt er da nicht, jetzt muß wohl mein armer Sohn ſeinem fränkiſchen Gebieter Sprünge vormachen und muſiciren, wie er es haben will? Und was ihm den größten Kummer macht, er glaubt, der kleine Kairam werde, ſo weit vom Lande ſeiner Väter und mitten unter Ungläubigen, die ſeiner ſpotten, abtrünnig werden vom Glauben ſeiner Väter, und er werde ihn einſt nicht umarmen können in den Gärten des Paradieſes!

„Darum iſt er auch ſo mild gegen ſeine Sklaven und giebt große Summen an die Armen; denn er denkt, Allah werde es vergelten und das Herz ſeiner fränkiſchen Herren rühren, daß ſie ſeinen Sohn mild behandeln. Auch gibt er jedesmal, wenn der Tag kömmt, an welchem ihm ſein Sohn entriſſen wurde, zwölf Sklaven frei.“

„Davon habe ich auch ſchon gehört,“ entgegnete der Schreiber, „aber man trägt ſich mit wunderlichen Reden; von ſeinem Sohn wurde dabei nichts erwähnt, wohl aber ſagt man, er ſey ein ſonderbarer Mann und ganz beſonders erpicht auf Erzählungen; da ſoll er jedes Jahr unter ſeinen Sklaven einen Wettſtreit anſtellen, und wer am beſten erzählt, den gibt er frei.“

„Verlaſſet Euch nicht auf das Gerede der Leute,“ ſagte der alte Mann; „es iſt ſo, wie ich es ſage, und ich weiß es genau; möglich iſt, daß er ſich an dieſem ſchweren Tage aufheitern will und ſich Geſchichten erzählen läßt; doch gibt er ſie frei um ſeines Sohnes willen. Doch, der Abend wird kühl, und ich muß weiter gehen. Schalem aleikum, Friede ſey mit euch, ihr jungen Herren, und denket in Zukunft beſſer von dem guten Scheik.“

Die jungen Leute dankten dem Alten für ſeine Nachrichten, ſchauten noch einmal nach dem traurenden Vater und gingen die Straße hinab, indem ſie zu einander ſprachen: „Ich möchte doch nicht der Scheik Ali Banu ſeyn.“

Nicht lange Zeit, nachdem dieſe jungen Leute mit dem alten Mann über den Scheik Ali Banu geſprochen hatten, traf es ſich, daß ſie um die Zeit des Morgengebets wieder dieſe Straße gingen. Da fiel ihnen der alte Mann und ſeine Erzählung ein, und ſie beklagten zuſammen den Scheik und blickten nach ſeinem Hauſe. Aber wie ſtaunten ſie, als ſie dort alles aufs herrlichſte ausgeſchmückt fanden. Von dem Dache, wo geputzte Sklavinnen ſpazieren gingen, wehten Wimpeln und Fahnen, die Halle des Hauſes war mit köſtlichen Teppichen belegt, Seidenſtoff ſchloß ſich an dieſe an, der über die breiten Stufen der Treppe gelegt war, und ſelbſt auf der Straße war noch ſchönes feines Tuch ausgebreitet, wovon ſich mancher wünſchen mochte zu einem Feſtkleid oder zu einer Decke für die Füße.

„Ei, wie hat ſich doch der Scheik geändert in den wenigen Tagen!“ ſprach der junge Schreiber, „will er ein Feſt geben? Will er ſeine Sänger und Tänzer anſtrengen? Seht nur dieſe Teppiche! hat ſie einer ſo ſchön in ganz Aleſſandria! und dieſes Tuch auf dem gemeinen Boden, wahrlich, es iſt ſchade dafür!“

„Weißt du, was ich denke?“ ſprach ein anderer, „er empfängt ſicherlich einen hohen Gaſt; denn das ſind Zubereitungen, wie man ſie macht, wenn ein Herrſcher von großen Ländern oder ein Effendi des Großherrn ein Haus mit ſeinem Beſuche ſegnet. Wer mag wohl heute hieher kommen?“

„Siehe da, geht dort unten nicht unſer Alter von letzthin? Ei, der weiß ja alles und muß auch darüber Aufſchluß geben können. Heda! alter Herr! wollet Ihr nicht ein wenig zu uns treten?“ So riefen ſie; der alte Mann aber bemerkte ihre Winke und kam zu ihnen, denn er erkannte ſie als die jungen Leute, mit welchen er vor einigen Tagen geſprochen. Sie machten ihn aufmerkſam auf die Zurüſtungen im Hauſe des Scheik und fragten ihn, ob er nicht wiſſe, welch hoher Gaſt wohl erwartet werde?

„Ihr glaubt wohl,“ erwiederte er, „Ali Banu feire ein großes Freudenfeſt, oder der Beſuch eines großen Mannes beehre ſein Haus? Dem iſt nicht alſo; aber heute iſt der zwölfte Tag des Monats Ramadan, wie ihr wiſſet, und an dieſem Tag wurde ſein Sohn ins Lager geführt.“

„Aber beim Bart des Propheten!“ rief einer der jungen Leute, „das ſieht ja alles aus, wie Hochzeit und Feſtlichkeiten, und doch iſt es ſein berühmter Trauertag, wie reimt Ihr das zuſammen? Geſteht, der Scheik iſt denn doch etwas zerrüttet im Verſtand.“

„Urtheilet Ihr noch immer ſo ſchnell, mein junger Freund?“ fragte der Alte lächelnd. „Auch diesmal war Euer Pfeil wohl ſpitzig und ſcharf, die Sehne Eures Bogens ſtraff angezogen, und doch habt Ihr weit ab vom Ziele geſchoſſen. Wiſſet, daß heute der Scheik ſeinen Sohn erwartet.“

„So iſt er gefunden?“ riefen die Jünglinge und freuten ſich.

„Nein, und er wird ſich wohl lange nicht finden; aber wiſſet: vor acht oder zehn Jahren, als der Scheik auch einmal mit Trauern und Klagen dieſen Tag beging, auch Sklaven frei gab und viele Arme ſpeiſete und tränkte, da traf es ſich, daß er auch einem Derwiſch, der müde und matt im Schatten jenes Hauſes lag, Speiſe und Trank reichen ließ. Der Derwiſch aber war ein heiliger Mann und erfahren in Prophezeihungen und im Sterndeuten. Der trat, als er geſtärkt war durch die milde Hand des Scheiks, zu ihm und ſprach: „Ich kenne die Urſache deines Kummers, iſt nicht heute der zwölfte Ramadan, und haſt du nicht an dieſem Tage deinen Sohn verloren? Aber ſey getroſt, dieſer Tag der Trauer wird dir zum Feſttag werden, denn wiſſe, an dieſem Tage wird einſt dein Sohn zurückkehren.“ So ſprach der Derwiſch. Es wäre Sünde für jeden Muſelmann, an der Rede eines ſolchen Mannes zu zweifeln; der Gram Ali's wurde zwar dadurch nicht gemildert, aber doch harrt er an dieſem Tage immer auf die Rückkehr ſeines Sohnes und ſchmückt ſein Haus und ſeine Halle und die Treppen, als könne jener zu jeder Stunde anlangen.“

„Wunderbar!“ erwiederte der Schreiber, „aber zuſehen möchte ich doch, wie alles ſo herrlich bereitet iſt, wie er ſelbſt in dieſer Herrlichkeit trauert, und hauptſächlich möchte ich zuhören, wie er ſich von ſeinen Sklaven erzählen läßt.“

„Nichts leichter als dies,“ antwortete der Alte. „Der Aufſeher der Sklaven jenes Hauſes iſt mein Freund ſeit langen Jahren, und gönnt mir an dieſem Tage immer ein Plätzchen in dem Saal, wo man unter der Menge der Diener und Freunde des Scheiks den Einzelnen nicht bemerkt. Ich will mit ihm reden, daß er euch einläßt; ihr ſeyd ja nur zu vier, und da kann es ſchon gehen; kommet um die neunte Stunde auf dieſen Platz, und ich will euch Antwort geben.“

So ſprach der Alte; die jungen Leute aber dankten ihm und entfernten ſich, voll Begierde, zu ſehen, wie ſich dies alles begeben würde.

Sie kamen zur beſtimmten Stunde auf den Platz vor dem Hauſe des Scheik und trafen da den Alten, der ihnen ſagte, daß der Aufſeher der Sklaven erlaubt habe, ſie einzuführen. Er ging voran, doch nicht durch die reichgeſchmückten Treppen und Thore, ſondern durch ein Seitenpförtchen, das er ſorgfältig wieder verſchloß. Dann führte er ſie durch mehrere Gänge, bis ſie in den großen Saal kamen. Hier war ein großes Gedränge von allen Seiten; da waren reichgekleidete Männer, angeſehene Herren der Stadt und Freunde des Scheik, die gekommen waren, ihn in ſeinem Schmerz zu tröſten. Da waren Sklaven aller Art und aller Nationen. Aber alle ſahen kummervoll aus; denn ſie liebten ihren Herrn und trauerten mit ihm. Am Ende des Saales, auf einem reichen Divan, ſaßen die vornehmſten Freunde Ali's und wurden von den Sklaven bedient. Neben ihnen auf dem Boden ſaß der Scheik, denn die Trauer um ſeinen Sohn erlaubte ihm nicht, auf den Teppich der Freude zu ſitzen. Er hatte ſein Haupt in die Hand geſtützt und ſchien wenig auf die Tröſtungen zu hören, die ihm ſeine Freunde zuflüſterten. Ihm gegenüber ſaßen einige alte und junge Männer in Sklaventracht. Der Alte belehrte ſeine jungen Freunde, daß dies die Sklaven ſeyen, die Ali Banu an dieſem Tage frei gebe. Es waren unter ihnen auch einige Franken, und der Alte machte beſonders auf einen von ihnen aufmerkſam, der von ausgezeichneter Schönheit und noch ſehr jung war. Der Scheik hatte ihn erſt einige Tage zuvor einem Sklavenhändler von Tunis um eine groſse Summe abgekauft, und gab ihn dennoch jetzt ſchon frei, weil er glaubte, je mehr Franken er in ihr Vaterland zurückſchicke, deſto früher werde der Prophet ſeinen Sohn erlöſen.

Nachdem man überall Erfriſchungen umhergereicht hatte, gab der Scheik dem Aufſeher der Sklaven ein Zeichen. Dieſer ſtand auf, und es ward tiefe Stille im Saal. Er trat vor die Sklaven, welche freigelaſſen werden ſollten, und ſprach mit vernehmlicher Stimme: „Ihr Männer, die ihr heute frei ſeyn werdet durch die Gnade meines Herrn Ali Banu, des Scheik von Alesſandria, thuet nun, wie es Sitte iſt an dieſem Tage in ſeinem Hauſe, und hebet an zu erzählen.“

Sie flüſterten unter einander. Dann aber nahm ein alter Sklave das Wort und fing an zu erzählen:

Der Zwerg Naſe.

Herr! diejenigen thun ſehr unrecht, welche glauben, es habe nur zu Zeiten Haruns Al-Raſchid, des Beherrſchers von Bagdad, Feen und Zauberer gegeben, oder die gar behaupten, jene Berichte von dem Treiben der Genien und ihrer Fürſten, welche man von den Erzählern auf den Märkten der Stadt hört, ſeyen unwahr. Noch heute gibt es Feen, und es iſt nicht ſo lange her, daß ich ſelbſt Zeuge einer Begebenheit war, wo offenbar die Genien im Spiel waren, wie ich Euch berichten werde.

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes, Deutſchland, lebte vor vielen Jahren ein Schuſter mit ſeiner Frau, ſchlicht und recht. Er ſaß bei Tag an der Ecke der Straße und flickte Schuhe und Pantoffeln, und machte wohl auch neue, wenn ihm einer welche anvertrauen mochte; doch mußte er dann das Leder erſt einkaufen, denn er war arm und hatte keine Vorräthe. Seine Frau verkaufte Gemüſe und Früchte, die ſie in einem kleinen Gärtchen vor dem Thore pflanzte, und viele Leute kauften gerne bei ihr, weil ſie reinlich und ſauber gekleidet war, und ihr Gemüſe auf gefällige Art auszubreiten und zu legen wußte.

Die beiden Leutchen hatten einen ſchönen Knaben, angenehm von Geſicht, wohlgeſtaltet und für das Alter von zwölf Jahren ſchon ziemlich groß. Er pflegte gewöhnlich bei der Mutter auf dem Gemüſemarkt zu ſitzen, und den Weibern oder Köchen, die viel bei der Schuſtersfrau eingekauft hatten, trug er wohl auch einen Theil der Früchte nach Hauſe, und ſelten kam er von einem ſolchen Gang zurück, ohne eine ſchöne Blume oder ein Stückchen Geld oder Kuchen; denn die Herrſchaften dieſer Köche ſahen es gerne, wenn man den ſchönen Knaben mit nach Hauſe brachte, und beſchenkten ihn immer reichlich.

Eines Tages ſaß die Frau des Schuſters wieder wie gewöhnlich auf dem Markte, ſie hatte vor ſich einige Körbe mit Kohl und anderm Gemüſe, allerlei Kräuter und Sämereien, auch in einem kleineren Körbchen frühe Birnen, Aepfel und Aprikoſen. Der kleine Jakob, ſo hieß der Knabe, ſaß neben ihr und rief mit heller Stimme die Waaren aus: „Hieher, ihr Herren! ſeht, welch ſchöner Kohl, wie wohlriechend dieſe Kräuter; frühe Birnen, ihr Frauen! frühe Aepfel und Aprikoſen, wer kauft? Meine Mutter gibt es wohlfeil.“ So rief der Knabe. Da kam ein altes Weib über den Markt her; ſie ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus, hatte ein kleines ſpitziges Geſicht, vom Alter ganz eingefurcht, rothe Augen und eine ſpitzige gebogene Naſe, die gegen das Kinn hinabſtrebte; ſie ging an einem langen Stock, und doch konnte man nicht ſagen, wie ſie ging; denn ſie hinkte und rutſchte und wankte, es war, als habe ſie Räder in den Beinen und könne alle Augenblicke umſtülpen und mit der ſpitzigen Naſe aufs Pflaſter fallen.

Die Frau des Schuſters betrachtete dieſes Weib aufmerkſam. Es waren jetzt doch ſchon ſechzehn Jahre, daß ſie täglich auf dem Markte ſaß, und nie hatte ſie dieſe ſonderbare Geſtalt bemerkt. Aber ſie erſchrack unwillkürlich, als die Alte auf ſie zuhinkte und an ihren Körben ſtille ſtand.

„Seyd Ihr Hanne, die Gemüſehändlerin?“ fragte das alte Weib mit unangenehmer krächzender Stimme, indem ſie beſtändig den Kopf hin- und herſchüttelte.

„Ja, die bin ich,“ antwortete die Schuſtersfrau; „iſt Euch etwas gefällig?“

„Wollen ſehen, wollen ſehen! Kräutlein ſchauen, Kräutlein ſchauen, ob du haſt, was ich brauche?“ antwortete die Alte, beugte ſich nieder vor den Körben und fuhr mit ein Paar dunkelbraunen häßlichen Händen in den Kräuterkorb hinein, packte die Kräutlein, die ſo ſchön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen

Spinnenfingern, brachte ſie dann eines um das andere hinauf an die lange Naſe und beroch ſie hin und her. Der Frau des Schuſters wollte es faſt das Herz abdrücken, wie ſie das alte Weib alſo mit ihren ſeltenen Kräutern handthieren ſah; aber ſie wagte nichts zu ſagen; denn es war das Recht des Käufers, die Waare zu prüfen, und überdies empfand ſie ein ſonderbares Grauen vor dem Weibe. Als jene den ganzen Korb durchgemuſtert hatte, murmelte ſie: „ſchlechtes Zeug, ſchlechtes Kraut, nichts von allem, was ich will; war viel beſſer vor fünfzig Jahren; ſchlechtes Zeug! ſchlechtes Zeug!“

Solche Reden verdroſſen nun den kleinen Jakob. „Höre, du biſt ein unverſchämtes altes Weib!“ rief er unmuthig, „erſt fährſt du mit deinen garſtigen braunen Fingern in die ſchönen Kräuter hinein und drückſt ſie zuſammen, dann hältſt du ſie an deine lange Naſe, daß ſie niemand mehr kaufen mag, wer zugeſehen, und jetzt ſchimpfſt du noch unſere Waare ſchlechtes Zeug, und doch kauft ſelbſt der Koch des Herzogs alles bei uns!“

Das alte Weib ſchielte den muthigen Knaben an, lachte widerlich und ſprach mit heiſerer Stimme: „Söhnchen, Söhnchen! alſo gefällt dir meine Naſe, meine ſchöne lange Naſe, ſollſt auch eine haben, mitten im Geſicht bis über's Kinn herab.“ Während ſie ſo ſprach, rutſchte ſie an den andern Korb, in welchem Kohl ausgelegt war. Sie nahm die herrlichſten weißen Kohlhäupter in die Hand, drückte ſie zuſammen, daß ſie ächzten, warf ſie dann wieder unordentlich in den Korb und ſprach auch hier: „ſchlechte Waare, ſchlechter Kohl!“

„Wackle nur nicht ſo garſtig mit dem Kopf hin und her!“ rief der Kleine ängſtlich, „dein Hals iſt ja ſo dünne wie ein Kohlſtengel, der könnte leicht abbrechen, und dann fiele dein Kopf hinein in den Korb; wer wollte dann noch kaufen?“

„Gefallen ſie dir nicht, die dünnen Hälſe?“ murmelte die Alte lachend. „Sollſt gar keinen haben, Kopf muß in den Schultern ſtecken, daß er nicht herabfällt vom kleinen Körperlein?“

„Schwatzt doch nicht ſo unnützes Zeug mit dem Kleinen da,“ ſagte endlich die Frau des Schuſters, im Unmuth über das lange Prüfen, Muſtern und Beriechen; „wenn Ihr etwas kaufen wollt, ſo ſputet Euch, Ihr verſcheucht mir ja die andern Kunden.“

„Gut, es ſey wie du ſagſt!“ rief die Alte mit grimmigem Blick, ich will dir dieſe ſechs Kohlhäupter abkaufen; aber ſiehe, ich muß mich auf den Stab ſtützen und kann nichts tragen; erlaube deinem Söhnlein, daß es mir die Waare nach Hauſe bringt, ich will es dafür belohnen.“

Der Kleine wollte nicht mit gehen und weinte, denn ihm graute vor der häßlichen Frau; aber die Mutter befahl es ihm ernſtlich, weil ſie es doch für eine Sünde hielt, der alten ſchwächlichen Frau dieſe Laſt allein aufzubürden; halb weinend that er, wie ſie befohlen, raffte die Kohlhäupter in ein Tuch zuſammen und folgte dem alten Weib über den Markt hin.

Es ging nicht ſehr ſchnell bei ihr, und ſie brauchte beinahe drei Viertelſtunden, bis ſie in einen ganz entlegenen Theil der Stadt kam und endlich vor einem kleinen baufälligen Hauſe ſtillhielt. Dort zog ſie einen alten roſtigen Haken aus der Taſche, fuhr damit geſchickt in ein kleines Loch in der Thüre, und plötzlich ſprang dieſe krachend auf. Aber wie war der kleine Jakob überraſcht, als er eintrat! Das Innere des Hauſes war prachtvoll ausgeſchmückt, von Marmor war die Decke und die Wände, die Geräthſchaften vom ſchönſten Ebenholz, mit Gold und geſchliffenen Steinen eingelegt, der Boden aber war von Glas und ſo glatt, daß der Kleine einigemal ausgleitete und umfiel. Die Alte aber zog ein ſilbernes Pfeifchen aus der Taſche und pfiff eine Weiſe darauf, die gellend durch das Haus tönte. Da kamen ſogleich einige Meerſchweinchen die Treppe herab; dem Jakob wollte es aber ganz ſonderbar dünken, daß ſie aufrecht auf zwei Beinen gingen, Nußſchalen ſtatt Schuhen an den Pfoten trugen, menſchliche Kleider angelegt und ſogar Hüte nach der neueſten Mode auf die Köpfe geſetzt hatten. „Wo habt ihr meine Pantoffeln, ſchlechtes Geſindel?“ rief die Alte und ſchlug mit dem Stock nach ihnen, daß ſie jammernd in die Höhe ſprangen; „wie lange ſoll ich noch ſo daſtehen?“

Sie ſprangen ſchnell die Treppe hinauf und kamen wieder mit ein paar Schalen von Cocosnuß mit Leder gefüttert, welche ſie der Alten geſchickt an die Füße ſteckten.

Jetzt war alles Hinken und Rutſchen vorbei. Sie warf den Stab von ſich und gleitete mit großer Schnelligkeit über den Glasboden hin, indem ſie den kleinen Jakob an der Hand mit fortzog. Endlich hielt ſie in einem Zimmer ſtille, das mit allerlei Geräthſchaften ausgeputzt, beinahe einer Küche glich, obgleich die Tiſche von Mahagoniholz und die Sopha's, mit reichen Teppichen behängt, mehr zu einem Prunkgemach paßten. „Setze dich," ſagte die Alte recht freundlich, indem ſie ihn in die Ecke eines Sopha drückte und einen Tiſch alſo vor ihn hinſtellte, daß er nicht mehr hervorkommen konnte. „Setze dich, du haſt gar ſchwer zu tragen gehabt, die Menſchenköpfe ſind nicht ſo leicht, nicht ſo leicht."

„Aber Frau, was ſprechet Ihr ſo wunderlich?" rief der Kleine, „müde bin ich zwar, aber es waren ja Kohlköpfe, die ich getragen, Ihr habt ſie meiner Mutter abgekauft."

„Ei, das weißt du falſch," lachte das Weib, deckte den Deckel des Korbes auf und brachte einen Menſchenkopf hervor, den ſie am Schopf gefaßt hatte. Der Kleine war vor Schrecken außer ſich; er konnte nicht faſſen, wie dies alles zuging, aber er dachte an ſeine Mutter; wenn jemand von dieſen Menſchenköpfen etwas erfahren würde, dachte er bei ſich, da würde man gewiß meine Mutter dafür anklagen.

„Muß dir nun auch etwas geben zum Lohn, weil du ſo artig biſt," murmelte die Alte; „gedulde dich nur ein Weilchen, will dir ein Süppchen einbrocken, an das du dein Leben lang denken wirſt." So ſprach ſie und pfiff wieder. Da kamen zuerſt viele Meerſchweinchen in menſchlichen Kleidern; ſie hatten Küchenſchürzen umgebunden, und im Gürtel Rührlöffel und Tranchirmeſſer, nach dieſen kam eine Menge Eichhörnchen hereingehüpft; ſie hatten weite türkiſche Beinkleider an, gingen aufrecht und auf dem Kopf trugen ſie grüne

Mützchen von Sammt. Dieſe ſchienen die Küchenjungen zu ſeyn; denn ſie kletterten mit großer Geſchwindigkeit an den Wänden hinauf und brachten Pfannen und Schüſſeln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Heerd; dort aber fuhr die alte Frau auf ihren Pantoffeln von Cocosſchalen beſtändig hin und her, und der Kleine ſah, daß ſie es ſich recht angelegen ſeyn laſſe, ihm etwas Gutes zu kochen. Jetzt kniſterte das Feuer höher empor, jetzt rauchte und ſott es in der Pfanne, ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer, die Alte aber rannte auf und ab, die Eichhörnchen und Meerſchweine ihr nach, und ſo oft ſie am Heerde vorbei kam, guckte ſie mit ihrer langen Naſe in den Topf. Endlich fing es an zu ſprudeln und zu ziſchen, Dampf ſtieg aus dem Topf hervor, und der Schaum floß herab ins Feuer. Da nahm ſie ihn weg, goß davon in eine ſilberne Schale und ſetzte ſie dem kleinen Jakob vor.

„So, Söhnchen, ſo,“ ſprach ſie, „iß nur dieſes Süppchen, dann haſt du alles, was dir an mir ſo gefallen. Sollſt auch ein geſchickter Koch werden, daß du doch etwas biſt; aber Kräutlein, nein das Kräutlein ſollſt du nimmer finden, warum hat es deine Mutter nicht in ihrem Korb gehabt?“ Der Kleine verſtand nicht recht, was ſie ſprach, deſto aufmerkſamer behandelte er die Suppe, die ihm ganz trefflich ſchmeckte. Seine Mutter hatte ihm manche ſchmackhafte Speiſe bereitet, aber ſo gut war ihm noch nichts geworden. Der Duft von feinen Kräutern und Gewürzen ſtieg aus der Suppe auf, dabei war ſie ſüß und ſäuerlich zugleich und ſehr ſtark. Während er noch die letzten Tropfen der köſtlichen Speiſe austrank, zündeten die Meerſchweinchen arabiſchen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer ſchwebte, dichter und immer dichter wurden dieſe Wolken und ſanken herab, der Geruch des Weihrauches wirkte betäubend auf den Kleinen, er mochte ſich zurufen, ſo oft er wollte, daß er zu ſeiner Mutter zurückkehren müſſe; wenn er ſich ermannte, ſank er immer wieder von neuem in den Schlummer zurück und ſchlief endlich wirklich auf dem Sopha des alten Weibes ein.

Sonderbare Träume kamen über ihn. Es war ihm, als ziehe ihm die Alte ſeine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchensbalg. Jetzt konnte er Sprünge machen und klettern wie ein Eichhörnchen; er ging mit den übrigen Eichhörnchen und Meerſchweinen, die ſehr artige, geſittete Leute waren, um, und hatte mit ihnen den Dienſt bei der alten Frau. Zuerſt wurde er nur zu den Dienſten eines Schuhputzers gebraucht, d. h. er mußte die Cocosnüſſe, welche die Frau ſtatt der Pantoffeln trug, mit Oel ſalben und durch Reiben glänzend machen. Da er nun in ſeines Vaters Hauſe zu ähnlichen Geſchäften oft angehalten worden war, ſo ging es ihm flink von der Hand; etwa nach einem Jahre, träumte er weiter, wurde er zu feineren Geſchäften gebraucht; er mußte nämlich mit noch einigen Eichhörnchen Sonnenſtäubchen fangen, und wenn ſie genug hatten, ſolche durch das feinſte Haarſieb ſieben. Die Frau hielt nämlich die Sonnenſtäubchen für das Allerfeinſte, und weil ſie nicht gut beißen konnte, denn ſie hatte keinen Zahn mehr, ſo ließ ſie ihr Brod aus Sonnenſtäubchen zubereiten.

Wiederum nach einem Jahre wurde er zu den Dienern verſetzt, die das Trinkwaſſer für die Alte ſammelten. Man denke nicht, daß ſie ſich hiezu eine Ziſterne hätte graben laſſen, oder ein Faß in den Hof ſtellte, um das Regenwaſſer darin aufzufangen; da ging es viel feiner zu; die Eichhörnchen, und Jakob mit ihnen, mußten mit Haſelnußſchalen den Thau aus den Roſen ſchöpfen, und das war das Trinkwaſſer der Alten. Da ſie nun bedeutend viel trank, ſo hatten die Waſſerträger ſchwere Arbeit. Nach einem Jahr wurde er zum innern Dienſt des Hauſes beſtellt; er hatte nämlich das Amt, die Böden rein zu machen; da nun dieſe von Glas waren, worin man jeden Hauch ſah, war es keine geringe Arbeit. Sie mußten ſie bürſten und altes Tuch an die Füße ſchnallen, und auf dieſem künſtlich im Zimmer umherfahren. Im vierten Jahre ward er endlich zur Küche verſetzt. Es war dies ein Ehrenamt, zu welchem man nur nach langer Prüfung gelangen konnte. Jakob diente dort vom Küchenjungen aufwärts bis zum erſten Paſtetenmacher und erreichte eine ſo ungemeine Geſchicklichkeit und Erfahrung in allem was die Küche betrifft, daß er ſich oft über ſich ſelbſt wundern mußte; die ſchwierigſten Sachen, Paſteten von zweihunderterlei Eſſenzen, Kräuterſuppen von allen Kräutlein der Erde zuſammengeſetzt, alles lernte er, alles verſtand er ſchnell und kräftig zu machen.

So waren etwa ſieben Jahre im Dienſte des alten Weibes vergangen, da befahl ſie ihm eines Tages, indem ſie die Cocosſchuhe auszog, Korb und Krückenſtock zur Hand nahm, um auszugehen, er ſollte ein Hühnlein rupfen, mit Kräutern füllen und ſolches ſchön bräunlich und gelb röſten, bis ſie wieder käme. Er that dies nach den Regeln der Kunſt. Er drehte dem Hühnlein den Kragen um, brühte es in heißem Waſſer, zog ihm geſchickt die Federn aus, ſchabte ihm nachher die Haut, daß ſie glatt und fein wurde, und nahm ihm die Eingeweide heraus. Sodann fing er an, die Kräuter zu ſammeln, womit er das Hühnlein füllen ſollte. In der Kräuterkammer gewahrte er aber diesmal ein Wandſchränkchen, deſſen Thüre halb geöffnet war, und das er ſonſt nie bemerkt hatte. Er ging neugierig näher, um zu ſehen, was es enthalte, und ſiehe da, es ſtanden viele Körbchen darinnen, von welchen ein ſtarker angenehmer Geruch ausging. Er öffnete eines dieſer Körbchen und fand darin Kräutlein von ganz beſonderer Geſtalt und Farbe. Die Stengel und Blätter waren blaugrün und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Roth mit Gelb verbrämt; er betrachtete ſinnend dieſe Blume, berochſie, und ſie ſtrömte denſelben ſtarken Geruch aus, von dem einſt jene Suppe, die ihm die Alte gekocht, geduftet hatte. Aber ſo ſtark war der Geruch, daß er zu nieſen anfing, immer heftiger nieſen mußte, und — am Ende nieſend erwachte.

Da lag er auf dem Sopha des alten Weibes und blickte verwundert umher. „Nein, wie man aber ſo lebhaft träumen kann!“ ſprach er zu ſich; „hätte ich jetzt doch ſchwören wollen, daß ich ein ſchnödes Eichhörnchen, ein Kamerade von Meerſchweinen und anderem

Ungeziefer, dabei aber ein großer Koch geworden ſey. Wie wird die Mutter lachen, wenn ich ihr alles erzähle! Aber wird ſie nicht auch ſchmälen, daß ich in einem fremden Hauſe einſchlafe, ſtatt ihr zu helfen auf dem Markte?“ Mit dieſen Gedanken raffte er ſich auf, um hinweg zu gehen; noch waren ſeine Glieder vom Schlafe ganz ſteif; beſonders ſein Nacken, denn er konnte den Kopf nicht recht hin und her bewegen; er mußte auch ſelbſt über ſich lächeln, daß er ſo ſchlaftrunken war, denn alle Augenblicke, ehe er es ſich verſah, ſtieß er mit der Naſe an einen Schrank oder an die Wand, oder ſchlug ſie, wenn er ſich ſchnell umwandte, an einen Thürpfoſten. Die Eichhörnchen und Meerſchweinchen liefen winſelnd um ihn her, als wollten ſie ihn begleiten, er lud ſie auch wirklich ein, als er auf der Schwelle war, denn es waren niedliche Thierchen, aber ſie fuhren auf ihren Nußſchaalen ſchnell ins Haus zurück, und er hörte ſie nur noch in der Ferne heulen.

Es war ein ziemlich entlegener Theil der Stadt, wohin ihn die Alte geführt hatte, und er konnte ſich kaum aus den engen Gaſſen herausfinden, auch war dort ein großes Gedränge; denn es mußte ſich, wie ihm dünkte, gerade in der Nähe ein Zwerg ſehen laſſen; überall hörte er rufen: „ei, ſehet den häßlichen Zwerg! wo kommt der Zwerg her? Ei, was hat er doch für eine lange Naſe, und wie ihm der Kopf in den Schultern ſteckt, und die braunen häßlichen Hände!“ Zu einer andern Zeit wäre er wohl auch nachgelaufen, denn er ſah für ſein Leben gern Rieſen und Zwerge oder ſeltſame fremde Trachten, aber ſo mußte er ſich ſputen, um zur Mutter zu kommen.

Es war ihm ganz ängſtlich zu Muth, als er auf den Markt kam. Die Mutter ſaß noch da und hatte noch ziemlich viele Früchte im Korb, lange konnte er alſo nicht geſchlafen haben, aber doch kam es ihm von weitem ſchon vor, als ſey ſie ſehr traurig; denn ſie rief die Vorübergehenden nicht an, einzukaufen, ſondern hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und als er näher kam, glaubte er auch, ſie ſey bleicher als ſonſt. Er zauderte, was er thun ſollte; endlich faßte er ſich ein Herz, ſchlich ſich hinter ſie hin, legte traulich ſeine Hand auf ihren Arm und ſprach: „Mütterchen, was fehlt dir? biſt du böſe auf mich?“

Die Frau wandte ſich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entſetzens zurück:

„Was willſt du von mir, häßlicher Zwerg!“ rief ſie, „fort, fort! ich kann dergleichen Poſſenſpiel nicht leiden.“

„Aber Mutter, was haſt du denn?“ fragte Jakob ganz erſchrocken; „dir iſt gewiß nicht wohl; warum willſt du denn deinen Sohn von dir jagen?“

„Ich habe dir ſchon geſagt, gehe deines Weges!“ entgegnete Frau Hanne zürnend. „Bei mir verdienſt du kein Geld durch deine Gaukeleien, häßliche Mißgeburt.“

„Wahrhaftig, Gott hat ihr das Licht des Verſtandes geraubt!“ ſprach der Kleine bekümmert zu ſich, „was fange ich nur an, um ſie nach Haus zu bringen? Lieb' Mütterchen, ſo ſey doch nur vernünftig; ſieh mich doch nur recht an; ich bin ja dein Sohn, dein Jakob.“

„Nein, jetzt wird mir der Spaß zu unverſchämt!“ rief Hanne ihrer Nachbarin zu, „ſeht nur den häßlichen Zwerg da, da ſteht er, und vertreibt mir gewiß alle

Käufer, und mit meinem Unglück wagt er zu ſpotten. Spricht zu mir: ich bin ja dein Sohn, dein Jakob, der Unverſchämte!“

Da erhoben ſich die Nachbarinnen und fingen an zu ſchimpfen, ſo arg ſie konnten, und Marktweiber, wiſſet Ihr wohl, verſtehen es, und ſchalten ihn, daß er des Unglücks der armen Hanne ſpotte, der vor ſieben Jahren ihr bildſchöner Knabe geſtohlen worden ſey, und drohten insgeſammt über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht alſobald ginge.

Der arme Jakob wußte nicht, was er von dieſem allem denken ſollte. War er doch, wie er glaubte, heute frühe, wie gewöhnlich, mit der Mutter auf den Markt gegangen, hatte ihr die Früchte aufſtellen helfen, war nachher mit dem alten Weib in ihr Haus gekommen, hatte ein Süppchen verzehrt, ein kleines Schläfchen gemacht und war jetzt wieder da; und doch ſprachen die Mutter und die Nachbarinnen von ſieben Jahren! und ſie nannten ihn einen garſtigen Zwerg! was war denn nun mit ihm vorgegangen? — Als er ſah, daß die Mutter gar nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Thränen in die Augen, und er ging trauernd die Straße hinab nach der Bude, wo ſein Vater den Tag über Schuhe flickte. „Ich will doch ſehen,“ dachte er bei ſich, „ob er mich auch nicht kennen will; unter die Thüre will ich mich ſtellen und mit ihm ſprechen.“ Als er an der Bude des Schuſters angekommen war, ſtellte er ſich unter die Thüre und ſchaute hinein. Der Meiſter war ſo emſig mit ſeiner Arbeit beſchäftigt, daß er ihn gar nicht ſah; als er aber zufällig einen Blick nach der Thüre warf, ließ er Schuhe, Draht und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entſetzen: „Um Gottes willen, was iſt das, was iſt das!“

„Guten Abend, Meiſter!“ ſprach der Kleine, indem er vollends in den Laden trat, „wie geht es Euch?“

„Schlecht, ſchlecht, kleiner Herr!“ antwortete der Vater, zu Jakobs großer Verwunderung; denn er ſchien ihn auch nicht zu kennen. „Das Geſchäft will mir nicht mehr von der Hand. Bin ſo allein und werde jetzt alt, doch iſt mir ein Geſelle zu theuer.“

„Aber habt Ihr denn kein Söhnlein, das Euch nach und nach an die Hand gehen könnte bei der Arbeit?“ forſchte der Kleine weiter.

„Ich hatte einen, er hieß Jakob, und müßte jetzt ein ſchlanker, gewandter Burſche von zwanzig Jahren ſeyn, der mir tüchtig unter die Arme greifen könnte. Ha! das müßte ein Leben ſeyn; ſchon als er zwölf Jahre alt war, zeigte er ſich ſo anſtellig und geſchickt, und verſtand ſchon manches vom Handwerk, und hübſch und angenehm war er auch, der hätte mir eine Kundſchaft hergelockt, daß ich bald nicht mehr geflickt, ſondern nichts als Neues geliefert hätte! Aber ſo geht's in der Welt!“

„Wo iſt denn aber Euer Sohn?“ fragte Jakob mit zitternder Stimme ſeinen Vater.

„Das weiß Gott,“ antwortete er; „vor ſieben Jahren, ja ſo lange iſt's jetzt her, wurde er uns vom Markt weggeſtohlen.“

„Vor ſieben Jahren!“ rief Jakob mit Entſetzen.

„Ja, kleiner Herr, vor ſieben Jahren; ich weiß noch, wie heute, wie mein Weib nach Hauſe kam, heulend und ſchreiend, das Kind ſey den ganzen Tag nicht zurückgekommen, ſie habe überall geforſcht und geſucht, und es nicht gefunden. Ich habe es immer gedacht und geſagt, daß es ſo kommen würde; der Jakob war ein ſchönes Kind, das muß man ſagen, da war nun meine Frau ſtolz auf ihn und ſah es gerne, wenn ihn die Leute lobten, und ſchickte ihn oft mit Gemüſe und dergleichen in vornehme Häuſer. Das war ſchon recht, er wurde allemal reichlich beſchenkt; aber, ſagte ich, gib acht! die Stadt iſt groß, viele ſchlechte Leute wohnen da, gib mir auf den Jakob acht! Und ſo war es, wie ich ſagte. Kommt einmal ein altes häßliches Weib auf den Markt, feilſcht um Früchte und Gemüſe, und kauft am Ende ſo viel, daß ſie es nicht ſelbſt tragen kann. Mein Weib, die mitleidige Seele, gibt ihr den Jungen mit und — hat ihn von Stunde an nicht mehr geſehen.“

„Und das iſt jetzt ſieben Jahre, ſagt Ihr?“

„Sieben Jahre wird es im Frühling. Wir ließen ihn ausrufen, wir gingen von Haus zu Haus und fragten; manche hatten den hübſchen Jungen gekannt und liebgewonnen, und ſuchten jetzt mit uns, alles vergeblich. Auch die Frau, welche das Gemüſe gekauft hatte, wollte niemand kennen; aber ein ſteinaltes Weib, die ſchon neunzig Jahre gelebt hatte, ſagte, es könne wohl die böſe Fee Kräuterweis geweſen ſeyn, die alle fünfzig Jahre einmal in die Stadt komme, um ſich allerlei einzukaufen.“

So ſprach Jakobs Vater und klopfte dabei ſeine Schuhe weidlich, und zog den Draht mit beiden Fäuſten weit hinaus. Dem Kleinen aber wurde es nach und nach klar, was mit ihm vorgegangen, daß er nämlich nicht geträumt, ſondern daß er ſieben Jahre bei der böſen Fee als Eichhörnchen gedient habe. Zorn und Gram erfüllten ſein Herz ſo ſehr, daß es beinahe zerſpringen wollte. Sieben Jahre ſeiner Jugend hatte ihm die Alte geſtohlen, und was hatte er für Erſatz dafür? Daß er Pantoffeln von Cocosnüſſen blank putzen, daß er ein Zimmer mit gläſernem Fußboden rein machen konnte? Daß er von den Meerſchweinchen alle Geheimniſſe der Küche gelernt hatte? Er ſtand eine gute Weile ſo da und dachte über ſein Schickſal nach, da fragte ihn endlich ſein Vater: „iſt Euch vielleicht etwas von meiner Arbeit gefällig, junger Herr? etwa ein paar neue Pantoffeln, oder,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „vielleicht ein Futteral für Eure Naſe?“

„Was wollt Ihr nur mit meiner Naſe?“ ſagte Jakob, warum ſollte ich denn ein Futteral dazu brauchen?“

„Nun,“ entgegnete der Schuſter, „jeder nach ſeinem Geſchmack; aber das muß ich Euch ſagen, hätte ich dieſe ſchreckliche Naſe, ein Futteral ließe ich mir darüber machen von roſenfarbigem Glanzleder. Schaut, da habe ich ein ſchönes Stückchen zur Hand; freilich würde man eine Elle wenigſtens dazu brauchen. Aber wie gut wäret Ihr verwahrt, kleiner Herr; ſo, weiß ich gewiß, ſtoßt Ihr Euch an jeden Thürpfoſten, an jeden Wagen, dem Ihr ausweichen wollt.“

Der Kleine ſtand ſtumm vor Schrecken; er betaſtete ſeine Naſe, ſie war dick und wohl zwei Hände lang. So hatte alſo die Alte auch ſeine Geſtalt verwandelt;

darum kannte ihn alſo die Mutter nicht, darum ſchalt man ihn einen häßlichen Zwerg! „Meiſter,“ ſprach er halb weinend zu dem Schuſter, „habt Ihr keinen Spiegel bei der Hand, worin ich mich beſchauen könnte?“

„Junger Herr,“ erwiederte der Vater mit Ernſt, „Ihr habt nicht gerade eine Geſtalt empfangen, die Euch eitel machen könnte, und Ihr habt nicht Urſache, alle Stunden in den Spiegel zu gucken. Gewöhnt es Euch ab, es iſt beſonders bei Euch eine lächerliche Gewohnheit.“

„Ach, ſo laßt mich doch in den Spiegel ſchauen!“ rief der Kleine, „gewiß, es iſt nicht aus Eitelkeit!“

„Laſſet mich in Ruhe, ich hab' keinen im Vermögen; meine Frau hat ein Spiegelchen, ich weiß aber nicht, wo ſie es verborgen. Müßt Ihr aber durchaus in den Spiegel gucken, nun, über der Straße hin wohnt Urban der Barbier, der hat einen Spiegel, zweimal ſo groß als Euer Kopf; gucket dort hinein, und indeſſen guten Morgen!“

Mit dieſen Worten ſchob ihn den Vater ganz gelinde zur Bude hinaus, ſchloß die Thüre hinter ihm zu und ſetzte ſich wieder zur Arbeit. Der Kleine aber ging ſehr niedergeſchlagen über die Straße zu Urban dem Barbier, den er noch aus früheren Zeiten wohl kannte. „Guten Morgen, Urban,“ ſprach er zu ihm, „ich komme, Euch um eine Gefälligkeit zu bitten, ſeyd ſo gut und laſſet mich ein wenig in Euren Spiegel ſchauen.“

„Mit Vergnügen, dort ſteht er!“ rief der Barbier lachend, und ſeine Kunden, denen er den Bart ſcheeren ſollte, lachten weidlich mit. „Ihr ſeyd ein hübſches Bürſchchen, ſchlank und fein, ein Hälschen wie ein

Schwan, Händchen wie eine Königin und ein Stumpfnäſchen, man kann es nicht ſchöner ſehen. Ein wenig eitel ſeyd Ihr darauf, das iſt wahr; aber beſchauet Euch immer, man ſoll nicht von mir ſagen, ich habe Euch aus Neid nicht in meinen Spiegel ſchauen laſſen."

So ſprach der Barbier, und wieherndes Gelächter füllte die Baderſtube. Der Kleine aber war indeß vor den Spiegel getreten und hatte ſich beſchaut. Thränen traten ihm in die Augen. „Ja, ſo konnteſt du freilich deinen Jakob nicht wieder erkennen, liebe Mutter," ſprach er zu ſich, „ſo war er nicht anzuſchauen in den Tagen der Freude, wo du gerne mit ihm prangteſt vor den Leuten!" Seine Augen waren klein geworden, wie die der Schweine, ſeine Naſe war ungeheuer und hing über Mund und Kinn herunter, der Hals ſchien gänzlich weggenommen worden zu ſeyn, denn ſein Kopf ſtack tief in den Schultern, und nur mit den größten Schmerzen konnte er ihn rechts und links bewegen; ſein Körper war noch ſo groß, als vor ſieben Jahren, da er zwölf Jahre alt war; aber wenn andere vom zwölften bis ins zwanzigſte in die Höhe wachſen, ſo wuchs er in die Breite, der Rücken und die Bruſt waren weit ausgebogen und waren anzuſehen wie ein kleiner, aber ſehr dick gefüllter Sack; dieſer dicke Oberleib ſaß auf kleinen ſchwachen Beinchen, die dieſer Laſt nicht gewachſen ſchienen, aber um ſo größer waren die Arme, die ihm am Leib herab hingen; ſie hatten die Größe, wie die eines wohlgewachſenen Mannes, ſeine Hände waren grob und braungelb, ſeine Finger lang und ſpinnenartig, und wenn er ſie recht ausſtreckte, konnte er damit auf den Boden reichen, ohne daß er ſich bückte. So ſah er aus, der kleine Jakob, zum mißgeſtalteten Zwerg war er geworden.

Jetzt gedachte er auch jenes Morgens, an welchem das alte Weib an die Körbe ſeiner Mutter getreten war. Alles, was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Naſe, die häßlichen Finger, alles hatte ſie ihm angethan, und nur den langen zitternden Hals hatte ſie gänzlich weggelaſſen.

„Nun, habt ihr Euch jetzt genug beſchaut, mein Prinz?“ ſagte der Barbier, indem er zu ihm trat und ihn lachend betrachtete. „Wahrlich, wenn man ſich dergleichen träumen laſſen wollte, ſo komiſch könnte es einem im Traume nicht vorkommen. Doch ich will Euch einen Vorſchlag machen, kleiner Mann. Mein Barbierzimmer iſt zwar ſehr beſucht, aber doch ſeit neuerer Zeit nicht ſo, wie ich wünſche. Das kommt daher, weil mein Nachbar, der Barbier Schaum, irgendwo einen Rieſen aufgefunden hat, der ihm die Kunden ins Haus lockt. Nun, ein Rieſe zu werden iſt gerade keine Kunſt, aber ſo ein Männchen wie Ihr, ja, das iſt ſchon ein ander Ding. Tretet bei mir in Dienſte, kleiner Mann, Ihr ſollt Wohnung, Eſſen, Trinken, Kleider, alles ſollt Ihr haben; dafür ſtellt Ihr Euch Morgens unter meine Thüre und ladet die Leute ein, hereinzukommen; Ihr ſchlaget den Seifenſchaum, reichet den Kunden das Handtuch, und ſeyd verſichert, wir ſtehen uns beide gut dabei; ich bekomme mehr Kunden, als jener mit dem Rieſen, und jeder gibt Euch gerne noch ein Trinkgeld.“

Der Kleine war in ſeinem Innern empört über den Vorſchlag, als Lockvogel für einen Barbier zu dienen. Aber mußte er ſich nicht dieſen Schimpf geduldig gefallen laſſen? Er ſagte dem Barbier daher ganz ruhig, daß er nicht Zeit habe zu dergleichen Dienſten, und ging weiter.

Hatte das böſe alte Weib ſeine Geſtalt unterdrückt, ſo hatte ſie doch ſeinem Geiſt nichts anhaben können, das fühlte er wohl; denn er dachte und fühlte nicht mehr, wie er vor ſieben Jahren gethan, nein, er glaubte in dieſem Zeitraum weiſer, verſtändiger geworden zu ſeyn; er trauerte nicht um ſeine verlorene Schönheit, nicht über dieſe häßliche Geſtalt, ſondern nur darüber, daß er wie ein Hund von der Thüre ſeines Vaters gejagt werde. Darum beſchloß er, noch einen Verſuch bei ſeiner Mutter zu machen.

Er trat zu ihr auf den Markt und bat ſie, ihm ruhig zuzuhören. Er erinnerte ſie an jenen Tag, an welchem er mit dem alten Weibe gegangen, er erinnerte ſie an alle einzelnen Vorfälle ſeiner Kindheit, erzählte ihr dann, wie er ſieben Jahre als Eichhörnchen gedient habe bei der Fee, und wie ſie ihn verwandelte, weil er ſie damals getadelt. Die Frau des Schuſters wußte nicht, was ſie denken ſollte. Alles traf zu, was er ihr von ſeiner Kindheit erzählte; aber wenn er davon ſprach, daß er ſieben Jahre lang ein Eichhörnchen geweſen ſey, da ſprach ſie: es iſt unmöglich, und es gibt keine Feen, und wenn ſie ihn anſah, ſo verabſcheute ſie den häßlichen Zwerg und glaubte nicht, daß dies ihr Sohn ſeyn könne. Endlich hielt ſie es für's

Beſte, mit ihrem Manne darüber zu ſprechen. Sie raffte alſo ihre Körbe zuſammen und hieß ihn mit gehen. So kamen ſie zu der Bude des Schuſters.

„Sieh einmal,“ ſprach ſie zu dieſem, „der Menſch da will unſer verlorner Jakob ſeyn. Er hat mir Alles erzählt, wie er uns vor ſieben Jahren geſtohlen wurde, und wie er von einer Fee bezaubert worden ſey.“

„So?“ unterbrach ſie der Schuſter mit Zorn; „hat er dir dies erzählt? Warte, du Range! ich habe ihm alles erzählt noch vor einer Stunde, und jetzt geht er hin, dich ſo zu foppen! Bezaubert biſt du worden, mein Söhnchen? Warte doch, ich will dich wieder entzaubern.“ Dabei nahm er einen Bündel Riemen, die er eben zugeſchnitten hatte, ſprang auf den Kleinen zu und ſchlug ihn auf den hohen Rücken und auf die langen Arme, daß der Kleine vor Schmerz aufſchrie und weinend davon lief.

In jener Stadt gibt es, wie überall, wenige mitleidige Seelen, die einen Unglücklichen, der zugleich etwas Lächerliches an ſich trägt, unterſtützen. Daher kam es, daß der unglückliche Zwerg den ganzen Tag ohne Speiſe und Trank blieb, und Abends die Treppen einer Kirche, ſo hart und kalt ſie waren, zum Nachtlager wählen mußte.

Als ihn aber am nächſten Morgen die erſten Strahlen der Sonne erweckten, da dachte er ernſtlich darüber nach, wie er ſein Leben friſten könne, da ihn Vater und Mutter verſtoßen. Er fühlte ſich zu ſtolz, um als Aushängeſchild eines Barbiers zu dienen, er wollte nicht zu einem Poſſenreißer ſich verdingen und ſich um Geld ſehen laſſen; was ſollte er anfangen? Da fiel ihm bei, daß er als Eichhörnchen große Fortſchritte in der Kochkunſt gemacht habe; er glaubte nicht mit Unrecht hoffen zu dürfen, daß er es mit manchem Koch aufnehmen könne; er beſchloß, ſeine Kunſt zu benützen.

Sobald es daher lebhafter wurde auf den Straßen und der Morgen ganz heraufgekommen war, trat er zuerſt in die Kirche und verrichtete ſein Gebet. Dann trat er ſeinen Weg an. Der Herzog, der Herr des Landes, war ein bekannter Schlemmer und Lecker, der eine gute Tafel liebte und ſeine Köche in allen Welttheilen aufſuchte. Zu ſeinem Palaſt begab ſich der Kleine. Als er an die äußerſte Pforte kam, fragten die Thürhüter nach ſeinem Begehr und hatten ihren Spott mit ihm; er aber verlangte nach dem Oberküchenmeiſter. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe, und wo er hinkam, blieben die Diener ſtehen, ſchauten nach ihm, lachten weidlich und ſchloſſen ſich an, ſo daß nach und nach ein ungeheurer Zug von Dienern aller Art ſich die Treppe des Palaſtes hinauf bewegte; die Stallknechte warfen ihre Striegel weg, die Läufer liefen, was ſie konnten, die Teppichbreiter vergaßen die Teppiche auszuklopfen, alles drängte und trieb ſich, es war ein Gewühl, als ſey der Feind vor den Thoren, und das Geſchrei: „ein Zwerg! ein Zwerg! habt ihr den Zwerg geſehen?“ füllte die Lüfte.

Da erſchien der Aufſeher des Hauſes mit grimmigem Geſicht, eine ungeheure Peitſche in der Hand, in der Thüre. „Um des Himmels willen, ihr Hunde, was macht ihr ſolchen Lärm! wiſſet ihr nicht, daß der Herr noch ſchläfſt?“ und dabei ſchwang er die Geißel und ließ ſie unſanft auf den Rücken einiger Stallknechte und Thürhüter niederfallen. „Ach Herr!“ riefen ſie, „ſeht Ihr denn nicht? da bringen wir einen Zwerg, einen Zwerg, wie Ihr noch keinen geſehen.“ Der Aufſeher des Palaſtes zwang ſich mit Mühe, nicht laut aufzulachen, als er des Kleinen anſichtig wurde; denn er fürchtete, durch Lachen ſeiner Würde zu ſchaden. Er trieb daher mit der Peitſche die Uebrigen hinweg, führte den Kleinen ins Haus und fragte nach ſeinem Begehr. Als er hörte, jener wolle zum Küchenmeiſter, erwiederte er: „du irrſt dich, mein Söhnchen, zu mir, dem Aufſeher des Hauſes, willſt du; du willſt Leibzwerg werden beim Herzog; iſt es nicht alſo?“

„Nein, Herr!“ antwortete der Zwerg, „ich bin ein geſchickter Koch und erfahren in allerlei ſeltenen Speiſen; wollet mich zum Oberküchenmeiſter bringen; vielleicht kann er meine Kunſt brauchen.“

„Jeder nach ſeinem Willen, kleiner Mann; übrigens biſt du doch ein unbeſonnener Junge. In die Küche? Als Leibzwerg hätteſt du keine Arbeit gehabt, und Eſſen und Trinken nach Herzensluſt, und ſchöne Kleider. Doch wir wollen ſehen, deine Kunſt wird ſchwerlich ſo weit reichen, als ein Mundkoch des Herrn nöthig hat, und zum Küchenjungen biſt du zu gut.“ Bei dieſen Worten nahm ihn der Aufſeher des Palaſtes bei der Hand und führte ihn in die Gemächer des Oberküchenmeiſters.

„Gnädiger Herr!“ ſprach dort der Zwerg und verbeugte ſich ſo tief, daß er mit der Naſe den Fußteppich berührte; „brauchet ihr keinen geſchickten Koch?“

Der Oberküchenmeiſter betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, brach dann in lautes Lachen aus und ſprach: „Wie? du ein Koch? meinſt du, unſere Heerde ſeyen ſo niedrig? du kannſt auf keinen hinaufſchauen, wenn du dich auch auf die Zehen ſtellſt und den Kopf recht aus den Schultern herausarbeiteſt? O, lieber Kleiner! wer dich zu mir geſchickt hat, um dich als Koch zu verdingen, der hat dich zum Narren gehabt.“ So ſprach der Oberküchenmeiſter und lachte weidlich, und mit ihm lachte der Aufſeher des Palaſtes und alle Diener, die im Zimmer waren.

Der Zwerg aber ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. „Was liegt an einem Ei oder zweien, an ein wenig Syrup und Wein, an Mehl und Gewürze, in einem Hauſe, wo man deſſen genug hat?“ ſprach er. „Gebet mir irgend eine leckerhafte Speiſe zu bereiten auf, ſchaffet mir, was ich dazu brauche, und ſie ſoll vor Euren Augen ſchnell bereitet ſeyn, und Ihr ſollet ſagen müſſen: er iſt ein Koch nach Regel und Recht.“ Solche und ähnliche Reden führte der Kleine, und es war wunderlich anzuſchauen, wie es dabei aus ſeinen kleinen Aeuglein hervorblitzte, wie ſeine lange Naſe ſich hin und her ſchlängelte und ſeine dünnen Spinnenfinger ſeine Rede begleiteten. „Wohlan! rief der Küchenmeiſter, und nahm den Aufſeher des Palaſtes unter dem Arme, „wohlan, es ſey um des Spaſſes willen; laſſet uns zur Küche gehen.“ Sie gingen durch mehrere Säle und kamen endlich in die Küche. Es iſt dies ein großes, weitläufiges Gebäude, herrlich eingerichtet; auf zwanzig Heerden brannten beſtändig Feuer, ein klares Waſſer, das zugleich zum Fiſchbehälter diente, floß mitten durch ſie, in Schränken von Marmor und köſtlichem Holz waren die Vorräthe aufgeſtellt, die man immer zur Hand haben mußte, und zur Rechten und Linken waren zehn Säle, in welchen Alles aufgeſpeichert war, was man in allen Ländern von Frankiſtan, und ſelbſt im Morgenlande Köſtliches und Leckeres für den Gaumen erfunden. Küchenbedienten aller Art liefen umher, und raſſelten und handthierten mit Keſſeln und Pfannen, mit Gabeln und Schaumlöffeln; als aber der Oberküchenmeiſter in die Küche eintrat, blieben ſie alle regungslos ſtehen, und nur das Feuer hörte man noch kniſtern und das Bächlein rieſeln.

„Was hat der Herr heute zum Frühſtück befohlen?“ fragte der Meiſter den erſten Frühſtückmacher, einen alten Koch.

„Herr, die däniſche Suppe hat er geruht zu befehlen, und rothe Hamburger Klößchen.“

„Gut,“ ſprach der Küchenmeiſter weiter, „haſt du gehört, was der Herr ſpeiſen will? getrauſt du dich, dieſe ſchwierigen Speiſen zu bereiten? Die Klößchen bringſt du auf keinen Fall heraus, das iſt ein Geheimniß.“

„Nichts leichter als dies,“ erwiederte zu allgemeinem Erſtaunen der Zwerg; denn er hatte dieſe Speiſen als Eichhörnchen oft gemacht, „nichts leichter, man gebe mir zu der Suppe die und die Kräuter, dies und jenes Gewürz, Fett von einem wilden Schwein, Wurzeln und Eier; zu den Klößchen aber,“ ſprach er leiſer, daß es nur der Küchenmeiſter und der Frühſtückmacher hören konnten, „zu den Klößchen brauche ich viererlei Fleiſch, etwas Wein, Entenſchmalz, Ingwer und ein gewiſſes Kraut, das man Magentroſt heißt.“

„Ha! bei St. Benedikt! bei welchem Zauberer haſt du gelernt?“ rief der Koch mit Staunen; „alles bis auf ein Haar hat er geſagt, und das Kräutlein Magentroſt haben wir ſelbſt nicht gewußt; ja, das muß es noch angenehmer machen. O du Wunder von einem Koch!“

„Das hätte ich nicht gedacht,“ ſagte der Oberküchenmeiſter, „doch laſſen wir ihn die Probe machen; gebt ihm die Sachen, die er verlangt, Geſchirr und alles, und laſſet ihn das Frühſtück bereiten.“

Man that, wie er befohlen, und rüſtete alles auf dem Heerde zu; aber da fand es ſich, daß der Zwerg kaum mit der Naſe bis an den Heerd reichen konnte. Man ſetzte daher ein paar Stühle zuſammen, legte eine Marmorplatte darüber, und lud den kleinen Wundermann ein, ſein Kunſtück zu beginnen. In einem großen Kreiſe ſtanden die Köche, Küchenjungen, Diener und allerlei Volk umher, und ſahen zu und ſtaunten, wie ihm alles ſo flink und fertig von der Hand ging, wie er alles ſo reinlich und niedlich bereitete. Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er, beide Schüſſeln ans Feuer zu ſetzen und genau ſo lang kochen zu laſſen, bis er rufen werde; dann fing er an zu zählen eins, zwei, drei und ſo fort und gerade als er fünfhundert gezählt hatte, rief er: „Halt!“ die Töpfe wurden weggeſetzt, und der Kleine lud den Küchenmeiſter ein, zu koſten.

Der Mundkoch ließ ſich von einem Küchenjungen einen goldenen Löffel reichen, ſpülte ihn im Bach und überreichte ihn dem Oberküchenmeiſter; dieſer trat mit feierlicher Miene an den Heerd, nahm von den Speiſen, koſtete, drückte die Augen zu, ſchnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und ſprach dann: „köſtlich, bei des Herzogs Leben, köſtlich! wollet Ihr nicht auch ein Löffelein zu Euch nehmen, Aufſeher des Palaſtes?“ Dieſer verbeugte ſich, nahm den Löffel, koſtete und war vor Vergnügen und Luſt außer ſich. „Eure Kunſt in Ehren, lieber Frühſtückmacher, Ihr ſeyd ein erfahrener Koch, aber ſo herrlich habt Ihr weder die Suppe noch die Hamburger Klöße machen können!“ Auch der Koch koſtete jetzt, ſchüttelte dann dem Zwerg ehrfurchtsvoll die Hand und ſagte: „Kleiner! du biſt Meiſter in der Kunſt; ja das Kräutlein Magentroſt, das gibt allem einen ganz eigenen Reiz.“

In dieſem Augenblick kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und berichtete, daß der Herr das Frühſtück verlange. Die Speiſen wurden nun auf ſilberne Platten gelegt und dem Herzog zugeſchickt; der Oberküchenmeiſter aber nahm den Kleinen in ſein Zimmer und unterhielt ſich mit ihm. Kaum waren ſie aber halb ſo lange da, als man ein Paternoſter ſpricht, (es iſt dies das Gebet der Franken, o Herr, und dauert nicht halb ſo lange, als das Gebet der Gläubigen) ſo kam ſchon ein Bote und rief den Oberküchenmeiſter zum Herrn. Er kleidete ſich ſchnell in ſein Feſtkleid und folgte dem Boten.

Der Herzog ſah ſehr vergnügt aus. Er hatte alles aufgezehrt, was auf den ſilbernen Platten geweſen war, und wiſchte ſich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeiſter zu ihm eintrat. „Höre, Küchenmeiſter,“ ſprach er, „ich bin mit deinen Köchen bisher immer ſehr zufrieden geweſen; aber ſage mir, wer hat heute mein Frühſtück bereitet? So köſtlich war es nie, ſeit ich auf dem Thron meiner Väter ſitze; ſage an, wie er heißt, der Koch, daß wir ihm einige Dukaten zum Geſchenk ſchicken.

„Herr! das iſt eine wunderbare Geſchichte,“ antwortete der Oberküchenmeiſter, und erzählte, wie man ihm heute frühe einen Zwerg gebracht, der durchaus Koch werden wollte, und wie ſich dies alles begeben. Der Herzog verwunderte ſich höchlich, ließ den Zwerg vor ſich rufen und fragte ihn aus, wer er ſey und woher er komme. Da konnte nun der arme Jakob freilich nicht ſagen, daß er verzaubert worden ſey und früher als Eichhörnchen gedient habe; doch blieb er bei der Wahrheit, indem er erzählte, er ſey jetzt ohne Vater und Mutter, und habe bei einer alten Frau kochen gelernt. Der Herzog fragte nicht weiter, ſondern ergötzte ſich an der ſonderbaren Geſtalt ſeines neuen Koches.

„Willſt du bei mir bleiben,“ ſprach er, „ſo will ich dir jährlich fünfzig Dukaten, ein Feſtkleid und noch überdies zwei Paar Beinkleider reichen laſſen. Dafür mußt du aber täglich mein Frühſtück ſelbſt bereiten, mußt angeben, wie das Mittageſſen gemacht werden ſoll, und überhaupt dich meiner Küche annehmen. Da jeder in meinem Pallaſt ſeinen eigenen Namen von mir empfängt, ſo ſollſt du Naſe heißen und die Würde eines Unterküchenmeiſters bekleiden.

Der Zwerg Naſe fiel nieder vor dem mächtigen Herzog in Frankenland, küßte ihm die Füße und verſprach ihm treu zu dienen.

So war nun der Kleine für's Erſte verſorgt, und er machte ſeinem Amt Ehre; denn man kann ſagen, daß der Herzog ein ganz anderer Mann war, während der Zwerg Naſe ſich in ſeinem Hauſe aufhielt. Sonſt hatte es ihm oft beliebt, die Schüſſeln oder Platten, die man ihm auftrug, den Köchen an den Kopf zu werfen; ja dem Oberküchenmeiſter ſelbſt warf er im Zorn einmal einen gebackenen Kalbsfuß, der nicht weich genug geworden war, ſo heftig an die Stirne, daß er umfiel und drei Tage zu Bette liegen mußte. Der Herzog machte zwar, was er im Zorn gethan, durch einige Hände voll Dukaten wieder gut, aber dennoch war nie ein Koch ohne Zittern und Zagen mit den Speiſen zu ihm gekommen. Seit der Zwerg im Hauſe war, ſchien alles wie durch Zauber umgewandelt; der Herr aß jetzt ſtatt dreimal des Tages, fünfmal, um ſich an der Kunſt ſeines kleinſten Dieners recht zu laben, und dennoch verzog er nie eine Miene zum Unmuth; nein, er fand alles neu, trefflich, war leutſelig und angenehm, und wurde von Tag zu Tag fetter.

Oft ließ er mitten unter der Tafel den Küchenmeiſter und den Zwerg Naſe rufen, ſetzte den einen rechts, den andern links zu ſich, und ſchob ihnen mit ſeinen eigenen Fingern einige Biſſen der köſtlichſten Speiſen in den Mund, eine Gnade, welche ſie beide wohl zu ſchätzen wußten.

Der Zwerg war das Wunder der Stadt. Man erbat ſich flehentlich Erlaubniß vom Oberküchenmeiſter, den Zwerg kochen zu ſehen, und einige der vornehmſten Männer hatten es ſo weit gebracht beim Herzog, daß ihre Diener in der Küche beim Zwerg Unterrichtsſtunden genießen durften, was nicht wenig Geld eintrug; denn jeder zahlte täglich einen halben Dukaten. Und um die übrigen Köche bei guter Laune zu erhalten und ſie nicht neidiſch auf ihn zu machen, überließ ihnen Naſe dieſes Geld, das die Herren für den Unterricht ihrer Köche zahlen mußten.

So lebte Naſe beinahe zwei Jahre in äußerlichem Wohlleben und Ehre, und nur der Gedanke an ſeine Eltern betrübte ihn; ſo lebte er, ohne etwas Merkwürdiges zu erfahren, bis ſich folgender Vorfall ereignete. Der Zwerg Naſe war beſonders geſchickt und glücklich in ſeinen Einkäufen; daher ging er, ſo oft es ihm die Zeit erlaubte, immer ſelbſt auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzukaufen. Eines Morgens ging er auch auf den Gänſemarkt und forſchte nach ſchweren fetten Gänſen, wie ſie der Herr liebte. Er war muſternd ſchon einigemal auf- und abgegangen; ſeine Geſtalt, weit entfernt, hier Lachen und Spott zu erregen, gebot Ehrfurcht; denn man erkannte ihn als den berühmten Mundkoch des Herzogs und jede Gänſefrau fühlte ſich glücklich, wenn er ihr die Naſe zuwandte.

Da ſah er ganz am Ende einer Reihe in einer Ecke eine Frau ſitzen, die auch Gänſe feil hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Waare anpries und nach Käufern ſchrie. Zu dieſer trat er und maß und wog ihre Gänſe. Sie waren wie er ſie wünſchte, und er kaufte drei ſammt dem Käfig, lud ſie auf ſeine breiten Schultern und trat den Rückweg an. Da kam es ihm ſonderbar vor, daß nur zwei von dieſen Gänſen ſchnatterten und ſchrien, wie rechte Gänſe zu thun pflegen, die dritte aber ganz ſtill und in ſich gekehrt da ſaß, und Seufzer ausſtieß und ächzte wie ein Menſch. „Die iſt halb krank,“ ſprach er vor ſich hin, „ich muß eilen, daß ich ſie umbringe und zurichte.“ Aber die Gans antwortete ganz deutlich und laut:

„Stichſt du mich,
So beiß ich dich;
Drückſt du mir die Kehle ab,
Bring ich dich ins frühe Grab.“

Ganz erſchrocken ſetzte der Zwerg Naſe ſeinen Käfig nieder, und die Gans ſah ihn mit ſchönen klugen Augen an und ſeufzte. „Ei der Tauſend!“ rief Naſe, „Sie kann ſprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, ſey Sie nur nicht ängſtlich! Man weiß zu leben und wird einem ſo ſeltenen Vogel nicht zu Leibe gehen. Aber ich wollte wetten, Sie iſt nicht von jeher in dieſen Federn geweſen; war ich ja ſelbſt einmal ein ſchnödes Eichhörnchen.“

„Du haſt Recht,“ erwiederte die Gans, „wenn du ſagſt, ich ſey nicht in dieſer ſchmachvollen Hülle geboren worden. Ach, an meiner Wiege wurde es mir nicht geſungen, daß Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs getödtet werden ſoll!“

„Sey Sie doch ruhig, liebe Jungfer Mimi!“ tröſtete der Zwerg, „ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl und Unterküchenmeiſter Seiner Durchlaucht bin, es ſoll Ihr keiner an die Kehle. Ich will Ihr in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweiſen, Futter ſoll Sie genug haben, und meine freie Zeit werde ich Ihrer Unterhaltung widmen, den übrigen Küchenmenſchen werde ich ſagen, daß ich eine Gans mit allerlei beſondern Kräutern für den Herzog mäſte, und ſobald ſich Gelegenheit findet, ſetze ich Sie in Freiheit.“

Die Gans dankte ihm mit Thränen, der Zwerg aber that, wie er verſprochen, ſchlachtete die zwei andern Gänſe, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall unter dem Vorwande, ſie für den Herzog ganz beſonders zuzurichten. Er gab ihr auch kein gewöhnliches Gänſefutter, ſondern verſah ſie mit Backwerk und ſüßen Speiſen. So oft er freie Zeit hatte, ging er hin, ſich mit ihr zu unterhalten und ſie zu tröſten. Sie erzählten ſich auch gegenſeitig ihre Geſchichten, und Naſe erfuhr auf dieſem Wege, daß die Gans eine Tochter des Zauberers Wetterbock ſey, der auf der Inſel Gothland lebe. Er ſey in Streit gerathen mit einer alten Fee, die ihn durch Ränke und Liſt überwunden, und ſie zur Rache in eine Gans verwandelt und weit hinweg bis hieher gebracht habe. Als der Zwerg Naſe ihr ſeine Geſchichte ebenfalls erzählt hatte, ſprach ſie: „ich bin nicht unerfahren in dieſen Sachen: mein Vater hat mir und meinen Schweſtern einige Anleitung gegeben, ſo viel er nämlich davon mittheilen durfte. Die Geſchichte mit dem Streit am Kräuterkorb, deine plötzliche Verwandlung, als du an jenem Kräutlein rochſt, auch einige Worte der Alten, die du mir ſagteſt, beweiſen mir, daß du auf Kräuter bezaubert biſt, das heißt: wenn du das Kraut auffindeſt, das ſich die Fee bei deiner Verzauberung gedacht hat, ſo kannſt du erlöst werden.“ Es war dies ein geringer Troſt für den Kleinen; denn wo ſollte er das Kraut auffinden? Doch dankte er ihr und ſchöpfte einige Hoffnung.

Um dieſe Zeit bekam der Herzog einen Beſuch von einem benachbarten Fürſten, ſeinem Freunde. Er ließ daher ſeinen Zwerg Naſe vor ſich kommen und ſprach zu ihm: „Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo du zeigen mußt, ob du mir treu dienſt und Meiſter deiner Kunſt biſt. Dieſer Fürſt, der bei mir zu Beſuch iſt, ſpeiſt bekanntlich außer mir, am beſten, und iſt ein großer Kenner einer feinen Küche und ein weiſer Mann. Sorge nun dafür, daß meine Tafel täglich alſo beſorgt werde, daß er immer mehr in Erſtaunen geräth. Dabei darfſt du, bei meiner Ungnade, ſo lange er da iſt, keine Speiſe zweimal bringen. Dafür kannſt du dir von meinem Schatzmeiſter alles reichen laſſen, was du nur brauchſt; und wenn du Gold und Diamanten in Schmalz backen mußt, ſo thu' es; ich will lieber ein armer Mann werden, als erröthen vor ihm.“

So ſprach der Herzog; der Zwerg aber ſagte, indem er ſich anſtändig verbeugte: „es ſey, wie du ſagſt, o Herr! ſo es Gott gefällt, werde ich alles ſo machen, daß es dieſem Fürſten der Gutſchmecker wohlgefällt.“

Der kleine Koch ſuchte nun ſeine ganze Kunſt hervor. Er ſchonte die Schätze ſeines Herrn nicht, noch weniger aber ſich ſelbſt; denn man ſah ihn den ganzen Tag in eine Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und ſeine Stimme hallte beſtändig durch das Gewölbe der Küche; denn er befahl als Herrſcher den Küchenjungen und niederen Köchen. Herr! ich könnte es machen, wie die Kameeltreiber von Aleppo, wenn ſie in ihren Geſchichten, die ſie den Reiſenden erzählen, die Menſchen herrlich ſpeiſen laſſen. Sie führen eine ganze

Stunde lang alle die Gerichte an, die aufgetragen worden ſind, und erwecken dadurch große Sehnſucht und noch größeren Hunger in ihren Zuhörern, ſo daß dieſe unwillkürlich die Vorräthe öffnen und eine Mahlzeit halten und den Kameeltreibern reichlich mittheilen, doch ich nicht alſo.

Der fremde Fürſt war ſchon vierzehn Tage beim Herzog und lebte herrlich und in Freuden. Sie ſpeisten des Tages nicht weniger als fünfmal, und der Herzog war zufrieden mit der Kunſt des Zwerges; denn er ſah Zufriedenheit auf der Stirne ſeines Gaſtes. Am fünfzehnten Tage aber begab es ſich, daß der Herzog den Zwerg zur Tafel rufen ließ, ihn ſeinem Gaſt, dem Fürſten, vorſtellte und dieſen fragte, wie er mit dem Zwerg zufrieden ſey?

„Du biſt ein wunderbarer Koch," antwortete der fremde Fürſt, und weißt, was anſtändig eſſen heißt. Du haſt in der ganzen Zeit, daß ich hier bin, nicht eine einzige Speiſe wiederholt und alles trefflich bereitet; aber ſage mir doch, warum bringſt du ſo lange nicht die Königin der Speiſen, die Paſtete Souzeraine?"

Der Zwerg war ſehr erſchrocken; denn er hatte von dieſer Paſtetenkönigin nie gehört, doch faßte er ſich und antwortete: „o Herr! noch lange, hoffte ich, ſollte dein Angeſicht leuchten an dieſem Hoflager, darum wartete ich mit dieſer Speiſe; denn womit ſollte dich denn der Koch begrüßen am Tage des Scheidens, als mit der Königin der Paſteten?"

„So?" entgegnete der Herzog lachend, „und bei mir wollteſt du wohl warten bis an meinen Tod, um mich dann noch zu begrüßen; denn auch mir haſt du die Paſtete noch nie vorgeſetzt. Doch, denke auf einen andern Scheidegruß; denn morgen mußt du die Paſtete auf die Tafel ſetzen."

„Es ſey, wie du ſagſt, Herr!" antwortete der Zwerg und ging. Aber er ging nicht vergnügt; denn der Tag ſeiner Schande und ſeines Unglücks war gekommen. Er wußte nicht, wie er die Paſtete machen ſollte. Er ging daher in ſeine Kammer und weinte über ſein Schickſal. Da trat die Gans Mimi, die in ſeinem Gemach umhergehen durfte, zu ihm, und fragte ihn nach der Urſache ſeines Jammers. „Stille deine Thränen," antwortete ſie, als ſie von der Paſtete Souzeraine gehört, „dieſes Gericht kam oft auf meines Vaters Tiſch, und ich weiß ungefähr, was man dazu braucht; du nimmſt dies und jenes, ſo und ſo viel, und wenn es auch nicht durchaus alles iſt, was eigentlich dazu nöthig, die Herren werden keinen ſo feinen Geſchmack haben." So ſprach Mimi; der Zwerg aber ſprang auf vor Freuden, ſegnete den Tag, an welchem er die Gans gekauft hatte, und ſchickte ſich an, die Königin der Paſteten zuzurichten. Er machte zuerſt einen kleinen Verſuch, und ſiehe, es ſchmeckte trefflich, und der Oberküchenmeiſter, dem er davon zu koſten gab, pries aufs neue ſeine ausgebreitete Kunſt.

Den andern Tag ſetzte er die Paſtete in größerer Form auf, und ſchickte ſie, warm, wie ſie aus dem Ofen kam, nachdem er ſie mit Blumenkränzen geſchmückt hatte, auf die Tafel; er ſelbſt aber zog ſein beſtes Feſtkleid an und ging in den Speiſeſaal. Als er eintrat, war der Obervorſchneider gerade damit beſchäftigt, die Paſtete zu zerſchneiden, und auf einem ſilbernen Schäufelein dem Herzog und ſeinem Gaſte hinzureichen. Der Herzog that einen tüchtigen Biß hinein, ſchlug die Augen auf zur Decke und ſprach, nachdem er geſchluckt hatte: „ah! ah! ah! mit Recht nennt man dies die Königin der Paſteten, aber mein Zwerg iſt auch der König aller Köche, nicht alſo, lieber Freund?“

Der Gaſt nahm einige kleine Biſſen zu ſich, koſtete und prüfte aufmerkſam, und lächelte dabei höhniſch und geheimnißvoll. „Das Ding iſt recht artig gemacht,“ antwortete er, indem er den Teller hinwegrückte, „aber die Souzeraine iſt es denn doch nicht ganz; das habe ich mir wohl gedacht.“

Da runzelte der Herzog vor Unmuth die Stirne und erröthete vor Beſchämung: „Hund von einem Zwerg!“ rief er, „wie wagſt du es, deinem Herrn dies anzuthun? Soll ich dir deinen großen Kopf abhacken laſſen, zur Strafe für deine ſchlechte Kocherei?“

„Ach Herr! um des Himmels willen, ich habe das Gericht doch zubereitet nach den Regeln der Kunſt, es kann gewiß nichts fehlen!“ ſo ſprach der Zwerg und zitterte.

„Es iſt eine Lüge, du Bube!“ erwiederte der Herzog und ſtieß ihn mit dem Fuße von ſich, „mein Gaſt würde ſonſt nicht ſagen, es fehlt etwas. Dich ſelbſt will ich zerhacken und backen laſſen in eine Paſtete!“

„Habt Mitleiden!“ rief der Kleine und rutſchte auf den Knien zu dem Gaſt, deſſen Füße er umfaßte; ſaget, was fehlt an dieſer Speiſe, daß ſie Eurem

Gaumen nicht zuſagt? Laſſet mich nicht ſterben wegen einer Hand voll Fleiſch und Mehl."

„Das wird dir wenig helfen, mein lieber Naſe!" antwortete der Fremde mit Lachen; „das habe ich mir ſchon geſtern gedacht, daß du dieſe Speiſe nicht machen kannſt wie mein Koch. Wiſſe, es fehlt ein Kräutlein, das man hier zu Lande gar nicht kennt, das Kraut Nießmitluſt, ohne dieſes bleibt die Paſtete ohne Würze, und dein Herr wird ſie nie eſſen wie ich."

Da gerieth der Herrſcher in Frakiſtan in Wuth. „Und doch werde ich ſie eſſen!" rief er mit funkelnden Augen, „denn ich ſchwöre auf meine fürſtliche Ehre, entweder zeige ich Euch morgen die Paſtete, wie Ihr ſie verlanget — oder den Kopf dieſes Burſchen aufgeſpießt auf dem Thor meines Palaſtes. Gehe, du Hund, noch einmal gebe ich dir vier und zwanzig Stunden Zeit."

So rief der Herzog, der Zwerg aber ging wieder weinend in ſein Kämmerlein und klagte der Gans ſein Schickſal, und daß er ſterben müſſe; denn von dem Kraut habe er nie gehört. „Iſt es nur dies," ſprach ſie, „da kann ich dir ſchon helfen; denn mein Vater lehrte mich alle Kräuter kennen. Wohl wäreſt du vielleicht zu einer andern Zeit des Todes geweſen, aber glücklicherweiſe iſt es gerade Neumond, und um dieſe Zeit blüht das Kräutlein. Doch ſage an, ſind alte Kaſtanienbäume in der Nähe des Palaſtes?"

„O ja, erwiederte Naſe mit leichterem Herzen; „am See, zweihundert Schritte vom Haus, ſteht eine ganze Gruppe; doch warum dieſe?"

„Nur am Fuße alter Kaſtanien blüht das Kräutlein," ſagte Mimi, „darum laß uns keine Zeit verſäumen und ſuchen, was du brauchſt; nimm mich auf deinen Arm und ſetze mich im Freien nieder; ich will dir ſuchen."

Er that, wie ſie geſagt, und ging mit ihr zur Pforte des Palaſtes. Dort aber ſtreckte der Thürhüter ſein Gewehr vor und ſprach: „Mein guter Naſe, mit dir iſts vorbei, aus dem Hauſe darfſt du nicht, ich habe den ſtrengſten Befehl darüber."

„Aber in den Garten kann ich doch wohl gehen?" erwiederte der Zwerg. „Sey ſo gut, und ſchicke einen deiner Geſellen zum Aufſeher des Palaſtes und frage, ob ich nicht in den Garten gehen und Kräuter ſuchen dürfe?" Der Thürhüter that alſo, und es wurde erlaubt; denn der Garten hatte hohe Mauern und es war an kein Entkommen daraus zu denken. Als aber Naſe mit der Gans Mimi ins Freie gekommen war, ſetzte er ſie behutſam nieder und ſie ging ſchnell vor ihm her dem See zu, wo die Kaſtanien ſtanden. Er folgte ihr nur mit beklommenem Herzen; denn es war ja ſeine letzte, einzige Hoffnung; fand ſie das Kräutlein nicht, ſo ſtand ſein Entſchluß feſt, er ſtürzte ſich dann lieber in den See, als daß er ſich köpfen ließ. Die Gans ſuchte aber vergebens, ſie wandelte unter allen Kaſtanien, ſie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um, es wollte ſich nichts zeigen und ſie fing aus Mitleid und Angſt an zu weinen, denn ſchon wurde der Abend dunkler und die Gegenſtände umher ſchwerer zu erkennen.

Da fielen die Blicke des Zwergs über den See hin und plötzlich rief er: „ſiehe, ſiehe! dort über dem See ſteht noch ein großer alter Baum; laß uns dort hingehen und ſuchen, vielleicht blüht dort mein Glück.“ Die Gans hüpfte und flog voran, und er lief nach, ſo ſchnell ſeine kleinen Beine konnten! der Kaſtanienbaum warf einen großen Schatten, und es war dunkel umher, faſt war nichts mehr zu erkennen; aber da blieb plötzlich die Gans ſtille ſtehen, ſchlug vor Freuden mit den Flügeln, fuhr dann ſchnell mit dem Kopf ins hohe Gras, und pflückte etwas ab, das ſie dem erſtaunten Naſe zierlich mit dem Schnabel überreichte, und ſprach: „das iſt das Kräutlein und hier wächst eine Menge davon, ſo daß es dir nie daran fehlen kann.

Der Zwerg betrachtete das Kraut ſinnend; ein ſüßer Duft ſtrömte ihm daraus entgegen, der ihn unwillkürlich an die Scene ſeiner Verwandlung erinnerte; die Stengel, die Blätter waren blaulichgrün, ſie trugen eine brennend rothe Blume mit gelbem Rande.

„Gelobt ſey Gott!“ rief er endlich aus, „welches Wunder! Wiſſe, ich glaube, es iſt dies daſſelbe Kraut, das mich aus einem Eichhörnchen in dieſe ſchändliche Geſtalt umwandelte; ſoll ich den Verſuch machen?“

„Noch nicht,“ bat die Gans. „Nimm von dieſem Kraut eine Hand voll mit dir, laß uns auf dein Zimmer gehen, und dein Geld und, was du ſonſt haſt, zuſammenraffen, und dann wollen wir die Kraft des Krautes verſuchen.“

Sie thaten alſo und gingen auf ſeine Kammer zurück, und das Herz des Zwerges pochte hörbar vor Erwartung. Nachdem er fünfzig oder ſechzig Dukaten, die er erſpart hatte, einige Kleider und Schuhe zuſammen in einen Bündel geknüpft hatte, ſprach er: „So es Gott gefällig iſt, werde ich dieſer Bürde los werden,“ ſteckte ſeine Naſe tief in die Kräuter und zog ihren Duft ein.

Da zog und knackte es in allen ſeinen Gliedern, er fühlte, wie ſich ſein Kopf aus den Schultern hob, er ſchielte herab auf ſeine Naſe, und ſah ſie kleiner und kleiner werden, ſein Rücken und ſeine Bruſt fingen an, ſich zu ebnen, und ſeine Beine wurden länger.

Die Gans ſah mit Erſtaunen dieſem allen zu. „Ha! was du groß, was du ſchön biſt!“ rief ſie, „Gott ſey gedankt, es iſt nichts mehr an dir von allem, was du vorher warſt!“ Da freute ſich Jakob ſehr, und er faltete die Hände und betete. Aber ſeine Freude ließ ihn nicht vergeſſen, welchen Dank er der Gans Mimi ſchuldig ſey; zwar drängte ihn ſein Herz, zu ſeinen Eltern zu gehen, doch beſiegte er aus Dankbarkeit dieſen Wunſch und ſprach: „Wem anders, als dir, habe ich es zu danken, daß ich mir ſelbſt wieder geſchenkt bin? Ohne dich hätte ich dieſes Kraut nimmer gefunden, hätte alſo ewig in jener Geſtalt bleiben, oder vielleicht gar unter dem Beile des Henkers ſterben müſſen. Wohlan, ich will es dir vergelten. Ich will dich zu deinem Vater bringen; er, der ſo erfahren iſt in jedem Zauber, wird dich leicht entzaubern können.“ Die Gans vergoß Freudenthränen und nahm ſein Anerbieten an. Jakob kam glücklich und unerkannt mit der Gans aus dem Palaſt und machte ſich auf den Weg nach dem Meeresſtrand, Mimi's Heimath zu.

Was ſoll ich noch weiter erzählen, daß ſie ihre Reiſe glücklich vollendeten, daß Wetterbock ſeine Tochter entzauberte und den Jakob mit Geſchenken beladen entließ; daß er in ſeine Vaterſtadt zurückkam, und daß ſeine Eltern in dem ſchönen jungen Mann mit Vergnügen ihren verlorenen Sohn erkannten, daß er von den Geſchenken, die er von Wetterbock mitbrachte, ſich einen Laden kaufte, und reich und glücklich wurde.

Nur ſo viel will ich noch ſagen, daß nach ſeiner Entfernung aus dem Palaſt des Herzogs große Unruhe entſtand; denn als am andern Tag der Herzog ſeinen Schwur erfüllen und dem Zwerg, wenn er die Kräuter nicht gefunden hätte, den Kopf abſchlagen laſſen wollte, war er nirgends zu finden; der Fürſt aber behauptete, der Herzog habe ihn heimlich entkommen laſſen, um ſich nicht ſeines beſten Kochs zu berauben, und klagte ihn an, daß er wortbrüchig ſey. Dadurch entſtand denn ein großer Krieg zwiſchen beiden Fürſten, der in der Geſchichte unter dem Namen „Kräuterkrieg“ wohl bekannt iſt; es wurde manche Schlacht geſchlagen, aber am Ende doch Friede gemacht, und dieſen Frieden nennt man bei uns den „Paſtetenfrieden,“ weil beim Verſöhnungsfeſt durch den Koch des Fürſten die Souzeraine, die Königin der Paſteten, zubereitet wurde, welche ſich der Herr Herzog trefflich ſchmecken ließ.

So führen oft die kleinſten Urſachen zu großen Folgen; und dies, o Herr, iſt die Geſchichte des Zwerges Naſe.

So erzählte der Sklave aus Frankiſtan; nachdem er geendet hatte, ließ der Scheik Ali Banu ihm und den andern Sklaven Früchte reichen, ſich zu erfriſchen, und unterhielt ſich während ſie aßen mit ſeinen Freunden. Die jungen Männer aber, die der Alte eingeführt hatte, waren voll Lobes über den Scheik, ſein Haus und alle ſeine Einrichtungen. „Wahrlich,“ ſprach der junge Schreiber, „es gibt keinen angenehmeren Zeitvertreib als Geſchichten anzuhören. Ich könnte Tage lang ſo hinſitzen, die Beine untergeſchlagen, einen Arm aufs Kiſſen geſtützt, die Stirne in die Hand gelegt, und, wenn es ginge, des Scheiks große Waſſerpfeife in der Hand, und Geſchichten anhören, — ſo ungefähr ſtelle ich mir das Leben vor in den Gärten Mahomeds.“

„So lange Ihr jung ſeyd und arbeiten könnt,“ ſprach der Alte, „kann ein ſolcher träger Wunſch nicht Euer Ernſt ſeyn. Aber das gebe ich Euch zu, daß ein eigener Reiz darin liegt, etwas erzählen zu hören. So alt ich bin, und ich gehe nun ins ſiebenundſiebenzigſte Jahr, ſo viel ich in meinem Leben ſchon gehört habe, ſo verſchmähe ich es doch nicht, wenn an der Ecke ein Geſchichtserzähler ſitzt und um ihn in großem Kreis die Zuhörer, mich ebenfalls hinzuſetzen und zuzuhören. Man träumt ſich ja in die Begebenheiten hinein, die erzählt werden, man lebt mit dieſen Menſchen, mit dieſen wundervollen Geiſtern, mit Feen und dergleichen Leuten, die uns nicht alle Tage begegnen, und hat nachher, wenn man einſam iſt, Stoff, ſich alles zu wiederholen, wie der Wanderer, der ſich gut verſehen hat, wenn er durch die Wüſte reist.“

„Ich habe nie ſo darüber nachgedacht,“ erwiederte ein anderer der jungen Leute, „worin der Reiz ſolcher Geſchichten eigentlich liegt. Aber mir geht es wie Euch. Schon als Kind konnte man mich, wenn ich ungeduldig war, durch eine Geſchichte zum Schweigen bringen. Es war mir anfangs gleichgültig, von was es handelte, wenn es nur erzählt war, wenn nur etwas geſchah; wie oft habe ich, ohne zu ermüden, jene Fabeln angehört, die weiſe Männer erfunden und in welche ſie einen Kern ihrer Weisheit gelegt haben, vom Fuchs und vom thörichten Raben, vom Fuchs und vom Wolf, viele Dutzend Geſchichten vom Löwen und den übrigen Thieren. Als ich älter wurde und mehr unter die Menſchen kam, genügten mir jene kurzen Geſchichten nicht mehr; ſie mußten ſchon länger ſeyn, mußten von Menſchen und ihren wunderbaren Schickſalen handeln.“

„Ja, ich entſinne mich noch wohl dieſer Zeit,“ unterbrach ihn einer ſeiner Freunde. „Du warſt es, der uns dieſen Drang nach Erzählungen aller Art beibrachte. Einer Eurer Sklaven wußte ſo viel zu erzählen, als ein Kameeltreiber von Mekka nach Medina ſpricht; wenn er fertig war mit ſeiner Arbeit, mußte er ſich zu uns ſetzen auf den Grasboden vor dem Hauſe und da baten wir ſo lange, bis er zu erzählen anfing, und das ging fort und fort, bis die Nacht herauf kam.“

„Und erſchloß ſich uns,“ entgegnete der Schreiber, „erſchloß ſich uns da nicht ein neues niegekanntes Reich, das Land der Genien und Feen, bebaut mit allen Wundern der Pflanzenwelt, mit reichen Paläſten von Smaragden und Rubinen, mit rieſenhaften Sklaven bevölkert, die erſchienen, wenn man einen Ring hin und wieder dreht, oder die Wunderlampe reibt, oder das Wort Salomo's ausſpricht, und in goldenen Schaalen herrliche Speiſen bringen. Wir fühlten uns unwillkürlich in jedes Land verſetzt, wir machten mit Sindbad ſeine wunderbaren Fahrten, wir gingen mit Harun Al-Raſchid, dem weiſen Beherrſcher der Gläubigen, Abends ſpazieren, wir kannten Giaffar, ſeinen Vezier, ſo gut als uns ſelbſt, kurz, wir lebten in jenen Geſchichten, wie man Nachts in Träumen lebt, und es gab keine ſchönere Tageszeit für uns, als den Abend, wo wir uns einfanden auf dem Raſenplatz und der alte Sklave uns erzählte. Aber ſage uns, Alter, worin liegt es denn eigentlich, daß wir damals ſo gerne erzählen hörten, daß es noch jetzt für uns keine angenehmere Unterhaltung gibt?“

Die Bewegung, die im Zimmer entſtand, und die Aufforderung zur Aufmerkſamkeit, die der Sklavenaufſeher gab, verhinderte den Alten zu antworten. Die jungen Leute wußten nicht, ob ſie ſich freuen ſollten, daß ſie eine neue Geſchichte anhören durften, oder ungehalten ſeyn darüber, daß ihr anziehendes Geſpräch mit dem Alten unterbrochen worden war; aber ein zweiter Sklave erhob ſich bereits und begann:

Abner, der Jude, der nichts gesehen hat.

Herr, ich bin aus Mogador, am Strande des großen Meers, und als der großmächtigſte Kaiſer Muley Ismael über Fetz und Marokko herrſchte, hat ſich die Geſchichte zugetragen, die du vielleicht nicht ungerne hören wirſt. Es iſt die Geſchichte von Abner, dem Juden, der nichts geſehen hat.

Juden, wie du weißt, gibt es überall, und ſie ſind überall Juden: pfiffig, mit Falkenaugen für den kleinſten Vortheil begabt, verſchlagen, deſto verſchlagener, jemehr ſie mißhandelt werden, ihrer Verſchlagenheit ſich bewußt und ſich etwas darauf einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch ſeine Pfiffe zu Schaden kommt, bewies Abner, als er eines Abends zum Thore von Marokko hinaus ſpazieren ging.

Er ſchreitet einher, mit der ſpitzigen Mütze auf dem Kopf, in den beſcheidenen, nicht übermäßig reinlichen Mantel gehüllt, nimmt von Zeit zu Zeit eine verſtohlene Priſe aus der goldenen Doſe, die er nicht gerne ſehen läßt, ſtreichelt ſich den Knebelbart, und, trotz der umherrollenden Augen, welche ewige Furcht und Beſorgniß und die Begierde, etwas zu erſpähen, womit etwas zu machen wäre, keinen Augenblick ruhen läßt, leuchtet Zufriedenheit aus ſeiner beweglichen Miene; er muß dieſen Tag gute Geſchäfte gemacht haben, und ſo iſt es auch. Er iſt Arzt, iſt Kaufmann, iſt alles, was Geld einträgt; er hat heute einen Sklaven mit einem heimlichen Fehler verkauft, wohlfeil eine Kameelladung Gummi gekauft und einem reichen kranken Mann den letzten Trank, nicht vor ſeiner Geneſung, ſondern vor ſeinem Hintritt bereitet.

Eben war er auf ſeinem Spaziergang aus einem kleinen Gehölz von Palmen und Datteln getreten, da hörte er lautes Geſchrei herbeilaufender Menſchen hinter ſich; es war ein Haufe kaiſerlicher Stallknechte, den Oberſtallmeiſter an der Spitze, die nach allen Seiten unruhige Blicke umherwarfen, wie Menſchen, die etwas Verlorenes eifrig ſuchen.

„Philiſter!“ rief ihm keuchend der Oberſtallmeiſter zu, „haſt du nicht ein kaiſerlich Pferd mit Sattel und Zeug vorüberrennen ſehen?“

Abner antwortete: „der beſte Galoppläufer, den es gibt; zierlich klein iſt ſein Huf, ſeine Hufeiſen ſind von vierzehnlöthigem Silber, ſein Haar leuchtet golden, gleich dem großen Sabbathleuchter in der Schule, fünfzehn Fäuſte iſt er hoch, ſein Schweif iſt drei und einen halben Fuß lang, und die Stangen ſeines Gebiſſes ſind von dreiundzwanzigkarätigem Golde.“

„Er iſts!“ rief der Oberſtallmeiſter; „er iſts!“ rief der Chor der Stallknechte! „Es iſt der Emir!“ rief ein alter Bereiter, „ich habe es dem Prinzen Abdallah zehnmal geſagt, er ſolle den Emir in der Trenſe reiten, ich kenne den Emir, ich habe es vorausgeſagt, daß er ihn abwerfen würde, und ſollte ich ſeine Rückenſchmerzen mit dem Kopfe bezahlen müſſen, ich habe es vorausgeſagt. — Aber ſchnell, wohinzu iſt er gelaufen?“

„Habe ich doch gar kein Pferd geſehen,“ erwiederte Abner lächelnd; wie kann ich ſagen, wohin es gelaufen iſt, des Kaiſers Pferd?“

Erſtaunt über dieſen Widerſpruch, wollten die Herren vom Stalle eben weiter in Abner dringen, da kam ein anderes Ereigniß dazwiſchen.

Durch einen ſonderbaren Zufall, wie es deren ſo viele gibt, war gerade zu dieſer Zeit auch der Leibſchooßhund der Kaiſerin entlaufen. Ein Haufe ſchwarzer Sklaven kam herbeigerannt, und ſie ſchrien ſchon von weitem: „Habt ihr den Schooßhund der Kaiſerin nicht geſehen?“

„Es iſt kein Hund, den ihr ſuchet, meine Herren,“ ſagte Abner, „es iſt eine Hündin.“

„Allerdings!“ rief der erſte Eunuch hocherfreut, „Aline, wo biſt du?“

„Ein kleiner Wachtelhund,“ fuhr Abner fort, „der vor kurzem Junge geworfen, langes Behänge, Federſchwanz, hinkt auf dem rechten vordern Bein.“

„Sie iſts, wie ſie leibt und lebt!“ rief der Chor der Schwarzen, „es iſt Aline; die Kaiſerin iſt in Krämpfe verfallen, ſobald ſie vermißt wurde; Aline, wo biſt du? was ſoll aus uns werden, wenn wir ohne dich ins Harem zurückkehren? Sprich geſchwind, wohin haſt du ſie laufen ſehen?“

„Ich habe gar keinen Hund geſehen, weiß ich doch nicht einmal, daß meine Kaiſerin, welche Gott erhalte, einen Wachtelhund beſitzt.“

Da ergrimmten die Leute vom Stalle und vom Harem über Abners Unverſchämtheit, wie ſie es nannten, über kaiſerliches Eigenthum ſeinen Scherz zu treiben, und zweifelten keinen Augenblick, ſo unwahrſcheinlich dies auch war, daß er Hund und Pferd geſtohlen habe. Während die andern ihre Nachforſchungen fortſetzten, packten der Stallmeiſter und der erſte Eunuch den Juden und führten den halb pfiffig, halb ängſtlich Lächelnden vor das Angeſicht des Kaiſers.

Aufgebracht berief Muley Ismael, als er den Hergang vernommen, den gewöhnlichen Rath des Palaſtes, und führte, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſelbſt den Vorſitz. Zur Eröffnung der Sache wurde dem Angeſchuldigten ein halbes Hundert Streiche auf die Fußſohlen zuerkannt. Abner mochte ſchreien oder winſeln, ſeine Unſchuld betheuern oder verſprechen, alles zu erzählen, wie es ſich zugetragen, Sprüche aus der Schrift oder dem Talmud anführen, mochte rufen:

„die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen, aber ſeine Gnade iſt Thau auf dem Graſe;“ oder: „laß nicht zuſchlagen deine Hand, wenn dir Augen und Ohren verſchloſſen ſind.“ — Muley Ismael winkte und ſchwur bei des Propheten Bart und ſeinem eigenen, der Philiſter ſolle die Schmerzen des Prinzen Abdallah und die Krämpfe der Kaiſerin mit dem Kopfe bezahlen, wenn die Flüchtigen nicht wieder beigebracht würden.

Noch erſchallte der Palaſt des Kaiſers von Marokko von dem Schmerzgeſchrei des Patienten, als die Nachricht einlief, Hund und Pferd ſeyen wieder gefunden, Alinen überraſchte man in der Geſellſchaft einiger Möpſe, ſehr anſtändiger Leute, die ſich aber für ſie, als Hofdame, durchaus nicht ſchickte, und Emir hatte, nachdem er ſich müde gelaufen, das duftende Gras auf den grünen Wieſen am Bache Tara wohlſchmeckender gefunden, als den kaiſerlichen Hafer; gleich dem ermüdeten fürſtlichen Jäger, der auf der Parforcejagd verirrt, über dem ſchwarzen Brod und der Butter in der Hütte des Landmanns alle Leckereien ſeiner Tafel vergißt.

Muley Ismael verlangte nun von Abnern eine Erklärung ſeines Betragens, und dieſer ſah ſich nun, wiewohl etwas ſpät, im Stande, ſich zu verantworten, was er, nachdem er vor Sr. Hoheit Thron dreimal die Erde mit der Stirne berührte, in folgenden Worten that:

„Großmächtigſter Kaiſer, König der Könige, Herr des Weſten, Stern der Gerechtigkeit, Spiegel der Wahrheit, Abgrund der Weisheit, der du ſo glänzend biſt wie Gold, ſo ſtrahlend wie der Diamant, ſo hart wie das

Eiſen, höre mich, weil es deinem Sklaven vergönnt iſt, vor deinem ſtrahlenden Angeſicht ſeine Stimme zu erheben. Ich ſchwöre bei dem Gott meiner Väter, bei Moſes und den Propheten, daß ich dein heiliges Pferd und meiner gnädigen Kaiſerin liebenswürdigen Hund mit meines Leibes Augen nicht geſehen habe. Höre aber, wie ſich die Sache begeben.

„Ich ſpazierte, um mich von des Tages Laſt und Arbeit zu erholen, nichts denkend in dem kleinen Gehölze, wo ich die Ehre gehabt habe, Sr. Herrlichkeit, dem Oberſtallmeiſter, und Sr. Wachſamkeit, dem ſchwarzen Aufſeher deines geſegneten Harems, zu begegnen; da gewahrte ich im feinen Sande zwiſchen den Palmen die Spuren eines Thieres; ich, dem die Spuren der Thiere überaus gut bekannt ſind, erkenne ſie alsbald für die Fußſtapfen eines kleinen Hundes; feine, langgezogene Furchen liefen über die kleinen Unebenheiten des Sandbodens zwiſchen dieſen Spuren hin; es iſt eine Hündin, ſprach ich zu mir ſelbſt, und ſie hat hängende Zitzen, und hat Junge geworfen vor ſo und ſo langer Zeit; andere Spuren neben den Vordertatzen, wo der Sand leicht weggefegt zu ſeyn ſchien, ſagten mir, daß das Thier mit ſchönen, weit herabhängenden Ohren begabt ſey; und da ich bemerkt, wie in längeren Zwiſchenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: einen ſchönen langbehaarten Schwanz hat die Kleine, und er muß anzuſehen ſeyn als ein Federbuſch, und es hat ihr beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitſchen; auch entging mir nicht, daß eine Pfote ſich beſtändig weniger tief in den Sand eindrückte; leider konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß die Hündin meiner gnädigſten Frau, wenn es erlaubt iſt, es auszuſprechen, etwas hinke.

„Was das Roß deiner Hoheit betrifft, ſo wiſſe, daß ich, als ich in einem Gange des Gebüſches hinwandelte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerkſam wurde. Kaum hatte ich den edeln kleinen Huf, den feinen und doch ſtarken Strahl bemerkt, ſo ſagte ich in meinem Herzen: da iſt geweſen ein Roß von der Race Tſchenner, die da iſt die vornehmſte von allen. Iſt es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigſter Kaiſer einem Fürſten in Frankenland eine ganze Kuppel von dieſer Race verkauft, und mein Bruder Ruben iſt dabei geweſen, wie ſie ſind Handels einig geworden, und mein gnädigſter Kaiſer hat dabei gewonnen ſo und ſo viel. Als ich ſah, wie die Spuren ſo weit und ſo gleichmäßig von einander entfernt waren, mußte ich denken: das galoppirt ſchön, vornehm und iſt blos mein Kaiſer werth, ſolch ein Thier zu beſitzen, und ich gedachte des Streitroſſes von dem geſchrieben ſteht bei Hiob: Es ſtrampfet auf den Boden und iſt freudig mit Kraft, und zeucht aus, den Geharniſchten entgegen; es ſpottet der Furcht und erſchricket nicht, und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wieder es klinget der Köcher, und glänzen beide, Spieß und Lanzen. Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen ſah auf dem Boden, wie ich immer thue, und ſiehe es war ein Marmelſtein, darauf hatte das Hufeiſen des eilenden Roſſes einen Strich gezogen, und ich erkannte, daß es Hufeiſen haben mußte von vierzehnlöthigem Silber; muß ich doch den Strich kennen von jeglichem

Metall, ſey es echt oder unecht. Der Baumgang, in dem ich ſpazierte, war ſieben Fuß weit, und hie und da ſah ich den Staub von den Palmen geſtreift; der Gaul hat mit dem Schweif gefochten, ſprach ich, und er iſt lang drei und einen halben Fuß; unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfing, ſah ich friſch abgeſtreifte Blätter; Sr. Schnelligkeit Rücken mußte ſie abgeſtreift haben; da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäuſten: ſiehe da, unter denſelben Bäumen kleine Büſchel goldglänzender Haare, und ſiehe da, es iſt ein Goldfuchs! Eben trat ich aus dem Gebüſche, da fiel an einer Felswand ein Goldſtrich in mein Auge; dieſen Strich ſollteſt du kennen, ſprach ich, und was war's? Ein Probierſtein war eingeſprengt in dem Geſtein und ein haarfeiner Goldſtrich darauf, wie ihn das Männchen mit dem Pfeilbündel auf den Füchſen der ſieben vereinigten Provinzen von Holland nicht feiner, nicht reiner ziehen kann. Der Strich mußte von den Gebißſtangen des flüchtigen Roſſes rühren, die es im Vorbeiſpringen gegen dieſes Geſtein gerieben. Kennt man ja doch deine erhabene Prachtliebe, König der Könige, weiß man ja doch, daß ſich das geringſte deiner Roſſe ſchämen würde, auf einen andern als einen goldenen Zaum zu beißen. Alſo hat es ſich begeben, und wenn“

„Nun, bei Mekka und Medina!“ rief Muley Ismael, „das heiße ich Augen; ſolche Augen könnten dir nicht ſchaden, Oberjägermeiſter, ſie würden dir eine Kuppel Schweißhunde erſparen; du, Polizeiminiſter, könnteſt damit weiter ſehen, als alle deine Schergen und Aufpaſſer. Nun, Philiſter, wir wollen dich in Betracht deines ungemeinen Scharfſinns, der uns wohl gefallen hat, gnädig behandeln; die fünfzig Prügel, die du richtig erhalten haſt, ſind fünfzig Zechinen werth, ſie erſparen dir fünfzig; denn du zahlſt jetzt blos noch fünfzig baar; zieh deinen Beutel und enthalte dich für die Zukunft unſeres kaiſerlichen Eigenthums zu ſpotten; wir bleiben dir übrigens in Gnaden gewogen.“

Der ganze Hof bewunderte Abners Scharfſinn, denn Se. Majeſtät hatte geſchworen, er ſey ein geſchickter Burſche; aber dies bezahlte ihm ſeine Schmerzen nicht, tröſtete ihn nicht für ſeine theuren Zechinen. Während er ſtöhnend und ſeufzend eine nach der andern aus dem Beutel fülhte, jede noch zum Abſchiede auf der Fingerſpitze wog, höhnte ihn noch Schnuri, der kaiſerliche Spaßmacher, fragte ihn, ob ſeine Zechinen alle auf dem Steine ſich bewährten, auf dem der Goldfuchs des Prinzen Abdallah ſein Gebiß probiert habe. „Deine Weisheit hat heute Ruhm geerntet,“ ſprach er, „ich wollte aber noch fünfzig Zechinen wetten, es wäre dir lieber, du hätteſt geſchwiegen. Aber wie ſpricht der Prophet? Ein entſchlüpftes Wort holt kein Wagen ein, und wenn er mit vier flüchtigen Roſſen beſpannt wäre. Auch kein Windſpiel holt es ein, Herr Abner, auch wenn es nicht hinkt.“

Nicht lange nach dieſem für Abner ſchmerzlichen Ereigniß ging er wieder einmal in einem der grünen Thäler zwiſchen den Vorbergen des Atlas ſpazieren. Da wurde er, gerade wie damals, von einem einherſtürmenden Haufen Gewaffneter eingeholt, und der Anführer ſchrie ihn an:

„He! guter Freund, haſt du nicht Goro, den ſchwarzen Leibſchützen des Kaiſers vorbeilaufen ſehen? Er iſt entflohen, er muß dieſen Weg genommen haben ins Gebirg.“

„Kann nicht dienen, Herr General,“ antwortete Abner.

„Ach! biſt du nicht der pfiffige Jude, der den Fuchſen und den Hund nicht geſehen hat? Mach' nur keine Umſtände; hier muß der Sklave vorbeigekommen ſeyn; riechſt du vielleicht noch den Duft ſeines Schweißes in der Luft? ſiehſt du noch die Spuren ſeines flüchtigen Fußes im hohen Graſe? Sprich, der Sklave muß herbei; er iſt einzig im Sperlingſchießen mit dem Blaſerohr, und dies iſt Sr. Majeſtät Lieblingszeitvertreib. Sprich! oder ich laſſe dich ſogleich krumm feſſeln.“

„Kann ich doch nicht ſagen, ich habe geſehen, was ich doch nicht hab' geſehen.“

„Jude, zum letzten Male, wohin iſt der Sklave gelaufen? denk' an deine Fußſohlen, denk' an deine Zechinen!“

„O weh geſchrien! Nun, wenn Ihr abſolut haben wollt, daß ich ſoll geſehen haben den Sperlingſchützen, ſo lauft dorthin; iſt er dort nicht, ſo iſt er anderswo.“

„Du haſt ihn alſo geſehen?“ brüllte ihn der Soldat an.

„Ja denn, Herr Offizier, weil Ihr es ſo haben wollt.“

Die Soldaten verfolgten eilig die angewieſene Richtung. Abner aber ging, innerlich über ſeine Liſt zufrieden, nach Hauſe. Kaum aber war er vierundzwanzig

Stunden älter geworden, ſo drang ein Haufe von der Wache des Palaſtes in ſein Haus und verunreinigte es, denn es war Sabbath, und ſchleppte ihn vor das Angeſicht des Kaiſers von Marokko.

„Hund von einem Juden!“ ſchnaubte ihn der Kaiſer an, „du wagſt es, kaiſerliche Bediente, die einen flüchtigen Sklaven verfolgen, auf falſche Spur ins Gebirge zu ſchicken, während der Flüchtling der Meeresküſte zueilt und beinahe auf einem ſpaniſchen Schiffe entkommen wäre? Greift ihn, Soldaten! Hundert auf die Sohlen! hundert Zechinen aus dem Beutel! Um wie viel die Sohlen ſchwellen unter den Hieben, um ſo viel ſoll der Beutel einſchnurren!“

Du weißt es, o Herr, im Reiche Fetz und Marokko liebt man ſchnelle Gerechtigkeit, und ſo wurde der arme Abner geprügelt und beſteuert, ohne daß man ihn zuvor um ſeine Einwilligung befragt hätte. Er aber verfluchte ſein Geſchick, das ihn dazu verdammte, daß ſeine Sohlen und ſein Beutel es hart empfinden ſollten, ſo oft Se. Majeſtät geruhten, etwas zu verlieren. Als er aber brummend und ſeufzend unter dem Gelächter des rohen Hofvolks aus dem Saale hinkte, ſprach zu ihm Schnuri, der Spaßmacher: „Gib dich zufrieden, Abner, undankbarer Abner; iſt es nicht Ehre genug für dich, daß jeder Verluſt, den unſer gnädiger Kaiſer, den Gott erhalte, erleidet, auch dir empfindlichen Kummer verurſachen muß? Verſprichſt du mir aber ein gut Trinkgeld, ſo komme ich jedesmal eine Stunde, bevor der Herr des Weſten etwas verliert, an deine Bude in der Judengaſſe und ſpreche: gehe nicht aus deiner Hütte, Abner, du weißt ſchon warum; ſchließe dich ein in dein Kämmerlein bis zu Sonnenuntergang, beides unter Schloß und Riegel.“

Dies, o Herr, iſt die Geſchichte von Abner, der nichts geſehen hat.

Als der Sklave geendet hatte, und es wieder ſtille im Saale geworden war, erinnerte der junge Schreiber den Alten, daß ſie den Faden ihrer Unterhaltung abgebrochen hatten, und bat, ihnen zu erklären, worin denn eigentlich der mächtige Reiz des Mährchens liege.

Das will ich Euch jetzt ſagen,“ erwiederte der Alte; „der menſchliche Geiſt iſt noch leichter und beweglicher als das Waſſer, das doch in alle Formen ſich ſchmiegt und nach und nach auch die dichteſten Gegenſtände durchdringt. Er iſt leicht und frei wie die Luft, und wird wie dieſe, je höher er ſich von der Erde hebt, deſto leichter und reiner. Daher iſt ein Drang in jedem Menſchen, ſich hinauf über das Gewöhnliche zu erheben und ſich in höheren Räumen leichter und freier zu bewegen, ſey es auch nur in Träumen. Ihr ſelbſt, mein junger Freund, ſagtet: wir lebten in jenen Geſchichten, wir dachten und fühlten mit jenen Menſchen, und daher kommt der Reiz, den ſie für Euch hatten. Indem Ihr den Erzählungen des Sklaven zuhörtet, die nur Dichtungen waren, die einſt ein anderer erfand, habt Ihr ſelbſt auch mitgedichtet, Ihr bliebet nicht ſtehen bei den Gegenſtänden um Euch, bei Euren gewöhnlichen Gedanken, nein, Ihr erlebtet alles mit, Ihr waret es ſelbſt, dem dies und jenes Wunderbare begegnete, ſo ſehr nahmet Ihr Theil an dem Mann, von dem man Euch erzählte. So erhob ſich Euer Geiſt am Faden einer ſolchen Geſchichte über die Gegenwart, die Euch nicht ſo ſchön, nicht ſo anziehend dünkte, ſo bewegte ſich dieſer Geiſt in fremden höheren Räumen freier und ungebundener, das Mährchen wurde Euch zur Wirklichkeit, oder wenn Ihr lieber wollet, die Wirklichkeit wurde zum Mährchen, weil Euer Dichten und Seyn in Mährchen lebte.“

„Ganz verſtehe ich Euch nicht,“ erwiederte der junge Kaufmann; „aber Ihr habt Recht mit dem, was Ihr ſagtet, wir lebten im Mährchen oder das Mährchen in uns. Sie iſt mir noch wohl erinnerlich, jene ſchöne Zeit; wenn wir Muße dazu hatten, träumten wir wachend; wir ſtellten uns vor, an wüſte unwirthbare Inſeln verſchlagen zu ſeyn, wir beriethen uns, was wir beginnen ſollten, um unſer Leben zu friſten, und oft haben wir im dichten Weidengebüſch uns Hütten gebaut, haben von elenden Früchten ein kärgliches Mahl gehalten, obgleich wir hundert Schritte weit zu Haus das beſte hätten haben können; ja, es gab Zeiten, wo wir auf die Erſcheinung einer gütigen Fee oder eines wunderbaren Zwerges warteten, die zu uns treten und ſagen würden: Die Erde wird ſich alſobald aufthun, wollt dann nur gefälligſt herabſteigen in meinen Palaſt von Bergkryſtall, und Euch belieben laſſen, was meine Diener, die Meerkatzen, Euch auftiſchen?“

Die jungen Leute lachten, gaben aber ihrem Freunde zu, daß er wahr geſprochen habe. „Noch jetzt,“ fuhr ein anderer fort, „noch jetzt beſchleicht mich hie und da dieſer Zauber; ich würde mich zum Beiſpiel nicht wenig ärgern über die dumme Fabel, wenn mein Bruder zur Thüre hereingeſtürzt käme und ſagte: weißt du ſchon das Unglück von unſerem Nachbar, dem dicken Bäcker? Er hat Händel gehabt mit einem Zauberer, und dieſer hat ihn aus Rache in einen Bären verwandelt, und jetzt liegt er in ſeiner Kammer und heult entſetzlich; ich würde mich ärgern und ihn einen Lügner ſchelten. Aber wie anders, wenn mir erzählt würde, der dicke Nachbar hab' eine weite Reiſe in ein fernes unbekanntes Land unternommen, ſey dort einem Zauberer in die Hände gefallen, der ihn in einen Bären verwandelte. Ich würde mich nach und nach in die Geſchichte verſetzt fühlen, würde mit dem dicken Nachbar reiſen, Wunderbares erleben, und es würde mich nicht ſehr überraſchen, wenn er in ein Fell geſteckt würde und auf allen Vieren gehen müßte.“

„Und doch,“ ſprach der Alte, „gibt es eine ſehr ergötzliche Art von Erzählung, wo weder Fee noch Zauberer erſcheint, kein Schloß von Kryſtall, keine Genien, die wunderbare Speiſen bringen. Kein Vogel Rok, kein Zauberpferd, eine andere Art als die, welche man gewöhnlich Mährchen nennt.“

„Wie verſteht Ihr dies? erkärt uns deutlicher, was Ihr meinet? eine andere Art, als das Mährchen?“ ſprachen die Jünglinge.

„Ich denke, man muß einen gewiſſen Unterſchied machen zwiſchen Mährchen und Erzählungen, die man im gemeinen Leben Geſchichten nennt. Wenn ich euch ſage, ich will euch ein Mährchen erzählen, ſo werdet ihr zum voraus darauf rechnen, daß es eine Begebenheit iſt, die von dem gewöhnlichen Gang des Lebens abſchweift und ſich in einem Gebiet bewegt, das nicht mehr durchaus irdiſcher Natur iſt. Oder, um deutlicher zu ſeyn, ihr werdet bei dem Mährchen auf die Erſcheinung anderer Weſen, als allein ſterblicher Menſchen, rechnen können; es greifen in das Schickſal der Perſon, von welcher das Mährchen handelt, fremde Mächte, wie Feen und Zauberer, Genien und Geiſterfürſten ein; die ganze Erzählung nimmt eine außergewöhnliche wunderbare Geſtalt an und iſt ungefähr anzuſchauen, wie die Gewebe unſerer Teppiche oder viele Gemälde unſerer beſten Meiſter, welche die Franken Arabesken nennen. Es iſt dem echten Muſelmann verboten, den Menſchen, das Geſchöpf Allahs, ſündiger Weiſe wieder zu ſchöpfen in Farben und Gemälden, daher ſieht man auf jenen Geweben wunderbar verſchlungene Bäume und Zweige mit Menſchenköpfen, Menſchen, die in einen Fiſch oder Strauch ausgehen, kurz Figuren, die an das gewöhnliche Leben erinnern und dennoch ungewöhnlich ſind; ihr verſteht mich doch?“

„Ich glaube Eure Meinung zu errathen,“ ſagte der Schreiber, „doch fahret weiter fort.“

„Von dieſer Art iſt nun das Mährchen; fabelhaft, ungewöhnlich, überraſchend; weil es dem gewöhnlichen Leben fremd iſt, wird es oft in fremde Länder oder in ferne, längſt vergangene Zeiten verſchoben. Jedes Land, jedes Volk hat ſolche Mährchen, die Türken ſo gut als die Perſer, die Chineſen wie die Mongolen; ſelbſt in Frankenland ſoll es viele geben, wenigſtens erzählte mir einſt ein gelehrter Giaur davon; doch ſind ſie nicht ſo ſchön als die unſrigen; denn ſtatt ſchöner Feien, die in prachtvollen Paläſten wohnen, haben ſie zauberhafte Weiber, die ſie Hexen nennen, heimtückiſches häßliches Volk, das in elenden Hütten wohnt, und ſtatt in einem Muſchelwagen, von Greifen gezogen, durch die blauen Lüfte zu fahren, reiten ſie auf einem Beſen durch den Nebel. Sie haben auch Gnomen und Erdgeiſter, das ſind kleine verwachſene Kerlchen, die allerlei Spuk machen. Das ſind nun die Mährchen; ganz anders iſt es aber mit den Erzählungen, die man gemeinhin Geſchichten nennt. Dieſe bleiben ganz ordentlich auf der Erde, tragen ſich im gewöhnlichen Leben zu, und wunderbar iſt an ihnen meiſtens nur die Verketttung der Schickſale eines Menſchen, der nicht durch Zauber, Verwünſchung oder Feenſpuk, wie im Mährchen, ſondern durch ſich ſelbſt oder die ſonderbare Fügung der Umſtände, reich oder arm, glücklich oder unglücklich wird."

„Richtig," erwiederte einer der jungen Leute; „ſolche reine Geſchichten finden ſich auch in den herrlichen Erzählungen der Scheherazade, die man tauſend und eine Nacht nennt. Die meiſten Begebenheiten des Königs Harun Al-Raſchid und ſeines Veziers ſind dieſer Art. Sie gehen verkleidet aus und ſehen dieſen oder jenen höchſt ſonderbaren Vorfall, der ſich nachher ganz natürlich auflöſt."

„Und dennoch werdet ihr geſtehen müſſen," fuhr der Alte fort, „daß jene Geſchichten nicht der ſchlechteſte Theil der tauſend und eine Nacht ſind. Und doch, wie verſchieden ſind ſie in ihren Urſachen, in ihrem Gang, in ihrem ganzen Weſen von dem Mährchen eines Prinzen Biribinker, oder der drei Derwiſche mit einem Auge, oder des Fiſchers, der den Kaſten, verſchloſſen mit dem Siegel Salomo's, aus dem Meer zieht! Aber am Ende iſt es dennoch eine Grundurſache, die beiden ihren eigenthümlichen Reiz gibt, nämlich das, daß wir etwas Auffallendes, Außergewöhnliches mit erleben. Bei dem Mährchen liegt dieſes Außergewöhnliche in jener Einmiſchung eines fabelhaften Zaubers in das gewöhnliche Menſchenleben, bei den Geſchichten geſchieht etwas zwar nach natürlichen Geſetzen, aber auf überraſchende ungewöhnliche Weiſe."

„Sonderbar!" rief der Schreiber, „ſonderbar, daß uns dann dieſer natürliche Gang der Dinge eben ſo anzieht, wie der übernatürliche im Mährchen; worin mag dies wohl liegen?"

„Das liegt in der Schilderung des einzelnen Menſchen," antwortete der Alte; „im Mährchen häuft ſich das Wunderbare ſo ſehr, der Menſch handelt ſo wenig mehr aus eignem Trieb, daß die einzelnen Figuren und ihr Charakter nur flüchtig gezeichnet werden können. Anders bei der gewöhnlichen Erzählung, wo die Art, wie jeder ſeinem Charakter gemäß ſpricht und handelt, die Hauptſache und das Anziehende iſt."

„Wahrlich, Ihr habt Recht!" erwiederte der junge Kaufmann, „ich habe mir nie Zeit genommen, ſo recht darüber nachzudenken, habe alles nur ſo geſehen und an mir vorübergehen laſſen, habe mich an dem einen ergötzt, das andere langweilig gefunden, ohne gerade zu wiſſen, warum; aber Ihr gebt uns da einen Schlüſſel, der uns das Geheimniß öffnet, einen Probierſtein, worauf wir die Probe machen und richtig urtheilen können."

„Thuet das immer," antwortete der Alte, „und Euer Genuß wird ſich vergrößern, wenn Ihr nachdenken lernet über das, was Ihr gehört; doch ſiehe, dort erhebt ſich wieder ein neuer, um zu erzählen."

So war es; und ein anderer begann:

Der Affe als Menſch.

Herr! ich bin ein Deutſcher von Geburt und habe mich in Euren Landen zu kurz aufgehalten, als daß ich ein perſiſches Mährchen oder eine ergötzliche Geſchichte von Sultanen und Vezieren erzählen könnte. Ihr müßt mir daher ſchon erlauben, daß ich etwas aus meinem Vaterland erzähle, was Euch vielleicht auch einigen Spaß macht. Leider ſind unſere Geſchichten nicht immer ſo vornehm wie die Euern, das heißt, ſie handeln nicht von Sultanen oder unſeren Königen, nicht von Vezieren und Baſſa's, was man bei uns Juſtiz- und Finanzminiſter, auch Geheimeräthe und dergleichen nennt, ſondern ſie leben, wenn ſie nicht von Soldaten handeln, gewöhnlich ganz beſcheiden und unter den Bürgern.

Im ſüdlichen Theil von Deutſchland liegt das Städtchen Grünwieſel, wo ich geboren und erzogen bin. Es iſt ein Städtchen, wie ſie alle ſind. In der Mitte ein kleiner Marktplatz mit einem Brunnen, an der Seite ein kleines altes Rathhaus, umher auf dem Markt die Häuſer des Friedensrichters und der angeſehenſten Kaufleute, und in ein paar engen Straßen wohnen die übrigen Menſchen. Alles kennt ſich, jedermann weiß, wie es da und dort zugeht, und wenn der Oberpfarrer, oder der Bürgermeiſter, oder der Arzt ein Gericht mehr auf der Tafel hat, ſo weiß es ſchon am Mittageſſen die ganze Stadt. Nachmittags kommen dann die Frauen zu einander in die Viſite, wie man es nennt, beſprechen ſich bei ſtarkem Kaffee und ſüßem Kuchen über dieſe große Begebenheit, und der Schluß iſt, daß der Oberpfarrer wahrſcheinlich in die Lotterie geſetzt und unchriſtlich viel gewonnen habe, daß der Bürgermeiſter ſich „ſchmieren" laſſe, oder daß der Doktor vom Apotheker einige Goldſtücke bekommen habe, um recht theure Recepte zu verſchreiben. Ihr könnet Euch denken, Herr, wie unangenehm es für eine ſo wohleingerichtete Stadt, wie Grünwieſel, ſeyn mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem niemand wußte, woher er kam, was er wollte, von was er lebte. Der Bürgermeiſter hatte zwar ſeinen Paß geſehen, ein Papier, das bei uns jedermann haben muß — "

„Iſt es denn ſo unſicher auf den Straßen," unterbrach den Sklaven der Scheik, „daß Ihr einen Ferman Eures Sultan haben müſſet, um die Räuber in Reſpekt zu ſetzen?"

„Nein, Herr," entgegnete jener, „dieſe Papiere halten keinen Dieb von uns ab, ſondern es iſt nur der Ordnung wegen, daß man überall weiß, wen man vor ſich hat. Nun, der Bürgermeiſter hat den Paß unterſucht und in einer Kaffeegeſellſchaft bei Doktors geäußert, der Paß ſey zwar ganz richtig viſirt von Berlin bis Grünwieſel, aber es ſtecke doch was dahinter; denn der Mann ſehe etwas verdächtig aus. Der Bürgermeiſter hatte das größte Anſehen in der Stadt, kein Wunder, daß von da an der Fremde als eine verdächtige Perſon angeſehen wurde. Und ſein Lebenswandel konnte meine Landsleute nicht von dieſer Meinung abbringen. Der fremde Mann miethete ſich für einige Goldſtücke ein ganzes Haus, das bisher öde geſtanden, ließ einen ganzen Wagen voll ſonderbarer Geräthſchaften, als Oefen, Kunſtheerde, große Tiegel und dergleichen hineinſchaffen, und lebte von da an ganz für ſich allein. Ja, er kochte ſich ſogar ſelbſt, und es kam keine menſchliche Seele in ſein Haus, als ein alter Mann aus Grünwieſel, der ihm ſeine Einkäufe in Brod, Fleiſch und Gemüſe beſorgen mußte; doch, auch dieſer durfte nur in die Flur des Hauſes kommen und dort nahm der fremde Mann das Gekaufte in Empfang.

Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als der Mann in meiner Vaterſtadt einzog, und ich kann mir noch heute, als wäre es geſtern geſchehen, die Unruhe denken, die dieſer Mann im Städtchen verurſachte. Er kam Nachmittags nicht, wie andere Männer, auf die Kegelbahn, er kam Abends nicht ins Wirthshaus, um, wie die Uebrigen, bei einer Pfeiſe Tabak über die Zeitung zu ſprechen. Umſonſt lud ihn nach der Reihe der Bürgermeiſter, der Friedensrichter, der Dokter und der Oberpfarrer zum Eſſen oder Kaffee ein, er ließ ſich immer entſchuldigen. Daher hielten ihn einige für verrückt, andere für einen Juden, eine dritte Partie behauptete ſteif und feſt, er ſey ein Zauberer oder Herenmeiſter. Ich wurde achtzehn, zwanzig Jahre alt, und noch immer hieß der Mann in der Stadt der fremde Herr.

Es begab ſich eines Tages, daß Leute mit fremden Thieren in die Stadt kamen. Es iſt dies hergelaufenes

Geſindel, das ein Kameel hat, welches ſich verbeugen, einen Bären, der tanzt, einige Hunde und Affen, die in menſchlichen Kleidern komiſch genug ausſehen und allerlei Künſte machen. Dieſe Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, halten an den Kreuzſtraßen und Plätzen, machen mit einer kleinen Trommel und einer Pfeife eine übeltönende Muſik, laſſen ihre Truppe tanzen und ſpringen, und ſammeln dann in den Häuſern Geld ein. Die Truppe aber, die ſich diesmal in Grünwieſel ſehen ließ, zeichnete ſich durch einen ungeheuren Orangutang aus, der beinahe Menſchengröße hatte, auf zwei Beinen ging und allerlei artige Künſte zu machen verſtand. Dieſe Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn; er erſchien, als die Trommel und Pfeife ertönte, von Anfang ganz unwillig hinter den dunkeln, vom Alter angelaufenen Fenſtern; bald aber wurde er freundlicher, ſchaute zu jedermanns Verwundern zum Fenſter heraus und lachte herzlich über die Künſte des Orangutangs; ja er gab für den Spaß ein ſo großes Silberſtück, daß die ganze Stadt davon ſprach.

Am andern Morgen zog die Thierbande weiter; das Kameel mußte viele Körbe tragen, in welchem die Hunde und Affen ganz bequem ſaßen, die Thiertreiber aber und der große Affe gingen hinter dem Kameel. Kaum aber waren ſie einige Stunden zum Thore hinaus, ſo ſchickte der fremde Herr auf die Poſt, verlangte zu großer Verwunderung des Poſtmeiſters einen Wagen und Extrapoſt und fuhr zu demſelben Thor hinaus, den Weg hin, den die Thiere genommen hatten. Das ganze Städtchen ärgerte ſich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereist ſey. Es war ſchon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Thor ankam; es ſaß aber noch eine Perſon im Wagen, die den Hut tief ins Geſicht gedrückt und um Mund und Ohren ein ſeidenes Tuch gebunden hatte. Der Thorſchreiber hielt es für ſeine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um ſeinen Paß zu bitten; er antwortete aber ſehr grob, indem er in einer ganz unverſtändlichen Sprache brummte.

„Es iſt mein Neffe,“ ſagte der fremde Mann freundlich zum Thorſchreiber, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drückte, „es iſt mein Neffe und verſteht bis dato noch wenig Deutſch; er hat ſo eben in ſeiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden.“

„Ei, wenn es Dero Neffe iſt,“ antwortete der Thorſchreiber, „ſo kann er wohl ohne Paß hereinkommen; er wird wohl ohne Zweifel bei Ihnen wohnen?“

„Allerdings,“ ſagte der Fremde, „und hält ſich wahrſcheinlich längere Zeit hier auf.“

Der Thorſchreiber hatte keine weitere Einwendung mehr, und der fremde Herr und ſein Neffe fuhren ins Städtchen. Der Bürgermeiſter und die ganze Stadt war übrigens nicht ſehr zufrieden mit dem Thorſchreiber. Er hätte doch wenigſtens einige Worte von der Sprache des Neffen ſich merken ſollen; daraus hätte man dann leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Onkel wäre. Der Thorſchreiber verſicherte aber, daß es weder franzöſiſch noch italieniſch ſey, wohl aber habe es ſo breit geklungen wie engliſch, und wenn er nicht irre, ſo habe der junge Herr geſagt: „God dam!“ So half der Thorſchreiber ſich ſelbſt aus der Noth und dem jungen Mann zu einem Namen; denn man ſprach jetzt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht ſichtbar, weder auf der Kegelbahn noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weiſe viel zu ſchaffen. — Es begab ſich nämlich oft, daß in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe des Fremden ein ſchreckliches Geſchrei und ein Lärm ausging, daß die Leute haufenweiſe vor dem Hauſe ſtehen blieben und hinaufſahen. Man ſah den jungen Engländer, angethan mit einem rothen Frack und grünen Beinkleidern, mit ſtruppigem Haar und ſchrecklicher Miene, unglaublich ſchnell an den Fenſtern hin und her, durch alle Zimmer laufen; der alte Fremde lief ihm in einem rothen Schlafrock, eine Hetzpeitſche in der Hand, nach, verfehlte ihn oft, aber einigemal kam es doch der Menge auf der Straße vor, als müſſe er den Jungen erreicht haben; denn man hörte klägliche Angſttöne und klatſchende Peitſchenhiebe die Menge. An dieſer grauſamen Behandlung des fremden jungen Mannes nahmen die Frauen des Städtchens ſo lebhaften Antheil, daß ſie endlich den Bürgermeiſter bewogen, einen Schritt in der Sache zu thun. Er ſchrieb dem fremden Herrn ein Billet, worin er ihm die unglimpfliche Behandlung ſeines Neffen in ziemlich derben Ausdrücken vorwarf und ihm drohte, wenn noch ferner ſolche Scenen vorfielen, den jungen Mann unter ſeinen beſondern Schutz zu nehmen.

Wer war aber mehr erſtaunt, als der Bürgermeiſter, wie er den Fremden ſelbſt, zum erſten Mal ſeit zehn Jahren, bei ſich eintreten ſah? Der alte Herr entſchuldigte ſein Verfahren mit dem beſonderen Auftrag der Eltern des Jünglings, die ihm ſolchen zu erziehen gegeben; er ſey ſonſt ein kluger anſtelliger Junge, äußerte er, aber die Sprachen erlerne er ſehr ſchwer; er wünſche ſo ſehnlich, ſeinem Neffen das Deutſche recht geläufig beizubringen, um ſich nachher die Freiheit zu nehmen, ihn in die Geſellſchaften von Grünwieſel einzuführen, und dennoch gehe demſelben die Sprache ſo ſchwer ein, daß man oft nichts beſſeres thun könne, als ihn gehörig durchzupeitſchen. Der Bürgermeiſter fand ſich durch dieſe Mittheilung völlig befriedigt, rieth dem Alten zur Mäßigung und erzählte Abends im Bierkeller, daß er ſelten einen ſo unterrichteten artigen Mann gefunden, als den Fremden: „es iſt nur ſchade,“ ſetzte er hinzu, „daß er ſo wenig in Geſellſchaft kommt; „doch ich denke, wenn der Neffe nur erſt ein wenig deutſch ſpricht, beſucht er meine Cercles öfter.“

Durch dieſen einzigen Vorfall war die Meinung des Städtchens völlig umgeändert. Man hielt den Fremden für einen artigen Mann, ſehnte ſich nach ſeiner nähern Bekanntſchaft und fand es ganz in der Ordnung, wenn hie und da in dem öden Hauſe ein gräßliches Geſchrei aufging; „er gibt dem Neffen Unterricht in der deutſchen Sprache,“ ſagten die Grünwieſeler und blieben nicht mehr ſtehen. Nach einem Vierteljahr ungefähr ſchien der Unterricht im Deutſchen beendigt; denn der Alte ging jetzt um eine Stufe weiter vor. Es lebte ein alter gebrechlicher Franzoſe in der Stadt, der den jungen Leuten Unterricht im Tanzen gab; dieſen ließ der Fremde zu ſich rufen und ſagte ihm, daß er ſeinen Neffen im Tanzen unterrichten laſſen wolle. Er gab ihm zu verſtehen, daß derſelbe zwar ſehr gelehrig, aber, was das Tanzen betreffe, etwas eigenſinnig ſey; er habe nämlich früher bei einem andern Meiſter tanzen gelernt, und zwar nach ſo ſonderbaren Touren, daß er ſich nicht füglich in der Geſellſchaft produciren könne; der Neffe halte ſich aber eben deßwegen für einen großen Tänzer, obgleich ſein Tanz nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit Walzer oder Galopp (Tänze, die man in meinem Vaterlande tanzt, o Herr!), nicht einmal Aehnlichkeit mit Ecoſſaiſe oder Françaiſe habe. Er verſprach übrigens einen Thaler für die Stunde, und der Tanzmeiſter war mit Vergnügen bereit, den Unterricht des eigenſinnigen Zöglings zu übernehmen.

Es gab, wie der Franzoſe unter der Hand verſicherte, auf der Welt nichts ſonderbareres, als dieſe Tanzſtunden. Der Neffe, ein ziemlich großer ſchlanker junger Mann, der nur etwas ſehr kurze Beine hatte, erſchien in einem rothen Frack, ſchön friſirt, in grünen weiten Beinkleidern und glacirten Handſchuhen. Er ſprach wenig und mit fremdem Accent, war von Anfang ziemlich artig und anſtellig; dann verfiel er aber oft plötzlich in fratzenhafte Sprünge, tanzte die kühnſten Touren, wobei er Entrechats machte, daß dem Tanzmeiſter Hören und Sehen verging; wollte er ihn zurechtweiſen, ſo zog er die zierlichen Tanzſchuhe von den Füßen, warf ſie dem Franzoſen an den Kopf und ſetzte nun auf allen Vieren im Zimmer umher. Bei dieſem Lärm fuhr dann der alte Herr plötzlich in einem weiten rothen Schlafrock, eine Mütze von Goldpapier auf dem Kopf, aus ſeinem Zimmer heraus und ließ die Hetzpeitſche ziemlich unſanft auf den Rücken des Neffen niederfallen. Der Neffe fing dann an ſchrecklich zu heulen, ſprang auf Tiſche und hohe Kommode, ja ſelbſt an den Kreuzſtöcken der Fenſter hinauf und ſprach eine fremde ſeltſame Sprache. Der Alte im rothen Schlafrock aber ließ ſich nicht irre machen, faßte ihn am Bein, riß ihn herab, bläute ihn durch und zog ihm mittelſt einer Schnalle die Halsbinde feſter an, worauf er immer wieder artig und manierlich wurde und die Tanzſtunde ohne Störung weiter ging.

Als aber der Tanzmeiſter ſeinen Zögling ſo weit gebracht hatte, daß man Muſik zu der Stunde nehmen konnte, da war der Neffe wie umgewandelt. Ein Stadtmuſikant wurde gemiethet, der im Saal des öden Hauſes auf einen Tiſch ſich ſetzen mußte. Der Tanzmeiſter ſtellte dann die Dame vor, indem ihm der alte Herr einen Frauenrock von Seide und einen oſtindiſchen Shawl anziehen ließ; der Neffe forderte ihn auf und fing nun an mit ihm zu tanzen und zu walzen; er aber war ein unermüdlicher raſender Tänzer, er ließ den Meiſter nicht aus ſeinen langen Armen, ob er ächzte und ſchrie, er mußte tanzen, bis er ermattet umſank oder bis dem Stadtmuſikus der Arm lahm wurde an der Geige. Den Tanzmeiſter brachten dieſe Unterrichtsſtunden beinahe unter den Boden, aber der Thaler, den er jedesmal richtig ausbezahlt bekam, der gute Wein, den der Alte aufwartete, machten, daß er immer wieder kam, wenn er auch den Tag zuvor ſich feſt vorgenommen hatte, nicht mehr in das öde Haus zu gehen.

Die Leute in Grünwieſel ſahen aber die Sache ganz anders an, als der Franzoſe. Sie fanden, daß der junge Mann viele Anlage zum Geſellſchaftlichen habe, und die Frauenzimmer im Städtchen freuten ſich, bei dem großen Mangel an Herren, einen ſo flinken Tänzer für den nächſten Winter zu bekommen.

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Herrſchaften ein wunderbares Ereigniß. Vor dem öden Hauſe ſey ein prächtiger Glaswagen geſtanden, mit ſchönen Pferden beſpannt, und ein Bedienter in reicher Livree habe den Schlag gehalten. Da ſey die Thüre des öden Hauſes aufgegangen und zwei ſchöngekleidete Herren herausgetreten, wovon der eine der alte Fremde und der andere wahrſcheinlich der junge Herr geweſen, der ſo ſchwer Deutſch gelernt und ſo raſend tanze. Die beiden ſeyen in den Wagen geſtiegen, der Bediente hinten aufs Bret geſprungen und der Wagen, man ſtelle ſich vor! ſey geradezu auf Bürgermeiſters Haus zugefahren.

Als die Frauen ſolches von ihren Mägden erzählen hörten, riſſen ſie eilends die Küchenſchürzen und die etwas unſauberen Hauben ab, und verſetzten ſich in Staat; „es iſt nichts gewiſſer," ſagten ſie zu ihrer Familie, indem alles umherrannte, um das Beſuchzimmer, das zugleich zu ſonſtigem Gebrauch diente, aufzuräumen, „es iſt nichts gewiſſer, als daß der Fremde jetzt ſeinen Neffen in die Welt einführt. Der alte

Narr war ſeit zehn Jahren nicht ſo artig, einen Fuß in unſer Haus zu ſetzen, aber es ſey ihm wegen des Neffen verziehen, der ein charmanter Menſch ſeyn ſoll.“ So ſprachen ſie, und ermahnten ihre Söhne und Töchter, recht manierlich auszuſehen, wenn die Fremden kämen, ſich gerade zu halten und ſich auch einer beſſeren Ausſprache zu bedienen als gewöhnlich. Und die klugen Frauen im Städtchen hatten nicht unrecht gerathen; denn nach der Reihe fuhr der alte Herr mit ſeinem Neffen umher, ſich und ihn in die Gewogenheit der Familien zu empfehlen.

Man war überall ganz erfüllt von den beiden Fremden und bedauerte, nicht ſchon früher dieſe angenehme Bekanntſchaft gemacht zu haben. Der alte Herr zeigte ſich als einen würdigen, ſehr vernünftigen Mann, der zwar bei allem, was er ſagte, ein wenig lächelte, ſo daß man nicht gewiß war, ob es ihm Ernſt ſey oder nicht, aber er ſprach über das Wetter, über die Gegend, über das Sommervergnügen auf dem Keller am Berge ſo klug und durchdacht, daß jedermann davon bezaubert war. Aber der Neffe? Er bezauberte Alles, er gewann alle Herzen für ſich. Man konnte zwar, was ſein Aeußeres betraf, ſein Geſicht nicht ſchön nennen; der untere Theil, beſonders die Kinnlade, ſtand allzuſehr hervor, und der Teint war ſehr bräunlich, auch machte er zuweilen allerlei ſonderbare Grimaſſen, drückte die Augen zu und fletſchte mit den Zähnen; aber dennoch fand man den Schnitt ſeiner Züge ungemein intereſſant. Es konnte nichts Beweglicheres, Gewandteres geben als ſeine Geſtalt. Die Kleider hingen ihm etwas ſonderbar am Leib, aber es ſtand ihm alles trefflich; er fuhr mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf ſich hier in einen Sopha, dort in einen Lehnſtuhl und ſtreckte die Beine von ſich; aber was man bei einem andern jungen Mann höchſt gemein und unſchicklich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. „Er iſt ein Engländer," ſagte man, „ſo ſind ſie alle; ein Engländer kann ſich aufs Kanapee legen und einſchlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und umherſtehen müſſen, einem Engländer kann man ſo etwas nicht übel nehmen." Gegen den alten Herrn, ſeinen Oheim, war er ſehr fügſam; denn wenn er anfing, im Zimmer umher zu hüpfen, oder, wie er gerne that, die Füße auf den Seſſel hinaufzuziehen, ſo reichte ein ernſthafter Blick hin, ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm ſo etwas übel nehmen, als vollends der Onkel in jedem Haus zu der Dame ſagte: „Mein Neffe iſt noch ein wenig roh und ungebildet, aber ich verſpreche mir viel von der Geſellſchaft, die wird ihn gehörig formen und bilden, und ich empfehle ihn namentlich Ihnen aufs angelegenſte."

So war der Neffe alſo in die Welt eingeführt, und ganz Grünwieſel ſprach an dieſem und den folgenden Tagen von nichts anderem, als von dieſem Ereigniß. Der alte Herr blieb aber dabei nicht ſtehen; er ſchien ſeine Denk- und Lebensart gänzlich geändert zu haben. Nachmittags ging er mit dem Neffen hinaus in den Felſenkeller am Berg, wo die vornehmeren Herren von Grünwieſel Bier tranken und ſich am Kegelſchieben ergötzten. Der Neffe zeigte ſich dort als einen flinken

Meiſter im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder ſechs; hie und da ſchien zwar ein ſonderbarer Geiſt über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilſchnell mit der Kugel hinaus und unter die Kegel hineinfuhr und dort allerhand tollen Rumor anrichtete, oder wenn er den Kranz oder den König geworfen, ſtand er plötzlich auf ſeinem ſchön friſirten Haar und ſtreckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, ſaß er, ehe man ſich deſſen verſah, oben auf dem Kutſchenhimmel und machte Grimaſſen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Geſellſchaft geſprungen.

Der alte Herr pflegte dann bei ſolchen Scenen den Bürgermeiſter und die anderen Männer ſehr um Entſchuldigung zu bitten wegen der Ungezogenheit ſeines Neffen; ſie aber lachten, ſchrieben es ſeiner Jugend zu, behaupteten, in dieſem Alter ſelbſt ſo leichtfüßig geweſen zu ſeyn, und liebten den jungen Spring-ins-Feld, wie ſie ihn nannten, ungemein.

Es gab aber auch Zeiten, wo ſie ſich nicht wenig über ihn ärgerten, und dennoch nichts zu ſagen wagten, weil der junge Engländer allgemein als ein Muſter von Bildung und Verſtand galt. Der alte Herr pflegte nämlich mit ſeinem Neffen auch Abends in den goldenen Hirſch, das Wirthshaus des Städtchens, zu kommen. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Menſch war, that er doch ſchon ganz wie ein Alter, ſetzte ſich hinter ſein Glas, that eine ungeheure Brille auf, zog eine gewaltige Pfeife heraus, zündete ſie an und dampfte unter allen am ärgſten. Wurde nun über die Zeitungen, über Krieg und Frieden geſprochen, gab der Doktor die Meinung, der Bürgermeiſter jene, waren die anderen Herren ganz erſtaunt über ſo tiefe politiſche Kenntniſſe, ſo konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu ſeyn; er ſchlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handſchuhe ablegte, auf den Tiſch, und gab dem Bürgermeiſter und dem Doktor nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie von dieſem allem nichts genau wüßten, daß er dieſe Sache ganz anders gehört habe und tiefere Einſicht beſitze. Er gab dann in einem ſonderbar gebrochenen Deutſch ſeine Meinung preis, die alle, zum großen Aergerniß des Bürgermeiſters, ganz trefflich fanden; denn er mußte als Engländer natürlich alles beſſer wiſſen.

Setzten ſich dann der Bürgermeiſter und der Doktor in ihrem Zorn, den ſie nicht laut werden laſſen durften, zu einer Partie Schach, ſo rückte der Neffe hinzu, ſchaute dem Bürgermeiſter mit ſeiner großen Brille über die Schulter herein und tadelte dieſen oder jenen Zug, ſagte dem Doktor, ſo und ſo müſſe er ziehen, ſo daß beide Männer heimlich ganz grimmig wurden. Bot ihm dann der Bürgermeiſter ärgerlich eine Partie an, um ihn gehörig matt zu machen, denn er hielt ſich für einen zweiten Philidor, ſo ſchnallte der alte Herr dem Neffen die Halsbinde feſter zu, worauf dieſer ganz artig und manierlich wurde, und den Bürgermeiſter matt machte.

Man hatte bisher in Grünwieſel beinahe jeden Abend Karte geſpielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand nun der Neffe erbärmlich, ſetzte Kronenthaler und Dukaten, behauptete, kein einziger ſpiele ſo fein wie er, ſöhnte aber die beleidigten Herren gewöhnlich dadurch wieder aus, daß er ungeheure Summen an ſie verlor. Sie machten ſich auch gar kein Gewiſſen daraus, ihm recht viel Geld abzunehmen; denn „er iſt ja ein Engländer, alſo von Hauſe aus reich,“ ſagten ſie und ſchoben die Dukaten in die Taſche.

So kam der Neffe des fremden Herrn in kurzer Zeit bei Stadt und Umgegend in ungemeines Anſehen. Man konnte ſich ſeit Menſchengedenken nicht erinnern, einen jungen Mann dieſer Art in Grünwieſel geſehen zu haben, und es war die ſonderbarſte Erſcheinung, die man je bemerkt. Man konnte nicht ſagen, daß der Neffe irgend etwas gelernt hätte, als etwa tanzen. Latein und Griechiſch waren ihm, wie man zu ſagen pflegt, böhmiſche Dörfer. Bei einem Geſellſchaftsſpiel in des Bürgermeiſters Hauſe ſollte er etwas ſchreiben, und es fand ſich, daß er nicht einmal ſeinen Namen ſchreiben konnte; in der Geographie machte er die auffallendſten Schnitzer; denn es kam ihm nicht darauf an, eine deutſche Stadt nach Frankreich, oder eine däniſche nach Polen zu verſetzen; er hatte nichts geleſen, nichts ſtudirt, und der Oberpfarrer ſchüttelte oft bedenklich den Kopf über die rohe Unwiſſenheit des jungen Mannes; aber dennoch fand man alles trefflich, was er that oder ſagte; denn er war ſo unverſchämt, immer Recht haben zu wollen, und das Ende jeder ſeiner Reden war: „ich verſtehe das beſſer!“

So kam der Winter heran, und jetzt erſt trat der Neffe mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Geſellſchaft langweilig, wo nicht er zugegen war, man gähnte, wenn ein vernünftiger Mann etwas ſagte; wenn aber der Neffe ſelbſt das thörichſte Zeug in ſchlechtem Deutſch vorbrachte, war alles Ohr. Es fand ſich jetzt, daß der treffliche junge Mann auch ein Dichter war; denn nicht leicht verging ein Abend, an welchem er nicht einiges Papier aus der Taſche zog und der Geſellſchaft einige Sonette vorlas. Es gab zwar einige Leute, die von dem einen Theil dieſer Dichtungen behaupteten, ſie ſeyen ſchlecht und ohne Sinn, einen andern Theil wollten ſie ſchon irgendwo gedruckt geleſen haben; aber der Neffe ließ ſich nicht irre machen, er las und las, machte dann auf die Schönheiten ſeiner Verſe aufmerkſam, und jedesmal erfolgte rauſchender Beifall.

Sein Triumph waren aber die Grünwieſeler Bälle. Es konnte niemand abhaltender, ſchneller tanzen als er, keiner machte ſo kühne und ungemein zierliche Sprünge wie er. Dabei kleidete ihn ſein Onkel immer aufs prächtigſte nach dem neueſten Geſchmack, und obgleich ihm die Kleider nicht recht am Leib ſitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles allerliebſt kleide. Die Männer fanden ſich zwar bei dieſen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Sonſt hatte immer der Bürgermeiſter in eigener Perſon den Ball eröffnet, die vornehmſten jungen Leute hatten das Recht, die übrigen Tänze anzuordnen; aber ſeit der fremde junge Herr erſchien, war dies alles ganz anders. Ohne viel zu fragen, nahm er die nächſte beſte Dame bei der Hand, ſtellte ſich mit ihr oben an, machte alles, wie es ihm gefiel und war Herr und Meiſter und Ballkönig. Weil aber die Frauen dieſe Manieren ganz trefflich und angenehm fanden, ſo durften die Männer nichts dagegen einwenden, und der Neffe blieb bei ſeiner ſelbſtgewählten Würde.

Das größte Vergnügen ſchien ein ſolcher Ball dem alten Herrn zu gewähren; er verwandte kein Auge von ſeinem Neffen, lächelte immer in ſich hinein, und wenn alle Welt herbeiſtrömte, um ihm über den anſtändigen wohlgezogenen Jüngling Lobſprüche zu ertheilen, ſo konnte er ſich vor Freude gar nicht faſſen, er brach dann in ein luſtiges Gelächter aus und bezeugte ſich wie närriſch; die Grünwieſeler ſchrieben dieſe ſonderbaren Ausbrüche der Freude ſeiner großen Liebe zu dem Neffen zu und fanden es ganz in der Ordnung. Doch hie und da mußte er auch ſein väterliches Anſehen gegen den Neffen anwenden; denn mitten in den zierlichſten Tänzen konnte es dem jungen Mann einfallen, mit einem kühnen Sprung auf die Tribüne, wo die Stadtmuſikanten ſaßen, zu ſetzen, dem Organiſten den Contrebaß aus der Hand zu reißen und ſchrecklich darauf herumzukratzen; oder er wechſelte auf einmal und tanzte auf den Händen, indem er die Beine in die Höhe ſtreckte. Dann pflegte ihn der Onkel auf die Seite zu nehmen, machte ihm dort ernſtliche Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde feſter an, daß er wieder ganz geſittet wurde.

So betrug ſich nun der Neffe in Geſellſchaft und auf Bällen. Wie es aber mit den Sitten zu geſchehen pflegt, die ſchlechten verbreiten ſich immer leichter als die guten, und eine neue auffallende Mode, wenn ſie auch höchſt lächerlich ſeyn ſollte, hat etwas Anſteckendes an ſich für junge Leute, die noch nicht über ſich ſelbſt und die Welt nachgedacht haben. So war es auch in Grünwieſel mit dem Neffen und ſeinen ſonderbaren Sitten. Als nämlich die junge Welt ſah, wie derſelbe mit ſeinem linkiſchen Weſen, mit ſeinem rohen Lachen und Schwatzen, mit ſeinen groben Antworten gegen Aeltere, eher geſchätzt als getadelt werde, daß man dies alles ſogar ſehr geiſtreich finde, ſo dachten ſie bei ſich: „es iſt mir ein Leichtes, auch ſolch ein geiſtreicher Schlingel zu werden.“ Sie waren ſonſt fleißige geſchickte junge Leute geweſen; jetzt dachten ſie: „zu was hilft Gelehrſamkeit, wenn man mit Unwiſſenheit beſſer fortkömmt?“ ſie ließen die Bücher liegen und trieben ſich überall umher auf Plätzen und Straßen. Sonſt waren ſie artig geweſen und höflich gegen jedermann, hatten gewartet, bis man ſie fragte, und anſtändig und beſcheiden geantwortet; jetzt ſtanden ſie in die Reihe der Männer, ſchwatzten mit, gaben ihre Meinung preis, und lachten ſelbſt dem Bürgermeiſter unter die Naſe, wenn er etwas ſagte, und behaupteten, alles viel beſſer zu wiſſen.

Sonſt hatten die jungen Grünwieſeler Abſcheu gehegt gegen rohes und gemeines Weſen. Jetzt ſangen ſie allerlei ſchlechte Lieder, rauchten aus ungeheuern Pfeifen Tabak und trieben ſich in gemeinen Kneipen umher; auch kauften ſie ſich, obgleich ſie ganz gut ſahen, große Brillen, ſetzten ſolche auf die Naſe und glaubten nun gemachte Leute zu ſeyn; denn ſie ſahen ja aus wie der berühmte Neffe. Zu Hauſe, oder wenn ſie auf Beſuch waren, lagen ſie mit Stiefel und Sporen aufs Kanapee, ſchaukelten ſich auf dem Stuhl in guter Geſellſchaft, oder ſtützten die Wangen in beide Fäuſte, die

Ellbogen aber auf den Tiſch, was nun überaus reizend anzuſehen war. Umſonſt ſagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie thöricht, wie unſchicklich dies alles ſey, ſie beriefen ſich auf das glänzende Beiſpiel des Neffen. Umſonſt ſtellte man ihnen vor, daß man dem Neffen, als einem jungen Engländer, eine gewiſſe Nationalroheit verzeihen müſſe, die jungen Grünwieſeler behaupteten, eben ſo gut als der beſte Engländer das Recht zu haben, auf geiſtreiche Weiſe ungezogen zu ſeyn; kurz, es war ein Jammer, wie durch das böſe Beiſpiel des Neffen die Sitten und guten Gewohnheiten in Grünwieſel völlig untergingen.

Aber die Freude der jungen Leute an ihrem rohen ungebundenen Leben dauerte nicht lange; denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Scene. Die Wintervergnügungen ſollte ein großes Concert beſchließen, das theils von den Stadtmuſikanten, theils von geſchickten Muſikfreunden in Grünwieſel aufgeführt werden ſollte. Der Bürgermeiſter ſpielte das Violoncell, der Doktor das Fagott ganz vortrefflich, der Apotheker, obgleich er keinen rechten Anſatz hatte, blies die Flöte, einige Jungfrauen aus Grünwieſel hatten Arien einſtudirt, und alles war trefflich vorbereitet. Da äußerte der alte Fremde, daß zwar das Concert auf dieſe Art trefflich werden würde, es fehle aber offenbar an einem Duett, und ein Duett müſſe in jedem ordentlichen Concert nothwendiger Weiſe vorkommen. Man war etwas betreten über dieſe Aeußerung; die Tochter des Bürgermeiſters ſang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett ſingen könnte? Man wollte endlich auf den alten Organiſten verfallen, der einſt einen trefflichen Baß geſungen hatte; der Fremde aber behauptete, dies alles ſey nicht nöthig. indem ſein Neffe ganz ausgezeichnet ſinge. Man war nicht wenig erſtaunt über dieſe neue treffliche Eigenſchaft des jungen Mannes, er mußte zur Probe etwas ſingen, und einige ſonderbare Manieren abgerechnet, die man für engliſch hielt, ſang er wie ein Engel. Man ſtudirte alſo in der Eile das Duett ein, und der Abend erſchien endlich, an welchem die Ohren der Grünwieſeler durch das Concert erquickt werden ſollten.

Der alte Fremde konnte leider dem Triumph ſeines Neffen nicht beiwohnen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeiſter, der ihn eine Stunde zuvor noch beſuchte, einige Maßregeln über ſeinen Neffen auf. „Es iſt eine gute Seele, mein Neffe," ſagte er, „aber hie und da verfällt er in allerlei ſonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; es iſt mir eben deßwegen leid, daß ich dem Concert nicht beiwohnen kann; denn vor mir nimmt er ſich gewaltig in Acht, er weiß wohl warum! Ich muß übrigens zu ſeiner Ehre ſagen, daß dies nicht geiſtiger Muthwillen iſt, ſondern es iſt körperlich, es liegt in ſeiner Natur; wollten Sie nun, Herr Bürgermeiſter, wenn er etwa in ſolche Gedanken verfiele, daß er ſich auf ein Notenpult ſetzte, oder daß er durchaus den Contrebaß ſtreichen wollte oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur ſeine hohe Halsbinde etwas lockerer machen, oder, wenn es auch dann nicht beſſer wird, ihm ſolche ganz ausziehen, Sie werden ſehen, wie artig und manierlich er dann wird."

Der Bürgermeiſter dankte dem Kranken für ſein Zutrauen und verſprach, im Fall der Noth alſo zu thun, wie er ihm gerathen.'

Der Concertſaal war gedrängt voll; denn ganz Grünwieſel und die Umgegend hatte ſich eingefunden. Alle Jäger, Pfarrer, Amtleute, Landwirthe und dergleichen aus dem Umkreis von drei Stunden waren mit zahlreicher Familie herbeigeſtrömt, um den ſeltenen Genuß mit den Grünwieſelern zu theilen. Die Stadtmuſikanten hielten ſich vortrefflich, nach ihnen trat der Bürgermeiſter auf, der das Violoncell ſpielte, begleitet vom Apotheker, der die Flöte blies; nach dieſen ſang der Organiſt eine Baßarie mit allgemeinem Beifall, und auch der Doktor wurde nicht wenig beklatſcht, als er auf dem Fagott ſich hören ließ.

Die erſte Abtheilung des Concerts war vorbei, und jedermann war nun auf die zweite geſpannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeiſters Tochter ein Duett vortragen ſollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzug erſchienen und hatte ſchon längſt die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ſich gezogen. Er hatte ſich nämlich, ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnſtuhl gelegt, der für eine Gräfin aus der Nachbarſchaft hergeſetzt worden war; er ſtreckte die Beine weit von ſich, ſchaute jedermann durch ein ungeheures Perſpektiv an, das er noch außer ſeiner großen Brille gebrauchte, und ſpielte mit einem großen Fleiſcherhund, den er, trotz des Verbotes, Hunde mitzunehmen, in die Geſellſchaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehnſtuhl bereitet war, erſchien, aber wer keine Miene machte, aufzuſtehen und ihr den Platz einzuräumen, war der Neffe; er ſetzte ſich im Gegentheil noch bequemer hinein, und niemand wagte es, dem jungen Mann etwas darüber zu ſagen; die vornehme Dame aber mußte auf dem ganz gemeinen Strohſeſſel mitten unter die übrigen Frauen des Städtchens ſitzen und ſoll ſich nicht wenig geärgert haben.

Während des herrlichen Spieles des Bürgermeiſters, während des Organiſten trefflicher Baßarie, ja ſogar während der Doktor auf dem Fagott phantaſirte, und alles den Athem anhielt und lauſchte, ließ der Neffe den Hund das Schnupftuch apportiren oder ſchwatzte ganz laut mit ſeinen Nachbarn, ſo daß jedermann, der ihn nicht kannte, über die abſonderlichen Sitten des jungen Herrn ſich wunderte.

Kein Wunder daher, daß alles ſehr begierig war, wie er ſein Duett vortragen würde. Die zweite Abtheilung begann; die Stadtmuſikanten hatten etwas weniges aufgeſpielt und nun trat der Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und ſprach: „Mosjöh! wäre es Ihnen jetzt gefällig, das Duetto zu ſingen?“ Der junge Mann lachte, fletſchte mit den Zähnen, ſprang auf, und die beiden andern folgten ihm an das Notenpult und die ganze Geſellſchaft war voll Erwartung. Der Organiſt ſchlug den Takt und winkte dem Neffen, anzufangen. Dieſer ſchaute durch ſeine großen Brillengläſer in die Noten und ſtieß greuliche jämmerliche Töne aus. Der Organiſt aber ſchrie ihm zu: „zwei Töne tiefer, Wertheſter! C müſſen Sie ſingen, C!“

Statt aber C zu ſingen, zog der Neffe einen ſeiner Schuhe ab und warf ihn dem Organiſten an den Kopf, daß der Puder weit umherflog. Als dies der Bürgermeiſter ſah, dachte er: „ha! jetzt hat er wieder ſeine körperlichen Zufälle,“ ſprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch ſchlimmer mit dem jungen Mann; er ſprach nicht mehr deutſch, ſondern eine ganz ſonderbare Sprache, die niemand verſtand, und machte große Sprünge; der Bürgermeiſter war in Verzweiflung über dieſe unangenehme Störung, er faßte daher den Entſchluß, dem jungen Mann, dem etwas ganz Beſonderes zugeſtoßen ſeyn mußte, das Halstuch vollends abzulöſen. Aber kaum hatte er dies gethan, ſo blieb er vor Schrecken wie erſtarrt ſtehen; denn ſtatt menſchlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menſchen ein dunkelbraunes Fell, und alſobald ſetzte derſelbe auch ſeine Sprünge noch höher und ſonderbarer fort, fuhr ſich mit den glacirten Handſchuhen in die Haare, zog dieſe ab, und, o Wunder! dieſe ſchönen Haare waren eine Perrücke, die er dem Bürgermeiſter ins Geſicht warf, und ſein Kopf erſchien jetzt mit demſelben braunen Fell bewachſen.

Er ſetzte über Tiſche und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette, und erſchien wie ein Raſender. „Fangt ihn, fangt ihn!“ rief der Bürgermeiſter ganz außer ſich, „er iſt von Sinnen, fangt ihn!“ Das war eine ſchwierige Sache; denn er hatte die Handſchuhe abgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten ins Geſicht fuhr und ſie jämmerlich kratzte. Endlich gelang es einem muthigen Jäger, ſeiner habhaft zu werden; er preßte ihm die langen Arme zuſammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heiſerer Stimme lachte und ſchrie. Die Leute ſammelten ſich umher und betrachteten den ſonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr ausſah wie ein Menſch; aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarſchaft, der ein großes Naturalienkabinet und allerlei ausgeſtopfte Thiere beſaß, trat näher, betrachtete ihn genau, und rief dann voll Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen ſie nur dies Thier in honnette Geſellſchaft? das iſt ja ein Affe, der **Homo Troglodytes Linnaei**, ich gebe ſogleich ſechs Thaler für ihn, wenn ſie mir ihn ablaſſen, und balge ihn aus für mein Kabinet.“

Wer beſchreibt das Erſtaunen der Grünwieſeler, als ſie dies hörten! „Was, ein Affe, ein Orangutang in unſerer Geſellſchaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe?“ riefen ſie, und ſahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute ſeinen Ohren nicht, die Männer unterſuchten das Thier genauer, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe.

„Aber wie iſt dies möglich!“ rief die Frau Bürgermeiſterin, „hat er mir nicht oft ſeine Gedichte vorgeleſen? hat er nicht, wie ein anderer Menſch, bei mir zu Mittag geſpeiſt?“

„Was?“ eiferte die Frau Doktorin; „wie? hat er nicht oft und viel den Kaffee bei mir getrunken, und mit meinem Manne gelehrt geſprochen und geraucht?“

„Wie! iſt es möglich!“ riefen die Männer; „hat er nicht mit uns am Felſenkeller Kegeln geſchoben und über Politik geſtritten, wie unſer einer?“

„Und wie?“ klagten ſie alle, „hat er nicht ſogar vorgetanzt auf unſeren Bällen? Ein Affe! ein Affe? es iſt ein Wunder, es iſt Zauberei!“

„Ja, es iſt Zauberei und teufliſcher Spuk,“ ſagte der Bürgermeiſter, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeibrachte; „ſeht! in dieſem Tuch ſteckte der ganze Zauber, der ihn in unſern Augen liebenswürdig machte; da iſt ein breiter Streifen elaſtiſchen Pergaments, mit allerlei wunderlichen Zeichen beſchrieben; ich glaube gar, es iſt lateiniſch; kann es niemand leſen?“

Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Affen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das Pergament und ſprach: „mit nichten! es ſind nur lateiniſche Buchſtaben, es heißt:

DER . AFFE . GAR . POSSIERLICH . IST .
ZUMAL . WENN . ER . VOM . APFEL . FRISST.

Ja, ja, es iſt hölliſcher Betrug, eine Art von Zauberei,“ fuhr er fort, „und es muß exemplariſch beſtraft werden.“

Der Bürgermeiſter war derſelben Meinung und machte ſich ſogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer ſeyn mußte, und ſechs Stadtſoldaten trugen den Affen; denn der Fremde ſollte ſogleich ins Verhör genommen werden.

Sie kamen, umgeben von einer ungeheuren Anzahl Menſchen, an das öde Haus; denn jedermann wollte ſehen, wie ſich die Sache weiter begeben würde. Man pochte an das Haus, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte ſich niemand. Da ließ der Bürgermeiſter in ſeiner Wuth die Thüre einſchlagen und begab ſich hinauf in das Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu ſehen, als allerlei alter Hausrath; der fremde Mann war nicht zu finden. Auf ſeinem Arbeitstiſch aber lag ein großer verſiegelter Brief, an den Bürgermeiſter überſchrieben, den dieſer auch ſogleich öffnete. Er las:

„Meine lieben Grünwieſeler!

Wenn Ihr dies leſet, bin ich nicht mehr in Eurem Städtchen, und Ihr werdet dann längſt erfahren haben, weß Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe iſt. Nehmet den Scherz, den ich mir mit Euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für ſich leben will, nicht in Eure Geſellſchaft zu nöthigen. Ich ſelbſt fühlte mich zu gut, um Euer ewiges Klatſchen, um Eure ſchlechten Sitten und Euer lächerliches Weſen zu theilen. Darum erzog ich einen jungen Orangutang, den Ihr, als meinen Stellvertreter, ſo lieb gewonnen habt. Lebet wohl und benützet dieſe Lehre nach Kräften.“

Die Grünwieſeler ſchämten ſich nicht wenig vor dem ganzen Land; ihr Troſt war, daß dies alles mit unnatürlichen Dingen zugegangen ſey. Am meiſten ſchämten ſich aber die jungen Leute in Grünwieſel, weil ſie die ſchlechten Gewohnheiten und Sitten des Affen nachgeahmt hatten. Sie ſtemmten von jetzt an keinen Ellbogen mehr auf, ſie ſchaukelten nicht mit dem Seſſel, ſie ſchwiegen, bis ſie gefragt wurden, ſie legten die Brillen ab und waren artig und geſittet wie zuvor; und wenn je einer wieder in ſolche ſchlechte lächerliche Sitten verfiel, ſo ſagten die Grünwieſeler: „es iſt ein Affe.“ Der Affe aber, welcher ſo lange die Rolle eines jungen Herrn geſpielt hatte, wurde dem gelehrten Mann, der ein Naturalienkabinet beſaß, überantwortet; dieſer läßt ihn in ſeinem Hof umhergehen, füttert ihn und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen iſt.

Es entſtand ein Gelächter im Saal, als der Sklave geendet hatte, und auch die jungen Männer lachten mit. „Es muß doch ſonderbare Leute geben unter dieſen Franken, und wahrhaftig, da bin ich lieber beim Scheik und Mufti in Aleſſandria, als in Geſellſchaft des Oberpfarrers, des Bürgermeiſters und ihrer thörichten Frauen in Grünwieſel!“

„Da haſt du gewiß recht geſprochen,“ erwiederte der junge Kaufmann; „in Frankiſtan möchte ich nicht todt ſeyn. Die Franken ſind ein rohes, wildes, barbariſches Volk, und für einen gebildeten Türken oder Perſer müßte es ſchrecklich ſeyn, dort zu leben.“

„Das werdet Ihr bald hören,“ verſprach der Alte; „ſoviel mir der Sklavenaufſeher ſagte, wird der ſchöne junge Mann dort vieles von Frankiſtan erzählen; denn er war lange dort, und iſt doch ſeiner Geburt nach ein Muſelmann.“

„Wie jener, der zuletzt ſitzt in der Reihe? Wahrlich, es iſt eine Sünde, daß der Herr Scheik dieſen losgibt! Es iſt der ſchönſte Sklave im ganzen Lande; ſchaut nur dieſes muthige Geſicht, dieſes kühne Auge, dieſe ſchöne Geſtalt. Er kann ihm ja leichte Geſchäfte geben; er kann ihn zum Fliegenwedeler machen oder zum Pfeifenträger; es iſt ein Spaß, ein ſolches Amt zu verſehen, und wahrlich, ein ſolcher Sklave iſt die Zierde von einem ganzen Haus. Und erſt drei Tage hat er ihn und gibt ihn weg? es iſt Thorheit, es iſt Sünde!“

„Tadelt ihn doch nicht, ihn, der weiſer iſt als ganz Aegypten!“ ſprach der Alte mit Nachdruck; „ſagte ich Euch nicht ſchon, daß er ihn losläßt, weil er glaubt, den Segen Allahs dadurch zu verdienen. Ihr ſagt, er iſt ſchön und wohlgebildet, und Ihr ſprecht die Wahrheit! Aber der Sohn des Scheik, den der Prophet in ſein Vaterhaus zurückbringen möge, der Sohn des Scheik war ein ſchöner Knabe, und muß jetzt auch groß ſeyn und wohlgebildet. Soll er alſo das Gold ſparen und einen wohlfeilen verwachſenen Sklaven hingeben in der Hoffnung, ſeinen Sohn dafür zu bekommen? Wer etwas thun will in der Welt, der thue es lieber gar nicht, oder — recht!“

„Und ſehet, des Scheiks Augen ſind immer auf dieſen Sklaven geheftet; ich bemerkte es ſchon den ganzen Abend. Während der Erzählungen ſtreifte oft ſein Blick dorthin und verweilte auf den edeln Zügen des Freigelaſſenen. Es muß ihn doch ein wenig ſchmerzen, ihn frei zu geben.“

„Denke nicht alſo von dem Mann! meinſt du, tauſend Tomans ſchmerzen ihn, der jeden Tag das Dreifache einnimmt?“ ſagte der alte Mann; „aber wenn ſein Blick mit Kummer auf dem Jüngling weilt, ſo denkt er wohl an ſeinen Sohn, der in der Fremde ſchmachtet; er denkt wohl, ob dort vielleicht ein barmherziger Mann wohne, der ihn loskaufe und zurückſchicke zum Vater.“

„Ihr mögt Recht haben,“ erwiederte der junge Kaufmann, „und ich ſchäme mich, daß ich von den Leuten nur immer das Gemeinere und Unedle denke, während Ihr lieber eine ſchöne Geſinnung unterlegt. Und doch ſind die Menſchen in der Regel ſchlecht, habt Ihr dies nicht auch gefunden, Alter?“

„Gerade weil ich dies nicht gefunden habe, denke ich gerne gut von den Menſchen,“ antwortete dieſer; „es ging mir gerade wie Euch; ich lebte ſo in den Tag hinein, hörte viel Schlimmes von den Menſchen, mußte ſelbſt an mir viel Schlechtes erfahren und fing an, die Menſchen alle für ſchlechte Geſchöpfe zu halten. Doch, da fiel mir bei, daß Allah, der ſo gerecht iſt als weiſe, nicht dulden könnte, daß ein ſo verworfenes Geſchlecht auf dieſer ſchönen Erde hauſe. Ich dachte nach über das, was ich geſehen, was ich erlebt hatte, und ſiehe — ich hatte nur das Böſe gezählt und das Gute vergeſſen. Ich hatte nicht acht gegeben, wenn einer eine Handlung der Barmherzigkeit übte, ich hatte es natürlich gefunden, wenn ganze Familien tugendhaft lebten und gerecht waren; ſo oft ich aber Böſes, Schlechtes hörte, hatte ich es wohl angemerkt in meinem Gedächtniß. Da fing ich an mit ganz andern Augen um mich zu ſchauen; es freute mich, wenn ich das Gute nicht ſo ſparſam keimen ſah, wie ich anfangs dachte, ich bemerkte das Böſe weniger, oder es fiel mir nicht ſo ſehr auf, und ſo lernte ich die Menſchen lieben, lernte Gutes von ihnen denken und habe mich in langen Jahren ſeltener geirrt, wenn ich von einem Gutes ſprach, als wenn ich ihn für geizig oder gemein oder gottlos hielt.“

Der Alte wurde bei dieſen Worten von dem Aufſeher der Sklaven unterbrochen, der zu ihm trat und ſprach: „Mein Herr, der Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, hat Euch mit Wohlgefallen in ſeinem Saale bemerkt und ladet Euch ein, zu ihm zu treten und Euch neben ihn zu ſetzen.“

Die jungen Leute waren nicht wenig erſtaunt über die Ehre, die dem Alten widerfahren ſollte, den ſie für einen Bettler gehalten, und als dieſer hingegangen war, ſich zu dem Scheik zu ſetzen, hielten ſie den Sklavenaufſeher zurück und der Schreiber fragte ihn: „Beim Bart des Propheten beſchwöre ich dich, ſage uns, wer iſt dieſer alte Mann, mit dem wir ſprachen und den der Scheik alſo ehrt?“

„Wie!“ rief der Aufſeher der Sklaven und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen, „dieſen Mann kennet Ihr nicht?“

„Nein, wir wiſſen nicht, wer er iſt.“

„Aber ich ſah Euch doch ſchon einigemal mit ihm auf der Straße ſprechen, und mein Herr, der Scheik, hat dies auch bemerkt und erſt letzthin geſagt: das müſſen wackere junge Leute ſeyn, die dieſer Mann eines Geſpräches würdigt.“

„Aber ſo ſage doch, wer er iſt!“ rief der junge Kaufmann in höchſter Ungeduld.

„Gehet, Ihr wollet mich nur zum Narren haben,“ antwortete der Sklavenaufſeher. „In dieſen Saal kommt ſonſt niemand, wer nicht ausdrücklich eingeladen iſt, und heute ließ der Alte dem Scheik ſagen, er werde einige junge Männer in ſeinen Saal mitbringen, wenn es ihm nicht ungelegen ſey, und Ali Banu ließ ihm ſagen, er habe über ſein Haus zu gebieten!“

„Laſſe uns nicht länger in Ungewißheit; ſo wahr ich lebe, ich weiß nicht, wer dieſer Mann iſt, wir lernten ihn zufällig kennen und ſprachen mit ihm.“

„Nun, dann dürfet Ihr Euch glücklich preiſen; denn Ihr habt mit einem gelehrten berühmten Mann geſprochen, und alle Anweſenden ehren und bewundern Euch deßhalb; es iſt niemand anders, als Muſtapha der gelehrte Derwiſch.“

„Muſtapha! der weiſe Muſtapha, der den Sohn des Scheik erzogen hat, der viele gelehrte Bücher ſchrieb, der große Reiſen machte in alle Welttheile? mit Muſtapha haben wir geſprochen? Und geſprochen, als wär' er unſer einer, ſo ganz ohne alle Ehrerbietung?“

Noch waren die jungen Männer im Geſpräch über dieſe Mährchen und über den Alten, den Derwiſch Muſtapha; ſie fühlten ſich nicht wenig geehrt, daß ein ſo alter und berühmter Mann ſie ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt und ſogar öfters mit ihnen geſprochen und geſtritten hatte. Da kam plötzlich der Aufſeher der Sklaven zu ihnen und lud ſie ein, ihm zum Scheik zu folgen, der ſie ſprechen wolle. Den Jünglingen pochte das Herz. Noch nie hatten ſie mit einem ſo vornehmen Mann geſprochen, nicht einmal allein, viel weniger in ſo großer Geſellſchaft. Doch, ſie faßten ſich, um nicht als Thoren zu erſcheinen, und folgten dem Aufſeher der Sklaven zum Scheik. Ali Banu ſaß auf einem reichen Polſter und nahm Sorbet zu ſich. Zu ſeiner Rechten ſaß der Alte, ſein dürftiges Kleid ruhte auf herrlichen Polſtern, ſeine ärmlichen Sandalen hatte er auf einen reichen Teppich von perſiſcher Arbeit geſtellt, aber ſein ſchöner Kopf, ſein Auge voll Würde und Weisheit zeigten an, daß er würdig ſey, neben einem Mann wie der Scheik zu ſitzen.

Der Scheik war ſehr ernſt, und der Alte ſchien ihm Troſt und Muth zuzuſprechen; die Jünglinge glaubten auch in ihrem Ruf vor das Angeſicht des Scheik eine Liſt des Alten zu entdecken, der wahrſcheinlich den trauernden Vater durch ein Geſpräch mit ihnen zerſtreuen wollte.

„Willkommen, ihr jungen Männer!“ ſprach der Scheik, „willkommen in dem Hauſe Ali Banu's. Mein alter Freund hier hat ſich meinen Dank verdient, daß er euch hier einführte; doch zürne ich ihm ein wenig, daß er mich nicht früher mit euch bekannt machte. Wer von euch iſt denn der junge Schreiber?“

„Ich, o Herr! und zu Euren Dienſten!“ ſprach der junge Schreiber, indem er die Arme über der Bruſt kreuzte und ſich tief verbeugte.

„Ihr hört alſo ſehr gerne Geſchichten und leſet gerne Bücher mit ſchönen Verſen und Denkſprüchen?“

Der junge Menſch erröthete und antwortete: „O Herr! allerdings kenne ich für meinen Theil keine angenehmere Beſchäftigung, als mit dergleichen den Tag zuzubringen. Es bildet den Geiſt und vertreibt die Zeit. Aber jeder nach ſeiner Weiſe, ich tadle darum gewiß keinen, der nicht —“

„Schon gut, ſchon gut,“ unterbrach ihn der Scheik lachend, und winkte den Zweiten herbei. „Wer biſt denn du?“ fragte er ihn.

„Herr, ich bin meines Amtes der Gehülfe eines Arztes und habe ſelbſt ſchon einige Kranke geheilt.“

„Richtig,“ erwiederte der Scheik, „und Ihr ſeyd es auch, der das Wohlleben liebet; Ihr möchtet gerne mit guten Freunden hie und da tafeln und guter Dinge ſeyn? Nicht wahr, ich habe es errathen?“

Der junge Mann war beſchämt, er fühlte, daß er verrathen war, und daß der Alte von ihm gebeichtet haben mußte. Er faßte ſich aber ein Herz und antwortete: „O ja, Herr, ich rechne es unter des Lebens Glückſeligkeiten, hie und da mit guten Freunden fröhlich ſeyn zu können. Mein Beutel reicht nun zwar nicht weiter hin, als meine Freunde mit Waſſermelonen oder dergleichen wohlfeilen Sachen zu bewirthen; doch ſind wir auch dabei fröhlich, und es läßt ſich denken, daß wir es noch um ein gutes Theil mehr wären, wenn ich mehr Geld hätte.“

Dem Scheik gefiel dieſe beherzte Antwort und er konnte ſich nicht enthalten, darüber zu lachen. „Welcher iſt denn der junge Kaufmann?“ fragte er weiter.

Der junge Kaufmann verbeugte ſich mit freiem Anſtand vor dem Scheik; denn er war ein Menſch von guter Erziehung; der Scheik aber ſprach: „und Ihr? Ihr habt Freude an Muſik und Tanz? Ihr höret es gerne, wenn gute Künſtler etwas ſpielen und ſingen, und ſehet gerne Tänzer künſtliche Tänze ausführen?“

Der junge Kaufmann antwortete: „ich ſehe wohl, o Herr, daß jener alte Mann, um Euch zu beluſtigen, unſere Thorheiten insgeſammt verrathen hat. Wenn es ihm gelang, Euch dadurch aufzuheitern, ſo habe ich gerne zu Eurem Scherz gedient. Was aber Muſik und Tanz betrifft, ſo geſtehe ich, es gibt nicht leicht etwas, was mein Herz alſo vergnügt. Doch glaubet nicht, daß ich deßwegen Euch table, o Herr, wenn Ihr nicht ebenfalls —“

„Genug, nicht weiter!“ rief der Scheik, lächelnd mit der Hand abwehrend, „jeder nach ſeiner Weiſe, wollet Ihr ſagen; aber dort ſteht ja noch einer, das iſt wohl der, welcher ſo gerne reiſen möchte? Wer ſeyd denn Ihr, junger Herr?“

„Ich bin ein Maler, o Herr!“ antwortete der junge Mann, „ich male Landſchaften theils an die Wände der Säle, theils auf Leinwand. Fremde Länder zu ſehen iſt allerdings mein Wunſch, denn man ſieht dort allerlei ſchöne Gegenden, die man wieder anbringen kann; und was man ſieht und abzeichnet, iſt doch in der Regel immer ſchöner, als was man nur ſo ſelbſt erfindet.“

Der Scheik betrachtete jetzt die ſchönen jungen Leute, und ſein Blick wurde ernſt und düſter. „Ich hatte einſt auch einen lieben Sohn,“ ſagte er, „und er müßte nun auch ſo herangewachſen ſeyn wie ihr. Da ſolltet ihr ſeine Genoſſen und Begleiter ſeyn, und jeder eurer

Wünſche würde von ſelbſt befriedigt werden. Mit jenem würde er leſen, mit dieſem Muſik hören, mit dem andern würde er gute Freunde einladen und fröhlich und guter Dinge ſeyn, und mit dem Maler ließe ich ihn ausziehen in ſchöne Gegenden, und wäre dann gewiß, daß er immer wieder zu mir zurückkehrte. So hat es aber Allah nicht gewollt, und ich füge mich in ſeinen Willen ohne Murren. Doch es ſteht in meiner Macht, eure Wünſche dennoch zu erfüllen, und ihr ſollet freudigen Herzens von Ali Banu gehen. Ihr, mein gelehrter Freund,“ fuhr er fort, indem er ſich zu dem Schreiber wandte, „wohnt von jetzt an in meinem Hauſe und ſeyd über meine Bücher geſetzt. Ihr könnet noch dazu anſchaffen, was Ihr wollet und für gut haltet, und Euer einziges Geſchäft ſey, mir, wenn Ihr etwas recht Schönes geleſen habt, zu erzählen. Ihr, der Ihr eine gute Tafel unter Freunden liebt, Ihr ſollet der Aufſeher meiner Vergnügungen ſeyn. Ich ſelbſt zwar lebe einſam und ohne Freude, aber es iſt meine Pflicht und mein Amt bringt es mit ſich, hie und da viele Gäſte einzuladen. Dort ſollet Ihr an meiner Stelle alles beſorgen, und könnet von Euren Freunden dazu einzuladen, wen Ihr nur wollet; verſteht ſich, auf etwas Beſſeres als Waſſermelonen. Den jungen Kaufmann da darf ich freilich ſeinem Geſchäft nicht entziehen, das ihm Geld und Ehre bringt; aber alle Abende ſtehen Euch, mein junger Freund, Tänzer, Sänger und Muſikanten zu Dienſte, ſo viel Ihr wollet. Laſſet Euch aufſpielen und tanzen nach Herzensluſt. Und Ihr,“ ſprach er zu dem Maler, „Ihr ſollet fremde Länder ſehen und das Auge durch

Erfahrung ſchärfen. Mein Schatzmeiſter wird Euch zu der erſten Reiſe, die Ihr morgen antreten könnet, tauſend Goldſtücke reichen, nebſt zwei Pferden und einem Sklaven. Reiſet, wohin Euch das Herz treibt, und wenn Ihr etwas Schönes ſehet, ſo malet es für mich.“

Die jungen Leute waren außer ſich vor Erſtaunen, ſprachlos vor Freude und Dank. Sie wollten den Boden vor den Füßen des gütigen Mannes küſſen, aber er ließ es nicht zu. „Wenn ihr einem zu danken habt,“ ſprach er, ſo iſt es dieſem weiſen Mann hier, der mir von euch erzählte. Auch mir hat er dadurch Vergnügen gemacht, vier ſo muntere junge Leute eurer Art kennen zu lernen.“

Der Derwiſch Muſtapha aber wehrte den Dank der Jünglinge ab. „Sehet,“ ſprach er, „wie man nie voreilig urtheilen muß; habe ich euch zuviel von dieſem edeln Mann geſagt?“

„Laſſet uns nun noch einen der Sklaven, die heute frei ſind, erzählen hören;“ unterbrach ihn Ali Banu, und die Jünglinge begaben ſich an ihre Plätze.

Jener junge Sklave, der die Aufmerkſamkeit aller durch ſeinen Wuchs, durch ſeine Schönheit und ſeinen muthigen Blick in ſo hohem Grade auf ſich gezogen hatte, ſtand jetzt auf, verbeugte ſich vor dem Scheik und fing mit wohltönender Stimme alſo zu ſprechen an:

Die Geschichte Almansors.

O Herr! die Männer, die vor mir geſprochen haben, erzählten mancherlei wunderbare Geſchichten, die ſie gehört hatten in fremden Ländern; ich muß mit Beſchämung geſtehen, daß ich keine einzige Erzählung weiß, die Eurer Aufmerkſamkeit würdig wäre. Doch, wenn es Euch nicht langweilt, will ich Euch die wunderbaren Schickſale eines meiner Freunde vortragen.

Auf jenem algieriſchen Kaperſchiff, von welchem mich Eure milde Hand befreit hat, war ein junger Mann in meinem Alter, der mir nicht für das Sklavenkleid geboren ſchien, das er trug. Die übrigen Unglücklichen auf dem Schiff waren entweder rohe Menſchen, mit denen ich nicht leben mochte, oder Leute, deren Sprache ich nicht verſtand; darum fand ich mich zu der Zeit, wo wir ein Stündchen frei hatten, gerne zu dem jungen Mann. Er nannte ſich Almanſor, und war ſeiner Ausſprache nach ein Aegyptier. Wir unterhielten uns recht angenehm mit einander und kamen eines Tages auch darauf, uns unſere Geſchichte zu erzählen, da dann die meines Freundes allerdings bei weitem merkwürdiger war, als die meinige.

Almanſors Vater war ein vornehmer Mann in einer ägyptiſchen Stadt, deren Namen er mir nicht nannte. Er lebte die Tage ſeiner Kindheit vergnügt, froh und umgeben von allem Glanz und Bequemlichkeit der Erde. Aber er wurde dabei doch nicht weichlich erzogen, und ſein Geiſt wurde frühzeitig ausgebildet; denn ſein Vater war ein weiſer Mann, der ihm Lehren der Tugend gab, und überdies hatte er zum Lehrer einen berühmten Gelehrten, der ihn in allem unterrichtete, was ein junger Menſch wiſſen muß. Almanſor war etwa zehn Jahre alt, als die Franken über das Meer her in das Land kamen und Krieg mit ſeinem Volke führten.

Der Vater des Knaben mußte aber den Franken nicht ſehr günſtig geweſen ſeyn; denn eines Tages, als er eben zum Morgengebet gehen wollte, kamen ſie und verlangten zuerſt ſeine Frau als Geißel ſeiner treuen Geſinnungen gegen das Frankenvolk, und als er ſie nicht geben wollte, ſchleppten ſie ſeinen Sohn mit Gewalt ins Lager.

Als der junge Sklave alſo erzählte, verhüllte der Scheik ſein Angeſicht, und es entſtand ein Murren des Unwillens im Saal. „Wie," riefen die Freunde des Scheik, „wie kann der junge Mann dort ſo thöricht handeln und durch ſolche Geſchichten die Wunden Ali Banu's aufreißen, ſtatt ſie zu mildern? wie kann er ihm ſeinen Schmerz erneuern, ſtatt ihn zu zerſtreuen?" Der Sklavenaufſeher ſelbſt war voll Zorn über den unverſchämten Jüngling und gebot ihm zu ſchweigen. Der junge Sklave aber war ſehr erſtaunt über dies alles und fragte den Scheik, ob denn in ſeiner Erzählung etwas liege, das ſein Mißfallen erregt habe. Der Scheik richtete ſich bei dieſen Worten auf und ſprach: „Seyd doch ruhig, ihr Freunde; wie kann denn dieſer Jüngling etwas von meinem betrübten Schickſal wiſſen, da er nur kaum drei Tage unter dieſem Dache iſt! Kann es denn bei den Greueln, die dieſe Franken verübten, nicht ein ähnliches Geſchick wie das meine geben, kann nicht vielleicht jener Almanſor — doch, erzähle immer weiter, mein junger Freund?" Der junge Sklave verbeugte ſich und fuhr fort:

Der junge Almanſor wurde alſo in das fränkiſche Lager geführt. Es erging ihm dort im Ganzen gut;

denn einer der Feldherren ließ ihn in ſein Zelt kommen und hatte ſeine Freude an den Antworten des Knaben, die ihm ein Dragoman überſetzen mußte; er ſorgte für ihn, daß ihm an Speiſe und Kleidung nichts abginge; aber die Sehnſucht nach Vater und Mutter machte dennoch den Knaben höchſt unglücklich. Er weinte viele Tage lang, aber ſeine Thränen rührten dieſe Männer nicht. Das Lager wurde abgebrochen, und Almanſor glaubte jetzt wieder zurückkehren zu dürfen; aber es war nicht ſo; das Heer zog hin und her, führte Krieg mit den Mameluken und den jungen Almanſor ſchleppten ſie immer mit ſich. Wenn er dann die Hauptleute und Feldherren anflehte, ihn doch wieder heimkehren zu laſſen, ſo verweigerten ſie es und ſagten, er müſſe ein Unterpfand von ſeines Vaters Treue ſeyn. So war er viele Tage lang auf dem Marſch.

Auf einmal aber entſtand eine Bewegung im Heer, die dem Knaben nicht entging; man ſprach von Einpacken, von Zurückziehen, vom Einſchiffen, und Almanſor war außer ſich vor Freude; denn jetzt, wenn die Franken in ihr Land zurückkehrten, jetzt mußte er ja frei werden. Man zog mit Roß und Wagen rückwärts gegen die Küſte, und endlich war man ſo weit, daß man die Schiffe vor Anker liegen ſah. Die Soldaten ſchifften ſich ein, aber es wurde Nacht, bis nur ein kleiner Theil eingeſchifft war. So gerne Almanſor gewacht hätte, weil er jede Stunde glaubte freigelaſſen zu werden, ſo verfiel er doch endlich in einen tiefen Schlaf, und er glaubt, die Franken haben ihm etwas unter das Waſſer gemiſcht, um ihn einzuſchläfern; denn als er aufwachte, ſchien der helle Tag in eine kleine Kammer, worin er nicht geweſen war, als er einſchlief. Er ſprang auf von ſeinem Lager, aber als er auf den Boden kam, fiel er um; denn der Boden ſchwankte hin und wieder, und es ſchien ſich alles zu bewegen und im Kreis um ihn her zu tanzen. Er raffte ſich auf, hielt ſich an den Wänden feſt, um aus dem Gemach zu kommen, worin er ſich befand.

Ein ſonderbares Brauſen und Ziſchen war um ihn her; er wußte nicht, ob er träume oder wache; denn er hatte nie Aehnliches geſehen oder gehört. Endlich erreichte er eine kleine Treppe, mit Mühe ſtieg er hinauf, und welcher Schrecken befiel ihn! Rings umher war nichts als Himmel und Meer, er befand ſich auf einem Schiffe. Da fing er kläglich an zu weinen. Er wollte zurückgebracht werden, er wollte ins Meer ſich ſtürzen und hinüberſchwimmen nach ſeiner Heimath; aber die Franken hielten ihn feſt, und einer der Befehlshaber ließ ihn zu ſich kommen, verſprach ihm, wenn er gehorſam ſey, ſolle er bald wieder in ſeine Heimath kommen, und ſtellte ihm vor, daß es nicht mehr möglich geweſen wäre, ihn vom Land aus nach Hauſe zu bringen, dort aber hätte er, wenn man ihn zurückgelaſſen, elendiglich umkommen müſſen.

Wer aber nicht Wort hielt, waren die Franken; denn das Schiff ſegelte viele Tage lang weiter, und als es endlich landete, war man nicht an Aegyptens Küſte, ſondern in Frankiſtan! Almanſor hatte während der langen Fahrt und ſchon im Lager einiges von der Sprache der Franken verſtehen und ſprechen gelernt, was ihm in dieſem Lande, wo niemand ſeine Sprache kannte, ſehr gut zu ſtatten kam. Er wurde viele Tage lang durch das Land in das Innere geführt, und überall ſtrömte das Volk zuſammen, um ihn zu ſehen; denn ſeine Begleiter ſagten aus, er wäre der Sohn des Königs von Aegypten, der ihn zu ſeiner Ausbildung nach Frankiſtan ſchicke.

So ſagten aber die Soldaten nur, um das Volk glauben zu machen, ſie haben Aegypten beſiegt und ſtehen in tiefem Frieden mit dieſem Land. Nachdem die Reiſe zu Land mehrere Tage gedauert hatte, kamen ſie in eine große Stadt, dem Ziel ihrer Reiſe. Dort wurde er einem Arzt übergeben, der ihn in ſein Haus nahm und in allen Sitten und Gebräuchen unterwies.

Er mußte vor allem fränkiſche Kleider anlegen, die ſehr enge und knapp waren, und bei weitem nicht ſo ſchön wie ſeine ägyptiſchen. Dann durfte er nicht mehr ſeine Verbeugung mit gekreuzten Armen machen, ſondern wollte er jemand ſeine Ehrerbietung bezeugen, ſo mußte er mit der einen Hand die ungeheure Mütze von ſchwarzem Filz, die alle Männer trugen und die man auch ihm aufgeſetzt hatte, vom Kopf reißen, mit der andern Hand mußte er auf die Seite fahren und mit dem rechten Fuß auskratzen. Er durfte auch nicht mehr mit übergeſchlagenen Beinen ſitzen, wie es angenehme Sitte iſt im Morgenland, ſondern auf hochbeinige Stühle mußte er ſich ſetzen und die Füße herabhängen laſſen auf den Boden. Das Eſſen machte ihm auch nicht geringe Schwierigkeit, denn alles, was er zum Mund bringen wollte, mußte er zuvor auf eine Gabel von Eiſen ſtecken.

Der Doktor aber war ein ſtrenger böſer Mann, der den Knaben plagte; denn, wenn er ſich jemals vergaß und zu einem Beſuch ſagte: „Salem aleikum!" ſo ſchlug er ihn mit dem Stock; denn er ſollte ſagen: „votre serviteur." Er durfte auch nicht mehr in ſeiner Sprache denken und ſprechen, oder ſchreiben, höchſtens durfte er darin träumen, und er hätte vielleicht ſeine Sprache gänzlich verlernt, wenn nicht ein Mann in jener Stadt gelebt hätte, der ihm von großem Nutzen war.

Es war dies ein alter, aber ſehr gelehrter Mann, der viele morgenländiſche Sprachen verſtand, Arabiſch, Perſiſch, Koptiſch, ſogar Chineſiſch, von jedem etwas; er galt in jenem Land für ein Wunder von Gelehrſamkeit, und man gab ihm viel Geld, daß er dieſe Sprachen andere Leute lehrte. Dieſer Mann ließ den jungen Almanſor alle Wochen einigemal zu ſich kommen, bewirthete ihn mit ſeltenen Früchten und dergleichen, und dem Jüngling war es dann, als wäre er zu Haus; denn der Alte war gar ein ſonderbarer Mann. Er hatte Almanſor Kleider machen laſſen, wie ſie vornehme Leute in Aegypten tragen. Dieſe Kleider bewahrte er in ſeinem Hauſe in einem beſondern Zimmer auf. Kam nun Almanſor, ſo ſchickte er ihn mit einem Bedienten in jenes Zimmer und ließ ihn ganz nach ſeiner Landesſitte ankleiden. Von da an ging es dann nach „klein Arabien," ſo nannte man einen Saal im Hauſe des Gelehrten.

Dieſer Saal war mit allerlei künſtlich aufgezogenen Bäumen, als Palmen, Bambus, jungen Cedern und dergleichen, und mit Blumen ausgeſchmückt, die nur im Morgenland wachſen. Perſiſche Teppiche lagen auf dem Fußboden und an den Wänden waren Polſter, nirgends aber ein fränkiſcher Stuhl oder Tiſch. Auf einem dieſer Polſter ſaß der alte Profeſſor; er ſah aber ganz anders aus als gewöhnlich: um den Kopf hatte er einen feinen türkiſchen Shawl als Turban gewunden, er hatte einen grauen Bart umgeknüpft, der ihm bis zum Gürtel reichte und ausſah wie ein natürlicher, ehrwürdiger Bart eines gewichtigen Mannes. Dazu trug er einen Talar, den er aus einem brokatenen Schlafrock hatte machen laſſen, weite türkiſche Beinkleider, gelbe Pantoffeln und, ſo friedlich er ſonſt war, an dieſen Tagen hatte er einen türkiſchen Säbel umgeſchnallt und im Gürtel ſtack ein Dolch mit falſchen Steinen beſetzt. Dazu rauchte er aus einer zwei Ellen langen Pfeife und ließ ſich von ſeinen Leuten bedienen, die ebenfalls perſiſch gekleidet waren und wovon die Hälfte Geſicht und Hände ſchwarz gefärbt hatte.

Von Anfang wollte dies alles dem jungen Almanſor gar wunderlich bedünken, aber bald ſah er ein, daß ſolche Stunden, wenn er in die Gedanken des Alten ſich fügte, ſehr nützlich für ihn ſeyen. Durfte er beim Doktor kein ägyptiſches Wort ſprechen, ſo war hier die fränkiſche Sprache ſehr verboten, Almanſor mußte beim Eintreten den Friedensgruß ſprechen, den der alte Perſer ſehr feierlich erwiederte; dann winkte er dem Jüngling, ſich neben ihn zu ſetzen und begann perſiſch, arabiſch, koptiſch und alle Sprachen untereinander zu ſprechen, und nannte dies eine gelehrte morgenländiſche Unterhaltung. Neben ihm ſtand ein Bedienter, oder, was ſie an dieſem Tage vorſtellten, ein Sklave, der ein großes Buch hielt; das Buch war aber ein Wörterbuch, und wenn dem Alten die Worte ausgingen, winkte er dem Sklaven, ſchlug flugs auf, was er ſagen wollte, und fuhr dann zu ſprechen fort.

Die Sklaven aber brachten in türkiſchem Geſchirr Sorbet und dergleichen, und wollte Almanſor dem Alten ein großes Vergnügen machen, ſo mußte er ſagen, es ſey alles bei ihm angeordnet wie im Morgenlande. Almanſor las ſehr ſchön perſiſch, und das war der Hauptvortheil für den Alten. Er hatte viele perſiſche Manuſcripte, aus dieſen ließ er ſich von dem Jüngling vorleſen, las aufmerkſam nach und merkte ſich auf dieſe Art die richtige Ausſprache.

Das waren die Freudentage des armen Almanſor; denn nie entließ ihn der alte Profeſſor unbeſchenkt, und oft trug er ſogar koſtbare Gaben an Geld oder Leinenzeug oder anderen nothwendigen Dingen davon, die ihm der Doktor nicht geben wollte. So lebte Almanſor einige Jahre in der Hauptſtadt des Frankenlandes, und nie wurde ſeine Sehnſucht nach der Heimath geringer. Als er aber etwa fünfzehn Jahre alt war, begab ſich ein Vorfall, der auf ſein Schickſal großen Einfluß hatte.

Die Franken nämlich wählten ihren erſten Feldherrn, denſelben, mit welchem Almanſor ſo oft in Aegypten geſprochen hatte, zu ihrem König und Beherrſcher. Almanſor wußte zwar und erkannte es an den großen Feſtlichkeiten, daß etwas dergleichen in dieſer großen Stadt geſchehe, doch konnte er ſich nicht denken, daß der König derſelbe ſey, den er in Aegypten geſehen; denn jener Feldherr war noch ein ſehr junger Mann. Eines Tages aber ging Almanſor über eine jener Brücken, die über den breiten Fluß führen, der die Stadt durchſtrömt; da gewahrte er in dem einfachen Kleid eines Soldaten einen Mann, der am Brückengeländer lehnte und in die Wellen ſah. Die Züge des Mannes fielen ihm auf und er erinnerte ſich, ihn ſchon geſehen zu haben. Er ging alſo ſchnell die Kammern ſeiner Erinnerung durch und als er an die Pforte der Kammer von Aegypten kam, da eröffnete ſich ihm plötzlich das Verſtändniß, daß dieſer Mann jener Feldherr der Franken ſey, mit welchem er oft im Lager geſprochen und der immer gütig für ihn geſorgt hatte; er wußte ſeinen rechten Namen nicht genau, er faßte ſich daher ein Herz, trat zu ihm, nannte ihn, wie ihn die Soldaten unter ſich nannten, und ſprach, indem er nach ſeiner Landesſitte die Arme über der Bruſt kreuzte: „Salem aleikum, Petit-Caporal!“

Der Mann ſah ſich erſtaunt um, blickte den jungen Menſchen mit ſcharfen Augen an, dachte über ihn nach und ſagte dann: „Himmel, iſt es möglich! du hier, Almanſor? Was macht dein Vater? Wie geht es in Aegypten? Was führt dich zu uns hieher?“

Da konnte ſich Almanſor nicht länger halten, er fing an bitterlich zu weinen und ſagte zu dem Mann: „ſo weißt du alſo nicht, was die Hunde, deine Landsleute, mit mir gemacht haben, Petit-Caporal? du weißt nicht, daß ich das Land meiner Väter nicht mehr geſehen habe ſeit vielen Jahren?“

„Ich will nicht hoffen," ſagte der Mann und ſeine Stirne wurde finſter, „ich will nicht hoffen, daß man dich mit hinweg ſchleppte."

„Ach, freilich," antwortete Almanſor, „an jenem Tag, wo Eure Soldaten ſich einſchifften, ſah ich mein Vaterland zum letzten Mal; ſie nahmen mich mit ſich hinweg, und ein Hauptmann, den mein Elend rührte, zahlt ein Koſtgeld für mich bei einem verwünſchten Doktor, der mich ſchlägt und halb Hungers ſterben läßt. Aber höre, Petit-Caporal," fuhr er ganz treuherzig fort, „es iſt gut, daß ich dich hier traf, du mußt mir helfen."

Der Mann, zu welchem er dies ſprach, lächelte und fragte, auf welche Weiſe er denn helfen ſollte.

„Siehe," ſagte Almanſor, „es wäre unbillig, wollte ich von dir etwas verlangen, du warſt von jeher ſo gütig gegen mich; aber ich weiß, du biſt auch ein armer Menſch, und wenn du auch Feldherr warſt, gingſt du nie ſo ſchön gekleidet, wie die anderen; auch jetzt mußt du, nach deinem Rock und Hut zu urtheilen, nicht in den beſten Umſtänden ſeyn. Aber da haben ja die Franken letzthin einen Sultan gewählt, und ohne Zweifel kennſt du Leute, die ſich ihm nahen dürfen, etwa ſeinen Janiſcharen-Aga oder den Reis-Effendi oder ſeinen Kapudan-Baſcha; nicht?"

„Nun ja," antwortete der Mann, „aber wie weiter?"

„Bei dieſen könnteſt du ein gutes Wort für mich einlegen, Petit-Caporal, daß ſie den Sultan der Franken bitten, er möchte mich frei laſſen; dann brauche ich auch etwas Geld zur Reiſe über's Meer, vor allem aber mußt du mir verſprechen, weder dem Doktor noch dem arabiſchen Profeſſor etwas davon zu ſagen.“

„Wer iſt denn der arabiſche Profeſſor?“ fragte jener.

„Ach, das iſt ein ſonderbarer Mann; doch, von dieſem erzähle ich dir ein ander Mal. Wenn es die beiden hörten, dürfte ich nicht mehr aus Frankiſtan weg. Aber willſt du für mich ſprechen bei den Aga's? Sage es mir aufrichtig!“

„Komm mit mir,“ ſagte der Mann, „vielleicht kann ich dir jetzt gleich nützlich ſeyn.“

„Jetzt?“ rief der Jüngling mit Schrecken, „jetzt um keinen Preis, da würde mich der Doktor prügeln; ich muß eilen, daß ich nach Hauſe komme.“

„Was trägſt du denn in dieſem Korb?“ fragte jener, indem er ihn zurückhielt. Almanſor erröthete und wollte es anfangs nicht zeigen, endlich aber ſagte er: „ſiehe, Petit-Caporal, ich muß hier Dienſte thun, wie der geringſte Sklave meines Vaters. Der Doktor iſt ein geiziger Mann, und ſchickt mich alle Tage von unſerem Hauſe eine Stunde weit auf den Gemüſe- und Fiſchmarkt, da muß ich dann unter den ſchmutzigen Marktweibern einkaufen, weil es dort um einige Kupfermünzen wohlfeiler iſt als in unſerem Stadttheil. Siehe, wegen dieſes ſchlechten Herings, wegen dieſer Handvoll Salat, wegen dieſes Stückchens Butter muß ich alle Tage zwei Stunden gehen. Ach, wenn es mein Vater wüßte!“

Der Mann, zu welchem Almanſor dies ſprach, war gerührt über die Noth des Knaben und antwortete: „komm nur mit mir und ſey getroſt, der Doktor ſoll dir nichts anhaben dürfen, wenn er auch heute weder Hering noch Salat verſpeiſt. Sey getroſten Muthes und komm.“ Er nahm bei dieſen Worten Almanſor bei der Hand und führte ihn mit ſich, und obgleich dieſem das Herz pochte, wenn er an den Doktor dachte, ſo lag doch ſo viele Zuverſicht in den Worten und Mienen des Mannes, daß er ſich entſchloß, ihm zu folgen. Er ging alſo, ſein Körbchen am Arm, neben dem Soldaten viele Straßen durch, und wunderbar wollte es ihm bedünken, daß alle Leute die Hüte vor ihnen abnahmen und ſtehen blieben und ihnen nachſchauten. Er äußerte dies auch gegen ſeinen Begleiter, dieſer aber lachte und ſagte nichts darüber.

Sie gelangten endlich an ein prachtvolles Schloß, auf welches der Mann zuging. „Wohnſt du hier? Petit-Caporal,“ fragte Almanſor.

„Hier iſt meine Wohnung,“ entgegnete jener, „und ich will dich zu meiner Frau führen.“

„Ei, da wohnſt du ſchön!“ fuhr Almanſor fort, „gewiß hat dir der Sultan hier freie Wohnung gegeben?“

„Dieſe Wohnung habe ich vom Kaiſer, du haſt Recht;“ antwortete ſein Begleiter und führte ihn in das Schloß. Dort ſtiegen ſie eine breite Treppe hinan, und in einem ſchönen Saal hieß er ihn ſeinen Korb abſetzen und trat dann mit ihm in ein prachtvolles Gemach, wo eine Frau auf einem Divan ſaß. Der Mann ſprach mit ihr in einer fremden Sprache, worauf ſie beide nicht wenig lachten, und die Frau fragte dann Almanſor in fränkiſcher Sprache vieles über Aegypten. Endlich ſagte

Petit-Caporal zu dem Jüngling: „weiſt du, was das Beſte iſt? ich will dich gleich ſelbſt zum Kaiſer führen und bei ihm für dich ſprechen.“

Almanſor aber erſchrack ſehr, aber er gedachte an ſein Elend und ſeine Heimath: „dem Unglücklichen,“ ſprach er zu den beiden, „dem Unglücklichen verleiht Allah einen hohen Muth in der Stunde der Noth, er wird auch mich armen Knaben nicht verlaſſen. Ich will es thun, ich will zu ihm gehen. Aber ſage, Caporal, muß ich vor ihm niederfallen, muß ich die Stirne mit dem Boden berühren, was muß ich thun?“

Die beiden lachten von neuem und verſicherten, alles ſey nicht nöthig.

„Sieht er ſchrecklich und majeſtätiſch aus?“ fragte er weiter, „hat er einen langen Bart? macht er feurige Augen? Sage, wie ſieht er aus?“

Sein Begleiter lachte von neuem und ſprach dann: „Ich will dir ihn lieber gar nicht beſchreiben, Almanſor, du ſelbſt ſollſt errathen, welcher es iſt. Nur das will ich dir als Kennzeichen angeben: alle im Saal des Kaiſers werden, wenn er da iſt, die Hüte ehrerbietig abnehmen, der, welcher den Hut auf dem Kopf behält, der iſt der Kaiſer. Bei dieſen Worten nahm er ihn bei der Hand und ging mit ihm nach dem Saal des Kaiſers. Je näher er kam, deſto lauter pochte ihm das Herz, und die Knie fingen ihm an zu zittern, als ſie ſich der Thüre näherten. Ein Bedienter öffnete die Thüre, und da ſtanden in einem Halbkreis wenigſtens dreißig Männer, alle prächtig gekleidet und mit Gold und Sternen überdeckt, wie es Sitte iſt im Lande der Franken bei den vornehmſten Aga's und Baſſa's der Könige, und Almanſor dachte, ſein Begleiter, der ſo unſcheinbar gekleidet war, müſſe der Geringſten einer ſeyn unter dieſen. Sie hatten alle das Haupt entblößt und Almanſor fing nun an, nach dem zu ſuchen, der den Hut auf dem Kopf hätte; denn dieſer mußte der Kaiſer ſeyn. Aber vergebens war ſein Suchen. Alle hatten den Hut in der Hand, und der Kaiſer mußte alſo nicht unter ihnen ſeyn; da fiel ſein Blick zufällig auf ſeinen Begleiter und ſiehe — dieſer hatte den Hut auf dem Kopfe ſitzen!

Der Jüngling war erſtaunt, betroffen. Er ſah ſeinen Begleiter lange an und ſagte dann, indem er ſelbſt ſeinen Hut abnahm: „Salem aleikum, Petit-Caporal! So viel ich weiß, bin ich ſelbſt nicht der Sultan der Franken, alſo kommt es mir nicht zu, mein Haupt zu bedecken; doch, du biſt der, der den Hut trägt, — Petit-Caporal, biſt denn du der Kaiſer?“

„Du haſt's errathen,“ antwortete jener, „und überdies bin ich dein Freund. Schreibe dein Unglück nicht mir, ſondern einer unglücklichen Verwirrung der Umſtände zu, und ſey verſichert, daß du mit dem erſten Schiff in dein Vaterland zurückſegelſt. Gehe jetzt wieder hinein zu meiner Frau, erzähle ihr vom arabiſchen Profeſſor und was du weißt. Die Heringe und den Salat will ich dem Doktor ſchicken, du aber bleibſt für deinen Aufenthalt in meinem Palaſt.“

So ſprach der Mann, der Kaiſer war; Almanſor aber fiel vor ihm nieder, küßte ſeine Hand und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nicht erkannt habe, er habe es ihm gewiß nicht angeſehen, daß er Kaiſer ſey.

„Du haſt Recht,“ erwiederte jener lachend, „wenn man nur wenige Tage Kaiſer iſt, kann man es nicht an der Stirne geſchrieben haben.“ So ſprach er und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Seit dieſem Tage lebte Almanſor glücklich und in Freuden. Den arabiſchen Profeſſor, von welchem er dem Kaiſer erzählte, durfte er noch einigemal beſuchen, den Doktor aber ſah er nicht mehr. Nach einigen Wochen ließ ihn der Kaiſer zu ſich rufen und kündigte ihm an, daß ein Schiff vor Anker liege, mit dem er ihn nach Aegypten ſenden wolle. Almanſor war außer ſich vor Freude, wenige Tage reichten hin, um ihn auszurüſten, und mit einem Herzen voll Dankes und mit Schätzen und Geſchenken reich beladen, reiste er vom Kaiſer ab ans Meer und ſchiffte ſich ein.

Aber Allah wollte ihn noch länger prüfen, wollte ſeinen Muth im Unglück noch länger ſtählen und ließ ihn die Küſte ſeiner Heimath noch nicht ſehen. Ein anderes fränkiſches Volk, die Engländer, führten damals Krieg mit dem Kaiſer auf der See. Sie nahmen ihm alle Schiffe weg, die ſie beſiegen konnten, und ſo kam es, daß am ſechsten Tage der Reiſe das Schiff, auf welchem ſich Almanſor befand, von engliſchen Schiffen umgeben und beſchoſſen wurde; es mußte ſich ergeben, und die ganze Mannſchaft wurde auf ein kleineres Schiff gebracht, das mit den andern weiter ſegelte. Doch, auf der See iſt es nicht weniger unſicher als in der Wüſte, wo unverſehens die Räuber auf die Karavanen fallen und todtſchlagen und plündern. Ein Kaper von Tunis überfiel das kleine Schiff, das der Sturm von den größeren Schiffen getrennt hatte, und es wurde genommen und alle Mannſchaft nach Algier geführt und verkauft.

Almanſor kam zwar nicht in ſo harte Sklaverei als die Chriſten, weil er ein rechtgläubiger Muſelmann war, aber dennoch war jetzt wieder alle Hoffnung verſchwunden, die Heimath und den Vater wieder zu ſehen. Dort lebte er bei einem reichen Mann fünf Jahre, und mußte die Blumen begießen und den Garten bauen. Da ſtarb der reiche Mann ohne nahe Erben, ſeine Beſitzungen wurden zerriſſen, ſeine Sklaven getheilt, und Almanſor fiel in die Hände eines Sklavenmäklers. Dieſer rüſtete um dieſe Zeit ein Schiff aus, um ſeine Sklaven anderwärts theurer zu verkaufen. Der Zufall wollte, daß ich ſelbſt ein Sklave dieſes Händlers war und auf daſſelbe Schiff kam, wo auch Almanſor ſich befand. Dort lernten wir uns kennen und dort erzählte er mir ſeine wunderbaren Schickſale. Doch — als wir landeten, war ich Zeuge der wunderbarſten Fügung Allahs; es war die Küſte ſeines Vaterlandes, an welche wir aus dem Boot ſtiegen, es war der Markt ſeiner Vaterſtadt, wo wir öffentlich ausgeboten wurden, und, o Herr! daß ich es kurz ſage, es war ſein eigener, ſein theurer Vater, der ihn kaufte!

Der Scheik Ali Banu war in tiefes Nachdenken verſunken über dieſe Erzählung; ſie hatte ihn unwillkürlich mit ſich fortgeriſſen, ſeine Bruſt hob ſich, ſein Auge glühte und er war oft nahe daran, ſeinen jungen Sklaven zu unterbrechen; aber das Ende der Erzählung ſchien ihn nicht zu befriedigen.

„Er könnte jetzt einundzwanzig Jahre haben, ſagſt du?“ ſo fing er an zu fragen.

„Herr, er iſt in meinem Alter, ein- bis zweiundzwanzig Jahre.“

„Und welche Stadt nannte er ſeine Geburtsſtadt, das haſt du uns noch nicht geſagt.“

„Wenn ich nicht irre,“ antwortete jener, „ſo war es Aleſſandria!“

„Aleſſandria!“ rief der Scheik, „es iſt mein Sohn; wo iſt er, wo iſt er geblieben? ſagteſt du nicht, daß er Kairam hieß? Hat er dunkle Augen und braunes Haar?“

„Er hat es, und in traulichen Stunden nannte er ſich Kairam und nicht Almanſor.“

„Aber, Allah! Allah! ſage mir doch, ſein Vater hätte ihn vor deinen Augen gekauft, ſagſt du; ſagte er, es ſey ſein Vater? Alſo iſt er doch nicht mein Sohn.“

Der Sklave antwortete: „er ſprach zu mir, Allah ſey geprieſen nach ſo langem Unglück, das iſt der Marktplatz meiner Vaterſtadt; nach einer Weile aber kam ein vornehmer Mann um die Ecke, da rief er: o was für ein theures Geſchenk des Himmels ſind die Augen! Ich ſehe noch einmal meinen ehrwürdigen Vater! Der Mann aber trat zu uns, betrachtet dieſen und jenen, und kauft endlich den, dem dies alles begegnet iſt, da rief er Allah an, ſprach ein heißes Dankgebet und flüſterte mir zu: jetzt gehe ich wieder ein in die Hallen meines Glückes; es iſt mein eigener Vater, der mich gekauft hat.“

„Es iſt alſo doch nicht mein Sohn, mein Kairam!“ ſagte der Scheik, von Schmerz bewegt.

Da konnte ſich der Jüngling nicht mehr zurückhalten, Thränen der Freude entſtürzten ſeinen Augen, er warf ſich nieder vor dem Scheik und rief: „und dennoch iſt es Euer Sohn, Kairam Almanſor! denn Ihr ſeyd es, der ihn gekauft hat.“

„Allah, Allah! ein Wunder, ein großes Wunder!“ riefen die Anweſenden und drängten ſich herbei; der Scheik aber ſtand ſprachlos und ſtaunte den Jüngling an, der ſein ſchönes Antlitz zu ihm aufhob. „Mein Freund Muſtapha!“ ſprach er zu dem alten Derwiſch, „vor meinen Augen hängt ein Schleier von Thränen, daß ich nicht ſehen kann, ob die Züge ſeiner Mutter, die mein Kairam trug, auf ſeinem Geſicht eingegraben ſind, trete du her und ſchaue ihn an.“

Der Alte trat herzu, ſah ihn lange an, legte ſeine Hand auf die Stirne des jungen Mannes und ſprach: „Kairam! wie hieß der Spruch, den ich dir am Tage des Unglücks mitgab ins Lager der Franken?“

„Mein theurer Lehrer!“ antwortete der Jüngling, indem er die Hand des Alten an ſeine Lippen zog, „er hieß: So einer Allah liebt und ein gutes Gewiſſen hat, iſt er auch in der Wüſte des Elends nicht allein; denn er hat zwei Gefährten, die ihm tröſtend zur Seite gehen.“

Da hob der Alte ſeine Augen dankend auf zum Himmel, zog den Jüngling herauf an ſeine Bruſt und gab ihn dem Scheik und ſprach: „Nimm ihn hin; ſo gewiß du zehn Jahre um ihn trauerteſt, ſo gewiß iſt es dein Sohn Kairam.“

Der Scheik war außer ſich vor Freude und Entzücken, er betrachtete immer von neuem wieder die Züge des Wiedergefundenen, und unleugbar fand er das Bild ſeines Sohnes wieder, wie er ihn verloren hatte. Und alle Anweſenden theilten ſeine Freude; denn ſie liebten den Scheik, und jedem unter ihnen war es, als wäre ihm heute ein Sohn geſchenkt worden.

Jetzt füllten wieder Geſang und Jubel dieſe Halle, wie in den Tagen des Glückes und der Freude. Noch einmal mußte der Jüngling, und noch ausführlicher, ſeine Geſchichte erzählen, und alle prieſen den arabiſchen Profeſſor und den Kaiſer und jeden, der ſich Kairams angenommen hatte. Man war beiſammen bis in die Nacht, und als man aufbrach, beſchenkte der Scheik jeden ſeiner Freunde reichlich, auf daß er immer dieſes Freudentages gedenke.

Die vier jungen Männer aber ſtellte er ſeinem Sohne vor und lud ſie ein, ihn immer zu beſuchen, und es war ausgemachte Sache, daß er mit dem Schreiber leſen, mit dem Maler kleine Reiſen machen ſollte, daß der Kaufmann Geſang und Tanz mit ihm theile und der andere alle Vergnügungen für ſie bereiten ſolle. Auch ſie wurden reich beſchenkt und traten freudig aus dem Hauſe des Scheiks.

„Wem haben wir dies alles zu verdanken,“ ſprachen ſie unter einander, „wem anders als dem Alten? Wer hätte dies damals gedacht, als wir vor dieſem Hauſe ſtanden und über den Scheik loszogen?“

„Und wie leicht hätte es uns einfallen können, die Lehren des alten Mannes zu überhören,“ ſagte ein andere, „oder ihn gar zu verſpotten? denn er ſah doch recht zerriſſen und ärmlich aus, und wer konnte denken, daß dies der weiſe Muſtapha ſey?“

„Und wunderbar! war es nicht hier, wo wir unſere Wünſche laut werden ließen?“ ſprach der Schreiber. „Da wollte der eine reiſen, der andere ſingen und tanzen, der dritte gute Geſellſchaft haben und ich — Geſchichten leſen und hören, und ſind nicht alle unſere Wünſche in Erfüllung gegangen? Darf ich nicht alle Bücher des Scheik leſen und kaufen, was ich will?“

„Und darf ich nicht ſeine Tafel zurichten und ſeine ſchönſten Vergnügungen anordnen, und ſelbſt dabei ſeyn?“ ſagte der andere.

„Und ich! ſo oft mich mein Herz gelüſtet, Geſang und Saitenſpiel zu hören oder einen Tanz zu ſehen, darf ich nicht hingehen und mir ſeine Sklaven ausbitten?“

„Und ich!“ rief der Maler, „vor dieſem Tage war ich arm und konnte keinen Fuß aus dieſer Stadt ſetzen, und jetzt kann ich reiſen, wohin ich will!“

„Ja,“ ſprachen ſie alle, „es war doch gut, daß wir dem Alten folgten; wer weiß, was aus uns geworden wäre?“

So ſprachen ſie und gingen freudig und glücklich nach Hauſe.

* * *

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

[illegible] del.

DAS MÄHRCHEN VOM KALTEN HERZEN.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Fünfter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Gedruckt in der Fr. Brodhag'ſchen Buchdruckerei.

Mährchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Dritte Abtheilung.

Das Wirthshaus im Speſſart.

Vor vielen Jahren, als im Speſſart die Wege noch ſchlecht und nicht ſo häufig als jetzt befahren waren, zogen zwei junge Burſche durch dieſen Wald. Der eine mochte achtzehn Jahre alt ſeyn und war ein Zirkelſchmied; der andere, ein Goldarbeiter, konnte nach ſeinem Ausſehen kaum ſechzehn Jahre haben und machte wohl jetzt eben ſeine erſte Reiſe in die Welt. Der Abend war ſchon heraufgekommen und die Schatten der rieſengroßen Eichen und Buchen verfinſterten den ſchmalen Weg, auf dem die beiden wanderten. Der Zirkelſchmied ſchritt wacker vorwärts und pfiff ein Lied, ſchwatzte auch zuweilen mit Munter, ſeinem Hund, und ſchien ſich nicht viel darum zu kümmern, daß die Nacht nicht mehr fern, deſto ferner aber die nächſte Herberge ſey; aber Felix, der Goldarbeiter, ſah ſich oft ängſtlich um. Wenn der Wind durch die Bäume rauſchte, ſo war es ihm, als höre er Tritte hinter ſich; wenn das Geſträuch am Wege hin und her wankte und ſich theilte, glaubte er Geſichter hinter den Büſchen lauern zu ſehen.

Der junge Goldſchmied war ſonſt nicht abergläubiſch oder muthlos. In Würzburg, wo er gelernt hatte, galt er unter ſeinen Kameraden für einen unerſchrockenen Burſchen, dem das Herz am rechten Fleck ſitze; aber heute war ihm doch ſonderbar zu Muth. Man hatte ihm vom Speſſart ſo mancherlei erzählt; eine große Räuberbande ſollte dort ihr Weſen treiben, viele Reiſende waren in den letzten Wochen geplündert worden, ja man ſprach ſogar von einigen greulichen Mordgeſchichten, die vor nicht langer Zeit dort vorgefallen ſeyen. Da war ihm nun doch etwas bange für ſein Leben, denn ſie waren ja nur zu zwei und konnten gegen bewaffnete Räuber gar wenig ausrichten. Oft gereute es ihn, daß er dem Zirkelſchmied gefolgt war, noch eine Station zu gehen, ſtatt am Eingang des Waldes über Nacht zu bleiben.

„Und wenn ich heute Nacht todtgeſchlagen werde und um Leben und alles komme, was ich bei mir habe, ſo iſts nur deine Schuld, Zirkelſchmied, denn du haſt mich in den ſchrecklichen Wald hereingeſchwatzt.“

„Sey kein Haſenfuß!“ erwiederte der andere, „ein rechter Handwerksburſche ſoll ſich eigentlich gar nicht fürchten. Und was meinſt du denn? Meinſt du die Herren Räuber im Speſſart werden uns die Ehre anthun, uns zu überfallen und todt zu ſchlagen? Warum ſollten ſie ſich dieſe Mühe geben? etwa wegen meines Sonntagsrocks, den ich im Ranzen habe, oder wegen des Zehrpfennigs von einem Thaler? Da muß man ſchon mit Vieren fahren, in Gold und Seide gekleidet ſeyn, wenn ſie es der Mühe werth finden, einen todt zu ſchlagen.“

„Halt! hörſt du nicht etwas pfeifen im Wald?“ rief Felix ängſtlich.

„Das war der Wind, der um die Bäume pfeift; geh nur raſch vorwärts, lange kann es nicht mehr dauern.“

„Ja du haſt gut reden wegen des Todtſchlagens,“ fuhr der Goldarbeiter fort. „Dich fragen ſie, was du haſt, durchſuchen dich und nehmen dir allenfalls den Sonntagsrock und den Gulden und dreißig Kreuzer. Aber mich, mich ſchlagen ſie gleich anfangs todt, nur weil ich Gold und Geſchmeide mit mir führe.“

„Ei warum ſollten ſie dich todt ſchlagen deßwegen? Kämen jetzt vier oder fünf dort aus dem Buſch, mit geladenen Büchſen, die ſie auf uns anlegten, und fragten ganz höflich: Ihr Herren, was habt ihr bei euch? und machet es euch bequem, wir wollens euch tragen helfen, und was dergleichen anmuthige Redensarten ſind, da wäreſt du wohl kein Thor, machteſt dein Ränzchen auf und legteſt die gelbe Weſte, den blauen Rock, zwei Hemden und alle Halsbänder und Armbänder und Kämme und was du ſonſt noch haſt, höflich auf die Erde, und bedankteſt dich für's Leben, das ſie dir ſchenkten.“

„So, meinſt du?“ entgegnete Felix ſehr eifrig, „den Schmuck für meine Frau Pathe, die vornehme Gräfin, ſoll ich hergeben? eher mein Leben; eher laß ich mich in kleine Stücke zerſchneiden. Hat ſie nicht Mutterſtelle an mir vertreten und ſeit meinem zehnten Jahr mich aufziehen laſſen? Hat ſie nicht die Lehre für mich bezahlt und Kleider und alles? Und jetzt, da ich ſie beſuchen darf, und etwas mitbringe von meiner eigenen Arbeit, das ſie beim Meiſter beſtellt hat, jetzt da ich ihr an dem ſchönen Geſchmeide zeigen könnte, was ich gelernt habe, jetzt ſoll ich das alles hergeben und die gelbe Weſte dazu, die ich auch von ihr habe? Nein, lieber ſterben, als daß ich den ſchlechten Menſchen meiner Frau Pathe Geſchmeide gebe!"

„Sey kein Narr!" rief der Zirkelſchmied; „wenn ſie dich todtſchlagen, bekommt die Frau Gräfin den Schmuck dennoch nicht; drum iſt es beſſer, du gibſt ihn her und erhälſt dein Leben."

Felix antwortete nicht; die Nacht war jetzt ganz heraufgekommen und bei dem ungewiſſen Schein des Neumonds konnte man kaum auf fünf Schritte vor ſich ſehen; er wurde immer ängſtlicher, hielt ſich näher an ſeinen Kameraden und war mit ſich uneinig, ob er ſeine Reden und Beweiſe billigen ſollte oder nicht. Noch eine Stunde beinahe waren ſie ſo fortgegangen, da erblickten ſie in der Ferne ein Licht. Der junge Goldſchmied meinte aber, man dürfe nicht trauen, vielleicht könnte es ein Räuberhaus ſeyn, aber der Zirkelſchmied belehrte ihn, daß die Räuber ihre Häuſer oder Höhlen unter der Erde haben, und dies müſſe das Wirthshaus ſeyn, das ihnen ein Mann am Eingang des Waldes beſchrieben.

Es war ein langes, aber niedriges Haus, ein Karren ſtand davor und nebenan im Stalle hörte man Pferde wiehern. Der Zirkelſchmied winkte ſeinen Geſellen an ein Fenſter, deſſen Laden geöffnet waren. Sie konnten, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellten, die Stube überſehen. Am Ofen in einem Armſtuhl ſchlief ein Mann, der ſeiner Kleidung nach ein Fuhrmann und wohl auch der Herr des Karren vor der Thüre ſeyn konnte. An der andern Seite des Ofens ſaß ein Weib und ein Mädchen und ſpannen; hinter dem Tiſch an der Wand ſaß ein Menſch, der ein Glas Wein vor ſich, den Kopf in die Hände geſtützt hatte, ſo daß ſie ſein Geſicht nicht ſehen konnten. Der Zirkelſchmied aber wollte aus ſeiner Kleidung bemerken, daß es ein vornehmer Herr ſeyn müſſe.

Als ſie ſo noch auf der Lauer ſtanden, ſchlug ein Hund im Hauſe an; Munter, des Zirkelſchmieds Hund, antwortete, und eine Magd erſchien in der Thüre und ſchaute nach den Fremden heraus.

Man verſprach, ihnen Nachteſſen und Betten geben zu können; ſie traten ein und legten die ſchweren Bündel, Stock und Hut in die Ecken und ſetzten ſich zu dem Herrn am Tiſche. Dieſer richtete ſich bei ihrem Gruße auf, und ſie erblickten einen feinen jungen Mann, der ihnen freundlich für ihren Gruß dankte.

„Ihr ſeyd ſpät auf der Bahn,“ ſagte er; „habt ihr euch nicht gefürchtet, in ſo dunkler Nacht durch den Speſſart zu reiſen? Ich für meinen Theil habe lieber mein Pferd in dieſer Schenke eingeſtellt, als daß ich nur noch eine Stunde weiter geritten wäre.“

„Da habt ihr allerdings Recht gehabt, Herr!“ erwiederte der Zirkelſchmied. „Der Hufſchlag eines ſchönen Pferdes iſt Muſik in den Ohren dieſes Geſindels und lockt ſie auf eine Stunde weit; aber wenn ein paar arme Burſche wie wir durch den Wald ſchleichen, Leute, welchen die Räuber ſelbſt eher etwas ſchenken könnten, da heben ſie keinen Fuß auf.“

„Das iſt wohl wahr,“ entgegnete der Fuhrmann, der durch die Ankunft der Fremden erweckt, auch an den Tiſch getreten war, „einem armen Mann können ſie nicht viel anhaben ſeines Geldes willen; aber man hat Beiſpiele, daß ſie arme Leute nur aus Mordluſt niederſtießen, oder ſie zwangen, unter die Bande zu treten und als Räuber zu dienen.“

„Nun, wenn es ſo ausſieht mit dieſen Leuten im Wald,“ bemerkte der junge Goldſchmied, „ſo wird uns wahrhaftig auch dieſes Haus wenig Schutz gewähren. Wir ſind nur zu vier, und mit dem Hausknecht fünf; wenn es ihnen einfällt zu zehn uns zu überfallen, was können wir gegen ſie? und überdies,“ ſetzte er leiſe und flüſternd hinzu, „wer ſteht uns dafür, daß dieſe Wirthsleute ehrlich ſind?“

„Da hat es gute Wege,“ erwiederte der Fuhrmann. „Ich kenne dieſe Wirthſchaft ſeit mehr als zehn Jahren und habe nie etwas Unrechtes darin verſpürt. Der Mann iſt ſelten zu Hauſe, man ſagt, er treibe Weinhandel, die Frau aber iſt eine ſtille Frau, die niemand Böſes will; nein, dieſer thut ihr Unrecht, Herr!“

„Und doch,“ nahm der junge vornehme Herr das Wort, „doch möchte ich nicht ſo ganz verwerfen, was er geſagt. Erinnert euch an die Gerüchte von jenen Leuten, die in dieſem Wald auf einmal ſpurlos verſchwunden ſind. Mehrere davon hatten vorher geſagt, ſie werden in dieſem Wirthshaus übernachten, und als man nach zwei oder drei Wochen nichts von ihnen vernahm, ihrem Weg nachforſchte und auch hier im

Wirthshauſe nachfragte, da ſoll nun keiner geſehen worden ſeyn; verdächtig iſt es doch.“

„Weiß Gott!“ rief der Zirkelſchmied, „da handelten wir ja vernünftiger, wenn wir unter dem nächſten Baum unſer Nachtlager nähmen, als hier in dieſen vier Wänden, wo an kein Entſpringen zu denken iſt, wenn ſie einmal die Thüre beſetzt haben; den die Fenſter ſind vergittert.“

Sie waren alle durch dieſe Reden nachdenklich geworden. Es ſchien gar nicht unwahrſcheinlich, daß die Schenke im Wald, ſey es gezwungen oder freiwillig, im Einverſtändniß mit den Räubern war. Die Nacht ſchien ihnen daher gefährlich; denn wie manche Sage hatten ſie gehört von Wanderern, die man im Schlaf überfallen und gemordet hatte; und ſollte es auch nicht an ihr Leben gehen, ſo war doch ein Theil der Gäſte in der Waldſchenke von ſo beſchränkten Mitteln, daß ihnen ein Raub an einem Theil ihrer Habe ſehr empfindlich geweſen wäre. Sie ſchauten verdrießlich und düſter in ihre Gläſer. Der junge Herr wünſchte auf ſeinem Roß durch ein ſicheres offenes Thal zu traben, der Zirkelſchmied wünſchte ſich zwölf ſeiner handfeſten Kameraden, mit Knütteln bewaffnet, als Leibgarde; Felix, dem Goldarbeiter, war bange, mehr um den Schmuck ſeiner Wohlthäterin, als um ſein Leben; der Fuhrmann aber, der einigemal den Rauch ſeiner Pfeife nachdenklich vor ſich hingeblaſen, ſprach leiſe: „Ihr Herren, im Schlaf wenigſtens ſollen ſie uns nicht überfallen. Ich für meinen Theil will, wenn nur noch einer mit mir hält, die ganze Nacht wach bleiben.“

„Das will ich auch!“ — „ich auch!“ riefen die drei Uebrigen, „ſchlafen könnte ich doch nicht,“ ſetzte der junge Herr hinzu.

„Nun ſo wollen wir etwas treiben, daß wir wach bleiben,“ ſagte der Fuhrmann; „ich denke, weil wir doch gerade zu vier ſind, könnten wir Karte ſpielen, das hält wach und vertreibt die Zeit.“

„Ich ſpiele niemals Karte,“ erwiederte der junge Herr, „darum kann ich wenigſtens nicht mithalten.“

„Und ich kenne die Karten gar nicht,“ ſetzte Felix hinzu.

„Was können wir denn aber anfangen, wenn wir nicht ſpielen?“ ſprach der Zirkelſchmied, „ſingen? das geht nicht und würde nur das Geſindel herbeilocken; einander Räthſel und Sprüche aufgeben zum Errathen? das dauert auch nicht lange. Wißt ihr was? wie wäre es, wenn wir uns etwas erzählten? Luſtig oder ernſthaft, wahr oder erdacht, es hält doch wach und vertreibt die Zeit ſo gut wie Kartenſpiel.“

„Ich bins zufrieden, wenn Ihr anfangen wollet,“ ſagte der junge Herr lächelnd. „Ihr Herren vom Handwerk kommet in allen Ländern herum und könnt ſchon etwas erzählen; hat doch jede Stadt ihre eigenen Sagen und Geſchichten.“

„Ja, ja, man hört manches,“ erwiederte der Zirkelſchmied, „dafür ſtudiren Herren wie Ihr fleißig in den Büchern, wo gar wundervolle Sachen geſchrieben ſtehen; da wüßtet ihr noch Klügeres und Schöneres zu erzählen, als ein ſchlichter Handwerksburſche, wie unſer einer. Mich müßte alles trügen, oder Ihr ſeyd ein Student, ein Gelehrter.“

„Ein Gelehrter nicht," lächelte der junge Herr, „wohl aber ein Student und will in den Ferien nach der Heimath reiſen; doch was in unſern Büchern ſteht, eignet ſich weniger zum Erzählen, als was Ihr hie und dort gehöret. Darum hebet immer an, wenn anders dieſe da gerne zuhören."

„Noch höher als Kartenſpiel," erwiederte der Fuhrmann, „gilt bei mir, wenn einer eine ſchöne Geſchichte erzählt. Oft fahre ich auf der Landſtraße lieber im elendeſten Schritt und höre einem zu, der neben hergeht und etwas Schönes erzählt; manchen habe ich ſchon im ſchlechten Wetter auf den Karren genommen, unter der Bedingung, daß er etwas erzähle, und einen Kameraden von mir habe ich, glaube ich, nur deßwegen ſo lieb, weil er Geſchichten weiß, die ſieben Stunden lang und länger dauern.

„So geht es auch mir," ſetzte der junge Goldarbeiter hinzu, „erzählen höre ich für mein Leben gerne, und mein Meiſter in Würzburg mußte mir die Bücher ordentlich verbieten, daß ich nicht zu viel Geſchichten las und die Arbeit darüber vernachläßigte. Drum gib nur etwas Schönes preis, Zirkelſchmied, ich weiß, du könnteſt erzählen von jetzt an, bis es Tag wird, ehe dein Vorrath ausginge."

Der Zirkelſchmied trank, um ſich zu ſeinem Vortrag zu ſtärken, und hub alsdann alſo an:

Die Sage vom Hirschgulden.

In Oberſchwaben ſtehn noch heutzutage die Mauern einer Burg, die einſt die ſtattlichſte der Gegend war, Hohenzollern. Sie erhebt ſich auf einem runden ſteilen Berg, und von ihrer ſchroffen Höhe ſieht man weit und frei ins Land. So weit und noch viel weiter, als man dieſe Burg im Land umher ſehen kann, ward das tapfere Geſchlecht der Zollern gefürchtet, und ihren Namen kannte und ehrte man in allen deutſchen Landen. Nun lebte vor mehreren hundert Jahren, ich glaube das Schießpulver war kaum erfunden, auf dieſer Feſte ein Zollern, der von Natur ein ſonderbarer Menſch war. Man konnte nicht ſagen, daß er ſeine Unterthanen hart gedrückt oder mit ſeinen Nachbarn in Fehde gelebt hätte, aber dennoch traute ihm niemand über den Weg ob ſeinem finſteren Auge, ſeiner krauſen Stirne und ſeinem einſylbigen mürriſchen Weſen. Es gab wenige Leute außer dem Schloßgeſinde, die ihn je hatten ordentlich ſprechen hören, wie andere Menſchen; denn wenn er durch das Thal ritt, einer ihm begegnete und ſchnell die Mütze abnahm, ſich hinſtellte und ſagte: „Guten Abend, Herr Graf, heute iſt es ſchön Wetter,“ ſo antwortete er „dummes Zeug“ oder „weiß ſchon.“ Hatte aber einer etwas nicht recht gemacht für ihn oder ſeine Roſſe, begegnete ihm ein Bauer im Hohlweg mit dem Karren, daß er auf ſeinem Rappen nicht ſchnell genug vorüberkommen konnte, ſo entlud ſich ſein Ingrimm in einem Donner von Flüchen; doch hat man nie gehört, daß er bei ſolchen Gelegenheiten einen Bauern geſchlagen hätte. In der Gegend aber hieß man ihn „das böſe Wetter von Zollern.“

Das böſe Wetter von Zollern hate eine Frau, die der Widerpart von ihm und ſo mild und freundlich war, wie ein Maitag. Oft hat ſie Leute, die ihr Eheherr durch harte Reden beleidigt hatte, durch freundliche Worte und ihre gütigen Blicke wieder mit ihm ausgeſöhnt; den Armen aber that ſie Gutes, wo ſie konnte, und ließ es ſich nicht verdrießen, ſogar im heißen Sommer oder im ſchrecklichſten Schneegeſtöber den ſteilen Berg herab zu gehen, um arme Leute oder kranke Kinder zu beſuchen. Begegnete ihr auf ſolchen Wegen der Graf, ſo ſagte er mürriſch „weiß ſchon, dummes Zeug“ und ritt weiter.

Manch andere Frau hätte dieſes mürriſche Weſen abgeſchreckt oder eingeſchüchtert; die eine hätte gedacht, was gehen mich die armen Leute an, wenn mein Herr ſie für dummes Zeug hält; die andere hätte vielleicht aus Stolz oder Unmuth die Liebe gegen einen ſo mürriſchen Gemahl erkalten laſſen; doch nicht alſo Frau Hedwig von Zollern. Sie liebte ihn nach wie vor, ſuchte mit ihrer ſchönen weißen Hand die Falten von ſeiner braunen Stirne zu ſtreichen, und liebte und ehrte ihn. Als aber nach Jahr und Tag der Himmel ein junges Gräflein zum Angebinde beſcheerte, liebte ſie ihren Gatten nicht minder, indem ſie ihrem Söhnlein dennoch alle Pflichten einer zärtlichen Mutter erzeigte. Drei Jahre lang vergingen, und der Graf von Zollern ſah ſeinen Sohn nur alle Sonntage nach Tiſche, wo er ihm von der Amme dargereicht wurde. Er blickte ihn dann unverwandt an, brummte etwas in den Bart und gab ihn der Amme zurück. Als jedoch der Kleine Vater ſagen konnte, ſchenkte der Graf der Amme einen Gulden, — dem Kind machte er kein fröhliches Geſicht.

An ſeinem dritten Geburtstag aber ließ der Graf ſeinem Sohn die erſten Höslein anziehen und kleidete ihn prächtig in Sammt und Seide; dann befahl er, ſeinen Rappen und ein anderes ſchönes Roß vorzuführen, nahm den Kleinen auf den Arm und fing an mit klirrenden Sporen die Wendeltreppe hinabzuſteigen. Frau Hedwig erſtaunte, als ſie dies ſah. Sie war ſonſt gewohnt, nicht zu fragen, wo aus und wann heim? wenn er ausritt; aber diesmal öffnete die Sorge um ihr Kind ihre Lippen. „Wollet Ihr ausreiten, Herr Graf?“ — ſprach ſie, — er gab keine Antwort, „wozu denn den Kleinen?“ fragte ſie weiter, „Cuno wird mit mir ſpazieren gehen.“

„Weiß ſchon,“ entgegnete das böſe Wetter von Zollern und ging weiter; und als er im Hof ſtand, nahm er den Knaben bei einem Füßlein, hob ihn ſchnell in den Sattel, band ihn mit einem Tuch feſt, ſchwang ſich ſelbſt auf den Rappen und trabte zum Burgthore hinaus, indem er den Zügel vom Roſſe ſeines Söhnleins in die Hand nahm.

Dem Kleinen ſchien es anfangs großes Vergnügen zu gewähren, mit dem Vater den Berg hinab zu reiten. Er klopfte in die Hände, er lachte und ſchüttelte ſein Rößlein an den Mähnen, damit es ſchneller laufen ſollte, und der Graf hatte ſeine Freude daran, rief auch einigemal: „Kannſt ein wackerer Burſche werden!“

Als ſie aber in der Ebene angekommen waren, und der Graf ſtatt Schritt Trab anſchlug, da vergingen dem Kleinen die Sinne; er bat anfangs ganz beſcheiden, ſein Vater möchte langſamer reiten; als es aber immer ſchneller ging und der heftige Wind dem armen Cuno beinahe den Athem nahm, da fing er an, ſtill zu weinen, wurde immer ungeduldiger und ſchrie am Ende aus Leibeskräften.

„Weiß ſchon, dummes Zeug!“ fing jetzt ſein Vater an. „Heult der Junge beim erſten Ritt; ſchweig oder — — — “ Doch den Augenblick, als er mit einem Fluche ſein Söhnlein aufmuntern wollte, bäumte ſich ſein Roß, der Zügel des andern entfiel ſeiner Hand, er arbeitete ſich ab, Meiſter ſeines Thieres zu werden, und als er es zur Ruhe gebracht hatte und ſich ängſtlich nach ſeinem Kind umſah, erblickte er deſſen Pferd, wie es ledig und ohne den kleinen Reiter der Burg zulief.

So ein harter finſterer Mann der Graf von Zollern ſonſt war, ſo überwand doch dieſer Anblick ſein Herz; er glaubte nicht anders, als ſein Kind liege zerſchmettert am Weg, er raufte ſich den Bart und jammerte. Aber nirgends, ſo weit er zurückritt, ſah er eine Spur von dem Knaben; ſchon ſtellte er ſich vor, das ſcheu gewordene Roß habe ihn in einen Waſſergraben geſchleudert, der neben dem Wege lag. Da hörte er von einer Kinderſtimme hinter ſich ſeinen Namen rufen, und als er ſich flugs umwandte — ſieh' da ſaß ein altes Weib unweit der Straße unter einem Baum und wiegte den Kleinen auf ihren Knien.

„Wie kömmſt du zu dem Knaben, alte Hexe?“ ſchrie der Graf in großem Zorn, „ſogleich bringe ihn heran zu mir.“

„Nicht ſo raſch, nicht ſo raſch, Euer Gnaden!“ lachte die alte häßliche Frau, „könntet ſonſt auch ein

Unglück nehmen auf Eurem ſtolzen Roß! Wie ich zu dem Junkerlein kam, fraget Ihr? Nun, ſein Pferd ging durch, und er hing nur noch mit einem Füßchen angebunden und das Haar ſtreifte faſt am Boden, da habe ich ihn aufgefangen in meiner Schürze.“

„Weiß ſchon!“ rief der Herr von Zollern unmuthig, „gib ihn jetzt her; ich kann nicht wohl abſteigen, das Roß iſt wild und könnte ihn ſchlagen.“

„Schenket mir einen Hirſchgulden!“ erwiederte die Frau demüthig bittend.

„Dummes Zeug!“ ſchrie der Graf und warf ihr einige Pfennige unter den Baum.

„Nein, einen Hirſchgulden könnte ich gut brauchen,“ fuhr ſie fort.

„Was Hirſchgulden? biſt ſelbſt keinen Hirſchgulden werth!“ eiferte der Graf, „ſchnell das Kind her, oder ich hetze die Hunde auf dich!“

„So? bin ich keinen Hirſchgulden werth?“ antwortete jene mit höhniſchem Lächeln, „na, man wird ja ſehen, was von Eurem Erbe einen Hirſchgulden werth iſt; aber da die Pfennige behaltet für Euch.“ Indem ſie dies ſagte, warf ſie die drei kleinen Kupferſtücke dem Grafen zu, und ſo gut konnte die Alte werfen, daß alle drei ganz gerade in den kleinen Lederbeutel fieln, den der Graf noch in der Hand hielt.

Der Graf wußte einige Minuten vor Staunen über dieſe wunderbare Geſchicklichkeit kein Wort hervorzubringen, endlich aber löſte ſich ſein Staunen in Wuth auf. Er faßte ſeine Büchſe, ſpannte den Hahn und zielte dann auf die Alte. Dieſe herzte und küßte ganz ruhig den kleinen Grafen, indem ſie ihn ſo vor ſich hinhielt, daß ihn die Kugel zuerſt hätte treffen müſſen. „Biſt ein guter frommer Junge, ſprach ſie, „bleibe nur ſo und es wird dir nie fehlen.“ Dann ließ ſie ihn los, dräute dem Grafen mit dem Finger: „Zollern, Zollern, den Hirſchgulden bleibt Ihr mir noch ſchuldig!“ rief ſie und ſchlich unbekümmert um die Schimpfworte des Grafen, an einem Buchsbaumſtäbchen in den Wald. Conrad, der Knappe, aber ſtieg zitternd von ſeinem Roß, hob das Herrlein in den Sattel, ſchwang ſich hinter ihm auf und ritt ſeinem Gebieter nach, den Schloßberg hinauf.

Es war dies das erſte und das letzte Mal geweſen, daß das böſe Wetter von Zollern ſein Söhnlein mit nahm zum Spazierenreiten; denn er hielt ihn, weil er geweint und geſchrien, als die Pferde im Trab gingen, für einen weichlichen Jungen, aus dem nicht viel Gutes zu machen ſey, ſah ihn nur mit Unluſt an, und ſo oft der Knabe, der ſeinen Vater herzlich liebte, ſchmeichelnd und freundlich zu ſeinen Knien kam, winkte er ihm fortzugehen und rief: „Weiß ſchon! dummes Zeug!“ Frau Hedwig hatte alle böſen Launen ihres Gemahls gerne getragen, aber dieſes unfreundliche Benehmen gegen das unſchuldige Kind kränkte ſie tief; ſie erkrankte mehrere Mal aus Schrecken, wenn der finſtere Graf den Kleinen wegen irgend eines geringen Fehlers hart abgeſtraft hatte, und ſtarb endlich in ihren beſten Jahren, von ihrem Geſinde und der ganzen Umgegend, am ſchmerzlichſten aber von ihrem Sohn beweint.

Von jetzt an wandte ſich der Sinn des Grafen nur noch mehr von dem Kleinen ab: er gab ihn ſeiner Amme und dem Hauskaplan zur Erziehung und ſah nicht viel nach ihm um, beſonders da er bald darauf wieder ein reiches Fräulein heirathete, die ihm nach Jahresfriſt Zwillinge, zwei junge Gräflein, ſchenkte.

Cuno's liebſter Spaziergang war zu dem alten Weiblein, die ihm einſt das Leben gerettet hatte. Sie erzählte ihm immer vieles von ſeiner verſtorbenen Mutter, und wie viel Gutes dieſe an ihr gethan habe. Die Knechte und Mägde warnten ihn oft, er ſolle nicht ſo viel zu der Frau Feldheimerin, ſo hieß die Alte, gehen, weil ſie nichts mehr und nichts weniger als eine Hexe ſey, aber der Kleine fürchtete ſich nicht, denn der Schloßkaplan hatte ihn gelehrt, daß es keine Hexen gebe, und daß die Sage, daß gewiſſe Frauen zaubern können und auf der Ofengabel durch die Luft und auf den Brocken reiten, erlogen ſey. Zwar ſah er bei der Frau Feldheimerin allerlei Dinge, die er nicht begreifen konnte; des Kunſtſtückchens mit den drei Pfennigen, die ſie ſeinem Vater ſo geſchickt in den Beutel geworfen, erinnerte er ſich noch ganz wohl, auch konnte ſie allerlei künſtliche Salben und Tränklein bereiten, womit ſie Menſchen und Vieh heilte; aber das war nicht wahr, was man ihr nachſagte, daß ſie eine Wetterpfanne habe, und wenn ſie dieſe über das Feuer hänge, komme ein ſchreckliches Donnerwetter. Sie lehrte den kleinen Grafen mancherlei, was ihm nützlich war, zum Beiſpiel allerlei Mittel für kranke Pferde, einen Trank gegen die Hundswuth, eine Lockſpeiſe für Fiſche und viele andere nützliche Sachen. Die Frau Feldheimerin war auch bald ſeine einzige Geſellſchaft, denn ſeine Amme ſtarb und ſeine Stiefmutter kümmerte ſich nicht um ihn.

Als ſeine Brüder nach und nach heranwuchſen, hatte Cuno ein noch traurigeres Leben als zuvor, ſie hatten das Glück, beim erſten Ritt nicht vom Pferd zu ſtürzen, und das böſe Wetter von Zollern hielt ſie daher für ganz vernünftige und taugliche Jungen, liebte ſie ausſchließlich, ritt alle Tag mit ihnen aus und lehrte ſie alles, was er ſelbſt verſtand. Da lernten ſie aber nicht viel Gutes; leſen und ſchreiben konnte er ſelbſt nicht, und ſeine beiden trefflichen Söhne ſollten ſich auch nicht die Zeit damit verderben; aber ſchon in ihrem zehnten Jahr konnten ſie ſo gräßlich fluchen als ihr Vater, fingen mit jedem Händel an, vertrugen ſich unter ſich ſelbſt ſo ſchlecht wie ein Hund und Kater, und nur wenn ſie gegen Cuno einen Streich verüben wollten, verbanden ſie ſich und wurden Freunde.

Ihrer Mutter machte dies nicht viel Kummer, denn ſie hielt es für geſund und kräftig, wenn ſich die Jungen balgten, aber dem alten Grafen ſagte es eines Tags ein Diener, und er antwortete zwar: „Weiß ſchon, dummes Zeug;“ nahm ſich aber dennoch vor, für die Zukunft auf ein Mittel zu ſinnen, daß ſich ſeine Söhne nicht gegenſeitig todtſchlügen; denn die Drohung der Frau Feldheimerin, die er in ſeinem Herzen für eine ausgemachte Hexe hielt: „Na, man wird ja ſehen, was von Eurem Erbe einen Hirſchgulden werth iſt,“ — lag ihm noch immer in ſeinem Sinn. Eines Tages, da er in der Umgegend ſeines Schloſſes jagte, fielen ihm zwei

Berge ins Auge, die ihrer Form wegen wie zu Schlöſſern geſchaffen ſchienen, und ſogleich beſchloß er auch dort zu bauen. Er baute auf dem einen das Schloß Schalksberg, das er nach dem Kleinern der Zwillinge ſo nannte, weil dieſer wegen allerlei böſer Streiche längſt von ihm den Namen „kleiner Schalk“ erhalten hatte; das andere Schloß, das er baute, wollte er anfänglich Hirſchguldenberg nennen, um die Hexe zu verhöhnen, weil ſie ſein Erbe nicht einmal eines Hirſchguldens werth achtete; er ließ es aber bei dem einfacheren Hirſchberg bewenden, und ſo heißen die beiden Berge noch bis auf den heutigen Tag, und wer die Alb bereist, kann ſie ſich zeigen laſſen.

Das böſe Wetter von Zollern hatte anfänglich im Sinn, ſeinem älteſten Sohn Zollern, dem „kleinen Schalk“ Schalksberg und dem andern Hirſchberg im Teſtament zu vermachen; aber ſeine Frau ruhte nicht eher, bis er es änderte: „der dumme Cuno,“ ſo nannte ſie den armen Knaben, weil er nicht ſo wild und ausgelaſſen war wie ihre Söhne, „der dumme Cuno iſt ohnedies reich genug durch das, was er von ſeiner Mutter erbte, und er ſoll auch noch das ſchöne reiche Zollern haben? und meine Söhne ſollen nichts bekommen als jeder eine Burg, zu welcher nichts gehört als Wald?“

Vergebens ſtellte ihr der Graf vor, daß man Cuno billigerweiſe das Erſtgeburtsrecht nicht rauben dürfe, ſie weinte und zankte ſo lange, bis das böſe Wetter, das ſonſt niemandem ſich fügte, des lieben Friedens willen nachgab und im Teſtament dem kleinen Schalk Schalksberg, Wolf, dem größeren Zwillingsbruder, Zollern, und Cuno Hirſchberg mit dem Städtchen Balingen verſchrieb. Bald darauf, nachdem er alſo verfügt hatte, fiel er auch in eine ſchwere Krankheit. Zu dem Arzt, der ihm ſagte, daß er ſterben müſſe, ſagte er: „ich weiß ſchon“ und dem Schloßkaplan, der ihn ermahnte, ſich zu einem frommen Ende vorzubereiten, antwortete er: „dummes Zeug!“ fluchte und raste fort, und ſtarb wie er gelebt hatte, roh und als ein großer Sünder.

Aber ſein Leichnam war noch nicht beigeſetzt, ſo kam die Frau Gräfin ſchon mit dem Teſtament herbei, ſagte zu Cuno, ihrem Stiefſohn, ſpöttiſch, er möchte jetzt ſeine Gelehrſamkeit beweiſen und ſelbſt nachleſen, was im Teſtament ſtehe, nämlich, daß er in Zollern nichts mehr zu thun habe, und freute ſich mit ihren Söhnen über das ſchöne Vermögen und die beiden Schlöſſer, die ſie ihm, dem Erſtgeborenen, entriſſen hatten.

Cuno fügte ſich ohne Murren in den Willen des Verſtorbenen, aber mit Thränen nahm er Abſchied von der Burg, wo er geboren worden, wo ſeine gute Mutter begraben lag und wo der gute Schloßkaplan und nahe dabei ſeine einzige alte Freundin, Frau Feldheimerin, wohnte. Das Schloß Hirſchberg war zwar ein ſchönes ſtattliches Gebäude, aber es war ihm doch zu einſam und öde, und er wäre bald krank vor Sehnſucht nach Hohenzollern geworden.

Die Gräfin und die Zwillingsbrüder, die jetzt achtzehn Jahre alt waren, ſaßen eines Abends auf dem Söller und ſchauten den Schloßberg hinab; da gewahrten ſie einen ſtattlichen Ritter, der zu Pferde heraufritt, und dem eine prachtvolle Sänfte, von zwei Maulthieren getragen, und mehrere Knechte folgten. Sie riethen lange hin und her, wer es wohl ſeyn möchte, da rief endlich der kleine Schalk: „ei, das iſt ja niemand anders als unſer Herr Bruder von Hirſchberg.“ —

„Der dumme Cuno?“ ſprach die Frau Gräfin verwundert: „ei der wird uns die Ehre anthun, uns zu ſich einzuladen, und die ſchöne Sänfte hat er für mich mitgebracht, um mich abzuholen nach Hirſchberg; nein, ſo viel Güte und Lebensart hätte ich meinem Herrn Sohn, dem dummen Cuno, nicht zugetraut; eine Höflichkeit iſt der andern werth, laſſet uns hinabſteigen an das Schloßthor, ihn zu empfangen; macht auch freundliche Geſichter, vielleicht ſchenkt er uns in Hirſchberg etwas, dir ein Pferd und dir einen Harniſch, und den Schmuck ſeiner Mutter hätte ich ſchon lange gerne gehabt.“

„Geſchenkt mag ich nichts von dem dummen Cuno,“ antwortete Wolf, „und ein gutes Geſicht mach' ich ihm auch nicht. Aber unſerem ſeligen Herrn Vater könnte er meinetwegen bald folgen, dann würden wir Hirſchberg erben und alles, und Euch, Frau Mutter, wollten wir den Schmuck um billigen Preis ablaſſen.“

„So, du Range!“ eiferte die Mutter, „abkaufen ſoll ich euch den Schmuck? Iſt das der Dank dafür, daß ich euch Zollern verſchafft habe? Kleiner Schalk, nicht wahr, ich ſoll den Schmuck umſonſt haben?“

„Umſonſt iſt der Tod, Frau Mutter!“ erwiederte der Sohn lachend, „und wenn es wahr iſt, daß der Schmuck ſo viel werth iſt, als manches Schloß, ſo werden wir wohl nicht die Thoren ſeyn, ihn Euch um den Hals zu hängen. Sobald Cuno die Augen ſchließt, reiten wir hinunter, theilen ab, und meinen Part am Schmuck verkaufe ich. Gebt Ihr dann mehr als der Jude, Frau Mutter, ſo ſollt Ihr ihn haben."

Sie waren unter dieſem Geſpräch bis unter das Schloßthor gekommen, und mit Mühe zwang ſich die Frau Gräfin, ihren Grimm über den Schmuck zu unterdrücken, denn ſo eben ritt Graf Cuno über die Zugbrücke. Als er ſeine Stiefmutter und ſeine Brüder anſichtig wurde, hielt er ſein Pferd an, ſtieg ab und grüßte ſie höflich. Denn, obgleich ſie ihm viel Leids angethan, bedachte er doch, daß es ſeine Brüder ſeyen und daß dieſe böſe Frau ſein Vater geliebt hatte.

„Ei, das iſt ja ſchön, daß der Herr Sohn uns auch beſucht," ſagte die Frau Gräfin mit ſüßer Stimme und huldreichem Lächeln. „Wie geht es denn auf Hirſchberg? Kann man ſich dort eingewöhnen? Und gar eine Sänfte hat man ſich angeſchafft? Ei und wie prächtig, es dürfte ſich keine Kaiſerin daran ſchämen; nun wird wohl auch die Hausfrau nicht mehr lange fehlen, daß ſie darin im Lande umherreiſt."

„Habe bis jetzt noch nicht daran gedacht, gnädige Frau Mutter," erwiederte Cuno, „will mir deßwegen andere Geſellſchaft zur Unterhaltung ins Haus nehmen und bin deßwegen mit der Sänfte hieher gereiſt."

„Ei, Ihr ſeyd gar gütig und beſorgt," unterbrach ihn die Dame, indem ſie ſich verneigte und lächelte.

„Denn er kommt doch nicht mehr gut zu Pferde fort," ſprach Cuno ganz ruhig weiter, „der Pater Joſeph nämlich, der Schloßkaplan. Ich will ihn zu mir nehmen, er iſt mein alter Lehrer, und wir haben es ſo abgemacht, als ich Zollern verließ. Will auch unten am Berg die alte Frau Feldheimerin mitnehmen. Lieber Gott! ſie iſt jetzt ſteinalt und hat mir einſt das Leben gerettet, als ich zum erſten Mal ausritt mit meinem ſeligen Vater; habe ja Zimmer genug in Hirſchberg, und dort ſoll ſie abſterben.“ Er ſprach es und ging durch den Hof, um den Pater Schloßkaplan zu holen.

Aber der Junker Wolf biß vor Grimm die Lippen zuſammen, die Frau Gräfin wurde gelb vor Aerger und der kleine Schalk lachte laut auf: „Was gebt Ihr mir für meinen Gaul, den ich von ihm geſchenkt kriege?“ ſagte er, „Bruder Wolf, gib mir deinen Harniſch, den er dir gegeben, dafür. Ha ha ha! den Pater und die alte Hexe will er zu ſich nehmen? Das iſt ein ſchönes Paar, da kann er nun Vormittags Griechiſch lernen beim Kaplan und Nachmittags Unterricht im Hexen nehmen bei der Frau Feldheimerin. Ei! was macht doch der dumme Cuno für Streiche.“

„Er iſt ein ganz gemeiner Menſch!“ erwiederte die Frau Gräfin, „und du ſollteſt nicht darüber lachen, kleiner Schalk; das iſt eine Schande für die ganze Familie, und man muß ſich ja ſchämen vor der ganzen Umgegend, wenn es heißt, der Graf von Zollern hat die alte Hexe, die Feldheimerin, abgeholt in einer prachtvollen Sänfte und Mauleſel dabei, und läßt ſie bei ſich wohnen. Das hat er von ſeiner Mutter; die war auch immer ſo gemein mit Kranken und ſchlechtem Geſindel; ach ſein Vater würde ſich im Sarg wenden, wüßte er es.“

„Ja,“ ſetzte der kleine Schalk hinzu, „der Vater würde noch in der Gruft ſagen: weiß ſchon, dummes Zeug!“

„Wahrhaftig! da kommt er mit dem alten Mann und ſchämt ſich nicht, ihn ſelbſt unter dem Arm zu führen!“ rief die Frau Gräfin mit Entſetzen, „kommt, ich will ihm nicht mehr begegnen.“

Sie entfernten ſich, und Cuno geleitete ſeinen alten Lehrer bis an die Brücke und half ihm ſelbſt in die Sänfte; unten aber am Berg hielt er vor der Hütte der Frau Feldheimerin und fand ſie ſchon fertig, mit einem Bündel von Gläschen und Töpfchen und Tränklein und anderem Geräthe nebſt ihrem Buchsbaumſtöcklein einzuſteigen.

Es kam übrigens nicht alſo, wie die Frau Gräfin von Zollern in ihrem böſen Sinn hatte vorausſehen wollen. In der ganzen Umgegend wunderte man ſich nicht über Ritter Cuno; man fand es ſchön und löblich, daß er die letzten Tage der alten Frau Feldheimerin aufheitern wollte, man pries ihn als einen frommen Herrn, weil er den alten Pater Joſeph in ſein Schloß aufgenommen hatte. Die Einzigen, die ihm gram waren und auf ihn ſchmähten, waren ſeine Brüder und die Gräfin; aber nur zu ihrem eigenen Schaden, denn man nahm allgemein ein Aergerniß an ſo unnatürlichen Brüdern, und zur Wiedervergeltung ging die Sage, daß ſie mit ihrer Mutter ſchlecht und in beſtändigem Hader leben und unter ſich ſelbſt ſich alles Mögliche zu Leide thun. Graf Cuno von Zollern-Hirſchberg machte mehrere Verſuche, ſeine Brüder mit ſich auszuſöhnen, denn es war ihm unerträglich, wenn ſie oft an ſeiner Veſte vorbeiritten, aber nie einſprachen, wenn ſie ihm in Wald und Feld begegneten und ihn kälter begrüßten als einen Landfremden. Aber ſeine Verſuche ſchlugen fehl und er wurde noch überdies von ihnen verhöhnt. Eines Tages fiel ihm noch ein Mittel ein, wie er vielleicht ihre Herzen gewinnen könnte, denn er wußte, ſie waren geizig und habgierig. Es lag ein Teich zwiſchen den drei Schlöſſern beinahe in der Mitte, jedoch ſo, daß er noch in Cuno's Revier gehörte. In dieſem Teich befanden ſich aber die beſten Hechte und Karpfen der ganzen Umgegend, und es war für die Brüder, die gerne fiſchten, ein nicht geringer Verdruß, daß ihr Vater vergeſſen hatte, den Teich auf ihr Theil zu ſchreiben. Sie waren zu ſtolz, um ohne Vorwiſſen ihres Bruders dort zu fiſchen, und doch mochten ſie ihm auch kein gutes Wort geben, daß er es ihnen erlauben möchte. Nun kannte er aber ſeine Brüder, daß ihnen der Teich am Herzen liege, er lud ſie daher eines Tages ein, mit ihm dort zuſammen zu kommen.

Es war ein ſchöner Frühlingsmorgen, als beinahe in demſelben Augenblick die drei Brüder von den drei Burgen dort zuſammen kamen. „Ei, ſieh da!“ rief der kleine Schalk, „das trifft ſich ordentlich; ich bin mit Schlag ſieben Uhr von Schalksberg weggeritten.“

„Ich auch“ — „und ich“ — antworteten die Brüder vom Hirſchberg und vom Zollern.

„Nun da muß der Teich hier gerade in der Mitte liegen,“ fuhr der Kleine fort. „Es iſt ein ſchönes Waſſer.“

„Ja, und eben darum habe ich euch hieher beſchieden. Ich weiß, ihr ſeyd beide große Freunde vom Fiſchen, und ob ich gleich auch zuweilen gerne die Angel auswerfe, ſo hat doch der Weiher Fiſche genug für drei Schlöſſer, und an ſeinen Ufern iſt Platz genug für drei, ſelbſt wenn wir alle auf einmal zu angeln kämen; darum will ich von heute an, daß dieſes Waſſer Gemeingut für uns ſey, und jeder von Euch ſoll gleiche Rechte daran haben wie ich.“

„Ei, der Herr Bruder iſt ja gewaltig gnädig geſinnt,“ ſprach der kleine Schalk mit höhniſchem Lächeln, „gibt uns wahrhaftig ſechs Morgen Waſſer und ein paar hundert Fiſchlein! Nu — und was werden wir dagegen geben müſſen? denn umſonſt iſt der Tod!“

„Umſonſt ſollt Ihr ihn haben,“ ſagte Cuno, „ach! ich möchte Euch nur zuweilen an dieſem Teich ſehen und ſprechen; ſind wir doch eines Vaters Söhne.“

„Nein!“ erwiederte der vom Schalksberg, „das ginge ſchon nicht, denn es iſt nichts Einfältigeres als in Geſellſchaft zu fiſchen, es verjagt immer einer dem andern die Fiſche; wollen wir aber Tage ausmachen, etwa Montag und Donnerſtag du, Cuno, Dienſtag und Freitag Wolf, Mittwoch und Sonnabend ich — ſo iſt es mir ganz recht.“

„Mir nicht einmal dann!“ rief der finſtre Wolf. „Geſchenkt will ich nichts haben und will auch mit niemand theilen; du haſt Recht, Cuno, daß du uns den Weiher anbieteſt, denn wir haben eigentlich alle drei gleichen Antheil daran, aber laſſet uns darum würfeln, wer ihn in Zukunft beſitzen ſoll; werde ich glücklicher ſeyn als ihr, ſo könnet ihr immer bei mir anfragen, ob ihr fiſchen dürfet.“

„Ich würfle nie,“ entgegnete Cuno, traurig über die Verſtocktheit ſeiner Brüder.

„Ja freilich,“ lachte der kleine Schalk, „er iſt ja gar fromm und gottesfürchtig, der Herr Bruder, und hält das Würfelſpiel für eine Todſünde; aber ich will euch was anders vorſchlagen, woran ſich der frömmſte Klausner nicht ſchämen dürfte. Wir wollen uns Angelſchnüre und Haken holen, und wer dieſen Morgen, bis die Glocke in Zollern zwölf Uhr ſchlägt, die meiſten Fiſche angelt, ſoll den Weiher eigen haben.“

„Ich bin eigentlich ein Thor,“ ſagte Cuno, „um das noch zu kämpfen, was mir mit Recht als Erbe zugehört; aber damit ihr ſehet, daß es mir mit der Theilung Ernſt war, will mein Fiſchgeräthe holen.“

Sie ritten heim, jeder nach ſeinem Schloß; die Zwillinge ſchickten in aller Eile ihre Diener aus, ließen alle alten Steine aufheben, um Würmer zur Lockſpeiſe für die Fiſche im Teich zu finden, Cuno aber nahm ſein gewöhnliches Angelzeug und die Speiſe, die ihn einſt Frau Feldheimerin zubereiten gelehrt, und war der Erſte, der wieder auf dem Platz erſchien. Er ließ, als die beiden Zwillinge kamen, dieſe die beſten und bequemſten Stellen auswählen und warf dann ſelbſt ſeine Angel aus. Da war es, als ob die Fiſche in ihm den Herrn dieſes Teiches erkannt hätten; ganze Züge von Karpfen und Hechten zogen heran und wimmelten um ſeine Angel; die älteſten und größten drängten die kleinen weg, jeden Augenblick zog er einen heraus, und wenn er die Angel wieder ins Waſſer warf, ſperrten ſchon zwanzig, dreißig die Mäuler auf, um an den ſpitzigen Haken anzubeißen. Es hatte noch nicht zwei Stunden gedauert, ſo lag der Boden um ihn her voll der ſchönſten

Fiſche; da hörte er auf zu fiſchen und ging zu ſeinen Brüdern, um zu ſehen, was für Geſchäfte ſie machten. Der kleine Schalk hatte einen kleinen Karpfen und zwei elende Weißfiſche, Wolf drei Barben und zwei kleine Gründlinge, und beide ſchauten trübſelig in den Teich, denn ſie konnten die ungeheure Menge, die Cuno gefangen, gar wohl von ihrem Platz aus bemerken. Als Cuno an ſeinen Bruder Wolf herankam, ſprang dieſer halbwüthend auf, zerriß die Angelſchnur, brach die Ruthe in Stücke und warf ſie in den Teich; „ich wollte es wären tauſend Haken, die ich hineinwerfe, ſtatt dem einen, und an jedem müßte eine von dieſen Creaturen zappeln!“ rief er, „aber mit rechten Dingen geht es nimmer zu, es iſt ein Zauberſpiel und Herenwerk, wie ſollteſt du denn, dummer Cuno, mehr Fiſche fangen in einer Stunde, als ich in einem Jahr?“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich,“ fuhr der kleine Schalk fort, „bei der Frau Feldheimerin, bei der ſchnöden Here, hat er das Fiſchen gelernt, und wir waren Thoren, mit ihm zu fiſchen, er wird doch bald Herenmeiſter werden.“

„Ihr ſchlechten Menſchen!“ entgegnete Cuno unmuthig. „Dieſen Morgen habe ich hinlänglich Zeit gehabt, euren Geiz, eure Unverſchämtheit und eure Roheit einzuſehen. Gehet jetzt und kommt nie wieder hieher, und glaubt mir, es wäre für eure Seelen beſſer, wenn ihr nur halb ſo fromm und gut wäret, als jene Frau, die ihr eine Here ſcheltet.“

„Nein, eine eigentliche Here iſt ſie nicht!“ ſagte der Schalk ſpöttiſch lachend; „ſolche Weiber können wahrſagen, aber Frau Feldheimerin iſt ſo wenig eine Wahrſagerin, als eine Gans ein Schwan werden kann; hat ſie doch dem Vater geſagt, von ſeinem Erbe werde man einen guten Theil um einen Hirſchgulden kaufen können, das heißt, er werde ganz verlumpen, und doch hat bei ſeinem Tod alles ihm gehört, ſo weit man von der Zinne von Zollern ſehen kann! Geh, geh, Frau Feldheimerin iſt nichts als ein thörichtes altes Weib und du der dumme Cuno."

Nach dieſen Worten entfernte ſich der Kleine eilig, denn er fürchtete den ſtarken Arm ſeines Bruders, und Wolf folgte ihm, indem er alle Flüche herſagte, die er von ſeinem Vater gelernt hatte.

In tiefſter Seele betrübt ging Cuno nach Hauſe, denn er ſah jetzt deutlich, daß ſeine Brüder nie mehr mit ihm ſich vertragen wollten. Er nahm ſich auch ihre harten Worte ſo ſehr zu Herzen, daß er des andern Tages ſehr krank wurde, und nur der Troſt des würdigen Pater Joſeph und die kräftigen Tränklein der Frau Feldheimerin retteten ihn vom Tode.

Als aber ſeine Brüder erfuhren, daß ihr Bruder Cuno ſchwer darniederliege, hielten ſie ein fröhliches Bankett, und im Weinmuth ſagten ſie ſich zu, wenn der dumme Cuno ſterbe, ſo ſolle der, welcher es zuerſt erfahre, alle Kanonen löſen, um es dem andern anzuzeigen, und wer zuerſt ſchieße, ſolle das beſte Faß Wein aus Cuno's Keller vorweg nehmen dürfen. Wolf ließ nun von da an immer einen Diener in der Nähe von Hirſchberg Wache halten, und der kleine Schalk beſtach ſogar einen Diener Cuno's mit vielem Geld, damit er es ihm ſchnell anzeige, wenn ſein Herr in den letzten Zügen liege.

Dieſer Knecht aber war ſeinem milden und frommen Herrn mehr zugethan als dem böſen Grafen von Schalksberg; er fragte alſo eines Abends Frau Feldheimerin theilnehmend nach dem Befinden ſeines Herrn, und als dieſe ſagte, daß es ganz gut mit ihm ſtehe, erzählte er ihr den Anſchlag der beiden Brüder, und daß ſie Freudenſchüſſe thun wollten auf des Grafen Cuno's Tod. Darüber ergrimmte die Alte ſehr; ſie erzählte es flugs wieder dem Grafen, und als dieſer an eine ſo große Liebloſigkeit ſeiner Brüder nicht glauben wollte, ſo rieth ſie ihm, er ſolle die Probe machen und ausſprengen laſſen, er ſey todt, ſo werde man bald hören, ob ſie kanoniren oder nicht. Der Graf ließ den Diener, den ſein Bruder beſtochen, vor ſich kommen, befragte ihn nochmals und befahl ihm, nach Schalksberg zu reiten und ſein nahes Ende zu verkünden.

Als nun der Knecht eilends den Hirſchberg herabritt, ſah ihn der Diener des Grafen Wolf von Zollern, hielt ihn an und fragte, wohin er ſo eilends zu reiten Willens ſey. „Ach,“ ſagte dieſer, „mein armer Herr wird dieſen Abend nicht überleben, ſie haben ihn alle aufgegeben.“

„So? iſts um dieſe Zeit?“ rief jener, lief nach ſeinem Pferd, ſchwang ſich auf und jagte eilends nach Zollern und den Schloßberg hinan, daß ſein Pferd am Thore niederfiel und er ſelbſt nur noch „Graf Cuno ſtirbt!“ rufen konnte, ehe er ohnmächtig wurde. Da donnerten die Kanonen von Hohenzollern herab, Graf

Wolf freute ſich mit ſeiner Mutter über das gute Faß Wein und das Erbe, den Teich, über den Schmuck und den ſtarken Wiederhall, den ſeine Kanonen gaben. Aber was er für Wiederhall gehalten, waren die Kanonen von Schalksberg, und Wolf ſagte lächelnd zu ſeiner Mutter: „ſo hat der Kleine auch einen Spion gehabt, und wir müſſen auch den Wein gleich theilen wie das übrige Erbe.“ Dann aber ſaß er zu Pferd, denn er argwohnte, der kleine Schalk möchte ihm zuvorkommen und vielleicht einige Koſtbarkeiten des Verſtorbenen wegnehmen, ehe er käme.

Aber am Fiſchteich begegneten ſich die beiden Brüder, und jeder erröthete vor dem andern, weil beide zuerſt nach Hirſchberg hatten kommen wollen. Von Cuno ſprachen ſie kein Wort, als ſie zuſammen ihren Weg fortſetzten, ſondern ſie beriethen ſich brüderlich, wie man es in Zukunft halten wolle, und wem Hirſchberg gehören ſolle. Wie ſie aber über die Zugbrücke in den Schloßhof ritten, da ſchaute ihr Bruder wohlbehalten und geſund zum Fenſter heraus, aber Zorn und Unmuth ſprühten aus ſeinen Blicken. Die Brüder erſchracken ſehr, als ſie ihn ſahen, hielten ihn anfänglich für ein Geſpenſt und bekreuzten ſich; als ſie aber ſahen, daß er noch Fleiſch und Blut habe, rief Wolf: „Ei, ſo wollt' ich doch! Dummes Zeug, ich glaubte, du wäreſt geſtorben.“

„Nun, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben,“ ſagte der Kleine, der mit giftigen Blicken nach ſeinem Bruder hinauf ſchaute.

Dieſer aber ſprach mit donnernder Stimme: „Von dieſer Stunde an ſind alle Bande der Verwandtſchaft zwiſchen uns los und ledig. Ich habe Eure Freudenſchüſſe wohl vernommen, aber ſehet zu, auch ich habe fünf Feldſchlangen hier auf dem Hof ſtehen, und habe ſie euch zu Ehren ſcharf laden laſſen. Machet, daß ihr aus dem Bereich meiner Kugeln kommt, oder ihr ſollt erfahren, wie man auf Hirſchberg ſchießt.“ Sie ließen es ſich nicht zweimal ſagen, denn ſie ſahen ihm an, wie ernſt es ihm war; ſie gaben alſo ihren Pferden die Sporen und hielten einen Wettlauf den Berg hinunter, und ihr Bruder ſchoß eine Stückkugel hinter ihnen her, die über ihren Köpfen wegſauste, daß ſie beide zugleich eine tiefe und höfliche Verbeugung machten; er wollte ſie aber nur ſchrecken und nicht verwunden. „Warum haſt du denn geſchoſſen?“ fragte der kleine Schalk unmuthig, „du Thor, ich ſchoß nur, weil ich dich hörte.“

„Im Gegentheil, frag' nur die Mutter,“ erwiederte Wolf, „du warſt es, der zuerſt ſchoß, und du haſt dieſe Schande über uns gebracht, kleiner Dachs.“

Der Kleine blieb ihm keinen Ehrentitel ſchuldig, und als ſie am Fiſchteich angekommen waren, gaben ſie ſich gegenſeitig noch die vom alten Vetter von Zollern geerbten Flüche zum beſten und trennten ſich in Haß und Unluſt.

Tags darauf aber machte Cuno ſein Teſtament, und Frau Feldheimerin ſagte zum Pater: „Ich wollte was wetten, er hat keinen guten Brief für die Schützen geſchrieben.“ Aber ſo neugierig ſie war, und ſo oft ſie in ihren Liebling drang, er ſagte ihr nicht, was im Teſtament ſtehe, und ſie erfuhr es auch nimmer, denn ein Jahr nachher verſchied die gute Frau, und ihre Salben und Tränklein halfen ihr nichts, denn ſie ſtarb an keiner Krankheit, ſondern am achtundneunzigſten Jahr, das auch einen ganz geſunden Menſchen endlich unter den Boden bringen kann. Graf Cuno ließ ſie beſtatten, als ob ſie nicht eine arme Frau, ſondern ſeine Mutter geweſen wäre, und es kam ihm nachher noch viel einſamer vor auf ſeinem Schloß, beſonders da der Pater Joſeph der Frau Feldheimerin bald nachfolgte.

Doch dieſe Einſamkeit fühlte er nicht ſehr lange; der gute Cuno ſtarb ſchon in ſeinem achtundzwanzigſten Jahr, und böſe Leute behaupten an Gift, das ihm der kleine Schalk beigebracht hatte. Wie dem aber auch ſey, einige Stunden nach ſeinem Tod vernahm man wieder den Donner der Kanonen, und in Zollern und Schalksberg that man fünfundzwanzig Schüſſe. „Diesmal hat er doch daran glauben müſſen,“ ſagte der Schalk, als ſie unterwegs zuſammentrafen.

„Ja,“ antwortete Wolf, „und wenn er noch einmal auferſteht und zum Fenſter herausſchimpft, wie damals, ſo hab' ich eine Büchſe bei mir, die ihn höflich und ſtumm machen ſoll.“

Als ſie den Schloßberg hinanritten, geſellte ſich ein Reiter mit Gefolge zu ihnen, den ſie nicht kannten. Sie glaubten, es ſey vielleicht ein Freund ihres Bruders und komme, um ihn beiſetzen zu helfen. Daher geberdeten ſie ſich kläglich, prieſen vor ihm den Verſtorbenen, beklagten ſein frühes Hinſcheiden, und der kleine Schalk preßte ſich ſogar einige Krokodilsthränen aus. Der Ritter antwortete ihnen aber nicht, ſondern ritt ſtill und ſtumm an ihrer Seite den Hirſchberg hinauf. „So, jetzt wollen wir es uns bequem machen, und Wein herbei, Kellermeiſter, vom beſten!“ rief Wolf, als er abſtieg. Sie gingen die Wendeltreppen hinauf und in den Saal, auch dahin folgte ihnen der ſtumme Reiter, und als ſich die Zwillinge ganz breit an den Tiſch geſetzt hatten, zog jener ein Silberſtück aus dem Wamms, warf es auf den Schiefertiſch, daß es umherrollte und klingelte, und ſprach: „So, und da habt ihr jetzt euer Erbe, und es wird juſt recht ſeyn, ein Hirſchgulden.“ Da ſahen ſich die beiden Brüder verwundert an, lachten und fragten ihn, was er damit ſagen wolle.

Der Ritter aber zog ein Pergament hervor, mit hinlänglichen Siegeln, darin hatte der dumme Cuno alle Feindſeligkeiten aufgezeichnet, die ihm die Brüder bei ſeinen Lebzeiten bewieſen, und am Ende hatte er verordnet und bekannt, daß ſein ganzes Erbe, Hab und Gut, außer dem Schmuck ſeiner ſeligen Frau Mutter, auf den Fall ſeines Todes an Würtemberg verkauft ſey, und zwar — um einen elenden Hirſchgulden! Um den Schmuck aber ſolle man in der Stadt Balingen ein Armenhaus erbauen.

Da erſtaunten nun die Brüder abermals, lachten aber nicht dazu, ſondern biſſen die Zähne zuſammen, denn ſie konnten gegen Würtemberg nichts ausrichten, und ſo hatten ſie das ſchöne Gut, Wald, Feld, die Stadt Balingen und ſelbſt — den Fiſchteich verloren, und nichts geerbt, als einen ſchlechten Hirſchgulden. Den ſteckte Wolf trotzig in ſein Wamms, ſagte nicht ja und nicht nein, warf ſein Barrett auf den Kopf und ging trotzig und ohne Gruß an dem würtembergiſchen Commiſſär vorbei, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt nach Zollern.

Als ihn aber am andern Morgen ſeine Mutter mit Vorwürfen plagte, daß ſie Gut und Schmuck verſcherzt haben, ritt er hinüber zum Schalk auf der Schalksburg: „Wollen wir unſer Erbe verſpielen oder vertrinken?“ fragte er ihn.

„Vertrinken iſt beſſer,“ ſagte der Schalk, „dann haben wir beide gewonnen. Wir wollen nach Balingen reiten und uns den Leuten zum Trotz dort ſehen laſſen, wenn wir auch gleich das Städtlein ſchmählich verloren.“

„Und im Lamm ſchenkt man Rothen, der Kaiſer trinkt ihn nicht beſſer,“ ſetzte Wolf hinzu.

So ritten ſie mit einander nach Balingen ins Lamm und fragten, was die Maas vom Rothen koſte, und tranken ſich zu, bis der Gulden voll war. Dann ſtand Wolf auf, zog das Silberſtück mit dem ſpringenden Hirſch aus dem Wamms, warf es auf den Tiſch und ſprach: „da habt Ihr Euern Gulden, ſo wirds richtig ſeyn.“

Der Wirth aber nahm den Gulden, beſah ihn links, beſah ihn rechts und ſagte lächelnd: „Ja, wenn es kein Hirſchgulden wär', aber geſtern Nacht kam der Bote von Stuttgart, und heute früh hat man es ausgetrommelt im Namen des Grafen von Würtemberg, dem jetzt das Städtlein eigen; die ſind abgeſchätzt, und gebt mir nur anderes Geld.“

Da ſahen ſich die beiden Brüder erbleichend an. „Zahl aus,“ ſagte der eine; „haſt du keine Münze?“

ſagte der andere, und kurz, ſie mußten den Gulden ſchuldig bleiben im Lamm in Balingen. Sie zogen ſchweigend und nachdenkend ihren Weg, als ſie aber an den Kreuzweg kamen, wo es rechts nach Zollern und links nach Schalksberg ging, da ſagte der Schalk: „Wie nun? jetzt haben wir ſogar weniger geerbt als gar nichts, und der Wein war überdies ſchlecht.“

„Ja wohl,“ erwiederte ſein Bruder. „Aber was die Feldheimerin ſagte, iſt doch eingetroffen: Seht zu, wieviel von Eurem Erbe übrig bleiben wird, um einen Hirſchgulden! Jetzt haben wir nicht einmal ein Maas Wein dafür kaufen können.“

„Weiß ſchon!“ antwortete der von der Schalksburg.

„Dummes Zeug!“ ſagte der von Zollern und ritt zerfallen mit ſich und der Welt ſeinem Schloß zu.

„Das iſt die Sage von dem Hirſchgulden,“ endete der Zirkelſchmied, „und wahr ſoll ſie ſeyn. Der Wirth in Dürrwangen, das nicht weit von den drei Schlöſſern liegt, hat ſie meinem guten Freund erzählt, der oft als Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb ging und immer in Dürrwangen einkehrte.“

Die Gäſte gaben dem Zirkelſchmied Beifall. „Was man doch nicht alles hört in der Welt!“ rief der Fuhrmann, „wahrhaftig jetzt erſt freut es mich, daß wir die Zeit nicht mit Kartenſpielen verderbten, ſo iſt es wahrlich beſſer; und gemerkt habe ich mir die Geſchichte, daß ich ſie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen.“

„Mir fiel da, während Ihr ſo erzähltet, etwas ein,“ ſagte der Student.

„O erzählet, erzählet!“ baten der Zirkelſchmied und Felix.

„Gut,“ antwortete jener, „ob die Reihe jetzt an mich kömmt oder ſpäter, iſt gleichviel; ich muß ja doch heimgeben, was ich gehört. Das, was ich erzählen will, ſoll ſich wirklich einmal begeben haben.“

Er ſetzte ſich zurecht und wollte eben anheben zu erzählen, als die Wirthin den Spinnrocken bei Seite ſetzte und zu den Gäſten an den Tiſch trat. „Jetzt, ihr Herren, iſt es Zeit zu Bette zu gehen,“ ſagte ſie; „es hat neun Uhr geſchlagen, und morgen iſt auch ein Tag.“

„Ei, ſo gehe zu Bette!“ rief der Student, „ſetze noch eine Flaſche Wein für uns hieher und dann wollen wir dich nicht länger abhalten.“

„Mit nichten,“ entgegnete ſie grämlich, „ſo lange noch Gäſte in der Wirthsſtube ſitzen, kann Wirthin und Dienſtboten nicht weggehen. Und kurz und gut, ihr Herren, machet, daß ihr auf eure Kammern kommet, mir wird die Zeit lange, und länger als neun Uhr darf in meinem Hauſe nicht gezecht werden.“

„Was fällt Euch ein, Frau Wirthin?“ ſprach der Zirkelſchmied ſtaunend, „was ſchadet es denn Euch, ob wir hier ſitzen, wenn Ihr auch ſchon längſt ſchlafet? Wir ſind rechtliche Leute und werden Euch nichts hinwegtragen, noch ohne Bezahlung fortgehen. Aber ſo laſſe ich mir in keinem Wirthshaus ausbieten.“

Die Frau rollte zornig die Augen: „Meint Ihr, ich werde wegen jedem Lumpen von Handwerksburſchen, wegen jedem Straßenläufer, der mir zwölf Kreuzer zu verdienen gibt, meine Hausordnung ändern? Ich ſag' Euch jetzt zum letzten Mal, daß ich den Unfug nicht leide!"

Noch einmal wollte der Zirkelſchmied etwas entgegnen, aber der Student ſah ihn bedeutend an und winkte mit den Augen den Uebrigen; „gut," ſprach er, „wenn es denn die Frau Wirthin nicht haben will, ſo laßt uns auf unſere Kammern gehen. Aber Lichter möchten wir gerne haben, um den Weg zu finden."

„Damit kann ich nicht dienen," entgegnete ſie finſter; „die andern werden ſchon den Weg im Dunkeln finden, und für Euch iſt dies Stümpfchen hier hinlänglich; mehr habe ich nicht im Hauſe."

Schweigend nahm der junge Herr das Licht und ſtand auf; die andern folgten ihm, und die Handwerksburſche nahmen ihre Bündel, um ſie in der Kammer bei ſich niederzulegen. Sie gingen dem Studenten nach, der ihnen die Treppe hinan leuchtete.

Als ſie oben angekommen waren, bat ſie der Student, leiſe aufzutreten, ſchloß ſein Zimmer auf und winkte ihnen herein. „Jetzt iſt kein Zweifel mehr," ſagte er, „ſie will uns verrathen; habt ihr nicht bemerkt, wie ängſtlich ſie uns zu Bett zu bringen ſuchte, wie ſie uns alle Mittel abſchnitt, wach und beiſammen zu bleiben? Sie meint wahrſcheinlich, wir werden uns jetzt niederlegen und dann werde ſie um ſo leichteres Spiel haben."

„Aber meint ihr nicht, wir könnten noch entkommen?" fragte Felix, „im Wald kann man doch eher auf Rettung denken, als hier im Zimmer."

„Die Fenſter ſind auch hier vergittert!“ rief der Student, indem er vergebens verſuchte, einen der Eiſenſtäbe des Gitters los zu machen. „Uns bleibt nur ein Ausweg, wenn wir entweichen wollen, durch die Hausthüre; aber ich glaube nicht, daß ſie uns fortlaſſen werden.“

„Es käme auf den Verſuch an,“ ſprach der Fuhrmann; „ich will einmal probiren, ob ich bis in den Hof kommen kann. Iſt dies möglich, ſo kehre ich zurück und hole euch nach.“ Die Uebrigen billigten dieſen Vorſchlag, der Fuhrmann legte die Schuhe ab und ſchlich ſich auf den Zehen nach der Treppe, ängſtlich lauſchten ſeine Genoſſen oben im Zimmer; ſchon war er die eine Hälfte der Treppe glücklich und unbemerkt hinabgeſtiegen; aber als er ſich dort um einen Pfeiler wandte, richtete ſich plötzlich eine ungeheure Dogge vor ihm in die Höhe, legte ihre Tatzen auf ſeine Schultern und wies ihm, gerade ſeinem Geſicht gegenüber, zwei Reihen langer ſcharfer Zähne. Er wagte weder vor noch rückwärts auszuweichen, denn bei der geringſten Bewegung ſchnappte der entſetzliche Hund nach ſeiner Kehle. Zugleich fing er an zu heulen und zu bellen, und alſobald erſchien der Hausknecht und die Frau mit Lichtern.

„Wohin? was wollt Ihr?“ rief die Frau.

„Ich habe noch etwas in meinem Karren zu holen,“ antwortete der Fuhrmann am ganzen Leibe zitternd; denn als die Thüre aufgegangen war, hatte er mehrere braune verdächtige Geſichter, Männer mit Büchſen in der Hand, im Zimmer bemerkt.

„Das hättet Ihr alles auch vorher abmachen können,“ ſagte die Wirthin mürriſch. „Faſſan, daher!

ſchließ die Hofthüre zu, Jakob, und leuchte dem Mann an ſeinen Karren.“ Der Hund zog ſeine greuliche Schnauze und ſeine Tatzen von der Schulter des Fuhrmanns zurück und lagerte ſich wieder quer über die Treppe, der Hausknecht aber hatte das Hofthor zugeſchloſſen und leuchtete dem Fuhrmann. An ein Entkommen war nicht zu denken. Aber als er nachſann, was er denn eigentlich aus dem Karren holen ſollte, fiel ihm ein Pfund Wachslichter ein, die er in die nächſte Stadt überbringen ſollte; „das Stümpfchen Licht oben kann kaum noch eine Viertelſtunde dauern,“ ſagte er zu ſich, „und Licht müſſen wir dennoch haben!“ Er nahm alſo zwei Wachskerzen aus dem Wagen, verbarg ſie in dem Aermel und holte dann zum Schein ſeinen Mantel aus dem Karren, womit er ſich, wie er dem Hausknecht ſagte, heute Nacht bedecken wolle.

Glücklich kam er wieder auf dem Zimmer an. Er erzählte von dem großen Hund, der als Wache an der Treppe liege, von den Männern, die er flüchtig geſehen, von allen Anſtalten, die man gemacht, um ſich ihrer zu verſichern, und ſchloß damit, daß er ſeufzend ſagte: „wir werden dieſe Nacht nicht überleben.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiederte der Student, „für ſo thöricht kann ich dieſe Leute nicht halten, daß ſie wegen des geringen Vortheils, den ſie von uns hätten, vier Menſchen ans Leben gehen ſollten. Aber vertheidigen dürfen wir uns nicht. Ich für meinen Theil werde wohl am meiſten verlieren; mein Pferd iſt ſchon in ihren Händen, es koſtete mich fünfzig Dukaten noch vor vier Wochen; meine Börſe, meine Kleider gebe ich willig hin; denn mein Leben iſt mir am Ende doch lieber als alles dies.“

„Ihr habt gut reden,“ erwiederte der Fuhrmann, ſolche Sachen, wie Ihr ſie verlieren könnt, erſetzt Ihr Euch leicht wieder; aber ich bin der Bote von Aſchaffenburg und habe allerlei Güter auf meinem Karren und im Stall zwei ſchöne Roſſe, meinen einzigen Reichthum.“

„Ich kann unmöglich glauben, daß ſie Euch etwas zu Leid thun werden,“ bemerkte der Goldſchmied; „einen Boten zu berauben, würde ſchon viel Geſchrei und Lärmen ins Land machen. Aber dafür bin ich auch, was der Herr dort ſagt; lieber will ich gleich alles hergeben, was ich habe, und mit einem Eid verſprechen, nichts zu ſagen, ja niemals zu klagen, als mich gegen Leute, die Büchſen und Piſtolen haben, um meine geringe Habe wehren.

Der Fuhrmann hatte während dieſer Reden ſeine Wachskerzen hervorgezogen. Er klebte ſie auf den Tiſch und zündete ſie an. „So laßt uns in Gottes Namen erwarten, was über uns kommen wird,“ ſprach er; „wir wollen uns wieder zuſammen niederſetzen und durch Sprechen den Schlaf abhalten.“

„Das wollen wir,“ antwortete der Student, „und weil vorhin die Reihe an mir ſtehen geblieben war, will ich euch etwas erzählen.“

Das kalte Herz.

Erſte Abtheilung.

Wer durch Schwaben reiſt, der ſollte nie vergeſſen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuſchauen;

nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall ſolch unermeßliche Menge herrlich aufgeſchoſſener Tannen findet, ſondern wegen der Leute, die ſich von den andern Menſchen rings umher merkwürdig unterſcheiden. Sie ſind größer als gewöhnliche Menſchen, breitſchultrig, von ſtarken Gliedern, und es iſt, als ob der ſtärkende Duft, der Morgens durch die Tannen ſtrömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Athem, ein klareres Auge und einen feſteren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten ſondern ſie ſich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, ſtreng ab. Am ſchönſten kleiden ſich die Bewohner des badenſchen Schwarzwaldes; die Männer laſſen den Bart wachſen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben iſt, ihre ſchwarzen Wämmſer, ihre ungeheuren enggefalteten Pluderhoſen, ihre rothen Strümpfe und die ſpitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernſtes, Ehrwürdiges. Dort beſchäftigen ſich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen ſie Uhren und tragen ſie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil deſſelben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben, als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; ſie fällen und behauen ihre Tannen, flößen ſie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; ſie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an und erwarten ſtolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre ſtärkſten und längſten Balken aber verhandeln ſie um ſchweres Geld an die Mynheers, welche Schiffe daraus bauen. Dieſe Menſchen nun ſind an ein rauhes wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude iſt, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum iſt auch ihr Prachtanzug ſo verſchieden von dem der Glasmänner im andern Theil des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämmſer von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hoſenträger über die breite Bruſt, Beinkleider von ſchwarzem Leder, aus deren Taſche ein Zollſtab von Meſſing wie ein Ehrenzeichen hervorſchaut; ihr Stolz und ihre Freude aber ſind ihre Stiefeln, die größten wahrſcheinlich, welche auf irgend einem Theil der Erde Mode ſind; denn ſie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flößer“ können damit in drei Schuh tiefem Waſſer umherwandeln, ohne ſich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieſes Waldes an Waldgeiſter, und erſt in neuerer Zeit hat man ihnen dieſen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar iſt es aber, daß auch die Waldgeiſter, die der Sage nach im Schwarzwalde hauſen, in dieſe verſchiedenen Trachten ſich getheilt haben. So hat man verſichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geiſtchen von vierthalb Fuß Höhe, ſich nie anders zeige, als in einem ſpitzen Hütlein mit großem

Rand, mit Wamms und Pluderhöschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer-Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, ſoll ein rieſengroßer breitſchultriger Kerl in der Kleidung der Flötzer ſeyn, und mehrere, die ihn geſehen haben, wollen verſichern, daß ſie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu ſeinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinſtehen könnte,“ ſagten ſie und wollten nichts übertrieben haben.

Mit dieſen Waldgeiſtern ſoll einmal ein junger Schwarzwälder eine ſonderbare Geſchichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munkin; ihre Gatte war Kohlenbrenner geweſen, und nach ſeinem Tode hielt ſie ihren ſechzehnjährigen Knaben nach und nach zu demſelben Geſchäft an.

Der junge Peter Munk, ein ſchlanker Burſche, ließ es ſich gefallen, weil er es bei ſeinem Vater auch nicht anders geſehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu ſitzen, oder ſchwarz und berußt und den Leuten ein Abſcheu hinab in die Städte zu fahren und ſeine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über ſich und andere, und wenn Peter Munk an ſeinem Meiler ſaß, ſtimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesſtille ſein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnſucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er ſich ab, was ihn ärgerte, und das war — ſein Stand. „Ein ſchwarzer einſamer Kohlenbrenner!“ ſagte er ſich, „es iſt ein elend Leben. Wie angeſehen ſind die Glasmänner, die Uhrmacher, ſelbſt die Muſikanten am Sonntag Abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaſchen und geputzt, in des Vaters Ehrenwamms mit ſilbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erſcheint, und wenn dann einer hinter mir her geht und denkt: wer iſt wohl der ſchlanke Burſche? und lobt bei ſich die Strümpfe und meinen ſtattlichen Gang, — ſieh, wenn er vorübergeht und ſchaut ſich um: ſagt er gewiß: ach es iſt nur der Kohlen-Munk-Peter.“

Auch die Flötzer auf der andern Seite waren ein Gegenſtand ſeines Neides. Wenn dieſe Waldrieſen herüberkamen, mit ſtattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen nnd Ketten einen halben Centner Silber auf dem Leib trugen, wenn ſie mit ausgeſpreizten Beinen und vornehmen Geſichtern dem Tanz zuſchauten, holländiſch fluchten und wie die vornehmſten Mynheers aus ellenlangen kölniſchen Pfeifen rauchten, da ſtellte er ſich als das vollendetſte Bild eines glücklichen Menſchen ſolch einen Flötzer vor. Und wenn dieſe Glücklichen dann erſt in die Taſchen fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbätzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn her, ſo wollten ihm die Sinne vergehen und er ſchlich trübſelig nach ſeiner Hütte; denn an manchem Feiertag Abend hatte er einen oder den andern dieſer „Holzherren“ mehr verſpielen ſehen, als der arme Vater Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieſer Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meiſten bewundern ſollte. Der eine war ein dicker großer Mann mit rothem Geſicht, und galt für den reichſten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Amſterdam und hatte das Glück, es immer um ſo viel theurer als andere zu verkaufen, daß er, wenn die übrigen zu Fuß heimgingen, ſtattlich herauffahren konnte. Der andere war der längſte und magerſte Menſch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und dieſen beneidete Munk wegen ſeiner ausnehmenden Kühnheit; er widerſprach den angeſehenſten Leuten, brauchte, wenn man noch ſo gedrängt im Wirthshaus ſaß, mehr Platz als vier der dickſten, denn er ſtützte entweder beide Ellbogen auf den Tiſch oder zog eines ſeiner langen Beine zu ſich auf die Bank, und doch wagte ihm keiner zu widerſprechen, denn er hatte unmenſchlich viel Geld. Der dritte war ein ſchöner junger Mann, der am beſten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Menſch geweſen und hatte bei einem Holzherren als Knecht gedient; da wurde er auf einmal ſteinreich; die Einen ſagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die Anderen behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechſtange, womit die Flötzer zuweilen nach den Fiſchen ſtechen, einen Pack mit Goldſtücken heraufgefiſcht, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liegt, kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von Jung und Alt angeſehen wie ein Prinz.

An dieſe drei Männer dachte Kohlen-Munk-Peter oft, wenn er einſam im Tannenwald ſaß. Zwar hatten alle drei einen Hauptfehler, der ſie bei den Leuten verhaßt machte, es war dies ihr unmenſchlicher Geiz, ihre Gefühlloſigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder ſind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß, wie es mit ſolchen Dingen geht; waren ſie auch wegen ihres Geizes verhaßt, ſo ſtanden ſie doch wegen ihres Geldes in Anſehen; denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie ſie, als ob man das Geld von den Tannen ſchüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter,“ ſagte Peter eines Tages ſchmerzlich betrübt zu ſich, denn Tags zuvor war Feiertag geweſen und alles Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, ſo thu' ich mir etwas zu Leid; wär' ich doch nur ſo angeſehen und reich wie der dicke Ezechiel, oder ſo kühn und ſo gewaltig wie der lange Schlurker, oder ſo berühmt und könnte den Muſikanten Thaler ſtatt Kreuzer zuwerfen wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Burſche das Geld her hat?“ Allerlei Mittel ging er durch, wie man ſich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen; endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer-Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren. So lang ſein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Beſuch, und da wurde oft lang und breit von reichen Menſchen geſprochen und wie ſie reich geworden; da ſpielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachſann, konnte er ſich beinahe noch des Versleins erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes ſprechen mußte, wenn es erſcheinen ſollte. Es fing an:

Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt;
Dir gehört all' Land, wo Tannen ſtehn —

Aber er mochte ſein Gedächtniß anſtrengen, wie er wollte, weiter konnte er ſich keines Verſes mehr entſinnen. Er dachte oft, ob er nicht dieſen oder jenen alten Mann fragen ſollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewiſſe Scheu, ſeine Gedanken zu verrathen ab; auch ſchloß er, es müſſe die Sage vom Glasmännlein nicht ſehr bekannt ſeyn, und den Spruch müßten nur Wenige wiſſen, denn es gab nicht viele reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht ſein Vater und die andern armen Leute ihr Glück verſucht? Er brachte endlich einmal ſeine Mutter auf das Männlein zu ſprechen, und dieſe erzählte ihm, was er ſchon wußte, kannte auch nur noch die erſte Zeile von dem Spruch und ſagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwiſchen elf und zwei Uhr geboren ſeyen, zeige ſich das Geiſtchen. Er ſelbſt würde wohl dazu paſſen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er ſey Sonntag Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dies der Kohlen-Munk-Peter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dies Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer ſich. Es ſchien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüchleins zu wiſſen und am Sonntag geboren zu ſeyn, und Glasmännlein mußte ſich ihm zeigen. Als er daher eines Tages ſeine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, ſondern zog ſeines Vaters Staatswamms und neue rothe Strümpfe an, ſetzte den Sonntagshut auf, faßte ſeinen fünf Fuß hohen Schwarzdornſtock in die Hand und nahm von der Mutter Abſchied: „Ich muß aufs Amt in die Stadt; denn wir werden bald ſpielen müſſen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einſchärfen, daß Ihr Wittwe ſeyd und ich Euer einziger Sohn.“ Die Mutter lobte ſeinen Entſchluß, er aber machte ſich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchſten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis ſtand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubiſchen Leute meinten, es ſey dort unſicher. Man ſchlug auch, ſo hoch und prachtvoll dort die Tannen ſtanden, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn ſie dort arbeiteten, die Aexte vom Stiel geſprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren ſchnell umgeſtürzt und hatten die Männer mit umgeriſſen und beſchädigt oder gar getödtet; auch hätte man die ſchönſten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit im Waſſer ſey. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume ſo dicht und ſo hoch ſtanden, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz ſchaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den ſeinigen, keine Axt; ſelbſt die Vögel ſchienen dieſe dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlen-Munk-Peter hatte jetzt den höchſten Punkt des Tannenbühls erreicht und ſtand vor einer Tanne von ungeheurem Umfang, um die ein holländiſcher Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. „Hier,“ dachte er, „wird wohl der Schatzhauſer wohnen,“ zog ſeinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räuſperte ſich und ſprach mit zitternder Stimme: „Wünſche glückſeligen Abend, Herr Glasmann.“ Aber es erfolgte keine Antwort, und alles umher war ſo ſtill wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein ſprechen,“ dachte er weiter und murmelte:

„Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen ſtehn“ —

Indem er dieſe Worte ſprach, ſah er zu ſeinem großen Schrecken eine ganze kleine ſonderbare Geſtalt hinter der dicken Tanne hervorſchauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein geſehen, wie man ihn beſchrieben, das ſchwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, alles war ſo, ſelbſt das blaſſe, aber feine und kluge Geſichtchen, wovon man erzählte, glaubte er geſehen zu haben. Aber ach, ſo ſchnell es hervorgeſchaut hatte, das Glasmännlein, ſo ſchnell war es auch wieder verſchwunden! „Herr Glasmann!“ rief nach einigem Zögern Peter Munk, „ſeyd ſo gütig und haltet mich nicht für Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht geſehen, ſo täuſchet Ihr Euch ſehr, ich ſah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken.“ — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leiſes heiſeres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand ſeine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte; „warte, du kleiner Burſche!“ rief er, „dich will ich bald haben,“ ſprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauſer im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk ſchüttelte den Kopf; er ſah ein, daß er die Beſchwörung bis auf einen gewiſſen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, ſo könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er ſann hin, er ſann her und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte ſich an den unterſten Aeſten der Tanne und ſchien ihn aufzumuntern oder zu verſpotten. Es putzte ſich, es rollte den ſchönen Schweif, es ſchaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er ſich doch beinahe, mit dieſem Thier allein zu ſeyn; denn bald ſchien das Eichhörnchen einen Menſchenkopf zu haben und einen dreiſpitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und ſchwarze Schuhe. Kurz es war ein luſtiges Thier, aber dennoch graute Kohlen-Munk-Peter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit ſchnelleren Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes ſchien immer ſchwärzer zu werden, die Bäume ſtanden immer dichter, und ihm fing an ſo zu grauen, daß er im Trab davon jagte, und erſt, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwiſchen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger.

Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angſt gerade die entgegengeſetzte Richtung genommen und ſtatt zu den Glasleuten zu den Flößern gekommen ſey. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, ſein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachſene Enkel. Sie nahmen Kohlen-Munk-Peter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach ſeinem Namen und Wohnort zu fragen, gaben ihm Aepfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beſte Schwarzwaldſpeiſe, aufgeſetzt.

Nach dem Nachteſſen ſetzten ſich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtſpan, den die Jungen mit dem feinſten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gaſt und der Hauswirth rauchten und ſchauten den Weibern zu, die Burſche aber waren beſchäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu ſchnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen, man hörte da und dort ſehr heftige Schläge, und es ſchien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zuſammenkrachten. Die furchtloſen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen und dieſes furchtbar ſchöne Schauſpiel mit anſehen, ihr Großvater aber hielt ſie mit ſtrengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem rathen, daß er jetzt vor die Thür geht!“ rief er ihnen zu, „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer-Michel haut ſich heute Nacht ein neues G'ſtair (Floßgelenk) im Wald.“

Die Kleinen ſtaunten ihn an; ſie mochten von dem Holländer-Michel ſchon gehört haben, aber ſie baten jetzt

jetzt den Ehni, einmal recht ſchön von jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer-Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte ſprechen gehört, ſtimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er ſey. „Er iſt der Herr dieſes Waldes, und nach dem zu ſchließen, daß Ihr in Eurem Alter dies noch nicht erfahren, müßt Ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hauſe ſeyn. Vom Holländer-Michel will ich Euch aber erzählen, was ich weiß und wie die Sage von ihm geht. Vor etwa hundert Jahren, ſo erzählte es wenigſtens mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicheres Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, ſeit ſo viel Geld im Land iſt, ſind die Menſchen unredlich und ſchlecht. Die jungen Burſche tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken iſt; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenſter dort herein ſchaute, ſo ſag' ich's und hab' es oft geſagt, der Holländer-Michel iſt ſchuld an all dieſer Verderbniß. Es lebte alſo vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Geſinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und ſein Geſchäft war geſegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an ſeine Thüre, dergleichen er noch nie geſehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Burſche, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen ſolchen Rieſen geben könne. Dieſer bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm anſah, daß er ſtark und zu großen Laſten tüchtig ſey, rechnet mit ihm ſeinen Lohn und ſie ſchlagen ein. Der

Michel war ein Arbeiter, wie ſelbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumſchlagen galt er für drei, und wenn ſechs am einen End ſchleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geſchlagen, trat er eines Tages vor ſeinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab jetzt lang genug hier Holz gehackt, und ſo möcht' ich auch ſehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet?“

Der Holzherr antwortete: „Ich will dir nicht im Weg ſeyn, Michel, wenn du ein wenig hinaus willſt in die Welt; zwar beim Holzfällen gebrauche ich ſtarke Leute, wie du biſt, auf dem Floß aber kommt es auf Geſchicklichkeit an, doch es ſey für dies Mal.“

Und ſo war es; der Floß, mit dem er abgehen ſollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geſchah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Waſſer, ſo dick und lang, als man keinen je ſah, und jeden trug er ſo leicht auf der Schulter, wie eine Flößerſtange, ſo daß ſich Alles entſetzte. Wo er ſie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als es dies ſah, denn er berechnete, was dieſe Balken koſten könnten; Michel aber ſagte: „ſo, die ſind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spänen dort kann ich nicht fortkommen;“ ſein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flößerſtiefel ſchenken, aber er warf ſie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es ſonſt keine gab; mein Großvater hat verſichert, ſie haben hundert Pfund gewogen und ſeyen fünf Fuß lang geweſen.

Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung geſetzt, ſo ſtaunten jetzt die Flötzer; denn ſtatt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langſamer auf dem Fluß ging, flog er, ſobald ſie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten ſonſt die Flötzer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten, um nicht auf Kies oder Sand zu ſtoßen, ſo ſprang jetzt Michel allemal ins Waſſer, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, ſo daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, ſo lief er aufs erſte G'ſtair (Gelenk) vor, ließ alle ihre Stangen beiſetzen, ſteckte ſeinen ungeheuren Weberbaum in den Kies, und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen ſchienen. So waren ſie in der Hälfte der Zeit, die man ſonſt brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo ſie ſonſt ihre Ladung verkauft hatten; aber hier ſprach Michel: „Ihr ſeyd mir rechte Kaufleute und verſteht Euren Nutzen! Meinet Ihr denn, die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kömmt, für ſich? Nein, um den halben Werth kaufen ſie es Euch ab und verhandeln es theuer nach Holland. Laſſet uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis löſen, iſt unſer eigener Profit.“

So ſprach der argliſtige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil ſie gerne nach Holland gezogen wären, es zu ſehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte ſie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszuſetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen; aber ſie hörten nicht auf ihn und vergaßen ſeine Worte, aber der Holländer-Michel vergaß ſie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte ſie ſchnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und beſonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit ſchwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder ſo viel Geld ſahen, wußten ſie ſich vor Freude nicht zu faſſen. Michel theilte ab, einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun ſetzten ſie ſich mit Matroſen und anderem ſchlechten Geſindel in die Wirthshäuſer, verſchlemmten und verſpielten ihr Geld, den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer-Michel an einen Selenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burſchen im Schwarzwald Holland das Paradies und Holländer-Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, ſchlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf.

Der Holländer-Michel war, als die Geſchichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt iſt er auch nicht; ſeit hundert Jahren treibt er ſeinen Spuk im Wald, und man ſagt, daß er ſchon Vielen behülflich geweſen ſey, reich zu werden, aber — auf Koſten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht ſagen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß er noch jetzt in ſolchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen ſoll, überall die ſchönſten Tannen ausſucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen ſehen, wie ein Rohr. Mit dieſen beſchenkt er die, welche ſich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen ſie dann die G'ſtair ins Waſſer, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätſchen in den Boden ſchmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer-Michel auch nur einen Balken haben, müſſen untergehen. Daher kommt es, daß man von ſo viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn ſonſt ein ſchönes ſtarkes Schiff, ſo groß als eine Kirche, zu Grund gehen auf dem Waſſer? Aber ſo oft Holländer-Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, ſpringt eine ſeiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Waſſer dringt ein, und das Schiff iſt mit Mann und Maus verloren. Das iſt die Sage vom Holländer-Michel, und wahr iſt es, alles Böſe im Schwarzwald ſchreibt ſich von ihm her; o! er kann einen reich machen!" ſetzte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen Schlurkers ſtecken; auch der Tanzbodenkönig ſoll ſich ihm ergeben haben!"

Der Sturm hatte ſich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten ſchüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkiſſen auf die Ofenbank und wünſchten ihm gute Nacht.

Kohlen-Munk-Peter hatte noch nie ſo ſchwere Träume gehabt, wie in dieſer Nacht; bald glaubte er, der finſtere rieſige Holländer-Michel reiße die Stubenfenſter auf und reiche mit ſeinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldſtücke herein, die er unter einander ſchüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald ſah er wieder das kleine freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren grünen Flaſche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heiſere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland gibt's Gold,
Könnt's haben, wenn Ihr wollt
Um geringen Sold,
Gold, Gold.“

Dann hörte er wieder in ſein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauſer im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüſterte: „dummer Kohlen-Peter, dummer Peter Munk, kannſt kein Sprüchlein reimen auf ſtehen, und biſt doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!“

Er ächzte, er ſtöhnte im Schlaf, er mühte ſich ab, einen Reim zu finden, aber da er in ſeinem Leben noch keinen gemacht hatte, war ſeine Mühe im Traum vergebens. Als er aber mit dem erſten Frühroth erwachte, kam ihm doch ſein Traum ſonderbar vor; er ſetzte ſich mit verſchränkten Armen hinter den Tiſch und dachte über die Einflüſterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „reime, dummer Kohlen-Munk-Peter, reime,“ ſprach er zu ſich und pochte mit dem Finger an ſeine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch ſo da ſaß, trübe vor ſich hinſchaute und an den Reim auf ſtehen dachte, da zogen drei Burſche vor dem Haus vorbei in den Wald, und einer ſang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich ſtehen
Und ſchaute in das Thal,
Da hab ich ſie geſehen
Zum allerletzten Mal.“

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und haſtig raffte er ſich auf, ſtürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, ſprang den drei Burſchen nach und packte den Sänger haſtig und unſanft beim Arm: „Halt, Freund!“ rief er, „was habt Ihr da auf ſtehen gereimt? thut mir die Liebe, und ſprecht, was Ihr geſungen.“

„Was ficht's dich an, Burſche?“ entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann ſingen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder“ —

„Nein, ſagen ſollſt du, was du geſungen haſt!“ ſchrie Peter beinahe außer ſich und packte ihn noch feſter an; die zwei andern aber, als ſie dies ſahen, zögerten nicht lange, ſondern fielen mit derben Fäuſten über den armen Peter her und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des dritten ließ und erſchöpft in die Knie ſank. „Jetzt haſt du dein Theil,“ ſprachen ſie lachend, „und merk' dir, toller Burſche, daß du Leute, wie wir ſind, nimmer anfällſt auf offenem Wege.“

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!“ erwiederte Kohlen-Peter ſeufzend; „aber ſo ich die Schläge habe, ſeyd ſo gut und ſaget deutlich, was jener geſungen.“

Da lachten ſie aufs neue und ſpotteten ihn aus; aber der das Lied geſungen, ſagte es ihm vor, und ſingend zogen ſie weiter.

„Alſo ſehen,“ ſprach der arme Geſchlagene, indem er ſich mühſam aufrichtete; „ſehen auf ſtehen, jetzt, Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zuſammen ſprechen.“ Er ging in die Hütte, holte ſeinen Hut und den langen Stock, nahm Abſchied von den Bewohnern der Hütte und trat ſeinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langſam und ſinnend ſeine Straße, denn er mußte ja einen Vers erſinnen; endlich, als er ſchon in dem Bereich des Tannenbühls ging und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch ſeinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein rieſengroßer Mann in Flötzerkleidung, und eine Stange ſo lang wie ein Maſtbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk ſank beinahe in die Knie, als er jenen langſamen Schrittes neben ſich wandeln ſah; denn er dachte, das iſt der Holländer-Michel und kein anderer. Noch immer ſchwieg die furchtbare Geſtalt, und Peter ſchielte zuweilen furchtſam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längſte Mann, den Peter je geſehen, ſein Geſicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten; er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefeln über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was thuſt du im Tannenbühl?“ fragte der Waldkönig endlich mit tiefer dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann," antwortete Peter, indem er ſich unerſchrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte. „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück."

„Peter Munk," erwiederte jener und warf einen ſtechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber, „dein Weg geht nicht durch dieſen Hain."

„Nun ſo gerade juſt nicht," ſagte jener, „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler ſeyn."

„Lüge nicht, du Kohlen-Peter!" rief Holländer-Michel mit donnernder Stimme, „oder ich ſchlag dich mit der Stange zu Boden; meinſt, ich hab dich nicht betteln ſehen bei dem Kleinen?" ſetzte er ſanft hinzu. „Geh, Geh, das war ein dummer Streich, und gut iſt es, daß du das Sprüchlein nicht wußteſt; er iſt ein Knauſer, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird ſeines Lebens nicht froh. — Peter, du biſt ein armer Tropf und dauerſt mich in der Seele; ſo ein munterer ſchöner Burſche, der in der Welt was anfangen könnte, und ſollſt Kohlen brennen! Wenn andere große Thaler oder Dukaten aus dem Aermel ſchütteln, kannſt du kaum ein paar Sechſer aufwenden; 's iſt ein ärmlich Leben."

„Wahr iſts, und Recht habt Ihr; ein elendes Leben."

„Na, mir ſoll's nicht drauf ankommen," fuhr der ſchreckliche Michel fort, „hab ſchon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und du wäreſt nicht der erſte. Sag einmal, wie viel hundert Thaler brauchſt du für's Erſte?"

Bei dieſen Worten ſchüttelt er das Geld in ſeiner ungeheuren Taſche unter einander, und es klang wieder wie dieſe Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängſtlich und ſchmerzhaft bei dieſen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer-Michel ſah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegſchenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menſchen ein, und von unerklärlicher Angſt und Bangigkeit gejagt, rief er: „ſchön Dank, Herr! aber mit Euch will ich nichts zu ſchaffen haben, und ich kenn' Euch ſchon,“ und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeiſt ſchritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her und murmelte dumpf und drohend: „wirſt's noch bereuen, Peter, auf deiner Stirne ſteht's geſchrieben, in deinem Auge iſts zu leſen; du entgehſt mir nicht. — Lauf nicht ſo ſchnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort iſt ſchon meine Grenze.“ Aber als Peter dies hörte und unweit vor ſich einen kleinen Graben ſah, beeilte er ſich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, ſo daß Michel am Ende ſchneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann ſetzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er ſah, wie der Waldgeiſt mit ſeiner Stange ausholte und ſie auf ihn niederſchmettern laſſen wollte; er kam glücklich jenſeits an, und die Stange zerſplitterte in der Luft wie an einer unſichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf, um es dem groben Holländer-Michel zuzuwerfen, aber in dieſem Augenblick fühlte er das Stück Holz in ſeiner Hand ſich bewegen, und zu ſeinem Entſetzen ſah er, daß es eine ungeheure Schlange ſey, was er in der Hand hielt, die ſich ſchon mit geifernder Zunge und blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ ſie los, aber ſie hatte ſich ſchon feſt um ſeinen Arm gewickelt und kam mit ſchwankendem Kopf ſeinem Geſicht immer näher; da rauſchte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob ſich mit ihr in die Lüfte, und Holländer-Michel, der dies alles von dem Graben aus geſehen hatte, heulte und ſchrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erſchöpft und zitternd ſetzte Peter ſeinen Weg fort; der Pfad wurde ſteiler, die Gegend wilder, und bald befand er ſich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie geſtern ſeine Verbeugungen gegen das unſichtbare Glasmännlein und hub dann an:

„Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt;
Dein iſt all' Land, wo Tannen ſtehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern ſehn.“

„Haſt's zwar nicht ganz getroffen, aber weil du es biſt, Kohlen-Munk-Peter, ſo ſoll es hingehen,“ ſprach eine zarte feine Stimme neben ihm. Erſtaunt ſah er ſich um, und unter einer ſchönen Tanne ſaß ein kleines altes Männlein in ſchwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines freundliches Geſichtchen und ein Bärtchen ſo zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was ſonderbar anzuſehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, das auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas beſtanden; aber es war geſchmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es ſchmiegte ſich wie Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du haſt dem Flegel begegnet, dem Holländer-Michel?“ ſagte der Kleine, indem er zwiſchen jedem Wort ſonderbar hüſtelte; „er hat dich recht ängſtigen wollen, aber ſeinen Kunſtprügel habe ich ihm abgejagt, den ſoll er nimmer wieder kriegen.“

„Ja, Herr Schatzhauſer,“ erwiederte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr ſeyd wohl der Herr Auerhahn geweſen, der die Schlange todt gebiſſen; da bedanke ich mich ſchönſtens. — Ich komme aber, um mich Raths zu erholen bei Euch; es geht mir gar ſchlecht und hinderlich, ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was beſſeres aus mir werden; und wenn ich oft andere ſehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben: wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig, die haben Geld wie Heu.“

„Peter,“ ſagte der Kleine ſehr ernſt und blies den Rauch aus ſeiner Pfeife weit hinweg, „Peter, ſag' mir nichts von dieſen. Was haben ſie davon, wenn ſie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich und dann nachher deſto unglücklicher ſind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Großvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben; Peter

Munk, ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang iſt, was dich zu mir führt.“

Peter erſchrack vor dem Ernſt des Männleins und erröthete; „nein,“ ſagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauſer im Tannenwald, Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, aber das könnet Ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand beſſer gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner iſt halt ſo gar etwas Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flötzer und Uhrmacher und alle ſind angeſehener.“

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall,“ erwiederte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher; „ihr ſeyd ein ſonderbar Geſchlecht, ihr Menſchen! Selten iſt einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen iſt, und was gilts, wenn du ein Glasmannn wäreſt, möchteſt du gern ein Holzherr ſeyn, und wäreſt du Holzherr, ſo ſtünde dir des Förſters Dienſt oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es ſey; wenn du verſprichſt, brav zu arbeiten, ſo will ich dir zu etwas beſſerem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das ſich zu mir zu finden weiß, drei Wünſche zu gewähren; die erſten zwei ſind frei, den dritten kann ich verweigern, wenn er thöricht iſt. So wünſche dir alſo jetzt etwas; aber — Peter, etwas Gutes und Nützliches.“

„Heiſa! Ihr ſeyd ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauſer, denn bei Euch ſind die Schätze zu Hauſe. Nu, und alſo darf ich wünſchen, wornach mein Herz begehrt, ſo will ich denn fürs Erſte, daß ich noch beſſer tanzen könne, als der

Tanzbodenkönig, und immer ſo viel Geld in der Taſche habe, als der dicke Ezechiel.“

„Du Thor!“ erwiederte der Kleine zürnend, „welch ein erbärmlicher Wunſch iſt dies, gut tanzen zu können und Geld zum Spiel zu haben! Schämſt du dich nicht, dummer Peter, dich ſelbſt ſo um dein Glück zu betrügen? Was nützt es dir und deiner armen Mutter, wenn du tanzen kannſt? Was nützt dir dein Geld, das nach deinem Wunſch nur für das Wirthshaus iſt, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann haſt du wieder die ganze Woche nichts und darbſt wie zuvor. Noch einen Wunſch gebe ich dir frei, aber ſieh dich vor, daß du vernünftiger wünſcheſt.“

Peter kratzte ſich hinter den Ohren und ſprach nach einigem Zögern: „Nun ſo wünſche ich mir die ſchönſte und reichſte Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zugehör und Geld, ſie zu leiten.“

„Sonſt nichts?“ fragte der Kleine mit beſorglicher Miene, „Peter, ſonſt nichts?“

„Nun — Ihr könnet noch ein Pferd dazuthun und ein Wägelchen“ —

„O, du dummer Kohlen-Munk-Peter!“ rief der Kleine, und warf ſeine gläſerne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß ſie in hundert Stücke ſprang.“ „Pferde? Wägelchen? Verſtand, ſag' ich dir, Verſtand, geſunden Menſchenverſtand und Einſicht hätteſt du wünſchen ſollen, aber nicht ein Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht ſo traurig, wir wollen ſehen, daß es auch ſo nicht zu deinem Schaden iſt; denn der zweite Wunſch war im Ganzen nicht thöricht;

eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meiſter, nur hätteſt du Einſicht und Verſtand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von ſelbſt gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauſer," erwiederte Peter, „ich habe ja noch einen Wunſch übrig; da könnte ich ja Verſtand wünſchen, wenn er mir ſo nöthig iſt, wie Ihr meinet."

„Nichts da; du wirſt noch in manche Verlegenheit kommen, wo du froh ſeyn wirſt, wenn du noch einen Wunſch frei haſt; und nun mache dich auf den Weg nach Hauſe. Hier ſind," ſprach der kleine Tannengeiſt, indem er ein kleines Beutelein aus der Taſche zog, „hier ſind zweitauſend Gulden, und damit genug, und komm mir nicht wieder, um Geld zu fordern, denn dann müßte ich dich an die höchſte Tanne aufhängen; ſo hab' ichs gehalten, ſeit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber iſt der alte Winkfritz geſtorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe und mach' ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht iſt. Halt dich wohl, ſey fleißig, ich will dich zuweilen beſuchen, und dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil du dir doch keinen Verſtand erbeten; aber, das ſag' ich dir ernſtlich, dein erſter Wunſch war böſe; nimm dich in Acht vor dem Wirthshauslaufen, Peter! 's hat noch bei keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während es dies ſprach, eine neue Pfeife vom ſchönſten Beinglas hervorgezogen, ſie mit gedörrten Tannenzapfen geſtopft und in den kleinen zahnloſen Mund geſteckt. Dann zog es ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne und zündete ſeine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer ſchneller und verſchwand endlich in einer Rauchwolke, die nach ächtem holländiſchem Tabak roch und langſam ſich kräuſelnd in den Tannenwipfeln verſchwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er ſeine Mutter ſehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn ſey zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeſchoſſen habe, um ein anderes Geſchäft als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich ſeine Mutter ſchon ſeit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte und an den Anblick berußter Leute gewöhnt war, wie jede Müllerin an das Mehlgeſicht ihres Mannes, ſo war ſie doch eitel genug, ſobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten, und ſprach: „ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte beſitzt, bin ich doch was anderes, als Nachbarin Grete und Bete, und ſetze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute ſitzen.“ Ihr Sohn wurde mit den Erben der Glashütte bald handelseinig; er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei ſich und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl; er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzuſteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Taſche geſteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, ſprach dies und jenes, worüber ſeine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und ſeine größte Freude war, das Glas blaſen zu ſehen, und oft machte er ſich ſelbſt an die Arbeit und formte aus der noch weichen Maſſe die ſonderbarſten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerſt nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und ſeine Geſellen machten, was ſie wollten. Das alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen; den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er ins Wirthshaus, und wer ſchon auf dem Tanzboden ſprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel ſaß auch ſchon hinter der Maaskanne und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter ſchnell in die Taſche, zu ſehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und ſiehe, ſeine Taſche ſtrotzte von Silber und Gold; auch in ſeinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn ſie tanzen und ſpringen wollten, und als der erſte Tanz zu Ende war, ſtellte er ſich mit ſeiner Tänzerin oben an neben den Tanzbodenkönig, und ſprang dieſer drei Schuh hoch, ſo flog Peter vier, und machte dieſer wunderliche und zierliche Schritte, ſo verſchlang und drehte Peter ſeine Füße, daß alle Zuſchauer vor Luſt und Verwunderung beinahe außer ſich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man ſah, daß er ſo oft er an den Muſikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbätzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende; die einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die andern meinten, er habe eine Erbſchaft gethan, aber alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verſpielte er doch noch an demſelben Abend zwanzig Gulden, und nichts deſto minder raſſelte und klang es in ſeiner Taſche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter ſah, wie angeſehen er war, wußte er ſich vor Freude und Stolz nicht zu faſſen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn ſelbſt einſt die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künſte wurden vor den übernatürlichen Künſten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiſer. Die unternehmendſten Spieler am Sonntag wagten nicht ſoviel wie er, aber ſie verloren auch nicht ſoviel. Und je mehr er verlor, deſto mehr gewann er; das verhielt ſich aber ganz ſo, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt hatte; er hatte ſich gewünſcht, immer ſo viel Geld in der Taſche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieſer war es, an welchen er ſein Geld verſpielte; und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, ſo hatte er ſie alſobald wieder in der Taſche, wenn ſie Ezechiel einſtrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter als die ſchlechteſten Geſellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter den Spielpeter, als Tanzkaiſer, denn er ſpielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber ſeine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverſtand ſchuld. Glas ließ er machen, ſo viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das

Geheimniß gekauft, wohin man es am beſten verſchließen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen und verkaufte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um ſeine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirthshaus heim und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um ſich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall ſeines Vermögens; da bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm gehe, er ſah ſich um, und ſiehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermaß ſich hoch und theuer und ſchwur, der Kleine ſey an all ſeinem Unglück ſchuld; „was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?" rief er, was nutzt mich die Hütte und all mein Glas? Selbſt als ich noch ein elender Köhlersburſch war, lebte ich froher und hatte keine Sorgen; jetzt weiß ich nicht, wenn der Amtmann kommt, und meine Habe ſchätzt und mir verganted der Schulden wegen!"

„So?" entgegnete das Glasmännlein; „ſo? ich alſo ſoll ſchuld daran ſeyn, wenn du unglücklich biſt? Iſt dies der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß dich ſo thöricht wünſchen? Ein Glasmann wollteſt du ſeyn und wußteſt nicht, wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich dir nicht, du ſollteſt behutſam wünſchen? Verſtand, Peter, Klugheit hat dir gefehlt."

„Was Verſtand und Klugheit!" rief jener, „ich bin ein ſo kluger Burſche als irgend einer und will es dir zeigen, Glasmännlein," und bei dieſen Worten faßte er das Männlein unſanft am Kragen und ſchrie:

„Hab' ich dich jetzt, Schatzhauſer im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunſch will ich jetzt thun, den ſollſt du mir gewähren; und ſo will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttauſend harte Thaler, und ein Haus und — o weh!" ſchrie er und ſchüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte ſich in glühendes Glas verwandelt und brannte in ſeiner Hand wie ſprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu ſehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn ſeine geſchwollene Hand an ſeine Undankbarkeit und Thorheit; dann aber übertäubte er ſein Gewiſſen und ſprach: „und wenn ſie mir die Glashütte und alles verkaufen, ſo bleibt mir doch noch immer der dicke Ezechiel; ſo lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen."

Ja, Peter! aber wenn er keines hat? Und ſo geſchah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirthshaus, und die Leute ſtreckten die Köpfe durch die Fenſter und der eine ſagte: „da kommt der Spielpeter," und der andere: „ja der Tanzkaiſer, der reiche Glasmann," und ein dritter ſchüttelte den Kopf und ſprach: „mit dem Reichthum kann man es machen, man ſagt allerlei von ſeinen Schulden, und in der Stadt hat einer geſagt, der Amtmann werde nicht mehr lang ſäumen zum Auspfänden." Indeſſen grüßte der reiche Peter die Gäſte am Fenſter vornehm und gravitätiſch, ſtieg vom Wagen und ſchrie: „Sonnenwirth, guten Abend! iſt der dicke Ezechiel ſchon da?" Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein, Peter! dein Platz iſt dir aufbehalten, wir ſind ſchon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirthsſtube, fuhr gleich in die Taſche und merkte, daß Ezechiel gut verſehen ſeyn müſſe, denn ſeine Taſche war bis oben angefüllt.

Er ſetzte ſich hinter den Tiſch zu den andern und gewann und verlor hin und her, und ſo ſpielten ſie bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hauſe gingen, und ſpielten bei Licht, bis zwei andere Spieler ſagten: „jetzt iſt's genug, und wir müſſen heim zu Frau und Kind.“ Aber Spielpeter forderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben; dieſer wollte lange nicht, endlich aber rief er: „gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir knöcheln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer iſt es doch nur Kinderſpiel.“ Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spielpeter wußte nun, wie viel er ſelbſt habe, und brauchte es nicht erſt zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, ſo verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte greulich dabei. Warf er einen Paſch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da ſetzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tiſch und rief: „noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, ſo höre ich doch nicht auf, dann leihſt du mir von deinem Gewinn, Peter; ein ehrlicher Kerl hilft dem andern!“

„So viel du willſt, und wenn es hundert Gulden ſeyn ſollten,“ ſprach der Tanzkaiſer, fröhlich über ſeinen Gewinn, und der dicke Ezechiel ſchüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Paſch!“ rief er, „jetzt wollen wir ſehen!“ Peter aber warf achtzehn, und eine heiſere bekannte Stimme hinter ihm ſprach: „So, das war der letzte.“

Er ſah ſich um, und rieſengroß ſtand der Holländer-Michel hinter ihm; erſchrocken ließ er das Geld fallen, das er ſchon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel ſah den Waldmann nicht, ſondern verlangte, der Spielpeter ſolle ihm zehn Gulden vorſtrecken zum Spiel; halb im Traum fuhr dieſer mit der Hand in die Taſche, aber da war kein Geld; er ſuchte in der andern Taſche, aber auch da fand ſich nichts; er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jetzt erſt gedachte er ſeines eigenen erſten Wunſches, immer ſo viel Geld zu haben, als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war alles verſchwunden.

Der Wirth und Ezechiel ſahen ihn ſtaunend an, als er immer ſuchte und ſein Geld nicht finden konnte, ſie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe; aber als ſie endlich ſelbſt in ſeinen Taſchen ſuchten, wurden ſie zornig und ſchwuren, der Spielpeter ſey ein böſer Zauberer, und habe all' das gewonnene Geld und ſein eigenes nach Hauſe gewünſcht. Peter vertheidigte ſich ſtandhaft, aber der Schein war gegen ihn; Ezechiel ſagte, er wolle die ſchreckliche Geſchichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth verſprach ihm, morgen mit dem früheſten in die Stadt zu gehen und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, ſetzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen ſie wüthend über ihn her, riſſen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern ſchien am Himmel, als Peter trübſelig ſeiner Wohnung zuſchlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Geſtalt erkennen, die neben ihm herſchritt und endlich ſprach: „Mit dir iſt's aus, Peter Munk, all' deine Herrſchaft iſt zu Ende, und das hätt' ich dir ſchon damals ſagen können, als du nichts von mir hören wollteſt und zu dem dummen Glaszwerg liefſt. Da ſiehſt du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber verſuch' es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schickſal; noch keinen hat es gereut, der ſich an mich wandte, und wenn du den Weg nicht ſcheuſt, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu ſprechen, wenn du mich rufſt.“ Peter merkte wohl, wer ſo zu ihm ſpreche, aber es kam ihm ein Grauen an; er antwortete nichts, ſondern lief ſeinem Haus zu.

Bei dieſen Worten wurde der Erzähler durch ein Geräuſch vor der Schenke unterbrochen. Man hörte einen Wagen anfahren, mehrere Stimmen riefen nach Licht, es wurde heftig an das Hofthor gepocht und dazwiſchen heulten mehrere Hunde. Die Kammer, die man dem Fuhrmann und den Handwerksburſchen angewieſen hatte, ging nach der Straße hinaus; die vier Gäſte ſprangen auf und liefen dorthin, um zu ſehen, was vorgefallen ſey. Soviel ſie beim Schein einer Laterne ſehen konnten, ſtand ein großer Reiſewagen vor der Schenke; ſo eben war ein großer Mann beſchäftigt, zwei verſchleierte Frauen aus dem Wagen zu heben, und einen Kutſcher in Livrée ſah man die Pferde abſpannen, ein Bedienter aber ſchnallte den Koffer los. „Dieſen ſey Gott gnädig!“ ſeufzte der Fuhrmann, „wenn dieſe mit heiler Haut aus der Schenke kommen, ſo iſt mir für meinen Karren auch nicht mehr bange.“

„Stille!“ flüſterte der Student, „mir ahnet, daß man eigentlich nicht uns, ſondern dieſen Damen auflauert; wahrſcheinlich waren ſie unten ſchon von ihrer Reiſe unterrichtet. Wenn man ſie nur warnen könnte; doch halt! es iſt im ganzen Wirthshaus kein anſtändiges Zimmer für die Damen, als das neben dem meinigen. Dorthin wird man ſie führen. Bleibet ihr ruhig in dieſer Kammer, ich will die Bedienten zu unterrichten ſuchen.“

Der junge Mann ſchlich ſich auf ſein Zimmer, löſchte die Kerzen aus und ließ nur das Licht brennen, das ihm die Wirthin gegeben. Dann lauſchte er an der Thüre.

Bald kam die Wirthin mit den Damen die Treppe herauf und führte ſie mit freundlichen ſanften Worten in das Zimmer neben an. Sie redete ihren Gäſten zu, ſich bald niederzulegen, weil ſie von der Reiſe erſchöpft ſeyn werden; dann ging ſie wieder hinab. Bald darauf hörte der Student ſchwere männliche Tritte die Treppe herauf kommen; er öffnete behutſam die Thüre und erblickte durch eine kleine Spalte den großen Mann, welcher die Damen aus dem Wagen gehoben; er trug ein Jagdkleid, hatte einen Hirſchfänger an der Seite und war wohl der Reiſeſtallmeiſter oder Begleiter der fremden Damen. Als der Student bemerkte, daß dieſer allein heraufgekommen war, öffnete er ſchnell die Thüre und winkte dem Mann, zu ihm einzutreten. Verwundert trat dieſer näher, und ehe er noch fragen konnte, was man von ihm wolle, flüſterte ihm jener zu: „Mein Herr, Sie ſind heute Nacht in eine Räuberſchenke gerathen.“

Der Mann erſchrack; der Student zog ihn aber vollends in ſeine Thüre und erzählte ihm, wie verdächtig es in dieſem Hauſe ausſehe.

Der Jäger wurde ſehr beſorgt, als er dies hörte; er belehrte den jungen Mann, daß die Damen, eine Gräſin und ihre Kammerfrau, anfänglich die ganze Nacht durch haben fahren wollen; aber etwa eine halbe Stunde von dieſer Schenke ſey ihnen ein Reiter begegnet, der ſie angerufen und gefragt habe, wohin ſie reiſen wollten. Als er vernommen, daß ſie geſonnen ſeyen, die ganze Nacht durch den Speſſart zu reiſen, habe er ihnen abgerathen, indem es gegenwärtig ſehr unſicher ſey, „wenn Ihnen am Rath eines redlichen Mannes etwas liegt,“ habe er hinzugeſetzt, „ſo ſtehen Sie ab von dieſem Gedanken; es liegt nicht weit von hier eine Schenke; ſo ſchlecht und unbequem ſie ſeyn mag, ſo übernachten Sie lieber daſelbſt, als daß Sie ſich in dieſer dunkeln Nacht unnöthig der Gefahr preisgeben.“ Der Mann, der ihnen dies gerathen, habe ſehr ehrlich und rechtlich ausgeſehen, und die Gräſin habe in der Angſt vor einem Räuberanfall befohlen, an dieſer Schenke ſtille zu halten.

Der Jäger hielt es für ſeine Pflicht, die Damen von der Gefahr, worin ſie ſchwebten, zu unterrichten. Er ging in das andere Zimmer, und bald darauf öffnete er die Thüre, welche von dem Zimmer der Gräſin in das des Studenten führte; die Gräſin, eine Dame von etwa vierzig Jahren, trat vor Schrecken bleich zu dem Studenten heraus, und ließ ſich alles noch einmal von ihm wiederholen. Dann berieth man ſich, was in dieſer mißlichen Lage zu thun ſey, und beſchloß, ſo behutſam als möglich die zwei Bedienten, den Fuhrmann und die Handwerksburſche herbeizuholen, um im Fall eines Angriffs wenigſtens gemeinſame Sache machen zu können.

Als dieſes bald darauf geſchehen war, wurde das Zimmer der Gräfin gegen die Hausflur hin verſchloſſen und mit Kommoden und Stühlen verrammelt. Sie ſetzte ſich mit ihrer Kammerfrau aufs Bette und die zwei Bedienten hielten bei ihr Wache. Die früheren Gäſte aber und der Jäger ſetzten ſich im Zimmer des Studenten um den Tiſch und beſchloſſen die Gefahr zu erwarten. Es mochte jetzt etwa zehn Uhr ſeyn, im Hauſe war alles ruhig und ſtill, und noch machte man keine Miene, die Gäſte zu ſtören. Da ſprach der Zirkelſchmied: „um wach zu bleiben, wäre es wohl das Beſte, wir machten es wieder wie zuvor, wir erzählten nämlich, was wir von allerlei Geſchichten wiſſen, und wenn der Herr Jäger nichts dagegen hat, ſo könnten wir weiter fortfahren.“ Der Jäger aber hatte nicht nur nichts dagegen einzuwenden, ſondern um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, verſprach er, ſelbſt etwas zu erzählen. Er hub an:

Said's Schickſale.

Zur Zeit Harun Al-Raſchids, des Beherrſchers von Bagdad, lebte ein Mann in Balſora, mit Namen Benezar. Er hatte gerade ſo viel Vermögen, um für ſich bequem und ruhig leben zu können, ohne ein Geſchäft oder einen Handel zu treiben; auch als ihm ein Sohn geboren wurde, ging er von dieſer Weiſe nicht ab. „Warum ſoll ich in meinem Alter noch ſchachern und handeln,“ ſprach er zu ſeinen Nachbarn, „um vielleicht

Said, meinem Sohn, tauſend Goldſtücke mehr hinterlaſſen zu können, wenn es gut geht, und geht es ſchlecht, tauſend weniger? Wo zwei ſpeiſen, wird auch ein dritter ſatt, ſagt das Sprichwort, und wenn er nur ſonſt ein guter Junge wird, ſoll es ihm an nichts fehlen.“ So ſprach Benezar und hielt Wort; denn er ließ auch ſeinen Sohn nicht zum Handel oder einem Gewerbe erziehen, doch unterließ er nicht, die Bücher der Weisheit mit ihm zu leſen, und da nach ſeiner Anſicht einen jungen Mann außer Gelehrſamkeit und Ehrfurcht vor dem Alter nichts mehr zierte, als ein gewandter Arm und Muth, ſo ließ er ihn frühe in den Waffen unterweiſen, und Said galt bald unter ſeinen Altersgenoſſen, ja ſelbſt unter älteren Jünglingen für einen gewaltigen Kämpfer, und im Reiten und Schwimmen that es ihm keiner zuvor.

Als er achtzehn Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Mekka zum Grab des Propheten, um an Ort und Stelle ſein Gebet und ſeine religiöſen Uebungen zu verrichten, wie es Sitte und Gebot erfordern. Ehe er abreiste, ließ ihn ſein Vater noch einmal vor ſich kommen, lobte ſeine Aufführung, gab ihm gute Lehren, verſah ihn mit Geld und ſprach dann: „Noch etwas, mein Sohn Said! Ich bin ein Mann, der über die Vorurtheile des Pöbels erhaben iſt. Ich höre zwar gerne Geſchichten von Feyen und Zauberern erzählen, weil mir die Zeit dabei angenehm vergeht; doch bin ich weit entfernt daran zu glauben, wie ſo viele unwiſſende Menſchen thun, daß dieſe Genien, oder wer ſie ſonſt ſeyn mögen, Einfluß auf das Leben und Treiben der Menſchen haben. Deine Mutter aber, ſie iſt jetzt zwölf

Jahre todt, deine Mutter glaubte ſo feſt daran, als an den Koran; ja ſie hat mir in einer einſamen Stunde, nachdem ich ihr geſchworen, es niemand als ihrem Kind zu entdecken, vertraut, daß ſie ſelbſt von ihrer Geburt an mit einer Fee in Berührung geſtanden habe. Ich habe ſie deßwegen ausgelacht, und doch muß ich geſtehen, Said, daß bei deiner Geburt einige Dinge vorfielen, die mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzten. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gedonnert, und der Himmel war ſo ſchwarz, daß man nichts leſen konnte ohne Licht. Aber um vier Uhr Nachmittags ſagte man mir an, es ſey mir ein Knäblein geboren. Ich eilte nach den Gemächern deiner Mutter, um meinen Erſtgebornen zu ſehen und zu ſegnen, aber alle ihre Zofen ſtanden vor der Thüre, und auf meine Fragen antworteten ſie, daß jetzt niemand in das Zimmer treten dürfe, Zemira, deine Mutter, habe alle hinausgehen heißen, weil ſie allein ſeyn wolle. Ich pochte an die Thüre, aber umſonſt, ſie blieb verſchloſſen.

„Während ich ſo halb unwillig unter den Zofen vor der Thüre ſtand, klärte ſich der Himmel ſo plötzlich auf, wie ich es nie geſehen hatte, und das Wunderbarſte war, daß nur über unſerer lieben Stadt Balſora eine reine blaue Himmelswölbung erſchien, ringsum aber lagen die Wolken ſchwarz aufgerollt, und Blitze zuckten und ſchlängelten ſich in dieſem Umkreis. Während ich noch dieſes Schauſpiel neugierig betrachtete, flog die Thüre meiner Gattin auf; ich aber ließ die Mägde noch außen harren und trat allein in das Gemach, deine Mutter zu fragen, warum ſie ſich eingeſchloſſen habe. Als ich eintrat, quoll mir ein ſo betäubender Geruch von Roſen, Nelken und Hyacinthen entgegen, daß ich beinahe verwirrt wurde. Deine Mutter brachte mir dich dar und deutete zugleich auf ein ſilbernes Pfeifchen, das du um den Hals an einer goldenen Kette, ſo fein wie Seide, trugſt. Die gütige Frau, von welcher ich dir einſt erzählte, iſt da geweſen, ſprach deine Mutter, ſie hat deinem Knaben dieſes Angebinde gegeben. Das war alſo die Hexe, die das Wetter ſchön machte und dieſen Roſen- und Nelkenduft hinterließ? ſprach ich lachend und ungläubig. Aber ſie hätte etwas beſſeres beſcheeren können, als dieſes Pfeifchen; etwa einen Beutel voll Gold, ein Pferd oder dergleichen. Deine Mutter beſchwor mich, nicht zu ſpotten, weil die Feen, leicht erzürnt, ihren Segen in Unſegen verwandeln.

„Ich that es ihr zu Gefallen und ſchwieg, weil ſie krank war; wir ſprachen auch nicht mehr von dem ſonderbaren Vorfall bis ſechs Jahre nachher, als ſie fühlte, daß ſie, ſo jung ſie war, ſterben müſſe. Da gab ſie mir das Pfeifchen, trug mir auf, es einſt, wenn du zwanzig Jahre alt ſeyeſt, dir zu geben, denn keine Stunde zuvor dürfe ich dich von mir laſſen. Sie ſtarb. Hier iſt nun das Geſchenk,“ fuhr Benezar fort, indem er ein ſilbernes Pfeifchen an einer langen goldenen Kette aus einem Käſtchen hervorſuchte, „und ich gebe es dir in deinem achtzehnten, ſtatt in deinem zwanzigſten Jahre, weil du abreiſeſt, und ich vielleicht, ehe du heimkehrſt, zu meinen Vätern verſammelt werde. Ich ſehe keinen vernünftigen Grund ein, warum du noch zwei Jahre hier bleiben ſollſt, wie es deine beſorgte Mutter wünſchte. Du biſt ein guter und geſcheuter Junge, führſt die Waffen ſo gut, als einer von vierundzwanzig Jahren, daher kann ich dich heute eben ſo gut für mündig erklären, als wäreſt du ſchon zwanzig. Und nun ziehe im Frieden und denke im Glück und Unglück, vor welchem der Himmel dich bewahren wolle, an deinen Vater."

So ſprach Benezar von Balſora, als er ſeinen Sohn entließ. Said nahm bewegt von ihm Abſchied, hing die Kette um den Hals, ſteckte das Pfeifchen in den Gürtel, ſchwang ſich aufs Pferd und ritt nach dem Ort, wo ſich die Karavane nach Mekka verſammelte. In kurzer Zeit waren an achtzig Kameele und viele hundert Reiter beiſammen; die Karavane ſetzte ſich in Marſch, und Said ritt aus dem Thor von Balſora, ſeiner Vaterſtadt, die er in langer Zeit nicht mehr ſehen ſollte.

Das Neue einer ſolchen Reiſe und die mancherlei nie geſehenen Gegenſtände, die ſich ihm aufdrängten, zerſtreuten ihn anfangs; als man ſich aber der Wüſte näherte, und die Gegend immer öder und einſamer wurde, da fing er an, über manches nachzudenken und unter anderem auch über die Worte, womit ihn Benezar, ſein Vater, entlaſſen hatte.

Er zog das Pfeifchen hervor, beſchaute es hin und her und ſetzte es endlich an den Mund, um einen Verſuch zu machen, ob es vielleicht einen recht hellen und ſchönen Ton von ſich gebe; aber ſiehe, es tönte nicht; er blähte die Backen auf und blies aus Leibeskräften, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und unwillig über das nutzloſe Geſchenk, ſteckte er das Pfeifchen wieder in den Gürtel. Aber bald richteten ſich alle ſeine Gedanken wieder auf die geheimnißvollen Worte ſeiner Mutter; er hatte von Feen manches gehört, aber nie hatte er erfahren, daß dieſer oder jener Nachbar in Balſora mit einem übernatürlichen Genius in Verbindung geſtanden ſey, ſondern man hatte die Sagen von dieſen Geiſtern immer in weit entfernte Länder und alte Zeiten verſetzt, und ſo glaubte er, es gebe heutzutage keine ſolche Erſcheinungen mehr, oder die Feyen haben aufgehört, die Menſchen zu beſuchen und an ihren Schickſalen Theil zu nehmen. Obgleich er aber alſo dachte, ſo war er doch immer wieder von neuem verſucht, an irgend etwas Geheimnißvolles und Uebernatürliches zu glauben, was mit ſeiner Mutter vorgegangen ſeyn könnte, und ſo kam es, daß er beinahe einen ganzen Tag wie ein Träumender zu Pferde ſaß und weder an den Geſprächen der Reiſenden Theil nahm, noch auf ihren Geſang oder ihr Gelächter achtete.

Said war ein ſehr ſchöner Jüngling; ſein Auge war muthig und kühn, ſein Mund voll Anmuth, und ſo jung er war, ſo hatte er doch in ſeinem ganzen Weſen ſchon eine gewiſſe Würde, die man in dieſem Alter nicht ſo trifft, und der Anſtand, womit er leicht, aber ſicher und in vollem kriegeriſchen Schmuck zu Pferde ſaß, zog die Blicke manches der Reiſenden auf ſich. Ein alter Mann, der an ſeiner Seite ritt, fand Wohlgefallen an ihm und verſuchte durch manche Fragen auch ſeinen Geiſt zu prüfen. Said, welchem Ehrfurcht gegen das Alter eingeprägt worden war, antwortete beſcheiden, aber klug und umſichtig, ſo daß der Alte eine große Freude an ihm hatte. Da aber der Geiſt des jungen Mannes ſchon den ganzen Tag nur mit einem Gegenſtand beſchäftigt war, ſo geſchah es, daß man bald auf das geheimnißvolle Reich der Feen zu ſprechen kam, und endlich fragte Said den Alten geradezu, ob er glaube, daß es Feen, gute oder böſe Geiſter, geben könne, welche den Menſchen beſchützen oder verfolgen.

Der alte Mann ſtrich ſich den Bart, neigte ſeinen Kopf hin und her und ſprach dann: „Leugnen läßt es ſich nicht, daß es ſolche Geſchichten gegeben hat, obgleich ich bis heute weder einen Geiſterzwerg noch einen Genius als Rieſe, weder einen Zauberer noch eine Fee geſehen habe.“ Der Alte hub dann an und erzählte dem jungen Mann ſo viele und wunderbare Geſchichten, daß ihm der Kopf ſchwindelte und er nicht anders dachte, als alles, was bei ſeiner Geburt vorgegangen, die Aenderung des Wetters, der ſüße Roſen- und Hyacinthenduft, ſey von großer und glücklicher Vorbedeutung, er ſelbſt ſtehe unter dem beſonderen Schutz einer mächtigen gütigen Fee, und das Pfeifchen ſey zu nichts Geringerem ihm geſchenkt worden, als der Fee im Fall der Noth zu pfeifen. Er träumte die ganze Nacht von Schlöſſern, Zauberpferden, Genien und dergleichen und lebte in einem wahren Feenreich.

Doch leider mußte er ſchon am folgenden Tag die Erfahrung machen, wie nichtig all ſeine Träume im Schlafen oder Wachen ſeyen. Die Karavane war ſchon den größten Theil des Tages im gemächlichen Schritt fortgezogen; Said, immer an der Seite ſeines alten Gefährten, als man dunkle Schatten am fernſten Ende der Wüſte bemerkte; die einen hielten es für Sandhügel, die andern für-Wolken, wieder andere für eine neue Karavane, aber der Alte, der ſchon mehrere Reiſen gemacht hatte, rief mit lauter Stimme, ſich vorzuſehen, denn es ſey eine Horde räuberiſcher Araber im Anzug. Die Männer griffen zu den Waffen, die Weiber und die Waaren wurden in die Mitte genommen, und alles war auf einen Angriff gefaßt. Die dunkle Maſſe bewegte ſich langſam über die Ebene her und war anzuſehen wie eine große Schaar Störche, wenn ſie in ferne Länder ausziehen. Nach und nach kamen ſie ſchneller heran, und kaum hatte man Männer und Lanzen unterſchieden, als ſie auch ſchon mit Windeseile herangekommen waren und auf die Karavane einſtürmten.

Die Männer wehrten ſich tapfer, aber die Räuber waren über vierhundert Mann ſtark, umſchwärmten ſie von allen Seiten, tödteten viele aus der Ferne her und machten dann einen Angriff mit der Lanze. In dieſem furchtbaren Augenblick fiel Said, der immer unter den Vorderſten wacker geſtritten hatte, ſein Pfeifchen ein, er zog es ſchnell hervor, ſetzte es an den Mund, blies und — lies es ſchmerzlich wieder ſinken, denn es gab auch nicht den leiſeſten Ton von ſich. Wüthend über dieſe grauſame Enttäuſchung zielte er und ſchoß einen Araber, der ſich durch ſeine prachtvolle Kleidung auszeichnete, durch die Bruſt; jener wankte und fiel vom Pferd.

„Allah! was habt Ihr gemacht, junger Menſch?“ rief der Alte an ſeiner Seite, „jetzt ſind wir alle verloren.“

Und ſo ſchien es auch; denn kaum ſahen die Räuber dieſen Mann fallen, als ſie ein ſchreckliches Geſchrei erhoben und mit ſolcher Wuth eindrangen, daß die wenigen noch unverwundeten Männer bald zerſprengt wurden. Said ſah ſich in einem Augenblick von fünf oder ſechs umſchwärmt. Er führte ſeine Lanze ſo gewandt, daß keiner ſich heranzunahen wagte; endlich hielt einer an, legte einen Pfeil auf, zielte und wollte eben die Sehne ſchnellen laſſen, als ihm ein anderer winkte. Der junge Mann machte ſich auf einen neuen Angriff gefaßt, aber ehe er ſich deſſen verſah, hatte ihm einer der Araber eine Schlinge über den Kopf geworfen, und ſo ſehr er ſich bemühte, das Seil zu zerreißen, ſo war doch alles umſonſt, die Schlinge wurde feſter und immer feſter angezogen, und Said war gefangen.

Die Karavane war endlich entweder ganz aufgerieben oder gefangen worden, und die Araber, welche nicht zu einem Stamm gehörten, theilten jetzt die Gefangenen und die übrige Beute und zogen dann, der eine Theil nach Süden, der andere nach Oſten. Neben Said ritten vier Bewaffnete, welche ihn oft mit bitterem Grimm anſchauten und Verwünſchungen über ihn ausſtießen; er merkte, daß es ein vornehmer Mann, vielleicht ſogar ein Prinz geweſen ſey, welchen er getödtet hatte. Die Sklaverei, welcher er entgegen ſah, war noch härter als der Tod, darum wünſchte er ſich im Stillen Glück, den Grimm der ganzen Horde auf ſich gezogen zu haben, denn er glaubte nicht anders, als in ihrem Lager getödtet zu werden. Die Bewaffneten bewachten alle ſeine Bewegungen, und ſo oft er ſich umſchaute, drohten ſie ihm mit ihren Spießen; einmal aber, als das Pferd des einen ſtrauchelte, wandte er den Kopf ſchnell um und erblickte zu ſeiner Freude den Alten, ſeinen Reiſegefährten, welchen er unter den Todten geglaubt hatte.

Endlich ſah man in der Ferne Bäume und Zelte, als ſie näher kamen, ſtrömte ein ganzer Schwall von Kindern und Weibern entgegen, aber kaum hatten dieſe einige Worte mit den Räubern gewechſelt, als ſie in ein ſchreckliches Geheul ausbrachen und alle nach Said hinblickten, die Arme gegen ihn aufhoben und Verwünſchungen ausſtießen. „Jener iſt es!“ ſchrien ſie, „der den großen Almanſor erſchlagen hat, den tapferſten aller Männer; er muß ſterben, wir wollen ſein Fleiſch dem Schakal der Wüſte zur Beute geben.“ Dann drangen ſie mit Holzſtücken, Erdſchollen und was ſie zur Hand hatten, ſo furchtbar auf Said ein, daß ſich die Räuber ſelbſt ins Mittel legen mußten; „hinweg, ihr Unmündigen, fort ihr Weiber!“ riefen ſie und trieben die Menge mit den Lanzen auseinander; „er hat den großen Almanſor erſchlagen im Gefecht und er muß ſterben, aber nicht von der Hand eines Weibes, ſondern vom Schwert der Tapfern.“

Als ſie unter den Zelten auf einem freien Platz angelangt waren, machten ſie Halt; die Gefangenen wurden je zwei und zwei zuſammengebunden, die Beute in die Zelte gebracht, Said aber wurde einzeln gefeſſelt und in ein großes Zelt geführt. Dort ſaß ein alter prachtvoll gekleideter Mann, deſſen ernſte ſtolze Miene verkündete, daß er das Oberhaupt dieſer Horde ſey. Die Männer, welche Said führten, traten traurig und mit geſenktem Haupt vor ihn hin; „das Geheul der Weiber ſagt mir, was geſchehen iſt,“ ſprach der majeſtätiſche Mann, indem er die Räuber der Reihe nach anblickte, „eure Mienen beſtätigen es, — Almanſor iſt gefallen.“

„Almanſor iſt gefallen,“ antworteten die Männer, „aber hier, Selim, Beherrſcher der Wüſte, iſt ſein Mörder, und wir bringen ihn, damit du ihn richteſt; welche Todesart ſoll er ſterben? Sollen wir ihn aus der Ferne mit Pfeilen erſchießen, ſollen wir ihn durch eine Gaſſe von Lanzen jagen, oder willſt du, daß er an einem Strick aufgehängt oder von Pferden zerriſſen werde?“

„Wer biſt du?“ fragte Selim, düſter auf den Gefangenen blickend, der zum Tod bereit, aber muthig vor ihm ſtand.

Said beantwortete ſeine Frage kurz und offen.

„Haſt du meinen Sohn meuchlings umgebracht? haſt du ihn von hinten mit einem Pfeile oder einer Lanze durchbohrt?“

„Nein, Herr!“ antwortete Said, „ich habe ihn in offenem Kampf beim Angriff auf unſere Reihen von vorne getödtet, weil er ſchon acht meiner Genoſſen vor meinen Augen erſchlagen hatte.“

„Iſt es alſo, wie er ſprach?“ fragte Selim die Männer, die ihn gefangen hatten.

„Ja, Herr, er hat Almanſor im offenen Kampf getödtet,“ ſprach einer von den Gefragten.

„Dann hat er nicht mehr und nicht minder gethan, als wir ſelbſt gethan haben würden, verſetzte Selim; „er hat ſeinen Feind, der ihm Freiheit und Leben rauben wollte, bekämpft und erſchlagen; drum löſet ſchnell ſeine Bande!“

Die Männer ſahen ihn ſtaunend an und gingen nur zaudernd und mit Widerwillen ans Werk. „So ſoll der Mörder deines Sohnes, des tapfern Almanſor, nicht ſterben?“ fragte einer, indem er wüthende Blicke auf Said warf, „hätten wir ihn lieber gleich umgebracht!“

„Er ſoll nicht ſterben!“ rief Selim, „und ich nehme ihn als meinen gerechten Antheil an der Beute, er ſey mein Diener.“

Said fand keine Worte, dem Alten zu danken; die Männer aber verließen murrend das Zelt, und als ſie den Weibern und Kindern, die draußen verſammelt waren und auf Saids Hinrichtung warteten, den Entſchluß des alten Selim mittheilten, erhoben ſie ein ſchreckliches Geheul und Geſchrei und riefen, ſie würden Almanſors Tod an ſeinem Mörder rächen, weil ſein eigener Vater die Blutrache nicht üben wolle.

Die übrigen Gefangenen wurden an die Horden vertheilt, einige entließ man, um Löſegeld für die reicheren einzutreiben, andere wurden zu den Heerden als Hirten geſchickt, und manche, die vorher von zehn Sklaven ſich bedienen ließen, mußten die niedrigſten Dienſte in dieſem Lager verſehen. Nicht ſo Said. War es ſein muthiges heldenmäßiges Ausſehen oder der geheimnißvolle Zauber einer gütigen Fee, was den alten Selim für den Jüngling einnahm? Man wußte es nicht zu ſagen, aber Said lebte in ſeinem Zelt mehr als Sohn, denn als Diener. Aber die unbegreifliche Zuneigung des alten Mannes zog ihm die Feindſchaft der übrigen Diener zu; er begegnete überall nur feindlichen Blicken, und wenn er allein durchs Lager ging, ſo hörte er ringsumher Schimpfwörter und Verwünſchungen ausſtoßen, ja, einigemal flogen Pfeile an ſeiner Bruſt vorüber, die offenbar ihm gegolten hatten, und daß ſie ihn nicht trafen, ſchrieb er nur dem geheimnißvollen Schutze des Pfeifchen zu, das er noch auf der Bruſt trug. Oft beklagte er ſich bei Selim über dieſe Angriffe auf ſein Leben, aber vergebens ſuchte dieſer die Meuchelmörder ausfindig zu machen, denn die ganze Horde ſchien gegen den begünſtigten Fremdling verbunden zu ſeyn. Da ſprach eines Tages Selim zu ihm: „Ich hatte gehofft, du werdeſt mir vielleicht den Sohn erſetzen, der durch deine Hand umgekommen iſt; an dir und mir liegt nicht die Schuld, daß es nicht ſeyn konnte; alle ſind gegen dich erbittert, und ich ſelbſt kann dich in Zukunft nicht mehr ſchützen, denn was hilft es dir oder mir, wenn ſie dich heimlich getödtet haben, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen? Darum, wenn die Männer von ihrem Streifzug heimkehren, werde ich ſagen, dein Vater habe mir Löſegeld geſchickt und ich werde dich durch einige treue Männer durch die Wüſte geleiten laſſen."

„Aber kann ich irgend einem außer dir trauen?" fragte Said beſtürzt, „werden ſie mich nicht unterwegs tödten?"

„Davor ſchützt dich der Eid, den ſie mir ſchwören müſſen und den noch keiner gebrochen hat," erwiederte

Selim mit großer Ruhe. Einige Tage nachher kehrten die Männer ins Lager zurück und Selim hielt ſein Verſprechen. Er ſchenkte dem Jüngling Waffen, Kleider und ein Pferd, verſammelte die ſtreitbaren Männer, wählte fünf zur Begleitung Saids aus, ließ ſie einen furchtbaren Eid ablegen, daß ſie ihn nicht tödten wollen, und entließ ihn dann mit Thränen.

Die fünf Männer ritten finſter und ſchweigend mit Said durch die Wüſte; der Jüngling ſah, wie ungern ſie den Auftrag erfüllten, und es machte ihm nicht wenig Beſorgniß, daß zwei von ihnen bei jenem Kampf zugegen waren, wo er Almanſor tödtete. Als ſie etwa acht Stunden zurückgelegt hatten, hörte Said, daß ſie unter einander flüſterten, und bemerkte, daß ihre Mienen noch düſterer wurden, als vorher. Er ſtrengte ſich an aufzuhorchen, und vernahm, daß ſie ſich in einer Sprache unterhielten, die nur von dieſer Horde und immer nur bei geheimnißvollen oder gefährlichen Unternehmungen geſprochen wurde; Selim, der den Plan gehabt hatte, den jungen Mann auf immer in ſeinem Zelt zu behalten, hatte ſich manche Stunde damit abgegeben, ihn dieſe geheimnißvollen Worte zu lehren; aber es war nichts Erfreuliches, was er jetzt vernahm.

„Hier iſt die Stelle!“ ſprach einer, „hier griffen wir die Karavane an und hier fiel der tapferſte Mann von der Hand eines Knaben.“

„Der Wind hat die Spuren ſeines Pferdes verweht,“ fuhr ein anderer fort, „aber ich habe ſie nicht vergeſſen.“

„Und zu unſerer Schande ſoll der noch leben und frei ſeyn, der Hand an ihn legte? Wann hat man je gehört, daß ein Vater den Tod ſeines einzigen Sohnes nicht rächte? Aber Selim wird alt und kindiſch.“

„Und wenn es der Vater unterläßt,“ ſagte ein vierter, „ſo iſt es Freundes Pflicht, den gefallenen Freund zu rächen. Hier an dieſer Stelle ſollten wir ihn niederhauen. So iſt es recht und Brauch ſeit den älteſten Zeiten.“

„Aber wir haben dem Alten geſchworen!“ rief ein fünfter, „wir dürfen ihn nicht tödten, unſer Eid darf nicht gebrochen werden.“

„Es iſt wahr,“ ſprachen die andern, „wir haben geſchworen und der Mörder darf frei aus den Händen ſeiner Feinde.“

„Halt!“ rief einer, der Finſterſte unter allen, „der alte Selim iſt ein kluger Kopf, aber doch nicht ſo klug, als man glaubt; haben wir ihm geſchworen, dieſen Burſchen da- oder dorthin zu bringen? Nein, er nahm uns den Schwur auf ſein Leben ab und dieſes wollen wir ihm ſchenken. Aber die brennende Sonne und die ſcharfen Zähne des Schakals werden unſere Rache übernehmen. Hier an dieſer Stelle wollen wir ihn gebunden liegen laſſen.“ So ſprach der Räuber, aber ſchon ſeit einigen Minuten hatte ſich Said auf das Aeußerſte gefaßt gemacht, und indem jener noch die letzten Worte ſprach, riß er ſein Pferd auf die Seite, trieb es mit einem tüchtigen Hieb an und flog wie ein Vogel über die Ebene hin. Die fünf Männer ſtaunten einen Augenblick, aber wohl bewandert in ſolchen Verfolgungen, theilten ſie ſich, jagten rechts und links nach, und weil ſie die Art und Weiſe, wie man in der Wüſte reiten muß, beſſer kannten, hatten zwei von ihnen den Flüchtling bald überholt, wandten ſich gegen ihn um, und als er auf die Seite floh, fand er auch dort zwei Gegner und den fünften in ſeinem Rücken. Der Eid, ihn nicht zu tödten, hielt ſie ab, ihre Waffen zu gebrauchen; ſie warfen ihm auch jetzt wieder von hinten eine Schlinge über den Kopf, zogen ihn vom Pferd, ſchlugen unbarmherzig auf ihn los, banden ihn dann an Händen und Füßen und legten ihn in den glühenden Sand der Wüſte.

Said flehte ſie um Barmherzigkeit an, er verſprach ihnen ſchreiend ein großes Löſegeld, aber lachend ſchwangen ſie ſich auf und jagten davon. Noch einige Augenblicke lauſchte er auf die leichten Tritte ihrer Roſſe, dann aber gab er ſich verloren. Er dachte an ſeinen Vater, an den Gram des alten Mannes, wenn ſein Sohn nicht mehr heimkehre; er dachte an ſein eigenes Elend, daß er ſo frühe ſterben müſſe; denn nichts war ihm gewiſſer, als daß er in dem heißen Sand den martervollen Tod des Verſchmachtens ſterben müſſe, oder daß er von einem Schakal zerriſſen werde. Die Sonne ſtieg immer höher und brannte glühend auf ſeiner Stirne; mit unendlicher Mühe gelang es ihm endlich, ſich aufzuwälzen; aber es gab ihm wenig Erleichterung. Das Pfeifchen an der Kette war durch dieſe Anſtrengung aus ſeinem Kleid gefallen. Er mühte ſich ſo lange, bis er es mit dem Mund erfaſſen konnte; endlich berührten es ſeine Lippen, er verſuchte zu blaſen, aber auch in dieſer ſchrecklichen Noth verſagte es den

Dienſt. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf zurückſinken und endlich beraubte ihn die ſtechende Sonne der Sinne, er fiel in eine tiefe Betäubung.

Nach vielen Stunden erwachte Said von einem Geräuſch in ſeiner Nähe, er fühlte zugleich, daß ſeine Schulter gepackt wurde, und er ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, denn er glaubte nicht anders, als ein Schakal ſey herangekommen, ihn zu zerreißen. Jetzt wurde er auch an den Beinen angefaßt, aber er fühlte, daß es nicht die Krallen eines Raubthiers ſeyen, die ihn umfaßten, ſondern die Hände eines Mannes, der ſich ſorgſam mit ihm beſchäftigte und mit zwei oder drei andern ſprach: „Er lebt,“ flüſterten ſie, „aber er hält uns für Feinde.“

Endlich ſchlug Said die Augen auf und erblickte über ſich das Geſicht eines kleinen dicken Mannes mit kleinen Augen und langem Bart. Dieſer ſprach ihm freundlich zu, half ihm, ſich aufzurichten, reichte ihm Speiſe und Trank und erzählte ihm, während er ſich ſtärkte, er ſey ein Kaufmann aus Bagdad, heiße Kalum-Bek und handle mit Shawls und feinen Schleiern für die Frauen. Er habe eine Handelsreiſe gemacht, ſey jetzt auf der Rückkehr nach Hauſe begriffen und habe ihn elend und halbtodt im Sand liegen ſehen. Sein prachtvoller Anzug und die blitzenden Steine ſeines Dolches haben ihn aufmerkſam gemacht; er habe alles angewandt, ihn zu beleben, und es ſey ihm alſo gelungen. Der Jüngling dankte ihm für ſein Leben, denn er ſah wohl ein, daß er ohne die Dazwiſchenkunft dieſes Mannes elend hätte ſterben müſſen; und da er weder

Mittel hatte, ſich ſelbſt fortzuhelfen, noch willens war, zu Fuß und allein durch die Wüſte zu wandern, ſo nahm er dankbar einen Sitz auf einem der ſchwer beladenen Kameele des Kaufmanns an, und beſchloß für's Erſte, mit nach Bagdad zu ziehen, vielleicht könnte er dort ſich an eine Geſellſchaft, die nach Balſora reiſete, anſchließen.

Unterwegs erzählte der Kaufmann ſeinem Reiſegefährten manches von dem trefflichen Beherrſcher der Gläubigen, Harun Al-Raſchid. Er erzählte ihm von ſeiner Gerechtigkeitsliebe und ſeinem Scharfſinn, wie er die wunderbarſten Prozeſſe auf einfache und bewundernswürdige Weiſe zu ſchlichten wiſſe; unter anderem führte er die Geſchichte von dem Seiler, die Geſchichte von dem Topf mit Oliven an, Geſchichten, die jedes Kind weiß, die aber Said ſehr bewunderte. „Unſer Herr, der Beherrſcher der Gläubigen,“ fuhr der Kaufmann fort, „unſer Herr iſt ein wunderbarer Mann. Wenn Ihr meinet, er ſchlafe wie andere gemeine Leute, ſo täuſchet Ihr Euch ſehr. Zwei, drei Stunden in der Morgendämmerung iſt alles. Ich muß das wiſſen, denn Meſſour, ſein erſter Kämmerer, iſt mein Vetter, und obgleich er ſo verſchwiegen iſt wie das Grab, was die Geheimniſſe ſeines Herrn anbelangt, ſo läßt er doch, der guten Verwandtſchaft zu Lieb, hin und wieder einen Wink fallen, wenn er ſieht, daß einer aus Neugierde beinahe vom Verſtand kommen könnte. Statt nun wie andere Menſchen zu ſchlafen, ſchleicht der Kalif Nachts durch die Straßen von Bagdad, und ſelten verſtreicht eine Woche, worin er nicht auf ein Abenteuer ſtößt; denn Ihr müßt wiſſen, wie ja auch aus der Geſchichte erhellt, die ſo wahr iſt, als das Wort des Propheten, daß er nicht mit der Wache und zu Pferd in vollem Putz und mit hundert Fackelträgern ſeine Runde macht, wie er wohl thun könnte, wenn er wollte, ſondern angezogen bald als Kaufmann, bald als Schiffer, bald als Soldat, bald als Mufti geht er umher und ſchaut, ob alles recht und in Ordnung ſey.

„Daher kommt es aber auch, daß man in keiner Stadt Nachts ſo höflich gegen jeden Narren iſt, auf den man ſtößt, wie in Bagdad; denn es könnte eben ſo gut der Kalif, wie ein ſchmutziger Araber aus der Wüſte ſeyn, und es wächſt Holz genug, um allen Menſchen in und um Bagdad die Baſtonade zu geben.“

So ſprach der Kaufmann, und Said, ſo ſehr ihn hin und wieder die Sehnſucht nach ſeinem Vater quälte, freute ſich doch, Bagdad und den berühmten Harun Al-Raſchid zu ſehen.

Nach zehn Tagen kamen ſie in Bagdad an, und Said ſtaunte und bewunderte die Herrlichkeit dieſer Stadt, die damals gerade in ihrem höchſten Glanz war. Der Kaufmann lud ihn ein, mit in ſein Haus zu kommen, und Said nahm es gerne an, denn jetzt erſt unter dem Gewühl der Menſchen fiel es ihm ein, daß hier wahrſcheinlich außer der Luft und dem Waſſer des Tigris und einem Nachtlager auf den Stufen einer Moſchee nichts umſonſt zu haben ſeyn werde.

Den Tag nach ſeiner Ankunft, als er ſich eben angekleidet hatte und ſich geſtand, daß er in dieſem prachtvollen kriegeriſchen Aufzug ſich in Bagdad wohl ſehen laſſen könne und vielleicht manchen Blick auf ſich ziehe, trat der Kaufmann in ſein Zimmer. Er betrachtete den ſchönen Jüngling mit ſchelmiſchem Lächeln, ſtrich ſich den Bart und ſprach dann: „das iſt alles recht ſchön, junger Herr! aber was ſoll denn nun aus Euch werden? Ihr ſeyd, kommt es mir vor, ein großer Träumer und denket nicht an den folgenden Tag; oder habt Ihr ſoviel Geld bei Euch, um dem Kleid gemäß zu leben, das Ihr traget?“

„Lieber Herr Kalum-Bek,“ ſprach der Jüngling verlegen und erröthend, „Geld habe ich freilich nicht, aber vielleicht ſtrecket Ihr mir etwas vor, womit ich heimreiſen kann; mein Vater wird es gewiß richtig erſtatten.“

„Dein Vater, Burſche?“ rief der Kaufmann laut lachend. „Ich glaube, die Sonne hat dir das Hirn verbrannt. Meinſt du, ich glaube dir ſo aufs Wort das ganze Mährchen, das du mir in der Wüſte erzählteſt, daß dein Vater ein reicher Mann in Balſora ſey, du ſein einziger Sohn, und den Anfall der Araber, und dein Leben in ihrer Horde und dies und jenes. Schon damals ärgerte ich mich über deine frechen Lügen und deine Unverſchämtheit. Ich weiß, daß in Balſora alle reichen Leute Kaufleute ſind, habe ſchon mit allen gehandelt und müßte von einem Benezar gehört haben, und wenn er nur ſechstauſend Tomans im Vermögen hätte. Es iſt alſo entweder erlogen, daß du aus Balſora biſt, oder dein Vater iſt ein armer Schlucker, deſſen hergelaufenem Jungen ich keine Kupfermünze leihen mag. Sodann der Ueberfall in der Wüſte! Wann hat man gehört, ſeit der weiſe Kalif Harun die Handelswege durch die Wüſte geſichert hat, daß es Räuber gewagt haben, eine Karavane zu plündern und ſogar Menſchen hinwegzuführen? Auch müßte es bekannt geworden ſeyn, aber auf meinem ganzen Weg, und auch hier in Bagdad, wo Menſchen aus allen Gegenden der Welt zuſammen kommen, hat man nichts davon geſprochen. Das iſt die zweite Lüge, junger unverſchämter Menſch!“

Bleich vor Zorn und Unmuth wollte Said dem kleinen böſen Mann in die Rede fallen, jener aber ſchrie ſtärker als er und focht dazu mit den Armen. „Und die dritte Lüge, du frecher Lügner, iſt die Geſchichte im Lager Selims. Selims Name iſt wohlbekannt unter allen, die jemals einen Araber geſehen haben, aber Selim iſt bekannt als der ſchrecklichſte und grauſamſte Räuber, und du wagſt zu erzählen, du habeſt ſeinen Sohn getödtet und ſeyeſt nicht ſogleich in Stücke gehauen worden; ja du treibeſt die Frechheit ſo weit, daß du das Unglaubliche ſagſt, Selim habe dich gegen ſeine Horde beſchüzt, in ſein eigenes Zelt aufgenommen und ohne Löſegeld entlaſſen, ſtatt daß er dich aufgehängt hätte an dem nächſten beſten Baum, er, der oft Reiſende gehängt hat, nur um zu ſehen, welche Geſichter ſie machen, wenn ſie aufgehängt ſind. O du abſcheulicher Lügner!“

„Und ich kann nichts weiter ſagen,“ rief der Jüngling, „als daß alles wahr iſt bei meiner Seele und beim Bart des Propheten!“

„Was? bei deiner Seele willſt du ſchwören?“ ſchrie der Kaufmann, „bei deiner ſchwarzen, lügenhaften Seele? wer ſoll da glauben? Und beim Bart des

Propheten, du, der du ſelbſt keinen Bart haſt? wer ſoll da trauen?“

„Ich habe freilich keine Zeugen,“ fuhr Said fort, „aber habt Ihr mich nicht gefeſſelt und elend gefunden?“

„Das beweiſt mir gar nichts,“ ſprach jener; „du biſt gekleidet wie ein ſtattlicher Räuber, und leicht haſt du einen angefallen, der ſtärker war, als du, dich überwand und band.“

„Den einzelnen oder ſogar zwei möchte ich ſehen,“ entgegnete Said, „die mich niederſtrecken und binden, wenn ſie mir nicht von Hinten eine Schlinge über den Kopf werfen. Ihr möget in Eurem Bazar freilich nicht wiſſen, was ein Einzelner vermag, wenn er in den Waffen geübt iſt. Aber Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich danke Euch. Was wollt Ihr denn aber jetzt mit mir beginnen? Wenn Ihr mich nicht unterſtützet, ſo muß ich betteln, und ich mag keinen meines gleichen um eine Gnade anflehen; an den Kalifen will ich mich wenden.“

„So?“ ſprach der Kaufmann höhniſch lächelnd, „an niemand anders wollt Ihr Euch wenden, als an unſern allergnädigſten Herrn? das heiße ich vornehm betteln! Ei, ei! bedenket aber, junger vornehmer Herr, daß der Weg zum Kalifen an meinem Vetter Meſſour vorbeigeht, und daß es mich ein Wort koſtet, den Oberkämmerer darauf aufmerkſam zu machen, wie trefflich Ihr lügen könnet. — Aber mich dauert deine Jugend, Said. Du kannſt dich beſſern, es kann noch etwas aus dir werden. Ich will dich in mein Gewölbe im Bazar nehmen, dort ſollſt du mir ein Jahr lang dienen, und iſt dies vorbei, und willſt du nicht bei mir bleiben, ſo zahle ich dir deinen Lohn aus und laſſe dich gehen, wohin du willſt, nach Aleppo oder Medina, nach Stambul oder nach Balſora, meinetwegen zu den Ungläubigen. Bis Mittag gebe ich dir Bedenkzeit; willſt du, ſo iſt es gut; willſt du nicht, ſo berechne ich dir nach billigem Anſchlag die Reiſekoſten, die du mir machteſt, und den Platz auf dem Kameel, mache mich mit deinen Kleidern und allem, was du haſt, bezahlt und werfe dich auf die Straße; dann kannſt du beim Kalifen oder beim Mufti, an der Moſchee oder im Bazar betteln."

Mit dieſen Worten verließ der böſe Mann den unglücklichen Jüngling. Said blickte ihm voll Verachtung nach. Er war ſo empört über die Schlechtigkeit dieſes Menſchen, der ihn abſichtlich mitgenommen und in ſein Haus gelockt hatte, damit er ihn in ſeine Gewalt bekäme. Er verſuchte, ob er nicht entfliehen könnte, aber ſein Zimmer war vergittert und die Thüre verſchloſſen. Endlich, nachdem ſein Sinn ſich lange dagegen geſträubt hatte, beſchloß er, für's erſte den Vorſchlag des Kaufmanns anzunehmen und ihm in ſeinem Gewölbe zu dienen. Er ſah ein, daß ihm nichts beſſeres zu thun übrig bleibe; denn wenn er auch entfloh, ſo konnte er ohne Geld doch nicht bis Balſora kommen. Aber er nahm ſich vor, ſobald als möglich den Kalifen ſelbſt um Schutz anzuflehen.

Den folgenden Tag führte Kalum-Bek ſeinen neuen Diener in ſein Gewölbe im Bazar. Er zeigte Said alle Shawls und Schleier und andere Waaren, womit er handelte, und wies ihm ſeinen beſonderen Dienſt an. Dieſer beſtand darin, daß Said, angekleidet wie ein Kaufmannsdiener, und nicht mehr im kriegeriſchen Schmuck, in der einen Hand einen Shawl, in der andern einen prachtvollen Schleier, unter der Thüre des Gewölbes ſtand, die vorübergehenden Männer oder Frauen anrief, ſeine Waaren vorzeigte, ihren Preis nannte und die Leute zum Kaufen einlud; und jetzt konnte ſich Said auch erklären, warum ihn Kalum-Bek zu dieſem Geſchäft beſtimmt habe. Er war ein kleiner häßlicher Alter, und wenn er ſelbſt unter dem Laden ſtand und anrief, ſo ſagte mancher Nachbar oder auch einer der Vorübergehenden ein witziges Wort über ihn, oder die Knaben ſpotteten ſeiner und die Frauen nannten ihn eine Vogelſcheuche; aber jedermann ſah gerne den jungen ſchlanken Said, der mit Anſtand die Kunden anrief und Shawl und Schleier geſchickt und zierlich zu halten wußte.

Als Kalum-Bek ſah, daß ſein Laden im Bazar an Kunden zunahm, ſeitdem Said unter der Thüre ſtand, wurde er freundlicher gegen den jungen Mann, ſpeiſte ihn beſſer, als zuvor, und war darauf bedacht, ihn in ſeiner Kleidung immer ſchön und ſtattlich zu halten. Aber Said wurde durch ſolche Beweiſe der milderen Geſinnungen ſeines Herrn wenig gerührt und ſann den ganzen Tag und ſelbſt in ſeinen Träumen auf gute Art und Weiſe, um in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren.

Eines Tages war im Gewölbe vieles gekauft worden, und alle Packknechte, welche die Waaren nach Hauſe trugen, waren ſchon verſandt, als eine Frau eintrat und noch einiges kaufte. Sie hatte bald gewählt und verlangte dann jemand, der ihr gegen ein Trinkgeld die Waaren nach Hauſe trage. „In einer halben Stunde kann ich Euch alles ſchicken,“ antwortete Kalum-Bek, „nur ſo lange müßt Ihr Euch gedulden, oder irgend einen anderen Packer nehmen.“

„Seyd Ihr ein Kaufmann und wollet Euren Kunden fremde Packer mitgeben?“ rief die Frau. „Kann nicht ein ſolcher Burſche im Gedräng mit meinem Pack davon laufen? Und an wen ſoll ich mich dann wenden? Nein, Eure Pflicht iſt es nach Marktrecht, mir meinen Pack nach Hauſe tragen zu laſſen, und an Euch kann und will ich mich halten.“

„Aber nur eine halbe Stunde wartet, werthe Frau!“ ſprach der Kaufmann, ſich immer ängſtlicher drehend; „alle meine Packknechte ſind verſchickt —“

„Das iſt ein ſchlechtes Gewölbe, das nicht immer einige Knechte übrig hat,“ entgegnete das böſe Weib. „Aber dort ſteht ja noch ſolch ein junger Müßiggänger; komm, junger Burſche, nimm meinen Pack und trag ihn mir nach.“

„Halt, halt!“ ſchrie Kalum-Bek, „das iſt mein Aushängeſchild, mein Ausrufer, mein Magnet! der darf die Schwelle nicht verlaſſen!“

„Was da!“ erwiederte die alte Dame und ſteckte Said ohne weiteres ihren Pack unter den Arm; das iſt ein ſchlechter Kaufmann und elende Waaren, die ſich nicht ſelbſt loben, und erſt noch ſolch einen müßigen Bengel zum Schild brauchen. Geh, geh, Burſche, du ſollſt heute ein Trinkgeld verdienen.“

„So lauf im Namen Arihmans und aller böſen Geiſter!“ murmelte Kalum-Bek ſeinem Magnet zu, „und ſiehe zu, daß du bald wieder kommſt; die alte Hexe könnte mich ins Geſchrei bringen auf dem ganzen Bazar, wollte ich mich länger weigern.“

Said folgte der Frau, die leichteren Schrittes, als man ihrem Alter zutrauen ſollte, durch den Markt und die Straßen eilte. Sie ſtand endlich vor einem prachtvollen Hauſe ſtill, pochte an, die Flügelthüren ſprangen auf, und ſie ſtieg eine Marmortreppe hinan und winkte Said zu folgen. Sie gelangten endlich in einen hohen weiten Saal, der mehr Pracht und Herrlichkeit enthielt, als Said jemals geſchaut hatte. Dort ſetzte ſich die alte Frau erſchöpft auf ein Polſter, winkte dem jungen Mann, ſeinen Pack niederzulegen, reichte ihm ein kleines Silberſtück und hieß ihn gehen.

Er war ſchon an der Thüre, als eine helle feine Stimme „Said“ rief; verwundert, daß man ihn hier kenne, ſchaute er ſich um, und eine wunderſchöne Dame, umgeben von vielen Sklaven und Dienerinnen, ſaß ſtatt der Alten auf dem Polſter. Said, ganz ſtumm vor Verwunderung, kreuzte ſeine Arme und machte eine tiefe Verbeugung.

„Said, mein lieber Junge,“ ſprach die Dame, „ſo ſehr ich die Unfälle bedaure, die dich nach Bagdad führten, ſo war doch dies der einzige, vom Schickſal beſtimmte Ort, wo ſich, wenn du vor dem zwanzigſten Jahr dein Vaterhaus verließeſt, dein Schickſal löſen würde. Said, haſt du noch dein Pfeifchen?“

„Wohl hab' ich es noch!“ rief er freudig, indem er die goldene Kette hervorzog, „und Ihr ſeyd vielleicht die gütige Fee, die mir dieſes Angebinde gab, als ich geboren wurde?“

„Ich war die Freundin deiner Mutter,“ antwortete die Fee, „und bin auch deine Freundin, ſo lange du gut bleibſt. Ach! daß dein Vater, der leichtſinnige Mann, meinen Rath befolgt hätte! Du würdeſt vielen Leiden entgangen ſeyn.“

„Nun, es hat wohl ſo kommen müſſen!“ erwiederte Said. „Aber gnädigſte Fee, laſſet einen tüchtigen Nordoſtwind an Euren Wolkenwagen ſpannen, nehmet mich auf und führet mich in ein paar Minuten nach Balſora zu meinem Vater; ich will dann die ſechs Monate bis zu meinem zwanzigſten Jahre geduldig dort ausharren.“

Die Fee lächelte. „Du haſt eine gute Weiſe, mit uns zu ſprechen,“ antwortete ſie, „aber, armer Said! es iſt nicht möglich; ich vermag jetzt, wo du außer deinem Vaterhauſe biſt, nichts Wunderbares für dich zu thun. Nicht einmal aus der Gewalt des elenden Kalum-Bek vermag ich dich zu befrein! er ſteht unter dem Schutz deiner mächtigen Feindin.“

„Alſo nicht nur eine gütige Freundin habe ich?“ fragte Said, „auch eine Feindin? Nun, ich glaube ihren Einfluß ſchon öfter erfahren zu haben. Aber mit Rath dürfet Ihr mich doch unterſtützen? Soll ich nicht zum Kalifen gehen und ihn um Schutz bitten? Er iſt ein weiſer Mann, er wird mich gegen Kalum-Bek beſchützen.“

„Ja, Harun iſt ein weiſer Mann!“ erwiederte die Fee, „aber leider iſt er auch nur ein Menſch. Er traut ſeinem Großkämmerer Meſſour ſo viel als ſich ſelbſt, und er hat Recht, denn er hat Meſſour erprobt und treu gefunden. Meſſour aber traut deinem Herrn Kalum-Bek auch wie ſich ſelbſt, und darin hat er Unrecht, denn

Kalum iſt ein ſchlechter Mann, wenn er ſchon Meſſours Verwandter iſt. Kalum iſt zugleich ein verſchlagener Kopf und hat, ſobald er hieher kam, ſeinem Vetter Großkämmerer eine Fabel über dich erdichtet und angeheftet, und dieſer hat ſie wieder dem Kalifen erzählt, ſo daß du, kämeſt du auch jetzt gleich in den Palaſt Haruns, ſchlecht empfangen werden würdeſt, denn er traute dir nicht. Aber es gibt andere Mittel und Wege, ſich ihm zu nahen, und es ſteht in den Sternen geſchrieben, daß du ſeine Gnade erwerben ſollſt.“

„Das iſt freilich ſchlimm,“ ſagte Said wehmüthig; „da werde ich ſchon noch einige Zeit der Ladenhüter des elenden Kalum-Bek ſeyn müſſen. Aber eine Gnade, verehrte Frau, könnet Ihr mir doch gewähren. Ich bin zum Waffenwerk erzogen, und meine höchſte Freude iſt ein Kampfſpiel, wo recht tüchtig gefochten wird mit Lanze, Bogen und ſtumpfem Schwert. Nun halten die edelſten Jünglinge dieſer Stadt alle Woche ein ſolches Kampfſpiel. Aber nur Leute im höchſten Schmuck, und überdies nur freie Männer dürfen in die Schranken reiten, namentlich aber kein Diener aus dem Bazar. Wenn Ihr nun bewirken könntet, daß ich alle Wochen ein Pferd, Kleider und Waffen haben könnte, und daß man mein Geſicht nicht ſo leicht erkennte —“

„Das iſt ein Wunſch, wie ihn ein edler junger Mann wohl wagen darf,“ ſprach die Fee; „der Vater deiner Mutter war der tapferſte Mann in Perſien und ſein Geiſt ſcheint ſich auf dich vererbt zu haben. Merke dir dies Haus; du ſollſt jede Woche hier ein Pferd und zwei berittene Knappen, ferner Waffen und Kleider finden, und ein Waſchwaſſer für dein Geſicht, daß dich für alle Augen unkenntlich machen ſoll. Und nun, Said, lebe wohl! Harre aus und ſey klug und tugendhaft! In ſechs Monaten wird dein Pfeifchen tönen und Zulima's Ohr wird für ſeine Töne offen ſeyn.“

Der Jüngling ſchied von ſeiner wunderbaren Beſchützerin mit Dank und Verehrung; er merkte ſich das Haus und die Straße genau und ging dann nach dem Bazar zurück.

Als Said in den Bazar zurückkehrte, kam er gerade noch zu rechter Zeit, um ſeinen Herrn und Meiſter Kalum-Bek zu unterſtützen und zu retten. Ein großes Gedränge war um den Laden, Knaben tanzten um den Kaufmann her und verhöhnten ihn, und die Alten lachten. Er ſelbſt ſtand vor Wuth zitternd und in großer Verlegenheit vor dem Laden, in der einen Hand einen Shawl, in der andern den Schleier. Dieſe ſonderbare Scene kam aber von einem Vorfall her, der ſich nach Saids Abweſenheit ereignet hatte. Kalum hatte ſich ſtatt ſeines ſchönen Dieners unter die Thüre geſtellt und ausgerufen, aber niemand mochte bei dem alten häßlichen Burſchen kaufen. Da gingen zwei Männer den Bazar herab und wollten für ihre Frauen Geſchenke kaufen. Sie waren ſuchend ſchon einigemal auf- und niedergegangen, und eben jetzt ſah man ſie mit umherirrenden Blicken wieder herabgehen.

Kalum-Bek, der dies bemerkte, wollte es ſich zu Nutzen machen und rief: „Hier, meine Herren, hier! was ſuchet ihr? ſchöne Schleier, ſchöne Waare?“

„Guter Alter,“ erwiederte einer, „deine Waaren mögen recht gut ſeyn, aber unſere Frauen ſind wunderlich, und es iſt Sitte in der Stadt geworden, die Schleier bei niemand zu kaufen, als bei dem ſchönen Ladendiener Said; wir gehen ſchon eine halbe Stunde umher, ihn zu ſuchen und finden ihn nicht; aber kannſt du uns ſagen, wo wir ihn etwa treffen, ſo kaufen wir dir ein ander Mal ab.

„Allahit Allah!“ rief Kalum-Bek freundlich grinſend, „euch hat der Prophet vor die rechte Thüre geführt. Zum ſchönen Ladendiener wollet ihr, um Schleier zu kaufen? Nun, tretet nur ein, hier iſt ſein Gewölbe.

Der eine dieſer Männer lachte über Kalums kleine und häßliche Geſtalt und ſeine Behauptung, daß er der ſchöne Ladendiener ſey; der andere aber glaubte, Kalum wolle ſich über ihn luſtig machen, blieb ihm nichts ſchuldig, ſondern ſchimpfte ihn weidlich. Dadurch kam Kalum-Bek außer ſich; er rief ſeine Nachbarn zu Zeugen auf, daß man keinen andern Laden als den ſeinigen das Gewölbe des ſchönen Ladendieners nenne; aber die Nachbarn, welche ihn wegen des Zulaufs, den er ſeit einiger Zeit hatte, beneideten, wollten hievon nichts wiſſen, und die beiden Männer gingen nun dem alten Lügner, wie ſie ihn nannten, ernſtlich zu Leib. Kalum vertheidigte ſich mehr durch Geſchrei und Schimpfworte, als durch ſeine Fauſt, und ſo lockte er eine Menge Menſchen vor ſein Gewölbe; die halbe Stadt kannte ihn als einen geizigen gemeinen Filz, alle Umſtehenden gönnten ihm die Püffe, die er bekam, und ſchon packte ihn einer der beiden Männer am Bart, als eben dieſer am Arm gefaßt und mit einem einzigen Ruck zu Boden geworfen wurde, ſo daß ſein Turban herabfiel, und ſeine Pantoffeln weit hinweg flogen.

Die Menge, welche es wahrſcheinlich gerne geſehen hätte, wenn Kalum-Bek mißhandelt worden wäre, murrte laut; der Gefährte des Niedergeworfenen ſah ſich nach dem um, der es gewagt hatte, ſeinen Freund niederzuwerfen; als er aber einen hohen kräftigen Jüngling mit blitzenden Augen und muthiger Miene vor ſich ſtehen ſah, wagte er es nicht, ihn anzugreifen, da überdies Kalum, dem ſeine Rettung wie ein Wunder erſchien, auf den jungen Man deutete und ſchrie: „Nun, was wollt ihr denn mehr? da ſteht er ja, ihr Herren, das iſt Said, der ſchöne Ladendiener. Die Leute umher lachten, weil ſie wußten, daß Kalum-Bek vorhin Unrecht geſchehen war. Der niedergeworfene Mann ſtund beſchämt auf und hinkte mit ſeinem Genoſſen weiter, ohne weder Shawl noch Schleier zu kaufen.

„O, du Stern aller Ladendiener, du Krone des Bazar!“ rief Kalum, als er ſeinen Diener in den Laden führte; „wahrlich, das heiße ich zu rechter Zeit kommen, das nenne ich die Hand ins Mittel legen; lag doch der Burſche auf dem Boden, als ob er nie auf den Beinen geſtanden wäre, und ich — ich hätte keinen Barbier mehr gebraucht, um mir den Bart kämmen und ſalben zu laſſen, wenn du nur zwei Minuten ſpäter kamſt; womit kann ich es dir vergelten?“

Es war nur das ſchnelle Gefühl des Mitleids geweſen, was Saids Hand und Herz regiert hatte; jetzt, als dieſes Gefühl ſich legte, reute es ihn faſt, daß er die gute Züchtigung dem böſen Mann erſpart hatte; ein Dutzend Barthaare weniger, dachte er, hätten ihn auf zwölf Tage ſanft und geſchmeidig gemacht; er ſuchte aber dennoch die günſtige Stimmung des Kaufmanns zu benutzen und erbat ſich von ihm zum Dank die Gunſt, alle Woche einen Abend für ſich benützen zu dürfen zu einem Spaziergang oder zu was es auch ſey; Kalum gab es zu, denn er wußte wohl, daß ſein gezwungener Diener zu vernünftig ſey, um ohne Geld und gute Kleider zu entfliehen.

Bald hatte Said erreicht, was er wollte. Am nächſten Mittwoch, dem Tag, wo ſich die jungen Leute aus den vornehmſten Ständen auf einem öffentlichen Platz der Stadt verſammelten, um ihre kriegeriſchen Uebungen zu halten, ſagte er Kalum, er wolle dieſen Abend für ſich benützen, und als dieſer es erlaubt hatte, ging er in die Straße, wo die Fee wohnte, pochte an und ſogleich ſprang die Pforte auf. Die Diener ſchienen auf ſeine Ankunft ſchon vorbereitet geweſen zu ſeyn, denn ohne ihn erſt nach ſeinem Begehren zu fragen, führten ſie ihn die Treppe hinan in ein ſchönes Gemach; dort reichten ſie ihm zuerſt das Waſchwaſſer, das ihn unkenntlich machen ſollte. Er benetzte ſein Geſicht damit, ſchaute dann in einen Metallſpiegel und kannte ſich beinahe ſelbſt nicht mehr, denn er war jetzt von der Sonne gebräunt, trug einen ſchönen ſchwarzen Bart und ſah zum mindeſten zehn Jahre älter aus, als er in der That zählte.

Hierauf führten ſie ihn in ein zweites Gemach, wo er eine vollſtändige und prachtvolle Kleidung fand, an welcher ſich der Kalif von Bagdad ſelbſt nicht hätte ſchämen dürfen an dem Tag, wo er in vollem Glanze ſeiner Herrlichkeit ſein Heer muſterte. Außer einem Turban vom feinſten Gewebe, mit einer Agraffe von Diamanten und hohen Reiherfedern, einem Kleid von ſchwerem rothem Seidenzeug mit ſilbernen Blumen durchwirkt, fand Said einen Bruſtpanzer von ſilbernen Ringen, der ſo fein gearbeitet war, daß er ſich nach jeder Bewegung des Körpers ſchmiegte, und doch zugleich ſo feſt, daß ihn weder die Lanze, noch das Schwert durchdringen konnten. Eine Damascenerklinge in reich verzierter Scheide mit einem Griff, deſſen Steine Said unſchätzbar däuchten, vollendete ſeinen kriegeriſchen Schmuck. Als er völlig gerüſtet wieder aus der Thüre trat, überreichte ihm einer der Diener ein ſeidenes Tuch und ſagte ihm, daß die Gebieterin des Hauſes ihm dieſes Tuch ſchicke; wenn er damit ſein Geſicht abwiſche, ſo werde der Bart und die braune Farbe verſchwinden.

In dem Hof des Hauſes ſtanden drei ſchöne Pferde; das ſchönſte beſtieg Said, die beiden andern ſeine Diener, und dann trabte er freudig dem Platze zu, wo die Kampfſpiele gehalten werden ſollten. Durch den Glanz ſeiner Kleider und die Pracht ſeiner Waffen zog er aller Augen auf ſich, und ein allgemeines Geflüſter des Staunens entſtand, als er in den Ring, welchen die Menge umgab, einritt. Es war eine glänzende Verſammlung der tapferſten und edelſten Jünglinge Bagdads; ſelbſt die Brüder des Kalifen ſah man ihre Roſſe tummeln und die Lanzen ſchwingen. Als Said heranritt, und niemand ihn zu kennen ſchien, ritt der Sohn des Großveziers mit einigen Freunden auf ihn zu, grüßte ihn ehrerbietig, lud ihn ein, an ihren Spielen Theil zu nehmen, und fragte ihn nach ſeinem Namen und ſeinem Vaterland. Said gab vor, er heiße Almanſor und komme von Kairo, ſey auf einer Reiſe begriffen und habe von der Tapferkeit und Geſchicklichkeit der jungen Edeln von Bagdad ſo vieles gehört, daß er nicht geſäumt habe, ſie zu ſehen und kennen zu lernen. Den jungen Leuten gefiel der Anſtand und das muthige Weſen Said-Almanſors, ſie ließen ihm eine Lanze reichen und ſeine Partei wählen, denn die ganze Geſellſchaft hatte ſich in zwei Parteien getheilt, um einzeln und in Schaaren gegen einander zu fechten.

Aber hatte ſchon Saids Aeußeres die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, ſo ſtaunte man jetzt noch mehr über ſeine ungewöhnliche Geſchicklichkeit und Behendigkeit. Sein Pferd war ſchneller als ein Vogel, und ſein Schwert ſchwirrte noch behender umher. Er warf die Lanze ſo leicht, weit und ſicher, als wäre ſie ein Pfeil, den er von einem ſicheren Bogen abgeſchnellt hätte. Die Tapferſten ſeiner Gegenpartei beſiegte er, und am Schluß der Spiele war er ſo allgemein als Sieger anerkannt, daß einer der Brüder des Kalifen und der Sohn des Großveziers, die auf Saids Seite gekämpft hatten, ihn baten, auch mit ihnen zu ſtreiten. Ali, der Bruder des Kalifen, wurde von ihm beſiegt, aber der Sohn des Großveziers widerſtand ihm ſo tapfer, daß ſie es nach langem Kampf für beſſer hielten, die Entſcheidung für das nächſte Mal aufzuſparen.

Den Tag nach dieſen Spielen ſprach man in ganz Bagdad von nichts als dem ſchönen, reichen und tapfern

Fremdling; alle, die ihn geſehen hatten, ja ſelbſt die von ihm beſiegt waren, waren entzückt von ſeinen edlen Sitten, und ſogar vor ſeinen eigenen Ohren im Gewölbe Kalum-Beks wurde über ihn geſprochen, und man beklagte nur, daß niemand wiſſe, wo er wohne. Das nächſte Mal fand er im Hauſe der Fee ein noch ſchöneres Kleid und noch köſtlichern Waffenſchmuck. Diesmal hatte ſich halb Bagdad zugedrängt, ſelbſt der Kalif ſah von einem Balkon herab dem Schauſpiel zu; auch er bewunderte den Fremdling Almanſor und hing ihm, als die Spiele geendet hatten, eine große Denkmünze von Gold an einer goldenen Kette um den Hals, um ihm ſeine Bewunderung zu bezeigen. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieſer zweite, noch glänzendere Sieg den Neid der jungen Leute von Bagdad aufregte. „Ein Fremdling“, ſprachen ſie unter einander, „ſoll hieher kommen nach Bagdad, uns Ruhm, Ehre und Sieg zu entreißen? Er ſoll ſich an andern Orten damit brüſten können, daß unter der Blüthe von Bagdads Jünglingen keiner geweſen ſey, der es entfernt hätte mit ihm aufnehmen können?“ So ſprachen ſie und beſchloſſen, beim nächſten Kampfſpiel, als wäre es durch Zufall geſchehen, zu fünf oder ſechs über ihn herzufallen.

Saids ſcharfen Blicken entgingen dieſe Zeichen des Unmuths nicht; er ſah, wie ſie in der Ecke zuſammen ſtanden, flüſterten und mit böſen Mienen auf ihn deuteten; er ahnete, daß außer dem Bruder des Kalifen und dem Sohn des Großveziers keiner ſehr freundlich gegen ihn geſinnt ſeyn möchte, und dieſe ſelbſt wurden ihm durch ihre Fragen läſtig: wo ſie ihn aufſuchen könnten, womit er ſich beſchäftige, was ihm in Bagdad wohlgefallen habe und dergleichen.

Es war ein ſonderbarer Zufall, daß derjenige der jungen Männer, welcher Said-Almanſor mit den grimmigſten Blicken betrachtete und am feindſeligſten gegen ihn geſinnt ſchien, niemand anders war, als der Mann, den er vor einiger Zeit bei Kalum-Beks Bude niedergeworfen hatte, als er gerade im Begriff war, dem unglücklichen Kaufmann den Bart auszureißen. Dieſer Mann betrachtete ihn immer aufmerkſam und neidiſch; Said hatte ihn zwar ſchon einigemal beſiegt, aber dies war kein hinlänglicher Grund zu ſolcher Feindſeligkeit, und Said fürchtete ſchon, jener möchte ihn an ſeinem Wuchs oder an der Stimme als Kalum-Beks Ladendiener erkannt haben, eine Entdeckung, die ihn dem Spott und der Rache dieſer Leute ausſetzen würde. Der Anſchlag, welchen ſeine Neider auf ihn gemacht hatten, ſcheiterte ſowohl an ſeiner Vorſicht und Tapferkeit, als auch an der Freundſchaft, womit ihm der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers zugethan waren. Als dieſe ſahen, daß er von wenigſtens ſechs umringt ſey, die ihn vom Pferd zu wenden oder zu entwaffnen ſuchten, ſprengten ſie herbei, jagten den ganzen Trupp auseinander und drohten den jungen Leuten, welche ſo verrätheriſch gehandelt hatten, ſie aus der Kampfbahn zu ſtoßen. Mehr denn vier Monate hatte Said auf dieſe Weiſe zum Erſtaunen Bagdads ſeine Tapferkeit erprobt, als er eines Abends beim Nachhauſegehen von dem Kampfplatz einige Stimmen vernahm, die ihm bekannt ſchienen. Vor ihm gingen vier Männer, die ſich langſamen Schrittes über etwas zu berathen ſchienen. Als Said leiſe näher trat, hörte er, daß ſie den Dialekt der Horde Selims in der Wüſte ſprachen, und ahnete, daß die vier Männer auf irgend eine Räuberei ausgehen. Sein erſtes Gefühl war, ſich von dieſen Vieren zurückzuziehen; als er aber bedachte, daß er irgend etwas Böſes verhindern könnte, ſchlich er ſich noch näher herzu, dieſe Männer zu behorchen.

„Der Thürſteher hat ausdrücklich geſagt, die Straße rechts vom Bazar,“ ſprach der eine, „dort werde und müſſe er heute Nacht mit dem Großvezier durchkommen.“

„Gut,“ antwortete ein anderer; „den Großvezier fürchte ich nicht, er iſt alt und wohl kein ſonderlicher Held, aber der Kalif ſoll ein gutes Schwer führen, und ich traue ihm nicht; es ſchleichen ihm gewiß zehn oder zwölf von der Leibwache nach.“

„Keine Seele,“ entgegnete ihm ein dritter. „Wenn man ihn je geſehen und erkannt hat bei Nacht, war er immer nur allein mit dem Vezier oder mit dem Oberkämmerling. Heute Nacht muß er unſer ſeyn, aber es darf ihm kein Leid geſchehen.“

„Ich denke, das Beſte iſt,“ ſprach der erſte, „wir werfen ihm eine Schlinge über den Kopf; tödten dürfen wir ihn nicht, denn für ſeinen Leichnam würden ſie ein geringes Löſegeld geben, und überdies wären wir nicht ſicher, es zu bekommen.“

„Alſo eine Stunde vor Mitternacht!“ ſagten ſie zuſammen und ſchieden, der eine hier hin, der andere dorthin.

Said war über dieſen Anſchlag nicht wenig erſchrocken. Er beſchloß, ſogleich zum Palaſt des Kalifen zu eilen und ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu unterrichten. Aber als er ſchon durch mehrere Straßen gelaufen war, fielen ihm die Worte der Fee bei, die ihm geſagt hatte, wie ſchlecht er bei dem Kalifen angeſchrieben ſey; er bedachte, daß man vielleicht ſeine Angabe verlachen, oder als einen Verſuch, bei dem Beherrſcher von Bagdad ſich einzuſchmeicheln, anſehen könnte, und ſo hielt er ſeine Schritte an, und achtete es für das Beſte, ſich auf ſein gutes Schwert zu verlaſſen und den Kalifen perſönlich aus den Händen der Räuber zu retten.

Er ging daher nicht in Kalum-Beks Haus zurück, ſondern ſetzte ſich auf die Stufen einer Moſchee und wartete dort, bis die Nacht völlig angebrochen war; dann ging er am Bazar vorbei in jene Straße, welche die Räuber bezeichnet hatten und verbarg ſich hinter dem Vorſprung eines Hauſes. Er mochte ungefähr eine Stunde dort geſtanden ſeyn, als er zwei Männer langſam die Straße herabkommen hörte; anfänglich glaubte er, es ſey der Kalif und ſein Großvezier; aber einer der Männer klatſchte in die Hand, und ſogleich eilten zwei andere ſehr leiſe die Straße herauf vom Bazar her. Sie flüſterten eine Weile und vertheilten ſich dann; drei verſteckten ſich nicht weit von ihm, und einer ging in der Straße auf und ab. Die Nacht war ſehr finſter, aber ſtille, und ſo mußte ſich Said auf ſein ſcharfes Ohr beinahe ganz allein verlaſſen.

Wieder war etwa eine halbe Stunde vergangen, als man gegen den Bazar hin Schritte vernahm. Der Räuber mochte ſie auch gehört haben; er ſchlich an Said vorüber dem Bazar zu. Die Schritte kamen näher, und ſchon konnte Said einige dunkle Geſtalten erkennen, als der Räuber in die Hände klatſchte, und in demſelben Augenblick ſtürzten die drei aus dem Hinterhalt hervor. Die Angegriffenen mußten übrigens bewaffnet ſeyn, denn er vernahm den Klang von aneinandergeſchlagenen Schwertern. Sogleich zog er ſeine Damascenerklinge und ſtürzte ſich mit dem Ruf: „nieder mit den Feinden des großen Harun!“ auf die Räuber, ſtreckte mit dem erſten Hieb einen zu Boden und drang dann auf zwei andere ein, die eben im Begriff waren, einen Mann, um welchen ſie einen Strick geworfen hatten, zu entwaffnen. Er hieb blindlings auf den Strick ein, um ihn zu zerſchneiden, aber er traf dabei einen der Räuber ſo heftig über den Arm, daß er ihm die Hand abſchlug; der Räuber ſtürzte mit fürchterlichem Geſchrei auf die Knie. Jetzt wandte ſich der vierte, der mit einem andern Mann gefochten hatte, gegen Said, der noch mit dem dritten im Kampf war, aber der Mann, um welchen man die Schlinge geworfen hatte, ſah ſich nicht ſobald frei, als er ſeinen Dolch zog und ihn dem Angreifenden von der Seite in die Bruſt ſtieß. Als dies der noch übergebliebene ſah, warf er ſeinen Säbel weg und floh.

Said blieb nicht lange in Ungewißheit, wen er gerettet habe; denn der größere der beiden Männer trat zu ihm und ſprach: „das Eine iſt ſo ſonderbar wie das Andere, dieſer Angriff auf mein Leben oder meine Freiheit, wie die unbegreifliche Hülfe und Rettung. Wie wußtet Ihr, wer ich bin? Habt Ihr von dem Anſchlag dieſer Menſchen gewußt?“

„Beherrſcher der Gläubigen," antwortete Said, „denn ich zweifle nicht, daß du es biſt, ich ging heute Abend durch die Straße El Malek hinter einigen Männern, deren fremden und geheimnißvollen Dialekt ich einſt gelernt habe. Sie ſprachen davon, dich gefangen zu nehmen und den würdigen Mann, deinen Vezier zu tödten. Weil es nun zu ſpät war, dich zu warnen, beſchloß ich, an den Platz zu gehen, wo ſie dir auflauern wollten, um dir beizuſtehen."

„Danke dir," ſprach Harun, „an dieſer Stätte iſt übrigens nicht gut weilen; nimm dieſen Ring und komm damit morgen in meinen Palaſt; wir wollen dann mehr über dich und deine Hülfe reden und ſehen, wie ich dich am beſten belohnen kann. Komm, Vezier, hier iſt nicht gut weilen, ſie könnten wieder kommen."

Er ſprach es und wollte den Großvezier fortziehen, nachdem er dem Jüngling einen Ring an den Finger geſteckt hatte; dieſer aber bat ihn, noch ein wenig zu verweilen, wandte ſich um und reichte dem überraſchten Jüngling einen ſchweren Beutel: „junger Mann," ſprach er, „mein Herr, der Kalif, kann dich zu allem machen, wozu er will, ſelbſt zu meinem Nachfolger, ich ſelbſt kann wenig thun, und was ich thun kann, geſchieht heute beſſer als morgen; drum nimm dieſen Beutel. Das ſoll meinen Dank übrigens nicht abkaufen. So oft du irgend einen Wunſch haſt, komm getroſt zu mir."

Ganz trunken von Glück eilte Said nach Hauſe. Aber hier wurde er übel empfangen; Kalum-Bek wurde über ſein langes Ausbleiben zuerſt unwillig und dann beſorgt, denn er dachte, er könnte leicht den ſchönen

Aushängeſchild ſeines Gewölbes verlieren. Er empfing ihn mit Schmähworten und tobte und raste wie ein Wahnſinniger. Aber Said, der einen Blick in den Beutel gethan und gefunden hatte, daß er lauter Goldſtücke enthalte, bedachte, daß er jetzt nach ſeiner Heimath reiſen könne, auch ohne die Gnade des Kaliſen, die gewiß nicht geringer war, als der Dank ſeines Veziers, und ſo blieb er ihm kein Wort ſchuldig, ſondern erklärte ihm rund und deutlich, daß er keine Stunde länger bei ihm bleiben werde. Von Anfang erſchrack Kalum-Bek hierüber ſehr, dann aber lachte er höhniſch und ſprach: „Du Lump und Landläufer, du ärmlicher Wicht! wohin willſt du denn deine Zuflucht nehmen, wenn ich meine Hand von dir abziehe? Wo willſt du ein Mittageſſen bekommen und wo ein Nachtlager?“

„Das ſoll Euch nicht kümmern, Herr Kalum-Bek,“ antwortete Said trotzig, „gehabt Euch wohl, mich ſehet Ihr nicht wieder!“

Er ſprach es und lief zur Thüre hinaus, und Kalum-Bek ſchaute ihm ſprachlos vor Staunen nach. Den andern Morgen aber, nachdem er ſich den Fall recht überlegt hatte, ſchickte er ſeine Packknechte aus und ließ überall nach dem Flüchtling ſpähen. Lange ſuchten ſie umſonſt, endlich aber kam einer zurück und ſagte, er habe Said, den Ladendiener, aus einer Moſchee kommen und in eine Karavanſerai gehen ſehen. Er ſey aber ganz verändert, trage ein ſchönes Kleid, einen Dolch und Säbel, und einen prachtvollen Turban.

Als Kalum-Bek dies hörte, ſchwur er und rief: „beſtohlen hat er mich und ſich dafür gekleidet. O ich geſchlagener Mann!" Dann lief er zum Aufſeher der Polizei, und da man wußte, daß er ein Verwandter von Meſſour, dem Oberkämmerling ſey, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, einige Polizeidiener von ihm zu erlangen, um Said zu verhaften. Said ſaß vor einer Karavanſerai und beſprach ſich ganz ruhig mit einem Kaufmann, den er da gefunden, über eine Reiſe nach Balſora, ſeiner Vaterſtadt; da fielen plötzlich einige Männer über ihn her und banden ihm, trotz ſeiner Gegenwehr, die Hände auf den Rücken. Er fragte ſie, was ſie zu dieſer Gewaltthat berechtige, und ſie antworteten, es geſchehe im Namen der Polizei und ſeines rechtmäßigen Gebieters Kalum-Bek. Zugleich trat der kleine häßliche Mann herzu, verhöhnte und verſpottete Said, griff in ſeine Taſche und zog zum Staunen der Umſtehenden und mit Triumphgeſchrei einen großen Beutel mit Gold heraus.

„Sehet! das alles hat er mir nach und nach geſtohlen, der ſchlechte Menſch!" rief er, und die Leute ſahen mit Abſcheu auf den Gefangenen und riefen: „wie! noch ſo jung, ſo ſchön und doch ſo ſchlecht! Zum Gericht, zum Gericht, damit er die Baſtonade erhalte!" So ſchleppten ſie ihn fort, und ein ungeheurer Zug Menſchen aus allen Ständen ſchloß ſich an, ſie riefen: „Sehet, das iſt der ſchöne Ladendiener vom Bazar; er hat ſeinen Herrn beſtohlen und iſt entflohen; zweihundert Goldſtücke hat er geſtohlen."

Der Aufſeher der Polizei empfing den Gefangenen mit finſterer Miene; Said wollte ſprechen, aber der Beamte gebot ihm zu ſchweigen und verhörte nur den kleinen Kaufmann. Er zeigte ihm den Beutel und fragte ihn, ob ihm dieſes Gold geſtohlen worden ſey; Kalum-Bek beſchwor es; aber ſein Meineid verhalf ihm zwar zu dem Gold, doch nicht zu dem ſchönen Ladendiener, der ihm tauſend Goldſtücke werth war, denn der Richter ſprach: „Nach einem Geſetz, das mein großmächtigſter Herr, der Kalif, erſt vor wenigen Tage geſchärft hat, wird jeder Diebſtahl, der hundert Goldſtücke überſteigt und auf dem Bazar begangen wird, mit ewiger Verbannung auf eine wüſte Inſel beſtraft. Dieſer Dieb kommt gerade zu rechter Zeit, er macht die Zahl von zwanzig ſolcher Burſche voll; morgen werden ſie auf eine Barke gepackt und in die See geführt.“

Said war in Verzweiflung, er beſchwor den Beamten, ihn anzuhören, ihn nur ein Wort mit dem Kalifen ſprechen zu laſſen, aber er fand keine Gnade. Kalum-Bek, der jetzt ſeinen Schwur bereute, ſprach ebenfalls für ihn, aber der Richter antwortete: „du haſt dein Gold und kannſt zufrieden ſeyn, gehe nach Hauſe und verhalte dich ruhig, ſonſt ſtrafe ich dich für jeden Widerſpruch um zehn Goldſtücke.“ Kalum ſchwieg beſtürzt, der Richter aber winkte und der unglückliche Said wurde abgeführt.

Man brachte ihn ein finſteres und feuchtes Gefängniß; neunzehn elende Menſchen lagen dort auf Stroh umher und empfingen ihn als ihren Leidensgefährten mit rohem Gelächter und Verwünſchungen gegen den Richter und den Kalifen. So ſchrecklich ſein Schickſal vor ihm lag, ſo fürchterlich der Gedanke war, auf eine wüſte Inſel verbannt zu werden, ſo fand er doch noch einigen Troſt darin, ſchon am folgenden Tag aus dieſem ſchrecklichen Gefängniß erlöst zu werden. Aber er täuſchte ſich ſehr, als er glaubte, ſein Zuſtand auf dem Schiff werde beſſer ſeyn. In den unterſten Raum, wo man nicht aufrecht ſtehen konnte, wurden die zwanzig Verbrecher hinabgeworfen, und dort ſtießen und ſchlugen ſie ſich um die beſten Plätze.

Die Anker wurden gelichtet, und Said weinte bittere Thränen, als das Schiff, das ihn von ſeinem Vaterland entführen ſollte, ſich zu bewegen anfing. Nur einmal des Tages theilte man ihnen ein wenig Brod und Früchte und einen Trunk ſüßen Waſſers aus, und ſo dunkel war es in dem Schiffsraum, daß man immer Lichter herabbringen mußte, wenn die Gefangenen ſpeiſen ſollten. Beinahe alle zwei, drei Tage fand man einen Todten unter ihnen, ſo ungeſund war die Luft in dieſem Waſſerkerker, und Said wurde nur durch ſeine Jugend und ſeine feſte Geſundheit erhalten.

Vierzehn Tage waren ſie ſchon auf dem Waſſer, als eines Tages die Wellen heftiger rauſchten, und ein ungewöhnliches Treiben und Rennen auf dem Schiffe entſtand.

Said ahnete, daß ein Sturm im Anzug ſey; es war ihm ſogar angenehm, denn er hoffte dann zu ſterben.

Heftiger wurde das Schiff hin- und hergeworfen, und endlich ſaß es mit ſchrecklichem Krachen feſt. Geſchrei und Geheul ſcholl von dem Verdeck herab und miſchte ſich mit dem Brauſen des Sturmes. Endlich wurde es wieder ſtille, aber zu gleicher Zeit entdeckte auch einer der Gefangenen, daß das Waſſer in das

Schiff eindringe. Sie pochten an der Fallthüre nach oben, aber man antwortete ihnen nicht. Als daher das Waſſer immer heftiger eindrang, drängten ſie ſich mit vereinigten Kräften gegen die Thüre und ſprengten ſie auf.

Sie ſtiegen die Treppe hinan, aber oben fanden ſie keinen Menſchen mehr. Die ganze Schiffsmannſchaft hatte ſich in Böte gerettet. Jetzt geriethen die meiſten Gefangenen in Verzweiflung; denn der Sturm wüthete immer heftiger, das Schiff krachte und ſenkte ſich. Noch einige Stunden ſaßen ſie auf dem Verdeck und hielten ihre letzte Mahlzeit von den Vorräthen, die ſie im Schiff gefunden, dann erneuerte ſich auf einmal der Sturm, das Schiff wurde von der Klippe, worauf es feſt ſaß, hinweggeriſſen und brach zuſammen.

Said hatte ſich am Maſt angeklammert und hielt ihn, als das Schiff geborſten war, noch immer feſt. Die Wellen warfen ihn hin und her, aber er hielt ſich, mit den Füßen rudernd, immer wieder oben. So ſchwamm er in immerwährender Todesgefahr eine halbe Stunde, da fiel die Kette mit dem Pfeifchen wieder aus ſeinem Kleid, und noch einmal wollte er verſuchen, ob es nicht töne. Mit der einen Hand klammerte er ſich feſt, mit der andern ſetzte er es an ſeinen Mund, blies, ein heller klarer Ton erſcholl, und augenblicklich legte ſich der Sturm und die Wellen glätteten ſich, als hätte man Oel darauf ausgegoſſen. Kaum hatte er ſich mit leichterem Athem umgeſehen, ob er nicht irgendwo Land erſpähen könnte, als der Maſt unter ihm ſich auf eine ſonderbare Weiſe auszudehnen und zu bewegen anfing, und zu ſeinem nicht geringen Schrecken nahm er wahr, daß er nicht mehr auf Holz, ſondern auf einem ungeheuren Delphin reite; nach einigen Augenblicken aber kehrte ſeine Faſſung zurück, und da er ſah, daß der Delphin zwar ſchnell, aber ruhig und gelaſſen ſeine Bahn fortſchwimme, ſchrieb er ſeine wunderbare Rettung dem ſilbernen Pfeifchen und der gütigen Fee zu und rief ſeinen feurigſten Dank in die Lüfte.

Pfeilſchnell trug ihn ſein wunderbares Pferd durch die Wogen, und noch ehe es Abend wurde, ſah er Land und erkannte einen breiten Fluß, in welchen der Delphin auch ſogleich einbog. Stromaufwärts ging es langſamer, und um nicht verſchmachten zu müſſen, nahm Said, der ſich aus alten Zaubergeſchichten erinnerte, wie man zaubern müſſe, das Pfeifchen heraus, pfiff laut und herzhaft und wünſchte ſich dann ein gutes Mahl. Sogleich hielt der Fiſch ſtille, und hervor aus dem Waſſer tauchte ein Tiſch, ſo wenig naß, als ob er acht Tage an der Sonne geſtanden wäre, und reich beſetzt mit köſtlichen Speiſen. Said griff weidlich zu, denn ſeine Koſt während ſeiner Gefangenſchaft war ſchmal und elend geweſen, und als er ſich hinlänglich geſättigt hatte, ſagte er Dank; der Tiſch tauchte nieder, er aber ſtauchte den Delphin in die Seite und ſogleich ſchwamm dieſer weiter den Fluß hinauf.

Die Sonne fing ſchon an zu ſinken, als Said in dunkler Ferne eine große Stadt erblickte, deren Minarets ihm Aehnlichkeit mit denen von Bagdad zu haben ſchienen. Der Gedanke an Bagdad war ihm nicht ſehr angenehm, aber ſein Vertrauen auf die gütige Fee war ſo groß, daß er feſt glaubte, ſie werde ihn nicht wieder in die Hände des ſchändlichen Kalum-Bek fallen laſſen. Zur Seite etwa eine Meile von der Stadt und nahe am Fluß erblickte er ein prachtvolles Landhaus, und zu ſeiner großen Verwunderung lenkte der Fiſch nach dieſem Hauſe hin.

Auf dem Dach des Hauſes ſtanden mehrere ſchön gekleidete Männer, und am Ufer ſah Said eine große Menge Diener, und alle ſchauten nach ihm und ſchlugen vor Verwunderung die Hände zuſammen. An einer Marmortreppe, die vom Waſſer nach dem Luſtſchloß hinaufführte, hielt der Delphin an, und kaum hatte Said einen Fuß auf die Treppe geſetzt, ſo war auch ſchon der Fiſch ſpurlos verſchwunden. Zugleich eilten einige Diener die Treppe herab und baten im Namen ihres Herrn, zu ihm hinauf zu kommen, und boten ihm trockene Kleider an. Er kleidete ſich ſchnell um und folgte dann den Dienern auf das Dach, wo er drei Männer fand, von welchen der größte und ſchönſte ihm freundlich und huldreich entgegenkam. „Wer biſt du, wunderbarer Fremdling,“ ſprach er, „der du die Fiſche des Meeres zähmſt und ſie links und rechts leiteſt, wie der beſte Reiter ſein Streitroß? Biſt du ein Zauberer oder ein Menſch wie wir?“

„Herr!“ antwortete Said, „mir iſt es in den letzten Wochen ſchlecht ergangen, wenn Ihr aber Vergnügen daran findet, ſo will ich Euch erzählen.“ Und nun hub er an und erzählte den drei Männern ſeine Geſchichte von dem Augenblick an, wo er ſeines Vaters Haus verlaſſen hatte, bis zu ſeiner wunderbaren Rettung. Oft wurde er von ihnen mit Zeichen des Staunens und der Verwunderung unterbrochen; als er aber geendet hatte, ſprach der Herr des Hauſes, der ihn ſo freundlich empfangen hatte: „Ich traue deinen Worten, Said! Aber du erzählteſt uns, daß du im Wettkampf eine Kette gewonnen, und daß dir der Kalif einen Ring geſchenkt; kannſt du wohl dieſe uns zeigen?“

„Hier auf meinem Herzen habe ich beide verwahrt,“ ſprach der Jüngling, „und nur mit meinem Leben hätte ich ſo theure Geſchenke hergegeben, denn ich achte es für die ruhmvollſte und ſchönſte That, daß ich den großen Kalifen aus den Händen ſeiner Mörder befreite.“ Zugleich zog er Kette und Ring hervor und übergab beides den Männern.

„Beim Bart des Propheten, er iſt's, es iſt mein Ring!“ rief der hohe ſchöne Mann. „Großvezier, laß uns ihn umarmen, denn hier ſteht unſer Retter.“ Said war es wie ein Traum, als dieſe zwei ihn umſchlangen, aber alſobald warf er ſich nieder und ſprach: „Verzeihe, Beherrſcher der Gläubigen, daß ich ſo vor dir geſprochen habe, denn du biſt kein anderer, als Harun Al-Raſchid, der große Kalif von Bagdad.“

„Der bin ich, dein Freund!“ antwortete Harun, „und von dieſer Stunde an ſollen ſich alle deine trüben Schickſale wenden. Folge mir nach Bagdad, bleibe in meiner nächſten Umgebung und ſey einer meiner vertrauteſten Beamten, denn wahrlich, du haſt in jener Nacht gezeigt, daß dir Harun nicht gleichgültig ſey, und nicht jeden meiner treueſten Diener möchte ich auf gleiche Probe ſtellen!“

Said dankte dem Kalifen; er verſprach ihm, auf immer bei ihm zu bleiben, wenn er zuvor eine Reiſe zu ſeinem Vater, der in großen Sorgen um ihn ſeyn müſſe, gemacht haben werde, und der Kalif fand dies gerecht und billig. Sie ſetzten ſich bald zu Pferd und kamen noch vor Sonnenuntergang in Bagdad an. Der Kalif ließ Said eine lange Reihe prachtvoll geſchmückter Zimmer in ſeinem Palaſt anweiſen und verſprach ihm noch überdies, ein eigenes Haus für ihn erbauen zu laſſen.

Auf die erſte Kunde von dieſem Ereigniß eilten die alten Waffenbrüder Saids, der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers herbei; ſie umarmten ihn als Retter dieſer theuren Männer und baten ihn, er möchte ihr Freund werden; aber ſprachlos wurden ſie vor Erſtaunen, als er ſagte: „Euer Freund bin ich längſt,“ als er die Kette, die er als Kampfpreis erhalten, hervorzog und ſie an dieſes und jenes erinnerte. Sie hatten ihn immer nur ſchwärzlichbraun und mit langem Bart geſehen, und erſt als er erzählte, wie und warum er ſich entſtellt habe, als er zu ſeiner Rechtfertigung ſtumpfe Waffen herbeibringen ließ, mit ihnen focht und ihnen den Beweis gab, daß er Almanſor der Tapfere ſey, erſt dann umarmten ſie ihn mit Jubel von neuem und prieſen ſich glücklich, einen ſolchen Freund zu haben.

Den folgenden Tag, als eben Said mit dem Großvezier bei Harun ſaß, trat Meſſour, der Oberkämmerer, herein und ſprach: „Beherrſcher der Gläubigen, ſo es anders ſeyn kann, möchte ich dich um eine Gnade bitten.“

„Ich will zuvor hören,“ antwortete Harun

„Draußen ſteht mein lieber leiblicher Vetter Kalum-Bek, ein berühmter Kaufmann auf dem Bazar,“ ſprach er, „der hat einen ſonderbaren Handel mit einem Mann aus Balſora, deſſen Sohn bei Kalum-Bek diente, nachher geſtohlen hat, dann entlaufen iſt, und niemand weiß wohin. Nun will aber der Vater ſeinen Sohn von Kalum haben, und dieſer hat ihn doch nicht; er wünſcht daher und bittet um die Gnade, du möchteſt kraft deiner großen Erleuchtung und Weisheit ſprechen zwiſchen dem Mann aus Balſora und ihm.“

„Ich will richten,“ erwiederte der Kalif; „in einer halben Stunde möge dein Herr Vetter mit ſeinem Gegner in den Gerichtsſaal treten.“

Als Meſſour dankend gegangen war, ſprach Harun: „das iſt niemand anders, als dein Vater, Said, und da ich nun glücklicherweiſe alles, wie es iſt, erfahren habe, will ich richten wie Salomo. Du, Said, verbirgſt dich hinter den Vorhang meines Thrones, bis ich dich rufe, und du, Großvezier, läßt mir ſogleich den ſchlechten und voreiligen Polizeirichter holen; ich werde ihn im Verhör brauchen.“

Sie thaten beide, wie er befohlen. Saids Herz pochte ſtärker, als er ſeinen Vater bleich und abgehärmt, mit wankenden Schritten in den Gerichtsſaal treten ſah, und Kalum-Beks feines zuverſichtiges Lächeln, womit er zu ſeinem Vetter Oberkämmerer flüſterte, machte ihn ſo grimmig, daß er gerne hinter dem Vorhang hervor auf ihn losgeſtürzt wäre; denn ſeine größten Leiden und Kümmerniſſe hatte er dieſem ſchlechten Menſchen zu danken.

Es waren viele Menſchen im Saal, die den Kalifen Recht ſprechen hören wollten. Der Großvezier gebot, nachdem der Herrſcher von Bagdad auf ſeinem Thron Platz genommen hatte, Stille und fragte, wer hier als Kläger vor ſeinem Herrn erſcheine.

Kalum-Bek trat mit frecher Stirne vor und ſprach: „Vor einigen Tagen ſtand ich unter der Thüre meines Gewölbes im Bazar, als ein Ausrufer, einen Beutel in der Hand und dieſen Mann hier neben ſich, durch die Buden ſchritt und rief: Einen Beutel Geld dem, der Auskunft geben kann über Said aus Balſora. Dieſer Said war in meinen Dienſten geweſen und ich rief daher: hierher, Freund! ich kann den Beutel verdienen. Dieſer Mann, der jetzt ſo feindlich gegen mich iſt, kam freundlich und fragte, was ich wüßte. Ich antwortete: Ihr ſeyd wohl Benezar, ſein Vater? und als er dies freudig bejahte, erzählte ich ihm, wie ich den jungen Menſchen in der Wüſte gefunden, gerettet und gepflegt und nach Bagdad gebracht habe. In der Freude ſeines Herzens ſchenkte er mir den Beutel. Aber hört dieſen unſinnigen Menſchen, wie ich ihm nun weiter erzählte, daß ſein Sohn bei mir gedient habe, daß er ſchlechte Streiche gemacht, geſtohlen habe und davon gegangen ſey, will er es nicht glauben, hadert ſchon ſeit einigen Tagen mit mir, fordert ſeinen Sohn und ſein Geld zurück, und beides kann ich nicht geben, denn das Geld gebührt mir für die Nachricht, die ich ihm gab, und ſeinen ungerathenen Burſchen kann ich nicht herbeiſchaffen.

Jetzt ſprach auch Benezar; er ſchilderte ſeinen Sohn, wie edel und tugendhaft er ſey, und daß er nie habe ſo ſchlecht ſeyn können, zu ſtehlen. Er forderte den Kalifen auf, ſtreng zu unterſuchen.

„Ich hoffe,“ ſprach Harun, „du haſt, wie es Pflicht iſt, den Diebſtahl angezeigt, Kalum-Bek?“

„Ei freilich!“ rief jener lächelnd. „Vor den Polizeirichter habe ich ihn geführt.“

„Man bringe den Polizeirichter!“ befahl der Kalif.

Zum allgemeinen Erſtaunen erſchien dieſer ſogleich, wie durch Zauberei herbeigebracht. Der Kalif fragte ihn, ob er ſich dieſes Handels erinnere, und dieſer geſtand den Fall zu.

„Haſt du den jungen Mann verhört, hat er den Diebſtahl eingeſtanden?“ fragte Har[illegible]

„Nein, er war ſogar ſo verſ[illegible] daß er niemand als Euch ſelbſt geſtehen wollt[illegible] erwiederte der Richter.

„Aber ich erinnere mich nicht, ihn geſehen zu haben,“ ſagte der Kalif.

„Ei warum auch! da müßte ich alle Tage einen ganzen Pack ſolches Geſindel zu Euch ſchicken, die Euch ſprechen wollen.“

„Du weißt, daß mein Ohr für jeden offen iſt,“ antwortete Harun, „aber wahrſcheinlich waren die Beweiſe über den Diebſtahl ſo klar, daß es nicht nöthig war, den jungen Menſchen vor mein Angeſicht zu bringen. Du hatteſt wohl Zeugen, daß das Geld, das dir geſtohlen wurde, dir gehörte, Kalum?“

„Zeugen?“ fragte dieſer erbleichend, „nein, Zeugen hatte ich nicht, und Ihr wiſſet ja, Beherrſcher der Gläubigen, daß ein Goldſtück ausſieht wie das andern. Woher konnte ich denn Zeugen nehmen, daß dieſe hundert Stücke in meiner Kaſſe fehlen?“

„An was erkannteſt du denn, daß jene Summe gerade dir gehöre?“ fragte der Kalif.

„An dem Beutel, in welchem ſie war,“ erwiderte Kalum.

„Haſt du den Beutel hier?“ forſchte jener weiter.

„Hier iſt er,“ ſprach der Kaufmann, zog einen Beutel hervor und reichte ihn dem Großvezier, damit er ihn dem Kalifen gebe.

Doch der Vezier rief mit verſtelltem Erſtaunen: „Beim Bart des Propheten! der Beutel ſoll dein ſeyn, du Hund? Mein gehörte dieſer Beutel, und ich gab ihn mit hundert Goldſtücken gefüllt einem braven jungen Mann, der mich aus einer großen Gefahr befreite.“

„Kannſt du darauf ſchwören?“ fragte der Kalif.

„So gewiß als ich einſt ins Paradies kommen will,“ antwortete der Vezier, „denn meine Tochter hat ihn ſelbſt verfertigt.“

„Ei, ei!“ rief Harun, „ſo wurdeſt du alſo falſch berichtet, Polizeirichter? Warum haſt du denn geglaubt, daß der Beutel dieſem Kaufmann gehöre?“

„Er hat geſchworen,“ antwortete der Polizeirichter furchtſam.

„So haſt du falſch geſchworen?“ donnerte der Kalif den Kaufmann an, der erbleichend und zitternd vor ihm ſtand.

„Allah, Allah!“ rief jener. „Ich will gewiß nichts gegen den Herrn Großvezier ſagen, er iſt ein glaubwürdiger Mann, aber ach! der Beutel gehörte doch mein, und der nichtswürdige Said hat ihn geſtohlen. Tauſend Toman wollte ich geben, wenn er jetzt zur Stelle wäre.“

„Was haſt du denn mit dieſem Said angefangen?“ fragte der Kalif. „Sag' an, wohin man ſchicken muß, damit er vor mir Bekenntniß ablege!“

„Ich habe ihn auf eine wüſte Inſel geſchickt,“ ſprach der Polizeirichter.

„O Said! mein Sohn, mein Sohn!“ rief der unglückliche Vater und weinte.

„So hat er alſo das Verbrechen bekannt?“ fragte Harun.

Der Polizeirichter erbleichte; er rollte ſeine Augen hin und her, und endlich ſprach er: „Wenn ich mich noch recht erinnern kann — ja.“

„Du weißt es alſo nicht gewiß?“ fuhr der Kalif mit ſchrecklicher Stimme fort: „ſo wollen wir ihn ſelbſt fragen. Tritt hervor, Said, und du, Kalum-Bek, zahlſt vor allem tauſend Goldſtücke, weil er jetzt hier zur Stelle iſt.“

Kalum und der Polizeirichter glaubten ein Geſpenſt zu ſehen; ſie ſtürzten nieder und riefen: „Gnade! Gnade!“ Benezar, vor Freude halb ohnmächtig, eilte in die Arme ſeines verlorenen Sohnes. Aber mit eiſerner Strenge fragte jetzt der Kalif: „Polizeirichter, hier ſteht Said; hat er eingeſtanden?“

„Nein, nein!“ heulte der Polizeirichter, „ich habe nur Kalums Zeugniß gehört, weil er ein angeſehener Mann iſt.“

„Habe ich dich darum als Richter über alle beſtellt, daß du nur den Vornehmen höreſt?“ rief Harun Al-Raſchid mit edlem Zorn. „Auf zehn Jahre verbanne ich dich auf eine wüſte Inſel, mitten im Meere, da kannſt du über Gerechtigkeit nachdenken; und du, elender Menſch, der du Sterbende erweckſt, nicht um ſie zu retten, ſondern um ſie zu deinen Sklaven zu machen, du zahlſt, wie ſchon geſagt, tauſend Tomans, weil du ſie verſprochen, wenn Said käme, um für dich zu zeugen."

Kalum freute ſich, ſo wohlfeil aus dem böſen Handel zu kommen, und wollte eben dem gütigen Kalifen danken; doch dieſer fuhr fort: „Für den falſchen Eid wegen der hundert Goldſtücke bekommſt du hundert Hiebe auf die Fußſohlen. Ferner hat Said zu wählen, ob er dein ganzes Gewölbe und dich als Laſtträger nehmen will, oder ob er mit zehn Goldſtücken für jeden Tag welchen er dir diente, zufrieden iſt?"

„Laſſet den Elenden laufen, Kalif!" rief der Jüngling, „ich will nichts, das ihm gehörte."

„Nein," antwortete Harun, „ich will, daß du entſchädiget werdeſt. Ich wähle ſtatt deiner die zehn Goldſtücke für den Tag, und du magſt berechnen, wie viel Tage du in ſeinen Klauen warſt. Jetzt fort mit dieſen Elenden."

Sie wurden abgeführt, und der Kalif führte Benezar und Said in einen andern Saal, dort erzählte er ihm ſelbſt ſeine wunderbare Rettung durch Said und wurde nur zuweilen durch das Geheul Kalum-Beks unterbrochen, dem man ſo eben im Hof ſeine hundert vollwichtigen Goldſtücke auf die Fußſohlen zählte.

Der Kalif lud Benezar ein, mit Said bei ihm in Bagdad zu leben. Er ſagte es zu und reiſte nur noch einmal nach Hauſe, um ſein großes Vermögen abzuholen. Said aber lebte in dem Palaſt, den ihm der dankbare Kaliſe erbaut hatte, wie ein Fürſt. Der Bruder des Kaliſen und der Sohn des Großveziers waren ſeine Geſellſchafter, und es war in Bagdad Sprüchwort geworden: Ich möchte ſo gut und ſo glücklich ſeyn, als Said, der Sohn Benezars.

„Bei ſolcher Unterhaltung käme mir kein Schlaf in die Augen, wenn ich auch zwei, drei und mehrere Nächte wach bleiben müßte," ſagte der Zirkelſchmied, als der Jäger geendigt hatte. „Und oft ſchon habe ich dies bewährt befunden. So war ich in früherer Zeit als Geſelle bei einem Glockengießer. Der Meiſter war ein reicher Mann und kein Geizhals; aber eben darum wunderten wir uns nicht wenig, als wir einmal eine große Arbeit hatten, und er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, ſo knickerig als möglich erſchien. Es wurde in die neue Kirche eine Glocke gegoſſen, und wir Jungen und Geſellen mußten die ganze Nacht am Heerd ſitzen und das Feuer hüten. Wir glaubten nicht anders, als der Meiſter werde ſein Mutterfäßchen anſtechen und uns den beſten Wein vorſetzen. Aber nicht alſo. Er ließ nur alle Stunden einen Umtrunk thun und fing an von ſeiner Wanderſchaft, von ſeinem Leben allerlei Geſchichten zu erzählen, dann kam es an den Obergeſellen und ſo nach der Reihe, und keiner von uns wurde ſchläfrig, denn begierig horchten wir alle zu. Ehe wir uns deſſen verſahen, war es Tag. Da erkannten wir die Liſt des Meiſters, daß er uns durch Reden habe wach halten wollen. Denn als die Glocke fertig war, ſchonte er ſeinen Wein nicht und holte ein, was er weidlich in jener Nacht verſäumte."

„Das war ein vernünftiger Mann," erwiederte der Student; „gegen den Schlaf, das iſt gewiß, hilft nichts als Reden. Darum möchte ich dieſe Nacht nicht einſam bleiben, weil ich mich gegen elf Uhr hin des Schlafes nicht erwehren könnte."

„Das haben auch die Bauersleute wohl bedacht," ſagte der Jäger; „wenn die Frauen und Mädchen in den langen Winterabenden bei Licht ſpinnen, ſo bleiben ſie nicht einſam zu Hauſe, weil ſie da wohl mitten unter der Arbeit einſchliefen, ſondern ſie kommen zuſammen in den ſogenannten Lichtſtuben, ſetzen ſich in großer Geſellſchaft zur Arbeit und erzählen."

„Ja," fiel der Fuhrmann ein, „da geht es oft recht greulich zu, daß man ſich ordentlich fürchten möchte, denn ſie erzählen von feurigen Geiſtern, die auf der Welt gehen, von Kobolden, die Nachts in den Kammern poltern, und von Geſpenſtern, die Menſchen und Vieh ängſtigen."

„Da haben ſie nun freilich nicht die beſte Unterhaltung," entgegnete der Student. „Mir, ich geſtehe es, iſt nichts ſo verhaßt, als Geſpenſtergeſchichten."

„Ei, da denke ich gerade das Gegentheil," rief der Zirkelſchmied. Mir iſt es ganz behaglich bei einer rechten Schauergeſchichte. Es iſt gerade wie beim Regenwetter, wenn man unter dem Dach ſchläft. Man hört die Tropfen tick, tack, tick, tack auf die Ziegel herunter rauſchen und fühlt ſich recht warm im Trockenen.

So, wenn man bei Licht und in Geſellſchaft von Geſpenſtern hört, fühlt man ſich ſicher und behaglich.“

„Aber nachher,“ ſagte der Student, „wenn einer zugehört hat, der dem lächerlichen Glauben an Geſpenſter ergeben iſt, wird er ſich nicht grauen, wenn er allein iſt und im Dunkeln? wird er nicht an alles das Schauerliche denken, was er gehört? Ich kann mich noch heute über dieſe Geſpenſtergeſchichten ärgern, wenn ich an meine Kindheit denke. Ich war ein munterer aufgeweckter Junge und mochte vielleicht etwas unruhiger ſeyn, als meiner Amme lieb war. Da wußte ſie nun kein anderes Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, als daß ſie mich fürchten machte. Sie erzählte mir allerlei ſchauerliche Geſchichten von Hexen und böſen Geiſtern, die im Hauſe ſpuken ſollten, und wenn eine Katze auf dem Boden ihr Weſen trieb, flüſterte ſie mir ängſtlich zu: Hörſt du, Söhnchen? jetzt geht er wieder Trepp auf, Trepp ab, der todte Mann. Er trägt ſeinen Kopf unter dem Arm, aber ſeine Augen glänzen doch wie Laternen, Krallen hat er ſtatt der Finger, und wenn er einen im Dunkeln erwiſcht, dreht er ihm den Hals um.“

Die Männer lachten über dieſe Geſchichten, aber der Student fuhr fort: „Ich war zu jung, als daß ich hätte einſehen können, dies alles ſey unwahr und erfunden. Ich fürchtete mich nicht vor dem größten Jagdhund, warf jeden meiner Geſpielen in den Sand; aber wenn ich ins Dunkle kam, drückte ich vor Angſt die Augen zu, denn ich glaubte, jetzt werde der todte Mann herauſſchleichen. Es ging ſo weit, daß ich nicht mehr allein und ohne Licht aus der Thüre gehen wollte, wenn es dunkel war, und wie manchmal hat mich mein Vater nachher gezüchtigt, als er dieſe Unart bemerkte! Aber lange Zeit konnte ich dieſe kindiſche Furcht nicht los werden, und allein meine thörichte Amme trug die Schuld.“

„Ja, das iſt ein großer Fehler,“ bemerkte der Jäger, „wenn man die kindlichen Gedanken mit ſolchem Aberwitz füllt. Ich kann ſie verſichern, daß ich brave beherzte Männer gekannt habe, Jäger, die ſich ſonſt vor drei Feinden nicht fürchteten — wenn ſie Nachts im Wald aufs Wild lauern ſollten, oder auf Wilddiebe, da gebrach es ihnen oft plötzlich an Muth; denn ſie ſahen einen Baum für ein ſchreckliches Geſpenſt, einen Buſch für eine Hexe und ein paar Glühwürmer für die Augen eines Ungethüms an, das im Dunkeln auf ſie laure.“

„Und nicht nur für Kinder,“ entgegnete der Student, „halte ich Unterhaltungen dieſer Art für höchſt ſchädlich und thöricht, ſondern auch für jeden; denn welcher vernünftige Menſch wird ſich über das Treiben und Weſen von Dingen unterhalten, die eigentlich nur im Hirn eines Thoren wirklich ſind? Dort ſpukt es, ſonſt nirgends. Doch am allerſchädlichſten ſind dieſe Geſchichten unter dem Landvolk. Dort glaubt man feſt und unabweichlich an Thorheiten dieſer Art, und dieſer Glaube wird in den Spinnſtuben und in der Schenke genährt, wo ſie ſich enge zuſammenſetzen und mit furchtſamer Stimme die allergreulichſten Geſchichten erzählen.“

„Ja, Herr!“ erwiederte der Fuhrmann, „Ihr möget nicht Unrecht haben; ſchon manches Unglück iſt durch ſolche Geſchichten entſtanden; iſt ja doch ſogar meine eigene Schweſter dadurch elendiglich ums Leben gekommen.“

„Wie das? an ſolchen Geſchichten!“ riefen die Männer erſtaunt.

„Ja wohl an ſolchen Geſchichten,“ ſprach jener weiter. „In dem Dorf, wo unſer Vater wohnte, iſt auch die Sitte, daß die Frauen und Mädchen in den Winterabenden zum Spinnen ſich zuſammenſetzen. Die jungen Burſche kommen dann auch und erzählen mancherlei. So kam es eines Abends, daß man von Geſpenſtern und Erſcheinungen ſprach, und die jungen Burſche erzählten von einem alten Krämer, der ſchon vor zehn Jahren geſtorben ſey, aber im Grab keine Ruhe finde. Jede Nacht werfe er die Erde von ſich ab, ſteige aus dem Grab, ſchleiche langſam und huſtend, wie er im Leben gethan, nach ſeinem Laden, und wäge dort Zucker und Kaffee ab, indem er vor ſich hin murmle:

Drei Vierling, drei Vierling um Mitternacht
Haben bei Tag ein Pfund gemacht.

„Viele behaupteten, ihn geſehen zu haben, und die Mädchen und Weiber fingen an, ſich zu fürchten. Meine Schweſter aber, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, wollte klüger ſeyn, als die andern, und ſagte: das glaube ich alles nicht, wer einmal todt iſt, kommt nicht wieder! Sie ſagte es, aber leider ohne Ueberzeugung, denn ſie hatte ſich oft ſchon gefürchtet. Da ſagte einer von den jungen Leuten: Wenn du dies glaubſt, ſo wirſt du dich auch nicht vor ihm fürchten; ſein Grab iſt nur zwei Schritte von Käthchens, die letzthin geſtorben. Wage es einmal, gehe hin auf den Kirchhof, brich von Käthchens Grab eine Blume und bringe ſie uns, ſo wollen wir glauben, daß du dich vor dem Krämer nicht fürchteteſt!

„Meine Schweſter ſchämte ſich, von den andern verlacht zu werden, darum ſagte ſie: o! das iſt mir ein Leichtes; was wollt Ihr denn für eine Blume?

„Es blühen im ganzen Dorf keine Schneeglöckchen als dort; darum bring uns einen Strauß von dieſen, antwortete eine ihrer Freundinnen. Sie ſtand auf und ging, und alle Männer lobten ihren Muth, aber die Frauen ſchüttelten den Kopf und ſagten: Wenn es nur gut abläuft! Meine Schweſter ging dem Kirchhof zu, der Mond ſchien hell, und ſie fing an zu ſchaudern, als es zwölf Uhr ſchlug und ſie die Kirchhofpforte öffnete.

„Sie ſtieg über manchen Grabhügel weg, den ſie kannte, und ihr Herz wurde bange und immer banger, je näher ſie zu Käthchens weißen Roſen und zum Grab des geſpenſtigen Krämers kam.

„Jetzt war ſie da; zitternd kniete ſie nieder und knickte die Blumen ab. Da glaubte ſie ganz in der Nähe ein Geräuſch zu vernehmen; ſie ſah ſich um, zwei Schritte von ihr flog die Erde von einem Grab hinweg und langſam richtete ſich eine Geſtalt daraus empor. Es war ein alter bleicher Mann mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf. Meine Schweſter erſchrack; ſie ſchaute noch einmal hin, um ſich zu überzeugen, ob ſie recht geſehen; als aber der im Grabe

Grabe mit näſelnder Stimme anfing zu ſprechen: guten Abend, Jungfer; woher ſo ſpät? da erfaßte ſie ein Grauen des Todes; ſie raffte ſich auf, ſprang über die Gräber hin nach jenem Hauſe, erzählte beinahe athemlos, was ſie geſehen, und wurde ſo ſchwach, daß man ſie nach Hauſe tragen mußte. Was nützte es uns, daß wir am andern Tage erfuhren, daß es der Todtengräber geweſen ſey, der dort ein Grab gemacht und zu meiner armen Schweſter geſprochen habe? Sie verfiel noch, ehe ſie dies erfahren konnte, in ein hitziges Fieber, an welchem ſie nach drei Tagen ſtarb. Die Blumen zu ihrem Todtenkranz hatte ſie ſich ſelbſt gebrochen."

Der Fuhrmann ſchwieg und eine Thräne hing in ſeinen Augen; die anderen aber ſahen theilnehmend auf ihn.

„So hat das arme Kind auch an dieſem Köhlerglauben ſterben müſſen," ſagte der junge Goldarbeiter; „mir fällt da eine Sage bei, die ich Euch wohl erzählen möchte, und die leider mit einem ſolchen Trauerfall zuſammen hängt."

Die Höhle von Steenfoll,

eine ſchottländiſche Sage.

Auf einer der Felſeninſeln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fiſcher in glücklicher Eintracht. Sie waren beide unverheirathet, hatten auch ſonſt keine Angehörigen, und ihre gemeinſame Arbeit, obgleich verſchieden angewendet, nährte ſie beide. Im Alter kamen ſie einander ziemlich nahe, aber von Perſon und an

Gemüthsart glichen ſie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

Kaſpar Strumpf war ein kurzer dicker Menſch mit einem breiten fetten Vollmondsgeſicht und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu ſeyn ſchienen. Er war nicht nur fett, ſondern auch ſchläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauſes, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fiſchfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Beſtellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war ſein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnaſe und ſcharfen Augen, war er als der thätigſte und glücklichſte Fiſcher, der unternehmendſte Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigſte Feldarbeiter auf den Inſeln, und dabei als der geldgierigſte Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt; aber da ſeine Waaren gut und ſein Wandel frei von Betrug war, ſo handelte jeder gern mit ihm und Wilm Falke (ſo nannten ihn ſeine Landsleute) und Kaſpar Strumpf, mit welchem erſterer trotz ſeiner Habſucht gerne ſeinen ſchwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, ſondern waren auch auf gutem Wege, einen gewiſſen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falke's habſüchtigem Gemüthe zuſagte, er wollte reich, ſehr reich werden, und da er bald einſehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das reich werden nicht ſehr ſchnell vor ſich ging, ſo verfiel er zuletzt auf den Gedanken, er müßte ſeinen Reichthum durch irgend einen außerordentlichen

Glückszufall erlangen, und da nun dieſer Gedanke einmal von ſeinem heftig wallenden Geiſte Beſitz genommen, fand er für nichts anderes Raum darin, und er fing an, mit Kaſpar Strumpf davon, als von einer gewiſſen Sache zu reden. Dieſer, dem alles, was Falke ſagte, für Evangelium galt, erzählte es ſeinen Nachbarn, und bald verbreitete ſich das Gerücht, Wilm Falke hätte ſich entweder wirklich dem Böſen für Gold verſchrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürſten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke dieſe Gerüchte, aber allmälig gefiel er ſich in dem Gedanken, daß irgend ein Geiſt ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widerſprach nicht länger, wenn ihn ſeine Landsleute damit aufzogen. Er trieb zwar noch immer ſein Geſchäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er ſonſt mit Fiſchfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zweckloſem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden ſollte. Auch wollte es ſein Unglück, daß, als er eines Tages am einſamen Ufer ſtand und in unbeſtimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als ſolle ihm von dorther ſein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgeriſſenen Mooſes und Geſteins, eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu ſeinen Füßen rollte.

Wilm ſtand wie bezaubert; ſo waren denn ſeine Hoffnungen nicht leere Träume geweſen, das Meer hatte ihm Gold, ſchönes reines Gold geſchenkt, wahrſcheinlich die Ueberreſte einer ſchweren Barre, welche die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun ſtand es klar vor ſeiner Seele, daß einmal irgendwo an dieſer Küſte ein reich beladenes Schiff geſcheitert ſeyn müſſe, und daß er dazu erſehen ſey, die im Schooße des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an ſein einziges Streben; ſeinen Fund ſorgfältig, ſelbſt vor ſeinem Freunde verbergend, damit nicht auch andere ſeiner Entdeckung auf die Spur kämen, verſäumte er alles andere und brachte Tage und Nächte an dieſer Küſte zu, wo er nicht ſein Netz nach Fiſchen, ſondern eine eigens dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand nichts, als Armuth; denn er ſelbſt verdiente nichts mehr, und Kaſpars ſchläfrige Bemühungen reichten nicht hin, ſie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verſchwand nicht nur das gefundene Gold, ſondern allmälig auch das ganze Eigenthum der Junggeſellen. Aber ſo wie Strumpf früher ſtillſchweigend von Falke den beſten Theil ſeiner Nahrung hatte erwerben laſſen, ſo ertrug er es auch jetzt ſchweigend und ohne Murren, daß die zweckloſe Thätigkeit deſſelben ſie ihm jetzt entzog; und gerade dieſes ſanftmüthige Dulden ſeines Freundes war es, was jenen nur noch ſtärker anſpornte, ſein raſtloſes Suchen nach Reichthum weiter fortzuſetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, ſo oft er ſich zur Ruhe niederlegte und ſeine Augen ſich zum Schlummer ſchloſſen, etwas ihm ein Wort ins Ohr raunte, das er zwar ſehr deutlich zu vernehmen glaubte und das ihm jedesmal daſſelbe ſchien, das er aber niemals behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieſer Umſtand, ſo ſonderbar er auch war, mit ſeinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte alles wirken, und auch dieſes geheimnißvolle Flüſtern half ihn in dem Glauben beſtärken, daß ihm ein großes Glück beſtimmt ſey, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraſchte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit deſſelben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu ſuchen. Dieſe Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenſoll nennen, beſteht aus einem langen unterirdiſchen Gange, welcher ſich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die ſich beſtändig mit lautem Brüllen ſchäumend durch denſelben hinarbeiten. Dieſe Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber ſelten von jemand anderem, als muthwilligen Knaben betreten ward, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes ſich noch der Ruf eines Geiſterſpuks geſellte. Mit Mühe ließ Wilm ſich in denſelben hinab und nahm ungefähr zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorſpringenden Stein und unter einem überhangenden Felſenſtück Platz, wo er mit den brauſenden Wellen unter ſeinen Füßen und dem wüthenden Sturm über ſeinem Haupte in ſeinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem geſcheiterten Schiff, und was für ein Schiff es wohl geweſen ſeyn möchte; denn trotz aller ſeiner Erkundigungen hatte er ſelbſt von den älteſten Einwohnern von keinem an dieſer Stelle geſcheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er ſo geſeſſen, wußte er ſelbſt nicht; als er aber endlich aus ſeinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war, und er wollte eben wieder emporſteigen, als eine Stimme ſich aus der Tiefe vernehmen ließ und das Wort Car=mil=han ganz deutlich in ſein Ohr drang. Erſchrocken fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab. „Großer Gott!“ ſchrie er, „das iſt das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt, was, ums Himmels willen! mag es bedeuten?“ — „Carmilhan!“ ſeufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er ſchon mit einem Fuß die Spalte verlaſſen hatte, und er floh wie ein geſcheuchtes Reh ſeiner Hütte zu.

Wilm war indeſſen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und ſein Geldgeiz war auch überdies zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anſchein von Gefahr hätte abſchrecken können, auf ſeinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einſt als er ſpät in der Nacht beim Mondſchein der Höhle von Steenfoll gegenüber mit ſeiner Schaufel nach Schätzen fiſchte, blieb dieſelbe auf einmal an etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Maſſe blieb unbeweglich. Inzwiſchen erhob ſich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig ſchaukelte das Boot und drohte umzuſchlagen; aber Wilm ließ ſich nicht irre machen; er zog und zog, bis der Widerſtand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, ſein Seil wäre gebrochen. Aber gerade, als die Wolken ſich über dem Monde zuſammenziehen wollten, erſchien eine runde ſchwarze

Maſſe auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort Carmilhan! Haſtig wollte er nach ihr greifen, aber eben ſo ſchnell, als er den Arm darnach ausſtreckte, verſchwand ſie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter den nahen Felſen Zuflucht zu ſuchen. Hier ſchlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, aufs neue die Qualen zu erdulden, die ihm ſein raſtloſes Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jetzt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von Ferne etwas auf ſich zukommen ſah. Er erkannte es bald für ein Boot, und in demſelben eine menſchliche Geſtalt; was aber ſein größtes Erſtaunen erregte, war, daß das Fahrzeug ſich ohne Segel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin ſitzende Geſtalt ſich im geringſten um das Steuerruder zu bekümmern ſchien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilms Fahrzeuge ſtille. Die Perſon in demſelben zeigte ſich jetzt als ein kleines, verſchrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother in der Höhe ſtehender Nachtmütze, mit geſchloſſenen Augen und unbeweglich wie ein getrockneter Leichnam da ſaß. Nachdem er es vergebens angerufen und geſtoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befeſtigen und es wegführen, als das Männchen die Augen aufſchlug und ſich zu bewegen anfing, auf eine

Weiſe, welche ſelbſt den kühnen Fiſcher mit Grauſen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf holländiſch. Falke, welcher von den holländiſchen Heringsfängern etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Inſel und fragte, wer er denn ſey, und was ihn hieher gebracht?

„Ich komme, um nach dem Carmilhan zu ſehen.“

„Dem Carmilhan? um Gottes willen! was iſt das?“ rief der begierige Schiffer.

„Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf dieſe Weiſe thut,“ erwiederte das Männchen mit ſichtbarer Angſt.

„Nun,“ ſchrie Falke, „was iſt der Carmilhan?“ —

„Der Carmilhan iſt jetzt nichts, aber einſt war es ein ſchönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“

„Wo ging es zu Grunde, und wann?“

„Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht genau; ich komme, um die Stelle aufzuſuchen und das verlorene Gold aufzufiſchen; willſt du mir helfen, ſo wollen wir den Fund mit einander theilen.“

„Mit ganzem Herzen, ſag mir nur, was muß ich thun?“

„Was du thun mußt, erfordert Muth; du mußt dich gerade vor Mitternacht in die wildeſte und einſamſte Gegend auf der Inſel begeben, begleitet von einer Kuh, die du dort ſchlachten und dich von jemand in ihre friſche Haut wickeln laſſen mußt. Dein Begleiter muß dich dann niederlegen, und allein laſſen und ehe es ein Uhr ſchlägt, weißt du, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Auf dieſe Weiſe fiel des alten Engrol Leib und Seele ins Verderben!“ rief Wilm mit Entſetzen. „Du biſt der böſe Geiſt,“ fuhr er fort, indem er haſtig davon ruderte, „geh zur Hölle! ich mag nichts mit dir zu thun haben.“

Das Männchen knirſchte, ſchimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fiſcher, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald außer Gehör, und nachdem er um einen Felſen gebogen, auch aus dem Geſichte. Aber die Entdeckung, daß der böſe Geiſt ſich ſeinen Geiz zu Nutze zu machen und mit Gold in ſeine Schlingen zu locken ſuchte, heilte den verblendeten Fiſcher nicht, im Gegentheil, er meinte die Mittheilung des gelben Männchens benutzen zu können, ohne ſich dem Böſen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küſte nach Gold zu fiſchen, vernachläßigte er den Wohlſtand, den ihm die reichen Fiſchzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, ſo wie alle andern Mittel, auf die er ehemals ſeinen Fleiß verwendet, und verſank von Tag zu Tag nebſt ſeinem Gefährten in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen zu fehlen anfing. Aber obgleich dieſer Verfall gänzlich Falke's Halsſtarrigkeit und falſcher Begierde zugeſchrieben werden mußte, und die Ernährung beider jetzt Kaſpar Strumpf allein anheim fiel, ſo machte ihm doch dieſer niemals den geringſten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieſelbe Unterwürfigkeit, daſſelbe Vertrauen in ſeinen beſſern Verſtand, als zur Zeit, wo ihm ſeine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieſer Umſtand vermehrte Falke's Leiden um ein Großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu ſuchen, weil er dadurch hoffte, auch ſeinen Freund für ſein gegenwärtiges Entbehren ſchadlos halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teufliſche Geflüſter des Wortes Carmilhan noch immer in ſeinem Schlummer; kurz, Noth, getäuſchte Erwartung und Geiz trieben ihn zuletzt zu einer Art von Wahnſinn, ſo daß er wirklich beſchloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, nach der alten Sage, wohl wußte, daß er ſich damit den Mächten der Finſterniß übergab.

Alle Gegenvorſtellungen Kaſpars waren vergebens; Falke ward nur um ſo heftiger, jemehr jener ihn anflehte, von ſeinem verzweifelten Vorhaben abzuſtehen; und der gute ſchwache Menſch willigte endlich ein, ihn zu begleiten und ihm ſeinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen ſich ſchmerzhaft zuſammen, als ſie einen Strick um die Hörner einer ſchönen Kuh, ihr letztes Eigenthum, legten, die ſie vom Kalbe aufgezogen und die ſie ſich immer zu verkaufen geweigert hatten, weil ſie's nicht über's Herz bringen konnten, ſie in fremden Händen zu ſehen. Aber der böſe Geiſt, welcher ſich Wilms bemeiſterte, erſtickte jetzt alle beſſern Gefühle in ihm, und Kaſpar wußte ihm in nichts zu widerſtehen. Es war im September und die langen Nächte des ſchottländiſchen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten ſich ſchwer vor dem rauhen Abendwinde und thürmten ſich wie Eisberge im Maelſtrom, tiefer Schatten füllte die Schluchten zwiſchen dem Gebirge und den feuchten Torfſümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten ſchwarz und furchtbar wie Höllenſchlünde. Falke ging voran und Strumpf folgte, ſchaudernd über ſeine eigene Kühnheit, und Thränen füllten ſein ſchweres Auge, ſo oft er das arme Thier anſah, welches ſo vertrauensvoll und bewußtlos ſeinem baldigen Tode entgegenging, der ihm von der Hand werden ſollte, die ihm bisher ſeine Nahrung gereicht. Mit Mühe erreichten ſie das enge ſumpfige Bergthal, welches hier und da mit Moos und Heidekraut bewachſen, mit großen Steinen überſäet war, und von einer wilden Gebirgskette umgeben lag, die ſich in grauen Nebel verlor und wohin der Fuß eines Menſchen ſich ſelten verſtieg. Sie näherten ſich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte ſtand, und von welchem ein verſcheuchter Adler krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne ſie die Schreckniſſe des Ortes und das ihr bevorſtehende Schickſal; Kaſpar wandte ſich weg, um ſich die ſchnell fließenden Thränen abzuwiſchen; er blickte hinab durch die Felſenöffnung, durch welche ſie heraufgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte, und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche ſich ein kohlſchwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er ſich wieder nach Wilm umſah, hatte dieſer bereits die arme Kuh an den Stein gebunden und ſtand mit aufgehobener Axt im Begriff das gute Thier zu fällen.

Dies war zu viel für ſeinen Entſchluß, ſich in den Willen ſeines Freundes zu fügen; mit gerungenen

Händen ſtürzte er ſich auf die Knie. „Um Gottes willen, Wilm Falke!“ ſchrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „ſchone dich, ſchone die Kuh! ſchone dich und mich! ſchone deine Seele! ſchone dein Leben! Und mußt du Gott ſo verſuchen, ſo warte bis morgen und opfere lieber ein anderes Thier, als unſere liebe Kuh!“

„Kaſpar, biſt du toll?“ ſchrie Wilm wie ein Wahnſinniger, indem er noch immer die Axt in die Höhe geſchwungen hielt. „Soll ich die Kuh ſchonen und verhungern?“

„Du ſollſt nicht verhungern,“ antwortete Kaſpar entſchloſſen; „ſo lange ich Hände habe, ſollſt du nicht verhungern: ich will vom Morgen bis in die Nacht für dich arbeiten, nur bring' dich nicht um deiner Seele Seligkeit, und laß mir das arme Thier leben!“

„Dann nimm die Axt und ſpalte mir den Kopf!“ ſchrie Falke mit verzweifeltem Tone, „ich gehe nicht von dieſem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannſt du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können deine Hände mehr erwerben als die elendeſten Bedürfniſſe des Lebens? — Aber ſie können meinen Jammer enden — komm, und laß mich das Opfer ſeyn!“

„Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! es liegt mir nichts daran, es iſt mir ja nur um deine Seligkeit zu thun. Ach! dies iſt ja der Piktenaltar, und das Opfer, das du bringen willſt, gehört der Finſterniß.“

„Ich weiß von nichts dergleichen!“ rief Falke wild lachend, wie einer der entſchloſſen iſt, nichts wiſſen zu wollen, was ihn von ſeinem Vorſatz abbringen könnte. „Kaſpar, du biſt toll und machſt mich toll — aber da,“

fuhr er fort, indem er das Beil von ſich warf und das Meſſer vom Steine aufnahm, wie wenn er ſich durchſtoßen wollte, „da behalte die Kuh ſtatt meiner!“

Kaſpar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, ſchwang es hoch um den Kopf und ließ es mit ſolcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es ohne zu zucken und todt zu ſeines Herrn Füßen niederſtürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerſchlage, folgte dieſer raſchen Handlung, und Falke ſtarrte ſeinen Freund mit den Augen an, womit ein Mann ein Kin anſtaunen würde, das ſich das zu thun getrauet, wa er ſelbſt nicht gewagt. Strumpf ſchien aber weder von dem Donner erſchreckt noch durch das ſtarre Erſtaune ſeines Gefährten außer Faſſung gebracht, ſondern ſic ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her und fing a ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm ſich ein wenig erhol hatte, half er ihm in dieſem Geſchäfte, aber mit ſ ſichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig geweſe war, das Opfer vollendet zu ſehen. Während dieſe Arbeit hatte ſich das Gewitter zuſammengezogen, de Donner brüllte laut im Gebirge, und furchtbare Bli ſchlängelten ſich um den Stein und über das Moos de Schlucht hin, während der Wind, welcher dieſe Höh noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und da Geſtade mit wildem Heulen erfüllte; und als die Ha endlich abgezogen war, fanden beide Fiſcher ſich ſcho bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene a dem Boden aus, und Kaſpar wickelte und band Falke ſo wie dieſer es ihm geheißen, in derſelben feſt ein. Dann erſt, als dies geſchehen war, brach der arme Menſch das lange Stillſchweigen, und indem er mitleidig auf ſeinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch etwas für dich thun, Wilm?“

„Nichts mehr,“ erwiederte der andere, „lebe wohl!“

„Leb wohl,“ erwiederte Kaſpar, „Gott ſey mit dir, und vergebe dir, wie ich es thue!“

Dies waren die letzten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächſten Augenblick war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verſchwunden, und in demſelben Augenblicke brach auch einer der fürchterlichſten Gewitterſtürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fing an mit einem Blitze, welcher Falken nicht nur die Berge und Felſen in ſeiner unmittelbaren Nähe, ſondern auch das Thal unter ihm, mit dem ſchäumenden Meere und den in der Bucht zerſtreut liegenden Felſeninſeln zeigte, zwiſchen welchen er die Erſcheinung eines großen fremdartigen und entmaſteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der ſchwärzeſten Dunkelheit verſchwand. Die Donnerſchläge wurden ganz betäubend; eine Maſſe Felſenſtücke rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu erſchlagen; der Regen ergoß ſich in ſolcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überſtrömte, welche bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte, denn glücklicherweiſe hatte ihn Kaſpar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, ſonſt hätte er auf einmal ertrinken müſſen. Das Waſſer ſtieg immer höher, und je mehr Wilm ſich anſtrengte, ſich aus ſeiner gefahrvollen Lage zu befreien, deſto feſter umgab ihn die Haut. Umſonſt rief er nach Kaſpar; Kaſpar war weit weg. Gott in ſeiner Noth anzurufen, wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er ſich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Waſſer in die Ohren, ſchon berührte es den Rand der Lippen; „Gott ich bin verloren!“ ſchrie er, indem er einen Strom über ſein Geſicht hinſtürzen fühlte — aber in demſelben Augenblick drang ein Schall, wie von einem nahen Waſſerfall, ſchwach in ſein Gehör, und ſogleich war auch ſein Mund wieder unbedeckt. Die Fluth hatte ſich durch das Geſtein Bahn gebrochen; und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels ſich etwas verzog, ſo ließ auch ſeine Verzweiflung nach, und es ſchien ihm ein Strahl der Hoffnung zurückzukehren. Aber obgleich er ſich wie von einem Todeskampfe erſchöpft fühlte und ſehnlich wünſchte, aus ſeiner Gefangenſchaft erlöst zu ſeyn, ſo war doch der Zweck ſeines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verſchwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habſucht mit all ihren Furien in ſeine Bruſt zurück; aber überzeugt, daß er in ſeiner Lage ausharren müſſe, um ſein Ziel zu erreichen, hielt er ſich ruhig und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen feſten Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geſchlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Geſicht fuhr, und ein Rauſchen, wie von herannahenden Meereswogen, aus ſeiner glücklichen Selbſtvergeſſenheit aufrüttelte. Der Himmel hatte ſich aufs neue verfinſtert; ein Blitz, wie der, welcher den erſten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erblicken, das jetzt dicht vor der Steenfollklippe auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu ſchießen ſchien. Er ſtarrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blitzen hielt jetzt das Meer erleuchtet, als ſich auf einmal eine berghohe Waſſerhoſe aus dem Thale erhob und ihn mit ſolcher Gewalt gegen einen Felſen ſchleuderte, daß ihm alle Sinne vergingen. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, hatte ſich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieſes Thal umſchloß, und er fühlte ſich ſo zerſchlagen, daß er ſich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das ſtillere Brauſen der Brandung und mitten drinnen eine feierliche Muſik, wie Kirchengeſang. Dieſe Töne waren anfangs ſo ſchwach, daß er ſie für Täuſchung hielt; aber ſie ließen ſich immer wieder aufs neue vernehmen, und jedesmal deutlicher und näher, und es ſchien ihm zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Pſalms unterſcheiden, die er im vorigen Sommer am Bord eines holländiſchen Heringfängers gehört hatte.

Endlich unterſchied er ſogar Stimmen, und es deuchte ihm, als vernehme er ſogar die Worte jenes Liedes; die Stimmen waren jetzt in dem Thale, und als er ſich mit Mühe zu einem Stein hingeſchoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug von menſchlichen Geſtalten, von welchen dieſe Muſik ausging, und der ſich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angſt lag auf den Geſichtern der Leute, deren Kleider von Waſſer zu triefen ſchienen. Jetzt waren ſie dicht bei ihm, und ihr Geſang ſchwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Muſikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter dieſen kam ein großer ſtarker Mann in altväterlicher, reich mit Gold beſetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite und einem langen dicken ſpaniſchen Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand. Ihm zur Seite ging ein Negerknabe, welcher ſeinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that und dann weiter ſchritt. Er blieb kerzengerade vor Wilm ſtehen, und ihm zu beiden Seiten ſtellten ſich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht ſo koſtbar ſchienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter dieſen traten andere Perſonen auf, worunter mehrere Frauensperſonen, von denen einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, alle in koſtbarer aber fremdartiger Kleidung; ein Haufen holländiſcher Matroſen ſchloß den Zug, deren jeder den Mund voll Tabak und zwiſchen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das ſie in düſterer Stille rauchten.

Der Fiſcher blickte mit Grauſen auf dieſe ſonderbare Verſammlung; aber die Erwartung deſſen, das da kommen werde, hielt ſeinen Muth aufrecht. Lange ſtanden ſie ſo um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob ſich wie eine Wolke über ſie, zwiſchen welcher die Sterne hindurch blinkten. Der Kreis zog ſich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorſtieg. Falke war ein kühner verwegener Mann; er hatte ſich auf Außerordentliches vorbereitet; aber als er dieſe unbegreifliche Menge immer näher auf ſich eindringen ſah, als wolle ſie ihn mit ihrer Maſſe erdrücken, da entſank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne und er glaubte vor Angſt vergehen zu müſſen. Aber man denke ſich erſt ſeinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und dicht an ſeinem Kopf das gelbe Männchen ſteif und aufrecht ſitzen ſah, wie er es zum erſten Mal erblickt, nur daß es jetzt, als wie zum Spotte der ganzen Verſammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangſt, die ihn jetzt ergriff, rief er, zu der Hauptperſon gewendet: „Im Namen deſſen, dem Ihr dienet, wer ſeyd Ihr? und was verlangt Ihr von mir?“ Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife ſeinem Diener und antwortete mit ſchreckhafter Kälte: „Ich bin Alfred Franz van der Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amſterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieſer Felſenküſte zu Grunde ging; dies ſind meine Offiziere, dies meine Paſſagiere und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum haſt du uns aus unſern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum ſtörteſt du unſere Ruhe?“

„Ich möchte wiſſen, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Am Boden des Meeres."

„Wo?"

„In der Höhle von Steenfoll."

„Wie ſoll ich ſie bekommen?"

„Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Hering; ſind die Schätze des Carmilhan nicht eben ſo viel werth?

„Wie viel davon werd' ich bekommen?"

„Mehr als du je verzehren wirſt." Das gelbe Männchen grinſte, und die ganze Verſammlung lachte laut auf. „Biſt du zu Ende?" fragte der Hauptmann weiter.

„Ich bin's. Gehab dich wohl!"

„Leb' wohl, bis aufs Wiederſehen!" erwiederte der Holländer und wandte ſich zum Gehen, die Muſikanten traten aufs neu an die Spitze und der ganze Zug entfernte ſich in derſelben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demſelben feierlichen Geſang, welcher mit der Entfernung immer leiſer und undeutlicher wurde, bis er ſich nach einiger Zeit gänzlich im Geräuſche der Brandung verlor. Jetzt ſtrengte Wilm ſeine letzten Kräfte an, ſich aus ſeinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löſte und ſich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne ſich umzuſehen, eilte er nach ſeiner Hütte und fand den armen Kaſpar Strumpf in ſtarrer Bewußtloſigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu ſich ſelbſt, und der gute Menſch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor ſich ſah. Aber dieſer beglückende

Strahl verſchwand ſchnell wieder, als er von dieſem vernahm, welch verzweifeltes Unternehmen er jetzt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle ſtürzen, als dieſe nackten Wände und dieſes Elend länger anſehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe.“ Mit dieſen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil und eilte davon. Kaſpar eilte ihm nach, ſo ſchnell er's vermochte, und fand ihn ſchon auf dem Felsſtück ſtehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schutz gefunden, und bereit, ſich an dem Stricke in den ſchwarzen brauſenden Schlund hinabzulaſſen. Als er fand, daß alle ſeine Vorſtellungen nichts über den raſenden Menſchen vermochten, bereitete er ſich, ihm nachzuſteigen, aber Falke befahl ihm zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anſtrengung, wozu nur die blindeſte Habſucht den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab und kam endlich auf ein vorſpringendes Felſenſtück zu ſtehen, unter welchem die Wogen ſchwarz und mit weißem Schaume bekräuſelt brauſend dahin eilten. Er blickte begierig umher und ſah endlich etwas gerade unter ſich im Waſſer ſchimmern. Er legte die Fackel nieder, ſtürzte ſich hinab und erfaßte etwas Schweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eiſernes Käſtchen voller Goldſtücke. Er verkündigte ſeinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf ſein Flehen hören, ſich damit zu begnügen und wieder heraufzuſteigen. Falke meinte, dies wäre nur die erſte Frucht ſeiner langen Bemühungen. Er ſtürzte ſich noch einmal hinab — es erſcholl ein lautes Gelächter aus dem Meere und Wilm Falke ward nie wieder geſehen. Kaſpar ging allein nach Hauſe, aber als ein anderer Menſch. Die ſeltſamen Erſchütterungen, die ſein ſchwacher Kopf und ſein empfindſames Herz erlitten, zerrütteten ihm die Sinne. Er ließ alles um ſich her verfallen und wanderte Tag und Nacht gedankenlos vor ſich ſtarrend umher, von allen ſeinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fiſcher will Wilm Falke in einer ſtürmiſchen Nacht mitten unter der Mannſchaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derſelben Nacht verſchwand auch Kaſpar Strumpf.

Man ſuchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebſt Falke mitten unter der Mannſchaft des Zauberſchiffes geſehen worden ſey, welches ſeitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erſchien.

„Mitternacht iſt längſt vorüber,“ ſagte der Student, als der junge Goldarbeiter ſeine Erzählung geendigt hatte, „jetzt hat es wohl keine Gefahr mehr, und ich für meinen Theil bin ſo ſchläfrig, daß ich allen rathen möchte, niederzuliegen und getroſt einzuſchlafen.“

„Vor zwei Uhr Morgens möchte ich doch nicht trauen,“ entgegnete der Jäger; „das Sprichwort ſagt: von eilf bis zwei Uhr iſt Diebes Zeit.

„Das glaube ich auch,“ bemerkte der Zirkelſchmied; „denn wenn man uns etwas anhaben will, iſt wohl keine Zeit gelegener, als die nach Mitternacht. Drum meine ich, der Studioſus könnte an ſeiner Erzählung fortfahren, die er noch nicht ganz vollendet hat.“

„Ich ſträube mich nicht,“ ſagte dieſer, „obgleich unſer Nachbar, der Herr Jäger, den Anfang nicht gehört hat.“

„Ich muß ihn mir hinzudenken, fanget nur an!“ rief der Jäger.

„Nun denn,“ wollte eben der Student beginnen, als ſie durch das Anſchlagen eines Hundes unterbrochen wurden, alle hielten den Athem an und horchten; zugleich ſtürzte einer der Bedienten aus dem Zimmer der Gräfin und rief, daß wohl zehn bis zwölf bewaffnete Männer von der Seite her auf die Schenke zukommen.

Der Jäger griff nach ſeiner Büchſe, der Student nach ſeinen Piſtolen, die Handwerksburſche nach ihren Stöcken und der Fuhrmann zog ein langes Meſſer aus der Taſche. So ſtanden ſie und ſahen rathlos einander an.

„Laßt uns an die Treppe gehen!“ rief der Student, „zwei oder drei dieſer Schurken ſollen doch zuvor ihren Tod finden, ehe wir überwältigt werden.“ Zugleich gab er dem Zirkelſchmied ſeine zweite Piſtole und rieth, daß ſie nur einer nach dem andern ſchießen wollten. Sie ſtellten ſich an die Treppe; der Student und der Jäger nahmen gerade ihre ganze Breite ein; ſeitwärts neben dem Jäger ſtand der muthige Zirkelſchmied und beugte ſich über das Geländer, indem er die Mündung ſeiner Piſtole auf die Mitte der Treppe hielt. Der Goldarbeiter und der Fuhrmann ſtanden hinter ihnen, bereit, wenn es zu einem Kampf Mann gegen Mann kommen ſollte, das Ihrige zu thun. So ſtanden ſie einige Minuten in ſtiller Erwartung; endlich hörte man die Hausthüre aufgehen, ſie glaubten auch das Flüſtern mehrerer Stimmen zu vernehmen.

Jetzt hörte man Tritte vieler Menſchen der Treppe nahen, man kam die Treppe herauf, und auf der erſten Hälfte zeigten ſich drei Männer, die wohl nicht auf den Empfang gefaßt waren, der ihnen bereitet war. Denn als ſie ſich um die Pfeiler der Treppe wandten, ſchrie der Jäger mit ſtarker Stimme: „Halt! noch einen Schritt weiter, und ihr ſeyd des Todes. Spannet die Hahnen, Freunde, und gut gezielt!“

Die Räuber erſchracken, zogen ſich eilig zurück und beriethen ſich mit den übrigen. Nach einer Weile kam einer davon zurück und ſprach: „Ihr Herren! es wäre Thorheit von euch, umſonſt euer Leben aufopfern zu wollen, denn wir ſind unſerer genug, um euch völlig aufzureiben; aber ziehet euch zurück, es ſoll keinem das Geringſte zu Leide geſchehen; wir wollen keines Groſchen Werth von euch nehmen.“

„Was wollt ihr denn ſonſt?“ rief der Student. „Meint ihr, wir werden ſolchem Geſindel trauen? Nimmermehr! Wollt ihr etwas holen, in Gottes Namen ſo kommt, aber den erſten, der ſich um die Ecke wagt, brenne ich auf die Stirne, daß er auf ewig keine Kopfſchmerzen mehr haben ſoll!“

„Gebt uns die Dame heraus, gutwillig!“ antwortete der Räuber. „Es ſoll ihr nichts geſchehen, wir wollen ſie an einen ſichern und bequemen Ort führen, ihre Leute können zurückreiten und den Herrn Grafen bitten, er möge ſie mit zwanzigtauſend Gulden auslöſen.“

„Solche Vorſchläge ſollen wir uns machen laſſen?" entgegnete der Jäger knirſchend vor Wuth und ſpannte den Hahn. „Ich zähle drei, und wenn du da unten nicht bei drei hinweg biſt, ſo drücke ich los, eins, zwei —"

„Halt!" ſchrie der Räuber mit donnernder Stimme, „iſt das Sitte, auf einen wehrloſen Mann zu ſchießen, der mit euch friedlich unterhandelt? Thörichter Burſche, du kannſt mich todtſchießen, und dann haſt du erſt keine große Heldenthat gethan; aber hier ſtehen zwanzig meiner Kameraden, die mich rächen werden. Was nützt es dann deiner Frau Gräfin, wenn ihr todt oder verſtümmelt auf der Flur liegt? Glaube mir, wenn ſie freiwillig mitgeht, ſoll ſie mit Achtung behandelt werden, aber wenn du, bis ich drei zähle, nicht den Hahnen in Ruhe ſetzſt, ſo ſoll es ihr übel ergehen. Hahnen in Ruh', eins, zwei, drei!"

„Mit dieſen Hunden iſt nicht zu ſpaßen," flüſterte der Jäger, indem er den Befehl des Räubers befolgte; „wahrhaftig an meinem Leben liegt nichts, aber wenn ich einen niederſchieße, könnten ſie meine Dame um ſo härter behandeln. Ich will die Gräfin um Rath fragen. Gebt uns," fuhr er mit lauter Stimme fort, „gebt uns eine halbe Stunde Waffenſtillſtand, um die Gräfin vorzubereiten, ſie würde, wenn ſie es ſo plötzlich erfährt, den Tod davon haben."

„Zugeſtanden," antwortete der Räuber und ließ zugleich den Ausgang der Treppe mit ſechs Männern beſetzen.

Beſtürzt und verwirrt folgten die unglücklichen Reiſenden dem Jäger in das Zimmer der Gräfin; es lag dieſes ſo nahe, und ſo laut hatte man verhandelt, daß ihr kein Wort entgangen war. Sie war bleich und zitterte heftig, aber dennoch ſchien ſie feſt entſchloſſen, ſich in ihr Schickſal zu ergeben: „Warum ſoll ich nutzlos das Leben ſo vieler braver Leute aufs Spiel ſetzen?“ ſagte ſie, „warum euch zu einer vergeblichen Vertheidigung anfordern, euch, die ihr mich gar nicht kennet? Nein, ich ſehe, daß keine andere Rettung iſt, als den Elenden zu folgen.“

Man war allgemein von dem Muth und dem Unglück der Dame ergriffen; der Jäger weinte und ſchwur, daß er dieſe Schmach nicht überleben könne. Der Student aber ſchmähte auf ſich und ſeine Größe von ſechs Fuß. „Wäre ich nur um einen halben Kopf kleiner,“ rief er, „und hätte ich keinen Bart, ſo wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte, ich ließe mir von der Frau Gräſin Kleider geben, und dieſe Elenden ſollten ſpät genug erfahren, welchen Mißgriff ſie gethan.“

Auch auf Felix hatte das Unglück dieſer Frau großen Eindruck gemacht. Ihr ganzes Weſen kam ihm ſo rührend und bekannt vor, es war ihm, als ſey es ſeine frühe verſtorbene Mutter, die ſich in dieſer ſchrecklichen Lage befände. Er fühlte ſich ſo gehoben, ſo muthig, daß er gerne ſeine Leben für das ihrige gegeben hätte. Doch als der Student jene Worte ſprach, da blitzte auf einmal ein Gedanke in ſeiner Seele auf; er vergaß alle Angſt, alle Rückſichten, und er dachte nur an die Rettung dieſer Frau. „Iſt es nur dies,“ ſprach er, indem er ſchüchtern und erröthend hervortrat, „gehört nur ein kleiner Körper, ein bartloſes Kinn und ein muthiges

Herz dazu, die gnädige Frau zu retten, ſo bin ich vielleicht auch nicht zu ſchlecht dazu; ziehet in Gottes Namen meinen Rock an, ſetzet meinen Hut auf Euer ſchönes Haar, und nehmet meinen Bündel auf den Rücken und — ziehet als Felix, der Goldarbeiter, Eure Straße."

Alle waren erſtaunt über den Muth des Jünglings, der Jäger aber fiel ihm freudig um den Hals. „Goldjunge!" rief er, „das wollteſt du thun? wollteſt dich in meiner gnädigen Frau Kleider ſtecken laſſen und ſie retten? Das hat dir Gott eingegeben; aber allein ſollſt du nicht gehen, ich will mich mit gefangen geben, will bei dir bleiben an deiner Seite, als dein beſter Freund, und ſo lange ich lebe, ſollen ſie dir nichts anhaben dürfen." „Auch ich ziehe mit dir, ſo wahr ich lebe!" rief der Student.

Es koſtete lange Ueberredung, bis die Gräfin in dieſen Vorſchlag einwilligte. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein fremder Menſch für ſie ſich aufopfern ſollte; ſie dachte ſich im Fall einer ſpätern Entdeckung die Rache der Räuber, die ganz auf den Unglücklichen fallen würde, ſchrecklich. Aber endlich ſiegten theils die Bitten des jungen Menſchen, theils die Ueberzeugung, im Fall ſie gerettet würde, alles aufbieten zu können, um ihren Retter wieder zu befreien. Sie willigte ein. Der Jäger und die übrigen Reiſenden begleiteten Felix in das Zimmer des Studenten, wo er ſich ſchnell einige Kleider der Gräfin überwarf. Der Jäger ſetzte ihm noch zum Ueberfluß einige falſche Haarlocken der Kammerfrau und einen Damenhut auf, und alle verſicherten, daß man ihn nicht erkennen würde.

Selbſt der Zirkelſchmied ſchwur, daß wenn er ihm auf der Straße begegnete, würde er flink den Hut abziehen und nicht ahnen, daß er vor ſeinem muthigen Kameraden ſein Compliment mache.

Die Gräfin hatte ſich indeſſen mit Hülfe ihrer Kammerfrau aus dem Ränzchen des jungen Goldarbeiters mit Kleidern verſehen. Der Hut, tief in die Stirn gedrückt, der Reiſeſtock in der Hand, das etwas leichter gewordene Bündel auf dem Rücken machten ſie völlig unkenntlich, und die Reiſenden würden zu jeder andern Zeit über dieſe komiſche Maskerade nicht wenig gelacht haben. Der neue Handwerksburſche dankte Felix mit Thränen und verſprach die ſchleunigſte Hülfe.

„Nur noch eine Bitte habe ich,“ antwortete Felix, „in dieſem Ränzchen, das Sie auf dem Rücken tragen, befindet ſich eine kleine Schachtel; verwahren Sie dieſe ſorgfältig, wenn ſie verloren ginge, wäre ich auf immer und ewig unglücklich; ich muß ſie meiner Pflegemutter bringen und“ —

„Gottfried, der Jäger, weiß mein Schloß,“ entgegnete ſie, „es ſoll Euch alles unbeſchädigt wieder zurückgeſtellt werden, denn ich hoffe, Ihr kommt dann ſelbſt, edler junger Mann, um den Dank meines Gatten und den meinigen zu empfangen.“

Ehe noch Felix darauf antworten konnte, ertönten von der Treppe her die rauhen Stimmen der Räuber; ſie riefen: die Friſt ſey verfloſſen und alles zur Abfahrt der Gräfin bereit. Der Jäger ging zu ihnen hinab und erklärte ihnen, daß er die Dame nicht verlaſſen werde und lieber mit ihnen gehe, wohin es auch ſey, ehe er ohne ſeine Gebieterin vor ſeinem Herrn erſchiene. Auch der Student erklärte, dieſe Dame begleiten zu wollen. Sie berathſchlagten ſich über dieſen Fall und geſtanden es endlich zu, unter der Bedingung, daß der Jäger ſogleich ſeine Waffen abgebe. Zugleich befahlen ſie, daß die übrigen Reiſenden ſich ruhig verhalten ſollen, wenn die Gräfin hinweggeführt werde.

Felix ließ den Schleier nieder, der über ſeinen Hut gebreitet war, ſetzte ſich in eine Ecke, die Stirne in die Hand geſtützt, und in dieſer Stellung eines tief Betrübten erwartete er die Räuber. Die Reiſenden hatten ſich in das andere Zimmer zurückgezogen, doch ſo, daß ſie, was vorging, überſchauen konnten; der Jäger ſaß anſcheinend traurig, aber auf alles lauernd in der andern Ecke des Zimmers, das die Gräfin bewohnt hatte. Nachdem ſie einige Minuten ſo geſeſſen, ging die Thüre auf, und ein ſchöner ſtattlich gekleideter Mann von etwa ſechsunddreißig Jahren trat in das Zimmer. Er trug eine Art von militäriſcher Uniform, einen Orden auf der Bruſt, einen langen Säbel an der Seite und in der Hand hielt er einen Hut, von welchem ſchöne Federn herabwallten. Zwei ſeiner Leute hatten gleich nach ſeinem Eintritt die Thüre beſetzt.

Er ging mit einer tiefen Verbeugung auf Felix zu; er ſchien vor einer Dame dieſes Ranges etwas in Verlegenheit zu ſeyn, er ſetzte mehreremal an, bis es ihm gelang, geordnet zu ſprechen. „Gnädige Frau,“ ſagte er, „es gibt Fälle, worein man ſich in Geduld ſchicken muß. Ein ſolcher iſt der Ihrige. Glauben Sie nicht, daß ich den Reſpeckt vor einer ſo ausgezeichneten Dame auch nur auf einen Augenblick aus den Augen ſetzen werde; Sie werden alle Bequemlichkeit haben, Sie werden über nichts klagen können, als vielleicht über den Schrecken, den ſie dieſen Abend gehabt." Hier hielt er inne, als erwartete er eine Antwort; als aber Felix beharrlich ſchwieg, fuhr er fort: „Sehen ſie in mir keinen gemeinen Dieb, keinen Kehlenabſchneider. Ich bin ein unglücklicher Mann, den widrige Verhältniſſe zu dieſem Leben zwangen. Wir wollen uns auf immer aus dieſer Gegend entfernen; aber wir brauchen Reiſegeld. Es wäre uns ein Leichtes geweſen, Kaufleute oder Poſtwagen zu überfallen, aber dann hätten wir vielleicht mehrere Leute auf immer ins Unglück geſtürzt. Der Herr Graf, Ihr Gemahl, hat vor ſechs Wochen eine Erbſchaft von fünfmalhunderttauſend Thalern gemacht. Wir erbitten uns zwanzigtauſend Gulden von dieſem Ueberfluß, gewiß eine gerechte und beſcheidene Forderung. Sie werden daher die Gnade haben, jetzt ſogleich einen offenen Brief an Ihren Gemahl zu ſchreiben, worin Sie ihm ſchreiben, daß wir ſie zurückgehalten, daß er die Zahlung ſo bald als möglich leiſten möge, widrigenfalls — Sie verſtehen mich, wir müßten dann etwas härter mit ihnen ſelbſt verfahren. Die Zahlung wird nicht angenommen, wenn ſie nicht unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit von einem einzelnen Mann hieher gebracht wird."

Dieſe Scene wurde mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit von allen Gäſten der Waldſchenke, am ängſtlichſten wohl von der Gräfin beobachtet. Sie glaubte jeden Augenblick, der Jüngling, der ſich für ſie geopfert, könnte ſich verrathen. Sie war feſt entſchloſſen, ihn um einen großen Preis loszukaufen, aber eben ſo feſt ſtand ihr Gedanke, um keinen Preis der Welt auch nur einen Schritt weit mit den Räubern zu gehen. Sie hatte in der Rocktaſche des Goldarbeiters ein Meſſer gefunden. Sie hielt es geöffnet krampfhaft in der Hand, bereit ſich lieber zu tödten, als eine ſolche Schmach zu erdulden. Jedoch nicht minder ängſtlich war Felix ſelbſt. Zwar ſtärkte und tröſtete ihn der Gedanke, daß es eine männliche und würdige That ſey, einer bedrängten hülfloſen Frau auf dieſe Weiſe beizuſtehen; aber er fürchtete ſich durch jede Bewegung, durch ſeine Stimme zu verrathen. Seine Angſt ſteigerte ſich, als der Räuber von einem Briefe ſprach, den er ſchreiben ſollte.

Wie ſollte er ſchreiben? welche Titel dem Grafen geben, welche Form dem Briefe, ohne ſich zu verrathen?

Seine Angſt ſtieg aber aufs höchſte, als der Anführer der Räuber Papier und Feder vor ihn hinlegte, ihn bat, den Schleier zurückzuſchlagen und zu ſchreiben.

Felix wußte nicht, wie hübſch ihm die Tracht paßte, in welche er gekleidet war; hätte er es gewußt, er würde ſich vor einer Entdeckung nicht im mindeſten gefürchtet haben. Denn als er endlich nothgedrungen den Schleier zurückſchlug, ſchien der Herr in Uniform, betroffen von der Schönheit der Dame und ihren etwas männlichen muthigen Zügen, ſie nur noch ehrfurchtsvoller zu betrachten. Dem klaren Blick des jungen Goldſchmieds entging dies nicht; getroſt, daß wenigſtens in dieſem gefährlichen Augenblick keine Entdeckung zu fürchten ſey, ergriff er die Feder und ſchrieb an ſeinen vermeintlichen Gemahl, nach einer Form, wie er ſie einſt in einem alten Buche geleſen; er ſchrieb:

Mein Herr und Gemahl!

Ich unglückliche Frau bin auf meiner Reiſe mitten in der Nacht plötzlich angehalten worden, und zwar von Leuten, welchen ich keine gute Abſicht zutrauen kann. Sie werden mich ſo lange zurückhalten, bis Sie, Herr Graf, die Summe von zwanzigtauſend Gulden für mich niedergelegt haben.

Die Bedingung iſt dabei, daß ſie nicht im mindeſten über die Sache bei der Obrigkeit ſich beſchweren, noch ihre Hülfe nachſuchen, daß Sie das Geld durch einen einzelnen Mann in die Waldſchenke im Speſſart ſchicken; widrigenfalls iſt mir mit längerer und harter Gefangenſchaft gedroht.

Es fleht Sie um ſchleunige Hülfe an, Ihre unglückliche

Gemahlin.

Er reichte den merkwürdigen Brief dem Anführer der Räuber, der ihn durchlas und billigte. „Es kömmt nun ganz auf Ihre Beſtimmung an,“ fuhr er fort, „ob Sie Ihre Kammerfrau oder Ihren Jäger zur Begleitung wählen werden. Die eine dieſer Perſonen werde ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl zurückſchicken.“

„Der Jäger und dieſer Herr hier werden mich begleiten,“ antwortete Felix.

„Gut,“ entgegnete jener, indem er an die Thüre ging und die Kammerfrau herbeirief, „ſo unterrichten Sie dieſe Frau, was ſie zu thun habe.“

Die Kammerfrau erſchien mit Zittern und Beben. Auch Felix erblaßte, wenn er bedachte, wie leicht er ſich auch jetzt wieder verrathen könnte. Doch ein unbegreiflicher Muth, der ihn in jenen gefährlichen Augenblicken ſtärkte, gab ihm auch jetzt wieder ſeine Reden ein. „Ich habe dir nichts weiter aufzutragen,“ ſprach er, „als daß du den Grafen bitteſt, mich ſo bald als möglich aus dieſer unglücklichen Lage zu reißen.“ —

„Und,“ fuhr der Räuber fort, „daß Sie dem Herrn Grafen aufs genaueſte und ausdrücklichſte empfehlen, daß er alles verſchweige und nichts gegen uns unternehme, bis ſeine Gemahlin in ſeinen Händen iſt. Unſere Kundſchafter würden uns bald genug davon unterrichten und ich möchte dann für nichts ſtehen.“

Die zitternde Kammerfrau verſprach alles. Es wurde ihr noch befohlen, einige Kleidungsſtücke und Leinenzeug für die Frau Gräfin in einen Bündel zu packen, weil man ſich nicht mit vielem Gepäcke beladen könne, und als dies geſchehen war, forderte der Anführer der Räuber die Dame mit einer Verbeugung auf, ihm zu folgen. Felix ſtand auf, der Jäger und der Student folgten ihm und alle drei ſtiegen, begleitet von dem Anführer der Räuber, die Treppe hinab.

Vor der Waldſchenke ſtanden viele Pferde; eines wurde dem Jäger angewieſen, ein anderes, ein ſchönes kleines Thier mit einem Damenſattel verſehen, ſtand für die Gräfin bereit, ein drittes gab man dem Studenten. Der Hauptmann hob den jungen Goldſchmied in den Sattel, ſchnallte ihn feſt und beſtieg dann ſelbſt ſein Roß. Er ſtellte ſich zur Rechten der Dame auf, zur Linken hielt einer der Räuber; auf gleiche Weiſe waren auch der Jäger und der Student umgeben. Nachdem ſich auch die übrige Bande zu Pferd geſetzt hatte, gab der Anführer mit einer helltönenden Pfeife das Zeichen zum Aufbruch, und bald war die ganze Schaar im Walde verſchwunden.

Die Geſellſchaft, die im obern Zimmer verſammelt war, erholte ſich nach dieſem Auftritt allmälig von ihrem Schrecken. Sie wären, wie es nach großem Unglück oder plötzlicher Gefahr zu geſchehen pflegt, vielleicht ſogar heiter geweſen, hätte ſie nicht der Gedanke an ihre drei Gefährten beſchäftigt, die man vor ihren Augen hinweggeführt hatte. Sie brachen in Bewunderung des jungen Goldſchmieds aus, und die Gräfin vergoß Thränen der Rührung, wenn ſie bedachte, daß ſie einem Menſchen ſo unendlich viel zu verdanken habe, dem ſie nie zuvor Gutes gethan, den ſie nicht einmal kannte. Ein Troſt war es für alle, daß der heldenmüthige Jäger und der wackere Student ihn begleitet hatten, konnten ſie ihn doch tröſten, wenn ſich der junge Mann unglücklich fühlte, ja der Gedanke lag nicht gar zu ferne, daß der verſchlagene Waidmann vielleicht Mittel zu ihrer Flucht finden könnte. Sie beriethen ſich noch mit einander, was zu thun ſey. Die Gräfin beſchloß, da ja ſie kein Schwur gegen den Räuber binde, ſogleich zu ihrem Gemahl zurückzureiſen und alles aufzubieten, den Aufenthalt der Gefangenen zu entdecken, ſie zu befreien; der Fuhrmann verſprach, nach Aſchaffenburg zu reiten und die Gerichte zu Verfolgung der Räuber aufzurufen. Der Zirkelſchmied aber wollte ſeine Reiſe fortſetzen.

Die Reiſenden wurden in dieſer Nacht nicht mehr beunruhigt; Todtenſtille herrſchte in der Waldſchenke, die noch vor kurzem der Schauplatz ſo ſchrecklicher Scenen geweſen war. Als aber am Morgen die Bedienten der Gräſin zu der Wirthin hinabgingen, um alles zur Abfahrt fertig zu machen, kehrten ſie ſchnell zurück und berichteten, daß ſie die Wirthin und ihr Geſinde in einem elenden Zuſtande gefunden hätten. Sie liegen gebunden in der Schenke und flehen um Beiſtand.

Die Reiſenden ſahen ſich bei dieſer Nachricht erſtaunt an. „Wie?“ rief der Zirkelſchmied, „ſo ſollten dieſe Leute dennoch unſchuldig ſeyn? ſo hätten wir ihnen Unrecht gethan, und ſie ſtanden nicht im Einverſtändniß mit den Räubern?“

„Ich laſſe mich aufhängen ſtatt ihrer,“ erwiederte der Fuhrmann, „wenn wir nicht dennoch Recht hatten. Dies alles iſt nur Betrug, um nicht überwieſen werden zu können. Erinnert Ihr Euch nicht der verdächtigen Mienen dieſer Wirthſchaft? Erinnert Ihr Euch nicht, wie ich hinabgehen wollte, wie mich der abgerichtete Hund nicht losließ, wie die Wirthin und der Hausknecht ſogleich erſchienen und mürriſch fragten, was ich denn noch zu thun hätte? Doch ſie ſind unſer, wenigſtens der Frau Gräſin, Glück. Hätte es in der Schenke weniger verdächtig ausgeſehen, hätte uns die Wirthin nicht ſo mißtrauiſch gemacht, wir wären nicht zuſammengeſtanden, wären nicht wach geblieben. Die Räuber hätten uns überfallen im Schlafe, hätten zum wenigſten unſere Thüre bewacht, und dieſe Verwechslung des braven jungen Burſchen wäre nimmer möglich geworden.“

Sie ſtimmten mit der Meinung des Fuhrmanns alle überein und beſchloſſen, auch die Wirthin und ihr Geſinde bei der Obrigkeit anzugeben. Doch um ſie deſto ſicherer zu machen, wollten ſie ſich jetzt nichts merken laſſen. Die Bedienten und der Fuhrmann gingen daher hinab in das Schenkzimmer, löſten die Bande der Diebeshehler auf und bezeugten ſich ſo mitleidig und bedauernd als möglich. Um ihre Gäſte noch mehr zu verſöhnen, machte die Wirthin nur eine kleine Rechnung für jeden und lud ſie ein, recht bald wieder zu kommen.

Der Fuhrmann zahlte ſeine Zeche, nahm von ſeinen Leidensgenoſſen Abſchied und fuhr ſeine Straße. Nach dieſem machten ſich die beiden Handwerksburſche auf den Weg. So leicht der Bündel des Goldſchmieds war, ſo drückte er doch die zarte Dame nicht wenig. Aber noch viel ſchwerer wurde ihr um's Herz, als unter der Hausthüre die Wirthin ihre verbrecheriſche Hand hinſtreckte, um Abſchied zu nehmen. „Ei, was ſeyd Ihr doch für ein junges Blut,“ rief ſie beim Anblick des zarten Jungen, „noch ſo jung und ſchon in die Welt hinaus! Ihr ſeyd gewiß ein verdorbenes Kräutlein, das der Meiſter aus der Werkſtatt jagte. Nun, was geht es mich an, ſchenket mir die Ehre bei der Heimkehr, glückliche Reiſe!“

Die Gräfin wagte vor Angſt und Beben nicht zu antworten, ſie fürchtete, ſich durch ihre zarte Stimme zu verrathen. Der Zirkelſchmied merkte es, nahm ſeinen Gefährten unter den Arm, ſagte der Wirthin Ade und ſtimmte ein luſtiges Lied an, während er dem Wald zuſchritt.

„Jetzt erſt bin ich in Sicherheit!“ rief die Gräfin, als ſie etwa hundert Schritte entfernt waren. „Noch immer glaubte ich, die Frau werde mich erkennen und durch ihre Knechte feſtnehmen. O, wie will ich euch allen danken! kommt auch Ihr auf mein Schloß, Ihr müßt doch Euren Reiſegenoſſen bei mir wieder abholen.“

Der Zirkelſchmied ſagte zu, und während ſie noch ſprachen, kam der Wagen der Gräfin ihnen nachgefahren; ſchnell wurde die Thüre geöffnet, die Dame ſchlüpfte hinein, grüßte den jungen Handwerksburſchen noch einmal, und der Wagen fuhr weiter.

Um dieſelbe Zeit hatten die Räuber und ihre Gefangenen den Lagerplatz der Bande erreicht. Sie waren durch eine ungebahnte Waldſtraße im ſchnellſten Trabe weggeritten; mit ihren Gefangenen wechſelten ſie kein Wort, auch unter ſich flüſterten ſie nur zuweilen, wenn die Richtung des Weges ſich veränderte. Vor einer tiefen Waldſchlucht machte man endlich Halt. Die Räuber ſaßen ab, und ihr Anführer hob den Goldarbeiter vom Pferd, indem er ſich über den harten und eiligen Ritt entſchuldigte, und fragte, ob doch die gnädige Frau nicht gar zu ſehr angegriffen ſey.

Felix antwortete ihm ſo zierlich als möglich, daß er ſich nach Ruhe ſehne, und der Hauptmann bot ihm den Arm, ihn in die Schlucht zu führen. — Es ging einen ſteilen Abhang hinab; der Fußpfad, welcher hinabführte, war ſo ſchmal und abſchüſſig, daß der Anführer oft ſeine Dame unterſtützen mußte, um ſie vor der Gefahr hinabzuſtürzen zu bewahren. Endlich langte man unten an. Felix ſah vor ſich beim Schein des anbrechenden Morgens ein enges kleines Thal von höchſtens hundert Schritten im Umfang, das tief in einem Keſſel hoch hinanſtrebender Felſen lag. Etwa ſechs bis acht kleine Hütten waren in dieſer Schlucht aus Brettern und abgehauenen Bäumen aufgebaut. Einige ſchmutzige Weiber ſchauten neugierig aus dieſen Höhlen hervor, und ein Rudel von zwölf großen Hunden und ihren unzähligen Jungen umſprang heulend und bellend die Angekommenen. Der Hauptmann führte die vermeintliche Gräfin in die beſte dieſer Hütten und ſagte ihr, dieſe ſey ausſchließlich zu ihrem Gebrauch beſtimmt; auch erlaubte er auf Felix Verlangen, daß der Jäger und der Student zu ihm gelaſſen wurden.

Die Hütte war mit Rehfellen und Matten ausgelegt, die zugleich zum Fußboden und Sitze dienen mußten. Einige Krüge und Schüſſeln aus Holz geſchnitzt, eine alte Jagdflinte, und in der hinterſten Ecke ein Lager, aus ein paar Brettern gezimmert und mit wollenen Decken bekleidet, welchem man den Namen eines Bettes nicht geben konnte, waren die einzigen Geräthe dieſes gräflichen Palaſtes. Jetzt erſt, allein gelaſſen in dieſer elenden Hütte, hatten die drei Gefangenen Zeit, über ihre ſonderbare Lage nachzudenken. Felix, der zwar ſeine edelmüthige Handlung keinen Augenblick bereute, aber doch für ſeine Zukunft im Fall einer Entdeckung bange war, wollte ſich in lauten Klagen Luft machen; der Jäger aber rückte ihm ſchnell näher und flüſterte ihm zu: „ſey um Gottes willen ſtille, lieber Junge; glaubſt du denn nicht, daß man uns behorcht?“ „Aus jedem Wort, aus dem Ton deiner Sprache könnten ſie Verdacht ſchöpfen,“ ſetzte der Student hinzu.

Dem armen Felix blieb nichts übrig, als ſtille zu weinen.

„Glaubt mir, Herr Jäger,“ ſagte er, „ich weine nicht aus Angſt vor dieſen Räubern oder aus Furcht vor dieſer elenden Hütte, nein, es iſt ein ganz anderer Kummer, der mich drückt! Wie leicht kann die Gräfin vergeſſen, was ich ihr ſchnell noch ſagte, und dann hält man mich für einen Dieb und ich bin elend auf immer!“

„Aber was iſt es denn, daß dich ſo ängſtigt?“ fragte der Jäger, verwundert über das Benehmen des jungen Menſchen, der ſich bisher ſo muthig und ſtark betragen hatte.

„Höret zu, und Ihr werdet mir Recht geben,“ antwortete Felix. „Mein Vater war ein geſchickter Goldarbeiter in Nürnberg, und meine Mutter hatte früher bei einer vornehmen Frau gedient als Kammerfrau, und als ſie meinen Vater heirathete wurde ſie von der Gräfin, welcher ſie gedient hatte, trefflich ausgeſtattet. Dieſe blieb meinen Eltern immer gewogen, und als ich auf die Welt kam wurde ſie meine Pathe und beſchenkte mich reichlich. Aber als meine Eltern bald nach einander an einer Seuche ſtarben, und ich ganz allein und verlaſſen in der Welt ſtand und ins Waiſenhaus gebracht werden ſollte, da vernahm die Frau Pathe unſer Unglück, nahm ſich meiner an und gab mich in ein Erziehungshaus; und als ich alt genug war, ſchrieb ſie mir, ob ich nicht des Vaters Gewerbe lernen wollte. Ich war froh darüber und ſagte zu, und ſo gab ſie mich meinem Meiſter in Würzburg in die Lehre. Ich hatte Geſchick zur Arbeit und brachte es bald ſo weit, daß mir der Lehrbrief ausgeſtellt wurde und ich auf die Wanderſchaft mich rüſten konnte. Dies ſchrieb ich der Frau Pathe, und flugs antwortete ſie, daß ſie das Geld zur Wanderſchaft gebe. Dabei ſchickte ſie prachtvolle Steine mit und verlangte, ich ſolle ſie faſſen zu einem ſchönen Geſchmeide, ich ſolle dann ſolches als Probe meiner Geſchicklichkeit ſelbſt überbringen und das Reiſegeld in Empfang nehmen. Meine Frau Pathe habe ich in meinem Leben nicht geſehen, und Ihr könnet denken, wie ich mich auf ſie freute. Tag und Nacht arbeitete ich an dem Schmuck, er wurde ſo ſchön und zierlich, daß ſelbſt der Meiſter darüber erſtaunte. Als er fertig war, packte ich alles ſorgfältig auf den Boden meines Ränzels, nahm Abſchied vom Meiſter und wanderte meine Straße nach dem Schloſſe der Frau Pathe. Da kamen,“ fuhr er in Thränen ausbrechend fort, „dieſe ſchändlichen Menſchen und zerſtörten all meine Hoffnung. Denn wenn Eure Frau Gräfin den Schmuck verliert, oder vergißt, was ich ihr ſagte, und das ſchlechte Ränzchen wegwirft, wie ſoll ich dann vor meine gnädige Frau Pathe treten? womit ſoll ich mich ausweiſen? woher die Steine erſetzen? und das Reiſegeld iſt dann auch verloren, und ich erſcheine als ein undankbarer Menſch, der anvertrautes Gut ſo leichtſinnig weggegeben. Und am Ende — wird man mir glauben, wenn ich den wunderbaren Vorfall erzähle?“

„Ueber das letztere ſeyd getroſt!“ erwiederte der Jäger. „Ich glaube nicht, daß bei der Gräfin Euer Schmuck verloren gehen kann; und wenn auch, ſo wird ſie ſicherlich ihn ihrem Retter wieder erſtatten und ein Zeugniß über dieſe Vorfälle ausſtellen. — Wir verlaſſen Euch jetzt auf einige Stunden, denn wahrhaftig wir brauchen Schlaf, und nach den Anſtrengungen dieſer Nacht werdet Ihr ihn auch nöthig haben. Nachher laßt uns im Geſpräch unſer Unglück auf Augenblicke vergeſſen, oder beſſer noch auf unſere Flucht denken.“

Sie gingen; Felix blieb allein zurück und verſuchte, dem Rath des Jägers zu folgen.

Als nach einigen Stunden der Jäger mit dem Studenten zurück kam, fand er ſeinen jungen Freund geſtärkter und munterer, als zuvor. Er erzählte dem Goldſchmied, daß ihm der Hauptmann alle Sorgfalt für die Dame empfohlen habe, und in wenigen Minuten werde eines der Weiber, die ſie unter den Hütten geſehen hatten, der gnädigen Gräfin Kaffee bringen und ihre Dienſte zur Aufwartung anbieten. Sie beſchloſſen, um ungeſtört zu ſeyn, dieſe Gefälligkeit nicht anzunehmen, und als das alte häßliche Zigeunerweib kam, das Frühſtück vorſetzte und mit grinſender Freundlichkeit fragte, ob ſie nicht ſonſt noch zu Dienſten ſeyn könnte, winkte ihr Felix zu gehen, und als ſie noch zauderte, ſcheuchte ſie der Jäger aus der Hütte. Der Student erzählte dann weiter, was ſie ſonſt noch von dem Lager der Räuber geſehen. „Die Hütte, die Ihr bewohnt, ſchönſte Frau Gräfin,“ ſprach er, „ſcheint urſprünglich für den Hauptmann beſtimmt. Sie iſt nicht ſo geräumig, aber ſchöner als die übrigen. Außer dieſer ſind noch ſechs andere da, in welchen die Weiber und Kinder wohnen, denn von den Räubern ſind ſelten mehr als ſechs zu Hauſe. Einer ſteht nicht weit von dieſer Hütte Wache, der andere unten am Weg in der Höhe, und ein dritter hat den Lauerpoſten oben am Eingang in der Schlucht. Von zwei Stunden zu zwei Stunden werden ſie von den drei übrigen abgelöst. Jeder hat überdies zwei große Hunde neben ſich liegen, und ſie alle ſind ſo wachſam, daß man keinen Fuß aus der Hütte ſetzen kann, ohne daß ſie anſchlagen. Ich habe keine Hoffnung, daß wir uns durchſtehlen können.“

„Machet mich nicht traurig, ich bin nach dem Schlummer muthiger geworden,“ entgegnete Felix; „gebet nicht alle Hoffnung auf, und fürchtet Ihr Verrath, ſo laſſet uns lieber jetzt von etwas anderem reden und nicht lange voraus ſchon kummervoll ſeyn. Herr Student, in der Schenke habt Ihr angefangen, etwas zu erzählen, fahrt jetzt fort, denn wir haben Zeit zum Plaudern.“

„Kann ich mich doch kaum erinnern, was es war,“ antwortete der junge Mann.

„Ihr erzähltet die Sage von dem kalten Herzen und ſeyd ſtehen geblieben, wie der Wirth und der andere Spieler den Kohlen-Peter aus der Thüre warfen.“

„Gut, jetzt entſinne ich mich wieder,“ entgegnete er, „nun, wenn Ihr weiter hören wollet, will ich fortfahren.“

Das kalte Herz.

Zweite Abtheilung.

Als Peter am Montag Morgen in ſeine Glashütte ging, da waren nicht nur ſeine Arbeiter da, ſondern auch andere Leute, die man nicht gerne ſieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünſchte Petern einen guten Morgen, fragte, wie er geſchlafen, und zog dann ein langes Regiſter heraus und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?“ fragte der Amtmann mit ſtrengem Blick, „und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu verſäumen, und in den Thurm iſt es drei gute Stunden.“ Da verzagte Peter, geſtand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu ſchätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergingen und prüften und ſchätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl iſts nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, ſo will ich es einmal mit dem Großen verſuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, ſo ſchnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Ferſen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbeirannte, wo er das Glasmännlein zuerſt geſprochen, als halte ihn eine unſichtbare Hand auf, aber er riß ſich los und lief weiter bis an die Grenze, die er ſich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er beinahe athemlos: „Holländer-Michel, Herr Holländer-Michel!“ gerufen, als auch ſchon der rieſengroße Flötzer mit ſeiner Stange vor ihm ſtand.

„Kommſt du?“ ſprach dieſer lachend, „haben ſie dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nun, ſey ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie geſagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatiſten und Frömmler her. Wenn man ſchenkt, muß man gleich recht ſchenken, und nicht wie dieſer Knauſer. Doch komm,“ fuhr er fort und wandte ſich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir ſehen, ob wir handelseinig werden.“

„Handelseinig?“ dachte Peter, „was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?“ Sie gingen zuerſt über einen ſteilen Waldſteig hinan und ſtanden dann mit einem Mal an einer dunkeln, tiefen, abſchüſſigen Schlucht; Holländer-Michel ſprang den Felſen hinab, wie wenn es eine ſanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht geſunken, denn als jener unten angekommen war, machte er ſich ſo groß wie ein Kirchthum und reichte ihm einen Arm, ſo lang als ein Weberbaum, und eine Hand daran, ſo breit als der Tiſch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die herauf ſchallte wie eine tiefe Todtenglocke: „ſetz' dich nur auf meine Hand und halte dich an den Fingern, ſo wirſt du nicht fallen.“ Peter that zitternd, wie jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt ſich am Daumen des Rieſen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler, im Gegentheil, die Tageshelle ſchien ſogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte ſie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer-Michel hatte ſich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und ſtand nun in ſeiner früheren Geſtalt vor einem Haus, ſo gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterſchied ſich durch nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß ſie einſam ſchien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthſchaften auf den Geſimſen waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tiſch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläſern wieder. Er goß ein und nun ſchwatzten ſie, und Holländer-Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, ſchönen Städten und Flüſſen, daß Peter, am Ende große Sehnſucht darnach bekommend, dies auch offen dem Holländer ſagte.

„Wenn du im ganzen Körper Muth und Kraft, etwas zu unternehmen, hatteſt, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens dich zittern machen, und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu ſoll ſich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Haſt du's im Kopf empfunden, als dich letzthin einer einen Betrüger und ſchlechten Kerl nannte? hat es dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, dich aus dem Haus zu werfen? Was, ſag' an, was hat dir wehe gethan?"

„Mein Herz," ſprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Bruſt preßte, denn es war ihm, als ob ſein Herz ſich ängſtlich hin und her wendete.

„Du haſt, nimm mir es nicht übel, du haſt viele hundert Gulden an ſchlechte Bettler und anderes Geſindel weggeworfen; was hat es dich genützt? Sie haben dir dafür Segen und einen geſunden Leib gewünſcht; ja biſt du deßwegen geſünder geworden? Um die Hälfte des verſchleuderten Geldes hätteſt du einen Arzt gehalten. Segen? ja ein ſchöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgeſtoßen wird! Und was war es, das dich getrieben, in die Taſche zu fahren, ſo oft ein Bettelmann ſeinen zerlumpten Hut hinſtreckte? — Dein

Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen noch deine Zunge, deine Arme noch deine Beine, ſondern dein Herz, du haſt dir es, wie man richtig ſagt, zu ſehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man ſich denn angewöhnen, daß es nicht mehr ſo iſt? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe."

„Du freilich," rief jener mit Lachen, „du armer Schelm, kannſt nichts dagegen thun! aber gib mir das kleine pochende Ding und du wirſt ſehen, wie gut du es dann haſt."

„Euch, mein Herz?" ſchrie Peter mit Entſetzen, „da müßte ich ja ſterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßteſt du wohl ſterben; bei mir iſt dies ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge dich ſelbſt." Er ſtand bei dieſen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der ſich ihm bot, war ſonderbar und überraſchend. Auf mehreren Geſimſen von Holz ſtanden Gläſer mit durchſichtiger Flüſſigkeit gefüllt, und in jedem dieſer Gläſer lag ein Herz, auch waren an den Gläſern Zettel angeklebt und Namen darauf geſchrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F.; das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförſters; da waren ſechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werboffizieren, drei von Geldmäklern — kurz es war eine Sammlung der angeſehenſten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!“ ſprach Holländer-Michel, „dieſe alle haben des Lebens Aengſten und Sorgen weggeworfen, keines dieſer Herzen ſchlägt mehr ängſtlich und beſorgt, und ihre ehemaligen Beſitzer befinden ſich wohl dabei, daß ſie den unruhigen Gaſt aus dem Hauſe haben.

„Aber was tragen ſie denn jetzt dafür in der Bruſt?“ fragte Peter, den dies alles, was er geſehen, beinahe ſchwindeln machte.

„Dies,“ antwortete jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein ſteinernes Herz.

„So?“ erwiederte er und konnte ſich eines Schauers, der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelſtein? Aber, horch einmal, Herr Holländer-Michel, das muß doch gar kalt ſeyn in der Bruſt.“

„Freilich, aber ganz angenehm kühl; warum ſoll denn ein Herz warm ſeyn? im Winter nützt dir die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirſchgeiſt mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles ſchwül und heiß iſt, — du glaubſt nicht, wie dann ein ſolches Herz abkühlt; und wie geſagt, weder Angſt noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an ſolch ein Herz.“

„Und das iſt alles, was Ihr mir geben könnet,“ fragte Peter unmuthig, ich hoffte auf Geld und Ihr wollet mir einen Stein geben!“

„Nu, ich denke an hunderttauſend Gulden hätteſt du für's Erſte genug; wenn du es geſchickt umtreibſt, kannſt du bald ein Millionär werden.“

„Hunderttauſend!“ rief der arme Köhler freudig, „nun, ſo poche doch nicht ſo ungeſtüm in meiner Bruſt, wir werden bald fertig ſeyn miteinander. Gut, Michel, gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnet Ihr aus dem Gehäuſe nehmen.“

„Ich dachte es doch, daß du ein vernünftiger Burſche ſeyſt;“ antwortete der Holländer, freundlich lächelnd, komm, laß uns noch eins trinken und dann will ich das Geld auszahlen.“

So ſetzten ſie ſich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlen-Munk-Peter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Poſthorns, und ſiehe da, er ſaß in einem ſchönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er ſich aus dem Wagen bog, ſah er in blauer Ferne hinter ſich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es ſelbſt ſey, der in dieſem Wagen ſitze; denn auch ſeine Kleider waren gar nicht mehr dieſelben, die er geſtern getragen, aber er erinnerte ſich doch an alles ſo deutlich, daß er endlich ſein Nachſinnen aufgab und rief: „Der Kohlen-Munk-Peter bin ich, das iſt ausgemacht, und kein anderer!“ Er wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jetzt zum erſten Mal aus der ſtillen Heimath, aus den Wäldern, wo er ſo lange gelebt, auszog; ſelbſt nicht, als er an ſeine Mutter dachte, die jetzt wohl hülflos und im Elend ſaß, konnte er eine Thräne aus dem Auge preſſen oder nur ſeufzen; denn es war ihm alles ſo gleichgültig. „Ach freilich,“

ſagte er dann, „Thränen und Seufzer, Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer-Michel, — das meine iſt kalt und von Stein.“

Er legte ſeine Hand auf die Bruſt, und es war ganz ruhig dort und rührte ſich nichts; „wenn er mit den Hunderttauſenden ſo gut Wort hält, wie mit dem Herz, ſo ſoll es mich freuen,“ ſprach er und fing an, ſeinen Wagen zu unterſuchen. Er fand Kleidungsſtücke von aller Art, wie er ſie nur wünſchen konnte, aber kein Geld; endlich ſtieß er auf eine Taſche und fand viele tauſend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuſer in allen großen Städten. „Jetzt hab' ich's, wie ich's wollte,“ dachte er, ſetzte ſich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und ſchaute aus ſeinem Wagen links und rechts an den Häuſern hinauf, ſchaute, wenn er anhielt, nichts als den Schild ſeines Wirtshauſes an, lief dann in der Stadt umher und ließ ſich die ſchönſten Merkwürdigkeiten zeigen; aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Muſik, kein Tanz, ſein Herz von Stein nahm an nichts Antheil und ſeine Augen, ſeine Ohren waren abgeſtumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude am Eſſen und Trinken und der Schlaf, und ſo lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu ſeiner Unterhaltung ſpeiste und aus langer Weile ſchlief. Hie und da erinnerte er ſich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher geweſen ſey, als er noch arm war und arbeiten mußte, um ſein Leben zu friſten. Da hatte ihn jede ſchöne Ausſicht ins Thal, Muſik und

Geſang hatten ihn ergötzt, da hatte er ſich ſtundenlang auf die einfachſte Koſt, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen ſollte, gefreut. Wenn er ſo über die Vergangenheit nachdachte, ſo kam es ihm ganz ſonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und ſonſt hatte er über den kleinſten Scherz gelacht; wenn andere lachten, ſo verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber ſein Herz lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig ſey, aber zufrieden fühlte er ſich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, ſondern Oede, Ueberdruß, freudenloſes Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald ſeiner Heimath erblickte, als er zum erſten Mal wieder jene kräftigen Geſtalten, jene freundlichen treuen Geſichter der Schwarzwälder ſah, als ſein Ohr die heimathlichen Klänge, ſtark, tief, aber wohltönend, vernahm, da fühlte er ſchnell an ſein Herz, denn ſein Blut wallte ſtärker, und er glaubte, er müſſe ſich freuen und müſſe weinen zugleich, aber — wie konnte er nur ſo thöricht ſeyn, er hatte ja ein Herz von Stein, und Steine ſind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erſter Gang war zum Holländer-Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm; „Michel, ſagte er zu ihm, „gereist bin ich nun, und habe alles geſehen, iſt aber alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, Euer ſteinernes Ding, das ich in der Bruſt trage, ſchützt mich zwar vor manchem, ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es iſt mir, als wenn ich nur halb lebte.

Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder gebt mir lieber mein altes Herz; ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, ſo war es doch munter und ein fröhliches Herz.“

Der Waldgeiſt lachte grimmig und bitter. „Wenn du einmal todt biſt, Peter Munk,“ antwortete er, „dann ſoll es dir nicht fehlen, dann ſollſt du dein weiches rührbares Herz wieder haben, und du kannſt dann fühlen, was kommt, Freud' oder Leid; aber hier oben kann es nicht mehr dein werden! Doch, Peter, gereiſt biſt du wohl, aber, ſo wie du lebteſt, konnte es dir nichts nützen. Setze dich jetzt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat dir nur an Arbeit gefehlt; weil du müßig warſt hatteſt du Langeweile, und ſchiebſt jetzt alles auf dieſes unſchuldige Herz.“ Peter ſah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm ſich vor, reich und immer reicher zu werden; Michel ſchenkte ihm noch einmal hunderttauſend Gulden und entließ ihn als ſeinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlen-Munk-Peter oder Spielpeter ſey wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelſtab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er jetzt an einem Sonntag Nachmittag ſeinen erſten Einzug dort hielt, ſchüttelten ſie ihm die Hand, lobten ſein Pferd, fragten nach ſeiner Reiſe, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler ſpielte, ſtand er in der Achtung ſo hoch, als je. Er trieb jetzt aber nicht mehr das Glashandwerk, ſondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeſchäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach ſchuldig, aber er lieh Geld nur auf zehn Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann ſtand er jetzt in enger Freundſchaft, und wenn einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, ſo ritt der Amtmann mit ſeinen Schergen heraus, ſchätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dies dem reichen Peter einige Unluſt, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweiſe ſeine Thüre, die Männer flehten um Nachſicht, die Weiber ſuchten das ſteinerne Herz zu erweichen und die Kinder winſelten um ein Stücklein Brod; aber als er ſich ein paar tüchtige Fleiſcherhunde angeſchafft hatte, hörte dieſe Katzenmuſik, wie er es nannte, bald auf; er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flohen ſchreiend auseinander. Am meiſten Beſchwerde machte ihm das „alte Weib;“ das war aber niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgeſehen; da kam ſie nun zuweilen, alt, ſchwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus; hinein wagte ſie ſich nimmer, denn er hatte ſie einmal weggejagt; aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menſchen leben zu müſſen, da der eigene Sohn ihr ein ſorgenloſes Alter hätte bereiten können. Aber das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken ausgeſtreckten Hand, von der hinfälligen Geſtalt; mürriſch zog er, wenn ſie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbätzner heraus, ſchlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn ſie dankte und wünſchte, es möge ihm wohlgehen auf Erden, er hörte ſie hüſtelnd von der Thüre ſchleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder ſechs Batzen umſonſt ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne ſeine Tochter geben werde; aber er war ſchwierig in ſeiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin ſein Glück und ſeinen Verſtand preiſen ſollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, ſchaute hier, ſchaute dort, und keine der ſchönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm ſchön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umſonſt nach der Schönſten ausgeſchaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönſte und Tugendſamſte im ganzen Wald ſey eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe ſtill und für ſich, beſorge geſchickt und emſig ihres Vaters Haus und laſſe ſich nie auf dem Tanzboden ſehen, nicht einmal zu Pfingſten oder Kirmeß. Als Peter von dieſem Wunder des Schwarzwalds hörte, beſchloß er, um ſie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der ſchönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erſtaunte noch mehr, als er hörte, es ſey dies der reiche Herr Peter und er wolle ſein Schwiegerſohn werden. Er beſann ſich auch nicht lange, denn er meinte, all ſeine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, ſagte zu, ohne die ſchöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war ſo folgſam, daß ſie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht ſo gut, als ſie ſich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hausweſen wohl zu verſtehen, aber ſie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen; ſie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte ſie, es ſey keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; als aber Herr Peter dies eines Tages merkte, ſprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verſchleuderſt du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Haſt du was mitgebracht ins Haus, das du wegſchenken könnteſt? Mit deines Vaters Bettelſtab kann man keine Suppe wärmen, und wirfſt das Geld aus, wie eine Fürſtin. Noch einmal laß dich betreten, ſo ſollſt du meine Hand fühlen!“ Die ſchöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und ſie wünſchte oft, lieber daheim zu ſeyn in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen hartherzigen Peter zu hauſen. Ach, hätte ſie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder ſie noch irgend einen Menſchen lieben könnte, ſo hätte ſie ſich wohl nicht gewundert. So oft ſie aber jetzt unter der Thüre ſaß und es ging ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut und hub an ſeinen Spruch, ſo drückte ſie die Augen zu, das Elend nicht zu ſchauen, ſie ballte die Hand feſter, damit ſie nicht unwillkürlich in die Taſche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die ſchöne Lisbeth im ganzen Wald verſchrien wurde, und es hieß, ſie ſey noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages ſaß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und ſpann und murmelte ein Liedchen dazu; denn ſie war munter, weil es ſchönes Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen ſchweren Sack, und ſie hört ihn ſchon von weitem keuchen. Theilnehmend ſieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem ſo alten kleinen Mann ſollte man nicht mehr ſo ſchwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zuſammen. „Ach habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Waſſer,“ ſprach das Männlein, „ich kann nicht weiter, muß elend verſchmachten.“

„Aber Ihr ſolltet in Eurem Alter nicht mehr ſo ſchwer tragen,“ ſagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu friſten,“ antwortete er; „ach ſo eine reiche Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein friſcher Trunk bei ſolcher Hitze.“

Als ſie dies hörte, eilte ſie ins Haus, nahm einen Krug vom Geſims und füllte ihn mit Waſſer; doch als ſie zurückkehrte, und nur noch wenige Schritte von ihm war, und das Männlein ſah, wie es ſo elend und verkümmert auf dem Sack ſaß, da fühlte ſie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hauſe ſey, und ſo ſtellte ſie den Waſſerkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch beſſer frommen, als Waſſer, da Ihr ſchon ſo gar alt ſeyd,“ ſprach ſie, „aber trinket nicht zu haſtig und eſſet auch Brod dazu.“

Das Männlein ſah ſie ſtaunend an, bis große Thränen in ſeinen alten Augen ſtanden; er trank und ſprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menſchen geſehen, die ſo mitleidig wären, und ihre Gaben ſo ſchön und herzig zu ſpenden wüßten, wie Ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; ſolch ein Herz bleibt nicht unbelohnt.“

„Nein, und den Lohn ſoll ſie zur Stelle haben!“ ſchrie eine ſchreckliche Stimme, und als ſie ſich umſahen, war es Herr Peter mit blutrothem Geſicht.

„Und ſogar meinen Ehrenwein gießeſt du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibſt du an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!“ Frau Lisbeth ſtürzte zu ſeinen Füßen und bat um Verzeihung; aber das ſteinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitſche um, die er in der Hand hielt und ſchlug ſie mit dem Handgriff von Ebenholz ſo heftig vor die ſchöne Stirne, daß ſie leblos dem alten Mann in die Arme ſank. Als er dies ſah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte ſich herab, zu ſchauen, ob noch Leben in ihr ſey, aber das Männlein ſprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib dir keine Mühe, Kohlen-Peter! es war die ſchönſte und lieblichſte Blume im Schwarzwald, aber du haſt ſie zertreten und nie mehr wird ſie wieder blühen.“

Da wich alles Blut aus Peters Wangen und er ſprach: „Alſo Ihr ſeyd es, Herr Schatzhauſer? Nun, was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und es hat wohl ſo kommen müſſen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder.“

„Elender!“ erwiederte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine ſterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdiſche Gerichte ſind es, die du zu fürchten haſt, ſondern andere und ſtrengere; denn du haſt deine Seele an den Böſen verkauft.“

„Und hab' ich mein Herz verkauft,“ ſchrie Peter, „ſo iſt niemand daran ſchuld, als du und deine betrügeriſchen Schätze! du tückiſcher Geiſt haſt mich ins Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem andern Hülfe ſuchte, und auf dir liegt die ganze Verantwortung.“ Aber kaum hatte er dies geſagt, ſo wuchs und ſchwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und ſeine Augen ſollen ſo groß geweſen ſeyn, wie Suppenteller, und ſein Mund war wie ein eingeheizter Backofen, und Flammen blitzten daraus hervor. Peter warf ſich auf die Knie, und ſein ſteinernes Herz ſchützte ihn nicht, daß nicht ſeine Glieder zitterten wie eine Eſpe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeiſt im Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten.

„Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte, „ich könnte dich zerſchmettern, wenn ich wollte, denn du haſt gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieſes todten Weibes willen, die mich geſpeiſt und gekränkt hat, gebe ich dir acht Tage Friſt. Bekehrſt du dich nicht zum Guten, ſo komme ich und zermalme dein Gebein, und du fährſt hin in deinen Sünden.“

Es war ſchon Abend, als einige Männer, die vorbei gingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen ſahen. Sie wandten ihn hin und her, und ſuchten, ob noch Athem in ihm ſey, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging einer in das Haus und brachte Waſſer herbei und beſprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, ſtöhnte und ſchlug die Augen auf, ſchaute lange um ſich her und fragte dann nach Frau Lisbeth; aber keiner hatte ſie geſehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, ſchlich in ſein Haus und ſchaute ſich um, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das, was er für einen ſchrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun ſo ganz allein war, da kamen ihm ſonderbare Gedanken; er fürchtete ſich vor nichts, denn ſein Herz war ja kalt, aber wenn er an den Tod ſeiner Frau dachte, kam ihm ſein eigenes Hinſcheiden in den Sinn, und wie belaſtet er dahin fahren werde, ſchwer belaſtet mit Thränen der Armen, mit tauſend ihrer Flüche, die ſein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er ſeine Hunde gehetzt, belaſtet mit der ſtillen Verzweiflung ſeiner Mutter, mit dem Blute der ſchönen guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenſchaft geben, wenn er käme und fragte: „wo iſt meine Tochter, dein Weib?“ Wie wollte er einem andern Frage ſtehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menſchen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer ſüßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, ſchaff dir ein wärmeres Herz!“ und wenn er erwacht war, ſchloß er doch ſchnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth ſeyn, die ihm dieſe Warnung zurief. Den andern Tag ging er ins Wirthshaus, um ſeine Gedanken zu zerſtreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er ſetzte ſich zu ihm, ſie ſprachen dies und jenes, vom ſchönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer ſo ſchnell geſtorben ſey. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher ſeyn werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Alſo begrabt man das Herz auch?“ fragte Peter geſpannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber einer ſein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Ezechiel ſah ihn bei dieſen Worten ſchrecklich an: „was willſt du damit ſagen? willſt du mich foppen? Meinſt du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, ſo feſt wie Stein;“ erwiederte Peter.

Ezechiel ſah ihn verwundert an, ſchaute ſich um, ob es niemand gehört habe, und ſprach dann: „Woher weißt du es? Pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr?“

„Pocht nicht mehr, wenigſtens nicht hier in meiner Bruſt!“ antwortete Peter Munk. „Aber ſag mir, da du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unſeren Herzen?“

„Was kümmert dich dies, Geſell?“ fragte Ezechiel lachend, „haſt ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das iſt ja gerade das Bequeme in unſern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor ſolchen Gedanken.“

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, ſo weiß ich doch wohl noch, wie ſehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unſchuldiger Knabe war.“

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen,“ ſagte Ezechiel. „Hab mal einen Schulmeiſter darüber gefragt, der ſagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie ſchwer ſie ſich verſündiget hätten. Die leichten ſteigen auf, die ſchweren ſinken hinab, und ich denke, unſere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich!“ erwiederte Peter, „und es iſt mir oft ſelbſt unbequem, daß mein Herz ſo theilnahmlos und ganz gleichgültig iſt, wenn ich an ſolche Dinge denke.“

So ſprachen ſie; aber in der nächſten Nacht hörte er fünf oder ſechsmal die bekannte Stimme in ſein Ohr liſpeln: „Peter, ſchaff’ dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand keine Reue, daß er ſie getödtet, aber wenn er dem Geſinde ſagte, ſeine Frau ſey verreiſt, ſo dachte er immer dabei: „wohin mag ſie wohl gereiſt ſeyn?“ Sechs Tage hatte er es ſo getrieben, und immer hörte er Nachts dieſe Stimme, und immer dachte er an den Waldgeiſt und ſeine ſchreckliche Drohung; aber am ſiebenten Morgen ſprang er auf von ſeinem Lager und rief: „nun ja, will ſehen, ob ich mir ein wärmeres ſchaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Bruſt macht mir das Leben nur langweilig und öde.“ Er zog ſchnell ſeinen Sonntagsſtaat an, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter ſtanden, ſaß er ab, band ſein Pferd an und ging ſchnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne ſtand, hub er ſeinen Spruch an:

„Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt viele hundert Jahre alt,
Dein iſt all Land, wo Tannen ſtehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern ſehn.“

Da kam das Glasmännlein hervor; aber nicht freundlich und traulich, wie ſonſt, ſondern düſter und traurig; es hatte ein Röcklein an von ſchwarzem Glas und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willſt du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunſch, Herr Schatzhauſer!“ antwortete Peter mit niedergeſchlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünſchen?“ ſagte jener, „du haſt alles, was du für deinen ſchlechten Sinn bedarfſt, und ich werde ſchwerlich deinen Wunſch erfüllen.“

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünſche zugeſagt; einen hab ich immer noch übrig.“

„Doch kann ich ihn verſagen, wenn er thöricht iſt,“ fuhr der Waldgeiſt fort; „aber wohlan, ich will hören, was du willſt?“

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz,“ ſprach Peter.

„Hab ich den Handel mit dir gemacht?“ fragte das Glasmännlein, „bin ich der Holländer-Michel, der Reichthum und kalte Herzen ſchenkt? Dort, bei ihm mußt du dein Herz ſuchen?“

„Ach, er gibt es mir nimmer zurück,“ antwortete Peter traurig.

„Du dauerſt mich, ſo ſchlecht du auch biſt,“ ſprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunſch nicht thöricht iſt, ſo kann ich dir wenigſtens meine Hülfe nicht verſagen. So höre: dein Herz kannſt du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch Liſt, und es wird vielleicht nicht ſchwer halten, denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er ſich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin und thue, wie ich dir heiße.“ Und nun unterrichtete er ihn in allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er dir nicht ſchaden, und er wird dich frei laſſen, wenn du ihm dies vorhalten und dazu beten wirſt. Und haſt du dann, was du verlangt haſt, erhalten, ſo komm wieder zu mir an dieſen Ort.“

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte ſich alle Worte ins Gedächtniß, und ging weiter nach Holländer-Michels Behauſung. Er rief dreimal ſeinen Namen und alſobald ſtand der Rieſe vor ihm. „Du haſt dein Weib erſchlagen?“ fragte er ihn mit ſchrecklichem Lachen, „hätt' es auch ſo gemacht, ſie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber du wirſt auf einige Zeit außer Landes gehen müſſen, denn es wird Lärm machen, wenn man ſie nicht findet; und du brauchſt wohl Geld und kommſt, um es zu holen.

„Du haſt's errathen,“ erwiederte Peter, „und nur recht viel diesmal, denn nach Amerika iſt's weit.“

Michel ging voran und brachte ihn in ſeine Hütte, dort ſchloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es ſo auf den Tiſch hin zählte, ſprach Peter: „du biſt ein loſer Vogel, Michel, daß du mich belogen haſt, ich hätte einen Stein in der Bruſt, und du habeſt mein Herz!“

„Und iſt es denn nicht ſo?“ fragte Michel ſtaunend, „fühlſt du denn dein Herz? iſt es nicht kalt wie Eis? Haſt du Furcht oder Gram, kann dich etwas reuen?“

„Du haſt mein Herz nur ſtille ſtehen laſſen, aber ich hab' es noch wie ſonſt in meiner Bruſt und Ezechiel auch, der hat es mir geſagt, daß du uns angelogen haſt; du biſt nicht der Mann dazu, der einem das Herz ſo unbemerkt und ohne Gefahr aus der Bruſt reißen könnte; da müßteſt du zaubern können.“

„Aber ich verſichere dich,“ rief Michel unmuthig, „du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir gehalten, haben ſolche kalte Herzen wie du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer.“

„Ei, wie dir das Lügen von der Zunge geht!“ lachte Peter. „Das mach' du einem andern weiß. Meinſt du, ich habe auf meinen Reiſen nicht ſolche Kunſtſtücke zu Dutzenden geſehen? Aus Wachs nachgeahmt ſind deine Herzen hier in der Kammer. Du biſt ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannſt du nicht.“

Da ergrimmte der Rieſe und riß die Kammerthüre auf. „Komm herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, ſchau, das iſt Peter Munks Herz! ſiehſt du, wie es zuckt? kann man das auch aus Wachs machen.“

„Und doch iſt es aus Wachs,“ antwortete Peter. „So ſchlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Bruſt. Nein, zaubern kannſt du nicht!“

„Aber ich will es dir beweiſen!“ rief jener ärgerlich, „du ſollſt es ſelbſt fühlen, daß dies dein Herz iſt.“ Er nahm es, riß Peters Wamms auf und nahm einen Stein aus ſeiner Bruſt und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an und ſetzte es behutſam an ſeine Stelle, und alſobald fühlte Peter wie es pochte, und er konnte ſich wieder darüber freuen.

„Wie iſt es dir jetzt?“ fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, du haſt doch Recht gehabt,“ antwortete Peter, indem er behutſam ſein Kreuzlein aus der Taſche zog. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!“

„Nicht wahr? und zaubern kann ich, das ſiehſt du; aber komm, jetzt will ich dir den Stein wieder hinein ſetzen.“

„Gemach, Herr Michel!“ rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuſe, und diesmal biſt du der Betrogene.“ Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kliener, fiel nieder und wand ſich hin und her wie ein Wurm, und ächzte und ſtöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkſtatt eines Urmachers. Peter aber fürchtete ſich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angſt getrieben, die Felſenwand hinan; denn er hörte, daß Michel ſich aufraffte, ſtampfte und tobte, und ihm ſchreckliche Flüche nachſchickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein ſchreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerſchmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber ſah er mit Entſetzen auf ſein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den ſchönen Wald zerſplitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, ſein ſchönes gutes Weib, das er aus Geiz gemordet; er kam ſich ſelbſt wie der Auswurf der Menſchen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauſer ſaß unter dem Tannenbaum und rauchte aus ſeiner kleinen Pfeife, doch ſah er munterer aus, als zuvor. „Warum weinſt du, Kohlen-Peter?“

fragte er, „haſt du dein Herz nicht erhalten? liegt noch das kalte in deiner Bruſt?“

„Ach Herr!“ ſeufzte Peter, „als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren ſo trocken, als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und, Ihr wißt es ja ſelbſt — wie meine Peitſche auf ihre ſchöne Stirne fiel.“

„Peter, du warſt ein großer Sünder!“ ſprach das Männlein. „Das Geld und der Müſſiggang haben dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue verſöhnt, und wenn ich nur wüßte, daß dir dein Leben recht leid thut, ſo könnte ich ſchon noch was für dich thun.“

„Will nichts mehr,“ antwortete Peter und ließ traurig ſein Haupt ſinken. „Mit mir iſt es aus! kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen! was ſoll ich ſo allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab' ich ſie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau? Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schatzhauſer, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende.“

„Gut,“ erwiederte das Männlein, „wenn du nicht anders willſt, ſo kannſt du es haben; meine Axt hab' ich bei der Hand.“ Er nahm ganz ruhig ſein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und ſteckte es ein. Dann ſtand er langſam auf und ging hinter die Tanne, Peter aber ſetzte ſich weinend ins Gras, ſein Leben war ihm nichts mehr, und er erwartete geduldig den Todesſtreich. Nach einiger Zeit hörte er leiſe Tritte hinter ſich und dachte: „jetzt wird er kommen.“

„Schau dich noch einmal um, Peter Munk!“ rief das Männlein. Er wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſchaute ſich um, und ſah — ſeine Mutter und Lisbeth, ſeine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da ſprang er freudig auf: „So biſt du nicht todt, Lisbeth? und auch Ihr ſeyd da, Mutter, und habt mir vergeben?“

„Sie wollen dir verzeihen,“ ſprach das Glasmännlein, „weil du wahre Reue fühlſt und alles ſoll vergeſſen ſeyn. Zieh jetzt heim in deines Vaters Hütte und ſey ein Köhler, wie zuvor; biſt du brav und bieder, ſo wirſt du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten, als wenn du zehn Tonnen Goldes hätteſt.“ So ſprach das Glasmännlein und nahm Abſchied von ihnen.

Die drei lobten und ſegneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters ſtand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all ſeinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg und der große Verluſt bekümmerte ſie nicht.

Aber wie ſtaunten ſie, als ſie an die Hütte kamen! Sie war zu einem ſchönen Bauerhaus geworden, und alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie ſchön!“ ſagte Frau Lisbeth, „und hier iſt mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Geſinde.“

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb ſein Handwerk unverdroſſen, und ſo kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angeſehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte ſeine Mutter und gab den Armen, die an ſeine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem ſchönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und ſagte ſein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte ſich nicht. „Herr Schatzhauſer,“ rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts anders als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!“ Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windſtoß ſauste durch die Tannen und warf einige Tannenzapfen herab ins Gras. „So will ich dies zum Andenken mitnehmen, weil Ihr Euch doch nicht ſehen laſſen wollet!“ rief Peter, ſteckte die Zapfen in die Taſche und ging nach Hauſe; aber als er zu Hauſe das Sonntagswamms auszog und ſeine Mutter die Taſchen umwandte und das Wamms in den Kaſten legen wollte, da fielen vier ſtattliche Geldrollen heraus, und als man ſie öffnete, waren es lauter gute neue badiſche Thaler und kein einziger falſcher darunter. Und das war das Pathengeſchenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten ſie ſtill und unverdroſſen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk ſchon graue Haare hatte, ſagte er: „es iſt doch beſſer, zufrieden zu ſeyn mit Wenigem, als Geld und Güter haben, und ein kaltes Herz."

Es mochten ſchon etwa fünf Tage vergangen ſeyn, während Felix, der Jäger und der Student noch immer unter den Räubern gefangen ſaßen. Sie wurden zwar von dem Hauptmann und ſeinen Untergebenen gut behandelt, aber dennoch ſehnten ſie ſich nach Befreiung, denn je mehr die Zeit fortrückte, deſto höher ſtieg auch ihre Angſt vor Entdeckung. Am Abend des fünften Tages erklärte der Jäger ſeinen Leidensgenoſſen, daß er entſchloſſen ſey, in dieſer Nacht loszubrechen, und wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte. Er munterte ſeine Gefährten zu gleichem Entſchluß auf und zeigte ihnen, wie ſie ihre Flucht ins Werk ſetzen könnten. „Den, der uns zunächſt ſteht, nehme ich auf mich; es iſt Nothwehr und Noth kennt kein Gebot, er muß ſterben.

„Sterben?" rief Felix entſetzt, „Ihr wollt ihn todtſchlagen?"

„Das bin ich feſt entſchloſſen, wenn es darauf ankommt, zwei Menſchenleben zu retten. Wiſſet, daß ich die Räuber mit beſorglicher Miene habe flüſtern hören, im Wald werde nach ihnen geſtreift, und die alten Weiber verriethen in ihrem Zorn die böſe Abſicht der Bande, ſie ſchimpften auf uns, und gaben zu verſtehen, wenn die Räuber angegriffen würden, ſo müßten wir ohne Gnade ſterben."

„Gott im Himmel!" rief der Jüngling entſetzt und verbarg ſein Geſicht in die Hände.

„Noch haben ſie uns das Meſſer nicht an die Kehle geſetzt,“ fuhr der Jäger fort; „drum laßt uns ihnen zuvorkommen. Wenn es dunkel iſt, ſchleiche ich auf die nächſte Wache zu; ſie wird anrufen; ich werde ihm zuflüſtern, die Gräfin ſey plötzlich ſehr krank geworden, und indem er ſich umſieht, ſtoße ich ihn nieder. Dann hole ich Euch ab, junger Mann, und der zweite kann uns eben ſo wenig entgehen, und beim dritten haben wir zu drei leichtes Spiel.“ —

Der Jäger ſah bei dieſen Worten ſchrecklich aus, daß Felix ſich vor ihm fürchtete. Er wollte ihn bereden, von dieſem blutigen Gedanken abzuſtehen, als die Thüre der Hütte leiſe aufging und ſchnell eine Geſtalt hereinſchlüpfte. Es war der Hauptmann. Behutſam ſchloß er wieder zu und winkte den Gefangenen, ſich ruhig zu verhalten. Er ſetzte ſich neben Felix nieder und ſprach:

„Frau Gräfin, Ihr ſeyd in einer ſchlimmen Lage. Euer Herr Gemahl hat nicht Wort gehalten, er hat nicht nur das Löſegeld nicht geſchickt, ſondern er hat auch die Regierungen umher aufgeboten; bewaffnete Mannſchaft ſtreift von allen Seiten durch den Wald, um mich und meine Leute aufzuheben. Ich habe Eurem Gemahl gedroht, Euch zu tödten, wenn er Miene mache, uns anzugreifen; doch es muß ihm entweder an Eurem Leben wenig liegen, oder er traut unſern Schwüren nicht. Euer Leben iſt in unſerer Hand, iſt nach unſern Geſetzen verwirkt. Was wollet Ihr dagegen einwenden?“

Beſtürzt ſahen die Gefangenen vor ſich nieder, ſie wußten nicht zu antworten, denn Felix erkannte wohl, daß ihn das Geſtändniß über ſeine Verkleidung nur noch mehr in Gefahr ſetzen könnte.

„Es iſt mir unmöglich,“ fuhr der Hauptmann fort, „eine Dame, die meine vollkommene Achtung hat, alſo in Gefahr zu ſetzen. Darum will ich Euch einen Vorſchlag zur Rettung machen, es iſt der einzige Ausweg, der Euch übrig bleibt: Ich will mit Euch entfliehen.“

Erſtaunt, überraſcht blickten ihn alle an; er aber ſprach weiter: „die Mehrzahl meiner Geſellen iſt entſchloſſen, ſich nach Italien zu ziehen und unter einer weit verbreiteten Bande Dienſte zu nehmen. Mir für meinen Theil behagt es nicht, unter einem andern zu dienen, und darum werde ich keine gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machen. Wenn Ihr mir nun Euer Wort geben wollet, Frau Gräfin, für mich gut zu ſprechen, Eure mächtigen Verbindungen zu meinem Schutze anzuwenden, ſo kann ich Euch noch frei machen, ehe es zu ſpät iſt.“

Felix ſchwieg verlegen; ſein redliches Herz ſträubte ſich, den Mann, der ihm das Leben retten wollte, gefliſſentlich einer Gefahr auszuſetzen, vor welcher er ihn nachher nicht ſchützen könnte. Als er noch immer ſchwieg, fuhr der Hauptmann fort: „Man ſucht gegenwärtig überall Soldaten; ich will mit dem geringſten Dienſt zufrieden ſeyn. Ich weiß, daß Ihr viel vermöget, aber ich will ja nichts weiter, als Euer Verſprechen, etwas für mich in dieſer Sache zu thun.“

„Nun denn,“ antwortete Felix mit niedergeſchlagenen Augen, „ich verſpreche Euch, was ich thun kann, was in meinen Kräften ſteht, anzuwenden, um Euch nützlich zu ſeyn. Liegt doch, wie es Euch auch ergehe, ein Troſt für mich darin, daß Ihr dieſem Räuberleben Euch ſelbſt freiwillig entzogen habt.“

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieſer gütigen Dame, flüſterte ihr noch zu, ſich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann eben ſo vorſichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefangenen athmeten freier, als er hinweggegangen war, „Wahrlich!“ rief der Jäger, „dem hat Gott das Herz gelenkt! wie wunderbar ſollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen laſſen, daß in der Welt noch etwas dergleichen geſchehen könnte, und daß mir ein ſolches Abenteuer begegnen ſollte?“

„Wunderbar, allerdings!“ erwiederte Felix, „aber habe ich auch recht gethan, dieſen Mann zu betrügen? Was kann ihm mein Schutz frommen? ſaget ſelbſt, Jäger, heißt es ihn nicht an den Galgen locken, wenn ich ihm nicht geſtehe, wer ich bin?“

„Ei, wie mögt Ihr ſolche Skrupel haben, lieber Junge!“ entgegnete der Student, „nachdem Ihr Eure Rolle ſo meiſterhaft geſpielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängſtigen, das iſt nichts anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angeſehene Frau ſchändlicher Weiſe von der Straße hinwegführen zu wollen, und wäret Ihr nicht geweſen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin ſtünde? Nein, Ihr habt nicht unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten ſich einen Stein im Brett gewinnen, wenn er, das Haupt dieſes Geſindels, ſich ſelbſt ausliefert.“

Dieſer letztere Gedanke tröſtete den jungen Goldſchmied. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Beſorgniß über das Gelingen des Planes durchlebten ſie die nächſten Stunden. Es war ſchon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und ſprach: „Frau Gräfin, um unſere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig dieſe Männerkleidung anlegen. Machet Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marſch an.“ Nach dieſen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung,“ rief er, „und ich wollte ſchwören, dieſe ſteht Euch noch beſſer als die erſte!“

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübſches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem er ſich gerüſtet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu, er legte ſie zu einem kleinen Bündel zuſammen und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, ſie ihm zu ſchenken, und ſie dann ſein ganzes Leben hindurch zum Andenken an dieſe merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollſtändig bewaffnet und brachte dem Jäger die Büchſe, die man ihm abgenommen und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirſchfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen. Es war ein Glück für die drei, daß es ſehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix dieſe Waffe empfing, dem Räuber ſeinen wahren Stand verrathen können. Als ſie behutſam aus der Hütte getreten waren, bemerkte der Jäger, daß der gewöhnliche Poſten an der Hütte diesmal nicht beſetzt ſey. So war es möglich, daß ſie unbemerkt an den Hütten vorbeiſchleichen konnten, doch ſchlug der Hauptmann nicht den gewöhnlichen Pfad ein, der aus der Schlucht in den Wald hinaufführte, ſondern er näherte ſich einem Felſen, der ganz ſenkrecht, und wie es ſchien, unzugänglich vor ihnen lag. Als ſie dort angekommen waren, machte der Hauptmann auf eine Strickleiter aufmerkſam, die an dem Felſen herabgeſpannt war. Er warf ſeine Büchſe auf den Rücken und ſtieg zuerſt hinan, dann rief er der Gräfin zu, ihm zu folgen, und bot ihr die Hand zur Hülfe, der Jäger ſtieg zuletzt herauf. Hinter dieſem Felſen zeigte ſich ein Fußpfad, den ſie einſchlugen und raſch vorwärts gingen.

„Dieſer Fußpfad,“ ſprach der Hauptmann, „führt nach der Aſchaffenburger Straße. Dorthin wollen wir uns begeben, denn ich habe genau erfahren, daß Ihr Gemahl, der Graf, ſich gegenwärtig dort aufhält.“

Schweigend zogen ſie weiter; der Räuber immer voran, die drei andern dicht hinter ihm. Nach drei Stunden hielten ſie an; der Hauptmann lud Felix ein, ſich auf einen Baumſtamm zu ſetzen, um auszuruhen. Er zog Brod, eine Feldflaſche mit altem Wein hervor und bot es den Ermüdeten an. „Ich glaube, wir werden, ehe eine Stunde vergeht, auf den Cordon ſtoßen, den das Militär durch den Wald gezogen hat. In dieſem Fall bitte ich Sie, mit dem Anführer der

Soldaten zu ſprechen und gute Behandlung für mich zu verlangen.“

Felix ſagte auch dies zu, obwohl er ſich von ſeiner Fürſprache geringen Erfolg verſprach. Sie ruhten noch eine halbe Stunde und brachen dann auf. Sie mochten etwa wieder eine Stunde gegangen ſeyn und näherten ſich ſchon der Landſtraße; der Tag fing an heraufzukommen, und die Dämmerung verbreitete ſich ſchon im Wald, als ihre Schritte plötzlich durch ein lautes: „Halt! Steht!“ gefeſſelt wurden. Sie hielten, und fünf Soldaten rückten gegen ſie vor und bedeuteten ihnen, ſie müßten folgen und vor dem kommandirenden Major ſich über ihre Reiſe ausweiſen. Als ſie noch etwa fünfzig Schritte gegangen waren, ſahen ſie links und rechts im Gebüſch Gewehre blitzen, eine große Schaar ſchien den Wald beſetzt zu haben. Der Major ſaß mit mehreren Offizieren und andern Männern unter einer Eiche. Als die Gefangenen vor ihn gebracht wurden und er eben anfangen wollte, ſie zu examiniren über das „woher“ und „wohin,“ ſprang einer der Männer auf und rief: „Mein Gott, was ſehe ich, das iſt ja Gottfried, unſer Jäger!“ „Ja wohl, Herr Amtmann!“ antwortete der Jäger mit freudiger Stimme, „da bin ich, und wunderbar gerettet aus der Hand des ſchlechten Geſindels.“

Die Offiziere erſtaunten, ihn hier zu ſehen, der Jäger aber bat den Major und den Amtmann, mit ihm auf die Seite zu treten, und erzählte in kurzen Worten, wie ſie gerettet worden und wer der vierte ſey, welcher ſie begleitete.

Erfreut über dieſe Nachricht, traf der Major ſogleich ſeine Maßregeln, den wichtigen Gefangenen weiter transportiren zu laſſen, den jungen Goldſchmied aber führte er zu ſeinen Kameraden, ſtellte ihn als den heldenmüthigen Jüngling vor, der die Gräfin durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart gerettet habe, und alle ſchüttelten Felix freudig die Hand, lobten ihn und konnten nicht ſatt werden, ſich von ihm und den andern ihre Schickſale erzählen zu laſſen.

Indeſſen war es völlig Tag geworden. Der Major beſchloß, die Befreiten ſelbſt bis in die Stadt zu begleiten; er ging mit ihnen und dem Amtmann der Gräfin in das nächſte Dorf, wo ſein Wagen ſtand, und dort mußte ſich Felix zu ihm in den Wagen ſetzen; der Jäger, der Student, der Amtmann und viele andere Leute ritten vor und hinter ihnen, und ſo zogen ſie im Triumph der Stadt zu. Wie ein Lauffeuer hatte ſich das Gerücht von dem Ueberfall in der Waldſchenke, von der Aufopferung des jungen Goldarbeiters in der Gegend verbreitet, und eben ſo reißend ging jetzt die Sage von ſeiner Befreiung von Mund zu Mund. Es war daher nicht zu verwundern, daß in der Stadt, wohin ſie zogen, die Straßen gedrängt voll Menſchen ſtanden, die den jungen Helden ſehen wollten. Alles drängte ſich zu, als der Wagen langſam hereinfuhr. „Das iſt er!“ riefen ſie, „ſeht ihr ihn dort im Wagen neben dem Offizier; es lebe der brave Goldſchmiedsjunge!“ und ein tauſendſtimmiges „Hoch!“ füllte die Lüfte.

Felix war beſchämt, gerührt von der rauſchenden Freude der Menge. Aber noch ein rührenderer Anblick ſtand ihm auf dem Rathhauſe der Stadt bevor. Ein Mann von mittleren Jahren, in reichen Kleidern, empfing ihn an der Treppe und umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „Wie kann ich dir vergelten, mein Sohn!“ rief er, „du haſt mir viel gegeben, als ich nahe daran war, unendlich viel zu verlieren! du haſt mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter gerettet, denn ihr zartes Leben hätte die Schrecken einer ſolchen Gefangenſchaft nicht ertragen.“ Es war der Gemahl der Gräfin, der dieſe Worte ſprach. So ſehr ſich Felix ſträuben mochte, einen Lohn für ſeine Aufopferung zu beſtimmen, ſo unerbittlich ſchien der Graf darauf beſtehen zu wollen. Da fiel dem Jüngling das unglückliche Schickſal des Räuberhauptmanns ein; er erzählte, wie er ihn gerettet, wie dieſe Rettung eigentlich der Gräfin gegolten habe. Der Graf, gerührt nicht ſowohl von der Handlung des Hauptmanns, als von dem neuen Beweis einer edeln Uneigennützigkeit, den Felix durch die Wahl ſeiner Bitte ablegte, verſprach das Seinige zu thun, um den Räuber zu retten.

Noch an demſelben Tag aber führte der Graf, begleitet von dem wackern Jäger, den jungen Goldſchmied nach ſeinem Schloſſe, wo die Gräfin, noch immer beſorgt wegen des Schickſals des jungen Mannes, der ſich für ſie geopfert, ſehnſuchtsvoll auf Nachrichten wartete. Wer beſchreibt ihre Freude, als ihr Gemahl, den Retter an der Hand, in ihr Zimmer trat? Sie fand kein Ende, ihn zu befragen, ihm zu danken; ſie ließ ihre Kinder herbeibringen und zeigte ihnen den hochherzigen Jüngling, dem ihre Mutter ſo unendlich viel verdanke, und die Kleinen faßten ſeine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Verſicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebſte ſey, waren ihm die ſchönſte Entſchädigung für manchen Kummer, für die ſchlafloſen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die erſten Momente des frohen Wiederſehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welches Felix der Gräfin in der Waldſchenke überlaſſen hatte. „Hier iſt alles,“ ſprach ſie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es iſt der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu ſchlagen. Es ſteht Euch wieder zu Dienſten, doch will ich Euch den Vorſchlag machen, dieſe Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlaſſen, und zum Tauſch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Löſegeld für mich beſtimmten.“

Felix erſchrack über die Größe dieſes Geſchenkes; ſein edler Sinn ſträubte ſich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin,“ ſprach er bewegt, „ich kann dies nicht annehmen. Die Kleider ſollen Euer ſeyn, wie Ihr es befehlet; jedoch die Summe, von der Ihr ſprechet, kann ich nicht annehmen. Doch weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend etwas belohnen wollet, ſo erhaltet mir Eure Gnade ſtatt anderen Lohnes, und ſollte ich in den Fall kommen, Eurer Hülfe zu bedürfen, ſo dürft Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten werde.“ Noch lange drang man in den jungen Mann, aber nichts konnte ſeinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und ſchon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix ſich an das Geſchmeide erinnerte, das er im Gefühl ſo vieler freudigen Scenen ganz vergeſſen hatte.

„Halt!“ rief er, „nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das Uebrige iſt dann ganz und völlig Euer.“

„Schaltet nach Belieben,“ ſprach ſie; „obgleich ich gerne alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, ſo nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn ſo ſehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlaſſen möget?“

Der Jüngling hatte während dieſer Worte ſein Ränzchen geöffnet und ein Käſtchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein iſt, könnet Ihr alles haben,“ erwiederte er lächelnd, „doch dies gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es ſelbſt gefertigt und muß es ihr bringen. Es iſt ein Schmuck, gnädige Frau,“ fuhr er fort, indem er das Käſtchen öffnete und ihr hinbot; „ein Schmuck, an welchem ich mich ſelbſt verſucht habe.“

Sie nahm das Käſtchen; aber nachdem ſie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr ſie betroffen zurück.

„Wie? dieſe Steine!“ rief ſie, „und für Eure Pathin ſind ſie beſtimmt, ſagtet Ihr?“

„Ja wohl,“ antwortete Felix, „meine Frau Pathin hat mir die Steine geſchickt, ich habe ſie gefaßt und bin auf dem Wege, ſie ſelbſt zu überbringen.“

Gerührt ſah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen. „So biſt du Felix Perner aus Nürnberg?“ rief ſie.

„Ja wohl! aber woher wißt Ihr ſo ſchnell meinen Namen?“ fragte der Jüngling und ſah ſie beſtürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!“ ſprach ſie gerührt zu ihrem ſtaunenden Gemahl, „das iſt ja Felix, unſer Pathchen,“ der Sohn unſerer Kammerfrau Sabine! Felix! ich bin es ja, zu der du kommen wollteſt; ſo haſt du deine Pathin gerettet, ohne es zu wiſſen.“

„Wie? ſeyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die ſo viel an mir und meiner Mutter gethan? und dies iſt das Schloß Maienburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geſchick, das mich ſo wunderbar mit Euch zuſammentreffen ließ; ſo hab ich Euch doch durch die That, wenn auch in geringem Maaß, meine große Dankbarkeit bezeigen können!“

„Du haſt mehr an mir gethan,“ erwiederte ſie, als ich je an dir hätte thun können; doch ſo lange ich lebe will ich dir zu zeigen ſuchen, wie unendlich viel wir alle dir ſchuldig ſind. Mein Gatte ſoll dein Vater, meine Kinder deine Geſchwiſter, ich ſelbſt will deine treue Mutter ſeyn, und dieſer Schmuck, der dich zu mir führte in der Stunde der höchſten Noth, ſoll meine beſte Zierde werden, denn er wird mich immer an dich und deinen Edelmuth erinnern.“

So ſprach die Gräfin und hielt Wort. Sie unterſtützte den glücklichen Felix auf ſeinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam als ein geſchickter Arbeiter in ſeiner Kunſt, kaufte ſie ihm in Nürnberg ein Haus, richtete es vollſtändig ein, und ein nicht geringer Schmuck in ſeinem beſten Zimmer waren ſchön gemalte Bilder, welche die Scenen in der Waldſchenke und Felix Leben unter den Räubern vorſtellten.

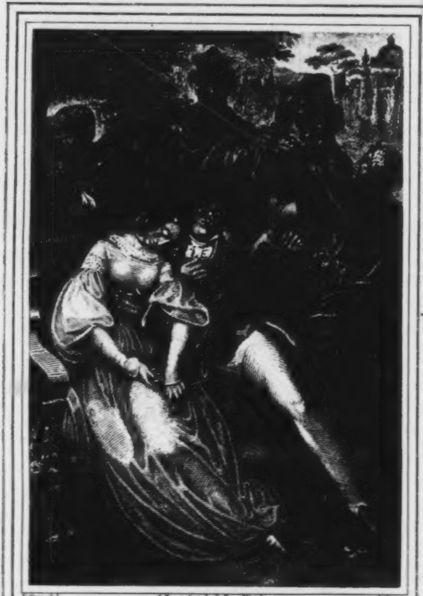
Dort lebte Felix als ein geſchickter Goldarbeiter, der Ruhm ſeiner Kunſt verband ſich mit der wunderbaren Sage von ſeinem Heldenmuth und verſchaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn ſie durch die ſchöne Stadt Nürnberg kamen, ließen ſich in die Werkſtatt des berühmten Meiſter Felix führen, um ihn zu ſehen, zu bewundern, wohl auch ein ſchönes Geſchmeide bei ihm zu beſtellen. Die angenehmſten Beſuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelſchmied, der Student und der Fuhrmann So oft der letztere von Würzburg nach Fürth fuhr, ſprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahr Geſchenke von der Gräſin, der Zirkelſchmied aber ließ ſich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meiſter Felix nieder. Eines Tages beſuchte ſie auch der Student. Er war indeſſen ein bedeutender Mann im Staat geworden, ſchämte ſich aber nicht, bei Meiſter Felix und dem Zirkelſchmied ein Abendeſſen zu verzehren. Sie erinnerten ſich an alle Scenen der Waldſchenke, und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder geſehen; er habe ſich gänzlich gebeſſert und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute ſich, als er dies hörte. Ohne dieſen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche

Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er ſich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und ſo geſchah es, daß der wackere Meiſter Goldſchmied nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Speſſart.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.



Fellner del. d. Kunst Anstalt v. Serz, Nürnberg J. Serz sc.

BERÜCKEN DES SATANS.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Sechster Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'ſchen Buchdruckerei.

Mittheilungen

aus den

Memoiren des Satan.

Erſter Theil.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Der Herausgeber macht eine intereſſante Bekanntſchaft.

Wer wie der Herausgeber und Ueberſetzer vorliegender merkwürdiger Aktenſtücke in den letzten Tagen des Septembers 1822 in Mainz war und in dem ſchönen Gaſthof zu den drei Reichskronen logirte, wird gewiß dieſe Tage nicht unter die verlorenen ſeines Lebens rechnen.

Es vereinigte ſich damals alles, um das Gaſthofleben, ſonſt nicht gerade das angenehmſte, das man führen kann, angenehm zu machen. Feine Weine, gute Tafel, ſchöne Zimmer hätte man auch ſonſt wohl dort gefunden, ſeltener, gewiß ſehr ſelten ſo ausgeſuchte Geſellſchaft. Ich erinnere mich nicht, jemals in meinem Leben, weder vor- noch nachher einen meiner damaligen Tiſch- und Hausgenoſſen geſehen zu haben, und dennoch ſchlang ſich in jenen glücklichen Tagen ein ſo zartes enges Band der Geſelligkeit um uns, wie ich es unter Fremden, deren keiner den andern kannte oder ſeine näheren Verhältniſſe zu wiſſen wünſchte, nie für möglich gehalten hätte.

Der ſchöne Herbſt von 1822, mit ſeiner erfreulichen Ausſicht, dieſer Herbſt, am Rhein genoſſen, mag allerdings zu dieſer ruhigen Heiterkeit des Gemüths, zu dieſem Hingeben jedes einzelnen für die Geſellſchaft beigetragen haben; aber nicht mit Unrecht glaube ich dieſe Erſcheinung einem ſonderbaren, mir nachher höchſt merkwürdigen Mann zuſchreiben zu müſſen.

Ich war ſchon beinahe anderthalb Tage in den drei Reichskronen vor Anker gelegen; hätte mich nicht ein Freund, den ich ſeit langen Jahren nicht geſehen hatte, auf den fünfundzwanzigſten oder dreißigſten beſtellt, ich wäre nicht mehr länger geblieben, denn die ſchrecklichſte Langeweile peinigte mich. Die Geſellſchaft im Hauſe war anſtändig, freundlich ſogar, aber kalt; man ließ einander an der Seite liegen, wenig bekümmert um das Wohl oder das Weh des Nachbars; wie man einander die ſchönen geſchmorten Fiſche, den feinen Braten oder die Salatière darzubieten habe, wußte jeder, „aber das Genie, ich meine den Geiſt,“ wies ſich nicht gehörig an der Tafel, noch weniger nachher aus.

Ich ſah eines Nachmittags aus meinem Fenſter auf den freien Platz vor dem Hotel herab, und dachte nach über meine Forderungen an die Menſchen überhaupt und an die Gaſthofmenſchen (worunter ich nicht Wirth und Kellner allein verſtand) insbeſondere, da raſſelte ein Reiſewagen über das Steinpflaſter der engen Seitenſtraße und hielt gerade unter meinem Fenſter.

Der geſchmackvolle Bau des Wagens ließ auf eine elegante Herrſchaft ſchließen; ſonderbar war es übrigens, daß weder auf dem Bock, noch hinten im Capriolet ein Diener ſaß, was doch eigentlich zu den vier Poſtpferden, mit welchen der Wagen beſpannt war, nothwendig gepaßt hätte.

„Vielleicht ein kranker Herr, den ſie aus dem Wagen tragen müſſen,“ dachte ich und richtete die Lorgnette genau auf die Hand des großen ſtattlichen Oberkellners, der den Schlag öffnete.

„Zimmer vakant?“ rief eine tiefe wohltönende Männerſtimme.

„So viele Euer Gnaden befehlen,“ war die Antwort des Giganten.

Eine große ſchlanke Geſtalt ſchlüpfte ſchnell aus dem Wagen und trat in die Halle.

„Nro. 12 und 13!“ rief die gebietende Stimme des Oberkellners, und Jean und Georg flogen im Wettlauf die Treppe hinan.

Die Wagenthüre war offen geblieben, aber noch immer wollte kein zweiter herausſteigen.

Der Oberkellner ſtand verwundert am Wagen, zweimal hatte er hineingeſehen und immer dabei mit dem Kopf geſchüttelt.

„Bſt, Herr Oberkellner, auf ein Wort!“ rief ich hinab, „wer war denn —“

„Werde gleich die Ehre haben,“ antwortete der Gefällige und trat bald darauf in mein Zimmer.

„Eine ſonderbare Erſcheinung,“ ſagte ich zu ihm; „ein ſchwerer Wagen mit vier Pferden und nur ein einzelner Herr ohne alle Bedienung.“

„Gegen alle Regel und Erfahrung,“ verſicherte jener, „ganz ſonderbar, ganz ſonderbar; jedoch der Poſtillon verſicherte, es ſey ein Guter, denn er gab immer zwei Thaler ſchon ſeit acht Stationen. Vielleicht ein Engländer von Profeſſion, die haben alle etwas Apartes.“

„Wiſſen ſie den Namen nicht?“ fragte ich neugieriger, als es ſich ſchickte.

„Wird erſt beim Souper auf die Schiefertafel geſchrieben,“ antwortete jener; „haben der Herr Doktor ſonſt noch etwas?“ —

Ich wußte zu meinem Verdruß im Augenblicke nichts; er ging und ließ mich mit meinen Conjekturen über den Einſamen im achtſitzigen Wagen allein.

Als ich Abends zur Tafel hinabging, ſchlüpfte der Kellner an mir vorüber, eine ungeheure Schiefertafel in der Hand. Er wurde mich kaum gewahr, als er in einer Hand ein Licht, in der andern die Tafel, vor mich hintrat, mir ſolche präſentirend.

„v. Natas, Particulier,“ ſtand aufgeſchrieben. „Hat er noch keine Bedienung?“ fragte ich.

„Nein,“ war die Antwort, „er hat zwei Lohnlakaien angenommen, die ihn aber weder aus- noch ankleiden dürfen.

Als ich in den Speiſeſaal trat, hatte ſich die Geſellſchaft ſchon niedergelaſſen, ich eilte ſtill an meinen Stuhl, gegenüber ſaß Herr v. Natas.

Hatte dieſer Mann ſchon vorher meine Neugierde erregt, ſo wurde er mir jetzt um ſo intereſſanter, da ich ihn in der Nähe ſah.

Das Geſicht war ſchön, aber bleich, Haar, Auge und der volle Bart von glänzendem Schwarz, die weißen Zähne, von den fein geſpaltenen Lippen oft enthüllt, wetteiferten mit dem Schnee der blendend weißen Wäſche. War er alt? war er jung? man konnte es nicht beſtimmen; denn bald ſchien ſein Geſicht mit ſeinem pikanten Lächeln, das ganz leiſe in dem Mundwinkel anfängt und wie ein Wölkchen um die fein gebogene Naſe zu dem muthwilligen Auge hinauf zieht, früh gereifte und unter dem Sturm der Leidenſchaften verblühte Jugend zu verrathen; bald glaubte man einen Mann von ſchon vorgerückten Jahren vor ſich zu haben, der durch eifriges Studium einer reichen Toilette ſich zu conſerviren weiß.

Es gibt Köpfe, Geſichter, die nur zu einer Körperform paſſen und ſonſt zu keiner andern. Man werfe mir nicht vor, daß es Sinnentäuſchung ſey, daß das Auge ſich ſchon zu ſehr an dieſe Form, wie ſie die Natur gegeben, gewöhnt habe, als daß es ſich eine andere Miſchung denken könnte. Dieſer Kopf konnte nie auf einem unterſetzten wohlbeleibten Körper ſitzen, er durfte nur die Krone einer hohen, ſchlanken, zart gebauten Geſtalt ſeyn. So war es auch, und die gedankenſchnelle Bewegung der Geſichtsmuskeln, wie ſie in leichtem Spott um den Mund, im tiefen Ernſt um die hohe Stirne ſpielen, drückte ſich auch in dem Körper durch die würdige, aber bequeme Haltung, durch die ſchnelle runde, beinahe zierliche Bewegung der Arme, überhaupt in dem leichten königlichen Anſtande des Mannes aus.

So war Herr von Natas, der mir gegenüber an der Abendtafel ſaß. Ich hatte während der erſten Gänge

Muße genug, dieſe Bemerkungen zu machen, ohne dem intereſſanten vis-à-vis durch neugieriges Anſtarren beſchwerlich zu fallen. Der neue Gaſt ſchien übrigens noch mehrere Beobachtungen zu veranlaſſen, denn von dem obern Ende der Tafel waren dieſen Abend die Brillen mehrerer Damen in immerwährender Bewegung, mich und meine Nachbarn hatten ſie über dem Mittageſſen höchſtens mit bloßem Auge gemuſtert.

Das Deſſert wurde aufgetragen, der Direktor der vorzüglichen Tafelmuſik ging umher, ſeinen wohlverdienten Lohn einzuſammeln. Er kam an den Fremden. Dieſer warf einen Thaler unter die kleine Münzenſammlung und flüſterte dem überraſchten Sammler etwas ins Ohr. Mit drei tiefen Bücklingen ſchien dieſer zu bejahen und zu verſprechen, und ſchritt eilig zu ſeiner Kapelle zurück. Die Inſtrumente wurden aufs neue geſtimmt.

Ich war geſpannt, was jener wohl gewählt haben könnte; der Direktor gab das Zeichen, und gleich in den erſten Takten erkannte ich die herrliche Polonaiſe von Oſinsky. Der Fremde lehnte ſich nachläſſig in ſeinen Stuhl zurück, er ſchien nur der Muſik zu gehören; aber bald bemerkte ich, daß das dunkle Auge unter den langen ſchwarzen Wimpern raſtlos umherlief, es war offenbar, er muſterte die Geſichter der Anweſenden, und den Eindruck, den die herrliche Polonaiſe auf ſie machte.

Wahrlich! dieſer Zug ſchien mir einen geübten Menſchenkenner zu verrathen. Zwar wäre der Schluß unrichtig, den man ſich aus der wärmern oder kältern Theilnahme an dem Reich der Töne auf die größere oder geringere Empfänglichkeit des Gemüths für das Schöne und Edle ziehen wollte; heult ja doch auch ſelbſt der Hund bei den ſanften Tönen der Flöte, das Pferd dagegen ſpitzt die Ohren bei dem muthigen Schmettern der Trompeten, ſtolzer hebt es den Nacken und ſein Tritt iſt feſter und ſtraffer.

Aber dennoch konnte man nichts Unterhaltenderes ſehen, als die Geſichter der verſchiedenen Perſonen bei den ſchönſten Stellen des Stückes; ich machte dem Fremden mein Kompliment über die glückliche Wahl dieſer Muſik, und ſchnell hatte ſich zwiſchen uns ein Geſpräch über die Wirkung der Muſik auf dieſe oder jene Charaktere entſponnen.

Die übrigen Gäſte hatten ſich indeſſen verlaufen, nur einige, die in der Ferne auf unſer Geſpräch gelauſcht hatten, rückten nach und nach näher. Mitternacht war herangekommen, ohne daß ich wußte wie; denn der Fremde hatte uns ſo tief in alle Verhältniſſe der Menſchen, in alle ihre Neigungen und Triebe hineinblicken laſſen, daß wir uns ſtille geſtehen mußten, nirgends ſo tiefgedachte, ſo überraſchende Schlüſſe gehört oder geleſen zu haben.

Von dieſem Abend an ging uns ein neues Leben in den drei Reichskronen auf. Es war als habe die Freude ſelbſt ihren Einzug bei uns gehalten, und feiere jetzt ihre heiligſten Feſttage; Gäſte, die ſich nie hätten einfallen laſſen, länger als eine Nacht hier zu bleiben, ſchloſſen ſich an den immer größer werdenden Zirkel an, und vergaßen, daß nſicuter Menſchen ſich befinden, die der Zufall aus allen Weltgegenden zuſammengeſchneit hatte. Und Natas, dieſes ſeltſame Weſen, war die Seele des Ganzen. Er war es, der ſich, ſobald er ſich nur erſt mit ſeinen nächſten Tiſchnachbarn bekannt gemacht hatte, zum **Maître de plaisir** hergab. Er veranſtaltete Feſte, Ausflüge in die herrliche Gegend und erwarb ſich den innigen Dank eines jeden. Hatte er aber ſchon durch die ſinnreiche Auswahl des Vergnügens ſich alle Herzen gewonnen, ſo war dies noch mehr der Fall, wenn er die Converſation führte.

Jenes ergötzliche Mährchen von dem Hörnchen des Oberon ſchien ins Leben getreten zu ſeyn; denn Natas durfte nur die Lippen öffnen, ſo fühlte jeder zuerſt die lieblichſten Saiten ſeines Herzens angeſchlagen, auf leichten Schwingen ſchwirrte dann das Geſpräch um die Tafel, muthwilliger wurden die Scherze, kühner die Blicke der Männer, ſchalkhafter das Kichern der Damen, und endlich rauſchte die Rede in ſo feſſelloſen Strömen, daß man nachher wenig mehr davon wußte, als daß man ſich göttlich amüſirt habe.

Und dennoch war der Zauberer, der dieſe Luſt herauf beſchwor, weit entfernt, je ins Rohe, Gemeine hinüberzuſpielen. Er griff irgend einen Gegenſtand, eine Tagesneuigkeit auf, erzählte Anekdoten, ſpielte das Geſpräch geſchickt weiter, wußte jedem ſeine tiefſte Eigenthümlichkeit zu entlocken und ergötzte durch ſeinen lebhaften Witz, durch ſeine warme Darſtellung, die durch alle Schattirungen, von dem tiefſten Gefühl der Wehmuth, bis hinauf an jene Ausbrüche der Laune ſtreifte, welche in dem ſinnlichſten, reizendſten Koſtüm auf der feinen Grenze des Anſtandes gaukeln.

Manchmal ſchien es zwar, es möchte weniger gefährlich geweſen ſeyn, wenn er dem Heiligen, das er antaſtete, geradezu Hohn geſprochen, das Zarte, das er benagte, geradezu zerriſſen hätte; jener zarte geheimnißvolle Schleier, mit welchem er dies oder jenes verhüllte, reizte nur zu dem lüſternen Gedanken, tiefer zu blicken, und das übrige Spiel der Phantaſie gewann in manchem Köpfchen unſrer ſchönen Damen nur noch mehr Raum; aber man konnte ihm nicht zürnen, nicht widerſprechen; ſeine glänzenden Eigenſchaften riſſen unwiderſtehlich hin, ſie umhüllten die Vernunft mit ſüßem Zauber, und ſeine kühnen Hypotheſen ſchlichen ſich als Wahrheit in das unbewachte Herz.

Zweites Kapitel.

Der ſchauerliche Abend.

So hatte der geniale Fremdling mich und zwölf bis fünfzehn Herren und Damen in einen tollen Strudel der Freude geriſſen. Beinahe alle waren ohne Zweck in dieſem Haus, und doch wagte keiner, den Gedanken an die Abreiſe ſich auch nur entfernt vorzuſtellen. Im Gegentheil, wenn wir Morgens lange ausgeſchlafen, Mittags lange getafelt, Abends lange geſpielt und Nachts lange getrunken, geſchwatzt und gelacht hatten, ſchien der Zauber, der uns an dieſes Haus band, nur eine neue Kette um den Fuß geſchlungen zu haben.

Doch es ſollte anders werden, vielleicht zu unſerm Heil. An dem ſechsten Tage unſeres Freudenreiches, einem Sonntag, war unſer Herr v. Natas im ganzen Gaſthof nicht zu finden. Die Kellner entſchuldigten ihn mit einer kleinen Reiſe; er werde vor Sonnenuntergang nicht kommen, aber zum Thee, zur Nachttafel unfehlbar da ſeyn.

Wir waren ſchon ſo an den Unentbehrlichen gewöhnt, daß uns dieſe Nachricht ganz betreten machte, es war uns, als würden uns die Flügel zuſammengebunden und man befehle uns, zu fliegen.

Das Geſpräch kam, wie natürlich, auf den Abweſenden und auf ſeine auffallende glänzende Erſcheinung. Sonderbar war es, daß es mir nicht aus dem Sinne kommen wollte, ich habe ihn, nur unter einer andern Geſtalt, ſchon früher einmal auf meinem Lebenswege begegnet; ſo abgeſchmackt auch der Gedanke war, ſo unwiderſtehlich drängte er ſich mir immer wieder auf. Aus früheren Jahren her erinnerte ich mich nämlich eines Mannes, der in ſeinem Weſen, in ſeinem Blick hauptſächlich, große Aehnlichkeit mit ihm hatte. Jener war ein fremder Arzt, beſuchte nur hie und da meine Vaterſtadt, und lebte dort immer von Anfang ſehr ſtill, hatte aber bald einen Kreis von Anbetern um ſich verſammelt. Die Erinnerung an jenen Menſchen war mir übrigens fatal, denn man behauptete, daß, ſo oft er uns beſucht habe, immer ein bedeutendes Unglück erfolgt ſey, aber dennoch konnte ich den Gedanken nicht los werden, Natas habe die größte Aehnlichkeit mit ihm, ja es ſey eine und dieſelbe Perſon.

Ich erzählte meinen Tiſchnachbarn den unabläſſig mich verfolgenden Gedanken und die unangenehme

Vergleichung eines mir ſo grauſenhaften Weſens, wie der Fremde in meiner Vaterſtadt war, mit unſerm Freunde, der ſo ganz meine Achtung und Liebe ſich erworben hatte; aber noch unglaublicher klingt es vielleicht, wenn ich verſichere, daß meine Nachbarn ganz den nämlichen Gedanken hatten; auch ſie glaubten unter einer ganz andern Geſtalt unſern geiſtreichen Geſellſchafter geſehen zu haben.

„Sie könnten einem ganz bange machen,“ ſagte die Baronin von Thingen, die nicht weit von mir ſaß, „Sie wollen unſern guten Natas am Ende zum ewigen Juden oder, Gott weiß, zu was ſonſt noch machen!“

Ein kleiner, ältlicher Herr, Profeſſor in T., der ſeit einigen Tagen ſich auch an unſere Geſellſchaft angeſchloſſen, und immer ſtill vergnügt, hie und da etwas weinſelig, mitlebte, hatte während unſerer „vergleichenden Anatomie,“ wie er es nannte, ſtill vor ſich hingelächelt und mit kunſtfertiger Schnelligkeit ſeine ovale Doſe zwiſchen den Fingern umgedreht, daß ſie wie ein Rad anzuſehen war.

„Ich kann mit meiner Bemerkung nicht mehr länger hinter dem Berge halten,“ brach er endlich los, „wenn Sie erlauben, Gnädigſte, ſo halte ich ihn nicht gerade für den ewigen Juden, aber doch für einen ganz abſonderlichen Menſchen. So lange er zugegen war, wollte wohl hie und da der Gedanke in mir aufblitzen: den haſt du ſchon geſehen, wo war es doch? aber wie durch Zauber krochen dieſe Erinnerungen zurück, wenn er mich mit dem ſchwarzen umherſpringenden Auge erfaßte.“

„So war es mir gerade auch! mir auch! mir auch!“ riefen wir alle verwundert.

„Hm! he, hm!“ lachte der Profeſſor. „Jetzt fällt es mir aber von den Augen wie Schuppen, daß es niemand iſt als der, den ich ſchon vor zwölf Jahren in Stuttgart geſehen habe.

„Wie, Sie haben ihn geſehen und in welchen Verhältniſſen?“ fragte Frau von Thingen eifrig, und erröthete bald über den allzugroßen Eifer, den ſie verrathen hatte.

Der Profeſſor nahm eine Priſe, klopfte den Jabot aus und begann: „Es mögen nun ungefähr zwölf Jahre ſeyn, als ich wegen eines Prozeſſes einige Monate in Stuttgart zubrachte. Ich wohnte in einem der erſten Gaſthöfe und ſpeiste auch dort gewöhnlich in großer Geſellſchaft an der Wirthstafel. Einmal kam ich nach einigen Tagen, in welchen ich das Zimmer hatte hüten müſſen, zum erſten Mal wieder zu Tiſch. Man ſprach ſehr eifrig über einen gewiſſen Herrn Barighi, der ſeit einiger Zeit die Mittagsgäſte durch ſeinen lebhaften Witz, durch ſeine Gewandtheit in allen Sprachen entzückte; in ſeinem Lob waren alle einſtimmig, nur über ſeinen Charakter war man nicht recht einig, denn die einen machten ihn zum Diplomaten, die andern zu einem Sprachmeiſter, die dritten zu einem hohen Verbannten, wieder andere zu einem Spion. Die Thüre ging auf, man war ſtill, beinahe verlegen, den Streit ſo laut geführt zu haben; ich merkte, daß der Beſprochene ſich eingefunden habe und ſah —

„Nun, ich bitte Sie! denſelben, der uns“ — „denſelben, der uns ſeit einigen Tagen ſo trefflich unterhält. Dies wäre übrigens gerade nichts übernatürliches, aber hören Sie weiter: zwei Tage ſchon hatte uns Herr Barighi, ſo nannte ſich der Fremde, durch ſeine geiſtreiche Unterhaltung die Tafel gewürzt, als uns einmal der Wirth des Gaſthofs unterbrach: Meine Herren, ſagte der Höfliche, bereiten Sie ſich auf eine köſtliche Unterhaltung, die ihnen morgen zu Theil werden wird, vor; der Herr Oberjuſtizrath Haſentreffer zog heute aus und zieht morgen ein.

„Wir fragten, was dies zu bedeuten habe, und ein alter grauer Hauptmann, der ſchon ſeit vielen Jahren den oberſten Platz in dieſem Gaſthofe behauptete, theilte uns den Schwank mit: Gerade dem Speiſeſaal gegenüber wohnt ein alter Junggeſelle, einſam in einem großen öden Haus; er iſt Oberjuſtizrath außer Dienſt, lebt von einer anſtändigen Penſion und ſoll überdies ein enormes Vermögen beſitzen.

„Derſelbe iſt aber ein kompleter Narr und hat ganz eigene Gewohnheiten, wie z. B. daß er ſich ſelbſt oft große Geſellſchaft gibt, wobei es immer flott hergeht. Er läßt zwölf Couverts aus dem Wirthshaus kommen, ſeine Weine hat er im Keller, und einer oder der andere unſrer Marqueurs hat die Ehre, zu ſerviren. Man denkt vielleicht, er hat allerlei hungrige oder durſtige Menſchen bei ſich? Mit nichten! alte gelbe Stammbuchblätter, auf jedem ein großes Kreuz, liegen auf den Stühlen, dem alten Kauz iſt aber ſo wohl, als wenn er unter den luſtigſten Kameraden wäre; er ſpricht und lacht mit ihnen, und das Ding ſoll ſo greulich anzuſehen ſeyn, daß man immer die neuen Kellner dazu braucht, denn wer einmal bei einem ſolchen Souper war, geht nicht mehr in das öde Haus.

„Vorgeſtern war wieder ein Souper, und unſer neuer Franz dort ſchwört Himmel und Erde, ihn bringe keine Seele mehr hinüber. Den andern Tag nach dem Gaſtmahl kommt dann die zweite Sonderbarkeit des Oberjuſtizraths. Er fährt Morgens früh aus der Stadt und kehrt erſt den andern Morgen zurück, nicht aber in ſein Haus, das um dieſe Zeit feſt verriegelt und verſchloſſen iſt, ſondern hieher ins Wirthshaus.

„Da thut er dann ganz fremd gegen Leute, welche er das ganze Jahr täglich ſieht, ſpeist zu Mittag, und ſtellt ſich nachher an ein Fenſter und betrachtet ſein Haus gegenüber von oben bis unten.

„Wem gehört das Haus da drüben? fragt er dann den Wirth.

„Pflichtmäßig bückt ſich dieſer jedesmal und antwortet: Dem Herrn Oberjuſtizrath Haſentreffer, Ew. Excellenz aufzuwarten.“

„Aber, Herr Profeſſor, wie hängt denn Ihr toller Haſentreffer mit unſerm Ratas zuſammen?“

„Belieben Sie ſich doch zu gedulden, Herr Doktor,“ antwortete jener, „es wird Ihnen gleich wie ein Licht aufgehen. Der Haſentreffer beſchaut alſo das Haus und erfährt, daß es dem Haſentreffer gehöre. Ach, derſelbe, der in Tübingen zu meiner Zeit ſtudirte? fragt er dann, reißt das Fenſter auf, ſtreckt den gepuderten Kopf hinaus, und ſchreit Ha—a—ſentreffer! Ha—a—ſentreffer!

„Natürlich antwortet niemand, er aber ſagt dann: der Alte würde es mir nie vergeſſen, wenn ich nicht bei ihm einkehrte, nimmt Hut und Stock, ſchließt ſein eigenes Haus auf und ſo geht es nach wie vor.

„Wir alle,“ fuhr der Profeſſor in ſeiner Erzählung fort, „waren ſehr erſtaunt über dieſe ſonderbare Erſcheinung, und freuten uns königlich auf den morgenden Spaß. Herr Barighi aber nahm uns das Verſprechen ab, ihn nicht verrathen zu wollen, indem er einen köſtlichen Scherz mit dem Oberjuſtizrath vorhabe.

„Früher als gewöhnlich verſammelten wir uns an der Wirthstafel und belagerten die Fenſter. Eine alte baufällige Chaiſe wurde von zwei alten Kleppern die Straße herangeſchleppt, ſie hielt vor dem Wirthshaus; das iſt der Haſentreffer, der Haſentreffer! tönte es von aller Mund, und eine ganz beſondere Fröhlichkeit bemächtigte ſich unſer, als wir das Männlein, zierlich gepudert, mit einem ſtahlgrauen Röcklein angethan, ein mächtiges Meerrohr in der Hand, ausſteigen ſahen. Ein Schwanz von wenigſtens zehn Kellnern ſchloß ſich ihm an, ſo gelangte er ins Speiſezimmer.

„Man ſchritt ſogleich zur Tafel; ich habe ſelten ſo viel gelacht, als damals, denn mit der größten Kaltblütigkeit behauptete der Alte, geraden Weges aus Kaſſel zu kommen, und vor ſechs Tagen in Frankfurt im Schwanen recht gut logirt zu haben. Schon vor dem Deſſert mußte Barighi verſchwunden ſeyn, denn als der Oberjuſtizrath aufſtand, und ſich auch die übrigen Gäſte erwartungsvoll erhoben, war er nirgends mehr zu ſehen.

„Der Oberjuſtizrath ſtellte ſich ans Fenſter, wir alle folgten ſeinem Beiſpiele und beobachteten ihn. Das

Haus gegenüber ſchien öde und unbewohnt; auf der Thürſchwelle ſproßte Gras, die Jalouſien waren geſchloſſen, zwiſchen einigen ſchienen ſich Vögel eingebaut zu haben.

„Ein hübſches Haus da drüben, begann der Alte zu dem Wirth, der immer in der dritten Stellung hinter ihm ſtand. Wem gehört es? — Dem Oberjuſtizrath Haſentreffer, Euer Excellenz aufzuwarten.

„Ei, das iſt wohl der nämliche, der mit mir ſtudirt hat? rief er aus; der würde mir es nie verzeihen, wenn ich ihm nicht meine Anweſenheit kund thäte. Er riß das Fenſter auf: Haſentreffer — Haſentreffer! ſchrie er mit heiſerer Stimme hinaus. — Aber wer beſchreibt unſern Schrecken, als gegenüber in dem öden Haus, das wir wohl verſchloſſen und verriegelt wußten, ein Fenſterladen langſam ſich öffnete; ein Fenſter that ſich auf und heraus ſchaute der Oberjuſtizrath Haſentreffer im zitzenen Schlafrock und der weißen Mütze, unter welcher wenige graue Löckchen hervorquollen; ſo, gerade ſo pflegte er ſich zu Hauſe zu tragen. Bis auf das kleinſte Fältchen des bleichen Geſichts war der gegenüber der nämliche wie der, der bei uns ſtand. Aber Entſetzen ergriff uns, als der im Schlafrock mit derſelben heiſeren Stimme über die Straße herüber rief: was will man, wem ruft man? he!

„Sind Sie der Herr Oberjuſtizrath Haſentreffer? rief der auf unſerer Seite, bleich wie der Tod, mit zitternder Stimme, indem er ſich bebend am Fenſter hielt.

„Der bin ich! kreiſchte jener und nickte freundlich grinſend mit dem Kopfe; ſteht etwas zu Befehl?

„Ich bin er ja auch! rief der auf unſerer Seite wehmüthig, wie iſt denn dies möglich?

„Sie irren ſich, Wertheſter, ſchrie jener herüber, Sie ſind der dreizehnte; kommen Sie nur ein wenig herüber in meine Behauſung, daß ich Ihnen den Hals umdrehe; es thut nicht weh.

„Kellner, Stock und Hut! rief der Oberjuſtizrath, matt bis zum Tod, und die Stimme ſchlich ihm in kläglichen Tönen aus der hohlen Bruſt herauf. In meinem Haus iſt der Satan, und will meine Seele; — vergnügten Abend, meine Herren! ſetzte er hinzu, indem er ſich mit einem freundlichen Bückling zu uns wandte, und dann den Saal verließ.

„Was war das? fragten wir uns, ſind wir alle wahnſinnig? —

„Der im Schlafrock ſchaute noch immer ganz ruhig zum Fenſter heraus, während unſer gutes altes Närrchen in ſteifen Schritten über die Straße ſtieg. An der Hausthüre zog er einen großen Schlüſſelbund aus der Taſche, riegelte — der im Schlafrock ſah ihm ganz gleichgültig zu, — riegelte die ſchwere knarrende Hausthüre auf und trat ein.

„Jetzt zog ſich auch der andere vom Fenſter zurück, man ſah, wie er dem unſrigen an die Zimmerthüre entgegen ging.

„Unſer Wirth, die zehn Kellner waren alle bleich von Entſetzen und zitterten. Meine Herren, ſagte jener, Gott ſey dem armen Haſentreffer gnädig, denn einer von beiden war der Leibhaftige. — Wir lachten den Wirth aus, und wollten uns ſelbſt bereden, daß es ein Scherz von Barighi ſey, aber der Wirth verſicherte, es habe niemand in das Haus gehen können, außer mit den überaus künſtlichen Schlüſſeln des Raths, Berighi ſey zehn Minuten, ehe das Gräßliche geſchehen, noch an der Tafel geſeſſen, wie hätte er denn in ſo kurzer Zeit die täuſchende Maske anziehen können, auch vorausgeſetzt, er hätte ſich das fremde Haus zu öffnen gewußt. Die Beiden ſeyen aber einander ſo greulich ähnlich geweſen, daß er, ein zwanzigjähriger Nachbar, den ächten nicht hätte unterſcheiden können. Aber um Gotteswillen, meine Herren! hören ſie nicht das gräßliche Geſchrei da drüben?

„Wir ſprangen an die Fenſter, ſchreckliche trauervolle Stimmen tönten aus dem öden Hauſe herüber, einige Mal war es uns, als ſehen wir unſern alten Oberjuſtizrath, verfolgt von ſeinem Ebenbild im Schlafrock, am Fenſter vorbeijagen. Plötzlich aber war alles ſtill.

„Wir ſahen einander an; der Beherzteſte machte den Vorſchlag, hinüber zu gehen; alle ſtimmten überein. Man zog über die Straße, die große Hausglocke an des Alten Haus tönte dreimal, aber es wollte ſich niemand hören laſſen: da fing uns an zu grauen; wir ſchickten nach der Polizei und dem Schloſſer, man brach die Thüre auf, der ganze Strom der Neugierigen zog die breite ſtille Treppe hinauf, alle Thüren waren verſchloſſen; eine ging endlich auf: in einem prachtvollen Zimmer lag der Oberjuſtizrath im zerriſſenen ſtahlfarbigen Röcklein, die zierliche Friſur ſchrecklich zerzauſt, todt, erwürgt auf dem Sopha.

„Von Barighi hat man ſeit dem weder in Stuttgart, noch ſonſt irgendwo jemals eine Spur geſehen.“

Der Profeſſor hatte ſeine Erzählung geendet, wir ſaßen eine gute Weile ſtill und nachdenkend. Das lange Schweigen ward mir endlich peinlich, ich wollte das Geſpräch wieder anfachen, aber auf eine andere Bahn bringen, als mir ein Herr von mittleren Jahren in reicher Jagduniform, wenn ich nicht irre, ein Oberforſtmeiſter aus dem Naſſauiſchen, zuvorkam.

„Es iſt wohl jedem von uns ſchon begegnet, daß er unzählige Male für einen andern gehalten wurde, oder auch Fremde für ganz Bekannte anredete, und ſonderbar iſt es, ich habe dieſe Bemerkung oft in meinem Leben beſtätigt gefunden, daß die Verwechslung weniger bei jenen platten, alltäglichen, nichtsſagenden Geſichtern, als bei auffallenden, eigentlich intereſſanten vorkommt.“

Wir wollten ihm ſeine Behauptung als ganz unwahrſcheinlich verwerfen, aber er berief ſich auf die wirklich intereſſante Erſcheinung unſeres Natas; „jeder von uns geſteht,“ ſagte er, „daß er dem Gedanken Raum gegeben, unſern Freund, nur unter anderer Geſtalt, hier oder dort geſehen zu haben, und doch ſind ſeine ſcharfen Formen, ſein gebietender Blick, ſein gewinnendes Lächeln ganz dazu gemacht, auf ewig ſich ins Gedächtniß zu prägen.“

„Sie mögen ſo Unrecht nicht haben,“ entgegnete Flaßhof, ein preußiſcher Hauptmann, der auf die Strafe des Arreſtes hin, ſchon zwei Tage bei uns gezaudert hatte, nach Coblenz in ſeine Garniſon zurückzukehren.

„Sie mögen Recht haben; ich erinnere mich einer Stelle aus den launigen Memoiren des italieniſchen Grafen Gozzi, die ganz für Ihre Behauptung ſpricht. Jedermann, ſagt er, hat den Michele d'Agata gekannt, und weiß, daß er einen Fuß kleiner und wenigſtens um zwei dicker war, als ich, und auch ſonſt nicht die geringſte Aehnlichkeit in Kleidung und Phyſiognomie mit mir gehabt hat. Aber lange Jahre hatte ich beinahe täglich den Verdruß von Sängern, Tänzern, Geigern und Lichtputzern als Herr Michele d'Agata angeredet zu werden und lange Klagen über ſchlechte Bezahlung, Forderungen u. ſ. w. anhören zu müſſen. Selten gingen ſie überzeugt von mir, daß ich nicht Michele d'Agata ſey. Einſt beſuchte ich in Verona eine Dame; das Kammermädchen meldet mich an: Herr Agata. Ich trat hinein und ward als Michele d'Agata begrüßt und unterhalten, ich ging weg und begegnete einem Arzt, den ich wohl kannte; guten Abend, Herr Agata, war ſein Gruß, indem er vorüberging. Ich glaubte am Ende beinahe ſelbſt, ich ſey der Michele d'Agata."

Ich wußte dem guten Hauptmann Dank, daß er uns aus den ängſtigenden Phantaſien, welche die Erzählung des Profeſſors in uns aufgeregt hatte, erlöste. Das Geſpräch floß ruhiger fort, man ſtritt ſich um das Vorrecht ganzer Nationen, einen intereſſanten Geſichterſchnitt zu haben, über den Einfluß des Geiſtes auf die Geſichtszüge überhaupt und auf das Auge insbeſondere, man kam endlich auf Lavater und Conſorten; Materien, die ich hundertmal beſprochen, mochte ich nicht mehr wiederkäuen, ich zog mich in ein Fenſter zurück. Bald folgte mir der Profeſſor dahin nach, um gleich mir die Geſichter der Streitenden zu betrachten.

„Welch ein leichtſinniges Volk,“ ſeufzte er, „ich habe ſie jetzt ſo eben gewarnt und die Hölle ihnen recht heiß gemacht, ja ſie wagten in keine Ecke mehr zu ſehen, aus Furcht, der Leibhaftige möchte daraus hervorgucken, und jetzt lachen ſie wieder und machen tolle Streiche, als ob der Verſucher nicht immer umher ſchliche?“

Ich mußte lachen über die Amtsmiene, die ſich der Profeſſor gab; „noch nie habe ich das ſchöne Talent eines Veſperpredigers an Ihnen bemerkt,“ ſagte ich; „aber Sie ſetzen mich in Erſtaunen durch ihre kühnen Angriffe auf die böſe Welt und auf den Argen ſelbſt. Bilden Sie ſich denn wirklich ein, dieſer harmloſe Natas . . .“

„Harmlos nennen Sie ihn?“ unterbrach mich der Profeſſor, heftig meine Bruſt anfaſſend, „harmlos? Haben Sie denn nicht bemerkt,“ flüſterte er leiſer, „daß alles bei dieſem feinen . . . . Herrn berechneter Plan iſt. O, ich kenne meine Leute!“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, wie meinen Sie denn?“

„Haben Sie nicht bemerkt,“ fuhr er eifrig fort, „daß der gebildete Herr Oberforſtmeiſter dort mit Leib und Seele ſein iſt, weil er ihm fünf Nächte hindurch alles Geld abjagte und den Ausgebeutelten geſtern Nacht fünfzehnhundert Dukaten gewinnen ließ? Er nennt den abgefeimten Spieler einen Mann von den nobelſten Sentiments und ſchwört auf Ehre, er müſſe über die Hälfte wieder an den Fremden verlieren, ſonſt habe er keine Ruhe. — Haben Sie ferner nicht bemerkt, wie er den Oekonomierath gekörnt hat?“

„Ich habe wohl geſehen,“ antwortete ich, „daß der Oekonomierath, ſonſt ſo moros und miſanthrop, jetzt ein wenig aufgewacht iſt, aber ich habe es dem allgemeinen Einfluß der Geſellſchaft zugeſchrieben.“

„Behüte. Er läuft ſchon ſeit zwanzig Jahren in den Geſellſchaften umher und wacht doch nicht auf; auf dem Weg iſt er, ein Bruder Liederlich zu werden; der Eſel reist krank im Lande umher, behauptet, einen großen Wurm im Leib zu haben und macht allen Leuten das Leben ſauer mit ſeinen exorbitanten Behauptungen, und jetzt? jetzt hat ihn dieſer Wundermann erwiſcht, gibt ihm ein Pülverlein, und räth ihm, nicht wie ein anderer vernünftiger Arzt, Diät und Mäßigkeit, ſondern er ſoll ſeine Jugend, wie er die fünfzig Jahre des alten Wurms nennt, genießen, viel Wein trinken ꝛc., und das et caetera und den Wein benützt er ſeit vier Tagen ärger als der verlorne Sohn.“

„Und darüber können Sie ſich ärgern, Herr Profeſſor? Der Mann iſt ſich und dem Leben wieder geſchenkt“ —

„Nicht davon ſpreche ich,“ entgegnete der Eifrige; „der alte Sünder könnte meinetwegen heute noch abfahren, ſondern daß er ſich dem nächſten beſten Charlatan anvertraut und ſich alſo ruiniren muß; ich habe ihn vor acht Jahren in der Kur gehabt, und es beſſerte ſich ſchon zuſehends.“

Der Eifer des guten Profeſſors war mir nun einigermaßen erklärlich, der liebe Brodneid ſchaute nicht undeutlich heraus. —

„Und unſere Damen?“ fuhr er fort, „die ſind nun rein toll. Mich dauert nur der arme Trübenau, ich kenne ihn zwar nicht, aber übermorgen ſoll er hier ankommen, und wie findet er die gnädige Frau? Hat man je gehört, daß eine junge gebildete Frau in den erſten Jahren einer glücklichen Ehe ſich in ein ſolches Verhältniß mit einem ganz fremden Menſchen einläßt, und zwar innerhalb fünf Tagen!“ —

„Wie, die ſchöne bleiche Frau dort?“ rief ich aus.

„Die nämliche bleiche,“ antwortete er; „vor vier Tagen war ſie noch ſchön roth, wie eine Centifolie, da begegnet ihr der Intereſſante auf der Straße, fragt, wohin ſie gehe, hört kaum, daß ſie rouge ſin kaufen wolle (denn ſolche Toilettengeheimniſſe auszuplaudern, heißt bon ton), ſo bittet und fleht er, ſie ſolle doch kein Roth auflegen, ſie habe ein ſo intereſſantes je ne sais quoi, das zu einem blaſſen Teint viel beſſer ſtehe. Was thut ſie? wahrhaftig, ſie geht in den nächſten Galanterieladen und ſucht weiße Schminke; ich war gerade dort, um ein Pfeifenrohr zu erſtehen, da höre ich ſie mit ihrer ſüßen Stimme den rauhhärigen Bären von einem Ladendiener fragen, ob man das Weiß nicht noch etwas ätheriſcher habe? Hol’ mich der T.....! hat man je ſo etwas gehört?“

Ich bedauerte den Profeſſor aufrichtig, denn wenn ich nicht irrte, ſo ſuchte er von Anfang die Aufmerkſamkeit der ſchönen Frau auf den ſchon etwas verſchoſſenen Einband ſeiner gelehrten Seele zu ziehen. Daß es aber mit Natas und der Trübenau nicht ganz richtig war, ſah ich ſelbſt; von der Schminkgeſchichte, die jenen ſo ſehr erboste, wußte ich zwar nichts, aber wer ſich auf die Exegeſe der Augen verſtand, hatte keinen weitern Commentar nöthig, um die gegenſeitige Annäherung daraus zu erläutern.

Der Profeſſor hatte, in tiefe Gedanken verſunken, eine Zeitlang geſchwiegen; er erhob jetzt ſein Auge durch die Brille an die Decke des Zimmers, wo allerlei Engelein in Gyps aufgetragen waren; „Himmel!“ ſeufzte er, „und die Thingen hat er auch; Sie glauben nicht, welcher Reiz in dem ewig heitern Auge, in dieſen Grübchen auf den blühenden Wangen, in dem Schmelz ihrer Zähne, in dieſen friſchen, zum Kuß geöffneten Lippen, in dieſen weichen Armen, in dieſen runden vollen Formen der ſchwellenden — “

„Herr Profeſſor!“ rief ich, erſchrocken über ſeine Ekſtaſe, und ſchüttelte ihn am Arm ins Leben zurück. „Sie gerathen außer ſich, Wertheſter! belieben Sie nicht eine Priſe Spaniol?“

„Er hat ſie auch,“ fuhr er zähneknirſchend fort; „haben Sie nicht bemerkt, mit welcher Haſt ſie vorhin nach ſeinen Verhältniſſen fragte? wie ſie roth ward? Jung, ſchön, wohlhabend, Wittwe, — ſie hat alles, um eine angenehme Partie zu machen; geiſtreiche Männer von Ruf in der literariſchen Welt buhlen um ihre Gunſt, ſie wirft ſie an einen — Landſtreicher hin; ach, wenn ſie wüßten, beſter Doktor, was mir der Oberkellner ſagte, aber mit der größten Diskretion, daß man ihn vorgeſtern Nachts aus ihrem Zimmer....“

„Ich bitte, verſchonen Sie mich!“ fiel ich ein, „geſtehen Sie mir lieber, ob der Wundermenſch Sie ſelbſt noch nicht unter den Pantoffel gebracht hat.“

„Das iſt es eben,“ antwortete der Befragte verlegen lächelnd, „das iſt es, was mir Kummer macht. Sie wiſſen, ich leſe über Chemie; er brachte einmal das Geſpräch darauf und entwickelte ſo tiefe Kenntniſſe, deckte ſo neue und kühne Ideen auf, daß mir der Kopf ſchwindelte; ich möchte ihm um den Hals fallen und um ſeine Hefte und Notizen bitten, es zieht mich mit unwiderſtehlicher Geiſterkraft in ſeine Nähe, und doch könnte ich ihm mit Freuden Gift beibringen.“

Wie komiſch war die Wuth dieſes Mannes, er ballte die Fauſt und fuhr damit hin und her; ſeine grünen Brillengläſer funkelten wie Katzenaugen, ſein kurzes ſchwarzes Haar ſchien ſich in die Höhe zu richten.

Ich ſuchte ihn zu beſänftigen; ich ſtellte ihm vor, daß er ja nicht ärger losziehen könnte, wenn der Fremde der Teufel ſelbſt wäre; aber er ließ mich nicht zum Worte kommen.

„Er iſt es, der Satan ſelbſt logirt hier in den drei Reichskronen!“ rief er, „um unſere Seelen zu angeln. Ja, du biſt ein guter Fiſcher, und haſt eine feine Naſe, aber ein ....r Profeſſor, wie ich, der ſogar in demagogiſchen Unterſuchungen die Lunte gleich gerochen und eigens deßwegen hieher nach Mainz gereist iſt, ein ſolcher hat noch eine feinere als du.“

Ein heiſeres Lachen, das gerade hinter meinem Rücken zu entſtehen ſchien, zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich; ich wandte mich um, und glaubte Natas höhniſch durch die Scheiben hereingrinſen zu ſehen. Ich ergriff den Profeſſor am Arm, um ihm die ſonderbare

Erſcheinung zu zeigen, denn das Zimmer lag einen Stock hoch; dieſer aber hatte weder das Lachen gehört, noch konnte er meine Erſcheinung ſehen; denn als er ſich umwandte, ſah nur die bleiche Scheibe des Mondes durch die Fenſter dort, wo ich vorhin das greulich verzerrte Geſicht des geheimnißvollen Fremdlings zu ſehen geglaubt hatte.

Ehe ich noch recht mit mir einig war, ob das, was ich geſehen, Betrug der Sinne, Ausgeburt einer aufgeregten Phantaſie oder Wirklichkeit war, ward die Thüre aufgeriſſen, und Herr von Natas trat ſtolzen Schrittes in das Zimmer. Mit ſonderbarem Lächeln maß er die Geſellſchaft, als wiſſe er ganz gut, was von ihm geſprochen worden ſey, und ich glaubte zu bemerken, daß keiner der Anweſenden ſeinen forſchenden Blick auszuhalten vermochte.

Mit der ihm ſo eigenen Leichtigkeit hatte er der Trübenau gegenüber, neben der Frau von Thingen, Platz genommen, und die Leitung der Converſation an ſich geriſſen. Das böſe Gewiſſen ließ den Profeſſor nicht an den Tiſch ſitzen, mich ſelbſt feſſelte das Verlangen, dieſen Menſchen einmal aus der Ferne zu beobachten, an meinen Platz im Fenſter. Da bemerkten wir denn das Augenſpiel zwiſchen Frau von Trübenau und dem gewandteſten der Liebhaber, der, indem er der Tochter des Oekonomieraths ſo viel Verbindliches zu ſagen wußte, daß ſie einmal über das andere bis unter die breiten Brüſſeler Spitzen ihrer Buſenkrauſe erröthete, das feingeformte Füßchen der Frau von Thingen auf ſeinem blankgewichsten Stiefel tanzen ließ.

„Drei Mücken auf einen Schlag, das heiße ich doch — meiner Seel', aller Ehre werth,“ brummte der zornglühende Proſeſſor, dem jetzt auch ſeine letzte Reſſource, die ökonomiſche Schöne, ſo was man ſagt, vor dem Mund weggeſchnappt werden ſollte. Mit tönenden Schritten ging er an den Tiſch, nahm ſich einen Stuhl und ſetzte ſich, breit wie eine Mauer, neben ſeine Schöne. Doch dieſe ſchien nur Ohren für Natas zu haben, denn ſie antwortete auf ſeine Frage, ob ſie ſich wohl befinde, „übermorgen,“ und als er voll Gram die Anmerkung hinwarf, ſie ſcheine ſehr zerſtreut, meinte ſie „1 fl. 30 kr. die Elle.“

Ich ſah jetzt einem unangenehmen Auftritt entgegen. Der Proſeſſor, der nicht daran dachte, daß er durch ein Sonett oder Triolet alles wieder gut machen, ja durch ein paar ottave rime ſich ſogar bei der Trübenau wieder inſinuiren könnte, widerſprach jetzt geradezu jeder Behauptung, die Natas vorbrachte, und ach! nicht zu ſeinem Vortheil; denn dieſer, in der Dialektik dem guten Kathedermann bei weitem überlegen, führte ihn ſo aufs Eis, daß die leichte Decke ſeiner Logik zu reißen und er in ein Chaos von Widerſprüchen hinabzuſtürzen drohte.

Eine lieblich duftende Bowle Punſch unterbrach einige Zeit den Streit der Zunge, gab aber dafür Anlaß zu deſto feindſeligern Blicken zwiſchen Frau von Trübenau und Frau von Thingen. Dieſe hatte, ihrer ſchönen runden Arme ſich bewußt, den gewaltigen ſilbernen Löffel ergriffen, um beim Eingießen die ganze Grazie ihrer Haltung zu entwickeln; jene aber kredenzte die gefüllten Becher mit ſolcher Anmuth, mit ſo liebevollen

Blicken, daß das Beſtreben, ſich gegenſeitig ſo viel als möglich Abbruch zu thun, unverkennbar war.

Als aber der ſehr ſtarke Punſch die leiſen Schauer des Herbſtabends verdrängt hatte, als er anfing, die Wangen unſerer Damen höher zu färben und aus den Augen der Männer zu leuchten, da ſchien es mir mit einem Mal, als ſey man, ich weiß nicht wie, aus den Grenzen des Anſtandes herausgetreten; allerlei dumme Gedanken ſtiegen in mir auf und nieder, das Geſpräch ſchnurrte und ſummte wie ein Mühlrad, man lachte und jauchzte und wußte nicht über was? Man kicherte und neckte ſich, und der Oberforſtmeiſter brachte ſogar ein Pfänderſpiel mit Küſſen in Vorſchlag. Plötzlich hörte ich jenes heiſere Lachen wieder, das ich vorhin vor dem Fenſter zu hören glaubte; wirklich, es war Natas, der dem Profeſſor zuhörte, und trotz dem Eifer und Ernſt, mit welchem dieſer alles vorbrachte, alle Augenblicke in ſein heiſeres Gelächter ausbrach.

„Nicht wahr, meine Herren und Damen?“ ſchrie der Punſch aus dem Profeſſor heraus, „Sie haben vorhin ſelbſt bemerkt, daß unſer verehrter Freund dort jedem von Ihnen, nur in anderer Geſtalt, ſchon begegnet iſt? Sie ſchweigen? Iſt das auch Raiſon, einen ſo im Sand ſitzen zu laſſen? Herr Oberforſtmeiſter! Frau von Thingen, gnädige Frau! ſagen Sie ſelbſt; namentlich Sie, Herr Doktor!“

Wir befanden uns durch die Indiskretion des Profeſſors in großer Verlegenheit; „ich erinnere mich,“ gab ich zur Antwort, als alles ſchwieg, „von intereſſanten Geſichtern und ihren Verwechslungen geſprochen zu haben; und wenn ich nicht irre, wurde auch Herr von Natas aufgeführt.“

Der Benannte verbeugte ſich, und meinte, es ſey gar zu viel Ehre, ihn unter die Intereſſanten zu zählen; aber der Profeſſor verdarb wieder alles.

„Was da! ich nehme kein Blatt vor den Mund!“ ſagte er, „ich behauptete, daß mir ganz unheimlich in Dero Nähe ſey, und erzählte, wie Sie in Stuttgart den armen Haſentreffer erwürgt haben; wiſſen ſie noch, gnädiger Herr?“

Dieſer aber ſtand auf, lief mit ſchrillendem Gelächter im Zimmer umher, und plötzlich glaubte ich den unglückbringenden Doktor meiner Vaterſtadt vor mir zu haben; es war nicht mehr Natas, es war ein älterer unheimlicher Menſch.

„Da hat man's ja deutlich!“ rief der Profeſſor, „dort läuft er als Barighi umher.“

„Barighi?“ entgegnete Frau von Trübenau, „bleiben Sie doch mit Ihrem Barighi zu Hauſe, es iſt ja unſer lieber Privatſekretär Gruber, der da hereingekommen iſt.“

„Ich möchte doch um Verzeihung bitten, gnädige Frau!“ entgegnete der Oberforſtmeiſter, „es iſt der Spieler Maletti, mit dem ich in Wiesbaden letzten Sommer aſſocirt war.“

„Ha ha! wie man ſich doch täuſchen kann,“ ſprach Frau von Thingen, den Auf- und Abgehenden durch die perlmutterne Brille beſchauend, „es iſt ja niemand anders, als der Kapellmeiſter Schmalz, der mir die Guitarre beibringt.“

„Warum nicht gar!“ brummte der alte Oekonomierath, es iſt der luſtige Commiſſär, der mir die gute Brodlieferung an das Spital in D—n verſchaffte.“

„Ach! Papa,“ kicherte ſein Töchterlein, „jener war ja ſchwarz und dieſer iſt blond! Kennen Sie denn den jungen Landwirth nicht mehr, der ſich bei uns ins Praktiſche einſchießen wollte?“

„Hol' mich der Kukuk und alle Wetter!“ ſchrie der preußiſche Hauptmann, „das iſt der verfluchte Ladenprinz und Ellenreiter, der mir mein Lorchen wegfiſchte! Auf Piſtolen fordere ich den Hund, gleich morgen, gleich jetzt.“ Er ſprang auf und wollte auf den immer ruhig Auf- und Abgehenden losſtürzen; der Profeſſor aber packte ihn am Arm: „Bleiben ſie weg, Wertheſter!“ ſchrie er, „ich hab's gefunden, ich hab's gefunden, kehrt ſeinen Namen um, es iſt der Satan!“

Drittes Kapitel.

Das Manuſcript.

So viel als ich hier niedergeſchrieben habe, lebt von dieſem Abend noch in meiner Erinnerung; doch koſtete es geraume Zeit, bis ich mich auf alles wieder beſinnen konnte; ich muß in einem langen tiefen Schlaf geweſen ſeyn, denn als ich erwachte, ſtand Jean vor mir und fragte, indem er die Gardine für die Morgenſonne öffnete, ob jetzt der Kaffee gefällig ſey?

Es war elf Uhr; wo war denn die Zeit zwiſchen geſtern und heute hingegangen? Meine erſte Frage war, wie ich denn zu Bett gekommen ſey?

Der Kellner ſtaunte mich an und meinte mit ſonderbarem Lächeln, das müſſe ich beſſer wiſſen als er.

„Ah! ich erinnere mich,“ ſagte ich leicht hin, um meine Unwiſſenheit zu verbergen, „nach der Abendtafel......“

„Verzeihen der Herr Doktor,“ unterbrach mich der Geſchwätzige: „Sie haben nicht ſoupirt; Sie waren ja alle zu Thee und Punſch auf Nr. 15.“

„Richtig, auf Nr. 15, wollte ich ſagen; iſt der Herr Profeſſor ſchon auf?“

„Wiſſen Sie denn nicht, daß ſie ſchon abgereist ſind?“ fragte der Kellner.

„Kein Wort!“ verſicherte ich ſtaunend.

„Er läßt ſich Ihnen noch vielmal empfehlen, und Sie möchten doch in T. bei ihm einſprechen; auch läßt er ſie bitten, ſeiner und des geſtrigen Abends recht oft zu gedenken, er habe es ja gleich geſagt.“

„Aha, ich weiß ſchon,“ ſagte ich, denn mit einem Mal fiel mir ein Theil des geſtern Erlebten ein; „wann iſt er denn abgereist?“

„Gleich in der Frühe,“ antwortete jener, „noch vor dem Oekonomierath und dem Herrn Oberforſtmeiſter.“

„Wie, ſo ſind auch dieſe weggereist?“

„Ei ja!“ rief der ſtaunende Kellner, „ſo wiſſen Sie auch das nicht? auch nicht, daß Frau von Thingen und die gnädige Frau von Trübenau — “

„Sie ſind auch nicht mehr hier?“

„Kaum vor einer halben Stunde ſind die gnädige Frau weggefahren,“ verſicherte jener. Ich rieb mir die Augen, um zu ſehen, ob ich nicht träume, aber es war und blieb ſo; Jean ſtand nach wie vor an meinem Bette und hielt das Kaffeebrett in der Hand.

„Und Herr von Natas?“ fragte ich kleinlaut.

„Iſt noch hier; ach das iſt ein goldener Herr; wenn der nicht geweſen wäre, wir wären heute Nacht in die größte Verlegenheit gekommen.“

„Wie ſo?“

„Nun bei der Fatalität mit der Frau von Trübenau; wer hätte aber auch dem gnädigen Herrn zugetraut, daß er ſo gut zur Ader zu laſſen verſtände?“

„Zur Ader laſſen? Herr von Natas?“

„Ich ſehe, der Herr Doktor ſind ſehr frühzeitig zu Bette gegangen, und haben eine ruhigere Nacht gehabt als wir.“

Jean belehrte mich in leichtfertigem Ton: „es mochte kaum elf Uhr geweſen ſeyn, die Geſchichte mit der Polizei war ſchon vorbei“ —

„Was für eine Geſchichte mit der Polizei?“

„Nun, Nr. 15 iſt vorn heraus, und weil, mit Permiß zu ſagen, dort ein ganz hölliſcher Lärm war, ſo kam die Runde ins Haus und wollte abbieten; Herr von Natas aber, der ein guter Bekannter des Herrn Polizeilieutenants ſeyn muß, beruhigte ſie, daß ſie wieder weiter gingen. Alſo gleich nachher kam das Kammermädchen der Frau von Trübenau herabgeſtürzt, ihre gnädige Frau wolle ſterben. Sie können ſich denken, wie unangenehm ſo etwas in einem Gaſthof Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr iſt. Wir wie der Wind hinauf, auf der Treppe begegnet uns Herr von Natas, fragt, was das Rennen und Laufen zu bedeuten habe, hört kaum, wo es fehlt, ſo läuft er in ſein Zimmer, holt ſein Etui, und ehe fünf Minuten vergehen, hat er der gnädigen Frau am Arm mit der Lancette eine Ader geöffnet, daß das Blut in einem Bogen aufſprang; ſie ſchlug die Augen wieder auf, und es war ihr bald wohl, doch verſprach Herr von Natas, bei ihr zu wachen.“

„Ei! was Sie ſagen, Jean!“ rief ich voll Verwunderung.

„Ja, warten ſie nur! kaum iſt eine Stunde vorbei, ſo ging der Tanz von neuem los; auf Nr. 18 läutete es, daß wir meinten, es brenne drüben in Caſſel; des Herrn Oekonomieraths Roſalie hatte ihre hyſteriſchen Anfälle bekommen; der Alte mochte ein Glas über Durſt haben, denn er ſprach vom Teufel, der ihn und ſein Kind holen wolle; wir wußten nichts anderes, als wieder unſere Zuflucht zu Herrn von Natas zu nehmen; er hatte verſprochen, bei Frau von Trübenau mit dem Kammermädchen zu wachen; aber lieber Gott! geſchlafen muß er haben wie ein Dachs, denn wir pochten drei-, viermal, bis er uns Antwort gab, und die Kammerkatze war nun gar nicht mehr zu erwecken.“

„Nun, und ließ er der ſchönen Roſalie zur Ader?“

„Nein, er hat ihr, wie mir Lieschen ſagte, Senfteig zwei Handbreit aufs Herz gelegt, darauf ſoll es ſich bald gegeben haben.“

„Armer Profeſſor!“ dachte ich, „dein hübſches Röschen mit ihren ſechzehn Jährchen und dieſer Natas in traulicher Stille der Nacht, ein Pflaſter auf das pochende Herz pappend.“

„Der Herr Papa Oekonomierath war wohl ſehr angegriffen durch die Geſchichte?“ fragte ich, um über die Sache ins Klare zu kommen.

„Es ſchien nicht, denn er ſchlief ſchon, ehe noch Lieschen mit dem Hirſchhorngeiſt aus der Apotheke zurückkam. Aber es läutet im zweiten Stock und das gilt mir.“ Er ſprach's und flog pfeilſchnell davon.

So war alſo auf einmal die luſtige Geſellſchaft zerſtoben; und doch wußte ich nicht, wie dies alles ſo plötzlich kommen konnte. Ich entſann mich zwar, daß geſtern bei dem Punſch etwas Sonderbares vorgefallen war; was es aber geweſen ſeyn mochte, konnte ich mich nicht erinnern.

Sollte Natas mir Aufſchluß geben können? Doch, wenn ich recht nachſann, mit Natas war etwas vorgefallen; der Profeſſor ſchwankte in meiner Erinnerung umher — am beſten däuchte mir, zu Natas zu gehen und ihn um die Urſache des ſchnellen Aufbruchs zu befragen.

Ich warf mich in die Kleider, und ehe ich noch ganz mit der kurzen Toilette fertig war, brachte mir ein Lohnlakai folgendes Billet: „Ew. Wohlgeboren würden mich unendlich verbinden, wenn Sie vor meiner Abreiſe von hier, die auf den Mittag feſtgeſetzt iſt, mich noch einmal beſuchen wollten. v. Natas.“

Neugierig folgte ich dieſem Ruf und traf den Freund reiſefertig zwiſchen Koffern und Käſtchen ſtehen. Er kam mir mit ſeiner gewinnenden Freundlichkeit entgegen, doch genirte mich ein unverkennbarer Zug von Ironie, der heute um ſeinen Mund ſpielte, und den ich ſonſt nie an ihm bemerkt hatte.

Er lachte mich aus, daß ich mich vor den Damen als ſchwachen Trinker ausgewieſen und einen Haarbeutel mir umgeſchnallt habe, erzählte mir, daß ich ſelig entſchlafen ſey, und fragte mich mit einem lauernden Blick, was ich noch von geſtern Nacht wiſſe?

Ich theilte ihm meine verworrenen Erinnerungen mit, er belachte ſie herzlich und nannte ſie Ausgeburten einer kranken Phantaſie.

Die Abreiſe der ganzen Geſellſchaft gab er einer großen Herbſtfeierlichkeit ſchuld, welche in Worms gehalten werde; ſie ſeyen alle, ſogar der moroſe Oekonomierath, dorthin gereiſt; ihn ſelbſt aber rufen ſeine Geſchäfte den Rhein hinab.

Die Zufälle der Trübenau und der ſchönen Roſalie maß er dem ſtarken Punſch bei, und freute ſich, durch Liebhaberei gerade ſo viele mediciniſche Kenntniſſe zu beſitzen, um bei ſolchen kleinen Zufällen helfen zu können.

Wir hörten den Wagen vorfahren, der Kellner meldete dies und brachte von dem dankbaren Hotel eine Flaſche des älteſten Rheinweins. Natas hatte ſie verdient, denn wahrlich, nur er hatte uns ſo lange hier gefeſſelt.

„Sie ſind Schriftſteller, lieber Doktor?“ fragte er mich, während wir den narkotiſch duftenden Abſchiedstrunk ausſchlürften.

„Wer pfuſcht nicht heutzutage etwas in die Literatur?“ antwortete ich ihm; „ich habe mich früher als Dichter verſucht, aber ich ſah bald genug ein, daß ich nicht für die Unſterblichkeit ſinge. Ich griff daher einige Töne tiefer und überſetzte unſterbliche Werke fremder Nationen für's liebe deutſche Publikum.

Er lobte meine beſcheidene Reſignation, wie er es nannte, und fragte mich, ob ich mich entſchließen könnte, die Memoiren eines berühmten Mannes, die bis jetzt nur im Manuſcript vorhanden ſeyen, zu überſetzen? „Vorausgeſetzt, daß Sie dechiffriren können, iſt es eine leichte Arbeit für Sie, da ich Ihnen den Schlüſſel dazu geben würde, und das Manuſcript im Hochdeutſchen abgefaßt iſt.“

Ich zeigte mich, wie natürlich, ſehr bereitwillig dazu; dechiffriren verſtand ich früher und hoffte es mit wenig Uebung vollkommen zu lernen. Er ſchloß ein ſchönes Käſtchen von rothem Saffian auf und überreichte mir ein vielfach zuſammengebundenes Manuſcript. Die Zeichen krochen mir vor dem Auge umher, wie Ameiſen in ihren aufgeſtörten Hügelchen, aber er gab mir den Schlüſſel ſeiner Geheimſchrift und die Arbeit ſchien mir noch einmal ſo leicht.

Wir umarmten uns und ſagten uns Lebewohl; unter warmem Dank für ſeine Güte, die er noch zuletzt für mich gehabt, für die ſchönen Tage, die er uns bereitet habe, begleitete ich ihn an den Wagen; die Wagenthüre ſchloß ſich, der Poſtillon hieb auf ſeine vier Roſſe, ſie zogen an und die intereſſante Erſcheinung flog von hinnen; aber aus dem Innern des Wagens glaubte ich jenes heiſere Lachen zu vernehmen, das ich von geſtern her unter den Bruchſtücken meiner Erinnerung bewahrte.

Als ich die Treppe hinanſtieg, händigte mir der Oberkellner einen Brief ein. Der Profeſſor habe ihm ſolchen zu meinen eigenen Händen zu übergeben befohlen, ich riß ihn auf —

„Verehrter, Werthgeſchätzter!“

„Ich bin im Begriff, mein Roß zu beſteigen und aus dieſer Höhle des brüllenden Löwen zu entfliehen. Ich ſage Ihnen ſchriftlich Lebewohl, weil Sie aus der todähnlichen Betäubung, die Sie härter als uns alle befallen hat, nicht zu wecken ſind. Daß unſer fröhliches Zuſammenleben ſo ſchauerlich enden mußte! Nicht wahr, lieber Zweifler, jetzt haben Sie es ja klar, daß dieſer Natas nichts anderes als der leibhaftige Satan war!

„Er ſchaut mir vielleicht in dieſem Augenblick über die Schulter und lieſt, was ich ſage, aber dennoch ſchweige ich nicht. Den armen Oekonomierath und ſein Töchterlein, die blaſſe Trübenau, meine ſchöne Thingen, den Hauptmann und den Oberforſtmeiſter hat er in ſeinem Netz. Gott gebe, daß er Sie nicht auch geködert hat. Mich hat er halb und halb, denn ich habe allzutief eingebiſſen in ſeine mit chemiſchen Ideen beſpickte Angel. Ich reiße mich los und mache, daß ich fortkomme.

„Adieu, Beſter! Montag den 7. Oktober, Früh 6 Uhr.“

Jetzt kehrten meine Erinnerungen in Schaaren zurück. Ja, es war der Teufel, der ſein Spiel mit uns geſpielt hatte; es war der Teufel, dem es geſtern Spaß gemacht hatte, uns zu ängſtigen; es mußten des Teufels Memoiren ſeyn, die ich in der Hand hielt.

Wer ſtand mir aber dafür, daß dieſe Schriftzüge mir nicht durch die Augen ins Hirn hinaufkrochen und mich wahnſinnig machten; und konnte ich mich nicht gerade dadurch, daß ich den Deſchiffreur und Dekopiſten des Satans machte, unbewußt in ſeine Leibeigenſchaft hineinſchreiben?

Ich packte die Handſchrift in meinen Koffer und reiste dem Profeſſor nach, um ihn um Rath zu fragen. Aber in Worms traf ich keine Spur von irgend einem der luſtigen Geſellſchaft in den drei Reichskronen. Entweder hat ſie der Satan eingeholt und in ſeinem achtſitzigen Wagen in ſein ewiges Reich gehaudert, oder hat er mich in den April geſchickt. Das letztere ſchien mir wahrſcheinlicher.

In Worms aber traf ich einen frommen Geiſtlichen, der an der Domkirche angeſtellt war. Ich trug ihm meinen Fall vor und erhielt den Beſcheid, ich ſolle ſo viele Meſſen darüber leſen laſſen, als das Manuſcript Bogen enthalte. Der Rath ſchien mir nicht übel. Ich reiste in meine Heimath und ſchickte am nächſten Sonntag den erſten Satansbogen in die Kirche. Probatum est; am Montag fing ich an zu dechiffriren, und habe noch nicht das geringſte Spukhafte weder an dem Papier noch an mir bemerkt.

Von meinen Genoſſen in Mainz habe ich indeſſen wenig mehr gehört. Der Profeſſor fährt fort, durch ſeine Entdeckungen in der Chemie zu glänzen, und ich fürchte, er iſt auf dem Wege, dem Satan Gehör zu geben, der ihn zu einem Berzelius machen will. Der Hauptmann ſoll ſich erſchoſſen haben, Frau von Thingen aber, die ſchöne Wittwe, hat, nach einer Anzeige im Hamburger Korreſpondenten, vor nicht gar langer Zeit wieder geheirathet.

Die Studien des Satan
auf
der berühmten Univerſität ...... en.

Betrogene Betrüger! Eure Ringe ſind alle drei nicht echt; der echte Ring vermuthlich ging verloren.
Leſſing, Nathan. III. 7.

Fünftes Kapitel.

Einleitende Bemerkungen.

Alle Welt ſchreibt oder liest in dieſer Zeit Memoiren, in den Salons der großen und kleinen Reſidenzen, in den Reſſourcen und Caſſino's der Mittelſtädte, in den Tabagien und Kneipen der kleinen ſpricht man von Memoiren, urtheilt nach Memoiren und erzählt nach Memoiren, ja es könnte ſcheinen, es ſey ſeit zwölf Jahren nichts Merkwürdiges mehr auf der Erde als ihre Memoiren. Männer und Frauen ergreifen die Feder, um den Menſchen ſchriftlich darzuthun, daß auch ſie in einer merkwürdigen Zeit gelebt, daß auch ſie ſich einſt in einer Sonnennähe bewegt haben, die ihrer ſonſt vielleicht gehaltloſen Perſon einen Nimbus von Bedeutſamkeit verliehen.

Gekrönte Häupter, nicht zufrieden, ſich aus ihrer frühern Grandezza, wo ſie, wie in der Bilderbibel, mit der Krone auf dem Haupt zu Bette gingen, erhoben zu haben; nicht zufrieden damit, daß ſie auf Kurierreiſen Europa von einem Ende bis zum andern durchfliegen, um ſich gegenſeitig ihrer Freundſchaft zu verſichern, ſchreiben Memoiren für ihre Völker, erzählen ihnen ihre Schickſale, ihre Reiſen. Die Mitwelt iſt zur Nachwelt gemacht worden, man hat ihr einen neuen Maaßſtab, wornach ſie die Handlungen richte, in die Hände gegeben; es ſind die Memoiren.

Große Generale, berühmte Marſchälle, weit entfernt, das Beiſpiel jenes Römers nachzuahmen, der in der Muße des Friedens die Thaten der Legionen unter ſeiner Führung der Nachwelt würdig zu überliefern glaubte, wenn er von ſich nur immer in der dritten Perſon ſpräche, haben den beſcheideneren Weg eingeſchlagen, ſprechen von ſich, wie es Männern von ſolchem Gewichte ziemt als ich, bauen aus ihren Memoiren ein Odeon in verjüngtem Maaßſtabe, und treten herzhaft vorne auf der Bühne auf. Mit Schlachtſtücken im großen Styl dekoriren ſie die Couliſſen, Staatsmänner und berühmte Damen, die große Armee und ihre lorbeerbekränzten Adler, die ganze Mitwelt ſtellen ſie im Hintergrund als Figuranten auf, ſie ſelbſt aber ſpielen ihre Sulla oder Brutus würdig des unſterblichen Talma.

Mundus vult decipi, d. i. die Leute leſen Memoiren; was hält mich ab, denſelben auch ein ſolches Gericht Gerngeſehen vorzuſetzen?

Man wendet vielleicht ein, „der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Satan hat ſich nicht mit Memoirenſchreiben abzugeben.“

Ei! wirklich? Und wenn nun dieſer Satan doch einen Beruf hätte, Memoiren in die Welt zu ſtreuen, wenn er doch ſo viel oder noch mehr geſehen hätte, als jene kriegeriſchen Diplomaten oder diplomatiſchen Krieger, welche die Welt mit ihrem literariſchen Ruhme anfüllen, nachdem die Bulletins ihrer Siege zu erwähnen aufgehört haben; wenn nun dieſer arme Teufel einen Drang in ſich fühlte, auch für einen homo literatus zu gelten?

Ja, ich geſtehe es mit Erröthen, je länger ich mich in meinem lieben Deutſchland umhertreibe, deſto unwiderſtehlicher reißt es mich hin, zu ſchriftſtellern; und wenn es den Damen erlaubt iſt, die Finger mit Dinte zu beſchmutzen, ſo wird es doch dem Teufel auch noch erlaubt ſeyn?

Und da komme ich auf einen zweiten Punkt; man ſagt vielleicht gegen meine ſchriftſtelleriſchen Verſuche, ich ſey kein Literatus, kein Mann vom Gewerbe ꝛc. Aber fürs erſte habe ich ſo eben die Damen, welche, wenn ſie noch ſo gelehrt, doch keine Gelehrten von Profeſſion ſind, anzuführen die Ehre gehabt; ſodann berufe ich mich auf jene Söhne des Lagers, die unter Gefahren groß geworden, unter Strapazen ergraut, keine Zeit hatten, Humaniora zu ſtudiren, und dennoch ſo glänzende

Memoiren ſchreiben; ich behaupte drittens, daß das Vorurtheil, ich ſey ein unſtudirter Teufel, ganz falſch iſt, denn ich bin in optima forma Doktor der Philoſophie geworden, wie aus meinen Memoiren zu erſehen, und kann das Diplom Schwarz auf Weiß aufweiſen.

Der Erzengel Gabriel, als ich ihn mit dem Plan, meine Memoiren auszuarbeiten, bekannt machte, warnte mich mit bedenklicher Miene vor den ſogenannten Recenſenten. Er gab mir zu verſtehen, daß ich übel wegkommen könnte, indem ſolche niemand ſchonen, ja ſogar neuerdings ſelbſt Doktoren der Theologie in Berlin, Halle und Leipzig hart mitgenommen haben. Ich erwiederte ihm nicht ohne Gelehrſamkeit, daß das Sprichwort clericus clericum non decimat füglich auch auf mein Verhältniß zu den Recenſenten angewandt werden könne; werde ich ja doch ſchon im alten Teſtament Satan, adversarius, das iſt Widerſacher genannt, was auch ganz auf jene paſſe; den ſchlagendſten Beweis nehme ich aber aus dem neuen Teſtament; dort werde ich διαβολος oder Verläumder genannt, da nun διαβολλειν ſo viel ſey als acerbe recensere, ſo müſſe er, wenn er nur ein wenig Logik habe, den Schluß von ſelbſt ziehen können.

Der Erzengel bekam, wie natürlich, nicht wenig Reſpekt vor meiner Gelehrſamkeit in Sprachen, und meinte ſelbſt, daß es mir auf dieſe Art nicht fehlen könne.

Man wird bei Durchleſung dieſer Mittheilungen aus meinen Memoiren vielleicht nicht jenes ſyſtematiſche ruhige Fortſchreiten der Rede finden, das den Werken tiefdenkender Geiſter ſo eigen zu ſeyn pflegt. Man wird kürzere und längere Bruchſtücke aus meinem Walten und Treiben auf der Erde finden und den innern Zuſammenhang vermiſſen.

Man tadle mich nicht deßwegen; es war ja meine Abſicht nicht, ein Gemälde dieſer Zeit zu entwerfen, man trifft deren genug in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands.

Der Memoirenſchreiber hat ſeinen Zweck erreicht, wenn er ſich und ſeine Stellung zu der Zeit, welcher er angehört, darſtellt und darüber reflektirt; wenn er Begebenheiten entwickelt, die entweder auf ihn oder die Mitwelt nähere oder entferntere Beziehung haben; wenn er berühmte Zeitgenoſſen und ſeine Verhältniſſe zu ihnen dem Auge vorführt. Und dieſe Forderungen glaube ich in meinen Memoiren erfüllt zu haben, ſie ſind es wenigſtens, die mich bei meiner Arbeit leiteten, die meine Kühnheit vor mir rechtfertigten, vor einem gelehrten Publikum als Schriftſteller aufzutreten.*

Ueber Perſönlichkeit, über berühmte Abſtammung oder glänzende Verhältniſſe hat der Teufel nichts zu ſagen. Was etwa darüber zu ſagen ſeyn könnte, habe ich in dem Abſchnitt „Beſuch bei Göthe“ ausgeſprochen, und verweiſe daher den Leſer dahin.

Fleißige Leſer, d. i. ſolche, die Bogen für Bogen in einer Viertelſtunde durchfliegen, mögen daher doch dieſen Abſchnitt nicht überſchlagen, da er ſehr zu beſſerem

---

* Was der Satan hier ernſthaft und gelehrt ſpricht, er geberdet ſich beinahe wie ein junger Candidat der Theologie, der ſeine erſte Predigt drucken läßt.

Anm. d. Herausgebers.

Verſtändniß der übrigen eingerichtet iſt; ſittſamen und ordentlichen Leſern habe ich hierüber nichts zu ſagen, als ſie ſollen das Buch weglegen, wenn ſie ſich langweilen.

Ehe ſein Diener mit dem zweiten Bogen aus der Meſſe zurückkommt, hat der Unterzeichnete noch Zeit, einige Bemerkungen einzuflicken. Es ſcheint ihm nämlich, der Satan beſitze eine ziemliche Doſis Eitelkeit; man bemerke nur, wie wichtig er von jenem Abſchnitt ſpricht, worin er über ſich einige Bemerkungen macht; es wäre genug geweſen, wenn er nur angedeutet hätte, daß dies oder jenes darin zu finden ſey, aber dem Leſer zu empfehlen, er möchte doch den Abſchnitt, in welchem jene enthalten ſind, nicht überſchlagen, iſt ſehr anmaßend.

Sodann die Unordnung, in welcher er alles vorbringt! Ein anderer, wie z. B. der Herausgeber, hätte doch, wenn auch nicht mit dem Taufſchein, was nun freilich beim Teufel nicht wohl möglich iſt, doch wenigſtens mit der Begebenheit angefangen, die der Chronologie nach die erſte iſt. Ich habe das Manuſcript flüchtig durchblättert (zu leſen, ehe jeder Bogen hinlänglich geweiht, nehme ich mich wohl in Acht) und fand, daß er mit Ereigniſſen anfängt, die der ganz neuen Zeit angehören, und nachher im bunten Gemiſche Menſchen und ihre Thaten von zehn, zwanzig Jahren auftreten läßt; man ſieht wohl, daß er keine gute Schule gehabt haben muß.

Zu größerer Deutlichkeit, und daß der geneigte Leſer trotz dem Teufel wählen kann, was er will, habe ich den Inhalt jedem einzelnen Kapitel vorangeſetzt.

Der Herausgeber.

Fünftes Kapitel.

Wie der Satan die Univerſität bezieht, und welche Bekanntſchaften er dort macht.

Deutſchland hat mir von jeher beſonders wohl gefallen, und ich geſtehe es, es liegt dieſem Geſtändniß ein kleiner Egoismus zu Grunde; man glaubt nämlich dort an mich wie an das Evangelium; jenen kühnen philoſophiſchen Waghälſen, die auf die Gefahr hin, daß ich ſie zu mir nehme, meine Exiſtenz geleugnet und mich zu einem lächerlichen Phantom gemacht haben, iſt es noch nicht gelungen, den glücklichen Kinderſinn dieſes Volkes zu zerſtören, in deſſen ungetrübter Phantaſie ich noch immer ſchwarz wie ein Mohr, mit Hörnern und Klauen, mit Bocksfüßen und Schweif fortlebe, wie ihre Ahnen mich gekannt haben.

Wenn andere Nationen durch die ſogenannte Aufklärung ſo weit hinaufgeſchraubt ſind, daß ſie, ich ſchweige von einem Gott, ſogar an keinen Teufel mehr glauben, ſo ſorgen hier unter dieſem Volke ſogar meine Erbfeinde, die Theologen, dafür, daß ich im Anſehen bleibe. Hand in Hand mit dem Glauben an die Gottheit ſchreitet bei ihnen der Glaube an mich, und wie oft habe ich das mir ſo ſüße Wort aus ihrem Munde gehört: „anathema sit, er glaubt an keinen Teufel.“

Ich kann mich daher recht ärgern, daß ich nicht ſchon früher auf den vernünſtigen Gedanken gekommen bin, meine freie Zeit auf einer Univerſität zu verleben, um dort zu ſehen, wie man mich von Semeſter zu Semeſter ſyſtematiſch traktirt.

Ich konnte nebenbei noch manches profitiren. Alle Welt iſt jetzt civiliſirt, fein, geſittet, beleſen, gelehrt. Schon oft, wenn ich einen guten Schnitt zu machen gedachte, fand es ſich, daß mir ein guter Schulſack, etwas Philoſophie, alte Literatur, ja ſogar etwas Medicin fehle; zwar, als das Magnetiſiren aufkam, habe ich auch einen Curſus bei Mesmer genommen, und nachher manche glückliche Cur gemacht. Aber damit iſt es heutzutage nicht gethan; daher die elenden Redensarten, die in Deutſchland curſiren: ein dummer Teufel, ein armer Teufel, ein unwiſſender Teufel, was offenbar auf meine vernachläßigte wiſſenſchaftliche Bildung hindeuten ſoll.

Es iſt noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen, und ich bin vom Himmel gefallen, aber nicht als gelehrt; darum entſchloß ich mich, zu ſtudiren, und wo möglich es in der Philoſophie ſo weit zu bringen, daß ich ein ganz neues Syſtem erfände, wovon ich mir keinen geringen Erfolg verſprach. Ich wählte ...... en, und zog im Herbſt des Jahres 1819 daſelbſt auf.

Ich hatte, wie man ſich denken kann, nicht verſäumt, mich meinem neuen Stande gemäß zu koſtümiren. Mein Name war von Barbe, meine Verhältniſſe glänzend, das heißt, ich brachte einen großen Wechſel mit, hatte viel baar Geld, gute Garderobe, und hütete mich wohl, als Neuling, oder wie man ſagt, als Fuchs aufzutreten; ſondern ich hatte ſchon allenthalben ſtudirt, mich in der Welt umgeſehen.

Kein Wunder, daß ich ſchon den erſten Abend höfliche Geſellſchafter, den nächſten Morgen vertraute

Freunde, und am zweiten Abend Brüder auf Leben und Tod am Arm hatte. Man denkt vielleicht, ich übertreibe; wäre ich Kavalier, ſo würde ich auf Ehre verſichern und „Hol' mich der Teufel“ als Verſtärkungspartikel dazu ſetzen (denn auf Ehre und hol' mich der Teufel verhalten ſich zu einander wie der Spiritus lenis zum Spiritus aſper), in meiner Lage kann ich blos meine Parole als Satan geben.

Es waren gute Jungen, die ich da fand. Es begab ſich dies aber folgendermaßen: man kann ſich denken, daß ich nicht unvorbereitet kam; wer die deutſchen Univerſitäten nur entfernt kennt, weiß, daß ein an Sprache, Sitte, Kleidung und Denkungsart von der übrigen Welt ganz verſchiedenes Volk dort wohnt. Ich las des unſterblichen Herrn von Schmalz Werke über die Univerſitäten, Sands Aktenſtücke, Haupt über Burſchenſchaften und Landsmannſchaften ꝛc., ward aber noch nicht recht klug daraus und merkte, daß mir noch manches abging. Der Zufall half mir aus der Noth. Ich nahm in F. eine Retourchaiſe; mein Geſellſchafter war ein alter Student, der ſeit acht Jahren ſich auf die Medicin legte. Er hatte das savoir vivre eines alten Burſchen, und ich befliß mich, in den ſechs Stunden, die ich mit ihm der Muſenſtadt zufuhr, an ihm meine Rolle zu ſtudiren.

Es war ein großer wohlgewachſener Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren, ſein Haar war dunkel und mochte früher nach heutiger Mode zugeſchnitten ſeyn, hing aber, weil der Studioſus die Koſten ſcheute, es ſcheeren zu laſſen, unordentlich um den Kopf, doch bemühte er ſich, ſolches oft mit fünf Fingern aus der Stirne zu friſiren. Sein Geſicht war ſchön, beſonders Naſe und Mund edel und fein geformt, das Auge hatte viel Ausdruck, aber welch ſonderbaren Eindruck machte es; das Geſicht war von der Sonne rothbraun angelaufen; ein großer Bart wucherte von den Schläfen bis zum Kinn herab, und um die feinen Lippen hing ein vom Bier gerötheter Henriquatre.

Sein Mienenſpiel war ſchrecklich und lächerlich zugleich, die Augenbrauen waren zuſammengezogen und bildeten düſtere Falten; das Auge blickte ſtreng und ſtolz um ſich her und maß jeden Gegenſtand mit einer Hoheit, einer Würde, die eines Königsſohnes würdig geweſen wäre.

Ueber die untern Partien des Geſichtes, namentlich über das Kinn konnte ich nicht recht klug werden, denn ſie ſtacken tief in der Cravatte. Dieſem Kleidungsſtück ſchien der junge Mann bei weitem mehr Sorgfalt gewidmet zu haben, als dem übrigen Anzug; dieſe beiläufig einen halben Schuh Höhe meſſende Binde von ſchwarzer Seide zog ſich, ohne ein Fältchen zu werfen, von dem Kinn incluſive bis auf das Bruſtbein excluſive, und bildete auf dieſe Art ein feines Mauerwerk, auf welchem der Kopf ruhte; ſeine Kleidung beſtand in einem weißgelben Rock, den er Flaus, in zärtlichen Augenblicken wohl auch Gottfried nannte, und welchem er von Speiſen und Getränken mittheilte; dieſer Gottfried Flaus reichte bis eine Spanne über dem Knie und ſchloß ſich eng um den ganzen Leib; auf der Bruſt war er offen und zeigte, ſo viel die Cravatte ſehen ließ, daß der

Herr Studioſus mit Wäſche nicht gut verſehen ſeyn müſſe.

Weite wellenſchlagende Beinkleider von ſchwarzem Sammt ſchloſſen ſich an das Oberkleid an; die Stiefel waren zierlich geformt und dienten ungeheuern Sporen von polirtem Eiſen zur Folie.

Auf dem Kopfe hatte der Studioſus ein Stückchen rothes Tuch in Form eines umgekehrten Blumenſcherben gehängt; das er mit vieler Kunſt gegen den Wind zu balanciren wußte; es ſah komiſch aus, faſt wie wenn man mit einem kleinen Trinkglas ein großes Kohlhaupt bedecken wollte.

Ich hatte Zachariä's unſterblichen Renomiſten zu gut ſtudirt, um nicht zu wiſſen, daß, ſobald ich mir eine Blöße gegen den Herrn Bruder gebe, ſein Reſpekt vor mir auf ewig verloren ſey; ich merkte ihm daher ſeine Augenbrauenfalten, ſein ernſtes abmeſſendes Auge, ſo viel es ging, ab, und hatte die Freude, daß er mich gleich nach der erſten Stunde auffallend vor dem „Philiſter und dem Florbeſen," auf Deutſch einem alten Profeſſor und ſeiner Tochter, welche unſere übrige Reiſegeſellſchaft ausmachten, auszeichnete. In der zweiten Stunde hatte ich ihm ſchon geſtanden, daß ich in Kiel ſtudirt und mich ſchon einige Mal mit Glück geſchlagen habe, und ehe wir nach . . . . . . en einfuhren, hatte er mir verſprochen, eine „fixe Kneipe," das heißt eine anſtändige Wohnung auszumitteln, wie auch mich unter die Leute zu bringen.

Der Herr Studioſus Würger, ſo hieß mein Geſellſchafter, ließ an einem Wirthshaus vor der Stadt anhalten und lud mich ein, ſeinem Beiſpiele zu folgen und hier auf die Beſchwerden der Reiſe ein Glas zu trinken. Die ganze Fenſterreihe des Wirthshauſes war mit rothen und ſchwarzen Mützen bedeckt: es war nämlich eine gute Anzahl der Herren Studioſi hier verſammelt, um die neuen Ankömmlinge, die gewöhnlich am Anfang des Semeſters einzutreffen pflegen, nach gewohnter Weiſe zu empfangen. Würger, der alte, „längſt bemooste“ Burſche, hatte ſich ſchon unterwegs mit dem Gedanken gekitzelt, daß ſeine Kameraden uns für „Füchſe“ halten werden, und wirklich traf ſeine Vermuthung ein.

Ein Chorus von wenigſtens dreißig Bäſſen ſcholl von den Fenſtern herab; ſie ſangen ein berühmtes Lied, das anfängt:

Was kommt dort von der Höh'!

Während des Geſanges entſtieg mein Gefährte majeſtätiſch der Chaiſe, und kaum hatte er den Boden berührt, ſo erhob er ſein furchtbares Haupt und ſchrie zu den Fenſtern empor:

„Was ſchlagt ihr für einen Randal auf, Kameele! Seht ihr nicht, das zwei alte Häuſer aus dieſem Philiſterkarren geſtiegen kommen? (auf Deutſch: lärmt doch nicht ſo ſehr, meine Herren, Sie ſehen ja, daß zwei alte Studenten aus dem Wagen ſteigen.)

Der allgemeine Jubel unterbrach den erhitzten Redner; „Würger, du altes fideles Haus!“ ſchrien die Muſenſöhne und ſtürzten die Treppen herab in ſeine Arme; die Raucher vergaßen ihre langen Pfeifen wegzulegen, die Billardſpieler hielten noch ihre Queues in der Hand. Sie bildeten eine Leibwache von ſonderbarer Bewaffnung um den Angekommenen.

Doch der Edelmüthige vergaß in ſeiner Glorie auch meiner nicht, der ich beſcheiden auf der Seite ſtand, er ſtellte mich den älteſten und angeſehenſten Männern der Geſellſchaft vor, und ich wurde mit herzlichem Handſchlag von ihnen begrüßt. Man führte uns in wildem Tumult die Treppe hinan, man ſetzte mich zwiſchen zwei bemooste Häuſer an den Ehrenplatz, gab mir ein großes Paßglas voll Bier und ein Fuchs mußte dem neuen Ankömmling ſeine Pfeife abtreten.

So war ich denn in . . . . . . en als Student eingeführt, und ich geſtehe, es gefiel mir ſo übel nicht unter dieſem Völkchen. Es herrſchte ein offener zutraulicher Ton, man brauchte ſich nicht in die Feſſeln der Convenienz, die gewiß dem Teufel am läſtigſten ſind, umherzuſchleppen, man ſprach und dachte, wie es einem gerade gefiel. Wenn man bedenkt, daß ich gerade im Herbſt 1819 dorthin kam, ſo wird man ſich nicht wundern, daß ich mich von Anfang gar nicht recht in die Converſation zu finden wußte. Denn einmal machten mir jene Kunſtwörter (termini technici), von welchen ich oben ſchon eine kleine Probe gegeben habe, viel zu ſchaffen; ich verwechſelte oft „Sau,“ das Glück, mit „Pech,“ was Unglück bedeutet, wie auch „holzen,“ mit einem Stock ſchlagen, mit „pauken,“ mit andern Waffen ſich ſchlagen.

Aber auch etwas anderes fiel mir ſchwer; wenn nämlich nicht von Hunden, Paukereien, Beſen oder dergleichen geſprochen wurde, ſo fiel man hinter dem Bierglas in ungemein transcendentale Unterſuchungen, von welchen ich anfangs wenig oder gar nichts verſtand, ich merkte mir aber die Hauptworte, welche vorkamen, und wenn ich auch in die Converſation gezogen wurde, ſo antwortete ich mit ernſter Miene: „Freiheit, Vaterland, Deutſchthum, Volksthümlichkeit.“

Da ich nun überdies ein großer Turner war und eigentlich teufelmäßige Sprünge machen konnte, da ich mir überdies nach und nach ein langes Haar wachſen ließ, ſolches fein ſcheitelte und kämmte, einen zierlich ausgeſchnittenen Kragen über den deutſchen Rock herauslegte, mich auch auf die Klinge nicht übel verſtand, ſo war es kein Wunder, daß ich bald in großes Anſehen unter dieſem Volke kam. Ich benutzte dieſen Einfluß ſo viel als möglich, um die Leute nach meinen Anſichten zu leiten und zu erziehen, und ſie für die Welt zu gewinnen.

Es hatte ſich nämlich unter einem großen Theil meiner Commilitonen ein gewiſſer frömmelnder Ton eingeſchlichen, der mir nun gar nicht behagte und nach meiner Meinung ſich auch nicht für junge Leute ſchickte. Wenn ich an die jungen Herren in London und Paris, in Berlin, Wien, Frankfurt ꝛc. dachte, an die vergnügten Stunden, die ich in ihrem Kreiſe zubrachte; wenn ich dieſe Leute dagegenhielt, die ihren ſchönen hohen Wuchs, ihre kräftigen Arme, ihren geſunden Verſtand, ihre nicht geringen Kenntniſſe nur auf dem Turnplatz, nicht im Tanzſaal, nur zu überſchwenglichen Ideen und Idealen, nicht zu lebhaftem Witz, zu feinem Spott, der das Leben würzt und aufregt, anwenden ſah; wenn ich ſie, ſtatt ſchönen Mädchen nachzufliegen, in die Kirche ſchleichen ſah, um einen ihrer orthodoxen Profeſſoren anzuhören, ſo konnte ich ein widriges Gefühl in mir nicht unterdrücken.

Sobald ich daher feſten Fuß gefaßt hatte, zog ich einige luſtige Brüder an mich, lehrte ſie neue Kartenſpiele, ſang ihnen ergötzliche Lieder vor, wußte ſie durch Witz und dergleichen ſo zu unterhalten, daß ſich bald mehrere anſchloſſen. Jetzt machte ich kühnere Angriffe. Ich ſtellte mich Sonntags mit meinen Geſellen vor die Kirchthüre, muſterte mit geübtem Auge die vorübergehenden Damen, zog dann, wenn die Schäflein innen waren und der Küſter den Stall zumachte, mit den Meinigen in ein Wirthshaus der Kirche gegenüber, und bot allem auf, die Gäſte beſſer zu unterhalten, als der Dr. N. oder der Profeſſor N. in der Kirche ſeine Zuhörer.

Ehe drei Wochen vergingen, hatte ich die größere Partie auf meiner Seite. Die Frömmeren ſchrien von Anfang über den rohen Geiſt, der einreiße, und gaben zu bemerken, daß wir chriſtliche Burſche ſeyen; aber es half nichts, meine Perſiflagen hatten ſo gute Wirkung gethan, daß ſie ſich am Ende ſelbſt ſchämten, in der Kirche geſehen zu werden, und es gehörte zum guten Ton, jeden Sonntag vor der Kirchthür zu ſeyn, aber bis hieher und nicht weiter. Die Wirthshäuſer waren gefüllter als je, es wurde viel getrunken, ja es riß die Sitte ein, Wettkämpfe im Trinken zu halten, und, man wird es kaum glauben, es gab ſogar eigentliche Kunſttrinker!

Es predigte zwar mancher gegen das einreißende Verderben, aber die Altdeutſchen tröſteten ſich damit, daß ihre „Altvordern“ auch durch Trinken excellirt haben; die Frömmſten ließen ſich große Humpen verfertigen und zwangen und mühten ſich ſo lange, bis ſie wie Götz von Berlichingen oder gar wie Hermann der Cherusker ſchlucken konnten. Den Feineren, Gebildeteren war es natürlich von Anfang auch ein Greuel, ich verwies ſie aber auf eine Stelle bei Jean Paul. Er ſagt nämlich in ſeinem unübertrefflichen Quintus Fixlein:

„Jeruſalem bemerkt ſchön, daß die Barbarei, die oft hart hinter dem ſchönſten, bunteſten Flor der Wiſſenſchaften aufſteigt, eine Art von ſtärkendem Schlammbad ſey, um die Ueberfeinerung abzuwenden, mit der jener Flor bedrohe; ich glaube, daß einer, der erwägt, wie weit die Wiſſenſchaften bei einem Studirenden ſteigen, dem Muſenſohne ein gewiſſes barbariſches Mittelalter, das ſogenannte Burſchenleben, — gönnen werde, das ihn wieder ſo ſtählt, daß die Verfeinerung nicht über die Grenze geht.“

Wenn ein Meiſter, wie Jean Paul, dem ich hiemit für dieſe Stelle meinen herzlichen Dank öffentlich ſage, alſo ſich ausſpricht, was konnten die Kleinmeiſter und Jünger dagegen? Sie ſetzten ſich auch in die ſchwarzgerauchte Kneipe, „verſchlammten“ ſich recht tüchtig in dem „barbariſchen Mittelalter,“ und hatten kraft ihres inwohnenden Genies meine älteren Zöglinge bald überholt.

Sechstes Kapitel.

Satan beſucht die Kollegien; was er darin lernte.

Indeſſen ich auf die beſchriebene Weiſe praktiſch lebte und leben machte, vergaß ich auch das dic cur hic nicht, und legte mich mit Ernſt aufs Theoretiſche. Ich hörte die Philoſophen und Theologen und hoſpitirte nicht unfleißig bei den Juriſten und Medicinern. Ich hatte, um zuerſt über die Philoſophen zu reden, von einem der hellſten Lichter jener Univerſität, wenn in der Ferne von ihm die Rede war, oft ſagen hören, der Kerl hat den Teufel im Leib. Eine ſolche geheimnißvolle Tiefe, wollte man behaupten, ſolche überſchwengliche Gedanken, ſolche Gedrungenheit des Styls, eine ſo hinreißende Beredſamkeit ſey noch nicht gefunden worden in Iſrael. Ich habe ihn gehört und verwahre mich feierlich vor jenem Urtheil, als ob ich in ihm geſeſſen wäre. Ich habe ſchon viel ausgeſtanden in der Welt, ich bin ſogar Ev. Matthäi VIII. 31 und 32 in die Säue gefahren? — Aber in einen ſolchen Philoſophen? nein da wollte ich mich doch bedankt haben.

Was der gute Mann in ſeinem ſchläfrigen unangenehmen Ton vorbrachte, war für ſeine Zuhörer ſo gut als franzöſiſch für einen Eskimo. Man mußte alles gehörig ins Deutſche überſetzen, ehe man darüber ins Klare kam, daß er ebenſowenig fliegen könne, wie ein anderer Menſch auch. Er aber machte ſich groß, weil er aus ſeinen Schlüſſen ſich eine himmelhohe Jakobsleiter gezimmert und ſolche mit myſtiſchem Firniß angepinſelt hatte; auf dieſer kletterte er nun zum blauen Aether hinan, verſprach, aus ſeiner Sonnenhöhe herabzurufen, was er geſchaut habe; er ſtieg und ſtieg, bis er den Kopf durch die Wolken ſtieß, blickte hinein in das reine Blau des Himmels, das ſich auf dem grünen Grasboden noch viel hübſcher ausnimmt als oben, und ſah wie Sancho Panſa, als er auf dem hölzernen Pferd zur Sonne ritt, unter ſich die Erde ſo groß wie ein Senfkorn und die Menſchen wie Mücken, über ſich — nichts.

Sie kommen mir vor, die guten Leute dieſer Art, wie die Männer von Babel, die einen großen Leuchtthurm bauen wollten für alles Volk, damit ſich keiner verlaufe in der Wüſte, und ſiehe da, der Herr verwirrte ihre Sprache, daß weder Meiſter noch Geſellen einander mehr verſtanden.

Da lobe ich mir einen andern der dortigen Philoſophen; er las über die Logik und deducirte Jahr ein Jahr aus, daß zweimal zwei vier ſey; und die Herren Studioſi ſchrieben ganze Stöße von Heften, daß zweimal zwei vier ſey. Dieſer Mann blieb doch ordentlich im Blachfeld und wanderte ſeinem Ziele mit größerer Gelaſſenheit zu, als ſeine illuſtren Kollegen, die, wenn ein anderer ihre Gewäſche nicht Evangelium nannte, Antikritiken und Metakritiken der Antikritiken in alle Welt ausſandten.

Ich geſtehe redlich, der Teufel amüſirt ſich ſchlecht bei ſo bewandten Dingen. Ich ſchlug den Weg zu einem andern Hörſaal ein, wo man über die Seele des Menſchen docirte. Gerechter Himmel! wenn ich ſo viel Umſtände machen müßte, um eine liederliche Seele in mein Fegfeuer zu deduciren! Der Menſch auf dem Katheder malte die Seele auf eine große ſchwarze Tafel und ſagte: „ſo iſt ſie, meine Herren!“ damit war er aber nicht zufrieden, er behauptete, ſie ſitze oben in der Zirbeldrüſe.

Ich quittirte die Philoſophen und beſuchte die Theologen. Um meine Leute näher kennen zu lernen, beſchloß ich, an einem Sonntag nach der Kirche einem oder dem andern meine Viſite abzuſtatten. Ich kleidete mich ganz ſchwarz, daß ich ein ziemlich theologiſches Air hatte, und trat meinen Marſch an; man hatte mir vorhergeſagt, ich ſollte keinen zu voreiligen Schluß auf den reinen und frommen Charakter dieſer Männer machen, ſie ſeyen etwas nach dem altteſtamentariſchen Koſtüm, vernachläſſigen äußere Bildung und fallen dadurch leicht ins Linkiſche.

Mein Herz mit Geduld gewaffnet, trat ich in das Zimmer des erſten Theologen. Aus einer bläulichen Rauchwolke erhob ſich ein dicker, ältlicher Mann in einem großgeblümten Schlafrock, eine ganz ſchwarze Meerſchaumpfeife in der Hand. Er machte einen kurzen Knix mit dem Kopf und ſah mich dann ungeduldig und fragend an. Ich ſetzte ihm auseinander, wie mich die Philoſophie gar nicht befriedige, und daß ich geſonnen ſey, einige theologiſche Kollegien zu beſuchen. Er murmelte einige unverſtändliche, aber wie es ſchien, gelehrte Bemerkungen, verzog beifällig lächelnd den Mund und ſchritt im Zimmer auf und ab.

Ich ſetzte die Einladung, ihn auf ſeinem Spaziergang zu begleiten, voraus und ſchritt in eben ſo gravitätiſchen Schritten neben ihm her, indem ich aufmerkſam lauſchte, was ſein gelehrter Mund weiter vorbringen werde. Vergebens! Er grinſte hie und da noch etwas weniges, ſprach aber kein Wort weiter, wenigſtens verſtand ich nichts als die Worte: „Pfeife rauchen?“ ich merkte, daß er mir höflich eine Pfeife anbiete, konnte aber keinen Gebrauch davon machen, denn er rauchte wahrhaftig eine gar zu ſchlechte Nummer.

Ich habe mir ſchon lange abgewöhnt, über irgend etwas in Verlegenheit zu gerathen, ſonſt hätte dieſes abſurde Schweigen des Profeſſors mich gänzlich außer Faſſung gebracht. So aber ging ich gemächlich neben ihm her, kehrte um, wenn er umkehrte, und zählte die Schritte, die ſein Zimmer in der Länge maß. Nachdem ich das alte Ameublement, die verſchiedenen Kleider- und Wäſchrudera, die auf den Stühlen umherlagen, das wunderliche Chaos ſeines Arbeitstiſches gemuſtert hatte, wagte ich meine prüfenden Blicke an den Profeſſor ſelbſt. Sein Ausſehen war höchſt ſonderbar. Die Haare hingen ihm dünn und lang um die Glatze, die geſtrickte Schlafmütze hielt er unter dem Arm. Der Schlafrock war an den Ellenbogen zerriſſen und hatte verſchiedene Löcher, die durch Unvorſichtigkeit hineingebrannt ſchienen. Das eine Bein war mit einem ſchwarzſeidenen Strumpf und der Fuß mit einem Schnallenſchuh bekleidet, der andere ſtack in einem weiten abgelaufenen Filzpantoffel, und um das halbentblößte Bein hing ein gelblicher Socken. Ehe ich noch während dem unbegreiflichen Stillſchweigen des Theologen meine Bemerkungen weiter fortſetzen konnte, wurde die Thüre aufgeriſſen, eine große, dürre Frau, mit der Röthe des Zorns auf den ſchmalen Wangen, ſtürzte herein.

„Nein, das iſt doch zu arg, Blaſius!“ ſchrie ſie, „der Küſter iſt da und ſucht dich zum Abendmahl; der Dekan ſteht ſchon vor dem Altar und du ſteckſt noch im Schlafrock!“

„Weiß Gott, meine Liebe,“ antwortete der Doktor gelaſſen, „das habe ich häßlich vergeſſen! doch ſieh, einen Fuß hatte ich ſchon zum Dienſte des Herrn gerüſtet, als mir ein Gedanke einfiel, der den Doktor Paulus weidlich ſchlagen muß.“

Ohne darauf zu achten, daß er ſich beinahe der letzten Hülle beraube, wollte er eilfertig den Schlafrock herunterreißen, um auch ſein übriges Kadaver zum Dienſt des Herrn zu ſchmücken; ſein Eheweib aber ſtellte ſich mit einer ſchnellen Wendung vor ihn hin, und zog die weiten Falten ihrer Kleider auseinander, daß vom Profeſſor nichts mehr ſichtbar war.

„Sie verzeihen, Herr Kandidat,“ ſprach ſie, ihre Wuth kaum unterdrückend, „er iſt ſo im Amtseifer, daß ſie ihn entſchuldigen werden. Schenken Sie uns ein ander Mal das Vergnügen. Er muß jetzt in die Kirche.“

Ich ging ſchweigend nach meinem Hut und ließ den Ehemann unter den Händen ſeiner liebenswürdigen Xantippe. „Ein ſchöner Anfang in der Theologie!“ dachte ich, und die Luſt, die übrigen geiſtlichen Männer zu beſuchen, war mir gänzlich vergangen; doch beſchloß ich, einige Vorleſungen mit anzuhören, was ich auch den Tag nachher ausführte.

Man denke ſich einen weiten niedrigen Saal, vollgepfropft mit jungen Leuten in den abenteuerlichſten Geſtalten. Mützen von allen Farben und Formen, lange herabwallende, kurze emporſteigende Haare, Bärte, an welchen ſich ein Sappeur der alten Garde nicht hätte ſchämen dürfen, und kleine zierliche Stutzbärtchen, galante Fräcke, und hohe Cravatten, neben deutſchen Röcken und ellenbreiten Hemdkrägen; ſo ſaßen die jungen geiſtlichen Herren im Kollegium; vor ſich hatte jeder eine Mappe, einen Stoß Papier, Dinte und Feder, um die Worte der Weisheit gleich ad notam zu nehmen. „O Platon und Sokrates!“ dachte ich, „hätten eure Studioſen und Akademiker nachgeſchrieben, wie manches Wort tiefer heiliger Weisheit wäre nicht umſonſt verrauſcht, wie majeſtätiſch müßten ſich die Folianten von Socratis opera in mancher Bibliothek ausnehmen!“ —

Jetzt wurden alle Häupter entblößt. Eine kurze dicke Geſtalt drängte ſich durch die Reihen der jungen Herren dem Katheder zu, es war der Doktor Schnatterer, den ich geſtern beſucht hatte; mit Wonnegefühl ſchien er die Verſammlung zu überſchauen, huſtete dann etwas weniges und begann:

„Hochachtbare, Hochanſehnliche!“ (damit meinte er die, welche ſechs Thaler Honorar zahlten).

„Werthgeſchätzte!“ (die, welche das gewöhnliche Honorar zahlten).

„Meine Herren!“ (das waren die, welche nur die Hälfte oder aus Armuth gar nichts entrichteten), und nun hob er ſeinen Sermon an; die Federn raſſelten, das Papier knirſchte, er aber ſchaute herab wie der Mond aus Regenwolken.

Ich hätte zu keiner gelegenern Zeit dieſe Vorleſungen beſuchen können, denn der Doktor behandelte gerade den Abſchnitt de angelis malis, worin ich vorzüglich traktirt zu werden hoffen durfte. Wahrhaftig, er ließ mich nicht lange warten: „Der Teufel," ſagte er, „überredete die erſten Menſchen zur Sünde und iſt noch immer gegen das ganze Menſchengeſchlecht feindlich geſinnt." Nach dieſem Satz hoffte ich nun eine philoſophiſche Würdigung dieſes Teufelsglaubens zu hören; aber weit gefehlt. Er blieb bei dem erſten Wort Teufel ſtehen, und daß mich die Juden Beelzebub geheißen hätten. Mit einem Aufwand von Gelehrſamkeit, wie ich ſie hinter dem armen Schlafrock nicht geſucht hätte, warf er nun das Wort Beelzebub drei Viertelſtunden lang hin und her. Er behauptete, die Einen erklären, es bedeute einen Fliegenmeiſter, der die Mücken aus dem Lande treiben ſolle, andere nehmen das sephub nicht von den Mücken, ſondern als Anklage, wie die Chaldäer und Syrier. Andere erklären sephul als Grab, sepulcrum; die Federn ſchwirrten und flogen, ſo tiefe Gelehrſamkeit hört man nicht alle Tage. Zu jenen paar Erklärungen hatte er aber volle drei Viertelſtunden verwendet, denn die Citaten aus heiligen und profanen Scribenten nahmen kein Ende. Von Anfang hatte es mir viel Spaß gemacht, die Dogmatik auf ſolche Weiſe getrieben und namentlich den Satan ſo gründlich anatomirt zu ſehen; aber endlich machte es mir doch Langeweile, und ich wollte ſchon meinen Platz verlaſſen, um dem unendlichen Gewäſch zu entfliehen, da ruhte der Dokter einen Augenblick aus, die Schnupftücher wurden gebraucht, die Füße wurden in eine andere Lage gebracht, die Federn ausgeſpritzt und neu beſchnitten — Alles deutete darauf hin, daß jetzt ein Hauptſchlag geſchehen werde.

Und es war ſo; der große Theologe, nachdem er die Meinungen anderer aufgeführt und gehörig gewürdigt hatte, begann jetzt mit Salbung und Würde ſeine eigene Meinung zu entwickeln.

Er ſagte, daß alle dieſe Erklärungen nichts taugen, indem ſie keinen paſſenden Sinn gäben, er wiſſe eine ganz andere und glaube ſich in dieſem Stück noch über Michaelis und Döderlein ſtellen zu dürfen. Er leſe nämlich saephael und das bedeute Koth, Miſt und dergleichen. Der Teufel oder Beelzebub würde alſo hier der Herr im Dreck, der Unreinliche, *τὸ πνεῦμα ἀκάθαρτον*, der Stinker genannt, wie denn auch im Volksglauben mit den Erſcheinungen des Satans ein gewiſſer unanſtändiger Geruch verbunden ſey.

Ich traute meinen Ohren kaum; eine ſolche Sottiſe war mir noch nie vorgekommen; ich war im Begriff, den orthodoxen Exegeten mit dem nämlichen Mittel zu bedienen, das einſt Doktor Luther, welcher gar keinen Spaß verſtand, an mir probirte, ihm nämlich das nächſte beſte Dintenfaß an den Kopf zu werfen; aber es fiel mir bei, wie ich mich noch beſſer an ihm rächen könnte; ich bezähmte meinen Zorn und ſchob meine Rache auf.

Der Doktor aber ſchlug im Bewußtſeyn ſeiner Würde das Heft zu, ſtand auf, bückte ſich nach allen Seiten und ſchritt nach der Thüre; die tiefe Stille, welche im Saal geherrſcht hatte, löste ſich in ein dumpfes Gemurmel des Beifalls auf.

„Welch ein gelehrter Mann, welch tiefer Denker, welche Fülle der tiefſten Gelehrſamkeit!“ murmelten die Schüler des großen Exegeten. Emſig verglichen ſie unter einander ihre Hefte, ob ihnen auch kein Wörtchen von ſeinen ſchlagenden Beweiſen, von ſeinen kühnen Behauptungen entgangen ſey; und wie glücklich waren ſie, wenn auch kein Jota fehlte, wenn ſie hoffen durften, ein dickes, reinliches, vollſtändiges Heft zu bekommen.

Sobald Sie aber die theuren Blätter in den Mappen hatten, waren ſie die Alten wieder; man ſtopfte ſich die ellenlangen Pfeifen, man ſetzte die Mütze kühn auf das Ohr, zog ſingend oder den großen Hunden pfeifend ab, und wer hätte den Jünglingen, die im Sturmſchritt dem nächſten Bierhaus zuzogen, angeſehen, daß ſie die Stammhalter der Orthodoxie ſeyen und recta via von der jüngſten Konjektur des großen Dogmatikers herkommen?

So ſchloß ſich mein erſter theologiſcher Unterricht, ich war, wenn nicht an Weisheit und Einſicht, doch um einen Begriff meiner ſelbſt, an den ich nie gedacht hätte, reicher geworden.

Ich ſchwor mir ſelbſt mit den heiligſten Schwüren, keinen Theologen dieſer finſtern Schule mehr zu hören. Denn, wenn der Oberſte unter ihnen ſolche graſſe Begriffe zu Markt brachte, was durfte ich von den übrigen hoffen? Aber der orthodoxen saephael- oder Dr—ckſeele hatte ich Rache geſchworen, und ich war Manns genug dazu, ſie auszuführen.

Siebentes Kapitel.

Der Satan bekömmt Händel und ſchlägt ſich; Folgen davon.

Indeſſen ereignete ſich etwas anderes, das ich hier nicht übergehen darf, weil es als ein Commentar zu den

Sitten des wunderlichen Volkes, unter welchem ich lebte, dienen kann. Ich hatte ſchon ſeit einiger Zeit fleißig die Anatomie beſucht, um auch die Aerzte kennen zu lernen; da geſchah es eines Tages, daß ich mit mehreren Freunden um einen Cadaver beſchäftigt war, indem ich ihnen durch Zergliederung der Organe des Hirns, des Herzens ꝛc. die Richtigkeit des Glaubens an Unſterblichkeit darzuthun ſuchte.

Auf einmal höre ich hinter mir eine Stimme: „Pfui Teufel, wie riecht's hier!"

Ich wandte mich raſch um und erblickte einen jungen Theologen, der mich ſchon in jener dogmatiſchen Vorleſung durch den Eifer und das Wohlbehagen, mit welchem er die unſinnige Conjektur des Profeſſors niederſchrieb, gegen ſich aufgebracht hatte. Als ich nun dieſe Aeußerung „pfui Teufel, wie riecht's hier!" die ich in jenem Augenblick aus des Theologen Munde nur auf mich, als den „Herrn im Koth" bezog, hörte, ſagte ich ihm ziemlich ſtark, daß ich mir ſolche Gemeinheiten und Anzüglichkeiten verbitte.

Nach dem uralten heiligen Geſetzbuche der Burſchen, das man Comment heißt, war dies eine Beſchimpfung, die nur mit Blut abgewaſchen werden konnte. Der Theologe, ein tüchtiger Raufer, ließ mich daher am andern Tage ſogleich fordern. Ein ſolcher Spaß war mir erwünſcht, denn wer ſein Anſehen unter ſeinen Commilitonen behaupten wollte, mußte ſich damals geſchlagen haben, obgleich das Duell an ſich von meinen Freunden als etwas Unvernünftiges, Unnatürliches angeſehen wurde. Ich hatte meinen Gegner beſtimmen laſſen, die

Sache in einem Vergnügungsort, eine Stunde vor der Stadt, auszumachen, und beide Parteien erſchienen zur beſtimmten Zeit an Ort und Stelle.

Feierlich wurde jeder Einzelne in ein Zimmer geführt, der Oberrock ihm ausgezogen, und der „Paukwichs," das heißt die Rüſtung, in welcher das Duell vor ſich gehen ſollte, angelegt. Dieſe Rüſtung oder der Paukwichs beſtand in einem Hut mit breiter Krämpe, die dem Geſicht hinlänglichen Schutz verlieh, einer ungeheuern, fußbreiten Binde, die über den Bauch geſchnallt wurde; ſie war von Leder, gepolſtert und mit der Farbe der Verbindung, zu welcher man gehörte, ausgeſchmückt; eine ungeheure Cravatte, wogegen Herrn Studioſus Würgers ein Groſchenſtück war, ſtand ſteif um die Gegend des Halſes und ſchützte Kinn, Kehle, einen Theil der Schultern und den obern Theil der Bruſt. Den Arm, vom Ellenbogen bis zur Hand, bedeckte ein aus alten ſeidenen Strümpfen verfertigtes Rüſtzeug, Handſchuh genannt. Ich geſtehe, die Figur, in dieſe ſonderbare Rüſtung gepreßt, nahm ſich komiſch genug aus; doch gewährte ſie große Sicherheit, denn nur ein Theil des Geſichtes, der Oberarm und ein Theil der Bruſt war für die Klinge des Gegners zugänglich. Ich konnte mich daher des Lachens nicht enthalten, wenn ich im Spiegel meinen ſonderbaren Habit betrachtete; „der Satan in einem ſolchen Aufzuge und im Begriff, ſich wegen des ſchlechten Geruchs auf der Anatomie zu ſchlagen!"

Meine Genoſſen aber nahmen dieſes Lachen für einen Ausbruch der Kühnheit und des Muths, gedachten, es ſey jetzt der rechte Augenblick gekommen, und führten mich in einen großen Saal, wo man mit Kreide die gegenſeitige feindliche Stellung auf dem Boden markirt hatte. Ein Fuchs rechnete es ſich zur hohen Ehre, mir den Schläger vorantragen zu dürfen, wie man den alten Kaiſern Schwert und Scepter vorantrug. Jener war eine aus polirtem Stahl ſchön gearbeitete Waffe mit großem, ſchützendem Korb und ſcharf geſchliffen wie ein Scheermeſſer.

Wir ſtanden endlich einander gegenüber; der Theologe machte ein grimmiges Geſicht und blickte mit einem Hohn auf mich, der mich nur noch mehr in dem Vorſatz beſtärkte, ihn tüchtig zu zeichnen.

Wir legten uns nach alter Fechterweiſe aus, die Klingen waren gebunden, die Sekundanten ſchrien: „los!“ und unſere Schläger ſchwirrten in der Luft und fielen raſſelnd auf die Körbe. Ich verhielt mich meiſtens parirend gegen die wirklich ſchönen und mit großer Kunſt ausgeführten Angriffe des Gegners; denn mein Ruhm war größer, wenn ich mich von Anfang nur vertheidigte, und erſt im vierten, fünften Gang ihm eine Schlappe gab.

Allgemeine Bewunderung folgte jedem Gang; man hatte noch nie ſo kühn und ſchnell angreifen, noch nie mit ſo vieler Ruhe und Kaltblütigkeit ſich vertheidigen ſehen. Meine Fechtkunſt wurde von den älteſten „Häuſern“ bis in den Himmel erhoben, und man war nun geſpannt und begierig, bis ich ſelbſt angreifen würde; doch wagte es keiner, mich dazu aufzumuntern.

Vier Gänge waren vorüber, ohne daß irgendwo ein Hieb blutig geweſen wäre. Ehe ich zum fünften aufmarſchirte, zeigte ich meinen Kameraden die Stelle auf der rechten Wange, wohin ich meinen Theologen treffen wolle. Dieſer mochte es mir anſehen, daß ich jetzt ſelbſt angreifen werde, er legte ſich ſo gedeckt als möglich aus und hütete ſich ſelbſt einen Angriff zu machen. Ich begann mit einer herrlichen Finte, der ein allgemeines Ah! folgte, ſchlug dann einige regelmäßige Hiebe, und klapp! ſaß ihm mein Schläger in der Wange.

Der gute Theologe wußte nicht, wie ihm geſchah, mein Sekundant und Zeuge ſprangen mit einem Zollſtab hinzu, maßen die Wunde und ſagten mit feierlicher Stimme: „es iſt mehr als ein Zoll, klafft und blutet, alſo Anſch—ß;“ das hieß ſo viel als: weil ich dem guten Jungen ein Zoll langes Loch ins Fleiſch gemacht hatte, war ſeiner Ehre genug geſchehen.

Jetzt ſtürzten meine Freunde herzu, die älteſten faßten meine Hände, die jüngeren betrachteten ehrfurchtsvoll die Waffe, mit welcher die in der Geſchichte einzige und unerhörte That geſchehen war; denn wer, ſeit des großen Renomiſten Zeiten, durfte ſich rühmen, vorher die Stelle, die er treffen wollte, angezeigt und mit ſo vieler Genauigkeit getroffen zu haben?

Ernſten Blickes trat der Sekundant meines Gegners herein und bot mir in deſſen Namen Verſöhnung an. Ich ging zu dem Verwundeten, dem man gerade mit Nadel und Faden ſeine Wunde zunähte, und verſöhnte mich mit ihm.

„Ich bin Ihnen Dank ſchuldig,“ ſagte er zu mir, „daß ſie mich ſo gezeichnet haben. Ich wurde ganz gegen meinen Willen gezwungen, Theologie zu ſtudiren; mein

Vater iſt Landpfarrer, meine Mutter eine fromme Frau, die ihren Sohn gern einmal im Chorrock ſehen möchte. Sie haben mit einem Mal entſchieden, denn mit einer Schmarre vom Ohr bis zum Mund, darf ich keine Kanzel mehr beſteigen.“

Die Burſchen ſahen theilnehmend auf den wackern Theologen, der wohl mit geheimer Wehmuth an den Schmerz des alten Paſtors, an den Jammer der frommen Mama denken mochte, wenn die Nachricht von dieſem Unfall anlangte; ich aber hielt es für das größte Glück des Jünglings, durch eine ſo kurze Operation der Welt wieder geſchenkt zu ſeyn. Ich fragte ihn, was er jetzt anzufangen gedenke, und er geſtand offen, daß der Stand eines Kavalleriſten oder eines Schauſpielers ihn von jeher am meiſten angezogen hätte.

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen für dieſen vernünftigen Gedanken, denn gerade unter dieſen beiden Ständen zähle ich die meiſten Freunde und Anhänger; ich rieth ihm daher aufs ernſtlichſte, dem Trieb der Natur zu folgen, indem ich ihm die beſten Empfehlungsbriefe an bedeutende Generale und an die vorzüglichſten Bühnen verſprach.

Dem ganzen Perſonale aber, das dem merkwürdigen Duell angewohnt hatte, gab ich einen trefflichen Schmaus, wobei auch mein Gegner und ſeine Geſellen nicht vergeſſen wurden. Dem ehemaligen Theologen zahlte ich nachher in der Stille ſeine Schulden und verſah ihn, als er geneſen war, mit Geld und Briefen, die ihm eine fröhliche glänzende Laufbahn eröffneten.

Meine geheime Wohlthätigkeit war ſo wenig, als der glänzende Ausgang meiner Affaire ein Geheimniß geblieben. Man ſah mich von jetzt wie ein höheres Weſen an, und ich kannte manche junge Dame, die ſogar über meine großmüthigen Sentiments Thränen vergoß.

Die Mediciner aber ließen mir durch eine Deputation einen prachtvollen Schläger überreichen, weil ich mich, wie ſie ſich ausdrückten: „für den guten Geruch ihrer Anatomie geſchlagen habe.“

Die Welt bleibt unter allen Geſtalten die nämliche, die ſie von Anfang war. Dem Böſen, ſelbſt dem Unvernünftigen huldigt ſie gerne, wenn es ſich nur in einem glänzenden Gewande zeigt; die gute ehrliche Tugend mit ihren rauhen Manieren und ihrem ungeſchliffenen rohen Ausſehen wird höchſtens Achtung, niemals Beifall erlangen.

Achtes Kapitel.

Satans Rache an Doktor Schnatterer.

Als ich ſah, wie weit die Philoſophie und Theologie in . . . . . . en hinter meinen Vorſtellungen, die ich mir zuvor gemacht hatte, zurückbleibe, legte ich mich mit Eifer auf Aeſthetik, Rhetorik, namentlich aber auf die ſchöne Literatur. Man wende mir nicht ein, ich habe auf dieſe Art meine Zeit unnütz angewendet. Ich beſuchte ja jene berühmte Schule nicht, um ein Brodſtudium zu treiben, das einmal einen Mann mit Weib und Kind ernähren könnte, ſondern das dic cur hic, das ich recht oft in meine Seele zurückrief, ſagte mir immer, ich ſolle ſuchen, von jeder Wiſſenſchaft einen kleinen Hieb zu bekommen; mich aber ſo ſehr als möglich in jenen Künſten zu vervollkommnen, die heutzutage einem Mann von Bildung unentbehrlich ſind.

Bei Gelegenheit, eine Stelle aus einem Dichter zu citiren, über die Schönheit eines Gemäldes kunſtgerecht mitzuſprechen, eine Statue nach allen Regeln für erbärmlich zu erklären, für die Männer einige theologiſche Literatur, einige juridiſche Phraſen, einige neue mediciniſche Entdeckungen, einige exorbitante philoſophiſche Behauptungen in petto zu haben, hielt ich für unumgänglich nothwendig, um mich mit Anſtand in der modernen Welt bewegen zu können, und ohne mir ſelbſt ein Kompliment machen zu wollen, darf ich ſagen, ich habe in den paar Monaten in . . . . . . en hinlänglich gelernt.

Ich habe mir nach dem Beiſpiel meiner großen Vorbilder im Memoirenſchreiben vorgenommen, auch die geringfügigſten Ereigniſſe aufzuführen, wenn ſie lehrreich oder merkwürdig ſind, wenn ſie Stoff zum Nachdenken oder zum Lachen enthalten. Ich darf daher nicht verſäumen, meine Rache am Doktor Schnatterer zu erzählen.

Beſagter Doktor hatte die löbliche Gewohnheit, Sonntag Nachmittags mit mehreren andern Profeſſoren in ein Wirthshaus ein halbes Stündchen vor der Stadt zu ſpazieren. Dort pflegte man, um die ſteifgeſeſſenen Glieder wieder auszurenken, Kegel zu ſchieben und allerlei ſonſtigen Kurzweil zu treiben, wie es ſich für ehrbare Männer geziemt; man ſpielte wohl auch bei verſchloſſenen Thüren ein Whiſtchen oder Piquet und trank manchmal ein Gläschen über Durſt, was wenigſtens die böſe Welt daraus erſehen wollte, daß ſich die Herren Abends in der Chaiſe des Wirthes zur Stadt bringen ließen.

Der ehrwürdige Theologe aber pflegte immer lang vor Sonnenuntergang heimzukehren, man ſagt, weil die Frau Doktorin ihm keine längere Friſt erlaubt hatte; er ging dann bedächtigen Schrittes ſeinen Weg, vermied aber die breite Chauſſee und ſchlug den Wieſenpfad ein, der dreißig Schritte ſeitwärts neben jener hinlief; der Grund war, weil der breite Weg am ſchönen Sonntag Abend mit Fußgängern beſäet war, der Doktor aber die höhere Röthe ſeines Geſichtes und den etwas unſichern Gang nicht den Augen der Welt zeigen wollte.

So erklärten ſich die Böſen den einſamen Gang Schnatterers; die Frommen aber blieben ſtehen, ſchauten ihm nach und ſprachen: „ſiehe, er geht nicht auf dem breiten Weg der Gottloſen, der fromme Herr Doktor, ſondern den ſchmalen Pfad, welcher zum Leben führt.“

Auf dieſe Gewohnheit des Doktors hatte ich meinen Racheplan gebaut. Ich paßte ihm an einem ſchönen Sonntag Abend, der alle Welt ins Freie gelockt hatte, auf, und er trat noch bei guter Tageszeit aus dem Wirthshaus. Mit demüthigem Bückling nahte ich mich ihm und fragte, ob ich ihn auf ſeinem Heimweg begleiten dürfe, der Abend ſcheine mir in ſeiner gelehrten Nähe noch einmal ſo ſchön.

Der Herr Doktor ſchien einen kordialen Hieb zu haben; er legte zutraulich meinen Arm in den ſeinigen und begann mit mir über die Tiefen der Wiſſenſchaften zu peroriren. Aber ich ſchlug ſein Auge mit Blindheit, und indem ich als ehrbarer Studioſus neben ihm zu gehen ſchien, verwandelte ich meine Geſtalt und erſchien den verwunderten Blicken der Spaziergänger als die ſchöne Luiſel, die berüchtigſte Dirne der Stadt. — Ach! daß Hogarth an jenem Abend unter den ſpazierengehenden Chriſten auf dem breiten Wege gewandelt wäre! Welch herrliche Originale für frommen Unwillen, ſtarres Erſtaunen, hämiſche Schadenfreude hätte er in ſein Skizzenbuch niederlegen können!

Die Vorderſten blieben ſtehen, als ſie das ſeltſame Paar auf dem Wieſenpfad wandeln ſahen, ſie kehrten um, uns zu folgen, und riſſen die Nachkommenden mit. Wie ein ungeheurer Strom wälzte ſich uns die erſtaunte Menge nach, wie ein Lauffeuer flog das unglaubliche Gerücht: „der Doktor Schnatterer mit der ſchönen Luiſel!“ von Mund zu Mund der Stadt zu.

„Wehe dem, durch den Aergerniß kommt!“ riefen die Frommen; „hat man das je erlebt von einem chriſtlichen Prediger?“

„Ei, ei, wer hätte das hinter dem Ehrſamen geſucht?“ ſprachen mit Achſelzucken die Halbfrommen, „wenn der Skandal nur nicht auf öffentlicher Promenade!“ —

„Der Herr Doktor machen ſich's bequem!“ lachten die Weltkinder, „er predigt gegen das Unrecht und geht mit der Sünde ſpazieren.“

So hallte es vom Felde bis in die Stadt, Bürger und Studenten, Mägde und Straßenjungen erzählten es in Kneipen, am Brunnen und an allen Ecken; und „Doktor Schnatterer“ und „ſchöne Luiſel“ war das

Feldgeſchrei und die Parole für dieſen Abend und manchen folgenden Tag.

An einer Krümmung des Wegs machte ich mich unbemerkt aus dem Staube und ſchloß mich als Studioſus meinen Kameraden an, die mir die Neuigkeit ganz warm auftiſchten. Der gute Doktor aber zog ruhig ſeines Weges, bemerkte, in ſeine tiefen Meditationen verſenkt, nicht das Drängen der Menge, die ſich um ſeinen Anblick ſchlug, nicht das wiehernde Gelächter, das ſeinen Schritten folgte. Es war zu erwarten, daß einige frommen Weiber ſeiner zärtlichen Ehehälfte die Geſchichte beigebracht hatten, ehe noch der Theologe an der Hausglocke zog; denn auf der Straße hörte man deutlich die fürchterliche Stimme des Gerichtsengels, der ihn in Empfang nahm, und das Klatſchen, welches man hie und da vernahm, war viel zu volltönend, als daß man hätte denken können, die Frau Doktorin habe die Wangen ihres Herrn Gemahls mit dem Munde berührt.

Wie ich mir aber dachte, ſo geſchah es. Nach einer halben Stunde ſchickte die Frau Doktorin zu mir und ließ mich holen. Ich traf den Doktor mit hoch aufgelaufenen Wangen, niedergeſchlagen in einem Lehnſtuhl ſitzend. Die Frau ſchritt auf mich zu und ſchrie, indem ſie die Augen auf den Doktor hinüberblitzen ließ: „dieſer Menſch dort behauptet, heute Abend mit Ihnen vom Wirthshaus hereingegangen zu ſeyn; ſagen Sie, ob es wahr iſt, ſagen Sie!“

Ich bückte mich geziemend und verſicherte, daß ich mir habe nie träumen laſſen, die Ehre zu genießen; ich ſey den ganzen Abend zu Haus geweſen.

Wie vom Donner gerührt, ſprang der Doktor auf, der Schrecken ſchien ſeine Zunge gelähmt zu haben: „Zu Haus geweſen?“ lallte er, „nicht mit mir gegangen? o mit wem ſoll ich denn gegangen ſeyn, als mit Ihnen, Wertheſter?“

„Was weiß ich, mit wem der Herr Doktor gegangen ſind?“ gab ich lächelnd zur Antwort. „Mit mir auf keinen Fall!“

„Ach, Sie ſind nur zu nobel, Herr Studioſus,“ heulte die wüthende Frau, „was ſollten Sie nicht wiſſen, was die ganze Stadt weiß; der alte Sünder, der Schandmenſch! man weiß ſeine Schliche wohl; mit der ſchönen Luiſel hat er ſcharmuzirt!“

„Das hat mir der böſe Feind angethan!“ raſte der Doktor und rannte im Zimmer umher; „der Böſe, der Beelzebub, nach meiner Conjektur der Stinker.“

„Der Rauſch hat dir's angethan, du Lump!“ ſchrie die Zärtliche, riß ihren breitgetretenen Pantoffel ab und rannte ihm nach; ich aber ſchlich mich die Treppe hinab und zum Haus hinaus, und dachte bei mir: „dem Doktor iſt ganz recht geſchehen, man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt kömmt er.“

Der Doktor Schnatterer wurde von da an in ſeinen Kollegien ausgepocht und konnte ſelbſt mit den kühnſten Conjekturen den Eifer nicht mehr erwecken, der vor ſeiner Fatalität unter der ſtudirenden Jugend geherrſcht hatte. Die Kollegiengelder erreichten nicht mehr jene Summe, welche die Frau Profeſſorin als allgemeinen Maaßſtab angenommen hatte, und der Profeſſor lebte daher in ewigem Hader mit der Unverſöhnlichen. Dieſem hatte ſo zu ſagen, der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft gelegt.

Neuntes Kapitel.

Satan wird wegen Umtrieben eingezogen und verhört; er verläßt die Univerſität.

Um dieſe Zeit hörte man in Deutſchland viel von Demagogen, Umtrieben, Verhaftungen und Unterſuchungen. Man lachte darüber, weil es ſchien, man betrachte alles durch das Vergrößerungsglas, welches Angſt und böſes Gewiſſen vorhielten. Uebrigens mochte es an manchen Orten doch nicht ganz geheuer geweſen ſeyn, ſelbſt in dem ſonſt ſo ruhigen ......en ſpukte es in manchen Köpfen ſeltſam.

Ich will einen kurzen Umriß von dem Stand der Dinge geben. Wenn man unbefangen unter den Burſchen umherwandelte und ihren Gelagen beiwohnte, ſo drängte ſich von ſelbſt die Bemerkung auf, daß viele unter ihnen von etwas anderem angeregt ſeyen, als gerade von dem nächſten Zweck ihres Brodſtudiums; wie einige großes Intereſſe daran fanden, ſich Morgens mit ihren Gläubigern und deren Noten (Philiſter mit Pumpregiſtern) herumzuzanken, nachher den Hund zu baden und ihn ſchöne Künſte zu lehren, ſodann Fenſterparade vor ihren Schönen zu machen u. ſ. w., ſo hatten ſich andere, und zwar kein geringer Theil, auf Idealeres geworfen. Ich hatte zwar dadurch, daß ich ſie zum Studium des Trinkens anhielt, dafür geſorgt, daß die Herren ſich nicht gar zu ſehr der Welt entziehen möchten;

aber es blieb doch immer ein geheimnißvolles Walten, aus welchem ich nicht recht klug werden konnte.

Beſonders aber äußerte ſich dies, wenn die Köpfe erleuchtet waren; da ſprach man viel von Volksbildung, von frommer deutſcher Art, manche ſprudelten auch über und ſchrien von der Noth des Vaterlandes, von — doch das iſt jetzt gleichgültig, von was geſprochen wurde; es genügt zu ſagen, daß es ſchien, als hätte eine große Idee viele Herzen ergriffen, ſie zu einem Streben vereinigt. Mir behagte die Sache an ſich nicht übel; ſollte es auf etwas Unruhiges ausgehen, ſo war ich gleich dabei, denn Revolutionen waren von jeher mein Element; nur ſollte nach meiner Meinung das Ganze einen eleganteren leichteren Anſtrich haben.

Es gab zwar Leute unter ihnen, die mit der Gewandtheit eines Staatsmannes die Menge zu leiten wußten, die ſich eine Eleganz des Styls, eine Leichtigkeit des Umgangs angeeignet hatten, wie ſie in den diplomatiſchen Salons mit Mühe erlernt und kaum mit ſo viel Anſtand ausgeführt wird; aber die meiſten waren in ein phantaſtiſches Dunkel gerathen, munkelten viel von dem Dreiklang in der Einheit, von der Idee, die ihnen aufgegangen ſey, und hatten Vergangenheit und Zukunft, Mittelalter und das Chaos der jetzigen Zeit ſo in einander geknetet, daß kein Theſeus ſich aus dieſen Labyrinthen herausgefunden hätte.

Ich merkte oft, daß einer oder der andere der Koriphäen in einer traulichen Stunde mir gerne etwas anvertraut hätte; ich zeigte Verſtand, Weltbildung, Geld und große Connexionen, Eigenſchaften, die nicht zu verachten ſind, und die man immer ins Mittel zu ziehen ſucht. Aber immer, wenn ſie im Begriff waren, die dunkle Pforte des Geheimniſſes vor meinen Augen aufzuſchließen, ſchien ſie, ich weiß nicht was, zurückzuhalten; ſie behaupteten, ich habe kein Gemüth, denn dieſes edle Seelenvermögen ſchienen ſie als Probierſtein zu gebrauchen.

Mochte ich aber ausſehen wie ein verkappter Jakobiner, mochte ich durch meinen Einfluß auf die Menge Verdacht erregt haben? Eines Morgens trat der Pedell mit einigen Schnurren in mein Zimmer und nahm mich im Namen Seiner Magnificenz gefangen. Der Univerſitätsſekretär folgte, um meine Papiere zu ordnen und zu verſiegeln, und gab mir zu verſtehen, daß ich als Demagoge verhaftet ſey.

Man gab mir ein anſtändiges Zimmer im Univerſitätsgebäude, ſorgte eifrig für jede Bequemlichkeit, und als der hohe Rath beiſammen war, wurde ich in den Saal geführt, um über meine politiſchen Verbrechen vernommen zu werden.

Die Dekane der vier Fakultäten, der Rektor Magnificus, ein Mediciner, und der Univerſitätsſekretär ſaßen um einen grün behängten Tiſch in feierlichem Ornat; die tiefe Stille, welche in dem Saal herrſchte, die ſteife Haltung der gelehrten Richter, ihre wichtigen Mienen nöthigten mir unwillkürlich ein Lächeln ab.

Magnificus zeigte auf einen Stuhl ihm gegenüber am Ende der Tafel, Delinquent ſetzte ſich, Magnificus winkte wieder und der Pedell trat ab.

Noch immer tiefe Stille; der Sekretär legt das Papier zum Protokoll zurecht und ſchneidet Federn; ein alter Profeſſor läßt ſeine ungeheure Doſe herumgehen. Jeder der Herren nimmt eine Priſe, bedächtlich und mit Beugung des Hauptes; Doktor Saper, mein nächſter Nachbar, ſchnupft und präſentirt mir die Doſe, läßt aber das theure Magazin, von einem abwehrenden Blick Magnifici erſchreckt, mit polterndem Geräuſch zu Boden fallen.

„Alle Hagel, Herr Doktor!“ ſchrie der alte Profeſſor, alle Achtung bei Seite ſetzend.

„O Jerum!“ ächzte der Sekretär und warf das Federmeſſer weg, denn er hatte ſich aus Schrecken in den Finger geſchnitten.

„Bitte unterthänigſt!“ ſtammelte der erſchrockene Doktor Saper.

Dieſe alle ſprachen auf einmal durch einander, und der letztere kniete auf den Boden nieder und wollte mit der Papierſcheere, die er in der Eile ergriffen hatte, den verſchütteten Tabak aufſchaufeln.

Magnificus aber ergriff die große Glocke und ſchellte dreimal; der Pedell trat eilig und beſtürzt herein und fragte, was zu Befehl ſey, und Magnificus mit einem verbindlichen Lächeln zu Doktor Saper hinüber ſprach: „Laſſen Sie es gut ſeyn, Lieber, er taugt doch nichts mehr; da wir aber in dieſer Sitzung einiges Tabaks benöthigt ſeyn werden, glaube ich dafür ſtimmen zu müſſen, daß friſcher ad locum gebracht werde.“

Doktor Saper zog ſchnell ſein Beutelein, reichte dem Pedell einige Groſchen und befahl ihm, eilends drei Loth Schnupftabak zu bringen. Dieſer enteilte dem Saal; vor dem Haus fand er, wie ich nachher erfuhr, die halbe Univerſität verſammelt, denn meine Verhaftung war ſchnell bekannt geworden, und alles drängte ſich zu, um das Nähere zu erfahren. Man kann ſich daher die Spannung der Gemüther denken, als man den Pedell aus der Thüre ſtürzen ſah; die Vorderſten hielten ihn feſt und fragten und drängten ihn, wohin er ſo eilig verſendet werde, und kaum konnte man ſich in ſeine Betheurung finden, daß er eilends drei Loth Schnupftabak holen müſſe.

Aber im Saal war nach der Entfernung des Götterboten die vorige anſtändige Stille eingetreten. Magnificus faßte mich mit einem Blick voll Hoheit und begann:

„Es iſt uns von einer höchſtpreislichen Central-Unterſuchungs-Commiſſion der Auftrag zugekommen, auf gewiſſe geheime Umtriebe und Verbindungen, ſo ſich auf unſerer Univerſität ſeit einiger Zeit entſponnen haben ſollen, unſer Augenmerk zu richten. Wir ſind nun nach reiflicher Prüfung der Umſtände vollkommen darüber einverſtanden, daß Sie, Herr von Barbe, ſich höchſt verdächtig gemacht haben, ſolche Verhältniſſe unter unſerer akademiſchen Jugend dahier herbeigeführt und angeſponnen zu haben. Hm! was ſagen Sie dazu, Herr von Barbe?“

„Was ich dazu ſage? Bis jetzt noch nichts, ich erwarte geziemend die Beweiſe, die mein Leben und Betragen einer ſolchen Beſchuldigung verdächtig machen.“

„Die Beweiſe?“ antwortete erſtaunt der Rektor, „Sie verlangen Beweiſe? iſt das der Reſpekt vor einem akademiſchen Senate? Man führe ſelbſt den Beweis, daß man nicht im ſträflichen Verdacht der Demagogie iſt.“

„Mit gütiger Erlaubniß, Euer Magnificenz,“ entgegnete der Dekan der Juriſten, „Inquiſit kann, wenn er eines Verdachtes angeklagt iſt, in alle Wege verlangen, daß ihm die Gründe des Verdachtes genannt werden.“

Dem mediciniſchen Rektor ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne; man ſah ihm an, daß er mit Mühe die Beweisgründe in ſeinem Haupte hin- und herwälze. Wie ein Bote vom Himmel erſchien ihm daher der Pedell mit der Doſe und berichtete zugleich mit ängſtlicher Stimme, daß die Studirenden in großer Anzahl ſich vor dem Univerſitätsgebäude zuſammengerottet haben, und ein verdächtiges Gemurmel durch die Reihen laufe, das mit einem Pereat oder Scheibeneinwerfen zu bedrohen ſcheine.

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ſtürzte eine Magd herein und richtete von der Frau Magnificuſſin an den Herrn Magnificus ein Compliment aus, „und er möchte doch ſich nach Haus ſalviren, weil die Studenten allerhand verdächtige Bewegungen machen.“

„Iſt das nicht der klarſte Beweis für Ihre geheimen Umtriebe, lieber Herr von Barbe?“ ſprach die Magnificenz in kläglichem Tone. „Aber der Aufruhr ſteigt, videant Consules, ne quid detrimenti — man nehme ſeine Maßregeln; — daß auch der Teufel gerade in meine Amtsführung alle fatalen Händel bringen muß! — Domine Collega, Herr Doktor Pfeffer, was ſtimmen Sie?“

„Es iſt eigentlich noch kein Votum zur Abſtimmung vorgebracht und zur Reife gediehen, ich rathe aber

Herrn von Barbe bis auf weiteres zu entlaſſen, und ihm —“

„Richtig, gut!“ rief der Rektor, „Sie können abtreten, werthgeſchätzter junger Freund! beruhigen Sie Ihre Cameraden; Sie ſehen ſelbſt, wie glimpflich wir mit Ihnen verfahren ſind, und zu einer gelegeneren Stunde werden wir uns wieder die Ehre ausbitten; damit aber die Sache kein ſolches Aufſehen mehr erregt — weiß Gott, der Aufruhr ſteigt, ich höre Pereat — ſo kommen Sie morgen Abend alle zum Thee zu mir, Sie auch, lieber Barbe, da denn die Sachen weiter beſprochen werden können.“

Ich konnte mich kaum enthalten, den ängſtlichen Herren ins Geſicht zu lachen. Sie ſaßen da, wie von Gott verlaſſen, und wünſchten ſich in Abrahams Schooß, das heißt in den ruhigen Hafen ihres weiten Lehnſtuhls.

„Was ſteht nicht von einer erhitzten Jugend zu befürchten?“ klagten ſie, „ſeitdem etzliche Lehrer von den Kathedern geſtiegen ſind und ſich unter dieſe himmelſtürmenden Cyklopen gemiſcht haben, iſt keine Ehrfurcht, kein Reſpekt mehr da. Man muß befürchten, wie ſchlechte Schauſpieler ausgepfiffen oder am hellen Tage inſultirt zu werden.“

„Vom Erſtechen will ich gar nicht reden,“ ſagte ein anderer; „es ſollte eigentlich jeder Literatus, der nicht alle Wege ein gut Gewiſſen hat, einen Bruſtharniſch unter dem Camiſol tragen.“

Indeſſen die Philiſter alſo klagten, dankte ich meinen Commilitonen für ihre Aufmerkſamkeit für mich, ſagte ihnen, daß ſie Nachts viel beſſere Gelegenheit zum Fenſtereinwerfen haben, und bewog ſie durch Bitten und Vorſtellungen, daß ſie abzogen. Sie marſchirten in geſchloſſenen Reihen durch das erſchreckte Städtchen, und ſangen ihr ça ira, ça ira, nämlich: „die Burſchen-Freiheit lebe“ und das erhabene „Rautſch, rautſch, rautſchitſchi, Revolution.“

Ich ging wieder in den Saal zurück und ſagte den noch verſammelten Herren, daß ſie gar nichts zu befürchten haben, weil ich die Herren Studioſen vermocht habe, nach Hauſe zu gehen. Beſchämung und Zorn röthete jetzt die bleichen Geſichter, und mein bischen Pſychologie müßte mich ganz getäuſcht haben, wenn mich die Herren nicht ihre Angſt entgelten ließen. Und gewiß! meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Magnificus ging ans Fenſter, um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß die Aufrührer abgezogen ſeyen; dann wendete er ſich mit erhabener Miene zu mir, und er, der noch vor einer Viertelſtunde „mein werthgeſchätzter Freund“ zu mir ſagte, herrſchte mir jetzt zu: „Wir können das Verhör weiter fortführen, Delinquent mag ſich ſetzen!“

So ſind die Menſchen; nichts vergißt der Höhere ſo leicht, als daß der Niedere ihm in der Stunde der Noth zu Hülfe eilte. Nichts ſucht er ſogar eifriger zu vergeſſen, als jene Noth, wenn er ſich dabei eine Blöße gegeben, deren er ſich zu ſchämen hat.

Nach der Miene des Magnificus richteten ſich auch die ſeiner Kollegen. Sie behandelten mich grob und mürriſch. Der Rektor entwickelte mit großer Gelehrſamkeit den erſten Anklagepunkt.

„Demagog kömmt her von δημος und αγειν. Das eine heißt Volk, das andere führen oder verführen. Wer iſt nach dieſem Begriff mehr Demagog, als Sie? Haben wir nicht in Erfahrung gebracht, daß Sie die jungen Leute zum Trinken verleiteten, daß Sie neue Lieder und Kartenſpiele hieher verpflanzten? Auch von andern Orten werden dieſe Sachen als die ſicherſten Symptome der Demagogie angeführt; folglich ſind Sie ein Demagog.“ —

Mit triumphirendem Lächeln wandte er ſich zu ſeinen Kollegen: „Habe ich nicht Recht, Doktor Pfeffer? nicht Recht, Herr Profeſſor Saper?“ — „Vollkommen, Euer Magnificenz,“ verſicherten jene und ſchnupften.

„Zweitens, jetzt kommt der andere Punkt,“ fuhr der Mediciner fort: „das Turnen iſt eine Erfindung des Teufels und der Demagogen, es iſt, um mich ſo auszudrücken, eine vaterlandsverrätheriſche Ausbildung der körperlichen Kräfte. Da nun die Turnplätze eigentlich die Thierparks und Salzlacken des demagogiſchen Wildes, Sie aber, wie wir in Erfahrung gebracht haben, einer der eminenteſten Turner ſind, ſo haben Sie ſich durch Ihre Saltus mortales und Ihre übrigen Künſte als einen kleinen Jahn, einen offenbaren Demagogen gezeigt. — Habe ich nicht Recht, Herr Doktor Brutteler? ſage ich nicht die Wahrheit, Herr Doktor Schrag?“

„Vollkommen, Euer Magnificenz?“ verſicherten dieſe und ſchnupften.

„Demagogen,“ fuhr er fort, „Demagogen ſchleichen ſich ohne beſtimmten äußern Zweck ins Land, und ſuchen da Feuer einzulegen; ſie ſind unſtäte Leute, denen man ihre Verdächtigkeit gleich anſieht; der Herr Studioſus von Barbe iſt ohne beſtimmten Zweck hier, denn er läuft in allen Kollegien und Wiſſenſchaften umher, ohne ſie für immer zu frequentiren oder gar nachzuſchreiben; was folgt? Er hat ſich der Demagogie ſehr verdächtig gemacht; ich füge gleich den vierten Grund bei: man hat bemerkt, daß Demagogen, vielleicht von geheimen Bünden ausgerüſtet, viel Geld zeigen und die Leute an ſich locken; wer hat ſich in dieſem Punkt der Anklage würdiger gemacht, als Delinquent? Habe ich nicht Recht, meine Herren?“

„Sehr ſcharfſinnig! vollkommen!“ antworteten die Aufgerufenen **unisono** und ließen die Doſe herumgehen.

Mit Majeſtät richtet ſich Magnificus auf: „Wir glauben hinlänglich bewieſen zu haben, daß Sie, Herr Studioſus Friedrich von Barbe, in dem Verdacht geheimer Umtriebe ſtecken; wir ſind aber weit entfernt, ohne den Beklagten anzuhören, ein Urtheil zu fällen, darum vertheidigen Sie ſich. — Aber mein Gott! wie die Zeit herumgeht, da läutet es ſchon zu Mittag; ich denke, der Herr kann ſeine Vertheidigung im Carcer ſchriftlich abfaſſen; ſomit wäre die Sitzung aufgehoben; wünſche geſegnete Mahlzeit, meine Herren.“

So ſchloß ſich mein merkwürdiges Verhör. Im Carcer entwarf ich eine Vertheidigung, die den Herren einleuchten mochte. Wahrſcheinlicher aber iſt mir, daß ſie ſich ſcheuten, einen jungen Mann, der ſo viel Geld ausgab, aus ihrer guten Stadt zu verbannen. Sie gaben mir daher den Beſcheid, daß man mich aus beſonderer Rückſicht diesmal noch mit dem Concilium verſchonen wolle, und ſetzten mich wieder auf freien Fuß.

Als Demagog eingekerkert zu ſeyn, als Märtyrer der guten Sache gelitten zu haben, zog einen neuen Nimbus um meinen Scheitel, und im Triumph wurde ich aus dem Carcer nach Haus begleitet; aber die Freude ſollte nicht lange dauern. Ich hatte jetzt ſo ziemlich meinen Zweck, der mich in jene Stadt geführt hatte, erreicht, und gedachte weiter zu gehen. Ich hatte mir aber vorgenommen, vorher noch den Titel eines Doktors der Philoſophie auf gerechtem Wege zu erringen. Ich ſchrieb daher eine gelehrte Diſſertation, und zwar über ein Thema, das mir am nächſten lag, de rebus diabolicis, ließ ſie drucken und vertheidigte ſie öffentlich; wie ich meine Gegner und Opponenten tüchtig zuſammengehauen, erzähle ich nicht, aus Beſcheidenheit; einen Auszug aus meiner Diſſertation habe ich übrigens dem geneigten Leſer beigelegt. *

Post exantlata oder nachdem ich den Doktorhut errungen hatte, gab ich einen ungeheuern Schmaus, wobei manche Seele auf ewig mein wurde. So lange noch die guten Jungen meinen Champagner und Burgunder mit ſchwerer Zunge prüften, ließ ich meine Rappen vorführen und ſagte der lieben Muſenſtadt Valet. Die Rechnung des Doktorſchmauſes aber überbrachte der Wirth am Morgen den erſtaunten Gäſten,

---

* Dieſen Auszug habe ich nicht finden können, es müßte denn die Einleitung zum Beſuch bei Goethe ſeyn.

Der Herausgeber.

und manches Pochen des ungeſtümen Gläubigers, das ſie aus den ſüßen Morgenträumen weckte, mancher bedeutende Abzug am Wechſel erinnerte ſie auch in ſpätern Zeiten an den berühmten Doktorſchmaus und an ihren guten Freund, den Satan.

Unterhaltungen
des
Satan und des ewigen Juden
in Berlin.

> Die heutigen dummen Geſichter ſind nur das boeuf à la mode der früheren dummen Geſichter.
>
> Welt und Zeit.

Zehntes Kapitel.

Wen der Teufel im Thiergarten traf.

Ich ſaß, es mögen bald drei Jahre ſeyn, an einem ſchönen Sommerabend im Thiergarten zu Berlin, nicht weit vom Weberiſchen Zelt; ich betrachtete mir die bunte Welt um mich her und hatte großes Wohlgefallen an ihr; war es doch ſchon wieder ganz anders geworden, als zu der frommen Zeit Anno dreizehn und fünfzehn, wo alles ſo ehrbar, und, wie ſie es nannten, altdeutſch zuging, daß es mich nicht wenig ennuyirte. Beſonders über die ſchönen Berlinerinnen konnte ich mich damals recht ärgern; ſonſt ging es Sonntags Nachmittags mit

Saus und Braus nach Charlottenburg oder mit Jubel und Lachen die Linden entlang nach dem Thiergarten heraus; allein damals —? Jetzt aber ging es auch wieder hoch her. Das Alte war dem Neuen gewichen, Luſt und Leben wie früher zog durch die grünen Bäume, und der Teufel galt wieder was, wie vor Zeiten, und war ein geſchätzter angeſehener Mann.

Ich konnte mich nicht enthalten, einen Gang durch die buntgemiſchte Geſellſchaft zu machen. Die glänzenden Militärs von allen Chargen mit ihren eben ſo verſchieden chargirten Schönen, die zierlichen Elegants und Elegantinnen, die Mütter, die ihre geputzten Töchter zu Markt brachten, die wohlgenährten Räthe mit einem guten Griff der Kaſſengelder in der Taſche, und Grafen, Barone, Bürger, Studenten und Handwerksburſche, anſtändige und unanſtändige Geſellſchaft — ſie alle um mich her, ſie alle auf dem vernünftigſten Wege, mein zu werden! In fröhlicher Stimmung ging ich weiter und weiter, ich wurde immer zufriedener und heiterer.

Da ſah ich mitten unter dem wogenden Gewühl der Menge ein paar Männer an einem kleinen Tiſchchen ſitzen, welche gar nicht recht zu meiner fröhlichen Geſellſchaft taugen wollten. Den einen konnte ich nur vom Rücken ſehen, es war ein kleiner beweglicher Mann, ſchien viel an ſeinen Nachbar hin zu ſprechen, geſtikulirte oft mit den Armen und nahm nach jedem größeren Satz, den er geſprochen, ein erkleckliches Schlückchen dunkelrothen Franzweins zu ſich.

Der andere mochte ſchon weit vorgerückt in Jahren ſeyn, er war ärmlich, aber ſauber gekleidet, beugte den

Kopf auf die eine Hand, während die andere mit einem langen Wanderſtab wunderliche Figuren in den Sand beſchrieb; er hörte mit trübem Lächeln dem Sprechenden zu und ſchien ihm wenig oder ganz kurz zu antworten.

Beide Figuren hatten etwas mir ſo Bekanntes, und doch konnte ich mich im Augenblick nicht entſinnen, wer ſie wären. Der kleine Lebhafte ſprang endlich auf, drückte dem Alten die Hand, lief mit kurzen ſchnellen Schritten, heiſer vor ſich hin lachend, hinweg und verlor ſich bald ins Gedränge. Der Alte ſchaute ihm wehmüthig nach und legte dann die tiefgefurchte Stirne wieder in die Hand.

Ich beſann mich auf alle meine Bekannten, keiner paßte zu dieſer Figur; eine Ahnung durchflog mich, ſollte es — doch was braucht der Teufel viel Complimente zu machen? Ich trat näher, ſetzte mich auf den Stuhl, welchen der andere verlaſſen hatte, und bot dem Alten einen guten Abend.

Langſam erhob er ſein Haupt und ſchlug das Auge auf, ja er war es, es war der ewige Jude.

„Bon soir, Brüderchen!“ ſagte ich zu ihm, „es iſt doch ſchnackiſch, daß wir einander zu Berlin im Thiergarten wiederfinden, es wird wohl ſo achtzig Jährchen ſeyn, daß ich nicht mehr das Vergnügen hatte?“

Er ſah mich fragend an; „ſo, du biſt's?“ preßte er endlich heraus; „hebe dich weg, mit dir habe ich nichts zu ſchaffen!“

„Nur nicht gleich ſo grob, Ewiger,“ gab ich ihm zur Antwort; „wir haben manche Mitternacht mit einander vertollt, als du noch munter warſt auf der Erde, und ſo recht ſyſtematiſch liederlich lebteſt, um dich ſelbſt bald unter den Boden zu bringen. Aber jetzt biſt du, glaube ich, ein Pietiſt geworden.“

Der Jude antwortete nicht, aber ein hämiſches Lächeln, das über ſeine verwitterten Züge flog, wie ein Blitz durch die Ruine, zeigte mir, daß er mit der Kirche noch immer nicht recht einig ſey.

„Wer ging da ſo eben von dir hinweg?“ fragte ich, als er noch immer auf ſeinem Schweigen beharrte.

„Das war der Kammergerichtsrath Hoffmann,“ erwiederte er.

„So der? ich kenne ihn recht wohl, obgleich er mir immer ausweicht wie ein Aal; war ich ihm doch zu mancher ſeiner nächtlichen Phantaſien behülflich, daß es ihm ſelbſt oft angſt und bange wurde, und habe ich ihm nicht als ſein eigener Doppelgänger über die Schultern geſchaut, als er an ſeinem Kreisler ſchrieb? als er ſich umwandte und den Spuk anſchaute, rief er ſeiner Frau, daß ſie ſich zu ihm ſetze, denn es war Mitternacht und ſeine Lampe brannte trüb. — So, ſo, der war's? und was wollte er von dir, Ewiger?“

„Daß du verkrümmeſt mit deinem Spott! biſt du nicht gleich ewig wie ich, und drückt dich die Zeit nicht auch auf den Rücken? Nenne den Namen nicht mehr, den ich haſſe. Was aber den Kammergerichtsrath Hoffmann betrifft,“ fuhr er ruhiger fort, „ſo geht er umher, um ſich die Leute zu betrachten; und wenn er einen findet, der etwas Apartes an ſich hat, etwa einen Hieb aus dem Narrenhaus, oder einen Stich aus dem Geiſterreich, ſo freut er ſich baß und zeichnet ihn mit Worten oder mit dem Griffel. Und weil er an mir etwas Abſonderliches verſpürt haben mag, ſo ſetzte er ſich zu mir, beſprach ſich mit mir und lud mich ein, ihn in ſeinem Haus auf dem Gendarmenmarkt zu beſuchen.“

„So, ſo? und wo kommſt du denn eigentlich her, wenn man fragen darf?“

„Recta aus China!“ antwortete Ahasverus, „ein langweiliges Neſt, es ſieht gerade aus wie vor fünfzehnhundert Jahren, als ich zum erſten Mal dort war.“

„In China warſt du?“ fragte ich lachend, „wie kommſt du denn zu dem langweiligen Volk, das ſelbſt für den Teufel zu wenig amüſant iſt?“

„Laß das,“ entgegnete jener; „du weißt ja, wie mich die Unruhe durch die Länder treibt; ich habe mir, als die Morgenſonne des neuen Jahrhunderts hinter den mongoliſchen Bergen aufging, den Kopf an die lange Mauer von China gerannt, aber es wollte noch nicht mit mir zu Ende gehen, und ich hätte eher ein Loch durch jene Gartenmauer des himmliſchen Reiches geſtoßen, wie ein alter Aries, als daß der dort oben mir ein Härchen hätte krümmen laſſen.“

Thränen rollten dem alten Menſchen aus den Augen; die müden Augenlieder wollten ſich ſchließen, aber der Schwur des Ewigen hält ſie offen, bis er ſchlafen darf, wenn die andern auferſtehen. Er hatte lange geſchwiegen, und wahrlich, ich konnte den Armen nicht ohne eine Regung von Mitleid anſehen. Er richtete ſich wieder auf. — „Satan,“ fragte er mit zitternder Stimme, „wie viel Uhr iſt's in der Ewigkeit?“

„Es will Abend werden,“ gab ich ihm zur Antwort.

„O Mitternacht!“ ſtöhnte er, „wann endlich kommen deine kühlen Schatten und ſenken ſich auf mein brennendes Auge? Wann naheſt du, Stunde, wo die Gräber ſich öffnen und Raum wird für den einen, der dann ruhen darf?“

„Pfui Kukuk, alter Heuler!“ brach ich los, erboſt über die weinerlichen Manieren des ewigen Wanderers, „wie magſt du nur ſolch ein poetiſches Lamento aufſchlagen? glaube mir, du darfſt dir gratuliren, daß du noch etwas Apartes haſt. Manche luſtige Seele hat es an einem gewiſſen Ort viel ſchlimmer, als du hier auf der Erde; man hat doch hier immer noch ſeinen Spaß, denn die Menſchen ſorgen dafür, daß die tollen Streiche nicht ausgehen. Wenn ich ſo viele freie Zeit hätte, wie du, ich wollte das Leben anders genießen. Ma foi, Brüderchen, warum gehſt du nicht nach England, wo man jetzt über die galanten Abenteuer einer Königin öffentlich certirt? Warum nicht nach Spanien, wo es jetzt nächſtens losbricht? Warum nicht nach Frankreich, um dein Gaudium daran zu haben, wie man die Wände des Kaiſerthums überpinſelt, und mit alten Gobelins von Louis des Vierzehnten Zeiten, die ſie aus dem Exil mitgebracht haben, behängt. Ich kann dich verſichern, es ſieht gar närriſch aus, denn die Tapete iſt überall zu kurz und durch die Riſſe guckt immer noch ernſt und drohend das Kaiſerthum, wie das Blut des Ermordeten, das man mit keinem Gyps auslöſchen kann, und das, ſo oft man es weiß anſtreicht, immer noch mit der alten bunten Farbe durchſchlägt!“

Der alte Menſch hatte mir aufmerkſam zugehört, ſein Geſicht war immer heiterer geworden, und er lachte jetzt aus vollem Herzen. „Du biſt, wie ich ſehe, immer noch der Alte,“ ſagte er und ſchüttelte mir die Hand, „weißt jedem etwas aufzuhängen, und wenn er gerade aus Abrahams Schooß käme!“

„Warum,“ fuhr ich fort, „warum hältſt du dich nicht länger und öfter hier in dem guten ehrlichen Deutſchland auf? Kann man etwas Poſſierlichers ſehen, als dieſe Duodezländer? Da iſt alles ſo — doch ſtille, da geht einer von der geheimen Polizei umher; man könnte leicht etwas aufſchnappen und den ewigen Juden ſammt den Teufel als unruhige Köpfe nach Spandau ſchicken; aber um auf etwas anderes zu kommen, warum biſt du denn hier in Berlin?“

Das hat ſeine eigene Bewandtniß,“ antwortete der Jude; „ich bin hier, um einen Dichter zu beſuchen.“

„Du einen Dichter?“ rief ich verwundert, „wie kömmſt du auf dieſen Einfall?“

„Ich habe vor einiger Zeit ein Ding geleſen, man heißt es Novelle, worin ich die Hauptrolle ſpielte; es führt zwar den dummen Titel: der ewige Jude, im Uebrigen iſt es aber eine ſchöne Dichtung, die mir wunderbaren Troſt brachte! Nun möchte ich den Mann ſehen und ſprechen, der das wunderliche Ding gemacht hat.“

„Und der ſoll hier wohnen, in Berlin?“ fragte ich neugierig, „und wie heißt er denn?“

„Er ſoll hier wohnen und heißt F. H. Man hat mir auch die Straße genannt, aber mein Gedächtniß iſt wie ein Sieb, durch das man Mondſchein gießt!“

Ich war nicht wenig begierig, wie ſich der ewige Jude bei einem Dichter produciren würde, und beſchloß, ihn zu begleiten. „Höre, Alter,“ ſagte ich zu ihm, „wir ſind von jeher auf gutem Fuß mit einander geſtanden, und ich hoffe nicht, daß du deine Geſinnungen gegen mich ändern wirſt; ſonſt — “

„Zu drohen iſt gerade nicht nöthig, Herr Satan,“ antwortete er, „denn du weißt, ich mache mir wenig aus dir, und kenne deine Schliche hinlänglich; aber deßwegen biſt du mir doch als alter Bekannter ganz angenehm und recht; warum fragſt du denn?“

„Nun, du könnteſt mir die Gefälligkeit erweiſen, mich zu dem Dichter, der dich in einer Novelle abkonterfeite, mitzunehmen; willſt du nicht?“

„Ich ſehe zwar nicht ein, was für Intereſſe du dabei haben kannſt,“ antwortete der Alte, und ſah mich mißtrauiſch an; „du könnteſt irgend einen Spuk im Sinne haben, und dir vielleicht gar mit böſen Abſichten auf des braven Mannes Seele ſchmeicheln; dies ſchlage dir übrigens nur aus dem Sinn; denn der ſchreibt ſo fromme Novellen, daß der Teufel ſelbſt ihm nichts anhaben kann; — doch meinetwegen kannſt du mitgehen.“

„Das denke ich auch; was dieſe Seele betrifft, ſo kümmere ich mich wenig um Dichter und dergleichen, das iſt leichte Waare, welcher der Teufel wenig nachfragt. Es iſt bei mir nur Intereſſe an dem Manne ſelbſt, was mich zu ihm zieht. Uebrigens in dieſem Koſtüm kannſt du hier in Berlin keine Viſiten machen, Alter!“

Der ewige Jude beſchaute mit Wohlgefallen ſein abgeſchabtes braunes Röcklein mit großen Perlmutterknöpfen, ſeine lange Weſte mit breiten Schößen, ſeine kurzen zeiſiggrünen Beinkleider, die auf den Knien ins bräunliche ſpielten; er ſetzte das ſchwarzrothe dreieckige Hütchen aufs Ohr, nahm den langen Wanderſtab kräftiger in die Hand, und ſtellte ſich vor mich hin und fragte:

„Bin ich nicht angekleidet ſtattlich wie König Salomo und zierlich wie der Sohn Iſais? Was haſt du nur an mir auszuſetzen? Freilich trage ich keinen falſchen Bart wie du, keine Brille ſitzt mir auf der Naſe, meine Haare ſtehen nicht in die Höhe á la Wahnſinn; ich habe meinen Leib in keinen wattirten Rock gepreßt, und um meine Beine ſchlottern keine ellenweite Beinkleider, wozu freilich Herr Bocksfuß Urſache haben mag.“

„Solche Anzüglichkeiten gehören nicht hieher,“ antwortete ich dem alten Juden; „wiſſe, man muß heutzutage nach der Mode gekleidet ſeyn, wenn man ſein Glück machen will, und ſelbſt der Teufel macht davon keine Ausnahme. Aber höre meinen Vorſchlag. Ich verſehe dich mit einem anſtändigen Anzug und du ſtellſt dafür meinen Hofmeiſter vor; auf dieſe Art können wir leicht Zutritt in Häuſern bekommen, und wie wollte ich dir's vergelten, wenn uns dein Dichter in einen äſthetiſchen Thee einführte.“

„Aeſthetiſcher Thee! was iſt denn das? in China habe ich manches Maaß Thee geſchluckt, Blumenthee, Kaiſerthee, Mandarinenthee, ſogar Chamillenthee, aber äſthetiſcher Thee war nie dabei.“

„O sancta simplicitas! Jude, wie weit biſt du zurück in der Kultur; weißt du nicht, daß dies Geſellſchaften ſind, wo man über Theeblätter und einige ſchöne Ideen genugſam warmes Waſſer gießt und den Leuten damit aufwartet? Zucker und Rum thut jeder nach Belieben dazu, und man amüſirt ſich dort trefflich.“

„Habe ich je ſo etwas gehört, ſo will ich Hans heißen!“ verſicherte der Jude, „und was koſtet es, wenn man's ſehen darf?“

„Koſten? Nichts koſtet es, als daß man der Frau vom Haus die Hand küßt, und wenn ihre Töchter ſingen oder mimiſche Vorſtellungen geben, hie und da ein „wundervoll“ oder „göttlich“ ſchlüpfen läßt.“

„Das iſt ein wunderliches Volk geworden in den letzten achtzig Jahren. Zu Friedrichs des Großen Zeiten wußte man noch nichts von dieſen Dingen. Doch des Spaßes wegen kann man hingehen; denn ich verſpüre in dieſer Sandwüſte gewaltig Langeweile.“

Der Beſuch war alſo auf den nächſten Tag feſtgeſetzt; wir beſprachen uns noch über die Rolle, die ich als Eleve von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, er als Hofmeiſter zu ſpielen hätte, und ſchieden.

Ich verſprach mir treffliche Unterhaltung von dem morgenden Tage. Der ewige Jude hatte ſo alte unbehülfliche Manieren, wußte ſich ſo gar nicht in die heutige Welt zu ſchicken, daß man ihn im Gewand eines Hofmeiſters zum wenigſten für einen ausgemachten Pedanten halten mußte. Ich nahm mir vor, mir ſelbſt ſo viel Eleganz, als dem Teufel nur immer möglich iſt, anzulegen, und den Alten dadurch recht in Verlegenheit zu bringen. Zerſtreuung war ihm überdies höchſt nöthig, denn er hatte in der letzten Zeit auf ſeinen einſamen Wanderungen einen ſolchen Anſatz zur Frömmelei bekommen, daß er ein Pietiſt zu werden drohte.

Der Dichter, zu welchem mich der ewige Jude führte, ein Mann von mittleren Jahren, nahm uns ſehr artig auf. Der Jude hieß ſich Doktor Mucker, und ſtellte in mir ſeinen Eleven, den jungen Baron von Stobelberg. vor. Ich richtete meine äußere Aufmerkſamkeit bald auf die ſchönen Kupferſtiche an der Wand, auf die Titel der vielen Bücher, die umherſtanden, um deſto ungetheilter mein Ohr, und wenn es unbemerkt möglich war, auch mein Auge an der Unterhaltung Theil nehmen zu laſſen.

Der alte Menſch begann mit einem Lob über die Novelle vom ewigen Juden; der Dichter aber, viel zu fein und gebildet, als daß er ſeinen Gaſt hätte auf dieſem Lob ſtehen laſſen, wandte das Geſpräch auf die Sage vom ewigen Juden überhaupt, und daß ſie in ihm auf jene Weiſe aufgegangen ſey. Der Ewige ſchnitt, zur Verwunderung des Dichters, grimmige Geſichter, als dieſer unter anderm behauptete: es liege in der Sage vom ewigen Juden eine tiefe Moral, denn der Verworfenſte unter den Menſchen ſey offenbar immer der, welcher ſeinen Schmerz über getäuſchte Hoffnung gerade an dem auslaſſe, der dieſe Hoffnungen erregt habe; beſonders verworfen erſcheine er, wenn zugleich der, welcher die Hoffnung erregte, noch unglücklicher erſcheine, als der, welcher ſich täuſchte.

Es fehlte wenig, ſo hätte der Herr Doktor Mucker ſein Incognito abgelegt und wäre dem wirklich genialen

Dichter als ewiger Jude zu Leib gegangen. Noch verwirrter wurde aber mein alter Hofmeiſter, als jener das Geſpräch auf die neuere Literatur brachte. Hier ging ihm die Stimme völlig aus, und er ſah die nächſte beſte Gelegenheit ab, ſich zu empfehlen.

Der brave Mann lud uns ein, ihn noch oft zu beſuchen, und kaum hatte er gehört, wir ſeyen völlig fremd in Berlin und wiſſen noch nicht, wie wir den Abend zubringen ſollen, ſo bat er uns, ihn in ein Haus zu begleiten, wo alle Montag ausgeſuchte Geſellſchaft von Freunden der ſchönen Literatur bei Thee verſammelt ſey; wir ſagten dankbar zu und ſchieden.

Elftes Kapitel.

Satan beſucht mit dem ewigen Juden einen äſthetiſchen Thee.

Ahasverus war den ganzen Tag über verſtimmt; gerade das, daß er in ſeinem Innern dem Dichter recht geben mußte, genirte ihn ſo ſehr. Er brummte einmal über das andere über die „naſeweiſe Jugend,“ (obgleich der Dichter jener Novelle ſchon bei Jahren war) und den Verfall der Zeiten und Sitten. Trotz dem Reſpekt, den ich gegen ihn als meinen Hofmeiſter hätte haben ſollen, ſagte ich ihm tüchtig die Meinung und brachte den alten Bären dadurch wenigſtens ſo weit, daß er höflich gegen den Mann ſeyn wollte, der ſo artig war, uns in den äſthetiſchen Thee zu führen.

Die ſiebente Stunde ſchlug; in einem modiſchen Frack, wohl parfümirt, in die feinſte zierlichſt gefälteltſte Leinwand gekleidet, die Beinkleider von Paris, die durchbrochenen Seidenſtrümpfe von Lyon, die Schuhe von Straßburg, die Lorgnette ſo fein und gefällig gearbeitet, wie ſie nur immer aus der Fabrik der Herren Lood in Werentheab hervorgeht, ſo ſtellte ich mich den erſtaunten Blicken des Juden dar; dieſer war mit ſeiner modiſchen Toilette noch nicht halb fertig, und hatte alles höchſt ſonderbar angezogen, wie er z. B. die elegante hohe Cravatte, ein Berliner Meiſterwerk, als Gurt um den Leib gebunden hatte, und feſt darauf beſtand, dies ſey die neueſte Tracht auf Morea.

Nachdem ich ihn mit vieler Mühe geputzt hatte, brachen wir auf. Im Wagen, den ich, um brillanter aufzutreten, für dieſen Abend gemiethet hatte, wiederholte ich alle Lehren über den geſellſchaftlichen Anſtand.

„Du darfſt,“ ſagte ich ihm, „in einem äſthetiſchen Thee eher zerſtreut und tiefdenkend als vorlaut erſcheinen; du darfſt nichts ganz unbedingt loben, ſondern ſieh immer ſo aus, als habeſt du ſonſt noch etwas in Petto, das viel zu weiſe für ein ſterbliches Ohr wäre. Das Beifalllächeln hochweiſer Befriedigung iſt ſchwer und kann erſt nach langer Uebung vor dem Spiegel völlig erlernt werden; man hat aber Surrogate dafür, mit welchen man etwas ſehr loben und bitter tadeln kann, ohne es entfernt geleſen zu haben. Du hörſt z. B. von einem Roman reden, der jetzt ſehr viel Aufſehen machen ſoll; man ſetzt als ganz natürlich voraus, daß du ihn ſchon geleſen haben müſſeſt, und fragt dich um dein Urtheil. Willſt du dich nun lächerlich machen und antworten, ich habe ihn nicht geleſen? Nein! du antworteſt friſch drauf zu: er gefällt mir im Ganzen nicht übel, obgleich er meinen Forderungen an Romane noch nicht entſpricht; er hat manches Tiefe und Originelle, die Entwicklung iſt artig erfunden, doch ſcheint mir hie und da in der Form etwas gefehlt und einige der Charaktere verzeichnet zu ſeyn.

„Sprichſt du ſo, und haſt du Mund und Stirne in kritiſche Falten gelegt, ſo wird dir niemand tiefes und gewandtes Urtheil abſprechen.“

„Dein Gewäſch behalte der Teufel,“ entgegnete der Alte mürriſch; „meinſt du, ich werde wegen dieſer Menſchlein, oder gar um dir Spaß zu machen, äſthetiſche Geſichter ſchneiden? Da betrügſt du dich ſehr, Satan; Thee will ich meinetwegen ſaufen, ſo viel du willſt, aber“ —

„Da ſieht man es wieder,“ wandte ich ein; „wer wird denn in einer honetten Geſellſchaft ſaufen? wie viel fehlt dir noch, um heutzutage als gebildet zu erſcheinen! nippen, ſchlürfen, höchſtens trinken — aber da hält ſchon der Wagen bei dem Dichter, nimm dich zuſammen, daß wir nicht Spott erleben, Ahasvere!“

Der Dichter ſetzte ſich zu uns, und der Wagen rollte weiter. Ich ſah es dem Alten wohl an, daß ihm, je näher wir dem Ziele unſerer Fahrt kamen, deſto bänger zu Muth war. Obgleich er ſchon ſeit achtzehn Jahrhunderten über die Erde wandelte, ſo konnte er ſich doch ſo wenig in die Menſchen und ihre Verhältniſſe finden, daß er alle Augenblicke anſtieß. So fragte er z. B. den Dichter unterwegs, ob die Verſammlung, in welche wir fahren, aus lauter Chriſten beſtehe, zu welcher Frage jener natürlich große

Augen machte und nicht recht wiſſen mochte, wie ſie hieher komme.

Mit wenigen, aber treffenden Zügen entwarf uns der Dichter den Zirkel, der uns aufnehmen ſollte. Die milde und ſinnige Frömmigkeit, die in dem zarten Charakter der gnädigen Frau vorwalten ſollte; der feierliche Ernſt, die ſtille Größe des ältern Frauleins, die, wenn gleich Proteſtantin, doch ganz das Air jener wehmüthig heiligen Kloſterfrauen habe, die, nachdem ſie mit gebrochenem Herzen der Welt Ade geſagt, jetzt ihr ganzes Leben hindurch an einem großartigen intereſſanten Schmerz zehren.* Das jüngere Fräulein, friſch, rund, blühend, heiter, naiv, ſey verliebt in einen Gardelieutenant, der aber, weil er den Eltern nicht ſinnig genug ſey, nicht zu dem äſthetiſchen Thee komme. Sie habe die ſchönſten Stellen in Goethe, Schiller, Tieck u. ſ. w., welche ihr die Mutter zuvor angeſtrichen, auswendig gelernt und gäbe ſie hie und da mit allerliebſter Präciſion preis. Sie ſingt, was nicht anders zu erwarten iſt, auf Verlangen italieniſche Arietten mit künſtlichen Rouladen; ihre Hauptforce beſteht aber im Walzerſpielen. Die übrige Geſellſchaft, einige ſchöne Geiſter, einige Kritiker, ſentimentale und naive, junge und ältere Damen, freie und andere Fräulein * werden wir ſelbſt näher kennen lernen.

---

* Ganz in der Eile nimmt ſich der Herausgeber die Freiheit, den Aufriß des Boudoirs dieſer proteſtantiſchen Nonne, wie er ſich ihn denkt, hier beizufügen: im Fenſter ſtehen Blumen, in der Ecke ein Betpult mit einem gußeiſernen Crucifix; eine Guitarre iſt nothwendiges Requiſit, wenn auch die Eigenthümerin höchſtens „o Sanctissima“ darauf ſpielen kann; ein Heiligenbild über dem Sopha, ein mit Flor verhängtes Bild des Verſtorbenen oder Ungetreuen, von etlichem ſinnigem Ephen umrankt; ſie ſelbſt in weißem oder aſchgrauem Koſtüm, an der Wand ein Spiegel.

Der Wagen hielt, der Bediente riß den Schlag auf und half meinem bangen Mentor heraus; ſchweigend zogen wir die erleuchtete Treppe hinan; ein lieblicher Ambraduft wallte uns aus dem Vorzimmer entgegen; Geräuſch vieler Stimmen und das Geraſſel der Theelöffel tönte aus der halbgeöffneten Thüre des Salons, auch dieſe flog auf und, umſtrahlt von dem Sonnenglanz der ſchwebenden Lüſtres, ſaß im Kreiſe die Geſellſchaft.

Der Dichter führte uns vor den Sitz der gnädigen Frau und ſtellte den Doktor Mucker und ſeinen Eleven, den jungen Baron von Stobelberg, vor. Huldreich neigte ſich die Matrone und reichte uns die ſchöne zarte Hand, indem ſie uns freundlich willkommen hieß; mit jener zierlichen Leichtigkeit, die ich einem Wiener Incroyable abgelauſcht hatte, faßte ich dieſe zarte Hand und hauchte ein leiſes Küßchen der Ehrfurcht darüber hin. Die artige Sitte des Fremdlings ſchien ihr zu gefallen, und gern gewährte ſie dem Mentor des wohlgezogenen Zöglings die nämliche Gunſt; aber o

---

* Satan ſcheint hier zwiſchen Freifräulein und andern Fräulein zu unterſcheiden; unter jenen verſteht er die von gutem Adel, unter letzteren die, welche man ſonſt Jungfer oder Mamſell heißt; ich finde übrigens, den Unterſchied auf dieſe Art zu bezeichnen, ſehr unpaſſend; denn man wird mir zugeben, daß die bürgerlichen Fräulein oft eben ſo frei in ihren Sitten und Betragen ſind, als die echten.

Schrecken! indem er ſich niederbückte, gewahrte ich, daß ſein grauer ſtechender Judenbart nicht glatt vom Kinn wegraſirt ſey, ſondern wie eine Kratzbürſte hervorſtehe; die gnädige Frau verzog das Geſicht grimmig bei dem Stechkuß, aber der Anſtand ließ ſie nicht mehr als ein leiſes Gejammer hervorſtöhnen; wehmüthig betrachtete ſie die ſchöne weiße Hand, die roth aufzulaufen begann, und ſie ſah ſich genöthigt, im Nebenzimmer Hülfe zu ſuchen; ich ſah, wie dort ihre Zofe aus der ſilbernen Toilette kölniſches Waſſer nahm und die wunde Stelle damit rieb; ſodann wurden ſchöne glacirte Handſchuhe geholt, die Käppchen davon abgeſchnitten, ſo daß doch die zarten Fingerſpitzen hervorſehen konnten, und die gnädige Hand damit bekleidet.

Indeſſen hatten ſich die jungen Damen unſere Namen zugeflüſtert, die Herren traten uns näher und befragten uns über Gleichgültiges, worauf wir wieder Gleichgültiges antworteten, bis die Seele des Hauſes wieder hereintrat. Die Edle wußte ihren Kummer um die aufgelaufene Hand ſo gut zu verbergen, daß ſie nur einem häuslichen Geſchäft nachgegangen zu ſeyn ſchien, und ſogar der alte Sünder ſelbſt nichts von dem Unheil ahnete, das er bewirkt habe.

Die einzige Strafe war, daß ſie ihm einen ſtechenden Blick für ſeinen ſtechenden Handkuß zuwarf, und mich den ganzen Abend hindurch auffallend vor ihm auszeichnete.

Die Leſer werden geſehen haben, daß es ein ganz eleganter Thee war, zu welchem uns der Dichter geführt hatte; die maſſive ſilberne Theemaſchine, an welcher die jüngere Tochter Thee bereitete, die prachtvollen Lüſtres und Spiegel, die brennenden Farben der Teppiche und Tapeten, die künſtlichen Blumen in den zierlichſten Vaſen, endlich die Geſellſchaft ſelbſt, die in vollem Koſtüm, ſchwarz und weiß gemiſcht, war, ließen auf den Stand und guten Ton der Hausfrau ſchließen.

Der Thee wies ſich aber auch als äſthetiſch aus; gnädige Frau bedauerte, daß wir nicht früher gekommen ſeyen; der junge Dichter Frühauf habe einige Dutzend Stanzen aus einem Heldengedicht vorgeleſen, ſo innig, ſo ſchwebend, mit ſo viel Muſik in den Schlußreimen, daß man in langer Zeit nichts Erfreulicheres gehört habe; es ſtehe zu erwarten, daß es allgemein Furore in Deutſchland machen werde.

Wir beklagten den Verluſt unendlich, der beſcheidene lorbeerbekränzte junge Mann verſicherte uns aber unter der Hand, er wolle uns morgen in unſerm Hotel beſuchen, und wir ſollten nicht nur die paar Stanzen, die er hier preisgegeben, ſondern einige vollſtändige Geſänge zu hören bekommen.

Das Geſpräch bekam jetzt aber eine andere Wendung; eine ältliche Dame ließ ſich ihre Arbeitstaſche reichen, deren geſchmackvolle und neue Stickerei die Augen der Damen auf ſich zog; ſie nahm ein Buch daraus hervor und ſagte mit freundlichem Liſpeln:

„Voyez là das neueſte Produkt meiner genialen Freundin Johanna; ſie hat es mir friſch von der Preſſe weg zugeſchickt, und ich bin ſo glücklich, die erſte zu ſeyn, die es hier beſitzt; ich habe es nur ein wenig durchblättert, aber dieſe herrlichen Situationen, dieſe Scenen, ſo ganz aus dem Leben gegriffen, die Wahrheit der Charaktere, dieſer glänzende Styl —“

„Sie machen mich neugierig, Frau von Wollau!“ unterbrach ſie die Dame des Hauſes, „darf ich bitten —? ah, Gabriele von Johanna von Schoppenhauer; und mit dieſer ſind ſie liirt, meine Liebe? da wünſche ich Glück.“

„Wir lernten uns in Karlsbad kennen,“ antwortete Frau von Wollau, „unſere Gemüther erkannten ſich in gleichem Streben nach veredeltem Ziel der Menſchheit,* ſie zogen ſich an, wir liebten uns; und da hat ſie mir jetzt ihre Gabriele geſchickt.“

„Das iſt ja eine ganz intereſſante Bekanntſchaft,“ ſagte Fräulein Natalie, die ältere Tochter des Hauſes; „ach! wer doch auch ſo glücklich wäre! es geht doch nichts über eine geniale Dame; aber ſagen Sie, wo haben Sie das wunderſchöne Stickmuſter her? ich kann Ihre Taſche nicht genug bewundern.“

„Schön, — wunderſchön — und die Farben! und die Guirlanden! und die elegante Form!“ hallte es von den Lippen der ſchönen Theetrinkerinnen, und die arme Gabriele wäre vielleicht über dem Kunſtwerk ganz vergeſſen worden, wenn nicht unſer Dichter ſich das Buch zur Einſicht erbeten hätte. „Ich habe die intereſſanteſten Scenen bezeichnet!“ rief die Wollau, „wer von den Herren iſt ſo gefällig, uns, wenn es anders der Geſellſchaft angenehm iſt, daraus vorzuleſen?“

---

* Frau von Wollau will wahrſcheinlich ſagen, „nach dem Ziele der Veredlung.“

Der Herausgeber.

„Herrlich — ſchön — ein vortrefflicher Einfall —“ ertönte es wieder, und unſer Führer, der in dieſem Augenblicke das Buch in der Hand hatte, wurde durch Acclamation zum Vorleſer erwählt; man goß die Taſſen wieder voll und reichte die zierlichen Brödchen umher, um doch auch dem Körper Nahrung zu geben, während der Geiſt mit einem neuen Roman geſpeiſt wurde, und als alle verſehen waren, gab die Hausfrau das Zeichen und die Vorleſung begann.

Beinahe eine Stunde lang las der Dichter mit wohltönender Stimme aus dem Buche vor; ich weiß wenig mehr davon, als daß es, wenn ich nicht irre, die Beſchreibung von Tableaux enthielt, die von einigen Damen der großen Welt aufgeführt wurden; mein Ohr war nur halb oder gar nicht bei der Vorleſung; denn ich belauſchte die Herzensergießungen zweier Fräulein, die, ſcheinbar aufmerkſam auf den Vorleſer, einander allerlei Wichtiges in die Ohren flüſterten. Zum Glück ſaß ich weit genug von ihnen, um nicht in den Verdacht des Lauſchens zu gerathen, und doch war die Entfernung gerade ſo groß, daß ein Paar gute Ohren alles hören konnten! die eine der beiden war die jüngere Tochter des Hauſes, die, wie ich hörte, an einen Gardelieutenant ihr Herz verloren hatte.

„Und denke dir,“ flüſterte ſie ihrer Nachbarin zu, „heute in aller Frühe iſt er mit ſeiner Schwadron vorbeigeritten, und unter meinem Fenſter haben die Trompeter den Galoppwalzer von letzthin anfangen müſſen.“

„Du Glückliche,“ antwortete das andere Fräulein, „und hat Mama nichts gemerkt?“

„So wenig als letzthin, wo er mich im Cotillon fünfmal aufzog; was ich damals in Verlegenheit kam, kannſt du gar nicht glauben. Ich war mit dem ... ſchen Attaché engagirt und du weißt, wie unerträglich mich dieſer dürre Menſch verfolgt; er hatte ſchon wieder von den italieniſchen Gegenden Süddeutſchlands angefangen und mir nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ſie noch ſchöner wären, wenn ich mit ihm dorthin zöge, da erlöſte mich der liebe Flatory aus dieſer Pein; doch kaum hatte er mich wieder zurückgebracht, als der Unerträgliche ſein altes Lied von neuem anſtimmte, aber Eduard holte mich noch viermal aus ſeinen glänzendſten Phraſen heraus, ſo daß jener vor Wuth ganz ſtumm war, als ich das letzte Mal zurückkam; er äußerte gegen Mama ſeine Unzufriedenheit, ſie ſchien ihn aber nicht zu verſtehen.“

„Ach, wie glücklich du biſt,“ entgegnete wehmüthig die Nachbarin, „aber ich! weißt du ſchon, daß mein Dagobert nach Halle verſetzt iſt? Wie wird es mir ergehen!“

„Ich weiß es und bedaure dich von Herzen; aber ſage mir doch, wie dies ſo ſchnell kam?“

„Ach!“ antwortete das Fräulein und zerdrückte heimlich eine Thräne im Auge, „ach, du haſt keine Vorſtellung von den Kabalen, die es im Leben gibt. Du weißt, wie eifrig Dagobert immer für das Wohl des Vaterlandes war; da hatte er nun einen neuen Zapfenſtreich erfunden, er hat ihn mir auf der Fenſterſcheibe vorgeſpielt, er iſt allerliebſt; ſeinem Oberſten gefiel er auch recht wohl, aber dieſer wollte haben, er ſolle ihm die Ehre der Erfindung laſſen; natürlich konnte

Dagobert dies nicht thun und, darüber aufgebracht, ruhte der Oberſt nicht eher, bis der Arme nach Halle verſetzt worden iſt. Ach, du kannſt dir gar nicht denken, wie wehmüthig mir um's Herz iſt, wenn der Zapfenſtreich an meinem Fenſter vorbeikommt, ſie ſpielen ihn alle Abend nach der neuen Erfindung, und der, welcher ihn machte, kann ihn nicht hören!"

„Ich bedaure dich recht; aber weißt du auch ſchon etwas ganz neues? daß ſie bei der Garde andere Uniform bekommen?"

„Iſt's möglich? o ſage, wie denn? woher weißt du es?"

„Höre, aber im engſten Vertrauen; denn es iſt noch tiefes, tiefes Geheimniß. Eduard hat es von ſeinem Oberſten und geſtand mir es neulich, aber unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit: ſieh, die Knöpfe werden auf der Bruſt weiter auseinander geſetzt und laufen weiter unten enger zu, auf dieſe Art wird die Taille noch viel ſchlanker, dann ſollen ſie auch goldene Achſelſchnüre bekommen, das weiß aber der Oberſt und ich glaube ſelbſt der General noch nicht ganz gewiß; — Eduard muß ausſehen wie ein Engel — ſiehe bisher ..."

Zwölftes Kapitel.

Angſtſtunden des ewigen Juden.

Der Vorleſer war bis an einen Abſchnitt gekommen und legte das Buch nieder. Allgemeiner Applaus erfolgte, und die gewöhnlichen Ausrufungen, die ſchon dem Stickmuſter gegolten hatten, wurden auch der

Gabriele zu Theil. Ich konnte die Geiſtesgegenwart und die ſchnelle Faſſungskraft der beiden Fräulein nicht genug bewundern, obgleich ſie nicht den kleinſten Theil des Geleſenen gehört haben konnten, ſo waren ſie doch ſchon ſo gut geſchult, daß ſie voll Bewunderung ſchienen; die eine lief ſogar hin zu Frau von Wollau, faßte ihre Hand und drückte ſie an das Herz, indem ſie ihr innig dankte für den Genuß, den ſie allen bereitet habe.

Dieſe Dame aber ſaß da, voll Glanz und Glorie, wie wenn ſie die Gabriele ſelbſt zur Welt gebracht hätte. Sie dankte nach allen Seiten hin für das Lob, das ihrer Freundin zu Theil geworden, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie ſelbſt vielleicht einigen Einfluß auf das neue Buch gehabt habe; denn ſie fände hin und wieder leiſe Anklänge an ihre eigenen Ideen über inneres Leben und über die Stellung der Frauen in der Geſellſchaft, die ſie in traulichen Stunden ihrer Freundin aufgeſchloſſen.

Man war natürlich ſo artig, ihr deßwegen einige Complimente zu machen, obgleich man allgemein überzeugt war, daß die geniale Freundin nichts aus dem innern Wollau'ſchen Leben *geſpickt* haben werde.

Der ewige Jude hatte indeß bei dieſen Vorgängen eine ganz ſonderbare Figur geſpielt. Verwunderungsvoll ſchaute er in dieſe Welt hinein, als traue er ſeinen Augen und Ohren nicht; doch war das Bemühen, nach meiner Vorſchrift äſthetiſch und kritiſch auszuſehen, nicht zu verkennen. Aber weil ihm die Uebung darin abging, ſo ſchnitt er ſo greuliche Grimaſſen, daß er einigemal während des Vorleſens die Aufmerkſamkeit des ganzen

Zirkels auf ſich zog, und die Dame des Hauſes mich theilnehmend fragte, ob mein Hofmeiſter nicht wohl ſey?

Ich entſchuldigte ihn mit Zahnſchmerzen, die ihn zuweilen befallen, und glaubte alles wieder gut gemacht zu haben. Als aber Frau von Wollau, die ihm gegenüber ſaß, ihren Einfluß auf die Dichterin mittheilte, mußte das preciöſe geſchraubte Weſen derſelben dem alten Menſchen ſo komiſch vorkommen, daß er laut auflachte.

Wer jemals das Glück gehabt hat, einem eleganten Thee in höchſt feiner Geſellſchaft beizuwohnen, der kann ſich leicht denken, wie betreten Alle waren, als dieſer rohe Ausbruch des Hohns erſcholl. Eine unangenehme todtenſtille Pauſe erfolgte, in welcher man bald den Doktor Mucker, bald die beleidigte Dame anſah; die Frau des Hauſes, eingedenk des ſtechenden Kuſſes, wollte ſchon den unartigen Fremden, der den Anſtand ihres Hauſes ſo gröblich verletzte, ohne Rückhalt zurechtweiſen, als dieſer mit mehr Gewandtheit und Liſt, als ich ihm zugetraut hätte, ſich aus der Affaire zu ziehen wußte.

„Ich hoffe, gnädige Frau,“ ſagte er, „Sie werden mein allerdings unzeitiges Lachen nicht mißverſtehen und mir erlauben, mich zu rechtfertigen. Es iſt Ihnen allen gewiß auch ſchon begegnet, daß eine Ideenaſſociation Sie völlig außer Contenance brachte; iſt doch ſchon manchen, mitten unter den heiligſten Dingen ein lächerlicher Gedanke aufgeſtoßen, der ihn im Mund kitzelte, und je mehr er bemüht war, ihn zu verhalten und zurückzudrängen, deſto unaufhaltſamer brach er auf einmal hervor: ſo geſchah es mir in dieſem Augenblick. Sie würden mich unendlich verbinden, gnädige Frau, wenn

Sie mir erlaubten, durch offenherzige Erzählung mich bei Frau von Wollau zu entſchuldigen.“

Die gnädige Frau, höchlich erfreut, daß der Anſtand doch nicht verletzt ſey, gewährte ihm freundlich ſeine Bitte und der ewige Jude begann: „Frau von Wollau hat uns ihr intereſſantes Verhältniß zu einer berühmten Dichterin mitgetheilt; ſie hat uns erzählt, wie ſie in manchen Stunden über ihre ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich mit ihr beſprochen, und dies erinnerte mich lebhaft an eine Anekdote aus meinem eigenen Leben.

„Auf einer Reiſe durch Süddeutſchland verlebte ich einige Zeit in S. Meine Abendſpaziergänge richteten ſich meiſtens nach dem königlichen Garten, der jedem Stand zu allen Tageszeiten offen ſtand; die ſchöne Welt ließ ſich dort zu Fuß und zu Wagen jeden Abend ſehen; ich wählte die einſamern Partien des Gartens, wo ich, von dichten Gebüſchen gegen die Sonne und ſtörende Beſuche verſchloſſen, auf weichen Moosbänken mir und meinen Gedanken lebte.

„Eines Abends, als ich ſchon längere Zeit auf meinem Lieblingsplätzchen geruht hatte, kamen zwei gut gekleidete ältliche Frauen und ſetzten ſich auf eine Bank, die nur durch eine ſchmale aber dichtbelaubte Hecke von der meinigen getrennt war. Ich hielt nicht für nöthig, ihnen meine Nähe, die ſie nicht zu ahnen ſchienen, zu erkennen zu geben; Neugierde war es übrigens nicht, was mich abhielt, denn ich kannte keine Seele in jener Stadt; alſo konnten mir ihre Reden höchſt gleichgültig ſeyn. Aber ſtellen Sie ſich mein Erſtaunen vor, Verehrteſte, als ich folgendes Geſpräch vernahm.

„Nun? und darf man Ihnen Glück wünſchen, Liebe? haben Sie endlich die hartnäckige Eliſe aus der Welt geſchafft?

„Ja, antwortete die andere Dame, heute früh nach dem Kaffee habe ich ſie umgebracht.

„Schrecken durchrieſelte meine Glieder, als ich ſo deutlich und gleich gültigvon einem Mord ſprechen hörte; ſo leiſe als möglich näherte ich mich vollends der Hecke, die mich von jenen trennte, ſchärfte mein Ohr wie ein Wachtelhund, daß mir ja nichts entgehen ſollte, und hörte weiter:

„Und wie haben Sie ihr den Tod beigebracht? wie gewöhnlich durch Gift? oder haben Sie die Unglückliche, wie Othello ſeine Desdemona, mit dem Deckbett erſtickt?

„Keines von beiden, entgegnete jene, aber recht hart ward mir dieſer Mord; denken Sie ſich, drei Tage lang hatte ich ſie ſchon zwiſchen Leben und Sterben, und immer wußte ich nicht, was ich mit ihr anfangen ſollte; da fiel mir endlich ein gewagtes Mittel ein: ich ließ ſie, wie durch Zufall, von einem Steg ohne Geländer in den tiefen Strom hinabgleiten, die Wellen ſchlugen über ihr zuſammen; man hat von Eliſen nichts mehr geſehen.

„Das haben Sie gut gemacht, und die Wievielte war dieſe, die ſie auf die eine oder die andere Art umbringen?

„Nun, das wird bald abgezählt ſeyn, Pauline Dupuis, Marie u. ſ. w., aber die erſtere trug mir am meiſten Ruhm ein; es waren dies noch die guten Zeiten von 1802, wo noch wenige mit mir concurrirten.

„Die Haare ſtanden mir zu Berg; alſo fünf unſchuldige Geſchöpfe hatte dieſe Frau ſchon aus der Welt geſchafft. War es nicht ein gutes Werk an der menſchlichen Geſellſchaft, wenn ich einen ſolchen Greuel aufdeckte und die Mörderin zur Rechenſchaft zog?

„Die Damen waren nach einigen gleichgültigen Geſprächen aufgeſtanden, und hatten ſich der Stadt zugewendet; leiſe ſtand ich auf und ſchlich mich ihnen nach, wie ein Schatten ihren Ferſen folgend. Sie gingen durch die Promenade, ich folgte, ſie kehrten um und gingen durchs Thor, ich folgte; ſie ſchienen endlich meine Beobachtungen zu bemerken, denn die eine ſah ſich einigemal nach mir um, ihr böſes Gewiſſen ſchien mir erwacht, ſie mochte ahnen, daß ich den Mord wiſſe, ſie will mich durch die verſchiedene Richtung der Straßen, die ſie einſchlägt, täuſchen, aber ich — folge. Endlich ſtehen ſie an einem Hauſe ſtill; ſie ziehen die Glocke, man ſchließt auf, ſie treten ein. Kaum ſind ſie in der Thüre, ſo gehe ich ſchnell heran, merke mir die Nummer des Hauſes und eile, getrieben von jenem Eifer, den die Entdeckung eines ſo ſchauerlichen Geheimniſſes in jedem aufregen muß, auf die Direktion der Polizei.

„Ich bitte den Direktor um geheimes Gehör; ich ſetze ihm die ganze Sache, alles was ich gehört hatte, auseinander, weiß aber leider von den Gemordeten keine mit ihrem wahren Namen anzugeben, als eine gewiſſe Pauline Dupuis, die im Jahre 1801 unter der mörderiſchen Hand jener Frau ſtarb. Doch dies war dem unter ſolchen Fällen ergrauten Polizeimann genug; er dankt mir für meinen Eifer, ſchickt ſogleich Patrouillen in die Straße, die ich ihm bezeichnete, und fordert mich auf, ihn, wenn die Nacht vollends herangebrochen ſeyn werde, in jenes Haus zu begleiten; die Nacht wähle er lieber dazu, da er bei ſolchen Auftritten den Zudrang der Menſchen und das Aufſehen wo möglich vermeide.

„Die Nacht brach an, wir gingen; die Polizeiſoldaten, die das Haus umſtellt hatten, verſicherten, daß noch kein Menſch daſſelbe verlaſſen habe. Der Vogel war alſo gefangen. Wir ließen uns das Haus öffnen und fingen im erſten Stock unſere Unterſuchung an. Gleich vor der Thüre des erſten Zimmers hörte ich die Stimmen jener beiden Frauen; ohne Umſtände öffne ich und deute dem Polizeidirektor die kleinere, ältliche Dame als die Verbrecherin an.

„Verwundert ſtand dieſe auf, trat uns entgegen und fragte nach unſerem Begehr; in ihrem Auge, in ihrem ganzen Weſen hatte dieſe Dame etwas, das mir imponirte; ich verlor auf einen Augenblick die Faſſung und deutete nur auf den Direktor, um ſie wegen ihrer Frage an jenen zu weiſen. Doch dieſer ließ ſich nicht ſo leicht verblüffen; mit der ernſten Amtsmiene eines Kriminalrichters fragte er ſie über ihren heutigen Spaziergang aus; ſie geſtand ihn zu, wie auch die Bank, wo ſie geſeſſen; ihre Ausſagen ſtimmten ganz zu den meinigen, der Mann ſah ſie ſchon als überwieſen an; die Frau fing an ängſtlich zu werden, ſie fragte, was man denn von ihr wolle, warum man ihr Haus, ihr Zimmer mit Bewaffneten beſetze, warum man ſie mit ſolchen Fragen beſtürme?

„Der Mann der Polizei ſah in dieſem ängſtlichen Fragen nur den Ausbruch eines ſchuldbeladenen Gewiſſens; er ſchien es für das Beſte zu halten, durch eine verfängliche Frage ihr vollends das Verbrechen zu entlocken: „Madame, was haben Sie Anno 1801 mit Pauline Dupuis angefangen? Leugnen Sie nicht länger, wir wiſſen alles, ſie ſtarb durch ihre Hand, wie heute früh die unglückliche Eliſe!

„Ja, mein Herr! ich habe die eine wie die andere ſterben laſſen, antwortete dieſe Frau mit einer Seelenruhe, die ſogar in ein boshaftes Lächeln überzugehen ſchien.

„Und dieſen Mord geſtehen Sie mit ſo viel Gleichmuth, als hätten Sie zwei Tauben abgethan? fragte der erſtaunte Polizeidirektor, dem in Praxi eine ſolche Mörderin noch nicht vorgekommen ſeyn mochte; wiſſen Sie denn, daß ſie verloren ſind, daß es Ihnen den Kopf koſten kann?

„Nicht doch! entgegnete die Dame, die Geſchichte iſt ja weltbekannt. — Weltbekannt? rief jener, bin ich nicht ſchon ſeit zweiundvierzig Jahren Polizeidirektor? meinen Sie, dergleichen könne mir entgehen?

„Und dennoch werde ich Recht haben, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Belege herbeibringe?

„Nicht von der Stelle ohne gehörige Bewachung; Wache! zwei Mann auf jeder Seite von Madame; bei dem erſten Verſuch zur Flucht — zugeſtoßen!

„Vier Polizeidiener mit blanken Seitengewehren begleiteten die Unglückliche, die mir den Verſtand verloren zu haben ſchien. Bald jedoch erſchien ſie wieder, ein kleines Buch in der Hand.

„Hier, meine Herren, werden Sie die Belege zu dem Mord finden, ſagte ſie, indem ſie uns lächelnd das Buch überreichte.

„Taſchenbuch für 1802, murmelte der Direktor, indem er das Buch aufſchlug und durchblätterte, was Teufel, gedruckt und zu leſen ſteht hier: Pauline Dupuis von —. Mein Gott, Sie ſind die Wittwe des Herrn von —, und wenn ich nicht irre, ſelbſt Schriftſtellerin?

„So iſt es, antwortete die Dame, und brach in ein luſtiges Lachen aus, in welches auch der Direktor einſtimmte, indem er, vor Lachen ſprachlos, auf mich deutete.

„Und Eliſe, wie iſt es mit dieſem armen Kind? fragte ich, den Zuſammenhang der Sache und die Fröhlichkeit der Mörderin und des Polizeimannes noch immer nicht verſtehend.

„Die liegt ermordet auf meinem Schreibtiſch, ſagte die Lachende, und ſoll morgen durch die Druckerei zum ewigen Leben eingehen. —

„Was brauche ich noch dazuzuſetzen? meine Herren und Damen! ich war der Narr im Spiel, und jene Frau war die rühmlichſt bekannte intereſſante Th. v. H. Die Erzählung Pauline Dupuis iſt noch heute zu leſen; ob die geniale Frau ihre Eliſe, die ſie am Morgen jenes Tages nach dem Kaffee vollendet hatte, herausgegeben, weiß ich nicht. Ich mußte aus S. entfliehen, um nicht zum Geſpötte der Stadt zu werden. Vorher aber ſchickte mir der Polizeidirektor noch eine große Diätenrechnung über Zeitverſäumniß, weil ich durch jene luſtige Mordgeſchichte den Durſtigen von ſeinem gewöhnlichen Abendbeſuch in einem Clubb abgehalten hatte.

Der ewige Jude hatte mit einer verbindlichen Wendung an Frau von Wollau geendet; allgemeiner Beifall ward ihm zu Theil, und ein gnädiges Lächeln der Hausfrau ſagte ihm, wie glücklich er ſich gerechtfertigt hatte; und wie die finſtern Blicke dieſer Dame vorher die Männer aus ſeiner unglücklichen Nähe entfernt hatten, eben ſo ſchnell nahten ſie ſich ihm wieder, als ihn die Gnadenſonne wieder beſchien. Man zog ihn öfter ins Geſpräch, man befragte ihn über ſeine Reiſen, namentlich über jene in Süddeutſchland; denn wie Schottland und ſeine Bewohner für London und Alt-England überhaupt, ſo iſt Schwaben für die Berliner, welche nie an den Rebhügeln des Neckars und an den fröhlich grünenden Geſtaden der obern Donau eines jener ſinnigen herzlichen Lieder aus dem Munde eines „luſchtiga Büebles“ oder eines rüſtigen hochaufgeſchürzten „Mädles“ belauſchten, ein Gegenſtand hoher Neugierde.

Welch ſonderbare Meinungen über jenes Land, ſelbſt in gebildeten Zirkeln, wie dieſer elegante Thee, im Umlauf ſeyen, hörte ich dieſen Abend zu meinem großen Erſtaunen. In einem Zaubergarten von ſanften Hügeln, von klaren blauen Strömen, von blühenden duftenden Obſtwäldern, von prangenden Weingärten durchſchnitten, wohne, meinten ſie, ein Völkchen, das noch ſo ziemlich auf der erſten Stufe der Kultur ſtehe; immenſe Gelehrte, die ſich nicht auszudrücken verſtünden, phantaſiereiche Schriftſteller, die kein Wort gutes Deutſch ſprechen. Ihre Mädchen haben keine Bildung, ihre Frauen keinen Anſtand; ihre Männer werden vor dem vierzigſten Jahre nicht klug, und im ganzen Lande werden alle Tage viele Tauſende jener Thorheiten begangen, die allgemein unter dem Namen „Schwabenſtreiche“ bekannt ſeyen.

Mir kam dieſes Urtheil lächerlich vor; ich war manches Jahr in Schwaben geweſen und hatte mich unter den guten Leutchen ganz wohl befunden; hätte ich nicht befürchten müſſen, aus der Rolle eines Zöglings zu fallen; ich hätte ſogleich darauf geantwortet, wie ich es wußte; ſo aber erſparte mir mein Mentor die Mühe, welcher, unglücklich genug, die gute Meinung, die er auf einige Augenblicke gewonnen hatte, nur zu ſchnell wieder verlieren ſollte!

„Ob die Berliner,“ ſagte er, „mehr innere Bildung, mehr Eleganz der äußern Formen beſitzen, als die Schwaben, ob man hier im Brandenburgiſchen mit mehr Feinheit ausgerüſtet auf die Erde oder vielmehr auf Sand kommt, als in Schwaben, wage ich nicht zu unterſuchen, aber ſo viel habe ich mit eigenen Augen geſehen, daß man dort im Durchſchnitt unter den Mädchen eine weit größere Menge hübſcher, ſogar ſchönere Geſichter findet, als ſelbſt in Sachſen, welches doch wegen dieſes Artikels berühmt iſt.“

„Quelle sottise!“ hörte ich Frau von Wollau ſchnauben, „welche abgeſchmackte Behauptungen dieſer gemeine Menſch“ —

Umſonſt winkte ich dem Ewigen mit den Augen, umſonſt gab ihm der Dichter einen freundſchaftlichen Rippenſtoß, ihn zu erinnern, daß er ſich unter Damen befinde, die auch auf Schönheit Anſpruch machten; ruhig, als ob er den erzürnten Schönen das größte Compliment geſagt hätte, fuhr er fort: „Sie können gar nicht glauben, wie reizend dieſer verſchriene Dialekt von ſchönen Lippen tönt; wie alles ſo naiv, ſo lieblich klingt; wie unendlich hübſch ſind dieſe blühenden Geſichtchen, wenn man ihnen ſagt, daß man ſie liebe; wie ſchelmiſch ſchlagen ſie die Augen nieder, wie unſchuldig erröthen ſie, welcher Zauber liegt dann in ihrem Trotz, wenn ſie ſich verſchämt wegwenden und flüſtern: „Ach ganget Se mer weg, moinet Se denn, i glaub's?“ Hier in Norddeutſchland gibt es meiſt nur Theegeſichter, die einen Troſt darin finden, äſthetiſch oder ätheriſch auszuſehen; ſie müſſen den Athem erſt lange anhalten, wenn ſie es je der Mühe werth halten, über dergleichen zu erröthen.“

O Jude, welchen Bock hatteſt du geſchoſſen. Kaum haſt du das zornblickende Auge einer Dame verſöhnt, ſo begehſt du den großen Fehler, vor zwölf Damen die ſchönen Geſichtchen zweier Länder zu loben, und nicht nur ſie nicht mit aufzuzählen, ſondern ſogar ihren ätheriſchen Teint, ihre intereſſante Mondſcheinbläſſe für Theegeſichter zu verſchreien!

Die jungen Damen ſahen erſtaunt, als trauten ſie ihren Ohren nicht, die ältern an; dieſe warfen ſchreckliche Blicke auf den Frevler und auf die übrigen Herren, die, eben ſo erſtaunt, noch keine Worte zu einer Replique finden konnten. Die Theetaſſen, die goldenen Löffelchen klirrten laut in den vor Wuth zitternden Händen der Mütter, die ſeit zehn Jahren mit vieler Mühe es dahin gebracht hatten, daß ihre Töchter nobel und edel ausſehen möchten — wozu heutzutage außer dem Gefühl der Würde etwas Leidendes, beinahe Kränkliches gehört —

welche die immer wieder anſchwellende Fülle ihrer Töchter, die immer wiederkehrende Röthe der Wangen doch endlich zu beſiegen gewußt hatten.

Und jetzt ſollte dieſer fremde abenteuerliche gemeine Menſch ſie und ihre Freude, ihre Kunſt zu Schanden machen; er ſollte es wagen, die Damen dieſes deutſchen Paris mit jenen ſchwerfälligen Bewohnerinnen des unkultivirten Schwabens auch nur in Parallele zu bringen, und ihnen den erſten Rang zu verſagen? Und dies ſollten ſie dulden?

Jamais! Gnädige Frau nahm das Wort mit einem Blick, der über das eiskalte Geſicht des ſtillen Zornes wie ein Nordſchein über Schneegefilde herabglänzte: „Ich muß Sie nur herzlich bedauern, Herr Doktor Mucker, daß Sie das ſchöne Schwaben und ſeine naiven Bauerdirnen ſo treulos verlaſſen haben; und ich bitte Sie, Lieber,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu dem Dichter, der uns eingeführt hatte, wandte, „ich bitte Sie, muthen Sie dieſem Herrn da nicht mehr zu, meine Zirkel zu beſuchen. Jotte doch, er könnte bei unſern Damen ſeine robuſten Naturen und jene Naivität vermiſſen, die er ſich ſo janz zu eigen gemacht hat.“

Triumphirend richteten ſich die Gebeugten auf, die Mütter ſpendeten Blicke des Dankes, die Fräulein kicherten hinter vorgehaltenen Sacktüchern, die jungen Herren hatten auch wieder die Sprache gefunden und machten ſich luſtig über meinen armen Hofmeiſter. Doch der feine Takt der gnädigen Frau ließ dieſem Ausbruch der Nationalrache nur ſo lange Raum, bis ſie den Doktor Mucker hinlänglich beſtraft glaubte. Beleidigt durfte dieſer Mann in ihrem Salon nie werden, wenn er gleich durch ſeine rückſichtsloſe Aeußerung ihren Unwillen verdient hatte; ſie beugte alſo ſchnell mit jener Gewandheit, die fein gebildeten Frauen ſo eigenthümlich iſt, allen weitern Bemerkungen vor, indem ſie ihren Neffen aufforderte, ſein Verſprechen zu halten, und der Geſellſchaft die längſt verſprochene Novelle preiszugeben.

Dieſer junge Mann hatte ſchon während des ganzen Abends meine Aufmerkſamkeit beſchäftigt. Er unterſchied ſich von den übrigen jungen Herren, die leer in den Tag hineinplauderten, ſehr vortheilhaft durch Ernſt und würdige Haltung, durch gewählten Ausdruck und kurzes richtiges Urtheil. Er war groß und ſchlank gebaut, männlich ſchön, nur vielleicht für manche etwas zu mager. Sein Auge war glänzend und hatte jenen Ausdruck ſtillen Beobachtens, der einen Menſchenkenner oder wenigſtens einen Mann verrieth, der das Leben und Treiben der großen und kleinen Welt in vielerlei Formen geſehen und darüber gedacht hatte.

Er hatte, was mich ſehr günſtig für ihn ſtimmte, an dem Geſpräche des ewigen Juden und an ſeiner Perſiflage mit keinem Wort, ich möchte ſagen, mit keiner Miene Theil genommen. Zum erſten Mal an dieſem ganzen Abend entlockte ihm die Frage ſeiner Tante ein Lächeln, das ſein Geſicht, beſonders den Mund, noch viel angenehmer machte; wahrlich, in dieſem Mann hätte ich mich, wenn ich eines der anweſenden Fräulein geweſen wäre, unbedingt verlieben müſſen; aber freilich, junge Damen haben hierüber ganz andere Anſichten als der Teufel, und das einfache ſchwarze Gewand des jungen Mannes konnte natürlich die glänzende Gardeuniform und ihren kühnen, die drallen Formen zeigenden Schnitt nicht aufwiegen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Fluch.

Novelle.

„Ich habe mich vergebens abgemüht, gnädige Tante,“ ſprach der junge Mann mit voller, wohltönender Stimme, „eine artige Novelle oder eine leichte fröhliche Erzählung für dieſen Abend zu erſinnen. Doch um nicht wortbrüchig zu erſcheinen, muß ich ſchon den Fehler einigermaßen gut zu machen ſuchen. Wenn Sie erlauben, will ich etwas aus meinem eigenen Leben erzählen, das, wenn es nicht ganz den romantiſchen Reiz und den anziehenden Gang einer Novelle, doch immer den Werth der Wahrheit für ſich hat.“

Die Tante bemerkte ihm gütig, daß die einfache Wahrheit oft größeren Reiz habe, als die erfundene Spannung einer Novelle, ja ſie geſtand ihm, daß ſie etwas ſehr Intereſſantes erwarte, denn er ſehe ſeit der Zurückkunft von ſeinen Reiſen ſo geheimnißvoll aus, daß man auf ſeine Begebniſſe recht geſpannt ſeyn dürfe.

Die älteren Damen lorgnettirten ihn aufmerkſam und gaben dieſer Bemerkung vollkommen Beifall; der junge Mann aber hub an zu erzählen:

Als ich vor fünf Jahren in dieſem Saal, von einer großen Geſellſchaft, welche die Güte meiner Tante noch einmal um den Scheidenden verſammelt hatte, Abſchied nahm, warnten mich einige Damen — wenn ich nicht irre, war Frau von Wollau mit davon — vor den ſchönen Römerinnen, von ihren feurigen, die Herzen entzündenden Blicken. Ich nahm ihre Warnung dankbar an, noch kräftigeren Schutz aber verſprach ich mir von jenen holden blauen Augen, von jenen freundlichen vaterländiſchen Geſichtchen, von all den lieblichen Bildern, die ich, in feinem und treuem Herzen aufbewahrt, mit über die Alpen nahm. Und ſie ſchützten mich, dieſe Bilder, gegen jene dunkeln Feuerblicke der Römerinnen; wie ſie aber vor ſanften blauen Augen, welche ich dort ſah, ſich unverantwortlich zurückgezogen, wie ſie mein armes unbewahrtes Herz ohne Bedeckung ließen, will ich als bittere Anklage erzählen.

Der ſ....ſche Geſandte am päpſtlichen Hofe hatte mir in der Charwoche eine Karte zu den Lamentationen in der ſixtiniſchen Kapelle geſchickt; mehr, um den alten Herrn, der mir ſchon manche Gefälligkeit erwieſen hatte, nicht zu beleidigen, als aus Neugierde, entſchloß ich mich, hinzugehen. Ich war nicht in der beſten Laune, als es Abend wurde; ſtatt einer luſtigen Partie, wozu mich deutſche Maler geladen, ſollte ich einen Klaggeſang mit anhören, der mir ſchon an und für ſich höchſt lächerlich vorkam. Nie hatte ich mich nämlich von der Heiligkeit ſolcher Ritualien überzeugen können, ſelbſt in dem ehrwürdigen Kölner Dom, wo die hohen Gewölbe und Bogen, das Dunkel des gebrochenen Lichtes, die mächtigen vollen Töne der Orgel manchen andern ernſter ſtimmen mögen, konnte ich nur über die Macht der Täuſchung ſtaunen.

Meine Stimmung wurde nicht heiliger, als ich an das Portal der ſixtiniſchen Kapelle kam. Die päpſtliche Wache, alte ausgediente ſchneiderhafte Geſtalten, hielten hier Wache mit ſo meiſterlicher Grandezza, als nur die Cherubim an der Himmelsthüre. Der Glanz der Kerzen blendete mich, da ich eintrat, und ſtach wunderbar ab gegen den dunklen Chor, in das die Finſterniß zurückgeworfen ſchien. Nur der Hochaltar war dort von dreizehn hohen Kerzen erleuchtet.

Ich hatte Muße genug, die Geſichter der Geſellſchaft um mich her zu muſtern. Ich bemerkte nur ſehr wenige Römer, dagegen faſt alles, was Rom an Fremden beherbergte.

Einige franzöſiſche Marquis, berüchtigte Spieler, einige junge Engländer von meiner Bekanntſchaft, ſtanden ganz in meiner Nähe. Sie zogen mich auf, daß auch ich mich habe verführen laſſen, dem Spektakel, wie ſie es nannten, beizuwohnen; Lord Parter aber meinte, es ſey dies wohl der Schönen zu Gefallen geſchehen, die ich mitgebracht habe. Er deutete dabei auf eine junge Dame, die neben mir ſtand. Er fragte nach ihrem Namen und ihrer Straße, und ſchien ſehr ungläubig, als ich ihm damit nicht dienen zu können behauptete.

Ich betrachtete meine Nachbarin näher; es war eine ſchlanke hohe Geſtalt, dem Anſchein nach keine Römerin; ein ſchwarzer Schleier bedeckte das Geſicht und beinahe die ganze Geſtalt, und ließ nur einen Theil des Nackens ſehen, ſo rein und weiß, wie ich ihn ſelten in Italien geſehen hatte.

Schon pries ich im Herzen meine Höflichkeit gegen den alten Diplomaten, hoffend, eine intereſſante Bekanntſchaft zu machen, wollte eben — da begann der Klaggeſang, und meine Schöne ſchien ſo eifrig darauf zu hören, daß ich nicht mehr wagte, ſie anzureden. Unmuthig lehnte ich mich an eine Säule zurück, Gott und die Welt, den Papſt und ſeine Lamentationen verwünſchend.

Unerträglich war mir der monotone Geſang. Denken ſie ſich, ſechzig der tiefſten Stimmen, die unisono im tiefſten Grundton der menſchlichen Bruſt Bußpſalmen murmeln. Der erſte Pſalm war zu Ende, eine Kerze auf dem Altar verlöſchte. Getröſtet, die Farce werde ein Ende haben, wollte ich eben den jungen Lord anreden, als von Neuem der Geſang anhub.

Jener belehrte mich zu meinem großen Jammer, daß noch alle zwölf übrigen Kerzen verlöſchen müſſen, bis ich ans Ende denken könne. Die Kirche war geſchloſſen und bewacht; an ein Entfliehen war nicht zu denken. Ich empfahl mich allen Göttern und gedachte einen geſunden Schlaf zu thun. Aber wie war es möglich? Wie Strahlen einer Mittagsſonne ſtrömten die tiefen Klänge auf mich zu. Zwei bis drei Kerzen verlöſchten, meine Unruhe ward immer größer.

Endlich aber, als die Töne noch immer fortwogten, drangen ſie mir bis ins innerſte Mark. Das Erz meiner Bruſt ſchmolz vor den dichten Strahlen, Wehmuth ergriff mich, Gedanken aus den Tagen meiner Jugend ſtiegen wie Schatten vor meiner Seele auf, unwillkürliche Rührung bemächtigte ſich meiner, und

Thränen entſtürzten ſeit Jahren zum erſten Mal meinem Auge.

Beſchämt ſchaute ich mich um, ob doch keiner meine Thränen geſehen. Aber die Spieler, wunderbarer Anblick! lagen zerknirſcht auf ihren Knien, der Lord und ſeine Freunde weinten bitterlich. Zwölf Kerzen waren verlöſcht. Noch einmal erhoben ſich die tiefen herzdurchbohrenden Töne, zogen klagend durch die Halle, immer dumpfer, immer leiſer verſchwebend. Da verlöſchte die letzte Kerze und zugleich mit das Feuermeer der Kirche, und bange Schatten, tiefe Finſterniß drang aus dem Chor und lagerte ſich über die Gemeine. Mir war, als wär ich aus der Gemeinſchaft der Seligen hinausgeſtoßen in eine fürchterliche Nacht.

Da tönten aus des Chores hinterſten Räumen ſüße klagende Stimmen. Was jenes tiefe ſchauerliche Uniſono unerweicht gelaſſen, zerſchmolz vor dieſem hohen Dolce der Wehmuth. Rings um mich das Schluchzen der Weinenden; vom Chor herüber Töne, wie von gerichteten Engeln geſungen, glaubte ich nicht anders, als in einer zernichteten Welt mit unterzugehen und zu hören, der Glaube an Unſterblichkeit ſey Wahn geweſen.

Der Geſang war verklungen, Fackeln erhellten die Scene, die Menge ergoß ſich durch die Pforten, und auch ich gedachte mich zum Aufbruch zu rüſten; da gewahrte ich erſt, daß meine ſchöne Nachbarin noch immer auf den Knien niedergeſunken lag. Ich faßte mir ein Herz.

„Signora," ſprach ich, „die Thore werden geſchloſſen, wir ſind die letzten in der Kapelle."

Keine Antwort. Ich faßte ihre Rechte, die auf der Seite niederhing, ſie war kalt und ohne Leben. Sie lag in Ohnmacht.

Ich befand mich in ſonderbarer Lage. Die Nacht war ſchon weit vorgerückt; nur noch einige Flambeaux zogen durch die Kirche; ich mußte alle Augenblicke befürchten, vergeſſen zu werden. Ich beſann mich nicht lange, rief einen der Fackelträger herbei, um mit ſeiner Hülfe die Dame aufzurichten.

Wie ward mir, als ich den Schleier aufſchlug. Der düſtere Schein der halbverlöſchten Fackel fiel auf ein Geſicht, wie ich es auch auf den herrlichſten Cartons von Raphael nie geſehen! glänzendbraune Locken hatten ſich aufgelöst und fielen herab bis in den verhüllten Buſen und umzogen das lieblichſte Oval ihres Angeſichtes, auf dem ſich eine durchſichtige Bläſſe gelagert hatte. Die ſchönen Bogen der Brauen verſprachen ein ernſtes, vielleicht etwas ſchelmiſches Auge, und den halbgeöffneten Mund, umkleidet mit den weißeſten Perlen, konnte Gram, konnte Scherz ſo gezogen haben.

Als wir ſie aufrichten wollten, ſchlug ſie das herrliche blaue Auge auf, deſſen eigener ſchwärmeriſcher Glanz mich ſo überraſchte, daß ich einige Zeit mich zu ſammeln nöthig hatte. Sie richtete ſich plötzlich auf, ſtand nun in ihrer ganzen Schönheit mir gegenüber. Welch zarte Formen bei ſo vielem Anſtand, bei ſo ungewöhnlicher Höhe des Wuchſes. Sie ſchaute verwundert in der Kirche umher, ließ dann ihre Blicke auf mich herübergleiten.

„Und Sie hier, Otto?“ ſprach ſie, nicht italieniſch, nein, in reinem wohlklingenden Deutſch.

Wie war mir doch ſo wunderbar! Sie ſprach ſo bekannt zu mir, ja ſogar meinen Namen hatte ſie genannt; woher konnte ſie ihn wiſſen? — ſie ſchien verwundert über mein Schweigen.

„Nicht bei Laune, Freund? und doch haben Sie mich ſo freundlich unterſtützt? Doch! laſſen Sie uns gehen, es wird ſpät.“

Sie hatte Recht. Die Fackel drohte zu verlöſchen. Ich gab ihr den Arm. Sie drückte zärtlich meine Hand.

Was ſollte ich denken, was ſollte ich machen? Betrug von ihr war nicht möglich, — das Mädchen konnte keine Dirne ſeyn. Verwechslung war offenbar. Aber ſie wußte mich bei meinem Namen zu nennen, ſie war ſo ohne Arg. Ich wagte es — ich übernahm die Rolle eines verſtimmten Verehrers und ſchritt ſchweigend mit ihr durch die Hallen.

Am Portal geht mein Jammer von neuem an. Welche Straße ſollt' ich wählen, um nicht ſogleich meine Unbekanntſchaft zu verrathen? Ich nahm allen meinen Muth zuſammen und ſchritt auf die mittlere Straße zu.

„Mein Gott!“ rief ſie aus, und zog meinen Arm ſanft ſeitwärts, „Otto, wo ſind Sie nur heute? hier wären wir ja an die Tiber gekommen.“

O! wie hörte ich ſo gerne dieſe Stimme! Wie lieblich klingt unſere Sprache in einem ſchönen Munde. Schon oft hatte ich die Römerinnen beneidet um den Wohllaut ihrer Töne; hier war weit mehr, als ich je in Rom gehört; es mußte offenbar ein deutſches Mädchen ſeyn, ich ſah es aus allem, und doch ſo reine runde Klänge ihrer Sprache! Als ich noch immer ſchwieg, brach ſie in ein leiſes Weinen aus. Ihr thränendes Auge ſah mich wehmüthig an, ihre Lippen wölbten ſich, wie wenn ſie einen Kuß erwarteten.

„Biſt du mir nicht mehr gut, mein Otto? Ach könnteſt du mir zürnen, daß ich die Lamentationen hörte? O, zürne mir nicht! Doch du haſt Recht, wäre ich lieber nicht hingegangen. Ich glaubte Troſt zu finden und fand keinen Troſt, keine Hoffnung. Alle meine Lieben ſchienen dem Grab entſtiegen, ſchienen über die Alpen zu wehen und mit Tönen der Klage mich zu rufen. Wie bin ich ſo allein auf der Erde!“ weinte ſie, indem ihr blaues Auge in das nächtliche Blau des Himmels tauchte, „wie bin ich ſo allein! — und wenn ich dich nicht hätte, mein Otto!“ —

Meine Lage grenzte an Verzweiflung, das ſchönſte lieblichſte Kind im Arme, und doch nicht ſagen zu können, wie ich ſie liebte! Als ihre Thränen noch nicht aufhören wollten, flüſterte ich endlich leiſe: „wie könnte ich dir zürnen?“

Sie ſchaute freudig dankbar auf — „du biſt wieder gut? und o! wie ſiehſt du heute doch gar nicht ſo finſter aus, auch deine Stimme klingt heute ſo weich! Sey auch morgen ſo und laß nicht wieder einen ganzen langen Tag auf dich warten.“

Sie näherte ſich einem Haus und blieb davor ſtehen, indem ſie die Glocke zog. „Und nun gute Nacht, mein Herz,“ ſagte ſie, „wie gerne ſäß' ich noch zu dir auf die Bank, aber die Signore wartet wohl ſchon zu lange.“ Ich wußte nicht wie mir geſchah, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen, und weg war ſie.

Ich merkte mir die Nummer des Hauſes, aber die Straße konnte ich nicht erkennen. Nur einen Brunnen und gegenüber von ihrem Haus eine Madonna in Stein gehauen konnte ich als Zeichen für die Zukunft anmerken. Ich wand mich mit unſäglicher Mühe durch das Gewirre der Straßen und war doch nicht froh, als ich endlich mein Haus erreichte. Bis an den lichten Morgen kein Schlaf. Zuerſt ließ mich der Mond nicht ſchlafen, der mich durch's Fenſter herein angrinſte, und als ich die Gardine vorzog, ſchien gar der Engelskopf des Mädchens hereinzublicken; mitunter zogen auch die Lamentationen durch meinen wirren Kopf, und ich verwünſchte endlich ein Abenteuer, das mich eine ſchlafloſe Nacht koſtete.

Sehr frühe am andern Morgen traten Lord Parker und einer ſeiner Freunde bei mir ein. Sie wollten mir begegnet ſeyn, als ich meine räthſelhafte Schöne zu Haus brachte, und ſchalten mich neckend, daß ich ſie geſtern gänzlich verleugnet habe. Als ich ihnen mein Abenteuer, dem größern Theil nach, erzählte, wurden ſie noch ungeſtümer und behaupteten, mich deutlich ſchon mehreremal mit derſelben Dame geſehen zu haben. Immer klarer ward mir, daß irgend ein Dämon ſich in meine Geſtalt gehüllt habe, da ja auch das Mädchen mich ſo genau zu kennen ſchien, und ich war nicht minder begierig, das liebe Mädchen, als auch das leibhafte Konterfei meiner Geſtalt zu Geſicht zu bekommen. Die beiden Engländer mußten mir Stillſchweigen geloben, indem ich mich vor dem Spott meiner Bekannten fürchtete, zugleich verſprachen ſie auch, mir ſuchen zu helfen.

Nach langem Umherirren, wobei wir tauſend Lügen erſinnnen mußten, um die erwachende Neugierde unſerer Freunde zu täuſchen, fanden wir endlich in dem entlegenſten Winkel der Stadt jene Merkzeichen, die Madonna und den Brunnen. Ich ſah das Haus der Holden, ich ſah die Bank an der Thüre, auf welcher ich hätte ſelig werden ſollen, aber hier ging auch unſer Weg zu Ende. Als Fremde hätten wir viel zu viel gewagt, ſo weit entfernt von den uns bekannten Straßen, unter einer Menſchenklaſſe, die beſonders den Engländern ſo gram iſt, uns in ein fremdes Haus einzudrängen. Wir zogen mehrere Mal durch die Straße, immer war die Thüre verſchloſſen, immer die Fenſter neidiſch verhängt. Wir vertheilten uns, bewachten Tage lang die Promenaden, weder meine Schöne noch mein Ebenbild ließen ſich ſehen.

Geſchäfte riefen mich in dieſer Zeit nach Neapel. So angenehm mir ſonſt dieſe Reiſe geweſen wäre, ſo war ſie mir in meiner gegenwärtigen Spannung höchſt fatal. Unaufhörlich verfolgte mich das Bild des Mädchens, im Traum wie im Wachen hörte ich die liebliche Stimme flüſtern. Hatten mich die Geſänge in der Kapelle ſo weich geſtimmt, hatte das flüchtige Bild der Schönen vermocht, was der Geiſt und die Schönheit ſo mancher andern nicht über mich vermochte?

Unruhig reiste ich ab. Die Reiſe, ſo viele abwechſelnde Gegenſtände, die ernſten Geſchäfte, der Reiz der Geſellſchaft, nichts gab mir meine Ruhe wieder.

Es war die Zeit des Karnevals, als ich nach Rom zurückkehrte. Durfte ich hoffen, im Gewühle der Menge den Gegenſtand meiner Sehnſucht herauszufinden? Meine engliſchen Freunde waren abgereiſt, ich hatte niemand mehr, dem ich mich vertrauen mochte. Ohne Hoffnung hatte ich mehrere Tage verſtreichen laſſen, ich war nicht zu bewegen, mich unter die Freuden des Karnevals zu miſchen.

Wie erſtaunte ich aber, als mich am Morgen des vierten Tages der Karnevalswoche der Geſandte fragte, wie ich mich geſtern amüſirt habe. Ich ſagte ihm, ich ſey nicht im Corſo geweſen. Er erſtaunte, behauptete, mich von ſeinem Wagen aus mit einer Dame am Arm geſehen und begrüßt zu haben. Er ſchwieg etwas beleidigt, als ich es wieder verneinte. Aber plötzlich kam mir der Gedanke, wie wenn es die Geſuchten wären? — Man war in allen Zirkeln ſehr geſpannt auf dieſen Abend. Ein prachtvoller Maskenzug, worin Damen aus den edelſten römiſchen Häuſern eine Rolle übernommen hatten, ſollte das Karneval verherrlichen. Ich gab dem Drängen meiner Bekannten nach und ging mit in den Corſo.

Erwarten Sie von mir keine Beſchreibung dieſes Schauſpiels. Zu jeder andern Zeit würde ich ihm alle meine Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, nicht nur weil es mir als Volksbeluſtigung ſehr intereſſant geweſen wäre, ſondern weil ſich der Charakter der Römer gerade hier am meiſten aufdeckt. Aber wenn ich ſage, daß von dem ganzen Abend, von allen Herrlichkeiten des Corſo nur noch ein Schatten in meiner Erinnerung geblieben, und nur ein heller Stern aus dieſer Nacht auftaucht, ſo werden Sie vergeben, wenn ich über das intereſſante Schauſpiel Ihre Neugierde nicht zu Genüge befriedige.

Die lange enge Straße war ſchon gefüllt, als wir durch die porta del popolo hereintraten; unabſehbar wogten die Wellen der Menge durcheinander und das Auge gleitete unbefriedigt darüber hinweg, weil es unter der Miſchung der grellſten Farben keinen Punkt fand, der es feſthielt. Die Erwartung war geſpannt. Ueberall hörte man von dem Maskenzug reden, der ſich nun bald nahen müſſe. Ein rauſchendes Beifallrufen drang jetzt von den Obelisken auf der piazza herüber und verkündete die Auffahrt der Masken. Alle Blicke richteten ſich dorthin. Von den Balkonen und Gerüſten herab wehten ihnen Tücher und winkten ſchöne Hände entgegen, indem die Equipagen ſich in die Seiten drängten, um den Wagen des Zuges Platz zu machen. Er nahte. Gewiß ein herrlicher Anblick. Die Götter der alten Roma ſchienen wieder in die alten Mauern eingezogen zu ſeyn, um ihren Triumph zu feiern. Liebliche majeſtätiſche Gruppen! Welch herrliche Umriſſe in den Geſtalten des Apoll und Mars; wie lieblich Venus und Juno, und man konnte es nicht für Unbeſcheidenheit halten, ſondern mußte gerade hierin den ſchönſten Triumph finden, wenn das Volk mit Ungeſtüm den Göttinnen zurief, die Masken abzunehmen. Unendlich wurde aber der Beifall, als die Gräfin Parvi, die edlen Formen des Geſichtes unverhüllt, als Pſyche ſich nahte. Wahrlich, dieſer liebliche Ernſt, dieſe ſanfte Größe hätten einen Zeuxis und Praxiteles begeiſtern können.

Der Abend nahte heran, man rüſtete ſich, die Gerüſte zu beſteigen, weil das Pferderennen beginnen ſollte. Ich ſtand ziemlich verlaſſen auf der Straße, muſternd mit ſehnſüchtigen Blicken die Gallerien und Balkone, ob meine Schöne nicht darauf zu treffen ſey. Plötzlich fühlte ich einen leiſen Schlag auf die Schulter. „So einſam?“ tönte in der lieben Mutterſprache eine ſüße Stimme in mein Ohr. Ich ſah mich um. Eine reizende Maske, in der Kleidung einer Tyrolerin, ſtand hinter mir. Durch die Höhlen der Maske blitzten jene blauen Augen, die mich damals ſo ſehr überraſchten. Sie iſt's — es iſt kein Zweifel. Ich bot ihr ſchweigend die Hand, ſie drückte ſie leiſe. „Du böſer Otto,“ flüſterte ſie, „den ganzen Abend habe ich dich vergebens geſucht. Wie mußte ich ſchwatzen, um die Signora los zu werden!“

Die Wache rückte die Straße herab. Es war hohe Zeit, die Gallerien zu ſuchen. Ich deutete hinauf, ſie gab mir ihren Arm, ſie folgte. Ein heimliches Plätzchen hinter einer Säule bot ſich dar, ſie wählte es von ſelbſt. Karneval, Pferderennen, alle Schönheiten Roms waren für mich verloren, als mein ſtiller Himmel ſich öffnete, als ſie die Maske abnahm. Noch lieblicher, noch unendlich ſchöner war ſie als an jenem Abend. Die zarte Bläſſe, die ſie damals aus der Kapelle brachte, war einer feinen durchſichtigen Röthe gewichen, das Auge ſtrahlte noch von höherem Glanz als damals, und der tiefe, beinahe wehmüthige Ernſt der Züge, wie ſie ſich mir damals zeigten, war durch ein Lächeln gemildert, das fein und flüchtig um die zarten Lippen wehte.

Sie heftete wieder einige Minuten ſchweigend ihr Auge auf mein Geſicht, ſtrich mir ſpielend die Haare aus der Stirne und rief dann plötzlich: „Jetzt biſt du's wieder ganz! ganz wie an jenem Abend in der Kapelle, den du mir ſo hartnäckig leugneſt! Geſtehſt du ihn deiner Louiſe noch nicht?“

Welche Pein! was ſollte ich ſagen? da fiel plötzlich das Signal, die Pferde rannten durch den Corſo. Meine Schöne bog den Kopf abwärts, und ich, meiner Sinne kaum mächtig, flüchtete hinter die nächſte Säule, um nicht im Augenblick vor dem argloſen Mädchen als ein Thor oder noch etwas Schlimmeres zu erſcheinen. Und was war ich auch anders, wenn ich mich ſelbſt recht ernſtlich fragte? Was wollte ich von dem Mädchen, was konnte ich von ihm wollen? Und war nicht eine ſo weit getriebene Neugierde Frevel?

Während ich noch ſo mit mir ſelbſt kämpfte, ob es nicht ehrlicher ſey, ein Abenteuer aufzugeben, deſſen Ende nur ein thörichtes ſeyn könnte, bemerkte ich, daß meine Stelle ſchon wieder beſetzt ſey. Ich ſchlich näher herzu, um wenigſtens zu hören, wer der Glückliche ſey, da ich ihn, ohne meine unbeſcheidene Nähe zu verrathen, nicht ſehen konnte.

„Wie magſt du nur ſo zerſtreut fragen?“ ſagte Louiſe, „du ſelbſt haſt mich ja herauf geführt.“

„Ich hätte dich geführt, der ich dieſen Augenblick erſt zu dir trete? Geſtehe, du betrügſt mich; wer hat dich hergeleitet?“

Mit befangener Stimme, dem Weinen nahe, beharrte ſie auf dem, was ſie vorhin ſagte. „Du biſt auch wie unſer Wetter über den Alpen, ſo eben noch ſo freundlich und jetzt ſo kalt, ſo finſter.“

Jener ſtand ſchnell auf: „Ich bin nicht geſtimmt, meine Gnädige, das Ziel Ihrer Scherze zu ſeyn,“ ſagte er, „und wenn Sie ſich in Räthſel vertiefen, wird meine Geſellſchaft Ihnen läſtig werden.“ Er brach auf und wollte gehen. Ich konnte die Leiden der Armen nicht mehr verlängern, trat hervor hinter der Säule, um mich als Auflöſung des Räthſels zu zeigen. Aber wie ward mir! meine eigene Geſtalt, mein eigenes Geſicht glaubte ich mir gegenüber zu ſehen. Die überraſchende Aehnlichkeit —

Vierzehntes Kapitel.

Das Intermezzo. — Die Trinker.

Ein ſchrecklicher Angſtſchrei, ein Geraſſel, wie Blitz und Donner einander folgend, unterbrach den Erzähler. Welcher Anblick! Der Jude lag ausgeſtreckt auf dem Boden des Saales, überſchüttet mit Thee, Trümmer ſeines Stuhles und der feinen Meißner Taſſe, die er im Sturz zerſchmettert, um ihn her. Der Aerger über eine ſolche Unterbrechung war auf allen Geſichtern zu leſen; zürnend wandten die Damen ihr Auge von dieſem Schauſpiel, von den Herren machte keiner Miene, ihm beizuſtehen. Er ſelbſt aber blieb Sekunden lang liegen ohne ſich zu rühren, und ſchaute verwundert herauf.

Ich ſprang auf, ihm beizuſtehen, ich hob ihn auf und ſah mich nach einem andern Stuhl um, auf welchen ich ihn ſetzen könnte. Aber ein Verwandter des Hauſes raunte mir in die Ohren, ich möchte machen, daß wir fortkommen, mein Hofmeiſter ſcheine ſich nicht in dieſer Geſellſchaft zu gefallen.

Wir folgten dem Wink und nahmen unſere Hüte. Als ich mich von der gnädigen Frau beurlaubte, ſagte ſie mir viel Schönes und lud mich ein, ſie recht oft zu ſehen; meinen armen Hofmeiſter würdigte ſie keines Blickes. Sie neigte ſich ſo kalt als möglich und ließ ihn abziehen. Gelächter ſchallte uns nach, als wir den Saal verließen, und ich hatte mit meiner Inkarnation ſo viel menſchliche Eitelkeit angezogen, daß mich dieſes Lachen ungemein ärgerte.

Wie gerne hätte ich die Erzählung jenes intereſſanten jungen Mannes zu Ende gehört, wie viel Wichtiges und Pſychologiſches hätte ich von dem gardeuniformliebenden Fräulein erlauſchen können; und war ich ſelbſt nicht ganz dazu gemacht, junge Herzen an jenem Abend zu erobern? Ein junger reicher, ich darf ſagen, hübſcher Mann auf Reiſen findet, wo er hinkommt, freundliche Augen, durch welche er ſo leicht in die Herzen einzieht — und dies alles hatte mir das ungeſchliffene Weſen des alten Menſchen verdorben. Ich hätte ihn würgen können, als wir im Wagen ſaßen.

„War es nicht genug,“ ſagte ich, „daß du mit deinem ſcharfen Judenbart die zarte Hand der Gnädigen empfindlich bürſteteſt? mußteſt du auch noch die Frau von Wollau durch ein unzeitiges Gelächter beleidigen? und kaum haſt du es wieder gut gemacht, ſo bringſt du aufs neue alles gegen dich auf! Was gingen dich denn die Schwabenmädel an, daß du ihre Schönheit an den Theetiſchen Berlins predigeſt? darfſt du denn ſogar in China einer Schönen ſagen, ſie habe ein Theegeſicht? Und jetzt, nachdem du die ſpitzigen Worte der ungnädigen

Frau eingeſteckt hatteſt, jetzt, als alles auf das erſte vernünftige Thema, das dieſen Abend abgehandelt wurde, lauſchte, jetzt fällſt du, wie der ſelige Hoheprieſter Eli im zweiten Kapitel Samuelis, rücklings in den Saal und zerſchmetterſt — nicht den eigenen hohlen Schädel, wie jener würdige jüdiſche Papſt — nein! einen zierlich geſchnitzten Fauteuil und eine Taſſe von Meißner Porzellan; ſage, ſprich, ſchlechter Kamerad, wie fingſt du es nur an?"

„In Eurer Stelle, Herr Satan, wäre ich nicht ſo arrogant gegen unſer einen," antwortete er verdrießlich; „Ihr wißt, daß Euch keine Gewalt über meine Seele zuſteht, denn ſeit anderthalb tauſend Jahren kenne ich Eure Schliche und Ränke wohl. Was aber die Eli's Geſchichte betrifft, ſo will ich Euch reinen Wein einſchenken, vorausgeſetzt Ihr begleitet mich in eine Auberge, denn der läpperichte Thee hier, mit dem man in China kaum die Taſſen ausſpülen würde, mit dem noch ſchlechtern Arak, haben mir ganz miſerabel gemacht."

Ich ließ vor einem Reſtaurateur halten und führte den verunglückten Doktor Mucker hinein. Es war ſchon ziemlich tief in der Nacht, und nur noch wenige, aber echte Trinker in dem Wirthszimmer. Wir ſetzten uns an einen Tiſch zu vier oder fünf ſolcher nächtlichen Geſellen; ich ließ für den alten Menſchen Burgunder auftragen und in geläufigem Malabariſch, wovon die Trinker gewiß nichts verſtanden, forderte ich ihn auf, zu erzählen.

Nachdem der ewige Jude durch etliche Schlücke ſich erholt hatte, begann er:

„Ich glaube, es iſt ein Theil des Fluches, der auf mir ruht, daß ich, ſobald ich mich in höhere Sphären der Geſellſchaft wage, lächerlich werde; ein paar Beiſpiele mögen dir genügen:

„Du weißt, daß ich, um mir die Langeweile des Erdenlebens zu vertreiben, zuweilen einen Liebeshandel ſuche, — nun verziehe dein Geſicht nur nicht ſo ſpöttiſch, ich bin eine Stereotypausgabe von einem kräftigen Fünfziger und ein ſolcher darf ſich ſchon noch aufs Eis wagen. Nun hatte ich einmal in einem kleinen ſächſiſchen Städtchen eine Schöne auf dem Korn. Ich hatte ſchon ſeit einigen Tagen Zutritt in das elterliche Haus und die kleine Kokette ſchien mir gar nicht abgeneigt. Ich kleidete mich ſorgfältiger, um ihr zu gefallen, ich ſcherwenzelte um ſie her, wenn ſie ſpazieren ging, kurz, ich war ein ſo ausgemachter Geck, als je einer über das Pflaſter von Leipzig ging. In dem Städtchen gehörte es zum guten Ton, Morgens um neun Uhr an dem Haus ſeiner Schönen vorbeizugehen; ſchaute ſie heraus, ſo wurde mit Grace der Hut gezogen und etwas weniges geſeufzt.

„Dies hatte ich mir bald abgemerkt und zog nun pflichtgemäß, wenn die Glocke neun Uhr ſummte, an jenem Haus vorüber; und ich hatte die Freude, zu ſehen, wie mein Engel jedesmal zum Fenſter herausſchaute und huldreich lächelte. Eines Morgens war es ſehr kothig auf der Straße; ich ging alſo, um die weiß ſeidenen Strümpfe zu ſchonen, auf den Zehenſpitzen und machte Schritte wie ein Hahn. Aber vor dem Hauſe meiner Schönen war der Schmutz reinlich in große Haufen zuſammengekehrt, denn der Papa war eine Art von Polizeiinſpektor und mußte den Einwohnern ein gutes Beiſpiel geben; wie freute ſich mein Herz über dieſe Reinlichkeit! ich konnte dort feſter auftreten, ich konnte mit dem rechten Bein, wenn ich mein Kompliment machte, zierlich ausſchweifen, ohne mich zu beſchmutzen. Mein Engel ſchaute huldreich herab, freudig ziehe ich den Hut von dem ſchönfriſirten Toupé, ſchwenke ihn in einem kühnen Bogen und — o Unglück — er entwiſcht meiner Hand, er fährt wie ein Pfeil in den aufgeſchichteten Unrath, daß nur noch die Spitze hervorſieht. .

„Wie ſchön ſagt Schiller:

Einen Blick
nach dem Grabe
ſeiner Habe
ſendet noch der Menſch zurück.

„So ſtand ich wie niedergedonnert an dem Unrath. Sollte ich in zierlicher Stellung mit den Fingerſpitzen den Hut herausziehen? aber dann war zu befürchten, daß er ganz ruinirt ſey; ſollte ich völlig chapeau bas weiter ziehen, wie einer, der ohne Hut dem Galgen oder dem Tollhaus entſprungen?

„Wie ein ſilbernes Feuerglöckchen ſchlägt jetzt das luſtige Lachen meiner Dulcinea an mein Ohr; brummend wie die ſchweren Todtenglocken, das Grabgeläute meiner Hoffnung, antworteten zehn Bäſſe aus dem gegenüberſtehenden Kaffeehaus, Huſarenlieutenants, Schreiber, Kaufleute brüllen aus den aufgeriſſenen Fenſtern, und: huſſa, Sultan, ſuch verloren! tönt die Stimme meines furchtbarſten Rivalen, des Grafen Lobau. Eine engliſche

Dogge von Menſchenlänge ſtürzt hervor, packt den verlornen Hut mit geübter Schnauze, rennt auf mich zu, ſtellt ſich auf die Hinterbeine, tappt mit ſeinen Pfoten auf meine Schultern und präſentirt mir das triefende corpus delicti.

„Was ich dir hier mit vielen Worten erzähle, mein Beſter, war das Werk eines Augenblicks; wie angefroren war ich dageſtanden, und erſt die Zudringlichkeit des höflichen Hundes gab mir meine Faſſung wieder. Wieherndes jauchzendes Gelächter ſcholl aus dem Kaffeehauſe, und auch bei ihr waren alle Fenſtern mit Lachern angefüllt; und als ich einen zärtlichen Blick, den letzten, hinauflaufen ließ, ſah ich, wie ſie das battiſtene Schnupftuch in den Mund ſchob, um nicht vor Lachen zu berſten. Da verlor ich von neuem die Faſſung; wüthend ergriff ich den Hut und ſchlug ihn der Dogge ins Geſicht; aber die Beſtie verſtand keinen Spaß, ſie packte mich an der zierlichen Buſenſtreife, ich ließ ihr dieſe Spolien und machte mich eilends davon, durch Dick und Dünn galoppirend, aber die Beſtie folgte und andere Hunde und Gaſſenjungen ſtürzten nach, und die ſchreckliche Jagd nahm erſt ein Ende, als ich athemlos in das Portal meines Gaſthofes ſtürzte.

„Daß es mit meiner Liebe aus war, kannſt du denken, beſonders da ich nachher erfuhr, die Kokette habe alle ihre Anbeter um dieſe Stunde ins Kaffeehaus beſtellt, um meine tägliche Fenſterparade zu bewundern!“

Ich bedauerte den Armen von Herzen, er aber griff ruhig nach ſeinem Glas, trank und fuhr dann fort:

„Kann dich verſichern, ſo hundsvöttiſch ging es mir von jeher, beſonders aber in der neuen aufgeklärten Zeit, wo man ſo ungemein viel auf das Schickliche hält und verzweifeln möchte, wenn der vortreffliche Reifrock der Etiquette ein wenig unſanft berührt wird. Darum iſt es mir bei einem Gaſtmahl immer höllenangſt. Wird fette Sauce umhergegeben, ſo ſehe ich ſchon im Geiſte, daß ich damit zittern und ſie verſchütten werde; kömmt dann der Bettel an mich, ſo bricht mir der Angſtſchweiß aus, die Saucière klappert in meiner zitternden Hand fürchterlich, ſie ſchwankt, ich fahre mit der andern Hand darnach und — richtig, meine freundliche Nachbarin hat die ganze Beſcheerung auf dem neuen drap d'or oder genueſiſchen Sammtkleid, daß alles im ſchönſten Fett ſchwimmt. Habe ich aber endlich eine ſolche Fegefeuertour durchgemacht, ohne Sauce zu verſchütten, ohne ein Glas umzuwerfen, ohne einen Löffel fallen zu laſſen, ohne dem Schooßhund auf den Schwanz zu treten, ohne der Tochter des Hauſes die größten Sottiſen zu ſagen, wenn ich höflich und pikant ſeyn will, ſo faßt mich irgend ein Unheil noch zum Schluß, daß ich mit Schande abziehe wie heute.“

„Nun,“ fragte ich, „und was warf dich denn heute mitten ins Zimmer?“

„Als der langweilige Menſch ſeine Erzählung anhub, wie er ein paar Pfaffen habe ſingen hören, und wie er einem hübſchen Mädchen nachgelaufen ſey — was man überall thun kann, ohne gerade in Rom zu ſeyn — da übermannte mich die Langeweile, die eines meiner Hauptübel iſt, und ſo ſetzte ich, um mich zu unterhalten, meinen Stuhl rückwärts in Bewegung und ſchaukelte mich ganz angenehm; auf einmal, ehe ich mich deſſen verſah, ſchlug der Stuhl mit mir rückwärts über und ich lag" —

„Das habe ich leider geſehen, wie du lagſt," ſagte ich; „aber wie kann man nur in honnetter Geſellſchaft ſo ganz alle gute Sitte vergeſſen und mit dem Stuhl ſchaukeln?"

„Sey jetzt ruhig und bringe mich nicht auf mit der verdammten Geſchichte; ich habe heute Abend kein Glück gemacht, das iſt alles. **Bibamus, diabole!**" ſagte der alte Menſch, indem er ſelbſt mit tüchtigem Beiſpiel voranging und dann ſchmunzelnd auf das dunkelrothe Glas wies: „der iſt koſcher, Herr Bruder! guter Burgunder, echter Chambertin und wenigſtens zwanzig Jahre alt. Du magſt mich jetzt auslachen oder nicht, aber ein gutes altes Weinchen vom Südſtamme iſt noch immer meine Leidenſchaft, und ich behaupte, die Welt ſieht jetzt nur darum ſo ſchlecht aus, weil ſo viel Thee, Branntwein und Bier, aber deſto weniger Wein getrunken wird."

„Du könnteſt Recht haben, Jude!"

„Wie ſtattlich," fuhr er im Eifer fort, „wie ſtattlich nahmen ſich ſonſt die Wirthshäuſer aus; breite gedrungene kräftige Geſtalten, den dreiſpitzigen Hut ein wenig auf die Seite geſetzt, rothe Geſichter, feurige Augen, ins bläuliche ſpielende Naſen, honnette Bäuche — ſo traten ſie, das hohe mit Gold beſchlagene Meerrohr in der Fauſt, feierlich grüßend ins Zimmer; wenn der Hut am Nagel hing, der Stock in die Ecke geſtellt war, ſchritt der Gaſt dem wohlbekannten Plätzchen zu, das er ſeit Jahren ſich zu eigen gemacht hatte, und das oft nach ihm getauft war; der Wirth ſtellte mit einem „Wohl bekomm's“ die Weinkanne vor den ehrſamen Trinker, die gewöhnlichen Bechernachbarn fanden ſich zur beſtimmten Stunde ein, man trank viel, man ſchwatzte wenig und zog zur beſtimmten Stunde wieder heim; ſo war es in den guten alten Zeiten, wie die Menſchen ſagen, die nach Jahren rechnen, ſo war es und nur der Tod machte darin eine Aenderung. Jetzt hängen ſie alles an den Putz, machen Staat wie die Fürſten und ſitzen den Wirthen um zwei Groſchen die Bänke ab. Luſtiges unſtätes Geſindel, fährt in den Wirthshäuſern umher; man weiß nie mehr, neben wen man zu ſitzen kömmt, und das heißen die Leute Kosmopolitismus. Höchſtens trifft man ein paar alte weingrüne Geſichter von der echten Sorte, aber dies Geſchlecht iſt beinahe ausgeſtorben!“

„Schau nur dorthin,“ fiel ich ihm ein, „du Prediger in der Wüſte, dort ſitzen ein Paar echte; ſieh nur das kleine Männlein dort im braunen Röckchen, wie es ſo feurig die rothen Augen über die Flaſche hinrollen läßt; er ſcheint mir ein rechter Kenner, denn er trinkt den Nierſteiner Kirchhofwein, den er vor ſich hat, in ganz kleinen Zügen und zerdrückt ihn ordentlich auf der Zunge, ehe er ſchluckt. Und dort der große dicke Mann mit der rothen Naſe, iſt er nicht eine Figur aus der alten Zeit? nimmt er nicht das Glas in die ganze Fauſt, ſtatt wie die Heutigen den kleinen und den Goldfinger zierlich auszuſtrecken? Iſt er nicht ſchon an der vierten Flaſche, ſeit wir hier ſind, und haſt du nicht bemerkt, wie er immer die Pfropfen in die Taſche ſteckt, um nachher zu zählen, wie viele Flaſchen er getrunken?"

„Wahrhaftig, dieſe ſind echte!" rief der begeiſterte Jude, „ich bin jung geweſen und alt geworden, aber ſolcher gibt es nicht viele, laß uns zu ihnen uns ſetzen, mi fratercule!"

Wir hatten nicht fehl gerathen; jene Trinker waren von der echten Sorte, denn ſchon ſeit zwanzig Jahren kommen ſie alle Abende in das nämliche Wirthshaus. Man kann ſich denken, wie gerne wir uns an ſie anſchloſſen; ich, weil ich ſolche Käuze liebe und aufſuche, der ewige Jude aber, weil der Kontraſt zwiſchen dem eleganten Thee und dieſen Trinkern in ſeinen Augen ſehr zu Gunſten der letzteren ausfiel; er wurde ſo kordial, daß er zu vergeſſen ſchien, daß er mit ihren Urvätern ſchon getrunken habe, daß er vielleicht mit ihren ſpäten Enkeln wieder trinken werde.

Die alten Geſellen mochten jetzt ihre Ladung haben, denn ſie wurden freundlich und fingen an, zuerſt leiſe vor ſich hin zu brummen, dann geſtaltete ſich dieſes Brummen zu einer Melodie, und endlich ſangen ſie mit heiſerer Weinkehle ihre gewohnten Lieder. Auch den alten Menſchen faßte dieſe Luſt. Er dudelte die Melodien mit, und als ſie geendet hatten, fing auch er ſein Lied an. Er ſang:

Wer ſeines Leibes Alter zählet
    Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Thaler fehlet,
    Sich um den Groſchen luſtig macht,

Der findet in uns ſeine Leute,
Der ſey uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn wie uns der Gott der Freude
In ſeine ſanften Arme ſchließt.

Wenn von dem Tanze ſanft gewieget,
Von Flötentönen ſüß berauſcht,
Fein Liebchen ſich im Arme ſchmieget
Und Blick um Liebesblick ſich tauſcht;
Da haben wir im Flug genoſſen
Und ſchnell den Augenblick erhaſcht,
Und Herz am Herzen feſtgeſchloſſen
Der Lippen ſüßen Gruß genaſcht.

Den Wein kannſt du mit Gold bezahlen,
Doch iſt ſein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in ſeine Strahlen,
In ſeine Geiſtergluth dich taucht;
Uns, die wir ſeine Hymnen ſingen,
Uns leuchtet ſeine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unſer Geiſt zum Geiſt empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte
Zum würdigen Geſang erhebt,
Euch grüß' ich, wogende Accorde,
Daß ihr zu uns herniederſchwebt!
Sie tauchen auf — ſie ſchweben nieder,
Im Vollton rauſchet der Geſang,
Und lieblich hallt in unſre Lieder
Der vollen Gläſer Feierklang.

So haben's immer wir gehalten
Und bleiben fürder auch dabei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu.
Denn wird einmal der Geiſt uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Geſang und Liebe
In unſern Freudenhimmel ein.

Ob dies des ewigen Juden eigene Poeſie war, kann ich nicht beſtimmt ſagen, doch ließ er mich zu Zeiten merken, daß er auch etwas Poet ſey; die zwei alten Weingeiſter aber waren ganz erfüllt und erbaut davon; ſie drückten dem alten Menſchen die Hand und geberdeten ſich, als hätte er ihnen die ewige Seligkeit verkündigt.

Es ſchlug auf den Uhren drei Viertel vor zwölf Uhr. Der ewige Jude ſah mich an und brach auf, ich folgte. Rührend war der Abſchied zwiſchen uns und den Trinkern, und noch auf der Straße hörten wir ihre heiſeren Stimmen in wunderlichen Tönen ſingen:

Und wird einmal der Geiſt uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Geſang und Liebe
In unſern Freudenhimmel ein.

Satans Beſuch
bei
Herrn von Goethe,
nebſt
einigen einleitenden Bemerkungen über das Diaboliſche
in der deutſchen Literatur.

Von Zeit zu Zeit ſeh ich den Alten gern
Und hüte mich mit ihm zu brechen;
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.
Goethe.

Fünfzehntes Kapitel.

Bemerkungen über das Diaboliſche in der deutſchen Literatur.

Die Idee eines Teufels iſt ſo alt als die Welt und nicht erſt durch die Bibel unter die Menſchen gekommen. Jede Religion hat ihre Dämonen und böſen Geiſter, — natürlich weil die Menſchen ſelbſt von Anfang an geſündigt haben und nach ihrem gewöhnlichen Anthropomorphismus das Böſe, das ſie ſahen, einem Geiſte zuſchrieben, deſſen Geſchäft es ſey, überall Unheil anzurichten. So würde ich ungefähr ſprechen, wenn ich es bis zum Profeſſor der Philoſophie gebracht hätte, und nun über die Idee eines Teufels mich breitmachen müßte.

In meiner Stellung aber lache ich über ſolche Demonſtrationen, die gewöhnlich darauf auslaufen, daß man mich mit zehnerlei Gründen hinweg zu diſputiren ſucht; ich lache darüber und behaupte, die Menſchen, ſo dumm ſie hie und da ſeyn mögen, merken doch bald, wenn es nicht ganz geheuer um ſie her iſt, und mögen ſie mich nun Ariman oder das böſe Princip, Satan oder Herr Urian nennen, ſie kennen mich in allen Völkern und Sprachen. Es iſt doch eine ſchöne Sache um das **dicier hic est**, darum behagt mir auch die deutſche Literatur ſo ſehr. Haben ſich nicht die größten Geiſter dieſer Nation bemüht, mich zu verherrlichen, und wenn ich's nicht ſchon wäre, mich ewig zu machen?

In meiner **dissertatio de rebus diabolicis** ſage ich unter anderm hierüber Folgendes: „§. 8. Die Idee, das moraliſche Verderben in einer Perſon darzuſtellen, mußte ſich daher den Dichtern bald aufdrängen; dieſe waren, wie es in Deutſchland meiſtens der Fall war, philoſophiſch gebildet, doch war ihre Philoſophie wie ihre Moral von jener breiten dicken Sorte, die nicht mit Leichtigkeit über Gegenſtände hinzugleiten weiß, daher kam es, daß auch die Gebilde ihrer Phantaſie jenes philoſophiſche Blei an den Füßen trugen, das ſie nicht mit Gewandtheit auftreten ließ; ſie ſtolperten auf die Bühne und von der

Bühne, machten ſich breit in Philoſophemen, die der Zehnte nicht ſogleich verſtand, und drehten und wandten ſich, als ſollten ſie auf einer engen Brücke ohne Geländer in Reifröcken einander ausweichen.

„Daher kam es, daß auch die Teufel dieſer Poeten gänzlich verzeichnet waren. Betrachten wir z. B. Klingers Satan. Wie vielen Bombaſt hat dieſer arme Teufel zuerſt in der Hölle und dann auf der Erde herzuleiern!

„Klingemanns Teufel! glaubt man nicht, er habe ihn nur geſchwind aus dem Puppenſpiel von der Straße geholt, ihm die Glieder ausgereckt, bis er die rechte Größe hatte, und ihn dann in die Scene geſetzt? man begreift nicht, wie ein Menſch ſich von einem ſolchen Ungethüm ſollte verführen laſſen.

„Es gibt noch mehrere ſolcher literariſchen Ungethüme, die hier aufzuführen der Raum nicht erlaubt. Sie alle haben mir von jeher viel Spaß gemacht, und ich kam mir oft vor, wie der Policinello des italieniſchen Luſtſpiels; ich war bei dieſen Leuten eine ſtehende Figur, die, wenn auch etwas anders aufgeputzt, doch immer wieder die Hörner ausſtreckte, und unter welche man zu beſſerer Kenntniß ein ecce homo, ſehet das iſt der Teufel, ſchrieb.“

Doch auch dem Teufel muß man Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſagt ein Sprüchwort, folglich muß der Teufel zur revanche auch wieder gerecht ſeyn. „Ein jeder gibt, wie er's kann,“ fuhr ich in der Diſſertation fort, „und wie ſich in jenen Poeten das moraliſche Verderben bei jedem wieder in andern Reflexen abſpiegelte, ſo gaben ſie auch ihre Teufel. Daher kommt es, daß Herr Urian bei Klopſtock wieder bei weitem anders ausſieht.

„Jener Abbadonna iſt ein gefallener Engel, dem das hölliſche Feuer die Flügel verſengte, der ſich aber auch jetzt noch nobel und würdig ausnehmen ſoll. Aber leider iſt dieſer Zweck doch ein wenig verfehlt, mir wenigſtens kömmt dieſer Klopſtockiſche Gott-ſey-bei-uns vor, wie ein Elegant, der wegen Unarten aus den Salons verwieſen, ſich in den Tabagien und ſpießbürgerlichen Clubbs nicht recht zu finden weiß und darum unanſtändig jammert.“

So ungefähr ſprach ich mich in jener gelehrten Diſſertation aus, und ich gebe noch heute zu, daß die Auffaſſung wie jeder Idee, ſo auch der des Teufels, ſich nach den individuellen Anſichten des Dichters über das Böſe richten muß; dies alles aber entſchuldiget keineswegs jenen berühmten Mann, der, kraft ſeines umfaſſenden Genies, nicht den engen Grenzen ſeines Vaterlandes oder der Spanne Zeit, in welcher er lebt, ſondern der Erde und künftigen Jahrhunderten angehören könnte, es entſchuldigt ihn nicht darin, daß er einen ſo ſchlechten Teufel zur Welt gebracht hat.

Der Goethiſche Mephiſtopheles iſt eigentlich nichts anders, als jener gehörnte und geſchwänzte Popanz des Volkes. Den Schweif hat er aufgerollt und in die Hoſen geſteckt, für die Bocksfüße hat er elegante Stiefeln angezogen, die Hörner hat er unter dem Barrett verborgen — ſiehe da den Teufel des großen Dichters! Man wird mir einwenden, das gerade iſt ja die große

Kunſt des Mannes, daß er tauſend Fäden zu ſpinnen weiß, durch die er ſeine kühnen Gedanken, ſeine hohen überſchwenglichen Ideen an das Volksleben, an die Volkspoeſie knüpft. — Halt Freund! iſt es eines Mannes, der, wie ſie ſagen, ſo hoch über ſeinem Gegenſtand ſteht, und ſich nie von ihm beherrſchen läßt, iſt es eines ſolchen Dichters würdig, daß er ſich in dieſe Feſſeln der Popularität ſchmiegt? ſollte nicht der königliche Adler dieſes Volk bei ſeinem populären Schopf faſſen und mit ſich in ſeine Sonnenhöhe tragen?

Verzeihe, Wertheſter, erhalte ich zur Antwort, du vergiſſeſt, daß unter dieſem Volke mancher eine Perrücke trägt; würde ein ſolcher nicht in Gefahr ſeyn, daß ihm der Zopf breche und er aus halber Höhe wieder zur Erde ſtürzte? Siehe! der Meiſter hat dies beſſer bedacht; er hat aus jenen tauſend Fäden, von welchen ich dir ſagte, eine Strickleiter geflochten, auf welcher ſeine Jünger ſäuberlich und ohne Gefahr zu ihm hinaufklimmen. Der Meiſter aber ſetzet ſie zu ſich in ſeine Arche, gleich Noah ſchwebt er mit ihnen über der Sündfluth jetziger Zeit und ſchaut ruhig wie ein Gott in den Regen hinaus, der aus den Federn der kleinen Poeten ſtrömt.

Ein wäſſeriges Bild! entgegne ich, und zugleich eine Sottiſe; befand ſich denn in jener Arche nicht mehr Vieh als Menſchen? und will der Meiſter warten, bis die Fluth ſich verlaufen und dann ſeine Stierlein und Eſelein, ſeine Pfauen und Kameele, Paar um Paar auf die Erde ſpazieren laſſen?

Will er vielleicht, wie jener Patriarch, die Erfindung des Weines ſich zuſchreiben, ſich ein Patent darüber ausſtellen laſſen und über ſeine Schenke ſchreiben: hier allein iſt Echter zu haben, wie Maria Farina auf ſein kölniſches Waſſer, ſo für alle Schäden gut iſt?

Aber, um wieder auf den Mephiſtopheles zu kommen; gerade dadurch, daß er einen ſo überaus populären und gemeinen Teufel gab, hat Goethe offenbar nichts für die Würde ſeines ſchönſten Gedichtes gewonnen. Er wird zwar viele Leſer herbeiziehen, dieſer Mephiſto, viele Tauſende werden ausrufen: „wie herrlich! das iſt der Teufel, wie er leibt und lebt.“ Um die übrigen Schönheiten des Gedichtes bekümmern ſie ſich wenig, ſie ſind vergnügt, daß es endlich einmal eine Figur in der Literatur gibt, die ihrer Sphäre angemeſſen iſt.

Aber erkennſt du denn nicht, wird man mir ſagen, erkennſt du nicht die herrliche tiefe Ironie, die gerade in dieſem Mephiſtopheles liegt?

Ironie? und welche? ich ſehe nichts in dieſem meinem Konterfei, als den gemeinen Ritter von dem Pferdefuß, wie er in jeder Spinnſtube beſchrieben wird. Man erlaube mir, dieſes Bild noch näher zu beleuchten. Ich werde nämlich vorgeſtellt als ein Geiſt, der beſchworen werden kann, der ſich nach magiſchen Geſetzen richten muß:

> Geſteh' ich's nur, daß ich hinausſpaziere,
> Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
> Der Drudenfuß auf Eurer Schwelle —

und dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten,

> Bedarf ich eines Rattenzahns;

daher befiehlt:

> Der Herr der Ratten und der Mäuſe,
> Der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe —

in einer Zauberformel ſeinem dienſtbaren Ungezieſer, die Kante, welche ihn bannte, zu benagen. Auch kann ich nicht in das Studierzimmer treten, ohne daß der Doktor Fauſt dreimal „herein!“ ruft. In andere Zimmer, wie z. B. bei Frau Martha und in Gretchens Stübchen trete ich ohne dieſe Erlaubniß. Doch den Schlüſſel zu dieſen ſonderbaren Zumuthungen finden wir vielleicht in dem Vers:

Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei auch etwas denken laſſen!

Doch weiter.

Ich ſtehe auf einem ganz beſondern Fuß mit den Hexen. Die in der Hexenküche hätte mich gewiß liebevoller empfangen, aber ſie ſah keinen Pferdefuß, und um mich bei ihr durch mein Wappen zu legitimiren, mache ich eine unanſtändige Geberde.

Mein Freund, das lerne wohl verſtehen,
Das iſt die Art mit Hexen umzugehen.

Auf dem Brocken in der Walpurgisnacht bin ich noch viel beſſer bekannt. Das Gehen behagt mir nicht, ich ſage daher zum Doktor:

Verlangſt du nicht nach einem Beſenſtiele?
Ich wünſchte mir den allerderbſten Bock.

Auch hier

Zeichnet mich kein Knieband aus,
Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.

Um unter dieſem gemeinen Gelichter mich recht zu zeigen, tanze ich mit einer alten Hexe und unterhalte mich mit ihr in Zoten, die man nur durch Gedankenſtriche

Der hätt' ein — — — — —
So — es war, gefiel mir's doch

anzudeuten wagt.

Ich bin ſelbſt in Fauſts Augen ein widerwärtiger hämiſcher Geſelle, der

— — kalt und frech
Ihn vor ſich ſelbſt erniedrigt. —

Ich bin ohne Zweifel von häßlicher unangenehmer Geſtalt und Geſicht, was man mit mildem Ausdruck markirt, intriguant und im gemeinen Leben einen abgefeimten Spitzbuben zu nennen pflegt.

Daher ſagt Gretchen von mir:

Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt.
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben
Als des Menſchen widrig Geſicht. —
Seine Gegenwart bewegt mir das Blut,
Ich hab' vor dem Menſchen ein heimlich Grauen.
— Kommt er einmal zur Thür herein
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein
Und halb ergrimmt. —
Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben ꝛc.

Daher ſage ich auch nachher:

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich,
In meiner Gegenwart wird's ihr, ſie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.

Soll dies bei Gretchen Ahnung ſeyn? Iſt ſie befangen in der Nähe eines Weſens, das, wie man ſagt, ihren Gott verleugnet? Iſt es etwa ein unangenehmer Geruch, eine ſchwüle Luft, die ihr meine Nähe ängſtlich macht? Iſt es kindlicher Sinn, der den Teufel früher ahnet, als der ſchon gefallene Menſch, wie Hunde und Pferde vor nächtlichem Spuk ſcheuen, wenn ſie ihn auch nicht ſehen? Nein — es iſt nur allein mein Geſicht, mein Mäskchen, mein lauernder Blick, mein höhniſches Lächeln, das ſie ängſtlich macht, ſo ängſtlich, daß ſie ſagt:

— wo er nur mag zu uns treten,
mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr —

Wozu nun dies? warum ſoll der Teufel ein Geſicht ſchneiden, das jedermann Mißtrauen einflößt, das zurückſchreckt, ſtatt daß die Sünde, nach den gewöhnlichſten Begriffen, ſich lockend, reizend ſehen läßt?

Wer hat nicht die herrlichen Umriſſe über Goethe's Fauſt von dem genialen Retzſch geſehen! Gewiß, ſelbſt der Teufel muß an einem ſolchen Kunſtwerk Freude haben. Ein paar Striche, ein paar Pünktchen bilden das liebliche ſinnige Geſicht des kindlichen keuſchen Gretchens, Fauſt, in der vollendeten Blüthe des Mannes, ſteht neben ihr, welche Würde noch in dem gefallenen Götterſohn!

Aber der Maler folgt der Idee des Dichters, und ſiehe, ein Scheuſal in Menſchengeſtalt ſteht neben jenen lieblichen Bildern. Die unangenehmen Formen des dürren Körpers, das ausgedörrte Geſicht, die häßliche Naſe, die tiefliegenden Augen, die verzerrten Mundwinkel — hinweg von dieſem Bild, das mich ſchon ſo oft geärgert hat.*

---

* Man erlaube mir hier eine kleine Anmerkung: wenn ich nicht irre, ſo ertappt man hier den Satan auf einer größern Eitelkeit, als man ihm faſt zutrauen ſollte; gewiß hat ihn

Und warum dieſe häßliche Geſtalt? frage ich noch einmal. Darum, antworte ich, weil Goethe, der ſo hoch über ſeinem Werk ſchwebende Dichter, ſeinen Satan anthropomorphiſirt; um den gefallenen Engel würdig genug darzuſtellen, kleidet er ihn in die Geſtalt eines tief gefallenen Menſchen. Die Sünde hat ſeinen Körper häßlich, mager, unangenehm gemacht. In ſeinem Geſicht haben alle Leidenſchaften gewühlt und es zur Fratze entſtellt; aus dem hohlen Auge ſprüht die grünliche Flamme des Neides, der Gier; der Mund iſt widrig, hämiſch wie der eines Elenden, der alles Schöne der Erde ſchon gekoſtet hat und jetzt aus Ueberſättigung den Mund darüber rümpft; der Unſchuld iſt es nicht wohl in ſeiner befleckenden Nähe, weil ihr vor dieſen Zügen ſchaudert.

So hat der Dichter, weil er einen ſchlechten Menſchen vor Augen hatte, einen ſchlechten Teufel gemalt.

Oder ſteht etwa in der Mythologie des Herrn von Goethe, der Teufel könne nun einmal nicht anders ausſehen, er könne ſein Geſicht, ſeine Geſtalt nicht verwandeln? Nein, man leſe:

> Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
> Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;

---

nichts anders gegen jenen verehrten Dichter aufgebracht, als daß er ihn mit etwas lebhaften Farben als häßlich darſtellt; dieſe Bemerkung wird um ſo wahrſcheinlicher, wenn man ſich erinnert, daß er oben in dem zweiten Abſchnitt ſelbſt geſteht, daß durch ſeine Inkarnation einige Eitelkeit in ihn gefahren ſey; Meiſter Urian gibt ſich übrigens durch den übertriebenen Eifer, mit welchem er ſeine Mißgeſtalt rügt, eine Blöße, die ihm nicht hätte beigehen ſollen.

Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen,
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
— — — — — — — — — —
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut.
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere;

Und an einem andern Ort läßt er mich mein Geſicht ein „Mäskchen“ nennen; folglich kann er ſich eine Maske geben, kann ſich verwandeln; aber, wie geſagt, der Dichter hat ſich begnügt, das nordiſche Phantom dennoch beizubehalten, nur daß er mich von „Hörnern, Schweif und Klauen“ diſpenſirt.

Dies iſt das Bild des Mephiſtopheles, dies iſt Goethe's Teufel, jenes nordiſche Phantom ſoll mich vorſtellen; darf nun ein vom Dichter ſo hochgeſtellter Menſch durch eine ſo niedrige Kreatur, die ſich ſchon durch ihre Maske verdächtig macht, ins Verderben geführt werden? Darf jener große Geiſt, der noch in ſeinem Falle die übrigen hoch überragt, darf er durch einen gewöhnlichen „Bruder Liederlich,“ als welchen ſich Mephiſto ausweiſt, herabgezogen werden? Und — muß nicht dieſe Maske der Würde jener Tragödie Eintrag thun?

Doch ich ſchweige, an geſchehenen Dingen iſt nichts zu ändern, und meine verehrte Großmutter würde über dieſen Gegenſtand zu mir ſagen: „Söhnchen! diabole! bedenke, daß ein großer Dichter ein großes Publikum haben, und um ein großes Publikum zu bekommen, ſo populär als möglich ſeyn muß.“

Sechzehntes Kapitel.

Der Beſuch.

Bei dieſem Allem bleibt Fauſt ein erhabenes Gedicht, und Goethe einer der erſten Geiſter ſeiner Zeit, und man darf ſich daher nicht wundern, daß ich ein großes Verlangen in mir fühlte, dieſen Mann einmal zu ſehen. Ich hätte ihm einen unerwarteten Beſuch machen können, ja wenn ich oft recht ärgerlich über mein Zerrbild war, ſtand ich auf dem Sprung, ihm einmal im Koſtüm des Mephiſtopheles nächtlicher Weile zu erſcheinen und ihm einigen Schrecken in die Glieder zu jagen; aber eine gewiſſe Gutmüthigkeit, die man zuweilen an mir gefunden hat, hielt mich immer wieder ab, dem alten Mann eine ſchlafloſe Nacht zu machen.

Ich entſchloß mich daher, als **Doctor legens**, ein ehrſamer Titel auf Reiſen, ihn zu beſuchen, und als ſolcher kam ich in Weimar an. Es iſt mit berühmten Leuten wie mit einem fremden Thiere; kömmt ein ehrlicher Pächter mit ſeiner Familie in die Stadt auf den Jahrmarkt, ſo iſt ſein Erſtes, daß er in der Schenke den Hausknecht fragt: „wann kann man den Löwen ſehen, Burſche?“ „Mein Herr,“ antwortet der Gefragte, „die Affen und der Seehund ſind den ganzen Tag zu haben, der Löwe aber iſt am beſten aufgelegt, wenn er das Futter im Leib hat, daher rathe ich um jene Zeit hinzugehen.“

Gerade ſo erging es mir in Weimar; ich fuhr von Jena aus mit einem jungen Amerikaner hinüber. Auch in ſein Vaterland war des Dichters Ruhm ſchon längſt gedrungen, und er machte auf der großen Tour durch Europa dem berühmten Mann zu Ehren ſchon einen Umweg von zwanzig Meilen. In dem Gaſthof, wo wir abgeſtiegen waren, fragten wir ſogleich, um welche Zeit wir bei Herrn von Goethe vorkommen könnten? Wir waren in Reiſekleidern, die beſonders bei meinem Gefährten etwas unſcheinbar geworden waren; der Wirth muſterte uns daher mit mißtrauiſchen Blicken und fragte, ehe er noch unſere Frage beantwortete, ob wir auch Fräcke bei uns hätten?

Wir waren glücklicherweiſe beide damit verſehen, und unſer Wirth verſprach, uns ſogleich anmelden zu laſſen. „Sie werden wahrſcheinlich nach dem Diner, um fünf Uhr angenommen werden; um dieſe Zeit ſind Seine Excellenz am beſten zu ſprechen. Zweifle auch gar nicht, daß Sie angenommen werden, denn wenn man, wie der Herr hier, eigens deßwegen aus Amerika nach Weimar kömmt, wäre es doch unbarmherzig, einen ungeſehen wieder fortzuſchicken.“

Dieſer Patriotismus ging doch wahrhaftig ſehr weit; doch wir ließen den guten Mann auf dem Glauben, der junge Philadelphier komme recta nach Weimar, und gehe von da wieder heim; übrigens hatte er richtig prophezeit: Doctor legens Supfer, wie ich mich nannte, und Forthill aus Amerika waren auf fünf Uhr beſtellt.

Endlich ſchlug die Stunde, wir machten uns auf den Weg. Der Dichter wohnt ſehr ſchön. Eine ſanfte geſchmackvolle, mit Statuen dekorirte Treppe führt zu ihm; eine tiefe geheimnißvolle Stille lag auf dem Hausgang, den wir betraten; ſchweigend führte uns der

Diener in das Beſuchzimmer. Behagliche Eleganz, Zierlichkeit und Feinheit, verbunden mit Würde, zeichneten dieſes Zimmer aus. Mein junger Gefährte betrachtete ſtaunend dieſe Wände, dieſe Bilder, dieſe Meubles. So hatte er ſich wohl das *Stübchen des Dichters* nicht vorgeſtellt. Mit der Bewunderung dieſer Umgebungen ſchien auch die Angſt vor der Größe des Erwarteten zu ſteigen. Alle Nüancen von Roth wechſelten auf ſeinem angenehmen Geſicht; ſein Herz pochte hörbar, ſein Auge war ſtarr an die Thüre geheftet, durch welche der Gefeierte eintreten mußte.

Ich hatte indeß Muße genug, über den großen Mann nachzudenken. Wie viel weiter, ſagte ich mir, wie unendlich weiter helfen dem Sterblichen Gaben des Geiſtes als der zufällige Glanz der Geburt.

Der Sohn eines unſcheinbaren Bürgers von Frankfurt hat hier die höchſte Stufe erreicht, die dem Menſchen nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge offen ſteht. Es hat ſchon mancher dieſe Stufe erſtiegen. Geſchäftsmänner vom Fach haben vom beſcheidenen Plätzchen an der Thüre alle Sitze ihrer Kollegien durchlaufen, bis endlich der Stuhl, der zunächſt am Throne ſteht, ſie in ſeine Arme aufnahm. Mancher hat ſich auf dem Schlachtfeld das Portefeuille erkämpft. Goethe hat ſich ſeine eigene Bahn gebrochen, auf welcher ihm noch keiner voranging, noch keiner gefolgt iſt; er hat bewieſen, daß der Menſch *kann*, was er *will*; denn man ſage mir nichts von einem das All umfaſſenden Genie, von einem Geiſt, der ſein Zeitalter gebildet, es ſtufenweiſe zu dem Höheren geführet habe — das Zeitalter hat *ihn* gebildet.

Ich kann mir noch wohl denken, welch heilloſes Leben Werther in das liebe Deutſchland brachte. Die Lotten ſchienen wie durch einen Zauberſchlag aus dem Boden zu wachſen; die Zahl der Werther war Legion. Aber was war hierin Goethe's Verdienſt? Hatte es wirklich nur daran gefehlt, daß er das Hörnchen an den Mund ſetzte, und bei dem erſten Ton, den er angab, mußte Pfaffe und Laie, Nönnchen und Dämchen in wunderlichen Capriolen ihren Sanct-Veits-Tanz beginnen? Wie heißt dieſes große ſchöpferiſche Geheimniß? Alles zu rechter Zeit. Der Siegwart hatte die harten Herzen aufgethaut und ſie für allen möglichen Jammer, für Mondſchein und Gräber empfänglich gemacht, da kommt Goethe.

Die Thüre ging auf, — er kam.

Dreimal bückten wir uns tief — und wagten es dann, an ihm hinaufzublinzeln. Ein ſchöner ſtattlicher Greis! Augen ſo klar und helle, wie die eines Jünglings, die Stirne voll Hoheit, der Mund voll Würde und Anmuth; er war angethan mit einem feinen ſchwarzen Kleid, und auf ſeiner Bruſt glänzte ein ſchöner Stern. — Doch er ließ uns nicht lange Zeit zu ſolchen Betrachtungen; mit der feinen Wendung eines Weltmannes, der täglich ſo viele Bewunderer bei ſich ſieht, lud er uns zum Sitzen ein.

Was war ich doch für ein Eſel geweſen, in dieſer ſo gewöhnlichen Maske zu ihm zu gehen. Doctores legentes mochte er ſchon viele hunderte geſehen haben. Amerikaner, die, wie unſer Wirth meinte, ihm zu lieb auf die See gingen, gewiß wenige; daher kam es auch, daß er ſich meiſt mit meinem Gefährten unterhielt. Hätte ich mich doch für einen gelehrten Irokeſen oder einen ſchönen Geiſt vom Miſſiſſippi ausgegeben. Hätte ich ihm nicht Wunderdinge erzählen können, wie ſein Ruhm bis jenſeits des Ohio gedrungen, wie man in den Cavannen von Louiſiana über ihn und ſeinen Wilhelm Meiſter ſich unterhalte? — So wurden mir einige unbedeutende Floskeln zu Theil und mein glücklicherer Gefährte durfte den großen Mann unterhalten.

Wie falſch ſind aber oft die Begriffe, die man ſich von der Unterhaltung mit einem großen Manne macht! Iſt er als witziger Kopf bekannt, ſo wähnt man, wenn man ihn zum erſten Mal beſucht, einer Art von Electriſirmaſchine zu nahen. Man ſchmeichelt ihm, man glaubt, er müſſe dann Witzfunken von ſich ſtrahlen, wie die ſchwarzen Katzen, wenn man ihnen bei Nacht den Rücken ſtreichelt; iſt er ein Romandichter, ſo ſpitzt man ſich auf eine intereſſante Novelle, die der Berühmte zur Unterhaltung nur geſchwind aus dem Aermel ſchütteln werde; iſt er gar ein Dramatiker, ſo theilt er uns vielleicht freundſchaftlich den Plan zu einem neuen Trauerſpiel mit, den wir dann ganz warm unſern Bekannten wieder vorſetzen können. Iſt er nun gar ein umfaſſender Kopf wie Goethe, einer der, ſo zu ſagen, in allen Sätteln gerecht iſt — wie intereſſant, wie belehrend muß die Unterhaltung werden; wie ſehr muß man ſich aber auch zuſammen nehmen, um ihm zu genügen.

Der Amerikaner dachte auch ſo, ehe er neben Goethe ſaß; ſein Ich fuhr, wie das des guten Walt, als er zum

Flitte kam,[*] ängſtlich oben in allen vier Gehirnkammern und darauf unten in beiden Herzkammern wie eine Maus umher, um darin ein ſchmackhaftes Ideenkörnchen aufzutreiben, daß er ihm zutragen und vorlegen könnte zum Imbiß. Er blickte angſtvoll auf die Lippen des Dichters, damit ihm kein Wörtchen entfalle, wie der Kandidat auf den ſtrengen Examinator; er knickte ſeinen Hut zuſammen und zerpflückte einen glacirten Handſchuh in kleine Stücke. Aber welcher Centnerſtein mochte ihm vom Herz fallen, als der Dichter aus ſeinen Höhen zu ihm herabſtieg und mit ihm ſprach, wie Hans und Kunz in der Kneipe. Er ſprach nämlich mit ihm vom guten Wetter in Amerika, und indem er über das Verhältniß der Winde zu der Luft, der Dünſte des waſſerreichen Amerika zu denen in unſerem alten Europa ſich verbreitete, zeigte er uns, daß das All der Wiſſenſchaft in ihm aufgegangen ſey, denn er war nicht nur lyriſcher und epiſcher Dichter, Romaniſt und Novelliſt, Luſtſpiel- und Trauerſpieldichter, Biograph (ſein eigener) und Ueberſetzer — nein, er war auch ſogar Meteorolog!

Wer darf ſich rühmen, ſo tief in das geheimnißvolle Reich des Wiſſens eingedrungen zu ſeyn? Wer kann von ſich ſagen, daß er mit jedem ſeine Sprache, d. h. nicht ſeinen vaterländiſchen Dialekt, ſondern das, was ihm gerade geläufig und werth ſeyn mochte, ſprechen könne. Ich glaube, wenn ich mich als reiſender Koch bei ihm aufgeführt hätte, er hätte ſich mit mir in gelehrte Discuſſionen über die geheimnißvolle Compoſition einer

---

[*] Jean Paul's Flegeljahre.

Gänſeleberpaſtete eingelaſſen, oder nach einer Sekundenuhr berechnet, wie lange man ein Beefſteak auf jeder Seite ſchmoren müſſe.

Alſo über das ſchöne Wetter in Amerika ſprachen wir, und ſiehe — das Armeſündergeſicht des Amerikaners hellte ſich auf, die Schleußen ſeiner Beredſamkeit öffneten ſich — er beſchrieb den feinen weichen Regen von Canada, er ließ die Frühlingsſtürme von New-York brauſen und pries die Regenſchirmfabrik in der Franklinſtraße zu Philadelphia. Es war mir am Ende, als wäre ich gar nicht bei Goethe, ſondern in einem Wirthshaus unter guten alten Geſellen, und es würde bei einer Flaſche Bier über das Wetter geſprochen, ſo menſchlich, ſo kordial war unſer Discurs; aber das iſt gerade das große Geheimniß der Converſation, daß man ſich angewöhnt — nicht gut zu ſprechen, ſondern gut zu hören. Wenn man dem weniger Gebildeten Zeit und Raum gibt zu ſprechen, wenn man dabei ein Geſicht macht, als lauſche man aufmerkſam auf ſeine Honigworte, ſo wird er nachher mit Enthuſiasmus verkünden, daß man ſich bei dem und dem köſtlich unterhalte.

Dies wußte der vielerfahrene Dichter, und ſtatt uns von ſeinem Reichthum ein Scherflein abzugeben, zog er es vor, mit uns Witterungsbeobachtungen anzuſtellen.

Nachdem wir ihn hinlänglich ennuyirt haben mochten, gab er das Zeichen zum Aufſtehen, die Stühle wurden gerückt, die Hüte genommen, und wir ſchickten uns an, unſere Abſchiedskomplimente zu machen. Der gute Mann ahnete nicht, daß er den Teufel citire, als er großmüthig wünſchte, mich auch ferner bei ſich zu ſehen, ich ſagte ihm zu und werde es zu ſeiner Zeit ſchon noch halten, denn wahrhaftig, ich habe ſeinen Mephiſtopheles noch nicht hinuntergeſchluckt. Noch einen — zwei Bücklinge, wir gingen. —

Stumm und noch ganz ſtupid vor Bewunderung folgte mir der Amerikaner nach dem Gaſthof; die Röthe des lebhaften Discurſes lag noch auf ſeiner Wange, zuweilen ſchlich ein beifälliges Lächeln um ſeinen Mund, er ſchien höchſt zufrieden mit dem Beſuch.

Auf unſerem Zimmer angekommen, warf er ſich heroiſch auf einen Stuhl und ließ zwei Flaſchen Champagner auftragen. Der Kork fuhr mit einem Freudenſchuß an die Decke, der Amerikaner füllte zwei Gläſer, bot mir das eine und ſtieß an auf das Wohlſeyn jenes großen Dichters.

„Iſt es nicht etwas Erfreuliches,“ ſagte er, „zu finden, ſo hoch erhabene Männer ſeyen wie unſereiner? War mir doch angſt und bange vor einem Genie, das dreißig Bände geſchrieben; ich darf geſtehen, bei dem Sturm, der uns auf offener See erfaßte, war mir nicht ſo bange, und wie herablaſſend war er, wie vernünftig hat er mit uns discurirt, welche Freude hatte er an mir, weil ich aus dem neuen Lande kam!“ Er ſchenkte ſich dabei fleißig ein und trank auf ſeine und des Dichters Geſundheit, und von der erlebten Gnade und vom Schaumwein benebelt, ſank er endlich mit dem Entſchluß, Amerika's Goethe zu werden, dem Schlaf in die Arme.

Ich aber ſetzte mich zu dem Reſt der Bouteillen. Dieſer Wein iſt von allen Getränken der Erde der, welcher mir am meiſten behagt, ſein leichter flüchtiger Geiſt, der ſo wenig irdiſche Schwere mit ſich führt, macht ihn würdig, von Geiſtern, wenn ſie in menſchlichen Körpern die Erde beſuchen, gekoſtet zu werden.

Ich mußte lächeln, wenn ich auf den ſeligen Schläfer blickte; wie leicht iſt es doch für einen großen Menſchen, die andern Menſchen glücklich zu machen; er darf ſich nur ſtellen, als wären ſie ihm ſo ziemlich gleich, und ſie kommen beinahe vom Verſtand.

Dies war mein Beſuch bei Goethe, und wahrhaftig, ich bereute nicht, bei ihm geweſen zu ſeyn, denn

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Der Feſttag im Fegefeuer.

Eine Skizze.

Das größte Glück der Geſchichtſchreiber iſt, daß die Todten nicht gegen ihre Anſichten proteſtiren können.

Welt und Zeit. I.

Siebenzehntes Kapitel.

Beſchreibung des Feſtes. Satan lernt drei merkwürdige Subjekte kennen.

Ich theile hier einen Abſchnitt aus meinen Memoiren mit, welcher zwar nicht mich ſelbſt betrifft, den ich mir aber aufzeichnete, weil er mir ſehr intereſſant war und vielleicht auch anderen nicht ohne einiges Intereſſe ſeyn möchte. Er führt die Aufſchrift „der Feſttag im Fegefeuer,“ und kam durch folgende Veranlaſſung zu dieſem Titel. Es iſt auf der Erde bei allen großen Herren und Potentaten Sitte, ihre Freude und ihre Trauer recht laut und deutlich zu begehen. Wenn ein aus fürſtlichem Blute ſtammender Leib dem

Staube wieder gegeben wird, haben die Küſter im Land ſchwere Arbeit, denn man läutet viele Tage lang alle Glocken. Wird eine Prinzeſſin oder gar ein Stammhalter geboren, ſo verkündet ſchrecklicher Kanonendonner dieſe Nachricht. Landesväterliche oder landesmütterliche Geburtstage werden mit allem möglichen Glanz begangen; die Bürgermilizen rücken aus, die Honoratioren halten einen Schmaus, Abends iſt Ball oder doch wenigſtens in den Landſtädtchen bière dansante; kurz, alles lebt in dulci jubilo an ſolchen Tagen.

Um nun meiner guten Großmutter eine Ehre zu erweiſen, hielt ich es auch ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten ſo. Im Fegefeuer, wo ſie ſich gewöhnlich aufhält, iſt immer an dieſem Tage allgemeine Seelenfreiheit. Die Seelen bekommen dieſen Tag über den Körper, den ſie auf der Oberwelt hatten, ihre Kleider, ihre Gewohnheiten, ihre Sitten. Was von Adel da iſt, muß Deputationen zum Handkuß der Alten ſchicken (In pleno können ſie nicht vorgelaſſen werden, weil ſonſt die Prozeſſion einige Tage lang dauerte). Ehemalige Hofmarſchälle, Kammerherren u. ſ. w. haben den großen Dienſt und ſchätzen es ſich zur Ehre, die Honneurs zu machen, die Feſtlichkeiten zu leiten, die Touren bei den Bällen, welche Abends gegeben werden, zu arrangiren und dergl.

Ich erfülle durch dieſe Feſtlichkeiten einen doppelten Zweck; einmal fühlt ſich chère grande-mama ungemein geſchmeichelt durch dieſe Aufmerkſamkeit, zweitens gelte ich unter den Seelen für einen honnetten Mann, der ihnen auch ein Vergnügen gönnt, drittens macht dieſer einzige Tag, in Freude und alten Gewohnheiten zugebracht, daß die Seelen ſich nachher um ſo unglücklicher fühlen; was ganz zu dem Zweck einer ſolchen Anſtalt, wie das Fegefeuer iſt, paßt.

An einem ſolchen Feſttag gehe ich dann verkleidet durch die Menge; manchmal erkennt man mich zwar, ein tauſendſtimmiges: Vivat der Herr Teufel! vive le diable! erfreut dann mein landesväterliches Herz, doch weiß ich wohl, daß es nicht weniger erzwungen iſt, als ein Hurrah auf der Oberwelt, denn ſie glauben, ich drücke ſie noch mehr, wenn ſie nicht ſchreien.

In meinem Incognito beſuche ich dann die verſchiedenen Gruppen; tout comme chez vous, meine Herren, nur etwas groteſker; Kaffeegeſellſchaften, Thee von allen Sorten, diplomatiſche, militäriſche, theologiſche, ſtaatswirthſchaftliche, mediciniſche Clubbs finden ſich wie durch natürlichen Inſtinkt zuſammen, machen ſich einen guten Tag und führen ergötzliche Geſpräche, die, wenn ich ſie mittheilen wollte, auf manches Ereigniß neuerer und älterer Zeit ein hübſches Licht werfen würden.

Einſt trat ich in einen Saal des Café de Londres (denn, nebenbei geſagt, es iſt an dieſem Tag alles auf großem Fuß höchſt elegant eingerichtet), ich traf dort nur drei junge Männer, die aber durch ihr Aeußeres gleich meine Neugierde erweckten und mir, wenn ſie ins Geſpräch mit einander kommen ſollten, nicht wenig Unterhaltung zu verſprechen ſchienen. Ich verwandelte daher meinen Anzug in das Koſtüm eines flinken Kellners und ſtellte mich in den Saal, um die Herrſchaften zu bedienen.

Zwei dieſer jungen Leute beſchäftigten ſich mit einer Partie Billard; ich markirte ihnen und betrachtete mir indeß den dritten. Er war nachläſſig in einen geräumigen Fauteuil zurückgelehnt, ſeine Beine ruhten auf einem vor ihm ſtehenden kleineren Stuhl, ſeine linke Hand ſpielte nachläſſig mit einer Reitgerte, ſein rechter Arm unterſtützte das Kinn. Ein ſchöner Kopf; das Geſicht länglich und ſehr bleich; die Stirne hoch und frei, von hellbraunen wohlfriſirten Haaren umgeben, die Naſe gebogen und ſpitzig, wie aus weißem Wachs geformt, die Lippen dünn und angenehm gezogen, das Auge blau und hell, aber gewöhnlich kalt und ohne alles Intereſſe langſam über die Gegenſtände hingleitend; dies alles und ein feiner Hut, enger oben als unten, nachläſſig auf ein Ohr gedrückt, ließen mich einen Engländer vermuthen. Sein ſehr feines blendend weißes Linnenzeug, die gewählte, überaus einfache Kleidung konnte nur einem Gentleman, und zwar aus den höchſten Ständen gehören. Ich ſah in meiner Liſte nach und fand, es ſey Lord Robert Fotherhill. Er winkte, indem ich ihn ſo betrachtete, mit den Augen, weil es ihm wahrſcheinlich zu unbequem war, zu rufen; ich eilte zu ihm und ſtellte auf ſeinen Befehl ein großes Glas Rum, eine Havannah-Cigarre und eine brennende Wachskerze vor ihn hin.

Die beiden andern Herren hatten indeß ihr Spiel geendigt und nahten ſich dem Tiſche, an welchem der Engländer ſaß; ich warf ſchnell einen Blick in meine Liſte und erfuhr, der eine ſey ein junger Franzoſe, Marquis de Laſſulet, der andere ein Baron von Garnmacher, ein Deutſcher.

Der Franzoſe war ein kleines unterſetztes, gewandtes Männchen. Sein ſchwarzes Haar und der dickgelockte ſchwarze Backenbart ſtanden ſehr hübſch zu einem etwas verbrannten Teint, hochrothen Wangen und beweglichen, freundlichen ſchwarzen Augen; um die vollen Lippen und das wohlgenährte Kinn zog ſich jenes ſchöne unnachahmliche Blau, welches den Damen ſo wohl gefallen ſoll, und in England und Deutſchland bei weitem ſeltener, als in ſüdlichern Ländern gefunden wird, weil hier der Bartwuchs dunkler, dichter und auch früher zu ſeyn pflegt, als dort.

Offenbar ein Incroyable von der Chauſſee d'Antin! Das elegante Négligé, wie es bis auf die geringſte Kleinigkeit hinaus der eigenſinnige Geſchmack der Pariſer vor vier Monaten (ſo lange mochte der junge Herr bereits verſtorben ſeyn) haben wollte. Von dem mit zierlicher Nachläſſigkeit umgebundenen oſtindiſchen Halstuch, dem kleinen blaßrothen Shawl mit einer Nadel á la Duc de Berry zuſammengehalten, bis herab auf die Kamaſchen, die man damals ſeit drei Tagen nach Innen zuknöpfte, bis auf die Schuhe, die, um als modiſch zu gelten, an den Spitzen nach dem großen Zehen ſich hinneigen und ganz ohne Abſatz ſeyn mußten, ich ſage bis auf jene Kleinigkeiten, die einem Ungeweihten geringfügig und miſerabel, einem, der in die Myſterien hinlänglich eingeführt iſt, wichtig und unumgänglich nothwendig erſcheinen, war er gewiſſenhaft nach dem neueſten Geſchmack für den Morgen angezogen.

Er ſchien ſo eben erſt ſeinem Jean die Zügel ſeines Cabriolets in die Hand gedrückt, die Peitſche von geglättetem Fiſchbein kaum in die Ecke des Wagens gelehnt zu haben und jetzt in mein Café geflogen zu ſeyn, mehr um geſehen zu werden, als zu ſehen, mehr um zu ſchwatzen, als zu hören.

Er lorgnettirte flüchtig den Gentleman im Fauteuil, ſchien ſich an dem ungemeinen Rumglas und dem Rauchapparat, den jener vor ſich hatte, ein wenig zu entſetzen, ſchmiegte ſich aber nichtsdeſtoweniger an die Seite Seiner Lordſchaft und fing an zu ſprechen:

„Werden Sie heute Abend den Ball beſuchen, mein Herr, den uns Monseigneur le diable gibt? Werden viel Damen dort ſeyn, mein Herr? ich frage, ich bitte Sie, weil ich wenig Bekanntſchaft hier habe.

„Mein Herr, darf ich Ihnen vielleicht meinen Wagen anbieten, um uns beide hinzuführen; es iſt ein ganz honnettes Ding, dieſer Wagen, habe ich die Ehre Sie zu verſichern, mein Herr! er hat mir bei Latonnier vor vier Monaten achtzehnhundert Franken gekoſtet. Mein Herr, Sie brauchen keine Bedienten mitzunehmen, wenn ich die Ehre haben ſollte, Sie zu begleiten; mein Jean iſt ein Wunderkerl von einem Bedienten.“

So ging es im Galopp über die Zunge des Incroyable. Seine Lordſchaft ſchien ſich übrigens nicht ſehr daran zu erbauen. Er ſah bei den erſten Worten den Franzoſen ſtarr an, richtete dann den Kopf ein wenig auf, um ſeine rechte Hand frei zu machen, ergriff mit dieſer — die erſte Bewegung ſeit einer halben Stunde — das Kelchglas, nippte einige Züge Rum, rauchte behaglich ſeine Cigarre an, legte den Kopf wieder auf die rechte Hand, und ſchien dem Franzoſen mehr mit dem Auge als mit dem Ohr zuzuhören und auch auf dieſe Art antworten zu wollen, denn er erwiederte auch nicht eine Sylbe auf die Einladung des redſeligen Franzoſen, und ſchien, wie ſein Landsmann Shakeſpeare ſagt: „der Zähne doppelt Gatter“ vor ſeine Sprachorgane gelegt zu haben.

Der Deutſche hatte ſich während dieſes Geſpräches dem Tiſche genähert, eine höfliche Verbeugung gemacht und einen Stuhl dem Lord gegenüber genommen. Man erlaube mir, auch ihn ein wenig zu betrachten. Er war, was man in Deutſchland einen gewichsten jungen Mann zu nennen pflegt, ein Stutzer; er hatte blonde in die Höhe ſtrebende Haare, an die etwas niedere Stirne ſchloß ſich ein allerliebſtes Stumpfnäschen, über dem Mund hing ein Stutzbärtchen, deſſen Enden hinaufgewirbelt waren, ſeine Miene war gutmüthig, das Auge hatte einen Ausdruck von Klugheit, der, wie gut angebrachtes Licht auf einem grobſchattirten Holzſchnitt, keinen üblen Effekt hervorbrachte.

Seine Kleidung wie ſeine Sitten ſchien er von verſchiedenen Nationen entlehnt zu haben. Sein Rock mit vielen Knöpfen und Schnüren war polniſchen Urſprungs; er war auf ruſſiſche Weiſe auf der Bruſt vier Zoll hoch wattirt, ſchloß ſich ſpannend über den Hüften an und formirte die Taille ſo ſchlank, als die einer hübſchen Altenburgerin; er hatte ferner enge Reithoſen an; weil er aber nicht ſelbſt ritt, ſo waren ſolche nur aus dünnem Nanking verfertigt; aus eben dieſem Grund mochten auch die Sporen mehr zur Zierde und zu einem wohltönenden, Aufmerkſamkeit erregenden Gang, als zum Antreiben eines Pferdes dienen. Ein feiner italieniſcher Strohhut vollendete das gewählte Koſtüm.

Ich ſehe es einem gleich bei der Art, wie er den Stuhl nimmt und ſich niederſetzt, an, ob er viel in Zirkeln lebte, wo auch die kleinſte Bewegung von den Geſetzen des Anſtandes und der feinen Sitte geleitet wird; der Stutzer ſetzte ſich paſſabel, doch bei weitem nicht mit jener feinen Leichtigkeit, wie der Franzoſe, und der Engländer zeigte ſelbſt in ſeiner nachläſſigen, halb ſitzenden, halb liegenden Stellung mehr Würde als jener, der ſich ſo gut aufrecht hielt, als es nur immer ein Tanzmeiſter lehren kann.

Dieſe Bemerkungen, zu welchen ich vielleicht bei weitem mehr Worte verwendet habe, als es dem Leſer dieſer Memoiren nöthig ſcheinen möchte, machte ich in einem Augenblick, denn man denke ſich nicht, daß der junge Deutſche mir ſo lange geſeſſen ſey, bis ich ihn gehörig abkonterfeit hatte.

Der Marquis wandte ſich ſogleich an ſeinen neuen Nachbar. „Mein Gott, Herr von Garnmacker,“ ſagte er, „ich möchte verzweifeln; der engliſche Herr da ſcheint mich nicht zu verſtehen, und ich bin ſeiner Sprache zu wenig mächtig, um die Converſation mit gehöriger Lebhaftigkeit zu führen; denn ich bitte Sie, mein Herr, gibt es etwas Langweiligeres, als wenn drei ſchöne junge Leute bei einander ſitzen und keiner den andern verſteht?“

„Auf Ehre, Sie haben Recht,“ antwortete der Stutzer in beſſerem Franzöſiſch, als ich ihm zugetraut hätte; „man kann ſich zur Noth denken, daß ein Türke mit einem Spanier Billard ſpielt, aber ich ſehe nicht ab, wie wir unter dieſen Umſtänden mit dem Herrn plaudern können."

„J'ai bien compris, Messieurs," ſagte der Lord ganz ruhig neben ſeiner Cigarre vorbei, und nahm wieder einigen Rum zu ſich.

„Iſts möglich, Mylord?" rief der Franzoſe vergnügt, „das iſt ſehr gut, daß wir uns verſtehen können! Marqueur, bringen Sie mir Zuckerwaſſer! O das iſt vortrefflich, daß wir uns verſtehen! welch ſchöne Sache iſt es doch um die Mittheilung, ſelbſt an einem Ort, wie dieſer hier."

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, Beſter!" gab der Deutſche zu, „aber wollen wir nicht zuſammen ein wenig umherſchlendern, um die ſchöne Welt zu muſtern? Ich nenne Ihnen ſchöne Damen von Berlin, Wien, von allen möglichen Städten meines Vaterlandes, die ich bereiſt habe; ich hatte oben große Bekanntſchaften und Connexionen, und darf hoffen, an dieſem verfl ..... Ort manche zu treffen, die ich zu kennen das Glück hatte; Mylord nennt uns die Schönen von London, und Sie, theuerſter Marquis, können uns hier Paris im Kleinen zeigen."

„Gott ſoll mich behüten!" entgegnete eifrig der Franzoſe, indem er nach der Uhr ſah, „jetzt, um dieſe frühe Stunde wollen ſie die ſchöne Welt muſtern?

„Meinen Sie, mein Herr, ich habe in dieſem détestable purgatoire ſo ſehr allen guten Ton verlernt, daß ich jetzt auf die Promenade gehen ſollte?"

„Nun, nun," antwortete der Stutzer, „ich meine nur, im Fall wir nichts beſſeres zu thun wüßten. Sind wir denn nicht hier wie die drei Männer im Feuerofen? Sollen wir wohl ein Loblied ſingen wie jene? Doch wenn es Ihnen gefällig iſt, mein Herr, uns einen Zeitvertreib vorzuſchlagen, ſo bleibe ich gerne hier.“

„Mein Gott,“ entgegnete der Incroyable, „iſt dies nicht ein ſo anſtändiges Café, als Sie in ganz Deutſchland keines haben? Und fehlt es uns an Unterhaltung? Können wir nicht plaudern, ſo viel wir wollen? Sagen Sie ſelbſt, Mylord, iſt es nicht ein gutes Haus, kann man dieſen Salon beſſer wünſchen? nein! **Monsieur le diable** hat Geſchmack in ſolchen Dingen, das muß man ihm laſſen.“

„**Une comfortable maison!**“ murmelte Mylord, und winkte dem Franzoſen Beifall zu. „**Et ce salon comfortable.**“

„Gute Tafel, mein Herr?“ fragte der Marquis, „nun die wird auch da ſeyn; ich denke mir, man ſpeist wohl nach der Karte? Aber meine Herren, was ſagen Sie dazu, wenn wir uns zur Unterhaltung gegenſeitig etwas aus unſerem Leben erzählen wollten? Ich höre ſo gerne intereſſante Abenteuer, und Baron Garnmacker hat deren wohl ſo viele erlebt, als Mylord?“

„**God dam!** das war ein vernünftiger Einfall, mein Herr,“ ſagte der Engländer, indem er mit der Reitgerte auf den Tiſch ſchlug, die Füße von dem Stuhl herabzog und ſich mit vieler Würde in dem Fauteuil zurecht ſetzte; „noch ein Glas Rum, Marqueur!“

„Ich ſtimme bei!“ rief der Deutſche, „und mache Ihnen über Ihren glücklichen Gedanken mein Compliment, Herr von Laſſulot. — Eine Flaſche

Rheinwein, Kellner! — Wer ſoll beginnen, zu erzählen?"

„Ich denke, wir laſſen dies das Loos entſcheiden," antwortete Lord Fotherhill, „und ich wette fünf Pfund, der Marquis muß beginnen."

„Angenommen, mein Herr!" ſagte mit angenehmem Lächeln der Franzoſe; „machen Sie die Looſe, Herr Baron, und laſſen Sie uns ziehen, Nummer zwei ſoll beginnen."

Baron Garnmacher ſtand auf und machte die Looſe zurecht, ließ ziehen und die zweite Nummer fiel auf ihn ſelbſt.

Ich ſah den Franzoſen dem Lord einen bedeutenden Wink zuwerfen, indem er, das linke Auge zugedrückt, mit dem rechten auf den Deutſchen hinüberdeutete; ich überſetzte mir dieſen Wink ſo: „Geben Sie einmal Acht, Mylord, was wohl unſer ehrlicher Deutſcher vorbringen mag. Denn wir beide ſind ſchon durch den Rang unſerer Nationen weit über ihn erhaben."

Baron von Garnmacher ſchien aber den Wink nicht zu beachten; mit großer Selbſtgefälligkeit trank er ein Glas ſeines Rheinweins, wiſchte in der Eile den Stutzbart mit dem Rockärmel ab und begann:

Achtzehntes Kapitel.

Geſchichte des deutſchen Stutzers.

„Als mein Großvater, der kaiſerlich-königliche" —

„Ich bitte Sie, mein Herr," unterbrach ihn der Incroyable, „verſchonen Sie uns mit dem Großpapa und fangen Sie gleich bei Ihrem Vater an; was war er?"

„Nun ja, wenn es Ihnen ſo lieber iſt; aber ich hätte mich gerne bei dem Glanz unſerer Familie länger verweilt; mein Vater lebte in Dresden auf einem ziemlich großen Fuß" —

„Was war er denn, der Herr Papa? Sie verzeihen, wenn ich etwas zu neugierig erſcheine; aber zu einer Geſchichte gehört Genauigkeit."

„Mein Vater," fuhr der Stutzer etwas mißmuthig fort, „war Kleiderfabrikant en gros" —

„Wie," fragte der Lord, „was iſt Kleiderfabrikant? Kann man in Deutſchland Kleider in Fabriken machen?"

„Hol mich der Teufel, wie er ſchon gethan!" rief der Stutzer unwillig, und ſtieß das Glas auf den Tiſch. „das iſt nicht die Art, wie man ſeine Biographie erzählen kann, wenn man alle Augenblicke von kritiſchen Unterſuchungen unterbrochen wird; mein Vater hatte ein Haus am Alt-Markt, darin hatte er ein Atelier und hielt Arbeiter, welche Kleider für die Leute machten!"

„Mon dieu! alſo war es, was wir tailleur nennen? ein Schneider?

„Nun, in Gottes Namen! nennen Sie es wie Sie wollen; kurz, er hatte die Welt geſehen, machte ein Haus, und wenn er auch nicht den Adel und die erſten Bürger in ſeinen Soirées ſah, ſo war doch ein gewiſſer guter Ton, ein gewiſſer Anſtand, ein gewiſſes, ich weiß nicht was, kurz es war ein anſtändiger Mann, mein Papa."

Mich ſelbſt erfaßte der Lachkitzel, als ich den garçon tailleur ſo peroriren hörte, doch faßte ich mich, um den Marqueur nicht aus der Rolle fallen zu laſſen. Der Marquis aber hatte ſich zurückgelehnt und wollte ſich ausſchütten vor Lachen, der Engländer ſah den Stutzer forſchend an, unterdrückte ein Lächeln, das ſeiner Würde ſchaden konnte, und trank Rum; der deutſche Baron aber fuhr fort:

„Sie hätten mich, meine Herren, auf der Oberwelt in Daumſchrauben preſſen können, und ich hätte meine Maske nicht vor Ihnen abgenommen. Hier iſt es ein ganz anderes Ding, wer bekümmert ſich an dieſem ſchlechten Ort um den ehemaligen Baron von Garnmacher? Darum verletzt mich auch Ihr Lachen nicht im geringſten; im Gegentheil, es macht mir Vergnügen, Sie zu unterhalten!“

„Ah! ce noble trait!“ rief der Incroyable und wiſchte ſich die Thränen aus dem Auge, „reichen Sie mir die Hand und laſſen Sie uns Freunde bleiben. Was geht es mich an, ob Ihr Vater duc oder tailleur war. Erzählen Sie immer weiter, Sie machen es gar zu hübſch.“

„Ich genoß eine gute Erziehung, denn meine Mutter wollte mich durchaus zum Theologen machen, und weil dieſer Stand in meinem Vaterland der eigentlich privilegirte Gelehrtenſtand iſt, ſo wurde mir in meinem ſiebenten Jahre mensa, in meinem achten amo, in meinem zehnten τύπτω, in meinem zwölſten pakat eingebläut. Sie können ſich denken, daß ich bei dieſer ungemeinen Gelehrſamkeit keine gar angenehmen Tage hatte; ich hatte, was man einen harten Kopf nennt, das heißt, ich ging lieber aufs Feld, hörte die Vögel ſingen, oder ſah die Fiſche den Fluß hinabgleiten, ſprang lieber mit meinen Kameraden, als daß ich mich oben in der Dachkammer, die man zum Muſenſitze des künftigen Paſtors eingerichtet hatte, mit meinem Bröder, Buttmann, Schröder und wie die Schrecklichen alle heiſſen, die den Knaben mit harten Köpfen wie böſe Geiſter erſcheinen, abmarterte.

„Ich hatte überdies noch einen andern Gang, der mir viele Zeit raubte; es war die von früher Jugend an mit mir aufwachſende Neigung zu ſchönen Mädchen. Sommers war es in meiner Dachkammer ſo glühend heiß, wie unter den Bleidächern des Palaſtes Sanct Marco in Venedig; wenn ich dann das kleine Schiebfenſter öffnete, um den Kopf ein wenig in die friſche Luft zu ſtecken, ſo fielen unwillkürlich meine Augen auf den ſchönen Garten unſeres Nachbars, eines reichen Kaufmanns; dort, unter den ſchönen Akazien, auf der weichen Moosbank, ſaß Amalie, ſein Töchterlein, und ihre Geſpielinnen und Vertraute. Unwiderſtehliche Sehnſucht riß mich hin; ich fuhr ſchnell in meinen Sonntagsrock, friſirte das Haar mit den Fingern zurecht und war im Flug durch die Zaunlücke bei der Königin meines Herzens; denn dieſe Charge begleitete ſie in meinem Herzen im vollſten Sinne des Wortes. Ich hatte in meinem elften Jahre den größten Theil der Ritter- und Räuberromane meines Vaterlandes geleſen, Werke, von deren Vortrefflichkeit man in andern Ländern keinen Begriff hat, denn die erhabenen Namen Cramer und

Spieß ſind nie über den Rhein oder gar den Kanal gedrungen. Und doch, wie viel höher ſtehen dieſe Bücher alle, als jene Ritter- und Räuberhiſtorien des Verfaſſers von Waverley, der kein anderes Verdienſt hat, als auf Koſten ſeiner Leſer recht breit zu ſeyn. Hat der große Unbekannte ſolche vortreffliche Stellen wie die, welche mir noch aus den Tagen meiner Kindheit im Ohr liegen: Mitternacht, dumpfes Grauſen der Natur, Rüdengebell, Ritter Urian tritt auf.

„Wem pocht nicht das Herz, wem ſträubt ſich nicht das Haar empor, wenn er Nachts auf einer öden verlaſſenen Dachkammer dieſes lieſt; wie fühlte ich da das Grauſen der Natur! und wenn der Hofhund ſein Rüdengebell heulte, ſo war die Täuſchung ſo vollkommen, daß ſich meine Blicke ängſtlich an die ſchlecht verriegelte Thüre hefteten, denn ich glaubte nicht anders, als Ritter Urian trete auf.

„Was war natürlicher, als daß bei ſo lebhafter Einbildungskraft auch mein Herz Feuer fing? Jede Bertha, die ihrem Ritter die Feldbinde umhing, jede Ida, die ſich auf den Söller begab, um dem den Schloßberg hinabdonnernden Liebſten noch einmal mit dem Schleier zuzuwedeln, jede Agnes, Hulda u. ſ. w. verwandelte ſich unwillkürlich in Amalie.

„Doch auch ſie war dieſem Tribut der Sterblichkeit unterworfen. Aus ihrer Sparbüchſe nämlich wurden die Romane angeſchafft. Wenn einer geleſen war, ſo empfing ich ihn, las ihn auch, trug ihn dann wieder in die Leihbibliothek und ſuchte dort immer die Bücher heraus, welche entweder keinen Rücken mehr hatten oder vom Leſen ſo fett geworden waren, daß ſie mich ordentlich anglänzten. Das ſind ſo die echten nach unſerem Geſchmack, dachte ich, und ſicher war es ein Rinaldo Rinaldini, ein Domſchütz, ein alter Ueberall und Nirgends, oder ſonſt einer unſerer Lieblinge.

„Zu Hauſe band ich ihn dann in alte lateiniſche Schriften ein, denn Amalie war ſehr reinlich erzogen und hätte, wenn auch das Innere des Romans nicht immer ſehr rein war, doch nie mit bloßen Fingern den fetten Glanz ihrer Lieblinge betaſtet. Ehrerbietig trug ich ihn dann in den Garten hinüber und überreichte ihn; und nie empfing ich ihn zurück, ohne daß mir Amalie die ſchönſten Stellen mit Strickgarn oder einer Stecknadel bezeichnet hätte. So laſen und liebten wir; unſere Liebe richtete ſich nach dem Vorbild, das wir gerade laſen; bald war ſie zärtlich und verſchämt, bald feurig und ſtürmiſch, ja wenn Eiferſuchten vorkamen, ſo gaben wir uns alle mögliche Mühe, einen Gegenſtand, eine Urſache für unſer namenloſes Unglück zu erſinnen.

„Mein gewöhnliches Verhältniß zu der reichen Kaufmannstochter war übrigens das eines Edelknaben von dunkler Geburt, der an dem Hof eines großen Grafen oder Fürſten lebt, eine unglückliche Leidenſchaft zu der ſchönen Tochter des Hauſes bekommt und endlich von ihr heimliche, aber innige Gegenliebe empfängt. Und wie lebhaft wußte Amalie ihre Rolle zu geben; wie gütig, wie herablaſſend war ſie gegen mich! wie liebte ſie den ſchönen ritterlichen Edelknaben, dem kein Hinderniß zu ſchwer war, zu ihr zu gelangen, der den breiten Burggraben (die Entenpfütze in unſerm Hof) durchwatet, der die Zinnen des Walles (den Gartenzaun) erſtiegen, um in ihr Gartengemach (die Moosbank unter den Akazien) ſich zu ſchleichen. Tauſend Dolche (die Nägel auf dem Zaun, die meinen Beinkleidern ſehr gefährlich waren), tauſend Dolche lauern auf ihn, aber die Liebe führt ihn unbeſchädigt zu den Füßen ſeiner Herrin.

„Das einzige Unglück bei unſerer Liebe war: daß wir eigentlich gar kein Unglück hatten. Zwar gab es hie und da Grenzſtreitigkeiten zwiſchen dem armen Ritter (meinem Vater) und dem reichen Fürſten (dem Kaufmann), wenn nämlich eines unſerer Hühner in ſeinen Garten hinübergeflogen war und auf ſeinen Miſtbeeten ſpazieren ging; oder es kam ſogar zu wirklicher Fehde, wenn der Fürſt einen Herold (ſeinen Ladendiener) zu uns herüberſchickte und um den Tribut mahnen ließ (weil mein Vater eine ſehr große Rechnung in dem Contobuch des Fürſten hatte). Aber dies alles war leider kein nöthigendes Unglück für unſere Liebe und diente nicht dazu, unſere Situationen noch romantiſcher zu machen.

„Die einzige Folge, die aus meinem Leſen und meiner Liebe entſtand, war mein hartes Unglück, immer unter den letzten meiner Claſſe zu ſeyn und von dem alten Rektor tüchtig Schläge zu bekommen; doch auch darüber belehrte und tröſtete mich meine Herrin. Sie entdeckte mir nämlich, daß des Herzogs (des Rektors) älteſter Prinz um ihre Liebe gebuhlt und ſie aus Liebe zu mir den Jüngling abgewieſen habe; er aber habe gewiß unſere Liebe und den Grund ſeiner Abweiſung entdeckt und ſie dem alten Vater, dem Rektor, beigebracht, der ſich dafür auf eine ſo unwürdige Art an mir räche. Ich ließ die Gute auf ihrem Glauben, wußte aber wohl, woher die Schläge kamen; der alte Herzog wußte, daß ich die unregelmäßigen griechiſchen Verba nicht lernte, und dafür bekam ich Schläge.

„So war ich fünfzehn und meine Dame vierzehn Jahre alt geworden; ungetrübt war bis jetzt der Himmel unſerer Liebe geweſen, da ereigneten ſich mit einem Mal zwei Unglücksfälle, wovon ſchon einer für ſich hinreichend geweſen wäre, mich aus meinen Höhen herabzuſchmettern.

„Es war die Zeit, wo nach dem Frieden von Paris die Fouquéſchen Romane anfingen, in meinem Vaterlande Mode zu werden ..."

„Was iſt denn das, Fouquéſche Romane?" fragte der Lord.

„Das ſind lichtbraune fromme Geſchichten; doch durch dieſe Definition werden Sie nicht mehr wiſſen, als vorher. Herr von Fouqué iſt ein frommer Rittersmann, der, weil es nicht mehr an der Zeit iſt, mit Schwert und Lanze zu turniren, mit der Feder in die Schranken reitet und kämpft, wie der gewaltigen Währinger einer. Er hat das ein wenig rohe und gemeine Mittelalter moderniſirt, oder vielmehr unſere heutige modiſche Welt in einigen frommen Myſticismus einbalſamirt und um fünfhundert Jahre zurückgeſchoben. Da ſchmeckt nun alles ganz ſüßlich und ſieht recht anmuthig lichtdunkel aus; die Ritter, von denen man vorher nichts anders wußte, als ſie ſeyen derbe Landjunker geweſen, die ſich aus Religion und feiner Sitte ſo wenig machten, als der Großtürke aus dem ſechsten Gebot, treten hier mit einer bezaubernden Courtoiſie auf, ſprechen in feinen Redensarten, ſind hauptſächlich fromm und kreuzgläubig.

„Die Damen ſind moderne Schwärmerinnen, nur keuſcher, reiner, mit ſteifen Krägen angethan und überhaupt etwas ritterlich aufgeputzt. Selbſt die edeln Roſſe ſind glänzender, als heutzutage, und haben ordentlich Verſtand, wie auch die Wolfshunde und andere ſolche Gethiere.“

„Mon dieu! ſolchen Unſinn liest man in Deutſchland?“ rief der Franzoſe und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen.

„O ja, meine Herren! man liest und bewundert. Es gab eine Zeit bei uns, wo wir davon zurückgekommen waren, Alles an fremden Nationen zu bewundern; da wir nun, auf unſere eigenen Herrlichkeiten beſchränkt, nichts an uns fanden, das wir bewundern konnten, als die tempi passati, ſo warfen wir uns mit unſerem gewöhnlichen Nachahmungseifer auf dieſe und wurden alleſammt altdeutſch.

„Mancher hatte aber nicht Phantaſie genug, um ſich ganz in jene herrlichen vergangenen Zeiten hineinzudenken, man fühlte allgemein das Bedürfniß von Handbüchern, die, wie Modejournale neuerer Zeit, über Sitten und Gebräuche bei unſeren Vorfahren uns belehrt hätten: da trat jener fromme Ritter auf, ein zweiter Orpheus, griff er in die Saiten und es entſtand ein neu Geſchlecht; die Mädchen, die bei den franzöſiſchen Garniſonen etwas frivol geworden waren, wurden ſittige keuſche fromme Fräulein; die jungen Herren zogen die modiſchen Fräcke aus, ließen Haar und Bart wachſen, an die Hemden eine halbe Elle Leinwand ſetzen, und „Kleider machen Leute," ſagt ein Sprüchwort, probatum est! auch ſie waren tugendlich, tapfer und fromm."

„God dam! Sie haben Recht, ich habe ſolche Figuren geſehen," unterbrach ihn der Engländer; „vor acht Jahren machte ich die große Tour und kam auch nach der Schweiz. Am Vierwaldſtädter See ließ ich mir den Ort zeigen, wo die Schweizer ihre Republiken geſtiftet haben. Ich traf auf der Wieſe eine Geſellſchaft, die wunderlich, halb modern, halb aus den Garderoben früherer Jahrhunderte ſich gekleidet zu haben ſchien. Fünf bis ſechs junge Männer ſaßen und ſtanden auf der Wieſe und blickten mit glänzenden Augen über den See hin. Sie hatten wunderbare Mützen auf dem Kopf, die faſt anzuſehen waren wie Pfannkuchen. Lange wallende Haare fielen in maleriſcher Unordnung auf den Rücken und die Schultern; den Hals trugen ſie frei und hatten breite zierlich geſtickte Krägen, wie heutzutage die Damen tragen, herausgelegt.

„Ein Rock, der offenbar von einem heutigen Meiſter, aber nach antiker Form, gemacht war, kleidete ſie nicht übel; er ſchloß ſich eng um den Leib und zeigte überall den ſchönen Wuchs der jungen Männer. In ſonderbarem Kontraſt damit ſtanden weite Pluderhoſen von grober Leinwand. Aus ihren Röcken ſahen drohende Dolchgriffe hervor, und in der Hand trugen ſie Beilſtöcke, ungefähr wie die römiſchen Lictoren. Gar nicht recht wollte aber zu dieſem Koſtüm paſſen, daß ſie Brillen auf der Naſe hatten und gewaltig Tabak rauchten.

„Ich fragte meinen Führer, was das für eine ſonderbare Armatur und Uniform wäre, und ob ſie vielleicht eine Beſatzung der Grütliwieſe vorſtellen ſollten? Er aber belehrte mich, daß es fahrende Schüler aus Deutſchland wären. Unwillkürlich drängte ſich mir der Gedanke an den fahrenden Ritter Don Quixote auf, ich ſtieg lachend in meinen Kahn und pries mein Glück, auf einem Platz, der durch die erhabenen Erinnerungen, die er erweckt, nur zu leicht zu träumeriſchen Vergleichungen führt, eine ſo groteske Erſcheinung aus dem Leben gehabt zu haben. Die jungen Deutſchen ſöhnten mich aber wieder mit ſich aus, denn als mein Kahn über den See hingleitete, erhoben ſie einen vierſtimmigen Geſang in ſo erhabener Melodie, mit ſo würdigen, ergreifenden Wendungen, daß ich ihnen in Gedanken das Vorurtheil abbat, welches ihr Koſtüm in mir erweckt hatte.“

„Nun ja, da haben wir's,“ fuhr der Baron von Garnmacher fort, „ſo ſah es damals unter Alt und Jung in Deutſchland aus; auch ich hatte Fouquéſche Romane geleſen, wurde ein frommer Knabe, trug mich wie alle meine Kameraden altdeutſch und war meiner Herrin, der wonnigen Maid, mit einer keuſchen, inniglichen Minne zugethan. Auf Amalien machte übrigens der Zauberring, die Fahrten Thiodolfs ꝛc. nicht den gewünſchten Eindruck; ſie verlachte die ſittigen, lichtbrauen, blauäugigen Damen, beſonders die Bertha von Lichtenrieth, und pries mir Lafontaine und

Langbein, ſchlüpfrige Geſchichten, welche ihr eine ihrer Freundinnen zugeſteckt hatte.

„Ich war zu ſehr erfüllt von dem deutſchen Weſen, das in mir aufging, als daß ich ihr Gehör gegeben hätte; aber der lüſterne Brennſtoff jener Romane brannte fort in dem Mädchen, das ſich, weil ſie für ihr Alter ſchon ziemlich groß war, für eine angehende Jungfrau hielt, und kurz — es gab eine Joſephsſcene zwiſchen uns; ich hüllte mich in meinen altdeutſchen Rock und meine Fouquéſche Tugend ein und floh vor den Lockungen der Sirene, wie mein Held Thiodolf vor der herrlichen Zoe.

„Die Folge davon war, daß ſie mich als einen Unwürdigen verachtete und dem Prinzen, des Rektors Sohn, ihre Liebe ſchenkte. Ob er mit ihr Lafontaine und Langbein ſtudirte, weiß ich nicht zu ſagen, nur ſo viel iſt mir bekannt, daß ihn der Fürſt, Amaliens Vater, einige Wochen nachher eigenhändig aus dem Garten gepeiſcht hat.

„Ich ſaß jetzt wieder auf meinem Dachkämmerlein, hatte die hebräiſche Bibel und die griechiſchen Unregelmäßigen vor mir liegen und auf ihnen meine Romane. An manchem Abend habe ich dort heiße Thränen geweint und durch die Jalouſien in den Garten hinabgeſchaut, denn die zuchtloſe Jungfrau ſollte meinen Jammer nicht erſchauen, ſie ſollte den Kampf zwiſchen Haß und Liebe nicht auf meinem Antlitz leſen. Ich war feſt überzeugt, daß ſo unglücklich wie ich kein Menſch mehr ſeyn könne, und höchſtens der unglückliche Otto von Trautwangen, als er in Frankreich mit ſeinem vernünftigen lichtbraunen Rößlein eine Höhle bewohnte, konnte vielleicht ſo kummervoll geweſen ſeyn wie ich.

„Aber das Maaß meiner Leiden war nicht voll; hören Sie, wie aus entwölkter Höhe mich ein zweiter Donner traf.

„Der alte Rektor hatte ſeinen Schülern ein Thema zu einem Aufſatz gegeben, worin wir die Frage beantworten ſollten, wen wir für den größten Mann Deutſchlands halten? Es ſollte ſein Werth geſchichtlich nachgewieſen, Gründe für und wider angegeben und überhaupt alles recht gelehrt abgemacht werden. Ich hatte, wie ich Ihnen ſchon bemerkt habe, immer einen harten Kopf und Aufſätze mit Gründen waren mir von jeher zuwider geweſen, ich hatte alſo auch immer mittelmäßige oder ſchlechte Arbeit geliefert. Aber für dieſe Arbeit war ich ganz begeiſtert, ich fühlte eine hohe Freude in mir, meine Gedanken über die großen Männer meines Vaterlandes zu ſagen und meine Ideale (und wer hat in dieſen Jahren nicht ſolche?) in gehöriges Licht ſetzen zu können.

„Geſchichtlich ſollte das Ding abgefaßt werden; was war leichter für mich als dies? Jetzt erſt fühlte ich den Nutzen meines eifrigen Leſens; wo war einer, der ſo viele Geſchichten geleſen hatte als ich? Und wer, der irgend einmal dieſe Bücher der Geſchichten in die Hand nahm, wer konnte im Zweifel ſeyn, wer die größten Männer meines Vaterlandes ſeyen? Zwar war ich noch nicht ganz mit mir ſelbſt im Reinen, wem ich die Krone zuerkennen ſollte; Haſper a Spada? es iſt wahr, es war ein Tapferer, der Schrecken ſeiner Feinde, die Liebe ſeiner Freunde; aber, wie die Geſchichte ſagt, war er ſehr ſtark dem Trinken ergeben, und dies war doch ſchon eine Schlacke in ſeinem fürtrefflichen Charakter; Adolph der Kühne, Raugraf von Daſſel? Er hat ſchon etwas mehr von einem großen Mann; wie ſchrecklich züchtigt er die Pfaffen! Wenn er nur nicht in der Hiſtorie nach Rom wandeln und Buße thun müßte, aber dies ſchwächt doch ſein majeſtätiſches Bild. Es iſt wahr, Otto von Trautwangen glänzt als ein Stern erſter Größe in der deutſchen Geſchichte, dachte ich weiter, aber auch er ſcheint doch nicht der größte geweſen zu ſeyn, wiewohl ſeine Frömmigkeit, die ſehr in Anſchlag zu bringen iſt, jeden Zauber überwand.

„Island gehörte wohl auch zum deutſchen Reich; wahrhaftig unter allen deutſchen Helden iſt doch keiner, der dem Thiodolf das Waſſer reicht. Stark wie Simſon, ohne Falſch wie eine Taube, fromm wie ein Lamm, im Zorn ein Berſerker, es kann nicht fehlen, er iſt der größte Deutſche.

„Ich ſetzte mich hin und ſchrieb voll Begeiſterung dieſe Rangordnung nieder; wohl zehnmal ſprang ich auf, meine Bruſt war zu voll, ich konnte nicht Alles ſagen, die Feder, die Worte verſagten mir, wohl zehnmal las ich mir mit lauter Stimme die gelungenſten Stellen vor; wie erhaben lautete es, wenn ich von der Stärke des Isländers ſprach, wie er einen Wolf zähmte, wie er in Konſtantinopel ein Pferd nur ein wenig auf die Stirne klopfte, daß es auf der Stelle todt war; wie großmüthig verſchmäht er alle Belohnung, ja er ſchlägt einen Kaiſerthron aus, um ſeiner Liebe treu zu bleiben, wie kindlich fromm iſt er, obgleich er die chriſtliche Religion nicht recht kannte, wie ſchön beſchrieb ich das alles; ja, es mußte das Herz des alten Rektors rühren!

„Ich konnte mir denken, wie er meine Arbeit mit ſteigendem Beifall leſen, wie er Morgens in die Claſſe kommen würde, um unſere Aufſätze zu cenſiren; dann ſendet er gewiß einen milden freundlichen Blick nach dem letzten Platze, wohin er ſonſt nur wie ein brüllender Löwe ſchaute, dann lieſt er meine Arbeit laut vor und ſpricht: Kann man etwas Gelungeneres leſen als dies, und rathet, wer es gemacht hat? Die Letzten ſollen die Erſten werden; der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ſoll zum Eckſtein werden; tritt hervor, mein Sohn, Garnmachere! Ich habe immer geſagt, du ſeyeſt ein bête, konnte ich ahnen, daß du mit ſo vielem Eifer Geſchichten ſtudirſt? Nimm hin den Preis, der dir gebührt.

„So mußte er ſagen, er konnte nicht anders, ohne das ſchreiendſte Unrecht zu thun. Eifrig ſchrieb ich jetzt meinen Aufſatz ins Reine; um zu zeigen, daß ich auch in den neueren Geſchichten nicht unbewandert ſey, ſagte ich am Schluß, daß ich nach Erfindung des Pulvers den deutſchen Alcibiades und nächſt ihm Hermann von Nordenſchild für die größten Männer halte. Man könne ihnen den Ritter Euros, welcher nachher als Domſchütz mit ſeinen Geſellen ſo großes Aufſehen gemacht habe, was die Tapferkeit anbetreffe, vielleicht an die Seite ſtellen, doch ſtehen jene beiden auf einem viel höheren Standpunkt.

„Ich brachte dem Rektor triumphirend den Aufſatz und mußte ihm beinahe ins Geſicht lachen, als er mürriſch ſagte: Er wird ein ſchönes Geſchmier haben, Garnmacher!

„Leſen Sie und dann — richten Sie, gab ich ihm ſtolz zur Antwort und verließ ihn.

„Wenn in Ihrem Vaterlande, Mylord, eine Preisfrage geſtellt würde, über den würdigſten engliſchen Theologen, und es würden in einer gelehrten, mit Phraſen wohl durchſpickten Antwort die Vorzüge des Vicar of Wakefield dargethan, wer würde da nicht lachen? Wenn Sie, werther Marquis, nach der würdigſten Dame zu den Zeiten Ludwigs XIV. gefragt würden und Sie prieſen die neue Heloiſe, würde man Sie nicht für einen Raſenden halten? Hören Sie, welche Thorheit ich begangen hatte!

„Der Samſtag, an welchem man unſere Arbeiten gewöhnlich cenſirte, erſchien endlich. So oft dieſer Tag ſonſt erſchienen war, war er mir immer ein Tag des Unglücks geweſen; gewöhnlich ſchlich ich da mit Herzklopfen zur Schule, denn ich durfte gewiß ſeyn, wegen ſchlechter Arbeit getadelt, öffentlich geſchmäht zu werden. Aber wie viel ſtolzer trat ich heute auf, ich hatte meinen beſten Rock angezogen, den ſchönſten feingeſtickten Hemdkragen angelegt, mein wallendes Haar war zierlich geſcheitelt und gelockt, ich ſah ſtattlich aus und geſtand mir, ich ſey auch im Aeußern des Preiſes nicht unwürdig, welcher mir heute zu Theil werden ſollte.

„Der Rektor fing an, die Aufſätze zu cenſiren; wie ärmliche obſcure Helden hatten ſich meine Mitſchüler gewählt: Hermann, Karl den Großen, Kaiſer Heinrich, Luther u. dgl. — er ging viele durch, immer kam er noch nicht an meine Arbeit; ja es war offenbar, meine Helden hatte er auf die Letzt aufgeſpart — als die beſten!

„Endlich ruhte er einige Augenblicke, räuſperte ſich und nahm ein Heft mit roſenfarbner Ueberdecke, das meinige, zur Hand; mein Herz pochte laut vor Freude, ich fühlte, wie ſich mein Mund zu einem triumphirenden Lächeln verziehen wollte, aber ich gab mir Mühe, beſcheiden bei dem Lob auszuſehen; der Rektor begann: Und nun komme ich an eine Arbeit, welche ihres Gleichen nicht hat auf der Erde; ich will einige Stellen daraus vorleſen. Er deklamirte mit ungemeinem Pathos gerade jene Kraftſtellen, welche ich mit ſo großer Begeiſterung niedergeſchrieben hatte; ein ſchallendes Gelächter aus mehr als vierzig Kehlen unterbrach jeden Satz, und als er endlich an den Schluß gelangte, wo ich mit einer kühnen Wendung dem furchtbaren Domſchützen noch einige Blümchen geſtreut hatte, erſcholl Bravo! Ancora! und die Tiſche krachten unter den beifalltrommelnden Fäuſten meiner Mitſchüler. Der Rektor winkte Stille und fuhr fort: Es wäre dies eine gelungene Satire auf die Herren Spieß und Conſorten, wenn nicht der Verfaſſer ſelbſt eine Satire auf die Menſchheit wäre. Es iſt unſer lieber Garnmacher. Tritt hervor, du dedecus naturae, hieher zu mir!

„Zitternd folgte ich dem fürchterlichen Wink. Das Erſte war, als ich vor ihm ſtand, daß er mir das roſenfarbene Heft einmal rechts und einmal links um die Ohren ſchlug, und jetzt donnerte eine Strafpredigt über mich herab, von der ich nur ſo viel verſtand, daß ich ein bête wäre und nicht wüßte, was Geſchichte ſey.

„Es begegnet zuweilen, daß man im Traum von einer ſchönen blumigen Sonnenhöhe in einen tiefen Abgrund herabfällt; man ſchwindelt, indem man die unermeßlichen Höhen herabfliegt, man fühlt die unſanfte Erſchütterung, wenn man am Boden zu liegen glaubt, man erwacht und ſieht ſich mit Staunen auf dem alten Boden wieder; die Höhe, von der man herabſtürzte, iſt mit all ihren Blüthengärten verſchwunden, ach, ſie war ja nur ein Traum!

„So war mir damals, als mich der Rektor aus meinem Schlummer aufſchüttelte, ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort, die ich ihm geben konnte, ich war arm wie jener Kröſus, als er vor ſeinem Sieger Cyrus ſtand, auch ich hatte ja alle meine Reiche verloren.

„Ich ſollte bekennen, woher ich die Romane bekommen, wer mir das Geld dazu gegeben habe; konnte, durfte ich ſie, die ich einſt liebte, verrathen? Ich leugnete, ich hielt den ganzen Sturm des alten Mannes auf, ich ſtand wie Mucius Scävola.

„Der langen Rede kurzer Sinn war übrigens der, daß ich von meinem Vater ein Atteſtat darüber bringen müſſe, daß ich das Geld zu ſolchen **Allotriis** von ihm habe, und überdies habe ich am nächſten Montag vier Tage Carcer anzutreten. Verhöhnt von meinen Mitſchülern, die mir Thiodolf, deutſcher Alcibiades und dergleichen nachriefen, in dumpfer Verzweiflung ging ich nach Hauſe. Es war gar kein Zweifel, daß mich mein Vater, wenn er dieſe Geſchichte erfuhr, entweder ſogleich todtſchlagen, oder wenigſtens zum Schneidersjungen machen würde. Vor beiden war mir gleich bange; ich beſann mich alſo nicht lange, band etwas Weißzeug und einige ſeltene Dukaten und andere Münzen, welche mir meine Pathen geſchenkt hatten, in ein Tuch, warf noch einen Kuß und den letzten Blick nach des Nachbars Garten, ſagte meinem Dachſtübchen Lebewohl und eine Viertelſtunde nachher wanderte ich ſchon auf der Straße nach Berlin, wo mir ein Oheim lebte, an welchen ich mich vor's Erſte zu wenden gedachte.

„In meinem Herzen war es öde und leer, als ich ſo meine Straße zog; meine Ideale waren zerronnen. Sie hatten alſo nicht gelebt, dieſe tapferen, frommen, liebevollen, biederen Männer, ſie hatten nicht geathmet, jene lieblichen Bilder holder Frauen; jene bunte Welt voll Putz und Glanz, alle jene Stimmen, die aus fernen Jahrhunderten zu mir herübertönten, die muthigen Töne der Trompete, Rüdengebell, Waffengeklirr, Sporenklang, ſüße Akkorde der Laute — Alles, Alles dahin, Alles nichts als eine löſchpapierene Geſchichte, im Hirn eines Poeten gehegt, in einer ſchmutzigen Druckpreſſe zur Welt gebracht!

„Ich ſah mich noch einmal nach der Gegend um, die ich verlaſſen hatte; die Sonne war geſunken, die Nebel der Elbe verhüllten das liebe Dresden, nur die Spitzen der Thürme ragten vergoldet vom Abendroth über dem Dunſtmeer.

„So lag auch mein Träumen, mein Hoffen, Vergangenheit und Zukunft in Nebel gehüllt, nur einzelne hohe Geſtalten ſtanden hell beleuchtet wie jene Thürme vor meiner Seele; wohlan! ſprach ich bei mir ſelbſt:

— — O fortes, pejoraque passi
Mecum saepe viri, nunc cantu pellite curas!
Cras ingens iterabimus aequor.

Noch einmal breitete ich die Arme nach der Vaterſtadt aus, da fühlte ich einen leichten Schlag auf die Schulter und wandte mich um" — —

Der Herausgeber iſt in der größten Verlegenheit; er hat bis auf den Tag, an welchem er dies ſchreibt, dem Verleger das Manuſcript zum erſten Theil verſprochen, und doch fehlt noch ein großer Theil des letzten Abſchnittes; er iſt noch nicht geweiht, die Meſſe iſt ſchon vorüber, und eine eigene über die paar Bogen leſen zu laſſen, findet ſich weder ein gehöriger Vorwand, noch würde das Werkchen dieſe bedeutende Ausgabe werth ſeyn. Wir verſparen daher die Fortſetzung des Feſttages in der Hölle auf den zweiten Theil.

Mittheilungen

aus den

Memoiren des Satan.

Zweiter Theil.

Vorſpiel
zum
zweiten Theile
der
Memoiren des Satan.

Vorſpiel,

worin von Proceſſen und Juſtizräthen die Rede, nebſt einer ſtillſchweigenden Abhandlung: was von Träumen zu halten ſey?

Dieſer zweite Theil der Mittheilungen aus den Memoiren des Satan erſcheint um ein völliges Halbjahr zu ſpät. Angenehm iſt es dem Herausgeber, wenn die Leſer des erſten ſich darüber gewundert, am angenehmſten, wenn ſie ſich darüber geärgert haben; es zeigt dies eine gewiſſe Vorliebe für die ſchriftſtelleriſchen Verſuche des Satan, die nicht nur ihm, ſondern auch ſeinem Ueberſetzer und Herausgeber erwünſcht ſeyn muß.

Die Schuld dieſer Verſpätung liegt aber weder in der zu heißen Temperatur des letzten Spätſommers, noch in der ſtrengen Kälte des Winters, weder im Mangel an Zeit oder Stoff, noch in politiſchen Hinderniſſen; die einzige Urſache iſt ein ſonderbarer Proceß, in welchen der Herausgeber verwickelt wurde, und vor deſſen Beendigung er dieſen zweiten Theil nicht folgen laſſen wollte.

Kaum war nämlich der erſte Theil dieſer Memoiren in die Welt verſandt und mit einigen Poſaunenſtößen in den verſchiedenen Zeitungen begleitet worden, als plötzlich in allen dieſen Blättern zu leſen war eine

Warnung vor Betrug.

„Die bei Fr. Franckh in Stuttgart herausgekommenen Memoiren des Satan ſind nicht von dem im alten und neuen Teſtament bekannten und durch ſeine Schriften: Elixiere des Teufels, Bekenntniſſe des Teufels ꝛc. als Schriftſteller berühmten Teufel, ſondern gänzlich falſch und unecht; was hiemit dem Publikum zur Kenntniß gebracht wird.“

Ich geſtehe, ich ärgerte mich nicht wenig über dieſe Zeilen, die von niemand unterſchrieben waren. Ich war meiner Sache ſo gewiß, hatte das Manuſcript von niemand anders als dem Satan ſelbſt erhalten, und nun, nach vielen Mühen und Sorgen, nachdem ich mich an den infernaliſchen Chiffern beinahe blind geleſen, ſoll ein ſolcher anonymer Todtſchläger über mich herfallen, meine literariſche Ehre aus der Ferne todtſchlagen und beſagte Memoiren für unecht erklären?

Während ich noch mit mir zu Rathe ging, was wohl auf eine ſolche Beſchuldigung des Betruges zu antworten ſey, werde ich vor die Gerichte citirt und in Kenntniß geſetzt, daß ich einer Namensfälſchung, eines literariſchen Diebſtahls angeklagt ſey und zwar — vom Teufel ſelbſt, der gegenwärtig als geheimer Hofrath in perſiſchen Dienſten lebe. Er behaupte nämlich, ich habe ſeinen Namen Satan mißbraucht, um ihm eine miſerabele

Scharteke, die er nie geſchrieben, unterzuſchieben; ich habe ſeinen literariſchen Ruhm benützt, um dieſem ſchlechten Büchlein einen ſchnellen und einträglichen Abgang zu verſchaffen; kurz, er verlange nicht nur, daß ich zur Strafe gezogen, ſondern auch, daß ich angehalten werde, ihm Schadenerſatz zu geben, „dieweil ihm ein Vortheil durch dieſen Kniff entzogen worden.“

Ich verſtehe ſo wenig von juridiſchen Streitigkeiten, daß mir früher ſchon der Name Klage oder Proceß Herzklopfen verurſachte; man kann ſich alſo wohl denken, wie mir bei dieſen ſchrecklichen Worten zu Muthe ward. Ich ging niedergedonnert heim und ſchloß mich in mein Kämmerlein, um über dieſen Vorfall nachzudenken. Es war mir kein Zweifel, daß es hier drei Fälle geben könne; entweder hatte mir der Teufel ſelbſt das Manuſcript gegeben, um mich nachher als Kläger recht zu ängſtigen und auf meine Koſten zu lachen; oder irgend ein böſer Menſch hatte mir die Komödie in Mainz vorgeſpielt, um das Manuſcript in meine Hände zu bringen, und der Teufel ſelbſt trat jetzt als erbitterter Kläger auf; oder drittens, das Manuſcript kam wirklich vom Teufel, und ein müßiger Kopf wollte jetzt den Satan ſpielen und mich in ſeinem Namen verklagen.

Ich ging zu einem berühmten Rechtsgelehrten und trug ihm den Fall vor. Er meinte, es ſey allerdings ein fataler Handel, beſonders weil ich keine Beweiſe beibringen könne, daß das Manuſcript von dem echten Teufel abſtamme, doch er wolle das Seinige thun und aus der bedeutenden Anzahl Bücher, die ſeit Juſtinians Corpus juris bis auf das neue birmaniſche Strafgeſetzbuch über ſolche Fälle geſchrieben worden ſeyen, Einiges nachleſen.

Das juridiſche Stiergefecht nahm jetzt förmlich ſeinen Anfang. Es wurde, wie es bei ſolchen Fällen herkömmlich iſt, ſo viel darüber geſchrieben, daß auf jeden Bogen der Memoiren des Satan ein Ries Akten kam, und nachdem die Sache ein Vierteljahr anhängig war, wurde ſogar auf Unrechtskoſten eine eigene Aktenkammer für dieſen Proceß eingeräumt; über der Thüre ſtand mit großen Buchſtaben: „Acta in Sachen des perſiſchen G. H. R. Teufel gegen Dr. H — f, betreffend die Memoiren des Satan.“

Ein ſehr günſtiger Umſtand für mich war der, daß ich auf dem Titel nicht „Memoiren des Teufels,“ ſondern „des Satan“ geſagt hatte. Die Juriſten waren mit ſich ganz einig, daß der Name Teufel in Deutſchland ſein Familienname ſey, ich habe alſo wenigſtens dieſen nicht zur Fälſchung gebraucht; Satan hingegen ſey nur ein angenommener willkürlicher, denn niemand im Staate ſey berechtigt, zwei Namen zu führen. Ich fing an, aus dieſem Umſtand günſtigere Hoffnungen zu ſchöpfen, aber nur zu bald ſollte ich die bittere Erfahrung machen, was es heiße, den Gerichten anheimzufallen. Das Referat in Sachen des et cetera war nämlich dem berühmten Juſtizrath Wackerbart in die Hände gefallen, einem Mann, der ſchon bei Dämpfung einiger großen Revolutionen ungemeine Talente bewieſen hatte und neuerdings ſogar dazu verwendet wurde, bedeutende Unruhen in einem Gymnaſium zu ſchlichten. Stand nicht zu erwarten, daß ein ſolcher berühmter Juriſt meine Sache nur als eine cause célèbre anſehen und ſie alſo handhaben werde, daß ſie, gleichviel wem von beiden Recht, ihm am meiſten Ruhm einbrächte? Hiezu kam noch der Titel und Rang meines Gegners; Wackerbart hatte ſeit einiger Zeit angefangen, ſich an höhere Cirkel anzuſchließen, mußte ihm da ein ſo wichtiger Mann, wie ein perſiſcher geheimer Hofrath, nicht mehr gelten als ich Armer?

Es ging, wie ich vorausgeſehen hatte. Ich verlor meine Sache gegen den Teufel. Strafe, Schadenerſatz, aller mögliche Unſinn wurde auf mich gewälzt, ich wunderte mich, daß man mich nicht einige Wochen ins Gefängniß ſperrte oder gar hängte. Man hatte hauptſächlich Folgendes gegen mich in Anwendung gebracht:

Entſcheidungs-Gründe

zu dem

vor dem Criminalgericht Klein-Juſtheim

unter dem 1. Decbr. 1825 gefällten

Erkenntniss

in der Unterſuchungsſache

gegen

den Dr. . . . . f wegen Betrugs.

1. Es iſt durch das Zugeſtändniß des Angeklagten erhoben, daß er keine Beweiſe beizubringen weiß, daß die von ihm herausgegebenen Memoiren des Satan wirklich von dem bekannten echten Teufel, ſo gegenwärtig als geheimer Hofrath in perſiſchen Dienſten lebt, herrühre. Ferner hat der Angeſchuldigte . . . . f zugegeben, daß die in den öffentlichen Blättern darüber enthaltene Ankündigung mit ſeinem Wiſſen gegeben ſey.

2. Die letztgedachte Ankündigung iſt alſo abgefaßt, daß hieraus die Abſicht des Verfaſſers, die Leſewelt glauben zu machen, daß „die Memoiren des Satan" von dem wahren, im alten und neuen Teſtament bekannten und neuerdings als Schriftſteller beliebten Teufel geſchrieben ſey, nur allzudeutlich hervorleuchten thut.

3. Durch dieſe Verfahrungsart hat ſich der Angeklagte .... f eines Betruges, alldieweilen ſolcher im Allgemeinen in jedweder auf inpermiſſen Commodum für ſich oder Schaden Anderer gerichteten unrechtlichen Täuſchung Anderer, entweder indem man falſche Thatſachen mittheilt oder wahre dito nicht angibt — beſteht; oder um uns näher auszudrücken, da hier die Sprache von einer Waare und gedrucktem Buch iſt — einer Fälſchung ſchuldig gemacht; denn, durch den Titel „Memoiren des Satan" und die Anpreiſung des Buches wurde der Leſewelt falſch vorgeſpiegelt, daß das Buch ausdrücklich von dem unter dem Namen Satan bekannten, k. perſiſchen geheimen Hofrath Teufel verfaßt ſey; was beim Verkauf des Werks verurſachte, daß es ſchneller und in größerer Quantität abging, als wenn das Büchlein unter dem Namen des Herrn .... f, ſo dem Publico noch gar nicht bekannt iſt, erſchienen wäre, und wodurch die, ſo es kauften, in ihrer ſchönen Erwartung, ein echtes Werk des Teufels in Händen zu haben, ſchnöde betrogen wurden.

4. Wenn der Herr Dr. .... f, um ſich zu entſchuldigen, dagegen einwendet, daß der Name Satan in Deutſchland nur ein angenommener ſey, worauf der Teufel, wie man ihn gewöhnlich nennt, keinen Anſpruch

zu machen habe, ſo bemerken wir Criminalleute von Klein-Juſtheim ſehr richtig, daß ſich ....f auf den Gebrauch jenes angenommenen, übrigens bekanntermaßen den Teufel ſehr wohl bezeichnenden Namen nicht beſchränkt, ſondern in dem Werke ſelbſt überall durchblicken läßt, namentlich in der Einleitung, daß der Verfaſſer derjenige Teufel oder Satan ſey, welcher dem Publico, beſonders dem Frauenzimmer, wie auch denen Gelehrten durch frühere Opera, z. B. die Elixiere des Teufels et cetera, rühmlichſt bekannt iſt, wodurch wohl ebenfalls niemand anders gemeint iſt, als der geheime Hofrath Teufel.

5. Man muß lachen über die Behauptung des Inculpaten, daß das in Frage ſtehende Opusculum, wie auch nichts deſtoweniger ſeine Anzeige, eigentlich eine Satire auf den Teufel und jegliche Teufelei jetziger Zeit ſey! Denn dieſe Entſchuldigung wird durch den Inhalt der Schrift ſelbſt widerlegt; ja, jeder Leſer von Vernunft muß das auch wohl eher für eine etwas geringe Nachäffung der Teufeleien, als für — eine Satire auf dieſelbe erkennen. Wäre aber auch, was wir Juriſten nicht einzuſehen vermögen, das Werk dennoch eine Satire, ſo iſt durchaus kein günſtiger Umſtand für ....f zu ziehen, weil derjenige Käufer, der etwas **Echtes**, vom Teufel Verfaßtes kaufen wollte, erſt nach dem Kauf entdecken konnte, daß er betrogen ſey.

6. Außer der völlig rechtswidrigen Täuſchung der Leſewelt, Leihbibliotheken et cetera iſt in der vorliegenden Defraudation auch ein Verbrechen gegen den begangen, deſſen Name oder Firma mißbraucht worden,

namentlich und ſpecialiter gegen den geheimen Hofrath Teufel, welcher ſowohl als Gelehrter und Schriftſteller, als von wegen des Honorars ſeiner übrigen Schriften, ſehr dabei intereſſirt iſt, daß nicht das Geſchreibſel Anderer, als von ihm niedergeſchrieben, wie auch erdacht, angezeigt und verkauft werde.

7. Wenn endlich der Angeklagte behauptet, daß er das Buch arglos herausgegeben, ohne das Klein-Juſtheimer Recht hierüber zu kennen, daß ihn auch bei der Fälſchung durchaus keine gewinnſüchtigen Abſichten geleitet hätten, ſo iſt uns dies gleichgültig, und haben nicht Rückſicht darauf zu nehmen; denn Fälſchung iſt Fälſchung, ſey es, ob man engliſche Teppiche nachahmt und als echt verkauft, oder Bücher ſchreibt unter falſchem Namen; iſt alles nur verkäufliche Waare und kann den Begriff des Vergehens nicht ändern, weil immer noch die Täuſchung und Anſchmierung der Käufer reſtirt, und zwar ebenfalls nichts deſtominder auch alsdann, wenn die Memoiren des Satan gleichen Werth mit den übrigen Büchern des Teufels hätten (was wir Klein-Juſtheimer übrigens bezweifeln, da jener geheimer Hofrath iſt), weil dem Ebengedachten ſchon durch das Unterſchieben eines fremden Machwerks unter ſeinem Namen ein Schaden in juridiſchem Sinne ſeyn thut.

Es iſt daher, wie man gethan hat, erkannt worden u. ſ. w. u. ſ. w.

Gez. Präſident und Räthe des Criminal-
gerichts zu Klein-Juſtheim.

Haſt du, geneigter Leſer, niemals die berühmten Nürnberger Gliedermänner geſehen, ſo, kunſtreich aus

Holz geſchnitzt, ihre Gliedlein nach jedem Druck bewegen? Haſt du wohl ſelbſt in deiner Jugend mit ſolchen Männern geſpielt und allerlei Kurzweil mit ihnen getrieben und probirt, ob es nicht ſchöner wäre, wenn er z. B. das Geſicht im Nacken trüge und den Rücken hinunter ſchaue, oder ob es nicht vernünftiger wäre, wenn ihm die Beine ein wenig umgedreht würden, daß er vor- und rückwärts ſpaziere, wie man es haben wolle? Das haſt du wohl verſucht in den Tagen deiner Kindheit, und es war ein unſchuldiges Spiel, denn dem Gliedermann war es gleichgültig, ob ihm die Beine über die Schulter herüber kamen oder nicht, ob er den Rücken herabſchaute oder vorwärts, er lächelte ſo dumm wie zuvor, denn er hatte ja kein Gefühl und es that ihm nicht weh im Herzen, denn auch dieſes war ja aus Holz geſchnitzt, und wahrſcheinlich aus Lindenholz.

Aber ſelbſt ein ſolcher Gliedermann ſeyn zu müſſen in den täppiſchen Händen der Klein-Juſtheimer Criminalen! Sie renkten und drehten mir die Glieder, ſetzten mir den Kopf ſo oder ſo, wie es ihnen gefällig, oder auch nach der Vorſchrift des Juſtinian, drehten und wendeten mein Recht, bis das Cadaver vor ihnen lag auf dem grünen Seſſionstiſch, wie ſie es haben wollten, mit verrenkten Gliedern, und ſie nun anatomiſch aufnotiren konnten, was für Fehler und Curioſa an ihm zu bemerken, nämlich, daß er das Geſicht im Nacken, die Füße einwärts, die Arme verſchränkt et cetera trage, ganz gegen alle Ordnung und Recht.

Waare! Waare! nannten ſie deine Memoiren, o Satan, Waare! als würde dergleichen nach der Elle aus dem Gehirn hervorgehaſpelt, wie es jener Schwarzkünſtler und Escamoteur gethan, der Bänder verſchluckte und ſie herauszog Elle um Elle aus dem Rachen. Waarenfälſchung, Einſchwärzen, Defraudation, o welch herrliche Begriffe, um zu definiren, was man will! Und rechtswidrige Täuſchung des Publikums! Wer hat denn darüber geklagt? Wer iſt aufgeſtanden unter den Tauſenden und hat Zeter geſchrien, weil er gefunden, daß das Büchlein nicht von dem Schwarzen ſelbſt herrühre, daß er den Miſſethäter beſtraft wiſſen wolle für dieſe rechtswidrige Täuſchung? O Klein-Juſtheim, wie weit biſt du noch zurück hinter England und Frankreich, daß du nicht einmal einſehen kannſt, Werke des Geiſtes ſeyen kein nachgemachter Rum oder Arak, und gehören durchaus nicht vor deine Schranken.

Traurig muſterte ich das Manuſcript des zweiten Theiles, der nun für mich und das Publikum verloren war; ich dachte nach über das Hohngelächter der Welt, wenn der erſte nur ein Torſo, ein ſchlechtes abgeriſſenes Stück, verachtet auf den Schranken der Leihbibliotheken ſitze, trübſelig auf die hohe Verſammlung der Romane und Novellen aller Art herabſchaue und ihnen ihre abgenützten Gewänder beneide, die den großen Furor, welchen ſie in der Welt machen, beurkunden, wie er ſeine andere Hälfte, ſeinen Nebenmann, den Zweiten herbeiwünſche, um verbunden mit ihm ſchöne Damen und Herren zu beſuchen, was ihm jetzt, als einem Invaliden, beinahe unmöglich war. Da wurde mir eines Morgens ein Brief überbracht, deſſen Aufſchrift mir bekannte Züge verrieth. Ich riß ihn auf und las:

Wohlgeborner, ſehr verehrter Herr!

Durch den Oberjuſtizrath Hammel, der vor einigen Tagen das Zeitliche geſegnet und an mein Hoflager kam, erfuhr ich zu meinem großen Aerger die miſerabeln Machinationen, die gegen Euch gemacht werden. Bildet Euch nicht ein, daß ſie von mir herrühren. Mit großem Vergnügen denke ich noch immer an unſer Zuſammentreffen in den drei Reichskronen zu Mainz, und in meiner jetzigen Zurückgezogenheit und bei meinen vielen Geſchäften im Norden komme ich ſelten dazu, eine deutſche Literaturzeitung zu leſen; aber einige Recenſenten, welche ich ſprach, verſicherten mich, mit welchem Eifer Ihr meine Memoiren herausgegeben habt, und daß das Publikum meine Bemühungen zu ſchätzen wiſſe. Der Proceß, den man Euch an den Hals warf, kam mir daher um ſo unerwarteter. Glaubt mir, es iſt nichts als ein ſchlechter Kunſtgriff, um mich nicht als Schriftſteller aufkommen zu laſſen, weil ich ein wenig über ihre Univerſitäten ſchimpfte und die äſthetiſchen Thees, und Euch wollen ſie nebenbei auch drücken. Laſſet Euch dies nicht kümmern, Wertheſter! gebt immer den zweiten Theil heraus; im Nothfall könnt Ihr gegenwärtiges Schreiben jedermann leſen laſſen, namentlich den Wackerbart; ſagt ihm, wenn er meine Handſchrift nicht kenne, ſo kenne ich um ſo beſſer die ſeinige.

Ich kenne dieſe Leutchen, ſie ſind Raubritter und Korſaren, die jeden berühmten Proceß, der ihnen in die Hände fällt, für gute Priſe erklären, und wenn ſie ihn feſt haben in den Krallen, ſo lange deuteln und drehen, bis ſie ihn dahin entſcheiden können, wo er ihnen am meiſten Ruhm nebſt etlichem Golde einträgt. Was war bei Euch von beiden zu erheben? Ihr, ein armſeliger Doktor der Philoſophie und Magiſter der brodloſen Künſte, was ſeyd Ihr gegen einen perſiſchen geheimen Hofrath? Denket alſo, die Sache ſey ganz natürlich zugegangen, und grämet Euch nicht darüber. Was den perſiſchen geheimen Hofrath betrifft, der meine Rolle übernommen hat, ſo will ich bei Gelegenheit ein Wort mit ihm ſprechen.

Hier lege ich Euch noch ein kleines Manuſcriptchen bei, ich habe es in den letzten Pfingſtfeiertagen in Frankfurt aufgeſchrieben; es iſt im Ganzen ein Scherz und hat nicht viel zu bedeuten; doch ſchaltet Ihr es im zweiten Theile ein, es gibt vielleicht doch Leute, die ſich dabei freundſchaftlich meiner erinnern.

Gehabt Euch wohl; in der Hoffnung, Eure perſönliche Bekanntſchaft bald zu erneuern, bin ich

Euer wohlaffektionirter Freund
der Satan.

Man kann ſich leicht denken, wie ſehr mich dieſer Brief freute. Ich lief ſogleich damit zu dem wackern Mann, der meine Sache geführt hatte, ich zeigte ihm den Brief, ich erklärte ihm, appelliren zu wollen an ein höheres Gericht und den Originalbrief beizulegen.

Er zuckte die Achſeln und ſprach: „Lieber, ſie wohnen zuſammen in einer Hausmiethe, die Criminalen; ob Ihr um eine Treppe höher ſteigen wollt, aus dem Entreſol in die Beletage zu den Vornehmeren, das iſt einerlei, Ihr fallt nur um ſo tiefer, wenn ſie Euch durchfallen laſſen. Doch an mir ſoll es nicht fehlen.“

So ſprach er und focht für mich mit erneuerten Kräften; doch — was half es? ſie ſtimmten ab, erklärten den Perſiſchen für den echten alleinigen Teufel, der allein das Recht habe, Teufeleien zu ſchreiben, und — der Proceß ging auch in der Beletage verloren.

Da faßte mich ein glühender Grimm; ich beſchloß, und wenn es mich den Kopf koſten ſollte, doch den zweiten Theil herauszugeben; ich nahm das Manuſcript unter den Arm, raffte mich auf und — — erwachte.

Freundlich ſtrahlte die Frühlingsſonne in mein enges Stübchen, die Lerchen ſangen vor dem Fenſter und die Blüthenzweige winkten herein, mich aufzumachen und den Morgen zu begrüßen.

Verſchwunden war der böſe Traum von Proceſſen, Juſtizräthen, Klein-Juſtheim und alles, was mir Gram und Aerger bereitete, verſchwunden, ſpurlos verſchwunden.

Ich ſprang auf von meinem Lager, ich erinnerte mich, den Abend zuvor bei einigen Gläſern guten Weins über einen ähnlichen Proceß mit Freunden geſprochen zu haben; da war mir nun im Traume alles ſo erſchienen, als hätte ich ſelbſt den Proceß gehabt, als wäre ich ſelbſt verurtheilt worden von Criminalrichtern und Klein-Juſtheimer Schöppen.

Ich lächelte über mich ſelbſt; wie pries ich mich glücklich, in einem Lande zu wohnen, wo dergleichen juridiſche Exceſſe gar nicht vorkämen, wo die Juſtiz ſich nicht in Dinge miſcht, die ihr fremd ſind, wo es keine Wackerbärte gibt, die einen ſolchen Fund für gute Priſe erklären, das Recht zum Gliedermann machen, und darauf loshandthieren und drehen, ob es biege oder breche; wo man Erzeugniſſe des Geiſtes nicht als Waare handhabt, und Satire verſteht und zu würdigen weiß, wo man weder auf den Titel eines perſiſchen geheimen Hofraths, noch auf irgend dergleichen Rückſicht nimmt.

So dachte ich, pries mich glücklich und verlachte meinen komiſchen Proceßtraum.

Doch wie ſtaunte ich, als ich hintrat zu meinem Arbeitstiſch! Nein, es war keine Täuſchung, da lag er ja, der Brief des Satans, wie ich ihn im Traume geleſen, da lag das Manuſcript, das er mir im Briefe verheißen. Ich traute meinen Sinnen kaum, ich las, ich las wieder, und immer wurde mir der Zuſammenhang unbegreiflicher.

Doch ich konnte ja nicht anders, ich mußte ſeinen Wink befolgen und ſeinen „Beſuch in Frankfurt“ dem zweiten Theile einverleiben.

Ich geſtehe, ich that es ungern. Ich hatte ſchon zu dieſem Theile alles geordnet, es fand ſich darin eine Skizze, die nicht ohne Intereſſe zu leſen war, ich meine jene Scene, wie er mit Napoleon eine Nacht in einer Hütte von Malojaroslawez zubrachte, und wie von jenen Augenblicken an ſo vieles auf geheimnißvolle Weiſe ſich geſtaltet im Leben jenes Mannes, dem ſelbſt der Teufel Achtung zollen mußte, vielleicht — weil er ihm nicht beikommen konnte, doch — vielleicht iſt es möglich, dieſes merkwürdige Aktenſtück dem Publikum an einem andern Orte mitzutheilen.

Noch war ich mit Durchſicht und Ordnen der Papiere beſchäftigt, da wurde die Thüre aufgeriſſen und mein Freund Moriz ſtürzte ins Zimmer.

„Weißt du ſchon?“ rief er, „er hat ihn verloren!“

„Wer? was hat man verloren?“

„Nun, von was wir geſtern ſprachen, den Proceß gegen Clauren meine ich, wegen des Mannes im Monde!“

„Wie? iſt es möglich!“ entgegnete ich, an meinen Traum denkend; „unſer Freund, der Candidatus Bemperlein? den Proceß?“

„Du kannſt dich drauf verlaſſen, ſo eben komme ich vom Muſeum, der Verleger ſagte es mir, ſo eben wurde ihm das Urtheil publicirt.“

„Aber wie konnte dies doch geſchehen? Moriz! war er etwa auch in Klein-Juſtheim anhängig?“

„Klein-Juſtheim? du fabelſt, Freund!“ erwiederte der Freund, indem er beſorgt meine Hand ergriff „was willſt du nur mit Klein-Juſtheim, wo gibt es denn einen ſolchen Ort?“

„Ach,“ ſagte ich beſchämt, „du haſt Recht; ich dachte an — meinen Traum.“

Mein Beſuch in Frankfurt.

1.

Wen der Satan an der Table d'Hote im weißen Schwanen ſah.

Kommt man um die Zeit des Pfingſtfeſtes nach Frankfurt, ſo ſollte man meinen, es gebe keine heiligere Stadt in der Chriſtenheit; denn ſie feiern daſelbſt nicht wie z. B. in Baiern anderthalb, oder, wie im Kalender vorgeſchrieben, zwei Feſttage, ſondern ſie rechnen vier Feiertage; die Juden haben deren ſogar fünf, denn ſie fangen in Bornheim ihre heiligen Uebungen ſchon am Samstag an, und der Bundestag hat ſogar acht bis zehn.

Dieſe Feſttage gelten aber in dieſer Stadt weniger den wunderbaren Sprachkünſten der Apoſtel, als mir. Was die berühmteſten Myſtiker am Pfingſtfeſte Morgens den guten Leutchen ans Herz gelegt, was die immenſeſten Rationaliſten mit moraliſcher Salbung verkündet hatten, das war ſo gut als in den Wind geſprochen. Die Fragen: „ob man am Montag oder am Dienstag, am zweiten oder dritten Feiertag ins Wäldchen gehen, ob es nicht anſtändiger wäre, ins Wilhelmsbad zu fahren, ob man am vierten Feiertag nach Bornheim oder ins Vauxhall gehen ſolle, oder beides?“ dieſe Fragen ſchienen bei weitem wichtiger, als jene, die doch für andächtige Feiertagsleute viel näher lag: „ob die

Apoſtel damals auch Engliſch und Plattdeutſch verſtanden haben?"

Muß ein ſo aufgeweckter Sinn den Teufel nicht erfreuen, der an ſolchen Tagen mehr Seelen für ſich gewinnt, als das ganze Judenquartier in einer guten Börſenſtunde Gulden? Auch diesmal wieder kam ich zu Pfingſten nach Frankfurt. Leuten, die von einem berühmten Belletriſten verwöhnt, alles bis aufs kleinſte Detail wiſſen wollen, diene zur Nachricht, daß ich im weißen Schwanen auf Nr. 45. recht gut wohnte, an der großen Table d'Hote in angenehmer Geſellſchaft trefflich ſpeiste; den Küchenzettel mögen ſie ſich übrigens von dem Oberkellner ausbitten.

Schon in der erſten Stunde bemerkte ich ein Seufzen und Stöhnen, das aus dem Zimmer nebenan zu dringen ſchien. Ich trat näher, ich hörte deutlich, wie man auf gut Deutſch fluchte und tobte, dann Rechnungen und Bilanzen, die ſich in viele Tauſende beliefen, nachzählte, und dann wieder wimmerte und weinte, wie ein Kind, das ſeiner Aufgabe für die Schule nicht mächtig iſt.

Theilnehmend, wie ich bin, ſchellte ich nach dem Kellner und fragte ihn, wer der Herr ſey, der nebenan ſo überaus kläglich ſich geberde?

„Nun," antwortete er, „das iſt der ſtille Herr."

„Der ſtille Herr? lieber Freund, das gibt mir noch wenig Aufſchluß, wer iſt er denn?"

„Wir nennen ihn hier im Schwanen den ſtillen Herrn oder auch den Seufzer; er iſt ein Kaufmann aus Deſſau, nennt ſich ſonſt Zwerner und wohnt ſchon ſeit vierzehn Tagen hier."

„Was thut er denn hier? iſt ihm ein Unglück zugeſtoßen, daß er ſo gar kläglich winſelt?“

„Ja, das weiß ich nicht,“ erwiederte er; „aber ſeit dem zweiten Tag, daß er hier iſt, iſt ſein einziges Geſchäft, daß er zwiſchen zwölf und ein Uhr in der neuen Judenſtraße auf- und abgeht, und dann kommt er zu Tiſch, ſpricht nichts, ißt nichts, und den ganzen Tag über jammert er ganz ſtille und trinkt Kapwein.“

„Nun das iſt keine ſchlimme Eigenſchaft,“ ſagte ich; „ſetzen Sie mich doch heute Mittag in ſeine Nähe.“ Der Kellner verſprach es, und ich lauſchte wieder auf meinen Nachbar.

„Den zwölften Mai,“ hörte ich ihn ſtöhnen, „Metalliques $84\frac{3}{4}$, öſterreichiſche Staatsobligationen $87\frac{1}{2}$, Rothſchildſche Lotterieloſe, der Teufel hat ſie erfunden und gemacht! 132. Preußiſche Staatsſchuldſcheine 81! o Rebekka! Rebekka! wo will das hinaus! 81! Die Preußen! iſt denn gar keine Barmherzigkeit im Himmel?“

So ging es eine Zeitlang fort; bald hörte ich ihn ein Glas Kapwein zu ſich nehmen und ganz behaglich mit der Zunge dazu ſchnalzen; bald jammerte er wieder in den kläglichſten Tönen und miſchte die Conſols, die Rothſchildſchen Unverzinslichen und ſeine Rebekka auf herzbrechende Weiſe untereinander. Endlich wurde er ruhiger. Ich hörte ihn ſein Zimmer verlaſſen und den Gang hinabgehen, es war wohl die Stunde, in welcher er durch die neue Judenſtraße promenirte.

Der Kellner hatte Wort gehalten. Er wies, als ich in den Speiſeſaal trat, auf einen Stuhl: „Setzen ſich der Herr Doktor nur dorthin,“ flüſterte er, „zu

Ihrer Rechten ſitzt der Seufzer.“ Ich ſetzte mich, ich betrachtete ihn von der Seite; wie man ſich täuſchen kann! Ich hatte einen jungen Mann von melancholiſchem geſpenſtigem Ausſehen erwartet, wie man ſie heutzutage in großen Städten und Romanen trifft, etwa bleichſchmachtend und fein wie Eduard, von der Verfaſſerin der Urika, oder von ſchwächlichem, beinahe liederlichem Anblick, wie einige Schoppenhauerſche oder Pichlerſche Helden. Aber gerade das Gegentheil; ich fand einen unterſetzten runden jungen Mann mit friſchen wohlgenährten Wangen und rothen Lippen, der aber die trüben Augen beinahe immer niederſchlug und um den hübſchen Mund einen weinerlichen Zug hatte, welcher zu dieſem friſchen Geſicht nicht recht paßte.

Ich verſuchte, während ich ihm allerlei treffliche Speiſen anbot, einigemal mit ihm ins Geſpräch zu kommen, aber immer vergeblich; er antwortete nur durch eine Verbeugung, begleitet von einem halbunterdrückten Seufzer. In ſolchen Augenblicken ſchlug er dann wohl die Augen auf, doch nicht, um auf mich zu blicken; er warf nur einen ſcheuen finſtern Blick gerade aus und ſah dann wieder ſeufzend auf ſeinen Teller.

Ich folgte einem dieſer Blicke und glaubte zu bemerken, daß ſie einem Herrn gelten mußten, der uns gegenüber ſaß und ſchon zuvor meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte.

Er war gerade das Gegentheil von meinem Nachbar rechts. Seine ſchon etwas kahle gefurchte Stirne, ſein bräunliches eingeſchnurrtes Geſicht, ſeine ſchmalen Wangen, ſeine ſpitze weit hervortretende Naſe deuteten darauf hin, daß er die fünfundvierzig Jährchen, die er haben mochte, etwas ſchnell verlebt habe. Den auffallendſten Kontraſt mit dieſen verwitterten, von Leidenſchaften durchwühlten Zügen, bildete ein ruhiges ſüßliches Lächeln, das immer um ſeinen Mund ſchwebte, die zierliche Bewegung ſeiner Arme und ſeines Körperchens, wie auch ſeine ſehr jugendliche und modiſche Kleidung.

Es ſaßen etwa fünf oder ſechs junge Damen an der Tafel, und nach den zärtlichen Blicken, die er jeder zuſandte, dem ſüßen Lächeln, womit er ſeine Blicke begleitete, zu urtheilen, mußte er mit allen in genauen Verhältniſſen ſtehen. Dieſer Herr hatte, wenn er mit der abgeſtorbenen knöchernen Hand eine Spargel zum Munde führte und ſüßlich dazu lächelte, die größte Aehnlichkeit mit einem raſirten Kaninchen, während mein Nachbar rechts wie ein melancholiſcher Froſch anzuſehen war.

Warum übrigens der Seufzer das Kaninchen mit ſo finſteren Augen maß, konnte ich nicht errathen. Endlich, als die Blicke meines Nachbars düſterer und länger als gewöhnlich auf jenem ruhten, fing das Kaninchen an, die Schultern und Arme graziös hin und her zu drehen, den Rücken auf künſtliche Art auszudehnen und das ſpitzige Köpfchen nach uns herüber zu drehen; mit ſüßem Lächeln fragte er: „Noch immer ſo düſter, mein lieber Monſieur Zwerner? etwa gar eiferſüchtig auf meine Wenigkeit?“

An dem zarten Liſpeln, an der künſtlichen Art, das r wie gr auszuſprechen, glaubte ich in ihm einen jener adelichen Salonsmenſchen zu erkennen, die von einer feinen leiſen Sprache Profeſſion machen. Und ſo war es, denn mein Nachbar antwortete: „Eiferſüchtig, Herr Graf? auf Sie in keinem Fall.“

Graf Rebs — ſo hörte ich ihn ſpäter nennen — faltete ſein Mäulchen zu einem feinen Lächeln, drückte die Augen halb zu, bog die Spitznaſe auf komiſche Weiſe ſeitwärts, ſtrich mit der Hand über ſein langes knöchernes Kinn und kicherte:

„Das iſt ſchön von Ihnen, lieber Monſieur Zwerner; alſo gar nicht eiferſüchtig? und doch habe ich die ſchöne Rebekka erſt geſtern Abend noch in ihrer Loge geſprochen. Ha ha! Sie ſtanden im Parterre und ſchauten mit melancholiſchen Blicken herauf. Darf ich Sie um jenes Ragout bitten, mein Herr?“

„Ich war allerdings im Theater, habe aber nur vorwärts aufs Theater und nicht rückwärts geſehen, am wenigſten mit melancholiſchen Blicken.“

„Herr Oberkellner,“ liſpelte der Graf, „Sie haben die Trüffeln geſpart; aber nein! Monſieur Zwerner, wie man ſich täuſchen kann! Ich hätte auf Ehre geglaubt, Sie ſchauen herauf in die Loge mit melancholiſchen Blicken. Auch Rebekka mochte es bemerken und Fräulein v. Rothſchild, denn als ich auf Sie hinabwies — Kellner, ich trinke heute lieber rothen Ingelheimer, ein Fläſchchen — ja, wollte ich ſagen — das iſt mir nun während des Ingelheimers gänzlich entfallen; ſo geht es, wenn man ſo viel zu denken hat.“

Meinem Nachbar mochte das unverzeihlich ſchlechte Gedächtniß des Grafen nicht behagen; obgleich er vorhin das Kaninchen ziemlich barſch abgewieſen hatte, ſo ſchien ihm doch dieſer Punkt zu intereſſant, als daß er nicht weiter geforſcht hätte. „Nun, auch Fräulein von Rothſchild hat bemerkt, daß ich melancholiſch hinauf ſah? fragte er, indem er ſeine bitteren Züge durch eine Zuthat von Lächeln zu verſüßen ſuchte; „freilich, dieſe hat ein ſcharfes Geſicht durch die Lorgnette“ —

„Richtig, das war es,“ erwiederte Rebs, „das war es; ja, als ich auf Sie hinabwies und Rebeckchen Ihre Leiden anſchaulich machte, ſchlug ſie mich mit ihrem Jokofächer auf die Hand und nannte mich einen Schalk.“

Mein Nachbar wurde wieder finſter, ſeine rothen Wangen rötheten ſich noch mehr und die anſehnliche Breite ſeines Geſichtes erweiterte ſich noch durch wilden Trotz, der in ihm wüthete. Er zog den Kopf tief in die Schultern und blitzte das Kaninchen hin und wieder mit einem grimmigen Blick an. Er hatte nie ſo große Aehnlichkeit mit einem angenehmen Froſchjüngling, der an einem warmen Juniabend trauernd auf dem Deichel ſitzt, als in dieſem Augenblicke.

Graf Rebs bemerkte dies. Mit angenehmer Herablaſſung, wobei er das r noch mehr ſchnurren ließ, als zuvor, ſprach er: „Werther Monſieur Zwerner, Sie dürfen aus dem Schlag mit dem Jokofächer keine argen Folgerungen ziehen. Es iſt nur eine façon de parler unter Leuten von gutem Ton. Wegen meiner dürfen Sie ruhig ſeyn. Zwar ſo lange man jung iſt,“ fuhr er fort, indem er den Halskragen höher heraufzog und ſchalkhaft daraus hervorſah, wie das Kaninchen aus dem Buſch, „zwar ſo lange man jung iſt, macht man ſich hie und da ein Späßchen. Aber ein ganz anderer Gegenſtand feſſelt mich jetzt, Liebſter! Haben Sie ſchon die Nichte des engliſchen Botſchafters geſehen, die ſeit drei Tagen hier in Frankfurt iſt?“

„Nein,“ antwortete mein Nachbar, leichter athmend.

„Oh, ein deliciöſes Kind! Augenbraunen wie, wie — wie mein Rock hier, einen Mund zum küſſen und in dem ſchönen Geſicht ſo etwas Pikantes, ich möchte ſagen ſo viel engliſche Race. Nun, wir ſind hier unter uns, ich kann Sie verſichern, es iſt auffallend, aber wahr, ich ſollte es nicht ſagen, es beſchämt mich, aber auf Ehre, Sie können ſich darauf verlaſſen, obgleich es ein ganz komiſcher Fall iſt, übrigens hoffe ich mich auf Ihre Diskretion verlaſſen zu können; nein es iſt wirklich auffallend, in drei Tagen....“

„Nun ſo bitte ich Sie doch um Gottes willen, Herr Graf, was wollen Sie denn ſagen?“

Es war ein eigener Genuß, das Kaninchen in dieſem Augenblick anzuſehen. Ein Gedanke ſchien ihn zu kitzeln, denn er kniff die Aeuglein zu, ſein Kinn verlängerte ſich, ſeine Naſe bog ſich abwärts nach den Lippen und ſein Mund war nur noch eine dünne zarte Linie; dazu arbeitete er mit dem zierlich gekrümmten Rücken und den Schulterblättern, als wollte er anfangen zu fliegen, und mit den abgelebten Knöchlein ſeiner Finger fuhr er auf dem Tiſch umher. Noch einmal mußte der Seufzer ihn ermuntern, ſein Geheimniß preiszugeben, bis er endlich hervorbrachte: „Sie iſt in mich verliebt. Sie ſtaunen? ich kann es Ihnen nicht übel nehmen, auch mir wollte es anfangs ſonderbar bedünken, in ſo kurzer Zeit; aber ich habe meine ſicheren Kennzeichen, und auch andere haben es bemerkt.“

„Sie Glücklicher!“ rief der Seufzer nicht ohne Ironie, „wo Sie nur hintippen, ſchlagen Ihnen Herzen entgegen; übrigens rathe ich, dieſe Engländerin ernſtlicher zu verfolgen; bedenken Sie, eine ſo ſolide Partie“ —

„Merke ſchon, merke ſchon,“ entgegnete Rebs mit ſchlauem Lächeln, „es iſt Ihnen um Rebekka, Sie wollen, ich ſolle dort gänzlich aus dem Felde ziehen. Solide Partie? Sie werden doch nicht meinen, daß ich ſchon heirathen will? Gott bewahre mich! aber wegen Rebeckchen dürfen Sie ruhig ſeyn; ich ziehe mich gänzlich zurück. Und ſollte vielleicht eine vorübergehende Neigung in dem Mädchen — Sie verſtehen mich ſchon, — das wird ſich bald geben, ich glaube nicht, daß ſie mich ernſtlich geliebt hat.“

„Ich glaube auch nicht,“ entgegnete der Seufzer mit einem Ton, in welchem ſich bittere Ironie mit Grimm miſchte. Die Geſellſchaft ſtand auf, wir folgten. Graf Rebs tänzelte lächelnd zu den Damen, welchen er während der Tafel ſo zärtliche Blicke zugeworfen, ich aber folgte dem unglücklichen Seufzer.

2.

Troſt für Liebende.

„Was war doch dies für ein ſonderbarer Herr?“ fragte ich meinen Nachbar, indem ich mich dicht an ihn anſchloß. „Findet er wirklich bei den Damen ſo ſehr Beifall, oder iſt er ein wenig verrückt?“

„Ein Geck iſt er, ein Narr!“ rief der Seufzende, indem er mit dem Kopf aus den Schultern herausfuhr und die Arme umher warf; „ein alter Junggeſelle von fünfundvierzig und ſpielt noch den erſten Liebhaber. Eitel, thöricht, glaubt, jede Dame, die er aus ſeinen kleinen Aeugelein anblinzelt, ſey in ihn verliebt, drängt ſich überall an und ein“ —

„Nun da ſpielt dieſer Graf Rebs eine lächerliche Rolle in der Geſellſchaft, da wird er wohl überall verhöhnt und abgewieſen?“

„Ja wenn die Damen dächten wie Sie, werthgeſchätzter Herr! aber ſo lächerlich dieſer Gnome iſt, ſo thöricht er ſich überall geberdet, ſo — oh Rebekka! der Teufel hat die Weiberherzen gemacht.“

„Ei, ei!“ ſagte ich, indem ich ſchnell Nro. 45 aufſchloß und den Verzweifelnden hinein ſchob, „ei! lieber Herr Zwerner, wer wird ſo arge Beſchuldigungen ausſtoßen? Und auf Fräulein Rebekka — ſetzen Sie ſich doch gefälligſt aufs Sopha — auf das Fräulein ſollte er auch Eindruck gemacht haben, dieſer Gliedermann?“

„Ach, nicht er, nicht er; ſie ſieht, daß er lächerlich iſt und geckenhaft, und doch kokettirt ſie mit ihm; nicht mit ihm, ſondern mit ſeinem Titel. Es ſchmeichelt ihr, einen Grafen in ihrer Loge zu ſehen, oder auf der Promenade von ihm begrüßt zu werden; vielleicht wenn ſie eine Chriſtin wäre, hätte ſie einen ſolidern Geſchmack.“

„Wie, das Fräulein iſt eine Jüdin?“

„Ja, es iſt ein Judenfräulein; ihr Vater iſt der reiche Simon in der neuen Judenſtraße; das große gelbe Haus neben dem Herrn von Rothſchild, und eine Million hat er, das iſt ausgemacht.“

„Sie haben einen ſoliden Geſchmack, und wie ich aus dem Geſpräch des Grafen bemerkt habe, können Sie ſich einige Hoffnung machen?“

„Ja,“ erwiederte er ärgerlich, „wenn nicht der Satan das Papierweſen erfunden hätte. So ſtehe ich immer zwiſchen Thüre und Angel. Glaube ich heute einen feſten Preis, ein ſicheres Vermögen zu haben, um vor Herrn Simon treten und ſagen zu können: Herr! wir wollen ein kleines Geſchäft machen mit einander, ich bin das Haus Zwerner und Comp. aus Deſſau, ſtehe ſo und ſo, wollen Sie mir Ihre Tochter geben? Glaube ich nun ſo ſprechen zu können, ſo läßt auf einmal der Teufel die Metalliques um zwei, drei Procent ſteigen, ich verliere, und meinem Schwiegerpapa, der daran gewinnt, ſteigt der Kamm um ſo viele Procente höher, und an eine Verbindung iſt dann nicht mehr zu denken.“

„Aber kann denn nicht der Fall eintreten, daß Sie gewinnen?“

„Ja, und dann bin ich ſo ſchlecht berathen wie zuvor. Herr Simon iſt von der Gegenpartei. Gewinne ich nun durch das Sinken dieſer oder jener Papiere, ſo verliert er ebenſoviel, und dann iſt nichts mit ihm anzufangen, denn er iſt ein ausgemachter Narr und reif für das Tollhaus, wenn er verliert. Ach, und aus Rebeckchen, ſo gut ſie ſonſt iſt, guckt auf allen Seiten der jüdiſche Geldteufel heraus.“

„Wie, ſollte es möglich ſeyn, eine junge Dame ſollte ſo ſehr nach Geld ſehen?“

„Da kennen Sie die Mädchen, wie ſie heutzutage ſind, ſchlecht,“ erwiederte er ſeufzend. „Titel oder

Geld, Geld oder Titel, das iſt es, was ſie wollen. Können ſie ſich durch einen Lieutenant zur gnädigen Frau machen laſſen, ſo iſt er ihnen eben recht; hat ein Mann wie ich Geld, ſo wiegt dies den Adel zur Noth auf, weil derſelbe gewöhnlich keines hat.“

„Nun, ich denke aber, das Haus Zwerner und Comp. in Deſſau hat Geld, woher alſo Ihr Zweifel an der Liebe des Fräuleins?“

„Ja, ja!“ ſagte er etwas freundlicher, „wir haben Geld, und ſo viel, um immer mit Anſtand um eine Tochter des Herrn Simon zu freien; aber Sie kennen die Frankfurter Mädchen nicht, werther Herr! Iſt von einem angenehmen liebenswürdigen jungen Mann die Rede, ſo fragen ſie: wie ſteht er? Steht er nun nicht nach allen Börſenregeln ſolid, ſo iſt er in ihren Augen ein Subject an das man nicht denken muß.“

„Und Rebekka denkt auch ſo?“

„Wie ſoll ſie andere Empfindungen kennen lernen in der neuen Judenſtraße? Ach! ihre Neigung zu mir wechſelt nach dem Kurs der Börſenhalle! Man weiß hier, daß ich mich verführen ließ, viele Metalliques und preußiſche Staatsſchuldſcheine zu kaufen. Mein Intereſſe geht mit dem der hohen Mächte und mit dem Wohl Griechenlands Hand in Hand. Verliert die Pforte, ſo gewinne ich und werde ein reicher Mann; gewinnt der Großtürke und ſein Reis-Effendi, ſo bin ich um zwanzigtauſend Kaiſergulden ärmer und nicht mehr würdig, um ſie zu freien. Das weiß nun das liebenswürdige Geſchöpf gar wohl, und ihr Herz iſt getheilt zwiſchen mir und dem Vater. Bald möchte ſie gerne, daß die Pforte das Ultimatum annehme, um mein Glück zu fördern, bald denkt ſie wieder, wie viel ihr Vater durch dieſe Spekulation des Herrn von Metternich verlieren könnte, und wünſcht dem Effendi ſo viel Verſtand als möglich. Ich Unglücklicher!"

„Aber lieben Sie denn wirklich dieſes edle Geſchöpf?" fragte ich.

Thränen traten ihm in die Augen, ein tiefer Seufzer ſtahl ſich aus ſeiner Bruſt. „Wie ſollte ich ſie nicht lieben?" antwortete er. „Bedenken Sie, fünfzigtauſend Thaler Mitgift und nach des Vaters Tod eine halbe Million, und wenn Gott den Iſraelchen zu ſich nimmt, eine ganze. Und dabei iſt ſie vernünftig und liebenswürdig, hat ſo was Feines, Zartes, Orientaliſches; ein ſchwarzes Auge voll Gluth, eine kühn geſchwungene Naſe, friſche Lippen, der Teint, wie ich ihn liebe, etwas dunkel und dennoch röthlich. Ha! und eine Figur! Herr! wie ſollte man ein ſolches Geſchöpf nicht lieben!"

„Und haben Sie keinen Rival als den Gnomen, den Grafen Rebs?"

„O, einige Judenjünglinge, bedeutende Häuſer, buhlen um ſie, aber ihr Sinn ſteht nach einem ſoliden Chriſten; ſie weiß, daß bei uns alles nobler und freier geht als bei ihrem Volk, und ſchämt ſich, in guter Geſellſchaft für eine Jüdin zu gelten. Daher hat ſie ſich auch den Frankfurter Dialekt ganz abgewöhnt und ſpricht Preußiſch; Sie ſollten hören, wie ſchön es klingt, wenn ſie ſagt, „iſt es möchlich?" oder: „es jienge wohl, aber es jeht nich.""

Der Seufzer gefiel mir; es iſt ein eigenes ſonderbares Volk, dieſe jungen Herren vom Handelsſtand. Sie bilden ſich hinter ihrem Ladentiſch eine eigene Welt von Ideen, die ſie aus den trefflichſten Romanen der Leihbibliotheken ſammeln; ſie ſehen die Menſchen, die Geſellſchaft nie, es ſey denn, wenn ſie Abends durch die Promenade gehen, oder Sonntags, gekleidet wie Herren comme il faut, auf Kirchweihen oder ſonſtigen Bällen ſich amüſiren. Reiſen ſie hernach, ſo dreht ſich ihr Ideengang um ihre Muſterkarte und die ſchöne Wirthin der nächſten Station, welche ihnen von einem Kameraden und Vorgänger empfohlen iſt, oder um die Kellnerin des letzten Nachtlagers, die, wie ſie glauben, noch lange um den ſchönen wohlgewachſenen jungen Mann weinen wird. Sie haben irgendwo geleſen oder gehört, daß der Handelsſtand gegenwärtig viel zu bedeuten habe, darum ſprechen ſie mit Ehrfurcht von ſich und ihrem Weſen, und nie habe ich gefunden, daß einer von ſich ſagte: Kaufmann oder Bänderkrämer, ſondern: „ich reiſe in Geſchäften des Hauſes Bäuerlein oder Zwierlein.“ und fragt man, in welchen Artikeln, ſo kann man unter zehn auf neun rechnen, ſie ganz beſcheiden antworten zu hören: Knöpfe, Haften und Haken, Tabak, Schnupf- und Rauch-, und dergleichen bedeutende Artikel. Haben ſie nun gar im Städtchen ihrer Heimath ein Schätzchen zurückgelaſſen, ſo darf man darauf rechnen, ſie werden, wenn von Liebe die Rede iſt, ihre ſehr intereſſante Geſchichte erzählen, wie ſie Fräulein Jettchen beim Mondſchein kennen gelernt haben, ſie werden die Brieftaſche öffnen und unter hundert Empfehlungsbriefen, Annoncen von Gaſthöfen ꝛc., ein Seidenpapier hervorziehen, das ein Pröbchen Haar von der Stirne der Geliebten enthält.

Glückliche Nomaden! Ihr allein ſeyd noch heutzutage die fahrenden Ritter der Chriſtenheit; und wenn es euch auch nicht zukommt, mit eingelegter Lanze á la Don Quixote eurer Jungfrauen Schönheit zu vertheidigen, ſo richtet ihr doch in jeder Kneipe nicht weniger Verwüſtung an, wie jener mannhafte Ritter, und ſeyd überdies meiſt euer eigener Sancho Panſa an der Tafel.

Eine ſolche liebenswürdige Erziehung, aus Comptoirſpekulationen, Romanen, Mondſcheinliebe und Handelsreiſen zuſammengeſetzt, ſchien nun auch mein Nachbar Seufzer genoſſen zu haben. Nur etwas fehlte ihm, er war zu ehrlich. Wie leicht wäre es für einen Mann von Zweimalhunderttauſend geweſen, Kuriere nicht von Höchſt oder von Langen, ſondern von Wien, ſogar mit authentiſchen Nachrichten kommen zu laſſen, um ſeinem Glücke aufzuhelfen. Iſt denn auf der Erde nicht alles um Geld feil? und wenn Rothſchild mit Geld etwas machen kann, warum ſollte es ein anderer nicht auch können, wenn ſein Geld eben ſo gut iſt als das des großen Makkabäers?

Zwar ein ſolcher Sperling macht keinen Sommer, eine ſolche Handelsſeele mehr oder weniger mein, kann mir nicht nützen; doch die Nüancen ergötzen mich, jenes bunte Farbenſpiel, bis ein ſolcher Hecht ins Netz geht, und darum beſchloß ich ihm zu nützen, ihn zu fangen.

„Ich bin,“ ſagte ich zu ihm, „ich bin ſelbſt einigermaßen Papierſpekulant, daher werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihre bisherige Verfahrungsart etwas ſonderbar finde.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er verwundert. „Als ich in Deſſau war, ließ ich mir nicht jeden Poſttag den Kurszettel ſchicken? und hier, gehe ich nicht jeden Tag in die Börſenhalle? gehe ich nicht jeden Tag in die neue Judenſtraße, um das Neueſte zu erfragen?“

„Das iſt es nicht, was ich meine; ein Genie wie Sie, Herr Zwerner (er verbeugte ſich lächelnd), das heißt, ein Mann mit dieſen Mitteln, der etwas wagen will, muß ſelbſt eingreifen in den Lauf der Zeiten.“

„Aber, mein Gott!“ rief er verwunderungsvoll, „das kann ja jetzt niemand als der Rothſchild, der Reis-Effendi und der Herr von Metternich; wie meinen Sie denn?“

„Ueber Ihr Glück, Sie geben es ſelbſt zu, kann ein einziger Tag, eine einzige Stunde entſcheiden; zum Beiſpiel, wenn die Pforte das Ultimatum verwirft, die Nachricht ſchnell hieher kömmt, kann eine Kriſis ſich bilden, die Sie ſtürzt. Eben ſo im Gegentheil, können Sie durch eine ſolche Nachricht ſehr gewinnen, weil dann Ihre Papiere ſteigen!“

„Gewiß, gewiß,“ ſeufzte er; „aber ich ſehe nur noch nicht recht ein“ —

„Nur Geduld; wer gibt nun dieſe Nachricht, wer bekommt ſie? Das Miniſterium in Wien oder ein guter Freund, der ſehr nahe hin gehorcht und dem großen Portier ein Stück Geld in die Hand gedrückt hat, läßt noch in der Nacht einen Kurier aufſitzen, der reitet und fährt und fliegt nach Frankfurt und bringt die Depeſche, wem?“

„Ach, dem Glücklichſten, dem Vornehmſten!“

„Nein, dem, der am beſten zahlt. Einen ſolchen Kurier kann ich Ihnen um Geld auch verſchaffen, ich habe Connexionen in Wien. Man kann dort mancherlei erfahren, ohne gerade der öſterreichiſche Beobachter zu ſeyn; kurz, wir laſſen einen Brief mit der Nachricht einer wichtigen Kriſis, eines bedeutenden Vorfalls, kommen“ —

„Etwa, der Sultan habe einen Schlag bekommen, oder der Kaiſer von Rußland ſey plötzlich“ —

„Nichts davon, das iſt zu wahrſcheinlich, als daß es die Leute glauben! Unwahrſcheinliches, Ueberraſchendes muß auf der Börſe wirken!“

„Alſo etwa der Fürſt von M. ſey ein Türke geworden; habe dem Islam geſchworen?“

„Ich ſage Ihnen ja, nichts Wahrſcheinliches; nein, geradezu, die Pforte habe das Ultimatum angenommen. Bekommen Sie nun dieſe Nachricht mit allem möglichen geheimnißvollen Weſen, laſſen Sie den Kurier ſogleich ein paar Stationen weiter reiſen, laſſen Sie den Brief einige Geheimnißkrämer leſen, gehen kurze Zeit darauf in die Börſenhalle, ſo kann es nicht fehlen, Sie ſind ein wichtiger Mann und ſetzen Ihre Papiere mit Gewinn ab.“

„Aber, lieber Herr,“ erwiederte der Kaufmann von Deſſau kläglich, „das wäre ja denn doch erlogen, wie man zu ſagen pflegt, eine Sünde für einen rechtlichen Mann; bedenken Sie, ein Kaufmann muß im Geruch von Ehrlichkeit ſtehen, will er Kredit haben.“

„Ehrlichkeit? Poſſen! Geld, Geld, das iſt es, wornach er riechen muß, und nicht nach Ehrlichkeit. Und was nennen Sie am Ende Ehrlichkeit? ob Sie Ihre Kunden bei einem Pfunde Kaffee betrügen, ob Sie einem alten Weib ihr Loth Schnupftabak zu leicht wiegen oder ob ſie dasſelbe Experiment im Großen vornehmen, das iſt am Ende dasſelbe.“

„Ei, verzeihen Sie, da muß ich denn doch bitten; an der Priſe, die das Weib zu wenig bekömmt, ſtirbt ſie nicht, wie man zu ſagen pflegt, aber wenn ich einen ſolchen Kurier kommen laſſe, ſo kann er durch ſeine falſche Nachricht ein Nachrichter der ganzen Börſe werden; viele Häuſer können falliren, andere wanken und im Kredit verlieren, und das wäre dann meine Schuld!“

„So, mein Herr?“ ſagte ich mit mitleidigem Lächeln zu der ſchwachen Seele, „ſo, Sie ſchämen ſich nicht, die Moral, das Herrlichſte, das man auf Erden hat, ſo zu verhunzen? Alſo wegen der Folgen wollen Sie nicht? nicht vor dem Beginnen an ſich, als einem unmoraliſchen, beben Sie zurück? Wer den Anfang einer That nicht ſcheut, darf auch ihr Ende nicht ſcheuen, ohne für eine kleine Seele zu gelten. Oder glauben Sie, eine Rebekka könne man dadurch verdienen, daß man im weißen Schwanen wohnt und ſeufzt, daß man zur Tafel geht und mit dem Kaninchen, dem Grafen Rebs grollt?“

„Aber, mein Herr,“ rief der Seufzer etwas pikirt, „ich weiß gar nicht, was Sie mir, als einem ganz Fremden für eine Theilnahme erzeigen; ich weiß gar nicht, wie ich das nehmen ſoll?“

„Mein Herr, das haben Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben; Sie haben mir Ihre Lage entdeckt und mich gleichſam um Rath gefragt, daher meine Antwort. Uebrigens bin ich ein Mann, der reiſt, um überall das Treffliche und Erhabene kennen zu lernen. In Ihnen glaubte ich gleich auf den erſten Anblick ſolches gefunden zu habe" —

„Bitte recht ſehr, eine ſo ganz gewöhnliche Phyſiognomie wie die meine" —

„Das können Sie nicht ſo beurtheilen wie ein anderer; auf Ihrer Stirne thront etwas Freies, Muthiges, um Ihren Mund weht ein anziehender Geiſt" —

„Finden Sie das wirklich?" rief er, indem er lächelnd meine Hand faßte und verſtohlen nach dem Spiegel blickte. „Es iſt wahr, man hat mir ſchon dergleichen geſagt, und in Stuttgart hat man mich ſogar verſichert, ich ſey dem berühmten Dannecker auf der Straße aufgefallen, und er ſey eigens deßwegen einigemal in den König von England gekommen, um von mir etwas für ſeinen Johannes abzuſehen."

„Nun ſehen Sie, wie muß es nun einen Mann, wie ich bin, überraſchen, ſo wenig Muth, ſo wenig Entſchluß hinter dieſer freien Stirne, dieſem muthigen Auge zu finden!"

„Ach, Sie nehmen es auch zu ſtrenge; ich habe ja Ihren Vorſchlag durchaus nicht verworfen, nur einiges Bedenken, einige kleine Zweifel ſtiegen in mir auf, und — nun Sie haben wahrlich nicht Unrecht, ich fühle einen gewiſſen Muth, eine gewiſſe Freiheit in mir, es iſt ein gewiſſes Etwas, ja — ſo gut es ein anderer thun kann, will ich es auch verſuchen. Es ſey, wie Sie ſagten, ich will es daran rücken und einen Kurier kommen laſſen; wir wollen die Metalliques ſteigern!"

3.

Ein Schabbes in Bornheim.

Der einzige Zweifel, der den ſeufzenden Deſſauer noch quälte, war die Furcht, den Vater ſeiner Geliebten in bedeutenden Verluſt zu ſtürzen, wenn er ſeine Operation nach meinem Plane einrichte. Doch auch dafür wußte ich ein gutes, ſehr einfaches Mittel. Er mußte den Herrn Simon in der neuen Judenſtraße auf ſeine Seite bringen, mußte ihm bedeutende Winke von der nahenden Kriſis geben; entweder nahm dann der Jude an dem ganzen Unternehmen unbewußt Theil und gewann zugleich mit dem Deſſauer, oder er war wenigſtens gewarnt und mußte einige Achtung vor einem Mann bekommen, der ſo genau die politiſchen Wendungen zu berechnen wußte, der ſeine Combinationen ſo geſchickt zu machen verſtand.

Dem Kaufmann leuchtete dies ein. Er kam von ſelbſt auf den Gedanken, noch an dieſem Tage mit dem alten Simon zu ſprechen, und lud mich ein, mit ihm nach Bornheim zu fahren, wo der Schabbes heute die noble Welt des alten Judenquartiers, der neuen Judenſtraße, überhaupt alle Stämme Iſraels verſammelt habe.

Wir fuhren hinaus; der Seufzer ſchien ein ganz anderer Menſch geworden zu ſeyn. Sein trübſeliges Geſicht leuchtete freundlich vom Glanze der Hoffnung, ſein Auge hob ſich freier, um ſeine Stirne, ſeinen Mund war jede Melancholie verſchwunden, ſein großer runder Kopf ſteht nicht mehr zwiſchen den Schultern, er trägt ihn freier, erhabener, als wollte er ſagen: „Seht, ihr Frankfurter und Bornheimer, ich bin es, das Haus

Zwerner und Comp. aus Deſſau, nächſtens eine bedeutende Perſon an der Börſe, und wenn es gut geht, Bräutigam der ſchönen Rebekka Simon in der neuen Judenſtraße!“

Aus dem Garten des goldenen Löwen in Bornheim tönten uns die zitternden Klänge von Harfen und Guitarren und das Geigen verſtimmter Violinen entgegen; das Volk Gottes ließ ſich vormuſiciren im Freien, wie einſt ihr König Saul, wenn er übler Laune war. Wir traten ein; da ſaßen ſie, die Söhne und Töchter Abrahams, Iſaaks und Jakobs, mit funkelnden Augen, kühn gebogenen Naſen, fein geſchnittenen Geſichtern, wie aus einer Form geprägt, da ſaßen ſie vergnügt und fröhlich plaudernd, und tranken Champagner aus ſaurem Wein, Zucker und Mineralwaſſer zubereitet, da ſaßen ſie in maleriſchen Gruppen unter den Bäumen, und der Garten war anzuſchauen, als wäre er das gelobte Land Kanaan, das der Prophet vom Berge geſehen und ſeinem Volk verheißen hatte. Wie ſich doch die Zeiten ändern durch die Aufklärung und das Geld! Es waren dies dieſelben Menſchen, die noch vor dreißig Jahren keinen Fuß auf den breiten Weg der Promenade ſetzen durften, ſondern beſcheiden den Nebenweg gingen; dieſelben, die den Hut abziehen mußten, wenn man ihnen zurief: „Jude, ſey artig, mach' dein Compliment!“ dieſelben, die von dem Bürgermeiſter und dem hohen Rath der freien Stadt Frankfurt jede Nacht eingepfercht wurden in ihr ſchmutziges Quartier. Und wie ſo ganz anders waren ſie jetzt anzuſchauen. Ueberladen mit Putz und köſtlichen Steinen ſaßen die Frauen und Judenfräulein; die Männer, konnten ſie auch nicht die ſpitzigen Ellbogen und die vorgebogenen Knie ihres Volkes verleugnen, ſuchten ſie auch umſonſt den ruhigen ſoliden Anſtand eines Kaufherrn von der Zeile oder der Million zu kopiren, die Männer hatten ſich ſonntäglich und ſchön angethan, ließen ſchwere goldene Ketten über die Bruſt und den Magen herab hängen, ſtreckten alle zehn Finger, mit blitzenden Solitairs beſteckt, von ſich, als wollten ſie zu verſtehen geben: „Iſt das nicht was ganz Solides? Sind wir nicht das auserwählte Volk? Wer hat denn alles Geld, gemünzt und in Barren, als wir? Wem iſt Gott und Welt, Kaiſer und König ſchuldig, wem anders als uns?“

„Dort ſitzt ſie, die Taube von Juda, dort ſitzt ſie, die Gazelle des Morgens!“ rief der Seufzer in poetiſcher Ekſtaſe und zerrte mich am Arm; „ſchauen Sie dort, unter dem Zelt von hölzernem Gitterwerk. Der mit dem runden Leib, der langen Naſe und den grauen Löckchen am Ohr iſt der Vater, Herr Simon aus der neuen Judenſtraße, die dicke Frau rechts mit den ſchwarzſeidenen Locken und dem rothbraunen Geſicht iſt die Tante; eine fatale Verwandtſchaft, aber man weiß ſich in Zukunft zu ſepariren nach und nach.“

„Aber wo iſt denn die Gazelle, die Taube, ich ſehe ſie noch nicht“ —

„Geduld! noch bedeckt die neidiſche Wolke, die Tante, das Geſtirn des Aufgangs; faſſen wir ein Herz, treten wir näher. Doch eben fällt mir bei, ich muß Sie vorſtellen; wie nenne ich Sie, mein lieber Freund und Rathgeber?“

„Ich bin der k. k. Legationsrath Schmälzchen aus Wien,“ gab ich ihm zur Antwort, „reiſe in Geſchäften meines Hofes nach Mainz.“

„Ah!“ rief er, nachdem er ſchon bei dem kaiſerlich königlich an den Hut gegriffen hatte, „Le — Legationsrath, wirklicher und nicht blos Titular um's liebe Geld? Das freut mich, Dero werthe Bekanntſchaft zu machen. Hätte es mir gleich vorſtellen können, Sie haben einen gar tiefen Blick in die Staatsaffairen. Wahrhaftig, hätte es Ihnen gleich anſehen können; haben ſo etwas Diplomatiſches, Kabinetsmäßiges in Dero Viſage.“

„Bitte, bitte, keine Complimente. Gehen wir zum Juden, ich hoffe Ihnen nützlich ſeyn zu können.“

Wir traten zu dem Zelt aus hölzernem Gitterwerk. Mein Begleiter erröthete tiefer, je näher er trat; ſeine Wangen liefen vom Hellrothen ins Dunkelrothe, von da ins bläulich Schattirte an, und als wir vor dem Herrn Simon ſtanden, war er anzuſehen wie eine ſchöne dunkelrothe Herzkirſche. Die Tante, „das neidiſche Gewölk,“ erhob ſich, und nun ward auch das Geſtirn des Morgens ſichtbar. Das Schickſelchen, die Kalle, ich meine Rebekka, des Juden Tochter, war nicht übel. Sie hatte, um mich wie Graf Rebs auszudrücken, viel Race, und ihre Augen konnte den Seufzer wohl bis aufs Herz durchbrennen, obgleich er zur Vorſicht und aus Eleganz drei Weſten angethan hatte.

Nachdem mich mein Freund, der als ſolides Haus aus Deſſau bei der Familie wohl gelitten ſchien, vorgeſtellt hatte, machte er ſich an die Taube von Juda, und überließ es mir, den alten Simon zu unterhalten.

Mein Titel ſchien ihm einigen Reſpekt eingeflößt zu haben. „Haben da ein ſchönes Fach erwählt, Herr von Schmelzlein,“ bemerkte er wohlgefällig lächelnd; „habe immer eine Inklination für die Diplomatik gehabt, aber die Verhältniſſe wollten es nicht, daß ich ein Geſandter oder dergleichen wurde. Man weiß da gleich Alles aus der erſten Hand! man kann viel kompliciren und dergleichen; was ließen ſich da für Geſchäfte machen!“

„Sie haben Recht, mein Herr! Man lernt da die verwickelten Verhältniſſe kennen. Allein aber ſchauen's, das Ding hat auch ſeinen Haken. Man weiß oft eigentlich zu viel, es geht einem wie ein Rad im Kopf umher.“

Der Jude rückte näher. Mit einem Wiener Diplomaten, mochte er denken, nehme ich es auch noch auf. „Zeviel?“ ſagte er, „ich für meinen Theil kann nie zeviel wiſſen. Was die Papiere betrifft, da kann ein Fingerzeig, ein halber, ein Viertelsgedanke oft mehr thun, als eine lange Rede im Frankfurter Muſeum. Nu, Sie ſtehen ſolide in Wien. Ihr Staat iſt ein gemachtes Haus trotz einem; was der Herr von M. auf dem Flageolett vorpfeift, das ſingen die Staaren nach.“

„Die Staaren vielleicht, aber nicht die Zaren!“

„Gut, très-bien bon! gut gegeben, hi hi hi! à propos, wiſſen Sie Neues aus daher? Er rückte mir noch näher und wurde verfänglicher.

„Herr Simon,“ ſagte ich mit Artigkeit ausweichend, „Sie wiſſen, es gibt Fälle“ —

„Wie!“ rief er erſchrocken, „Gotts Wunder! neue Falliſſements, waas! iſt nicht die Kriſis vom letzten Winter ſchon ein Strafgericht des Herrn geweſen? Waas?“

„Um Jottes willen, Papa!“ ſchrie Rebekka, indem ſie den Arm des zärtlichen Seufzers zurückſtieß und aufſprang, „doch kein Unglück? Mein Jott! doch nich hier in Frankfort?“

„Beruhigen Sie ſich doch, gnädiges Fräulein! ich ſprach mit Ihrem Herrn Papa über Politik, und rechnete einige Fälle auf und er hat mich holter nicht recht verſtanden.“

Sie preßte, mit einem zärtlichen hinſterbenden Blick auf den erſchrockenen Deſſauer, ihre Hand auf das Herz und athmete tief.

„Nee! was ich erſchrocken bin jeworden, da machen Sie ſich keenen Bejriff von!“ liſpelte ſie. „Mein Herz pocht ſchrecklich! Na, erzählen Sie man weiter; was ſachte der Graf? Sie hätten ins Parterre jeſtanden und wären melancholiſch jeweſen?“

Das Geflüſter der Liebenden wurde leiſer und leiſer; die Blicke des Seufzers wurden feuriger, er zog, als „das Gewölke“ ein wenig im Garten auf und ab ging, die niedliche Hand der Jüdin an die Lippen und geſtand ihr, wenn ich anders recht gehört habe, daß nächſtens die Metalliques und die ...... um drei Procente ſteigen werden.

„Herr von Schmelzlein!“ ſagte der Alte, nachdem er einigen koſcheren Wein zu ſich genommen hatte, „Sie haben mir da einen Schreck in den Leib gejagt, den ich nie vergeſſe. Fallen, Fälle, wie kann man auch nur dies Wort in Geſellſchaft ausſprechen! Nun, Sie wollten ſagen?“

„Es gibt Affairen,“ fuhr ich fort, „wo der Diplomat ſchweigen muß. Ueber das Nähere meiner Sendung z. B. werden Sie ſelbſt mich nicht befragen wollen; nur ſoviel kann ich Ihnen, aber, mein Herr Simon, im engſten Vertrauen“ —

„Der Gott meiner Väter thue mir dies und das!“ rief er feierlich, „ſo ich nur meinem Nachbar oder ſeinem Weib, oder ſeinem Sohn, oder ſeiner Tochter das Geringſte“ —

„Schon gut! ich traue auf Ihre Diskretion; kurz, ſoviel kann ich Ihnen ſagen, daß nächſtens eine bedeutende Kriſis eintreten wird; ganz zu allernächſt. Für oder gegen wen darf ich nicht ſagen; doch Herr von Zwerner“ —

„Von Zwerner?“

„Nun, ich nenne ihn ſo, man weiß ja nicht, was geſchieht; an ihn war ich beſonders empfohlen vom Fürſten, und ich glaube, wenn ich anders richtig ſchließe, er muß in den nächſten Tagen Kuriere aus Wien bekommen.“

„Der Zwerner? ei, ei! wer hätte das gedacht! Zwar ich ſagte immer, hinter dem ſteckt etwas; geht ſo tiefſinnig kalkulirend umher, hat wahrſcheinlich nicht umſonſt ſo unſinnig viele Metalliques gekauft; ei, ſehe doch einer! Hält ſich Kuriere mit Wien! Und, wenn man fragen darf, es handelt ſich wohl um das Ultimatum mit der Pforte?“

„Ja.“

„Ei, darf man fragen? wie iſt es ausgefallen? Hat er eingewilligt, der Effendi? Hat er?“

„Mein Herr Simon, ich bitte“ —

„O ich verſtehe, ich verſtehe, Sie wollen es nicht ſagen, aus Politik, aus Politik, aber er hat, er hat?“

„Trauen Sie auf nichts, ich warne Sie, auf keine Nachricht trauen Sie, als auf authentiſche. Der Herr dort weiß vielleicht mancherlei, und hat nicht das drückende Stillſchweigen eines Diplomaten zu beobachten.“

„Ei, hätte ich das in meinem Leben gedacht, Kuriere von Wien und der Zwerner aus Deſſau; zwar er iſt ein ſolides Haus, das iſt keine Frage, aber denn doch nicht ſo außerordentlich. Ob ſich wohl was mit ihm machen ließe?“ ſetzte er tiefer nachſinnend hinzu, indem er ſeine Naſe herunter gegen den Mund bog und das lange Kinn aufwärts drückte, daß ſich dieſe beiden reichen Glieder begegneten und küßten. Dies war der Moment, wo er anbeißen mußte, denn er nagte ſchon am Köder. Ich gab dem Seufzer aus Deſſau einen Wink, ſich dem Papa zu nähern, und nahm ſeinen Platz bei der Gazelle des Morgenlandes ein.

4.

Das gebildete Judenfräulein.

Wie war ſie graziös, das heißt geziert, wie war ſie artig, nämlich kokett, wie war ſie naiv, andere hätten es lüſtern genannt.

„Ich liebe die Tiplomattiker,“ ſagte ſie unter Anderem mit feinem Lächeln und vielſagendem Blick; „es is ſo etwas Feines, Jewandtes in ihren Manieren;

man ſieht ihnen den Mann von jutem Jeſchmack ſchon von die Ferne an, und wie angenehm riechen ſie nach Eau de Portugal!“

„O gewiß, auch nach Fleur d'Orange und dergleichen. Wie nehmen ſich denn die hieſigen Diplomaten? kommen ſie viel unter die Leute?“

„Nun, ſehen Sie, wie das nun jeht, die älteren Herren haben ſechs bis ſieben Monate Ferien und reiſen umher. Die jüngeren aber, die indeſſen hier bleiben und die Geſchäfte treiben, ſie müſſen Päſſe viſiren, ſie müſſen Zeitungen leſen, ob nichts Verfängliches drein is, ſie müſſen das Papier ordentlich zuſammen legen für die Sitzungen; nun, was nun ſolche junge Herren Tiblomen ſind, das ſeyn janz ſcharmante Leute, wohnen in die chambres garnies, eſſen an die Tables d'Hote, jehen auf die Promenade ſchön ausſtaffirt comme il faut, haben zwar jewöhnlich kein Jeld nich, aber deſto mehr Anſehen.“

„Da haben Sie einen herrlichen Shawl umgelegt, mein Fräulein, iſt er wohl echt?“

„Ah, jehen Sie doch! meinen Sie, ich werde etwas anderes anziehen, als was nicht ganz echt iſt? Der Shawl hat mir jekoſtet achthundert Gulden, die ich in die Rothſchildiſchen Loos gewunnen. Und ſehen Sie, dieſes Collier hier koſtet ſechzehnhundert Gulden und dieſer Ring zweitauſend; ja, man jeht ſehr echt in Frankfort, das heißt, Leute von dem juten Ton wie unſer eine.“

„Ach, was haben Sie doch für eine ſchöne gebildete Sprache, mein Fräulein! wurden Sie etwa in Berlin erzogen?“

„Finden Sie das ooch?“ erwiederte ſie anmuthig lächelnd, „ja, man hat mir ſchon oft das Compliment vorjemacht. Nee, in Berlin drein war ich nie, ich bin hier erzogen worden; aber es macht, ich leſe viel und bilde auf dieſe Art meinen Jeiſt und mein Orkan aus.“

„Was leſen Sie? wenn man fragen darf.“

„Nu, Bellettres, Bücher von die ſchöne Jeiſter; ich bin abbonnirt bei Herrn Döring in der Sandjaſſe, nächſt der weißen Schlange, und der verproviantirt mich mit Almanachs und Romancher.“

„Leſen Sie Goethe, Schiller, Tieck und dergleichen?“

„Nee, das thu ich nich. Dieſe Herren machen ſchlechte Jeſchäfte in Frankfort; es will ſie keen Menſch, ſie ſind zu ſtudirt, nich natürlich genug. Nee, den Joethe leſe ich nie wieder! das is was Langweiliges. Und ſeine Wahlverwandtſchaften; ich werde roth, wenn ich nur daran denke; wiſſen Sie, die Scene in der Nacht, wo der Baron zu die Baronin, — ach man kann's jar nich ſagen, und jedes ſtellt ſich vor“ —

„Ich erinnere mich, ich erinnere mich; aber es liegt gerade in dieſem Gedanken eine erſtaunliche Tiefe — ein Chaos von Möglichkeiten“ —

„Nu, kurz den mag ich nich; aber wer mein Liebling iſt, das iſt der Clauren. Nee, dieſes Leben, dieſe Farben, dieſes Studium des Herzens und namentlich des weiblichen Jemüths, ach es is was Herrliches. Und dabei ſo natürlich! Wenn mir die andern alle vorkommen, wie ſchwere vierhändige Sonaten mit tiefen Baßpartien, mit zierlichen Solos, mit Trillern, die kein Menſch nich verſtehen und ſpielen kann, ſo wie der Mozart, der Heydn, ſo kommt mir der Clauren akkerat ſo vor, wie ein anjenehmer Walzer, wie ein Hoppswalzer oder Galopp. Ach, das Tanzen kommt einem in die Beene, wenn man ihn liest; es iſt was Herrliches!“

„Fahren Sie fort, wie gerne höre ich Ihnen zu. Auch ich liebe dieſen Schriftſteller über Alles. Dieſe andern, beſonders ein Schiller, wie wenig hat er für das Vergnügen der Menſchheit gethan. Man ſollte meinen, er wolle moraliſche Vorleſungen halten; er iſt, um mich eines anderen Gleichniſſes zu bedienen, ſchwerer dicker Burgunder, der mehr melancholiſch als heiter macht. Aber dieſer Clauren! er kommt mir vor wie Champagner, und zwar wie unechter, den man aus Birnen zubereitet; der echte verdunſtet gleich, aber dieſer unechte, ſetzt er auch im Grunde viele Hefen an, ſo „brüſſelt“ er doch mit allerliebſten tanzenden Bläschen auf und ab eine Stunde lang, er berauſcht, er macht die Sinne rege, er iſt der wahre Lebenswein.“

„O ſehen Sie, da kann ich Ihnen ja gleich unſeren Clauren vormachen mit Bornheimer Champagner. Man nimmt fremden Wein, ſo etwa die Hälfte, jießt Mineralwaſſer dazu, und nun jeben Sie acht; ich werfe Zucker in das Janze und unſer Clauren iſt fertig. Sehen Sie, wie es ſiedet, wie es ſprudelt und brüſſelt, wie anjenehm ſchmeckt es nicht und iſt ein wohlfeiles Jetränke. Nee, ich muß ſagen, er iſt mein Liebling. Und das Anjenehmſte is das, man kann ihn ſo leſen, ohne viel dabei zu denken, man erlebt es eigentlich, es is, meine ich, mehr der Körper, der ins Buch ſchaut, als der Jeiſt. Und wie anjenehm läßt es ſich dabei einſchlafen!“

„Ich glaube gar, ihr ſeyd in einem gelehrten Geſpräch begriffen!" rief lachend der alte Jude, indem er, den Deſſauer an der Hand, zu uns trat; „nicht wahr, Herr Legationsrath, ich habe da ein gelehrtes Ding zur Tochter? Sie ſpricht auch wie ein Buch und lieſt den ganzen Tag."

„Nun, und Sie, Papa, und Herr Zwerner haben wohl tiefe Handelsjeheimniſſe abjemacht? Darf man auch davon hören; wie werden ſie in der nächſten Woche ſtehen, die Metalliques? recht hoch? hab ich es errathen?"

„Stille Kind, ſtille! kein Wort davon! muß alles geheim gehalten werden! Muß einen großen Schlag geben. Iſt ein Goldmännchen der Herr von Zwerner. Setzen Sie ſich zu ihr hin und klären ihr alles auf. Sie iſt auf dieſem Punkt ein verſtändiges Kind und weiß zu rechnen, die Rebeckchen."

Was ſchlich denn jetzt durch das Gras? was hüpfte auf zierlichen Beinchen heran? was lächelte ſchon von weitem ſo freundlich nach der Kalle des Herrn Simon? war es nicht das Gräfchen Rebs, das alte freundliche Kaninchen, das in alle Damen verliebt iſt und alle bezaubert? Er war es, er kam herangeſchwänzelt.

Er ſchnaufte und ächzte, als er heran war, und doch konnte er auch in dem Zuſtand höchſter Erſchöpfung, in welchem er zu ſchein ſchien, ſein liebliches ſüßes Lächeln nicht unterdrücken. Er warf ſich ermattet neben Rebekka in einen Seſſel, ſtreckte die dünnen Beinchen, ſo mit zierlichen Spörnchen zum Spazierengehen beſchlagen, heftete den matten ſterbenden Blick auf die ſchöne Jüdin und ſprach: „Habe die Ehre, vergnügten Abend zu wünſchen; ich ſterbe, mit mir geht's aus!"

„Mein Jott! Herr Iſraels! Graf Rebs, was haben Sie doch? Ihre Wangen ſind janz eingeſchnurrt, Ihre Augen bleiben ſtehen; er antwortet nicht! Herr Tipplomat, Eau de Cologne! haben Sie keines bei ſich in die Taſche?“

So rief das ſchöne Judenkind und beſchäftigte ſich um den Ohnmächtigen mit zarter Sorgfalt. Da ich kein Eau de Cologne bei mir trug, ſo begann ſie etwas weniges verzweifeln zu wollen, und verlangte von dem Deſſauer, er ſolle ihm Tabaksrauch in die Naſe blaſen. Doch der Vater wußte beſſern Rath: „da geht einer,“ rief er freudig, „da geht ein charmanter junger Herr, iſt in Condition nicht weit von uns, der trägt beſtändig etzliches Kölnerwaſſer in ſeiner Rocktaſche!“

Wie ein Pfeil ſchoß er auf den jungen Mann zu und war, als er ihm mit ſchrecklichen Geberden das Eau de Cologne-Fläſchchen abforderte, anzuſehen wie Sir John Falſtaff, als er die Krämer beraubt. Maria Farina's Lebenstropfen brachten das arme Kaninchen wieder zu ſich; er ſchlug die Augen auf, ſeufzete tief und lächelte; „mich gehorſamſt zu bedanken,“ liſpelte er mit zitternder Stimme, „für die gütigſt geleiſtete Hülfe. War mir aber recht elend zu Muth; faſt als hätte ich mehr Bier getrunken als dienlich.“

„Sind Sie oft ſolchen Zufällen unterworfen?“ fragte Rebekka, ihn etwas mißfällig betrachtend.

„Mit nichten und im Gegentheil,“ erwiederte er, indem er den Rücken zierlich wendete und drehte, mit den Schultern über die Bruſt herausfuhr und mannhaft mit den Spörnchen klirrte; „mit nichten, habe ſonſten eine überaus ſtarke Conſtitution. Aber der dicke Pfarrer, der dicke Pfarrer . . .“

Die Juden ſchwiegen und Rebekka ſchlug die Augen nieder, wie immer, wenn von chriſtlichen Pfarrern oder Ceremonien, oder auch von Schweinfleiſch in ihrer Nähe geſprochen wurde. Der Seufzer aber, dem die Erſcheinung des Grafen etwas läſtig ſchien, fragte ihn ziemlich boshaft, ob er etwa im goldenen Brunnen geweſen, ſich allda etwas betrunken und nachher mit dem ehrſamen Paſtor Münſter Streit und kirchlichen Scandal angefangen, nach ſeiner Gewohnheit?

„Nach meiner Gewohnheit!“ rief das Kaninchen erſchrocken, „ich ein Unruheſtifter oder Säufer, ich in dem goldenen Brunnen, ich, der ich nur die allernobelſten Hotels, den Pariſer und den engliſchen Hof, den Weidenbuſch, in welchem ich logire, und den weißen Schwanen mit meinem Beſuch beehre? Nein! er iſt mir begegnet der Pfarrer, und als er an mir vorbeiging, ſah er mich mit ſchrecklichen Augen an und ſagte: Das iſt auch ſo ein Stein des Anſtoßes, auch ſo ein Myſtiker. Herr Pfarrer, ſagte ich, guten Abend, aber ein Myſtiker bin ich nicht und will auch für keinen gelten, am wenigſten öffentlich, auf der Chauſſee nach Bornheim. — So, Sie wollen keiner ſeyn? antwortete er, indem er näher auf mich zutrat, ſo daß ſein Bauch und das Cachet ſeiner Uhr mir gerade auf die Bruſt zu ſitzen kamen und mich heftig drückten; wollen keiner ſeyn? Warum kommen Sie denn nicht mehr ins Muſeum? Warum haben Sie an öffentlichen Wirthstafeln, im Pariſer, Weiden- und anderen Höfen geſchimpft über mich, daß ich ein gewiſſes

Gedicht von Langbein in beſagter Geſellſchaft vorgeleſen? Es iſt wahr, ich hatte mich ziemlich ſtark darüber ausgeſprochen, aber nicht aus Myſticismus, ſondern weil ich glaubte, es könne zarte Damenohren und weiche Gemüther unangenehm berühren, jenes Gedicht. Aber er nahm keine Entſchuldigung an; ich ſchlüpfte ihm unter dem Bauch weg und wollte ſchnell weiter gehen, aber er ſetzte mir mit weiten Schritten nach, ging neben mir her und beſchuldigte mich, ſeinem Gegenpart, dem myſtiſchen Pfarrer, zu einer reichen Frau verholfen zu haben; er behauptete auch, daß ich mich jeden Morgen, ſtatt des Frühſtücks, magnetiſiren laſſe und dergleichen; und erſt hier an der Gartenthüre ließ er mit einer mürriſchen Reverenz von mir ab."

„Aber was hat denn dies alles zu bedeuten?" fragte ich, „halten denn die Pfarrer hier auf der Landſtraße Kirche, wie es Sitte war zur Zeit der Apoſtel?"

„In Frankfurt," belehrte mich der Kaufmann aus Deſſau, „in Frankfurt iſt gegenwärtig ein großer Krieg zwiſchen den Pfarrern und ihre Parteien befehden ſich ebenfalls. Myſtiker und Rationaliſten ſchelten ſie ſich hin und her, der Eine wirft dem Andern vor, er predige nur Moral, der Andere entgegnet, ſein Gegner rede tiefen Unſinn. Nicht nur in den Kirchen, auf den Kanzeln, ſondern auch in den Weinhäuſern und Trinkſtuben, auf Chauſſeen und Caſinos wird gekämpft, und ſo konnte es leicht geſchehen, daß der Herr Graf einem Eiferer der Vernunft in die Hände fiel. — Doch wie? Herr Graf, wenn ich nicht irre, ſo fährt dort der Lord und ſeine Nichte; nicht ſo? und ſie halten vor dem Garten, ſie ſteigen aus?"

„Ah, ſie hat mich bemerkt!“ rief das Kaninchen ſehr freundlich, „ſie ſchaut ſchon herüber und wedelt, wenn ich nicht irre, mit dem Taſchentuch mir zu. Verzeihen allerſeits, daß ich mich entferne; Miß Mary hat ein Auge auf mich geworfen, und Sie wiſſen ſelbſt, bei ſolchen Affairen“ —

Er ſchlüpfte unter dieſen Worten aus dem Zelt und eilte mit zierlichen Sprünglein zu der Gartenpforte, wo er in dem Drang ſeines Herzens die junge Dame auf den glacirten Handſchuh küßte. Es mochte ihr übrigens dieſes Zeichen ſeiner Verehrung überaus komiſch vorkommen, denn ihr Lachen drang bis zu uns herüber und mit tiefem Baß begleitete ſie der Lord, indem er dem Kaninchen das Pfötchen ſchüttelte.

Das Gewölk, die Tante Simon, kam jetzt zurück und beklagte ſich, daß es ſchon etwas kühl werde. Der Jude ließ daher ſeinen ſchönen Wagen vorfahren und verließ mit den Seinigen den Garten. Der Seufzer hatte das Glück, Rebeckchen in den Wagen heben zu dürfen, und kam mit ganz verklärtem Geſicht zurück. Sie hatte ihm unter der Thüre noch die Hand gedrückt und geſtanden, daß ſie ſich dieſen Nachmittag janz fürtrefflich amüſirt habe, und der Alte hatte ihn eingeladen, morgen und alle Tage den Abend in ſeinem Hauſe zuzubringen.

5.

Der Kurier aus Wien kommt an.

Ich könnte dir, geneigter Leſer meiner Memoiren, vieles Ergötzliche und Intereſſante erzählen, was ich in der freien Stadt Frankfurt erlebte; nicht von früheren

Zeiten her, wo ich oft hinter den Stühlen der Churfürſten ſtand und den Kaiſer wählen half, wo ich ſo oft unter guten Freunden im Römer und *beim* Römer ſaß, wenn das neue Haupt des vielgliedrigen Leibes, deutſches Reich genannt, mit der Krone geſchmückt worden war; nein von den heutigen Tagen könnte ich dir viel erzählen, von dem tiefen geheimnißvollen Weſen der Diplomatie, von dem herrlichen Junitag, in welchem es niemals Abend oder Nacht wird, ich meine den deutſchen Bundestag, von dem herrlichen Treiben und Blühen des Myſticismus, und wie ich das Feuer anſchürte zwiſchen ſeinen Anhängern und den Rationaliſten, und wie es im Wirthshaus zum goldenen Brunnen einigemal zu bedeutenden Raufereien kam zwiſchen beiden Parteien, das heißt — nur mit ſchneidenden Zungen und ſtechenden Blicken; ich könnte dir erzählen, wie ich in einem Inſtitut, woſelbſt man junge Fräulein für die Welt zuſtutzt, nützlichen Unterricht gab im Guitarreſpielen und anderen Kleinigkeiten, ſo eine junge Dame kennen muß, wenn ſie in die Welt tritt. Ich könnte dir erzählen von jener Straße, Million genannt, wo meine ſpeciellſten Freunde wohnen, deren der Geringſte über Millionen gebietet.

Doch ich ſchweige von dieſem allem, weil ich mir vorgenommen, dir einen kleinen Abriß zu geben von der Art, wie ich den ehrlichen ſeufzenden Sohn Merkurs aus Deſſau zu einem Teufelskind machte. Der erſte Schritt vom ehrlichen Mann zum ſchlechten oder Betrüger iſt an ſich klein, und dennoch bedeutend, weil man leicht, ſo zu ſagen, in Schuß kömmt und unaufhaltſam bergab, bergab geht, anfangs im Trott, nachher im Galopp.

Mein guter Seufzer hatte ſein bedeutendes Vermögen mit einem ehrlichen Gemüth geerbt. Er ging in ſeinen Geſchäften den geraden ehrlichen Weg, nicht weil er ihm angenehmer war, ſondern weil er es unbequem finden mochte, Winkelzüge und Umwege zu machen.

Es iſt dies die Ehrbarkeit, die Tugend, die nie auf der Probe war, und daher ein negativer Begriff, ein Nichts, auf jeden Fall keine Tugend iſt.

Nicht der Geldgewinn, er iſt ziemlich zufrieden mit ſeinem Loos, ſondern die Liebe zu der ſchönen Kalle des alten Simon macht ihn ſtraucheln, oder vielmehr, wie Gelegenheit Diebe macht, die ſüße Art, wie ich es ihm eingab; jetzt iſt, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, aus dem ehrlichen Mann ein Betrüger geworden; er wird, weil es ihm diesmal leicht wird, zu betrügen, das nächſte Mal Aehnliches verſuchen; das Gewiſſen, die Ehrlichkeit, die Ruhe, die Selbſtzufriedenheit iſt ja doch ſchon zum Teufel, warum ſoll er ſich alſo geniren? Der große Gewinn für mich liegt aber darin, daß die erſten Verſuche des ehrlichen Mannes, ein Betrüger zu werden, gewöhnlich gut ausfallen und zur Wiederholung locken; denn wer mit mir Geſchäfte macht, kann, ſo lange es thunlich iſt, darauf rechnen, ſie mit Glück zu machen, und unglückliche Spekulanten, von denen die Sage geht, daß ſie ſich erhängt oder erſäuft haben, hatten durch Reue und Selbſtanklage den Kopf verloren, hatten mir zu wenig vertraut, und nicht ich war es, der ſie verließ, ſie hatten ſich ſelbſt verlaſſen.

Doch wo gerathe ich hin? habe ich mich von dem dicken Pfarrer anſtecken laſſen, zu moraliſiren? Iſt es denn mein Zweck, mit pſychologiſchen Abhandlungen meinen Leſer zu ermüden, oder ſogar abzuſchrecken? oder wie, ließ ich mich etwa von den Winken einiger gelehrten Leute verführen, die behaupteten, es liege zu wenig pſychologiſche Teufelei oder teufliſche Pſychologie in meinen Memorien, ich ſey für einen deutſchen Schriftſteller, als welchen ich mich im Leipziger Meßcatalogus einregiſtriren laſſen, nicht gründlich genug?

Der Teufel ſoll es holen! möchte ich mir ſelbſt zurufen, ſobald man vom Wege abgeht, geräth man immer mehr auf Abwege, ſo auch im Niederſchreiben von Memorien. Ich werde kurz ſeyn.

Ich hatte durch meine dienenden Kleinen erfahren, welche Gedanken der Reis-Effendi in einer Privatunterredung mit Herrn von Minciaky über das ruſſiſche Ultimatum geäußert; ja, um redlich zu ſeyn, ich hatte ſelbſt großen Antheil an jener Wendung der Dinge, weil mir dadurch das ſogenannte Gleichgewicht etwas auf die Spitze gerückt zu werden ſchien und mehr Leben in das ſchlummernde Europa kommen konnte, das von Revolutionen und anderen luſtigen Artikeln nur träumt und im Schlafe ſpricht. Ich hatte dieſe Nachricht früher vernommen, als ſie ſelbſt nur nach Petersburg kommen konnte, und in meiner Hand lag es, die Papiere ſteigen oder fallen zu machen. Der Vater der ſchönen Rebekka hatte in den letzten Tagen auf meinen Rath und ſeine eigene Einſicht hin ſeine Papiere ſo umgeſetzt, daß er beim geringſten Steigen der — — auf großen Gewinn zählen konnte. Große Spannung herrſchte in dem Hauſe des Herrn Simon in der neuen Judenſtraße. Der Alte verſicherte, ſeine Gebeine erzittern, ſo oft er anſetze, einen wichtigen Brief zu ſchreiben; die Tante, das neidiſche Gewölk, mochte ahnen, was vorging, und ſchlich trübe und ächzend im Haus umher; die Kalle war die muthigſte von allen. Zwar war auch ſie in einiger Bewegung, denn ſie las nicht mehr, weder in Clauren noch in verſchiedenen Almanachs, ſogar das Modejournal wollte ſie nicht anſehen, ſie ſpielte auch nicht mehr auf der Harfe, aber doch trug ſie das Köpfchen noch ſo hoch wie zuvor, und ermuthigte durch manche Rede die zagenden Bundestruppen.

Der Seufzer war gänzlich vom Verſtand gekommen. Bald war er tiefſinnig und zweifelte an ſeinem Glück, beſonders in der Nähe der ſchönen Jüdin, wenn er ſich die Höhe ſeiner Seligkeit, den Beſitz der lieblichen Kalle dachte; dann war er wieder ausgelaſſen fröhlich und ſprach allerlei verwirrtes Zeug, wie er ein Millionär zu werden gedenke, wie und wo er ſich ein Haus bauen wolle, und was dergleichen überſchwengliche Gedanken mehr waren; der Kalle aber flüſterte er ins Ohr, daß er ſich wolle adeln laſſen und ſie zur gnädigen Frau Baroneſſe von Zwerner zu Zwernersheim machen, welcher Ort noch auf der Landcharte auszumitteln wäre.

Endlich, es war am dritten Frankfurter Pfingſtfeiertage, und die Mädchen und Frauen ſpazierten ſchon ſchaarenweiſe hinaus an den Main, um ſich überſetzen zu laſſen nach dem Wäldchen, und die Männer riefen ihnen nach, nur einſtweilen Alles zuzurüſten daſelbſt, weil ſie nur noch auf die Börſe gingen und bald nachkämen, indem heute nichts Bedeutendes vorkomme.

und auch die alte Baubo, die ſchnöde Hexe, zog hinaus, doch diesmal nicht auf dem Mutterſchwein, ſondern in einem eleganten Wagen; ſie hatte ihre ſchönen Stieftöchter bei ſich und nickte mir freundlich zu, als wollte ſie ſagen: „Dich kenne ich wohl, Satan, obgleich du jetzt in ſchwarzem Frack und ſeidenen Strümpfen einherzuwandeln beliebſt und meiner Eliſe, dem allerliebſten Kind, praktiſche Guitarreſtunden gibſt, dich kenne ich wohl, komm' aber nur hinaus ins Wäldchen, da ſprechen wir wohl wieder ein Wort zuſammen.“ Da fuhr ſie hin, die gute Alte, eine der erſten Palaſtdamen meiner Großmutter, und ſehr angeſehen in Frankfurt und auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, da fuhr ſie hin und viele tauſend und wieder tauſend fromme Frankfurter Seelen ihr nach, die alle das Gebot in ſeinem Herzen trugen: „du ſollſt den Feiertag heiligen, und an Pfingſten auch den dritten und vierten.“

Jetzt war es Zeit zu operiren. Den Tag zuvor hatte man ſich allgemein mit dem Gerücht getragen, daß die Pforte das Ultimatum nicht annehmen werde, und man erwartete von heute nichts beſonderes. Da jagte um elf Uhr ein Kurier durch das Thor, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, er ſprengte, greulich auf dem Poſthorn blaſend, durch die Straße, Million genannt, und in einem Umweg durch's neue Judenquartier; die Leute riſſen die Fenſter auf und fuhren mit den Köpfen heraus, um zu ſchauen nach dem ſchrecklichen Trompeten- und Straßenlärm; „Wo kümmt er här? Wo will er hün?“ riefen ſie. „In weißen Schwanen,“ ſchrie er, „ich habe den Weg verfehlt, wo geht's in weißen Schwanen?" „Der Herr is wohl ä Korrier?" „Freilich, nur ſchnell!" rief er und zog einen Brief mit großem Sigill aus der Taſche, „das kommt von Wien, und iſt an den Herrn Zwerner aus Deſſau im weißen Schwanen." „Da an der Ecke geht's rechts, dann die Straße links, dann kömmt er auf die Zeile, da reitet er bis an die Hauptwache und von dort iſt's nimmer weit." So riefen Sie, ſchauten ihm nach, wie er mit der Peitſche knallend davon jagte und beſprachen ſich dann über die Straße hinüber, was wohl die Depeſche aus Wien enthalten möchte. Der Kurier war aber niemand anders, als einer meiner dienſtbaren Geiſter, in die Uniform eines heſſiſchen Poſtillions gekleidet.

6.

Der Reis-Effendi und der Teufel in der Börſenhalle.

Im Briefe ſtand mit dürren Worten, daß der Reis-Effendi dem Herrn von Minciaky die vertrauliche, jedoch halb officielle Mittheilung gemacht habe, daß die Pforte das Ultimatum, ſo weit es Rußland betreffe, annehmen werde.

Der Seufzer bekam nun die nöthige Inſtruktion, was er zu thun hatte; er fuhr mit dem Brief ſogleich zu Papa Simon und mit dieſem zu Herrn von R........, dem Papſt der Börſe, dem ſichtbaren Oberhaupt der unſichtbaren papierenen Kirche. Dieſer prüfte die Depeſche genau; er ſelbſt hatte ſchon zu oft ähnliche Mittel angewendet, Pariſer Kuriere aus Mainz und Wiener aus Aſchaffenburg kommen laſſen, als daß er ſo leicht konnte hintergangen werden. Er ließ daher ein Licht bringen und prüfte zuerſt Geruch und Flüſſigkeit des Siegellacks. „Gotts Wunder!“ ſprach er bedächtlich riechend, „Gotts Wunder! das iſt echtes Kaiſerliegellack, wie es nur in Wien ſelbſt zubereitet wird, und was Eingeweihte zu ſolchen Depeſchen zu verwenden pflegen.“ Dann betrachtete er genau das Couvert des Briefes und fand darauf die gedruckten Zeichen jeder Poſtſtation von Wien bis Frankfurt, und keines fehlte. Er verglich ſodann dieſe Zeichen mit der Liſte der Poſtzeichen, die er zur Hand hatte, und — ſie waren richtig.

Hatte er zuvor den Herrn Zwerner, Handelsmann aus Deſſau, als ein kleines Paarmal-hunderttauſend-Gulden-Männchen ſo obenhin behandelt, wie der Löwe das Hündchen, ſo wuchs jetzt ſeine Achtung mit unglaublicher Schnelle. Er hätte zwar am liebſten ſelbſt den Kurier bekommen ſammt der inhaltſchweren Depeſche, doch, da dies nicht mehr zu ändern war, machte er gute Miene zum böſen Spiel, dankte, daß man ihn ſogleich von der wichtigen Nachricht avertirt habe, und berechnete dabei, welche Summe dem Deſſauer dieſe Nachricht gekoſtet haben könnte, indem er annahm, dieſer Kaufmann müſſe die Preiſe, die er in Wien für ſolche Winke bezahlte, überboten haben. Es war Börſenzeit, er ſelbſt fuhr mit auf die Börſenhalle.

Börſenhalle! unter dieſem Namen ſtellt ſich wohl der Fremde, der dieſe Einrichtung noch nie geſehen, ein weitläufiges Gebäude vor, wie es der Stadt Frankfurt würdig wäre, mit weiten Sälen, Seitengängen, ſchönen Portalen und dergleichen. Wie wundert er ſich aber und lächelt, wenn er in *dieſe* Börſenhalle tritt!

Man ſtelle ſich einen ziemlich kleinen gepflaſterten Hof, von unanſehnlichen Gebäuden eingeſchloſſen, vor, wo man mit Bequemlichkeit Pferde ſtriegeln, Wagen reinigen, waſchen, Hühner und Gänſe füttern, und dergleichen ſolide häusliche Handthierungen verrichten könnte. Statt des ehrwürdigen Truthahns, ſtatt der geſchwätzigen Hühner und Gänſe, ſtatt des Stallknechts mit dem Beſen in der Fauſt, ſtatt der Küchendame, die hier ihren Salat wäſcht — ſieht man hier zwiſchen zwölf und ein Uhr Mittags ein buntes Gedränge; Männer mit dunkelgefärbten markirten Geſichtern, mit ſchwarzen Bärten und lauernden Augen, mit kühn gebogenen Naſen und breiten Mäulern, mit ſchmutzigen Hemden und unſauberer Kleidung ſchleichen mit gebogenen ſchlotternden Knien und ſpitzigen Ellbogen, den Hut tief in den Nacken zurückgedrückt, umher und fragen einander: „nu, wie ſtehen ſie heute?“ Du wandelſt ſtaunend durch dieſes Gewühl und fühlſt einen kleinen unbehaglichen Schauer, wenn dich eine der unſaubern Geſtalten im Vorübergehen anſtreift. Du begreifſt zwar, daß du dich unter den Kindern Iſraels befindeſt, aber zu welchem Zweck treiben ſie ſich hier unter freiem Himmel in einem Hühnerhof umher? Endlich wirſt du eine Tafel, etwa wie ein Wirthshausſchild anzuſehen, gewahr, drauf ſteht mit goldenen Buchſtaben deutlich zu leſen: — Börſenhalle. Alſo in der Börſenhalle der freien Stadt Frankfurt befindeſt du dich; du hörſt heute ein ſonderbares Gemunkel und Geflüſter; die Leute gehen ſtaunend umher, mehr mit Blicken als mit Worten fragend: „Ae Korrier es Wien?“ — Gotts Wunder! —

„Wer hat'n gekriegt?“ — Ae Fremder, der Zwerner von Deſſau. — „Wie? kaner von unſere Lait? Nicht der Rothſchild, der grauße Baron? nicht der Bethmann? Auch nicht der Metzler? Waas?“

„Was hat 'r gebracht, der Korrier? Abraham, wie ſtehen ſe?“

„Wie werden ſe ſtehen! Wer kanns wiſſen, ſo lange der Zwerner aus Deſſau nicht iſt auf der Börſenhalle?“

„Levi! hat er's Oltemat'm angenommen, der Reis-Effendi? hat er oder hat er nicht? Wie werden ſe ſtehen?“

„Ich habs genug, 's is a Vertel auf Eins, und noch will keiner verkaufen aus Schrekka vor die Korrier. Wär' nur der Zwerner aus Deſſau da! Auch der Rothſchild bleibt ſo lang' aus und der Simon von die neue Straße. Wirſt ſehen, 's wird geben á grauße Operation! Der Herr wird verſtockt haben des Herz des Effendi, aß er hat nicht angenomme das Oltematum von dem Moskewiter?“

„Bethmänniſche Obligationen will man nicht kaufen, ſind gefallen um Vertelpurzent!“

„Wie ſtehts mit die Metalliques? Wie verkauft ſie der Metzler? Wie ſtehen ſe, Abraham? thu mer de Gefallen und ſag', die Metalliques, wie ſtehen ſe?“

„Aß ich der ſag', ich weiß nicht, wo mer ſteht der Kopf, weiß heute keiner, wer iß Koch oder Keller! aß ich nicht kann riechen, wie ſe ſtehen die Metalliques!“

Plötzlich entſteht ein Geräuſch, ein Gedränge nach der Thüre zu. Ein Wagen iſt vorgefahren, die Leute ſtehen auf die Zehen, machen lange Hälſe, um die Mienen der Kommenden zu ſehen. Drei Männer arbeiten ſich durch die Menge und ſtellen ſich ernſt und gravitätiſch an ihren Platz zur Seite, wie es wohllöblicher Weiſe auf andern Börſen der Brauch iſt, wo nur die Mäkler umherlaufen und ſich drängen. Es war der große Baron, der an der Seite ſtand, zu ſeiner Rechten das Geſtirn des Tages, der Kaufmann Zwerner aus Deſſau, jetzt nicht mehr Seufzer zu nennen, denn ſein Herz ſchien zu jubeliren und allerlei verliebte Streiche ausführen zu wollen, während er doch die Sinne bedächtlich und geſetzt beiſammen behalten mußte, um ſich nicht zu verrechnen. Zur Linken ſtand der Jude Simon, angethan mit ſeinem Sabbather Rock und einer ſchneeweißen Halsbinde, mit feierlicher hochzeitlicher Miene, ſo daß ſein Volk gleich ſah, es müſſe was ganz Außerordentliches ſich zugetragen haben.

Jetzt nahten die Käufer und Verkäufer und fragten nach den Preiſen. Sie wurden bleich, ſie ſanken in die Knie und ſchlichen zitternd umher; ſie lamentirten ſchrecklich mit den Armen, ſie ſteckten die Finger in den Mund, ſie fluchten Ebräiſch und Syriſch auf den Chriſten, der ſich einen Kurier kommen laſſen, auf den Vater, der den Kurier gezeugt, auf das Pferd, welches das Pferd des Kuriers zur Welt gebracht, auf ſeinen Kopf, auf ſeine vier Füße, kurz auf Alles, ſelbſt auf Sonne, Mond und Sterne, und auf Frankfurt und die Börſenhalle. Jetzt merkte man, warum der ſchlaue Simon ſeine Papiere in den letzten Tagen umgeſetzt habe; jetzt konnte man ſich den Tiefſinn des Kaufmanns aus Deſſau erklären! — „Das Ultimatum iſt angenommen!“ ſcholl es durch den Hof, „der Reis-Effendi hat zugeſagt!“ hallte es durch die Ecken; und obgleich die drei wichtigen Männer nur entfernt auf ihren Brief anſpielten, nur einige nähere Umſtände angaben, nichts Beſtimmtes ausſprachen, ſo ſtiegen doch die öſterreichiſchen, die Rothſchildſchen und wenige andere Papiere, von welchen durch Zwerners und des alten Simons Sorge gerade nicht ſehr viele auf dem Platz waren, in Zeit von einer halben Stunde um vier und einen halben Procent. Mehrere Häuſer, die ſich nicht vorgeſehen hatten, fingen an zu wanken, eines lag ſchon halb und halb, und hatte es nur ſeiner nahen Seitenverwandtſchaft mit dem regierenden (Börſen-) Hauſe zu verdanken, daß ihm noch einige Stützen untergeſchoben wurden.

Als man um ein Uhr auseinander ging, lautete der Kurszettel der Frankfurter Börſenhalle:

Metalliques $87\,^3/_8$.
Bethmänniſche $75\,^1/_2$.
Rothſchildſche Looſe 132.
Preußiſche Staatsſchuldſcheine 84.

In den übrigen war nichts geändert worden.

7.

Die Verlobung.

Dieſes kleine Börſengemetzel entſchied über das Schickſal des Seufzers aus Deſſau. In den zwei nächſten Tagen wirkte er durch die große Menge Metalliques, die er in Händen hatte, mächtig auf den Gang der

Geſchäfte, und als einige Tage nachher Herr von Rothſchild Privatmittheilungen aus Wien erhielt, wodurch ſeine Nachrichten vollkommen beſtätigt wurden, da drängte ſich Alles um den hoffnungsvollen ſpekulativen Jüngling, um den genialen Kopf, der auf unglaubliche Weiſe die Umſtände habe berechnen können.

Seine Zurückgezogenheit zuvor galt nun für tiefes Studium der Politik, ſeine Schüchternheit, ſein geckenhaftes Stöhnen und Seufzen für Tiefſinn, und jedes Haus hätte ihm freudig eine Tochter gegeben, um mit dieſem ſublimen Kopf ſich näher zu verbinden. Da aber die Polygamie in Frankfurt der Zeit noch nicht förmlich ſanctionirt iſt und das Herz des Deſſauers an Rebekka hing, ſo ſchlug er mit großer Tapferkeit alle Stürme ab, die aus den Verſchanzungen in der Zeile, aus den Tranchéen der Million, ſelbſt aus den Salons der neuen Mainzerſtraße mit glühenden Liebesblicken und Stückſeufzern auf ihn gemacht wurden.

Der alte Herr Simon, konnte ſich auch der Deſſauer in Hinſicht auf Geld und Glücksgüter ihm nicht gleichſtellen, rechnete es ſich dennoch zur beſondern Ehre, einen ſo erleuchteten Schwiegerſohn zu bekommen. Ja, er ſah es als eine glückliche Spekulation an, ihn durch Rebekka gefangen zu haben. Er ſah ihn als eine prophetiſche Spekulationsmaſchine an, die ihn in kurzer Zeit zum reichſten Mann Europa's machen mußte; denn, wenn er immer mit ſeinem Schwiegerſohn zugleich kaufte oder verkaufte, glaubte er nie fehlen zu können.

Fräulein Rebekka ging ohne vieles Sträuben in die Bedingungen ein, die ihr der Zärtliche auferlegte;

da er eine gewiſſe Abneigung verſpürte, ein Jude zu werden, ſo hielt er es für nothwendig, daß ſie ſich taufen laſſe. Sie nahm ſchon folgenden Tages insgeheim Unterricht bei dem Herrn Paſtor Stein und gab dafür auf einige Zeit ihre Klavierſtunden auf, wobei, wie ſie behauptete, noch etwas Erkleckliches profitirt würde, da ſie dem Klaviermeiſter einen Thaler für die Stunde hatte bezahlen müſſen. Sie ſelbſt legte dafür dem Deſſauer die Bedingung auf, daß er ſich für einige hundert Gulden in den Adelsſtand erheben laſſen und in dem jöttlichen Frankfort leben müſſe.

Er ging es freudig ein und überließ mir dieſes diplomatiſche Geſchäft. Um nun auch von mir zu reden, ſo traf pünktlich ein, was ich vorausgeſehen hatte. Der Seufzer beſchwichtigte für's Erſte ſein Gewiſſen, das ihm allerlei vorwerfen mochte, z. B. daß das ganze Geſchäft unehrlich und nicht ohne Hülfe des Teufels habe zu Stande kommen können. Sobald er mit dieſer Beſchwichtigung fertig war, war auch ſeine Dankbarkeit verſchwunden. Weil ihn Alles als den ſublimſten Kopf, den ſcharfſinnigſten Denker pries, glaubte er ohne Zaudern ſelbſt daran, wurde aufgeblaſen, ſah mich über die Achſel an und erinnerte ſich meiner ſehr gütig als eines Menſchen, mit welchem er im weißen Schwanen einigemal zu Mittag geſpeiſt habe.

Was mich übrigens am meiſten freute,. war, daß er die Strafe ſeines Undankes in ſich und ſeinen Verhältniſſen trug. Es war vorauszuſehen, daß ſeine prophetiſche Kraft, ſein ſpekulativer Geiſt ſich nicht lange halten konnten. Mißglückten nur erſt einige Spekulationen, die er, auf ſein blindes Glück und ſeinen noch blinderen Verſtand trauend, unternahm, verlor er erſt einmal Fünfzig- oder Hunderttauſend und zog ſeinen Schwiegerpapa in gleiche Verluſte, ſo fing die Hölle für ihn ſchon auf Erden an.

Rebeckchen, das liebe Kind, ſah auch nicht aus, als wolle ſie mit dem neuen Glauben auch einen neuen Menſchen anziehen. War ſie erſt gnädige Frau von Zwerner, ſo war zu erwarten, daß die Liebesintriguen ſich häufen werden; junge wohlriechende Diplomaten, alte Sünder, wie Graf Rebs, fremde Majors mit glänzenden Uniformen waren dann willkommen in ihrer Loge und zu Hauſe, und der Deſſauer hatte das Vergnügen, zuzuſchauen. Und wie wird dieſer ſanfte Engel Rebekka ſich geſtalten zur Furie, wenn die ſpekulative Kraft ihres Eheherrn nachläßt und damit zugleich ſein Vermögen, wenn man das glänzende Hotel in der Zeile, die Loge im erſten Rang, die Equipage und die hungernden Liebhaber ſammt der köſtlichen Tafel aufgeben, wenn man nach Deſſau ziehen muß in den alten Laden des Hauſes Zwerner und Comp., wenn die gnädige Frau herabſinkt aus ihrem geadelten Himmel und zur ehrlichen Kaufmannsfrau wird, wenn man den Gemahl ſtatt mit Papieren, wie es nobel iſt und groß, mit Ellenwaaren und Bändern, ganz klein und unnobel handeln ſieht! Welche Perſpektive!

Doch am vierten Pfingſtfeiertag 1826 dachte man noch nicht an dergleichen im Hauſe des Herrn Simon in der neuen Judenſtraße. Da war ein Hin- und Herrennen, ein Laufen, ein Kochen und Backen; es wurde ungemein viel Gänſeſchmalz verbraucht, um koſcheres Backwerk zu verfertigen; ein Hammel wurde geſchächtet, um köſtliche Ragouts zu bereiten.

Der geneigte Leſer erräth wohl, was vorging in dem geſegneten Hauſe? Nämlich nichts geringeres, als die Verlobung des vortrefflichen Paares. Die halbe Stadt war geladen und kam. Hatte denn der alte Simon nicht treffliche alte Weine? Speiſte man bei ihm, das Gänſefett abgerechnet, nicht trefflich? Hatte er nicht die ſchönſten jüdiſchen und chriſtlichen Fräulein zuſammengebeten, um die Geſellſchaft zu unterhalten durch geiſtreiche Spiele und herrlichen Geſang?

Auch Graf Rebs, das treffliche Kaninchen, war geladen, und nur das brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit, daß nicht weniger als zwanzig Frauen und Fräulein zugegen waren, mit denen er ſchon in zärtlichen Verhältniſſen geſtanden hatte. Er half ſich durch ausdrucksvolle Liebesblicke, die er allenthalben umherwarf, wie auch durch die eigene Behendigkeit ſeiner Beinchen, auf welchen er überall umherhüpfte und jeder Dame zuflüſterte, ſie allein ſei es eigentlich, die ſein zartes Herz gefeſſelt. Die übergroße Anſtrengung, zwanzig auf einmal zu lieben, da er es ſonſt nur auf fünf gebracht hatte, richtete ihn aber dergeſtalt zu Grunde, daß er endlich elendiglich zuſammenſank und in ſeinem Wagen nach Hauſe gebracht werden mußte.

Die Geſellſchaft unterhielt ſich ganz angenehm und bewies ſich nach Herrn Simons Begriffen ſehr geſittet und anſtändig, denn als er am Abend, nachdem alle ſich entfernt hatten, mit ſeiner Tochter Rebekka das Silber ordnete und zählte, riefen ſie einmüthig und vergnügt: „Gotts Wunder! Gotts Wunder! was war das für noble Geſellſchaft, für geſittete Leute! Es fehlt auch nicht ein Kaffeelöffelchen, kein Deſſertmeſſerchen oder Zuckerklämmerchen iſt uns abhanden gekommen! Gotts Wunder!“

Der Feſttag im Fegefeuer.

Fortſetzung.

Am Horizont in dieſem Jahr
Iſt es geblieben, wie es war.
M. Claudius.

1.

Der junge Herrnmacher fährt fort, ſeine Geſchichte zu erzählen.

Das Manuſcript, aus welchem wir dieſe infernaliſchen Memoiren dechiffriren und ausziehen, fährt bei jener Stelle, die wir im erſten Theile nothgebrungen abbrachen, fort, die Geſchichte des jungen deutſchen Schneider-Barons zu geben. Er iſt aus ſeiner Vaterſtadt Dresden entflohen, er will in die weite Welt, für's Erſte aber nach Berlin gehen, und erzählt, was ihm unterwegs begegnete.

Meine Herren, fuhr der edle junge Mann fort, als ich mich umſah, ſtand ein Mann hinter mir, gekleidet wie ein ehrlicher rechtlicher Bürger; er fragte mich, wohin meine Reiſe gehe, und behauptete, ſein Weg ſey beinahe ganz der meinige, ich ſolle mit ihm reiſen. Ich verſtand ſo viel von der Welt, daß ich einſah, es ſey weniger auffallend, wenn man einen halberwachſenen Jungen mit einem älteren Mann gehen ſieht, als allein. Der Mann entlockte mir bald die Urſache meiner Reiſe, meine Schickſale, meine Hoffnungen. Er ſchien ſich ſehr zu verwundern, als ich ihm von meinem Onkel, dem Herrn von Garnmacher in der Dorotheenſtraße in Berlin erzählte. „Euer Onkel iſt ja ſchon ſeit zwei Monaten todt!“ erwiederte er, „o du armer Junge, ſeit zwei Monaten todt; es war ein braver Mann und ich wohnte nicht weit von ihm und kannte ihn gut. Jetzt nagen ihn die Würmer!“

Sie können ſich leicht meinen Schrecken über dieſe Trauerpoſt denken; ich weinte lange und hielt mich für unglücklicher als alle Helden; nach und nach aber wußte mich mein Begleiter zu tröſten: „Erinnerſt du dich gar nicht, mich geſehen zu haben?“ fragte er; ich ſah ihn an, beſann mich, verneinte. „Ei, man hat mich doch in Dresden ſo viel geſehen,“ fuhr er fort; „alle Alten und beſonders die Jugend ſtrömte zu mir und meinem jungen Griechen.“

Jetzt fiel mir mit einem Mal bei, daß ich ihn ſchon geſehen hatte. Vor wenigen Wochen war nach Dresden ein Mann mit einem jungen unglücklichen Griechen gekommen; er wohnte in einem Gaſthof und ließ den jungen Athener für Geld ſehen; das Geld war zur Erhaltung des Griechen und der Ueberſchuß für einen Griechenverein beſtimmt. Alles ſtrömte hin, auch mir gab der Vater ein paar Groſchen, um den unglücklichen Knaben ſehen zu können. Ich bezeigte dem Manne meine Verwunderung, daß er nicht mehr mit dem Griechen reiſe.

„Er iſt mir entlaufen, der Schlingel, und hat mir die Hälfte meiner Kaſſe und meinen beſten Rock geſtohlen, er wußte wohl, daß ich ihm nicht nachſetzen konnte; aber wie wäre es, Söhnchen, wenn du mein Grieche würdeſt?“ Ich ſtaunte, ich hielt es nicht für möglich; aber er geſtand mir, daß der andere ein ehrlicher Münchner geweſen ſey, den er abgerichtet und koſtümirt habe, weil nun einmal die Leute die griechiſche Sucht hätten.

„Wie?“ unterbrach ihn der Engländer, „ſelbſt in Deutſchland nahm man Antheil an den Schickſalen dieſes Volkes? und doch iſt es eigentlich ein deutſcher Miniſter, der es mit der Pforte hält und die Griechen untergehen läßt.“

„Wie es nun ſo geht in meinem lieben Vaterland,“ antwortete Baron von Garnmacher, des Schneiders Sohn, „was einmal in einem anderen Lande Mode geworden, muß auch zu uns kommen. Das weiß man gar nicht anders. Wie nun vor kurzem die Parganioten ausgetrieben wurden und bald nachher die griechiſche Nation ihr Joch abſchüttelte, da fanden wir dies erſtaunlich hübſch, ſchrieben auf der Stelle viele dicke Bücher darüber und ſtifteten Hülfsvereine mit ſparſamen Kaſſen. Sogar Philhellenen gab es bei uns, und man ſah dieſe Leute mit großen Bärten, einen Säbel an der Seite, Piſtolen im Gürtel, rauchend durch Deutſchland ziehen. Wenn man ſie fragte, wohin? ſo antworteten ſie: In den heiligen Krieg, nach Hellas gegen die Osmanen! Hat ſich nun etwa eine Frau oder ein Mann, der in der alten Geographie nicht ſehr erfahren, eine nähere Erklärung aus, ſo erfuhr man, daß es nach Griechenland gegen die Türken gehe. Da kreuzigten ſich die Leute, wünſchten dem Philhellenen einen guten Morgen und flüſterten, wenn er mit dröhnenden Schritten einen Fußpfad nach Hellas einſchlug: Der muß wenig taugen, daß er im Reich keine Anſtellung bekommt und bis nach Griechenland laufen muß.“

„Iſts möglich!“ rief der Marquis, „ſo theilnahmlos ſprachen die Deutſchen von dieſen Männern?“

„Gewiß; es ging mancher hin mit dem ſchönen Gefühl, einer unterdrückten Sache beizuſtehen; mancher, um ſich Kriegsruhm zu erkämpfen, der nun einmal auf den Billards in den Garniſonen nicht zu erlangen iſt; aber Alle barbierte man über einen Löffel, wie mein Vater zu ſagen pflegte, und ſchalt ſie Landläufer.“

„Mylord,“ ſagte der Franzoſe, „es ſind doch dumme Leute, dieſe Deutſchen!“

„O ja,“ entgegnete jener mit großer Ruhe, indem er ſein Rumglas gegen das Licht hielt, „zuweilen; aber dennoch ſind die Franzoſen unerträglicher, weil ſie allen Witz allein haben wollen.“

Der Marquis lachte und ſchwieg. Der Baron aber fuhr fort: Auf dieſe Sitte der Deutſchen hatte jener Mann ſeinen Plan gebaut, und noch oft muß ich mich wundern, wie richtig ſein Calcul war. Die Deutſchen, dachte er, kommen nicht dazu, etwas für einen weit ausſehenden Plan, für ein fernes Land und dergleichen zu thun; entweder ſagen ſie: „es war ja vorher auch ſo, laſſet der Sache ihren Lauf, wer wird da etwas Neues machen wollen?“ Oder ſie ſagen: „Gut, wir wollen erſt einmal ſehen, wie die Sache geht, vielleicht läßt ſich hernach etwas thun.“ Fällt aber etwas in ihrer Nähe vor, können ſie ſelbſt etwas Seltenes mit eigenen Augen ſehen, ſo laſſen Sie es ſich etwas koſten.

Man war dem Griechen früher oft in mancher kleinen Stadt ſehr dankbar, daß er doch wieder eine Materie zum Sprechen herbeigeführt habe, eine Seltenheit, welche die Weiber beim Kaffee, die Männer beim Bier traktiren konnten.

Was für Ausſichten blieben mir übrig? mein Onkel war todt, ich hatte nichts gelernt; ſo ſchlug ich ein, Grieche zu werden. Jetzt fing ein Unterricht an, bei welchem wir bald ſo vertraut mit einander wurden, daß mir mein Führer ſogar Schläge beibrachte. Er lehrte mich alle Gegenſtände auf neugriechiſch nennen, bläute mir einige Floskeln in dieſer Sprache ein, und nachdem ich hinlänglich inſtruirt war, ſchwärzte er mir Haar und Augenbraunen mit einer Salbe, färbte mein Geſicht gelblich, und — ich war ein Grieche. Mein Koſtüm, beſonders das für vornehme Präſentationen, war ſehr glänzend, manches ſogar von Seide. So zogen wir im Land umher und gewannen viel Geld.

„Aber mein Gott!“ unterbrach ihn der Franzoſe, „ſagen Sie doch, in Deutſchland ſoll es ſo viele gelehrte Männer geben, die ſogar griechiſch ſchreiben.. Dieſe müſſen doch auch ſprechen können; wie haben Sie ſich vor dieſen durchbringen können?“

Nichts leichter als dies, und gerade bei dieſen hatte ich meinen größten Spaß; dieſe Leute ſchreiben und leſen das Griechiſche ſo gut, daß ſie vor zweitauſend Jahren mit Thucydides hätten korreſpondiren können, aber mit dem Sprechen will es nicht recht gehen; ſie mußten zu Haus immer die Phraſen im Lexikon aufſchlagen, wenn ſie ſprechen wollten; da hatte ich nun, um aus aller Verlegenheit zu kommen, eine herrliche Floskel bereitet: — — — — Mein Herr! das iſt nicht griechiſch. Mein Führer unterließ nicht, ſogleich, was ich geſagt, dem Publikum ins Deutſche zu überſetzen, und jene Kathedermänner kamen gewöhnlich über das Lächeln der Menſchen dergeſtalt außer Faſſung, daß ſie es nie wieder wagten, griechiſch zu ſprechen.

So zogen wir längere Zeit umher, bis endlich in Karlsbad die ganze Komödie auf einmal aufhörte. Wir kamen dorthin zur Zeit der Saiſon und hatten viele Beſuche. Unter andern fiel mir beſonders ein Herr mit einem Band im Knopfloch auf, der mir große Aehnlichkeit mit meinem Vater zu haben ſchien. Er beſuchte uns einigemal, und endlich, denken Sie ſich mein Erſtaunen, höre ich, wie man ihn Herr von Garnmacher titulirt. Ich ſtürzte zu ihm hin, fragte ihn mit zärtlichen Worten, ob er mein verehrter Herr Onkel ſey, und entdeckte ihm auf der Stelle, wie ich eigentlich nicht auf klaſſiſchem Boden in Athen, ſondern als königl. ſächſiſches Landeskind in Dresden geboren ſey. Es war eine rührende Erkennungsſcene. Das Staunen des Publikums, als der Grieche auf einmal gutes Deutſch ſprach, die Verlegenheit meines Oheims, der mit vornehmer Geſellſchaft zugegen war und nicht gerne an meinen Vater, den marchand tailleur, erinnert ſeyn wollte, die Wuth meines Führers, alles dies kam mir trotz meiner tiefen Rührung höchſt komiſch vor.

Der Führer wurde verhaftet, mein Onkel nahm ſich meiner an, ließ mir Kleider machen und führte mich nach Berlin. Und dort begann für mich eine neue Kataſtrophe.

2.

Der Baron wird ein Recenſent.

Mein Onkel war ein nicht ſehr berühmter Schriftſteller, aber ein berüchtigter, anonymer Kritiker. Er arbeitete an zehn Journalen, und ich wurde anfänglich dazu verwendet, ſeine Hahnenfüße ins Reine zu ſchreiben. Schon hier lernte ich nach und nach in meines Onkels Geiſt denken, faßte die gewöhnlichen Wendungen und Ausdrücke auf und bildete mich ſo zum Recenſenten. Bald kam ich weiter; der herrliche Mann brachte mir die verſchiedenen Klaſſen und Formen der Kritik bei, über welche ich übrigens hinweggehen kann, da ſie einen Fremden nicht intereſſiren.

„Nein, nein!“ rief der Lord, „ich habe ſchon öfters von dieſer kritiſchen Wuth Ihrer Landsleute gehört. Zwar haben auch wir, z. B. in Edinburgh und London einige Anſtalten dieſer Art, aber ſie werden, höre ich, in einem ganz anderen Geiſte beſorgt als die Ihrigen.“

Allerdings ſind dieſe Blätter in meinem Vaterlande eine ſonderbare, aber eigenthümliche Erſcheinung. Wie in unſerer ganzen Literatur immer noch etwas Engbrüſtiges, Eingezwängtes zu verſpüren iſt, wie nicht das, was leicht und gefällig, ſondern was mit einem recht ſchwerfällig gelehrten Anſtrich geſchrieben iſt, für einzig gut und ſchön gilt, ſo haben wir auch eigene Anſichten über Beurtheilung der Literatur. Es traut ſich nämlich nicht leicht ein Mann oder eine Dame in der Geſellſchaft ein Urtheil über ein neues Buch zu, das ſich nicht an ein öffentlich ausgeſprochenes anlehnen könnte; man glaubt darin zu viel zu wagen. Daher gibt es viele öffentliche Stimmen, die um Geld und gute Worte ein kritiſches Solo vortragen, in welches dann das Tutti oder der Chorus des Publikums einfällt.

„Aber wie mögen Sie über dieſe Inſtitute ſpotten, mein Herr Baran?“ unterbrach ihn der Lord, „ich finde das recht hübsch. Man braucht ſelbſt kein Buch als dieſe öffentlichen Blätter zu leſen, und kann dann dennoch in der Geſellſchaft mitſtimmen.“

Sie hätten Recht, wenn der Geiſt dieſer Inſtitute anders wäre. So aber ergreift der, welcher ſich nach dieſen Blättern richtet, unbewußt irgend eine Partei, und kann, ohne daß er ſich deſſen verſieht, in der Geſellſchaft für einen Goethianer, Müllnerianer, Voſſiden oder Creuzerianer, Schellingianer oder Hegelianer, kurz für einen Janer gelten. Denn das eine Blatt gehört dieſer Partei an, und haut und ſticht mehr oder minder auf jede andere, ein anderes gehört dieſem oder jenem großen Buchhändler. Da müſſen nun für's Erſte alle ſeine Verlagsartikel gehörig gelobt, dann die ſeiner Feinde grimmig angefallen werden, oft muß man auch ganz diplomatiſch zu Werk gehen, es mit keinem ganz verderben, auf beiden Achſeln (Dichter-) Waſſer tragen, und, indem man einem freundlich ein Compliment macht, hinterrücks heimlich ihm ein Bein unterſchlagen.

„Aber ſchämen ſich denn Ihre Gelehrten nicht, auf dieſe Art die Kritik und Literatur zu handhaben?“ fragte der Marquis, „ich muß geſtehen, in Frankreich würde man ein ſolches Weſen verachten.“

Ihre politiſchen Blätter, mein Herr, machen es nicht beſſer. Uebrigens ſind es nicht gerade die Gelehrten, die dieſes Handwerk treiben. Die eigentlichen Gelehrten werden nur zu Kernſchüſſen und langſamen gründlichen Operationen verwandt, und mit vier Groſchen bezahlt. Leichter, behender ſind die Halbgelehrten, die eigentlichen Voltigeurs der Literatur. Sie plänkeln mit dem Feind, ohne ihn gründlich und mit Nachdruck anzugreifen; ſie richten Schaden in ſeiner Linie an, ſie umſchwärmen ihn, ſie ſuchen ihn aus ſeiner Poſition zu locken. Auch dürfen ſie ſich gerade nicht ſchämen, denn ſie recenſiren anonym, und nur einer unterſchreibt ſeine kritiſchen Bluturtheile mit ſo kaltem Blute, als wollte er ſeinen Bruder freundlich zu Gevatter bitten.

„Das muß ja ein eigentlicher Matador ſeyn!“ rief der Lord lächelnd.

Ein Matador in jedem Sinne des Worts. Auf ſpaniſch — ein Todtſchläger, denn er hat ſchon manchen niedergedonnert; und wahrhaftig, er iſt der höchſte Trumpf, dieſer Matador, und zählt für zehn, wenn er Pacat ultimo macht. Und bei den literariſchen Stiergefechten iſt er Matador! denn er, der Hauptkämpfer iſt es, der dem armen gehetzten und gejagten Stier den Todesſtoß gibt.

„Geſtehen Sie, Sie übertreiben; — Sie haben gewiß einmal den unglücklichen Gedanken gehabt, etwas zu ſchreiben, das recht tüchtig vorgenommen wurde, und jetzt zürnen Sie der Kritik?“

Der junge Deutſche erröthete: Es iſt wahr, ich habe etwas geſchrieben, doch war es nur eine Novelle, und leider nicht ſo bedeutend, daß es wäre recenſirt worden; aber nein, ich ſelbſt habe einige Zeit unter meines Onkels Protektion den kritiſchen kleinen Krieg mitgemacht, und kenne dieſe Affairen genau. Nun, mein Onkel brachte mir alſo die verſchiedenen Formen und Klaſſen bei. Die erſte war die ſanftlobende Recenſion. Sie gab nur einige Auszüge aus dem Werk, lobte es als brav und gelungen, und ermahnte auf der betretenen Bahn fortzuſchreiten. In dieſe Klaſſe fielen junge Schriftſteller, die dem Intereſſe des Blattes entfernter ſtanden, die man aber für ſich gewinnen wollte. Hauptſächlich aber war dieſe Klaſſe für junge ſchriftſtelleriſche Damen.

„Wie?“ erwiederte der Lord, „haben Sie derer ſo viele, daß man eine eigene Klaſſe für ſie macht?“

Man zählte, als ich noch auf der Oberwelt war, ſechsundvierzig jüngere und ältere! Sie ſehen, daß man für ſie ſchon eine eigene Klaſſe machen kann, und zwar eine gelinde, weil dieſe Damen mehr Anbeter und Freunde haben, als ein junger Schriftſteller. Die zweite Klaſſe iſt die lobpoſaunende. Hier werden entweder die Verlagsartikel des Buchhändlers, der das Blatt bezahlt, oder die Parteimänner gelobt. Man preist ihre Namen, man iſt gerührt, man iſt glücklich, daß die Nation einen ſolchen Mann aufweiſen kann. Die dritte Klaſſe iſt dann die neutrale. Hier werden die Feinde, mit denen man nicht in Streit gerathen mag, etwas kühl und diplomatiſch behandelt. Man ſpricht mehr über das Genus ihrer Schrift und über ihre Tendenz, als über ſie ſelbſt, und gibt ſich Mühe, in recht vielen Worten nichts zu ſagen, ungefähr wie in den Salons, wenn man über politiſche Verhältniſſe ſpricht, und ſich doch mit keinem Wort verrathen will.

Die vierte Klaſſe iſt die lobhudelnde. Man ſucht entweder einen, indem man ihn ſcheinbar und mit einem Anſtrich von Gerechtigkeit ein wenig tadelt, zu loben, oder umgekehrt, man lobt ihn mit vielem Anſtand und bringt ihm einige Stiche bei, die ihn entweder tief verwunden oder doch lächerlich machen. Die fünfte Klaſſe iſt die grobe, ernſte; man nimmt eine vornehme Miene an, ſetzt ſich hoch zu Roß und ſchaut hernieder auf die kleinen Bemühungen und geringen Fortſchritte des Gegners. Man warnt ſogar vor ihm und ſucht etwas Verſtecktes in ſeinen Schriften zu finden, was zu gefährlich iſt, als daß man öffentlich davon ſprechen möchte. Dieſe Klaſſe macht ſtillen, aber tiefen Eindruck aufs Publikum. Es iſt etwas Myſtiſches in dieſer Art der Kritik, was die Menſchen mit Scheu und Beben erfüllt. Die ſechste Klaſſe iſt die Todtſchlägerklaſſe. Sie iſt eine Art von Schlachtbank, denn hier werden die Opfer des Zornes, der Rache niedergemetzelt ohne Gnade und Barmherzigkeit, ſie iſt eine Säge- und Stampfmühle, denn der Müller ſchüttelt die Unglücklichen, die ihm überantwortet werden, hinein und zerſetzt, zerſägt, zermalmt ſie.

„Aber wer trägt denn die Schuld von dieſem unſinnigen Vertilgungsſyſtem?“ fragte Laſſulot.

Nun, das Publikum ſelbſt! Wie man früher an Turnieren und Thierhetzen Freude hatte, ſo amüſirt man ſich jetzt am kritiſchen Kriege; es freut die Leute, wenn man die Schriftſteller mit eingelegten Lanzen auf einander anrennen ſieht, und — wenn die Rippen krachen, wenn einer ſinkt, klaſcht man dem Sieger Beifall zu. Ländlich, ſittlich. „Ein Stier, ein Stier! ruft's dort und hier.“ In Spanien treibt man das in der Wirklichkeit, in Deutſchland metaphoriſch, und wenn ein paar tüchtige Fleiſcherhunde einen alten Stier anfallen und ſich zu Helden an ihm beißen, wenn der Matador von der Gallerie hinab in den Circus ſpringt,

und zieht den Degen
und fällt verwegen
zur Seite den wüthenden Ochſen an —

da freut ſich das liebe Publikum, und von „Bravo!“ ſchallt die Gegend wieder!

„Das iſt köſtlich!“ rief der Engländer, doch war man ungewiß, ob ſein Beifall der deutſchen Kritik oder dem Rum gelte, den er zu ſich nahm; „und ein ſolcher Klaſſenkritikus wurden Sie, Maſter Garnmacher?“

Mein Onkel war, wie ich Ihnen ſagte, für mehrere Journale verpachtet; wunderbar war es übrigens, welches hetrogene Intereſſe er dabei befolgen mußte. Er hatte es ſo weit gebracht, daß er an einem Vormittag ein Buch las und ſechs Recenſionen darüber ſchrieb, und oft traf es ſich, daß er alle ſechs Klaſſen über einen Gegenſtand erſchöpfte. Er zündete dann zuerſt dem Schlachtopfer ein kleines gelindes Lobfeuer aus Zimmtholz an; dann warf er kritiſchen Weihrauch dazu, daß es große Wolken gab, die dem Publikum die Sinne umnebelten und die Augen beizten. Dann dämpfte er dieſe niedlichen Opferflammen zu einer düſteren Glut, blies ſie dann mit dem kalten Hauch der vierten Klaſſe friſcher an, warf in der fünften einen ſo großen Holzſtoß zu, als die sancta simplicitas in Conſtanz dem Huß, und fing dann zum ſechsten an, den Unglücklichen an dieſer mächtigen Lohe des Zornes zu braten und zu röſten, bis er ganz ſchwarz war.

„Wie konnte er aber nur mit gutem Gewiſſen ſechſerlei ſo verſchiedene Meinungen über einen Gegenſtand haben? Das iſt ja ſchändlich!“

Wie man will. Ich erinnere Sie übrigens an die liberalen und an die miniſteriellen Blätter Ihres Landes; wenn heute einer Ihrer Publiciſten eine Ode an die Freiheit auf der Poſaune geblaſen hat, und ihm morgen der Herr von ..... einige Sous mehr bietet, ſo hält er eine Schimpfrede gegen die linke Seite, als hätte er von je in einem miniſteriellen Vorzimmer gelebt.

„Aber dann geht er förmlich über,“ bemerkte der Marquis; „aber Ihr Onkel, der Schuft, hatte zu gleicher Zeit ſechs Zungen und zwölf Augen, die Hälfte mehr als der Höllenhund.“

Die Deutſchen haben es von jeher in allen mechaniſchen Künſten und Handarbeiten weit gebracht, erwiederte mit großer Ruhe der junge Mann, ſo auch in der Kritik. Als mich nun mein Onkel ſo weit gebracht hatte, daß ich nicht nur ein Buch von dreißig Bogen in zwei Stunden durchleſen, ſondern auch den Inhalt einer unaufgeſchnittenen Schrift auf ein Haar errathen konnte, wenn ich wußte, von welcher Partei ſie war; ſo gebrauchte er mich zur Kritik. „Ich will dir,“ ſagte er, „die erſte, zweite, fünfte und ſechste Klaſſe geben. Die Jugend, wie ſie nun einmal heutzutage iſt, kann nichts mit Maaß thun. Sie lobt entweder über alle Grenzen, oder ſie ſchimpft und tadelt unverſchämt. Solche Leute, beſonders wenn ſie ein recht ſcharfes Gebiß haben, ſind übrigens oft nicht mit Gold zu bezahlen. Man legt ſie an die Kette, bis man ſie braucht, und hetzt ſie dann mit unglaublichem Erfolg, denn ſie ſind auf den Mann dreſſirt, trotz der beſten Dogge. Zu den Mittelklaſſen, zu dem Neutralitätsſyſtem, zu dem verdeckten Tadel, zu dem ruhigen, aber ſicheren Hinterhalt gehört ſchon mehr kaltes Blut.“

So ſprach mein Onkel und übergab mir die Kränze der Gnade und das Schwert der Rache. Alle Tage mußte ich von frühe acht bis ein Uhr recenſiren. Der Onkel ſchickte mir ein neues Buch, ich mußte es ſchnell durchleſen und die Hauptſtellen bezeichnen. Dann wurden Kritiken von Nr. 1 und 2 entworfen und dem Alten zugeſchickt. Nun ſchrieb er ſelbſt 3 und 4, und war dann noch ein Hauptgericht zu exequiren, ſo ließ er mir ſagen: Mein lieber Neffe! nur immer Nr. 5 und 6 draufgeſetzt; es kann nicht ſchaden, nimm ihn ins Teufels Namen tüchtig durch; und den ich noch vor einer Stunde mit wahrer Rührung bis zum Himmel erhoben, denſelben verdammte ich jetzt bis in die Hölle. Vor Tiſch wurden dann die kritiſchen Arbeiten verglichen, der Onkel that, wie er zu ſagen pflegte, Salz hinzu, um das Gebräu pikanter zu machen; dann packte ich alles ein und verſchickte die heil- und unheilſchweren Blätter an die verſchiedenen Journale.

„God dam! habe ich in meinem Leben dergleichen gehört?“ rief der Lord mit wahrem Grauen, „aber wenn Sie alle Tage nur ein Buch recenſirten, das macht ja im Jahr 365! Gibt es denn in Ihrem Vaterland jährlich ſelbſt nur ein Drittheil dieſer Summe?“

Ha! da kennen Sie unſere geſegnete Literatur ſchlecht, wenn Sie dies fragen. So viele gibt es in einer Meſſe, und wir haben jährlich zwei. Alle Jahre kann man achtzig Romane, zwanzig gute und vierzig ſchlechte Luſt- und Trauerſpiele, hundert ſchöne und miſerable Erzählungen, Novellen, Hiſtorien oder Phantaſien ꝛc., dreißig Almanache, fünfzig Bände lyriſcher Gedichte, einige erhabene Heldengedichte in Stanzen oder Hexametern, vierhundert Ueberſetzungen, achtzig Kriegsbücher rechnen, und die Schul-, Lehr-, Katheder-, Profeſſions-, Confeſſionsbücher, die Anweiſungen zum frommen Leben, zu Bereitung guten Champagners aus Obſt, zu Verlängerung der Geſundheit, die Betrachtungen über die Ewigkeit und wie man auch ohne Arzt ſterben könne u. ſ. w. ſind nicht zu zählen; kurz, man kann in meinem Vaterland annehmen, daß unter fünfzig Menſchen immer einer Bücher ſchreibt; iſt einer einmal im Meßkatalog geſtanden, ſo gibt er das Handwerk vor dem ſechzigſten Jahr nicht auf. Sie können alſo leicht berechnen, meine Herren, wie viel bei uns gedruckt wird. Welcher Reichthum der Literatur, welches weite Feld für die Kritik!

Der junge Deutſche hatte dieſe letzten Worte mit einer Ehrfurcht, mit einer Andacht geſprochen, die ſogar mir höchſt komiſch vorkam; der Lord und der Marquis aber brachen in lautes Lachen aus, und je verwunderter der junge Herr ſie anſah, deſto mehr ſchien ihr Lachreiz geſteigert zu werden.

„**Monsieur de Garnmacre**! nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich von Ihrer Erzählung bis zum Lachen hinreißen ließ,“ ſagte der Marquis, „aber Ihre Nation, Ihre Literatur, Ihre kritiſche Manufaktur kam mir unwillkürlich ſo komiſch vor, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu lachen. Ihr ſeyd ſublime Leute, das muß man Euch laſſen.“

„Und der Herr hier hat Recht,“ bemerkte Mylord mit feinem Lächeln. „Alles ſchreibt in dieſem göttlichen Lande, und was das Schönſte iſt, nicht jeder über ſein Fach, ſondern lieber über ein anderes. So fuhr ich einmal auf meiner **grand tour** in einem deutſchen Ländchen. Der Weg war ſchlecht, die Pferde wo möglich noch ſchlechter. Ich ließ endlich durch meinen Reiſebegleiter, der deutſch reden konnte, den Poſtillon fragen, was denn ſein Herr, der Poſtmeiſter, denke, daß er uns ſo miſerable Pferde vorſpanne? Der Poſtillon antwortete: Was das Poſt- und das Stallweſen anbelangt, ſo denkt mein Herr nichts. Wir waren verwundert über dieſe Antwort und mein Begleiter, dem das Geſpräch Spaß machte, fragte, was ſein Herr denn anderes zu denken habe? Er ſchreibt! war die kurze Antwort des Kerls. — Wie? Briefverzeichniſſe, Poſtkarten? — Ei, behüte, ſagt er, Bücher, gelehrte Bücher. — Ueber das Poſtweſen?

fragten wir weiter. — Nein, meinte er, Verſe macht mein Herr, Verſe, oft ſo breit als meine fünf Finger und ſo lang als mein Arm; und klatſch! klatſch! hieb er auf die mageren Brüder des Pegaſus und trabte mit uns auf dem ſtoßenden Steinweg, daß es uns in der Seele wehe that. God dam! ſagte mein Begleiter, wenn der Herr Poſtmeiſter ſo ſchlecht auf dem Hypogryphen ſitzt wie ſein Schwager auf dieſen Kleppern, ſo wird er holperigte Verſe zu Tage fördern! Und auf Ehre, meine Herren, ich habe mich auf der nächſten Station erkundigt, dieſer Poſtmeiſter iſt ein Dichter und wie Sie, Mr. Garnmacher, ein großer Kritiker.“

Ich weiß, wen Sie meinen, erwiederte der Deutſche mit etwas unmuthiger Miene, und Ihre Erzählung ſoll wohl ein Stich auf mich ſeyn, weil ich eigentlich auch nicht für dieſes Gebiet der Literatur erzogen worden. Uebrigens muß ich Ihnen ſagen, Mylord, in Ihrem kalten ſyſtematiſchen, nach Geſetzen ängſtlich zugeſchnittenen Land möchte etwas dergleichen auffallen, aber bei uns zu Lande iſt das was anderes. Da kann jeder in die Literatur hinein pfuſchen, wann und wie er will, und es gibt kein Geſetz, das einem verböte, etwas Miſerables drucken zu laſſen, wenn er nur einen Verleger findet. Bei den Kritikern und Poeten meines Vaterlandes iſt nicht nur in Hinſicht auf die Phantaſie die ſchöne romantiſche Zeit des Mittelalters, nein wir ſind und ich rechne mich ohne Scheu dazu, ſammt und ſonders edle Raubritter, die einander die Blumen der Poeſie abjagen und in unſere Verließe ſchleppen; wir üben das Fauſtrecht auf heldenmüthige Weiſe und halten literariſche

Wegelagerungen gegen den reich beladenen Krämer und Juden. Die Poeſie iſt bei uns eine Gemeindewieſe, auf welcher jedes Vieh umherſpazieren und Blumen und Gras freſſen kann nach Belieben.

„Herr von Garnmacker,“ unterbrach ihn der Marquis de Laſſulot, „ich würde Ihre Geſchichte erſtaunlich hübſch und anziehend finden, wenn ſie nur nicht ſo langweilig wäre. Wenn Sie ſo fortmachen, ſo erzählen Sie uns achtundvierzig Stunden in einem fort. Ich ſchlage daher vor, wir verſchieben den Reſt und unſere eigenen Lebensläufe auf ein ander Mal und gehen jetzt auf die Höllenpromenade, um die ſchöne Welt zu ſehen!“

„Sie haben Recht,“ ſagte der Lord, indem er aufſtand und mir ein Sixpenceſtück zuwarf, „der Herr von Garnmacher weiß auf unterhaltende Weiſe einzuſchläfern. Brechen wir auf; ich bin neugierig, ob wohl viele Bekannte aus der Stadt hier ſind?“

„Wie?“ rief der junge Deutſche nicht ohne Ueberraſchung, „Sie wollen alſo nicht hören, wie ich mich in Berlin bei den Herren vom Mühlendamm zu einem Elegant perfektionirte? Sie wollen nicht hören, wie ich einen Liebeshandel mit einer Prinzeſſin hatte und auf welche elendigliche Weiſe ich endlich verſtorben bin? O, meine Herren, meine Geſchichte fängt jetzt erſt an, intereſſant zu werden.“

„Sie können Recht haben,“ erwiederte ihm der Lord mit vornehmem Lächeln, „aber wir finden, daß uns die Abwechslung mehr Freude macht. Begleiten Sie uns; vielleicht ſehen wir einige Figuren aus Ihrem Vaterland, die Sie uns zeigen können.“

„Nein, wirklich! ich bin geſpannt auf Ihre Geſchichte,“ ſagte der Marquis lachend, „aber nur jetzt nicht. Es iſt jetzt die Zeit, wo die Welt promenirt, und um keinen Preis, ſelbſt nicht um Ihre intereſſante Erzählung möchte ich dieſe Stunde verſäumen. Gehen wir!“

„Gut,“ erwiederte der deutſche Stutzer, reſignirt und ohne beleidigt zu ſcheinen. „Ich begleite Sie; auch ſo iſt mir Ihre werthe Geſellſchaft ſehr angenehm, denn es iſt für einen Deutſchen immer eine große Ehre, ſich an einen Franzoſen oder gar an einen Engländer anſchließen zu können.“

Lachend gingen die Beiden voran, der Baron folgte und ich veränderte ſchnell mein Koſtüm, um dieſe merkwürdigen Subjekte auf ihren Wanderungen zu verfolgen, denn ich hatte gerade nichts beſſeres zu thun.

Die Menſchen bleiben ſich unter jeder Zone gleich — es iſt möglich, daß Klima und Sitten eines andern Landes eine kleine Veränderung in manchem hervorbringen; aber laſſet nur eine Stunde lang Landsleute zuſammen ſprechen, der Nationalcharakter wird ſich nicht verleugnen, wird mehr und mehr ſich wieder hervorheben und deutlicher werden. So kommt es, daß dieſer Geburtstag meiner lieben Großmutter mir Stoff zu tauſend Reflexionen gibt, denn ſelbſt im Fegefeuer, wenn dieſen Leutchen nur ein Tag vergönnt iſt, findet ſich Gleiches zu Gleichem, und es ſpricht und lacht, geht und liebt wie im Prater, wie auf der Chauſſée d'Antin oder im Palais royal, wie unter den Linden, oder wie in ....

Welchen Anblick gewährte dieſe hölliſche Promenade! Die Stutzer aller Jahrhunderte, die Courtiſanen und

Merveilleuſes aller Zeiten, Theologen aller Confeſſionen, Juriſten aller Staaten, Financiers von Paris bis Conſtantinopel, von Wien bis London, und ſie alle in Streit über ihre Angelegenheiten, und ſie alle mit dem ewigen Refrain: „zu unſerer Zeit, ja, zu unſerer Zeit war es doch anders!“ Aber ach, meine Stutzer kamen zu ſpät auf die Promenade, kaum daß noch Baron von Garnmacher einen jungen Dresdner Dichter umarmen und einer Berliner Sängerin ſein Vergnügen ausdrücken konnte, ihre Bekanntſchaft hier zu erneuern! Der edle junge Herr hatte durch ſeine Erzählung die Promenadezeit verkümmert und die große Welt ſtrömte zum Theater.

3.

Das Theater im Fegefeuer.

Man wundert ſich vielleicht über ein Theater im Fegefeuer? Freilich iſt es weder opera buffa noch seria, weder Trauer- noch Luſtſpiel; ich habe zwar Schauſpieldichter, Sänger, Acteurs und Actricen, Tänzer und Tänzerinnen genug; aber wie könnte man ein ſo gemiſchtes Publikum mit einem dieſer Stücke unterhalten? Ließe ich von Zacharias Werner eine ſchauerlich-tragi-komiſch-hiſtoriſch-romantiſch-heroiſche Komödie aufführen, — wie würden ſich Franzoſen und Italiener langweilen, um von den Ruſſen, die mehr das Trauerſpiel und Mordſcenen lieben, gar nicht zu ſprechen. Wollte ich mir von Kotzebue ein Luſtſpiel ſchreiben laſſen, etwa die Kleinſtädter in der Hölle, wie würde man über verdorbenen Geſchmack ſchimpfen! Daher habe ich eine andere Einrichtung getroffen.

Mein Theater ſpielt große pantomimiſche Stücke, welche wunderbarer Weiſe nicht die Vergangenheit, ſondern die Zukunft zum Gegenſtand haben; aber mit Recht. Die Vergangenheit, ihr ganzes Leben liegt abgeſchloſſen hinter dieſen armen Seelen. Selten bekömmt eine einen Erlaubnißſchein, als revenant die Erde um Mitternacht beſuchen zu dürfen. Denn was nützt es mir? was frommt es dem irren Geiſt einer eiferſüchtigen Frau, zum Lager ihres Mannes zurückzukehren? was nützt es dem Mann, der ſich ſchon um eine zweite umgethan, wenn durch die Gardine dringt —

> eine kalte weiße Hand;
> wen erblickt er? ſeine Wilhelmine,
> die im Sterbekleide vor ihm ſtand?

Was kann es dem Teufel, was einer ausgeleerten herzoglichen Kaſſe helfen, wenn der Finanzminiſter, der ſich aus Verzweiflung mit dem Federmeſſer die Kehle abſchnitt, allnächtlich ins Departement ſchleicht, angethan mit demſelben Schlafrock, in welchem er zu arbeiten pflegte, ſchlurfend auf alten Pantoffeln und die Feder hinter dem Ohr? zu was dient es, wenn er ſeufzend vor die Akten ſitzt und mit glühendem Auge ſeinen Reſt immer noch einmal wieder berechnet? Was kann es dem fürſtlichen Keller helfen, wenn der Schloßküfer, den ich in einer böſen Stunde abgeholt, durch einen Kellerhals herniederfährt und mit krampfhaft gekrümmten Fingern an den Fäſſern anpocht, die er beſtohlen? Zu welchem Zweck ſoll ich den General entlaſſen, wenn oben der Zapfenſtreich ertönt und die Hörner zur Ruhe blaſen? wozu den Stutzer, um zu ſehen, ob ſein bezahltes Liebchen auf friſche Rechnung liebt? Zwar ſie alle, ich geſtehe es, ſie alle würden ſich unglücklicher fühlen, könnten ſie ſehen, wie ſchnell man ſie vergeſſen hat; es wäre eine Schärfung der Strafe, wie etwa ein König, als ihm ein Urtheil zu *lebenslänglicher* Zuchthausſtrafe vorgelegt wurde, „*noch ſechs Jahre länger*" unterſchrieb, weil er den Mann haßte. Aber ſie würden mir auf der andern Seite ſo viel verwirrtes Zeug mit herabbringen, würden mir manchen fromm zu machen ſuchen, wie der reiche Mann im Evangelium, der zu Lebzeiten ſo viel getrunken, daß er in der Hölle Waſſer trinken wollte, — ich habe darin zu viele Erfahrungen gemacht und kann es in neuern Zeiten, wo ohnedies die Miſſionarien und andere Myſtiker genug thun, nicht mehr erlauben. Daher kommt es, daß es in dieſen Tagen wenig mehr in den *Häuſern*, deſto mehr aber in den *Köpfen* ſpukt.

Um nun den Seelen im Fegefeuer dennoch Nachrichten über die Zukunft zu geben, laſſe ich an Feſttagen einige erhebliche Stücke von meiner hölliſchen Bande aufführen. Auf dem heutigen Zettel war angezeigt:

Mit allerhöchſter Bewilligung.
Heute als am Geburtsfeſte
der Großmutter, diaboliſchen Hoheit:

Einige Scenen aus dem Jahr 1826.

Pantomimiſche Vorſtellung
mit Begleitung des Orcheſters.
Die Muſik iſt aus Mozarts, Haydns, Glucks und andern
Meiſterwerken zuſammengeſucht von Roſſini.

(*Bemerkungen an das Publikum.*) Da gegenwärtig ſehr viele allerhöchſte Perſonen und hoher

Adel hier ſind, ſo wird gebeten, die erſten Ranglogen den Hoheiten, Durchlauchten und Miniſtern bis zum Grafen abwärts incluſive, die zweite Gallerie der Ritterſchaft ſammt Frauen bis zum Lieutenant abwärts zu überlaſſen.

Die Direktion des infernal. Hof- und
Nationaltheaters.

Das Publikum drängte ſich mit Ungeſtüm nach dem Haus. Ich bot mich den drei jungen Herren als Cicerone an und führte ſie glücklich durch das Gedränge ins Parquet; obgleich der Lord ohne Anſtand auf die erſte, der Marquis und der deutſche Baron auf die zweite Loge hätten eintreten dürfen. Dieſe drei Subjekte fanden es aber amüſanter, von ihrem niederen Standpunkt aus Logen und Parterre zu lorgnettiren. Wie mancher Ausruf des freudigen Staunens entſchlüpfte ihnen, wenn ſie wieder auf ein bekanntes Geſicht trafen. Beſonders Garnmacher ſchien vor Erſtaunen nicht zu ſich ſelbſt kommen zu können. „Nein, iſt es möglich?“ rief er wiederholt aus, „iſt es möglich? Sehen Sie, Marquis! jener Herr dort oben in der zweiten Gallerie rechts, mit den rothen Augen, er ſpricht mit einer bleichen jungen Dame, dieſer ſtarb in Berlin im Geruch der Heiligkeit und ſoll auch hier ſeyn an dieſem unheiligen Ort? und jene Dame, mit welcher er ſpricht, wie oft habe ich ſie geſehen und geſprochen! Sie war eine liebenswürdige fromme Schwärmerin, ging lieber in die Dreifaltigkeitskirche als auf den Ball — ſie ſtarb und wir alle glaubten, ſie werde ſogleich in den dritten Himmel ſchweben, und jetzt ſitzt ſie hier im Fegefeuer! Zwar wollte man behaupten, ſie ſey in Töplitz an einem heimlichen Wochenbett verſchieden, aber wer ihren frommen Lebenslauf geſehen, wer konnte das glauben?"

„Ha! die Naſe von Frankreich!" rief auf einmal der Marquis mit Ekſtaſe. „Heiliger Ludwig, auch Ihr, auch Ihr unter euern verlorenen Kindern? Ha, und ihr, ihr verdammten Kutten, die ihr mein ſchönes Vaterland in die Kapuze ſtecken wollet. Sehen Sie, Mylord, jene häßlichen, kriechenden Menſchen? Sehen Sie dort — das ſind berühmte Miſſionäre, die uns glauben machen wollten, ſie ſeyen frommer als wir. Dem Teufel ſey es gedankt, daß er dieſe Schweine auch zu ſich verſammelt hat."

„O, mein Herr," ſagte ich, „da hätten Sie nicht nöthig gehabt, bis ins Theater ſich zu bemühen, um dieſe Leutchen zu ſehen. Sie zeigen ſich zwar nicht gerne auf den Promenaden, weil ſelbſt in der Hölle nichts Erbärmlicheres zu ſeyn pflegt, als ein entlarvter Heuchler; aber im Café de Congrégation wimmelt es von dieſen Herren, vom Kardinal bis zum ſchlechten Pater; Sie können manche heilige Bekanntſchaft dort machen."

„Mein Herr, Sie ſcheinen bekannt hier," erwiederte Mylord; „ſagen Sie doch, wer ſind dieſe ernſten Männer in Uniform neben an? Sie unterhalten ſich lebhaft, und doch ſehe ich ſie nicht lächeln. Sind es Engländer?"

„Verzeihen Sie," antwortete ich, „es ſind Soldaten und Offiziere von der alten Garde, die ſich mit einigen Preußen über den letzten Feldzug beſprechen."

„Alle drei ſchienen erſtaunt über dieſes Zuſammentreffen und wollten mehr fragen, aber der Kapellmeiſter hob den Stab, und die Trompeten und Pauken der Roſſiniſchen Ouverture ſchmetterten in das volle Haus. Es war die herrliche Ouverture aus il maestro ladro, die Roſſini auf ſich ſelbſt gedichtet hat, und das Publikum war entzückt über die ſchönen Anklänge aus der Muſik aller Länder und Zeiten, und Jedes fand ſeinen Lieblingsmeiſter, ſeine Lieblingsarie in dem herrlich componirten Stück. Ich halte auch außer der gazza ladra den maestro ladro für ſein Beſtes, weil er darin ſeine Tendenz und ſeine künſtleriſche Gewandtheit im Componiren ganz ausgeſprochen hat. Die Ouverture endete mit dem ergreifenden Schluß von Mozarts Don Juan, dem man zur Vermehrung der Rührung einen Nachſatz von Pauken, Trommeln und Trompeten angehängt hatte, und — der Vorhang flog auf.

Man ſah einen Saal der Börſenhalle von London. Aengſtlich drängten ſich Juden und Chriſten durcheinander; in maleriſchen Gruppen ſtanden Geldmäkler, große und kleine Kaufleute, und ſteigerten die Papiere. Nachdem dieſe Introduktion einige Zeit lang gedauert hatte, kamen in ſonderbaren Sprüngen und Capriolen zwei Kuriere hereingetanzt. Allgemeine Spannung; die Depeſchen werden in einem pas de deux entſiegelt, die Nachrichten mitgetheilt. In dieſem Augenblick erſcheint mein erſter Solotänzer, das Haus Goldſmith vorſtellend, in der Scene. Seine Mienen, ſeine Haltung drücken Verzweiflung aus; man ſieht, ſeine Fonds ſind erſchöpft, ſein Beutel leer, er muß ſeine Zahlungen einſtellen. Ein Chor von Juden und Chriſten dringen auf ihn ein, um ſich bezahlt zu machen. Er fleht, er bittet, ſeine Geberdenſprache iſt bezaubernd — es hilft nichts. Da raffte er ſich verzweiflungsvoll auf, er tanzte ein Solo voll Ernſt und Majeſtät; wie ein gefallener König iſt er noch im Unglück groß, ſeine Sprünge reichen zu einer immenſen Höhe und mit einem prachtvollen Fußtriller fällt das Haus Goldſmith in London. Komiſch war es nun anzuſehen, wie das Chor der engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Häuſer, vorgeſtellt von den Herren vom Corps de ballet, dieſen Fall weiter fortſetzten. Sie wankten künſtlich und fielen noch künſtlicher, beſonders excellirten hiebei einige Berliner Börſenkünſtler, die durch ihre ungemeine Kunſt einen wahrhaft tragiſchen Effekt hervorbrachten und allgemeine Senſation im Parterre erregten.

Plötzlich ging die lamentable Börſenmuſik in einen Triumphmarſch über; die herrliche Paſſage aus der Italienerin in Algier: „Heil dem großen Kaimakan“ ertönte; ein glänzender Zug von Chriſtenſklaven, Goldbarren und Schüſſeln mit gemünztem Gold tragend, tanzten aufs Theater. Es war, wie wenn in der Hungersnoth ein Wagen mit Brod in eine ausgehungerte Stadt kommt. Man denkt nicht daran, daß der ſpekulative Kopf, der das Brod herbeiſchaffte, nichts als ein gemeiner Wucherer iſt, der den Hunger benützt und ſein Brod zu ungeheuren Preiſen losſchlägt; man denkt nicht daran, man verehrt ihn als den Retter, als den ſchützenden Schild in der Noth. So auch hier. Die gefallenen Häuſer richteten ſich mit Grazie empor, ſie ſchienen Hoffnung zu ſchöpfen, ſie ſchienen den Meſſias der Börſe zu erwarten. Er kam. Acht Finanzminiſter berühmter

Könige und Kaiſer trugen auf ihren Schultern eine Art von Triumphwagen, der die transparente Inſchrift: „Seyd umſchlungen, Millionen!“ trug. Ein Herr mit einer pikanten morgenländiſchen Phyſiognomie, wohlbeleibt und von etwas ſchwammigem Anſehen, ſaß in dem Wagen und ſtellte den Triumphator vor.

Mit ungemeinem Applaus wurde er begrüßt, als er von den Schultern der Miniſter herab auf den Boden ſtieg. „Das iſt Rothſchild! es lebe Rothſchild!“ ſchrie man in den erſten Ranglogen und klatſchte und rief Bravo, daß das Haus zitterte. Es war mein erſter Groteskltänzer, der dieſe ſchwierige Rolle meiſterhaft durchführte; beſonders als er mit dem engliſchen, öſterreichiſchen, preußiſchen und franzöſiſchen Miniſterium einen Coſaque tanzte, übertraf er ſich ſelbſt. Rothſchild gab in einer komiſchen Solopartie ſeinem Reich, der Börſe, den Frieden, und der erſte Akt der großen Pantomime endigte ſich mit einem brillanten Schlußchor, in welchem er förmlich gekrönt und zu einem allerhöchſten cher cousin gemacht wurde.

Als der Vorhang gefallen war, ließ ſich Mylord ziemlich ungnädig über dieſe Scene aus. „Es war zu erwarten,“ ſagte er, „daß dieſe Menſchen bedeutenden Einfluß auf die Curſe bekommen werden, aber daß auf der Börſe von London ein ſolcher Scandal vorfallen werde im Jahr 1826, das iſt unglaublich.“

„Mein Herr!“ erwiederte der Marquis lachend, „unglaublich finde ich es nicht. Bei den Menſchen iſt Alles möglich, und warum ſollte nicht einer, wenn er auch im Judenquartier zu Frankfurt das Licht der Welt erblickte, durch Combination ſo weit kommen, daß er Kaiſer und Könige in ſeinen Sack ſtecken kann?"

„Aber England, Alt-England! ich bitte Sie!" rief der Lord ſchmerzlich. „Ihr Frankreich, Ihr Deutſchland hat von jeher nach jeder Pfeife tanzen müſſen! Aber God dam! das engliſche Miniſterium mit dieſem Hephep einen Coſaque tanzen zu ſehen; o! es iſt ſchmerzlich!"

„Ja, ja!" ſprach Baron von Garnmacher, des Schneiders Sohn, ſehr ruhig, „es wird und muß ſo kommen. Freilich ein bedeutender Unterſchied zwiſchen 1826 und der Zeit des Königs David."

„Das finde ich nicht," antwortete der Marquis; „im Gegentheil, Sie ſehen ja, welch großen Einfluß die Juden auf die Zeit gewinnen!"

„Und dennoch finde ich einen bedeutenden Unterſchied," erwiederte der Deutſche. „Damals, mein Herr, hatten alle Juden nur einen König, jetzt aber haben alle Könige nur einen Juden."

„Wenn Sie ſo wollen, ja. Aber neugierig bin ich doch, was für eine Scene uns der Teufel jetzt geben wird. Ich wollte wetten, Frankreich oder Italien kommt ans Brett."

„Ich denke, Deutſchland," erwiederte Garnmacher; „ich wenigſtens möchte wohl wiſſen, wie es im Jahr 1826 oder 1830 in Deutſchland ſeyn wird. Als ich die Erde verließ, war die Conſtellation ſonderbar. Es roch in meinem Vaterlande wie in einer Pulverkammer, bevor ſie in die Luft fliegt. Die Lunte glühte und man roch ſie aller Orten. Die feinſten diplomatiſchen Naſen machten ſich weit und lang, um dieſen geheimnißvollen Duft einzuziehen und zu errathen, woher der Wind komme. Meinen Sie nicht auch, es müſſe bedeutende Veränderungen geben?“

„Es wird heißen: auch in dieſem Jahr iſt es geblieben wie es war,“ antwortete ich dem guten Deutſchen. „Um eine Lunte auszulöſchen, bedarf es keiner großen Künſte. Man wird bleiben, wie man war, man wird höchſtens um einige Procente weiſer vom Rathhaus kommen. Sie wollen Ihr Vaterland in die Scene geſetzt ſehen, um zu erfahren, wie es Anno 1826 dort ausſieht? Armer Herr! da müßte ich ja zuvor noch fragen, was für ein Landsmann Sie ſind.“

„Wie verſtehen Sie das?“ fragte der Baron unmuthig.

„Nun? was könnte man Ihnen denn Allgemeines und Nationelles vorſpielen, da Sie keine Nation ſind? Sind Sie ein Baier, ſo müßte man Ihnen zeigen, wie man dort noch immer das alte ehrliche Bier, nur nach neuen Recepten, braut; ſind Sie Würtemberger, ſo könnten Sie erfahren, wie man die Landſtände wählte; ſind Sie ein Rheinpreuße und drückt Sie der Schuh, ſo laſſen Sie ſich den eigenen Fuß operiren, denn an dem Normalſchuh darf nichts geändert werden. Sind Sie ein Heſſe, ſo trinken Sie ganz ruhig ihren Doppelkümmel zum Butterbrod, aber denken Sie nichts, nicht einmal, ob es in der letzten Woche ſchön war und in der nächſten regnen wird; ſind Sie ein Brandenburger, ſo machen Sie, daß Ihnen die Haare zu Berg ſtehen, und hungern Sie, bis Sie eine ſchöne Taille bekommen.“ —

„Herr, Sie ſind des Teufels!“ fuhr der Baron auf, „wollen Sie uns alles Nationalgefühl abſprechen? Wollen Sie“ —

„Stille! Sie ſehen, der Vorhang geht wieder in die Höhe!“ rief der Marquis, „wie, was ſehe ich? das iſt ja das Portal von Notre-Dame! das finde ich ſonderbar. Wenn man von Frankreich etwas in die Scene ſetzen will, warum gibt man uns kein Vaudeville, warum nicht den Kampf der Kammer?“

Die Glocken von Notre-Dame ertönten in feierlichen Klängen, Chorgeſang und das Murmeln kirchlicher Gebete näherte ſich, und eine lange Proceſſion, angeführt von den Miſſionären, betrat die Bühne. Da ſah man königliche Hoheiten und Fürſten mit den Mienen zerknirſchter Sünder, den Roſenkranz in der Hand, einherſchleichen; da ſah man Damen des erſten Ranges, die ſchönen Augen gen Himmel gerichtet, die à la Madonna gekämmten Haare mit wohlriechender Aſche beſtreut, die niedlichen Füßchen blos und baar in dem Staube wandelnd. Das Publikum ſtaunte; man ſchien ſeinen Augen nicht zu trauen, wenn man die Herzogin D—s, die Comteſſe de M—u, die Fürſtin T—n im Koſtüm einer Büßenden zur Kirche wandeln ſah. Doch, als Offiziere der alten Armee, nicht mit Adlern, ſondern mit heiligen Fahnen in der Hand, herein wankten, als ſogar ein Mann in der reichen Uniform der Marſchälle, den Degen an der Seite, die Kerze in der Hand und Gebetbücher unter dem Arm, über die Scene ging, da wandte ſich der Marquis ab, die Soldaten der alten Garde an unſerer Seite ballten die Fäuſte und riefen

Verwünſchungen aus, und wer weiß, was meinen Acteurs geſchehen wäre, hätte man faule Aepfel oder Steine in der Nähe gehabt? Das hohe Portal von Notre-Dame hatte endlich die Prozeſſion aufgenommen, und nur der Schluß ging noch über die Scene. Es war ein Affe, der eine Kerze in der Hand und unter dem Arm eine Vulgate trug; man hatte ihm einen ungeheuren Roſenkranz als Zaum um den Hals gelegt, an welchem ihn zwei Miſſionäre wie ein Kalb führten. So oft er aus dem ruhigen Prozeſſionsſchritt in wunderliche Seitenſprünge fallen wollte, wurde er mit einer Kapuzinergeißel gezüchtigt, und ſchrie dann, um ſeine Zuchtmeiſter zu verſöhnen: „vive le bon Dieu! vive la croix!“ So brachten ſie ihn endlich mit großer Mühe zur Kirche, Orgel und Chorgeſang erſcholl und der Vorhang fiel.

„Haben Sie nun Genugthuung?“ ſagte der Marquis zu dem Lord, „was iſt Ihr Scandal auf der Börſe gegen dieſen kirchlichen Unfug? o mein Frankreich, mein armes Frankreich!“

„Es iſt wahr,“ antwortete Mylord ſehr ernſt, indem er dem Franzoſen die Hand drückte, „Sie ſind zu beklagen. Aber ich glaube nicht an dieſe tollen Poſſen; Frankreich kann nicht ſo tief ſinken, um ſich ſo unter den Pantoffel zu begeben. Frankreich, das Land des guten Geſchmacks, der fröhlichen Sitten, der feinen Lebensart, Frankreich ſollte ſchon im Jahr 1826 vergeſſen haben, daß es einſt der geſunden Vernunft Tempel erbaute und den Jeſuiten die Kutte ausklopfte? Nicht möglich, es iſt ein Blendwerk der Hölle!“

„Das möchte doch nicht ſo ſicher ſeyn,“ ſagte ich. „Das Vaterland des Herrn Marquis gefiel ſich von jeher in Kontraſten; wenn einmal der Jeſuitismus dort zur Mode wird, möchte ich für nichts ſtehen.“

„Aber was wollten ſie nur mit dem Affen in Notre-Dame?“ fragte der Baron, „was hat denn dieſes Thier zu bedeuten?“

„Das iſt, wie ich von der Theaterdirektion vernahm, der Affe Joco, der ſonſt dieſe Leute im Theater beluſtigte. Jetzt iſt er wohl auch von den Miſſionären bekehrt worden, und wenn er, wie man aus ſeinen Seitenſprüngen ſchließen könnte, ein Proteſtant iſt, ſo werden ſie ihn wohl in der Kirche taufen.“

„God dam! was Sie ſagen? doch Sie ſcheinen mit der Theaterdirektion bekannt; ſagen Sie uns, was noch aufgeführt wird; wenn es nichts Intereſſantes iſt, ſo denke ich, gehen wir weiter, denn ich finde dieſe Pantomimen etwas langweilig.“

„Es kommt nur noch ein Akt, der mehr allgemeines Intereſſe hat,“ antwortete ich; „es wird nämlich ein diplomatiſches Diner aufgeführt, das der Reis-Effendi den Geſandten hoher Mächte gibt, das Siegesfeſt der Feſtung Miſſolunghi vorſtellend. Es werden dabei Ragouts aus Griechenohren, Paſtetchen von Philhellenennaſen aufgetiſcht. Das Hauptſtück der Tafel macht ein Roſtbeef von dem griechiſchen Patriarchen, den ſie lebendig geröſtet haben, und zum Beſchluß wird ein kleiner Ball gegeben, den ein beſternter Staatsmann, ſo alt er ſeyn mag, mit der ſchönſten Griechenſklavin aus dem Harem ſeiner muhamedaniſchen Majeſtät eröffnet.“

„Ei!“ rief der Marquis, „was, wollen wir dieſe Schande der Menſchheit ſehen? Ihre Londner Börſe war lächerlich, die Proceſſion gemein und dumm, aber dieſe ekelhafte Erbärmlichkeit, ich kann ſie nicht anſehen! Kommt, meine Freunde! wir wollen lieber noch die Geſchichte des Herrn von Garnmacher hören, ſo langweilig ſie iſt, als dieſes diplomatiſche Diner betrachten!“

Der Lord und der deutſche Baron willigten ein. Sie ſtanden auf und verließen mein Theater, und der Lord ſah, als er heraustrat, mit einem derben Fluche zurück und rief: „Wahrlich, es ſteht ſchlimm um die Zukunft von 1826.“

Der Fluch.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Man kann ſich denken, daß ich in Rom immer viele Geſchäfte habe. Die *heilige Stadt* hatte immer einen Ueberfluß von Leuten, die in der erſten, zweiten oder dritten Abſtufung mein waren.

Man wird ſich wundern, daß ich eine Klaſſifikation der *guten Leute* (von andern Sünder genannt) mache; aber, wer je mit der Erde zu thun hatte, hat den Menſchen bald abgelernt, daß nur das Syſtematiſche mit Nutzen bei ihnen betrieben werden könne. Es iſt dies beſonders in Städten, wie Rom, unumgänglich nothwendig; wo ſo vielerlei Nüancen *guter Leute* vom rothen Hut bis auf die Kapuze, vom Fürſten, der die Macht hat, Orden zu verleihen, bis auf den Armen, dem ſolche um dreißig Thaler angeboten werden, vorfinden, da muß man Klaſſen haben. Ich werde in der Bibel und von den heutigen Philoſophen als das negirende Princip vorgeſtellt, daher theilte ich meine guten Leute ein, in: erſte Klaſſe, mit dem Prädikat recht gut, ſolche, die geradehin verneinen, als da ſind: Freigeiſter, Gottesleugner ꝛc. Zweite Klaſſe: gut; ſie ſagen mit einigem Umſchweif nein, gelten unter ſich für Heiden, bei Vernünftigen für liberale Männer, bei der Menge für fromme Menſchen. In dieſer Klaſſe befinden ſich viele Türken und Pfaffen. Die dritte Klaſſe, mit dem Prädikat mittelmäßig, ſind jene, die ihr Nein nur durch ein Kopfſchütteln andeuten. Es ſind jene, die ſich ſelbſt für eine Art von Gott halten, mögen ſie nun Ablaß verkaufen oder als evangeliſch-myſtiſch-pietiſtiſche Seelen einen Separatfrieden mit dem Himmel abſchließen; der letzteren gibt es übrigens in Rom wenige.

Es läßt ſich annehmen, daß das Innere dieſes Syſtems, die verſchiedenen Uebergänge der Klaſſen, beinahe mit jedem Jahr ſich ändern. Geld, Sitten, der Zeitgeiſt üben hier einen großen Einfluß aus, und machen beinahe alle zwei Jahre eine Reiſe an Ort und Stelle nothwendig.

Als ich vor einiger Zeit auf einer ſolchen Viſitationsreiſe in Rom verweilte, war ich Zeuge folgender Scenen, die ich aufzuzeichnen nicht unterlaſſen will, weil ſie vielleicht für manchen Leſer meiner Memoiren von Intereſſe ſeyn möchten.

Ich ging eines Morgens unter den Säulengängen der Peterskirche ſpazieren, dachte nach über mein Syſtem und die Veränderungen, die ihm durch die Miſſionäre in Frankreich und das Ueberhandnehmen der Jeſuiten drohte, da ſtieß mir ein Geſicht auf, das ſchon in irgend einer intereſſanten Beziehung zu mir geſtanden ſeyn mußte. Ich ſtand ſtille, ich betrachtete ihn von der Seite.

Er war ein ſchlanker, ſchöner, junger Mann; ſeine Züge trugen die Spuren von ſtillem Gram; dem Auge, der Form des Geſichtes nach war er kein Italiener, — ein Deutſcher, und jetzt fiel mir mit einem Male bei, daß ich ihn vor wenigen Monaten in Berlin, im Salon jener Dame geſehen hatte, die mir und dem ewigen Juden einen äſthetiſchen Thee zu trinken gegeben hatte. Es war jener junge Mann, deſſen anziehende Unterhaltung, deſſen angenehme Perſönlichkeit mir damals ein ſo großes Intereſſe eingeflößt hatten. Er war es, der uns damals ein Abenteuer aus ſeinem Leben erzählt hatte, das ich für würdig fand, bei der Beſchreibung jenes Abends mit aufzuzeichnen.

Ob ihn wohl die Liebe zu jener jungen Dame noch einmal in die heilige Stadt gezogen hatte? Ob ihm, wie mir, der düſtere Himmel ſeines Landes und die ſüße Langeweile der äſthetiſchen Thees im Hauſe ſeiner Tante ſo drückend wurde, daß er ſich unter eine ſüdlichere Zone flüchtete? Ich beſchloß, ſeine Bekanntſchaft zu erneuen, um über jenes intereſſante Begegniß, deſſen Erzählung der Jude unterbrochen, um über ihn ſelbſt, über ſeine Schickſale etwas Näheres zu vernehmen. Er ſtand an einer Säule des Portals, den Blick feſt auf die Thüre gerichtet; fromme Seelen, ſchöne Frauen, junge Mädchen ſtrömten aus und ein. Ich ſah, er blieb gleichgültig, wenigſtens ſchien ihn keine dieſer Geſtalten zu intereſſiren. Endlich erſcheint ein kleiner Florentiner Strohhut in der Thüre; war es die Form dieſes Hutes, waren es die weißen wallenden Federn, war es die einfache Roſe, aus welcher dieſer Buſch herwallte, was dem jungen

Mann ſo reizend, ſo bekannt dünkte? Noch konnte man weder Geſtalt noch Geſicht der Dame ſehen, aber ſeine Augen glänzten, ein Lächeln der erfüllten Hoffnung flog um ſeinen Mund, ſeine Wangen rötheten ſich, er richtete ſich höher auf und ſchaute unverwandt den Säulengang hin. Noch verdeckten zwei Pfaffen mit ihren Kapuzen die Nahende, jetzt bogen ſie rechts ein, und ich ſah ein holdes ſüßes Weſen heranſchweben.

Wer, wie ich, erhaben über jede Leidenſchaft, die den Sterblichen auf der Erde quält, die Dinge betrachtet, wie ſie ſind, nicht wie ſie euch Liebe oder Haß, oder eure tauſend Vorurtheile ſchildern, dem iſt eine ſolche ſeltene Erſcheinung ein Feſt, denn es iſt etwas Neues, Originelles. Ich gedachte unwillkürlich jener Worte des jungen Mannes, wie er uns den Eindruck beſchrieb, den der Anblick jener Dame zum erſten Mal auf ihn machte, mit welchem Entzücken er uns ihr Auge beſchrieb; — ich war keinen Augenblick im Zweifel, daß dieſe liebliche Erſcheinung, die auf uns zukam, und jene räthſelhafte Dame eine und dieſelbe ſey.

Ein glühendes Roth hatte die Züge des Jünglings übergoſſen. Er hatte den Hut gezogen; es war, als ſchwebte ihm ein Morgengruß oder eine freundliche Rede auf den Lippen, und überraſcht von der ſtillen Größe des Mädchens ſey er verſtummt. Auch ſie erröthete, ſie ſchlug die Augen auf, als er ſich verbeugte, ſie warf einen fragenden Blick auf ihn, hielt einen kurzen Moment ihre Schritte an, als erwartete ſie, von ihm angeredet zu werden; er ſchwieg, ſie eilte bewegt weiter.

Der junge Mann ſah ihr mit trüben Blicken nach, dann folgte er langſamen Schrittes; oft blieb er, wie in Gedanken verloren, ſtehen. Ich ging ihm einige Straßen nach, er trat endlich in ein Kaffeehaus, wo ſich die deutſchen Künſtler zu verſammeln pflegen. Hatte ſchon früher dieſer Menſch und ſeine Erzählung meine Theilnahme erregt, ſo war ich jetzt, da ich Zeuge eines flüchtigen, aber ſo bedeutungsvollen Zuſammentreffens geweſen war, um ſo neugieriger, zu erfahren, in welchem Verhältniß der Berliner zu dieſer Dame ſtehe; daß es kein glückliches Verhältniß, kein gewöhnliches Liebesverſtändniß war, glaubte ich in ihren Mienen, in ihrem ſonderbaren Benehmen geleſen zu haben.

Man wird ſich erinnern, daß ich als hoffnungsvoller Zögling des ewigen Juden, als Herr von Stobelberg die Bekanntſchaft dieſes Mannes machte. Daher trat ich in dieſer Rolle in das Kaffeehaus. Der junge Herr ſaß in einem Fenſter und las in einem Brief. Ich wartete eine Weile, ob er wohl bald ausgeleſen haben werde, um ihn dann anzureden; aber er las immer. Ich trat von der Seite hinter ihn, um nach dem Schluß dieſes rieſengroßen Briefes zu blicken, — es waren wenige Zeilen von einer Frauenhand, die er, wie es ſchien, gedankenlos anſtarrte.

„Habe ich die Ehre, Herrn von S. vor mir zu zu ſehen?“ fragte ich in deutſcher Sprache, indem ich vor ihn trat.

„Der bin ich,“ antwortete er, indem er den düſtern Blick von dem Brief auf mich ſchlug und mein Compliment durch ein leichtes Neigen des Hauptes erwiederte.

„Sie ſcheinen mich nicht mehr zu kennen, und doch war ich ſo glücklich, einmal einen Abend im Hauſe Ihrer Tante in Berlin zu genießen, den vorzüglich Ihre Unterhaltung, Ihre intereſſanten Mittheilungen mir unvergeßlich machen.“

„Im Hauſe meiner Tante?“ fragte er, aufmerkſamer werdend. „Wie, war es nicht ein höchſt ennuyanter Thee? waren nicht einige männliche Weiber und einige zartweibliche Herren zugegen? Ich erinnere mich, ich mußte etwas erzählen. Doch Ihr Name, mein Lieber, iſt mir leider entfallen.“

„Baron von Stobelberg; ich reiſte damals mit“ —

„Ah! mit einem ganz ſonderbaren Kauz von Hofmeiſter; jetzt erinnere ich mich ganz; er war ſo unglücklich, allen Damen, ohne es zu wollen, Sottiſen zu ſagen, und überſchnappte endlich, nämlich mit dem Stuhl?“

„So iſt's; wollten Sie erlauben, meinen Kaffee hier zu trinken? Ich bin noch ſo fremd hier, ich kenne keine Seele. Sie ſind wohl ſchon lange hier bekannt?“

Ein melancholiſches Lächeln zog um ſeinen Mund. „O ja, bin ſchon lange hier bekannt,“ antwortete er düſter. „Ich war früher in Geſchäften hier, jetzt zu — meiner Erholung.“

„Sie erinnern mich da auf einmal wieder an den Abend bei Ihrer Tante, mein Hofmeiſter brachte mich damals um einen köſtlichen Genuß. Sie erzählten uns ein kleines Abenteuer, das Sie mit einer Deutſchen in Rom gehabt. Ihre Erzählung war auf dem Punkte, eine Wendung zu nehmen, die uns über Vieles, namentlich über Ihre ſonderbare Verwechslung mit einem

Ebenbilde aufgeklärt hatte, da zerſtörte mein Mentor durch ſeinen Fall meine ſchöne Hoffnung; ich war genöthigt, mit ihm den Salon zu verlaſſen und plage mich ſeitdem mit allerlei Möglichkeiten, Wahrſcheinlichkeiten, wie es Ihnen möchte ergangen ſeyn, ob Sie ſich mit Ihrem Ebenbilde geſchlagen haben, ob Sie auch ferner der ſchönen Louiſe ſich nahen konnten, ob nicht endlich ein Liebesverhältniß zwiſchen Ihnen entſtanden. Kurz, ich kann Sie verſichern, es peinigte mich Tage lang, die tollſten Conjekturen erfand ich, aber nie wollten ſie paſſen.“

Der junge Mann war während meiner Reden nachdenklich geworden; es ſchien etwas darin zu liegen, das ihm nicht ganz recht war; vielleicht ahnete er meine unbezwingliche Neugierde nach ſeinem Abenteuer, er blickte mich ſcharf an, aber er wich in ſeiner Antwort aus.

„Ich erinnere mich,“ ſagte er, „daß wir damals alle bedauerten, Ihre Geſellſchaft entbehren zu müſſen. Sie waren uns allen werth geworden, und die Damen behaupteten, ſie haben etwas Eigenes, Anziehendes, das man nicht recht bezeichnen könne, Sie haben einen höchſt pikanten Charakter. Nun, Sie werden in der Zeit dieſe Damen entſchädigt haben; wann waren Sie das letzte Mal bei meiner Tante?“

Ich ſah ihn ſtaunend an; „Ich hatte nie die Ehre, bei Ihrer Tante geſehen zu werden, als an jenem Abend.“

Er entgegnete hierauf nichts, ſprach vom Papſt und dergleichen, kam aber immer wieder darauf zurück, mich durch eine Zwiſchenfrage nach Berlin ins Haus ſeiner Tante zu verlocken. „Was wollen Sie nur immer wieder mit Berlin?“ fragte ich endlich, „ich war ſeit jenem Abend nicht mehr dort und reiste in dieſer Zeit in Frankreich und England. Sehen Sie einmal in meinen Paß, welch ungeheure Tour ich in dieſer Zeit gemacht habe!“

Er warf einen flüchtigen Blick hinein und erröthete. „Verzeihen Sie, Baron!“ rief er, indem er meine Hand ungeſtüm drückte, „vergeben Sie, ich hielt Sie für einen Spion meiner Tante.“

„Ihrer Tante? für einen Spion, den man Ihnen bis Rom nachſchickt?“

„Ach, die Menſchen ſind zu keiner Thorheit zu gut. Ich halte mich etwa ſeit zwei Monaten wieder hier auf. Meine Verwandten toben, weil ich meinen Poſten im Büreau des Miniſters plötzlich und ohne Urlaub verlaſſen habe; ſie beſtürmten mich mit Briefen, ich kam nicht; ſie wandten ſich an die preußiſche Geſandtſchaft hier; ſie fand aber nichts Verdächtiges an mir und ließ mich ungeſtört meinen Weg gehen. Vor einigen Tagen ſchrieb mir ein Freund, ich ſolle auf meiner Hut ſeyn, man werde einen Spion in meine Nähe ſenden, um alle meine Schritte zu bewachen.“

„Iſts möglich? und warum denn dies alles?“

„Ach, es iſt eine dumme Geſchichte, eine Anordnung meines verſtorbenen Vaters legt mir Pflichten auf, die — ein andermal davon — ich nicht erfüllen kann. Und Sie, lieber Stobelberg, hielt ich für den Spion. Sie vergeben mir doch?“

„Unter zwei Bedingungen,“ erwiederte ich ihm, „einmal, daß Sie mir erlauben, Sie recht oft zu begleiten, um der Spion Ihres Spions zu ſeyn. Halten Sie mich nicht für indiſkret, es iſt wahre Theilnahme für Sie und der Wunſch, Ihnen nützlich zu werden. Sodann — theilen Sie mir, wenn es Ihnen anders möglich iſt, den Schluß Ihres Abenteuers mit.“

„Den Schluß?“ rief er und lachte bitter, „den Schluß? ich wünſchte, es ſchlöſſe ſich, könnte es auch nur mit meinem Leben ſchließen. Doch kommen Sie, wir wollen unter jene Arkaden gehen. Die Künſtler kommen um dieſe Zeit hieher, wir könnten nicht ungeſtört reden; wer weiß, ob man nicht einen von ihnen zu meinem Wächter erſehen hat.“

Ich folgte Otto von S. — ſo hieß der junge Mann — unter die Arkaden. Er legte ſeinen Arm in den meinigen, wir gingen eine Weile ſchweigend auf und ab; er ſchien mehr nachdenklich als zerſtreut.

„Es iſt etwas, was mir Vertrauen zu Ihnen einflößt,“ hub er lächelnd an; „ich habe über den Ausſpruch jener Damen in Berlin nachgedacht und finde ihn, ſo komiſch er mir damals vorkam, dennoch beſtätigt. Es iſt mir, in den paar Viertelſtunden, die wir beiſammen ſind, als ſeyen Sie ein Weſen, das ich längſt kannte, als ſeyen Sie ſchon Jahre lang mein Freund. Und doch haben Sie nicht jenes Gutmüthige, Ehrliche, was an den Deutſchen ſogleich auffällt, was bewirkt, daß man ihnen gerne vertraut; Sie haben für Ihre Jahre viel Beobachtungsgeiſt in Ihrem Auge, und um Ihren Mund in gewiſſen Augenblicken einen Zug, der nicht immer das beſtätigt, was Sie ſagen wollten. Und dennoch fühle ich, daß mir der Zufall viel geſchenkt hat, der Sie in jenes Haus führte, ich fühle auch, daß man Ihnen trauen kann, mein Lieber.“

„Ich halte nichts auf Geſichter und habe durch Erfahrung gelernt, daß ſie nicht immer der Spiegel der Seele ſind. Es freut mich übrigens, wenn etwas an mir iſt, das Ihnen Vertrauen einflößt. Es iſt vielleicht der rege Wunſch, Ihnen dienen zu können, was Ihnen einiges Vertrauen gibt?“

„Möglich; doch ich bin Ihnen einige Aufſchlüſſe über mich und mein Abenteuer hier in Rom ſchuldig. Ich erzählte Ihnen, wie ich mit Louiſe von Palden bekannt wurde“ —

„Erlauben Sie, nein; dieſen Namen höre ich zum erſten Mal. Sie erzählten uns, daß Sie eine junge Dame in den Lamentationen der ſixtiniſchen Kapelle kennen lernten, die Ihre ganze Aufmerkſamkeit erregte. Sie wurden von ihr mit einem Andern verwechſelt, Sie gefielen ſich in dieſem Quiproquo und verſetzten ſich unwillkürlich ſo in die Stelle des Liebhabers, daß Sie das Mädchen ſogar liebten“ —

„Und wie liebe ich ſie!“ rief er bewegt.

„Sie ſuchten die Dame lange vergeblich in Rom, der Zufall führte endlich das ſchöne Kind im Carneval als Maske an Ihre Seite. Es iſt ſchon dunkel, ſie glaubt in Ihnen den Freund zu finden; Sie, lieber Freund, benützen die Gelegenheit noch einmal, dieſen Scherz, der Ihnen ſo angenehm iſt, fortzuführen. Sie bringen die Dame auf eine Loge, um das Pferderennen anzuſehen. Da erſcheint auf einmal der rechte Liebhaber, und Sie — erblicken ſich. Bis hieher hörte ich damals. Sie können Sich denken, wie begierig ich bin, zu hören, wie es Ihnen erging."

Ich geſtehe, fuhr Herr v. S. fort, mir ſelbſt fiel die Aehnlichkeit dieſes Mannes mit meinen Zügen, meiner Geſtalt, ſelbſt meiner Kleidung überraſchend auf. Das letztere hatte wohl die Mode verſchuldet, die damals alle junge Welt zwang, ſich ſchwarz zu kleiden. Doch auch für die große Aehnlichkeit unſerer Züge, ſo auffallend ſie iſt, hat man Beiſpiele. Sie erinnern ſich vielleicht des Falles, der in Frankreich vorkam. Zwei Franzoſen trafen in Amerika zuſammen. Ihre Aehnlichkeit war ſo groß, daß man ſie gewöhnlich mit einander verwechſelte, der eine ſtarb, der andere, ein armer Teufel, wußte ſich ſeine Papiere zu verſchaffen, reiſte nach Frankreich zurück und lebte mit der Frau des Verſtorbenen noch lange Jahre, bis der Betrug an den Tag kam.*

Der Herr und die Dame ſchienen nicht weniger überraſcht als ich; die letztere erröthete, ſie gedachte vielleicht jenes Kuſſes, und es wurde ihr wohl mit einem Mal klar, daß es ſchon an jenem Abend nicht ihr Otto geweſen ſey, gegen den ſie ſich ſo zärtlich bewieſen. Der Herr mit meinen Geſichtszügen fragte mich in etwas barſchem Ton in ſchlechtem Franzöſiſch, wie ich dazu komme, dieſe Komödie zu ſpielen. Ich nahm, nicht aus Furcht vor ſeinem rollenden Auge, ſondern im Gefühl, ein Unrecht, vielleicht eine Unſchicklichkeit wieder gut machen zu müſſen, alle Artigkeit, die ich in der Welt gelernt hatte, zuſammen, und bat die Dame, mir einen Scherz zu vergeben, zu dem ſie mich ſelbſt verleitet habe. „Sie ſelbſt?“ rief bei dieſen Worten jener Mann, und ſeine Züge verzogen ſich immer mehr zum Zorn, „ſie ſelbſt? Es iſt ein abgekartetes Spiel, ich ſehe ſchon, ich bin der betrogene Theil. Doch ich will nicht ſtören.“ — Er ſagte dies vor Wuth zitternd, indem er ſich von ſeinem Platz entfernen wollte. Louiſe, — o ich habe ſie nie ſo ſüß, ſo wundervoll geſehen, wie in jenem Augenblicke; ſie ſchien mit aller Hingebung der Zärtlichkeit an dieſem Manne zu hängen; ſie ergriff bebend ſeine Hand, ſie rief ihn mit den liebevollſten Tönen; ſie betheuerte, ſich unſchuldig zu wiſſen, ſie rief mich zürnend zum Zeugen auf. Ich war hingeriſſen von dieſem Zauber der Liebe, der ſich mir hier zum erſtenmal in ſeiner ganzen Schönheit darſtellte. Es iſt etwas Schönes um ein Mädchen, das in ſanfter ſtiller Liebe iſt, es iſt etwas Heiliges, möchte ich ſagen. Aber der Schmerz inniger Liebe, das Zittern zärtlicher Angſt und dieſe Thränen in den blauen Augen, dieſes Flüſtern der ſüßeſten Namen von den feinen Lippen, und dieſe Röthe der Angſt und der Beſchämung auf den zarten Wangen, es iſt ein Bild, irdiſcher zwar als jenes, aber von einer hinreißenden Gewalt.

---

* Die Möglichkeit einer ſolchen Verwechſlung beweiſt ein Fall, der ſich vor einigen Monaten in Ravensburg im Würtembergiſchen zutrug. Zwei Zwillingsbrüder ſahen ſich täuſchend ähnlich. Der eine tödtete einen Mann und floh. Er wußte, daß ſein Bruder, der in Bregenz in einem öſterreichiſchen Regiment diente, deſertirt war. Der Mörder wandte ſich dorthin, zeigte ſich in der Gegend, ließ ſich als Deſerteur gefangen nehmen und viermal Spiesruthen jagen. Er diente einige Zeit in der Stelle ſeines Bruders, bis der Betrug durch einen Zufall entdeckt wurde.

„Ich kenne das,“ unterbrach ich dieſe redneriſchen Schilderungen des verliebten Berliners, dem die Dame ſeines Herzens in jeder neuen Form wieder lieblicher ſchien, „ich kenne das, ſo was Heiliges, ſo was Weinendes, Madonnenartiges, Grazienhaftes, Süßes, Bitterſchmerzliches, kurz ſo was Klagendes, Anziehendes, ich kenne das; aber wie war es denn mit dem zornigen Patron, der Euer Wohlgeboren ſo ähnlich?“

Er glaubte ihren Verſicherungen nicht; war es Eiferſucht, war es ſein leidenſchaftlicher Zorn, den er nicht bemeiſtern konnte, er ſtieß ſie zurück, er drohte, ſie nie mehr zu ſehen. Das Mädchen ſetzte ſich weinend auf ihren Stuhl. Die tobende Freude der Römer an dem Pferderennen, ihr Jauchzen, ihr Rufen ſtand in ſchneidendem Kontraſt mit dem ſtillen Schmerz dieſes Engels. Ich fühlte inniges Mitleiden mit ihr, ich fühlte mich tief verletzt, daß ein Mann eine Dame, ein Liebender die Geliebte ſo ſchnöde beleidigen könne. „Mein Herr,“ ſagte ich, „das Wort eines Mannes von Ehre kann Sie vielleicht überzeugen, daß die Schuld dieſer Scene allein auf mir ruht.“ „Eines Mannes von Ehre?“ rief er höhniſch lachend, „ſo kann ſich jeder Tropf nennen.“ Jetzt glaubte ich die Formen der geſellſchaftlichen Höflichkeit nicht weiter beobachten zu müſſen. Ich gab ihm ein wohlbekanntes Zeichen, flüſterte ihm meinen Namen, die Nummer meines Hauſes und die Straße zu, in welcher ich wohnte, und verließ ihn.

Es waren widerſtreitende Gefühle, die in meiner Bruſt erwachten, als ich zu Haus über dieſen Vorfall nachdachte. Ich mußte mir geſtehen, daß ich unbeſonnen, thöricht gehandelt hatte, die Rolle eines Andern bei dieſem Mädchen zu übernehmen. Es iſt wahr, der Zufall war ſo überraſchend, die Gelegenheit ſo lockend, ihre Erſcheinung ſo reizend, ſo anziehend, daß wohl Keiner der Verſuchung widerſtanden hätte. Aber mußte mich nicht ſchon der Gedanke zurückſchrecken, daß es ihr bei dem Geliebten ſchaden könnte, traf er uns beide zuſammen? in welch ungünſtigem Lichte mußte ich, mußte auch ſie ihm erſcheinen!

Und doch — wo iſt der Menſch, der nicht in einem ſolchen Falle ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen wüßte? Ich fühlte, daß ich dieſes unbekannte reizende Weſen liebe, und wie leicht entſchuldigt Liebe! und weil ich ſie liebte, haßte ich den begünſtigten Mann. Er war ein Barbar in meinen Augen; wie konnte er die Geliebte ſo grauſam behandeln? Wie durfte er, wenn er ſie wahrhaft liebte, an ihrer Tugend zweifeln, und wer, der jemals in dieſes treue ſeelenvolle Auge geſehen, wer konnte an der Reinheit dieſes Engels zweifeln?

Am Morgen nach dieſer Begebenheit bekam ich einen italieniſchen, ſchlechtgeſchriebenen Brief, er enthielt die Bitte einer Signora Maria Campoco, dem Ueberbringer des Briefes in ihr Haus zu folgen, wo ſie mir etwas Wichtiges zu ſagen habe. Ich kannte keine Dame dieſes Namens, ich fragte den Diener nach der Straße, er nannte mir eine, von welcher ich nie gehört hatte. Eine Ahnung ſagte mir übrigens, dieſer Brief könnte mit meinem Abenteuer von geſtern zuſammenhängen; ich entſchloß mich, zu folgen. Der Diener führte mich durch viele Straßen in eine Gegend der Stadt, die mir völlig unbekannt war. Er beugte endlich in eine kleine Seitenſtraße, ein Brunnen, eine Madonna von Stein fiel mir ins Auge, es war kein Zweifel, ich befand mich an dem Haus, wohin ich Louiſen aus den Lamentationen begleitet hatte.

Es war ein kleines unſcheinbares Haus, deſſen Thüre der Diener aufſchloß; über einen finſtern Gang, eine noch dunklere Treppe brachte er mich in ein Zimmer, deſſen Eleganz nicht mit dem übrigen Anſehen des Hauſes übereinſtimmte. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, erſcholl das Klaffen vieler Hunde, die Thüre öffnete ſich — aber nicht meine Schöne, ſondern eine kleine, wohlbeleibte, ältliche Frau trat, umgeben von einer Schaar kleiner Hunde, ins Zimmer.

Es dauerte ziemlich lange, bis Taſſo, Arioſto, Dante, Alfieri und wie die Kläffer alle hießen, über den Anblick eines fremden Mannes beruhigt waren und die kleine Dame endlich zum Wort kommen konnte. Sie ſagte mir ſehr höflich, ſie habe mich rufen laſſen, um wegen einer Angelegenheit ihrer Nichte, Louiſe von Palden, mit mir zu ſprechen. — Das Verlangen, das ſchöne Kind wiederzuſehen, mich bei ihr ſelbſt zu entſchuldigen, gab mir eine Nothlüge ein: ich fragte ſie in ſo miſerablem Italieniſch, als mir nur möglich war, ob ſie Franzöſiſch oder Deutſch verſtehe. Sie verneinte es, ich zuckte die Achſeln und gab ihr mehr durch Zeichen als Worte zu verſtehen, daß ich der italieniſchen

Sprache durchaus nicht mächtig ſey. Sie beſann ſich eine Weile, ſagte dann, ich könnte in *ihrer Gegenwart* mit ihrer Nichte ſprechen und entfernte ſich.

Wie ſchlug mein Herz von Erwartung, von Liebe bewegt! Wie beſchämt fühlte ich mich, in ihren Augen als ein Nichtswürdiger zu ſcheinen, der ihren Irrthum auf ſo indiskrete Art benutzte! Die hündiſche Leibwache der Signora verkündete, daß ſie nahe. Ich fühlte ſeit langer Zeit zum erſten Mal eine Verlegenheit, ein Beben; ich fühlte, wie ich erröthete, jene Sicherheit des Benehmens, das mich Jahre lang begleitet hatte, wollte mich in dieſem Augenblicke verlaſſen.

Sie kam, ſie dünkte mir in dem einfachen reizenden Negligé lieblicher als je und ihre Verwirrung, als ſie mich ſah, der Unmuth, den ich in ihrem Auge zu leſen glaubte, vermochte ihre Anmuth nicht zu ſchwächen. „Mein Herr, es iſt eine ſonderbare Begebenheit, die Sie in dieſes Haus führt,“ ſprach ſie mit jenen klangvollen Tönen, die ich ſo gerne hörte; „Sie müſſen ſelbſt geſtehen,“ ſetzte ſie hinzu, aber ſey es, daß die Erinnerung an jenen Abend ſie zu unangenehm berührte, ſey es, daß ſie einem meiner Blicke begegnete, die vielleicht *mehr* als Ehrfurcht ausdrückten, ſie ſchlug die Augen nieder, erröthete aufs neue und ſchwieg.

Ich faßte mich, ich ſuchte mich zu entſchuldigen ſo gut es ging; ich erzählte ihr, wie ich ſie hülflos und in Ohnmacht in der Kirche gefunden, wie ich ihren Irrthum nicht habe berichtigen können, aus Furcht, ſie möchte meine Begleitung ablehnen, die ihr in ihrem damaligen Zuſtande ſo nothwendig war. Meine zweite Unbeſonnenheit ſchob ich auf die Maskenfreiheit des Carnevals, ich ſuchte einen Scherz daraus zu machen, ich behauptete, es ſey an dieſem Abend erlaubt, jede Maske vorzunehmen, und ſo habe ich die ihres Freundes vorgenommen. Ich glaubte, ſagte ich, in dieſen Scherz um ſo eher eingehen zu dürfen, da wir Landsleute ſind und die Deutſchen in Rom, als Kinder einer Heimath, nur eine große Familie ſeyn ſollten.

„Eine gefährliche Verwandtſchaft!“ unterbrach ich den jungen Berliner, indem ich mich im Stillen über ſeine jeſuitiſche Logik freute; „wie? brachte die Dame nicht das Corpus juris und den — — — — gegen Sie in Anwendung? In Schwaben möchte zur Noth ein ſolches Verwandtſchaftsſyſtem gelten, oder bei den Juden, welche Herren und Knechte, Norden und Süden „unſere Leute“ nennen; aber Deutſchland, bedenken Sie, daß es in zweiunddreißig Staaten getheilt iſt, wo iſt da ein Verwandtſchaftsband möglich? Wenn Sie ſich im Himmel oder in der Hölle treffen, ſo heißen ſie nur Oeſterreicher, Preußen, Hechinger und fürſtlich Reußiſche Landeskinder!“

Louiſe mochte auch ſo denken, fuhr er fort. Doch nöthigte ihr meine Deduction ein Lächeln ab, es ſchien ihr angenehm, über dieſe Punkte ſo leicht weggehen zu können. Sie klagte ſich ſelbſt an, dieſen Irrthum veranlaßt zu haben, ſie vergab, ſie erlaubte mir, ihre ſchöne Hand zu küſſen. Doch ihre Blicke wurden wieder düſter. Sie ſagte, wie ſie nur zu deutlich bemerkt habe, daß ich tief beleidigt weggegangen ſey, daß dieſer Streit noch eine gefährlichere Folge haben könne. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen, als ſie dies ſagte. Sie beſchwor mich, ihrem Freund zu vergeben, ſie ſuchte ihn zu entſchuldigen, ihn, der ſie ſelbſt ſo tief beleidigt hatte; ſie ſprach mit ſo zärtlicher Wärme für den Mann, der ſo ganz vergeſſen hatte, daß die wahre Liebe glauben und vertrauen müſſe, der ſo niedrig war, dieſer reinen Seele gegenüber gemeine Eiferſucht zu zeigen. Ich wäre glücklich, ſelig geweſen, hätte dieſes Mädchen ſo von mir geſprochen!

Ich fragte ſie, ob ſie in ſeinem Auftrag mir dieſes ſage? Sie war betreten, ſie antwortete, daß ſie gewiß wiſſe, daß es ihm leid ſey, mir jene Worte geſagt zu haben; ich verſprach, wenn er mir dies ſelbſt ſagen werde, nicht mehr an die Sache zu denken. Wie heiter war ſie jetzt, ſie ſcherzte über ihren Irrthum, ſie verglich meine Züge mit denen ihres Freundes, ſie glaubte große Aehnlichkeit zu finden, und doch ſchien es ihr unbegreiflich, wie ſie nicht an meinen Augen, meiner Stimme, an meinem ganzen Weſen ihren Mißgriff erkannt habe. Sie rief ihrer Tante zu, daß ſie ihren Zweck vollkommen erreicht habe.

Signora Campoco, die während der ganzen Scene am Fenſter geſeſſen und bald die Leute auf der Straße, bald ihre Hündchen, bald uns betrachtet hatte, kam freundlich zu mir, dankte für meine Gefälligkeit, ihr Haus beſucht zu haben, und bemerkte, ſie hätte nie geglaubt, daß unſere barbariſche Sprache ſo wohltönend geſprochen werden könne. Sie ſehen, ich hatte jetzt nichts mehr in dieſem Hauſe zu thun; ſo gerne ich noch ein Stündchen mit Fräulein von Palden geplaudert hätte, ſo neugierig ich war, ihre Verhältniſſe in Deutſchland und ihre Lage in Rom zu erfahren, — der Anſtand forderte, daß ich Abſchied nahm, mit dem unglücklichen

Gefühle Abſchied nahm, dieſe Schwelle nie mehr betreten zu können. Signora, ſie hätte ſich vielleicht gekreuzt, hätte ſie gewußt, daß ein Ketzer vor ihr ſtehe. Signora empfahl mich der Gnade der heil. Jungfrau und Louiſe reichte mir traulich die Hand zum Scheiden. Ich fragte ſie noch, wie der Herr heiße, mit welchem ich das Glück gehabt habe, verwechſelt zu werden. Sie erröthete und ſagte: „er will zwar hier nicht gekannt ſeyn und ſo zurückgezogen als möglich leben, doch warum ſollte ich Ihnen ſeinen Namen verhehlen? Ich möchte ſo gerne, daß Sie Freunde würden. Er heißt — — — — und wohnt — — — —“

So „etwas breit nach Art der lieben Jugend“ hatte mir der junge Mann den weiteren Verlauf ſeines Abenteuers erzählt; ich hörte im gerne zu, obgleich nichts peinlicher für mich iſt, als eine lamentable Liebesgeſchichte recht lang und gehörig breit erzählen zu hören; aber intereſſant war mir dabei die Art, wie er mir erzählte. Sein ausdrucksvolles Auge ſchien die Glut ſeiner Gefühle wiederzuſtrahlen, ſeine Züge nahmen den Charakter düſterer Wehmuth an, wenn er ſich unglücklich fühlte, und ein angenehmes Lächeln erheiterte ſie, wenn er mir die Reize der jungen Dame zu beſchreiben ſuchte. Plötzlich, als er mir eben erzählte, wie er das Haus der Signora verlaſſen habe, drückte er meinen Arm feſter und brach in einen kleinen Fluch aus. „So muß der Teufel dieſen Pfaffen doch überall haben!“ rief er und wandte ſich unmuthig um. Ich war erſtaunt, welchen Pfaffen ſollte ich denn überall haben? Ich fragte ihn, was ihn ſo aufbringen könne.

„Sehen Sie nicht hin, ſonſt müſſen wir grüßen,“ gab er mir zur Antwort, „ich kann ihn nicht anſehen, den Jeſuiten.“

Ich ſtellte mich, als befolge ich treulich ſeinen Befehl; doch konnte ich nicht umhin, einen Seitenblick in die Straße zu werfen und ſah wirklich ein höchſt ergötzliches Schauſpiel. Die Straße herauf kam ein hoher Prälat der Kirche, der Kardinal Rocco, ein Mann, der ſchon längſt als einer der zweiten Klaſſe mit dem Prädikat gut auf meinen Tafeln verzeichnet iſt. Eine große majeſtätiſche Geſtalt voll ſtolzer Würde; ſein weißes Haar, von einem einfachen rothen Käppchen bedeckt, ſtach ſonderbar ab gegen ein Geſicht, das man eigentlich reich nennen könnte. Gewölbte Brauen, große Augen, eine Adlernaſe, die Unterlippe etwas übermüthig gezogen, das Kinn und die Wangen voll und kräftig. Ueber das rollende Untergewand trug er einen Talar, deſſen eines Ende er in maleriſchen Falten über den Arm gelegt hatte, das andere Ende hielt in einiger Entfernung hinter ihm herſchleichend ſein Diener, ebenfalls ein Mönch, ein dürres bleiches Geſchöpf, deſſen tückiſche Augen nach allen Seiten ſpähten, ob ſeine Eminenz von den Gläubigen ehrfurchtsvoll, wie es ſich gebührt, begrüßt werden.

Der Gang des Kardinals war der eines Siegers und eine ſolche Erſcheinung in dieſen Straßen erinnerte nur zu leicht an die Senatoren der ewigen Stadt.

„Sehen Sie, wie er hingeht, dieſer Phariſäer,“ flüſterte der junge Mann, mit den Zähnen knirſchend. „Sehen Sie, wie der Pöbel ſich zum Handkuß drängt, mit welcher Würde, mit welcher Grazie er ſeinen Segen ertheilt. Theaterpoſſen! Wenn dieſe Leute wüßten, was ich von ihm weiß, ſie würden dieſem Phariſäer, dieſem Verfälſcher des Geſetzes die Inſignien ſeiner Würde vom Leibe reißen, oder ſie wären werth, von einem Türken beherrſcht zu werden.“

„Was bringt Sie ſo auf, verehrter Freund? Wer iſt dieſer Ehrenmann? was hat er Ihnen zu leid gethan? hängt er mit Ihren Abenteuern zuſammen?“ Ich mußte lange fragen, bis er mich hörte, denn er ſchaute mit durchbohrenden Blicken der Eminenz nach und murmelte Verwünſchungen wie ein Zauberer.

„Ob ich ihn kenne? ob er mir etwas zu leid gethan? O! dieſer Menſch hat ein Leben vergiftet, ein Herz zu Boden getreten, das — doch Sie werden mehr von ihm hören; es iſt der Kardinal Rocco, der Satan iſt nicht ſchwärzer als er; mit ſeinem rothen Hut deckt er alle Sünden zu, aber trotz dem, daß er geweiht iſt, wird ihn dennoch der Teufel holen!“

Da hat es gute Wege, dachte ich; Nr. 2, gute Sorte! doch was konnte dieſer Berliner gegen Rocco haben? Unmöglich konnte ich glauben, daß ſein Proteſtantismus ſo tief gehe, daß er jeden, der violette Strümpfe trug, in die Hölle wünſchen mußte. Er hatte ſich wieder geſammelt. „Vergeben Sie dieſe Hitze, Sie werden mir einſt Recht geben, ſo zu urtheilen, wenn ich Sie erſt mit dem Treiben dieſes Menſchen bekannt mache. Doch jetzt noch einiges zum Verſtändniß meines Abenteuers. Die Geſchichte mit — war bald abgethan. Er ſchickte einen Franzoſen zu mir, der mir erklärte, daß jener ſich in mir geirrt habe und um Verzeihung bitte. Durch ihn erfuhr ich auch, daß Louiſens Geliebter früher Offizier, und zwar in .... ſchen Dienſten geweſen ſey.

Um dieſe Zeit kam die Schweſter des ſächſiſchen Geſandten nach Rom, ſich einige Zeit mit ihrer Familie bei ihrem Bruder aufzuhalten. Ich war am erſten Abend ihres Aufenthalts zufällig zugegen, und — ſtellen Sie ſich einmal mein Erſtaunen vor, als ich hörte, wie ſie eine andere Dame fragte, ob nicht ein Fräulein von Palden hier lebe? Ich wandte mich unwillkürlich ab, um nicht dem ganzen Kreiſe mein Erröthen, mein Entzücken zu zeigen; es war mir etwas ſo Neues, ſo Schönes, Louiſens Namen aus einem fremden Munde zu hören. Jedoch keine der anweſenden Damen wollte von ihr wiſſen, und ich fühlte mich nicht berufen, unaufgefordert mein Geheimniß mitzutheilen.

Deutſche, beſonders Frauen, pflegen immer großen Antheil an Landsleuten zu nehmen; es konnte daher nicht anders ſeyn, als daß man ſeine Verwunderung laut darüber ausſprach, daß ein deutſches Fräulein in Rom lebe, die auch nicht einem von allen bekannt ſeyn ſollte? Wer iſt ſie? iſt ſie ſchön? wie kommt ſie nach Rom? fragte man einſtimmig, und wie lauſchte ich, wie pochte mein Herz, endlich über das intereſſante Weſen etwas zu hören.

Sie erzählte, wie ſie in ....th Louiſen kennen gelernt, die damals durch ihr ſchönes Aeußere, durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verſtand die ganze Stadt beſchäftigt, ihre näheren Bekannten bezaubert habe. Um ſo auffallender ſey auf einmal ein Liebeshandel geweſen, der ſich zwiſchen einem Offizier, einem bürgerlichen Subjekt, und der Tochter des Geheimraths Palden entſpann. Dieſer Menſch habe außer ſeiner ſchönen Figur und einem blühenden Geſicht keine Vorzüge, nicht einmal gute Sitten gehabt. Dem Vater ſey dieſe Geſchichte zu ernſtlich geworden, er habe den Offizier zu einem Regiment zu verſetzen gewußt, das mit einem Theil der franzöſiſchen Armee nach Spanien beſtimmt war. Man habe ſich in ....th allgemein gefreut über die Art, wie ſich Fräulein Palden in dieſe Wendung fügte; doch bald erfuhr man, daß die Verbindung mit dem Offizier nichts weniger als abgebrochen ſey, ſondern durch Armeekuriere und dergleichen Briefe gewechſelt werden. Es vergingen ſo beinahe zwei Jahre. Die Armee kehrte zurück, doch nicht mit ihr jener Offizier. Man ſagte in Geſellſchaften und in Louiſens Nähe, er ſey wegen einer Ehrenſache aus dem Dienſt getreten. Seine Kameraden ſchwiegen hartnäckig hierüber, doch gab es einige Stimmen im Publikum, die von einer vortheilhaften Heirath, andere, die von einer Entführung oder von beiden ſprachen, kurz, man bemerkte, daß Herr v...., ſo hieß der Offizier, ſeiner Dame ungetreu geworden ſey. Um dieſe Zeit ſtarb der alte Herr von Palden. Seine erſte Frau war eine Römerin, das Fräulein entſchloß ſich auf einmal zu großer Verwunderung der Stadt ....th, zu ihren Verwandten nach Rom zu ziehen.

So viel wußte die Schweſter des Geſandten von Louiſen. Es war mir genug, um ihr Verhältniß zu ..... ganz in der Ordnung zu finden; nur war es mir unbegreiflich, was ihn bewogen haben könnte, nach Rom zu gehen;

oder kam er erſt nach ihr hierher? und warum heirathen ſie ſich nicht, da doch ihre Hand jetzt frei und von niemand abhängig iſt?

Ich quälte mich mit dieſen Gedanken. Ich hätte ſo gerne mehr und immer mehr von dem holden Kind erfahren; ich fühlte lebhaft den Wunſch, ſie wieder zu ſehen, zu ſprechen; ich wollte ja nicht geliebt werden, nur ſehen, nur lieben wollte ich ſie. Da fiel mir bei, wie ich dies ſo leicht möglich machen könnte. Ich durfte ja nur der Schweſter des Geſandten ſagen, wo ſich Louiſe aufhalte, und dann konnte ich gewiß ſeyn, ſie ſchon in den nächſten Tagen im Hotel des Geſandten zu ſehen. Ich that dies, und mein Wunſch wurde erfüllt.

Ein Bekannter des Herrn von S. geſellte ſich hier zu uns und unterbrach zu meinem großen Aerger die Erzählung. Ich machte noch einige Gänge mit ihnen unter den Arkaden; als ich aber ſah, daß der Bekannte ſich nicht entfernen wolle, fragte ich den Berliner nach ſeiner Wohnung und ging mit dem Vorſatz, ihn am nächſten Morgen zu beſuchen. Ich muß geſtehen, ich fing an, die Geſchichte des jungen Mannes weniger anziehend zu finden, weil ſie mir in eine gewöhnliche Liebesgeſchichte auszuarten ſchien. Doch zwei Umſtände waren es, die mir von neuem wieder Intereſſe einflößten und mich beſtimmten, ſeine Abenteuer zu hören. Ich erinnerte mich nämlich, wie überraſchend ſein Anblick, ſein ganzes Weſen in Berlin auf mich gewirkt hatten. Es war nicht der gewöhnliche Kummer der Liebe, wie er ſich bei jedem Amoroſo vom Mühlendamm ausſpricht; es war ein Gram, ein tieferes Leiden, das mir um ſo anziehender dünkte, als es nur ganz unmerklich und leiſe durch jene Hülle ſchimmerte, womit die geſellſchaftlichen Formen die weinende Seele umgeben. Er ſchien ein Unglück zu kennen, zu theilen, das ihn unausgeſetzt beſchäftigte, zu welchem ihn die Erinnerung ſogar mitten in einem äſthetiſchen Thee zurückführte.

Das Zweite, das mich zu dem jungen Mann und ſeinem Abenteuer zog, war die Scene, die ich Morgens vor der Peterskirche beobachtet hatte. Ich hatte dort bemerkt, daß er ſie mit Sehnſucht erwarte; ſie war gekommen, aber es ſchien kein fröhliches Zuſammentreffen. Sie ſchien ihn etwas mit ihren Blicken zu fragen, das er nicht beantworten, ſie ſchien etwas zu verlangen, das er nicht erfüllen konnte; wie ſchwer mußte es ihm werden, in der Ferne zu ſtehen und dem holden Mädchen durch keine Sylbe zu antworten! Er ließ ſie gehen, wie ſie gekommen, aber dann ſandte er ihr Blicke voll zärtlicher Liebe nach. Warum ſagte er ihr nicht auf der Stelle, wie er ſie liebe? Welche Gewalt mußte ſie über ihn ausüben, um ihn in dieſe engen Schranken einer beinahe blöden Beſcheidenheit zurückzuweiſen? Wie viel es ſie koſte, ſah ich an ihrem Auge, in welchem eine Thräne perlte, als ſie weiterging.

Dieſe Fragen drängten ſich mir auf, als ich über den jungen Mann und die räthſelhafte Dame nachdachte. Wo nicht ein blindes Fatum waltet, und ein Uhrwerk die Gedanken der Sterblichen treibt, da lernt keiner aus, ſey er Gott oder Teufel. Wohl ſagt der Menſch, der kleinlich nur auf die Reſultate ſeiner Geſchichte ſieht: „es wiederholt ſich alles im Leben;“ aber wie es ſich wiederhole, wie der endliche Geiſt in ſeiner kurzen Spanne Zeit wächſt und ringt und ſtrebt, und gegen die alte Nothwendigkeit ankämpft, das iſt ein Schauſpiel, das ſich täglich mit ewig neuem Reize wiederholt; und das Auge, das von Weltintriguen geſättigt, vom Anſchauen der Kämpfe großer Maſſen ermüdet iſt, ſenkt ſich gerne abwärts zum kleineren Treiben des Einzelnen. Drum möge es keinem jener verehrlichen Leute, für die ich meine Memoiren niederſchreibe, kleinlich dünken, daß ich in Rom, wo ſo unendlich viel Stoff zur Intrigue, ein ſo großer Raum zu einem diaboliſchen Feſttagsſpiel iſt, mit einer Liebeshiſtorie mich befaſſe.

Am Abend dieſes Tages fuhr ich mit einigen griechiſchen Kaufleuten auf der Tiber. Wir hatten eine der größeren Barken beſtiegen und die freien Sitze des Vordertheils eingenommen, weil das Zelt in der Mitte, wie uns die Schiffer ſagten, ſchon beſetzt war. Der Abend war ſchwül und wirkte ſelbſt mitten im Fluß ſo drückend und ermattend auf dieſe Menſchen, daß unſer Geſpräch nach und nach verſtummte. Ich vernahm jetzt ein halblautes Reden und Streiten im Innern des Zeltes, ich ſetzte mich ganz nahe hin und lauſchte. Es waren zwei Männer und eine Frau, ſo viel ich aus ihren Stimmen ſchließen konnte. Sie ſprachen aber etwas verwirrt und gebrochen; der eine hatte gutes wohltönendes Italieniſch, er ſprach langſam und mit vieler Salbung. Die Dame miſchte unter ſechs italieniſche Worte immer zwei ſpaniſche und ein franzöſiſches; der andere Mann, der wenig, aber ſchnell und mit Leidenſchaft ſprach, hatte jene murmelnde, undeutliche

Ausſprache, an welcher man in Italien ſogleich den Deutſchen oder Engländer erkennt.

Ein kleiner Riß in der Gardine des Zeltes ließ mich die kleine Geſellſchaft überſchauen; und o Wunder! jene ſalbungsvolle Rede entſtrömte dem Kardinal Rocco. Ihm gegenüber ſaß eine Dame, ſchon über die erſte Blüthe hinaus, aber noch immer ſchön zu nennen. Ihre beweglichen ſchwarzen Augen, ihre vollen Lippen, ihr etwas nachläſſiges Koſtüm, deſſen Schuld der ſchwüle Abend tragen mußte, zeigten, daß ſie mit den erſten Dreißig die Luſt zum Leben noch nicht verloren habe. An ihrer Seite glaubte ich auf den erſten flüchtigen Anblick Otto von S. zu erkennen. Doch die Züge des Mannes im Zelte waren düſterer, ſein Auge blickte nicht ſo offen und frei, wie das des Berliners, — ich war keinen Augenblick im Zweifel, es mußte ſein Doppelgänger ſeyn. Aber wie! die Dame war nicht Louiſe von Palden; durfte dieſer Mann ſo traulich neben einer andern ſitzen, ohne dieſelbe Schuld wirklich zu tragen, die er der Geliebten aufbürden wollte?

„Gilt dir denn meine Liebe, meine Zärtlichkeit gar nichts?“ hörte ich die Dame ſagen, „nichts meine Aufopferung, nichts meine Leiden, nichts meine Schande, der ich mich um deinetwillen ausſetzte? Ein Wort, ein einziges Wort kann uns glücklich machen. Du ſagſt immer morgen, morgen! Es iſt jetzt Abend, warum willſt du morgen doch wieder nicht?“

„Mein Sohn!“ ſprach der Kardinal, „ich will nichts davon ſagen, daß Euer langes Zögern, Eure fortwährende Weigerung für unſere heilige Kirche

Beleidigung iſt. Ich weiß zwar wohl, nicht Ihr ſeyd es, der dieſe Zögerungen verſchuldet, der Teufel, der leibhaftige Satan ſpricht aus Euch; es iſt das letzte Zucken Eurer ketzeriſchen Irrthümer, was Euch die Wahrheit nicht ſehen läßt; aber beim heiligen Kreuz, den Nägeln und der heiligen Erde beſchwöre ich Euch, folget mir; laſſet Euch aufnehmen in den heiligen Schooß der Kirche zur Verherrlichung Gottes.“

Ha! dachte ich, den haben ſie gerade recht in den Krallen. Ein ſchönes Weib, ein Kardinal Rocco und ein paar Gewiſſensbiſſe, wie der Herr im Zelte zu haben ſchien — da kann es nicht fehlen! — Er ſeufzte, er blickte bald die Dame, bald den Prieſter mit unmuthigen Blikken an. „Ich will ja alles thun, ins Teufels Namen, alles thun,“ ſagte er, „mein Leben iſt ohnedies ſchon verſchuldet und vergiftet, aber wozu dieſe ſonderbare Procedur? Warum ſoll ich vor der Welt zum Narren werden, um die Ehre von Donna Ines wiederherzuſtellen?“

„Mein Sohn, mein Sohn, wie frevelt Ihr! Zum Narren werden, ſagt Ihr? o Ihr verſtockter Ketzer, Ihr alle ſeyd von eurer Taufe an, wo der Satan zu Gevatter ſteht, Renegaten, Abtrünnige! Es iſt alſo nur eine Rückkehr, kein Uebertritt, keine Ableugnung eines früheren Glaubens. Ihr hattet ja vorher keinen Glauben; Ihr werdet doch nicht die Ketzerei ſo nennen wollen, die der Erzketzer in Wittenberg aus den Fetzen, die er dem Heiligthum geſtohlen, zuſammen ſtückelte?“

„Laſſet mich, Eminenz! es iſt einmal gegen meine Ueberzeugung; ich müßte mich ja vor ganz Deutſchland ſchämen.“

„O verſtockter Ketzer! Schämen, ſagt Ihr? hat ſich der liebe Mann, der Herr von Haller, auch geſchämt? Schämen! wie ein Heiliger würdet Ihr da ſtehen; braucht ſich ein Heiliger zu ſchämen? Hat ſich der treffliche Hohenlohe geſchämt, umgeben von Ketzern, ſeine Wunder zu verrichten? Es ſey gegen Eure Ueberzeugung, ſaget Ihr? da ſieht man wieder den Deutſchen, nicht wahr, Donna Ines, den ehrlichen Deutſchen? Zu was denn immer Ueberzeugung? Das iſt ja gerade das Wunderbare am Glauben, daß er von ſelbſt wirkt ohne Ueberzeugung. Geſetzt, Ihr wäret krank, mein lieber Freund; man ſchickt Euch den erſten Arzt der Chriſtenheit; Ihr ſeyd nicht überzeugt, daß er der alleinige wahre Arzt iſt, aber Ihr laßt Euch gefallen, ſeine Arzneien einzunehmen, und ſiehe, ſie wirken auf Euren Körper, ohne Ueberzeugung, gerade wie unſer Glaube auf die Seele.“

„Otto!“ ſprach Dame Ines mit ſchmelzenden Tönen, „theurer Otto! Siehe, wenn mich der heilige Mann hier nicht abſolvirt und beruhigt hätte, ich müßte ja ſchon längſt verzweifelt ſeyn, einen Ketzer ſo innig zu lieben! Wie leicht wird es dir gemacht, einer der Unſrigen zu ſeyn, und dann ein Weib auf ewig glücklich zu machen, das dir alles opferte! Und bedenke die ſchöne Villa an der Tiber, und das köſtliche Haus neben dem Palaſt Seiner Eminenz! dies alles will uns der heilige Vater zur Ausſtattung ſchenken; biſt du nicht gerührt von ſo vieler Liebe?“

„Nicht verhehlen kann ich es Euch, mein Sohn,“ fuhr der beredte Mann mit dem rothen Hute fort, „nicht verhehlen kann ich es Euch, daß man im Lateran noch heute von Euch ſprach, daß es ſogar Seiner Heiligkeit ſelbſt auffällt, daß Ihr ſo lange zögert. Bis über acht Tage naht ein großes Feſt heran; welch herrliche Gelegenheit, etwas zu Gottes Ehre zu thun, bietet ſich Euch dar!“

„Wozu doch dieſe Oeffentlichkeit?“ fragte Otto, „ich haſſe dieſes Rühmen und Ausſchreien in alle Welt. Laſſet mich ſtill in einer Kapelle die Ceremonie verrichten; was nützt es Euch, ob ich laut und offen das Opfer bringe! O Louiſe, Louiſe! Es tödtet ſie, wenn ſie es hört!“

„Elender!“ rief die Dame, indem ſie in Thränen ausbrach, „ſind das deine Schwüre? Du falſches Herz! ich habe dir Alles, Alles geopfert, und ſo kannſt du vergelten? O Barbar! gehe hin zu ihr, lege dich nieder in ihre Feſſeln, aber wiſſe, daß ich mich in die Tiber ſtürze, über meine armen Würmer, meine unglücklichen Kinder mag ſich Gott erbarmen!“

„Kinder, Kinder! Meine fromme Tochter, mein lieber, aber verblendeter Sohn, wozu dieſer Scandal, dieſe Scene auf dem Schiffe? ſtillet Eure Thränen, ſchöne Frau, es wird noch alles gut werden; kommt, ich will einen väterlichen Kuß auf Eure Augen drücken, ſo. Und Ihr, wiſſet Ihr nicht, daß Ihr Euch verſündiget gegen Donna Ines? Was wollt Ihr nur immer wieder mit der Ketzerin, die einſt Eure Sinne zu beſtricken wußte? Haben wir Euch nicht Beweiſe genug gegeben, daß ſie in einem ſtrafwürdigen Verhältniß zu dem Teufel iſt, der Eure Geſtalt und Sprache angenommen hat?“

„Welch einfältiges Mährchen!“ rief der junge Mann; „was wollt Ihr auch den Teufel ins Spiel ziehen? ein ehrlicher Berliner iſt er, ein Tropf, dem ich das Mädchen nicht gönnen mag, wenn ſie mich auch zehnmal betrog?“

„Mein Sohn, die heilige Jungfrau ſchütze uns, aber der Satan ſelbſt iſt es; hat es nicht letzthin meinem dienenden Frater Piccolo geträumt, der Teufel gehe hier in der heiligen Stadt ſpazieren? Alle ſeine Träume ſind noch eingetroffen; der deutſche Baron iſt der hölliſche Geiſt ſelbſt. Wer es aber auch ſey, ſie hat Euch betrogen. Hat nicht die fromme Frau Maria Campoco Euch ſelbſt dieſes Geſtändniß über ihre Nichte gemacht? was wollet Ihr nur auf die treuloſe Ketzerin Rückſicht nehmen! — Und ſchaut, was ich Euch hier mitgebracht habe,“ fuhr ſeine Eminenz fort, indem ſie ein großes Papier entfaltete. „Sehet, wie ich Wort halte: ich habe Euch verſprochen, die Liſte aller derer mitzubringen, welche in Eurem Deutſchland öffentliche Ketzer, insgeheim aber gute Chriſten der wahren Kirche ſind; da, leſet!“

Der junge Mann las und ſtaunte; er ſah den Kardinal fragend an, ob er denn wirklich dieſer Schrift trauen dürfe. Donna Ines, welche bemerkte, welch günſtigen Eindruck dieſe Liſte mache, zog die Hand des heiligen Mannes an den Mund und bedeckte ſie mit feurigen Küſſen der Andacht.

„Nicht wahr,“ fuhr Rocco fort, „da ſtehen wohlklingende Namen? Profeſſoren, Grafen, Fürſten ſogar; freilich dieſe Leute können nicht ſo öffentlich ſich erklären, Freundchen, die Politik, die Rückſicht auf ihre ketzeriſchen Unterthanen erlaubt das nicht; aber im Herzen, im Herzen ſind ſie unſer. Da, dieſer Nr. 8, ich kann Eure barbariſchen Namen nicht ausſprechen, der wird ſich ſogar öffentlich erklären und ſeine Irrthümer abſchwören. Der da oben wird auch einen wichtigen Schritt vorwärts thun. O! und bedenket, was erſt in Frankreich, ſelbſt in England für uns gethan wird; bald, vielleicht erlebe ich es noch, bald werdet Ihr alle ſammt und ſonders zu uns zurückgekehrt ſeyn. Wie herrlich muß dann ein Name wie der Eurige leuchten, der nicht mit der Menge, ſondern lang zuvor auf unſere heiligen Tafeln verzeichnet wurde!“

„Aber, o Himmel! Kardinal, ich bin ja ſchlechter als die ganze Liſte dieſer Heimlichen. Ihr ſelbſt wiſſet, daß, wenn ich zu Eurer Kirche abfalle, es nur geſchieht, um den ewigen Klagen der Donna Ines zu entgehen. Dieſe Heimlichen haben keinen Vortheil bei ihrer Heimlichkeit. Sie gelten von außen für echte Lutheraner, und was haben ſie davon, daß ſie von innen römiſch ſind?“

„O Einfalt! es iſt gut, daß Ihr nicht die ketzeriſche Theologie ſtudirt habt; Ihr wäret durch das Examen gefallen! Was iſt denn das Schöne an unſerer Kirche? he? Nicht nur, daß ſie die alleinſeligmachende, daß ſie gleichſam eine Brandverſicherungsanſtalt gegen die Hölle, eine Seelenaſſekuranz gegen den Tod iſt; denn ſchon aus phyſiſchen Gründen kann man annehmen, daß keine Seele von den Unſrigen lange im Fegefeuer oder gar in der Hölle verweilt, wenn ſie auch ohne Beichte abfährt. Antonio Montani hat berechnet, daß im Durchſchnitt hundertundzwanzig Millionen Menſchen in der Hölle und eben ſo viele im Fegefeuer ſind. Nun kann man annehmen, daß ſeit Eurer verfluchten Reformation neunzig Millionen Ketzer, zwanzig Millionen Türken und zehn Millionen Juden hinab gefahren ſind; das macht zuſammen hundertundzwanzig."

„O wie gut haben wir es, hochwürdiger Herr!" ſagte Ines mit zauberiſchem Lächeln. „Ach Otto! dich ſoll ich an jenem Ort wiſſen, in der Geſellſchaft des Teufels und ſeiner Großmutter? O Gott! es iſt nicht möglich!"

„Sodann weiter," fuhr der Salbungsvolle fort, „Euer Erzketzer in Berlin, der Schleiermacher, nimmt ſelbſt an, daß alle Menſchen prädeſtinirt ſind, und zwar ſo beiläufig die Hälfte zum Böſen. Dieſe müſſen nun eine Art von Seelenwanderung in verſchiedenen Stationen des Elends machen, bis ſie ſelig werden, und fangen mit der Hölle an; der Mann hat vernünftige Gedanken, und wäre werth, einſt nur ins Fegefeuer zu kommen; aber das weiß er doch nicht recht; wenn einer auch zehnmal prädeſtinirt, zur Hölle plombirt, zum Teufel recommandirt iſt, wir können ihn doch abſolviren und recta in den Himmel ſchicken. Nun, und wenn man annimmt, daß das Fegefeuer hundertundzwanzig Millionen faßt, und darunter hundert Millionen Türken und zwanzig Millionen Ketzer, ſo iſt, weiß Gott, auch dort wenig Raum für eine etwas liederliche Seele."

„Ihr wiſſet, Eminenz, was ich von ſolchen Berechnungen halte, machet mir doch Eure Sache nicht noch lächerlicher. Eure Seelenaſſekuranz kann mich nicht locken; doch iſt ſie gut für's Volk, und ich begreife nicht, warum Ihr nicht ſchon lange ganze Regimenter, Diviſionen, ja Armeen, Kavallerie, Infanterie, Artillerie, ſammt dem Generalſtab öffentlich veraſſekurirt habt. Das wäre eine Anſtalt à la Mahomed, die Kerls würden ſich ſchlagen wie der Teufel, denn ſie wüßten, wenn ſie heute erſchoſſen werden, wachen ſie morgen im Paradieſe auf. Laſſet mich lieber noch einen Blick in die Liſte werfen, ſie iſt mir tröſtlicher, denn es ſtehen ganz vernünftige Männer dort."

„O daß Ihr nur ein Jahr auf einer deutſchen Univerſität zugebracht hättet! unſere Agenten geben uns herrliche Berichte, die ketzeriſche Jugend ſoll gegenwärtig ganz abſonderlich fromm, heilig und myſtiſch ſeyn; das Mittelalter, das gute liebe Mittelalter verſetzt ſie in dieſen liebenswürdigen Schwindel. Sie neigen ſich ſchon ganz zu uns, und laſſet nur erſt die Jeſuiten recht in Deutſchland überhand nehmen, dann ſollt Ihr erſt Wunder ſehen! Auch einige brave Männer, Profeſſoren, nehmen ſich unſerer Sache an: ſeht dieſer da Nro. 172 Signor Cruſado, der umhüllt ſie mit einem ſo tiefen ſymboliſchen Dunkel, daß ſie bald unſer ſind. Wahrlich der Hofmechanikus ſeiner Heiligkeit, der berühmte Sgn. Carlo Fiorini hat vollkommen Recht. Er hat berechnet, wenn Deutſchland einige Grade ſüdlicher läge, wenn Ihr eine ſchönere Natur, ein wenig mehr Sinnlichkeit und Phantaſie hättet — die Ketzerei hätte nie aufkommen können oder Ihr wäret wenigſtens ſchon lange wiederzurückgekehrt."

Die Barke ſtieß bei dieſen Worten ans Land; wie gerne hätte ich dieſem trefflichen Pfaffen noch länger zugehört, wie er dieſe deutſche Seele bearbeitete; es war ein ſchweres Stück Arbeit, ich geſtehe es. Ein Menſch ohne Phantaſie, der in den Ceremonien nur Ceremonien ſieht, der die Tendenz dieſer Römer durchſchaut, der durch keinen weltlichen Vortheil zu blenden iſt, wahrlich ein ſolcher iſt ſchwer zu gewinnen. Doch für dieſen war mir nicht bange. Ein Kardinal Rocco und ein ſchönes Weib haben ſchon andere geangelt als dieſen.

Der heilige Mann ſtieg aus: mit Ehrfurcht empfingen die Schiffer ſeinen Segen, den er mit einer Würde, einem Anſtand, würdig eines Fürſten der Kirche, ertheilte. Donna Ines folgte. Ich bewunderte, während ſie über das Brett ging, ihren feinen zierlichen Wuchs, die Harmonie in ihren Bewegungen und die Glut, die aus ihren Augen ſtrahlte und den Abend ſchwül zu machen ſchien. Sie reichte dem geliebten Ketzer ihre ſchöne Hand mit ſo beſorgter Zärtlichkeit, mit einem ſo bedeutungsvollen Lächeln, daß ich im Zweifel war, ob ich mehr ſeine transmontaniſche Kälte belächeln oder den Muth bewundern ſollte, mit welchem er den geiſtlichen Lockungen dieſer in Liebe aufgelösten Circe widerſtand. — Am Ufer hielt ein ſchöner Wagen; der dienende Bruder Piccolo, welchem ich im Traum, in Rom ſpazieren gehend, erſchienen war, ſtand am Schlag und erwartete Seine Eminenz. Es koſtete einige Zeit, bis dieſer ſein Gewand zu gehöriger Wirkung drapirt hatte, dann erſt folgte der Frater Piccolo; der Ketzer und ſeine Dame ſchlugen einen Fußpfad ein und gingen der Stadt zu.

„Wer ſind dieſe?“ fragte ich den Schiffer.

„Kennt Ihr den heiligen Mann, den Kardinal Rocco nicht; o es iſt einer der beſten Füße des heiligen Stuhles! Alle Abende fährt er in meiner Barke auf dem Fluß.“

„Und die Dame?“

„Ha! das iſt eine gute Chriſtin,“ antwortete er mit Feuer. „Sie fährt beinahe immer mit dem Kardinal, zuweilen allein mit ihm, zuweilen mit dem Mann, den Ihr geſehen. Dem traue ich nicht ganz; es iſt entweder ein Deutſcher oder ein Engländer, und die ſind doch Kinder des Teufels.“

„So? da ſagt Ihr mir etwas Neues; und dieſer Mann, iſt er ihr Gemahl?“

„Bewahre uns die heilige Jungfrau! Ihr Gemahl! wo denkt Ihr hin? da würde er nicht ſo zärtlich mit ihr ſpazieren fahren. Ich denke, es iſt ihr Geliebter.“

„So iſt es,“ ſagte einer der griechiſchen Kaufleute, „die Dame wohnt nicht weit von mir. Sie lebt allein mit ihren Kindern. Sie ſieht niemand bei ſich, als einige fromme Geiſtliche und dieſen jungen Mann; es iſt ihr Geliebter. Aber ſie führen ein Hundeleben zuſammen. Man hört ſie oft beide weinen und zanken und ſchreien. Der junge Mann flucht und donnert und jammert mit ſchrecklicher Stimme, und die Donna weint und klagt, und die Kinder erheben ein Zetergeſchrei, daß die Nachbarn zuſammenlaufen. Dann ſtürzt oft der junge Mann verzweifelnd aus dem Haus und will fliehen, aber die Donna ſetzt ihm mit fliegenden Haaren nach und die Kinder laufen heulend hinten drein; ſie faßt ihn unter der Thüre am Gewand, ſie achtet nicht auf die

Menſchen, die umher ſtehen; ſie zieht ihn zurück ins Haus und beſänftigt ihn, und dann iſt es oft auf viele Tage ſtille, bis das Wetter von neuem losbricht.“

„Heilige Jungfrau!“ rief der Schiffer, „und hat er ſie noch nie todt geſtochen im Zorn?“

„Wie Ihr ſeht, nein!“ erwiederte der Grieche, „aber krank iſt ſie ſchon oft geworden, wenn er ſo greulich raſte; dann lief er ſchnell zu drei, vier Doktoren, um ſie wieder ins Leben zurückzurufen. Es ſind doch gute Seelen, dieſe Deutſchen!“

So ſprachen dieſe Männer und ich ging von ihnen in tiefen Gedanken über das, was ich gehört und geſehen hatte. Jenes Wort des jungen Berliners fiel mir wieder bei, der den Kardinal Rocco beſchuldigte, ein ſchönes gutes Herz gebrochen zu haben. Welches andere Herz konnte dies ſeyn, als Louiſens? Ich glaubte deutlich zu ſehen, daß der Prieſter den Kapitän der Geliebten entzogen, indem er ſie verläumdet, daß er ihn in die Feſſeln dieſer Donna Ines geſchmiedet habe, um ihn für die Kirche zu gewinnen. Aber wie war alles dies geſchehen? Wie hatte er dieſen Mann aus den Armen ſeines Mädchens ziehen, von einem Herzen hinwegreißen können, das ihn mit ſo heißer Glut umfing? Sollten jene Beſchuldigungen von Untreue wahr ſeyn, die der Kardinal dem Kapitän einflüſterte, hatte ſie wirklich den jungen Mann, der ihm ſo ähnlich ſah, vorgezogen? Doch ich wußte ja, wo ich mir Gewißheit verſchaffen konnte; ich beſchloß bei guter Zeit am nächſten Morgen den Berliner wieder aufzuſuchen.

Herr von S..... ſchien mich liebgewonnen zu haben, denn er empfing mich mit Herzlichkeit und einem Wohlwollen, das ſelbſt den Teufel erfreut, wenn er auch ſchon an dergleichen gewöhnt iſt. Ich hatte mir vorgenommen, von meiner geſtrigen Fahrt und den Wunderdingen, die ich gehört hatte, noch nichts zu erwähnen, um den Verlauf ſeiner Geſchichte zuvor deſto ungeſtörter zu vernehmen.

„Von allem Unglück, das die Erde trägt,“ fuhr er zu erzählen fort, „ſcheint mir keines größer, ſchmerzlicher und rührender, als jener ſtille tiefe Gram eines Mädchens, das unglücklich liebt oder deſſen zartes glühendes Herz von einem Elenden zur Liebe hingeriſſen und dann betrogen wird. Der Mann hat Kraft, ſeinen Gram zu unterdrücken, den Verrath ſeiner Liebe zu rächen, die gepreßte Bruſt dem Freunde zu öffnen; das Leben bietet ihm tauſend Wege, in Mühe und Arbeit, in weiter Ferne Vergeſſenheit zu erringen. Aber das Weib? — Der häusliche Kreis iſt ſo enge, ſo leer. Jene täglich wiederkehrende Ordnung, jene ſtille Beſchäftigung mit tauſend kleinen Dingen, der ſie ſich in der Zeit glücklicher Liebe fröhlich, beinahe unbewußt hingab, wie drückend wird ſie, wenn ſich an jeden Gegenſtand die Erinnerung an ein verlorenes Glück heftet! Wie träge ſchleicht der Kreislauf der Stunden, wenn nicht mehr die ſüßen Träume der Zukunft, nicht der Zauber der Hoffnung, nicht die Seligkeit der Erwartung den Minuten Flügel gibt, wenn nicht mehr das von glücklicher Liebe pochende Herz den Schlag der Glocke übertönt!

Doch, wozu Sie auf ein Unglück vorbereiten, das Sie nur zu bald erfahren werden? hören Sie weiter: Mein Wunſch, Louiſe von Palden im Hauſe des Geſandten zu ſehen, gelang. Schon nach einigen Tagen wurde ſie durch ſeine Schweſter dort eingeführt. Sie erröthete, als ſie mich zum erſten Mal dort ſah, doch ſie ſchien mich wie einen alten Bekannten dort zu nehmen; es ſchien ſie zu freuen, unter ſo vielen fremden Männern einen zu wiſſen, der ihr näher ſtand. Denn ſo war es; ſey es, daß die Erinnerung an unſer ſonderbares Abenteuer mich aus einem Fremden zum Bekannten machte, ſey es, daß ſie gerne zu mir ſprach, weil ich die Züge ihres Freundes trug, ſie unterſchied mich auffallend von allen übrigen Männern, die dieſer ſeltenen Erſcheinung huldigten. Sie lächeln, Freund? Ich errathe Ihre Gedanken" —

„Ich finde, Sie ſind zu beſcheiden; könnte es nicht auch Ihre eigene Perſönlichkeit geweſen ſeyn, was das Fräulein anzog?"

„Nein, denken Sie nicht ſo von dieſem himmliſchen Geſchöpf; ich geſtehe, ich war ein Thor, ich machte mir Hoffnung, ſie für mich gewinnen zu können; ja, mein Freund, ich ſagte ihr ſogar, was ich fühlte."

„Und Sie wurden nicht erhört? Das treue ehrliche Kind! und ihr Kapitän lag vielleicht gerade in den Armen einer andern!"

Der Berliner ſtutzte; „wie? was wiſſen Sie?" fragte er betroffen, „wer hat Ihnen geſagt, daß Weſt noch eine andere liebe?"

„Nun, Sie ſelbſt haben mich genug darauf vorbereitet,“ erwiederte ich; „ſagten Sie nicht, daß jener das Mädchen betrog?“

Sie haben Recht; — nun, ich wurde lächelnd abgewieſen, abgewieſen auf eine Art, die mich dennoch glücklich, unausſprechlich glücklich machte. Sie war keinen Augenblick ungehalten, ſie geſtand mir, daß ich ihr als Freund willkommen ſey, daß ihr Herz keinem andern mehr gehören könne. Sie ſagte mir auch manches von ihren Verhältniſſen, was ganz mit dem übereinſtimmte, was uns die Schweſter des Geſandten erzählte; ſie geſtand, daß ſie nur darum nach Rom gezogen ſey, weil den Kapitän ſeine Verhältniſſe hierher riefen; ſie geſtand, daß er einen Rechtsſtreit wegen einer Erbſchaft hier habe, daß er, ſobald die Sache entſchieden ſey, vielleicht ſchon in wenigen Wochen, ſie zum Altar führen werde.

Etwa eine Woche nach dieſem aufrichtigen Geſtändniß rief mich eines Abends der Geſandte aus dem Salon, in welchem die Geſellſchaft verſammelt war, zu ſich. Es war nichts ſeltenes, daß er ſich mir in Geſchäftsſachen mittheilte, weil ich ſein Vertrauen auf eine ehrenvolle Art beſaß; doch die Zeit war mir auffallend und es mußte etwas von Wichtigkeit ſeyn, weßwegen er mich aus dem Kreis der Damen aufſtörte.

„Kennen Sie einen gewiſſen Kapitän Weſt?“ fragte er, indem er mich mit forſchenden Blicken anſah.

„Ich habe einen Kapitän Weſt flüchtig kennen gelernt,“ gab ich ihm zur Antwort.

„Nun, ſo flüchtig muß es doch nicht ſeyn,“ entgegnete er mir, „da Sie ein Duell mit ihm gehabt.“

Ich ſagte ihm, daß ich Streit mit ihm gehabt wegen einer ziemlich gleichgültigen Sache, es ſey aber alles gütlich beigelegt worden. Dennoch war es mir auffallend, woher der Geſandte dieſen Streit erfahren hatte, den ich ſo geheim als möglich hielt und von welchem Louiſe in ſeinem Hauſe gewiß nichts erwähnt hatte.

„Wegen einer Dame haben Sie Streit gehabt,“ ſagte er; „doch möchte ich Ihnen rathen, ſolche Händel wegen einer ſo zweideutigen Perſon zu vermeiden. Sie wiſſen ſelbſt, wenn man einmal einen öffentlichen, beſonders einen diplomatiſchen Charakter hat, iſt dergleichen in einem fremden Lande wegen der Folgen für beide Theile fatal.“

Der Ton, worin dies geſagt wurde, fiel mir auf. Er war ſehr ernſt, ſehr warnend; noch ſchmerzlicher berührte mich, was er über jene Dame ſagte, „zweideutige Perſon!“ Und doch ſaß gerade dieſe Perſon als Krone der Geſellſchaft in ſeinem Salon; er ſelbſt, ich hatte es deutlich geſehen, er ſelbſt hatte noch vor einer halben Stunde mit ihr auf eine Art geſprochen, die mich in dem alten Herrn einen aufrichtigen Bewunderer ihrer Reize und ihres glänzenden Verſtandes ſehen ließ. Ich konnte eine Bemerkung hierüber nicht unterdrücken, ich bat ihn höflich, aber ſo feſt als möglich, in meiner Gegenwart nicht mehr ſo von einer Dame zu ſprechen, die ich achte und die einen ſo entſchiedenen Rang in der Geſellſchaft einnehme. Ich wolle davon gar nicht reden, daß er ſelbſt ſein Haus beſchimpfe, wenn er in ſolchen Ausdrücken von ſeinen Gäſten ſpreche.

Er ſah mich verwundert an; er ſagte mir, er könne meine Reden nicht begreifen, denn weder behaupte die

Dame einen Rang in der Geſellſchaft, die er ſehe, noch habe ſie je einen Fuß über ſeine Schwelle geſetzt. Die Reihe zu erſtaunen war jetzt an mir; ich ſah, daß hier ein Irrthum vorwalte, und belehrte ihn, daß Fräulein von Palden die Dame ſey, um die wir uns ſchlagen wollten. „Verzeihen Sie!“ rief er, „man ſagte mir, Sie haben ſich wegen der Geliebten dieſes Kapitän Weſt geſchlagen, daher glaubte ich Ihnen dies ſagen zu müſſen.“

„Und wenn dies nun dennoch wäre?“ fragte ich. „Kennen Sie denn die Geliebte des Kapitän?“

„Gott ſoll mich bewahren,“ entgegnete er. „Nein, ich glaube, er hat ſchon ſelbſt genug an ſeiner Spanierin.“

Ich ſtaunte von neuem; „von einer Spanierin ſprechen Sie? wie kommen Sie nur darauf? Ich weiß beſtimmt, daß der Kapitän eine deutſche Dame liebt!“

„Um ſo ſchlimmer für das arme Kind in Deutſchland,“ war ſeine Antwort; „wie die Sachen ſtehen, ſcheint man im Lateran ernſtlich daran zu denken, den goldenen Quadrupeln der ſchönen Donna Gehör zu geben, und ihre frühere Ehe, weil ſie nicht ganz gültig vollzogen war, für nichtig zu erklären. Der Kapitän macht eine gute Partie, aber — jeder Mann von Ehre wird dieſen Schritt mißbilligen.“

Ich ſtand wie vom Donner gerührt vor dem alten Mann; entweder lag hier eine Verwechslung der Namen und Perſonen zu Grunde, oder es war ein ſchreckliches Geheimniß, und der Kapitän ein Betrüger, der Louiſens Glück vielleicht auf ewig zerſtört hatte.

Ich ſagte dem Geſandten geradezu, daß er mit mir über Dinge ſpreche, die mir völlig unbekannt ſeyen. Er ſtaunte, doch glaubte er, da er ſchon ſo viel geſagt hatte, mir die weitere Erklärung dieſer Räthſel ſchuldig zu ſeyn. „Dieſer Kapitän Weſt iſt ein Sachſe, erzählte er; „er diente früher im Generalſtab und wurde dann zu einer diplomatiſchen Sendung nach Spanien verwandt; er ſoll ein Mann von vielen Talenten, aber etwas zweideutigem Charakter ſeyn. Warum die Wahl gerade auf ihn fiel, da noch ältere Leute, und aus guten Häuſern, im Departement waren, iſt mir unbekannt; nur ſo viel erfuhr ich zufällig, daß man ihn damals von Dresden habe entfernen wollen. Man erzählt ſich, er habe in Madrid in einem Verhältniß zu einer ſchönen jungen Frau gelebt; ſie war eine Spanierin, aber an einen alten Engländer verheirathet, der ſie vielleicht nicht ſo ſtrenge unter Schloß und Riegel hielt, wie man ſonſt in Spanien zu thun pflegt.

„Als aber endlich dieſes Verhältniß zu den Ohren des Engländers kam, bewirkte dieſer, daß der Kapitän von ſeinem Poſten abgerufen und ſogar aus dem Dienſt entlaſſen wurde. Doch ſagen andere, er ſelbſt habe aus Aerger über ſeine ſchnelle Abrufung quittirt. Doch das Beſte kommt noch; einige Wochen nach ſeiner Abreiſe war die Frau des Engländers mit ihren beiden Kindern plötzlich verſchwunden, man kann ſagen, ſpurlos verſchwunden, denn ſo viel Mühe ſich ihr Gatte gab, ihrer habhaft zu werden, alles war vergeblich. Vielleicht ſcheiterten auch ſeine Bemühungen an den Unruhen, die gerade in jener Zeit ausbrachen und die Kommunikation mit Frankreich ſehr erſchwerten.

„Der Verdacht dieſes Engländers fiel natürlich vor Allem auf den Kapitän Weſt. Er wußte es zu machen, daß dieſer in Paris angehalten und verhört wurde. Man ſagt, er ſolle ſehr betreten geweſen ſeyn, als er die Nachricht von der Flucht dieſer Dame hörte; er wies ſich aber aus, daß er die Reiſe bis nach Paris allein gemacht habe, und bekräftigte mit einem Eid, daß er von dieſem Schritt der Donna nichts wiſſe.

Etwa ein Vierteljahr nachher kam er nach Rom und lebt ſeitdem hier ſehr ſtill und eingezogen, beſucht keine Geſellſchaft, hat keinen Freund, keinen Bekannten; vorzüglich vermeidet er es, mit Deutſchen zuſammenzutreffen.

Um dieſe Zeit, fuhr der Geſandte fort, ſey von ſeinem Hofe die Anfrage an ihn ergangen, ob dieſer Weſt ſich in Rom befinde; wie er lebe, und ob er nicht in Verhältniß mit einer Spanierin ſey, die ſich ebenfalls hier aufhalten müſſe. Man habe ihm dabei die Geſchichte dieſes Kapitän Weſt mitgetheilt und bemerkt, daß der Engländer von neuem Spuren von ſeiner Frau entdeckt habe, die beinahe mit Gewißheit annehmen laſſen, daß ſie in Rom ſich aufhalte. Man habe deßwegen von Spanien aus ſich an die päpſtliche Curie gewandt, es ſcheine aber, man wolle ſich hier der Dame annehmen, denn die Antwort ſey ſehr zweifelhaft und unbefriedigend ausgefallen. Der Geſandte machte die nöthigen Schritte und erfuhr wenigſtens ſo viel, daß jener Verdacht beſtätigt ſchien. Er wandte ſich nun auch an Gonſalvi, um zu erfahren, ob der römiſche Hof in der That die Dame in ſeinen Schutz nehme, und erhielt die in eine ſehr beſtimmte Bitte gefaßte Antwort, man möchte dieſe Sachen beruhen laſſen, da die Ehe der Donna Ines mit dem Engländer wahrſcheinlich für ungültig erklärt werde.

Dies erzählte mir der Geſandte; er fügte noch hinzu, daß er aus beſonderem Intereſſe an dieſem Fall dem Kapitän immer nachgeſpürt habe, und ſo ſey ihm auch der Streit zu Ohren gekommen, den ich im Carneval mit jenem „wegen einer Dame“ gehabt habe.

Sie können ſich denken, Freund, welche Qualen ich ſchon während ſeiner Erzählung empfand, und als ich das ganze Unglück erfahren hatte, ſtand ich wie vernichtet. Der Geſandte verließ mich, um zu der Geſellſchaft zurückzukehren; ich hatte kaum noch ſo viel Faſſung, ihn zu bitten, er möchte niemand etwas von dieſen Verhältniſſen wiſſen laſſen, das Warum verſprach ich ihm ein andermal.

Ich konnte von dem Zimmer, wohin der Geſandte mich gerufen, den Salon überſehen, ich konnte Louiſen ſehen, und wie ſchmerzlich war mir ihr Anblick. Sie ſchien ſo ruhig, ſo glücklich. Der Friede ihrer ſchönen Seele lag wie der junge Tag freundlich auf ihrer Stirne; ihr ſanftes blaues Auge glänzte, vielleicht von der Erwartung einer ſchönen Abendſtunde, und das Lächeln, das ihren Mund umſchwebte, ſchien der Nachklang einer freudigen Erinnerung hervorgelockt zu haben. Nein, es war mir nicht möglich, dieſen Anblick länger zu ertragen, ich eilte ins Freie, um dieſes Bild durch neue Bilder zu verdrängen; aber wie war es möglich? der Gedanke an ſie kehrte ſchmerzlicher als je zurück, denn der Friede der Natur, der zauberiſche Schmelz der Landſchaft, die ſüße Ruhe, die dieſe Fluren athmeten, erinnerten ſie mich nicht immer wieder an jenes holde

Weſen? und die Wolken, die ſich am fernen Horizont ſchwärzlich aufthürmten und ein nächtliches Gewitter verkündeten, hingen ſie nicht über der friedlichen Landſchaft wie das Unglück, das Louiſen drohte?

Ich ging nach Hauſe; ich dachte nach, ob nicht Rettung möglich ſey, ob ich ſie nicht losmachen könne von dieſer ſchrecklichen Verbindung. Doch, war nicht zu befürchten, daß Sie mir mißtrauen werde? Sie wußte, ich liebe ſie, kannte ſie mich hinlänglich, um nicht an der Reinheit meiner Abſichten zu zweifeln? Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihr ſelbſt ihr Unglück zu verkünden. Nur einen Ausweg glaubte ich offen zu ſehen, ich wollte ihn ſelbſt zur Rede ſtellen, den Elenden, ich wollte ihn bewegen, einen entſcheidenden Schritt auf die eine oder die andere Seite zu thun. Ja, darin glaubte ich einen glücklichen Weg gefunden zu haben; er ſelbſt mußte ihr ſagen, daß er nicht mehr verdiene, von ihr geliebt zu werden; und dann, dachte ich, dann wird ſie zwar unglücklich ſeyn, aber ich will verſuchen, ſie glücklich zu machen, durch ein langes Leben voll Treue und Liebe will ich ihr Unglück zu mildern ſuchen.

„Aber wie konnten Sie glauben," rief ich, über dieſe romantiſchen Ideen unwillkürlich lächelnd, „wie konnten Sie glauben, Freund, daß ein Kapitän Weſt zu dieſem ſonderbaren Geſtändniſſe ſich hergeben werde? In Romanen mag dies der Fall ſeyn, aber, Herr! in der Wirklichkeit? Haben Sie je einen Narren der Art gekannt?"

„Ach, ich dachte zu gut von den Menſchen," antwortete er. „Ich dachte, wie ich muß jeder fühlen. —

Ich ging in die Wohnung des Kapitän Weſt. Er wohnte ſchlecht, beinahe ärmlich. Ich traf ihn, wie er einen ſchönen Knaben von acht Jahren auf den Knien hatte, welchen er leſen lehrte. Erröthend ſetzte er den Knaben nieder und ſtand auf, mich zu begrüßen. „Ei, Papa!“ rief der Kleine, „wie ſieht dir dieſer Herr ſo ähnlich.“

Der Kapitän gerieth in Verlegenheit und führte den Knaben aus dem Zimmer. „Wie?“ ſagte ich zu ihm, „Sie haben ſchon einen Knaben von dieſem Alter? waren Sie früher verheirathet?“

Er ſuchte zu lachen und die Sache in einen Scherz zu drehen; er behauptete, der Knabe gehöre in die Nachbarſchaft, beſuche ihn zuweilen und nenne ihn Papa, weil er ſich ſeiner annehme.

„Er gehört wohl der Donna Ines?“ fragte ich, indem ich ihn ſcharf anſah. Noch nie zuvor hatte ich geſehen, wie ſchrecklich das böſe Gewiſſen ſich kundthut; er erblaßte, ſeine Augen glänzten wie die einer Schlange, ich glaubte, er wolle mich durchbohren. Noch ehe er ſich hinlänglich geſammelt hatte, um mir zu antworten, ſagte ich ihm gerade ins Geſicht, was ich von ihm wiſſe und was ich von ihm verlange, um das Fräulein nicht völlig unglücklich zu machen.

Er lief in Wuth im Zimmer umher, er ſchimpfte auf Zwiſchenträger und Zudringliche, er behauptete, ich habe die ganze Geſchichte aufgedeckt, um Louiſen von ihm zu entfernen. Ich ließ ihn ausreden; dann ſagte ich ihm mit kurzen Worten, wie ich ſein Verhältniß zu der Spanierin erfahren habe, und bat ihn noch einmal mit den herzlichen Tönen unſerer Sprache, das Fräulein ſo ſchonend als möglich von ſich zu entfernen.

Es gelang mir, ihn zu rühren; aber nun hatte ich eine andere unangenehme Scene durchzukämpfen; er klagte ſich an, er weinte, er verfluchte ſich, das holde Geſchöpf ſo ſchändlich betrogen zu haben. Er ſchwor, ſich von der Spanierin zu trennen; er flehte mich an, ihn zu retten; er geſtand mir, daß er ſich von einem Netz umſtrickt ſehe, das er nicht gewaltſam durchbrechen könne, weil einige hohe Geiſtlichen der Kirche kompromittirt würden. Er ging ſo weit, mich zu zwingen, ſeine Geſchichte anzuhören, um vielleicht milder über ihn urtheilen zu können. Es war die Geſchichte eines — Leichtſinnigen. Dieſes Wort möge entſchuldigen, was vielleicht ſchlecht genannt werden könnte. Es lag in dem Weſen dieſes Mannes ein Etwas, das ihn bei den Frauen ſehr glücklich machen mußte. Es war der äußere Anſchein von Kraft und Entſchloſſenheit, die ihm übrigens ſein ganzes Leben hindurch gemangelt zu haben ſchienen. Er mußte eine für ſeinen Stand ausgezeichnete Bildung gehabt haben, denn er ſprach ſehr gut, ſeine Ausdrücke waren gewählt, ſeine Bilder oft wahrhaft poetiſch, er konnte hinreißen, ſo daß ich oft glaubte, er ſpreche mit Eifer von einem Dritten, während er mir ſeinen eigenen beklagenswerthen Zuſtand ſchilderte. Ich habe dies oft an Menſchen bemerkt, die ſonſt ihrem Triebe folgen, in den Tag hinein leben, ohne ſich ſelbſt zu prüfen, und erſt in dem Moment der Erzählung über ſich ſelbſt flüchtig nachdenken. Sie werden dann durch die Sprache ſelbſt zu einem eigenthümlichen Feuer geſteigert, ſie ſprechen mit Umſicht von ſich ſelbſt, doch eben weil dieſe ihnen ſonſt abging, iſt man verſucht zu glauben, ſie ſprechen von einem Dritten.

Es war Louiſe, die ihn zuerſt liebte; er erkannte ihre Neigung; Eitelkeit, die herrlich aufblühende Schönheit, die Tochter eines der erſten Häuſer der Stadt für ſich gewonnen zu haben, riß ihn zu einem Gefühl hin, das er für Liebe hielt. Der Vater ſah dies Verhältniß ungerne. Ich konnte mir denken, daß es vielleicht weniger Stolz auf ſeine Ahnen, als die Furcht vor dem ſchwankenden Charakter des Kapitäns war, was ihn zu einer Härte ſtimmte, welche die Liebe eines Mädchens wie Louiſe immer mehr anfachen mußte. Er ſoll ihr, was ich jetzt erſt erfuhr, auf ſeinem Sterbebette den Fluch gegeben haben, wenn ſie je mit dem Kapitän ſich verbinde.

Weſt ſuchte die Geſchichte mit der Frau des Engländers auf Verführung zu ſchieben. Ich habe eine ſolche bei einem Mann, der das Bild der Geliebten feſt im Herzen trägt, nie für möglich gehalten. Doch die Strafe ereilte ihn bald. Er geſtand mir, daß er froh geweſen ſey, als er, vielleicht durch Vermittlung des Engländers, von ſeinem Poſten zurückberufen wurde. Donna Ines habe ihm allerlei ſonderbare Vorſchläge zur Flucht gemacht, in die er nicht eingehen können; er ſey, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, abgereiſt. Was ihn eigentlich beſtimmte, nach Rom zu gehen, ſah ich nicht recht ein, und er ſuchte auch über dieſen Punkt ſo ſchnell als möglich hinweg zu kommen. Er erzählte ferner, wie er durch Louiſens Ankunft erfreut worden ſey, wie er ſich vorgenommen, nur ihr, ihr allein zu leben. Doch da ſey plötzlich Donna Ines in Rom erſchienen, ſie habe ſich mit zwei Kindern geflüchtet, ſey ihm nachgereiſt, und habe jetzt verlangt, er ſolle ſie heirathen.

Es entging mir nicht, daß der Kapitän mich hier belog. Ich hatte von dem Geſandten beſtimmt erfahren, daß jener ſchon in Paris angehalten und über die Flucht der Donna zu Rede geſtellt worden ſey; er konnte ſich alſo denken, daß ſie ihm nachreiſen werde, und dennoch knüpfte er die Liebe zu Louiſen von neuem an. Ferner, wie hätte es Ines wagen können, ihm zu folgen, wenn er ihr nicht verſprochen hätte, ſie zu heirathen, wenn er ſie nicht durch tauſend Vorſpiegelungen aus ihrem ruhigen Leben herausgelockt und zur Abenteuerin gemacht hätte?

Er ſchilderte mir nun ein Gewebe von unglücklichen Verhältniſſen, in welche ihn dieſe Frau, die mit allen Kardinälen, namentlich mit Pater Rocco, ſchnell bekannt geworden, geführt habe. Es wurde ernſtlich an der Auflöſung ihrer früheren Ehe gearbeitet, und es war als bekannt angenommen worden, daß er die Geſchiedene heirathen werde.

„Sie ſagten mir hier nichts Neues,“ antwortete ich ihm, „dies alles beinahe wußte ich vorher. Aber ich hoffe, daß Sie als Mann von Ehre einſehen werden, daß das Verhältniß zu Fräulein von Palden nicht fortdauern kann, oder Sie müſſen ſich von der Spanierin losſagen.“

Das letztere könne er nicht, ſagte er, er habe von ihr und dem Kardinal Rocco Vorſchüſſe empfangen, die ſein Vermögen überſteigen, er könne alſo wenigſtens im Augenblick keinen entſcheidenden Schritt thun.

„Im Augenblick heißt hier nie,“ erwiederte ich ihm. „Sie werden ſich aus dieſen Banden, wenn ſie ſo beſchaffen ſind, nie mit Anſtand losmachen können. Ich halte es alſo für Ihre heiligſte Pflicht, Louiſe nicht noch unglücklicher zu machen; denn was kann endlich das Ziel Ihrer Beſtrebungen ſeyn?“

Er erröthete und meinte, ich halte ihn für ſchlechter, als er ſey. Doch er fühle ſelbſt, daß man einen Schritt thun müſſe. Er glaube aber, es ſey dies meine Sache. Er trete mir Louiſen ab, ich ſolle mir auf jede Art ihre Gunſt zu erwerben ſuchen und ſie glücklich machen. Er hatte Thränen in den Augen, als er dies ſagte und ich ſah mit beinahe zu mitleidigen Augen, wie weit ein Menſch durch Leichtſinn kommen könne.

Ich ging, um nichts weiſer geworden, ohne daß ein wirklicher Entſchluß gefaßt worden war, von dem Kapitän; mein Gefühl war eine Miſchung von Verachtung und Bedauern. Auf der Treppe begegnete mir wieder der ſchöne Knabe und fragte, ob er wohl jetzt zu Papa kommen dürfte.

„Ha! und jetzt ſpannten Sie wohl alle Segel aus, Freundchen?“ fragte ich, „jetzt machten Sie wohl Jagd auf die ſchöne Galeere Louiſe?“

„Ja und nein,“ antwortete er trübe; „ſie ſchien meine Liebe zu überſehen, nicht zu achten, aber bald bemerkte ich, daß ſie ängſtlicher wurde in meiner Nähe;

es ſchmerzte ſie, daß mir ihre Freundſchaft nicht genügen wolle. Und jener Elende, ſey es aus Bosheit oder Leichtſinn, zog ſich nicht von ihr zurück, ich vermuthe es ſogar, er hat ſie vor mir gewarnt. So ſtanden die Sachen, als die Zeit, die ich in Rom zubringen ſollte, bald zu Ende ging. Im Kabinet des Geſandten arbeitete man ſchon an Memoiren, die man mir nach Berlin mitgeben wollte, man wunderte ſich, daß ich noch keine Abſchiedsbeſuche mache, — und ich, ich lebte in dumpfem Hinbrüten, ich ſah nicht ein, wie ich dieſer Reiſe entfliehen konnte, und dennoch hielt ich es nicht für möglich, Louiſen zu verlaſſen, jetzt da ihr vielleicht bald der ſchrecklichſte Schlag bevorſtand. Oft war ich auf dem Punkt, ihr alles, alles zu entdecken, aber wie war es mir möglich, ihre himmliſche Ruhe zu zerſtören, das Herz zu brechen, das ich ſo gerne glücklich gewußt hätte?

Da ſtürzte eines Morgens der Kapitän Weſt in mein Zimmer; er war bleich, verſtört; es dauerte eine lange Zeit, bis er ſich faſſen und ſprechen konnte. „Jetzt iſt alles aus!“ rief er, „ſie ſtirbt, ſie muß ſterben, dieſer Kummer wird ſie zerſchmettern!“ Er geſtand, daß Donna Ines oder der Kardinal Rocco ſeine Liebe zu Louiſen entdeckt hätten, ihr ſchrieben ſie ſein Zögern, ſein Schwanken zu, und der Kardinal hatte geſchworen, er wolle an dieſem Tage zu dem deutſchen Fräulein gehen und ſie zur Rede ſtellen, wie ſie es wagen könne, einen Mann, der ſchon ſo gut als verehlicht ſey, von ſeinen Pflichten zurückzuhalten.

Ich kannte dieſen Prieſter und ſeine tückiſche Argliſt; ich erkannte, daß die Geliebte verloren ſey. Ich weiß Ihnen von dieſer Stunde, von dieſem Tag wenig mehr zu erzählen. Ich weiß nur, daß ich den Kapitän in kalter Wuth zur Thüre hinaus ſchob, mich ſchnell in die Kleider warf und wie ein gejagtes Wild durch die Straßen dem Hauſe der Signora Campoco zulief. Als ich unten an dieſer Straße anlangte, ſah ich einen Kardinal ſich demſelben Hauſe nähern. Er ſchritt ſtolz einher, Frater Piccolo trug ihm den Mantel, es war kein Zweifel, es war Rocco. Ich ſetzte meine letzten Kräfte daran, ich rannte wie ein Wahnſinniger auf ihn zu, doch — ich kam eben an, als mir Piccolo mit teufliſchem Lächeln die Thüre vor der Naſe zuwarf.

Eine Art von Inſtinkt trieb mich, all dieſem Jammer zu entfliehen. Ich ging, wie ich war, zu dem Geſandten und ſagte ihm, daß ich noch in dieſer Stunde abreiſen werde. Er war es zufrieden, gab mir ſeine Aufträge und bald hatte ich die heilige — unglückſelige Stadt im Rücken. Erſt als ich nach langer Fahrt zu mir ſelbſt kam, als meine Vorſtellungen ſich wieder ordneten und deutlicher wurden, erſt dann tadelte ich meine Feigheit, die mich zu dieſer übereilten Flucht verführte. Ich tadelte meine ganze Handlungsweiſe, ich klagte mich an, die Unglückliche auf dieſen Schlag nicht vorbereitet zu haben; — doch es war zu ſpät, und wenn ich mir meine Gefühle, meine ganze Lage zurückrief, ach, da ſchien es ſo verzeihlich, die Geliebte verſchont zu haben! So kam ich nach Berlin, in dieſer Stimmung trafen Sie mich dort, und ein Theil dieſer Geſchichte war es, den ich ich damals im Hauſe meiner Tante erzählt habe.

Der junge Mann hatte geendet; ſeine Züge hatten nach und nach jene Trauer, jene Wehmuth angenommen, die ich in ſeinem Weſen, als ich ihn in Berlin ſah, zu bemerken glaubte; er war ganz derſelbe, der er an jenem Abend war, und die Worte ſeiner Tante, er ſehe ſeit ſeiner Zurückkunft ſo geheimnißvoll aus, kamen mir wieder in den Sinn und ließen mich den richtigen Blick dieſer Dame bewundern. An ſeiner ganzen Hiſtorie ſchienen mir übrigens nur zwei Dinge auffallend. Unglückliche Mädchen wie das Fräulein, abenteuernde Damen wie Ines, intriguante Prieſter wie Kardinal Rocco hatte ich auf der Welt ſchon viele geſehen. Aber die beiden Männer waren mir, als Menſchenkinder, etwas räthſelhaft. Der Kapitän hatte allerdings ſchon einen bedeutenden Grad in meinem Reglement erlangt, aber unbegreiflich war es mir, wie ſich dieſer Mann ſo lange auf einer Stufe halten konnte, da doch nach moraliſchen wie nach phyſiſchen Geſetzen ein Körper, welcher abwärts gleitet, immer ſchneller fällt. Er war falſch, denn er ſpielte zwei Rollen; er war leichtſinnig, denn er vergaß ſich alle Augenblicke; er war eiferſüchtig, obgleich er es ſelbſt mit zwei Frauen hielt; er war ſchnell zum Zorn reizbar, als deutſcher Kapitän liebte er wahrſcheinlich auch das est, est, est, Eigenſchaften, die nicht lange auf einer Stufe laſſen. Ein anderer an ſeiner Stelle wäre vielleicht aus Eiferſucht und Zorn ſchon längſt ein Todtſchläger geworden; ein zweiter wäre, leichtſinnig wie er, all dieſem Jammer entflohen, hätte die Donna Ines hier und Fräulein Louiſe dort ſitzen laſſen und vielleicht an einem andern Ort eine andere gefreit; ein dritter hätte vielleicht der Donna Giſt beigebracht, um die ſchöne Sächſin zu beſitzen, oder aus Verzweiflung die letztere erdolcht.

Aber wie langweilig dünkte es mir, daß das Fräulein noch in demſelben Zuſtande war, daß die beiden Anbeter noch nicht in Streit gerathen waren, daß das Ende von dieſen Geſchichten ein Uebertritt zur römiſchen Kirche, eine Hochzeit der Donna Ines und vielleicht eine zweite, Louiſe mit dem Berliner, werden ſollte?

Denn eben dieſer ehrlicher Berliner, er ſtand zwar in etwas entfernten Verhältniſſen zu mir, doch wußte ich, wenn ich ihm das Ziel ſeines heimlichen Strebens, das Fräulein, recht lockend, recht reizend vorſtellte, wenn ich ihren Beſitz ihm von ferne möglich zeige, ſo machte er Rieſenſchritte abwärts, denn ſeine Anlagen waren gut. Ich beſchloß daher, mir ein kleines Vergnügen zu machen und die Leutchen zu hetzen.

Während dieſe Gedanken flüchtig in mir aufſtiegen, wurde dem Herrn von S. ein Brief gebracht. Er ſah die Aufſchrift an und erröthete, er riß das Siegel auf, er las und ſein Auge wurde immer glänzender, ſeine Stirne heiterer. „Der Engel!“ rief er aus, „ſie will mich dennoch ſehen! wie glücklich macht Sie mich! Leſen Sie, Freund,“ ſagte er, indem er mir den Brief reichte; „müſſen ſolche Zeilen nicht beglücken?“

Ich las:

Mein treuer Freund!

Mein Herz verlangt darnach, Sie zu ſprechen. Ich wollte Sie nicht mehr ſehen, nicht mehr ſprechen, bis Sie mir gute Nachrichten zu bringen hätten; Sie ſelbſt ſind es eigentlich, der dieſen Bann ausſprach. Doch heben Sie ihn auf, Sie wiſſen, wie tröſtlich es mir iſt, mit Ihnen ſprechen zu können. Der Fromme iſt wieder hier; er verſpricht ſich das Beſte von Weſt. Ach! daß er ihn zurückbrächte von ſeinem Abwege, nicht zu mir, meine Augen dürfen ihn nicht mehr ſehen, nur zurück von dieſer Schmach, die ich nicht ertragen kann.

L. v. P.

N. S. Wiſſen Sie in Rom keinen Deutſchen, der in Mecklenburg bekannt wäre? Weſt hat dort Verwandte, die vielleicht in der Sache etwas thun könnten.

„Ich kann mir denken, daß dieſes ſchöne Vertrauen Sie erfreuen muß,“ ſagte ich; „doch Einiges iſt mir nicht recht klar in dieſem Brief, das Sie mir übrigens aufklären werden. Wegen der Verwandten in Mecklenburg kann ſich übrigens das Fräulein an niemand beſſer wenden, als an mich; denn ich war mehrere Jahre dort, und bin beinahe in allen Familien genau bekannt.“

Der junge Mann war entzückt, dem Fräulein ſo ſchnell dienen zu können. „Das iſt trefflich!“ rief er, „und Sie begleiten mich wohl jetzt eben zu ihr? Ich erzähle Ihnen unterwegs noch Einiges, was Ihnen die Verhältniſſe klarer machen wird.“

Ich ſagte mit Freuden zu, wir gingen.

„In Berlin,“ erzählte er, „hielt ich es nur zwei Monate aus; ich hatte niemand hier in Rom, der mir über das unglückliche Geſchöpf hätte Nachricht geben können, und ſo lebte ich in einem Zuſtand, der beinahe an Verzweiflung grenzte; nur einmal ſchrieb mir der ſächſiſche Geſandte: Der Papſt habe ſich jetzt öffentlich für den Kapitän Weſt erklärt, man ſpreche davon, daß der Preis dieſer Gnade der Uebertritt des Kapitäns zur römiſchen Kirche ſeyn ſolle. In demſelben Brief erwähnte er mit Bedauern, daß die junge Dame, die uns alle ſo ſehr angezogen habe, die mich immer beſonders auszuzeichnen geſchienen, ſehr gefährlich krank ſey, die Aerzte zweifeln an ihrer Rettung.

„Wer konnte dies anders ſeyn, als die arme Louiſe. Dieſe letzte Nachricht entſchied über mich. Zwar hätte ich mir denken können, daß das, was ihr der Kardinal mittheilte, Krankheit, vielleicht den Tod zur Folge haben werde; aber jetzt erſt, als ich dieſe Nachricht gewiß wußte, jetzt erſt kam ſie mir ſchrecklich vor; ich reiſte nach Rom zurück, und meine Bekannten hier haben ſich nicht weniger darüber gewundert, mich ſo unverhofft zu ſehen, als meine Anverwandten in Berlin, mich ſo plötzlich wieder entlaſſen zu müſſen. Beſonders die Tante konnte es mir nicht verzeihen, denn ſie hatte ſchon den Plan gemacht, mich mit einem der Fräulein, die Sie beim Thee verſammelt fanden, zu verheirathen.

„Erlaſſen Sie es mir, zu beſchreiben, wie ich das Fräulein wieder fand! Nur eins ſchien dieſe ſchöne Seele zu betrüben, der Gedanke, daß Weſt zu ſeiner großen Schuld noch einen Abfall von der Kirche fügen wolle. Ich lebe ſeitdem ein Leben voll Kummer. Ich ſehe ihre Kräfte, ihre Jugend dahin ſchwinden, ich ſehe, wie ſie ein Herz voll Jammer unter einer lächelnden Miene verbirgt. Um mich zu noch thätigerem Eifer, ihr zu dienen, zu zwingen, gelobte ich, ſie nicht mehr zu ſprechen, bis ich von dem Kapitän erlangt hätte, daß er nicht zum

Apoſtaten werde, — oder bis ſie mich ſelbſt rufen laſſe. Das leztere iſt heute geſchehen. Es ſcheint, ſie hat Hoffnung, ich habe keine; denn er iſt zu allem fähig, und Rocco hat ihn ſo im Neze, daß an kein Entrinnen zu denken iſt."

„Aber der Fromme," fragte ich, „ſoll wohl der ſeine Bekehrung übernehmen?"

„Auf dieſen Menſchen ſcheint ſie ihre Hoffnung zu gründen. Es iſt ein deutſcher Kaufmann, ein ſogenannter Pietiſt, er zieht umher, um zu bekehren; doch leider muß er jedem Vernünftigen zu lächerlich erſcheinen, als daß ich glauben könnte, er ſey zur Bekehrung des Kapitäns berufen. Eher ſetze ich einige Hoffnungen auf Sie, mein Freund, wenn Sie durch die Verwandten etwas bewirken könnten; doch auch dies kommt zu ſpät! Wie ſie ſich nur um dieſen Elenden noch kümmern mag?"

Viel verſprach ich mir von dieſem Beſuch bei dem Fräulein von Palden. Was ich von ihr geſehen, von ihr gehört, hatte mir ein Intereſſe eingeflößt, das dieſe Stunde befriedigen mußte. Ich hatte mir ſchon lange zuvor, ehe ich ſie ſah, ein Bild von ihr entworfen, ich fand es, als ſie mir damals in Porticus erſchien, beinahe verwirklicht; nur eins ſchien noch zu fehlen, und auch das hatte ſich jezt beſtätigt; ich dachte mir ſie nämlich etwas fromm, etwas ſchwärmeriſch, und ſie mußte dies ſeyn, wie konnte ſie ſonſt einem deutſchen Pietiſten die Heilung des Kapitän Weſt zutrauen?

Wir wurden von der Signora Campoco und ihren Hunden freundlich empfangen; den Berliner führte ſie zu ihrer Nichte, mich bat ſie, in ein Zimmer zu treten, wo ich einen Landsmann finden werde. Ich trat ein. Am Fenſter ſtand ein langer hagerer Mann, von kaltem finſteren Ausſehen. Er heftete ſeine Augen immer zu Boden, und wenn er ſie einmal aufſchlug, ſo glühten ſie von einem trüben unſicheren Feuer. Ich machte ihm mein Compliment, er erwiederte es mit einem leichten Neigen des Hauptes und antwortete: „Gegrüßet ſeyſt du mit dem Gruße des Friedens.“

Ha! dachte ich, das iſt niemand anders als der Pietiſt! Solche Leute ſind eine wahre Augenweide für den Teufel; er weiß, wie es in ihrem Innern ausſieht, und dieſe herrliche Charaktermaske, lächerlicher als Policinello, komiſcher als Paſiaglio, pathetiſcher als Truffaldin, und wahrer als ſie alle, trifft man beſonders in Deutſchland, und ſeit neuerer Zeit in Amerika, wohin ſie die Deutſchen verpflanzt haben. Dieſe Proteſtanten glauben im echten Sinne des Wortes zu handeln, wenn ſie gegen alles proteſtiren. Der Glaube der katholiſchen Kirche iſt ihnen ein Greuel; der Papſt iſt der Antichriſt, gegen ihn und die Türken beten ſie alle Tage ein abſonderliches Gebet. Nicht zufrieden mit dieſem, proteſtiren ſie gegen ihren eigenen Staat, gegen ihre eigene Kirche. Alles iſt ihnen nicht orthodox, nicht fromm genug. Man glaubt vielleicht, ſie ſelbſt ſind um ſo frömmer? O ja, wie man will. Sie gehen geſenkten Hauptes, wagen den Blick nicht zu erheben, wagen kein Weltkind anzuſchauen. Ihre Rede iſt: „ja, ja, nein, nein.“ Auf weitere Schwüre und dergleichen laſſen ſie ſich nicht ein. Sie ſind die Stillen im Lande, denn ſie leben einfach und ohne Lärm für ſich; doch dieſe ſelige

Ruhe in dem Herrn verhindert ſie nicht, ihre Mitmenſchen zu verläumden, zu beſtehlen, zu betrügen. Daher kommt es, daß ſie einander ſelbſt nicht trauen. Sie vermeiden es, ſich öffentlich zu vergnügen, und wer am Sonntag tanzt, iſt in ihren Augen ein Ruchloſer. Unter ſich ſelbſt aber feiern ſie Orgien, von denen jeder andere ſein Auge beſchämt wegwenden würde.

Drum lacht mir das Herz, wenn ich einen Myſtiker dieſer Art ſehe. Sie gehen ſtill durchs Leben und wollen die Welt glauben machen, ſie ſeyen von Anbeginn der Welt als extrafeine Sorte erſchaffen und plombirt worden, und der heilige Petrus, mein lieber Couſin, werde ihnen einen nähern Weg, ein Seitenpförtchen in den Himmel aufſchließen. Aber alle kommen zu mir, Separatiſten, Pietiſten, Myſtiker, wie ſie ſich heißen mögen, ſeyen ſie Kathedermänner oder Schuhmacher, alle ſind in Nr. 1 und 2, ſie verneinen, wenn auch nicht im Aeußern, denn ſie ſind Heuchler in ihrem Herzen von Anbeginn.

Ein ſolcher war nun der fromme Mann am Fenſter. „Ihr ſeyd ein Landsmann von mir?“ fragte ich nach ſeinem Gruß, „Ihr ſeyd ein Deutſcher?“

„Alle Menſchen ſind Brüder und gleich vor Gott,“ antwortete er, „aber die Frommen ſind ihm ein angenehmer Geruch.“

„Da habt Ihr Recht,“ erwiederte ich, „beſonders wenn ſie in einer engen Stube Betſtunde halten. Seyd Ihr ſchon lange hier in dieſer gottesläſterlichen Stadt?“

Er warf einen ſcheuen Blick auf mich und ſeufzte: „O welche Freude hat mir der Herr gegeben, daß er einen Erweckten zu mir ſandte! Du biſt der Erſte, der mir hier ſagt, daß dies die Stadt der babyloniſchen H—, der Sitz des Antichriſts iſt. Da ſprechen ſie in ihrem weltlichen Sinne von dem Alterthume der Heiden, laufen umher in dieſen großen Götzentempeln und nennen alles heiliges Land, ſelbſt wenn ſie Proteſtanten ſind; aber dieſe ſind oft die Aergſten.“

„Wie freut es mich, Bruder, dich gefunden zu haben. Sind noch mehrere Brüder und Schweſtern hier? Doch hier kann es nicht fehlen; in einer Gemeinde, die der Apoſtel Paulus ſelbſt geſtiftet hat, müſſen fromme Seelen ſeyn.“

„Bruder, geh' mir weg mit dem Apoſtel Paulus, dem traue ich nur halb; man weiß allerlei von ſeinem früheren Leben, und nachher, da hat er ſo etwas Gelehrtes wie unſere Profeſſoren und Pfarrer; ich glaube durch ihn iſt dieſes Uebel in die Welt gekommen. Zu was denn dieſe Gelehrtheit, dieſe Unterſuchungen? ſie führen zum Unglauben. Die Erleuchtung macht's, und wenn einer nicht zum Durchbruch gekommen iſt, bleibt er ein Sünder. Ein altes Weib, wenn ſie erleuchtet iſt, kann ſo gut predigen und lehren in Iſrael als der gelahrteſte Doktor.“

„Du haſt Recht, Bruder!“ erwiederte ich ihm „und ich war in meinem Leben in der Seele nicht vergnügter, nie ſo heiter geſtimmt, als wenn ich einen Bruder Schuſter oder eine Schweſter Spitälerin das Wort verkündigen hörte. War es auch lauterer Unſinn, was ſie ſprach, ſo hatte ihr es doch der Geiſt eingegeben, und wir alle waren zerknirſcht. Doch ſage mir, wie kommſt du ins Haus dieſer Gottloſen.“

„Bruder, in der Stadt Dresden im Sachſenland, wo es mehr Erleuchtete gibt als irgendwo, da wohnte ich neben ihrem Haus. Damals war ſie ein Weltkind und lachte, wenn die Frommen am Sonntag Abend in mein Haus wandelten, um eine Stunde bei mir zu halten. Als ich nun hieher kam in dieſes Sodom und Gomorra, da gab mir der Geiſt ein, meine Nachbarin aufzuſuchen. Ich fand ſie von einem Unglück niedergedrückt. Es iſt ihr ganz recht geſchehen, denn ſo ſtraft der Herr den Wandel der Sünder. Aber mich erbarmte doch ihre junge Seele, daß ſie ſo ſicherlich abfahren ſoll, dorthin wo Heulen und Zähnklappern. Ich ſprach ihr zu, ſie ging ein in meine Lehren, und ich hoffe, es wird bei ihr bald zum Durchbruch kommen. Und da erzählte ſie mir von einem Mann, den der Satan und der Antichriſt in ihren Schlingen gefangen haben, und bat mich, ob ich nicht löſen könne dieſe Bande kraft des Geiſtes, der in mir wohnet. Und darum bin ich hier.“

Während der fromme Mann die letzten Worte ſprach, kam der Berliner mit dem Fräulein. Jener ſtellte mich vor, und ſie fragte erröthend, ob ich mit der Familie des Kapitäns Weſt in Mecklenburg bekannt ſey. Ich bejahte es; ich hatte mit mehreren dieſer Leute zu thun gehabt und gab ihr einige Details an, die ſie zu befriedigen ſchienen.

„Der Kapitän iſt auf dem Sprung, einen ſehr thörichten Schritt zu thun, der ihn gewiß nicht glücklich machen kann; S. hat Ihnen wohl ſchon davon geſagt? und es kömmt jetzt darauf an, ihm das Mißliche eines ſolchen Schrittes auch von Seiten ſeiner Familie darzuthun.“

„Mit Vergnügen; dieſer fromme Mann wird uns begleiten; er iſt in geiſtlichen Kämpfen erfahrner als ich; ich hoffe er wird ſehr nützlich ſeyn können.“

„Es iſt mein Beruf,“ antwortete der Pietiſt, die Augen greulich verdrehend, „es iſt mein Beruf, zu kämpfen, ſo lange es Tag iſt. Ich will ſetzen meinen Fuß auf den Kopf der Schlange und will ihr den Kopf zertreten wie einer Kröte; ſo eben iſt der Geiſt in mich gefahren. Ich fühle mich wacker wie ein gewappneter Streiter; lieben Brüder, laſſet uns nicht lange zaudern, denn die Stunde iſt gekommen; Sela!“

„Gehen wir!“ ſagte der Berliner; „ſeyn Sie verſichert, Louiſe, daß Freund Stobelberg und ich Alles thun werden, was zu Ihrer Beruhigung dienen kann. Faſſen Sie ſich, ſehen Sie muthig, heiter in die Zukunft, die Zeit bringt Roſen.“

Das ſchöne bleiche Mädchen antwortete durch ein Lächeln, das ſie einem wunden Herzen mühſam abgezwungen hatte. Wir gingen, und als ich mich in der Thüre umwandte, ſah ich ſie heftig weinen.

Wir drei gingen ziemlich einſylbig über die Straße; der Pietiſt, vom Geiſte befallen, murmelte unverſtändliche Worte vor ſich hin und verzog ſein Geſicht, rollte ſeine Augen wie ein Hierophant. Der Berliner ſchien an dem guten Erfolg unſeres Beginnens zu zweifeln und ging ſinnend neben mir her; ich ſelbſt war von dem Anblick der ſtillen Trauer jenes Mädchens, ich möchte ſagen, beinahe gerührt; ich dachte nach, wie man es möglich machen könnte, ſie der Schwärmerei zu entreißen, ſie dem Leben, der Freude wiederzugeben; denn ſo gerne ich ihr den Himmel und alles Gute wünſchte, ſo ſchien ſie mir doch zu jung und ſchön, als daß ſie jetzt ſchon auf eine etwas langweilige Seligkeit ſpekuliren ſollte. Durch den Berliner ſchien ich dies am beſten erreichen zu können, beſſer vielleicht noch durch Kapitän Weſt, der mir ohnedies verfallen war; doch zweifelte ich, ob man ihn noch von der Spanierin werde losmachen können.

Auf der Hausflur des Kapitäns ließ uns der Pietiſt vorangehen, weil er hier beten und unſern Ein- und Ausgang ſegnen wolle. Doch, o Wunder! als wir uns umſahen, nahm er nach jedem Stoßſeufzer einen Schluck aus einem Fläſchchen, das ſeiner Farbe nach einen guten italieniſchen Liqueur enthalten mußte. Ha! jetzt muß der Geiſt erſt recht über ihn kommen, dachte ich, jetzt kann es nicht fehlen, er muß mit großer Begeiſterung ſprechen.

Der Kapitän empfing uns mit einer etwas finſteren Stirne. Der Berliner ſtellte uns ihm vor, und ſogleich begann der Pietiſt, vom Geiſt getrieben, ſeinen Sermon.

Er ſtellte ſich vor den Kapitän hin, ſchlug die Augen zum Himmel und ſprach: „Bruder! was haben meine Ohren von dir vernommen? ſo ganz hat dich der Teufel in ſeinen Klauen, daß du dich dem Antichriſt ergeben willſt, daß du abſagen willſt der heiligen chriſtlichen Kirche, der Gemeinſchaft der Heiligen? Sela. Aber da ſieht man es deutlich. Wie heißt es Sirach am 9ten im dritten Vers? He? Fliehe die Buhlerin, daß du nicht in ihre Stricke falleſt.“ —

„Zu was ſoll dieſe Komödie dienen, Herr von S.?" ſprach der Kapitän gereizt. „Ich hoffe, Sie ſind nicht gekommen, mir in meinem Zimmer Sottiſen zu ſagen."

„Ich wollte Sie mit Herrn von Stobelberg, der Ihre Familie kennt, beſuchen; da ließ ſich dieſer fromme Mann, der gehört hat, daß Sie übertreten wollen, nicht abhalten, uns zu begleiten."

„Große Ehre für mich; geben Sie ſich aber weiter keine Mühe, denn" —

„Höret, höret, wie er den Herrn läſtert, in deſſen Namen ich komme!" ſchrie der Pietiſt, „der Antichriſt krümmet ſich in ihm wie ein Wurm und der Teufel ſitzt ihm auf der Zunge. O warum habt Ihr Euch blenden laſſen von Weltehre? Was ſagt derſelbe Sirach? Laß dich nicht bewegen von dem Gottloſen in ſeinen großen Ehren; denn du weißt nicht, wie es ein Ende nehmen wird. — Wiſſe, daß du unter den Stricken wandelſt, und geheſt auf eitel hohen Spitzen!"

„Sie kennen meine Familie, Herr von Stobelberg? Sind Sie vielleicht ſelbſt ein Landsmann aus Mecklenburg?"

„Nein, aber ich kam viel in Berührung mit Ihrer Familie, und bin mit einigen Gliedern derſelben ſehr nahe liirt. So zum Beiſpiel mit Ihrem Onkel F., mit Ihrer Tante W., mit Ihrem Schwager Z."

„Wie? der Satan hat ihm die Ohren zugeleimt!" rief der fromme Proteſtant, als ſein abtrünniger Bruder ihn völlig ignorirte. „Auf, ihr Brüder, ihr Streiter des Herrn, laſſet uns ein geiſtliches Lied ſingen, vielleicht hilft es.“ Er drückte die Augen zu und fing an, mit näſelnder zitternder Stimme zu ſingen:

„Herr, ſchütz uns vor dem Antichriſt,
Und laß uns doch nicht fallen;
Es ſtreckt der Papſt mit Hinterliſt
Nach uns die langen Krallen;
Und laß dich erbitten,
Vor den Jeſuiten
Und den argen Miſſionaren
Wolleſt gnädig uns bewahren.

Sie ſind des Teufels Knechte all,
Nur wir ſind fromme Seelen;
Wir kommen in des Himmels Stall,
Uns kann es gar nicht fehlen;
Denn nach kurzem Schlafe
Zieh'n wir frommen Schafe
In den Pferch, für uns bereitet.
Wo der Hirt die Schäflein weidet.

Dort ſcheidet er die Böcke aus“ —

Man kann eben nicht ſagen, daß der Fromme wie eine Nachtigall ſang, aber komiſch genug war es anzuſehen, wie er vom Geiſt getrieben, dazu agirte. Auf den Wangen des Kapitäns wechſelte Scham und Zorn, und man war ungewiß, ob er mehr über die Unverſchämtheit dieſes Proſelytenmachers ſtaunte, oder mehr über den Inhalt der frommen Hymne erboſt ſey. Als der Pietiſt nach einem tiefen Seufzer den dritten Vers anhub, ging die Thüre auf, und die hohe majeſtätiſche Geſtalt des Kardinals Rocco trat ein. Er war angethan mit einem weißen faltenreichen Gewand, und der Purpur, der über ſeine Schultern herabfloß, gab ihm etwas Erhabenes, Fürſtliches. Er überſah uns mit gebietendem Blick, und die Rechte, die er ausſtreckte, mochte vielleicht den ehrwürdigen Kuß eines Gläubigen erwarten.

Der Kapitän war in ſichtbarer Verlegenheit; er fühlte, daß der Kardinal uns den Proteſtantismus ſogleich anriechen, daß es ihn erzürnen werde, ſeinen Katechumenen in ſo ſchlechter Geſellſchaft zu ſehen. Er nannte der Eminenz unſere Namen; doch als er Herrn v. S. erblickte, trat er erſchrocken einen Schritt zurück und flüſterte dem Frater Piccolo in der violetten Kutte zu: „das iſt wohl der Teufel, den du im Traume geſehen?“

Piccolo antwortete mit drei Kreuzen, die er ängſtlich auf ſeinen Leib zeichnete, und der Kardinal fing an, leiſe einige Stellen aus dem Exorcismus zu beten. Während dieſer Scene hatte ſich der fromme Kaufmann, dem das Wort auf der Lippe ſtehen geblieben war, wieder erholt; er betrachtete die imponirende Geſtalt dieſes Kirchenfürſten, doch ſchien ſie ihm nicht mehr zu imponiren, nachdem er bei ſich zu dem Reſultate gelangt war, daß nur ein frommer proteſtantiſch-myſtiſcher Chriſt zur Seligkeit gelangen könne. Er hub im heulenden Predigerton auf Italieniſch an: „Siehe da, ein Sohn der Babyloniſchen, ein Nepote des Antichriſts. Er hat ſich angethan mit Seide und Purpur, um eure armen Seelen zu verlocken. Hebe dich weg, Satanas!“

„Iſt der Menſch ein Narr?“ fragte der Kardinal, indem er näher trat und den Prediger ruhig und groß anſchaute. „Piccolo, merke dir dieſen Menſchen, wir wollen ihn im Spital verſorgen.“

Der Pietiſt gerieth in Wuth: „Baalspfaffe, Götzendiener, Antichriſt!“ ſchrie er, „du willſt mich ins Spital thun? Ha, jetzt kommt der Geiſt erſt recht über mich! Ich will barmherzig ſeyn mit dir, Sodomiter! ich will dich lehren die Hauptſtücke der Religion, daß du deine ketzeriſchen Irrthümer einſeheſt. Aber zuvor ziehe ſogleich den Purpur ab! zu was ſoll dieſer Flitter dienen? Meinſt du, du gefalleſt dem Herrn beſſer, wenn du violette Strümpfe anhaſt? O du Thor! das ſind die eiteln Lehren des Antichriſt, des Drachen, der auf dem Stuhle ſitzt; in Sack und Aſche mußt du Buße thun."

Jetzt glühte Rocco's Auge vor Wuth, ſeine Stirne zog ſich zuſammen, ſeine Wangen glühten: „Jetzt ſehe ich, Kapitän," rief er, „was Euch ſo lange zögern macht! Ihr haltet Zuſammenkünfte mit dieſen wahnſinnigen Ketzern, die Euch in Eurem Aberglauben beſtärken. Ha, bei der heiligen Erde! Ihr habt uns tief gekränkt."

„Herr Kardinal!" fiel ihm Herr von S. in die Rede, „ich bitte, uns nicht alle in eine Klaſſe zu werfen; wenn jener Mann dort den Trieb in ſich fühlt, alle Welt zu bekehren, ſo können wir ihn nicht daran verhindern; doch meine ich, man habe ſich nicht darüber zu beklagen, denn Ew. Eminenz wiſſen, daß es gleichſam nur Repreſſalien für die Miſſionen und die Jeſuiterei ſind, mit welcher man gegenwärtig alle Welt überſchwemmt."

Jetzt war der rechte Zeitpunkt, die Leutchen zu hetzen; jetzt galt es, ſie zu verwickeln, um ſie nachher deſto länger trauern zu laſſen. „Herr von S.," ſagte ich, „der Herr Kapitän will, denke ich, durch ſein Schweigen beweiſen, daß er ſeiner Eminenz Recht gebe. Zwar ſchließt mich mein Bewußtſeyn von den wahnſinnigen Ketzern aus, ich mache keine Proſelyten, ich unterrichte niemand in der Religion; aber Ihrer werthen Familie in Mecklenburg werde ich bei meiner Rückkehr ſagen können“ —

„Stille!“ rief der Pietiſt mit feierlicher Stimme: „Bruder, Mann Gottes, willſt du dich ſo verſündigen, mit dem Baalspfaffen zu rechten? Er geht einher wie ein Phariſäer, aber es wäre ihm beſſer, ein Mühlſtein hinge an ſeinem Hals, und er würde ertränkt, wo es am tiefſten iſt.“

Hüte dich, einen Pfaffen zu beleidigen, iſt ein altes Sprüchwort, und der Kapitän mochte auch ſo denken; ich ſah, daß Beſchämung vor uns, von Rocco wie ein Schulknabe behandelt zu werden, und die Furcht, ihn zu beleidigen, in ſeinem Geſicht kämpfte.

„Ich muß Ihren Irrthum berichtigen, Eminenz,“ entgegnete er; „dieſen Mann hier kenne ich nicht, und er kann ſich auch entfernen, wann er will, denn ſeine ſchwärmeriſchen Reden ſind mir zum Ekel; aber über dieſe Herren hier haben Sie eine ganz falſche Anſicht. Herr von Stobelberg bringt mir Nachrichten von meiner Familie, Herr von S. beſucht mich. Ich weiß nicht, welche bösliche Abſicht Sie darein legen wollen.“

Weit entfernt, den Kardinal durch dieſe Worte zu beſänftigen, brachte er ihn nur noch mehr auf, doch bezähmte er laute Ausbrüche des Zorns, und ſeine ſtille Wuth wurde nur in kaltem Spott ſichtbar: „Ja, ich habe mich freilich höchlich geirrt,“ ſagte er lächelnd, „und bitte um Verzeihung, meine Herren. Ich dachte, ihr Beſuch betreffe religiöſe Gegenſtände, doch nun merke ich, daß es friedlichere Abſichten ſind, was ſie herführt.

Herr von S. wird wahrſcheinlich den Herrn Kapitän wieder in die ſüßen Feſſeln des deutſchen Fräuleins legen wollen? Trefflich! ob auch eine andere Dame darüber ſterben wird, es iſt ihm gleichgültig; ich bewundere nebenbei auch Ihre Gutmüthigkeit, Capitano, daß ſie ſich von demſelben Mann zurückführen laſſen, der Sie ſo geſchickt aus dem Sattel hob!“

Zu welch ſonderbaren Sprüngen ſteigert doch den Sterblichen die Beſchämung. Gefühl des Unrechts, wirkliche Beleidigung, Zorn, alle Leidenſchaften ſeiner Seele hätten den Kapitän wohl nicht ſo außer ſich gebracht, als das Gefühl der Schaam, vor deutſchen Männern von einem römiſchen Prieſter ſo verhöhnt zu werden. „Die Achtung, Signor Rocco,“ ſagte er, „die Achtung, die ich vor Ihrem Gewand habe, ſchützt mich, Ihnen zu erwiedern, was Sie mir in meinem Zimmer über mich geſagt haben. Ich kenne jetzt Ihre Anſichten über mich hinlänglich, und wundere mich, wie Sie ſich um meine arme Seele ſo viele Mühe geben wollten. Dieſem Herrn, der, wie Sie ſagten, mich aus dem Sattel hob, werde ich folgen; doch wiſſen Sie, daß, was er gethan hat, mit meiner Zuſtimmung geſchah. Ich werde ihm folgen, obgleich es zuvor gar nicht in meiner Abſicht lag, nur um Ihnen zu zeigen, daß weder Ihr Spott, noch Ihre Drohungen auf mich Eindruck machen; und wenn Sie ein andermal wieder einen Mann meiner Art unter der Arbeit haben, ſo rathe ich Ihnen, Ihren Spott oder Zorn zurückzuhalten, bis er im Schooße der Kirche iſt.“

Das reiche roſige Antlitz Rocco’s war ſo weiß geworden, als ſein ſeidenes Gewand. „Geben Sie ſich keine

Mühe,“ entgegnete er, „mir zu beweiſen, wie wenig man an einem ſeichten Kopf Ihrer Art verliert. Glauben Sie mir, die Kirche hat höhere Zwecke, als einen Kapitän Weſt zu bekehren“ —

„Wir kennen dieſe ſchönen Zwecke!“ rief der Berliner mit ſehr überflüſſigem Proteſtantismus, „Ihre Plane ſind freilich nicht auf einen Einzelnen gerichtet, ſie gehen auf uns arme Seelen alle. Sie möchten gar zu gerne unſer ganzes Vaterland und England und alles, was noch zum Evangelium hält, unter den heiligen Pantoffel bringen. Aber Sie kommen hundert Jahre zu ſpät oder zu früh; noch gibt es, Gott ſey Dank, Männer genug in meinem Vaterlande, die lieber des Teufels ſeyn wollen, als den heiligen Stuhl anbeten.“

„Bringe mir meinen Hut, Piccolo!“ ſagte der Prieſter ſehr gelaſſen. „Ihnen, mein Herr von S., danke ich für dieſe Belehrung; doch lag uns an dem dummen Deutſchen wenig. Es liegt ein ſicheres Mittel in der Erbärmlichkeit Ihrer Nation und in Ihrer Nachahmungsſucht. Ich kann Sie verſichern, wenn man in Frankreich recht fromm wird, wenn England über kurz oder lang zur alleinſeligmachenden Kirche zurückkehrt, dann werden auch die ehrlichen Deutſchen nicht mehr lange proteſtiren. Drum leben Sie wohl, mein Herr, auf Wiederſehn.“ Die Züge des Kardinals hatten etwas Hohes, Gebietendes, das mir beinahe nie ſo ſichtbar wurde, als in dieſem Moment. Ich mußte geſtehen, er hatte ſich gut aus der Sache gezogen und verließ als Sieger die Wahlſtatt. Frater Piccolo ſetzte ihm den rothen Hut auf, ergriff die Schleppe ſeines Talars, und, mit Anſtand und Würde grüßend, ſchritt der Kardinal aus dem Zimmer.

Der Berliner fühlte ſich beſchämt und ſprach kein Wort; der Pietiſt murmelte Stoßgebetlein und war augenſcheinlich düpirt, denn der Streit ging über ſeinen Horizont, an welchem nur die Ideen von dem Antichriſt, dem Drachen auf dem Stuhl des Lammes, dem Baalspfaffen, der babyloniſchen Dame, dem ewigen Höllenpfuhl und dem Paradiesgärtlein, in lieblichem Unſinn verſchlungen, ſchwebten.

Dem Kapitän ſchien übrigens nicht gar wohl bei der Sache zu ſeyn. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß er von Donna Ines und dieſem Prieſter bedeutende Vorſchüſſe empfangen habe, die er nicht zahlen konnte; es war zu erwarten, daß ſie ihn von dieſer Seite bald quälen würden, und ich freute mich ſchon vorher, zu ſehen, was er dann in der Verzweiſtung beginnen werde. Auch zu dieſem Auftritt hatte ihn ſein Leichtſinn verleitet, denn hätte er bedacht, was für Folgen für ihn daraus entſtehen können, — er hätte ſich von falſcher Schaam nicht ſo blindlings hinreißen laſſen. Der Berliner fuhr übrigens bei dieſer Partie eben ſo ſchlimm. Ich wußte wohl, daß er die Hoffnung auf Louiſens Beſitz nicht aufgegeben hatte, daß er ſie mächtiger als je nährte, da ſie ihn heute hatte rufen laſſen; ich wußte auch, daß ſie den Kapitän nicht gerade zu ſich zurückwünſchte, ſondern ihn nur nicht katholiſch wiſſen wollte; ich wußte, daß ſie dem Berliner vielleicht bald geneigt worden wäre, weil ſie ſah, mit welchem Eifer er ſich um ſie bemühe; und jetzt hatte der Kapitän vor uns allen ausgeſprochen, daß er das Fräulein wiederſehen wolle; und ſo war es.

„Es iſt mein voller Ernſt, Herr von S.,“ ſagte er, „ich ſehe ein, daß ich mich dieſen unwürdigen Verbindungen entreißen muß. Können Sie mir Gelegenheit geben, das Fräulein wiederzuſehen und ihre Verzeihung zu erbitten?“

„Ich weiß nicht, wie Fräulein von Palden darüber denkt,“ antwortete der junge Mann etwas verſtimmt und finſter; „ich glaube nicht, daß nach dieſen Vorgängen“ —

„O, ich habe die beſte Hoffnung!“ rief jener, „ich kenne Louiſens gutes Herz und kann nicht glauben, daß ſie aufgehört habe, mich zu lieben. Hören ſie einen Vorſchlag. Signora Campoco hat einen Garten an der Tiber; bitten Sie das Fräulein, mit ihrer Tante heute Abend dort hin zu kommen. Ich will ſie ja nicht allein ſehen, ſie alle können zugegen ſeyn; ich will ja nichts als Vergebung leſen in ihren Augen, ein Wort von ihr ſoll mir genug ſeyn, um mich mit mir ſelbſt und mit dem Himmel zu verſöhnen. Ach, wie ſchmerzlich fühle ich meine Verirrungen!“

„Gut, ich will es ſagen,“ erwiederte der Berliner, indem er mit Mühe nach Faſſung rang. „Soll ich Ihnen Antwort bringen?“

„Iſt nicht nöthig, wenn Sie keine Antwort bringen, bin ich um ſechs Uhr als reuiger Sünder im Garten an der Tiber.“

Ich geſtehe, der Berliner hatte ein ſonderbares Geſchick. Das Verhängniß zog ihn in dieſe Verhältniſſe, ſeine Geſtalt, ſein Geſicht, zufällig dem Kapitän Weſt ſehr ähnlich, bringt ihm Glück und Unglück; es zieht ihn in die Nähe des Mädchens, er lernt ihr Schickſal kennen, er ſieht ſie leiden, er leidet mit ihr; die Zeit, die alle Wunden heilt, bewirkt endlich, daß ſie den Kapitän vielleicht nicht mehr ſo ſehnlich zurückwünſcht; ſie will nur, daß er jenen Schritt nicht thue, den ſie für einen thörichten hält; ſich ſelbſt unbewußt, gibt ſie dem armen S. Hoffnungen; er glaubt ſie errungen zu haben durch die vielen Bemühungen um ihre Wahl, und jetzt muß er den gefährlichen Nebenbuhler, einen Mann, den er verachtet, zu ihr zurückführen!

Ich war begierig auf dieſen Abend; der Berliner hatte mir geſagt, daß ſie einwillige, ihn, von Signora Campoco begleitet, zu ſehen. Sie hatte ihn eingeladen, zugegen zu ſeyn, und er bat mich, ihn zu begleiten, weil er dieſe Scene allein nicht mit anſehen könne.

Als ich ſeiner Wohnung zuging, trat mir auf einmal Frater Piccolo in den Weg, mit der Frage, wo er wohl den Kapitän finden könnte? Ich forſchte ihn aus, zu welchem Zweck er wohl den Kapitän ſuche, und er ſagte mir ohne Umſchweiſe, daß er ihm von dem Kardinal einen Schuldſchein auf fünftauſend Scudi zu überreichen habe, die jener zwölf Stunden nach Sicht bezahlen müſſe. „Wertheſter Frater Piccolo,“ erwiederte ich ihm, „das Sicherſte iſt, Ihr bemühet Euch nach ſechs Uhr in den Garten der Signora Campoco, welcher an der Tiber gelegen; dort werdet Ihr ihn finden, dafür ſtehe ich Euch.“ Er dankte und ging weiter. Daß er dieſe Nachricht dem Kardinal, vielleicht auch Donna

Ines mittheilen werde, glaubte ich vorausſetzen zu dürfen. Fünftauſend Scudi, zwölf Stunden nach Sicht! ſagte ich zu mir, ich will doch ſehen, wie er ſich heraushilft.

Den armen Berliner traf ich ſehr niedergeſchlagen. Er ſchien zu fühlen, daß ſeine Hoffnungen auf ewig zerſtört ſeyen; doch nicht nur dies Gefühl war es, was ihn unglücklich machte; er fürchtete, Louiſe werde nicht auf die Dauer glücklich werden. „Dieſer Weſt,“ rief er, „iſt es nicht immer wieder Leichtſinn, was ihn zu uns, zu ihr zurückführt! Wie leicht iſt es möglich, wenn einmal die Reue über ihn kommt, die Spanierin ſo unglücklich gemacht zu haben, wie leicht iſt es möglich, daß er auch Louiſen wieder verläßt!“

Ja, dachte ich, und wenn erſt das Wechſelchen anlangt und er nicht zahlen kann, und wenn ihn Donna Ines mit den funkelnden Augen ſucht und bei der Fremden findet, und wenn erſt der Kardinal ſeine Künſte anwendet. Die Schule der Verzweiflung hat er noch nicht ganz durchgemacht. Aber auch das Fräulein, hoffe ich, wird jetzt aufthauen und ihre Hülfe zu kleinen Teufeleien und Höllenkünſten nehmen und der gute Berliner ſoll wohl auch bekannter mit mir werden müſſen!

Wir gingen hinaus an die Tiber zum verhängnißvollen Garten der Signora Campoco. Unterwegs ſagte mir der junge Mann, das Fräulein ſey ihm unbegreiflich. Als er ihr die Nachricht gebracht, wie ſich im Hauſe des Kapitäns auf einmal alles ſo ſonderbar, wie durch eine höhere Leitung, gefügt habe, wie Weſt nicht nur zur proteſtantiſchen Kirche zurücktreten, ſondern auch als reuiger Sünder zu ihr zurückkehren wolle, da ſey, ſo ſehr ſie ihn zuvor angeklagt, ein ſeliges Lächeln auf ihren ſchönen Zügen aufgegangen. Sie habe geweint vor Freude, ſie habe mit tauſend Thränen ihre Tante dazu vermocht, uns in ihrem Garten zu empfangen. Und dennoch ſey ſie jetzt nicht mehr recht heiter; eine ſonderbare Befangenheit, ein Zittern banger Erwartung habe ſie befallen, ſie habe ihm geſtanden, daß ſie der Gedanke an den Fluch ihres Vaters, wenn ſie je die Gattin des Kapitäns werde, immer verfolge. Es ſey, als liege eine ſchwarze Ahnung vor ihrer ſonſt ſo kindlich frohen Seele, als fürchte ſie, trotz der Rückkehr des Geliebten, dennoch nicht glücklich zu werden.

Unter den Klagen des Berliners, unter ſeinen Beſchuldigungen gegen das ganze weibliche Geſchlecht hatten wir uns endlich dem Garten genähert. Er lag, von Bäumen umgeben, wie ein Verſteck der Liebe. Signora Campoco empfing uns mit ihren Hündlein aufs freundlichſte; ſie erzählte, daß ſie das deutſche Geplauder der Verſöhnlichkeiten nicht mehr länger habe hören können, und zeigte uns eine Laube, wo wir ſie finden würden. Erröthend, mit glänzenden Augen, Verwirrung und Freude auf dem ſchönen Geſicht, trat uns das Fräulein entgegen. Der Kapitän aber ſchien mir ernſter, ja es war mir, als müßte ich in ſeinen ſcheuen Blicken eine neue Schuld leſen, die er zu den alten gefügt.

Dem Berliner war wohl das Schmerzlichſte der feurige Dank, den ihm das ſchöne Mädchen für ſeine eifrigen Bemühungen ausdrückte. Sie umfing ihn, ſie nannte ihn ihren treueſten Freund, ſie bot ihm ihre

Lippen, und er hat wohl nie ſo tief als in jenem Augenblick gefühlt, wie die höchſte Luſt mit Schmerz ſich paaren könne. Mir, ich geſtehe es, war dieſe Scene etwas langweilig; ich werde daher die nähere Beſchreibung davon nicht in dieſe Memoiren eintragen, ſondern als Surrogat eine Stelle aus Jean Pauls Flegeljahren einſchieben, die den Leſer weniger langweilen dürfte: „Selige Stunden, welche auf die Verſöhnung der Menſchen folgen! Die Liebe iſt wieder blöde und jungfräulich, der Geliebte neu und verklärt, das Herz feiert ſeinen Mai und die Auferſtandenen vom Schlachtfelde begreifen den vorigen vergeſſenen Krieg nicht.“ So ſagt dieſer große Menſch, und er kann Recht haben, aus Erfahrung; ich habe, ſeit ſich der Himmel hinter mir geſchloſſen, nicht mehr geliebt und mit der Verſöhnung will es nicht recht gehen.

Bei jener ganzen Scene ergötzte ich mich mehr an der Erwartung, als an der Gegenwart. Wenn jetzt mit einem Mal, dachte ich mir, Frater Piccolo durch die Bäume herbei käme, um ſeinen Wechſel honoriren zu laſſen, — welche Angſt, welcher Kummer bei dem Kapitän, welches Staunen, welcher Mißmuth bei dem Fräulein! Ich dachte mir allerlei dergleichen Möglichkeiten, während die andern in ſüßem Geplauder mit vielen Worten nichts ſagten — da hörte ich auf einmal das Plätſchern von Rudern in der Tiber. Es war nach ſechs Uhr, es war die Stunde, um welche ich Frater Piccolo hieher beſtellt hatte; wenn er es wäre! — Die Ruderſchläge wurden vernehmlicher, kamen näher, weder die Liebenden noch der Berliner ſchienen es zu hören.

Jetzt hörte man nur noch das Rauſchen des Fluſſes, die Barke mußte ſich in der Nähe ans Land gelegt haben. Die Hunde der Signora ſchlugen an, man hörte Stimmen in der Ferne, es rauſchte in den Bäumen, Schritte kniſterten auf dem Sandweg des Gartens, ich ſah mich um — Donna Ines und der Kardinal Recco ſtanden vor uns.

Louiſe ſtarrte einen Augenblick dieſe Menſchen an, als ſehe ſie ein Gebild der Phantaſie. Aber ſie mochte ſich des Kardinals aus einem ſchrecklichen Augenblick erinnern, ſie ſchien den Zuſammenhang zu begreifen, ſchien zu ahnen, wer Ines ſey, und ſank lautlos zurück, indem ſie die ſchönen Augen und das erbleichende Geſicht in den Händen verbarg. Der Kapitän hatte den Kommenden den Rücken zugekehrt und ſah alſo nicht ſogleich die Urſache von Louiſens Schrecken. Er drehte ſich um, er begegnete zornſprühenden Blicken der Donna, die dieſe Gruppe muſterte, er ſuchte vergeblich nach Worten; das Gefühl ſeiner Schande, die Angſt, die Verwirrung ſchnürten ihm die Kehle zu.

„Schändlich!“ hub Ines an, „ſo muß ich dich treffen? Bei deiner deutſchen Buhlerin verweileſt du und vergißt, was du deinem Weibe ſchuldig biſt? Ehrvergeſſener! ſtatt meine Ehre, die du mir geſtohlen, durch Treue zu erſetzen, ſtatt mich zu entſchädigen für ſo großen Jammer, dem ich mich um deinetwillen ausgeſetzt habe, ſchwelgſt du in den Armen einer andern?“

„Folget uns, Kapitän Weſt!“ ſagte der Kardinal ſehr ſtrenge, „es iſt Euch nicht erlaubt, noch einen Augenblick hier zu verweilen. Die Barke wartet. Gebt der Donna Euren Arm und verlaſſet dieſe ketzeriſche Geſellſchaft."

„Du bleibſt!" rief Louiſe, indem ſie ihre ſchönen Finger um ſeinen Arm ſchlang und ſich gefaßt und ſtolz aufrichtete; „ſchicke dieſe Leute fort. Du haſt ja noch ſo eben dieſe Abenteuerin verſchworen. Du zauderſt? Monſignor, ich weiß nicht, wer Ihnen das Recht gibt, in dieſen Garten zu dringen; haben Sie die Güte, ſich mit dieſer Dame zu entfernen."

„Wer mir das Recht gibt, junge Ketzerin?" entgegnete Rocco, „dieſe ehrwürdige Frau Campoco; ich denke, ihr gehört der Garten, und es wird Sie nicht beläſtigen, wenn wir hier verweilen."

„Ich bitte um Euren Segen, Eminenz!" ſagte, ſich tief verneigend, Signora Campoco; „wie möget Ihr doch ſo ſprechen? Meinem geringen Garten iſt heute Heil widerfahren, denn heilige Gebeine wandeln darin umher!"

„Nicht gezaudert, Kapitän!" rief der Kardinal, „werfet den Satan zurück, der Euch wieder in den Klauen hat; folget uns, wohin die Pflicht Euch ruft. — Ha! Ihr zaudert noch immer, Verräther? Soll ich," fuhr er mit höhniſchem Lächeln fort, „ſoll ich Euch etwa dies Papier vorzeigen? Kennt Ihr dieſe Unterſchrift? Wie ſteht es mit den fünftauſend Scudi, verehrter Herr? ſoll ich Euch durch die Wache abholen laſſen?" —

„Fünftauſend Scudi?" unterbrach ihn der Berliner, „ich leiſte Bürgſchaft, Herr Kardinal, ſichere Bürgſchaft."

„Mit nichten!" antwortete er mit großer Ruhe, „Ihr ſeyd ein Ketzer, haeretico non servanda fides;

Ihr könnet leicht eben ſo denken und mit der Bürgſchaft in die Weite gehen. Nein! — Piccolo, ſende einen der Schiffer in die Stadt: man ſolle die Wache holen.“

„Um Gottes willen, Otto! was iſt das?“ rief Louiſe, indem ihr Thränen entſtürzten. „Du wirſt dich doch nicht dieſen Menſchen ſo ganz übergeben haben? O Herr! nur eine Stunde geſtattet Aufſchub, mein ganzes Vermögen ſoll Euer ſeyn; mehr, viel mehr will ich Euch geben, als Ihr fordert.“

„Meinſt du, ſchlechtes Geſchöpf!“ fiel ihr die Spanierin in die Rede, „meinſt du, es handle ſich hier um Gold? Mir, mir hat er ſeine Seele verpfändet; er hat mich gelockt aus den Thälern meiner Heimath, er hat mir ein langes ſeliges Leben in ſeinen Armen vorgeſpiegelt, er hat mich betrogen um dieſe Seligkeit; du — du haſt mich betrogen, deutſche Dirne! aber ſehe zu, wie du es einſt vor den Heiligen verantworten kannſt, daß du dem Weib den Gatten raubſt, den Kindern, den armen Würmern, den Vater!“

„Ja, das iſt dein Fluch, alter Vater!“ ſagte Louiſe, von tiefer Wehmuth bewegt, „das iſt dein Fluch, wenn ich je die Seine würde; er nahet ſchnell! Ich hätte dir ihn entriſſen, unglückliches Weib? Nein, ſo tief möchte ich nicht einmal dich verachten. Er kannte mich längſt, ehe er dich nur ſah, und die Treue, die er dir ſchwur, hat er mir gebrochen!“

„Von dieſer Sünde werden wir ihn abſolviren,“ ſprach der Kardinal; „ſie iſt um ſo weniger drückend für ihn, als Ihr ſelbſt, Signora, mit einem anderen, der hier neben ſitzt, in Verhältniſſen waret. Zaudere nicht mehr, folge uns; bei den Gebeinen aller Heiligen, wenn du jetzt nicht folgſt, wirſt du ſehen, was es heiße, den heiligen Vater zu verhöhnen!“

Der Kapitän war ein miſerabler Sünder. So wenig Kraft, ſo wenig Entſchluß! Ich hätte ihn in den Fluß werfen mögen; doch es mußte zu einem Reſultate kommen, drum ſchob ich ſchnell ein paar Worte ein: „Wie? was iſt dies für ein Geſchrei von Kindern?“ rief ich erſtaunt, „es wird doch kein Unglück in der Nähe geben?“

„Ha, meine Kinder!“ weinte die Spanierin, „o weinet nur, ihr armen Kleinen, der, der euch Vater ſeyn ſollte, hat Erz in ſeiner Bruſt. Ich gehe, ich werfe ſie in die Tiber und mich mit ihnen; ſo ende ich ein Leben, das du, Verfluchter, vergifteteſt!“

Sie rief es und wollte nach der Tiber eilen; doch das Fräulein faßte ihr Gewand; bleich zum Tod, mit halbgeſchloſſenen Augen, führte ſie Donna Ines zu dem Kapitän und ſtürzte dann aus der Laube. Ich ſelbſt war einige Augenblicke im Zweifel, ob ſie nicht denſelben Entſchluß ausführen wollte, den die Donna für ſich gefaßt; doch der Weg, den ſie einſchlug, führte tiefer in den Garten, und ſie wollte wohl nur dieſem Jammer entgehen. Der Berliner aber lief ihr ängſtlich nach, und als ſich auch der Kapitän losriß, ihr zu folgen, ſtürzte die ganze Geſellſchaft, der Kardinal, ich und Signora Campoco in den Garten.

Wir kamen zu ihnen, als eben Louiſe erſchöpft und ohnmächtig zuſammenſank. S. fing ſie in ſeine Arme auf und trug die theure Laſt nach einer Bank. Dort wollte ihn der Kapitän verdrängen, er wollte vielleicht ſeinen Entſchluß zeigen, nur ihr anzugehören; er glaubte heiligere Rechte an ſie zu haben, und entfernte den Arm des jungen Mannes, um den ſeinigen unterzuſchieben.

Doch dieſer, ergriffen von Liebe und Schmerz, aufgeregt von der Scene, die wir geſehen, ſtieß den Kapitän zurück. „Fort mit dir!“ rief er, „gehe zu den Pfaffen und Ehebrechern, zu Schurken deines Gelichters. Du haſt deine Rolle künſtlich geſpielt; um dieſe Blume zu pflücken, mußteſt du dich den Armen jenes hergelaufenen Weibes noch einmal entreißen. Hinweg mit dir, du Ehrloſer!“

„Was ſprechen Sie da?“ ſchrie der Kapitän ſchäumend; es mochte in der Rede des jungen Mannes etwas liegen, was als Wahrheit um ſo beißender war. „Welche Abſichten legen Sie mir unter? was hätte ich gethan? erklären Sie ſich deutlicher!“

„Jetzt haſt du Worte, Schurke! aber als dieſer Engel zu dir flehte, da hatte deinen Mund die Schande verſchloſſen. Rühre ſie nicht an, oder ich ſchlage dich nieder.“

„Das kann dir geſchehen!“ entgegnete jener, und einem Blitze gleich fuhr er mit etwas Glänzendem aus der Taſche nach der Bruſt des jungen Mannes. — In Spanien lernt man gut ſtoßen. Der Berliner hatte einen Meſſerſtich in der Bruſt und ſank, ohne das Haupt der Geliebten zu laſſen, in die Knie.

Jetzt wird der tapfere Hauptmann gewiß katholiſch! war mein Gedanke, als das Herzblut des jungen

Mannes hervorſtrömte; jetzt wird er ſich bergen im Schooße der Kirche! Und es ſchien ſo zu kommen, denn willenlos ließ ſich der Kapitän von Ines und dem Kardinal wegführen, und die Barke ſtieß vom Lande.

Wenige Tage nach dieſem Vorfall erſchien jener glorreiche Tag, an welchem der Papſt vor dem verſammelten Volk mir, dem Teufel, alle Seelen der Ketzer übermacht; ich habe zwar durch dieſe Anweiſung noch nie eine erhalten und weiß nicht, ob ſeine Heiligkeit fallirt haben und nun auf der Himmelsbörſe keine Geſchäfte mehr machen, alſo wenig Einfluß auf das Steigen und Fallen der Seelen haben, oder ob vielleicht dieſe Verwünſchung nur zur Vermehrung der Rührung dient, um den Wirthen und Gewerbsleuten in Rom auf verſteckte Weiſe zu verſtehen zu geben, daß ſie ſich kein Gewiſſen daraus machen ſollen, den Beutel der Engländer, Schweden und Deutſchen zu ſchröpfen, da ihre Seelen doch einmal verloren ſeyen.

An einem ſolchen Tage pflegt ganz Rom zuſammenzuſtrömen, beſonders die Weiber kommen gerne, um die Ketzer im Geiſte abfahren zu ſehen. Man drängt und ſchlägt ſich auf dem großen Platz, man haſcht nach dem Anblick des heiligen Vaters, und wenn er den heiligen Bannſtrahl herabſchleudert, durchzückt ein mächtiges Gefühl jedes Herz und alle ſchlagen an die Bruſt und ſprechen: „Wohl mir, daß ich nicht bin wie dieſer einer.“ An dieſem Tage aber hatte das Feſt noch eine ganz beſondere Bedeutung; man ſprach nämlich in allen Cirkeln, in allen Kaffeehäuſern, auf allen Straßen davon, daß ein berühmter tapferer ketzeriſcher Offizier an dieſem Tage ſich taufen laſſen wolle. Dieſer Offizier machte ſeine Grade erſtaunlich ſchnell durch. Am Montag hieß es, er ſey Kapitän, am Dienſtag er ſey Major, am Mittwoch war er Obriſt, und wenn man am Donnerstag frühe ein ſchönes Kind auf der Straße anhielt, um zu fragen, wohin es ſo ſchnell laufe, konnte man auf die Antwort rechnen: „Ei, wiſſet Ihr nicht, daß zur Ehre Gottes ein General der Ketzer ſich taufen läßt und ein guter Chriſt wird, wie ich und Ihr?“

Wer der berühmte Täufling war, werden die Leſer meiner Memoiren leicht errathen. Endlich, endlich war er abgefallen! Sie hatten ihn wohl nach der Scene in Signora's Garten ſo lange und heftig mit Vorwürfen, Bitten, Drohungen, Verſprechungen und Thränen beſtürmt, daß er einwilligte, beſonders da er durch den Uebertritt nicht nur Abſolution für ſeine Seele, was ihm übrigens wenig helfen wird, ſondern auch Schutz für die Juſtiz bekam, die ihm ſchon nachzuſpüren anfing, da der Berliner einige Tage zwiſchen Leben und Tod ſchwebte und ſein Geſandter auf ſtrenge Ahndung des Mordes angetragen hatte.

Ich ſtellte mich auf dem Platz ſo, daß der Zug mit dem Täufling an mir vorüber kommen mußte. Und ſie nahten! Ein langer Zug von Mönchen, Prieſtern, Nonnen, andächtigen Männern und Frauen kam heran. Ihre halblaut geſprochenen Gebete rollten wie Orgelton durch die Lüfte. Sie zogen im Kreis um den ungeheuren Platz, und jetzt wurden die Römer um mich her aufmerkſamer. „Ecco, ecco lo!“ flüſterte es von allen Seiten;

ich ſah hin — in einem grauen Gewand, das Haupt mit Aſche beſtreut, ein Crucifix in den gefalteten Händen, nahte mit unſicheren Schritten der Kapitän. Zwei Biſchöfe in ihren violetten Talaren gingen vor ihm und Chorknaben aller Art und Größe folgten ſeinen Schritten.

„Ein ſchöner Ketzer, bei St. Peter! ein ſchmucker Mann!“ hörte ich die Weiber um mich her ſagen. „Welch ein frommer Soldat!“

„Wie freut man ſich, wenn man ſieht, wie dem Teufel eine Seele entriſſen wird!“

„Werden ſie ihn vorher taufen oder nachher?“

„Vorher,“ antwortete ein ſchönes ſchwarzlockiges Mädchen, „vorher, denn nachher verflucht der heilige Vater alle Ketzer, und da würde er ihn ja auf ewig verdammen und nachher ſegnen und taufen.“ —

„Ach das verſtehſt du nicht,“ ſagte ihr Vater, „der Papſt kann alles, was er will, ſo oder ſo.“

„Nein, er kann nicht alles,“ erwiederte ſie ſchelmiſch lächelnd; „nicht alles!“

„Was kann er denn nicht?“ fragten die Umſtehenden. „Er kann alles; was ſollte er denn nicht können?“

„Er kann nicht heirathen!“ lachte ſie; doch nicht ſo ſchnell folgt der Donner dem Blitz, als die ſchwere Hand des Vaters auf ihre Wange fiel.

„Was? du verſündigſt dich, Mädchen!“ ſchrie er, „welche unheiligen Gedanken gibt dir der Teufel ein? Was geht es dich an, ob der Papſt heirathet oder nicht? Dich nimmt er auf keinen Fall.“

Das Volk begann indeß in die Peterskirche zu ſtrömen, und auch ich folgte dorthin. Es iſt eine lächerliche materielle Idee, wenn die Menſchen ſich vorſtellen, ich könne in keine chriſtliche Kirche kommen. So ſchreiben viele Leute C. M. B. (Caſpar, Melchior, Balthaſar) über ihre Thüren und glauben, die drei Könige aus Morgenland werden ſich bemühen, ihre ſchlechte Hütte gegen die Hexen zu ſchützen.

Ich drängte mich ſo weit als möglich vor, um die Ceremonien dieſer Taufe recht zu ſehen. Der tapfere Kapitän hatte jetzt ſein graues Gewand mit einem glänzend weißen vertauſcht und kniete unweit des Hochaltars. Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe ſtanden umher, der ungewiſſe Schein des Tages, vermiſcht mit dem Flackern der Lichter, der Kerzen, welche die Chorknaben hielten, umgab ſie mit einem ehrwürdigen Heiligenſchein, der jedoch bei manchem wie Scheinheiligkeit ausſah. Auf der andern Seite kniete unter vielen ſchönen Frauen Donna Ines mit ihren Kindern. Sie war lockender und reizender als je, und wer Louiſen und ihr ſanftes blaues Auge nicht geſehen hatte, konnte dem Täufling verzeihen, daß er ſich durch dieſes ſchöne Weib und einen liſtigen Prieſter unter den Pantoffel St. Petri bringen ließ.

Neben mir ſtand eine ſchwarzverſchleierte Dame. Sie ſtützte ſich mit einer Hand an eine Säule und ich glaube, ſie wäre ohne dieſe Hülfe auf den Marmorboden geſunken, denn ſie zitterte beinahe krampfhaft. Der Schleier war zu dicht, als daß ich ihre Züge erkennen konnte. Doch ſagte mir eine Ahnung, wer es ſeyn könnte. Jetzt erhoben die Prieſter den Geſang, er zog mit den blauen Wölkchen des arabiſchen Weihrauchs hinauf durch die Gewölbe und berauſchte die Sinne der Sterblichen, übertäubte ihre Seelen und riß ſie hin zu einer Andacht, die ſie zwar über das Irdiſche, aber auch über die ewigen Geſetze ihrer Vernunft hinwegführt.

Die Prieſter ſangen. Jetzt fing er an, ſein Glaubensbekenntniß zu ſprechen.

„Er hat mich nie geliebt,“ ſeufzte die Dame an meiner Seite, „er hat auch dich nie geliebt, o Gott, verzeihe ihm dieſe Sünde!“

Er ſprach weiter, er verfluchte den Glauben, in welchem er bisher gelebt.

„Gib Frieden ſeiner Seele,“ flüſterte ſie; „wir alle irren, ſo lange wir ſterblich ſind; vielleicht hat er den wahren Troſt gefunden; laß ihn Friede finden, o Herr!“

Da fingen die Prieſter wieder an zu ſingen. Ihre tiefen Töne drangen ſchneidend in das Herz der Dame. Jetzt wurde das Sakrament an ihm vollzogen, der Kardinal Rocco, im vollen Ornat ſeiner Würde, ſegnete ihn ein und Donna Ines warf dem Getauften frohlockende Grüße zu.

„Vater, laß ihm mein Bild nie erſcheinen!“ betete die Dame an meiner Seite, „daß nie der Stachel der Reue ihn quäle! Laß ihn glücklich werden!“

Und mit dem Pomp des heiligen Triumphes ſchloß die Taufe und der Kapitän ſtand auf, zwar als ein ſo großer Sünder wie zuvor, doch als ein rechtgläubiger katholiſcher Chriſt. Das Volk drängte ſich herzu und drückte ſeine Hände und Donna Innes führte ihm mit holdem Lächeln ihre Kinder zu. Aber noch war die

Scene nicht zu Ende. Kardinal Luighi führte den Getauften an die Stufen des Altars, ſtieg die heiligen Stufen hinan und las die Meſſe.

Die Dame im ſchwarzen Schleier zitterte heftiger, als ſie dies alles ſah; ihre Knie fingen an zu wanken. „Wer Ihr auch ſeyd, mein Herr!“ flüſterte ſie mir plötzlich zu, „ſeyd ſo barmherzig und führt mich aus der Kirche, ich fühle mich ſehr unwohl.“ Ich gab ihr meinen Arm und die frommſte Seele in St. Peters weiten Hallen ging hinweg, begleitet vom Teufel.

Auf dem Platze vor der Peterskirche deutete ſie ſchweigend auf eine Equipage, die unfern hielt. Ich führte ſie dorthin, ich öffnete ihr den Schlag und bot ihr die Hand zum Einſteigen. Sie ſchlug den dunkeln Schleier zurück, es war, wie ich mir geſagt hatte, es waren die bleichen ſchönen Züge Louiſens. „Ich danke Euch, Herr!“ ſagte ſie, „Ihr habt mir einen großen Dienſt erwieſen.“ Noch zitterte ihre Hand in der meinigen, ihre ſchönen Augen wandten ſich noch einmal nach St. Peter und füllten ſich dann mit einer Thräne. Aber ſchnell ſchlug ſie den Schleier nieder und ſchlüpfte in den Wagen, die Pferde zogen an, ich habe ſie — nie wieder geſehen.

Eine wichtige Angelegenheit, die wankende Sache der hohen Pforte, welcher ich immer beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt habe, rief mich an dieſem Tage nach ...., wo ich mit einem berühmten Staatsmann eine Conferenz halten mußte. Man kennt die Zuneigung dieſes erlauchten Veziers eines chriſtlichen Potentaten zum Halbmond; und ich hatte nicht erſt nöthig, ihn zu überzeugen, daß die Türken ſeine natürlichen Alliirten ſeyen. Von .... eilte ich zurück nach Rom. Ich geſtehe, ich war begierig, wie ſich jene Verhältniſſe löſen würden, in welche ich verflochten war, und die mir durch einige Situationen ſo intereſſant geworden waren.

Der erſte, den ich unter der Porta del Popolo traf, war der deutſche Kaufmann. Er ſaß in einem ſchönen Wagen und hatte, wie es ſchien, Streit mit einigen päpſtlichen Polizeiſoldaten. Ich trat als Stobelberg zu ihm. „Lieber Bruder,“ ſagte ich, „es ſcheint, du willſt Sodom verlaſſen gleich dem frommen Lot?“

„Ja, fliehen will ich aus dieſer Stätte des Satan,“ war ſeine Antwort, „und hier läßt mich der Drache auf dem Stuhl des Lammes noch einmal anhalten, aus Zorn, weil ich einen ſeiner Baalspfaffen im Chriſtenthume unterweiſen wollte.“

Ich ſah hin und merkte jetzt erſt die Urſache des Streites. Die Polizei hatte, ich weiß nicht aus welchem Grund, den Wagen noch einmal unterſucht. Da war man auf ein Kiſtchen geſtoßen und hatte den Pietiſten gefragt, was es enthalte. „Geiſtliche Bücher,“ antwortete er. Man glaubte nicht, ſchloß auf, und ſiehe da, es war ein gutes Flaſchenfutter, und die Polizeimänner wollten wegen ſeines Betruges einige Scudi von ihm nehmen.

„Aber, Bruder,“ ſagte ich zu ihm, „eine fromme Seele ſollte nach nichts dürſten als nach dem Thau des Himmels, nach nichts hungern als nach dem Manna des Wortes, und doch führſt du ein Dutzend Flaſchen mit dir, und hier liegt ein ganzer Pack Salamiwürſte?

Pfui, Bruder, heißt es nicht, was werden wir eſſen, was werden wir trinken, nach dem allem fragen die Heiden?“

„Bruder,“ erwiederte jener, und drehte die Augen gen Himmel, „Bruder, bei dir muß es noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen ſeyn, daß du einem Mann von ſo felſenfeſtem Glauben, daß du mir ſolche Fragen vorlegſt. Gerade, daß ich nicht zu ſeufzen brauche: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit uns kleiden? gerade deßwegen habe ich mir den neuen Rock hier gekauft, habe meinen Flaſchenkeller gefüllt und dieſe aus Eſelsfleiſch bereiteten Würſte gekauft; es geſchah alſo aus reinem Glaubensdrang, und der Geiſt hat es mir eingegeben. Da, ihr lumpigten Söhne von Aſtaroth, ihr Brut des Baſilisken, ſo auf dem Stuhl des Lammes ſitzt und an ſeinen Klauen Pantoffeln führt, da nehmet dieſen holländiſchen Dukaten und laſſet mir meine geiſtlichen Bücher in Ruhe! — So, nun lebe wohl, Bruder; der Geiſt komme über dich und ſtärke deinen Glauben!“

Da fuhr er hin, und wieder wurde ich in dem Glauben beſtärkt, daß dieſe chriſtlichen Phariſäer ſchlimmer ſind als die Kinder der Welt. Ich ging weiter, den Corſo hinab. Am unteren Ende der Straße begegnete mir der Kardinal Rocco und Piccolo, ſein Diener. Der Kardinal ſchien ſehr krank zu ſeyn, denn ganz gegen die Etiquette trug ihm Piccolo nicht die Schleppe nach, ſondern führte ihn unter dem Arm, und dennoch wankte Rocco zuweilen hin und her. Sein Geſicht war roth und glühend, ſeine Augen halb geſchloſſen und der rothe Hut ſaß ihm etwas ſchief auf dem Ohr.

„Siehe da, ein bekanntes Geſicht!“ rief er, als er mich ſah, und blieb ſtehen. „Komm hieher, mein Sohn, und empfange den Segen. Haben wir uns nicht ſchon irgendwo geſehen?“

„O ja, und ich hoffe noch öfters das Vergnügen zu haben; ich hatte die Ehre, Ew. Eminenz im Garten der Frau Campoco zu ſehen.“

„Ja, ja! ich erinnere mich, Ihr ſeyd ein junger Ketzer; wiſſet Ihr, woher ich komme? geraden Wegs von dem Hochzeitſchmauſe des lieben Paares!“

Jetzt konnte ich mir die Krankheit des alten Herrn erklären; die ſpaniſchen Weine der Donna Ines waren ihm wohl zu ſtark geweſen, und Piccolo mußte ihn jetzt führen. „Ihr waret wohl recht vergnügt?“ fragte ich ihn; „es iſt doch Euer Werk, daß die Donna den Kapitän endlich doch noch überwunden hat?“

„Das iſt es, lieber Ketzer!“ ſagte er, ſtolz lächelnd, „mein Werk iſt es; kommet, gehen wir noch ein paar hundert Schritte zuſammen! — Was wollte ich ſagen? ja — mein Werk iſt es, denn ohne mich hätte die Donna gar keine Kunde von ihm bekommen; ich ſchrieb ihr, daß er ſich in Rom befinde; ohne mich wäre ihre frühere Ehe nicht für ungültig erklärt worden; ohne mich wäre der Kapitän nicht rechtgläubig geworden, was zur Glorie unſerer Kirche nicht nothwendig war; ohne mich wäre er nicht von ſeiner Ketzerin losgekommen — kurz ohne mich — ja ohne mich ſtünde alles noch wie zuvor.“

„Es iſt erſtaunlich!“

„Höret, Ihr gefallt mir, lieber Ketzer. Hört einmal, werdet auch rechtgläubig; brauchet Ihr Geld? könnet haben, ſo viel Ihr wollt, gegen ein Reverschen zahlbar gleich nach Sicht; o! damit kann man einen köſtlich in Verlegenheit bringen. Brauchet Ihr eine ſchöne friſche reiche Frau? Ich habe eine Nichte, Ihr ſollt ſie haben. Brauchet Ihr Ehren und Würden? ich will euch pro primo den goldenen Sporenorden verſchaffen; es kann ihn zwar jeder Narr um einige Scudi kaufen — aber Ihr ſollt ihn umſonſt haben. Wollt Ihr in Eurer barbariſchen Heimath große Ehrenſtellen? dürfet nur befehlen; wir haben dort großen Einfluß, geheim und öffentlich; na! was ſagt Ihr dazu?"

„Der Vorſchlag iſt nicht übel," erwiederte ich; „Ihr ſeyd noble in Euren Verſprechungen; ich glaube, Ihr könntet den Teufel ſelbſt katholiſch machen?"

„Anathema sit! anathema sit! Es wäre uns übrigens nicht ſchwer," antwortete der Kardinal. „Wir können ihn von ſeinen zweitauſendjährigen Sünden abſolviren und dann taufen. Ueberdies iſt er ein dummer Kerl, der Teufel, und hat ſich von der Kirche noch immer überliſten laſſen!"

„Wiſſet Ihr das ſo gewiß?"

„Das will ich meinen; zum Beiſpiel, kennt Ihr die Geſchichte, die er mit einem Franziskaner gehabt?"

„Nein, ich bitte Euch, erzählet!"

„Ein Franziskaner zankte ſich einmal mit ihm wegen einer armen Seele. Der Teufel wollte ſie durchaus haben und hatte allerdings nach dem Maß ihrer Sünden das Recht dazu. Der Mönch aber wollte ſie in majorem Dei gloriam für den Himmel zuſtutzen. Da ſchlug endlich der Satan vor, ſie wollen würfeln, wer die meiſten Augen mit drei Würfeln werfe, ſolle die Seele haben. Der Teufel warf zuerſt, und, wie er ein falſcher Spieler iſt, warf er achtzehn; er lachte den Franziskaner aus. Doch dieſer ließ ſich nicht irre machen; er nahm die Würfel und warf — neunzehn, und die Seele war ſein."

„Herr, das iſt erlogen!" rief ich, „wie kann er mit drei Würfeln neunzehn werfen?"

„Ei, wer fragt nach der Möglichkeit? Genug, er hat's gethan, es war ein Wunder. Nun, kommt morgen in mein Haus, lieber Sohn, wir wollen dann den Unterricht beginnen."

Er gab mir den Segen und wankte weiter. Nein, Freund Rocco! dachte ich, eher bekomme ich dich, als du mich; von dir läßt ſich der Satan nicht überliſten. Es trieb mich jetzt, nach dem Hauſe des Berliners zu gehen, den ich ſchwer verwundet verlaſſen hatte. Zu meiner großen Verwunderung ſagte man mir, er ſey ausgegangen und werde wohl vor Nacht nicht zurückkehren. So mußte ich den Gedanken aufgeben, heute noch zu erfahren, wie es ihm ergangen ſey, wie das Fräulein ſich befinde, ob er wohl Hoffnung habe, jetzt, da der Kapitän auf immer für ſie verloren ſey, ſie für ſich zu gewinnen; es blieb mir keine Zeit, ihn heute noch zu ſehen, denn den Abend über wußte ich ihn nicht zu finden, und auf die kommende Nacht hatte ich eine Zuſammenkunft mit jenen kleinern Geiſtern verabredet, die als meine Diener die Welt durchſtreifen.

Ich trat zu dieſem Zweck, als die Nacht einbrach, ins Coliſeum, denn dies war der Ort, wohin ich ſie beſchieden hatte. Noch war die Stunde nicht da, aber ich liebe es, in der Stille der Nacht auf den Trümmern einer großen Vorzeit meinen Gedanken über das Geſchlecht der Sterblichen nachzuhängen. Wie erhaben ſind dieſe majeſtätiſchen Trümmer in einer ſchönen Mondnacht! Ich ſtieg hinab in den mittlern Raum. Aus dem blauen unbewölkten Himmel blickte der Mond durch die gebrochenen Wölbungen der Bogen herein, und die hohen überwachſenen Mauern der Ruine warfen lange Schatten über die Arena. Dunkle Geſtalten ſchienen durch die verfallenen Gänge zu ſchweben, wenn ein leiſer Wind die Geſträuche bewegte und ihren Schatten hin und wieder zogen. Wo ſie ſchwebten, dieſe Schatten, da ſah man einſt ein fröhliches Volk, ſchöne Frauen, tapfere Männer und die ernſte, feierliche Pracht der kriegeriſchen Kaiſer. Geſchlecht um Geſchlecht iſt hinunter, dieſe Mauern allein überdauerten ihre Zeit, um durch ihre erhabenen Formen dieſe Sterblichen zu erinnern, wie unendlich größer der Sinn jenes Volkes war, das einſt ein Jahrtauſend vor ihnen um dieſe Stätte lebte. Die ernſte Würde der Conſuln und des Senates, der kriegeriſche Prunk der Cäſaren und — dieſer römiſche Hof und dieſe Römer!

Der Mond war, während ich zu mir ſprach, heraufgekommen und ſtand jetzt gerade über dem Circus. Ich ſah mich um, da gewahrte ich, daß ich nicht allein in den Ruinen ſey. Eine dunkle Geſtalt ſaß ſeitwärts auf dem gebrochenen Schaft einer Säule; ich trat näher hin, es war Otto von S.... Ich war freudig erſtaunt, ihn zu ſehen, ich warf mich ſchnell in den Herrn von Stobelberg, um mit ihm zu ſprechen. Ich redete ihn an und wünſchte ihm Glück, ihn ſo geſund zu ſehen. Er richtete ſich auf, der Mond beſchien ein ſehr bleiches Geſicht, weinende Augen blickten mich wehmüthig an, ſchweigend ſank er an meine Bruſt.

„Sie ſcheinen noch nicht ganz geheilt, Lieber!“ ſagte ich, „Sie ſind noch ſehr bleich, die Nachtluft wird Ihnen ſchaden!“

Er verneinte es mit dem Haupt, ohne zu ſprechen. Was war doch dem armen Jungen geſchehen, hatte er wohl von neuem einen Korb bekommen? „Nun, ein Mittel gibt es wohl, Sie gänzlich zu heilen,“ fuhr ich fort; „jetzt ſteht Ihnen ja nichts mehr im Wege, jetzt wird ſie hoffentlich ſo ſpröde nicht mehr ſeyn. Ich will den Brautwerber machen; Sie müſſen Muth faſſen, Louiſe wird Sie erhören, und dann ziehen Sie mit ihr aus dieſer unglücklichen Stadt, führen ſie nach Berlin zu der Tante; wie werden ſich die äſthetiſchen Damen wundern, wenn Sie Ihre Novelle auf dieſe Art ſchließen und die holde Erſcheinung aus den Lamentationen perſönlich einführen!“

Er ſchwieg, er weinte ſtille.

„Oder wie? haben Sie etwa den Verſuch ſchon gemacht? Sollten Sie abgewieſen worden ſeyn? Will ſie die Rolle der Spröden fortſpielen?“

„Sie iſt todt!“ antwortete der junge Mann.

„Iſt's möglich! höre ich recht? So plötzlich iſt ſie geſtorben?“

„Der Gram hat ihr Herz gebrochen; heute hat man ſie begraben.“

Er ſagte es, drückte mir die Hand, und einſam weinend ging er durch die Ruinen des Coliſeums.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

[illegible] [illegible] [illegible]

THE MAN IN BLACK

[illegible]

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Siebenter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Gedruckt in der Fr. Brodhag'ſchen Buchdruckerei.

Der Mann im Mond

oder

der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Von

H. Clauren.

Erſter Theil.

Der Ball.

Ueber Freilingen lag eine kalte ſtürmiſche Novembernacht; der Wind rumorte durch die Straßen, als ſey er allein hier Herr und Meiſter, und eine löbliche Polizeiinſpektion habe nichts über den Straßenlärm zu ſagen. Dicke Tropfen ſchlugen an die Jalouſien und mahnten die Freilinger, hinter den warmen Ofen ſich zu ſetzen während des Höllenwetters, das draußen umzog. Nichtsdeſtoweniger war es ſehr lebhaft auf den Straßen; Wagen von allen Ecken und Enden der Stadt rollten dem Marktplatz zu, auf welchem das Muſeum, von oben bis unten erleuchtet, ſich ausdehnte.

Es war Ball dort, als am Namensfeſt des Königs, das die Freilinger, wie ſie ſagten, aus purer Gewiſſenhaftigkeit, nie ungefeiert vorbei ließen. Morgens waren die Milizen ausgerückt, hatten prächtige Kirchenparade gehalten und kümmerten ſich in ihrem Patriotismus wenig darum, daß die Dragoner, welche in Garniſon hier lagen, ſie laut genug bekrittelten. Mittags war herrliches Diner geweſen, an welchem jedoch nur die Herren Antheil genommen und ſo lange getrunken und getollt hatten, daß ſie kaum mehr mit dem Umkleiden zum Ball fertig geworden waren.

Auf Schlag ſieben Uhr aber war der Ball beſtellt, dem die Freilinger Schönen und Nicht-Schönen ſchon ſeit ſechs Wochen entgegengeſeufzt hatten. Schön konnte er diesmal werden, dieſer Ball; hatte ihn doch Hofrath Berner arrangirt, und das mußte man ihm laſſen, ſo viele Eigenheiten er ſonſt auch haben mochte, einen guten Ball zu veranſtalten verſtand er aus dem Fundament.

Die Wagen hatten nach und nach alle ihre köſtlichen Waaren entladen; die Damen hatten ſich aus den neidiſchen Hüllen der Pelzmäntel und Shawls herausgeſchält und ſaßen jetzt in langen Reihen, alle in unchriſtlichem Wichs, an den Wänden hinauf. Es war der erſte Ball in dieſer Saiſon. Der Landadel hatte ſich in die Stadt gezogen, Kranke und Geſunde waren aus den Bädern zurückgekehrt; es ließ ſich alſo erwarten, daß das Neueſte, was man überall an Haarputz und Kleidern bemerkt und in ſeinem aufmerkſamen Herzen bewahrt hatte, an dieſem Abend zur Schau geſtellt werden würde. Daher füllte die erſte halbe Stunde eine Muſterung der Coiffüren und Guirlanden, und das Bebbern und Wiſpern der raſtlos gehenden Mäulchen ſchnurrte betäubend durch den Saal. Endlich aber hatte man ſich ſatt geärgert und bewundert, und fragte überall, warum der Hofrath Berner das Zeichen zum Anfang noch nicht geben wolle.

Das hatte aber ſeine ganz eigenen Gründe; man ſah ihm wohl die Unruhe an, aber niemand wußte, warum er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, unruhig hin und her lauſe, bald hinaus auf die Treppe, bald herein an's Fenſter renne; ſonſt war er Punkt fünf Uhr mit ſeinem Arrangement fertig geweſen und hatte dann ruhig und beſonnen den Ball eröffnet, aber heute ſchien ein ſonderbarer Zappel das freundliche Männchen überfallen zu haben.

Nur er wußte, warum alles warten mußte; keinem Menſchen, ſo viel man ihn auch mit Schmeichelwörtchen und ſchönen Redensarten bombardirte, vertraute er ein Sterbenswörtchen davon; er lächelte nur ſtill und geheimnißvoll vor ſich hin und ließ nur hie und da ein „werdet ſchon ſehen“ — „man kann nicht wiſſen, was kommt“ fallen.

Wir wiſſen es übrigens und können reinen Wein darüber einſchenken: Präſidents Ida war vor wenigen Stunden aus der Penſion zurückgekommen; er, der alte Hausfreund, war zufällig dort, als ſie ankam, er hatte nicht eher geruht, bis ſie verſprochen hatte, das ganze Haus in Allarm zu ſetzen, das Blondenkleid, in welchem ſie bei Hofe war präſentirt worden, ausbügeln zu laſſen und auf den Ball zu kommen. Wie ſpitzte er ſich auf die langen Geſichter der Damen, auf die freundlichen Blicke der Herren, wenn er die wunderſchöne Dame in den Saal führen würde; denn kennen konnte ſie im erſten Augenblick niemand.

Wo hatte nur das Mädchen die Zeit hergenommen, ſo recht eigentlich bildhübſch zu-werden? Als ſie vor drei Jahren abreiste, wie beſorglich ſchaute da der gute Hofrath dem Wagen nach; er hatte ſie auf dem Arm gehabt, als ſie kaum geboren war; bis zu ihrem vierzehnten Jahre hatte er ſie alle Tage geſehen, hatte ſie früher auf dem Knie reiten laſſen, hatte ſie nachher, trotz dem Schmollen der Präſidentin, zu allen tollen Streichen angeführt; er liebte ſie wie ſein eigenes Kind, aber er mußte ſich vor drei Jahren doch geſtehen, daß ihm angſt und bange ſey, was aus dem wilden Ding werden ſolle, das man da in die Reſidenz führe, um ſie menſchlich zu machen.

Denn wollte man ein Mädchen ſehen, das zur Hausfrau und für's Haus völlig verdorben ſchien, ſo war es Präſidents Wildfang; einen ſolchen Unband traf man auf zwanzig Meilen nicht. Kein Graben war ihr zu breit, kein Baum zu hoch, kein Zaun zu ſpitzig; ſie ſprang, ſie klimmte, ſie ſchleuderte trotz dem wildeſten Jungen; hatte ſie doch ſelbſt einmal heimlich ihren Damenſattel auf den wilden Renner ihres Bruders, des Lieutenants, gebunden und war durch die Stadt gejagt, als ſollte ſie feuerreiten! Dabei war ſie mager und unſcheinbar, ſcheute ſich vor jeder weiblichen Arbeit, und der einzige Troſt der gnädigen Mama war, daß ſie franzöſiſch plappere wie ein Stärchen, und daß, trotz ihrem Umherrennen in der Märzſonne, ihr Teint dennoch trefflich erhalten ſey.

Aber jetzt! —

Nein! was war mit dieſem Mädchen in den kurzen drei Jahren eine Veränderung vorgegangen! Wenigſtens um einen Kopf war ſie gewachſen, Alles an ihr hatte eine Rundung, eine zarte Fülle bekommen, die man ſonſt nicht für möglich gehalten hätte; das Haar, das ſonſt, wie oft man es auch kämmte und an den Kopf hin ſalbte, der wilden Hummel in unordentlichen Strängen und Locken um den Kopf flog, war jetzt der herrlichſte Kopfputz, den man ſich denken konnte. Die Augen waren glänzender, und doch fuhren ſie nicht, wie ehemals, wie ein Feuerrädchen umher, Alles anzuzünden drohend. Die Wangen bedeckte ein feines Roth, das bei jedem Athemzug in alle Schattirungen von zartem Roſa bis ins Purpurroth wechſelte; das liebe Geſichtchen war oval und hatte eine Würde bekommen, über die der ſtaunende Hofrath lächeln mußte, ſo ſehr er ſie bewunderte.

Dieſes Götterkind, dieſen Ausbund von Liebenswürdigkeit erwartete der Hofrath; dem guten alten Junggeſellen pochte das Herz beinahe hörbar, wenn er an ſein Gold-Idchen dachte. Wie mußte ſie erſt im Ballkleide ausſehen, wenn ſie ihn in dem Reiſeüberröckchen und in der Haube à la jolie femme beinahe närriſch machte; wie mußte ſie erſt ſtrahlen, wenn ſie, wie ſie ihm verſprochen, die Haare nach dem allernagelfunkelneueſten Geſchmack, die ſchöne Stirne und den ſchlanken Hals, die wie aus Wachs geformten Partien, welche die handbreiten Brüſſeler Kanten umziehen ſollten, mit dem Amethyſtſchmucke zierte, den ſie von ihrer Pathin, der Fürſtin Romanow, geſchenkt bekommen hatte. Ihm, ihm hatte ſie mit all jener Herzlichkeit, mit der ſie früher verſprochen, einen Spaziergang mit ihm zu machen oder ihn, den Einſamen, zu beſuchen, wenn er krank war, jetzt als Königin des Feſtes die erſte Palonaiſe zugeſagt. —

Immer verdrießlicher wurden die Damen, immer ungeſtümer mahnten die Herren den alten maitre de plaisir, ſchon ſeit einer halben Stunde ſtimmten die Muſikanten, daß man vor dem Quiken der Klarinetten, vor dem Brummen der Bäſſe ſein eigenes Wort nicht hörte, — er gab nicht nach. Da raſſelte ein Wagen über den Marktplatz her und hielt vor dem Flügelthor des Muſeums.

„Das ſind ſie,“ murmelte der Hofrath und ſtürzte zum Saal hinaus; bald darauf öffneten ſich die Flügelthüren, und der kleine freundliche Alte ſchritt am Arm einer jungen Dame in den Saal.

Ida.

Aller Augen waffneten ſich mit Lorgnetten und Brillen; wer konnte das wunderſchöne Mädchen ſeyn, ſo hoch und ſchlank, mit dem königlichen Anſtand, mit dem ſiegenden Blick, mit der kräftigen Friſche des jugendlichen Körpers? Sie nickte ſo bekannt nach allen Seiten, als käme ſie alle Tage auf Freilinger Bälle und Aſſembléen; und doch kannte ſie niemand. Doch ja! da kommt ja auch der alte Präſident, wahrhaftig! es kann niemand anders ſeyn, als Präſidents Ida!

Aber wie herrlich war dieſes Knöspchen aufgegangen! „Welcher Anſtand!“ bemerkten die Herren, „welche Figur! welcher Nacken! wahrhaftig! man möchte ein Mückchen oder noch etwas weniger ſeyn, nur um darauf ſpazieren zu gehen.“ „Welcher Schmuck, welche Spitzen, welche Stickerei an dem Kleid!“ bemerkten die Damen und wünſchten ſich weit weg, denn wie ſollten ſie ihre Fähnchen, die ſie doch ihr gutes Geld gekoſtet, ihre Blumen, die ſie ſelbſt gemacht und für wundervoll gehalten hatten, neben dieſen italieniſchen Roſen und Aſtern, die eben erſt aus den Gärten der Heſperiden gepflückt zu ſeyn ſchienen, neben dieſen Kanten ſehen laſſen, von welchen die Elle vielleicht mehr werth war, als eines ihrer Ballkleider nebſt Schneiders-Conto und Façon! Nein, Berner, der arge Berner hätte ihnen keinen ſchlimmern Streich ſpielen können, als dieſe Ida gerade heute einzuführen. Aber man mußte ſich Gewalt anthun; der Präſident machte das erſte Haus in der Stadt, war der gewaltige Herrſcher der Provinz, eine glänzende Ausſicht auf Thés dansants, Soupers, Hausbälle und dergleichen eröffnete ſich vor den ſchnell berechnenden Blicken der Damen; wehe der, die dann nicht mit Ida bekannt war oder ſie ſogar kalt empfangen hatte! Man wußte, daß dies der Herr Papa Präſident nie verzeihen würde; man nahm ſich zuſammen, und in kurzem war die Gefeierte von allen jungen und alten Damen umringt, welche Glück wünſchten, alte Bekanntſchaften erneuerten und nebenbei dies und jenes von dem hoffähigen Anzug ſpickten. Alle redeten zumal, keine wurde verſtanden, und die Herren fluchten und ſchimpften ein Donnerwetter über das andere, daß ſich eine ſo dichte Wolke vor dieſe kaum aufgegangene Sonne gedrängt und ſie ihrem Anblick entzogen habe.

Jetzt zog Hofrath Berner das weiße Sacktuch, ſchwenkte es in der Luft und gab dem Kapellmeiſter und Stabstrompeter der Dragoner das Zeichen, und eine herrliche Polonaiſe begann. Im Nu ſtoben die Glückwünſchenden auseinander und machten Raum für die Aſſeſſoren, Lieutenants, Sekretaire, jungen Kaufherren, Jagdjunker, die glücklicherweiſe noch nicht verſagt waren und ſich jetzt um einen Walzer, eine Ecoſſaiſe oder gar den Cotillon mit Ida die Hälſe brechen wollten. Sie aber lachte, daß die Schneeperlen der Zähne durch die Purpurlippen herausſahen, behauptete, ſich immer nur auf eine Tour zu verſagen, hüpfte dem Hofrath entgegen und reichte ihm die kleine Hand.

Selig, gerührt, begeiſtert ſtellte er ſich mit ſeinem holden Engelskind an die Spitze der Colonne und marſchirte unter den muthigen lockenden Tönen der Polonaiſe ſtolzen Schrittes gegen das wohlunterhaltene feindliche Tirailleurfeuer, das von vorn, von den Flanken, überallher aus den Mündungen der Lorgnetten auf ſeine Tänzerin ſprühte. Abe dieſe, war ſie kurzſichtig, hatte ſie ſtatt des Corſettchens einen Küraſſierpanzer vom feinſten Stahl mit der Musketenprobe um das Herzchen, oder war ſie das Feuer ſo gewohnt, wie die alte Garde, die, Gewehr im Arm, im Paradeſchritt durch das Kartätſchenfeuer marſchirte? ich weiß nicht, aber ſie ſchien gar nicht auf die ſchrecklichen Ausbrüche der gebrochenen Herzen, auf die Knallſeufzer der Verwundeten zu hören, das Plappermäulchen ging ſo ruhig fort, als ginge ſie, drei Jahre jünger, mit dem guten Hofräthchen im Walde ſpazieren.

Da kamen alle die Streiche, die der leichte Springinsfeld losgelaſſen, alle jene tauſend Schwieten des kleinen Uebermuths aufs Tapet; Luſt und Lachen blitzte wie ehemals aus ihrem Auge, wenn ſie ſich erinnerte, wie ſie einem Spanferkel Kindszeug angezogen und es dem Hofrath als Findling vor die Thüre gelegt, wie ſie dem Oberpfarrer die Waden voll Stecknadeln geſetzt, daß ſie ausſahen wie der Rücken eines Stachelſchweins, alles, ohne daß er es merkte, denn er trug falſche. Der Hofrath wollte ſeinen Ohren nicht trauen; es war ja daſſelbe luſtige naive Ding, wie früher, und doch ſo wunderherrlich, ſo groß, mit ſo unendlich viel Anſtand und Würde! Er hätte ſie auf der Stelle am Kopf nehmen und ſie recht abküſſen mögen, wie früher, wenn ſie einen rechten Ausbund von Schelmenſtreich gemacht hatte.

Es ging über ſeine Begriffe! „Wie können Sie nur ſo hartherzig ſeyn, Idchen?“ ſagte er, „und nicht einen Blick auf unſere jungen Herren werfen, die zerſchmelzen wie Wachs am Feuer? Nicht einmal einen Blick für alle dieſe Exklamationen und Betheurungen, welche Sie doch gehört haben müſſen?“

„Was gehen mich Ihre jungen Herren an!“ plapperte ſie mit der größten Ruhe fort, „die ſind hier, wie überall, unverſchämt wie die Fleiſchmücken im Sommer; das könnte kein Pferd aushalten, wollte man darauf achten; ſie pfeifen in der Reſidenz eben ſo, das wird man gewohnt; ſo von Anfang macht es ein wenig eitel; wenn man aber ſieht, wie ſie dieſer und jener daſſelbe zuflüſtern, vor der Urſel ebenſo, wie vor der Bärbel ſterben möchten, ſo weiß man ſchon, was ſolche ſchnackiſche Redensarten zu bedeuten haben.“

Die muß eine gute Schule durchgemacht haben, dachte der Hofrath; ſiebzehn Jahre alt und ſpricht ſo mir nichts, dir nichts von der Farbe, als wäre ſie ſeit zwanzig Jahren in den Salons von Paris und London umhergefahren. Er ärgerte ſich halb und halb über

Mamſell Neunmalklug und Uebergeſcheut, denn es waren juſt keine unebene jungen Männer, die ihre Seufzer ſo hageldick losgelaſſen hatten, und ihn, der in ſeiner Jugend wohl ſo zwanzig Amouren und Amürchen gehabt hatte, konnte nichts mehr ärgern, als ein fühlloſes Herz.

Aber dieſer Aerger konnte bei ſeinem Idchen nicht in ihm aufſteigen. Wenn er in ihr volles glühendes Auge ſah, wenn er den ſüßgewölbten Mund betrachtete, da dachte er: nein, dir traue dieſer und jener, aber ich nicht, weiß ich doch von früher her, wie du gerne Flauſen machſt und dem guten ehrlichen Berner gerne ein X für ein U unterſchiebſt. Jetzt willſt du dein Schach verſpielen und mir irgend einen blauen Dunſt vorſchwefeln, und das Herzchen iſt am Ende doch in der Reſidenz geblieben, und Fräulein Stahlherz iſt nur darum ſo ſpröde gegen die Freilinger Stadtkinder. Aber baſta! der Hofrath Berner hat auch gelebt und geliebt und wettet ſeinen Kopf, dieſes Auge weiß, was Liebe iſt, dieſe friſchen Purpurlippen haben ſchon geküßt, aber anders, als nur ſolche Hofrathsküſſe!

Der gute Alte äußerte etwas von dieſen Gedanken gegen Ida, ſie aber ſah ihm ganz ruhig ins Geſicht und verſicherte lächelnd: gefallen habe ihr ſchon mancher, geliebt habe ſie aber bis dieſe Stunde noch keinen Mann, als ihren Vater und ihn.

Schöne Augen.

„Aber ſagen Sie, Idchen,“ fragte der Hofrath, als er ſie wieder an ihren Platz geführt hatte, „iſt das etwa ein Couſin oder dergleichen, der da mit Ihnen kam?“

„Ich kam mit Papa," antwortete die Gefragte, „und ſonſt war niemand dabei. Wen meinen Sie denn?"

„Nun, der Bleiche dort kam ja doch wohl mit Ihnen, es kennt ihn niemand im Saal und mit Ihnen trat er herein, ſonſt müßte er ja, Sie wiſſen, daß das Muſeum geſchloſſene Geſellſchaft iſt, ſonſt müßte er ja eingeführt ſeyn. Sehen Sie, der dort." Er zeigte hin. An eine Säule gelehnt, ſtand unbeweglich mit übergeſchlagenen Armen eine ſchlanke Geſtalt. Noch konnte Ida das Geſicht nicht ſehen, nur die glänzenden ſchwarzen Locken des Haares fielen ihr auf; ſie wollte ſich eben beſinnen, wo ſie ſchon ſolche geſehen habe, da wandte jener ſich um und unwillkürlich ſchrack Ida zuſammen; geſpenſterhafte Bläſſe lag auf dieſem feinen ſchönen Geſicht, geheimer Gram oder verſchloſſenes Kämpfen mit finſterem Leiden ſchien das muntere jugendliche Leben aus dieſen tiefen, im ſchönſten Erbenmaß geformten Zügen hinweggewiſcht zu haben und ein gemiſchtes Gefühl drängte ſich bei ſeinem Anblick auf, neugieriges Mitleid ſchien ſich mit zweifelhafter Furcht ſtreiten zu wollen.

Kaum hatte des Fremden glühendſchwarzes Auge Ida getroffen, als ſie ihren Blick abwandte. Ueberraſchung und Verlegenheit machten ſie ſtumm auf einige Augenblicke; von dem Diadem auf der ſchönen Stirne, über den Lilienſammt der blühenden Wange, bis herab auf den jungfräulichen Alabaſterbuſen flog ein brennendes Roth, das der Hofrath nicht unbemerkt ließ. Er wollte ſie mit dem pfiffigſten Geſicht nach der Urſache ihres Rothwerdens fragen, aber eine Unzahl Herren drängten ſich zu, ſie um einen Tanz zu bitten; Vettern und Baſen freuten ſich, ſie wieder zu ſehen und gafften das Wunderkind an. Der Hofrath aber, welchem daran lag, die Spur, die er aufgefunden zu haben meinte, zu verfolgen, machte ſeine Bewegungen wie ein geübter Feldherr; er fragte ſie ſo laut als möglich, ob es ihr jezt, wie ſie gewünſcht, gefällig ſey, zu ihrem Herrn Vater zu gehen, der im dritten Zimmer ſich zu einem Whiſtchen geſezt habe, und Pfiffköpfchen verſtand gleich, wo der gute Alte hinaus wollte; ſie beurlaubte ſich alſo mit großer Haſt von dem ungeheuren Kometenſchweif, in welchem ſie als Kern geſeſſen, und ging mit Berner durch den Saal.

Und jezt nahm ſie Berner ins Gebet; zuerſt ſezte er die Daumenſchraube des Spottes an, dann unterſuchte er die vermeintliche Herzenswunde ſeines Gold-Jdchens mit der langen Sonde des väterlichen Ernſtes, indem er ihm vorwarf, ſehr unklug gethan zu haben, ihre Reſidenzliebhaber mit nach Freilingen zu nehmen. Sie aber lachte dem Rathgeber, welcher meinte, ſeine Sache recht gut gemacht und ſie ganz im Netz zu haben, ins Geſicht und wiſchte ihm aus.

„Sie geben ſich vergebliche Mühe, Hofräthchen,“ kicherte das loſe Ding, „ganz vergebliche Mühe, ich habe dieſen Menſchen in meinem ganzen Leben, auf Ehre, noch nie geſprochen; doch geſehen,“ ſezte ſie, ernſter werdend, hinzu, „geſehen hab' ich ihn und deßwegen kam ich auch vorhin etwas in Verlegenheit.“

„Was da! zwiſchen Sehen und Sehen iſt ein großer Unterſchied,“ antwortete Berner mit einem völlig unglaubigen Kopfſchütteln; „da müſſen Sie ihm doch ein wenig gar ſcharf in die Augen geſehen haben.“

„So hören Sie mich doch, Sie böſer Mann!“ unterbrach ihn Ida, „wer wird denn auch gleich auf den Schein hin verdammen? Ich ſage noch einmal, ich weiß nicht, wer er iſt, aber das innigſte Mitleid habe ich mit ihm. Als wir geſtern durch den Lanzinger Wald kamen, fuhren wir einer Equipage vor, die ganz langſam im Schritt hinging. Es war ein prachtvoller Landau mit einem großen Bocke, worauf ein alter Diener in reicher Livrée ſaß; am Wagen zogen vier Poſtpferde; das Dach war zurückgeſchlagen und es ſaß niemand darin, als ein großer Hund. Sie wiſſen, wie man auf der Reiſe iſt, man intereſſirt ſich um die Mitreiſenden, beſonders wenn man glaubt, auf einerlei Station mit ihnen zu wohnen oder zu ſpeiſen. So dachte ich mir jetzt, die Reiſenden, denen der Wagen gehöre, ſeyen vorausgegangen und laſſen ihn langſam nachfahren. Ich ſah daher alle Augenblicke aus unſerm Wagen, ob ich noch keine reiſende Engländerinnen oder Franzöſinnen gewahr werden könnte, aber immer vergebens. Endlich, als wir um eine Waldecke bogen, ſah ich auf einmal einen Mann, der unter einer Eiche ſaß und zu dem Wagen gehören mußte.“

„Und war es derſelbe, der dort an der Säule ſteht?“ fragte der Hofrath.

„Derſelbe; er war auch ganz ſchwarz gekleidet wie jetzt, ſein Hut lag neben ihm im Gras, ſeinen Kopf ſtützte er in die hohle Hand. Das Geräuſch unſeres Wagens, der jetzt, weil es bergauf ging, auch langſam fuhr, ſchien ihn aufzuſchrecken; ohne aufzuſehen, ging er mit geſenktem Haupt bis an unſere Wagenthüre. Da richtete er ſich auf und Sie können ſich meinen Schrecken denken, Hofrath, als ich das nämliche geiſterbleiche Geſicht ſah, das auch Ihnen aufgefallen iſt. Er mußte heftig geweint haben, denn Thränen hingen in den langen ſchwarzen Wimpern und gaben dem glühendſchwarzen ſinnigen Auge einen ganz eigenen Reiz!“

„So, ſo? einen ganz eigenen Reiz!“ antwortete lächelnd der Hofrath, „wer hat denn meinem Mädchen erlaubt, über Männeraugen Betrachtungen anzuſtellen? Hat ſie das auch bei Madame La Truiniaire in der Reſidenz gelernt?“

Das luſtige Amorettenköpfchen, das ſich da, es wußte nicht wie, verbebbert hatte, ſchlug die Augen nieder und ſagte: „Legen Sie nicht alles ſo bös aus, Bernerchen, Sie verſtanden ja doch ſonſt Ihre Ida nicht immer falſch.

„Sehen Sie, was die Augen betrifft, da habe ich nun einmal meinen eigenen Geſchmack. Schöne blaue oder ſchwarze Augen, mitunter auch recht glänzendbraune, ſehe ich an jedermann gern. Daher ſind mir auch alle junge Herren ſo zuwider, weil ſie ſelten ſchöne Augen haben; ſie haben ihnen durch die Lorgnetten, Brillen und, Gott weiß, durch was ſonſt, den ſchönſten Glanz benommen und ſtieren uns an wie geſtochene Böcke; deſto mehr freue ich mich, wenn ich einmal eine ſolche Ausnahme treffe. Eine ganz eigene Freude macht mir auch das Aufſchlagen der Augen, das man unter Tauſenden kaum einmal ſo recht anmuthig, ſinnig und, wie man es gerne haben möchte, trifft. Beides ſah ich nun an dem Fremden, darum hat er mir auch ſo ge“ —

Da hatte ſich das ſchnelle Schnäbelchen ſchon wieder verplappert! Der Hofrath horchte noch immer, aber Idchen blieb ſtill, biß die Lippen zuſammen und ſpielte mit dem Amethyſtkreuz am Collier, das unter dem Tanzen ſich zwiſchen den Schneehügeln hinabgeſchoben hatte und ganz glühend heiß geworden war.

„Ei, ei!“ warnte der Hofrath, „ich habe da in zwei Minuten Dinge gehört, wovor einem die Haut ſchaudern könnte; nimm dich um Gottes willen in acht, Kind, wenn du deine Augenbeobachtungen anſtellſt; ich weiß es aus meiner Jugend, daß in gewiſſen Augen Häkchen ſitzen, die uns, wenn man allzutief ſchaut, feſthalten, daß an kein Entrinnen zu denken iſt; haſt du nie etwas von der Augenſprache gehört?“

„Doch,“ entgegnete der kleine Uebermuth, „ich glaube ſie auch zur Noth zu verſtehen.“

„Iſt gar nicht vonnöthen; man ſpricht ſie zwar vom Rhein bis zum Miſſiſippi, vom Don bis zum Ohio, lerne aber nie mehr, als etwas kauderwelſch parliren; denn wer ſich ſo gar geläufig ausdrückt und mit zwanzig zumal in dieſer Sprache ſpricht, gilt nicht mit Unrecht für eine Erzgeneralkokette.“

„Nun, für eine ſolche werden Sie mich doch nicht halten?“ fragte Ida etwas empfindlich.

„Dazu kenne ich mein ſüßes Mädchen zu gut,“ entgegnete der Hofrath traulich und drückte ihr das weiche Sammthändchen; „was aber den bleichen Patron dort drüben betrifft, ſo kann er über allerlei geweint haben; er kann zum Beiſpiel ſeine Mutter, ſeine Schweſter oder gar ſein Mädchen verloren haben.“

„Mei — nen — Sie?“ antwortete Ida gedehnt und unmuthig; doch nein! da würde er ja nicht auf den Ball gehen,“ ſetzte ſie freudig hinzu; „da würde er zu Haus trauern und nicht die Freude aufſuchen.“

„Oder,“ fuhr jener fort, „es gingen ihm vielleicht ſeine Wechſel aus, und er hat im Augenblick kein Geld, um ſeine Reiſe fortzuſetzen.“

„Nicht doch!“ fiel ſie ein, „wie mögen Sie nur dieſem intereſſanten Geſicht einen ſo gemeinen Kummer andichten. Sieht er nicht nobler aus, als alle unſere Aſſeſſoren, Lieutenants und ſo weiter zuſammen, und er ſollte mit vier Poſtpferden in einem herrlichen Landau fahren und weinen, weil er kein Geld hat? Pfui!“

„Ei, wie ſich der kleine Advokat vereifert und verdiſputirt; das Mäulchen geht ja, als ſollte es einen Prozeß vor den Aſſiſen führen! Uebrigens wollen wir bald ſehen, wer der Patron iſt; habe ich doch den Ball arrangirt und daher auch das Recht, Fremden, die ſich eindrängen, auf den Zahn zu fühlen.“

„Nun ja, thun Sie das, liebes Hofräthchen, aber ja recht artig und delikat,“ ſetzte das erröthende Mädchen mit den ſüßeſten Schmeichelworten hinzu; „wer ſo tiefen Kummer hat, wie jener zu haben ſcheint, muß unter Fremden wie unter Freunden zart behandelt werden.“

Der Fremde.

Unterdeſſen hatten ſich mehrere Herren an Werner gewendet, um zu erfahren, wer der Fremde ſey; allen war es aufgefallen, wie er ſchon ſeit einer Stunde ſich nicht vom Platz bewegte und, an eine Säule gelehnt, ſo wenig Intereſſe an dem glänzenden Ball zu nehmen ſchien. Der Hofrath ging zu ihm hin und kehrte bald zurück. „Wer iſt es? wie heißt er?“ fragten zehn, zwanzig zumal, „was hat er geſprochen?“

„Nichts hat er geſprochen?“ antwortete Berner, „ſondern mir nur dieſe Karte gegeben.“

Die Karte ging jetzt von Hand zu Hand, es war aber nichts darauf zu ſehen, als ein ſchön geſtochenes Wappen und der Name Emil, Comte de Martiniz. „Ein Graf alſo?“ Die Neugierde war nur halb geſtillt; die Freilinger, denen die Erſcheinung eines fremden Grafen auf ihren Bällen etwas Seltenes ſeyn mochte, gingen kopfſchüttelnd umher; ſie hätten gar zu gerne gewußt, woher er komme, wohin er gehe, warum er nicht tanze. Man betrachtete das fremde Wunderthier von allen Seiten; doch der Hofrath, der ſo viel Takt hatte, daß er in des Fremden Seele fühlte, wie peinlich eine ſo kleinliche Neugierde ſeyn müſſe, gab das Zeichen, und die Galoppade, von zwanzig Trompeten vorgetragen, rauſchte durch den Saal hin und rief zum Tanze.

Walzer um Walzer waren getanzt, noch immer ſtand die fremde gebietende Geſtalt unbeweglich an die Säule gelehnt. Es war, als hätte er ſich nur in Schwarz und Weiß getheilt und kenne keine andere Farbe. Sein Haar, ſein Auge war ſo dunkel als das feine glänzende Tuch ſeines Kleides; das ganz bleiche Geſicht, die wunderſchöne Wäſche, welche durch ihre Weiße und ihre zierlichen Fältchen den Freilinger Damen ſchon von weitem

Bewunderung einflößte, kontraſtirten ſonderbar mit jener dunkeln Farbe; nur die feinen Lippen ſchmückte ein geſundes freundliches Roth. Er ſchien ganz ohne Theilnahme in das bunte Gewühl hineinzuſtarren, aber dennoch begegnete nicht leicht einer dieſem ſcharfen Blicke, ohne das eigene Auge überraſcht vor dieſem furchtbaren Ernſt, dieſer ſprühenden Gluth niederzuſchlagen.

Wie es aber zu gehen pflegt, die Damen fingen nachgerade an, nicht viel von dem Fremden zu halten, weil er nicht tanzte, die jungen Herren machten ſich über ihn luſtig, und beide Theile hatten ſo viel an der neuen Erſcheinung der wunderlieblichen Ida zu ſchauen, zu bekritteln, zu bewundern, daß man bald nicht mehr an jenen dachte. Nur Ida's Blicke ſtreiften öfter nach jener Säule hinüber; ein Blick zu ihm ſchien ſie für das Geſchwätz der Freilinger Stutzer, die ihr heute unendlich fade vorkamen, zu entſchädigen. Doch betrachtete ſie ihn immer nur von der Seite; denn wenn Auge auf Auge traf, ſo trieb es ihr unwiderſtehlich die Gluth ins Geſicht, und ſie war froh, daß die Muſik ſo laut war, denn ſie meinte in ſolchen Momenten, man müſſe ihr ſiedendes glühendes Blut an ihr Herz pochen hören. Waren es die Thränen, die ſie geſtern in dieſen dunkeln Wimpern ſah, war es der wehmüthige Ernſt auf ſeinem Geſichte, was ſie ſo rührte, hatte der Hofrath Recht mit den Häkchen, die in gewiſſen Augen ſitzen, und hatte ſie zu tiefe Beobachtungen angeſtellt und war geangelt worden? — Nein! lächelte ſie ſchelmiſch vor ſich hin, da hat es keine Noth; es iſt ja nur das natürliche Mitleiden, was mich immer nach ihm hinſehen heißt!

Elf Uhr war vorüber, es ſollte noch eine Ecoſſaiſe vor dem Souper getanzt werden. Stürmiſch drängten ſich die Herren um das Wunderkind; aber Trotzköpfchen Ida blieb feſt dabei, diesmal auszuſetzen, und ließ die Herren ablaufen. Der Hofrath ſetzte ſich zu ihr, und unwillkürlich waren ſie wieder mitten im Geſpräch über den Fremden.

„Ach, ſehen Sie nur,“ ſagte Ida mit der himmliſchen Gutmüthigkeit ihres Engelköpfchens, „ſehen Sie nur, ich meine, er wird zuſehens immer bläſſer, wenn er nur nicht krank wird.“ Der Hofrath fand ihre Bemerkung richtig; er zeigte ihr aber, wie dieſer feſte, heldenmäßige Körper nicht ſo leicht von einem Krankheitsanfall geſtört werden könne; aber Ida wurde immer unruhiger, ſie ſah, wie Martiniz die Lippen zuſammenpreſſe, als wolle er einen Schmerz verbeißen; der Ernſt in ſeinem Geſicht wurde nach und nach zur Trauer, das Wehmüthige, der thränenſchwere Trübſinn in ſeinem Auge wurde immer unverkennbarer.

„O Gott, ſehen Sie ihn nur an, guter Berner, iſt mir doch, als ſollte ich zu ihm gehen und fragen: was fehlt dir, daß du nicht fröhlich biſt mit den Fröhlichen? wie gern wollte ich alles thun, dir zu helfen. — Der Menſch denkt's, Gott lenkt's!“ Auch der Hofrath wurde jetzt unruhig, denn mit einem Ruck hatte ſich der bleiche Fremde aufgerafft und ſtand nun in ſeiner ganzen Größe, in gebietender und doch graziöſer Haltung da, aber ſein Auge heftete ſich furchtbar ſtarrend nach der Saalthür. Berner wollte eben aufſtehen und zu ihm hin —

Da öffnete ſich die Thüre, ein alter reichgekleideter Bedienter, derſelbe, welchen Ida geſtern geſehen, trat ein, ging auf den Fremden zu und neigte ſich ſchweigend vor ihm. Dieſer riß eine Uhr heraus, warf einen Blick auf ſie und einen zweiten voll Wehmuth auf Ida herüber und verließ langſamen Schrittes den Saal.

Ehe noch der Hofrath ſeiner Nachbarin ſeine Vermuthungen über dieſen ſonderbaren Abzug mittheilen konnte, war die Ecoſſaiſe zu Ende. Der Präſident kam und führte ſein liebes holdes wunderherziges Töchterchen zur Tafel.

Die Kirche.

Der alte Küſter am Münſter zu Freilingen ſaß in dieſer Nacht nach ſeiner Gewohnheit noch lange in ſeinem kleinen Stübchen; der Abendſegen war ſchon vor einer Stunde ſeiner Ehehälfte vorgeleſen, er hatte ſich jetzt hinter die alte Chronik geſetzt und las mit brummender Stimme halblaut vor ſich hin, wie man den herrlichen vierhundert Schuhe hohen Münſterthurm erbaut, und wie ſolches viel Zeit und Geld gekoſtet habe. Eben wollte die Alte den weiß- und blaugeſtreiften Umhang der zweiſchläfrigen Himmelbettlade auseinanderſchlagen, um ihren Ehezärter zu ermahnen, ſein gewohntes Lager zu ſuchen, als man ſtark an den Fenſterladen des niedern Parterreſtübchens pochte. „Macht auf, Meiſter Küſter! ſeyd ſo gut und macht auf!“ rief eine beſcheidene, aber tiefe Stimme draußen. „Wird wohl ein Bote von einem Kranken ſeyn,“ näſelte der Küſter, „der die Sakramente noch will.“ Er legte die Brille ins Chronikbuch; daß die Stelle nicht verblättere, denn er hatte von dem Kalk geleſen, den man mit Wein angemacht habe, und hatte dabei unmuthig an das Dünnbier gedacht, das ſeine Urſula ihm, einem Nachkommen dieſer Weinmaurer, tagtäglich vorſetzte.

Draußen ſcheb er die mächtigen Schlöſſer und Riegel der Hausthüre auf, und herein trat ein kleiner ältlicher Mann in reichbordirtem Bedientenrocke. „Was ſoll's ſo ſpät?“ fragte der Küſter.

„Kamerad,“ antwortete der Bediente, indem er den Küſter aus dem kalten Hausgang in die wärmere Stube hineinzog, „Kamerad, wollt Ihr mir und noch jemand einen Liebesdienſt erweiſen?“ Zugleich legte er einen blanken harten Thaler auf den Tiſch.

Der Küſter wog den Thaler in der Hand, ließ ihn wieder auf den Tiſch fallen, daß es einen wohllautenden Klang gab, und ſagte: „Wenns nichts gegen Amt und Gewiſſen iſt, warum nicht?“

„So nehmt Eure Schlüſſel,“ fuhr der andere fort, „und ſchließt die Münſterkirche auf.“

„Jetzt, in dieſer Stunde?“ rief der Alte mit Entſetzen, „jetzt in dieſer ſtürmiſchen Nacht? geht nicht, Kamerad, ſo wahr ich — nein, es geht nicht, mich bringt kein Hund hinüber!“

„Bei Leibe!“ rief die Küſterin aus dem Bette und riß den Umhang zurück, daß man das ganze Paradiesgärtlein ihres geblümten Bettes überſehen konnte, „führe uns nicht in Verſuchung. Alter, laß dich nicht bethören! wer weiß, was draußen lauert.“

„Hätte nicht geglaubt, daß Ihr, ein ſo ſtattlicher Mann, unter dem Weiberregimente ſtändet,“ ſprach der alte Diener; „glaubt mir, es iſt auch ein Gottesdienſt, wenn Ihr mitgeht, und bringt Euch guten Lohn.“ Noch einmal wog der Küſter den Thaler auf der Fingerſpitze und ſchien ſich zu beſinnen. „Es wird zwar gleich zwölf Uhr brummen, und da iſt es gar nicht geheuer, drüben in der Kirche, denn ich weiß, was ich weiß, und habe geſehen, was ich geſehen habe; aber weil Ihr ſagt, es ſey ein Gottesdienſt, ſo kommt.“ Indem hatte er ſchon die Laterne zurechtgemacht; er hing noch einen warmen Mantel um und ergriff die gewichtigen wunderlich geformten Schlüſſel.

„Ei du meine Güte! läßt er ſich doch verblenden vom Mammon,“ ſeufzte die Alte im Bette; der Küſter aber trat zu ihr mit dem größten ſeiner Schlüſſel: „Du ſchweigſt, Urſel! der Herr da ſoll ſehen, daß unſereiner nicht unterm Pantoffel ſteht,“ brummte er und verließ mit dem Diener das Haus.

Die Nacht war grimmkalt, der Himmel jetzt ganz rein, nur einzelne dunkle Wölkchen tanzten im Wirbel um den Mond. Schweigend ſchritten die Beiden durch die Nacht der Kirche zu; wenige Schritte, ſo ſtanden ſie am Portal des Münſters. Der Küſter ſchrack zuſammen, als dort aus dem Schatten eines Pfeilers eine hohe, in einen dunkeln Mantel gehüllte Geſtalt hervortrat. Es war jener Fremde, der Ida's Intereſſe in ſo hohem Grad erregt hatte.

„Schließ auf, ſchließ auf!“ ſprach Martiniz, „denn es iſt hohe Zeit!“ Indem er ſprach, fing es an zu ſurren und zu klappern, dumpf rollte gerade über ihnen im Thurme das Uhrwerk, und in tiefen zitternden Klängen ſchallte die zwölfte Stunde in die Lüfte.

„Schließ auf!“ ſchrie Martiniz, „ſchließ auf! dort kommt er ſchon um die Ecke!“

Seufzend ging die hohe Thüre auf, in einem Sprung war jener in der Kirche. Der Küſter ſchloß behutſam wieder hinter ſich ab und ging dann voraus mit der Laterne; ſtille folgten ihm die Fremden. In wunderlichen Schatten und Figuren ſpielte das ſchwache Licht der Laterne an den hohen Säulen des Doms, nur auf wenige Schritte verbreitete es Helle und verſchwebte dann in matte Dämmerung, bis es ſich in der tiefen Nacht des Gewölbes verlor. Manchmal ſchien es, als ſchritten hohe Geſtalten in weiten ſchleppenden Gewändern hinter den Säulen ihnen nach; ſcheu blickte Emil von Martiniz nach allen Seiten und ging dann ſchneller hinter dem Küſter her. Dumpf ſchallten ihre Schritte auf dem hohlen Boden, unter welchem eine alte Gruft ſich befand, und ein vielfaches Echo gab dieſe Töne aus allen Ecken zurück.

So waren ſie bis an den Altar gekommen. Martiniz ſetzte ſich dort auf die Stufen, das Geſicht, das bei dem Scheine der trübe brennenden Laterne noch viel bleicher erſchien, ſtützte er auf die Hand, daß die glänzend rabenſchwarzen Ringellocken darüber herabfielen. Der Diener winkte dem Küſter, zog ihn auf eine Bank an der Seite zu ſich nieder und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſchweigen und ſich ganz ruhig verhalten möchte.

Tiefe Stille herrſchte mehrere Minuten in den großen dunkeln Hallen, tiefe Stille draußen in der Nacht; nur vom Altar her hörte man ein leiſes Wiſpern, Martiniz ſchien zu beten. Bald aber erhob ſich lauter die Nachtluft und wehte um die Kirche; je lauter es wurde, deſto unruhiger wurde Emil; er ſeufzte, er blickte einigemal auf und lauſchte nach der Seite hin, wo der Luftzug ſtärker wehte.

Näher und näher heulte der Wind, die Fenſter bebten, das Licht der Laterne wehte ſeine Schatten her und hin, die alten verblichenen Banner, die an der Mauer hingen, rollten ſich auf und bewegten ihre zerfetzten Bilder an der ſchwachbeleuchteten Wand.

Jetzt brauste der Sturm auf in gewaltigen Stößen; krachend ſtürzte ein Fenſter des Chors auf die breiten Quader des Bodens, daß der Schall durch die Halle tönte und — mit fürchterlichem Lachen des Wahnſinns fuhr der am Altar auf und ſprang die Stufen hinan. Gellend tönten dieſe hohlen Töne der Verzweiflung durch die Gewölbe. „Er kann nicht herein, er kann nicht herein zu mir!“ ſchrie er, „darum hat er die Wolken aufgezäumt, auf dem Sturmwind reitet er um die Kirche; ça ça! Holla, Antonio — wie ſchäumt das Purpurblut deiner Wunde! raſe, tobe durch die Lüfte, du kannſt doch nicht herein zu meiner Freiſtatt!“

Der Sturm legte ſich, ferner und ferner rollte der Wind, und ſäuſelnd zog die Nachtluft durch die Kirche; der Mond ſchien freundlich durch die hellen Scheiben, und mit des Sturmes Toben ſchien auch der Sturm in Emils Bruſt gewichen zu ſeyn. „Seht Ihr,“ ſprach er wehmüthig und zeigte an die vom Mond beſchienenen Fenſter hinauf „ſeht Ihr, wie er ſo ernſt und zürnend auf mich herabſieht! Kannſt du denn nicht vergeben, Antonio?“

Immer leiſer wurde ſeine Klage, bis er weinend am Altare niederſank. Jetzt ſtand der alte Diener, dem während der ſchrecklichen Scene die Thränen in den grauen Wimpern gehangen, von ſeinem Sitze auf und unterſtützte ſeinen Herrn; er wiſchte ihm den kalten Schweiß von der Stirne und die Thränen aus dem gebrochenen Auge und flößte ihm aus einer kryſtallenen Phiole mildernde Tropfen ein.

Der Ohnmächtige richtete ſich wieder auf, hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel und ſchritt durch die Kirche.

Der alte Diener aber trat zu dem Küſter. „Ich danke, Alterle!“ ſagte er, „du haſt jetzt geſehen, daß wir nichts Unrechtes in deinem Gotteshauſe gemacht haben; dafür halte aber reinen Mund; und wenn du niemand ein Sterbenswörtchen hören läſſeſt von dem, was du hier geſehen und gehört haſt, ſo kommen wir vielleicht morgen und manche Nacht wieder und du ſollſt pflichtgemäß deinen Harten haben.“

„Das kann ſich unſereiner ſchon gefallen laſſen,“ antwortete der Küſter im Weitergehen; „ſo viel merke ich, daß Euer Herr entweder nicht recht richtig unter dem Hute iſt, oder daß er mit dem Gott-ſey-bei-uns hier Verſteckens ſpielt. Nun hier, denke ich, ſoll er ihn nicht holen; kommt nur morgen Nacht wieder. Was das Stillſchweigen betrifft, ſo ſeyd außer Sorgen, von mir erfährt es kein Menſch, vor allem meine Urſel nicht; denn ich denke, was ſie nicht weiß, macht ihr nicht heiß.“

Der alte Diener lobte den Entſchluß des Küſters und nahm am Portal mit einem Händedruck von ihm Abſchied. „Iſt doch ſchade um ein ſo junges ſchönes Blut,“ brummte dieſer vor ſich hin, indem er ſeinem Häuschen zuſchritt; „ſo jung und hat ſchon Affairen mit Herrn Urian. Nun, er ſoll ihn immer noch ein Halbjährchen reiten; um die harten Thaler kann man zur Noth ſo guten Wein kaufen, als die Freilinger Maurermeiſter hatten, um den Kalk zu meinem Münſter feſtzumachen.“

Das Souper.

Es ſchlug ein Uhr, als der Fremde und ſein Diener von dem Münſter zurück über den Marktplatz gingen. An den Fenſtern des erleuchteten Muſeums drängten ſich Geſtalten an Geſtalten geſchäftig hin und her, verworrenes Gemurmel vieler Stimmen tönte herab auf den ſtillen Platz, hie und da zeigten laute Ausbrüche der Fröhlichkeit mit Trompeten vermiſcht, daß ein Toaſt ausgebracht worden ſey.

„Robert,“ begann der Graf, „ich will noch einmal hinaufgehen; die ſüßen Töne der Flöten, die klagenden Klänge der Hörner haben etwas Beruhigendes für mich, und mitten im Gewühle der fröhlichen Menge vergeſſe ich vielleicht auf Augenblicke, daß ich unter den Glücklichen der einzige Unglückliche bin.“

Umſonſt bat der alte Robert ſeinen Herrn, er möchte doch ſeine Geſundheit bedenken und ſich jetzt zur Ruhe legen; er ſchien es gar nicht zu hören, ſchweigend warf er in der Hausthüre den Mantel ab, gab ihn dem Alten und eilte die Treppe hinan. Kopfſchüttelnd folgte ihm der Diener; hatte er doch ſeit einer langen traurigen Zeit nicht bemerkt, daß ſein armer Herr Freude an rauſchender Luſtbarkeit hatte; es mußte etwas eigenes ſeyn, das ihn noch einmal dahinauf zog, denn wenn er ſich ſonſt auch in das fröhlichſte Gewühl geſtürzt hatte, ſo war er doch immer nach einem halben Stündchen wieder zurückgekommen. Und heute hatte er ihn ſogar an die Stunde mahnen müſſen; heute ging er zu einer Zeit, wo er ſonſt erſchöpft von Kummer und Unglück dem Schlaf in die Arme geeilt war, noch einmal auf den Tanzboden. „Gott gebe, daß es zu ſeinem Heil iſt!“ ſchloß der treue Diener ſeine Betrachtnngen und wiſchte ſich die Augen.

Der Saal war noch leer, als Emil oben eintrat, nur die Muſikanten ſtimmten ihre Geigen, probirten ihre Hörner und ließen die Schlägel dumpf auf die Pauken fallen, um zu ſondiren, ob das tiefe C recht ſcharf anſpreche; mitten durch netzten ſie auch ihre Kehlen mit manchem Viertel, denn ein ellenlanger Cotillon ſollte den Ball beſchließen. Löffel- und Meſſergeklirr, das Jauchzen der Anſtoßenden tönte aus dem Speiſeſaal; ein ſchwermüthiges Lächeln zog über Emils blaſſes Geſicht, denn er gedachte der Zeiten, wo auch er keiner fröhlichen Nacht ausgewichen war, wo auch er unter frohen guten Menſchen den Becher der Freude geleert und, wenn kein liebes Weib, doch treue Freunde geküßt hatte und mit fröhlichem Jubel in das allgemeine

Millionenhalloh und Welthurrah der Freude eingeſtimmt hatte; unter dieſen Gedanken trat er in den Speiſeſaal. In bunten Reihen ſaßen die fröhlichen Gäſte die lange Tafel herab; man hatte ſo eben die hunderterlei Sorten von Geflügel und Braten abgetragen und ſtellte jetzt das Deſſert auf. Gewiß! man konnte nichts Schöneres ſehen, als die Präciſion, mit welcher die Kellner ihr Deſſert auftrugen, die Bewegungen auf die Flanken und ins Centrum gingen wie am Schnürchen, die ſchweren Zwölfpfünder der Torten und Kuchen, das kleinere Geſchütz der franzöſiſchen Bonbons und Gelées wurde mit Blitzesſchnelle aufgefahren, in prachtvoller Schlachtordnung, vom Glanz des Kryſtalllüſtres beſtrahlt, ſtanden die Guß-, Johannisbeeren-, Punſch-, Roſinentorten, die Apfelſinen, Ananas, Pomeranzen, die ſilbernen Platten mit Trauben und Melonen. Aber Hofrath Berner hatte ſie auch eingeübt, und den ungeſchickteſten Kellnerrekruten ſchwur er hoch und theuer in acht Tagen ſo weit bringen zu wollen, daß er einen bis an den Rand gefüllten Champagnerkelch, auf eine ſpiegelglatte ſilberne Platte geſetzt, die Treppe heraufſpringen könne, ohne einen Tropfen zu verſchütten, was in der Geſchichte des Servirens einzig in ſeiner Art iſt. Wenn die Feſtins, die er zu arrangiren hatte, herannahten, hielt er auf folgende Art völlige Uebungen und Manöuvres. Er ſetzte ſich in den Salon, wo geſpeist werden ſollte, ließ eine Tafel zu dreißig bis vierzig Couverts decken, und wie den Rekruten ein fingirter Feind mit allen möglichen Bewegungen gegeben wird, ſo zeigte er ihnen auch Präſidenten, Juſtizräthe, Kollegiendirektoren, Regierungsräthe und Aſſeſſoren mit Weib und Tochter, Kind und Kegel und mahnte ſie, bald dieſem ein Stück Braten, jener eine Saucière zu ſerviren, bald einem dritten und vierten einzuſchenken und dem fünften eine andere Sorte vorzuſetzen; da ſprangen und liefen die Kellner beinahe die Beine ab, aber — probatum est — wenn der Tag des Feſtes herannahte, durfte er auch gewiß ſeyn, zu ſiegen. Wie jener große Sieger, der nur mit feierlichem Ernſte die Worte ſprach: „Heute iſt der Tag von Friedland,“ oder „Sehet die Sonne von Auſterlitz,“ ſo bedurfte es von ſeinem Mund auch nur einige ermahnende, tröſtliche Hindeutungen auf frühere Bravouren und gelungene Affairen, und er konnte darauf rechnen, daß keiner der zwanzig Kellnergeiſter über den andern ſtolperte, oder ihm die Aalpaſtete anſtieß, oder daß ſie mit Sauce und Salat einander anrannten, purzelten und auf dem Boden die ganze Beſcheerung ſervirten.

Mit dieſer Präciſion war alſo auch heute die Tafel ſervirt worden, der Nachtiſch war aufgetragen, die ſchweren Sorten, als da ſind Laubenheimer, Nierenſteiner, Markebrunner, Hochheimer, Volnay, feiner Nuits, Chambertin, beſte Sorte von Bordeaux, Rouſſillon wurden weggenommen und der zungenbelebende Champagner angeſetzt. Hatte ſchon der aromatiſche Rheinwein die Zungen gelöst und das ſchwärzliche Roth des Burgunders den Lilienſammt der jungfräulichen Wangen und die Naſen der Herren geröthet, ſo war es jetzt, als die Pfröpfe flogen und die Damen nicht wußten, wohin ſie ihre Köpfe wenden ſollten, um den ſchrecklichen Exploſionen zu entgehen, als die Lilienkelche, bis an den Rand mit milchweißem Giſcht gefüllt, kredenzt wurden; wie auf einem Bazar im aſiatiſchen Rußland, wo alle Nationen untereinander plappern und maulen, gurren und ſchnurren, zwitſchern und näſeln, plärren und jodeln, brummen und raſaunen, ſo ſchwirrte in betäubendem Gemurmel, Geſurre und Brauſen in den höchſten Fiſteltönen bis herab zum tiefſten, dreimalgeſtrichenen C der menſchlichen Bruſt das Geſpräch um die Tafel.

Das Urtheil der Welt.

Aber der größte Theil der Converſation, wenigſtens am andern Ende des Tiſches, galt Präſidents Ida. Dort gingen die zahnloſen Mäulchen der Tanten und Mütter wie oberſchlächtige Mühlen, und die Poſaunenſeraphsgeſichter der Töchter nickten ihren Conſens aus den kleinen Kalmuckenäugelein. Wie hatte doch das Mädchen vor Gott geſündigt und gefrevelt dadurch, daß es ſo wunderhübſch geworden war! Wäre ſie zurückgekommen wie eine wilde Hummel, oder wie ſo manche, die man als Gagak in die Reſidenz ſchickt, um ſie Bildung und Blumenmachen lernen zu laſſen, und die als Gagack wiederkehrt, da hätte es geheißen: „an der iſt Hopfen und Malz verloren, mich dauern nur die Eltern.“ Jetzt, wo ſie mit ihrem Tannenwuchs, mit ihrer unnachahmlichen Grazie beſcheiden und doch ſo voll erhabner Würde hereintrat, das ſtrahlende Diadem in den geſchmackvoll geordneten Ringellocken und Löckchen, im feuerſprühenden Auge Geiſt und Liebe, verſchmolzen mit ſchuldloſer anſpruchloſer Natürlichkeit, die Wangen von Geſundheit geröthet, in den feinen Grübchen den kleinen, kleinen Schelm, den Mund ſo würzig, ſo kußlich, die aphroditiſche Schwanenbruſt mit dem fürſtlichen Schmuck, mit dem Pariſer Hofkleid umſchloſſen — Nein! das Mädchen durfte nicht ſchön, durfte nicht unſchuldig und tugendhaft ſeyn —

„Ha ha, Frau Oberforſtmeiſterin!“ lachte die Kammerdirektorin, ohne darauf zu achten, daß ſie die acht unſchuldigen Ohren ihrer erwachſenen Töchterlein beleidigen könnte — „tugendhaft? Wir kennen die Reſidenztugend noch aus unſerer Zeit! Da müßten ſich die Steine umgekehrt haben, die Gardeuhlanen-Rittmeiſter müßten ihre engſchließende Uniform ausgezogen und die Herren Archidiakonen und Superintendenten um ihr ehrbares Koſtüm erſucht haben, müßten in ſchwarzen Mäntlein, weißen Beffchen, kurzen Höschen und ſeidenen Wädchen, die Bibel unter dem Arm, einhergehen, wenn man bei ſiebzehnjährigen Mädchen Tugend finden ſollte in Sodom!“

„Wahrhaftig, Sie haben Recht!“ ſchnatterte es über die Tafel herüber, „und die gerühmte Schönheit? iſt alles Lug und Trug, das kann man alles dort ums liebe Geld haben; meinen Sie denn, dieſe Locken dort, dieſe Zöpfe ſeyen echt? Bewahre; man hat ja geſehen, was für Haar Mamſell Sauſewind in die Reſidenz nahm; wo ſind die gelben Zähne hingekommen? Meinen Sie etwa, ein ſo herrlicher Mund voll, wie jene hat, ſchiebe ſich im ſechzehnten, ſiebzehnten Jahre noch nach? Lauter Seehund, nichts als Seehund.“

„Ja, Frau Gevatterin,“ unterbrach eine dritte, „und die handbreiten Brüſſeler Kanten, der Amethyſtſchmuck, mit welchem man meinen Thorweg pflaſtern könnte — von der Fürſtin Romanow ſoll er ſeyn! Ha ha ha! man hat auch ſeine Nachrichten; die Fürſtin, Gott halte ſie in Ehren, iſt eine ſplendide Frau, auch reich, ſteinreich, gebe alles zu — aber ſo einem naſeweiſen Kind, das kaum hinter den Ohren trocken iſt, dieſes Diadem, dieſe Ohrringe, dieſes Collier, dieſes Kreuz zu ſchenken — nein, dazu iſt die Frau Fürſtin Hoheit doch zu vernünftig. Haben Sie aber nie von ihrem Neffen, dem Prinzen Ferdinand gehört? ſoll ein ſplendider artiger Herr ſeyn, der Prinz, und wenn man nur gegen ihn gefällig iſt, iſt er es wohl auch wieder, ha ha ha!" —

Und der ganze Zirkel lachte und ſtieß an auf den gefälligen ſplendiden Prinzen.

Nein wahrhaftig, es war nicht auszuhalten; ein ſchönes engelreines Geſchöpf, voll Milde, Sanftmuth und Mitleiden, ſo ſchonungslos zu verdammen! Emil hatte in einer Fenſtervertiefung, wo er ſich hingeſtellt hatte, um die Tafel zu überſehen, alles mit angehört; er hätte mögen der Frau Gevatter den einzigen Zahn, den ſie noch hatte, mit welchem ſie aber nichtsdeſtoweniger den Ruf einer jungen Dame tapfer benagte, ein wenig einſchlagen; er rückte, nur um die giftigen Bemerkungen nicht zu hören, um ein Fenſter weiter hinauf. Aber hier kam er vom Regen in die Traufe. Frau von Schulderoff ſetzte dort ihrem Sohn, dem Dragonerlieutenant, weitläufig auseinander, daß er, um den geſunkenen Glanz ihres Hauſes wieder auf den Strumpf zu bringen, nothwendig eine gute, ſehr gute Partie machen müſſe, und dazu ſey die Ida ganz wie gemacht.

Dem jungen Schulderoff, der neben dem geſunkenen Glanz ſeines Hauſes bei Juden und Chriſten einige tauſend Thälerchen mehr ſtehen hatte, als ſein Gageabzug auf ſiebenzig Jahre wahrſcheinlicherweiſe aufwiegen konnte, ſchien mit dem Vorſchlag ganz zufrieden; nur das Wie wollte ihm nicht recht einleuchten.

Aber die gnädige Mama wußte Rath; „erſtens: recht oft mit ihr getanzt, namentlich im Cotillon recht oft geholt. Das heißt Attention beweiſen; das Mädchen wird dann mit dir aufgezogen, ſie wird aufmerkſam auf dich. Zweitens: Morgens zehn Uhr im kurzen Galopp am Haus vorbei; dort verlierſt du, im Staunen über ſie, die Reitpeitſche; du voltigirſt ja ſo gut, hältſt alſo nicht an, ſondern herab vom Gaul, Peitſche ergriffen, wieder hinauf, einen Feuerblick dem Fräulein zugeworfen und davon im geſtreckten Galopp. Wenn nun ihr Herzchen aus Angſt für dich einmal ſchneller pulſirt, dann haſt du ſie ſchon im Sack. Drittens: in einer ſchönen Nacht mit der ganzen Regimentsmuſik vor's Haus; einige muthige Stücke, einige zärtliche Arien aufgeſpielt, und ſie kommt hinter die Jalouſien, darauf wette ich meinen ganzen Schmuck, der jetzt zufällig bei Levi iſt. Einige Kameraden thun dir ſchon den Gefallen und gehen mit; ſie rufen: Schulderoff! Schulderoff! wo ſteckſt du denn? ach ſiehe, der arme Junge weint. — Ach laßt mich, tapfere Kameraden, antworteſt du, mir iſt ſo weh und ſo wohl in ihrer Nähe. So kommt es in allen Ritterbüchern, wo der Adel noch allein liebte und die dummen Bürgerlichen noch kein Geld hatten.“

„Auf Ehre, Madame, Sie haben Recht,“ antwortete der Lieutenant und wichste ſich den Schnurrbart; „ſehen Sie, dann kann ich auch ſo angr“ —

Emil wurde, er wußte nicht warum, ganz bange um’s Herz, als er den Eroberungsplan des Wildfangs hörte; er rückte um einige Fenſter weiter hinauf und war dort dem Gegenſtand nahe, den die Schmähſucht der Weiber zu zerreißen, der Eroberungsgeiſt der Schulderoſſs zu gewinnen ſuchte.

Obenan ſaß der Präſident; die feierliche Geſchäftsmiene war zu Hauſe geblieben; er hatte den freundlichen gefälligen Geſellſchaftsmenſchen angezogen und tafelte, zum großen Troſt der jüngern Glieder ſeines Kollegiums, wie ein Junger.

Das behagliche runde Geſicht durchblitzte oft ſchnell, wie ein Gedanke, ein ſatiriſches Lächeln, wenn er und der Hofrath Ida zum ſüßen brüſſelnden Schaumwein nöthigten.

Es war nicht möglich, etwas Liebreizenders zu ſehen, als das Mädchen, eine ewig junge Hebe zwiſchen den alten fröhlichen Herren. Es war jetzt ganz das wöhlige muthwillige Kind, wie vor drei Jahren, wenn es dem Papa oder dem alten Hageſtolz Berner auf dem Schooße ſaß; Madeiraſekt und Xeres hatten ihr, weil Berner keinen der ſchweren Weine über die Purpurbarrieren ihrer Lippen gelaſſen hatte, alles Blut in die Wangen getrieben; es ziſchte und giſchte in ihren Adern ſo warm und ſo wohlthuend, daß das Auge von Luſt und Liebe ſtrahlte, und die roſige Tiefe des Schelmengrübchens alle Augenblicke ſich zeigte. Der Champagner, den ſie auf den Trymadeira ſetzte, war auch nicht aus ſeinen Kreidebergen geholt worden, um ein fröhlich glühendes Engelsköpfchen abzukühlen und einen in ewig wechſelnder Wonnefluth und Ebbe wogenden Buſen zur Ruhe zu bringen. Wußte ſie doch ſelbſt nicht, was ſie ſo fröhlich machte! Die Rückkehr ins Vaterhaus allein war es nicht, auch nicht, daß die Blicke der jungen Freilinger Stadtkinder alle auf ſie flogen, es war noch etwas anderes; war es nicht ein bleiches wunderſchönes Geſicht, das ſich immer wieder ihrer Phantaſie aufdrängte, das ſie wehmüthig durch Thränen anlächelte? Warum mußte er aber auch gehen, gerade als man zur Tafel ging, wo ſie ihn hätte ſehen und ſprechen können —

„Ei, Kind!“ ſagte der Präſident und weckte ſie aus ihren Träumen, „da ſitzeſt du ſchon eine geſchlagene Glockenviertelſtunde, ſtarrſt auf den Teller hin, als leſeſt du in der Johannisbeermarmelade ſo gut als im Kaffeeſatz deine Zukunft, und lächelſt dabei, als machten dir alle ledigen Herren, unſern Hofrath mit eingeſchloſſen, ihr Compliment!“

Die Gluthröthe ſtieg ihr ins Geſicht, ſie nahm ſich zuſammen und mußte doch wieder heimlich lächeln über den guten Papa, der doch auch kein Spürchen von ihren Gedanken haben konnte. Aber als vollends der Hofrath ihr von der andern Seite zuflüſterte: „Der alte Herr hat fehlgeſchoſſen, wir alle könnten uns den Rücken lahm comlimentiren und die Knie wund liegen, mein ſtolzes Trotzköpfchen gönnte keinem einen halben Blick oder ein Viertelchen von dem Engelslächeln, das hier in den Teller ging. Aber da darf nur ein ſo intereſſanter

Fremder in einem Landauer weinen, ſo ein Signor Bleichwangioſo" —

„Ach wie garſtig, Berner! an den habe ich gar nicht mehr gedacht!" rief ſie, ärgerlich, daß der Kluge ins Schwarze geſchoſſen haben ſollte. Jener aber wiſchte ſeine Brille ab, ſchaute auf Ida's ſilbernen Teller und deutete lachend auf den Rand —

„Gar nicht mehr an ihn gedacht? Welcher Graveur hat denn da gekritzelt, Fräulein Lügenhauſen? he?"

Nun, da hatte ſich das Mädchen wieder vergaloppirt, hatte, ohne daß ſie es im geringſten wußte, unter ihrer Gedankenreihe das Deſſertmeſſer in die Hand bekommen, auf dem Teller herumgekritzelt, und da ſtand mit hübſchen deutlichen Buchſtaben: **Emil v. Mart.** —

„Nein, wie einem doch der Zufall bei böſen Leuten Streiche ſpielen kann;" replicirte ſie mit der unverſchämteſten Unbefangenheit, kratzte, indem ſie ſich ſelbſt über ihre furchtbare Kunſt, zu verdrehen, wunderte, in aller Geſchwindigkeit ein Schnörkelchen hin, wies dem kurzſichtigen Hofrath den Teller und ſagte: „Sehen Sie, da war irgend einmal eine reiſende Prinzeſſin hier, welcher man auf Silber ſervirte, und um den merkwürdigen Tag ihrer Anweſenheit zu verewigen, ſchrieb ſie die paar Worte hieher: **Emilie v. Mart.**, heißt offenbar: Emilie, am fünften März."

„Gott im Himmel, was hätteſt du für einen Rechtskonſulenten und Rabuliſten gegeben!" antwortete Berner und ſetzte vor Schrecken den friſcheingeſchenkten Kelch, den er ſchon halbwegs gehabt, wieder nieder; „habe ich nicht geſehen, wie du das Ding kritzelſt, und jetzt thäte es Noth, ich deprecirte den falſchen Verdacht?" Doch Engelsköpfchen Ida ſah ihm ſo bittend ins Auge, daß er unwillkürlich wieder gut wurde; in den ſüßeſten Schmeicheltönen bat ſie ihm die Unart ab, verſprach, ſich nie mehr aufs Leugnen zu legen, wenn er gelobe, dem Papa nichts zu ſagen, der ſie wenigſtens acht Tage lang mit ihrer Silberſchrift necken würde. Er gelobte, mahnte aber, jetzt ſich zum Cotillon zu rüſten. „Nur noch ein Viertelſtündchen!" bat Ida, weil ſie dem widerwärtigen Kreisſekretär haben zuſagen müſſen. Aber das Sträuben half nichts; die Hörner erklangen im Tanzſaal, und die Tafel rüſtete ſich, aufzubrechen. Da ſtand der Präſident auf; „noch einen Kelch, meine Damen!" rief er über die Tafel hin, „noch einen echten Toaſt aus den guten alten Zeiten; die Gläſer hoch — der Liebe und der Freude!" Die Trompeten ſchmetterten ihren Freudenruf unter den Jubel, aber mitten durch das Geſchmetter, durch das donnerſchlagähnliche Wirbeln der Pauken, mitten in dem ſchrankenloſen Halloh der bechampagnerten Gäſte war es Ida, als hörte ſie hinter ſich tief ſeufzen; und als ſie, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, ſich ſchnell umſah, begegnete ſie Emils Auge, der wehmüthig, thränenſchwer in das Gewühl der Freude ſchaute. Alles Blut jagte die Ueberraſchung dem Mädchen aus den Wangen, es hatte keinen Athem mehr, und doch konnte es um keinen Preis ihr Auge wieder von ihm abwenden. Doch ehe ſie noch ihrer Verlegenheit Meiſter werden konnte, gerade als ſie der ſchöne junge Mann anreden zu wollen ſchien, riß ihn das Gedränge der Aufſtehenden aus ihrer Nähe, der Kreisſekretär kam mit ſeinem widrigen ſauerſüßen Geſicht, ſchätzte ſich glücklich, den Cotillon errungen zu haben, und führte ſeine Tänzerin im Triumph durch die dichten Reihen ſeiner Neider. Sie aber folgte ihm, noch immer über dieſe Erſcheinung, über die Gewalt dieſer dunkeln Flammenſterne ſinnend; „wahrhaftig!“ ſagte ſie zu ſich, „der Hofrath hat doch Recht, es muß Menſchen geben, die Häkchen im Auge haben, von welchen man ſich gar nicht losreißen kann, und dieſer muß einen von den großen Angelhaken haben.“

Der Cotillon.

In rauſchenden Tönen klangen die Hörner und Trompeten durch den Saal, in verſchlungenen Gruppen, bald ſuchend, bald fliehend, hüpften die Paare den fröhlichen Reigen, und Ida's liebliche Geſtalt tauchte auf und nieder in der Menge der Tanzenden wie eine Nixe, die neckend bald dem Auge ſich zeigt, bald in den Fluthen verſchwindet. Oft wenn der Augenblick es geſtattete, wagte ſie einen Viertelſeitenblick über den Saal hinüber nach ihm, zu welchem ein unerklärbares Etwas ſie noch immer hinzog, und wenn die Flöten leiſer flüſterten, wenn die weichen gehaltenen Töne der Hörner ſüßes Sehnen erweckten, da glaubte ſie zu fühlen, daß dieſe Töne auch in ſeiner Bruſt wiederklingen müſſen. In glänzender Kette ſchwebten jetzt die Mädchen in der Runde, bis die Reihe ſich löſte, und ſie den Saal durchſchwärmten, um ſelbſt ſich Tänzer zu ſuchen. Emil ſtand wieder an ſeine Säule gelehnt. Kaum den Boden berührend, ſchwebte eine zarte Geſtalt, auf dem

Amorettengeſichtchen ein holdes verſchämtes Lächeln, auf ihn zu — es war Ida. Lächelnd neigte ſie ſich, zum Tanz ihn einzuladen; er ſchien freudig überraſcht, eine flüchtige Röthe ging über ſein bleiches Geſicht, als er das holde Engelskind umſchlang und mit ihr durch den Saal flog.

Aber ängſtlich war es Ida in ſeinen Armen; kalt war die Hand, die in der ihrigen ruhte; ſchaurige Kälte fühlte ſie aus des Fremden Arm, der ihre Hüfte umſchlang, in ſich eindringen; ſcheu ſuchte ihr Auge den Boden, denn ſie fürchtete, ſeinem Flammenblicke zu begegnen; jetzt erſt fiel ihr auch ein, daß es ſich doch nicht ſo recht ſchicke, den ganz fremden Menſchen, der ihr von niemand noch vorgeſtellt war, zuerſt zum Tanze aufgefordert zu haben.

Aber ein freudiges Flüſtern des Beifalls begleitete ſie durch die Reihen; bedeutender ſchien des Fremden edles Geſicht, von der Bewegung des Tanzes leicht geröthet, bedeutender erſchien ſeine edle Geſtalt, ſein hoher königlicher Anſtand; und dem ſchönen Manne gegenüber erſchien auch Ida in noch vollerem Glanz der Schönheit. Mit dankendem Blick ſchied er, als er ſie an den Platz zurückführte; wie viel ſtiller Gram, wie viel Wehmuth lag in dieſem langen Blick; ja, wenn ſie ſich den Ausdruck ſeines Auges noch ein Mal zurückrief, wie viel Dank lag darin, wie viel Lie —

Sie drückte geſchwind die Augen zu, um nur den Gedanken zu entgehen, die ſie unabläſſig verfolgten, ſie tanzte raſcher und eifriger, nur um ſich durch den raſchen Wirbel zu zerſtreuen; aber da wiſperte von der einen

Seite der Xeres, von der andern kicherte der Champagner ihr ins Ohr: er liebt dich, du biſt es ja, nach welcher er immer ſieht, wegen dir iſt er noch einmal auf den Ball gekommen. Der Cotillon hatte jetzt ſeine glänzendſte Höhe erreicht; eine Tour, die in Freilingen noch nie getanzt worden, ſollte eingeſchoben werden. Die Dame, welche die Reihe traf, ſetzte ſich, von ihrem Tänzer geführt, auf einen in die Mitte des Kreiſes geſtellten Seſſel; mit einem ſeidenen Tuch wurden ihr die Augen verbunden und dann Tänzer jeglicher Gattung zur blinden Wahl vorgeführt. Die Ausgeſchlagenen ſtellten ſich als Gefangene und beſiegt hinter den Stuhl, der Erwählte flog mit der von der Binde erlösten Tänzerin durch den Saal. Die Tour an ſich war gerade nicht ſo kühn erfunden, um durch ſich ſelbſt ſehr bedeutungsvoll zu werden; ſie ward es aber dadurch, daß der Vortänzer, ein gerade von Reiſen zurückgekommener Herr aus Freilingen, behauptete, in Wien werde dieſe Tour für ſehr verhängnißvoll gehalten, denn es gelte dort bei dieſer blinden Wahl das Sprüchwort: „der Zug des Herzens ſey des Schickſals Stimme,“ und mehr denn hundert Mal habe er den Spruch bei dieſer Tour eintreffen ſehen. Die Freilinger Schönen machten zwar Spaß daraus und behaupteten, die Wiener Damen werden unter dem Tuch hervorgeſehen haben; doch mochten ſie abergläubiſch genug ſeyn und wünſchen, des Schickſals Stimme möchte dem Zug ihres Herzens nachgeben und ihnen den ſchönen Major oder den Jagdjunker mit dem Stutzbärtchen oder einen dergleichen vor die blinden Augen führen.

Auch an Ida kam jetzt die Reihe, ſich niederzuſetzen, der ſauerſüße Kreisſekretär führte ſie zum Stuhl, fragte mit ſchalkhaft ſeyn ſollendem Lächeln, das aber ſein Geſicht zur ſcheußlichen Fratze verzog, ob er den Herrn Hofrath Berner bringen ſollte? band ihr das Tuch vor die Augen, und in wenigen Augenblicken ſtanden ſchon drei arme Unglückliche, von der ſpröden blinden Mamſell Amor-Juſtitia verſchmäht, hinter dem Stuhl. Es war ihr wohl auch der Gedanke an Martiniz durch das Köpfchen gezogen; aber ſie hatte ſich ſelbſt recht tüchtig ausgeſcholten und vorgenommen, ihr Herzchen möge ſich ziehen, wie es wolle, das Schickſal möge noch ſo gebietend rufen, ſie laſſe drei ablaufen, und den vierten wollte ſie endlich nehmen.

„Nummero vier, gnädiges Fräulein!“ meckerte der Kreisſekretär. Sie ließ die Binde löſen, ſie ſchlug die Augen auf und ſank in Emils Arme, der ſie im ſchmetternden Wirbel der Trompeten, im Jubelruf der Hörner im Saal umherſchwenkte; die Sinne wollten ihr vergehen, ſie hatte keinen deutlichen Gedanken, als das immer wiederkehrende — der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme; ach, ſo hätte ſie durch das Leben tanzen mögen, ihr war ſo wohl, ſo leicht, wie auf den Flügeln der Frühlingslüfte ſchwebte ſie in ſeinem Arme hin, ſie zitterte am ganzen Körper, ihr Buſen hob ſich in fieberhaften Pulſen, ſie mußte ihn anſehen, es mochte koſten, was es wollte, ſie hob das ſchmachtende Geſichtchen, ein ſüßer Blick der beiden Liebesſterne traf den Mann, der ihr in wenigen Stunden ſo werth geworden war; das edle Geſicht lag offen vor ihr, wenige Zoll breit Auge von Auge, Mund von Mund, ach wie unendlich hübſch kam er ihr vor, wie fein alle ſeine Züge, wie ſchmelzend ſein Auge, ſein Lächeln, ſie hätte mögen die paar Zöllchen breite Kluft durchfliegen, ihn zu lieben, zu kü —

Klatſch, klatſch, mahnten die ungeduldigen Herren, indem ſie die glacirten Handſchuhe zuſammenſchlugen, daß die zarten Nähte ſprangen; will denn dies Paar ewig tanzen? Ach ihr Kurzſichtigen, wenn ihr wüßtet, wie viel namenloſe Seligkeit in einer ſolchen kurzen Minute liegt, wie die Pforten des Lebens ſich öffnen, wie die Seele hinter die durchſichtige Haut des Auges heraufſteigt, um hinüberzufliegen zu der Schweſterſeele — wahrlich, ihr würdet dieſen Moment des ſüßeſten Verſtändniſſes nicht durch euer Klatſchen verſcheuchen.

Der Ball war zu Ende; der Hofrath nahte, Ida den Shawl anzulegen und das wärmende Mäntelchen umzuwerfen, er nahm dann ihren Arm, um ſie zur Abkühlung noch ein wenig durch den Saal zu führen. „Sie haben mit ihm getanzt, Töchterchen?“ — „Ja,“ antwortete ſie, „und wie der tanzt, können Sie ſich gar nicht denken; ſo angenehm, ſo leicht, ſo ſchwebend!“ „Idchen, Idchen!“ warnte der Hofrath lächelnd, „was werden unſere jungen Herren dazu ſagen, wenn Sie ſie über einem Landfremden ſo ganz und gar vergeſſen?“ „Nun, die können ſich wenigſtens über das Vergeſſen nicht beklagen, denn ich habe nie an ſie gedacht! Aber ſagen Sie ſelbſt, Hofrath, iſt er nicht ganz, was man intereſſant nennt?“ — „Ihnen wenigſtens ſcheint er es zu ſeyn,“ antwortete der neckiſche Alte. — „Nein, ſpaßen Sie jetzt nicht, iſt nicht etwas wunderbar Anziehendes an dem Menſchen? etwas, das man nicht recht erklären kann?“ Der Hofrath ſchwieg nachdenklich; „wahrhaftig, Sie können Recht haben, Mädchen,“ ſagte er, „habe ich doch ſchon den ganzen Abend darüber nachgeſonnen, warum ich dieſen Menſchen gar nicht aus dem Sinne bringen kann.“

„Aber noch etwas,“ fiel Ida ein, „wiſſen Sie nicht, wo er ſo plötzlich mit dem alten Diener hinging?“ „Das iſt es eben!“ ſagte jener, „eine ganz eigene Geſchichte mit dem Grafen da; kommt auf den Ball, tanzt nicht, geht fort, bleibt über eine Stunde aus, kommt wieder; und wo blieb er? wo meinen Sie wohl? Er war im Münſter!“

„Jetzt eben, in dieſer Nacht?“ fragte Ida erſchrocken und an allen Gliedern zitternd. — „Heute Nacht, auf Ehre! ich weiß es gewiß; aber reinen Mund gehalten, Gold-Idchen! morgen komme ich dem Ding auf die Spur.“

Der Wagen war vorgefahren; der Präſident kam in einer Weinlaune; „Hofräthchen,“ rief er, „wenn du nicht anderthalbmal ihr Vater ſeyn könnteſt, wollte ich dir Ida kuppeln!“

„Hätte ich das doch vor dem Ball gewußt,“ jammerte der Hofrath, „aber da gab es allerlei intereſſante Leute u. ſ. w.“ Erröthend ſprang Ida in den Wagen, auf den loſen Hofrath ſcheltend, und umſonſt gab ſich Papa auf dem Heimweg Mühe, zu erfahren, was jener gemeint habe. Trotzköpfchen hätte mögen laut lachen über die Bitten des alten Herrn; es biß die ſcharfen

Perlenzähne in die Purpurlippen, daß auch kein Wörtchen heraus konnte.

Nicht mehr ſo fröhlich als in früheren Tagen und dennoch glücklicher legte Ida das Lockenköpfchen auf die weichen Kiſſen. Es war ihr ſo bange, ſo warm; mit einem Ruck war der ſeidene Plumeau am Fußende des Bettes und auch die dünne Seidenhülle, die jetzt noch übrig war, mußte immer weiter hinabgeſchoben werden, daß die wogende entfeſſelte Schwanenbruſt Luft bekam.

Aber wie, ein Geräuſch von der Thüre her? die Thüre geht auf, im matten Schimmer des Nachtlichtes erkennt ſie Martinizens bleiches Geſicht; ſein dunkles wehmüthiges Auge feſſelt ſie ſo, daß ſie kein Glied zu rühren vermag, ſie kann die Decke nicht weiter heraufziehen, ſie kann den Marmorbuſen nicht vor ſeinem Feuerblick verhüllen; ſie will zürnen über den ſonderbaren Beſuch, aber die Stimme verſagt ihr. Aufgelöst in jungfräuliche Schaam und Sehnſucht, drückt ſie die Augen zu; er naht, weiche Flötentöne erwachen und wogen um ihr Ohr, er kniet nieder an ihrem bräutlichen Lager, „der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme,“ flüſtert er in ihr Ohr; er beugt das gramvolle, wehmüthige Geſicht über ſie hin, heiße Thränen ſtürzen aus ſeinem glühenden Auge herab auf ihre glühenden Wangen, er wölbt den würzigen Mund — er will ſie kü —

Sie erwachte, ſie fühlte, daß ihre eigenen heftig ſtrömenden Thränen ſie aus dem ſchönen Traume erweckt hatten.

Die Beichte.

Am andern Morgen ſehr früh ſtand der Hofrath ſchon vor des Präſidenten Haus und zog die Glocke. Er mußte ja ſein holdes Idchen fragen, wie es zum erſten Mal wieder in Freilingen geſchlafen habe. Nebenbei hatte er ſo viel zu fragen, ſo viel mitzutheilen, daß er nicht wußte, wo ihm der Kopf ſtand. Nur ſo viel war ihm klar, als er den hellpolirten Handgriff der Glocke in der Hand hielt, daß er um keinen Preis von dem intereſſanten Herrn von geſtern zuerſt ſprechen werde; ſie ſoll mir daran, ſagte er, ſie ſoll mir beichten; er that ſich auf ſeinen Witz nicht wenig zu gut und lächelte noch ſtill vor ſich hin, als er die breite Treppe hinanſtieg.

Der Präſident ſey ſchon in die Seſſion gefahren, gaben ihm die Bedienten auf ſeine Anfrage zur Antwort, aber gnädiges Fräulein nehme ihn vielleicht an, obwohl ihre Toilette noch nicht fertig ſey.

Man meldete ihn, er wurde ſogleich vorgelaſſen. In ihrem kleinen, aufs geſchmackvollſte dekorirten Boudoir ſaß Ida auf einer Eſtrade am Fenſter, das Lockenköpfchen in die Hand geſtützt. War es doch, als ſey das Mädchen in dieſer Nacht noch tauſendmal ſchöner geworden! der Hofrath bekam ordentlich Ehrfurcht vor ihrer Schönheit; es lag ſo viel Schmachtendes in ihrem Auge, ſo viel ernſte Sanftmuth auf dem lieben Geſichtchen, das ihn begrüßte, daß er gar nicht wußte, woher dies alles das Wunderkind geſtohlen hatte.

Er ſagte ihr auch, wie ſchön er ſie finde, ſie aber lachte ihm geradezu ins Geſicht; ſie finde, daß ſie weit bleicher ausſehe, als ſonſt, der Ball könne eines Theils daran ſchuld ſeyn, ſagte ſie; dazu komme, daß ſie heute Nacht ſo dumm geträumt habe und alle Augenblicke aufgewacht ſey. Sie wollte bei dieſer Behauptung recht ernſt ausſehen, aber das kleine Schelmchen flog ihr doch beinahe unmerklich um den Mund, als wüßte es, was dem hübſchen Engelskind geträumt habe.

Der Hofrath ſprach vom geſtrigen Ball, von Herren und Damen, von allen möglichen Schönen; aber er hätte ſich lieber die Zunge abgebiſſen, ehe er von Martiniz zuerſt angefangen hätte, obgleich er wohl ſah, daß Ida darauf warte.

Er ſah ſich daher, als alle Tänze und Touren bekrittelt waren und das Geſpräch zu ſtocken drohte, im Zimmer um; „nein,“ ſagte er, „wie wunderſchön Ihnen Papa das Boudoir da dekoriren ließ, die broncirte Lampe am gewölbten Plafond, die freundliche Tapete! wie werden ſich Ihre Beſucher erfreuen, wenn man ſich nicht mehr um den Rang auf dem Sopha ſtreiten darf, denn jener von hellbraunem Caſimir, der ſich an drei Wänden hinzieht, den eleganten Theetiſch von Cederholz in der Mitte, kann ja eine ganze Legion von Dämchen in ſich aufnehmen. Der franzöſiſche Kamin mit dem deckenhohen Spiegel ſcheint aber nicht ſehr warm geben zu wollen, doch Hoffahrt muß ſchon auch ein wenig Schmerz leiden. Die geſchmackvolle Etagère dort haben Sie gewiß ſelbſt erſt aus der Reſidenz geſchickt, denn hier wüßte ich niemand, der ſolche Arbeit lieferte.

Das ging ja dem alten Herrn aus dem Munde wie Waſſer; ſchade nur, daß er den tauben Wänden predigte, denn Ida ſchaute ſtillverklärt durch die Scheiben und hatte weder Augen noch Ohren für ihren alten Freund; dieſer ſah ſich um, ſah das Hinſtarren des Mädchens, folgte ihrem Auge und — drüben in der erſten Etage des ehrſamen Gaſthofes zum goldenen Mond hatten ſich die roth und weißen Gardinen aufgethan und im geöffneten Fenſter ſtand — nein, er machte es gerade zu, als der Hofrath hinſah und ließ die Gardine wieder herab; das ſelige Kind drehte jetzt das Köpfchen und ihr Blick begegnete dem lauernden Auge des Hofraths. Die Flammenröthe ſchlug ihr ins Geſicht, als ſie ſich ſo verrathen ſah, aber dennoch ſagte Trotzköpfchen kein Wort, ſondern arbeitete eifrig an einer Centifolie; nun, dachte der Alte, wenn du es durchaus nicht anders haben willſt, auf den Zahn muß ich dir einmal fühlen, alſo ſey's.

„Sie haben brave Nachbarſchaft, Ida,“ ſagte er, „da können Sie Ihre aſtronomiſchen Beobachtungen nach den Gluthſternen des Herrn von Martiniz recht kommod anſtellen; ich habe zu Haus einen guten Dollond, er ſteht zu Dienſten, wenn Sie etwa“ —

„Wie Sie nur ſo bös ſeyn können, Berner!“ klagte das verſchämte Mädchen, „wahrhaftig, ich habe bis auf dieſen Augenblick gar nicht gewußt, daß er nur im Mond logirt; und daß ich geſtern dieſen Mann ſchon wegen ſeines Aeußeren gehaltvoller gefunden habe, als unſere jungen Herren hier, um die ich nun einmal kein Flöckchen Seide gebe, iſt das denn ein ſo ſchweres Verbrechen, daß man es noch am andern Tage büßen muß? Iſt es denn ſo arg, wenn man

Mitleiden hat mit einem Menſchen, der ſo unglücklich ſcheint?"

„Nun, da bringen Sie mich juſt auf den rechten Punkt," ſagte der Hofrath, „daß der junge Herr im Mond drüben geſtern Nacht in der Münſterkirche war, habe ich Ihnen geſagt; aber was er dort that, das wiſſen Sie nicht, und was bekomme ich, wenn ich es ſage?"

„Nun, was wird er viel dort gethan haben?" antwortete Ida, vergeblich bemüht, ihre Neugierde zu bekämpfen, „er hat ſich wahrſcheinlich die Kirche zeigen laſſen, wie die Fremden auf der Durchreiſe immer thun."

„Durchreiſe? als ob ich nicht wüßte, daß Herr von Martiniz die drei Zimmer Ihnen gegenüber auf vier Wochen gemiethet hat" —

„Auf vier Wochen?" rief Ida freudig aus, erſchrack aber im nämlichen Augenblick über die laute Aeußerung ihrer Freude; „vier Wochen?" ſetzte ſie gefaßter hinzu, „wie freute mich das für die gute Mondwirthin! ſie muß immer Schelte hören von ihrem Mann, daß ihre table d'hôte nicht ſo gut ſey, wie im Hôtel de Saxe, und kein Menſch bleibe recht lange; da hat ſie nun doch einen Beweis für ſich."

„Die arme Mondwirthin," ſpottete der Hofrath, „die gute Seele! muß ſie jetzt auch noch zur Entſchuldigung dienen, wenn man ſeine Freude nicht recht verbergen kann! Und um aufs Vorige zurückzukommen, Sie glauben alſo, der Mann im Mond da drüben habe ſich als durchreiſender Fremder unſern Münſter zeigen laſſen und dazu die glückliche Stunde Nachts von zwölf bis ein Uhr gewählt, habe den Küſter mit ſeiner

Laterne alles beleuchten laſſen, nur um die Finſterniß deſto deutlicher zu ſehen?“

Der kleine Schalk lachte verſtohlen auf ſeine Arbeit hin und ließ den Hofrath immer fortfahren —

„Heute in aller Früh war ich beim Küſter, dem ich vor Zeiten einmal einen Prozeß geführt und ein Kind aus der Taufe gehoben hatte; gewiß, ohne dieſe Empfehlung wäre ich bei dem Alten nicht durchgedrungen; Gevatter! ſagte ich zu ihm, Er kann mir wohl ſagen, was der Fremde, der Ihn geſtern Nacht noch beſuchte, im Münſter gethan hat? Der Mann wollte von Anfang gar nichts wiſſen, ich rief aber meinen alten Balthaſar, Sie kennen ihn ja, wie geſchickt er iſt, alles aufzuſpüren, dieſen rief ich her und konfrontirte beide; der Balthaſar hatte den Bedienten des Fremden in des Küſters Haus gehen und beide bald darauf mit dem Fremden im Münſter verſchwinden ſehen. Er gab dies zu, bat mich aber, nicht weiter in ihn zu dringen, weil es ein furchtbares Geheimniß ſey, das er nicht verrathen dürfe. So neugierig ich war, ſtellte ich mich doch ganz ruhig, bedauerte, daß er nichts ſagen dürfe, weil es ihm ſonſt eine Bouteille Alten (ſeine ſchwache Seite) eingetragen hätte, da gab er nach und erzählte“ —

„Nun fahren Sie doch fort,“ ſagte Ida ungeduldig, „Sie wiſſen von früher her, daß ich für mein Leben gerne Geſchichten höre, namentlich geheimnißvolle, die bei Nacht in einer Kirche ſpielen.“

„So, ſo? man hört gerne Geſchichten von intereſſanten geheimnißvollen Leuten? nun ja, hören Sie weiter; der Küſter, der für ſeine Mühe einen harten Thaler bekam, führte geſtern Nacht einen Herrn, der bleich wie der Tod, aber ſo vornehm wie ein Prinz ausgeſehen haben ſoll, in den Münſter. Dort habe ſich der Fremde auf die Altarſtufen geſetzt und in voller Herzensangſt gebetet. Dann ſey ein Sturm gekommen, wie er faſt noch nie einen gehört; er habe an den Fenſtern gerüttelt und geſchüttelt und die Scheiben in die Kirche herein geſchlagen, der Herr aber habe wunderliche Rede geführt, als reite der Teufel draußen um die Kirche und wolle ihn holen.

„Der Küſter glaubt auch daran, wie ans Evangelium, und weint wie ein Kind um den bleichen jungen Mann, der ſchon ſo früh in die Hölle fahren ſolle. Dabei verſpricht er aber ganz getroſt, wenn der Herr alle Nacht bei ihm einkehre und ſich in den Schutz ſeines Münſters begebe, ſolle ihm vom Böſen kein Haar gekrümmt werden. Sehen Sie, das iſt die Geſchichte. da werde jetzt einer klug daraus! Was halten Sie davon?“

In ängſtlicher Spannung hatte Ida zugehört; in hellem Waſſer ſchwammen ihr die großen blauen Augen, die volle ſchöne Schwanenbruſt hob ſich unter der durchſichtigen Chemiſette, als wolle ſie einen Berg von ſich abwälzen, die Stimme verſagte ihr, ſie konnte nicht gleich antworten.

„O Gott!“ rief ſie, „was ich geahnt, ſcheint wahr zu ſeyn, der arme Menſch iſt gewiß wahnſinnig, denn an die thörichte Conjektur des Küſters werden Sie doch nicht glauben?“

„Nein, gewiß glaube ich an ſolche Thorheiten nicht, aber auch was Sie ſagen, ſcheint mir unwahrſcheinlich;

ſein Auge iſt nicht das eines Irren, ſein Betragen iſt geordnet, artig, wenn auch verſchloſſen.“

„Aber haben Sie nicht bemerkt,“ unterbrach ihn Ida, „nicht bemerkt, wie unruhig er wurde, wie ſein Auge rollte, als es elf Uhr ſchlug? Gewiß hat es eine ganz eigene Bewandtniß mit dieſer Stunde, und irgend eine Gewiſſenslaſt treibt ihn wohl um dieſe Zeit, Schutz in dem Heiligthum zu ſuchen, das jedem, der mühſelig und beladen kommt, offen ſteht.“

„Ihr Frauen habt in ſolchen Sachen oft einen ganz eigenen Takt,“ antwortete der Hofrath, „und ſehet oft weiter als wir; doch will ich auch hier bald auf der Spur ſeyn, denn mich peinigt alles, was ich nur halb weiß, und mein Idchen weiß mir vielleicht auch Dank, wenn ich mit dem Herrn Nachbar Bleichwangioſo aufs Reine komme; das greifen wir ſo an: der Mondwirth iſt mein ſpecieller Freund, weil ich gewöhnlich Abends mein Schöppchen bei ihm trinke und mir ſeit zehn Jahren das Eſſen von ihm tragen laſſe. Ich ſpeiſe nun die nächſten paar Tage an ſeiner Tafel, und er muß mein Couvert neben das ſeines bleichen Gaſtes ſetzen laſſen; bekannt will ich bald mit ihm ſeyn, und habe ich ihn nur einmal auf einem freundſchaftlichen Fuß, ſo will ich den alten Diener aufs Korn faſſen. Natürlich holt man weit aus und fällt nicht mit der Thüre ins Haus; aber ich habe ſchon mehr ſolche Käuze ausgeholt, es iſt nicht der erſte.“

Das Dejeuné.

„Das iſt herrlich!“ ſagte Ida und ſtreichelte ihm die Wangen, wie ehemals, wenn er ihr etwas geſchenkt oder verſprochen hatte. „Das machen Sie vortrefflich, zum Dank bekommen Sie aber auch etwas Extragutes, und jetzt gleich!“ Sie ſtand auf und ging hinaus; dem Hofrath pupperte das Herz vor Freude, als er das wunderherrliche Mädchen dahingehen ſah; die zarten Füßchen ſchienen kaum den türkiſchen Fußteppich zu berühren, der einfache blendendweiße Battiſtüberrock verrieth in ſeinem leichten Faltenwurf das Ebenmaß dieſes herrlichen Gliederbaues, dieſe friſche jugendliche Kräftigkeit! Er verſank in Gedanken über das holde Geſchöpf, das allen Lockungen der Reſidenz Trotz geboten, ſich das jungfräuliche Herz frei bewahrt von Liebe, und jetzt, als ſie in ihre kleine Vaterſtadt zurückkommt, am erſten Abend einen Mann findet, den ſie — nein! ſie konnte es nicht leugnen, es war ja offenbar, daß ſie ihm mit der hohen Gluth der erſten jungfräulichen Liebe zugethan ſey. Aber wie? durfte er, der gereiſte Mann, dieſe Neigung, die doch wahrſcheinlicherweiſe kein vernünftiges Ende nehmen konnte, durfte er ſie unterſtützen? konnte nicht der landfremde, wie es ſchien, ſogar gemüthskranke Menſch alle Augenblicke wieder in ſeinen Landauer ſitzen und weiter fahren? Doch der Karren war jetzt ſchon verfahren.

Ida trat ein, das Geſichtchen war hochgeröthet, ſie trug einen ſilbernen Teller mit zwei Bechern, ein Kammermädchen folgte mit allerlei Backwerk. „Chokolade mit Kapwein abgerührt,“ ſagte Ida lächelnd, indem ſie ihm einen Becher präſentirte; „ich kenne den Geſchmack meines Hofräthchens gar wohl, darum habe ich dieſes Frühſtück gewählt, und denken Sie, wie geſchickt ich bei Madame la Truinaire geworden bin, ich habe ihn ganz allein ſelbſt gemacht, Geſicht und Arme glühen mir noch davon; verſuchen Sie doch, er iſt ganz delikat ausgefallen.“

Sie lüftete, ohne ſich vor dem alten Freund zu geniren, das *leichte* Ueberröckchen; eine himmliſche Ausſicht öffnete ſich, der weiße Alabaſterbuſen ſchwamm auf und nieder; daß der Hofrath die alten Augen in ſeine Chokolade heftete, als ſolle er ſie mit den Augen trinken. Hieher ſollte einer unſerer jungen Herren kommen, dachte er, Kapweinchokolade in den Adern, ein ſolches Himmelskind mit dem offenen leichten Ueberröckchen vor ſich — ob er nicht rein von Sinnen käme. Beinahe eben ſo großen Reſpekt als vor ihren entfeſſelten Reizen bekam er aber vor der Kochkunſt des Mädchens. Die Chokolade war ſo fein, ſo würzig, das rechte Maß des Weines ſo gut beobachtet, daß er bei jedem Schlückchen zögerte, zu ſchlucken.

Idchen aber ſchien ihre Chokolade ganz vergeſſen zu haben, denn ein neues Schauſpiel bot ſich ihren Augen dar. Der wohlbekannte Diener des Fremden führte ein Paar prachtvolle Pferde vor das Portal des goldenen Mondes. Sie ſelbſt war ſo viel Reiterin, daß ſie wohl beurtheilen konnte, daß beſonders das eine Pferd, ein majeſtätiſcher Stumpfſchwanz, Tigerſchimmel, von unſchätzbarem Werth ſey. Auch Berner, der in allen Sätteln gerecht war, ſtimmte bei und pries die einzelnen Schönheiten des Schimmels, beſonders auch das elegante geſchmackvolle Reitzeug.

Ida wagte voll Erwartung kaum Athem zu holen; der Mondwirth, ein ſtattlicher Vierziger, trat gravitätiſch aus dem Thorweg und becomplimentirte ſich mit dem alten Diener um die Ehre, die Zügel des Tigerſchimmels zu halten. Als aber dieſer ſich dieſes Geſchäft nicht nehmen ließ, hielt er den Steigbügel. Emil von Martiniz, in einem eleganten Morgenüberrock, trat jetzt aus der Halle, gefolgt von dem Oberkellner; er ſtreichelte den ſchlanken Hals ſeines Schimmels und warf über ihn weg oft ſeine Blicke zu dem Fenſter gegenüber, wo Ida neben dem Hofrath ſaß.

Indem tönte der Hufſchlag eines im kurzen Galopp anſprengenden Pferdes die Straße herauf, es kam näher, es war der junge Dragoner-Freier, Lieutenant von Schulderoff. Er hatte die gute Uniform an und von einem ſeiner Kameraden eine prachtvolle Tigerdecke entlehnt, und langte jetzt in vollem Wichs vor des Präſidenten Haus an.

Nach Vorſchrift der gnädigen Mama ließ er jetzt mit einem Blick auf die Holdſelige ſeine Reitpeitſche fallen; im Nu war der geübte Voltigeur herab von ſeinem Rappen; aber gerade als er wieder aufſpringen wollte, ſcheute ſein Roß an denen, die vor dem goldenen Mond ſtanden, machte einen Seitenſprung und dann im Carriere davon, gerade auf einen Kirchplatz zu, wo viele Kinder, die gerade aus der Schule kamen, ihre unſchuldigen Spiele trieben. Der Mondwirth, der bis jetzt noch immer den Bügel gehalten, flog rechts, der alte Diener links, und ventre à terre flog Martiniz mit Windeseile dem Rappen nach, überholte ihn noch drei Schritte vor einem Haufen Kinder, die keinen Ausweg mehr hatten und kläglich ſchrien, riß ſein eigenes

Roß herum, packte mit Rieſenkraft den Ausreißer und brachte ihn zum Stehen. Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Der liebende Dragoner hinkte auf ſeinen Freiersfüßen dem Rappen nach, murmelte einige Flüche, die wie ein Dank lauten ſollten, ſaß auf und jagte davon. Martiniz aber ritt, ohne auf den tauſendſtimmigen Beifall, der ihm von der Menge, die ſich verſammelt hatte, zugejubelt wurde, zu achten, zurück, grüßte ehrerbietig an des Präſidenten Haus hinauf und zog, gefolgt von dem alten Diener, auf ſeinem Morgenritt weiter.

Ida hatte in dem ſchrecklichen Moment das Fenſter aufgeriſſen; ſie hatte die Gefahr der armen Kleinen, hatte mit ſteigender Angſt den gefährlichen Moment geſehen, wo Martiniz in geſtreckter Carriere ſein Pferd herumriß, auf die Gefahr hin, zu überſtürzen; ſie hätte mögen mit jener Menge laut aufjauchzen und konnte ſich nicht enthalten, als er vor ihrem Fenſter vorbeikam, ſeinen Gruß ſo freundlich als möglich zu erwiedern. Dieſer Moment war entſcheidend; in der Angſt, die ſie fühlte, ward ſie ſich bewußt, wie theuer ihr der Mann war, der dort hinflog. Das gepreßte Herz, die ſtürmiſch wogende Bruſt rang nach einem Ausweg. Der Hofrath wollte ſeinen alten Sarkasmus wieder ſpielen laſſen, aber er drängte ihn zurück, als ihn das Mädchen ſo bittend anſah, als ſie ſeine Hand drückte und die hellen vollen Thränen aus den ſanften Augen herabfielen. „Ich bin ein rechtes Kind, nicht wahr, Hofrath? aber über ſolche Scenen, ich kann nicht anders, muß ich unwillkürlich weinen. Lachen Sie nur nicht über mich, es würde mir gerade jetzt recht wehe thun.“

„Gott bewahre mich, daß ich lache!“ entgegnete der Hofrath, „wenn eines im höchſten Fieberparoxismus iſt, wie Sie, Goldkind, ſo lacht man gewöhnlich nicht.“ Er dankte ihr für ihre Chokolade, nahm Stock und Hut und ließ das Mädchen mit ihrem ſiebzehnjährigen, von dem Keim der erſten Liebe ſtürmiſch bewegten Herzchen allein.

Der Brief.

Als Hofrath Berner nach Tiſch wieder in des Präſidenten Haus kam, um ihn, da er ihn heute früh verfehlt hatte, zu beſuchen, traf er Ida wieder ſo vergnügt und fröhlich wie immer. Das ewige Aprilwetter! dachte er, auch bei ihr bleibt es nicht aus; wenn wir Morgens weinen, ſo darf man gewiß ſeyn, daß uns auch der Abend noch traurig oder doch ernſt findet; aber das weint und lacht, klagt und tollt durcheinander, wie Heu und Stroh. Er ſetzte ſich zum Präſidenten, der gewöhnlich vor dem Kaffee noch ein halbes Stündchen tiſchelte, gegenüber hatte er das liebe Aprilenkind und nöthigte ſie durch ſein beredtes Mienenſpiel, wodurch er ſie an heute früh erinnerte, alle Augenblicke zum Lachen oder Rothwerden.

„Apropos! Sie kommen gerade recht Berner,“ ſagte der Präſident, „hätte ich doch beinahe das Beſte vergeſſen. Sie können mir durch Ihre Umgänglichkeit und Gewandtheit, durch die viele freie Zeit, die Sie haben, einen ſehr großen Gefallen thun. Ich bekam da heute vom Miniſter-Staatsſekretär ein Brieflein, worin mir unter den größten Elogen der ganz ſonderbare Auftrag wird, neben meinem Amt als Präſident auch noch den gehorſamen Diener andrer Leute zu ſpielen. Da haben Sie, fuhr er fort, indem er einen Brief mit dem großen Dienſtſiegel hervorzog, „leſen Sie einmal vor, aber da die Elogenſtelle bleibt weg, ich kann das Ding für meinen Tod nicht leiden, wenn man einen ſo ins Geſicht hinein lobt.“

Berner nahm den Brief, der, weil in ſolchen Fällen der Staatsſekretär von Planken ſelbſt ſchrieb, ein wenig ſchwer zu leſen war und begann: — „Nächſtdem wurde mir höheren Orts der Wink gegeben, daß, da ein ſicherer Graf von Martiniz den Kreis Ew. Excellenz bereiſen werde, ihm aller mögliche Vorſchub und Hülfe zu Theil werden ſoll. Beſagter Herr von Martiniz wurde unſerm Hofe durch den — ſchen ministre plénipotentiaire aufs angelegentlichſte empfohlen; er hat im Sinne, bei uns, aller Wahrſcheinlichkeit nach in Ihrem Kreiſe, ſich bedeutende Güter zu kaufen, iſt ein Menſch, der ſeine drei Millionen Thaler hat und vielleicht noch mehr bekommt, und muß daher wo möglich im Lande gehalten werden. Ew. Excellenz können, wenn ſolches gelingen ſollte, auf großen Dank höhern Orts rechnen, da, wie ich Ihnen als altem Freunde wohl anvertrauen darf, im Fall er ſich im Lande anſiedelte und ſein Vermögen hereinzöge, die Hand der Gräfin Aarſtein Excellenz demſelben nicht vorenthalten werden wird.“

Im Anfang dieſes Briefes war Ida bei dem Namen Martiniz hoch erröthet, denn ſie begegnete dem Auge des Hofraths, der über den Brief hinweg zu ihr hinüber ſah; als die Stelle von den drei Millionen kam, wurde die Freude ſchwächer; ein dreifacher Millionär war nicht für Ida's beſcheidene Wünſche; als aber die Hand der Gräfin Aarſtein nach ihrem ſanften liebewarmen Herzen griff, da wich alles Blut von den Wangen des zitternden Mädchens, ſie ſenkte das Lockenköpfchen tief und eine Thräne, die niemand ſah als Gott und ihr alter Freund, ſtahl ſich aus den tiefſten Tiefen des gebrochenen Herzens in das verdunkelte Auge und fiel auf den Teller herab.

Sie kannte dieſe Gräfin Aarſtein aus der Reſidenz her. Sie war die natürliche Tochter des Fürſten .....; von ihm mit ungetheilter Vorliebe erzogen und mit einem ungeheuern Vermögen ausgeſtattet, lebte ſie in der Reſidenz wie eine Fürſtin. Sie war einmal einige Jahre verheirathet geweſen, aber ihre allzuvielſeitige Menſchenliebe hatte den Grafen Aarſtein genöthigt, ſeine Perſon von ihr ſcheiden und ihr nur ſeinen Namen zurückzulaſſen. Seitdem lebte ſie in der Reſidenz; ſie galt dort in der großen Welt als Dame, die ihr Leben zu genießen wiſſe; wenn man aber nur eine Stufe niederer hinhorchte, ſo hörte man von der Gräfin, daß ſie dieſes angenehme Leben auf Koſten ihres Rufes führe, zehn Liebeshändel, zwanzig Prozeſſe auf einmal, Schulden ſo viele als Steine in ihrem Schmuck habe und Kokette ſey, die ſich nicht entblöde, mit dem Geringſten zu liebäugeln, wenn ſeine Formen ihr gefielen.

So war Gräfin Aarſtein. Ein unabweislicher Widerwille hatte ſchon in der Reſidenz die reine jungfräuliche Ida von dieſer üppigen Buhlerin zurückgeſchreckt; ſo oft ſie zu ihren glänzenden Soirées geladen war, wurde ſie krank, um nur dieſe frivolen Augen, dieſe bis zur Nacktheit zur Schau geſtellten Reize nicht zu ſehen, und dieſe Frau, deren Geſchäft ein ewiges Gurren und Lachen, Spotten und Perſifliren war, ſollte der ernſte unglückliche junge Mann mit dem rührenden Zuge von Wehmuth, dem gefühlvollen ſprechenden Auge —

Berner hatte ſchweigend den Brief noch einmal überleſen und legte ihn dann mit einem mitleidigen Blick auf Ida zurück. „Nun, was ſagen Sie zu dem ſonderbaren Auftrag?“ fragte der Präſident, „wahr iſt es, der Martiniz iſt nach dieſer Beſchreibung ein Goldfiſch, den man nicht hinauslaſſen darf; ja, ja, — man muß negociren, daß er in unſerem Kreiſe bleibt. Da könnte er zum Beiſpiel Woldringen kaufen; um zweimalhunderttauſend Thälerchen iſt Schloß, Gut, Wieſen, Feld, Fluß, See, Berg und Thal, alles, was man nur will, ſein. Und dieſer Preis iſt ein Pappenſtiel; ſo ſo? die Aarſtein alſo? nicht übel gekartet von den Herren; ſie ſoll enorme Schulden haben, die am Ende doch der Fürſt übernehmen müßte, die bekommt der Herr Graf in den Kauf. Du kennſt die Aarſtein, Ida? ſah'ſt du ſie oft?“

„Nie!“ antwortete Ida unter den Löckchen hervor und ſah noch immer nicht vom Teller auf.

„Nie?“ fragte der Präſident gereizt, „ich will nicht hoffen, daß die gnädige Gräfin *meine* Tochter nicht in ihren Cirkeln ſehen wollte; hat ſie dich nie eingeladen, wurdeſt du ihr nicht vorgeſtellt?“

„O ja,“ ſagte Ida, „ſie ſchickte wohl zwanzigmal, ich kam aber nie dazu, hinzugehen.“

„Was der T—! ich hätte geglaubt, du wäreſt ein vernünftiges geſittetes Mädchen geworden, wie kannſt du ſolche Sottiſen begehen und die Einladungen einer Dame, die mit dem fürſtlichen Hauſe ſo nahe liirt iſt, refüſiren?“

„Man hat mich deßwegen bei Hof nicht weniger freundlich aufgenommen,“ antwortete Ida und hob das von Unmuth geröthete Geſichtchen empor, „man hat ſich vielleicht gedacht, daß es der Ehre eines unbeſcholtenen Mädchens wohl anſtehe, ſo fern als möglich von der Frau Gräſin zu bleiben.“

„So ſieht es dort aus?“ fragte der Präſident kopfſchüttelnd, „nun, nun! heutzutage ſetzt man ſich, wenn man ein wenig Welt hat, darüber weg. Ich mag dir hierüber nichts ſagen, ihr jungen Mädchen habt eure eigenen Grundſätze; nur wäre es wegen den jetzigen Verhältniſſen beſſer geweſen, du hätteſt ſie öfter geſehen; denn wenn ſie ſich hier in der Gegend ankaufen, nach Freilingen kommen ſie doch auch alle Jahre ein paar Mal; wir machen das erſte Haus hier, du ſollſt in Zukunft die Dame des Hauſes vorſtellen, wie kannſt du nun die Gräſin Martiniz empfangen, wenn du in der Reſidenz ſie ſo ganz negligirteſt?“

„Nun, Gräſin Martiniz iſt ſie ja noch nicht,“ meinte der Hofrath und lächelte dabei ſo geheimnißvoll, daß es ſogar dem Präſidenten auffiel.

„Nun, er ſpricht ja ſo ſicher über dieſen Punkt,“ ſagte dieſer, „als kenne er den Grafen Martiniz und ſeine Herzensangelegenheiten aus dem Fundament.“

„Seine Herzensangelegenheiten nun freilich nicht,“ lächelte Berner, „aber den Grafen hatte ich die Ehre geſtern kennen zu lernen“ —

„Wie?" unterbrach ihn der Präſident, „er iſt ſchon hier? und wir ſchwatzen ſchon eine Stunde von ihm und Sie ſagen nichts" —

„Fräulein Tochter iſt nicht minder in der Schuld als ich," entgegnete jener, „ſie kennt ihn ſogar genauer als ich."

„Ich glaube, Ihr ſeyd von Sinnen, Berner, oder mein Laubenheimer hat Euch erleuchtet; du, Idchen, du kennſt ihn?"

„Nein — ja" — antwortete Ida, noch höher erröthend, „ich habe mit ihm getanzt, das iſt alles."

„Er war alſo geſtern auf dem Ball? ſchon bei Jahren, natürlich ein ältlicher Mann? ſchon in unſerem Alter, Berner?"

„Nicht ſo ganz," ſagte dieſer mit Hohn, „er mag ſo ſeine drei- bis vierundzwanzig Jährchen haben. Uebrigens können Excellenz ſeine Bekanntſchaft recht wohl machen, er logirt drüben im Mond."

Der Präſident war zufrieden mit dieſen Nachrichten; er ſann nach, wie der junge Mann am beſten zu halten ſeyn möchte, denn er trieb alles gerne nach dem Kanzleiſtyl. Freund und Tochter, die er zu Rath zog, riethen, ihn einzuladen und ihm ſo viel Ehre und Vergnügen als möglich zu geben; der Hofrath nahm es über ſich, die Sache einzuleiten, und der Präſident ging um ein Geſchäft leichter in ſein Kollegium.

Operationsplan.

Als er weg war, ſahen ſich Ida und Berner eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu wechſeln. Der Hofrath, dem das lange Schweigen peinlich wurde, zwang ſich, obgleich ihm die wehmüthige Freundlichkeit in Ida's Geſicht, ihr thränenſchwerer Blick bis tief ins Herz hinein wehe that, zum Lächeln. „Nun wer hätte es," ſagte er, „wer hätte es dem leidenden Herrn von geſtern Nacht angeſehen, daß er drei Milliönchen habe? Wie dumm ich war, daß ich glaubte, er weine in ſeinem Landauer, weil er keine Wechſelchen mehr habe! wer hätte es dem trübſeligen Schmerzenreich angeſehen, daß er bald eine ſo glänzende luſtige Partie machen würde."

Ida ſchwieg noch immer; es war, als ſcheute ſie ſich vor dem erſten Wort, das ſie vor dem Freund, der ihr Herz ſo tief durchſchaut hatte, auszuſprechen habe.

„Oder wie?" fuhr er fort, „wollen wir eine Allianz ſchließen, mein liebes Aprilenwetterchen, daß die Gräfin Aarſtein ihre Schulden nicht zahlen kann, daß" —

„O Berner, verkennen ſie mich nicht!" ſagte Ida unter Thränen, „es iſt gewiß nur das reine Mitleiden, was mich nöthigt, auszuſprechen, was ſonſt nie geſprochen worden wäre. Sehen Sie, dieſes Weib iſt die Schande unſeres Geſchlechts! ſie iſt ſo ſchlecht, daß ein ehrliches Mädchen erröthen muß, wenn es nur an ihre Gemeinheit denkt. Prüfen Sie den jungen Mann da drüben, und wenn er iſt, wie er ausſieht, wenn er edel iſt und trotz ſeines Reichthums unglücklich, ſo machen Sie, daß er nicht noch unglücklicher wird; ſuchen Sie ihn aus den Schlingen, die man um ihn legen wird, zu reißen" —

„Das kann niemand beſſer, als mein Idchen," entgegnete jener und ſah ihr recht ſcharf in das Auge;

„wenn mich nicht alles trügt, hängt das Goldfiſchchen an einem ganz andern Haken, als dem, womit ihn der Miniſter ködern will; nur nicht gleich ſo roth werden, Kind; ich will alles thun, will ihm ſein Leben angenehm machen, wenn ich kann, will ihm die Augen aufthun, daß er ſieht, wohin er mit der Aarſtein kommt, will machen, daß er ſich in unſerer Gegend ankauft und ſeine drei Millionen ins Land zieht, will machen, daß er mein Mädchen da lie“ —

„Still, um Gotteswillen!“ unterbrach ihn die Kleine und preßte ihm das kleine weiche Patſchhändchen auf den Mund, daß er nicht weiter reden konnte. „Wer ſpricht denn davon? einen Millionär mag ich gar nicht; es wäre ganz gegen meine Grundſätze, nur die Schlange im Reſidenzparadies ſoll ihn nicht haben; vom Uebrigen kein Wort mehr, unartiger Mann!“ —

Verſchämt, wie wenn der Hofrath durch die glänzenden Augen hinabſchauen könnte auf den ſpiegelklaren Grund ihrer Seele, wo die Gedanken ſich insgeheim drängten und trieben, ſprang ſie auf und an den Flügel hin, übertönte die Schmeichelworte des Hofraths mit dem rauſchendſten Fortiſſimo, drückte ſich die weichen Knie roth an dem Saitendämpfer, den ſie hinauftrieb, um die Töne ſo laut und ſchreiend als möglich zu machen, um durch den Sturm, den ſie auf den Elfenbeintaſten erregte, den Sturm, der in dem kleinen Herzchen keinen Raum hatte, zu übertäuben.

Verzweiflungsvoll über den hallohenden Schmetter dieſes Furioſo's enteilte der Hofrath dem Salon; aber kaum hatte er die Thüre geſchloſſen, ſo ſtieg ſie herab aus ihrem Tonwetter, die gellenden Akkorde lösten ſich auf in ein ſüßes flüſterndes Dolce, ſie ging über in die ſchöne Melodie: „Freudvoll und leidvoll,“ mit Meiſterhand führte ſie dieſes Thema in Variationen aus, die aus ihrem innerſten Leben heraufſtiegen, durch alle Töne des weichſten Moll klagte ſie ihren einſamen Schmerz, bis ſie fühlte, daß dieſe Töne ſie viel zu weich machen, und ihr Spiel, ohne ſeine Diſſonanzen aufzulöſen, ſchnell wie ihre Hoffnung endete.

Die Mondwirthin.

Im goldenen Mond drüben ging es hoch her. Drei Zimmer in der Beletage vorn heraus hatte ſchon lange Zeit kein Fremder mehr gehabt; die Mondwirthin hatte daher alles aufgeboten, um dieſe Zimmer ſo anſtändig als möglich zu dekoriren. Das mittlere hatte ſie durch einen eleganten Armoir zum Arbeits-, durch ein großes Sopha zum Empfangzimmer eingerichtet. Das links nannte ſie Schlafkabinet, das rechts, weil ſie ihren ganzen Vorrath überflüſſiger Taſſen und eine broncirte Maſchine auf einen runden Tiſch geſetzt hatte, das Theezimmer. Auch an der table d’hôte, wo ſonſt nur einige Individuen der Garniſon, einige Forſt- und Juſtizaſſeſſoren, Kreisſteuereinnehmer und dergleichen, ſelten aber Grafen ſaßen, waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Zum Deſſert kam ſogar das feinere Porzellain mit gemalten Gegenden und die damascirten Straßburger Meſſer, die ſonſt nur alle hohe Feſttage aufgelegt wurden.

Daß ihr angeſehener Gönner und ſpecieller Freund, der Hofrath Berner, jetzt im Mond ſtatt zu Haus eſſen wollte, und augenſcheinlich dem Grafen zu Ehren, zog einen neuen Nimbus um die Stirne des letztern in den Augen der Frau Mondwirthin. Sie war ganz vernarrt in ihren neuen Gaſt; ſchon als er in dem herrlichen Landauer mit den vier Poſtpferden, den aus Leibeskräften blaſenden Schwager darauf, vorfuhr, als der reich bordirte Bediente dem jungen Mann heraushalf, ſagte ſie gleich zu ihrem Ehezärter: „gib acht, das iſt was Vornehmes.“

Als ſie aber dem Brktzwiſl, ſo nannte ſich der gute alte Diener, die Kommoden in den drei Zimmern öffnete, ihm die Kleider und Wäſche ſeines Herrn aus den Koffern nehmen, ſortiren und ordnen half, da ſchlug ſie vor Seligkeit und Staunen die Hände zuſammen. Sie hatte doch von ihrer Mutter gewiß recht feine ſanfte Leinwand zum Brauthemdchen bekommen, aber das war grober Zwillich gegen dieſe Hemden, dieſe Tücher — nein, ſo etwas Extrafeines, Schneeweißes konnte es auf der Erde nicht mehr geben wie dieſes.

Es iſt kein übles Zeichen unſerer Zeit, wo der Edelmann ſeinen Degen abgelegt hat, und Grafen und Barone im nämlichen Gewand wie der Bürgerliche erſcheinen, daß die Frauen dem Fremden, der zu ihnen kommt, nach dem Herzen ſehen, das heißt, nach ſeiner Wäſche. Iſt ſie grob, unordentlich oder gar ſchmutzig, ſo zeigt ſie, daß der Herr aus einem Hauſe ſeyn müſſe, wo man entweder ſeine Erziehung ſehr vernachläſſigte oder ſelbſt malpropre und unordentlich war; wo aber der bläuliche oder milchweiße Glanz des Halstuches, die feinen Fältchen der Buſenkrauſe und des Hemdes ins

Auge fällt, da findet gewiß der Gaſt Gnade vor den Augen der Hausfrau, weil ſie immer dieſes Zeichen guter Sitte ordnet und aufrecht erhält.

Auch die Freilinger Mondwirthin hatte dieſen wahren Schönheitsſinn, dieſe angeborne Vorliebe für ſchönes Linnenzeug in ihrer oft ſchmutzigen Wirthſchaft noch nicht verloren. Daher der ungemeine Reſpekt vor dem Gaſt, als ſein Diener ihr die feinen Hemden dutzendweis, bald mit geglockten, bald mit gefältelten Buſenſtreifen, bald mit, bald ohne Manſchetten aus den geöffneten Koffern hinüberreichte. Und als er vollends an die Unzahl von Hals- und Sacktüchern kam, wovon ſie jedes zum höchſten Staat in die Kirche angezogen hätte, da vergingen ihr beinahe die Sinne! „Ach wie fürſtlich iſt der Herr ausgeſtattet! das hat gewiß die gnädige Frau Mama ihm mitgegeben?“

„Der thut ſchon lange kein Zahn mehr weh,“ gab Brktzwiſl zur Antwort.

„Iſt ſie todt, die brave Frau, die ſo ſchöne Linnen machte?“ ſagte die mitleidige Mondwirthin, „aber die gnädigen Fräulein Schweſtern haben“ —

„Hat keine mehr; vor einem Jahr ſtarb die Gräfin Creſcenz.“

„Auch keine Schweſter mehr? der arme Herr! aber auf ſolche exquiſite Prachtwäſche verfällt kein junger Herr von ſelbſt; ich kann mir denken, der gnädige Herr Papa Excellenz“ —

„Iſt ſchon lange verſtorben,“ entgegnete das alte Todtenregiſter mit einem Ton, vor welchem der Wirthin die Haut ſchauderte.

„Der arme junge Herr!“ rief ſie, „was hat er jetzt von ſeinem ſchönen Linnenzeug, wenn er nach Haus kommt und trifft keine Mutter mehr, die ihn lobt, daß er alles ſo ordentlich gehalten nnd keine Fräulein Schweſter, die ihm das Schadhafte flickt und ordnet. Jetzt kann ich mir denken, warum der gnädige Herr immer ſo ſchwarz angezogen iſt und ſo bleich ausſieht, Vater todt, Mutter todt, Schweſter todt, es iſt recht zum Erbarmen!“

„Ja, wenn's das allein wär'!“ ſeufzte der alte Diener, und wiſchte ſich das Waſſer aus dem Auge; doch, als hätte er ſchon zu viel geſagt, zog er murrend den zweiten Koffer, der die Kleider enthielt, heran und ſchloß auf. Die Wirthin hätte für ihr Leben gerne gewußt, was ſonſt noch für Unglück den bleichen Herrn verfolge, daß der Verluſt aller Verwandten klein dagegen ausſehe; aber ſie wagte nicht, den alten Brktzwiſl, deſſen Name ihr ſchon gehörig imponirte, darüber zu befragen, auch ſchloß der Anblick, der ſich jetzt darbot, ihr den Mund.

Die ſchwarze Kleidung hatte ihr an dem ernſten ſtillen Gaſt nicht ſo recht gefallen wollen, ſie hatte ſich immer gedacht, ein buntes Tuch, ein hübſches helles Kleid müßten ihn von ſelbſt freundlicher machen; aber da blinkte ihr eine Uniform entgegen — nein! ſie hatte geglaubt, doch auch Geſchmack und Urtheil in dieſen Sachen zu haben; ſie hatte in früherer Zeit, als ſie noch bei ihrer Mutter war, die Franzoſen im Quartier gehabt, ſchöne Leute, hübſch und geſchmackvoll gekleidet. Später, als ſie ſchon auf den Mond geheirathet hatte, waren die Ruſſen und Preußen da geweſen, große ſtattliche Männer, wie aus Gußeiſen; freilich hatten ſie nicht die lebhaften Manieren wie die früheren Gäſte, aber die knappſitzenden Spencer und Kutka's waren denn doch auch nicht zu verachten; aber vor der himmliſchen Pracht dieſer Uniform verblichen ſie ſammt und ſonders zu abgetragenen Landwehr- und Bürgermilizkamiſölern. Sie hob den Uniformsfrack vom Seſſel auf, wohin ihn Brktzwiſl gelegt hatte, und hielt ihn gegen das Licht; nein, es war nicht möglich, etwas Schöneres, Feineres zu ſehen, als dieſes Tuch, das wie Sammt glänzte; das brennende Roth an den Aufſchlägen, die herrliche Poſſamentierarbeit an der Stickerei und den Achſelſchnüren!

„Das iſt die polniſche Garde bei uns zu Haus in Warſchau,“ belehrte ſie der alte Diener, dem dieſer Anblick ſelbſt das Herz zu erfreuen ſchien. „Möchte man da nicht gleich ſelbſt in die mit Seide gefütterten Aermel fahren und das ſpannende Jäckchen zuknöpfen? und weiß Gott, ſo wie mein Herr gewachſen, war keiner unter allen! der Schneider wollte ſich ſelbſt nicht glauben, daß die Taille ſo fein und ſchmal ſey, gab noch einen Finger zu und brachte unter Zittern und Zagen, es möchte zu eng ſitzen, ſein Kunſtwerk; aber Gott weiß, wie es zugeht, ſie war zwar über ſeine breite Heldenbruſt gerade recht, aber hier in den Weichen viel zu weit; und dabei iſt an kein Schnüren zu denken, mein Herr verachtet dieſe Kunſtſtücke. Der Schneider machte einen Sprung in die Höhe vor Verwunderung, er konnte es rein nicht begreifen; die anderen Herren beim Regiment ließen ſich Corſette machen mit Fiſchbein, ſchnürten ſich zuſammen, daß man hätte glauben ſollen, der Herzbändel wolle ihnen zerſpringen; und dennoch riſſen die Knöpfe alle drei Tage, wenn ſie nur ein wenig mehr als zu viel gegeſſen hatten — mein Herr war immer der Fixeſte, gedrechſelt wie eine Puppe, und alles ohne ein Loth Fiſchbein, ſo wahr ich lebe."

„Es iſt unbegreiflich, was es für herrliche Leute unter den Militärs gibt," unterbrach ihn die Wirthin, andächtig ſtaunend.

„Und dann, Madame, laſſen Sie ihn erſt noch die Gallabeinkleider da anlegen, den Federhut aufſetzen, ſeine goldenen Sporen mit den ſilbernen Rädchen an den feinen Abſätzchen, denn Füßchen hat er trotz einer Dame; laſſen Sie mich ihm den St. Wladimir in Diamanten auf die Bruſt hängen, den Ehrenſäbel, den ſein Herr Vater vom Kaiſer bekommen, und den er aus hoher Gnade als Andenken tragen darf, um den Leib ſchnallen; Frauchen, wenn ich ein Mädchen wäre, ich flöge ihm an den Hals und küßte ihm die ſchwarzen Locken aus der ſchönen Stirne. Und dabei war er ſo fröhlich, die Wangen ſo roth, das Auge ſo freundlich blitzend, und alles hieß ihn nur den ſchönen luſtigen Martiniz. Das alles iſt jetzt vorbei," ſetzte der treue Brktzwiſl ſeufzend hinzu, indem er die Staatsuniform der Wirthin abnahm und in die Kommode legte; „da liegt das ſchöne Kleid, nach dem Zehntauſend die Finger leckten, ſo liegt es ſeit drei Vierteljahren, und wie lange wird es noch ſo liegen!"

„Aber ſagen Sie doch, lieber Herr Wieſel, ſein Vordertheil kann ich nicht ausſprechen, ſagen Sie doch, warum dies alles, warum ſieht ſein Herr ſo bleich und traurig? warum kleidete er ſich wie ein junger Kandidat, da er unſere ganze Garniſon in den Boden glänzen könnte? warum denn?“

Der Alte ſah ſie mit einem grimmigen Blick an, als wollte er über dieſen Punkt nicht gefragt ſeyn. Aber die junge reinliche appetitliche Wirthin mochte doch dem rauhen Mann zu zart für eine derbe Antwort vorkommen. „Baſſa manelka!“ ſagte er unfreundlich, „warum? weil — ja ſehen Sie, Madame, weil, weil wir, richtig, weil wir als Civil reiſen,“ und nach dieſem war auch kein Sterbenswörtchen mehr aus ihm herauszubringen.

Der polniſche Gardiſt.

Dies alles hatte die Wirthin dem Hofrath erzählt, der ſich in dem ſchönen Speiſeſaal wohl eine Stunde früher als die übrigen Gäſte zur Abendtafel eingefunden hatte, um ſo allerlei Nachrichten, die ihm dienen konnten, einzuziehen. Er hatte ſie ganz ausſprechen laſſen und nur hie und da ſeinen Graukopf ein wenig geſchüttelt; als ſie zu Ende war, dankte er für die Nachrichten. „Und ihn ſelbſt, ihren wunderlichen Gaſt haben Sie noch nicht geſprochen oder beobachtet? Ich kenne Ihren Scharfblick, Sie wiſſen nach der erſten Stunde gleich, was an dieſem oder jenem iſt, und auch über Leben und Treiben fangen Sie hie und da ein Wörtchen weg, aus dem ſich viel ſchließen läßt.“

Die Geſchmeichelte lächelte und ſprach: „Es iſt wahr, ich betrachte meine Gäſte gern, und wenn man ſo ſeine acht oder zehn Jährchen auf einer Wirthſchaft iſt, kennt man die Leute bald von außen und innen. Aber aus dem da droben in der Beletage werde ein anderer klug. Mein Mann, der ſich ſonſt auch nicht übel auf Geſichter verſteht, ſagt: wenn es nicht ein Polak wäre, ſo müßte er mir ein Engländer ſeyn, der den Spleen hat. Aber nein, wir hatten auch ſchon Engländer, die den Spleen fauſtdick hatten, tage-, wochenlang bei uns, aber die ſehen grießgrämig unzufrieden in die Welt hinein; aber die Frauen, nehmen Sie nicht übel, Herr Hofrath, haben darin einen feinern Takt, als mancher Profeſſor. Der Graf ſieht nicht ſpleenig und grießgrämig aus, nein da wette ich, der hat wirkliches Unglück, denn die Wehmuth ſchaut ihm ja aus ſeinen ſchwarzen Guckfenſtern ganz deutlich heraus. Denke ich den Nachmittag, du gehſt einmal hinauf und ſprichſt mit ihm, vielleicht, daß man da etwas mehr erfährt, als von dem alten Burrewiſl. Im Theezimmer ſitzt mein ſtiller Graf am Fenſter, die Stirne in die hohle Hand gelegt, daß ich meine, er ſchläft oder hat Kopfweh. Drüben ſpielte gerade die Fräulein Ida auf dem Flügel ſo wunderſchön und rührend, daß es eine Freude war. Dem Grafen mußte es aber nicht ſo vorkommen, denn die hellen Perlen ſtanden ihm in dem dunklen Auge, als er ſich nach mir umſah.“

„Wann war denn dies?“ fragte der Hofrath.

„So gegen vier Uhr ungefähr. Wie ich nun ſo vor ihm ſtehe und er mich mit ſeinem ſinnenden Auge maß, da muß ich feuerroth geworden ſeyn, denn da fiel mir ein, daß doch nicht ſo leicht mit vornehmen Leuten umzugehen ſey, wie man ſich ſonſt wohl einbildet; er iſt auch nicht ſo ein Herr Obenhinaus und Nirgendan wie unſere jungen Herren, mit denen man kurzen Prozeß macht, nein, er ſah gar zu vornehm aus. Ich wollte nur gefälligſt fragen, ob Ew. Excellenz mit Ihrem Logis zufrieden ſeyen? hub ich an.

„Er ſtand auf, fragte mich, ob ich Madame wäre, holte mir, denken Sie ſich, ſo artig, als wäre ich eine polniſche Prinzeſſin, einen Stuhl und lud mich zum Sitzen ein. Es iſt erſtaunlich, was der Herr freundlich ſeyn kann, aber man ſieht ihm doch an, daß es nicht ſo recht von Herzen gehen will.

„An dem Logis hat er gar nichts auszuſetzen und auch die Straße gefiel ihm. Das Geſpräch kam auf die Nachbarſchaft und auch auf Präſidents Haus; ich erzählte ihm von dem wunderſchönen Fräulein, die erſt aus der Penſion gekommen und wie ſie ſo gut und liebenswürdig ſey; von dem alten Herrn drüben, und daß die gnädige Frau ſchon lange todt ſey; und ich hatte mich ſo ins Erzählen vertieft, daß ich gar nicht merkte, wo die Zeit hinging und ſtatt ihn auszufragen, hatte ich die Gelegenheit ſo dumm verplaudert!“

„Schade! jammerſchade!“ lachte Werner über die ſprachſelige Wirthin.

„Und wie gut der Herr iſt! denken Sie ſich nur, hinten im Garten, wo es nun freilich zu jetziger Jahreszeit nicht mehr ſchön iſt, ſitzt mein Louischen, das Dingelchen iſt jetzt acht Jahre und ſchon recht vernünftig, ſitzt es im Garten und weiß nicht, daß ein ſo vornehmer Herr hinter ihm ſteht. Ich war in der Küche und ſah alles mit an; mein Louischen kann allerhand ſchnackiſche

Lieder, auch ein ſchwäbiſches, ich weiß nicht, wer ſie es gelehrt hat; wie nun der Graf hinter ihr ſteht, fängt der Unband an zu ſingen:

'n biſſel ſchwarz, 'n biſſel weis,
'n biſſel polniſch und 'n biſſel deutſch,
'n biſſel weis und 'n biſſel ſchwarz,
'n biſſel falſch iſt mei Schatz!

Ich glaube, ich müſſe vor Schaam in den Wurſtkeſſel ſpringen, daß mein Kind ſo ungebildetes Zeug ſingt; was mußte nur der Graf von meiner Erziehung denken! Ihm aber ſchoß das helle klare Schmerzenswaſſer in die Augen; er bog ſich nieder, nahm das Dingelchen auf den Arm, herzte und küßte es, daß mir brühſiedheiß wurde, und fragte, wo ſie das Liedchen her habe?

„Das Kind weiß vor Schrecken gar nicht zu antworten; mein Herr Graf aber langt in die Taſche, kriegt einen blanken Thaler heraus und verſpricht, wenn es das Verschen noch einmal deutlich ſage und zweimal ſinge, ſo bekomme es den Thaler. Ich hätte ihm befehlen mögen, wie ich hätte wollen, es hätte nicht geſungen. Der Thaler aber that ſeine Wirkung; ſie ſagte ihr Sprüchlein ganz mir nichts dir nichts auf und ſang nachher das „biſſel polniſch und e biſſel deutſch,“ wie wenn es ſo ſeyn müßte. Den Thaler bekam es richtig; er liegt in der Sparbüchſe in ein Papier geſchlagen und drauf ſteht deutlich, daß ſie es in zwölf Jahren noch leſen und einmal ihren Kindern noch zeigen kann: den 12. November 1825 bekommen vom polniſchen Gardeoffizier Grafen von Martiniz.“

Der Hofrath auf der Lauer.

Die Gäſte waren nach und nach alle zur Abendtafel herbeigekommen. Madame trennte ſich von dem Hofrath mit dem Verſprechen, ihm nächſtens wieder zu erzählen. Der Hofrath ſann nach über das, was er gehört, die Scenen und Winke, die ihm Madame Plappertaſche vorgeſetzt hatte, gingen ihm wie ein Mühlenrad im Kopf herum, ſinnend kam er an ſeinen Platz und ſetzte ſich nieder. „Vater todt, Mutter todt, Schweſtern todt, und dennoch hatte der alte Diener geſagt, ja wenn es dies allein wäre! Was konnte ihm denn ſonſt noch geſtorben ſeyn? etwa eine Gel — nein! geliebt konnte er nicht haben, denn wie könnte er nach drei Vierteljahren, ſo lange, hatte der Diener geſagt, ſey er traurig, wie könnte er nach ſo kurzer Friſt ſchon wieder um eine Gräfin Aarſtein auf die Freite gehen? Unmöglich! — Hätte, wenn jenes doch der Fall wäre, hätte Ida auf ihn einen ſolchen Eindruck“ —

Ja, was wollte er eigentlich, der gute Hofrath, Ida hatte beſtimmt auf ihn einen großen Eindruck gemacht, das war auf dem Ball ganz und gar ſichtbar, denn er ſchaute ja nur nach ihr und immer wieder nach ihr, und ſein ernſtes Geſicht, wie klärte es ſich auf, als ſie ihn im Cotillon holte! Heute früh, hatte er nicht einen Feuerblick gegen ſie heraufgeworfen, als hätte er eine Congrevſche Batterie hinter den Wimpern aufgefahren? war es ihm ſelbſt nicht, als ſollte die Chokolade in ſeiner Hand, von dieſen Brennſpiegeln getroffen, anfangen zu ſieden?

Heute Abend, wer hatte denn da hinter den rothen Gardinen auf des Mädchens gefühlvolles Spiel gelauſcht, als er? wer wahr ſo gerührt davon, daß ihm die hellen Thränen hervorperlten, als der gute Graf Martiniz? Und Idchen? nun die war ja rein weg in den Mondgaſt verſchoſſen. „Die Aktien ſtehen gut!“ lachte der Hofrath in ſich hinein und rieb ſich unter dem Tiſch die Hände, „bin neugierig, ob diesmal der alte vergeſſene Hofrath nicht weiter kömmt mit ſeinem guten ehrlichen Hausverſtand, als der Herr Miniſter-Staatsſekretär Superklug und Uebergeſcheut in der Reſidenz mit ſeinen diplomatiſchen extrafeinen Kniffen; mir muß das Goldfiſchchen in das Netz, mir muß“ —

„Wenn ich nicht irre, mein Herr, ſo hatte ich geſtern ſchon das Vergnügen“ — tönte dem alten Träumer, der über ſeinen ſtaatsklugen Planen die Tafel, Nachbarſchaft und Alles vergeſſen hatte und jetzt erſchrocken auffuhr und ſich umſah, ins Ohr — es war Martiniz der ſich unbemerkt neben ihn geſetzt hatte; er hätte vor Schrecken in den Boden ſinken mögen, denn ſein erſter Gedanke war, dieſer müſſe ſeine Gedanken errathen haben, beſonders da er ſich nicht mehr deutlich erinnern konnte, ob er nicht etwa, was ihm oft paſſirte, laut mit ſich ſelbſt geſprochen habe.

Die Nähe des Fremden übte eine beinahe magiſche Gewalt auf den Hofrath aus; die ſinnende kluge Miene, das neben ſeinem ſchwärmeriſchen Glanz Verſtand und Nachdenken verrathende Auge imponirte ihm, jedoch auf eine Weiſe, die ihm nicht unangenehm war; es war ihm, als müſſe er ſich vor dem jungen Mann recht zuſammen nehmen, um nirgends eine Blöße zu geben oder einen ſeiner Plane zu verrathen. Die gewöhnlichen Fragen, wie ſich der Gaſt hier gefalle, Complimente über ſeine Reitfertigkeit, mit welcher er heute früh einem Kind das Leben gerettet und dergleichen, waren bald abgemacht, ohne daß er über des Fremden Geſinnungen nähern Aufſchluß bekommen hätte. Es kam an die Gegend des Freilinger Kreiſes, es wurde gelobt, geprieſen, einzelne Güter, die durch Lage und Ertrag ſich auszeichneten, näher beſchrieben, aber auch hier ging der Gaſt nicht ein; er verlor kein Wörtchen, als wolle er ſich nur um einen Thaler Land miethen oder kaufen.

Der Hofrath hieb ſich jetzt einen neuen Weg ins Holz; er lobte die Reſidenz, das angenehme Leben dort, die Schönen der Stadt und des Hofes, jetzt mußte er etwas ſagen, es mußte ſich zeigen, ob er die Aarſtein — Der Gaſt ſprach von der Reſidenz, von den ſchönen Anſtalten dort, von der Militärverfaſſung, ſchien namentlich über die Kavallerie ſich gerne genauere Aufſchlüſſe geben zu laſſen, aber kein Wörtchen über die Damen. Endlich, der Hofrath hatte gerade einen trefflich bereiteten Ortolan á la Provençale, ſeine Leibſpeiſe, am Mund und einen tüchtigen Biß hineingethan, da wandte ſich Martiniz zu ihm herüber und fragte, ob er nicht in der Reſidenz die ſchöne Ar — ſchnell wie der Wind fuhr Berner mit ſeinem Ortolan auf den Teller, wiſchte den Mund und war ganz Ohr, denn jetzt mußte ja die Gräfin aufs Tapet kommen — ob er nicht die ſchöne Armenanſtalt kenne, die er in ſolcher Vollkommenheit nirgends geſehen habe?

Dem Hofrath war es auf einmal wieder froh und leicht um das Herz, denn ſo lange er ja über das Verhältniß des Polen zur Gräfin Aarſtein nichts Gewiſſes wußte, durfte er immer der Hoffnung Raum geben. Als die Abendtafel zu Ende war, rief Martiniz nach Punſch und lud ſeinen Nachbar ein, mit ihm noch ein Stündchen zu trinken. Werner ſagte zu und hat es nie bereut, denn hatte ihm der intereſſante junge Mann zuvor durch ſeine äußere Perſönlichkeit imponirt, ſo gewann er jetzt ordentlich Reſpekt vor ihm, da jener, wie es ſchien, von dem Punſch, dem die Mondwirthin eine eigene geheimnißvolle Würze zu geben verſtand, aufgethaut, eine ſo glänzende Unterhaltungsgabe entwickelte, wie ſie dem Hofrath, obgleich er in ſeinem Leben vieles geſehen und gehört hatte, ſelten vorgekommen war.

Wie freudig war aber ſein Erſtaunen, als er nach einer Viertelſtunde ſchon bemerkte, daß er und ſein Nachbar die Rollen getauſcht zu haben ſchienen. Der kluge Alte bemerkte nämlich bald, daß der Graf auf allerlei Umwegen ſich immer nur einem Ziele, nämlich Ida, näherte. Er konnte dieſes Flankiren dem Uhlanenoffizier gar leicht verzeihen, hatte er doch nicht den Dienſt der ſchweren Kavallerie gelernt, die, wenn Marſch, Marſch geblaſen wird, im Carriere gradaus ſprengt, das feindliche Viereck durch ihre eigene Wucht und Schwere im Chor zu erdrücken. Der Uhlane umſchwärmt ſeinen Feind, ſticht nach ihm, wo er eine Blöße entdeckt, und ſucht auf geflügeltem Roß das Weite, wenn der Feind ſich zu einer Salve ſammelt. So der Gardeuhlane

Martiniz. Aber der tapfere Pole mochte ſich tummeln, wie er wollte, ſeine Angriffe ſo verſteckt machen, als er wollte, ſein Gegner durchſchaute ihn; auf Idchen ging es los, und dem alten Mann pochte das Herz vor Freude, als er es merkte, auf Idchen ging es los, ſie wollte der Pole rekognosciren.

Er glaubte den Hofrath drüben am Fenſter geſehen, auch geſtern auf dem Ball ein engeres Verhältniß bemerkt zu haben; er pries des Mädchens königlichen Anſtand, der ſie vor den übrigen Freilinger Damen ſo hoch erhebe; er lobte die Zurückhaltung, mit welcher ſie die ungeſtümen Herren zurückgewieſen habe, pries ihr Spiel und ihren Geſang, womit ſie unbewußt ſein einſames Zimmer erheitert habe; eine ſchöne Röthe war durch das warmgewordene Geſpräch auf den Wangen des jungen Mannes aufgegangen, jener Zug von Unglück und Wehmuth, der ſich ſonſt um ſeinen ſchönen Mund gelagert hatte, war gewichen und hatte einem feinen holden Lächeln Platz gemacht, das Auge ſtrahlte von freudigem Feuer, er ergriff das Glas, als er ausgeſprochen hatte, und zog es bis zum letzten Tropfen ſo andächtig aus, als hätte er in ſeinem Herzen einen Toaſt dazu geſprochen.

Der ſelige Graf

Herzensjunge! liebſtes, beſtes Gräfchen! Söhnchen! Goldpolälchen! alle Schmeichelnamen hätte der Hofrath ausſchreien, den trefflichen Redner an ſein Herz reißen und mit väterlichen Küſſen bedecken mögen — aber das ging nicht; ein Diplomat vom Fach, und das war er ja bei ſeinen jetzigen Negociationen durch und durch, durfte ſeine Freude über eine glückliche Entdeckung, über einen unverhofften köſtlichen Fund nicht laut werden laſſen; er ſchluckte alle jene Ausbrüche des Vergnügens wieder hinunter, faßte den Grafen nur mit einem recht zärtlichen ſeligen Blick und beſtätigte weitläufig ſein treffendes Urtheil. Er beſchrieb ihm das Mädchen, wie er es, ſeit es den erſten Schrei in die Welt gethan, kenne; wie es früher ein luſtiger fröhlicher Zeiſig war, wie es jetzt zur ernſten Jungfrau herangewachſen ſey; ihre Anmuth, ihre Geſchicklichkeit in Sprachen und allen Dingen, die ein Mädchen zieren, als da ſind: Stricken, Nähen, Schneidern, Sticken, Kochen, Früchteeinmachen, Backen, Blumenmachen, Zeichnen, Malen, Tanzen, Reiten, Klavier- und Guitarreſpielen; wie es in der Reſidenz trotz der hohen Stellung, die es in der Geſellſchaft eingenommen, doch immer ſeinem Sinn für reine Weiblichkeit gefolgt ſey; wie es ſeinen reinen, keuſchen, kindlichen Sinn auf dem Boden, wo ſchon ſo manches gute Kind ausgeglitſcht ſey, bewahrt habe.

„Es iſt mir unbegreiflich,“ fügte er, von dem Eifer, der ihn beſeelte, fortgeriſſen, hinzu, „rein unbegreiflich, wie dieſes, für alles Schöne und Gute glühende Herz ſich in der Reſidenz ſo vor aller Liebe bewahrt hat. Unſere jungen Herren ſchreien gewöhnlich bei ſolchen Mädchen über Eiskälte und Phlegma, aber Gott weiß, dieſem Mädchen kann man dieſes nicht nachſagen. Aber unſere jungen Herren ſind meiſtens ſelbſt daran ſchuld. Kraft- und marklos ſchlendern ſie einher, auf den Bällen ſtehen ſie ſchaarweiſe zuſammen, gucken durch Gläſer von Nro. 4 und 5, die für Blinde ſcharf genug geſchliffen wären, nach den Reizen der Ballſchönen, laſſen ganze Reihen ſitzen und tanzen nicht, und geben ſie ſich auch einmal zu einem Walzerchen und Cotillönchen her, ſo meint man, ſie wollen den letzten Athem ausſchnaufen, ſo wogt es in den ausgedörrten Herzkammern! Kann ſolche Lumperei einem jungen ſchönen, in der Fülle der Kraft ſtrotzenden Mädchen, das zwei ſolcher Fliederwiſche an die Wand ſchleuderte, gefallen? Kann man es einem ſolchen Engelskind, das ſich, ſo gut wie jede andere, Abends im Bettchen mit verſchloſſenen Augen und verſtohlenem Lächeln ſein Ideal vormalt und verträumt, kann man es ihr verargen, wenn ſie ſolche Vogelſcheuchen gering achtet und kalt abweiſt?

„Ein ſolches Mädchen ſoll dann kalt ſeyn wie Eis, ſoll kein Feuer im Leib haben; habe ich doch über mein Goldmädchen geſtern Abend ſolche Urtheile hören müſſen; geſchoſſen hätte ich mich um ſie, wäre ich nur dreißig Jahre jünger geweſen. Sie hätte kein Feuer? habe ich nicht geſehen, wie ſie heute früh, als Sie, Herr Graf, das Kind retteten, das Fenſter aufriß und beinahe hinausſprang, aus purem Mitgefühl? und dieſes Mädchen hätte kein Feuer?“ —

„Das hat ſie gethan?“ fragte der glückliche Marwiz, bis an die Stirne erröthend, „ſie hat das Fenſter ein wenig geöffnet und herausgeſehen.“

„Was öffnen und herausſehen! dazu braucht man zwei Minuten; aber aufgeriſſen hat ſie das Fenſter, daß ſie mit den Chocoladebecher beinahe aus der Hand ſchlug, ſie war in zwei Sekunden fertig! Sehen Sie, ſo iſt das Mädchen; Feuer und Leben, wo es etwas Schönes, wahrhaft Freudiges, Erhabenes gilt; ſchwärmeriſch empfindſam, wenn ſie wahre Leiden der Seele ſieht; aber kalt und abgemeſſen, wenn die leere ſchale Alltäglichkeit ſich ihr aufdrängen will."

Mit einem Feuerblick an die Decke, die Rechte auf das lautpochende Herz gelegt, trank Graf Martiniz wieder einen ſtillen Toaſt, der nirgends wiederklang, als in ſeinem tiefen Herzen; aber dort traf er ſo viele Anklänge, daß dieſes wehmüthige, traurige Herz, das ſo lange nichts kannte, als die Wehmuth und den Kummer heimlicher Thränen, im ſtillen, aber vollen Jubel aufſchwoll und ſich ſtolz wie vor Zeiten unter dem Ordensband hob, das es von außen zierte.

Er ſagte dem Hofrath, daß er, wenn es möglich wäre, während ſeines hieſigen Aufenthalts gerne von einem Empfehlungsſchreiben an den würdigen Herrn Präſidenten Gebrauch machen würde, das er heute durch den Geſandten ſeines Herrn von dem Miniſter Staatsſekretär bekommen habe. Der Hofrath verſprach freudig, ihn dort einzuführen und ſeine Abende im Umgange mit dieſen trefflichen Menſchen erheitern zu helfen. Bei ſich lachte er aber über den Staatsſekretär, der ſeine Sachen ſo geſchickt einzufädeln wiſſe; der Graf ſoll dem Lande bleiben mit ſeinen drei Millionchen, aber die Gräfin ſoll ihn nicht bekommen, dafür ſteht der Hofrath Berner. Auch er trank jetzt im Stillen ein Toaſtchen und ließ mit einem freundlichen, wohlwollenden Seitenblick die künftige Frau Gräfin leben. Vivat hoch! ſcholl es in allen Winkeln ſeines alten treuen Herzens, hoch und abermal h) —

Da brummte in dumpfen Tönen die Glocke vom Münſterthurme elf Uhr. Mit wehmüthigem Blick ſprang Martiniz auf, ſtammelte gegen den erſchrockenen Hofrath eine Entſchuldigung hervor, daß er noch einen Beſuch machen müſſe, und ging.

Werner konnte ſich wohl denken, wohin der unglückliche Junge ging. Mitleidig ſah er ihm nach und lehnte ſich dann in ſeinen Stuhl zurück, um über das, was dieſen Abend beſprochen worden war, nachzudenken; der Graf hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; es hatte ihm nicht leicht ein junger Mann ſo wohl gefallen wie dieſer; ſo viel Grazie und Feinheit des Umganges, ſo viele Bildung und Kenntniſſe, ſo viel anſpruchloſe Beſcheidenheit bei drei Millionen Thalern; ſo hohe männliche Schönheit und doch nicht jenes eitle gefallſüchtige Sichzeigenwollen, das ſchönen jungen Männern oft eigen iſt — nein, es iſt ein ſeltener Menſch und gewiß beinahe ſo viel werth als mein Idchen, dachte er, wenn die beiden erſt einmal ein Paar — Die Mondwirthin unterbrach ihn; mit zornglühendem Geſicht ſetzte ſie ſich haſtig auf den Seſſel, den Martiniz ſo eben verlaſſen hatte. „Nein, da traue einer den Männern!“ wüthete ſie, „hätte ich doch mein Leben eingeſetzt für dieſen Herrn Grafen; hätte geglaubt, er wäre ein unſchuldiges reines Blut und kein ſo Bruder Liederlich, die an jede Schürze tappen“ —

„Nun, was iſt denn geſchehen?“ unterbrach ſie der aus allen Himmeln gefallene Hofrath; „was haben Sie denn, das Sie ſo aufbringt, Frauchen?“

„Was ich habe? möchte da einem nicht die Galle überlaufen, ſo ein ſchöner reicher Herr, wo es ſich manche Dame zur Ehre rechnen würde, in nähere Bekanntſchaft — geht auf nächtlichen liederlichen Wegen, glaubt, es ſey hier in Freilingen auch ſo eine großſtädtiſche Nachtpromenade; tief in ſeinen Mantel gehüllt, iſt er zum Thorweg hinausgewiſcht mit dem alten Kuppler, dem Verrzwickl. Will haben, man ſolle das Haus offen laſſen bis ein Uhr. Aber die Thüre ſchlage ich ihm vor der Naſe zu, ich brauche keinen ſolchen Herrn im Haus, der bei Nacht und Nebel nicht weiß, wo er ſteckt!“

„Habe ich doch Wunder geglaubt, was es gibt,“ ſagte der Hofrath, wieder freier athmend; „da dürfen Sie ruhig ſeyn, der geht nicht auf ſchlimmem Wege; er macht noch einen durchaus ehrbaren Beſuch, ich weiß wo, darf es aber nicht ſagen.“

Die Wirthin ſah ihn zweifelhaft an. „Iſt es aber auch ſo?“ ſprach ſie freundlicher, „iſt es auch ſo, und machen Sie mir keine Flauſen vor? doch Ihnen glaube ich alles aufs Wort und ich ärgere mich nur, daß ich gleich ſo Schlimmes dachte; aber die Welt liegt jetzt im Argen, unſern jungen Herren iſt nicht mehr über die Straße zu trauen. Sagen Sie ihm aber um Gottes willen nichts, ich glaube, er könnte mich mit einem einzigen Blick verbrennen; es war ja lauter chriſtliche Liebe zu meinem Nebenmenſchen.“

Der Hofrath lächelte fein, indem er ihr die Hand zum Verſprechen und zugleich zum Abſchied bot; er jagte ihr alle Röthe auf die hübſchen Wangen, ſie wußte nicht, wo ſie hinſehen, ob ſie lachen oder zürnen ſolle, denn, ſchon im Fortgehen begriffen, wiſperte er ihr ins Ohr: „Es war all nichts als lauter chriſtliche nebenmenſchliche — Eiferſucht!“

Gute Nachricht.

Man hätte glauben ſollen, das Haus des Präſidenten ſey ein großer Vogelbauer geworden, in welchem Nachtigallen, Canarienvögel, Stärchen und alle Gattungen gefiederter Bewohner wären. Es hüpfte etwas Treppe auf, Treppe ab, ein ſüßes Stimmchen hörte man bald in gehaltenen wehmüthigen Tönen ſingen, bald in fröhlichen ſcherzenden Rouladen jauchzen und jodeln wie die Canarienhähnchen, bald zwitſchern und plaudern wie Stärchen; aber Hähnchen, Nachtigallen und Stärchen, ſie alle war in einer Perſon Idchen, das vor Freude, vor Sehnſucht, vor Langeweile und Geſchäftigkeit Treppe auf und ab flog, mit allen Menſchen anband, alle auslachte, alle begrüßte und neckte, allen zugleich befahl und ſchalt.

Graf Martiniz hatte dem Vater eine Karte und den Empfehlungsbrief des Staatsſekretärs geſchickt; der alte Herr war mit beidem zu ihr gekommen und hatte ſie förmlich um Rath gefragt, was nun zu beginnen ſey; nach ſeiner Anſicht, wenigſtens war es vor zwanzig Jahren noch ſo, mußte man den Fremden zum Mittageſſen bitten, zwei Tage nachher zum Thee, nach zwei

Tagen wieder zum Nachteſſen und vor ſeiner Abreiſe mußte ihm ein kleiner Hausball gegeben werden.

Das ſelige Mädchen drückte die Augen zu und biß die Purpurlippen zuſammen, um ihre Freude nicht zu verrathen; nach ihrer Anſicht, und das war endlich doch die vernünftigſte, ſollte man ihn auf Mittag zu einer Suppe laden, Nachmittags ſetzte er ſich dann zu ihr ans Klavier, Abends trank er mit ihr Thee und dann konnte ja ein kleiner Hausball mit einem Souper den ſeligſten Tag ihres Lebens ſchließen; doch nein — ſie nahm ſich zuſammen und erklärte ihm, wie ſie das in der Reſidenz ganz anders gelernt habe:

„Es würde dem guten Grafen ein wenig kleinſtädtiſch vorkommen, wollten wir ihn gleich von vorn herein zum Mittageſſen einladen. Wir müſſen einen Bedienten hinüberſchicken und ihm ſagen laſſen, daß wir ihn zur Theeſtunde erwarten, da wird er dann nicht fehlen; wir bitten Directors Pauline und Fräulein Sorben, den Hofrath, meinetwegen einen oder den andern deiner jungen Räthe dazu. Ich mache die Honneurs beim Thee und um neun Uhr marſchiren die Herrſchaften wieder ab. Dem Grafen ſagen Sie, Sie wünſchen ihn öfter bei uns zu ſehen und namentlich um die Theeſtunde. Iſt er einige Mal da geweſen, ſo bittet man ihn, einmal beim Nachteſſen zu bleiben; nachher koche und backe ich eines Tages recht flott und anſtändig, Sie, lieber Papa, geben ihm morgens nur ſo en passant einen Beſuch heim und laſſen fallen, ob er nicht einmal, etwa heute, eine Suppe mit uns eſſen wolle; es wäre unartig, es auszuſchlagen. Die Idee mit dem Hausball iſt recht hübſch, übrigens darf nur er allein merken, daß es ihm zu Ehren geſchieht; wir würden uns lächerlich machen, wollten wir den Leuten ſagen, daß wir dem Grafen Martiniz einen Ball geben; es kann ja heißen, Papa gebe mir einen Einſtand in ſein Haus."

Papa Präſident war mit allem zufrieden, nur wollte ihm die neue Sitte, daß man ſich ſtelle, als ſey alles Natur, was doch nur immer wieder die alte Kunſt iſt, nicht recht einleuchten. Er hatte ihr die Schlüſſel des Hauſes und alle Gewalt im Boden und Keller übergeben, und das Mädchen rumorte jetzt als thätige Hausfrau in dem großen Gebäude umher, als ſollte ſie zwanzig Wagen voll Gäſte empfangen. Sie ſollte ihn ſehen, ſie ſollte ihn ſprechen, er mußte, wenn er nur halbwegs ſo artig war, als er ausſah, jetzt alle Wochen wenigſtens viermal hierüberkommen — nein, es war nicht zu ſagen, wie himmliſch ſelig das Mädchen war!

Um zehn Uhr hatte es angefangen zu tollen und zu rumoren und ſchon um zwölf Uhr war das Theezimmer bereitet, wie es heute Abend ſeyn mußte. Erſchöpft von den Haushaltungsgeſchäften warf ſie ſich in ein Sopha; ſie machte die Augen zu, um ſich den Abend ſchon recht ſelig zu träumen, ſie beſann ſich, wie man ihm den Abend recht ſchön mache, daß er recht oft wieder komme, ſie ſuchte ihre beſte Muſik zuſammen, um ihn zu erheitern und die Schwermuth von ſeiner Stirne zu bannen, ſo, — o es mußte einen herrlichen Abend geben; da fiel ihr auf einmal die Gräfin Narſtein ein und alle Freude, aller Jubel war wieder hinweggeflogen; Thräne auf

Thräne ſtahl ſich aus dem Auge, ſie klagte alle Menſchen an und war auf ſich, auf die Welt bitterböſe.

Aber Berner, der Nachmittags nur im Flug ein wenig bei ihr einſprach, verſcheuchte dieſe Wolken. Er war zwar zu vorſichtig, um ihr den tiefen Eindruck zu ſchildern, den ſie auf den geliebten Fremden gemacht hatte, aber das ſagte er mit triumphirender Miene, daß ſie vor der Aarſtein nicht bange haben ſolle; er habe gute köſtliche Nachrichten, die dies vollkommen beſtätigen; weg war er, ehe ſie ihn noch recht fragen konnte, und ſie hatte doch ſo viel, ſo unendlich viel zu fragen. Er hatte ihr nur von der Aarſtein geſprochen und wollte ſich nichts weiter merken laſſen, der gute Hofrath! Aber wo iſt ein Mädchen, das die Flamme der erſten reinen Liebe im Herzen trägt, wo iſt ein ſolches Engelskind, das nicht in ein paar Stunden die größten Fortſchritte in der Kunſt zu ſchließen und zu berechnen gemacht hätte? Man ſprach ſo viel von magnetiſirten Schläferinnen und Clairvoyantes, man ſchrieb viele gelehrte Bücher über ſolche ſeltene Erſcheinungen, und wie gewöhnlich ließ man, was am nächſten lag, unbeachtet! das ſind ja die eigentlichen Clairvoyantes, die Mädchen mit der erſten, kaum erkannten Sehnſucht in der Bruſt; wohl haben ſie die Augen niedergeſchlagen, aber dennoch ſehen ſie weiter als unſereiner mit der ſchärfſten Brille, die Liebe hat ſie magnetiſirt, hat ihnen das Auge des Geiſtes geöffnet, daß ſie in den Herzen leſen. So auch Ida; ſie merkte dem Hofrath wohl an, daß er mehr wiſſe, als er ſagen wolle; mit der Gräfin war es nichts, aber eben ſo gut mußte er wiſſen, daß es auch mit ſeiner andern etwas ſey, ſonſt hätte er nicht ſo vergnügt, nicht ſo ſchelmiſch gelächelt. Er wußte, das ſah die neue Clairvoyante jetzt hell und klar, er wußte ſogar wiſſen, daß Martiniz ſie —

O wer das Mädchen jetzt geſehen hätte, wie es das Köpfchen in die Ecke des Sophas barg, wie alles Blut nach dem vom ſüßen Schauer der erſten Liebe bebenden Herzen hinauf und hinab wogte, wie der jungfräuliche Buſen zitterte und hüpfte, wie ein nie gekanntes Gefühl, wie eine Mitternachtsſonne in den Nächten des Nordpols, im Tiefſten ihres Innern mit ihren zuckenden, blitzenden Strahlen aufging! Wahrlich es liegt eine rührende Zaubermacht in einem ſolchen Geſchichtchen voll ſtiller Seligkeit: es iſt der Lichtpunkt des jungfräulichen Lebens, zu dem ſie einen kurzen Weg hinauf, von welchem ſie lange, oft traurige Stufen hinabſteigt!

Der lange Tag.

Aber der Nachmittag war auch gar zu lange, die Stunden gingen ſo träge hin, ſie konnte ſich ordentlich über ſich ſelbſt ärgern, daß ſie ſchon heute frühe das Theezeug gerüſtet hatte; ſie fing an zu arbeiten, zehnerlei nahm ſie vor und legte es eben ſo ſchnell zurück. Sie hatte ein Bouquet von Phantaſieblumen angefangen, ſie hatte ſonſt mit Luſt und Liebe daran gearbeitet; aber nein! es war doch auch gar zu langweilig; erfunden war etwas bald, man malte ſeine Gedanken recht artig aufs Papier, aber bis man alle die Blätter und Blümchen zuſammenband — zurückgelegt bis auf weiteres; ſie nähte ſo wunderhübſche Tapiſſerien; ſie machte ihre

Kreuzſtiche ſo fein und gleich, als habe ſie in den beſten Fabriken gelernt, und alles ging ihr ſo ſchnell von der Hand, daß es eine Freude war. Ihre Freundinnen in der Reſidenz hatten ſich immer Stücke von Paris und London kommen laſſen; da waren die ſchönſten Guirlanden von Roſen, Aſtern, alle mögliche Blumen und Farben; in der Mitte war leerer Raum gelaſſen, daß die Damen nach ihrem Belieben hinein nähen konnten, was ſie immer wollten; natürlich ſtachen meiſtens die ſchönen Pariſer Guirlanden ſonderbar ab gegen die Deſſins der Reſidenzdamen; Ida hatte immer nur ihr leeres Stickſtramin vorgenommen, hatte ſich ſelbſt mit geübter Hand Zeichnungen entworfen und war noch vor ihren Freundinnen fertig, die Ida's Arbeit für Zauber, für nicht möglich gehalten hätten, wenn ſie nicht unter ihren Augen entſtanden und vollendet worden wäre. Sie hatte noch in der Reſidenz ein prachtvolles Fußkiſſen für Papa angefangen, ſie nahm es jetzt auch wieder vor, aber ſie konnte ſich ſelbſt nicht begreifen, wie ſie früher ſo langweilige Arbeiten machen, Stich über Stich und immer wieder Stich um Stich machen konnte, — zurückgelegt bis auf weiteres. Sie zeichnete mit ſchwarzer Kreide ſo fein, ſo gefällig für das Auge, daß ſie der Stolz ihres Zeichnenlehrers war; auch hier war ihre Geduld unermüdlich geweſen; wenn andere ihre Kopien kaum durchgezeichnet und mit den erſten Schatten verſehen ſchon weggeworfen oder dem Zeichnenmeiſter zur Vollendung auf einen Geburts- oder Namenstag übergeben hatten, ſo hatte Ida fortgemacht und man ſah allen ihren wunderlichen Bildern an, daß ſie con amore ausgeführt waren; denn hatte ſie einmal etwas angefangen, ſo mußte es auch vollendet werden. Sie hatte eine angefangene Madonna della sedia mitgebracht, ſie öffnete jetzt die Mappe, breitete das Bild, das ſchon in ſeinen Umriſſen viel verſprach, vor ſich aus, ſpitzte die Kreide, nahm ſich vor, mit recht viel Geduld zu zeichnen, aber bald gab die Kreide keine Farbe, bald wurden die Striche zu dick und mußten verwiſcht werden, ſie wurde von neuem geſpitzt, aber war die Spitze zu fein, oder die Zeichnerin zu ungeduldig, oder die Kreide zu grobkörnig, alle Augenblicke brach ſie unter dem Meſſer ab, und Finger bekam man ſo ſchwarz, daß ſie kaum mehr rein gemacht werden konnten; ſie entſetzte ſich wie Lady Macbeth vor ihren eigenen Händchen, packte die Madonna ſchnell ein und legte ſie ad acta. Sie ſetzte ſich vor ihre Kommode, zog alle Schubfächer heraus, wühlte in Blonden und Bändern und beſah ſich Stück für Stück, auch der Schmuck wurde hervorgezogen und gemuſtert; aber hatte ſie dies alles nicht hundertmal geſehen und wiedergeſehen? ſchnell Schmuck, Bänder und Blonden in die Fächer und zugeſchloſſen, alle dieſe Herrlichkeiten wollten das unruhige Herzchen nicht zerſtreuen.

Endlich, endlich ſchlug es fünf Uhr, und ſie konnte ſich jetzt doch, ohne ſich von ihrem Zöſchen auslachen zu laſſen, zum Thee anziehen. Sie ſtudirte jetzt recht ernſthaft, was ſie wählen ſollte; einen vollen Anzug oder ein Hausnegligé? In der Reſidenz hätte ſie, ohne ſich zu beſinnen, das erſtere gewählt. Dort fing ja der Tag eigentlich erſt Abends recht an und zur zweiten Toilette konnte ſie dort kein Negligé wählen; aber hier in

Freilingen, wo Morgen Morgen, der Mittag Mittag, der Abend nur Abend war, hier ſchien ein Negligé für den Abend ganz am Platz, um ſo mehr, da die paar Fräulein, die ſie geladen hatte, wahrſcheinlich recht geputzt kommen würden. Sie wählte daher ein feines Hausnegligé, ein allerliebſtes weißes Batiſtüberröckchen, das nach einem Muſter, wie man es hier zu Land noch nie geſehen hatte, gemacht war; und wie glücklich hatte ſie gewählt! Das knappe, alle Formen hervorhebende Ueberröckchen zeigte den in jugendlicher Friſche blühenden Körper, den Teint hob zwar keine Perle, kein Steinchen, aber er war ſo ſchneefriſch, ſo zart, ſo blendend weiß, daß er ja gar keines Schmuckes bedurfte. Aber das Haar wurde dafür ſo ſorgfältig, ſo glänzend als möglich geordnet. Die ſeidenen Ringellöckchen ſchmiegten ſich eng und zart um Schläfe und Stirne, die Pracht ihrer Haarkrone war ſo entzückend, daß ſie ſich ſelbſt geſtand, als ſie beim Glanz der Kerzen in den Spiegel blickte, als ſie ihre höher gerötheten Wangen, ihr glänzendes Auge ſah, mit Luſt und heimlichem Lächeln ſich geſtand, heute ganz beſonders gut auszuſehen.

Und nun muſterte ſie noch einmal mit Kennerblicken den Theetiſch. Der große Lüſtre verbreitete eine angenehme Helle über das ganze Zimmer. Die Sitze waren im Kreiſe geſtellt; ihr Platz neben dem Sopha; neben ihr mußte der Graf ſitzen; die ſilberne Theemaſchine, den Hahn ihr zugekehrt, dampfte und ſang luſtige Weiſen, die Taſſen ſtanden in voller Parade, die goldenen Löffelchen alle rechts gekehrt. Die Vaſen mit Blumen von ihrer eigenen Arbeit nahmen ſich gar nicht übel zwiſchen dem Backwerk und den Kryſtallflaſchen mit Arack und kaltem Punſch aus. Die kleineren Partien, als Zucker, geſchlagener Rahm, kalte und warme Milch, Citronen, waren in ihren ſilbernen Hüllen gefällig geordnet, — es fehlte nichts mehr, als, weil es einmal in Freilingen Ton war, beim Thee zu arbeiten, eine geſchickte Arbeit für ſie; auch dieſe war bald gefunden, und kaum hatte ſie einige Minuten in Erwartung geſeſſen, ſo fuhr ein Wagen vor.

„Wenn dies Marti“ — doch nein, er konnte es nicht ſeyn; die paar Schritte aus dem goldenen Mond herüber machte er wohl ohne Wagen; die Flügelthüre rauſchte auf — Fräulein von Sorben. „Wenn nur die andern auch bald kämen,“ dachte Ida, indem ſie das Fräulein empfing, denn dieſe war nicht die angenehmſte ihrer Freilinger Bekannten. Sie war wenigſtens acht Jahre älter als Ida, ſpielte aber doch immer noch das naive luſtige Mädchen von ſechzehn Jahren, was ihr bei ihrer ſtattlichen Korpulenz, die ſich für eine junge Frau nicht übel geſchickt hätte, ſchlecht paßte. Sie mußte übrigens von Präſidents mit Schonung und Achtung behandelt werden, weil ſie einigermaßen mit ihr verwandt waren und ihr Oheim in der Reſidenz eine der wichtigſten Stellen bekleidete. Sie flog, als ſie eingetreten war, Ida an den Hals, nannte ſie Herzenscouſinchen und gab ihr alle mögliche ſüße verbrauchte Schmeichelnamen. Nachdem ſie ihr Haar vor dem deckenhohen Spiegel ein wenig zurecht geordnet, die Falten des Kleides glattgeſtrichen hatte, fragte ſie, wer heute Abend mit Thee trinken werde? Kaum hatte Ida zögernd, als würde er dadurch entheiligt, den Namen Martiniz ausgeſprochen, ſo machte ſie einige mühſelige Entrechats und küßte Ida die Hand: „Wie danke ich dir für deine Aufmerkſamkeit, daß du mich zu ihm eingeladen haſt! du bemerkteſt geſtern gewiß auch, wie er mich mit ſeinen ſchwarzen Kohlenaugen immer und ewig verfolgte? Und heute früh, ich hatte mich kaum friſiren laſſen, war ſchon mein guter Graf zu Pferd vor meinem Haus; das macht ſich herrlich, ſo ein kleiner Liebeshandel en passant. Lache mich nur nicht aus, Herzenscouſinchen, aber du weißt, junge Mädchen, wie wir, plaudern gern, und die andern nehmen es nicht ſo genau, wenn Eine eine Eroberung gemacht hat.

Ida hatte zwar auch die Kohlenaugen leuchten ſehen, aber nicht nach der alten gelblichen Couſine; ſie ſtand noch neben ihr vor dem Trumeau, ſie warf einen Blick in das helle klare Glas und überzeugte ſich, daß Emil nicht nach der Couſine geſchaut haben könne. Das „mein guter Graf“ und das „wir jungen Mädchen“ aus dem Munde der alten ſchnurrenden Hummel kam ihr ſo poſſierlich vor, daß ſie, ſtatt in Eiferſucht zu gerathen, des heiterſten fröhlichſten Humors wurde. „O du Glückliche,“ ſagte ſie boshaft, „wer auch ſo im Flug Eroberungen machen könnte!“ — „Es gehört nichts dazu, mein Kind, als Routine, nichts als eine gewiſſe Gewandtheit, die man freilich ſo ſchnell nicht erlernt; die Gewohnheit, der Geiſt muß ſie geben. Du biſt hübſch, Couſinchen, du biſt gut gewachſen, an Anſtand, an ſchönen geſellſchaftlichen Formen fehlt es dir auch nicht; ehe drei Jährchen ins Land kommen, angelſt du Grafen, als hätteſt du von Jugend auf gefiſcht.“

Ida brach, weil ſie das Lachen nicht mehr halten konnte, in lauten Jubel aus: „Das wäre ſchön, das wäre herrlich, Grafen fangen!“ rief ſie, nahm ihre naive Lehrerin unter dem Arm und flog mit ihr im raſenden Schnellwalzer um den Theetiſch.

Von Anfang ließ ſich die Sorben dieſe raſche Bewegung gefallen, obgleich ihr, da ſie bei ungemeiner Corpulenz bis zum Erſticken geſchnürt war, der Walzer nicht ſehr behagte; aber ſie wußte, wenn man nur erſt aufhöre zu tanzen, ſo werde man gleich unter das alte Eiſen gezählt, und gab ſich alſo alle Mühe, leicht zu tanzen. Als aber das Teufelskind, dem der Schelm aus Augen, Mund und Wangen hervorſah, immer raſender walzte, immer raſcher im Wirbel tollte, da ſtöhnte ſie: „ich kann nicht mehr — oh — hö — re auf!“ Aber Idchen riß ſie noch einmal herum und ließ ſie dann, weil ſie das Geräuſch der Kommenden hörte, athemlos und bis zum Tod gepreßt vor der Flügelthüre ſtehen, die in dieſem Augenblick von zwei Lakaien aufgeriſſen wurde.

Der Thee.

Martiniz und der Hofrath traten ein. War es Emils hoher kräftiger Tannenwuchs, war es die ungezwungene Grazie ſeiner würdigen Haltung, war es das Geiſtvolle ſeines ſprechenden Auges, war es der wehmüthige Ernſt, der auf dieſem ſchönen Geſichte lag und ihm einen ſo unendlichen Liebreiz gab, waren die Träume der Ballnacht wieder aufgeſtiegen, um ſüße Erinnerungen zu flüſtern? — Ida ſtand verſteinert, als ſie den Grafen erblickte. Ach ſie hätte viel darum gegeben, in dieſem Augenblicke nicht die Hausfrau machen zu dürfen, ſie hätte ganz von ferne ihn betrachten und ſelig ſeyn mögen. Hofrath Berner ſtellte ihn mit einem vielſagenden Blicke ſeiner Ida vor; aber dieſe hätte ſich in dieſem wichtigen Moment ſelbſt Schläge geben mögen, ſo linkiſch, meinte ſie, ſo albern hatte ſie ſich noch nie benommen. Was mußte er nur von ihr denken? war ſie doch gerade aus der Reſidenz gekommen, wo ihre Erziehung nach allen Regeln vollendet worden war, hatte ſich in allen Cirkeln, in den feinſten Salons ohne Aengſtlichkeit bewegt, und hier ſtand ſie erröthend, mit niedergeſchlagenen Augen und ſtammelte recht kleinſtädtiſch „von der Ehre, die ſeine Excellenz ihrem Hauſe erzeige.“

Aber bei dem feinfühlenden Manne, der ſchon früher ihren Anſtand, ihre Würde, ihre Erhabenheit über jedes Verlegenwerden bewundert hatte, erhöhte gerade dieſe ſüße Verlegenheit den Werth des Mädchens. Mit unendlicher Gewandtheit wußte er ſie aus der peinlichen Verlegenheit dieſer erſten Minuten herauszuführen; in wenigen Augenblicken war ſie wieder das frohe unbefangen ſcheinende Mädchen, wie früher, und konnte die Albernheit ihrer Couſine beobachten. Dieſe war, als die Flügelthüre aufging, dageſtanden wie Frau von Lot bei Sodom, als ſie in Steinſalz verwandelt wurde, ſtarr, ſteif, athemlos, nur die beiden ungeheuern Fleiſchmaſſen ihres aufgepreßten Buſens arbeiteten, von dem raſenden Schnellwalzer in Aufruhr gebracht, noch immer fort. Als ihr Martiniz vorgeſtellt wurde, war ſie noch nicht zu Athem gekommen, ſie ließ alſo nur einen Liebesblick auf ihn hinüberſpazieren und verneigte ſich hin und wieder. Als ſie aber wieder Athem geſchöpft hatte, fing ſie in ihrer naiven Manier an zu kichern und erzählte, daß ſie für ihr Leben gern tanze und daß es ihr und dem kleinen Herzenscouſinchen unwiderſtehlich in die Füße gekommen ſey. Sie plapperte fort und fort, aber leider ſchien ihr nur der Hofrath zuzuhören; denn Martiniz, der neben Ida Platz genommen hatte, war mit dieſer ſchon in ſo tiefem Geſpräch, daß er auf das Geſchnatter der Dicken nicht hören konnte. Sich ſo vernachläſſigt zu ſehen, konnte das fünfundzwanzigjährige Kind nicht dulden, ſie erhob alſo ihre Stimme noch lauter und wurde ſogar witzig; aber der Graf, dachte ſie, nein, einen ſo verſchämten Anbeter hatte ſie noch nicht gehabt, nicht einmal die Augen wagte er zu ihr aufzuſchlagen; aber der Graf, denken wir, *wie* konnte ſie auch nur verlangen, daß er zu ihr aufſehe? hatte er denn jetzt nicht gerade alle Augen nöthig, um die unnachahmliche Grazie zu ſehen, mit welcher das Engelskind Ida ihren Thee machte? Wie appetitlich ſah es aus, wenn ſie in die Taſſen warmes Waſſer ſtrömen ließ, um ſie in dem Kümpfchen zu reinigen; wie allerliebſt drehte ſie den Hahnen in der Maſchine auf und zu, wie verbindlich wußte ſie die Taſſe zu reichen; ach, er hätte ſich auch die Butterbrödchen, den Zucker, den Arack und alle anderen Bedürfniſſe viel lieber von ihr reichen laſſen, als von den fünf reich galonnirten Dienern, die ſolches umherboten! Mit welchen Augen hing er an ihr, an allen ihren Bewegungen; und Ida hätte nicht das pfiffige Mädchen ſeyn müſſen, wenn ſie nicht in dieſem ſprechenden Auge das Gefühl bemerkt hätte, das für ſie in ſeiner Bruſt lebte.

Die Geſellſchaft war nach und nach größer geworden; der Präſident hatte einige ſeiner jungen Aſſeſſoren und Räthe mitgebracht, einige junge Damen von Ida's Bekanntſchaft hatten ſich eingefunden und die Freilinger mußten ſich alle, mit Ausnahme der Sorben, die ſich ſchrecklich ennuyirte, geſtehen, daß ſie ſelten einen ſo geſelligen, intereſſanten Abend verlebt hatten. Es kam dies wohl daher, daß der Präſident, der Hofrath und Idchen alles aufboten, um ihren neuen Gaſt zu erheitern, dadurch wurde das Geſpräch allgemein und anziehend. Es iſt eine alte Erfahrung, daß der allgemein anerkannte Werth des Geliebten ihn in den Augen ſeines Mädchens noch unendlich reizender macht, ihm noch eine erhabenere Stellung in ihrem Herzen giebt: ſo ging es auch Ida. Der Umfang des Wiſſens, den Martiniz im Geſpräch mit den Männern an den Tag legte, ſeine intereſſanten Mittheilungen von ſeinem Vaterlande, von den vielen Reiſen, die er gemacht hatte, ſeine feine Gewandtheit, womit er auch die Damen in das Geſpräch zog, die verbindliche Artigkeit, womit er jeder zuhörte und ihr Urtheil weiter auszuführen und unbemerkt ſo zu drehen wußte, daß es wie etwas Bedeutendes klang, ſein glänzender, lebhafter Witz, den ihm das immer raſcher fortrollende Geſpräch entriß — dies alles gewann ihm die Achtung der Männer, riß die Herzen der Damen zu dem glänzenden Fremden hin.

Und Ida — ſie war ganz weg! ſeine Reden hatten allen, ſeine Feuerblicke nur ihr gegolten; ihr Herzchen pochte ſtolz und froh; wo die Sorben und die andern Freilingerinnen ſeinen kühnen Ideen nicht mehr folgen konnten, da fing für ſie erſt die rechte Straße an; ſie plauderte, wie ihr das Roſenſchnäbelchen gewachſen war, lachte, ſcherzte in Witz und Schwank, daß dem Präſidenten vor Freuden das Herz aufging, wie gebildet, wie geſellſchaftlich ſein Kind geworden war. Er nahm ſich in ſeinem Entzücken vor, gleich morgen ein Belobungsſchreiben an Madame la Truiniaire zu ſchreiben, die ihm eine ſo glänzende Weltdame mit ungetrübter Unſchuld und Natürlichkeit erzogen habe. Die gute Madame la Truiniair aber hatte dieſes Wunder nicht bewirkt; zwar galt Ida von Sanden in den erſten Häuſern der Reſidenz für eine ſehr feine und anſtändig erzogene junge Dame; doch war ſie dort ernſt, zurückhaltend, ſo daß, wer ſie nicht näher kannte, über ihren Geiſt wenig oder gar nicht urtheilen konnte; nein, eine andere Lehrmeiſterin, die reine Seligkeit der erſten, erwiederten Liebe hatte ſie ſo freudig, ſo ſelig gemacht, hatte alle Pforten ihres tiefen Herzens aufgeſchloſſen und den Reichthum ihres Geiſtes ans Licht gelockt.

Der Hofrath war ein feiner Menſchenkenner; von Anfang, als das Geſpräch noch nicht recht fortwollte, hatte er alles gethan, um es ins rechte Gleis zu bringen. Nachher aber hatte er ſich zurückgezogen und nur beobachtet. Da entging ihm denn nicht, daß der Graf, je länger er mit dem ſüßen Zauberkind ſprach, je tiefer er ihm in das geiſtvolle Veilchenauge ſah, je mehr ſich vor ihm dieſe zarte Mädchenhaftigkeit, dieſer reiche Geiſt, dieſe hohe Herzensgüte entfaltete, immer mächtiger zu ihr hingezogen wurde; wie geſtern, als er ihm von des Mädchens gebildetem Geiſt, ſeinen ſtillen Tugenden erzählte, ſo verſchwand auch jetzt nach und nach die Wehmuth aus ſeinen Zügen; eine roſige Laune, die dieſem Geſicht unendlichen Reiz gab, ging an ihm auf, er konnte, was der Hofrath bei dieſem Unglücklichen nicht für möglich gehalten hätte, ſogar recht herzlich lachen, er konnte — nein der alte Mann war ſelbſt verliebt in ihn, er ſah ja vor Seligkeit und Liebe aus wie ein verklärter Cherub.

Kam übrigens der Graf dem Hofrath wie ein Cherub vor, ſo ſah in ihm die Sorben den leibhaftigen Satan. Hatte ſie ſich doch alle erdenkliche Mühe gegeben, ihm ihre Neigung zu ihm zu zeigen; hatte ſie nicht die kleinen Kalmuckenaugen aufgeriſſen, daß ihr das Waſſer darin aufſtieg, nur um ihm das Feuer zu zeigen, das für ihn ſtrahle? hatte ſie nicht alle naiven Künſte aufgeboten, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen? Aber jetzt ſah ſie klar, die kleine unzeitige Kokette, ihre Couſine, hatte ihr den herrlichen Mann weggeſchnappt. Sie warf allen Haß auf dieſe; hatte ſie ſich doch vorhin ſo kindiſch geſtellt, als könne ſie nicht fünfe zählen; ſie ſelbſt, o ſie hätte ſich können auf den Mund ſchlagen für die Dummheit, ja ſie ſelbſt hatte offenbar das Mädchen, das eigentlich noch ein Backfiſch war, dazu aufgereizt, den Grafen zu fangen. Wäre ſie mit ihrer Anleitung zur Routine zurückgeblieben, das Kind hätte nie daran gedacht, ihr Auge zu dem ſchönen Fremden zu erheben. So dachte die Sorben.

Ihr pomeranzenfärbiger Teint röthete ſich vor Zorn, ſich ſo hintangeſetzt zu ſehen; hatte ja doch, wenn ſie recht darüber nachdachte, der Graf ſogar ihrer geſpottet, als ſie glaubte, etwas recht Witziges geſagt zu haben. Es war davon die Rede geweſen, daß jetzt alles Fräulein heiße, was man ſonſt wohl auch ſchlechthin Mamſell genannt habe; man ſprach her und hin darüber, und um Ida einen Stich zu geben, die zwar von väterlicher Seite von altem Adel war, aber eine Bürgerliche zur Mutter gehabt hatte, warf ſie die witzige Bemerkung ein: die Fräulein kommen ihr gerade vor, wie die Spitzen; es heiße alles Spitzen, und doch ſey ein ſo großer Unterſchied zwiſchen den echten und unechten, daß jedes Kind die Feinheit der echten von den gröberen unterſcheiden könne. Sie hatte triumphirend über ihr Bonmot im Kreiſe umhergeſehen, die Antwort des Grafen machte ſie aber ſtutzen. „Sie haben Recht, gnädiges Fräulein,“ hatte er geſagt, „und die echten unterſcheiden ſich, wenn ich nicht irre, hie und da auch durch ihre Farbe von den unechten, wenigſtens habe ich mir ſagen laſſen, daß die ganz echten gelblichbraun ausſehen.“ Hatte er auf ihre bräunliche Haut anſpielen wollen? die Herren und namentlich der Hofrath hatten ſo höhniſch dabei ausgeſehen. Das Betragen des Grafen, der ſie über Ida gänzlich zu ignoriren ſchien, beſtätigte die Meinung. Sie kochte Rache in ihrer Bruſt und ſchwur ſich mit den fürchterlichſten Eiden, daß der Backfiſch ſeine Eroberung nicht weiter fortſetzen ſolle. Sie war auch die erſte, welche aufſtand, und weil es ſchon ziemlich ſpät war, folgten die übrigen. Nein, es war ihr unerträglich! an der Thüre noch mußte ſie mit anſehen, wie der Graf, welcher ſich auch verabſchiedete, mit ſeinen Blicken Ida beinahe verzehren wollte; ſie mußte hören, wie er verſprach, recht oft herüberzukommen. Verachtungsvoll wandte ſie ihrer Couſine, die ihre Freundinnen zum Abſchied küßte, den Rücken, ſtürmte die Treppe hinab und ſetzte ſich, mit der ganzen Welt zerfallen, in ihren Wagen.

„Herrlicher Menſch, der Martiniz,“ ſagte der Präſident, als die Geſellſchaft auseinander gegangen war, zu Ida und dem Hofrath, die noch bei ihm ſaßen; „charmanter Menſch! wie gewandt, wie fein; ſchade nur, daß er ſich nicht aufs diplomatiſche Fach gelegt hat! wie er alles ſo artig zu geben weiß; wie er allem, auch dem Trivialſten, was unſere Damen ſagten, mit einer Engelsgeduld zuhörte und gutmüthig ein glänzendes Mäntelchen umhing, wenn ſie etwas Dummes plapperten. Er wäre eine wahre Zierde des Landes, wenn er ſich bei uns ankaufte. Die Gräfin Aarſtein mag ich ihm auch ganz wohl gönnen, möchte übrigens wiſſen, wie weit er mit ihr ſteht.“

Ida, die dem Lob des Geliebten mit niedergeſchlagenen Augen und fliegender Bruſt zugehört hatte, fühlte bei den letzten Worten nicht nur einen Stich ins Herz, ſondern auch einen leiſen Druck auf ihr Füßchen. Sie merkte gleich, woher dies kam, und begegnete dem liſtigen Auge des Hofraths, der ihr Troſt zuwinkte und den alten Papa über ſeine Fehlſchüſſe auszulachen ſchien. Ja es ſtieg reiner ſüßer Troſt in ihr auf. Zwar ſie hatte ſchon von der hohen Verſtellungsgabe der Männer gehört und geleſen; ſie wußte das Sprüchwort ſolcher Reiſenden, „ein ander Städtchen, ein ander Mädchen;“

ſie erinnerte ſich an die üppigen Reize der Aarſtein, an ihre Verführungskunſt, die ſchon ſo manches junge unerfahrene Männerherz bethörte, an ihre wichtigen Verbindungen mit dem Hof, an ihre eigene nicht ganz ſtreng ſtiftsfähige Geburt; aber was wollte ſie denn? ſie wollte ja gar nicht an das Glück denken, Hand in Hand mit dieſem Mann durchs Leben zu gehen, ſie wollte ja nur geliebt ſeyn, und daß ſie es war, ſagte ihr ihr ſcharfes Auge, ihr Herz, das jeden Ton der Liebe verſtanden hatte. Aber konnte dieſes alles nicht dennoch Verſtellung ſeyn? wer ſagte ihr, daß dieſer fremde Mann ſie nicht betr —

Nein! betrügen konnte dieſes edle reine Geſicht nicht, die Gluth dieſer Augen konnte nicht täuſchen. Froh dieſer Ueberzeugung, die ſie während dem Auskleiden gewann, hüpfte ſie in ihr Schlafzimmer und machte dort vor dem Spiegel einen komiſchen Knix; „habe die Ehre mich zu empfehlen, Frau Excellenz, Gräfin von Aarſtein!“ ſprach die Muthwillige, „hier ſteht eine junge Dame, die ſich mit Ihnen in den Kampf um den ſchönen Polaken einlaſſen will, welchen Eure Excellenz als Sattelpferd an ihren Triumphwagen ſpannen möchten. Ich bin zwar weder ſo dick noch ſo geſchminkt als Sie, aber dennoch wagt es meine Wenigkeit, gegen Höchſtdieſelben zu ſtreiten.“ Noch einen Knix und dann Unterröckchen und Strümpfchen herunter und mit einem Satz in das weiche Bettchen. Dort ſtreckte ſie das Engelsköpfchen noch einmal aus der Decke hervor, warf ein Kußhändchen nach dem goldenen Mond hinüber und flüſterte: „gute Nacht, mein armer Emil; ſchlafe ſanft und träume ſüß, träume auch ein ganz klein wenig von Ida.“ Sie ſchloß ſelig die Augen und legte ſich zurecht, wollte eben hinüberwandern in das unbekannte Land der Träume, da ſchüttelte ſie ein jäher Schrecken wieder auf und jagte ſie aus dem Bette.

Das Ständchen.

Dem Oberlieutenant von Schulderoff hatte die Demonſtration ſeiner gnädigen Frau Mama zu wohl gefallen, als daß er ſich durch den erſten, ziemlich bedeutenden Durchfall, den er überall lieber als vor Präſidents Haus erlebt hätte, abſchrecken ließ.

Im Gegentheil, wenn er recht darüber nachſann, ſo ſchien ihm die Sache eine glücklichere Wendung genommen zu haben, als er dachte. Schon oft hatte er ja von dem zarten Mitleiden der Mädchen geleſen, und daß aus Mitleid leicht Liebe werde, hatte er an ſich ſelbſt erfahren. Einer ſeiner Kameraden hatte einen Hund gehabt, eine prachtvolle engliſche Dogge. Dieſer war der Fuß abgeführt worden, und wie es mit den Invaliden zu gehen pflegt, der Herr Bruder wollte Diana dem Schinder geben. Schulderoff aber bat, von Mitleiden ergriffen, um ihr Leben, erhielt ſie als Geſchenk, und jetzt läuft ſie auf allen Vieren ſo gut als zuvor; ihr Herr aber liebt ſie, wie man nur einen Hund lieben kann, und das alles aus Mitleiden! So konnte auch ihr Mitleiden bald in Liebe verwandelt werden. Daß ſie aber Mitleiden fühle, war gar keine Frage. War ſie nicht, als er die verdammte Mähre nicht mehr erreichen konnte, ganz bleich mit dem Kopf zum Fenſter hinausgefahren, als wollte ſie durch die Tafelſcheiben brechen; hatte ſie nicht ſeinem Roß mit einem Jammerblick nachgeſehen, der ihm deutlich ſagte, daß ſie den innigſten Antheil an ſeiner Fatalität nehme?

Der erſte Coup war ſolchergeſtalt unglücklich und dennoch glücklich ausgefallen; der zweite ſollte um ſo brillanter werden. Mama hatte auf Nr. 2. im Eroberungsplan die ungemeine Nachtmuſik mit den Regimentstrompetern angegeben, ſie hatte ihm noch einmal eingeprägt, wie er ſich dabei zu geberden habe, und endlich ſchritt man an das große Werk.

Schulderoff hatte einige Kameraden, denen auch Rollen von dieſem neuen Don Juan zugetheilt worden waren, in ein Weinhaus geführt, wo ſie ſich gütlich thaten, bis der entſcheidende Moment kam. Je näher es aber an zwölf Uhr ging, deſto beſorgter ſahen ſich die Freunde an, denn Schulderoff hatte, ſie wußten nicht wie, einen kapitalen Hips bekommen, daß er allerlei tolles Zeug untereinander vorbrachte. Aber die Kälte draußen konnte ihn ſchon zur Beſinnung bringen; man brach alſo Schlag zwölf Uhr auf, rief die Regimentsmuſik aus einem Bierhaus, wo ſie ſich verſammelt hatte, und fort ging es vor des Präſidenten Haus. Da man vorausſetzen konnte, daß Ida ſchon ſanft entſchlafen ſey, ſo wurde zum erſten Stück kein Adagio gewählt, ſondern das rauſchendſte Fortiſſimo, das unter den Dragonern Tagwache oder Reveille genannt wurde, weil die achthundert Dragoner alle Morgen mit dieſem Stück aus ihrem ſanften Morgenſchlummer trompetet wurden. Zu dieſer Reveille ſetzten die zwanzig Trompeter ihre Hörner, Poſaunen und Trompeten an, der Stabstrompeter oder, wie er ſich lieber nennen ließ, Kapellmeiſter winkte, und in rauſchendem Geſchmetter, als wollten ſie den jüngſten Tag anblaſen, tönte die Reveille durch die ſtille Mitternacht zu dem einſamen Bettchen Ida's und weckte ſie aus ſüßen Träumen. Dieſe Art von Attention war ihr ſo ungewohnt, daß ſie von Anfang glaubte, es brenne irgendwo im Städtchen, als ſie aber nachher deutlich einige Walzer unterſchied, ſo war kein Zweifel mehr, daß es eine Nachtmuſik ſey, die ihr gelte.

Es war kalt, ſie hüllte ſich fröſtelnd wieder in ihre ſeidene Decke und dachte unter den lockenden Tönen nach, ob wohl Martiniz auf ſo unzarte Weiſe ihr eine Aufmerkſamkeit erweiſen wolle. Nein, der Unglückliche mußte ja der Zeit nach jetzt in der Kirche ſeyn; und er, der ſich in allem ſo zartfühlend, ſo ſinnig bewies, er konnte nicht dieſe Trompeten zu Organen wählen, um ſeine Empfindungen auszudrücken; in Wälzerchen und Polonaischen, in dieſem rauhtönenden Deydeldum und Schnirkeldum konnte Emil ſeine Liebe nicht ausdrücken.

Jetzt ſchwieg die Muſik, ſie hörte Stimmen auf der Straße.

Die Offiziere hatten Schulderoff in den Schein einer Straßenlaterne an eine Mauer gelehnt. Verabredeterweiſe fingen ſie nach dem dritten Walzer an: „Herr Bruder! Schulderoff! wo ſteckſt du denn? ich glaube, die Liebe hat den armen Kerl ganz toll gemacht!“

„Ach Kameraden, mir iſt ſo weh, ſo weh!“ ſtammelte der begeiſterte Liebhaber, dem nur noch ein Theil ſeiner Rolle beifiel und zwar gerade der Theil, welchen er in ſeiner jetzigen Lage mit großer Wahrheit ſpielte; „blaſt, blaſt!" rief er dann, und focht mit den Armen in der Luft, „blaſt, o wären das die ſchwediſchen Hörner und ging's von hier gerad ins Feld des Todes."

„Wie der Herr Lieutenant befehlen," antwortete der Stabstrompeter; „friſch auf, Nr. 62 die Galoppade!" Und jetzt ging der Tanz von neuem los, daß alle Hunde in der Nachbarſchaft laut wurden und die Nachbarn ſich beklagten, daß man ihre Nachtruhe ſtöre. Ida war kein Wörtchen des Geſprächs entgangen, und ſie ſchämte ſich ordentlich, dem Herrn von Schulderoff, der ihr gerade nicht von der empfehlendſten Seite bekannt war, dieſe Muſik zu verdanken. Es ſchlug ein Uhr, als die Künſtler abzogen, und von Ida's Augen war aller Schlaf gewichen. Sie warf ſich hin und her, aber es wollte ihr nicht gelingen, den mohnbekränzten Gott, den Schulderoff ſo unzarterweiſe verſcheucht hatte, zurückzurufen. Sie ging noch einmal die Bilder dieſes Abends und der letzten Tage durch; durfte ſie auch mit Recht hoffen, daß ſie ihm nicht gleichgültig —

Der Ball; es iſt wahr, er hatte immer nach ihr geſehen, aber das bewies nur, daß auch ſie immer nach ihm geſehen hatte; konnte ihm nicht ihr wiederholtes Hinſehen aufgefallen ſeyn, konnte er nicht deßwegen ſo oft nach ihr geſehen haben? — Bei dem Souper, ja da war er hinter ihr geſtanden, hatte, als ſie anſtießen auf Liebe und Freude, tief geſeufzt; aber durfte ſie dies auch auf ſich beziehen? konnte ihn, der ſo unglücklich ſchien, nicht ſo manches ſeufzen machen? — Nachher bei dem Cotillon, ja er erröthete, als ſie ihn zum Tanz aufzog, aber etwa nur wegen ihr? nicht weil ſie die Einzige war, die es wagte, ihn aufzuziehen? — Heute Abend, als er beim Thee neben ihr geſeſſen, da hatte er oft ſonderbare Winke ihr zugeflüſtert, einmal, als man ihn fragte, was ihm an der hieſigen Gegend ſo anziehend ſey, hatte er ihre Hand unter dem Tiſche gefaßt, ſie gedrückt und ihr zugeflüſtert: „ich weiß wohl, darf es aber nicht ſagen.“ Was konnte er damit gemeint haben? Es war wohl bloße Galanterie gegen ſie, als Dame des Hauſes.

Schelmchen Ida wußte es wohl, was es war, aber ſie belog ſich ſelbſt, um immer wieder aufs neue zu zweifeln und zu hoffen. Sie lächelte ſich ſelbſt aus über ihren Zweifel; „nein, der Hofrath muß mir beichten,“ ſagte ſie zu ſich und klopfte auf die ſeidene Decke, „der muß beichten; hat er doch ſo geheimnißvoll gethan, als habe der Graf ſein ganzes Herz gegen ihn ausgeſchüttet, da will ich ſchon erfahren, ob er mich lie“ —

Einige raſche volle Griffe auf einer Guitarre unterbrachen ihr Selbſtgeſpräch; ſie ſetzte ſich im Bettchen auf, ſie lauſchte; ein ſüßes melancholiſches Adagio wurde geſpielt; Ida hatte ſelbſt etwas weniges klimpern gelernt, ſie kannte hinlänglich die Schwierigkeit dieſes Inſtruments, wenn es ohne Begleitung der Stimme oder eines andern Inſtruments die Gefühle in wohlgerundeten vollen Sätzen ausdrücken ſoll; aber ſo hatte ſie dieſes Inſtrument nie ſpielen gehört. Es graute ihr vor dieſen fließenden Läufen, wenn ſie daran dachte, wie ſchwer ſie ſeyen, und dieſe vollen runden Klänge, dieſe melodiſchen Klagen, die den ärmlichen ſechs Saiten entlockt wurden! Wer konnte nur in Freilingen ſo hinreißend, ſo ſüß ſpielen? Sie huſchte ſchnell in die Pantöffelchen, zog die ſeidene Mantille um und ſchlich ſich ans Fenſter; ſollte Mart —

Ja, weiß Gott! ſeine Zimmer waren noch hell erleuchtet, die Gardinen waren herabgelaſſen, aber deutlich konnte ſie den Schatten eines an den Fenſtern Auf- und Abwandelnden erſpähen. Es war Martiniz; und jetzt gewann ſein Spiel erſt volle Bedeutung, jetzt verſtand ſie ſeine flüſternden Klagen, ſeine ſehnenden Uebergänge, die ſüße Melancholie ſeiner Mollakkorde. Er ſchwieg, er ſtand, ſie ſah deutlich ſeinen Schatten, er ſtand ihr gegenüber am Fenſter. Ein bedeutungsvolles Vorſpiel begann; „o wenn er auch ſingen könnte, wie köſtlich, wie wunderſchön wäre es!“ dachte Ida, hüllte ſich tiefer in ihr Mäntelchen und ſetzte ſich ans Fenſter; ihr Herzchen pochte voll Erwartung. — Er ſang, eine tiefe, volle, klare Männerſtimme trug eines jener polniſchen Nationallieder vor, wie ſie ſchon mehrere gehört hatte, und die jedes fühlende Herz durch ihre Innigkeit, durch ihre ſanften Klagen ſo tief anſprechen; er ſang, ſie verſtand kein Sylbchen von den polniſchen Wörtern, aber dennoch faßte ſie den Sinn ſo gut als irgend eine polniſche Schöne; ach, es waren ja die Töne, die man auf der ganzen Erde verſteht, die Klagen der Liebe, die ſich nach dem geliebten Gegenſtand ſehnte, die um Erwiederung fleht, die ihren Schmerz in den flüſternden Tönen der Wehmuth ausweint. Thränen ſtürzten dem liebenden Mädchen aus den Augen, ſie ſchlich ſich zurück zu ihrem einſamen Lager, Emils Töne begleiteten ſie. Die geheimnißvolle Stille der Nacht, das räthſelhafte

Leiden des intereſſanten unglücklichen Mannes, ſein Liebe athmender Geſang, der ja ihr allein in der ſchweigenden Mitternacht galt, dies alles erfüllte ſie mit einer nie gekannten Sehnſucht, es war ein unausſprechliches, aber ſüßes Gefühl der Wehmuth und des Glückes; ja ſie war geliebt, dieſe liebewarmen Tönen wiſperten es ihr in die Seele, ſie war geliebt, wahr und innig, wie auch ſie liebte; ſie preßte ihre weichen Händchen auf das lautpochende Herz, auf die entfeſſelte Bruſt, wo es ſiedete und brannte, als habe das dunkle Feuerauge des Geliebten das wallende Blut wie dürren Zunder angezündet. Verſchämt, als könne er durch die finſtere Nacht, durch ihre dichten Jalouſien zu ihr herüberſehen, verhüllte ſie das pochende Herzchen, zog die Decke bis an den Mund herauf, preßte die Aeuglein zu und flüſterte hinüber in die weichen Töne ſeiner Laute noch ein herzliches: „Schlaf wohl!“

Die Freilinger.

Die Leute in Freilingen ſind wie überall; es vergingen keine acht Tage, ſo wußte jedes Kind, daß Präſidents Jda und der reiche Pole ein Paar ſeyen. Die Freilinger ärgerten ſich nur darüber, daß man ihnen Sand in die Augen ſtreuen wolle; daß die beiden Leutchen einander vorher ſchon gekannt hatten, war am Tage, denn wie ſollte Martiniz an gleichem Tag mit ihr ankommen, was ſollte er überhaupt in dem obſcuren Freilingen ſo lange thun? als weil er Jda liebte, die, Gott weiß durch was für Kunſtgriffe, den Goldfiſch in ihr Netzchen gelockt hatte. Papa Präſident — nun dem ſchwefelte man etwas Blaues vor, daß der Herr Graf doch mit Ehren ins Haus kommen konnte; was da beim Thee vorging, das wußte freilich jedermann, weil man da ſo ein paar Reſpektsperſonen dazu einlud; aber was Vormittags in dem Zimmer, Nachmittags im Garten, Abends nach dem Thee vorging, das wußte niemand; beten werden ſie nicht mit einander, ſagten die Leute; da ſpricht man wohl immer von dem Hofrath Berner, der ſey ja hinten und vorn dabei, daß ja nichts Unrechtes geſchehen könne; aber man wußte ja von früher her, wie er dem Mädchen alle loſen Streiche durch die Finger ſah; jetzt wird es nicht viel anders ſeyn, da ſie größer iſt. So urtheilte die Welt; ſie urtheilte aber noch weiter: das Mädchen, die Ida, thut jetzt ſo jüngferlich und ſo zümpferlich, als wäre ſie in der Reſidenz eine Veſtalin geworden, und vorher war ſie wild, ausgelaſſen, trotzig; das müßte ja ein Gott ſeyn, der aus einer ſolchen Hummel ein reputirliches Mädchen ziehen wollte. Aber in allen Inſtituten iſt man ſeit neuerer Zeit viel pfiffiger geworden; da ſagt man den Mädchen, ihr könnt alles thun, aber haltet Maß und treibet es fein; daher kommt es, daß jetzt lauter Tugendſpiegel aus den Inſtituten kommen. Sonſt kamen ſie ein wenig affektirt, ein wenig frei nach franzöſiſchem Schnitt und Ton; jetzt weiß man das ganz anders: ſittſam, keuſch, ehrbar, alles, was ſie ſeyn ſollten, ſind ſie, da fehlt ſich's nicht, vollkommen, wenn man es ſo von der Seite ſieht. Kommt aber ſo ein Pole, ſo ein Graf Weißnichtwoher oder Baron Nirgendan, ſo bewahrt man den Schein und damit holla! So urtheilten die

Freilinger von dem edelſten beſten Mädchen, das in ihren Mauern war; ſo urtheilten ſie, und wie das Böſe überall ſchneller um ſich greift, als das Gute, ſo wußte und glaubte ſchon nach acht Tagen die ganze Stadt, was ein paar Muhmen bei einer Taſſe Kaffee ausgeheckt hatten. Auch über den harmloſen Martiniz erging das nämliche Gerücht.

Leute wie die Freilinger können nichts weniger leiden, als wenn Menſchen unter ihnen umher wandeln, von denen ſie nicht alles vom A bis zum Z wiſſen, woher und wohin, was ſie für Plane haben u. ſ. w. Kauft einer nicht ein Pferd oder ein Paar Ochſen oder ein paar Hufen Landes, ſo iſt er ein unerträglicher Geheimnißkrämer, der allein das Vorrecht haben wolle, daß die Leute nicht wiſſen ſollen, was an ihm iſt. Dieſer Pole vollends verſündigte ſich auf die impertinenteſte Art an Freilingen. Er ſchien kein Frauenzimmer zu bemerken, als Ida, und doch gab es viele, die ihm ihre Aufmerkſamkeit da und dort bezeigt hatten; er war reich, gab viel Geld aus und doch konnte niemand ſagen, was er denn eigentlich im Städtchen zu thun habe; ſchon ſein ernſtes bleiches Geſicht war ihnen wie ein verſchloſſenes Buch, das ſie gar zu gern durchblättert hätten; „das iſt ein Bruder Liederlich," ſagten die einen, „man ſieht es ihm an der Farbe an, ein Menſch ohne ein Fünkchen Lebensart, ſonſt würde er wenigſtens ſeine Tiſchnachbarn mit ſeinen näheren Verhältniſſen bekannt machen, würde auch in andere anſtändige Cirkel kommen, als nur zu Präſidents." So urtheilten ſie von Martiniz, zuckten die Achſeln, wenn ſie von ihm und ſeinem Verhältniß zu

Ida ſprachen; darin waren ſie aber alle einverſtanden, daß der Präſident von ſeinen Verhältniſſen doch etwas wiſſen müſſe, denn er lächelte ſo geheimnißvoll, wenn man ihn wegen des Fremden anbohrte.

Alt und jung kannte bald den fremden Grafen und überall curſirte er unter dem Namen „der Mann im Mond,“ denn ſein geiſterhaft bleiches Geſicht, ſein Aufenthalt im goldenen Mond hatte dem Volkswitz Anlaß zu dieſem Spottnamen gegeben, und ſelbſt Ida, als ſie es erfuhr, nannte ihn nie anders, als den „Mann im Mond.“

Feindliche Minen.

Wie es übrigens zu gehen pflegt, die ärgſten Feinde Ida's und des Grafen ließen ſich öffentlich am wenigſten über dies Verhältniß aus; Frau von Schulderoff und Fräulein von Sorben fühlten ſich bis zum Tod beleidigt, aber ſie hielten öffentlich an ſich und ſchwiegen.

Beide hatten ſich vorher wenig geſehen, denn ſie waren etwas über den Fuß geſpannt; der Lieutenant Schulderoff hatte einmal einen ganzen Winter hindurch dem Fräulein die Cour gemacht; das Verhältniß hatte ſich aber aufgelöst, man wußte nicht wie. Jetzt, da ſie in einem Spital krank waren, jetzt näherten ſie ſich wieder, und obgleich das Fräulein in ihrem Herzen der Frau von Schulderoff Schuld gab, ſie habe den Sohn aus ihren Netzen gezogen, ſo vergaß ſie doch einſtweilen dieſe Kränkung, um dieſe neuere beſſer zu tragen oder zu rächen. Die Frauen ſehen in ſolchen Sachen feiner und viel weiter als jeder Mann an ihrer Statt; ſo hatte die Sorben bald weggehabt, daß das Unglück des Lieutenants vor dem Hauſe des Präſidenten, von dem die ganze Stadt ſprach, wohl nicht ſo zufällig ſey, als man es erzählte, ſie hatte durch ihre Kundſchafter bald weggehabt, daß die Nachtmuſik, von den zwanzig Regimentstrompetern aufgeführt, nicht den Grafen, ſondern Lieutenant Schulderoff zum Urheber habe, der, wie die Juden die Mauern von Jericho, ſo die Steinwälle und Gußeiſenthore von Ida's Herzen mit Zinken und Poſaunen habe niederblaſen wollen.

Dies alles fühlte ſie recht gut und kalkulirte, was ſie nicht wußte, ſo richtig zuſammen, daß ſie über den ganzen Roman des Herrn von Schulderoff Rechenſchaft geben konnte. Die Mama des verunglückten Liebhabers, der ſeit der Nachtmuſik nur noch ſpröder behandelt worden war, mochte ſie nun ahnen, daß die Sorben auch ein wenig verletzt ſey, oder mochte ſie nur einen gewiſſen Verwandtſchaftsneid zwiſchen dem Fräulein und Ida vorausſetzen — ſie beſuchte von freien Stücken die Sorben, theilte ihr mit, was ſie wußte, und ließ ſich mittheilen, was das Fräulein im Stillen erlauſcht und erſpäht hatte. Uebrigens lebte auch ſie in der feſten Ueberzeugung, Martiniz und Ida haben ſich ſchon lange gekannt und er ſey ihr nach Freilingen nachgefolgt, denn von den nächtlichen Leiden des unglücklichen Grafen ahnte niemand auch nur ein Sylbchen, ſo verſchwiegen war der Küſter des Münſters in dieſer Sache.

Unbegreiflich war und blieb es übrigens ſowohl der Frau von Schulderoff als der Sorben, warum der Graf, der doch ſein eigener Herr ſchien, nicht ſchon lange bei dem Präſidenten um Ida's Hand gefreit habe; ſie, die ſich kein anderes Hinderniß dachten, ſie, die nur einen Grund ſehen wollten, waren einig darüber, daß es dem Grafen entweder nicht recht Ernſt ſey oder daß es ſonſt irgendwo ein Häkchen haben müſſe. So hatten beide Damen ſchon ſeit vielen Nachmittagen und Abenden, die ſie bei Kaffee oder Thee mit einander zubrachten, kalkulirt, und immer ſchien es ihnen, ſie haben noch nicht das Rechte getroffen; da traf es ſich, daß ein Kammerherr, den Frau von Schulderoff kannte, durch Freilingen kam und der gnädigen Frau, bei welcher Fräulein Sorben gerade zum Kaffee war, während man umſpannte, einen Beſuch machte.

Weſſen das Herz voll iſt, deß geht der Mund über. Der Kammerherr hatte kaum ſeine Tagesneuigkeiten vom Hof ausgepackt, als Frau von Schulderoff auch auf Ida und den Grafen kam und den Kammerherrn fragte, ob ſie wohl ſchon in der Reſidenz liirt geweſen ſeyen?

Der Kammerherr horchte hoch auf bei dem Namen des Grafen Martiniz; „wie iſt mir denn?“ ſagte er, „iſt das nicht der polniſche Graf mit den drei Milliönchen, der unſere Gräfin Aarſtein — Ja, wahrhaftig! jetzt fällt es mir erſt ein, in dieſer Gegend, ſagte man, werde er ſich ankaufen und darum iſt er wohl hier. Nein, meine Gnädigen, mit Fräulein Ida von Sanden war der Pole in der Reſidenz nicht liirt, denn er war noch nie in der Reſidenz, wird aber dort jeden Tag erwartet; das Verhältniß, das er hier angeknüpft hat, da können Sie ſich auf Ehre darauf verlaſſen, iſt nur ſo en passant, weil er vielleicht nichts zu thun hat; nein, der iſt nicht für die Sanden!“

Die beiden Damen warfen ſich bedeutende Blicke zu, als ſie dieſe Nachrichten hörten; „Sie ſprachen vorhin von der Gräfin Aarſtein,“ ſagte die Schulderoff; „darf man fragen wie dieſe“ —

„Die Aarſtein will ihn heirathen,“ warf der Kammerherr leicht hin, „ſie hat es jetzt genug, die Wittwe zu ſpielen; der Hof wünſcht ſie wieder vermählt zu ſehen, und zwar ſoll es, weil der Fürſt überdrüſſig iſt, ihre enormen Schulden zu bezahlen, etwas Reiches ſeyn. Da kommt wie ein Engel vom Himmel dieſer Pole ins Land, um ſich hier anzukaufen; er iſt von ſeinem Geſandten der Regierung aufs dringendſte empfohlen, denn man macht hauptſächlich wegen ſeines Oheims, der Miniſter in ...ſchen Dienſten iſt, ein großes Weſen aus ihn; kaum hört die Aarſtein von den drei Millionen und dem alten Oheim, der ihm einmal eben ſo viel hinterläßt, ſo erklärt ſie mit ſchwärmeriſcher Liebe (Sie kennen ihr liebevolles, ahnendes Herz): dieſen und keinen andern. Man iſt höhern Orts ſchon gewöhnt, ihrem Trotzköpfchen nachzugeben; und diesmal traf es ja überdies ganz herrlich mit allen Planen zuſammen; kurz, die Sache iſt eingeleitet und, ſo viel ich weiß, ſchon ſo gut als richtig.“

„Est-il possible, est-il croyable?“ tönte es von dem Mund der erfreuten Damen; die Storben traute aber doch nicht ſo ganz. „Ich kann Sie verſichern,“ ſagte ſie zum Kammerherrn, „Fräulein von Sanden, die

Sie aus der Reſidenz kennen müſſen, iſt ſehr liirt mit dem Grafen, und ich fürchte, ich fürchte, die Gräfin kommt nicht zum Ziel!"

„Nicht zum Ziel?" lachte der Kammerherr, „nicht zum Ziel? das wäre doch kurios; man ſpricht ja in allen Cercles von dieſer Verbindung; die Gräfin nimmt zwar noch keine Gratulationen an, aber das Lächeln, mit dem ſie es ablehnt, iſt ſo gut als Beſtätigung; und wenn er auch nicht wollte, er muß ſie heirathen, denn er kann doch nicht unſern Hof vor den Kopf ſtoßen; was wird er aber nicht wollen? Bedenken Sie, die Gräfin iſt ſo gut als anerkannt von unſerm Hof, hat unleugbar mehr Gewicht als alle Uebrigen zuſammen; iſt ſchön, blühend, macht das beſte Haus; er wäre ja ein Narr, wenn er nur den leiſeſten Gedanken hätte, ſie auszuſchlagen. Und Fräulein Ida! nun? das ſoll mich doch wundern, wenn die ſich endlich einmal hat erweichen laſſen. Unſere Herren in der Reſidenz knieten ſich die Knie wund vor dieſem Marmorengel; aber alles ſoll umſonſt geweſen ſeyn; zwar erzählte man ſich allerlei von dem Rittmeiſter von Sporeneck; ſie ſollen aber gebrochen haben, weil ſie ſeine Liaiſon mit der Aarſtein erfuhr. Nun, Glück auf! wenn der Graf die zahm gemacht hat, dann paßt er zu der Gräfin; und ich ſehe nicht ein, was dieſes Verhältniß ſchaden könnte; die Gräfin Aarſtein wird als Gemahlin des Polen ihre Liebhaber nebenher auch nicht aufgeben. Doch was ſchwatze ich; Ihr Onkel, Fräulein von Sorben, kann Ihnen über dieſe Sachen die beſte Auskunft geben, denn ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht die Hand dabei im Spiel hat." Der Reiſewagen fuhr vor, der Kammerherr empfahl ſich und ließ die beiden Damen in frohem Staunen und Verwunderung zurück.

„Arme Ida!“ ſagte die Storben ſpöttiſch, „ſo viel Routine haſt du denn doch noch nicht, daß du Geſchmack daran finden könnteſt, die Nebenbei des Grafen Martiniz zu ſpielen. Nein! wie das Dämchen, das alſo in der Reſidenz die Spröde ſo ſchön zu ſpielen wußte, aufſchauen wird, wenn der gute Mann im Mond, den ſie ſchon ganz ſicher in Ketten und Banden hat, wenn der amoroso Bleichwangioso auf einmal Morgens verſchwunden iſt, am nächſten Poſttag aber ein Paket einläuft mit Karten, worauf Graf Martiniz mit ſeiner Gemahlin, verwittwete Gräfin von Aarſtein, deutlich zu leſen iſt.“

„Nicht mit Gold iſt ſie zu bezahlen, dieſe Nachricht,“ bemerkte die Schulderoff mit triumphirender Miene, „und um ſo mehr wird ſie ſich ärgern, daß es die Gräfin Aarſtein iſt, denn dieſe hat ihr ja, wie Sie hörten, auch den herzigen Jungen, den Sporeneck, abgeſpannt“ —

„Sie kennen den Sporeneck, gnädige Frau?“ fragte die Sorben, und ihr gelbliches Geſicht ſchien tief über etwas nachzuſinnen.

„Wie meinen Sohn,“ verſicherte jene; „wie oft war er auf Beſuch bei uns in Schulderoff, als er in Garniſon in Tranzow lag! Mich nimmt es nicht Wunder, wenn er Ida kirre gemacht hat, denn wo lebt ein Mädchen, das er, wenn er es einmal auszeichnete, nicht für ſich gewann!“

„Herrlich! das muß uns dienen,“ fuhr das Fräulein fort; ſie ſetzte auseinander, das ihr ſcheine, als habe der

Graf doch etwas zu tief angebiſſen bei Präſidents, und als wolle er vor der Hand nicht an die Gräfin denken; da wolle ſie nun ihren Onkel, den geheimen Staatsrath von Sorben gehörig präpariren, und ſie ſtehe dafür, daß der Graf die längſte Zeit im Mond logirt haben werde. Am beſten wäre es, wenn man die Aarſtein ſelſt in Freilingen haben könnte; doch ſey dies bei dieſer Jahreszeit nicht wohl möglich, darum ſolle auch Frau von Schulderoff Schritte thun. Sporeneck werde ihr ſchon die Gefälligkeit erweiſen, auf einige Tage hieherzukommen; ſeine Sache ſey es, den Grafen recht eiferſüchtig zu machen. Habe man dieſen nur erſt dahin, daß er nicht ſo ganz auf die Scheinheiligkeit Ida's baue, ſo ſey auch im Uebrigen bald geholfen.

Frau von Schulderoff umarmte die Rednerin ſtürmiſch und ergänzte den Plan vollends — „und wenn der Graf aus dem Netz iſt, wenn man dann fühlt, daß man ſich doch ein wenig ſehr proſtituirt hat, dann iſt auch mein Lieutenant wieder gut genug; aber dann ſoll er mir ſie auch nicht nehmen, die ſtolze Prinzeſſin, als bis der Herr Papa Präſident mit ſeinen Friedrichsd'ors herausrückt und unſern Schulderoff wieder flott macht; um die zümpferliche Schwiegertochter bekümmere ich mich dann nicht ſo viel, die mag ſehen, wie ſie mit meinem Monſieur Thunichtgut auskommt.“

Der Traktat, der noch einige geheime Artikel enthielt, war gemacht und beſchworen. Schon nach zwei Stunden ging eine Depeſche von Fräulein von Sorben an ihren Onkel in die Reſidenz ab, worin mit bewunderungswürdiger Klarheit dargethan war, wie die Tochter des Präſidenten einen jungen Polen in ihre Netze zu ziehen ſuche, daß man ſchon von einer Heirath zwiſchen beiden ſpreche, und daß ſie nur bedaure, daß dadurch der Reſidenz ein glänzendes Haus entzogen werde, denn Ida ſcheine darauf zu beſtehen, daß der polniſche Graf ſich in Freilingen niederlaſſe.

Der Brief, das wußte ſie, konnte ſeine Wirkung nicht verfehlen. Wenn auch der Oheim Geheimerath nicht daran gedacht hätte, bei der eingeleiteten Heirath zwiſchen Martiniz und der Gräfin Aarſtein ſeine Hand im Spiel zu haben, ſo hätte ihn doch der letzte Punkt des Briefes dazu vermocht, alles aufzubieten, um die Niederlaſſung des Grafen in Freilingen zu hintertreiben. Der Gedanke, daß ein großes Haus mehr in die Reſidenz kommen könnte, war begeiſternd für ihn. Unter allen Sterblichen ſchätzte er die am höchſten, welche Häuſer machten; darunter verſtand er freilich nicht Zimmerleute oder Maurer, ſondern die, welche ihm Schildkrötenſuppen, fette Auſtern, feine Ragouts, gute fremde Weine vorſetzten, die, welche regelmäßig einmal in der Woche des Abends Thüren und Thore öffneten, um frohe Gäſte bei ſich zu ſehen, hohe Spiele arrangirten, köſtliche Bälle zu geben wußten. Solche Häuſermacher liebte der alte Sorben, denn er war ein altes Weltkind und ein feiner Schmecker aller Delicen, ſie mochten todt oder lebendig, vier- oder zweifüßig ſeyn, mochten dem Gaumen oder der Naſe, dem Ohre, dem Auge oder dem Taſtſinne ſchmeicheln — er war ein Kenner und daher mußte es in ſeinen Wünſchen liegen, ein Dreimillionen-Gräfchen in die Reſidenz zu bekommen.

So hatte ihn ſeine gewandte Nichte, ohne daß er es merkte, bei allen fünf Sinnen zumal, nur durch ein paar kleine Worte gefaßt, und ſie durfte überzeugt ſeyn, er fange Feuer.

Aus dem Freiherrlich Schulderoff'ſchen Palais, das für jetzt, in Ermangelung eines beſſern, nur aus einigen Manſardenſtübchen beſtand, lief ein Brief ab, der keinen geringeren Hagelslärm, kein ſchwächeres Halloh in die Reſidenz machen ſollte, als die zwanzig Trompeter letzthin, als ſie die Reveille vor Ida's Fenſter blieſen. Er war an Se. Freiherrliche Gnaden, den Herrn Rittmeiſter von Sporeneck, bei Huſaren Nr. 3, überſchrieben, und lautete wie folgt:

Freilingen, 11. Dec. 1825.

Herr Bruder!

In meiner Garniſon dahier geht es eigentlich noch immer ſo ledern zu, wie vordem. Das halbe Dutzend Reitpeitſchen habe ich erhalten und ſende hier den Betrag. Sie ſind recht ſchwank und ſehen flott genug aus. Den Säbel erwarte ich noch beſtimmt vor Neujahr; vergiß nicht, daß der Korb, wie bei den badiſchen Dragonern, doppelt ſey. Dahier hat ſich vor kurzem auch etwas zugetragen, was Dich, Herr Bruder, vielleicht auch intereſſirt; die junge Sanden iſt mit einem Galan hier angekommen, der ihr jetzt täglich und ſtündlich die Cour ſchneidet. Begreiſe übrigens nicht, wie ſie dazu kommt, da man hier allgemein ſagt, ſie habe Dich ſehr ſchnöde abgewieſen. Auf Ehre, Herr Bruder! es thut mir leid; aber ein Kerl wie Du, der ſeine vierundzwanzig Liebſchaften des Monats hat, ſollte nicht ſo von ſich ſprechen laſſen. Sollteſt Du wegen dieſer Affaire, was ich für's beſte hielte, ſelbſt einige Wörtchen entweder mit dem neuen Courtiſan oder mit dem Fräulein ſelbſt ſprechen wollen, ſo ſteht Dir mein Logis zu Dienſt. Der junge Herr iſt ein Pole, Graf von Martiniz, ſoll ſchwer Geld haben und ſcheint meines Erachtens der angeführte Theil, denn ſie hat ihn in der Kuppel, daß er weder links noch rechts kann. Lebe wohl und grüße alle Kameraden bei Nr. 1, 2 und 3; ich verbleibe in Bruderliebe Dein

Franz v. Schulderoff,
Lieutenant bei Königin-Dragoner.

Dies war das Schreiben, womit die Frau von Schulderoff den Rachegeiſt für Ida beſchwor. Noch war des guten unſchuldigen Kindes Himmel rein und heiter, aber indem es in das reine Blau des Aethers hineinſah und ſich deſſen freute, zog Wolke um Wolke am Horizont auf und drohte ihr ſtilles Glück zu ſuchen und zu zerſchmettern.

Geheime Liebe.

Aber ſo gewiß die Freilinger Alles zu wiſſen glaubten, ſo wußten ſie doch nichts. Es iſt eine eigene Sache um die Liebe, beſonders um die erſte: es gehen ſo zwei Menſchen nebeneinander hin, ſtill vergnügt, ſtill ſelig; ſie ſehen aus wie Kinder, denen etwas recht Hübſches träumt, und einem andern käme es grauſam vor, ſie aufzuwecken. Sie gehen nebeneinander hin, ſprechen von den gleichgültigſten Dingen und denken an das, was ihr Herz erfüllt, ſie wagen es nicht auszuſprechen, und doch verſtehen ſie ſich ſo gut durch die

Augen, denn ſie tragen den Schlüſſel zu dieſer Zeichenſprache nebſt Wörterbuch und Formenlehre in ihrem treuen Herzen. So war es auch bei Martiniz und Ida. Sie wußten, daß ſie ſich liebten, aber noch hatte der Graf nie deutlich darüber geſprochen, noch hatte ihm Ida keine Gelegenheit gegeben, ſich zu erklären.

Der Hofrath Berner ſah dieſem allem halb freudig, halb unmuthig zu. Er liebte die beiden guten Leutchen, als wären es ſeine eigenen Kinder, darum hätte er ihnen auch alles Gute und Liebe gegönnt, eben darum konnte er aber dieſes verſchämte Treiben nicht leiden. Er war ſo halb und halb des Grafen Vertrauter, denn dieſer hatte ihm ja alle Tage von des Mädchens Schönheit, ſeinem Reichthum an ſtillen Tugenden vorgeſchwatzt, hatte ihm geſtanden, daß er glaube, Ida ſey ihm gut, aber dabei blieb es auch, und Berner war zu zart, bei dem Grafen den Kuppler zu ſpielen. Auch Ida's Vertrauter war er; er kannte ja ihr Herzchen beinahe, ſeit es ſchlug, er wußte jede Schattirung in ihren Liebesſternen zu deuten, er ſah ganz deutlich den Schelm mit Pfeil und Bogen in ihren klaren Pupillen, und doch wollte auch ſie nicht recht voran; doch konnte er es ihr, als einem Mädchen, weniger übel nehmen, als ihm.

„Nein! wer mir je ſo etwas geſagt hätte,“ dachte er, „dem hätte ich mit Fug und Recht unter die Naſe gelacht; ein polniſcher Gardeuhlanen-Rittmeiſter, mit dem Rang eines Oberſtlieutenants in der Linie, und wagt nicht einmal, ein Mädchenherz, das ihm gewogen iſt, anzugreifen.“ Er hätte mögen aus der Haut fahren, wenn er daran dachte, wie man zu ſeiner Zeit gelebt und geliebt habe, und wie die Welt in den letzten Jahrzehnten ſich ſo ändern konnte. Aber wie, wenn Martiniz aus Gewiſſenh — ja das war nicht unmöglich, es konnte Gewiſſenhaftigkeit ſeyn, daß er ſich nicht erklärte; befand er ſich, der unglückliche junge Mann, ja doch immer noch in demſelben Zuſtand, wie er hier angekommen war.

Der Küſter, der jetzt regelmäßig Nachmittags ſein Däpschen hatte, ohne daß ſeine Frau begreifen und ergründen konnte, wo er das Geld dazu herbringe, der Küſter hatte dem Hofrath alle Morgen referirt, wie es in der Nacht zuvor mit dem Grafen in der Kirche gegangen ſey; er hörte zwar, daß er ſeit neuerer Zeit weniger ſtark wüthe, daß er aber deſto mehr weine und jammere. Es war ein eigenes Ding mit dieſem Zuſtand; es war kein Zweifel, daß der Graf jede Nacht um dieſelbe Stunde davon befallen werde, und doch ſah man ihm den Tag über keine Spur von Wahnſinn an; nur ſeine zarte Bläſſe, das Wehmüthige, das noch immer in ſeinem Weſen vorherrſchte, konnte darauf hindeuten, daß er körperlich oder geiſtig angegriffen ſey.

Seinen Entſchluß, den alten Brktzwiſl um die Krankheit ſeines Herrn zu fragen, hatte der Hofrath immer noch nicht ausrichten können; je näher er den jungen Mann kennen lernte, je mehr Achtung er täglich vor ſeinem gediegenen Charakter, vor ſeinem ausgebreiteten Wiſſen bekam, deſto unzarter ſchien es ihm, auf dieſem Wege in ſeine Geheimniſſe eindringen zu wollen.

Aber unabläſſig verfolgte ihn der Gedanke, daß er vielleicht, wenn er das Nähere über des Grafen Krankheit wüßte, helfen könnte. So ſaß er eines Morgens in ſeinem Zimmer, dem man die Junggeſellenwirthſchaft wohl anſah; der Küſter hatte im Vorbeigehen zum Schnapshaus ein wenig bei ihm eingeſprochen und erzählt, geſtern Nacht ſey der fremde Herr ſo zahm geweſen wie ein Lamm, aber geweint habe er wieder, daß ein Töpfer die Hände darunter hätte waſchen können. Er ſann hin und her, wie man dem Geheimniß beikommen könnte, da klopfte es beſcheiden an der Thüre, und der alte Vrktzwiſl trat zu ihm ins Zimmer.

Der Hofrath konnte den alten Diener wohl leiden; er ſchien ſo feſt an ſeinem jungen Herrn zu hängen, ſchien ſo väterlich für ihn beſorgt zu ſeyn, daß man ſah, er müſſe ihn ſchon ſeit Kindesbeinen gekannt und gepflegt haben; recht erwünſcht kam er daher gerade in dieſem Augenblick, wo Berner ſo ganz mit Gedanken an ſeinen Herrn erfüllt war. Der Alte war anfangs ein wenig in Verlegenheit, was er ſagen ſolle, denn daß er nicht aus Auftrag des Grafen komme, hatte Berner gleich weggehabt. Nachdem er ſich in allen Ecken ſorgfältig umgeſehen hatte, ob nicht ſonſt wer im Zimmer ſey, trat er näher:

„Mit Excüſe, Herr Hofrath,“ ſagte er, „nehmen Sie es einem alten Dienſtboten, der es gut mit ſeiner Herrſchaft meint, nicht ungnädig, wenn er ein Wörtchen im Vertrauen ſprechen möchte.“

„Wenn es keine Klagen über deinen Herrn ſind, ſo rede immerhin friſch von der Leber weg,“ ſagte Berner.

„Klagen, Jeſus Maria, wie käme ich bei unſerm jungen Herrn zu Klagen? habe ich ihn doch auf den

Händen getragen, als er's Vaterunſer noch nicht konnte, und ihm gedient bis auf den heutigen Tag, und er hat mir noch kein unſchönes Wort gegeben, ſo wahr Gott lebt, Herr, und das ſind jetzt fünfundzwanzig Jahre. Nein, aber ſonſt etwas hätte ich anzubringen, wenn es der Herr Hofrath nicht ungnädig nehmen wollen. Ich weiß, Sie ſind meines Herrn beſter Freund in hieſiger Stadt, ja ich darf ſagen, im ganzen Land hier, und mein Herr hat mir dies mehr als zehnmal verſichert; ich weiß auch vom Küſter, daß Sie ſchon ſeit dem erſten Tag unſers Hierſeyns etwas wiſſen, das Sie keiner Seele wieder geſagt haben, was Ihnen Gott lohnen wolle" —

„Nun ja," unterbrach ihn der Hofrath, „und du willſt mir erzählen, wie dein Herr in dieſen unglücklichen Zuſtand kam, daß er alle Nacht von einer Art von Wahnſinn befallen wird, willſt mich fragen, ob ich nicht etwa helfen könne?"

„Ja, das wollte ich," fuhr jener fort; „aber eine Art von Wahnſinn nennen Sie das? ich verſichere Sie, es iſt ein Wahnſinn von ſo echter Art, wie man ihn nur im Tollhaus finden kann; aber ich will erzählen, wie er dazu kam.

Emils Kummer.

„Mein Herr war nicht von jeher ſo, wie Sie ihn jetzt ſehen; jetzt iſt er bleich, ſtill, finſter, ſpricht wenig und lacht nie, geht langſam ſeine Straße, und wenn er allein iſt, ſo weint er. Ach! Sie hätten ihn ſehen ſollen, als noch die gnädige Frau Gräfin und die Fräulein Schweſter lebten. Keinen friſcheren kräftigeren jungen

Herrn gab es in ganz Polen nicht mehr; das ſprang, ritt, tanzte, focht, liebte und lebte, lachte und tollte, wie man nur in der Jugend ſeyn kann. Keinen ſchmuckeren Offizier habe ich mein Tage nicht geſehen, und es traten mir immer Thränen in die Augen, wenn er wie ein Hauptmann aus den himmliſchen Heerſchaaren an der Spitze ſeiner Schwadron zur Parade zog, wenn die Trompeter an unſerm Hotel aufblieſen, die Uhlanen ihre Fähnlein ſenkten, und der junge Graf zu ſeiner Fräulein Schweſter herauflächelte wie verklärt und ſeinen Tigerſchimmel dazu tanzen ließ.

„Das ging nun ſo ſeinen guten Gang, bis der Teufel den Herrn Vetter Antonio nach Warſchau führte. Das war ein Schweſterſohn von der Frau Gräſin Excellenz, ein ſchöner ſchmucker Italiener mit braunrothen Wangen, blitzenden Augen, und wenn er ſprach, glaubte man, er ſinge. Der war eigentlich nur ſo weit herausgekommen aus ſeinem ſchönen Land, um die Familie ſeiner Frau Mutter zu beſuchen; aber ehe man ſich's verſah, nahm er Dienſte bei uns und blieb, denn er ſagte, es gefalle ihm nirgends ſo, wie in Polen; muß auch ſo geweſen ſeyn, denn wie ſich nachher zeigte, er war zum Sterben verliebt in des Grafen Schweſter, die junge Gräſin Crescenz. Im Hauſe hatte ihn jedermann lieb, abſonderlich aber der junge Graf, mein Herr, war ihm mit übermenſchlicher Freundſchaft zugethan und that ihm alles, was er ihm nur an den Augen abſehen konnte.

„Das ging nun lange Zeit gut: kein Menſch merkte, daß Herr Baron Antonio die junge Gräſin liebte, denn dieſe hatte viele Liebhaber, welche großes Geräuſch und Aufſehen machten; der Italiener aber trieb ſeine Sache im Stillen und kam wohl bälder ans Ziel als die andern; denn er hatte, ich ſtand dabei, eines Tages einen ſchönen Brillantring am Finger, der auch mir bekannt vorkam. Plötzlich faßte Graf Emil ſeine Hand und fragte: wo haſt du den Ring her? Er aber ſagte lächelnd und ganz gelaſſen: von deiner Schweſter. Nun wußte ich, was die Stunde geſchlagen hatte; der Graf ſah ihn mit einem ſonderbaren Blick an, gab ihm die Hand und ſprach: ich habe nichts dagegen, nur ſey ihr treu. Es verging wieder ungefähr ein Vierteljahr, da kam mein Herr auf einmal nach Hauſe, wie ich ihn noch nie geſehen hatte; ſeine Augen rollten und blitzten ſchrecklich, zweimal ſchnallte er den Säbel um und eben ſo oft warf er ihn wieder hin. Ich fragte, was ihm wäre, er aber gab mir gar keine Antwort, was er ſonſt nie gethan hatte; ich habe nachher den ganzen Handel erfahren und darf ihn wohl erzählen. Der Graf war an jenem Nachmittag in ein Kaffeehaus gekommen, da kam ein Offizier zu ihm, nahm ihn auf die Seite, zeigte ihm einen Ring und fragte, ob er ihn wohl kenne. Der Graf beſah ihn genau und erkannte, daß es derſelbe Ring ſey, den ſeine Schweſter dem Marcheſe geſchenkt. Er äußerte dies aber nicht gegen den Offizier, ſondern fragte nur, woher er den Ring habe; der Offizier ſagte ihm, daß er dieſen Ring an Perſonen geſehen habe, die den Grafen Martiniz nahe angingen, er ſey daher gekommen, um ihm freundſchaftlich zu ſagen, daß er dieſen Ring auf eine Stunde von Madame Trizka entlehnt habe, die ihn von einem Italiener, ſeinem Vetter, zum Präſent bekommen zu haben behaupte.

„Madame Trizka aber war die berüchtigſte Courtiſane der Stadt. Der Herr Graf fragte den Offizier auf ſein Ehrenwort, ob alles ſich ſo verhalte, und nahm ihn auf ſeine Verſicherung ſogleich zum Sekundanten an. Er ſchickte ihn mit dem Ring an ſeinen Vetter und ließ ihn fragen, ob die Trizka denſelben von ihm bekommen habe. Der Italiener antwortete mit einem kalten, einfachen Ja, das meinen Herrn nur noch wüthender machte. Seiner Fräulein Schweſter mochte er das Herzeleid nicht anthun, ihr etwas von dieſem Bubenſtück zu ſagen, und beſchloß daher, den treuloſen Vetter ſo bald als möglich aus der Welt zu ſchaffen.

„In einem Garten der Krakauer Vorſtadt ſchoſſen ſie ſich gleich den Morgen darauf. Mein Herr wurde an der rechten Schulter leicht geſtreift; er aber, der eine ſichere Hand hatte und einen Rubel auf dreißig Schritte traf, ſchoß den Marcheſe durch die Bruſt, daß er keine Ader mehr zuckte. Man brachte beide in die Stadt und machte mit dem Italiener noch einige Verſuche, ihn wieder zum Leben zu bringen, aber alles vergeblich; es war zwar noch Leben in ihm, aber er lag ohne Beſinnung und die Aerzte gaben gar keine Hoffnung.

„Mein Herr, der den Herrn Vetter trotz ſeiner Schlechtigkeit dennoch beweinte, war ſo um ihn beſorgt, daß er ſogar nicht auf ſeine Rettung bedacht war, ſondern ſich an das Sterbebett des Vetters bringen ließ. Dieſer lag immer ohne Beſinnung und, wie es ſchien, ohne Rettung. Mein Herr ſaß bis tief in die Nacht bei ihm, am Ende gegen zwölf Uhr hin in der Nacht war niemand mehr zugegen als er, zwei Freunde, der Wundarzt und ich. Mit dem Schlag zwölf Uhr aber ſchlug der Italiener ſeine greulichen dunkeln Augen auf. Er richtete ſich in die Höhe und ſah ſich im Zimmer um.

„Uns alle wandelte ein Grauen an, denn man konnte glauben, er ſey ſchon geſtorben, ſo geſtanden und gläſern war ſein Blick. Endlich ſah er meinen Herrn, wüthend riß er ſeine blutigen Binden von der durchſchoſſenen Bruſt, daß das Blut herausſtrömte; maledetto diabolo! brüllte er und warf dem Grafen die Binden an den Kopf, ſank zurück auf die Kiſſen, und als wir hineilten, um ihn zu unterſtützen, hatte er ſeinen wilden Geiſt ſchon aufgegeben.

„Mein Herr aber war bei dem ſchrecklichen Fluch des Todten in Ohnmacht geſunken. Er fiel in eine lange Krankheit, aus der er ſo unglücklich wieder erſtand, wie Sie in jetzt ſehen. Als er aber aus ſeinem Wahnſinnfieber, in welchem er drei Wochen gelegen, wieder aufwachte, da ging erſt der Jammer von neuem an, denn während der Krankheit war er vollends ganz zur Waiſe geworden. Die junge Gräfin war ein paar Tage nach dem traurigen Vorfall plötzlich geſtorben; man ſagt arge Sachen in Warſchau von Gift und dergleichen, die aber ein alter Diener nicht glauben darf. Die Frau Gräfin Mutter, die immer geſiecht hatte, überlebte ſie wenige Tage, dann trug man auch ſie zu Grabe.

„Der junge Herr vernahm dies alles mit großer Faſſung, als man ihm aber einen Brief ſeiner Schweſter brachte, da kam er außer ſich, ſo daß wir fürchteten, er komme wieder vom Verſtand.

„Ich vermuthe, der Italiener war doch nicht ſo ſchuldig, als wir alle glaubten, denn der Graf ließ ſich auf ſein Grab führen, weinte dort lange und rief mit flehender Stimme in die Erde hinein um Vergebung. Als ich in der nächſten Nacht neben dem Zimmer des Herrn zum erſten Mal ſeit langer Zeit ruhig ſchlief, weckte mich ein ſchreckliches Geſchrei — es kam aus ſeinem Zimmer — ich eilte hinein und ſah ihn in Schrecken und Wahnſinn, denn er glaubte, der Italiener ſey in ſeinem blutigen Hemde zu ihm gekommen, habe die Binden abgeriſſen, ſie ihm an den Kopf geworfen und ſein maledetto diabolo dazu geſchrien. Mit dem Schlag ein Uhr hörte auch ſein Wahnſinn auf. Aber ſeitdem kehrte er jede Nacht wieder. Er bekam wegen des Duells Begnadigung, mußte aber auf einige Zeit ſich außer Landes begeben.

„Dieſe Weiſung kam erwünſcht, denn die Aerzte riethen zur Zerſtreuung durch eine Reiſe. Ach! wir fahren jetzt ſeit einem Jahr durch ganz Europa und dennoch kehrt ſein Zuſtand jede Nacht wieder. Ich glaube nicht an Geſpenſter, Herr, aber oft iſt es mir doch auch, als habe mein Herr Recht und der ſelige Herr Antonio folge uns auf den Ferſen. In Rom, wohin wir auf unſerer Irrfahrt kamen, entwiſchte er mir in ſeinem Anfall und lief in eine Kirche; wie es nun ſeyn mag, von da an behauptet er, der Spuk könne nicht zu ihm herein, wenn er am Altar ſitze.

„Wer war froher als ich über dieſes Auskunftsmittel? Aber auch nicht jede Kirche war im recht, bald iſt ſie zu groß, bald zu klein, wie es ſo mit kranken Leuten geht. Hier geht es nun unbegreiflich gut. Die Kirche behagt ihm wie beinahe keine, und ſeit acht oder zehn Tagen hat er gar nicht mehr gewüthet, ſondern nur geweint.“

Der alte Diener hatte, oft unterbrochen von dem Hofrath, ſeine Erzählung beendigt; Werner konnte kaum ſeine Rührung zurückhalten; es wollte ihm das Herz abdrücken, daß ein Menſch, ſo ſchön, mit allen Gaben des Glückes ſo reichlich verſehen, mit einem Schlage in ſo namenloſes Unglück ſtürzen ſollte. Er war voll Eifer zu helfen, aber welchen Weg konnte man einſchlagen, um dem Grafen ſeinen ſchrecklichen Wahn zu benehmen? Waren nicht gewiß alle Mittel ſchon verſucht worden, ihn zu heilen? Er fragte den Alten, wozu er ihm behülflich ſeyn könnte bei dieſer Sache.

Der alte Brktzwiſl lächelte geheimnißvoll vor ſich hin und begann dann: „Wenn ich recht geſehen habe, ſo iſt mein Herr auf dem beſten Wege zur Heilung und der Herr Hofrath können als Arzt dabei dienen. Vor allem muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich etwa nicht recht geſehen hätte; einem alten Diener, der nur für das Wohl ſeines Herrn beſorgt iſt, kann man ſchon etwas zu gut halten. Der Herr Onkel des Grafen, ein ſteinreicher Mann, der jetzt auch das Vermögen des Grafen verwaltet, hatte mich mit reichlichen Mitteln verſehen, daß ich jeden berühmten Arzt um Rath fragen konnte. Ueberall, wohin wir kamen unt uns auch nur zwei Tage aufhielten, befragte ich gleich die Aerzte; die einen wollten dies, die andern jenes, was man ſchon oft probirt hatte, die meiſten aber riethen Reiſen und Zerſtreuung.

„In einer kleinen deuſchen Stadt, wo ich gar keinen Arzt geſucht hätte, traf ich durch Zufall einen in unſerm Wirthshaus; es war ein kleiner alter Mann mit einem klugen Geſicht, das mir ſogleich Vertrauen zu ihm einflößte. Er gab nicht gleich eine Antwort, ſondern betrachtete den Kranken in ſeinem Zuſtand, aber von ihm ungeſehen. Den andern Tag ſagte er zu mir: Höre, Alter! dein Herr iſt unheilbar, wenn ihn nicht Liebe heilt, und zwar recht innige, warme Liebe zu einem Mädchen, das ſie erwiedert. Hat ihn erſt einmal eine recht gefaßt, ſo iſt es unzweifelhaft, daß ſein Wahnſinn ſich zerſtreut und nach und nach vergeht.

„Dieſe Nachricht war mir nun von Anfang ein Donnerſchlag, denn ich wußte, wie wenig er ſich aus den Frauenzimmern macht; wenn er durch Liebe geheilt werden ſoll und durch nichts anderes, ſo iſt er verloren, dachte ich; denn wo ſoll er ſich verlieben? Er ging an keinen Ort, wo ſchöne Mädchen waren, in keiner Stadt wollte er über einen oder zwei Tage bleiben; kurz, dieſer Rath brachte mich erſt recht zur Verzweiflung. Aber dennoch ſchrieb ich es treulich dem alten Herrn Onkel.

„Dieſem aber leuchtete das Ding ein; er ſchrieb mir, er wolle ſeinem Neffen eine rechte gute Partie ſuchen, und wir ſollen einſtweilen hieher ins —ſche gehen.

„Hier in Freilingen geſchah nun, was ich für meine Seele nicht für möglich gehalten hätte; er blieb vor vierzehn Tagen bis nach eilf Uhr auf dem Ball, daß ich ihn ſogar abrufen mußte; nach der Kirche geht er wieder auf den Ball, was er in einem Jahr nie gethan, und kommt ganz ſtill ſelig nach Haus. Gleich den andern Morgen läßt er mich das Logis im goldenen Mond auf vier Wochen beſtellen, ich glaubte, mir ſolle Hören und Sehen vergehen; er merkte auch, daß ich mich ſo verwunderte, und gab vor, daß ihm die Kirche ſo wohl gefallen habe. Aber wie ich aus unſerem mittleren Zimmer einmal hinausſchaue, werde ich in dem Haus drüben einen Engel gewahr, der ſo holdſelig herüberlächelte, daß mir alten Kerl ganz warm um's Herz wurde. Da ging mir denn ein Licht auf! Schon auf der Herreiſe hatten wir dieſes Fräulein geſehen; auf dem Ball war ſie auch geweſen, und Tage lang ſchaute jetzt mein Herr hinter dem Vorhang nach dem Fenſter im Haus gegenüber.

„Und das iſt niemand als die wunderſchöne Fräulein Ida; meinen Sie, mein Herr ſey früher in Geſellſchaft gegangen? zu keiner Seele, obgleich ich für jede Stadt eine Handvoll Empfehlungsbriefe hatte; aber ich will die Taſſe Thee mit Löffel und Stiel aufeſſen, die er ſeit einem Jahr in Geſellſchaft getrunken hat, und ſeit er ins Haus hinüber kommt, geht er alle Abende, die Gott gibt, zum Thee hinüber.

„Seit der Zeit läßt aber auch ſein Zuſtand mehr und mehr nach, er raſet gar nicht mehr, er richtet ſich nicht mehr auf; er bleibt ganz ruhig am Altar ſitzen und weint aber nur deſto mehr. Ich hatte eine Freude, als ich dies bemerkte, daß ich dem alten Doktor auf der Stelle mein Hab und Gut geſchenkt hätte; dem Engelsfräulein aber, das dies Wunder bewirkte, möchte ich, ſo oft ich ſie ſehe, aus purer Freude zu Füßen fallen.

„Wenn es nun Gottes Wille wäre, daß das Fräulein meinen Herrn liebte, ach da wäre ihm geholfen, ſo gewiß ich ſelig werden will! Und wenn ſie nicht ſchon einen andern hat, der kann ihr ja doch gewiß recht ſeyn. Laſſen Sie ihn nur wieder einmal zu rothen Wangen kommen, laſſen Sie ihn nur ein wenig lächeln wie früher, laſſen Sie ihn erſt einmal wieder in die Uniform ſchlüpfen ſtatt des ſchwarzen Zeuges, das er anhat, — da muß er ja einem Mädel gefallen, und wenn ſie einen Marbelſtein in der Bruſt hätte, ſtatt eines Herzens. Ueber das Vermögen will ich gar nichts ſagen; ſehen Sie, da iſt das herrlich eingerichtete Hotel in Warſchau, da ſind die Güter Ratiţka, Martinizow, da iſt Flazizhof, da" —

„Laß gut ſeyn, Alter," bat der Hofrath, „mit einem davon könnten wir ſammt und ſonders zufrieden ſeyn. Was deinen Herrn betrifft, ſo glaube ich ſelbſt, daß er das Fräulein gerne ſieht; wie das Fräulein über ihn denkt, weiß ich nicht ſo genau, doch kann ſie ihn nicht übel leiden. Das Ding muß ſich übrigens bald geben, glaube mir. Hat dein Herr das Fräulein recht von Herzen lieb, ſo ſoll er, merke wohl auf, ſo ſoll er es ihr ſagen; ich meine, ich könnte dafür ſtehen, daß ſie nicht nein ſagt."

Der alte Brktzwiſl war außer ſich vor Freude, als er dies hörte; „nun, das muß wahr ſeyn, wenn ſich vernünftige Menſchen mit einander beſprechen, gibt es ein Stück; mein Herr ſoll dran, ſoll Hochzeit haben und wieder fröhlich ſeyn, und der alte Brktzwiſl will kuppeln, und all ſein vierzigjähriges Dienen ſoll umſonſt ſeyn, wenn er nicht, ehe acht Tage ins Land kommen, den Herrn Grafen auf der rechten Fährte hat.“

„Aber meinſt du auch, du verdienſt dir beim alten Onkel Dank, wenn du den Herrn Neveu verheiratheſt? das Fräulein iſt eigentlich doch keine rechte Partie für einen polniſchen Grafen“ —

„Wird ihm wohl an ein paar hunderttauſend Thaler mehr liegen, als an der geſunden Vernunft ſeines Bruderſohns? Nein, der alte Graf iſt ein raiſonnabler nobler Herr, der nicht auf ſolche Sachen viel ſieht. Mache mir meinen Emil geſund, hat er zu mir geſagt, als wir abfuhren, bringe ihn vernünftig zurück à tout prix. Da darf man ja wohl auch eine Heirath dazu rechnen! Und überdies bekümmern wir uns eigentlich nicht ſehr viel um den alten Herrn; der junge Graf iſt eigentlich ſein eigener Herr, und der Onkel hat ihm nicht ſo viel zu geſtatten oder zu verbieten. Doch beſſer bleibt beſſer, und daß der Alte mit Freuden ſeinen Segen gibt, dafür flehe ich; ach wenn er nur das liebe Engelskind ſelbſt ſehen könnte!“ Dem alten Mann ſchien der Mund zu wäſſern; er bat den Hofrath noch einmal, recht zu ſorgen und ging.

Der ſelige Berner.

Als Brktzwiſl fort war, ſchlug der Hofrath ein Schnippchen nach dem andern in die Luft. Er hatte ſich ja ſeine Herzensfreude vor dem klugen Alten nicht merken laſſen dürfen, und doch hätte er dem alten verwitterten Polaken um den Hals fallen mögen, ſo recht ins Schwarze ſeiner Seele hatte er mit ſeinem Plänchen getroffen. „Ein kapitaler Kerl, der Brkltzwiſl," dachte der Hofrath, „ohne den wären wir doch ſammt unſerer ſtillen Liebe und unſeren geheimen Plänchen ganz und gar den Katzen. Beim alten Oheim ſcheint er einen Stein im Brett zu haben, und nicht nur ſo einen Bauern oder lauſigen Laufer, wie man von der alten Treſſenrockſeele glauben ſollte, ſondern einen gewichtigen Rochen, der dem ganzen feindlichen Hof, der Königin Aarſtein und dem Staatsſekretär Springer mit ſeinen Winkelzügen, ein verdecktes und entſcheidendes Schach geben ſoll!" So waren des Hofraths Gedanken; es war ihm dabei ſo federleicht und ſtolz zu Muth, wie einem Kandidaten, der ſein letztes Examen im Rücken und vor ſich die Ausſicht auf eine fette Pfarre hat, wo er mit Frauchen, Pferdchen, Kindchen, Kühen, Schafen und Schweinen mitten unter ſeiner lieben Paſtoralheerde reſidiren kann. Ja es war ihm ſogar ein wenig göttlich zu Muth, als hätte er Stangen, Zaum und Trenſe der Welt unter der Fauſt und regiere an geheimen Schickſalsfäden das Loos des Grafen und ſeiner Ida.

Alle Leute blieben auf der Straße ſtehen, als Berner vorüber kam. Man kannte ihn ſonſt als einen lieben freundlichen Mann, der gerne jedermann grüßte, und hier und dort mit Einem ſprach; aber heute — nein, es ſah zu poſſierlich aus, wie der gute alte Herr vor ſich hin ſprach und lächelte, alle Mädchen in die Wangen kniff, allen Männern zuwinkte, und ein paar Bettelbuben, die ſich am Markte prügelten, einige Groſchen ſchenkte, daß ſie ſich einen vergnügten Tag machen möchten. Den Präſidenten traf er auf der Treppe;

er bot ihm einen guten Morgen, ſchüttelte ihm recht treuherzig die Hand, und dachte ſich, wie ſich wohl der Alte freuen werde, wenn der polniſche Freier angeſtiegen komme, um ſein eheleibliches Töchterchen zu freien. „Alte Excellenz,“ wiſperte er ihm ins Ohr, „aus der Heirath des Polen mit der Gräfin Aarſtein wird — nichts.“ — „Nichts?“ fragte der Präſident mit langem Geſicht, „nichts? hat er Nachrichten, Berner? hat etwa der Hof andere Abſichten mit dieſer Dame?“

„Was der Hof! was der Staatsminiſter!“ lachte der Hofrath, „es gibt noch ganz andere Diplomaten, als die Herren in der Reſidenz! Meinſt denn du, wenn ſo ein echter feuriger Pole liebt, daß ihm das Feuer aus den Kohlenaugen herauspfupfert, er werde erſt vor dem Staatsſekretär den Hut abziehen und fragen: erlauben Sie gütigſt, wollen Ew. Gnaden mir einen Gegenſtand für meine zärtlichen Neigungen rekommandiren? Nein, Herr Bruder! Auf Ehre, wir haben das anders gehalten Anno achtundachtzig, und ich mag es dem guten reichen Jungen nicht verdenken, wenn er es auch ſo macht.“ — „Wie, ſo wäre der Graf in eine andere verliebt?“ unterbrach ihn der Präſident.

„Verliebt, wie ich ſage, und für die Gräfin ſo gut wie verloren.“ — „Ei, ei,“ ſagte der Präſident mit einem klugen Geſicht, indem er den Finger an die Naſe legte, „ſiehſt du, das habe ich mir neulich gleich gedacht, daß das Attachement an die hohe Perſon nicht ſo gar groß ſeyn müſſe. Du weißt von den Aufträgen, die mir in einem Handſchreiben des Staatsſekretärs zukamen; ich richtete mich mit aller Gewiſſenhaftigkeit nach meiner

Vorſchrift und bohrte ihn zuerſt über die hieſige Gegend an; weiß Gott, ich meine, der Menſch wird mir närriſch; lobt und preist die Gegend bis in den Himmel, hat in den vierzehn Tagen, wie er mich verſichert, mit ſeinen ſcharfen Augen Lokalſchönheiten entdeckt, die ihn unwiderſtehlich anziehen und feſſeln, ja ſogar unſer gutes ehrliches Freilingen, das nun in meinen Augen eben nichts Apartes hat, liebt er ſo, daß ihm die hellen Thränen liefen. Nun haben wir ja den Goldfiſch, denke ich; ja, ja, der Freilinger Kreis iſt nicht übel, aber die Gräfin Aarſtein iſt wahrſcheinlich der Köder; ich wende alſo das Geſpräch auf den Hof und endlich auch auf die Gräfin; da iſt er aber ſo kalt und gleichgültig wie Eis. Ich frage ihn endlich, als er gar nicht anbeißen wollte, ob er die Gräfin denn nicht kenne? und da machte er ein ganz eigenes Geſicht, wie wenn man beim überzuckerten Kalmus endlich aufs Bittere kommt und ſagte: nicht anders kenne ich ſie als par renommée. Das iſt nun freilich bei der Frau Gräfin nicht das beſte, das man haben kann. Wenn er ſie daher nur, und zuerſt von dieſer Seite kennt, ſo hat der Herr Staatsſekretär ſchlecht manövrirt."

„Weiß Gott, das hat er!" lachte der Hofrath, „ich könnte dir Dinge ſagen, doch gedulde dich noch ein paar Wochen und du ſieheſt den Herrn Grafen als Bräutigam; eine Dame aus der Reſidenz iſt es nicht, an die er ſein Herz verlieren wird, nichts deſtoweniger iſt es ein Landeskind unſeres allergnädigſten Herrn, und zwar ein gutes, liebes, ſchönes" —

„Nun, nun, ſo arg wird der Engel auch nicht ſeyn," meinte der Präſident, indem er ſich verabſchiedete, „aber ordentlich wohl iſt es mir, daß es die Gräfin nicht iſt, denn ich ſammelte mir ſo unter der Hand Nachrichten über ſie, und die lauteten denn doch gar zu fatal.“

War es dem Präſidenten ordentlich wohl, ſo war es dem Hofrath außerordentlich ſelig zu Muth, als er vollends die Treppe hinanſtieg, als er näher und näher an Ida's Zimmer kam, als ihn das Mädchen Wunderhold empfing. Er hätte mögen nur gleich mit allem, was er im Herzen und Gedächtniß hatte, herausplatzen; aber nein! Hand auf den Mund! ſo gings nicht; vor ſeinem Schickſalspuppenſpiel, daß er jetzt dirigirte, wäre das Mädchen bis an das Herz hinein erröthet und davon gelaufen. Daher ließ er ſeine Gedanken eine kleine Schwenkung rechts machen, um dem Mädchen mit den Plänklern der Neugierde und mit den ſchweren Kavalleriemaſſen der Rührung in die linke Flanke zu fallen und ihr Herzchen zu nehmen. Darum erzählte er ihr das Unglück des Martiniz, aus ſeiner eigenen Phantaſie that er die rührendſten Farben hinzu, um den tiefen Jammer des Grafen zu ſchildern.

Doch das bedurfte es ja nicht, des innigliebenden Mädchens Thränen floſſen, als er noch nicht zur Hälfte fertig war. Wenn ſie ſich den fröhlichen kräftigen Jüngling dachte, geliebt, geachtet von allen, und plötzlich ſo unendlich unglücklich; ja! jetzt hatte ſie den Schlüſſel zu ſeinem ganzen Weſen, zu ſeinem ganzen Betragen.

Jetzt wußte ſie, warum er damals, als ſie ihn zuerſt im Walde ſah, ſo bitter geweint habe; jetzt ward es ihr auf einmal klar, warum er niemals wieder recht fröhlich ſeyn könne. Er hatte ſeinen liebſten Freund getödtet, und wie die Erzählung des alten Dieners merken ließ, unſchuldig getödtet; je zärter ihr eigenes Gefühl war, deſto tiefer fühlte ſie den Schmerz in dieſer fremden und ihr dennoch ſo verwandten Bruſt.

Sie weinte lange, und ihr alter treuer Freund wagte es nicht, dieſes Thränenopfer zu unterbrechen. Noch hatte er ihr aber nichts darüber geſagt, wie der Graf aus ſeinem Wahnſinn zu retten ſeyn möchte; ſo ſchonend als möglich berührte er dieſe Saite, indem er nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß ihre Nähe wunderbar auf ihn zu wirken ſcheine. Sie ſah ihn lange an, als ob ſie ſich beſänne, ob ſie auch recht verſtanden habe; eine hohe Röthe flog über das liebliche Geſichtchen, ein ſchelmiſches Lächeln mitten durch die Thränen zeigte, daß ſie dies ſelbſt wohl gedacht habe; ſie ſchien zu zögern, das auszuſprechen, was ſie dachte; aber endlich warf ſie ſich an die Bruſt des alten Mannes, verbarg ihr glühendes Geſichtchen und flüſterte kaum hörbar: „Wenn er durch warme Theilnahme, durch lautere innige Freundſchaft zu retten iſt, ſo will ich ihn retten!“ Sie weinte an Berners Bruſt leiſe fort und fort, ihre Schwanenbruſt hob und ſenkte ſich, als wolle ſie alle ſechsunddreißig Schnürlöcher des Corſettchens zumal zerſprengen.

Dem Hofrath aber kam dies mitten in ſeinem Schmerz höchſt komiſch vor. Die weint, dachte er, weil ſie einen ſchönen Mann und drei Millionen verdienen ſoll; er konnte ſich nicht enthalten, ſie, vielleicht auch um das Mädchen wieder aufzuheitern, recht auszukichern.

„Iſt es doch, als ob es Ihnen bluteſſigſauer würde, daß ſie den ſchönen edlen Grafen aus ſeinem Wahnſinnsfegefeuer herauslangen ſollen! Es iſt ja nicht die Rede von einem ſolchen leeren Schniffel und Musje Unausſtehlich, wie ſie jetzt zu Dutzenden herſchlendern; nein, um ſolche wäre es nicht der Mühe werth, ſich die Hand naß zu machen, und wenn ſie im Sumpf bis unter die Naſe ſtecken und nicht mehr um Hülfe ſchreien, ſondern nur ein wenig näſeln und rüſſeln könnten. Aber nein, da iſt der Ausbund von Männerſchönheit, der Mann mit dem intereſſanten feurigen Auge, mit der zarten Bläſſe, welche die Gemüther ſo anzieht, mit dem feinen Bärtchen über den Lippen, das ein ganz klein wenig ſticht, wenn er den würzigen Mund wölbt zum Ku“ —

„Nein, es iſt zu arg!“ maulte Idchen und that ſo ernſt und reputirlich wie eine Karthäuſerin, und doch mußte das loſe Ding die Knie zuſammenpreſſen, um nicht zu lachen, „zu arg, nicht einmal ein Fünkchen Mitleiden darf man zeigen, ohne daß die böſe Welt, den Herrn Hofrath an der Spitze, gleich darüber kritiſirt, ob es einem ſchönen Herrn gegolten oder nicht.“

„Nun, nun,“ lachte der Hofrath noch ſtärker als zuvor, „es kommt immer beſſer! Sie machen ja, weiß Gott, ein Geſichtchen, als wollten Sie mir nichts dir nichts der ganzen Welt ein Pereat bringen, aber im Hintergrunde lauert doch der Schelm, denn mein Idchen hat es fauſtdick hinter den Ohren. Ich mache gewiß nicht wie Fräulein von Sorben und Frau von Schulderoff, die große Stadtklatſche, aus jedem Maulwurfshaufen einen Himalaya, aber — wer ſchaut denn immer hinter dem Vorhang hinüber in den Mond, um den Mann im Mond, wie ihn die böſen Stadtkinder heißen, herauszuäugeln. Aber freilich, die jungen Damen machen jetzt gerne aſtronomiſche Verſuche, ſehen nach den ſchönen Sternen, welche das ſchönſte Feuer haben, da muß man ja doch auch in den Mond ſehen; aber Fräulein Ida wird nicht, wie jener ſcharfſichtige Aſtronom, Städte, Feſtungen, ganze Wälle und Verſchanzungen darin erſchauen, ſondern höchſtens die Beſatzung ſelbſt, den Gr“ —

Idchen hielt es nicht mehr aus; ſie wurde röther als ein Purpurröschen, ſie preßte dem Hofrath die weiche Flaumenhand auf den Mund, daß ihm Hören und Sehen verging, und ſchmälte ihn jetzt ſo tüchtig aus, wie er früher ſie ſelbſt geſchmält hatte, als ſie noch ein ganz kleines unreifes Ding war. „Wie oft habe ich hören müſſen,“ eiferte ſie, „man ſoll die ſchönen Püppchen nicht beſchmutzen, und Sie, böſer Hochverräther, machen ja Ihr armes Püppchen Ida ganz ſchwarz; wie oft haben Sie geſagt, man ſolle nicht alles untereinander werfen, ſondern jedes Ding ordentlich an ſeinem Platz laſſen, wo es ſteht, und Sie nehmen da und dort etwas, rudeln und nudeln es recht bunt durcheinander, wie ein Apotheker, und malen die Leute damit an. Iſt das auch recht? kann das Ihr ſonſt ſo geordnetes Oberbuchhaltergewiſſen vertragen?“

Der arme Hofrath bat nur durch die Augen um Pardon, denn der Mund war ihm ſo verpetſchirt, daß er nicht einmal ein Ach! oder Au! hervorgurgeln konnte.

Endlich gab ſie Pardon, der Hofrath ſchöpfte tief Athem und ſagte endlich: „das verdient Strafe, und die einzige Strafe ſey, daß Sie auf der Stelle über und über roth werden!“ Ida behauptete zwar, das laſſe ſich nicht nur ſo befehlen, aber es half nichts; der Hofrath begann: „So wiſſen Sie denn, daß der Graf ſeit einem Jahr Europa durchfliegt, durchrennt, an keinem Orte länger als einen, höchſtens zwei Tage verweilt, daß er auch hier eigentlich nur einen Raſttag halten wollte, es ſind Wochen daraus geworden, ich gebe Ihnen mein Wort, wegen Ihnen allein iſt er hier geblieben.“ Der Hofrath hatte ſeine Strafe richtig beurtheilt, ſie ſchrack zuſammen, als er es ausſprach.

„Wegen mir wäre er hier geblieben? Meinetwill“ — ſie konnte nicht weiter, ein holdes Lächeln geſchmeichelter Selbſtzufriedenheit ſchwebte um die rothen friſchen Lippen, der zarte Incarnat ward überall zur Flamme, und wie von Alters her das weibliche Geſchlecht ein tiefes Räthſel für den Forſcher war, — war es Freude, war es Schmerz? — das überraſchte Herzchen machte ſich in heißen Thränen Luft. Das hatte der Hofrath nicht gewollt, er wollte wieder von neuem anfangen, wollte die lindernden Mittel der Fröhlichkeit und des Scherzes auf die Wunden legen, die er ſo ganz ohne Abſicht geſchlagen hatte, wollte das Mädchen aufheitern, zerſtreuen; aber war es denn möglich, war das möglich, wenn man dieſes Auge in Thränen ſah? So mit ihrem Schmerz beſchäftigt, hatte er ganz überhört, daß man ſchon zweimal an der Thüre geklopft habe; leiſe wurde ſie endlich geöffnet, auf dem weichen

Fußteppich hallte kein Schritt — Ida war es, als wehe ſie ein kühles Lüftchen an, es war ihr ſo wunderwohl und ſüß zu Muth, ſie nahm das Tuch von den weinenden Augen und that einen lauten Schrei, denn vor ihr ſtand in voller Lebensgröße — Graf Martiniz.

Auch dem Hofrath erſtarb das Wort auf den Lippen vor Staunen, gerade in dieſem Augenblick den Mann zu ſehen, von welchem er und Ida geſprochen hatten. Doch der gewandte junge Mann ließ ſie nicht lange in dieſem peinlichen Stillſchweigen, er entſchuldigte ſich, ſo unberufen eingetreten zu ſeyn, er habe aber niemand zum Anmelden gefunden und auf ſein wiederholtes Pochen habe niemand geantwortet. Er ſetzte ſich neben Ida und fragte mit der Zutraulichkeit eines Hausfreundes, ob er den Grund ihres Kummers nicht wiſſen dürfe. Ach! er war ja der Grund dieſes Kummers, ihm galten ja dieſe Thränen, die aus den geheimnißvollen Tiefen des liebevollen Mädchenherzens heraufdrangen.

Sie wollte antworten, die Stimme verſagte ihr, ſie wollte lächeln, aber ihre unwillkürlich ſtrömenden Thränen ſtraften ſie Lügen; er hatte ſo freundlich, ſo zart gebeten, an ihrem Schmerz Theil nehmen zu dürfen, daß es ſie immer mehr und mehr rührte. Mit einem Feldherrnauge ſchaute der Hofrath in dieſe wirren Verhältniſſe; raſch mußten die Blößen benützt werden, der Zweck heiligt die Mittel, dachte er, wirf ſie beide in einen wirbelnden Strom, ſie werden ſich eher finden, ſich vereint an den Strand hinaus retten; er ergriff alſo ſein Hütchen, brach auf und flüſterte dem Grafen laut genug, daß es Ida hören konnte, ins Ohr: „Und wenn Sie noch zehn

Jahre ſo da ſitzen und nach ihrem Kummer fragen, ſie ſagt ihnen doch nicht, warum ſie weint. Um Sie, beſter Graf, weint das Fräulein, weil ſie meint, Sie ſeyen unglücklich, und doch nicht helfen kann.“ Mit ſchnellen Schritten witſchte er aus dem Zimmer, es war ihm zu Muth, wie einem, der geſäet hat und doch nicht weiß, was aufgehen wird. „Der Würfel liegt,“ ſprach er bei ſich, als er die Treppe hinabeilte, „er liegt, zählt nun ſelbſt die Augen und vergleicht euer Grad und Ungrad.“

Entdeckung.

Die beiden jungen Leutchen ſaßen ſich gegenüber wie die Oelgötzen, keines wagte von Anfang ein Wörtchen zu ſagen, ſelbſt den Athem hielten ſie feſt an ſich. Dem Fräulein hatte der Hofrath durch ſeinen gewagten Scherz alles Blut aus den roſigen Wangen gejagt; es war ihr, als ſtäche ihr einer einen Dolch von Eiszapfen in das glühende Herz, und ein anderer ſchütte eine Kufe des kälteſten Waſſers über ſie herab, und im nächſten Augenblick war ihr wieder ſo brühſiedheiß zu Muth, als ob die Feuerflammenbrandung der Lava in ihren Adern ſiede und ein Rheinſtrom von rothglühendem flüſſigen Eiſen durch alle ihre Nerven ſich ergöſſe. Sie wußte nicht, ſollte ſie aufſpringen und davon laufen, ſollte ſie lachen oder vor Unmuth über dieſe Unzartheit weinen, ein tiefer Seufzer entriß ſich dem gepreßten Herzen —

Und Martiniz — was hilft in ſolchen Momenten das vollendetſte Studium deſſen, was wir Welt nennen? Er war auf Hofbällen von Kaiſern und Königen geweſen, er hatte mit einer Fürſtin eine Polonaiſe eröffnet und ihr dabei die Schleppe von der drap-d'argentnen Hofrobe abgetreten, daß ihr die Fetzen vom Leib hingen, und hatte dennoch dabei die Faſſung behalten, obgleich die Durchlaucht einen ganzen Kartätſchenhagel aus ihrer Augenbatterie auf ihn ſpielen ließ. Er hatte — doch was konnte es ihm in dieſem ſüßen Augenblick helfen, daß er ſich ſonſt nicht ſo leicht verblüffen ließ? der Moment riß ihn hin; ſie, die er mit aller Macht heimlicher Gluth liebte, ſie, die in ſeinen Träumen allnächtlich ihm erſchien und ihn zum Gott machte, ſie hatte um ihn geweint, weil ſie ihn für unglücklich hielt.

Und als er jetzt zu ihr hinaufblinzelte, als er die rührende Schaam auf dem engelreinen Geſichtchen, das holde Lächeln um den Mund, tiefer hinab die Schneepracht des Halſes, dieſes Nackens, dieſer Bruſt anſah — er hatte auf ſeiner großen Tour alle Gallerien der Welt, die Kunſtſchätze der Malerei, die lockenden, majeſtätiſchen, niedlichen Formen der alten und neuen Bildhauerkunſt geſehen, mit wahrhaftem Kunſtfleiß ſtudirt, und was waren ſie, was war Venus und alle Grazien, was war Madonna und alle die zierlichen heiligen Geſichtchen aller Zeiten und Schulen gegen dieſes geheimnißvolle Amorettenköpfchen? es lag ein Liebreiz in dieſem ſüßen Weſen. — Er hörte ſie ſeufzen, eine große helle Perle hob ſich unter den ſeidenen Wimpern; er ergriff ihre Hand und drückte ſeinen Mund darauf, ſie zog das weiche Wunderpatſchchen nicht weg.

„Können Sie zürnen, mein Fräulein,“ hub er an, „daß ich zu ſo ungelegener Zeit“ — er hielt inne, um ihre Antwort zu erwarten; — keine Antwort.

„Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie nicht heiter finden würde, ich hätte mir gewiß nicht die Freiheit“ — noch keine Antwort.

„Sie haben einem Unglücklichen eine Thräne des Mitleids geſchenkt; zarte Herzen, wie das Ihrige, verſtehen einen tiefen Schmerz viel früher als andere, möge Gott Ihnen dieſe Thränen des Mitgefühls vergelten, die mir ſo unendlich wohl thun“ — keine Antwort, nur Perlchen um Perlchen drängt ſich über den feinen Rand der Wimpern.

„Sie zürnen mir alſo dennoch?“ fuhr Martiniz trübe lächelnd fort, „das beſte wird ſeyn, ich nehme mir die Freiheit, Sie ein ander Mal zu beſuchen.“ Er wollte ſeine Hand aus der ihrigen ziehen, aber Ida hielt ihn feſt.

„Herr Graf!“ flüſterte ſie leiſe bittend —

„Warum nennen Sie mich Herr Graf?“ antwortete Martiniz, „wie oft haben Sie verſprochen, Martiniz, und wenn ich recht gut bin, Emil zu ſagen?“

„Martiniz!“ flüſterte ſie wieder.

„O, bin ich denn nicht mehr ſo gut wie geſtern, oder ſind Sie nicht mehr die freundliche tröſtende Ida wie früher?“

„Emil!“ hauchte ſie kaum hörbar, aber in dieſem einzigen Wörtchen lag ein ſo ſüßer Ton, dem alle Saiten in Emils Bruſt antworteten, voll namenloſer Seligkeit beugte er ſich von neuem auf ihre zarte Hand; doch er faßte ſich wieder, und, es war ihm zwar ſauer genug, aber dennoch kam er bald wieder in den rechten Takt der vertrauenden Freundſchaft. Er bat ſie, ihn geduldig anzuhören, er wolle ihr ſagen, warum er ſo trübe und traurig durch's Leben gehe, und vielleicht werde ſie ihn entſchuldigen.

Er erzählte ihr die Geſchichte ſeines unglücklichen Hauſes, wie ſie der alte Brktzwiſl dem Hofrath erzählt hatte; aber den ſchrecklichen Verdacht, den der alte Diener nur ahnte und ſich ſelbſt nicht zu geſtehen wagte, beſtätigte er. Er erzählte, daß, als er aus jener langen Krankheit wieder zu völligem Bewußtſeyn und dem Gebrauch ſeiner Verſtandeskräfte gekommen ſey, habe ihm das Leben und die ganze Erde ſo öde geſchienen, daß er ſeiner Mutter und Schweſter die ſelige Ruhe im Grabe gegönnt, ja beneidet habe; beſonders ſeine Schweſter habe er glücklich geprieſen, denn betrogen von dem Mann, den ſie liebte, wie hätte ſie ferner glücklich leben können.

Aufs neue ſey damals eine große Bitterkeit in ſeiner Seele gegen den Italiener aufgeſtiegen, der nur nach dem fernen Norden gekommen ſchien, um ein holdes Mädchen auf wenige Stunden glücklich zu machen und dann zu betrügen, einen Freund zu gewinnen und ihn dann zum unerbittlichen Rächer zu machen. Da habe man ihm einen Brief gebracht, den ſeine Schweſter kurz vor ihrem Ende geſchrieben habe; er enthielt das Bekenntniß einer tiefen Schuld, einer unwürdigen Schande. Antonio habe lange geahnt, daß er, obgleich ihr Verlobter, doch nicht der einzig Begünſtigte ſey. Er habe ſie in einem Augenblick getroffen, der ihm keinen Zweifel über die Unwürdigkeit der Geliebten gelaſſen. Doch zu edel, ſie der Schmach und dem Unwillen ihrer

Familie preiszugeben, habe er ihr erlaubt, ſeinen Verlobungsring fortzutragen, in wenigen Wochen wolle er Warſchau verlaſſen und ſie nie mehr ſehen; ihren Ring, bei welchem ſie ihm mit den heiligſten Eiden Treue geſchworen, wolle er der nächſten beſten Metze ſchenken.

„Dies war die einzige Srafe," fuhr Martiniz fort, „die ſich der edle, ſo ſchändlich betrogene Mann erlaubte. Wie unſelig raſch ich handelte, wiſſen Sie, mein Fräulein; meinem Sekundanten wollte er die Schande meiner Schweſter nicht anvertrauen, eine perſönliche Zuſammenkunft mit ihm ſchlug ich in meiner Wuth aus, ſo ſtellte er ſich denn mit ſeinem ganzen Unglück, mit ſeinem noch größeren Edelmuth vor die Mündung meiner Piſtole. Jenen ganzen Tag, da ich die Schuld meiner Schweſter und ſeine Unſchuld erfuhr, wüthete ich gegen mich ſelbſt.

„Ich wurde ruhiger, als es Abend wurde, aber zu derſelben Stunde, wo er verſchieden war, fühlte ich auf einmal ſeine Nähe, ſein blutbedecktes Bild ſtand vor mir da, meine Seele faßte das Schreckliche nicht, ich verfiel in Wahnſinn. Seit jener ſchrecklichen Stunde naht er mir alle Nacht und zeigt mir ſeine klaffende Wunde; kein Raum iſt ihm zu weit, kein Gebet verſcheucht ihn, er würde mir im froheſten Cirkel meiner Freunde erſcheinen.

„Nur in eine Kirche ſcheint er ſich nicht zu wagen, und meine letzte Zuflucht iſt, mich jede Nacht an den Altar zu retten. Mein Leben iſt für jede Freude verloren, mir blüht kein Frühling mehr, die Natur iſt mir erſtorben; ein raſtloſer Flüchtling eile ich über die Erde hin, verfolgt vom Geſpenſte deſſen, den mein unüberlegter Rachedurſt erſchlug. Ich bin Kain, der ſeinen edeln Bruder ermordete, ich fliehe und fliehe, bis ſich mir eine frühe Grube öffnet, wohin ſein blutiger Schatten nicht mehr dringt, wo ich ausruhe, ungekannt, unbeweint, der letzte Sproſſe meines Stammes, ohne Denkmal, als das der Blumen, die der Frühling aus meiner Aſche keimen läßt.“

Ohne Ida's Antwort abzuwarten, hatte ſich nach den letzten Worten Martiniz erhoben und war davon geeilt. Er war von ſeiner eigenen Erzählung ſo ergriffen, daß er die laute Theilnahme des geliebten Mädchens in dieſem Augenblick nicht hätte ertragen können. Ihre zarte ſtille Theilnahme, die tauſend Zeichen der lautloſen Liebesſprache hatten ohnedies ſchon ſo heftig auf ihn gewirkt, daß er die raſende Gluth in ſeinem gepreßten Herzen kaum mehr beſchwichtigen, daß er ſich kaum enthalten konnte, die Thränen, die ſeinem Unglück floſſen, von den zarten Wangen zu küſſen. Wie eine trauernde Andromache ſaß Ida, das Engelsköpfchen auf ihr ſchneeweißes Händchen geſtützt, und ließ die Thränen herab in den Schooß rollen. Nach und nach ſchien ſie aber ruhiger zu werden, ſie ſah oft auf und dann lag in dem ſchönen Auge etwas ſo Schwärmeriſchſinnendes, daß man glauben durfte, ſie ſinne über einen großen Entſchluß nach.

So traf ſie Berner, der mit einem Armenſündergeſicht zur Thüre hereinguckte; es hatte ihm unterwegs, nachdem der erſte Kitzel über ſeinen gewagten Feldherrneinfall vorüber war, doch ein wenig das Gewiſſen geſchlagen, daß er die Leutchen ſo im heilloſen Zappel zurückgelaſſen habe; er mußte ſich geſtehen, daß die Sache auf dieſe Manier eben ſo leicht ganz über den Haufen gerannt werden konnte; — doch da war er ja der Mann dazu, auch die verzweifeltſten Verhältniſſe wieder zu entwirren. „Haben ſie ſich auch wie ungeſchickte Hauderer ein wenig verfahren,“ dachte er, „der alte Berner weiß ſie ſchon wieder ins rechte Gleis zu bringen.“ Als er aber den Grafen nicht mehr traf, als er ſah, daß das Mädchen ſogar bitterlich weinte und ſchluchzte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, — da grieſelte es ihm doch den Rücken hinauf, eine Gänſehaut flog über ſeinen Cadaver und ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen, — „ſicher einen dummen Streich gemacht,“ brummte er vor ſich hin; da ſchaute ſich Ida nach ihm um; unter den verweinten Augen hervor traf ihn doch ein ſo mildes Lächeln, daß es ihm wieder wohl und warm wurde, als hätte er den beſten Extrait d'absynthe vor den Magen geſchlagen. „Habe ich ein dummes Streichelchen gemacht, mein Kindchen?“ fragte er kleinlaut, machte aber ſo verſchmitzte kluge Aeugelein dazu, daß Ida, ſo ernſt ſie ſeyn wollte, lächeln mußte; ſie gab ihm die Hand und erzählte ihm, wie ſie von Anfang durch ſeine doch etwas gar zu indiskrete Aeußerung ſehr außer Contenance gekommen, daß ſie ihm aber jetzt nicht genug danken könne, denn der Graf habe ihr all ſein Unglück, ſein Leiden erzählt, und ſie ſey wie von ihrem Leben überzeugt, daß er von ſeinem Phantome könne befreit werden. Jetzt hatte ja der Hofrath Ida auf dem Punkt, wo er ſie haben wollte; jetzt war er mit der ganzen Geſchichte auf einmal im Klaren und rieb ſich unter dem Tiſch vor Freuden und lauter Seligkeit die Hände. „Sie können und müſſen ihn retten, und darum hat mir mein Genius das tolle Wageſtück von vorhin eingegeben; Sie müſſen ihn überzeugen, daß alles Ausgeburt ſeiner Phantaſie iſt; Sie müſſen machen, daß er wieder den Menſchen angehört, der gute Junge, daß er bei Tag freundlich nnd geſellig iſt, und Nachts nicht mehr in die Kirche läuft. Ich will davon gar nichts ſagen, daß es für ſeine Geſundheit höchſt nachtheilig iſt, alle Nacht ſich vor einem blutigen Geſpenſt zu fürchten; aber bedenken Sie nur alle andern Unannehmlichkeiten, die ein ſolcher Umſtand mit ſich führt. Der Graf, iſt er nur ſo recht im Feuer, ſo recht, was man ſagt, im Zug, gibt es dann einen herrlicheren, angenehmeren Geſellſchafter, als ihn? da iſt alles Leben, alles Feuer, das ſprudelt von dem feinſten Witz, von der zarteſten Geſelligkeit, und um die Zeit, wo gewöhnlich der Champagnerpunſch, den Sie ſo trefflich zu bereiten wiſſen, oder Cardinal, und für Liebhaber des Rothen auch Biſchof aufgeſetzt werden ſoll, wenn man glaubt, jetzt geht es erſt recht an, da wird er nach und nach ernſter und ſtiller, zieht einmal um das andere die Uhr aus der Taſche oder läßt ſie in der Taſche repetiren, daß man glaubt, er habe ein Glockenſpiel im Magen, und — haſt ihn geſehen — ſchleicht er ſich sans adieu fort und eilt der Kirche zu; der Mondwirthin kann ich es, ob ich gleich die heiligſten, fürchterlichſten Eide dazu ſchwöre, noch immer nicht begreiflich machen, daß er nicht auf ganz ſchlimmen Wegen im Dunkeln ſchleiche; ich weiß es beſſer, ſagt ſie immer; im Dunkeln iſt gut munkeln — das mache mir ein anderer weiß. Und dann, wie unangenehm iſt ein ſolches Verhältniß, wenn der Herr Graf einmal in den heiligen Stand der Ehe ſich begeben ſoll. Zur Zeit, wenn da ſein Weibchen ihre Tücher und Tüchelchen, ihre Röcke und Röckchen abgeworfen hat, wenn ſie im Hemdchen und Nachtcorſettchen ins Bettchen ſchlüpft" —

„Was weiß ein alter Hageſtolz, wie Sie?" unterbrach ihn das Fräulein eifrig, indem ſie ihm mit den weichen Patſchchen, über und über erröthend, eines hinter das Ohr verſetzte, ſchelmiſch lächelte und innerlich beinahe platzte; „was wiſſen Sie von Nachtcorſettchen und Schlafhäubchen? ſolche Dinge gehören ganz und gar nicht in Ihr Fach, und der Schuſter, heißt ein altes Sprichwort, der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſt."

„Leider, Gott erbarm's!" ſeufzte und knurrte der alte Kater-Murr-Berner mit komiſchem Pathos, „leider heißt es bei mir ne ultra crepidam,* ich darf nichts ſehen als die hübſchen Füßchen und höchſtens, aller — allerhöchſtens Jahrs einmal ein hübſches Wäd—; doch um wieder auf Martiniz zu kommen. Ich habe hin und hergedacht, ich weiß nur ein Mittel, wie man ihn der Welt wiedergeben kann. Wir mögen über die Thorheit des Geſpenſterglaubens an ihn hinpredigen, ſo lange wir wollen, er gibt uns Recht und in der Nacht ſieht er dennoch wieder ſein Phantom. Nein, man muß ihm auf ganz anderem Wege beikommen; Sie, Ida, Sie müſſen in der Stunde der Mitternacht zu ihm an den Altar gehen, bei ihm bleiben in den Augenblicken der Angſt, und ich ſtehe dafür, er wird ſo viel an Sie denken, daß das Bild ſeiner Phantaſie verſchwindet.“

---

* Nicht über den Leiſt hinaus!

Ida ſträubte ſich vor dieſem Hülfsmittel mit mädchenhafter Scheue; ſie gab dem Hofrath zu bedenken, daß das ſich aufdringen heiße; was die Welt dazu ſagen werde, wenn ſie einem landfremden Menſchen in die Kirche nachlaufe und dies und jenes — aber der Hofrath, der das Mädchen von ſeiner Kindheit an kannte, ſah tiefer. Er ſah, wie ſich in ihr zwar das Mädchenhafte gegen das Unſchickliche, das nach den Begriffen der Welt darin liegen könne, ſträube, daß aber das Edle und Große, das ſie, nur von Wenigen gekannt, tief in der ſtolzen jungfräulichen Bruſt verſchloß, ſchon jetzt dieſen Rettungsgedanken mit Wärme ergriffen haben müſſe; denn in ihrem Auge ſah er jenes ſtille Feuer ernſten Nachdenkens, ihre Bruſt hob ſich ſtolzer, wie wenn ſie eines großen Entſchluſſes mächtig geworden wäre. Er tröſtete ſie über den Gedanken, was die Welt ſagen würde, unerkannt wolle er ſie in der dunkeln Nacht in die Kirche führen, „und landfremd“, fuhr er mit ſchalkhaftem Lächeln fort, „landfremd nennen Sie dieſen Menſchen? Mir wenigſtens iſt es in den vierzehn Tagen geworden, wie wenn ich ihn lange, lange gekannt hätte; und wer war es denn, der in jener Ballnacht, als wir den landfremden Menſchen zum allererſten Mal ſahen, ſagte: ich möchte hingehen und fragen, warum biſt du nicht fröhlich mit den Fröhlichen, ſage mir deinen Kummer, ob ich nicht helfen kann?“ Es iſt etwas in weiblichen Herzen, das ſie in einzelnen Momenten ſo hoch erhebt, daß ſie Entſchlüſſe faſſen und ausführen, wovor ein Mann vielleicht ſich geſcheut hätte. Auch Ida's Herz war nicht unempfänglich für ſolche große Entſchlüſſe, die der kältere Beobachter mit Unrecht Schwärmerei nennt; ſie lehnte ſich an die Bruſt des alten Freundes und lispelte mit geſchloſſenen Augen kaum hörbar, aber feſt entſchloſſen: „Ich will es thun, denn ich fühle es: der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.“

Die Heilung.

Es war vierundvierzig Minuten auf Mitternacht, als aus des Präſidenten Haus ein Paar dunkle Geſtalten traten; die eine größere war in einen dicken Ueberrock geknöpft, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, die andere kleinere hatte einen Shawl von dunkler Farbe um den Kopf geſchlagen, war tief in einen Carbonaro eingewickelt, der aber zu lang ſchien, denn die Perſon, die ihn trug, mußte ihn alle Augenblicke aufnehmen. Die beiden Geſtalten ſchlichen ſich dicht an den Häuſern hin, gingen mehrere Straßen entlang und verſchwanden endlich im Portal der Münſterkirche.

Bald darauf kam ein Mann mit einer Laterne über den Münſterplatz; es war der Freilinger Küſter; er ſchloß ſchweigend die große knarrende Kirchthüre auf und winkte den beiden Geſtalten einzutreten. Die kleinere ſchien zu zögern, als ſcheue ſie ſich in den nachtrabenſchwarzen Dom zu treten; als aber der Küſter mit ſeiner Laterne voranleuchtete, ſchien ſie muthiger zu werden und folgte, doch ſah ſie bei jedem Schritt unter dem Shawl hervor, als fürchte ſie, irgend etwas Greuliches hinter den großen Säulen hervorgucken zu ſehen.

Am Altar machten ſie Halt. Der Küſter zeigte auf einen breit vorſpringenden Pfeiler, von wo aus man den Altar und einen großen Theil der Kirche überſehen konnte und die beiden Verhüllten nahmen dort ihren Platz; die Laterne gab übrigens ſo wenig Licht, daß man, ohne näher zu treten, die an dem Pfeiler Sitzenden von dem übrigen Dunkel nicht unterſcheiden konnte. Indem hörte man den Glockenhammer im Thurme ſurren und zum Schlag ausholen, der erſte Glockenſchlag von Mitternacht rollte dumpf über die Kirche hin, und zugleich hallten eilende Schritte den mittleren Säulengang herauf dem Altar zu. Es war Martiniz mit ſeinem Diener.

Blaß und verſtört ſetzte ſich jener, wie er alle Nacht zu thun pflegte, auf die Stufen des Altars.

Zuerſt ſah er ſtill vor ſich hin, er weinte und ſeufzte, und, wie in jener Nacht, da ihn der Küſter zum erſten Mal geſehen hatte, rief er mit wehmüthiger bittender Stimme: „Biſt du doch immer nicht verſöhnt? kannſt du noch immer nicht vergeben, Antonio?“ Seine Stimme tönte voll und laut durch die Gewölbe der Kirche, aber kaum war der letzte Laut verhallt, da rief eine ſilberreine glockenhelle Stimme, wie die eines Engels vom Himmel: „Er hat vergeben!“ Freudiger Schrecken durchzuckte den Grafen, ſeine Wangen rötheten ſich, ſein Auge glänzte, er ſtreckte ſeine Rechte zum Himmel hinauf und rief: „Wer biſt du, der du mir Vergebung bringſt von den Todten?“ Da rauſchte es an jenem vorſpringenden Pfeiler, eine dunkle Geſtalt trat hervor, der Graf trat bebend einen Schritt zurück, ſein Haar ſchien ſich emporzuſträuben, ſein Blick hing ſtarr an jeder Bewegung des Nahenden, die Geſtalt kam näher und näher, der milde Schein der Laterne empfing ſie, noch einige Schritte und — der dunkle Mantel fiel, ein ſeraphähnliches Weſen, — Ida — mit der Taubenfrommheit eines himmliſchen Engels ſchwebte auf den Grafen zu. Dieſer war in ein willenloſes Hinſtarren verſunken, noch immer glaubte er einen Bewohner höherer Räume zu ſehen, bis ihn die ſüße wohlbekannte Stimme aus der Betäubung weckte.

„Ich bin es,“ flüſterte, als ſie ganz nahe zu ihm getreten war, das muthige engelſchöne Mädchen, „ich bin es, die Ihnen die Vergebung eines Todten verkündigt. Ich bringe ſie Ihnen im Namen des Gottes, der ein Gott der Liebe und nicht der Qual iſt, der dem Sterblichen vergibt, was er aus Uebereilung und Schwachheit geſündigt, wenn ernſte Reue den Richter zu verſöhnen ſtrebt. Dies lehrt mich mein Glaube, es iſt auch der Ihrige; ich weiß, Sie werden ihn nicht zu Schanden machen. „Du aber,“ ſetzte ſie mit feierlicher Stimme hinzu, indem ſie ſich gegen das Schiff der Kirche wandte, „du, der du durch die Hand des Freundes fielſt, wenn du noch diesſeits Anſprüche haſt an dieſes reuevolle Herz, ſo erſcheine in dieſer Stunde, zeige dich unſeren Blicken oder gib ein Zeichen deiner Nähe!“ Tiefe Stille in dem Gotteshauſe, tiefe Stille draußen in der Nacht, kein Lüftchen regte ſich, kein

Blättchen bewegte ſich. Mit ſeligem Lächeln, mit dem Sieg der Ueberzeugung in dem ſtrahlenden Auge wandte ſich Ida wieder zum Grafen; „er ſchweigt,“ ſagte ſie, „ſein Schatten kehrt nicht wieder, — er iſt verſöhnt!“

„Er iſt verſöhnt!“ jubelte der Graf, daß die Kirche dröhnte, „er iſt verſöhnt und kehrt nicht wieder! O Engel des Himmels, Sie, Sie haben ihn gebannt; Ihre treue Freundſchaft für mich Unglücklichen, die eben ſo hoch, eben ſo rein iſt, als Antonio's Treue und Großmuth, ſie hat den blutigen Schatten verſöhnt. Wie kann ich Ihnen danken?“

„Danken Sie dem, der ſtark war in mir Schwachen,“ ſagte Ida, indem ſie ihm ſanft die Hand entzog, die er gefaßt und mit glühenden Küſſen bedeckt hatte, „wollen Sie aber mir etwas mehr gönnen, als das Bewußtſeyn, dem Freunde genützt zu haben, ſo danken Sie mir dadurch, daß Sie ſich wieder den Menſchen ſchenken, daß Sie wieder heiter und froh ſind, wie es Menſchen gebührt, denen Gott die ſchöne Erde zu einem Ort der Freude geſchenkt hat.“ Sprachlos faßte er das zarte Händchen wieder und drückte es an ſein klopfendes Herz, ſein freudiges Lächeln, ein ſeliger Blick ſagten ihr, daß er erfüllen wolle, was ſie ihn geheißen.

Der Hofrath war indeß näher getreten und hatte mit freudiger, zuweilen etwas ſchalkhafter Miene die ſchöne Gruppe betrachtet. Man konnte aber auch nichts Schöneres ſehen. Der hohe ſchlanke junge Mann mit dem zarten ſprechenden Geſicht, aus dem jetzt alle Wehmuth, alle Trauer gewichen war, das jetzt nur Freude und Glück ausſprach, an ſeiner Seite die feine

Seraphgeſtalt mit dem lieblichen Engelsköpfchen, das aus den ſinnigen ſchmelzenden Augen ſo freudig, ſo ſchmachtend an jenem hinaufſah, — ſie beide umſtrahlt von dem ungewiſſen milden Schein der Laterne, und im Hintergrund der Altar und die wunderlich geformten Bogen und Säulen des majeſtätiſchen Tempels. „Nun,“ dachte Berner, „ſey es um ein paar Wochen, dann ſind wir zu guter Tageszeit wieder hier am Altar, dort auf den Stufen ſteht dann der Herr Paſtor primarius und weiter unten müſſen mir die beiden Leutchen dort knien; der Herr Paſtor ſpricht dann den Segen und ſie ſind kopu“ —

Es zupfte ihn etwas am Rockſchoß, er ſah ſich um. Der alte Brktzwiſl ſtand hinter ihm und wiſchte ſich ein Mal über das andere die alten Augen, die vor ſeliger Rührung übergingen. „Das iſt Ihr Werk, Herr Hofrath!“ ſchluchzte er, „möge es in Zeit und Ewigkeit“ — „Sey ſtill,“ flüſterte Berner, „dein Werk iſt es, denn hätteſt du nicht endlich geſchwatzt, ſo ſpukte der Herr Antonio nach wie vor.“

Der alte treue Diener nahm aber das Lob nicht an; „nun, am Ende iſt es doch der Himmelsengel dort,“ ſchluchzte er weiter, „der es vollbracht hat; ohne ſie hätten wir anzetteln können, was wir hätten wollen, wir hätten doch nichts zuwege gebracht. Morgenden Tages ſchreibe ich alles dem alten Herrn Onkel, und der kann nicht anders, er muß ſeinen Segen zu der holdſeligen zukünftigen Frau Gräf“ — Ein Wink ſeines Herrn unterbrach ihn, er eilte zu ihm hin, küßte die Hände des Grafen und den Saum von Ida's Gewand und brachte dann, wie ihm der Graf befahl, Ida's Mantel. Scherzend, als ging es von einem Ball nach Hauſe, hing Martiniz dem holden Mädchen den Mantel um und hüllte ihr das Köpfchen ſo tief in den Shawl, daß nur noch das feine Näschen hervorſah; der Hofrath führte ſie, der ſtillſelige Graf ging neben ſeiner Retterin her, und Werner wurde gar nicht eiferſüchtig, daß dieſe das Geſichtchen immer nur dem Grafen und viel ſeltener ihm zuwandte.

Brktzwiſl und der Küſter, der ganz traurig ſchien, daß ſeine Thalerquelle doch endlich verſiegt war, ſchloſſen den Zug. „So Gott will," ſagte zu ihm der alte Diener, als er die Thüre ſchloß, „ſind wir zum letzten Mal Nachts da drinnen geweſen; dir ſoll es übrigens nichts ſchaden, alter Kauz. Wenn deine durſtige Seele nach einem Glas Wein verlangt, ſo komme nur zum alten Brktzwiſl in den Mond, da ſetzen wir uns dann hinter den Tiſch, die Frau Wirthin muß Alten geben, und wir trinken dann aufs Wohlſeyn meines Herrn und des ſchönen Fräuleins."

Neue Entdeckung.

Der alte Brktzwiſl kam am andern Morgen mit einem Geſicht, aus welchem man ſich nicht recht vernehmen konnte, zum Hofrath; er wünſchte mit freundlichem Grinſen guten Morgen und ziſchte doch dabei, wie wenn er Rhabarber zwiſchen den Zähnen hätte, ein „wenn nur das heilige Kreuzdonner" — oder „wenn nur das Mohren-Kraut-Stern-Elementerchen" um das andere heraus. Er rapportirte, daß er einen Brief von der alten Excellenz, dem Oheim, habe, worin ihm dieſer ankündige, daß er ſeine Briefe nach Fuſelbronn, einer Badeanſtalt, zwiſchen Freilingen und der Reſidenz ſeitwärts gelegen, zu ſchicken habe. „Der Kukuk!“ raſaunte der alte treue Knecht, „hätte der alte Herr nicht die vierzehn Meilen weiter machen können? Jetzt wäre er hier in Freilingen und ſchaute das Glück ſeines Herrn Bruderſohnes mit leiblichen Augen, könnte nebenbei auch den Hochzeitvater vorſtellen! Was hilft mich das, daß er wieder ſchreibt: Brktzwiſl, ſcheue keine Koſten, wir können es ja bezahlen, wenn der Himmel unſerm Emil wieder geſunden Menſchenverſtand verleihen will; was hilft mich das? In allen Neſtern von Italien, Frankreich, Schweden, Norwegen, England, Holland, wo wir herumfuhren, habe ich keine Koſten geſcheut; ich mag gar nicht denken, was nur die Doktores koſteten, wenn ich allemal die Antwort bekam: reiſe weiter! Zerſtreuung hilft! glückliche Reiſe. — Jetzt, wo wir hier Zerſtreuung und Freude umſonſt hatten, wo ein Engelchen meinen armen Herrn kurirt hat, jetzt ſoll ich keine Koſten ſcheuen? Was hilft da der verfluchte Mammon? Kann ich dem Fräulein ſechs Louisd’or geben wie einem Doktor oder Profeſſor?“

So knurrte der alte Kauz bei dem Hofrath; die Worte pullerten ihm nur ſo hervor, es war ihm ganz ernſtlicher Ernſt mit der Sache, und er war auf ſich und die ganze Welt ergrimmt, daß er jetzt nicht stante pede eine Hochzeit herheren konnte. Der Hofrath ſah ihn ganz erſtaunt an und hielt ſich den Bauch vor Lachen, ſo komiſch kam ihm des alten Geſellen Wüthen vor. „Alter Narr!“ rief er endlich, „muß man dir denn die

Naſe drauf ſtoßen und eine Brille aufſetzen, daß du findeſt, was du ſuchſt? Kannſt du dich denn nicht hinſetzen und die ganze Geſchichte von den letzten vierzehn Tagen deinem alten Herrn ſchreiben und dabei einfließen laſſen, daß dein Herr zum Sterben in das Mädchen verſchammert ſey? Und wenn der Herr Onkel das weiß, nun ja — das Fräulein iſt von gutem Adel, ich ſehe nicht ein, was für ein beſonderes Hinderniß“ —

„Weiß Gott, ſo thu ich!“ rief Brktzwiſl und ſetzte vor Freuden den Reſpekt ſo ganz aus dem Auge, daß er einen Katzenſprung in die Luſt machte, „aber eines fehlt doch immer noch, mein Herr ſollte nur erſt mit dem Fräulein im Reinen ſeyn; aber geben Sie acht, geben Sie acht, der macht uns einen Streich! er iſt ſo blöde, ſo furchtſam“ —

Wenn er es nur gewußt hätte, der alte Brktzwiſl! Sein Herr ſaß, indem ſein Diener von ſeiner Blödigkeit perorirte, bei Ida auf dem Sopha, der Präſident, der nur ſo auf ein Viertelſtündchen in ſeiner Tochter Boudoir eingeſprochen hatte, neben ihm. Was es doch eine eigene freie Kunſt um das Augenparliren iſt! da ſchwatzten jetzt die guten Leutchen ein Langes und Breites mit dem Herrn Papa von Bergen und liegenden Gründen, nebenher hielten ſie ſich die ſchönſten Reden durch verſtohlene Blicke, mit einer Beredſamkeit, einem redneriſchen Feuer, von dem ſelbſt Cicero in ſeiner Rednerkunſt keine Aufſchlüſſe gibt und wovon auch kein Wörtchen weder in der Syntax der deutſchen Sprachlehren noch in den verſchiedenen Rhetoriken und äſthetiſchen Vorleſungen ſteht, die alljährlich von den Kathedern abgehaſpelt werden. Der Präſident thaute immer mehr auf, denn Martiniz ſprach von einem bedeutenden Güterkauf, den er in hieſiger Gegend im Sinne habe, und der gute Präſident glaubte nicht anders, als ſeine Aufmunterungen haben den Grafen auf dieſen vernünftigen Gedanken gebracht, und wenn er es vollends dazu bringen könnte, daß der Graf die Gräfin Aarſtein — er gratulirte ſich ſchon im voraus zu einem allergnädigſten Handſchreiben, beſah lächelnd ſeine Bruſt, wo nächſtdem das Großkreuz des Civilverdienſtordens paradiren werde, nannte Martiniz ſeinen neuen Landsmann und ſein liebes Gräfchen, und zog kichernd und ſchnalzend über ſeine vortrefflich gelungene Negociation zum Zimmer hinaus.

Das tête-à-tête.

So lange er da war, war es dem Grafen und Ida ziemlich leicht zu Muth; zwar prickelte es beiden ein wenig ängſtlich im Herzen, denn das Wiederſehen nach einem ſo wichtigen Moment, wie die geſtrige Mitternacht war, führt immer eine kleine unabweisbare Verlegenheit mit ſich; man iſt nicht ſicher, den Ton gleich wieder zu finden, in welchem man ſich verlaſſen hat. Denn das iſt keinem Zweifel unterworfen, daß man, wie in jedem Geſpräch, ſo auch in dem Flüſtern der Liebe Abends wärmer iſt und in einer Viertelſtunde weiter kommt, als den Morgen nachher, wo ſchon der Verſtand mehr mit der Phantaſie über die Haushaltung rechnet. Daher war es Martiniz auf den erſten Augenblick des Alleinſeyns mit Ida bange; er war ſo traulich von ihr geſchieden, er hätte ihr geſtern Abend alles, alles ſagen können, wovon ſein Herz ſo voll war — und jetzt, jetzt hatte er wieder allen Muth verloren. Er hatte mit den erſten Damen von vier großen Reichen geſcherzt und gelacht, ohne ſich von den impoſanteſten Schönen verblüffen zu laſſen, — wo war ſein Muth, ſeine Gewandtheit dieſem Mädchen gegenüber? Es war aber auch unmöglich, bei dem Engelskind die Faſſung zu behalten; — erfreute der herrliche Tannenwuchs, das Ungezwungene, Graziöſe der Haltung, das Auge, war man beinahe geblendet von dem Lilienſchnee der Haut, von der jungfräulichen Pracht des Alabaſterbuſens, war man entzückt von dem Roſenſammt der blühenden Wangen, von den zum Kuß geöffneten Korallenlippen, war man wunderbar bewegt von dem lieblichen Contraſt, den ihre brand-brand-brand-raben-raben-kohlen-dintenſchwarzen Ringellöckchen und orientaliſch geſchweiften Brauen mit den Cyanenaugen machten, war man hingeriſſen von dem Zauberlächeln, das die Grübchen in den Wangen, die Perlen hinter dem ſchöngeformten Mund zeigte, hätte man hinfliegen mögen, die zarte Taille mit dem einen Arm zu umfangen, mit dem andern das Amorettenköpfchen recht feſt Mund auf Mund zu drücken — o! ſo durfte ſie ja nur das Auge aufſchlagen, durfte nur jenen Blick voll jungfräulicher Hoheit auf den ſündigen Menſchen und ſeine Begierden herabblitzen laſſen, ſo ſchlich man ſich ſo duks und geſchmiegt hinter die Grenzbarrieren der Beſcheidenheit zurück, als haben einen zehn Paßviſitatoren und zwanzig Gendarmen dahinter zurückgedonnerwettert. — Das iſt der Zauber reiner Jungfräulichkeit. Man ſage, was man will von Verdorbenheit der Sitten und daß kein reputirliches Frauenzimmer mehr allein, auch nur eine Meile weit, reiſen könne; an den Männern liegt es wahrhaftig nicht, ſondern an jenen ſelbſt, die ohne den Schutz- und Geleitsbrief jungfräulicher Reinheit in Blick und Mienen hinaus gehen. Der Graf war kein ſolcher Geck wie viele unſerer heutigen jungen Herren, welche glauben, jedes Herz, das ſie lorgnettiren, müſſe auch unwillkürlich von ihrer intereſſanten Erſcheinung hingeriſſen ſeyn. Nein, ſeinem ſcharfen Auge war es nicht entgangen, wie Ida dieſe ſaubern Herren, als ſie ſich mit ihrer dreiſten handgreiflichen Unverſchämtheit an ſie drängten, hatte ablaufen laſſen; wenn auch ihm keine ſolche Zurechtweiſung bevorſtand, wenn er ſich auch ſchmeicheln durfte, von dieſem Phönix von Mädchen vor Allen ausgezeichnet worden zu ſeyn, wenn er ſich auch eines höheren Werthes bewußt war, wer ſtand ihm dafür, daß nicht dieſes Mädchen, das gewiß auf ihre Freundſchaft einen hohen Werth legte, ſich tief beleidigt fühlen werde, wenn er zärtlichere Gefühle äußerte? Wer ſtand ihm dafür — zwar der Hofrath hatte es ihm zu dutzend Malen mit den fürchterlichſten Eiden geſchworen, daß es nicht ſo ſey, aber was wußte der Hofrath von den Heimlichkeiten eines tiefen Mädchenherzens? Wer ſtand ihm dafür, daß ſie nicht ſchon einen andern Würdigeren lie —

Nein! er konnte den Gedanken nicht ertragen, die ganze Nacht hatte es ihn gepeinigt; die guten Betten, über welche er jeden Morgen der Frau Mondwirthin viel Schönes geſagt hatte, waren hart und ſchneidend wie die Latten, auf welche er ſonſt ſeine ungezogenſten

Uhlanen geſchickt hatte; die Kopfkiſſen — Jakobs Stein muß ein Eiderdunenpfühl dagegen geweſen ſeyn, denn er konnte ja darauf ſchlafen und ſogar eine Himmelsleiter träumen, die ihn in den Himmel — es peinigte ihn den ganzen Morgen und Vormittag, bis er endlich den Rieſenentſchluß faßte, ſich Gewißheit zu verſchaffen.

Noch auf der Treppe hatte er Löwenmuth, er ſtieg die Stufen hinan, als wären es die ſchiefen Seiten einer feindlichen Batterie; noch ſo lange der Papa dabei ſaß, flüſterte er ſich zu, daß er mehr Muth beſitze, als er gedacht habe; ihr Blick ſchien ihm heute beſonders glänzend, ſchien ihn ſelbſt aufzumuntern; aber nein, es war ja nur das gewöhnliche freundſchaftliche Wohlwollen! er wünſchte den Papa zum Henker oder in ſeine Kanzlei, und doch hätte er ihn, als er ging, beim Frackzipfel nehmen und feſthalten mögen; jetzt Muth! aber es ſchnürte ihm die Kehle zuſammen, er konnte nicht anfangen, alles ſchien ihm zu gemein, zu trival für dieſe Stunde —

„Warum ſo ſtill und trübe, Martiniz?“ fragte Ida, als der Graf noch immer keine Worte finden konnte. „Sie ſind doch wohl nicht krank?“ Wie wohl that ihm dieſe Theilnahme! — Das Geſpräch war eingeleitet, und dennoch konnte er nicht weiter. Da fiel ihm auf einmal ein Gedanke ein — er beſchloß ihn auszuführen; er nahm noch einmal das Thema von vorhin auf und ging die Landſitze, die ihm angeboten worden waren, einzeln durch; auf allen war Idchen bekannt, und wie unendlich hübſch ſtand es dem Mädchen, wenn ſie von der Landökonomie ſo kunterbunt plapperte, wie ihr das Schnäbelchen gewachſen war. Es war ihm, als ſäße er ſchon mit ihr Abends vor der Thüre ſeines Schlößchens, die Kinderchen alle um ihn her im Gras, wie es auf ſeines Vaters Schloß gehalten wurde, und neben ihm, neben ihm Ida, als züchtiges, hübſches, allerliebſtes Frauchen; und wie ſie dann — nein, es war zu hübſch, wenn er es ſich ſo vorſtellte, wenn ſie dann ſorglich die Kinder hineinſchickte — und ſelbſt aufſtand — und ihn bei der Hand nahm — und die andere Hand ihm auf die Stirne legte — und, ja — und dann ſagte: Männchen, es macht hier unten ſchon etwas kalt, wollen wir nicht zu Bet —

„Da ſitze ich ſchon ein gutes Halbviertelſtündchen,“ unterbrach Ida mit fröhlichem Lachen ſein Selbſtgeſpräch, „und ſehe Ihnen zu, wie Sie ſo gar nachdenklich ſind, als wollten Sie die Quadratur des Zirkels ausklügeln; wo haben Sie nur Ihre Gedanken? Gewiß ſaßen Sie ſchon auf irgend einem Landgut und ſannen nach, wie luſtig Sie ſich dort die Tage vertreiben wollen.“

„Ach,“ antwortete Emil, „ſo luſtig wird es wohl dort nicht werden, wenn man ſo allein, ſo ganz allein auf der Erde iſt.“

„Nun, das kömmt ja nur auf Sie an, Sie können ſich die Einöde froh machen, können Freunde zu ſich bitten“ —

„Freunde?“ fragte Martiniz mit ſonderbarem Ausdruck der Stimme; „es iſt wohl etwas Gutes um Freunde, aber ſie kommen und gehen, und das Herz verlangt nach etwas Bleibendem.“ — „Wer bedenkt,“ antwortete Ida mit gerührtem Blick auf den jungen Mann, „wer bedenkt, wie viel Sie ſchon verloren haben, wird Sie um dieſe Anſicht nicht ſchelten; Sie haben

Recht, es iſt nichts Bleibendes auf der Erde.“ So hatte aber der Graf auch wieder nicht gemeint. „Nein,“ ſagte er, „es hieße dem Leben ſeinen ſchönſten Reiz ablügen, wollte man dies ſo ſtreng behaupten; etwas iſt, was dem Mann in jedem Wechſel bleibt, Ihnen darf ich ſagen, was ich meine, Ihnen, die in dem erſten Augenblick dem Unglücklichen ihre zarte Theilnahme ſchenkte, die durch die zarten Bande der Gaſtfreundſchaft mein Herz wieder für die edeln Freuden der Geſelligkeit öffnete, die, wenn alle Menſchen mich verkannten oder über mein Unglück ſpotteten, mir treue Theilnahme und reichen Troſt gewährte, die mir aus gläubiger frommer Freundſchaft ſelbſt in jene Schreckensſtunde, die mich von den Menſchen verbannte, nachfolgte, die den Fluch von mir nahm, der mich von Land zu Land raſtlos fortſcheuchte, dir, du reines holdes, ewig heiteres Engelskind, darf ich ſagen, was mir fehlt, du haſt mir ja immer geholfen, mir fehlt — ſey du es mir — ein liebes Weib.“

Mit ſteigendem Erſtaunen war Ida der Rede Emils gefolgt — ihr Auge hing an ſeinen Lippen, ihre Hand zitterte in der ſeinigen, denn ſie meinte nicht anders, als ein neues, noch furchtbareres Geheimniß zu vernehmen. Mit einem Schrei der Ueberraſchung, der Freude, der Verlegenheit flog ſie daher vom Stuhle auf, als er endete. —

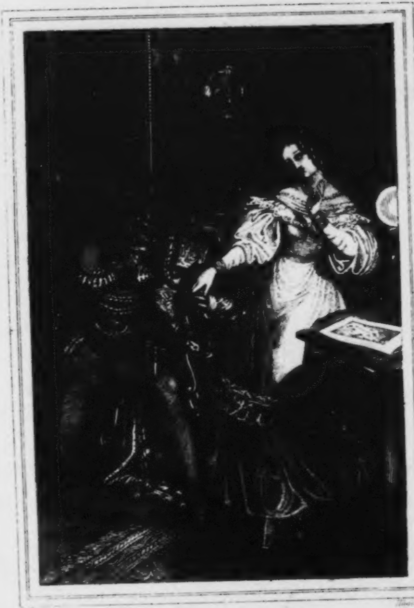
„Herr Graf — Marti—“ ſtammelte ſie in ſteigender Verlegenheit, ihr Geſicht brannte in den hohen Gluthen bräutlicher Schaam.

„Mein Mädchen, meine Ida!“ flüſterte Martiniz und zog ſie zu ſich herab in ſeine Arme, er nannte ſie mit den ſüßeſten Schmeichelnamen, „o laß mir noch einen Glauben, noch eine Hoffnung, laß mir noch einen Troſt, den deiner Liebe!“ — „Mein Emil!“ hauchte ſie aus den ſüßen Lippen hervor — und der Graf preßte ſie in ſtürmiſchem Entzücken an die Bruſt, wollte eben den erſten heiligen Kuß reiner Lie—

Da ſchmetterten Poſthörner die Straße herab, ein ſchwerer Reiſewagen raſſelte dröhnend über das Pflaſter und hielt vor des Präſidenten Haus; aufgeſchreckt wie ein Reh flog Ida aus des Grafen Armen und riß das Fenſter auf — aber erbleichend trat ſie zurück — „Mein Gott im Himmel!“ rief ſie, „es iſt die Gräfin Aarſtein.“ — Die Saat des Böſen reift ſchnell.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.



DER MANN IM MONDE.

II. THEIL.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Achter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'ſchen Buchdruckerei.

Der Mann im Mond

oder

der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Von

H. Clauren.

Zweiter Theil.

Das Unkraut im Waizen.

Die hölliſchen Latwergen und Rhabarbermüschen aus der Leumundſiederei Schulderoff und Comp. thaten ihre Wirkung vollkommen. Kaum hatte Onkel Sorben, eine jener Hofſeelen, die durch Intriguen geboren, mit Intriguen großgezogen werden und ſicher einmal an einer Intrigue ſterben, die ſie gegen den Tod oder Meiſter Urian anzetteln — Onkel Sorben hatte kaum den Brief ſeiner liebenswürdigen Poſaunenſeraphsnichte zu Geſicht bekommen, als er wie wüthend nach ſeinem Stadtwagen ſchrie. War doch die Geſchichte ſo geſchickt, ſo fein eingefädelt geweſen, und Geſchenke — vom Herrn eine Doſe, vom Staatsſekretär ein Staatsſouper, von der Gräfin ein Paar Pferde und ſonſt noch was, was ein alter Kauz, wie er, nie verſchmäht, und das alles ſollte ihm ſo ein naſeweiſes Ding, die kaum hinter den Ohren trocken, wegliebäugeln?

Die Röthe des Zorns lag noch auf ſeinem Geſicht, als er bei der Gräfin vorgelaſſen wurde; er traf ſie allein, nur der Rittmeiſter Sporeneck, ihr täglicher Geſellſchafter, war dort. Der letztere hatte einen Brief in der Hand, aus welchem er ſo eben etwas Unangenehmes vorgeleſen haben mochte, denn die Gräfin ſchien mit Mühe ſehr heiter zu ſeyn, ihr koloſſaler Buſen wogte ungeſtüm auf und ab.

„Excellenz,“ krächzte Sorben aus ſeiner angegriffenen Bruſt hervor, „Excellenz! da bekomme ich ſo eben ganz ſonderbare Nachrichten von ihrem Zukünftigen aus Freilingen.“ — Die Gräfin und der Rittmeiſter warfen ſich bedeutende Blicke zu, aber der graue Hofmann ließ ſich nicht merken, daß er es gemerkt habe — „ja aus Freilingen; er ſoll dort en passant ein galantes Verhältniß mit einer jungen Dame, des Präſidenten von Sanden Tochter, angeknüpft haben; ſolches wäre nun unter andern Umſtänden ziemlich gleichgültig, Excellenz werden ſich aber vielleicht noch aus dem Brief aus Warſchau erinnern, daß der Herr Graf ein Schwärmer genannt wurde, und einem ſolchen, wiſſen Sie wohl, iſt nicht zu tr“ —

„Nicht zu trauen, da haben Sie Recht, lieber Sorben, da haben Sie Recht, und ich danke Ihnen für Ihren Eifer. Die Sache iſt übrigens einmal ſo weit eingeleitet, daß das Gräfchen daran muß, es mag wollen oder nicht; — was ſchreibt ſein Onkel?“

Dieſe Querfrage brachte den Geheimerath beinahe ganz außer Faſſung, denn ſein Gewiſſen ſagte ihm, daß er in dieſer Hinſicht ein gewagtes Spiel ſpiele; als nämlich Graf Martiniz ins Land kam, als man überall von ſeinem Reichthum ſprach, der Staatsſekretär ihn für eine gute Priſe erklärte und alle Segel aufſpannte, um ihn für die Gräfin zu kapern, da wollte es Sorbens Glücksſtern, daß ihm eine bedeutende Rolle zufiel.

Er hatte in Karlsbad den alten Onkel Martiniz kennen gelernt und ſtand jetzt noch in einiger Correſpondenz mit ihm. Sein Geſchäft war es daher, den alten Polen für die Heirath ſeines Neffen mit der Gräfin Aarſtein zu gewinnen; er hatte ſich auch nicht anders gedacht, als er werde leichtes Spiel haben, der alte Graf wußte ja nichts von den fatalen Verhältniſſen der Aarſtein, und — ja es mußte gehen, er ſchrieb dem alten Martiniz und trug ihm gleichſam die Hand der Gräfin für den Neffen an. Mittlerweile hatte er, um ſich bei der Gräfin, die dem regierenden Hauſe ſo nahe verwandt war, wichtig und unentbehrlich zu machen, viel von ſeinem großen Einfluß perorirt, den er auf ſeinen Intimus, den alten Martiniz, habe, und jedesmal, ſo oft auf die Heirath die Rede kam, ganz zuverſichtlich geſagt: „es fehlt ſich gar nicht, der alte Pole muß wollen, was ich will, und damit Holla!“

Das Ding hatte aber doch einen Haken; der Gra hatte ſeinem Karlsbader Freund wieder geantwortet, daß dieſe Verbindung mit einer ſo erlauchten Dame ſeinem Neffen, wie dem ganzen Hauſe Martiniz nicht anders als zur größten Ehre gereichen könne, und daß er ſich unendlich freue, die ſchöne Gräfin einmal als ſeine Schwiegernièce zu umarmen; bis hieher war es nun ganz gut, jetzt aber kam der Haken, — was übrigens ſein Votum in der Sache betreffe, ſchrieb er weiter, ſo müſſe er ſich mit Wünſchen begnügen, denn er habe den Grundſatz, in ſolche Affairen ſich auch nicht im geringſten einzumiſchen; ſein Neffe kenne ihn auch von dieſer Seite vollkommen und wiſſe, daß er ihm zu keiner

Verbindung weder zu- noch abrathen werde. Er ſolle einmal nach Liebe heirathen, natürlich nicht unter ſeinem Stand; wenn er aber dieſe Grenze nicht überſchreite, gebe er ſeinen Segen zu jeder Wahl.

Das war nun ein verzweifelter Haken; Sorben hatte ſich vorgeſtellt, der Alte werde bei einer Gräfin Aarſtein ſogleich mit beiden Händen zugreifen und ſie dem Herrn Neveu als Frau Gemahlin präſentiren ohne weitere Sperranzien; wahrhaftig, man mußte im Norden noch weit, ſehr weit in der Cultur zurück ſeyn, daß man von einer Heirath nach Liebe ſprechen konnte; doch der Karren war ſchon einmal verfahren und konnte auf dieſer Seite nicht mehr herausgehaudert werden; der alte Herr von Sorben dachte alſo: vogue la galère, der alte Narr muß wollen! machte gute Miene zum böſen Spiel, und ſagte dem Staatsſekretär und der Gräfin, der alte Martiniz ſey vollkommen damit einverſtanden. Ein böſes Gewiſſen behielt er aber bei der Sache noch immer; wenn ja das Gräfchen Goldfiſchchen doch nicht anbeißen mochte, — nein! er konnte den Gedanken nicht ausdenken, er wäre ja um Ehre und Reputation gekommen, denn auf ſeine Nachricht von dem alten Grafen hin, hatte man ſich nicht mehr genirt und von der Verbindung, als von etwas, das ſich von ſelbſt verſtünde, überall geſprochen.

Wie jetzt die Sachen ſtanden, ging ihm das Waſſer bis an die Kehle, und die fatale Querfrage der Gräfin: was ſchreibt ſein Onkel? hätte ihn beinahe aus aller Contenance gebracht. Doch er faßte ſich und antwortete mit der heiterſten Miene von der Welt: „Der iſt, wie ich ſchon oft geſagt habe, durchaus damit einverſtanden, und dieſe Verbindung liegt ganz in ſeinen Wünſch" —

„Wie? ganz in ſeinen Wünſchen? damit einverſtanden? — das ſind nicht die Ausdrücke, die Sie mir früher ſagten; erinnern Sie ſich, Sie ſagten mir, er ſchreibe, er ſey von ſelbſt auf den Gedanken gekommen, daß ſein Neffe mich" —

Höllenangſt, Höllenpein nagte in Sorbens Bruſt; nein! wenn er compromittirt würde! doch da galt kein Beſinnen mehr. „Vollkommen damit einverſtanden, meine Gnädige, ſo vollkommen, ſage ich, daß er ſelbſt zuerſt auf den glücklichen Gedanken kam."

„Nun was wollen wir weiter?" fuhr die Gräfin ruhig fort, „mein Gräfchen wird nicht das ungehorſame Söhnchen ſpielen wollen, denn die drei Milliönchen, die er von dem Onkel erben ſoll und die, wie Sie mir ſagen, wegfallen, wenn er mich nicht" —

Sorben ſchnitt greuliche Geſichter; es war ihm, als ſollten ihm die hellen Thränen hervorſtürzen, daß er ſich ſo dumm verplaudert hatte, und dennoch ſollte er lächeln und freundlich ſeyn; er grinzte daher furchtbar, wie einer, der Aſſa fötida oder recht bitteres Salzconfekt im Mund hat und doch zuckerhonigſüß dabei ausſehen will.

Das Unkraut wächst.

Der Rittmeiſter hatte bis jetzt noch kein Wort geſprochen; aber die Miene des alten Fuchſes mochte ihm doch nicht ſo ganz ſpaßhaft vorkommen, als ſie ausſehen ſollte. „Mir ſcheint es, als dürfe man die Sache nicht nur ſo gehen laſſen, wie ſie geht, und am Ende warten, ob der Graf gehorſam ſeyn will oder nicht, denn hol' mich der —, verzeihen Sie, gnädige Gräfin — wenn ich ſelbſt drei Millionen hätte, wie der Goldfiſch, der jetzt in Freilingen vor Anker liegt, ſo thäte ich nach meinem Sinn und nicht wie mein alter Oheim wollte."

„Das heißt alſo," rief die Gräfin pikirt, „Sie würden Ihrem Kopf folgen, auch zu den Füßen des Fräuleins Ida liegen und die Gräfin Aarſtein refüſiren?"

„Wie Sie nur ſo reden mögen?" antwortete der Rittmeiſter empfindlich, „Sie wiſſen ja ſelbſt, wie ich mit Ida ſtehe; aber ich wollte damit ſagen, daß der Graf Sie ſehen muß, und hat er Sie nur erſt einmal geſehen, nun ſo ſtehe ich dafür, daß er keine weitere Vergleichung anſtellt, ſondern zu Ihren Füßen liegt."

Die Geſchmeichelte ſchlug ihn mit dem Eventail auf die Hand und meinte ſelbſt, indem ſie einen Blick in den deckenhohen Spiegel warf, daß dieſer Rath vielleicht ſo übel nicht wäre; auch Sorben ſchien er das einzige Rettungsmittel in ſeiner peinlichen Lage; kommt die nur erſt einmal hinter den Polen, dachte er, dann ſey ihm Gott gnädig; denn wenn die einen lieben und von einem geliebt ſeyn will, dann koſtet es vierundzwanzig Stunden und er iſt im Netz.

Sie hielten jetzt großen Kriegsrath. Die Nachrichten, die der Rittmeiſter von ſeinem Kameraden Schulderoff aus Freilingen erhalten und kaum zuvor der Gräfin mitgetheilt hatte, ſtimmten auf ein Haar mit dem überein, was Fräulein Sorben ihrem Onkel gegeſchrieben hatte. Ueber den Thatbeſtand war alſo nicht der geringſte Zweifel mehr. Aber wie dem Grafen beikommen?

„Iſt ſie denn wirklich ſo hübſch?“ fragte Sorben, um die feindliche Stellung recht genau zu recognosciren.

„Hübſch?“ lachte die Gräfin bitter, „hübſch? nun das müſſen Sie ihren primo amoroso, den Rittmeiſter, fragen; wenn durch einander geſitztes Rabenhaar, ein Maul voll geſunder Zähne, ein Paar rothe Bäckchen, eine gedrechſelte Hopfenſtange von Körper, die mir die Nerven angreift, weil man ſie nicht berühren darf, ohne fürchten zu müſſen, daß man eines der zarten Gliederchen abknicke (bei der koloſſalen Rieſenküraſſierfigur der Gräfin war dies nicht zu befürchten), wenn dies alles für hübſch gelten ſoll, ſo iſt ſie wunderſchön. Ha ha ha! wunderſchön! Nun, und das — muß man ihr laſſen, viel Welt und bou ton hat ſie auch. Denken Sie ſich, ich laſſe mich herab, ſie mir letzten Winter präſentiren zu laſſen, lade ſie zu meinen Soirées und Hausbällen ein, aber ſiehe da, Mamſell Zümpferlich ſetzte mir keinen Schritt wieder ins Haus? ob dies nicht eine Sottiſe ohne gleichen iſt? Und als ich mich einmal bei ihrer Frau Pathe, die einen Affen an ihr gefreſſen haben mußte, als ich mich bei der Fürſtin Romanow beklagte, warum die junge Dame ſich ſo impertinent gegen mich betrage, was meinen Sie, daß ich zur Antwort erhielt? Denken Sie ſich, das gute Kind ſey zu unverdorben und keuſch, als daß ſie ſich in meinen Cercles gefallen könnte! Dergleichen kann man von der Fürſtin ſich ſagen laſſen und es ohne Replike einſtecken, aber ma foi! ſonſt von niemand. Alſo zu unverdorben und keuſch! nun der Herr Rittmeiſter da wird von ihrer Keuſchheit zu ſprechen wiſſen; wie iſt es damit? geſtehen Sie!“

Der Rittmeiſter verſicherte zwar auf das heiligſte, daß er Ida immer nur als ein reines Kind der Natur gefunden habe, aber ſein höhniſches Teufelslächeln bei dieſen Schwüren, die Art, mit welcher er den Stutzbart bis an die Ohren zurückriß und die Augen einkniff, ließ faſt errathen, daß er mehr wiſſe und erfahren habe, als er ſagen wolle.

„Nun,“ ſagte Sorben, „wenn die Aktien ſo ſtehen, ſo iſt es nicht ſchwer zu agiren. Sie, Excellenz, heben den Grafen durch Ihre Reize aus dem Sattel, der Rittmeiſter aber Ida, und zwar dadurch, daß er den Grafen eiferſüchtig macht; er darf nur dem ſüßen Schwärmer ſchwören, daß er die Gunſt des Fräuleins Engelrein noch nie ganz genoſſen habe und dazu ein Geſicht machen, wie wir es eben geſehen haben, ſo muß der gute Mann abgekühlt ſeyn, als ſey er nie entbrannt geweſen.“

„Aber wie ſoll dies alles geſchehen? wir können doch die Mamſell Zümpferlich nicht mit Extrapoſt kommen laſſen, da ſie erſt vor vierzehn Tagen die Reſidenz verlaſſen hat, und der Graf iſt auch nicht ſo ſchnell zu meinen Füßen citirt, als Sie ſich wohl vorſtellen.“

„Iſt gar nicht nöthig,“ replicirte Sorben, indem er ſeine Karte immer hübſcher miſchte, „nicht nöthig; wie wäre es, ja das wäre am Ende das beſte, wenn Sie ſelbſt nach Freilingen gingen und dort dem ganzen Spaß auf einmal ein Ende machten?“

Der Gedanke ſchien der Gräfin nicht übel zu gefallen. „Wahrhaftig es wäre ſo übel nicht," antwortete ſie ſinnend, „der alte Präſident, wahrhaftig ich quartiere mich ſelbſt bei ihm ein; erſt vor einem Jahr hat er mich eingeladen, wenn ich einmal auf der Durchreiſe auf meine Güter durch Freilingen komme, bei ihm abzuſteigen. Das wäre ein zu hübſcher Spaß, Fräulein Ida in ihrem eigenen Hauſe den Galan abzuſpannen; nein, der Einfall iſt göttlich, und ich bin faſt entſchloſſen, ihn auszuführen. Sorben athmete wieder freier, als er die Gräfin auf ſo gutem Wege ſah; jetzt konnte, jetzt mußte ja noch alles gut werden, und ſein Anſehen, ſeine Ehre war gerettet; er that ſich nicht wenig auf ſeinen Witz zu gut, mit welchem er ſo hübſch die Volte geſchlagen und ſein zweifelhaftes Spiel korrigirt hatte; noch einmal rieth er dringend zur Reiſe und empfahl ſich.

Als er fort war, geſtand die Gräfin ihrem Cicisbeo, daß ſie nach Freilingen reiſen werde, und zwar gleich morgen, aber nur unter einer Bedingung, nämlich er müſſe ſie eskortiren; einmal würde ihr die Reiſe zu langweilig ohne ihn, und dann habe ſie ihn auch höchſt nöthig, um Ida bei dem Grafen aus dem Felde zu ſchlagen. Der Rittmeiſter ſagte freudig zu; eine Reiſe mit einer ſolchen Frau war eine herrliche Ausſicht; daß er als Reiſeſtallmeiſter den Wein nicht zu ſchonen habe, wußte er wohl; nach Freilingen war es drei Tagreiſen, wie angenehm ließ es ſich bei der Gräfin im Wagen ſitzen, wie intereſſant ließen ſich die Verhältniſſe weiter ſpielen, wenn man Abends ins Nachtquartier einrückte; — und dann, er kitzelte ſich ſchon mit dem Gedanken, ſich an Ida zu rächen, in die er, er mußte es ſich zu ſeiner Schande geſtehen, bis zum Tollwerden verliebt war, und die ihm nicht einmal ein Küßchen — nein, es war zu unverſchämt; bei andern hatte er nach den erſten Präliminarien beinahe ohne Schwertſtreich geſiegt, und dieſes Landpomeränzchen hatte ihm ſo imponirt, daß er es nicht wagte, nachdem ſie ihn einmal mit Verachtung abgewieſen hatte, noch einmal einen Verſuch zu machen; und dieſe Blame war ausgekommen, man wußte es ſogar in dem kleinen Neſt Freilingen, zwanzig Meilen von der Reſidenz, ſein Kamerad Schulderoff, die ehrliche Haut, hatte ihn beſchworen, ſich zu räch — Es mußte ſeyn; Rache wollte er nehmen an der ſtolzen Jungfrau, daß ihr die Haut ſchaudern ſollte.

Am andern Morgen fuhr ein Reiſewagen mit den gräflich Aarſteiniſchen Wappen zum Thor hinaus; bald nachher jagte der Rittmeiſter von Sporeneck mit ſeinem Jokey hintendrein, eine Stunde vor der Stadt gab er das Pferd dem Jokey und ſetzte ſich in den gräflichen Reiſewagen, und fort ging es über Stock und Stein, bis man den Münſterthurm von Freilingen ſah; dort ſtieg er aus, küßte noch einmal eine ſchöne Hand, die ihm aus dem Wagen geboten wurde, ſaß auf und ritt auf einem Umweg in die Stadt, wo er ſich im Gaſthof zum goldenen Mond einquartierte.

Trübe Augen.

Ida fühlte einen tiefen Stich im Herzen, als ſie die Gräfin aus dem Wagen ſteigen ſah; „nun Adieu, Liebes- und Lebensglück!“ ſeufzte ſie, indem ſie einen trüben Blick über Martiniz hinfliegen ließ und zur Treppe eilte, um den erlauchten Gaſt zu empfangen, „nun Adieu Liebesglück, wenn dieſes Weib in mein Leben greift!“

Sie zerdrückte eine Thräne des Unmuths über ihr Geſchick und ging weiter. So ungefähr muß es jenen unſchuldigen Thierchen zu Muth ſeyn, wenn ſie die Schlange erblicken und von ihrem greulichen Anblick übertäubt, nicht auf ihre Flucht denken, ſondern in geduldiger Reſignation dem Verderben entgegengehen.

Mit jener Leichtigkeit und Grazie, die man in höheren Verhältniſſen von Kindheit an ſtudirt, wußte die Gräfin ſchnell über das Unangenehme der erſten Augenblicke hinüberzukommen. Sie war die Freundlichkeit, die Herzlichkeit ſelbſt. So weit hatte es freilich Ida in der Bildung nicht gebracht, daß ſie denen, die ſie nicht lieben konnte, wie ihren wärmſten Freunden begegnete. Auch war ſie die Ueberraſchte und die Gräfin die Ueberraſchende, daher war Ida etwas befangen und ceremoniös beim Empfang der hohen Dame; aber ihr natürlicher Takt ſagte ihr, daß ſie jede andere Rückſicht bei Seite ſetzen müſſe, um nur die im Auge zu haben, die Gräfin, die nun einmal ihr Gaſt war, anſtändig und würdig zu behandeln.

Um wie viel edler waren die Motive, welche Ida bei ihrem Betragen leiteten, als die der Gräfin! ſo verſchieden als Natur und Kunſt. Die Aarſtein wußte gegen jeden, auch wenn ſie ihn bitter haßte und ihm hätte den Dolch in den Leib rennen mögen, freundlich und leutſelig zu ſeyn. Sie konnte ihm etwas Verbindliches ſagen, wenn ſie das bitterſte Wort auf der Zunge hatte. Aber ſo ſind jene Geſellſchaftsmenſchen, die nichts Höheres kennen, als ſich zu produciren. Wenn man in ihre Cercles tritt, glaubt man in die alten Zeiten zu kommen, wo noch alles ſo brüderlich und freundlich war; da iſt alles übertüncht, alles hat den ſchönen Anſtrich der Geſelligkeit, aber man ſoll nur einmal hinhorchen, wie es da über die ehrlichen Leute hergeht, wie mediſant da alles bekrittelt wird, wie da der Bruder, der Freund gewiß ſeyn darf, von dem, der ihm gerade noch ſo ſchön gethan, ohne Schonung bitter beſpöttelt zu werden.

Aber iſt es nicht überhaupt in der Welt ſo? Sucht nicht immer einer dem andern ſo viel als möglich Abbruch zu thun? Wohl dem, der es dahin gebracht hat, daß er ruhig in dieſes böſe Treiben hineinſieht und dazu lächelt. Mit Ruhe und dem Bewußtſeyn, Gutes gewollt zu haben, in der zufriedenen Bruſt, lache ich über den Spott meiner Neider, über die hämiſchen Bemühungen jener Falſchmünzer, die mit ſchnöder Schadenfreude aus allem, was man je geſagt und gedacht, nicht geſagt und nicht gedacht hat, Gift ſaugen und in ihrer frechen Leumundſiederei ein Gebräu zuſammen kochen, das ſie gerne mir unterſchieben möchten! Sie ſind zu bedauern, ſolche ſchlechten Menſchen, die, von Neid und Scheelſucht geſtachelt, ſo ganz den wahren Lebenszweck aus dem Auge verlieren, glücklich und brüderlich untereinander zu wohnen! So denke ich und viele Tauſende mit mir über jene böſen Menſchen in den geſellſchaftlichen Cirkeln und in der Welt überhaupt, ſo denken wir und lachen, denn das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an, wenn man ein ſicheres Glück im Herzen trägt, und froher kehr' ich, wenn ich es gemuſtert, zu meinem ſchönern Eigenthum zurück.

So dachte auch Ida, als ſie an der Hand der Gräfin die Treppe hinanſtieg; ein tröſtender Gedanke lag recht hell in ihrer Seele, ſie verglich ihren innern Werth mit dem ihres Gaſtes und dachte, wenn Martiniz mich liebt, wie ich ihn liebe, ſo wird er dieſe Frau verachten, und wenn — ach, ſie durfte den Gedanken nicht recht ausdenken, ohne daß ihr das Waſſer in die Augen trat! nun wenn er an ſie verloren geht, ſo habe ich wenig verloren.

Es gab einen ſonderbaren, aber ſchönen Anblick, wenn man die beiden Damen ſo neben einander hingehen ſah. Gräfin Aarſtein, eine koloſſale Figur, ſie hätte ohne Anſtand in jedem Garderegiment dienen können, — voll, üppig gebaut, in ihren Bewegungen lag etwas Impoſantes, Majeſtätiſches, Gebietendes, in ihren Mienen eine Hoheit, die an Uebermuth grenzte. Ihre dunkeln Augen hatten das holde mädchenhafte Niederſchlagen ſchon lange verlernt und rollten mit einem unſtäten Feuer umher, als ſuchten ſie lüſtern einen Gegenſtand der Begierde, oder als muſterten ſie alles umher, ob auch die gehörige Ehrfurcht gegen einen Sprößling eines ſo hohen Hauſes bewieſen werde. Ihr Gang war etwas ſchwerfällig, weil die korpulente Figur für die in die feinſten Pariſer Atlasſchuhe eingepreßten Füße etwas zu ſchwer war.

Neben ihr die leichte, ſchlanke, ſylphidenähnliche Geſtalt Ida's, nein dieſer Contraſt! Sie hielt ſich zwar kerzengerade wie eine Tanne, aber doch war das holde Lockenköpfchen ein wenig vorwärts geſenkt; das ſanfte Auge, oft niedergeſchlagen in Demuth, zeigte dennoch, wenn ſie es aufſchlug, ſo glänzenden Muth, ſo feurige Luſt und Liebe, ſo gebietenden Ernſt, daß es durch die ſanfte Beredſamkeit überzeugender gebot, als das Rollauge der gebietenden Gräfin. Und um wie viel anziehender war das Schelmengrübchenlächeln des ſüßen Mädchens, als das ſchrankenloſe Lachen und Gurren der Gräfin, die durch ihre rauhe tiefe Stimme jedes Ohr verletzte. So ſchwebte Ida neben der Gräfin hin, ſo wie Juno und Hebe traten ſie in das Zimmer.

Martiniz ſah finſter durch die Scheiben auf den Wagen hinab, der ihn ſo unbarmherzig aus dem ſüßeſten Moment ſeines Lebens herausgeraſſelt hatte. Er verwünſchte den Gaſt, der gerade jetzt kommen mußte, wo er endlich ſeinem Herzen Luft gemacht, wo er dem Mädchen, das er liebte, das er anbetete, ſeine Gefühle geſtanden hatte, wo er Gegenliebe, ſüße verſchämte Gegenliebe in ihren ſanften Augen las, wo, wie von Engeln des Himmels geſungen, „mein Emil" von ihren Lippen tönte, wo er das Engelskind im Arm, die Seligkeit erwiederter Liebe in der Bruſt, Himmel und Erde vergaß und auf dieſe würzigen Purpurlippen, auf die bräutlich erröthenden Wangen den erſten ſeligen Ku —

Die Gräfin agirt.

Die Flügelthüren flogen auf, und Ida, hocherröthend beim Anblick des Geliebten, führte die Gräfin herein. Sie zitterte, von ſo vielen gegen einander kämpfenden Empfindungen beſtürmt, die Stimme wollte ihr beinahe verſagen, als ſie „den Grafen Martiniz“ der „Gräfin Aarſtein“ vorſtellte. Sie ſah die Erzgeneralkokette erröthen, ſie ſah, wie ſie den bildſchönen Mann mit ihren Feuerrädchen beinahe zu verſengen drohte; es zuckte ihr ganz eiſig in das liebende ängſtliche Herzchen hinein, als die Gräfin ſich in einer nachläſſigen Stellung auf den Sopha warf, ihr zurief, ſie möchte ſich doch gar nicht geniren und ihre Arrangements treffen, die ein ſo plötzlicher Ueberfall, wie der ihrige, immer nothwendig mache, ſie möchte ſich doch durchaus nicht geniren, der Graf werde ſchon die Gnade haben, ſie zu unterhalten.

„Da ſey Gott gnädig,“ flüſterte Ida in ſich hinein, indem es ihr fröſtelnd und doch wieder ſiedheiß durch alle Glieder ging, „wenn die ſo fortmacht, ſo müſſen wir ja alle ſammt und ſonders, den Grafen mit eingeſchloſſen, zu ihren Füßen knien.“

Sie nahm ihre Schlüſſel und ging; aber noch in der Thüre warf ſie einen Blick auf Martiniz zurück, ſo voll Liebe und Beſorgniß, als müſſe ſie ihn bei einem reißenden Thier allein laſſen.

„Ein liebes Kind, die Ida,“ wandte ſich die Gräfin an Martiniz, der ſchweigend und gedankenvoll neben ihr Platz genommen hatte; „ein liebes Kind, ſchade nur, daß man ſie ſo bald aus der Penſion genommen hat, ehe ſie noch die letzte Vollendung, das freiere Sichbewegen angenommen hat. Nun, das macht ſich immer noch, wenn auch hier nicht gerade der Ort iſt, wo ſie anſtändige Vorbilder dazu haben mag; in größeren Städten findet ſich dies eher“ —

Sie hielt inne, als erwartete ſie eine Antwort von dem Grafen; dieſem aber ſchien ſein Kopf mit dem Herzen Ida nachgeſprungen zu ſeyn, und jetzt erſt, als die Gräfin nicht mehr ſprach, nahm er ſich zuſammen und beantwortete ihre Frage durch ein leiſes Kopfnicken.

„Warte, ich will dich ſchon aufmerken lehren!“ dachte die Aarſtein, der die Zerſtreuung des jungen Mannes nicht entgangen war; „in einer Hinſicht iſt es gut, daß das Fräulein aus der Reſidenz wegkam, Sie können ſich gar nicht denken, unſere Herren waren ganz rabiat, als ſie ſo lieblich aufblühte; die Straße vor dem Haus der Madame la Truiniaire wurde nicht leer von den Anbetern, und natürlich ein ſolches Mädchen hat denn doch auch ein Herzchen und fühlt ſich durch dieſe Aufmerkſamkeit geſchmeichelt. Uebrigens, das muß man ihr laſſen, mit dem größten Anſtand wußte ſie den Herren zu imponiren und ſie ſogar zu verſcheuchen; daß ſie nun freilich bei dem Rittmeiſter von Sporeneck es nicht ebenſo machte, kann man ihr nicht verdenken.“

„So — o?“ fragte der Graf, indem ein dunkles Roth ſeine Wangen überzog, „der Rittm“ — „Nun ja!“ lachte die Gräfin, „da iſt es auch kein Wunder, daß ſie ihn liebte und vielleicht noch liebt; wo iſt denn in der Reſidenz ein Damenherz, das er zu überwinden ſich vorſetzte und das er nicht überwunden hätte? Er hat zwar etwas leichte Grundſätze, iſt aber ſonſt ein artiger Menſch; au fond iſt es übrigens dennoch gut, daß man das Mädchen ſchnell aus der Penſion nahm, denn ſehen Sie — da kommt ſie ja ſelbſt,“ lachte ſie Ida entgegen, die mit liebenswürdiger, wirthlicher Geſchäftigkeit Thee für ihren Gaſt brachte; beinahe hätte ſie das ganze zierliche Dejeuné auf den Boden fallen laſſen, denn der Graf — was mußte ihm nur begegnet ſeyn? er ſaß da bleich wie der Tod, den ſtarren Blick auf ſie geheftet —

„Nun, da erzähle ich,“ fuhr die Gräfin Satanas, die mit teufliſcher Freude das zarte Band, das dieſe liebenden Herzen kaum erſt umſchlungen hatte, zu zerreißen ſtrebte, „da erzähle ich gerade dem Herrn Grafen ihre Affaire mit dem Rittmeiſter, und wie ich die arme Ida bedauere, daß man ſie ſo grauſam herausriß aus der Wonne der erſten Lie —

„Gnädige Frau!“ rief Ida mit den Tönen des Schreckens und ſetzte die Taſſe nieder, die in ihrer zitternden Hand zu klirren begann.

„Nun, ſo erſchrecken Sie doch nicht ſo, daß ich aus der Schule ſchwatze; das nimmt man bei uns nicht ſo genau; wahrhaftig der Papa hätte auch keine ungeſchicktere Zeit zu Ihrer Zurückberufung wählen können —

„Ich muß Sie bitten, gnädige Frau“ —

„Ei ſo laſſen Sie doch die gnädige Frau,“ fiel ihr die Aarſtein ins Wort, „ich kann das Wort Frau nicht ausſtehen. Es iſt mir gar nicht, als ob ich Frau wäre, und wahrhaftig, ich bin es ja eigentlich gar nicht,“ ſetzte ſie naiv und mit einem ſchalkhaften Lächeln gegen Martiniz hinzu; „ich lebte nur ein paar Wochen mit meinem Herrn Gemahl, Gott hat uns kein Kind beſcheert, und da bin ich ja eigentlich ſo gut als Mädchen.“

Ida ſchlugen die Flammen ins Geſicht; ſolche frivole Aeußerungen mußten ihre unentweihten jungfräulichen Ohren hören, ohne daß ſie dieſe wegwerfende Gemeinheit beſtrafen konnte; und dann das dumme Aufziehen mit dem Rittmeiſter, es war ja kein wahres Wort an der Sache; ſie konnte gar nicht begreifen, was nur die Gräfin damit wollte; hatte ſie ihn nicht ſo gut abgetrumpft wie jeden andern? Was mußte nur Martiniz von ihr denken! ſie nahm ſich vor, bei der nächſten Gelegenheit ihn zu überzeugen, daß gewiß an der Geſchichte mit dem Riitmeiſter kein wahres W— Aber nein, wie ſah der Graf aus! Er hatte die Lippen zuſammengekneipt, daß ſie ganz weiß wurden, ſein Auge rollte unſtät umher, ſchien ſie zu ſuchen, zu faſſen, und doch ſchlug er es nieder, ſo oft er ihrem Blicke begegnete. Es war ihr ganz bange ums Herzchen, als ahne ſie irgend ein Unglück; ſie klügelte hin und her, was ihm ſeyn könnte, und fand immer nichts.

Die Gräfin zog ſich jetzt in ihre Zimmer zurück, um ſich umzukleiden. Ida ſah ihr mit leichterem Herzen nach, denn ſie hoffte — ſie geſtand es ſich nur ſo halb und halb, daß ſie es hoffte, aber ſie hoffte, der Graf werde vielleicht an dem Geſpräch von vorhin fortmachen, aber ſie täuſchte ſich bitter; er ſagte kaum ja oder nein, wenn ſie ihn etwas fragte, finſter ſah er immer vor ſich hin und nach ein paar Minuten ſprang er auf und ging. Was hatte man ihm doch gethan? Es war und blieb ihr unbegreiflich. Endlich aber fiel ihr ein, der Rittm—, ja, das war es, eiferſüchtig war der gute Graf. Sie mußte lachen, als ihr der Gedanke kam. Sie fühlte ſich ſo rein und unſchuldig, daß es ihr ein Leichtes ſchien, den Grafen zu überzeugen; aber Strafe ſoll er leiden, der Unartige, nahm ſie ſich vor; wenn er mir die Aarſtein zu viel anſieht, ſo will ich immer von dem Rittmeiſter ſprechen und ihn recht bös machen.

Das gute, fröhliche Kind! wie wenig dachte ſie daran, was Eiferſucht Böſes anrichten könne, wie wenig ahnte ſie, was ihrer wartete!

Eifersucht.

Das Gift, das die Gräfin Natterzunge ausgeſpritzt hatte, wirkte viel tödtlicher auf Martiniz, als man hätte denken ſollen. Ein anderer hätte entweder der Gräfin keinen Glauben beigemeſſen, hätte gedacht: „nun das iſt ſo das gewöhnliche Sekiren und wieder Sekiren unter den Damen, und damit holla;“ aber auf ſein Gemüth, das kaum erſt von ſeinem Trübſinn, von ſeinem Mißmuth, ſeinem Unglauben an die Welt geheilt war, auf ihn machte es einen viel tieferen Eindruck; dieſes Mädchen, das ſo hoch ſtand in ſeiner Meinung, auch dieſes ſollte ſo leicht wägen wie alle? auch ſie ſollte ſo zwanzig, dreißig Liebſchäftchen, und am Ende noch eine rechte tüchtige Amour mit einem leichten Rittmeiſter gehabt haben?

Aber wie? wenn er ſich recht fragte, was ging es denn ihn an, ob ein Mädchen in der Reſidenz ſich verliebt oder nicht, ob ſie einem Rittmeiſter viel oder wenig Gehör gibt? was ging es denn ihm an? das flüſterte ihm ſein tief zerriſſenes Herz zu, das, daß ſie die Maske der hohen reinen Jungfrau ſo künſtlich vorhielt, daß ſie ihn begünſtigte, ja er durfte ſagen, an ſich zog, während ſie noch einen andern, wie es ſchien, Unwürdigen im Herzen trug; aber vielleicht, es war ja doch möglich, vielleicht war es doch nicht wahr, vielleicht hatte jener nur ſich eingebildet, von ihr geliebt zu werden, und er, er war vielleicht doch die erſte Lie —

„Bitte unterthänigſt um Vergebung, wenn ich ſtöre;“ ſchnatterte ein Jokey, der während des Grafen Selbſtgeſpräch ins Zimmer gekommen war, „der Herr Rittmeiſter von Sporeneck —

„Was Teufel! hatte nicht die Narſtein jenen Sporeneck genannt? ſollte er hier ſeyn?“

„Laſſen ſich Excellenz zu Gnaden empfehlen,“ fuhr jener fort, „und ob der Herr Graf dem Herrn Rittmeiſter nicht eines Ihrer Zimmer vorn heraus abtreten wollten?“

Da hatte er es ja; ein Zimmer ſollte er abtreten, weil gerade gegenüber Ida's Boudoir, Beſuch- und Schlafzim— nein, er konnte es nicht thun, dieſe Forderung war zu unverſchämt — gedankenlos ſtarrte er den Bedienten an, der ihm die Unglücksbotſchaft hinterbracht hatte; dieſer glaubte, der Graf wolle noch weitere Aufträge von ſeinem Herrn und ſchnatterte weiter:

„Die Zimmer im oberen Stock ſind zwar auch nicht zu verachten, aber mein Herr hat geſagt, es ſey ihm nur um die ſchöne Ausſicht, und da hat er gemeint, Excellenz könnten vielleicht eines von den drei“ —

„Nein!“ — rief der Graf mit einem ſo ſchrecklichen Ton und rollte ſo finſter die Augen dazu, daß dem armen

Jokey ganz wind und weh dabei wurde, und er ſich das Abſchiedswinken des Grafen nicht zweimal vormachen ließ.

Da hat er es ja ſonnenhell, daß ihm das Licht in den Augen weh that, da hat er es; der Rittmeiſter, nichts Gewiſſeres, war beſtellt worden und hatte jetzt noch die Unverſchämtheit, ihm ein Zimmer abzufordern, daß er beſſer hinüber zu ſeiner Dulcinea — Nein, in dieſem Tone konnte es nicht fortgehen; die Wehmuth war ſtärker als die Bitterkeit und wurde Herr über ſie; er warf ſich in ſein Sopha und weinte bitterlich. So war gewiß noch kein Menſch getäuſcht worden, wie er; der Zufall, der blinde Zufall läßt ihn ein Mädchen finden, ſo hold, ſo ſchön, ſo ganz Unſchuld und reine Jungfräulichkeit; er muß ſie lieben, und wie glücklich iſt er in dieſer Liebe! Troſt, Freudigkeit, Ruhe, Dinge, die er ſeit langer, langer Zeit nicht gekannt, ziehen wieder ein in ſein Herz, er fühlt ſich glücklich, wie er ſelbſt damals, als noch ſein Haus in Fülle des Glücks und der Freude prangte, ſich nie gefühlt hatte, er ſah, ja er durfte es ſich geſtehen, er ſah das Morgenroth der erſten, zarten, jungfräulichen Liebe auf ihren Wangen aufgehen, und dieſe Liebe galt ihm; mit einem Zauberſchlag ſchuf ſie aus ihm, dem Unglücklichſten der Sterblichen — den Glücklichſten. Jetzt hatte er ja Alles, was die kühnſten Wünſche nur verlangen mögen; Geſundheit, Jugend, hohe Geburt, Ehre und Anſehen, Geld, daß er den Markt von Freilingen mit Thalern hätte belegen laſſen können, ohne daß er es ſonderlich gefühlt hätte, es fehlte ihm nichts mehr als das Eine, ein holdes tugendſames Weib, und auch dieſer hohe Wurf war ihm gelungen, er hielt im ſeligſten Moment ſeines Lebens ein Mädchen im Arm, ein Mädchen, für deſſen Tugend er ſein Leben gegeben hätte. Da ſendet in dem Augenblick, wo er ſein Herz hingeben will, der Himmel eine Dame, die unwillkürlich den Schleier ein wenig lüſtet und ihn das Mädchen näher kennen lehrt, die ihn merken läßt, daß dieſes Auge nicht zum erſten Mal von Liebe leuchte, dieſer keuſche Mund nicht zum erſten Mal geküßt werde, die, wenn man es gleich in der großen Welt nicht ſo genau nimmt, doch ſelbſt eingeſtand, daß es gut ſey, daß man das Mädchen aus einem unſchicklichen Verhältniß herausgeriſſen — abſcheulich! ein Teufel in Engelsgeſtalt, — an eine Schlange, an eine Kokette hat er ſein Herz verloren, da wo er ſchüchtern mit der verſchämten Zartheit erſter Liebe um ein einziges Küßchen gebeten hatte, da hatten andere geſchwelgt! Er ſchämte ſich wie ein Primaner, der die Ruthe bekommen hatte, ſo betrogen, ſo ſchnöde angeführt worden zu ſeyn; er gönnte ihr, obgleich ſein Herz dabei blutete, er gönnte ihr den Rittmeiſter, es reute ihn beinahe, daß er ihm ſein Logis verſagt hatte, alle Zimmer hätte er ihm geben ſollen, er wollte morgen in alle Weite fortziehen. — Und dennoch drängte es ihn, noch da zu bleiben; wenigſtens rächen wollte er ſich an ihr, er wollte hinüber zu ihr, wollte ſehen, wie ſie ſich jetzt gegen ihn betragen würde, wollte ſehen, ob ſie jetzt, da der rechte Liebhaber gekommen, ob ſie jetzt noch die Frechheit habe, ihn wie bisher an der Naſe herum zu ziehen; tauſenderlei nahm er ſich vor, ihr zu ſagen, aber das Eine war ihm zu ſpitzig und ſchneidend, er wollte ihr nicht ſo arg weh thun, das Andere war ihm zu weich, zu gefühlvoll; er wollte ihr nicht zeigen, wie tief ſie ſein Herz verletzt habe, — das Beſte ſchien ihm, er wollte ganz und gar nichts mit ihr reden, wollte thun, als ob gar keine Ida in der Welt ſey, oder als ſey ſie ihm wenigſtens ſehr gleichgültig, wollte ihr zeigen, daß er ſie verachte.

Die Stunde, zu der man gewöhnlich beim Präſidenten Thee trank, hatte ſchon geſchlagen; er wiſchte ſich daher ſchnell die letzte Thräne, die er der Dirne geweint haben wollte, hinweg, beſorgte eilends ſeine Toilette, warf ſich in die Kleider, preßte das weichgewordene Herz mit beiden Händen zuſammen und ging dann den ſchweren Gang hinüber in jene Zimmer, wo er einſt ſo unendlich glücklich geweſen war.

Der neue Nachbar.

Es war, als ſey ein feindlicher Dämon mit der Gräfin in des Präſidenten Haus eingezogen. In wenigen Stunden war alles, das ganze ruhige ſtille Leben des Hauſes verändert. Alles rannte und flog, um den hohen Gaſt zu bedienen; es war ein Jagen und Treiben, ein Rennen und Laufen, daß man glaubte, der Feind ſey vor den Thoren. Der Aergſte war der Präſident ſelbſt; ganz ſtill verklärt ſchlüpfte er in allen Ecken des Hauſes umher, zankte und handthierte, daß die Confuſion nur noch ärger wurde und ihn ſein Mädchen, das vor Haushaltungsgeſchäften und Herzensangelegenheiten nicht wußte, wo ihr der Kopf ſtand, um Gottes willen bat, ſie doch ganz allein machen zu laſſen. Es war aber auch kein Wunder, daß er ſich ein wenig verrückt geberdete. Der Himmel hing ihm voller eigenhändig-durchlauchtigſter Belobungsſchreiben, voll großer Verdienſtkreuze mit breitem Band über die Bruſt, voll Dotationen und Standeserhöhungen; jetzt war er in ſeinem Aiſe, jetzt konnte er negociren und zeigen, daß er nicht umſonſt in Regensburg und Wetzlar in ſeiner frühen Jugend Diplomatie ſtudirt hatte. Was er mit ſeinen kühnſten Wünſchen nicht für möglich gehalten hätte, führte ihm ganz bequem der Zufall in die Hände. Der Staatsſekretär hatte ihm aufgetragen, dafür zu ſorgen, daß Martiniz ſich ankaufe und für die Idee einer Verbindung mit der Aarſtein gewonnen werde; es hatte ihm wahrhaftig ſchon manche Sorge gemacht, ob er dieſen Ausbruch allerhöchſten Vertrauens auch gehörig rechtfertigen werde. Jetzt gab der Himmel der Gräfin ein, auf ihre Güter zu reiſen. Was doch nicht der Zufall thut! Ohne daran zu denken, daß es wirklich einmal in Erfüllung gehen könne, denn der gerade Weg führte zwei Meilen ſeitwärts an Freilingen vorbei, hatte er einmal in der Reſidenz in einem Anfall von galanter Laune der Gräfin das Verſprechen abgenöthigt, einmal auf ihrer Reiſe bei ihm einzuſprechen. Und wie glücklich fügte es ſich jetzt! ſie, die beim Herrn alles galt, die er behandelte wie ſeine eigene Tochter und der er alles zu Geſallen that, ſie, nach deren Wink die erſten Chargen ſich richten mußten, die an ganz geheimen Fäden das Land regierte, ſie beſuchte ihn.

Aber ſie ſollte auch gehalten werden, als wäre ſie in ihrem eigenen Hauſe, daß ſie recht viel Schönes und

Gutes höheren Orts von ihm und ſeinem Hauſe ſagen konnte. Kaum hatte ſie geäußert, ſie finde Ida's Zimmer im erſten Stock ſo hübſch, ſo mußte das Fräulein das Feld räumen und in die zweite Etage wandern. Es kam dem Mädchen ſauer an, als ſie ſo die Plätze wechſeln mußte und in ihrem traurigen ahnungsvollen Herzen wollte es ihr beinahe bedünken, als ſey dies eine ſchlimme Vorbedeutung. Und es war ihr auch gar nicht zu verdenken, ſie hatte das Fenſter mit der Eſtrade ſo gerne gehabt, dort ſaß ſie am liebſten, dort las, dort arbeitete ſie, ſie durfte ja nur das Köpfchen ein wenig heben, den blauſeidenen Vorhang nur ein wenig aufheben, nur einen kleinen Viertelsſeitenblick hinüberwerfen, ſo ſah ſie auch ſchon ihn; und jetzt ſollte ſie der verhaßten Nebenbuhlerin, die ja offenbar nur gekommen war, um den Grafen in ihre Feſſeln zu ſchlagen, jetzt ſollte ſie dem üppigen Weib, die gewiß alle Künſte der Fenſterkoketterie aufbieten werde, ihr heimliches Plätzchen am Fenſter, ihr lauſchiges Schlafſtübchen abtreten und dafür, weiß Gott wie lange, in den weiten unheimlichen Zimmern des obern Stockes wohnen. Mit Seufzen richtete ſie ihre kleine Haushaltung oben ein. Die Stickrahmen, die Staffelei, die Toilette, die paar Kiſtchen und Käſtchen waren bald geſtellt; jetzt ſetzte ſie einen Stuhl ans Fenſter, ſie probirte, ob man nicht auch von da in den erſten Stock des Mondes hinabſehen könne; es ging wohl, aber ſie ſah nichts als die Wolken ſeiner Gardinen, er mußte ſchon herausſchauen, wenn ſie ihn von dieſem Platz aus zu Angeſicht bekommen ſollte, und das merkte ſie ſchon, einen ſteifen Hals konnte ſie ſich füglich gucken, wenn ſie immer das Köpfchen hinabbog; „doch was ſchadet das," lächelte ſie, „das thu' ich ihm ſchon zu Geſ"—

Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang ſie auf; hatte ſie recht geſehen oder hatte ihr nur die Phantaſie dieſe Geſtalt — als ſie von der Beletage des Mondes zurückkehrte und ihr Blick zufällig an den Fenſtern des zweiten Stockes vorbeiſtreifte, erblickte ſie, — „nein, was bin ich für ein Kind!" dachte ſie, „wie wäre es möglich? was könnte er nur hier zu thun haben?" Sie wagte noch einen Blick — richtig! der Rittmeiſter von Sporeneck lag geradeüber von ihr im Fenſter und bückte und verbeugte ſich herüber und that und lächelte ſo vertraut und ſo freundlich, als hätte er ſie jahrelang gekannt.

Voll Unmuth über den Unverſchämten riß ſie an der ſeidenen Schnur, welche den Vorhang am Fenſter emporhielt und rauſchend rollte derſelbe zwiſchen ſie und den verhaßten Lüſtling. Dieſer Mann war ihr der widerwärtigſte auf der Erde; er war ein ſchöner kräftiger Soldat, gebildet, von glänzendem Witz, angenehm in der Unterhaltung; er wußte den Beſcheidenen zu ſpielen, aber nicht länger als ein paar Tage, dann — das Mädchen, das er belagerte, mußte ja in dieſer Friſt kirre gemacht ſeyn — dann kehrte er ſeine wahre Seite heraus, ſein Auge wurde lüſtern, ſeine Reden lockend, ſchlüpfrig, mußten jedes zarte weibliche Ohr aufs tiefſte beleidigen, wenn es nicht ſchon ganz für ihr gewonnen war. So hatte er ſich auch Ida genähert. Das unſchuldige Kind hatte Gefallen an ſeinen Geſprächen, die ihr ein wenig mehr Gehalt zu haben ſchienen, als die der übrigen jungen Herren, ſie ging oft in ſeinen Witz, ſeine heitere Laune ein. Er aber hatte ſich ein raſendes Dementi bei dieſem Mädchen gegeben. Er hatte ſie in eine Klaſſe gerechnet mit den verdorbenen Kindern der Reſidenz, die, zur Jungfrau herangewachſen, unter dem Schleier der Sittſamkeit eine kaum verhaltene Lüſternheit, ein ſündiges Sinnen und Begehren verbergen. Dieſe hatte er immer bald aufs Eis geführt, und waren ſie nur einmal in einem Wörtchen geglitſcht und geſchlüpfert, huſch —; ſo hatte er auch bei Ida endlich, nachdem er alle edeln Farben hatte ſpielen laſſen, die herausgekehrt, die jede andere geblendet hätte, aber vor dem ſtrengen Blick der reinen Jungfrau nicht Farbe hielt. Mit Schanden, man ſagt ſogar mit einer tüchtigen Ohrfeige war er abgezogen, erklärte Ida überall für ein Gänschen, ſchwor ihr bittere Rache und warf ſich in die Arme der Aarſtein, wo ihm ohne langweilige Präliminarien bald wurde, was er bei Ida durch tauſend Künſte umſonſt geſucht hatte.

„Das iſt aber auch zu abſcheulich,“ dachte Ida, „ſo wenig ſich zu geniren!“ Denn daß die Gräfin ihren Liebhaber mitgenommen, daß er auf keinem andern Wege nach Freilingen gekommen ſey, das hatte ſie gleich weggehabt. Weiter dachte ſich aber das gute unſchuldige Kind nichts dabei. Sie kannte zwar die grundloſe Schlechtigkeit der Aarſtein ſo ziemlich, ſie wußte, daß dieſe gekommen ſey, um den Grafen zu gewinnen; aber das ahnete ſie nicht, daß man den Rittmeiſter nur dazu mitgenommen haben könnte, um ſie von Martiniz Herzen loszureißen, um ſie in eben jenem Lichte zu zeigen, in welchem ſie die Gräfin ſah. Nein, an dieſen wahrhaft hölliſchen Plan dachte das engelreine Herzchen, das allen Menſchen gerne ihr Gutes gönnte, nicht. Und wie ſollte ſie auch daran gedacht haben? Sie glaubte ja gar nicht anders, als die Gräfin könne von ihrer Liebe zu Martiniz auch nicht die leiſeſte Ahnung haben, wußte ja ſogar ſie kaum ſeit Stunden, daß ſie ihn recht innig liebe, hatte ſie ja doch all ihre Sehnſucht, all ihre Liebe recht tief und geheimnißvoll im Herzchen verſchloſſen, und niemand könne, glaubte ſie, da hinein ſehen, als vielleicht höchſtens Mart — er mußte ja gefühlt haben, daß ſie ihm gut ſey, ſonſt hätte er wohl nicht jenes Geſtändniß gewagt, daß er ſie lie —

Aber da ſchellte es ſchon zum zweiten Mal in des Vaters Zimmer; warhaftig, die Theeſtunde war da, und noch manches war zu rüſten; die Gedanken an Rum und Citrone, Zucker und Thee, Milch und Brödchen, Taſſen und Löffelchen verdrängten alle andern; ſie flog die Treppe hinab, um ſchnell alles zu ordnen. Dort ſtand ſchon Papa und flüſterte ihr zu: „Schicke dich nur, es ſind allerlei Beſuche da, und du könnteſt leicht mehr Rum brauchen, als das Bouteillchen da!“

Trau — ſchau — wem?

Als Ida in das Theezimmer trat, ſtellte ihr der Präſident, nein, ſie hätte mögen gerade in den Boden ſinken — „Siehe da, Ida,“ ſagte er, „ein Bekannter von dir aus der Reſidenz, Herr von Sporeneck hat uns dieſen Abend mit ſeinem Beſuch beehrt. Nun, das wird mein

Kind freuen; wenn ſo einer von Euch Herren in unſer kleines Freilingen hereinkommt, iſt es gleich ein Jubel und Feſt für alle Mädchen, die nur einmal in der Reſidenz waren; da werden denn allemal in Gedanken alle Bälle und die kleinſten Touren noch einmal durchgetanzt und in der Erinnerung viel getollt; ich kenne das," ſetzte der freundliche Alte hinzu, „war auch einmal jung, und kenne das." Er ging weiter und ließ den Rittmeiſter vor Ida ſtehen.

Dieſe wurde bald blaß, bald roth und zitterte, als ſollte ſie gerade umfallen. Dieſer Menſch, den ſie ſo ſchnöde abgewieſen hatte, dieſer konnte es wagen, in ihres Vaters Haus zu kommen! Sollte ſie ihn nicht öffentlich proſtituiren, ihn einen impertinenten Menſchen heißen und fortſchicken? Doch nein, ſie wußte, wie heilig das Gaſtrecht ihrem Vater war, ſie wollte ihn ſchonen. — So hing ſie ihren Gedanken nach und bemerkte nicht, wie der Rittmeiſter ſchon ſeit einigen Minuten neben ihr ſtand und an ſie hin ſprach. Jetzt kam ſie wieder zu ſich — was mußte nur der Graf denken, wenn ſie ſo lange bei dem Menſchen ſtand, mit welchem ſie die Aarſtein bei ihm ſo verdächtig gemacht hatte? Ihre Augen ſuchten den Geliebten — er ſaß neben der Gräfin, traulich hatte ſie ihre Hand auf die ſeine gelegt, unverwandt ſahen beide nach ihr und dem Rittmeiſter herüber — die Gräfin mit höhniſcher Schadenfreude, mit triumphirendem Blick; der Graf, ſtarr und finſter, als ſehe er etwas, das er gar nicht für möglich gehalten hätte.

Und ſo war es ihm auch; noch waren immer Zweifel in ihm aufgeſtiegen, ob denn auch wirklich alles ſo ſey, wie die Narſtein geſagt hatte, wie ſein Mißtrauen ihm zuflüſterte; zwar das Hierſeyn des Rittmeiſters, doch er konnte ja auch in Geſchäften an das hieſige Regiment geſchickt worden ſeyn, dann die Zumuthung, ihm ein Zimmer, Ida gegenüber, abzutreten, nun ja, das war allerdings ſtark und der böſe Geiſt wollte ihm zuflüſtern, daß dies ſchon ſehr viel beweiſe. Aber ſein beſſerer Sinn ſiegte doch wieder, das alles bewies ja nur höchſtens, daß der Rittmeiſter in Ida verliebt ſey, von ihrer Seite hatte er ja keinen Beweis geſehen. Aber recht Achtung wollte er geben auf Ida; das war ſein Entſchluß geweſen, als er durch die hellerleuchtete Enfilade von Präſidents Zimmern ging.

Er war heute einer der Erſten und in den hohen weiten Zimmern beinahe niemand, den er näher kannte, oder mit welchem er in ein Geſpräch ſich hätte einlaſſen mögen; daher ging er allein und in tiefen Gedanken durch die Zimmer. Da tippte es ihm leiſe auf die Schultern; wenn das Ida — dachte er; er ſah ſich freundlich um — es war die Gräfin; ſie verwickelte ihn bald in ein Geſpräch, aus welchem er ſich nicht ſobald herauswirren konnte; das Fatalſte war, daß er dem Redegang der Gräfin Plapperinsky immer folgen mußte, um nicht zu zerſtreut zu erſcheinen, und doch ging ihm immer der Rittmeiſter und ſein Logis im Kopf herum.

„Nein, aber ſagen Sie ſelbſt, Graf,“ fuhr ſie fort, nachdem ſie in einer Pauſe wieder Athem geſchöpft hatte, „ſagen Sie ſelbſt, kann man artiger und aufmerkſamer für ſeine Gäſte ſeyn, als Ida? denken Sie ſich, meine Coffres und Bachen waren ſchon in den obern Stock gebracht worden, es wohnt ſich dort ganz hübſch, zwar ſind die Zimmer nicht ſo elegant eingerichtet wie hier unten, doch Sie wiſſen ſelbſt, auf Reiſen macht man keine ſo großen Anſprüche, beſonders wenn man ſo ſchnell und unangemeldet kommt, wie ich; ich war alſo ſchon ganz zufrieden in meinem Sinn und ließ auspacken, da kommt das gute liebe Engelskind, denken Sie ſich, und ruht nicht eher, bis ich von ihrem ſchönen Boudoir, Schlafzimmerchen und allem hier unten Beſitz nehme, und ſie zieht in ihrem Edelmuth hinauf in den obern Stock. Nein, ſagen Sie ſelbſt, kann man die Gaſtfreundſchaft weiter treiben, als die gute Ida?“

„Sehr viel, ſehr viel!“ preßte Emil heraus, es war ihm, als ſchnürte ihm etwas die Kehle zuſammen, als ob eine eiskalte Hand ihm in die Bruſt führe und das warme, liebeglühende, treue Herz umdrehte und ſchmerzlich hin- und herreiße. Jetzt war es ja ſonnenklar, entſchieden war jetzt die fürchterliche Verſtellungskunſt dieſer — — Dirne, die ſo ſchändlich mit ihm geſpielt hatte; daß zwiſchen dem Logis des Rittmeiſters und ihrer ungemeinen Gefälligkeit gegen die Gräfin ein geheimer Zuſammenhang ſtatt fand, konnte ein Blinder ſehen.

Er lachte, es war das Lachen der Verzweiflung und die ganze Hölle lachte aus ihm heraus. „Wahrhaftig ein großes Opfer,“ ſagte er mit ſchrecklicher Luſtigkeit zu der Gräfin, „eine ungeheure Großmuth, die ganz allein aus der allerausgedehnteſten Nächſtenliebe und Gaſtfreundſchaft hervorgeht!“ Die Gräfin Aarſtein-Satanas wußte wohl, daß ſie ſein Herz mit glühenden Zangen zwickte, wußte auch nur gar zu gut, woher die

Logisveränderung kam, aber ſo vollſtändig, ſo ſchnell hatte ſie ſich ihren Sieg, ihren hölliſchen Triumph nicht vorgeſtellt.

Sie hatte ja nie ſo recht geliebt, ſie wußte daher auch nicht, daß die ſtärkſte, glühendſte Liebe zugleich die ſchwächſte und empfindlichſte iſt!

Jetzt kam auch der Rittmeiſter, der mit Empfehlungen an den Präſidenten reichlich verſehen war; der Graf bebte zurück vor ihm. Dieſes gierige Auge, dieſes höhniſche Lächeln, dieſe falſche, ſchlaue, lauernde Miene, ſo ganz ohne höhere Bedeutung, ohne edlere Züge, dieſen Menſchen konnte Ida lieben! Er hätte jedem unter die Naſe gelacht, der ihm ſo etwas vor zwei Tagen, als er noch an die Engelsunſchuld des lieben Mädchens glaubte, hätte weiß machen wollen; er hätte jeden einen Schurken genannt, der dieſes heilige, keuſche Geſchöpf mit dieſem Mann, in deſſen Geſicht ſchon alle Leidenſchaften gewühlt hatten, nur im leiſeſten Verdacht gehabt hätte; — jetzt mußte er ja ſelbſt daran glauben. Wie ein Kind ließ er ſich von der Aarſtein leiten, ſie zog ihn zu ſich nieder, ſie ſpielte die Verwunderte, den Rittmeiſter hier zu ſehen, ſie ließ manche giftige Bemerkung ſchlüpfen — er hörte nichts, er ſah nichts, nur ein Gedanke beſchäftigte ihn, er wollte recht haarſcharf acht geben, wenn ſie käme, wie ſie ſich gegen Sperreneck benehmen würde. Die Thüre ging auf, ſie kam; an der Hand des Vaters ging ihr der Geliebte entgegen, er ſah, wie ſie ihr Entzücken unterdrückte, wie Bläſſe und Röthe auf ihrem Geſicht wechſelten, wie ſie ganz verſunken in Liebe dem Rittmeiſter zuhörte, und wie glühende Dolche fuhr die bitterſte Eiferſucht durch ſein Herz. — „Sehen Sie nur hin, Graf,“ flüſterte ihm die Aarſtein ins Ohr, „ſehen Sie nur, wie glücklich die Leutchen dort ſind! Das iſt ein Erzählen, das iſt eine Wonne, daß man einander nach ein paar Wochen wieder hat; daß ſie ſich nicht auf der Stelle abherzen und küſſen, iſt alles!“

Dem Grafen wurde grün und gelb vor den Augen. — Jetzt nahte Ida, der Geſellſchaft am Theetiſch ihr Compliment zu machen, die Röthe des Unmuths und der Verlegenheit lag noch auf dem Geſichtchen und gab ihm einen ſo eigenen Reiz, daß der Graf nur um ſo tiefer fühlte, wie ſchrecklich ſich hier die Natur vergriffen, indem ſie um ein ſo falſches zweideutiges Herz eine ſo herrliche Geſtalt gezogen. Warum hatte ſie gerade ihr, die es ſo gar nicht verdiente, dieſe ſanften Taubenaugen, dieſes holde Grübchen in den Wangen, dieſes bezaubernde huldvolle Lächeln gegeben? Sie verneigte ſich gegen die Geſellſchaft, die Gräfin drohte ihr lächelnd mit dem Finger, ſie erröthete von neuem; ſie mußte noch die Zuckerdoſe herbei holen, ſie hätte einen viel näheren Weg gehabt, aber ſie machte einen Umweg an Martiniz vorüber; er wagte nur einen leichten Viertelſeitenblick — auf ihn war ihr ſtrahlendes Auge gerichtet, ihm lächelte ſie, ihm flüſterte ſie im Vorbeigehen kaum hörbar zu: „Guten Abend, Freund! warum ſo ernſt und düſter?“

Er fühlte den ſüßen Hauch an ſeiner Wange, ein ſolcher Genuß hätte ihn ſonſt bis in den dritten Himmel erhoben, ein ſolches Zauberwort hätte ſonſt alle Wolken von ſeiner Stirne gebannt und die traurigſten Falten geebnet. Heute — er blieb ſtarr und ſtumm; nein, eine ſolche Erzgeneralarmeekokette mußte es ja auf dem weiten Erdenrunde nicht geben! Iſt fünf Minuten außer ſich, weil ſie den alten Liebhaber wieder ſieht, und um es doch mit dem neuen nicht zu verderben, flüſterte ſie ihm — Nein! jetzt ſprudelte das Maß ihrer Schuld über. Der reine wahrheitsliebende Jüngling konnte ihr verzeihen, daß ſie einem ſo zweideutigen Menſchen, wie dieſer Sporeneck offenbar ſeyn mußte, ihr Herz ſchenkte, er konnte ihr verzeihen, obgleich es ihm das Herz brechen wollte, daß ſie mit ihm ein ſo grundfalſches Spiel geſpielt hatte; er konnte es der ſchwachen weiblichen Natur beimeſſen, daß ſie ſich, als der alte Liebhaber nahte, ſo ungeheure Blößen gab, er konnte dies alles verzeihen; daß ſie aber auch jetzt noch ihr Spiel fortſpielen wollte, daß ſie zweien auf einmal gehören wollte, nein, das ging über ſeine Begriffe; er mußte, ſeine Natur mochte ſich dagegen ſträuben, wie ſie wollte, es war ihm, als müſſe er ſie verachten. Aber ſie hatte Recht, obgleich in einem andern Sinn; ſeine Ehre forderte es, daß er nicht da ſaß wie ein armer Sünder, über welchen der Stab gebrochen wurde; wenn auch beſiegt, durfte er nicht traurig ausſehen; er wollte, er mußte luſtig ſeyn, und ſollte ſein Herz dabei aus allen Wunden bluten.

Der Hohn gegen die ganze Welt, der in der Bruſt des Tiefgekränkten aufſtieg, gab ihm Kraft dazu; eine Luſtigkeit bemächtigte ſich ſeiner, die er ſeit Jahren nicht gekannt hatte; er riß das Geſpräch an ſich, er ſtrahlte von Witz und Leben, daß alle weiblichen Herzen dem herrlichen Mann, dem ſchönen witzigen Grafen zuflogen. Allen galt ſein Geſpräch, ſein feuriges Auge ſchien jeder Dame etwas Schönes ſagen zu wollen, ausſchließend aber galt es der Gräfin. Er wußte ſelbſt nicht, was ihn antrieb, ihr ſo ſehr als möglich den Hof zu machen, aber es war ein dunkles Gefühl in ihm, als müſſe es Ida recht tief verletzen, wenn er die Gräfin ſo ſehr auszeichne, wenn er alle Damen für ſich gewinnen wollte und ihr, ihr allein keinen Blick, kein Lächeln gönnte, nicht einmal zu hören ſchien, wenn ſie hie und da ein Wörtchen mit einſchlüpfen laſſen wollte.

Und in der That, er erreichte ſeinen Zweck vollkommen; er hatte es getroffen, tief bis ins innerſte Leben getroffen, dieſes treue Herz, das nur für ihn, mit dem Feuer der erſten jungfräulichen Liebe nur für ihn ſchlug! Ihr Blick hing an ſeinen Lippen, ſie freute ſich anfangs, daß er ſo fröhlich ſey, ſie glaubte nicht anders, als die paar Wörtchen, die ſie ihm zugeflüſtert, haben ihn aus ſeiner finſtern Laune hervorgezaubert; ihr kleines Herzchen triumphirte; als ſie aber ſah, wie er ſich an alle wandte, nur an ſie nicht, wie auch nicht ein Blick der Freundin galt, wie er nur für die Aarſtein zu leben ſchien, als ſie ſeinen ſchneidenden Hohn, die grelle Luſtigkeit, den ſchillernden Witz, der ihm ſonſt gar nicht eigen war, bemerkte, da ahnete ſie wohl, daß ihm jetzt ein anderes Geſtirn aufgegangen ſeyn müſſe, das ſeinen Einfluß auf ihn übe, und wer konnte dies ſeyn, als die, die ihr von jeher feindlich entgegengetreten war? — die Aarſtein! Der Glanz der üppigen Roſe hatte ihn geblendet, was konnte es ihm ausmachen, daß er nebenbei das Veilchen zertrat? Sie klagte nicht, ſie weinte nicht, aber eine furchtbare Bläſſe lag auf dem holden Engelsgeſichtchen, ein wehmüthiges Lächeln ſpielte um ihren Mund, ſie ſah ja alle die leiſe geahnten Hoffnungen ihres Herzens, die ſie, ach nur in einem einzigen ſeligen Augenblicke, recht klar ſich geſtanden hatte, ſie ſah ſie alle mit einem Mal verſinken und — mit dem Freunde untergehen. Von Anfang war es ihr noch, als flatterte eine Art ängſtlicher Eiferſucht in Geſtalt einer Fledermaus durch den kaum dämmernden Morgenhimmel ihrer Liebe; dann aber war alles ſtille Nacht in ihr; es blieb ihr nichts mehr als ein großer Schmerz; ſie fühlte, daß ſie dieſen ewig, ewig in ihrem treuen Buſen tragen werde.

Der Gram der Liebe.

Wie es an jenem Abend war, eben ſo war es auch in den nächſten Tagen. Der Hofrath hätte vielleicht alles bald wieder ins Gleis bringen können, aber das Unglück wollte, daß er in wichtigen Angelegenheiten an demſelben Abend verreiſen mußte, an welchem die Gräfin ankam. Die Gräfin ſchrieb, ſo oft ſie es unbemerkt thun konnte, an den Rittmeiſter in den Mond hinüber und ſpornte ihn an, Ida nur noch immer mehr zu verfolgen. Nach den letzten Briefen ſchien es zwar wegen ihrer ſelbſt nicht mehr nöthig zu ſeyn, weil ſie den Grafen ſchon ſo umgarnt zu haben glaubte, daß an kein Entrinnen mehr zu denken ſey. Dem war aber nicht alſo. Dem Grafen, der nur durch die Brille der Eiferſucht ſah, wollte es trotz ſeiner Reſignation faſt das Herz abdrücken, daß Ida in einem ſolchen Verhältniß mit dem Rittmeiſter ſtehe. Wenn er bei Präſidents war, ach es war ja nicht wie ehemals! ſonſt war ſie ihm wohl bis an die Treppe entgegengeſprungen, hatte mit lachendem Mund ihn geneckt, oder ihm eine neue Schnacke aufgetiſcht, hatte ihn dann unter Tollen und Lachen hereingezogen ins Zimmer, dort war dann das Mäulchen gegangen wie ein oberſchlächtiges Mühlchen, und keine fünf Minuten hatte ſie ruhig ſitzen können, ohne daß ſie aufgeſprungen wäre, dort was zu holen, hier was zu zeigen, und welche Freude gewährte es dann, das Mädchen dahin hüpfen zu ſehen! Ihr Gang war dann Tanz, alles war Leben, alles Grazie und Anmuth, es war, wie wenn über die ganze Geſtalt ein zauberiſches Lächeln gewoben geweſen wäre, und jetzt — und jetzt!

Kalt und ernſt ſah ſie ihn an, wenn er kam; oft wollte es ihn zwar bedünken, ſie ſetze ſchon an, um ihm wie ſonſt entgegenzuhüpfen, da mußte ſie aber wohl an den Sporenecker denken, denn ſie neigte ſich ſo abgemeſſen, als wäre er ihr ganz und gar fremd; oft kam es ihm ſogar vor, als liege etwas ſo Wehmüthiges in dem lieben Geſichtchen, das er ſich nicht anders erklären konnte, als daß es ſie reue, ihn ſo am Narrenſeil geführt zu haben, daß ſie ſich ſchäme, ſo unverhofft demaskirt worden zu ſeyn. Zu Zeiten wünſchte er ſich auch den Hofrath herbei, um mit ihm über das Mädchen und ſeine grenzenloſe Koketterie zu ſprechen.

— Daß doch die Männer gewöhnlich ſo grauſam ſind und nicht ſehen, was ſo offen vor den Augen liegt! ſie leſen in Taſchenbüchern und Romanen alle Folgen unglücklicher verſchmähter Liebe, alle Zeichen eines gebrochenen Herzens; ſie können es ſich auch in der Phantaſie recht lebhaft vorſtellen, wie ein gutes liebes Engelskind mit einem vom Gram der Liebe gebrochenen Herzen ausſehen müſſe, ſie nehmen ſich vor, das nicht zu vergeſſen, aber wenn es drauf und dran kommt, wenn ſie ſelbſt aus Uebermuth oder thörichter Eiferſucht ein ſchönes, nur für ſie ſchlagendes Herz gekränkt, geknickt, gebrochen haben, da merken ſie es nicht, ſie können ſogar noch ein recht ungläubiges Hohngelächter der Hölle aufſchlagen, wenn man ihnen die ſtille Thräne im trüben Auge, den wehmüthig anſprechenden Zug um den Mund zeigt, wenn man ſie aufmerkſam macht auf die immer bleicher werdenden Wangen: „da wird man ſeine Gründe haben," lachen ſie und gehen ungerührt vorüber und denken nicht, daß man auch ohne Doktor und Apotheker am gebrochenen Herzen ſterben könne. —

Die Eiferſucht macht blind; nirgends ſchien dieſer Ausſpruch beſſer in Erfüllung zu gehen, als hier bei Martiniz und Ida.

Für ihren thränenſchweren Blick, für ihren wehmüthigen Ernſt wußte er tauſend Gründe anzugeben, wußte ſich wieder mit tauſend Vermuthungen zu quälen und zu härmen, die rechte fand er nicht. Es war eine wunderbare Veränderung vorgegangen mit dieſem Mädchen in den paar Tagen. Sonſt das Leben, die Fröhlichkeit ſelbſt, jetzt ernſt und abgemeſſen. Die bleicheren Wangen, das trübere Auge, das ja ſo deutlich von thränenvollen Nächten, von gramerfüllten Träumen ſprach, wollte niemand verſtehen, am wenigſten der, um welchen dieſe ſtillen Thränen floſſen. Es war ihr oft zu Muth, als ſollte ſie nur eben die heißen ausgeweinten Augen zuſchließen und ſich in das Grab legen laſſen; dort wenn die Erde ſo kühl um die vier Bretter und zwei Brettchen, welche die arme Ida umſchließen, ſich legen werde, dort wo ſie nicht mehr gefoltert werde von dem Anblick, wie ihr geliebter Jüngling näher und näher, enger und enger in die Schlingen jener Sirene ſich verwickele, — dort, dachte ſie, müſſe es gut ſchlummern ſeyn. Denn das war ihr ja das Aergſte nicht, daß ſie zurückgeſetzt war; nicht daß ſie es war, die er verließ, um ſich dem Triumphzug der allgemeinen Siegerin anzuſchließen, nicht das brach ihr das Herz. Zwar es hatte ihr Mühe und Thränen gekoſtet, bis ſie es dahin gebracht hatte, daß ſie nicht mit Bitterkeit daran dachte, daß er, als kaum das Geſtändniß ſeiner Liebe über ſeinen Lippen war, ſchon andern Sinnes ſeyn konnte; aber ſie hatte überwunden, ſie war tief in ſich eingekehrt, aus den geheimnißvollen unergründlichen Tiefen der heiligen jungfräulichen Bruſt hatte ſie Muth heraufgeholt, um den Gedanken zu ertragen, daß der, den ſie liebe, einer andern angehören könne.

Aber dagegen ſträubte ſich mit aller Macht ihr keuſches bräutliches Herz, daß er jene, auf welche die Kinder in der Reſidenz mit Fingern deuteten und ſich ihre Schandthaten erzählten, daß er an jene verloren gehen ſollte. Wäre er ein Mann geweſen, der frech mit ihrem armen unerfahrenen Herzchen geſpielt hätte, ſie hätte es ertragen, daß er bei der Gräfin dafür büßen ſollte; aber Emil, — ihr feiner weiblicher Takt, der darin ſo weit und ſo ſcharf ſieht, ſagte ihr, daß er noch ein Neuling in der Liebe ſey, daß er ſein Herz frei bewahrt habe, bis ſie ihn kennen gelernt habe, daß ſie ſeine erſte Neigung geweſen ſey; und doch er, der ſo namenloſes Unglück ſchon erduldet hatte, auch er ſollte durch dieſes Weib unglücklich werden? Ach wie oft wünſchte ſie ſich ihren alten Freund, den Hofrath, herbei! Ihm hätte ſie alles, alles vertraut, auch jenen Augenblick der ſeligen Liebe, wo er ihr geſtand, daß er ſie liebe, wo er ſie umſchlang und an ſein pochendes Herz drückte, wo er ſie mit den ſüßeſten Schmeichelnamen der Zärtlichkeit genannt, wo ihr Mund ſich ſchon zum erſten heiligen Kuß der Liebe ihm entgegengewölbt hatte; dies alles war ja längſt vorüber, war begraben, tief, tief in ihrem Herzen, mit aller Hoffnung, aller Sehnſucht, die es einſt erweckt hatte; aber Berner durfte es wiſſen, ihm hätte ſie alles geſagt und ihn dann zum warnenden Schutzgeiſt für den Grafen aufgerufen.

Aber er war noch nicht zurück, darum verſchloß ſie ihren Schmerz in die Seele; aber mit Angſt und Zittern ſah ſie, wie der Graf um die Aarſtein flatterte, wie die Fliege um das Licht. Alle Beiſpiele von den ſinnlichen Lockungen dieſer Sirene, die man ſich in der Reſidenz in die Ohren geflüſtert, fielen ihr bei; wie leicht konnte er in einem unbewachten Augenblick, hingeriſſen von den verführeriſchen Reizen der üppigen buhleriſchen Dame Potiphar — ſie erröthete vor dem Gedanken und preßte die Augen zu, als ſollte ſie was Schreckliches ſehen. Wenn etwas ſolches geſchah, dann war er der Gräfin und dem Satan auf ewig verſchrieben.

Feine Nasen.

So verdeckt hier jedes ſein Spiel ſpielte, ſo geheim alle dieſe Fäden geſponnen, angeknüpft und nach und nach zu einem dichten Gewebe verſchlungen wurden, ſo merkte man doch hin und wieder, was vorging. Fräulein v. Sorben und die alte Schulderoff wurden von Tag zu Tag durch die getreuen Rapporte des Rittmeiſters von Sporeneck über den Stand der Dinge belehrt. Ihre ſcheelblickenden Augen glänzten vor Freude, wenn ſie wieder Neues erfuhren. Der Graf war ihnen ein verlorner Poſten, den Fräulein Ida weder mit Thränen noch Gebet wieder heraushauen könnte.

Nichts war ihnen aber größeres Labſal, als das Fräulein von der traurigen Geſtalt ſelbſt, wie ſie Ida nannten. Daß ſie ernſter, bläſſer, trüber war als ſonſt, war weder ihrem noch des Rittmeiſters Scharfblick entgangen, und eine wahrhaft teufliſche Schadenfreude, die ſich in einem vierſtimmigen Gelächter Luft machte, befiel ſie, als Sporeneck erzählte, daß er ſie durch ſeinen Tubus, mit welchem er hinter ſeinen Gardinen nach Ida's Fenſter viſirte, bitterlich habe weinen ſehen.

Aber Fräulein von Sorben ſorgte auch dafür, daß Ida in ihrer Verzweiflung ſich nicht dem Rittmeiſter in die Arme werfen konnte; ſie hatte alle ihre Geiſtes- und Körperreize theils vor ihm entfaltet, theils durchſchimmern laſſen, und ihrem ſcharfſinnigen Auge konnte es nicht verborgen bleiben, daß er ganz bezaubert davon war. Es iſt nur ſchade, daß er auf die Liebe ſo trefflich eingeſchult war, daß er ſechs oder acht der zärtlichſten

Liebſchaften zumal haben konnte und jede die Betrogene war. So hatte alſo die beleidigte Dame dem naſeweiſen Backfiſch, der ſich erdreiſtet hatte, in ihrer Gegenwart Grafen in ſich verliebt zu machen, zwei Liebhaber auf einmal weggeputzt. „Da kann man ſehen," ſagte ſie zu ſich, „was die Routine macht. Das armſelige Ding iſt kaum ſechzehn Jahre geweſen, ich habe ſie noch in den Windeln geſehen, und ſie will ſich mir gleichſtellen. Aber das Affengeſicht hat jetzt ſeinen Lohn, man hat dem unreifen Ding den Mund ſauber abgewiſcht, hat ihr die verliebten Aeugelein ausgeputzt, daß ſie ſieht, daß in der ganzen Welt vierundzwanzig vor ſechzehn kommt."

Aber auch der alte Brktzwiſl, die gute ehrliche Seele, hatte das Ding ſo ein wenig gemerkt. Als ſie damals mit einander aus der Kirche gekommen waren, — ſeitdem hatte der ſchreckliche Wahnſinn ſeinen Herrn kein einziges Mal mehr befallen — damals hatte er ſich ein Herz gefaßt und zu dem Grafen geſagt: „Wie doch das Fräulein ſo hübſch, ſo tauſenddonnernett ausſah am Altar! baſſa manelka, wie müßte ſie erſt ausſehen bei Tag und als Bräutchen!" — Dem Grafen ſchien der Gedanke nicht übel einzuleuchten, denn er hatte zufrieden gelächelt und geſagt: „nun, was nicht iſt, kann noch werden." Er aber hatte ſich folgenden Tags gleich hingeſetzt und an den alten Herrn Grafen geſchrieben: „ſo und ſo, und dem gnädigen Fräulein und ſonſt auf Gottes weitem Erdboden niemand iſt man die Rettung meines Herrn ſchuldig. Es kann aber auch in ſechs Herrenländern kein ſolches Wunderkind mehr geben. Die ſelige Comteſſe war doch auch nicht, mit Reſpekt zu vermelden, aus Bohnenſtroh, aber Gott weiß, ſie reichte dem ſchönen Fräulein das Waſſer nicht. Und vornehm ſieht ſie aus, als wäre ſie allerwenigſtens ein Stück von einer Prinzeſſin. Der junge Herr iſt aber auch rein in ſie verſchoſſen, und ich meine, daß es nicht menſchenmöglich geweſen wäre, ihn zu kuriren, außer durch ſo große Inbrunſt und Liebhaberei. Das hat ja auch ſchon der deutſche Doktor prophezeiht, wie ich Euer Excellenz meinem gnädigſten Herrn Grafen vermeldet habe.“

So lautete die Freudenepiſtel an den alten Onkel, worin die Errettung vom Wahnſinn gemeldet wurde. Die Freude wollte dem alten Diener beinahe die Herzkammerthüre zerſprengen, bis er die Buchſtaben alle aufs Papier gemalt hatte. Bisher hatte er allwöchentlich Bericht erſtatten müſſen. Da hatte es denn aus Italien, Frankreich, Holland, vom Genferſee, am Rhein, an der Seine und an der Nordſee immer geheißen: „Der Herr Graf befindet ſich noch im alten Zuſtand.“ — „Die Krankheit ſcheint zunehmen.“ — „Die Aerzte wußten wieder nichts.“ — „Die Aerzte geben ihn auf.“

Hier in dem unſcheinbaren Städtchen, hier endlich ſollte das Heil, der Stern des Segens aufgehen. Er konnte ſich die Freude des alten Herrn denken, der ſo ganz an Emil wie an einem Sohn hing; er ſah ſchon im Geiſte, wie der Herr Graf lächeln, die Hände reiben und rufen werde: „nun in Gottes Namen, macht Hochzeit!“

Aber jetzt mußte der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft gelegt haben, denn ſein Herr — der ſah gar nicht mehr ſo glücklich und ſelig aus, wie damals, als jene

Freudenbotſchaft abging — er war niedergeſchlagen, traurig; fragte der alte Brktzwiſl, dem aus alten Zeiten eine ſolche Frage zuſtand, was ihm denn fehle, ſo erhielt er entweder gar keine Antwort, oder der Graf ſtöhnte ſo ſchmerzlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und ſagte dabei: „du kannſt mir doch nicht helfen, alte Seele!“

Es wollte ihm nun gar nicht recht gefallen, er klügelte hin und her, was es denn wohl ſeyn könne, das ſeinen Herrn auf einmal ſo ſtutzig und trotzig mache — da iſt ein Gaſt drüben bei Präſidents, eine große dicke, ſo halb Jungfer, halb Frau, hat die vielleicht Unkraut geſtr —

Ja, das konnte ſeyn, das ſchien dem alten Brktzwiſl ſogar wahrſcheinlich; wenn er aber dieſer nachlief und das ſchöne Fräulein im Stich ließ — nein, er wollte ſeinem Herrn nichts Böſes wünſchen, aber da ſoll ihm doch das ſiedende Donnerwetter auf den Leib — er ſchlug zu dieſem Gedanken ſo grimmig auf ſeines Herrn Rock zu, den er im Hausgang ausklopfte, daß der Staub in dichten Wolken umherflog. „Ja, da wollt' ich,“ rief er in ſeinem Selbſtgeſpräch weiter und klopfte immer ſchrecklicher, „wenn du die dicke Trutſchel nimmſt und das ſchöne Fräulein, die dich aus den Klauen des ſchwarzen Teufels herausklaubte, wenn du die fahren läßt, alles ſiedende Schwefelpech des Fegefeuers ſoll dich dann Kreuzmillionenmal —“

„Wen denn?“ fragte eine tiefe Stimme hinter ihm. Er ſah ſich um und glaubte nur gleich in den Boden ſinken zu müſſen. Ein großer ältlicher Mann, mit ſeinen klugen Geſichtszügen, in einem ſchlichten Reiſeüberrock, dem nur ein vielfarbiges Band im Knopfloch einige Bedeutung gab, ſtand vor ihm. „Alle guten Geiſter!“ ſtammelte endlich Brktzwiſl, indem er den Fremden noch immer mit weit aufgeriſſenen Augen anſtarrte — „wie kommen Ew. Er“ —

„Halt' jetzt dein Maul von dergleichen,“ ſagte der Herr mit dem Ordensband freundlich, „ich reiſe incognito und brauche dieſen Firlefanz nicht; wo iſt dein Herr?“

Starr und ſtumm bückte ſich der alte Diener mehrere Mal, führte dann den fremden Herrn den Corridor entlang zur Thüre ſeines Herrn, erwiſchte dort noch einen Rockzipfel, küßte dieſen mit Inbrunſt und ſah zu ſeiner großen Herzensfreude, wie ſein junger Herr mit einem Ausruf der Freude dem Fremden in die Arme ſank.

Der Fremde war aber niemand anders als — doch gerade fällt uns ein, daß der Herr, wie er ſich gegen Brktzwiſl äußerte, incognito reiſet, und es wäre daher auch von uns höchſt indiskret, wenn wir dieſes Incognito früher verriethen, als der fremde Herr ſelbſt für gut findet, es abzulegen.

Der Herr Incognito.

Ein ſtiller, aber ſcharfer Beobachter erſchien jetzt auf dem Schauplatz, es war der fremde Herr, den der Graf unter dem Namen eines Herrn von Ladenſtein bei dem Präſidenten einführte. Die Empfehlung eines Hausfreundes, wie der Graf war, hätte ſchon hingereicht, ihn in dieſem Hauſe willkommen zu machen; aber die vom Alter noch nicht gebeugte Geſtalt des alten Herrn voll Würde und Anſtand, ſein ſprechendes Geſicht erwarben ihm Achtung, und als vollends der Präſident, ein Kenner von ſolchen Dingen, das Thereſienkreuz auf ſeiner Bruſt wahrnahm, ſtieg ſeine Achtung zur Verehrung. Er wußte, daß, wer dieſes Zeichen trug, ein Ritter im vollen Sinn des Wortes war, und daß ein ſolcher ſich gewiß einer That rühmen durfte, die nicht die Laune des Glücks oder hohe Protektion zu einer glänzenden erhoben, ſondern die, aufgeſucht unter Gefahr, hohen Muth und tiefe Einſicht bewährte.

Vorzüglich Ida fühlte ſich von dieſem Mann wunderbar angezogen. Seit der Spannung zwiſchen ihr und Martiniz hatte ſie immer mit geheimem Widerwillen der Theeſtunde, ſonſt ihre liebſte im ganzen Tag, entgegengeſehen. Der Graf kam entweder gar nicht, oder ſehr ſpät, oder unterhielt er ſich mit der Narſtein. Die Sorben und andere dergleichen Fräulein und Damen kamen ihr ſchaal und langweilig vor, daß ſie glaubte, nicht eine Stunde bei ihnen ſitzen zu können; der Rittmeiſter, deſſen Geſchäfte beim hieſigen Regiment noch immer nicht zu Ende gehen wollten, war ihr am fatalſten von allen.

Sein Erſtes war immer, daß er ſich mit ſeinem Stuhl neben ſie drängte und dann ſo bekannt und vertraut that, als wären ſie Zeltkameraden, er half ihr Thee einſchenken, Arack und Milch umherreichen, und verrichtete alle jene kleinen Dienſte, die einem begünſtigten Liebhaber von ſeiner Dame erlaubt werden. Dabei nahm er ſich oft die Freiheit, ihr in die Ohren zu flüſtern, aber die gleichgültigſten Dinge, etwa ob ſie noch mehr Milch oder noch mehr Zucker bedürfe, ſah aber dabei aus, wie wenn er die zärtlichſte Liebeserklärung gewagt hätte.

Daher kam ihr der alte Ladenſtein ſehr zu ſtatten. Sie ſorgte dafür, daß er neben ſie zu ſitzen kam, und nun durfte ſie doch für dieſen Abend ſicher ſeyn, daß der Rittmeiſter nicht ihr Nachbar würde.

Und wie angenehm war ſeine Unterhaltung! Alles, was er ſagte, war ſo tief und klar gedacht, ſo angenehm und intereſſant, und trotz ſeines grauen Haares, trotz ſeiner ſechzig Jährchen, die er haben mochte, war eine Kraft, ein Feuer in ſeinen Reden, das einem Jüngling keine Schande gemacht hätte. Aber auch dem alten Herrn ſchien das Mädchen zu behagen; ſein ernſtes Geſicht heiterte ſich zuſehends auf, ſeine lebhaften Augen wurden glänzender — ſolch ein Mädchen hatte er ſelten getroffen, und er war doch auch ein bischen in der Welt geweſen. Dieſen klaren Verſtand, dieſes richtige Urtheil, dieſe Gutmüthigkeit neben ſo viel Humor und Witz, er war ganz entzückt. Und überall war ſie zu Haus; er bewunderte die wunderherrlichen Blumen, die ſie machte, man kam von dieſen auf die natürlichen Blumen, auf ſeltene Pflanzen. Er beſchrieb ihr eine Blume, die ſo wunderſchön ausſehe und die ſich zu Guirlanden gar hübſch ausnehmen würde, aber der Name fiel ihm nicht ein. Kaum hatte er die Form der Blätter erwähnt, ſo ſagte ſie ihm auch ſchon, daß die Blume Calla aethiopica heißen müſſe, weiß blühe und auch äthiopiſche Drachenwurz genannt werde. Er bekam ordentlich Reſpekt vor dem holden Kind, das ſo gelehrt ſeyn konnte; aber da war nicht jenes Prahlen mit Kenntniſſen, das man bei gelehrten Damen ſo oft findet. Nein, als die Blume abgemacht war, ſprach ſie auch kein Wörtchen mehr von Botanik, und es war, als habe ſie nie davon geſprochen.

Er kam auf die neueſte Literatur und pochte da an; wahrhaftig, ſie hatte alles geleſen und zwar nicht nur, was man ſo aus Leihbibliotheken bekommt oder in einem Almanach findet, nein! ſie hatte intereſſante Geſchichtswerke geleſen und eigentlich ſtudirt. Aber auch daraus machte ſie nichts Großes. Je wichtiger das Werk war, deſto beſcheidener war ihr Urtheil, und dabei that ſie ſo unbefangen, als ob jedes Mädchen dergleichen geleſen hätte. Und als ſie auf ausländiſche Literatur kamen, als ſie von Lord Byron, ſeinen herrlichen Gedichten und ſeinem unglücklichen Ende ſprachen, als der alte Herr mit dem Thereſienkreuz ihn dennoch glücklich pries, weil ſein Geiſt ſich höher als alle andere geſchwungen, weil er den Menſchen und die ganze Natur ſo tief erkannt habe; da antwortete ihm, nein es ging über ſeine Begriffe, antwortete ihm die kleine Wetterhexe mit Byrons eigenen Worten, als hätte ſie ſeinen Manfred eben erſt geleſen:

„The tree of knowledge is not that of life.“ *

Er war ganz ſelig, der alte Herr, ein ſolches Mädchen hatte er in vielleicht zwanzig Jahren nicht gefunden. Und das ſchnepperte und bebberte mit ſeinem lieben hübſchen Schnäbelchen ſo unſchuldig in die Welt hinein, das blickte ihn mit ſeinen frommen Taubenaugen, in welchen doch wieder ein wenig der loſe Schalk ſaß, ſo

---

* Erkenntnißbaum iſt nicht des Lebens Baum.

wundervoll an, er war ganz weg und dankte dem Grafen tauſendmal, als ſie wieder in den Mond zurückgekommen waren, daß er ihn mit einem ſo intereſſanten Geſchöpf bekannt gemacht habe.

Emil auf der Folter.

Dieſer ſah ihn wehmüthig an und ſeufzte. „Glauben Sie mir,“ ſagte er, „auch ich war einſt erfüllt von dieſem Himmelskind, auch mir war ſie eine Erſcheinung wie aus jenſeits, wie des großen Dichters Mädchen aus der Fremde; ich ſah, wie ſie mit ungetrübtem Frohſinn und dennoch mit einer Würde, einer Hoheit jedem eine Gabe reichte; mir, wähnte ich, mir habe ſie der Gaben ſchönſte aufbewahrt — ach! da gewahrte ich, daß ſchon ein anderer dieſen Kranz zerpflückt“ —

„Nein, ich kann's nicht glauben!“ rief der ehrwürdige Thereſienritter, „dieſes Mädchen kann nicht ſo niedrig denken, kann nicht das tiefe, herrliche jungfräuliche Herz an einen Windbeutel verlieren, wie der Sporeneck iſt, deſſen ſeichtes Weſen, deſſen Gemeinheit ihr ja gleich den erſten Augenblick nicht verborgen bleiben konnte!“

„Aber mein Gott!“ rief Emil ungeduldig, „habe ich Ihnen nicht geſagt, was mich die Gräfin merken ließ, was ich mit eigenen Augen ſah? Nehmen Sie doch nur zum Beiſpiel, daß ſie ihm gleich in den oberen Stock nachzog, um ihn recht vis-à-vis zu haben“ —

„Beweiſt viel, recht ſehr viel und doch wieder nichts, gar nichts, denn ein ſo kluges Mädchen, wie die Ida, trägt ihre Liebe nicht ſo ſchamlos zur Schau.“

„Aber die Gräfin ſagt mir ja, die Gräfin“ —

„Eben die Gräfin ſagte dir alles, Freundchen, und eben der Gräfin traue ich nicht, dazu habe ich meine vollkommen gegründeten Urſachen. Ich habe ſechzig Jahre in der Welt gelebt, du erſt deine zwanzig, darum darf ich auch meinem Blicke trauen, denn ich bin unparteiiſch und ſchaue nicht durch die grüne Converſationsbrille der Eiferſucht. Ich habe dieſen Abend Dinge geſehen, die mir gar nicht gefielen; doch der Erfolg wird lehren, daß ich Recht hatte.“

So ſprach der alte Thereſier mit dem Grafen; doch auf dieſen ſchien es wenig Eindruck zu machen, denn er murmelte: „weiß alles und iſt alles gut, wenn nur der verdammte Rittmeiſter nicht wäre!“

Der Rittmeister.

Was doch oft an einem kleinen unſcheinbaren Zufall das Glück der Menſchen hängt! So fragte an dieſem Abend der Kellner die beiden Fremden, ob ſie unten an der Tafel oder hier oben in ihren Appartements ſpeiſen wollen. Der Graf, der ſeit des Hofraths Reiſe Abends ſelten mehr hinabgekommen war, ſtimmte dafür, auf dem Zimmer zu ſpeiſen, indem er ſich ſchlechte Unterhaltung unter den Offizieren, Aſſeſſoren, Ober- und Unterjuſtizleuten verſprach. Der ältere Herr aber redete ihm zu: man ſehe und höre doch manches unter den Gäſten, was zum Nachdenken oder zur Augen- und Ohrenweide dienen könne, — ſie gingen. Gerade an dieſem Abend hatte der Rittmeiſter von Sporeneck einige Freunde der Garniſon zu ſich auf ein Abendbrod in den Mond gebeten.

Sie hatten ſchon auf ſeinem Zimmer mit Rheinwein angefangen und waren bereits ganz cordial. Der Rittmeiſter hatte auch alle Urſache, ein kleines Sieges- und Jubelfeſt zu veranſtalten. Die Gräfin hatte ihm wie gewöhnlich durch ihre Zofe, die mit ſeinem Bedienten in telegraphiſcher Verbindung ſtand, geſchrieben, daß Ida's Niederlage jetzt vollkommen ſey. Der Graf ſey nie ſo warm gegen ſie geweſen, wie dieſen Abend, und ſie ſehe nächſtens einer Erklärung von ſeiner Seite entgegen. Das hatte der Rittmeiſter ſeinem Vertrauten, dem Lieutenant von Schulderoff, und einigen andern vorgetragen, man ſtieß an auf das neue gräfliche Paar und auf den galanten Hausfreund, und ſo kam man auch, weiß nicht wie, darauf, ob man nicht den Grafen auch einmal ein wenig ſchrauben ſollte. Sie ſtimmten alle darüber ein, daß dies ſehr dienlich wäre, um Unterhaltung für den heutigen Abend zu haben, und ſie machten ſich auch gar kein Gewiſſen daraus; „ja wenn er Soldat wäre, dann wäre es etwas anderes; einen Kameraden ſchraubt man nicht gern, aber ſolch ein civiles Gräfchen, das in der Welt umherreiſt, um den Damen ſchön zu thun und ſein Geld auf die langweiligſte Manier todtzuſchlagen — nun das kann man mit gutem Gewiſſen.“

Mit dieſem löblichen Vorſatz hatten ſich die Marsſöhne nicht weit von der Stelle placirt, wo Martiniz gewöhnlich zu ſitzen pflegte, und harrten, ob er nicht komme. Er kam und mit ihm der andere Gaſt, aber diesmal ohne Ordensband, denn er hatte nur einen unſcheinbaren Oberrock an. Martiniz und der ältere Herr unterhielten ſich flüſternd miteinander; um ſo lauter waren die Kriegsgötter; die Pfröpfe der Champagnerbouteillen fingen an zu ſpringen und in kurzem waren die Herren alleſammt kreuzfidel und erzählten allerlei Schnurren aus ihrem Garniſonsleben. Die übrigen Gäſte hatten ſich nach und nach verlaufen. Das Kapitel der Hunde und Pferde war ſchon abgehandelt und der Rittmeiſter hielt es jetzt an der Zeit, die Schraube anzuziehen. Er gab alſo Schulderoff einen Wink und dieſer ergriff ſein Champagnerglas, ſtand auf und rief: „nun, Bruder Sporeneck, eine Geſundheit recht aus dem Herzen — deine Ida!“

Auf flogen die Dragoner von ihren Sitzen, tippten die feinen Lilienkelche aneinander und ſogen den weißen Giſcht mit einer Wolluſt aus, als hätte die Geſundheit ihnen ſelbſt gegolten. Martiniz biß die Lippen zuſammen und ſah den Thereſienritter an.

„Auf Ehre, ein Götterkind, Herr Bruder!“ fuhr Schulderoff fort, „ich wäre ſelbſt im Stande geweſen, ſie zu lieben, hätte ich nicht deine frühern Rechte gewußt und mich daher beſcheiden zurückgezogen.“

„Auf Ehre, ich hätte es ihr wohl gönnen mögen,“ antwortete der großmüthige Liebhaber; „wenn man ſo einen Winter allein zubringen ſoll, iſt es für ein junges warmes Blut immer fatal, wenn es ſich nicht Luft machen ſoll. Einen braven Kerl, wie du biſt, hätte ich ihr zum Intermezzo wohl gewünſcht, wäre mir lieber geweſen, als hören zu müſſen, daß mir ſo ein fremder Gelbſchnabel ins Neſt habe ſitzen wollen.“

Das Herzblut fing dem Grafen an zu kochen. In ſolchen Ausdrücken von einem Mädchen reden zu hören, das er liebte und ehrte — es war beinahe nicht zu ertragen; doch hielt er an ſich, denn er wußte, wie ſchlimm es iſt, in einem fremden Lande ohne ganz gegründete Urſache Händel anzufangen.

„Hatteſt du bange?“ lachten die Reiter den Rittmeiſter an.

„Nicht im geringſten,“ replicirte dieſer; „ich kenne mein Täubchen zu gut, als daß ich hätte eiferſüchtig werden ſollen; wenn auch zehn ſolcher Wichte ins Neſt geſeſſen wären, ſie hätte ſich doch von keinem andern ſchnäbeln laſſen, als von ihrem Hähnchen.“

Allgemeines Gelächter applaudirte den ſchlechten Witz. Der Graf — es war ihm kaum mehr möglich, anzuhalten; er ſah voraus, es werde ſo kommen, daß ihm nur zwei Wege offen ſtehen würden, entweder ſich zu entfernen oder loszubrechen.

Unschuld und Muth.

Das erſtere war jetzt nicht mehr möglich; ſeine Würde als Abkömmling ſo tapferer Männer ließ einen ſolchen Rückzug nicht zu, und was würden ſeine Uhlanen geſagt haben, wenn er ſo vom Kampfplatz ſich weggeſtohlen hätte? Die nächſte ſchickliche Gelegenheit mußte entſcheiden.

„Nun, Brüderchen,“ ſagte ein anderer zum Rittmeiſter, „wir ſind hier ſo ziemlich unter uns, gib weich, beichte uns ein wenig, wie ſtehſt du mit der kleinen Präſidentin?“ Der Rittmeiſter ſpielte von Anfang den Zarten, Zurückhaltenden, endlich aber auf vieles Zureden gab er wirklich weich und — rühmte ſich heimlich von ihr erhaltener Begünſtigungen, die Emils Blut zu Eis erſtarren ließen. Plötzlich aber, wie eine Erleuchtung von oben, trat ihm das Bild des unſchuldigen engelreinen Kindes, mit ihrem ſanften Blick, mit ihrem keuſchen jungfräulichen Erröthen vor das Auge — nein, nein! rief es mit tauſend Stimmen in ihm, es kann ja nicht wahr ſeyn, ſo weit verfehlt ſich der Himmel nicht, daß er die heiligſte Unſchuld auf die Züge einer Metze malte. Er ſtand auf und ſtellte ſich dicht vor den Rittmeiſter. „Von wem ſprechen Sie da, mein Herr?“ fragte er ihn. Der Rittmeiſter konnte ſich nichts Erwünſchteres denken, als daß endlich die Engelsgeduld von dem civilen Gräfchen gewichen ſey. Er wollte ihn mit einem Blicke einſchüchtern und ſetzte daher an, die Augen recht an ihn hinrollen zu laſſen; da kam er aber an den Falſchen.

Er begegnete einem jener Gluthblicke, die dem Grafen ſo eigen waren; Hoheit, Muth, Zorn, Alles ſprühte auf einmal wie mit einem Feuerſtrom aus dieſen Augen auf ihn zu, daß er die ſeinigen betroffen niederſchlug. „Was fällt Ihnen ein? was kümmert Sie unſer Geſpräch? Es iſt hier niemand, der darnach zu fragen hätte.“

„Sie haben,“ fuhr der Graf mit großer Mäßigung fort, „Sie haben dem ganzen Zimmer hier mit vernehmlicher Stimme ihre Sottiſen erzählt, es hat alſo auch jeder das Recht zu fragen, von wem ſie ſprachen, und ich frage jetzt!“

„Mein Herr, das kommt mir ſchnackiſch vor!“ lachte der Rittmeiſter, „es kann doch wahrhaftig jeder von ſeinem Schätzchen reden, ohne daß ein anderer ſich darein zu legen hätte. Wenn Sie übrigens durchaus uns mit Ihrer Geſellſchaft beehren wollen, Kellner, noch einen Kelch hieher für den Herrn da!“

„Iſt unnöthig!“ rief der Graf, „es iſt mir durchaus nicht um ihre werthe Geſellſchaft zu thun, ſondern nur die Frage, die ich an Sie that, möchte ich gern beantwortet haben.“

„Nun ja,“ ſchnarrte Sporeneck, „wenn Sie ſich durchaus in meine Herzensangelegenheiten miſchen müſſen, was ich übrigens nicht ſehr delikat finde, ich habe von Fräulein Ida von Sanden, meiner Nachbarin, geſprochen.“

„Und von dieſer Dame wagen Sie auf ſo freche Weiſe zu ſprechen, wie Sie vorhin thaten?“

„Wer will es mir wehren?“ lachte der Rittmeiſter und maß den Grafen von oben bis unten, wobei er übrigens ſich hütete, ſeinem Auge zu begegnen, „wer will es mir wehren, ein jeder kann zu ſeinem Heu Stroh ſagen!“

„Sie beharren alſo auf dem, was Sie von der Dame ausſagten?“

„Dame hin oder her,“ antwortete der Rittmeiſter, „Sie fangen an anmaßend zu werden; ich werde vor Ihnen und zehn ſolcher — Polaken behaupten, was ich ſagte.“

„Nun ja,“ ſagte der Graf, indem er ſich ſtolz aufrichtete und an die übrigen Offiziere, die bisher mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört hatten, wie der Graf geſchraubt würde, ſich wandte, „nun ja, ſo muß ich nur Sie bedauern, meine Herren, daß Sie ſich auf ſolche Art unterhalten laſſen von dieſem erbärmlichen Lügner.“

„Donner und alle Teufel!“ fuhr der Rittmeiſter auf, „wie kommen Sie mir vor, Herr! ich glaube Sie haben Platz zwiſchen den Rippen für blaue Bohnen?“

„Thun Sie, was Ihnen beliebt,“ ſagte der Graf, „ich wohne hier und bin auf Nro. 2 zu finden.“ Er ging, der alte Thereſienritter mit ihm. „Das iſt ſpaßig,“ lachte der Rittmeiſter, obgleich es ihm nicht recht frei von der Bruſt wegging, „das iſt ſpaßig, daß ich in Freilingen einen kleinen Gang zu machen habe!“

Die Dragoner ſaßen noch ganz verdutzt über den ſchnellen Ausgang der Schrauberei. „Hol' mich der Teufel,“ ſagte ein alter Lieutenant, „das Kerlchen nahm ſich doch ſo übel nicht bei der Sache; er hat einen verfluchten Anſtand, und es iſt, als wäre er ſchon mehr dabei geweſen!“

Man berieth ſich jetzt, was zu thun ſey; man vertheilte die Rollen, Schulderoff ſollte des Rittmeiſters Sekundant ſeyn, den alten Lieutenant beſtimmte man, Martiniz denſelben Dienſt zu leiſten, wenn er nicht ſonſt wo einen Sekundanten auftreiben könnte. Der Rittmeiſter zeigte eine ungemeine ſpaßige Fröhlichkeit, meinte, es müſſe ſich ganz herrlich ausnehmen, wenn ſo ein Herrchen vom Civil eine Piſtole losbrenne; den Andern war es übrigens nicht ſo ganz wohl zu Muth; das ſchnelle Ende des Streites hatte aus allen Köpfen den Champagnerdampf weggeblaſen, man dachte doch ernſtlich an die Affaire, und manchem wollte es bedünken, daß ſie doch im heilloſen Uebermuth herbeigeführt worden ſey. Man äußerte dies auch unverhohlen gegen Sporeneck, und auch er ſchien ſo etwas zu denken;

doch verſteckte er dieſe Gedanken hinter luſtigem Lachen und beauftragte Schulderoff, ſogleich zum Grafen zu gehen, um die Sache ins Reine zu bringen. Nach einer Viertelſtunde kam dieſer wieder ſehr ernſt zurück und ſagte: „Sporeneck, morgen früh acht Uhr, auf Piſtolen.“

Dieſe lakoniſche Meldung machte einen ganz eigenen Eindruck auf die Geſellſchaft; es war allen, als ſey doch etwas Ungerechtes vorgefallen, und keinem war es recht behaglich, an morgen zu denken. Man beſtürmte Schulderoff mit Fragen, wie der Graf es aufgenommen und dergleichen, er erzählte:

Die beiden Fremden ſeyen in ziemlich ruhigem Geſpräch mit einander im Zimmer auf- und abgegangen, als er eingetreten ſey. Sie haben ihn ſehr höflich und zuvorkommend empfangen, er aber habe ſeinen Auftrag ausgerichtet und den Grafen zuerſt gefragt, ob er ſeine Beleidigung zurücknehmen wolle. Dieſer habe ganz ruhig mit Nein geantwortet, worauf er ihn gefordert; ſie ſeyen auf Piſtolen einig geworden und haben die Wieſe hinter dem Gottesacker zum Kampfplatz ausgewählt. Für einen Sekundanten laſſe er danken, der alte Herr, der bei ihm iſt, werde ihm ſekundiren. Der Rittmeiſter ſchien vor Freude außer ſich zu ſeyn, daß er ſeinem Rivalen mit guter Manier eines auf den Pelz brennen könne; er wollte mit dem Champagner weiter machen, die nüchtern gewordenen Kameraden ließen es aber nicht zu, baten ihn, auf morgen recht feſt auszuſchlafen, und verſprachen, um ſieben Uhr alleſammt bei Schulderoff zu frühſtücken.

Noch einmal zieht er vor des Liebchens Haus.

Als Ida am Morgen, der zu dem Duell feſtgeſetzt war, kaum aufgeſtanden, eben ſich mit der Toilette beſchäftigte, hörte ſie Pferdegetrappel gegenüber am Mond; ſie trat ans Fenſter und ſchob den Vorhang ein wenig zurück, es ſtanden drei Pferde vor dem Wirthshaus, wovon ſie das eine beſtimmt für das von Martiniz erkannte. „Wo er nur hinreiten mag an dieſem kalten Tag? ob er“ — der Gedanke an eine plötzliche Abreiſe ohne Abſchied durchblitzte ſie, daß ihr die hellen Perlen in den zarten Wimpern hingen. Doch ſie hatte ja darüber einen Troſt, der ſie zugleich tief betrübte: die Gräfin war ja noch hier, ſie wußte nichts von ſeiner Abreiſe, er konnte alſo doch nicht ſo ſchnell reiſen. Endlich glaubte ſie Emils Stimme aus dem Thorweg herauf zu hören: „Adieu, Madame, adieu!“ es galt offenbar der Mondwirthin; o wie gern wäre ſie in dieſem Augenblick die Ehehälfte des Mondwirths geweſen, um ihn zu ſehen und das freundliche Adieu von ſeinen Lippen zu hören!

Der alte Brktzwiſl, die gute treue Seele, ſprang hervor, ergriff den Zügel von Martiniz Pferd und ſtellte ihn zum Aufſitzen zurecht jetzt kam Mart — nein, ein Offizier in fremder glänzender Uniform. Jetzt kam auch der alte Herr von Ladenſtein, der ſie geſtern ſo trefflich unterhalten hatte; wo blieb aber nur Emil? Der alte Herr, heute mit vielen Orden behängt, ſchwingt ſich auf ſein Pferd, jetzt auch der Offizier; „eine ſchöne geſchmackvolle Uniform,“ dachte Ida, wenn ſie nicht irrte, eine polniſche oder ruſſiſche, vielleicht ein Bekannter von Martiniz; aber die Geſtalt kam ihr ſo bekannt vor, wie, ſollte etwa Em— doch nein, er war ja nicht Soldat und trug auch keinen Orden, und dieſem glänzte der Wladimir in Diamanten auf der Bruſt — wenn er, eine kleine Neugierde iſt ja verzeihlich, wenn er doch nur den hohen Uhlanenkolpak ein wenig hinterſetzte, daß ſie ſein Geſicht ſehen könnte.

Jetzt war alles in Richtigkeit, der alte Herr ſchaute am Haus herauf und ſtieß den Offizier an, er richtete das Haupt auf, er ſah herauf — es war Emil von Martiniz.

Wie ſchön, wie götterſchön war dieſer Mann! Wie herrlich kleidete ihn die Uniform! wie hingegoſſen ſaß er auf ſeinem ſtolzen Roß, die dunkeln Locken ſtahlen ſich unter dem Sturmband des Tſchapka's hervor und beſchatteten die blendend weiße Stirne; das dunkle Auge voll hohen Ausdrucks hatte heut eine Bedeutung, die ſie beinahe noch nie an ihm geſehen; ſtolz und frei, als wollte es in einem Blick eine Welt ermeſſen, ſchweifte es her und hin; er klopfte den zierlichen ſchlankgebogenen Hals des ſchönen Thieres, das er ritt, er ſah ſo kampfluſtig, ſo muthig aus, als halte er an der Seite ſeiner Uhlanen und es werde in ſchmetternden Tönen Marſch, Marſch geblaſen; ſie konnte nicht mehr anders, ſie dachte nicht mehr an ihr Neligé, ſie öffnete das Fenſter und ſah heraus. Man konnte nichts Schöneres ſehen, als das Mädchen, wie es hier im Fenſter ſtand. Die Aeuglein ſahen ſo klar und freundlich aus dem Köpfchen, die Bäckchen von der kalten Morgenluſt geröthet, das

Mäulchen ſo ſüß und kußlich, um das feine liebe Geſichtchen ein zartes reinliches Nachthäubchen, der Hals frei und dann ein Spencerchen, ſo weiß wie friſchgefallener Schnee, über Nacken und Bruſt herab. Tauſend Löckchen und Stränge, die, vom muthwilligen Morpheus entfeſſelt, unter dem Häubchen ſich durchgeſtohlen hatten — das ganze Wunderkind ſah aus, wie ein ſüßer Morgentraum —

Noch einmal ſah der Graf nach dieſem Engelsbild herauf, das in der Glorie der jungfräulichen Unſchuld, mit der Wehmuth gekränkter und doch verzeihender Liebe zu ihm herabſah — noch einmal, vielleicht das letzte Mal hienieden, warf er einen ſeiner Feuerblicke zu ihr hinauf und eine Thräne blitzte in ſeinem Auge; jetzt aber ſtieß er ſeinem Pferde beide Sporen in den Leib, daß es wutherfüllt kerzengerade aufſtand, unwillkürlich bog ſich ſeine Hand nach dem Mund, er warf ihr einen herzlichen Kuß zu: „adieu, mon coeur!“ rief er, und dahin flogen die Reiter; in einem Augenblick war nichts mehr von ihnen zu ſehen.

„Was war das? wem galt das?“ fragte ſich Ida, als ſie ſich ein wenig von ihrem Staunen erholt hatte. Er ſah ſo zärtlich herauf, er warf einen Kuß herauf — wem flog er zu? ihr oder der Grä— konnte dieſe nicht auch im Fenſter geſtanden ſeyn? konnte er nicht ihr den Kuß zugeworfen haben? Sie mußte Gewißheit haben, ſie ſchickte ſchnell hinab, zu fragen, ob die Gräfin ſchon aufgeſtanden ſey. — Excellenz lagen noch ſchuhtief in den Federn und ſchliefen. „Alſo mir, mir,“ — lächelte das ſtillſelige Mädchen vor ſich hin, ſchaute hinaus und zehnmal wieder hinaus nach dem Fleckchen Erde, wo er gehalten, wo er ihr ſeinen Gruß, ſeinen Kuß zugewinkt hatte. Aber wie, konnte er nicht nach der Gräfin Fenſter gewinkt haben? konnte er nicht ihr ſeinen Kuß geſchickt haben, nur um ſie, die er doch geſehen haben mußte, zu kränken? Doch nein! ihr hatte ja ſein Blick gegolten, ſie hatte tief in ſeine dunkeln Liebesſterne hineingeſchaut, nach ihrem Fenſter hatte er gegrüßt, ſie, ſie war die Glückliche; wie weit er ſich auch verirrt hatte, ſie fühlte, daß ſein beſſerer Sinn ihn dennoch zu ſeiner Ida zog.

Jetzt verſank ſie in angenehme Träume: ſie wiederholte ſich, wie engelhübſch er ausgeſehen habe; ſie nahm ſich vor, wenn ſie wieder recht gut mit einander wären, ihn recht auszuſchmälen, daß er ſich nie vor ihr in der Kleidung hatte ſehen laſſen, die ihm ſo wunderſchön ſtand. So träumte ſie, das liebliche bräutliche Mädchen, ſie ahnete nicht, welchen gefährlichen Gang der Geliebte ging, und daß die Parze ſo ſchnell den Faden ihres Glückes zerreißen könne, daß dann das Herz, an dem ſie ſo gern ruhte, für immer ausgeſchlagen haben würde, daß die kühnen liebeſprühenden Augen ſchnell ſich zu jenem eiſernen Schlummer ſchließen könnten, aus welchem auch die ſüßeſte Stimme, das zärtlichſte Klagen der Liebe nicht aufweckt.

Das Duell.

Vor der Stadt hatten die drei Reiter ihre Pferde angehalten und ließen ſie jetzt im Schritt dem beſtimmten Orte zugehen; ſie ſchwiegen eine Zeit lang und jeder ſchien ſeinen beſondern Gedanken nachzuhängen. Emils Bruſt erfüllte die Qual aller Zweifel an Ida. Es war ihm da einmal, als ſtehe ſie, wie er ſie eben geſehen hatte, in blendend reiner Unſchuld vor ihm und flüſtere ihm mit ſanfter Stimme Vorwürfe zu, daß er auch nur einen Augenblick habe an ihr zweifeln können; dann kamen wieder alle Qualen der Eiferſucht über ihn, er wiederholte ſich alles, was er zwiſchen ihr und Sporeneck bemerkt hatte, und das Billet von geſtern — „nein! ſie iſt ſchuldig," rief er laut und unmuthig. Geſtern Abend nämlich, als Schulderoff ſie verlaſſen hatte, war Brktzwiſl gekommen und hatte einen kleinen Zettel gebracht, der wahrſcheinlich dem Rittmeiſter entfallen ſeyn müſſe. Er war offen, Emil konnte ſich nicht enthalten, einen Blick hineinzuwerfen, und ward weiß wie die Wand. Schweigend reichte er Ladenſtein das Billet und dieſer las:

> „Du mußt noch das Strumpfband haben, das Du mir letzthin muthwilligerweiſe abgebunden haſt; ich brauche es nothwendig; iſt Dir übrigens an einem Zeichen Deiner Dame gelegen, ſo kannſt Du etwas anderes haben. Willſt Du eine Buſenſchleife? willſt Du ein Schnürband von meinem Corſettchen?"

„Das iſt freilich ſtark," hatte Ladenſtein geſagt, nachdem er geleſen, „kennſt du die Handſchrift?" „Von wem ſoll es ſeyn, als von ihr, die mich um mein Lebensglück betrogen? Hätte ich den Wiſch da um eine Stunde früher gehabt, ich hätte den Rittmeiſter wahrhaftig nicht getadelt, daß er von ſeinem zärtlichen Liebchen ſo ausdrucksvoll ſprach!"

„Kennſt du Ida's Handſchrift?“ fragte der alte Herr noch einmal, „es kommt hiebei ſehr viel darauf an, daß du ſie genau kennſt.“

Emil mußte geſtehen, daß er noch nichts von Ida's Hand geſehen; es könne es ja aber doch gar niemand anders geſchrieben haben, denn die Adreſſe laute ja an Herrn von Sporeneck. Der alte Herr hatte den Kopf dazu geſchüttelt und geſagt, daß dies Billet der ganzen Sache eine andere Wendung geben könnte; jetzt ſey er aber ſchon einmal gefordert, und darum könne vor Ausgang des Duells nicht mehr davon geſprochen werden, nachher werde ſich vielleicht manches aufklären. Dieſes Billet war nun auch auf dem Wege zum Kampfplatz Emil in den Sinn gekommen, und hatte ihm jenen lauten Ausruf: „ſie iſt dennoch ſchuldig!“ entlockt.

Der Alte reichte ihm die Hand hinüber und ſagte freundlich ernſt: „Urtheile nicht zu frühe, du gehſt einen gefährlichen Weg, nimm nicht die Schuld mit dir, ungehört verdammt zu haben. Du biſt der letzte Martiniz. Schlägt eine Kugel hier unter den Wladimir, ſo iſt es vorbei mit dir und dem Heldenſtamm, deſſen Namen du trägſt. Du ſchlägſt dich für die Ehre einer Dame; ſo lange du für ſie kämpfſt, darfſt du nicht an ihrer Tugend zweifeln, ſonſt iſt deine Sache nicht gut. Denke dir das Mädchen, ſo hold und engelrein, wie du ſie ſahſt, als wir zu Pferd ſtiegen, wie du ihr, von ihrem heiligen Anblick übermannt, dein zärtliches Lebewohl zuriefſt — und du wirſt freudiger ſtreiten.“

Emil hörte nur mit halbem Ohr; ſeine ganze Aufmerkſamkeit war auf den Platz gerichtet, dem ſie ſich nahten; ſie bogen um die Ecke der Mauer des Gottesackers; ſein Gegner war ſchon auf dem Platz, er nahm ſein Roß zuſammen und ſprengte majeſtätiſch im kurzen Galopp an.

Sporeneck und ſeine Begleiter waren auf einem andern Weg herausgeritten und hatten auf der Wieſe den Grafen erwartet. Sie hatten ihre beſten Uniformen angezogen, alles gewichst und gebürſtet, als ginge es zur Hochzeit, denn ſie wollten dem Grafen und ſeinem Begleiter durch Glanz und militäriſche Würde imponiren. Wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie den ſtrahlenblitzenden, in den ſchönſten Farben ſchimmernden Uhlanen anſprengen ſahen? Sie trauten ihren Augen kaum, wie gewandt, wie flink das civile Gräfchen vom Sattel ſprang, mit welchem Anſtand er die Zügel ſeinem Diener zuwarf, ſich dann zu ihnen wandte und ſeine Honneurs machte. Die Diamanten des Wladimir, der goldene, vom Vater ererbte Ehrenſäbel glänzten im Morgenroth, der ganze Mann hatte etwas Gewaltiges, Gebietendes, Königliches, das ſie beinahe mit Ehrfurcht bewunderten.

„Alle Teufel, wer hätte das gedacht?“ flüſterte Sporeneck, „hätte ich das gewußt — weiß Gott, die Uniform der polniſchen Garde, wo jeder Rittmeiſter für einen Oberſten in der Linie zieht! Nein, wenn ich gewußt hätte, daß er Soldat iſt, dann wäre es wohl etwas anderes geweſen.“

„Und alle Wetter,“ fuhr ein andrer fort, „ſieh nur den alten Graukopf, wie der behängt iſt, eins — zwei — drei — ſieben Orden hat das Kerlchen und noch obendrein einen Stern! ſiehe, das Thereſienkreuz — und weiß Gott, den Commandeur der Ehrenlegion, das muß ein fixer Kerl ſeyn.“

Der alte bekreuzte und beſternte Herr nahte ſich Schulderoff, zog ganz gelaſſen und kaltblütig eine reich mit Brillanten beſetzte Uhr heraus: „Herr Kamerad,“ ſprach er, „wenn's gefällig iſt.“

Dieſer hatte ſich von ſeinem Staunen kaum erholt; er hatte die Aeußerung des Rittmeiſters gehört, daß, wenn er gewußt hätte, daß der Graf Soldat wäre, er die Sache vielleicht nicht ſo weit getrieben hätte; er verſuchte daher, noch einmal mit dem alten Herrn zu parlementiren; doch die Unterhandlungen zerſchlugen ſich an dem harten Sinn des Grafen, man maß die Schritte ab und ſchüttete friſches Pulver auf die Pfannen — fertig!

Sporeneck hatte den erſten Schuß, „nun wenn es denn einmal ſeyn muß,“ ſagte er, drückte ab und — den Kolpack riß es dem Grafen von dem Kopf, mittendurch war die Kugel gegangen, er ſtand unverletzt. Ein ſonderbares Feuer ſprühte aus ſeinem Auge, als er jetzt die Piſtole aufnahm; es war ihm, als ſtehe Antonio's blutende Geſtalt vor dem Rittmeiſter und wehre ihm ab, zweimal ſetzte er an, zweimal ließ er die Piſtole wieder ſinken. Da rief der Rittmeiſter mit bitterem Lachen: „Wird's bald, Herr Kamerad?“ und in demſelben Augenblick krachte es, Sporeneck wankte und fiel.“

Er hatte genug, gerade unter der Bruſt hatte die Kugel durchgeſchlagen; der Regimentsarzt der Dragoner machte ein bedenkliches Geſicht und gab wenig Hoffnung. Man brachte ihn in die Wohnung eines der Offiziere, der vor der Stadt wohnte. In tiefem Ernſt, ſchweigend ritt der Graf und ſein Begleiter zur Stadt zurück.

Fingerzeig des Schicksals.

Die Dragoner waren ſeit der Entdeckung, daß der Graf Offizier ſey, die Artigkeit ſelbſt. Alle Stunde kam einer, um zu rapportiren, wie der Verwundete ſich befinde; aus ihren Reden, die ſie hie und da über die Geſchichte fallen ließen, wurde man zwar nicht ganz klug, aber ſo viel merkte Martiniz und der alte Herr, daß der Rittmeiſter, indem er ſich geheimer, von Ida erhaltener Begünſtigungen rühmte, gewaltig gelogen habe. Von dem Duelle war übrigens bis jetzt noch nirgends etwas bekannt geworden; den Reitknecht des Rittmeiſters hielt man in dem Haus vor dem Thore feſt, daß nicht etwa durch ihn etwas auskäme, die Uebrigen hatten ſich das Ehrenwort gegeben, nichts zu verrathen.

Mehr denn achtmal war die Kammerzofe der Gräfin im Mond geweſen und hatte heimlich nach dem Rittmeiſter gefragt und allemal den Beſcheid erhalten, er ſey auf der Jagd. Endlich kam auch, wahrſcheinlich auf der Gräfin Anſtiften, ein Diener von Präſidents, um den Grafen zu bitten, Nachmittags hinüber zu kommen; er ſchlug es ab, denn er war noch zu aufgeregt von dem blutigen Morgen, als daß er mit der Gräfin, die ohnehin ihn immer ſehr langweilte, hätte converſiren mögen.

Endlich als es ſchon Abend war, kam Schulderoff, der jetzt auch wie ein umgekehrter Handſchuh war, und brachte beſſere Nachricht. Man hatte die Kugel herausgenommen, die Aerzte behaupteten, es ſey kein edlerer Theil verletzt. Zugleich lud er den Grafen und Herrn von Ladenſtein ein, mit ihm zu gehen und den Kranken, dem es gewiß Freude machen würde, zu beſuchen. Sie gingen mit.

In einem der letzten Häuſer der Vorſtadt lag der Rittmeiſter. Als die beiden Fremden mit Schulderoff die Treppe hinaufkamen, geriethen die übrigen Offiziere augenſcheinlich in einige Verlegenheit. Sie flüſterten etwas mit Schulderoff, das ungefähr lautete, als ſey der Kranke nicht recht bei ſich und phantaſire allerhand verwirrtes Zeug, das nicht wohl für einen Fremden geeignet ſey. Lieutenant Schulderoff beſann ſich aber nicht lange. Er erklärte, daß er es auf die Gefahr hin, ſeinen Freund zu beleidigen, über ſich nehmen wolle, die Fremden einzuführen, weil der Kranke es vor einer Stunde ſelbſt noch gewünſcht habe.

Sie traten ein. Der Rittmeiſter war ſehr bleich, ſonſt aber nicht entſtellt, nur daß ſein Auge unſtät umherirrte. Sie hatten ausgemacht, daß zuerſt Ladenſtein ans Bett treten ſolle, um zu probiren, ob ihn der Kranke erkenne. Es geſchah ſo. Sporeneck ſah ihn lange an und faßte dann haſtig ſeine Hand: „Ach ſind Sie es, Herr Geheimerath von Sorben?“ rief er, „was ſchreibt der Alte aus Polen? darf der Graf die Aarſtein heirathen?“

Die Anweſenden waren alle höchſt betreten, als der Verwundete ſo aus der Schule ſchwatzte; Schulderoff gab dem alten Herrn zu verſtehen, es möchte doch vielleicht beſſer ſeyn, wenn er zu einer andern Zeit wieder käme; es ſcheine der Kranke erhitze ſich zu ſehr. Der alte Herr ſchien es aber nicht verſtehen zu wollen; ſein Auge nahm einen ſonderbaren Ausdruck von forſchendem Ernſt an, der den Lieutenant unwillkürlich zum Schweigen brachte; der Kranke aber fuhr fort: „laß dich nicht von dieſen da forttreiben, lieber Sorben, du kannſt mir jetzt einen großen Dienſt erweiſen. In meinem Zimmer iſt ein Coffre, in dieſem eine Caſette; laß dir von Schulderoff die Schlüſſel geben und ſchließ auf. Dort findeſt du ein Strumpfband mit goldenem Schloß“ — er hielt inne, als ob er nachſänne, der Graf aber trat in der höchſten Spannung näher, um jedes Wörtchen zu verſchlingen, das er ſprechen würde, — „und richtig hony soit qui mal y pense iſt drauf geſtickt. Das bringſt du der Gräfin, ſie hat den Kameraden dazu am linken Bein, und ſagſt, das ſey das Band, um welches ſie mir geſchrieben habe, ich könne heut nicht ſelbſt kommen. Ja — und weiter ſage ihr, mit der Ida ſey es nichts, ich habe es ſatt, dem ſpröden Ding die Cour zu ſchneiden, nur um das Gräfchen eiferſüchtig — ja halt, bei dem Grafen fällt mir ein, ſage ihr, den Grafen ſoll ſie mir in Ruhe laſſen, er ſey kein Ofenhocker, ſondern ein braver Soldat, und wenn ſie ihm ferner noch was anhaben wolle, ſo habe ſie es mit mir zu thun.“

Erſchöpft ſank er auf die Kiſſen zurück, als er ſo geſprochen hatte. Schulderoff ſtand in einer Ecke und ſchalt ſich ſelbſt aus, ſo thöricht gehandelt und die Fremden in dieſem kritiſchen Momente zu dem Rittmeiſter geführt zu haben. Gern hätte er in ſeinem Unmuth den

Beiden etwas Hartes geſagt, aber der Graf hatte ihm durch ſein Betragen und ſeinen Stand, der alte Herr durch ſeine vielen und bedeutenden Ordenszeichen ſo imponirt, daß er nicht wagte, ſich ihnen anders als mit der zuvorkommendſten Höflichkeit zu nahen. Die übrigen Dragoner waren von Beiden ganz entzückt; in des Grafen Uniform verliebten ſie ſich ganz und gar, und wie geehrt und gehoben fühlten ſie ſich, daß ein Commandeur der Ehrenlegion, ein alter Ritter des Thereſienordens ſie mit der größten Freundlichkeit „Herr Kamerad“ titulirte.

Es dauerte aber keine fünf Minuten, ſo war auch Schulderoff ganz von dem Alten gewonnen. Dieſer führte ihn nämlich in eine Ecke und machte ihm unter der Bedingung, daß er es nicht als Kränkung aufnehme, die Propoſition, ob er nicht für den Rittmeiſter, der jetzt doch ſo entfernt von Haus ſey, ein kleines Anlehen von ihm annehmen wolle.

„Lieber Gott,“ ſagte er, „ich weiß, wie es in der Garniſon iſt, habe auch lange gedient; mit dem beſten Willen bringt man es ſelten ſo weit, daß man immer einen großen Nothpfennig in Bereitſchaft hat. Einer muß immer dem andern aushelfen, und da ich jetzt gleichſam auch hier in Garniſon liege, Herr Kamerad — ich denke, wir könnten darüber einig ſeyn.“

Der herzliche Ton, mit welchem dies Anerbieten gemacht wurde, rührte den Lieutenant bis zu Thränen; es konnte ihm nichts mehr zu Statten kommen, als ein ſolches Anlehen; er hatte kein Geld, die Mama hatte kein Geld, die Kameraden hatten auch kein Geld und er wäre am Ende genöthigt geweſen, ſich an die Gräfin zu wenden, und doch war ihm dieſe in der tiefſten Seele zuwider, lieber hätte er ſein Pferd verkauft — da kam ihm nun das Anerbieten des alten Kameraden ſehr erwünſcht; es war ſo natürlich und ehrenvoll angetragen, daß er ohne Bedenken einſchlug, und von dieſer Stunde an wäre er, und wenn ihn Frau Mama, Fräulein Sorben, die Gräfin und alle Höllengeiſter am Collet gepackt hätten, für die beiden Fremden durchs Feuer gegangen.

Licht in der Finsterniss.

„Nun was ſagſt du zu dieſer Geſchichte?“ ſprach der alte Herr zu Martiniz, als ſie wieder in ihrem Zimmer waren, „was ſagſt du zu der ſchönen Strumpfbandgeſchichte?“ — „Nun was werde ich dazu ſagen,“ antwortete Emil nachdenklich, „daß er mit der Gräfin in einem ſehr unanſtändigen Verhältniß ſteht. Aber erklären Sie mir nur, was plauderte er nur von einem alten Sorben und von einem Grafen, der die Gräfin Aarſtein heirathen ſolle?“

„Das will ich dir ſchwarz auf weiß zeigen,“ ſagte jener, und zog einen Pack Briefe hervor, den er Emil zur Durchſicht gab. Es waren jene Briefe, welche der alte Sorben an den älteren Grafen Martiniz geſchrieben hatte, um wo möglich eine Heirath zwiſchen Emil und der Aarſtein zu bewirken. Immer eifriger las Emil, immer zorniger und düſterer wurden ſeine Züge, der alte Herr ging indeſſen auf und ab und betrachtete den Leſenden. Endlich ſprang dieſer auf und rief: „nein das iſt zu arg! das iſt nicht auszuhalten, mit mir ein ſolches Spiel ſpielen zu wollen! was ſagen Sie zu dieſen Briefen? wie reimen Sie dies alles zuſammen?“

Der alte Herr ſetzte ſich zu Emil nieder, legte ſeine Hand zutraulich auf ſeine Schulter und ſprach: „Ich habe dir letzthin geſagt, daß ich ſechzig Jahre habe und du zwanzig, daß ich alſo auch manches kälter betrachte und darum ſchärfer als du. Schon damals ahnete ich manches; jetzt durch das Irrereden des Rittmeiſters iſt mir auf einmal alles klar. Daß dich in dieſen Briefen die Gräfin durch den ſchlechten Kerl, den alten Sorben, zu angeln ſucht, ſiehſt du wohl ein; ſie hört nun durch Kundſchafter, oder wie es ſonſt gegangen ſeyn mag, du ſeyeſt hier und, wie du nicht leugnen kannſt, in einem zärtlichen Verhältniß mit Ida; daß der Gräfin daran lag, dich oder vielmehr dein Vermögen nicht hinauszulaſſen, kannſt du dir denken. Daher kam ſie eilends hieher, um dich zu erobern; dazu gehörte aber auch, daß ſie Ida von deinem Herzen losriß, und wie konnte dies beſſer ſeyn, als durch den Rittmeiſter? Wie dieſer mit der Gräfin ſtand, wiſſen wir aus dem Strumpfbandbillet, das alſo von ihr iſt; wie er aber mit Idchen, dem keuſchen reinen Engel, ſtand — und hat er ſein ganzes Leben hindurch gelogen, ſo war er wenigſtens in ſeinem Wundfieber wahr — erinnerſt du dich, daß er mir auftrug, der Gräfin zu ſagen, daß mit dem ſpröden Mädchen nichts anzufangen ſey? Da haſt du jetzt den ganzen Plan, Freundchen, ſo und nicht anders verhalten ſich die Sachen. Was ſagſt du nun dazu?“

Ganz verſunken in Schmerz und Wehmuth ſaß der Graf neben ihm. Er hatte ſein Geſicht in das

Taſchentuch gedrückt und weinte heftig. „O Ida, wie tief habe ich dich beleidigt!“ flüſterte er, „was war ich für ein Thor, wie war ich ſo ſtockblind, um nicht gleich alles einzuſehen! Wie war ich ſo grauſam und konnte das gute, ſanfte Engelskind, das mir ſo gut war, das mich ſo lieb hatte, ſo tief kränken und beleidigen!“

Dem alten Herrn wurde angſt und bange, Emil möchte, wenn die Reue ſein Gemüth zu ſehr angreife, wieder in ſeinen Wahnſinn verfallen, aus welchem ihn das Mädchen ſo wundervoll errettet hatte. „So lange man lebt, kann man alles wieder gut machen,“ ſagte er zu dem Weinenden, „und namentlich iſt nichts leichter zu ſchlichten, als kleine Katzbalgereien unter Liebenden. Sey darum getroſt und glaube, es wird ſich alles noch gut machen.“ Und nun ſetzte er dem Grafen auseinander, daß er ſich ſo bald als möglich mit ſeinem Mädchen verſöhnen müſſe; aber dabei dürfe er nicht ſtehen bleiben; er zeigte ihm, wie viel er dieſem Mädchen ſchuldig ſey, wie ſie ihn zuerſt mit der Welt wieder ausgeſöhnt habe, wie ſie nachher erhaben über alle mögliche falſche Deutung jenes unglückbringende Geſpenſt ſeiner Phantaſie entfernt, wie ſie mit unendlicher Freundſchaft allem aufgeboten habe, ihn zu zerſtreuen und zu erheitern. „Wahrlich,“ ſchloß er, „dieſem Mädchen biſt du mehr ſchuldig, als daß du ihr den argen Verdacht mit dem Rittmeiſter abbitteſt — du biſt, ich ſage es offen, du biſt ihr deine Hand ſchuldig, ſo ſehr ſich auch,“ ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu, „ſo ſehr ſich auch dein Herz dagegen ſträuben mag!“

Es hat ſelten ein geiſtlicher Wittwentröſter, wenn er auch noch mit zehnmal größerer Salbung ſprach, mit ſo großem Effekt ſein „Amen, gehe hin und thue alſo!“ geſagt, als der alte Herr auf dem Sopha neben dem Grafen. Die Thränen waren ſchnell getrocknet von den glühenden Strahlen, die aus dem dunkeln Auge ſprühten, ein holdes Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, das ganze Geſicht war anmuthig verklärt, er ſprang auf, er ergriff die Hände des guten Alten und preßte ſie an ſein lautpochendes Herz, an die glühenden Lippen. „O wie Herrliches verheißen Sie mir! Sie, Sie muntern mich dazu auf, wozu mich mein Herz ſchon lange zog; o wie kann ich Ihnen danken, mein väterlicher Freund, mein guter, theurer“ — doch halt, beinahe hätten wir das Incognito des Herrn von Ladenſtein gebrochen und Namen genannt und Dinge geplaudert, die jetzt noch verſchwiegen werden müſſen. Der alte Herr ſchloß Emil in die Arme und ging dann an die Thüre: „Brktzwiſl, alter Kerl, komm herein und theile die Freude deines Herrn! er will Hochzeit machen und das ſo bald als möglich.“

Der alte Diener machte ein ſauerſüßes Geſicht, als ob er ein Rhabarbertränklein im Mund hätte und ſollte es als den trefflichſten Xeres loben. „So—o?“ ſagte er, „nun da muß ich ja gra—tuliren!“ — „Nun, wie? alter Kauz,“ ſagte Ladenſtein, „du ſcheinſt dich nicht recht zu freuen? Gefällt dir denn die Braut nicht, die ſich dein Herr erleſen?“

„Nun,“ antwortete Brktzwiſl, „ſie iſt ſchön — die Frau Gräfin“ —

„Wer ſpricht denn von der Gräfin?“ ſagte ſein Herr, „Fräulein Ida meinen wir!“

„Was?“ rief der alte Diener und geberdete ſich wie wahnſinnig, denn jetzt hatte er wirklichen ſüßen Xeres im Mund, „das Wunderengelskind? Alſo hat Gott Ihr Herz gelenkt zum Guten? Fräulein Ida ſoll meine Frau Excellenz werden? Hurrah, das iſt einmal ſchön!“

Man mußte ſeinem Jubel Einhalt thun, er wäre ſonſt ſpornſtreichs durch die Straßen gerannt und hätte die Nachricht an allen Ecken verkündigt. Das helle Waſſer der Freude ſtand der alten treuen Seele in den Augen, er küßte dem alten Herrn und dem Grafen die Röcke, und Beiden war es ein neuer ſchöner Beweis, wie das Mädchen Wunderhold alle Herzen bezauberte, hatte ſie ja doch, die holde Frühlingsſonne, den alten eingeſchnurrten winterlichen Eisbären aufgeweicht und zum tollenden Kind gemacht.

Reue und Liebe.

„Und nun noch eine Bitte,“ ſagte der glückliche Graf zu ſeinem Retter und Rathgeber, „jetzt noch eine Bitte; ich habe dem armen Kind dieſe Tage her ſo wehe gethan; ich ſah es ihr an, wie ich ihr Herzchen gebrochen habe; laſſen Sie es mich heut noch gut machen!“

Der alte Herr meinte zwar, es möchte heut ſchon zu ſpät ſeyn, und er ſolle ſeine Ungeduld bis morgen zügeln, aber der Graf bat immer dringender. „Kann ich es dulden, daß ſie noch eine Nacht mir böſe iſt, daß ſie auch nur noch eine Thräne über mich weint? Nein, heute Abend noch bitte ich ihr ab, was ich gefrevelt habe; aber in dem Salon, wo die Gräfin, die an allem Unheil ganz allein ſchuldig iſt, auf mich lauert, macht ſich eine ſolche Verſöhnung nicht gut; Sie müſſen mir ſchon dazu helfen. Gehen Sie hinüber, wenn ich nicht irre, hat Ida verſprochen, Ihnen ihre Zeichnungen zu zeigen. Ich ſchleiche nach, wenn ſie mit Ihnen hinaufgeht, und vor Ihnen habe ich mich ja nicht zu geniren."

„Will dir auch den Platz ganz und gar nicht verſperren. Nun in Gottes Namen, komm! — Wenn ſo ein Herzchen von zwanzig Jahren ſiedet und hämmert, da hilft es nichts mehr, zu rathen und zu predigen. Das Hammerwerk geht fort, ob ſo ein alter Meiſter Dieterich Halt! ſagt oder nicht. Aber das ſage ich dir, den fatalen Frack da ausgezogen und dein Collet an, den Familienehrenſäbel umgehängt, daß du auch etwas gleichſiehſt; darfſt dich, weiß Gott, vor König und Kaiſer darin ſehen laſſen, darum tritt als Soldat auf, wenn du dein Mädchen zum erſten Mal ans Herz drückſt."

„Zum erſten Mal iſt es nun nicht," lachte der Graf, indem er den goldenen Säbel umſchnallte, „aber leider war die erſte Umarmung gleichſam das unterbrochene Opferfeſt unſerer Liebe, denn die Gräfin kam dazwiſchen, als ich ſchon den Mund zum erſten Küßchen ſpitzte."

„Kamerad, das haſt du ſchlecht gemacht," belehrte ihn ſchmunzelnd der alte Thereſienritter, „wenn man einmal ſo weit iſt, ſo muß ausgeküßt werden, und wenn eine Kartätſchenkugel zwiſchendurch fahren wollte; ſo ſtand es wenigſtens im Reglement zu meiner Zeit, denn es iſt in der Natur nichts Schädlicheres und Fürchterlicheres, als ein unterbrochener Kuß.“

Der Graf verſprach folgſam zu ſeyn und ſich ein andermal ſtreng an das Reglement des alten Herrn zu halten.

In Präſidents Haus war man beim Thee verſammelt, als der alte Herr von Ladenſtein hinüberkam. Die Gräfin wollte ihn ſogleich ins Gebet nehmen und ſchmälen, wo denn die Herren heute alle bleiben, er aber gab ihr kurz zur Antwort, daß die Bewohner des Mondes und einige andere Herren auf der Jagd geweſen ſeyen. Sie fragte ſehr witzig, ob man doch keinen Bock geſchoſſen habe, und wollte ſterben vor Lachen über ihr eigenes Bonmot. Der Alte aber dachte: „lache du nur immer zu; wenn du wüßteſt, wie nahe dich der Bock angeht, der geſchoſſen worden iſt, du würdeſt nicht lachen; doch wer zuletzt lacht, lacht am beſten!“

Er erinnerte Ida an ihr Verſprechen, ihm ihre Zeichnungen und Malereien zu zeigen. Sie nickte freundlich ein Ja und flog vor ihm die Treppe hinan, daß er kaum folgen konnte. Es ſah etwas kunterbunt in dem Zimmer aus, das ſie, weil ſie der Gräfin Platz machen mußte, einſtweilen bewohnte. Sie entſchuldigte ſich daher bei dem alten Herrn. „Machen Sie doch nur keinen falſchen Schluß auf meine Ordnungsliebe, lieber Ladenſtein,“ ſagte ſie, „aber die Gräfin hat uns aus aller Ordnung herausgejagt und beſonders mir kam ſie gar nicht ſehr geſchickt, denn ſie hat mich aus meinen vier Wänden, die ich ſo hübſch eingerichtet hatte, herausgejagt und nicht eher geruht, bis ich hier herauszog.“

„So, das hat die Gräfin gewollt?“ ſagte der Alte, dem es immer klarer aufging, daß jene ein falſches Spiel ſpiele; er ſchrieb es ſich ad notam, um den Grafen noch mehr zu überzeugen. Sie ſchloß jetzt die Mappe auf und breitete ihren Schatz vor ihm aus. Der Alte vergaß auf einige Augenblicke, daß er ja dies alles nur als Vorwand gebrauchen wollte; er war Kenner und ein wenig ſtreng gegen die gewöhnlichen Dilettantinnen in der Kunſt; er konnte es nicht ausſtehen, wenn man die grellſten, fehlerhafteſten Zeichnungen, wenn ſie nur von einer ſchönen Hand waren, „wunderſchön und genial gedacht“ fand; er hatte hundertmal gegen dieſe Allgemeinheit der Kunſt geeifert, wodurch ſie endlich ſo gemein würde, daß ein jeder Sudler ein Raphael, oder jede Dame, die den Baumſchlag ein wenig nachmachen konnte, ein Claude Lorrain würde. Aber hier bekam er Reſpekt; da war nichts überſudelt oder ſchon als Skizze weggeworfen; nein, es war alles mit einem Fleiß behandelt, mit einer Sorgfalt ausgeführt, die man leider heutzutage ſelten mehr findet, und die man gerade an den größten Kunſtwerken alter Meiſter ſo hoch ſchätzen muß.

Des Mädchens thränenſchwere Miene, die ſeit einiger Zeit ſie ſelten verließ, heiterte ſich unwillkürlich auf, als ſie ſich von einem ſo tiefen Kenner, als welcher der alte Herr ſich zeigte, belobt, ſogar bewundert fand; er ſtieß auf Cartons, zu denen ſie ſich als Urheberin bekannte, und ſie waren alle meiſterhaft; er wandte das letzte Blatt in der Mappe um und hielt überraſcht inne;

ſie wollte ihm die Zeichnung entreißen, ſie bat, ſie flehte — es half nichts, es war ein zu bedeutendes Aktenſtück, als daß er es hätte unbetrachtet aus den Händen gelaſſen. Es ſtellte eine ihm unbekannte Kirche vor, am Altar ſtand eine hohe erhabene Figur — bei Gott bis zum Sprechen ähnlich — Emil; der tiefe wehmüthige Ernſt, der ſonſt in ſeinen Zügen lag, war herrlich aufgefaßt und wiedergegeben. Man fürchtete, wenn man in dieſe Züge ſah, ein namenloſes Unglück zu erfahren, das auf den feinen Lippen ſchwebte; zur Seite ſtanden zwei Männer, wovon er nur den einen kannte, es war der alte Brktzwiſl; auch in dieſem nichts weniger als maleriſchen Geſicht war die ehrliche Gutmüthigkeit, die innige ergebungsvolle Theilnahme an dem Schickſal ſeines Herrn trefflich ausgedrückt; weiter im Hintergrund ſah man zwei Figuren, die, weil ſie im Schatten ſtanden, kaum flüchtig angedeutet waren; doch glaubte er in der einen die Zeichnerin ſelbſt zu erkennen. An dem Bilde war außer der Aehnlichkeit der Geſichter und der gelungenen Anordnung der Gruppen auch die Vertheilung des Lichts höchſt genial ausgeführt; es war nämlich Nacht in der Kirche und die Helle ging nur von einer trübe brennenden Laterne aus, ſo daß nun die wunderherrlichen Licht- und Schattenpartien, das Verſchweben der Helle im Dunkel auf ergreifende Weiſe angegeben war.

Die Zeichnung an ſich hätte ſeine innigſte Bewunderung erregt, aber er kannte auch gar wohl den Moment, der hier dargeſtellt war; er kannte die Geſtalt, die ſich ſo beſcheiden ins Dunkel geſtellt hatte; es war die Retterin ſeines geliebten Jünglings; gerührt ſah er zu ihr herab, auch ſie war tief ergriffen. War es der furchtbare Moment des Wahnſinns, wie ſie ihn erlebt und geſehen hatte, war es der Gedanke, daß der, den ſie rettete, der nachher aufgelöst von Dankbarkeit nur ihr gehört hatte, daß dieſer auf die erſten Lockungen einer Kokette ſie verlaſſen hatte? — ſie ſtand, das holde Amorettenköpfchen tiefgeſenkt, voll Wehmuth da; Thräne um Thräne ſtahl ſich aus ihren Augen und rieſelte über die Wangen herab.

Er ſah ſie einige Augenblicke an und theilte ſtillſchweigend ihren Kummer. Doch er konnte ja alles gut machen, er konnte die Thränen in Lächeln verwandeln. „Seyn Sie nur ruhig, gutes herziges Kind; der tolle Patron da, den Sie ſo gut getroffen haben, der ſoll Ihnen abbitten, ſoll alles wieder gut machen.“

Sie ſah fragend an ihm hinauf und ſchüttelte dann wehmüthig lächelnd das Köpfchen, als wollte ſie ſagen: „das iſt jetzt alles vorbei und hat ein Ende.“ Er aber ließ ſich nicht aus ſeinem Concept bringen: „wetten wir dieſe Zeichnung,“ ſagte er, „der undankbare Junker Obenhinaus muß heran, und muß wieder brav und mild ſeyn und ſeine Ida lieb“ —

Das Mädchen ward feuerroth; „Herr von Ladenſtein,“ ſagte ſie, zwiſchen Wehmuth und Unmuth kämpfend, „ich hätte nicht gelaubt, daß Sie“ —

„Nun, wenn Sie nicht glauben, ſo muß ich Ihnen den Glauben in die Hände geben;“ damit ſchritt er zur Thüre und riß ſie auf;

Das Mädchen war ſprachlos vor Staunen; es wußte nicht, wie ihm geſchah, und traute ſeinen Augen nicht. In glänzender Uniform, ſchön und freundlich wie der Tag, ganz hingegoſſen in reuevoller Zärtlichkeit, lag Emil vor ihr auf den Knien, hatte ihre Händchen gefaßt und preßte heiße glühende Küſſe der Liebe darauf. Sie wollte die Hand zurückziehen, ſie zog ihn mit herauf, und ehe ſie ſich es recht verſah — doch das konnte man nicht ſagen, ſie ſah ſich mit einem blitzſchnellen Viertelsſeitenblickchen nach Ladenſtein um, der aber ſchier gar nicht auf ſie beide zu achten, denn er ſchaute unverwandt durch die Scheiben in die Nacht hinaus — alſo ehe ſie ſich kaum recht verſah, lag ſie in des Grafen Armen, fühlte ſie ſeine Lippen auf ihren Lippen und — ſolch ein Kuß, das iſt ein Kuß!

Und nun bat der arme Sünder um Verzeihung; er ſagte ihr, wie ihn die Gräfin ſo eiferſüchtig gemacht hätte, wie er geglaubt habe, der Rittmeiſter mache ältere Rechte geltend, wie er in der Verzweiflung der Gräfin die Cour gemacht, wie er, nun er hatte ſich ſchwer verſündigt, aber ſie ließ ihn nicht weiter reden, mit dem erſten Wort ſeiner Reue war ja auch ihr Kummer verſchwunden, ſie legte ihm das weiche zarte Pflaumenhändchen auf den Mund und wiſperte ihm erröthend zu, daß ſie alles vergeben und vergeſſen wolle; und jetzt ging es von neuem los. Da wollte er erſtens ein kleines Küßchen zum Zeichen der Vergebung, dann den größeren Verſöhnungskuß, dann einen langen dito, daß ſie ihm nicht mehr bös ſey, dann einen noch längeren, daß ſie ganz gewiß nicht mehr zürne, dann den ganzen ellenlangen zur Erlaubniß, daß er morgen zum Papa gehe und um ſie anhalte.

„Aber Kinder, es wird ſpät," ſprach endlich ſchon zum dritten Mal der alte Herr und tippte Ida auf das Aermchen, das den reuevollen Geliebten umſchlungen hielt, daß ſie erſchrocken und über und über bepurpurt aufſprang und nicht wußte, wohin ſie ſehen ſollte, denn an dieſen Zeugen hatte ſie in ihrer Seligkeit gar nicht mehr gedacht. „Kinder, es wird ſpät und die Bilder könnten alle ſchon zehnmal gezeigt ſeyn; wir müſſen hinunter zur Geſellſchaft."

„Nur ich nicht," bat Martiniz, „mir graut, vom Himmel, in dem ich war, herabzuſteigen in einen nüchternen irdiſchen Thee."

Es wurde ihm zugeſtanden, aber unter der Bedingung, daß er morgen recht bald kommen ſolle. Ladenſtein verſprach, ihn ſelbſt hinüber zu ſpediren, und trieb immer wieder zum Aufbruch. Nun, ſo unbarmherzig konnte er doch nicht ſeyn, den allereinzigen Gutenachtkuß mußte er geſtatten. Er wurde in zwölf kleine Portionen vertheilt und nach alter Vorſchrift eingegeben, und jetzt endlich trennte man ſich.

Idchen war es ganz ſchwindlich zu Muth; tauſend Gedanken ſtiegen in ihr auf und nieder; ſie hatten gar nicht alle recht Platz in dem Köpfchen und drängten und trieben ſich daher wirbelnd um und um. Nur eines war ihr recht klar und deutlich, daß ſie recht glücklich, unendlich glückſelig ſey, daß er ſie ge! — Sie erröthete vor dem Gedanken, und dennoch ſpitzte ſie das Mäulchen und probirte es noch einmal im Geiſte, wie ſie es gemacht hätten, daß es ſo wunderſüß ſchmeckte.

Nein, ſo ging es nicht, ſie mußte ſich zuſammennehmen, ehe ſie zur Geſellſchaft ging; es war ihr, als ſollte ſie allen Menſchen um den Hals fallen und ihnen ihr ſtilles Glück verkünden. So ging es nicht, da mußte man es gleich merken; ſie ſtellte ſich vor den deckenhohen Spiegel und probirte recht ernſthafte oder gleichgültige Geſichter; aber ſie mochte es machen wie ſie wollte, immer guckte wieder ein luſtiges Köpfchen mit einem ſpitzigen Mäulchen aus dem reinen hellen Glas. Endlich ſchalt ſie ſich ſelbſt recht aus, nannte ſich einen Kindskopf, einen Wildfang und alles Mögliche, und ſiehe, da ging es endlich; mit dem gleichgültigſten Geſicht von der Welt trat ſie wieder ins Zimmer und behielt zu ihrer eigenen Verwunderung die gleichgültige Miene, bis man ſich verabſchiedete.

Doch nein, einmal wäre ſie beinahe herausgeplatzt, und ſie hatte zu beißen und zu ſchlucken, daß kein Kichern hervorkam.

Die Gräfin beklagte ſich noch einmal gegen die Sorben, die jetzt ihre Geſellſchaftsdame ſpielte, daß der Graf heute ſich gar nicht habe ſehen laſſen. „Das verzeihe ich ihm in den nächſten zwei Tagen nicht,“ ſetzte ſie preciös hinzu, indem ſie die arme Ida dabei fixirte und dachte: „die verberſtet vor Neid,“ während es nur unterdrücktes Lachen war, was dem luſtigen Amorettenköpfchen um die Lippen zuckte, — „wenn er morgen früh mich zu beſuchen kommt, wird er nicht angenommen, Nachmittags — nicht angenommen, und Abends, nun da will ich ihm ein ſo ſaures Geſicht machen, daß er nicht mehr daran denkt, uns einen ganzen Tag zu negligiren.

„Der arme Graf, wie ihn das mitnehmen wird!“ lächelte Fräulein von Sorben mit einem ſchadenfrohen Blick auf Ida.

„Der arme Graf!“ dachte ſie und lachte ſtill in ſich hinein, ſie konnte ſich denken, wie arg dieſer ſchreckliche Vorſatz ihn angreifen werde.

Die Freiwerber.

Schon ſeit einer langen halben Stunde hatte am andern Morgen Ida an ihrem Fenſter gelauſcht. Um neun Uhr, ehe der Vater in die Seſſion ging, hatte Martiniz kommen wollen, um mit ihm zu ſprechen, es war Viertel, er kam noch nicht. Daß der Vater ihn erwarten würde, wußte ſie wohl, denn der Graf hatte ſich anmelden laſſen, aber ſie fürchtete, der Präſident möchte übler Laune werden, wenn er ſo lange warten müſſe. Ihr Herzchen pochte ſo ungeduldig, alle Augenblick wechſelte das Roth auf ihren Wangen, der bräutliche Buſen flog auf und nieder voll banger Erwartung. Es kann aber auch für ein Mädchen keine erwartungsvollere Stunde geben, als die, wenn der Geliebte zum Vater oder zur Mutter gehen will, um ſein Mädchen anzuhalten. Freude und Angſt, Beſorgniß und frohe Hoffnung wechſeln dann auf dem lieblichen Brautgeſichtchen, ein tiefer Seufzer, wohl auch ein leiſes Gebet entſteigt dann dem kindlichen Herzen, das zum erſten Mal getheilt iſt zwiſchen der Anhänglichkeit an die Eltern und der Liebe zu dem, der ſie zu ſeinem Frauchen machen will.

Zwar konnte Ida nicht zweifeln, daß der Vater dieſe Partie für ſie ſehr anſtändig finden würde, aber ſie kannte ihn, wie er alles nach den Dienſtverhältniſſen abwog. Konnte er nicht aus Furcht vor der allerhöchſten Ungnade nein ſagen, weil man in der Reſidenz den Grafen für eine andere beſtimmt hatte? und dann der Onkel des Grafen, — ſie hatte vom Hofrathe gehört, daß es einen ſolchen gebe, einen ältlichen, etwas grämlichen Mann, von dem der Graf ſehr abhängig ſey; wird er auch ſeine Einwilligung geben?

Auch vor der Gräfin war ihr bange. Zwar es lag kein geringer Triumph darin, die Gegnerin, die alle Höllenkünſte aufgeboten hatte, Emils Herz von ihr abzureißen, überwunden zu haben; aber ſie ſcheute ſich doch beinahe eben ſo ſehr vor dem Zorn der Gewaltigen, als ſie ſich freute zu ſehen, was ſie für ein Geſicht machen werde, wenn man ihr es ankündige.

Endlich — ja er war es; in ſeiner glänzenden Uniform wie geſtern trat er heraus, — mit ihm Ladenſtein; nein, wie aber dieſer geputzt war! Sie hatte, als ſie ſich bei Hof präſentiren ließ, einmal einen .... ſchen Geſandten geſehen, gerade ſo war er gekleidet; der Frack ſtarrte von goldener Stickerei, ein handbreites Ordensband ging ihm über die Bruſt quer herab, auf der Bruſt — was tauſend! da hatte er ja ſogar einen Stern! „Nun das muß doch ein vornehmer Herr ſeyn, der Herr von Ladenſtein,“ dachte Ida und machte große Augen, „und ſonſt ſieht er doch ganz ſchlicht aus.“

Es kam die Treppe herauf, es pochte an ihrer Thüre, gewiß wollte Emil noch einmal — nein, es war nur Ladenſtein, aber auch dieſer war ihr willkommen. Aber ſo freundlich er lächelte, ſo war es ihr doch, als könne ſie heute nicht ſo ungenirt ſeyn, als früher. Sie machte einen tiefen, tiefen Hofgallaknix als er ſo bebändert, beſternt und übergoldet zu ihr eintrat, und wußte nicht gleich recht, wie ſie ihn empfangen ſollte; er aber lachte ihr gerade ins Geſicht: „Ich weiß wohl, woran es liegt, daß mich Fräulein Ida nicht empfängt wie einen alten Freund, die paar Ellen Band da! ei, ei, das hätte ich doch nicht gedacht, daß ſich eine junge Dame dadurch gleich ſo einſchüchtern ließe!“ Sie ſammelte ſich und lachte ſich jetzt ſelbſt recht aus, daß ſie ihn ſo ſteif und förmlich wie eine ungeheure Reſpektsperſon empfangen habe; er zog ſie zutraulich zu ſich auf den Divan und erzählte, daß Emil in dieſem Augenblick mit ſeiner Werbung vor dem Papa ſtehe und ſie hoffentlich recht bald als Bräutchen umfangen werde.

Das Mädchen ward feuerflammroth, ſie hatte ſich noch von keinem Menſchen Braut nennen hören, es war ihr ein ſo ungewohntes Wörtchen und doch kam es ihr ſelbſt wieder vor, als ſey es ihr recht bräutlich zu Muth.

Er ſelbſt, fuhr der freundliche Alte fort, ſey als Reſervebataillon und Hinterhalt aufgeſtellt; er habe ſich darum mit all ſeinem Flitterputz angethan, um damit dem Herrn Papa Präſidenten, wenn er etwa noch einiges Bedenken tragen ſollte, über den Hals zu fallen.

Ida ward recht nachdenklich, als ſie aus Ladenſteins Mund hörte, daß es denn doch fehlen könne und ſagte: „Ach, vor meinem Vater iſt mir nicht ſo bange, der gibt am Ende ſchon nach, wenn ich ihn recht ſchön bitte, aber der Onkel.“ — „Nun, was für ein Onkel iſt denn das?“ fragte Ladenſtein aufmerkſam und neugierig.

„Emils Onkel; wiſſen Sie denn nichts von dem? ach Gott! das ſoll ein gar böſer alter Herr ſeyn,“ (Ladenſteins Geſicht zog ſich immer mehr in die Länge bei dieſen Nachrichten) „das hat mir Hofrath Berner, der den jungen Grafen und ſeine Verhältniſſe kennt, geſagt; von ihm hängt Emil ab, denn er ſoll ihn ſo lieb haben, wie ſeinen Vater, und der alte Herr ſoll auch ſehr viel an dem Neffen thun“ — (es zuckte wie tiefe Rührung in Ladenſteins Geſicht) „wenn nun dieſer die Sache erfährt,“ ſetzte ſie traurig hinzu, „wenn er dem Grafen eine ſchönere, eine beſſere ausgeſucht hätte, wenn er nein ſagt“ —

„O, er ſagt nicht nein, er kann keine beſſere finden,“ unterbrach ſie der alte Herr voll wunderbarer Rührung.

„Eine treuere wenigſtens nicht, keine, die ihn mehr ehren würde; ach, wenn man nur den erweichen könnte; ſehen Sie, Ladenſtein,“ ſagte ſie unter Thränen lächelnd, „ich habe mir eine kleine Liſt ausgedacht, es iſt zwar eine Kriegsliſt, aber doch wohl eine erlaubte, und Sie habe ich dazu auserſehen, daß Sie mir dabei helfen. Sie kennen die Scene aus der Kirche, die ich Ihnen geſtern zeigte, die habe ich nun ganz eigentlich für den alten Martiniz entworfen. Sehen Sie, wenn er etwa zweifelt, daß ich ſeinem Neffen ſo recht von

Herzen gut bin, ſo — das thun Sie mir ſchon zu Gefallen, und Sie kennen den alten Herrn gewiß — ſo zeigen Sie ihm die Gruppe da, ſagen Sie ihm, ich ſey es geweſen, die ſeinen Emil von dem ſchrecklichen Wahn befreite; wollen Sie?“

Der alte Herr nickte ihr ſtumm ſeine Einwilligung zu, die hellen Thränen rollten ihm durch die gefurchten Wangen, er war ſo tief gerührt, daß er nicht ſprechen konnte; er faßte ihre Hand und zog ſie an ſeine Lippen. Endlich faßte er ſich doch wieder, er wiſchte die Thränen hinweg, er war freundlich wie zuvor und fand auch die Sprache wieder.

„Ich will es ihm geben, dem alten Geſellen,“ ſagte er lächelnd, „ich kenne ihn ſo gut wie mich ſelbſt und darf ſagen, daß ich ſein innigſter — beſter Freund bin; haben Sie keine Sorgen, Töchterchen, der Alte ſchlägt mit Freuden ein, aber das Bild da ſoll er haben, und wie ich ihn kenne, wird er es hoch anſchlagen, es wird ſein beſtes Kabinetſtück ſeyn.“

Fortsetzung der Freier.

Sie wurden von Emil unterbrochen, der in ſtürmiſcher Eile Ladenſtein zum Präſidenten hinabrief. Dieſer ging und ließ die Beiden allein. Emil ſagte ſeinem Mädchen, daß der Papa durchaus nicht abgeneigt ſcheine, nur habe er bange, was der Hof dazu ſagen werde; er für ſeinen Theil könne dieſe Bedenklichkeiten nicht begreifen, denn offenbar gehe es den Hof nicht im mindeſten etwas an, wen er heirathen wolle. Ida konnte wohl ahnen, was ihr Vater unter dieſen Bedenklichkeiten wegen des Hofes verſtand, aber ſie ſcheute ſich, den Geliebten darüber zu belehren. Es wäre aber auch Sünde geweſen, ihn in ſeinem Glücke zu ſtören; er ſaß ſo ſelig neben dem bräutlichen Mädchen, er war ſo trunken von Wonne und Glück, daß er nichts anderes mehr zu hören und zu denken ſchien, als ſie.

Man konnte aber auch nichts Holderes, Lieblicheres ſehen, als das Mädchen. Ihr Auge glänzte voll Liebe und Seligkeit, auf den Wangen lag das heilige Frühroth der bräutlichen Schaam, um den Mund ſpielte ein reizendes Lächeln, das bald Verlegenheit über den ihr ſo ungewohnten Stand einer Braut, bald Wonne und Freude verrieth.

„Mein holdes, einziges, mein bräutliches Mädchen!“ rief der glückliche Martiniz, nachdem er ſie lange mit einen trunkenen Blicken angeſchaut hatte; „mein lieber, guter Emil,“ liſpelte ſie und ſank in ſeine Arme und barg ihr tief erröthendes Köpfchen an ſeiner Bruſt. Aber obgleich es ihm Freude machte, das Engelskind ſo an ſein treues Herz geſchmiegt zu ſehen, das ſchöne Haar mit ſeinen Ringellöckchen zu betrachten und in den herrlich gewölbten Nacken, ſo rein und weiß, ſo glänzend wie aus Wachs geformt, niederzublicken, ſo machte ihm doch die Kehrſeite mehr Freude. Er faßte das Engelsköpfchen an dem ſammtnen Kinn und hob es aufwärts; wie mild, wie treu blickten ihn dieſe Augen an, wie würzig wölbten ſich die Purpurlippen ihm entgegen! Er ſchlang den Arm um den ſchlanken Leib, er preßte ſie an ſich und ſog in langen, langen Küſſen das ſüßeſte Leben in ſich ein.

Nein, wahrhaftig, ſo ſonderbar war ihr in ihrem ganzen Leben nicht zu Muth geweſen, wie in dieſen Augenblicken; es prickelte und zuckte ihr durch alle Nerven, durch alle Glieder und Gliedchen, bis hinaus in die Fingerſpitzen, bis hinab in den großen Zehen; es war ihr ſo wohl, ſo wonnig zu Muth, als ſollte ſie aufgelöst in innige Liebe vergehen. Sie wollte ihn anſehen und hatte doch das Herz nicht dazu, ſie wollte ſich ſchämen und ſchalt ſich wieder aus über die Thorheit, denn es war ja ihr Bräutig—; nein, das fiel ihr dann ſiedendheiß ein, es war noch nicht ihr Bräutigam, Papa hatte ihm ſeine Einwilligung noch nicht zugeſagt — es ſchickte ſich doch nicht ſo recht, ſie wand ſich verſchämt aus ſeinen Armen und wollte eben ſagen, daß er doch ein wenig einhalten —

Da ging die Thüre auf und mit freudeſtrahlendem Geſicht, den lächelnden Präſidenten an der Hand, ſchritt Ladenſtein herein. „Ich gratulire,“ rief er, „der Herr Papa willigt ein.“ Ida flog an den Hals ihres Vaters; ſie weinte, ſie lachte in einem Athem, ſie ſtreichelte ſeine Wangen und küßte ihn und war ein ſo munteres wöhliges Kind, als habe er ihr eine hübſche Puppe zum Weihnachten oder als Geburtstagsangebinde geſchenkt.

Auch Emil war aufgeſtanden und zum Präſidenten getreten; er fragte ihn voll Freude, ob es ihm erlaubt ſey, ihn Vater zu nennen?

Der Präſident lächelte und zeigte auf Ladenſtein. „Nach dem, was Seine Excellenz Ihr Herr D—“ ein Wink des alten Herrn machte, daß er ſich ſchnell korrigirte — „was Herr von Ladenſtein mir ſagte, iſt durchaus kein Zweifel mehr in mir, der dieſer Verbindung entgegen wäre.“

Die Glücklichen ſanken ſich in die Arme, ſie umarmten ſich, den Vater, den guten Ladenſtein, ja es ſchien faſt, als möchten ſie noch mehr Zeugen ihres Glückes. Und nun ging es an ein Akkordiren wegen der Hochzeit, der Graf wollte lieber heut als morgen und hätte gern ſein liebes Bräutchen nur ſo im Hauskleidchen, wie ſie da ſtand, ins Münſter geführt; aber dagegen ſträubte ſie ſich ſelbſt; ſie ſah gar zu naiv aus, als ſie ſo ernſthaft ſagte: „Nein, wenn es einmal ſeyn muß, ſo muß es auch recht ſeyn. Im Hausüberröckchen traut man kein reputirliches Fräulein.“ Der Präſident ſtimmte bei, er ſagte, ſie haben ja noch gar nichts, wo ſie nur ihr Haupt hinlegen könnten, keine Wohnung, keinen Stuhl, kein Bette!“

Aber dagegen proteſtirte wieder Ladenſtein feierlich: „Ein Vierteljahr iſt viel zu lang, und was den Ort betrifft, wo ſie ihr Haupt hinlegen könnten, da habe ich ein ſo anſtändiges Plätzchen auserſehen, wie man es nur wünſchen kann. Da iſt,“ — er zog eine große Schreibtafel hervor, nahm mehrere Papiere heraus und entfaltete ſie — „da iſt ein gerichtlich ausgefertigter Kaufbrief von Schloß und Herrſchaft Großlanzau, drei Viertelſtunden von hier, angekauft für den Herrn Grafen Emil von Martiniz, wenn Sie ihn kennen, und ihm von ſeinem Oheim zur Morgengabe übermacht, kann heute ſchon bezogen werden, wenn es ihm gefällig iſt.“

Die drei machten große Augen; Emil ſtürzte dem alten Herrn an den Hals, „mein theurer, väterlicher“ —

„Still, ſtill, iſt ſchon gut!“ unterbrach ihn der alte Herr, indem er ihm die Hand auf den Mund legte, „bedenke dein Verſprechen; ich habe hier nur den Geſchäftsträger gemacht, danke deinem Onkel, wenn er einmal da iſt!“ „Ach wo iſt er denn, der gute Onkel?“ rief Ida, „daß ich ihm danken kann für ſeine unendliche Güte.“

„Wird auch kommen zu ſeiner Zeit,“ antwortete Ladenſtein, indem ihm eine Thräne der Rührung im Auge blinkte, „er wird ſchon kommen und eine Freude an ſeinem holden Töchterchen haben, einſtweilen ſoll ich Idchen in ſeinem Namen küſſen.“ Er gab ihr einen recht väterlichen Kuß auf die ſchöne Stirne.

Der Präſident hatte indeſſen die Papiere durchgeſehen; je länger er las, deſto größer und ſtaunender wurden ſeine Augen; ehrfurchtsvoll faltete er die Papiere zuſammen und ſagte: „Nein, das iſt zu arg, das iſt zu viel! bedenket Kinderchen, nicht nur das herrliche Großlanzau mit dem ſchönen neuen Schloß, ganz durch und durch elegant ausmeublirt, mit Stallung und Pferden, mit Scheunen und Knechten, mit Wäldern und Feldern, weiß Gott, ſeine zweimal hunderttauſend Thaler unter Brüdern werth, nein, bedenkt auch noch“ —

„Still alter Herr,“ unterbrach ihn Ladenſtein, „macht kein ſolches Weſen von dem Zeug; Ihr wißt, der alte Martiniz kann es geben und gibt es gern. Da iſt auch noch etwas in den Papieren für das liebe Bräutchen, nämlich ein kleines Schlößchen, hart am Fluß, ein Stündchen von hier; man hat mir geſagt, daß Idchen immer gern an jenem Plätzchen geweſen ſey, und deßwegen hat es der Herr Onkel ſeiner lieben Nichte erb- und eigenthümlich zum Brautgeſchenk übermacht.“

Voll freudigen Schreckens ſchlug das Mädchen die Hände zuſammen; „doch nicht mein liebes Blauenſtein?“ rief ſie.

„Eben daſſelbe,“ antwortete Ladenſtein und überreichte ihr die Schenkungsakte.

Sie konnte es nicht faſſen, ſie tanzte mit dem großen Brief im Zimmer umher wie närriſch und rief immer: „mein Blauenſtein! mein liebes herziges Blauenſtein!“ daß die drei unwillkürlich über die poſſierliche Freude des Mädchens lachen mußten.

Es iſt aber auch wahr, man kann nichts Schöneres ſehen als dieſes Blauenſtein. Ein allerliebſtes Schlößchen mit fünf bis ſechs elegant eingerichteten Zimmern und einem Salon, auf drei Seiten von einem ſchönen Wald umgeben und die vierte Seite, die Façade des Schlößchens, gegen den ſchönen Fluß geöffnet und eine paradieſiſche Ausſicht hinüber in Thäler und Berge — und dieſes lauſchige liebliche Plätzchen ihr ganz eigen, ihr, dem fröhlichen Bräutchen, und dort zu wohnen als Frauchen mit ihrem Emil — gewiß ein ſolcher Gedanke hätte manche andere tanzen gemacht!

Und jetzt hatte der Präſident auch nicht das geringſte mehr einzuwenden, und die Hochzeit wurde vor den Ohren des erröthenden Mädchens auf die nächſte Woche feſtgeſetzt. Heute Abend aber wollte Papa Präſident große Geſellſchaft geben, und dort das junge Paar als Braut und Bräutigam präſentiren.

Die Soirée.

„Was aber der Präſident Sanden dick thut!“ ſagten die Freilinger, als jetzt die Lakaien in der Stadt umherflogen und zum Souper einluden. Die meiſten dachten, es geſchehe der Gräfin Aarſtein zu Ehren, bei welcher er ſich auf alle mögliche Weiſe zu inſinuiren ſuche, um ſpäter einmal Miniſter zu werden.

Als man aber Abends in den Salon des Präſidenten trat, wurde man noch mehr von dieſem „Dickthun“ überzeugt. Außer den prachtvollen Lüſtres, die gewöhnlich bei Geſellſchaften angezündet wurden, war eine ganze Gallerie der geſchmackvollſten Wandleuchter von Bronce angebracht, und Wallrathlichter, ſo durchſichtig und klar wie Glas, eine ganz nagelneue Erſcheinung für Freilingen, ſtrahlten ein Feuermeer von ſich. Die Wände waren mit Feſtons von Blumen und grünen Zweigen geſchmückt, die ſich in den deckenhohen Spiegeln zu einem ganzen Wald von Kränzen und Guirlanden vervielfältigten. Ein ganzer Hausrath der prächtigſten Kryſtalle, Vaſen, Teller, Becher, Platten, Schüſſeln, Bouteillen, blinkte mit ſeinen geſchliffenen Figuren in tauſend vielfarbigen Lichtern. Das ſchwerſte Silber an Beſtecken und Leuchtern ward heute aufgeſetzt und jedermänniglich war erſtaunt über dieſe Pracht.

Einige aber, die feinere Naſen hatten, als die Uebrigen, legten die Finger daran und klügelten hin und her, was dies alles zu bedeuten habe; denn man wußte ſo ziemlich allgemein, daß der alte Sanden ohne Noth und wichtige Urſache nicht ſo viele Umſtände mache.

Doch aus ſeinem Geſicht konnte man nicht recht vernehmen, was er in petto habe. Er empfing ſeine Gäſte höchſt freundlich, aber ceremoniös, ſprach mit keinem ſehr viel und lang, ſondern theilte ſich überall und allen mit. Die Gräfin — nun die kam endlich, ſah aber nicht darnach aus, als ob ihr das Feſt gehöre, denn ſie war wie gewöhnlich prachtvoll, aber nicht gerade feſtlich gekleidet.

Die einzigen von allen Gäſten, die mit ihren Erwartungen ſo ziemlich am nächſten ans Ziel trafen, waren wohl Lieutenant Schulderoff und ſeine Kameraden. Sie waren ſeit der Duellgeſchichte die eifrigſten Freunde des Polen geworden und hatten ihre geheime Schadenfreude daran, daß der Goldfiſch wahrſcheinlich der Aarſtein, welche die Garniſonsoffiziere ſehr über die Achſel angeſehen und ganz obenhin behandelt hatte, entſchlüpfen würde. „Wenn die Ida doch keinem von uns gehören ſoll," hatte Schulderoff geäußert, „ſo gönne ich ſie am liebſten dem Martiniz; er iſt Soldat, und das muß man ihm laſſen, brav wie der Teufel, ſtand er doch da, als die blaue Bohne auf ihn zuſurrte, als wäre es ein Schneeglöckchen; ſo kalt und feſt habe ich in meinem Leben keinen ſich ſchießen ſehen. Und am Ende hatte er doch Recht, denn Sporeneck räſonnirte doch über die Ida, daß es mir ſelbſt das Herz im Leib hat zerreißen wollen. Das kommt aber von niemand her, als von der Aarſtein, die den guten Jungen, den Sporeneck zum Teufel modulirt hat, und nebenbei kommt es auch von meiner Frau Mama mit ihrer ewigen Planmacherei, mich unter die Haube zu bringen, und nebenbei auch von der falſchen Katze, der Sorben, die gegen jedermann ergrimmt iſt, wer nicht von ihren Reizen hingeriſſen wird.“

So urtheilte der Lieutenant und mit ihm ſeine Kameraden, ſo ſehr hatte die Uniform und der Orden auf Martiniz Bruſt die ganze Sache verändert.

Endlich war die ganze Geſellſchaft beiſammen. Man converſirte in dem feſtonirten Saal, ehe man zu den Spieltiſchen ging, und die Gräfin hatte den größten Hof um ſich, denn man dachte nicht anders, als ſie müſſe doch vielleicht die Königin des Feſtes ſeyn. Es fehlte niemand mehr; doch ja, Martiniz und Ladenſtein fehlten noch, die Gräfin ſuchte vergebens mit ihren raſtloſen Blicken nach dem erſteren. Sie hatte eine tüchtige Schelte einſtudirt, um ihn für ſeine Vernachläſſigung zu ſtrafen; überhaupt hatten ſich ihr heute ſo ſonderbare Gedanken aufgedrängt — der Graf, der ſich doch ſonſt an ſie angeſchloſſen, dem ſie ſo merklich als möglich ihre Neigung zu ihm gezeigt hatte, war zwei Tage gar nicht für ſie ſichtbar; ſie wußte, daß er heute im Haus geweſen, und doch hatte er ſie nicht beſucht; der Rittmeiſter, der war ihr nun ganz unbegreiflich, und ſie war bitterböſe auf ihn. Im Ganzen war er ihr gleichgültig, denn ihre Neigungen waren ſehr flüchtiger Natur, auch war ihr der Graf jetzt bei weitem intereſſanter, und ſie geſtand es ſich ſelbſt, ſie hatte ein Wohlwollen zu ihm, das beinahe Liebe war, — aber doch ſollte der Rittmeiſter noch immer der Cavaliere servente ſeyn, und dennoch konnte er es wagen, zwei Tage ſich nicht mit einem Blick ſehen zu laſſen. Wenn er auf die Jagd geritten war, wie die übrigen Offiziere äußerten, ſo hätte er wenigſtens ein

Billet an ſie hinterlaſſen können — aber ſie wollte es ihm entgelten.

Der Arme! er lag gerade jetzt auf ſeinem Schmerzenslager und fluchte die fürchterlichſten Flüche, daß er ſich jemals in die Dienſte dieſer Sirene begeben habe.

Die Braut.

Auch Ida fehlte noch in der Geſellſchaft, nun ſie hatte wahrſcheinlich noch manches für die Bewirthung zu beſorgen und zu rüſten. Endlich — der Präſident hatte ſich heimlicherweiſe weggeſchlichen — endlich ging die Thüre auf, ein allgemeines Flüſtern der Erwartung rauſchte durch den Saal — herein trat ein großer ältlicher Herr in reicher prächtiger Kleidung mit Sternen und Orden beſäet (wir kennen ihn ſchon), an ſeinem Arm ein holder verſchämter Engel, voll Huld und Anmuth, demüthig und doch voll wunderbarer Majeſtät — Ida.

Aber wie das Mädchen heute geputzt war! das Blondenkleid, man hatte noch nichts ſo Feines, Zartes, Geſchmackvolles geſehen. Um den Schwanenhals ein Perlenſchmuck, der, es waren ſcharfe Kenner in dem Saal, aber ſie ſchwuren hoch und theuer, mit den fürchterlichſten Flüchen, er ſey unſchätzbar und nicht in dieſem Lande gekauft! Im zierlich geordneten Haar einen Solitair, die Gräfin hätte heulen mögen, daß ſie den ihrigen hatte in der Reſidenz laſſen müſſen, — er war in Koſt und Logis bei Salomon Moſes Söhnen — und doch hätte er gegen dieſes Waſſer, gegen die funkenſprühende Kraft dieſes Steines verbleichen müſſen!

Hatten die Gäſte ſchon dieſes Paar mit weit aufgeriſſenen Augen angeſtarrt, ſo riskirten ſie jetzt vor Verwunderung den ſchwarzen Staar zu bekommen, denn jetzt trat der Präſident ein, an der Hand führte er einen Jüngling, hoch und ſchlank, in prachtvoller pompöſer Uniform, den Diamantorden auf der ſtolz gewölbten Bruſt, an der Seite einen mit flunkernden Steinen überſäeten Säbel, in der Hand ſeinen Kolpak, woran die Agraffe, ein Familienſtück, von Kennern auf zweimalhunderttauſend Thaler geſchätzt wurde; der Präſident mit ſeinem ſtrahlenden Jüngling trat näher, es war Emil.

Der Kreis der erſtaunten Gäſte öffnete ſich — der Präſident empfing aus Ladenſteins Hand ſein Idchen, ſo trat er mit dem Pärchen in den Kreis — die Gräfin mochte ahnen, was vorging, denn ſie ſchoß wüthende Blicke auf die drei, ihr Buſen flog auf und nieder; tief und beſcheiden neigte ſich Ida, das Engelskind, und erröthete über und über, der Graf aber ſchaute fröhlich, ſtolz, mit ſeinem ſiegenden Gluthblick im Kreiſe umher, der Präſident verbeugte ſich und begann: „Verehrte Freunde, ich habe Sie eingeladen, ein glückliches Ereigniß meines Hauſes mit mir zu begehen — meine Ida hat ſich heute verlobt mit dem Grafen Emil von Martiniz.“ Von Anfang tiefe, tiefe Stille, man hätte eine Mücke können trappen hören — unwillkürlich flogen die Blicke der erſtaunten Gäſte nach der Gräfin, denn ſie, ſie mußte ja nach ihren Calculen die Braut ſeyn, dann öffneten ſich die Schleußen der Beredſamkeit, ein ungeheurer Strom von Gratulationen, gegenſeitigen Lobpreiſungen brach über die Dame herein, man hörte ſein eigenes Wort nicht, ſo gingen, wie in einer Windmühle, wenn der Nordoſt bläſt, die Mäuler und Mäulchen.

Endlich fand auch die Gräfin Worte; ſie hatte, das überſah ſie mit einem Blick, das Schlachtfeld verloren, jetzt galt es, ſich geordnet zurückzuziehen und dem Feind, wo ſie eine Blöße erſpähen konnte, noch eine tüchtige Schlappe zu geben. Sie hatte ſchnell gefunden, was ſie wollte. Sie eilte auf Ida zu, umarmte ſie herzlich und wünſchte ihr Glück zu ihrer Verbindung. „Aber dennoch, Kinderchen,“ ſetzte ſie hinzu und wollte freundlich ausſehen, obgleich ihr das grüne Neidfeuer aus den Augen ſprühte und ihr Mund krampfhaft zuckte, dennoch weiß ich nicht, ob ihr ganz klug gethan habt. Ida's Mutter war, ſo viel ich weiß, aus keinem alten Haus, und Sie ſelbſt, Graf, müſſen wiſſen, wie Ihr Oheim, der Miniſter, darüber denkt; wenigſtens ſo viel ich mir von ihm habe ſagen laſſen, wird er dieſe Verbindung nun und nimmermehr zugeben.“

Ida war ganz bleich geworden, ſie dachte im Augenblick nicht daran, daß nur böslicher Wille und Neid die Gräfin ſo ſprechen laſſe, das Waſſer ſchoß ihr in die Augen, ſie warf einen bittenden, Hülfe ſuchenden Blick auf Ladenſtein und Martiniz; jener ſtand auf der Seite und ſah ernſt, beinahe höhniſch der Gräfin zu, Emil aber ſagte ganz kalt und gelaſſen: „Wiſſen Sie das ſo gewiß, gnädige Frau?“ Dieſe Gleichmuth reizte ſie noch mehr; eine hohe Röthe flog über ihr Geſicht, die Augen ſtrahlten noch tückiſcher; „ja, ja, das weiß ich gewiß!“ rief ſie, „ein Freund Ihres Herrn Onkels, der geheime Rath von Sorben, hat mir über dieſe Sache hinlänglich Licht gegeben, daß ich weiß, daß er dieſe Meßalliance nie genehmigen wird; Sie werden es ſehen" —

„Und dennoch hat er ſie genehmigt," antwortete eine tiefe feſte Stimme hinter ihr. Erſchrocken ſah ſie ſich um, es war der alte Ladenſtein, der ſie mit einem höhniſchen ſprechenden Blick anſah; ſie konnte ſeinen Blick nicht aushalten und maß ihn daher mit ſtolzem Lächeln, hinter das ſie ihre Wuth verbarg, von oben bis unten; „das müßte doch ſehr ſchnell gegangen ſeyn," ſagte ſie und ſchlug eine gellende Lache auf, „noch vor fünf Tagen lauteten die Nachrichten hierüber ganz anders, der Herr von Sorben ſagt mir" —

„Er hat Sie belogen," entgegnete der alte Herr ganz ruhig.

„Nein, das wird mir zu ſtark!" rief die hohe Dame gereizt, „von einem Mann, wie Herr von Sorben, bitte ich in andern Ausdrücken zu ſprechen; wie können Sie wiſſen, was der alte Herr von Martiniz" —

„Er ſteht vor Ihnen, gnädige Gräfin," ſagte der alte Herr und beugte ſich tief; „ich heiße mit Ihrer Erlaubniß Dagobert Graf von Ladenſtein-Martiniz."

Ehe er noch ausgeſprochen hatte, lag Ida an der beſternten Bruſt des Oheims, vergoß Thränen der Freude und der Wonne und ſuchte vergeblich nach Worten, ihr Entzücken auszuſprechen. Die Gräfin ſtand da wie zu einer Säule verſteinert, doch hatte ſie, ſobald ſie wieder Athem hatte, auch Faſſung genug, zu ſprechen; ſo freundlich und herablaſſend als möglich wandte ſie ſich an das junge Paar: „Nun da wünſche ich doppelt

Glück, daß ich mich geirrt habe. Hätte es Sr. Excellenz früher gefallen, Seine Maske abzunehmen, ſo würde ich. Ihr Glück auch nicht auf einen Augenblick geſtört haben.“

Sie ging, von außen ein Engel, im Herzen eine Furie; ſie wünſchte in ihrem wuthkochenden Herzen alles Unglück auf das Haupt der unſchuldigen Ida. Wüthend kam ſie zu der Sorben, die mit Frau von Schulderoff in einer Fenſtervertiefung bei einem Glas Punſch ſich von dem Schrecken erholte, der ihr in alle Glieder gefahren war. „An allem Unheil iſt Ihr ſauberer Herr Onkel ſchuld, Fräulein Sorben!“ rief die Wüthende, „warum hat er uns mit falſchen Nachrichten bedient, warum hat er uns nichts geſagt, daß der alte Narr hier herumſpukt unter falſchem Namen? o ich möchte“ — Der orangefarbene Teint von Fräulein Sorben war ins Erdfahle übergegangen, ſie hatte die ſtille Wuth und machte ſich hie und da nur durch ein unartikulirtes Kichern Luft, indem ihr das helle Thränenwaſſer in den Augen ſtand.

„Und keinen Hufen Landes ſollen ſie mir kaufen, das Polenpack! ſo lange mein Oheim noch Herr im Lande iſt; nach ihrem Polen mögen ſie ziehen, und das Affengeſicht, den naſeweiſen dürren Backfiſch, mögen ſie mitnehmen und dort meinetwegen für Geld ſehen laſſen!“

„Ach, das iſt ja gerade das Unglück,“ ſeufzte Frau von Schulderoff, „daß wir ſie in der Nachbarſchaft behalten; denken ſich Excellenz, wie der alte Narr ſein Geld zum Fenſter hinauswirft; zum Hochzeitgeſchenk, erfahre ich ſo eben, hat er ihnen Großlanzau und das freundliche nette Blauenſtein gekauft!“

„Gekauft!“ preßte die Gräfin zwiſchen den Zähnen, die ſie ganz verbiſſen hatte, heraus, „gek“ —

„Denken Sie ſich, gekauft um dreimal hunderttauſend Thaler und ihnen geſchenkt; ob man etwas Tolleres hören kann!“

„Das fehlte noch!“ knirſchte die Gräfin und rauſchte weiter.

Präliminarien.

Indeſſen war Ida glücklich, ſelig zwiſchen dem Geliebten und dem Oheim. Dieſer Oheim, ſie hatte ſich ihn als einen grämlichen alten Herrn vorgeſtellt, dieſer war es, der hie und da in Gedanken ihr Glück noch geſtört hatte. Sie wußte ja, wie Emil an ihm hing, wie es ihn betrüben würde, wenn jener ſein Verhältniß zu Ida ungünſtig aufnähme. Und jetzt, nein ſie wußte ſich nicht zu faſſen vor lauter Seligkeit! Der freundliche gütige Ladenſtein hatte ſich wie durch einen Zauberſchlag in die geſtrenge Excellenz den Miniſter Grafen von Martiniz verwandelt, und doch blieb er ſo freundlich, väterlich, traulich wie zuvor; ſie wußte nicht, wem von beiden ſie das nette luſtige Amorettenköpfchen zuwenden ſollte, ſie lachte und tollte, gab verkehrte Antworten und ſchnepperte, wie ihr das Schnäbelchen gewachſen war. Es war das glückſeligſte Kind, die holdeſte vollendetſte Jungfrau und das lieblichſte anmuthigſte Bräutchen unter der Sonne in einer Perſon.

Einer der Glücklichſten im Saal war aber Hofrath Berner. Heute Abend erſt war er zurückgekommen, hatte ſich nur ſchnell in die Toilette geworfen und ſchnurſtracks zu Präſidents, und das Erſte war, als er in den Salon trat, daß er hörte, wie der Präſident ſeine Kinder präſentirte; er hätte mögen aus der Haut fahren vor theilnehmendem Jubel ſeines alten treuen Herzens. „Das iſt mein Werk," lächelte er vor ſich hin, „ganz allein mein Werk; es konnte nicht anders gehen, nachdem es einmal eingefädelt war." Aber wie riß er die Augen auf, als er von einer Gräfin Aarſtein, von einem alten Grafen Martiniz, welche auch hier ſeyen, hörte! „Nun da muß es was Tüchtiges geſetzt haben," dachte er, „das beſte wird ſeyn, ich frage Idchen ſelbſt."

Das Brautpaar empfing ihn mit Jubel, und Martiniz ſtellte ihn ſogleich dem alten Grafen vor, denn er hatte ihm viel von dieſem alten Freund und Rathgeber ihrer Liebe erzählt. Ida geſtand ihm, daß ſie ihn oft ſchmerzlich vermißt habe; auch Martiniz äußerte dies und verſprach, ihm alles ſo bald als möglich zu erzählen.

„Laſſen wir die Brautleutchen, alter Freund," unterbrach Graf Martiniz ſeinen Neffen, indem er den Hofrath am Arm nahm und mit ſich fortzog; „laſſen wir ſie; uns Alten liegt es ob, für das Glück der Jungen zu ſorgen. Man hat mir geſagt, daß Sie, lieber Hofrath, ſich ſo trefflich darauf verſtünden, ein Feſtchen zu arrangiren. Ich war in früheren Jahren einmal Oberhofmeiſter, das fügt ſich nun ganz vortrefflich. Da wollen wir nun, wir zwei beide miteinander, etwas zuſammenſchuſtern, wie man es hier zu Lande noch nicht ſah."

Der Hofrath war es zufrieden, und der Graf machte ihm jetzt ſeine Vorſchläge. Morgens ſollten ſie getraut werden; „nicht zu Haus, das kann ich für meinen Tod nicht leiden, die Hauskopulationen reißen jetzt ſo ein, daß ſie faſt zur Mode werden, als wäre eine vornehme Ehe nicht dieſelbe, wie eine geringe; als wäre der Altar Gottes nicht für alle und jeden; aber der Fluch kommt gewöhnlich bald nach. Hat man ſich in den gewöhnlichen Zimmern, wo man ſonſt tollte und lachte, wo man, ſobald der Altar weggeräumt iſt, tafelt und tanzt, hat man ſich da trauen laſſen, ſo kommt einem auch das neue Verhältniß ſo ganz gewöhnlich vor, daß man bald davor keine Ehrfurcht mehr hat.“ — Alſo in der Kirche; nachher ſollten die Gäſte hinausfahren nach Blauenſtein.

Der Hofrath machte große Augen, und als er hörte, daß dies die neue Beſitzung des lieben Pärchens ſey, und daß Großlanzau auch noch dazu gehöre, er hätte, wenn es ſich nur halbwegs geſchickt hätte, ein paar Capriolen in die Luft gemacht — nach Blauenſtein, dort mußte das Schloß feſtlich geſchmückt ſeyn und zum Eſſen, was man nur Feines und Gutes haben kann! Nachher — die beiden Alten ſahen ſich an und beiden zuckte der kleine ſarkaſtiſche Schelm um den Mund, denn es fiel ihnen ein, daß ſie noch Junggeſellen ſeyen — „nun nachher,“ fuhr der Graf fort, „muß das Brautpaar eine kleine Reiſe machen, und wir beide gehen als garde de dame auch mit, beſtellen die Pferde auf den Stationen, daß die jungen Eheleutchen in ihrem Landauer nicht inkommodirt werden, wir beide aber ſpiegeln und erfreuen uns an dem Glück, das wir, Sie und ich, lieber Hofrath, zuſammen gemacht haben.“

Dem Hofrath, obgleich er lächeln wollte, ſtand doch eine Thräne der Rührung im Auge; er drückte dem edelmüthigen Polen die Hand und erklärte ſich bereit, mit ihm ſelbſt um die Erde zu reiſen. „Und wann ſoll die Hoch“—

„Ueber acht Tage ſoll die Hochzeit ſeyn!“ rief der alte Herr, und der Präſident, der gerade hinzugetreten war, rief es nach und lud ſämmtliche verſammelte Gäſte dazu ein.

Zurüstungen.

Es war ein ſonderbarer Anblick, den des Präſidenten Haus in dieſen Tagen gewährte. Das Rennen und Laufen der Schneider und Schneiderinnen, Nähterinnen, Schuſter, Schreiner, Schloſſer, Küſter, Bäcker, Fleiſcher, Köche, Kaufleute u. ſ. w. wollte gar kein Ende nehmen. Beinahe in jedem Zimmer ſah man, auf jeder Treppe ſtieß man auf einen Handwerker, und alle thaten, als ob von ihrer Nadel oder Pfriemen die ganze Hochzeit abhinge.

Machten aber dieſe ſchon wichtige Geſichter — hu! da grauste einem ordentlich, es lief wie eine dicke Gänſehaut über den Körper, wenn man den Hofrath ſah. Er war in dieſen Tagen der Vorbereitung viel magerer und bleicher geworden, ſeine Augen lagen tief und entzündet, ein Zeichen, daß er viel bei Nacht wachte, und es war auch ſo; bei Tag lief er ſich beinahe die Füße ab wie die Hündin des Herrn von Münchhauſen aufſchneideriſchen Angedenkens, da war zu beſtellen und zu beſorgen, er lief hin und her, in alle Ecken und Enden der Stadt, ja man will ihn an mehreren Orten zugleich geſehen haben.

Bei Nacht — nein, es war ein Wunder, daß der Mann nicht ſchon längſt todt war, nachdem er ſich müde gelaufen, müde geſorgt, müde geſehen, müde geſchwazt, müde geſcholten, müde erzählt hatte, kam erſt kein Schlaf über ihn.

Er ſtreckte ſich ins Bett, ließ zwei Wachskerzen und einigen Glühwein auf den Nachttiſch ſetzen, in einem großen Korbe ſtanden vor ihm Bücher, ein ganzer Schatz von Feſten. Da war das ſeltene Werk: „Wahrhafte und accurate Beſchreibung der ſolenneſten Feſtins am Hofe Ludwigs XIV.“ — ferner: „Der allzeitfertige maître de plaisir, für Hofleute, vornehme Feſtlichkeiten und anderen Kurzweil.“ „Der galante Junker oder wie Tänze, Schmäuſe, Hochzeiten, Kindtaufen u. ſ. w. am ſchönſten zu arrangiren.“ Sogar das Feſtbüchlein von Krummacher hatte er ſich aus dem Buchladen kommen laſſen, denn er dachte nicht anders, als es müſſen darin allerhand neue und nie geſehene Feſtivitäten erzählt ſeyn. Er ſoll ſich übrigens ſehr geärgert haben, als dem nicht alſo war.

Aus dieſer Feſtbibliothek nun, die er Stück für Stück mit der größten Geduld und Aufmerkſamkeit durchlas, machte er ſich Randgloſſen und Auszüge, er kam aber dadurch am Ende ſelbſt mit ſich in Streit, denn das ſah er ein, wenn man alle die ſchönen Sachen, die er ſich aufnotirt hatte, ausführen wollte, ſo mußte man vierzehn Tage lang Hochzeit halten, und doch konnte er nicht mit ſich einig werden, was er weglaſſen ſollte. So lebte er in einem ewigen Zappel, ja es war ordentlich rührend anzuſehen, wenn er hie und da bei Ida bis zum Tode ermüdet in ein Sopha ſank, den brechenden Blick auf ſie heftete, als wollte er ſagen: „ſieh, für dich opfere ich mein Leben auf.“

Und Ida? habt ihr, meine ſchönen Leſerinnen, je ein geliebtes Bräutchen geſehen oder waret ihr es einmal oder — und wenn ihr es ſelbſt noch ſeyd, gratulire ich von Herzen; nun wenn ihr ein ſolches ſüßes Engelskind kennt mit dem bräutlichen Erröthen auf den Wangen, mit dem verſtohlenen Lächeln des kußlichen Mundes, der ſich umſonſt bemüht, ſich in ehrbare Matronenfalten zuſammenzuziehen; mit der ſüßen namenloſen Sehnſucht in dem feuchten liebetrunkenen Auge, wenn ihr ſie geſehen habt in jenen Augenblicken, wo ſie dem geliebten Mann, dem ſie nun bald ganz, ganz angehören ſoll, verſtohlen die Hand drückt, ihm die Wange ſtreichelt, wenn ſie den weichen Arm vertrauungsvoll um ſeine Hüfte ſchlingt, wie um eine Säule, an der ſie ſich anſchmiegen, hinaufranken, gegen die Stürme des Lebens Schutz ſuchen will, wenn ſie mit unausſprechlichem Liebreiz die ſeidenen Wimpern aufſchlägt und mit einem langen Blick voll Ergebenheit, voll Treue, voll Liebe an ihm hängt, wenn die Schneehügel des wogenden Buſens ſich höher und höher heben, das kleine liebewarme Herzchen ſich ungeduldig dem Herzen des Geliebten entgegendrängt — kennet ihr ein ſolches Mädchen, ſo wißt ihr, wie Ida ausſah. Kennet aber ihr ein ſolches Engelskind, ihr Tauſende, die ihr einſam unter dem Namen Junggeſellen über die Erde hinſchleicht, ohne wahre

Freude in der Jugend, ohne eine Genoſſin eures Glückes, wenn ihr Männer ſeyd, ohne Stütze im Alter — wißt ihr eine ſolche Hebeblüthe und ein fröhliches Amorettenköpfchen, das etwa auch ſo warme Küßchen, auch ſo liebevolle Blicke ſpenden könnte, wie Ida, o ſo bekehret euch, ſo lange es Tag iſt; wenn ſie ſich euch vertrauensvoll im Arme ſchmiegt, wenn ſie das Lockenköpfchen an eure Bruſt legt, aus milden Taubenaugen zu euch aufblickt, mit dem weichen Sammtpatſchchen die Falten von der Stirne ſtreichelt, — ihr werdet mir für den Rath danken.

Und Emil? Nun ich überlaſſe es meinen Leſerinnen, ſich einen recht bildſchönen Mann aus ihrer Bekanntſchaft zu denken, zu denken, wie er den Arm um ſie ſchlingt, ihnen recht ſinnig ins Auge blickt und kü—

Nun erſchrecken Sie nur nicht! es thut nicht weh; Sie haben ſich einen gedacht? — Ja? — nun gerade ſo ſah Emil von Martiniz als Bräutigam aus.

So ſah ihn auch die Gräfin; das Herz wollte ihr beinahe berſten, daß der herrliche Mann nicht ihr gehören ſollte. Eines Morgens, ehe man ſich's verſah, ſagte ſie Adieu, ließ packen und — weg war ſie.

Hochzeit.

Und endlich war der ſchöne Tag gekommen.

Was nur halbwegs laufen konnte, war heute in Freilingen auf den Beinen, und der polniſche Graf und Fräulein Ida von Sanden waren in Aller Mund. Vor der Kirchthüre ſchlugen und drängten ſich die Leute, als wie vor einem Bäckerladen in der Hungersnoth. Alle

Stühle in der Kirche waren beſetzt, und von Minute zu Minute wuchs der Andrang.

Aber zum Hauptportal, den Gang hinauf, bis an den Altar durfte kein Menſch, das hatte ſich ein Mann ausgewirkt, der heute ſtill, aber tief an dem Glück des Brautpaares Theil nahm; dieſer Mann war der Küſter. Er hätte viel darum gegeben, wenn er der verſammelten Menge hätte ſagen dürfen: „ſehet, der Herr Bräutigam, es war juſt nicht ganz recht richtig mit ihm; er hatte allerhand Affairen mit Herrn Urian, der ihn allnächtlich hieher in die Münſterkirche trieb. Da herein konnte er aber nicht, und ich, der Küſter von Freilingen, habe ihm allnächtlich zu ſeiner Freiſtatt verholfen, war auch dabei, wie das Wunderkind, das jetzt ſeine Braut iſt, ihn erlöſet hat von dem Uebel, das mir, nebenbei geſagt, alle Tage einen harten Thaler einbrachte; habe ich es nicht gleich damals zu dem alten Polaken geſagt, daß die beiden Liebesleutchen noch einmal in meine Kirche und vor meinen Altar kommen würden?“

So hätte er gerne zu den Freilingern geſprochen; es juckte ihn und wollte ihm beinahe das Herz abdrücken, daß er ſich nicht alſo in ſeiner Glorie zeigen durfte, aber — er that ſich doch auch wieder nicht wenig darauf zu gut, daß er, was nicht jeder kann, ſo gut das Maul halten könne. Aber ſeine Attention hatte er dem Pärchen bewieſen, daß es eine Freude war. Vom Portal bis zum Altar waren Blumen geſtreut, er hatte es ſich etwas koſten laſſen, und keine kleine Hatz deßwegen mit ſeiner Liebſten gehabt, aber diesmal hatte er doch durchgedrungen und ſeinen eigenen Willen gehabt.

Jetzt kam Geraſſel die Straße herauf; dem alten Küſter ſchlug das Herz, jetzt, ja ſie mußten es ſeyn, der große Glaswagen des Präſidenten fuhr vor, darin ſaßen der Präſident und Emil. „Ach, der ſchöne Offizier!“ ſchrien die Freilinger und machten lange Hälſe. „Wie prächtig, wie wunderhübſch!“ flüſterten die Mädchen, denen das Herz unter dem Mieder laut pochte; aber man konnte auch nichts Schöneres ſehen.

Er hatte die Staatsuniform angelegt, ſie ſchloß ſich um den herrlichen, ſchlanken, heldenkräftigen Körper, wie wenn er damit geboren worden wäre; das ſonſt ſo bleiche, ernſte Geſicht war heute leicht geröthet und verherrlicht durch einen Schimmer von holder Freundlichkeit; ſein ſtolzes glänzendes Auge durchlief den Kreis, es traf den Küſter, der Bückling über Bückling machte, gerührt und freundlich reichte er ihm die Hand und ſtellte ſich neben ihn unter das Portal.

Jetzt raſſelte es wieder die Straße herauf. Ein Wagen, noch glänzender, geſchmackvoller als der erſte; er gehörte zu der neuen Remiſe des Grafen und war heute von Blauenſtein hereingefahren worden. Der alte Brktzwiſl, der in höchſter Galla mit noch einem Kameraden hinten drauf ſtand, ſprang ab, riß die Glasthüre auf, ſchlug klirrend den Tritt herab — jetzt regt ſich kein Athem mehr in der ganzen großen Menge, jedes Auge erwartungsvoll auf die geöffnete Thüre geheftet. Der alte Graf, angethan mit all ſeinen Orden, der Hofrath mit dem himmliſchen Ehrenzeichen der Freundſchaft auf dem Geſicht, ſtiegen aus und poſtirten ſich an den Schlag. Jetzt wurden ein paar glacirte Handſchuhe ſichtbar, jetzt ein Füßchen, es war nicht möglich etwas Kleineres, Niedlicheres zu ſehen, als die winzigen, weißſeidenen Schuhe — jetzt — ein Lockenköpfchen, ein paar ſelig glänzende Augen, ein paar purpurrothe Wangen, ein lächelnder Mund — ſo hübſch ſtand das Bräutchen zwiſchen den alten Herren. Ein Kleid von ſchwerem weißem Seidenzeug ſchlang ſich um den jugendlich friſchen Körper, wie darüber hingehaucht war ein Oberkleid vom feinſten Spitzengrund, ein Geſchenk des Oheims, und mit der reichen Blondengarnirung, in welche es endigte, mit der Diamantenſchnalle und dem aus Venetianer Ketten geflochtenen Gürtel, welcher den wunderniedlichen Blouſenleib zuſammenhielt, wenigſtens ſeine achttauſend Thaler werth, und die Braſſelets mit den großen Steinen und das Diadem, um das ſich der Myrtenkranz ſchlang! nein, wer ſich auch nur ein wenig auf Steine verſtand, dem mußte hier der Mund wäſſern; aber war nicht alles dies im Grund unbedeutende Façon, um den herrlichſten Edelſtein, das Wunderkind ſelbſt, einzufaſſen?

Sie traten in die Kirche; — das in Seligkeit ſchwimmende Bräutchen vergaß nicht, im Vorübergehen dem Küſter einen recht freundlichen Gruß zuzuwinken, daß ihn die Menge ehrfurchtsvoll angaffte und nicht begreifen konnte, wie der alte Schnapsbruder zu ſo hoher Bekanntſchaft gelangt ſey. Ernſter und ernſter wurden die Züge Ida's, als ſie ſich dem wohlbekannten Altare näherte. Ihr Auge begegnete dem Auge Emils, des Grafen und des Hofraths, die mit Blicken des Dankes und der Rührung an ihr hingen. Hier war ja ihr Siegesplatz, wo das muthige Mädchen mit hingebender

Liebe gegen den böſen Feind der Schwermuth und des Trübſinnes gekämpft und geſiegt hatte.

Mühſam rang ſie nach Faſſung; die Freude, daß ſich alles ſo ſchön gefügt hatte, wurde zur heiligen Rührung in ihr; noch einmal durchflog ſie die Erinnerung an den erſten Blick des Grafen bis hieher zu dieſer Stätte, und ihr Auge wurde feucht von Entzücken. Als aber die Trauung begann, als der würdige Diener der Kirche, dem man das Geheimniß anvertraut hatte, in einer kurzen aber gehaltvollen Rede von den wunderbaren Fügungen Gottes ſprach, der oft aus Tauſenden ſein Werkzeug zur Beglückung Vieler wähle, da ſtrömten ihr Thränen über; „ja,“ dachte ſie bei ſich ſelbſt, „es iſt erfüllt, was damals ahnungsvoll meine Seele füllte, der Zug des Herzens iſt Gottes, iſt des Schickſals Stimme.“ Und viele Thränen floſſen, denn auch die Augen derer, die einſt den Jammer des edlen Jünglings geſehen hatten, gingen über.

Wie ein Engel Gottes kam ſie dem alten Oheim vor, als ſie am Altar ihre Hand in die ſeines Neffen legte, wie ein Engel, der mit freundlichem Blick, mit treuer Hand den Menſchen aus der dunklen Irre des Lebens zu einem ſchönen lichten Ziele führte.

Der Schmauss.

Schnurſtracks von der Kirche ging es hinaus nach Blauenſtein. Eine ganze Karavane von Wagen und Reitern zog dem wohlbekannten Landauer, in welchem die neugebackenen Eheleute ſaßen, nach. Der Hofrath war vorangeeilt, um alles zu leiten. Sechs Böller riefen ihnen die Freudengrüße entgegen, als ſie in die Grenze ihres Eigenthumes einfuhren. Ein donnerſchlagähnliches Wirbeln von Pauken und Trompeten empfing ſie am Portal des ſchönen Schloſſes, und als alle Wagen aufgefahren waren, als Emil ſein Weibchen auf den Balkon herausführte, um die herrliche Gegend zu überſehen, da gab der Hofrath das Zeichen und ein ſchrankenloſes Vivat, Hurrah und Halloh erfüllte die Luft.

Paar und Paar zog man jetzt durch das Schloß, um alles in Augenſchein zu nehmen. Es wandelte die Gäſte beinahe ein Grauen an vor dem Hexenmeiſter, dem alten Martiniz. Das Schloß — es war zwar niedlich, geſchmackvoll, bequem gebaut, lag wunderſchön und hatte Gärten und Felder, wie man ſie ſelten ſah; aber vor vierzehn Tagen war dies alles noch leer geſtanden, Tapeten waren abgeriſſen herabgehangen, im Saal war Hafer aufgeſchüttet geweſen, kurz man hatte geſehen, daß es eine gute Weile nicht bewohnt war, und mancher Käufer hätte nicht geglaubt, innerhalb eines halben Jahres mit der Reſtauration fertig werden zu können. Und jetzt — die behaglichſte Eleganz, die man ſich denken konnte; dieſe Trumeaux, ein Gardiſt mit ſieben Fuß hätte ſich, und hätte er noch einen ellenlangen Federbuſch auf dem Hut gehabt, perfekt am ganzen Leib von der Zehenſpitze bis zum äußerſten Federchen darin ſehen können. Dieſe breitarmigen Lüſtres, dieſe Kryſtallampen dieſe geſchmackvollen Sopha's, Theetiſche, Toiletten, Etagèren, dieſe Pracht von Porzellain, Beinglas, Kryſtall, Silber an Servicen, Leuchtern, Vaſen, an allem, was nur die feinſte Modedame ſich wünſchen kann; gar nichts war vergeſſen! die Freilinger wandelten wie in einem Feenpalaſt umher und die Mädchen und die Frauen — Ida wandelte zwar wie eine Königin in dieſer Herrlichkeit, als hätte ſie von Jugend auf darin gelebt, aber man hörte doch ſo manches Sprüchlein vom blinden Glück und Zufall, die einen im Schlafe heimſuchen.

Jetzt riefen die Trompeten zur Tafel, und da war es, wo Hofrath Berner ſeine Lorbeern erndete. Die neue Dienerſchaft des jungen gräflichen Paares hatte er ſchon ſo inſtruirt, daß alles wie am Schnürchen ging, und zwar alles auf dem höchſten Fuß, denn wenn einer der Gäſte nur vom ſilbernen Teller ein wenig aufſah, oder mit ſeinem Nachbar converſirte, huſch! war der Teller gewechſelt und eine neue Speiſe dampfte ihm entgegen. Aber auch in der Küche hatte er gewaltet, und es hätte wenig gefehlt, ſo hätte er, aus lauterem Eifer, alles recht delikat zu machen, ſich ſelbſt zu einem Ragout oder Hachée verarbeiten, oder zu einer Gallerte einſieden, wenn nicht gar mit einiger Zuthat von Zucker zu einer Marmelade einkochen laſſen. Auch ihn hielten die Damen für einen zweiten Oberon, der eine ewig reich beſetzte Tafel aus dem Boden zaubern kann. Denn ſolche Speiſen zu dieſer Jahreszeit, und alles ſo fein und delikat gekocht!

Da war:

Schildkrötenſuppe.
Coulisſuppe von Faſanen mit Reis.

Hors d'oeuvres.

Paſtetchen von Brieſlein mit Salpicon.
Kabeljau mit Kartoffeln und sauce holandaise.
Du boeuf au naturel.
Engliſcher Braten mit sauce espagnole.

Gemüſe.

Spargeln mit sauce au beurre.
Grüne Erbſen mit geröſteten Brieſlein.

Entrées.

Junge Hühner mit sauce aux fines herbes.
Financière mit Klößen.
Schinken à la broche au vin de Malaga.
Feldhühnerſalmy.
Kalbskopf en tortue.
Fricandeau à la Provençale.

Braten.

Kalbsſchlegel.
Rehbraten.
Feldhühnerbraten.
Kapaunenbraten.
Dindon à la Perigord.

Salat viererlei.

* * *

Süße Speiſen.

Sulz von Malaga.
Crême von Erdbeeren.
Compote mêlée.
Crême panachée mêlée.
Punſchtorte mit Früchten.
Tartelettes d'abricots.
Tourte de chocolat montée.
Gußtorte.

Deſſert.

Punsch à la glace.
Crême de Vanille.

Schluss.

Als das Deſſert aufgetragen wurde, entſchlüpfte unbemerkt von den bechampagnerten Gäſten die junge Frau. Sie warf den ſchweren Hochzeitſtaat ab und erwählte unter der reichen Garderobe ein allerliebſtes

Reiſekleidchen, denn nach der Tafel ſollte gleich eingeſeſſen und ein wenig in die Welt hinaus gefahren werden, ſo wollte es der alte Graf.

Sie erſchrack ſelbſt, als ſie in den Spiegel ſah, nein, ſo wundergrazienhübſch hatte ſie noch nie ausgeſehen; das Ueberröckchen ſchloß ſo eng und paſſend, das Reiſehäubchen, die hervorquellenden Löckchen gaben dem Köpfchen einen wundervollen Reiz. Die Bäckchen waren ſo roſig, die Aeuglein glänzten ſo hell und klar im Wiederſchein ihres bräutlichen Glückes, kleine, kleine Schelmchen ſaßen in den Grübchen der Wangen und ſchienen allerlei wunderbare Geheimniſſe zu flüſtern von Sehnſucht und Erwartung; das Mäulchen, ſo ſpitzig wie zum Küſſen, zeigte immer wieder die Perlen, die hinter dem Purpur verborgen waren.

Die ſechs Kammerjungfern, Liſette, Babette, Trinette, Philette, Minette und wie ſie alle hießen, ſchlugen vor Verwunderung über ihre wunderniedliche gnädige Frau die Hände zuſammen, „dieſe herrliche jugendliche Friſche! dieſer Alabaſterbuſen, der alle Neſtel des Corſettchens zu zerſprengen droht!“ ſagte Minette; „dieſe weißen Arme!“ flüſterte Philette, „dieſe Füßchen,“ dachte Trinette weiter, „dieſe Wäd“—

„Der Herr Graf wird ganz ſelig ſeyn,“ wiſperte Liſette der Babette zu, doch nicht ſo leiſe, daß es den Ohren der jungen Gräfin entging. Sie wollte thun, als hätte ſie nichts gemerkt, aber ward flammenroth von der Stirne bis herab in das Halstuch, und als vollends Babette, die das ſchneeweiße Nachtzeug in die Bache packte, mit einer höchſt naiven Frage in die

Quere kam, da hielt ſie es nicht mehr aus, ganz dunkel überpurpurt entſchlüpfte ſie den ſechs dienſtbaren Geiſtern und lief wie ein geſcheuchtes Reh in den Speiſeſaal.

Allgemeiner Jubel empfing die holde Reiſende, Alles war darin einverſtanden, daß ihr dieſe Tracht noch beſſer ſtehe, als der Brautſtaat; kein Wunder, es war ja das Pilgerkleid, in welchem ſie ins gelobte Land der Ehe reiſ'te.

„Warum biſt du nur ſo über und über roth?“ fragte Emil ſein holdes Weibchen, indem er ſie näher an ſeine Seite zog; „hat dir jemand was gethan?“

Sie wollte lange nicht heraus, „die Babette,“ flüſterte ſie endlich und erröthete von neuem, „die Babette hat ſo dumm gefragt.“

„Nun was denn?“ fragte der neugierige Herr Gemahl. Aber da ſtockte es wieder; zehnmal ſetzte ſie an; ſie wollte gern eine Lüge erfinden, aber das ſchickte ſich denn doch nicht am Hochzeittag, und doch — es ging nicht; er mußte bitten, flehen, drohen, betteln ſogar; endlich, nachdem er hatte verſprechen müſſen, die Augen recht feſt zuzumachen, flüſterte ſie ihm ins Ohr: „Sie hat mein Nachtzeug eingepackt, und da hat ſie gefragt, ob ſie das deinige auch dazu packen ſoll.“ Selig ſchloß der Graf ſein Engelsweibchen in die Arme, er wollte antworten, aber ſeine Antwort verhallte im Geräuſch der aufbrechenden Gäſte.

Die Wagen waren vorgefahren, man verabſchiedete ſich. Der Graf nahm ſein Idchen um den Leib und trug ſie ſchnell hinab in den Wagen, denn dort beſchloß er, ihr zu antworten.

Auf dem Balken drängten ſich die Gäſte, die Champagnergläſer in den Händen; ſie riefen, vermiſcht mit den neuen Unterthanen des Grafen, ein tauſendſtimmiges Vivat in den Wagen hinab. Ida drückte ihr Köpfchen an die Bruſt des Geliebten. Er winkte, die Pferde zogen an und dahin fuhr Emil und ſeine glückliche Ida.

Nachſchrift.

Es iſt ein ſchöner Brauch unter guten Menſchen, die ſich lieben und getrennt ſind, daß ſie gewiſſe Tage des Jahres feſtſetzen, in welchen ſie ſich von nahen und entfernten Orten her ſammeln, ſich wiederſehen und die Strahlen ihrer Liebe von neuem an der allgemeinen Flamme anzünden. So halte ich es ſeit langen Jahren mit meinen Freunden, die das Schickſal nach Oſt und nach Weſt verſchlagen. Auch heuer war ich hingereiſt an den Ort, den wir zu unſerem Rendezvous beſtimmt hatten. Als ich an dem ſtattlichen weißen Hirſch in B. vorfuhr, lagen ſchon manche Fenſter voll, und wie wohl thut da das freundliche, jubelnde „Er iſts, er iſts!“ das von ſchönen Lippen herab dem Freunde entgegentönt!

Ich traf ſie alle, alle meine Lieben, da war meine holde ſinnige Doralice und ihr Stern, da war die loſe naive Bally und ihr geheimer Kriegsrath, da war Graf Law und ſeine Klementine, da war meine ſüße Mimili, da war Herr von Eſtavayé mit ſeiner Elſi, da war mein ruſſiſches Lisli; ſelbſt Sponſeri, mein lieber Sponſeri, ich hieß ihn nur immer den Grünmantel, hatte ſich aus Venedig eingefunden und Emeline Mellinger mitgebracht; da war auch Fanny und ihr Graf, der Generalbevollmächtigte, Kilian mit Julchen. Da war Molly und ihr Juſtizrath, da war die herzige Pina und ihr Gatte, Agnes und Roſe, Roſamunde und der Graf Oliva, das liebe Dijonröschen, Klotilde und ihr Sekretär. — Meine Freude war unausſprechlich, ich flog wie ein Ball von einem Arm in den andern, und das Küſſen wollte gar kein Ende nehmen. Endlich faßte man ſich, daß es doch zu einem vernünftigen Geſpräch kam. Freilich trübte der Tod unſerer Magdalis und ihres treuen Willibald, die uns im Leben ſo nahe ſtanden und auch nach ihrem Tode ſo innig verſchwiſtert mit uns fortleben, die erſten Augenblicke des Wiederſehens; aber nachdem wir ihnen das Todtenopfer inniger Thränen geweiht, kehrte die holde Freude wieder bei uns ein.

Wir tollten, lachten und ſchäkerten, der weiße Hirſch faßte kaum ſo viele Gäſte, und manches Pärchen mußte ſich mit einem Bettchen behelfen.

So lebten wir ſchon ſeit zwei Tagen in Saus und Braus und brachen dem weißen Hirſchwirth beinahe das Haus ab, da — wir ſaßen gerade beim Kaffee, da fuhren Wagen vor; wir drängten uns alle an die Fenſter und ſchlugen den fremden Menſchenkindern ein Schnippchen, denn — gut Eſſen und Trinken konnten ſie wohl bekommen, aber Betten, — Logis, — ohne unſere Bewilligung kein Fleckchen, und landfremde Leute mochten wir gerade nicht gern unter uns haben.

In einem prächtigen Landauer, mit vier Poſtpferden beſpannt, ſaß ein Herr und eine junge Dame; ſie hoben die Köpfe in die Höhe —

„Mein Gott, das iſt ja Graf Martiniz!“ rief ich, und zugleich rief Vally: „Ei der Tauſend, das iſt ja Ida Sanden!“ Ich ſprang gleich hinab, um ſie heraufzuführen; ſie folgten willig nebſt noch drei andern ältlichen Herren, welche der zweite Wagen entladen hatte. Ida und Vally flogen einander in die Arme; ſie hatten ſich in der Reſidenz, wo Vally lebt, kennen gelernt und liebten einander innig. Der Graf zog mich zu den beiden jungen Damen, um welche die Uebrigen ſchon einen dichten Kreis geſchloſſen hatten. „Sehen Sie,“ ſagte er zu mir, „das iſt ſeit geſtern mein liebes Frauchen.“

Da fanden ſich alſo alte Bekannte zuſammen. Ich hatte den Grafen in Hamburg kennen gelernt. Damals faßte ich tiefe Zuneigung zu ihm, ſie wurde zur Freundſchaft, und er geſtand mir ſeine ſchrecklichen Leiden. So wenig ich an ſolche Viſionen glaubte, ſo war ich doch der Meinung, daß ihn Liebe zu einem guten reinen Mädchen zerſtreuen, retten könnte, und wie herrlich hatte ſich dieſes gemacht! er war fröhlich, ſelig, war durch die Liebe dieſes Engels der Menſchheit wieder geſchenkt.

Auch in den drei andern Gäſten, der Leſer wird unſchwer den alten Martiniz, den Präſidenten und den Hofrath in ihnen erkannt haben, lernte ich wackere liebenswürdige Männer kennen. Gleich den erſten Abend war es uns Allen, als haben wir das holde

Pärchen ſchon Jahre lang gekannt, ſo trefflich paßten ſie zu unſerem Sinn, zu unſerem ganzen Weſen. Der junge Graf erzählte uns ſeine Geſchichte, und wenn wir bedachten, wie zufällig er nach Freilingen, wie zufällig er auf jenen Ball, wo er Ida fand, gekommen war, wie eben ſo zufällig der alte Oheim auf einer Geſchäftsreiſe dieſe Gegenden berührt, dem Neffen eine Ueberraſchung bereiten wollte und als Deus ex machina mitwirkte und die Ränke der böſen Aarſtein vereiteln half, wahrlich wir mußten dieſe Fügungen bewundern und fanden den alten Spruch beſtätigt:

Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Noch zwei Tage blieb das junge Paar unter uns und reiſte dann, als auch wir alle uns wieder nach Oſt und Weſt zerſtreuten, weiter.

Noch in der letzten Stunde erlaubte mir Emil, ſeine Geſchichte der Welt zu erzählen.

Es ſoll mich innig freuen, wenn ihre innige treue Liebe Beifall findet, ſie ſind es werth; alle, die ſie kennen, lieben ſie, und ich darf ſagen, ſie ſind ein Herz, eine Seele mit mir, ſie ſind auch wieder durch den Zug des Herzens ganz die Meinigen geworden.

H. Clauren.

Controverspredigt

über

H. Clauren und den Mann im Mond,

gehalten

vor dem deutſchen Publikum

in der Herbſtmeſſe 1827

von

Wilhelm Hauff.

Text: Ev. Matth. 8, 31. 32.

Allen Verehrern

der

Clauren'ſchen Muſe

widmet dieſe Blätter

in bekannter Hochachtung

Der Verfasser.

Ehrwürdige Versammlung, andächtige Zuhörer!

Die Apoſtel, beſonders der heilige Paulus, als er zu Rom predigte, verſchmähten es nicht, auch häusliche, bürgerliche Angelegenheiten der Gemeinde zu Gegenſtänden ihrer Betrachtungen zu machen. Es läßt ſich zwar mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſie belletriſtiſche Gegenſtände nicht berührt haben, daß ſie literariſche Streitigkeiten nicht, wie man zu ſagen pflegt, auf die Kanzel brachten; denn ſie hatten Wichtigeres zu thun; nichts deſto weniger aber geſchah dies einige Jahrhunderte ſpäter, und man trifft in den Kirchenvätern nicht undeutliche Spuren, daß ſie über allerhand literariſche Subtilitäten, ſogar über die Tendenz und den Styl ihrer Gegner auf dem kirchlichen Rednerſtuhl geſprochen haben.

Berühmte Kanzelredner neuerer Zeit haben oft und viel, zum Beiſpiel über das Theater gepredigt, oder über das Tanzen am Sonntag, oder über das Singen unzüchtiger Lieder, andere wieder über das Spielen, namentlich das Kartenſpielen, und einen habe ich gehört, der in einer Veſperpredigt das Schachſpiel in Schutz nahm und nur bedauerte, daß es ein Heide erfunden.

Und wenn es die Pflicht des Redners iſt, meine Freunde, der Gemeinde darzuthun, welchen Irrthümern ſie ſich hingebe, welche böſe Gewohnheiten unter ihr herrſchen; wenn es die Natur der Sache erfordert, bei einer ſolchen Aufdeckung von Irrthümern und böslichen Gewohnheiten bis ins Einzelne und Kleinſte zu gehen, weil oft gerade dort, recht ins Auge fallend, der Teufel nachgewieſen werden kann, der darin ſein Spiel treibt, ſo kann es niemand befremden, wenn wir nach Anleitung der Texteswortе mit einander eine Betrachtung anſtellen über

den Mann im Mond von H. Clauren,

und zwar betrachten wir

I. Wer und was iſt dieſer Mann im Mond? oder — was iſt ſein Zweck auf dieſer Welt?

II. Wie hat er dieſen Zweck verfolgt? und wie erging es ihm auf dieſer Welt?

I. Andächtige Zuhörer! Controverspredigern, namentlich ſolchen, die vor einer ſo großen Verſammlung reden, kommt es zu, den Gegenſtand ihrer Betrachtung ſo klar und deutlich als möglich vor das Auge zu ſtellen, damit jeder, wenn ihn auch der Herr nicht mit beſonderer Einſicht geſegnet hat, die Sache, wie ſie iſt, ſogleich begreife und einſehe. Es hat in unſerer Literatur nie an ſogenannten Volksmännern gefehlt, das heißt an ſolchen, die für ein großes Publikum ſchrieben, das, je allgemeiner es war, deſto weniger auf wahre Bildung Anſpruch machen konnte und wollte. Solche Volksmänner waren jene, die ſich in den Grad der Bildung ihres Publikums ſchmiegten, die eingingen in den Ideenkreis ihrer Zuhörer und Leſer und ſich, wie der Prediger Abraham a Sancta Clara, wohl hüteten, jemals ſich höher zu verſteigen, weil ſie ſonſt ihr Publikum verloren hätten. Dieſe Leute handelten bei den größten Geiſtern der Nation, welche dem Volke zu hoch waren, Gedanken und Wendungen ein, machten ſie nach ihrem Geſchmack zurecht und gaben ſie wiederum ihren Leuten preis, die ſolche mit Jubel und Herzensluſt verſchlangen. Dieſe Volksmänner ſind die Zwiſchenhändler geworden und ſind anzuſehen wie die Unternehmer von Gaſſenwirthshäuſern und Winkelſchenken. Sie nehmen ihren Wein von den großen Handlungen, wo er ihnen echt und lauter gegeben wird; ſie miſchen ihn, weil er dem Volke anders nicht munden will, mit einigem gebrannten Waſſer und Zucker, färben ihn mit rothen Beeren, daß er lieblich anzuſchauen iſt, und verzapfen ihn ihren Kunden unter irgend einem bedeutungsvollen Namen.

Dieſe Gaſſenwirthe oder Volksmänner treiben aber eine ſchändliche und ſchädliche Wirthſchaft. Sie fühlen ſelbſt, daß ihr Gebräu ſich nicht halten würde, daß es den Ruf von Wein auf die Dauer nicht behalten könnte, wenn er nicht auch berauſche. Daher nehmen ſie Tollkirſchen und allerlei dergleichen, was den Leuten die Sinne ſchwindeln macht; oder, um die Sache anders auszudrücken, ſie bauen ihre Dichtungen auf eine gewiſſe Sinnlichkeit, die ſie, wie es unter einem gewiſſen Theil von Frauensperſonen Sitte iſt, künſtlich verhüllen, um durch den Schleier, den ſie darüber gezogen haben, das lüſterne Auge deſto mehr zu reizen. Sie kleiden ihr

Gewerbe in einen angenehmen Styl, der die Einbildungskraft leicht anregt, ohne den Kopf mit überflüſſigen Gedanken zu beſchweren, ſie geben ſich das Anſehen von heiterem ſorgloſem Weſen, von einer gewiſſen gutmüthigen Natürlichkeit, die lebt und leben läßt, ſie ſind argloſe Leute, die ja nichts wollen, als ihrem Nebenmenſchen ſeine „oft trüben Stunden erheitern“ und ihn auf eine natürliche, unſchuldige Weiſe ergötzen. Aber gerade dies ſind die Wölfe in Schafskleidern, das iſt der Teufel in der Kutte, und die Krallen kommen frühe genug ans Tageslicht.

Wem unter euch, meine Andächtigen, ſollte bei dieſer Schilderung nicht vor allem jener beifallen, der alljährlich im Gewande eines unſchuldigen Blumenmädchens auf die Meſſe zieht und „Vergißmeinnicht“ feil bietet. Ich weiß wohl, daß dort drüben auf der Emporkirche, daß da unten in den Kirchſtühlen manche Seele ſitzt, die ihm zugethan iſt; ich weiß wohl, daß er bei euch der Morgen- und Abendſegen geworden iſt, ihr Nähermädchen, ihr Putzjungfern, ſelbſt auch ihr ſonſt ſo züchtigen Bürgerstöchterlein; ich weiß, daß ihr ihn heimlich im Herzen traget, ihr, die ihr auf etwas Höheres von Bildung und Geſchmack Anſpruch machen wollet, ihr Fräulein mit und ohne von, ihr gnädigen Frauen und andere **Meadames**. Ich weiß, daß er das *A* und das *Ω* eurer Literatur geworden iſt, ihr Schreiber und Ladendiener, daß ihr ihn beſtändig bei euch führt, und wenn der Principal ein wenig bei Seite geht, ihn ſchnell aus der Taſche holt, um eure magere Phantaſie durch einige Ballgeſchichtchen, Champagnertreffen und

Auſterſchmäuſe anzufeuchten; ich weiß, daß er bei euch allen der Mann des Tages geworden iſt, aber nichts deſtoweniger, ja, gerade darum und eben deßwegen will ich ſeinen Namen ausſprechen, er nennt ſich Clauren. Anathema sit!

Vor zwölf Jahren laſet ihr, was eurem Geſchmack gerade keine Ehre machte, Spieß und Cramer, mitunter die köſtlichen Schriften über Erziehung von Lafontaine; wenn ihr von Meißner etwas anderes geleſen, als einige Criminalgeſchichten ꝛc., ſo habt ihr euch wohl gehütet, es in guter Geſellſchaft wiederzuſagen; einige aber von euch waren auf gutem Wege; denn Schiller fing an, ein großes Publikum zu bekommen. Gewinn für ihn und für ſein Jahrhundert, wenn er, wie ihr zu ſagen pflegt, in die Mode gekommen wäre; dazu war er euch aber zu groß, zu ſtark. Ihr wolltet euch die Mühe nicht geben, ſeinen erhabenen Gedanken ganz zu folgen. Er wollte euch losreißen aus eurer Spießbürgerlichkeit, er wollte euch aufrütteln aus eurem Hinbrüten, mit jener ehernen Stimme, die er mit den Silberklängen ſeiner Saiten miſchte; er ſprach von Freiheit, von Menſchenwürde, von jeder erhabenen Empfindung, die in der menſchlichen Bruſt geweckt werden kann, — gemeine Seelen! euch langweilten ſeine herrlichſten Tragödien, er war euch nicht allgemein genug. Was ſoll ich von Goethe reden? Kaum, daß ihr es über euch vermögen konntet, ſeine Wahlverwandtſchaften zu leſen, weil man euch ſagte, es finden ſich dort einige ſogenannte pikante Stellen, — ihr konntet ihm keinen Geſchmack abgewinnen, er war euch zu vornehm.

Da war eines Tages in den Buchladen ausgehängt: „Mimili, eine Schweizergeſchichte.“ Man las, man ſtaunte. Siehe da, eine gute Manier zu erzählen, ſo angenehm, ſo natürlich, ſo rührend und ſo reizend! Und in dieſen vier Worten habt ihr in der That die Vorzüge und den Gehalt jenes Buches ausgeſprochen. Man würde lügen, wollte man nicht auf den erſten Anblick dieſe Manier angenehm finden. Es iſt ein ländliches Gemälde, dem die Anmuth nicht fehlt, es iſt eine wohltönende leichte Sprache, die Sprache der Geſellſchaft, die ſich zum Geſetz macht, keine Saite zu ſtark anzuſchlagen, nie zu tief einzugehen, den Gedankenflug nie höher zu nehmen, als bis an den Plafond des Theezimmers. Es iſt wirklich angenehm zu leſen, wie eine Muſik angenehm zu hören iſt, die dem Ohre durch ſanfte Töne ſchmeichelt, welche in einzelne wohllautende Akkorde geſammelt ſind. Sie darf keinen Charakter haben, dieſe Muſik, ſie darf keinen eigentlichen Gedanken, keine tiefere Empfindung ausdrücken, ſonſt würde die arme Seele unverſtändlich werden oder die Gedanken zu ſehr afficiren. Eine angenehme Muſik, ſo zwiſchen Schlafen und Wachen, die uns einwiegt und in ſüße Träume hinüber lullt. Siehe, ſo iſt die Sprache, ſo die Form jener neuen Manier, die euch entzückte.

Das Zweite, was euch gefiel, hängt mit dieſem erſteren ſehr genau zuſammen, dieſe Manier war ſo natürlich. Es iſt etwas Schönes, Erhabenes um die Natur, beſonders um die Natur in den Alpen. Schiller iſt auch einmal dort eingekehrt, ich meine mit Wilhelm Tell. Sein Drama iſt ſo erhaben, als die Natur der

Schweizerlande, es bietet Ausſichten, ſo köſtlich und groß, wie die von der Tellskapelle über den See hin; aber nicht wahr, ihr lieben Seelen, der iſt euch doch nicht natürlich genug? Zu was auch die Seele anfüllen mit unnützen Erinnerungen an die Thaten einer großen Vorzeit? Zu was Weiber ſchildern wie eine Gertrude Stauffacher oder eine Bertha, oder Männer, wie einen Tell oder einen Melchthal? Da weiß es Clauren viel beſſer, viel natürlicher zu machen! Statt großartige Charaktere zu malen, für welche er freilich in ſeinem Kaſten keine Farben finden mag, malt er euch einen Hintergrund von Schneebergen, grünen Waldwieſen mit allerlei Vieh; das iſt pro primo die Schweiz; dann einen Krieger neuerer Zeit mit ſchlanker Taille von acht Zollen, etwas bleich (er hat den Freiheitskrieg mitgemacht), das eiſerne Kreuz im Knopfloch u. ſ. w. Das iſt der Held des Stückes. Eine intereſſante Figur! nämlich Figur als wirklicher Körper genommen, mit Armen, Taille, Beinen ꝛc. und intereſſant, nicht wegen des Charakters, ſondern weil er etwas bleich iſt, ein eiſernes Kreuz trägt und ſo ein Ding von einem preußiſchen Huſaren war. Neben dieſen Helden kommt ein friſches rundes „Dingelchen“ zu ſtehen, mit kurzem Röckchen, ſchönen Zwickelſtrümpfen ꝛc. Kurz, das Inventarium ihres Körpers und ihres Anzuges könnt ihr ſelbſt nachleſen oder habt es leider im Kopfe. Das Schweizerkind, die Mimili, iſt nun ſo natürlich als möglich, d. h. ſie genirt ſich nicht, in Gegenwart des Kriegers das Buſentuch zu lüften und ihn den Schnee und dergleichen ſehen zu laſſen, daß ihm „angſt und bange“ wird; einiger Schweizerdialekt iſt auch eingemiſcht, der nun freilich im Munde Claurens etwas unnatürlich klingt; kurz, es iſt nichts vergeſſen, die Natur iſt nicht nur nachgeahmt, ſondern förmlich kopirt und getreulich abgeſchrieben. Aber leider iſt es nur die Natur, ſo wie man ſie mittelſt einer Camera obscura abzeichnen kann. Der warme Odem Gottes, der Geiſt, der in der Natur lebt, iſt weggeblieben, weil man nur das Coſtüm der Natur kopirte. Zeichnet die nächſte beſte Schweizer Milchmagd ab, ſo habt ihr eine Mimili und freilich alles ſo natürlich als möglich.

Das *Dritte*, was euch ſo gut mundete an dieſer Geſchichte, war — das *Rührende*. Wann und wo war der Kummer der Liebe nicht rührend? Es iſt ein Motiv, das jedem Roman als Würze beigegeben wird, wie bittere Mandeln einem ſüßen Kuchen, um das Süße durch die Vorkoſt des Bitteren deſto angenehmer und erfreulicher zu machen. Ihr ſelbſt, meine jungen Zuhörerinnen, und ich habe dies zu öfteren Malen an euch gerügt, verſetzt euch gar zu gerne in ein ſolches Liebesverhältniß, wenn nicht dem Körper, doch dem Geiſte nach. Wenn ihr ſo daſitzet und nähet oder ſtricket, und über eure Nachbarn gehörig geklatſcht habt, kommt gar leicht in eurer Phantaſie das Kapitel der Liebe an die Reihe, und ihr träumet und träumet und vergeſſet die Welt und die Maſchen an eurem Strickſtrumpf. Wenn man Nachts durch den Wald geht, ſo denkt man gern an arge Schauergeſchichten von Mord und Todtſchlag; gerade ſo machet ihr es. Je greulicher der Schmerz eines Liebespaares iſt, von welchem ihr leſet, deſto angenehmer fühlet ihr euch angeregt. Da wollet ihr keine Natürlichkeit, da ſoll es recht arg und türkiſch zugehen, und wie den ſpaniſchen Inquiſitoren, ſo iſt euch ein ſolches Auto da fe ein Freudenfeſt. Je länger die Liebenden am langſamen Feuer des Kummers braten, je mehr man ihnen mit der Zange des Schickſals die Glieder verrenkt, deſto rührender kömmt es euch vor, und doch habt ihr dabei immer noch den Troſt in petto, daß der Autor, der dieſen Jammer arrangirt, zugleich Chirurg iſt und die verrenkten Glieder wieder einrichtet, zugleich Notar, um den Heirathskontrakt ſchnell zu fertigen, zugleich auch Pfarrer, um die guten Leutchen zuſammenzugeben. Ihr habt Recht, ihr guten Seelen! ihr wollet nicht gerührt ſeyn durch tiefere Empfindungen, man darf bei euch nicht jene Mollakkorde anſchlagen, die durch die Seele zittern; wer wollte auch mit einer Aeolsharfe auf einer Kirchweihe aufſpielen! da iſt der ſchnarrende Contrebaß Meiſter, und je gräßlicher es zugeht, deſto rührender iſt es.

Ich komme aber auf den *vierten* Punkt der Mimilismanier, nämlich auf — — das *Reizende*. Die drei andern Punkte waren das Schafskleid, das iſt aber die Kralle, an der ihr den Wolf erkennet, der im Kleide ſteckt; jenes war die Kutte, unter welcher er unſchuldig wie der heilige Franziskus ſich bei euch einführt, aber ſiehe da, das iſt der Pferdefuß, und an ſeinen Spuren wirſt du ihn erkennen. Und was iſt dieſes Reizende? Das iſt die Sinnlichkeit, die er aufregt, das ſind jene reizenden, verführeriſchen, lockenden Bilder, die eurem Auge angenehm erſcheinen. Es freut mich, zu ſehen, daß ihr, da unten, die Augen nicht aufſchlagen könnet, es freut mich, zu ſehen, daß hin und wieder auf mancher Wange die Röthe der Beſchämung aufſteigt; es freut mich, daß Sie nicht zu lachen wagen, meine Herren, wenn ich dieſen Punkt berühre. Ich ſehe, ihr alle verſtehet nur allzuwohl, was ich meine.

Ein Leſſing, ein Klopſtock, ein Schiller und Jean Paul, ein Novalis, ein Herder waren doch wahrhaftig große Dichter, und habt ihr je geſehen, daß ſie in dieſe ſchmutzigen Winkel der Sinnlichkeit herabſteigen mußten, um ſich ein Publikum zu machen? oder wie? ſollte es wirklich wahr ſeyn, daß jene edleren Geiſter nur für wenige Menſchen ihre hehren Worte ausſprachen, daß die große Menge nur immer dem Marktſchreier folgt, weil er köſtliche Zoten ſpricht, und ſein Bajazzo poſſierliche Sprünge macht? Armſeliges Männervolk, daß du keinen höheren geiſtigen Genuß kennſt, als die körperlichen Reize eines Weibes gedruckt zu leſen, zu leſen von einem Marmorbuſen, von hüpfenden Schneehügeln, von ſchönen Hüften, von weißen Knien, von wohlgeformten Waden und von dergleichen Schönheiten einer Venus Vulgivaga. Armſeliges Geſchlecht der Weiber, die ihr aus Clauren Bildung ſchöpfen wollet, erröthet ihr nicht vor Unmuth, wenn ihr leſet, daß man nur eurem Körper huldigt, daß man die Reize bewundert, die ihr in der raſchen Bewegung eines Walzers entfaltet, daß der Wind, der mit euren Gewändern ſpielt, das lüſterne Auge eures Geliebten mehr entzückt, als die heilige Flamme reiner Liebe, die in eurem Auge glüht, als die Götterfunken des Witzes, der Laune, welche die

Liebe eurem Geiſte entlockt? Verlorene Weſen, wenn es euch nicht kränkt, euer Geſchlecht ſo tief, ſo unendlich tief erniedrigt zu ſehen; geputzte Puppen, die ihr euren jungfräulichen Sinn ſchon mit den Kinderſchuhen zertreten habt, leſet immer von andern geputzten Puppen, bepflanzet immer eure Phantaſie mit jenen Vergißmeinnichtblümchen, die am Sumpfe wachſen, ihr verdient keine andere als ſinnliche Liebe, die mit den Flitterwochen dahin iſt.

Siehe da die Anmuth, die Natürlichkeit, das Rührende und den hohen Reiz der Mimilismanier. Laſſet uns weiter die Fortſchritte betrachten, die ihr Erfinder machte. Wie das Unkraut üppig ſich ausbreitet, ſo ging es auch mit dieſer Giftpflanze in der deutſchen Literatur. Die Mimilimanier wurde zur Mimilimanie, wurde zur Mode; was war natürlicher, als daß Clauren eine Fabrik dieſes köſtlichen Zeuges anlegte, und zwar nach den vier Grundgeſetzen, nach jenen vier Cardinaltugenden, die wir in ſeiner Mimili fanden? Bei jener Claſſe von Menſchen, für welche er ſchreibt, liegt gewöhnlich an der Feinheit des Stoffes wenig, wenn nur die Farben recht grell und ſchreiend ſind. Mochte er nun ſelbſt dieſe Bemerkung gemacht haben, oder konnte er vielleicht ſelbſt keine feineren Fäden ſpinnen, keine zarteren Nüancen der Farben geben, ſein Stoff iſt gewöhnlich ſo unkünſtleriſch und grob als möglich angelegt; ein fadengerades Heirathsgeſchichtchen, ſo breit und lange als möglich ausgedehnt; von tieferer Charakterzeichnung iſt natürlich keine Rede; Commerzienräthe, Huſarenmajore, alte Tanten, Ladenjüngling comme il faut, etc. Die Dame des Stückes iſt und bleibt immer daſſelbe Holz- und Gliederpüppchen, die nach Verhältniſſen coſtümirt wird, heiße ſie nun Mimili oder Wally, Magdalis oder Doralice, ſpreche ſie ſchweizeriſch oder hochdeutſch, habe ſie Geld oder keines, es bleibt dieſelbe. Iſt nun die Hiſtorie nach dieſem geringen Maßſtabe angelegt, ſo kommen die Ingredienzien.

Bei den Ingredienzien wird, wie billig, zuerſt Rückſicht genommen auf das Frauenvolk, das die Geſchichte leſen wird. Erſtens, einige artige Kupfer mit ſchönen „Engelsköpfchen," angethan nach der „allernagelfunkelneueſten" Mode. Dieſe werden natürlich in der Fabrik immer zuvor entworfen, gemalt und geſtochen, und nachher der reſp. Namen unten hingeſchrieben. Sündiger Weiſe benützt der gute Mann auch die Porträts ſchöner fürſtlicher Damen, die er als Quaſi-Aushängeſchild vor den Titel pappt. So hat es uns in der Seele wehe gethan, daß die Großfürſtin Helena von Rußland, eine durch hohe Geiſtesgaben, natürliche Anmuth und Körperſchönheit ausgezeichnete Dame, bei dem Torniſterlieschen (im Vergißmeinnicht 1826) gleichſam zu Gevatter ſtehen mußte.

Zweitens, ein noch bei weitem lockenderes Ingredienz iſt die Toilette, die er trotz den erſten Modehändlerinnen zu machen verſteht. Wer wollte es Virgil übel nehmen, wenn er den Schild ſeines Helden beſchreibt; wer lauſcht nicht gern auf die kriegeriſchen Worte eines Taſſo, wenn er die glänzenden Waffen ſeines Rinaldo oder Tancred beſingt? Es ſind Männer, die von Männern, es ſind edle Sänger, die von Helden ſingen.

Ueberwiegt aber nicht der Ekel noch das Lächerliche, wenn man einen preußiſchen geheimen Hofrath hört, wie er den Putz einer Dame vom Kopf bis zu den Zehenſpitzen beſchreibt? Es kömmt freilich ſehr viel darauf an, ob auf dem hohlen Schädel ſeiner Mimilis ein italieniſcher Strohhut oder eine Toque von Seide ſitzt, ob die Federn, die ſolche ſchmücken, Marabout- oder Straußfedern, oder gar Paradiesvögel ſind; und dann die niedlichen „Sächelchen“ von Ohrgeſchmeide, Halsbändern, Braſſelets et cetera, daß „Einem das Herz puppert,“ und dann die Brüſſeler Kanten um die wogende Schwanenbruſt, und das geſtickte Ballkleid, und die durchbrochenen Strümpfe, und die ſeidenen Pariſer Ballſchuhe, oder ein Negligé wie aus dem leichteſten Schnee gewoben, und dieſes Ueberröckchen, und jenes Mäntelchen, und dieſes Spitzenhäubchen, aus dem ſich die goldenen Ringellöckchen hervorſtehlen. O sancta simplicitas! und ihr kneipt, um mich ſeiner Sprache zu bedienen, ihr kneipt die Knie nicht zuſammen, meine Damen, und wollet euch nicht halb zu Tode lachen über den köſtlichen Spaß, daß ein preußiſcher geheimer Hofrath eurer Zofe ins Handwerk greift und euch vorrechnet, was man im Putzladen der Madame Prellini haben kann? Leider ihr lachet nicht! Ihr leſet den allerliebſten Modebericht mit großer Andacht, ihr ſprechet, das iſt doch einmal eine Lektüre von Geſchmack; nichts Ueberirdiſches, Romantiſches, tout comme chez nous, bis aufs Hemde hat er uns beſchrieben, der deliciöſe Mann, der Clauren!

Ein drittes Ingredienz für Mädchen ſind die magnifiken Bälle, die er alljährlich gibt. Hu! wie da getanzt wird, daß das Herzchen „im Vierundſechzigſtels-Takt pulſirt!“ Wie ſchön! vornehme Damen, die bei Präſident A., bei Geheimerath B., bei dem Bankier C. oder gar bei Hofe Zutritt haben, finden Alles „haarklein“ beſchrieben, von der Polonaiſe bis zum Cotillon. Arme Landfräulein, die nur in das nächſte Städtchen auf den Caſinoball kommen können, leſen ihren Clauren nach, ihre Phantaſie trägt ſie auf den herrlichen Ball bei Hof und „der Himmel hängt ihnen voll Geigen.“ Putzjungfern, welche Ballkleider verfertigen, ohne ſich ſelbſt darin zeigen zu können, Kammermädchen, die ihre Dame zu dem Ball „aufgedonnert“ haben, nehmen beim Scheine der Lampe ihren Clauren zur Hand, treten unter dem Tiſche mit den tanzluſtigen Füßen den Takt eines Schnellwalzers und träumen ſich in die glänzenden Reihen eines Faſtnachtballes! Treffliches Surrogat für tanzluſtige Seelen, köſtliche Stallfütterung für Schafe, die nicht auf der Weide hüpfen können!

Als ein viertes treffliches Hauptingredienz für liebevolle weibliche Seelen iſt das vollendete Bild eines Mannes, wie er ſeyn ſoll, zu rechnen, das Clauren zu geben verſteht. In der Regel zeichnen ſich dieſe Leute nicht ſehr durch hohe Verſtandesgaben aus; doch wir wollen dieſen Fehler an Clauren nicht rügen, wo nichts iſt, ſagt ein altes Sprichwort, da hat der Kaiſer das Recht verloren. Statt des Verſtandes haben die Vergißmeinnichtmänner herrliche Rabenlocken, einen etwas ſchwindſüchtigen Teint, der ſie aber ſchmachtend und intereſſant macht, unter fünf Fuß ſechs Zoll darf keiner meſſen; kräftige männliche Formen, ſprechende Augen, die Hände und Füße aber wie andere Menſchen. Sie ſind gerade ſo eingerichtet, daß man ſich ohne Weiteres in ſie verlieben muß. Dabei ſind ſie meiſtens arm, aber edel, ſtolz, großmüthig, und heirathen gewöhnlich im fünften Akt. Auf welche edle weibliche Seele ſollte ein ſolcher Held neuerer Zeit nicht den wohlthuendſten Eindruck machen, wenn ſie von ihm liest? Sie ſchnitzelt das Bild des Obergeſellen oder Jagdſchreibers, oder Apothekergehülfen, das ſie im Herzen trägt, ſo lange zurecht, bis er ohngefähr gerade ſo ausſieht, wie der Allerſchönſte im allerneueſten Jahrgange des allerliebſten Vergißmeinnicht.

Fünftens: von ſchimmernden Lüſtres, von deckenhohen Trumeaux, von herrlichen Sopha's, von feengleicher Einrichtung, von Sepiamalerei u. dergl. wäre hier noch viel zu reden, wenn es der Mühe lohnte.

Gehen wir, andächtige Verſammlung, über zu den Ingredienzien und Zuthaten für Männer, ſo können wir hier leicht zwei Klaſſen machen: 1) Zuthaten, die das Auge reizen, 2) Zuthaten, die den Gaumen kitzeln.

Unter Nro. 1. iſt vor allem zu rechnen die Art, wie Clauren ſeine Mädchen beſchreibt. Um zuerſt von ihrem geiſtigen Werthe zu ſprechen, ſo gilt hier daſſelbe, was von den Männern geſagt wurde; eine tiefe, edle, jungfräuliche Seele weiß kein Clauren zu ſchildern, und wenn er es wüßte, ſo hat er ganz Recht, daß er nie eine Thekla, eine Klotilde, oder ein Weſen, das etwa ein Titan oder Horion lieben könnte, unter ſeiner Affenfamilie mittanzen läßt. Was das Aeußere betrifft, ſo macht er es wie jener griechiſche Künſtler, der aus ſieben ſchönen Mädchen ſich eine Venus bilden wollte. Aber, er vergißt den hohen Sinn, der in der Sage von dem Künſtler liegt. Sechs zogen vorüber und zeigten dem entzückten Auge ſtolz die entfeſſelten Reize ihrer Jugend. Die ſiebente, als die Gewänder fallen ſollten, erröthete und verhüllte ſich, und der Künſtler ließ jene ſechs vorübergehen und bildete nach dieſem Vorbild jungfräulicher Hoheit ſeine Göttin. Nicht alſo Clauren; die ſechs hat er wohl aufgenommen, der ſiebenten, als ſie verſchämt, verhüllt, erröthend nahte, hat er die Thüre verſchloſſen.

Und jetzt, meine Herren, ſetzet euch her, macht es euch bequem, der große Meiſter gibt ja das Panorama aller weiblichen Reize. Siehe die entfeſſelten Locken, die auf den Alabaſter der Schultern niederfallen, ſiehe — doch wie? ſoll ich alle jene erhabenen, ausgeſuchten Epitheta wiedergeben, die ſich mit Schnee, mit Elfenbein, mit Roſen gatten? Ich bin ein Mann und erröthe, erröthe darüber, daß ein Mann aus der ſogenannten guten Geſellſchaft die ſittenloſe Frechheit hat, alljährlich ein ausführliches Verzeichniß von den Reizen drucken zu laſſen, die er bei ſeinem Weibe fand!

Als Taſſo jene Strophen dichtete, worin die Geſandten Gottfrieds am Palaſte der neuen Circe die Nymphen im See ſich baden ſehen, glaubet ihr, ſeine reiche glühende Phantaſie hätte ihm nicht noch lockendere Bilder, reizendere Wendungen einhauchen können, als einem Clauren? Doch, er dachte an ſich, er dachte an die hohe reine Jungfrau, für die er ſeine Geſänge dichtete, er dachte an ſeinen unbefleckten Ruhm bei Mit- und Nachwelt, und ſiehe, die reichen Locken fallen herab und ſtrömen um die Nymphen und rollen in das Waſſer, und der See verhüllt ihre Glieder. Aber, si parva licet componere magnis, was ſoll man zu jener ſcandalöſen Geſchichte ſagen, die H. Clauren in einem frühern Jahrgang des Freimüthigen, eines Blattes, das in ſo manchem häuslichen Cirkel einheimiſch iſt, erzählt?

Rechne man es nicht uns zur Schuld, wenn wir Schändlichkeiten aufdecken, die Jahre lang gedruckt zu leſen ſind. Eine junge Dame kömmt eines Tages auf Claurens Zimmer. Sie klagt ihm nach einigen Vorreden, daß ſie zwar ſeit vierzehn Tagen verheirathet und glücklich verheirathet, aber durch einen kleinen Ehebruch von einer Krankheit angeſteckt worden ſey, die ihr Mann nicht ahnen dürfe. H. Clauren erzählt uns, daß er der engelſchönen Dame geſagt, ſie ſey nicht zu heilen, wenn ſie ihm nicht den Grad der Krankheit et cetera zeige. Die Dame entſchließt ſich zu der Procedur. Ich dächte, das Bisherige iſt ſo ziemlich der höchſte Grad der Schändlichkeit, zum mindeſten ein hoher Grad von Frechheit, dergleichen in einem belletriſtiſchen Blatt zur Sprache zu bringen. Eine Dame, glücklich verheirathet, ſeit vierzehn Tagen ein glückliches Weib und Ehebrecherin! Aber nein! Der Faun hat hieran nicht genug; er ladet uns zu der Procedur ſelbſt ein; er rückt den Seſſel ans Fenſter, er ſetzt die Dame in Poſitur, er beſchreibt uns von der Zehenſpitze aufwärts ſeine Beobachtungen!!!

Ich wiederhole es, man kann von einem ſolchen Frevel nur zu ſprechen wagen, wenn er offenkundig geworden iſt, wenn man die Abſicht hat, ihn zu rügen. Warum in einem öffentlichen Blatte etwas erzählen, was man in guter Geſellſchaft nicht erwähnen darf? Aber das iſt H. Clauren, der geliebte, verehrte, geachtete Schriftſteller, der Mann des Volkes. Schande genug für ein Publikum, das ſich Schändlichkeiten dieſer Art ungeſtraft erzählen läßt!

In die eben erwähnte Kategorie von berechnetem Augenreize für Männer gehören auch die Situationen, in welchen wir oft die Heldinnen finden. Bald wird uns ausführlich beſchrieben, wie Magdalis ausſah, als ſie zu Bette gebracht wurde, bald weidet man ſich mit Herrn Stern an Doralicens Angſt, zu zwei ſchlafen zu müſſen, bald hört man Wally im Bade plätſchern und möchte ihrer naiven Einladung dahin folgen, bald ſieht man ein Kammermädchen im Hemde, das kichernd um Pardon bittet, der glühenden, durch alle Nerven zitternden Küſſe, der Blicke beim Tanzen abwärts auf die Wellenlinien der Tänzerinnen u. dgl. nicht zu gedenken; Honigworte für Leute, die nichts Höheres kennen, als Sinnlichkeit, köſtlich kandirte Zoten für einen verwöhnten Gaumen, treffliches Hausmittel für junge Wüſtlinge und alte Gecken, die mit ihrer moraliſchen und phyſiſchen Kraft zu Rande ſind, um dem Neſtchen Leben durch dieſe Reizmittel aufzuhelfen!

Ein zweites Reizmittel für Männer ſind jene Zuthaten, die den Gaumen kitzeln. „Heda, Kellner, hieher ſechs Flaſchen des brüſſelnden Schaumweins! ha, wie der Kork knallend an die Decke fährt! eingeſchenkt! laßt ihn nicht verrauchen; jetzt für jeden zwei, drei Dutzend Auſtern draufgeſetzt.“ Iſt dieſe Sprache nicht herrlich? wird man nicht an Homer erinnert, der immer ſo redlich angibt, was ſeine Helden verſpeisten; freilich gab er ihnen nur gewöhnliches Schweinfleiſch, und die Weinſorten rühmt er auch nicht beſonders; aber ein Clauren iſt denn doch auch etwas anderes, als Homer; wer wollte es übel nehmen, wenn er die Körke fliegen läßt und Auſtern ſchmauſt, fünfhundert Stück zum erſten Anfang?

Ich kannte einen jener bedauernswürdigen Menſchen, die man in glänzendem Gewande, mit zufriedener Miene auf den Promenaden umherſchlendern ſieht. Ihr haltet ſie für das glücklichſte Geſchlecht der Menſchen, dieſe Pflaſtertreter; ſie haben nichts zu thun und vollauf zu leben. Ihr täuſchet euch; oft hat ein ſolcher Herr nicht ſo viel kleine Münze, um eine einfache Mittagskoſt zu bezahlen, und was er an großem Gelde bei ſich trägt, kann man nicht wohl wechſeln. Einen ſolchen nun fragte ich eines Tages: „Freund, wo ſpeiſet Ihr zu Mittag? Ich ſehe Euch immer nach der Tafelzeit mit zufriedener Miene die Straße herabkommen, mit der Zunge ſchnalzend, oder in den Zähnen ſtochernd, bei welchem berühmten Reſtaurateur ſpeiſet Ihr?“

„Bei Clauren,“ gab er mir zur Antwort.

„Bei Clauren?“ rief ich verwundert, „erinnere ich mich doch nicht, einen Straßenwirth oder Garkoch dieſes Namens in hieſiger Stadt geſehen zu haben.“

„Da habt Ihr Recht,“ entgegnete er, „es iſt aber auch kein hieſiger, ſondern der Berliner, H. Clauren“ —

„Wie, und dieſer ſchickt Euch kalte Küche bis hieher?“

„Kalte und warme Küche nebſt etzlichem Getränke. Doch ich will Euch das Räthſel löſen,“ fuhr er fort, „ich bin arm, und was ich habe, nimmt jährlich gerade der Schneiderconto und die Rechnung für Zuckerwaſſer im Kaffeehauſe weg; nun bin ich aber gewöhnt, gute Tafel zu halten; was fange ich in dieſen Zeiten an, wo niemand borgt und vorſtreckt? Ich kaufe mir alle Jahre von erſparten Groſchen das herrliche Vergißmeinnicht von H. Clauren, und ich verſichere Euch, das iſt mir Speiſekammer, Keller, Fiſchmarkt, Conditorei, Weinhandlung, alles in allem. Ihr müßt wiſſen, daß in ſolchem Büchlein auf zwanzig Seiten immer eine oder zwei, wie ich ſie nenne, Tafelſeiten kommen. Ich ſetze mich Mittags mit einem Stück Brod, zu welchem an Feſttagen Butter kömmt, nebſt einem Glaſe Waſſer oder dünnem Biere an den Tiſch, ſpeiſe vornehm und langſam, und während ich kaue, leſe ich im Vergißmeinnicht oder in Scherz und Ernſt. Seine Tafelſeiten werden mir nun zu delikaten Suppentafeln, denn mein Teller iſt nicht mehr mit ſchlechtem Brod beſetzt, meine Zähne malmen nicht mehr dieſes magere Gebäck, nein, ich eſſe mit Clauren und der Mann verſteht, was gute Küche iſt. Was da an Faſanen, Gänſeleberpaſteten, Trüffeln, an ſeltenen Fiſchen, an“ —

„Genug,“ fiel ich ihm ein, „und Eure Phantaſie läßt Euch ſatt werden; aber könntet Ihr hiezu nicht das nächſte beſte Kochbuch nehmen? Ihr hättet zum mindeſten mehr Abwechslung.“

„Ei, da iſt noch ein großer Unterſchied! Sehet, das verſteht Ihr nicht recht; in den Kochbüchern wird nur beſchrieben, wie etwas gekocht wird, aber ganz anders im Vergißmeinnicht; da kann man leſen, wie es ſchmeckt, Clauren iſt nicht nur Mundkoch und Vorſchneider, ſondern er kaut auch jede Schüſſel vor und erzählt, ſo ſchmeckte es, und wie natürlich iſt es, wenn er oft beſchreibt, wie dieſem die Sauce über den Bart herab geträufelt ſey, oder wie jener vor Vergnügen über die Trüffelpaſtete die Augen geſchloſſen. Ueberdies hat man dabei den herrlichſten Flaſchenkeller gleich bei der Hand, und wenn ich das Glas mit Dünnbier zum Munde führe, ſchiebt er mir immer im Geiſte Trymadeira, Bordeaux oder Champagner unter.“

So ſprach der junge Mann und ging weiter, um auf ſein großes Clauren'ſches Traktament, der Verdauung wegen, zu promeniren.

„Was iſt Rumford gegen einen ſolchen Mann?“ ſprach ich zu mir, „jener bereitet aus alten Knochen kräftige Suppen für Arme und Kranke; iſt aber hier nicht mehr als Rumford und andere? Speiſt und tränkt er nicht durch eine einzige Auflage des Vergißmeinnichts fünftauſend Mann? Wenn nur die Phantaſie des gemeinen Mannes etwas höher ginge, wie wohlfeil könnte man Spitäler, ja ſogar Armeen verproviantiren? Der Spitalvater oder der reſp. Lieutenant nähme nur das Vergißmeinnicht zur Hand, ließe ſeine Compagnie Hungernder antreten, ließe ſie trockenes Commisbrod ſpeiſen und würde ihnen einige Tafelſeiten aus Clauren vorleſen.“

Doch von ſolchen Thorheiten ſollte man nicht im Scherz ſprechen, ſie verdienen es nicht, denn wahrer bitterer Ernſt iſt es, daß ſolche Niederträchtigkeit, ſolche Wirthshauspoeſie, ſolche Dichtungen à la carte, wenn ſie ungerügt jede Meſſe wiederkehren dürfen, wenn man den gebildeten Pöbel in ſeinem Wahne läßt, als wäre dies das Manna, ſo in der Wüſte vom Himmel fällt, die Würde unſerer Literatur vor uns ſelbſt und dem Auslande, vor Mit- und Nachwelt ſchänden!

Doch, ich komme, meine verehrten Zuhörer! noch auf einen anderen Punkt, den man weniger Ingredienz oder Zuthat, ſondern Sauce piquante nennen könnte; das iſt die Sprache. Man wirft, nicht mit Unrecht, den Schwaben und Schweizern vor, daß ſie nicht ſprechen wie ſie ſchreiben, aber wahrhaftig, es gereicht H. Clauren zu noch größerem Vorwurf, daß er ſo gemein ſchreibt, wie er gemein und unedel zu ſprechen und zu denken ſcheint. Man hat in neuerer Zeit manches verſchrobene und verſchränkte Deutſch leſen müſſen, waren es Wendungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, waren es Sätze aus einer ſpaniſchen Novelle, es wollte ſich in unſerer reichen herrlichen Sprache nicht recht ſchicken. Ohrzerreißend waren auch die Compoſitionen, die Voß nach Analogie Homers vornahm; aber man kann Männer dieſer Art höchſtens wegen ihres ſchlechten Geſchmacks bedauern, anklagen niemals; denn es lag dennoch ein ſchöner Zweck ihrem wunderlichen Handhaben der Sprache zu Grunde. Was ſoll man aber von der gefliſſentlichen Gemeinheit ſagen, womit der Erfinder der Mimilimanier ſeine Produkte einkleidet? König Salomo, wenn er noch lebte, würde dieſen Menſchen mit einem Freudenmädchen vergleichen. Sie geht einher im Halbdunkel, angethan mit köſtlichen Kleidern, mit allerlei Flimmer und Federputz auf dem Haupte. Du redeſt ſie an mit Ehrfurcht, denn du verehrſt in ihr eine wohlerzogene Frau aus gutem Hauſe, aber ſie antwortet dir mit wieherndem Gelächter, ſie geſteht, ſie müſſe lachen, daß „ſie der Bock ſtößt;“ ſie ſpricht in Worten, wie man ſie nur in Schenken und auf blauen Montagstänzen hören konnte, ſie enthüllt ſich, ohne zu erröthen, vor deinen Augen und ſpricht Zoten und Zötchen dazu. Wehe deinem Geſchmack, wehe dir ſelbſt und deinem ſittlichen Werth, wenn dir nicht klar wird, daß die, welche du für eine anſtändige Frau gehalten, eine feile Dirne iſt, beſtimmt zum niedrigſten Vergnügen einer verworfenen Klaſſe!

Wozu ein langes Verzeichniß dieſer Sprachſünden hieher ſetzen, da ja das Buch, über welches wir ſprechen, der Mann im Mond, ein lebendiges Verzeichniß, ein vollſtändiger Katalog ſeiner Worte, Wendungen, Farben und Bilder iſt? Es iſt die Sauce, womit er ſeine widerlichen Fricaſſeen anfeuchtet, und jemehr er ihr jenen echten Wildpretgeſchmack zu geben weiß, der ſchon auf einer Art von Fäulniß und Moder beruht, deſto mehr ſagt ſie dem verwöhnten Gaumen ſeines Publikums zu.

Noch iſt endlich ein Zuthätchen und Ingredienzchen anzuführen, das er aber ſelten anwendet, vielleicht weil er weiß, wie lächerlich er ſich dabei ausnimmt; ich meine jene rührenden erbaulichen Redensarten, die als auf ein frommes Gemüth, auf chriſtlichen Troſt und Hoffnung gebaut, erſcheinen ſollen. Als uns der Faſtnachtsball und das erbauliche Ende der Dame Magdalis unter die Augen kam, da gedachten wir jenes Sprichworts: „junge H...., alte Betſchweſtern," wir glaubten, der gute Mann habe ſich in der braunen Stube ſelbſt bekehrt, ſehe ſeine Sünden mit Zerknirſchung ein und werde mit Pater Willibald ſelig entſchlafen. Das Torniſterlieschen, Vielliebchen und dergleichen, überzeugten uns freilich eines andern und wir ſahen, daß er nur per anachronismum den Aſchermittwoch vor der Faſtnacht gefeiert hatte. Wie aber im Munde des Unheiligen ſelbſt das Gebet zur Sünde wird, ſo geht es auch hier; er ſchändet die Religion nicht weniger, als er ſonſt die Sittlichkeit ſchändet, und dieſe heiligen, rührenden Scenen ſind nichts anderes, als ein wohlüberlegter Kunſtgriff, durch Rührung zu wirken; etwa wie jene Bettelweiber in den Straßen von London, die alle Vierteljahre kleine Kinder kaufen oder ſtehlen und mit den unglücklichen Zwillingen ſeit zehn Jahren weinend an der Ecke ſitzen.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes will ich euch noch eine kleine Geſchichte erzählen. Es kam einſt ein Menſch in eine kleine Stadt, der ſich Zutritt in die gute Geſellſchaft zu verſchaffen wußte. Dieſer Menſch betrug ſich von Anfang etwas linkiſch, doch ſo, daß man manche ſeiner Manieren überſehen und zurechtlegen konnte. Er hielt ſich gewöhnlich zu den Frauen und Mädchen, weil ihm das Geſpräch der Männer zu ernſt war, und jene lauſchten gern auf ſeine Rede, weil er ihnen Angenehmes ſagte. Nach und nach aber fand es ſich, daß dieſer Menſch ſeiner gemeineren Natur in dieſer Geſellſchaft wohl nur Zwang angethan hatte; er ſprach freier, er ſchwatzte den Ohren unſchuldiger Mädchen Dinge vor, worüber ſelbſt die Eltern hätten erröthen müſſen. Wie es aber zu gehen pflegt, das Lüſterne reizt bei weitem mehr, als das Ernſte, Sittliche; zwar mit niedergeſchlagenen Augen, aber offenem Ohr lauſchten ſie auf ſeine Rede, und ſelbſt manche Zote, die für eine Bierſchenke derb genug geweſen wäre, bewahrten ſie in ſeinem Herzen. Der fremde Mann wurde der Liebling dieſes Cirkels. Es fiel aber den Männern nach und nach auf, daß ihre Frauen über manche Verhältniſſe freier dachten, als zuvor, daß ſelbſt ihre Mädchen über Dinge ſprachen, die ſonſt einem unbeſcholtenen Kind von fünfzehn bis ſechzehn Jahren fremd ſeyn müſſen. Sie ſtaunten, ſie forſchten nach dem Urſprung dieſer ſchlechten Sitten, und ſiehe, die Frauen geſtanden ihnen unumwunden: „es iſt der liebenswürdige angenehme Herr, der uns dieſes geſagt hat.“ Viele der Männer verſuchten es mit Ernſt und Warnung, ihn zum Schweigen zu bringen; umſonſt, er ſchüttelte die Pfeile ab und plauderte fort. Die Männer wußten nicht, was ſie thun ſollten, denn es iſt ja gegen die Sitten der guten Geſellſchaft, ſelbſt einen verworfenen Menſchen die Treppe hinab zu werfen. Da verſuchte einer einen andern Weg. Er ſetzte ſich unter die Frauen und lauſchte mit ihnen auf die Rede des Mannes und merkte ſich alle ſeine Worte, Wendungen, ſelbſt ſeine Stimme. Und eines Abends kam er, angethan wie jener Verderber, ſetzte ſich an ſeine Seite, ließ ihn nicht zum Worte kommen, ſondern erzählte den Frauen nach derſelben Manier, mit nachgeahmter Stimme, wie es jener Mann zu thun pflegte. Da fanden die Vernünftigern wenigſtens, wie lächerlich und unſittlich dies alles ſey. Sie ſchämten ſich, und als jener Menſch dennoch in ſeinem alten Ton fortfahren wollte, wandten ſie ſich von ihm ab, er aber ſtand beinahe allein und zog beſchämt von dannen.

Wo Ernſt nicht hilft, da nimm den Spott zu Hülfe, dachte jener, und wohl ihm, wenn es ihm gelang, den Wolf im Schafskleide zu verjagen!

Meine Freunde! daſſelbe, was in dieſer Geſchichte erzählt iſt, daſſelbe wollte auch der Mann im Mond, und das war ja unſre erſte Frage, er wollte den Erfinder der Mimilimanier zu Nutz und Frommen der Literatur und des Publikums, zu Ehre der Vernunft und Sitte, lächerlich machen.

Wie er dieſen Zweck verfolgte? ob es ihm gelingen konnte? iſt der Gegenſtand der folgenden Fragen.

II. Haben wir bisher nachgewieſen und darüber geſprochen, welchen Zweck der Mann im Mond zu verfolgen hatte, indem wir den Gegenſtand, gegen welchen er gerichtet war, nach allen Theilen auseinander ſetzten, ſo kommt es uns zu, andächtig miteinander zu betrachten, wie er dieſen Zweck verfolgte.

Es gibt verſchiedene Wege, wie ſchon in der Parabel vom angenehmen Mann angedeutet iſt, verſchiedene Wege, um ein Laſter, eine böſe Gewohnheit oder unſittliche Anſichten aus der ſittlichen Geſellſchaft zu verbannen. Das Erſte und Natürlichſte bleibt immer, einen ſolchen Gegenſtand mit Ernſt, mit Gründen anzugreifen, ſeine Anhänger von ihrem Irrthum zu überführen, ſeine

Blöße offen vor das Auge zu bringen. Dieſen Weg hat man auch mit dem Clauren'ſchen Unfug zu wiederholten Malen eingeſchlagen. Ihr alle, meine Zuhörer, kennt hinlänglich jene öffentlichen Gerichte der Literatur, wo die Richter zwar, wie bei der heiligen Fehme, verhüllt und ohne Namen zu Gericht ſitzen, aber unverhüllt und unumwunden Recht ſprechen; ich meine die Journale, die ſich mit der Literatur beſchäftigen. Wie es in aller Welt beſtechliche Richter gibt, ſo auch hier. Es gab freilich einige an Obſcurantismus laborirende Blätter, welche jedes Jahr eine Fanfare blieſen, zu Gunſten und Ehren Claurens und ſeines Neugebornen. Dem Vater wie dem Kindlein wurde gebührendes Lob geſpendet, und das Publikum eingeladen, einige Thaler als Pathengeſchenk zu ſpendiren. Doch zur Ehre der deutſchen Literatur ſey es geſagt, es waren und ſind dies nur einige Winkelblätter, die nur mit Modeartikeln zu thun haben.

Beſſere Blätter, beſſere Männer als jene, die um Geld lobten, ſcheuten ſich nicht, ſo oft Claurens Muſe in die Wochen kam, das Produkt nach allen Seiten zu unterſuchen und der Welt zu ſagen, was davon zu halten ſey. Sie ſteigerten ihre Stimme, ſie erhöhten ihren Tadel, je mehr die Luſt an jenen Produkten unter euch überhand nahm, ſie bewieſen mit trifftigen Gründen, wie ſchändlich eine ſolche Lektüre, wie entwürdigend ein ſolcher Geſchmack ſey, wie entnervend er ſchon zu wirken anfange. Manch herrliches Wort wurde da über die Würde der Literatur, über wahren Adel der Poeſie und über euch geſprochen, die ihr nicht erröthet, ihm zu huldigen, die ihr ſo verſtockt ſeyd, das Häßliche ſchön, das Unſaubere rein, das Kleinliche erhaben, das Lächerliche rührend zu finden. Woran lag es aber, daß jene Worte wie in den Wind geſprochen ſcheinen, daß ſo oft ſich auch Männer von wahrem Werth dagegen erklärten, die Menge immer mehr Partei dafür nahm? Man müßte glauben, der Herr habe ihre Herzen verſtockt, wenn ſich nicht noch ein anderer Grund fände.

Jene Inſtitute für Literatur, die kein Volk der Erde ſo allgemein, ſo gründlich aufzuweiſen hat, wie wir, jene Journale, wo auch das Kleinſte zur Sprache kömmt und nach Geſetzen beurtheilt wird, die ſich auf Vernunft und wahren Werth der Kunſt und Wiſſenſchaft gründen, — ſie ſind leider für Wenige geſchrieben! Wer lieſt ſie? der Gelehrte, der Bürger von wahrer Bildung, hin und wieder eine Frau, die ſich über das Gebiet der Leihbibliothek erhoben hat. Ob aber Clauren für dieſe ſchreibt? Ob ſeine Manier dieſen ſchädlich wird? Ob ſie ihn nur leſen? Und wenn ſie ihn leſen, wird ihnen die Stufe von Bildung, auf welcher ſie ſtehen, nicht von ſelbſt den Takt verleihen, um das Verwerfliche einzuſehen? Und wenn unter hundert Menſchen, welche leſen, ſogar zehn wären, die ſich aus jenen Inſtituten unterrichten, verhallt nicht eine ſolche Stimme bei neunzig andern?

So kam es, daß Clauren zu wiederholten Malen angegriffen, getadelt, geſcholten, verhöhnt, bis in den Staub erniedrigt wurde, er — ſchüttelte den Staub ab, antwortete nicht, ging ſingend und wohlgemuth ſeine Straße. Wußte er doch, daß ihm ein großes anſehnliches Publikum geblieben, zu deſſen Ohren jene Stimmen nie drangen, wußte er doch, daß, wenn ihn der ernſte Vater mit Verachtung vor die Thüre geworfen, wie einen räudigen Hund, der ſeine Schwelle nicht verunreinigen ſoll, das Töchterlein oder die Hausfrau eine Hinterthüre willig öffnen werde, um auf die Honigworte des angenehmen Mannes zu lauſchen, der Ernſt und Scherz ſo lieblich zu verbinden weiß, und ihm von den erſparten Milchpfennigen ein Sträußchen Vergißmeinnicht abzukaufen.

Man könnte ſich dies gefallen laſſen, wenn es ſich um eine gewöhnliche Erſcheinung der Literatur handelte, die in Blättern öffentlich getadelt wird, weil ſie von den gewöhnlichen Formen abweicht, oder unreif iſt, oder nach Form und Inhalt den äſthetiſchen Geſetzen nicht entſpricht. Hier kann höchſtens die Zeit, die man der Lektüre einer Geſpenſtergeſchichte, oder eines ehrlichen Ritterromans widmete, übel angewendet ſcheinen, oder der Geſchmack kann darunter leiden. So lange für die jugendliche Phantaſie, für Sittlichkeit keine Gefahr ſich zeigt, mögen immer die Richter der Literatur den Verfaſſer zurechtweiſen, wie er es verdient, das allgemeine Publikum wird freilich wenig Notiz davon nehmen. Wenn aber nachgewieſen werden kann, daß eine Art von Lektüre die größtmögliche Verbreitung gewinnt, wenn ſie dieſe gewinnt durch Unſittlichkeit, durch Lüſternheit, die das Auge reizt und dem Ohre ſchmeichelt durch Gemeinheit und unreines Weſen, ſo iſt ſie ein Gift, das um ſo gefährlicher wirkt, als es nicht ſchnell und offen zu wirken pflegt, ſondern allmälig die Phantaſie erhitzt, die Kraſt der Seele entnervt, den Glauben an das wahrhaſt Schöne und Edle, Reine und Erhabene ſchwächt und ein Verderben bereitet, das bedauerungswürdiger iſt, als eine körperliche Seuche, welche die Blüthe der Länder wegrafft.

Ich habe euch vorhin ein Bild entworfen von dem Weſen und der Tendenz dieſes Clauren, nach allen Theilen habe ich ihn enthüllt, und wer unter euch kann leugnen, daß er ein ſolches Gift verbreite? Wer es kann, der trete auf und beſchuldige mich einer Lüge! Männer meines Volkes, die ihr den wahren Werth einer ſchönen kräftigen Nation nicht verkennt, Männer, die ihr die Phantaſie eurer Jünglinge mit erhabenen Bildern ſchmücken wollt, Männer, die ihr den keuſchen Sinn einer Jungfrau für ein hohes Gut erachtet, ihr, ich weiß es, fühlet mit mir. Aber ihr müßt auch gefühlt, geſehen haben, daß jene öffentlichen Stimmen, die den Marktſchreier rügten, der den Verblendeten Gift verkauft, nicht ſelten in eure Häuſer gedrungen ſind. Ich habe gefühlt wie ihr, und der Ausſpruch jenes alten Arztes fiel mir bei: „gegen Gift hilft nur wieder Gift.“ Ich dachte nach über Urſache und Wirkung jener Mimilimanier, ich betrachtete genau die Symptome, die ſie hervorbrachte, und ich erfand ein Mittel, worauf ich Hoffnung ſetzte. „Aus denſelben Stoffen,“ ſprach ich zu mir, „mußt du einen Teig kneten, mußt ihn würzen mit derſelben Würze, nur reichlicher überall, nur noch pikanter; an dieſem Backwerk ſollen ſie mir kauen, und wenn es ihnen auch dann nicht widerſteht, wenn es ihnen auch dann nicht wehe macht, wenn ſie an dieſer

„Trüffelpaſtete,“ an dieſem „Auſternſchmaus“ keinen Ekel faſſen, ſo ſind ſie nicht mehr zu kuriren, oder — es war nichts an ihnen verloren.“

Zu dieſem Zweck ſcheute ich nicht die Mühe, die reiche Bibliothek von Scherz und Ernſt, die üppig wuchernde Sumpfpflanze Vergißmeinnicht nach allen ihren Theilen zu ſtudiren. Je weiter ich las, deſto mehr wuchs mein Grimm über dieſe nichtige Erbärmlichkeit. Es war eine ſchreckliche Arbeit; alle ſeine Kunſtworte, alle ſeine Wendungen, alle ſeine Schnörkel und Arabesken, jene Coſtüme, worein er ſeine Püppchen hüllt, alle Nüancen der Sinnlichkeit und Lüſternheit, jenen feinen durchſichtigen Schleier, womit er dem Auge mehr zeigt als verhüllt, alle Schattirungen ſeines Styls, jenes kokettirende Abbrechen, jenes Hindeuten auf Gegenſtände, die man verſchweigen will, dies alles und ſo vieles andere mußte ich ſuchen mir zu eigen zu machen. Ich mußte einkehren auf ſeinen Bällen, bei ſeinen Schmäuſen, ich mußte einkehren in ſeiner Garküche und die rauchenden Paſteten, den dampfenden Braten, den ſchmorenden Fiſch beriechen, alle Sorten ſeiner Weine mußt' ich koſten, mußte den Kork zur Decke ſpringen laſſen, mußte die „brüſſelnden Bläschen im Lilienkelchglas auf und nieder tanzen“ ſehen — und dann erſt konnte ich ſagen, ich habe den Clauren ſtudirt.

Dann erfand ich eine Art von Novelle, in der Manier, wie Clauren ſie gewöhnlich gibt, etwas mager, nicht ſehr gehaltvoll, und dennoch zu zwei Theilen lang genug. Nothwendiges Requiſit war, nach den oben angedeuteten Geſetzen 1) ein junger ſchmächtiger, etwas bleicher, rabengelockter Mann, unglücklich, aber ſteinreich, 2) die Heldin des Stücks, ein tanzendes, plauderndes, naives, ſchönes, lüſternes, mitleidiges „Dingelchen,“ dem das Herzchen alsbald vor Liebe „puppert,“ dem die Liebe alles Blut aus dem Herzen in die Wangen „pumpt.“ (Welch gemeines Bild, von einem Weinfaß entlehnt, eines Küfers würdig!) 3) Ein Spiritus familiaris, wie wir ihn beinahe in allen Clauren'ſchen Geſchichten treffen, ein altes freundliches „Kerlchen,“ das den Liebenden mit Rath und That beiſteht; 4) ein neutraler Vater, der zum wenigſten Präſident ſeyn muß, 5) ein paar Furien von Weibern, die das böſe, eingreifende Schickſal vorſtellen, 6) einige Huſarenlieutenants und Dragoneroffiziere, nach ſeinen Modellen abkonterfeit, 7) ein alter Onkel, der mit Geld alles ausgleicht, 8) Bediente, Wirthe et cetera. So waren die Perſonen arrangirt, das Stück zu Faden geſchlagen, und jetzt mußte gewoben werden. Hier mußte nun hauptſächlich Rückſicht darauf genommen werden, daß man ſein Deſſein immer im Auge behielt, daß man immer daran dachte, wie würde er, der große Meiſter, dies weben? Das Gewebe mußte locker und leicht ſeyn, keiner der Charaktere zu ſehr herausgehoben und ſchattirt. Es wäre z. B. ein leichtes geweſen, aus Ida eine ganz honette, würdige Figur zu machen; der Charakter des Hofrath Berner hätte mit wenigen Strichen mehr hervorgehoben werden können; man hätte aus der ganzen Novelle ein mehr gerundetes, würdiges Ganze machen können! aber dann — war der Zweck verfehlt. So flach als möglich mußten die verſchiedenen Charaktere auf der Leinwand ſtehen, ſteif in ihren Bewegungen, übertrieben in ihrem Herzeleid, grell in ihren Leidenſchaften, ſinnlich, ſinnlich in der Liebe. Jene Novelle an ſich hat keinen Werth, und dennoch hat es mich oft in der Seele geſchmerzt, wenn ich eines oder das andere „der geſammelten Zuthätchen“ einſtreuen, wenn ich von keuſchen Marmorbuſen, ſtolzer Schwanenbruſt, jungfräulichen Schneehügeln, Alabaſterformen et cetera ſprechen mußte, wenn ich nach ſeinem Vorgange von ſchönen „Mäd“ —, von ſüßen Kü“— (was nicht Küche bedeutet), von wollüſtigen Träumen ſchreiben ſollte; wenn die Liebesgluth zur Sprache kam, die dem „jungfräulichen Kind“ wie glühendes Eiſen durch alle Adern rinnt, daß ſie alle andere Tücher wegwirft und die leichte Bettdecke herabſchieben muß! Ich habe gelacht, wenn ich nach Anleitung ſeines Gradus ad Parnassum als Beiwort zu den Haaren „kohlrabenſchwarz“ oder „Flachsperrücke“ ſetzen mußte, wenn man ſtatt der Augen „Feuerräder“ oder „Liebesſterne“ hat, Korallenlippen, „Perlenſchnüre“ ſtatt der Zähne, Schwanenhälſe, ſammt dito Bruſt, Knie, die man zuſammen „kneipt,“ weil man vor Lachen „berſten“ möchte; Mäd— und Füßchen zum Kü— und dergleichen lächerliche gemeine Worte. Nachdem gehörig getollt, gejodelt, getanzt, geweint, abgehärmt war, nachdem, wie natürlich, das Laſter beſiegt und die Tugend in einem herrlichen Schleppkleide, mit Brüſſeler Kanten, Blumen im Haare auf die Bühne geführt war, wurden als Morgengabe mehrere Millionen Thaler, einige Schlöſſer, Paris, Gründe et cetera aufnotirt und Hochzeit gehalten.

Da gab es nun ein „erſchreckliches Halloh, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf ſtand,“ es wurde trefflich geſpeiſt und getrunken, und das ſelige Liebespaar beinahe bis in die Brautkammer befördert.

Das iſt der Ur- und Grundſtoff, wie zu jedem Clauren'ſchen Roman, ſo auch zum Mann im Mond, auf dieſe Art ſuchte er ſeinen Zweck zu erreichen durch Ueberſättigung Ekel an dieſer Manier hervorzubringen, die Satire ſollte ihm Gang und Stimme nachahmen, um ihn vor ſeinen andächtigen Zuhörern lächerlich zu machen. Mit Vergnügen haben wir da und dort bemerkt, daß der Mann im Mond dieſen Zweck erreichte. Jeder vernünftige, unpartheiiſche Leſer erkannte ſeine Abſicht und, Gott ſey es gedankt, es gab noch Männer, es gab noch edle Frauen, die dieſe öffentliche Rüge der Mimilimanier gerecht und in der Ordnung fanden.

Oeffentliche Blätter, deren ernſter würdiger Charakter ſeit einer Reihe von Jahren ſich gleichblieb, haben ſich darüber ausgeſprochen, haben gefunden, daß es an der Zeit ſey, dieſes geſchmackloſe, unſittliche, verderbliche Weſen an den Pranger zu ſtellen. Table mich keiner, ehrwürdige Verſammlung, daß ich, ein junger Mann ohne Verdienſte, ohne Anſprüche auf Siz und Stimme in der Literatur, es wagte, den Hochberühmten anzugreifen. Steht doch jedem Leſer das Recht zu, ſeine Meinung über das Geleſene, auf welche Art es ſey, öffentlich zu machen, ſteht doch jedem Mann in der bürgerlichen Geſellſchaft das Recht zu, über Erſcheinungen, die auf die Bildung ſeiner Zeitgenoſſen von einigem Einfluſſe ſind, zu ſprechen.

Ich bin weit entfernt, mich mit dem großen jüdiſchen Könige und Harfeniſten David vergleichen zu wollen, aber hat nicht der Sohn Iſai's, obgleich er jung und ohne Namen im Lager war, dem Rieſen Goliath ein ſteinernes Vergißmeinnicht an die freche Stirne geworfen, ihm in Scherz und Ernſt den Kopf abgehauen, und ſolchen als Luſtſpiel vor ſich hertragen laſſen? Mir freilich haben die Jungfrauen nicht geſungen: „er hat Zehntauſend geſchlagen!“ (worunter man die Zahl ſeiner Anhänger verſtehen könnte) denn die Jungfrauen ſind heutzutage auf der Seite des Philiſters; natürlich hat er ja, wie Asmus ſagt

— — Federn auf dem Hut,
und einen Klunker d'ran.

Selbſt die jüdiſchen Recenſenten haben ſich undankbarerweiſe gegen mich erklärt. Leider hat ihre Stimme wenig zu bedeuten in Iſrael.

Gehen wir aber in der Betrachtung, wie es dem Mondmanne auf der Erde erging, weiter, ſo ſtoßen wir auf einen ganz ſonderbaren Vorfall. Als dieſes Buch, dem neben der Weiſe und Sprache des Erfinders der Mimilimanier auch ſein angenommener Name nicht fehlen durfte, in alle vier Himmelsgegenden des Landes ausgegeben wurde, erwarteten wir nichts anders, als Clauren werde „geharniſcht bis an die Zähne“ auf dem Kampfplatz der Kritik erſcheinen, und mit Schwert und Lanze anfallen, ſeine Knappen und dienenden Reiſigen zur Seite. Wir freuten uns auf dieſen Kampf, wir hatten ja für eine gute Sache den Handſchuh ausgeworfen. Vergebens warteten wir. Zwar erklärte er, was ſchon auf den erſten Anblick jeder wußte, dieſer Mann im Mond ſey nicht ſein Kind; aber ſtatt, wie es einem berühmten Literator, einem namhaften Belletriſten geziemt hätte, wie es ſogar ſeine Ehre gegenüber von ſeinen Anbetern und Freunden verlangte, öffentlich vor dem Richterſtuhl literariſcher Kritik nach äſthetiſchen Geſetzen ſich zu vertheidigen, begnügte er ſich als Gegengewicht das „Tornieſterliedchen“ auf die Wagſchale zu legen, und ging hin, vor den bürgerlichen Gerichten zu klagen, man habe ſeinen Namen gemißbraucht. Hatte man denn die paar Buchſtaben Clauren angegriffen, war es nicht vielmehr ſeine heilloſe Manier, ſeine ſittenloſen Geſchichten, ſein ganzes unreines Weſen, was man anfocht? Konnten Schöppen und Beiſitzer eines bürgerlichen Gerichts ihn rein machen von den literariſchen Sünden, die er begangen, konnten ſie mit der Flut von Dinte, die bei dieſem Vorfall verſchwendet wurde, ihn rein waſchen von jedem Flecken, der an ihm klebte, konnten ſie ihm, indem ſie ihm ihr bürgerliches Recht zuſprachen, eine Achtung vor der Nation verſchaffen, die er längſt in den Augen der Gutgeſinnten verloren? konnten ſie, indem ſie genugſam Sand auf das Geſchriebene ſtreuten, das, was er geſchrieben, weniger ſchlüpfrig machen?

Wenn aber, andächtige Verſammlung, der Gerichtshof H. Clauren als wirklich vorhanden angenommen hat, ſo hat er damit nur erklärt, daß man Claurens Namen nicht führen dürfe, daß es unrechtmäßiger Weiſe geſchehen ſey, wenn man die acht Buchſtaben, die das non ens bezeichneten, H. C. l. a. u. r. e. n in derſelben

Reihenfolge auch auf ein anderes Werk geſetzt habe. In einer anderen Reihenfolge wäre es alſo durchaus nicht Unrecht geweſen, und wie viele Anagramme ſind nicht aus jenen myſtiſchen acht Buchſtaben zu bilden! Der geheime Hofrath Carl Heun bezeugt eine außerordentliche Freude über dieſen Spruch und glaubt, ſomit ſey die ganze Sache abgethan, und er habe Recht. Wie täuſcht ſich dieſer gute Mann! War denn jene Satire, der Mann im Mond, gegen ſeinen angenommenen Namen gerichtet? — Namen, Herr, thun nichts zur Sache, der Geiſt iſt's, auf den es abgeſehen war. Und die Richter vom Eßlinger Gerichtshofe konnten und wollten dieſe entſcheiden, ob die Tendenz, die Sprache, das ganze Weſen von Seiner Wohlgeboren Schriften ſittlich oder unſittlich ſey, ob ſie Probe halten vor dem Auge, das nach kritiſchen Geſetzen urtheilt und nach den Vorſchriften der Aeſthetik, in welches Gebiet doch die Schriften von Clauren gehören? Der Name, nicht die Sache, konnte doch nach bürgerlichen Geſetzen Unrecht ſeyn; aber verſuche er einmal, nachdem er mit Glück ſeinen Namen verfochten, auch ſeine Sache, den Geiſt und die Sprache ſeiner Schriften zu vertheidigen!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — Bedenke

Auch das Schöne muß ſterben, das Menſchen und Götter entzückte,
Doch das Gemeine ſteigt lautlos zum Orkus hinab.

Wohl dem Namen Clauren, wenn er dann trotz ſo manchem Vergißmeinnicht vergeſſen ſeyn wird, denn nach wenigen Jahrzehnten verſchwindet der Scherz, und mit Ernſt richtet die Nachwelt. Da wird man fragen, von welchem Einfluß war dieſer Name auf ſeine Mitwelt, was hat er für die Würde ſeiner Nation, für den Geiſt ſeines Volkes gethan? Und — man wird nach Werken, nicht nach Worten richten.

Bei den alten Egyptiern war es Sitte, wenn man die Könige der Erde wiedergab, Gericht zu halten über ihre Thaten. Man hat in unſern Tagen dieſe ſchöne Sitte erneuert, ſo oft einer unter den Dichtern, den Königen der Phantaſie, hinübergegangen war. Ueber Jean Paul vernahmen wir das ſchöne merkwürdige Wort: „gute Bücher ſind gute Thaten!“ wird man von Clauren daſſelbe ſagen?

Doch genug davon, noch hat weder Clauren, noch ein Gerichtshof der Erde den Mann im Mond nach ſeinem innern Weſen widerlegt; wir ſind begierig, ob und wie es geſchehen werde.

Und nun zum Schluſſe noch ein Wort an euch, verehrte Zuhörer. Habt ihr bis hieher mir aufmerkſam zugehört, ſo danke ich euch herzlich, denn ihr wiſſet jetzt, was ich gewollt habe. Schmerzen würde es mich übrigens, wenn ihr mich dennoch nicht verſtändet, nicht recht verſtändet. Es möchte vielleicht mancher mit unzufriedener Miene von mir gehen und denken: der Thor predigt in der Wüſte, ſollen wir denn jeglichem heiteren Geiſtesgenuß entſagen, ſollen wir ſo ganz aſcetiſch leben, daß unſere Taſchenlektüre Klopſtocks Meſſias werden ſoll?

Mit nichten, und es wäre Thorheit, das zu verlangen; als der Schöpfer dem Sterblichen Witz und

Laune, Humor und Empfänglichkeit für Freude in die Seele goß, da wollte er nicht, daß ſeine Menſchen trauernd und ſtumm über ſeine ſchöne Erde wandelten. Es hat zu allen Zeiten große Geiſter gegeben, die es nicht für zu gering hielten, durch die Gaben, die ihnen die Natur verlieh, die Welt um ſich her aufzuheitern. Nein, gerade weil ſie den tiefen Ernſt des Lebens und ſeine hohe Bedeutung kannten, gerade deßwegen ſuchten ſie von dieſem Ernſte — trüben Sinn und jene Traurigkeit zu verbannen, die alles, auch das Unſchuldigſte, mit Bitterkeit muſtert. Wirkliche Tiefe mit Humor, Wahrheit mit Scherz, das Edle und Große mit dem heitern Gewande der Laune zu verbinden, möchte auf den erſten Anblick ſchwer erſcheinen; aber England und Deutſchland haben uns ſeit Jahrhunderten ſo glänzende Reſultate gegeben, daß wir glauben dürfen, wenn nur der Geſchmack der Menge beſſer wäre, der Geiſter, die ſie würdig und angenehm zu unterhalten wüßten, würden immer mehrere auftauchen. Welchen Mann, der nicht allen Sinn für Scherz und muntere Laune hinter ſich geworfen hat, welchen Mann ergötzt nicht die Schilderung eines ſonderbaren, verſchrobenen Charakters, wer erfreut ſich nicht an heiteren Scenen, wo nicht der Verfaſſer lacht, ſondern die Figuren, die er uns gezeichnet; wem, wenn er auch Jahre lang nicht gelächelt hätte, müßten nicht Jean Pauls Prügelſcenen ein Lächeln abgewinnen? Auf der Stufenleiter ſeines Humors ſteigt er herab bis in das unterſte gemeinſte Leben; aber ſeht ihr ihn jemals gemein werden, wie Clauren auf jeder Seite iſt? Walter Scott, der Mann des Tages, der aus manchem Herzen ſelbſt die Wurzeln des Vergißmeinnicht geriſſen hat, Walter Scott treibt ſich in den gemeinſten Schenken des Landes, in den ſchmutzigen Höhlen von Alſatia umher, aber ſeht ihr ihn jemals gemein werden? weiß er nicht, wie jene niederländiſchen Künſtler, ſogar das Unſauberſte zu malen, ohne dennoch ſelbſt unreinlich und ſchlüpfrig zu ſeyn? Kennt ihr nicht ſeine Schilderungen, ſelbſt an das Gefährliche ſtreifende Situationen, jedem Mädchen von Zucht und Sitte vorleſen, ohne ſie dadurch erröthen zu machen?

Solche Männer kommen mir vor, wie anſtändige Leute, die durch eine ſchmutzige Straße in gute Geſellſchaft gehen ſollen. Sie treten leiſe auf, ſie wiſſen mit ſicherem Fuße die breiten Steine herauszufinden, und treten reinlich in die Hausflur, während Menſchen, wie Clauren, wilden Jungen oder Schweinen gleich, durch Dick und Dünne laufen, und, nicht zufrieden, ſich ſelbſt beſchmutzt zu haben, die Vorübergehenden beſudeln und mit Koth beſpritzen.

Noch gibt es, Gott ſey es gedankt, ſolcher reinlichen Leute genug in unſerer Literatur, gibt es der Männer viele, die mit Wahrheit und Würde jene Anmuth, jene Laune verbinden, die euch in trüben Stunden freundlich zu Hülfe kommt. Oder ſolltet ihr vergeſſen haben, daß uns ein Goethe, ein Jean Paul, ein Tieck, ein Hoffmann Erzählungen gaben, die ſich mit jeder Dichtung des Auslandes meſſen können? Hat euch der Vergißmeinnichtmann ſo gänzlich gefeſſelt, daß ihr die ſchönen Blüthen zahlreicher anderer Erzähler nicht einmal vom Hörenſagen kennt? Freilich, dieſe Männer verſchmähten es, ihre

Blumen am Sumpf zu brechen, oder ihre Farben mit dem Waſſer einer Pfütze zu miſchen; ſie fühlten, daß der Entwurf ihrer Gemälde anziehend und intereſſant, daß die Stellung der Gruppen nach natürlichen Geſetzen zu ordnen ſey, daß ſelbſt das Neue, Ueberraſchende, angenehm für das Auge ſeyn müſſe. Zeichnung der Landſchaft, nicht der Spiegel und Sopha's, Schilderung der Charaktere, nicht der Hüte und Gewänder, der Geiſt einer Jungfrau, nicht der üppige Bau ihrer Glieder, war ihnen die Hauptſache; und darum können wir auch ihre Bilder, wie jedes gute Buch, alle Jahre mit erneuertem Vergnügen leſen, während uns der Berühmte ſchon nach der erſten Viertelſtunde anekelt.

Man hat in neuerer Zeit in Frankreich und England angefangen, unſere Literatur hochzuſchätzen. Die Engländer fanden einen Ernſt, eine Tiefe, die ihnen bewunderungswürdig ſchien. Die Franzoſen fanden eine Anmuth, eine Natürlichkeit in gewiſſen Schilderungen und Gemälden, die ſie ſelbſt bei ihren erſten Geiſtern ſelten fanden. Fauſt, Götz und ſo manche herrliche Dichtung Goethe's ſind ins Engliſche übertragen worden, ſeine Memoiren entzückten die Pariſer, Tiecks und Hofmanns Novellen fanden hohe Achtung über dem Kanal, und Talma rüſtet ſich, Schillers tragiſche Helden vor das Auge ſeiner Nation zu führen. Wir Deutſchen handelten bisher von jenen Ländern ein, ohne unſere Produkte dagegen ausführen zu können; mit Stolz dürfen wir ſagen, daß die Zeit dieſes einſeitigen Handels vorüber iſt.

Aber, müſſen wir nicht erröthen, wenn es endlich einem ihrer Ueberſetzer, aufmerkſam gemacht durch den Ruhm des Mannes, einfällt, ein Vergißmeinnichtchen oder ein Bändchen von Scherz und Ernſt zu übertragen? Mit Recht könnte er in einer pompöſen Anzeige ſagen: das iſt jetzt der Mann des Tages in Deutſchland, er macht Furor, den müßt ihr leſen! Meinet ihr etwa, man ſey dort auch ſo nachſichtig gegen Lächerlichkeit und Gemeinheit, um dieſe Geſchichtchen nur erträglich zu finden? Welchen Begriff werden gebildete Nationen von unſerem ſoliden Geſchmacke bekommen, wenn ſie den ganzen Apparat einer Tafel, oder ein Mädchen mit eigenthümlichen Kunſtausdrücken anatomiſch beſchrieben finden? Oder, wenn der Ueberſetzer in unſerem Namen erröthet, wenn er alle jene obſcönen Beiworte, alle jene kleinlichen Schnörkel ſtreicht und nur die intereſſante Novelle gibt, wie Hr. N. die Demoiſelle N.N. heirathet, was wird dann übrig ſeyn?

Schneidet einmal dieſer Puppe ihre kohlrabenſchwarzen Ringellöckchen ab, preßt ihr die funkelnden Liebesſterne aus dem Kopfe, reißt ihr die Perlenzähne aus, ſchnallet den Schwanenhals nebſt Marmorbuſen ab, leget Shawls, Hüte, Federn, Unter- und Oberröckchen, Corſettchen ꝛc. in den Kaſten, ſo habt ihr dem lieben herrlichen Kinde die Seele genommen und es bleibt euch nichts als ein hölzernes Cadaver, das Knochengerippe von Freund Hein!

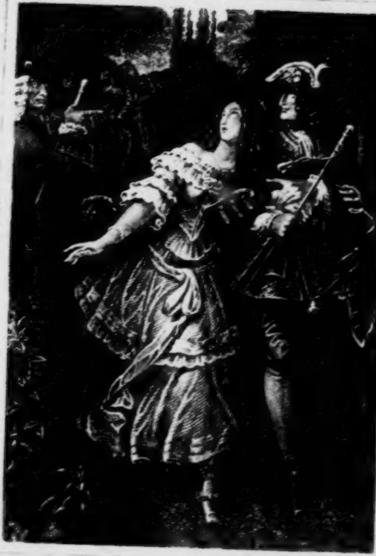
Und wenn ihr euch nicht vor fremden Nationen ſchämet, wenn ihr über das deutſche Publikum nicht erröthen könnet, ſo erröthet vor euch ſelbſt. Schämet euch, ihr Männer, wenn ihr eure Langweile nicht anders tödten könnet, als mit Hülfe dieſes Clauren; ſchämet euch, ihr Frauen, wenn ihr Gefallen finden könnet an dieſer niedrigſten Darſtellung eures Geſchlechtes; ſchämet euch, ihr Jünglinge, wenn ihr wahre Liebe in dieſem Handbuche der Sinnlichkeit wiederfinden wollet; erröthet, wenn ihr es in ſeiner Schule nicht verlernt habt, erröthet vor euch ſelbſt, ihr Jungfrauen, eure Phantaſie mit dieſen lüſternen Bildern zu ſchmücken; es gibt eine moraliſche Keuſchheit, eine holde erhabene Jungfräulichkeit der Seele; man darf darauf rechnen, daß ein Mädchen ſie verloren hat, wenn ſie Claurens Erzählungen geleſen.

Ueberlaſſet ſeine Schilderung Dirnen, an welchen nichts mehr zu verlieren iſt. Man wird es ihnen ſo wenig übel nehmen, wenn ſie ihn leſen, als den Handwerksburſchen, wenn ſie auf der Straße unzüchtige Lieder ſingen.

Meine Zuhörer! ich habe alſo vor euch geſprochen, weil ich nicht anders konnte. Ich habe nicht auf Dank, nicht auf Lob gerechnet; die Menge iſt vielleicht ſo tief geſunken, daß ſie nicht mehr an ſolche Worte glaubt, meine Stimme verhallt vielleicht in dem tauſendſtimmigen Hurrah, womit man in dieſem Augenblick einen friſchen Strauß Vergißmeinnicht empfängt.

Doch, wenn meine Worte auch nur auf einem Antlitz jene Röthe der Schaam aufjagten, die wie die Morgenröthe der Bote eines ſchöneren Lichtes iſt, wenn auch nur zwei, drei Herzen entrüſtet ſich von ihm abwenden, ſo habe ich für mein Bewußtſeyn genug gethan! Weiß ich doch, daß es in dieſen Landen noch Männer gibt, die mir im Geiſte danken, die mir die Hand drücken und ſagen: „Du haſt gedacht wie wir!“ Amen.

W. Hauffs
ſämmtliche Werke.



[illegible]

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Neunter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Gedruckt in der Fr. Grebbag'ſchen Buchdruckerei.

Novellen.

Erſter Theil.

Vertrauliches Schreiben

an

Herrn W. A. Spöttlich,

Vicebataillonschirurgen a. D. und Mauthbeamten in
Tempelhof bei Berlin.

Sie werden mich verbinden, verehrter Herr, wenn Sie dieſe Vorrede leſen, welche ich einer kleinen Sammlung von Novellen vordrucken laſſe. Ich ergreife nämlich dieſen Weg, Einiges mit Ihnen zu beſprechen, theils weil mir nach ſechs unbeantwortet gebliebenen Briefen das Porto bis Tempelhof zu theuer däuchte, theils aber auch, weil Sie vielleicht nicht begreifen, warum ich dieſe Novellen gerade ſo geſchrieben habe und nicht anders.

Sie werden nämlich nach Ihrer bekannten Weiſe, wenn Sie „Novellen“ auf dem Titel leſen, die kleinen Augen noch ein wenig zudrücken, auf geheimnißvolle Weiſe lächeln und, ſollte er gerade zugegen ſeyn, Herrn Amtmann Kohlhaupt verſichern: „Ich kenne den Mann, es iſt alles erlogen, was er ſchreibt; „und doch würden Sie ſich gerade bei dieſen Novellen ſehr irren. Die beſten und berühmteſten Novellendichter, Lopez de Vega, Boccaz, Goethe, Calderon, Tieck, Scott, Cervantes und auch ein Tempelhofer haben freilich aus einem unerſchöpflichen Schatz der Phantaſie ihre Dichtungen hervorgebracht, und die unverwelklichen Blumenſträuße, die ſie gebunden, waren nicht in Nachbars Garten gepflückt, ſondern ſie ſtammten aus dem ewig grünenden Paradies der Poeſie, wozu nach der Sage Feen ihren Lieblingen den unſichtbaren Schlüſſel in die Wiege legen. Daher kömmt es auch, daß durch eine geheimnißvolle Kraft alles, was ſie gelogen haben, zur ſchönſten Wahrheit geworden iſt.

Geringere Sterbliche, denen jene magiſche Springwurzel, welche nicht nur die unſichtbaren Wege der Phantaſie erſchließt, ſondern auch die feſten und undurchdringlichen Pforten der menſchlichen Bruſt aufreißt, nicht zu Theil wurde, müſſen zu allerlei Nothbehelf ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie — Novellen ſchreiben wollen. Denn das eben iſt das Aergerliche an der Sache, daß oft ihre Wahrheit als ſchlecht erfundene Lüge erſcheint, während die Dichtung jener Feenkinder für treue unverfälſchte Wahrheit gilt.

So bleibt oft uns geringen Burſchen nichts übrig, als nach einer Novelle zu ſpioniren. Kaffeehäuſer, Reſtaurationen, italieniſche Keller u. dgl. ſind für dieſen Zweck nicht ſehr zu empfehlen. Gewöhnlich trifft man dort nur Männer, und Sie wiſſen ſelbſt, wie ſchlecht die Reſtaurationsmenſchen erzählen. Da wird nur dieſes oder jenes Faktum ſchnell und flüchtig hingeworfen; keine Nebenbemerkungen, nichts Maleriſches; ich möchte ſagen, ſie geben ihren Geſchichten kein Fleiſch, und wie oft habe ich mich geärgert, wenn man von einer Hinrichtung ſprach und dieſer oder jener nur hinwarf: „geköpft, hingerichtet," ſtatt daß man, wie bei ordentlichen Erzählungen gebräuchlich, den armen Sünder, ſeinen Beichtvater, den rothen Mantel des Scharfrichters, ſein blinkendes Schwert ſieht, ja ſelbſt die Luft pfeifen hört, wenn ſein nerviger Arm den Streich führt.

Es gibt gewiſſe Weinſtuben, wo ſich ältere Herren verſammeln und nicht gerne einen „Jungen," einen „Fremden" unter ſich ſehen. Dieſe pflegen ſchon beſſer zu erzählen; dadurch, daß ſie dieſen oder jenen Straßenraub, die geheimnißvolle unerklärliche Flucht eines vornehmen Herrn, einen plötzlichen Sterbefall, wobei man „allerlei gemunkelt" habe, ſchon fünfzigmal erzählten, haben ihre Geſchichten einen Schmuck, ein ſtattliches Kleid bekommen und ſchreiten ehrbar fürder, während die Geſchichten der Reſtaurationsmenſchen wie Schatten hingleiten. Solche Herren haben auch eine Art von hiſtoriſcher Gründlichkeit und es gereicht mir immer zu hoher Freude, wenn einer ſpricht: „Da bringen Sie mich auf einen ſonderbaren Vorfall," ſich noch eine halbe Flaſche geben läßt und dann anhebt: „In den ſiebziger Jahrgängen lebte in meiner Vaterſtadt ein Cavalier von geheimnißvollem Weſen." — Solche Herren trifft man allenthalben und Sie werden von mehreren unſerer neueren Novelliſten ſtark benützt. Der bekannte * * * verſicherte mich, daß er einen ganzen Band ſeiner Novellen ſolchen alten Nachtfaltern verdanke und erſt aus dieſem Geſtändniß konnte ich mir erklären, warum ſeine Novellen ſo ſteif und trocken waren; ſie kamen mir nachher alleſammt vor wie alte verwelkte Junggeſellen, die ſich ihre Liebesabenteuer erzählen, welche ſämmtlich anfangen: „zu meiner Zeit.“

Die ergiebigſte Quelle aber für Novelliſten unſerer Art ſind Frauen, die das fünfundſechzigſte hinter ſich haben. Die Welt nennt Mediſance, was eigentlich nur eine treffliche Weiſe zu erzählen iſt; junge Mädchen von ſechzehn, achtzehn pflegen mit ſolchen Frauen gut zu ſtehen und ſich wohl in acht zu nehmen, daß ſie ihnen keine Blöße geben, die ſie in den Mund der alten Novelliſtinnen bringen könnten; Frauen von dreißig und ihre Hausfreunde gehen lieber eine Ecke weiter, um nicht ihren Geſichtskreis zu paſſiren, oder wenn ſie der Zufall mit der Jugendfreundin ihrer ſeligen Großmutter zuſammenführt, pflegen ſie das gute Ausſehen der Alten zu preiſen und hören geduldig ein beißendes Lob der alten Zeiten an, das regelmäßig ein ſanftes Exordium, drei Theile über Hausweſen, Kleidung und Kinderzucht, eine Nutzanwendung, nebſt einem frommen Amen enthält. Solche ältere Frauen pflegen gegen jüngere Männer, die ihnen einige Aufmerkſamkeit ſchenken, einen gewiſſen geheimnißvoll-zutraulichen Ton anzunehmen. Sie haben für junge Mädchen und ſchöne Frauen, die jetzt dieſelbe Stufe in der Geſellſchaft bekleiden, welche ſie einſt ſelbſt behauptet hatten, feine und bezeichnende Spitznamen, und erzählen den Herren, die ihnen ein Ohr leihen, allerlei „kurioſe“ Sachen von dem „Eichhörnlein und ſeiner Mutter,“ auch „wie es in dieſem oder jenem Hauſe zugeht,“ „galante Abenteuer von jenem ältlichen geſetzten

Herrn, der nicht immer ſo geweſen," und ſind ſie nur erſt in dem abenteuerlichen Gebiet geheimer Hofgeſchichten und ſchlechter Ehen, ſo ſpinnen ſie mit zitternder Stimme, feinem Lächeln und den theuerſten Verſicherungen Geſchichten aus, die man (natürlich mit veränderten Namen) ſogleich in jeden Almanach könnte drucken laſſen.

Niemand weiß ſo trefflich wie ſie das Coſtüme, das Geſpräch, die Sitten „vor fünfzig Jahren" wieder zu geben; ich glaubte einſt bei einer ſolchen Unterhaltung die Reifröcke rauſchen, die hohen Stelzſchuhe klappern, die franzöſiſchen Brocken ſchnurren zu hören, die ganze Erzählung roch nach Ambra und Puder, wie die alten Damen ſelbſt. Und ſo friſch und lebhaft iſt ihr Gedächtniß und Mienenſpiel, daß ich einmal, als mir eine dieſer Damen von einer längſt verſtorbenen Frau Miniſterin erzählte und ihren Gang und ſchnarrenden Ton nachahmte, unwillkürlich mich erinnerte, daß ich dieſe Frau als Kind gekannt, daß ſie mir mit derſelben ſchnarrenden Stimme ein Zuckerbrod geſchenkt habe. Mehrere Novellen, die ich aufgeſchrieben, beziehen ſich auf geheime Familiengeſchichten oder ſonderbare, abenteuerliche Vorfälle, deren wahre Urſachen wenig ins Publikum kamen, und ich kann verſichern, daß ich ſie alle theils in Berlin, theils in Hannover, Caſſel, Carlsruhe, ſelbſt in Dresden eben von ſolchen alten Frauen, den Chroniken ihrer Umgebung, gehört und oft wörtlich wieder erzählt habe.

Nur ſo iſt es möglich, daß wir, auch ohne jenen Schlüſſel zum Feenreich, gegenwärtig in Deutſchland eine ſo bedeutende Menge Novellen zu Tage fördern. Die wundervolle Mährchenwelt findet kein empfängliches

Publikum mehr, die lyriſche Poeſie ſcheint nur noch von wenigen geheiligten Lippen tönen zu wollen, und vom alten Drama ſind uns, ſagt man, nur die Dramaturgen geblieben. In einer ſolchen miſerablen Zeit, Verehrter, iſt die Novelle ein ganz bequemes Ding. Den Titel haben wir, wie eine Maske, von den großen Novelliſten entlehnt, und Gott und ſeine lieben Kritiker mögen wiſſen, ob die nachſtehenden Geſchichten wirkliche und gerechte Novellen ſind.

Ich habe, mein werther Herr, dies alles geſagt, um Ihnen darzuthun, wie ich eigentlich dazu kam, Novellen zu ſchreiben, wie man beim Novellenſchreiben zu Werk gehe, und — daß alles getreue Wahrheit ſey, wenn auch keine poetiſche, was ich niedergeſchrieben. Sie werden ſich noch der guten Frau von Welkerlohn erinnern, die immer ein Kleid von verblichenem gelbem Sammet trug, das nur eine weiche Fortſetzung ihrer harten gelben Züge ſchien? Von ihr habe ich die Geſchichte, Othello betitelt. Sie war viel zu diskret, um Namen und die Reſidenz zu nennen, wo dieſe ſonderbaren Scenen vorfielen; aber wenn ich bedenke, daß ſie zur ſelben Zeit Hofdame in Scheerau war, als Jean Paul dort lebte, ſo kann ich nicht anders glauben, als die Geſchichte ſey an jenem Hofe vorgefallen. Die zweite Novelle habe ich aus dem Mund der alten Gräfin Nelkenroth; man hält ſie allgemein für eine böſe Frau, aber ich kann verſichern, daß ich ſie über Joſephens Schickſal Thränen vergießen ſah. Man will zwar behaupten, daß ſie oft in Geſellſchaft weinerliche Geſchichten erzähle, weil ihr vor zwanzig Jahren ein Maler verſicherte, ſie habe etwas von einer mater dolorosa; aber ſoviel iſt gewiß, daß ſie mehrere Perſonen des Stücks gekannt haben will, und die Frau, bei welcher Herr v. Fröben in S. gewohnt hat, erzählte mir manche Sonderbarkeiten von ihm. Ich und viele Leute in S., welchen ich die Geſchichte wieder erzählte, gaben ſich vergebliche Mühe über Herrn v. Fröben und die Perſonen, mit welchen er in Berührung kam, etwas Näheres zu erfragen. Wir erfuhren nur, daß das Bild der Dame nach dem Gemälde in der Boiſſerée'ſchen Gallerie von Strixner lithographirt worden ſey. In Oſtende, wo ich durch mehrere Briefe nachforſchte, konnte ich nichts erfahren, als daß allerdings ein engliſches Schiff, die Luna, Capitain Wardwood, im Auguſt Paſſagiere nach Portugal an Bord genommen habe, und daß ſich im Regiſter des Hafendirektors ein Don Pedro de Montanjo nebſt Nichte und Dienerſchaft befinde. Am Rhein, wo ich mich nach Herrn von Faldner und ſeiner Familie erkundigte, und erzählte, warum ich nachfrage, erklärte man mir alles für Erfindung, denn es gebe am ganzen Rhein hinab nur geſittete Landwirthe, die mit ihren Frauen wie die Engel im Himmel leben.

Sie ſehen, ich habe keine Mühe geſcheut, die Geſchichten, die ich erzähle, ſo glaubwürdig als möglich zu machen. Es gibt freilich Leute, die mir dieſer hiſtoriſchen Wahrheit wegen gram ſind und behaupten, der echte Dichter müſſe keine Straße, keine Stadt, keine bekannten Namen und Gegenſtände nennen; alles und jedes müſſe rein erdichtet ſeyn, nicht durch äußern Schmuck, ſondern von innen Wahrheit gewinnen, und wie Mahomeds Sarg, müſſe es in der ſchönen, lieben, blauen Luft zwiſchen Himmel und Erde ſchweben. Andere halten es vielleicht auch für „eine rechtswidrige Täuſchung des Publikums,“ und können mich darüber belangen wollen, daß ich behaupte, dies und jenes habe ſich da und dort zugetragen, und ich könne doch keine ſtadtgerichtlichen Zeugniſſe beibringen. Aber iſt denn hier von echter Poeſie, von echten Dichtern die Rede? Man lege doch nie an die Erzählungen einiger alten Damen dieſen erhabenen Maßſtab! Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit, er habe in der Frankfurter Stadtmauer eine Thüre und einen wunderſchönen Garten geſehen. Noch heute laufen alle Fremde hin (ich ſelbſt war dort) und beſchauen die Mauer und wundern ſich, daß man nicht wenigſtens die Reparatur ſchauen könne, wenn gleich das Loch nur geträumt und nie in der Mauer war. Solchen poetiſchen Frevel gegen ein geſetztes Publikum mag man einem Goethe vorrücken, armen Menſchen ohne den Kammerherrnſchlüſſel der Poeſie, der die Mauern aufſchließt, wenn ſie auch keine Thüren haben, muß man ſolche Freiheiten zu gut halten.

Darum leſen Sie, verehrter Herr, dieſe Geſchichten, ſo abenteuerlich ſie ſeyn mögen, als reine treue Wahrheit; es wird Sie weniger ärgern, als wenn Sie Dichtungen vor ſich zu haben meinten und Ihr ſcharfes Auge ein wirres Gewebe unwahrſcheinlicher Lügen fände. W. H.

Othello.

1.

Das Theater war gedrängt voll, ein neu angeworbener Sänger gab den Don Juan. Das Parterre wogte, von oben geſehen, wie die unruhige See, und die Federn und Schleier der Damen tauchten wie ſchimmernde Fiſche aus den dunkeln Maſſen. Die Ranglogen waren reicher als je, denn mit dem Anfang der Winterſaiſon war eine kleine Trauer eingefallen, und heute zum erſten Mal drangen wieder die ſchimmernden Farben der reichen Turbans, der wehenden Büſche, der bunten Shawls an das Licht hervor. Wie glänzend ſich aber auch der reiche Kranz von Damen um das Amphitheater zog, das Diadem dieſes Kreiſes ſchien ein herrliches liebliches Bild zu ſeyn, das aus der fürſtlichen Loge freundlich und hold die Welt um und unter ſich überſchaute. Man war verſucht, zu wünſchen, dieſes ſchöne Kind möchte nicht ſo hoch geboren ſeyn, denn dieſe friſche Farbe, dieſe heitere Stirne, dieſe kindlich reinen milden Augen, dieſer holde Mund war zur Liebe, nicht zur Verehrung aus der Ferne geſchaffen. Und wunderbar, wie wenn Prinzeſſin Sophie dieſen frevelhaften Gedanken geahnet hätte — auch ihr Anzug entſprach dieſem

Bilde einfacher natürlicher Schönheit; ſie ſchien jeden Schmuck, den die Kunſt verleiht, dem ſtolzen Damenkreis überlaſſen zu haben.

„Sehen Sie, wie lebendig, wie heiter ſie iſt,“ ſprach in einer der erſten Ranglogen ein fremder Herr zu dem ruſſiſchen Geſandten, der neben ihm ſtand, und beſchaute die Prinzeſſin durch das Opernglas; „wenn ſie lächelt, wenn ſie das ſprechende Auge ein klein wenig zudrückt, und dann mit unbeſchreiblichem Reiz wieder aufſchlägt, wenn ſie mit der kleinen niedlichen Hand dazu agirt — man ſollte glauben, aus ſo weiter Ferne ihre witzigen Reden, ihre naiven Fragen vernehmen zu können.“

„Es iſt erſtaunlich!“ entgegnete der Geſandte.

„Und dennoch ſollte dieſer Himmel von Freudigkeit nur Maske ſeyn? Sie ſollte fühlen, ſchmerzlich fühlen, ſie ſollte unglücklich lieben, und doch ſo blühend, ſo heiter ſeyn? Gnädige Frau!“ wandte ſich der Fremde zu der Gemahlin des Geſandten, „geſtehen Sie, Sie wollen mich myſtificiren, weil ich einiges Intereſſe an dieſem Götterkinde genommen habe.“

„Mon Dieu! Baron,“ ſagte dieſe, mit dem Kopfe wackelnd, „Sie glauben noch immer nicht? auf Ehre, es iſt wahr, wie ich Ihnen ſagte; ſie liebt, ſie liebt unter ihrem Stande, ich weiß es von einer Dame, der nichts dergleichen entgeht. Und wie? meinen Sie, eine Prinzeſſin, die von Jugend auf zur Repräſentation erzogen iſt, werde nicht Tournüre genug haben, um ein ſo unſchickliches Verhältniß den Augen der Welt zu verbergen?“

„Ich kann es nicht begreifen,“ flüſterte der Fremde, indem er wieder ſinnend nach ihr hin ſah; „ich kann es nicht faſſen; dieſe Heiterkeit, dieſer beinahe muthwillige Scherz — und ſtille unglückliche Liebe? Gnädige Frau, ich kann es nicht begreifen!“

„Ja, warum ſoll ſie denn nicht munter ſeyn, Baron? Sie ahnet wohl nicht, daß jemand etwas von ihrer meſchanten Aufführung weiß; der Amoroſo iſt in der Nähe“ —

„Iſt in der Nähe? o bitte, Madame! zeigen Sie mir den Glücklichen, wer iſt er?“

„Was verlangen Sie! Das wäre ja gegen alle Discretion, die ich der Oberhofmarſchallin ſchuldig bin; mein Freund, daraus wird nichts. Sie können zwar in Warſchau wieder erzählen, was Sie hier geſehen und gehört haben, aber Namen? nein, Namen zu nennen in ſolchen Affairen iſt ſehr unſchicklich; mein Mann kann dergleichen nicht leiden.“

Die Ouvertüre war ihrem Ende nahe, die Töne brausten ſtärker aus dem Orcheſter herauf, die Blicke der Zuſchauer waren feſt auf den Vorhang gerichtet, um den neuen Don Juan bald zu ſehen; doch der Fremde in der Loge der ruſſiſchen Geſandtſchaft hatte kein Ohr für Mozarts Töne, kein Auge für das Stück, er ſah nur das liebliche herrliche Kind, das ihm um ſo intereſſanter war, als dieſe ſchönen Augen, dieſe ſüßen freundlichen Lippen heimliche Liebe kennen ſollten. Ihre Umgebungen, einige ältere und jüngere Damen, hatten zu ſprechen aufgehört; ſie lauſchten auf die Muſik; Sophiens Augen gleiteten durch das gefüllte Haus, ſie ſchienen etwas zu vermiſſen, zu ſuchen. „Ob ſie wohl nach dem Geliebten ihre Blicke ausſendet?“ dachte der Fremde,

„ob ſie die Reihen muſtert, ihn zu ſehen, ihn mit einem verſtohlenen Lächeln, mit einem leiſen Beugen des Hauptes, mit einem jener tauſend Zeichen zu begrüßen, welche ſtille Liebe erfindet, womit ſie ihre Lieblinge beglückt, bezaubert?“ Eine ſchnelle, leichte Röthe flog jetzt über Sophiens Züge, ſie rückte den Stuhl mehr ſeitwärts, ſie ſah einigemal nach der Thüre ihrer Loge; die Thüre ging auf, ein großer ſchöner junger Mann trat ein und näherte ſich einer der älteren Damen, es war die Herzogin F., die Mutter der Prinzeſſin. Sophie ſpielte gleichgültig mit der Brille, die ſie in der Hand hielt, aber der Fremde war Kenner genug, um in ihrem Auge zu leſen, daß dieſer und kein anderer der Glückliche ſey.

Noch konnte er ſein Geſicht nicht ſehen; aber die Geſtalt, die Bewegungen des jungen Mannes hatten etwas Bekanntes für ihn; die Fürſtin zog ihre Tochter ins Geſpräch, ſie blickte freundlich auf, ſie ſchien etwas Pikantes erwiedert zu haben, denn die Mutter lächelte, der junge Mann wandte ſich um, und — „mein Gott! Graf Zronievsky!“ rief der Fremde ſo laut, ſo ängſtlich, daß der Geſandte an ſeiner Seite heftig erſchrack und ſeine Gemahlin den Gaſt krampfhaft an der Hand faßte und neben ſich auf den Stuhl niederriß.

„Ums Himmels willen, was machen Sie für Scandal!“ rief die erzürnte Dame, „die Leute ſchauen rechts und links nach uns her; wer wird denn ſo mörderiſch ſchreien? Es iſt nur gut, daß ſie da unten gerade eben ſo mörderlich gegeigt und trompetet haben, ſonſt hätte jedermann ihren Zronievsky hören müſſen. Was wollen

Sie nur von dem Grafen? Sie wiſſen ja doch, daß wir vermeiden, ihn zu kennen!“

„Kein Wort weiß ich,“ erwiederte der Fremde; „wie kann ich auch wiſſen, wen Sie kennen, und wen nicht, da ich erſt ſeit drei Stunden hier bin? Warum vermeiden Sie es, ihn zu ſehen?“

„Nun, ſeine Verhältniſſe zu unſerer Regierung können Ihnen nicht unbekannt ſeyn,“ ſprach der Geſandte; „er iſt verwieſen und es iſt mir höchſt fatal, daß er gerade hier und immer nur hier ſeyn will. Er hat ſich unverſchämterweiſe bei Hofe präſentiren laſſen, und ſo ſehe ich ihn auf jedem Schritt und Tritt, und doch wollen es die Verhältniſſe, daß ich ihn ignorire. Ueberdies macht mir der fatale Menſch ſonſt noch genug zu ſchaffen; man will höhern Orts wiſſen, wovon er lebe, und ſo glänzend lebe, da doch ſeine Güter konfiscirt ſind; und ich weiß es nicht heraus zu bringen. Sie kennen ihn, Baron?“

Der Fremde hatte dieſe Rede nur halb gehört; er ſah unverwandt nach der fürſtlichen Loge, er ſah, wie Zronievsky mit der Fürſtin und den andern Damen ſprach, wie nur ſein feuriges Auge hin und wieder nach Sophien hingleitete, wie ſie begierig dieſen Strahl auffing und zurück gab. Der Vorhang flog auf, der Graf trat zurück und verſchwand aus der Loge; Leporello hub ſeine Klagen an.

„Sie kennen ihn, Baron?“ flüſterte der Geſandte, „wiſſen Sie mir Näheres über ſeine Verhältniſſe“ —

„Ich habe mit ihm unter den polniſchen Lanciers gedient.“

„Iſt wahr, er hat in der franzöſiſchen Armee gedient; ſahen Sie ſich oft? kennen Sie ſeine Reſſourcen?“

„Ich habe ihn nur geſehen,“ warf der Fremde leicht hin, „wenn es der Dienſt mit ſich brachte; ich weiß nichts von ihm, als daß er ein braver Soldat und ein ſehr unterrichteter Offizier iſt.“

Der Geſandte ſchwieg; ſey es, daß er dieſen Worten glaubte, ſey es, daß er zu vorſichtig war, ſeinem Gaſt durch weitere Fragen Mißtrauen zu zeigen. Auch der Fremde bezeigte keine Luſt, das Geſpräch weiter fortzuſetzen, die Oper ſchien ihn ganz in Anſpruch zu nehmen; und dennoch war es ein ganz anderer Gegenſtand, der ſeine Seele unabläſſig beſchäftigte. „Alſo hieher hat dich dein unglückliches Geſchick endlich getrieben?“ ſagte er zu ſich, „armer Zronievſky! als Knabe wollteſt du dem Koſciusko helfen, und dein Vaterland befreien; Freiheit und Koſciusko ſind verklungen und verſchwunden! Als Jüngling warſt du für den Ruhm der Waffen, für die Ehre der Adler, denen du folgteſt, begeiſtert, man hat ſie zerſchlagen; du hatteſt dein Herz ſo lange vor Liebe bewahrt, ſie findet dich endlich als Mann, und ſiehe — die Geliebte ſteht ſo furchtbar hoch, daß du vergeſſen oder untergehen mußt!“

Das Geſchick ſeines Freundes, denn dies war ihm Graf Zronievſky geweſen, ſtimmte den Fremden ernſt und trübe, er verſank in jenes Hinbrüten, das die Welt und alle ihre Verhältniſſe vergißt, und der Geſandte mußte ihn, als der erſte Akt der Oper zu Ende war, durch mehrere Fragen aus ſeinem Sinnen aufwecken, das nicht einmal durch das Klatſchen und Bravorufen des Parterres unterbrochen worden war.

„Die Herzogin hat nach Ihnen gefragt,“ ſagte der Geſandte; „ſie behauptet, ihre Familie zu kennen; kommen Sie, wiſchen Sie dieſen Ernſt, dieſe Melancholie von Ihrer Stirne; ich will Sie in die Loge führen und präſentiren.“

Der Fremde erröthete; ſein Herz pochte, er wußte ſelbſt nicht warum; erſt als er den Corridor mit dem Geſandten hinging, als er ſich der fürſtlichen Loge näherte, fühlte er, daß es die Freude ſey, was ſein Blut in Bewegung brachte, die Freude, jenem lieblichen Weſen nahe zu ſeyn, deſſen ſtille Liebe ihn ſo ſehr anzog.

2.

Die Herzogin empfing den Fremden mit ausgezeichneter Güte. Sie ſelbſt präſentirte ihn der Prinzeſſin Sophie, und der Name Larun ſchien in den Ohren des ſchönen Kindes bekannt zu klingen; ſie erröthete flüchtig und ſagte, ſie glaube gehört zu haben, daß er früher in der franzöſiſchen Armee diente. Es war dem Baron nur zu gewiß, daß ihr niemand anders als Zronievsky dies geſagt haben konnte, es war ihm um ſo gewiſſer, als ihr Auge mit einer gewiſſen Theilnahme auf ihm, wie auf einem Bekannten ruhte, als ſie gerne die Rede an ihn zu richten ſchien.

„Sie ſind fremd hier,“ ſagte die Herzogin, „Sie ſind keinen Tag in dieſen Mauern, Sie können alſo noch von niemand beſtochen ſeyn; ich fordere Sie auf, ſeyn Sie Schiedsrichter; kann es nicht in der Natur geheimnißvolle Kräfte geben, die —, die, wie ſoll ich mich nur ausdrücken, die, wenn wir ſie frevelhaft hervorrufen uns Unheil bringen können?“

„Sie ſind nicht unparteiiſch, Mutter!“ rief die Prinzeſſin lebhaft, „Sie haben ſchon durch Ihre Frage, wie Sie ſie ſtellten, die Sinne des Barons gefangen genommen. Sagen Sie einmal, wenn zufällig im Zwiſchenraum von vielen Jahren von einem Hauſe nach und nach ſechs Dachziegel gefallen wären und einige Leute getödtet hätten, würden Sie nicht mehr an dieſem Hauſe vorübergehen?“

„Warum nicht? es müßten nur in dieſen Ziegeln geheimnißvolle Kräfte liegen, welche“ —

„Wie muthwillig!“ unterbrach ihn die Herzogin, „Sie wollen mich mit meinen geheimnißvollen Kräften nach Hauſe ſchicken; aber nur Geduld; das Gleichniß, das Sophie vorbrachte, paßt doch nicht ganz“ —

„Nun, wir wollen gleich ſehen, wem der Baron Recht gibt!“ rief jene, „die Sache iſt ſo: wir haben hier eine ſehr hübſche Oper, man gibt alles Mögliche, Altes und Neues durch einander, nur eines nicht, die ſchönſte, herrlichſte Oper, die ich kenne; auf fremden Boden mußte ich ſie zum erſten Mal hören, das Erſte, was ich that, als ich hieher kam, war, daß ich bat, man möchte ſie hier geben, und nie wird mir mein Wunſch erfüllt; und nicht etwa, weil ſie zu ſchwer iſt, nein der Grund iſt eigentlich lächerlich.“

„Und wie heißt die Oper?“ fragte der Fremde.

„Es iſt Othello!“

„Othello? gewiß, ein herrliches Kunſtwerk; auch mich ſpricht ſelten eine Muſik ſo an wie dieſe, und ich fühle mich auf lange Tage feierlich, ich möchte ſagen heilig bewegt, wenn ich Desdemona's Schwanengeſang zur Harfe ſingen gehört habe.“

„Hören ſie es? er kommt von Petersburg, von Warſchau, von Berlin, Gott weiß woher, — ich habe ihn nie geſehen, und dennoch ſchätzt er Othello ſo hoch. Wir müſſen ihn einmal wieder ſehen. Und warum ſoll er nicht wieder gegeben werden? Wegen eines Mährchens, das heutzutage niemand mehr glaubt.“

„Freveln Sie nicht!“ rief die Fürſtin, „es ſind mir Thatſachen bekannt, die mich ſchaudern machen, wenn ich nur daran denke; doch wir ſprechen unſerem Schiedsrichter in Räthſeln; ſtellen Sie ſich einmal vor, ob es nicht ſchrecklich wäre, wenn es jedesmal, ſo oft Othello gegeben würde, brennte.“

„Ach, wieder ein Gleichniß!“ fiel Sophie ein, „doch es iſt noch viel toller das Mährchen ſelbſt.“

„Nein, es ſoll einmal brennen,“ fuhr die Mutter fort. „Othello wurde zuerſt als Drama nach Shakeſpeare gegeben, ſchon vor fünfzig Jahren; die Sage ging, man weiß nicht woher und warum, daß, ſo oft Othello gegeben wurde, ein gewiſſes Evenement erfolgte; nun alſo unſer Brennen; es brannte jedesmal nach Othello. Man machte den Verſuch, man gab lange Zeit Othello nicht; es kam eine neue geiſtreiche Ueberſetzung auf, er wird gegeben — jener unglückliche Fall ereignet ſich wieder. Ich weiß noch wie heute, als Othello, zur Oper verwandelt, zum erſten Mal gegeben wurde; wir lachten lange vorher, daß wir den unglücklichen Mohren um ſein Opfer gebracht haben, indem er jetzt muſikaliſch geworden

— Desdemona war gefallen, wenige Tage nachher hatte der Schwarze auch ein weiteres Opfer. Der Fall trat nachher noch einmal ein, und darum hat man Othello nie wieder gegeben; es iſt thöricht, aber wahr. Was ſagen Sie dazu, Baron? aber aufrichtig, was halten Sie von unſerem Streit?“

„Durchlaucht haben vollkommen Recht,“ antwortete Larun in einem Ton, der zwiſchen Ernſt und Ironie die Mitte hielt; „wenn Sie erlauben, werde ich durch ein Beiſpiel aus meinem eigenen Leben ihre Behauptung beſtätigen. Ich hatte eine unverheirathete Tante, eine unangenehme myſtiſche Perſon; wir Kinder hießen ſie nur die Federntante, weil ſie große ſchwarze Federn auf dem Hut zu tragen pflegte. Wie bei ihrem Othello, ſo ging auch in unſerer Familie eine Sage, ſo oft die Federntante kam, mußte nachher eines oder das andere krank werden. Es wurde darüber geſcherzt und gelacht, aber die Krankheit ſtellte ſich immer ein, und wir waren den Spuk ſchon ſo gewöhnt, daß, ſo oft die Federntante zu Beſuch in den Hof fuhr, alle Zurüſtungen für die kommende Krankheit gemacht und ſelbſt der Doktor geholt wurde.“

„Eine köſtliche Figur, Ihre Federntante!“ rief die Prinzeſſin lachend, „ich kann mir ſie denken, wie ſie den Kopf mit dem Federnhut aus dem Wagen ſtreckt, wie die Kinder laufen, als käme die Peſt, weil keines krank werden will, und wie ein Reitknecht zur Stadt ſprengen muß, um den Doktor zu holen, weil die Federntante erſchienen ſey. Da hatten Sie ja wahrhaftig eine lebendige weiße Frau in Ihrer Familie!“

„Still von dieſen Dingen!“ unterbrach ſie die Fürſtin ernſt, beinahe unmuthig, „man ſollte nicht von Dingen ſo leichthin reden, die man nicht leugnen kann, und deren Natur dennoch nie erklärt werden wird. So iſt nun einmal auch mein Othello,“ ſetzte ſie freundlich hinzu. „Und Sie werden ihn nicht zu ſehen bekommen, Baron, und müſſen Ihr Lieblingsſtück ſchon anderswo aufſuchen.“

„Und Sie ſollen ihn dennoch ſehen!“ flüſterte Sophie zu ihm hin, „ich muß mein Desdemonalied noch einmal hören, ſo recht ſehen und hören auf der Bühne, und ſollte ich ſelbſt darüber zum Opfer werden!“

„Sie ſelbſt?“ fragte der Fremde betroffen, „ich höre ja, der geſpenſtiſche Mohr ſoll nur brennen, nicht tödten?“

„Ach, das war ja nur das Gleichniß der Mutter!“ flüſterte ſie noch leiſer, „die Sage iſt noch viel ſchauriger und gefährlicher.“

Der Kapellmeiſter pochte, die Introduktion des zweiten Akts begann, und der Fremde ſtand auf, die fürſtliche Loge zu verlaſſen. Die Herzogin hatte ihn gütig entlaſſen, aber vergebens ſah er ſich nach dem Geſandten um, er war wohl längſt in ſeine Loge zurückgekehrt. Unſchlüſſig, ob er rechts oder links gehen müſſe, ſtand er im Corridor, als eine warme Hand ſich in die ſeinige legte; er blickte auf, es war der Graf Zronievsky.

3.

„So habe ich doch recht geſehen?“ rief der Graf, „mein Major, mein tapferer Major! Wie lebt alles wieder in mir auf! ich werfe dieſe unglücklichen dreizehn

Jahre von mir; ich bin der frohe Lancier wie ſonſt; vive Poniatowsky! vive l'emp" —

„Um Gottes willen, Graf!" fiel ihm der Fremde in das Wort, „bedenken Sie, wo Sie ſind! Und warum dieſe Schatten heraufbeſchwören? ſie ſind hinab mit ihrer Zeit; laſſet die Todten ruhen!"

„Ruhen?" entgegnete jener, „das iſt ja gerade, was ich nicht kann; o daß ich unter jenen Todten wäre! wie ſanft, wie geduldig wollte ich ruhen. Sie ſchlafen meine tapfern Polen, und keine Stimme, wie mächtig ſie auch rufe, ſchreckt ſie auf. Warum darf ich allein nicht raſten?"

Ein düſteres unſtätes Feuer brannte in den Augen des ſchönen Mannes, ſeine Lippen ſchloſſen ſich ſchmerzlich; ſein Freund betrachtete ihn mit beſorgter Theilnahme, er ſah hier nicht mehr den fröhlichen heldenmüthigen Jüngling, wie er ihn an der Spitze des Regiments in den Tagen des Glückes geſehen; das zutrauliche, gewinnende Lächeln, das ihn ſonſt ſo angezogen, war einem grämlichen bittern Zuge gewichen; das Auge, das ſonſt voll ſtolzer Zuverſicht, voll freudigen Muthes, frei und offen um ſich blickte, ſchien mißtrauiſch jeden Gegenſtand prüfen, durchbohren zu wollen; das matte Roth, das ſeine Wangen bedeckte, war nur der Abglanz jener Jugendblüthe, die ihm in den Salons von Paris den Namen des ſchönen Polen erworben hatte, und dennoch, auch nach dieſer großen Veränderung, welche Zeit und Unglück hervorgebracht hatten, mußte man geſtehen, daß Prinzeſſin Sophie ſehr zu entſchuldigen ſey.

„Sie ſehen mich an, Major?" ſagte jener nach einigem Stillſchweigen, „Sie betrachten mich, als wollten

Sie die alten Zeiten aus meinen Zügen herausfinden? Geben Sie ſich nicht vergebliche Mühe; es iſt ſo manches anders geworden, ſollte nicht der Menſch mit dem Geſchick ſich ändern?“

„Ich finde Sie nicht ſehr verändert,“ erwiederte der Fremde, „ich erkannte Sie bei dem erſten Anblick wieder. Aber eines finde ich nicht mehr wie früher, aus dieſen Augen iſt ein gewiſſes Zutrauen verſchwunden, das mich ſonſt ſo oft beglückte. Alexander Zronievsky ſcheint mir nicht mehr zu trauen. Und doch,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „und dennoch war mein Geiſt immer bei ihm, ich weiß ſogar die tiefſten Gedanken ſeines Herzens.“

„Meines armen Herzens!“ entgegnete der Graf wehmüthig, „ich wüßte kaum, ob ich noch ein Herz habe, wenn es nicht manchmal vor Unmuth pochte! Welche Gedanken wollen Sie aufgeſpürt haben, als die unwandelbare Freundſchaft für Sie, Major? Schelten Sie nicht mein Auge, weil es nicht mehr fröhlich iſt; ich habe mich in mich ſelbſt zurückgezogen, ich habe mein Vertrauen in meine Rechte gelegt, ihr Druck wird Ihnen ſagen, daß ich noch immer der Alte bin.“

„Ich danke; aber wie? ich ſollte mich nicht auf die Gedanken Ihres Herzens verſtehen? Sie ſagen, es pocht nur vor Unmuth; was hat denn ein gewiſſes Fürſtenkind gethan, daß Ihr Herz ſo gar unmuthig pocht?“

Der Graf erblaßte; er preßte des Fremden Hand feſt in der ſeinigen: „Um Gotteswillen, ſchweigen Sie; nie mehr eine Sylbe über dieſen Punkt! Ich weiß, ich verſtehe, was Sie meinen, ich will ſogar zugeben, daß

Sie recht geſehen haben; der Teufel hat Ihre Augen gemacht, Major! Doch warum bitte ich einen Ehrenmann, wie Sie, zu ſchweigen? Es hat noch keiner vom achten Regiment ſeinen Kameraden verrathen.“

„Sie haben Recht, und kein Wort mehr darüber; doch nur dies eine noch: vom achten verrathet keiner den Kameraden, ob aber der gute Kamerad ſich ſelber nicht verräth?“

„Kommen Sie hier in dieſe Treppe,“ flüſterte der Graf, denn es nahten ſich mehrere Perſonen; „Jeſus Maria! ſollte außer Ihnen jemand etwas ahnen?“

„Wenn Sie Vertrauen um Vertrauen geben werden, wohlan ſo will ich beichten!“

„O foltern Sie mich nicht, Major! Ich will nachher ſagen, was Sie haben wollen, nur geſchwind, ob jemand außer Ihnen“ —

Der Major von Larun erzählte, er ſey heute in dieſer Stadt angekommen, ſeine Depeſchen ſeyen bei dem Geſandten bald in Richtigkeit geweſen, man habe ihn in die Oper mitgenommen, und dort, wie er entzückt die Prinzeſſin aus der Ferne betrachtet, habe ihm die Geſandtin geſagt, daß Sophie in ein Verhältniß unter ihrem Stande verwickelt ſey. „Sie traten ein in die fürſtliche Loge, ein Blick überzeugte mich, daß niemand als Sie der Geliebte ſeyn könne.“

„Und die Geſandtin?“ rief der Graf mit zitternder Stimme.

„Sie hat es beſtätigt. Wenn ich nicht irre, ſprach ſie auch von einer Oberhofmarſchallin, von welcher ſie die Nachricht habe.“

Der Graf ſchwieg, einige Minuten vor ſich hinſtarrend; er ſchien mit ſich zu ringen, er blickte einige Male den Fremden ſcheu von der Seite an — „Major!“ ſprach er endlich mit klangloſer matter Stimme, „können Sie mir hundert Napoleon leihen?“

Der Major war überraſcht von dieſer Frage; er hatte erwartet, ſein Freund werde etwas weniges über ſein Unglück jammern, wie bei dergleichen Scenen gebräuchlich, er konnte ſich daher nicht gleich in dieſe Frage finden, und ſah den Grafen ſtaunend an.

„Ich bin ein Flüchtling,“ fuhr dieſer fort, „ich glaubte endlich eine ſtille Stätte gefunden zu haben, wo ich ein klein wenig raſten könnte, da muß ich lieben — muß geliebt werden, Major, wie geliebt werden!“ Er hatte Thränen in den Augen, doch er bezwang ſich und fuhr mit feſter Stimme fort: „Es iſt eine ſonderbare Bitte, die ich hier nach ſo langem Wiederſehen an Sie thue, doch ich erröthe nicht zu bitten; Kamerad, gedenken Sie des letzten ruhmvollen Tages im Norden, gedenken Sie des Tages von Moſaisk?“

„Ich gedenke!“ ſagte der Fremde, indem ſein Auge glänzte und ſeine Wangen ſich höher färbten.

„Und gedenken Sie, wie die ruſſiſche Batterie an der Redoute auffuhr, wie ihre Kartätſchen in unſere Reihen ſausten und der Verräther Piolzky zum Rückzug blaſen ließ?“

„Ha!“ fiel der Fremde mit dröhnender Stimme ein, „und wie ſie ihn herabſchoſſen, Major, daß er keine Ader mehr zuckte, wie die Huſaren rechts abſchwenkten, wie Sie vorwärts! riefen, vorwärts Lanciers vom achten! und die Kanonen in fünf Minuten unſer waren!“ —

„Gedenken Sie?“ flüſterte der Graf mit Wehmuth, „wohlan! ich kommandire wieder vor der Front. Es gilt einen Kameraden herauszuhauen, werdet Ihr ihn retten? En avant, Major! vorwärts tapfrer Lancier! wirſt du ihn retten, Kamerad?“

„Ich will ihn retten!“ rief der Freund, und der Graf Zronievsky ſchlug ſeinen Arm um ihn, preßte ihn heftig an ſeine Bruſt und eilte dann von ihm weg, den Corridor entlang.

4.

„Gut, daß ich Sie treffe!“ rief Graf Zronievsky, als er am nächſten Morgen dem Major auf der Straße begegnete, „ich wollte eben zu Ihnen und Sie um eine kleine Gefälligkeit anſprechen“ —

„Die ich Ihnen ſchon geſtern zuſagte,“ erwiederte jener, „wollen Sie mich in mein Hotel begleiten? es liegt längſt für Sie bereit.“

„Um Gottes willen jetzt nichts von Geld!“ fiel der Graf ein, „Sie tödten mich durch dieſe Proſa; ich bin göttlich gelaunt, ſelig, überirdiſch geſtimmt. O Freund, ich habe es dem Engel geſagt, daß man uns bemerkt, ich habe ihr geſagt, daß ich fliehen werde, denn in ihrer Nähe zu ſeyn, ſie nicht zu ſprechen, nicht anzubeten, iſt mir unmöglich.“

„Und darf ich wiſſen, was ſie ſagte?“

„Sie iſt ruhig darüber, ſie iſt größer, als dieſe ſchlechten Menſchen; „was iſt es auch?“ ſagte ſie, „man kann uns gewiß nichts Böſes nachſagen, und wenn man auch unſer Verhältniß entdeckte, ſo will ich mir gern einmal einen dummen Streich vergeben laſſen; wo lebt ein Menſch, der nicht einmal einen beginge?"

„Eine geſunde Philoſophie," bemerkte der Major; „man kann nicht vernünftiger über ſolche Verhältniſſe denken; denn gerade die ſind meiſt am ſchlechteſten berathen, die glauben, ſie können alle Menſchen blenden. Doch iſt mir noch eine Frage erlaubt? wie es ſcheint, ſo ſehen Sie Ihre Dame allein? denn was Sie mir erzählten, wurde ſchwerlich geſtern im Don Juan verhandelt."

„Wir ſehen uns," flüſterte jener, „ja wir ſehen uns, aber wo, darf ich nicht ſagen, und ſo wahr ich lebe, das ſollen auch jene Menſchen nicht ausſpähen. Aber lange, ich ſehe es ſelbſt ein, lange Zeit kann es nicht mehr dauern. Drum bin ich immer auf dem Sprung, Kamerad, und Ihre Hülfe ſoll mich retten, wenn indeß meine Gelder nicht flüſſig werden — Doch gilt es morgen, ſo laß uns heut noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit; — ich will noch glücklich, ſelig ſeyn, weil es ja doch bald ein Ende haben muß."

„Und wozu kann ich Ihnen dienen?" fragte der Major, „wenn ich nicht irre, wollten Sie mich aufſuchen."

„Richtig, das war es, warum ich kommen wollte," entgegnete jener nach einigem Nachſinnen. „Sophie weiß, daß Sie mein Freund ſind, ich habe ihr ſchon früher von Ihnen erzählt, hauptſächlich die Geſchichte von der Bereʒinabrücke, wo Sie mich zu ſich auf den Rappen nahmen. Sie hat geſtern mit Ihnen geſprochen und von Othello, nicht wahr? Die Fürſtin will nicht zugeben, daß er aufgeführt werde, wegen irgend eines Mährchens, das ich nicht mehr weiß“ —

„Sie waren ſehr geheimnißvoll damit,“ unterbrach ihn der Freund, „und wie mir ſchien, wird es die Fürſtin auch nicht zugeben.“

„Und doch; ich habe ſie durch ein Wort dahin gebracht. Die Prinzeſſin bat und flehte, und das kann ich nun einmal nicht ſehen, ohne daß ich ihr zu Hülfe komme; ich nahm alſo eine etwas ernſte Miene an und ſagte: ſonderbar iſt es doch, wenn ſo etwas ins Publikum kommt, iſt es wie der Wind in den Geſandtſchaften, und kam es einmal ſo weit, ſo darf man nicht dafür ſorgen, daß es in acht Tagen als Chronique scandaleuse an allen Höfen erzählt wird. Die Fürſtin gab mir Recht; ſie ſagte, wiewohl mit ſehr bekümmerter und verlegener Miene zu, daß das Stück gegeben werden ſolle; doch, als ſie wegging, rief ſie mir noch zu: ſie gebe das Spiel dennoch nicht verloren, denn wenn auch Othello ſchon auf dem Zettel ſtehe, laſſe ſie die Desdemona krank werden.“

„Das haben Sie gut gemacht!“ rief der Major lachend, „alſo die Furcht vor der Chronique scandaleuse hat die Geſpenſterfurcht und das Grauen vor den Geheimniſſen der Natur überwunden?“

„Ja wohl! Sophie iſt außer ſich vor Freuden, daß ſie ihren Willen hat. Ich bin gerade auf dem Weg zum Regiſſeur der Oper; ich ſoll ihm vierhundert Thaler bringen, daß die Aufführung auch in pekuniärer Hinſicht keiner Schwierigkeit unterworfen ſeyn möchte, und Sie müſſen mich zu ihm begleiten.“

„Aber wird es nicht auffallen, wenn Sie im Namen der Prinzeſſin dieſe Summe überbringen?"

„Dafür iſt geſorgt; wir bringen es als Collekte von einigen Kunſtfreunden; ſtellen Sie einen Dilettanten oder Enthuſiaſten vor, oder was in unſern Kram paßt. Der Regiſſeur wohnt nicht weit von hier und iſt ein alter ehrlicher Kauz, den wir ſchon gewinnen wollen. Nur hier um die Ecke, Freund; ſehen Sie dort das kleine grüne Haus mit dem Erker."

5.

Der Regiſſeur der Oper war ein kleiner hagerer Mann, er war früher als Sänger berühmt geweſen und ruhte jetzt im Alter auf ſeinen Lorbeern. Er empfing die Freunde mit einer gewiſſen künſtleriſchen Hoheit und Würde, welche nur durch ſeine ſonderbare Kleidung etwas geſtört wurde; er trug nämlich eine ſchwarze Florentiner Mütze, welche er nur ablegte, wenn er zum Ausgehen die Perrücke auf die Glatze ſetzte. Auffallend ſtachen gegen dieſe bequeme Hauskleidung des Alten ein moderner, enge anliegender Frack und weite faltenreiche Beinkleider ab; ſie zeigten, daß der Herr Regiſſeur trotz der ſechzig Jährchen, die er haben mochte, dennoch für die Eitelkeit der Welt nicht abgeſtorben ſey; an den Füßen trug er weite ausgetretene Pelzſchuhe, auf denen er künſtlich im Zimmer herumfuhr, ohne ſichtbar die Beine aufzuheben; es kam den Freunden vor, als fahre er auf Schlittſchuhen.

„Iſt mir bereits angezeigt worden, der allerhöchſte Wunſch," ſagte der Regiſſeur, als ihm der Graf mit dem Zweck ihres Beſuches bekannt machte; „weiß bereits um die Sache; an mir ſoll es nicht fehlen, mein einziger Zweck iſt ja, die allerhöchſten Ohren auf ergötzliche Weiſe zu delektiren, aber — aber ich werde denn doch ſubmiſſeſt wagen müſſen, einige Gegenvorſtellungen zu exhibitiren.“

„Wie? Sie wollen dieſe Oper nicht geben?“ rief der Graf.

„Gott ſoll mich behüten, das wäre ja ein offenbares Mordattentat auf die allerhöchſte Familie! Nein! nein! wenn mein Wort in der Sache noch etwas gilt, wird dieſes unglückliche Stück nie gegeben.“

„Hätte ich doch nie gedacht,“ entgegnete der Graf, „daß ein Mann wie Sie von Pöbelwahn befangen wäre. Mit Staunen und Bewunderung vernahm ich ſchon in meiner früheſten Jugend in fernen Landen ihren gefeierten Namen; Sie wurden die Krone der Sänger genannt, ich brannte vor Begierde, dieſen Mann einmal zu ſehen. Ich bitte, verkleinern Sie dieſes ehrwürdige Bild nicht durch ſolchen Aberwitz.“

Der Alte ſchien ſich geſchmeichelt zu fühlen, ein anmuthiges Lächeln zog über ſeine verwitterten Züge, er ſteckte die Hände in die Taſchen und fuhr auf ſeinen Pelzſchuhen einigemal im Zimmer auf und ab. „Allzugütig, allzuviel Ehre!“ rief er, „ja wir waren unſerer Zeit etwas, wir waren ein tüchtiger Tenor! jetzt hat es freilich ein Ende. Aberglaube, belieben Sie zu ſagen? ich würde mich ſchämen irgend einem Aberglauben nachzuhängen; aber wo Thatſachen ſind, kann von Aberglauben nicht die Rede ſeyn.“

„Thatſachen?“ riefen die Freunde mit einer Stimme.

„O ja, verehrte Meſſieurs, Thatſachen; Sie ſcheinen nicht aus hieſiger Stadt und Gegend zu ſeyn, da Sie ſolche nicht wiſſen?“ —

„Ich habe allerdings von einem ſolchen Mährchen gehört,“ ſagte der Major; „es ſoll, wenn ich nicht irre, jedesmal nach Othello brennen, und“ —

„Brennen? daß mir Gott verzeih'; ich wollte lieber, daß es allemal brennte; Feuer kann man doch löſchen, man hat Brandaſſekuranzen, man kann endlich noch ſolch' einen Brandſchaden zur Noth ertragen; aber ſterben? nein, das iſt ein weit gefährlicherer Caſus.“

„Sterben? ſagen Sie, wer ſoll ſterben?“

„Nun, das iſt kein Geheimniß!“ erwiederte der Regiſſeur, „ſo oft Othello gegeben wird, muß acht Tage nachher jemand aus der fürſtlichen Familie ſterben.“

Die Freunde fuhren erſchrocken von ihren Sitzen auf, denn der prophetiſche, richtende Ton, womit der Alte dies ſagte, hatte etwas Greuliches an ſich; doch ſogleich ſetzten ſie ſich wieder und brachen über ihren eigenen Schrecken in ein luſtiges Gelächter aus, das übrigens den Sänger nicht aus der Faſſung brachte.

„Sie lachen?“ ſprach er, „ich muß es mir gefallen laſſen; wenn es Sie übrigens nicht genirt, ich will Sie die Theaterchronik inſpiciren laſſen, die ſeit hundert und zwanzig Jahren der jedesmalige Souffleur ſchreibt.“

„Die Theaterchronik her, Alter! laſſen Sie uns inſpiciren!“ rief der Graf, dem die Sache Spaß zu machen ſchien, und der Regiſſeur rutſchte mit außerordentlicher Schnelligkeit in ſeine Kammer und brachte einen in Leder und Meſſing gebundenen Folianten hervor.

Er ſetzte eine große in Bein gefaßte Brille auf und blätterte in der Chronik. „Bemerken Sie,“ ſagte er, „wegen des Nachfolgenden, erſtlich, hier ſteht: anno 1740 den 8. Dec. iſt die Actrice Charlotte Fandauerin in hieſigem Theater erſtickt worden. Man führte das Trauerſpiel Othello, der Mohr von Venedig, von Shakeſpeare auf.“

„Wie?“ unterbrach ihn der Major, „anno 1740 ſollte man hier Shakeſpeares Othello gegeben haben? und doch war es, wenn ich nicht irre, Schröder, der zuerſt und viel ſpäter das erſte Shakeſpeare’ſche Stück in Deutſchland aufführen ließ?“

„Bitte um Vergebung,“ erwiederte der Alte. „Der Herzog ſah auf einer Reiſe durch England in London dieſen Othello geben, ließ ihn, weil er außerordentlich gefiel, überſetzen und nachher hier öfter aufführen. Meine Chronik fährt aber alſo fort:

„Obgedachte Charlotte Fandauerin hat die Desdemona gegeben und iſt durch die Bettdecke, womit ſie in dem Stücke ſelbſt getödtet werden ſoll, elendiglich umgekommen. Gott ſey ihrer armen Seele gnädig! Dieſen Mord erzählt man ſich hier folgendermaßen: die Fandauer ſoll ſehr ſchön geweſen ſeyn; bei Hof ging es damals unter dem Herzog Nepomuk ſehr lasciv zu; die Fandauer wurde des Herzogs Geliebte. Sie aber ſoll ſich nicht blindlings und unvorſichtig ihm übergeben haben; ſie war abgeſchreckt durch das Beiſpiel ſo vieler, die er nach einigen Monaten oder Jährchen verſtieß und elendiglich herumlaufen ließ. Sie ſoll alſo ein ſchreckliches Bündniß mit ihm gemacht und erſt, nachdem er es beſchworen, ſich ihm ergeben haben. Aber wie bei den andern, ſo war es auch bei der Fandauer. Er hatte ſie bald ſatt und wollte ſie auf gelinde Art entfernen. Sie aber drohte ihm, das Bündniß, das er mit ihr gemacht, drucken und in ganz Europa verbreiten zu laſſen, ſie zeigte ihm auch, daß ſie dieſe Schrift ſchon in vielen fremden Städten niedergelegt habe, wo ſie auf ihren erſten Wink verbreitet würde.

„Der Herzog war ein grauſamer Herr und ſein Zorn kannte keine Grenzen. Er ſoll ihr auf verſchiedenen Wegen durch Gift haben beikommen wollen, aber ſie aß nichts, als was ſie ſelbſt gekocht hatte. Er gab daher einem Schauſpieler eine große Summe Geld und ließ den Othello aufführen. Sie werden ſich erinnern, daß in dem Shakeſpeare'ſchen Trauerſpiel die Desdemona von dem Mohren im Bette erſtickt wird. Der Acteur machte ſeine Sache nur allzunatürlich, denn die Fandauerin iſt nicht mehr erwacht.“

Der Graf ſchauderte; „und dies ſoll wahr ſeyn?“ rief er aus.

„Fragen Sie von älteren Perſonen in der Stadt, wen ſie wollen, Sie werden es überall ſo erzählen hören. Es wurde von Gerichten eine Unterſuchung gegen den Mörder anhängig gemacht, aber der Herzog ſchlug ſie nieder, nahm den Acteur vom Theater in ſeine Dienſte und erklärte, die Fandauerin habe durch Zufall der

Schlag gerührt. Aber acht Tage darauf ſtarb ihm ſein einziges Söhnlein, ein Prinz von zwölf Jahren."

„Zufall!" ſagte der Major.

„Nennen Sie es immerhin ſo," verſetzte der Alte und blätterte weiter, „doch hören Sie; Othello wurde zwei Jahre lang nicht mehr gegeben, denn wegen der Erinnerung an jenen Mord mochte der Herzog dieſes Trauerſpiel nicht leiden. Aber nach zwei Jahren war er ſo ruchlos, es wieder aufführen zu laſſen. Hier ſteht's: den 28. Sept. 1742 Othello, der Mohr von Venedig; und hier am Rande iſt bemerkt: Sonderbarlich! am 5. Oktober iſt Prinzeſſin Auguſte verſtorben, gerade auch acht Tage nach Othello, wie vor zwei Jahren der höchſtſelige Prinz Friedrich. Zufall, meine werthen Herren?"

„Allerdings Zufall!" riefen jene.

„Weiter! den 6. Februar 1748, Othello, der Mohr von Venedig. Ob es wohl wieder eintrifft? Sehen Si her, meine Herren! das hat der Souffleur hingeſchrieben, bemerken Sie gefälligſt, es iſt dieſelbe Hand, di hier in Margine bemerkt: Entſetzlich! die Fandauerin ſpukt wieder, Prinz Alexander den 14. plötzlich geſtorben, acht Tage nach Othello." Der Alte hielt inne un ſah ſeine Gäſte fragend an; ſie ſchwiegen; er blätter weiter und las: „den 16. Januar 1775, zum Benef der Mlle. Koller: Othello, der Mohr von Venedi Richtig wieder! Arme Prinzeſſin Eliſabeth, haſt d müſſen ſo ſchnell verſterben! † 24. Jan. 1775."

„Poſſen!" unterbrach ihn der Major, „ich gebe z es iſt ſo; es ſoll einigemal der Eigenſinn des Zufal es wirklich ſo gefügt haben; geben Sie mir aber n einen vernünftigen Grund an zwiſchen Urſache und Wirkung, wenn Sie dieſe Höchſtſeligen am Othello verſterben laſſen wollen!“

„Herr!“ antwortete der alte Mann mit tiefem Ernſt, „das kann ich nicht; aber ich erinnere an die Worte jenes großen Geiſtes, von dem auch dieſer unglückſelige Othello abſtammt: Es gibt viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde, wovon ſich die Philoſophen nichts träumen laſſen!“

„Ich kenne das,“ ſagte der Graf; „aber ich wette, Shakeſpeare hätte nie dieſen Spruch von ſich gegeben, hätte er gewußt, wie viel Lächerlichkeit ſich hinter ihm verbirgt!“

„Es iſt möglich,“ erwiederte der Sänger; „hören Sie aber weiter. Ich komme jetzt an ein etwas neueres Beiſpiel, deſſen ich mich erinnern kann, an den Herzog ſelbſt.“

„Wie?“ unterbrach ihn der Major, „eben jener, der die Actrice ermorden ließ?“

„Derſelbe; Othello war vielleicht zwanzig Jahre nicht mehr gegeben worden, da kamen, ich weiß es noch wie heute, fremde Herrſchaften zum Beſuch. Unſer Schauſpiel gefiel ihnen, und ſonderbarer Weiſe wünſchte eine der fremden fürſtlichen Damen Othello zu ſehen. Der Herzog ging ungern daran, nicht aus Angſt vor den greulichen Umſtänden, die dieſem Stück zu folgen pflegten, denn er war ein Freigeiſt und glaubte an nichts dergleichen; aber er war jetzt alt; die Sünden und Frevel ſeiner Jugend fielen ihm ſchwer aufs Herz, und er hatte Abſcheu vor dieſem Trauerſpiel. Aber ſey es, daß er der Dame nichts abſchlagen mochte, ſey es, daß er ſich vor dem Publikum ſchämte, das Stück mußte über Hals und Kopf einſtudirt werden, es wurde auf ſeinem Luſtſchloß gegeben. Sehen Sie, hier ſteht es: Othello, den 16. Oktober 1793 auf dem Luſtſchloß H .... aufgeführt."

„Nun, Alter! und was folgte? geſchwind!" riefen die Freunde ungeduldig.

„Acht Tage nachher, den 24. Oktober 1793 iſt der Herzog geſtorben."

„Nicht möglich!" ſagte der Major nach einigem Stillſchweigen, „laſſen Sie Ihre Chronik ſehen; wo ſteht denn etwas vom Herzog? Hier iſt nichts in Margine bemerkt."

„Nein," ſagte der Alte, und brachte zwei Bücher herbei; „aber hier ſeine Lebensgeſchichte, hier ſeine Trauerrede, wollen Sie gefälligſt nachſehen?"

Der Graf nahm ein kleines ſchwarzes Buch in die Hand und las: „Beſchreibung der ſolennen Beiſetzung des am 24. Oktober 1793 höchſtſelig verſtorbenen Herzogs und Herrn" — „dummes Zeug!" rief er und ſprang auf; „das könnte mich um den Verſtand bringen. Zufall! Zufall! und nichts anderes! Nun — und wiſſen Sie noch ein ſolches Hiſtörchen?"

„Ich könnte Ihnen noch einige anführen," erwiederte der Alte mit Ruhe, „doch Sie langweilen ſich bei dieſer ſonderbaren Unterhaltung; nur aus der neueſten Zeit noch einen Fall. Roſſini ſchrieb ſeine herrliche Oper Othello, worin er, was man bezweifelt hatte, zeigte, daß er es verſtehe, auch die tieferen tragiſchen

Saiten der menſchlichen Bruſt anzuſchlagen. Er wurde hier höheren Orts nicht verlangt, daher wurde er auch nicht für's Theater einſtudirt. Die Kapelle aber unternahm es, dieſe Oper für ſich zu ſtudiren, es wurden einige Scenen in Concerten ausgeführt, und dieſe wenigen Proben entzündeten im Publiknm einen ſo raſchen Eifer für die Oper, daß man allgemein in Zeitungen, an Wirthstafeln, in Singthees und dergleichen von nichts als Othello ſprach, nichts als Othello verlangte. Von den grauenvollen Begebenheiten, die das Schauſpiel Othello begleitet hatten, war gar nicht die Rede; es ſchien, man denke ſich unter der Oper einen ganz andern Othello. Endlich bekam der damalige Regiſſeur (ich war noch auf dem Theater und ſang den Othello), er bekam den Auftrag, ſage ich, die Oper in die Scene zu ſetzen. Das Haus war zum Erſticken voll, Hof und Adel war da, das Orcheſter ſtrengte ſich übermenſchlich an, die Sängerinnen ließen nichts zu wünſchen übrig, aber ich weiß nicht — uns alle wehte ein unheimlicher Geiſt an, als Desdemona ihr Lied zur Harfe ſpielte, als ſie ſich zum Schlafengehen rüſtete, als der Mörder, der abſcheuliche Mohr, ſich nahte. Es war daſſelbe Haus, es waren dieſelben Bretter, es war dieſelbe Scene, wie damals, wo ein liebliches Geſchöpf in derſelben Rolle ſo greulich ihr Leben endete. Ich muß geſtehen, trotz der Teufelsnatur meines Othello befiel mich ein leichtes Zittern, als der Mord geſchah, ich blickte ängſtlich nach der fürſtlichen Loge, wo ſo viele blühende kräftige Geſtalten auf unſer Spiel herüberſahen. Wirſt du wohl durch die Töne, die deinen Tod begleiten, dich beſänftigen laſſen, blutdürſtiges Geſpenſt der Gemordeten? dachte ich. Es war ſo; fünf, ſechs Tage hörte man nichts von einer Krankheit im Schloſſe; man lachte, daß es nur der Einkleidung in eine Oper bedurfte, um jenen Geiſt gleichſam irre zu machen; der ſiebente Tag verging ruhig, am achten wurde Prinz Ferdinand auf der Jagd erſchoſſen."

„Ich habe davon gehört," ſagte der Major, „aber es war Zufall; die Büchſe ſeines Nachbars ging los, und" —

„Sage ich denn, das Geſpenſt bringe die Höchſtſeligen ſelbſt um, drücke ihnen eigenhändig die Kehle zu? Ich ſpreche ja nur von einem unerklärlichen, geheimnißvollen Zuſammenhang."

„Und haben Sie uns nicht noch zu guter Letzt ein Mährchen erzählt; wo ſteht denn geſchrieben, daß acht Tage vor jener Jagd Othello gegeben wurde?"

„Hier!" erwiederte der Regiſſeur kaltblütig, indem er auf eine Stelle in ſeiner Chronik wieß; der Graf las: „Othello, Oper von Roſſini, den 12. März," und auf dem Rande ſtand dreimal unterſtrichen: den 20. fiel Prinz Ferdinand auf der Jagd.

Die Männer ſahen einander ſchweigend einige Augenblicke an; ſie ſchienen lächeln zu wollen, und doch hatte ſie der Ernſt des alten Mannes, das ſonderbare Zuſammentreffen jener furchtbaren Ereigniſſe tiefer ergriffen, als ſie ſich ſelbſt geſtehen mochten. Der Major blätterte in der Chronik und pfiff vor ſich hin, der Graf ſchien über etwas nachzuſinnen, er hatte Stirn und Augen feſt in die Hand geſtützt. Endlich ſprang er auf: „und dies alles kann Ihnen dennoch nicht helfen!" rief er, „die

Oper muß gegeben werden. Der Hof, die Geſandten wiſſen es ſchon, man würde ſich blamiren, wollte man durch dieſe Zufälle ſich ſtören laſſen. Hier ſind vierhundert Thaler, mein Herr! Es ſind einige Freunde und Liebhaber der Kunſt, welche ſie Ihnen zuſtellen, um Ihren Othello recht glänzend auftreten zu laſſen. Kaufen Sie davon, was Sie wollen," ſetzte er lächelnd hinzu, „laſſen Sie Geiſterbanner, Beſchwörer kommen, kaufen Sie einen ganzen Hexenapparat, kurz, was nur immer nöthig iſt, um das Geſpenſt zu vertreiben — nur geben Sie uns Othello."

„Meine Herren," ſagte der Alte, „es iſt möglich, daß ich in meiner Jugend ſelbſt über dergleichen gelacht und geſcherzt hätte; das Alter hat mich ruhiger gemacht, ich habe gelernt, daß es Dinge gibt, die man nicht geradehin verwerfen muß. Ich danke für Ihr Geſchenk, ich werde es auf eine würdige Weiſe anzuwenden wiſſen. Aber nur auf den ſtrengſten Befehl werde ich Othello geben laſſen. Ach Gott und Herr!" rief er kläglich, „wenn ja der Fall wieder einträte, wenn das liebe herzige Kind, Prinzeſſin Sophie, des Teufels wäre!"

„Seyn Sie ſtill!" rief der Graf erblaſſend, „wahrhaftig, Ihre wahnſinnigen Geſchichten ſind anſteckend, man könnte ſich am hellen Tage fürchten: Adieu! Vergeſſen Sie nicht, daß Othello auf jeden Fall gegeben wird; machen Sie mir keine Kunſtgriffe mit Katarrh und Fieber, mit Krankwerdenlaſſen und eingetretenen Hinderniſſen. Beim Teufel, wenn Sie keine Desdemona hergeben, werde ich das Geſpenſt der

Erwürgten heraufrufen, daß es diesmal ſelbſt eine Gaſtrolle übernimmt."

Der Alte kreuzigte ſich und fuhr ungeduldig auf ſeinen Schuhen umher; „welche Ruchloſigkeit!" jammerte er, „wenn ſie nun erſchiene, wie der ſteinerne Gaſt? Laſſen Sie ſolche Reden, ich bitte Sie; wer weiß, wie nahe jedem ſein eigenes Verderben iſt!"

Lachend ſtiegen die beiden die Treppe hinab, und noch lange diente der muſikaliſche Prophet mit der Florentiner Mütze und den Pelzſchlittſchuhen ihrem Witz zur Zielſcheibe.

6.

Es gab Stunden, worin der Major ſich durchaus nicht in den Grafen, ſeinen alten Waffenbruder, finden konnte. War er ſonſt fröhlich, lebhaft, von Witz und Laune ſtrahlend, konnte er ſonſt die Geſellſchaft durch treffende Anekdoten, durch Erzählungen aus ſeinem Leben unterhalten, wußte er ſonſt jeden, mochte er noch ſo gering ſeyn, auf eine ſinnige feine Weiſe zu verbinden, ſo daß er der Liebling aller, von vielen angebetet wurde: ſo war er in andern Momenten gerade das Gegentheil. Er fing an, trocken und ſtumm zu werden, ſeine Augen ſenkten ſich, ſein Mund preßte ſich ein. Nach und nach ward er finſter, ſpielte mit ſeinen Fingern, antwortete mürriſch und ungeſtüm. Der Major hatte ihm ſchon abgemerkt, daß dies die Zeit war, wo er aus der Geſellſchaft entfernt werden müſſe, denn jetzt fehlten noch wenige Minuten, ſo zog er mit leicht aufgeregter Empfindlichkeit jedes unſchuldige Wort auf ſich, und fing an zu wüthen und zu raſen.

Der Major war viel um ihn, er hatte aus früherer Zeit eine gewiſſe Gewalt und Herrſchaft über ihn, die er jetzt geltend machte, um ihn vor dieſen Ausbrüchen der Leidenſchaft in Geſellſchaft zu bewahren; deſto greulicher brachen ſie in ſeinen Zimmern aus; er tobte, er fluchte in allen Sprachen, er klagte ſich an, er weinte. „Bin ich nicht ein elender, verworfener Menſch?“ ſprach er einſt in einem ſolchen Anfall, „meine Pflichten mit Füßen zu treten, die treueſte Liebe von mir zu ſtoßen, ein Herz zu martern, das mir ſo innig anhängt! Leichtſinnig ſchweife ich in der Welt umher, habe mein Glück verſcherzt, weil ich in meinem Unſinn glaubte, ein Kosciusko zu ſeyn, und bin nichts, als ein Schwachkopf, den man wegwarf. Und ſo viele Liebe, dieſe Aufopferung, dieſe Treue ſo zu vergelten!“

Der Major nahm zu allerlei Troſtmitteln ſeine Zuflucht. „Sie ſagen ja ſelbſt, daß die Prinzeſſin Sie zuerſt geliebt hat; konnte ſie je eine andere Liebe, eine andere Treue von Ihnen erwarten, als die, welche die Verhältniſſe erlauben?“

„Ha, woran mahnen Sie mich!“ rief der Unglückliche, „wie klagen mich Ihre Entſchuldigungen ſelbſt an! Auch ſie, auch ſie bethört! Wie kindlich, wie unſchuldig war ſie, als ich Verruchter kam, als ich ſie ſah mit dem lieblichen Schmelz der Unſchuld in den Augen, da fing mein Leichtſinn wieder an; ich vergaß alle guten Vorſätze, ich vergaß, wem ich allein gehören durfte; ich ſtürzte mich in einen Strudel von Luſt, ich begrub mein Gewiſſen in Vergeſſenheit!“ Er fing an zu weinen, die Erinnerung ſchien ſeine Wuth zu beſänftigen. „Und konnte ich," flüſterte er, „konnte ich ſo von ihr gehen? Ich fühlte, ich ſah es an jeder ihrer Bewegungen, ich las es in ihrem Auge, daß ſie mich liebte; ſollte ich fliehen, als ich ſah, wie dieſe Morgenröthe der Liebe in ihren Wangen aufging, wie der erſte leuchtende Strahl des Verſtändniſſes aus ihrem Auge brach, auf mich nieder fiel, mich aufzufordern ſchien, ihn zu erwiedern?"

„Ich beklage Sie," ſprach der Freund und drückte ſeine Hand; „wo lebt ein Mann, der ſo ſüßer Verſuchung widerſtanden wäre?"

„Und als ich ihr ſagen durfte, wie ich ſie verehre, als ſie mir mit ſtolzer Freude geſtand, wie ſie mich liebe, als jenes traute entzückende Spiel der Liebe begann, wo ein Blick, ein flüchtiger Druck der Hand mehr ſagt, als Worte auszudrücken vermögen, wo man Tage lang nur in der freudigen Erwartung eines Abends, einer Stunde, einer einſamen Minute lebte, wo man in der Erinnerung dieſes ſeligen Augenblickes ſchwelgte, bis der Abend wieder erſchien, bis ich aus dem Taumelkelch ihrer ſüßen Augen aufs neue Vergeſſenheit trank; wie reich wußte ſie zu geben, wie viel Liebe wußte ſie in ein Wort, in einen Blick zu legen! und ich ſollte fliehen?"

„Und wer verlangt dies?" ſagte der Freund gerührt. „Es wäre grauſam geweſen, eine ſo ſchöne Liebe, die alle Verhältniſſe zum Opfer brachte, zurück zu ſtoßen. Nur Vorſicht hätte ich gewünſcht; ich denke, noch iſt nicht alles verloren!"

Er ſchien nicht darauf zu hören; ſeine Thränen ſtrömten heftiger, ſein glänzendes Auge ſchien tiefer in die Vergangenheit zu tauchen. „Und als ſie mir mit holdem Erröthen ſagte, wie ich zu ihr gelangen könne, als ſie erlaubte, ihre fürſtliche Stirne zu küſſen, als der ſüße Mund, deſſen Wünſche einem Volk Befehle waren, mein gehörte, und die Hoheit einer Fürſtin unterging im traulichen Flüſtern der Liebe — da, da ſollte ich ſie laſſen?“

„Wie glücklich ſind Sie! gerade in dem Geheimniß dieſes Verhältniſſes muß ein eigener Reiz liegen; und warum wollen Sie dieſe Liebe ſo tief verdammen? Faſſen Sie ſich! Das Urtheil der Welt kann Ihnen gleichgültig ſeyn, wenn Sie glücklich ſind; denn im Ganzen trägt ja wahrhaftig dies Verhältniß nichts ſo Schwarzes, Schuldiges an ſich, wie Sie es ſelbſt ſich vorſtellen!“

Der Graf hatte ihm zugehört; ſeine Augen rollten, ſeine Wangen färbten ſich dunkler, er knirſchte mit den Zähnen; „nicht ſo mild müſſen Sie mich beurtheilen,“ ſagte er mit dumpfer Stimme, „ich verdiene es nicht. Ich bin ein Frevler, vor dem Sie zurück ſchaudern ſollten. O — daß ich Vergeſſenheit erkaufen könnte, daß ich Jahre auslöſchen könnte aus meinem Gedächtniß! — Ich will vergeſſen, ich muß vergeſſen, ich werde wahnſinnig, wenn ich nicht vergeſſe; ſchaffen Sie Wein, Kamerad! ich will trinken, mich dürſtet, es wüthet eine Flamme in mir, ich will mein Gedächtniß, meine Schuld erſäufen.“

Der Major war ein beſonnener Mann; er dachte ziemlich ruhig über dieſe verzweiflungsvollen Ausbrüche der Reue und Selbſtanklage; „er iſt leichtſinnig, ſo habe ich ihn von jeher gekannt,“ ſagte er zu ſich; „ſolche

Menſchen kommen leicht aus einem Extrem in das andere. Er ſieht jetzt große Schuld in ſeiner Liebe, weil ſie der Geliebten in ihren Verhältniſſen ſchaden kann, und im nächſten Augenblick berauſcht ihn wieder die Wonne der Erinnerung.“ Der Wein kam, der Major goß ein; der Graf ſtürzte ſchnell einige Gläſer hinunter; er ging mit ſchnellen Schritten ſchweigend im Zimmer auf und nieder, blieb vor dem Freunde ſtehen, trank und ging wieder. Dieſer mochte ſeine ſtillen Empfindungen nicht unterbrechen, er trank und beobachtete über das Glas hin aufmerkſam die Mienen, die Bewegungen des Freundes.

„Major!“ rief dieſer endlich und warf ſich auf den Stuhl nieder, „welches Gefühl halten Sie für das ſchrecklichſte?“

Dieſer ſchlürfte bedächtig den Wein in kleinen Zügen, er ſchien nachzuſinnen, und ſagte dann: „ohne Zweifel, das, was das freudigſte Gefühl gibt, muß auch das traurigſte werden — Ehre, gekränkte Ehre.“

Der Graf lachte grimmig. „Laſſen Sie ſich die Thaler wieder geben, Kamerad, die Sie einem ſchlechten Pſychologen für ſeinen Unterricht gaben. Gekränkte Ehre! Alſo tiefer ſteigt Ihre Kunſt nicht hinab in die Seele? Die gekränkte Ehre fühlt ſich doch ſelbſt noch; es lebt doch ein Gefühl in des Gekränkten Bruſt, das ihn hoch erhebt über die Kränkung, er kann die Scharte auswetzen am Beleidiger; er hat noch die Möglichkeit, ſeine Ehre wieder fleckenlos und rein zu waſchen, aber tiefer, Herr Bruder,“ rief er, indem er die Hand des Majors krampfhaft faßte, „tiefer hinab in die Seele! welches Gefühl iſt noch ſchrecklicher?“

„Von einem habe ich gehört," erwiederte jener, „das aber Männer wie wir nicht kennen — es heißt Selbſtverachtung."

Der Graf erbleichte und zitterte, er ſtand ſchweigend auf und ſah den Freund lange an. „Getroffen, Kamerad!" ſagte er, „das ſitzt noch tiefer. Männer, wie wir, pflegen es nicht zu kennen, es heißt Selbſtverachtung. Aber der Teufel legt auch gar feine Schlingen auf die Erde; ehe man ſich verſieht, iſt man gefangen. Kennen Sie die Qual des Wankelmuthes, Major?"

„Gottlob, ich habe ſie nie erfahren; mein Weg ging immer gerade aus aufs Ziel!"

„Gerade aus aufs Ziel? wer auch ſo glücklich wäre! Erinnern Sie ſich noch des Morgens, als wir aus den Thoren von Warſchau ritten? Unſere Gefühle, unſere Sinne gehörten jenem großen Geiſte, der ſie gefangen hielt; aber wem gehörten die Herzen der polniſchen Lanciers? Unſere Trompeten ließen jene Arien aus den Krakauern ertönen, jene Geſänge, die uns als Knaben bis zur Wuth für das Vaterland begeiſtert hatten; dieſe wohlbekannten Klänge pochten wieder an die Pforte unſerer Bruſt; Kamerad, wem gehörten unſere Herzen?"

„Dem Vaterland!" ſagte der Major gerührt, „ja, damals, damals war ich freilich wankelmüthig!"

„Wohl Ihnen, daß ſie es ſonſt nie waren; der Teufel weiß das recht hübſch zu machen; er läßt uns hier empfinden, glücklich werden, und dort ſpiegelt er noch höhere Wonne, noch größeres Glück uns vor!"

— „Möglich; aber der Mann hat Kraft, dem treu zu bleiben, was er gewählt hat.“

„Das iſt es!“ rief der Graf, wie niedergedonnert durch dies eine Wort, „das iſt es, und daraus — die Selbſtverachtung; und warum beſſer ſcheinen, als ich bin? Kamerad, Sie ſind ein Mann von Ehre, fliehen Sie mich wie die Peſt, ich bin ein Ehrloſer, ein Ehrvergeſſener! Sie ſind ein Mann von Kraft, verachten Sie mich, ich muß mich ſelbſt verachten, wiſſen Sie, ich bin —

„Halt, ruhig!“ unterbrach ihn der Freund, „es pochte an der Thüre, — herein!“

7.

„Bedaure, bedaure unendlich,“ ſprach der Regiſſeur der Oper und rutſchte mit tiefen Verbeugungen ins Zimmer, „ich unterbreche Hochdieſelben?“

„Was bringen Sie uns?“ erwiederte der Major ſchneller gefaßt als der unglückliche Freund, „ſetzen Sie ſich und verſchmähen Sie nicht unſern Wein; was führt Sie zu uns?“

„Die traurige Gewißheit, daß Othello doch gegeben wird. Es hilft nichts; alles Bitten iſt umſonſt. Ich will Ihnen nur geſtehen, ich ließ die Oper einüben, hatte aber unſere Prima Donna ſchon dahin gebracht, daß ſie mir feierlich gelobte, heiſer zu werden; da führt der Satan geſtern Abend die Sängerin Fanutti in die Stadt; ſie kommt vom ....ner Theater, bittet die allerhöchſte Theaterdirektion um Gaſtrollen, und — ſtellen Sie ſich vor, man ſagt ihr auf nächſten Sonntag

Othello zu. Ich habe beinahe geweint, wie es mir angezeigt wurde; jetzt hilft kein Gott mehr dagegen, und doch habe ich ſchreckliche Ahnungen!“

„Alter Herr!“ rief der Graf, der indeſſen Zeit gehabt hatte, ſich zu ſammeln, „geben Sie doch einmal Ihren Köhlerglauben auf; ich kann Sie verſichern, es ſoll keinem der allerhöchſten Perſonen ein Haar gekrümmt werden; ich gehe hinaus auf den Kirchhof, laſſe mir das Grab der erwürgten Desdemona zeigen, mache ihr meine Aufwartung, und bitte ſie, diesmal ein Auge zuzudrücken und mich zu erwürgen. Freilich hat ſie dann nur einen Grafen und kein fürſtliches Blut; doch einer meiner Vorfahren hat auch eine Krone getragen!“

„Freveln Sie nicht ſo ſchrecklich,“ entgegnete der Alte; „wie leicht kann Sie das Unglück mit hinabziehen! Mit ſolchen Dingen iſt nicht zu ſcherzen. Ueberdies habe ich heute Nacht im Traume einen großen Trauerzug mit Fackeln geſehen, wie man Fürſten zu begraben pflegt.“

„Schreckliche Viſionen, guter Herr!“ lachte der Major. „Haben Sie vielleicht vorher ein Gläschen zu viel getrunken? Und was iſt natürlicher, als daß Sie ſolches Zeug träumen, da Sie den ganzen Tag mit Todesgedanken umgehen!“

Der Alte ließ ſich nicht aus ſeinem Ernſt herausſchwatzen. „Gerade Sie, verehrter Herr, ſollten nicht Spott damit treiben,“ ſagte er. „Ich habe Sie nie geſehen bis zu jener Stunde, wo Sie mich mit dem Herrn Grafen beſuchten, und doch gingen wir beide heute Nacht mit einander dem Sarge nach, Sie weinten heftig.“

„Immer köſtlicher! wie lebhaſt Sie träumen; darum mußte ich hieher kommen, um mit Ihnen, lieber Mann, im Traume ſpazieren zu gehen!“

„Brechen wir ab,“ erwiederte jener, „was kommen muß, wird kommen, und wir würden vielleicht viel drum geben, hätten wir alles nur geträumt. Ich komme aber hauptſächlich zu Ihnen, um Sie zur Probe einzuladen; Sie haben ſich ſo generös gegen uns bewieſen, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, Ihnen unſer Perſonal, namentlich die neue Sängerin zu zeigen.“

Die Freunde nahmen freudig den Vorſchlag an. Der Graf ſchien wie immer ſeine Heftigkeit zu bereuen, und dieſe Zerſtreuung kam ihm erwünſcht; auf dem Major hatten jene Ausbrüche einer Selbſtanklage ſchwer und drückend gelegen; auch er nahm daher mit Dank dieſen Ausweg an, um einer näheren Erklärung ſeines Freundes, die er eher fürchtete als wünſchte, zu entfliehen.

8.

Und wirklich ſchien auch ſeit jener Stunde der Graf dieſe Saite nicht mehr berühren zu wollen; er ſchien wohl hin und wieder düſter, ja die Augenblicke des tiefen Grames kehrten wieder, aber nicht mit ihnen das Geſtändniß einer großen Schuld, das damals ſchon auf ſeinen Lippen ſchwebte; er war verſchloſſener als ſonſt. Der Major ſah ihn ſogar einige Tage beinahe gar nicht; die Geſchäfte, die ihn in dieſe Stadt gerufen hatten, ließen ihm wenige Stunden übrig, und dieſe pflegte gerade der Graf dem Theater zu widmen; denn ſey es aus Luſt an der Sache ſelbſt, oder um im Sinne der

Geliebten zu handeln und ihre Lieblingsoper recht genwärtig; ſein richtiger Takt, ſeine ausgebreiteten Reiſen, ſein feiner, in der Welt gebildeter Geſchmack verbeſſerten unmerklich manches, was dem Auge und Ohr ſelbſt eines ſo ſcharfen Kritikers, wie der Regiſſeur war, entgangen wäre; und der alte Mann vergaß oft ſtundenlang die ſchwarzen Ahnungen, die ſeine Seele quälten, ſo ſehr wußte Graf Zronievsky ſein Intereſſe zu feſſeln.

So war Othello zu einer Vollkommenheit fortge- ſchritten, die man anfangs nicht für möglich gehalten hätte; die Oper war durch die ſonderbaren Umſtände, welche ihre Aufführung bisher verhindert hatten, nicht nur dem Publikum, ſondern ſelbſt den Sängern neu ge- worden; kein Wunder, daß ſie ihr Möglichſtes thaten, um ſo großen Erwartungen zu entſprechen, kein Wunder, daß man mit freudiger Erwartung dem Tag entgegen- ſah, der den Mohren von Venedig auf die Bretter rufen ſollte.

Es kam aber noch zweierlei hinzu, das Intereſſe des Publikums zu feſſeln. Der Sängerin Fanutti war ein großer Ruf vorausgegangen, man war neugierig, wie ſie ſich vom Theater ausnehme, wie ſie Desde- mona geben werde, eine Rolle, zu der man außer ſchönem Geſang, auch ein höheres tragiſches Spiel verlangte. Hiezu kam das leiſe Gerücht von den ſonder- baren Vorfällen, die jedesmal Othello begleitet hatten; die ältern Leute erzählten, die jüngern ſprachen es nach, zweifelten, vergrößerten, ſo daß ein großer Theil des

Publikums glaubte, der Teufel ſelbſt werde eine Gaſtrolle im Othello übernehmen.

Der Major von Larun hatte Gelegenheit, an manchen Orten über dieſe Dinge ſprechen zu hören; am auffallendſten war ihm, daß man bei Hof, wo er noch einige Abende zubrachte, kein Wort mehr über Othello ſprach; nur Prinzeſſin Sophie ſagte einmal flüchtig und lächelnd zu ihm: „Othello hätten wir denn doch herausgeſchlagen, Ihrer Krankheitstante, Baron, und der diplomatiſchen Drohung des Grafen haben wir es zu danken. Wie freue ich mich auf Sonntag; auf mein Desdemonaliedchen; wahrlich, wenn ich einmal ſterbe, es ſoll mein Schwanengeſang werden.“

„Gibt es Ahnungen?“ dachte der Major bei dieſen flüchtig hingeworfenen Worten, die ihm unwillkürlich ſchwer und bedeutungsvoll klangen; „die Sage von der geſpenſtigen Desdemona, die Furcht des alten Regiſſeur, ſeine Träume von Trauergeleite und dieſer Schwanengeſang?“ Er ſah der holden lieblichen Erſcheinung nach, wie ſie froh und freundlich durch die Säle gleitete, wie ſie, gleich dem Mädchen aus der Fremde, jedem eine ſchöne Gabe, ein Lächeln, oder ein freundliches Wort darreichte, — „wenn der Zufall es wieder wollte, dachte er, wenn ſie ſtürbe!“ Er verlachte ſich im nächſten Augenblicke ſelbſt, er konnte nicht begreifen, wie ein ſolcher Gedanke in ſeine vorurtheilsfreie Seele kommen könne — er ſuchte mit Gewalt dieſes lächerliche Phantom aus ſeiner Erinnerung zu verdrändrängen, — umſonſt! dieſer Gedanke kehrte immer wieder, überraſchte ihn mitten unter den fremdartigſten

Reden und Gegenſtänden, und immer noch glaubte er, eine ſüße Stimme flüſtern zu hören: „wenn ich ſterbe — ſey es mein Schwanengeſang.“

Der Sonntag kam, und mit ihm ein ſonderbarer Vorfall. Der Major war Nachmittags mit dem Grafen und mehreren Offizieren ausgeritten. Auf dem Heimweg überfiel ſie ein Regen, der ſie bis auf die Haut durchnäßte. Die Wohnung des Grafen lag dem Thore zunächſt, er bat daher den Major, ſich bei ihm umzukleiden; einen Hut des Freundes auf dem Kopf, in einen ſeiner Ueberröcke gehüllt, trat der Major aus dem Hauſe, um in ſeine eigene Wohnung zu eilen. Er mochte einige Straßen gegangen ſeyn, und immer war es ihm, als ſchleiche jemand allen ſeinen Tritten nach. Er blieb ſtehen, ſah ſich um, und dicht hinter ihm ſtand ein hagerer großer Mann in einem abgetragenen Rock. „Dies an Sie, Herr!“ ſagte er mit dumpfer Stimme und durchdringendem Blick, drückte dem Erſtaunten ein kleines Billet in die Hand und ſprang um die nächſte Ecke. Der Major konnte nicht begreifen, woher ihm, in der völlig fremden Stadt, ſolche geheimnißvolle Botſchaft kommen ſollte? Er betrachtete das Billet von allen Seiten, es war feines, glänzendes Papier, in eine Schleife künſtlich zuſammengeſchlungen, mit einer ſchönen Camée geſiegelt. Keine Aufſchrift. Vielleicht will man ſich einen Scherz mit dir machen, dachte er, und öffnete es ſorglos auf der Straße; er las und wurde aufmerkſam, er las weiter und erblaßte, er ſteckte das Papier in die Taſche und eilte ſeiner Wohnung, ſeinem Zimmer zu.

Es war ſchon Dämmerung geweſen auf der Straße, er glaubte nicht recht geleſen zu haben, er rief nach Licht. Aber auch beim hellen Schein der Kerzen blieben die unſeligen Worte feſt und drohend ſtehen:

„Elender! Du kannſt Dein Weib, Deine kleinen Würmer im Elende ſchmachten laſſen, während Du vor der Welt in Glanz und Pracht auftrittſt? Was willſt Du in dieſer Stadt? willſt Du ein ehrwürdiges Fürſtenhaus beſchimpfen, ſeine Tochter ſo unglücklich machen, als Du Dein Weib gemacht haſt? Fliehe! in der Stunde, wo Du dieſes lieſt, weiß Pr. Sph. das ſchändliche Geheimniß Deines Betrugs.“

Der Major war keinen Augenblick im Zweifel, daß dieſe Zeilen an den Grafen gerichtet, daß ſie durch Zufall, vielleicht weil er in des Freundes Kleidern über die Straße gegangen, in ſeine Hände gerathen ſeyen. Jetzt wurden ihm auf einmal jene Ausbrüche der Verzweiflung klar; es war Reue, Selbſtverachtung, die in einzelnen Momenten die glänzende Hülle durchbrochen, womit er ſein trügeriſches Spiel bedeckt hatte. Laruns Blicke fielen auf die Zeilen, die er noch immer in der Hand hielt; jene Chiffern Pr. Sph. konnten nichts anderes bedeuten, als den Namen des holden, jetzt ſo unglückſeligen Geſchöpfes, das jener gewiſſenloſe Verräther in ſein Netz gezogen hatte. Der Major war ein Mann von kaltem berechnendem Blick, von ſtarkem konſequentem Geiſte; er hatte ſich ſelten oder nie von einem Gegenſtand überraſchen oder außer Faſſung ſetzen laſſen, aber in dieſem Augenblick war er nicht mehr Herr über ſich; Wuth, Grimm, Verachtung kämpften wechſelweiſe in ſeiner Seele. Er ſuchte ſich zu bezwingen, die Sache von einem milderen Geſichtspunkt anzuſehen, den Grafen durch ſeinen Charakter, ſeinen grenzenloſen Leichtſinn zu entſchuldigen; aber der Gedanke an Sophie, der Blick auf „das Weib und die armen kleinen Würmer“ des Elenden, verjagten jede mildernde Geſinnung, brausten wie ein Sturm durch ſeine Seele; ja, es gab Augenblicke, wo ſeine Hand krampfhaft nach der Wand hinzuckte, um die Piſtolen herunter zu reißen und den ſchlechten Mann noch in dieſer Stunde zu züchtigen. Doch die Verachtung gegen ihn bewirkte, was mildere Stimmen in ſeiner Bruſt nicht bewirken konnten; „er muß fort, noch dieſe Stunde!“ rief er, „die Unglückliche, die er bethörte, darf um keinen Preis erfahren, welchem Elenden ſie ihre erſte Liebe ſchenkte. Sie ſoll ihn beweinen, vergeſſen; ihn verachten zu müſſen, könnte ſie tödten.“ Er warf dieſe Gedanken ſchnell aufs Papier, raffte eine große Summe, mehr als er entbehren konnte, zuſammen, legte den unglücklichen Brief bei und ſchickte alles durch ſeinen Diener an den Grafen.

Es war die Stunde, in die Oper zu fahren; wie gerne hätte der Major heute keinen Menſchen mehr geſehen, und doch glaubte er es der Prinzeſſin ſchuldig zu ſeyn, ſie vor der gedrohten Warnung zu bewahren. Er ſann hin und her, wie er dies möglich machen könne, es blieb ihm nichts übrig, als ſie zu beſchwören, keinen Brief von fremden Händen anzunehmen. Er warf den Mantel um und wollte eben das Zimmer verlaſſen, als ſein Diener zurückkam, er hatte das Paket an den Grafen noch in der Hand. „Seine Excellenz ſind ſo eben abgereist," ſagte er und legte das Paket auf den Tiſch."

„Abgereist?" rief der Major. „Nicht möglich!"

„Vor der Thür iſt ſein Jäger, er hat einen Brief an Sie; ſoll ich ihn herein bringen?"

Der Major winkte, der Diener führte den Jäger herein, der ihm weinend einen Brief übergab. Er riß ihn auf. „Leben Sie wohl auf ewig! Der Brief, der, wie ich ſo eben erfahre, vor einer Stunde in Ihre Hände kam, wird meine Abreiſe sans adieu entſchuldigen. Wird mein Kamerad von ſechs Feldzügen einer geliebten Dame den Schmerz erſparen, meinen Namen in allen Blättern aufrufen zu hören? Wird er die wenigen Poſten decken, die ich nicht mehr bezahlen kann?"

„Wann iſt Euer Herr abgereist?"

„Vor einer Viertelſtunde, Herr Major!"

„Wußtet Ihr um ſeine Reiſe?"

„Nein, Herr Major! Ich glaube, Seine Excellenz wußten es heute Nachmittag ſelbſt noch nicht; denn Sie wollten heute Abend ins Theater fahren. Um fünf Uhr ging der Herr Graf zu Fuß aus und ließ mich folgen. Da begegnete ihm an der reformirten Kirche ein großer hagerer Mann, der bei ſeinem Anblick ſehr erſchrack. Er ging auf meinen Herrn zu und fragte, ob er der Graf Zroniewsky ſey; mein Herr bejahte es; darauf fragte er, ob er vor einer Viertelſtunde ein Billet empfangen? der Herr Graf verneinte es. Nun ſprach der fremde Mann eine Weile heimlich mit meinem Herrn; er muß ihm keine guten Nachrichten gegeben haben, denn der Herr Graf wurde blaß und zitterte; er kehrte um nach Hauſe, ſchickte den Kutſcher nach Poſtpferden, ich mußte ſchnell zwei Koffer packen; der Reiſewagen mußte vorfahren. Der Herr Graf verwies mich mit den Rechnungen und allem an Sie und fuhr die Straße hinab zum Süderthor hinaus. Er nahm vorher noch Abſchied von mir, ich glaube für immer.“

Der Major hatte ſchweigend den Bericht des Jägers angehört; er befahl ihm, den nächſten Morgen wieder zu kommen, und fuhr ins Theater. Die Ouverture hatte ſchon begonnen, als er in die Loge trat, er warf ſich auf einen Stuhl nieder, von wo er die fürſtliche Loge beobachten konnte. In allem Schmuck ihrer natürlichen Schönheit und Anmuth ſaß Prinzeſſin Sophie neben ihrer Mutter. Ihr Auge ſchien vor Freude zu ſtrahlen, eine heitere Ruhe lag auf ihrer Stirne, um den feingeſchnittenen Mund wehte ein holdes Lächeln, vielleicht der Nachklang eines heiteren Scherzes, — ſie hatte ja jetzt ihren Willen durchgeſetzt, Othello war es, der den Saal und die Logen des Hauſes gefüllt hatte. Jetzt nahm ſie die Lorgnette vor das Auge, wie letzthin ſchien ſie eifrig im Hauſe nach etwas zu ſuchen — argloſes Herz! du ſchlägſt vergebens dem Geliebten entgegen; deine liebevollen Blicke werden ihn nicht mehr finden, dein Ohr lauſcht vergebens, ob nicht ſein Schritt im Corridor erſchallt, du beugſt umſonſt den ſchönen Nacken zurück, die Thüre will ſich nicht öffnen, ſeine hohe gebietende Geſtalt wird ſich dir nicht mehr nahen.

Sie ſenkte das Glas; ein Wölkchen von getäuſchter Erwartung und Trauer lagerte ſich unter den blonden Locken, die ſchönen Bogen der Brauen zogen ſich zuſammen und ließen ein kaum merkliches Fältchen des Unmuths ſehen. Die feinen ſeidenen Wimpern ſenkten ſich wie eine durchſichtige Gardine herab, ſie ſchien zu ſinnen, ſie zeichnete mit der Lorgnette auf die Brüſtung der Loge. — Sind es vielleicht ſeine Chiffern, die ſie in Gedanken verſunken vor ſich hinſchreibt? wie bald wird ſie vielleicht dem Namen fluchen, der jetzt ihre Seele füllt!

Dem Major traten unwillkürlich Thränen in die Augen, als er Sophie betrachtete; „noch ahnet ſie nicht, was ihrer wartet,“ dachte er, „aber nie, nie ſoll ſie erfahren, wie elend der war, den ſie liebte. Der Gedanke an dieſen Elenden bemächtigte ſich ſeiner aufs neue; er drückte die Augen zu, verfluchte die menſchliche Natur, die durch Leichtſinn und Schwäche aus einem erhabenen Geiſt, aus einem tapfern Mann einen ehrvergeſſenen treuloſen Betrüger machen könne.

Der Major hat oft geſtanden, daß einer der ſchrecklichſten Augenblicke in ſeinem Leben der geweſen ſey, wo er im erſten Zwiſchenakt Othello's in die fürſtliche Loge trat. Es war ihm zu Muth, als habe er ſelbſt an Sophien gefrevelt, als ſey er es, der ihr Herz brechen müſſe. Der Gedanke war ihm unerträglich, ſie arglos, glücklich, erwartungsvoll vor ſich zu ſehen und doch zu wiſſen, welch namenloſes Unglück ihrer warte. Er trat ein; ihre Blicke begegneten ihm ſogleich, ſie hatte wohl oft nach der Thüre geſehen. Mit haſtiger Ungeduld überſah ſie einen Prinzen und zwei Generale, die ſich ihr nahen wollten, ſie winkte den Major heran; „haben wir jetzt unſern Othello!“ ſagte ſie, „ſind Sie nicht auch glücklich, erwartungsvoll? — doch einen unſerer

Othelloverſchworenen ſehe ich nicht," flüſterte ſie leiſer, indem ſie leicht erröthete; „der Graf iſt ſicherlich hinter den Couliſſen, um recht warmen Dank zu verdienen, wenn er alles recht ſchön machen läßt?"

„Verzeihen Euer Durchlaucht," erwiederte der Major, mühſam nach Faſſung ringend; „der Graf läßt ſich entſchuldigen, er iſt ſchnell auf einige Tage verreist."

Sophie erbleichte; „verreist, alſo nicht in der Oper? Wohin riefen ihn denn ſo ſchnell ſeine Geſchäfte? O das iſt gewiß ein Scherz, den Sie beide zuſammen machen!" rief ſie, „glauben Sie denn, er werde nur ſo ſchnell weggehen, ohne ſich zu beurlauben? Nein, nein, das gibt irgend einen hübſchen Spaß. Jetzt weiß ich auch, woher mir ein gewiſſes Briefchen zukam."

Der Major erſchrack, daß er ſich an dem nächſten Stuhl halten mußte. „Ein Briefchen?" fragte er mit bebender Stimme, eine ſchreckliche Ahnung ſtieg in ihm auf.

„Ja, ein zierliches Billetchen," ſagte ſie, und ließ neckend das Ende eines Papiers unter dem breiten Braſſelet hervorſehen, das ihren ſchönen Arm umſchloß. „Ein Briefchen, das man recht geheimnißvoll mir zugeſteckt hat. Ich ſehe es Ihnen an den Augen an, Sie ſind im Complott. Ich habe noch keine Gelegenheit gefunden, es zu öffnen, denn einen ſolchen Scherz muß man nicht öffentlich machen, aber ſobald ich in mein Boudoir komme" —

„Durchlaucht, ich bitte um Gotteswillen, geben Sie mir das Billet!" ſagte der Major, von den ſchrecklichſten Qualen gefoltert, „es iſt gar nicht einmal an Sie, es iſt in ganz unrechte Hände gekommen."

„So? um ſo beſſer; das gebe ich um keine Welt heraus, das ſoll mir Aufſchluß geben über die Geheimniſſe gewiſſer Leute; an eine Dame war es alſo auf jeden Fall; es iſt wirklich hübſch, daß es gerade in meine Hände kam.“

Der Major wollte noch einmal bitten, beſchwören, aber der Prinz fuhr mit ſeinem Kopf dazwiſchen, die beiden Generale fielen mit Fragen und Neuigkeiten herein, er mußte ſich zurückziehen. Verfolgt von ſchrecklichen Qualen ging er zu ſeiner Loge zurück, er preßte ſeine Augen in die Hand, um die Unglückliche nicht zu ſehen, und immer wieder mußte er von neuem hinſchauen, mußte von neuem die Qualen der Angſt, die Gewißheit des nahenden Unglücks mit ſeinen Blicken einſaugen.

Die Diamanten am Schloſſe ihres Armbandes ſpielten in tauſend Lichtern, ihre Strahlen zuckten zu ihm herüber, ſie drangen wie tauſend Pfeile in ſein Herz. Welchen Jammer verſchließen jene Diamanten! wenn ſie im einſamen Gemach dieſe Bänder öffnet, öffnet ſie nicht zugleich die Pforte eines grauenvollen Frevels? Ihr Puls ſchlägt an dieſe unſeligen Zeilen, wie ihr Herz für den Geliebten pocht; wird es nicht ſtille ſtehen, wenn das Siegel ſpringt, und das ahnungsloſe Auge auf eine furchtbare Kunde fällt?

Desdemona ſtimmte ihre Harfe; ihre wehmüthigen Akkorde zogen flüſternd durch das Haus, ſie erhob ihre Stimme, ſie ſang — ihren Schwanengeſang. Wie wunderbar, wie mächtig ergriffen dieſe melancholiſchen Klänge jedes Herz; ſo einfach, ſo kindlich iſt dieſes Lied, und doch von ſo hohem tragiſchem Effekt! Man fühlt ſich bange und beengt, man ahnt, welch grauenvolles Schickſal ihrer warte, man glaubt den Mörder in der Ferne ſchleichen zu hören, man fühlt die unabwendbare Macht des Schickſals näher und näher kommen, es umrauſcht ſie, wie die Fittige des Todes. Sie ahnet es nicht; ſanft, arglos wie ein ſüßes Kind ſitzt ſie an der Harfe, nur die Schwermuth zittert in weichen Klängen aus ihrer Bruſt hervor, aus dieſem vollen liebewarmen Herzen, für das der Stahl ſchon gezückt iſt. Sie flüſtert Liebesgrüße in die Ferne nach ihm, der ſie zermalmen wird; ihre Sehnſucht ſcheint ihn in ihre Arme zu rufen, er wird kommen — ſie zu morden; ſie betet für ihn, Desdemona ſegnet ihn — der ihr den Tod gibt.

Der Major theilte ſeine Blicke zwiſchen der Sängerin und Sophien. Sie lauſchte in Wehmuth verſunken auf das Lieblingslied, eine Thräne hing in ihren Wimpern, ſie weinte unbewußt über ihr eigenes Geſchick, die Akkorde der Harfe verſchwebten, Sophie ſah ſinnend, träumend vor ſich hin. Wenn ich einſt ſterbe, ſoll es mein Schwanengeſang ſeyn, klang es in der Erinnerung des Majors; wahrlich! ſie hat wahr geſagt, ſprach er zu ſich, es war der Schwanengeſang ihres Glückes. Othello trat auf. Sophiens Aufmerkſamkeit war jetzt nicht mehr auf die Oper gerichtet, ſie ſah herab auf ihr Armband, ſie ſpielte mit dem Schloß; ein heiteres Lächeln verdrängte ihre Wehmuth, ihre Blicke ſtreiften nach der Loge des Majors herüber — er ſtrengte angſtvoll ſeine Blicke an, — Gott im Himmel! ſie ſchiebt das unglückſelige Papier hervor und verbirgt es in ihr

Tuch — er glaubt zu ſehen, wie ſie heimlich das Siegel bricht, — verzweiflungsvoll ſtürzt er aus ſeiner Loge den Corridor entlang. Er weiß nicht warum, es treibt ihn mit unſichtbarer Gewalt der fürſtlichen Loge zu, er iſt nur noch einige Schritte entfernt, — da hört er ein Geräuſch in dem Haus, man kömmt aus der Loge, Bedienten und Kammerfrauen eilen ängſtlich an ihm vorüber, eine ſchreckliche Ahnung ſagt ihm ſchon vorher, was es bedeute, er fragt, er erhält die Antwort: „Prinzeſſin Sophie iſt plötzlich in Ohnmacht geſunken!“

9.

Düſter, zerriſſen in ſeinem Innern, ſaß einige Tage nach dieſem Vorfall der Major Larun in ſeinem Zimmer. Seine Stirne ruhte in der Hand, ſein Geſicht war bleich, ſeine Augen halb geſchloſſen, der ſonſt ſo ſtarke Mann zerdrückte manche Thräne, die ſich über ſeine Wimpern ſtehlen wollte. Er dachte an das ſchreckliche Geſchick, in deſſen innerſtes Gewebe ihn der Zufall geworfen; er ſah alle dieſe feinen Fäden, die, wenigen Augen außer ihm ſichtbar, ſo loſe ſich anknüpften; er ſah, wie ſie weiter geſponnen, wie ſie verknüpft und gedoppelt zu einem nur zu feſten Netz um ein zartes unglückliches Herz ſich ſchlangen. Unbeſiegbare Bitterkeit miſchte ſich in dieſe trüben Erinnerungen; ſein alter Waffenfreund, ein ſo glänzendes Meteor am Horizont der Ehre, ein ſo braver Soldat, und jetzt ein Elender, Ehrvergeſſener, der, ohne nur entfernt einen andern Ausgang erwarten zu können, mit allen Künſten der Liebe die unbewachten Sinne eines kaum zur Jungfrau erblühten Kindes bethörte! In dieſe Gedanken miſchte ſich das Bild dieſes ſo unendlich leidenden Engels, miſchte ſich die Angſt von einer Scene, welcher er in der nächſten Stunde entgegen gehen ſollte. Eine angeſehene Dame, die Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Sophie, hatte ihn dieſen Nachmittag zu ſich rufen laſſen. Sie entdeckte ihm ohne Hehl, daß Sophie von einer ſchweren Krankheit befallen ſey, daß die Aerzte wenig Hoffnung geben, denn ſie nennen ihre Krankheit einen Nervenſchlag. Sie ſagte ihm weiter, die Prinzeſſin habe ihr alles geſagt, ſie habe ihr kein Wort dieſes ſtrafbaren Verhältniſſes verſchwiegen. Sie wiſſe, daß in der Reſidenz nur ein Menſch lebe, der jenen Grafen Zronievsky näher gekannt habe, dies ſey der Baron von Larun. Mit einer Angſt, einem Verlangen, das an Verzweiflung grenze, bringe die Unglückliche darauf, mit ihm ohne Zeugen zu ſprechen. Die Oberhofmeiſterin wußte wohl, wie ſehr dies gegen die Vorſchriften laufe, welche die Etiquette ihr auferlegen, aber der Anblick des jammernden Kindes, das nur noch dies eine Geſchäft auf der Erde abmachen zu wollen ſchien, erhob ſie über die Schranken ihrer Verhältniſſe, ſie wagte es, dem Major den Vorſchlag zu machen, dieſen Abend unter ihrer Begleitung heimlich zu der Kranken zu gehen.

Der Major hatte nicht nein geſagt. Er wußte, daß er ihr nichts Tröſtliches ſagen könne, er fühlte aber, wie in einem ſo tiefen Gram das Verlangen nach Mittheilung unüberwindlich werden müſſe.

Aber was ſollte er ihr ſagen? mußte er nicht befürchten, von ihrem Anblick und von den trüben

Erinnerungen der letzten Tage ſo beſtürmt zu werden, daß ſein lauter Schmerz ſie noch unglücklicher machte? Er war noch in dieſe Gedanken verſunken, als ihm gemeldet wurde, daß man ihn erwarte; die alte Oberhofmeiſterin hielt in ihrem Wagen vor dem Hauſe; er ſetzte ſich ſchweigend an ihre Seite.

„Sie werden die Prinzeſſin ſehr ſchlecht finden,“ ſagte dieſe Dame mit Thränen, „ich gebe alle Hoffnung auf. Ich kann mir nicht denken, daß in der Unterredung mit Ihnen, Herr Baron, noch etwas Rettendes liegen könne. Werden Sie ihr keinen Troſt geben können, ſo verliſcht ſie uns, wie eine Lampe, die kein Oel mehr hat, um ihre Flamme zu nähren; und wollten Sie ihr Troſt, Hoffnung geben, ſo ſind dieſe Gefühle in ihren Verhältniſſen von ſo unnatürlicher Art, daß ich beinahe wünſchen müßte, Sie möge eher ſterben, als ihrem Hauſe Schande machen.“

„Alſo werde ich ihr den Tod bringen müſſen,“ ſagte der Major bitter lächelnd; — „weiß man in der Familie um dieſe Geſchichten? Was denkt man von der Krankheit?“

„Wie ich Ihnen ſagte, Herr Baron; die Familie, der Hof und die Stadt weiß nicht anders, als daß ſie ſich erkältet haben muß; die thörichten Leute bringen auch noch die fatale Oper ins Spiel, und laſſen ſie am Othello ſterben. Was wir beide wiſſen, iſt ſonſt niemand bekannt; es gibt einige Damen, die dieſes Verhältniß früher ahneten, aber nicht genau wußten.“

„Und doch fürchte ich,“ entgegnete der Major, indem er ſeinen durchdringenden Blick auf die Dame an ſeiner Seite heftete, „ich fürchte, ſie ſtirbt an einem ſehr gewagten Bubenſtück. Man hat dieſes Verhältniß geahnet, demſelben nachgeſpürt, es wurde zur Gewißheit; man ſuchte eine Trennung herbeizuführen, man ſpürte die Verhältniſſe des Grafen aus“ —

„Glauben Sie?“ ſagte die Oberhofmeiſterin blaß und mit bebenden Lippen, indem ſie umſonſt verſuchte, den Blick des Majors auszuhalten.

„Man forſchte dieſe Verhältniſſe aus,“ fuhr der Major fort, „man ſuchte ihn von hier wegzuſchrecken, indem man ihm drohte, der Prinzeſſin zu ſagen, daß er verheirathet ſey. Bis hieher war der Plan nicht übel; es gehörte einem ſolchen Elenden, daß man nicht gelinder mit ihm verfuhr. Aber man ging weiter; man wollte auch die unglückliche Dame ſchnell von ihrer Liebe heilen, man machte ſie mit dem Geheimniß des Grafen bekannt, man glaubte, ſie werde alles über Nacht vergeſſen. Und hier war der Plan auf die Nerven eines Dragoners berechnet, aber nicht auf das Herz dieſes zarten Kindes.“

„Ich muß bitten, zu bedenken,“ entgegnete die Oberhofmeiſterin mit ihrer früheren Kälte, aber mit ſtechenden Blicken, — „daß dieſes zarte Kind eine Prinzeſſin des fürſtlichen Hauſes iſt, daß ſie erzogen wurde, um mit Anſtand über ſolche Mißverhältniſſe wegzuſehen. Sollte wirklich irgend ein ſolcher Plan vorhanden geweſen ſeyn, ſo kann ich die Handelnden nicht tadeln, ſie haben wahrhaftig geſchickt operirt“ —

„Sie haben ihren Zweck erreicht, ſie wird ſterben,“ unterbrach ſie der Major.

„Ich hätte meinen Zweck erreicht? mein Herr, ich muß bitten" —

„Sie?" ſagte Larun mit gleichgültiger Stimme, „von Ihnen, gnädige Frau, ſprach ich nicht; ich ſagte: ſie, die Handelnden, die Operirenden."

Die alte Dame biß ſich in die Lippen und ſchwieg. Wenige Augenblicke nachher waren ſie an einer Seitenpforte des Palais angelangt. Ein alter Diener führte ſie durch ein Labyrinth von Corridors und Treppen. Endlich waren die Gänge breiter, die Beleuchtung auf elegantere Art angebracht, der Major bemerkte, daß ſie in den bewohnten Flügel des Schloſſes gelangt ſeyen. Der Alte winkte in eine Seitenthüre. Der Weg ging jetzt durch mehrere Gemächer, bis in einem Salon, der wohl zu den Appartements der Prinzeſſin gehören mochte, die Oberhofmeiſterin dem Major zuflüſterte, er möchte einſtweilen in einem Fauteuil ſich gedulden, bis ſie ihn rufen laſſe.

Nach einer tödtlich langen Viertelſtunde erſchien ſie wieder. Sie ſagte ihm, daß nach dem ausdrücklichen Willen der Kranken, er allein mit ihr ſeyn werde; ſie ſelbſt wolle ſich als dame d'honneur an die Thüre ſetzen, wo ſie gewiß nichts hören könne, wenn man nicht gar zu laut ſpreche. Uebrigens dürfe er nicht länger als eine Viertelſtunde bleiben. Der Major trat ein. Das prachtvolle Gemach mit ſeinen ſchimmernden Tapeten und goldenen Leiſten, die reiche Draperie der Gardinen, die bunten Farben des türkiſchen Fußteppichs thaten ſeinem Auge wehe, denn das Gemüth will ein leidendes Herz, einen kranken Körper nicht mit den Flittern der Hoheit umgeben ſehen. Und wie groß war der Contraſt zwiſchen dieſem Glanz der Umgebung und dieſem zarten lieblichen Kind, das in einem einfachen weißen Gewand auf einer prachtvollen Ottomane lag.

Der Eindruck, den ihre Züge, ihre Geſtalt, ihr ganzes Weſen zum erſten Mal auf ihn gemacht hatten, kehrte auch jetzt wieder in die Seele des Majors. Es war ihre einfache ungeſchmückte Schönheit, ihre ſtille Größe, verborgen hinter dem Zauber kindlicher Liebenswürdigkeit, was ihn angezogen hatte. Wohl blendete ihn damals der Glanz der friſchen jugendlichen Farben, die lebhaft ſtrahlenden Augen, jenes gewinnende huldvolle Lächeln, das ihre feinen roſigen Lippen umſchwebte. Ein Nachtfroſt hatte dieſe Blüthen abgeſtreift; aber gab ihr nicht dieſe durchſichtige Bläſſe, dieſe ſtille Trauer in dem ſinnigen Auge, dieſer wehmüthige Zug um den Mund, der nie mehr ſcherzte, eine noch erhabenere Schönheit, einen noch gefährlicheren Zauber? Der Major ſtand einige Schritte von ihr ſtille und betrachtete ſie mit tiefer Rührung. Sie winkte ihm nach einem Tabouret, das zu ihren Füßen ſtand, ſie ſprach, ihre Stimme hatte zwar jenes helle Metall verloren, das ſonſt ihre heiteren Scherze, ihr fröhliches Lachen ertönen ließ, aber dieſe weichen, rührenden Töne drangen tiefer. — „Es wäre thöricht von mir, Herr Baron," ſprach ſie, „wollte ich Sie lange in Ungewißheit laſſen, warum ich Sie rufen ließ. Ich weiß, daß der Graf Sie, als ſeinen beſten Freund, von einem Verhältniß unterrichtet hat, das nie hätte beſtehen ſollen. — Erinnern Sie ſich noch des Abends in Othello? Ich ſagte Ihnen von einem Billet, das ich bekommen habe, ich erinnere mich, daß Sie mir es wiederholt abforderten; warum haben Sie das gethan?"

„Warum? fragen Ew. Durchlaucht, weil ich den Inhalt ahnete, zu wiſſen glaubte."

„Alſo doch!" rief ſie und eine Thräne drang aus ihrem ſchönen Auge, „alſo doch! Ich hielt Sie, ſeit dem erſten Augenblick, wo ich Sie ſah, für einen Mann von Ehre; wenn Sie die Verhältniſſe des Grafen wußten, warum haben Sie ihn nicht bälder entfernt, warum mir nicht den Schmerz erſpart, ihn verachten zu müſſen?"

„Ich kann bei allem, was mir heilig iſt, bei meiner Ehre ſchwören," entgegnete der Major, „daß ich kaum eine Stunde, bevor ich zu Euer Durchlaucht in die Loge trat, dieſe Verhältniſſe durch ein Papier erfahren habe, das durch Zufall, ſtatt in des Grafen Hände, in die meinigen kam. Als ich den Grafen darüber zur Rede ſtellen wollte, hatte er ſchon Nachricht davon bekommen und war abgereist. Ich ahnete aus gewiſſen Winken, die jenes Brieſchen enthielt, daß auch Sie nicht verſchont bleiben werden; umſonſt verſuchte ich das unglückliche Blättchen Ew. Durchlaucht abzuſchwatzen."

„Sie glauben alſo an dieſe Erfindung?" ſagte Sophie, indem ihre Thränen heftiger ſtrömten, „ach, es iſt ja nur ein Kunſtgriff gewiſſer Leute, die ihn von uns entfernen wollten. Leſen Sie dieſes Billet, es iſt daſſelbe, das ich erhielt; geſtehen Sie ſelbſt, es iſt Verläumdung!"

Der Major las:

„Der Graf v. Z. iſt verheirathet; ſeine Gemahlin lebt in Avignon; drei kleine Kinder weinen um ihren

Vater — Sollte eine erlauchte Dame ſo wenig Ehrgefühl, ſo wenig Mitleid beſitzen, ihn dieſen Banden noch länger zu entziehen?"

Es war dieſelbe Handſchrift, daſſelbe Siegel, wie jenes Billet, das er ſelbſt bekommen hatte. Er ſah noch immer in dieſe Zeilen; er wagte nicht aufzuſchauen, er wußte nicht zu antworten; denn ſeine ſtrengen Begriffe von Wahrheit erlaubten ihm nicht, gegen ſeine Ueberzeugung zu ſprechen, das tiefe Mitleid mit ihrem Schmerz ließ ihn ihre Hoffnung nicht ſo grauſam niederſchlagen.

„Sehen Sie," fuhr ſie fort, als er noch immer ſchwieg, „wie ich dieſes Briefchen arglos, neugierig erbrach, ſo überraſchten mich jene ſchrecklichen Worte Gemahlin, Vater, wie eine Stimme des Gerichtes. Die Sinne ſchwanden mir; ich wurde recht krank und elend; aber ſo oft ich nur eine Stunde mich leichter fühle, ſteigt meine Hoffnung wieder; ich glaube, Zronievsky kann doch nicht ſo gar ſchlecht geweſen ſeyn, er kann mich nicht ſo ſchrecklich betrogen haben. Lächeln Sie doch, Major, ſeyen Sie freundlich! — Ich erlaube Ihnen, Sie dürfen mich verſpotten, weil ich mich durch dieſe Zeilen ſo ganz außer Faſſung bringen ließ; — aber nicht wahr, Sie meinen ſelbſt, es iſt eine Lüge, es iſt Verläumdung?"

Der Major war außer ſich; was ſollte er ihr ſagen? Sie hing ſo erwartungsvoll an ſeinen Lippen, es war, als ſollte ein Wort von ihm ſie ins Leben rufen — ihr Auge ſtrahlte wieder, jenes holde Lächeln erſchien wieder auf ihren lieblichen Zügen — ſie lauſchte, wie auf die Botſchaft eines guten Engels.

Er antwortete nicht, er ſah finſter auf den Boden; da verſchwand allmälig die frohe Hoffnung aus ihren Zügen, das Auge ſenkte ſich, der kleine Mund preßte ſich ſchmerzlich zuſammen, das zarte Roth, das noch einmal ihre Wangen gefärbt hatte, floh, ſie ſenkte ihre Stirne in die ſchöne Hand, ſie verbarg ihre weinenden Augen.

„Ich ſehe,“ ſagte ſie, „Sie ſind zu edel, mir mit Hoffnungen zu ſchmeicheln, die nach wenigen Tagen wieder verſchwinden müßten. Ich danke Ihnen auch für dieſe ſchreckliche Gewißheit. Sie iſt immer beſſer als das ungewiſſe Schweben zwiſchen Schmerz und Freude; und nun, mein Freund, nehmen Sie dort das Käſtchen, ſuchen Sie es ihm zuzuſtellen, es enthält manches, was mir theuer war; — doch nein, laſſen Sie es mir noch einige Tage, ich ſchicke es Ihnen, wenn ich es nicht mehr brauche.

„Es iſt mir, als werde ich nicht mehr lange leben,“ fuhr ſie nach einigen Augenblicken fort; „ich bin gewiß nicht abergläubiſch, aber warum muß ich gerade nach dieſem fatalen Othello krank werden?“

„Ich hätte nicht gedacht, daß dieſer Gedanke nur einen Augenblick Ew. Durchlaucht Sorge machen könnte!“ ſagte der Major.

„Sie haben Recht, es iſt thöricht von mir; aber in der Nacht, als man mich krank aus der Oper brachte, träumte mir, ich werde ſterben. Eine ernſte finſtere junge Dame kam mit einem Plumeau von rother Seide auf mich zu, deckte ihn über mich her und preßte ihn immer ſtärker auf mich, daß ich beinahe erſtickte. Dann kam plötzlich mein Großoheim, der Herzog Nepomuk, gerade ſo wie er gemalt in der Gallerie hängt, und befreite mich von dem beengenden Druck, und das Sonderbarſte iſt" —

„Nun?" fragte der Baron lächelnd, „was fing denn der gemalte Herzog mit Desdemona an?"

Die Prinzeſſin ſtaunte; „woher wiſſen Sie denn, daß die Dame Desdemona iſt? ich beſchwöre Sie, woher wiſſen Sie dies?"

Der Major ſchwieg einen Augenblick verlegen. „Was iſt natürlicher," antwortete er dann, „als daß Sie von Desdemona träumten? Sie hatten Sie ja am Abend zuvor in einem rothen Bette verſcheiden ſehen."

„Sonderbar, daß Sie auch gleich auf den Gedanken kamen! Das Sonderbarſte aber iſt, ich wachte auf, als der Herzog mich befreite, ich wachte in der That auf und ſah — wie jene Dame mit dem Plumeau unter dem Arm langſam zur Thüre hinausging. Seit dieſer Nacht träume ich immer daſſelbe, immer beengender wird ihr Druck, immer ſpäter kommt mir der Herzog zu Hülfe, aber immer ſehe ich ſie deutlich aus dem Zimmer ſchweben! Und als ich geſtern Abend mir die Harfe bringen ließ und mein liebes Desdemonaliedchen ſpielte, da — ſpotten Sie immer über mich! da ging die Thüre auf und jene Dame ſah ins Zimmer und nickte mir zu."

Sie hatte dieſes halb ſcherzend, halb in Ernſt erzählt; ſie wurde ernſter; „nicht wahr, Major," ſagte ſie, „wenn ich ſterbe, gedenken Sie auch meiner? Das Andenken eines ſolchen Mannes iſt mir werth. — „Prinzeſſin!" rief der Major, indem er vergebens ſeine Wehmuth zu bezwingen ſuchte, „entfernen Sie doch dieſe Gedanken, die unmöglich zu Ihrer Geneſung heilſam ſeyn können!"

Die Oberhofmeiſterin erſchien in der Thüre und gab ein Zeichen, daß die Audienz zu Ende ſeyn müſſe, Sophie reichte dem Major die Hand zum Kuſſe, er hat nie mit tieferen Empfindungen von Schmerz, Liebe und Ehrfurcht die Hand eines Mädchens geküßt. Er hob ſein Auge noch einmal zu ihr auf, er begegnete ihren Blicken, die voll Wehmuth auf ihm ruhten. Die Oberhofmeiſterin trat mit einer Amtsmiene näher; der Major ſtand auf; wie ſchwer wurde es ihm, mit kalten geſellſchaftlichen Formen ſich von einem Weſen zu trennen, das ihm in wenigen Minuten ſo theuer geworden war.

„Ich hoffe,“ ſagte er, „Ew. Durchlaucht bei der nächſten Cour ganz wieder hergeſtellt zu ſehen?“

„Sie hoffen, Major?“ entgegnete ſie ſchmerzlich lächelnd, „leben Sie wohl, ich habe zu hoffen aufgehört.“

10.

Die Reſidenz war einige Tag mit nichts anderem, als der Krankheit der geliebten Prinzeſſin beſchäftigt; man ſagte ſie bald ſehr krank, bald gab man wieder Hoffnung; ein Schwanken, das für alle, die ſie näher kannten, ſchrecklich war. An einem Morgen, ſehr frühe, brachte ein Diener dem Major ein Käſtchen. Ein Blick auf dieſes wohlbekannte Behältniß und auf die Trauerkleider des Dieners überzeugten ihn, daß die Prinzeſſin nicht mehr ſey. Es war ihm, als ſey dieſes liebliche Weſen ihm, ihm allein geſtorben. Er hatte viel verloren auf der Erde, und doch hatte kein Verluſt ſo empfindlich, ſo tief ſeine Seele berührt, als dieſer. Es war ihm, als habe er nur noch ein Geſchäft auf der Erde, das Vermächtniß der Verſtorbenen an ſeinen Ort zu befördern; er würde dieſe Stadt, die ſo drückende Erinnerungen für ihn hatte, ſogleich verlaſſen haben, hätte ihn nicht das Verlangen zurückgehalten, ihre ſterblichen Reſte beiſetzen zu ſehen. Als die feierlichen Klänge aller Glocken, als die Trauertöne der Muſik und die langen Reihen der Fackelträger verkündeten, daß Sophie zu der Gruft ihrer Ahnen geführt werde, da verließ er zum erſtenmal wieder ſein Haus und ſchloß ſich dem Zuge an. Er hörte nicht auf das Geflüſter der Menſchen, die ſich über die Urſachen ihrer Krankheit, ihres Todes beſprachen; er hatte nur einen Gedanken, nur jener Augenblick, wo ihr Auge noch einmal auf ihm geruht, wo ſeine Lippen ihre Hand berührt hatten, ſtand vor ſeiner Seele. Man nahm die Inſignien ihrer hohen Geburt von dem Sarge, man ſenkte ſie langſam hinab zum Staub ihrer Ahnen. Die Menge verlor ſich, die Begleiter löſchten ihre Fackeln aus und verließen die Halle; der Major warf noch einen Blick nach der Stelle, wo ſie verſchwunden war, und ging.

Vor ihm ging mit unſicheren ſchleppenden Schritten ein alter Mann, der heftig weinte. Als der Major an ſeiner Seite war, ſah jener ſich um, es war der Regiſſeur der Oper. Der Alte trat näher zu ihm, ſah ihn lange an, ſchien ſich auf etwas zu beſinnen und ſprach dann: „möchten Sie nicht, Herr Baron, wir hätten nur geträumt, und jenes liebliche Kind, das man begraben hat, wäre noch am Leben?“

„Woran mahnen Sie mich!“ rief der Major mit unwillkürlichem Grauen, „ja bei Gott, es iſt ſo, wie

Sie träumten; ſie iſt begraben und wir beide gehen neben einander von ihrem Grab.“

„Darum ſoll der Menſch nie mit dem Schickſal ſcherzen,“ ſagte der Alte mit trübem Ernſt. „Iſt es nicht heute elf Tage, daß wir Othello gaben? Am achten iſt ſie geſtorben.“

„Zufall, Zufall!“ rief der Major. „Wollen Sie Ihren Wahnſinn auch jetzt noch fortſetzen? weiß ich doch nur zu gut, an was ſie ſtarb? wohl hat ein Dolch ihre Seele, wie Desdemona's Bruſt, durchſtoßen; ein Elender, ſchwärzer als Ihr Othello, hat ihr Herz gebrochen; aber dennoch iſt es Aberglauben, Wahnſinn, wenn Sie dieſen Tod und Ihre Oper zuſammenreimen!“

„Unſer Streit macht ſie nicht wieder lebendig,“ ſagte der Alte mit Thränen. „Glauben Sie, was Sie wollen, Verehrter! ich werde es, wie ich es weiß, in meiner Opernchronik notiren. Es hat ſo kommen müſſen!“

„Nein!“ erwiederte der Major beinahe wüthend, „nein, es hat nicht ſo kommen müſſen; ein Wort von mir hätte ſie vielleicht gerettet. Bringen Sie mir um Gotteswillen Ihren Othello nicht ins Spiel! Es iſt Zufall, Alter; ich will es haben, es iſt Zufall!“

„Es gibt, mit Ihrer Erlaubniß, keinen Zufall; es gibt nur Schickung. Doch ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, denn hier iſt meine Behauſung. Glauben Sie übrigens, was Sie wollen,“ ſetzte der Alte hinzu, indem er die kalte Hand des Majors in der ſeinigen preßte; „das Faktum iſt da, ſie ſtarb — acht Tage nach Othello.“

Die Bettlerin

vom

Pont des Arts.

1.

Wer im Jahr 1824 Abends hie und da in den Gaſthof zum König von England in Stuttgart kam, oder Nachmittags zwiſchen zwei und drei Uhr in den Anlagen auf dem breiten Weg promenirte, muß ſich, wenn anders ſein Gedächtniß nicht zu kurz iſt, noch einiger Geſtalten erinnern, die damals jedes Auge auf ſich zogen. Es waren nämlich zwei Männer, die ganz und gar nicht unter die gewöhnlichen Stuttgarter Trinkgäſte oder Anlagenſpaziergänger paßten, ſondern eher auf den Prado zu Madrid oder in ein Café zu Liſſabon oder Sevilla zu gehören ſchienen. Denket euch einen ältlichen, großen hageren Mann mit ſchwärzlichgrauen Haaren, tiefen brennenden Augen von dunkelbrauner Farbe, mit einer kühngebogenen Naſe und feinem eingepreßtem Mund. Er geht langſam, ſtolz und aufrecht. Zu ſeinen ſchwarzſeidenen Beinkleidern und Strümpfen, zu den großen Roſen auf den Schuhen und den breiten Schnallen am Kniegürtel, zu dem langen dünnen Degen an der Seite, zu dem hohen, etwas zugeſpitzten Hut mit breitem Rande, ſchief an die Stirne gedrückt, wünſchet Ihr, wenn Euch nur einigermaßen Phantaſie innewohnt, ein kurzes geſchlitztes Wamms und einen ſpaniſchen Mantel, ſtatt des ſchwarzen Frackes, den der Alte umgelegt hat.

Und der Diener, der ihm eben ſo ſtolzen Schrittes folgt, erinnert er nicht durch das ſpitzbübiſche dummdreiſte Geſicht, durch die fremdartige grelle Kleidung, durch das ungenirte Weſen, womit er um ſich ſchaut, alles angafft und doch nichts bewundert, an jene Diener im ſpaniſchen Luſtſpiel, die ihrem Herrn wie ein Schatten treu, an Bildung tief unter ihm, an Stolz neben ihm, an Liſt und Schlauheit über ihm ſtehen? Unter dem Arm trägt er ſeines Gebieters Sonnenſchirm und Regenmantel, in der Hand eine ſilberne Büchſe mit Cigarren und eine Lunte.

Wer blieb nicht ſtehen, wenn dieſe beiden langſam durch die Promenade wandelten, um ihnen nachzuſehen? Es war aber bekanntlich niemand anders als Don Pedro de San Montanjo Ligez, der Haushofmeiſter des Prinzen von P., der ſich zu jener Zeit in Stuttgart aufhielt, und Diego, ſein Diener.

Wie es oft zu gehen pflegt, daß nur ein kleines, geringes Ereigniß dazu gehört, einen Menſchen berühmt und auffallend zu machen, ſo geſchah dies auch mit dem jungen Fröben, der ſchon ſeit einem halben Jahr (ſo lange mochte er ſich wohl in Stuttgart aufhalten) alle Tage Schlag zwei Uhr durch das Schloßportal in die Anlagen trat, dreimal um den See und fünfmal den breiten Weg auf und nieder ging, an allen den glänzenden Equipagen, ſchönen Fräulein, an einer Maſſe von Direktoren, Räthen und Lieutenants vorüberkam und von niemand beachtet wurde, denn er ſah ja aus wie ein ganz gewöhnlicher Menſch von etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahren. Seitdem er aber eines Nachmittags im breiten Weg auf Don Pedro geſtoßen, ſolcher ihn gar freundlich gegrüßt, ſeinen Arm traulich in den ſeinigen geſchoben hatten und mit ihm einigemal, eifrig ſprechend, auf- und abſpaziert war, ſeitdem betrachtete man ihn neugierig, ſogar mit einer gewiſſen Achtung; denn der ſtolze Spanier, der ſonſt mit niemand ſprach, hatte ihn mit auffallender Aeſtimation behandelt.

Die ſchönſten Fräulein fanden jetzt, daß er gar kein übles Geſicht habe, ja es liege ſogar etwas Intereſſantes, überaus Anziehendes darin, was man in den Anlagen eben nicht häufig ſehe; die Direktoren und allerlei Räthe fragten: „wer der junge Mann wohl ſeyn könnte?“ und nur einige Lieutenants konnten Auskunft geben, daß er hie und da im Muſeum Beefſteak ſpeiſe, ſeit einem halben Jahre in der Schloßſtraße wohne und einen ſchönen Mecklenburger reite, ſo ihm eigen angehörig. Sie ſetzten noch vieles über die Vortrefflichkeit dieſes Pferdes hinzu, wie es gebaut, von welcher Farbe, wie alt es ſey, was es wohl koſten könnte, und kamen ſo auf Pferde überhaupt zu ſprechen, was ſehr lehrreich zu hören geweſen ſeyn ſoll.

Den jungen Fröben aber ſah man ſeit dieſer Zeit öfter in Geſellſchaft Don Pedro's, und gewöhnlich fand er ſich Abends im König von England ein, wo er, etwas entfernt von andern Gäſten, bei dem Señor ſaß und mit ihm ſprach. Diego aber ſtand hinter dem Stuhl ſeines Herrn und bediente beide fleißig mit Xeres und

Cigarren. Niemand konnte eigentlich begreifen, wie die beiden Herren zuſammen gekommen, oder welches Intereſſe ſie an einander fanden. Man rieth hin und her, machte kühne Conjekturen, und am Ende hätte doch der junge Mann ſelbſt den beſten Aufſchluß darüber geben können, wenn ihn nur einer gefragt hätte.

2.

Und war es denn nicht die ſchöne Gallerie der Brüder Boiſſerée und Bertram, wo ſie ſich zuerſt fanden und erkannten? Dieſe gaſtfreien Männer hatten dem jungen Manne erlaubt, ihre Bilder ſo oft zu beſuchen als er immer wollte; und er that dies, wenn er nur immer in der Mittagsſtunde, wo die Gallerie geöffnet wurde, kommen konnte. Es mochte regnen oder ſchneien, das Wetter mochte zu den herrlichſten Ausflügen in die Gegend locken, er kam; er ſah oft recht krank aus und kam dennoch. Man würde aber unbilliger Weiſe den Kunſtſinn des Herrn von Fröben zu hoch anſchlagen, wenn man etwa glaubte, er habe die herrlichen Bilder der alten Niederländer ſtudirt oder nachgezeichnet. Nein, er kam leiſe in die Thüre, grüßte ſchweigend und ging in ein entferntes Zimmer, vor ein Bild, das er lange betrachtete, und eben ſo ſtille verließ er wieder die Gallerie. Die Eigenthümer dachten zu zart, als daß ſie ihn über ſeine wunderliche Vorliebe für das Bild befragt hätten; aber auch ihnen mußte es natürlich aufgefallen ſeyn, denn oft, wenn er herausging, konnte er nur ſchlecht die Thränen verbergen, die ihm im Auge quollen.

Großen hiſtoriſchen oder bedeutenden Kunſtwerth hatte das Bildchen nicht. Es ſtellte eine Dame in halb ſpaniſcher, halb altdeutſcher Tracht vor. Ein freundliches blühendes Geſicht mit klaren liebevollen Augen, mit feinem zierlichen Mund und zartem runden Kinn trat ſehr lebendig aus dem Hintergrund hervor. Die ſchöne Stirne umzog reiches Haar und ein kleiner Hut, mit weißen buſchigen Federn geſchmückt, der etwas ſchalkhaft zur Seite ſaß. Das Gewand, das nur den ſchönen zierlichen Hals frei ließ, war mit ſchweren goldenen Ketten umhängt und zeugte eben ſo ſehr von der Sittſamkeit als dem hohen Stand der Dame.

„Am Ende iſt er wohl in das Bild verliebt,“ dachte man, „wie Kalaf in das der Prinzeſſin Turandot, obſchon mit ungleich geringerer Hoffnung, denn das Bild iſt wohl dreihundert Jahre alt und das Original nicht mehr unter den Lebenden.“

Nach einiger Zeit ſchien aber Fröben nicht mehr der einzige Anbeter des Bildes zu ſeyn. Der Prinz von P. hatte eines Tages mit ſeinem Gefolge die Gallerie beſucht. Don Pedro, der Haushofmeiſter, hatte die umherſchreitende Schaar der Zuſchauer verlaſſen und beſah ſich die Gemälde, einſam von Zimmer zu Zimmer wandelnd; doch wie vom Blitz gerührt, mit einem Ausruf des Erſtaunens, war er vor dem Bild jener Dame ſtehen geblieben. Als der Prinz die Gallerie verließ, ſuchte man den Haushofmeiſter lange vergebens. Endlich fand man ihn, mit übergeſchlagenen Armen, die feurigen Augen halb zugedrückt, den Mund eingepreßt, in tiefer Betrachtung vor dem Bilde.

Man erinnerte ihn, daß der Prinz bereits die Treppe hinabſteige, doch der alte Mann ſchien in dieſem Augenblicke nur für eines Sinn zu haben. Er fragte, wie dies Bild hieher gekommen ſey. Man ſagte ihm, daß es von einem berühmten Meiſter vor mehreren hundert Jahren gefertiget und durch Zufall in die Hände der jetzigen Eigenthümer gekommen ſey.

„O Gott, nein!“ antwortete er, „das Bild iſt neu, nicht hundert Jahre alt; woher? ſagen Sie, woher? o ich beſchwöre Sie, wo kann ich ſie finden?“

Der Mann war alt und ſah zu ehrwürdig aus, als daß man dieſen Ausbruch des Gefühls hätte lächerlich finden können; doch als er dieſelbe Behauptung wieder hörte, daß das Bild alt und wahrſcheinlich von Lucas Cranach gemalt ſey, da ſchüttelte er bedenklich den Kopf.

„Meine Herren,“ ſprach er, und legte betheuernd die Hand aufs Herz, „meine Herren, Don Pedro de San Montanjo Ligez hält Sie für ehrenwerthe Leute. Sie ſind nicht Gemäldeverkäufer und wollen mir dies Bild nicht als alt verkaufen, ich darf durch Ihre Güte dieſe Bilder ſehen, und Sie genießen die Achtung dieſer Provinz. Aber es müßte mich alles täuſchen oder — ich kenne die Dame, die jenes Bild vorſtellt.“

Mit dieſen Worten ſchritt er, ehrerbietig grüßend, aus dem Zimmer.

„Wahrhaftig!“ ſagte einer der Eigenthümer der Gallerie, „wenn wir nicht ſo genau wüßten, von wem dieſes Bild gemalt iſt, wann und wie es in unſern Beſitz kam, und welche lange Reihe von Jahren es vorher in K. hing, man wäre verſucht, an dieſer Dame irre zu werden. Scheint nicht ſelbſt den jungen Fröben irgend eine Erinnerung beinahe täglich vor dieſes Bild zu treiben, und dieſer alte Don, blitzte nicht ein jugendliches Feuer aus ſeinen Augen, als er geſtand, daß er die Donna kenne, die hier gemalt iſt? Sonderbar, wie oft die Einbildung ganz vernünftigen Menſchen mitſpielt; und mich müßte alles täuſchen, wenn der Spanier zum letzten Mal hier geweſen wäre.“

3.

Und es traf ein; kaum war die Gallerie am folgenden Vormittag geöffnet worden, trat auch ſchon Don Pedro de San Montanjo Ligez feſten erhabenen Schrittes ein und ſtrich an der langen Bilderreihe vorüber nach jenem Zimmer hin, wo die Dame mit dem Federhute aufgeſtellt war. Es verdroß ihn, daß der Platz vor dem Bilde ſchon beſetzt war, daß er es nicht allein und einſam, Zug für Zug muſtern konnte, wie er ſo gerne gethan hätte. Ein junger Mann ſtand davor, blickte es lange an, trat an ein Fenſter, ſah hinaus nach dem Fluge der Wolken und trat dann wieder zu dem Bilde. Es verdroß den alten Herrn etwas; doch — er mußte ſich gedulden.

Er machte ſich an andern Bildern zu ſchaffen, aber erfüllt von dem Gedanken an die Dame drehte er alle Augenblicke den Kopf um, zu ſehen, ob der junge Herr noch immer nicht gewichen ſey; aber er ſtand wie eine Mauer, er ſchien in Betrachtung verſunken. Der Spanier huſtete, um ihn aus den langen Träumen zu wecken, jener träumte fort; er ſcharrte etwas weniges mit dem Fuß auf dem Boden, der junge Mann ſah ſich um, aber ſein ſchönes Auge ſtreifte flüchtig an dem alten Herrn vorüber und haſtete dann von neuem auf dem Gemälde.

„San Pedro! San Jago di Compoſtella!“ murmelte der Alte, „welch’ langweiliger, alberner Dilettante!“ unmuthig verließ er das Zimmer und die Gallerie, denn er fühlte, heute ſey ihm ſchon aller Genuß benommen durch Verdruß und Aerger. Hätte er doch lieber gewartet! Den Tag nachher war die Gallerie geſchloſſen, und ſo mußte er ſich achtundvierzig lange Stunden gedulden, bis er wieder zu dem Gemälde gehen konnte, das ihn in ſo hohem Grade intereſſirte. Noch ehe die Glocken der Stiftskirche völlig zwölf Uhr geſchlagen, ſtieg er mit anſtändiger Eile die Treppe hinan, hinein in die Gallerie, dem wohlbekannten Zimmer zu, und getroffen! er war der erſte, war allein, konnte einſam betrachten.

Er ſchaute die Dame lange mit unverwandten Blicken an, ſein Auge füllte nach und nach eine Thräne, er fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern; „o Laura!“ flüſterte er leiſe. Da tönte ganz vernehmlich ein Seufzer an ſeine Ohren, er wandte ſich erſchrocken um, der junge Mann von vorgeſtern ſtand wieder hier und blickte auf das Bild. Verdrießlich, ſich unterbrochen zu ſehen, nickte er mit dem Haupt ein flüchtiges Compliment, der junge Mann dankte etwas freundlicher, aber nicht minder ſtolz als der Spanier. Auch diesmal wollte der letztere den überflüſſigen Nachbar abwarten; aber vergeblich, er ſah zu ſeinem Schrecken, wie jener ſogar einen Stuhl nahm, ſich einige Schritte von dem Gemälde niederſetzte, um es mit gehöriger Muße und Bequemlichkeit zu betrachten.

„Der Geck,“ murmelte Don Pedro, „ich glaube gar, er will mein graues Haar verhöhnen.“ Er verließ, noch unmuthiger als ehegeſtern, das Gemach.

Im Vorſaal ſtieß er auf einen der Eigenthümer der Gallerie; er ſagte ihm herzlichen Dank für den Genuß, den ihm die Sammlung bereitete, konnte ſich aber nicht enthalten, über den jungen Ruheſtörer ſich etwas zu beklagen. „Herr B.,“ ſagte er, „Sie haben vielleicht bemerkt, daß vorzüglich eines Ihrer Bilder mich anzog; es intereſſirt mich unendlich, es hat eine Bedeutung für mich, die — die ich Ihnen nicht ausdrücken kann. Ich kam, ſo oft Sie es vergönnten, um das Bild zu ſehen, freute mich recht, es ungeſtört zu ſehen, weil doch gewöhnlich die Menge nicht lang dort verweilt, und — denken Sie ſich, da hat es mir ein junger böſer Menſch abgelauſcht, und kömmt, ſo oft ich komme, und bleibt, mir zum Trotze bleibt er ſtundenlang vor dieſem Bilde, das ihn doch gar nichts angeht!“

Herr B. lächelte; denn recht wohl konnte er ſich denken, wer den alten Herrn geſtört haben mochte. „Das letztere möchte ich denn doch nicht behaupten,“ antwortete er; „das Bild ſcheint den jungen Mann ebenfalls nahe anzugehen, denn es iſt nicht das erſte Mal, daß er es ſo lange betrachtet.“

„Wie ſo? wer iſt der Menſch?“

„Es iſt ein Herr von Fröben,“ fuhr jener fort, der ſich ſeit fünf, ſechs Monaten hier aufhält, und ſeit er das erſte Mal jenes Bild geſehen, eben jene Dame mit dem Federhut, das auch Sie beſuchen, kömmt er alle Tage regelmäßig zu dieſer Stunde, um das Bild zu betrachten. Sie ſehen alſo zum wenigſten, daß er Intereſſe an dem Bilde nehmen muß, da er es ſchon ſo lange beſucht.“

„Herr! ſechs Monate?“ rief der Alte. „Nein, dem habe ich bitter Unrecht gethan in meinem Herzen, Gott mag es mir verzeihen; ich glaube gar, ich habe ihn unhöflich behandelt im Unmuth. Und iſt ein Cavalier, ſagen Sie? Nein, man ſoll von Pedro de Ligez nicht ſagen können, daß er einen fremden Mann unhöflich behandelte. Ich bitte, ſagen Sie ihm — doch, laſſen Sie das, ich werde ihn wieder treffen und mit ihm ſprechen.“

4.

Als er den andern Tag ſich wieder einfand und Fröben ſchon vor dem Gemälde traf, trat er auch hinzu mit recht freundlichem Geſicht; als aber der junge Mann ehrerbietig auf die Seite wich, um dem alten Herrn den beſſern Platz einzuräumen, verbeugte ſich dieſer höflich grüßend und ſprach: „Wenn ich nicht irre, Señor, ſo hab’ ich Sie ſchon mehrere Male vor dieſem Gemälde verweilen ſehen. — Da geht es Ihnen wohl gleich mir; auch mir iſt dieſes Bild ſehr intereſſant und ich kann es nie genug betrachten.“

Fröben war überraſcht durch dieſe Anrede; auch ihm waren die Beſuche des Alten vor dem Bilde aufgefallen, er hatte erfahren, wer jener ſey, und nach der ſteifen, kalten Begrüßung von geſtern war er dieſer freundlichen Anrede nicht gewärtig. „Ich geſtehe, mein Herr!“ erwiederte er nach einigem Zögern, „dieſes Bild zieht mich vor allen andern an; denn — weil — es liegt etwas in dieſem Gemälde, das für mich von Bedeutung iſt.“ — Der Alte ſah ihn fragend an, als genüge ihm dieſe Antwort nicht völlig, und Fröben fuhr gefaßter fort: „Es iſt wunderbar mit Kunſtwerken, beſonders mit Gemälden. Es gehen an einem Bilde oft Tauſende vorüber, finden die Zeichnung richtig, geben dem Colorit ihren Beifall, aber es ſpricht ſie nicht tiefer an, während einem Einzelnen aus ſolch einem Bilde eine tiefere Bedeutung aufgeht; er bleibt gefeſſelt ſtehen, kann ſich kaum losreißen von dem Anblick, er kehrt wieder und immer wieder, von neuem zu betrachten.“

„Sie können Recht haben,“ ſagte der Alte nachdenkend, indem er auf das Gemälde ſchaute, „aber — ich denke, es ließe ſich dies nur von größeren Compoſitionen ſagen, von Gemälden, in welche der Maler eine tiefere Idee legte. Es gehen viele vorüber, bis die Bedeutung endlich einem aufgeht, der dann den tiefen Sinn des Künſtlers bewundert. Aber — ſollte man dies von ſolchen Köpfen behaupten können?“ —

Der junge Mann erröthete. „Und warum nicht?“ fragte er lächelnd, „die ſchönen Formen dieſes Geſichtes, die edle Stirne, dieſes ſinnende Auge, dieſer holde Mund, hat ſie der Künſtler nicht mit tiefem Geiſte geſchaffen, liegt nicht etwas ſo Anziehendes in dieſen Zügen, daß“ —

„O bitte, bitte!“ unterbrach ihn der Alte gütig abwehrend, „es war allerdings eine recht hübſche Perſon, die dem Künſtler geſeſſen; die Familie hat ſchöne Frauen."

„Wie? welche Familie?" rief der Jüngling erſtaunt, er zweifelte an dem geſunden Verſtand des Alten, und doch ſchienen ihn ſeine Worte aufs höchſte zu ſpannen. „Dies Bild iſt wohl reine Phantaſie, mein Herr! iſt zum wenigſten mehrere hundert Jahre alt!"

„Alſo glauben Sie das Mährchen auch?" flüſterte der Alte, „unter uns geſagt, diesmal wurde der Scharfblick der Eigenthümer doch getäuſcht; ich kenne ja die Dame."

„Um Gotteswillen, Sie kennen ſie? wo iſt ſie jetzt? wie heißt ſie?" ſprach Fröben heftig bewegt, indem er die Hand des Spaniers faßte.

„Sage ich lieber, ich habe ſie gekannt," antwortete dieſer mit zitternder Stimme, indem er das feuchte Auge zu der Dame aufſchlug. „Ja, ich habe ſie gekannt, in Valencia vor zwanzig Jahren; eine lange Zeit! Es iſt niemand anders als Donna Laura Tortoſi."

„Zwanzig Jahre!" wiederholte der junge Mann traurig und niedergeſchlagen, „zwanzig Jahre, nein, ſie iſt es nicht!"

„Sie iſt es nicht?" fuhr Don Pedro hitzig auf, „nicht, ſagen Sie? So können Sie glauben, ein Maler habe dieſe Züge aus ſeinem Hirn zuſammengepinſelt? Doch, ich will nicht ungerecht ſeyn, es war wohl ein tüchtiger Mann, der ſie malte, denn ſeine Farben ſind wahr und treu, treu und friſch wie das blühende Leben. Aber glauben Sie, daß ein ſolcher Künſtler aus ſeiner Phantaſie nicht ein ganz anderes Bild erſchafft? Finden

Sie nicht, ohne die Familie Tortoſi zu kennen, daß dieſe Dame offenbar Familienähnlichkeit haben müſſe, Familienzüge, beſtimmt und klar von der Natur ausgeſprochen, Züge, wie man ſie nie in Gemälden der Phantaſie, ſondern nur bei guten Portraits findet? Es iſt ein Portrait, ſag' ich Ihnen, Señor! und bei Gott kein anderes, als das der Donna Laura, wie ich ſie vor zwanzig Jahren geſehen in dem lieblichen Valencia."

„Mein verehrter Herr," erwiederte ihm Fröben, „es gibt Aehnlichkeiten, täuſchende Aehnlichkeiten; man glaubt oft einen Freund ſprechend getroffen zu ſehen, nur in ſonderbarem veraltetem Coſtüme, und wenn man fragt, iſt es ſein Urahn aus dem dreißigjährigen Kriege, oder überdies gar noch ein Fremder. Ich gebe auch zu, daß dieſes Bild ſogenannte Familienzüge trage, daß es der liebenswürdigen Donna Laura gleiche; aber dieſes Bild, dieſes iſt alt, und ſoviel weiß man wenigſtens aus Regiſtern und Kirchenbüchern, daß es in der Magdalenenkirche zu K. ſchon ſeit hundert und fünfzig Jahren hing, durch zufällige Stiftung, nicht auf Beſtellung in die Kirche kam, und nach allen Anzeigen von dem deutſchen Maler Lucas Cranach gefertigt wurde."

„So hole der lebendige Satan meine Augen!" rief Don Pedro ärgerlich, indem er aufſprang und ſeinen Hut nahm. „Ein Blendwerk der Hölle iſt's, ſie will mich in meinen alten Tagen noch einmal durch dies Gemälde in Wehmuth und Gram verſenken." Thränen ſtanden dem alten Mann in den Augen, als er mit haſtigen, dröhnenden Schritten die Gallerie verließ.

5.

Aber dennoch war er auch jezt nicht zum lezten Mal da geweſen. Fröben und er ſahen ſich noch oft vor dem Bilde, und der Alte gewann den jungen Mann durch ſein beſcheidenes, aber beſtimmtes Urtheil, durch ſeine liebenswürdige Offenheit, durch ſein ganzes Weſen, das ſeine Erziehung, treffliche Kenntniſſe und einen für dieſe Jahre ſeltenen Takt verrieth, immer lieber. Der Alte war fremd in dieſer Stadt, er fühlte ſich einſam, dennoch war er der Welt nicht ſo ſehr abgeſtorben, daß er nicht hin und wieder einen Menſchen hätte ſprechen mögen. So kam es, daß er ſich unvermerkt näher an den jungen Fröben anſchloß; zog ihn ja dieſer auch dadurch ſo unbeſchreiblich an, daß er ein theures Gefühl mit ihm theilte, nämlich die Liebe zu jenem Bilde.

So kam es, daß er den jungen Mann auf dem Spaziergang gern begleitete, daß er ihn oft einlud, ihm Abends Geſellſchaft zu leiſten. Eines Abends, als der Speiſeſaal im König von England ungewöhnlich gefüllt war und rings um die beiden fremde Gäſte ſaßen, ſo daß ſie ſich im traulichen Geſpräche gehindert fühlten, ſprach Don Pedro zu ſeinem jungen Freund: „Señor, wenn Ihr anders dieſen Abend nicht einer Dame verſprochen habt, vor ihrem Gitter mit der Laute zu erſcheinen, oder wenn Euch nicht ſonſt ein Verſprechen hindert, ſo möchte ich Euch einladen, eine Flaſche echten Ximenes mit mir auszuſtechen auf meinem Gemach.“

„Sie ehren mich unendlich,“ antwortete Fröben, „mich bindet kein Verſprechen, denn ich kenne hier keine

Dame; auch iſt es hieſigen Orts nicht Sitte, Abends die Laute zu ſchlagen auf der Straße, oder ſich mit der Geliebten am Fenſter zu unterhalten. Mit Vergnügen werde ich Sie begleiten.“

„Gut, ſo geduldet Euch hier noch eine Minute, bis ich mit Diego die Zurichtung gemacht; ich werde Euch rufen laſſen.“

Der Alte hatte dieſe Einladung mit einer Art von Feierlichkeit geſprochen, die Fröben ſonderbar auffiel. Jetzt erſt entſann er ſich auch, daß er noch nie auf Don Pedro's Zimmer geweſen, denn immer hatten ſie ſich in dem allgemeinen Speiſeſaal des Gaſthofs getroffen. Doch aus allem zuſammen glaubte er ſchließen zu müſſen, daß es eine beſondere Höflichkeit ſey, die ihm der Spanier durch dieſe Einführung bei ſich erzeigen wolle. Nach einer Viertelſtunde erſchien Diego mit zwei ſilbernen Armleuchtern, neigte ſich ehrerbietig vor dem jungen Mann und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Fröben folgte ihm und bemerkte, als er durch den Saal ging, daß alle Trinkgäſte neugierig ihm nachſchauten und die Köpfe zuſammenſteckten. Im erſten Stock machte Diego eine Flügelthüre auf und winkte dem Gaſt einzutreten. Ueberraſcht blieb dieſer auf der Schwelle ſtehen. Sein alter Freund hatte den Frack abgelegt, ein ſchwarzes geſchlitztes Wamms mit rothen Buffen angezogen, und einen langen Degen mit goldenem Griff umgeſchnallt; ein dunkelrother Mantillo fiel ihm über die Schultern. Feierlich ſchritt er ſeinem Gaſt entgegen, und ſtreckte ſeine dürre Hand aus den reichen Manſchetten hervor, ihn zu begrüßen: „Seyd mir herzlich willkommen, Don

Fröbenio," ſprach er, „ſtoßet Euch nicht an dieſem prunkloſen Gemach; auf Reiſen, wie Ihr wißt, fügt ſich nicht alles wie zu Hauſe. Weicher allerdings geht es ſich in meinem Saale zu Liſſabon, und meine Divans ſind echt mauriſche Arbeit; doch ſetzet Euch immer zu mir auf dies ſchmale Ding, Sopha genannt; iſt doch der Wein des Herrn Schwaderer echt und gut; ſetzt Euch!"

Er führte unter dieſen Worten den jungen Mann zu einem Sopha; der Tiſch vor dieſem war mit Confituren und Wein beſetzt; Diego ſchenkte ein und brachte Zündſtock und Cigarren.

„Schon lange," hub dann Don Pedro an, „ſchon lange hätte ich gern einmal ſo recht vertraulich zu Euch geſprochen, Don Fröbenio, wenn Ihr anders mein Vertrauen nicht gering achtet. Sehet, wenn wir uns oft zur Mittagsſtunde vor Laura's Bildniß trafen, da habe ich Euch, wenn Ihr ſo recht verſunken waret in Anſchauung, aufmerkſam betrachtet, und, vergebt mir, wenn meine alten Augen einen Diebſtahl an Euren Augen begingen, ich bemerkte, daß der Gegenſtand dieſes Gemäldes noch höheres Intereſſe für Euch haben müſſe, und eine tiefere Bedeutung, als Ihr mir bisher geſtanden."

Fröben erröthete; der Alte ſah ihn ſo ſcharf und durchdringend an, als wollte er im innerſten Grund ſeiner Seele leſen. „Es iſt wahr," antwortete er, „dieſes Bild hat eine tiefe Bedeutung für mich, und Sie haben recht geſehen, wenn Sie glauben, es ſey nicht das Kunſtwerk, was mich intereſſire, ſondern der Gegenſtand des Gemäldes. Ach, es erinnert mich an den ſonderbarſten, aber glücklichſten Moment meines Lebens! Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen ſage, daß ich einſt ein Mädchen ſah, das mit dieſem Bild täuſchende Aehnlichkeit hatte; ich ſah ſie nur einmal und nie wieder, und darum gehört es zu meinem Glück, wenigſtens ihre holden Züge in dieſem Gemälde wieder aufzuſuchen."

„O Gott, das iſt ja auch *mein* Fall!" rief Don Pedro.

„Doch lachen werden Sie," fuhr Fröben fort, „wenn ich geſtehe, daß ich nur von einem Theil des Geſichtes dieſer Dame ſprechen kann. Ich weiß nicht, iſt ſie blond oder braun, iſt ihre Stirne hoch oder nieder, iſt ihr Auge blau oder dunkel, ich weiß es nicht! Aber dieſe zierliche Naſe, dieſer liebliche Mund, dieſe zarten Wangen, dieſes weiche Kinn finde ich auf dem geliebten Bilde, wie ich es im Leben geſchaut!"

„Sonderbar! — und dieſe Formen, die ſich dem Gedächtniß weniger tief einzudrücken pflegen, als Auge, Stirn und Haar, dieſe ſollten, nachdem Ihr nur *einmal* ſie geſehen, ſo lebhaft in Eurer Seele ſtehen?"

„O Don Pedro!" ſprach der Jüngling bewegt, „einen Mund, den man *einmal* geküßt hat, einen *ſolchen* Mund vergißt man ſo leicht nicht wieder. Doch, ich will erzählen, wie es mir damit ergangen." —

„Halt ein, kein Wort!" unterbrach ihn der Spanier. „Ihr würdet mich für ſehr ſchlecht erzogen halten müſſen, wollte ich einem Cavalier ſein Geheimniß entlocken, ohne ihm das meine zuvor als Pfand gegeben zu haben. Ich will Euch erzählen von der Dame, die ich in jenem ſonderbaren Bild erkannte, und wenn Ihr mich dann Eures Vertrauens würdig achtet, ſo möget Ihr mir mit Eurer Geſchichte vergelten. Doch, Ihr trinket ja gar nicht; es iſt echter ſpaniſcher Wein, und ihn müßt Ihr trinken, wenn Ihr mit mir Valencia beſuchen wollt.“

Sie tranken von dem begeiſternden Ximenes und der Alte hub an:

6.

„Señor, ich bin in Granada geboren. Mein Vater kommandirte ein Regiment, und er und meine Mutter ſtammten aus den älteſten Familien dieſes Königreichs. Ich wurde im Chriſtenthum und allen Wiſſenſchaften erzogen, die einen Edelmann zieren, und mein Vater beſtimmte mich, als ich zwanzig Jahre alt und gut gewachſen war, zum Soldaten. Aber er war ein Mann ſtreng und ohne Rückſicht im Dienſte, und weil er die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich kannte und fürchtete, ſie möchte ihn oft verhindern, mich meine Pflicht gehörig vollbringen zu machen, beſchloß er, mich zu einem andern Regiment zu ſchicken, und ſeine Wahl fiel auf Pampeluna, wo mein Oheim kommandirte. Ich lernte dort den Dienſt ſorgfältig und genau, und brachte es in den folgenden zehn Jahren bis zum Kapitän. Als ich dreißig alt war, wurde mein Oheim nach Valencia verſetzt. Er hatte Einfluß und wußte zu bewirken, daß ich ihm ſchon nach einem halben Jahr als Adjutant folgen konnte Als ich aber in Valencia ankam, hatte ſich in meines Oheims Hausweſen vieles geändert. Er war ſchon längſt, noch in Pampeluna, Wittwer geworden. In Valencia hatte er eine reiche Wittwe kennen gelernt und ſie einige Wochen früher, als ich bei ihm eintraf, geheirathet. Sie können denken, wie ich überraſcht war, als er mir eine ältliche Dame vorſtellte und ſie ſeine Gemahlin nannte; meine Ueberraſchung ſtieg aber und gewann an Freude, als er auch ein Mädchen, ſchön wie der Tag, herbeiführte, und ſie ſeine Tochter Laura, meine Couſine nannte. Ich hatte bis zu jenem Tage nicht geliebt, und meine Kameraden hatten mich oft deßhalb Pedro el pedro (den ſteinernen Pedro) genannt; aber dieſer Stein zerſchmelz wie Wachs von den feurigen Blicken Laura's.

„Ihr habt ſie geſehen, Don Fröbenio, jenes Bild gibt ihre himmliſchen Züge wieder, wenn es anders einem irdiſchen Künſtler möglich iſt, die wundervollen Werke der Natur zu erreichen. Ach, gerade ſo trug ſie ihr Haar, ſo muthig wie auf jenem Gemälde hatte ſie das Hütchen mit den wallenden Federn aufgeſetzt, und wenn ſie ihr dunkles Auge unter den langen Wimpern aufſchlug, ſo war es, als ob die Pforten des Himmels ſich öffneten und ein leuchtender Engel freundlich herab grüßte.

„Meine Liebe, Señor, war eine freudige; ich konnte ja täglich um ſie ſeyn; jene Schranken, die in meinem Vaterlande gewöhnlich die Liebenden trennen und die Liebe ſchmerzlich, ängſtlich, gramvoll und verſchlagen machen, jene Schranken trennten uns nicht. Und wenn ich in die Zukunft ſah, wie lachend erſchien ſie mir! Mein Oheim liebte mich wie ſeinen Sohn; verſtand ich ſeine Winke recht, ſo ſchien es ihm nicht unangenehm, wenn ich mich um ſeine Tochter bewerbe; und von meinem Vater konnte ich kein Hinderniß erwarten, denn Laura ſtammte aus edlem Blute und der Reichthum ihrer Mutter war bekannt. Wie mächtig meine Liebe war, könnt Ihr ſchon daraus ſehen, daß ich da liebte, wo es ſo gänzlich ohne Noth und Jammer abging. Denn gewöhnlich entſteht die Liebe aus der angenehmen Bemerkung, daß man der Geliebten vielleicht nicht mißfallen habe; wie Feuer unter den Dächern fortſchleicht und, durch eine Mauer aufgehalten, plötzlich verzehrend nieder in das Haus und praſſelnd auf zum Himmel ſchlägt, ſo die Liebe. Die kleine Neigung wächst. Die unüberwindlich ſcheinenden Hinderniſſe ſpornen an; man glaubt eine Gluth zu fühlen, die nur im Arme der Geliebten ſich abkühlen kann. Man ſpricht die Dame am Gitter, man ſchickt ihr Briefe durch die Zofe, man malt im Traume und Wachen ihr Bild, ihre Geſtalt ſo reizend ſich vor, denn bisher ſah man ſie nicht anders als im Schleier und der verhüllenden Mantilla. Endlich, ſey es durch Liſt oder Gewalt, fallen die Schranken. Man fliegt herbei, führt die Errungene zur Kirche und — beſieht ſich nachher den Schatz etwas genauer. Wie auf dem ſchönen Wieſengrund, der nur ein Teppich iſt, über ein ſumpfig Moorland gedeckt, wenn du wie auf feſter Erde ausſchreiteſt, deine Füße einſinken und Quellen aus der Tiefe rieſeln, ſo hier. Alle Augenblicke zeigt ſich eine neue Laune bei der Dame, alle Tage lüftet ſie Schleier und Mantilla ihres Herzens freier, und am Ende ſtündeſt du lieber wieder an dem Gitter, Liebesklagen zu ſingen, um — nie wieder zu kehren.“

7.

„Bei Gott, Ihr ſeyd ein ſcharfer Kritiker!“ erwiederte Fröben erröthend, „es liegt in dem, was Ihr ſagt, etwas Wahres, aber ganz ſo? nein, da müßte ja jener Götterfunke, der zündend ins Herz ſchlägt, jener ſelige Augenblick, wo die Hälfte einer Minute zum Verſtändniß hinreicht, müßte lügen, und doch glaube ich an ſeine himmliſche Abkunft. O! iſt es mir denn beſſer ergangen?“

„Ich verſtehe, was Ihr ſagen wollt,“ ſprach Don Pedro; „jener Moment iſt himmliſch ſchön, aber er beruht gar oft auf bitterer Täuſchung. Höret weiter; mich reizten, mich hinderten keine Schranken, und dennoch liebte ich ſo warm als irgend ein junger Cavalier in Spanien. Das einzige Hinderniß konnte Laura's Herz ſeyn, und — ihr Auge hatte mir ja ſchon oft geſtanden, daß es dem meinigen gern begegne. Alle jene kleinen Beweiſe meiner Zärtlichkeit, wie man ſie in dieſem Zuſtand gibt, nahm Donna Laura gütig auf, und nach einem Vierteljahr erlaubte ſie mir, ihr meine Liebe zu geſtehen. Die Eltern hatten die Sache längſt bemerkt; mein Oheim gab mir ſeine Einwilligung und ſagte, er habe für mich wegen guter Dienſte, die ich geleiſtet, beim König um ein Majorspatent nachgeſucht. Mit der Nachricht meines Steigens ſoll ich dem Vater meine Liebe geſtehen und ihn um Einwilligung bitten. Ich gelobte es; ach! warum habe ich's gethan? Sollte man nicht immer einen Dämon hinter ſich glauben, der uns das Glück wie ein ſchönes Spielzeug gibt, nur um es plötzlich zu zerſchlagen?

„Ich hatte bald nach der Gewißheit meines Glücks mit einem Hauptmann aus einem Schweizerregiment Bekanntſchaft gemacht, den ich lieb gewann und täglich in mein Haus führte. Es war ein ſchöner blonder Jüngling, mit klaren blauen Augen, von weißer Haut und rothen Wangen. Er hätte zu weich für einen Soldaten ausgeſehen, wenn nicht berühmte Waffenthaten, die er ausgeführt, in aller Munde lebten. Um ſo gefährlicher war er für die Frauen. Seine ganze Erſcheinung war ſo neu in dieſem Lande, wo die Sonne die Geſichter dunkel färbt, wo unter ſchwarzem Haar ſchwarze Augen blitzen; und wenn er von den Eisbergen, von dem ewigen Schnee ſeiner Heimath erzählte, ſo lauſchte man gern auf ſeine Rede, und manche Dame mochte ſchon den Verſuch gemacht haben, das Eis ſeines Herzens zu ſchmelzen.

„Eines Morgens kam ein Freund zu mir, der um meine Liebe zu Laura wußte, und gab mir in allerlei geheimnißvollen Reden zu verſtehen, ich möchte entweder auf der Hut ſeyn, oder ohne das Majorspatent meine Baſe heirathen, indem ſonſt noch manches ſich ereignen könnte, was mir nicht angenehm wäre. Ich war betreten, forſchte näher und erfuhr, daß Donna Laura bei einer verheiratheten Freundin hie und da mit einem Mann zuſammenkomme, der in einen Mantel verhüllt ins Haus ſchleiche. Ich entließ den Freund und dankte ihm. Ich glaubte nichts davon, aber ein Stachel von Eiferſucht und Mißtrauen war in mir zurückgeblieben. Ich dachte nach über Laura's Betragen gegen mich, ich fand es unverändert; ſie war hold, gütig gegen mich wie zuvor, ließ ſich die Hand, wohl auch den ſchönen

Mund küſſen — aber dabei blieb es auch; denn jetzt erſt fiel mir auf, wie kalt ſie immer bei meiner Umarmung war, ſie drückte mir die Hand nicht wieder, wenn ich ſie drückte, ſie gab mir keinen Kuß zurück.

„Zweifel quälten mich; der Freund kam wieder, ſchürte durch beſtimmtere Nachrichten das Feuer mächtiger an, und ich beſchloß bei mir, die Schritte meiner Dame aufmerkſamer zu bewachen. Wir ſpeiſten gewöhnlich zuſammen, der Oheim, die Tante, meine ſchöne Baſe und ich. Am Abend des Tages, als mein Freund zum zweiten Mal mich gewarnt, fragte die Tante bei Tiſche ihre Tochter, ob ſie ihr Geſellſchaft leiſten werde auf dem Balkon?

„Sie antwortete, ſie habe ihrer Freundin einen Beſuch zugeſagt. Unwillkürlich mochte ich ſie dabei ſchärfer angeſehen haben, denn ſie ſchlug die Augen nieder und erröthete. Sie ging eine Stunde, ehe die Nacht einbrach, zu jener Dame. Als es dunkel wurde, ſchlich ich mich an jenes Haus und hielt Wache; raſende Eiferſucht kam über mich, als ich die Straße herauf, nahe an die Häuſer gedrückt, eine verhüllte Geſtalt ſchleichen ſah. Ich ſtellte mich vor die Hausthüre, die Geſtalt kam näher und wollte mich ſanft auf die Seite ſchieben. Aber ich faßte ſie am Gewand und ſprach: Señor, wer Ihr auch ſeyd, in dieſem Augenblick glaube ich einen Mann von Ehre vor mir zu haben, und bei Eurer Ehre fordere ich Euch auf, ſteht mir Rede!

„Bei dem ernſten Ton meiner Stimme ſah ich ihn zuſammenſchrecken; er beſann ſich eine kleine Weile und entgegnete dann: Was ſoll es?

„Schwört mir bei Eurer Ehre, fuhr ich fort, daß Ihr nicht wegen Donna Laura de Tortoſi in dieſes Haus geht.

„Wer erkühnt ſich, mir über meine Schritte Rechenſchaft abzufordern? rief er mit dumpfer verſtellter Stimme. An ſeiner Ausſprache merkte ich, daß er ein Fremder ſeyn müſſe; eine düſtere Ahnung ging in meiner Seele auf; der Kapitän de San Montanjo wagt es, antwortete ich und riß ihm, ehe er ſich deſſen verſah, den Mantel vom Geſicht — es war mein Freund Tannenſee, der Schweizer.

„Er ſtand da, wie ein Verbrecher, keines Wortes mächtig. Aber ich hatte meinen Degen blank gezogen, und ſprachlos vor Wuth deutete ich ihm an, daſſelbe zu thun. Ich habe keine Waffen bei mir, als einen Dolch, erwiederte er. Schon war ich Willens, ihm ohne Zögern den Degen in den Leib zu rennen; aber als er ſo regungslos auf alles gefaßt vor mir ſtand, konnte ich das Schreckliche nicht vollbringen. Ich behielt noch ſo viel Faſſung, daß ich ihn beſtimmte, am andern Morgen vor dem Thor der Stadt mir Rechenſchaft zu geben. Die Thüre hielt ich beſetzt; er ſagte zu und ging.

„Noch lange hielt ich Wache, bis endlich die Sänfte für Laura gebracht wurde, bis ich ſie einſteigen ſah; dann folgte ich ihr langſam nach Hauſe. Die Qualen der Eiferſucht ließen mich keinen Schlaf auf meinem Lager finden, und ſo hörte ich, wie ſich um Mitternacht Schritte meiner Thüre näherten. Man pochte an; verwundert warf ich meinen Mantel um und ſchloß auf; es war die alte Dienerin Laura's, die mir einen Brief übergab und eilends wieder ging.

„Señor! Gott möge Euch vor einem ähnlichen Brief in Gnaden bewahren! Sie geſtand mir, daß ſie den Schweizer ſchon längſt geliebt habe, als ſie mich noch gar nicht kannte; daß ſie aus Furcht vor dem Zorn ihrer Mutter, die alle Fremden haſſe, ihn immer zurückgehalten, um ſie zu werben; daß ſie, von den Drohungen meiner Tante genöthigt, meine Anträge ſich habe gefallen laſſen. Sie nahm alle Schuld auf ſich, ſie ſchwur mit den heiligſten Eiden, daß Tannenſee mir oft habe alles geſtehen wollen und nur durch ihr Flehen, durch ihre Furcht, nachher ſtrenger verwahrt zu werden, ſich habe zurückhalten laſſen. Sie deutete mir ein ſchreckliches Geheimniß an, das die Ehre der Familie beflecken werde, wenn ich ihr und dem Hauptmann nicht zur Flucht verhelfe. Sie beſchwor mich, von meinem Streit abzuſtehen, denn wenn er falle, ſo bleibe ihr, ſeiner Gattin, nichts übrig, als ſich das Leben zu nehmen. Sie ſchloß damit, meine Großmuth anzurufen, ſie werde mich ewig achten, aber niemals lieben.

„Ihr werdet geſtehen, daß ein ſolcher Brief gleich kaltem Waſſer alle Flammen der Liebe löſchen kann; er löſchte ſogar zum Theil meinen Zorn. Aber vergeben konnte ich es meiner Ehre nicht, daß ich betrogen war, darum ſtellte ich mich zur beſtimmten Stunde auf dem Kampfplatz ein. Der Kapitän mochte tief fühlen, wie ſehr er mich beleidigt; obgleich er ein beſſerer Fechter war als ich, vertheidigte er ſich nur, und nicht ſeine Schuld iſt es, daß ich meine Hand, hier zwiſchen Daumen und Zeigefinger, in ſeinen Degen rannte, ſo daß ich außer Stand war, weiter zu fechten. Ich gab ihm, während ich verbunden wurde, Laura's Brief. Er las, er bat mich flehend, ihm zu vergeben; ich that es mit ſchwerem Herzen.

„Die Geſchichte meiner Liebe iſt zu Ende, Don Fröbenio, denn fünf Tage darauf war Donna Laura mit dem Schweizer verſchwunden.“

„Und mit Ihrer Hülfe?“ fragte Fröben.

„Ich half ſo gut es ging. Freilich war der Schmerz meiner Tante groß; aber in dieſen Umſtänden war es beſſer, ſie ſah ihre Tochter nie wieder, als daß Unehre über das Haus kam.“

„Edler Mann! wie unendlich viel muß Sie dies gekoſtet haben! wahrhaftig es war eine harte Prüfung.“

„Das war es,“ antwortete der Alte mit düſterem Lächeln. „Anfangs glaubte ich, dieſe Wunde werde nie vernarben; die Zeit thut viel, mein Freund! Ich habe ſie nie wieder geſehen, nie von ihnen gehört, nur einmal nannten die Zeitungen den Oberſt Tannenſee als einen tapfern Mann, der unter den Truppen Napoleons in der Schlacht von Brienne dem Feinde langen Widerſtand gethan habe. Ob es derſelbe iſt, ob Laura noch lebt, weiß ich nicht zu ſagen.

„Als ich aber in dieſe Stadt kam, jene Gallerie beſuchte, und nach zwanzig langen Jahren meine Laura wieder erblickte, ganz ſo, wie ſie war in den Tagen ihrer Jugend, da brachen die alten Wunden wieder auf, und — nun, Ihr wiſſet, daß ich ſie täglich beſuche.“

8.

Mit umſtändlicher Gravität, wie es dem Haushofmeiſter eines p . . . . ſchen Prinzen, einem Mann aus altkaſtiliſchem Geſchlecht geziemte, hatte Don Pedro de San Montanjo Ligez ſeine Geſchichte vorgetragen. Als er geendet, trank er einigen Xeres, lüftete den Hut, ſtrich ſich über die Stirne und Kinn und ſagte zu dem jungen Mann an ſeiner Seite: „was ich wenigen Menſchen vertraut, habe ich Euch umſtändlich erzählt, Don Fröbenio, nicht um Euch zu locken, mir mit gleichem Vertrauen zu erwiedern, obgleich Euer Geheimniß ſo ſicher in meiner Bruſt ruhte, als der Staub der Könige von Spanien im Escurial, — obgleich ich geſpannt bin zu wiſſen, in wiefern Euch jene Dame intereſſirt; — aber Neugier ziemt dem Alter nicht, und damit gut.“

Fröben dankte dem Alten für ſeine Mittheilung. „Mit Vergnügen werde ich Ihnen meinen kleinen Roman zum beſten geben,“ ſagte er lächelnd, „er betrifft keiner Dame Geheimniſſe und endet ſchon da, wo andere anfangen. Aber wenn Sie erlauben, werde ich morgen erzählen, denn für heute möchte es wohl zu ſpät ſeyn.“

„Ganz nach Eurer Bequemlichkeit,“ erwiederte der Don, ſeine Hand drückend; „Euer Vertrauen werde ich zu ehren wiſſen.“ So ſchieden ſie; der Spanier begleitete den jungen Mann höflich bis an die Schwelle ſeines Vorſaals und Diego leuchtete ihm bis auf die Straße.

Nach ſeiner Gewohnheit ging Fröben den Tag nachher in die Gallerie; er ſtand lange vor dem Bilde, und wirklich dachte er an dieſem Tage mehr an den Alten, denn an die gemalte Dame; aber er wartete über eine Stunde — der Alte kam nicht. Er ging mit dem Schlag zwei Uhr in die Anlagen, ging langſamen Schrittes um den See, zog oft ſein Fernglas und ſchaute die lange Promenade hinab, aber die ehrwürdige Geſtalt ſeines alten Freundes wollte ſich nicht zeigen; umſonſt ſchaute er nach den dünnen ſchwarzen Beinen, nach dem ſpitzen Hut, umſonſt nach Diego in den bunten Kleidern, mit Sonnenſchirm und Regenmantel, er war nicht zu ſehen. „Sollte er krank geworden ſeyn?“ fragte er ſich, und unwillkürlich ging er nach dem Schloßplatz hin und nach dem Gaſthof zum König von England, um Don Pedro zu beſuchen. „Fort iſt die ganze Wirthſchaft, auf und davon!“ antwortete auf ſeine Frage der Oberkellner, „geſtern Abend noch bekam der Prinz Depeſchen, und heute Vormittag ſind Seine Hoheit nebſt Gefolge in ſechs Wagen nach W. abgereiſt; der Haushofmeiſter, er fuhr im zweiten, hat für Sie eine Karte hier gelaſſen.“

Begierig griff Fröben nach dieſem letzten Freundeszeichen. Es war nur Don Pedro de San Montanjo Ligez, Major Rio de S. A. ꝛc. darauf zu leſen. Verdrießlich wollte Fröben dieſen kalten Abſchied einſtecken, da gewahrte er auf der Rückſeite noch einige Worte mit Bleifeder geſchrieben, er las: „Lebt wohl, theurer Don Fröbenio; Eure Geſchichte müßt Ihr mir ſchuldig bleiben; grüßet und küſſet Donna Laura.“

Er lächelte über den Auftrag des alten Herrn, und doch, als er in den nächſten Tagen wieder vor dem Bilde ſtand, war er wehmüthiger als je, denn es war in ſeinem Leben eine Lücke entſtanden durch Don Pedro's Abreiſe. Er hatte ſich ſo gern mit dem guten Alten unterhalten, er hatte ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder in einem genauern Verhältniß mit Menſchen gelebt, und deutlicher als je fühlte er jetzt, daß nur der Einſame, der Hoffnungsloſe ganz unglücklich iſt. Wäre das Bild nicht geweſen, das ihn mit ſeinem eigenthümlichen Zauber zurückhielt, ſchon längſt hätte er Stuttgart verlaſſen, das ſonſt keine Reize für ihn hatte. Als ihm daher eines Tages die Herren Boiſſerée die treue Kopie jenes lieben Bildes, ein lithographirtes Blatt zeigten und ihn damit beſchenkten, nahm er es als einen Wink des Schickſals auf, verabſchiedete ſich von dem Urbild, packte die Kopie ſorgfältig ein und verließ dieſe Stadt ſo ſtille als er ſie betreten hatte.

9.

Sein Aufenthalt in Stuttgart hatte nur dem Bilde gegolten, das er in jener Gallerie gefunden. Er war, als er die Hauptſtadt Würtembergs berührte, auf einer Reiſe nach dem Rhein begriffen, und dahin zog er nun weiter. Er geſtand ſich ſelbſt, daß ihn die letzten Monate beinahe allzuweich gemacht hatten. Er fühlte nicht ohne Beſchämung und leiſes Schaudern, daß ſein Trübſinn, ſein ganzes Dichten und Trachten ſchon nahe an Narrheit geſtreift hatten. Er war zwar unabhängig, hatte dieſes Jahr noch zu Reiſen beſtimmt, ohne ſich irgend einen feſten Plan, ein Ziel zu ſetzen, und wollte dieſe lange Unterbrechung ſeiner Reiſe auf die angenehme Lage der Stadt, auf die herrlichen Umgebungen ſchieben. Aber hatte er denn wirklich jene Stadt ſo angenehm gefunden? hatte er Menſchen aufgeſucht, kennen gelernt? hatte er ſie nicht vielmehr gemieden, weil ſie ſeine Einſamkeit, die ihm ſo lieb geworden, ſtörten? hatte er die herrlichen Umgebungen genoſſen? „Nein,“ ſagte er lächelnd zu ſich, „man wäre verſucht, an Zauberei zu glauben! Ich habe mich betrogen wie ein Thor! habe mich eingeſchloſſen in mein Zimmer, um zu leſen. Und habe ich denn wirklich geleſen? ſtand nicht ihr Bild auf jeder Seite? gingen meine Schritte weiter als zu ihr, oder um einmal allein unter dem Gewühl der Menge auf- und abzugehen? Iſt es nicht ſchon Raſerei, auf ſo langen Wegen einem Schatten nachzujagen, jedes Mädchengeſicht aufmerkſam zu betrachten, ob ich nicht den holden Mund der unbekannten Geliebten wieder erkenne?“

So ſchalt ſich der junge Mann, glaubte recht feſte Vorſätze zu faſſen und — wie oft, wenn ſein Pferd langſamer bergan geſchritten war, vergaß er oben es anzutreiben, weil ſeine Seele auf anderen Wegen ſchweifte; wie oft, wenn er Abends ſein Gepäck öffnete und ihm die Rolle in die Hände fiel, entfaltete er unwillkürlich das Bild der Geliebten und vergaß ſich zur Ruhe zu legen.

Aber die reizenden Gebirgsgegenden am Neckar, die herrlichen Fluren von Mannheim, Worms, Mainz verfehlten auch auf ihn den eigenthümlichen Eindruck nicht. Sie zerſtreuten ihn, ſie füllten ſeine Seele mit neuen, freundlichen Bildern. Und als er eines Morgens von Bingen aufbrach, ſtand nur ein Bild vor ſeinem Auge, ein Bild, das er noch heute erblicken ſollte. Fröben hatte mit einem Landsmann Frankreich und England bereiſt, und aus dem Geſellſchafter war ihm nach und nach ein Freund erwachſen. Zwar mußte er, wenn er über ihre Freundſchaft nachdachte, ſich ſelbſt geſtehen, daß Uebereinſtimmung der Charaktere ſie nicht zuſammenführte; doch oft pflegt es ja zu geſchehen, daß gerade das Ungleiche ſich heißer liebt als das Aehnliche. Der Baron von Faldner war etwas roh, ungebildet, ſelbſt jene Reiſe, das bewegte Leben zweier Hauptſtädte, wie Paris und London, hatte nur ſeine Außenſeite etwas abſchleifen und mildern können. Er war einer jener Menſchen, die, weil ſie durch fremde oder eigene Schuld eine gewählte Lectüre, feinere tiefere Kenntniſſe und die bildende Hand der Wiſſenſchaften verſchmähten, zur Ueberzeugung kamen, ſie ſeyen praktiſche Menſchen, d. h. Leute, die in ſich ſelbſt alles tragen, um was ſich andere, es zu erlernen, abmühen, die einen natürlichen Begriff von Ackerbau, Viehzucht, Wirthſchaft und dergleichen haben, und ſich nun für geborne Landwirthe, für praktiſche Haushälter anſehen, die auf dem natürlichſten Wege das zu erreichen glauben, was die Maſſe in Büchern ſucht. Dieſer Egoismus machte ihn glücklich, denn er ſah nicht, auf welchen ſchwachen Stützen ſein Wiſſen beruhte; noch glücklicher wäre er wohl geweſen, wenn dieſe Eigenliebe bei den Geſchäften ſtehen geblieben wäre; aber er trug ſie mit ſich, wohin er ging, ertheilte Rath, ohne welchen anzunehmen, hielt ſich, was man ihm nicht gerade nachſagte, für einen klugen Kopf, und ward durch dieſes Alles ein unangenehmer Geſellſchafter und zu Hauſe vielleicht ein kleiner Tyrann, aus dem einfachen Grunde, weil er klug war und immer Recht hatte.

„Ob er wohl ſein Sprüchwort noch an ſich hat,“ fragte ſich Fröben lächelnd, „das Unabwendbare: das habe ich ja gleich geſagt! Wie oft, wenn er am wenigſten daran gedacht hatte, daß etwas gerade ſo geſchehen werde, wie oft faßte er mich da bei der Hand und rief: Freund Fröben, ſag' an, hab ich es nicht ſchon vor vier Wochen geſagt, daß es ſo kommen würde? warum habt Ihr mir nicht gefolgt? Und wenn ich ihm ſonnenklar bewies, daß er zufällig gerade das Gegentheil behauptet habe, ſo ließ er ſich unter keiner Bedingung davon abbringen und grollte drei, vier Tage lang.“

Fröben hoffte, Erfahrung und die ſchöne Natur um ihn her werden ſeinen Freund weiſer gemacht haben. An einer der reizendſten Stellen des Rheinthals, in der Nähe von Kaub, lag ſein Gut, und je näher der Reiſende herabkam, deſto freudiger ſchlug ſein Herz über alle dieſe Herrlichkeit der Berge und des majeſtätiſchen Fluſſes, um ſo öfter ſagte er zu ſich: „nein! er muß ſich geändert haben; in dieſen Umgebungen kann man nur hingebend, nur freundlich und theilnehmend ſeyn, und im Genuß dieſer Ausſicht muß man vergeſſen, wenn man auch wirklich Recht hat, was bei ihm leider der ſeltene Fall iſt.“

10.

Gegen Abend langte er auf dem Gute an; er gab ſein Pferd vor dem Hauſe einem Diener, fragte nach ſeinem Herrn und wurde in den Garten gewieſen. Dort erkannte er ſchon von weitem Geſtalt und Stimme ſeines Freundes. Er ſchien in dieſem Augenblick mit einem alten Mann, der an einem Baum mit Graben beſchäftigt war, heftig zu ſtreiten; „und wenn Ihr es auch hundert Jahre nach dem alten Schlendrian gemacht habt, ſtatt fünfzig, ſo muß der Baum doch ſo heraus genommen werden, wie ich ſagte. Nur friſch daran, Alter! es kömmt bei allem nur darauf an, daß man klug darüber nachdenkt.“ Der Arbeiter ſetzte ſeufzend die Mütze auf, betrachtete noch einmal mit wehmüthigem Blick den ſchönen Apfelbaum und ſtieß dann ſchnell, wie es ſchien unmuthig, den Spaten in die Erde, um zu graben. Der Baron aber pfiff ein Liedchen, wandte ſich um, und vor ihm ſtand ein Menſch, der ihn freundlich anlächelte und ihm die Hand entgegen ſtreckte. Er ſah ihn verwundert an; „was ſteht zu Dienſt?“ fragte er kurz und ſchnell.

„Kennſt du mich nicht mehr, Faldner?“ erwiederte der Fremde, „ſollteſt du bei deiner Baumſchule London und Paris ſo ganz vergeſſen haben?“

„Iſts möglich, mein Fröben!“ rief jener und eilte, den Freund zu umarmen; „aber, mein Gott, wie haſt du dich verändert! du biſt ſo bleich und mager; das kömmt von dem vielen Sitzen und Arbeiten; daß du auch gar keinen Rath befolgſt, ich habe dir ja doch immer geſagt, es tauge nicht für dich.“

„Freund!“ entgegnete Fröben, den dieſer Empfang unwillkürlich an ſeine Gedanken unterwegs erinnerte, „Freund, denke doch ein wenig nach; haſt du mir nicht immer geſagt, ich tauge nicht zum Landwirth, nicht zum Forſtmann und dergleichen, und ich müßte eine juridiſche oder diplomatiſche Laufbahn einſchlagen?“

„Ach, du guter Fröben!“ ſagte jener zweideutig lächelnd, „ſo laborirſt du noch immer an einem kurzen Gedächtniß? ſagte ich nicht ſchon damals“ —

„Bitte, du haſt Recht, ſtreiten wir nicht!“ unterbrach ihn ſein Gaſt, „laß uns lieber Vernünftigeres reden; wie es dir erging, ſeit wir uns nicht ſahen, wie du lebſt?“

Der Baron ließ Wein in eine Laube ſetzen und erzählte von ſeinem Leben und Treiben. Seine Erzählung beſtand beinahe in nichts als in Klagen über ſchlechte Zeit und die Thorheit der Menſchen. Er gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er es in den wenigen Jahren mit ſeinem hellen Kopf und den Kenntniſſen, die er auf Reiſen geſammelt, in der Landwirhſchaft weit gebracht habe. Aber bald hatten ihm ſeine Nachbarn unberufen dies oder jenes abgerathen, bald hatte er unbegreifliche Widerſpenſtigkeit unter ſeinen Arbeitern ſelbſt gefunden, die Alles beſſer wiſſen wollten als er und in ihrer Verblendung ſich auf lange Erfahrung ſtützten. Kurz, er lebte, wie er geſtand, ein Leben voll ewiger Sorgen und Mühen, voll Hader und Zorn, und einige Prozeſſe wegen Grenzſtreitigkeiten verbitterten ihm noch die wenigen frohen Stunden, die ihm die Beſorgung ſeines Gutes übrig ließ. „Armer Freund!“ dachte Fröben unter dieſer Erzählung, „ſo reiteſt du noch daſſelbe Steckenpferd, und es geht wie der wildeſte Renner mit dir durch, ohne daß du es zügeln kannſt.“

Doch die Reihe zu erzählen kam auch an den Gaſt, und er konnte ſeinem Freund in wenigen Worten ſagen, daß er an einigen Höfen bei Geſandtſchaften eingetheilt geweſen ſey, daß er ſich überall ſchlecht unterhalten, einen langen Urlaub genommen habe und jetzt wieder ein wenig in der Welt umherziehe.

„Du Glücklicher!“ rief Faldner, „wie beneide ich dir deine Verhältniſſe; heute hier, morgen dort; kennſt keine Feſſeln und kannſt reiſen, wohin und wie lange du willſt. Es iſt etwas Schönes um das Reiſen! ich wollte, ich könnte auch noch einmal ſo frei hinaus in die Welt!“

„Nun, was hindert dich denn?“ rief Fröben lachend, „deine große Wirthſchaft doch nicht? die kannſt du alle Tage einem Pächter geben, läßt dein Pferd ſatteln und ziehest mit mir!“

„Ach, das verſtehſt du nicht, Beſter!“ erwiederte der Baron verlegen lächelnd, „einmal, was die Wirthſchaft betrifft, da kann ich keinen Tag abweſend ſeyn, ohne daß alles quer geht, denn ich bin doch die Seele des Ganzen. Und dann — ich habe einen dummen Streich gemacht — doch laß das gut ſeyn; es geht einmal nicht mehr mit dem Reiſen.“

In dieſem Augenblicke kam ein Bedienter in die Laube, berichtete, daß die gnädige Frau zurückgekommen ſey und anfragen laſſe, wo man den Thee ſerviren ſolle?

„Ich denke oben im Zimmer,“ ſagte er, leicht erröthend, und der Diener entfernte ſich.

„Wie, du biſt verheirathet?“ fragte Fröben erſtaunt, „und das erfahre ich jetzt erſt! Nun ich wünſche Glück; aber ſage mir doch — ich hätte mir ja eher des Himmels Einfall träumen laſſen als dieſe Neuigkeit; und ſeit wann?“

„Seit ſechs Monaten,“ erwiederte der Baron kleinlaut und ohne ſeinen Gaſt anzuſehen; „doch wie kann dich dies ſo in Erſtaunen ſetzen; du kannſt dir denken, bei meiner großen Wirthſchaft, da ich alles ſelbſt beſorge, ſo“ —

„Je nun — ich finde es ganz natürlich und angemeſſen; aber wenn ich zurückdenke, wie du dich früher über das Heirathen äußerteſt, da dachte ich nie daran, daß dir je ein Mädchen recht ſeyn würde.“

„Nein, verzeihe!“ ſagte Faldner, „ich ſagte ja immer und ſchon damals“ —

„Nun ja, du ſagteſt ja immer und ſchon damals,“ rief der junge Mann lächelnd, „und ſchon damals und immer ſagte ich, daß du nach deinen Prätenſionen keine finden würdeſt, denn dieſe gingen auf ein Ideal, das ich nicht haben möchte und wohl auch nicht zu finden war. Doch noch einmal meinen herzlichen Glückwunſch. Da aber eine Dame im Hauſe iſt, die uns zum Thee ladet, ſo kann ich doch wahrlich nicht ſo in Reiſekleidern erſcheinen; gedulde dich nur ein wenig, ich werde bald wieder bei dir ſeyn. Auf Wiederſehen!“

Er verließ die Laube und der Baron ſah ihm mit trüben Blicken nach; „er hat nicht Unrecht,“ flüſterte er.

Doch in demſelben Augenblick trat eine hohe weibliche Geſtalt in die Laube; „wer ging ſo eben von dir?“ fragte ſie ſchnell und haſtig, „wer ſprach dies auf Wiederſehen?“

Der Baron ſtand auf und ſah ſeine Frau verwundert an; er bemerkte, wie die ſonſt ſo zarte Farbe ihrer Wangen in ein glühendes Roth übergegangen war.

„Nein, das iſt nicht auszuhalten!“ rief er heftig, „Joſephe! wie oft muß ich dir ſagen, daß Hufeland Leuten von deiner Conſtitution jede allzuraſche Bewegung ſtreng unterſagt; wie du jetzt glühſt! du biſt gewiß wieder eine Strecke zu Fuß gegangen und haſt dich erhitzt und gehſt jetzt gegen alle Vernunft noch in den Garten hinab, wo es ſchon kühl iſt. Immer und ewig muß ich dir alles wiederholen, wie einem Kind; ſchäme dich!“

„Ach, ich wollte dich ja nur abholen,“ ſagte Joſephe mit zitternder Stimme; „werde nur nicht gleich ſo böſe; ich bin gewiß den ganzen Weg gefahren und bin auch gar nicht erhitzt. Sey doch gut.“

„Deine Wangen widerſprechen,“ fuhr er mürriſch fort. „Muß ich denn auch dir immer predigen? Und den Shawl haſt du auch nicht umgelegt, wie ich dir ſagte, wenn du Abends noch herab in den Garten gehſt; wozu werfe ich denn das Geld zum Fenſter hinaus für dergleichen Dinge, wenn man ſie nicht einmal brauchen mag? O Gott! ich möchte oft raſend werden. Auch nicht das Geringſte thuſt du mir zu Gefallen; dein ewiger Eigenſinn bringt mich noch um. O ich möchte oft“ —

„Bitte, verzeihe mir, Franz!“ bat ſie wehmüthig, indem ſie große Thränen im Auge zerdrückte, „ich habe dich den ganzen Tag nicht geſehen und wollte dich hier überraſchen; ach, ich dachte ja nicht mehr an das Tuch und an den Abend. Vergib mir! willſt du deinem Weib vergeben?“

„Iſt ja ſchon gut, laß mich doch in Ruhe, du weißt, ich liebe ſolche Scenen nicht; und gar vollends Thränen!

gewöhne dir doch um Gotteswillen die fatale Weichlichkeit ab, über jeden Bettel zu weinen. — Wir haben einen Gaſt, Fröben, von dem ich dir ſchon erzählte, er reiſte mit mir. Führe dich vernünftig auf, Joſephe, hörſt du? Laß es an nichts fehlen, daß ich nicht auch noch die Sorgen der Haushaltung auf mir haben muß. Im Salon wird der Thee getrunken."

Er ging ſchweigend ihr voran die Allee entlang nach dem Schloſſe. Trübe folgte ihm Joſephe; eine Frage ſchwebte auf ihren Lippen, aber ſo gern ſie geſprochen hätte, ſie verſchloß dieſe Frage wieder tief in ihre Bruſt.

11.

Als der Baron ſpät in der Nacht ſeinen Gaſt auf ſein Zimmer begleitete, konnte ſich dieſer nicht enthalten, ihm zu ſeiner Wahl Glück zu wünſchen. „Wahrhaftig, Franz!" ſagte er, indem er ihm feurig die Hand drückte, „ein ſolches Weib hat dir gefehlt. Du warſt ein Glückskind von jeher, aber das hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß du bei deinen ſonderbaren Maximen und Forderungen ein ſolch liebenswürdiges, herrliches Kind heimführen werdeſt."

„Ja, ja, ich bin mit ihr zufrieden," erwiederte der Baron trocken, indem er ſeine Kerze heller aufſtörte; „man kann ja nicht alles haben, an dieſen Gedanken muß man ſich freilich gewöhnen auf dieſer unvollkommenen Welt."

„Menſch! ich will nicht hoffen, daß du undankbar gegen ſo vieles Schöne biſt. Ich habe viele Frauen geſehen, aber weiß Gott, keine von ſolch untadelhafter Schönheit wie dein Weib. Dieſe Augen! welch rührender Ausdruck! Glaubt man nicht liebliche Träume auf ihrer ſchönen Stirne zu leſen? Und dieſe zarte ſchlanke Geſtalt! Und ich weiß nicht, ob ich ihren feinen Takt, ihr richtiges Urtheil, ihren gebildeten Geiſt nicht noch mehr bewundern ſoll.“

„Du biſt ja ganz bezaubert,“ lächelte Faldner; „doch von jeher haſt du zuviel geleſen und weniger aufs Praktiſche geſehen; ich ſagte es ja immer! — Mit den Weibern iſt es ein eigenes Ding,“ fuhr er ſeufzend fort, „glaube mir, in der Wirthſchaft iſt oft eine, die es verſteht und die Sache flink umtreibt, beſſer als ein ſogenannter gebildeter Geiſt. Gute Nacht; ſey froh, daß du noch frei biſt und — wähle nicht zu raſch.“

Unmuthig ſah ihm Fröben nach, als er das Zimmer verlaſſen hatte; „ich glaube, der Unmenſch iſt auch jetzt nicht mit ſeinem Looſe zufrieden; hat einen Engel gewählt und ſchafft ſich durch ſeine lächerlichen Prätenſionen eine Hölle im Haus. Das arme Weib!“

Es war ihm nicht entgangen, wie ängſtlich ſie bei allem, was ſie that und ſagte, an ſeinen Blicken hing, wie er ihr oft ein grimmiges Auge zeigte, wenn ſie nach ſeinen Begriffen einen Fehler begangen, wie er ihr oft mit der Hand winkte, die Lippen zuſammenbiß und ſtöhnte, wenn er glaubte, von dem Gaſt nicht geſehen zu werden. Und mit welcher Engelsgeduld trug ſie dies alles! Sie hatte tiefen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht. Das reiche blonde Haar, das um eine freie Stirne fiel, ließ blaue Augen, rothe Wangen, vielleicht auch ein Näschen erwarten, das durch ſeine zierliche Keckheit Blondinen mehr als Brünetten ziert. Aber von all dem nichts. Unter den blonden Wimpern ruhte wie das Mondlicht hinter dünnen Wolken ein braunes Auge, das nicht durch Gluth oder große Lebendigkeit, ſondern durch ein gewiſſes Etwas von ſinnender Schwermuth überraſchte, das Fröben bei ſchönen Frauen, ſo ſelten er es fand, ſo unendlich liebte. Ihre Naſe näherte ſich dem griechiſchen Stamm, die Wangen waren gewöhnlich bleich, nur von einem leiſen Schatten von Roth unterlaufen, und das einzige, was in ihrem Geſichte blühte, waren ſtatt der Roſen der Wangen die Lippen, bei deren Anblick man ſich des Gedankens an zarte rothe Kirſchen nicht erwehren konnte.

„Und dieſe herrliche Geſtalt,“ fuhr Fröben in ſeinen Gedanken weiter fort, „ſo zart, ſo hoch und wenn ſie über das Zimmer geht, beinahe ſchwebend! Schwebend? Als ob ich nicht geſehen hätte, daß ſie recht ſchwer zu tragen hat, daß dieſe Lippen ſo manches Wort des Grams verſchließen, daß dieſe Augen nur auf die Einſamkeit warten, um über den rohen Gatten zu weinen! Nein! es iſt unmöglich,“ fuhr er nach einigem Sinnen fort, „ſie kann ihn nicht aus Liebe geheirathet haben. Die Welt, die hinter dieſem Auge liegt, iſt zu groß für Falbners Verſtand, das Herz ſeines Weibes zu zart für den rohen Druck ihres Haustyrannen. Ich bedaure ſie!“

Er war während dieſer Worte an einen Schrank getreten, worin die Diener ſein Reiſegeräthe niedergelegt hatten. Er ſchloß ihn auf, ſein erſter Blick fiel auf die wohlbekannte Rolle und er erröthete. „Bin ich dir nicht ungetreu geweſen dieſen Abend?“ fragte er. „Hat nicht ein anderes Bild ſich in mein Herz geſchlichen? Ja, und ertappe ich mich auf Reflexionen über das Weib meines Freundes, die mir nicht ziemen, die ihr auf jeden Fall nichts nützen können?“ Er entrollte das Bild der Geliebten und blieb betroffen ſtehen. Wie ein Gedanke, der bisher in ihm ſchlummerte und verworren träumte, erwachte es jetzt mit einem Mal in ihm, daß Frau von Faldner wunderbare Aehnlichkeit mit dieſem Bilde habe. Zwar waren ihre Haare, ihre Augen, ihre Stirne gänzlich verſchieden von denen des Bildes, aber überraſchende Aehnlichkeit glaubte er in Naſe, Mund und Kinn, ja ſogar in der Haltung des zierlichen Halſes zu finden. „Und dieſe Stimme!“ rief er, „klang mir dieſe Stimme nicht gleich anfangs ſo bekannt? Wie iſt mir denn? Wäre es möglich, daß die Gattin meines Freundes jenes Mädchen wäre, die ich nur einmal, nur halb geſehen und ewig liebe, und von jenem Augenblick an vergebens ſuche? Dieſe Geſtalt — ja auch ſie war groß, und als ich den Mantel umſchlang, als ſie an meinem Herzen ruhte, fühlte ich eine feine ſchlanke Taille. Und begegnete ich nicht heute Abend ſo oft ihrem Auge, das prüfend auf mir ruhte? Sollte auch ſie mich wieder erkennen? Doch — ich Thor! wie könnte Faldner bei ſeinem Mißtrauen, bei ſeinen ſtrengen Grundſätzen über Adel und unbeſcholtenen Ruf eine — unbekannte Bettlerin geheirathet haben?“

Er ſah wieder prüfend auf das Bild herab, er glaubte in dieſem Augenblick Gewißheit zu haben, im nächſten zweifelte er wieder. Er klagte ſein treuloſes Gedächtniß an. Hatte nicht dieſes Gemälde ſich ſo ganz mit ſeinen früheren Erinnerungen vermiſcht, daß er die Unbekannte ſich nicht mehr anders dachte, als wie dieſes Bild? Und nun, da er auf eine neue auffallende Aehnlichkeit geſtoßen, ſtand er nicht vor einem Labyrinth von Zweifeln? Er warf das Gemälde auf die Seite und verbarg ſeine heiße Stirn in die Kiſſen ſeines Bettes. Er wünſchte ſich tiefen Schlaf herbei, damit er dieſen Zweifeln entgehe, daß ihm das wahre Bild mit ſiegender Kraft in ſeinen Träumen aufgehe.

12.

Als Fröben am andern Morgen in den Salon trat, wo er frühſtücken ſollte, war ſein raſtloſer Freund ſchon ausgeritten, um eine Dammarbeit an der Grenze ſeines Gutes zu beſichtigen. Der Diener, der ihm dieſe Nachricht gab, ſetzte mit wichtiger Miene hinzu, daß ſein Herr wohl kaum vor Mittag zurückkommen dürfte, weil er noch ſeine neue Dampfmühle, einige Schläge im Wald, eine neue Gartenanlage, nebſt vielem andern beſichtigen müſſe. „Und die gnädige Frau?“ fragte der Gaſt.

„War ſchon vor einer halben Stunde im Garten, um Bohnen abzubrechen, und wird jetzt bald zum Frühſtück hier ſeyn.“

Fröben ging im Saal umher und muſterte in Gedanken den vergangenen Abend. Wie anders erſcheinen alle Bilder in der Morgenbeleuchtung, als ſie uns im Duft des Abends erſchienen! Auch mit den verworrenen

Gedanken, die geſtern in ihm auf- und abſchwebten, ging es ihm ſo; er lächelte über ſich ſelbſt, über die Zweifel, die ihm ſeine rege Phantaſie aufgeweckt hatte. „Der Baron,“ ſprach er zu ſich, „iſt am Ende doch ein guter Menſch; freilich viele Eigenheiten, einige Rohheit, die aber mehr im Aeußern liegt. Aber wer länger mit ihm umgeht, gewöhnt ſich daran, weiß ſich darein zu finden. Und Joſephe? wie vorſchnell man oft urtheilt! Wie oft glaubte ich rührenden Kummer, tiefe Seelenleiden, Reſignation in den Augen, in den Mienen einer Frau zu leſen, ließ mich vom Teufel blenden, ſie recht zart tröſten und aufrichten zu wollen, und am Ende lag der ganze Zauber in meiner Einbildung: es war dann näher betrachtet eine ganz gewöhnliche Frau, die mit den ſinnenden Augen, worin ich Wehmuth ſah, ängſtlich die Augen an ihrem Strickſtrumpf zählte, oder hinter der von Gram umwölkten Stirne bedachte, was ſie auf den Abend kochen laſſen ſollte.“ Er verfolgte dieſe Gedanken, um ſich ſelbſt mit Ironie zu ſtrafen, um die zartere Empfindung, jene Nachklänge von geſtern zu verdrängen, die ihm heute thöricht, überſpannt erſchienen. In dieſe Gedanken verſunken, war er an den Spiegel getreten und hatte die Beſuchkarten überleſen, die dort angeſteckt waren. Da fiel ihm eine in die Hand, welche Faldner's eigene Verlobung ankündigte. Er las die zierlich geſtochenen Worte: Freiherr F. von Faldner mit ſeiner Braut Joſephe von Tannenſee.

„Von Tannenſee?“ wie ein Blitz erleuchtete ihm dieſer Name jene dunkle Aehnlichkeit, die er zwiſchen der Gattin ſeines Freundes und ſeinem lieben Bilde gefunden. „Wie? wäre ſie vielleicht die Tochter jener Laura, die einſt mein guter Don Pedro geliebt? Welche Freude für ihn, wenn es ſo wäre, wenn ich ihm von der Verlorenen Nachricht geben könnte. Fand er nicht in jenem wunderbaren Bilde die täuſchendſte Aehnlichkeit mit ſeiner Couſine? Kann nicht die Tochter der Mutter gleichen?“

Er verbarg die Karte ſchnell, als er die Thüre gehen hörte; er ſah ſich um und — Joſephe ſchwebte herein. War es das zierliche Morgenkleid, das ihre zarte Geſtalt umſchloß, war ihr die Beleuchtung des Tages günſtiger als das Kerzenlicht? Sie kam ihm in dieſem Augenblick noch unendlich reizender vor als geſtern. Ihre Locken flatterten noch kunſtlos um die Stirne, der friſche Morgen hatte ein feines Roth auf ihre Wangen gehaucht, ſie lächelte zu ihrem Morgengruß ſo freundlich, und doch mußte er ſich ſchon in dieſem Augenblick einen Thoren ſchelten, denn ihre Augen erſchienen ihm trübe und verweint.

13.

Sie lud ihn ein, ſich zu ihr zum Frühſtück zu ſetzen. Sie erzählte ihm, daß Faldner ſchon mit Tagesanbruch weggeritten ſey und ihr ſeine Entſchuldigung aufgetragen habe; ſie beſchrieb die mancherlei Geſchäfte, die er heute vornehme und die ihn bis zu Mittag zurückhalten werden; „er hat ein Leben voll Sorgen und Mühen,“ ſagte ſie, „aber ich glaube, daß dieſe Geſchäftigkeit ihm zum Bedürfniß geworden iſt.“

„Und iſt dies nur in dieſen Tagen ſo?“ ſagte Fröben; „iſt jetzt gerade beſonders viel zu thun auf den Gütern?“

„Das nicht,“ erwiederte ſie, „es geht alles ſeinen gewöhnlichen Gang; er iſt ſo, ſeit ich ihn kenne. Er iſt raſtlos in ſeinen Arbeiten. Dieſen Frühling und Sommer verging kein Tag, an welchem er nicht auf dem Gute beſchäftigt geweſen wäre.“

„Da werden Sie ſich doch oft recht einſam fühlen,“ ſagte der junge Mann, „ſo ganz allein auf dem Lande und Faldner den ganzen Tag entfernt.“

„Einſam? erwiederte ſie mit zitterndem Ton und beugte ſich nach einem Tiſchchen an der Seite, und Fröben ſah im Spiegel, wie ihre Lippen ſchmerzlich zuckten, „einſam? nein! beſucht ja doch die Erinnerung die Einſamen und“ — ſetzte ſie hinzu, indem ſie zu lächeln ſuchte, „glauben Sie denn, die Hausfrau habe in einer ſo großen Wirthſchaft nicht auch recht viel zu thun und zu ſorgen? Da iſt man nicht einſam oder — man darf es nicht ſeyn.“

„Man darf es nicht ſeyn? Du Arme!“ dachte Fröben, „verbietet dir dein Herz die Träume der Erinnerung, die dich in der Einſamkeit beſuchen, oder verbietet dir der harte Freund, einſam zu ſeyn?“ Es lag etwas im Ton, womit ſie jene Worte ſagte, das ihrem Lächeln zu widerſprechen ſchien.

„Und doch,“ fuhr er fort, um ſeinen Empfindungen und ihren Worten eine andere Richtung zu geben, „und doch ſcheinen gerade die Frauen von der Natur ausdrücklich zur Stille und Einſamkeit beſtimmt zu ſeyn;

wenigſtens war bei jenen Völkern, die im Allgemeinen die herrlichſten Männer aufzuweiſen hatten, die Frau am meiſten auf ihr Frauengemach beſchränkt, ſo bei Römern und Griechen, ſo ſelbſt in unſerem Mittelalter.“

„Daß Sie dieſe Beiſpiele anführen könnten, hätte ich nicht gedacht,“ entgegnete Joſephe, indem ihr Auge wie prüfend auf ſeinen Zügen verweilte. „Glauben Sie mir, Fröben, jede Frau, auch die geringſte, merkt dem Mann, ehe ſie noch über ſeine Verhältniſſe unterrichtet iſt, recht bald an, ob er viel im Kreiſe der Frauen lebte oder nicht. Und unbeſtreitbar liegt in ſolchen Kreiſen etwas, das jenen feinen Takt, jenes zarte Gefühl verleiht, immer im Geſpräch auszuwählen, was gerade für Frauen taugt, was uns am meiſten anſpricht; ein Grad der Bildung, der eigentlich keinem Manne fehlen ſollte. Sie werden mir dies um ſo weniger beſtreiten,“ ſetzte ſie hinzu, „als Sie offenbar einen Theil Ihrer Bildung meinem Geſchlecht verdanken.“

„Es liegt etwas Wahres darin,“ bemerkte der junge Mann, „und namentlich das letztere will ich zugeben, daß Frauen weniger auf meine Denkungsart, als auf die Art, das Gedachte auszudrücken, Einfluß hatten. Meine Verhältniſſe nöthigten mich in der letzten Zeit viel in der großen Welt, namentlich in Damencirkeln zu leben. Aber eben in dieſen Cirkeln wird mir erſt recht klar, wie wenig eigentlich die Frauen, oder um mich anders auszudrücken, wie wenige Frauen in dieſes großartige Leben und Treiben paſſen.“

„Und warum?“

„Ich will es ſagen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir böſe werden. Es iſt ein ſchöner Zug der neueren Zeit, daß man in den größeren Cirkeln eingeſehen hat, daß das Spiel eigentlich nur eine Schulkrankheit oder ein modiſcher Deckmantel für Geiſtesarmuth ſey. Man hat daher Whiſt, Boſton, Faro und dergleichen den älteren Herren und einigen Damen überlaſſen, die nun einmal die Converſation nicht machen können. In Frankreich freilich ſpielen in Geſellſchaft Herren von zwanzig bis dreißig Jahren; es ſind aber nur die armſeligen Wichte, die ſich nach einem engliſchen Dandy gebildet haben oder die ſelbſt fühlen, daß ihnen der Wiz abgeht, den ſie im Geſpräch nothwendig haben müßten. Seitdem man nun, ſeyen die Cirkel groß oder klein, die ſogenannte Converſation macht, das heißt, ſich um das Kamin oder in Deutſchland um den Sopha pflanzt, Thee dazu trinkt und ungemein geiſtreiche Geſpräche führt, ſind die Frauen offenbar aus ihrem rechten Geleiſe gekommen.“

„Bitte, Sie ſind doch gar zu ſtrenge, wie ſollten denn“ —

„Laſſen Sie mich ausreden,“ fuhr Fröben eifrig fort; „eine Dame der ſogenannten guten Geſellſchaft empfängt jede Woche Abendbeſuche bei ſich; ſechsmal in der Woche gibt ſie ſolche heim. In ſolchen Geſellſchaften tanzt höchſtens das junge Volk einigemal, außer es wäre auf großen Bällen, die ſchon ſeltener vorkommen. Der übrige Kreis, Herren und Damen, unterhält ſich. Es gibt nun ungemein gebildete, wirklich geiſtreiche Männer, die im Männerkreiſe ſtumm und langweilig, vor Damen ungemein wizig und ſprachſelig ſind, und einen Reichthum ſocialer Bildung, allgemeiner Kenntniſſe entfalten, die jeden ſtaunen machen. Es iſt nicht Eitelkeit, was dieſe Männer glänzend oder beredt macht, es iſt das Gefühl, daß das Intereſſantere ihres Wiſſens ſich mehr für Frauen als für Männer eignet, die mehr ſyſtematiſch ſind, die ihre Forderungen höher ſpannen.“

„Gut, ich kann mir ſolche Männer denken, aber weiter.“

„Durch ſolche Männer bekommt das Geſpräch Geſtaltung, Hintergrund, Leben; Frauen, beſonders geiſtreiche Frauen, werden ſich unter ſich bei weitem nicht ſo lebendig unterhalten, als dies geſchieht, wenn auch nur ein Mann gleichſam als Zeuge oder Schiedsrichter dabei ſitzt. Indem nun durch ſolche Männer allerlei Witziges, Intereſſantes auf die Bahn gebracht wird, werden die Frauen unnatürlich geſteigert. Um doch ein Wort mit zu ſprechen, um als geiſtreich, gebildet zu erſcheinen, müſſen ſie alles aufbieten, gleichſam alle Hahnen ihres Geiſtes aufdrehen, um ihren reichlichen Antheil zu der allgemeinen Geſprächfluth zu geben, in welcher ſich die Geſellſchaft badet. Doch, verzeihen Sie, dieſer Fond iſt gewöhnlich bald erſchöpft; denken Sie ſich, einen ganzen Winter alle Abende geiſtreich ſeyn zu müſſen, welche Qual!“

„Aber nein, Sie machen es auch zu arg, Sie übertreiben“ —

„Gewiß nicht; ich ſage nur, was ich geſehen, ſelbſt erlebt habe. Seit in neuerer Zeit ſolche Converſation zur Mode geworden iſt, werden die Mädchen ganz anders erzogen als früher; die armen Geſchöpfe! was müſſen ſie jetzt nicht alles lernen vom zehnten bis ins fünfzehnte Jahr. Geſchichte, Geographie, Botanik, Phyſik, ja ſogenannte höhere Zeichnenkunſt und Malerei, Aeſthetik, Literaturgeſchichte, von Geſang, Muſik und Tanzen gar nichts zu erwähnen. Dieſe Fächer lernt der Mann gewöhnlich erſt nach ſeinem achtzehnten, zwanzigſten Jahre recht verſtehen; er lernt ſie nach und nach, alſo gründlicher; er lernt manches durch ſich ſelbſt, weiß es alſo auch beſſer anzuwenden, und tritt er im dreiundzwanzigſten oder ſpäter noch in dieſe Kreiſe, ſo trägt er, wenn er nur halbwegs einige Lebensklugheit und Gewandtheit hat, eine große Sicherheit in ſich ſelbſt. Aber das Mädchen? ich bitte Sie! wenn ein ſolches Unglückskind im fünfzehnten Jahr vollgepfropft mit den verſchiedenartigſten Kenntniſſen und Kunſtſtücken in die große Welt tritt, wie wunderlich muß ihm da alles zuerſt erſcheinen! Sie wird, obgleich ihr oft ihr einſames Zimmer lieber wäre, ohne Gnade in alle Cirkel mitgeſchleppt, muß glänzen, muß plaudern, muß die Kenntniſſe auskramen und — wie bald wird ſie damit zu Ende ſeyn! Sie lächeln? hören Sie weiter. Sie hat jetzt keine Zeit mehr, ihre Schulkenntniſſe zu erweitern; es werden bald noch höhere Anſprüche an ſie gemacht. Sie muß ſo gut wie die ältern über Kunſtgegenſtände, über Literatur mitſprechen können. Sie ſammelt alſo den Tag über alle möglichen Kunſtausdrücke, lieſt Journale, um ein Urtheil über das neueſte Buch zu bekommen, und jeder Abend iſt eigentlich ein Examen, eine Schulprüfung für ſie, wo ſie das auf geſchickte Art anbringen muß, was ſie gelernt hat. Daß einem Mann von wahrer Bildung, von wahrem

Kenntniſſen vor ſolchem Geplauder, vor ſolcher Halbbildung graut, können Sie ſich denken; er wird dieſe Unſitte zuerſt lächerlich, nachher gefährlich finden; er wird dieſe Ueberbildung verfluchen, welche die Frauen aus ihrem ſtillen Kreiſe herausreißt und ſie zu Halbmännern macht, während die Männer Halbweiber werden, indem ſie ſich gewöhnen, alles nach Frauenart zu beſprechen und zu beklatſchen; er wird für edlere Frauen jene häusliche Stille zurückwünſchen, jene Einſamkeit, wo ſie zu Hauſe ſind und auf jeden Fall herrlicher brilliren als in einem jener geiſtreichen Cirkel!“

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie hier ſagten,“ erwiederte Frau von Faldner; „ganz kann ich nicht darüber urtheilen, weil ich nie das Glück oder Unglück hatte, in jenen Cirkeln zu leben. Aber mir ſcheint auch dort, wie überall, das minder Gute nur aus der Uebertreibung hervorzugehen. Es iſt wahr, was Sie ſagen, daß uns Frauen ein engerer Kreis angewieſen iſt, jene Häuslichkeit, die einmal unſer Beruf iſt. Wir werden uns in ein unſicheres Feld begeben, wenn wir dieſen Kreis gänzlich verlaſſen. Aber wollen Sie uns die Freude einer geiſtreichen Unterhaltung mit Männern gänzlich rauben? Es iſt wahr, ſieben ſolche Abende in der Woche müſſen zum Unnatürlichen, zu Ueberbildung oder zur Erſchöpfung führen; aber ließe ſich denn hier nicht ein Mittelweg denken?“

„Ich habe mich vielleicht zu ſtark ausgedrückt, ich wollte“ —

„Laſſen Sie auch mich ausreden,“ ſagte ſie, ihn ſanft zurückdrängend; „Sie ſagten ſelbſt, daß Frauen unter ſich ſeltener ein ſogenanntes geiſtreiches Geſpräch lange fortführen. Ich weiß nur allzuwohl, wie peinlich in einer Frauengeſellſchaft eine ſogenannte geiſtreiche Dame iſt, welcher alles frivol erſcheint, was nicht allgemein, nicht intereſſant iſt. Wir fühlen uns beengt und wollen am Ende mit unſerem bischen Wiſſen lieber vor einem Mann erröthen als vor einer Frau. Gewöhnlich wird, wenn nur Frauen zuſammen ſind oder Mädchen, die Wirthſchaft, das Hausweſen, die Nachbarſchaft, vielleicht auch Neuigkeiten, oder gar Moden abgehandelt; aber ſollen wir denn ganz auf dieſen Kreis beſchränkt ſeyn? Soll denn, was allgemein intereſſant und bildend iſt, uns ganz fremd bleiben?"

„Gott! Sie verkennen mich; wollte ich denn dies ſagen?"

„Es iſt wahr," fuhr ſie eifriger fort, „es iſt wahr, die Männer beſitzen jene tiefe, geregeltere Bildung, jene geordnete Klarheit, die jede Halbbildung, oder gar den Schein von Wiſſen ausſchließt oder gering achtet. Aber wie gern lauſchen wir Frauen auf ein Geſpräch der Männer, das an Gegenſtände grenzt, die uns nicht ſo ganz ferne liegen, zum Beiſpiel über ein intereſſantes Buch, das wir geleſen, über Bilder, die wir geſehen; wir lernen gewiß recht viel, wenn wir dabei zuhören oder gar mitſprechen dürfen; unſer Urtheil, das wir im Stillen machten, bildet ſich aus und wird richtiger, und jeder gebildeten Frau muß eine ſolche Unterhaltung angenehm ſeyn. Auch glaube ich kaum, daß die Männer uns dies verargen werden, wenn wir nur," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „nicht ſelbſt glänzen, den beſcheidenen

Kreis nicht verlaſſen wollen, der uns einmal angewieſen iſt."

14.

Wie ſchön war ſie in dieſem Augenblick; das Geſpräch hatte ihre Wangen mit höherem Roth übergoſſen, ihre Augen leuchteten und das Lächeln, womit ſie ſchloß, hatte etwas ſo Zauberiſches, Gewinnendes an ſich, daß Fröben nicht wußte, ob er mehr die Schönheit dieſer Frau oder ihren Geiſt und die einfache ſchöne Weiſe ſich auszudrücken bewundern ſollte.

„Gewiß," ſagte er, in ihren Anblick verloren, „gewiß, wir müßten ſehr ungerecht ſeyn, wenn wir ſolche zarte und gerechte Anſprüche nicht achten wollten; denn die Frau müßte ich für recht unglücklich halten, die bei einem gebildeten Geiſt, bei einer Freude an Lectüre und gebildeter Unterhaltung keine ſolche Anklänge in ihrer Umgebung fände; wahrlich, ſo ganz auf ſich beſchränkt, müßte ſie ſich für ſehr unglücklich halten."

Joſephe erröthete und eine düſtere Wolke zog über ihre ſchöne Stirne; ſie ſeufzte unwillkürlich, und mit Schrecken nahm Fröben wahr, daß ja eine ſolche Frau, wie er ſie eben beſchrieben, an ſeiner Seite ſitze. Ja, ohne es zu wollen, hatte er ihren eigenen Gram verrathen. Denn konnte ihr roher Gatte jenen zarten Forderungen entſprechen? Er, der in ſeiner Frau nur ſeine erſte Schaffnerin ſah, der jedes Geiſtige, was dem Menſchen intereſſant oder wünſchenswerth dünkt, als unpraktiſch gering ſchätzte, konnte er dieſe Anſprüche auf den Genuß einer gebildeten Unterhaltung befriedigen?

war nicht zu befürchten, daß er ihr ſolche ſogar gefliſſentlich entzog?

Noch ehe Fröben ſo viel Faſſung gewonnen hatte, ſeinem Satz eine allgemeinere Wendung zu geben und das ganze Geſpräch von dieſem Gegenſtand abzuwenden, ſagte Joſephe, ohne ihn ſeinen Verſtoß fühlen zu laſſen: „Wir Frauen auf dem Lande genießen dieſe Freude freilich ſeltener; übrigens ſind wir dennoch nicht ſo allein, als es dem Fremden vielleicht ſcheinen möchte; man beſucht einander um ſo öfter; ſehen Sie nur, welche Maſſe von Beſuchen dort am Spiegel ſteckt.“

Fröben ſah hin und jene Karte fiel ihm bei. „Ach ja,“ ſagte er, indem er ſie hervorzog, „da habe ich vorhin einen kleinen Diebſtahl begangen;“ er zog ſie hervor und zeigte ſie. „Können Sie glauben, daß ich bis geſtern nicht einmal wußte, daß mein Freund verheirathet ſey? Und Ihren Namen erfuhr ich erſt vorhin durch dieſe Karte. Sie heißen Tannenſee?“

„Ja,“ antwortete ſie lächelnd, „und dieſen unberühmten Namen tauſchte ich gegen den ſchönen von Faldner um.“

„Unberühmt? wenn Ihr Vater der Obriſt von Tannenſee war, ſo war Ihr Name wohl nicht unberühmt.“

Sie erröthete; „ach, mein guter Vater!“ rief ſie, „ja man erzählte mir wohl von ihm, daß er für einen braven Offizier des Kaiſers gegolten habe und — ſie haben ihn als General begraben. Ich habe ihn nicht gekannt; nur einmal, als er aus dem Feldzug zurückkam, ſah ich ihn und nachher nicht wieder.“

„Und war er nicht ein Schweizer?“ fragte Fröben weiter.

Sie ſah ihn ſtaunend an; „wenn ich nicht irre, ſagte mir meine Mutter, daß Verwandte von ihm in der Schweiz leben.“

„Und Ihre Mutter, heißt ſie nicht Laura und ſtammt aus einem ſpaniſchen Geſchlecht?“

Sie erbleichte, ſie zitterte bei dieſen Worten. „Ja, ſie hieß Laura,“ antwortete ſie — „aber mein Gott, was wiſſen Sie denn von uns, woher? — aus einem ſpaniſchen Geſchlechte?“ fuhr ſie gefaßter fort, „nein, da irren Sie, meine Mutter ſprach deutſch und war eine Deutſche.“

„Wie? ſo iſt Ihre Mutter todt?“

„Seit drei Jahren,“ erwiederte ſie wehmüthig.

„O, ſchelten Sie mich nicht, wenn ich weiter frage; hatte ſie nicht ſchwarze Haare, und, wie Sie, braune Augen? Hatte ſie nicht viele Aehnlichkeit mit Ihnen?“

„Sie kannten meine Mutter?“ rief ſie ängſtlich und zitterte heftiger.

„Nein; aber hören ſie einen ſonderbaren Zufall,“ erwiederte Fröben; „es müßte mich alles täuſchen, wenn ich nicht einen trefflichen Verwandten ihrer Mutter kennen gelernt hätte.“ Und nun erzählte er ihr von Don Pedro. Er beſchrieb ihr, wie ſie ſich vor dem Bilde gefunden, er ließ die Kopie von ſeinem Zimmer bringen und zeigte ſie; er ſagte ihr, wie ſie genauer bekannt geworden und wie ihm Don Pedro ſeine Geſchichte erzählte. Aber die letztere wiederholte er mit großer Schonung; er datirte ſogar aus einem gewiſſen Zartgefühl jene

Vorfälle und Laura's Flucht um ein ganzes Jahr zurück und ſchloß endlich damit, daß er, wenn Joſephe ihre Mutter nicht eine Deutſche nennen würde, beſtimmt glaubte, Mutter Laura und jene Donna Laura Tortoſi des Spaniers, der Schweizerhauptmann Tannenſee und ihr Vater, der Oberſt, ſeyen dieſelben Perſonen."

Joſephe war nachdenklich geworden; ſinnend legte ſie die Stirne in die Hand; ſie ſchien ihm, als er geendet hatte, nicht ſogleich antworten zu können.

„O zürnen Sie mir nicht," ſagte Fröben, „wenn ich mich hinreißen ließ, dem wunderlichen Spiel des Zufalls dieſe Deutung zu geben."

„O, wie könnte ich denn Ihnen zürnen?" ſagte ſie bewegt, und Thränen drängten ſich aus den ſchönen Augen. „Es iſt ja nur mein ſchweres Schickſal, das auch dieſes Dunkel wieder herbeiführt. Wie könnte ich auch wähnen, jemals ganz glücklich zu ſeyn?"

„Mein Gott, was habe ich gemacht!" rief Fröben, als er ſah, wie ihre Thränen heftiger ſtrömten. „Es iſt ja alles nur eine thörichte Vermuthung von mir. Ihre Mutter war ja eine Deutſche, ihre Verwandten und Sie werden ja dies alles beſſer wiſſen"—

15.

„Meine Verwandten?" ſagte ſie unter Thränen, „ach, das iſt ja gerade mein Unglück, daß ich keine habe. Wie glücklich ſind die, welche auf viele Geſchlechter zurückſehen können, die mit den Banden der Verwandtſchaft an gute Menſchen gebunden ſind; wie angenehm ſind die Worte Oheim, Tante; ſie ſind gleichſam ein zweiter Vater, eine zweite Mutter, und welcher Zauber liegt vollends in dem Namen Bruder! Wahrlich, wenn ich fähig wäre, einen Menſchen zu beneiden, ich hätte oft dies oder jenes Mädchen beneidet, die einen Bruder hatte, es war ihr inniger, natürlichſter, aufrichtigſter Freund und Beſchützer.“

Fröben rückte ängſtlich hin und her; er hatte hier, ohne es zu wollen, eine Saite in Joſephens Bruſt getroffen, die ſchmerzlich nachklang; es ſtanden ihm Aufſchlüſſe bevor, vor welchen ihm unwillkürlich bangte. Er ſchwieg, als ſie ihre Thränen trocknete und fortfuhr:

„Das Schickſal hat mich manchmal recht ſonderbar geprüft. Ich war das einzige Kind meiner Eltern und ſo entbehrte ich ſchon jene große Wohlthat, Geſchwiſter zu haben; wir wohnten unter fremden Menſchen, und ſo hatte ich auch keine Verwandte. Mein Vater ſchien mit den Seinigen in der Schweiz nicht im beſten Einverſtändniß zu leben, denn meine Mutter erzählte mir oft, daß ſie ihm grollen, weil er ſie geheirathet habe und nicht ein reiches Fräulein in der Schweiz, das man ihm aufdringen wollte. Auch meinen Vater ſah ich nur wenig; er war bei der Armee, und Sie wiſſen, wie unruhig unter dem Kaiſer die Zeiten waren. So blieb mir nichts als meine gute Mutter; und wahrlich, ſie erſetzte mir alle Verwandte. Als ſie ſtarb, freilich da ſtand ich ſehr verlaſſen in der großen Welt; denn da war unter Millionen niemand, zu dem ich hätte gehen und ſagen können: nun ſind ſie todt, die mich ernährten und beſchützten, ſeyd ihr jetzt meine Eltern.“

„Und Ihre Mutter hieß alſo nicht Tortoſi?“ ſagte Fröben.

„Ich nannte ſie nicht anders als Mutter, und nie hat ſie über ihre früheren Verhältniſſe mit mir geſprochen; ach, als ich größer wurde, war ſie ja immer ſo krank! Mein Vater nannte ſie nur Laura, und in den wenigen Papieren, die man nach ihrem Tode fand und mir übergab, wird ſie Laura von Tortheim genannt.“

„Ei nun!“ rief Fröben heiter, „das iſt ja ſo klar wie der Tag; Laura hieß Ihre Mutter, Tortheim iſt nichts anderes als Tortoſi, das die lieben Flüchtlinge veränderten; Tannenſee hieß jener Kapitän in Valencia, er iſt Ihr Vater, der Obriſt Tannenſee, und noch mehr, ſagen Sie nicht ſelbſt, daß dieſes Bild Ihrer Mutter Laura vollkommen gleiche, und erkannte nicht mein werther Don Pedro in dem Urbild ſeine Donna Laura? Jetzt ſind Sie nicht mehr einſam, einen trefflichen Vetter haben Sie wenigſtens, Don Pedro de San Montanjo Ligez! Ach, wie wird ſich mein Freund über die berühmte Verwandtſchaft freuen!“

„O Gott, mein Mann!“ rief ſie ſchmerzlich und verhüllte das Geſicht in ihr Tuch.

Unbegreiflich war es Fröben, wie ſie dies alles ſo ganz anders anſehen könne, als er; er ſah ja in dieſem allem nichts als die Freude Don Pedro's, eine Tochter ſeiner Laura zu finden. Er war reich, unverheirathet, trug noch immer den alten Enthuſiasmus für ſeine ſchöne Couſine in ſich, alſo auch eine ſchöne Erbſchaft kombinirte Fröben aus dieſem wunderbaren Verhältniß. Er ergriff

Joſephens Hand, zog ſie herab von ihren Augen; ſie weinte heftig.

„O Sie kennen Faldner ſchlecht,“ ſagte Sie, „wenn Sie meinen, daß ihn dieſe Vermuthungen freudig überraſchen werden! Sie kennen ſein Mißtrauen nicht. Alles ſoll ja nur ſeinen ganz gewöhnlichen Gang gehen, alles recht ſchicklich und ordentlich ſeyn, und alles Außergewöhnliche haßt er aus tiefſter Seele. Ich mußte es ja,“ fuhr ſie nicht ohne Bitterkeit fort, „ich mußte es ja als eine Gnade anſehen, daß mich der reiche angeſehene Mann heirathete, daß er mit den wenigen Dokumenten zufrieden war, die ich ihm über meine Familie geben konnte. Muß ich es denn,“ rief ſie heftiger weinend, „muß ich es denn nicht noch alle Tage hören, daß er mit den angeſehenſten Familien ſich hätte verbinden, daß er dieſes oder jenes reiche Fräulein hätte heirathen können? Sagt er es mir nicht ſo oft, als er mir zürnt, daß mein Adel neu ſey, daß man von dem Geſchlecht meiner Mutter gar nichts wiſſe, und daß ſogar einige Tannenſee in der Schweiz das von abgelegt haben und Kaufleute geworden ſeyen?“

Jetzt erſt ging dem jungen Mann ein ſchreckliches Licht auf. „Alſo in ein Haus des Unglücks, in eine unglückſelige Ehe bin ich gekommen,“ ſprach er zu ſich. „Ach, nicht aus Liebe hat ſie ihn geheirathet, ſondern aus Noth, weil ſie allein ſtand; und Faldner, ſo kenne ich ihn, hat ſie genommen, weil ſie ſchön war, weil er mit ihr glänzen konnte. Das unglückliche Weib! und der Barbar macht ihr Vorwürfe über ihr Unglück, läßt ſie ſogar fühlen, was ſie ihm verdanke?“ Ein gemiſchtes

Gefühl von Unmuth über ſeinen Freund, von Mitleid und Achtung gegen die ſchöne unglückliche Frau zog ihn zu ihr hin; er bemühte ſich, ihr Muth und Vertrauen einzuflößen. „Sehen Sie dies alles als nicht geſagt an," flüſterte er; „ich ſehe, es macht Ihnen Kummer; was nützt es denn Faldner? verſchweigen wir ihm die thörichten Muthmaßungen, die ich hatte, die ja ohnedies zu nichts führen können." —

Joſephe ſah ihn bei dieſen Worten groß an; ihre Thränen verlöſchten in den weit geöffneten Augen, und Fröben glaubte eine Art von Stolz in ihren Mienen zu leſen. „Mein Herr," ſagte ſie und ihre Geſtalt ſchien ſich höher aufzurichten, „ich kann unmöglich glauben, daß, was Sie ſagten, Ihr Ernſt ſeyn kann; auf jeden Fall werden Sie wiſſen, daß die Gattin des Baron von Faldner kein Geheimniß mit Ihnen theilt, das nicht ihr Gatte wiſſen dürfte."

Unter dieſen Worten hatte ſie das Theegeſchirr unſanft von ſich gerückt, war aufgeſtanden und — nach einer kurzen Verbeugung verließ ſie den erſtaunten Gaſt. Fröben wollte ihr nach, wollte abbitten, was er gethan, wollte alles auf einmal gut machen, aber ſie war ſchon in der Thüre verſchwunden, ehe er nur Faſſung genug hatte, ſich vom Sopha aufzuraffen. Unmuthig ging er hinab in den Garten; er wußte nicht, ſollte er ſich ſelbſt grollen oder der Empfindlichkeit der Dame, die ihm in dieſem Augenblick übergroß erſchien. Doch, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſein aufgeregtes Blut wallte nach und nach ruhiger, und ſein Geiſt gewann Raum, über ſich ſelbſt nachzuſinnen. Und hier fand er nun manches, was Joſephen zur Entſchuldigung diente. „Sie liebt ihn nicht,“ ſagte er zu ſich, „er behandelt ſie vielleicht roh, zeigt ſich mehr als Herr, denn als Gatte. Sie wurde weich, als ich mit ihr über höhere Genüſſe des Lebens ſprach, ich ſah, wie ſie erſchrack, als ſie ſich gegen mich verrathen hatte, als ſie ausſprach, welcher Mangel ſelbſt mitten im äußeren Glück ſie drücke. Und mußte ſie ſich nicht ängſtlich berührt fühlen, daß ſie dieſen Mangel einem Freunde ihres Gatten verrieth? Und weiter: als ich ihr alles, alles ſagte, als ich mit einer gewiſſen Beſtimmtheit von ihrer Abſtammung ſprach, als ich, vielleicht etwas unzart, Saiten berührte, die ſonſt niemand bei ihr antaſtete, mußte ſie nicht dadurch ſchon außer ſich ſelbſt gerathen? Und als ſie vollends den Argwohn, die Zweifelſucht des Barons bedachte, wurde ſie nicht immer ängſtlicher, immer verlegener und ich,“ fuhr er fort, indem er ſich vor die Stirne ſchlug, „ich konnte ihr zumuthen, ein Geheimniß mit mir zu theilen, das ſie ihrem nächſten Freund, ihrem Gatten nicht verrathen dürfte? Mußte ſie nicht fürchten, wenn ſie es verheimlichte, ganz in meiner Hand zu ſeyn; mußte ihr nicht das ganze Anerbieten ſonderbar, unzart vorkommen?“ Wie hoch, wie edel erſchien ihm jetzt erſt der Charakter dieſer Frau; wo nahm ſie bei dieſer Jugend, denn ſie konnte höchſtens neunzehn zählen, ſolche Stärke, ſolche Umſicht, ſolche ungewöhnliche Bildung, ſolche feine geſelligen Formen her? Er fühlte, vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben, daß den Frauen etwas von Feinheit, Schlauheit, Kraft, Ueberwindung, kurz, daß ihnen ein Geheimniß innewohne, dem der Mann, ſelbſt der ſtolze, gewichtige nicht gewachſen ſey.

16.

Der Baron von Faldner war zum Mittagessen zurückgekommen, und Joſephe hatte ihn mit ihrer gewohnten Anmuth, vielleicht ein wenig ernſter als gewöhnlich empfangen. Aber haſtig riß er ſich aus ihrer Umarmung. „Iſt es nicht um toll zu werden, Fröben?“ rief er, ohne ſeine Frau weiter zu beachten, „mit horrenden Koſten laſſe ich mir eine Dampfmaſchine aus England kommen, laſſe ſie, auf die Gefahr hin, daß alles zu Grunde gehe, ausſchwärzen, du kennſt ja die Geſetze hierüber. Und jetzt, da ich meine, im Trockenen zu ſeyn, da ich ſchon achtzig, ja hundert Procent berechnete, jetzt geht ſie nicht!“

„Franz!“ rief Joſephe erbleichend.

„Sie geht nicht!“ rief ihr Fröben nach.

„Sie geht nicht!“ wiederholte der unglückliche Landwirth. „Die Fugen greifen nicht ein, das Räderwerk ſteht, es muß irgend etwas verloren gegangen ſeyn. Ich ließ, wie du weißt, Joſephe, ich ließ es mich ja alles koſten, mit theurem Gelde ließ ich einen Mechanikus aus Mainz kommen; ich legte ihm die Zeichnungen vor. Nichts leichter als dies, ſagte der Hund, und jetzt, da ich ihm A zu A, B zu B gebe, denn es iſt alles numerirt und beſchrieben, jetzt kann es kein Teufel zuſammenſetzen; o, es iſt um raſend zu werden!“

Man ſetzte ſich verſtimmt zu Tiſche. Der Baron verbiß ſeinen inneren Grimm über die fehlgeſchlagene Hoffnung und den wahrſcheinlichen Verluſt des Kapitals, trank viel Wein und exaltirte ſich zu ſchlechten Scherzen. Joſephe war noch bleicher als gewöhnlich; ſie beſorgte ſtill ihr Amt als Hausfrau, und nur Fröden wußte einigermaßen ihre Gefühle zu deuten, denn ſie vermied es, ihn anzuſehen. Ihm quoll der Biſſen im Munde; er ſah den Unmuth einer getäuſchten Hoffnung in den Mienen ſeines Freundes, er ſah den Muth, die Entſchloſſenheit und doch wieder die unverkennbare Angſt auf den Mienen der ſchönen Frau, es war ihm zuweilen, als ſey mit ihm erſt das Unglück über dieſes Haus hereingebrochen. Das Geſpräch ſchlich während der Tafel nur mühſam und ſtockend hin, doch als das Deſſert aufgetragen war und die Diener auf Joſephens Wink ſich entfernt hatten, holte ſie einigemal mühſam Athem, ihre Wangen färbten ſich röther, und ſie ſprach:

„Du haſt heute früh eine recht ſonderbare Unterhaltung zwiſchen mir und deinem Freunde verſäumt. Schon oft, wie du weißt, klagten wir über Mangel an Verwandtſchaft von meiner Seite, jetzt ſcheint mir auf einmal ein neues Licht aufzugehen, denn er bringt uns ja viele und angeſehene Verwandte ins Haus.“

Verwundert und fragend ſah Faldner ſeinen Freund an; dieſer war im erſten Augenblicke etwas betroffen, doch hier galt es, mit Umſicht zu handeln. Wunderbar fühlte er in dieſem Augenblick das Uebergewicht eines Mannes von Welt über die niedere, beinahe rohe Denkungsart eines Baron Faldner, und mit mehr Gelaſſenheit, mit weiſer Benützung der Umſtände erzählte er die ſonderbare Geſchichte des Bildes und ſeiner Bekanntſchaft mit Don Pedro.

Gegen alle Erwartung wurde der Baron zuſehends heiterer während der Erzählung, „ei — ſonderbar!“

waren die einzigen Worte, die ihm hie und da entſchlüpften, und als Fröben geendet hatte, rief er: „Was iſt klarer als dies? Donna Laura Tortoſi und Laura von Tortheim, der Schweizer Kapitän Tannenſee und dein Vater ſind dieſelben. Und reich, ſagſt du, lieber Fröben, reich iſt der Haushofmeiſter? begütert, unverheirathet und hegt noch die alte Vorliebe für ſeine Dulcinea von Valencia? ei der Tauſend! Joſephchen, da könnte es ja noch eine reiche Erbſchaft von Piaſtern geben!“

Joſephe hatte wohl dieſe Aeußerung nicht erwartet; der Gaſt ſah ihr an, daß ſie dieſes gemeine Wort lieber ohne Zeugen gehört hätte; aber eine drückende Laſt ſchien ſich dennoch ihrem Buſen zu entladen, ſie drückte die Hand ihres Gatten, vielleicht nur weil er ihr diesmal weniger Bitteres geſagt hatte als ſonſt, und ziemlich aufgeheitert ſagte ſie: „Mir ſelbſt ſcheint in dem ſonderbaren Zuſammentreffen unſeres Freundes mit dem Spanier eine eigene Fügung des Schickſals zu liegen; ja ich glaube ſogar, daß es ſpaniſche Lieder waren, die hie und da meine Mutter, wenn ſie einſam war, zur Laute ſang. Ja vielleicht kömmt es eben daher, daß ich nicht in Eurem Glauben erzogen wurde, obgleich mein Vater, wie ich beſtimmt weiß, reformirten Glaubens war. Nun, das Beſte iſt, unſer Freund ſchreibt an Don Pedro.“

„Ja, thu mir den Gefallen!“ ſagte Falkner, „ſchreibe an den alten Don, ſeine Laura habeſt du nicht gefunden, aber offenbar ihre Tochter; es könnte doch zu etwas führen, du verſtehſt mich ſchon; wem will er auch ſeinen Mammon vermachen, als dir, du Goldkind? Ich habe es ja immer geſagt, und auch zur

Gräfin Landskron ſagt' ich es, als ich um dich anhielt, wenn ſie auch nicht viel, eigentlich gar nichts hat, mit ihr kommt Segen in mein Haus. Und haben wir da nicht den Segen? Wie hoch, ſagteſt du, daß du den Spanier ſchätzeſt?“

17.

Der Baron hatte friſche Flaſchen befohlen, und Joſephe ſtand bei den letzten Worten auf und entfernte ſich. Unbegreiflich war Fröben, wie unzart ſein Freund mit dem holden, edlen Weſen verfuhr; er fühlte, wie ſie ſich vor ihm der Gemeinheit ihres Gatten ſchäme; er fühlte es und antwortete daher ziemlich unmuthig: „was weiß ich; meinſt du denn, ich frage die Leute, mit denen ich umgehe, wie ein Engländer: wie viel wiegſt du?“

„Ach, ich kenne ja deine ſonderbaren Grillen über dieſen Punkt,“ lachte der Baron, „dir iſt ein armſeliger Geſelle, wenn er nur das ſogenannte Sentiment und Savoir vivre beſitzt, ſo gut als einer, der zweimalhunderttauſend Pfund Renten hat; aber ernſtlich, mit dem Don müſſen wir ins Reine kommen, und ich rechne ganz auf dich.“

„Ja doch; du kannſt gänzlich auf mich rechnen. Aber wie war es denn mit der Gräfin Landskron? Du ſagteſt mir ja noch nicht einmal, wie du deine Frau kennen lernteſt.“

„Nun, das iſt eigentlich eine kurze Geſchichte,“ erwiederte Faldner, indem er ſich und dem Freunde von neuem Wein in das Glas goß; „du kennſt meinen praktiſchen Sinn, meinen richtigen Takt in dergleichen Dingen. Es ſtand mir die Wahl frei unter den Töchtern des Landes; reiche, bemittelte, ſchöne, hübſche, Alles ſtand mir zu Gebot. Aber ich dachte: nicht Alles iſt Gold, was glänzt, und ſuchte mir eine tüchtige Hausfrau. So kam ich durch Zufall auch auf das Gut der Gräfin Landskron. Joſephe war damals noch als Fräulein von Tannenſee ihre Geſellſchafts-Dame. Das emſige, geſchäftige Kind gefiel mir! Thee eingießen, Aepfel ſchälen, Bohnen brechen, die Blumen begießen, kurz Alles wußte ſie ſo zierlich und nett zu machen, daß ich dachte, dieſe oder keine wird eine gute Hausfrau werden. Ich ſprach mit der Gräfin darüber. Zwar ſchreckten mich anfangs die kurzgefaßten Nachrichten wieder ab, die mir die Landskron über Joſephens Verhältniſſe geben konnte. Sie ſagte mir, daß ſie Joſephens Mutter gekannt und nach ihrem Tode das Mädchen zu ſich genommen habe; Vermögen hatte ſie nicht, aber die Gräfin gab eine anſtändige Ausſtattung. Das Kopulationszeugniß ihrer Eltern, ihr Taufſchein war richtig — nun, man iſt ja in der Liebe gewöhnlich ein Narr, und ſo nahm ich ſie zu mir.“

„Und biſt gewiß unendlich glücklich mit dieſem holden Weſen?“

„Nun, nun, das geht ſo; praktiſch iſt ſie nun einmal gar nicht, und ich muß ihr die dummen Bücher ordentlich konfiſciren, nur daß ich ſie an Haus und Garten gewöhne; denn wie will man am Ende hier auf dem Lande auskommen, wenn die Hausfrau ſich vornehm in den Sopha ſetzt, Romane und Almanachs lieſt, empfindelt, wozu ſie ohnedies großen Hang hat, und weder Küche noch Garten beſorgt?“

„Aber, mein Gott, dazu könnteſt du ja Mägde halten!“ bemerkte Fröben, den der Wein und das Geſpräch noch wärmer und unmuthiger gemacht hatten.

„Mägde?“ fragte Faldner lachend und ſah ihn groß an, „Mägde! da ſieht man wieder den Theoretiker! Freund, davon verſtehſt du nichts! Würden mir nicht die Mägde hinterrücks den halben Garten, die ſchönen Gemüſe, Obſt und Salat verkaufen? Und vollends in der Küche. Woher nur Holz und Butter genug nehmen, wenn alles den Mägden anvertraut iſt! Nein, die Frau muß da ſchalten und walten, und leider bin ich da mit Joſephen ſchlecht gefahren; doch komm, ſtoß' an; der Don ſoll Alles gut machen!“

Fröben, ſo ſehr ſein Herz, ſein zärterer Sinn durch Alles, was er hier ſah und hörte, verletzt wurde, wagte nichts entgegen zu reden. Er folgte dem Hausherrn, als dieſer jetzt aufſtand, hielt ſeine Umarmung geduldig aus, und nahm ſogar, mehr um Joſephen ſo bald nach dieſem Vorfall nicht zu ſehen, als aus Freude an des Barons Geſellſchaft, ſeine Einladung an, ihn nach der neuen Dampfmühle zu begleiten. Die Pferde wurden vorgeführt, die Männer ſchwangen ſich auf, und ſchon wollte Fröben um die Ecke biegen, als er noch einen Blick zurückwarf und Joſephens Geſtalt im Fenſter erblickte; ſie zog ihr Tuch von dem Auge, ſie blickte ihnen wehmüthig nach, ſie grüßte mit der zierlichen Hand. „Deine Frau winkt uns noch, um Abſchied zu nehmen,“ rief er Faldner zu; aber dieſer lachte ihn aus; „was meinſt du denn?“ ſagte er im Weiterreiten. „Glaubſt du, ich habe ſie ſo zart und weich gewöhnt, daß wir auf einen Nachmittag mit Küſſen und Drücken, mit Grüßen und Naſtuchwedeln Abſchied nehmen? Gott bewahre mich, dadurch verwöhnt man die Weiber, und wenn es dir einmal begegnen ſollte, daß du auch heiratheſt, ſo mache es um Gotteswillen wie ich. Kein Wort von einer Reiſe oder einem Spazierritt vorher. Das Pferd wird vorgeführt — wohin, mein Lieber? fragt ſie dann das erſte oder zweite Mal. Keine Antwort, ſondern, die Handſchuh angezogen. Aber wirſt du mich denn ſo allein laſſen? fragt ſie weiter und ſtreichelt dir die Wangen; du nimmſt getroſt die Reitpeitſche und ſagſt: Ja ich will heute Abend noch auf das Vorwerk, es iſt dies und das zu thun. Adieu! und wenn ich bis neun Uhr nicht zu Hauſe bin, brauchſt du mit der Suppe nicht zu warten. Sie erſchrickt, du achteſt es nicht; ſie will nach, du winkſt ihr mit der Reitgerte zurück; ſie ſtürzt ans Fenſter, hängt ſich und das Thränentüchlein heraus und ruft Adieu! und wedelt hin und her mit dem weißen Fahnen. Laß wehen und achte nicht darauf. Drück dem Gaul die Sporen in den Leib und davon; ich kann dir ſchwören, das ſetzt die Weiber in Reſpekt. Das dritte Mal fragte die meine nicht mehr, und Gottlob! das Gewinſel hat ein Ende.“

Der Baron hatte während dieſer trefflichen Rede in größter Gemüthsruhe eine Pfeife geſtopft, Feuer angeſchlagen und dampfte jetzt, indem er ſeine Felder und Wälder überſchaute, ohne eine Antwort ſeines Gaſtes zu erwarten; aber dieſer preßte die Lippen zuſammen, und noch ſtärker preßte die Rede des rohen Mannes ſein volles Herz. „O du Hund von einem Menſchen,“ ſprach er bei ſich, „ſchlechter noch als ein Hund, denn der Herr hat dir ja Vernunft gegeben. Wie man ein Pferd zureitet oder einen Baum in beſſere Erde ſetzt, haſt du gelernt, aber eine ſchöne Seele zu behandeln, ein liebendes Herz zu verſtehen, liegt außer deinen Grenzen. Wie ſie ihm nachſah, ſo voll Wehmuth, denn er hatte ja nicht von ihr Abſchied genommen, ſo voll Engelsgeduld, ſie hatte ihm ja ſeine rohen Worte ſchon wieder vergeben; mit einem Blick ſo voll von Liebe! Von Liebe? kann ſie ihn denn lieben? Wird nicht ihr zarter Sinn tauſendmal von ihm beleidigt? Sieht ſie denn nicht, wie er ſeinem Jagdhund mehr Zärtlichkeit beweiſt, als ihr? Oder wie?" fuhr er in ſeinem Hinträumen fort, „ſollte ſie, weil ſie einmal ſein Weib geworden iſt, Zärtlichkeit für den fühlen, den ſie an Geiſt ſo weit überragt und den ſie dennoch — fürchtet? Oder ſollte es immer und ewig das Loos dieſer armen Weſen ſeyn, daß unter hunderten nur eine wahrhaft lieben darf, daß die andern, von der Natur zu einem herrlichen Gefäß zärtlicher, hoher Liebe ausgerüſtet, erwachſen, blühen, verwelken, ohne wahre Liebe zu kennen? Doch, dieſer Gedanke wäre mir noch erträglicher, als der, daß ſie ihn wirklich lieben könnte! Nein, es kann, es darf nicht ſeyn!" Unwillkürlich hatte er bei dem letzten Gedanken durch eine raſche Bewegung ſeinem Pferde die Sporen gegeben, es raffte ſich auf und flog dahin. „Ho, ho, Junge! du willſt mit mir in die Wette reiten?" rief ihm der Baron nach und ſteckte die Pfeife bei. „Zweihundert Schritte gebe ich dir vor und hole dich dennoch ein." Kunſtgerecht berechnete er dann den Zwiſchenraum, und als er dachte, Fröben habe die vorgegebenen Schritte zurückgelegt, ließ er ſein Pferd weit ausſtreichen, und gelangte zu ſeinem nicht geringen Triumph in demſelben Moment mit dem Freunde vor der Dampfmühle an.

19.

Der Mechanikus, ein beſcheidener Mann, der aber allgemein den Ruf großer Geſchicklichkeit genoß, empfing ſie an der Thüre. „Noch immer nicht weiter?“ fragte **Faldner**, indem ſein Geſicht ſich verfinſterte, „wahrhaftig, entweder iſt mein Correſpondent in London ein Schurke und verdient gehangen zu werden, oder Ihr, Meiſter Fröhlich, verſteht zwar Taſchenuhren zuſammenzudrechſeln, aber keine Dampfmühle aufzuſchlagen, wie Ihr mir vorgeſpiegelt.“

Der Mann ſchien tief gekränkt durch die Worte des Barons, eine hohe Röthe überflog ſein Geſicht und ein bitteres Wort ſchwebte auf ſeinen Lippen, aber er unterdrückte es und fuhr mit der Hand über ſein ſchlichtes Haar, als wollte er ſeinen innern Unmuth wie ſeine Haare glätten. „Halten zu Gnaden, Herr Baron,“ antwortete er, „wenn man mir Aufriß und Berechnung einer Maſchine vorlegt und dazu Räderwerk und Schrauben ſo genau verzeichnet ſind, ſo will ich eine Maſchine zuſammen ſetzen, wenn ich ſie auch nie zuvor geſehen. Aber dann muß ich freies Spiel haben und dann ſteh' ich auch davor, daß alles recht wird, aber ſo“ —

„Nun, daß ich ſelbſt ein wenig mitgeholfen, meint Ihr, darauf ſoll alſo alles geſchoben werden? Ihr ſagt ſelbſt, daß Ihr in Eurem Leben noch keine ſolche Maſchine geſehen, und ich habe eine geſehen, zwei, drei, in Frankreich und England, und weiß recht gut, daß die größeren Räder in der Mitte des Cylinders eingreifen und die kleineren oben angebracht ſind" —

„Aber, mein Gott, erlauben Eure Gnaden," entgegnete der Künſtler ungeduldig, „dieſe Ihre Dampfmühle iſt nun einmal nach anderer Struktur, das kann man ja ſchon an der Zeichnung ſehen." —

„Zeichnung hin, Zeichnung her, Dampfmaſchinen ſind Dampfmaſchinen, und eine ſieht aus wie die andere. Betrogen bin ich, von allen Seiten angeführt, das Geld zum Fenſter hinausgeworfen!"

Fröben hatte indeſſen die Zeichnungen zur Hand genommen und ſie durchgeſehen. Er fand, daß die Struktur dieſer Mühle ſehr einfach und ſchön, und wenn die bezeichneten Räder und Schrauben paßten, ſehr leicht aufzuſchlagen ſey. Er hatte in früheren Zeiten Mathematik und Phyſik gründlich ſtudirt, er hatte zugleich mit dem Freunde die berühmteſten Maſchinenwerke geſehen und kennen gelernt, kam aber, weil er ſich ſelten darüber äußerte, bei dem Herrn von Faldner, der ſich mit ſeinen Kenntniſſen ungemein viel wußte, in den Verdacht, wenig oder nichts vom Maſchinenweſen zu verſtehen. Er wandte ſich nun, als Faldner's Unmuth noch größer zu werden drohte, an den Mechanikus, fragte nach dieſen und jenen Stücken, die auf der Zeichnung angegeben waren, und als jener ſie vorwies, als man ſah, wie richtig ſie ineinander paſſen, ſagte er zu Faldner: „Ich wollte wetten, du biſt durchaus nicht betrogen, denn ſo gut hier F und H in P paſſen, — du ſiehſt, es ſind die

Hauptzüge, wodurch die Stampfmühle mit der Oelpreſſe in Verbindung geſetzt wird — ſo gut muß ſich auch das Uebrige fügen.“

„Ach, Sie hat unſer Herrgott hergeſandt!“ rief der Mechanikus freudig, „wie Sie doch dies gleich ſo weg bekamen! Ja das F iſt der Hauptzug, H hier greift in das Stangenwerk ein, hier wird das Rad KL befeſtigt.“

„Die Maſchine iſt ſehr einfach,“ fuhr Fröben fort, „und der ganze Irrthum meines Freundes kömmt daher, daß er die Struktur größerer Werke vor Augen hat, die freilich anders ausſehen. Du wirſt dich übrigens erinnern, daß wir in Devonſhire bei Sir Henry Smith eine Oelmühle ſahen, die beinahe ganz nach dieſem Plan gebaut war.“

Der Baron verbarg ſein Staunen hinter einem ironiſchen Lächeln, womit er bald den Freund, bald den Mechanikus anſah; „machet, was ihr wollt,“ ſagte er gleichgültig, „ich gebe die ganze Geſchichte verloren; vernünftiger wäre es geweſen, ich hätte einen engliſchen Mechaniker mitkommen laſſen. Verſuche immer dein Heil an dem heilloſen Schraubenwerk; ich denke, wenn ich dich in einigen Stunden abhole, wirſt du dieſes Maſchinen-Abc ſchon ſatt haben; denn darin, ich weiß es ja, biſt du doch nur ein Abc-Schütze.“ Pfeifend verließ er das Gebäude, ſetzte ſich auf und ritt in den Wald.

Fröben aber ließ ſogleich wieder auseinanderlegen, was nach des Barons eigenmächtigem Plan bisher zuſammengefügt war. Die Nummern wurden geordnet, und er wurde unter dieſem Geſchäft nach und nach heiterer, denn es zerſtreute die düſteren Bilder in ſeiner Seele, und nicht ohne Lächeln bemerkte er, wie ihn der Mechanikus mit leuchtenden Blicken betrachtete, wie ihn ſeine Geſellen und Jungen gleich einem Altmeiſter ihrer Kunſt ehrfurchtsvoll anſahen. Freude und Leben war in die Werkſtätte gekommen, wo man dieſen Morgen nur die Befehle, die Flüche des Barons, die Bitten und Gegenreden des Meiſters gehört hatte; bald war alles in Ordnung gebracht, und als der Baron Abends aus dem Wald zurückkam, ſeinen Gaſt abzuholen, erſtaunte er und ſchien ſich im erſten Augenblick nicht einmal über das ſichtbare Fortſchreiten des Werkes zu freuen. Er hatte erwartet, alles in Beſtürzung und Confuſion zu treffen, aber der Mechanikus überreichte ihm lächelnd die Zeichnung, führte ihn an den Cylinder und zeigte ihm, indem er bald auf das Papier, bald auf das Werk hindeutete, mit ſtolzer Freude, was ſie bis jetzt ſchon geleiſtet haben. „Wenn es ſo fortgeht,“ ſetzte der Mechanikus hinzu, „und wenn der fremde Herr dort uns auch morgen ſo trefflich an die Hand geht, ſo garantire ich, daß wir noch vor Sonntag fertig werden.“

„Tolles Zeug!“ war alles, was der Baron antwortete, indem er die Zeichnung zurückgab, und Fröben war ungewiß, ob es Flüche oder Dankſagungen ſeyen, was ſein Freund hin und wieder murmelte, als ſie zuſammen nach dem Schloß zurückritten.

Der glückliche Fortgang des Maſchinenbaues, vielleicht auch die ſchimmernde Ausſicht auf Don Pedro's ſpaniſche Quadrupeln, hatte den Baron in den nächſten Tagen fröhlicher geſtimmt. Fröben hatte an den

Spanier nach W. geſchrieben, und ſein Gaſtfreund nahm ihm das Verſprechen ab, ſo lange bei ihm zu verweilen, bis aus W. eine Antwort angelangt ſey. Auch gegen Joſephe betrug er ſich etwas menſchlicher, und er hatte ihr, wahrſcheinlich mehr aus Rückſicht auf den Freund als auf ſie, ſogar erlaubt, daß ſie ihre Haushaltungsgeſchäfte abkürzen und Vormittags oder Abends, wenn ihn ſelbſt Geſchäfte abhielten, ſich von Fröben vorleſen laſſen oder Spaziergänge mit ihm machen dürfe. Und ſie lebte in dieſen wenigen Tagen zuſehends auf. Ihre Haltung wurde kräftiger, ihre Wangen röthete ein Schimmer von ſtillem Vergnügen, und in manchen Augenblicken, wenn ein holdes Lächeln um ihre Lippen zog, wenn jene feinen Grübchen in den Wangen erſchienen, geſtand ſich Fröben, daß er ſelten eine ſchönere Frau geſehen habe, ja ihr Anblick verwirrte ihn oft ſo ganz, daß er ein geliebtes Bild ſeiner Träume verwirklicht glaubte, daß halbverſunkene Erinnerungen wieder in ihm auftauchten, daß ſogar ihm ihre Stimme, wenn ſie bewegt, gerührt war, ſo bekannt däuchte, als hätte er ſie nicht hier zum erſten Mal gehört. Seltener zog er in jenen Tagen das Bild hervor, das er ſonſt ſtundenlang betrachtet hatte, und wenn es ihm zufällig in die Hände fiel, wenn er es aufrollte, wenn er in das Auge der unbekannten Geliebten ſah, ſo fühlte er ſich beſchämt, er glaubte, ihrem lebloſen Bilde dieſe Vernachläßigung abbitten zu müſſen. „Doch,“ ſprach er dann zu ſich, als müßte er ſich entſchuldigen, „iſt es denn Unrecht, der armen Freundin einige Tage ihres freudeloſen Lebens angenehmer zu machen? Und wie wenig gehört dazu, dieſes holde Weſen zu erfreuen, ſie glücklicher zu ſtimmen! Ein ſchönes Buch mit ihr zu leſen, mit ihr zu ſprechen, ſie auf einem Spaziergang an ihre Lieblingsplätzchen zu begleiten — dies iſt ja alles, was ſie braucht, um heiter und froh zu ſeyn. Welchen Himmel könnte Faldner in ſeinem Hauſe haben, wenn er nur zuweilen die eine oder andere dieſer kleinen Freuden mit ihr theilte!"

Der junge Mann fühlte ſich übrigens, ohne daß er es ſich ſelbſt recht geſtand, angenehm berührt, geſchmeichelt von Joſephens Anhänglichkeit an ihn. Schien ihr nicht jeder Morgen, jeder Abend ein neues Feſt zu ſeyn? Wenn er herabkam zum Frühſtück, hatte ſie ſchon alles zierlich und nett bereitet; bald wählte ſie den Saal, der eine herrliche Ausſicht auf den fernen Rhein öffnete, bald die Terraſſe, von wo ſie das ländliche Gemälde der Arbeiter in den Feldern und an den Weinbergen vor ſich hatten, ſo nah, um alles wie ein treues Tableau zu betrachten, und doch ferne genug, um im ſtillen Genuß des Morgens nicht geſtört zu ſeyn; bald hatte ſie eine Laube im Garten ausgeſucht, wo die Welt ringsum von dichten Platanen abgeſchloſſen und nur der friſchen Morgenluft oder dem Frühroth der Zutritt geſtattet war. So erſchien ſie immer neu und überraſchend, und wenn der Freund herzutrat, wie freudig ſtand ſie auf, wie hold bot ſie ihm die Hand zum Gruß, wie lebhaft wußte ſie, wenn er noch ganz in ihren Anblick verſunken ohne Worte war, das Geſpräch anzuknüpfen, dies und jenes zu erzählen, durch Laune und feine Beobachtung allem, was ſie ſagte, ein eigenes Gewand, einen eigenthümlichen

Reiz zu geben! Und wenn ſie dann nachher ſchnell und emſig das Geräthe des Frühſtücks auf die Seite räumte, wenn er ſein Buch hervorzog, wenn ſie mit der Arbeit, die ſie ſelten bei Seite legte, ihm ſich gegenüberſetzte und erwartungsvoll an ſeinen Lippen hing, da war es ihm oft, als müſſe er alles, die ganze Welt vergeſſen und einen kleinen, kurzen, ſeligen Augenblick träumte er, er ſey ein glücklicher Gatte und ſitze hier an der Seite eines geliebten Weibes.

20.

Es gereichte Josephen in den Augen ihres Freundes zu keinem geringen Ruhm, daß ſie gerade jenen Dichter zu ihrem Liebling erwählt hatte, der auch ihn vor allen anzog. Zwar mußte er ihr oft bei Vorleſungen aus Jean Pauls herrlichen Dichtungen zu Hülfe kommen, um dieſes oder jenes dunklere Gleichniß zu erklären; aber ſie faßte ſchnell, ihr natürlicher Takt und ihr zarter Sinn, der ſo ganz in dem Dichter lebte, ließ ſie manches errathen, ehe ihr noch der Freund Gewißheit gegeben hatte.

„Es liegt doch," ſagte ſie eines Tages, „eine Welt voll Gedanken in dieſem Heſperus; jede menſchliche Empfindung bei Freude und Schmerz, bei Liebe und Gram liegt zergliedert vor uns da; er weiß uns, indem wir den ſüßen Duft einer Blume einſaugen, ihre innerſten Theile, ihre zarten Blätter, ihre feinſten Staubfäden zu beſchreiben, ohne daß er ſie zerſtört, entblättert. Denn das, glaube ich, iſt ja das große, tiefe Geheimniß dieſes Meiſters, daß er jede tiefere Empfindung nicht beſchreibt, ſondern andeutet, und doch wieder nicht flüchtig andeutet, ſondern wie durch das feine Mikroſcop eines Gleichniſſes uns einen tiefen Blick in die Menſchenſeele thun läßt, wo Gedanke an Gedanke aufſteigt und das Auge, überraſcht, aber entzückt über die wundervolle Schöpfung, in eine Thräne übergeht.“

„Sie haben,“ erwiederte der Gaſtfreund, „wie es mir ſcheint, in dieſen Worten ſein Geheimniß wirklich ausgeſprochen. Mir iſt ſonſt, ich geſtehe es offen, nichts ſo in der innerſten Seele zuwider, als das ſichtbare Abmühen eines Autors, dem Leſer recht klar und deutlich zu machen, was ſein Held, oder die Heldin, oder eine dritte, vierte Perſon da oder dort empfunden oder gedacht. Aber unſer Dichter! wie herrlich, wie reich iſt auch hierin ſeine Erfindung! wir leben, wir denken, wir weinen unwillkürlich mit Victor, und Klotildens bleichere Wangen, ihre klageloſe Trauer trifft uns tiefer als jede Beſchreibung es ſagen kann, und im warmen, weichen Glück der Liebenden möchten wir ein Strahl der Abendſonne ſeyn, der in der Laube um ihre Umarmung ſpielt, jene Nachtigall, die ihnen die fromme Feier ihrer Seligkeit mit ihrer glockenhellen Stimme einläutete.“

„Es iſt ſonderbar,“ bemerkte Joſephe, „der Faden dieſes Romans, was man ſein Gerippe nennt, würde uns bei einem andern nicht im mindeſten intereſſant, vielleicht ſogar geſucht, langweilig dünken. Sechs verlorene, vertauſchte, wiedergefundene Söhne, ſtatt daß z. B. Walter Scott gewöhnlich nur einen hat und ſogar der Verfaſſer des Walladmor in ſeiner

Parodie mit zweien ſich begnügt; eine junge Dame, die zu ihrer Qual von ihrem Bruder geliebt wird, ſelbſt aber ſeinen Freund liebt; ein kleiner ſimpler Hof in Duodez, ein Pfarrhaus voll Ratten und Kinder, und ein Edelſitz, wo Unedle wohnen; denken Sie ſich dieſe gewöhnlichen Dinge in einer Reihenfolge, ſo haben Sie einen unſerer gewöhnlichern Romane von verlornen Söhnen ꝛc. und nicht einmal einen rechten Jammer, um mich ſo auszudrücken, als etwa Le Beau's Ermordung durch den Hofjunker, oder das tragiſche Ende des Lords im fünften Akt. Aber welch ein Leben, welch eine Welt wird aus dieſer Geſchichte, wenn ihr jenem Dichter ſeinen Blumenmantel umhängt! welche geiſtreiche Luſt, höher und reiner als jede irdiſche, kömmt uns aus der verehrenden Liebe Victors und Klotildens zu ihrem Lehrer Emanuel, welche Wehmuth aus den Täuſchungen eines kalten Lebens, wenn Victor und jenes liebenswürdige Weſen ſich verkennen, nicht finden; welche Wonne endlich, wenn ihre Seelen unter dem nächtlichen geſtirnten Himmel im Schmerz der Trennung ſich aufſchließen und überſtrömen in Liebe!“

„Ja,“ rief der junge Mann, „unſer Dichter iſt ein großer Muſiker. Er hat ein ausgeſpieltes, altes, längſt gehörtes Thema vor ſich; aber indem er den Gang des alten Liedchens beibehält, führt er die Gedanken auf eine Weiſe aus, die uns ſo überraſchend, ſo neu erſcheint, daß wir das Thema vergeſſen und nur auf die Wendungen horchen, in die er übergeht, in welchen er die Himmelsleiter der Töne wie ein Engel auf- und abgeht und uns einen geöffneten ſeligen Himmel im

Traume zeigt, während wir vielleicht wie Jacob in der Wirklichkeit auf recht hartem Lager liegen. Dann iſt er bald weich wie eine Flöte, durchdringend wie die Hoboe, bald voll, rührend wie das Waldhorn aus der Ferne, bald brauſt er daher wie mit den mächtigſten tiefſten Bäſſen, majeſtätiſch, erhaben, bald nur ſanft liſpelnd wie die Aeolsharfe, oder in Wehmuth aufgelöſt, wie die Töne der Harmonika."

„Wie danke ich es ihm," ſagte Joſephe weich, „daß er verſöhnt, daß er die Wunden unſerer Wehmuth heilt! Es hätte ja in ſeiner Macht geſtanden, Klotilden untergehen zu laſſen im Schmerz unerwiederter Liebe, vor ihrem Tode hätte ihr Victor noch zugerufen: „ich liebte dich ja über alles," und ſie wäre lächelnd eingeſchlafen. Denken Sie ſich den ungeheuren Schmerz, die Bitterkeit gegen das Geſchick, wenn wir dieſe Menſchen ſo hätten untergehen ſehen, ohne Hoffnung, ohne Troſt! Aber es wäre ja nicht möglich geweſen; Victor hätte nicht ſo lange geliebt, hätte ſich an Joachime oder die Fürſtin hingegeben, denn ein Mann kann ja ohne erwiederte Liebe nicht lange lieben!"

„Glauben Sie das wirklich?" erwiederte Fröben wehmüthig lächelnd, „o wie wenig müſſen Sie uns kennen, wie klein müſſen Sie von uns denken, wenn wir nicht einmal den Muth beſäßen, dieſes kurze Leben hindurch treu zu lieben, auch ohne geliebt zu werden!"

„Ich halte es bei Frauen für möglich," ſagte die ſchöne Frau; „Liebe ohne Gegenliebe iſt ein tiefes Unglück, und Frauen ſind ja mehr dazu gemacht, ſtille Leiden zu tragen ein Erdenleben lang, als ihr. Der

Mann würde einen ſolchen Gram von ſich werfen, oder der glühende Kummer müßte ihn verzehren!“

„Beides nicht — ich lebe ja noch und liebe,“ ſagte Fröben, zerſtreut vor ſich hinblickend.

„Sie lieben?“ rief Joſephe, und mit ſo eigenem Ton, daß der junge Mann erſchrocken aufblickte; ſie ſchlug die Augen nieder, als ihr ſein Blick begegnete, eine tiefe Röthe überflog ihr Geſicht und ging eben ſo ſchnell wieder in tiefe Bläſſe über.

„Ja,“ ſagte er, indem es ihm mit Mühe gelang, es ſcherzhaft zu ſagen: „der Fall, den Sie ſetzten, iſt der meinige, und noch liebe ich, vielleicht ruhiger, aber nicht minder innig als am erſten Tag, ich liebe ſogar beinahe ohne Hoffnung, denn die Dame meines Herzens weiß nicht um meine Liebe, und dennoch, wie Sie ſehen, hat mich der Kummer noch nicht getödtet.“

„Und darf man wiſſen,“ ſagte ſie zutraulich, aber wie es Fröben ſchien, mit zitternder Stimme, „darf man wiſſen, wer die Glückliche iſt?“

„Ach, ſehen Sie, das iſt gerade das Unglück, ich weiß ja nicht, wer ſie iſt, noch wo ſie ſich aufhält, und liebe dennoch; ja Sie werden mich für einen zweiten Don Quixote halten, wenn ich geſtehe, daß ich ſie nur einigemal flüchtig ſah, mich nur noch einiger Partien ihres Geſichtes erinnern kann, und dennoch in der Welt umherſtreife, um ſie zu finden, weil es mir zu Hauſe keine Ruhe läßt.“

„Sonderbar,“ bemerkte Joſephe, indem ſie ihn nachdenklich anſah; „ſonderbar; es iſt wahr, ich kann mir einen ſolchen Fall denken, aber dennoch machen

Sie eine ſeltene Ausnahme, lieber Fröben; wiſſen Sie denn, ob Sie geliebt werden? ob das Mädchen Ihnen treu iſt?“

„Nichts weiß ich von dieſem allen,“ erwiederte er ernſt und mit verſchloſſenem Gram, „ich weiß nichts, als daß ich glücklich wäre, wenn ich jenes Weſen mein nennen könnte, und weiß nur allzugut, daß ich vielleicht auf immer verzichten muß und nie ganz glücklich werde!“

Je ſeltener ſonſt der junge Mann über dieſe Gefühle ſich ausſprach, deſto mächtiger kamen in dieſem Augenblicke alle Schmerzen der Erinnerung an gramvolle Stunden und eine Wehmuth über ihn, der er ſich nicht gewachſen fühlte. Er ſtand ſchnell auf und ging aus der Laube dem Schloſſe zu. Aber Joſephe ſah ihm mit Blicken voll unendlicher Liebe nach, Thräne um Thräne löste ſich aus den zuckenden Wimpern, und erſt als ſie wie ein Quell auf ihre ſchöne Hand herabfielen, erweckten ſie Joſephen aus ihren Träumen. Und beſchämt, als hätte ſie ſich bei einer geheimen Schuld belauſcht, erröthete ſie und preßte ihr Tuch vor dieſe verrätheriſchen Augen.

21.

Die Vorherſagung des alten Mechanikus war eingetroffen, denn mit dem letzten Tage der Woche waren auch die Maſchinen der Dampfmühle fertig aufgeſtellt. Der Baron, ſo unmuthig er anfangs geweſen war, hatte in der Freude ſeines Herzens, als der erſte Verſuch glücklich gelungen war, den Alten und ſeine Geſellen reichlich beſchenkt entlaſſen und auf Sonntag alle ſeine Nachbarn in der Umgegend eingeladen, um mit einem kleinen Feſte ſeine Mühle einzuweihen. So glücklich und heiter er an dieſem Tage war, ſo fröhlich und jovial er ſeine zahlreichen Gäſte empfing, ſo entging es doch Fröben's beobachtenden Blicken nicht, daß er die arme Joſephe mit hunderterlei Aufträgen und Anordnungen plagte, daß ſie ihm nichts zu Dank machen konnte. Bald ſollte ſie in der Küche ſeyn, um das Geſinde anzutreiben und ſelbſt mitzuhelfen, bald beſſerte er dies oder jenes an ihrem Putz, bald wollte er vor Ungeduld verzweifeln, wenn ſie nicht ſchnell genug die Treppe herabflog, um mit ihm am Portal die Ankommenden zu empfangen, bald wollte er die Tafel ſo oder anders geſtellt haben, bald wollte er den Kaffee im Garten, bald im Salon trinken. Mit Engelsgeduld und einer Reſignation, die dem Freunde unbegreiflich war, ertrug ſie alle dieſe Unbilden. Sie war überall, ſorgte für alles und wußte ſogar einen Augenblick zu finden, um den Gaſtfreund zu fragen, warum er gerade heute ſo trübe ſey, ihn aufzumuntern, an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

Allgemein entzückte die Schönheit, die behende Aufmerkſamkeit der Hausfrau; die Männer prieſen den Baron glücklich, einen ſolchen Schatz im Hauſe zu haben, und mehrere der älteren Damen ſagten ihm unverholen ihre Bewunderung über die ſeltenen Talente zur Wirthſchaft, über die Einſicht und Ordnung einer ſo jungen Frau. „Siehſt du,“ flüſterte der Glückliche Fröben zu, „ſiehſt du, was eine Zucht wie die meinige Wunder wirkt? Ich bin im Ganzen heute recht zufrieden mit ihr, aber wenn ich nicht mit im Geheimen überall ſelbſt nachhülfe, wie ſtände es denn um die wirthſchaftliche Ehre der Hausfrau! aber es macht ſich, ich ſagte es ja immer, es macht ſich.“ Die allgemeine Fröhlichkeit und der Wein ſteigerten Faldner immer höher, und es war endlich hohe Zeit, die Tafel aufzuheben, denn er und einige Herren aus der Nachbarſchaft erlaubten ſich ſchon Scherze und Anſpielungen, welche jedes zartere Ohr beleidigten.

Man fuhr nach der neuen Dampfmühle, man weihte ſie unter Scherz und Lachen förmlich ein, man ging wieder zurück und erſtaunte aufs neue über die geſchmackvollen und doch ſo bequemen Anordnungen, welche Joſephe indeſſen im Garten getroffen hatte. Sie hatte es gewagt, nach ihrer eigenen Erfindung ſchnell eine große geräumige Laube errichten zu laſſen, alle möglichen Erfriſchungen erwarteten dort die Gäſte, und ihr allgemeines Lob bewirkte ein Wunder, der Baron wurde nicht einmal ungehalten, daß man junge Eſchen und Tannen aus ſeinem Wald zu der Laube verwendet, daß man ſeinen eigenen Plan, ein Zelt aus Brettern und Teppichen aufzuſchlagen, nicht befolgt hatte. Er küßte ſeine Frau auf die Stirne und dankte ihr für die angenehme Ueberraſchung.

Man ſetzte ſich in bunten Reihen umher. Die Männer ſprachen den alten Weinen des Hausherrn fleißig zu, und bald hatte eine allgemeine Fröhlichkeit die Geſellſchaft erfaßt. Man ſpielte witzige, geiſtreiche Spiele, und als die muthwillige Laune der Männer noch höher ſtieg, wurden ſogar Pfänderſpiele nicht verſchmäht. So kam es, daß bei ihrer Auflöſung auch Fröben ſein Pfand mit einer Strafe löſen ſollte, und Joſephe, welcher die Beſtimmung dieſer Strafe aufgelegt war, befahl ihm, eine wahre Geſchichte aus ſeinem Leben zu erzählen. Man gab ihrer Wahl allgemeinen Beifall, der Baron ſchlug vor Freuden über ſeine kluge Frau in die Hände, und als Fröben zauderte und ſich beſann, rief er: „nun ſoll ich etwas für dich erzählen aus deinem Leben? etwa die pikante Geſchichte von dem Mädchen vom Pont des Arts?“

Fröben erröthete und ſah ihn mißbilligend an; aber die Geſellſchaft, die hier vielleicht ein luſtiges Geheimniß ahnete, rief: „die Geſchichte von dem Mädchen, die Geſchichte von Pont des Arts!“ und vielleicht nur, um der Indiskretion ſeines Freundes zu entgehen, den der Wein ſchon etwas über die gewöhnlichen Grenzen hinaus gerückt hatte, bequemte er ſich zu erzählen; der Baron aber verſprach der Geſellſchaft, ſobald der Erzähler von der genauen Wahrheit abweichen würde, wolle er Noten zu der Geſchichte geben, denn er ſey ſelbſt dabei geweſen.

22.

„Ich weiß nicht,“ hub Fröben an, „ob der Geſellſchaft bekannt iſt, daß ich vor mehreren Jahren mit unſerem Faldner reiste, namentlich in Paris mit ihm einige Zeit zuſammen lebte, ja ein Haus mit ihm bewohnte? Wir hatten ſo ziemlich gemeinſchaftliche Studien, beſuchten dieſelben Cirkel, machten gegenſeitig unſere früheren Bekannten mit dem Freunde bekannt und lebten auf dieſe Weiſe unzertrennlich. Wir hatten einen gemeinſchaftlichen Freund, den eben ſo liebenswürdigen als gelehrten Doktor M., einen Landsmann, der in der Rue Taranne wohnte, die bekanntlich in die Rue St. Dominique führt und auf dem linken Ufer der Seine liegt. Unſer gewöhnlicher Abendſpaziergang war durch die Champs élisées über die ſchöne Brücke ins Marsfeld und von da durch Faubourg St. Germain in die Wohnung unſeres Freundes, wo wir oft noch bis tief in der Nacht vom Vaterlande, von Frankreich, von dem, was wir geſehen, von allem Möglichen plauderten. Wir wohnten, um dies noch hinzuzuſetzen, am Place des Victoires, ziemlich entfernt von der Rue Taranne, und wählten zum Rückweg gewöhnlich den Pont des Arts, um das Louvre zu durchſchneiden und uns einen Umweg durch die Seitenſtraßen zu erſparen. Eines Abends, es mochte nach elf Uhr ſeyn, — es hatte etwas geregnet und der Wind wehte beſonders in der Nähe des Fluſſes ſehr kalt und ſchneidend, — gingen wir auch vom Quai Malaquais über den Pont des Arts dem Louvre zu. Der Pont des Arts iſt nur für Fußgänger zugänglich, und ſo kam es, daß um dieſe Zeit nicht mehr viel Leben um und an der Brücke war. Wir gingen, die Mäntel feſter um uns ziehend, ſtillſchweigend über die Brücke; ſchon wollte ich die Brückenſtufen auf der andern Seite hinabeilen, als ein überraſchender Anblick mich feſt hielt.

„An die Brücke gelehnt, ſtand eine ſchlanke, ziemlich hohe weibliche Geſtalt. Ein ſchwarzes Hütchen war tief ins Geſicht geknüpft und zum Ueberfluß noch mit einem grünen Schleier verſehen; ein ſchwarzer Mantel von Seide fiel um den Leib, und der Wind, der die Gewänder in dieſem Augenblick feſter anſchmiegte, verrieth eine ungemein zarte jugendliche Taille, aus dem

Mantel ragte eine kleine Hand hervor, die einen Teller hielt; vor ihr aber ſtand ein kleines Laternchen, deſſen Licht unruhig flackerte, ſein Schein fiel auf einen zierlichen Fuß. Es wohnt vielleicht nirgends ſo ſehr als in jener Stadt das tiefſte Elend neben dem höchſten Glanz und Wohlleben, aber dennoch ſieht man verhältnißmäßig wenige Bettler. Sie drängen ſich ſelten unverſchämt herzu, und nie wird man ſehen, daß ſie dem Fremden nachlaufen, ihn mit Bitten verfolgen. Alte Männer oder Blinde ſitzen oder knien an den Ecken der Straßen, den Hut ruhig vor ſich hinhaltend, und überlaſſen es dem Vorübergehenden, ob er ihren bittenden Blick beachten will.

„Am ſchauerlichſten, wenigſtens für mein Gefühl, waren immer jene verſchämten Bettler, die Nachts mit verhülltem Haupt, eine brennende Kerze vor ſich, regungslos, faſt ſchon wie erſtorben in einer Ecke ſtehen; viele meiner Bekannten in Paris hatten mich verſichert, daß man darauf rechnen könne, daß dies meiſtens Leute aus beſſeren Ständen ſeyen, die durch Unglück ſo tief herabgekommen ſind, daß ſie entweder Arbeit ſuchen müſſen, oder ſind ſie zu verſchämt, vielleicht zu ſchwach, um für Brod zu arbeiten, ſo ergreifen ſie dieſen letzten Ausweg, ehe ſie, wie ſo viele Unglückliche, ihr Leben in der Seine der Vergeſſenheit übergeben.

„Von dieſer Klaſſe der Bettelnden war die weibliche Geſtalt an dem **Pont des Arts**, deren Anblick mich unwiderſtehlich feſſelte. Ich ſah ſie näher an; ihre Glieder ſchienen vor Froſt noch heftiger zu zittern als das Flämmchen in der Laterne, aber ſie ſchwieg und ließ ihr

Elend und den kalten Nachtwind für ſich reden. Ich ſuchte in der Taſche nach kleinem Gelde, aber es wollte ſich kein Sou, ſogar kein einzelner Frank finden. Ich wandte mich an Faldner und bat ihn um Münze; aber unmuthig, durch mein Zögern der ſchneidenden Kälte ausgeſetzt zu ſeyn, rief er mir in unſerer Sprache zu: So laß doch das Bettelvolk und ſpute dich, daß wir zu Bette kommen, mich friert! Nur ein Paar Sous, Beſter! bat ich; aber er packte mich am Mantel und wollte mich wegziehen.

„Da rief die Verhüllte mit zitternder, aber wohltönender Stimme und zu unſerer Verwunderung auf gut deutſch: o meine Herren! ſeyen Sie barmherzig! Dieſe Stimme, dieſe Worte und unſere Sprache hatten etwas ſo Rührendes für mich, daß ich nochmal um einige Münze bat; er lachte: nun wohlan, da haſt du ein paar Franken, ſagte er, verſuche dein Heil mit der Jungfer, aber mich laß aus dem Zug treten. Er drückte mir das Geld in die Hand und ging lachend weiter. Ich war in dieſem Augenblick wirklich verlegen, was ich thun ſollte; ſie mußte ja gehört haben, was Faldner ſagte, und beleidigen mag ich am wenigſten einen Unglücklichen. Ich trat unſchlüſſig näher. Mein Kind, ſagte ich, "Sie haben hier einen ſchlechten Standpunkt gewählt, hier werden heute Abend nicht mehr viele Menſchen vorübergehen. Sie antwortete nicht gleich; wenn nur, flüſterte ſie nach einer Weile kaum hörbar, dieſe Wenigen Gefühl für Unglück haben! Dieſe Antwort überraſchte mich, ſie war ſo ungeſucht und doch ſo treffend. Die edle Haltung des Mädchens, der Ton, womit ſie jene Worte geſagt, verwiſchten Bildung. Wir ſind Landsleute, fuhr ich fort, darf ich Sie nicht bitten, daß Sie mir ſagen, ob ich vielleicht mehr für Sie thun kann, als ſo im Vorübergehen zu geſchehen pflegt? Wir ſind ſehr arm, antwortete ſie, wie mir ſchien, etwas muthiger, und meine Mutter iſt krank und ohne Hülfe. Ohne weitere Ueberlegung, nur von dem unbeſtimmten Gefühl, daß mich das Mädchen ſehr anzog, getrieben, ſagte ich: führen Sie mich zu ihr! Sie ſchwieg, der Vorſchlag ſchien ſie zu überraſchen. Halten Sie dieſes für nichts anders, fuhr ich fort, als für meinen redlichen Willen, Ihnen zu helfen, wenn ich kann. So kommen Sie, erwiederte die Verſchleierte, hob ihr Laternchen auf, löſchte es aus und verbarg es ſammt dem Teller unter dem Mantel.“ —

23.

„Wie?“ rief der Baron lachend, als Fröben ſchwieg, „weiter willſt du nicht erzählen? willſt es auch heute wieder machen, wie du es mir ſchon damals machteſt? Nämlich bis hieher, meine Herren und Damen, hat er ganz nach reiner hiſtoriſcher Wahrheit erzählt. Er glaubte mich vielleicht weit weg, und ich ſtand keine zehn Schritte von der erbaulichen Samariterſcene unter dem Portal des Palais und ſah ihm zu; ob der Dialog wirklich ſo vor ſich gegangen, weiß ich nicht, denn der ſchändliche Wind verwehte die Worte, aber ich ſah, wie die Dame ihr Lämpchen auslöſchte, und mit ihm zurück über die Brücke ging. Die Nacht war mir zu kalt, um ihm bei ſeinem galanten Abenteuer zu folgen, aber am Ende, ich wollte wetten, ſah er weder eine kranke Mama noch dergleichen, ſondern die Dame vom Pont des Arts hatte das alte Sirenenlied nur auf andere Weiſe geſungen!“

Er belachte ſeinen eigenen Witz, und die Männer ſtimmten ein in das rohe Gelächter, die Damen aber ſahen vor ſich nieder, und Joſephe ſchien mit den Worten ihres Gatten ſo unzufrieden als mit der ſonderbaren Erzählung ihres Freundes, denn bleich wie der Tod hielt ſie ihre Taſſe in den Händen, daß ſie klirrte, und ſandte dem jungen Mann nur *einen* Blick zu, für den er in dieſem Augenblick keine andere als eine tief beſchämende Deutung wußte. „Ich glaube zwar,“ ſprach er, mit ſtarker Stimme das Gelächter der Männer unterbrechend, „mein Pfand gelöst zu haben, aber mein eigener Vortheil will, daß ich eine Deutung dieſes Vorfalls nicht zulaſſe, die mein Freund ihm unterzulegen ſcheint; Sie erlauben mir daher, daß ich fortfahre, und bei meinem Leben,“ ſetzte er hinzu, indem er erröthete und ſein Auge höher leuchtete, „ich will Ihnen die reine Wahrheit ſagen.

„Das Mädchen bog über die Brücke ein, woher ich gekommen war. Während ich ſchweigend mehr hinter als neben ihr ging, hatte ich Zeit, ſie zu betrachten. Ihre Geſtalt, ſo weit ſie der Mantel ſehen ließ, ihre ganze Haltung, beſonders aber ihre Stimme war ſehr jugendlich. Ihr Gang ſchnell, aber leicht und ſchwebend. Sie hatte meinen Arm abgelehnt, als ich ihn zur Führung angeboten. Am Ende der Brücke bog ſie nach der Rue Mazarin ein. Iſt Ihre Mutter ſchon lange krank? fragte ich, indem ich wieder an ihre Seite trat und verſuchte, durch den Schleier etwas von ihren Zügen zu erſpähen. Seit zwei Jahren, antwortete ſie ſeufzend, aber ſeit acht Tagen iſt ſie recht elend geworden. — Waren Sie ſchon öfter an jenem Ort? — Wo? fragte ſie. — Auf der Brücke. — Dieſen Abend zum erſten Mal, erwiederte ſie. — Dann haben Sie ſich keinen guten Platz geſucht, andere Paſſagen ſind frequenter. Doch ſchon, indem ich dies ſagte, bereute ich es geſagt zu haben, denn es mußte ſie ja verletzen. Mit unterdrücktem Weinen flüſterte ſie: ach, ich bin ja hier ſo unbekannt und — ich ſchämte mich, ſo ins Gedränge zu gehen.

„Wie grenzenlos mußte das Elend ſeyn, das dieſes Geſchöpf zwang, zu betteln. Zwar wollten auch mir, ich geſtehe es, einige Mal ſolche Gedanken kommen, wie ſie Faldner hatte, aber immer verſchwanden ſie wieder, weil ſie widerſinnig, unnatürlich waren; wenn ſie zu jener verworfenen Klaſſe von Mädchen gehörte, warum ſollte ſie ſich verhüllt an einen einſamen Ort ſtellen? Warum gefliſſentlich eine Geſtalt verbergen, die, ſo viel die Umriſſe flüchtig zeigten, gewiß zu den ſchöneren zu zählen war? Nein, es war gewiß wirkliches Elend und jene zarte Verſchämtheit vor unverſchuldeter Armuth da, die das Unglück ſo unbeſchreiblich rührend macht.

„Hat Ihre Mutter einen Arzt? fragte ich wieder nach einer Weile. — Sie hatte einen; aber als wir keine Arznei mehr kaufen konnten, wollte er ſie ins Spital des incurables bringen laſſen, und — das konnte ich nicht ertragen. Ach Gott, meine arme Mutter ins Spital! Wie viel tiefer Schmerz lag in den letzten Worten dieſes Mädchens!

„Sie meinte, ſie führte ihr Tuch unter dem Schleier ans Auge, und Laterne und Teller, die ſie in der andern Hand trug, verhinderten ſie, den Mantel zuſammen zu halten; der Wind wehte ihn weit auseinander und ich ſah, daß ich mich nicht betrogen hatte; ſie war von feiner ſchlanker Taille, ſie trug ein einfaches, ſo viel mein flüchtiger Blick bemerkte, ſehr reinliches Kleid. Sie haſchte nach dem Mantel, und indem ich ihr behülflich war, ihn wieder umzulegen, fühlte ich ihre weiche zarte Hand.

„Wir waren ſchon durch die Straßen Mazarin, St. Germain, Ecole de médecine und von dort durch einige kleine Seitenſtraßen gegangen, als ſie auf einmal ſtehen blieb und klagte, ſie habe den Weg verfehlt. Ich fragte ſie, in welcher Gegend ſie wohne, und ſie gab St. Séverin an. Ich war in Verlegenheit, denn dieſe Straße wußte ich ſelbſt nicht zu finden. Machte es Angſt oder Kälte, ich ſah ſie heftiger zittern. Ich ſah mich um; ich bemerkte noch Licht in einem Souterrain, wo Branntwein verkauft wurde, ich bat ſie, zu warten, ſtieg hinab und erkundigte mich. Man wies mich zurecht, und ich glaubte mich hinfinden zu können. Als ich herauf kam, hörte ich in der Nähe laut reden; ich ſah beim ſchwachen Schein einer Laterne, wie ſich das Mädchen heftig gegen zwei Männer wehrte, von denen der eine ihre Hand, der andere den Mantel gefaßt hatte; ſie lachten, ſie ſprachen ihr zu; ich ahnete, was vorging, ſprang herzu und riß dem einen die Hand weg, die er gefaßt hatte; ſprachlos, weinend klammerte ſie ſich feſt an meinen Arm.

„Meine Herren, ſagte ich, Ihr ſehet, Ihr ſeyd hier im Irrthum, Ihr werdet im Augenblick den Mantel von Mademoiſelle loslaſſen!

„Ach, Verzeihung, mein Herr! erwiederte der, welcher ihren Mantel gefaßt hatte, ich ſehe, Sie haben ältere Rechte auf Mademoiſelle! und lachend zogen ſie weiter.

„Wir gingen weiter, das arme Kind zitterte heftig, ſie hielt noch immer meinen Arm feſt, ſie war nahe daran, niederzuſinken.

„Nur Muth! ſagte ich zu ihr, St. Séverin iſt nicht mehr ferne, Sie werden bald zu Hauſe ſeyn. Sie antwortete nicht, ſie weinte noch immer. Als wir in der Straße waren, die nach der Beſchreibung St. Séverin ſeyn mußte, blieb ſie wieder ſtehen. Nein, Sie dürfen nicht weiter mit mir gehen, mein Herr! ſagte ſie, es darf nicht ſeyn. — Aber warum denn nicht, da Sie mich ſo weit mitgenommen haben; ich bitte, trauen Sie mir keine ſchlechten Abſichten zu! Ich hatte bei dieſen Worten, ohne es zu wiſſen, ihre Hand ergriffen und vielleicht gedrückt; ſie entzog ſie mir haſtig und ſagte: Vergeben Sie, daß ich die Unſchicklichkeit beging, Sie ſo weit mit zu führen; bitte, verlaſſen Sie mich jetzt! Ich fühlte, daß der Auftritt vorhin ſie tief verletzt hatte, daß er ihr vielleicht gegen mich ſelbſt Mißtrauen einflößte, und eben dies rührte mich unbeſchreiblich; ich nahm das Silber, das mir Faldner gegeben, und wollte es ihr hinreichen; aber der Gedanke, wie wenig dieſe kleine

Gabe ihr helfen könne, zog meine Hand zurück, und ich gab ihr das wenige Geld, das ich bei mir trug.

„Ihre Hand zuckte, als ſie es nahm; ſie ſchien es für Silber zu halten, dankte mir aber mit zitternder, rührender Stimme und wollte gehen.

„Noch ein Wort, ſagte ich und hielt ſie auf; ich hoffe, Ihre Mutter wird geſund werden, aber es könnte ihr doch noch an etwas gebrechen, und Sie, mein Kind, ſind nicht für ſolche Abendgänge wie der heutige gemacht. Wollen Sie nicht heute über acht Tage um dieſelbe Zeit vor der Ecole de médecine ſeyn, daß ich mich nach Ihrer Mutter erkundigen kann? Sie ſchien unſchlüſſig, endlich ſagte ſie ja. Und ſetzen Sie doch den Hut mit dem grünen Schleier wieder auf, daß ich Sie erkenne, fügte ich hinzu; ſie bejahte es, dankte noch einmal, ging eilend die Straße hin und war ſchnell in der Nacht verſchwunden.

24.

„Als ich am Morgen nach dieſer Begebenheit erwachte, ſchien es mir, als hätte mir von dieſem allen nur geträumt. Aber Faldner, der bald herbeikam und mich nach ſeiner zarten Manier zu ſchrauben anfing, riß mich aus meinem Zweifel. Die Sache ſchien mir, ſo recht deutlich am Morgenlicht betrachtet, doch allzu fabelhaft, als daß ich ſie dem ungläubigen Freund hätte erzählen mögen. Man iſt in neuerer Zeit zu jenem Grad der Sittenverfeinerung gekommen, die ſchon ins Gebiet der Unſittlichkeit hinüberſtreift; man will in manchen Fällen lieber wild, etwas liederlich und ſchlecht erſcheinen, man gibt lieber eine Zweideutigkeit zu, nur um nicht als ein Thor, als ein Sonderling, als ein Menſch von ſchwachem Verſtand und beſchränkten Lebensanſichten zu gelten.

„Im Innern kränkte mich aber noch mehr, als Falkners Schraubereien, eine Unruhe, ein Etwas, was ich nicht zu deuten wußte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht einmal ihr Geſicht geſehen hatte. Wozu, ſagte ich mir, wozu dieſe übertriebene Diſcretion? Wenn ich ein paar Napoleons hingebe, ſo kann ich doch um die Gunſt bitten, den Schleier etwas zu lüften? Und doch, wenn ich mir das ganze Betragen des Mädchens, das, ſo einfach es war, doch von Gemeinheit auch nicht im geringſten etwas an ſich hatte, zurückrief, wenn ich bedachte, wie mich ihre edle Haltung, der gebildete Ton ihrer Antworten anzog, ſo mußte ich mich, halb zu meinem Aerger, rechtfertigen. Es liegt etwas in der menſchlichen Stimme, das uns, ehe wir Züge und Auge, ehe wir den Stand der Sprechenden kennen, den Ton angibt, in welchem wir mit ihm ſprechen müſſen. Wie unendlich, nicht ſowohl in der Form als im Klang der Sprache, unterſcheidet ſich der Gebildete vom Ungebildeten, und des Mädchens Töne waren ſo weich und zart, ihre kurzen Antworten oft ſo aus der tiefſten Seele geſprochen. Den ganzen Tag konnte ich dieſe Gedanken nicht los werden, ſogar Abends, in eine glänzende Geſellſchaft von Damen, begleitete mich das arme Mädchen mit dem ſchwarzen Hütchen, dem grünen Schleier und dem unſcheinbaren Mantel.

„In den nächſten Tagen ärgerte ich mich über meine Thorheit, welche ſchuld war, daß ich das Mädchen erſt nach acht Tagen wieder ſehen konnte; ich zählte die Stunden ab bis zum nächſten Freitag, und es war, als hätte jene Hauptſtadt der Welt, wie ſie ihre Bewohner nennen, nichts Reizendes mehr in ſich, als die Bettlerin vom Pont des Arts. Endlich, endlich erſchien der Freitag. Ich brauchte alle mögliche Liſt, um mich auf dieſen Abend von Faldner und den übrigen Freunden los zu machen, und trat, als es dunkel wurde, meinen Weg an. Ich hatte über eine Stunde zu gehen und Zeit genug, über meinen Gang nachzudenken. Heute, ſagte ich zu mir, heute wirſt du ins Reine kommen, was du von dieſer Perſon zu denken haſt; du wirſt ihr anbieten, mit ihr zu gehen, nimmt ſie es an, ſo haſt du dich ſchon das erſte Mal betrogen. Auch das Geſicht muß ſie heute zeigen.

„Ich war ſo eilends gegangen, daß es noch nicht einmal zehn Uhr war, als ich auf dem Place de l'école de médicine anlangte, und — auf elf Uhr hatte ich ſie ja erſt beſtimmt. Ich trat noch in ein Café, durchblätterte gedankenlos eine Schaar von Zeitungen; — endlich ſchlug es elf Uhr.

„Auf dem Platz waren wenige Menſchen, und ſoweit ich mein Auge anſtrengte, kein grüner Schleier zu ſehen. Ich hielt mich immer auf der Seite der Arzneiſchule, weil dort mehrere Laternen brannten. Die Momente ſolchen Erwartens ſind peinlich. Wenn ſie an deinem Gold genug hätte und gar nicht käme? wenn ſie deine Gutherzigkeit verlachte? dachte ich, als ich den

Platz wohl ſchon zehnmal auf und abgegangen war. Es ſchlug halb zwölf, ſchon fing ich an über meine eigene Thorheit zu murren, da wehte im Schein einer Laterne, etwa dreißig Schritte von mir, etwas Grünes; mein Herz pochte ungeſtümer, ich eilte hin — ſie war es. Guten Abend, ſagte ich, indem ich ihr die Hand bot, ſchön, daß Sie doch Wort halten; ſchon glaubte ich, Sie würden nicht mehr kommen. Sie verbeugte ſich, ohne meine Hand zu faſſen, und ging an meiner Seite hin; ſie ſchien ſehr gerühret: Mein Herr, mein edler Landsmann, ſprach ſie mit bewegter Stimme, ich mußte ja Wort halten, um Ihnen zu danken. Ich komme heute gewiß nicht, um Ihre Güte aufs neue in Anſpruch zu nehmen. Ach, wie reich, wie freigebig haben Sie uns beſchenkt! Kann Sie der innige Dank einer Tochter, können die Gebete und Segenswünſche meiner kranken Mutter Sie entſchädigen?

„Sprechen wir nicht davon, erwiederte ich; wie geht es Ihrer Mutter? — Ich glaube wieder Hoffnung ſchöpfen zu dürfen, antwortete ſie; der Arzt ſpricht zwar nichts Beſtimmtes aus, aber ſie ſelbſt fühlt ſich kräftiger. O wie danke ich Ihnen! Von Ihrem Geſchenk konnte ich ihr wieder kräftige Speiſen bereiten, und glauben Sie mir, der Gedanke, daß es noch ſo gute Menſchen gibt, hat ſie beinahe eben ſo ſehr geſtärkt.

„Was ſagte Ihre Mutter, als Sie zu Hauſe kamen? — Sie war ſehr in Sorgen um mich, weil es ſchon ſo ſpät war, erwiederte ſie; ach, ſie hatte ſo ungern mir die Erlaubniß zu dieſem Gang gegeben, und malte ſich jetzt irgend ein Unglück vor, das mir begegnet ſey. Ich erzählte ihr alles; aber als ich mein Tuch öffnete und die Gaben, die ich geſammelt hatte, hervorzog und Gold dabei war, Gold unter den Kupfer- und Silberſtücken, da erſtaunte ſie, und — ſie ſtockte und ſchien nicht weiter reden zu können; ich dachte mir, die Mutter habe ſie arger Dinge beſchuldigt, und forſchte weiter, aber mit rührender Offenheit geſtand ſie, die Mutter habe geſagt, der großmüthige Landsmann müſſe entweder ein Engel oder ein Prinz geweſen ſeyn.

„Weder das Eine noch das Andere, ſagte ich ihr; aber wie weit haben Sie ausgereicht? haben Sie noch Geld?

„O wir haben noch, erwiederte ſie muthig, wie es ſcheinen ſollte, aber mir entging nicht, daß ſie vielleicht unwillkürlich dabei ſeufzte.

„Und was haben Sie noch? ſagte ich etwas beſtimmter und dringender.

„Wir haben eine Rechnung in der Apotheke davon bezahlt, und einen Monat am Hauszins, und der Mutter habe ich davon gekocht, es iſt aber immer noch übrig geblieben.

„Wie ärmlich mußten Sie wohnen, wenn Sie von dieſem Gelde eine Apothekerrechnung, einen Monat Hauszins bezahlen und acht Tage lang kochen konnten! Ich will aber genau wiſſen, fuhr ich fort, was und wie viel Sie noch haben.

„Mein Herr! ſagte ſie, indem ſie beleidigt einen Schritt zurücktrat.

„Mein gutes Kind, das verſtehen Sie nicht, erwiederte ich, indem ich ihr näher trat; oder Sie wollen es ſich aus übertriebenem Zartgefühl nicht geſtehen; ich frage Sie ernſtlich, wenn Sie mit den paar Franken zu Rande ſind, haben Sie Hülfe zu erwarten?

„Nein, ſagte ſie ſchüchtern und weich, keine!

„Denken Sie an Ihre Mutter und verſchmähen Sie meine Hülfe nicht! Ich hatte ihr bei dieſen Worten meine Hand geboten, ſie ergriff ſie haſtig, drückte ſie an ihr Herz und pries meine Güte.

„Nun wohlan, ſo kommen Sie, fuhr ich fort, indem ich ihren Arm in den meinigen legte; ich kam leider nicht gerade von Hauſe, als ich mich hierher begab, und hatte mich nicht verſehen; Sie werden daher die Güte haben, mich einige Straßen zu begleiten bis in meine Wohnung, daß ich Ihnen für die Mutter etwas mitgebe. Sie ließ ſich ſchweigend weiter führen, und ſo angenehm mir der Gedanke war, ſie noch ferner unterſtützen zu können, ſo war doch mein Gefühl beinahe beleidigt, als ſie ſo ganz ohne Sträuben mitging, Nachts in die Wohnung eines Mannes; aber wie ganz anders kam es, als ich dachte. Wir mochten wohl etwa zwei- oder dreihundert Schritte fortgegangen ſeyn, da ſtand ſie ſtill und entzog mir ihren Arm. Nein, es kann, es darf nicht ſeyn! rief ſie, in Thränen ausbrechend. — Was betrübt Sie auf einmal? fragte ich verwundert, was darf nicht ſeyn?

„Nein, ich gehe nicht mit, ich darf nicht mit Ihnen gehen!

„Aber, mein Gott, erwiederte ich, indem ich mich etwas aufgebracht ſtellte, Sie haben doch wahrhaftig ſehr wenig Vertrauen zu mir; wenn nicht Ihre Mutter wäre, gewiß ich ginge jetzt von Ihnen, denn Sie kränken mich.

„Sie nahm meine Hand, ſie drückte ſie bewegt. Habe ich Sie denn beleidigt? rief ſie, o Gott weiß, das wollte ich nicht; verzeihen Sie einem armen unerfahrenen Mädchen; Sie ſind ſo großmüthig, und ich ſollte Sie beleidigen?

„Nun denn ſo komm! ſagte ich, indem ich ſie weiter zog, es iſt keine Zeit zu verlieren, es iſt ſpät und der Weg iſt weit. Aber ſie blieb ſtehen, weinte und flüſterte: Nein, um keinen Preis gehe ich weiter.

„Aber vor wem fürchten Sie ſich denn? Es kennt Sie ja kein Menſch, es ſieht Sie ja keine Seele; Sie können getroſt mit mir kommen.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, laſſen Sie mich! Nein, nein, es darf nicht ſeyn, dringen Sie nicht weiter in mich. Sie zitterte; ich fühlte wohl, wenn ich ihr die Noth der Mutter noch einmal recht dringend vorſtellte, ſo ging ſie mit, aber die Angſt des Mädchens rührte mich tief.

„Gut, ſo bleiben Sie hier, ſprach ich; aber ſagen Sie mir, können Sie vielleicht arbeiten?

„O ja, mein Herr! erwiederte ſie, ihre Thränen trocknend.

„Könnten Sie vielleicht meine feinere Wäſche beſorgen?

„Nein, antwortete ſie ſehr beſtimmt. Dazu ſind wir nicht eingerichtet.

„Hier iſt ein weißes Tuch, fuhr ich fort; können Sie mir vielleicht ein halb Dutzend beſorgen und fertig machen?

„Sie beſah das Tuch und ſagte: mit Vergnügen, und recht fein will ich es nähen! Zu meiner eigenen Beſchämung mußte ich jetzt dennoch Geld hervorziehen, obgleich ich es vorhin verleugnet hatte.

„Kaufen Sie ſechs ſolche Tücher, fuhr ich fort, und können Sie wohl drei davon bis Sonntag Abend fertig machen? Sie verſprach es; ich gab ihr noch etwas für die Mutter, und ſagte ihr, daß ich heute darauf nicht eingerichtet ſey, aber Sonntag mehr thun könne. Sie dankte innig; es ſchien ſie zu freuen, daß ich ihr Arbeit gegeben, denn noch einmal plauderte ſie davon, wie ſchön ſie die Tücher machen wolle, ja wenn ich nicht irre, ſo fragte ſie mich ſogar, ob ſie nicht einen engliſchen Saum einnähen dürfe? ich ſagte ihr alles zu, aber als ſie nun Abſchied nehmen wollte, hielt ich ſie noch feſt. Eines müſſen Sie mir übrigens noch zu Gefallen thun, ſprach ich, Sie können es gewiß und leicht.

„Und was? fragte ſie, wie gerne will ich alles für Sie thun.

„Laſſen Sie mich dieſen neidiſchen Schleier aufheben, und Ihr Geſicht ſehen, daß ich doch eine Erinnerung an dieſen Abend habe.

„Sie wich mir aus und hielt ihren Schleier feſter; bitte, laſſen Sie das, erwiederte ſie, und ſchien ein wenig zu kämpfen; Sie haben ja die ſchöne Erinnerung an ihre Wohlthaten; die Mutter hat mir ſtreng verboten, den Schleier zu lüften, und ich verſichere Sie, ſetzte ſie hinzu, ich bin häßlich wie die Nacht, Sie würden nur erſchrecken!

„Aber dieſer Widerſtand reizte mich nur noch mehr; ein wirklich häßliches Mädchen, dachte ich, ſpricht nicht ſo von ihrer Häßlichkeit, ich wollte den Schleier faſſen, aber wie ein Aal war ſie entwiſcht; Dimanche à revoir! rief ſie, und eilte davon. Erſtaunt blickte ich ihr nach, etwa fünfzig Schritte von mir blieb ſie ſtehen, winkte mir mit meinem weißen Tuch, und rief mit ihrer ſilberhellen Stimme: Gute Nacht!

25.

„In den nächſten Tagen beſchäftigte mich der Gedanke, welchem Stand das Mädchen wohl angehören könnte. Je lebhafter ich mir ihre gebildete Sprache, ihren zarten Sinn zurückrief, deſto höher ſteigerte ich ſie in meinen Gedanken. Darüber wenigſtens mußte ſie mir Gewißheit geben, nahm ich mir vor, und beſchloß, mich nicht wieder ſo abſpeiſen zu laſſen, wie mit dem Schleier. Der Sonntag kam; du wirſt dich noch jenes Nachmittags erinnern, Faldner, wo wir mit den Freunden in Montmorency im Garten des großen Dichters ſaßen. Ihr wolltet ſpät in der Nacht zu Hauſe fahren, und ich trieb immer zu einer frühen Rückfahrt, und als ihr dennoch bliebet, da machte ich mich trotz eures Scheltens davon. Freilich glaubteſt du damals nicht, was ich vorgab, ich könnte die Nachtluft nicht vertragen, aber daß ich zu einem Rendezvous mit der Bettlerin vom Pont des Arts eile, konnteſt du auch nicht denken. Sie war diesmal die erſte auf dem Platz, und weil ſie mir die Tücher zu bringen hatte, war ſie ſchon bange geworden, ich könnte ſie verfehlt haben, und glauben, ſie werde nicht Wort halten. Mit beinahe kindiſcher Freude, und wie es mir ſchien, noch größerem Zutrauen als früher, plauderte ſie, indem ſie mir beim Schein einer Straßenlaterne die Tücher zeigte.

„Sie ſchien es gerne zu hören, daß ich ihre feine Arbeit lobte. Sehen Sie, auch ihren Namen habe ich hereingezeichnet, ſagte ſie, indem ſie das zierliche E. v. F. in der Ecke vorwies. Dann wollte ſie mir eine Menge Silbergeld als Ueberſchuß zurückgeben, und nur meine beſtimmte Erklärung, daß ſie mich dadurch beleidige, konnte ſie bewegen, es als Arbeitslohn anzunehmen.

„Ich beſtellte aufs neue wieder Arbeit, weil ich ſah, daß dem zarten Sinn des Mädchens ein ſolcher Weg meiner Gaben mehr zuſagte, und diesmal waren es Jabots und Manchetten, die ich beſtellte. Ihre Mutter war nicht kränker geworden, konnte aber das Bett noch nicht verlaſſen, doch ſchon dieſer Mittelzuſtand erſchien ihr tröſtlich. Als die Mutter abgehandelt war, wagte ich es, ſie geradehin zu fragen, wie denn eigentlich ihre Verhältniſſe ſeyen.

„Die Geſchichte, die ſie mir in wenigen Worten preisgab, iſt in Frankreich ſo alltäglich, daß ſie beinahe jedem Armen zum Aushängeſchild dienen muß. Ihr Vater war Offizier in der großen Armee geweſen, war nach der erſten Reſtauration der Bourbons auf halben Sold geſetzt worden, hatte nachher während der hundert Tage wieder Partei ergriffen, und war bei Mont St. Jean mit den Garden gefallen; ſeine Wittwe verlor die Penſion, und lebte von da an ärmlich und elend. In den zwei letzten Jahren friſteten ſie ihr Leben meiſt vom

Verkauf ihrer geringen Habe, und waren jetzt eben an jenen äußerſten Grad des Elends gekommen, wo dem Armen nichts übrig bleibt, als aus der Welt zu gehen.

„Ich fragte das Mädchen, ob ſie nicht ihr Verhältniß hätte beſſern können, wenn ſie etwa ihre Mutter auf andere Weiſe zu unterſtützen geſucht hätte.

„Sie meinen, wenn ich einen Dienſt genommen hätte? erwiederte ſie ohne alle Empfindlichkeit, ſehen Sie, das war nicht möglich. Vor der Krankheit der Mutter war ich viel zu jung, kaum vierzehn Jahre vorüber, und dann wurde ſie auf einmal ſo elend, daß ſie das Bett nicht verlaſſen konnte; da brauchte ſie alſo immer jemand um ſich, und konnte ich denn ihre Pflege einer Fremden überlaſſen? ja wenn ſie geſund geblieben wäre, da hätte ich mit Freuden alle unſere früheren Verhältniſſe verleugnet, wäre etwa in einen Putzladen gegangen oder als Gouvernante in ein anſtändiges Haus, denn ich habe manches gelernt, mein Herr! Aber ſo ging es ja nicht.

„Auch diesmal bat ich vergeblich, den Schleier zu lüften. Die Andeutungen, die ſie über ihr Alter gegeben, reizten mich, ich geſtehe es, nur noch mehr, das Geſicht dieſes Mädchens zu ſehen, die wenig über ſechzehn Jahre haben konnte; aber ſie bat mich ſo dringend, davon abzulaſſen, ihre Mutter habe ihr ſo triftige Gründe angegeben, daß es nimmer geſchehen könne.

„Wir trafen uns von da an alle drei Tage. Ich hatte immer einige kleine Arbeiten für ſie, und pünktlich war ſie damit fertig. Je feſter ich in dem Betragen blieb, das ich einmal gegen ſie angenommen, je ſtrenger ich mich immer in den Grenzen des Anſtandes hielt, deſt zutraulicher und offener wurde das gute Mädchen. Sie geſtand mir ſogar, daß ſie zu Hauſe die drei Tage über immer an den nächſten Abend denke; und ging es mir denn anders? Tag und Nacht beſchäftigte ich mich mit dieſem ſonderbaren Weſen, das mir durch ſeinen gebildeten Geiſt, durch ſein liebenswürdiges Zartgefühl, durch ſein eigenthümliches Verhältniß zu mir immer intereſſanter wurde.

„Der Frühling war indeſſen völlig heraufgekommen und die Zeit war da, die ich mit Faldner ſchon längſt zu einer Reiſe nach England feſtgeſetzt hatte. Mancher hält es vielleicht für thöricht, was ich ausſpreche, aber wahr iſt es, daß ich an dieſe Reiſe nur mit Widerwillen dachte; Paris an ſich hatte nichts Intereſſantes mehr für mich, aber jenes Mädchen hatte alle meine Sinne ſo gefangen genommen, daß ich einer längeren Trennung nur mit Wehmuth entgegen ſah. Ausweichen konnte ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, denn es war ſonſt kein bündiger Grund vorhanden, die Reiſe aufzuſchieben; ich ſchämte mich ſogar vor mir ſelbſt, und ſtellte mir die ganze Thorheit meines Treibens vor; ich beſchloß die Abreiſe, aber gewiß hat ſich wohl keiner je ſo wenig auf England gefreut, als ich.

20.

„Acht Tage zuvor ſagte ich es dem Mädchen, ſie erſchrack, ſie weinte. Ich bat ſie, ihre Mutter zu fragen, ob ich ſie nicht beſuchen dürfe; ſie ſagte es zu. Das nächſte Mal aber brachte ſie mir ſehr betrübt die Antwort, daß mich ihre Mutter bitten laſſe, dieſen Beſuch aufzugeben, der für ihren Gemüthszuſtand allzuangreifend ſeyn würde. Ich hatte jenen Beſuch eigentlich nur darum nachgeſucht, um mein Mädchen bei Tag und ohne Schleier zu ſehen; ich verlangte dies alſo aufs neue wieder; aber ſie bat mich, am Abend vor meiner Abreiſe noch einmal zu kommen, ſie wolle ihre Mutter ſo lange beſtürmen, bis ſie die Erlaubniß erhalte, den Schleier aufzuheben. Unvergeßlich wird mir immer dieſer Abend ſeyn. Sie kam, und meine erſte Frage war, ob die Mutter es erlaubt habe; ſie ſagte ja, und hob von ſelbſt den Schleier auf. Der Mond ſchien helle, und zitternd, begierig blickte ich unter den Hut. Aber die Erlaubniß ſchien nur theilweiſe gegeben zu ſeyn, denn meine Schöne trug ſogenannte venezianer Augen, die den obern Theil ihres Geſichtes verhüllten. Doch wie ſchön, wie reizend waren die Partien, welche frei waren! eine feine zierliche Naſe, ſchöngeformte, blühende Wangen, ein kleiner lieblicher Mund, ein Kinn wie aus Wachs geformt, und ein ſchlanker, blendend weißer Hals. Ueber die Augen konnte ich nicht recht ins Reine kommen, aber ſie ſchienen mir dunkel und feurig.

„Sie erröthete, als ich ſie lange entzückt betrachtete; werden Sie mir nicht böſe, flüſterte ſie, daß ich dieſe Halbmaske vornahm; die Mutter wollte es von Anfang ganz abſchlagen, nachher geſtattete ſie es nur unter dieſer Bedingung; ich war ſelbſt recht ärgerlich darüber, aber ſie ſagte mir einige Gründe, die mir einleuchteten.

„Und welche ſind dieſe Gründe? fragte ich.

„Ach mein Herr! erwiederte ſie wehmüthig, Sie werden ewig in unſeren Herzen leben, aber Sie ſelbſt ſollen uns ganz vergeſſen; Sie ſollen mich nie, nie wiederſehen, oder wenn Sie mich auch ſehen, nicht erkennen!

„Und meinen Sie denn, ich werde Ihre ſchönen Züge nicht wieder erkennen, wenn ich auch Ihre Augen, Ihre Stirne nicht ſehen darf?

„Die Mutter meint, antwortete ſie, das ſey nicht wohl möglich; denn wenn man ein Geſicht nur zur Hälfte geſehen, ſey das Wiedererkennen ſchwer.

„Und warum ſoll ich dich denn nicht wieder ſehen, nicht wieder erkennen?

„Sie weinte bei dieſer Frage, ſie drückte meine Hand und ſagte: es darf ja nicht ſeyn! was kann Ihnen denn daran liegen, ein unglückliches Mädchen wieder zu erkennen; und — nein die Mutter hat Recht; es iſt beſſer ſo!

„Ich ſagte ihr, daß meine Reiſe nicht lange dauern werde; daß ich vielleicht ſchon nach zwei Monaten wieder in Paris ſeyn könne, daß ich ſie wieder zu ſehen hoffe. Sie weinte heftiger und verneinte es. Ich drang in ſie, mir zu ſagen, warum ſie glaube, ich werde ſie nicht mehr ſehen.

„Mir ahnt, erwiederte ſie, ich ſehe Sie heute zum letzten Mal; ich glaube, meine Mutter wird nicht lange mehr leben, der Arzt ſagte es mir geſtern, und dann iſt ja alles vorbei! und wenn ſie auch länger lebt, in London werden Sie ein ſo armes Geſchöpf, wie ich bin, lange vergeſſen.

„Ihr Schmerz machte mich unendlich weich; aber ich faßte mich, ich ſprach ihr Muth ein, ich gelobte ihr, ſie gewiß nicht zu vergeſſen; ich nahm ihr das Verſprechen ab, immer den erſten und fünfzehnten eines jeden Monats auf dieſen Platz zu kommen, damit ich ſie wieder finden könnte; ſie ſagte es unter Thränen lächelnd zu, als ob ſie wenig Hoffnung hätte. Nun ſo lebe wohl auf Wiederſehen, ſagte ich, indem ich ſie in meine Arme ſchloß und einen kleinen einfachen Ring an ihre Hand ſteckte, lebe wohl und denke an mich und vergiß nicht den erſten und fünfzehnten!

„Wie könnte ich Sie vergeſſen! rief ſie, indem ſie weinend zu mir aufblickte. Aber ich werde Sie nimmer wieder ſehen; Sie nehmen Abſchied auf immer.

„Ich konnte mich nicht enthalten, ihren ſchönen Mund zu küſſen; ſie erröthete, ließ es aber geduldig geſchehen; ich ſteckte ihr einen Treſorſchein in die kleine Hand, ſie ſah mich noch einmal recht aufmerkſam an, und drückte ſich heftiger an mich. Auf Wiederſehen! ſprach ich, indem ſie ſich ſanft aus meinen Armen wand. Der letzte Moment des Abſchieds ſchien ihr Muth zu geben: ſie zog mich noch einmal an ihr Herz, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen; auf immer! Lebe wohl auf immer! rief ſie ſchmerzlich, riß ſich los und eilte über den Platz hin.

Ich habe ſie nicht wieder geſehen! Nach einem Aufenthalt von drei Monaten kehrte ich von London nach Paris zurück; ich ging am fünfzehnten auf den Place de l'école de médecine, ich wartete über eine Stunde, mein Mädchen erſchien nicht. Noch oft am erſten und fünfzehnten wiederholte ich dieſe Gänge; wie oft ging ich durch die Straße St. Séverin, blickte an den Häuſern hinauf, fragte wohl auch nach einer armen deutſchen Frau und ihrer Tochter; aber ich habe nie wieder etwas von ihnen erfahren, und das reizende Weſen hatte Recht, als ſie mir beim Abſchied zurief: auf immer!"

27.

Der junge Mann hatte ſeine Erzählung mit einem Feuer vorgetragen, das ihr große Wahrheit verlieh und wenigſtens auf den weiblichen Theil der Geſellſchaft tiefen Eindruck zu machen ſchien. Joſephine weinte heftig und auch die andern Fräulein und Frauen wiſchten ſich hin und wieder die Augen. Die Männer waren ernſter geworden und ſchienen mit großem Intereſſe zuzuhören, nur der Baron lächelte hin und wieder ſeltſam, ſtieß bei dieſer oder jener Stelle ſeinen Nachbar an und flüſterte ihm ſeine Bemerkungen zu. Jetzt, als Fröben geſchloſſen hatte, brach er in lautes Gelächter aus: „das heiße ich mir, ſich gut aus der Affaire ziehen!" rief er, „ich hab' es ja immer geſagt, mein Freund iſt ein Schlaukopf. Seht nur, wie er die Damen zu rühren wußte, der Schelm! wahrhaftig meine Frau heult, als habe ihr der Pfarrer die Abſolution verſagt. Das iſt köſtlich, auf Ehre! Dichtung und Wahrheit! ja das haſt du deinem Goethe abgelauſcht, Dichtung und Wahrheit, es iſt ein herrlicher Spaß."

Fröben fühlte ſich durch dieſe Worte aufs neue verletzt; „ich ſagte dir ſchon," ſagte er unmuthig, „daß ich die Dichtung oder Erdichtung gänzlich bei Seite ließ und nur die Wahrheit ſagte; ich hoffe, du wirſt es als ſolche anſehen."

„Gott ſoll mich bewahren!" lachte der Baron. „Wahrheit? das Mädchen haſt du dir unterhalten, Beſter, das iſt die ganze Geſchichte, und aus deinen Abendbeſuchen bei ihr haſt du uns einen kleinen Roman gemacht. Aber gut erzählt, gut erzählt, das laſſe ich gelten.“

Der junge Mann erröthete vor Zorn; er ſah, wie Joſephe ihren Gatten ſtarr und ängſtlich anſah; er glaubte zu ſehen, daß auch ſie vielleicht ſeinen Argwohn theile und ſchlecht von ihm denke; die Achtung dieſer Frau wenigſtens wollte er ſich durch dieſe gemeinen Scherze nicht nehmen laſſen. „Ich bitte, ſchweigen wir davon!“ rief er, „ich habe nie in meinem Leben Urſache gehabt, irgend etwas zu bemänteln oder zu entſtellen, kann es aber auch nicht dulden, wenn andere mir dieſes Geſchäft abnehmen wollen. Ich ſage dir zum letzten Mal, Faldner, daß ſich auf mein Wort alles ſo verhält, wie ich es erzählte.“

„Nun dann ſey es Gott geklagt,“ erwiederte jener, indem er die Hände zuſammenſchlug, „dann haſt du aus lauter übertriebenem Edelſinn und theoretiſcher Zartheit ein paar hundert Franken an ein liſtiges Freudenmädchen weggeworfen, das dich durch ein gewöhnliches Hiſtörchen von Elend und kranker Mutter köderte; haſt nichts davon gehabt, als einen armſeligen Kuß. Armer Teufel! in Paris ſich von einer Metze ſo zum Narren halten zu laſſen.“

Noch mehr als die vorige Beſchuldigung reizte den jungen Mann dieſes ſpöttiſche Mitleid und das Gelächter der Geſellſchaft auf, die auf ſeine Koſten den ſchlechten Witz des Barons applaudirte. Er wollte eben aufs tiefſte gekränkt die Geſellſchaft verlaſſen, als ein ſonderbarer ſchrecklicher Anblick ihn zurückhielt. Joſephe war bleich, wie eine Leiche, langſam aufgeſtanden; ſie ſchien ihrem Gatten etwas erwiedern zu wollen, aber in demſelben Moment ſank ſie ohnmächtig, wie todt zuſammen. Beſtürzt ſprang man auf, alles rannte durcheinander, die Frauen richteten die Ohnmächtige auf, die Männer fragten ſich verwirrt, wie dies denn ſo plötzlich gekommen ſey; Fröben hatte der Schrecken beinahe ſelbſt ohnmächtig gemacht, und der Baron murmelte Flüche über die zarten Nerven der Weiber, ſchalt auf die grenzenloſe Decenz, auf die ängſtliche Beobachtung des Anſtandes, wovon man ohnmächtig werde, ſuchte bald die Geſellſchaft zu beruhigen, bald rannte er wieder zu ſeiner Frau; alles ſprach, rieth, ſchrie zuſammen und keiner hörte, keiner verſtand den andern.

Joſephe kam nach einigen Minuten wieder zu ſich; ſie verlangte nach ihrem Zimmer, man brachte ſie dahin, und die Mädchen und Frauen drängten ſich neugierig und geſchäftig nach; ſie gaben hunderterlei Mittel an, die wider die Ohnmacht zu gebrauchen; ſie erzählten, wie ihnen da und dort daſſelbe begegnet; ſie wurden darüber einig, daß die große Anſtrengung der Frau von Faldner, die vielen Sorgen und Geſchäfte an dieſem Tage dieſen Zufall nothwendig habe herbeiführen müſſen, und die Sorge, der Baron möchte ſich vielleicht plamiren, da er ohnedies ſchon recht unanſtändig geweſen, habe die Sache noch beſchleunigt.

Der Baron ſuchte indeſſen unter den Männern die vorige Ordnung wieder herzuſtellen. Er ließ fleißig einſchenken, trank dieſem oder jenem tapfer zu, und ſuchte ſich und ſeine Gäſte mit allerlei Troſtgründen zu beruhigen. „Es kommt von nichts,“ rief er, „als von dem Unweſen der neuern Zeit; jede Frau von Stande hat heutzutage ſchwache Nerven, und wenn ſie die nicht hat, ſo gilt ſie nicht für vornehm; Ohnmächtigwerden gehört zum guten Ton; der Teufel hat dieſe verrückten Einrichtungen erfunden. Und auch daher kömmt es, daß man nichts mehr beim rechten Namen nennen darf. Alles ſoll ſo überaus zart, decent, fein, manierlich hergehen, daß man darüber aus der Haut fahren möchte. Da hat ſie ſich jetzt alterirt, daß ich einigen Scherz riskirte, was doch die Würze der Geſellſchaft iſt; daß ich über dergleichen zarte, feingefühlige Geſchichten nicht außer mir kam vor Rührung und Schmerz und mir einige praktiſche Conjekturen erlaubte. Was da! unter Freunden muß dergleichen erlaubt ſeyn! Und ich hätte dich für geſcheuter gehalten, Freund Fröben, als daß du nur dergleichen übel nehmen könnteſt.“

Aber der, an den der Baron den letztern Theil ſeiner Rede richtete, war längſt nicht mehr unter den Gäſten, Fröben war auf ſein Zimmer gegangen im Unmuth, im Groll auf ſich und die Welt. Noch konnte er ſich dieſen ſonderbaren Auftritt nicht ganz enträthſeln; ſeine Seele, halb noch aufgeregt von dem Zorn über die Rohheit des Freundes, halb ergriffen von dem Schrecken über den Unfall der Freundin, war noch zu voll, zu ſtürmiſch bewegt, um ruhigeren Gedanken und der Ueberlegung Raum zu geben. „Wird auch ſie mir nicht glauben?“ ſprach er kummervoll zu ſich, „wird auch ſie den ſchnöden Worten ihres Gatten mehr Gewicht geben, als der einfachen ungeſchmückten Wahrheit, die ich erzählte? Was bedeuteten jene ſeltſamen Blicke, womit ſie mich während meiner Erzählung zuweilen anſah? Wie konnte ſie dieſe Begebenheit ſo tief ergreifen, daß ſie erbleichte, zitterte? ſollte es denn wirklich wahr ſeyn, daß ſie mir gut iſt, daß ſie innigen Antheil an mir nimmt, daß ſie verletzt wurde von dem Hohne des Freundes, der mich ſo tief in ihren Augen herabſetzen mußte? Und was wollte ſie denn, als ſie aufſtand, als ſie ſprechen wollte? wollte ſie den unſchicklichen Reden Faldners Einhalt thun oder wollte ſie mich ſogar vertheidigen?“

Er war unter dieſen Worten heftig im Zimmer auf und abgegangen, ſein Blick fiel jetzt auf die Rolle, die jenes Bild enthielt, er rollte es auf, er ſah es bitter lächelnd an. „Und wie konnte ich mich auch von einem Gefühl der Beſchämung hinreißen laſſen, mein Herz Menſchen aufzuſchließen, die es doch nicht verſtehen, von Dingen zu reden, die ſolch überaus vornehmen Leuten ſo fremd ſind; das Schlechte, das Gemeine iſt ihnen ja lieber, ſcheint ihnen natürlicher, als das Außerordentliche; wie konnte ich von deinen lieben Wangen, von deinen ſüßen Lippen zu dieſen Puppen ſprechen? O du armes, armes Kind; wie viel edler biſt du in deinem Elend als dieſe Fuchsjäger und ihr Gelichter, die wahren Jammer und verſchämte Armuth nur vom Hörenſagen kennen, und jede Tugend, die ſich über das Gemeine erhebt, als Mährchen verlachen! Wo du jetzt ſeyn magſt? und ob du des Freundes noch gedenkſt und jener Abende, die ihn ſo glücklich machten!“

Seine Augen gingen über, als er das Bild betrachtete, als er bedachte, welch bitteres Unrecht die Menſchen heute dieſem armen Weſen angethan. Er wollte ſeine Thränen unterdrücken, aber ſie ſtrömten nur noch heftiger. Es gab eine Stelle in der Bruſt des jungen Mannes, wohin, wie in ein tiefes Grab, ſich alle Wehmuth, alle zurückgedrängten Thränen des Grames ſtill und auf lange verſammelten; aber Momente, wie dieſer, wo die Schmerzen der Erinnerung und ſeine Hoffnungsloſigkeit ſo ſchwer über ihn kamen, ſprengten die Decke dieſes Grabes und ließen den langverhaltenen Kummer um ſo mächtiger überſtrömen, je mehr ſein gebrochener Muth in Wehmuth überging.

28.

Fröben überdachte am andern Morgen die Vorfälle des geſtrigen Tages, und war mit ſich uneinig, ob er nicht lieber jetzt gleich ein Haus verlaſſen ſollte, wo ihn ein längerer Aufenthalt vielleicht noch öfter ſolchen Unannehmlichkeiten ausſetzte, als die Thüre aufging und der Baron niedergeſchlagen und beſchämt hereintrat. „Du biſt geſtern Abend nicht zu Tiſch gekommen, du haſt dich heute noch nicht ſehen laſſen," hub er an, indem er näher kam, „du zürnſt mir; aber ſey vernünftig und vergib mir; ſiehe es ging mir wunderlich; ich hatte den Tag über zu viel Wein getrunken, war erhitzt, und du kennſt meine ſchwache Seite, da kann ich das Necken nicht laſſen. Ich bin geſtraft genug, daß der ſchöne Tag ſo elend endete, und daß mein Haus jetzt vier Wochen lang das Geſpräch der Umgegend ſeyn wird.

Verbittere mir nicht vollends das Leben und ſey mir wieder freundlich wie zuvor!“

„Laſſe lieber die ganze Geſchichte ruhen,“ entgegnete Fröben finſter, indem er ihm die Hand bot; „ich liebe es nicht, über dergleichen mich noch weiter auszuſprechen; aber morgen will ich fort, weiter; hier bleibe ich nicht länger.“

„Sey doch kein Narr!“ rief Falbner, der dies nicht erwartet hatte und ernſtlich erſchrack, „wegen einer ſolchen Scene gleich aufbrechen zu wollen! ich ſagte es ja immer, daß du ein ſolcher Hitzkopf biſt. Nein, daraus wird nichts; und haſt du mir nicht verſprochen, zu warten bis Briefe da ſind vom Don in W.? Nein, du darfſt mir nicht ſchon wieder weggehen; und wegen der Geſellſchaft haſt du dich nicht zu ſchämen, ſie alle, beſonders die Frauen, ſchalten mich tüchtig aus, ſie gaben dir völlig Recht und ſagten, ich ſey an allem ſchuld.“

„Wie geht es deiner Frau?“ fragte Fröben, um dieſen Erinnerungen auszuweichen.

„Ganz hergeſtellt, es war nur ſo ein kleiner Schrecken, weil ſie fürchtete, wir werden ernſtlich an einander gerathen; ſie wartet mit dem Frühſtück auf dich; komm jetzt mit herunter, und ſey vernünftig und nimm Raiſon an. Ich muß ausreiten, nimm es mir nicht übel, die Mühle kömmt heute in Gang. Du biſt alſo wieder ganz wie zuvor?“

„Nun ja doch!“ ſagte der junge Mann ärgerlich, „laß doch einmal die ganze Geſchichte ruhen.“ Er folgte mit ſonderbaren Gefühlen, die er ſelbſt nicht recht zu deuten wußte, dem Baron, der vergnügt über die ſchnelle

Verſöhnung ſeines Freundes ihm voraneilte, ſeiner Frau ſchnell berichtete, was er ausgerichtet habe, und dann das Schloß verließ, um ſeine Mühle in Gang zu bringen.

Hatte ſich denn heute auf einmal alles ſo ganz anders geſtaltet, oder war nur er ſelbſt anders geworden; Joſephens Züge, ihr ganzes Weſen ſchien Fröben verändert, als er bei ihr eintrat. Eine ſtille Wehmuth, eine weiche Trauer ſchien über ihr Antlitz ausgegoſſen, und doch war ihr Lächeln ſo hold, ſo traulich, als ſie ihn willkommen hieß. Sie ſchrieb ihr geſtriges Uebel allzugroßer Anſtrengung zu und ſchien überhaupt von dem ganzen Vorfall nicht gern zu ſprechen. Aber Fröben, dem an der guten Meinung ſeiner Freundin ſo viel lag, konnte es nicht ertragen, daß ſie beinahe gefliſſentlich ſeine Erzählung gar nicht berührte: „Nein,“ rief er, „ich laſſe Sie nicht ſo entſchlüpfen, gnädige Frau! An dem Urtheil der andern über mich lag mir wenig; was kümmert es mich, ob ſolche Alltagsmenſchen mich nach ihrem gemeinen Maßſtab meſſen! Aber wahrhaftig, es würde mich unendlich ſchmerzen, wenn auch Sie mich falſch beurtheilten, wenn auch Sie Gedanken Raum gäben, die mich in Ihren Augen ſo tief herabſetzen müßten, wenn auch Sie die Wahrheit jener Erzählung bezweifelten, die ich freilich ſolchen Ohren nie hätte preisgeben ſollen. O ich beſchwöre Sie, ſagen Sie recht aufrichtig, was Sie von mir und jener Geſchichte denken?“

Sie ſah ihn lange an; ihr ſchönes großes Auge füllte ſich mit Thränen, ſie drückte ſeine Hand: „O Fröben! was ich davon denke?“ ſagte ſie, „und wenn die ganze Welt an der Wahrheit zweifeln würde, ich wüßte dennoch gewiß, daß Sie wahr geſprochen! Sie wiſſen ja nicht, wie gut ich Sie kenne!“

Er erröthete freudig und küßte ihre Hand; „wie gütig ſind Sie, daß Sie mich nicht verkennen. Und gewiß, ich habe alles, alles genau nach der Wahrheit erzählt.“

„Und dieſes Mädchen,“ fuhr ſie fort, „iſt wohl dieſelbe, von welcher Sie mir letzthin ſagten? Erinnern Sie ſich nicht, als wir von Victor und Klotilde ſprachen, daß Sie mir geſtanden, Sie lieben hoffnungslos? Iſt es dieſelbe?“

„Sie iſt es,“ erwiederte er traurig; „nein, Sie werden mich wegen dieſer Thorheit nicht auslachen; Sie fühlen zu tief, als daß Sie dies lächerlich finden könnten. Ich weiß alles, was man dagegen ſagen kann, ich ſchalt mich ſelbſt oft genug einen Thoren, einen Phantaſten, der einem Schatten nachjage; ich weiß ja nicht einmal, ob ſie mich liebt.“

„Sie liebt Sie!“ rief Joſephe unwillkürlich aus, doch über ihre eigenen Worte erröthend ſetzte ſie hinzu: „ſie muß Sie lieben; glauben Sie denn, ſo viel Edelmuth müſſe nicht tiefen Eindruck auf ein Mädchenherz von ſiebzehn Jahren machen, und in allen ihren Aeußerungen, die Sie uns erzählten, liegt, es müßte mich alles trügen, oder es liegt gewiß ein bedeutender Grad von Liebe darin.“

Der junge Mann ſchien mit Entzücken auf ihre Worte zu lauſchen; „wie oft rief ich mir dies ſelbſt zu,“ ſprach er, „wenn ich ſo ganz ohne Troſt war und traurig in die Vergangenheit blickte; aber wozu denn? vielleicht nur, um mich noch unglücklicher zu machen. Ich habe oft mit mir ſelbſt gekämpft, habe im Gewühl der Menſchen Zerſtreuung, im Drang der Geſchäfte Betäubung geſucht; es wollte mir nie gelingen. Immer ſchwebte mir jenes holde unglückliche Weſen vor; mein einziger Wunſch war, ſie nur noch einmal zu ſehen. Es iſt noch jetzt mein Wunſch, ich darf es Ihnen geſtehen, denn Sie wiſſen mein Gefühl zu würdigen; auch dieſe Reiſe unternahm ich nur, weil meine Sehnſucht mich hinaus trieb, ſie zu ſuchen, ſie noch einmal zu ſehen. Und wie ich ſo recht über dieſen Wunſch nachdenke, ſo finde ich mich ſogar oft auf dem Gedanken, ſie auf immer zu beſitzen! — Sie blicken weg, Joſephe? O ich verſtehe; Sie denken, ein Geſchöpf, das ſo tief im Elend war, deſſen Verhältniſſe ſo zweideutig ſind, dürfe ich nie wählen; Sie denken an das Urtheil der Menſchen; an alles dies habe auch ich recht oft gedacht, aber ſo wahr ich lebe, wenn ich ſie ſo wieder fände, wie ich ſie verlaſſen, ich würde niemand als mein Herz fragen. Würden Sie mich dann ſo ſtrenge beurtheilen, Joſephe?"

Sie antwortete ihm nicht; noch immer abgewandt, ihre Stirne in die Hand geſtützt, bot ſie ihm ein Buch hin und bat ihn, vorzuleſen. Er ergriff es zögernd, er ſah ſie fragend an; es war das einzige Mal, daß er ſich in ihr Betragen nicht recht zu finden wußte; aber ſie winkte ihm, zu leſen, und er folgte, wiewohl er gern noch länger ſein Herz hätte ſprechen laſſen. Er las von Anfang zerſtreut; aber nach und nach zog ihn der Gegenſtand an, entführte ſeine Gedanken mehr und mehr dem vorigen Geſpräch, und riß ihn endlich hin, ſo, daß er im

Fluß der Rede nicht bemerkte, wie die ſchöne Frau ihm ein Angeſicht voll Wehmuth zuwandte, daß ihre Blicke voll Zärtlichkeit an ihm hingen, daß ihr Auge ſich oft mit Thränen füllen wollte, die ſie nur mühſam wieder unterdrückte. Spät erſt endete er, und Joſephe hatte ſich ſo weit gefaßt, daß ſie mit Ruhe über das Geleſene ſprechen konnte; aber dennoch ſchien es dem jungen Mann, als ob ihre Stimme hie und da zittere, als ob die frühere gütige Vertraulichkeit, die ſie dem Freund ihres Gatten bewieſen, gewichen ſey; er hätte ſich unglücklich gefühlt, wenn nicht jener leuchtende Strahl eines wärmeren Gefühles, der aus ihrem Auge hervorbrach, ihn an ſeiner Beobachtung irre gemacht hätte.

29.

Da der Baron erſt bis Abend zurückkehren wollte, Joſephe ſich aber nach dieſer Vorleſung in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, ſo beſchloß Fröben, um dieſen quälenden Gedanken auf einige Stunden wenigſtens zu entgehen, die heiße Mittagszeit vor der Tafel zu verſchlafen. In jener Laube, die ihm durch ſo manche ſchöne Stunde, die er mit der liebenswürdigen Frau hier zugebracht, werth geworden war, legte er ſich auf die Moosbank und entſchlief bald. Seine Sorgen hatte er zurückgelaſſen, ſie folgten ihm nicht durch das Thor der Träume; nur liebliche Erinnerungen verſchmolzen und miſchten ſich zu neuen reizenden Bildern; das Mädchen aus St. Severinſtraße mit ihrer ſchmelzenden Stimme ſchwebte zu ihm her und erzählte ihm von ihrer Mutter; er ſchalt ſie, daß ſie ſo lange auf ſich habe warten laſſen, da er doch ja den erſten und fünfzehnten gekommen ſey, er wollte ſie küſſen zur Strafe, ſie ſträubte ſich, er hob den Schleier auf, er hob das ſchöne Geſichtchen am Kinn empor; und ſiehe — es war Don Pedro, der ſich in des Mädchens Gewänder geſteckt hatte, und Diego, ſein Diener, wollte ſich todt lachen über den herrlichen Spaß. — Dann war er wieder mit einem kühnen Sprung der träumenden Phantaſie in Stuttgart in jener Gemäldeſammlung. Man hatte ſie anders geordnet, er durchſuchte vergebens alle Säle nach dem theuren Bilde; es war nicht zu finden; er weinte, er fing an zu rufen und laut zu klagen; da kam der Galleriediener herbei und bat ihn, ſtille zu ſeyn und die Bilder nicht zu wecken, die jetzt alle ſchlafen. Auf einmal ſah er in einer Ecke das Bild hängen, aber nicht als Bruſtbild wie früher, ſondern in Lebensgröße; es ſah ihn neckend, mit ſchelmiſchen Blicken an, es trat lebendig aus dem Rahmen und umarmte den Unglücklichen; er fühlte einen heißen langen Kuß auf ſeinen Lippen. Wie es zu geſchehen pflegt, daß man im Traum zu erwachen glaubt, und träumend ſich ſagt, man habe ja nur geträumt, ſo ſchien es auch jetzt dem jungen Mann zu gehen. Er glaubte, von dem langen Kuß erweckt, die Augen zu öffnen, und ſiehe, auf ihn niedergebeugt hatte ſich ein blühendes roſiges Geſicht, das ihm bekannt ſchien. Vor Luſt des ſüßen Athems, der liebewarmen Küſſe, die er einſog, ſchloß er wieder die Augen; er hörte ein Geräuſch, er ſchlug ſie noch einmal auf und ſah eine Geſtalt in ſchwarzem Mantel, ſchwarzem Hütchen mit grünem Schleier entſchweben; als ſie eben um eine Ecke biegen wollte, kehrte ſie ihm noch einmal das Geſicht zu: es waren die Züge des geliebten Mädchens, und neidiſch wie damals hatte ſie auch jetzt die Halbmaske vorgenommen. „Ach, es iſt ja doch nur ein Traum!“ ſagte er lächelnd zu ſich, indem er die Augen wieder ſchließen wollte; aber das Gefühl, erwacht zu ſeyn, das Säuſeln des Windes in den Blättern der Laube, das Plätſchern des Springbrunnens war zu deutlich, als daß er davon nicht völlig wach und munter geworden wäre. Das ſonderbare lebhafte Traumbild ſtand noch vor ſeiner Seele; er blickte nach der Ecke, wo ſie verſchwunden war; er ſah die Stelle an, wo ſie geſtanden, ſich über ihn hingebeugt hatte, er glaubte die Küſſe des geliebten Mädchens noch auf den Lippen zu fühlen. „So weit alſo iſt es mit dir gekommen,“ ſprach er erſchreckend zu ſich, „daß du ſogar im Wachen träumſt, daß du ſie bei geſunden Sinnen um dich ſiehſt? Zu welchem Wahnwitz ſoll dies noch führen? Nein, daß man ſo deutlich träumen könne, hätte ich nie geglaubt. Es iſt eine Krankheit des Gehirns, ein Fieber der Phantaſie, ja es fehlt nicht viel, ſo möchte ich ſogar behaupten, Traumbilder können Fußſtapfen hinterlaſſen; denn dieſe Tritte hier im Sande ſind nicht von meinem Fuß.“ Sein Blick fiel auf die Bank, wo er gelegen, er ſah ein zierlich gefaltetes Papier, und nahm es verwundert auf. Es war ohne Aufſchrift, es hatte ganz die Form eines billet doux; er zauderte einen Augenblick, ob er es öffnen dürfe; aber neugierig, wer ſich hier wohl in ſolcher Form ſchreiben könnte, entfaltete er das Papier — ein Ring fiel ihm entgegen. Er hielt ihn in der Hand und durchflog den Brief, er las: „Oft bin ich dir nahe, du mein edler Retter und Wohlthäter; ich umſchwebe dich mit jener unendlichen Liebe, die meine Dankbarkeit anfachte, die ſelbſt mit meinem Leben nicht verglühen wird. Ich weiß, dein großmüthiges Herz ſchlägt noch immer für mich, du haſt Länder durchſtreift, um mich zu ſuchen, zu finden; doch umſonſt bemühſt du dich — vergiß ein ſo unglückliches Geſchöpf; was wollteſt du auch mit mir? Wenn auch mein höchſtes Glück in dem Gedanken liegt, ganz dir anzugehören, ſo kann es ja doch nimmermehr ſeyn! Auf immer! ſagte ich dir ſchon damals, ja auf immer liebe ich dich, aber — das Schickſal will, daß wir getrennt ſeyen auf immer, daß nie an deiner Seite, vielleicht nur in deiner gütigen Erinnerung leben darf

Die Bettlerin vom Pont des Arts.“

Der junge Mann glaubte noch immer oder aufs neue zu träumen; er ſah ſich mißtrauiſch um, ob ſeine Phantaſie ihn denn ſo ganz verführt habe, daß er in einer Traumwelt lebe; aber alle Gegenſtände um ihn her, die wohlbekannte Laube, die Bank, die Bäume das Schloß in der Ferne, alles ſtand noch wie zuvor, er ſah, er wachte, er träumte nicht. Und dieſe Zeilen waren alſo wirklich vorhanden, waren nicht ein Traumbild ſeiner Phantaſie? „Hat man vielleicht einen Scherz mit mir machen wollen?“ fragte er ſich dann, „ja gewiß; es kömmt wohl alles von Joſephe; vielleicht war auch jene Erſcheinung nur eine Maske?“ Indem er das Papier zuſammenrollte, fühlte er den Ring, der in dem Briefchen verborgen geweſen, in ſeiner Hand. Neugierig zog er ihn hervor, betrachtete ihn und erblaßte. Nein, das wenigſtens war keine Täuſchung, es war derſelbe

Ring, den er dem Mädchen in jener Nacht gegeben, als er auf immer von ihr Abſchied nahm. So ſehr er im erſten Augenblick verſucht war, hier an übernatürliche Dinge zu glauben, ſo erfüllte ihn doch der Gedanke, daß er ein Zeichen von dem geliebten Weſen habe, daß ſie ihm nahe ſey, mit ſo hohem Entzücken, daß er nicht mehr an die Worte des Briefes dachte; er zweifelte keinen Augenblick, daß er ſie finden werde, er drückte den Ring an die Lippen, er ſtürzte aus der Laube in den Garten und ſeine Blicke ſtreiften auf allen Wegen, in allen Büſchen nach der theuren Geſtalt. Aber er ſpähte vergebens; er fragte die Arbeiter im Garten, die Diener im Schloſſe, ob ſie keine Fremde geſehen haben; man hatte ſie nicht bemerkt. Beſtürzt, beinahe keiner Ueberlegung fähig, kam er zu Tiſche; umſonſt forſchte Faldner nach dem Grund ſeiner verſtörten Blicke, umſonſt fragte ihn Joſephe, ob er denn vielleicht von geſtern her noch ſo trübe geſtimmt ſey; „es iſt mir etwas begegnet,“ antwortete er, „das ich ein Wunder nennen müßte, wenn nicht meine Vernunft ſich gegen Aberglauben ſträubte.“

30.

Dieſer ſonderbare Vorfall und die Worte des Briefchens, das er wohl zehnmal des Tages überlas, hatten den jungen Mann ganz tiefſinnig gemacht. Er fing an nachzuſinnen, ob es denn möglich ſey, daß überirdiſche Weſen in das Leben der Sterblichen eingreifen können. Wie oft hatte er über jene Schwärmer gelacht, die an Erſcheinungen, an Boten aus einer andern Welt, an

Schutzgeiſter, die den Menſchen umſchweben, wie an ein Evangelium glaubten. Wie oft hatte er ihnen ſogar die phyſiſche Unmöglichkeit dargethan, daß körperloſe Weſen dennoch ſichtbar erſcheinen, daß ſie dies oder jenes verrichten können. Aber was ihm ſelbſt begegnet war, wie ſollte er es deuten? Oft nahm er ſich vor, alles zu vergeſſen, gar nicht mehr daran zu denken, und im nächſten Augenblick quälte er ſich ab, ſeine Erinnerung recht lebhaft vor das Auge treten zu laſſen; deutlicher als je erſchienen dann wieder ihre Züge, er hatte ſie ja geſehen, als ſie ſich an der Ecke noch einmal umwandte; er hatte den holden Mund, dieſe roſigen Wangen, dieſes Kinn, dieſen ſchlanken Hals wieder geſehen! Er holte jenes Bild herbei, er verglich Zug um Zug, er deckte die Hand auf Auge und Stirne der Dame, und es war das holde Geſichtchen, wie es unter der Halbmaske hervorſchaute!

Er hatte ſich, weil Joſephe am nächſten Morgen im Hauſe allzuſehr beſchäftigt war, um ihn zu unterhalten, wieder in die Laube geſetzt. Er las, und während des Leſens beſchäftigte ihn immer der Gedanke, ob ſie ihm wohl wieder erſcheinen werde. Die Hitze des Mittags wirkte betäubend auf ihn; mit Mühe ſuchte er ſich wach zu halten, er las eifriger und angeſtrengter, aber nach und nach ſank ſein Haupt zurück, das Buch entfiel ſeinen Händen, er ſchlief.

Beinahe um dieſelbe Zeit wie geſtern erwachte er, aber keine Geſtalt mit grünem Schleier war weit und breit zu ſehen; er lächelte über ſich ſelbſt, daß er ſie erwartet habe, er ſtand traurig und unzufrieden auf, um ins Schloß zu gehen, da erblickte er neben ſich ein weißes Tuch, das er ſich nicht erinnern konnte hingelegt zu haben; er ſah es an, es mußte wohl dennoch ihm gehören, denn in der Ecke war ſein Namenszug eingenäht. „Wie kommt dies Tuch hieher?“ rief er bewegt, als er bei genauerer Beſichtigung entdeckte, daß es eines jener Tücher ſey, die ihm das Mädchen hatte fertigen müſſen, und die er wie Heiligthümer ſorgfältig verſchloß. „Soll dies aufs neue ein Zeichen ſeyn?“ Er entfaltete das Tuch und ſuchte, ob nicht vielleicht wieder einige Zeilen eingelegt ſeyen? Es war leer; aber in einer andern Ecke des Tuches entdeckte er noch einige Lettern, die wie ſein Name eingenähet waren; zierlich und nett ſtanden dort die Worte: auf immer! „Alſo dennoch hier geweſen!“ rief der junge Mann unmuthig, „und ich konnte ihre liebliche Erſcheinung ſchnöder Weiſe verſchlafen? Warum gibt ſie mir wohl ein neues Zeichen? warum dieſe traurigen Worte wiederholen, die mich ſchon damals und erſt geſtern wieder ſo unglücklich machten? Auch heute befragte er nach der Reihe die Domeſtiken, ob nicht eine fremde Perſon im Garten geweſen ſey? ſie verneinten es einſtimmig, und der alte Gärtner ſagte, ſeit drei Stunden ſey gar niemand durch den Garten gegangen, als nur die gnädige Frau. „Und wie war ſie angezogen?“ fragte Fröben, auf ſonderbare Weiſe überraſcht. „Ach Herr, da fragt ihr mich zu viel,“ antwortete der Alte; „ſie iſt halt angezogen geweſen in vornehmen Kleidern, aber wie, das weiß ich nicht zu beſchreiben; als ſie vor mir vorbeiging, nickte ſie freundlich und ſagte: guten Tag, Jakob!“

Der junge Mann führte den Alten bei Seite; „ich beſchwöre dich,“ flüſterte er, „trug ſie einen grünen Schleier, hatte ſie nicht eine große ſchwarze Brille auf?“

Der alte Gärtner ſah ihn mißtrauiſch und kopfſchüttelnd an. „Eine ſchwarze Brille?“ fragte er, „die gnädige Frau eine große ſchwarze Brille? ei du Herr Gott, wo denken Sie hin, ſie hat ſo ſcharfe klare Augen wie eine Gemſe, und ſoll eine Brille auf der Naſe tragen; mit Reſpekt zu melden, eine große ſchwarze Brille, wie ſie die alten Weiber in der Kirche auf die Naſe klemmen, daß es feiner ſchnarrt, wenn ſie ſingen? Nein, gnädiger Herr, ſolche ſchlechte Gedanken müſſen Sie ſich aus dem Kopf ſchlagen, das iſt nichts; und nehmen Sie es nicht ungütig, aber eine Mütze ſollten Sie doch aufſetzen bei dieſer Hitze, es iſt von wegen des Sonnenſtichs.“ So ſprach der Alte und ging kopfſchüttelnd weiter; den übrigen Dienſtboten aber deutete er mit ſehr verdächtiger Bewegung des Zeigefingers ans Hirn an, daß es mit dem jungen Herrn Gaſt hier oben nicht ganz richtig ſeyn müſſe.

31.

Auch jetzt kam Fröben zu keinem anderen Reſultat, als daß das Betragen jenes Mädchens, das er ſo innig liebte, unbegreiflich ſey; und dieſes räthſelhafte Spiel mit ſeinem Schmerz, mit ſeiner Sehnſucht, beſchäftigte ihn ſo ganz ausſchließlich, daß ihm vieles entging, was ihm ſonſt wohl hätte auffallen müſſen. Joſephe kam mit verweinten Augen zu Tiſche; der Baron war verſtimmt und einſylbig und ſchien ſeinem innern Unmuth, der ihm um die Stirne lag und deutlich aus den Augen ſprach, hie und da durch einen Fluch über die ſchlechte Küche und die noch ſchlechtere Haushaltung Luſt machen zu müſſen. Die unglückliche Frau ließ alles ſtill und geduldig über ſich ergehen; ſie ſchickte zuweilen, als wolle ſie Hülfe oder Troſt ſuchen, einen flüchtigen Blick nach Fröben hinüber; ach, ſie bemerkte nicht, wie ihr Gatte dieſe Blicke belauerte, wie ſeine Stirne ſich röther färbte, wenn er ihre Augen auf dieſem Wege traf.

An Fröbens Auge und Ohr ging dies vorüber als etwas, an das er ſich ſchon gewöhnt hatte; er gab ſich nicht einmal die Mühe, Joſephe um die Urſache dieſes Aufbrauſens zu befragen. Es fiel ihm nicht auf, daß ſie zurückhaltender gegen ihn war in Beiſeyn Faldners, er ſchrieb es der gewöhnlichen Geſchäftigkeit ſeines Freundes zu, daß ihn dieſer in den nächſten Tagen nöthigte, mit ihm da und dorthin auf das Gut zu gehen und in Wald und Feld oft einen großen Theil des Tages mit Meſſungen und Berechnungen hinzubringen. Als er aber eines Morgens, als ihn Faldner ſchon geſtiefelt und geſpornt erwartete, eine kleine Unpäßlichkeit vorſchützte, um dieſen unangenehmen Feldbeſuchen zu entgehen, als er arglos hinwarf, daß er doch Joſephen auch einmal wieder vorleſen müſſe, da wollte es ihm doch auffallend dünken, daß der Baron unmuthig rief: „Nein, ſie ſoll mir nichts mehr leſen, gar nichts mehr. Es geht ohnedies ſeit einiger Zeit alles konträr. Das könnte ich vollends brauchen, wenn ſie den ganzen Morgen mit Leſen zubrächte und ſolche Romanideen im Kopf trüge, wie ich ſchon welche haben ſpuken ſehen. Lies dir in Gottes Namen ſelbſt vor, lieber Fröben, und nimm mir nicht übel, wenn ich mein Weib anders placire. Du gehſt in den Garten nach dem Frühſtück, Joſephe, es ſoll heute Gemüſe ausgeſtochen werden, nachher biſt du ſo gütig und gehſt zu Paſtors, du biſt dort ſeit lange einen Beſuch ſchuldig.“ Mit dieſen Worten nahm er ſeine Reitpeitſche vom Tiſch und ſchritt davon.

„Was ſoll denn das? was hat er denn heute?“ fragte Fröben ſtaunend die junge Frau, die kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„O er iſt ſo ziemlich wie ſonſt,“ erwiederte ſie ohne aufzublicken; „Ihre Anweſenheit hat ihn einige Zeit lang aus dem gewöhnlichen Geleiſe gebracht; Sie ſehen, er iſt jetzt wieder wie zuvor.“

„Aber mein Gott!“ rief er unmuthig, „ſo ſchicken Sie doch eine Magd in den Garten!“

„Ich darf nicht,“ ſagte ſie beſtimmt, „ich muß ſelbſt zuſehen, er will es ja haben.“

„Und den Beſuch bei Paſtors — ?“

„Muß ich machen, Sie haben es ja gehört, daß ich ihn machen muß; laſſen wir das, es iſt einmal ſo. „Aber Sie,“ fuhr Joſephe fort, „Sie, mein Freund, ſcheinen mir ſeit einigen Tagen verändert, gar nicht mehr ſo munter, ſo zutraulich wie früher. Sollten Sie ſich vielleicht nicht mehr hier gefallen? Sollte mein Mann, ſollte vielleicht ich Urſache Ihrer Verſtimmung ſeyn?“ —

Fröben fühlte ſich verlegen; er war auf dem Punkt, der Freundin jene ſonderbaren Vorfälle im Garten zu geſtehen, aber der Gedanke, ſich vor der klugen jungen Frau eine Blöße zu geben, hielt ihn zurück. „Sie wiſſen,“

ſagte er ausweichend, „daß ich in den letzten Tagen Briefe aus S. bekam, und wenn ich verſtimmt erſcheine, ſo tragen dieſe Briefe allein die Schuld.“ Sie ſah ihn zweifelhaft an, eine Antwort ſchien auf ihren Lippen zu ſchweben, aber wie wenn ſie den Mangel an Vertrauen in dem Blicke des jungen Mannes geleſen und ſich dadurch gekränkt gefühlt hätte, zuckten ihre ſchönen Lippen und drängten die Antwort zurück; ſie zog ſchweigend die Glocke, befahl ihrer Zofe, ihr Hut und Schirm zu bringen, und ging dann, ohne ihn zu dieſem Gang einzuladen in den Garten an die Arbeit.

Als der junge Mann einige Stunden nachher ebenfalls in den Garten hinabſtieg und nach Joſephe fragte, hieß es, ſie ſey zu Paſtors gegangen. Er eilte der Laube zu, er ſetzte ſich mit pochendem Herz nieder. Heute hatte er ſich vorgenommen, nicht einzuſchlafen. „Ich will doch ſehen,“ ſagte er ſich, „ob dieſes Weſen, das mich ſo geheimnißvoll umſchwebt, noch ein drittes Zeichen für mich hat? Ich will mich wie zum Schlummer niederlegen, und ſo wahr ich lebe, wenn es wieder erſcheint, will ich es haſchen und ſchauen, welcher Natur es ſey.“ Er las, bis der Mittag herangekommen war; dann legte er ſich nieder und ſchloß die Augen. Oft wollte ſich der Schlummer wirklich über ihn herabſenken, aber Erwartung, Unruhe und ſein feſter Wille, der die Mohnkörner von ihm ferne hielt, ließen ihn wach bleiben. Er mochte wohl eine halbe Stunde ſo gelegen haben, als die Zweige der Laube rauſchten. Er öffnete die Augen kaum ein wenig und ſah, wie zwei weiße Hände die Zweige behutſam theilten, vermuthlich um eine Ausſicht auf den

Schlummernden zu öffnen. Dann kniſterten leiſe, leiſe Schritte im Sand. Er blickte verſtohlen nach dem Eingang der Laube, und ſein Herz wollte zerſpringen vor freudiger Ungeduld, als er ſein Mädchen ſah im ſchwarzen Mantel und Hut, den grünen Schleier zurückgeſchlagen, die ſchwarzen Maskenaugen vor den obern Theil des ſchönen Geſichtes gebunden.

32.

Sie nahte auf den Zehenſpitzen. Er ſah wie auf ihrem Geſicht ein höheres Roth aufſtieg, als ſie näher trat. Sie betrachtete den Schläfer lange; ſie ſeufzte tief und ſchien Thränen abzutrocknen. Dann trat ſie nahe heran; ſie beugte ſich über ihn herab, ihr Athem berührte ihn wie ein Himmelsbote, der die Nähe ihrer ſüßen Lippen anſagte, ſie ſenkte ſich tiefer und ihr Mund legte ſich auf den ſeinigen ſo ſanft, wie das Morgenroth ſich auf den Hügel ſenkt.

Da hielt er ſich nicht länger; ſchnell ſchlang er ſeinen Arm um ihren Leib und mit einem kurzen Angſtſchrei ſank ſie in die Knie. Er ſprang erſchrocken auf, er glaubte ſie ohnmächtig, aber ſie war nur ſprachlos und zitterte heftig; er hob ſie auf, er zog ſie, erfüllt von der Wonne des Wiederſehens, an ſeine Seite auf die Bank nieder, er bedeckte ihren Mund mit glühenden Küſſen, er drückte ſie feſt an ſich: „O, ſo habe ich dich wieder, endlich, endlich wieder, du geliebtes Weſen!“ rief er, „du biſt kein Trugbild, du lebſt, ich halte dich in meinen Armen wie damals, und liebe dich wie damals und bin glücklich, ſelig, denn du liebſt ja auch mich!“ Eine hohe Gluth bedeckte ihre Wangen, ſie ſprach nicht, ſie ſuchte vergebens ſich aus ſeinen Armen zu winden. „Nein, jetzt laſſe ich dich nicht mehr!“ ſprach er, und Thränen, Thränen des Glücks hingen an ſeinen Wimpern, „jetzt halte ich dich feſt und keine Welt darf dich von mir reißen. Und komm, hinweg mit dieſer neidiſchen Maske, ganz will ich dein ſchönes Antlitz ſchauen; ach, es lebte ja immer in meinen Träumen!“ Sie ſchien mit der letzten Kraft die Hand von der Halbmaske abhalten zu wollen, ſie athmete ſchwer, ſie rang mit ihm, aber die trunkene Luſt des jungen Mannes, nach ſo langer Entbehrung ſich ſo unausſprechlich glücklich zu wiſſen, gewährte ihm einen leichten Sieg. Er hielt ihre Arme mit der einen Hand, zitternd ſtieß er mit der andern den Hut zurück, band die Maske los und erblickte — die Gattin ſeines Freundes.

„Joſephe!“ rief er, wie in einen Abgrund niedergeſchmettert, und ſeine Gedanken drehten ſich im Ringe, „Joſephe!“

Bleich, erſtarrt, thränenlos ſaß ſie neben ihm und ſagte wehmüthig lächelnd: „Ja, Joſephe.“

„Sie haben mich alſo getäuſcht?“ ſagte er bitter, indem alle Hoffnung, alle Seligkeit des vorigen Augenblicks an ihm vorüberflog, „o dieſes Poſſenſpiel konnten Sie uns erſparen. Doch,“ fuhr er fort, indem ein Gedanke ihn durchblitzte, „um Gotteswillen, wo haben Sie den Ring her, woher das Tuch?“

Sie erröthete von neuem, ſie brach in Thränen aus, ſie verbarg ihr Haupt an ſeiner Bruſt. „Nein,“ rief er, „Antwort muß ich haben; es iſt mein Ring, das Tuch —

ich beſchwöre Sie, wie kam beides in Ihre Hände, woher haben Sie den Ring?“

„Von dir!“ flüſterte ſie, indem ſie ſich beſchämt feſter an ihn drückte.

Da fiel ein Lichtſtrahl in Fröbens Seele; noch blendete ihn dies zu helle Licht, aber er hob ſanft ihr Haupt in die Höhe und ſah ſie an mit Blicken voll Verwunderung und Liebe. „Du biſt es? träume ich denn wieder?“ ſprach er, nachdem er ſie lange angeblickt, „ſagteſt du nicht, du ſeyeſt mein ſüßes Mädchen? O Gott, welcher Schleier lag denn auf meinen Augen? ja das ſind ja deine holden Wangen, das iſt ja dein reizender Mund, der mich heute nicht zum erſten Mal küßte!“

Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen. Sie ſah ihn voll Wonne und Entzücken an. „Was wäre aus mir geworden, ohne dich, du edler Mann!“ rief ſie, indem ſich in Thränen der Schimmer ihrer Augen brach, „ich bringe dir den Segen meiner guten Mutter, du haſt ihre letzten Tage leicht gemacht und die Decke des Elendes gelüftet, die ſo ſchwer auf ihrer kranken Bruſt lag. O wie kann ich dir danken? was wäre ich geworden ohne dich! Doch“ — fuhr ſie fort, indem ſie mit ihren Händen das Geſicht bedeckte, „was bin ich denn geworden? das Weib eines andern, deines Freundes Weib!“

Er ſah, wie ein unendlicher Schmerz ihren Buſen hob und ſenkte, wie durch die zarten Finger ihre Thränen gleich Quellen herabrieſelten. Er fühlte, wie innig ſie ihn liebe, und kein Gedanke an einen Vorwurf, daß ſie einem andern als ihm gehören könnte, kam in ſeine Seele. „Es iſt ſo,“ ſagte er traurig, indem er ſie feſter an ſich drückte, als könne er ſie dennoch nicht verlieren; „es iſt ſo; wir wollen denken, es ſollte ſo ſeyn, es habe ſo kommen müſſen, weil wir vielleicht zu glücklich geweſen wären. Doch in dieſem Moment biſt du mein, denke, du kommſt herüber über den Platz der Arzneiſchule und ich erwarte dich, o komm, umarme mich ſo wie damals, ach, nur noch ein einziges Mal!"

In Erinnerung verloren, hing ſie an ſeinem Hals; hinter ihren düſteren Blicken ſchien der Gedanke an die Wirklichkeit ſich zu verlieren; heller und heller, freundlicher und immer freundlicher ſchien die Erinnerung aufzutauchen, ein holdes Lächeln zog um ihren Mund und ſenkte ſich auf ihren Wangen in zarte Grübchen. „Und kannteſt du mich denn nicht?" fragte ſie lächelnd, „und du kannteſt mich nicht?" fragte er, ſie voll Zärtlichkeit betrachtend. „Ach!" antwortete ſie, „ich hatte mir damals deine Züge recht abgelauſcht und tief in mein Herz geſchrieben, aber wahrlich, ich hätte dich nimmer erkannt. Es mochte wohl auch daher kommen, daß ich dich nur immer bei Nacht ſah in den Mantel eingewickelt, den Hut tief in der Stirne, und wie konnt' ich auch denken — Freilich, als du am erſten Abend Faldner zuriefſt: auf Wiederſehen, da kam mir der Ton ſo bekannt vor, als hätte ich ihn ſchon gehört; aber ich lachte mich immer ſelbſt aus über die thörichten Vermuthungen. Nachher war es mir hie und da, als müßteſt du der ſeyn, den ich meinte; doch zweifelte ich immer wieder; aber als du am Sonntag nur erſt Pont des Arts genannt hatteſt, da ging auf einmal eine eigene Sonne auf deinem Geſicht auf; du ſchieneſt ganz in Erinnerung zu leben und mit den erſten Worten ward es mir klar, daß du, du es biſt! Aber freilich, mich konnteſt du nicht wieder erkennen; nicht wahr, ich bin recht bleich geworden?“

„Joſephe,“ erwiederte er, „wo waren meine Sinne? wo mein Auge, mein Ohr, daß ich dich nicht erkannte? Gleich bei deinem erſten Anblick flog ein freudiger Schreck durch meine Seele; du glichſt ſo ganz jenem Bilde, das ich, durch einen wahrhaften Kreislauf der Dinge, als dir ähnlich gefunden und geliebt hatte; aber die Entdeckung über das Geſchlecht der Mutter führte mich in eine Irrbahn; ich ſah in dir nur noch die ähnliche Tochter der ſchönen Laura, und oft, während ich neben dir ſaß, ſtreifte mein Geiſt ferne, weithin nach — dir!“

„O Gott!“ rief Joſephe, „iſt es denn wahr, iſt es möglich? kannſt du mich denn noch lieben?“

„Ob ich es kann? — aber darf ich denn? Gott im Himmel, du heißt ja Frau von Faldner; ſage mir nur um des Himmels willen, wie fügte ſich dies alles? Wie haſt du auch nicht ein einziges Mal mehr mich erwarten mögen?“

33.

Sie ſtillte ihre Thränen, ſie faßte ſich mit Mühe, um zu ſprechen. „Siehe,“ ſagte ſie, „es war, als ob ein feindliches Geſchick alles nur ſo geordnet hätte, um mich recht unglücklich zu machen. Als du weg warſt, hatte ich keine Freude mehr. Jene Abende mit dir waren mir ſo unendlich viel geweſen. Siehe, ſchon von dem erſten Moment an, als du in der lieben Mutterſprache deinen Begleiter um Geld bateſt, von da an ſchlug mein

Herz für dich; und als du mit ſo unendlichem Edelmuth, mit ſo viel Zartſinn für uns ſorgteſt, ach, da hätte ich dich oft an mein Herz ſchließen und dir geſtehen mögen, daß ich dich wie ein höheres Geſchöpf anbete. Ich weiß nicht, was mir für dich zu thun zu ſchwer geweſen wäre; und wie groß, wie edel haſt du dich gegen mich benommen! Du gingſt, ich weinte lange, denn ein ſchmerzliches Gefühl ſagte mir, daß es auf immer geſchieden ſey; acht Tage, nachdem du abgereiſt warſt, ſtarb meine arme Mutter ſehr ſchnell. Was du mir damals noch gegeben, reichte hin, meine Mutter zu beerdigen und ihr Andenken nicht in Unehre gerathen zu laſſen. Eine Dame, es war die Gräfin Landskron, die in unſerer Nachbarſchaft wohnte und von uns Armen hörte, ließ mich zu ſich kommen. Sie prüfte mich in allem, ſie durchſchaute die Papiere meiner Mutter, die ich ihr geben mußte, genau, ſie ſchien zufrieden und nahm mich als Geſellſchaftsfräulein an. Wir reiſten; ich will dir nicht beſchreiben, wie mein Herz blutete, als ich dieſes Paris verlaſſen mußte; es fehlten nur noch vierzehn Tage, bis die Zeit um war, die du zu deiner Rückkehr beſtimmteſt; dann wäre ich am erſten auf den Platz gegangen, hätte dich noch einmal geſprochen, noch einmal von dir Abſchied genommen! Es ſollte nicht ſo ſeyn; als wir aus der St. Severinſtraße über den wohlbekannten Platz der Ecole de médecine hinfuhren, da wollte mein Herz brechen, und ich ſagte zu mir: auf immer! Eduard, ich habe nie wieder von dir gehört, dein Name war mir unbekannt, du mußteſt ja die Bettlerin längſt vergeſſen haben; ich lebte von der Gnade fremder Leute, ich hatte manches Bittere zu tragen, ich trug es, es war ja nicht das Schmerzlichſte. Als aber die Gräfin in dieſe Gegend auf ihr Gut zog, als Faldner ſich um mich bewarb, als ich merkte, daß ſie es gutmüthig für eine gute Verſorgung halte, vielleicht auch meiner überdrüßig war — nun ich war ja nur ein einziges Mal glücklich geweſen, konnte nimmer hoffen, es wieder zu werden; das Uebrige war ja ſo gleichgültig — da wurde ich ſeine Frau.“ —

„Armes Kind! an dieſen Faldner, warum denn gerade du mit ſo weicher Seele, mit ſo zartem Sinn, mit ſo viel gültigem Anſpruch auf ein zum mindeſten edleres Loos, warum gerade du ſeine Frau? Doch es iſt ſo; Joſephe, ich kann, ich darf keinen Tag mehr hier ſeyn; ich habe ihn, bei allem, was er Rohes haben mag, einſt Freund genannt, bin jetzt ſein Gaſtfreund, und wenn auch alles nicht wäre, wir dürfen ja nicht zuſammen glücklich ſeyn!“ Es lag ein unendlicher Schmerz in ſeinen Worten; er küßte die Augen der ſchönen Frau, nur um durch den Gram, der in ihnen wohnte, nicht noch weicher zu werden. „O nur noch einen Tag,“ flüſterte ſie zärtlich; „hab' dich ja jetzt eben erſt gefunden, und du denkſt ſchon zu entfliehen. Siehe, wenn du weg biſt, da verſchließt ſich wieder die Thüre meines Glücks auf immer; ich werde Hartes ertragen müſſen, und da muß ich doch ein wenig Erinnerung aufſparen, von der ich zehren kann in der endloſen Wüſte.“

„Höre, ich will Faldner alles geſtehen,“ ſprach nach einigem Sinnen der junge Mann, „ich will ihm alles vormalen, daß es ihn ſelbſt rühren muß; er liebt dich doch nicht, du ihn nicht und biſt unglücklich; er ſoll dich mir abtreten. Mein Haus liegt nicht ſo ſchön wie dieſes Schloß; meine Güter kannſt du vom Belvedere auf dem Dache überſehen, du verließeſt hier großen Wohlſtand, aber wenn du einzögeſt in mein Haus, wollte ich dir meine Hände als Teppich unterlegen, auf den Händen wollte ich dich tragen, du ſollteſt die Königin ſeyn in meinem Hauſe, und ich dein erſter treuer Diener!“

Sie blickte ſchmerzlich zum Himmel auf, ſie weinte heftiger. „Ach ja, wenn ich deines Glaubens wäre, dann ginge es wohl, aber wir ſind ja gut katholiſch getraut worden, und das ſcheidet nur der Tod! O du großer Gott, wie unglücklich machen oft dieſe Geſetze! Welch eine Seligkeit mit dir, bei dir zu ſeyn, immer für dich zu ſorgen, an deinen Blicken zu hängen, und alle Tage dir durch zärtliche Liebe ein Tauſendtheil von dem heimzugeben, was du an meiner lieben Mutter und an mir gethan.“

„Alſo dennoch auf immer,“ erwiederte er traurig; „alſo nur noch morgen, und dann für immer ſcheiden?“

„Für immer!“ hauchte ſie kaum hörbar, indem ſie ihn feſter an ihre Lippen ſchloß. —

„Hier alſo findet man dich, du niederträchtige Metze!“ ſchrie in dieſem Augenblick ein Dritter, der neben dieſer Gruppe ſtand. Sie ſprangen erſchreckt auf; zitternd vor Zorn, knirſchend vor Wuth, ſtand der Baron, in der einen Hand ein Papier, in der andern die Reitpeitſche haltend, die er eben aufhob, um ſie über den ſchönen Nacken der Unglücklichen herabſchwirren zu laſſen. Fröben fiel ihm in den Arm, entwand ihm mit Mühe die Peitſche und warf ſie weit hinweg. „Ich bitte dich,“ ſagte er zu dem Wüthenden, „nur hier keine Scene; deine Leute ſind im Garten, du ſchändeſt dich und dein Haus durch einen ſolchen Auftritt.“

„Was?“ ſchrie jener, „iſt mein Haus nicht ſchon genug geſchändet durch dieſe niederträchtige Perſon, durch dies Bettlerpack, das ich in meinem Haus hatte? Meinſt du, ich kenne deine Handſchrift nicht?“ fuhr er fort, indem er ihr das Papier hinſtreckte, „das iſt ja dein ſüßes Brieſchen an den Herrn Galan hier, an den Romanenhelden. Alſo eine Dirne mußte ich heirathen, die du unterhieltſt, und als du ihrer ſatt wareſt, ſollte der ehrliche Faldner ſie zur gnädigen Frau machen; dann kommt man nach ſechs Monaten ſo zufällig zu Beſuch, um den Hörnern des Gemahls noch einige Enden anzuſetzen. Das ſollſt du mir bezahlen, Schandbube; aber dieſes Bettelweib mag immer wieder mit Teller und Laterne ſich am Pont des Arts aufſtellen oder von deinem Sündenlohn leben. Meine Knechte ſollen ſie mit Hetzpeitſchen vom Hof jagen!“

34.

Der Mann von gediegener Bildung hat in ſolchen Momenten ein entſchiedenes Uebergewicht über den Rohen, der von Wuth zur Unbeſonnenheit hingeriſſen, unſicher iſt, was er beginnen ſoll. Ein Blick auf Joſephe, die bleich, zitternd, ſprachlos auf der Moosbank ſaß, überzeugte Fröben, was hier zu thun ſey. Er bot ihr den Arm und führte ſie aus der Laube nach dem Schloſſe. Wüthend ſah ihnen der Baron nach; er war im Begriff, ſeine Knechte zuſammen zu rufen, um ſeine

Drohung zu erfüllen; aber die Furcht, ſeine Schande noch größer zu machen, hielt ihn ab. Er rannte hinauf in den Saal, wo Joſephe auf dem Sopha lag, ihr weinendes Geſicht in den Kiſſen verbarg, wo Fröben wie gedankenlos am Fenſter ſtand und hinausſtarrte. Scheltend und fluchend rannte jener in dem Saal umher; er verfluchte ſich, daß er ſein Leben an eine ſolche Dirne gehängt habe. „Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande ſeyn, wenn ich ſie mir nicht vom Halſe ſchaffte!“ rief er, „ſie hat Taufſchein und alles fälſchlich angegeben; ſie hat ſich für ebenbürtig ausgegeben, die Bettlerin, dieſe Ehe iſt null und nichtig!“

„Das wird allerdings das Vernünftigſte ſeyn,“ unterbrach ihn Fröben; „es kommt nur darauf an, wie du es angreifſt, um dich nicht noch mehr zu blamiren“ —

„Ha, mein Herr!“ ſchrie der Baron in wildem Zorn, „Sie ſpotten noch über mich, nachdem ſie durch Ihre grenzenloſe Frechheit all dieſe Schande über mich brachten? Folgen Sie mir, zu unſerer Scheidung brauchen wir weiter keine Aſſiſen; die kann ſogleich abgemacht werden. Folgen Sie!“

Joſephe, die dieſe Worte verſtand, ſprang auf; ſie warf ſich vor dem Wüthenden nieder, ſie beſchwor ihn, alles nur über ſie ergehen zu laſſen, denn ſein Freund ſey ja ganz unſchuldig; ſie wies hin auf den Zettel in ſeiner Hand, den ſie erkannte; ſie ſchwor, daß Fröben erſt heute erfahren, wer ſie ſey. Aber der junge Mann ſelbſt unterbrach ihre Fürbitten, er hob ſie auf und führte ſie zum Sopha zurück. „Ich bin gewohnt,“ ſagte er kaltblütig zum Baron, „bei ſolchen Gängen zuerſt meine Arrangements zu treffen, und du wirſt wohl thun, es auch nicht zu unterlaſſen. Vor allem geht deine Frau jetzt aus dem Schloß, denn hier will ich ſie nicht mehr wiſſen, wenn ich nicht da bin, ſie vor deinen Mißhandlungen zu ſchützen.“

„Du handelſt ja hier wie in deinem Eigenthum,“ erwiederte der Baron vor Zorn lachend; „doch Madame war ja ſchon vorher dein Eigenthum, ich hätte es beinahe vergeſſen; wohin ſoll denn der ſüße Engel gebracht werden? In ein Armenhaus, in ein Spital, oder an den nächſten beſten Zaun, um ihr Gewerbe fortzuſetzen?“

Fröben hörte nicht auf ihn; er wandte ſich zu Joſephen; „wohnt die Gräfin noch in der Nähe?“ fragte er ſie, „glauben Sie wohl für die nächſten Tage einen Aufenthalt dort zu finden?“

„Ich will zu ihr gehen,“ flüſterte ſie.

„Gut; Faldner wird die Gnade haben, Sie hinfahren zu laſſen; dort erwarten Sie das Weitere, ob er einſieht, wie unrecht er uns beiden gethan, oder ob er darauf beharrt, ſich von Ihnen zu trennen.“

35.

Joſephe war zu der Gräfin abgefahren; der Freund hatte ihr gerathen, bei ihrer Ankunft nur einen Beſuch von einigen Tagen vorzugeben, indeſſen wolle er ihr über die Stimmung ſeines Freundes Nachricht geben, und wenn es möglich wäre, ihn bereden, ſich mit ihr zu verſöhnen. „Nein!“ rief ſie leidenſchaftlich, indem ſie von der Terraſſe an den Wagen hinabſtieg, „in dieſe Thür kehre ich nie mehr zurück, auf ewig wende ich dieſen Mauern den Rücken. Glauben Sie, eine Frau vermag viel zu ertragen; ich habe lange dulden müſſen, und das Herz wollte mir oft zerſpringen, aber heute hat er mich zu tief beleidigt, als daß ich ihm vergeben könnte. Und ſollte ich wieder zurückkehren müſſen auf den Pont des Arts, die Menſchen um ein paar Sous anzuflehen, ich will es lieber thun, als noch länger ſolche niedrige Behandlung von dieſem rohen Menſchen mir gefallen laſſen. Mein Vater war ein tapferer Soldat und ein geachteter Offizier Frankreichs, ſeine Tochter darf ſich nicht bis zur Magd eines Faldner entwürdigen.“

Der junge Mann hatte nach ihrer Abreiſe einige Briefe geſchrieben und war gerade mit Ordnen ſeines kleinen Gepäcks beſchäftigt, als Faldner in das Zimmer trat. Fröben ſah ihn verwundert an und erwartete neue Angriffe und Ausbrüche ſeines Zorns. Jener aber ſagte: „Ich glaube, je mehr ich dieſe unglücklichen Zeilen leſe, die ich heute Mittag auf deinem Zimmer fand, immer mehr, daß du eigentlich doch unſchuldig an der miſerablen Hiſtorie biſt, nämlich daß du vorher nichts wußteſt und die Perſon nicht kannteſt; daß ich mein Weib in deinen Armen traf, verzeihe ich dir, denn jene Perſon hatte aufgehört mein zu ſeyn, als ſie den thörichten Brief an dich ſchrieb.“

„Es iſt mir wegen unſeres alten Verhältniſſes erwünſcht,“ antwortete Fröben, „wenn du die Sache ſo anſiehſt, hauptſächlich auch, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, vernünftig und ruhig mit dir über Joſephe zu ſprechen. Für's Erſte mein heiliges Wort, daß zwiſchen ihr und mir bis heute Mittag nie, auch früher nicht, etwas vorging, was im geringſten ihrer Ehre nachtheilig wäre; daß ſie arm war, daß ſie einmal genöthigt war, die Hülfe der Menſchen anzurufen" —

„Nein, ſag' lieber, daß ſie bettelte," rief Faldner hitzig, „und Nachts auf den Straßen und Brücken der liederlichen Hauptſtadt umherzog, um Geld zu verdienen! ich hätte ja ſchon damals das Vergnügen ihrer näheren Bekanntſchaft haben können, ich war ja bei der berühmten Scene auf dem Pont des Arts. Nein, wenn ich dir auch alles glaubte, ich bin dennoch beſchimpft; die Familie Faldner und eine Bettlerin!"

„Ihr Vater und ihre Mutter waren von gutem Hauſe" —

„Fabeln, Dichtung! daß ich mich ſo fangen ließ; eben ſo gut hätte ich die Kellnerin aus der Schenke heirathen können, wenn ſie ein Bierglas im Wappen führte und ein falſches Zeugniß ihrer Geburt brachte!"

„Das iſt in meinen Augen das Geringſte bei der Sache; die Hauptſache iſt, daß du ſie gleich von Anfang wie eine Magd behandelteſt und nicht wie deine Frau; ſie konnte dich nie lieben; ihr paßt nicht für einander."

„Das iſt das rechte Wort," entgegnete der Baron, „wir paſſen nicht zuſammen; der Freiherr von Faldner und eine Bettlerin können nie zuſammen paſſen. Und jetzt freut es mich erſt recht, daß ich meinem Kopf folgte und ſie ſo behandelte, die Dirne hat es nicht beſſer verdient. Ich hab' es ja gleich geſagt, ſie hat ſo etwas Gemeines an ſich."

Dieſe Rohheit empörte den jungen Mann, er wollte ihm etwas Bitteres entgegnen, aber er bezwang ſich, um

Joſephen nützlich zu ſeyn. Er redete mit dem Baron ab, was hierin zu thun ſey, und ſie kamen dahin überein, daß ſie die ganze Sache vor die bürgerlichen Gerichte bringen und gegenſeitige Abneigung als Grund zur Trennung angeben ſollten. Freilich konnte bei ihren Glaubensverhältniſſen keiner der beiden Theile hoffen, in einer neuen Verbindung Troſt zu finden; aber Joſephen, wenn ſie auch mit Schrecken in eine hülfloſe Zukunft blickte, ſchien kein Loos ſo ſchwer, daß es nicht gegen die unwürdige Behandlung, die ſie in Faldners Hauſe erduldete, erträglich geſchienen hätte, und der Baron, wenn ihn auch in manchen einſamen Stunden Reue anwandelte, ſuchte Zerſtreuung in ſeinen Geſchäften und Troſt in dem Gedanken, daß ja niemand ſeine Schande erfahren habe, eine Bettlerin von zweideutigem Charakter zur Frau von Faldner gemacht zu haben.

36.

Einige Wochen nach dieſem Vorfall ging Fröben in Mainz, wohin er ſich, um doch in Joſephens Nähe zu ſeyn, zurückgezogen hatte, auf der Rheinbrücke Abends hin und wieder. Er gedachte der ſonderbaren Verkettung des Schickſals, er dachte an mancherlei Auswege, die ihn und die geliebte Frau vielleicht noch glücklich machen könnten; da fuhr ein Reiſewagen über die Brücke her, deſſen wunderlicher Bau die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes ſchon von Weitem auf ſich zog. Bald aber haftete ſein Auge nur noch an dem Bedienten, der auf dem Bock ſaß; dieſes braungelbe heitere Geſicht, das neugierig um ſich ſchaute, ſchien ihm eben ſo bekannt, als die grellen Farben der Livrée. Als der Wagen, der ſich auf der Brücke nur im Schritt weiter bewegen durfte, näher herankam, bemerkte auch der Diener den jungen Mann und rief: „San Jago di Compoſtella! das iſt er ja ſelbſt!“ er riß das Wagenfenſter auf, das ihn von dem Innern des Wagens trennte, und ſprach eifrig hinein. Alſobald wurde auf der Seite des Wagens ein Fenſter niedergelaſſen und herausfuhr das wohlbekannte Geſicht Don Pedro's de San Montanjo Ligez. Der Wagen hielt; der junge Mann ſprang freudig herzu, um den Schlag zu öffnen, und der alte Herr ſank in ſeine Arme. „Wo iſt ſie, wo habt Ihr ſie, die Tochter meiner Laura? O um der heiligen Jungfrau willen, habt Ihr ſie hier? ſagt an, junger Herr, wo iſt ſie?“

Der junge Mann ſchwieg betreten; er führte den Alten auf der Brücke weiter und ſagte ihm dann, daß ſie nicht weit von dieſer Stadt ſich aufhalte, und morgen wolle er ihn zu ihr führen.

Der Spanier hatte Freudenthränen im Auge. „Wie danke ich Euch für die Nachrichten, die Ihr mir gegeben!“ ſprach er, „ſobald ich Urlaub bekommen hatte, ſetzte ich mich mit Diego in den Wagen und ließ mich von W. bis hier täglich ſechs Meilen fahren, denn länger hielt ich es nicht aus. Und lebt ſie glücklich? ſieht ſie ihrer Mutter ähnlich, und was erzählt ſie von Laura Tortoſi?“ Fröben verſprach, auf ſeinem Zimmer alle ſeine Fragen zu beantworten. Er ließ, nachdem ſich der Spanier ein wenig ausgeruht und umgekleidet hatte, Xeres bringen, ſchenkte ein, Diego reichte wie damals die Cigarren, und als Don Pedro recht bequem ſaß, fing der junge Mann ſeine Erzählung an. Mit ſteigendem Intereſſe hörte ihn der Spanier an; zu großem Aergerniß Diego's ließ er ſeit zwanzig Jahren zum erſten Mal die Cigarre ausgehen, und als der junge Mann an jene empörende Scene zwiſchen Faldner und der unglücklichen Frau kam, da konnte er ſich nicht mehr halten, ſein altes ſüdliches Blut kochte auf, er drückte den Hut tief in die Stirne, wickelte den linken Arm in den Mantel und rief mit blitzenden Augen: „Meinen langen Stoßdegen her, Diego! den mach' ich kalt, ſo wahr ich ein guter Chriſt und ſpaniſcher Edelmann bin; ich ſtech ihn nieder und hätte er ein Crucifix vor der Bruſt, ich bring ihn um, ohne Abſolution und ohne alle Sakramente ſchick ich ihn zur Hölle, ſo thu ich. Bring mir mein Schwert, Diego!"

Aber Fröben zog den zitternden, vom Zorn erſchöpften Alten zu ſich nieder; er ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie dies alles nicht nöthig ſey, denn Joſephe ſey ſchon aus der Gewalt des rohen Menſchen befreit und lebe getrennt von ihm. Er holte, um ihn noch mehr zu beſänftigen, jenes Bild herbei und entfaltete es vor den ſtaunenden Blicken Pedro's. Entzückt betrachtete es der Don; „ja, ſie iſt es!" rief er, alles Uebrige vergeſſend, „meine arme unglückliche Laura!" und weinend umarmte er den jungen Mann, nannte ihn ſeinen lieben Sohn und dankte ihm mit gebrochener Stimme für alles, was er an der unglücklichen Mutter und ihrer armen Tochter gethan.

Am andern Morgen brach er mit Fröben nach dem Gut der Gräfin auf. Es war ein rührender Anblick, wie der alte Mann die ſchöne jugendliche Geſtalt Joſephens umſchlungen hielt, wie er ihre Züge aufmerkſam betrachtete, wie ſeine ſtrengen Züge immer weicher wurden, wie er ſie dann gerührt auf Auge und Mund küßte. „Ja, du biſt Laura's Tochter!“ rief er, „dein Vater hat dir nichts gegeben, als ſein blondes Haar, aber das ſind ihre lieben Augen, das iſt ihr Mund, das ſind die ſchönen Züge der Tortoſi! Sey meine Tochter, liebes Kind; ich habe keine Verwandten und bin reich; durch Verwandtſchaft, mein Herz und einen zwanzigjährigen Gram gehörſt du mir näher an als irgend jemand auf der Erde!“ Ihre Blicke, die über ſeine Schultern weg auf Fröben fielen, ſchienen dieſe letztere Behauptung nicht gerade zu beſtätigen, aber ſie küßte gerührt ſeine Hand und nannte ihn ihren Oheim, ihren zweiten Vater.

Die Freude des Wiederſehens dauerte übrigens nur wenige Tage. Don Pedro erklärte ſehr beſtimmt, daß ihn ſeine Geſchäfte nach Portugal rufen und zugleich ſchien er gar nicht einzuſehen, was Joſephen abhalten könnte, ihm dahin zu folgen; er hegte zu ſtrenge Grundſätze über die Artikel ſeiner Kirche, als daß er den Gedanken für möglich gehalten hätte, Fröben könne Joſephe, die getrennte Gattin eines andern, zur Frau begehren. Es iſt uns nicht bekannt geworden, was die Liebenden über dieſen ſtrittigen Punkt verhandelten; nur ſoviel iſt gewiß, daß Fröben einigemal darauf hindeutete, ſie ſolle zum evangeliſchen Glauben zurückkehren, daß ſie jedoch, zwar mit unendlichem Schmerz, aber ſehr beſtimmt, dieſen Vorſchlag abwies. Oft ſoll ihr der junge Mann, in Verzweiflung über die herannahende Trennung, vorgeſchlagen haben, ſie ſolle Don Pedro ziehen laſſen, ſie ſolle für ſich leben, in Deutſchland bleiben, er wolle, wenn er nicht ihr Gatte werden könne, auf immer als Freund um ſie ſeyn. Aber auch dies lehnte ſie ab; ſie geſtand ihm offen, daß ſie ſich zu ſchwach fühle, ein ſolches Verhältniß mit Ehren hinauszuführen, und ſtolzer gemacht durch ihr Unglück, bebte ſie zurück vor dem Gedanken an eine unwürdige Verbindung mit einem Mann, den ſie ſo hoch achtete, als ſie ihn liebte. Allein mit ſich, geſtand ſie ſich wohl, daß ein noch edelmüthigerer Gedanke ihre Schritte lenke. „Sollte er," ſagte ſie zu ſich, „die Blüthe des Lebens an ein unglückliches Geſchöpf verlieren, das ihm nur Freundin ſeyn darf? Soll er den hohen Genuß häuslicher Freuden, das Glück, Kinder und Enkel um ſich zu verſammeln, wegen meiner aufgeben? Nein, er hat mich ſchon einmal verloren, und die Zeit wird auch jetzt ſeinen Schmerz lindern, er wird ein unglückliches Weſen vergeſſen, das ewig an ihn denken, ihn lieben, für ihn beten wird."

So ſchienen denn jene prophetiſchen Worte Joſephens: „auf immer!" in Erfüllung zu gehen. Don Pedro verließ mit ſeiner neuen Verwandtin das Gut der Gräfin, um durch Holland auf die See zu gehen. Fröben, den vielleicht nur der Gedanke, Joſephen bald nach Portugal nachzufolgen, und dort ihr Freund zu ſeyn, aufrecht erhielt, geleitete die Geliebte auf der Reiſe durch Deutſchland und Holland; und ſo oft ſie ihn bat, durch längeres Begleiten die Tage der Trennung nicht noch ſchwerer zu machen, bat er mit Thränen im Auge: „nur bis ans Meer und dann auf immer!“

37.

Im Auguſt dieſes Jahres wurde in Oſtende ein engliſches Schiff klar, das nach Portugal Schiffsgut und Paſſagiere brachte. Es war ein ſchöner Morgen, die Nebel hatten ſich geſenkt und die Tage ſchienen für die Fahrt günſtig werden zu wollen. Es war um neun Uhr Morgens, als ein Kanonenſchuß von dem Engländer herüberſchallte, zum Zeichen, daß die Paſſagiere ſich an die Küſte begeben ſollen. Zu gleicher Zeit ruderte eine Schaluppe heran und warf ihr Brett aus, um die Reiſenden einzunehmen. Vom Land her kamen viele Perſonen mit Gepäck, gingen über das Brett, und bald war die Schaluppe voll, und die erſte Ladung wurde an Bord gebracht. Ehe noch die Schaluppe zum zweiten Mal anlegte, ſah man vier Perſonen ſich dem Strand nähern, die ſich durch Gang, Haltung und Kleidung von den übrigen ärmlicheren Paſſagieren unterſchieden. Ein hoher, ältlicher Mann ging ſtolzen Schrittes voraus; er hatte einen breit gekrämpten Hut auf, und den Mantel ſo kunſtreich und bequem um die Schultern geſchlagen, daß ein Schiffer, der ihn kommen ſah, ausrief: „Ich laß mich freſſen, wenn es kein Spanier iſt!“ hinter jenem kam ein jüngerer Herr, der eine ſchöne ſchlankgebaute Dame führte. Der junge Herr war ſehr bleich, ſchien einen großen Kummer nieder zu kämpfen, um durch Zureden einen noch größeren bei der Dame zu beſchwichtigen. Ihr ſchönes Geſicht war um Auge und Stirne von heftigem Weinen geröthet, der Mund ſchmerzlich eingepreßt und die Wangen und untern Theile des Geſichtes ſehr bleich. Sie ging ſchwankend, auf den Arm des jungen Mannes geſtützt; ein Hütchen mit wallenden Straußfedern, ein wallendes Kleid von ſchwerem ſchwarzen Seidenzeug, um Hals und Buſen reiche Goldketten, ſchienen nicht zur Reiſe zu paſſen, und man konnte daher glauben, daß ſie den jungen Mann an Bord begleite; hinter beiden ging ein Diener in bunten Kleidern, er trug einen großen Sonnenſchirm unter dem Arm und hatte ein ſpaniſches Netz über ſeine dunkeln Haare gezogen.

Als ſie ſo weit herabgekommen waren, wo der Sand von der vorigen Fluth noch feucht war, an die Stelle, wo man das Brett nach der Schaluppe anwarf, blieben ſie ſtehen, und das ſchöne junge Paar ſah nach dem Schiff, dann ſahen ſie ſich an und die Dame legte ihr Haupt auf die Schulter des Mannes, daß die Straußfedern um ſein Geſicht ſpielten und ſeine ſtillen Thränen den Augen der Neugierigen verbargen. Der alte Herr ſtand nicht weit davon, wickelte ſich, finſter auf die See blickend, tief in ſeinen Mantel, und ſein Auge blinkte, man wußte nicht ob von einer Thräne oder dem Wiederſchein der glänzenden Wellen. Jetzt kam die Schaluppe plätſchernd ans Ufer; das Brett wurde ausgeworfen und ein donnernder Schuß vom Schiffe ſchreckte das Paar aus ſeiner Umarmung. Der alte Herr trat heran, bot dem jungen Mann die Hand, ſchüttelte ſie kräftig und ſtieg dann ſchnell über das Brett, ſein Diener folgte, nachdem auch er dem Jüngling herzlich die Hand geboten.

Jetzt umarmten ſich die jungen Leute noch einmal; er wandte ſich zuerſt los und führte die Dame nach dem Brett. „Auf immer!“ flüſterte ſie mit wehmüthigem Lächeln. „Auf immer!“ antwortete der junge Mann, indem er ſie bebend, mit Thränen anſah. Noch einen Händedruck und ſie wandte ſich, das Brett hinanzuſteigen. Schon ſtand ſie oben, der Oberbootsmann, ein breiter Engländer, wartete am Brett, ſtreckte ſeine breite Hand aus, um die ſchöne Dame zu empfangen, und hatte ſchon einige gutgemeinte Troſtgründe in Bereitſchaft. Da wandte ſie von dem unendlichen Meer ihr dunkles Auge noch einmal zurück nach dem jungen Mann. Ihre hohe herrliche Geſtalt ſchwebte kühn auf dem ſchmalen Brett, ihr ſchlanker Hals war nach dem Land zurückgebogen, die ſchwankenden Federn des Hutes ſchienen hinüber zu grüßen. Er breitete die Arme aus, in ſeinen Zügen miſchte ſich die Seligkeit der Liebe mit dem Schmerz der Trennung. Da ſchien ſie ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig zu ſeyn; ſie ſprang über das Brett und hinab auf das Land, und ehe der Bootsmann die Hände vor Verwunderung zuſammenſchlagen konnte, hing ſie ſchon an des jungen Mannes Hals, an ſeinen Lippen. „Nein, ich kann nicht über das Meer!“ rief ſie, „ich will bleiben, ich will alles thun, was du willſt, will dieſe Feſſeln eines Glaubens von mir werfen, der mich hindert, meinem beſſern Gefühl zu folgen; du biſt mein Vaterland, meine Familie, mein alles; ich bleibe.“

„Joſephe, meine Joſephe!“ rief der junge Mann, indem er ſie mit ſtürmiſchem Entzücken an ſein Herz drückte, „mein, mein auf immer? Ein Gott hat dein Herz gelenkt, o ich wäre untergegangen unter der Qual dieſer Trennung!“ Sie hielten ſich noch umſchlungen, als der alte Herr mit haſtigen Schritten über Bord und das Brett herabſtieg und zu der Gruppe trat: „Kinder,“ ſagte er, „einmal Abſchied zu nehmen wäre genug geweſen; komm, Joſephe, es hilft ja doch zu nichts, ſie werden gleich zum dritten Male ſchießen.“

„Laßt ſie mit Stückkugeln ſchießen, Don Pedro!“ rief der junge Mann mit freudig verklärten Zügen, „ſie bleibt hier, ſie bleibt bei mir.“

„Was höre ich?“ erwiederte jener ſehr ernſt, „ich will nicht hoffen, daß dies ſo iſt, wie der Cavalier ſagt; du wirſt deinem Verwandten folgen, Joſephe!“

„Nein!“ rief ſie muthig, „als ich dort oben auf dem Rand der Schaluppe ſtand und hinausſah auf die Fluthen, die mich von ihm trennen ſollten, da ſtand feſt in mir, was ich zu thun habe; meine Mutter hat mir den Weg gezeigt; ſie iſt einſt dem Mann ihres Herzens in die weite Welt gefolgt, hat Vater und Mutter verlaſſen aus Liebe; ich weiß, was auch ich zu thun habe; hier ſteht der, dem meine arme Mutter ihre letzten ſüßen Stunden, dem ich Leben, Ehre, alles verdanke, und ich ſollte ihn verlaſſen? Grüßet die Gräber meiner Ahnen in Valencia, Don Pedro, und ſaget ihnen, daß es noch eine aus dem Stamm der Tortoſi gibt, der die Liebe höher gilt, als das Leben!“

Don Pedro wurde weich; „ſo folge deinem Herzen, vielleicht es rathet dir beſſer als ein alter Mann; ich weiß dich zum mindeſten glücklich in den Armen dieſes edeln Mannes, und ſein hoher Sinn bürgt mir dafür, daß ihm unſere Ehre nicht minder hoch als die ſeine gilt. Aber, Don Fröbenio, was werden Sie zu ihren ſtolzen Verwandten ſagen, wenn Sie dieſes Kind des Elends vorſtellen? Gott! werden Sie auch den Muth haben, den Spott der Welt zu ertragen?“

„Fahre wohl, Don Pedro!“ ſagte der junge Mann mit muthigem Geſicht, indem er jenem die eine Hand zum Abſchied bot und mit der andern die Geliebte umſchlang, „ſeyd getroſt und verzaget nicht an mir. Ich werde ſie der Welt zeigen, und wenn man mich fragt: wer war ſie denn? ſo werde ich mit freudigem Stolz antworten: es war die Bettlerin vom Pont des Arts.“

* * *

Jud Süß.

1.

Das Carneval war nie in Stuttgart mit ſo großem Glanz und Pomp gefeiert worden, als im Jahr 1737. Wenn ein Fremder in die ungeheuren Säle trat, die zu dieſem Zwecke aufgebaut und prachtvoll dekorirt waren, wenn er die Tauſende von glänzenden und fröhlichen Masken überſchaute, das Lachen und Singen der Menge hörte, wie es die zahlreichen Fanfaren der Muſikchöre übertönte, da glaubte er wohl nicht in Würtemberg zu ſeyn, in dieſem ſtrengen, ernſten Würtemberg, ſtreng geworden durch einen eifrigen, oft aſcetiſchen Proteſtantismus, der Luſtbarkeiten dieſer Art als Ueberbleibſel einer andern Religionspartei haßte; ernſt, beinahe finſter und trübe durch die bedenkliche Lage, durch Elend und Armuth, worein es die ſyſtematiſchen Kunſtgriffe eines allgewaltigen Miniſters gebracht hatten.

Der prachtvollſte dieſer Freudentage war wohl der zwölfte Februar, an welchem der Stifter und Erfinder dieſer Luſtbarkeiten und ſo vieles andern, was nicht gerade zur Luſt reizte, der Jud Süß, Kabinetsminiſter und Finanzdirektor, ſeinen Geburtstag feierte. Der Herzog hatte ihm Geſchenke aller Art am Morgen dieſes

Tages zugeſandt; das Angenehmſte aber für den Kabinetsminiſter war wohl ein Edikt, welches das Datum dieſes Freudentages trug, ein Edikt, das ihn auf ewig von aller Verantwortung wegen Vergangenheit und Zukunft freiſprach. Jene unzähligen Kreaturen jeden Standes, Glaubens und Alters, die er an die Stelle beſſerer Männer gepflanzt hatte, belagerten ſeine Treppen und Vorzimmer, um ihm Glück zu wünſchen, und manchen ehrliebenden, biedern Beamten trieb an dieſem Tage die Furcht, durch Trotz ſeine Familie unglücklich zu machen, zum Handkuß in das Haus des Juden.

Dieſelben Motive füllten auch Abends die Carnevalſäle. Seinen Anhängern und Freunden war es ein Freudenfeſt, das ſie noch oft zu begehen gedachten; Männer, die ihn im Stillen haßten und öffentlich verehren mußten, hüllten ſich zähneknirſchend in ihre Domino's und zogen mit Weib und Kindern zu der prachtvollen Verſammlung der Thorheit, überzeugt, daß ihre Namen gar wohl ins Regiſter eingetragen und die Lücken ſchwer geahndet würden; das Volk aber ſah dieſe Tage als Traumſtunden an, wo ſie im Rauſch der Sinne ihr drückendes Elend vergeſſen könnten; ſie berechneten nicht, daß die hohen Eintrittsgelder nur eine neue indirekte Steuer waren, die ſie dem Juden entrichteten.

Der Glanzpunkt dieſes Abends war der Moment, als die Flügelthüren aufflogen, eine erwartungsvolle Stille über der Verſammlung lag, und endlich ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit auffallenden, markirten Zügen, mit glänzenden, funkelnden Augen, die lebhaft und lauernd durch die Reihen liefen, in den Saal trat. Er trug einen weißen Domino, einen weißen Hut mit purpurrothen Federn, auf welchen er die ſchwarze Maske nachläſſig geſteckt hatte; es war nichts Prachtvolles an ihm, als ein ungewöhnlich großer Solitair, welcher am Hals die purpurrothe Bajute von Seidenflor, die über den Domino hinabfiel, zuſammenhielt. Er führte eine ſchlanke zartgebaute Dame, die, in ein mit Gold und Steinen überladenes orientaliſches Koſtüm gekleidet, aller Augen auf ſich zog.

„Der Herr Finanzdirektor, der Herr Miniſter,“ flüſterte die Menge, als er vornehm grüßend durch die Reihen ging, die ſich ihm willig öffneten; und als er in der Mitte des Hauptſaales angekommen war, begrüßten ihn Trompeten und Pauken, und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Masken klatſchte ihm Beifall, während man andere wie von einem unzüchtigen Schauſpiele ſich abwenden ſah. Aber allgemein ſchien die Theilnahme, womit man die ſchöne Orientalin betrachtete, die mit dem Miniſter gekommen war. Seine Lebensweiſe war zu bekannt, als daß nicht die meiſten unter der Larve der reich geſchmückten Dame eine ſeiner Freundinnen geahnet hätten, nur darüber ſchien man uneinig, welcher von dieſen ſolche Auszeichnung zu Theil geworden ſey; die eine ſchien zu klein für dieſe Figur, die andere zu korpulent für dieſe zierliche Taille, die dritte zu ſchwerfällig, um ſo leicht und beinahe ſchwebend über den Boden zu gleiten, und einer vierten, bei welcher man endlich ſtille ſtehen wollte, konnte nicht dieſes glänzend ſchwarze Haar, das in reichen Locken um den ſtolzen

Nacken fiel, nicht dieſes herrliche dunkle Auge gehören, das man aus der Maske hervorleuchten ſah.

Die Menge pflegt, wenn ihre Neugier nicht ſogleich befriedigt wird, bei Gelegenheiten von ſo glänzender und rauſchender Art, wie dieſes Carneval war, nicht lange bei einem Gegenſtand ſtille zu ſtehen. „Wenn ſie die Maske abnimmt, wird man ja ſehen,“ ſprach man, ohne der Dame noch längere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, als nöthig war, um zu bemerken, wie ſie zur Menuett antrat. Aber drei junge Männer, die müßig hinter den Reihen der Tanzenden ſtanden, ſchienen dieſe Erſcheinung noch immer unabläſſig zu verfolgen.

„Wer ſie nur ſeyn mag!“ rief der eine ungeduldig, „ich wollte gern dem verzweifelten Juden fünfzig Eintrittskarten abkaufen, wenn er mir ſagte, woher dieſes Mädchen kommt, das er wie eine Fürſtin in den Saal führte.“

„Herr Bruder,“ erwiederte der zweite, indem er unter dem Sprechen kein Auge von der Orientalin abwandte, „Herr Bruder, parole d'honneur! dieſe Widerſprüche kann ich nicht vereinigen, und wenn ich bei Carteſius ſelbſt die Logik, ſammt dem cogito, ergo sum ſtudirt hätte; eine ſo ungewöhnlich feine Geſtalt, dieſe Haltung, dieſe nach den neueſten und vornehmſten Regeln abgemeſſene Bewegung, dieſe Art, das Handgelenk rund und ſpielend zu bewegen, wie ich ſie nur in den bedeutendſten Cirkeln zu Wien und Paris ſah, dieſer Anſtand, womit ſie den Nacken trägt“ —

„Gott verdamm' mich, du haſt Recht, Herr Bruder!“ unterbrach ihn der dritte, „dieſes Alles und — mit Süß auf den Ball zu kommen! Nein, ein ſolcher Kontraſt iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen!“

„Aus unſerer Bekanntſchaft,“ fuhr der erſte fort, „aus unſern Kreiſen kann ſie nicht ſeyn; denn wenn es auch wahr iſt, was man flüſtert, daß ſchon mancher elende Kerl von einem Vater ſeine Tochter mit einer Bittſchrift zum Juden ſchickte, ſo laut läßt keiner ſeine Schande werden, daß er ſein leibliches Kind mit dieſer Mazette auf den Ball ſchickt!“

„Bitte dich um's Himmels willen, Herr Bruder, nicht ſo laut, er hat überall ſeine Spione, und uns iſt er ohnedies nicht grün; denk' an deine Familie, willſt du dich unglücklich machen? Aber wahr iſt's, es kann kein Mädchen aus beſſern Ständen ſeyn, und doch iſt ihr Weſen für eine Bürgerstochter zu anſtändig. Doch halt, wer iſt der Sarazene, der dort auf uns zukommt? Die Farbe ſeines Turbans iſt ja dieſelbe, wie ihn die Charmante des Juden hat!“

Die jungen Männer wandten ſich um, und ſahen einen ſchlanken ſchöngewachſenen Mann, der, als Sarazene gekleidet, ſich durch die einfache Pracht ſeines Koſtüms, wie durch Gang und Haltung vor gemeineren Masken auszeichnete. Auch er ſchien die jungen Männer ins Auge gefaßt zu haben, denn er ging langſam an ſie heran und zögerte, an ihnen vorüber zu ſchreiten.

„Was iſt deine Parole?“ fragte der eine der jungen Männer, der in der Maske einen Freund zu erkennen glaubte, „haſt du nur dein Allah zum Feldgeſchrei, oder weißt du ſonſt noch ein Sprüchlein?“

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus,“ erwiederte der Sarazene, indem er ſtille ſtand.

„Er iſt's, er iſt's!“ riefen zwei dieſer jungen Herren und ſchüttelten die Hand des Sarazenen, „gut, daß wir die Parole gaben, ich hätte ſonſt kein Erkennungszeichen für dich gehabt, denn ich war meiner Sache ſo gewiß, du ſeyeſt als Bauer hier, daß ich mit dem Kapitän eine Flaſche gewettet habe, du müßteſt ein Bauer ſeyn!“

„Laßt uns ans Buffet treten,“ ſagte der zweite, „ich habe dir hier jemand vorzuſtellen, Bruder Guſtav, der ſich auf deine Bekanntſchaft freut, und du weißt, in Larven erkennt man ſich ſchlecht.“

„Freund,“ erwiederte Guſtav, „ich nehme die Larve nicht ab, ich habe Gründe; ſo angenehm mir die Bekanntſchaft dieſes Herrn wäre, ſo muß ich ſie doch bis auf morgen verſparen.“

„Und wenn es nun Pinaſſa wäre, nach welchem du ſo oft gefragt?“ antwortete jener.

„Pinaſſa! mit dem du dich geſchlagen? Nein, das ändert die Sache, den will ich ſehen und begrüßen; aber — meine Maske nehme ich nur auf zwei Augenblicke und im fernſten Winkel des Speiſeſaals ab.“

„Wir ſind's zufrieden, Bruder Sarazene,“ antwortete der Kapitän. „Aber laß uns nur erſt an die zweite Flaſche kommen, dann ſollſt du auch die Gründe beichten, warum du dein Angeſicht nicht leuchten laſſen willſt vor den Freunden!“

2.

In dem Speiſeſaal, welchen ſie wählten, waren nur wenige Menſchen, denn man verkaufte hier nur ausgeſuchte Weine, ſeine Früchte und warme Getränke, während die größeren Trinkſtuben, wo Landwein, Bier und derbere Speiſen zu haben waren, die größere Menge an ſich zogen. In einer Ecke des Zimmers war ein Tiſchchen leer, wo der Sarazene, wenn er dem übrigen Theil des Saales den Rücken kehrte, ohne Gefahr, erkannt zu werden, die Maske abnehmen konnte. Sie wählten dieſen Platz, und als die vollen Römer vor ihnen ſtanden, legten die zwei jungen Krieger die Masken ab und der Kapitän begann: „Herr Bruder, ich habe die Ehre, dir hier den unvergleichlichen Cavalier Pinaſſa vorzuſtellen, den berühmteſten Fechter ſeiner Zeit; denn es gelang ihm, durch eine unbeſiegliche Terz-Quart-Terz, mich, bedenke mich, den Senior des Amiciſtenordens, in Leipzigs unvergeßlichem Roſenthal hors de combat zu machen. Er hat gleich mir die Muſen verlaſſen, hat geſungen: Will mich Minerva nicht, ſo mag Bellona rathen, und hat den alten Hieber und ſein ungeheures Stichblatt, worauf er ſein Frühſtück zu verzehren pflegte, mit dem Paradedegen eines herzoglich würtembergiſchen Lieutenants vertauſcht.“

„Der Tauſch iſt nicht übel, Herr von Pinaſſa, und mein Vaterland kann ſich dazu Glück wünſchen,“ ſagte der Sarazene, indem er ſich vor dem neuen Lieutenant verbeugte. „Wolltet Ihr einmal in unſern Dienſt treten, ſo war dieſe Laufbahn die angenehmſte. Der Civiliſt hat zu dieſer Zeit wenig Ausſicht, wenn er nicht ein Amt für fünftauſend Gulden oder für ſein Gewiſſen und ehrlichen Namen beim Juden kaufen will. Doch dieſe dünnen Bretterwände haben Ohren — ſtille davon.

es iſt doch nicht zu ändern. Wie anders ſind Eure Verhältniſſe! Der Herzog iſt ein tapferer Herr, dem ich einen Staat von zweimalhunderttauſend Kriegern gönnen möchte; für uns — iſt er zu groß. Der Krieg iſt ſein Vergnügen, ein Regiment im Waffenglanz ſeine Freude; leider fällt für uns andere ſelten eine müßige Stunde ab, und daher kommt es, daß dieſe Juden und Judenchriſten das Scepter führen. Er gilt für einen großen General, er hat mit Prinz Eugen ſchöne Waffenthaten verrichtet, und ein ſchlanker junger Mann, mit einer Narbe auf der Stirne, Muth in den Blicken, wie Ihr, Herr von Pinaſſa, iſt ihm jederzeit in ſeinem Heere willkommen."

„Was der Sarazene altklug ſprechen kann über Juden und Chriſten!" ſprach der Kapitän. „Doch öffne dein Viſir und zeige deine Farben, mein Kamerad ſoll nun auch wiſſen, mit wem er ſpricht: das iſt der umſichtige, rechtskundige, fürtreffliche Herr juris utriusque Doctor Lanbek, leiblicher Sohn des berühmten Landſchaftskonſulenten Lanbek, welchem er als Aktuarius ſubſtituirt iſt; ein trefflicher Junge, parole d'honneur! wenn er ſich nicht neuerer Zeit hin und wieder durch ſonderbare Melancholei proſtituirte, noch trefflicher, wenn ihm der Herr auch einen Sinn für das ſchöne Geſchlecht eingepflanzt hätte."

Lanbek nahm bei dieſen Worten die Maske ab und zeigte dem neuen Bekannten ein erröthendes Geſicht von hoher Schönheit. Unter dem Turban ſtahlen ſich gelbe Locken hervor und umwallten kunſtlos und ungepudert die Stirne. Eine kühn gebogene Naſe und dunkle, tiefblaue Augen gaben ſeinem Geſicht einen Ausdruck von unternehmender Kraft und einen tiefen Ernſt, der mit den weichen Haaren und ihrer ſanften Farbe in überraſchendem Widerſpruche war. Doch das Strenge dieſer Züge und dieſer Augen milderte ein angenehmer Zug um den Mund, als er antwortete: „Ich öffne mein Viſir und zeige Euch ein Geſicht, das Euch recht herzlich bei uns willkommen heißt. Ich trinke auf Euer Wohl dieſes Glas, dann aber werdet Ihr entſchuldigen, wenn ich aufbreche.“

„Pro poena trinkſt du zwei!“ rief der Kapitän mit komiſchem Pathos, indem er einen ungeheuern Hausſchlüſſel aus der Taſche nahm und ihn als Scepter gegen den Sarazenen ſenkte; „haſt du ſo wenig Ehrfurcht vor deinem Senior, daß du dich erfrechſt, in loco Gläſer zu trinken, ohne daß ſie dir ordentlich vom Präſes diktirt ſind? O tempora, o mores! Wo iſt Zucht und Sitte dieſer Füchſe hin? Pinaſſe, zu unſerer Zeit war es doch anders!“

Die jungen Männer lachten über dieſe klägliche Reminiscenz des ehemaligen Amiciſtenſeniors; der Kapitän aber faßte Landek ſchärfer ins Auge und ſagte: „Herr Bruder, nimm mir’s nicht übel, aber in dir ſteckte ſchon lang etwas, wie ein Fieber, und heute Abend iſt die Kriſis; ich ſetze meine verlorene Flaſche, davon geht nichts ab, aber ich wette zehn neue; ſey ehrlich Guſtav — du warſt heute Abend ſchon als Bauer hier, und dein Alter weiß nichts vom Sarazenen.“

Guſtav erröthete, reichte dem Freunde die Hand und winkte ihm ein Ja zu.

„Alle Tauſend!“ rief der Kapitän, „Junge, was treibſt du? Wer hätte das hinter dem ſtillen Aktuarius geſucht? auf dem Carneval das Koſtüm zu ändern! Und ſo ängſtlich, ſo geheimnißvoll, ſo abgebrochen; willſt du etwa dem Juden zu Leibe gehen?“

Der Gefragte erröthete noch tiefer und nahm ſchnell die Maske vor; ehe er noch antworten konnte, ſagte Reelzingen: „Herr Bruder, du bringſt mich auf die rechte Fährte. Wo habt ihr beide, du und die Orientalin, die der Finanzdirektor führte, das Zeug zu euren Turbanen gekauft? Guſtav, Guſtav!“ — ſetzte er, mit einem Finger drohend, hinzu — „du wohnſt dem Juden gegenüber, ich wette, du weißt, wer die ſtolze Donna iſt, die er führt.“

„Was weiß ich!“ murmelte Lanbek unter ſeiner Larve.

„Nicht von der Stelle, bis du es ſagſt!“ rief der Kapitän, „und wenn du auf deinem Trotz beharrſt, ſo ſchleiche ich mich an die Orientalin und flüſtere ihr ins Ohr, der Sarazene habe mich in ſein Geheimniß eingeweiht.“

„Das wirſt du nicht thun, wenn ich dich ernſtlich bitte, es zu unterlaſſen,“ erwiederte der junge Mann, wie es ſchien, ſehr ernſt; „wenn ich übrigens Vermuthungen trauen darf, ſo iſt es Lea Oppenheimer, des Miniſters Schweſter, und nun Adieu! wenn ihr mir im Saal begegnen ſolltet, kennt ihr mich nicht, und, Reelzingen, wenn mein Vater fragt“ —

„So weiß ich nichts von dir, verſteht ſich,“ erwiederte dieſer. Der Sarazene erhob ſich und ging. Die

Freunde aber ſahen einander an, und keiner ſchien zu wiſſen, ob er recht gehört habe oder wie er dies alles deuten ſolle. „Hat denn der Jude eine Schweſter?“ fragte Pinaſſa.

„Man ſprach vor einiger Zeit davon, daß er eine Schweſter zu ſich genommen habe, doch hielt man ſie für noch ganz jung, weil ſie ſich nirgends ſehen läßt,“ erwiederte Reelzingen nachdenklich; „und wie er erröthete! Herr Bruder, du wirſt ſehen, da läßt auch einmal wieder der Satan einen vernünftigen Jungen einen dummen Streich machen!“

3.

Landek irrte, als er die Freunde verlaſſen hatte, in den Sälen umher; ſeine Blicke gleiteten unruhig über die Menge hin, ſein Geſicht glühte unter der Larve, und mühſam mußte er oft nach Athem ſuchen, ſo drückend war die Luft in dem Saale und ſo ſchwer lag Erwartung, Sehnſucht und Angſt auf ſeinem Herzen. Dichter und ſtürmiſcher drängte ſich die Menge, als er in die Mitte des zweiten Saales kam; mit Mühe ſchob er ſich noch eine Zeitlang durch, aber endlich riß ihn unwillkürlich der Strom fort, der ſich nach einer Seite hindrängte, und ehe er ſich deſſen verſah, ſtand er an einem Spieltiſch, wo Süß mit einigen ſeiner Finanzräthe Karten ſpielte. Große Haufen Goldes lagen auf dem Tiſche, und die neugierige Menge beobachtete den berühmteſten Mann ihres Landes und theilte ſich flüſternd und murmelnd Bemerkungen mit über die ungeheuern Summen, die er, ohne eine Miene zu verändern, hingab oder gewann.

Guſtav hatte den Gewaltigen noch nie ſo in der Nähe beobachtet, wie jetzt, da er, feſtgehalten durch die Menge, die wie eine Mauer um ihn ſtand, zum unwillkürlichen Beobachter wurde. Er geſtand ſich, daß das Geſicht dieſes Mannes von Natur ſchön und edel geformt ſey, daß ſogar ſeine Stirne, ſein Auge durch Gewohnheit zu herrſchen etwas Imponirendes bekommen haben; aber feindliche abſtoßende Falten lagen zwiſchen den Augenbraunen da, wo ſich die freie Stirne an die ſchön geformte Naſe anſchließen wollte, das Bärtchen auf der Oberlippe konnte einen hämiſchen Zug um den Mund nicht verbergen, und wahrhaft greulich ſchien dem jungen Mann ein heiſeres gezwungenes Lachen, womit der jüdiſche Miniſter Gewinn oder Verluſt begleitete.

Während die Herren, von der Menge umlagert, ſpielten und auf irgend etwas zu warten ſchienen, trat ein Mann in der Kleidung eines Bauern aus der Steinlach aus den Reihen der Neugierigen; ein alter Hut auf dem Kopf, eine grobe blaue Jacke, eine rothe Weſte mit großen Knöpfen von Zinn, Beinkleider von gelbem Leder und ſchwarze Strümpfe machten ſein unſcheinbares Koſtüm aus; aber er trug eine ſehr feine gutgemalte Larve. Er ſtützte ſich nach Art der Landleute mit der Hand auf den fünf Fuß hohen Knotenſtock, legte ſein Kinn auf die Hand und ſprach in gut nachgeahmtem Dialekt des Steinlachthals:

„Viel Geld habt Ihr da liegen, Herr! und habt alles ſelbſt verdient?“

Der Miniſter ſah ſich um und bemühte ſich, über dieſe Maskenfreiheit zu lächeln. Vielleicht mochte ihm dieſe Gelegenheit erwünſcht kommen, um ſich ein populäres Anſehen zu geben, denn er antwortete ſehr freundlich: „Guten Abend, Landsmann.“

„Euer Landsmann bin ich gerade nicht,“ erwiederte der Bauer mit großer Ruhe; „ſo wie ich, tragen ſich gewöhnlich die Mauſche nicht.“ Ein unterdrücktes Lachen flog durch die Reihen der Zuſchauer. Der Miniſter ſchien es aber nicht zu bemerken, denn er fuhr ganz leutſelig fort: „Du biſt witzig, mein Freund.“

„Gott bewahr' mich, daß ich Euer Freund ſey, Herr Süß,“ entgegnete der Bauer. „Wär' ich Euer Freund, ſo ging ich wohl nicht in dem ſchlechten Rock und durchlöcherten Hut; Ihr macht ja Eure Freunde reich.

„Nun, dann muß ganz Würtemberg mein Freund ſeyn, denn ich mache es reich,“ ſagte Süß, und begleitete ſeine Rede mit heiſerem unangenehmem Lachen.“

„Ihr ſeyd ein Allerweltsgoldmacher,“ entgegnete der Bauer. „Wie ſchön dieſe Dukaten ſind; wie viel Schweißtropfen armer Leute gehen wohl auf ein ſolches Goldſtück?“

„Du biſt ein kapitaler Kerl!“ rief Süß, ganz ruhig weiter ſpielend.

Als der Bauer zu einer neuen Rede anſetzen wollte, zog eine neue Geſtalt die Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war ein Mann, deſſen Koſtüm beinahe eben ſo war wie das des Bauers, nur hatte er einen langen ſpitzen Bart am Kinn und trug einen Treſſenrock. Der Bauer ſah ihn eine Zeit lang verwundert an, ſchüttelte ihm dann die Hand und rief: „Ei Hans, wo kommſt du her? und ſo ſchmuck und ſtattlich! gar nicht mehr wie unſereiner!“

„Das macht," erwiederte Hans, indem er aus einer ſilbernen Doſe ſchnupfte, „ich bin bei einem fürnehmen Herrn in Dienſt getreten."

„Wer iſt denn dein Herr?" fragte der Bauer.

„Ein Schinder, aber ein fürnehmer. Meinſt du, er ſchindet gemeines Vieh, Pferde, Hunde und dergleichen? Nein, ein Leuteſchinder iſt er, und noch überdies ein Kartenfabrikant."

„Ein Kartenfabrikant?" rief der Bauer.

„Ja wohl, denn alle Karten im Lande muß man von ihm kaufen, er ſtempelt ſie; er iſt aber auch ein Gerber."

„Wie das?"

„Nun alle Gerber im Lande müſſen die Häute gegerbt von ihm kaufen; er iſt aber auch ein Prägeſtock."

„Wie! ein Prägeſtock?"

„Ja, er macht alles Geld, was im Lande iſt."

„Das iſt erlogen," ſagte der Bauer, „du willſt ſagen, er macht alles zu Geld, was im Land iſt; aber darum iſt er noch kein Prägeſtock. Es gibt nur einen Prägeſtock in Würtemberg, der dem Land ſeinen Namenszug aufgedrückt hat."

Die Menge hatte bisher nur ihren Beifall gemurmelt, aber bei der letzten Anſpielung auf die Münze brach ſie in lautes Gelächter aus; die Stirne des Gewaltigen verfinſterte ſich etwas, aber noch immer ſpielte er ruhig weiter.

„Aber warum haſt du dir den Bart ſo ſpitzig wachſen laſſen?" fragte der Bauer weiter, „das ſieht ja ganz jüdiſch aus."

„Es iſt halt ſo Mode,“ erwiederte Hans, „ſeit die Juden Meiſter im Lande ſind; bald will ich vollends ganz jüdiſch werden.“

Als Hans dieſe letzten Worte ſprach, rief eine vernehmliche Stimme aus dem dickſten Haufen: „Warte noch ein paar Wochen, Hans, dann kannſt du gut katholiſch werden!“

Wem je der ſchreckliche Anblick wurde, wie in einer volkreichen Straße, durch Unvorſichtigkeit oder Bedacht entzündet, eine Tonne Pulvers aufſpringt, dem bot ſich kaum eine ſo ſeltſame Scene dar, als die, welche dieſe wenigen geheimnißvollen Worte hervorbrachten. Der Miniſter, bleich wie eine Leiche, ſpringt vom Seſſel auf, er wirft die Karten mit wüthendem Blick auf den Tiſch: „Wer ſagt dies? greift ihn im Namen des Herzogs!“ ruft er und ſtürzt, wie von einer unſichtbaren Macht getrieben, auf die Menge; ſeine Genoſſen, nicht weniger beſtürzt, aber beſonnener, ergreifen ſeinen Arm und ziehen ihn zurück, ſuchen ihn zu beſchwichtigen, — ſein dunkles Auge will ſich durch die Menge bohren, um den Gegenſtand ſeiner Wuth zu faſſen, die Masken murmeln unwillig und drängen ſich; doch als der gefürchtete Mann ſeine Hand nach dem Bauer ausſtreckt und ruft: „So ſollſt du mir für ihn haften,“ da iſt er plötzlich von einer drohenden Menge umringt; „Maskenfreiheit, Jude!“ hört man in dumpfen gefährlichen Tönen, der Bauer und ſein Geſelle ſind in einem Augenblick von ihm getrennt, verſchwunden, und ſo ſchnell als er vorhin umringt war, iſt er wieder verlaſſen, denn die Menge zerſtiebt, von geheimer Furcht gejagt, nach allen Seiten.

Das Gedränge riß Guſtav Landek mit ſich hinweg; ſeine Gedanken verwirrten ſich, es war ihm noch nicht möglich, ſich klar vorzuſtellen, was dieſen ſeltſamen Auftritt verurſacht haben könnte. So ſtand er einige Augenblicke in ſeinen Gedanken verloren, als er plötzlich ſeine Hand von einer andern ergriffen fühlte; er ſah ſich um, die Orientalin ſtand vor ihm.

4.

„Wo ſtammt die Roſe her auf deinem Hut, Maske?“ fragte die Orientalin mit zitternder Stimme.

„Vom See Tiberias,“ war die Antwort des Sarazenen.

„Schnell! folgen Sie mir!“ rief die Dame und ſchlüpfte durch's Gedränge. Er folgte, mit Mühe ſich durch die Maſſen ſchiebend, und nur ihr Turban zeigte ihm hin und wieder den Weg; ſein Herz pochte lauter, ſein Ohr trug noch die letzten Laute dieſer ſüßen Stimme, und ſein Auge ſah keinen andern Gegenſtand mehr als ſie. In einer dunkleren Ecke des zweiten Saales hielt ſie an und wandte ſich um.

„Guſtav, ich beſchwöre Sie, was iſt mit meinem Bruder vorgefallen? die Menſchen flüſtern allenthalben ſeinen Namen; ich weiß nicht, was ſie ſagen, aber ich denke, es iſt nichts Gutes; hat er Streit gehabt? Ach, ich weiß wohl, dieſe Menſchen haſſen unſer Volk.“

Der junge Mann war in peinlicher Verlegenheit. Sollte er mit einem Mal den argloſen Wahn dieſes liebenswürdigen Geſchöpfs zerſtören? ſollte er ihr ſagen, daß auf ihrem Bruder der Fluch der Würtemberger ruhe, daß ſie für alle Menſchen beten und nur ihn aus dem Gebet ausſchließen, daß es zur Sitte geworden ſey, zu bitten: Herr, erlöſe uns von dem Uebel und von dem Juden Süß? „Lea,“ antwortete er ſehr befangen, „Ihr Bruder wurde von einigen Masken im Spiele geſtört und hatte einen Wortwechſel, der vielleicht gerade an dieſem Orte auffiel; ängſtigen Sie ſich nicht.“

„Was bin ich doch für ein thörichtes Mädchen!“ ſagte ſie, „ich habe ſo ſchwere Träume, und dann bin ich den Tag über ſo traurig und niedergeſchlagen. Und ſo reizbar bin ich, daß mich alles erſchreckt, daß ich immer gleich an meinen Bruder denke und glaube, es könnte ihm Unglück zugeſtoßen ſeyn.“

„Lea,“ flüſterte der junge Mann, um dieſe Gedanken zu zerſtreuen, „erinnerſt du dich, was du verſprachſt, wenn wir uns auf dem Carneval träfen? Wollteſt du mir nicht einmal eine einſame Stunde ſchenken, wo wir recht viel plaudern könnten?“

„Ich will,“ ſagte ſie nach einigem Zögern; „Sara, meine Amme, ſteht am Ausgange und wird mich begleiten. Doch wo?“

„Dafür iſt geſorgt,“ erwiederte er; „folge mir, verliere mich nicht aus dem Auge; am Eingang rechts.“

Der erfinderiſche Sinn des jüdiſchen Miniſters hatte, als er das Carneval in Stuttgart arrangirte und dieſe Säle ſchnell aus Holz aufrichten ließ, dafür geſorgt, daß, wie in großen Häuſern und Schlöſſern, an dieſe Säle auch kleinere Zimmer ſtoßen möchten, wo kleine Cirkel ein Abendeſſen verzehren konnten, ohne gerade im allgemeinen Speiſeſaal ihr Incognito abzulegen. Der Aktuarius hatte durch eine dritte Hand und hinlängliche Bezahlung ſich den Schlüſſel zu einem dieſer Zimmer zu verſchaffen gewußt, eine kleine Collation ſtand dort bereit, und Lea freute ſich über dieſe Artigkeit des jungen Chriſten, der ſein Möglichſtes gethan hatte, den Sinn einer in der Küche erfahrenen Dame zu befriedigen, obgleich das Zimmerchen, das nur einen Tiſch und wenige Stühle von leichtem Holz enthielt, wenig Bequemlichkeit bot.

„Wie bin ich froh, endlich die läſtige Larve ablegen zu können!“ ſagte ſie, als ſie mit ihrer Amme eintrat; ſie ſah ſich nach einem Spiegel um, und als ſie nur leere Bretterwände erblickte, ſetzte ſie lächelnd hinzu: „Sie müſſen mir ſchon ſtatt eines Spiegels dienen, Guſtav, und ſagen, ob dieſe drängende Menge mir den Haarputz nicht verdorben hat?“

Entzückt und mit leuchtenden Blicken betrachtete der junge Mann das ſchöne Mädchen. Man konnte ihr Geſicht die Vollendung orientaliſcher Züge nennen. Dieſes Ebenmaaß in den feingeſchnittenen Zügen, dieſe wundervollen dunkeln Augen, beſchattet von langen ſeidenen Wimpern, dieſe kühn gewölbten, glänzend ſchwarzen Braunen und die dunkeln Locken, die in ſo angenehmem Kontraſt um die weiße Stirne und den ſchönen Hals fielen, und den Vereinigungspunkt dieſer lieblichen Züge, zarte rothe Lippen und die zierlichſten weißen Zähne noch mehr hervorhoben; der Turban, der ſich durch ihre Locken ſchlang, die reichen Perlen, die den Hals umſpielten, das reizende und doch ſo züchtige Koſtüm einer türkiſchen Dame — ſie wirkten, verbunden mit dieſen Zügen, eine ſolche Täuſchung, daß der junge Mann eine jener herrlichen Erſcheinungen zu ſehen glaubte, wie ſie Taſſo beſchreibt, wie ſie die ergriffene Phantaſie der Reiſenden bei ihrer Heimkehr malte.

„Wahrlich!“ rief er, „du gleichſt der Zauberin Armida, und ſo denke ich mir die Töchter deines Stammes, als ihr noch Kanaan bewohntet. So war Rebekka und die Tochter Jephtha's.“

„Wie oft ſchon habe ich dies geſagt,“ bemerkte Sara, „wenn ich mein Kind, meine Lea in ihrer Pracht anblickte; die Poſchen und Reifröcke, die hohen Abſatzſchuhe und alle Modewaaren ſtehen ihr bei weitem nicht wie dieſe Tracht.“

„Du haſt Recht, gute Sara,“ erwiederte der junge Mann; „doch ſetze dich hier an den Tiſch; du haſt zu lange unter Chriſten gelebt, um vor dieſem Punſch und dieſem Backwerke zurückzuſchaudern; unterhalte dich gut mit dieſen Dingen.“

Sara, welche den Sinn und die Weiſe des Nachbars kannte, ſträubte ſich nicht lange und erbarmte ſich über die Kunſtprodukte der Zuckerbäcker; der junge Mann aber ſetzte ſich einige Schritte von ihr neben die ſchöne Lea. „Und nun aufrichtig, Mädchen,“ ſagt er, „du haſt Kummer, du haſt geſtern kaum das Weinen unterdrückt, und auch heute wieder iſt eine Wolke auf dieſer Stirn, die ich ſo gern zerſtreuen möchte. Oder glaubſt du etwa nicht, ungläubiges Kind, daß ich dein Freund bin und gern alles thun möchte, um dich aufzuheitern?“

„Ich weiß es ja, o, ich ſehe es ja immer, und auch heute wieder,“ ſagte ſie, mühſam ihre Thränen bekämpfend, „und es macht mich ja ſo glücklich. Als Sie mich das erſte Mal an unſerm Gartenzaun grüßten, als Sie nachher, es war Anfangs Oktober, mit mir über den Zaun hinüber ſprachen, und nachher und immer ſo freundlich und traulich waren, gar nicht wie andere Chriſten gegen uns, da wußte ich ja wohl, daß Sie es gut mit mir meinen, und — es iſt ja mein einziges, mein ſtilles Glück!“ Sie ſagte es und einzelne Thränen ſtahlen ſich aus den ſchönen Augen, indem ſie ſich bemühte, ihn freundlich und lächelnd anzuſehen.

„Aber dennoch —?“ fragte Guſtav.

„Aber dennoch bin ich nicht glücklich, nicht ganz glücklich. In Frankfurt hatte ich meine Geſpielinnen, hatte meine eigene Welt, wollte nichts von der übrigen. Ich dachte nicht nach über unſere Verhältniſſe, es kränkte mich nicht, daß uns die Chriſten nicht achteten, ich ſaß in meinem Stübchen, unter Freunden, und wollte nichts von allem, was draußen war. Mein Bruder ließ mich zu ſich nach Stuttgart bringen. Man ſagte mir, er ſey ein großer Herr geworden, er regiere ein Land, in ſeinem Hauſe ſey es herrlich und voll Freude, und die Chriſten leben mit ihm wie wir unter uns; ich geſtehe, es freute mich, wenn meine Freundinnen meine Zukunft ſo glänzend ausmalten; welches Mädchen hätte ſich an meiner Stelle nicht gefreut?“

Thränen unterbrachen ſie aufs neue, und der junge Mann, voll Mitleid mit ihrem Kummer, fühlte, daß es beſſer ſey, ihre Thränen einige Augenblicke ſtrömen zu laſſen. Es gibt ein Gefühl in der menſchlichen Bruſt, das wehmüthiger macht als jeder andere Kummer, ich möchte es Mitleiden mit uns ſelbſt heißen; es übermannt uns, wenn wir am Grabe zerſtörter Hoffnungen in die Tage zurückgehen, wo dieſe Hoffnungen noch blühten, wenn wir die fröhlichen Gedanken zurückrufen, mit welchen wir einer heiteren Zukunft entgegengingen; wahrlich, dieſer bittere Kontraſt hat wohl ſchon ſtärkere Herzen in Wehmuth aufgelöst, als das Herz der ſchönen Jüdin.

„Ich habe alles anders gefunden,“ fuhr Lea nach einer Weile fort; „in meines Bruders Hauſe bin ich einſamer als in meiner Kindheit. Ich darf nicht kommen, wenn er Bälle und große Tafeln gibt. Die Muſik tönt in mein einſames Zimmer, man ſchickt mir Kuchen und ſüße Weine wie einem Kinde, das noch nicht alt genug iſt, um in Geſellſchaft zu gehen. Und wenn ich meinen Bruder bitte, mich doch auch einmal, nur in ſeinem Hauſe wenigſtens, Theil nehmen zu laſſen, ſo ſchlägt er es entweder ganz kalt ab, oder wenn er gerade in ſonderbarer Laune war, erſchreckte er mich durch ſeine Antwort.“

„Was antwortete er denn?“ fragte der Jüngling geſpannt.

„Er ſieht mich dann lange und ſeufzend an, ſeine Augen werden trüber, ſeine Züge düſter und melancholiſch, und er antwortet, ich dürfe nicht auch verloren gehen; ich ſolle unabläſſig zu dem Gott unſerer Väter beten, daß er mich fromm und rein erhalte, auf daß meine Seele ein reines Opfer werde für ſeine Seele.“

„Thörichter Aberglaube!“ rief der junge Mann unmuthig, „darum ſollſt du, armes Kind, allen Freuden des Lebens entſagen, damit er“ —

„Hat er ſich denn ſo arg verſündigt?“ fragte Lea, als ihr Freund, wie bei einer unbeſonnenen Rede, ſchnell abbrach, „was ſoll ich denn büßen? Solche hingeworfene Worte machen mich ſo unglücklich: es iſt mir, als ſchwebe irgend ein Unglück über meinem Bruder, auch ſey nicht alles recht, was er thut. Niemand ſteht mir darüber Rede, auch Sara's Worte kann ich nicht deuten, denn wenn ich ſie darüber befrage, weicht ſie aus und nennt ihn geheimnißvoll den Rächer unſers Volkes.“

„Sie iſt nicht klug,“ erwiederte der junge Mann befangen; „dein Bruder hat, wie es überall geht, eine mächtige Gegenpartei; manche ſeiner Finanzoperationen werden getadelt. Aber wegen ſeiner darfſt du ruhig ſchlafen,“ ſetzte er bitter lachend hinzu, „der Herzog hat ihm heute einen Freibrief geſchenkt, der ihn vor jeder Gefahr und Verantwortung ſichert.“

„O wie danke ich dies dem guten Herzog!“ ſagte ſie aufgeheitert, indem ſie die dunkeln Locken aus der weißen Stirne ſtrich, „ſo hat er alſo gar niemand zu fürchten? die Chriſten können ihn nicht verfolgen? — Sie antworten nicht? Geſtehen Sie nur, Guſtav, Sie ſind meinem armen Bruder gram?“

„Deinem armen Bruder? — wenn er arm wäre, könnte ich ihn vielleicht um ſeines Verſtandes willen ehren! Aber was geht uns dein Bruder an,“ fuhr Lanbek düſter lächelnd fort. „Ich liebe dich, und hätteſt du alle böſen Engel zu Brüdern; aber eines verſprich mir, Lea; die Hand darauf."

Sie ſah ihn erwartungsvoll und zärtlich an, indem ſie ihre Hand in die ſeinige legte.

„Bitte deinen Bruder niemals wieder," fuhr er fort, „dich zu ſeinen Cirkeln zuzulaſſen. Mag er nun Gründe haben, welche er will, es iſt gut, wenn du nicht dort biſt. So viel kann ich dir verſichern," ſetzte er mit blitzenden Augen hinzu, „wenn ich wüßte, daß du ein einziges Mal dort geweſen, kein Wort mehr würde ich mit dir ſprechen!"

Befangen und mit Thränen im Auge wollte ſie eben um Aufſchluß über dieſes neue Räthſel bitten, als ein lauter Zank im Nebenzimmer die Liebenden aufſtörte. Mehrere Männer ſchienen mit der Polizei ſich zu ſtreiten, man hatte die Thüre des Kabinets geſprengt, und über dieſen Eingriff in die Rechte des Carnevals wurde ſchnell und mit Heftigkeit geſtritten.

„Mein Gott, das iſt meines Vaters Stimme!" rief der junge Landek, „ſchleiche dich mit Sara in den Saal, Mädchen; nehmet den Schlüſſel dieſer Thüre zu euch, vielleicht können wir ſpäter uns wieder ſehen." Er drückte der überraſchten Lea ſchnell einen Kuß auf die Stirne, nahm ſeine Maske vor, und noch ehe ſie ſich über dieſen ſchnellen Wechſel beſinnen konnte, war der Aktuarius ſchon aus der Thüre geſtürzt. Im Corridor, den er jetzt betrat, ſtand ſchon eine dichte Menſchenmaſſe um die geöffnete Thüre des Nebenzimmers verſammelt. Deutlicher vernahm er die gewichtige tiefe Stimme ſeines Vaters; er ſtieß und drängte ſich wie ein Wüthender durch und kam endlich in das Gemach. Fünf alte Herren, die ihm als ehrenwerthe Männer und Freunde ſeines Vaters wohl bekannt waren, ſtanden um den alten Landſchaftskonſulenten Landek; die einen zankten, die andern ſuchten zu beruhigen. Es war damals eine gefährliche Sache, mit der Polizei in Streit zu gerathen; ſie ſtand unter dem beſondern Schutz des jüdiſchen Miniſters, und man erzählte ſich mehrere Beiſpiele, daß biedere ruhige Bürger und Beamte, vielleicht nur weil ſie einem Diener dieſer geheimen Polizei widerſprochen oder Gewaltthätigkeit verhindert hatten, mehrere Wochen lang ins Gefängniß geworfen und nachher mit der kahlen Entſchuldigung, es ſey aus Verſehen geſchehen, entlaſſen worden waren. Doch der alte Landek ſchien keine Furcht vor dieſen Menſchen zu kennen; er beſtand darauf, daß die Häſcher das Zimmer ſogleich verlaſſen müßten, und es wäre vielleicht noch zu ſchlimmeren Händeln als einem Wortwechſel gekommen, wenn nicht in dieſem Augenblick ein ganz anderer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit des Anführers der Häſcher auf ſich gezogen hätte. Der junge Landek hatte ſich beinahe bis an die Seite ſeines Vaters vorgedrängt, bereit, wenn es zu Thätlichkeiten kommen ſollte, den alten Herrn kräftig zu unterſtützen. Er hatte eben ſeine Maske feſter gebunden, damit ſie im Handgemenge nicht verloren gehen möchte, als ihn der Polizeidiener erblickte und mit lauter Stimme, indem er auf ihn deutete, rief: „Im Namen des Herzogs, dieſen greift, den Türken dort, der iſt der Rechte.“

Die Ueberraſchung und ſechs Arme, die ſich plötzlich um ihn ſchlangen, machten ihn wehrlos. So nahe ſeinem Vater, der ihn hätte retten können, wagte er doch nicht, ſich auch nur durch einen Laut zu erkennen zu geben, weil er den Zorn ſeines Vaters noch mehr fürchtete, als die Gewalt des Juden.

Die alten Herren waren ſtumm vor Staunen über dieſen Vorfall, der Anführer der Häſcher wurde, als er ſeinen Zweck erreicht hatte, artiger, und entſchuldigte ſich, worauf jene kalt und abgemeſſen dankten. Willenlos ließ ſich der junge Mann dahinführen. Die Menge, die ſich vor der Thüre verſammelt hatte, theilte ſich, aber manche ſchauten ihm neugierig in die Augen, um zu errathen, wer es ſeyn möchte, den man hier mitten aus der öffentlichen Luſt herausriß. Guſtav hörte, als er weiter hin geführt wurde, einen ſchwachen Schrei; er ſah ſich um und beim ſchwachen Schein der Lampen glaubte er den Turban der ſchönen Orientalin geſehen zu haben. Schmerzlich bewegt ging er weiter, und erſt, als die kalte Winternacht ſchneidend auf ihn zuwehte, erwachte er aus ſeiner Betäubung und überſah nicht ohne Beſorgniß die Folgen, die ſeine Gefangennehmung haben könnte.

5.

Die Polizeidiener hatten den Sarazenen, wahrſcheinlich aus Rückſicht auf ſeine feine und reiche Kleidung, in das Offizierszimmer der Hauptwache gebracht. Der wachhabende Offizier wies ihm mit einer mürriſchen Verbeugung eine Bank, die in der fernſten Ecke des Zimmers ſtand, zu ſeiner Schlafſtätte an, und ermüdet von dem langen Umherirren auf dem Ball, fand der junge Mann dieſes Lager nicht zu hart, um nicht bald einzuſchlafen.

Trommeln weckten ihn am nächſten Morgen; ſchlaftrunken ſah er ſich in dem öden Gemach um, blickte bald auf ſein hartes Lager, bald auf ſeine Kleidung, und nach einer geraumen Weile erſt konnte er ſich beſinnen, wo er ſey und wie er hieher gekommen. Er trat ans Fenſter, noch war alles ſtill auf dem Platze vor der Hauptwache, und nur die Kompagnie, die gerade vor ſeinem Fenſter zur Ablöſung aufzog, unterbrach die Stille des trüben Februarmorgens. Indem die Trommeln auf der Straße ſchwiegen, hörte er von der Stiftskirche acht Uhr ſchlagen, und der Ton dieſer Glocke rief ihm alles Unangenehme und Beſorgliche ſeiner Lage zurück. „Bald wird er nach dir fragen,“ dachte er, „und wie unangenehm wird es ihn überraſchen, wenn er hört, ich ſey in dieſer Nacht nicht zu Hauſe gekommen!“

Im Hauſe des alten Landſchaftskonſulenten Lanbek ging alles einen ſo geordneten Gang, daß dieſes Ereigniß allerdings ſehr ſtörend erſcheinen mußte. Zu dieſer Stunde pflegte der alte Herr ſeit vielen Jahren ſein Frühſtück zu nehmen; mit dem erſten Glockenſchlag erſchien dann, zugleich mit dem Diener, der den Kaffee auftrug, ſein Sohn; man beſprach ſich über Tagesneuigkeiten, über den Gang der Geſchäfte, und zu jener Zeit ließ es der allgewaltige Miniſter nicht an Stoff zu ſolchen Geſprächen fehlen. Das Geſpräch war regelmäßig mit dem Frühſtück zu Ende; der Aktuarius küßte dem Alten die Hand und ging dann einen Tag wie den andern ein Viertel vor neun Uhr nach ſeiner Kanzlei.

Dieſe langjährige Sitte des Hauſes rief ſich Guſtav in dieſen Augenblicken zurück. „Jetzt wird Johann die Taſſen bringen," ſagte er zu ſich, „jetzt wird er erwartungsvoll nach der Thüre ſehen, weil ich noch nicht eingetreten bin, jetzt wird er mich rufen laſſen, — daß ich doch dem guten alten Herrn ſolchen Aerger bereiten mußte!" Er warf unwillig ſeinen Turban weg, ſtützte die Stirne in die Hand und beſchloß, den Offizier, ſobald er wieder erſcheinen würde, um die Urſache ſeiner Verhaftung zu fragen.

Die Trommeln ertönten wieder, die Abgelösten zogen weiter, er hörte die Gewehre zuſammenſtellen und bald darauf trat ein Offizier in das halbdunkle Gemach. Er warf einen flüchtigen Blick nach ſeinem Gefangenen in der Ecke, legte Hut und Degen auf den Tiſch und ſetzte ſich nieder. Landek, der jenen nicht zuerſt anreden mochte, bewegte ſich, um anzudeuten, daß er nicht mehr ſchlafe. „Bon jour, mein Herr!" ſagte der Offizier, als er ihn ſah, „wollen Sie vielleicht mein Déjeûner mit mir theilen?"

Die Stimme ſchien Guſtav bekannt; er ſtand auf, trat höflich grüßend näher, und mit einem Ausruf des Staunens ſtanden ſich die beiden jungen Männer gegenüber. „Parole d'honneur, Herr Bruder!" rief der Kapitän von Reelzingen, „dich hätte ich hier nicht geſucht! wie kömmſt du in Arreſt? Weiß Gott, Blankenberg hatte nicht Unrecht, als er prätendirte, du werdeſt irgend etwas contra rationem riskiren."

„Ich möchte dich fragen, Kapitän," entgegnete der junge Mann, „warum ich hier ſitze? mir hat kein Menſch den Grund angegeben, warum man mich gefangen nehme; du haſt die Wache, Reelzingen, ich bitte dich, du mußt doch wiſſen" —

„Dieu me garde! ich?" rief der Kapitän lächelnd, „meinſt du, er habe mich mit ſeiner beſondern Aeſtimation beehrt und in ſeine Confidence gezogen? Nein, Herr Bruder' als ich ablöste, ſagte mir der Lieutenant von geſtern: Oben ſitzt Einer, den ſie vom Carneval auf ausdrücklichen Befehl hergebracht haben. Er pflegt es gewöhnlich ſo zu machen."

„Wer pflegt es ſo zu machen?" fragte Lanbek erblaſſend.

„Wer?" erwiederte jener, leiſe flüſternd, „dein Schwager in spe, der Jude."

„Wie?" fuhr jener erröthend fort, „du glaubſt, er ſelbſt? Ich hoffte bisher, es ſey vielleicht eine Verwechslung vorgefallen; du haſt wohl von dem Auftritt gehört, der, bald nachdem ich euch verlaſſen hatte, mit dem Juden vorfiel, man rief etwas von Katholiſchwerden, und da fuhr der Finanzdirektor auf" —

„Was ſagſt du?" unterbrach ihn der Kapitän mit ernſter Miene, indem er näher zu dem Freund trat und ſeine Hand faßte. „Das war es alſo? uns hat man es anders erzählt; wie ging es zu? was hat man gerufen?"

Den Aktuarius befremdete der Ernſt, den er auf den Zügen des ſonſt ſo fröhlichen und ſorgloſen Freundes las, nicht wenig; er erzählte den Vorfall, wie er ihn mit angeſehen hatte, und ſah, wie ſich die Neugierde des Freundes mehr und mehr ſteigerte, wie ſeine Blicke feuriger wurden; als er aber beſchrieb, wie Süß nach jenem geheimnißvollen Ausruf wüthend geworden und aufgeſprungen ſey, da fühlte er die Hand des Kapitäns auf ſonderbare Weiſe in der ſeinigen zucken. „Was bewegt dich ſo ſehr?“ fragte Guſtav befremdet, „wie nimmſt du nur an ſolchen Carnevalsſcherzen, die am Ende auf irgend eine Thorheit hinauslaufen, ſolchen Antheil? Wenn ich nicht wüßte, daß du evangeliſch biſt, ich glaubte, mein Bericht habe dich beleidigt.“

„Herr Bruder!“ erwiederte der Kapitän, indem er ſeinen Ernſt hinter einem gleichgültigen Lächeln zu verbergen ſuchte, „du kennſt mich ja, mich intereſſirt alles auf der Welt, und ich bin erſtaunlich neugierig; überdies iſt manches ernſter, als man glaubt, und im Scherz liegt oft Bedeutung.“

„Wie verſtehſt du das?“ ſagte der Aktuarius verwundert, „was macht dich ſo nachdenklich? Haſt du wieder Schulden? kann ich dir vielleicht mit etwas dienen?“

„Bruderherz,“ entgegnete der Soldat, „du mußt in den letzten Wochen gewaltig verliebt geweſen ſeyn, ſonſt wäre deinem klaren Blick manches nicht entgangen, was ſelbſt an meinem leichten Sinn nicht vorüberſchlüpfte. Sag' einmal, was ſpricht der Papa von ſolchen Zeiten? Siehſt du den Oberſt von Röder nie bei ihm? Waren nicht am Freitag Abend die Prälaten in eurem Hauſe?“

„Du ſprichſt in Räthſeln, Kapitän!“ antwortete der junge Mann ſtaunend. „Was ſoll mein Vater mit einem Oberſt von der Leibſchwadron und mit Prälaten?“

„Freund, mach' es kurz!“ ſagte Reelzingen, „halte mich in ſolchen Dingen nicht für leichtſinnig; ich will mich nicht in euer Vertrauen eindrängen, aber ich kann dir ſagen, daß ich dennoch ſchon ziemlich viel weiß, und — parole d'honneur!“ ſetzte er hinzu, „ich denke darüber, wie es einem Edelmanne und meinem Port d'Epée geziemt.“

„Was geht mich dein alter Adelsbrief und dein neues Port d'Epée an?“ erwiederte unmuthig der Aktuar, „und wie kömmſt du dazu, dich mit dieſen Dingen gegen mich breit zu machen? Ich ſage dir, daß ich von allem, was du da ſo geheimnißvoll ſchwatzſt, keine Sylbe verſtehe, und kann dir mein Wort darauf geben, und damit genug, Herr von Reelzingen!“

„O mon Dieu!“ rief jener lächelnd, „Herr Bruder, wir ſind nicht mehr in Leipzig, dies Zimmer iſt nicht der göttliche Rathskeller, ſondern eine Wachſtube; wir ſind keine Muſen mehr, ſondern du biſt herzoglicher Aktuar und ich — Soldat, aber Freunde ſind wir noch in Noth und Tod, und darum ſey vernünftig und brauſe nicht mehr auf wie vorhin. Ich glaube dir ja aufs Wort, daß du nichts weißt; aber gut wäre es von deinem Vater geweſen, wenn er dich prävenirt hätte. Deine Amour mit der Jüdin iſt überdies jetzt ganz und gar nicht an der Zeit, wir alle bitten dich, laß deine Charmante, mit der du doch niemals eine vernünftige und ehrenvolle Liaiſon treffen kannſt“ —

„Was wißt ihr denn von dieſem Verhältniß?“ unterbrach ihn der junge Mann düſter und erbittert, „ich dächte, ehe ich euch hierüber um Rath gefragt, könntet ihr billigerweiſe mit eurer Mahnung warten.“

Der feurige junge Soldat, um ſeinem Freunde zu nützen, wollte eben in derſelben Sprache etwas erwiedern, als man an der Thüre pochte. Der Kapitän ſchloß auf, und einer ſeiner Sergeanten winkte ihm herauszutreten. Guſtav hörte ſie einige Worte wechſeln, und ſah den Freund bald darauf mit verſtörter Miene wieder zurückkehren: „Du bekommſt einen ſonderbaren Beſuch,“ flüſterte er ihm zu, „er wird gleich ſelbſt eintreten und ich darf nicht zugegen ſeyn.“

„Wer doch? mein Vater?“ fragte Guſtav beſtürzt.

„Er kommt,“ ſagte der Kapitän, indem er eilends Hut und Degen vom Tiſche nahm, „der Jud Süß!“

Vor der Thüre des Offizierszimmer hatten ſeine Diener dem Miniſter den ſpaniſchen Mantel abgenommen, und er trat jetzt ein, ſtattlich geſchmückt und vornehm gekleidet, wie es einem Günſtling des Glücks und eines Herzogs in damaliger Zeit zukam. Er trug einen rothen Rock mit goldenen Trotteln und Quaſten beſetzt; die goldgeſtickten Aufſchläge ſeines Rocks gingen bis zum Ellbogen zurück, und die Weſte von Goldbrokat reichte herab bis an die Knie. Ein kurzer breiter Degen mit reich beſetztem Griff hing an ſeiner Seite, ein mächtiger Stock unterſtützte ſeine Hand, und auf den reichen hellbraunen Locken, die bis tief in den Nacken herabfielen, ſaß ein Hütchen von feinem ſchwarzen Wachstuch, mit Gold und weißen Federn verbrämt. Die Züge dieſes merkwürdigen Mannes waren, in der Nähe betrachtet, zwar etwas zu kühn geſchnitten, um ſchön und anmuthig zu heißen, aber ſie waren edler als ſein Gewerbe und ungewöhnlich; ſein dunkelbraunes Auge, das frei und ſtolz um ſich blickte, konnte ſogar für ſchön gelten; die ganze Erſcheinung imponirte, und ſie hätte ſogar etwas Würdiges und Erhabenes gehabt, wäre es nicht ein hämiſcher feindlicher Zug um die ſtolz aufgeworfenen Lippen geweſen, was dieſen Eindruck ſtörte und manchen, der ihm begegnete, mit unheimlichem Grauen füllte.

Der Kapitän ſtand feſt und aufgerichtet an der Thüre, den Hut in der einen, den Degengriff in der andern Hand, als der Miniſter Süß eintrat. Dieſer nahm ſein Hütchen ab, muſterte, auf ſeinen Stock geſtützt, den Soldaten mit ſcharfem Blick, und ſagte dann kurz und mit leiſer Stimme: „Wie iſt der Name?“

„Hans von Reelzingen, Kapitän im zweiten Grenadierbataillon, erſte Compagnie.“

„Man hat ſtudirt?“ fuhr der Jude etwas artiger fort.

„Die Jurisprudenz in Leipzig,“ antwortete der Kapitän mit militäriſcher Kürze.

„Wie lange dient der Herr Kapitän?“

„Ein Jahr und zwei Monate; zuerſt bei“ —

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Miniſter mit einer gnädigen Bewegung der Hand; „können abtreten.“

Der Kapitän Reelzingen verbarg ſeinen Verdruß über das ſtolze Weſen des Emporkömmlings unter einer tiefen Verbeugung und trat ab. Dem Aktuarius aber, obgleich er keine Menſchenfurcht kannte, pochte das Herz, als er nun mit dem Manne allein war, vor dem ein ganzes Land mit abergläubiſcher Furcht zitterte. Er erröthete unwillkürlich, als jener ihn lange und prüfend anſah, und ihm Gelegenheit gab, auch ſeine Züge zu muſtern und hin und wieder etwas zu finden, das ihn an die ſchöne Lea erinnerte. Der Miniſter ſetzte ſich endlich in den Armſtuhl, den die Offiziere der Garniſon zur Bequemlichkeit dieſes Zimmers geſtiftet hatten, und winkte dem Sarazenen herablaſſend, ſich auf eine Bank, die unfern ſtand, niederzulaſſen.

„Junger Mann," ſprach er, „wenn Euch Eure eigene Ruhe und Wohlfahrt lieb iſt, ſo antwortet mir auf das, was ich Euch fragen werde, offen und ehrlich; denn Ihr könnet leichtlich denken, daß es mir nicht ſchwer werden kann, Euch jeder Lüge, die Ihr waget, zu überweiſen."

„Ich bin herzoglich würtembergiſcher Aktuar," erwiederte der junge Mann, „und der Eid, den ich als Chriſt und Bürger" —

„Laissez cela!" fiel ihm der Jude ins Wort, „Ihr wäret nicht der erſte, der ſeinen Eid gebrochen. Wer waren geſtern, frag' ich, die beiden Masken, die ſich an meinem Tiſch zur Beluſtigung des Publikums unterhielten? Ihr wißt es, Ihr ſtandet zunächſt bei mir."

„Das iſt mir nicht bekannt, Ew. Excellenz," ſagte Guſtav mit feſter Stimme.

„Nicht bekannt?" rief der Miniſter. Bedenket wohl, was Ihr ſagt, ich ſtehe hier als Euer Richter; habt Ihr keinen an der Stimme gekannt?"

„Keinen."

„Keinen?" fuhr jener heftiger fort. „Und Euren Vater ſolltet Ihr nicht an der Stimme kennen?"

„Meinen Vater!" rief der junge Mann erblaſſend; doch beſonnen ſetzte er nach einer Weile hinzu: „Ihr irrt Euch, Herr Finanzdirektor, oder vielmehr, Ihr ſeyd ſchlecht berichtet; mein Vater iſt ein ruhiger geſetzter Mann, und ſein Charakter, ſein Amt, ſeine Jahre verbieten ihm, das Publikum auf einem Maſkenball zu amüſiren."

„Sie ſollten es ihm verbieten," erwiederte jener mit blitzenden Augen, „und ich werde Mittel finden, es ihm zu verbieten. Ich weiß recht wohl, daß ich dieſen Herren von der Landſchaft ein Dorn im Auge bin, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil die Herren nicht rechnen können; verſtänden ſie das Einmaleins ſo gut wie ich, ſie würden ſehen, was dem Lande frommt. Noch iſt aber nicht aller Tage Abend, und ich will dieſen Rebellen zeigen, wer ſie ſind und wer ich bin!"

„Herr Finanzdirektor!" rief der junge Mann mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Herr Aktuarius!" erwiederte Süß mit ſpöttiſchem Lächeln.

„Mein Vater iſt ein Ehrenmann," fuhr Guſtav fort, ohne ſich von der ſtolzen Miene des Gewaltigen einſchüchtern zu laſſen; „Sie ſprechen von Rebellen? Wie können Sie ſagen, daß mein Vater dem Herzog nicht immer treu gedient hat? Wie können Sie wagen, ihn einen Rebellen zu ſchimpfen?"

„Wagen?" lachte Süß, „hier iſt von keiner Wagniß die Rede, Herr Aktuarius; aber Rebell iſt jeder, der nur dem Land und nicht dem Herzog dient; er iſt des Herzogs Diener, aber er dient ihm ſchlecht; doch das ſoll nicht lange mehr ſo bleiben. Das mögt Ihr übrigens dem Herrn Landſchaftskonſulenten, Eurem Vater, ſagen, daß ich recht wohl weiß, was die beiden Masken wollten, und daß ſie es mit dem Dritten abgekartet hatten; ich konnte ihn geſtern Nacht ſo gut wie Euch verhaften laſſen, und wenn ich es nicht that, ſo verdankt er dieſe Schonung nur Euch.“

„Mir?“ antwortete der junge Mann ſtaunend, „mir? und iſt dies etwa auch Schonung, daß ich, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, dieſe Nacht in dieſem Zimmer zubringen durfte?“

„Nein!“ fuhr jener gütig lächelnd fort, „dies war nur zur Abkühlung auf Euer Rendezvous veranſtaltet.“ Er weidete ſich einige Augenblicke an der Verlegenheit des Jünglings und fuhr dann fort: „Das gute Kind, wie hat ſie mich gefleht und auf den Knien gebeten, Euch zu retten! ſie glaubte nicht anders, als Ihr ſeyet wegen irgend eines Kapitalverbrechens gefangen. Wie? und Ihr habt mir nichts zu ſagen, Herr Lanbek?“

„Ihr kanntet mich nicht,“ erwiederte Guſtav, „und es iſt mir nun wohl begreiflich, warum Ihr ſo hart mit mir verfuhrt; aber Lea's Charakter hätte Euch wohl dafür bürgen können, daß nichts Strafbares in dieſem Verhältniß liege.“

„Wirklich? Mort de ma vie!“ rief der Miniſter, „nichts Strafbares? meinen Sie, wenn ich etwas Strafbares in dieſem Verhältniß ahnete, Sie hätten es mit einer Nacht auf der Wache abgebüßt? Bei den Gebeinen meiner Väter! wenn ich — auf Neuffen und Aſperg gibt es Keller und Kaſematten, wo kein Mond und keine Sonne ſcheint, da hätte ich den Herrn Sarazenen ſitzen laſſen, bis er ſein Schwabenalter erreicht hätte. Oder meint Ihr etwa in Eurem chriſtlichen Hochmuth, einem Iſraeliten gelte die Ehre ſeiner Familie nicht eben ſo hoch als einem Nazarener?“

Der junge Mann erſchrack vor dieſer Drohung, denn er bedachte, daß es dem Allgewaltigen ein Leichtes geweſen wäre, ihn ſpurlos von der Erde verſchwinden zu laſſen; aber ſein muthiger Sinn lehnte ſich auf gegen den Uebermuth dieſes Mannes, der ſeine Privatſache zu einer öffentlichen machte und zur Wahrung ſeines Hausrechtes mit den Feſtungen des Landes drohte. „Excellenz,“ ſagte er mit Blicken, vor welchen der Miniſter die Augen niederſchlug, „wie Sie über ihre eigne Ehre denken, weiß ich nicht; doch ſcheint es mir nicht ſehr ehrenvoll zu ſeyn, ſolche Drohungen auszuſtoßen. Mein Vater iſt zwar nur ein geringer Mann im Vergleich mit einem ſo gewaltigen und hohen Herrn; aber der Landſchaftskonſulent Lanbek weiß, wo man in Deutſchland Gerechtigkeit findet. Wien iſt nicht ſo fern von Stuttgart, und Euren Gnadenbrief von geſtern hat der Kaiſer nicht unterzeichnet; was aber die Ehre Eurer Schweſter betrifft, ſo kann ich Euch verſichern, daß ſie mir nicht minder theuer iſt, als meine eigene.“

„Ihr habt hübſche Anlagen zu einem Landſchaftskonſulenten,“ ſagte der Jude ruhig lächelnd; „übrigens im Vertrauen geſagt, auf den Kaiſer müßt Ihr nicht zu ſehr pochen; wegen eines würtembergiſchen Schreibers fängt man in Wien mit uns keine Händel an. Aber Ihr gefallt mir, mein Schatz; ich habe Eure Arbeiten loben hören, und Köpfe wie der Eure kann man zu etwas beſſerem brauchen, als Akten zu heften und Faſcikel zu binden; Ihr ſeyd Expeditionsrath mit ſechshundert Gulden Beſoldung, und es freut mich, daß ich der erſte bin, der Euch hiezu gratulirt.“

Der junge Mann ſprang von ſeiner Bank auf und wollte reden, aber Ueberraſchung und Schrecken ſchloß ihm den Mund. Hundert Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Kopf. Es war nicht die Freude, vier Stufen, durch welche man ſich ſonſt lange und mühevoll ſchleppte, nun in einem Augenblick überſprungen zu haben, was ſeine Seele füllte; es war der ſchreckliche Gedanke, vor der Welt für einen Günſtling dieſes Mannes zu gelten, vor ſeinem Vater, vor allen guten Männern gebrandmarkt dazuſtehen.

„Excellenz!“ ſprach er befangen, „ich kann, ich darf dieſe Gnade nicht annehmen! Bedenken Sie, was wird man ſagen, ſo viele ältere verdiente Männer“ —

„Was da! ich habe Euch Platz gemacht,“ antwortete der Jude in befehlendem Ton, „ich habe Euch zum Rath ernannt und Ihr ſeyd es. Keinen Dank, keine übergroße Delikateſſe, ich liebe das nicht. — Nun,“ fuhr er gütig, beinahe zärtlich fort, „wie ſteht Ihr mit meiner Lea? Ihr habt mir ja das ſtille blöde Kind ganz verzaubert. Fürchtet Euch nicht vor mir, junger Herr, ich bin nicht der Mann, der gerade ſo ſehr auf Reichthum ſieht; Eure Familie gehört unter die älteſten und angeſehenſten Bürgerfamilien, und das gilt mir in dieſem Fall ſo viel, oder mehr als Reichthum. Euer Vater wird Euch zwar nicht viel mitgeben, aber mit mir ſollt

Ihr zufrieden ſeyn, fürſtlich will ich meine Lea ausſtatten."

Die Felſenkeller von Neuffen und die tiefen Kaſematten von Aſperg wären in dieſem Augenblick dem jungen Manne willkommener geweſen als dieſe Verſicherung; er dachte an ſeinen ſtolzen Vater, an ſeine angeſehene Familie, und ſo groß war die Furcht vor Schande, ſo tief eingewurzelt damals noch die Vorurtheile gegen jene unglücklichen Kinder Abrahams, daß ſie ſogar ſeine zärtlichen Gefühle für die ſchöne Tochter Iſraels in dieſem ſchrecklichen Augenblick übermannten. „Herr Miniſter," ſprach er zögernd, „Lea kann keinen wärmeren Freund als mich haben; aber ich fürchte, daß Sie dieſes Gefühl falſch deuten, mit einem andern verwechſeln, das — ich möchte nicht, daß Sie mich falſch verſtehen, und Lea wird Ihnen nie geſagt haben, daß ich jemals davon geſprochen hätte"—

Der ſtolze Mann erröthete, warf ſeine Lippen auf, drückte die Augen beinahe zu, und an ſeiner Stirne begann eine Ader hoch anzuſchwellen. „Was iſt das?" ſagte er ſtreng, „wie ſoll ich dieſe Redensart deuten?"

„Herr Miniſter," erwiederte Guſtav gefaßter, „bedenken Sie doch den Unterſchied der Religion."

„Habt Ihr dieſen bedacht, Herr, als Ihr meiner Schweſter dieſe Liebeleien in den Kopf ſetztet? Aber ich kann Euch darüber tröſten, Lea wird Euch in dieſer Hinſicht kein Hinderniß geben. Ihr ſchweigt?" fuhr er heftiger fort, „ſoll ich mit Eurem Vater darüber reden, junger Menſch? War etwa meine Schweſter gut genug dazu, Eure müßigen Stunden auszufüllen, zur Gattin aber wollt Ihr ſie nicht? Wehe Euch, wenn Ihr ſo dächtet! Dich und deinen ganzen Stamm würde ich verderben! Euer Vater iſt geſtern eines ſchweren Verbrechens ſchuldig worden, es ſteht in meiner Hand, ihn zur Verantwortung zu ziehen; in Eure Hand lege ich nun das Schickſal Eures Vaters; entweder — Ihr macht Eure Unvorſichtigkeit gegen mein Haus gut und heirathet meine Schweſter, oder ich erkläre Euch öffentlich für einen Schurken und laſſe den Herrn Konſulenten in Ketten legen. Vier Wochen gebe ich Euch Bedenkzeit; mein Haus ſteht Euch offen, Ihr könnt Eure Braut beſuchen, ſo oft Ihr wollt; vier Wochen, verſteht Ihr mich? Jetzt ſeyd Ihr frei, und morgen, Herr Expeditionsrath, werdet Ihr Euer Amt antreten."

Nach dieſen Worten verbeugte er ſich kurz und verließ ſtolzen Schrittes das Zimmer; dem Kapitän, den er im Vorzimmer traf, befahl er, Kleider für den Herrn Expeditionsrath herbeiſchaffen zu laſſen und ihm ſeine Freiheit anzukündigen.

Staunend über dieſen ganzen Vorfall, beſonders über die letzten Worte des Miniſters, trat Reelzingen in ſein Zimmer. Er fand den Freund bleich und verſtört, die Arme über die Bruſt gekreuzt, das Haupt kraftlos auf die Bruſt herabgeſunken. „Nun, ſag' mir um's Himmels willen," fing der Kapitän an, indem er vor Guſtav ſtehen blieb, „was wollte er bei dir? warum ließ er dich verhaften? was hat ſein Beſuch zu bedeuten?"

„Er kam, um mir zu gratuliren," antwortete er mit ſonderbarem Lächeln.

„Zu gratuliren? wozu? daß du eine Nacht auf der Wache zubrachteſt?“

„Nein, weil ich in dieſer Nacht Expeditionsrath geworden bin.“

„Du?“ rief der Kapitän lachend. „Gottlob, daß du ſo heiter biſt und ſcherzen kannſt; als ich hereintrat und dich ſah, glaubte ich dich nicht ſo ſpaßhaft zu finden; aber im Ernſt, Freund, was wollte der Jude?“

„Ich ſagte es ja, und es iſt Ernſt: zum Rath hat er mich gemacht. Iſt das nicht ein ſchönes Avancement?“

Der Kapitän ſah ihn mit zweifelhaften Blicken lange an; endlich ſagte er gerührt: „Nein, du kannſt nicht auch zum Schurken werden, Guſtav; Gott weiß, wie dies zuſammenhängen mag! Aber ſiehe, wenn ich dich nicht ſo lange und ſo genau kennte — glaube mir, die Welt wird dich hart beurtheilen; doch nein, du lächelſt, geſtehe, es iſt alles Scherz. Expeditionsrath! eben ſo gut könnteſt du ſeine Schweſter heirathen.“

„Ei, das wird ja auch geſchehen,“ ſagte Laubek düſter lächelnd; „in vier Wochen, meint mein Schwager, ſoll die Hochzeit ſeyn.“

„Tod und Hölle!“ fuhr der Kapitän auf, „mach' mich nicht raſend mit dieſen Antworten. Wahrhaftig, mit ſolchen Dingen iſt nicht zu ſpaßen.

„Wer ſagt dir denn, daß ich ſpaße?“ erwiederte Laubek, indem er langſam aufſtand, „es iſt alles ſo wie ich ſagte, auf Ehre.“

Dem Kapitän ſchwamm eine Thräne im Auge, als er den Freund, den er geliebt hatte, alſo ſprechen hörte; doch nur einen Augenblick gab er dieſen weichern

Empfindungen nach, dann trat er heftig auf den Boden, ſetzte ſeinen Hut auf und rief: „So ſey der Tag verflucht, an welchem ich dich zum erſtenmal ſah und Bruder nannte. Geh', hilf deinem Juden, dem armen Land das Fell vollends vom Leibe ziehen, ſchinde dir auch ein Stück herunter und mach' dich reich. O Landel, Landel! Aber mein Port d'Epée, ja ein Jahr meines Lebens wollte ich verhandeln, um einem meiner Kameraden die Wache abzukaufen; ich ſelbſt will die Exekution kommandiren, wenn man dich und den Juden zum Galgen führt.“

„So hoch werde ich mich wohl nicht pouſſiren,“ erwiderte Guſtav ruhig und ernſt, „aber meiner Leiche kannſt du folgen, wenn ſie mich morgen um Mitternacht neben der Kirchhofsmauer einſcharren.“

Der Kapitän ſah ihn erſchrocken an; er mochte tiefen Ernſt auf der Stirne des jungen Mannes leſen, denn er wiederholte dieſen Blick und begegnete Guſtavs Auge. „Willſt du mich fünf Minuten lang anhören, Reelzingen?“ fragte er, „du wirſt dann über die Uneigennützigkeit dieſes Miniſters ſtaunen. Sonſt war doch der Preis einer Amtei zweitauſend, und ein Expeditionsrath galt ſeine dreitauſend Gulden unter Brüdern; aber ich Glückskind bekomme ihn umſonſt, rein pour rien! denn das Glück meines Lebens, die Ruhe meiner Familie, der heitere Frieden meines Vaters — daß dieſe bei dem Handel verloren gehen, iſt ja gering zu achten. Doch höre.“

Staunend vernahm der Kapitän dieſe Worte; aufmerkſam ſetzte er ſich neben Guſtav nieder. Je höher der Glaube an ſeinen Freund während ſeiner Erzählung ſtieg, deſto ängſtlicher wurde er für ihn und ſeine Familie beſorgt. Er ſchloß ihn in ſeine Arme, er verſuchte es, ihm Troſt einzuſprechen, obgleich er ſelbſt an dieſe Troſtgründe nicht glaubte. „Der Jude iſt ein feiner Spieler," ſagte er, „deine beſten Taroks hat er dir abgejagt und das Spiel ſcheint in ſeiner Hand zu liegen; aber — er könnte ſich verrechnet haben, wir wollen ſehen, wie er beſchlagen iſt, wenn wir Spadille ausſpielen."

7.

Wir führen unſere Leſer aus dem Offizierszimmer der Hauptwache in Stuttgart nach dem Hauſe des Landſchaftskonſulenten Lanbek. In einem weiten geräumigen Zimmer, deſſen Hausrath nicht überladen und prächtig, aber ſolid und ſtattlich iſt, finden wir einen ältlichen Mann von mehr als mittlerer Größe. Sein Geſicht und ſeine Geſtalt bewieſen, daß er, als er in den Fünfzigen ſtand, wohlbeleibt geweſen ſeyn mochte, jetzt, zehn Jahre ſpäter, hatten ſich Falten um Mund und Stirne gelegt, und der weite Schlafrock von feinem grünen Tuch, mit Pelz verbrämt, war für eine reichliche Fülle gefertigt und ſchlug jetzt weite Falten um den Leib; aber die röthlichen Wangen, die klaren grauen Augen, der feſte Schritt, womit er im Zimmer auf und abging, ließen, noch ehe man ſeine volle ſonore Stimme vernahm, ahnen, daß der alte Konſulent an Geiſt und Körper noch friſch und rüſtig ſey.

In der Vertiefung des breiten Fenſters ſaßen zwei ſchöne Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, die dem Alten, ſo oft er ihnen den Rücken wandte, beſorglich und ängſtlich nachſchauten, wohl auch untereinander flüſterten, ſo lange ſie von ihm nicht geſehen wurden. Die eine war bemüht, des Vaters ungeheure Alongeperrücke in Ordnung zu bringen, und trotz dem Kummer, der aus ihren Blicken ſprach, ſchien ſie doch Freude an dem ſchönen Kontraſt zu finden, welchen die ſchwarzen Locken dieſes Haargebäudes mit ihren zarten weißen Händchen bildeten. Die dunkelblauen Augen der andern jungen Dame ſchienen mehr mit der Straße als mit der feinen Arbeit, an welcher ſie nähte, beſchäftigt, doch waren ihre Züge zu ernſt, als daß man es müßiger Neugier hätte zuſchreiben dürfen.

Sie hatten mehrere Minuten lang geſchwiegen, denn die Mädchen waren viel zu ſtreng erzogen, als daß ſie den Vater, der ſeinen Gedanken nachhing, mit Fragen beläſtigt hätten; plötzlich ſprang die junge Nähterin auf, ließ ihre ſchöne Arbeit zu Boden fallen, beugte den ſchlanken Hals näher ans Fenſter und ſah geſpannt nach der Straße. Der Vater ſah dieſe Bewegungen, hielt ſeine Schritte an, blickte aufmerkſam nach ſeiner Tochter und fragte nur mit Blicken; Käthchen, die jüngere Schweſter, vollendete ſchnell noch eine Stirnlocke der Perrücke, ſetzte dann das Prachtwerk behutſam auf eine Kommode und kam eben noch zeitig an, um mit Hedwig zu rufen: „Er iſt's, er hat heraufgeſehen, Vater! er geht ſehr ſchnell! ſieh doch, was er für einen ſonderbaren Rock anhat!“

„Das iſt Blankenbergs Jagdkleid,“ ſagte Hedwig leiſe zu ihrer Schweſter.

„Geh' doch, was weißt du von Blankenbergs Garderobe?“ erwiederte die jüngere, bedeutungsvoll lächelnd.

„Er hat Guſtav ſchon oft in dieſem Kleide beſucht,“ antwortete ſie, indem eine dunkle Röthe über ihre Wangen flog.

Die Ankunft Guſtavs verhinderte ſeine jüngere Schweſter, Hedwig nach ihrer Gewohnheit noch länger zu quälen. Der Vater ſah noch ernſter aus als vorhin, er hatte ſich in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt, und die ſtrengen Augen auf die Thüre geheftet; bang und ängſtlich pochte den Schweſtern das Herz, als jetzt die Thüre aufging und ihr Bruder hereintrat. Nach dem erſten „guten Morgen“ trat für alle drei Parteien eine peinliche Pauſe ein; endlich trat der Sohn beſcheiden zum Vater. „Sie haben mich wohl dieſen Morgen vermißt, Vater?“ fragte er. „Es iſt allerdings ein ſeltener Fall in unſerm Hauſe und Sie wurden vielleicht beſorgt um mich.“

„Das nicht,“ antwortete der Alte ſehr ernſt; „du biſt alt genug, um nicht verloren zu gehen; aber zweierlei iſt mir aufgefallen, nämlich daß man dich nur eine Stunde auf dem Carneval ſah, und daß du dieſe Nacht und ihre Luſtbarkeiten ſo unregelmäßig lang bis Morgens neun Uhr ausdehnſt; du ſollteſt ſchon ſeit einer halben Stunde in deiner Kanzlei ſeyn.“

„Ich bin heute dort entſchuldigt,“ ſagte Guſtav lächelnd; „ich habe aber auch ſeit heute früh ein Uhr ſo ſchrecklich geſchwärmt und ſo unordentlich gelebt, daß es kein Wunder iſt, wenn man ſo ſpät zu Hauſe kömmt; rathet einmal, ihr Mädchen, wo ich geweſen bin.“

Die Schweſtern ſahen ihn unwillig an, denn ſie befürchteten mit Recht, dieſer leichtfertige Ton möchte dem alten Herrn mißfallen. „Wie können wir dies wiſſen?“ erwiederte Hedwig, „ich habe nie darnach gefragt, wo du dich mit deinen Kameraden umtreibſt; doch heute, Bruder, biſt du mir ein Räthſel.“

„Und in einem Luſtſchloß bin ich geweſen,“ fuhr der junge Mann fort, „wo weder ihr beide noch Papa jemals waren; ihr errathet es doch nie — auf der Wache.“

„Auf der Wache!“ riefen die Schweſtern entſetzt.

„Das iſt mir ſehr unangenehm, Guſtav,“ ſetzte der Landſchaftskonſulent hinzu; „meines Wiſſens biſt du der erſte Lanbek, den man auf die Wache ſetzte.“

„Mir iſt es doppelt unangenehm,“ antwortete ſein Sohn, indem er den Vater feſt anblickte, „weil es im Grunde eine Namensverwechslung zu ſeyn ſcheint; denn meines Wiſſens bin nicht ich jener Lanbek, der die Scene an dem Tiſch des Juden aufführte.“

Der Alte ſah ihn bleich und betroffen an. „Gehet ins Nebenzimmer, Mädchen!“ rief er, und als ſich die Schweſtern ſtaunend, aber ſchnell und gehorſam zurückgezogen hatten, faßte er die Hand ſeines Sohnes, zog ihn auf einen Stuhl neben ſich nieder und fragte heftig, aber mit leiſer Stimme: „Was iſt das? woher weißt du? wer ſagte dir davon?“

„Er ſelbſt,“ antwortete der Sohn. — „Der Jude?“ fragte der Alte, „wie iſt dies möglich?“

„Er war bei mir auf der Wache; ich ſehe, wie Sie ſtaunen, Vater, aber bereiten Sie ſich auf noch wunderlichere Dinge vor.“ Der junge Mann hielt es für das Beſte, ſeinem Vater ſo viel als möglich zu entdecken; er erzählte ihm alſo, wie aufgebracht der Miniſter auf den Konſulenten und ſeine Partei ſey, wie der Sohn ihm widerſprochen, wie der Miniſter, ſtatt in heftigeren Zorn zu gerathen, ihn plötzlich zum Expeditionsrath ernannt habe. Nur Lea's erwähnte er mit keiner Sylbe, der Kapitän hatte ihm dies gerathen, und er beſchloß, davon zu ſchweigen, bis er ſeine Maaßregeln getroffen hätte oder die Entdeckung des unglücklichen Verhältniſſes unvermeidlich wäre.

„Ich ſehe, was ich ſehe,“ ſprach der Konſulent nach einigem Nachdenken. „Meinſt du, wenn er uns nicht gefürchtet hätte, er würde mich geſchont und dich dafür ergriffen haben, um mich gleichſam durch ſeine Gnade zu beſchämen? Er hat mich gefürchtet, und er hat alle Urſache dazu. Ich bin ihm zu populär, und auch du wirſt ihm nach und nach zu bekannt mit den hieſigen Bürgern, weil du jetzt ſtatt meiner die Armenprozeſſe führſt. Der Expeditionsrath iſt — eine Falle, die er uns beiden legen wollte, der kluge Fuchs.“

„Wie verſtehen Sie dies, Papa?“ fragte Guſtav, dem es leichter um's Herz wurde, ſeit er ahnete, wie ſein Vater die Sache aufnehme.

„Sieh, Freund,“ ſprach der Alte zutraulicher, als er je gethan, „du wirſt das Opfer dieſer Kabale, aber ſo wahr ich dein Vater bin, du ſollſt es nicht lange ſeyn. Dieſer Jude denkt aber alſo: verwehre ich dir, dieſe Stelle anzunehmen, weil du dadurch in übeln Geruch kommen könnteſt, ſo macht er es zu ſeiner

Ehrenſache, beklagt ſich beim Herrn und ergreift die einzige Gelegenheit, die ſich bot, mich zu zwingen, auch mein Amt aufzugeben. Er kennt mich, er weiß, daß er ſo wenig als der Herzog mich abſetzen kann; er weiß auch, wer der alte Landek iſt, nämlich — ſein Feind. Nehmen wir die Stelle an,“ kalkulirte er weiter, „ſo werden wir verdächtig bei allen, die das Beſſere wollen. Der Vater, Konſulent der Landſchaft, würde man denken, der Sohn — Expeditionsrath; gekauft hat ihm der Alte die Stelle nicht, und der Süß gibt bekanntlich nichts ohne großen Gewinn an Geld oder geheimem Einfluß, folglich — ſind wir übergetreten zu dem Gewaltigen. So, glaubt er, werden die Leute urtheilen, und er hat es recht klug gemacht; aber er kennt mich nicht ganz; noch weiß ich, Gottlob! ein Mittel, uns das Vertrauen der Beſſeren zu erhalten, und du — wirſt und bleibſt Expeditionsrath; ändern ſich die Verhältniſſe, ſo wirſt du wieder Aktuarius, und die Menſchen erkennen dann deine Unſchuld.“

„Aber, Vater,“ ſagte der junge Mann zaudernd, „Ihr Ruf iſt felſenfeſt, aber der meinige? Wie lange wird es noch anſtehen, bis die Verhältniſſe ſich ändern!“

„Sohn,“ erwiederte der Alte nicht ohne Rührung, „du ſiehſt, wie dieſes ſchöne Land bis in ſein innerſtes Mark zerrüttet iſt; meinſt du, es könne immer ſo fortgehen? — Glaub' mir, ehe der Frühling ins Land kommt, muß es anders werden; ſchlechter kann es nimmer werden, aber beſſer. Darum glaube mir und vertraue auf Gott!“

8.

Während der alte Landek noch ſo ſprach und ſeinem Sohn Muth einzureden ſuchte, wurde die Hausglocke heftig angezogen, und bald darauf trat ein Offizier in das Zimmer, dem der Konſulent freundlich entgegen eilte. Wenn man das dunkelrothe Geſicht, die freien muthigen Züge und das kleine, aber ſcharfblikkende Auge dieſes Mannes ſah, ſo konnte man die Sage von kühner Entſchloſſenheit und beinahe fabelhafter Tapferkeit, die er unter dem Herzog Alexander und dem Prinzen Eugen bewieſen haben ſollte, glaublich finden.

„Mein Sohn, der vormalige Aktuarius Landek,“ ſprach der Alte; „der Oberſt von Röder, den du wenigſtens dem Namen nach kennen wirſt.“

„Wie ſollte ich nicht?“ erwiederte Guſtav, indem er ſich verbeugte, „wenn unſere Truppen von Malplaquet und Peterwardein erzählen, ſo hört man dieſen Namen immer unter die erſten und glänzendſten zählen.“

„Zu viel Ehre für einen alten Mann, der nur ſeine Schuldigkeit gethan,“ antwortete der Oberſt; „aber, Konſulent, was ſagt Ihr dazu, daß der Jude jetzt auch uns ins Handwerk greift? Ich komme zu Euch eigentlich nur, um zu fragen: ſoll ich, oder ſoll ich nicht?“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte der Konſulent ſtaunend, „Röder, nur jetzt keinen übereilten Streich!“

„Das iſt es eben!“ rief jener, auf den Boden ſtampfend, „meine Ehre und die Ehre des ganzen Corps iſt gekränkt! Einen meiner talentvollſten Offiziere ſollte ich nach Fug und Recht kaſſiren laſſen um dieſes Hundes willen, und thue ich's, ſo bin ich morgen ſelbſt außer Dienſt.“

„Aber ſo ſprecht doch, Oberſt!“ ſagte der Alte, indem er ſeinem Sohn winkte, Stühle zu ſetzen, „ſetzt Euch, Ihr ſeyd noch in der erſten Hitze.“

„Mein Regiment hat geſtern und heute den Dienſt,“ fuhr jener eifrig fort; „da bringt man nun geſtern Nacht von der Redoute weg einen Menſchen auf unſere Wache mit dem ausdrücklichen Befehl vom Juden, ihn wohl zu bewachen, aber keinen weitern Rapport abzuſtatten; heute früh zieht der Kapitän Reelzingen auf, findet einen Gefangenen im Offizierszimmer, von welchem nichts im Rapport ſteht, und denkt Euch — nach einer halben Stunde kömmt der Miniſter ſelbſt, ſchickt den Kapitän aus dem Zimmer, verhört auf unſerer Wache den Gefangenen insgeheim, entläßt ihn dann und befiehlt dem Kapitän noch einmal, keinen Rapport abzuſtatten und — nimmt ihm das Ehrenwort ab — er einem Offizier auf der Wache — nimmt ihm das Wort ab, den Namen des Gefangenen nicht zu nennen; dahin alſo iſt es gekommen, daß jeder Schreiber oder gar ein hergelaufener Jude uns kommandirt? Nach Kriegsrecht muß ich den Kapitän kaſſiren laſſen; meine Ehre fordert, daß ich es nicht dulde, denn ich hatte den Dienſt, und ich muß mich rühren, ſollte es mich auch meine Stelle koſten.“

Die beiden Lanbek hatten ſich während der heftigen Rede des Oberſten bedeutungsvolle Blicke zugeworfen. „Der Jude iſt liſtiger, als wir dachten,“ ſagte, als jener geendet hatte, der Vater; „alſo auch auf den Oberſt war es abgeſehen, auch für ihn war die Falle aufgeſtellt! Wer meint Ihr wohl, daß der Gefangene war? da, ſeht ihn, mein leiblicher Sohn ſaß heute Nacht auf Eurer Wache!“

Der Oberſt fuhr ſtaunend zurück, und ſo groß war der Unmuth über den Eingriff in ſeine militäriſchen Rechte, daß er ſich nicht enthalten konnte, einen unwilligen finſtern Blick auf den jungen Mann zu werfen. Als aber der alte Lanbek fortfuhr und ihm erzählte, wie er ſelbſt eigentlich die Urſache dieſes Vorfalls geweſen, und wie alles andere ſo ſonderbar gekommen ſey, als er ihm den argliſtigen Plan des Miniſters näher auseinander ſetzte, da ſprang Herr von Röder von ſeinem Stuhle auf. „Wohlan, Alter!“ ſagte er mit bewegter Stimme zu dem Konſulenten, „daß er mich verfolgt und haßt, hat am Ende nichts zu bedeuten, und daran iſt nur der General Römchingen ſchuld, der mich nie leiden konnte; aber über dir ſoll er den Hals brechen, oder ich will nicht ſelig werden! Herr Aktuarius, die Stelle müßt Ihr annehmen, das iſt jetzt keine Frage mehr; denn Euer Vater darf jetzt nicht von ſeinem Amt kommen, oder Verfaſſung und Religion ſtehen auf dem Spiel. Aber zum Herzog will ich gehen, will ſprechen, und ſollt' es mich mein Leben koſten.“

„Das werdet Ihr nicht thun, Oberſt!“ ſagte der Alte mit Nachdruck und Ernſt, „leſet dieſen Brief, den man uns aus Würzburg ſchickt, und ſagt mir dann, ob Ihr noch waget zum Herzog zu gehen und zu ſprechen.“ Der Oberſt nahm aus ſeiner Hand ein Schreiben und fing an zu leſen; doch je weiter er las, deſto beſtürzter wurden ſeine Züge, bis er ſtaunend, aber mit zornſprühenden Augen den Alten anblickte und die Arme ſinken ließ.

„Vater,“ ſprach der junge Mann, der betroffen bald den Alten, bald den Oberſten betrachtete, „Vater, Sie machen mich hier zum Zeugen eines Auftrittes, bei welchem ich vielleicht beſſer nicht zugegen geweſen wäre. Ich ſoll aber gezwungener Weiſe eine Rolle übernehmen, die mir nicht zuſagt. Ich bin zum Expeditionsrath ernannt, und weiß nicht warum; ich darf die Stelle nicht ablehnen, obgleich ſie mich vor der Welt zum Schurken macht, und weiß nicht warum; es gehen Dinge vor im Staat und in meines Vaters Hauſe, man verhehlt ſie mir, und ich weiß wieder nicht warum. Herr Oberſt von Röder, Sie überreden mich, eine Stelle nicht auszuſchlagen, die meines Vaters Namen beſchimpft; von Ihnen glaube ich Gründe verlangen zu können, warum ich es nicht thun ſoll?“

„Gott weiß, er hat Recht!“ rief Röder, indem er den jungen Mann nachdenkend betrachtete, „ich weiß auch nicht, Alter, warum Ihr ihm nicht längſt den Schlüſſel gegeben habt. Wenn Ihr ihm übrigens die Augen nicht öffnen wollt, ſo will ich ihm dieſen Dienſt thun, weil ich weiß, wie drückend es iſt, ein wichtiges Geheimniß halb zu errathen und halb zu ahnen.“

„Es ſey,“ ſagte der Vater, „ſetzet Euch wieder! Wenn ich dich, mein Sohn, bis jetzt nicht mit Dingen dieſer Art vertraut gemacht habe, ſo geſchah es nur aus Furcht, für einen allzuſtolzen Vater zu gelten, denn wir hatten uns das Wort gegeben, nur erprobten und ausgezeichneten Männern uns anzuvertrauen. Ich darf dir nicht erſt ſagen, was in den drei Jahren, ſeit Alexander regiert, aus Würtemberg geworden iſt. Man ſoll von einem Landek nicht ſagen können, daß er gegen ſeinen Herrn gemurrt hätte; er iſt ein tapferer Mann und nach Prinz Eugenius vielleicht der erſte Feldherr unſerer Zeit; aber das Feldregiment taugt wohl im Lager und vor dem Feind, nicht ſo in der Kanzlei. Er ſieht die Regierung des Ländchens, wie er ſagt, etwas zu heldenmäßig an, das heißt, er ſieht darüber hinweg und läßt andere dafür ſorgen.“

„Dieſes Ländchen!“ rief der Oberſt bitter, „dieſes ſchöne Würtemberg! es heißt wohl ein alter Spruch, daß, wenn man auch ſich alle Mühe gebe, dieſes Land doch nicht könne zu Grunde gerichtet werden; aber nous verrons! wenn es ſo fortgeht, wenn man es durch den Verkauf der Aemter, durch Verhöhnung der Beſſeren, durch Erhebung der niederträchtigſten Burſche gefliſſentlich verderbt, wenn man ſeine Kräfte bis aufs Mark ausſaugt“ —

„Kurz, mein Freund,“ fuhr der Alte fort, „es kann nicht ſo fortgehen. Nach und nach kann es nicht beſſer werden, denn ſchon jetzt ſitzen bei uns in der Landſchaft fünf Schurken, die nicht einmal der Gott-ſey-bei-uns für ſich repräſentiren ließe, alle Aemter ſind verkauft oder für Süß'ſche Kreaturen käuflich; alſo kann es nur ſchlechter werden. Aber es ſind zwei Parteien, die da ſagen: Es muß anders werden. Die eine Partei iſt Süß, der ſchnöde Jude, der General

Römchingen, der feinſte von dieſen Burſchen, Hallwachs, dein neuer Kollege, Metz und noch einige von der Landſchaft. Wir wiſſen, was ſie wollen, und es iſt nichts Geringeres, als die Stände und den Landtag völlig aufzuheben."

„Und Gott ſey's geklagt!" ſagte Herr von Röder, „den Herzog haben ſie von ſeiner edelmüthigen Seite gepackt, er iſt mit Allem zufrieden. Das Land ſey aufgebracht über die Stände, ſagen ſie ihm, man murre über die Landſchaft, und nun hat er ſich entſchloſſen, das Inſtitut wie ein Corps Invaliden aufzulöſen, dem Lande die jährlichen Koſten der Stände edelmüthig zu ſchenken und allein zu regieren."

„Wie? verſtehe ich recht?" rief der junge Lanbek, „alſo unſer letzter Schutz gegen den übeln Willen oder gegen die unrichtige Anſicht eines Herrn will man uns rauben? auf die Verfaſſung iſt es abgeſehen? Doch das iſt nicht möglich, Alexander hat ſie ja beſchworen, und mit welchen Mitteln will er dies wagen? Meinen Sie wirklich, Herr Oberſt, der würtembergiſche Soldat werde ſeine eigenen Rechte unterdrücken?"

„Hier ſind die Hunde," erwiederte der Oberſt, indem er auf den Brief zeigte, „die man bei dieſem Treibjagen hetzen will."

„Nur ruhig!" ſprach der Landſchaftskonſulent, „höre mich ganz. Der Herzog iſt aufs abſcheulichſte getäuſcht; er glaubt feſt, daß es ihm nur ein Wort koſte, ſo werden die Stände nicht mehr ſeyn und alle Herzen werden ihm zufliegen. So haben es der Jude und Römchingen ihm vorgeſchwatzt; aber ſie kennen uns beſſer und wiſſen, daß Gewalt zu einem ſolchen Schritt gehört. Hier iſt ein Brief an den Erzbiſchof von Würzburg, den der General Römchingen geſchrieben: man wolle zum Beſten des Landes einige Aenderungen vornehmen, man könne ſich aber auf die Truppen im Lande nicht verlaſſen, daher ſolle der Biſchof bewirken, daß die Truppen des fränkiſchen Kreiſes an einem beſtimmten Tag an unſerer Grenze ſeyen. Auch an einige Reichsſtände in Oberſchwaben hat er ähnliche Schreiben erlaſſen.“

„Und im Namen des Herzogs?“ fragte der junge Mann.

„Nein, ſie laſſen ihn nur ſo durchblicken, aber eine andere Lockſpeiſe haben ſie dem Biſchof hingeworfen; man ſagt nicht umſonſt, daß unſer alter Reformator Brenz ſeit einigen Nächten aus ſeinem Grab aufſtehe und die Kanzel beſteige — katholiſch wollen ſie uns machen. Du ſtaunſt? du willſt nicht glauben? Auch ich glaube, daß ſie es nicht aus Religioſität thun wollen, ſondern entweder ſoll es den Biſchof und die Oberſchwaben enger für die Sache verbinden, oder meinen ſie dem Herzog gefällig zu ſeyn, wenn ſie in vierundzwanzig Stunden den Glauben reformiren, wie ſie das alte Recht reformiren wollen.“

„Es kann, es darf nicht ſeyn!“ rief der junge Mann, „die Grundpfeiler unſeres Glückes und unſerer Zufriedenheit mit einem Schlag umſtürzen? es iſt nicht möglich, der Herzog kann es nicht dulden!“

„Er weiß und denkt nicht, daß ſie dies alles vorhaben,“ ſagte der Oberſt; „ſein Ruhm iſt ihm zu theuer, als daß er ihn auf dieſe Weiſe beflecken möchte; aber wenn es geſchehen iſt, ohne daß die Schuld auf ihn fällt, dann, fürchte ich, wird er das Alte nicht wieder herſtellen. Zu welchem Zweck, glaubt Ihr denn, habe der Jude dem Herzog das Edikt von geſtern abgeſchwatzt, worin er für Vergangenheit und Zukunft von aller Verantwortlichkeit freigeſprochen wird? das ſoll ihn ſchützen in dem kaum denkbaren Fall, wenn der Herzog über die treuen und ergebenen Räthe erbost würde, die ihm die unumſchränkte Macht zu Füßen legen und in der Stiftskirche einen Krummſtab aufpflanzen.“

„Und gegen dieſe wollt Ihr kämpfen?“ fragte Guſtav beſorgt und zweifelhaft.

„Kämpfen oder zuſammen untergehen,“ ſprach der Alte. „Wer mit uns verbunden iſt, mußt du jetzt nicht wiſſen, es genüge dir zu erfahren, daß es die Trefflichſten des Adels und die Wackerſten der Bürger ſind. Wir wollten den Kaiſer um Schutz anflehen, aber die Umſtände ſind ungünſtig, die Zeit iſt zu kurz, um durch alle Umwege zu ihm zu gelangen, und überdies hat der Herzog einen gewaltigen Stein im Brett ſeit den letzten Kriegen; man würde uns abweiſen. Uns bleibt nichts übrig als“ —

„Wir müſſen!“ rief der Oberſt muthig und entſchloſſen, „das praevenire müſſen wir ſpielen; Sankt Joſeph, den neunzehnten März haben ſie ſich zum Ziel geſteckt; aber einige Tage zuvor müſſen wir die Feinde des Landes gefangen nehmen, die treuen Truppen nach Stuttgart ziehen, das Landvolk zu unſerer Hülfe aufrufen, und wenn es gelungen iſt, dem Herzog von neuem huldigen und ihm zeigen, an welchem furchtbaren Abgrund er und wir geſtanden. Und dann — er iſt ein tapferer Soldat und ein Mann von Ehre, dann wird er erröthen vor der Schande, zu welcher ihn jene Elenden verführen wollten.“

„Aber der Herzog,“ fragte der junge Mann, „wo ſoll er ſeyn und bleiben, während Ihr dieſe furchtbare Gegenmine auffliegen laſſet?“

„Das iſt es ja gerade, was uns zur Eile zwingt,“ erwiederte der Oberſt; „ſie haben ihn überredet, im nächſten Monate die Feſtungen Kehl und Philippsburg zu bereiſen, und hinter ſeinem Rücken wollen ſie reformiren. Den elften will er abreiſen; ſchon ſind die Adjutanten ernannt, die ihn begleiten ſollen, und, wenn ich es ſagen darf, mit ſolchem Gepränge und ſo viel und laut wird von dieſer Reiſe geſprochen, daß ich fürchte, die ganze Fahrt iſt nur Maske und der Herzog wird nicht über die Grenze gehen.“

„Du kennſt jetzt unſern Plan,“ ſprach der alte Herr zu ſeinem Sohn, „ſey klug und vorſichtig. Ein Wort zuviel kann alles verrathen. Darum, wie es unter uns gebräuchlich iſt, lege deine Hand in die deines Vaters und dieſes tapfern Mannes und ſchwöre uns, zu ſchweigen.“

„Ich ſchwöre,“ ſagte Lanbek mit feſter Stimme, aber bleich und mit ſtarrem Auge; und ſein Vater und der Oberſt zogen ihn an ihre Bruſt und begrüßten ihn als einen der Ihrigen.

9.

Ein drückender trüber Nebel lag über Stuttgart und gab den Bergen umher und der Stadt ein trauriges ödes Anſehen; gerade ſo lag auch ein trüber ängſtlicher Ernſt auf den Geſichtern, die man auf den Straßen ſah, und es war, als hätte ein Unglück, das man nicht vergeſſen konnte, oder ein neuer Schlag, den man fürchtete, alle Herzen wie die ſonſt ſo lieblichen Berge umflort und in Trauer gehüllt. Am Abend eines ſolchen Tages ſchlich der junge Lanbek durch die feuchten Gänge des Gartens. Sein Geſicht war bleich, ſein Auge trübe, ſein Mund heftig zuſammengepreßt, ſeine hohe Geſtalt trug er nicht mehr ſo leicht und aufgerichtet wie zuvor, und es ſchien, als ſey er in den letzten acht Tagen um eben ſo viele Jahre älter geworden. Was er vorausgeſehen hatte, war eingetroffen; niemand, der die Lanbek auch nur dem Rufe nach kannte, konnte die ſchnelle Erhebung des jungen Mannes begreifen oder rechtfertigen. Die Günſtlinge und Kreaturen des mächtigen Juden traten ihm mit jener läſtigen Traulichkeit, mit jener rohen Freude entgegen, wie etwa Diebe und falſche Spieler einem neuen Genoſſen ihrer Schlechtigkeit beweiſen, und des jungen Lanbeks Gefühl bei ſolchen neuen werthen Bekanntſchaften läßt ſich am beſten mit den unangenehmen und wehmüthigen Empfindungen eines Mannes vergleichen, den das Unglück in einen Kerker mit dem Auswurf der Menſchen warf, und der ſich von Räubern und gemeinen Weibern als ihresgleichen begrüßen laſſen muß. Die gnädigen Blicke, die ihm der Miniſter hin und wieder öffentlich, beinahe zum Hohn, zuwarf, bezeichneten ihn als einen neuen Günſtling. Jetzt erſt ſah er, wie viele gute Menſchen ihm ſonſt wohlgewollt hatten; denn ſo manches bekannte Geſicht, das ſonſt dem Sohne des alten Lanbek einen guten Tag zugelächelt hatte, erſchien jetzt finſter, und ſelbſt wackere Bürgersleute und jene biederen ehrlichen Weingärtner, die ſich bei ihm und dem Alten ſo oft Raths erholt hatten, wandten jetzt die Augen ab und gingen vorüber, ohne den Hut zu rücken.

Der Gedanke an Lea erhöhte noch ſein Unglück. Er wußte genau, wie unglücklich ſein alter Vater, er ſelbſt und die Seinigen werden könnten, wenn der verzweifelte Schlag, den ſie führen wollten, mißlang; und doch, ſo groß der Frevel war, den jener fürchterliche Mann auf ſich geladen hatte, dennoch graute ihm, wenn er ſich die Folgen überlegte, die ſein Sturz nach ſich ziehen würde. Was ſollte aus der armen Lea werden, wenn der Bruder vielleicht Monate lang gefangen ſaß? Konnte der Herzog, ein ſo ſtrenger Herr, Vergehungen und Pläne wie die des Juden vergeben, ſelbſt wenn er ihm durch jenes Edikt Strafloſigkeit zugeſichert hatte?

Und dann durchzuckte ihn wieder die Erinnerung an jene ſchreckliche Drohung, die Süß gegen ihn ausgeſtoßen, als er das Verhältniß des jungen Mannes zu ſeiner Schweſter berührte. Alle Angſt vor ſeinem alten Vater, vor der Schande, die eine ſolche Verbindung, wenn ſie auch nur beſprochen würde, brächte, kam über ihn. Es gab Augenblicke, wo er ſeine Thorheit, mit der ſchönen Jüdin auch nur ein Wort gewechſelt zu haben, verwünſchte, wo er entſchloſſen war, den Garten zu verlaſſen, ſie nie wieder zu ſehen, ſeinem Vater alles zu ſagen, ehe es zu ſpät wäre; aber wenn er ſich dann das ſchöne Oval ihres Hauptes, die reinen unſchuldigen und doch ſo intereſſanten Züge und jenes Auge dachte, das ſo gern und mit ſo unnennbarem Ausdruck auf ſeinen eigenen Zügen ruhte, da war es, ich weiß nicht ob Eitelkeit, Thorheit, Liebe oder gar der Einfluß jenes wunderbaren Zaubers, der ſich aus Rahels Tagen unter den Töchtern Iſraels erhalten haben ſoll — es zog ihn ein unwiderſtehliches Etwas nach jener Seite hin, wo ihn, ſeit die Dämmerung des erſten Märzabends finſterer geworden war, die ſchöne Lea erwartete.

„Endlich, endlich!“ ſagte Lea mit Thränen, indem ſie ihre weiße Hand durch die Staketen bot, welche die beiden Gärten trennten. „Wenn nicht der Frühling indeß hätte kommen müſſen, wahrhaftig ich hätte gedacht, es ſey ſchon ein Vierteljahr vorüber. Ich bin recht ungehalten; wozu denn auch in den Garten gehen bei dieſer ſchlimmen Jahrszeit, wenn Ihr frei und offen durch die Hausthüre kommen dürft? wiſſet nur, Herr Nachbar, ich bin ſehr unzufrieden.“

„Lea,“ erwiederte er, indem er die ſchöne Hand an ſeine Lippen zog, „verkenne mich nicht, Mädchen! Ich konnte wahrhaftig nicht kommen, Kind! Zu dir durfte ich nicht kommen, und in die Cirkel deines Bruders gehe ich nicht; und wenn ich wüßte, daß du ein einziges Mal da warſt, würde ich dich nicht mehr ſprechen.“ Trotz der Dunkelheit glaubte der junge Mann dennoch eine hohe Röthe auf Lea's Wangen aufſteigen zu ſehen. Er ſah ſie zweifelhaft an; ſie ſchlug die Augen nieder und antwortete: „Du haſt Recht, ich darf nicht in die Cirkel meines Bruders gehen.“

„So biſt du da geweſen? ja, du biſt dort geweſen!“ rief Landek unmuthig, „geſtehe nur, ich kann jetzt doch ſchon alles in deinen Augen leſen.“

„Höre mich an,“ erwiederte ſie, indem ſie bewegt ſeine Hand drückte, „die Amme hat dir geſagt, was nach dem Carneval vorging, und wie ich ihn bat und flehte, dich frei zu laſſen. Seit jener Zeit hat ſich ſein Betragen ganz geändert; er iſt freundlicher, behandelt mich, wie wenn ich auf einmal um fünf Jahre älter geworden wäre, und läßt mich zuweilen ſogar mit ſich ausfahren. Vor einigen Tagen befahl er mir, mich ſo ſchön als möglich anzukleiden, legte mir ein ſchönes Halsband in die Hand, und Abends führte er mich die Treppe herab in ſeine eigenen Zimmer. Da waren nur Wenige, die ich kannte, die meiſten Herren und Damen waren mir fremd. Man ſpielte und tanzte, und von Anfang gefiel es mir ſehr wohl, nachher freilich nicht, denn“ —

„Denn?“ fragte Landek geſpannt.

„Kurz, es gefiel mir nicht und ich werde nicht mehr hingehen.“

„Ich wollte, du wäreſt nie dort geweſen,“ ſagte der junge Mann.

„Ach, konnte ich denn wiſſen, daß die Geſellſchaft nicht für mich paſſen würde?“ erwiederte Lea traurig, „und überdies ſagte mein Bruder ausdrücklich, es werde meinen Herrn Bräutigam freuen, wenn ich auch unter die Leute komme.“

„Wen hat er geſagt, wen werde es freuen?“ rief Landek.

„Nun dich,“ antwortete Lea; „überhaupt, Lanbek, ich weiß gar nicht, wie ich dich verſtehen ſoll; du biſt ſo kalt, ſo geſpannt; gerade jetzt, da wir offen und ohne Hinderniß reden können, biſt du ſo ängſtlich, beinahe ſtumm; ſtatt ins Haus zu uns zu kommen, beſtellſt du mich heimlich in den Garten; ich weiß doch nicht, vor wem man ſich ſo ſehr zu fürchten hat, wenn man einmal in einem ſolchen Verhältniß ſteht?“

„In welchem Verhältniß?“ fragte Lanbek.

„Nun, wie fragſt du doch wieder ſo ſonderbar! Du haſt bei meinem Bruder um mich angehalten, und er ſagte dir zu, im Fall ich wollte und der Herzog durch ein Reſcript das Hinderniß wegen der Religion zwiſchen uns aufhöbe. Ich bin nur froh, daß du nicht Katholik biſt, da wäre es nicht möglich, aber ihr Proteſtanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und ſeyd doch eigentlich ſo gut Ketzer wie wir Juden.“

„Lea, um Gotteswillen, frevle nicht!“ rief der junge Mann mit Entſetzen. „Wer hat dir dieſe Dinge geſagt? O Gott, wie ſoll ich dir dieſen furchtbaren Irrthum benehmen?“

„Ach, geh' doch!“ erwiederte Lea. „Daß ich es wagte, mein verhaßtes Volk neben euch zu ſtellen, bringt dich auf. Aber ſey nicht bange; mein Bruder, ſagen die Leute, kann alles, er wird uns gewiß helfen, denn was er ſagt iſt dem Herzog recht. Doch eine Bitte habe ich, Guſtav: willſt du mich nicht bei den Deinigen einführen? Du haſt zwei liebenswürdige Schweſtern; ich habe ſie ſchon einige Mal vom Fenſter aus geſehen; wie freut es mich, einſt ſo nahe mit ihnen verbunden zu ſeyn! Bitte, laß mich ſie kennen lernen.“

Der unglückliche junge Mann war unfähig, auch nur ein Wort zu erwiedern; ſeine Gedanken, ſein Herz wollten ſtille ſtehen. Er blickte wie einer, der durch einen plötzlichen Schrecken aller Sinne beraubt iſt, mit weiten trockenen Augen nach dem Mädchen hin, das, wenn auch nicht in dieſem Augenblick, doch bald vielleicht noch unglücklicher werden mußte als er, und das jetzt lächelnd, träumend, ſorglos wie ein Kind an einem furchtbaren Abgrund ſich Blumen zu ſeinem Kranze pflückte.

„Was fehlt dir, Guſtav?“ ſprach ſie ängſtlich, als er noch immer ſchwieg. „Deine Hand zittert in der meinigen: biſt du krank? Du biſt ſo verändert.“ Doch — noch ehe er antworten konnte, ſprach eine tiefe Stimme neben Lea: „Bon soir, Herr Expeditionsrath; Sie unterhalten ſich hier im Dunkeln mit Dero Braut? Es iſt ein kühler Abend; warum ſpazieren Sie nicht lieber herauf ins warme Zimmer? Sie wiſſen ja, daß mein Haus Ihnen jederzeit offen ſteht.“

„Mit wem ſprichſt du hier, Guſtav?“ ſagte der alte Landek, der beinahe in demſelben Augenblick herantrat, „deine Schweſtern behaupten, du unterhalteſt dich hier unten mit einem Frauenzimmer.“

„Es iſt der Miniſter,“ antwortete Guſtav beinahe athemlos.

„Gehorſamer Diener!“ ſprach der Alte trocken, „ich habe zwar nicht das Vergnügen, Ew. Excellenz zu ſehen in dieſer Dunkelheit, aber ich nehme Gelegenheit, meinen gehorſamſten Dank von wegen der Erhebung meines

Sohnes abzuſtatten; bin auch ſehr charmirt, daß Sie ſo treue Nachbarſchaft mit meinem Guſtav halten."

„Man irrt ſich," erwiederte Süß, heiſer lachend, „wenn man glaubt, ich bemühe mich, mit dem Herrn Sohn im Dunkeln über den Zaun herüber zu parliren, ich kam nur, um meine Schweſter abzuholen, weil es etwas kühles Wetter iſt und die Nachtluft ihr ſchaden könnte."

„Mit Ihrer Schweſter?" ſagte der Alte ſtreng, „Burſche, wie ſoll ich das verſtehen, ſprich!"

„Eſchauffiren ſich doch der Herr Landſchaftskonſulent nicht ſo ſehr!" erwiederte der Jude, „Jugend hat nicht Tugend, und er macht ja nur meiner Lea in allen Ehren die Cour."

„Schandbube!" rief der alte Mann, indem er ſeine Hand um den Arm ſeines Sohnes ſchlang und ihn hinwegzog, „geh' auf dein Zimmer; ich will ein Wort mit dir ſprechen; und Sie, Jungfer Süßin, daß Sie ſich nimmer einfallen läßt, mit dem Sohn eines ehrlichen Chriſten, mit meinem Sohn ein Wort zu ſprechen, und wäre Ihr Bruder König von Jeruſalem, es würde meinem Hauſe dennoch keine Ehre ſeyn." Mit ſchwankenden unſichern Schritten führte er ſeinen Sohn hinweg. Lea weinte laut, aber der Miniſter lachte höhniſch; „Parole d'honneur!" rief er, „das war eine ſchöne Scene; vergeſſen Sie übrigens nicht, Herr Expeditionsrath, daß Sie nur noch vierzehn Tage Friſt zu Ihrer Werbung haben; bis dahin und von dort an werde ich mein Wort halten."

10.

Die an Furcht grenzende Achtung des jungen Lanbek hieß ihn geduldig und ohne Murren dem Vater folgen, und langjährige Erfahrungen über den Charakter des Alten verboten ihm in dieſem Augenblick, wo der Schein ſo auffallend gegen ihn war, ſich zu entſchuldigen. Der Landſchaftskonſulent warf ſich auf ſeinem Zimmer in einen Armſeſſel und verhüllte ſein Geſicht. Beſorgt und ängſtlich ſtand Guſtav neben ihm und wagte nicht zu reden; aber die beiden ſchönen Schweſtern des jungen Mannes flogen herbei, als ſie die Schwäche des Vaters ſahen, fragten zärtlich, was ihm fehle, ſuchten ſeine Hände vom Geſicht herabzuziehen und benetzten ſie mit ihren Thränen. — „Das iſt der Bube!“ rief er nach einiger Zeit, indem ſein Zorn über ſeine körperliche Schwäche ſiegte, „der iſt es, der das Haus eures Vaters, unſern alten guten Namen, euch, ihr unſchuldigen Kinder, mit Elend, Schmach und Schande bedeckt; der Judas, der Vatermörder — denn heute hat er den Nagel in meinen Sarg geſchlagen.“

„Vater! um Gotteswillen! Guſtav!“ riefen die Mädchen bebend, indem ſie ihren bleichen Bruder ſcheu anblickten und ſich an den alten Lanbek ſchmiegten.

„Ich weiß,“ ſagte der unglückliche junge Mann, „ich weiß, daß der Schein gegen mich“ —

„Willſt du ſchweigen!“ fuhr der Konſulent mit glühenden Augen und einer drohenden Geberde auf. „Schein? meinſt du, du könnteſt meine alten Augen auch wieder blenden, wie damals nach dem Carneval? Nicht wahr, es wäre weit bequemer, wenn ſich dieſe beiden Augen ſchon ganz geſchloſſen, wenn ſie den alten Landel ſo tief verſcharrt hätten, daß keine Kunde von der Schande ſeines Namens mehr zu ihm dringt. Aber verrechnet haſt du dich, Elender! Enterben will ich dich; hier ſtehen meine lieben Kinder, du aber ſollſt ausgeſtoßen ſeyn, meines ehrlichen Namens beraubt, verflucht" —

„Vater!" riefen ſeine drei Kinder mit einer Stimme, die Töchter ſtürzten ſich auf ihn, und zum erſtenmal wagte es Hedwig, ihre Lippen auf die geheiligten Lippen des Vaters zu legen, indem ſie ihm den zum Fluch geöffneten Mund mit Küſſen verſchloß. Die jüngere hatte ſich unwillkürlich vor Guſtav geſtellt, ſeine Hand ergriffen, als wolle ſie ihn vertheidigen, der junge Mann aber riß ſich kräftig los; nie ſo als in dieſem Augenblick glich ſein Geſicht, ſein drohendes Auge den Zügen ſeines Vaters, und die beengte Bruſt weit vorwerfend, ſprach er: „Ich habe alles ertragen, was möglicherweiſe ein Sohn von ſeinem Vater ertragen darf; ich habe aber noch andere Pflichten, meine eigene Ehre muß ich wahren, und wäre es mein eigener Vater, der ſie antaſtet. Es hätte Ihnen genügen können, wenn ich bei allem, was mir heilig iſt, verſichere, daß ich nicht der bin, wofür Sie mich halten. Wenn Sie keinen Glauben mehr an mich haben, wenn Sie mich aufgeben, dann bleibt nichts mehr übrig. Lebet wohl — ich will euch nur noch eine Schande machen."

„Du bleibſt!" rief ihm der Alte mehr ängſtlich und bebend als befehlend nach. „Meinſt du, dies ſey der Weg, einen gekränkten Vater zu verſöhnen? Haſt du ſo ſehr Eile mir voranzugehen, und einen Weg einzuſchlagen, wo ich dich nie mehr träfe? Denn ich habe redlich und nach meinem Gewiſſen gelebt, dich aber und deine Abſicht verſtand ich wohl."

„Aber, Vater," ſprach ſeine jüngſte Tochter mit ſanfter Stimme, „wir hatten ja alle Guſtav immer ſo lieb, und Sie ſelbſt ſagten ſo oft, wie tüchtig er ſey; was kann er denn ſo Schreckliches verbrochen haben, daß Sie ſo hart mit ihm verfahren?"

„Das verſtehſt du nicht, oder ja, du kannſt es verſtehen: des Juden Schweſter liebt er, und mit ihr und ſeinem Herrn Schwager Süß hat er ſich am Gartenzaun unterhalten. Jetzt ſprich! kannſt du dich entſchuldigen? O ich Thor, der ich mir einbildete, man habe ihn, um mir eine Falle zu legen, erhoben und angeſtellt! ſeine jüdiſche Charmante hat ihn zum Expeditionsrath gemacht!"

„Der Vater will mich nicht verſtehen," ſprach der junge Mann, mit Thränen in den Augen, „darum will ich zu euch ſprechen. Euch, liebe Schweſtern, will ich redlich erzählen, wie die Umſtände ſich verhalten, und ich glaube nicht, daß ihr mich verdammen werdet." Die Mädchen ſetzten ſich traurig nieder, der Alte ſtützte ſeine gefurchte Stirne auf die Hand und horchte aufmerkſam zu. Guſtav erzählte, anfangs erröthend und dann oft von Wehmuth unterbrochen, wie er Lea kennen gelernt habe, wie gut und kindlich ſie geweſen ſey, wie gern ſie mit ihm geſprochen habe, weil ſie ſonſt niemand hatte, mit dem ſie ſprechen konnte. Er wiederholte dann das Geſpräch mit dem jüdiſchen Miniſter und deſſen argliſtige

Anträge; er verſicherte, daß er nie dem Gedanken an eine Verbindung mit Lea Raum gegeben habe, und daß er dieſen Abend dem Miniſter es ſelbſt geſagt haben würde, wäre nicht der Vater ſo plötzlich dazwiſchengekommen.

„Du haſt ſehr gefehlt, Guſtav,“ ſagte Hedwig, ſeine ältere Schweſter, ein ruhiges und vernünftiges Mädchen. „Da du nie, auch nur entfernt, an eine Verbindung mit dieſem Mädchen denken konnteſt, ſo war es deine Pflicht als redlicher Mann, dich gar nicht mit ihr einzulaſſen. Auch darin haſt du ſehr gefehlt, daß du nicht gleich damals ſchon deinem Vater alles anvertraut haſt; aber ſo haſt du jetzt deine ganze Familie unglücklich und zum Geſpött der Leute gemacht; denn meinſt du, der Süß werde nicht halten, was er gedroht? ach er wird ſich an Papa, an dir, an uns allen rächen!“

„Geh, bitte den Vater um Verzeihung!“ ſprach das ſchöne Käthchen weinend. „Du mußt ihm nicht noch Vorwürfe machen, Hedwig, er iſt unglücklich genug. Komm, Guſtav,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſeine Hand ergriff und ihn zu dem Vater führte, „bitte, daß er dir vergibt; ja, wir werden recht unglücklich werden, der böſe Mann wird uns verderben, wie er das Land verdorben hat, aber dann laſſet doch wenigſtens Frieden unter uns ſeyn. Wenn wir uns nur noch haben, ſo haben wir viel, wenn er uns alles Uebrige nimmt.“

Der Alte blickte ſeinen Sohn lange, doch nicht unwillig an. „Du haſt gehandelt wie ein eitler junger Menſch, und die Aufmerkſamkeit, die dir dieſe Jüdin ſchenkte, hat dich verblendet. Du haſt, ich fühle es für dich, vielleicht ſchon ſeit geraumer Zeit, gewiß aber dieſen Abend dafür gebüßt. Katharine hat Recht; ich will dir nicht länger grollen; wir müſſen uns jetzt gegen einen furchtbaren Feind waffnen. Glaubſt du, daß er Wort halten wird, mit den vierzehn Tagen Friſt, die er dir nachrief!“

„Ich glaube und hoffe es,“ antwortete der junge Mann. „Um jene Zeit muß ſich mehr entſcheiden als nur das Schickſal unſeres Hauſes,“ fuhr der Alte fort; „Römchingen und Süß — oder wir; wer verliert, bezahlt die Zeche. Jetzt gelobe mir aber, Guſtav, die Jüdin nie mehr, weder im Garten noch ſonſt wo aufzuſuchen, und unter dieſer Bedingung will ich deine Thorheit verzeihen.“

Guſtav verſprach es mit bebenden Lippen und verließ dann das Zimmer, um ſeine Bewegung zu verbergen. Noch lange und mit unendlicher Wehmuth dachte er dort über das unglückliche Geſchöpf nach, deſſen Herz ihm gehörte und das er nicht lieben durfte. Er theilte zwar alle ſtrengen religiöſen Anſichten ſeiner Zeit, aber er ſchauderte über dem Fluch, der einen heimathloſen Menſchenſtamm bis ins tauſendſte Glied verfolgte und jeden mit ins Verderben zu ziehen ſchien, der ſich auch den Edelſten unter ihnen auf die natürlichſte Weiſe näherte. Er fand zwar keine Entſchuldigung für ſich und ſeine verbotene Neigung zu einem Mädchen, das nicht auch ſeinen Glauben theilte, aber er gewann einigen Troſt, indem er ſein eigenes Schickſal einer höheren Fügung unterordnete.

Sein Vater und die Schweſtern unterhielten ſich noch lange über ihn und dieſe Vorfälle, und die Erinnerung an ſo manche ſchöne Tugend des jungen Mannes verſöhnte nach und nach den Alten, ſo daß er ſelbſt das Geheimhalten jener Vorſchläge des Miniſters einigermaßen entſchuldigte. Als aber ſpät Abends die beiden Schweſtern allein waren, ſagte Käthchen: „Wahr iſt es doch, Guſtav hat zwar gefehlt, aber an ſeiner Stelle hätte jeder andere auch gefehlt. Ich habe ſie einmal am Fenſter und einmal im Garten geſehen; ſo ſchön und anmuthig ſah ich in meinem ganzen Leben nichts; was ſind alle Geſichter in Stuttgart, was iſt ſelbſt die ſchöne Marie, von der man ſo viel Wunder macht, gegen dieſes herrliche Geſicht! Nein, Hedwig, ich hätte mich ganz in ſie verlieben können.“

„Wie magſt du nur ſo thöricht ſchwatzen!“ erwiederte Hedwig unwillig, „mag ſie ſeyn wie ſie will, ſie iſt und bleibt doch eine Jüdin.“

11.

Nicht die unglückliche Liebe ihres Bruders allein war es, was in den folgenden Tagen die ſchönen Töchter des Landſchaftskonſulenten Lanbek ängſtigte; nein, es war das ſonderbare und drückende Verhältniß, das zwiſchen Vater und Sohn zu herrſchen ſchien, was den vier ſchönen blauen Augen im Stillen ſo manche Thräne koſtete. Man konnte nicht ſagen, daß ſie ſich finſter angeblickt, mürriſch gefragt oder kalt geantwortet hätten; aber dennoch ſah man ihnen beiden an, daß Gram und Sorgen ſie beſchäftigten, und die Mädchen wurden immer wieder in ihren Vermuthungen über den Grund dieſes Grämens irre geleitet, wenn ſie zuweilen den alten Mann und ſeinen Sohn in einer Fenſterniſche beiſammen ſtehen und zutraulicher, aber auch ernſter als je zuſammen flüſtern ſahen. Endlich wurden ſie ſogar für drei Abende in der Woche förmlich aus dem großen Familienzimmer, das Winters allen zum Aufenthalt diente, verwieſen, und, was ihres Wiſſens nie geſchehen war, Papa's kleines Bibliothekzimmer wurde ihnen für ſolche Abende beſonders geheizt, und ihnen die Erlaubniß gegeben, ſich an den trefflichen Juriſten und Philoſophen zu amüſiren.

Freilich bedachten bei ſolchem Exil weder Vater noch Sohn, daß man von der Bibliothek im obern Stock in das Studirzimmer, von dieſem in das Gaſtzimmer und von dem Gaſtzimmer in die ſogenannte Rumpelkammer kommen könne, von welcher eine viereckige Oeffnung, mit einem kleinen Deckel verſehen, in das Wohnzimmer hinabging, um Luft oder Wärme in dieſes Gemach zu leiten; ſie bedachten auch nicht, daß weibliche Neugierde wohl noch ſtärkere Schranken durchbrochen haben würde, als dieſe, die zwiſchen jener Kammer und der Bibliothek lagen. Einige Abende hatte übrigens doch ein noch mächtigeres Gefühl als Neugierde die Mädchen in der Bibliothek zurückgehalten, nämlich Furcht. Hedwig behauptete, ſchon öfters oben in jener Kammer Fußtritte und ein ſchreckliches Stöhnen gehört zu haben, und dem ſchönen Käthchen graute dort hinzugehen, weil jenes Gemach nur eine dünne Wand aus Holz und Backſteinen von den Zimmern des gefürchteten Juden Süß trennte.

Eines Abends jedoch, als man die Mädchen ſchon längſt weggeſchickt hatte, ſah Käthchen, die ſich bis auf die Mitte der Treppe hinabgeſchlichen hatte, drei Männer bei ihrem Vater eintreten, die ihre Neugierde aufs Höchſte trieben. Der erſte, der ſich langſam und ſchnaubend die untere Treppe heraufſchob und auf der Hausflur einige Minuten ſtehen blieb, um Athem zu ſammeln, war niemand Geringeres als der lutheriſche Prälat Klinger. Seine ſchneeweiße Perrücke, ſeine Prälatenkette, die gerade auf dem Magen ruhte, und ſeine alten verwitterten Züge flößten dem Mädchen ungemeine Ehrfurcht ein; ihm folgte haſtigen Schrittes der Oberſt und Stallmeiſter von Röder, ein Mann, den man für ſehr klug und tapfer, aber zugleich auch in ſeinen Sitten für ſehr unheilig hielt, und über den dritten hätte ſie beinahe laut aufgelacht, es war der fröhliche Kapitän Reelzingen, der ſo drollige Geſchichten und Schnurren zu erzählen wußte, und ſie ſchon auf manchem Balle beinahe zum Lachen gebracht hatte. Heute hatte er ſein Geſicht in ganz ehrbare Falten gelegt und ſah gerade aus wie damals, als er ihr auf parole d'honneur ſchwur, daß er ſie vraiment liebe. Sie ſah ihm lächelnd nach, bis ſein ungeheurer Degen in der Thüre verſchwunden war, und eilte dann in das Bibliothekzimmer, wo ſie die blonde Hedwig traf, welche die Augen feſt zugeſchloſſen hatte, um nicht über ein Geſpenſt zu erſchrecken, wenn etwa zufällig eines in der Bibliothek auf und ab wandelte. „Heute müſſen wir hinunter gucken!“ erklärte Käthchen, „und komm nur jetzt gleich mit! Denke dir, die Leute kommen hier zuſammen wie beim Carneval. Haſt du je ſonſt den Prälaten Klinger und den Kapitän Reelzingen in einem Zimmer geſehen, und dazu den Oberſt Röder und“ —

ſetzte ſie hinzu, als die Schweſter zauderte — „ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht, als die Thüre einmal aufging, auch Blankenberg geſehen hätte.“

Dieſer letzte Name entſchied; Käthchen nahm das Licht und ging mit pochendem Herzen voran, Hedwig folgte ihr, ſo nahe als möglich an die muthigere Schweſter gedrängt, und als jene die verhängnißvolle Kammerthüre aufſchloß, hielt ſie ſich feſt an ihrem Kleide. Die Oeffnung war gerade über dem Ofen des Wohnzimmers, das einen Stock tiefer lag, angebracht, und Käthchen konnte, als ſie die Klappe aufzog, ſelbſt wenn ſie ſich auf die Knie legte und den Kopf tief herabbeugte, doch nicht mehr als vier oder fünf der verſammelten Männer ſehen; auch Hedwig beugte ſich jetzt herab und verſuchte es, noch tiefer zu blicken als ihre Schweſter, aber verdrießlich ſtand ſie wieder auf und ſagte: „Nichts als den breiten Rücken des Prälaten, einige Perrücken und die Uniform des Oberſten kann ich ſehen; weißt du denn gewiß, daß Blankenberg zugegen iſt?“

„Sicher!“ erwiederte Käthchen, ſchalkhaft lächelnd. „Doch laß uns horchen, was ſie ſprechen; vielleicht kennſt du deinen Liebhaber an der Stimme.“

Sie ſetzten ſich auf den Fußboden neben der Oeffnung und lauſchten; die angenehme Wärme, die von dem Ofen herausdrang, und ihre Neugierde ließen ſie eine Zeit lang die empfindlichſte Kälte der Märznacht vergeſſen; endlich richtete ſich Hedwig unmuthig auf. „Meinſt du, wir werden klug werden aus dieſem Geplauder, wovon man nur die Hälfte verſteht? Sie ſchwatzen wieder, wie immer, vom Wohl des Landes, vom Herzog, von

Süß, von allem; was geht das uns an! Komm! es iſt gar ſchaurig hier und kalt. Mädchen, ſo ſteh' doch auf!“

Aber Käthchen winkte ihr zu ſchweigen; man hörte jetzt eben den Oberſt Röder mit beſtimmter und vernehmlicher Stimme etwas vorleſen, die tiefe Stille umher unterbrach nur zuweilen ein ſchnell verrauſchendes Murmeln des Unwillens. Jetzt ſprach der alte Lanbek; Käthchens fröhliche Züge gingen nach und nach in Staunen und Angſt über; endlich als die Männer unten wieder laut, aber beifällig zuſammen ſprachen und die Gläſer anſtießen, flog eine hohe Röthe über das ſchöne Geſicht des Mädchens, ihre Augen leuchteten, als ſie vorſichtig die Klappe ſchloß, die Lampe ergriff und mit ihrer Schweſter den Rückweg einſchlug.

„Haſt du was verſtanden?“ fragte Hedwig. „Du ſchienſt auf einmal ſo aufmerkſam; was haben ſie denn Beſonderes geſprochen?“

„Ich weiß nicht alles, ich kann nicht alles ſagen,“ erwiederte Käthchen nachdenkend; „mir iſt's, als hätte mir alles geträumt. Höre — aber ſchweig'! es könnte uns alle unglücklich machen. Das ſind gefährliche Menſchen in Vaters Zimmers unten. Mir graut, wenn ich daran denke, was daraus entſtehen kann.“

„So ſprich doch, einfältiges Kind! ich bin zwei Jahre älter als du, und du ſollſt keine Geheimniſſe vor mir haben.“

„Denke dir,“ fuhr Käthchen mit leiſer Stimme fort, „der Süß will uns katholiſch machen und die Landſchaft umſtürzen; da verlöre der Vater und alle andern verlören ihre Stellen!“

„Katholiſch!“ rief Hedwig mit Entſetzen, „da müßten wir ja Nonnen werden, wenn wir ledig blieben! Nein, das iſt abſcheulich!“

„Ach, warum nicht gar,“ erwiederte Käthchen, über den Jammer ihrer Schweſter lächelnd, „da müßte es viele Nonnen geben, wenn alle, die keine Männer bekommen, ins Kloſter gingen; aber ſey ruhig, es kommt nicht ſo weit. In drei Tagen, ſagte Röder, werde der Herzog verreiſen, und während er in Philippsburg iſt, wollen die Männer da unten den Juden und alle ſeine Gehülfen im Namen der Landſchaft gefangen nehmen und dann dem Herzog beweiſen, wie ſchlecht ſeine Miniſter waren.“

„Ach Gott, ach Gott! das geht nicht gut,“ ſagte Hedwig weinend; „alles werden ſie verlieren, denn der Herzog traut allen eher als denen von der Landſchaft; ich weiß ja, was mir einmal die Oberſtjägermeiſterin über den Vater ſagte. Du wirſt ſehen, es geht unglücklich.“

„Und wenn auch,“ antwortete Käthchen, „ſo ſind wir die Töchter eines Mannes, der, was er thut, zum Beſten ſeines Vaterlandes thut. Das kann uns tröſten.“ Das muthige Mädchen holte aus dem Schranke eine mit vielen ſchönen Kupfern geſchmückte Bibel. Sie gab der weinenden Schweſter das neue Teſtament, um ſich an den Kupfern und Reimſprüchen zu zerſtreuen. Sie ſelbſt ſchlug ſich das alte Teſtament auf. Sie verbarg ihre eigene Beſorgniß um ihren Vater unter einem Liedchen, daß ſie leiſe vor ſich hinſang, während ihre ſchönen Fingerchen emſig die vergelbten Blätter von einem Bilde zum andern durcheilten.

12

Es gibt im Leben einzelner Staaten Momente, wo der aufmerkſame Beſchauer noch nach einem Jahrhundert ſagen wird, hier, gerade hier mußte eine Kriſe eintreten; ein oder zwei Jahre nachher wären dieſelben Umſtände nicht mehr von derſelben Wirkung geweſen. Es iſt dann dem endlichen Geiſt nicht mehr möglich, eine ſolche Fügung der Dinge ſich hinweg zu denken, und aus der unendlichen Reihe von möglichen Folgen diejenigen aneinander zu knüpfen, die ein eben ſo nothwendig verkettetes Ganze bilden, als ein verfloſſenes Jahrhundert mit allen ſeinen hiſtoriſchen Wahrheiten. Hier zeigte ſich der Finger Gottes, pflegt man zu ſagen, wenn man auf ſolche wichtige Augenblicke im Leben eines Staates ſtößt. Es hat aber zu allen Zeiten Männer gegeben, die, mochte ihr eigener Genius, mochte das Studium der Geſchichte ſie leiten, ſolche Momente geahnet, berechnet haben, und ſie wirkten dann am überraſchendſten, wenn ſie ſich nicht begnügten, ſolche Kriſen vorhergeſehen zu haben, ſondern wenn ſie Muth genug beſaßen, zu rechter Zeit ſelbſt einzuſchreiten, Kraft genug, um eine Rolle durchzuführen. Die Geſchichte hat längſt über die kurze Regierung der Miniſter Karl Alexanders entſchieden. Sie flucht keinem Sterblichen, ſonſt müßte ſie die Thränen und Seufzer Würtembergs in ſchwere Worte gegen die Urheber ſeines Unglücks im Jahr 1737 verwandeln; aber ſie gedenkt mit Liebe einiger Männer, die ſich nicht von dem Strome der allgemeinen Verderbniß hinreißen ließen, die ahnten, es müſſe anders kommen, die vor dem Gedanken nicht zitterten, eine Aenderung der Dinge herbeizuführen, und die auch dann mit Ruhe und Gelaſſenheit die Sache ihres Landes führten, als ein Höherer es übernommen hatte, einen unerwartet ſchnellen Wechſel der Dinge herbeizuführen, indem er zwei feurige Augen ſchloß und ein tapferes Herz ſtille ſtehen hieß.

Wer ſollte es dieſem heiteren Stuttgart und ſeinen friedlichen Straßen anſehen, daß es einſt der Schauplatz ſo drückender Beſorgniſſe war? Wie beruhigt über den Gang der Dinge ſind die Enkel derer, die in jenem verhängnißvollen März jede Stunde für das Schickſal ihrer Familien, für die alten Rechte ihres Landes, ſelbſt für ihren Glauben zittern mußten.

Wer den übermüthigen Sü[illegible] ſeiner Karoſſe, mit ſechs Pferden beſpannt, durch [illegible]reiche Vorſtadt fahren ſah, wie er ſtolz lächelnd auf die bleichen feindlichen Geſichter herabblickte, die ihm überall begegneten; wer den ſchrecklichen Hallwachs, ſeinen innigen Freund und Rathgeber, neben ihm ſah, und bedachte, wie viele verderbliche Pläne dieſer Mann erſonnen, wie viele unerhörte Monopole er eingeführt habe und wie er immer neue zu erfinden trachte; wer das unbegrenzte Vertrauen kannte, das der Herzog in dieſe Menſchen ſetzte, der mußte wohl an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln.

Dazu kamen noch die ſonderbaren und widerſprechenden Gerüchte, die im Umlauf waren. Die einen ſagten, der Herzog ſey nach Philippsburg und Kehl gereiſt, habe aber das Regiment nicht an den Geheimenrath, ſondern das Siegel dem Juden Süß gegeben;

andere widerſprachen und behaupteten, man habe den Herzog an einem Fenſter des Ludwigsburger Schloſſes geſehen, auch ſeyen ſeine Pferde noch dort und er ſey nicht abgereiſt. In einem Dorf an der öſterreichiſchen Grenze im Oberland ſollen die Katholiken plötzlich über die proteſtantiſchen Einwohner hergefallen ſeyn, und als letztere den Kampfplatz behaupteten, ſey eine Compagnie Kreistruppen über die Grenze herein ins Dorf gerückt. Am ſonderbarſten klang das Gerücht, das ſich überdies noch beſtätigte, der Oberfinanzrath Hallwachs habe ein koſtbares Meßgewand beim Hofſticker beſtellt und ihm befohlen, es bis zum achtzehnten März fertig zu machen, und wenn er mit fünfzig Geſellen arbeiten müßte; bringe er es nicht fertig, ſo werde er eingeſetzt. Ein lutheriſcher Geiſtlicher, den man mit Namen nannte, ſoll den Kindern in der Schule Kreuzchen aus Holz geſchnitzt geſchenkt haben, mit den Worten: „Nur wenn ihr dieſe in Händen haltet, könnet ihr recht beten.“ Endlich erzählte man ſich als etwas Verbürgtes, der Jude habe zum Herzog über der Tafel geſagt: „Ihre Stände, Durchlaucht, ſind eigentlich Widerſtände; aber ſie ſtehen ſchon ſo lange, daß ſie müde und matt ſind.“ Karl Alexander habe ihm lächelnd zur Antwort gegeben: „c'est vrai; allons donc leur donner des chaises, et une fois assis, ils ne se leveront plus.“ Auch jene Männer, die entſchloſſen waren, dem drohenden Verderben zuvorzukommen, hörten dieſe Gerüchte. Aber ſie waren dabei kalt und ruhig; wußten ſie ja doch, Würtemberg ſtehe eine ſolche Veränderung bevor, daß es entweder erleichtert oder ſo tief ins Unglück geſtürzt werden würde, daß der

Jammer des Einzelnen davor verſtummen müſſe. Man erzählt ſich, ſie haben alles, was dazu gehört, einem mächtigen und bösartigen Feind mit Hülfe des Landvolks zu begegnen, vorbereitet gehabt, und wenn ihr Unternehmen gelingen ſollte, ſo verdankten ſie es nur den wenigen hellſtrahlenden Namen einiger Männer aus der Landſchaft; denn an dieſe war man in Würtemberg gewöhnt, das Intereſſe des Landes zu ketten.

Es war ſpät Abends den elften März, als der Landſchaftskonſulent Lanbek mit ſeinem Sohne und dem Kapitän Reelzingen in ſeiner Wohnſtube beim Weine ſaß. Die beiden Lanbek waren ernſt und düſter, der Kapitän aber konnte auch jezt ſeinen fröhlichen Lebensmuth nicht verbergen, denn er theilte ſeine Aufmerkſamkeit und ſein Geſpräch zwiſchen der Fenſterniſche, wo die beiden Schweſtern Guſtavs ſaßen, und zwiſchen den beiden Männern an ſeiner Seite. Hedwig ſah bleich und ſtill vor ſich hin auf ihre Nadeln, aber auf Käthchens Geſichtchen lag eine höhere Röthe als gewöhnlich, und alle Augenblicke zeigte ſie die weißen Zähne und die ſchönen Grübchen in ihren Wangen, denn der Kapitän wußte wieder wunderſchöne Späße und Geſchichten.

„Wie iſt Euer Pferd, Kapitän?“ fragte der alte Lanbek.

„Mein Fuchs iſt ein beſſerer Infanteriſt als ich ſelbſt,“ erwiederte er; „wenn ich die ſechs erſten Stunden Trab und bergauf Schritt reite, ſo kann ich die nächſten ſechs bequem Galopp reiten. Er hat nur einen Fehler, den, daß er noch nicht bezahlt iſt, und macht mir durch dieſe Untugend oft großen Jammer.“

„Ihr könnt,“ fuhr der Alte fort, „wenn ihr von der Galgenſteige an ſcharf Trab reitet, zwiſchen elf und zwölf Ludwigsburg paſſiren; um vier Uhr müßt ihr in Heilbronn ſeyn, und dort laßt ihr die Pferde ruhen; zwiſchen acht und zehn Uhr ſeyd ihr morgen in Oehringen.“

„Aber, Vater,“ fiel Guſtav ein, „wäre es nicht rathſamer, gegen Heidelberg zu reiten? Ich wollte drauf wetten, wir ſind gegen Oehringen hin nicht mehr ſicher. Bedenken Sie, daß der Deutſchorden dort tief herein ſich erſtreckt, daß ſie in Mergentheim gewiß von dem Biſchof in Würzburg unterrichtet ſind, daß“ —

„Daß,“ fuhr der Vater fort, „ihr auf der Straße nach Heidelberg vielmehr auffallet, und daß ihr, wenn ihr etwa die Gegend nicht mehr rein fändet, eine letzte Zuflucht bei meinem alten Herrn und Gönner, dem Herzog in Neuſtadt, habt, der euch gewiß in den erſten Tagen nicht herausgibt. Iſt dann Karl Alexander zufrieden mit dem, was wir hier gethan, ſo könnet ihr immer zurückkehren; wo nicht, ſo gehet ihr, wie ſchon geſagt, weiter nach Frankfurt.“

„Gott! daß ich Euch in dieſer Kriſis zurücklaſſen ſoll!“ rief Guſtav mit Thränen, „daß ich vielleicht an Eurem Unglück ſchuld bin; daß alles ſchlecht gehen kann, wenn Süß meine Flucht erfährt und ſich an Ihnen, Vater, rächt! Nein, ich kann, ich darf nicht gehen!“

„Nein, Vater,“ fiel Hedwig ein, indem ſie noch bleicher als zuvor herbeieilte und ihres Vaters Hand ergriff, „er darf uns nicht verlaſſen; o, ihr habt ſchreckliche Dinge vor, ich weiß es wohl, ihr wollt eine

Verſchwörung gegen dieſe mächtigen Menſchen machen. Laſſen Sie ab davon, Vater! Süß und die anderen werden Ihnen verzeihen; ach, mich tödtet die Angſt!“

„Geh', Mädchen,“ ſprach Käthchen, die auch herangetreten war; „was Männer thun und was unſer Vater thut, geht uns nicht an. Aber warum ſoll denn gerade jetzt Guſtav ſo ſchnell hinweg? Er könnte uns allen ſo nützlich ſeyn.“

„Weil ich keine Jüdin zur Tochter mag,“ ſagte der Alte ſtreng, „darum ſoll er fort. Weil ich ein Brieſchen ſeiner Charmanten aufgefangen und mit Proteſt an den Juden geſchickt habe, und weil dieſer jetzt wüthet und Euren Bruder mit Gewalt zum Schwager haben oder auf Neuffen ſetzen will, darum ſoll und muß er jetzt aus dem Wege gehen. Doch, ich wollte dir in dieſer Stunde nicht wehe thun, Guſtav; wir ſcheiden als Freunde, und alles andere ſoll vergeſſen ſeyn; wer weiß, wann und wo wir uns wiederſehen!“

Indem der Alte die letzten Worte ſprach und ſeinem Sohn die Hand reichte, wurde ſchnell und heftig an der Thüre gepocht, und ehe noch jemand antwortete, trat plötzlich eine Geſtalt in einen Mantel gehüllt ein. „Was ſoll dies?“ fuhr der alte Lanbek auf, „wer drängt ſich ſo bei Nacht in mein Haus, wer ſind Sie?“

„Blankenberg!“ rief Hedwig, als jener den Mantel abwarf, und trat ſchnell und erröthend einige Schritte vor.

„Verzeihung, Herr Konſulent,“ ſprach der junge Mann eilend, „die Noth muß mich entſchuldigen. Guſtav, du mußt im Augenblick fort; der Lieutenant Pinaſſa ſchrieb mir ſo eben, daß er dich auf Befehl des General

Römhingen heute Nacht zwiſchen elf und zwölf Uhr aufheben müſſe. Der ehrliche Junge möchte dich nicht gern im Neſt treffen.“

„Dank, Dank,“ erwiederte der Alte, indem er Blankenberg die Hand drückte. „Trinket aus, Kinder, und macht den Abſchied ſchnell; hier, mein lieber Reelzingen,“ fuhr er fort, und drückte dem überraſchten Kapitän einen großen Beutel in die Hand; „man kann nicht wiſſen, ob ſich euer Weg nicht theilt. Sie ſind ſo edelmüthig, meinen Sohn zu begleiten.“

„Und mit Geld wollen Sie dies lohnen?“ unterbrach ihn der Kapitän unmuthig, „parole d'honneur, Herr! ich begleite meinen Bruder, weil wir alte Amiciſten ſind, und nicht wegen Ihrer Speiſe. Da ſoll mich doch“ —

„Reelzingen,“ ſagte Käthchen mit ihrer ſüßen Stimme, „Ihr verſteht doch gar keinen Scherz; es ſind lauter Kupfermünzen, und ich habe dem Vater den Beutel gegeben, Euch in April zu ſchicken.“

„Ich verſtehe,“ flüſterte der Kapitän, indem er erröthend dem ſchönen Mädchen die Hand küßte. „Ich will Euch dafür etwas Schönes von Frankfurt mitbringen.“

„Bringet mir,“ antwortete ſie, indem ſie die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „nur unſern Guſtav wohlbehalten zurück, und,“ ſetzte ſie durch Thränen lächelnd hinzu, „machet mir keine tollen Streiche, die euch verrathen könnten.“

„Die Pferde ſind vor dem Seethor,“ ſprach der Alte zu Reelzingen und ſeinem Sohn; „ihr dürft nicht das Thor ſelbſt paſſiren; denn die erſte Runde iſt ſchon vorüber. Begleiten Sie meinen Sohn, Herr von Blankenberg, durch die Gärten und bringen Sie mir Nachricht, wie ſie fortgekommen ſind.“

Der junge Landek umarmte Vater und Geſchwiſter, die Schweſtern folgten ihm und ſeinen Freunden weinend bis unter die Gartenthüre, und als nachher Hedwig ihre jüngere Schweſter bitter tadelte, weil ſie erlaubt habe, daß der Kapitän ſie auf den Mund küſſe, antwortete jene: „Du haſt gefehlt, nicht ich, daß du es unterlaſſen haſt; ſolche Höflichkeit waren wir einem Manne ſchuldig, der für unſern Bruder ſo viel that.“

„Ei,“ erwiederte Hedwig erröthend, „Blankenberg hat ihn eigentlich doch auch gerettet.“

12.

Die beiden jungen Männer ritten ſchweigend durch die finſtere Nacht hin. Kein Stern war am Himmel, und der Wind heulte um die Berge. „Hu! ſiehſt du dort?“ flüſterte Reckzingen, als ſie an dem eiſernen Galgen vorbeiritten, den einſt (1597) Herzog Friedrich dem Alchymiſten Honauer aus dem Metall errichten ließ, das er in Gold zu verwandeln verſprochen hatte; „ſchau, dieſe ungeheure Menge Raben, es iſt, als witterten ſie eine neue Beute.“

Sein Freund blickte ſchweigend hinauf, ſchlug aber plötzlich wieder die Augen nieder, denn ihm war, als ſähe er Lea's feine liebliche Geſtalt klagend unter dem Galgen ſitzen. „Feſt genug iſt dieſe Schandſäule aus Eiſen,“ fuhr der Kapitän fort, „um alle Schurken im

Lande zu tragen; aber wollte man das Gold mit aufhängen, das ſie eingeſackt haben, würde ſelbſt dieſer Galgen, wie ein morſcher Stab, zuſammenbrechen! Wie dieſe Raben ſchaurige Melodien ſingen! Doch wie? — Dieu nous garde, Camerade! Gib deinem Roß die Sporen, wahrhaftig, dort ſitzt ein Geſpenſt am Galgen!“

Es war, als ob die Pferde ſelbſt dieſen Ort des Schreckens fürchteten, denn auf dieſen Ruf jagten ſie mit Sturmeseile den Berg hinan und waren nicht mehr ruhig, bis man das Gekreiſch der Raben nicht mehr hörte.

Es liegt eine kleine Brücke zwiſchen Stuttgart und Ludwigsburg, von welcher das Volk viel Schauerliches zu erzählen weiß; ſo viel iſt gewiß, daß ſchon Unerklärliches dort vorgefallen iſt, und daß mancher Mann ſein Gebet ſpricht, wenn er Nachts allein über dieſe Stelle reitet. Die Sage geht, daß der Sohn des Konſulenten und ſein Freund, der muntere Kapitän, glücklich und in kurzer Zeit bis an jene Brücke gekommen ſeyen; dort aber ſeyen ihre Pferde nicht mehr von der Stelle gegangen und haben geſchnaubt und gezittert. Die jungen Leute ſpornten und gebrauchten ihre Peitſchen, als eine alte zitternde Stimme rief: „Gebt einem alten Mann doch ein Almoſen!“

„Wer wird bei Nacht und Nebel den Beutel ziehen? Zurück, Alter, von der Brücke weg, unſere Pferde ſcheuen vor Euch! zurück, ſag' ich, oder Ihr ſollt meine Peitſche fühlen!“

„Nicht ſo raſch, junges Blut! nicht ſo raſch!“ ſagte der Alte, deſſen dunkle Geſtalt ſie jetzt auf dem

Brückengeländer ſitzen ſahen; „Eile mit Weile! kommet noch früh genug; gebt einem alten Mann ein Almoſen!“

„Jetzt iſt meine Geduld zu Ende!“ rief der Kapitän und ſchwang ſeine Peitſche in der Luft. „Ich zähle drei, wenn du nicht weg biſt, hau ich zu.“

Der Alte hüſtelte und kicherte; Guſtav kam es vor, als wachſe ſeine dunkle Geſtalt ins Unendliche und — ein langer Arm ſtrecke einen großen Hut heran und zum dritten Mal, aber drohend und mit furchtbarer Stimme krächzte der Mann von der Brücke: „Einem alten Mann gib ein Almoſen! es wird dir Glück bringen, und reite nicht ſo ſchnell; vor zwölf Uhr darfſt du nicht dort ſeyn.“

Reelzingen ließ kraftlos und zitternd ſeinen Arm ſinken; er geſtand nachher, daß ihn eine kalte Hand angefaßt habe. Guſtav aber zog mit pochendem Herzen die Börſe und warf ein Silberſtück in den großen Hut. „Wie viel Uhr iſt's, Alter?“ fragte er.

„Weiß keine Stund' als zwölf Uhr,“ ſprach die Geſtalt, die wieder auf dem Geländer zuſammenkauerte, mit dumpfer Stimme. „Dank dir, ſollſt Glück haben; reit' zu!“ Er ſagte es und ſtürzte rücklings mit einem dumpfen Fall in den Sumpf, über den die Brücke führte. Entſetzt gab Reelzingen ſeinem Pferde die Sporen, daß es ſich hoch aufbäumte und dann in zwei Sprüngen über die Brücke ſetzte. Guſtav aber hielt erſchrocken ſein Pferd an, ſtieg ab und blickte über das Geländer der Brücke. Es rührte ſich nichts. „Alter!“ rief er hinab, „haſt du Schaden genommen? Kann ich dir helfen?“ — Keine Antwort, und alles war ſtill unten wie im Grabe. Jetzt faßte auch den jungen Lanbek eine unerklärliche

Angſt; er fühlte, als er aufſtieg, wie ſein Pferd zitterte; er wagte es nicht, ſich noch einmal nach dem grauenvollen Ort umzuſehen, als er ſeinem Freund nachjagte.

„Das iſt jetzt das zweite Mal, daß er mir begegnet iſt," flüſterte Neelzingen tief aufathmend, als Landek wieder an ſeiner Seite war.

„Wer?" fragte dieſer betroffen.

„Der Teufel," antwortete der Kapitän.

Landek gab ihm keine Antwort auf die ſonderbare Rede, und ſie jagten weiter durch die Nacht hin. In Zuffenhauſen ſchlug es ein Viertel nach elf Uhr, als ſie durchritten; in den meiſten Häuſern brannten noch die Kerzen, und da und dort hörte man geiſtliche Lieder aus den Stuben. Der Nachtwächter ſtieß eben ins Horn und rief die Stunde; der Kapitän hielt an und fragte ihn, was dieſe ſpäten Geſänge und Gebete zu bedeuten haben.

„Ach Herr! das iſt eine arge Nacht," antwortete dieſer; „es hat ein Mann an vielen Häuſern gepocht und befohlen, die Leute ſollen die ganze Nacht bis zwölf Uhr beten."

„Wer iſt der Mann?" fragte Landek ſtaunend.

„Alte Leute, Herr, die ihn geſehen haben, verſichern, es ſey unſer alter Pfarrer geweſen; Gott hab ihn ſelig, er iſt ſeit zwanzig Jahren todt; aber es war ja nichts Unchriſtliches, was er verlangte, drum beten und ſingen ſie in den Lichtkarzſtuben und ſpinnen dazu."

„Dieſe Nacht kann mich noch wahnſinnig machen!" rief der Kapitän, indem ſie wegritten. „Guſtav, ich glaube, heute Nacht geht er leibhaftig auf der Erde um;

ich denke, es wäre jetzt gerade die beſte Zeit, den alten Burſchen zu citiren, wenn man etwa ſchnell Oberſt werden oder zweimalhunderttauſend ſpaniſche Quadrupel haben möchte.“

„Thor!“ antwortete der Freund, „der, den du meinſt, hat mit dem Gebet nichts gemein.“

Es war, als ob ihre Pferde nur zum Schein die Beine aufhöben, denn jede Viertelſtunde, die ſie zurücklegten, ſchien zu einer neuen anzuwachſen. Noch immer wollte Ludwigsburg nicht erſcheinen, und die Nacht war ſo finſter, daß ſie auch an der Gegend nicht erkennen konnten, ob ſie fehl geritten oder ob ſie der Stadt ſchon nahe ſeyen. Endlich, nachdem ſie etwa wieder eine halbe Stunde geritten ſeyn mochten, ſahen ſie in der Entfernung von etwa tauſend Schritten Lichter ſchimmern, fanden aber auch zugleich ihren Weg durch vier Pferde verſperrt, die, an einen Reiſewagen geſpannt, quer über die Landſtraße ſtanden.

„Führ' deine Pferde hinweg, Fuhrmann!“ rief der Kapitän, „oder meine Peitſche wird ſie bald hinweggetrieben haben; warum verſperrſt du den Weg?“

„Gemach, ihr Herren, ſoll gleich geſchehen,“ antwortete ein Mann, der von dem Wagen ſtieg. Aber die Zeit, die er dazu brauchte, die herabgefallenen Zügel aufzuheben und zu ordnen, dauerte dem raſchen Soldaten zu lange, er verſuchte über die ſchlaff liegenden Stränge des vorderſten Geſpanns wegzuſetzen, und forderte ſeinen Freund auf, ein Gleiches zu thun; doch wie es in ſolchen Fällen blinder Eile zu geſchehen pflegt, in demſelben Augenblick zog der Mann am Wagen die

Zügel an und das Pferd des Kapitäns blieb mit einem Fuß in den ſtraff aufgerichteten Strängen hängen.

Lanbek ſprang ab, um dem Freund zu helfen, der Kutſcher lief bedauernd herzu, und eben war der Fuß des unbezahlten Roſſes frei, als man einige Reiter in aller Eile von der Stadt herbeijagen hörte. Der erſte mochte einen Vorſprung von fünfhundert Schritten, aber kein gutes Pferd haben, denn der Kapitän unterſchied deutlich, daß es kurzen Paradegalopp ging, die Tritte der nachfolgenden Pferde ſchlugen zwar minder kräftig auf, waren aber flüchtiger. „Platz — allons! — Platz!“ rief der erſte Reiter; aber in demſelben Augenblick hörten auch die beiden jungen Männer eine bekannte Stimme, die mit dem wildeſten Ausdruck rief: „Halt, Jude! oder ich ſchieß dich mitten durch den Leib.“

Unter dem Volke in Würtemberg hört man zuweilen noch einen Reim, der dieſen merkwürdigen Moment bezeichnet; er heißt:

Da ſprach der Herr von Röder:
Halt oder ſtirb entweder!

Und der alte Oberſt war es auch, der in dieſem Augenblick, ſeinen Begleitern weit voran, eine Piſtole in der Hand, anſprengte, den erſten Reiter wüthend am Arm packte und ſchrie: „Wo hinaus, Jude? Warum ſo ſchnell zu Roß, als ich dir nachrief zu warten?“

„Mäßigt Euch, Herr Oberſt,“ erwiederte der erſte mit ſtolzem Ton, in welchem aber doch einige Angſt durchzitterte; „ich gehe nach Stuttgart, der Frau Herzogin Durchlaucht zu ſagen, was in dieſem Augenblick für Maßregeln“ —

„Das iſt auch mein Weg, Herr!“ erwiederte der Oberſt mit furchtbarer Stimme, „und keinen Augenblick geht Ihr von meiner Seite, ſonſt werde ich mit meiner Piſtole Beſchlag auf Euch legen. Platz da, wer ſteht hier im Weg?“

„Der Kapitän von Reelzingen von der erſten Compagnie und der Expeditionsrath Lanbek.“

„Guten Abend, meine Herren!“ fuhr Röder fort. „Habt Ihr geladene Piſtolen, Kapitän?“

„Ja, mein Herr Oberſt,“ war die Antwort des Soldaten, indem er ſie aus den Halftern losmachte.

„Ich kommandire Euch, in welchem Auftrag Ihr jetzt auch ſeyn möget, auf der linken Seite des Herrn Miniſters Süß zu reiten. Bei Eurem Dienſt und Eurer Ehre als Edelmann, ſobald er Miene macht zu entfliehen, jagt ihm eine Kugel nach. Die Verantwortung nehme ich auf mich.“

„Herr Expeditionsrath,“ rief Süß, „ich nehme Euch zum Zeugen, daß mir hier ſchändliche Gewalt geſchieht! Oberſt Röder, ich warne Sie noch einmal; dieſer Auftritt ſoll gerächt werden!“

„Aber, Herr von Röder,“ flüſterte Guſtav, „ums Himmels willen, übereilen Sie nichts, bedenken Sie, was daraus entſtehen kann. Bedenken Sie,“ ſetzte er leiſer hinzu, „den furchtbaren Zorn des Herzogs.“

„Der Herzog iſt todt,“ ſagte Röder laut genug, daß es alle hören konnten.

„Karl Alexander todt?“ rief der Kapitän, auf den alle Begebenheiten dieſer Nacht mit einem Mal in ſchrecklichen Erinnerungen hereinſtürzten.

„Hat man ſichere Nachricht? Gott, welch ein Fall!“ ſagte Guſtav beſorgt. „War er in Kehl?“

„Er iſt in Ludwigsburg vor einer Viertelſtunde ſchnell und plötzlich geſtorben. Drum iſt es unſre Pflicht, dieſen Herrn da, der ſich mit der Regierung ſehr ſtark beſchäftigte, ſchnell an das verwaiste Staatsruder zu bringen.“

„Wie, in Ludwigsburg, ſagt Ihr?“ rief Lanbek, „und ſchnell geſtorben?“ O ewige Vorſicht!“

„In dieſem Ludwigsburg hier,“ ſagte Röder wehmüthig, „und im Bette am Schlag geſtorben. Friede mit ſeiner Aſche! er war ein tapferer Herr. Aber jetzt weiter, ihr Freunde, daß die Nachricht nicht vor uns nach Stuttgart kömmt!“

„Meine Herren!“ rief Süß mit einer Stimme, die Zorn und Angſt beinahe erſtickte, „noch bin ich Miniſter, und erinnere Sie an das Edikt des Herzogs, das mich von aller Verantwortung freiſpricht; ich ſage Ihnen, es kann Ihnen allen ſchlimm gehen, wenn Sie ſich mit Herrn von Röder verbinden. Im Namen des Herzogs und ſeines Erben befehle ich Ihnen, von mir abzulaſſen.“

„Jetzt hat dein Reich ein Ende, Jude!“ rief der Kapitän, lachte wild, riß ihm den Zaum aus der Hand und ſchlug ſein Pferd mit der langen Peitſche auf den Rücken; der Oberſt ritt an der rechten Seite, ſeine Piſtole in der Hand; der Zug ſetzte ſich in Galopp, und Guſtav folgte halb träumend durch das ſingende Dorf, an dem alten Mann, der heiſer lachend wieder auf der Brücke ſaß, und an dem Galgen vorüber, wo die Raben krächzten und mit den Flügeln ſchlugen. Erſt hier, als er einen ſcheuen Blick nach der Richtſtätte warf, fiel ihm mit ängſtlicher Ahnung Lea und ihr unglückliches Schickſal bei.

14.

Als die Stuttgarter am Morgen nach dieſer verhängnißvollen Nacht erwachten, wurden ſie von zwei beinahe ganz unglaublichen Nachrichten überraſcht. Der Herzog ſey, ſtatt außer Landes verreiſt zu ſeyn, in dieſer Nacht zu Ludwigsburg ſchnell geſtorben. Er war ein geſunder kräftiger Mann geweſen, dem mancher, der ihn geſehen, wohl noch zwanzig bis dreißig Jahre gegeben hätte. Die Klagen um ſeinen Tod verſtummten beinahe vor der Freude über eine andere Nachricht: der Jude Süß ſey mit mehreren der höchſten Hofherren im Ludwigsburger Schloß geweſen, als der Herzog ſo plötzlich ſtarb; er habe ſich alſobald, nachdem er die Leiche geſehen, aufs Pferd geſchwungen und ſey wie wahnſinnig Stuttgart zugeritten; Herr von Röder aber, ein Mann, mit dem ſich nicht ſpaßen laſſe, habe ihn eingeholt und bewacht nach Stuttgart geführt. Man lachte über die ſonderbare Verblendung des Juden; als er nämlich von der Frau Herzogin, welcher er noch in der Nacht aufgewartet hatte, um zu kondoliren, heraustrat und eine Eskorte nach Haus verlangte, weil er wichtige Akten holen müſſe, ſchloß ſich ein Lieutenant mit ſechs Mann an ihn an. Am Ende des Corridors machte ihm ein Hauptmann das Compliment und folgte mit zwölf Mann; jener meinte zwar lächelnd, „es ſey zu viel

Ehre," als er aber an Lanbeks Haus um die Ecke bog und vier Schildwachen vor ſeinem Palais bemerkte, als er oben an der Treppe Bajonette blitzen ſah und Lea bleich, verſtört und weinend ihm entgegenſtürzte, da merkte er, welche Stunde geſchlagen habe, und rief: „Ciel, je suis perdu!"

Obgleich das Teſtament des verſtorbenen Herzogs im Fall ſeines Todes eine Adminiſtration beſtellt hatte, welche ſeinen Miniſtern angenehmer geweſen wäre, ſo übernahm doch Herzog Rudolph von Neuſtadt, trotz ſeines hohen Alters, als der nächſte Agnat, die Adminiſtration, und das Land fühlte ſich erleichtert und zufrieden dabei. Er ließ, außer anerkannt ſchlechten Menſchen, jeden in der Würde, in welcher er unter der vorigen Regierung ſtand, und es war dies wirklich eine Art von Gnadenakt, wenn man bedenkt, daß früher zwei Drittheile aller Aemter im Lande gekauft worden waren. Nur Einer war nicht zufrieden mit dem Amt, das ihm der Herzog Adminiſtrator mit den huldreichſten Ausdrücken beſtätigt hatte; es war der junge Lanbek. Er wurde nicht nur als Expeditionsrath aufs neue ernannt, ſondern, als der alte Röder, im Feuer der Freundſchaft für den Landſchaftskonſulenten, deſſen Sohn als einen klugen Kopf und trefflichen Juriſten ſchilderte, wählte ihn der Herzog ſogar in die Commiſſion, die den Prozeß gegen den Juden Süß zu führen hatte. Der alte Lanbek fühlte ſich dadurch nicht wenig geehrt und nannte ſeinen Sohn mehrere Male den Stolz und die Stütze ſeines Alters; aber Guſtav machte dieſe Wahl unausſprechlich unglücklich. Nicht als ob er nicht, wie jeder andere Bürger, den Mann verdammt hätte, der das Land in ſo tiefes Elend geſtürzt; nicht als ob es gegen ſein Gewiſſen geweſen wäre, Verbrechen ans Licht zu ziehen, die man ſo künſtlich verborgen hatte; aber Lea — es war ja ihr Bruder, den er richten ſollte, und dieſer Gedanke war es, der ihm dieſes Geſchäft zum Abſcheu machte. Kleine Seelen ſättigen ſich gern an Rache, und manchem wäre es eine innige Freude geweſen, einen Mann, der noch vor kurzem ſo hoch ſtand, jetzt in der tiefſten Kaſematte der Feſtung zu beſuchen, mit herriſcher Stimme ihn von ſeinem Lager aufzujagen und ihn zu martern und zu peinigen. Dieſer Mann hatte ſich noch überdies gegen Guſtav perſönlich verfehlt, er hatte ihn mit dem empörendſten Uebermuth behandelt, ihm ſogar mit demſelben Gefängniß gedroht, in welchem er jetzt ſelbſt, bange um künftige Freiheit, vielleicht ſelbſt um ſein Leben, ſchmachtete. Aber das Herz des jungen Mannes war zu groß, als daß es hätte freudig pochen ſollen, als er zum erſten Mal als Richter in den Kerker des Mannes trat, der jetzt entblößt von aller irdiſchen Herrlichkeit, angethan mit zerlumpten Kleidern, bleich, verwildert, ſich langſam aus ſeinen raſſelnden Ketten aufrichtete. Erinnerte ihn doch jetzt noch dieſes Geſicht an die Züge eines unglücklichen geliebten Weſens; und er konnte ſich kaum der Thrä-enthalten, als nach dem Schluſſe des Verhörs der Gefangene ſprach: „Herr Landek, es gibt ein unglückliches unſchuldiges Mädchen, das wir beide kennen; als man in meinem Hauſe verſiegelte, haben ſie die rohen Menſchen auf die Straße geſtoßen — ſie war ja eine Jüdin und verdiente alſo kein Mitleid. — Mir, Herr, iſt kein Pfennig geblieben, womit ich ihr Leben friſten könnte; ich weiß nicht, wo ſie iſt — wenn Sie etwas von ihr hören ſollten — ſie hat nichts als das Kleid, das ſie trug, als man ſie von der Schwelle ſtieß — geben Sie ihr aus Barmherzigkeit ein Almoſen.“

Der junge Mann ließ ſeinen Thränen freien Lauf, als er allein den Berg von Hohen-Neuffen herabſtieg; er erfuhr zwar nachher, daß ihn der Jude belogen habe, daß er, obgleich man über 500,000 Gulden in Geld und Juwelen in ſeinem Hauſe fand, doch beinahe 100,000 in Frankfurt in ſichern Händen habe, und Guſtav konnte leicht einſehen, daß ihn Süß durch dieſe Vorſtellungen von Elend nur habe weich ſtimmen wollen; aber dennoch konnte er den Gedanken nicht entfernen, daß Lea verlaſſen und unglücklich ſey, und dieſer Gedanke wurde immer peinlicher, als er trotz ſeiner Nachforſchungen keine Spur von ihr entdecken konnte.

Der Frühling, Sommer und Herbſt waren vorübergegangen, und noch immer dauerte der Prozeß. Es waren Dinge zur Sprache gekommen, wovor ſelbſt den kälteſten Richtern graute; aber obgleich der junge Lanbek der Commiſſion mit edelm Unwillen vorſtellte, daß noch vier andere Männer nicht minder ſchuldig ſeyen als Süß, ſo ſchien man doch nur gegen dieſen ernſtlich verfahren zu wollen, weil ihn der allgemeine Haß als den Schuldigſten bezeichnete.

Es war an einem trüben Oktoberabend; — der alte Konſulent war ſeit einigen Tagen verreiſt und ſein Sohn arbeitete im Bibliothekzimmer an einem neuen Verhör, als ſeine jüngere Schweſter, jetzt die glückliche Braut des Kapitän Reelzingen, ernſter als gewöhnlich zu ihm eintrat. Sie ſprach anfangs Gleichgültiges, ſchien aber nur mit Mühe eine Thräne unterdrücken zu können, die endlich wirklich in dem ſanften Auge glänzte, als ſie fragte, ob er ihr nicht zürnen werde, wenn ſie eine bekannte Perſon zu ihm führe? Er ſah ſie ſtaunend und verwundert an, doch noch ehe er eine Antwort zu geben vermochte, eilte Käthchen weinend aus dem Zimmer und trat bald darauf mit einem verſchleierten Mädchen wieder ein. Noch ehe die trübe Kerze ihre Umriſſe deutlich zeigte, noch ehe ſie den Schleier zurückſchlug, ſagte ihm ſein ahnendes Herz, wen er vor ſich habe; erröthend ſprang er auf, aber ſchon hatte die Unglückliche ſich vor ihm niedergeworfen, den Schleier zurückgeſchlagen, und Lea war es, welche die einſt ſo geliebten Augen düſter und bittend zu ihm aufſchlug und die bleichen magern Hände, in einander gerungen, flehend nach ihm hinſtreckte; „Barmherzigkeit!“ rief ſie, „nur nicht ſterben laſſen Sie ihn; man ſagt, er müſſe ſterben; ſeine einzige Hoffnung ruht noch auf Ihnen. Wo ſoll ich Worte nehmen, Ihr großmüthiges Herz zu erweichen? welche Sprache ſoll ich erdenken, an ein Ohr zu ſprechen, das mich einſt ſo wohl verſtand?“ — Thränen ließen ſie nicht weiter reden, und auch Käthchen weinte bitterlich. Voll von Schmerz und Ueberraſchung faßte Guſtav ihre kalten Hände und richtete ſie auf; er ſah ſie an — wie ſchmerzlich war ihm ihr Anblick! Ihre Wangen waren bleich und eingefallen, die ſchönen Augen lagen tief, und der Mund, der ſonſt nur zum Lächeln geſchaffen ſchien, zeigte, daß er jenes ſüße Lächeln längſt nicht mehr kenne. Das ſchwarze Haar, das um die weiße Stirne hing, und das bleiche Geſicht vollendeten das Geſpenſtige ihres Anblicks.

„Lea! unglückliche Lea!“ rief der junge Mann, „wie lange haben Sie ſich verborgen gehalten und Ihren Freunden den letzten Troſt geraubt, zu wiſſen, ob es Ihnen an nichts gebricht, ob die Freunde etwas für Sie thun können?“

„Ach! das iſt es nicht, um was ich Ihre edelmüthige Schweſter gebeten habe, mich hieher zu führen,“ ſagte ſie ſchmerzlich lächelnd. „Warum ſoll es mir denn nicht gut gehen? Ich habe alle meine Hoffnungen und Träume längſt begraben, ich pflanzte die Erinnerungen als Blumen auf das Grab, und begieße dieſe Blumen mit meinen Thränen. Nein! Sie waren immer ſo großmüthig gegen Unglückliche, geben Sie mir nur den Troſt, daß mein Bruder nicht ſterben muß; ach! es iſt ſo bitter zu ſterben, und was nützt ſein Tod dieſem Lande?“

„Lea,“ antwortete der junge Mann verlegen, „gewiß, es iſt bis jetzt noch nicht davon die Rede geweſen, und ich glaube auch nicht — Sie dürfen ſich tröſten — es wird nicht ſo weit kommen.“

„Es wird, und in Ihrer Hand liegt ſein Schickſal,“ flüſterte ſie; „er hat es mir geſagt, ich habe ihn geſprochen: wenn nur der Brief nicht wäre, der Brief kann mich verderben. O Guſtav! halten ſie ihn Jahre lang, auf immer im Gefängniß, was liegt an ihm, wenn er in Ketten ſitzt? Nur nicht ſterben; Guſtav, ſeyn Sie edelmüthig — vergeſſen Sie den Brief, um den niemand weiß als Sie — mit jener ſchwachen Kerz dort können Sie das Leben eines Menſchen retten.“

„Bruder,“ ſagte Katharine näher tretend, indem ſie ſeine Hand faßte, „thu' es; dein Gewiſſen kann nicht gefährdet werden, denn er iſt ja auf immer unſchädlich gemacht; verbrenne den Brief, er kann ſich ja verloren haben.“

Der junge Mann ſah die weinenden Mädchen an; ein unabweisbares Gefühl kämpfte in ihm, er ſchwankte einen Augenblick, und Lea, die dieſen Kampf in ſeinen Mienen las, faßte ſeine Hand, drückte ſie ſtürmiſch an ihr Herz, zog ſie zärtlich an ihre Lippen. „Er will!“ rief ſie entzückt, „o, ich wußte es wohl, er iſt edel; er will ſich nicht, wie die andern, an dem Unglücklichen rächen, der ihn einſt beleidigt hat; er läßt ihn nicht ſterben, belaſtet mit Sünden, er läßt ihn leben und fromm und weiſe werden. Wie gütig biſt du, o Gott, daß du noch deiner Engel einen geſendet haſt auf dieſe öde Erde, der mit der offenen Hand der Barmherzigkeit ſegnet, und nicht mit dem flammenden Schwert der Rache den Verbrecher zerſchmettert!“

„Nein — nein — es iſt nicht möglich!“ ſprach Landek mit tiefem Schmerz. „Sieh, Lea, mein Leben möchte ich hingeben, um deine Ruhe zu erkaufen, aber meine Ehre! Gott! meinen guten Namen! es iſt nicht möglich! Sie wiſſen um den Brief, Einige haben ihn geleſen und — morgen ſoll ich ihn vortragen. Käthchen! ſprich, ich beſchwöre dich, kann, darf ich es thun?“

Käthchen weinte, und eine leiſe Bewegung ihres Hauptes ſchien anzudeuten, daß es auch ihr unmöglich ſcheine. Lea aber hatte ihm mit ſtarren Blicken zugehört; über die bleichen Wangen ergoß ſich die Röthe der Angſt, ſie beugte ſich vor, als könne ſie die ſchreckliche Verneinung nicht recht vernehmen; ſie ſah, als ſich Guſtav auf ſeine Schweſter berief, mit einem Blick von ſchmerzlicher Zuverſicht nach dieſer hin, ſie ſtreckte die Hand krampfhaft aus, wie ein Ertrinkender, der nach dem ſchwachen Zweig am Ufer die Hand ausſtreckt — vergebens.

„So muß er ſterben!“ ſagte ſie nach einer Weile leiſe, „und du — du brichſt ihm den Stab? Das war es alſo, warum ich lebte — und liebte? Es iſt ein ſonderbares Räthſel, das Leben! Hätte ich dies gedacht, als ich noch ein fröhliches Kind war? hätte ich gedacht, daß wir ſo untergehen müßten?“

„Armes unglückliches Mädchen!“ ſprach Käthchen und ſchloß ſie in ihre Arme. „Ach, gewiß, er kann nicht anders handeln, ich ſehe es ſelbſt ein; und wenn es dich tröſten kann, komm zu mir, ſo oft du willſt, du ſollſt gewiß treue Theilnahme finden“ —

„Lea,“ unterbrach ſie ihr Bruder, „wenn wir etwas für Sie thun können; Sie ſind an Wohlſtand gewöhnt — dieſes Kleid hier ſagt mir, daß Sie in Noth ſind.“

„Komm, Lea!“ fuhr Käthchen fort, „wir ſind beinahe von derſelben Größe, nimm von meinen Tüchern, von meinen Kleidern, du machſt mir Freude, wenn du es thun willſt.“

„Das Vermögen Ihres Bruders, das er außer Landes beſitzt,“ ſagte Guſtav, „ſoll und muß für Sie gerettet werden, Sie haben die nächſten Anſprüche und ich will gewiß das meinige thun.“

„Guter Guſtav,“ unterbrach ſie ihn, indem ſie ſich zu einem Lächeln zwang, „laſſen wir das; die Leute ſagen, daß er ſein Vermögen den Armen dieſes Landes entzogen habe. Da hatte er Unrecht, und es wäre beſſer, er hätte dieſes Land nie geſehen; aber eben ſo unrecht wäre es von mir, von dieſem Golde Gebrauch zu machen, das ihm den Tod bringen wird. Aber von dir, liebes ſchönes Mädchen, nehme ich ein Tuch an. weil es jetzt ſo kalt wird. Ich höre, du biſt Braut; ſey doch recht glücklich! Möchten dies die letzten Thränen ſeyn, die jetzt in deinen Wimpern hängen; und wenn du weinen mußt, ſo ſey es nur fremdes Unglück, um das dein ſchönes Herz trauert.“

„Lea,“ ſagte der junge Mann mit tiefem Schmerz, „ich kann dich nicht ſo hinweg laſſen; es iſt die trügeriſche Ruhe der Verzweiflung, die aus dir ſpricht. Beſuche doch meine Schweſter; ſage, wo du wohnſt. — Ach, wenn du Mangel litteſt! — Scheide nicht im Groll von mir, Lea! Gott weiß, daß ich nicht anders konnte!“

„Und auch ich weiß es, Guſtav, und war ein thörichtes Mädchen, dich auf dieſe gefährliche Probe zu ſtellen; unſer Unglück iſt ſo groß, daß eine kleine Hülfe mit deiner Ehre, mit deiner Ruhe zu theuer erkauft wäre. Lebet wohl! ich brauche wenig, vielleicht bald gar nichts mehr, und ſollte ich etwas nöthig haben, ſo bin ich nicht zu ſtolz, zu dieſer Freundin zu kommen, der einzigen, die mir das Unglück erworben hat.“

„Und vergiebſt du?“ ſagte Guſtav mit Thränen.

„Ich habe nichts zu vergeben,“ erwiederte ſie, indem ſie ihm mit mehr Faſſung, als die beiden Geſchwiſter erhalten hatten, die Hand bot. „Lebe wohl, Freund! Ich gehe, meine Blumen zu begießen. Möge der Gott meiner Väter dich ſo glücklich machen, als es dein reiches Herz verdient!“ Sie ſagte es, warf noch einen Blick voll Liebe auf ihn und ging, von Käthchen begleitet.

Der junge Mann blickte ihr wehmüthig nach; es war ihm, als hätte dieſe Stunde einen mächtigen Einfluß auf ſein Leben; aber er ahnete auch, daß er das unglückliche Mädchen zum letzten Mal geſehen habe.

15.

Es würde unſere Leſer ermüden, wollten wir ſie von dem Prozeß des Juden Süß noch länger unterhalten. Es ging damals wie ein Lauffeuer durch alle Länder und wird da und dort noch heute erwähnt, daß am 4. Februar 1738 die Würtemberger ihren Finanzminiſter wegen allzugewagter Finanzoperationen aufgehenkt haben. Sie hingen ihn an einen ungeheuren Galgen von Eiſen in einem eiſernen Käficht auf. Im Dekret des Herzog Adminiſtrator heißt es: „Ihme zu wohlverdienter Straff, jedermänniglich aber zum abſcheulichen Exempel.“ Beides, die Art, wie dieſer unglückliche Mann mit Würtemberg verfahren konnte, und ſeine Strafe ſind gleich auffallend und unbegreiflich zu einer Zeit, wo man ſchon lange die Anfänge der Civiliſation und Aufklärung hinter ſich gelaſſen, wo die Blüthe der franzöſiſchen Literatur mit unwiderſtehlicher Gewalt den gebildeteren Theil Europa's aufwärts riß.

Man wäre verſucht, das damalige Würtemberg der ſchmählichſten Barbarei anzuklagen, wenn nicht ein

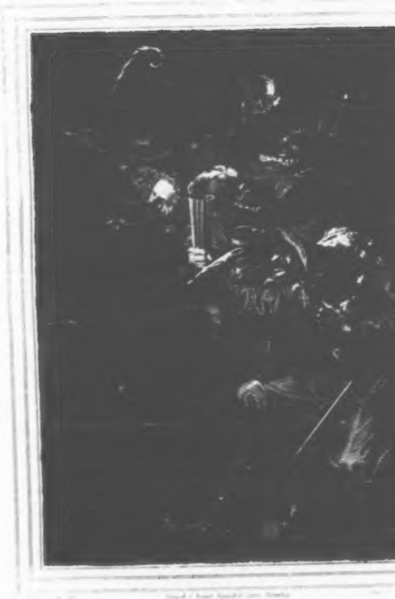
Umſtand einträte, den Männer, die zu jener Zeit gelebt haben, oft wiederholen, und der, wenn er auch nicht die That rechtfertigt, doch ihre Nothwendigkeit darzuthun ſcheint. „Er mußte," ſagen ſie, „nicht ſowohl für ſeine eigenen ſchweren Verbrechen, als für die Schandthaten und Pläne mächtiger Männer am Galgen ſterben." Verwandtſchaften, Anſehen, heimliche Verſprechungen retteten die andern, den Juden — konnte und mochte niemand retten, und ſo ſchrieb man, wie ſich der alte Landſchaftskonſulent Lanbek ausdrückte, „was die übrigen verzehrt hatten, auf ſeine Zeche." Es ſind ſeitdem neunzig Jahre verfloſſen, und wir wiſſen nicht, ob damals der ſchmähliche Tod dieſes Mannes die Gemüther über alles Frühere beruhigte und befriedigte. Ein Edikt des Adminiſtrators wenigſtens ſcheint es nicht ganz zu beweiſen, denn er ſah ſich genöthigt zu verordnen: „daß die Unterthanen alle widrigen Nachreden und ungleichen Urtheile über den hochſeligen Herrn, bei Strafe und Ahndung, vermeiden, und denſelben im ſchuldigſt-reſpektueuſeſten Andenken halten ſollen."

Der alte Lanbek that das letztere auch ohne dies Edikt, denn ſo oft der Name Karl Alexanders genannt wurde, lüftete er mit beſorgter Miene ſein Mützchen und ſagte: „Gott habe ihn ſelig!" Er folgte auch dem hochſeligen Herrn noch unter der Vormundſchaft Rudolphs von Neuſtadt. Man ſagt, ſein Sohn hat nie wieder gelächelt, und ſelbſt Schwager Reelingen konnte ihm mit den herrlichſten Späßen keine heitere Miene abgewinnen. Noch Anno 93 ſah man ihn als einen hohen magern Greis an einem Stock über die Straße ſchreiten; ſeine

Miene war ernſt und düſter, aber ſein Auge konnte zuweilen weich und theilnehmend ſeyn. Er hat nie geheirathet, und die Sage ging damals, daß er nur einmal und ein unglückliches Mädchen geliebt habe, das ihren Tod im Neckar freiwillig fand. Männer, die ihn gekannt haben, verſichern, daß er gewöhnlich kalt und verſchloſſen, dennoch ſehr intereſſant in der Unterhaltung geweſen ſey, wenn man ihn auf gewiſſe metaphyſiſche Unterſuchungen brachte, mit welchen er ſich in ſeinem hohen Alter hauptſächlich beſchäftigte. Er ſtarb, betrauert von vielen, die ihn und ſein Schickſal kannten, und beweint von Armen und Unglücklichen. Mein Großvater pflegte von ihm zu ſagen: „Es war einer von jenen Menſchen, die, wenn ſie einmal recht unglücklich geweſen ſind, ſich nicht mehr an das Glück gewöhnen mögen.“

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.



[illegible]

[illegible]

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Zehnter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'ſchen Buchdruckerei.

Novellen.

Zweiter Theil.

Das Bild des Kaiſers.

1.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reiſten vor einigen Jahren an einem der ſchönſten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der eine von ihnen war erſt eine Station hinter Darmſtadt eingeſtiegen und hatte dem früheren Paſſagier ſchon beim erſten Anblick durch ſein ſchmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er ſich neben ihn ſetzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarſchaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reiſe bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er ſeinen Reiſegefährten für einen wohlgezogenen, anſtändigen Mann hielt. Was er ſprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verſtändig; nicht ſelten ſogar überraſchten den Reiſenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken ſeines Nachbars, die von feiner Bildung, geſellſchaftlicher Erfahrung und einer Beleſenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unſcheinbaren Ledermütze nicht geſucht hätte. Ueberhaupt däuchte es dieſem Reiſenden, er müſſe, je weiter er im Süden vordrang, deſto öfter und nicht ohne Beſchämung dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörenſagen, beſonders in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, ſo leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieſes Land im Brandenburgiſchen geſchildert worden! Manche Reiſende hatten zwar dieſe Bergſtraße, dieſes Neckarthal gelobt, doch erſchien dann ihre Beſchreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welcher ſie auf dieſer Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in ſeiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmſtadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reiſenden in Berlin, mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der dieſe Länder beſuchen wolle. Da geht alles geſellſchaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes ungeſittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutſch ſprechen kann. Und leider! nicht nur die unterſten Klaſſen leiden an dieſem Mangel, auch die beſſeren Stände haben einen Anſtrich von eingeſchränktem, ungalantem Weſen und reden ſo elendes Deutſch, daß ſie vor Fremden, um nicht erröthen zu müſſen, franzöſiſch ſprechen: das war der Reiſepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantiſchen Kopf des jungen Brandenburgers hatten dieſe Sagen ſich endlich während der ſchönen Muße, die ihm die Sandkunſtſtraßen und die ſchnapſenden Poſtillons ſeines Vaterlandes gönnten, ſo ſonderbar geſtaltet, daß er ſich ſelbſt wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem Scottiſchen Roman erſchien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinſten Cirkel, an Theater und alle

Genüſſe der großen Welt erfüllt, von London aus reiſen, um das Hochland und ſeine barbariſchen Bewohner zu beſuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obſt und Wein und jene geſegneten Thäler ſich vor ſeinen Blicken aufthaten, als die ſchönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen fröhlichen Menſchen ſeinem erſtaunten Auge ſich zeigten, als da und dort zwiſchen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit ſchimmernden Fenſtern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er ſtrömte über von Lob und Bewunderung, und bemitleidete die arme flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tauſende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben geſehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub ſchimmerten, und ein ſchwacher Troſt für ſeinen Patriotismus war, daß die Natur ſeine Landsleute durch höhere Einſicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in etwas wenigſtens entſchädigt habe.

Der junge Mann an ſeiner Seite ſchien übrigens, obgleich man ſeiner Sprache den ſüdlichen Accent anhörte, die Geſetze des Anſtandes nicht minder gut zu verſtehen, als der Brandenburger; zum mindeſten verrieth keine ſeiner Fragen Neugierde, über deſſen Stand, Vaterland und Reiſezweck etwas zu erfahren, er benahm ſich zuvorkommend, aber würdig, ſchien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne ſich dadurch beläſtigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geſchichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der Mann im Jagdkleid über dieſe Dinge Aufſchluß gab, ſo waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger ſprach. Einmal, als ſein Nebenſitzer über die gute Geſellſchaft in Schwaben einige ſeiner ſonderbaren Begriffe preisgab, ſah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege ſchon früher in Schwaben geweſen ſey, und als jener es verneinte, erwiederte er:

„Ich weiß, man macht ſich hin und wieder, beſonders in Norddeutſchland, ſonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie ſelbſt entſcheiden, wenn Sie einige Zeit in unſerer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle ſolcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewiſſe nachtheilige Anſicht über mein Vaterland ſeit Jahrhunderten beſteht; zum mindeſten ſind die Schwabenſtreiche nicht erſt in unſeren Tagen bekannt geworden. Doch ſcheint ein großer Theil dieſer aberwitzigen Dinge aus einer gewiſſen Eiferſucht der Volksſtämme hervorzugehen, und aus der Kleinſtädterei, die von jeher in unſerm lieben Deutſchland herrſchte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die andere uns aufbürden, von den Oeſtreichern; daß aber dieſes Vorurtheil ſelbſt in neueren Zeiten, ſelbſt durch die Fortſchritte der Kultur und das regere geſellige Leben nicht geſchwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutſchland.“

„Bitte!“ rief der brandenburgiſche Reiſende etwas ungläubig, „ich ſollte doch nicht denken“ —

„Man beurtheilt unſere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutſchland ſieht. Wenn nun dieſe auch die vernünftigſten Menſchen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die ſie in Ihren Augen in Nachtheil ſetzen. Einmal die Sprache“ —

„Bitte!“ erwiederte ſein Gefährte verbindlich, „nicht alle, Sie z. B. drücken ſich ganz allerliebſt aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und ſo macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders ausſprechen als Ihr, die Endſylben entweder nach unſerer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt Euch unſere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meiſten Schwaben, die Sie bei ſich ſehen, ſind junge Männer, die von der Univerſität kommen und die Anſtalten in Norddeutſchland beſuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Dieſen Menſchen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maßſtab an und thun ſehr unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußeren Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, er wird ſehr bald in die geſelligen Kreiſe gezogen; bei uns findet dies vielleicht um acht oder zehn Jahre ſpäter ſtatt.“

„Nun das iſt es ja gerade, was ich ſagte,“ entgegnete jener; „dieſe Formen gewinnt keiner durch ſich ſelbſt, und dies iſt alſo ein Fehler Ihrer Erziehung“ —

„Vorausgeſetzt, daß jene Formen wirklich ſo trefflich, daß ſie das ſind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen iſt.“

„Das ſoll es ja nicht; aber ſo auf dem Wege mitnehmen kann er ſie doch wohl,“ meinte der Fremde.

„Wenn er ſie nur ſo mitnimmt, verliert er ſie auch gelegentlich,“ erwiederte der Schwabe. „Doch das iſt nicht der Punkt, wovon wir ſprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutſchland Unrecht, unſere Sitten und unſere Geſellſchaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Geſellſchaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geſchickt wurden, um ihre Sitten abzuſchleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studirſtube zu Ihnen kamen, und ſich vielleicht ungeſchickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieſer Menſchen beurtheilen?“

„Gewiß nicht; aber geſtehen Sie ſelbſt, man hört doch ſelbſt von der guten Geſellſchaft in Schwaben ſo ſonderbare Gerüchte, von Ihren Sitten und Gebräuchen, von Ihren Frauen und Mädchen.“

„Vielleicht kaum ſo ſonderbar,“ verſetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unſere Mädchen ſtellen ſich die norddeutſchen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland ſind aber Ihre reiſenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältniſſe unſeres Familienlebens. In Norddeutſchland fällt es nicht ſchwer, in Familienkreiſen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In

Schwaben iſt es anders: man iſt heiter, geſellig unter ſich, der Fremde wird als etwas Fremdes angeſtaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für dieſe ſcheinbare Kälte immer eine Entſchädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber ſelten das Herz; meine Schwaben ſind vorſichtiger, aber ſie ſchließen ſich an den, welchen ſie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künſtlich verfeinerten Sitten umſonſt ſuchen.“

„Und alſo liegt eine zweite Quelle unſerer Vorurtheile,“ fragte der Fremde, „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreiſen einheimiſch wurden?“

„Gewiß!“ ſagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreiſe unſerer beſſern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, laſſen Sie ſich nicht durch Ihre eigenen Anſichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anſchlägt, ſich mit den Gebildetſten zu meſſen, vernünftig genug, um die Grenzen guter Sitten feſt zu halten und das Lächerliche der Unſitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt ſein Land,“ dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht ſinken laſſen will, oder Beſſeres nie geſehen hat.“ Er entſchuldigte bei ſich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konnte er es ſich nicht verſagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung, über ein Nichts ſchnell und vieles zu ſprechen, — die man im Norden unſeres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen ſoll — auf andere große Vorzüge aufmerkſam, welche die nördlichen Provinzen Deutſchlands vor den ſüdlichen voraus haben. Er zählte immer zwanzig Schriftſteller und Dichter ſeiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall ſeiner Beredſamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als ſie um eine Ecke der Landſtraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete ſie ſtaunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmaſſen waren von der ſinkenden Herbſtſonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Geſträuche, die in den verfallenen Mauern wachſen, im dunkelſten wundervollſten Grün erſcheinen. Durch die hohen offenen Fenſterbogen blickte der ſchwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenſtänden ſo eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab ſpiegelten ſich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben ſie ſolche Poeſie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde ſchien es nicht zu hören, unverwandt hingen ſeine Blicke an dieſem reizenden Schauſpiel, er mochte fühlen, daß es ſich an ſolchen Stellen über Poeſie nicht gut ſtreiten laſſe.

Nach dieſem Vorfall kehrte übrigens auf dem Geſicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er ſtritt über keinen Gegenſtand, ſchien ſogar über manche Dinge ſich behutſam auszudrücken.

Als aber das Geſpräch unter den beiden Reiſenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerkſamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereigniſſe und auf Politik kam, ſchien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge ſeines Nachbars nicht mehr gut unterſcheiden konnte, ſein Athem gehe ſchneller, ſeine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Intereſſe ſey. Man ſprach von der Geſtalt und der inneren Kraft Deutſchlands. Mit einer gewiſſen Erbitterung zog jener eine Parallele zwiſchen Jetzt und Sonſt, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, deſſen Grundſätze im Ganzen nicht mit dieſen Anſichten übereinſtimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbſtgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weiſe fing er ſeinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und reizte dadurch unwillkürlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieſer vergaß nun jede Rückſicht der Klugheit; mit einer Beredſamkeit, die an jedem andern Orte dienlich geweſen wäre, ſuchte er ſeine Meinung durchzuführen und nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit ſeinem eigenen Maßſtab gemeſſen hätte. Der Preuße, der ſolche Leute nur vom Hörenſagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpeniker“ kannte, erſchrack über dieſe Aeußerungen. Konnte nicht der Poſtillon, konnte nicht ein Paſſagier im Bauche des Wagens dieſe Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen feſten Plätze ſchwebten vor ſeiner aufgeregten Phantaſie, und das beſte Mittel, ſeinen Nachbar zum Stillſchweigen zu bringen, ſchien ihm, wenn er ſich in die Ecke drückte und ſich ſchlafend ſtellte.

2.

Als die beiden Reiſenden am Morgen nach dieſer gefährlichen Nacht erwachten, ſahen ſie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt,“ ſagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es,“ ſetzte er mit einem freundlichen Blick auf ſeinen Nachbar hinzu, „daß ich diesmal dieſen Wagen ungern verlaſſe. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Geſellſchaft vergangen!“

„Dies iſt mein Loos ſchon ſeit vierzehn Tagen geweſen,“ erwiederte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menſchen, welche vielleicht in einer größern Stadt, ſelbſt wenn ſie Zimmernachbarn geweſen wären, Jahre lang unter ſich kein Wort gewechſelt hätten, treten ſich nahe durch den ſo natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Platz an meiner Seite wechſelte öfter, als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünſchen, Sie wenigſtens ſo lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben, denn ſo bin ich auf die angenehmſte Weiſe in Ihr Vaterland eingeführt worden.“

„Werden Sie länger in Würtemberg verweilen?“

„Ich beſuche Verwandte meiner Mutter,“ erwiederte der Fremde; „je nachdem ſie und die Reſidenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen.“

„Wir werden uns ſchwerlich wieder ſehen,“ ſagte der Grüne; „ich wüßte wenigſtens nicht, was mich nach Stuttgart treiben ſollte. Vergeſſen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute ſagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten ſich ein wenig richten, ſo werden Sie überall geſucht und willkommen ſeyn. Unſern Damen ſind Sie dann als Fremder nur um ſo intereſſanter und unſern Männern — nun da kömmt es immer auf den Cirkel an, in welchem Sie leben; nur müſſen Sie,“ ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwiſchen Ironie und gutmüthiger Freundlichkeit ſchwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen“ — —

„Nun?“ rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt.

„Daß Sie kein Deutſcher, ſondern ein Preuße ſind.“

Das ſchmetternde Horn des Poſtillons und das Raſſeln des ſchweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Paſſagieren ward in dieſer Stadt ein kleine Raſt vergönnt, und der Fremde wollte ſeinen Nachbar vom Eilwagen noch einmal zum Frühſtück einladen. Doch ſchon unter der Thüre des Poſthauſes überreichte dieſem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen haſtig, erröthend auf, und ſein Reiſegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handſchrift einer Dame ſey. Der Fremde trat etwas verſtimmt in dem Wirthshaus ans Fenſter; er ſah den Jäger angelegentlich mit ſeinem Diener ſprechen und bald darauf führte man zwei ſchöne Pferde vor. In demſelben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, ſeine Augen ſuchten und fanden den Reiſegefährten, er trat zu ihm, doch nur, um ſchnell, aber herzlich von ihm Abſchied zu nehmen; und ſo konnte ihn der Brandenburger zu ſeinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Käthchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er ſich unter ſeinen Reiſenotizen aufgezeichnet und doppelt unterſtrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er ſich ſo leicht in den Sattel des ſchönen ſtolzen Pferdes ſchwang, wie er ſo majeſtätiſch über den Markt hinſprengte, ſöhnten ihn mit der beinahe unhöflichen Haſt aus, womit jener von ihm Abſchied genommen hatte. Er geſtand ſich, ſelten eine ſo wohlgebaute Geſtalt mit einem ſo ſchönen ausdrucksvollen Geſicht vereint geſehen zu haben.

„Wer war dieſer Herr im grünen Kleid?“ fragte er den Kellner, der am andern Fenſter dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen,“ antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn Herr Baron nennt, daß ſein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß ſie ſehr reich ſeyn ſollen; in die Stadt kommt er ſelten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieſer Erklärung ſetzte ſich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in dieſem Lande geweſen war, hatte ihm ſo viel Sonderbares von ſchwäbiſchen Baronen erzählt, daß er in ſeinem liebenswürdigen und gewandten Reiſegefährten keinen ſolchen vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm gleich in der erſten Viertelſtunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Baiern ſey, machte ihm den Verluſt, den er erlitten, nur um ſo fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beſchäftigte er ſich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlaſſen hatte, nachzudenken, und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er ſich von ſeinen Verwandten, zu welchen er reiſte, gemacht hatte. Von dem Oheim verſprach er ſich für ſeine Unterhaltung wenig; er mußte nach ſeiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger ſeyn; mürriſch, ungeſellig und eigenſinnig hatte ihn ſein Vater ſchon vor fünfundzwanzig Jahren gekannt, und ſolche Eigenſchaften pflegen ſich im Alter nicht zu verbeſſern. Deſto mehr verſprach ſich der junge Mann von Fräulein Anna, ſeiner Couſine. Von einem ſeiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war ſie ihm als eine Zierde dieſes Landes genannt worden. Ein angenehmes trauliches Verhältniß von fünf bis ſechs Wochen ſchien ihm ganz wünſchenswerth, und ſo eifrig war ſeine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot ſtanden, ſich liebenswürdig zu zeigen, ſo gewiß war er ſich des Eindrucks bewußt, den ſeine Perſon, ſein Weſen unfehlbar machen müſſe, für ſo leicht zu erobern hielt er das Herz eines Fräuleins in Schwaben, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die ſchöne Couſine Anna könne ſich vielleicht ſchon verſehen haben.

Er ließ ſich, in der Reſidenz angekommen, ſogleich nach dem Hauſe führen, wo ſein Oheim ſonſt gewohnt hatte,

> aber mit dem Donnerworte
> ward ihm aufgethan:
> die du ſucheſt —

wohnen ſchon ſeit langer Zeit auf einem Landgut, ſie werden auch im nächſten Winter nicht zurückkehren, und ſelbſt dies Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reiſende aus Brandenburg war ſchnell entſchloſſen. Er benützte dieſen Tag, um ſich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denſelben Weg, welchen er hergekommen war, zurück, nach dem unteren Neckarthal, wo der Landſitz ſeines Oheims lag.

Je näher er dieſer reizenden Gegend kam, deſto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen ſollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeſchnitten von den Zerſtreuungen der Stadt und jener Formen enthoben, die man dort für ſchön und nothwendig, hier für überflüſſig und läſtig hält, ſchnell bekannt und befreundet wird, daß man ſich, auf eine kleine Geſellſchaft beſchränkt, ſchneller naherückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptſtraße ab. Der Kutſcher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende ſich um den ganzen Berg her, ſagte er, doch auf dieſem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Schloß Thierberg hinaufgelangen. Der junge Mann ſtieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, ſah nun eine mäßige, mit Wald bewachſene Anhöhe vor ſich, und ſchloß, weil er gehört hatte, das Schloß ſeines Oheims liege im Neckarthal, man müſſe von dieſer Höhe eine weite Ausſicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und ſtieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er dieſen Baum ſo kräftig, ſo majeſtätiſch geſehen, zwiſchen durch erblickte er hie und da Eichen und ſchöne Eſchen und zu ſeiner nicht geringen Verwunderung Waldkirſchbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen ſchwerer; der Berg ſchien ſich auf einmal ſteiler zu erheben und er war oft verſucht, die unbequeme Eleganz zu verwünſchen, in welche ihn ſein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete ſich keine Ausſicht. Die Bäume ſchienen dichter zu werden, je mehr ſich der Pfad wieder ſenkte, und als ſich, um ſeine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verſchiedenen Richtungen liefen, ſchmähte er auf den Kutſcher und auf ſeine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald ſich zu verirren. Er ſchlug endlich den Weg rechts ein und ſah, nachdem er einige Hundert Schritte gegangen war, zu ſeiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub ſchimmern.

Er verdoppelte ſeine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame ſtand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank ſaß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem ſie, als ſein Schritt in den abgefallenen Blättern rauſchte, langſam und ruhig ihre ſchönen Augen erhob; doch auch ſie ſchien betroffen, als es ein junger, ſtädtiſch gekleideter Herr war, den ſie in dieſer Einſamkeit vor ſich ſah; ſie erröthete flüchtig, aber ſie ſenkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Beſuch hing. Der junge Mann verbeugte ſich einigemal, ehe er recht wußte, was er ſagen ſollte. „Iſt wohl das ſchöne Mädchen Couſine

Anna?“ war alles, was er in dieſem Augenblick zu denken und ſich zu fragen vermochte, und erſt als er ſich dieſe Frage ſchnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indeſſen ihr Buch ſchloß und von ihrem Bänkchen aufſtand. „Bitte um Vergebung,“ ſagte er, „wenn ich Sie geſtört haben ſollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu ſeyn. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf dieſem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt ſind,“ erwiederte ſie mit einer klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelaſſen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte ſich nach dieſen Worten, und der junge Mann ging ſeinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, ſo zog ihn ein unwiderſtehliches Gefühl zurück. Das ſchöne Mädchen ſtand noch einmal von ihrem Sitz auf, als ſie ihn zurückkehren ſah, doch diesmal ſchien Beſtürzung ihre Wangen zu färben und eine gewiſſe Aengſtlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbeſcheiden zu gelten, fragte der Reiſende, ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu ſprechen?

„Ich heiße ſo,“ antwortete ſie etwas befangen.

„Eh bien, ma chère cousine!“ ſagte er lächelnd, indem er ſich artig verbeugte, „ſo habe ich das Vergnügen, Ihnen Ihren Vetter Rantow vorzuſtellen.“

„Wie? Vetter Albert!“ rief ſie freudig, „ſo haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird ſich der Vater freuen! Und was macht Onkel und die liebe Tante, und wie ſind Sie gereiſt?“ ſo drängte ſich eine Frage nach der andern über die ſchönen Lippen, und Vetter Rantow fand, verloren in ſein Glück, eine ſchöne Muhme zu beſitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht ſagen, daß ſie gegen irgend eine Regel des Styls geſündigt hätte, und doch däuchte es ihm, es ſeyen ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in ſeinem Vaterland gehört hatte. Er fühlte, er ſey zu ſchnell gereiſt, als daß er allmälig auf dieſen Kontraſt vorbereitet worden wäre.

„Dies iſt mein Lieblingsſpaziergang,“ ſagte ſie, indem ſie langſam neben ihm herging. „Zwar iſt der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht ſchöne Windungen, alte Burgen ſchmücken die Höhen — und die unſrige ſpielt dabei nicht die ſchlechteſte Rolle, wenigſtens was das Alterthum betrifft — Dörfer und ſogar ein Städtchen ſieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg ins Schloß hinauf iſt dann ſo ſteil und mühſam, und auf der Straße gehen mir zu viel Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und iſt dann ſo köſtlich einſam, als ſäße man in ſeinem Boudoir bei verſchloſſenen Thüren.“

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köſtliche Einſamkeit ſtört,“ unterbrach ſie Rantow.

„Im Ganzen genommen,“ fuhr ſie fort, „iſt es im Schloß gerade auch nicht geräuſchvoll. Es iſt ſo einſam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tauſend und eine Nacht. Außer der Dienerſchaft und im hintern Flügel dem Amtmann, den man nie zu ſehen bekömmt, ſind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja die Einſamkeit im Schloß iſt oft ſo ſchrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinſamkeit flüchte, wo das Rauſchen der Bäume und der Geſang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden.“

3.

Ueberraſcht ſtand der junge Mann ſtille, als ſie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüberſtanden. Die Bewohner des ſüdlichen Deutſchlands ſind von Jugend auf an Anblicke dieſer Art gewöhnt. Man trifft in Franken und Schwaben ſelten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindeſten ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor herabſchauten. Die natürliche Beſchaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüſſe, überdies die eigenthümliche Verfaſſung des zahlreichen Landadels begünſtigten oder nöthigten in früherer Zeit zu dieſen befeſtigten Wohnungen. Aber der Norden unſeres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieſer alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine ſo natürliche Befeſtigung, wie die Felſen und Gebirgsausläufer des Süden, und hatte auch hier und dort eine ſolche Veſte im platten Land geſtanden, ſo war ſie nur deſto ſchneller dem Verfall und der Zerſtörung preisgegeben. Die Nachbarn theilten ſich brüderlich in die theuren Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinſtrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein ſo überraſchender Anblick, ſich in ſolcher Nähe einer dieſer alterthümlichen Burgen gegenüberzuſehen, um ſo überraſchender, da er durch dieſe düſteren tiefen Thore als Gaſt einziehen, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen ſollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der maleriſche Anblick, der ſich ihm darbot, ſeine Seele. Der alte ſchwärzlich-graue Wartthurm war auf der Mittagsſeite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Epheu umhängt. Aus den Ritzen der Mauer ſproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog ſich ein breites Rebengeländer, deſſen zarte Blätter und Faſern ſich mit ſanfter Gewalt um die roſtigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geſchlungen hatten. Zur rechten Seite des Schloſſes hinderte der dunkle Wald die Ausſicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber, tauchte das Auge hinab in die Tiefe des ſchönen fruchtbaren Neckarthals, ſchweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen blauen Gebirgen.

„Das iſt unſer Thierberg,“ ſagte das Fräulein; „es ſcheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenſter zu ſehen, um vor unſerer Einſamkeit und dieſem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erſchrecken.“

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie dieſe alte Burg?“ rief der Gaſt, „kann man etwas Romantiſcheres ſehen, als dieſe Thürme mit Epheu bewachſen, dieſen Thorweg mit den alten Wappen, dieſe Zugbrücke, dieſe Wälle und Graben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus Scottiſchen

Romanen zu ſehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thore entgegentreten" —

„Für diesmal höchſtens ein Thierberg," erwiederte das Fräulein lachend, „und auch von dieſen ſpukt nur noch Einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer geſtochen, aber zwiſchen dieſen Mauern zu wohnen, ſo einſam, und Winters, wenn der Wind um dieſe Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr ſieht, als jenen Eppich dort am Thurm — Vetter! mich friert ſchon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch ſelbſt einführen."

Der düſtere ſchattenreiche Hof, in welchen ſie traten, fühlte etwas die warme Begeiſterung des Gaſtes. Er ſah ſich flüchtig um, als ſie hindurchgingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug geweſen ſeyn müſſe, erſchrack vor einem halb zerſtörten Thurm, deſſen Rudera drohend über die Mauer hereinhingen, erſtaunte über den ſcharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Riſſe genagt und dem Auge eine freie Ausſicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in ſeinem Herzen ſchon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch ſchlecht verwahrte Fenſter blies, der Bemerkung ſeiner Couſine über die Wohnlichkeit des Hauſes vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen mit Backſteinen gepflaſterten Halle das Fräulein mit freundlichem Kläffen und Wedeln, und ein gefeſſelter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange ſaß, ſtieß ein unangenehmes Geſchrei aus und ſchwenkte die Flügel. „Das iſt nun unſere Antichambre, unſer Hofgeſinde,“ ſagte **Anna**, indem ſie lächelnd auf die Thiere zeigte, „verwünſchte Prinzen und Prinzeſſinnen, die Sie entzaubern können. Doch laſſen Sie uns jetzt eintreten,“ ſetzte ſie nach einer Weile ernſter hinzu, „in dieſem Zimmer iſt der Vater.“

Sie öffnete eine hohe ſchwere Flügelthüre, und durch das altfränkiſch ausſtaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten **Mann**, der in einer tiefen Fenſterwölbung ſaß, wie es ſchien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß ſeiner Tochter ſah er ſich um, und als er den Fremden erblickte und **Anna** ſeinen Namen nannte, ſtand er auf und ging ihm langſam, aber feſten Schrittes entgegen. Mit Bewunderung ſah ſein Neffe die hohe gebietende Geſtalt, die ihn unwillkürlich an jenen Wartthurm dieſer Burg erinnerte, den ſo viele Jahre nicht einzuſtürzen vermochten, und deſſen Alter nur der Ephen anzeigte, der ſich an ihm emporgeſchlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in dieſe fünfundſechzigjährige Stirne Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare, und der Bart und die Augenbraunen waren ſilberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt und der Nacken trug den Kopf noch ſo aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab beinahe einen kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwiedern vermochte.

„Biſt willkommen in Schwaben,“ ſagte er mit tiefer kräftiger Stimme; „'s war ein vernünftiger

Einfall meiner Frau Schweſter, daß ſie dich heraus ſchickte; mach' dir's bequem; ſetz' dich zu mir ans Fenſter, und du, Anna, bringe Wein."

So war der Empfang auf Thierberg; ſo herzlich und offen er aber auch ſeyn mochte, ſo konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewiſſes unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte ſich den Oheim ganz anders gedacht; er glaubte, nach der Beſchreibung, die ihm ſein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der ſeine Haſen hetzt, mit Laune die Händel ſeiner Bauern ſchlichtet, von ſeinen Kleppern gern erzählt und zuweilen mit ſeinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durſt trinkt; er bedachte nicht, wie fünfundzwanzig Jahre und eine ſo verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwiſchen lag, auf dieſen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige ernſte Auge des Oheims, das prüfend auf ſeinen Zügen zu ruhen ſchien, die ungeſuchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über ſein bisheriges Leben und Treiben ins Gebet nahm, das ironiſche Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um ſeinen Mund blitzte, dies alles, und das ganze gewichtige Weſen des Alten imponirten ihm auf eine Weiſe, die ihm höchſt unbequem war; er konnte ſich kein Herz faſſen, den Oheim eben ſo traulich zu behandeln, wie jener ihn, er kam ſich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Miniſter Audienz gibt, und es war dies zu ſeinem nicht geringen Verdruß das zweite Mal, daß er ſich über die Landjunker in Schwaben getäuſcht ſah.

Auch ſeine Baſe ſchien ihm ganz anders, als er ſie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene ungeſuchte Weſen, was man ihm an den Töchtern dieſes Landes gerühmt hatte, aber dieſe Unbefangenheit ſchien nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus einem feinen ſichern Takt hervor zu gehen, und was ſie ſprach, zeugte von einem ſo trefflich gebildeten Geiſt, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu beſtehen ſchien, daß ſie alles Geiſtreiche, ſey es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angebornes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Geſuchtes erſchien. Am ärgerlichſten war es ihm, daß ſie ihn ſchon nach den erſten Stunden zu durchſchauen ſchien; die ausgeſuchten Artigkeiten, die er ihr ſagte, zog ſie ins Komiſche, den feineren Complimenten wich ſie auf unbegreifliche Art aus; wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, ſo nannte ſie ihn gewiß immer Herr von Rantow. Und dennoch mußte er ſich geſtehen, daß er nie ſo viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Geſtalt und der Stimme geſehen habe; ihr ganzes Weſen erſchien ihm wie das Hauskleid, das ſie jetzt eben trug. Es war einfach und von beſcheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine ſchlanke Geſtalt mit jener geſchmackvollen Eleganz, die auch dem anſpruchloſeſten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht; ein Toilettengeheimniß, worüber, ſo viel der junge Mann ſich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufſchluß gab, und das ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmoniſchen Seele, als die Folge einer ſorgfältigen Erziehung zu ſeyn ſchien.

Dieſelbe Uebereinſtimmung glaubte er zwiſchen dem alten Herrn und dem Gemache zu finden, in welches er zuerſt eingeführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegen blickte. Die ſchweren gewirkten Tapeten, mit Leiſten befeſtigt, die einſt vergoldet waren und deren Farbe jetzt ins Dunkelbraune ſpielte; die breiten Armſtühle, mit ausgeſchweiften zierlich geſchnitzten Beinen, die Polſter, mit grellen Farben künſtlich ausgenäht, mit Papagaien, Blumentöpfen und den Bildern längſt begrabener Schooßhündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten ſeine Ahnfrauen über dieſer mühſamen Arbeit geſeſſen ſeyn, die ihnen vielleicht einſt für das Vollendetſte galt, was der menſchliche Geſchmack je erſonnen, und die jetzt ihrem Urenkel geſchmacklos, ſchwerfällig, und hätten ſich nicht ſo ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erſchien. Und doch kam ihm dies alles, der ehrwürdigen Geſtalt ſeines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er ſah, man ſey in Thierberg erhaben über den Wechſel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm ſein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umſtände, worin ſich der Oheim befand, geſagt hatte, ſo fühlte er ſich beſchämt, daß er dieſe Umgebungen nur einen Augenblick habe grotesk finden können; er fühlte, daß er unverſchuldeter Armuth, wenn ſie ſich in ſo ernſtem und würdigem Gewande zeige, ſeine Achtung nicht verſagen könne; ja, vor dieſen Wänden, dieſem Geräthe, und vor dem unſcheinbaren groben Hausrock des Oheims erſchien er ſich ſelbſt, wenn er ſeinen Blick auf ſeine modiſche und höchſt unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrſcht von einem Phantom, das ein Weiſer lächelnd an ſich vorüber gleiten läßt.

Dies waren die Eindrücke, welche der erſte Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernſt ſie aber am Ende auch ſeyn mochten, ſo konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlage acht Uhr, den die alte Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufſprang, ein kleiner Kerl in einem verſchoſſenen bordirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, ſich dreimal verbeugte und dann feierlich ſprach: „le souper est servi.“

„S'il vous plait,“ ſagte der Alte mit ernſthaftem Geſicht und einer Verbeugung zu ſeinem Neffen, reichte ſeinen Arm der ſchönen Anna und ging langſamen Schrittes dem Speiſezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speiſeſaales und dem erſten Blick, den er hinein warf, hatte ſich übrigens dem Gaſt aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von dieſem gemalten Plafond, der die Erſchaffung der Welt vorſtellte, von dem ſchweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von ſchwerer Seide hatte ihm ſeine Mutter oft geſprochen, wenn ſie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemeinen Glanz erzählte, welcher einſt durch ihre hochſelige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Miniſters, in die Familie und in die ſchöneren Appartements zu Thierberg gekommen ſey. Schon ſeine Mutter hatte in ihrer Kindheit dieſe Prachtſtücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und ſeit dieſer Zeit hatten ſie zum mindeſten dreißig bis vierzig Jahre geſehen.

„Das iſt der Familienſaal,“ ſagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke ſah, womit ſein Neffe dieſes Gemach muſterte. „Vor Zeiten ſoll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherren pflegten hier zu trinken. Mein Großvater ſelig ließ es aber alſo einrichten und ſchmücken; er war ein Mann von vielem Geſchmack und hatte in ſeiner Jugend mehrere Jahre am Hofe Ludwigs XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und ſie beide haben das Innere des Schloſſes auf dieſe Art eingetheilt und dekorirt.“

„Am Hofe Ludwigs XIV.!“ rief der junge Mann mit Staunen, „das iſt eine ſchöne Zeit her; wie mancherlei Gäſte mag dieſer Saal ſeit jener Zeit geſehen haben!“

„Viele Menſchen und wunderbare Zeiten,“ erwiederte der alte Herr. „Ja, es ging einſt glänzend zu auf Thierberg, und unſere Gäſte befanden ſich bei uns nicht ſchlimmer, als bei jedem Fürſten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf dieſen Schlöſſern, ſo lange unſere Ritterſchaft noch blühte. Da galt noch unſer Anſehn, unſere Stimme; man war ein Edelmann ſo gut als der König von Frankreich, und ein

Freiherr war ein freier Mann, der nichts über ſich kannte als ſeinen gnädigen Herrn, den Kaiſer, und Gott; jetzt“—

„Vater!“ unterbrach ihn Anna, als ſie ſah, wie die Ader auf ſeiner Stirne anſchwoll, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf ſeinen Wangen aufzog. „Vater!“ rief ſie mit zärtlichen Tönen, indem ſie ſeine Hand ergriff, „nichts mehr über dies Thema; Sie wiſſen, wie es Sie immer angreift!“

„Thörichtes Mädchen!“ erwiederte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme ſeiner ſchönen Tochter, „warum ſollte ein Mann nicht ſtark genug ſeyn, nach Jahren von dem zu ſprechen, was er zu dulden und zu tragen ſtark genug war? Der Vetter kennt nur unſere Verhältniſſe, wie ſie jetzt ſind. Er iſt geboren zu einer Zeit, wo dieſe Stürme gerade am heftigſten wütheten, und aufgewachſen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längſt ſchon anders war; er kann ſich alſo nicht ſo recht denken, was die Vorfahren ſeiner Mutter waren, und deßhalb will ich ihn belehren.“

Der Freiherr nahm mit dieſen Worten ſein großes Glas, auf deſſen Deckel die Wappenſchilde ſeines Hauſes, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu ſeiner Belehrung zu ſammeln, einen langen tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna ſah an ihm vorüber den Gaſt mit beſorglichen bittenden Blicken an; er verſtand dieſen Wink und ſuchte den Oheim von dieſer Materie abzubringen.

„Es iſt wahr,“ fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tiſch geſetzt hatte, „in Preußen ſind die Verhältniſſe anders und ſind ſeit langer Zeit anders geweſen. Aber ſagen Sie ſelbſt, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterland gliche? Ich gebe zu, daß andere Länder an Flächeninhalt, an Seelenzahl uns bei weitem überwiegen, aber nirgends trifft man auf ſo kleinem Raum eine ſo kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht: es iſt das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirkten ſo Großes, ſondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geſchaffen; weil ſie es verſtanden, die ſchlummernden Kräfte zu wecken, und dem Volke ſelbſt zeigten, welche Stellung es einnehmen müſſe, weil ſie Preußen geworden ſind, iſt auch ein Preußen erſtanden."

Der alte Herr hatte ſeinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog ſich ſein Geſicht zu ſolcher Ironie zuſammen, daß der Brandenburger erröthete. „Der Sohn meines Nachbars, des Generals von Willi, würde ſagen, wenn er dich hörte: O Deutſchland, Deutſchland, da ſieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zerſplitterung hervorgeht! ſie wollen nicht mehr Griechen, ſondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen! Ich wünſche nur," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meiſterſtück der Kriegskunſt unſerer modernen Spartaner."

„Unſer Unglück bei Jena," ſagte der junge Mann verdrießlich, „kann man weder dem Volk noch dem Könige zuſchreiben, und ich glaube, wir haben uns an

Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutſchland wieder frei gemacht, ſondern ihn ſelbſt entthront.“

„So? das ſeyd ihr geweſen?“ fragte der Oheim, „Gott weiß, ich that bis jetzt ſehr unrecht, daß ich dies Ereigniß der halben Million Soldaten zuſchrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zuſammenhetzte. Warſt du vielleicht ſelbſt mit dabei, Neffe? Du kannſt wahrſcheinlich als Augenzeuge reden?“

Der Neffe erröthete und ſchickte einen ängſtlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der Schule,“ antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht dabei war. Ich gebe zu, daß die andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entſchieden haben; denken Sie nur an Waterloo.“

„Sey überzeugt, ich denke daran,“ erwiederte der alte Herr mit großem Ernſt, „und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes iſt, ſo bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht, und das alte ſchöne Reich umgekehrt wie einen Handſchuh. Aber das mit deinen Landsleuten weißt du denn doch nicht recht. Ich glaube ſchwerlich, daß eure jungen Soldaten, wenn ſie auch wirklich ſo begeiſtert waren, wie man ſagt, ſo viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die ſchon in allen Welttheilen gedient hatten.“

„Nicht die Jahre ſind es,“ ſagte jener, „die in ſolchen Augenblicken Kraft geben, ſondern das Selbſtbewußtſeyn, der Stolz einer Nation und die Begeiſterung des Soldaten für ſeine Sache; und die hat der Preuße vollauf.“

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient,“ entgegnete der Oheim; „Anno 85 bei den Kreistruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeiſtert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächſtens wird mich aber mein Nachbar, der General, beſuchen, mit dieſem mußt du darüber ſprechen.“

„Wie dem auch ſey,“ fuhr der Gaſt fort, „es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzoſen und im Haß gegen dieſen Corſen, mit mir übereinſtimmen. Bei uns zu Hauſe behauptet man, daß er in Süddeutſchland leider noch immer als eine Art Heros angeſehen, und, es iſt lächerlich zu ſagen, von Vielen ſogar als ein Beglücker der Menſchheit verehrt werde.“

„Sprich nicht zu laut, Freund,“ erwiederte der alte Herr, „wenn du es nicht mit dieſer jungen Dame hier gänzlich verderben willſt. Sie iſt gewaltig napoleoniſch geſinnt.“

„Sie werden darum nicht ſchlechter von mir denken,“ ſagte Anna hocherröthend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, deſſen unverzeihlicher Fehler der iſt, daß er ein großer Menſch war.“

„Großer Menſch!“ rief der Alte mit blitzenden Augen, „den Teufel auch, großer Menſch! was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erſpähte, um wie ein Dieb eine Krone zu ſtehlen? Daß er mit ſeinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, ſeine herrliche natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen! großer Menſch?“

„Sie ſprechen ſo, weil“ —

„Anna, Anna!“ fiel er ſeiner Tochter in die Rede, „meinſt du, ich ſpreche nur darum ſo, weil er uns elend machte? weil er dieſes Thal und den Wald mir entriß, weil er dieſe Menſchen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen andern verſchenkte? Weil die ungebetenen Gäſte, die er uns ſchickte, das Biſchen aufzehrten oder einſteckten, was mir noch geblieben war? Es iſt wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und ſchätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine Wälder lichtete und die erſte Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage ſah ich nur mich und den Fall meines Hauſes; aber ging es der ganzen Reichsritterſchaft beſſer, mußten wir nicht ſogar erleben, daß ein Mann von der Inſel Corſika erklärte, es gebe keinen deutſchen Kaiſer und kein Deutſchland mehr?“

„Gott ſey es geklagt!“ ſagte der junge Rantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht beſſer gemacht.“

„Ihr, gerade ihr ſeyd ſelbſt ſchuld daran!“ fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet euch längſt losgeſagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben, thatet euch viel darauf zu gut. Ihr ſahet es vielleicht ſogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, ſo lange die übrigen Speere ein Band umſchlang. Habt ihr nicht geſehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt ſey dieſes Jahrhundert der Selbſtſucht und Zwietracht, verdammt dieſe Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrſchſucht Größe nennt!“

„Aber, lieber Vater“ — wollte das Fräulein beſänftigend einfallen, doch der alte Herr war bei ſeinen letzten Worten ſchnell aufgeſtanden, und der kleine Menſch in der Thierbergiſchen Livrée eilte auf ſeinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht,“ wandte er ſich noch einmal zu ſeinem Neffen; „ſtoße dich nicht daran, wenn du mich zuweilen heftig ſiehſt; 's iſt ſo meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!“ ſetzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart ſchlecht iſt, muß man von beſſeren Zeiten träumen.“ Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Geſtalt des alten Herrn ſchritt langſam der Thüre zu. Rantow war ſo betroffen von allem, was er gehört und geſehen, daß es ihm ſogar entging, welche komiſche Figur der Diener machte, der ſeinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivrée, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bordirten Aufſchläge bedeckten völlig die Hände, welche die ſilbernen Leuchter trugen. Er war anzuſehen wie ein großer Pilgrim, der einen Calvarienberg hinan auf den Knieen rutſcht. Um ſo erhabener war der Kontraſt des Mannes, der ihm folgte; er erſchien, als er durch den altfränkiſchen Saal unter den Familiengemälden ſeiner Ahnen vorbei ſchritt, wie ein wandelndes Bild der guten alten Zeit.

Als der alte Herr das Gemach verlaſſen hatte, ſtand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gaſt auf und trat in ein Fenſter. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er dieſen Abend Saiten berührt haben müſſe, die man anzutaſten ſonſt vielleicht ſorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht und Rantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie ſich Mißverſtändniſſe leichter löſen, wenn man ſie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernſt oder Wehmuth darüber ſpricht. Mit ſolch einem Scherz wollte er Anna verſöhnen; doch als er zu ihr ans Fenſter trat, war der Anblick, der ſich ihm darbot, ſo überraſchend, daß kein heiteres Wort über ſeine Lippen ſchlüpfen konnte. Das tiefe, ſchwärzliche und doch ſo reine Blau, das nur ein ſüdlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie geſehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond ſeltſame Streiflichter und im Thal ſchimmerten ſeinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunkeln Kirchthurms zurück. Der falbe Schein dieſes Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht und in ihren ſchönen Augen ſchwamm eine Thräne. Jetzt erſt, als alles ſo ſtill und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und dieſe Klänge verbanden ſich ſo ſanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben verſucht war, es ſeyen ſeine Strahlen, die ſo melodiſch ſich auf die Erde niederſenkten. Ein ſeliges Lächeln zog über Anna's Geſicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldſpitze, die weit in das Thal vorſprang und ihre tieferen Athemzüge ſchienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll iſt ſelbſt die Nacht in Ihrem Thal!“ ſprach nach einer Weile der Gaſt. „Wie ſchön wölbt ſich der Himmel darüber hin, und der Mond ſcheint nur für dieſen ſtillen Winkel der Erde geſchaffen zu ſeyn.“

Anna öffnete das hohe Bogenfenſter. „Wie warm und mild es noch draußen iſt!“ ſagte ſie, indem ſie freundlich in das Thal hinabſchaute. „Kein Lüftchen weht.“

„Aber die Bäume neigen ſich doch her und hin,“ erwiederte er, „ſie rauſchen, gewiß vom Wind bewegt.“

„Kein Lüftchen weht!“ wiederholte ſie, und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieſes leichte Tuch bewegt ſich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? Nicht der Nachtwind iſt es, der ihre Blätter bewegt, ſie flüſtern jetzt und erzählen ſich, und wer nur ihre Sprache verſtünde, könnte manches Geheimniß erfahren.“

„Vielleicht könnte man dann auch er[illegible]n, wer der Flötenſpieler iſt,“ ſagte der Vetter, indem er Anna ſchärfer anſah; denn ſchon war er ſo eiferſüchtig auf ſeine ſchöne Baſe geworden, daß ihm die ſüßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das ſie noch immer aus dem Fenſter hielt, in Wechſelwirkung zu ſtehen ſchienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen,“ erwiederte ſie lächelnd, indem ſie das Tuch zurücknahm. „Das iſt ein munterer Jägerburſche, der ſeinem Mädchen einen guten Abend ſpielt.“

Dazu iſt aber die Entfernung doch beinahe zu groß," fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich."

„Im Dorf unten hört man es beſſer als hier oben," ſagte ſie gleichgültig und ſchloß das Fenſter; „überdies ſagt ja das Sprichwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns."

„Schön geſagt!" rief der junge Mann, „doch das Auge des Argwohns ſieht weiter als das der Liebe."

„Sie haben Recht," entgegnete ſie, „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht."

Dieſe, wie es ſchien, ganz abſichtlos geſagten Worte überraſchten den jungen Mann ſo ſehr, daß er beſchämt die Augen niederſchlug. Er warf ſich ſeine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es ſey ein Liebhaber dieſes argloſen Kindes, der dort im Walde muſicire.

„Und nun gute Nacht, Vetter," fuhr Anna fort, indem ſie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes, man ſagt ja, der erſte Traum in einem Hauſe werde wahr; Hans, leuchte dem Herrn Baron ins rechte Thurmzimmer! Und dies noch," ſetzte ſie auf Franzöſiſch hinzu, als der Diener näher trat, „vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu ſprechen, die ihn ſo tief berühren. Er iſt ſehr heftig, doch gilt ſein Zorn nie der Perſon, ſondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Inſtruktion ertheilen. — Gute Nacht!"

Sinnend über dieſes ſonderbare und doch ſo liebenswürdige Weſen folgte der Gaſt dem Diener, und die dumpfhallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckige, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das alterthümliche Gardinenbette, ſo manche Gegenſtände, die er ſonſt ſo aufmerkſam betrachtet hätte, blieben diesmal ohne Eindruck auf ſeine Seele, die nur eifrig beſchäftigt war, den Charakter und das Benehmen Anna's zu prüfen und zu muſtern.

5.

Als der Gaſt am folgenden Morgen nach einer ſorgfältigen Toilette hinab ging, um mit ſeinen Verwandten zu frühſtücken, konnte er ſich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er ſtieß, führte ihn dem Saal zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erſt, was ihm geſtern nicht aufgefallen war, daß er im entlegenſten Theil dieſer Burg geſchlafen habe. Auf ſein Befragen geſtand ihm der Diener, daß ſein Gemach das einzige ſey, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, ſey nur noch das ungeheure Bedientenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer ſeyen entweder ſchon halb eingeſtürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der ſtolze Sinn des Oheims und die fröhliche Anmuth ſeiner Tochter ſtanden in ſonderbarem Widerſpruch mit dieſen öden Mauern und verfallenen Treppen, mit dieſen ſprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewiſſe reinliche Eleganz in ſeiner Umgebung ſelbſt an Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, ſeine Verwandten, die in ſo großer augenſcheinlicher Entbehrung lebten, für ſehr unglücklich zu halten. Das romantiſche Intereſſe, das der erſte Anblick dieſer Burg für ihn gehabt hatte, verſchwand vor dieſer traurigen Wirklichkeit, und wenn er ſich dachte, wie die Mauerriſſe und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgenſonne herein fiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang laſſen mußten, war ihm Anna's Furcht vor dieſer Jahrszeit wohl erklärlich.

„Und ein ſo zartes Weſen dieſen rauhen Stürmen ausgeſetzt,“ ſagte er zu ſich, „ein ſo reicher und gebildeter Geiſt ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in dieſen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einſam bei dem ernſten, feierlichen alten Mann! Und dieſer ehrwürdige Alte, der einſt beſſere Tage geſehen, durch die Ungunſt der Zeit in unverſchuldete Dürftigkeit und Entbehrung verſetzt!“ Von ſo gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales halb und halb den Entſchluß faßte, um die ſchöne Anna zu freien, ſie in die Mark zu führen, oder wenn ihm das Leben in Schwaben beſſer gefallen ſollte, mit ihr in die Reſidenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand ſetzen zu laſſen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erſchien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher als geſtern. Das Tagewerk der Knechte wurde in ſeiner Gegenwart angeordnet und mit Wonne ſah er Anna eine Geſchäftigkeit im Hausweſen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geſchäfte ſprachen die Bewohner des Schloſſes. Der Alte wollte Vormittags mit ſeinem Verwalter rechnen, Anna den Gaſt unterhalten und einen Spaziergang mit ihm ins Thal hinab machen. Nach Tiſch wollte ſie bei einigen Damen in der Nachbarſchaft Beſuche abſtatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, muſtern und Albert ſollte ihn begleiten. Der Abend ſollte ſie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Ausſicht war, einen ganzen Vormittag mit der ſchönen Couſine zu verleben, ſo erſchreckte ihn doch ein ſo langer Waldſpaziergang mit dem ernſten Onkel, der alle Augenblicke die ſonderbarſten, vielſeitigſten Kenntniſſe verrieth, und in ſo hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem jenem graute. „Wie? wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt haſt,“ ſagte er zu ſich, „wie ſchnöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrſtühle und Säle in Berlin du nicht beſucht, und wie ſchnell wird er ahnen, welche du beſucht haſt.“ Einiger Troſt für ihn war ſeine geläufige Zunge und ein wenig Diſputirkunſt, das einzige, was ihm von ſeinem Hofmeiſter übrig geblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Nachrichter zu- und anrichten muß, ſo richtete ſich ſeine geängſtigte Seele an der ſchönen Gegenwart auf. Und welcher

Himmel ging ihm erſt auf, als der Onkel, nachdem er ſchon Hut und Stock ergriffen hatte, ſich noch einmal zu ſeinem Neffen wandte. „Noch etwas!“ ſagte er zu ihm. „ſo lange Thierberg ſteht, iſt es Sitte, daß die nächſten Verwandten gleicher Linie mit Du unter ſich reden; ich denke, du wirſt mit Anna keine Ausnahme machen, weil du hundert Meilen nördlicher geboren biſt.“

Anna lächelte und ſchien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen ſagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in dieſem Augenblick wie ein Bote der Liebe erſchien. Leider vergaß er dabei, daß dieſes Du nicht das ſüße heimliche Du der Liebe ſey, und daß ein ſo nahes Verhältniß zwar der Freundſchaft förderlich, für die entſtehende Liebe aber ein Hinderniß ſeyn könnte.

„Und du wollteſt mir geſtern Abend noch Inſtruktionen geben,“ ſagte er, indem er ſich in das Fenſter zu dem Fräulein ſetzte. „Es iſt mir angenehm, wenn du mir recht viel vom Onkel ſagſt, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl geſtern Abend mein Mißgriff.“

„Wie haſt du dir ihn denn gedacht?“ fragte Anna.

„Nun, ich ſetzte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zuſammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an eurem Hofe war und nachher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre ſeyn. Damals war wohl Onkel etwa fünf- bis ſechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beſchreibt ihn nun gar komiſch, wenn er auf ihn zu ſprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachſen, unter der Aufſicht ſeines Herrn Papa und ſeiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblümten und ausgenähten Fauteuils ſitzen, aufrecht und anſtändig friſirt; die Großmama in einem blauſeidenen Reifrock, der Großpapa in einem verſchoſſenen Hofkleid. Sie ſind die regierende Familie in ihrem Land, der Amtmann und der Paſtor ihr Hofſtaat. Der Erbprinz lernte hier nicht mehr, als ſich anſtändig verbeugen, die Hand küſſen, reiten und jagen, und die Prinzeſſinnen ſollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garniſonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und ſo ſoll er immer zur größten Luſt der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von Leipzig brachte, in die Reſidenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Wernau erzogen und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann dein Vater im Herbſt zu Beſuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen ſey, um die ſchönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Bereitern und in den Ställen umher, freute ſich, mit ſeiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Geſellſchaft bei Wernau's durch ſein ſonderbares Weſen, das zwar nie linkiſch oder unanſtändig, aber im höchſten Grad naiv, ungezwungen und komiſch war. Mein Vater ſagte oft: er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener ſteifen Zeit, wo man den Hoſton und die Reifröcke in jedem Winkel des

Landes affektirte, ſondern einer viel früheren. Er war das Muſter eines ſchwäbiſchen Landjunkers."

Der junge Mann hielt inne in ſeiner Beſchreibung, als er ſah, daß ſeine Zuhörerin lächelte. „Du findeſt vielleicht dieſe Züge unwahr," ſagte er, „weil ſie auf heute nicht mehr paſſen, und doch verſichere ich" —

„Mir fiel nur," erwiederte ſie, „als du dies das Bild eines ſchwäbiſchen Landjunkers nannteſt, jenes Buch ein, das beinahe mit denſelben Zügen einen Landjunker in — Pommern ſchildert. Du verſetzt nun dieſes Bild in mein Vaterland, in dieſes Schloß ſogar; ſonderbar iſt es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gut gemalten Bild eines Jünglings muß man ſogar die Züge des Greiſen wieder erkennen, doch hier" —

„Das wollte ich ja eben ſagen; ich fand den Onkel ſo ganz und durchaus anders, daß ich ſelbſt nicht begreifen konnte, wie er einſt jener muntere, naive Junge habe ſeyn können."

„Ich ſpreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es paſſe nicht für Mädchen," nahm Anna das Wort; „über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie geſprochen," ſetzte ſie erröthend hinzu, „doch mit dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt iſt; es iſt möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war, aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, alles, was ihm einſt lieb und werth war, hat dieſe furchtbare Zeit niedergewühlt. Oder meinſt du, jene Verhältniſſe, ſo ſonderbar und unnatürlich ſie vielleicht erſcheinen, ſeyen ihm nicht theuer geweſen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterſchaft im Saal waren und ſich beſprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greiſen, die ſich nun ſo ſchwer in dieſe neuen Geſtaltungen finden!“

„Aber ging es ganz Europa beſſer? Denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutſchland,“ erwiederte der Gaſt.

„Ich weiß, was du ſagen willſt,“ fuhr ſie eifrig fort, „man ſoll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils ſo kleine Schmerzen vergeſſen; aber wahrlich, ſo weit ſind wir Menſchen noch nicht. Auf dieſen Standpunkt erhebe ſich wer kann, und ich meine, er wird auch in ſeiner Großherzigkeit wenig Troſt, weder für ſich noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdies noch behaupten, daß unter allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade dieſe Ritterſchaft nicht am wenigſten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen ſchlägt, heilen mit der Zeit; doch wo, nicht durch Revolution, ſondern im Namen geſetzlicher Gewalt, ſo alte, lang gewöhnte Bande zerſprengt, und Formen, die auf ewig gegründet ſchienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin, das andere dorthin geriſſen, — werden die theuerſten Intereſſen in innerſter Seele verwundet. Wenn ſo die alten Hauptleute und Räthe der Ritterſchaft, einige Komthure und deutſche Ritter um die Tafel ſitzen, ſo glaubt man oft Geſpenſter, Schatten aus einer andern Welt zu ſehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dies alles, was ſie einſt erfreute, ſo lange vor ihnen zu Grabe ging, und dieſe Titel von der jungen Welt nicht mehr verſtanden werden, ſo kann man mit ihnen recht traurig werden.“

„Es iſt wahr,“ bemerkte der Gaſt, „und man muß gerecht ſeyn; ſie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alte Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im erſten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und alles auflöste; und wie ſchwer iſt es, alten Gewohnheiten zu entſagen, alte Vorurtheile abzulegen!“

„Um ſo ſchwerer,“ ſetzte **Anna** hinzu, „wenn man ein Recht und geſetzliche Anſprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande ſanft gelöst, man würde ſich nach und nach gewöhnt haben; ſo aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Anſehen und Würden gingen zugleich verloren, und mancher wurde gefliſſentlich gekränkt So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie ſie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden geriſſen, das Vieh geſchätzt, Pferde weggeführt, die Braupfannen verſiegelt und für Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer ſich gebracht durch höhniſche Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten ſie fünfundſiebenzig Franzoſen in dieſes Schloß, die nicht plündern, aber ungeſtraft ſtehlen durften, und wenn ſie weiter zogen, nur eben ſo viel neuen Gäſten Platz machten.“

„Wahrhaftig!“ rief **Albert**, „ein ſolches Schickſal hätte wohl auch den fröhlichſten Junker ernſt machen müſſen!“

„Wie es ging, weiß ich nicht; nur ſo viel nahm ich mir aus Geſprächen ab, daß er ſeit jener Zeit ganz verändert ſey. Er hielt ſich meiſtens zu Hauſe, las viel und ſtudirte manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Inſtruktionen zu kommen, die ich dir ertheilen wollte, ſo kannſt du ſie aus dem, was ich dir erzählte, ſelbſt abnehmen. Berühre nie die frühern politiſchen Verhältniſſe, wenn du ihn nicht wehmüthig machen willſt, ſprich nie von dem Kaiſer“ —

„Von welchem Kaiſer?“ unterbrach ſie der Vetter.

„Nun von Napoleon, wollte ich ſagen; er ſieht ihn als den Urheber aller ſeiner Leiden an, und wenn etwa der General in dieſen Tagen kommen ſollte, laß dich in keinen politiſchen Diskurs ein; ſie ſind ſchon ſo heftig aneinander gerathen.“

„Wer iſt denn der General?“ fragte Albert, „hat nicht dein Vater mich geſtern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu ſprechen?“

„Der General Willi iſt unſer Nachbar,“ erwiederte Anna, „und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts. Er gehört ſo ſehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm ſeine Art zu denken eben ſo wenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine ſehr ſchnelle Carriere, und der Kaiſer ſelbſt ſoll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unſern Dienſt zu verlaſſen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog ſich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, iſt ein ſehr vermöglicher Mann und lebt im Stillen ſeinen Erinnerungen. Du kannſt dir denken, daß ein Mann, der in ſolchen Verhältniſſen ſeine ſchönſten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einſt focht, eingenommen iſt; er iſt, was man ſo nennt, ein eigenſinniger Napoleoniſt, und hat wenigſtens ſo gut als irgend einer Grund dazu.“

„Wenn er ein Franzoſe wäre,“ entgegnete Albert, „dann möchte es hingehen. Aber für einen Deutſchen ſchickt es ſich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, ſondern ein Phantom.“

„Streiten wir nicht darüber,“ fiel ihm Anna ins Wort; „ich bin überzeugt, wenn du dieſen liebenswürdigen edeln Mann kennen lernſt, wirſt du ihm ſeinen Enthuſiasmus vergeben.“

„Wie alt iſt er denn?“ fragte jener befangen.

„Ein guter Fünfziger,“ erwiederte Anna lächelnd. „Mir aber ſcheint er, wie geſagt, für ſeine Geſinnungen ein ſo gutes Recht zu haben, als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben däuchte, zerſtört und verhöhnt, und du weißt, daß dies nicht der Weg iſt, die Menſchen mit dem Neueren auszuſöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich ſie in ihren Meinungen ſo ſchroff einander gegenüber ſtehen. Oft kömmt es unter ihnen zu ſo heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältniſſe vorausſehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie ſo weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren ſeine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter ſchätzte ſie ſehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß ſie eine Bürgerliche war, und ſeine Schweſter, die jetzt eben bei ihm iſt, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren."

Der alte Thierberg, der in dieſem Augenblick von ſeinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieſes Geſpräch, das der junge Mann noch lange hätte fortſetzen mögen; denn Baſe Anna erſchien ihm, wenn ſie lebhaft ſprach, wenn ihre Augen während der Rede heller glänzten und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abſpiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren ſchien, nicht mit Unrecht einen günſtigen Schluß für ſich ziehen zu dürfen.

6.

Von allen ſeinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung, oder wie man es dort nannte, die Präſentation des Schulmeiſters übrig geblieben, und er verwünſchte auch dieſen letzten Reſt ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulamtskandidaten mit dem Thierberger Prediger ins Schloß treten ſah. Er hieß ſeinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und verſprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langſam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerſt geführt hatte. Oft ſtand er ſtille und ſah zurück auf dieſe alterthümliche Burg, und gern verweilte ſein Auge auf jenem Thurm, in deſſen Zimmerchen Anna wohnte.

Wie liebte er dieſes klare, ruhige, natürliche Weſen, gepaart mit ſo viel Anſtand und mit ſo feiner Bildung! Er konnte ſich auf nichts Aehnliches beſinnen. Oft wollten zwar in ſeiner Erinnerung die Damen der Mark dieſem Schwabenkind den Vorrang ſtreitig machen. Es däuchte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen geſehen, gewandter, zierlicher ſprechen gehört; er rief ſich jede einzelne Schönheit, die ihn ſonſt bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade dieſe Unbefangenheit, dieſe Ruhe ſey, was ihm ſo überraſchend, ſo neu, ſo liebenswürdig erſchien. „Sie iſt zu verſtändig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können,“ fuhr er in ſeinen Gedanken fort, „aber ſchätzen wird ſie mich, ſie wird Intereſſe an mir finden. Und gerade dieſe Klarheit, dieſe Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, beſſere Verhältniſſe längſt wünſchenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geſchmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgeſuchte Bibliothek, das ſind die Dinge, welche in einem ſolchen kalten Herzen die Liebe erſetzen; ſo unbefangen ſie iſt, ſo weiß ſie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu ſpielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Rantow allerliebſt ſtehen!“

Der junge Mann war unter dieſen Träumen einer ſchönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überſchauen konnte. Vorwärts zu ſeiner Linken gewahrte er eine Waldſpitze, die weit vorſprang und ihm die Ausſicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich ſie mit der Lage des Schloſſes, und fand, es müſſe dieſelbe Bergſpitze ſeyn, von welcher geſtern jene ſüßen Flötenklänge herüber tönten. Von dort aus, hatte ihm Anna geſagt, könne man einen weiten freien Blick über das ganze Thal genießen, und raſch beſchloß er, nicht erſt den Oheim abzuwarten, ſondern im Genuß einer herrlichen Ausſicht auf jener Waldecke ſeinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte ſich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, ſo trat er auf dieſen reizenden Platz heraus. Das Thal ſchwenkte ſich in einem ſchönen Bogen an Thierberg vorüber um dieſe Bergecke. Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldſchlucht von dieſer Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenſter von Thierberg ſehen, und der junge Mann ergötzte ſich eine Zeit lang an den Zügen des Paſtors und ſeines Oheims, die in eifrigem Geſpräch an der Fenſterbrüſtung ſtanden. Auch Anna's Thurmfenſter war geöffnet, aber ſtatt ihrer holden Züge ſah man nur einen kleinen Orangenbaum, den ſie an die Sonne geſtellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinſeln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in deſſen Fenſtern ſich die Mittagsſonne ſpiegelte. Es war in gefälligem italieniſchem Styl aufgebaut, die Säulen und der Balkon, ſchlank und zierlich, machten einen ſonderbaren Kontraſt mit den dunklen ſchweren Mauern des Thierbergs zu ſeiner Rechten, und wie dieſe Burg auf der Nordſeite des Gebirges auf einem ſteilen Waldberg hing, ſo ruhte jenes ſchöne Luſtſchloß auf der Südſeite gegenüber an einem ſanften Rebhügel, deſſen reinlich und nett angelegten Geländer und Spaliere ſich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in dieſen reizenden Anblick verſunken und dachte nach über dieſen Gegenſatz, welchen die beiden Schlöſſer wie Bilder der alten und neuen Zeit hervorbrachten, als feſte Männertritte hinter ihm durch das Gebüſch rauſchten und ihn aus ſeinen Betrachtungen weckten. Er wandte ſich um, und war vielleicht nicht weniger erſtaunt, als der Mann, der jetzt durch die letzten Büſche brach und vor ihm ſtand — es war ſein Gefährte vom Eilwagen. Er hatte eine Jagdtaſche übergeworfen, trug eine Büchſe unter dem Arm und zwei große Windhunde ſtürzten hinter ihm aus dem Gebüſch.

„Wie? iſt es möglich!“ rief der Jäger und blieb verwunderungsvoll ſtehen, „ich hätte mir noch eher einfallen laſſen, hier auf einen Adler, denn auf Sie zu ſtoßen!“

„Sie ſehen, ich benütze Ihren Rath,“ erwiederte der junge Mann; „ich durchſpüre jeden Winkel Ihres Landes nach ſchönen Ausſichten“ —

„Aber wie kommen Sie hieher?“ fuhr jener fort, indem er ihn aufmerkſamer betrachtete, „und Sie ſind auch nicht auf der Reiſe, wie ich ſehe; haben Sie ſich in der Nähe eingemiethet?“

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und geſtehen Sie,“ ſagte er, „ich hätte keinen ſchöneren Punkt wählen können.“

„In Thierberg?“ rief der Jäger mit ſteigendem Erſtaunen, indem er auf einen Augenblick leicht erröthete, „wie, iſt es möglich, in Thierberg? oder ſind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die“ —

„Die ich in der Stadt beſuchen wollte und hier auf ihrem Landſitz traf. Ich ſegne übrigens dieſen Geſchmack meines Oheims,“ ſetzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, „da er mich aufs neue in die Nähe meines angenehmen Reiſegeſellſchafters führte.“

„So wären Sie vielleicht ein Rantow aus Preußen?“ fragte der Jäger aufs neue.

„Allerdings,“ antwortete der Gefragte; „aber wie folgern Sie dies? ſind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?“

„Ich beſuche ihn zuweilen,“ ſagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß; „ich bin gern dort. Doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntſchaft noch früher zu machen; ich reiste vor einem Jahr in ihre Heimath, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern verſehen, mit einem Brief von ihrem Oheim ſelbſt. — Aber habe ich zu viel geſagt, wenn ich von den Reizen unſeres Neckarthales ſprach? Finden Sie nicht alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünſchen kann?“

„Ich dachte ſchon vorhin darüber nach,“ verſetzte Rantow; „wie verſchieden iſt der Charakter dieſer beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieſer dunkle Wald mit Schluchten und Felſenriſſen, durch welche ſich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf dieſe jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenſeits die ſanften wellenförmigen Rebhügel, mit bläulichrother Erde und dem ſanften Grün des Weinſtocks. Und dieſe Kontraſte durch das lieblichſte Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin, bald dorthin zu den Bergen ſich wendet. Wahrhaftig, es müßte nichts Angenehmeres ſeyn, als auf einer dieſer grünen Halbinſeln ein einſames Idyllenleben zu führen!“

„Ja,“ entgegnete der Jäger lächelnd, „wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahre austräte, und Damon, die Hütte und — ſeine Daphne zu entführen drohte! Aber waren Sie ſchon unten im Thal?“

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gern begleiten.“

Der Jäger lockte ſeinen Hunden und ſchlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Rantow, der hinter ihm ging, bewunderte den ſchlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal verſucht zu fragen, wer er ſey, wo er wohne; aber es lag etwas ſo Beſtimmtes, Ueberwiegendes in ſeinem ganzen Weſen, daß er dieſe Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verſchob. Im Thal wandte ſich der Jäger ſtromabwärts; Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich; manche blieben wohl auch ſtehen und ſchauten ihm nach. Oft ſtand er ſtille und machte den Fremden auf jeden ſchönen Punkt aufmerkſam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Feſten.

Der Weg bog jetzt um den Berg und plötzlich ſtanden ſie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab geſehen hatte. „Welch herrliches Gebäude!“ rief er, „wie maleriſch liegt es in dieſen Weinbergen! Wem gehört dieſes Schloß?“

„Meinem Vater,“ erwiederte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie ſetzen mit mir über und verſuchen den Wein, der auf dieſen Hügeln wächſt.“

Gern folgte der junge Mann dieſer einfachen Einladung; ſie gingen ans Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband; er ließ ſeinen Gaſt einſteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies beſtreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen ſie dem Schloß zu, deſſen einfach ſchöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem ſchattigen Portal, das vier Säulen bildeten, ſaß ein Mann, der aufmerkſam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, ſtand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager, und mochte etwa zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahre alt ſeyn. Ein ſchwarzes blitzendes Auge, eine kühn gebogene Naſe, die dunkelbraune Geſichtsfarbe und eine hohe gebietende Stirne, wie ſeine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraſchendes. Er trug einen einfachen militäriſchen Oberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgeſtellt wurde, wußte der junge Rantow aus dieſem allem, daß es der General Willi ſey, vor welchem er ſtand. Ihn ſelbſt ſtellte der junge Willi als Vetter der Thierbergs und als ſeinen Reiſegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen geſagt; Ihre Mutter kenne ich wohl, habe ſie früher in der Reſidenz geſehen. Als wir nach Schleſien marſchirten, wurde ich nach Berlin geſchickt; ich blieb vier Wochen bei der Feldpoſt dort und ritt während dieſer Zeit mehrere Mal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu beſuchen.“

„Wahrhaftig!“ rief der junge Mann, „ich erinnere mich, mehrere franzöſiſche und deutſche Offiziere damals in unſerem Haus geſehen zu haben; es müßte mich alles täuſchen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und ſchwarz, und einen großen grünen Buſch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen.“

„Ach ja, die alte Leda!“ ſagte der General, „ſie hat treu ausgehalten bis an die Bereſina; dort liegt ſie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man ſie le diable noir. — Grüne Büſche ſagen Sie? — Richtig, ich diente damals unter den ſchwarzen Jägern von Würtemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben ſich dieſe Leute bei Linz geſchlagen!“

„War es damals,“ bemerkte Rantow, „als Marſchall Vandamme, den Gott verdamme, äußerte: ces bougres là se battent comme nous?“

„Sie haben da eine ſonderbare Ueberſetzung des Namens Vandamme, doch — ach! Sie ſind ein Preuße; gut, ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, beſonders in der ſüddeutſchen Armee; er wußte es auch recht gut; ſeine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können."

Sie waren unter dieſen Worten bis unter das Portal des Hauſes getreten; ein Buch lag dort aufgeſchlagen, der junge Willi ſah es lächelnd an und ſagte: „Zum ſechsten Mal, mein Vater?"

„Zum ſechsten Mal," erwiederte jener, indem auch durch ſeine ernſten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie ſehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß ſie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewiſſe Bücher oft leſe; und doch iſt es ein guter Grundſatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu leſen."

„Sie haben Recht," erwiederte Rantow, „und darf ich wiſſen, welches Buch Sie zum ſechsten Male leſen?" Der General bot es ihm ſchweigend.

„Ah, die ſchöne Fabel von 1812!" rief Albert, „der Feldzug des Grafen Segur! Nun, ein Gedicht wie dieſes darf man immer wieder leſen, beſonders wenn man, wie Sie, den Gegenſtand kennen gelernt hat."

„Sie nennen es Gedicht?" fragte der General, „da Sie nicht aus Erfahrung ſprechen können, iſt wohl General Gourgaud Ihr Gewährsmann? Aber ich kann Sie verſichern, in dieſem Buch iſt ſo furchtbare Wahrheit, ſo traurige Gewißheit, daß man das wenige, was Dichtung iſt, darüber vergeſſen kann. Die Figuren in dieſem Gemälde leben, man ſieht ihren ſchwankenden Marſch über die Eisfelder, man ſieht brave Kameraden im Schnee verſcheiden, man ſieht ein Rieſenwerk, jene große kampfgeübte Armee, durch die Ungunſt des Schickſals in viel tauſend traurige Trümmer zerſchlagen. Aber ich liebe es, unter dieſen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinſchwankenden Männer mich anzuſchließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt."

„Ich bewundere nur deine Geduld, Vater," erwiederte der Sohn; „du kannſt dieſe franzöſiſchen Tiraden, die, wenn man ſie in nüchternes Deutſch auflöſt, beinahe lächerlich erſcheinen, leſen und immer wieder leſen! Ich erinnere mich aus dieſem berühmten Buch einer ſolchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl beſticht, nachher, mich wenigſtens, lächeln machte. Die Armee hat ſich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Ruſſen ſind auf den Ferſen. Eine Zeit lang imponirt ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löſt ſich auch dieſe auf, und die Erſten der Ruſſen, indem ſie einen Hohlweg heraufdringen, miſchen ſich ſchon mit den Letzten der Franzoſen. Ségur ſchließt ſeine Periode mit den Worten: Ach! es gibt keine franzöſiſche Armee mehr! — Doch es gibt noch eine, fährt er fort, Ney lebt noch; er reißt dem Nächſten das Gewehr aus der Hand, u. ſ. w. — Kurz, der edle Marſchall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüſſe auf den Feind und repräſentirt gleichſam in ſich ſelbſt die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland ins Feld führte. Iſt dies nicht mehr als dichteriſch, iſt dies nicht lächerlich überſtiegen?"

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und ſo grauſam unſer Schickſal, ſo gedrängt unſer

Rückzug war, ſo ließ er uns doch einige Augenblicke frei, dieſem Krieger und ſeiner wahrhaft antiken Größe unſere Bewunderung zu zollen. Wenn du bedenkſt, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapfern jenes Defilé eine Zeit lang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinen allerdings in dieſem Augenblick noch die einzigen wirklichen Combattanten waren, die den Ruſſen die Spitze boten, ſo wird dich jener Ausdruck weniger befremden; ich wenigſtens danke es Ségur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkſtein ſetzte.“

„Alſo iſt jene Scene wahr?“ fragte Rantow.

„Gewiß! und eine ſchöne großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Ruſſen ſchlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm ſogar aus dieſem Rückzug ſproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergeſſen ließ. Er war, wie Hannibal, der letzte beim Rückzug.“

„Was ſagen Sie aber über jenen, welcher der Erſte in der Armee und der Erſte beim Rückzug war?“ bemerkte Rantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit ſeinen Garden vertheidigt“ —

„Und zwanzig Jahre ſpäter vielleicht auch,“ fiel ihm der General ins Wort, „und wäre vielleicht als Greis eines ſchönen Todes mit ſeinen Garden geſtorben. Anno 12, werden Sie aber wohl wiſſen, war er Kaiſer eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülfe, auf ſo viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unſer Unglück entſchieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Aehnliches, wie den Abfall Ihres York, geahnt hat? Mußte er nicht in Frankreich friſche Mannſchaft holen?"

„Warum zog er gegen Aſien zu Feld, der neue Alexander," ſagte Rantow ſpöttiſch lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preußenvolk in ſeinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesſtreich zu geben? War dies die gerühmte Klugheit des erſten Mannes des Jahrhunderts?"

„Glauben Sie, junger Mann," erwiederte der General, „der Kaiſer war erhaben über einen ſolchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre ſey, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug ſey, um à la Don Quixote die große Armee allein anzugreifen."

„Preußen war nichts ſchuldig!" rief der junge Mann erröthend, „man weiß, wie Buonaparte ſelbſt ſeine Friedensbündniſſe gehalten hat; man war nicht ſchuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig ſey, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefeſſelte hat das Recht, in jedem günſtigen Augenblicke ſeine Feſſeln zu zerreißen, und ſollte er auch den damit zertrümmern müſſen, der ſie ihm anlegte."

„Nun, Vater," ſetzte der junge Willi hinzu, „das iſt es ja, was ich ſchon lange ſagte, wenn ich den Aufſtand des ganzen Deutſchlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzoſen das Recht, uns in Ketten und Bande zu ſchlagen? Unſere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwinden und die Spitze gegen ſie ſelbſt zu wenden? Ihre Thorheit und unſere Macht."

„Ich gebe zu," antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern alſo ſpricht und ſprechen darf. Niemals aber darf der Soldat dieſe Sprache führen, um eine ſchlechte That zu beſchönigen. Es gibt manche glänzende Verräthereien in der Geſchichte; die Zeiten, wo ſie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart ſo ſehr beſchäftigt, daß man die Verräther geprieſen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenſtände in hellerem Lichte ſieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen ins ſchwarze Regiſter geſchrieben. Auch die Sache des Kaiſers wird die Nachwelt führen. So viel iſt aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der ſeine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird."

„Ich gebe dies zu," erwiederte Rantow, „nur ſehe ich nicht ein, wie dies den übereilten Zug nach Rußland entſchuldigen könnte."

„Meinen Sie denn, der Zuſtand Preußens ſey uns ſo unbekannt geweſen?" fragte der General, „man wußte ſo ziemlich, wie es dort ausſah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaiſers und namentlich in deutſchen Provinzen oft an ſeiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in ſeinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preußiſchen Stammprovinzen fiel ihm und uns allen die Haltung und das Anſehen der jungen Leute auf. Das ganze Land ſchien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militäriſch geſchnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; ſie ſtanden ſelten wie faule müßige Gaffer da, wenn der Kaiſer und ſein Gefolge vorüberzog. Nein, ſie machten Front, wenn ſie ihn ſahen, die Füße ſtanden eingewurzelt, der linke Arm ſtraff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dies keine Bauernburſche mehr, ſondern Soldaten, und der Kaiſer wußte wenigſtens, daß nicht die ganze preußiſche Armee mit ihm ziehe.“

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in ſeinem Rücken,“ bemerkte Rantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Rantow, iſt etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preußiſche Heer hatte ſich mit der großen Armee vereinigt, und ſobald dies geſchehen war, ſtand ſie unter dem Oberbefehl des erſten Kriegers dieſer Armee; in dieſer Eigenſchaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräſentanten dieſer Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus dieſem natürlichen Geſichtspunkt betrachten wollen, ſo werden Sie am Betragen des Kaiſers bei Beginn jenes unglücklichen Feldzuges nichts Uebereiltes oder Unkluges finden.“

„Das preußiſche Heer, das gezwungen mit ausrückte,“ erwiederte der junge Mann, „gehörte nicht dieſem Kaiſer der Franzoſen, ſondern ſeinem rechtmäßigen König, und in demſelben Augenblicke, als dieſer ſie ihrer Pflichten gegen jenen erſten Krieger entband“ —

„Konnten ſie gegen uns ſelbſt die Waffen richten,“ fiel der General ein; „da haben Sie vollkommen Recht; ſie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorſam weigern, und, im Fall des Zwanges, Feuer auf unſere Colonnen geben, ſie konnten ſich im Angeſicht der Armee mit den Ruſſen vereinigen, ſie durften dies alles thun“—

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte.“

„Nein, Herr, das war es nicht!“ fuhr jener eifrig fort. „Nur erſt, verſtehen Sie wohl, nur dann erſt, wann ihr König ſie ihres Eides entband, konnten ſie den Gehorſam verweigern, ſie mußten es ſogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. So lange dies nicht der Fall war, handelten ſie, wenn ſie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und ſogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichſam für ihr Betragen.“

„Nun, wenn ich auch dies von den Befehlshabern zugebe,“ erwiederte Rantow, „ſo hat wenigſtens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan.“

„In dieſem Fall nimmermehr!“ rief der General, „wenn der Chef keinen Befehl ſeines Herrn vorweiſen kann, um ſeine Schritte zu entſchuldigen, und dennoch ſeine Schuldigkeit nicht thut, oder ſogar zum Verräther wird, und zum Verräther, nicht für ſich allein, ſondern mit einem ganzen Corps, ſo hat jeder Offizier, jeder Soldat hat das Recht, ihn vor der Fronte vom Pferde zu ſchießen!“

„Ei, Vater!“ rief der junge Willi.

„Mein Gott, dies denn doch nicht!“ rief zugleich der Fremde, „einen Général en chef vom Pferd zu ſchießen!“

„Und wenn man es unterlaſſen hat,“ fuhr jener mit blitzenden Augen fort, „ſo hat man ſeine Pflicht verſäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene ſchändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menſchen lenkten; Wölfe und Tiger waren ſie geworden, die menſchliche Natur hatte man ausgezogen, Treue, Ehre, Glauben, alles verloren, und für Heroismus galt damals, was ſonſt für eine Schandthat gegolten hätte!“

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was ſich damals offenbarte, werden Sie doch nicht leugnen können,“ ſprach der Märker; „der allgemeine Enthuſiasmus, womit das ganze Volk aufſtand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!“

„Das ganze Volk? — aufſtand?“ rief der General bitter lachend, „da müßte Deutſchland erſt auferſtehen, ehe die Deutſchen aufſtünden. Es war bei manchem ein ſchöner, aber unkluger Eifer, bei einigen Haß, bei vielen Uebermuth, bei den meiſten war es Sache der Mode; und Sie vergeſſen, daß Oeſterreich, Baiern, Würtemberg, daß Schwaben und Franken nicht, wie Sie ſagen, aufſtanden, und denn doch auch zu Deutſchland gehörten. Und Ihre Enthuſiaſten ſelbſt! vor dieſen wären wir gewiß nie aus Sachſen gewichen!“

„Wenn es Ihnen auch an jenen gerühmten Eigenſchaften eines alten gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war ſchön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung erſetzte vieles“ —

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war ſchon auf franzöſiſchem Boden, einmal ein ſolches Individuum gefangen. Es war ein junger, ſchön geputzter Mann. Der Kaiſer hatte von dieſen Volontairs ſprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komiſch beſchrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieſer den Kaiſer erblickte, gerieth er in augenſcheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er ſelbſt Soldat geworden ſey und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, ſondern er nahm ſeinen Tſchako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher bürgerlicher Weiſe vom Kopf, daß der ſchöne Federbuſch elendiglich in den Koth hing, und kratzte mit dem Fuß hinten aus. Der Kaiſer ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutſchen Freiwilligen diene? Jener aber verbeugte ſich noch einmal und ſagte: Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache. Der Kaiſer konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er ſich noch einmal um. Der Sohn der Rache ſtand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzoſen, und jetzt erſt ſchien er aus dem Traum zu erwachen, er mochte ſich auf die ſchöne Zeile zurückwünſchen. Der arme Teufel ſah aus, als wäre er ein Volontaire malgré lui, als hätte er nur ſeinem Schatz zu Gefallen ſich in dem Corps der Rache einſchreiben laſſen. Und dieſer Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentiſch ſeines Vaters heim. Ich ſah ihn ſechs Tage nachher, ohne Beine, ſterbend wieder, ſeine eigenen Landsleute hatten ihn in unſern Reihen getödtet. Und von ſolchen Menſchen verlangen Sie Einheit, Aufopferung?“

Der Preuße hatte dem General unmuthig zugehört; es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieſes Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheueres, Welthiſtoriſches, Großartiges zu betrachten gewöhnt geweſen war. Der junge Willi ſah dieſe unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Rantows Bruſt zu kämpfen ſchienen. Er nahm daher ſchnell das Wort und ſagte: „Du warſt damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, du ſahſt alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Conſcribirten ſich auf ähnliche Weiſe benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer, und jedem unbefangenen Auge noch jetzt ſichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geiſt unter dem Volke, hauptſächlich im Norden wehte; die Mittelſtände vorzüglich haben gezeigt, daß ſie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig ſeyen, und darauf, ſo ſchlecht auch die Zeiten ſind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen.“

Rantow ſah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er ſich dieſen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, ſeine eigenen Geſinnungen wiederholt zu hören, wandte er ſich wieder an den General. „Er hat Recht,“ ſagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieſer Aufopferung nicht ſo genau kennen lernen. Aber die großen Worte unſerer Redner, die feurigen aufrufenden Lieder unſerer Sänger, die begeiſternde Aufopferung unſerer Frauen, ſie gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unſerer Jünglinge und Männer, Scenen, die eben ſo erhaben als unvergeßlich ſind.“

„Und wofür denn dies alles?“ fragte der alte Soldat, „wozu ſo große Aufopferungen? was hat man damit erreicht und errungen? ließ ſich dies alles nicht vorausſehen?“

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das iſt einmal das Schickſal alles menſchlichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, ſich hingibt, aufopfert, um am Ende nichts oder wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Manne geweiht, jenem Eigenſüchtigen, der nur ſich und immer nur ſich bedachte. Jetzt liegt er auf einem öden Felſen, ſeine Genoſſen ſind zerſtreut, aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?“

„Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung,“ antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf ſeine Bruſt herabſah. Es lag etwas ſo Ergreifendes, Erhabenes in dem Weſen des Mannes, als er dieſe Worte ſprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit geſagt, ſeine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn anſah. Doch dieſer ſchien nicht auf das Geſpräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüſch am Fluß, von welchem man eben das Plätſchern eines Ruders vernahm; jetzt theilten ſich die Zweige der Weiden und ein ſchöner Mädchenkopf bog ſich lächelnd daraus hervor.

7.

„Unſere ſchöne Nachbarin!“ rief der General freundlich und eilte auf ſie zu, ihr die Hand zu bieten; die jungen Männer folgten, und mittelſt ſeiner trefflichen Lorgnette entdeckte Rantow zu ſeinem nicht geringen Vergnügen, daß es Anna ſey, die hier ſo plötzlich gleich einer Najade aus dem Fluß auftauchte. Der General küßte ſie auf die Stirne und bot ihr dann den Arm, ſie grüßte ſeinen Sohn kurz und freundlich, fragte flüchtig nach des Generals Schweſter und verweilte dann mit einem Ausdruck der Verwunderung auf ihrem Gaſt. „Du hier, Vetter Albert?“ rief ſie, indem ſie ihm die Hand bot, „nun, das muß ich geſtehen, für ſo klug hätte ich dich nicht gehalten, deinen ſchönen Verſtand in Ehren, daß du ſogleich die angenehmſte Geſellſchaft in der ganzen Gegend auffinden würdeſt; welcher Zauberer hat dich denn hieher gebracht?“

„Mein Sohn,“ ſagte der General, „hatte das Glück, Ihren Vetter auf ſeiner kleinen Reiſe kennen zu lernen, und fand ihn jenſeits in Ihrem Forſt“ —

„Und lud mich ein, ihn hieher zu begleiten,“ fuhr Rantow fort, „wo ich ſchon wieder wie geſtern das Unglück hatte, zu ſtreiten und immer heftiger zu widerſprechen. Du lächelſt, Anna? aber es iſt, als brächte es hier das Klima ſo mit ſich; zu Hauſe bin ich der friedfertigſte Kerl von der Welt, habe vielleicht in zwei Jahren nicht ſo viel disputirt, als hier in zwei Tagen, und wie käme ich vollends mit Herren, wie der Herr General oder mein Onkel, in Streit?“

„Iſt es möglich?“ fragte der General, „mit Herrn von Thierberg, mit Ihrem Vater, Aennchen, kommt er in Streit? Ich dächte doch, da Sie mit mir in politiſchen Anſichten ſo gar nicht übereinſtimmen, Sie müßten von Ihres Oheims Grundſätzen eingenommen ſeyn?“

„Nun, ſo ganz unmöglich iſt eine dritte oder vierte Meinung doch auch nicht,“ bemerkte der junge Willi lächelnd; „ich bin gewiß nicht von Ihrem politiſchen Glaubensbekenntniß, und glaube, daß ſich mit der Welt jetzt etwas machen ließe, wenn ihr nicht fünfzehn Jahre früher mit Feuer und Schwert reformirt und die Menſchen eingeſchüchtert hättet; aber mit Herrn von Thierberg lebe ich deßwegen doch in ewigem Kampf, und wir beide haben unſere gegenſeitige Beſſerung längſt aufgegeben.“

„Demagogen ſtreiten gegen alle Welt,“ erwiederte ihm Anna lächelnd und doch, wie es ſchien, ein wenig unmuthig. „Sie ſind ein Incurable in dieſem Spital der Menſchheit; haben Sie je gehört, daß ein ſolcher politiſcher Ritter von la Mancha, ſolch ein irrender Weltverbeſſerer von Grund aus kurirt worden wäre?“

„Ich ſehe, Sie wollen den Krieg auf mein Land ſpielen,“ ſagte Robert, „Sie wollen, wie immer, meine Anſichten zur Zielſcheibe Ihres liebenswürdigen Witzes machen, und doch ſoll es Ihnen nicht gelingen, mich aus der Faſſung zu bringen, heute wenigſtens gewiß nicht. Sie kennen wohl die ſchönen Eigenſchaften Ihrer Fräulein Couſine noch nicht ganz, Rantow? Nehmen Sie ſich um Gotteswillen in acht, ihr zu trauen!“

„Freund,“ entgegnete Rantow, „in dieſem Süddeutſchland finde ich mich ſelbſt nicht mehr; es iſt alles ganz anders, man denkt, man ſpricht anders, als ich gewöhnt bin, und ſo mag ich mir ſelbſt kein Urtheil mehr zutrauen, am wenigſten über Anna.“

„General!“ rief Anna, „Sie führen nachher hoffentlich meine Vertheidigung gegen Ihren Herrn Sohn?“

„Nun merken Sie auf, Rantow!“ ſprach der junge Willi, „daß dieſes Fräulein die ſchönſte im ganzen Neckarthal von Heidelberg bis Tübingen iſt, behaupten nicht nur alle reiſenden Studenten, ſondern auch ſie ſelbſt weiß es nur allzugut und hat ſich ganz darnach eingerichtet; ſie iſt aber dabei ſo ſpröde wie Leandra im eben angeführten Don Quixote. Nach ihren politiſchen Anſichten, denn ſie iſt gewaltig politiſch, iſt ſie ein Amphibion. Sie hält es bald mit der alten, bald mit der neuen Zeit. Sie iſt gewaltig ſtolz, daß ſie vier und ſechzig Ahnen hat, auf ihrem Stammſchloß lebt, und daß ſchon Anno 950 ein Thierberg einen Acker gekauft hat. Auf der andern Seite iſt ſie durch und durch napoleoniſch. Sie hat den erſten Lügner ſeiner Zeit, den Moniteur, öfter geleſen, als die Bibel, trägt ein Stückchen Zeug, das Montholon meinem Vater ſchickte, und das angeblich von Napoleons letztem Lager ſtammt, in einem Ring, ſingt nichts als kaiſerliche Lieder von Beranger und Delavigne, und kurz — ſie liebt eben jenen Mann mit Enthuſiasmus, der den Glanz ihrer vierundſechzig Ahnen in den Staub geworfen hat.“

„Sind Sie nun zu Ende?“ fragte Anna ruhig lächelnd, indem ſie ihren Ring an die Lippen zog. „Weißt du aber auch, Vetter, daß er den ärgſten Anklagepunkt, das ſchwärzeſte Verbrechen in ſeinen Augen, aus Edelmuth verſchwiegen hat? Nämlich das, daß ich kein ſogenanntes deutſches Mädchen bin, daß ich nicht jetzt ſchon in meinem Kämmerlein mich im Spinnen übe, wie es einer deutſchen Maid frommt, und keine Eichenkränze für die Stirne der künftigen Sieger flechte. Weißt du denn auch, wer dieſer Herr iſt? Das iſt ein Glied eines ungeheuren unſichtbaren Bundes, der nächſtens das Oberſte zu unterſt kehren wird; nun, bei euch ſoll es ja noch mehrere ſolche Staatsmänner geben. Aber, Herr von Willi, wie iſt mir doch, iſt es denn wahr, was man mir letzthin erzählte, daß unter euren geheimen Geſetzen eines ausdrücklich gegen junge Damen von Adel gerichtet ſey und alſo laute: Wenn ein biderber deutſcher Jüngling um eine Jungfrau freit, die ehemals der adelichen Kaſte angehörte, und ſolche aus thörichtem Hochmuth ihre Hand verſagt, ſoll ihr Name öffentlich bekannt gemacht und ſie ſelbſt für wahnſinnig erklärt werden.“

Das Pathos, womit Anna dieſe Worte vorbrachte, war ſo komiſch, daß der General und Rantow unwillkürlich in Lachen ausbrachen; der junge Willi aber erröthete, und unmuthig entgegnete er: „Wie mögen Sie ſich nur immer über Dinge luſtig machen, die Ihnen ſo fern liegen, daß Sie auch nicht das Geringſte davon fühlen können? Ich gebe zu, daß es Ihnen in Ihrem Stande, in Ihren Verhältniſſen recht angenehm und behaglich ſcheinen mag, weil Sie freiere Formen und natürlichere Sitten nicht kennen, keine Ahnung davon haben. Warum aber mit Spott Gefühle verfolgen, die wenigſtens in Männerbruſt mächtig und erhaben wirken, und zu allem Schönen und Guten begeiſtern?“

„Wie ungezogen!“ erwiederte Anna. „Sie haben mit Spott begonnen, und meine Ahnen und den Kaiſer der Franzoſen ſchlecht behandelt, und nehmen es nun empfindlich auf, wenn man über die Herren Demagogen und ihre Träume ſcherzt! Wahrlich, wenn nicht Ihr Vater ein ſo braver Mann und mein getreueſter Anhänger wäre, Sie ſollten es entgelten müſſen. Doch zur Strafe will ich Sie über das Gedicht examiniren, das Sie mir für meinen Vater verſprochen haben.“ Sie nahm bei dieſen Worten Roberts Arm und ging mit ihm den Baumgang hin, und Albert Rantow hätte in dieſem Augenblick viel darum gegeben, an der Stelle des jungen Willi neben ihr gehen zu dürfen, denn nie hatte ihm ihr Auge ſo ſchön, ihre Stimme ſo klangvoll und rührend gedäucht, als in dieſem Augenblick.

„Sie iſt ein ſonderbares, aber treffliches Kind,“ ſagte der General, indem er ihr lächelnd nachblickte. „Wenn Sie ihm doch alle ſeine Schwärmereien aus dem Kopfe reden könnte! Aber ſo wird er nie glücklich werden; denken Sie, Rantow, er hat oft Stunden, wo es ihm lächerlich, ja thöricht erſcheint, daß er in meinem bequemen Schloß wohnt, und Nachbar Görge und Michel, die doch auch teutſche Männer ſind, nur mit einer ſchlechten Hütte ſich begnügen müſſen.

Das iſt eine ſonderbare Jugend, das nennen Sie jetzt Freiheitsſinn! Und doch iſt er ſonſt ein ſo wackerer und vernünftiger Junge."

„Ein liebenswürdiger, trefflicher Menſch," bemerkte Albert, indem er oft unruhige Blicke nach jenen Bäumen ſtreifen ließ, unter welchen Willi und Anna wandelten; „ich darf Ihnen ſagen, daß ich über ſeine Gewandtheit, über die feinen geſellſchaftlichen Formen ſtaunte, die er ſo unbefangen entwickelt; er muß viel und lange in guten Cirkeln gelebt haben; und dennoch ſo ſonderbare ſpießbürgerliche Pläne!"

„Er war in London, Paris und Rom," ſagte der General gleichgültig, „und er lebte dort unter meinen Freunden. Ich glaube, Lafayette und Foy haben ihn mir verzogen."

„Wie? Lafayette, Foy, hat er dieſe geſehen?" fragte Rantow ſtaunend.

„Er war täglich in der Umgebung beider Männer, und ſie fanden an dem Jungen mehr, als ich erwarten konnte. Da hörte er nun die Amerikaner und die Herren von der linken Seite; und weil er manche der exaltirteſten Schreier als meine alten Freunde kannte, glaubte er in ſeinem jugendlichen Eifer, es müſſe alles wahr ſeyn, was ſie ſchwatzen, und fand ſich am Ende geſchickt, ſelbſt mit zu reformiren. Da iſt er nun mit allen unruhigen Köpfen in dieſem ruhigen Deutſchland bekannt. Keine Woche vergeht, ohne daß ſie einen jener deutſchen Radikalreformer, mit langen Haaren, Stutzbärtchen, Beilſtöcken und ſonderbaren Röcken in meinen Hof bringt; ſie nennen ihn Bruder, und ſind ſo wunderliche Leute, daß ſie alle Briefe an meinen Robert mit einem deutſchen Gruß zuvor anfangen."

„Ich kenne dieſe Leute," bemerkte Albert mit wegwerfender Miene; „ſie zeigen ſich auch bei uns zu Hauſe. Aber wie kann nur ein Mann von ſo glänzenden Anlagen für ein anſtändigeres Leben und für die gute Geſellſchaft, wie Robert, mit ſo gemeinen Menſchen umgehen, die im Bier ihr höchſtes Glück finden, rauchend durch die Straßen gehen, in gemeinen Schenken umherliegen, und alles Noble, Feine gering achten?"

„Gemein, lieber Herr von Rantow, habe ich ſie noch nie gefunden," erwiederte der General lächelnd, „was ich unter gemein verſtehe; daß ſie rauchen, macht ſie höchſtens für einen Nichtraucher unangenehm, daß ſie Bier trinken, geſchieht wohl aus Armuth, denn meinen Wein haben ſie nicht verachtet, und von der bonne société denken ſie gerade wie ich; ſie langweilen ſich dort, und finden das Steife gezwungen und das Gezierte lächerlich. Sonſt fand ich ſie unterrichtet, vernünftig, und nur in ihrer Kleidung und in ihren Träumereien dachte ich mit Anna an Don Quixote und fand es komiſch, daß ſie ſich berufen glauben, die Welt zu erlöſen von allem Uebel."

Der junge Mann verbeugte ſich ſtillſchweigend gegen den General, als wolle er ihm dadurch ſeinen Beifall zu erkennen geben; bei ſich ſelbſt aber dachte er: „Ich laſſe mich aufknüpfen, wenn er nicht ſelbſt raucht, und lieber Stettiner und Joſty als Franzwein trinkt; doch einem alten Soldaten kann man es verzeihen, wenn er roh und unhöflich iſt." Er ſah ſich zugleich wieder nach

Anna um; das Geſpräch ſchien von beiden Seiten mit großem Intereſſe geführt zu werden, die Gegenwart des Generals verhinderte ihn, von ſeiner Lorgnette Gebrauch zu machen, und doch war ſie ihm nie ſo nöthig geweſen, als in dieſem Augenblick, denn er glaubte geſehen zu haben, wie der junge Willi Anna's Hand ergriff, und — an ſeine Lippen führte. Der General mochte die Unruhe und Zerſtreuung des jungen Mannes bemerken; er ging mit Rantow dem Baumgang zu, und als Anna ſie herankommen ſah, ging ſie ihnen mit Willi entgegen. Des Generals Schweſter, eine würdige Dame, welcher Anna's Beſuch galt, kam in dieſem Augenblick herzu, und da in ihrer Gegenwart nichts Politiſches, das zum Streit führen konnte, abgehandelt werden durfte, ſo zog es die Geſellſchaft vor, ihrer Einladung zu folgen, und unter der Halle des Schloſſes den Wein des Generals und die ſchönen Früchte ſeiner Gärten zu koſten. Man beſchloß, daß der General und ſein Sohn morgen den Beſuch auf Thierberg erwiedern ſollten, und ſo ſchieden die beiden Willi, als ihre Gäſte in den Kahn ſtiegen, mit Ehrfurcht von Anna, mit der Herzlichkeit alter Freunde von Rantow.

8.

Der Gaſt aus der Mark, obgleich er in jedem Damenkreis ſeiner Heimath mit jener Sicherheit aufgetreten war, welche man ſich durch Erziehung und gehöriges Selbſtvertrauen erwirbt, obgleich er ſich in Berlin manches ſchwierigen Sieges hatte rühmen können, fühlte ſich doch nie in ſeinem Leben ſo befangen, als an jenem Abend, wo er mit Anna am Neckar hin nach Thierberg zurückkehrte. Tauſend Zweifel plagten und quälten ihn, und jetzt erſt, als ihm der letzte Blick, den Anna dem jungen Willi zugeworfen hatte, zu feurig für bloße Achtung, zu zögernd für gute Nachbarſchaft geſchienen hatte, jetzt erſt fühlte er, wie mächtig ſchon in ihm die Neigung zu ſeiner ſchönen Baſe geworden ſey. Zwar, wenn er ſeine eigene Geſtalt, ſein ausdrucksvolles Geſicht, ſein ſprechendes Auge, ſeine gewählte und reiche Sprache, ſeine eleganten Formen, die Sicherheit und Gewandtheit ſeines Geiſtes, kurz, wenn er alle ſeine Vorzüge mit Robert Willi's Eigenſchaften maß, ſo glaubte er ſich doch ohne Anmaßung tröſten zu können; fehlte doch jenem, wenn er ſich auch gut auszudrücken vermochte, jener unnachahmliche Tonfall der Sprache, fehlte ihm, wenn man ihm auch Anſtand und Würde nicht ſtreitig machen konnte, jene letzte Vollendung und Feinheit eines modiſchen Wundervogels (incroyabilis, Linn.), jenes unnachahmliche Genie des Geſchmacks, das angeboren ſeyn muß; es fehlt ihm, ſo ſchloß der Berliner mit heimlichem Lächeln bei ſich ſelbſt, jenes je ne sais quoi, das den Geſchöpfen Gottes das Siegel der Veredlung und Vollendung aufdrückt und auch den gewöhnlichſten Menſchen zu einem homme comme il faut macht! Aber Anna iſt hier auf dem Lande, iſt in Schwaben aufgewachſen, fuhr er fort, ſie könnte, ehe ſie mich ſah, mit Robert Willi — „Anna, eine Frage,“ ſprach er ängſtlich zu ihr, nachdem ſie eine geraume Weile ſtill fortgewandelt waren, „und nimm doch dieſe Frage nicht übel auf! Liebſt du dieſen jungen Willi? Stehſt du mit ihm in einem Verhältniß?“

Das Fräulein von Thierberg erröthete leicht über dieſe Frage, und dieſe Röthe konnte eben ſo gut der Frage, als dem Gegenſtand gelten, den er berührte. „Wie kömmſt du auf dieſen Einfall, Vetter?“ erwiederte ſie, „und meinſt du denn, wenn ich auch das Unglück haben ſollte, dieſen Willi zu lieben, was mir übrigens noch nie in den Sinn kam, ich würde etwa dich zum Vertrauten in meinen Herzensangelegenheiten wählen, weil ich dich ſchon ſeit zwei Tagen kenne? Mein Gott, Vetter,“ ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „was ſeyd ihr doch für närriſche Leute in Preußen!“

„Ich will mich ja durchaus nicht in dein Geheimniß drängen, hochedle und geſtrenge Dame,“ ſagte er, „aber meinſt du denn, dein langes und, wie es ſchien, intereſſantes Geſpräch mit ihm ſollte mir nicht aufgefallen ſeyn? Meinſt du, ich glaube, ihr habt nur von Verſen geſprochen?“

„Wenn ich nun ſagte, wir haben nur von Verſen geſprochen,“ entgegnete ſie eifrig, „ſo müßteſt du es doch glauben. Leuten, die gerne Arges denken, fällt alles auf. Diesmal übrigens hat ſich dein Scharfſinn nicht betrogen; das übrige Geſpräch drehte ſich auch noch um etwas anderes als Verſe, um ein Geheimniß, ein gar wichtiges Geheimniß.“

„Alſo doch?“ — rief der junge Mann, mit ungläubiger Miene. „Siehſt du, alſo doch?“

„Doch,“ antwortete ſie lächelnd, „und weil du ſo artig biſt, will ich dich auch mit ins Geheimniß ziehen.

vielleicht kannſt du behülflich ſeyn; er rieth mir ſelbſt, es dir zu entdecken."

„Wie?" entgegnete er bitter, „meinſt du, ich ſey nur deßhalb nach Schwaben gekommen, um Herrn von Willi's Liebesboten an meine Baſe zu machen? Da kennſt du mich wahrhaftig ſchlecht; eher ſage ich deinem Vater die ganze Geſchichte, und ich glaube nicht, daß er ſich einen ſolchen Tugendbündler, einen ſolchen Weltverbeſſerer und Demagogen zum Schwiegerſohn wählen wird."

Anna war verwundert ſtehen geblieben, als ſie dieſen heftigen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft vernahm. „Habe die Gnade und höre zuvor, um was man dich bitten wird," ſagte ſie, und wie es ſchien, nicht ohne Empfindlichkeit; „ſo viel weiß ich aber, daß, wäre ich ein junger Herr, und überdies ein Berliner, ich mich gegen Damen ganz anders betragen würde." Beſtürzt wollte Albert etwas zur Entſchuldigung erwiedern, aber mit freundlicherer Miene und gütigeren Blicken fuhr ſie fort: „Du weißt und haſt es heute ſelbſt gehört, wie ſehr der General ſeinen Napoleon liebt und verehrt; nun iſt nächſtens ſein Geburtstag, der zufällig auf einen berühmten Schlachttag des Kaiſers fällt, und da will ihn ſein Sohn mit etwas Napoleoniſchem erfreuen. Er hat ſich durch einen Bekannten in Berlin eine Kopie jenes berühmten Bildes von David verſchafft, das Buonaparte zu Pferd noch als Conſul vorſtellt. Es iſt kein übler Gedanke, denn ſo nimmt er ſich am beſten aus, er iſt noch jung, mager, und das intereſſante feurige Geſicht unter dem Hut mit der dreifarbigen

Feder, iſt maleriſcher, eignet ſich mehr für die Darſtellung eines Helden, als wie er nachher abgebildet wird. Und dieſes Bild des Kaiſers iſt unſer Geheimniß.“

„Aber was ſoll ich dabei thun?“ fragte Albert, der wieder freier athmete, da kein anderes gefürchtetes Geſtändniß ihn bedrohte.

„Höre weiter; dieſes Bild wird in dieſen Tagen ankommen, und zwar nicht bei Generals, ſondern bei uns; in meinem eigenen Zimmer wird es bis am Vorabend des Geburtstages bleiben, und dann müſſen wir beide dafür ſorgen, daß der General, während das Bild hinübergeſchafft wird, nicht zu Hauſe, oder wenigſtens ſo beſchäftigt ſey, daß er nichts bemerkt. Während der Nacht wird dann das Bild im Salon aufgehängt und bekränzt, und wenn dann Morgens der gute Willi zum Frühſtück in den Salon tritt, iſt es ſein Held, der ihn an dieſem feierlichen Tage zuerſt begrüßt!“

„Gut ausgedacht,“ erwiederte Rantow lächelnd, „und wenn es nur nicht dieſer Held wäre, wollte ich noch ſo gern meine Hülfe anbieten; doch — auch ſo werde ich mitſpielen; haſt ja du mich darum gebeten!“ Sein Ton war ſo zärtlich, als er dies ſagte, daß ihn Anna überraſcht anſah; er bemerkte es und fuhr, indem er ihren Arm näher an ſeine Bruſt zog, fort: „Du kannſt ja ganz über mich gebieten, Anna, — ach! daß du immer über mich gebieten möchteſt! Wie freut es mich, daß du nicht ſchon liebſt, nicht ſchon verſagt biſt! Darf ich bei dem Onkel um dich werben?“

In Anna ſchien es zu kämpfen, ob ſie bei dieſen Worten wie über eine Thorheit lächeln, oder erzürnt weinen ſolle, wenigſtens wechſelte auf ſonderbare Weiſe die Farbe ihres ſchönen Geſichtes mit Röthe und Bläſſe. Sie zog ihren Arm ſchnell aus ſeiner Hand und ſagte: „So viel kann ich dir ſagen, Vetter, daß uns hier in Schwaben nichts unerträglicher iſt, als Empfindſamkeit und Koketterie, und daß wir diejenigen für Thoren halten, die nach zwei Tagen ſchon Bündniſſe für die Ewigkeit ſchließen wollen."

„Anna!" fiel ihr der junge Mann mit bittender Geberde ins Wort, „glaubſt du nicht an die Allgewalt der Liebe? Wenn auch ihre Dauer unſterblich iſt, ſo iſt doch ihr Anfang des Werk eines Augenblicks, und ich" —

„Kein Wort mehr, Albert!" rief ſie unmuthig, „wenn ich nicht alles dem Vater ſagen und ihn um Schutz gegen deine Thorheit anrufen ſoll! Das wäre dir wohl bequem," fuhr ſie gefaßter und lächelnd fort, „um deine Langeweile in Thierberg zu vertreiben, einen kleinen Roman zu ſpielen? Spiele ihn in Gottes Namen, wenn du nichts beſſeres zu thun weißt, mich wirſt du vielleicht trefflich damit unterhalten, nur verlange nicht, daß ich die zweite Rolle darin übernehme."

„O Anna!" ſprach er ſeufzend, „verdiene ich dieſen Spott? Ich meine es ſo redlich, ſo treu! Das Loos, das ich dir bieten kann, iſt nicht glänzend, aber es iſt doch ſo, daß du vielleicht zufrieden, glücklich ſeyn könnteſt."

„Werde nur nicht tragiſch," erwiederte ſie; „alles höre ich lieber, als ſolches Pathos. Spott verdienſt du auf jeden Fall, und zum mindeſten kann er dich heilen. Komm, ſey vernünftig; begleite mich recht artig und wie es ſich ziemt nach Hauſe. Aber ſey überzeugt, wenn noch ein einziges Wort dieſer Art über deine Lippen kömmt, ſo beſchäme ich dich vor dem nächſten beſten Bauer und rufe ihn heran; und wenn du im Schloß oben dieſe Thorheiten fortſetzeſt, ſo werde ich nie mehr mit dir allein ſeyn.“ Der Ton, womit ſie dies ausſprach, klang zwar beſtimmt, muthig und befehlend, doch ſchien ihr ſchalkhaftes Auge und ihr lächelnder Mund dem ſtrengen Befehl zu widerſprechen, und Rantow, den dieſe widerſprechenden Zeichen verwirrten, begnügte ſich zu ſchweigen, zu ſeufzen, mit Blicken zu ſprechen, und einen erneuerten Kampf auf einen glücklicheren Moment zu verſchieben. Mit großer Beſonnenheit und Ruhe knüpfte ſie ein Geſpräch über den General an, und ſo gelangten ſie, weniger verſtimmt, als man hätte denken ſollen, nach Thierberg. Der Alte ließ ſich ihre Ausflüge erzählen, und ſchien nicht unzufrieden, daß Albert dieſe neue Bekanntſchaft gemacht habe. „Es ſind wackere Leute, dieſe Willi's, und das ganze Thal hat ihnen Wohlthaten zu danken. Es ſoll wenige hohe Offiziere von der Bildung und den ausgezeichneten Kenntniſſen des Generals geben, und den jungen habe ich ſelbſt ſchon auf dem Korn gehabt und gefunden, daß er tiefe, gründliche Kenntniſſe hat und mit Eifer Studien treibt, die man heutzutage unter der jüngern Generation ſelten findet. Ein kluges, gewandtes, feuriges Bürſchchen; aber, aber — dieſe verſchrobenen überſpannten Anſichten. Ich glaube, er würde mich in meinem eigenen Hauſe anfallen, wollte ich ſagen, daß das Bauernpack immer Bauernpack bleibe, und wenn man ſie auch noch ſo frei von Laſten, noch ſo gelahrt machte, daß die Bürgerlichen bei ihrem Leiſt bleiben, und nicht an der erhabenen Figur des Staates künſteln und pinſeln und meiſeln ſollen. Aber das kommt nur daher, weil der alte Thor unter ſeinem Stand geheirathet hat, da will nun der Junge den Fehler gut machen, indem er die Vettern und Baſen und das ganze Verwandtſchaftsgeſindel ſeiner hochſeligen Frau Mutter, ſpießbürgerlichen Angedenkens, recht hoch ſtellt.“

„Aber, Vater,“ bemerkte Anna, „daß er es aus dieſem Grunde thut, kannſt du doch nicht behaupten. Ich gebe zu, er ſtellt uns alle insgeſammt etwas tief und die andern an unſere Seite, aber er iſt ein Enthuſiaſt und hat von Freiheit und Volksleben Begriffe, die ſich nie ausführen laſſen.“

„Lehre mich die Menſchen nicht kennen, Kind!“ ſagte der Alte lächelnd. „Eitelkeit iſt der Grundtext in jedem, die Variationen mögen heißen, wie ſie wollen; aber was ſagſt du zu dem Vater, Neffe?“

„Bei uns würde man ihn ſteinigen, wollte er öffentlich ausſprechen, was ich heute habe hören müſſen. Ja, in einer Geſellſchaft von Preußen ſollte er einmal ſolch ein Wort ſagen, ich glaube, man würde weder ſein Alter noch ſeinen Stand berückſichtigen. Sein ganzes Geſpräch iſt ein Triumphgeſang der Vergangenheit und ein Fluch der Gegenwart; ich glaube, er hält es für die größte Sünde, daß wir das ſchmähliche Joch abgeſchüttelt und die übrigen, vielleicht gegen ihren Willen, mitbefreit haben. Eine Schande, daß ein deutſcher Mann etwas ſolches nur denken kann. Aber bei der nächſten

Gelegenheit will ich ihm ſagen, wie ſehr ich von Grund des Herzens ſeinen Kaiſer und alle Franzoſen haſſe!"

„Das hat er von mir ſchon oft gehört," erwiederte Herr von Thierberg, „mehr denn zwanzigmal; ich haſſe ſie alle, alleſammt wie die Hölle!"

„Alle, Vater, alle?" fragte Anna mit Bedeutung.

„Nein, du haſt Recht, Kind! Einen nehme ich aus, den ich täglich loben und preiſen möchte. Hätte er nicht ſo verzweifelt gut franzöſiſch geſprochen, ich hätte geglaubt, er ſey ein Engel vom Himmel. Leider war und blieb er nur ein Franzoſe."

„Und wer iſt denn dieſer Eine, den Sie ſo feierlich ausnehmen?" fragte Albert.

„Siehe, das iſt eine wunderliche Geſchichte," fuhr der Oheim fort; „doch ich will ſie dir erzählen, es iſt ein ſchönes Stück. Ich machte im Jahr 1800 eine Reiſe nach Italien mit meiner ſeligen Frau. Ehe wir uns deſſen verſahen, brach der Krieg aus, und da wir vernahmen, daß Moreau gegen Deutſchland ziehe, beſchloß ich, meine Frau bei einer befreundeten Familie in Rom zurückzulaſſen und allein, um deſto ſchneller reiſen zu können, nach Schwaben heimzukehren. Ich wählte, theils weil ich dort am wenigſten auf Franzoſen zu ſtoßen hoffte, theils weil einer meiner Vettern die Beſatzung in der kleinen Feſtung Bard kommandirte, theils der Neuheit der Gegend wegen die Straße über den großen Bernhard, der bald nachher durch den Uebergang des Conſuls Buonaparte ſo berühmt wurde. Dort am Fuß des Berges, auf der Schweizerſeite, überfielen mich fünf zerlumpte Kerls von der franzöſiſchen Armee, die ich hier freilich nicht vermuthen konnte. Ich zeige ihnen meinen Paß, aber es half nichts; ſie riſſen mich und meinen Reitknecht, den alten Hans, den du noch hier ſiehſt, vom Pferd, zogen uns Rock und Stiefeln aus, nahmen mir Uhr und Börſe, und eben wollten ſie auch meinen Mantelſack unterſuchen, als eine ſchreckliche Stimme hinter uns Halt gebot.

„Die Räuber ſahen ſich um und ließen wie vom Donner gerührt die Arme ſinken, denn es war ein franzöſiſcher Offizier, der hinter uns zu Pferd hielt, und ſie hielten, man muß ſelbſt dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſtrenge Mannszucht. — Wer ſind Sie, mein Herr? fragte er, nachdem er abgeſtiegen war. Ich erzählte ihm kurz meine Verhältniſſe und den Zweck meiner Reiſe; er nahm meinen Paß, ſah ihn durch und fragte mich, ob ich ſolchen den Soldaten gezeigt habe. Als ich es bejahte, wandte er ſich an die Burſche, die noch immer kerzengerade und verlegen daſtanden: Seyd ihr Soldaten? ſeyd ihr Franzoſen? rief er zürnend und ſah, trotz ſeinem ſchlechten Oberrock, ſehr vornehm aus; auf der Stelle kleidet ihr dieſen Herrn und ſeinen Diener an, ordnet ſein Gepäck, und geht dann wohin ihr beordert ſeyd. Noch nie bin ich ſo ſchnell bedient worden; ein junger Kerl wollte mir gegen meinen Willen die Stiefeln anziehen, und bat mich mit Thränen im Auge, es zu erlauben. Solchen Gehorſam habe ich nie in der Reichsarmee geſehen. Ich ſagte es auch dem Offizier, der ſich, nachdem wir fertig waren, zu mir ins Gras ſetzte und für ſeine Landsleute Vergebung und Entſchuldigung erbat; ich ſagte ihm, daß dieſer ganze

Vorfall durch jenen ſchönen Anblick von Diſciplin aufgewogen werde. Ehe ich mich deſſen verſah, waren wir in ein tiefes Geſpräch über die Zeitereigniſſe und namentlich über das Schickſal des Adels verwickelt. Ich ſtritt lebhaft für unſern alten Reichsadel, aber kurz und beſtimmt, und ſo artig als möglich, wußte er meine beſten Gründe zu widerlegen. Ich merkte wohl aus allem, und er geſtand es auch offen, daß er ein ci-devant ſey. Er geſtand auch zu, daß eine Republik in neueren Zeiten etwas Schwieriges, beinahe Unnatürliches ſey, daß Inſtitute wie der Adel nützlich, ja gewiſſermaßen nothwendig ſeyen, behauptete aber, daß der Adel überall von neuem geboren werden, und nur aus kriegeriſchem Verdienſt und Ruhm hervorgehen müſſe.

„Wie?“ fiel ihm Rantow ins Wort, „ſo allgemein dachte man ſchon damals in jener Armee an das, was nachher jener ſogenannte Kaiſer wirklich ausführte? Das iſt wunderbar!“ — „Auch mir ſind nachmals,“ erzählte der alte Thierberg, „da Napoleon die Ehrenlegion und Dotationen ſchuf, oft die Worte meines guten Kapitäns eingefallen. Dieſen gewann ich in einer Stunde, die wir zuſammen ſprachen, ſo lieb, als wäre er kein Franzoſe, als wären wir langjährige Freunde. Endlich mahnte ihn die Feldmuſik eines ferne heranziehenden Regiments zum Aufbruch. Ich ſchenkte ihm meine ſilberne Feldflaſche, die er erſt nach langem Streit und endlich lachend annahm; mir gab er dafür eine kleine Ausgabe des Tacitus und eine von den bunten Federn auf ſeinem Hut, womit ſich damals die republikaniſchen Offiziere ſchmückten. Die Bajonette des Regiments blitzten über den nächſten Hügel herab, und die Muſiker begannen eben ihr allons, enfans, als er aufs Pferd ſtieg; er gab mir noch einige Verhaltungsregeln, drückte mir lächelnd die Hand, und unter dem marchons, ça ira! ſetzte er den Berg hinan. Noch heute ſteht dieſer liebenswürdige, intereſſante junge Mann vor meinen Augen, wie er den Fuß der Alpe hinanritt, der Wind in ſeinem Mantel, in ſeinen Federn wehte, und er grüßend noch einmal ſein geiſtreiches Geſicht nach mir umwandte. Damals, aber nur einen Augenblick lang, und ich weiß heute noch nicht warum, ſchlug mein Herz für dieſe Franzoſen, und ſo lange ich die Muſik hören konnte, ſang ich das allons, enfans und das marchons, ça ira mit. Nachher freilich ſchämte ich mich meiner Schwäche, haßte dieſes Volk nach wie vor, und nur mein Retter in der Noth, mein Kapitän ſteht in meinem dankbaren Gedächtniß."

„Allerdings ein wunderbarer Fall," ſagte Rantow, als der Alte nicht ohne tiefe Rührung geendet hatte; „artige und honette Leute gab es zwar immer unter dieſen Truppen, aber die gute Diſciplin war ungleich ſeltener. Ich hätte mögen den Schrecken jener fünf Soldaten ſehen."

„Nun, Hans," ſagte Anna zu dem Diener, der aufmerkſam und geſpannt zuhorchte, „du haſt ſie ja geſehen?"

„Ich ſag' Ihnen, gnädiges Fräulein, wie aus Stein gemeiſelt ſtanden ſie vor dem Kapitän und ſchämten ſich, und Augen hat er auf ſie dargemacht, wie der Lindwurm auf den Ritter Sanct Georg. Als die

Franzoſen nachher zu uns herauskamen, bin ich oft halbe Tage lang an der Landſtraße von Heidelberg geſtanden und habe ſie Regiment für Regiment defiliren laſſen, aber der Kapitän war nie dabei, der iſt wohl ſchon lange todt.“

„Ehre und Segen mit ſeinem Andenken, wo er auch ſeyn möge,“ ſprach der alte Thierberg. „Iſt er geſtorben, ſo hat er doch alles, was nachher in der Welt Ungerechtes und Frevelhaftes geſchah, nicht mehr mitmachen müſſen. Vielleicht hat er ſich auch vom Dienſt zurückgezogen, als der Dictator ſich zum Kaiſer machte, denn mein braver Kapitän, der ſo nobel dachte, kann kein Freund des übermüthigen Corſen geweſen ſeyn.“

Anna lächelte, aber ſie mochte das Lieblingsthema ihres alten Vaters, die Geſchichte „vom beſten Franzoſen“ nicht durch eine Apologie jenes großen Sohnes einer kleinen Inſel ſtören.

9.

Man hatte ſich heute früher getrennt als geſtern, und Albert, den der Schlaf noch nicht beſuchen wollte, ſtand unter dem Bogenfenſter ſeines alterthümlichen Zimmers und ſchaute in das Thal hinab. Er dachte nach über alle Worte ſeiner ſchönen Couſine, er fand ſo viel Stoff, ſie anzuklagen und ſich zu bedauern, daß er das erſte Mal in ſeinem Leben im Ernſte ſich ſelbſt ſehr ſchwermüthig erſchien. Dieſes eine Mal, nach ſo vielen flatterhaften und flüchtigen Geſchichten, war er ſich recht klar und deutlich bewußt, ernſtlich zu lieben; niemals zuvor hatte er einem Gedanken an ein häusliches Verhältniß, an das Glück der Ehe Raum gegeben, und nur erſt dieſem fröhlichen unbefangenen Geſchöpf war es gelungen, ſeine Anſichten über ſeine Zukunft ernſter, ſeine Gefühle würdiger zu machen. Er wunderte ſich, gerade da zurückgewieſen zu werden, wo er es wirklich redlich meinte, es befremdete ihn, gerade in jenen Augen als flüchtig und kokett zu erſcheinen, die ihn ſo unwiderſtehlich angezogen, gefeſſelt hatten; er ſchämte ſich, daß bei dieſem natürlichen Kind ſeine ſonſt überall anerkannten Vorzüge ohne Wirkung bleiben ſollten; er ſah darin ein böſes Vorzeichen, denn ſeine bisherige Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Ueberraſchung, daß der erſte Eindruck entſcheiden müſſe.

Aus dieſen Gedanken weckte ihn eine Flöte, die wie am geſtrigen Abend ſüße Töne vom Wald herüberhauchte. Aufs neue erwachte in ihm der Gedanke, daß dieſe Serenade wohl Anna gelten könne. Er ſah ſchärfer nach dem Wald hinüber, und, er irrte ſich nicht, es war jene Waldecke, die er heute beſucht hatte, woher die Töne kamen. Schnell warf er ſeinen Mantel über, eilte hinab, und bat den alten Hans, ihm das Thor zu öffnen; er gab vor, auf einem Platz im Wald, unweit des Schloſſes, ein Taſchenbuch zurückgelaſſen zu haben, dem der Nachtthau ſchaden könnte. Die Flötenklänge, die immer weicher und ſchmelzender wurden, dienten ihm zu Führern nach jener Waldecke; immer eifriger drang er durch das Gebüſch, denn er hatte einen Blick nach der Burg hinübergeworfen und geſehen, daß ein weißes Tuch von Anna's Fenſter wehte. Schon ſah er die Umriſſe des Flötenſpielers, ſchon rief er: „halt, Freund Muſikus, ich werde die zweite Stimme ſpielen!“ da ſchlug dicht neben ihm ein Hund an, und als er erſchreckt auf die Seite ſprang, ſtürzte er über die Wurzeln einer alten Eiche unſanft zur Erde.

Als er ſich nach einer Weile wieder aufgerichtet hatte und auf den Platz zutrat, wo der Mann mit der Flöte geſeſſen hatte, fand er weder von ihm noch von dem Hund eine Spur, wohl aber hörte er tief unten am Berg die Büſche rauſchen und das Geſträuch knacken. Beſchämt wandte er ſich ab und ſah nach dem Schloß hinüber. Ein heller Schein war an Anna's Fenſter, aber es war kein Tuch, wie er geglaubt hatte, ſondern der Mond, der in den Gläſern ſich ſpiegelte. Er warf ſich ſeine Unbeſonnenheit, ſeine Haſt und Eile, ſein Mißtrauen, ſeine Eiferſucht vor. Er ſuchte für das Entweichen des Flötenſpielers die gewöhnlichen und proſaiſchen Gründe auf, er wollte Anna unſchuldig finden, und dennoch wurde er nicht ruhig.

So ſtand er in dem Anblick der vom Mondlicht übergoſſenen Burg da, als er plötzlich mit einem Schrei des Schreckens auffuhr, denn eine kalte Hand rührte an die ſeinige; er ſah ſich um, und eine dunkle Geſtalt ſtand vor ihm. Ehe er nur fragen, ſich nur faſſen konnte, fühlte er, daß man ein Papier in ſeine Hand gedrückt habe, und zugleich ſtürzte ſich dieſes geheimnißvolle Weſen in den Wald, doch war es nicht ſo ätheriſcher Natur, daß es nicht im Forteilen das Geſträuch zerknickt und Zweige abgeſtoßen hätte. Albert wurde es ganz unheimlich an dieſem Ort. Sein aufgeregtes Blut, die tiefe Stille der Nacht, das ſchaurige Dunkel der Buchen-

und gegenüber die altergraue Burg, ihre Fenſter vom Monde ſo ſonderbar beleuchtet, daß er geheimnißvolle Schatten in den hohen Gemächern hin- und herſchleichen ſah — es war ihm ſo bange, daß er ſchnell ſeinen Weg zurückeilte, daß er im Wald laut auftrat, nur um ſich ſelbſt in dieſer unheimlichen Stille zu hören.

Die Laterne des alten Hans warf ihm ein tröſtliches Licht aus dem Thore entgegen. Eilends ließ er den Alten mit der Lampe voran nach ſeinem Zimmer gehen, er entrollte das Papier und erſchrack vor einem fremden Unglück, denn die wenigen Zeilen lauteten:

„Dein Brief traf mich erſt heute, die Antwort ein andermal. S., Z., N. und noch drei andere wurden heute frühe verhaftet und nach der Feſtung geführt. Ich weiß nicht, ob Du Dich ſchuldig fühlſt, aber vernünftig wäre es, wenn Du Dich auf die Beine machteſt. In Deiner Lage kann es nicht ſchaden. Ich ſchicke dieſe Zeilen an den gewöhnlichen Platz; Gott gebe, daß ſie Dich treffen. Was Du auch thun wirſt, Robert, ſey diskret und nenne mich nie.“

Wer der unglückliche Flötenſpieler geweſen ſey, ſah jetzt Albert deutlich; doch zu großmüthig, um aus dieſer Verwechslung einen Vortheil ziehen zu wollen, faßte er raſch den Entſchluß, den jungen Willi zu retten. Aber fremd und unbekannt in dieſer Gegend, däuchte es ihm unmöglich, dies allein auszuführen. Er ſchickte ſchnell den alten Hans nach dem Thurm, wo Anna wohnte, er ließ ſie dringend bitten, ihm nur auf zwei Minuten in einer ſehr wichtigen Sache Gehör zu geben. Er folgte dem Alten bis an die Thüre des Saales, und dort blieb er in dem großen weiten Gemach allein, um ſeine Couſine zu erwarten. Zu jeder andern Zeit hätte der Anblick, der ſich ihm hier darbot, mächtig auf ſeine Seele wirken müſſen. Ein ungewiſſes Licht ſchimmerte durch die Fenſter und fiel auf die Gemälde ſeiner Ahnen. Ihre Geſtalten ſchienen lebendiger hervorzutreten, ihre Geſichter waren bleicher als ſonſt, und die ausgeſtreckte Hand einer längſt verſtorbenen Frau von Thierberg ſchien ſich zu bewegen. Dazu rauſchten die Bäume und murmelte der Fluß auf ſo eigene Weiſe, daß man glauben konnte, dieſes Geräuſch gehe von den Gewändern der Verſtorbenen aus.

In dieſen Augenblicken aber hatte er nur ein Ohr für die immer leiſer ſchallenden Tritte des alten Dieners; ſein Auge hing erwartungsvoll an der Thüre, ſein Herz pochte unruhig einer Gewißheit entgegen, die keine erfreuliche ſeyn konnte.

Bald tönten die Schritte wieder den Corridor herauf; er ſtrengte ſein Ohr an, ob er nicht auch den leichten Tritt ſeiner Baſe vernehme, die Thüre öffnete ſich, und ſie erſchien mit Hans und ihrem Mädchen, er ſah ihrer Kleidung und ihren Augen an, daß ſie noch nicht geſchlummert hatte. Noch ehe ſie ihn fragen konnte, reichte er ihr ſchnell das Billet und ſagte franzöſiſch in wenigen Worten, wie er es erhalten habe. Eine hohe Röthe flammte über das ſchöne Geſicht, ſo lange er ſprach, ſie wagte es nicht, die zarten Augenlieder aufzuſchlagen; doch kaum hatte ſie einen Blick auf die Zeilen geworfen, ſo erbleichte ſie, ſah ihn mit großen Augen erſchrocken an und zitterte ſo heftig, daß ſie ſich an dem Tiſch halten mußte.

„Ich muß ſogleich hinübereilen,“ ſagte er näher tretend, „und nur darum habe ich dich rufen laſſen, daß du mir ein Mittel angebeſt, wie ich durch den Fluß komme. Ich möchte bei den Domeſtiken nicht gern Aufſehen erregen.“

„Zu Pferd, ſchnell zu Pferd,“ rief ſie haſtig, indem ſie bebend ſeine Hand ergriff; „ſchwimm hinüber, und dann ſchnell nach Neckareck.“

„Aber bei Nacht?“ erwiederte er zaudernd, „ich kenne die Stellen nicht, wo man durchkommen kann, der Fluß iſt tief und reißend.“

„Führe mir des Vaters Pferd heraus, Hans!“ wandte ſie ſich an den erſchrockenen Diener; „ſchnell, du begleiteſt mich, ich will ſelbſt hinüber!“

„Führe es heraus, Alter, aber für mich!“ fiel Rantow unmuthig ein, „wie magſt du mich ſo verkennen, Anna? Du wirſt mir den Weg zu einer Stelle zeigen, wo ich durch den Neckar kommen kann.“

„Nein, ſo geht es nicht!“ ſagte ſie beinahe weinend und ſank auf einen Stuhl nieder; „du wirſt nicht hinüberkommen. Führe ihn durch's Dorf hinab, Hans, mach' unſern Kahn los und ſchiffe den Vetter hinüber. Du mußt zu Fuß hinüber, Albert; in einer halben Stunde kannſt du dort ſeyn. O Gott! ich habe es ja ſchon lange geahnt, daß es ſo kommen würde! Sag' ihm, er ſoll nicht zögern, ich wolle ihn überall lieber wiſſen, als in einem Kerker!“

Der junge Mann drückte ihr ſchweigend die Hand und winkte dem Alten, zu gehen. Nie zuvor hätte er ſich für fähig gehalten, ſo ſchönen Hoffnungen ſo ſchnell zu entſagen; aber der Gedanke an die ſchöne kummervolle

Anna, die er bis jetzt nur lächelnd geſehen hatte, ſpornte ihn zu immer ſchnelleren Schritten, und ſo mächtig iſt in einem Herzen, das die Selbſtſucht noch nicht ganz umſponnen hat, das Gefühl, in einem entſcheidenden Moment Hülfe oder Rettung zu geben, daß er in dieſem Augenblick in dem jungen Willi nur einen Unglücklichen, und nicht Anna's Geliebten ſah.

Am Ufer ſchloß der Alte ſchnell den Kahn los und bat den Gaſt, ſich ruhig niederzuſetzen; aber dennoch konnte Albert dieſem Gebot nicht völlig Folge leiſten, denn als ſie ungefähr die Mitte des Neckars erreicht hatten, hörte man deutlich den Hufſchlag von Pferden und das Rollen eines Wagens von der Landſtraße her, die ſich jenſeits dem Ufer näherte. Er richtete ſich auf, trotz dem Schelten des Alten und dem unruhigen Schaukeln des Kahns, und ſah im Schein einiger Laternen einen Wagen mit vier Pferden, von einigen, wie es ſchien, bewaffneten Reitern begleitet, vorüberfahren. „Iſt dies eine Hauptſtraße?“ fragte er den alten Hans, „kann dies vielleicht ein Poſtwagen ſeyn, der dort fährt?“

„Hab hier noch nie einen geſehen,“ erwiederte jener mürriſch; „und um einen Poſtwagen zu ſehen, möchte ich kein kaltes Bad im Neckar wagen.“

„Schnell! wo geht man nach Neckareck, nach dem Gut des Generals?“ fragte Albert, welcher beſorgte, er möchte zu ſpät gekommen ſeyn. „Spute dich, Alter!“

„So laſſen Sie mich doch den Kahn erſt wieder anſchließen!“ ſagte Hans, „doch, wenn Sie Eile haben, nur hier links immer die Straße fort, ſie führt gerade auf das Schloß zu; ich will ſchon nachkommen.“

Der junge Rantow lief mehr als er ging; der Alte keuchte mühſam hinter ihm her, aber ſo oft er ihn erreicht hatte, lief jener wieder ſchneller, als würde er verfolgt. Endlich ſah er das Schloß mit ſeinen weißen Säulen durch die Nacht ſchimmern; es fiel ihm ängſtlich auf, daß viele Fenſter erleuchtet waren, und als er näher kam, ſah er deutlich Menſchen an den Fenſtern hin und herlaufen. Der Schrecken dieſer Nacht und die ungewöhnlich ſchnelle Bewegung hatten ſeine Kräfte beinahe erſchöpft; aber dieſer beunruhigende Anblick trieb ihn zu noch raſcherem Laufen, in wenigen Minuten langte er an dem Schloß an, aber er mußte ſich an die Pforte lehnen und nach Athem ſuchen, ehe er eintrat.

Der erſte, dem er an der erleuchteten Treppe begegnete, war der Gardiſt, ein alter franzöſiſcher Kriegsgefährte des Generals, der jetzt mehr den Haushofmeiſter als den Diener ſpielte. Er ſchien bleicher als ſonſt, und ſchlich trübſelig die Treppe herab. „Wo iſt Euer junger Herr?“ rief Albert haſtig, „führt mich ſchnell zu ihm.“

„Sacre bleu!“ antwortete der Gardiſt erſtaunt, als er den jungen Mann erkannte, „weiß es Fräulein Anna ſchon? o la pauvre enfant!“

„Wo iſt Robert?“ rief Rantow dringender.

„Il est prisonnier!“ erwiederte er traurig, „auf die Feſtung gebracht comme ennemi de la patrie, comme démocrate; vier dragons de la gensd'armerie haben ihn eskortirt, o, mein armer Monsieur Robert!“

„Führet mich zum General!“ ſagte Rantow, als er dieſe Nachricht hörte.

„Monsieur le Général est sorti.“

„Wohin?“ rief der junge Mann, unwillig darüber, daß er jedes Wort dem alten Soldaten abfragen mußte.

„Mit ſeinem Sohn à la capitale, zu fragen, was Monsieur de Willi verſchuldet.“

Als Rantow ſah, daß hier nichts mehr zu thun ſey, ſuchte er einen andern Bedienten auf und ließ ſich die näheren Umſtände der Verhaftung erzählen. Er hörte, daß ſpät Abends, in Roberts Abweſenheit, ein Commiſſär angekommen ſey, der nach einer kurzen Rückſprache mit dem General die Papiere des jungen Willi unterſucht und theilweiſe verſiegelt habe. Darauf ſey Robert nach Hauſe gekommen und habe ſich gutwillig darein ergeben, dem Commiſſär zu folgen; er habe ſeinem Vater das Wort darauf gegeben, daß man ihn unſchuldig finden werde; das Letztere hatte der General einem Bedienten befohlen, am nächſten Morgen dem Herrn von Thierberg und ſeiner Familie zu ſagen; er habe ſich dann zu Pferd geſetzt und ſey, nur von einem Bedienten begleitet, vom Schloß weggeritten. Der junge Willi ſelbſt hatte weder nach Thierberg noch ſonſt wohin Aufträge zurückgelaſſen.

So viel erfuhr Albert, und dieſe Nachrichten waren nicht dazu geeignet, ihn auf dem Rückweg freudiger zu ſtimmen. Er konnte auf den Troſt, welchen Robert ſeinem Vater gegeben, keine große Hoffnung bauen, und vor allem war ihm vor dem Augenblick bange, wo er die ſchmerzliche Kunde der trauernden Anna bringen ſollte.

10.

Es waren ſeit jener traurigen Nacht mehrere Wochen verſtrichen; ſie däuchten der armen Anna eben ſo viele Monate. Das Laub der Bäume fing ſchon an ſich zu bräunen, der Herbſt mit ſeinem fröhlichen Gefolge war in das Thal eingezogen, Geſang und Jubel ſchallte von den Rebhügeln, ſchallte antwortend aus dem Fluß herauf, welcher Kähne, mit Trauben ſchwer belaſtet, abwärts trug. Als würde einem verwegenen, in dieſen Bergen eingedrungenen Feind ein Gefecht geliefert, ſo krachte Büchſen- und Piſtolenfeuer aus den Weinbergen, doch nicht das Wuthgeſchrei zurückgeworfener Colonnen, ſondern das Jauchzen einer freudeberauſchten Menge ſtieg auf, wenn die Gewehre recht laut knallten, oder wenn die vorſpringenden Ecken der Bergreihen die tiefere Stimme eines Pfundböllers zehnfach nachriefen.

Mit verſchiedenen Empfindungen ſahen die Bewohner des Schloſſes Thierberg dieſem fröhlichen Treiben von einer alterthümlichen Terraſſe des Schloſſes zu. Der junge Rantow blickte unverwandt und mit glänzenden Augen auf dieſes Schauſpiel, das ihm eben ſo neu als anziehend erſchien. Er hatte in ſeiner Heimath, im Kreiſe vertrauter Freunde oft bemerkt, wie der Wein, dieſe Himmelsgabe, die Wangen freundlicher färbte, die Zungen löste, und zu traulichem Geſpräch, wohl auch zum Geſang, ſelbſt die Ernſteren fortriß; doch nie hatte er gedacht, daß eine noch rauſchendere Freude, ein höherer Jubel mit der Bereitung des fröhlichen Trankes ſich verbinden könnte. Wie poetiſch däuchte ihm dieſes lebhafte Gemälde! Welch friſche, natürliche Bilder zeigte ihm ſein Opernglas. Dieſe Gruppen hatte der Zufall geordnet, und doch ſchienen ſie ihm reizender, als was die Kunſt je erfunden. „Siehe,“ ſagte er zu Anna, die den ſchönen Kopf auf den Arm geſtützt, ihm gegenüberſaß, und zuweilen einen ernſten Blick über das Thal hingleiten ließ, „ſiehe, dort gegenüber jenen Alten mit den ſilbergrauen Haaren; wie viele ſolche Herbſte mag er ſchon geſehen haben! Wahrlich, ich könnte an der Gruppe um ihn her ſeine Lebensgeſchichte ſtudiren. Der blonde Knabe, der ihm eben die große Traube brachte, iſt wohl ſein Enkel; den jungen Burſchen, der mit der Pritſche die Mädchen neckt und durch ſeine Scherze von der Arbeit abhält, indem er ſie anzutreiben ſcheint, halte ich für ſeinen jüngern Sohn; ſiehe, jenes Mädchen hat ſeinen Schlag derb erwiedert, ſie iſt wohl das Liebchen des muntern Burſchen, denn ſie lachen alle und verſpotten ihn. Dieſer gebräunte breite Mann von vierzig, der ſo eben den ungeheuern mit Trauben gefüllten Korb auf ſeine Schultern hob, iſt wohl der ältere Sohn und des blonden Knaben Vater. So haſt du die vier Altersſtufen, die ſie wohl alle ohne viele Aenderung durchlaufen mögen.“

„Gewiß, ohne viele Aenderung und ohne viel Vergnügen,“ bemerkte der alte Herr von Thierberg, der gleichgültig hinblickte; „das ewige Einerlei ſeit vielen hundert Jahren. Der Kleine dort wird jetzt bald in die Schule getrieben und von ſeinem Schulmeiſter täglich geprügelt, gerade wie vor Zeiten ſein Großvater. Der junge Burſche wird bald Soldat, oder auf ein paar Jahre Knecht in der Stadt. Kömmt er dann nach Hauſe und der Vater iſt todt, ſo bekommt er ſein kleines Stückchen Erbe und glaubt heirathen zu müſſen; und hat er vier Kinder, ſo werden ſie, wenn auch er einſt ſtirbt, das armſelige Erbe unter ſich theilen und gerade viermal ärmer ſeyn, als er. So treibt es ſich herauf und herab; zu dem Pulver, das ſie heute verſchießen, haben ſie ein ganzes Jahr geſpart, um doch auch einen Tag zu haben, an welchem ſie ſich betäuben können; und das nennen ſie luſtig ſeyn! das nennen die Städter ein Feſt, ein maleriſches Volksvergnügen!“

„Nein! Sie ſehen es zu düſter an, Oheim!“ entgegnete der Gaſt. „Mir ſcheint, ich geſtehe es, eine wundervolle Poeſie in dieſem Treiben zu liegen. Dieſe Menſchen ſind ſo behende, ſo lebendig, ſo regſam. Stellen Sie einmal meine Märker hierher, wie unbeholfen und ungeſchickt ſie ſich benehmen würden! Ich ſchäme mich heute noch der Unerfahrenheit, die ich letzthin zeigte; ich nahm in einem Ihrer Weinberge einem hübſchen Mädchen das gebogene Meſſer ab und verſprach, ſie zu unterſtützen; als ich die erſte Traube abgeſchnitten hatte und ſie in das Körbchen legte, betrachtete das Mädchen nur den Stiel der Traube und ſagte lächelnd: Er hat wohl noch nicht oft Trauben geſchnitten? und ſiehe, ich hatte, ſtatt ſchief zu ſchneiden, gerade geſchnitten. Nein! mir ſcheint dieſe Weinleſe ein fortdauernder Feſttag der Natur, eine liebliche verkörperte Poeſie.“

„Poeſie?“ erwiederte Anna, indem ſie einen trüben, wehmüthigen Blick auf die Berge gegenüber warf, „eine Poeſie, die mir das Herz durchſchneidet. Mir erſcheint dieſes fröhliche Treiben wie ein Bild des Lebens.

Unter langem Jammer und Ungemach ein Tag der Freude, der durch ſeine hellen freundlichen Strahlen das öde Dunkel umher nur noch deutlicher zeigt, aber nicht aufhellt! O kennteſt du erſt das Leben dieſer Armen näher! Wenn du ſie beim erſten Erwachen des Frühlings ſehen könnteſt! Jeder Winter verwüſtet ihre ſteilen Gärten; der Schnee löst ſie auf und reißt ihre beſte, fruchtbarſte Erde mit ſich hinab. Aber raſtlos zieht Jung und Alt heraus. Die Erde, die ihnen das Waſſer nahm, tragen ſie wieder hinauf und legen ſie ſorglich um ihre Reben her. Vom früheſten Morgen, in der Gluth des Mittags, bis am ſpäten Abend ſteigen ſie, ſchwer beladen, die ſteilen engen Treppen hinan. Welche Freude, wenn dann der Weinſtock ſchön ſteht, aber wie bitter iſt zugleich ihre Sorge; denn der kleinſte Froſt kann ihre zarte Pflanze vernichten. Und fällt nun der böſe Thau oder eine kalte Nacht, wie ſchauerlich iſt dann ihr Geſchäft anzuſehen. Alle, ſelbſt die kleinſten Kinder, ſtrömen noch vor Tag in den Weinberg. Dort legen ſie alte Stücke von Kleidern und Tüchern neben die Rebſtöcke, und brennen ſie an, daß der qualmende Rauch die zarte Pflanze ſchützen möchte. Wie arme Seelen ins Fegfeuer verbannt, ſchleichen ſie um die kleinen zuckenden Feuer und durch die Schleier, die der Rauch um ſie zieht. Die Kleinen rennen umher, ſie können noch nicht berechnen, welches Unglück ſie ſehen, aber die Männer und Weiber wiſſen es wohl; es iſt eine kühle Morgenſtunde, die das Werk langer mühſamer Wochen zerſtört und ſie ohne Rettung noch tiefer in die Armuth ſenkt.“

„Wahrhaftig, du biſt krank, Anna!“ ſagte der alte Herr, indem er lächelnd zu ihr trat, und, doch nicht ohne leiſe Beſorglichkeit, ſeine Hand auf ihre ſchöne Stirne legte; „du warſt ja doch ſonſt ſo fröhlich im Herbſt, gabſt ſolchen böſen Gedanken niemals Raum und freuteſt dich mit den Fröhlichen. Biſt du krank?“

Anna erröthete und ſuchte fröhlicher zu ſcheinen, als ſie es war. „Krank bin ich nicht, lieber Vater,“ erwiederte ſie, „aber ich bin doch alt genug, um ſogenannte Herbſtgedanken haben zu dürfen. Man kann doch nicht immer fröhlich ſeyn und — mein Gott!“ rief ſie, indem ſie erröthend aufſprang — „iſt er es nicht? — ſeht dort!“ —

„Willi?“ rief Rantow verwundert und wandte ſich nach der Seite, wohin Anna deutete.

„Wer denn?“ ſagte der Alte, indem er bald ſeine zitternde und verwirrte Tochter, bald ſeinen Gaſt anſah. „Wie kömmſt du nur auf Willi? Wer ſoll denn kommen? So ſprechet doch!“

Aber in dieſem Augenblick trat auch ſchon der, dem Anna's Ausruf gegolten hatte, herein, es war der alte Gardiſt. Er war noch nicht ganz auf die Terraſſe getreten, als ſchon Anna, jede andere Rückſicht vergeſſend, zu ihm hinflog, ſeine Hand ergriff und eine Frage ausſprechen wollte, zu welcher ihr der Athem fehlte. Der alte Soldat zog lächelnd ſeine Hand zurück, grüßte mit militäriſchem Anſtand und berichtete, in Form eines militäriſchen Rapports, daß der General noch dieſen Abend zu Hauſe eintreffen und —

„Iſt er frei?“ unterbrach ihn Anna.

— und ſeinen Sohn mitbringen werde, der auf ſein Ehrenwort und die Caution, die der Herr General geſtellt habe, aus der Haft entlaſſen worden ſey.

In Anna's Augen drängten ſich Thränen, ſie zitterte heftig und ſetzte ſich nieder; der alte Thierberg, durch dieſen Anblick überraſcht, preßte die Lippen zuſammen und blickte ſeine Tochter unwillig an, und Albert, der in den Zügen ſeines Oheims las, daß jener ein Geheimniß ahne, deſſen Theilnehmer er bis jetzt allein geweſen war, fühlte ſich befangen; er fürchtete für Anna, und erſt in dieſem Augenblick wurde es ihm deutlich, daß es für ihn ſelbſt beſſer geweſen wäre, ſich nie in dieſe Angelegenheit zu miſchen. „Ich laſſe dem Herrn General danken und Glück wünſchen," ſagte nach einer peinlichen Pauſe Herr von Thierberg zu dem Grenadier und winkte ihm, zu gehen. „Wünſche nur," fuhr er fort, indem er auf der Terraſſe mit heftigen Schritten auf und abging, „wünſche nur, daß die paar Wochen Gefängniß eine gute Wirkung auf den Herrn Weltſtürmer gehabt haben mögen! Ein paar Monate hätten nicht ſchaden können, wäre es auch nur geweſen, um das heiße Blut abzukühlen und die vorſchnelle Zunge zu feſſeln. Aber das alles iſt das Erbtheil ſeiner hochweiſen Frau Mama! Ein junger Mann von unbeflecktem Adel hätte ſich ſo weit nicht verirrt; aber das gewinnt man bei ſolchen Heirathen; weil ſie ſah, daß man in unſerem Cirkel ihre Abkunft nicht vergeſſen habe, hat ſie ihrem Sohn ſolche tolle republikaniſche Ideen eingeprägt und ihn zu einem Thoren, wo nicht zu einem verderblichen Menſchen gemacht." Dieſe und andere Worte ſtieß er ſchnell und heftig aus, und plötzlich blieb er vor ſeiner Tochter ſtehen, ſah ſie mit grimmigen Blicken an und ſagte dann: „Ich glaube jetzt in der That, daß du kränker biſt, als ich dachte; geh' auf dein Zimmer! — Ich werde mit dem Vetter dieſen Abend allein ſpeiſen; geh'!“

Das arme Kind ging hinweg, ohne ein Wort zu ſagen; ſie mochte die Natur ihres Vaters kennen und wiſſen, daß jeder Widerſpruch ſeinen Zorn ſteigere, ſie mochte auch fühlen, was in dieſem Augenblick in ſeiner Seele vorgehe, wo ſie zu wenig Macht über ſich beſaß, um ihr Geheimniß zu verbergen.

Als ſie weggegangen war, ſchritt der Alte wieder eine Zeit lang ſchweigend hin und her, dann trat er zu ſeinem Neffen und fragte mit bewegter Stimme: „Was ſagſt du zu dem Auftritt, den wir da geſehen haben? Meinſt du wirklich, es wäre möglich?“

„Ich kann Sie nicht verſtehen, lieber Oheim.“

„Nicht verſtehen, Junge? ſo ſoll ich es denn ſelbſt in den Mund nehmen? Wiſſe — ich habe entdeckt, daß Anna den — den von drüben — nun, daß ſie den Sohn des Generals liebt. Zum Teufel, Junge, du erwiederſt nichts? wie magſt du ſo — ſo gleichgültig ausſehen, wenn von der Ehre deiner Familie die Rede iſt? rede!“

„Ich kann nichts hierin ſehen,“ entgegnete der junge Mann trotzig, „was etwa der Thierberg'ſchen Ehre zu nahe treten könnte. Der alte Willi iſt von Adel, iſt ein berühmter General, iſt reich“ —

„Alſo abkaufen ſollen wir uns unſere Ehre laſſen, abhandeln? — Burſche, wenn du nicht mein Neffe wäreſt — Gott ſtrafe mich! aber ich kenne mich ſelbſt nicht, wenn ich in Wuth bin. — Reich? Siehe für ſo ſchlecht und niederträchtig halte ich mein Kind ſelbſt nicht, daß es daran gedacht haben ſollte. Sieh dich um, ſo weit du ſehen kannſt, war einſt alles — alles mein; ich habe nichts mehr, als dieſe verfallenen Thürme und eine Hufe Landes, wie der gemeinſte Bauer, aber auch dieſes ſoll dieſe Nacht noch hinfahren, in den Schuldthurm ſoll man mich werfen, mich auspfänden, mein altes Wappen entzweiſchlagen, wenn ich je zugebe" —

„Oheim!" fiel ihm der Neffe erbleichend ins Wort, „bedenken Sie ſich zuvor, ehe Sie einen ſolchen Frevel ausſprechen! Was kann dieſer junge Mann dafür, daß ſein Vater reich iſt? beträgt er ſich denn aufgeblaſen? macht er Anſprüche auf ſeinen Reichthum? Ich ſagte es ja vorhin nur ſo in der Uebereilung."

„Nein, das thun ſie nicht, die Willi's," antwortete nach einer Pauſe der Alte; „das iſt noch ihre gute Seite. Aber das macht ihn nicht beſſer. Seine Grundſätze ſind es, die ich haſſe; er iſt mein bitterſter Feind!"

„Wie wäre dies möglich?" erwiederte Rantow beruhigend, „wie könnte er Ihr perſönlicher Feind ſeyn!"

„Was perſönlicher Feind!" rief Thierberg heftiger, „ſolche Feindſchaft kenne ich nicht, und mein Feind müßte ein anderer ſeyn, als dieſer Knabe; aber ein Todfeind bin ich all dieſem Weſen, dieſen Neuerungen, dieſem Deutſchthum, Bürgerthum, Kosmopolitismus, und welche Namen ſie dem Unſinn geben mögen, und deſſen treueſter Anhänger eben dieſer junge Menſch da iſt. Das ganze erſte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hatte den verdammten Geſchmack dieſes Unweſens, und man wird ſehen, wohin es im jetzigen kommt, wenn dieſe Menſchen und ihre Geſinnungen um ſich greifen; aber, ſo wahr Gott lebt! man ſoll von dem letzten Thierberg nicht ſagen können, daß er in ſeinen alten Tagen einem dieſer Weltverbeſſerer die Hand zur Unterſtützung gereicht hätte."

„Aber, Oheim!" fiel Albert ein, dem es in dieſem entſcheidenden Augenblicke keine Sünde däuchte, gegen ſeine eigene Ueberzeugung zu ſprechen, „gibt es denn in dieſem Jahrhunderte auch nur eine Familie, die nicht, wenn man ſie einzeln durchginge, die verſchiedenſten Geſinnungen in ſich ſchlöſſe? Wird denn der einzelne Mann dadurch ſchlechter, daß er eine andere Meinung hat, als wir? Iſt nicht Proteſtant und Katholik in den Augen der Vernünftigen gleich viel werth? Denkt nicht der General ſelbſt ganz verſchieden von ſeinem Sohn?"

„Laß mir den Glauben aus dem Spiel, Neffe," entgegnete jener; „darüber zu richten geht weder dich noch mich an. Aber dieſer General vollends, der meinen Todfeind als Schutzpatron anbetet, und dieſen Buonaparte für den heiligen Georg hält, der den Lindwurm des veralteten Jahrhunderts tödtete; dieſen in meiner Familie! Es würde mich tödten!"

„Aber wiſſen Sie denn, ob auch der junge Willi Ihre Tochter liebt? Hat denn Anna irgend etwas geſtanden?"

Der Alte ſah ſeinen Neffen bei dieſer Frage lange und erſchrocken an; dann fuhr er nach einigem Nachſinnen gefaßter fort: „Nein, einer ſolchen Schmach halte ich ſie nicht fähig! Meinſt du, meine Tochter werde ſich in einen ſolchen — Menſchen verlieben, ohne daß er ſie zuvor mit tauſend Künſten dazu verlockte? Nein, dazu iſt ſie mir noch immer zu gut; aber — ich will mir Gewißheit verſchaffen!“

Er ſprach es, und noch ehe ihn Rantow aufhalten konnte, eilte der alte Mann hinweg, um ſeine Tochter zu Rede zu ſtellen. Düſter ſchaute ihm der Gaſt aus der Mark nach. „Wahrlich, wenn die Aktien ſo ſtehen, werde ich weder Brautführer noch Hochzeitgaſt in Thierberg ſeyn,“ ſprach er, „der Alte müßte ſich denn durch ein Wunder in einen Demogogen, oder der Demagoge in einen rechtgläubigen Verehrer der alten Reichsritterſchaft verwandeln.“

11.

Es hatte dem General Willi nicht geringe Mühe gekoſtet, von ſeinem Sohn das Unglück einer längeren Gefangenſchaft abzuwenden. Sein Anſehen war zwar in der Hauptſtadt jenes Landes, welchem ſein Gut angehörte, durch den Wechſel der Verhältniſſe und Meinungen nicht geſunken; man verehrte in ihm einen Mann von hohem Verdienſt, militäriſcher Umſicht und Tapferkeit, und es gab manche, die ihn wegen ſeiner treuen und ausdauernden Anhänglichkeit an jenen Mann, der einſt das Schickſal Europa's in der Rechten getragen, bewunderten; es gab viele, die ihm, wenn ſie auch dieſe Bewunderung nicht theilten, doch wegen der Beharrlichkeit und Charakterſtärke, die er in den Tagen des Unglücks entfaltet hatte, wohlwollten. Dennoch mußte er ſein ganzes Anſehen aufbieten und manche Thüre öffnen, um ſeinem Sohn, auf dem der Verdacht mit Verdächtigen in Verbindung zu ſtehen laſtete, nützen zu können.

Der General war ein Mann von zu großem Rechtsgefühl, als daß er, wenn er ſeinen Sohn ſchuldig glaubte, dieſe Schritte für ihn gethan hätte. Aber es genügte ihm an der einfachen Verſicherung ſeines Sohnes. „Ich theile,“ hatte er ihm geſagt, als er verhaftet wurde, „ich theile im Allgemeinen die Geſinnungen jener Männer, die man jetzt zur Unterſuchung zieht, aber — ich theile weder ihre Pläne, noch die Anſichten, die ſie über die Mittel zum Zweck haben. Ich habe nur gedacht, nie gehandelt, habe mir ſelbſt gelebt, nicht mit andern, und Beſchuldigungen, welche andere treffen mögen, werden nie auf mich kommen.“ So war es denn gelungen, den jungen Willi auf ſo lange frei zu machen, als nicht ſtärkere Beweiſe, die gegen ihn vorgebracht würden, ſeine Anweſenheit vor den Gerichten nothwendig machten, eine Schonung, die er nur der Fürſprache ſeines Vaters und dem Vertrauen verdankte, das man in die Bürgſchaft des Generals Willi ſetzte.

Sie konnten ſich beide wohl denken, welches Aufſehen dieſer Vorfall in der Umgegend von Neckareck gemacht haben mußte; hätten ſie in einer Stadt gewohnt, ſo würden ſie ſich wohl damit begnügt haben, ihren Bekannten von ihrer Rückkunft Nachricht zu geben; aber die Sitte auf dem Lande fordert größere Aufmerkſamkeit für gute Nachbarn; man mußte fünf oder ſechs Familien im Umkreis von drei Stunden beſuchen, mußte ihre Neugierde über dieſen Vorfall umſtändlich befriedigen; kurz, man mußte ſich zeigen, wie man ſich etwa nach einer überſtandenen Krankheit bei den Bekannten wieder zeigt und für ihre Theilnahme Dank ſagt. Als aber der General mit ſeinem Sohn am dritten Tag nach ihrer Rückkehr nach Thierberg aufbrachen, war es noch ein anderer Grund, als Höflichkeit gegen gute Nachbarn, was ſie dorthin zog. Der junge Willi mochte in den einſamen Wochen ſeiner Gefangenſchaft Zeit gefunden haben, über ſein Leben und Treiben nachzudenken, er mochte gefunden haben, daß ihn jene politiſchen Träume, welchen er nachgehängt hatte, nicht befriedigen könnten, daß es ein höheres, reineres Intereſſe gebe, wodurch ſein Leben Bedeutung und Gehalt, ſeine Seele Ruhe und Zufriedenheit gewänne.

Der General lächelte, als ihm Robert ſein Verhältniß zu Anna entdeckte und die Wünſche auszuſprechen wagte, die ſich mit dem Gedanken an die Geliebte verbanden. Er lächelte und geſtand ſeinem Sohn, daß er längſt dieſes Verhältniß geahnet, daß er gewünſcht habe, das unruhige Treiben des jungen Mannes möchte eine feſtere Richtung annehmen. „Ich kenne dich,“ ſagte er ihm, „wäreſt du zu jener Zeit jung geweſen, wo wir in Europa umherzogen, um Krieg zu führen, ſo hätte deine Phantaſie mit aller Kraft die großartigen Bilder des Krieges ergriffen, ich hätte dir den erſten Raum geöffnet, du ſelbſt hätteſt dann deine Laufbahn gemacht. Daß du in dieſen ſtillen Feiertagen des Jahrhunderts nicht dienen willſt, kann ich dir nicht übel nehmen. Des Umherſchweifens in der Welt biſt du ſatt, das Leben in den Salons genügt dir nicht, ſo bleibe bei mir; beſorge an meiner Statt meine Güter, ich kann dabei nur gewinnen; ich gewinne Zeit für mich und meine Erinnerungen, gewinne dich, und —" ſetzte er mit einem freundlichen Händedruck hinzu, „wenn du anders deiner Sache gewiß biſt, gewinne ich Anna."

Sie beſprachen dieſes Kapitel auch auf dem Weg nach Thierberg wieder; und Robert gab ſeinem Vater Vollmacht, bei dem Alten um Anna für ihn zu werben. Sie verhehlten ſich nicht, daß eine nicht unbedeutende Schwierigkeit im Charakter des alten Thierberg liegen könne; ihre Geſinnungen hatten ſo oft die ſeinigen beinahe feindlich durchkreuzt, man hatte ſich wegen Meinungen ſo oft gezankt, man war oft unzufrieden, beinahe verſtimmt auseinander gegangen; aber ſie tröſteten ſich damit, daß er doch nie perſönliche Abneigung gezeigt habe, und die Vortheile, die für Thierberg aus dieſer Verbindung hervorgingen, erſchienen ſo bedeutend, daß der General, als ſie über die Zugbrücke ritten, ſich ſchon im Geiſte als Vater der ſchönen Anna zu ſehen glaubte, und vertrauensvoll auf das Thierbergiſche Wappen über dem alten Portal zeigte. „Muth gewinnt, führen ſie als Symbol im Wappen," flüſterte er ſeinem Sohn zu, „das fügt ſich trefflich, denn weißt du noch, was der Wahlſpruch deiner Ahnen war?"

„Der Will' iſt ſtark!" rief der junge Willi freudig erröthend. „Muth gewinnt — und der Will' iſt ſtark!"

Im Schloßhof empfing Rantow die Angekommenen; er entſchuldigte ſeinen Oheim mit einem kleinen gichtiſchen Anfall, der ihn verhindere, die ſteile Treppe herabzuſteigen und ſeinen Gäſten entgegen zu gehen. Er ſagte dies ſchnell und nicht ohne einige Verlegenheit, die er hinter einem Schwall von Glückwünſchen für Robert Willi zu verbergen ſuchte. Nach den Verhältniſſen, die gegenwärtig in den alten Mauern von Thierberg herrſchten, konnte nicht leicht etwas ſtörender wirken, als dieſer Beſuch. Man hatte zwar den Vetter aus der Mark nicht mit in das Geheimniß gezogen; der Vater ſchien es zu bereuen, daß er ſich nur ſo weit gegen ſeinen Neffen ausgeſprochen habe, und Anna hatte mit ihm ſeit einigen Tagen nie mehr über Willi geſprochen, ſey es auf ein Verbot ihres Vaters, ſey es aus Argwohn, er möchte dem Alten ihr Geheimniß verrathen haben. Seit jenem Abend jedoch, wo die Rückkehr Roberts angekündigt worden war, herrſchte eine Spannung, die um ſo drückender wurde, da die ganze Geſellſchaft zwar aus dreierlei Parteien, aber — nur aus drei Perſonen beſtand.

Anna ſprach wenig, hielt ſich meiſt auf ihrem Zimmer auf, wohin Albert noch niemals eingeladen worden war; der Alte war mürriſch, aufbrauſender als ſonſt gegen ſeine Diener, gegen ſeinen Gaſt herzlich, wie zuvor, aber ernſter und einſylbiger, gegen ſeine Tochter kalt und gleichgültig. Er trank, trotz der bittenden Blicke, die Anna zuweilen nach ihm hinzuſenden wagte, mehr Wein, als gewöhnlich, ſchimpfte dann auf die ganze Welt, verſchlief den Nachmittag und ließ ſich Abends den Amtmann holen, um ein Spiel mit ihm zu machen. Dann ſetzte ſich Anna mit ihrer Arbeit in ein Fenſter, ließ ſich von dem Vetter etwas vorleſen, aber Thränen, die hin und wieder auf ihre Hand herabfielen, zeigten dem jungen Mann, wie wenig ihr Geiſt mit dem beſchäftigt ſey, was er eben las. Der Anfall von Gicht, der über den Alten kam, machte die Sache wo möglich noch ſchlimmer; man ſah, wie er alle Kraft aufbot, ſeine Schmerzen zu unterdrücken, nur um der natürlichen Hülfe ſeiner Tochter weniger zu bedürfen, und wenn Fälle eintraten, wo er dieſe Hülfe nicht abweiſen konnte, wenn das ſchöne Kind bleich und mit Thränen im Auge vor ihm kniete, um ſeine Beine in warme Tücher zu hüllen, da wandte er ſich ab, pfiff irgend ein altes Liedchen, nannte ſich einen Mann, der bald in die Grube fahren müſſe, und fand es ſchön, daß doch ein Enkel der Thierberge zugegen ſeyn werde, wenn man den letzten dieſes Namens beiſetze.

Rantow wußte zwar, daß ſein Oheim das Gaſtrecht gegen ſeine Nachbarn nicht verletzen werde, aber dieſe letzten Tage fielen ihm ſchwer auf die Seele, als er die Fremden die Treppe hinanführte, und er ſah voraus, daß die beiden Willi's gewiß nichts dazu beitragen würden, die Verſtimmung aufzulöſen.

Der Empfang war übrigens herzlicher, als er ſich gedacht hatte; es gibt eine gewiſſe höfliche Freundlichkeit, die man ſich angewöhnen kann, ohne ſich deſſen bewußt zu werden. Beſonders auffallend erſcheint dieſe Eigenſchaft, wenn ſich Männer begrüßen, von welchen wir wiſſen, daß ſie keiner Heuchelei fähig ſind, und die dennoch, ſey es durch Meinungen, ſey es durch Verhältniſſe, ſich feindlich gegenüberſtehen. So ſchien es auch der alte Thierberg nicht über ſich vermögen zu können, ſein gewohntes: „Ah! ſchön, ſchön! Freut mich, Platz genommen!“ diesmal mit einem kälteren und förmlicheren Gruß zu vertauſchen, und die fünfhundertjährige Gaſtfreundſchaft dieſer Burg ſchien die unwillkommenen Gäſte in ihre ſchützenden Arme zu ſchließen. Ein Blick von Anna hatte dem jungen Willi geſagt, was hier vorgegangen ſey; er fand ſie blaß, ihre Stimme nicht ſo feſt wie ſonſt, es lag Kummer um den holden Mund und ihre Augen ſchienen weicher geworden zu ſeyn. Er pries im Stillen ihren richtigen Takt, daß ſie mehr zu dem General ſprach, als zu ihm, denn er hätte, von dieſem Anblick ergriffen, nicht Faſſung genug gehabt, Gleichgültiges mit ihr zu reden. Rantow, der einen ganz andern Auftritt erwartet hatte, wunderte ſich, daß auch in dieſem „ehrlichen Schwaben,“ wo ihm ſonſt alles ſo offen und ehrlich däuchte, vier Menſchen, die ſich ſo nahe ſtanden, ein ſo falſches Spiel unter ſich ſpielen könnten, ihre Gedanken, ihre Leidenſchaften unter einer ſo ruhigen Hülle zu verdecken wüßten. Er ſah ſtaunend bald den jungen Willi und den alten Thierberg an, die ganz ruhig und abgemeſſen ſich über die Ereigniſſe der letzten Wochen beſprachen; bald hörte er auf das Geſpräch zwiſchen dem General und der Geliebten ſeines Sohnes, die daſſelbe Thema, nur mit Veränderungen, abhandelten, wobei übrigens Anna eine ſolche Ruhe an den Tag legte, daß ſie nie haſtig fragte, von nichts mehr, als ſchicklich, ergriffen war. Der General wandte ſich im Geſpräch und ging mit ihr langſam im Saal auf und ab; er ſtellte ſich endlich, wie zufällig, in einen tiefen Fenſterbogen, und Albert entging es nicht, daß er ſich dort ſchnell zu dem ſchönen Mädchen herabbückte, ihr etwas zuflüſterte, was eine tiefe Röthe auf ihre Wangen jagte; ſie ſchien erſchrocken, ſie faßte ſeine Hand, ſie ſprach leiſe heftig zu ihm, aber er lächelte, ſchien ſie zu beruhigen, zu tröſten, und ſo ſtolz und zuverſichtlich war ſeine Stirne, waren ſeine Züge, als müßte er in dieſem Augenblick ſeine Diviſion ins Feuer führen, um den ſchwankenden Sieg zu entſcheiden.

Der Gaſt aus der Mark ahnete, daß dort in jenem Fenſterbogen ein Entſchluß gefaßt oder mitgetheilt worden ſey, der auf Anna's Schickſal ſich beziehe, und das Herz pochte ihm, wenn er an den eiſernen Trotz ſeines Oheims dachte. Die Diener hatten indeſſen Wein herbeigebracht, man ſetzte ſich in eines der weiten Fenſter, und wenn nur die Gemüther der fünf Menſchen, die um den kleinen Tiſch ſaßen, weniger befangen waren, der ſchöne Tag, der Anblick des herrlichen Thales, das vor ihnen lag, hätte ſie zu immer höherer Freude ſtimmen müſſen.

Der General, dem es peinlich ſeyn mochte, daß das Geſpräch nach und nach zu ſtocken anfing, bat Anna um ein Lied, und ein Wink ihres Vaters bekräftigte dieſe Bitte. Man brachte ihre Guitarre herbei, der junge Willi ſtimmte die Saiten, aber waren es die Worte des Generals, war es der Anblick ihres Vaters, war es die lang erſehnte Nähe des Geliebten, was ſie verwirrte: ſie erröthete und geſtand, daß ſie in dieſem Augenblick kein paſſendes Lied zu ſingen wüßte. Man ſchlug vor, man verwarf, bis Rantow beifiel, wie man einſt in Berlin eine berühmte ſchöne Sängerin von einer ähnlichen Verlegenheit befreite; er ſchnitt kleine Zettel und ließ jeden ein Lied aufſchreiben; dann faltete er die

Papiere geſchickt und zierlich zuſammen, ſchüttelte ſie als Looſe durcheinander und ließ die Sängerin eines wählen.

Sie wählte, ſie eröffnete das Loos und erröthete ſichtbar, indem ſie den General beſorgt anblickte. „Das hat niemand anders als Sie geſchrieben,“ ſagte ſie; „warum denn gerade dieſes Lied? Es iſt nicht immer politiſch, ein politiſches Lied zu ſingen!“

„Wenn es nun aber mein Lieblingslied iſt?“ erwiederte Willi, „ich appellire an Ihren Vater; ſtand nicht die Wahl durchaus frei?“

„Gewiß!“ antwortete der Alte, „du ſingſt, Anna! und wenn das Lied Politik enthalten ſollte — nun, erdichtete Politik kann man ja immer noch ertragen.“

Sie nickte ſchweigend Gehorſam zu; aber von jenem Augenblick an, wo ſie mit einem kurzen, aber kräftigen Vorſpiel den Geſang anhob, ſchien auf ihren lieblichen Zügen eine Art von Begeiſterung aufzugehen; eine zarte Röthe ſpielte auf ihren Wangen, ihre Augen glänzten, und um den ſchönen Mund, der die Töne ſo voll und rund hervorſtrömen ließ, ſpielte anfangs ein Lächeln, das mehr und mehr in Wehmuth überging. Es war eine franzöſiſche Ode, aus welcher ſie einige Stellen vortrug; die Melodie, bald heiter, ermunternd, bald erhaben und triumphirend, bald ernſt und getragen, ſchmiegte ſich an das wechſelnde Versmaß und den Gedankengang der Strophen, und ſo ſüß war ihre Stimme, ſo ausdrucksvoll ihr Vortrag, ſo hinreißend ihr ganzes Weſen, das mit dem Geſang ſich zu verſchmelzen ſchien, daß die Männer, wenn ſie gleich über den Gegenſtand die verſchiedenſten Geſinnungen hegten, doch von dem

Strom der Töne mit fortgeriſſen wurden. Wie erhaben war ihr Vortrag, als ſie ſang:

> Cachez ce lambeau tricolore!
> C'est sa voix! il aborde, et la France est à lui.

Ernſt, beinahe traurig, doch nicht ohne Triumph, fuhr ſie fort:

> Il la joue, il la perd; l'Europe est satisfaite
> Et l'aigle qui, tombant aux pieds du Léopard,
> Change en grand capitaine un héros de hasard,
> Illustre aussi vingt rois, dont la gloire muette
> N'eût jamais retenti chez la postérité;
> Et d'une part dans sa défaite,
> Il fait à chacun d'eux une immortalité. [*]

Als ſie geendet hatte, legte ſie die Guitarre nieder und ging, während die Männer noch in verlegener Stille ſaßen, ſchnell hinweg.

„Il la joue, il la perd," ſprach der alte Thierberg lachend, „eine große Wahrheit! und dieſer Dichter, wer er auch ſeyn mag, konnte jenen Mann nicht beſſer ſchildern; ſeine ganze Größe beſtand ja nur darin, daß er das rouge et noir ſo hoch als möglich ſpielte, und der alte Satz, daß der kaltblütigſte Spieler endlich gewinnt, beſtätigte ſich an ihm. Der Leopard hat doch die Bank geſprengt, und Wellington wird es eben darum keinen Kummer machen, wenn man ihn héros de hasard nennt."

„Wie lächerlich ſind ſolche Hyperbeln!" rief Rantow, „als ob zwanzig Könige ihren Nachruhm, ihre

---

[*] Sept Messéniennes nouvelles par *C. M. Delavigne.* 1re. le Depart.

Unſterblichkeit dieſem Sommerkönig zu verdanken hätten! Was uns betrifft wenigſtens, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß der Ruhm der preußiſchen Waffen älter iſt, als der des ſogenannten Siegers von Italien, und nicht erſt von der großen Nation geadelt werden mußte."

„Und dennoch," erwiederte der General mit großer Ruhe, „dennoch wird man einſt nicht ſagen, es war Buonaparte, der zur Zeit dieſes oder jenes Königs lebte — man wird ſagen: Herr von Rantow, Sie waren Zeitgenoſſe Napoleons. Doch was den Obergeneral des engliſchen Heeres in der Bataille von Mont St. Jean betrifft, ſo möchte es die Frage ſeyn, ob ihm der Titel héros de hasard ſehr angenehm iſt; ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß er jene Schlacht nicht gewonnen, ſondern nur — nicht verloren hat."

„Es iſt ein Glück für die Welt," bemerkte Thierberg lächelnd, „daß man Ihren Satz umkehren kann, und daß er dann noch höhere Wahrheit enthält; Ihr Herr und Meiſter hat jene Schlacht zwar nicht gewonnen, aber deſto gewiſſer verloren."

„Er hat ſie verloren," antwortete der General; „was die Welt damit verlor, will ich nicht ausſprechen, aber jene Strophe, womit Anna ihren Geſang ſchloß, drückt aus, wer noch am Abend jenes unglücklichen Tages, als Cäſar und ſein Glück von der Uebermacht zerſchmettert wurden, als meine braven Kameraden auf Mont St. Jean den letzten Athem aushauchten — der Größere war."

„Der Größere! und dies können Sie noch fragen, General?" entgegnete heftig der junge Mann aus der

Mark. „Als die Strahlen der Abendröthe über jenes denkwürdige Feld ſtreiften, beleuchtend die Schande Frankreichs und ſein verwirrtes Heer, als blutend, aber unbeſiegt, das engliſche Heer jene Hügel deckte, und Deutſchlands Völker ſtolzen Schrittes in die Ebene herabſtiegen, um den Kampf ſiegend zu entſcheiden — denken Sie ſich, ich bitte, jenen erhabenen Moment, und ſagen Sie mir, wer da der Größere war?"

„Der Gott des Zufalls," erwiederte der General. „Mächtiger war er wenigſtens als jener alte Held, der auch noch an ſeinem letzten Schlachttage zeigte, welche mächtige Kluft zwiſchen dem Genie und roher, wohlgenährter, thieriſcher Kraft befeſtigt ſey. Er iſt gefallen, nicht, weil ihm England oder Deutſchland gewachſen war, ſondern, weil er früher oder ſpäter fallen mußte, weil er einen Vertilgungskrieg gegen ſich ſelbſt führte, der ſeine Kräfte aufrieb, oder können Sie mir beweiſen, daß an jenem Tage von Waterloo das Genie des engliſchen Feldherrn oder gar Ihres Blücher ihn beſiegte?"

„Seyen wir gerecht," nahm der junge Willi das Wort, „geben wir zu, daß ihm keiner ſeiner militäriſchen Gegner gewachſen war, ſo beweiſt dies noch immer nicht für jene innere Größe, für jene moraliſche Erhabenheit, welche die Mitwelt mit ſich fortreißt, ihr Jahrhundert bildet und Segen noch auf die ſpäte Nachwelt bringt. Napoleon war ein großer Soldat, — aber kein großer Menſch."

„Sohn!" erwiederte der General, „wie kannſt du in irgend einem Fach des Wiſſens groß, größer als ſonſt ein Mann des Jahrhunderts werden, ohne ein großer Menſch zu ſeyn? Die Maſchine iſt es nicht, nicht dieſer Körper iſt es, was ſie groß macht, es iſt der Geiſt. Jene veralteten Formen Europa's, von klugen Männern vor tauſend Jahren ausgedacht, ſtürzten zuſammen, weil es Formen waren, die der Geiſt verlaſſen hatte; ſie brachen ein vor den Blitzen ſeines Genies, ſie hatten das Schickſal jener Leichname, die, in Grüfte eingeſchloſſen, in ihren fürſtlichen Leichenprunk gehüllt, Jahrhunderte überdauern, weil ſie die Kerkerluft ihres Grabes nicht vermodern läßt. Berühre ſie mit lebendiger Hand, hauche ſie an mit freiem Odem und — ſie zerfallen in Aſche!"

„Dies beweist nicht gegen mich," ſagte Willi.

„Und wo iſt denn das große und feſte Reich, das der große Mann gründete?" unterbrach ihn Thierberg. „Sie vergleichen unſere ſchönen alten Inſtitutionen, Gott möge es Ihnen verzeihen, mit einem Leichnam, aber was war denn jener corſiſche Kaiſerthron, was ſein Staatsgebäude, als ein Kartenhaus?"

„Ich habe nie geſagt, daß Napoleon der Mann war, einen großen Staat zu gründen," antwortete der alte Willi; „Frankreich war unter ihm ein Lager, deſſen erſte Poſten die Rheinbundſtaaten bildeten. Er hätte vielleicht ein Ende genommen, das ſeiner oder Frankreichs unwürdig geweſen wäre, wenn er einige Jahre in beſtändiger Ruhe und Frieden regiert hätte."

„So war alſo das Ende, welches er nahm, ſeiner würdig?" fragte Rantow lächelnd.

„Nicht der Platz, auf welchem wir ſtehen," verſetzte der General nicht ohne Wehmuth, „nicht der Raum, ſey er groß oder klein, gibt uns Würde oder Schmach. Wir ſind es, die uns und unſern Poſten adeln oder ſchänden. Die Welt hat gelacht und gehöhnt, als man den größten Geiſt des Jahrhunderts auf eine öde Inſel verbannte. Dort, an der höchſten Felſenſpitze, haben ſie den alten Adler angeſchloſſen, wo er nur in die Sonne, auf den weiten Ocean und in einige treue Herzen ſah. Aber man hat nicht bedacht, wie vielen Stoff zum Lachen man der Nachwelt gebe; es war nicht Strafe, was ihn dorthin verbannte; wer in Europa konnte ihn ſtrafen? Es war Furcht. So mußte es kommen, daß man in ihm noch immer den Gefürchteten ſah; und manche Herzen, die ſich von ihm abgewendet hatten, fingen an, ihn wieder zu lieben; pflegt doch das Unglück die Menſchen zu verſöhnen, und — es war ja nichts an ſeine Stelle getreten, was ihn hätte vergeſſen machen können.“

„Glauben Sie etwa, Herr Nachbar,“ ſagte Thierberg, „es hätte wieder ein ſolcher Attila auftreten müſſen, nur um die Zeitungsſchreiber zu unterhalten? Vergeſſen wird man wohl jenen Namen noch lange nicht, aber — man wird ihn verdammen.“

„Mancher hat ein perſönliches Recht dazu, und ich kann ihn darum nur beklagen, nicht entſchuldigen, daß ſein Gang über die Erde nicht die gebahnte Straße ging. Aber man wird auch mit andern Gefühlen ſich ſeiner erinnern. Die Großen der Erde ſcheinen zwar nicht viel von ihm gelernt zu haben, deſto mehr vielleicht die Kleinen. Er hat ſich ſeine Bahn ſo erhaben aufgeriſſen, als Alexander, er hat ſie verfolgt wie Cäſar, man hat ihm gedankt wie dem Hannibal, auf jenem Felſen hat er gelebt wie Seneca und ſeine letzten Tage waren eines Sokrates würdig.“

„In dieſem Punkt werden wir nimmer einig," erwiederte der alte Thierberg; „was mich betrifft, ſo kömmt es mir vor, als habe er ſeine Laufbahn eröffnet, wie ein Aventurier, habe ſie verfolgt wie ein Räuber, habe mit ſeinem Raub verfahren wie ein verzweifelter Spieler und habe geendet wie ein — Komödiant!"

„Wir ſind noch nicht ſeine Nachwelt," bemerkte Robert Willi. „Erſt wenn alle Parteien, die perſönliches Intereſſe ausſprachen, von der Erde verſchwunden ſind, dann erſt wird man mit klarem Auge richten. Mein Held iſt er nicht, aber in ſeinen italieniſchen Feldzügen erſcheint er wie ein Weſen höherer Art, und dies wenigſtens werden auch Sie zugeben, Herr von Thierberg."

„Es iſt möglich!" verſetzte der Alte, „er hat damals mein Staunen, meine Bewunderung erregt; aber wie ſchnell wurde ich von meiner Vorliebe geheilt! Wenn er damals den Bourbons den Thron zurückgegeben hätte — die Macht hatte er dazu — ſo wäre er mir wie ein Engel erſchienen."

„Dies war wegen ſeiner Armee, die anders dachte, unmöglich," antwortete der General.

„Sie erinnern ſich," fuhr der Alte fort, „daß ich Ihnen öfter von einem franzöſiſchen Kapitän erzählte, der mich in der Schweiz aus großer Verlegenheit rettete — der einzige Franzoſe, den ich achte und für den ich noch jetzt alles thun könnte. Mit dieſem ſprach ich damals auch über dieſen Punkt. Ich ſagte ihm, daß Frankreich ohne Rettung verloren gehe, wenn es in der ewigen, ſich immer von neuem gebärenden Revolution fortfahre. Nur ein König an der Spitze könnte es retten. — Er gab es zu; er ſagte mir, daß die Bourbons eine große Partei in Paris hätten und daß mein Gedanke vielleicht erfüllt würde. Ich fragte ihn, wie der Conſul Buonaparte, der damals an der Spitze ſtand, darüber dächte. Er äußert ſich nicht, erwiederte mir der Kapitän, aber wenn ich ihn recht verſtehe, ſetzte er lächelnd hinzu, ſo wird Frankreich bald nur einen Meiſter haben. Ich deutete dies Wort meines neuen Freundes damals auf die Zurückkunſt der Bourbons, leider iſt es an Buonaparte ſelbſt in Erfüllung gegangen."

Der junge Willi war ſchon zu Anfang dieſer Rede aufgeſtanden; er hatte Anna's Vater die Geſchichte von ſeinem Kapitän ſchon einige Dutzend Mal erzählen gehört und ſein Blut wallte in dieſem Augenblick noch zu unruhig, als daß er ſie von neuem anhören mochte; er ging mit zögernden Schritten im Saal auf und nieder; als aber der alte Thierberg im Geſpräch mit dem General auf die jetzigen Verhältniſſe Frankreichs einging, ein Punkt, über den ſie niemals in Streit geriethen, geſellte ſich auch Rantow zu dem jungen Willi. Er ließ ſich von ihm die Geſchichte der letzten Wochen noch einmal wiederholen, führte ihn unbemerkt in das nächſte Zimmer und dann auf die breite Hausflur. Dort hielt er plötzlich inne und flüſterte dem erſtaunten jungen Mann ins Ohr: „Sie dürfen vor mir kein Geheimniß mehr haben; Anna hat mir alles entdeckt, und auf meinen Beiſtand können Sie ſich verlaſſen." Noch einen Augenblick zweifelte Robert, weil ihm dieſe Nachricht zu neu und unerwartet kam, als aber Rantow ins

Einzelne einging und ihm erzählte, was in jener Schreckensnacht vorgefallen ſey, als er ihm entdeckte, wie ungünſtig gegenwärtig die Verhältniſſe ſeyen, da ſtand jener nicht länger an, die Hülfe, die ihm geboten wurde, anzunehmen; er bat Albert, ihm, wenn es möglich wäre, Gelegenheit zu verſchaffen, mit Anna zu ſprechen.

Der Gaſt aus der Mark dachte einige Augenblicke nach, ob er dies möglich machen könnte. Anna hatte ihn zwar ſelbſt nie auf ihr Boudoir im Thurm eingeladen, aber er hoffte in ſolcher Begleitung nicht unwillkommen zu ſeyn; das einzige, was ihn hätte abhalten können, war die Furcht vor dem Zorn ſeines Oheims, im Fall dieſe Zuſammenkunft entdeckt wurde; aber die Luſt, wo er nicht ſelbſt die Rolle übernehmen konnte, wenigſtens die Intrigue zu unterſtützen, ſiegte über jede Bedenklichkeit; er winkte dem jungen Willi, ihm zu folgen. Der Gang nach Anna's Thurm war ihm bekannt. Nach der Lage ihrer Fenſter mußte ihr Gemach noch zwei Stockwerke höher liegen, als der Saal. Sie ſtiegen eine enge ſteile Treppe von Holz hinan, die unter jedem Tritte, ſo behutſam ſie auch ſtiegen, ächzte. Zum nicht geringen Schrecken begegnete ihnen auf dem erſten Stock der alte Hans, der ſie verwundert anſah. Albert winkte ſeinem Gefährten, nur immer voranzugehen, er ſelbſt nahm, ohne in ſeiner Beſtürzung zu bedenken, ob es klug ſeyn möchte, den alten Diener auf die Seite: „Hans,“ ſagte er, „wenn du deinem Herrn ein Wort“ — „O!“ erwiederte jener ſchlau lächelnd, „da hat es gute Wege, ſo wenig als in jener Nacht, da Sie mich beinahe in den Neckar warfen; ich bin ſo ſtill wie ein todter Hund.“ Beruhigt folgte Rantow dem Liebhaber; ſie hatten bald das Ende der Treppe erreicht und ſtanden nun auf einer Art von Vorſaal; die Reinlichkeit und Zierlichkeit, die hier herrſchte, ließ ahnen, daß man ſich nicht mehr weit von Anna's Gemach befinde. Zwei Thüren gingen auf dieſen Vorplatz; ſie wählten auf gutes Glück die nächſte, pochten an — keine Antwort. Sie pochten wieder; jetzt that ſich die zweite Thüre auf, und Anna erſchien auf der Schwelle.

Sie erröthete, als ſie die beiden jungen Männer ſah, doch, als habe dieſer Beſuch nichts Auffallendes an ſich, lud ſie dieſelben durch einen freundlichen Wink ein, näher zu treten. „Ihr kommt wohl, um die ſchöne Ausſicht von meinem Thurm zu betrachten?“ ſagte ſie, „jetzt erſt fällt mir bei, daß du nie hier warſt, Albert, aber ſo ganz bin ich ſchon an dieſen herrlichen Anblick gewöhnt, daß es mir nicht einmal einfiel, dich hieher einzuladen.“

12.

Das Gemach war klein, die Geräthe gehörten einer früheren Zeit an, aber dennoch war alles ſo freundlich und geſchmackvoll geordnet, daß Rantow, nachdem er die Ausſicht geprüft, die nächſten Umgebungen gemuſtert und alles recht genau angeſehen hatte, dieſes Zimmer für das ſchönſte im Schloß erklärte. Nur eine breite Kiſte, von ſchlechtem Holz zuſammengezimmert, die auf einer Kommode ſtand, ſchien ihm nicht mit den übrigen Geräthſchaften zu harmoniren. So ungern er die beiden Liebenden, die, anſcheinend in die Ausſicht auf das Thal hinab vertieft, eifrig zuſammenflüſterten, ſtören mochte, ſo war doch ſeine Neugierde, zu wiſſen, was der geheimnißvolle Schrank verberge, zu groß, als daß er nicht ſeine Baſe darüber befragt hätte.

„Bald hätte ich das Beſte vergeſſen!“ rief ſie aus, „das Bild für Ihren Vater iſt heute angekommen, Robert; ich habe es hieher geſtellt, weil mein Vater nie hieher kömmt, und weil ich es doch auch betrachten wollte.“ Sie rückte unter dieſen Worten den Deckel des Schranks, Willi half ihn herabnehmen, und das Bild eines Reiters, der auf einem wilden Pferd eine Anhöhe hinanſprengt, wurde ſichtbar.

„Buonaparte!“ rief Rantow, als ihm die kühnen geiſtvollen Züge aus der Leinwand entgegenſprangen.

„Erkennſt du ihn?“ fragte Anna lächelnd. „Das war der Sieger von Italien!“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Kopie ſo gut gelingen könnte,“ bemerkte Willi; „aber wahrlich, David war ein großer Maler. Wie edel iſt dieſe Geſtalt gehalten, wie glücklich der Einfall, dieſen hochſtrebenden Mann nicht in der gebietenden Stellung eines Obergenerals, ſondern in einer Kraftäußerung aufzufaſſen, die einen mächtigen Willen und doch eine ſo erhabene Ruhe in ſich ſchließt.“

„Ich kenne das Original,“ ſagte Rantow, „es iſt in der Gallerie zu Berlin aufgeſtellt, und ich finde dieſe Kopie trefflich; für Liebhaber des Gegenſtandes, worunter ich nicht gehöre, gewinnt dieſes um ſo höheres Intereſſe, als die Idee dazu von Napoleon ſelbſt ausging. Man ſagt, David habe ihn malen wollen als Helden, den Degen in der Hand, auf dem Schlachtfelde;

Buonaparte aber erwiederte die merkwürdigen Worte: Nein! mit dem Degen gewinnt man keine Schlachten; ich will ruhig gemalt ſeyn — auf einem wilden Pferde.“

„Dank dir für dieſe Anekdote,“ erwiederte Anna, „ſie macht mir das Bild um ſo lieber, und nicht wahr, Robert,“ ſetzte ſie hinzu, „auch dein Vater ſoll durch ſeine Originalität nur noch mehr erfreut werden.“

„Anna!“ unterbrach die Beſchauenden eine dumpfe wohlbekannte Stimme. Sie ſahen ſich um, der alte Thierberg, auf ſeinen Diener geſtützt, ſtand mit hochrothem zürnendem Geſicht und zitternd vor ihnen; der General, welcher ſeitwärts ſtand, ſchien verlegen und ängſtlich. Aber ſo ſchnell war dieſer Schreck, ſo groß die Furcht Anna's vor ihrem Vater, und ſo furchtbar ſein Anblick, daß ſie zu ſchwanken anfing, und hätte der General ſie nicht unterſtützt, ſie wäre in die Knie geſunken.

„Sind das die gerühmten Sitten Ihres Herrn Sohnes?“ wandte ſich der Alte bitter lachend zu dem General, indem er bald den Sohn, bald den Vater anſah, „heißt das, wie Sie mir vorzumalen ſuchten, ſich in den zarteſten Grenzen des Anſtandes halten? Herr! wie kommen Sie dazu, mit meiner Tochter allein auf ihrem Zimmer zu ſeyn?“

„Onkel!“ — rief Rantow, um ihn zu belehren.

„Schweig, Burſche!“ antwortete ihm der zürnende Alte, indem er immer den jungen Willi mit glühenden Blicken anſah.

„Ich denke,“ erwiederte dieſer ruhig und mit ſtolzer Faſſung, „die Erziehung Ihrer Tochter und Anna's Sitten müßten Ihnen Bürge ſeyn, daß ein Mann, ſelbſt wenn er allein käme, ſie beſuchen dürfte, vorausgeſetzt, ſie will ihn empfangen, und über den letztern Punkt ſteht nach allen Geſetzen der guten Sitte der jungen Dame ſelbſt, nicht aber Ihnen, Herr von Thierberg, die Entſcheidung zu.“

Dieſe Worte ſchienen ſeinen Eifer noch mehr zu entflammen, er athmete tief auf, aber in dieſem Augenblick trat ſein Neffe muthig dazwiſchen und redete ihn auf eine Weiſe an, die, wie ihn ſein kurzer Aufenthalt bei den Thierbergs gelehrt hatte, die Wirkung nicht verfehlen konnte. „Herr von Thierberg!“ rief er beſtimmt und mit ernſter Miene, „Sie haben mir vorhin zu ſchweigen geboten, ich werde aber nicht ſchweigen, wenn man meiner Ehre zu nahe tritt. Ich bin es geweſen, der Herrn von Willi hieher führte, ich bin es geweſen, der ihn hier unterhielt, und er hat mich hieher begleitet, weil ich ihn darum gebeten habe.“

„Du warſt zugegen?“ fragte der Oheim mit etwas gemilderter Stimme. „Aber was Teufel geht dich das Zimmer meiner Tochter an? Was hatteſt du hier zu ſuchen?“

Mit einer theatraliſchen Wendung und ſprechender Miene wandte ſich der Neffe gegen die Hinterwand des Zimmers, deutete mit dem ausgeſtreckten Arm hin und ſprach: „Hier ſteht, was ich ſuchte.“

Der Alte trat mit ſchnelleren Schritten, als ſeine Krankheit erlaubte, näher. Er betrachtete das Bild und blieb mit einem Ausruf des Erſtaunens ſtehen; ſeine trotzige Miene klärte ſich auf, ſeine Stirne entfaltete ſich, ſein blitzendes Auge ſchimmerte nur noch von Rührung und Freude. „Gott im Himmel!“ rief er aus, indem er das Mützchen abnahm, das er beſtändig trug. „Wer hat mir das gethan, woher, woher habt ihr ihn? Wer hat ihn meinen Gedanken nachgebildet, wer hat mir dieſe Züge, dieſe Augen hier, hier aus meinem Herzen herausgeſtohlen?“

Die Männer ſahen ſich ſtaunend an, betreten richtete ſich Anna auf und trat näher, denn ſie beſorgte, ihr alter Vater rede irre. „Wer hat dies Bild hieher geſtellt?“ fragte er nach einer Pauſe, indem er ſich umwandte, und alle ſahen Thränen in ſeinen Augen glänzen.

„Ich, mein Vater,“ ſagte Anna zögernd.

„O du gutes Kind,“ fuhr er fort, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß, „wie unrecht habe ich dir vorhin gethan! Als ich in dieſes Zimmer trat, glaubte ich, du habeſt mich tief gekränkt, und doch haſt du mich ſo unendlich erfreut! — Kennſt du ihn, Hans?“ wandte er ſich an ſeinen Diener, „kennſt du ihn nicht wieder?“

„Gott ſtraf' mich — er iſt's!“ erwiederte der alte Reitknecht. „Solche ſchreckliche Augen machte er gegen die fünf Buſchklepper, die uns auszogen; o das war ein braver Herr!“

Die, welche den Herrn und ſeinen Diener ſo ſprechen hörten, konnten ſich von ihrem Staunen kaum erholen, ſie ſahen ſich lächelnd an, als ahneten ſie eine ſonderbare Fügung des Geſchicks, als ſey ein ſchweres Gewitter ſegnend über ihnen hinweggezogen. Der General aber, der bald Anna, bald das Bild mit blitzenden Augen betrachtet hatte, trat näher heran und fragte den alten Thierberg, wen er denn in dieſem Bilde wieder erkenne?

„Das iſt derſelbe treffliche Kapitän," antwortete er, „der mich am Fuß des St. Bernhard aus der Gewalt ruchloſer Soldaten errettete; wie? es iſt derſelbe, von welchem ich Ihnen ſo oft erzählte; das Muſter eines braven Mannes, eines gebildeten und klugen Soldaten."

„Nun, ſo bitte ich Sie," fuhr der General mit inniger Rührung fort, indem auch ihm eine Thräne im Auge ſchwamm, „ich bitte Sie im Namen dieſes Mannes, den ich auch kannte, Sie mögen ihm vergeben, wenn er nachher anders handelte, als Sie damals dachten!"

„Wie? Sie haben ihn gekannt?" rief der Alte dringend, indem er die Hand des Generals faßte, „wer war er, wie heißt er, lebt er noch?"

„Er iſt todt — ſeinen Namen kannte die Welt — dieſer Mann hier iſt" —

„Nun?" drängte der Alte den General, dem die Stimme zu brechen ſchien. „Wer? doch nicht" —

„Dieſer Mann," rief der General mit einem feurigen Blick auf das Gemälde, „dieſer Mann war — Napoleon Buonaparte, Kaiſer der Franzoſen!"

Der Alte ſetzte ſeine Mütze auf; er drückte die Augen zu, und in ſeinem Geſicht kämpfte Unmuth und Rührung. Doch als er nach einer Weile das Bild wieder anſah, ſchien er es nicht über ſich zu vermögen, dem ſtolzen Reiter gram zu werden. „Du alſo," ſprach er zu ihm, „du warſt dieſer kühne Mann? Das war alſo deine Meinung? du haſt mir mein Kleid, meinen Hut und meine Börſe zurückgegeben, um mir nachher mein Alles zu rauben?"

„Vater,“ ſagte Anna ſchmeichelnd, „wie glücklich waren Sie aber dennoch! Der erſte Mann des Jahrhunderts hat ſo traulich zu Ihnen geſprochen.“

„Ja, das haben wir,“ erwiederte der Alte lächelnd und nicht ohne Stolz, „recht freundlich haben wir uns unterhalten, ich und er, und er ſchien Gefallen an mir zu finden. Ich habe nicht gehört, daß der erſte Conſul ſich je gegen einen ſo offen ausgeſprochen hätte, wie damals gegen mich. Frankreich wird nicht mehr lange ohne König ſeyn, waren ſeine eigenen Worte; du haſt es erfüllt, kleiner Schelm! — Ha! und gerade ſo ſah er aus, ſo warf er noch einmal den ſtolzen Kopf herüber, als er ſein Roß den Berg hinantrieb und die Feldmuſik des Regiments herüberklang. General Willi, — es war doch ein großer Geiſt!“

„Gewiß!“ ſagte der General freudig gerührt, indem er dem Alten die Hand drückte. „Aber, wie kam nur dies Bild hieher zu Ihnen, Anna?“

„Darf ich es verſchweigen, Robert?“ antwortete ſie, „nein, er hat es ja doch ſchon geſehen. Ihr Sohn wollte Sie an Ihrem Geburtstag damit überraſchen, und ich erlaubte, daß das Bild einſtweilen hier aufgeſtellt würde.“

Der alte Thierberg hatte aufmerkſam zugehört, er ſchien überraſcht und ging auf den jungen Willi zu, dem er ſeine Hand bot. „Junger Mann,“ ſagte er, „ich habe Ihnen vorhin bitter unrecht gethan, ich ſehe jetzt, daß Sie ein ſchönerer Zweck auf dieſes Zimmer führte, als ich anfangs dachte; werden Sie mir meine übereilten Worte, meine Hitze vergeben?“

Robert erröthete. „Gewiß, Herr von Thierberg,“ antwortete er, „und wenn Sie noch zehnmal heftiger geweſen wären, ſo konnten Sie mich zwar kränken, aber niemals beleidigen; es iſt hier nichts zu vergeben.“

„Wirklich?“ erwiederte der alte Herr ſehr freundlich, „und wenn ich fragen darf — wo haben Sie das Bild gekauft? Könnte man ſich nicht auch ein Exemplar verſchaffen? Ich möchte doch den grand capitaine, meinen Kapitän in meinem Zimmer haben.“

„Wie ich meinen Vater kenne,“ ſagte der junge Mann, „ſo wird er dieſes Bild vielleicht noch lieber in Ihrem Hauſe, als in dem ſeinigen ſehen. Ich bitte, erlauben Sie, daß ich es hier aufhänge.“

„Sie machen mir ein großes Geſchenk, lieber Robert,“ ſagte Thierberg; „wohin iſt es mit unſern Geſinnungen gekommen? Ich glaube, wir denken im Grunde gleich über dieſen Buonaparte, und doch ſind Sie es, der mir ihn anbietet, und mir macht es Freude, ihn anzunehmen. Ich habe wenige Bilder, aber einige alte gute; ſuchen Sie ſich etwas aus, nehmen Sie dafür aus meinem Schloß, was Sie wollen.“

„Halt!“ rief der General, „bei dieſem Handel bin ich auch betheiligt; ich kenne den unglücklichen Geſchmack meines Sohnes und weiß, wie wenig er auf alte Bilder hält; wollen Sie ihm nicht ein jüngeres dafür geben? Thierberg, vor dieſem Bilde, daß nun auch für Sie von Bedeutung iſt, wiederhole ich meine Werbung: Ihre Anna um dieſen Napoleon.“

Der alte Herr war betreten, er warf verlegene Blicke auf die Umſtehenden, endlich haftete ſein Auge auf Davids Gemälde. „Du haſt viel verſchuldet,“ ſprach er, „Europa's alte Ordnung haſt du umgeworfen, und nun nach deinem Tode willſt du dich in meine Haushaltung miſchen?“

„Herr Baron!“ ſagte der alte Hans mit gerührter Stimme, „nehmen Sie einem alten Diener nicht ungnädig auf, aber wiſſen Sie noch, was Sie zu dem braven Kapitän ſagten, und was Sie mir oft erzählt haben? Monſieur, haben Sie geſagt, wenn Sie einſt durch Schwaben kommen, ſo vergeſſen Sie nicht, auf Thierberg einzuſprechen, daß Sie mich nicht zu Ihrem ewigen Schuldner machen.“

Herr von Thierberg aber ſtrich ſich nachdenklich mit der Hand über die Stirne, warf noch einen zögernden Blick auf das Bild und führte dann Anna zu Robert Willi. „Nimm ſie hin!“ ſagte er feſt und ernſt. „Ich habe es nicht thun wollen, aber vielleicht war es gut, daß dies alles ſo kommen mußte; nimm ſie hin!“

Mit großer Rührung umarmte der General den alten Mann, und indem Robert überraſcht und ſelig ſeine Braut, wir wiſſen nicht ob zum erſten Mal, an ſeine Lippen drückte, ſchüttelte der Gaſt aus der Mark, um nicht ganz theilnahmlos zu erſcheinen, dem alten Diener herzlich die Hand. Albert hat nachher erzählt, daß er in jenem feierlichen Augenblick, trotz ſeines innern Widerſtrebens, gut napoleoniſch geſinnt geweſen ſey, und zum erſten Mal in ſeinem Leben jene Macht und Ueberlegenheit gefühlt und anerkannt habe, die jener große Geiſt auf die Gemüther zu üben pflegte.

Er erzählte auch, daß der alte Thierberg jenen ſonderbaren Tauſch niemals bereut habe. Er fand in ſeinem Schwiegerſohne Eigenſchaften, die er ihm nie zugetraut hatte, und als er ihn bei der Verwaltung der Güter ſeines Vaters mit Rath und That unterſtützte, lebte er im Glücke ſeiner Kinder die Tage ſeiner eigenen Jugend wieder.

Von der Hochzeit des jungen Paares ſprach der Gaſt aus der Mark nicht gern, man ſah ihm an, daß er lieber ſelbſt mit der liebenswürdigen Anna vor den Altar getreten wäre. Einen Zug aber aus dieſem glänzenden Tag pflegte er bei Wiederholung dieſer Geſchichte nie zu vergeſſen, vielleicht nur um jene ſchwärmeriſchen Anhänger Napoleons und ſeinen neubekehrten Oheim ins Komiſche zu ziehen. Der alte Gardiſt des Generals, erzählte er, habe alle Domeſtiken und einige junge Burſchen zum Vivatſchreien abgerichtet und die ſchöne Braut mit ins Geheimniß gezogen; er habe ſeine Leute unter die Thüren des großen Saales im Schloſſe Thierberg geſtellt, und als nun mancher Toaſt ausgebracht war, ſey auch Anna mit ihrem Kelchglas aufgeſtanden, und habe mit ihrer ſüßen Stimme „dem Bild des Kaiſers“ die Ehre eines Toaſtes gegeben. Da wurde der Jubel rauſchend, die Gäſte ſtießen an, Hans und der Gardiſt ſchwangen zum Zeichen ihre Mützen, und wohl aus fünfzig Kehlen ſchallte ein jauchzendes: „Vive l'Empereur!“

Die
letzten Ritter von Marienburg.

1.

„Guten Morgen, Neffe der Muſen!“ rief mit munterem Ton der junge Rempen einem Bekannten zu, dem er am Markt begegnete, „Ihre Augen leuchten, Ihre Mienen drücken eine gewiſſe Behaglichkeit aus, und ich wollte wetten, Sie haben heute ſchon gedichtet.“

„Wie man will, beſter Stallmeiſter,“ entgegnete jener, „in Reimen zwar nicht, aber an meinem neuen Roman habe ich ein paar Kapitel geſchrieben.“

„Wie, an einem neuen Roman? das iſt göttlich, auf Ehre! Aber bitte Sie, warum ſo geheim mit ſolchen Dingen, ſo verſchloſſen gegen die nächſten Bekannten und Freunde? Sonſt ließen Sie doch hin und wieder ein Wörtchen fallen über Anordnung und Charaktere, laſen mir und andern einige Strophen; wie kömmt es denn, daß dies alles nun vorüber iſt?“

„War es euch denn wirklich intereſſant?“ fragte der Dichter nicht ohne wohlgefälliges Lächeln, „ich muß geſtehen, mir ſelbſt kommt, wenn ich etwas niedergeſchrieben habe, alles ſo leer, ſo gemein, ſo langweilig vor, daß ich mich ennuyirte, wenn ich es nur in den Reviſionsbogen wieder durchlas, da dachte ich denn, es könnte euch auch ſo gehen“ —

„Uns? gewiß, es machte uns immer Vergnügen!“

„Gut, laſſen Sie uns dort bei dem Italiener eintreten und etwas trinken, dabei will ich Ihnen den Plan meines neuen“ —

„Wie!“ rief der Freund des Dichters lachend, „ſo frühe ſchon am Tage in die Reſtauration? Sind wir denn Leute aus einer neumodiſchen Novelle, daß wir gleich anfangs, des Tages nämlich, in einem Wirthshaus ſitzen müſſen, als ob es außer der Kirche und der Weinſtube kein öffentliches Leben mehr geben könnte!“

„Wie kommen Sie nur auf dieſe Vergleichung?“ entgegnete jener. „Wie oft waren wir Morgens bei Primaveſi!“

„Es ging mir nur ſo durch den Kopf,“ ſprach der Stallmeiſter; „geſtehen Sie ſelbſt, ſeit Tieck mit Marlow und Green im Wirthshaus zuſammen kam, glauben Sie alle, es könne keinen ſchicklicheren Ort geben, um eine Novelle anzufangen; erinnern Sie ſich nur an die Almanache des letzten Jahres; doch Sie ſelbſt ſind ja ſolch ein Stück von einem Poeten, und wenn Sie durchaus heute mit dem Italiener anfangen wollen, ſo mögen Sie Ihren Willen haben.“

„Sie werden erwartet, Herr Doktor Zundler,“ ſagte der Italiener, als die beiden Männer in den Keller traten; „der Buchhändler Kaper ſitzt ſchon ſeit einer Viertelſtunde im Eckſtübchen und fragte oft nach Ihnen.“

Der Stallmeiſter machte Miene ſich entfernen zu wollen, Doktor Zundler aber faßte haſtig ſeine Hand. „Bleiben Sie immer!“ rief er, „kommen Sie mit zu dem Buchhändler; er wird wohl von meinem neuen Roman gehört haben und mir Verlag anbieten; da können Sie einmal ſehen, wie unſereiner Geſchäfte macht, habe ich ja ſelbſt ſchon oft Ihren Pferdeeinkäufen beigewohnt.“

Der Stallmeiſter folgte; in einer Ecke ſah er einen kleinen bleichen Mann, der haſtig an einem Rippchen zehrte, und ſo oft er einen Biß gethan, Lippen und Finger ableckte; er erinnerte ſich, dieſe Figur hie und da durch die Straßen ſchleichen geſehen zu haben und hatte den Mann immer für einen Krämer gehalten; jetzt wurde ihm dieſer als Buchhändler Kaper vorgeſtellt. Zur Verwunderung des Stallmeiſters ſprach er nicht zuerſt den Dichter, ſondern ihn ſelbſt an: „Herr Stallmeiſter,“ ſprach er, „ſchon lange habe ich mich geſehnt, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. Wenn Sie oft an meinem Gewölbe vorbeiritten, ritten, ich darf ſagen, wie ein Gott, da ſagte ich immer zu meinem Buchhalter, und auf Ehre, es iſt wahr, Winkelmann, ſagte ich (Sie kennen ihn ja, Herr Doktor), Winkelmann, es fehlt uns ſchon lange an einem tüchtigen Pferde- und Bereiterbuch. Der Pferdealmanach erſcheint ſchon lange nicht mehr, und was letzthin der Herr Baptiſt bei den Kunſtreitern geſchrieben, iſt auch mehr für Dilettanten, obgleich die Vignette ſchön iſt; Sie haben ja den Menſchen perſönlich geſehen, Herr Doktor? nun, ſagte ich, ein ſolches Buch zu ſchreiben, wäre der Herr Stallmeiſter von Rempen ganz der Mann. Etwa für's Erſte achtzehn bis zwanzig Bogen, ſtatt der Kupfer nehmen wir Lithographien“ —

„Bemühen Sie ſich nicht,“ erwiederte der junge Rempen, mit Mühe das Lachen unterdrückend. „Ich bin zum Büchermachen verdorben; es geht mir nicht von der Hand, und überdies, Herr Kaper, bei unſerem Meier, gerade bei unſerem, muß der Jüngere ſich beſcheiden. Da kömmt es auf Erfahrung an.“

„Und ich dächte, Sie hätten Verlag genug,“ ſagte der Doktor, wie es ſchien, etwas ärgerlich, von dem Buchhändler nicht gleich beachtet worden zu ſeyn.

„O ja, Herr Doktor, Verlag genug, was man ſo verlegene Bücher nennt; ich könnte Deutſchland in allen Monaten, die ein r haben, mit Krebſen verſehen, Sie wiſſen ja ſelbſt.“

„Ich will nicht hoffen,“ rief der Dichter hoch erröthend, „daß Sie damit etwa mein griechiſches Epos meinen“ —

„Mit nichten, gewiß nicht, wir haben doch hundert etwa abgeſetzt und die Koſten ſo ziemlich gedeckt, und der Herr Doktor werden mir nicht übel nehmen, wenn ich ſage, es war eine frühe Arbeit, eine Jugendarbeit; hat doch auch Schiller nicht gleich mit dem Tell angefangen, ſondern zuerſt die Räuber geſchrieben, und überdies noch die erſte Ausgabe bei Schwan und Götz, wo Franz Moor noch in den Thurm kömmt, die gar nicht ſo gut iſt, als die zweite; aber ſeit man ihre vortreffliche Novelle in der Amathuſia für 1827, ſeit man Ihre Recenſionen und Kritiken und die Sonette vor vier Wochen geleſen hat, läßt ſich Großes erwarten.“

Der Dichter ſchien beruhigt. „Ich habe Sie immer für einen Mann von geſundem Urtheil gehalten, Herr Kaper,“ ſprach er mit gütigem Lächeln; „haben Sie vielleicht ſchon von meinem neuen Roman gehört?“

„Ich habe, ich habe,“ erwiederte der Buchhändler mit ſchlauer Miene; „und wo, rathen Sie, wo ich davon gehört habe? Sie errathen nicht? Warum kommen denn der Herr Doktor ſo gern in mein Gewölbe? Etwa wegen meiner Leihbibliothek, auf welche Sie immer zu ſchimpfen belieben, oder wegen des vis-à-vis?“

„Wie?“ rief der junge Mann und drückte die Hand des Buchhändlers, „hätte etwa Eliſe“ —

„Eliſe Wicklow, meinen Sie?“ fragte der Stallmeiſter, etwas näher rückend.

„Ja, meine Herren, Fräulein Wicklow,“ fuhr Herr Kaper vertraulich flüſternd fort; „doch nicht zu laut, wenn ich bitten darf; denn ſo eben hat ſich der Oberjuſtizreferendär Palvi dorthin gepflanzt in ſeine tägliche Ecke“ —

„Welcher iſt es?“ fragte der Stallmeiſter, ſich umkehrend, „ich hörte mancherlei von dieſem Menſchen, ſonderbares Gerede von den Einen und hohes Lob von andern; der junge Mann, der ſo düſter in ſein Glas ſieht, iſt Palvi?“

„Es iſt nicht viel an ihm,“ bemerkte der Dichter. „Auf der Univerſität — ich war noch ein Jahr mit ihm in Göttingen — war er ſo eine Art von Poetaſter; einmal las ich ein paar gute Gedanken von ihm, die er zu einem Feſt gemacht hatte; hier treibt er ein elendes wüſtes Leben und kömmt ſelten in gute Geſellſchaft.“

„Aber gerade wegen Fräulein Wicklow dürfen wir vor ihm nicht zu laut werden,“ flüſterte der Buchhändler. „Ich weiß, er kam, als er noch auf Schulen war, zuweilen hinüber ins Haus, und wie mir meine Tochter ſagte, ſoll einmal ein Verhältniß zwiſchen den beiden Leutchen“ —

„Wie?“ rief der Stallmeiſter geſpannt.

„Poſſen!“ entgegnete der Dichter, indem er auf ſeinen eleganten Anzug einen Blick herabwarf, „er ſieht aus wie ein Landſtreicher; bringen Sie mir Eliſe auch nicht in Gedanken mit dieſem Menſchen zuſammen. Ich weiß, ſie liebt die Poeſie; alles Erhabene, Schöne gefällt ihr, und ſagen Sie aufrichtig, hat ſie von meinem Roman geſprochen?“

„Sie hat, und wie! Sie iſt ein beleſenes Frauenzimmer, das muß man ihr laſſen; keine in der ganzen Stadt iſt ſo delikat in der Auswahl ihrer Lektüre. So kommt es, daß ſie immer in einer Art von Verbindung mit mir ſteht, und wenn ich etwas neues habe, bringe ich es gleich hinüber, denn ich ſelbſt habe es in meinen alten Tagen gern, wenn ein ſo ſchönes Kind *lieber Herr Kaper* zu mir ſagt und gütig und freundlich iſt. Es war letzten Sonntag, daß ich ihr den Roman, die letzten Ritter von Marienburg brachte, noch unaufgeſchnitten, ich hatte ihn ſelbſt noch nicht geleſen. Sie hatte eine kindiſche Freude und ſprach recht freundlich und viel. Und wie wir ſo plaudern, komme ich auch auf Ihre Novelle, welche ſie ungemein lobte und Styl und Erfindung pries. Und ſo ſagte Sie denn, ob ich auch ſchon gehört, daß Sie einen neuen Roman ſchreiben?“

„Ja,“ fiel der Dichter feurig ein, „und einen Roman ſchreibe, Kaper, wie Deutſchland, Europa noch keinen beſitzt!“

„Hiſtoriſch doch?“ fragte der Buchhändler zweifelhaft.

„Hiſtoriſch, rein geſchichtlich, aber dies unter uns!“

„Hiſtoriſch! das möchte ich auch rathen,“ ſprach der Verleger, eine große Priſe nehmend. „Das iſt gegenwärtig die Hauptſache. Wenn man es ſo bedenkt, es iſt doch eine ſonderbare Sache um den deutſchen Buchhandel. Ich war Commis in Leipzig, als Wilhelm Meiſter zuerſt erſchien. Werther und Siegwart waren Mode geweſen, hatten Nachahmung gefunden lange Zeit. Aber mein Prinzipal ſagte: Er wird ſehen, Kaper (damals ſprach man noch per Er mit den Subjecten), Er wird ſehen, über kurz oder lang geſchieht eine Veränderung. So war's auch; wir gaben anfänglich nicht viel um den Wilhelm Meiſter, es ſchien uns ein gar konfuſes Buch; aber ſiehe da, man ſchrieb allenthalben nach dieſem Muſter, und mancher hat ſich ein ſchönes Stück Geld damit gemacht. Wieder eine Weile, ich hatte meine eigene Handlung etablirt, lag mir oft das Wort meines alten Principals im Sinn: Alles im Buchhandel iſt nur Mode; wer eine neue angibt, iſt Meiſter; wie ich mich noch auf etwas neues beſinne und einen Menſchen ſuche, der etwas Tüchtiges ſchreiben thäte, — da haben wir's, kömmt Fouqué mit den Helden und Altdeutſchen, und alles machte nach. Und jetzt hat der Walter Scott wieder eine neue Mode gemacht; ich möchte mir die Haare ausraufen, daß ich keine Taſchenausgabe machte, und nichts bleibt übrig, als etwa deutſche hiſtoriſche Romane, die gehen noch.“

„Fürwahr!“ bemerkte der Stallmeiſter lächelnd, „ſo habe ich bisher ohne Brille geleſen, und der deutſche Parnaß iſt in ganz andern Händen, als ich dachte. Nicht um das Intereſſe des Landes ſcheint es ſich zu handeln, ſondern um das Intereſſe der Verkäufer?“

„Iſt alles ſo ganz genau verknüpft,“ antwortete Herr Kaper mit großer Ruhe, „hängt alles ſo feſt zuſammen, daß es ſich um den Namen nicht handelt! Deutſche Literatur! was iſt ſie denn anders, als was man alljährlich zweimal in Leipzig kauft und verkauft? Je weniger Krebſe, deſto beſſer das Buch, pflegen wir zu ſagen im Buchhandel.“

„Aber der Ruhm?“ fragte der junge Rempen.

„Der Ruhm? Herr, was nützt mich Ruhm ohne Geld? gebe ich eine Sammlung gelehrter Reiſen mit Kupfern heraus, die mich ſchwer Geld koſten, ſo hat zwar meine Firma den Ruhm, das Buch verlegt zu haben, — aber wer kauft's, wer nimmt's, wer lieſt das Ding? Sechs Bibliotheken und ein paar Bücherſammler, das iſt alles, und wer geprellt iſt, bin ich. Nein, Herr von Rempen! eine vergriffene Auflage von einem Roman, eine Meſſe von höchſtens dreißig Krebſen, das iſt Ruhm, der echte, nämlich Ruhm mit Geld.“

„Das iſt alſo ungefähr wie Thee mit Rum, es ſchmeckt beſſer,“ erwiederte der Stallmeiſter; „aber ich meinte den ſchriftſtelleriſchen Ruhm.“

„I nun, das iſt etwas anderes,“ antwortete er, „den haben die Herren neben dem Honorar umſonſt. Und den weiß man ſich zu machen, ſehen Sie“ —

2.

Doch die Forſchungen des Herrn Kaper wurden auf eine unangenehme Weiſe durch einen Lärm unterbrochen, der im Laden des Italieners entſtand. Neugierig ſah man nach der Thüre, welche durch ein Glasfenſter einen Ueberblick über den unteren Theil des Gewölbes gewährte. Ein ältlicher und zwei jüngere Herren ſchienen in heftigem Streit begriffen; jeder ſprach, jeder focht mit den Händen; der eine ſtürzte endlich mit hochgeröthetem Geſicht aus dem Laden, die beiden andern, noch keuchend vom Wortkampf, traten in das Gewölbe, wo die Freunde ſaßen.

„Herr Rath! was iſt mit Ihnen vorgefallen?“ rief Dr. Zundler beim Anblick des älteren Mannes, der, ein gedrucktes Blatt in der Hand zerknitternd, athemlos auf einen Stuhl ſank. „Haben Sie denn nicht geleſen, Dr. Zundler?“ antwortete für den älteren der jüngere Mann, der unmuthig und dröhnenden Schrittes im Zimmer auf und ab ging, „nicht geleſen, wie wir blamirt ſind, nicht geleſen, daß man uns alle zuſammen hier eine poetiſche Badegeſellſchaft, eine Bänkelſängerbande nennt?“

„Tod und Teufel!“ fuhr der Doktor auf. „Wer wagt es, dieſe Sprache zu führen? wer wagt, die erſten Geiſter der Nation auf dieſe Art zu benennen? Ich will nicht von mir ſagen; was habe ich viel gethan, um auf einigen Ruhm Anſpruch machen zu können? aber was für andere Männer finden ſich hier! Sind es nicht — die ſchönſten Zierden der Nation? So jung Sie ſind, Profeſſor, ſind denn nicht alle Blätter voll Ihres Lobes wegen Ihrer Trauerſpiele? und unſer Rath“ —

„Aber büßen ſollen ſie es mir, büßen!“ rief der letztere, „ſo wahr ich lebe, und, Zundler, Sie müſſen mithelfen und alle, die ins Freitagskränzchen kommen. Hab' ich es mir darum ſauer werden laſſen zwanzig Jahre lang, daß man jetzt über mich herfällt, und wegen nichts, als wegen der Recenſion über den dummen Roman: die letzten Ritter von Marienburg, ſonſt wegen nichts!“

„Die letzten Ritter von Marienburg?“ fragte der Buchhändler, der als Mann vom Fach mitſprechen zu müſſen glaubte, „mich gehorſamſt zu empfehlen, Herr Rath, aber iſt es nicht bei Wenz in Leipzig erſchienen, drei Bände Octav, Preis vier Thaler netto?“

„Und ich will nun einmal dieſe Schule nicht aufkommen laſſen,“ fuhr der Erboste fort, ohne auf Herrn Kaper zu hören; „woher kömmt es, daß man keine Verſe mehr leſen will, daß man die Lyrik verachtet, ſey ſie auch noch ſo duftig und gefeilt, daß man über die tiefſinnigſten Sonette weggeht wie über Lückenbüßer, woher, als von dieſen Neuerungen?“

„Aber ſo zeigen Sie doch, ich bitte,“ flüſterte der Doctor, das zerknitterte Papier faſſend; „iſt es denn wirklich ſo arg, ſo niederſchlagend?“

„Leſen Sie immer,“ erwiederte der Rath gefaßter, „leſen Sie meinetwegen laut, es iſt doch in jedermanns Händen; die Herren ſind ja ohnedies Zeugen meines Schmerzes geweſen, und mögen auch Zeuge ſeyn, wie man Redacteur und Mitarbeiter eines der geleſenſten Blätter behandelt!“

Der junge Mann entrollte das Blatt. „Wie? in den Blättern für literariſche Unterhaltung? Nein, das hätte ich mir nicht träumen laſſen; die waren ja ſonſt immer ſo nachbarlich, ſo freundlich mit uns! Iſt es die Kritik, die anfängt: Ehe wir noch dieſes Buch?“

„Eben dieſe, nur zu!“

„Die letzten Ritter von Marienburg, hiſtoriſcher Roman von Hüon. Drei Bände Octav. Leipzig, Friedrich Wenz.

„Ehe wir noch dieſes Buch in die Hände bekamen, laſen wir in den Blättern für belletriſtiſches Vergnügen eine Kritik, welche uns beinahe den Muth benahm, dieſen dreibändigen hiſtoriſchen Roman nur zu durchblättern. Man kann zwar gewöhnlich auf das Urtheil dieſer Blätter nicht viel halten. Es ſind ſo wenige Männer von Gehalt dabei beſchäftigt, daß der wiſſenſchaftlich Gebildete von dieſen Urtheilen ſich nie beſtimmen laſſen kann; doch machte dieſe Kritik eine Ausnahme. Es iſt nämlich eine Seltenheit, daß die Blätter für belletriſtiſches Vergnügen etwas durchaus tadeln; ſelten iſt ihnen etwas ſchlecht genug; aber diesmal hieben ſie ſo unbarmherzig und greulich ein, daß wir im erſten Augenblick, auf die kritiſche Ehrlichkeit ſolcher Leute trauend, glaubten, dieſer Roman müſſe die tiefſte Saite der Schlechtigkeit berührt haben. Doch zu einer guten Stunde entſchloſſen wir uns, nachzuſehen, wie tief man es dermalen in der deutſchen Literatur gebracht habe. Wir laſen. Aber welch ein Geiſt wehte uns aus dieſen Blättern an! Welch mächtiges, erhabenes Gebäude ſtieg vor unſern Blicken auf; ein Gebäude in ſo hohem erhabenen Styl, wie die Marienburg ſelbſt; wir fühlten uns fortgeriſſen, verſetzt in ihre Hallen; der letzte Großkomthur und ſeine Ritter traten uns lebend entgegen und noch einmal ertönte jene alte Veſte vom Waffenſpiel und den kräftigen Stimmen ihrer tapfern Bewohner. Wir wollen den Dichter nicht tadeln, daß ein Hauch von Melancholie über ſeinem Gemälde ſchwebt, der keine laute Freude, kein behagliches Vergnügen geſtattet. Wo ein ſo großartiges Schickſal waltet, wo ein ganzes großes Geſchlecht untergeht, da muß ja wohl auch die zarte Liebe, die nur einen Frühling blühte, mit zu Grabe gehen. In dieſem außerordentlichen Buche iſt ein Geiſt unter uns getreten, ſo originell, ſo groß, ſo frei, daß er keine Vergleichung zuläßt. Er nennt ſich Hüon, zwar ein angenommener Name, aber gut gewählt, denn der Verfaſſer ſcheint uns nicht minder würdig, von Oberon mit Horn und Becher beſchenkt zu werden, als jener tapfere Paladin Karls des Großen. Mit Vergnügen müſſen einen ſolchen Jünger Meiſter wie Goethe und Tieck willkommen heißen, und unſere Zeit darf ſich glücklich preiſen, einen Mann wie dieſen geboren zu haben.

„Aber mit tiefer Indignation müſſen wir hiebei einer Clique von Menſchen gedenken, die dieſe edle Blume ſchon in ihrem Keim in den Staub drücken wollten. Freilich iſt er euch zu groß, zu erhaben, ihr kleinen belletriſtiſchen Seelen; möge immer dieſe poetiſche Badegeſellſchaft in ihrem lauen Verſewaſſer auf- und niedertauchen, nur beſpritze ſie nicht mit ihrem Schlammwaſſer den Wanderer, der am Ufer geht und ſich verachtend abwendet. Ein Glück iſt es übrigens, daß man anfängt, in der guten Geſellſchaft auf reinere Melodien zu horchen, daß man dieſe Bänkelſänger dem Straßenpöbel überläßt. 190.“

Für den Stallmeiſter, war es ein intereſſantes Schauſpiel, die Geſichter der Zuhörer zu muſtern, während der Dichter mit ſchnarrendem Tone dieſe Kritik ablas. Der Buchhändler, der im zunächſt ſaß, verſteckte ſchlecht ſeine Neugierde und eine gewiſſe Behaglichkeit hinter einer unmuthigen Miene. Vielleicht hatte ihm der Hofrath einmal ein Verlagswerk ſchlecht recenſirt, oder der Theaterdichter hatte ihm nichts zum Verlegen gegeben, oder irgend einer der „Badegeſellſchaft“ hatte ihn beleidigt; er dachte, wie ſo viele kleine Seelen im ähnlichen Falle: „Gottlob, es iſt dafür geſorgt, daß die Recenſenten ſich immer ſelbſt wieder recenſiren.“ Der Rath hatte den Mund auf ſeinen Stockknopf gepreßt und ſeine Augen irrten auf dem Boden; der Theaterdichter zwang ſich zu einer Art von vornehmer Ruhe, die ihm vorhin völlig gefehlt hatte; ſein Oh! oder Ei! das er hin und wieder mit einem kurzen Lachen herauspreßte, klang unnatürlich. Am merkwürdigſten war dem jungen Rempen ein ſtiller Zuhörer, der ſcheinbar ohne Theilnahme in der Ecke ſaß, der Referendär Palvi. Als der Doktor zu leſen anhub, lauſchte er mit niedergeſchlagenen Augen, dann ergoß ſich eine brennende Röthe über ſeine Stirne und Wangen; ſie verſchwand eben ſo ſchnell, als der glänzende Blick ſeiner großen Augen, den er auf den Leſenden warf, und wer dieſen Blick, dieſes flüchtige Erröthen nicht geſehen, konnte vor und nachher glauben, er ſchenke weder dieſen Literatoren noch der Urſache ihres Aufbrauſens einige Aufmerkſamkeit.

„Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte der Theaterdichter, nachdem Dr. Zundler geendet hatte. „Sie ſind ja auch mit gemeint, denn zahlreiche Stanzen, Sonette, Triolette und Kritiken finden ſich von Ihrer Arbeit in den Blättern für's belletriſtiſche Vergnügen."

„Schweigen kann man nicht!" rief der Doktor entrüſtet. „Ja, wir ſtehen alle für einen, und alle, die ins Freitagskränzchen kommen, müſſen beleidigt ſeyn, müſſen ſich rächen. Ich habe in Berlin einen Bekannten, in den Geſellſchafter laß' ich es rücken durch die dritte Hand, oder vielleicht nimmt es Dr. Saphir in die Schnellpoſt auf, ich kenn' ihn noch von Wien."

„In meinen Theaterkritiken mache ich Ausfälle," fuhr der Theaterdichter fort; „ah! wenn nur Marienburg nicht preußiſch wäre, ich wollte mich rächen, wollte, oh! aber ſo könnte man alles für Anzüglichkeit nehmen. Und gegen die Blätter für literariſche Unterhaltung kann ich nicht ſchimpfen, ich habe noch drei Trauerſpiele dort liegen, die noch nicht recenſirt ſind. Aber wo ein Loch offen iſt, will ich einen Ausfall machen!"

„Ich will untergehen," ſagte der Rath pathetiſch, indem er ſeinen Wein bezahlte und den Hut ergriff, „fallen will ich oder ſiegreich hervorſchreiten aus dieſem Kampf. Die ganze Lyrik iſt in mir beleidigt, auch alle Romantiker, denn wir haben auch Romanzen gemacht, und dieſe Hermaphroditen von Geſchichte und Dichtung, dieſe Novellen-Proſaiker, die Scott-Tieckianer, dieſe — genug, ich werde ſie ſtürzen! und damit guten Morgen!"

Als dieſer Rath nach ſeinem dixi mit vorgeſchobenen Knien aus dem Zimmer ging, war er zwar nicht anzuſehen wie ein Ritter, der zum Turnier ſchreitet, der Profeſſor aber und der Doktor Zundler folgten ihm in ſchweigender Majeſtät; ſie ſchienen als ſeine Knappen oder Pagen Schild und Lanze dem neuen Orlando furioſo nachzutragen.

3.

Bei dem Stallmeiſter hatte dieſe Scene, nachdem das Komiſche, was ſie enthielt, bald verflogen war, einen ſtörenden unangenehmen Eindruck hinterlaſſen. Er hatte ſich mit der ſchönen Literatur von jeher gerade nur ſo viel befaßt, als ihm nöthig ſchien, um nicht für ungebildet zu gelten; und auch hier war er mehr ſeiner Neigung, als dem herrſchenden Geſchmacke gefolgt. Er wußte wohl, daß man ihn bemitleiden würde, wollte er öffentlich geſtehen, daß er Smollets Peregrine Pickle für den beſten Roman und einige ſangbare Lieder von Kleiſt für die angenehmſten Gedichte halte; er behielt dieſes Geheimniß für ſich, brummte, wenn er Morgens ausritt, ſein Liedchen, ohne zu wiſſen, welcher Klaſſe der Lyrik es angehöre, und las, wenn er ſich einmal ein literariſches Feſt bereiten wollte, ausgeſuchte Scenen im Peregrine Pickle. Ein paar Almanache, ein paar ſchöngeiſtige Zeitſchriften durchflog er, um, wenn er darüber befragt wurde, nicht erröthen zu müſſen. So kam es, daß er vor Schriftſtellern oder Leuten, „die etwas drucken ließen," große Ehrfurcht hatte; denn ſeine Seele war zu ehrlich, um ohne Gründe von Menſchen ſchlecht zu denken, deren Beſchäftigung ihm ſo fremd war, als der Hippogriph ſeinen Ställen. Um ſo verletzender wirkte auf ihn der Anblick dieſer erboſten Literatoren. „Man tadelt es an Schauſpielern," ſprach er zu ſich, „daß ſie außerhalb des Theaters oft roh und ungebildet ſich zeigen, daß ſie Tadel, auch den gerechten, nicht ertragen wollen, und öffentlich darüber ſchimpfen und ſchelten. Aber zeigten ſich denn dieſe Leute beſſer? Iſt es nicht an ſich ſchon fatal, ſeinen Unmuth über eine Beſchimpfung zu äußern? Muß man das Wirthshaus zum Schauplatz ſeiner Wuth machen und ſich ſo weit vergeſſen, daß man wie ein Betrunkener ſich geberdet? Und wie ſchön ließen dieſe Leute ſich in die Karten ſehen! Alſo weil ſie beleidigt ſind (vielleicht mit Recht), wollen ſie wieder beleidigen, wollen ihre Privatſache zu einer öffentlichen machen? Das ſind alſo die Leiter der Bildung, das die feinfühlenden Dichter, die, wie Freund Zundler ſagt, Inſtrumente ſind, die nie einen Mißton von ſich geben?“

Nicht ohne Kummer dachte er dabei an ein Weſen, das ihm vor Allen theuer war. Der Buchhändler hatte nicht mit Unrecht geäußert, daß Eliſe Wicklow ein ſehr beleſenes Frauenzimmer ſey. Nach Rempens Anſichten über die Stellung und den Werth der Frauen ſchien ſie ihm beinahe zu gelehrt, in Stunden des Unmuths nannte er es wohl gar überbildet. Er hatte es niemand, kaum ſich ſelbſt geſtanden, daß ſie ſeine ſtillen Huldigungen nicht unbemerkt ließ, daß ſie ihm manchen gütigen Blick ſchenkte, aus dem er vieles deuten konnte. Er war zu beſcheiden, um zu glauben, daß dieſes liebenswürdige Geſchöpf ihn lieben könnte, und dennoch verletzte ihn ihr ungleiches, zweifelhaftes Betragen. Es war eine gewiſſe Koketterie des Geiſtes, die das liebenswürdige Mädchen in ſeinen Augen entſtellte. Wenn er zuweilen in freundlichem Geplauder mit ihr war, wenn ſie ſo traulich, ſo natürlich ihm von ihrem Hausweſen, ihren Blumen, ihren Vergnügungen erzählte, wenn er ſich ganz ſelig fühlte, daß ſie ſo lange, ſo gern zu ihm ſpreche, ſo führte gewiß ein feindlicher Dämon einen jener Literatoren oder Dichter herbei, deren dieſe gute Stadt zwei Dutzende zählte, und Eliſe war wie ausgetauſcht. Ihre ſchönen Augen ſchimmerten dann vor Vergnügen, ihr ſchlanker Hals bog ſich vor, und ohne auf eine Frage des guten Stallmeiſters zu achten, ohne ſeine Antwort abzuwarten, befand man ſich mit Blitzesſchnelle in einem kritiſchen oder literariſchen Geplänkel, wo Rempen zwar die ungemeine Beleſenheit, das ſchnelle Urtheil, den glänzenden Witz ſeiner Dame bewundern, ſie ſelbſt aber bedauern mußte, daß ſie dieſer Art von Geſpräch, dieſem geſuchten Vergnügen ſichtbarer entgegen kam, als es ſich für ein Mädchen von achtzehn Jahren ſchickte.

„Und an dieſes Volk, an dieſen literariſchen Pöbel wirft ſie ihre glänzendſten Gedanken, ihre zarteſten Empfindungen, wirft ſie Blicke und Worte weg, die einen andern als dieſe gedruckten Seelen überglücklich machen würden. Und fühlen ſie es denn? Sind ſie dadurch geehrt, entzückt? Nur mit ihnen ſpricht ſie über das, was ſie geleſen, als ob ſonſt niemand leſen könnte; nur ihnen zeigt ſie, was ſie gefühlt, als ob gerade dieſe Versmacher und Recenſenten die gefühlvollſten Leute wären, und ein ſo ſchönes liebenswürdiges Weſen zu würdigen verſtänden. Nein, dieſe Thoren ſehen es überdies noch als einen ſchuldigen Tribut, als eine geringe Anerkennung ihrer eminenten Verdienſte an, wenn die Krone aller Mädchen mit ihnen ſchwatzt wie mit ihresgleichen, während andere wackere Leute in der Ferne ſtehen. Und dieſe Menſchen, die ſich heute ſo niedrig geberdeten, bilden ihren Hofſtaat, dies ſind die genialen Männer, mit welchen ſie ſo gern ſpricht!“

Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn den ganzen Tag. Sein Stallperſonale konnte ſich heute gar nicht in ihn finden. Der gutmüthige, milde Herr war zu einem rauhen mürriſchen Gebieter geworden. Die Stallknechte klagten es ſich beim Füttern; acht Pferde hatte er hinausgejagt durch Dick und Dünn, und jedes hatte einen andern Fehler gehabt; die Bereiter hatte er zum erſten Mal ſtreng getadelt, und als es Abend wurde, war man im Stall darüber einig, dem Stallmeiſter von Rempen müſſe etwas Außerordentliches begegnet ſeyn, vielleicht ſey er ſogar in Ungnade gefallen. Man bedauerte ihn, denn ſein leutſeliges Weſen hatte ihn zum Liebling ſeiner Untergebenen gemacht.

Und wahrlich! der Abend dieſes Tages war nicht dazu gemacht, dieſe düſteren Gedanken zu zerſtreuen. Der Geheimerath von Rempen, ſein Oheim, gab alle vierzehn Tage einen großen Klubb, in welchem er, das Unmögliche möglich zu machen, die getrennteſten Extreme zu vereinigen ſuchte; dieſer Klubb hatte ſich früher in drei verſchiedene Abtheilungen getrennt. Es war in jener Stadt eine literariſche Societät, deren Mitglied der alte Rempen war; ſie verſammelte ſich, um zu leſen, zu recenſiren, gelehrt zu ſprechen; an einem andern Tage war großer, ummwechſelnder Singthee, an einem dritten Abend Tanzunterhaltung. „Tria juncta in uno, drei Köpfe unter einem Hut,“ ſagte der alte Rempen und lud ſie alle zuſammen ein. Der bunteſte Wechſel ſchien ihm die intereſſanteſte Unterhaltung, und darum preßte er wie ein Seelenverkäufer Literatoren, Soldaten, Juſtizleute, leſe-, geſang- und tanzluſtige Damen und packte ſie in ſeinen Salon zuſammen, zu Thee und Butterbrod, in der feſten Ueberzeugung, die wahre Springwurzel der Unterhaltung gefunden zu haben. Für ſeinen Neffen aber vereinigten ſich Himmel und Fegfeuer in dieſem Klubb. Er hörte Eliſen ſingen; ſeine nahe Verwandtſchaft zu dem alten Rempen, der keinen Sohn hatte, machte es ihm möglich, wie ein Kind des Hauſes, nicht wie ein Gaſt aufzutreten, und mit Eliſen ungeſtört zu tanzen und zu plaudern. Aber ſeine Höllenqualen begannen, wenn er den Oheim, umgeben von einem Kreiſe älterer und jüngerer Herren, mit wichtiger Miene etwas erklären ſah, wenn er endlich ein Buch aus der Taſche zog, durchblätterte, es im Kreiſe umher zeigte und die Herren vor Freude ſtöhnten: „Ah — etwas Neues, ſchon geleſen? göttlich — vorleſen! bitte, vorleſen! — Profeſſor am beſten leſen, in den Saal und leſen.“ — „Leſen, vorleſen!“ tönte es dann von dem Munde älterer Damen und jener Herren, die nicht tanzen wollten, und Eliſe — nahm mit einer kurzen Verbeugung Abſchied, drängte ſich in den literariſchen Kreis, wurde als Königin des guten Geſchmacks begrüßt, hatte gewöhnlich das Buch ſchon geleſen, ſtimmte für die Vorleſung und war für den armen Stallmeiſter auf den ganzen Abend verloren.

Mit dieſen trüben Erinnerungen gelangte er an das Haus ſeines Oheims. Er war eben im Begriff einzutreten, als das Geſpräch zweier Männer, die ſich dieſem Hauſe näherten, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. So viel der matte Schein einer fernen Laterne errathen ließ, war der eine ein ältlicher, dürftig gekleideter Mann, der andere jünger, höher und feſtlich gekleidet.

„Brüderchen,“ ſprach der ältere mit einem Accent, der nicht dieſer Gegend angehörte, „Brüderchen, bleib mir aus dem fatalen Haus! So oft Ihr wieder heraus kommt, ſeyd Ihr zwei, drei Tage ein geſchlagener Mann. Laß die Burſche dort oben in Gott's Namen auf Stelzen gehen und Unſinn ſchwatzen, bleibt aber nur Ihr hinweg, 's iſt noch Euer Tod!“

„Ich muß ſie ſehen, Alter!“ ſprach der jüngere, „ich muß ſie hören. Es gehört zu meinem Glück, ſie geſehen zu haben.“

„Ihr ſeyd ein Narr!“ erwiederte der andere, „ſie mag Euch nicht, ſie will Euch nicht. Ihr ſeyd ein armer Teufel und gehört nicht in dieſe Societät. Aber faſſen kann ich Euch nicht! 's gehört ein Wort dazu, nur ein Wörtchen, ein bischen von einem Geſtändniß, und Ihr könnt vielleicht glücklich ſeyn. Geh fort, geh fort; ſcherwenze in der nobeln Welt, werde ein Schuft wie alle, und vergiß den alten armen Bunker; lebe wohl, will nichts mehr von dir.“

Er wollte unmuthig weggehen; aber der junge Mann hielt ihn auf. „Sey vernüftig!“ bat er, „willſt auch du mich noch elend machen? Thu es immer, laß mich liegen wie einen Hund, wenn du es über dein Herz vermagſt. Ich bin ja ohnedies unglücklich genug.“

„Jammere nur nicht ſo!“ ſprach der Alte gerührt, „geh hinauf, wenn du es nicht laſſen kannſt; aber bleibe nicht da, wenn ſie vorleſen; du ärgerſt dich! Komm zu mir!“

„Ich komme!“ erwiederte der Jüngere nach einigem Nachſinnen. „Um 10 Uhr will ich kommen. Wohin?“

„Heute in den Entenzapfen; im Rosmarin iſt heilloſes Volk, Schneider und Schuſter, und die Affen und Bären aus den Druckereien, es iſt heute Montag. Aber Brüderchen, im Entenzapfen iſt Cerevis, man trinkt es in Augsburg nicht beſſer.“

Ein Wagen mit hellglänzenden Laternen rollte in dieſem Augenblicke auf das Haus zu, der junge Mann ſagte eilig zu, und der Alte ſchlich langſam die Straße hin. Der Stallmeiſter konnte ſich kaum von ſeinem Erſtaunen erholen. Wer konnte aus ſo ſonderbarer Geſellſchaft in den Tanzſaal ſeines Oheims kommen? Noch ſonderbarer ſchien es ihm, daß man dieſen glänzenden Klubb, der alle geiſtreiche und noble Welt der Stadt vereinigte, verlaſſen wollte, um in dem Entenzapfen Bier zu trinken, in einer Winkelkneipe, die er kaum dreimal von ſeinen Stallknechten hatte rühmen gehört. Er ſetzte dem ſonderbaren Gaſt, der flüchtig die Treppe hinaneilte, nach, er holte ihn im hellerleuchteten Corridor ein, er ging an ihm vorüber, ſah ſich um, und erblickte das düſtere Auge und die markirten Züge des Referendärs Palvi.

Verworrene Gedanken flogen vor ſeiner Seele vorüber, als er ihn erkannte; ſeine Worte: „ich muß ſie ſehen,“ der Wink des Buchhändlers, Palvi ſey früher in einem Verhältniß zu Eliſen geſtanden, Staunen über die ſonderbaren Reden mit dem Alten, wunderliche

Sagen, die er früher über dieſen Palvi vernommen, alle dieſe Gedanken wollten auf einmal zur Klarheit dringen, und machten, daß er ſich vornahm, über Eines wenigſtens ſich dieſen Abend Gewißheit zu verſchaffen: über ſein Verhältniß zu Eliſen.

4.

Der größte Theil der Geſellſchaft hatte ſich ſchon verſammelt, als die jungen Männer eintraten. Des Stallmeiſters ſcharfes Auge durchirrte den Damenkreis, der an den Wänden hin ſich ausbreitete; er fand endlich Eliſen an einem fernen Fenſter im Geſpräch mit ſeiner Tante; aber ihr ſchönes Geſicht hatte nicht den Ausdruck von Heiterkeit und Laune, die er ſonſt ſo gern ſah, ſie lächelte nicht, ſie ſchien verſtimmt. Es koſtete ihn einige künſtlich angeknüpfte Geſpräche, einige Neuigkeiten vom Hofe, im Vorübergehen erzählt, um ſich an jenes Fenſter durchzuwinden.

Die Tante ſprach ſo eifrig, Eliſe hörte ſo aufmerkſam zu, daß er endlich die herabhängende Hand der Tante erfaſſen und ehrerbietig küſſen mußte, um ſich bemerklich zu machen. Eliſens Wangen glühten, als ſie ihn erblickte, und die Tante rief ſtaunend: „Wie gerufen, Julius! ich ſprach ſo eben mit dem Fräulein von dir, du kannſt dir etwas darauf einbilden, ſo gut wird es dir nicht alle Tage.“

„Und was war der Inhalt Ihres Geſpräches, wenn man fragen darf?“

„Deine Klagen von letzthin,“ erwiederte die Tante lachend, „dein Kummer, daß dich das Fräulein mitten in der Rede ſtehen gelaſſen habe, um mit irgend einem eminenten Dichter zu verkehren. Doch am beſten machſt du dies mit Fräulein Eliſe ſelbſt aus,“ ſetzte ſie hinzu und ging weiter.

Eliſe ſchien ſich wirklich einer kleinen Schuld bewußt, denn ſie ſchlug die Augen nieder und zögerte zu ſprechen; als aber Rempen bei ſeinem unmuthigen Schweigen verharrte, ſagte ſie halb lächelnd, halb verlegen: „Ich geſtehe, es war nicht artig, und ſicher würde ich es mir gegen einen Fremden nicht erlaubt haben; aber daß Sie mir dergleichen übel nehmen, da Sie meine Weiſe doch kennen“ —

„So ſtünde ich Ihnen denn näher, als jene gelehrten und berühmten Herren?“ erwiederte er, freudig bewegt, „darf es ſogar als ein Zeichen Ihres Zutrauens nehmen, wenn Sie mich ſo plötzlich verlaſſen, um zu jenen zu ſprechen?

„Sie ſind zu ſchnell, Herr Stallmeiſter!“ ſagte ſie. „Ich meinte nur, weil Sie meine Eltern kennen und ich viel zu Ihrer Tante komme, müſſe man die Convenienz nicht ſo genau berechnen. Und muß man denn im Leben alles ſo ängſtlich berechnen?“

Sie bemerkte dies halb zerſtreut, und es entging Rempen nicht, daß ihr Auge eine andere Richtung genommen habe, als zu ihrer Rede paſſe; er verfolgte dieſen Blick und traf auf Palvi, der mit einem ältlichen Herrn ſprach und zugleich ſeine Blicke brennend und düſter auf Eliſen heftete. Ein tiefer Athemzug ſtahl ſich aus ihrer Bruſt, als ſie ihre Augen, die weder zärtlich noch freudig glänzten, von ihm abwandte. Sie erröthete, als ſie bemerkte, wie ihr Nachbar die Richtung ihrer Blicke bemerkt habe, und halb verlegen, halb zerſtreut flüſterte ſie: „Wie kömmt doch er hieher zu ihrem Onkel?“

Der Stallmeiſter war ſo boshaft, ſie zu fragen, wen ſie denn meine.

„Den Referendär Palvi,“ antwortete ſie leichthin, als wollte ſie ihre vorige Frage verbeſſern, „er iſt vielleicht mit Ihrem Hauſe bekannt?“

„Ich kenne ihn nicht,“ erwiederte der Stallmeiſter etwas ernſt; „doch warum ſollte er nicht hier ſeyn? Kennen Sie ihn vielleicht? man ſagt, er ſey ein Mann von ſchönen Talenten, der“ —

„Wie freut es mich, dich wieder geſund zu ſehen, Klotilde!“ rief ſeine Nachbarin und hüpfte auf ein Mädchen zu, das ſechs Schritte von ihr entfernt ſtand; verblüfft, als hätte er einen dummen Streich begangen, ſtand der Stallmeiſter und ſah ihr nach.

Man hatte indeſſen um Ruhe und Stille gebeten; ein Fräulein von kleiner Geſtalt, aber gewaltiger Stimme, wollte ſich hören laſſen und ſtellte ſich zu dieſem Zweck auf ein gepolſtertes Fußbänkchen hinter ein elegantes Notenpult. Die Männer ſetzten ſich Stühle hinter die Frauen, die Frauen machten erwartungsvolle Mienen, und es war ſo tiefe Stille in dem großen Zimmer, daß man nur die Bedienten hin und wieder: „iſt's gefällig“ brummen hörte, wenn ſie Thee anboten. Beim erſten Takt, den man zu Begleitung des kleinen Fräuleins auf dem Flügel anſchlug, entwich der junge Rempen in ein Nebenzimmer, um ungeſtört ſeinen

Gedanken nachzuhängen; er zog weiter, wandelte einigemal im Salon auf und ab, bog dann in die nächſte Thüre, dem Ende der Enfilade zu. Im letzten Zimmer ſaß ein Mann in einem Sopha, der die Stirne in die Hand gelegt hatte. Bei Rempens Nähertreten wendete er den Kopf, und den Stallmeiſter hatte ſeine ſchnelle Ahnung nicht betrogen, es war Palvi.

„Auch Sie ſcheinen die Muſik nicht in der Nähe zu lieben,“ ſagte Julius, indem er ſich zu ihm auf das Ruhebett ſetzte; „kaum bis hierher bringen die zärteren Töne.“

„Es geht mir damit wie mit dem Geruch ſtarkduftender Blumen,“ erwiederte Palvi mit angenehmer Stimme. „Mit dieſen Düften in einem verſchloſſenen Zimmer zu ſeyn, macht mich krank und traurig, aber im Freien, ſo aus der Ferne athme ich ihren Balſam mit Wolluſt ein, ich unterſcheide und errathe dann jede einzelne Nüance, ich möchte ſagen, jede Schattirung, jeden Ton, jeden Uebergang des Geruches.“

„Sie haben Recht, jede Muſik gewinnt durch Entfernung,“ bemerkte Rempen; „aber das Jammervollſte iſt mir, jemand ſingen ſehen zu müſſen. Beſonders ängſtigt mich die kleine Perſon, die jetzt eben etwas vorträgt. Sie iſt nett, beinahe zierlich gebaut, aber alle Gliederchen en miniature. Nun ſtellt man ſie immer auf ein Fußbänkchen, damit ſie geſehen wird. Hinter ihr ſteht der Muſikdirektor mit der Violine. Von Anfang macht es ſich ganz gut. Der Direktor ſpielt piano und verzieht höchſtens den Mund links und rechts nach dem Strich ſeines Fidelbogens, nach und nach kömmt er ins Feuer, forte, piu forte, flüſtert er und wackelt mit dem Kopf; jetzt fängt auch die Kleine an ſich zu heben; anfänglich wiegt ſie ſich auf den Zehen und bewegt die Ellenbogen, als nähme ſie einen kleinen Anlauf zum Fliegen; doch crescendo mit des Muſikers Perpendikularbewegungen ſchreiten ihre Geberden vor, ſie weht und rudert mit den Armen; ſie hebt und ſenkt ſich, bis ſie im höchſten Ton auf den Zehenſpitzen aushält und — wie leicht kann da die Fußbank umſchlagen!“

Der Referendär lächelte flüchtig: „Beinahe noch verſchiedener als beim Lachen geberden ſich die Menſchen, wenn ſie ſingen,“ ſagte er. „Haben Sie nie in einer evangeliſchen Kirche die Mienen der Weiber unter dem Geſang betrachtet? Betrachten Sie ein zartes ſchwärmeriſches Kind von ſechzehn Jahren, das mit rund gewölbten Lippen, Frieden und Andacht in den Zügen, die zarten Wimpern über die feuchten Augen herabſenkt, ihren Schöpfer lobt. Sie können aus den vielen Hunderten ihre Stimme nicht herausfinden, und doch ſind Sie überzeugt, ſie müſſe weich, leiſe, melodiſch ſeyn. Setzen ſie neben das Kind zwei ältliche Frauen, die eine wohlbeleibt, mit gut genährten Wangen und Doppelkinn, die Augen gerade vor ſich hinſtarrend, die andere etwas vergelbt, mit runzlichen dürren Zügen und ſpitzigem Kinn, auf die gebogene Naſe eine Brille geklemmt — und Sie werden errathen können, daß die Dicke einen ſchönen Baßton murmelnd ſingt, die andere in die höchſten Naſentöne und Triller hinaufſteigt.“

„Sie ſcheinen genau zu beobachten,“ antwortete lachend der Stallmeiſter. „Es fehlt nur noch, daß Sie die dicke Frau mit dem murmelnden Baßton für die Mutter der Kleinen, die ſpitzige aber für ihre ledige Tante ausgeben, eine alte Jungfer, die nicht ſowohl von unſerem Herrgott als von den Nachbarinnen gehört ſeyn will. Was ſagen Sie aber zu der ſonderbaren Gewohnheit der prima Donna unſerer Oper. In den tiefen Tönen iſt ihr hübſches Geſicht ernſthaft, beinahe melancholiſch; wenn ſie aber aufſteigt, klärt es ſich auf, und hat ſie nur erſt die obern doppeltgeſtrichenen hinter ſich, ſo ſchließt ſie die Augen wie zu einem ſeligen Traum, ſie lächelt freundlich und hold, und lächelt, bis ſie wieder abwärts geht. Gleichgültig iſt ihr dabei, was ſie für Worte ſingt. Sie könnte in den tiefſten Tönen: ich liebe dich, meines Herzens Wonne! ſingen und ungemein ernſthaft dabei ausſehen, und könnte eben ſo leicht: ich ſterbe, Verräther! in den höchſten Rouladen ſchreien, und ganz hold und anmuthig dazu lächeln. Wie erklären Sie dies?"

„Es iſt nicht ſchwer zu erklären," entgegnete Palvi nach einigem Nachſinnen; „die tiefen Töne fallen ihr etwas ſchwer; ſie muß drücken, etwa wie man einen großen Biſſen hinabwürgt, und unmöglich kann ſie das mit heiterem Geſicht; mit den hohen Tönen geht es aber wohl folgendermaßen zu: als ſie noch jung war und die höheren Töne ſich erſt in ihrer echten Kraft bildeten, mochte ſie einen Lehrmeiſter haben, der ihr unerbittlich alle Tage die Scala bis oben hinauf vorgeigte. Für einen klaren höchſten Ton bekam ſie wohl ein Stück Kuchen, ein Tuch oder ſonſt dergleichen etwas; je höher ſie es nun brachte, deſto freudiger ſtrahlte ihr Geſicht vor

Vergnügen über ihre eigenen Töne, und ſo mochte ſie ſich angewöhnt haben, mit der freundlichſten Miene zu ſingen: ich verzweifle.“

In dieſem Augenblick ertönte eine reine volle Frauenſtimme in ſo ſchmelzenden ſüßen Tönen, daß die beiden Männer unwillkürlich ihre Rede unterbrachen und lauſchten. Eine leichte Röthe flog über Kempens Geſicht, denn er erkannte dieſe Stimme. Sein Auge begegnete dem dunklen Auge Palvi's, das wohl eine Weile prüfend auf ſeinen Zügen verweilt haben mochte.

„Kennen Sie die Stimme?“ fragte Kempen etwas befangen.

„Ich kenne ſie,“ erwiederte jener und ſtand auf.

„Und wollen Sie ſich den Genuß vermindern und näher treten?“

„Ich möchte wohl auch die Worte des Textes hören,“ entſchuldigte ſich jener nicht ohne Verlegenheit.

Der Stallmeiſter folgte ihm; Palvi ſchwebte ſchnellen, aber leiſen Schrittes über den Boden hin und ſetzte ſich unweit des Zimmers nieder, wo Eliſe ſang, auf eine Banquette, indem er Kempen durch einen ſtummen Wink einlud, ſich neben ihn zu ſetzen. Sie lauſchten; es war die bekannte Melodie einer jener alten franzöſiſchen Romanzen, die, indem ſie durch ihren ungekünſtelten Wohllaut dem Ohre ſchmeicheln, in muthigen Tönen das Herz erheben; aber ein deutſcher Text war untergelegt, Worte, von welchen die Sängerin ſelbſt wunderbar ergriffen ſchien, denn ſie trug ſie mit einem Feuer vor, das ihre Zuhörer mit erfaßte.

Der junge Rempen fühlte ſein Herz von Liebe zu der Sängerin, wie von dem hohen Schwung ihres Geſanges mächtiger gehoben; aber mit Verwunderung und Neugierde ſah er die tiefe Bewegung, die ſich auf den Zügen ſeines Nachbars ausdrückte. Seine Augen ſtrahlten, ſein Haupt hatte ſich muthig und ſtolz aufgerichtet, und um Wangen und Stirne wogte eine dunkle Röthe auf und ab, jene Röthe, die ein erfülltes, von irgend einer mächtigen Freude überraſchtes Herz verräth.

Mit gekrümmtem Rücken, auf den Zehenſpitzen ſchlich jetzt der Oheim Rempen heran. Schon von weitem drückte er ſeinem Neffen durch beredtes Mienenſpiel ſeinen Beifall über den herrlichen Geſang aus, und als er nahe genug war, flüſterte er: „Heute ſingt ſie wieder wie die Paſta, voll Gluth, voll Gluth! und der ſchöne Text, den ſie untergelegt hat! — er iſt aus einem neuen Roman, die letzten Ritter von Marienburg.“

Der junge Mann winkte ſeinem Oheim ungeduldig, ſtille zu ſeyn; der Alte ſchlich weiter zu einer andern Gruppe, und die beiden lauſchten wieder ungeſtört, bis der Geſang geendet war.

5.

Rauſchender Beifall füllte nun das Gemach, man drängte ſich um die Sängerin, und auch Rempen folgte ſeinem Herzen, das ihn zu Eliſen zog. Aber ſchon war ſie von einem halb Dutzend jener Literatoren umlagert, die ihn immer verdrängten. „Welch herrliches Lied!“ hörte er den Doktor Zundler ſagen, „welche Kraft, welche Fülle von Muth, und wie zart gehalten!“ Doch dem

Stallmeiſter entging nicht, daß der Hofrath, der ebenfalls bei der Gruppe ſtand, den jungen Doktor durch einen freundſchaftlichen Rippenſtoß aufmerkſam darauf zu machen ſchien, daß er etwas Ungeſchicktes geſagt habe. Er erſchrack, erröthete und fragte in befangener Verlegenheit, woher das Fräulein das ſchöne Lied habe?

„Es iſt aus den letzten Rittern von Marienburg, von Hüon.“ Ein Gemurmel des Staunens und Beifalls lief durch die dichten Maſſen, als man dieſen Titel hörte. „Wie, ein neuer Roman? — Ah! derſelbe welchen die Blätter für's belletriſtiſche Vergnügen ſo tüchtig ausge— Sie ſind ja da, leiſe, leiſe! — — Wo kann man den Roman leſen?“ — ſo wogte das Geſpräch und Geflüſter auf und ab, bis der Wirth des Hauſes mit triumphirendem Lächeln ein Damenkörbchen an ſeidnen Bändern in die Höhe hielt, es öffnete und ein Buch hervorzog. Er ſchlug den Titel auf, er zeigte ihn der geſpannten Geſellſchaft, und mit freudigem Staunen las man in großen gothiſchen Lettern: „Die letzten Ritter von Marienburg.“ — „Vorleſen! bitte, vorleſen!“ tönte es jetzt von dreißig, vierzig ſchönen Lippen, und ſelbſt die jungen Männer, die ſonſt dieſe Unterhaltung weniger liebten, ſtimmten für die Vorleſung. Aber eine nicht geringe Schwierigkeit fand ſich jetzt in der Wahl des Vorleſers; denn jene Literatoren, die ſonſt in dieſem Cirkel dieſes Amt bekleidet hatten, ſtemmten ſich heute beſtimmt dagegen; der eine war erhitzt, der andere hatte Katarrh, der dritte war heiſer, und allen war die Unluſt anzuſehen, daß nicht ihre eigenen Produkte, ſondern fremde Geſchichten vorgeleſen werden ſollten.

„Ich wüßte keinen beſſeren vorzuſchlagen,“ ſagte endlich ein Kriminalpräſident von großem Gewicht, „als dort meinen Referendär Palvi; wenigſtens zeugen ſeine Referate von ſehr guter Lunge und geſchmeidiger Kehle.“ Indem der Kriminalpräſident ſeinen eigenen Witz belachte und im Chorus ſechs Juriſten pflichtgemäß mit einſtimmten, verbeugte ſich der junge Mann, an welchen die Rede ging, während eine flüchtige Röthe über ſein Geſicht zog, und zur Verwunderung der Geſellſchaft, die ihn ſehr wenig kannte, ergriff er das Buch und die Taſche und fragte beſcheiden, welcher von den Damen beides gehöre?

Dem Stallmeiſter, der hinter ihm ſtand, hatte dies längſt ſein ſcharfes Auge geſagt. Eliſe war flüchtig erröthet, als der Onkel das Körbchen emporgehoben und das Buch daraus hervorgeholt hatte. Als aber Palvi anfragte, als er mit ſeinem dunklen Auge den Kreis der Damen überſtreifte und bei ihr ſtille ſtand, da goß ſich ein dunkler Karmin über Stirne, Wangen und den ſchönen Hals des Fräuleins; ſie ſchien überraſcht, verlegen, und als jene Röthe eben ſo ſchnell verflog, ſchien ſie ſogar ängſtlich zu ſeyn. „Das Buch gehört mir, Herr von Palvi,“ ſagte ſie ſchnell und mit einem kurzen Blick auf ihn. „Und werden Sie erlauben, daß daraus vorgeleſen wird? daß ich daraus vorleſe?“ fragte er weiter.

„Ich habe hier nichts zu beſtimmen,“ erwiederte ſie, ohne aufzuſehen, „doch das Buch ſteht zu Dienſten.“

„Nun, dann nicht geſäumt!“ rief der Oheim, „Stühle in den Kreis! und ruhig ſich geſetzt und andächtig zugehört! denn ich denke, wir werden einen ganz angenehmen Genuß haben.“

Man that nach ſeinem Vorſchlag; in buntem Kreis ſetzte ſich die zahlreiche Geſellſchaft, und ſey es, daß man auch hier Fräulein Eliſe als literariſche Königin anſah, oder war es eine ſonderbare Fügung des Zufalls, der Vorleſer kam ſo gerade ihr gegenüber zu ſitzen, daß, ſo oft ſie die Augen aufhob, dieſe ſchönen Augen auf ihn fallen mußten.

„Aber, Freunde,“ bemerkte die Dame vom Hauſe, „dieſer Roman hat, ſo viel ich weiß, drei Bände; wollen wir ſie alle anhören, ſo kommt unſere junge Welt heute nicht mehr zum Tanzen und wir andern nicht zum Spiel; ich denke, man wählt die ſchönſten Stellen aus.“

„Wer aber ſoll ſie wählen?“ fiel ihr Gatte ein, „das Ding iſt nagelneu, niemand hat es geleſen; doch Fräulein Wicklow wird uns helfen können. Können Sie nicht ſchöne Stellen andeuten und uns den Faden des Uebrigen geben?“

Man bat ſo allgemein, ſo dringend, daß Eliſe nach einigem Zögern nachgab. „Der Roman,“ ſagte ſie, „ſpielt, wenn ich mir die Jahrszahl richtig gemerkt habe, in den Jahren 1455 bis 1456 in und um Marienburg in Oſtpreußen. Der deutſche Orden iſt von ſeinen früheren einfachen und reinen Sitten abgekommen; dies und innerer Zwieſpalt, wie Neid und Anfeindungen von allen Seiten her, drohen einen baldigen Umſturz der Dinge herbeizuführen, wie denn auch durch den Verrath böhmiſcher Ordensſoldaten gegen Ende des dritten Theils Marienburg für den Orden auf immer verloren geht. Auf dieſen geſchichtlichen Hintergrund iſt aber die intereſſante Geſchichte eines Verhältniſſes zwiſchen einem jungen deutſchen Ritter und einem Edelfräulein aufgetragen. Sie iſt die Tochter des Kaſtellans von Marienburg, eines geheimen und furchtbaren Feindes des Ordens, der, anſcheinend dem Deutſchmeiſter befreundet, nur darum in Marienburg lebt, um jede Blöße des Ordens den Polen zu verrathen. Der Roman beginnt in der Ordenskirche, wo die Ritter und viele Bewohner von Marienburg und der Umgegend bei einem feierlichen Hochamte verſammelt ſind, um den Tag zu feiern, an welchem vor vielen Jahren der erſte Komthur mit ſeinem Konvent in dieſe Burg einzog. Der letzte Meiſter, Ulrich von Elrichshauſen, ein Mann, der ſich dem nahenden Verderben noch entgegenſtemmen will, hält eine eindringliche Rede an die Ordensglieder. Der Gottesdienſt endet mit einer feierlichen lateiniſchen Hymne. Indem zwei der jüngſten Ritter, nach der Sitte bei ſolchen Gelegenheiten, den vornehmſten fremden Beſuchern das Geleite bis in den Vorhof geben, bemerkt der eine von ihnen, daß der andere im Vorbeiſtreifen ein kleines Päckchen in die Hand einer verſchleierten Dame gedrückt habe. Die Kirche iſt leer, und im zweiten Kapitel fragt nun der erſtere den zweiten um die Bedeutung deſſen, was er geſehen. Es iſt ſein Waffenbruder, ein Bündniß, das nach der Sitte der Zeit feſter als irgend ein Freundſchaftsband galt, und Elrichshauſen, der Neffe des Meiſters, der Held des Romans, geſteht ihm endlich ſein Verhältniß zu der Dame, erzählt ihm von ſeinem Leben, ſeinen troſtloſen Ausſichten.

„Der Freund rathet ab, Kuno aber verſchmäht jede Warnung und bittet jenen, er möchte ihn an dieſem

Abend zu einer Zuſammenkunft mit der Geliebten begleiten. Dieſe Zuſammenkunft in einem verfallenen Theil des älteren Schloſſes iſt ſo ſchauerlich ſchön, daß ich möchte, ſie würde ganz geleſen.“

Palvi las. Wer je ein Buch, das er ſonſt nicht kannte, in Geſellſchaft vorgeleſen, der weiß, daß etwas Beunruhigendes in dem Gedanken liegt, daß man mit gehaltener Sicherheit auf einem Felſenpfade gehen ſoll, den man noch nie betreten. Dieſes beängſtigende Gefühl wächſt, wenn es ein Geſpräch iſt, das man vorträgt. Man kann den Athem, den Rhythmus, den Ausdruck der Empfindung nicht richtig abmeſſen und vertheilen, man weiß nicht, ob jetzt die höchſte Höhe der Luſt ausgedrückt iſt, ob jetzt der Dichter die tiefſte Saite der Wehmuth berührt habe, ob er nicht noch tiefere Akkorde anſchlagen werde; und der Zuhörer pflegt dieſe Unſicherheit ſtörend mit zu empfinden. Aber wunderbar las dieſer junge Mann, den ein zufälliger Scherz ſeines Vorgeſetzten zum Vorleſer geſtempelt hatte. Es war, als leſe er nicht mit den Augen, ſondern mit der Seele ohne dieſes Organ, als ſpreche er etwas längſt Gedachtes, eine Erinnerung aus, als kenne er den Inhalt, den Geiſt dieſer Blätter, und ſein Gedächtniß habe das Buch nur wegen der zufälligen Wortſtellung vonnöthen. Wenn das, was er las, nicht durch Inhalt und Form ſo großartig, dieſes Geſpräch zweier Liebenden ſo neu, ſo bedeutungsvoll geweſen wäre, dieſe Art, etwas vorzutragen, hätte zur Bewunderung hinreißen müſſen.

Wir fürchten zu ermüden, wollten wir den Gang der Gefühle im Geſpräch dieſer Liebenden verfolgen.

Wir bemerken nur, daß der jüngere Theil dieſer Geſellſchaft mächtig davon ergriffen wurde, daß Fräulein Eliſe, die anfangs den Vorleſer mit ſcheuen ſtaunenden Blicken angeſehen hatte, in tiefer Rührung die Augen ſenkte und kaum ſo viel Faſſung fand, ihre Erzählung weiter fortzuſetzen.

„Die Liebenden,“ ſagte ſie, „ſo wenig Troſt in dem Schluß dieſer Scene lag, ſind zufrieden in dem Gedanken an die Gegenwart. Je dunkler aber die Zukunft vor ihnen liegt, deſto angenehmer dünkt es ihnen, die Gegenwart mit ſchönen Träumen auszufüllen. Der Deutſchmeiſter bekommt die Nachricht, daß der Kaiſer, von den Einflüſterungen Polens halb beſiegt, dem Orden zürne, ihm namentlich innere Zügelloſigkeit vorwerfe. Der Meiſter verſammelt daher ein Kapitel, wo er die Ritter anredet. Dieſe Stelle iſt eine der trefflichſten im Buche, denn der Verfaſſer befriedigt hier auf wunderbare Weiſe zwei Intereſſen. Indem der Meiſter die Verhältniſſe des Ordens bis auf die zarteſten Nüancen aufdeckt und berechnet, bekommt der Leſer nicht nur ein ſchönes Bild von dem einſichtsvollen, umſichtigen Ulrich von Elrichshauſen, von der erhabenen Würde eines Nachfolgers ſo großer Meiſter, von der gebietenden Stellung eines Herrſchers auf Marienburg, ſondern er bekommt auch auf ungezwungene und natürliche Weiſe eine Ueberſicht über die hiſtoriſche Baſis des Romans. Der Meiſter ſchärft die Haus- und Sittengeſetze und ſchließt mit einer furchtbaren Drohung für den Uebertreter.

„Der Held des Romans, voll ſchönen Glaubens an alles Edle und Reine, ſieht in ſeiner Freundſchaft für Wanda, ſo heißt das Fräulein, kein Unrecht. Er ſetzt, begleitet von ſeinem Freunde, die nächtlichen Zuſammenkünfte fort. In eine derſelben iſt ein wunderſchönes Mährchen eingewoben, eine Sage, die man auch mir in meiner Kindheit oft erzählt haben muß, denn ſie klang mir wie alte Erinnerungen.“

Sie hielt inne; mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth fragte Palvi, ob er das Mährchen leſen ſolle? Sie nickte ein kurzes Ja, und er las. Der junge Kempen hatte während des Mährchens ſein Auge feſt auf Eliſen gerichtet. Er bemerkte, daß ſie anfangs heiter zuhörte, mit einem Geſicht, wie man eine bekannte Lieblingsmelodie hört und die kommenden Wendungen zum Voraus errathet; nach und nach wurde ſie aufmerkſamer; es kamen einige ſonderbare Reime vor, die Palvi ſo raſch und mit ſo eigenem ſingenden Tone vortrug, daß ſie dadurch tief ergriffen ſchien; Erinnerungen ſchienen in ihr auf- und niederzutauchen, ſie preßte die Lippen zuſammen, als unterdrückte ſie einen inneren Schmerz; er ſah, wie ſie bleich und immer bläſſer wurde, er ſah ſie endlich ihrer Nachbarin etwas zuflüſtern, ſie ſtanden beide auf, aber eben ſo ſchnell ſank Eliſe wieder kraftlos auf ihren Stuhl zurück.

Die Beſtürzung der Geſellſchaft war allgemein. Die Damen ſprangen herzu, um zu helfen; aber ſey es, daß, wie es oft zu geſchehen pflegt, gerade das unangenehme Gefühl dieſer ſtörenden geräuſchvollen Hülfe ſie wieder emporraffte, oder war es wirklich nur etwas Vorübergehendes, ein kleiner Schwindel, der ſie befiel, ſie ſtand beinahe in demſelben Moment wieder aufrecht, bleich, aber lächelnd, und konnte ſich bei der Geſellſchaft entſchuldigen, dieſe Störung veranlaßt zu haben.

An Erzählen und Vorleſen war übrigens nach dieſem Vorfall heute Abend nicht mehr zu denken, und man nahm mit Vergnügen den Vorſchlag an, ſich am übernächſten Nachmittage in einem öffentlichen Gartenſalon zu verſammeln und die Ritter von Marienburg gemeinſchaftlich zu genießen.

6.

Der Stallmeiſter fühlte ſich von dieſer Scene auf mehr als eine Weiſe ergriffen; er konnte zwar Palvi nichts vorwerfen, er hatte zwei Worte mit Eliſen, und dieſe öffentlich geſprochen; es war, wenn er ſelbſt auch wirkliche Rechte auf das Fräulein gehabt hätte, kein Grund zur Eiferſucht da, denn ſie ſchien jenen ſogar zu ſcheuen, zu fliehen; aber dennoch lag etwas ſo Räthſelhaftes in Palvi's Betragen, etwas ſo ſchmerzlich Rührendes in ſeinen Mienen, und doch wieder in ſeinem ganzen Weſen eine ſo gehaltene Würde, daß Rempen ſich vornahm, was es ihn auch koſten möge, Aufſchluß über ihn zu ſuchen. Der Oheim war bemüht, die frühere Ordnung und Freude herzuſtellen. Spieltiſche wurden beigetragen, und aus dem Salon lud eine Violine und die lockenden Akkorde einer Harfe die junge Welt zum Tanzen ein.

Mit bewachenden Blicken folgte der Stallmeiſter Palvi, der, noch immer das Buch in der Hand haltend, gedankenvoll umherging. In einer Vertiefung des Fenſters ſaß Eliſe. Eben ging eine Freundin von ihr weg, und Rempen nahm wahr, wie ſich Palvi ihr zögernd nahte, wie er ihr mit einer tiefen Verbeugung das Buch überreichte. Schnell trat auch er hinzu, und nur die breite dunkelrothe Gardine trennte ihn von den Beiden.

„Eliſe," hörte er den jungen Mann ſagen, „ſeit zehn Monaten zum erſten Mal wird es mir möglich, ſo nahe zu ſtehen, nur eine Bitte habe ich" —

„Schweigen Sie!" ſagte ſie in leiſen, aber leidenſchaftlichen Tönen, „ich will nichts hören, nichts ſprechen, ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, ich verachte Sie."

„Nur das Warum möchte ich wiſſen," bat er beinahe weinend; „nur ein Wörtchen, vielleicht möchten Sie mich doch verkennen."

„Ich kenne Sie zu gut," erwiederte ſie unmuthig, „einen ſo niedrigen gemeinen Menſchen kann ich nur verabſcheuen."

„Gemein, niedrig?" rief er bitter, „und dennoch ſchwöre ich, daß ich Ihnen Achtung abzwingen will; dieſen gemeinen niedrigen Mann ſollen Sie ſchätzen müſſen! Wiſſen Sie, ich bin" —

„Daß Sie ein recht elender Menſch ſind, weiß ich lange, darum bitte ich, entfernen Sie ſich; dieſen Cirkel werde ich aber nie mehr beſuchen, wenn es Ihnen noch einmal einfallen ſollte, mich anzureden."

Bei dieſen Worten ſtand ſie raſch auf und entfernte ſich mit einer kurzen Verbeugung gegen den unglücklichen jungen Mann.

So wichtig dieſe Worte, ſo bedeutungsvoll dieſe Scene war, konnte ſie doch dem Stallmeiſter kein deutlicheres Licht geben. Palvi durfte wagen, ſie mit „Eliſe" anzureden, ſie behauptete, ihn ganz zu kennen, ſie ſprach ſo heftig ihre Gefühle aus, daß ihren Haß nothwendig Liebe geboren haben mußte. — Er ſah Palvi, nachdem er noch eine Weile in der Vertiefung des Fenſters verweilt hatte, nach der Thüre des Vorſaals gehen. Er folgte ihm dahin, wie zufällig nahm er zugleich mit jenem ſeinen Mantel um.

„Auch Sie ſcheinen kein Freund des Tanzes zu ſeyn,“ redete er den Referendär an.

„Ich habe es längſt aufgegeben,“ antwortete er, „aber Sie, ein Glücklicher, und nicht tanzen?“

„Ein Glücklicher?“ erwiederte der Stallmeiſter freundlich, „davon möchte ich mir doch noch eine nähere Definition erbitten. Ueberhaupt, hier wird mir ſo langweilig zu Muthe, und zu Hauſe geht mir die Tanzmuſik im Kopfe herum; gehen wir, wenn Sie nichts Beſſeres vorhaben, nicht irgend wohin zuſammen?“

Palvi ſchien in einiger Verlegenheit zu ſeyn. „Ich weiß nicht, was mir Ihre Geſellſchaft ſo wünſchenswerth macht,“ antwortete er; „ich möchte die Hälfte der Nacht mit Ihnen verplaudern, und dennoch, werden Sie es glauben? — ich rechnete darauf, früh dieſe Geſellſchaft zu verlaſſen, und habe einem Freund den übrigen Theil des Abends zugeſagt.“

„Wohlan!“ fuhr der Stallmeiſter fort, „wenn Sie nichts gar zu Wichtiges zu beſprechen haben, ſo folge ich Ihnen dahin.“

Der junge Mann erröthete; „das Haus iſt abgelegen,“ ſagte er, „und für ſolche Gäſte nicht paſſend.“

„Und wenn es der Entenzapfen wäre!“ rief Kempen, „es ſoll ja vortreffliches Cerevis dort geben.“

Mit einer Miſchung von Staunen und Freude blickte ihn der Referendär an, doch ehe er noch fragen konnte, ſprach Rempen weiter: „Verzeihen Sie meiner Neugierde, die diesmal die Diskretion überwog. Der Zufall machte mich zum Zeugen, als ein wunderlicher alter Herr Sie einlud, und ſchon damals wünſchte ich, mit von der Partie zu ſeyn, um ſo mehr,“ ſetzte er verbindlich hinzu, „da ich dieſen Abend ſo manchen **Point de réunion** zwiſchen uns fand.“

„Gut, ſo folgen Sie mir. — Sie werden ein Original kennen lernen, das aber mehr unſere Aufmerkſamkeit verdient, als die ſchwachen Kopien dort oben, die doch immer für Originale gelten möchten, ja ſich ſelbſt dafür halten. Ich meine jene Poeten und Literatoren, die uns heute Morgen ein ſo ſonderbares Schauſpiel gegeben haben.“

„In ſeiner Art dieſen Abend ein nicht minder ſonderbares,“ entgegnete Rempen; „oder ſollte Ihnen entgangen ſeyn, wie ungezogen ſie ſich benahmen, als man verlangte, dieſer Roman ſolle vorgeleſen werden; ſchien es nicht, als wollten ſie durch ihr ſtilles höhniſches Lächeln, durch ihre kalte Entſchuldigung, zum Vorleſen nicht bei Stimme zu ſeyn, durch ſo manches Zeichen ihres Mißfallens der Geſellſchaft die Ueberzeugung aufbringen, als ſey das Buch ſchlecht und unwürdig? Man kann nicht verlangen, daß ſie ſich — wollen ſie einmal ungeſittet ſeyn — im Keller eines Italieners Feſſeln anlegen; ſie bezahlen dort und ihre Rede iſt frei; aber in einer Geſellſchaft wie dieſe mußten ſie ſich den Geſetzen des Anſtandes fügen.“

„Ich wollte vieles wetten,“ bemerkte Palvi, „der Mann, zu dem ich Sie jetzt führe, ob er gleich in ſeinen Gewohnheiten und Sitten wenig geſellſchaftliche Bildung verräth, würde ſich weniger unſchicklich benommen haben.“

„Und wer iſt er denn?“ fragte der Stallmeiſter.

„Er gehört einem Schlag von Leuten an, die man in unſern Ländern jetzt weniger, oder nicht ſo auffallend und originell ſieht, als früher, ein ſogenannter würtembergiſcher Magiſter. Bitte zum voraus, glauben Sie nicht, daß in dieſem Begriffe etwas Lächerliches liege, denn eine nicht geringe Zahl würdiger, gelehrter Männer unſerer Zeit gehören dieſem Stande an. Es gab in früherer Zeit, ob jetzt noch, weiß ich nicht, in jenem Lande eine Pflanzſchule für tiefe Gelehrſamkeit. Es gingen Philologen, Philoſophen, Aſtronomen, Mathematiker in Menge daraus hervor, zum Beiſpiel ein Keppler, ein Schelling, Hegel und dergleichen. Vor zwanzig Jahren ſoll man allenthalben in Deutſchland Leute aus dieſer Schule geſehen haben, den Titel Magiſter bekommen ſie als Geleitsbrief mit. Sie waren gewöhnlich mit tiefen Kenntniſſen ausgerüſtet, aber vernachläßigt in äußern Formen, in Sprache und Ausdruck ſonderbar, und ſpielten eine um ſo auffallendere Figur, als ſie gewöhnlich, ihrer Stellung nach, als Lehrer an Univerſitäten, als Erzieher in brillanten Häuſern, in der Geſellſchaft durch ihr Aeußeres den Rang nicht ausfüllten, den ihnen ihre Gelehrſamkeit gab. Eine ſolche Figur aus alter Zeit iſt mein Freund. Er ging ſchon vor dreißig Jahren aus ſeinem Vaterlande, hat aber weder in Curland, noch in Sachſen ſeine Eigenheiten abgelegt. Er lebt hier, abgeſchieden von der Welt, in einem Dachſtübchen; ich halte ihn für einen der tiefſten Denker des Zeitalters, dabei iſt er ein liebenswürdiger Dichter, und dennoch iſt ſein Name gänzlich unbekannt. Die gelehrteſten Recenſionen in den Leipziger und Haller Blättern ſind von ſeiner Hand; manche Entdeckung, mancher tiefgedachte Satz, womit jetzt die neuen Philoſophen ihre Werke aufputzen, ſind von ihm, er hat ſie ſpielend hingeworfen.“

„Alſo ein literariſcher Eremit!“ rief Rempen aus, indem er, nicht ohne kleinen Schauder, an der Seite des Referendärs durch enge ſchmutzige Gäßchen ging, „eine Nachteule der Minerva in beſter Form?“

„Wenn es heutzutage wieder einen Diogenes geben könnte,“ erwiederte jener, „ich glaube, er müßte im Koſtüm meines Magiſters erſcheinen. Dieſes ehrliche, kluge, ein wenig ernſte Geſicht, die kunſtlos um den Kopf hängenden Haare, das verſchoſſene Hütchen, der abgetragene Rock, den er mit keinem andern vertauſchen mag, die ſonderbare, beinahe zärtliche Neigung zu einer alten ſchwarzgerauchten Pfeife, dazu ein dunkelbraunes Meerrohr mit ſilbernem Knopfe, und dieſe ganze Geſtalt in der düſteren ſchwärzlichen Spelunke, in welche wir eben treten wollen — nehmen Sie dies alles zuſammen und Sie werden finden, das Urbild eines modernen cyniſchen Philoſophen iſt fertig, nur würde er einen Alexander nicht um ein wenig Sonne, ſondern um ein bischen Feuer für ſeine Pfeife bitten.“

Durch einen Vorplatz, wo das trübe Licht einer ſchmutzigen Laterne einen zweifelhaften Schein auf

Kornſäcke und umgeſtürzte Bierfäßchen warf, traten jetzt die beiden jungen Männer in das größere Schenkzimmer des Entenzapfen. Der Wirth, dick und angeſchwollen vom Koſten ſeines eignen Getränkes, ſchlief in einem Lehnſeſſel hinter dem Ofen; einige abgeriſſene Geſtalten ſpielten bei einem Stümpfchen Licht mit ſchmutzigen Karten und ſahen die Vorübergehenden mit matten ſchläfrigen Augen an.

Palvi ging vorüber in ein zweites kleineres Gemach, das für beſſere Gäſte eingerichtet ſchien. Derſelbe Alte, den Rempen dieſen Abend flüchtig geſehen, ſaß dort allein hinter einer Kanne Bier. Auf den Tiſch hatte er mit Kreide einen mathematiſchen Satz gemalt. Er ſchaute, die Stirne in die Hand geſtützt, aufmerkſam auf ſeine Berechnung nieder, und nur große Tabakswolken, die er hin und wieder ausſtieß, zeigten, daß er lebe und athme. Erſt auf den Abendgruß ſeines jungen Freundes richtete er ſich auf und zeigte ein ernſtes gleichgültiges Geſicht, dem nur das glänzende, ungemein intereſſante Auge einiges Leben verlieh.

Die Gegenwart eines Fremden ſchien ihm unangenehm aufzufallen. Kurz abgebrochen, indem er haſtig mit dem Rockärmel die Figuren von dem Tiſche abwiſchte, ſagte er: „Seyd lange ausgeblieben.“

„Dafür bringe ich aber einen ſeltenen Gaſt mit,“ erwiederte der junge Mann, „der das Entenbier verſuchen will.“

„Literator?“ fragte der Alte etwas mürriſch.

„Wo denkſt du hin, Magiſter? ein hieſiger Literator und der Entenzapfen! Nein er iſt nicht von dieſen, ſondern heißt Herr von Rempen und iſt Stallmeiſter.“

„Da haben der Herr die echte Quelle gefunden," ſprach der Alte freundlich und mit einer Herzlichkeit, die ihn ſogar angenehm machte. „Der Entenzapfen hat ſolid Getränke. Setzet Euch! da bringt die Kellnerin ſchon die Kannen."

Der Stallmeiſter erſchrack vor der großen Kanne, die ihm das niedliche Kellermädchen mit den rothen Lippen kredenzte; aber die Neugierde nach dem Magiſter, der Drang, von Palvi nähere Aufſchlüſſe über Eliſens Betragen zu erhalten, milderten ſeinen Schauder vor dem Entenzapfen.

„Es hat einen eigenen Reiz für mich," ſagte er, um die Anrede des Alten zu erwiedern, „ſo aus einer glänzenden Geſellſchaft, wo alles voll Glanz und Putz, voll Berechnung und eitlen Benehmens iſt, mich in die Einſamkeit einer ſolchen Schenke zu begeben. Man wird ſo leicht verführt, jenes ſchimmernde Weſen für wahres Leben, für ein Ideal der Geſellſchaft zu nehmen, und nur ein plötzlicher, recht greller Tauſch kann von dieſem Wahne retten, beſonders wenn man das Glück hat, Männer zu finden, die zu vernünftigem Geſpräch bereitwillig ſind."

„Ich kann mir's denken aus früherer Zeit," entgegnete der Alte mit ironiſchem Lächeln. „Nun hat man wieder anſtändig geſchnattert und gezwitſchert, Thee getrunken und göttlichem Geſange gelauſcht, und als man gar äſthetiſch zu werden, vorzuleſen anfing, ſeyd Ihr aus Angſt davon gelaufen?"

„Nein," antwortete Rempen, „ſo lange geleſen wurde, blieben wir."

„Wie?“ rief der Magiſter. „Und Ihr habt es über Euch vermocht, Herr Referendär, allerlei roſenfarbene Poeſie anzuhören?“

„Man las die letzten Ritter von Marienburg,“ belehrte ihn der Stallmeiſter.

„Ei der Tauſend!“ ſagte der Alte, mit einem ſonderbaren Seitenblick auf Palvi, „konnte man doch ſolche Speiſe vertragen, ohne den äſthetiſchen Gaumen und Magen zu verderben? Hat ſich denn die Welt gedreht, oder waren unſere hieſigen Schöngeiſter nicht zugezogen?“

„Doch, ſie waren dabei,“ erwiederte Rempen, „ſie wagten es nicht, ſich dagegen zu ſetzen, obgleich der Zorn aus ihren Augen ſprühte, denn noch dieſen Morgen hatten ſie ſich bündig und deutlich erklärt.“ Und nun erzählte er den Auftritt im Keller des Italieners mit einer Geläufigkeit, über welche er ſich ſelbſt wundern mußte. Mehrmals wurde er von einem ſchnellen, kurzen Lachen des Alten unterbrochen, als er aber mit dem furchtbaren Bündniſſe des literariſchen Trias endete, brach der alte Mann in ſo herzliches Gelächter aus, daß der Wirth zum Entenzapfen mit einem tiefen Geſtöhne erwachte und ſich im Seſſel umwälzte.

„Der Herr Stallmeiſter erzählen gut,“ ſprach dann der Magiſter, indem er Thränen, die das Lachen hervorgelockt hatte, verwiſchte. „Ich kenne ſie, dieſe Burſche, dieſen Chorus von Halbwiſſern. Sie ſind geachteter beim Stadtpublikum und auf dem Landſitze, als der wahre Gelehrte, ſie ſind die Vornehmern unter den Muſenſöhnen und machen ungebeten die Honneurs auf dem Parnaß, als wären ſie Prinzen des Hauſes oder zum mindeſten Kammerjunker; um ſo weniger können ſie es verſchmerzen, wenn ihre Blöße aufgedeckt und ihre Schande ans Licht geſtellt wird. Sie fühlen ihr Nichts, ſie ſehen es einander ab, aber ſie wollen es ſich nicht merken laſſen."

„Am ſonderbarſten und unerklärlichſten ſcheint mir ihre Wuth gegen das, was man jetzt hiſtoriſchen Roman nennt," bemerkte der Stallmeiſter. „Ich bin zu wenig im Getriebe der Literatur bewandert, um es mir erklären zu können."

„Danken Sie Gott," erwiederte der Alte, „daß Sie ein heiteres, rüſtiges Handwerk erlernt haben, und von dieſem unſeligen, peinlichen Treiben nichts wiſſen. Kommt mir doch dieſe ſchöne Literatur jetzt vor wie ſcharfer Eſſig. Mit gehöriger Zuthat vom Oel des Lebens, Philoſophie, iſt ſie die Würze eurer Tage; aber koſtet ſie geſondert, ſo iſt ſie ſcharf, abſtoßend; betrachtet ſie genau, etwa durch ein tüchtiges Glas, ſo ſehet ihr das Acidum aufgelöst in eine Welt von kleinen Würmern, die ſich wälzen und einander anfallen, über einander wegkriechen."

„Pfui! Aber ihr Verhältniß zum hiſtoriſchen Roman?"

„Sie geberden ſich," antwortete Bunker, „als ob ſie gegen irgend eine Erſcheinung des Zeitgeiſtes ankämpfen könnten, wie Pygmäen gegen einen Rieſen. Als ob nicht ſchon die Ilias ſo gut hiſtoriſch geweſen wäre, als irgend ein Roman des Verfaſſers von Waverley. Und iſt nicht Don Quixote der erſte aller hiſtoriſchen Romane? Doch nehmen Sie nähere Beiſpiele bei uns. Spricht ſich nicht in Wilhelm Meiſter das Element eines hiſtoriſchen Romans geheimnißvoll aus? Müſſen wir nicht den Begebenheiten, in die der Held verwickelt iſt, eine gewiſſe Zeitgeſchichte unwillkürlich unterlegen? Müſſen wir nicht das Lager des Prinzen als eine nothwendige hiſtoriſche Dekoration damaliger Zeit anſehen? Und die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, ſind ſie nicht eine hiſtoriſche Novelle? Wir betraten alſo zum mindeſten keinen neuen Boden, kein neues zweifelhaftes Gebiet."

„Und nun welch kleiner Schritt," bemerkte Palvi, „welch natürlicher Uebergang iſt vom hiſtoriſchen Drama, wie wir es bei Goethe finden, zum modernen geſchichtlichen Romane. Sie ſind ihm ſchon um Vieles näher, als die hiſtoriſchen Schauſpiele Shakeſpeare's. Wie im Romane ſprechen dort die Helden nicht großartige Gefühle aus. Sie halten nicht gedehnte Reden, ſondern ihre Reden erzählen von den ſchlummernden Entſchlüſſen ihrer Seele, und wir erblicken in einer einzelnen Wendung Motive, ahnen Handlungen, die ſich nachher verwirklichen.

„Die Völker ſcheinen ſich in unſern Tagen zu ſcheiden und ſcharf abzugrenzen; doch dieſe Scheidung iſt nur ſcheinbar, denn die Menſchheit iſt durch ſo viele Erfindungen ſich näher gerückt worden. Wir gehören mehr und mehr der Welt an. Wir ſprechen von entfernten Polarländern oder von Amerika mit einer Beſtimmtheit, einem Gefühle der Nähe, wie unſre Großväter von Frankreich ſprachen. Wir ſind jetzt erſt Europäer geworden. Darum iſt uns nichts mehr fremd, was in dieſem alten Welttheile geſchieht. Der Unterſchied der Sprache hat aufgehört, denn Dank ſey es unſern gewandten Ueberſetzern, es iſt, als ob Scott und Irving in Frankfurt oder Leipzig lebten.“

„Gewiß!“ fiel Rempen ein, „auch in der Geſellſchaft ſind ſich die verſchiedenartigſten Elemente näher getreten. Unſere jungen Männer erzählen jetzt von einer Reiſe nach London oder Rom mit mehr Beſcheidenheit oder Gleichgültigkeit, als ſonſt einer von einer Reiſe an einen zwanzig Meilen entfernten Hof erzählte. Aber iſt uns durch alles dies, da wir in einer ſo breiten Gegenwart leben, die Geſchichte nicht viel mehr fern, als nahe gerückt?“

„Ich gebe zu,“ ſagte der Alte, „das ernſte Studium der Hiſtorie, aber nicht das rein menſchliche Intereſſe daran. Die Geſchichte war ſonſt die Geſchichte der Könige, und an ihre oft unbedeutende Perſon knüpfte ſich das Leben unſterblicher Männer. Die neuere Zeit, ſo große Veränderungen um uns her, haben uns anders denken gelehrt. Es iſt die Geſchichte der Meinungen, es ſind die Schickſale gewiſſer Prinzipien, die wir kennen lernen möchten. Ihr Kampf erſcheint in jedem Zeitalter mehr oder minder und unter der verſchiedenſten Geſtalt, und dieſer Kampf der Meinung iſt es, was jeder Periode ihr Intereſſe gibt, er iſt es, der, dem Roman zum Grunde gelegt, unſere Theilnahme auf unbeſchreibliche Weiſe anzieht.“

„Ich ahne, daß Sie Recht haben,“ erwiederte der Stallmeiſter; „gleichwohl kann ich dieſe Idee meinen bisherigen Anſichten noch nicht recht anpaſſen. Denn wie vertragen ſich zum Beiſpiel mit dieſer welthiſtoriſchen Anſicht jene ſonderbaren Figuren Walter Scotts, die bald als rohe Hochländer, bald als Räuber, als Fiſcher in die Geſchichte unmittelbar eingreifen und ſo anziehend erſcheinen?"

„Das iſt es ja gerade, was ich ſagte," antwortete der Magiſter. „Wir ahnen in der Geſchichte des Landes und des Volkes, die uns Profeſſoren von Kathedern vortragen, daß es nicht immer die Könige und ihre Miniſter waren, die Großes, Wunderbares, Unerwartetes herbeiführten. Da oder dort hat die Tradition den Schatten, den Namen eines Mannes aufbehalten, von dem die Sage geht, er habe großen und geheimnißvollen Antheil an wichtigen Ereigniſſen gehabt. Solche Schatten, ſolche fabelhafte Weſen ſchafft die Phantaſie des Dichters zu etwas Wirklichem um; in den Mund eines ſolchen Menſchen, in ſein und ſeiner Verbündeten geheimnißvolles Treiben legt er die Idee, legt er den Keim zu Thaten und Geſchichten, die man im Handbuch nur als geſchehen nachlieſt, vergebens nach ihren Urſachen forſchend. Indem ſolche Figuren die Ideen perſönlich vorſtellen, bereiten ſie dem Leſer hohen Genuß und oft ein um ſo romantiſcheres Intereſſe, je unſcheinbarer ſie durch Bildung und die Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft anfänglich erſcheinen."

„Und ſo hielten Sie es für möglich, daß auch die deutſche Geſchichte intereſſante Stoffe für hiſtoriſche Romane bieten könnte?" fragte Rempen, „mir ſchien ſie immer zu zerriſſen, zu flach, zu wenig romantiſch und großartig."

„Das Leztere glaube ich nicht,“ erwiederte Palvi; „und muß denn gerade der Hintergrund, das hiſtoriſche Factum, das Erhabene ſeyn? Iſt es nicht der Zweck des Romans, Charaktere in ihren verſchiedenen Nüancen, Menſchen in ihren wechſelſeitigen Beziehungen zu ſchildern? und kann ſich nicht ein groſsartiger Charakter in einer That, einem Zwiſte erproben, der für die allgemeine Geſchichte von geringerer Bedeutung iſt? Oder glauben Sie, weil Tieck in die Cevennen flüchtete, um einen hiſtoriſchen Hintergrund zu holen, er habe damit ſagen wollen, unſere Geſchichte biete keinen Stoff, der ſeines hohen Genius würdig wäre?“

„Dieſe Ritter von Marienburg,“ nahm der Alte das Wort, beſchäftigen ſich mit keinem groſsartigen hiſtoriſchen Ereigniſſe. Schon fünfzig Jahre, ehe das Unglück des Ordens in Oſtpreuſsen wirklich hereinbricht, gewahrt man, daß er ſich nie mehr zu ſeinem alten Glanze erheben, daß früher oder ſpäter die Elemente ſelbſt, die ſeine Gröſse beförderten, ſeinen Sturz bereiten werden. Er fällt, denn er hat ſeinen Beruf erfüllt. Aber an die geſchichtliche Figur des Groſsmeiſters, an die Thäler der Nogat, an die Mauern der erhabenen Burg weiß jener Hüon Fäden anzuknüpfen, woraus er ein erhabenes Gewebe ſchafft. Ich möchte ſagen, er baut aus den Trümmern jenes geſtrandeten Schiffes eine Hütte, worin ſich bequem wohnen läßt.“

„Nun verſtehe ich Sie!“ rief der Stallmeiſter, „und weil ſie dieſen Standpunkt nicht erreichten, weil ſie dieſe höhere Anſicht nicht erfaſſen mögen, kämpfen jene Leutchen gegen dieſen hiſtoriſchen Roman. Es iſt

Brodneid, ſie wollen ihn nicht aufkommen laſſen, weil er die Kunden an ſich ziehen könnte.“

„Hat er nicht Recht der Herr Stallmeiſter?“ wandte ſich der Magiſter lächelnd an ſeinen Nachbar. „Sie ſchimpfen alle auf einander und zuſammen auf jedes Größere, dieſe Kleinmeiſter. Mich freut es nur, daß mein Doktor Zundler auch bei der furchtbaren Freitags-Trias iſt.“

„Ihr Doktor Zundler?“ fragte Rempen befremdet. „Kennen Sie ihn?“

„Ob ich ihn kenne?“ erwiederte der Alte lachend.

„Der Herr Stallmeiſter macht keinen ſchlimmen Gebrauch davon,“ ſagte Palvi zu dem Magiſter, „und zu größerem Verſtändniß der Poeſie iſt es ihm nützlich, wenn er es weiß. Biſt du es zufrieden, Alter?“

„Es ſey; aber der Herr Stallmeiſter wird diskret ſeyn,“ antwortete der Alte.

„Was werde ich erfahren?“ fragte Rempen. „Wie geheimnißvoll werden Sie auf einmal?“

„Sie kennen den Doktor Zundler, einen der erſten Lyriker dieſer Stadt,“ ſprach Palvi; „ſein Ruhm war früher gerade nicht ſehr groß, doch etwa ſeit einem halben Jahre regt er die Flügel mächtig. Hier ſitzt der Dädalus, der ſie ihm gemacht hat.“

„Wie ſoll ich dies verſtehen?“ erwiederte der Stallmeiſter.

„Unſer Magiſter hier iſt ein ſonderbarer Kauz,“ fuhr jener fort; „einer ſeiner bedeutendſten Fehler iſt Aengſtlichkeit, ſonderbar verſchwiſtert mit Gleichgültigkeit. Er hätte es weit bringen können auf dem deutſchen Parnaß, aber er war zu ängſtlich, um etwas drucken zu laſſen. Doch wie vermöchte ein dichteriſcher Genius, von dieſem Hinderniſſe ſich beſiegen zu laſſen; er dichtete fort, für ſich.“

„Ich machte Verſe,“ fiel der Alte gleichgültig ein.

„Du haſt gedichtet!“ ſagte Palvi. „Aber ſeine beſten Arbeiten, ſeine gründlichſten Forſchungen hat er um acht Groſchen den Bogen in Journale verzettelt, weil er ſich ſcheute, ſeinen Namen auf ein Titelblatt zu ſetzen; und von den glühendſten Poeſien ſeiner Jugend fand ich die einzigen Spuren in halbverbrannten Fidibus. In meinen Augen biſt du entſchuldigt, guter Magiſter, durch deine Erziehung und die Art und Weiſe deines Vaterlandes. Wer hat ſich dort zu deiner Zeit um einen Geiſt, wie der deine war, bekümmert? Was hat man für einen Mann gethan, der nicht in die vier Kardinaltugenden, in die vier Himmelsgegenden der Brodwiſſenſchaft, in die vier Fakultäten paßte? Haben ſie ja ſogar Schiller zwingen wollen, Pflaſter zu ſtreichen, und Wieland floh das Land der Abderiten, weil es dort keinen Raum für ihn gab, als den Poſten eines Stadtſchreibers, den er freilich ſo ſchlecht als möglich ausgefüllt haben mochte.“

„Menſch, nichts Bitteres gegen mein ſchönes Vaterland,“ ſagte der Alte mit ſehr ernſtem Blick; „es war die Wiege großer Männer.“

„Du ſagſt es,“ erwiederte Palvi, „die Wiege, aber nicht das Grab; und dieſer Umſtand mag ſeine eigenen Urſachen haben. Zum mindeſten findet man in Odeſſa wie am Miſſiſſippi, in Polen und in Rio-Janeiro, und überdies noch auf den Kathedern aller bekannten Univerſitäten deine Landsleute. Doktor Zundler nun, um von dieſem zu reden, hatte das Glück, eines Tages eine Wohnung zu beziehen, in deren Giebel unſer Magiſter ein Freilogis bewohnt, weil er den Knaben des Hausherrn zum Gelehrten bilden ſoll. Doktor Zundler hat, um ſich zum Dichter zu bilden, viel geleſen, und hat den großen Menſchenkennern bald abgemerkt, daß ſie auf Originale Jagd machen. Er ſtellt ſich daher alle Tage zwei Stunden mit ſeinem Glas unter das Fenſter und ſtellt Betrachtungen über die Menſchen an, wie der ſelige Hofmann in Vetters Eckfenſter, nur, behauptet man, mit verſchiedenem Erfolg. Denn der ſelige Kammergerichtsrath guckte durch das Kaleidoſkop, das ihm eine Fee geſchenkt, der Doktor Zundler aber durch ein ganz gewöhnliches Opernglas. Da ſah er einigemal den Magiſter und — nun Bunkerchen, erzähle.“

Ein behagliches Lächeln verbreitete ſich über das Geſicht des Alten, er trank in längeren Zügen aus ſeinem Glas und erzählte dann: „Eines Tages ſagte mir meine Aufwärterin, daß ſich der wunderſchöne reiche Herr in der Beletage nach mir erkundigt habe, wer ich wäre, was ich treibe und dergleichen. Bald darauf kam ein ſchön geputzter Herr in mein Stübchen, beguckte mich von allen Seiten, fragte mich allerlei und wunderte ſich ungemein, daß ich ein Gelehrter ſey. Er hatte mich, meiner Phyſiognomie nach, für einen unglücklichen Muſiker gehalten. Sein Staunen wuchs, als er einige poetiſche Verſuche, die am Boden lagen, aufnahm und las. Er wollte nicht glauben, daß ſie von mir herrühren, und nahm ſie endlich aus reinem Intereſſe, wie er ſagte, mit. Den folgenden Tag ſchickte er mir ein paar

Flaſchen Wein. Es freute mich, ich hatte gehört, daß er reich ſey; ich bin arm und trank den Wein. Als ich die erſte Flaſche hinunter hatte und warm war, ging die Thür auf und mein Doktorchen trat herein. Ein Wort gab das andere, man kam auf die Poeſie, ich machte wenig daraus, er viel; er ſchwatzte mir etwas vor von einer Erbſchaft, die er gewinnen könne von ſeinem Oheim, einem portirten Verehrer der Muſen. Seine bisherigen Verſuche haben aber nur den Unwillen des Erblaſſers erregt. So machte es ſich von ſelbſt, daß ich ihm meinen ganzen Kram von Poeſien anbot; mich ſelbſt amüſirten dieſe Verſe nur, ſo lange ich ſie entwarf und ausarbeitete; ob ſie das Publikum leſe, ob es mich dabei nenne, war ja ſo gleichgültig! Im Scherz ging ich einen Akkord ein, daß ich ihm auch eine Novelle und ſpäter einen Roman ſchriebe. Er gibt mir dafür Wein, Knaſter, zuweilen Geld, und ich habe das Bequeme, daß niemand, weder in Lob noch Tadel, meinen Namen nennt, was mir unausſtehlich iſt, und daß ich mich mit keinem Journalredakteur, mit keinem Buchhändler, keinem Recenſenten herumbeißen muß.“

„Iſt dies nicht köſtlich, Stallmeiſter?“ fragte Palvi lachend. „Was halten Sie von dieſem trefflichen Lyriker, von dieſem Zunder, der ohne fremden Stahl und Stein kein Feuer gibt?“

„Iſt es möglich!“ rief der junge Kempen ſtaunend aus. „Iſt eine ſolche lächerliche Niederträchtigkeit jemals erhört worden! Und dieſen Menſchen konnte auch ich für einen Dichter halten, konnte den Genius bewundern, der auf einmal über ihn gekommen? Und auch ſie, auch ſie," fuhr er in Gedanken verſunken fort, „auch ſie ehrt und achtet ihn darum, zeichnet ihn aus, ſpricht mit ihm über ſeine neueſten Werke. Es iſt um raſend zu werden!"

Palvi ſah den jungen Mann bei dieſen Worten theilnehmend, beinahe gerührt an; er ſchien mit Mühe eine tiefe Wehmuth zu bekämpfen, aber der Alte fuhr fort: „Solch belletriſtiſches Ungeziefer, das ſich vom Marke Anderer mäſtet, hätte ich ſchon längſt gern in der Nähe geſchaut, und ſo ſtudirte ich dieſen Hohlkopf. Wenn allerlei Mittel von außen her einen Dichter machen könnten, er müßte es längſt ſeyn. Denken Sie ſich, er trägt, wenn er ſich zum Dichten niederſetzt, einen Schlafrock, deſſen Unterfutter aus einem Schlafrock gefertigt iſt, den einſt Wieland trug. Hofmanns Dintengefäß hat er in Berlin erſtanden, von einem Sattler in Weimar aber den ledernen Ueberzug eines Fauteuil, in welchem Goethe oft geſeſſen; mit dieſem hat er ſeinen Stuhl beſchlagen laſſen, und ſo will er ſeine Phantaſie gleichſam a posteriori erwärmen. Auch liegt auf ſeinem Tiſch eine heilige Feder, Schiller ſoll damit geſchrieben haben. Er hat gehört, daß große Dichter gern trinken, darum geht er Morgens ins Weinhaus und zwingt ſich zu einer Flaſche Rheinwein; Abends aber, wenn er ſchon ganz dumm und ſchläfrig iſt, trinkt er ſchwarzen Kaffee mit Rum und liegt dann in ſchrecklichen Geburtsſchmerzen und iſt gewärtig, irgend eine neue Maria Stuart oder Jungfrau von Orleans hervorzubringen."

7.

Während der Magiſter Bunker alſo ſprach, ſchlug es elf Uhr, und nicht ſobald hatte er den erſten dumpfen

Ton der Glocke vernommen, als er haſtig ſein Glas austrank, einige Groſchen auf den Tiſch legte, dem erſtaunten Stallmeiſter mit einer gewiſſen freundlichen Rührung die Hand bot, und ſie ihm und Palvi herzlich drückte. Dann aber rannte er ſo eilends aus dem Entenzapfen, daß Rempen nicht einmal ſein freundliches „Gute Nacht!“ erwiedern konnte.

„Sie ſtaunen,“ ſprach der Referendär, „daß uns der ſonderbare Menſch ſo plötzlich und verwirrt verläßt. Er wohnt bei einem ſtrengen Mann, der immer fünf Minuten nach elf Uhr die Hausthüre ſchließt. Weil nun der arme Magiſter eigentlich als Almoſen ſein Freilogis genießt, darf er keinen Hausſchlüſſel führen, wie Leute, die ordentlich bezahlen, und ſo jagt er, wie ein Geſpenſt, das mit dem Hahnenſchrei in ſein Grab entweicht.“

„Iſt dieſer Menſch glücklich oder unglücklich zu nennen?“ fragte Rempen nicht ohne Bewegung.

„Ich denke glücklich,“ erwiederte Palvi ſehr ernſt; „wer wenig hofft, hat nichts zu fürchten; er iſt ruhig. Die Zeit mildert ja Alles, und für die Erinnerung iſt er kalt geworden.“

„Hat er je geliebt?“

„Er hat geliebt, die Tochter jenes Hauſes in Kurland, wo er Erzieher war. Er muß ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn, denn die junge Gräfin ſtarb nachher aus Kummer. Er ſelbſt aber brachte zwei Jahre tiefer Schwermuth in einem Irrenhauſe zu.“

„Gott, welch ein Schickſal!“ rief der junge Mann gerührt. „Wer hätte dies ahnen können? Er hat uns eine ſo heitere Außenſeite gezeigt.“

„Wozu ſoll er ſeinen Schmerz zur Schau tragen?“ entgegnete Palvi, „er gehört nur ſein, und er verſchließt ihn mit den Trümmern beſſerer Tage in ſeiner Bruſt. Ich denke, es iſt dies die einzige Art, wie Männer leiden müſſen.“

„Es müßte mich alles täuſchen,“ ſagte Rempen nach einer Pauſe, „oder auch Sie lieben nicht glücklich. Nennen Sie mich nicht unbeſcheiden. Sie haben mir zu viel Intereſſe eingeflößt, als daß nicht meine wärmſte Theilnahme bei dieſer Frage wäre.“

Der Referendär ſah ihn überraſcht, doch nicht gerade verwundert an; ſein ernſtes dunkles Auge ſchien die Züge des Fragenden noch einmal zu prüfen. „Es gibt wenige Menſchen,“ antwortete er, „die dieſe Frage an mich gerichtet hätten. Doch an Ihnen freut mich gerade dieſe Offenheit. Ich weiß, Sie meinen Eliſe Wicklow; ich liebe ſie.“

„Und werden wieder geliebt?“ fragte Rempen erröthend.

„Ich zweifle; doch möchte ich von Ihnen nicht verkannt werden, darum will ich Ihnen die kurze Geſchichte dieſer Liebe geben. Meine Eltern, ſie ſind beide todt, lebten in dieſer Stadt. Unſer Haus war mit den Wicklows ſehr befreundet, denn mein und Eliſens Großvater ſind aus demſelben Lande hier eingewandert. Ich bin um ſo viel älter denn Eliſe, daß uns unſere Kinderſpiele nicht zuſammenführten. Wohl aber durfte ich, als auch meine Mutter ſtarb, das Haus hin und wieder beſuchen. und ich faßte in einem noch ſehr jungen Herzen eine glühende Neigung für das ſchöne Kind. Nach den erſten

Jahren meines Univerſitätsleben kam ich hieher. Sie war herrlich herangeblüht und geſtand mir, daß ſie mir recht gut ſey. Eliſe war damals fünfzehn Jahre alt. Ich kam in rohe Geſellſchaften. Mein Vermögen und mein Stipendium reichten nur das erſte Mal hin, meine Schulden zu decken. Das zweite Mal drückte mich eine bei weitem geringere Verlegenheit bei weitem unangenehmer, weil ich keinen Rath wußte. Sie hatte es erfahren, und durch fremde Hand wurden meine Schulden getilgt. Mädchen in guten Ständen, in einem ſoliden Hauſe aufgewachſen, wiſſen nicht, wie leicht ein armer Teufel in ſolche Verlegenheit kömmt. Sie ſchmählte mich in den Ferien und hielt mich für einen ſchlechten Menſchen. Ich verſprach Fleiß und ſolides Leben. Das Unglück eines meiner Freunde, der einen andern erſchoß, riß mich mit fort und wieder ins Elend. Auch da hat ſie mir wieder geholfen und mich zu Ehren gebracht. Bei ſo vielen Wohlthaten konnte mich vor mir ſelbſt nur der Gedanke entſchuldigen, daß es die Hand der Geliebten ſey, die mich gerettet, daß ich dieſe Hand einſt auf immer in die meinige legen werde.

„Ich raffte mich zuſammen, und bald darauf gelang es mir durch Fleiß, hier angeſtellt zu werden. Meine Stellung zu Eliſen war aber eine ganz andere geworden. Der alte Wicklow hatte erfahren, wie mich ſeine Tochter unterſtützt hatte, und verbot mir ſchon beim erſten Beſuch ſein Haus, aus dem einfachen Grunde, weil ich arm und leichtſinnig ſey.

„Eliſe ſelbſt lebte in großen, glänzenden Cirkeln, wo ich keinen Zutritt hatte, verkehrte mit allerlei ſchönen

Geiſtern und galt für die Krone der jungen Damen. Ich konnte ſie höchſtens in öffentlichen Gärten, auf Bällen und Concerten, im Theater ſehen. Und nur ihr freundlicher Blick konnte mich für ſo viel Entſagung tröſten, konnte mich von dem beinahe Unbegreiflichen überzeugen, daß dieſes allgemein angebetete Geſchöpf — mich liebe."

Der Stallmeiſter ſuchte vergebens ſeine Bewegung zu verbergen. Eine hohe Röthe lag auf ſeinem Geſicht, und ſein Auge hing voll Erwartung an den Lippen Palvi's.

„Beruhigen Sie ſich," ſagte dieſer, als er den unangenehmen Eindruck bemerkte, den ſeine Erzählung auf den jungen Mann machte. „Fürchten Sie nichts, ich werde bald zu Ende ſeyn. Ich war glücklich und zufrieden; ich kannte ihre Vorliebe für Poeſie, und die Liebe ermuthigte mich, einen Verſuch zu wagen, der mich ihr noch werther machen ſollte. Ich ſtrengte alle meine Kräfte an, um ſie mit etwas Gelungenem zu überraſchen. Da brachte man mir eines Tages einen Brief. Ich erkannte ihre Züge, ich riß ihn auf und — ſie ſchrieb mit kurzen, aber heftigen Worten, daß ſie ſich auf ewig von mir losſage, daß ſie mich in tiefer Seele verachte; warum? werde mir mein eigenes Gewiſſen ſagen. Ich verſuchte mancherlei Wege, um mich ihr zu nahen, mein Gewiſſen ſprach mich von irgend einem Fehler gegen die Geliebte frei, darum wollte ich mir Gewißheit über das Warum verſchaffen. Sie wich überall aus, und noch heute — heute Abend in jenem Cirkel hat ſie alle meine Hoffnungen zertrümmert."

In dem edelmüthigen Herzen des jungen Rempen ſiegte Mitleiden über jedes andere Gefühl. Er faßte die Hand des unglücklichen, ihm ſo intereſſanten Mannes; er gelobte ihm, bei Eliſen für ihn zu ſprechen, ſie um die Urſache ihres Betragens zu befragen.

Aber jener erwiederte mit dem Stolze, den unverdiente Kränkung gibt: „Vertrauen iſt die erſte Bedingung der Liebe. Wo Vertrauen fehlt, da war nie Liebe, oder ſie iſt jedem Zufall ausgeſetzt. Ich habe Eliſen auf immer verloren, ſelbſt wenn ſie mich wieder lieben würde.“

„Und in dieſem Zuſtand wollen Sie hier fortleben?“ fragte Rempen, ſeine Hand ergreifend, „wollen Eliſen ſehen und dabei immer fühlen, daß Sie verachtet ſind?“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte jener mit düſtrem Lächeln; „mein Geſchäft in dieſer Stadt iſt zu Ende. Es bleibt mir nur noch übrig, die Geliebte vor Menſchen zu warnen, die ihrer nicht werth ſind. Dieſen literariſchen Pöbel, der ihr ſo unendlich werth ſcheint, will ich noch vor ihren Augen entlarven; und ich glaube ihr damit nützlich zu ſeyn, denn die Stellung, die Eliſe jetzt eingenommen, würde ſie ſpäter nimmer glücklich machen. Sie ſelbſt werden mir dazu helfen, mein Freund; ſchlagen Sie ein, wir wollen unſere Penelope von dieſen Freiern erretten.“

„Wohlan!“ rief der Stallmeiſter, indem er aufbrach, „vielleicht findet ſich morgen Gelegenheit, wenn uns die letzten Ritter von Marienburg verſammeln; aber dann,“ ſetzte er entſchloſſen hinzu, „noch einen Verſuch, um auch Sie glücklich zu machen!“

8.

Der ſchöne Frühlingstag und die Furcht, für ungebildet zu gelten, wenigſtens durch ihr Nichterſcheinen geringes Intereſſe an der ſchönen Literatur zu verrathen, vereinigte den größten Theil des Rempenſchen Klubbs in dem Gartenſaal, den man zum Sammelplatz beſtimmt hatte. Der junge Rempen war zu Pferd herausgekommen, geraume Zeit vor den übrigen Gäſten, gedankenvoll ſetzte er ſich auf den Altan des Hauſes und ſchaute in den Fluß hinab. Wie gern hätte er ſich ſchon heute am frühen Morgen Gewißheit verſchafft, warum Eliſe ſo plötzlich mit Palvi gebrochen, auf eine Weiſe gebrochen, die nothwendig, er geſtand es ſich mit Schmerz, auf den Charakter des jungen Mannes einen düſtern Schatten werfen mußte. Oft verwünſchte er den geſtrigen Tag, und daß er dieſen Menſchen kennen gelernt habe, nur um ihn heute unausſprechlich zu achten, und vielleicht morgen zu verlieren, zu — bedauern; denn verachten? nein, es konnte keinen Fall geben, der ihm dieſen Mann hätte verächtlich machen können. War es denn möglich, daß eine ſo großartige Seele etwas Gemeinem, Niedrigem ſich hingeben konnte? „Er iſt arm,“ ſagte der gutmüthige Rempen zu ſich, „er muß dürftig ſeyn, denn ſeine Stelle kann ihn nicht ernähren; vielleicht hat er wieder Schulden gemacht, ſie hat es erfahren und deutet als Leichtſinn, was vielleicht Noth iſt? Aber kann, ſelbſt wenn es Leichtſinn wäre, dieſer den Geliebten in ihren Augen verächtlich, elend machen?“ Wie ergrimmte er in ſeiner Gedankenfolge über jene Schranken, welche das

Herkommen und die gute Sitte um vornehme Häuſer und ihre Töchter gezogen, wie unnatürlich erſchien es ihm, daß der Geliebte die Zürnende nicht in ihrem Hauſe, auf dem Wege, überall befragen, vielleicht verſöhnen konnte, daß vielleicht ein kleines, aber ſichtbares Ausweichen, eine ſcharfe und laut geſprochene Rede dazu gehörte, ihn, nach den Sitten der Geſellſchaft, auf immer von ſich zu entfernen! „Oder wie?“ ſollte ſie ihn vielleicht nie geliebt haben?“ ſetzte er getröſteter hinzu. — „Es wäre möglich, daß ihm dieſe Gewißheit weniger ſchmerzlich wäre, als ihr Haß; aber — darf ſie ihn deßwegen haſſen?“

Ein großer Zug von Damen und Herren hatte während dieſer Gedanken des jungen Rempen den Berg erſtiegen, und war jetzt in den Gartenſaal getreten.

Noch fehlte Eliſe, aber man konnte nur um ſo ungezwungener ihren Geſchmack und ihre Beleſenheit bewundern. Auch Palvi wurde gebührendes Lob geſpendet; man hatte ſelten mit dieſer Gewandtheit, mit dieſem Ausdruck etwas vorleſen gehört, und die Bewunderung ſtieg, als man ſich ſagte, daß er wahrſcheinlich dieſen Roman nicht zuvor geleſen habe. Eliſe kam mit Onkel und Tante Rempen angefahren, und Julius vergaß ſo ganz ſeine vorigen Gedanken, ſeine Vorſätze, daß er vor Freude erröthend herbeiſprang, ſie aus dem Wagen zu heben, daß er halb unbewußt ihre Hand drückte, und dies erſt erkannte, als er dieſen Druck erwiedert fühlte. Alle jene düſtern Bilder, die auf dem Altan vor ſeiner Seele vorübergezogen, verſchwanden vor dem Glanz ihrer Schönheit. Er hatte ſie nie ſo reizend, ſo wundervoll geſehen, wenigſtens ſo huldreich war ſie nie gegen ihn geweſen. Den Grund davon geſtand ihm in einer Ecke des Saals die Tante. Er hatte den Cirkel geſtern Abend ſo bald verlaſſen, daß Eliſe glaubte, ſie habe ihn gekränkt. Dieſer Gedanke erfüllte ihn jetzt ſo ganz, daß er in ihre Nähe eilte, daß er mit ihr ſprach und ſcherzte, und erſt durch die wiederholte Mahnung ſeines Onkels darauf aufmerkſam gemacht werden konnte, daß die Geſellſchaft ſich bereits im Kreiſe geſetzt habe und die Erzählung des Fräulein Wicklow erwarte.

„Mein Unfall,“ ſprach ſie mit leichtem Erröthen, „hat mich geſtern, wenn ich nicht irre, gerade bei der Zuſammenkunft der Ritter mit dem Fräulein getroffen. Des Fräuleins Vater, der nicht nur von außen, ſondern auch im Innern dem Bund durch Zwiſchenträgerei und Uneinigkeit zu ſchaden ſucht, hat überall Spione. Erwünſcht iſt ihm, daß ihm einer die Anzeige von jenem nächtlichen Rendezvous macht. Er denkt keinen Augenblick daran, daß es ſeine Tochter ſeyn könnte, ſondern ſchleicht ſich mit Knechten in jene Ruinen und überfällt zuerſt den Freund; die Dame und ihre Amme, die immer zugegen war, entfliehen; es kommt zum Gefecht, die Knechte werden in die Flucht geſchlagen, und auch der Alte zieht ſich zurück, doch nicht ohne ſich vorher mit einem Zeichen von ſeinem Gegner verſehen zu haben.

„Den andern Tag verſammelt der Großmeiſter ein Kapitel. Er entdeckt den Rittern dieſen Vorfall und beſchwört die Schuldigen, ſich zu nennen. Sie ſchweigen. Noch einmal fordert er ſie vergebens auf und zeigt dann der Verſammlung eine goldene Kette, woran ein

Siegelring befeſtigt iſt. Das Wappen wird erkannt, und der Freund ſieht ſich genöthigt, zu geſtehen. Er überſieht mit klarem Blick ſeine Lage; die geſchärfſten Geſetze müſſen ihn ſchuldig ſprechen, darum iſt für ihn keine Rettung. Doch glaubt er, da er ſelbſt verloren iſt, ſeinen Freund retten zu können. Er geſteht, in den Ruinen mit einer Dame geſprochen zu haben. Der Meiſter iſt tief ergriffen von dieſem Geſtändniß; es iſt ein tapferer junger Mann, den das Urtheil trifft, er wurde von Vielen geliebt. Peinlich iſt die Lage des Helden ſelbſt, und treffend die Beſchreibung, wie die Furcht vor Entehrung, die Hoffnung, der Freund könne gerettet werden, ihn bald zur Entdeckung antreiben, bald davon zurückhalten. Das Urtheil der Ritter wird geſammelt. Es lautet: „Entehrender Ausſchluß aus dem Orden.“ Jetzt aber erzählt der Meiſter, daß noch ein zweiter Johanniter dieſen Fehltritt getheilt habe; er verſpricht die Strafe in Entlaſſung zu mildern, wenn der Schuldige den Mitſchuldigen entdecke. Jener ſchweigt und verrathet ihn nicht. Da ſtürzt der Neffe des Meiſters hervor und bekennt ſeine ganze Schuld. Dieſe Scene, der Schmerz des alten Ulrich von Elrichshauſen und der Wettſtreit der Freunde, von welchen jeder der Schuldige ſeyn will, iſt ſo treffend, daß man ſie hören muß.“

Jetzt erſt ſah man ſich nach dem Vorleſer um. Doktor Zundler ſprang nach dem Buch, das auf dem Tiſche lag, um zu leſen, und hatte ſich ſchon mit freundlichem, zuverſichtlichem Lächeln Eliſen genähert, als der alte Rempen plötzlich aus den dichten Reihen der Männer

Palvi herbeiführte. „Nein, nein," ſagte er, „hier ſteht der Mann, der uns geſtern gezeigt hat, wie gut er einen Roman vorleſe; ich denke, beſter Doktor, Ihre Stimme paßt mehr zum Leichten, Lyriſchen." Mit ſpöttiſchem, halb verlegenem Lächeln reichte der Doktor das Buch hin, und Palvi las, wenn es möglich war, noch ſchöner als am geſtrigen Abend. Dieſe erhabene und ſo unglückliche Freundſchaft, die Ceremonien ihrer Ausſtoßung aus dem Orden, ihre letzten Worte, als ſie das Schloß verlaſſen, lockten in manches Auge Thränen der Wehmuth, und Eliſe ſelbſt ſchien ſo gerührt, daß Palvi mehrere Kapitel weiter las, um ihr Faſſung zu geben. Unſern Leſern iſt dieſer Roman zu bekannt, als daß wir nicht beſorgen müßten, ſie durch längere Auseinanderſetzung zu ermüden. Jene intereſſanten Abtheilungen, wo die beiden verſtoßenen Ritter an den romantiſchen Ufern der Nogat umherſtreifen, jene glücklichen Schilderungen eines ſchönen Landes, die Nachrichten über die alten Preußen, in deren Mitte der Orden zwei Jahrhunderte zuvor den Samen der Kultur getragen hatte; ihre alterthümlichen Gebräuche, die unverkennbaren Spuren heidniſcher Sitten, auf ſonderbare Weiſe mit chriſtlichem Ritus vermiſcht, dies alles, getragen und veredelt von der tiefen Melancholie Kuno's, von ſeines Freundes Seelenſtärke und heiterem unverzagten Muth, ſpannte die Zuhörer und riß ſie hin.

Eliſe hatte ſich bald wieder ſo weit gefaßt, daß ſie mit Ruhe weiter erzählen konnte. Sie erzählte, wie die beiden Vertriebenen die Verrätherei des Ordenskaſtellans entdecken, der die Polen heimlich nach Marienburg rief;

wie ſie unter Gefahr und Beſchwerden ſich durch die aufrühreriſchen Preußen nach Marienburg durchſchlagen, den Meiſter warnen und verborgen auf Gelegenheit harren, dem Orden zu nützen. Mit großer Begeiſterung las Palvi jene Schlachtſcenen, worin der Meiſter, bei einem Ausfall auf die Polen, von ſeinem Neffen gerettet wird, wo der Freund die heilige Fahne des Ordens, der ihn verſtoßen, aus dem dichteſten Haufen der Feinde zurückbringt, und dieſe erhabene That mit einer tödtlichen Wunde zahlt. Tiefe Rührung brachte jene Scene hervor, wo der Sterbende ſeinem Freund ſo manches Räthſelhafte in ſeinem Betragen auflöst und ihm geſteht, daß auch er ſelbſt Wanda aufs innigſte geliebt habe. Der Schmerz um den Sterbenden bewegt Kuno zu dem romantiſchen Entſchluß, ſeiner Liebe auf immer zu entſagen, beſonders da ein Verdacht in ihm keimt, daß ſie ihn weniger geliebt, als den Freund. Die nächtliche Beſtattung dieſes edeln Menſchen, die Wiederaufnahme Kuno's in den Orden waren von ergreifender Wirkung, nicht minder rührend Wanda's Verſuche, den Geliebten noch einmal zu ſprechen, und als ſie ſich vergeſſen glaubt, ihr ſchnelles Hinwelken.

Der Kaſtellan iſt von dem Czirwenka, dem Hauptmann der böhmiſchen Beſatzung, der deſſen Geſtändniß fürchtet, ſelbſt getödtet worden; verlaſſen, verwaist, auch von der Liebe verlaſſen, will ſie nur ſo lange noch in der Nähe des Geliebten weilen, bis der Frühling heraufkommt; doch nicht nur dieſe zarte Blume, auch der Orden trägt den Tod im Herzen, und beide ſollten den letzten Frühling in Marienburg ſehen.

Der Großmeiſter Ulrich von Elrichshauſen kann ſich mit ſeinen Rittern nicht mehr gegen den Aufſtand der Preußen und gegen ſeine eigenen Söldner halten. Er will den Orden nach Deutſchland führen und bedingt ſich von den Verräthern freien Abzug. Schon ſind die Pferde gerüſtet, der Zug will aufbrechen, und die Ritter nehmen mit blutenden Herzen von den Hallen dieſer Burg Abſchied. Und als alle noch einmal ihr Theuerſtes muſtern, was ſie verlaſſen ſollen, kann Kuno dem letzten Ruf der Geliebten nicht widerſtehen; er will zu ihr und — findet ſie ſterbend. Sie ſchien nur noch ſo viel Leben in ſich zu tragen, um ihn von ihrer Treue, ihrer Liebe zu verſichern. Indeſſen hat Czirwenka die Thore geöffnet. Sechshundert Polen ziehen ein, und, ſtatt dem Orden freien Abzug zu gönnen, wird der Großmeiſter vom Pferde geriſſen, verſpottet und verhöhnt. Kuno verläßt die ſterbende Geliebte, um ihm beizuſpringen; ein heftiges Gefecht entſpinnt ſich in den Höfen; einem großen Theil der Ritter, den Meiſter in der Mitte, gelingt es, zu entkommen, aber Kuno mit ſechs andern tapfern Ordensbrüdern, welche die Fahnenwache bildeten, werden von den Uebrigen abgeſchnitten; kämpfend ziehen ſie ſich über die breiten Stufen bis in den großen Rempter zurück, wo ſonſt die Ordensfahne ſtand. Der Entſchluß, ſie lebend nicht zu übergeben, beſeelt ſie; ſie pflanzen das Panier an ſeinem alten Standpunkt auf und umgeben es. Lange gelingt es ihnen, das Siegeszeichen ſo vieler Schlachten zu vertheidigen. Aber die Polen dringen immer heftiger ein; Uebermacht und Verrath ſiegen, und über ihre Fahne gebreitet, ſterben die letzten Ritter von Marienburg.

Es entſtand eine Pauſe, als Palvi geendet hatte; es ſchien niemand zuerſt jene Stille ſtören zu wollen, die unter zwei oder drei heilig und rührend, in größeren Geſellſchaften peinigend iſt. Doch je erhabener das Gefühl iſt, welches zu einer ſolchen Ruhe zwingt, deſto ängſtlicher ſind die Menſchen, mit etwas Gemeinem dieſe Nachklänge tieferer Empfindungen zu unterbrechen. Sie rennen dann auf allen Vieren durch die Speiſekammer ihrer Erinnerung, um etwas Feines, Eingemachtes, Candirtes vorzuſetzen, ſtatt ihre friſchen natürlichen Gefühle ſprechen zu laſſen.

„Dieſer ganze Roman,“ liſpelte endlich eine Dame, deren Bläſſe und feuchte Augen auf zarte Nerven ſchließen ließen, „kommt mir vor, wie jener Ausſpruch Jean Pauls: Wie manche ſtille Bruſt iſt nichts, als der geſunkene Sarg eines erblaßten, geliebten Bildes. Dieſer Hüon liebt gewiß unglücklich, und darum gefällt er ſich in dieſem tragiſchen Geſchick.“

„Grade dies kommt mir überaus komiſch vor,“ bemerkte der Hofrath, dem Neid und Verdruß um die Naſenflügel ſpielten; „dieſer Menſch hat zu wenig Tiefe, zu wenig Empfindung, um die Wehmuth, das Unglück zu zeichnen, doch ich habe mich an einem andern Ort hinlänglich darüber ausgeſprochen. Es ſteht ja gedruckt, mein Urtheil,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich vornehm in den Stuhl zurücklehnte.

„Doch glaube ich, auch gegen ein gedrucktes findet noch Appellation ſtatt,“ ſagte der junge Rempen mit gleichgültiger Miene.

„Wie ſo?“ rief der Hofrath erröthend.

Rempen war etwas betroffen, aber die muntern Augen ſeines Oheims, der hinter dem Stuhle des Hofraths ſtand, winkten ihm, fortzufahren. „Ich meine, ich habe ſo etwas geleſen, das Ihr Urtheil, beſter Hofrath, völlig umſtieß,“ entgegnete er; „übrigens iſt ein gedrucktes Urtheil eines Einzelnen immer nur das Urtheil eines Einzelnen, und dem Einzelnen muß erlaubt ſeyn, dagegen zu ſtreiten. Ich zum Beiſpiel finde dieſen Roman beſſer, als Sie ihn gemacht haben. Auch glaube ich, Tiefe des Gefühls müſſe dem abgehen, der dies in den letzten Rittern von Marienburg nicht findet.“

Der Oheim hatte ſolches wohl nicht geahnet, denn er und die ganze Geſellſchaft ſchienen erſtaunt über die Kühnheit des Stallmeiſters.

„Solche hiſtoriſche Romane,“ nahm der Profeſſor das Wort, „ſind nur Fabrikarbeiten. Die Form iſt gegeben, und wie leicht, wie ſicher läßt ſich dieſe Form von jedem handhaben! Nehmen Sie irgend einen Lappen der Welthiſtorie, zerreißen ihn in kleine Fetzen und kleiden die hergebrachten Perſonen von A bis Z darein, ſo haben Sie einen hiſtoriſchen Roman. Die weitere Entwicklung iſt leicht, beſonders wenn man es ſich ſo leicht macht, wie dieſer Hüon, und nur genugſam Floskeln eingeſtreut ſind; wenn das Thränentuch häufig als Panier aufgepflanzt wird, ſo kann der Eindruck nicht verfehlt werden.“

„Und doch däucht mir,“ erwiederte Palvi, „es iſt bei weitem ſchwerer, einen Roman zu dichten, der den Forderungen einer wahren, vernünftigen und billigen Kritik entſpricht, als ein Drama zu ſchreiben.“

„Und was nennen Sie denn eine vernünftige und billige Kritik, Herr Referendarius?“ fragte Doktor Zundler mit ungemein klugem und ſpöttiſchem Geſicht.

„Man muß ein Buch,“ erwiederte Palvi mit großer Ruhe, „man muß beſonders ein Gedicht zuerſt nach den Empfindungen beurtheilen, die es in uns hervorruft, denn auf Gefühl iſt ja ein ſolches Werk berechnet; es ſoll angenehm unterhalten, durch den Wechſel freudiger und wehmüthiger Scenen befriedigen. Und dann erſt, wenn unſer Herz darüber entſchieden hat, daß das Buch ein ſolches ſey, das unſere Gefühle erhoben, befriedigt hat, dann erſt erlaube man dem Verſtand, ſein Urtheil darüber zu fällen, und ihm bleibt es übrig, nachzuweiſen, was in Anordnung oder Styl gefehlt iſt.“

„Da müßte man am Ende alle Herzen abſtimmen laſſen,“ ſagte der Hofrath mitleidig lächelnd, „müßte umherfragen: hat's gefallen oder nicht? ehe man ein öffentliches Urtheil fällt. Aber dem iſt nicht ſo; unſere Journale waren es von jeher, denen zu loben oder zu verdammen zuſtand, und der gebildete, geläuterte Geſchmack iſt es, der dort richtet.“

„Ueberhaupt dächte ich,“ ſetzte Doktor Zundler mit zärtlichem Seitenblick auf Eliſen hinzu, „man kann über Dinge dieſer Art in Geſellſchaft eine gebildete Dame mit Vergnügen hören, wie ſchon Goethe im Taſſo ſagt, aber ein öffentliches Urtheil müſſen nur Leute vom Fach fällen, und nur Leute vom Fach können dagegen opponiren.“

„Und halten Sie ſich etwa für einen Mann vom Fach?“ fragte Palvi mit groſem Nachdruck.

Der Doktor verbarg ſeinen Unmuth über dieſe Frage nur mühſam hinter einem lächelnden Geſicht. „Ich denke, die Welt zählt mich zu Deutſchlands Dichtern,“ ſagte er.

„Die Welt,“ antwortete der Referendär, „die betrogene Welt, aber nicht ich; ſo wenig als ich meinen Delopiſten für ein Genie halte.“

Die Geſellſchaft fiel aus ihrer Spannung in eine ſonderbare Bewegung. Die Damen ſahen unmuthig auf Palvi, ein Theil der Männer lachte über des Doktors auffallenden Mangel an Faſſung, ein anderer Theil mißbilligte laut ſolche Reden in einer guten Geſellſchaft.

„Herr von Palvi,“ rief endlich Zundler bebend, man wußte nicht, ob vor Wuth oder Schrecken, „wie ſoll ich Ihre ſonderbaren Reden verſtehen?“

„Ja, ja, Doktor,“ ſagte der Stallmeiſter laut lachend, „auch mit meiner Bewunderung hat es ein Ende; man ſagt, Sie haben ſich Ihre Gedichte und ſonſtigen ſchönen Sachen machen laſſen.“

„Machen laſſen?“ fragte der Chorus der Literatoren mit Beſtürzung.

„Hat ſie machen laſſen?“ rief die Geſellſchaft.

„Wer wagt dies zu ſagen?“ ſchrie der Doktor, indem er bleich und athemlos aufſprang.

„Nun, leider derjenige ſelbſt, der ſie Ihnen verfertigt hat!“ antwortete Rempen mit großer Ruhe, „der Magiſter Bunker; er logirt oben in Ihrem Hauſe.“

Der entlarvte Dichter verſuchte noch einige Worte zu ſprechen; er war anzuſehen, wie der Kopf eines

Enthaupteten; die Augen drehen ſich noch, die Lippen ſcheinen Worte zu ſprechen, aber der Geiſt iſt entflohen, der dieſen Organen Leben gab. Eilig drängte er ſich dann durch den Kreis, ſtürzte nach ſeinem Hut und verließ den Saal und die vor Verwunderung verſtummte Geſellſchaft.

„Iſt es denn wahr?“ ſprach endlich die von Angſt und Sorge erbleichte Eliſe, indem ſie den Stallmeiſter ſehr ernſt anſah.

„Gewiß, mein Fräulein!“ erwiederte dieſer lächelnd, „ich würde der Geſellſchaft dieſe Scene erſpart haben, aber ich war zu tief über die freche Stirne erbittert, womit dieſer Menſch mich und Sie alle hinterging. Doch hören Sie von dem wunderlichen Mann, der ihm alles dichtete.“

Man ſetzte ſich ſchweigend, und Rempen erzählte; während ſeiner Erzählung ſchlich ſich der Redakteur der Blätter für belletriſtiſches Vergnügen aus dem Saal, ihm folgten ſeine Genoſſen, beſchämt und ergrimmt über ſich, den Doktor und die ganze Welt. Der Geſellſchaft aber gereichte die Erzählung des Stallmeiſters zu nicht geringem Vergnügen. Die gute Stimmung war wieder hergeſtellt, der Punſch, den der alte Rempen als Nachſatz von geſtern gab, löste die Zungen, man fühlte ſich weniger beengt, ſeit die öffentlichen Schiedsrichter hinweggegangen waren, man ſprach allgemein das Lob des vorgeleſenen Romans aus. Auch die Toaſts wurden nicht vergeſſen, und als Julius von Rempen die Geſundheit aller wahrhaften Dichter und ihrer gründlichen Kritiker ausgebracht hatte, wagte es Eliſe mit glänzenden

Augen, aber tief erröthenden Wangen, die Geſellſchaft aufzufordern, auf das Wohl des neuen Hüon und der letzten Ritter von Marienburg zu trinken.

9.

Eliſe hatte dem Stallmeiſter, als er beim Nachhauſefahren neben dem Wagen ritt, erlaubt, ſie den andern Tag zu beſuchen; er kam, er fand ſie allein und gütiger gegen ihn geſinnt, als je. Sie neckte ihn über ſeine Eingriffe in die literariſche Welt und rieth ihm, nie etwas drucken zu laſſen, denn er habe alle Recenſenten gegen ſich aufgebracht.

„Und ſind denn nicht auch Sie mir einige Minuten gram geweſen," fragte er lächelnd „weil es einer Ihrer Freier war, den ich entlarvte?"

„Einer meiner Freier?" fragte ſie hocherröthend, „Zundler? Sie irren ſich."

„O, Sie ſchenkten ihm oft ein geneigtes Ohr," fuhr er fort, „verabſchiedeten mich oft mitten im Geſpräch, um auf die Worte dieſes großen Dichters zu lauſchen!"

„Gewiß nicht, Rempen!" antwortete ſie verlegen. „Und einer meiner Freier, ſagten Sie, als ob ich deren viele hätte!"

„Ich kenne wenigſtens einige," erwiederte er mit lauerndem Blick.

„Und wen?"

„Zum Beiſpiel Palvi."

„Palvi!" rief ſie erbleichend. „Was wollen Sie mit Palvi? Ich kenne ihn nicht."

„Eliſe," erwiederte der Stallmeiſter ſehr ernſt, „Sie kennen ihn. Der Zufall ließ mich vorgeſtern hören, daß Sie ihm ſelbſt ſagten, wie gut Sie ihn kennen. Sie lieben ihn."

„Nimmermehr!" rief ſie mit glühendem Geſicht. „Er iſt ein Abſcheulicher! Glauben Sie, ich werde einen Elenden lieben, der — mein Kammermädchen anbetet?"

„Eliſe! Palvi?"

„Ja, ich geſtehe es," flüſterte ſie, in Thränen ausbrechend, „Ihnen geſtehe ich es, es gab eine Zeit, wo ich für dieſen Menſchen alles hätte thun können. Ich kannte ihn noch aus meiner Kindheit und auch ſpäter, er war mir werth. Aber hören Sie: ſchon oft hatte mir mein eingebildetes Kammermädchen von einem ſchönen Herrn erzählt, der ſie immer anrede, ihr von Liebe vorſchwatze, und dem ſie recht herzlich zugethan ſey. Eines Tages ſtand ſie dort am Fenſter; auf einmal ſchlägt ſie die Hände zuſammen vor Freude, bittet mich, ans Fenſter zu treten und ruft: ſehen Sie, der dort in der Thüre des Buchladens ſteht, der iſt der ſchöne Herr. Sie macht mir Platz, ich trete arglos hin, und aus dem Laden tritt in dieſem Augenblick" —

„Wie, doch nicht Palvi?" rief der Stallmeiſter, ergrimmt über das ſchlechte Betragen eines Mannes, den er geachtet hatte.

„Er ſelbſt," flüſterte Eliſe und drückte ihre weinenden Augen in ihr Tuch.

Der Stallmeiſter überließ das unglückliche Mädchen einige Minuten der Erinnerung an einen tiefen Kummer, hatte er ja doch ſelbſt dieſe Pauſe nöthig, um ſich zu ſammeln. Liebe, Mitleiden, ſo viele andere Empfindungen ſtürmten auf ihn ein, riſſen ihn hin, Eliſens Hand zu ergreifen und ſie an ſeine brennenden Lippen zu ziehen. Erſchreckt, überraſcht blickte ſie ihn an; doch ſchien ein günſtiges Gefühl für ihn ihren ſtrafenden Blick zu mildern.

„Und darf ein Mann," ſprach er bewegt, „zu Ihnen von Liebe reden, nachdem Sie ſo Bitteres von uns erfahren? Darf er ſagen, er würde treu ſeyn bis in den Tod, wenn Sie mir nur einen Theil jener Liebe ſchenken könnten, die jener ganz beſaß?"

„Julius, was fällt Ihnen ein?" rief ſie mit bebenden Lippen, doch ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Wozu" —

„Eliſe," fuhr er fort, „ich kann einem ſo großen und ſchönen Herzen, wie das Ihrige iſt, wenig Troſt geben; aber die Zeit mildert, und kann nicht treue und aufmerkſame Liebe ſelbſt ſchönere Vorzüge erſetzen?"

Sie wollte antworten, ſie erröthete und ſchwieg, aber ihren Blick voll Liebe und Wehmuth durfte er günſtig für ſich deuten; er ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ihren ſchönen Mund.

„Aber mein Gott, Kempen," ſagte ſie, indem ſie ſich ſanft von ihm loszumachen ſuchte, „was machen Sie doch?"

„Ich habe dich ja längſt geliebt," fuhr er fort, „hatte nur einen Wunſch, ich glaubte dein Herz nicht mehr frei und zögerte; jetzt, da ich weiß, daß nur Gram, aber keine fremde Liebe in dieſem Herzen wohnt, jetzt mußte ich dieſes läſtige Geheimniß von mir werfen.

Aber wie? — zürnen Sie mir vielleicht über alles dieſes?“

„Julius!“ rief ſie erſchreckt von dem wehmüthigen Ton, womit er die letzten Worte ſagte. Dieſer Name, ſo ſanft und wohlwollend ausgeſprochen, ihr ängſtlicher, zärtlicher Blick ſagten ihm mehr als alle Worte. „Und darf ich mit dem Vater reden, Eliſe? darf ich?“ ſetzte er hinzu.

Sie erröthete und erbleichte eben ſo ſchnell wieder, ſie ſah ihn eine kleine Weile prüfend an, eine Thräne trat in ihre ſchönen Augen, aber um ihren Mund zog ein flüchtiges feines Lächeln; ſie drückte ſeine Hand; eine kleine Bewegung des Hauptes und die hohe Röthe, die wieder über ihre Wangen ging, ſagte Ja, und ſchnell, wie vom Wind hinweggetragen, war ſie in ein anderes Zimmer entſchlüpft.

Der Stallmeiſter war in jeder Hinſicht eine ſo gute und anſtändige Partie, daß der alte Wicklow, als der Geheimerath v. Rempen für ſeinen Neffen warb, keinen Anſtand nahm, ſeine Zuſage zu geben. Der junge Mann ſelbſt war ſo von ſeinem ſüßen Glück erfüllt, daß er lange nicht an die Begebenheiten dachte, die dieſem wichtigen Schritt vorangegangen waren. Endlich erinnerte ihn ein Zufall an Palvi; ſo unangenehm dieſe Erinnerung war, ſo fühlte er doch als Mann und als künftiger Gatte Eliſens, daß er dieſem Menſchen, mochte er ſich auch wirklich ſchlecht gezeigt haben, Erklärung ſchuldig ſey. Und wie bebte ſeine Hand, als er ihm in wenigen Zeilen ſagte, daß Eliſens Widerwille unüberwindlich ſey, daß er ihn verſichern könne, daß ſie niemals einen Mann mehr lieben werde, den ſie aufzugeben nicht Unrecht gehabt, daß er ſelbſt verſuchen wolle, Palvi's Stelle bei ihr zu erſetzen. Ja ſeine Hand, ſein Herz bebte, als er dieſe Buchſtaben niederſchrieb; es konnte ihn nicht beruhigen, daß er ſich ins Gedächtniß recht lebhaft zurückrief, wie niedrig und elend dieſer Menſch an einer ſo zarten heiligen Liebe, wie ſie Eliſe gab, gefrevelt habe. Die edeln Züge, das Auge dieſes Mannes ſtanden vor ihm, ſein ſo hoher und liebenswürdiger Geiſt, ſo fein in Urtheil und Benehmen, und dennoch ſo wenig ſittliche Würde? Die Erinnerung an jenen Abend, wo ſich ihm dieſer Mann ſo ernſt und doch ſo herzlich genähert hatte, wo er ihm ſein inneres Leben aufſchloß, und ein verarmtes Herz bei ſolchem Reichthum der Gedanken, eine tief verwundete Seele bei ſolcher Geſundheit des Geiſtes zeigte, machte ihn ſo wehmüthig, daß er nahe daran war, die kaum geſchriebenen Zeilen zu zerreißen; aber der Gedanke an Eliſe, die Vermuthung, daß dieſer Palvi ſo ſchöne Empfindung, ſo tiefe Rührung nur geheuchelt haben müſſe, erkälteten ſchnell ſeine warme Theilnahme. Entſchloſſen ſchickte er den Brief ab, und doch däuchte es ihm, als er ſeinen Boten verſchwinden ſah, er habe einen Todespfeil auf ein edles Herz entſendet.

10.

Der alte Herr von Rempen erinnerte ſich mehrerer Fälle, wo die feierliche Verlobung gräflicher, ſogar fürſtlicher Paare gleich den andern oder dritten Tag, nachdem die Werbung angenommen worden, vor ſich gegangen war. Er ſtand daher um ſo weniger an, ſeinen

Neffen und Eliſens Vater zu gleicher Eilfertigkeit zu treiben, als er ſelbſt gleich nach dieſer Scene, wobei, ſeiner Meinung nach, ſein Segen nothwendig war, auf mehrere Wochen auf das Land gehen wollte. So kam es, daß ſich der Stallmeiſter durch den verhängnißvollen Zug der Umſtände in die ruhige Bucht eines ſchönen häuslichen Glückes verſetzt ſah, als er ſich kaum noch auf hoher See glaubte, oder wenigſtens von Klippen träumte, an welchen ſeine Hoffnung auf immer ſcheitern konnte. Am Morgen jenes feſtlichen Tages, der zu ſeiner Verlobung angeſetzt war, brachte ihm ein Knabe einen Brief; die Hand, die ihn überſchrieben, war ihm unbekannt. Er öffnete und fand den Namen des Magiſter Bunker unterzeichnet. So unangenehm auch die Erinnerungen ſeyn mochten, mit welchen dieſer Name in Verbindung ſtand, ſo machte doch das Andenken an dieſen alten Mann und die wenigen rührenden Worte des Briefes tiefen Eindruck auf ihn; er bat, der Stallmeiſter möchte dem Knaben zu ihm folgen, er habe ihm nothwendig etwas zu eröffnen und ſey ſelbſt zu ſchwach und angegriffen, als daß er über die Straße gehen könnte. Kempen fürchtete anfangs ein Zuſammentreffen mit Palvi. Als aber der Knabe auf ſeine Frage, ob Herr von Palvi bei dem Alten ſey, antwortete: „Ach nein! der iſt ganz ſchnell weggereiſt und kommt nimmer wieder, und der alte Herr Magiſter hat geweint wie ein Kind,“ nahm er eilends ſeinen Hut und folgte.

Der Knabe führte ihn durch mehrere Seitenſtraßen in einen abgelegenen Theil der Stadt, wo arme Leute und Handwerker wohnten, bis vor ein kleines, aber reinliches Haus. Dort ſtieg er eine Treppe hinan und öffnete dem Stallmeiſter eine Thüre. Es war ein Zimmer voll Verwirrung und Unordnung, in das ſie traten. Papiere und Bücher lagen am Boden zerſtreut, und die Trümmer einer Guitarre miſchten ſich mit ausgeleerten Flaſchen und alten Schuhen. Auf den Stühlen lagen Kleidungsſtücke, auf dem ſchlechten Kanapee aber ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, ein Mann, in welchem Nempen den Alten erkannte. Beim Geräuſch, das ihr Eintritt verurſachte, wandte er den Kopf um und hatte Thränen in den alten Augen.

„Vergeben Sie mir!“ ſagte er, indem er mit Mühe ſich aufraffte. „Meine Füße trugen mich nicht mehr zu Ihnen, und meine Hand zittert — ich mußte meine Botſchaft mündlich geben.“

„Was iſt vorgegangen?“ rief der junge Mann beſtürzt. „Sie ſind krank, Sie weinen, um wen? und von wem eine ſo feierliche Botſchaft.“

Der Alte trocknete ſich die Augen. „Er hat viel auf Sie gehalten,“ ſprach er; „noch geſtern und vorgeſtern hat er immer von Ihnen geſprochen, und innig bedauert, daß er Sie ſo ſpät erſt kennen gelernt hat. Sie hätten können herzliche Freunde werden, denn Sie ſind keiner von den ſchuftigen Geſellen, die er verabſcheute.“

„Mein Gott, Sie ſprechen von Palvi! wo iſt er?“

„Möge ihn ein gütiger Arm vor den Wellen des Fluſſes bewahrt haben!“ erwiederte der Alte ſehr ernſt, „doch nicht wahr, junger Mann, es gehört größere Kraft dazu, einen Kummer zu ertragen, als ſich von ihm zerbrechen zu laſſen? nicht wahr? ich glaube es wenigſtens, und er iſt eine kräftige Seele, er kann nicht zum Selbſtmörder werden.“

Rempen verhüllte ſein Geſicht, er konnte den tiefen Gram des Alten nicht länger ſehen. Aber dieſer zog ihm ängſtlich die Hand von den Augen. „O leſen Sie doch,“ ſagte er; „leſen Sie genau, prüfen Sie jedes Wort, nicht wahr, es ſteht nichts darin, daß er ſich tödten wolle?“

Rempen nahm das Blatt; es war in wenigen Worten ein kurzer, aber ergreifender Abſchied an den Alten. Er müſſe ihn und dieſe Stadt verlaſſen, ſchrieb er. Als Grund gab er nur flüchtig ſein unglückliches Verhältniß zu Eliſen an, von welchem der Alte völlig unterrichtet ſchien.

Rempen ſuchte den Alten zu tröſten. Es ſey ſo natürlich, ſagte er, daß Palvi ſich zerſtreuen wolle, daß er vielleicht nur eine kleine Reiſe mache —

Aber der Alte ſchüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Er kommt nicht wieder; und ach! ich habe keine Freude und keinen Freund mehr! Er hat alle ſeine kleinen Rechnungen bezahlt, und mir,“ ſetzte er weinend hinzu, „mir hat er ſeine Bücher und alles hinterlaſſen. — Doch mein Auftrag; Sie ſehen, wie ſehr er Sie ſchätzte, hier iſt ein Paquet mit Büchern an Sie, die Adreſſe ſchrieb er noch heute Morgen, und in einem kleinen Zettelchen, das er darauf gelegt hat, bittet er mich, Sie bei allem, was heilig ſey, zu verſichern, daß er kein ſchlechter Menſch geweſen ſey, daß er Sie liebe und in Ihrem Glück ſein eigenes finde.“

Indem der Magiſter noch dieſe Worte ſprach, hörte man ein Geräuſch auf der Treppe, eilende Schritte nahten dem Zimmer, die Thüre ging auf, und, ein Zeitungsblatt in der Hand, ſtürzte der Buchhändler Kaper in das Zimmer. „Wo iſt er?“ rief er erhitzt und athemlos, „wo iſt der große und unvergleichliche Hüon, unſer Scott, unſer letzter Ritter! Wo iſt Blüthe und Kern unſerer Literatur? Ich meine den Herr Referendär von Palvi, der hier logirt, wenn ich nicht irre,“ ſetzte er hinzu, als er den Geſuchten nicht im Zimmer fand.

„Er iſt verreiſt,“ antwortete der Alte.

„Himmel! komme ich zu ſpät?“ fuhr Kaper fort, „wiſſen Sie nicht, hat Hüon ſchon einen Verleger zum nächſten Hiſtoriſchen? Daß wir es erſt heute erfahren müſſen — Ei, ei! gratulire, Herr Stallmeiſter, zu meiner ſchönen Nachbarin — aber wer hätte das gedacht, daß wir den göttlichen Hüon in den eigenen Mauern hätten, und daß es dieſer Herr von Palvi wäre!“

„Wie?“ rief der Stallmeiſter, indem er den Alten ſtaunend anblickte. „Er wäre Hüon?“

„Da ſteht's! da ſteht's gedruckt im Converſationsblatt!“ ſchrie der Buchhändler, ſeine Zeitung dem jungen Rempen überreichend.

„Hüon?“ ſagte der Alte, „er war Hüon. Wohl hat er den Ungläubigen die Backenzähne ausgezogen, und vergebens kämpften ſie gegen meinen edeln jugendlichen Paladin, aber ſein Geſchick wollte, er ſollte Hüon ohne Rezia ſeyn.“

Noch einmal öffnete ſich die Thüre und ſpie, wie das Thor im Löwengarten des Königs Franz, zwei

Leoparden auf einmal aus. Es waren der Hofrath und der dramatiſche Profeſſor, die hereinſtürzten. „Wo iſt er?“ riefen ſie, „vergeſſen ſey alle Fehde! wir hatten ja einen ganz andern im Verdacht, der Autor dieſes Romans zu ſeyn; darum, gewiß nur darum haben wir ihn gehauen. Ins Freitagskränzchen ſoll er kommen, Mitarbeiter ſoll er werden am belletriſtiſchen Vergnügen! den Zundler ſoll er uns erſetzen, der treffliche Hüon.“ So ſchrien ſie durcheinander, aber mit Hohn und Verachtung blickte ſie der Alte an. „Ihr findet ihn nicht mehr,“ ſagte er. „Er iſt hinweg für immer.“

„Hat er etwa einen Ruf bekommen?“ rief der Profeſſor.

„Ha!“ rief ihm der Hofrath nach, „das iſt ja wohl Zundlers räthſelhafter Magiſter. Herrlicher Fund! wir zahlen zehn Thaler per Bogen, Werthgeſchätzter; arbeiten Sie mit an unſerm Blatt, was Sie wollen: Gedichte, Novellen, Recenſionen, Kunſtgefühle, wir nehmen alles auf!“

„Zurück!“ entgegnete der alte Mann mit mehr Hoheit, als ihm Rempen zugetraut hatte, „ich habe einen Freund verloren, eine große ſchöne Seele, und bin nicht geſonnen, ihn mit euch und euern Thalern zu erſetzen. Dort am Boden liegen Palvi's Papiere — theilt euch in ſeinen poetiſchen Nachlaß.“

Er ſprach es, nahm den Stallmeiſter unter den Arm und verließ mit ihm langſam das Zimmer. Kaper, der Hofrath und der Profeſſor ſtürzten wie Drachen auf den Boden und über die Papiere her, und mitten in ſeinem Kummer mußte der Stallmeiſter lächeln, als ihm der Alte auf der Treppe entdeckte, jene werden nur Fragmente von juriſtiſchen Relationen und unbedeutende Kriminalakten finden. Als aber der Alte an der Thüre des Hauſes, mühſam und auf ſeinen Stab geſtützt an den Häuſern herſchleichen wollte, ergriff Rempen ſeinen Arm von neuem und führte ihn, troz ſeiner Widerrede, bis zu ſeiner Wohnung. Dort ſezte ſich der Magiſter auf einen Stein, um Kräfte zu gewinnen, denn ſein Stübchen lag fünf Stockwerke hoch.

11.

Eliſe ſaß zu derſelben Stunde vor der Toilette. Gedankenvoll ſah ſie vor ſich hin, indem das Kammermädchen ihre Haare ordnete. Vielleicht hatte der tägliche Anblick dieſer Zofe den Stachel entheiligter Liebe nur immer noch tiefer in das Herz gedrückt, und dennoch vermochte ſie es nicht über ſich, dieſes Mädchen wegzuſchicken; es war der Stolz einer erhabenen Seele, was ſie von dieſem Schritt abhielt, der vielleicht auch von ihren Eltern getadelt worden wäre, denn das Mädchen diente treu und geſchickt. Doch ſo tief dieſe Wunde ſeyn mochte, Eliſe ſuchte in dieſem Augenblick ihren Schmerz zu übertäuben. Wenn nach den Geſetzen der Natur das Weſen in uns zu derſelben Zeit verſchiedentlich beſchäftigt ſeyn könnte, wenn es möglich wäre, in dem nämlichen Moment in dem Herzen ſo ganz anders zu fühlen, als man oben, hinter den Augen denkt, ſo müßte Eliſens Seele in dieſer Stunde nach verſchiedenen Richtungen ſich getheilt haben. Im Hintergrund ihres Herzens flüſterten tiefe wehmüthige Töne die Erinnerung einer ſchönen Zeit, ſie ſangen in klagenden Weiſen jene Tage, wo Eliſe auf der erſten Stufe der Jugend das Auge des Geliebten verſtand. In volleren Akkorden rauſchten dieſe Erinnerungen, als ſie von Stunden ſeliger Liebe, von Trennung und der Wonne des Wiederfindens ſprachen. „Verloren, verloren durch ſeine eigene Schuld!“ weinte dann ihre Seele, „untergegangen ein ſo großer, ſchöner Geiſt in Leichtſinn und Niedrigkeit!“ Doch dieſe Gefühle ſchlichen nur gleich Schatten vorbei; ſie ſuchte mit aller Gewalt des Geiſtes den Blick von dieſen Erinnerungen abzuwenden, ſie dachte an das ruhige, klare Weſen ihres zukünftigen Gatten, ſein beſcheidenes und doch ſo würdiges Betragen, ſeine reine Herzensgüte. Sie rief ſich dies alles hervor, ja ſie verſuchte zu lächeln, um freundlichere Gefühle dadurch zu erringen, aber — es gelang ihr, ruhig, doch nicht heiter zu werden.

Der Putz war vollendet, ſie richtete ſich vor dem hohen Spiegel auf, und die Freude an ihrer eigenen hübſchen Geſtalt verdrängte auf Augenblicke jene düſteren, wehmüthigen Bilder. „Nein, und wenn er noch ſo proppre angethan wäre,“ ſagte in dieſem Augenblick das Kammermädchen, „mich ſoll er nicht mehr anreden dürfen!“

„Ich habe dir geſagt, du ſollſt nicht mehr von ſolchen Dingen reden!“ rief Eliſe mit der Röthe des Unmuths auf den Wangen.

„Ach Gott! gnädiges Fräulein, ich will ja auch gar nichts mehr von dem ſchlechten Menſchen wiſſen, aber ich ſagte nur ſo, weil er wieder in Herrn Kapers Laden ſteht.“

Eliſe zitterte, ſie wollte von dem Spiegel hinwegeilen, aber unwiderſtehlich zog es ſie an das Fenſter. Sie warf einen Blick hinüber und unter jener Thüre ſtand Zundler.

„Wie?“ rief ſie, kaum ihrer Worte mächtig, der Zofe zu, „iſt es denn dieſer?“

„I freilich! aber werden Sie mir nur nicht böſe!“

„Und dieſer auch, den du damals meinteſt?“ fuhr ſie mit bebenden Lippen fort.

„Wer denn anders?“ entgegnete jene ruhig, „aber ich weiß jetzt, er iſt ein ſchlechter Menſch, und jetzt weiß ich auch, wie er heißt, Doktor Zundler.“

„Geh, geh, bringe die Kleider weg,“ flüſterte Eliſe, indem ſie ihr glühendes Geſicht halb bewußtlos in die Kiſſen des Sophas drückte; das Mädchen eilte erſchrocken hinweg, und die unglückliche Braut war mit ihrem Gram allein. Welche Gefühle ſtürmten auf ſie ein! Beſchämung, Liebe, Unmuth über ſich ſelbſt. Sie ſprang auf; ein Gang durch das Zimmer machte ſie muthiger. Sie wollte Rempen alles geſtehen, ſie war einen Augenblick überzeugt, er werde ſo edel ſeyn, zurückzutreten, Palvi werde leicht zu verſöhnen ſeyn. Aber die Stadt wußte, daß heute ihre Verlobung ſey; ihr Vater hatte dem Geliebten ſogar das Haus verboten, würde er jemals einwilligen, ſie glücklich zu machen? Nein! — Scham vor der Welt, Reue, Angſt warfen ſie nieder. Bleich, erſchöpft und zitternd fand ſie der Stallmeiſter, als er bald darauf ernſter, als zu dieſem fröhlichen Tag ſich ſchickte, in Eliſens Zimmer trat.

„Ich muß Ihnen eine ſonderbare Nachricht geben,“ ſagte er bewegt, indem er ſich zu ihr ſetzte und, beſchäftigt mit ſeinen Gedanken, ihre Verwirrung nicht bemerkte. „Palvi iſt weggereiſt und zwar auf immer.“

„Er iſt todt!“ rief ſie, „gewiß, ſchnell, ſagen Sie es nur heraus, er hat ſich getödtet!“

„Nein,“ erwiederte Rempen, „er hat mir einen Brief zurückgelaſſen, worin er Sie und mich zum letzten Mal begrüßt; er iſt nach Frankreich gegangen. Dorthin lautet auch ſein Paß, wie mir ſo eben mein Onkel erzählte.“

Eliſe ſchwieg; ſie fühlte, daß ſie in dieſem Augenblick erſt ihn ganz verloren habe; aber ſie hatte Kraft genug, jeden Laut des Kummers zu unterdrücken.

„Doch was Sie noch mehr befremden wird,“ fuhr er fort, „jenen Roman, den Sie uns letzthin erzählt haben, hat uns der Autor ſelbſt vorgeleſen.“

„Palvi!“ rief ſie in ſo eigenem Tone, daß der Stallmeiſter erſchrack. „Er wäre“ —

„Hüon, der Autor der letzten Ritter von Marienburg. Es ſteht ſchon in öffentlichen Blättern, und hier ſchickt er mir und Ihnen dieſes Werk.“ Der Stallmeiſter öffnete ein Paquet und gab Eliſen die Bücher. Sie öffnete eines derſelben, ihr Blick fiel auf das Mährchen, woraus Palvi mit ſo ſonderbarem Accent einige Worte geleſen, und jetzt erſt ſtieg eine längſt verbleichte Erinnerung in ihr auf. Es war ein Mährchen, das Palvi's Vater den Kindern ſo oft erzählt hatte. Eine große Thräne ſchwamm in ihrem ſchönen Auge und fiel herab auf dieſe Zeilen.

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Flügelthüren, mit feierlichem Geſicht und überladen mit ſeinen Orden, trat der Geheimerath von Kempen herein. Mit Anſtand trat er vor das Fräulein, ihr den Arm zu bieten. „Die Familien ſind im Salon verſammelt,“ ſprach er; „iſt es gefällig, die Ringe zu wechſeln? Doch wie! ſind Sie ſo ſehr in unſere Literatur verliebt, daß Sie ſogar gerade vor der Verlobung Leſeſtunden mit meinem Neffen halten? Was leſen Sie denn, wenn man fragen darf?“

Mit einem ſchmerzlichen Lächeln ſtand Eliſe auf und nahm ſeinen Arm. „Etwas Altes in neuer Form,“ erwiederte ſie, „ein Mährchen von untergegangener Liebe!“

„Ei, ei!“ ſetzte der Oheim lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu, „etwas ſolches vor der Verlobung. Und wie heißt denn der Titel?“ fragte er, indem er ſie in den Saal führte. „Die letzten Ritter von Marienburg.“

Des Verfaſſers eigene Kritik über vorſtehende Novelle.

W. Hauff lieferte im Literaturblatt des Morgenblattes (Jahrgang 1827, Nr. 92 u. ff.) als letzte durch ſeinen Tod unterbrochene Arbeit eine Recenſion der Taſchenbücher auf 1828. In derſelben fällt er über vorſtehende Novelle folgendes Urtheil:

„Die letzten Ritter von Marienburg, Novelle von W. Hauff. Auch wieder einmal eine Novelle, doch Gottlob keine hiſtoriſche, wie wir beim erſten Anblick geargwohnt hatten; lieber wäre es uns geweſen, wenn Herr Hauff ſeinen Stoff, wie es im erſten Kapitel geſchieht, durchaus zu einer Satire der hiſtoriſchen Romane, nicht aber zu einer ziemlich unnöthigen Belobung derſelben benützt hätte. Auch iſt es nicht ſehr beſcheiden, daß der Herr Verfaſſer den Roman, die letzten Ritter von Marienburg, ſo oft als trefflich und unvergleichlich ſchildert, da er doch ſelbſt es iſt, der die Skizze davon entworfen hat.

„Die letzten Partien der Novelle ſind abgeriſſener und eilender, als die erſten, und verfehlen dadurch den Charakter der beſonnenen Ruhe und Rundung, den die Novelle haben ſoll. Herr Hauff ſcheint ſich zwar diesmal in Hinſicht auf Sprache und Anordnung mehr Mühe gegeben zu haben, als im vorjährigen Frauentaſchenbuch; aber auch hier ſind die Figuren nur ſkizzirt, flüchtig angedeutet, und gelangen ſomit nicht zu echterem, farbigem Leben. Das Motiv, aus welchem Fräulein Eliſe den Dichter Palvi aufgibt, iſt, wenn auch ein natürliches, doch jedenfalls kein poetiſches.

Die Sängerin.

1.

„Das iſt ein ſonderbarer Vorfall,“ ſagte der Commerzienrath Bolnau zu einem Bekannten, den er auf der breiten Straße in B. traf; „geſteht ſelbſt, wir leben in einer argen Zeit.“

„Ihr meint die Geſchichte im Norden?“ entgegnete der Bekannte, „habt Ihr Handelsnachrichten, Commerzienrath? Hat Euch der Miniſter des Auswärtigen aus alter Freundſchaft etwas Näheres geſagt?“

„Ach, geht mir mit Politik und Staatspapieren; meinetwegen mag geſchehen, was da will. Nein, ich meine die Geſchichte mit der Bianetti.“

„Mit der Sängerin? wie? iſt ſie noch einmal engagirt? man ſagte ja, der Kapellmeiſter habe ſich mit ihr überworfen“ —

„Aber um Gotteswillen!“ rief der Commerzienrath und blieb ſtaunend ſtehen, „in welchen Spelunken treibet Ihr Euch umher, daß Ihr nicht wiſſet, was ſich in der Stadt zuträgt? So wiſſet Ihr nicht, was der Bianetti arrivirte?“

„Kein Wort, auf Ehre! was iſt es denn mit ihr?“

„Nun, es iſt weiter nichts mit ihr, als daß ſie heute Nacht todt geſtochen worden iſt.“

Der Commerzienrath galt unter ſeinen Bekannten für einen Spaßvogel, der, wenn er Morgens von Elf bis Mittag ſeine Promenaden in der breiten Straße machte, die Leute gern aufhielt und ihnen irgend etwas aus dem Stegreife aufband. Der Bekannte war daher nicht ſehr gerührt von dieſer Schreckensnachricht, ſondern antwortete: „Weiter wiſſet Ihr alſo heute nichts, Bolnau? Ihr müßt doch nachgerade mit Eurem Witz zu Rande ſeyn, weil Ihr die Farben ſo ſtark auftragt. Wenn Ihr mich übrigens ein ander Mal wieder ſtellet in der breiten Straße, ſo beſinnt Euch auf etwas Vernünftigeres, ſonſt bin ich genöthigt, einen Umweg zu machen, wenn ich von der Kanzlei nach Hauſe gehe.“

„Er glaubt's wieder nicht!“ rief der Spaziergänger, „ſeht nur, er glaubt's wieder nicht! Wenn ich geſagt hätte, der Kaiſer von Marokko ſey erſtochen worden, ſo hättet Ihr die Nachricht mit Dank eingeſteckt und weiter getragen, weil ſich dort ſchon Aehnliches zugetragen hat. Aber wenn eine Sängerin hier in B. todt geſtochen wird, da will keiner glauben, bis man den Leichenzug ſieht. Aber, Freundchen, diesmal iſt's wahr, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin.“

„Menſch, bedenket, was Ihr ſagt!“ rief der Freund mit Entſetzen. „Todt, ſaget Ihr? die Bianetti todt geſtochen?“

„Todt war ſie vor einer Stunde noch nicht, aber ſie liegt in den letzten Zügen, ſo viel iſt gewiß.“

„Aber ſprechet doch um's Himmelswillen! wie kann man denn eine Sängerin todt ſtechen? Leben wir denn in Italien? Für was iſt denn eine wohllöbliche Polizei da? Wie ging es denn zu? Todtgeſtochen?“

„Schreiet doch nicht ſo mörderlich!“ erwiederte Bolnau beſänftigend, „die Leute fahren ſchon mit den Köpfen aus allen Fenſtern und ſchauen nach dem Straßenlärm. Ihr könnet ja sotto voce jammern, ſo viel Ihr wollt. Wie es zuging? Ja ſeht, da liegt es eben; das weiß bis jetzt kein Menſch. Geſtern Nacht war das ſchöne Kind noch auf der Redoute, ſo liebenswürdig, ſo bezaubernd wie immer, und heute Nacht um zwölf Uhr wird der Medizinalrath Lange aus dem Bette geholt, Signora Bianetti liege im Sterben; ſie habe eine Stichwunde im Herzen. Die ganze Stadt ſpricht ſchon davon, aber natürlich das tollſte Zeug. Es ſind allerdings fatale Umſtände dabei, daß man nicht ins Reine kommen kann; ſo darf zum Beiſpiel niemand ins Haus, als der Arzt und die Leute, die ſie bedienen. Auch bei Hof weiß man es ſchon, und es kam ein Befehl, daß die Wache nicht am Haus vorbeiziehen dürfe; das ganze Bataillon mußte den Umweg über den Markt nehmen.“

„Was Ihr ſagt! aber weiß man denn gar nicht, wie es zuging? Hat man denn gar keine Spur?“

„Es iſt ſchwer, ſich aus den verſchiedenen Gerüchten auf das Wahre durchzuarbeiten. Die Bianetti, das muß man ihr laſſen, iſt eine ſehr anſtändige Perſon, der man auch nicht das Geringſte nachſagen kann. Nun, wie aber die Leute ſind, beſonders die Frauen; wenn man da von dem ordentlichen Lebenswandel des armen Mädchens ſpricht, zuckt man die Achſel und will von ihrem frühern Leben Allerlei wiſſen; von ihrem frühern Leben! Sie hat kaum ſiebzehn Jahre und iſt ſchon anderthalb Jahr hier? Was iſt das für ein früheres Leben!“

„Haltet Euch nicht ſo lange beim Eingang auf,“ unterbrach ihn der Bekannte, „ſondern kommt auf das Thema. Weiß man nicht, wer ſie erſtochen hat?“

„Nun, das ſage ich ja eben; da ſoll es nun wieder ein abgewieſener oder eiferſüchtiger Liebhaber ſeyn, der ſie umbrachte. Sonderbar ſind allerdings die Umſtände. Sie ſoll geſtern auf der Redoute mit einer Maske, die niemand kannte, ziemlich lange allein geſprochen haben. Sie ging bald nachher weg, und einige Leute wollten geſehen haben, daß dieſelbe Maske zu ihr in den Wagen ſtieg. Weiter weiß niemand etwas Gewiſſes; aber ich werde es bald erfahren, was an der Sache iſt.“

„Ich weiß, Ihr habt ſo Eure eigenen Kanäle, und gewiß habt Ihr auch bei der Bianetti einen dienſtbaren Geiſt. Es gibt Leute, die Euch die Stadtchronik nennen.“

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre!“ lachte der Commerzienrath und ſchien ſich ein wenig geſchmeichelt zu fühlen. „Diesmal habe ich aber keinen andern Spion, als den Medizinalrath ſelbſt. Ihr müßt bemerkt haben, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, nicht die ganze Straße hinauf und hinab wandle, ſondern mich immer zwiſchen der Karls- und Friedrichsſtraße halte.“

„Wohl habe ich dies bemerkt, aber ich dachte, Ihr macht Fenſterparade vor der Staatsräthin Baruch.“

„Geht mir mit Baruch! wir haben ſeit drei Tagen gebrochen, meine Frau ſah das Verhältniß nicht gern, weil jene ſo hoch ſpielt. Nein, der Medizinalrath Lange kommt alle Tage um zwölf Uhr durch die breite Straße, um ins Schloß zu gehen, und ich ſtehe hier auf dem

Anſtand, um ihn ſogleich aufs Korn zu nehmen, wenn er um die Ecke kommt."

„Da bleibe ich bei Euch," ſprach der Freund, „die Geſchichte der Bianetti muß ich genauer hören. Ihr erlaubt es doch, Belnau?"

„Wertheſter, genirt Euch ganz und gar nicht," entgegnete jener; „ich weiß, Ihr ſpeiſet um zwölf Uhr, laſſet doch die Suppe nicht kalt werden. Ueberdies könnte Lange vor Euch nicht mit der Sprache recht heraus wollen; kommt lieber nach Tiſch ins Kaffeehaus, dort ſollet Ihr alles hören. — Machet übrigens, daß Ihr fort kommt, dort biegt er ſchon um die Ecke."

2.

„Ich halte die Wunde nicht für abſolut tödtlich," ſprach der Medizinalrath Lange, nach den erſten Begrüßungen; „der Stoß ſcheint nicht ſicher geführt worden zu ſeyn. Sie iſt ſchon wieder ganz bei Beſinnung, und die Schwäche abgerechnet, die der große Blutverluſt verurſachte, iſt in dieſem Augenblick wenigſtens keine Spur von Gefahr."

„Das freut mich," erwiederte der Commerzienrath und ſchob vertraulich ſeinen Arm in den des Doktors; „ich begleite Ihn noch die paar Straßen bis ans Schloß; aber ſag' Er mir doch um's Himmelswillen etwas Näheres über dieſe Geſchichte; man kann ja gar nicht ins Klare kommen, wie ſich alles zugetragen."

„Ich kann Ihm ſchwören," antwortete jener, „es liegt ein furchtbares Dunkel über der Sache. Ich war kaum eingeſchlafen, ſo weckt mich mein Johann mit der

Nachricht, man verlange mich zu einem ſehr gefährlich Kranken. Ich warf mich in die Kleider, renne hinaus, im Vorſaal ſteht ein Mädchen, bleich und zitternd, und flüſtert ſo leiſe, daß ich es kaum hörte, ich ſolle meinen Verbandzeug zu mir ſtecken. Schon das fällt mir auf; ich werfe mich in den Wagen, laſſe die bleiche Mamſell auf den Bock zu Johann ſitzen, daß ſie den Weg zeige, und fort geht es bis in den Lindenhof. Ich ſteige vor einem kleinen Hauſe ab und frage die Mamſell, wer denn der Kranke ſey?“

„Ich kann mir denken, wie Er ſtaunte“ —

„Wie ich ſtaunte, als ich hörte, es iſt Signora Bianetti! Ich kannte ſie zwar nur vom Theater, hatte ſie ſonſt kaum zwei, drei Mal geſehen, aber die geheimnißvolle Art, wie ich zu ihr gerufen wurde, das Verbandzeug, das ich zu mir ſtecken ſollte, ich geſtehe Ihm, ich war ſehr geſpannt, was der Sängerin zugeſtoßen ſeyn ſollte. Es ging eine kurze Treppe hinan, eine ſchmale Hausflur entlang. Das Mädchen ging voran, ließ mich einige Augenblicke im Dunkeln warten, und kam mir dann ſchluchzend und noch bleicher als zuvor entgegen. Treten Sie ein, Herr Doktor, ſagte ſie; ach, Sie werden zu ſpät kommen! ſie wird's nicht überleben. Ich trat ein, es war ein ſchrecklicher Anblick.“

Der Medizinalrath ſchwieg, ſinnend und düſter, es ſchien ſich ein Bild vor ſeine Seele zu drängen, das er umſonſt abzuwehren ſuchte. „Nun, was ſah Er?“ rief ſein Begleiter, ungeduldig über dieſe Unterbrechung. „Er wird mich doch nicht ſo zwiſchen Thüre und Angel ſtehen laſſen wollen?“

„Es iſt mir manches in meinem Leben begegnet,“ fuhr der Doktor fort, nachdem er ſich geſammelt hatte, „manches, wovor mir graute, manches, das mich erſchreckte, aber nichts, was mir das Herz ſo in der Bruſt umdrehte, wie dieſer Anblick. In einem matt erleuchteten Zimmer lag ein bleiches junges Weib auf dem Sopha, vor ihr kniete eine alte Magd und preßte ihr ein Tuch auf das Herz. Ich trat näher; weiß und ſtarr wie eine Büſte lag der Kopf der Sterbenden zurück, die ſchwarzen herabfallenden Haare, die dunkeln Brauen und Wimpern der geſchloſſenen Augen bildeten einen ſchrecklichen Kontraſt mit der glänzenden Bläſſe der Stirne, des Geſichts, des ſchönen Halſes. Die weißen faltenreichen Gewänder, die wohl zu ihrer Maske gehört hatten, waren von Blut überſtrömt, Blut auf dem Fußboden, und von dem Herzen ſchien der rothe Strahl auszugehen, — dies Alles ſtellte ſich mir in einem Augenblicke dar, es war Bianetti, die Sängerin.“

„O Gott, wie mich das rührt!“ ſprach der Commerzienrath bewegt, und zog ein langes ſeidenes Tuch hervor, um ſich die Augen zu wiſchen; „gerade ſo lag ſie noch letzten Sonntag vor acht Tagen in der Oper Othello da, als ſie die Desdemona ſpielte. Schon damals war der Effekt ſo grauſam wahr und wahrhaft greulich, daß man meinte, der Mohr habe ſie in der That erdolcht; und jetzt iſt es wirklich ſo weit mit ihr gekommen! Wie mich das rührt!“

„Habe ich Ihm nicht jede übermäßige Rührung verboten?“ unterbrach ihn der Arzt, „will Er mit Gewalt wieder ſeine Zufälle bekommen?“

„Er hat Recht," ſagte der Commerzienrath Bolnau und fuhr ſchnell mit dem Tuch in die Taſche; „Er hat Recht; meine Conſtitution iſt nicht für den Effekt. Erzähl' Er nur weiter, ich werde die Tafelſcheiben am Kriegsminiſterio im Vorbeigehen zählen, das hilft gegen ſolche Anfälle."

„Zähl' Er nur, und wenn es nicht hilft, ſo kann Er auch noch den obern Stock des Palais mitnehmen. — Die alte Magd nahm das Tuch weg, und mit Erſtaunen erblickte ich eine Wunde, wie von einem Meſſerſtich, die dem Herzen ſehr nahe war. Es war nicht Zeit, mich mit Fragen aufzuhalten, ſo viele derſelben mir auch auf der Zunge ſchwebten, ich unterſuchte die Wunde und legte den Verband um. Die Verwundete hatte während der ganzen Operation kein Zeichen von Leben gezeigt; nur, als ich die Wunde ſondirte, hatte ſie ſchmerzlich zuſammengezuckt. Ich ließ ſie ruhen und bewachte ihren Schlummer."

„Aber das Mädchen und die alte Magd, hat Er denn dieſe nicht gefragt, woher die Wunde rühre?"

„Ich will es Ihm nur geſtehen, Commerzienrath, weil er mein alter Freund iſt; ja, als für die Kranke im Augenblick nichts zu thun war, habe ich ihnen rund genug erklärt, daß ich weiter keine Hand mehr an die Dame legen werde, wenn ſie mir nicht Alles beichten."

„Und was ſagten ſie? ſo ſprech Er doch!"

„Nach elf Uhr war die Sängerin zu Hauſe gekommen, und zwar von einer großen männlichen Maske begleitet. — Ich mochte bei dieſer Nachricht die beiden Weiber etwas ſehr zweideutig angeſehen haben, denn ſie fingen aufs neue an zu weinen, und betheuerten mir mit den außerordentlichſten Schwüren, ich ſolle doch nichts Schlechtes von ihrer Herrſchaft denken; es ſey die lange Zeit, ſeit ſie ihr dienen, nie nach vier Uhr Abends ein Mann über ihre Schwelle gekommen; das kleinere Mädchen, das wohl Romane mußte geleſen haben, wollte ſogar behaupten, Signora ſey ein Engel von Reinheit.“

„Das behaupte ich auch,“ ſagte der Commerzienrath, indem er gerührt die Scheiben des Palais, dem ſie ſich näherten, zu zählen anfing; „das ſagte ich auch; der Bianetti kann man nichts Böſes nachſagen, ſie iſt ein liebes frommes Kind, und was kann ſie denn dafür, daß ſie ſchön iſt und ihr Leben durch Geſang friſten muß?“

„Glaub Er mir,“ entgegnete Lange, „ein Arzt hat hierin einen untrüglichen pſychologiſchen Maaßſtab. Ein Blick auf die engelreinen Züge des unglücklichen Mädchens überzeugte mich mehr von ihrer Tugend, als die Schwüre ihrer Zofen. Doch höre Er weiter: die Sängerin trat mit dem Fremden in dieſes Zimmer und hieß ihr Mädchen hinausgehen. Dieſe war vielleicht aus Neugierde, was wohl dieſer nächtliche Beſuch zu bedeuten habe, der Thüre nahe geblieben; ſie hörte einen heftigen Wortwechſel, der zwiſchen ihrer Dame und einer tiefen hohlen Männerſtimme in franzöſiſcher Sprache geführt wurde; Signora ſey endlich in heftiges Weinen ausgebrochen, der Mann habe ſchrecklich geflucht; plötzlich hörte ſie ihre Dame einen gellenden Schrei ausſtoßen, ſie kann ſich vor Angſt nicht mehr zurückhalten, reißt die Thüre auf, und in demſelben Augenblicke fährt die Maske an ihr vorbei und durch den Gang an die Treppe. Sie folgt ihm einige Schritte, vor der Treppe hört ſie ein ſchreckliches Gepolter, er mußte hinuntergeſtürzt ſeyn. Von unten dringt ein Aechzen und Stöhnen herauf, wie das eines Sterbenden, aber es graut ihr, ſie wagt keinen Schritt weiter vorzugehen. Sie geht zurück in die Thüre — die Sängerin liegt in ihrem Blute und ſchließt nach wenigen Augenblicken die Augen. Das Mädchen weiß ſich nicht zu rathen, ſie weckt die alte Magd, ihrer Herrſchaft einſtweilen beizuſtehen, und ſpringt zu mir, um vielleicht Signora noch zu retten.“

„Und die Bianetti hat noch nichts geäußert? hat Er ſie nicht befragt?“

„Ich ging ſogleich auf die Polizei und weckte den Direktor; er ließ noch um Mitternacht alle Gaſthöfe, alle Gaſſenkneipen, alle Winkel der Stadt durchſuchen, aus dem Thore iſt in jener Stunde niemand paſſirt, und von jetzt an wird jedermann ſtreng unterſucht. Die Hausleute, die im obern Stock wohnen, erfuhren die ganze Sache erſt, als die Polizei das Haus durchſuchte; unbegreiflich war es, wie der Mörder entſpringen konnte, da er durch ſeinen Fall hart beſchädigt ſeyn mußte, denn man fand viel Blut unten an der Treppe, und es iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß er ſich im Falle durch ſeinen eigenen Dolch verwundet hat. Es iſt um ſo unbegreiflicher, wie er entkam, da die Hausthüre verſchloſſen war. Die Bianetti ſelbſt erwachte um zehn Uhr und gab dem Polizeidirektor zu Protokoll, daß ſie im ſtrengſten Sinne nicht wiſſe, auch nicht einmal ahne, wer die Maske ſeyn könne. Alle Aerzte und Chirurgen ſind verpflichtet, wenn ſie zu einem Patienten, der durch einen Fall oder eine Meſſerwunde lädirt iſt, gerufen werden, ſolches anzuzeigen, weil man vielleicht auf dieſem Wege dem Mörder auf die Spur kommen könnte. So ſtehen die Sachen. Ich bin aber überzeugt wie von meinem Leben, daß ein tiefes Geheimniß zu Grunde liegt, das die Sängerin nicht entdecken will; denn die Bianetti iſt nicht die Perſon, die ſich von einem ihr völlig unbekannten Mann nach Hauſe begleiten läßt. Das ſcheint auch ihr Mädchen, das beim Verhör zugegen war, zu ahnen. Denn als ſie ſah, daß Signora nichts wiſſen wolle, gab ſie nichts von dem Wortwechſel an, den ſie gehört hatte, mir aber warf ſie einen bittenden Blick zu, ſie nicht zu verrathen. Es iſt eine entſetzliche Geſchichte, ſagte ſie, als ſie mich nachher zur Treppe begleitete, aber keine Welt brächte mich dazu, etwas zu verrathen, was Signora nicht bekannt werden laſſen will. Sie geſtand mir noch etwas, das vielleicht auf die ganze Sache Licht verbreiten würde."

„Nun, und darf ich dieſen Umſtand nicht auch wiſſen?" fragte der Commerzienrath, „Er ſieht, wie ich geſpannt bin; ſpann Er ab, ſpann Er ab, um Gotteswillen, ich könnte ſonſt leicht meine Zufälle bekommen!"

„Höre Er, Belnau, beſinn' Er ſich, lebt noch ein Belnau außer Ihm in dieſer Stadt? exiſtirt noch irgend ein anderer in der Welt, und wo, ſag' Er, wo?"

„Außer mir keine Seele in dieſer Stadt," antwortete Belnau; „als ich vor acht Jahren hieher zog, freute es mich, daß ich nicht Schwarz, Weiß oder Braun, nicht Meier, Müller oder Bauer heiße, weil damit allerlei unangenehme Verwechslungen geſchehen. In Caſſel war ich der einzige Mann in meiner Familie, und ſonſt gibt es auf Gottes Erdboden keinen Bolnau mehr, als meinen Sohn, den unglücklichen Muſiknarren, der iſt verſchollen, ſeit er nach Amerika ſegelte. Aber warum fragt er nach meinem Namen, Doktor?“

„Nun, Er kann es nicht ſeyn, Commerzienrath, und Sein Sohn iſt in Amerika. Aber es iſt ſchon Viertel über zwölf Uhr, Prinzeß Sophie iſt krank, ich habe mich nur zu lang mit Euch verſchwatzt; lebt wohl à revoir.“

„Nicht von der Stelle!“ rief Bolnau und hielt ihn feſt am Arm, „ſaget mir zuvor, was das Mädchen noch geſagt hat.“

„Nun ja, aber reinen Mund gehalten, Bolnau! ihr letztes Wort, ehe ſie in jene tiefe Ohnmacht ſank, war Bolnau.“

3.

Man hatte den Commerzienrath Bolnau noch nie ſo ernſt und düſter ſchleichen ſehen wie damals, als ihn der Doktor Lange vor dem Palais verließ. Sonſt war er munter und rüſtig einhergeſchritten, und wenn er mit dem freundlichſten Lächeln alle Mädchen und Frauen grüßte, mit den Männern viel lachte und ihnen allerlei Neues erzählte, ſo hättte man ihm noch keine ſechzig Jahre zugetraut. Er ſchien auch alle Urſache zu haben, fröhlich und guter Dinge zu ſeyn; er hatte ſich ein hübſches Vermögen zuſammenſpekulirt, hatte ſich, als es genug ſchien, mit ſeiner Frau in B. zur Ruhe geſetzt und lebte nun in Freude und Jubel Jahr aus Jahr ein. Er hatte einen einzigen Sohn gehabt, dieſer ſollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen, und handeln und ſich umthun im Commerz, ſo wollte er es haben.

Der Sohn aber lebte und webte nur im Reich der Töne, die Muſik war ihm alles, der Handel und Commerz des Vaters war ihm zu gemein und niedrig. Der Vater hatte einen harten Sinn, der Sohn auch, der Vater brauste leicht auf, der Sohn auch, der Vater ſtellte gleich alles auf die Spitze, der Sohn auch; kein Wunder, daß ſie nicht mit einander leben konnten. Und als der Sohn ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, war der Vater fünfzig, da brach er auf, ſich zur Ruhe zu ſetzen und wollte dem Sohn den Handel geben. Es war auch bald alles in Richtigkeit und Ruhe, denn in einer ſchönen Sommernacht war der Sohn nebſt einigen Klavierauszügen verſchwunden, kam auch richtig nach England und ſchrieb ganz freundſchaftlich, daß er nach Amerika gehen werde. Der Commerzienrath wünſchte ihm Glück auf den Weg und begab ſich nach B.

Der Gedanke an den Muſiknarren, wie er ſeinen Sohn nannte, trübte ihm zwar manche Stunde, denn er hatte ihn erſucht, ſich nie mehr vor ihm ſehen zu laſſen, und es ſtand nicht zu erwarten, daß dieſer ungerufen wiederkehre; es wollte ihm zuweilen bedünken, als habe er doch thöricht gethan, als er ihn durchaus im Commerz haben wollte; aber Zeit, Geſellſchaft und heitere Laune ließen dieſe trüben Gedanken nicht lange aufkommen; er lebte in Jubel und Freude, und wer ihn recht heiter ſehen wollte, durfte nur zwiſchen elf Uhr und Mittag durch die breite Straße wandeln. Sah er dort einen langen hagern Mann, deſſen ſehr moderne Kleidung, deſſen Lorgnette und Reitpeitſche, deſſen bewegliche Manieren nicht mehr recht zu ſeinen grauen Haaren paſſen wollten, ſah er dieſen Mann nach allen Seiten grüßen, alle Augenblicke bei dieſem oder jenem ſtille ſtehen und ſchwatzen und mit den Armen fechten, ſo konnte er ſich darauf verlaſſen, es war der Commerzienrath Bolnau.

Aber heute war dies alles ganz anders. Hatte ihn ſchon zuvor die Ermordungsgeſchichte der Sängerin faſt zu ſehr afficirt, ſo war ihm das letzte Wort des Doktors in die Glieder geſchlagen. Bolnau hatte die Bianetti noch geſagt, ehe ſie vom Bewußtſeyn kam. Seinen eigenen ehrlichen Namen hatte ſie unter ſo verfänglichen Umſtänden ausgeſprochen! Seine Knie zitterten und wollten ihm die Dienſte verſagen, ſein Haupt ſenkte ſich auf die Bruſt ſorgenvoll und gedankenſchwer. „Bolnau!“ dachte er, „königlicher Commerzienrath! wenn ſie jetzt ſtürbe, die Sängerin, wenn das Mädchen dann ihr Geheimniß von ſich gäbe, und den Polizeidirektor mit den näheren Umſtänden des Mordes und mit dem verhängnißvollen Wort bekannt machte? Was könnte dann nicht ein geſchickter Juriſt aus einem einzigen Wort argumentiren, beſonders wenn ihn die Eitelkeit anfeuert, in einer ſolchen cause célèbre ſeinen Scharfſinn zu zeigen.“ Er lorgnettirte mit verzweiflungsvoller Miene das Zuchthaus, deſſen Giebel aus der Ferne ragte. „Dorthin, Bolnau! aus ganz beſonderer Gnade und Rückſicht auf mehrjährige Dienſte.“

Er athmete ſchwerer, er lüftete die Halsbinde, aber erſchreckt fuhr er zurück; war dies nicht der

Ort, wo man das hänfene Halsband umknüpfte? war nicht dies die Stelle, wo das kalte Schwert durchging?

Begegnete ihm ein Bekannter und nickte ihm zu, ſo dachte er: „holla, der weiß ſchon um die Sache und will mir zu verſtehen geben, daß er wohl unterrichtet ſey.“ Ging ein anderer vorüber, ohne zu grüßen, ſo ſchien ihm nichts gewiſſer, als daß man ihn nicht kennen wolle, ſich nicht mit dem Umgang eines Mörders beflecken wolle. Es fehlte wenig, ſo glaubte er ſelbſt, er ſey ſchuldig am Mord, und es war kein Wunder, daß er einen großen Bogen machte, um das Polizeibureau zu vermeiden; denn konnte nicht der Direktor am Fenſter ſtehen, ihn erblicken und heraufrufen? „Wertheſter, beliebt es nicht, ein wenig heraufzuſpazieren, ich habe ein Wort mit Ihnen zu ſprechen.“ Verſpürt er nicht ſchon ein gewiſſes Zittern, fühlt er nicht jetzt ſchon ſeine Züge ſich zu einem Armenſündergeſicht verziehen, nur weil man glauben könnte, er ſey der, den die Sängerin mit ihrem letzten Worte angeklagt.“

Und dann fiel ihm wieder ein, wie ſchädlich eine ſolche Gemüthsbewegung für ſeine Conſtitution ſey; ängſtlich ſuchte er nach Fenſterſcheiben, um ſich ruhig zu zählen; aber die Häuſer und Straßen tanzten um ihn her, der Glockenthurm ſchien ſich höhniſch vor ihm zu neigen, ein wahnſinniges Grauen erfaßte ihn, er rannte durch die Straßen, bis er erſchöpft in ſeiner Behauſung niederſank, und ſeine erſte Frage war, als er wieder ein wenig zu ſich gekommen, ob nicht ein Polizeidiener nach ihm gefragt habe?

4.

Als gegen Abend der Medizinalrath Lange zu ſeiner Kranken kam, fand er ſie um vieles beſſer, als er ſich gedacht hatte. Er ſetzte ſich an ihrem Bette nieder und beſprach ſich mit ihr über dieſen unglücklichen Vorfall. Sie hatte ihren Arm auf die Kiſſen geſtützt, in der zart geformten Hand lag ihr ſchöner Kopf. Ihr Geſicht war noch ſehr bleich, aber ſelbſt die Erſchöpfung ihrer Kräfte ſchien ihr einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Ihr dunkles Auge hatte nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren, der den Doktor, obgleich er ein bedächtiger Mann und nicht mehr in den Jahren war, wo Phantaſie der Schönheit zu Hülfe kommt, ſchon früher von der Bühne aus angezogen hatte. Er mußte ſich geſtehen, daß er ſelten einen ſo ſchönen Kopf, ein ſo liebliches Geſicht geſehen hatte; ihre Züge waren nichts weniger als regelmäßig, und dennoch übten ſie durch ihre Verbindung und Harmonie einen Zauber aus, für welchen er lange keinen Grund wußte; doch dem pſychologiſchen Blicke des Medizinalrathes blieb dieſer Grund nicht verborgen; es war jene Reinheit der Seele, jener Adel der Natur, was dieſe jungfräulichen Züge mit einem überraſchenden Glanz von Schönheit übergoß. „Es ſcheint, Sie ſtudiren meine Züge, Doktor?“ ſprach die Sängerin lächelnd, „Sie ſitzen ſo ſtumm und ſinnend da, ſtarren mich an, und ſcheinen ganz zu vergeſſen, was ich fragte. Oder iſt es zu ſchrecklich, als daß ich es hören ſollte? Darf ich nicht erfahren, was die Stadt über mein Unglück ſagt?“

„Was wollen Sie alle dieſe thörichten Vermuthungen hören, die müßige Menſchen erfinden und weiter ſagen? Ich habe eben darüber nachgedacht, wie rein ſich Ihre Seele auf Ihren Zügen ſpiegle; Sie haben Frieden in ſich, was kümmert Sie das Urtheil der Menſchen?"

„Sie weichen mir aus," entgegnete ſie, „Sie wollen mir entſchlüpfen, indem Sie mir ſchöne Dinge ſagen. Und mich ſollte das Urtheil der Menſchen nicht kümmern? Welches rechtliche Mädchen darf ſich ſo über die Geſellſchaft, in welcher ſie lebt, hinwegſetzen, daß es ihr gleich gilt, was man von ihr ſpricht? Oder glauben Sie etwa," ſetzte ſie ernſter hinzu, „ich werde nichts darnach fragen, weil ich einem Stand angehöre, dem man nicht viel zutraut? Geſtehen Sie nur, Sie halten mich für recht leichtſinnig."

„Nein, gewiß nicht; ich habe immer nur Schönes von Ihnen gehört, Mademoiſelle Bianetti, von Ihrem ſtillen, eingezogenen Leben, und daß Sie mit ſicherer Haltung in der Welt ſtehen, obgleich Sie ſo einſam und mancher Kabale ausgeſetzt ſind. Aber warum wollen Sie gerade wiſſen, was die Menſchen ſagen? Wenn ich nun, als Arzt, ſolche Neuigkeiten nicht für zuträglich hielt?"

„Bitte, Doktor, bitte, foltern Sie mich nicht ſo lange!" rief ſie, „ſehen Sie, ich leſe in Ihren Augen, daß man nicht gut von mir ſpricht. Warum mich in Ungewißheit laſſen, die gefährlicher für die Ruhe iſt, als die Wahrheit ſelbſt?"

Dieſen letzten Grund fand der Medizinalrath ſehr richtig; und konnte in ſeiner Abweſenheit nicht irgend eine geſchwätzige Frau ſich eindringen und noch Aergeres berichten, als er ſagen konnte? „Sie kennen die hieſigen Leute,“ antwortete er. „B. iſt zwar ziemlich groß, aber, du lieber Gott, bei einer Neuigkeit der Art zeigt es ſich, wie kleinſtädtiſch man iſt. Es iſt wahr, Sie ſind das Geſpräch der Stadt, dies kann Sie nicht wundern, und weil man nichts Beſtimmtes weiß, ſo — nun ſo macht man ſich allerhand ſeltſame Geſchichten. So ſoll z. B. die männliche Maske, die man auf der Redoute mit Ihnen ſprechen ſah, und die ohne Zweifel dieſelbe iſt, welche dieſe That beging, ein —

„Nun, ſo reden Sie doch aus,“ bat die Sängerin in großer Spannung, „vollenden Sie!“

„Es ſoll ein früherer Liebhaber geweſen ſeyn, der Sie in — in einer andern Stadt geliebt hat und aus Eiferſucht umbringen wollte.“

„Von mir das! o ich Unglückliche!“ rief ſie ſchmerzlich bewegt, und Thränen glänzten in ihren ſchönen Augen. „Wie hart ſind doch die Menſchen gegen ein ſo armes, armes Mädchen, das ohne Schutz und Hülfe iſt! Aber reden Sie aus, Doktor, ich beſchwöre Sie! es iſt noch etwas Anderes zurück, das Sie mir nicht ſagten. In welcher Stadt ſagen die Leute, ſoll ich“ —

„Signora, ich hätte Ihnen mehr Kraft zugetraut,“ ſprach Lange, beſorgt über die Bewegung ſeiner Kranken. „Wahrlich, ich bereue es, nur ſo viel geſagt zu haben; ich hätte es nie gethan, wenn ich nicht fürchtete, daß Andere mir unberufen zuvorkämen.“

Die Sängerin trocknete ſchnell ihre Thränen; „ich will ruhig ſeyn,“ ſagte ſie wehmüthig lächelnd, „ruhig will ich ſeyn wie ein Kind; ich will fröhlich ſeyn, als hätten mir dieſe Menſchen, die mich jetzt verdammen, ein tauſendſtimmiges Bravo zugerufen. Nur erzählen Sie weiter, lieber guter Doktor!“

„Nun, die Leute ſchwatzen dummes Zeug,“ fuhr jener ärgerlich fort. „So ſoll, als Sie letzthin im Othello auftraten, in einer der erſten Ranglogen ein fremder Graf geweſen ſeyn; dieſer will Sie erkannt und vor etwa zwei Jahren in Paris in einem ſchlechten Hauſe geſehen haben. — Aber, mein Gott, Sie werden immer bläſſer“ —

„Es iſt nichts, der Schein der Lampe fiel nur etwas matter herüber; weiter, weiter!“

„Nun, dieſes Gerede blieb von Anfang nur in den erſten Cirkeln, nach und nach kam es aber ins größere Publikum, und da nun dieſer Vorfall hinzukömmt, ſo verbindet man beides und verſetzt das erwähnte frühere Verhältniß zu Ihrem Mörder in jenes berüchtigte Haus in Paris.“

Auf den ausdrucksvollen Zügen der Kranken hatte während dieſer Rede die tiefſte Bläſſe mit flammender Röthe gewechſelt. Sie hatte ſich höher aufgerichtet, als ſolle ihr kein Wort dieſer ſchrecklichen Kunde entgehen, ihr Auge haftete ſtarr und brennend auf dem Mund des Arztes, ſie athmete kaum, ihr Herz ſchien ſtill zu ſtehen. „Jetzt iſt's aus!“ rief ſie mit einem ſchmerzlichen Blick zum Himmel, indem Thränen ihrem Auge entſtürzten, „jetzt iſt es aus, wenn er dies hörte, ſo war es zu viel für ſeine Eiferſucht. Warum bin ich nicht geſtern geſtorben, ach! da hätte ich meinen guten Vater gehabt, und meine ſüße Mutter hätte mich getröſtet über den Hohn dieſer grauſamen Menſchen!“

Der Doktor ſtaunte über dieſe räthſelhaften Worte; er wollte eben ein tröſtendes, beſänftigendes Wort zu ihr ſprechen, als die Thüre mit Geräuſch aufflog, und ein großer junger Mann hereinfuhr. Sein Geſicht war auffallend ſchön, aber ein wilder Trotz verfinſterte ſeine Züge, ſein Auge rollte, ſein Haar hing verwildert um die Stirne. Er hatte ein großes zuſammengerolltes Notenblatt in der Fauſt, mit welchem er in der Luft herumfuhr und gleichſam agirte, ehe er Athem zum Sprechen fand. Bei ſeinem Anblick ſchrie die Sängerin laut auf, der Doktor glaubte anfangs aus Angſt, aber es war Freude, denn ein holdes Lächeln zog um ihren Mund, ihr Auge glänzte ihm durch Thränen entgegen, „Carlo!“ rief ſie, „Carlo! endlich kommſt du nach mir zu ſehen!“

„Elende!“ rief der junge Mann, indem er majeſtätiſch den Arm mit der langen Notenrolle nach ihr ausſtreckte, „laß ab von deinem Sirenengeſang, ich komme — dich zu richten!“

„O Carlo!“ unterbrach ihn die Sängerin, und ihre Töne klangen ſchmelzend und ſüß wie die Klänge der Flöte, „wie kannſt du ſo zu deiner Giuſeppa ſprechen!“

Der junge Mann wollte mit tragiſchem Pathos antworten, aber der Doktor, dem dieſer Auftritt für ſeine Kranke zu angreifend ſchien, warf ſich dazwiſchen. „Wertheſter Herr Carlo,“ ſagte er, indem er ihm eine Priſe bot, „belieben Sie zu bedenken, daß Mademoiſelle in einem Zuſtand iſt, wo ſolche Scenen allzuſehr ihre ſchwachen Nerven afficiren!“

Jener ſchaute ihn groß an und wandte die Notenrolle gegen ihn; „wer biſt du, Erdenwurm?“ rief er mit tiefer, dröhnender Stimme, „wer biſt du, daß du dich zwiſchen mich ſtellſt und meinen Zorn?“

„Ich bin der Medizinalrath Lange,“ entgegnete dieſer und ſchlug die Doſe zu, „und in meinen Titeln befindet ſich nichts von einem Erdenwurme. Ich bin hier Herr und Meiſter, ſo lange Signora krank iſt, und ich ſage Ihnen im Guten, packen Sie ſich hinaus, oder moduliren Sie Ihr presto assai zu einem anſtändigen larghetto.“

„O, laſſen Sie ihn doch, Doktor!“ rief die Kranke ängſtlich, „laſſen Sie ihn doch, bringen Sie ihn nicht auf! er iſt mein Freund, Carlo wird mir nichts Böſes thun, was ihm auch die ſchlechten Menſchen wieder von mir geſagt haben.“

„Ha! du wagſt es noch zu ſpotten! Aber wiſſe, ein Blitzſtrahl hat die Thore deines Geheimniſſes geſprengt und hat die Nacht erhellt, in welcher ich wandelte. Alſo darum ſollte ich nicht wiſſen, was du warſt, woher du kamſt? darum verſchloſſeſt du mir den Mund mit deinen Küſſen, wenn ich nach deinem Leben fragte? Ich Thor! daß ich von einer Weiberſtimme mich bezaubern ließ, und nicht bedachte, daß ſie nur Trug und Lug iſt! Nur im Geſang des Mannes wohnt Kraft und Wahrheit. Ciel! wie konnte ich mich von den Rouladen einer Dirne bethören laſſen!“

„O Carlo,“ flüſterte die Kranke, „wenn du wüßteſt, wie deine Worte mein Herz verwunden, wie dein ſchrecklicher Verdacht noch tiefer dringt, als der Stahl des Mörders!“

„Nicht wahr, Täubchen,“ ſchrie jener mit ſchrecklichem Lachen, „deine Amoroſi ſollten blind ſeyn, da wäre gut mit ihnen ſpielen? Der Pariſer muß doch ein wackerer Kerl ſeyn, daß er endlich doch noch das fromme Täubchen fand!“

„Jetzt aber wird es mir doch zu bunt, Herr!“ rief der Doktor und packte den Raſenden am Rock, „auf der Stelle marſchier Er ſich zu dem Zimmer hinaus, ſonſt werde ich die Hausleute rufen, daß ſie Ihn expediren.“

„Ich gehe ſchon, Erdenwurm, ich gehe!“ ſchrie jener und ſtieß den Medizinalrath zurück, daß er ganz bequem in einen Fauteuil niederſaß; „ja ich gehe, Giuſeppa, um nimmer wiederzukehren. Lebe wohl oder ſtirb lieber, Unglückliche! verbirg deine Schmach unter der Erde. Aber jenſeits verbirg deine Seele an einen Ort, wo ich dir nie begegnen möge; ich würde der Seligkeit fluchen, wenn ich ſie mit dir theilte, weil du mich hier ſo ſchändlich um meine Liebe, um mein Leben betrogen.“ Er rief es, indem er noch etwas weniges mit den Noten agirte, aber ſein wildes rollendes Auge ſchmolz in Thränen, als er den letzten Blick auf die Geliebte warf, und ſchluchzend rannte er aus dem Zimmer.

„Ihm nach, halten Sie ihn auf!“ rief die Sängerin, „führen Sie ihn zurück, es gilt meine Seligkeit!“

„Mit nichten, Werthgeſchätzte,“ entgegnete Doktor Lange, indem er ſich aus ſeinem Lehnſtuhl aufrichtete; „dieſe Scene darf nicht fortgeſpielt werden. Ich will Ihnen etwas Niederſchlagendes aufſchreiben, das Sie alle Stunden zwei Eßlöffel voll einnehmen werden.“

Die Unglückliche war in ihre Kiſſen zurückgeſunken und ihre Kräfte waren erſchöpft, ſie verlor das Bewußtſeyn von neuem.

Der Doktor rief das Mädchen und ſuchte mit ihrer Hülfe die Kranke wieder ins Leben zurückzubringen, doch konnte er ſich nicht enthalten, während er die Eſſenzen einflößte, das Mädchen tüchtig auszuſchmählen. „Habe ich nicht befohlen, man ſolle niemand, gar niemand hereinlaſſen, und jetzt läßt man dieſen Wahnſinnigen zu, der Ihr braves Fräulein beinahe zum zweiten Male ums Leben brachte.“

„Ich habe gewiß ſonſt niemand hereingelaſſen,“ ſprach die Zofe weinend; „aber ihn konnte ich doch nicht abweiſen; ſie ſchickte mich ja heute ſchon dreimal in ſein Haus, um ihn zu beſchwören, nur auf einen kleinen Augenblick zu kommen; ich mußte ja ſogar ſagen, ſie ſterbe und wolle ihn vor ihrem Tode nur noch ein einziges Mal ſehen!“

„So? und wer iſt denn dieſer“ —

Die Kranke ſchlug die Augen auf. Sie ſah bald den Doktor, bald das Mädchen an, ihre Blicke irrten ſuchend durch’s Zimmer. „Er iſt fort, er iſt auf ewig hin,“ flüſterte ſie; „ach, lieber Doktor gehen Sie zu Bolnau!“

„Aber, mein Gott, was wollen Sie nur von meinem unglücklichen Commerzienrath? er hat ſich über Ihre Geſchichte ſchon genug alterirt, daß er zu Bette liegen muß; was kann denn er Ihnen helfen?“

„Ach, ich habe mich verſprochen,“ erwiederte ſie, „zu dem fremden Kapellmeiſter ſollen Sie gehen, er heißt Boloni und logirt im Hôtel de Portugal.“

„Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben,“ ſprach der Doktor; „aber was ſoll ich bei dieſem thun?“

„Sagen Sie ihm, ich wolle ihm Alles ſagen, er ſoll nur noch einmal kommen, — doch nein, ich kann es ihm nicht ſelbſt ſagen; Doktor, wenn Sie — ja ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen Alles ſagen, und dann ſagen Sie es wieder dem Unglücklichen, nicht wahr?“

„Ich ſtehe zu Befehl; was ich zu Ihrer Beruhigung thun kann, werde ich mit Freuden thun.“

„Nun, ſo kommen Sie morgen frühe, ich kann heute nicht nicht mehr ſo viel ſprechen. Adieu, Herr Medizinalrath; doch noch ein Wort; Babette, gib dem Herrn Doktor ſein Tuch!“

Das Mädchen ſchloß einen Schrank auf und reichte dem Doktor ein Tuch von gelber Seide, das einen ſtarken, angenehmen Geruch im Zimmer verbreitete.

„Das Tuch gehört nicht mir,“ ſprach jener; „Sie irren ſich, ich führe nur Schnupftücher von Leinwand.“

„Unmöglich!“ entgegnete das Mädchen, „wir fanden es heute Nacht am Boden, ins Haus gehört es nicht, und ſonſt war noch niemand da als Sie.“

Der Doktor begegnete den Blicken der Sängerin, die erwartungsvoll auf ihm ruhten. „Könnte nicht dieſes Tuch jemand Anderem entfallen ſeyn?“ fragte er mit einem feſten Blick auf ſie.

„Zeigen Sie her, erwiederte ſie ängſtlich, „daran hatte ich noch nicht gedacht.“ Sie unterſuchte das Tuch und fand in der Ecke einen verſchlungenen Namenszug; ſie erbleichte, ſie fing an zu zittern.

„Es ſcheint, Sie kennen dieſes Tuch und die Perſon, die es verloren hat?“ fragte Lange weiter, „es könnte zu etwas führen; darf ich es nicht mit mir nehmen? darf ich Gebrauch davon machen?“

Giuſeppa ſchien mit ſich zu kämpfen; bald reichte ſie ihm das Tuch, bald zog ſie es ängſtlich und krampfhaft zurück. „Es ſey,“ ſagte ſie endlich; „und ſollte der Schreckliche noch einmal kommen und mein wundes Herz diesmal beſſer treffen, ich wage es! nehmen Sie, Doktor. Ich will Ihnen morgen Erläuterungen zu dieſem Tuche geben.“

5.

Man kann ſich denken, wie ausſchließlich dieſe Vorfälle die Seele des Medizinalrath Lange beſchäftigten. Seine ſehr ausgebreitete Praxis war ihm jetzt eben ſo ſehr zur Laſt, als ſie ihm vorher Freude gemacht hatte, denn verhinderten ihn nicht die vielen Krankenbeſuche, die er vorher zu machen hatte, die Sängerin am andern Morgen recht bald zu beſuchen, und jene Aufſchlüſſe und Erläuterungen zu vernehmen, denen ſein Herz ungeduldig entgegenpochte? Doch zu etwas waren dieſe Beſuche in dreißig bis vierzig Häuſern gut, er konnte, wie er zu ſagen pflegte, hinhorchen, was man über die Bianetti ſage, vielleicht konnte er auch über ihren ſonderbaren Liebhaber, den Kapellmeiſter Boloni, Eines oder das Andere erfahren.

Ueber die Sängerin zuckte man die Achſeln. Man urtheilte um ſo unfreundlicher über ſie, je ärgerlicher man darüber war, daß ſo lange nichts Officielles und Sicheres über ihre Geſchichte ins Publikum komme. Ihre

Neider, — und welche ausgezeichnete Sängerin, wenn ſie noch dazu ſchön und achtzehn alt iſt, hat deren nicht genug? — ihre Neider gönnten ihr Alles und machten hämiſche Bemerkungen; die Gemäßigten ſagten: ſo iſt es mit ſolchem Volke; einer Deutſchen wäre dies auch nicht paſſirt. Ihre Freunde beklagten ſie, und fürchteten für ihren Ruf beinahe noch mehr als für ihre Geſundheit. „Das arme Mädchen!“ dachte Lange, und beſchloß um ſo eifriger ihr zu dienen.

Vom Kapellmeiſter wußte man wenig, weder Schlechtes noch Gutes. Er war vor etwa drei Vierteljahren nach B. gekommen, hatte ſich im **Hôtel de Portugal** ein Dachſtübchen gemiethet und lebte ſehr eingezogen und mäßig. Er ſchien ſich von Geſangſtunden und muſikaliſchen Compoſitionen zu nähren. Alle wollten übrigens etwas Ueberſpanntes, Hochfahrendes an ihm bemerkt haben; die, welche ihn näher kennen gelernt hatten, fanden ihn ſehr intereſſant, und ſchon mancher Muſikfreund ſoll ſich ein Couvert an der Abendtafel im **Hôtel de Portugal** beſtellt haben, nur um ſeine herrliche Unterhaltung über die Muſik zu genießen. Aber auch dieſe kamen darin überein, daß es mit Boloni nicht ganz richtig ſey, denn er vernachläſſige, verachte ſogar den weiblichen Geſang, während er mit Entzücken von Männerſtimmen, beſonders von Männerchören ſpreche. Er hatte übrigens keine näheren Bekannten, keinen Freund; von ſeinem Verhältniß zur Sängerin Bianetti ſchien niemand etwas zu wiſſen.

Den Commerzienrath Bolnau fand er noch immer unwohl und im Bette; er ſchien ſehr niedergeſchlagen und ſprach mit unſicherer, heiſerer Stimme allerlei Unſinn über Dinge, die ſonſt gänzlich außer ſeinem Geſichtskreiſe lagen. Er hatte eine Sammlung berühmter Rechtsfälle um ſich her, in welcher er eifrig ſtudirte; die Frau Commerzienräthin behauptete, er habe die ganze Nacht darin geleſen und hie und da ſchrecklich gewinſelt und gejammert. Seine Lektüre betraf beſonders die unſchuldig Hingerichteten, und er äußerte gegen den Medizinalrath, es liege eigentlich für den Menſchenfreund ein großer Troſt in der Langſamkeit der deutſchen Juſtiz; denn es laſſe ſich erwarten, daß wenn ein Prozeß zehn und mehr Jahre daure, die Unſchuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde.

Die Sängerin Bianetti, für welche der Doktor endlich ein Stündchen erübrigt hatte, war düſter und niedergeſchlagen, als ſey keine Hoffnung mehr für ſie auf Erden. Ihr Auge war trübe, ſie mußte viel geweint haben; die Wunde war über alle Erwartung gut; aber mit ihrem zunehmenden körperlichen Wohlbefinden ſchien die Ruhe und Geſundheit ihrer Seele zu ſchwinden. „Ich habe lange darüber nachgedacht,“ ſagte ſie, „und fand, daß Sie, lieber Doktor, doch auf höchſt ſonderbare Weiſe in mein Schickſal verwebt werden. Ich kannte Sie vorher nicht; ich geſtehe, ich wußte kaum, daß ein Medizinalrath Lange in B. exiſtire. Und jetzt, da ich mit einem Schlage ſo unglücklich geworden bin, ſendet mir Gott einen ſo theilnehmenden väterlichen Freund zu.“

„Mademoiſelle Bianetti,“ erwiederte Lange, „der Arzt hat an manchem Bette mehr zu thun, als nur den

Puls an der Linken zu fühlen, Wunden zu verbinden und Mixturen zu verſchreiben. Glauben Sie mir, wenn man ſo allein bei einem Kranken ſitzt, wenn man den innern Puls der Seele unruhig pochen hört, wenn man Wunden verbinden möchte, die niemand ſiehet, da wird auf wunderbare Weiſe der Arzt zum Freunde, und der geheimnißvolle Zuſammenhang zwiſchen Körper und Seele ſcheint auch in dieſem Verhältniſſe auffallend zu wirken.“

„So iſt es,“ ſprach Giuſeppa, indem ſie zutraulich ſeine Hand faßte, „ſo iſt es, und auch meine Seele hat einen Arzt gefunden. Sie werden vielleicht viel für mich thun müſſen. Es möchte ſeyn, daß Sie ſogar vor den Gerichten in meinem Namen handeln müſſen. Wenn Sie einem armen Mädchen, das ſonſt gar keine Stütze hat, dieſes große Opfer bringen wollen, ſo will ich mich Ihnen entdecken.“

„Ich will es thun,“ ſprach der freundliche Alte, indem er ihre Hand drückte.

„Aber bedenken Sie es wohl; die Welt hat meinen Ruf angegriffen, ſie klagt mich an, ſie richtet, ſie verdammt mich. Wenn nun die Menſchen auch auf Sie höhniſch deuten, daß Sie der verrufenen Sängerin, der ſchlechten Italienerin, ach! *meiner* ſich angenommen haben, werden Sie das ertragen können?“

„Ich will es!“ rief der Doktor mit Ernſt und Heftigkeit. „Erzählen Sie!“

6.

„Mein Vater,“ erzählte die Sängerin, „war Antonio Bianetti, ein berühmter Violinſpieler, der Ihnen aus jüngeren Jahren nicht unbekannt ſeyn kann, denn ſein Ruf hatte durch die Concerte, die er an Höfen und in großen Städten gab, ſich überall verbreitet. Ich kann mir ihn nur noch aus meiner früheſten Kindheit denken, wie er mir die Scala vorgeigte, die ich ſchon im dritten Jahre ſehr richtig nachſang. Meine Mutter war zu ihrer Zeit eine vorzügliche Sängerin geweſen und pflegte in den Concerten des Vaters einige Arien und Canzonetten vorzutragen. Ich war vier Jahre alt, als mein Vater auf der Reiſe ſtarb und uns in Armuth zurückließ. Meine Mutter mußte ſich entſchließen, durch Singen uns fortzubringen. Sie heirathete nach einem Jahre einen Muſiker, der ihr von Anfang ſehr geſchmeichelt haben ſoll, nachher aber zeigte es ſich, daß er ſie nur geheirathet, um ihre Stimme zu benützen. Er wurde Muſikdirektor in einer kleinen Stadt im Elſaß, und da fing erſt unſer Leiden recht an.

„Meine Mutter bekam noch drei Kinder und verlor ihre Stimme ſo ſehr, daß ſie beinahe keinen Ton mehr ſingen konnte. Dadurch war die größte Geldquelle meines Stiefvaters verſiegt, denn ſeine Concerte waren nur durch meine Mutter glänzend und zahlreich geweſen. Er plagte ſie von jetzt an ſchrecklich; mir wollte er gar nicht mehr zu eſſen geben, bis er endlich auf ein Mittel verfiel, mich brauchbar zu machen. Er marterte mich ganze Tage lang und geigte mir die ſchwerſten Sachen von Mozart, Gluck, Roſſini und Spontini ein, die ich dann Sonntag Abends mit großem Applaus abſang; das arme Schepperl, ſo hatte man meinen Namen Giuſeppa verketzert, wurde eines jener unglücklichen

Wunderkinder, denen die Natur ein ſchönes Talent zu ihrem größten Unglück gegeben hat; der Grauſame ließ mich alle Tage ſingen, er peitſchte mich, er gab mir Tage lang nichts zu eſſen, wenn ich nicht richtig intonirt hatte; die Mutter aber konnte meine Qualen nicht mehr lange ſehen, es war, als ob ihr Leben in ihren ſtillen Thränen dahin fließe; an einem ſchönen Frühlingsmorgen fanden wir ſie todt. Was ſoll ich Sie von meinen Marterjahren unterhalten, die jetzt anfingen? Ich war elf Jahre alt und ſollte die Haushaltung führen, die kleinen Geſchwiſter erziehen, und dabei noch ſingen lernen für die Concerte! O, es war eine Qual der Hölle!

„Um dieſe Zeit kam oft ein Herr zu uns, der dem Vater immer einen Sack voll Fünffrankenſtücke mitbrachte. Ich kann nicht ohne Grauen an ihn denken. Es war ein großer hagerer Mann von mittlerem Alter; er hatte kleine blinzelnde graue Augen, die ihn durch ihren unangenehmen ſtechenden Ausdruck vor allen Menſchen, die ich je geſehen, auszeichneten. Mich ſchien er beſonders liebgewonnen zu haben. Er lobte, wenn er kam, meine Größe, meinen Anſtand, mein Geſicht, meinen Geſang. Er ſetzte mich auf ſeine Knie, obgleich mich ein unwillkürliches Grauen von ihm wegdrängte; er küßte mich trotz meines Schreiens, er ſagte wohlgefällig: Noch zwei — drei Jahr, dann biſt du fertig, Schepperl! Und er und mein Stiefvater brachen in ein wildes Lachen bei dieſer Prophezeihung aus. An meinem fünfzehnten Geburtsfeſt ſagte mein Stiefvater zu mir: Höre, Schepperl, du haſt nichts, du biſt nichts, ich geb' dir nichts, ich will nichts von dir, habe auch hinlänglich genug an meinen drei übrigen Rangen; die Chriſtel (meine Schweſter) wird jetzt ſtatt deiner das Wunderkind. Was du haſt, dein bischen Geſang, haſt du von mir, damit wirſt du dich fortbringen. Der Onkel in Paris will dich übrigens aus Gnade in ſein Haus aufnehmen. — Der Onkel in Paris? rief ich ſtaunend, denn bisher wußte ich nichts von einem ſolchen. Ja der Onkel in Paris, gab er zur Antwort, er kann alle Tage kommen.

„Sie können ſich denken, wie ich mich freute; es iſt jetzt drei Jahre her, aber noch heute iſt die Erinnerung an jene Stunden ſo lebhaft in mir, als wäre es geſtern geweſen. Das Glück, aus dem Hauſe meines Vaters zu kommen, das Glück, meinen Onkel zu ſehen, der ſich meiner erbarme, das Glück, nach Paris zu kommen, wo ich mir den Sitz des Putzes und der Seligkeit dachte, — ich war berauſcht von ſo vielem Glück; ſo oft ein Wagen fuhr, ſah ich hinaus, ob nicht der Onkel komme, mich in ſein Reich abzuholen. Endlich fuhr eines Abends ein Wagen vor unſerem Hauſe vor. Das iſt dein Onkel! rief der Vater; ich flog hinab, ich breitete meine Arme aus nach meinem Erretter — grauſame Täuſchung! es war der Mann mit den Fünffrankenſtücken.

„Ich war beinahe bewußtlos in jenen Augenblicken, aber dennoch vergeſſe ich die teufliſche Freude nie, die aus ſeinen grauen Augen blitzte, als er mich hoch aufgewachſen fand; noch immer klingt mir ſeine krächzende Stimme in den Ohren: Jetzt biſt du recht, mein Täubchen, jetzt will ich dich einführen in die große Welt. Er faßte mich mit der einen Hand, mit der andern warf er einen Geldſack auf den Tiſch; der Sack fuhr auf, ein glänzender Regen von Silber- und Goldſtücken rollte auf den Boden; meine drei kleinen Geſchwiſter und der Vater jubelten, rutſchten auf dem Boden umher und laſen die Stücke auf, — es war — mein Kaufpreis.

„Schon den folgenden Tag ging es nach Paris. Der hagere Mann (ich vermochte es nicht, ihn Onkel zu nennen) predigte mir beſtändig vor, welch' glänzende Rolle ich in ſeinen Salons ſpielen werde. Ich konnte mich nicht freuen, eine Angſt, eine unerklärliche Bangigkeit waren an die Stelle meiner Freude, meines Glückes getreten. Vor einem großen erleuchteten Hauſe hielt der Wagen; wir waren in Paris. Zehn bis zwölf ſchöne allerliebſte Mädchen hüpften die breiten Treppen herab uns entgegen. Sie herzten und küßten mich und nannten mich Schweſter Giuſeppa; ich fragte den Hagern: ſind dies Ihre Töchter, mein Herr? — **Oui, mes bonnes enfantes**, rief er lachend, und die Mädchen und die zahlreiche Dienerſchaft ſtimmten ein mit einem rohen ſchallenden Gelächter.

„Schöne Kleider, prachtvolle Zimmer zerſtreuten mich. Ich wurde am folgenden Abend herrlich gekleidet; man führte mich in den Salon. Die zwölf Mädchen ſaßen im ſchönſten Putz an Spieltiſchen, auf Kanapee's, am Flügel. Sie unterhielten ſich mit jungen und ältern Herren ſehr lebhaft. Als ich eintrat, brachen Alle auf, gingen mir entgegen und betrachteten mich. Der Herr des Hauſes führte mich zum Flügel, ich mußte ſingen; allgemeiner Beifall wurde mir zu Theil. Man zog mich ins Geſpräch, meine ungebildeten, halb italieniſchen Ausdrücke galten für Naivetät; man bewunderte mich, ich erröthe heute noch, mit welchen Worten man mir dieſes ſagte. So ging es mehrere Tage herrlich und in Freuden. Ich lebte ungenirt, ich hätte zufrieden leben können, wenn ich mich nicht höchſt unbehaglich, beinahe bänglich in dieſem Hauſe, in dieſer Geſellſchaft gefühlt hätte; in meiner naiven Unſchuld glaubte ich, ſo ſey nun einmal die große Welt, und man müſſe ſich in ihre Sitten fügen. Eines fiel mir jedoch auf: als ich an einem Abende zufällig an der Treppe vorbeiging, ſah ich, daß die Herren, die uns beſuchten, dem Portier Geld gaben, dafür blaue oder rothe Karten bekamen und ſolche einem Bedienten vor dem Salon wieder übergaben. Ein junger Stutzer, der an mir vorüberkam, wies mir mit zärtlichen Blicken eine dieſer rothen Karten; ich weiß heute noch nicht, warum ich darüber erröthete. Aber hören Sie weiter, was ſich bald zutrug.

„Sehen Sie, lieber Doktor, hier habe ich ein kleines unſcheinbares Papier. Dieſem bin ich meine Rettung ſchuldig. Ich fand es eines Morgens unter den Brödchen meines Frühſtücks, ich weiß nicht, von welcher gütigen Hand es kam, aber möge der Himmel das Herz belohnen, das ſich meiner erbarmte. Es lautet:

„Mademoiſelle!

Das Haus, welches Sie bewohnen, iſt ein Freudenhaus; die Damen, die Sie um ſich ſehen, ſind Freudenmädchen; ſollten wir uns in Giuſeppa geirrt haben? Wird ſie einen kurzen Schimmer von Glück mit langer Reue erkaufen wollen?

„Es war ein ſchreckliches Licht, es drohte mich völlig zu blenden, denn es zerriß beinahe zu plötzlich meinen unſchuldigen Kinderſinn und den Traum von einer unbeſorgten glücklichen Lage. Was war zu thun? Ich hatte in meinem Leben noch nicht gelernt, Entſchlüſſe zu faſſen. Der Mann, dem dieſes Haus gehörte, war mir ein fürchterlicher Zauberer, der jeden meiner Gedanken leſen könne, der jetzt ſchon darum wiſſen müſſe, was ich erfahren. Und dennoch wollte ich lieber ſterben, als noch einen Augenblick hier verweilen. — Ich hatte ein Mädchen gerade über von unſerer Wohnung zuweilen italieniſch ſprechen hören; ich kannte ſie nicht, — aber kannte ich denn ſonſt jemand in dieſer ungeheuren Stadt? dieſe vaterländiſchen Klänge erweckten Zutrauen in mir; zu ihr wollte ich flüchten, ich wollte ſie auf den Knien anflehen, mich zu retten.

„Es war ſieben Uhr frühe; ich war meiner ländlichen Gewohnheit treu geblieben, ſtand immer frühe auf und pflegte gleich nachher zu frühſtücken, und dies rettete mich. Um dieſe Zeit ſchliefen noch Alle, ſogar ein großer Theil der Domeſtiken. Nur der Portier war zu fürchten. Doch konnte er denken, daß jemand aus dieſem Tempel der Herrlichkeit entfliehen werde? Ich wagte es, ich warf mein ſchwarzes unſcheinbares Mäntelchen um mich, eilte die Treppe hinab; meine Knie ſchwankten, als ich an der Loge des Portier vorbeiging; er bemerkte mich nicht; drei Schritte, und ich war frei.

„Rechts über die Straße hinüber wohnte das italieniſche Mädchen. Ich ſprang über die breite Straße, ich pochte am Haus, ein Diener öffnete. Ich fragte nach der Signora mit dem ſchwarzen Lockenköpfchen, die italieniſch ſpreche. Der Diener lachte und ſagte, ich meine wohl die kleine Excellenza Seraphina; dieſelbe, dieſelbe, antwortete ich, führen Sie mich geſchwind zu ihr. Er ſchien anfangs Bedenken zu tragen, weil es noch ſo frühe am Tag ſey, doch meine Bitten überredeten ihn. Er führte mich in den zweiten Stock in ein Zimmer, hieß mich warten und rief dann eine Zofe, der Excellenza mich zu melden. Ich hatte mir gedacht, das hübſche italieniſche Mädchen werde meines Standes ſeyn; ich ſchämte mich, einer Höhern mich zu entdecken, aber man ließ mir keine Zeit, mich zu beſinnen; die Zofe erſchien, mich vor das Bett ihrer Gebieterin zu führen. Ja, ſie war es, es war die ſchöne junge Dame, die ich hatte italieniſch ſprechen hören. Ich ſtürzte vor ihr nieder und flehte ſie um ihren Schutz an; ich mußte ihr meine ganze Geſchichte erzählen. Sie ſchien gerührt und verſprach, mich zu retten. Sie ließ den Diener, der mich heraufgeführt hatte, kommen und legte ihm das ſtrengſte Stillſchweigen auf; dann wies ſie mir ein kleines Stübchen an, deſſen Fenſter in den Hof gingen, gab mir zu arbeiten und zu eſſen, und ſo lebte ich mehrere Tage in Freude über meine Rettung, in Angſt über meine Zukunft.

„Es war das Haus des Geſandten eines kleinen deutſchen Hofes, in welches ich aufgenommen war. Die Excellenza war ſeine Nichte, eine geborne Italienerin, die bei ihm in Paris erzogen worden war. Sie war ein gütiges liebenswürdiges Geſchöpf, deſſen Wohlthaten ich nie vergeſſen werde. Sie kam alle Tage zu mir und tröſtete mich; ſie ſagte mir, daß der Geſandte durch ſeine Bedienten in dem Hauſe des argen Mannes nachgeforſcht habe. Man ſey ſehr in Beſtürzung, ſuche es aber zu verbergen. Die Diener drüben flüſtern geheimnißvoll, es habe ſich eine Mamſell aus einem Fenſter des zweiten Stocks in den Kanal der Seine geſtürzt. Sonderbare Fügung! Mein Zimmer war ein Eckzimmer und ſah mit der einen Seite nach der Straße, die andere ging ſchroff hinab in einen Kanal. Ich erinnerte mich, an jenem Morgen ein Fenſter dieſer Seite geöffnet zu haben; wahrſcheinlich war es offen geblieben, und ſo mochte man ſich mein Verſchwinden erklären. Signora Seraphina ſollte um dieſe Zeit nach Italien zurückkehren, ſie war ſo gütig, mich mitzunehmen. Ja ſie that noch mehr für mich; ſie bewog ihre Eltern in Piacenza, daß Sie mich wie ein Kind in ihr Haus aufnahmen; ſie ließ mein Talent ausbilden, ihr habe ich Freiheit, Leben, Kunſt, o! vielleicht mehr als ich weiß, zu danken. In Piacenza lernte ich den Kapellmeiſter Boloni, der übrigens kein Italiener iſt, kennen; er ſchien mich zu lieben, aber er ſagte es mir nicht. Ich nahm bald nachher den Ruf an das hieſige Theater an. Man ſchätzte mich hier, man hat mir ſonſt wohlgewollt, mein Leben und mein Ruf waren unſträflich; ach, ich habe in dieſer langen Zeit nie einen Mann bei mir geſehen, als — ich kann Ihnen dies ſchöne Verhältniß ohne Erröthen geſtehen, — als Boloni, der mir bald hieher nachgereiſt war. Sie haben mein Leben jetzt gehört; ſagen Sie mir, habe ich etwas gethan, um ſo bittere Strafe zu verdienen? Habe ich ſo Entſetzliches verſchuldet?“

7.

Als die Sängerin geendet hatte, ergriff der Medizinalrath lebhaft ihre Hand. „Ich wünſche mir Glück,“ ſagte er, „den wenigen Menſchen, die Sie auf Ihrem Lebensweg gefunden haben, beitreten zu können. Meine Kräfte ſind zwar zu ſchwach, um für Sie thun zu können, was die treffliche kleine Excellenza für Sie that, aber ich will ſuchen, Ihr trauriges Geſchick entwirren zu helfen; ich will den Brauſewind, Ihren Freund, zu verſöhnen ſuchen. Aber ſagen Sie mir nur, was iſt denn Herr Boloni eigentlich für ein Landsmann?“ „Da fragen Sie mich zu viel,“ erwiederte Sie ausweichend; „ich weiß nur, daß er ein Deutſcher von Geburt iſt und wenn ich nicht irre, wegen Familienverhältniſſen vor mehreren Jahren ſein Vaterland verließ. Er hielt ſich in England und Italien auf, und kam vor etwa drei Vierteljahren hieher.“

„So, ſo; aber warum haben Sie ihm das, was Sie mir erzählen, nicht ſchon früher ſelbſt geſagt?“

Guiſeppa erröthete bei dieſer Frage; ſie ſchlug die Augen nieder, und antwortete: „Sie ſind mein Arzt, mein väterlicher Freund; es iſt mir, wenn ich zu Ihnen ſpreche, als ſpräche ich als Kind zu meinem Vater. — Aber konnte ich denn dem jungen Mann von dieſen Dingen erzählen? Und ich kenne ja ſeine ſchreckliche Eiferſucht, ſeinen leicht gereizten Argwohn, ich habe es nie über mich vermocht, ihm zu ſagen, welchen Schlingen ich entflohen war.“

„Ich ehre, ich bewundere Ihr Gefühl; Sie ſind ein gutes Kind; glauben Sie mir, es thut einem alten

Manne wohl, auf ſolche decente Gefühle aus der alten Zeit zu ſtoßen; denn heutzutage gilt es für guten Ton, ſich über dergleichen wegzuſetzen. Aber noch haben Sie mir nicht alles erzählt; der Abend auf der Redoute, jene ſchreckliche Nacht?“ —

„Es iſt wahr, ich muß Ihnen noch weiter ſagen. Ich habe, ſo oft ich im Stillen über meine Rettung nachdachte, die Vorſehung geprieſen, daß man in jenem Hauſe glaubte, ich habe mich ſelbſt getödtet, denn es war mir nur zu gewiß, daß, wenn jener Schreckliche nur die entfernteſte Ahnung von meinem Leben habe, er kommen werde, ſein Opfer zurück zu holen oder es zu verderben; denn er mochte manches Fünffrankenſtück für mich bezahlt haben. Deßwegen habe ich, ſo lange ich in Piacenza war, manches ſchöne Anerbieten für's Theater abgelehnt, weil ich mich ſcheute, öffentlich aufzutreten. Als ich aber etwa anderthalb Jahre dort war, brachte mir eines Morgens Seraphina ein Pariſer Zeitungsblatt, worin der Tod des Chevalier de Planto angezeigt war.“

„Chevalier de Planto?“ unterbrach ſie der Arzt, „hieß ſo jener Mann, der Sie aus dem Hauſe Ihres Stiefvaters führte?“

„So hieß er; ich war voll Freude, meine letzte Furcht war verſchwunden, und es ſtand nichts mehr im Wege, meinen Wohlthätern nicht mehr beſchwerlich zu fallen. Schon einige Wochen nachher kam ich nach B. Ich ging vorgeſtern Abend auf die Redoute, und ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich recht freudig geſtimmt war. Boloni durfte nicht wiſſen, in welchem Koſtüm ich erſcheinen würde, ich wollte ihn necken und dann überraſchen. Auf einmal, wie ich allein durch den Saal gehe, flüſtert eine Stimme in mein Ohr: Schepperl! was macht dein Onkel? Ich war wie niedergedonnert; dieſen Namen hatte ich nicht mehr gehört, ſeit ich den Händen jenes Fürchterlichen entgangen war; mein Onkel! ich hatte ja keinen, und nur einer hatte gelebt, der ſich vor der Welt dafür ausgab, der Chevalier de Planto. Ich hatte kaum ſo viel Faſſung zu erwiedern: Du irrſt dich, Maske! Ich wollte hinwegeilen, mich unter dem Gewühl der Menge verbergen, aber die Maske ſchob ihren Arm in den meinigen und hielt mich feſt. Schepperl! ſprach der Unbekannte, ich rathe dir, ruhig neben mir herzugehen, ſonſt werde ich den Leuten erzählen, in welcher Geſellſchaft du dich früher umhergetrieben. Ich war vernichtet, es wurde Nacht in meiner Seele, nur ein Gedanke war in mir lebhaft, die Furcht vor der Schande. Was konnte ich armes hülfloſes Mädchen machen, wenn dieſer Menſch, wer er auch ſeyn mochte, ſolche Dinge von mir ausſagte? die Welt würde ihm geglaubt haben, und Carlo! ach, Carlo wäre nicht der letzte geweſen, der mich verdammt hätte. Ich folgte dem Mann an meiner Seite willenlos. Er flüſterte mir die ſchrecklichſten Dinge zu; meinen Onkel, wie er den Chevalier nannte, habe ich unglücklich gemacht, meinen Vater, meine Familie ins Verderben geſtürzt. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich riß mich los und rief nach meinem Wagen. Als ich mich aber auf der Treppe umſah, war dieſe ſchreckliche Geſtalt mir gefolgt. Ich fahre mit dir nach Hauſe, Schepperl, ſprach er mit ſchrecklichem Lachen; ich habe noch ein paar Worte mit dir zu reden. Die Sinne vergingen mir, ich fühlte, daß ich ohnmächtig wurde; ich wachte erſt wieder im Wagen auf, die Maske ſaß neben mir. Ich ſtieg aus und ging auf mein Zimmer, er folgte, er fing ſogleich wieder an zu reden, in der Todesangſt, ich möchte verrathen werden, ſchickte ich Babette hinaus. .

„Was willſt du hier, Elender? rief ich voll Wuth, mich ſo beleidigt zu ſehen. Was kannſt du von mir Schlechtes ſagen? Ohne meinen Willen kam ich in jenes Haus; ich verließ es, als ich ſah, was dort meiner warte.

„Schepperl, mache keine Umſtände; es gibt nur zwei Wege, dich zu retten. Entweder zahlſt du auf der Stelle zehntauſend Franken, ſey es in Juwelen oder Gold, oder du folgſt mir nach Paris; ſonſt weiß morgen die ganze Stadt mehr von dir, als dir lieb iſt. Ich war außer mir; wer gibt dir dieſes Recht, mir ſolche Zumuthungen zu machen? rief ich; wohlan! ſage der Stadt, was du willſt; aber auf der Stelle verlaſſe dieſes Haus! ich rufe die Nachbarn.

„Ich hatte einige Schritte gegen das Fenſter gethan, er lief mir nach, packte meinen Arm; wer mir das Recht gibt? ſprach er, dein Vater, Täubchen, dein Vater! ein teufliſches Lachen tönte aus ſeinem Mund, der Schein der Kerze fiel auf ein Paar graue ſtechende Augen, die mir nur zu bekannt waren. In demſelben Moment war mir klar, wen ich vor mir hatte; ich wußte jetzt, daß ſein Tod nur ein Blendwerk war, das er zu irgend einem Zweck erfunden hatte; die Verzweiflung gab mir übernatürliche Kraft; ich rang mich los, ich wollte ihm ſeine Maske abreißen. Ich kenne Euch, Chevalier de Planto! rief ich, aber Ihr ſollt den Gerichten Rechenſchaft über mich geben müſſen. — So weit ſind wir noch nicht, Täubchen, ſagte er, und in demſelben Augenblick fühlte ich ſein Eiſen in meiner Bruſt, ich glaubte zu ſterben.“ —

Der Doktor ſchauderte; es war heller Tag, und doch graute ihm, wie wenn man im Dunkeln von Geſpenſtern ſpricht. Er glaubte das heiſere Lachen dieſes Teufels zu hören, er glaubte hinter den Gardinen des Bettes die grauen ſtechenden Augen dieſes Ungeheuers glänzen zu ſehen. „Sie glauben alſo,“ ſagte er nach einer Weile, „daß der Chevalier nicht todt iſt, daß es derſelbe iſt, der Sie ermorden wollte?“

„Seine Stimme, ſein Auge überzeugten mich; das Tuch, das ich Ihnen geſtern gab, machte es mir zur Gewißheit. Die Anfangslettern ſeines Namens ſind dort eingezeichnet.“

„Und geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln? darf ich alles, was Sie mir ſagten, ſelbſt vor Gericht angeben?“

„Ich habe keine Wahl, Alles! Aber nicht wahr, Doktor, Sie gehen zu Boloni und ſagen ihm, was ich Ihnen ſagte? Er wird Ihnen glauben, er kannte ja auch Seraphina.“

„Und darf ich nicht auch wiſſen,“ fuhr der Medizinalrath fort, „wie der Geſandte hieß, in deſſen Haus Sie ſich verbargen?“

„Warum nicht? es war ein Baron Martinow.“

„Wie?“ rief Lange in freudiger Bewegung, „der Baron Martinow? iſt er nicht in .... ſchen Dienſten?“

„Ja! kennen Sie ihn? Er war Geſandter des .... ſchen Hofes in Paris und nachher in Petersburg.“

„O dann iſt es gut, ſehr gut!“ ſagte der Medizinalrath und rieb ſich freudig die Hände. „Ich kenne ihn, er iſt ſeit geſtern hier; er hat mich rufen laſſen; er wohnt im **Hôtel de Portugal.**“

Eine Thräne blinkte in dem Auge der Sängerin und von frommen Empfindungen ſchien ihr Herz bewegt. „So mußte ein Mann,“ ſagte ſie, „den ich viele hundert Meilen entfernt glaubte, hieher kommen, um die Wahrheit meiner Erzählung zu bekräftigen! Gehen Sie zu ihm; ach, daß auch Carlo zuhören könnte, wenn er Ihnen verſichert, daß ich die Wahrheit ſprach!“

„Er ſoll es, er ſoll mit mir, ich will es ſchon machen. Adieu, gutes Kind; ſeyn Sie ganz ruhig, es muß Ihnen noch gut gehen auf Erden, und nehmen Sie die Mixtur recht fleißig, alle Stunden zwei Löffel voll!“ So ſprach der Doktor und ging. Die Sängerin aber dankte ihm durch ihre freundlichen Blicke. Sie war ruhiger und heiter; es war, als habe ſie eine große Laſt mit ihrem Geheimniß hinweggewälzt; ſie ſah vertrauungsvoller in die Zukunft, denn ein gütiges Geſchick ſchien ſich des armen Mädchens zu erbarmen.

8.

Der Baron Martinow, dem Lange früher einmal einen wichtigen Dienſt zu leiſten Gelegenheit gehabt hatte, nahm ihn freundlich auf, und gab ihm über die

Sängerin Bianetti die genügendſten Aufſchlüſſe. Er beſtätigte nicht nur beinahe wörtlich ihre Erzählung, ſondern er brach auch in die lauteſten Lobeserhebungen ihres Charakters aus; ja er verſprach, wohin er in dieſer Stadt kommen würde, überall zu ihren Gunſten zu ſprechen und die Gerüchte zu widerlegen, die über ſie im Umlauf waren. Er hat auch Wort gehalten, denn hauptſächlich ſeinem Anſehen und der edelmüthigen Art, womit er ſich der Italienerin annahm, ſchrieben es ihre Freunde zu, daß die Geſinnungen des Publikums über ſie in wenigen Tagen wie durch einen Zauberſchlag ſich änderten. Der Medizinalrath Lange aber ſtieg an jenem Tage, als er vom Geſandten kam, aus der Beletage des Hôtel de Portugal noch einige Treppen höher, in die Manſarden; in Nro. 54 ſollte der Kapellmeiſter wohnen. Er ſtand vor der Thüre ſtill, um Athem zu ſchöpfen, denn die ſteilen Treppen hatten ihn angegriffen. Sonderbare Töne drangen aus dieſer Thüre in ſein Ohr. Es ſchien ein ſchwer Kranker darin zu ſeyn, denn er vernahm ein tiefes Stöhnen und Seufzen, das aus der tiefſten Bruſt aufzuſteigen ſchien. Dann klangen wieder ſchreckliche franzöſiſche und italieniſche Flüche dazwiſchen, wie wenn Ungeduld dem Jammer Luft machen will, und ein heiſeres Lachen der Verzweiflung bildete wieder den Uebergang zu jenen tiefen Seufzern. Der Medizinalrath ſchauderte. „Habe ich doch ſchon neulich etwas weniges Wahnſinn an dem Maeſtro verſpürt,“ dachte er, „ſollte er vollends übergeſchnappt ſeyn, oder iſt er krank geworden aus Schmerz?“ Er hatte ſchon den Finger gekrümmt, um anzuklopfen, als ſein Blick noch einmal auf die Nummer der Thüre fiel; es war 53. Wie hatte er ſich doch ſo täuſchen können; faſt wäre er zu einem ganz fremden Menſchen eingetreten. Unwillig über ſich ſelbſt, ging er eine Thüre weiter; hier war 54; hier lautete es auch ganz anders. Eine tiefe ſchöne Männerſtimme ſang ein Lied, begleitet von dem Pianoforte; der Medizinalrath trat ein, es war jener junge Mann, den er geſtern bei der Sängerin geſehen.

Im Zimmer lagen Notenblätter, Guitarre, Violinen, Saiten und anderer Muſikbedarf umher, und mitten unter dieſen Trümmern ſtand der Kapellmeiſter in einem weiten ſchwarzen Schlafrock, eine rothe Mütze auf dem Kopf und eine Notenrolle in der Hand; der Doktor hat nachher geſtanden, es ſey ihm bei ſeinem Anblick Marius auf den Trümmern von Karthago eingefallen.

Der junge Mann ſchien ſich ſeiner von geſtern zu erinnern und empfing ihn beinahe finſter; doch war er ſo artig, einen Stoß Notenblätter mit einem Ruck von einem Seſſel auf den Boden zu werfen, um ſeinem Beſuch Platz anzubieten; er ſelbſt ſtieg mit großen Schritten im Zimmer umher und ſein fliegender Schlafrock nahm geſchickt den Staub von Tiſchen und Büchern.

Er ließ den Medizinalrath nicht zum Wort gelangen, er überſchrie ihn. „Sie kommen von ihr?“ rief er. „Schämen ſich Ihre grauen Haare nicht, der Kuppler eines ſolchen Weibes zu werden? Ich will nichts mehr hören; ich habe mein Glück zu Grabe getragen, Sie ſehen, ich traure um meine Seligkeit; ich habe meinen ſchwarzen Schlafrock an, ſchon dies ſollte Ihnen, wenn

Sie ſich entfernt auf Pſychologie verſtehen, ein Zeichen ſeyn, daß ich jene Perſon für mich als geſtorben anſehe. O Giuſeppe, Giuſeppe!“

„Werthefter Herr Kapellmeiſter,“ unterbrach ihn der Doktor, „ſo hören Sie mich nur an“ —

„Hören? was wiſſen Sie von Hören? Lauſchen Sie, wenn Sie von Hören ſprechen; ich will prüfen, ob du Gehör haſt, Alter! Siehe, das iſt das Weib,“ fuhr er fort, indem er den Flügel aufriß und Einiges ſpielte, das übrigens dem Doktor, der kein großer Muſikkenner war, vorkam wie andere Muſik auch; „hören Sie dieſes Weiche, Schmelzende, Anſchmiegende? Aber bemerken Sie nicht in dieſen Uebergängen das unzuverläſſige, flüchtige, charakterloſe Weſen dieſer Geſchöpfe? Aber hören Sie weiter,“ ſprach er mit erhobener Stimme und glänzendem Auge, indem er die weiten Aermel des Trauerſchlafrockes zurückſchüttelte, „wo Männer wirken, iſt Kraft und Wahrheit; hier kann nichts Unreines aufkommen, es ſind heilige göttliche Laute!“ Er hämmerte mit großer Macht auf den Taſten umher, aber dem Doktor wollte es wieder bedünken, als ſey dies nur ganz gewöhnliche Muſik.

„Sie haben da eine ſonderbare Charakteriſtik der Menſchen,“ ſagte er; „da wir doch einmal ſo weit ſind, dürfte ich Sie nicht bitten, Verehrter, daß ſie mir einmal einen Medizinalrath auf dem Klavier vorſtellten?“

Der Muſiker ſah ihn verächtlich an; „wie magſt du nur mit einem ſchlechten, quickenden Cis hereinfahren, Erdenwurm, wenn ich den herrlichen ſtrahlenwerfenden Akkord anſchlage?“

Die Antwort des Doktors wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen; eine kleine verwachſene Figur trat herein, machte eine Reverenz und ſprach: „Der kranke Herr auf Nro. 53 läßt den Herrn Kapellmeiſter höflichſt erſuchen, doch nicht ſo gar erſchrecklich zu handthieren und zu haſelieren, was maßen derſelbe von gar ſchwacher Conſtitution und dem zeitlichen Hinſcheiden nahe iſt.“

„Ich laſſe dem Herrn meinen gehorſamſten Reſpekt vermelden,“ erwiederte der junge Mann, „und meinetwegen könne er abfahren, wann es ihm gefällig. Es graut mir ohnedies alle Nacht vor ſeinem Jammern und Stöhnen, und das Greulichſte ſind mir ſeine gottloſen Flüche und ſein tolles Lachen. Meint vielleicht der Franzoſe, er ſey allein Herr im Hôtel de Portugal? Genirt er mich, ſo genire ich ihn wieder.“

„Aber verzeihen Euer Hochedelgeboren,“ ſagte der verwachſene Menſch, „er treibt's nicht mehr lange, wollten Sie ihm nicht die letzten Augenblicke“ —

„Iſt er ſo gar krank, der Herr?“ fragte der Medizinalrath theilnehmend, „was fehlt ihm? wer behandelt ihn? wer iſt er?“

„Wer er iſt, weiß ich gerade nicht; ich bin der Lohnlaquai; ich denke, er nennt ſich Lorier und iſt aus Frankreich; vorgeſtern war er noch wohl auf, aber etwas melancholiſch, denn er ging gar nicht aus, hatte auch keine Luſt, die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu ſehen, aber am andern Morgen fand ich ihn ſchwer krank im Bette; es ſcheint, er hat in der Nacht einen Schlaganfall bekommen. Aber um alle Welt will er keinen Arzt. Er flucht gräßlich, wenn ich frage, ob ich einen zu ihm führen ſolle. Er pflegt und verbindet ſich ſelbſt, ich glaube, er hat auch eine alte Schußwunde aus dem Krieg, die jetzt wieder aufgegangen iſt.“

Man hörte in dieſem Augenblicke den Kranken neben an mit heiſerer Stimme rufen und einige Verwünſchungen ausſtoßen. Der Lohnlaquai ſchlug drei Kreuze und flog hinüber.

Der Doktor verſuchte noch einmal, ob ſeine Reden bei dem verſtockten Liebhaber keinen Eingang fänden, und wirklich ſchien es diesmal zu gelingen. Er hatte eine Partitur in die Hand genommen, aus welcher er mit leiſer Stimme vor ſich hinſang; der Doktor benützte dieſe ruhigere Stimmung und fing an, ihm das Leben der Sängerin zu erzählen. Anfangs ſchien der Kapellmeiſter nicht darauf zu achten; er las emſig in ſeiner Partitur und that, als ſey außer ihm niemand im Zimmer; nach und nach aber wurde er aufmerkſamer, er hörte auf zu ſingen; bald hob ſich zuweilen ſein Auge über die Partitur und ſtreifte glühend über des Doktors Geſicht, dann ließ er das Notenheft ſinken und ſah den Erzähler feſt an; ſein Intereſſe ſchien mehr und mehr zu wachſen, ſeine Augen glänzten, er rückte näher, er faßte den Arm des Mediziners, und als dieſer ſeine Erzählung ſchloß, ſprang er in großer Bewegung auf, und rannte im Zimmer auf und nieder. „Ja,“ rief er, „es liegt Wahrheit darin, ein Schein von Wahrheit, eine Wahrſcheinlichkeit; es iſt möglich, es könnte etwa ſo geweſen ſeyn; Teufel! könnte es nicht auch eine Lüge ſeyn?“

„Das heißt man, glaube ich, decrescendo in Ihrer werthen Kunſt, Herr Kapellmeiſter; aber warum denn bei dieſer Sache ſo von der Wahrheit bis zur Lüge herabſteigen? Wenn ich Ihnen nun einen Bürgen für die Wahrheit ſtellte? Maeſtro, wie dann?“

Boloni blieb ſinnend vor ihm ſtehen: „Ha! wer dieſes könnte, Medizinalrath, in Gold wollte ich dich faſſen; ſchon dieſer Gedanke verdient, groß und königlich belohnt zu werden. Ja, wer mir Bürge wäre! — Es iſt Alles ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Geſtirn!“

„Werthgeſchätzter Freund,“ unterbrach ihn der Doktor, „ich ertappe Sie hier auf einer Reminiscenz aus Schillers Räubern, ſo in der Cotta'ſchen Taſchenausgabe ſtehet, wenn ich mich recht erinnere. Demungeachtet weiß ich einen ſolchen Bürgen, ein ſolches leitendes Geſtirn.“

„Ha! wer mir einen ſolchen gäbe!“ rief jener, „er ſey mein Freund, mein Engel, mein Gott, — ich will ihn anbeten!“

„Es iſt zwar in der angeführten Stelle von einem Schwert die Rede, womit man der Otternbrut eine brennende Wunde verſetzen will; nichts deſtoweniger aber will ich Sie überzeugen; jener Geſandte, der die arme Giuſeppa in ſeinem Hauſe aufnahm, logirt zufällig hier im Hauſe auf Nro. 6; belieben Sie einen Frack anzuziehen und ein Halstuch umzuknüpfen, ſo werde ich Sie zu ihm führen; er hat mir verſprochen, Sie zu überzeugen.“

Der junge Mann drückte gerührt die Hand des Arztes; doch auch jetzt noch konnte er ein gewiſſes erhabenes Pathos nicht verbergen. „Ihr wart mein guter Engel," ſagte er, „wie vielen Dank bin ich für dieſen Wink Euch ſchuldig; ich fahre nur geſchwind in meinen Frack, und ſogleich folg' ich Euch zu dem Geſandten."

9.

Die Ausſöhnung mit dem Geliebten ſchien beinahe noch von größerer Wirkung auf die Sängerin zu ſeyn, als die kunſtreichſten Tränklein ihres Arztes. Ihre Geſundheit beſſerte ſich in den nächſten Tagen zuſehends, und bald war ſie ſo weit hergeſtellt, daß ſie die Beſuche ihrer theilnehmenden Freunde außer dem Bette empfangen konnte. Dieſe Wendung ihres Zuſtandes mochte der Direktor der Polizei abgewartet haben, um die Sache weiter zu verfolgen. Er war ein umſichtiger Mann, und der Ruf ſagte von ihm, daß ihm nicht leicht einer entgehe, auf den er einmal ſein Auge geworfen, ſollte er auch hundert und mehrere Meilen entfernt ſeyn. Von dem Medizinalrath war ihm die Geſchichte der Sängerin mitgetheilt worden, er hatte ſodann mit dem Baron Martinow noch weitere Rückſprache genommen, und Einiges erfahren, was ihm von großem Intereſſe ſchien. Der Geſandte hatte ihm neulich geſtanden, daß er von dem Vorfall mit der jungen Bianetti Gelegenheit genommen, das ruchloſe Leben des Chevalier de Planto höheren Orts zu berühren. Er hatte nicht verſäumt, hauptſächlich den Umſtand, daß jenes arme Kind eigentlich verkauft wurde, ins rechte Licht zu ſetzen. Jenes berüchtigte Haus wurde kurze Zeit darauf von der Polizei aufgehoben, und der Baron ſchien dies hauptſächlich den Schritten, die er in der Sache gethan, zuzuſchreiben. Auch er hatte von dem Tod des Chevaliers gehört, glaubte aber mit dem Polizeidirektor, daß dies nur ein Kunſtgriff geweſen ſey, um ſein Gewerbe ſicherer fortzuſetzen; denn beide hegten keinen Zweifel, jener Mordverſuch an der Sängerin könne nur von dieſem ſchrecklichen Menſchen herrühren. Wie ſchwer war es aber, der Spur dieſes Mörders zu folgen; die Fremden, die ſich damals zu B. aufhielten, waren, wie der Direktor verſicherte, alle unverdächtig; nur zwei Umſtände konnten zu Gewiſſerem führen; das Schnupftuch, welches ſich im Zimmer der Bianetti gefunden hatte, konnte, wenn man irgendwo ein ähnliches ſah, zur Entdeckung leiten; es war daher die genaueſte Beſchreibung davon in den Händen aller jener Näherinnen und Waſchfrauen, welche die Garderobe der Fremden in B. zu beſorgen pflegten. Sodann glaubte der Direktor aus pſychologiſchen Gründen annehmen zu können, daß ein zweiter Verſuch auf das Leben der Sängerin bald folgen würde, im Falle ſich nämlich der Mörder noch in der Nähe aufhielte.

Sobald daher die Sängerin wieder bei Kräften war, begleitete der Direktor der Polizei den Doktor Lange, ſo oft er ſie beſuchte; es wurden dort manche Maaßregeln beſprochen, manche ſchienen gut, aber nicht wohl auszuführen, manche wurden geradehin verworfen. Giuſeppa ſelbſt kam endlich auf einen Gedanken, der den beiden Männern ſehr einleuchtete. „Der Doktor,“ ſagte ſie, „hat mir erlaubt, in der nächſten Woche wieder auszugehen; wenn er nichts dagegen hat, würde ich auf der letzten Redoute des Carnevals zuerſt wieder unter den Leuten erſcheinen; es hat etwas Anziehendes für mich, mich dort, wo mein Unglück eigentlich anfing, zum erſten Mal zu zeigen. Wenn wir dafür ſorgen, daß dies in B. hinlänglich bekannt wird, und wenn der Chevalier noch hier iſt, ſo bin ich wie von meinem Leben überzeugt, daß er unter irgend einer Maske ſich wieder in meine Nähe drängt. Er wird ſich zwar hüten zu ſprechen, er wird durch nichts ſich verrathen, aber ſeine Anſchläge auf mein Leben wird er nicht ruhen laſſen, und ich will ihn aus Tauſenden erkennen. Seine Größe, ſeine Geſtalt, vor Allem ſeine Augen werden mir ihn kenntlich machen. Was meinen Sie, meine Herren?“

Der Plan war nicht übel. „Ich wollte wetten,“ ſagte der Direktor, „wenn er erfährt, Sie kommen auf dieſen Ball, ſo bleibt er nicht aus; ſey es auch nur, um den Gegenſtand ſeiner Rache wieder zu ſehen und ſeiner Wuth neue Nahrung zu geben. Ich denke übrigens, Sie ſollten keine Larve vor's Geſicht nehmen, er wird Sie dann um ſo leichter erkennen, um ſo eher in Ihrer Nähe in ſeine Falle gehen; ich werde ein paar tüchtige Burſche in Dominos ſtecken und ſie Ihnen zur Escorte geben; auf ein Zeichen von Ihnen ſoll der alte Fuchs gefangen ſeyn.“

Babette, das Kammermädchen der Sängerin, war während dieſes Geſpräches ab- und zugegangen; ſie hatte gehört, wie ihre Dame entſchloſſen ſey, den Mörder oder ſeine Gehülfen ausfindig zu machen, ſie glaubte es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, nach Kräften zu dieſer Entdeckung beizutragen. Sie paßte daher den Direktor ab, faßte ſich ein Herz und ſagte, ſie habe ſchon neulich den Doktor auf einen Umſtand aufmerkſam gemacht, der zur Entdeckung führen könnte, er ſcheine aber nicht darauf zu achten.

„Kein Umſtand iſt bei ſolchen Vorfällen gering, meine liebe Kleine,“ antwortete der Mann der Polizei; „wenn Sie irgend etwas wiſſen“ —

„Ich glaube faſt, Signora iſt zu diskret und will nicht recht mit der Sprache heraus; als ſie den Stich bekam und in meinen Armen ohnmächtig wurde, war ihr letzter Seufzer — Bolnau.“

„Wie?“ rief der Direktor entrüſtet, „und das verſchwieg man mir bis jetzt? einen ſo wichtigen Umſtand; haben Sie auch recht gehört, Bolnau?“

„Auf meine Ehre,“ ſagte die Kleine und legte die Hand betheuernd auf das Herz. „Bolnau, ſagte ſie und ſo ſchmerzlich, daß ich nicht anders glaube, als ſo heißt der Mörder; aber bitte, verrathen Sie mich nicht!“

Der Direktor hatte den Grundſatz, daß kein Menſch, er ſehe ſo ehrlich aus als er wolle, zu gut zu einem Verbrechen ſey. Der Commerzienrath Bolnau, und einen andern wußte er nicht in dieſer Stadt, war ihm zwar als ein geordneter Mann bekannt, aber — hatte man nicht Beiſpiele, daß gerade ſolche Leute, denen man vor der Welt nichts nachſagen konnte, der Juſtiz am meiſten zu ſchaffen machten? konnte er nicht mit dieſem Chevalier de Planto unter einer Decke ſpielen. Er ſetzte unter dieſen Betrachtungen ſeinen Weg weiter fort, er näherte ſich der breiten Straße, es fiel ihm bei, daß um dieſe Zeit der Commerzienrath ſich dort zu ergehen pflegte; er beſchloß, ihm ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Richtig, dort kam er die Straße herab, er grüßte rechts, er grüßte links, er ſprach alle Augenblicke mit einem Bekannten, er lächelte, wenn er weiter ging, vor ſich hin, er ſchien munter und guter Dinge zu ſeyn. Er mochte etwa noch fünfzig Schritte vom Direktor entfernt ſeyn, als er dieſen anſichtig wurde; er erbleichte, er wandte um und wollte in eine Seitenſtraße einbiegen. „Ein verdächtiger, ſehr verdächtiger Umſtand!“ dachte der Direktor, lief ihm nach, rief ſeinen Namen und brachte ihn zum Stehen. Der Commerzienrath war ein Bild des Jammers, er brachte in hohlen Tönen bon jour, bon jour hervor, er ſchien lächeln zu wollen, aber die Augen gingen ihm über und ſein Geſicht verzog ſich krampfhaft; ſeine Knie zitterten, ſeine Zähne ſchlugen hörbar aneinander.

„Ei, ei, Sie machen ſich recht rar. Habe Sie ſchon ein paar Tage nicht an meinem Fenſter vorbeigehen ſehen; Sie ſcheinen nicht recht wohl zu ſeyn?“ ſetzte der Direktor mit ſtechendem Blick hinzu, „Sie ſind ſo blaß; fehlt Ihnen etwas?“

„Nein, — es iſt nur ſo ein kleines Fröſteln — ich war wirklich einige Tage nicht wohl, aber Gottlob, es geht mir beſſer.“

„So? Sie waren nicht wohl?“ fragte jener weiter, „das hätte ich kaum gedacht; ich glaubte ſie doch noch vor wenigen Tagen auf der Redoute recht munter geſehen zu haben.“

„Ja freilich; aber gleich den folgenden Tag mußte ich mich legen; ich bekam meine Zufälle wieder, aber ich bin jetzt ganz wieder hergeſtellt.“

„Nun, da werden Sie nicht verſäumen, die nächſte Redoute zu beſuchen; es iſt die letzte und ſoll ſehr brillant werden: ich hoffe Sie dort zu ſehen; bis dahin Adieu, Herr Commerzienrath!“

10.

„Werde nicht manquiren!“ rief ihm der Commerzienrath Volnau mit jammervollen Mienen nach; „der hat Verdacht!“ ſprach er zu ſich, „der weiß etwas von dem Wort der Sängerin. Zwar ſoll ſie wieder hergeſtellt ſeyn; aber kann nicht der Verdacht im Herzen dieſes Policiſten um ſich freſſen? Kann er mich nicht aus Argwohn beobachten laſſen? Die geheime Polizei wird mich verfolgen; auf allen meinen Schritten und Tritten ſehe ich ſchlaue fremde Geſichter. Ich darf nichts mehr reden, ſo wird es rapportirt, gedeutet; ich werde, o Gott im Himmel! ich werde ein unruhiger Kopf, ein gefährliches Individuum; und doch lebte ich ſtill und harmlos wie Wilhelm Tell im vierten Akt!“

So ſprach der unglückliche Volnau bei ſich; ſeine Angſt vermehrte ſich, als er über die verfängliche Frage wegen der nächſten Redoute nachdachte; „er meint gewiß, ich werde mich nicht in die Nähe der Sängerin wagen, aus böſem Gewiſſen; aber ich muß hin, ich muß ihm dieſen Verdacht benehmen! und doch — wird mich nicht in ihrer Nähe ein Zittern und Beben überfallen, gerade weil er glauben kann, ich werde aus Gewiſſensbiſſen und Angſt zittern?“ Er quälte ſich ab mit dieſen Vorſtellungen, ſie beſchäftigten ihn Tage lang; er erinnerte ſich, daß ein berühmter Schriftſteller in einer

Schrift bewieſen habe, daß man Angſt vor der Angſt haben könne, und dies ſchien ihm ganz ſein Fall zu ſeyn. Aber er fühlte, daß er ſich ein Herz faſſen und der Gefahr entgegen gehen müſſe. Er ließ ſich vom Maskenverleiher den prachtvollen Anzug des Paſcha von Janina holen; er zog ihn alle Tage an und übte ſich vor einem Spiegel, recht unbefangen aus ſeiner Maske hervorzuſchauen. Er machte ſich aus ſeinem Schlafrocke eine Puppe und ſetzte ſie auf einen Seſſel; ſie ſtellte die Sängerin Bianetti vor. Er ging als Paſcha um ſie her, näherte ſich ihr und ſprach: „Es freuet mich unendlich, Sie in ſo erwünſchtem Wohlbefinden zu ſehen.“ Am dritten Tage konnte er ſeine Lektion ſchon ganz ohne Zittern ſagen, daher legte er ſich noch Schwereres auf. Er wollte recht artig und unbefangen ſeyn und ihr einen Teller mit Bonbons und Punſch offeriren. Er übte ſich mit einem Glas Waſſer, das er auf einen Teller ſetzte. Von Anfang klirrte es ſchrecklich in ſeiner zitternden Hand; aber auch dieſe Schwachheit überwand er, ja er konnte ganz luſtig dazu ſagen: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Punſch und etliche Bonbons?“ Es ging trefflich; kein Sterblicher ſollte ihn beben ſehen. Ali Paſcha von Janina fühlte Muth in ſich, trotz ſeiner Angſt auf die Redoute zu gehen.

Der Medizinalrath Lange hatte es ſich nicht nehmen laſſen, die Geneſene zum erſten Mal wieder unter die Leute zu führen. Sie hatte es ihm gern zugeſagt; hatte er doch durch ſeine treue Pflege, durch die väterliche Sorgfalt, womit er ſich ihrer angenommen, ein Recht auf ihre wärmſte Dankbarkeit gewonnen. So kam er mit ihr auf die Redoute, und er ſchien ſich nicht wenig auf den Platz an der Seite des ſchönen intereſſanten Mädchens zu gut zu thun. Die Leute in B. ſind ein ſonderbares Volk. In den erſten Tagen hatte man von den nobelſten Salons bis hinab in die Bierſchenken von der Sängerin Uebels geſprochen; als aber Männer von Gewicht ſich ihrer annahmen, als angeſehene Damen ſich öffentlich für ſie erklärten, drehte ſich die Fahne nach dem Wind, und die B . . . er liefen, gerührt über das Schickſal des armen Kindes, in den Straßen umher und ſtarben bald vor Entzücken, daß ſie geneſen. Als ſie in den Saal der Redoute trat, ſchien Alles nur auf ſie, als die Königin des Feſtes, gewartet zu haben; man jubelte und jauchzte, man klatſchte in die Hände und rief: Bravo! als hätte ſie eben die ſchwerſten Rouladen zu Stande gebracht. Auch dem Medizinalrath fiel ſein Antheil am Beifall zu: „Sehet, der iſt's!“ riefen ſie, „das iſt ein geſchickter Mann, der hat ſie gerettet!“

Die Sängerin fühlte ſich freudig bewegt von dieſem Beifall der Menge; ja ſie hätte, berauſcht von dem Gemurmel der Glückwünſchenden, beinahe vergeſſen, daß ſie noch ein ernſterer Zweck in dieſen Saal geführt habe; aber die vier handfeſten Dominos, die ihren Schritten folgten, die Fragen des Doktors, ob ſie die grauen Augen des Chevaliers noch nicht anſichtig geworden, erinnerten ſie immer wieder an ihr Vorhaben. Ihr ſelbſt und dem Doktor war es nicht entgangen, daß ein langer hagerer Türke (man hieß in B. ſein Koſtüm den Ali Baſſa) ſich immer in ihre Nähe dränge; und ſo oft der Strom der Masken ihn wegriß, immer war er ihnen zur Seite. Die Sängerin ſtieß den Doktor an und winkte mit den Augen nach dem Paſcha hin. Er erwiederte ihren Wink und ſagte: „Ich habe ihn ſchon lange bemerkt.“ Der Paſcha näherte ſich mit ungewiſſen Schritten; die Sängerin klammerte ſich feſter an Lange's Arm; er war jetzt ganz nahe, ſtarre graue Aeuglein guckten aus der Maske, und eine hohle Stimme ſprach zu ihr: „Es freut mich unendlich, werthgeſchätzte Mamſell, Sie in ſo erwünſchtem Wohlſeyn zu ſehen.“ Die Sängerin wandte ſich erſchreckt ab und ſchien zu zittern; auch die Maske fuhr bei dieſem Anblick bebend zurück und verſchwand unter der Menge. „Iſt er es?“ rief der Medizinalrath, „faſſen Sie ſich doch; es gilt hier, ruhig und mit Umſicht zu handeln; glauben Sie, er iſt es?“ — „Noch weiß ich es nicht gewiß,“ entgegnete ſie; „aber ich glaube ſeine Augen zu erkennen.“

Der Medizinalrath gab den vier Dominos die Weiſung, recht genau auf dieſen Paſcha acht zu geben, und ging mit der Dame weiter. Aber kaum hatte er einige Gänge durch den Saal gemacht, ſo erſchien der Türke wieder; doch hielt er ſich mehr in der Entfernung, als beobachte er die Sängerin.

Der Doktor trat mit ſeiner Dame an ein Buffet, um ihr auf den gehabten Schrecken eine Taſſe Thee zu verordnen; er ſah ſich um — auch hier wieder der Türke. Und ſiehe da, jetzt hatte er auf einem Tellerlein ein Glas Punſch und einige Bonbons; er nähert ſich der Sängerin, ſeine Augen funkeln, das Glas hüpft und klappert in ſeltſamen Klängen auf dem zitternden Teller; er iſt an ihrer Seite, er bietet ihr den Teller und ſagt:

„Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Punſch und etliche Bonbons?" Die Sängerin ſah ihn ſtarr an, ſie erbleichte, ſie ſtieß den Teller zurück und rief: „Ha, der Schreckliche! er iſt's, er iſt's, er will mich vergiften!"

Der Paſcha von Janina ſtand ſtumm und regungslos, er ſchien jeden Gedanken an Vertheidigung aufzugeben; willenlos ließ er ſich von den vier handfeſten Dominos hinwegführen.

Beinahe in demſelben Augenblicke wurde der Doktor heftig an ſeinem ſchwarzen Mantel gezogen; er ſah ſich um, jener kleine verwachſene Lohnlaquai aus dem **Hôtel de Portugal** ſtand vor ihm, bleich und von Schrecken entſtellt: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Medizinalrath, kommen Sie doch gefälligſt mit mir auf Nr. 53, eben will der Teufel den franzöſiſchen Herrn holen."

„Was ſchwatzt Er da?" ſagte der Doktor unwillig und wollte ihn auf die Seite ſchieben, um dem Gefangenen auf die Polizeidirektion zu folgen, „was geht es mich an, wenn ihn der Satan zu ſich nimmt?"

„Aber ich bitte Sie," rief der Kleine beinahe heulend, „er kann vielleicht doch gerettet werden; Hochdieſelben ſind ja Stadtphyſikus allhier und verpflichtet, zu den Fremden in den Hotellern zu kommen."

Der Medizinalrath unterdrückte einen Fluch, der ihm auf der Zunge ſchwebte; er ſah, daß er dieſem unangenehmen Gang nicht ausweichen könne, er winkte den Kapellmeiſter Boloni herbei, übergab ihm die Sängerin und eilte mit dem kleinen Menſchen nach dem **Hôtel de Portugal**.

11.

Es war ſtill und öde in dieſem großen Gaſthof, Mitternacht war beinahe ſchon vorüber, die Lampen in den Gängen und Treppen brannten düſter und trübe; es war dem Medizinalrath unheimlich zu Muth, als er zu dem einſamen Kranken hinanſtieg. Der Laquai ſchloß die Thüre auf, der Doktor trat ein, wäre aber beinahe wieder zurückgeſunken; denn ein Weſen, das ſeit einigen Tagen unabläſſig ſeine Phantaſie im Wachen und im Schlafe beſchäftigt hatte, ſaß hier wirklich und verkörpert im Bette. Es war ein großer hagerer ältlicher Mann, er hatte eine ſpitzig aufſtehende wollene Schlafmütze tief in die Stirne gezogen, ſeine enge Bruſt, ſeine langen dünnen Arme waren mit Flanell überkleidet, unter der Mütze ragte eine große ſpitzige Naſe aus einem magern braungelben Geſicht hervor, das man ſchon todt und erſtorben geglaubt hätte, wären es nicht ein Paar graue ſtechende Augen geweſen, die ihm noch etwas Leben und einen ſchrecklichen grauenerregenden Ausdruck gaben. Seine langen dünnen Finger, die mit den hagern Gelenken weit aus den Aermeln hervorragten, hatte er zuſammengekrümmt, er kratzte mit heiſerem wahnſinnigen Lachen auf der Bettdecke.

„Schaut! er kratzt ſich ſchon ſein Grab!“ flüſterte der kleine Menſch und weckte damit den Doktor aus ſeinem Hinſtarren auf den Kranken. So, gerade ſo hatte ſich dieſer den Chevalier de Planto gedacht: dieſes tückiſche graue Auge, dieſe unheilverkündenden Züge, dieſe dürre geſpenſterhafte Figur — es war hier alles, was die Sängerin von jenem ſchrecklichen Manne geſagt hatte. Doch er beſann ſich, kam er denn nicht jetzt eben von der Verhaftung jenes Chevaliers? Konnte nicht ein anderer Mann auch graue Augen haben? war es zu verwundern, daß ein Kranker abgefallen und bleich war? Der Doktor lachte ſich ſelbſt aus, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er dieſe Gedanken hinwegwiſchen, und trat an das Bett. — Doch, noch nie hatte er in ſo langen Jahren am Bette eines Kranken Grauen und Furcht gefühlt — hier, es war ihm unerklärlich, hier befiel ihn eine Beengung, ein Schauer, den er umſonſt abzuſchütteln ſuchte, und er fuhr unwillkürlich zurück, als er die feuchte kalte Hand in der ſeinigen fühlte, als er lange umſonſt nach einem Puls ſuchte.

„Der dumme Kerl,“ rief der Kranke mit heiſerer Stimme, indem er bald Franzöſiſch, bald ſchlechtes Italieniſch und gebrochenes Deutſch unter einander warf, „der dumme kleine Kerl hat mir, glaube ich, einen Doktor gebracht. Sie werden mir verzeihen, ich habe nie viel von Ihrer Kunſt gehalten. Das Einzige, was mich heilen kann, ſind die Bäder von Genua; ich habe der Bête ſchon befohlen, daß er mir Poſtpferde beſtellte; ich werde heute Nacht noch abfahren.“

„Freilich wird er abfahren,“ murmelte der kleine Menſch; „aber mit ſechs kohlſchwarzen Rappen; und nicht nach Genua, ſondern dahin, wo Heulen und Zähnklappern.“

Der Doktor ſah, daß hier wenig mehr zu machen ſey; er glaubte die Vorzeichen des nahen Todes in den Augen, in den unruhigen Bewegungen des Kranken zu leſen, ſelbſt jene Sehnſucht zu reiſen und hinaus ins Weite zu kommen, war ſchon oft der Vorbote eines ſchnellen Endes geweſen. Er rieth ihm daher, ſich ruhig nieder zu legen, und verſprach ihm einen kühlen Trank zu bereiten.

Der Kranke lachte grimmig. „Liegen, ruhig liegen?“ antwortete er. „Wenn ich liege, höre ich auf zu athmen; ich muß ſitzen, im Wagen muß ich ſitzen, fort, weit fort! — Was ſagt der kleine Menſch? hat er die Pferde beſtellt? Kleiner Hund, haſt du mein Gepäck in Ordnung?“

„Ach Herr und Vater!“ krächzte der Kleine, „jetzt denkt er an ſein Gepäck; ja einen ſchweren Pack Sünden nimmt er mit, der Unmenſch. Es iſt nicht an den Himmel zu malen, was er geflucht und gotteslästerliche Reden geführt hat.“

Der Medizinalrath faßte noch einmal die Hand des Kranken. „Faſſen Sie Vertrauen zu mir,“ ſagte er, „vielleicht kann Ihnen die Kunſt doch noch nützen; Ihr Diener ſagt mir, es ſey Ihnen eine Schußwunde wieder aufgegangen; laſſen Sie mich unterſuchen.“ Murrend bequemte ſich der Kranke dazu, er deutete auf ſeine Bruſt. Der Arzt nahm einen ſchlechtgemachten Verband weg, er fand — eine Stichwunde nahe am Herzen. — Sonderbar! es war dieſelbe Größe, derſelbe Ort, wie die Wunde der Sängerin.

„Das iſt eine friſche Wunde, ein Stich!“ rief der Doktor und ſah den Kranken mißtrauiſch an. „Woher haben Sie dieſe Wunde?“

„Sie glauben wohl, ich habe mich geſchlagen? Nein, beim Teufel! ich hatte ein Meſſer in der

Bruſttaſche, fiel eine Treppe herab und habe mich ein wenig geritzt.“

„Ein wenig geritzt!“ dachte Lange, „und doch wird er an dieſer Wunde ſterben.“

Er hatte indeſſen Limonade bereitet und bot ſie dem Kranken; dieſer führte ſie mit unſicherer Hand zum Munde, ſie ſchien ihn zu erquicken; er war einige Momente ſtill und ruhig; doch, als er ſah, daß er einige Tropfen auf die Decke gegoſſen hatte, fing er an zu fluchen und verlangte ein Schnupftuch. Der Laquai flog zu einem Koffer, ſchloß auf und brachte ein Tuch heraus — der Doktor ſah hin, eine ſchreckliche Ahnung ſtieg in ihm auf — er ſah wieder hin, es war dieſelbe Farbe, derſelbe Stoff, es war das Tuch, das man bei der Sängerin gefunden. Der kleine Menſch wollte es dem Kranken überreichen; er ſtieß es zurück: „Gehe zu allen Teufeln, du Thier! wie oft muß ich es ſagen, Eau d'héliotrope darauf!“ Der Diener holte eine kleine Flaſche hervor und beſprengte das Tuch; ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer — es war daſſelbe Parfüm, das jenes gefundene Tuch an ſich getragen.

Der Medizinalrath bebte an allen Gliedern; es war kein Zweifel mehr, er hatte hier den Mörder der Sängerin Bianetti, den Chevalier de Planto vor ſich. Es war ein Hülfloſer, ein Kranker, ein Sterbender, der hier im Bette ſaß; aber dem Doktor war es, als könne er alle Augenblicke aus dem Bette fahren und nach ſeiner Kehle greifen, er ergriff ſeinen Hut, es trieb ihn fort aus der Nähe des Schrecklichen.

Der kleine Laquai packte ihn am Rock, als er ihn gehen ſah. „Ach, Wohledler!“ ſtöhnte er, „Sie werden mich doch nicht bei ihm allein laſſen wollen? Ich halte es nicht aus, wenn er jetzt ſtürbe und dann ſogleich als flanellenes Geſpenſt mit der Zipfelmütze auf dem Schädel im Zimmer auf und ab ſpazierte! Um Gottes Barmherzigkeit willen, verlaſſen Sie mich nicht!“

Der Kranke grinzte fürchterlich, und lachte und fluchte untereinander, er ſchien dem Kleinen zu Hülfe kommen zu wollen, er ſtreckte ein langes dürres Bein aus dem Bette, er krallte die dünnen Finger nach dem Doktor. Doch dieſer hielt es nicht mehr aus; der Wahnſinn ſchien ihn anzuſtecken, er warf den Kleinen zurück und floh aus dem Zimmer; noch auf den unterſten Treppen hörte er das gräßliche Lachen des Mörders.

12.

Am Morgen nach dieſer Nacht fuhr ein hübſcher Stadtwagen vor dem **Hôtel de Portugal** vor; es ſtiegen drei Perſonen, eine verſchleierte Dame und zwei ältliche Herren, heraus und ſtiegen die Treppe hinan. „Iſt der Herr Oberjuſtizreferendarius Pfälle ſchon oben?“ fragte der eine dieſer Herren den Kellner, der ſie hinauf führte; dieſer bejahte und der Herr fuhr fort: „Und doch iſt es eine ſonderbare Fügung des Schickſals, daß er die Treppe herabſtürzt und ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt ſtößt, daß er ſich ſelbſt verhindert zu entfliehen, daß gerade Sie, Lange, zu ihm beſchieden werden!“

„Gewiß!“ ſagte die verſchleierte Dame. „Finden Sie aber nicht auch ein eigentliches Verhängniß in dieſen Schnupftüchern? Das eine mußte er bei mir liegen laſſen, welcher Zufall! das andere mußte er gerade in dem Augenblick verlangen, wo der Doktor noch bei ihm iſt."

„Es mußte ſo gehen," erwiederte der zweite Herr; „man kann nichts ſagen, als es mußte ſo kommen. Aber in dieſem Strudel hätte ich beinahe etwas vergeſſen; ſagen Sie, was iſt denn mit dem Paſcha von Janina? Signora mußte ſich offenbar getäuſcht haben. Sie haben ihn wieder auf freien Fuß geſetzt? Wer war der arme Teufel?"

„Mit nichten und im Gegentheil," ſprach der erſtere, „ich habe mich überzeugt, daß es ein Mitſchuldiger des Chevalier iſt, dem ich ſchon lange auf der Spur bin. Ich habe ihn ſchon hieher bringen laſſen, er wird mit dem Mörder konfrontirt werden."

„Nicht möglich!" rief die Dame, „ein Mitſchuldiger?"

„Ja, ja!" ſagte der Herr mit ſchlauem Lächeln, „ich weiß allerlei, wenn man mir es auch nicht angibt. Aber Gottlob, wir ſind oben, hier iſt ja gleich Nro. 53. Mademoiſelle haben Sie die Güte, einſtweilen hier auf 54 einzutreten; der Kapellmeiſter hat es erlaubt und wird Sie nicht hinauswerfen, dafür wollte ich ſtehen. Wenn das Verhör an Sie kommt, werde ich Sie rufen."

Wir brauchen nicht erſt zu ſagen, daß dieſe drei Perſonen die Sängerin, der Doktor und der Direktor waren; ſie kamen, um den Chevalier de Planto eines Mordverſuchs anzuklagen. Der Direktor und der Medizinalrath traten ein; der Kranke ſaß noch eben ſo im

Bette, wie ihn der Doktor in der Nacht geſehen; nur ſchienen beim Tageslicht ſeine Züge noch graſſer, der Ausdruck der Augen, die ſchon zu erſtarren anfingen, noch ſchauerlicher. Er ſah bald den Doktor, bald den Direktor mit ſeelenloſen Blicken an, dann ſchien er nachzuſinnen, was hier in ſeinem Zimmer vorgehe, denn der Referendarius Pfälle, ein kurzer junger Mann mit rothen Wangen und kleinen Aeuglein, hatte ſich einen Tiſch zurecht geſtellt, einen Stoß Papier vor ſich hingelegt und hielt eine lange Schwanenfeder in der Rechten, um zu protokolliren.

„Bête, was wollen dieſe Herren?“ rief der Kranke mit ſchwacher Stimme dem kleinen Laquaien zu, „du weißt ja, ich nehme keine Beſuche an.“

Der Direktor trat dicht vor ihn hin, ſah ihn feſt an, und ſagte mit Nachdruck: „Chevalier de Planto!“

„Qui vive?“ ſchrie der Kranke und fuhr mit der Rechten an die Schlafmütze, als wolle er militäriſch ſalutiren.

„Mein Herr, Sie ſind der Chevalier de Planto?“ fuhr jener fort.

Die grauen Augen fingen an zu glänzen, er warf ſtechende Blicke auf den Direktor und den Referendär, ſchüttelte mit höhniſcher Miene den Kopf und antwortete: „der Chevalier iſt längſt todt.“

„So? wer ſind denn Sie? antworten Sie, ich frage im Namen des Königs.“

Der Kranke lachte: „ich nenne mich Lorier; Bête, gib dem Herrn meine Päſſe!“

„Iſt nicht nöthig; kennen Sie dies Tuch, mein Herr?“

„Was werde ich es nicht kennen, Sie haben es da von meinem Stuhl weggenommen; wozu dieſe Fragen, wozu dieſe Scenen? Sie geniren mich, mein Herr!“

„Belieben Sie auf Ihre linke Hand zu ſchauen,“ ſagte der Direktor, „dort halten Sie ja Ihr Tuch; dieſes hier fand ſich im Hauſe einer gewiſſen Giuſeppa Bianetti.“

Der Kranke warf einen wüthenden Blick auf die Männer; er ballte ſeine Fauſt und knirſchte mit den Zähnen; er ſchwieg hartnäckig, obgleich der Direktor ſeine Fragen wiederholte. Dieſer gab jetzt dem Doktor einen Wink; er ging hinaus und erſchien bald darauf mit der Sängerin, dem Kapellmeiſter Boloni und dem ....ſchen Geſandten in dem Zimmer.

„Herr Baron von Martinow,“ wandte ſich der Direktor zu dieſem, „erkennen Sie dieſen Mann für denſelben, den Sie in Paris als Chevalier de Planto kannten?“

„Ich erkenne ihn für denſelben,“ antwortete der Baron, „und wiederhole meine Ausſagen über ihn, die ich früher zu Protokoll gab.“

„Giuſeppa Bianetti! erkennen Sie ihn für denſelben, der Sie aus dem Hauſe Ihres Stiefvaters führte, in ſein Haus nach Paris brachte, für denſelben, den Sie eines Mordverſuchs beſchuldigen?“

Die Sängerin bebte bei dem Anblick des fürchterlichen Mannes; ſie wollte antworten, aber er ſelbſt erſparte ihr jedes Geſtändniß. Er richtete ſich höher auf, ſeine wollene Mütze ſchien ſpitziger aufzuſtehen, ſeine Arme waren ſteif, er ſchien ſie mit Mühe zu bewegen.

aber ſeine Finger krallten ſich krampfhaft auf und zu; ſeine Stimme ſchlich nur noch leiſe und heiſer aus der Bruſt herauf, ſelbſt ſein Lachen und ſeine Flüche wurden beinahe zum Geflüſter. „Kommſt du mich zu beſuchen, Schepperl?“ ſagte er, „das iſt ſchön von dir; nicht wahr, du weideſt dich recht an meinem Anblick? Es iſt mir wahrhaftig leid, daß ich dich nicht beſſer getroffen, ich hätte dir dadurch den Schmerz erſpart, deinen Oheim vor ſeiner Abreiſe von dieſen deutſchen Thieren verhöhnt zu ſehen.“

„Was brauchen wir weiter Zeugniß?“ unterbrach ihn der Direktor, „Herr Referendarius Pfälle, ſchreiben Sie einen Verhaftungsbefehl gegen“ —

„Was thun Sie?“ rief der Doktor, „ſehen Sie denn nicht, daß ihm der Tod ſchon am Herzen iſt? Er treibt es keine Viertelſtunde mehr. Eilen Sie, wenn Sie noch etwas zu fragen haben.“

Der Direktor befahl dem Laquai, den Gerichtsdienern zu rufen, ſie ſollen den Gefangenen herauf bringen; der Kranke ſank mehr und mehr zuſammen, ſein Auge ſchien ſtill zu ſtehen, es hatte nur eine Richtung, nach der Sängerin, aber auch jetzt noch ſchien Wuth und Ingrimm daraus hervor zu blitzen. „Schepperl,“ ſprach er wieder, „du haſt mich unglücklich gemacht, zu Grunde gerichtet, darum verdienteſt du den Tod; du haſt deinen Vater zu Grunde gerichtet, ſie haben ihn auf die Galeere geſchickt, weil er dich mir um Geld verkauft hat; er hat mich beſchworen, dich umzubringen; es thut mir leid, daß ich gezittert habe. Verflucht ſeyen dieſe Hände, die nicht einmal mehr ſicher ſtoßen konnten!“ Seine greulichen Verwünſchungen, die er über ſich und Giuſeppa ausſtieß, wurden durch eine neue Erſcheinung unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener brachten einen Mann in türkiſcher Kleidung; es war der unglückliche Ali Paſcha von Janina — der Turban bedeckte das jammervolle Haupt des Commerzienraths Bolnau. Alle erſtaunten über dieſen Anblick, beſonders ſchien der Kapellmeiſter ſehr betreten; er erblaßte und erröthete und wandte ſein Geſicht ab. „Monſieur de Planto,“ ſprach der Direktor, „kennen Sie dieſen Mann?“ Der Kranke hatte die Augen geſchloſſen; er riß ſie mühſam auf und ſagte: „gehet zu allen Teufeln, ich kenne ihn nicht.“

Der Türke ſah die Umſtehenden mit kummervoller Miene an; „ich wußte wohl, daß es ſo kommen werde,“ ſprach er mit weinerlichem Tone, „es hat mir ſchon lange geahnet. Aber Mademoiſelle Bianetti, wie konnten Sie doch einen unſchuldigen Mann ſo ins Unglück bringen?“

„Was iſt es denn mit dieſem Herrn?“ fragte die Sängerin, „ich kenne ihn nicht. Herr Direktor, was hat denn dieſer gethan?“

„Signora,“ ſprach der Direktor mit tiefem Ernſt, „vor den Gerichten gilt keine Nachſicht oder irgend eine Schonung; Sie müſſen dieſen Herrn kennen, es iſt der Commerzienrath Bolnau. Ihr eigenes Kammermädchen hat eingeſtanden, daß Sie bei dem Mord ſeinen Namen ausgerufen haben.“

„Freilich!“ klagte der Paſcha, „meinen Namen genannt unter ſo verfänglichen Umſtänden!“

Die Sängerin erſtaunte, eine tiefe Röthe flog über ihr ſchönes Geſicht, ſie ergriff in großer Bewegung den

Kapellmeiſter bei der Hand: „Carlo,“ rief ſie, „jetzt gilt es zu ſprechen, ich kann es nicht verſchweigen; ja, Herr Direktor, ich werde dieſen theuren Namen genannt haben, aber ich meinte nicht jenen Herrn, ſondern“ —

„Mich!“ rief der Kapellmeiſter und trat hervor, „ich heiße, wenn es mein lieber Vater dort erlaubt, Karl Bolnau!“

„Karl! Muſikant! Amerikaner!“ rief der Türke und umarmte ihn, „das iſt das erſte geſcheute Wort in deinem Leben! du haſt mich aus einem großen Jammer befreit.“

„Wenn ſich die Sache ſo verhält,“ ſagte der Direktor, „ſo ſind Sie frei, und wir haben in dieſer Sache nur mit gegenwärtigem Herrn Chevalier de Planto zu thun.“ Er wandte ſich um zu dem Bette: dort ſtand der Arzt und hielt die Hand des Mörders in der ſeinigen; er legte ſie ernſt und ruhig auf die Decke und drückte ihm die ſtarren Augen zu. „Direktor,“ ſagte er, „der macht es jetzt mit einem höheren Richter aus.“

Man verſtand ihn; ſie gingen aus dem Gemach des furchtbaren Todten und traten drüben bei dem Kapellmeiſter, dem glücklichen, wiedergefundenen Sohne des Paſcha ein; die Sängerin verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des Geliebten, ihre Thränen ſtrömten heftig, aber es waren die letzten, die ſie ihrem unglücklichen Schickſal weinte; denn der Paſcha ging lächelnd um das ſchöne Paar, er ſchien an einem großen Entſchluß zu arbeiten; er beſprach ſich heimlich mit dem Medizinalrath und trat von dieſem zu ſeinem Sohn und der Sängerin. „Liebſte Mademoiſelle,“ ſprach er, „ich habe

Ihretwegen vieles ausgeſtanden, Sie haben meinen Namen ſo verfänglich genannt, daß ich Sie bitte, ihn̄ mit dem Ihrigen zu vertauſchen. Sie haben geſtern meinen Teller mit Punſch verſchmäht, werden ſie mich wieder zurückſtoßen, wenn ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Karl Bolnau, meinen muſikaliſchen Sohn, präſentire, mit der Bitte, ihn zu ehelichen?“

Sie ſagte nicht nein; ſie küßte mit Freudenthränen ſeine Hand, der Kapellmeiſter ſchloß ſie mit Entzücken in ſeine Arme und ſchien diesmal ſein erhabenes Pathos ganz vergeſſen zu haben. Der Commerzienrath aber faßte des Doktors Hand: „Lange, ſage Er, hätte ich denken können, daß es ſo kommen würde, als Er mir den Schrecken in alle Glieder jagte, als ich die Scheiben des Palais zählte, und Er mir ſagte: ihr letztes Wort war Bolnau!“

„Nun, was will er weiter!“ antwortete der Medizinalrath lächelnd, „es war doch gut, daß ich es Ihm damals ſagte, wer weiß, ob alles ſo gekommen wäre ohne das *letzte Wort der Sängerin.*“

* * *

Phantaſien im Bremer Rathskeller.

Ein Herbſtgeſchenk

für Freunde des Weines,

von

Wilhelm Hauff.

Guter Wein iſt ein gutes, geſelliges Ding, und jeder Menſch kann ſich wohl einmal davon begeiſtern laſſen.

Shakeſpeare.

Den

zwölf Apoſteln

im

Rathskeller zu Bremen

in

dankbarer Erinnerung

Im Herbſt 1827.

der Verfaſſer.

„Mit dem Menſchen iſt nicht auszukommen!“ ſagten ſie, als ſie in meinem Gaſthof die Treppe hinabſtiegen, und ich konnte es noch deutlich hören. „Jetzt will er wieder ſchlafen von neun Uhr an und leben wie ein Murmelthier; wer hätte das gedacht vor vier Jahren!“

Sie hatten nicht Unrecht, die Freunde, daß ſie mich in Unmuth verließen. Gab es ja doch heute Abend eines der glänzendſten muſikaliſchen, tanzenden und deklamirenden Butterbrode in der Stadt, und hatten ſie ſich nicht alle mögliche Mühe gegeben, mir, dem Landfremden, einen angenehmen Abend dort zu verſchaffen? Aber es war wahrhaftig unmöglich, ich konnte nicht gehen. Warum ſollte ich einen tanzenden Thee beſuchen, wo ſie nicht tanzte, warum ein ſingendes Butterbrod, wo ich (ich wußte es zum voraus) hätte ſingen müſſen, ohne von ihr gehört zu werden; warum einen trauten Kreis von Freunden durch Trübſinn und finſteres Weſen ſtören, das ich nun heute nicht verbannen konnte? O Gott! ich wollte ja lieber, daß ſie mir auf der Treppe einige Sekunden fluchten, als daß ſie ſich von neun Uhr bis ein Uhr langweilten, wenn ſie nur mit meinem Körper ſich unterhielten und bei der Seele umſonſt anfragten, die einige Straßen weiter auf Unſerer lieben Frauen Kirchhof nachtwandelte.

Aber das that mir wehe, daß mich die guten Geſellen für ein Murmelthier hielten, und dem Drang nach Schlaf zuſchrieben, was aus Freude am Wachen geſchah. O nur du, ehrlicher Hermann, wußteſt es mehr zu würdigen! Hörte ich denn nicht, wie du unten auf dem Domhof ſagteſt: „Schlaf iſt es nicht, denn ſeine Augen leuchten. Aber entweder hat er wieder zu viel oder zu wenig Wein getrunken, das heißt, er trinkt noch welchen und — allein.“

Wer verlieh dir denn dieſe prophetiſche Kraft? oder konnteſt du ahnen, daß meine Augen wacker waren, weil ſie heute Nacht alten Rheinwein ſchauen ſollten? konnteſt du wiſſen, daß ich gerade heute von dem Patent und Erlaubnißſchein, vom Rathe auf meine Perſon ausgeſtellt, Gebrauch machen werde, um die Roſe und eure zwölf Apoſtel zu begrüßen? Und überdies, war denn heute nicht mein Schalttag?

Meines Erachtens iſt es keine üble Gewohnheit, die ich von meinem Großvater angenommen, nämlich hie und da Einſchnitte zu machen in den Baum des Jahres und ſinnend dabei zu verweilen. Wenn der Menſch nur Neujahr und Oſtern, nur Chriſtfeſt oder Pfingſten feiert, ſo kommen ihm endlich dieſe Ruhepunkte in der Geſchichte ſeines Lebens ſo alltäglich vor, daß er darüber hinweg gleitet ohne Erinnerung. Und doch iſt es gut, wenn die Seele, ſonſt immer nach außen gerichtet, auch einmal auf ein paar Stunden einkehrt im eigenen Gaſthof ihrer Bruſt, ſich bewirthet an der langen Table d'Hote der Erinnerung und nachher gewiſſenhaft die Rechnung ad notam ſchreibt, wie Frau Hurtig dem Ritter. Der

Großvater nannte ſolche Tage ſeine Schalttage; nicht daß er etwa ein Bankel veranſtaltete mit ſeinen Freunden, oder den Tag luſtig und in Freuden lebte, in Saus und Braus; nein, er kehrte ein bei ſich, und ſeine Seele ſchmauſte in der Kammer, die ſie ſeit fünfundſiebenzig Jahren kannte. Noch jetzt, da er längſt im kühlen Friedhof ruht, noch jetzt kann ich es ſeinem holländiſchen Horaz anſehen, welche Stellen er an ſolchen Tagen geleſen; noch jetzt, als wäre es geſtern geſchehen, ſehe ich ſein großes blaues Auge ſinnend auf den vergelbten Blättern ſeines Stammbuchs weilen, und wie deutlich ſehe ich, wie dieſes Auge nach und nach ſich füllt, wie eine Thräne in den grauen Wimpern zittert, wie der gebietende Mund ſich zuſammenpreßt, wie der alte Herr langſam und zögernd die Feder ergreift und „einem ſeiner Brüder, der geſchieden,“ das ſchwarze Kreuz unter den Namen malt.

„Der Herr hält ſeinen Schalttag!“ pflegten die Diener uns zuzuwispern, wenn wir Enkel laut und fröhlich wie gewöhnlich die Treppe hinanſtürmten; „der Großvater hält ſeinen Schalttag!“ flüſterten wir uns zu und glaubten nicht anders, als er beſcheere ſich ſelbſt den heiligen Chriſt, weil er ja doch niemand habe, der ihm den Chriſtbaum anzünde. Und war es nicht ſo, wie wir in kindiſcher Einfalt glaubten? Zündete er nicht den Chriſtbaum ſeiner Erinnerung an, flammten nicht tauſend flimmernde Kerzen auf, die Lieblingsſtunden eines langen Lebens, und ſchien er nicht, wenn er am Abend des Schalttags ſtill und ruhig im Seſſel ſaß, ſich kindlich zu freuen an den Gaben der Vergangenheit?

Es war ſein Schalttag wieder eingetreten, als ſie ihn hinaustrugen. Ich mußte weinen, als ich dachte, daß der alte Mann ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder in die freie Luft komme. Sie führten ihn den Weg, auf dem ich ſo oft an ſeiner Seite gegangen war. Aber nicht lange, ſo beugten ſie über die ſchwarze Brücke und legten ihn tief in die Erde. „Nun hält er ſeinen rechten Schalttag,“ dachte ich, „aber wundern ſoll es mich doch, wie der alte Herr wieder da herauf kommen will, denn ſie haben doch viele Steine und Raſen auf ihn hinab geworfen.“ Er kam nicht wieder. Aber ſein Bild blieb in meinem Gedächtniß, und als ich herangewachſen war, gehörte es zu meinen liebſten Beſchäftigungen, ſeine feine offene Stirne, das klare Auge, den gebietenden und doch ſo freundlichen Mund mir vorzumalen. Mit ſeinem Bilde ſtiegen tauſend Erinnerungen auf, und ſeine Schalttage waren mir die Lieblingsſtücke in der langen Bildergallerie.

Und iſt denn heute nicht der erſte September, den auch ich mir zum Schalttag erwählte? Und ich ſollte Butterbrod verzehren in einer Geſellſchaft und allerlei Arien abſingen hören mit beigefügtem Applaus und Gezwitſcher? Nein! Heraus mit dir, köſtliches Rezept, das kein Arzt der Erde ſo köſtlich miſcht! Hinab zu dir, alte wahrhaftige Apotheke, um „nach Vorſchrift jedesmal einen Römer voll zu nehmen.“

Es ſchlug zehn Uhr, als ich die breiten Stufen des Rathskellers hinabſtieg; ich durfte hoffen, keinen Zecher mehr zu finden, denn es war Werktag bei andern

Leuten, und draußen heulte der Sturm, die Windfahnen ſtimmten ſonderbare Weiſen an, und der Regen rauſchte auf das Pflaſter des Domhofs. Aber der Rathsdiener maß mich mit fragenden Blicken vom Kopf bis zum Fuß, als ich ihm die Anweiſung auf einigen Wein darreichte.

„So ſpät noch, und heute, in dieſer Nacht?“ rief er.

„Mir iſt es vor zwölf Uhr nie zu ſpät“, entgegnete ich, „und nachher iſt es wohl frühe genug am Tage.“

„Aber muß es denn“ — wollte er eben fragen, doch Sigill und Handſchrift ſeiner Obern fiel ihm wieder ins Auge, und ſchweigend, aber nicht ohne Zögern, ſchritt er voraus durch die Hallen. Welch herzerquickender Anblick, wenn ſein Windlicht über die langen Reihen der Fäſſer hinſtreifte, welch ſonderbare Formen und Schatten, wenn es an den Schwibbogen des Kellers zitterte und die Säulen im dunkeln Hintergrunde wie geſchäftige Küper um die Fäſſer ſchwebten! Er wollte mir eines jener kleineren Gemächer aufſchließen, wo höchſtens ſechs bis acht Freunde, eng zuſammen gerückt, den Becher kreiſen laſſen können. Doch, mit trauten Geſellen liebe ich ein ſolches heimliches Plätzchen, der enge Raum drängt Mann an Mann, und die Töne, die hier nicht verhallen können, klingen traulicher; aber allein und einſam liebe ich freiere Räume, wo der Gedanke, gleich den Athemzügen, ſich freier ausdehnt. Ich wählte einen alten gewölbten Saal, den größten in dieſen unterirdiſchen Räumen, zu meinem einſamen Gelage.

„Erwarten Sie Geſellſchaft?“ fragte der Mann an meiner Seite.

„Ich bin allein.“

„Sie können ungebeten welche haben,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich ſcheu nach den Schatten umſah, die ſeine Lampe warf.

„Wie meint Ihr das?“ fragte ich verwundert.

„Ich meinte nur ſo,“ antwortete er, indem er einige Kerzen anzündete und einen großen Römer vor mich hinſetzte. „Man ſpricht mancherlei vom erſten September; der Herr Senator D. waren übrigens ſchon vor zwei Stunden da, und ich erwartete Sie nicht mehr.“

„Der Herr Senator D.? Warum? fragte er nach mir?“

„Nein, er hieß mich nur die Proben herausnehmen.“

„Welche Proben, mein Freund?“

„Nun, die von den Zwölfen und der Roſe,“ erwiederte der alte Mann, indem er anfing, einige niedliche Fläſchchen mit langen Papierſtreifen an den Hälſen hervor zu ziehen.

„Wie?“ rief ich, „man ſagte mir ja, ich könnte den Wein von den Fäſſern ſelbſt trinken.“

„Ja, aber nur im Beiſeyn eines Herrn vom Senat. Darum hieß mich der Herr Doktor die Zungenpröbchen herausnehmen, und ſo will ich ſie Ihnen einſchenken, wenn's gefällig.“

„Nicht einen Tropfen!“ unterbrach ich ihn, „hier kein Glas voll! nein, das iſt der echte Genuß, vom Faſſe zu trinken, und iſt es mir nicht mehr möglich, ſo will ich doch am Faſſe trinken. Kommt, Alter! nehmt die Proben mit, ich will das Licht tragen.“

Ich ſtand ſchon einige Minuten und ſah dem wunderlichen Treiben des alten Dieners zu. Bald ſtand er ſtill, ſah auf mich und räuſperte ſich, als wollt' er ſprechen, bald nahm er die Proben vom Tiſche und packte ſie in ſeine weiten Taſchen, bald nahm er ſie zögernd wieder heraus, um ſie auf den Tiſch zu ſetzen. Es ermüdete mich; „nun, ſollen wir bald gehen?“ rief ich voll Sehnſucht nach dem Apoſtelkeller, „wie lange wollt Ihr noch an Euren Gläschen hier aus- und einpacken?“

Der ernſte Ton, in welchem ich dies ſagte, ſchien ihm Muth zu machen. Ziemlich beſtimmt antwortete er: „es geht nicht, — nein! heute geht es nicht mehr, Herr!“

Ich glaubte hierin einen jener gewöhnlichen Kniffe zu ſehen, womit Hausverwalter, Kaſtellane oder Kellermeiſter den Fremden Geld abzuzwacken ſuchen, drückte ihm ein hinlängliches Geldſtück in die Hand und nahm ihn beim Arm, ihn fortzuziehen.

„Nein, ſo war es nicht gemeint,“ entgegnete er, indem er das Geldſtück zurückzuſchieben ſuchte; „ſo nicht, fremder Herr! ich will es nur gerade heraus ſagen: mich bringt man nicht mehr in den Apoſtelkeller in dieſer Nacht, denn wir ſchreiben heute den erſten September.“

„Und welche Thorheit wollt Ihr daraus folgern?“

„Nun, in Gottes Namen, Sie können denken davon, was Sie wollen; es iſt dort nicht geheuer in dieſer Nacht, das macht, es iſt der Jahrestag der Roſe.“

Ich lachte, daß die Halle dröhnte. „Nein! in meinem Leben habe ich doch ſo manchen Spuk erzählen gehört, aber einen Weinſpuk nie! Schämt Ihr Euch nicht mit Euren weißen Haaren, noch ſolches Zeug zu ſchwatzen? Doch hier iſt nicht lange zu ſpaßen. Hier iſt die Vollmacht des Senats; im Keller darf ich trinken heute Nacht, ohne nach Zeit und Raum zu fragen. Darum im Namen des Raths heiß' ich Euch folgen. Schließe den Keller des Bacchus auf!“

Dies wirkte; unwillig, aber ohne etwas zu entgegnen, nahm er die Kerzen und winkte mir zu folgen. Es ging zuerſt wieder durch einen großen Keller, dann durch kleinere, bis der Weg in einen engern ſchmalen Gang zuſammenlief. Dumpf dröhnten unſere Schritte in dieſem Hohlweg, und unſere Athemzüge tönten, wenn ſie an den Mauern ſich brachen, wie fernes Geflüſter. Endlich ſtanden wir vor einer Thüre, die Schlüſſel raſſelten, ſie gähnte ächzend auf, der Schein der Lichter fiel in das Gewölbe, mir gegenüber ſaß Freund Bacchus auf einem mächtigen Weinfaß. Erquickender Anblick! Sie hatten ihn nicht zart und fein dargeſtellt, die alten Bremer Künſtler, nicht zierlich als einen griechiſchen Jüngling; ſie hatten ihn nicht alt und trunken ſich gedacht, mit gräßlichem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, wie ihn die gemein gewordene Mythe hin und wieder gotteslästerlich abkonterfeit. Schmählicher Anthropomorphismus! blinde Thorheit des Menſchen! weil einige ſeiner im Dienſte ergrauten Prieſter alſo einhergehen, weil ihnen voll guten Muthes der Leib anſchwoll, die Naſe von dem brennenden Widerſcheine der dunkelrothen Fluth ſich färbte, das in ſtummer Wonne aufwärts gerichtete Auge ſtehen blieb, — ſo legten ſie dem Gott bei, was ſeine Diener ſchmückt!

Anders die Männer von Bremen. Wie fröhlich und munter reitet der alte Knabe auf dem Faß! das runde blühende Geſicht, die kleinen muntern Weinäuglein, die ſo klug und neckend herabſehen, der breite lächelnde Mund, der ſich an mancher Kanne ſchon verſuchte, der kurze kräftige Hals, das ganze Körperchen von behaglichem, gutem Leben ſtrotzend! Ganz beſondere Kunſt hat aber der Meiſter, der dich geſchaffen, auf Arm und Beinchen gelegt. Meint man nicht, dein kräftiges Aermlein werde ſich bewegen, du werdeſt mit den runden Fingerchen ein Schnippchen ſchlagen, und der breite lächelnde Mund werde ſich aufthun zu einem muntern Juheiſa, Heiſa, He! Iſt man nicht verſucht zu glauben, du werdeſt im tollen Weinmuth die runden Knie beugen, den Waden anlegen, mit dem Ferſen ſtauchen und das alte Mutterfaß in Galopp ſetzen, daß alle Roſen, Apoſtel und andere gemeinere Fäſſer mit Huſſa und Halloh dir nachjagen durch den Keller?

„Herr des Himmels!“ rief der Rathsdiener, indem er ſich an mir feſt klammerte, „ſeht Ihr nicht, wie er die Augen verdreht und mit den Füßchen baumelt?“

„Alter, Ihr ſeyd verrückt!“ ſagte ich, einen ſcheuen Blick nach dem hölzernen Weingott werfend; „es iſt der Schein der Kerzen, der an ihm hin und her flackert.“ Dennoch war mir wunderlich zu Muthe, ich folgte dem Alten aus dem Bacchuskeller. Und war es denn auch der Schein der Kerzen, war es auch Täuſchung, als ich mich umſah? Nickte er mir nicht mit dem runden Köpfchen, ſtreckte er mir nicht das eine ſeiner Beinchen nach und ſchüttelte und krümmte ſich vor heimlichem Lachen? Ich rannte unwillkürlich dem Alten nach und ſchloß mich dicht hinter ihm an.

„Jetzt zu den zwölf Apoſteln!“ ſprach ich zu ihm, „wie ſollen uns dort die Proben munden!“

Er antwortete nichts; kopfſchüttelnd ging er weiter. Man ſteigt vom Keller einige Stufen aufwärts zum kleinen Kellerlein, zum unterirdiſchen Himmelsgewölbe, zum Sitz der Seligkeit, wo die Zwölfe hauſen. Was ſeyd ihr, Trauergewölbe und Grüfte alter Königshäuſer, gegen dieſe Katakomben! Pflanzet Särge neben Särge, rühmet auf ſchwarzem Marmor die Verdienſte des Mannes, der hier einer „fröhlichen Urſtänd“ entgegenſchläft, ſtellt einen ſchwatzhaften Cicerone an, in Trauermantel und florumhängtem Hute, laßt ihn die abſonderliche Herrlichkeit dieſes oder jenes Staubes rühmen, laßt ihn erzählen von den trefflichen Tugenden eines Prinzen, der in der Bataille ſo und ſo gefallen, von der holden Schönheit einer Fürſtin, auf deren Sarge die jungfräuliche Myrthe ſich um die kaum erblühte Roſenknoſpe ſchlingt — es wird euch an die Sterblichkeit mahnen, es wird euch vielleicht eine Thräne koſten; aber kann es euch alſo rühren, wie der Anblick dieſer Schlafkammer eines Jahrhunderts, dieſer Ruheſtätte eines herrlichen Geſchlechtes? Da liegen ſie in ihren dunkelbraunen Särgen, ſchmucklos, ohne Glanz und Flitter. Kein Marmor rühmt ihr ſtilles Verdienſt, ihre anſpruchloſe Tugend, ihren vortrefflichen Charakter; aber welcher

Mann von einigem Gefühl für Tugenden dieſer Art fühlt ſich nicht innig bewegt, wenn der alte Rathsdiener, dieſer Aufwärter in den Katakomben, dieſer Küſter der unterirdiſchen Kirche, die Kerzen auf die Särge ſtellt, wenn dann das Licht auf die erhabenen Namen der großen Todten fällt! Wie regierende Häupter führen auch ſie keine langen Titel und Zunamen; einfach und groß ſtehen die Namen auf ihren braunen Särgen geſchrieben. Dort Andreas, hier Johannes, in jener Ecke Judas, in dieſer Petrus. Wen rührt es nicht, wenn er dann hört: dort liegt der Edle von Nierſtein, geboren 1718, hier der von Rüdesheim, geboren 1726. Rechts Paulus, links Jakob, der gute Jakob!

Und ihre Verdienſte? Ihr fraget? Seht ihr denn nicht, wie er eingießt in den grünen Römer, wie er das herrliche Blut des Apoſtels mir darreicht? Gleich dunkelrothem Golde blinkt es im Glaſe. Als ihn die Sonne aufzog auf den Hügeln von St. Johannes, da war er blond und hell; ein Jahrhundert hat ihn gefärbt. Welche Würze des Geruchs! welche Namen leg' ich dir bei, du lieblicher Duft, der aus dem Römer aufſteigt? Nehmet alle Blüthen von den Bäumen, pflücket alle Blumen in den Fluren, führt Indiens Gewürz herbei, beſprengt mit Ambra dieſen kühlen Keller, löſet den Bernſtein in bläuliche Wölkchen auf — miſchet aus ihnen alle die feinſten Düfte, wie die Biene ihren Honig aus den Blüthen ſaugt, wie ſchlecht, wie gemein, wie unwürdig gegen die zarte Blume deines Kelches, mein Bingen und Laubenheim, gegen deine Düfte Johannes und Nierſtein von 1718!

„Ihr ſchüttelt den Kopf, Alter? tadelt Ihr meine Freude an Euren alten Geſellen? Da, nimm dieſen Römer, alter Menſch, trink auf das Wohlſeyn dieſer Zwölfe! Komm, ſtoß an, ſie ſollen leben!“

„Gott ſoll mich bewahren, daß ich einen Tropfen trinke in dieſer Nacht!“ erwiederte er, „man ſoll mit dem Teufel kein Spiel treiben. Aber wenn Ihr ſie alle durchgekoſtet, wollen wir weiter gehen. Mir graut in dieſem Keller.“

„Gute Nacht denn, ihr alten Herren vom Rheine, gute Nacht und herzlichen Dank für euer Labſal. Und wenn ich dir, mein ernſter feuriger Judas, wenn ich dir, mein ſanfter lieblicher Andreas, dir, mein Johannes, dienen kann, ſo kommt, kommt zu mir.“

„Herr des Himmels!“ unterbrach mich der Alte und ſchlug die Thüre zu und drehte haſtig die Schüſſel um, „ſeyd Ihr von den paar Tropfen ſchon betrunken, daß Ihr den Teufel heraufſchwört? Wißt Ihr denn nicht, daß die Weingeiſter aufſtehen dieſe Nacht und einander beſuchen, wie immer am erſten September? Und ſollt' ich meinen Dienſt verlieren, ich laufe davon, wenn Ihr noch ſolche Worte ſprecht. Noch iſt es nicht zwölf Uhr, aber kann denn nicht alle Augenblick einer aus dem Faß kriechen mit greulichem Geſicht und uns zu Tode ſchrecken?“

„Alter, du faſelſt! Doch ſey ruhig; ich will kein Wort mehr ſprechen, daß deine Weingeſpenſter nicht wach werden. Doch jetzt führe mich zur Roſe.“ Wir gingen weiter, wir traten ein in das Gewölbe, in das Roſengärtlein von Bremen. Da lag ſie, die alte Roſe, groß, ungeheuer, mit einer Art von gebietender Hoheit. Welch ungeheures Faß! und jeder Römer ein Stück Goldes werth! Anno 1615! Wo ſind die Hände, die dich pflanzten? wo die Augen, die ſich an deiner Blüthe erfreuten? wo die fröhlichen Menſchen alle, die dir zujauchzten, edle Traube, als man dich abſchnitt auf den Höhen des Rheingaus, als man deine Hüllen abſtreifte und du als goldener Born in die Kufe ſtrömteſt? Sie ſind dahin, wie die Wellen des Stromes, der an deinem Rebenhügel hinabzog. Wo ſind ſie, jene alten Herren der Hanſa, jene würdigen Senatoren dieſer alten Stadt, die dich pflückten, duftende Roſe, dich verpflanzten in dieſe kühlen Räume zum Labſal ihrer Enkel? Gehet hinaus auf Angarii Friedhof, gehet hinauf zur Kirche Unſerer lieben Frauen und gießet Wein auf ihre Grabſteine! Sie ſind hinunter, und zwei Jahrhunderte mit ihnen!

„Nun, auf euer Wohlſeyn, alte Herren von Anno 1615! und auf das Wohl eurer würdigen Enkel, die ſo gaſtfreundlich dem Fremdling die Hand und dieſes Labſal boten!“

„So! Und jetzt gute Nacht, Frau Roſe!“ ſetzte der alte Diener freundlicher hinzu, indem er ſein Körbchen zuſammen räumte; „jetzt gute Nacht und Gott befohlen; hier heraus, nicht dort um die Ecke, hier heraus geht der Weg aus dem Keller, werthgeſchätzter Herr. Kommt, ſtoßet Euch nicht hier an die Fäſſer, ich will Euch leuchten.“

„Mit nichten, Alter,“ erwiederte ich, „jetzt geht das Leben erſt recht an. Das alles war nur der Vorſchmack. Gib mir zweiundzwanz'ger Ausſtich, ſo etwa zwei bis drei Flaſchen, in das große Gemach dort hinten. Ich hab' ihn grünen ſehen dieſen Wein und war dabei, als ſie ihn kelterten; hab' ich das Alter bewundert, ſo muß ich meiner Zeit nicht minder ihr Recht anthun.“

Er ſtand da mit weit geöffneten Augen, der Jammermenſch; er ſchien ſeinen Ohren nicht zu trauen. „Herr,“ ſprach er dann feierlich, „ſprechet nicht ſolch gottloſen Scherz. Heute Nacht wird nun und nimmermehr was daraus; ich bleibe um keine Seligkeit.“

„Und wer ſagt denn, daß du bleiben ſollſt? Dort ſetze den Wein hinein und dann mach' in Gottes Namen, daß du fortkömmſt; ich will nun einmal dieſe Gedächtnißnacht hier feiern und habe mir deinen Keller auserſehen; dich habe ich nicht vonnöthen.“

„Aber ich darf Euch nicht allein im Keller laſſen,“ entgegnete er; „ich weiß wohl, nehmt mir nicht ungütig, daß Ihr den Keller nicht beſtehlet, aber es iſt einmal gegen die Ordnung.“

„Nun, ſo ſchließe mich ein in jenes Gemach, hänge ein Schloß davor, ſo ſchwer als du willſt, daß ich nimmer heraus kann, und morgen früh um ſechs Uhr kannſt du mich aufwecken und dein Schlafgeld holen.“

Der Mann des Kellers verſuchte noch mancherlei Einreden, doch umſonſt; er ſetzte endlich drei Flaſchen und neue Kerzen vor mich hin, wiſchte den Römer aus, ſchenkte mir den zweiundzwanziger Ausſtich ein und wünſchte mir, wie es ſchien mit ſchwerem Herzen, gute Nacht. Richtig ſchloß er auch die Thüre zweimal ab und hängte, wie es mir ſchien, mehr aus zärtlicher Angſt für mich, als aus Vorliebe für ſeinen Keller, noch ein Hängeſchloß vor. Eben ſchlug die Glocke halb zwölf. Ich hörte ihn ein Gebet ſprechen und davon eilen. Seine Schritte hallten immer ferner und ferner im Gewölbe; doch als er oben das Außenthor des Kellers zuſchlug, hallte es wie Kanonendonner durch die Gänge und Hallen.

So wäre ich denn allein mit dir, meine Seele, tief unten im Schooße der Erde. Oben auf der Erde ſchlafen ſie jetzt und träumen, und auch hier unten, rings um mich her, ſchlummern ſie in ihren Särgen, die Geiſter des Weines. Ob ſie wohl träumen, von ihrer kurzen Kindheit träumen und der fernen Berge, der Heimath gedenken, wo ſie groß wurden, und des Stromes, des alten Vaters Rhein, der ihnen allnächtlich freundlich ein Wiegenlied murmelte?

Gedenket ihr der wonnigen Tage, da die milde Mutter, die Sonne, euch aus dem Schlummer küßte, da ihr in klarer Frühlingsluft die Aeuglein öffnetet zum erſten Mal und hinabſchautet ins herrliche Rheingau? Und als der Mai einzog in ſein deutſches Paradies, gedenket ihr noch, wie euch die Mutter anthat mit grünen Kleidchen von Laubwerk, und wie der alte Vater daß ſich deſſen freute, herauf lugte aus ſeinem grünen Bette und euch zuwinkte und munter rauſchte am Lurley?

Und gedenkſt denn auch du der Roſentage deiner Jugend, o Seele! der ſanften Rebenhügel der Heimath, des blauen Stromes und der blühenden Thäler des Schwabenlandes? O Wonnezeit voll holder Träume! wie reich biſt du behängt mit Bilderbüchern, Chriſtbäumen, Mutterliebe, Oſterwochen und Oſtereiern, mit

Blumen und Vögeln, Armeen aus Blei und Papier und den erſten Höschen und Colletchen, in welche ſich deine kleine ſterbliche Hülle, ſtolz auf ihre Größe, kleiden ließ. Und wie dich der ſelige Vater auf den Knien ſchaukelte, und dir der Großvater gern das lange Meerrohr mit dem goldnen Knopf abtrat, um es dir als Reitpferd zu leihen!

Und rücke mit dem nächſten Glaſe um einige Jahre vorwärts! Erinnerſt du dich des Morgens, als ſie dich hineinführten zu einem wohlbekannten Mann, deſſen Geſicht ſo blaß geworden war, deſſen Hand du weinend küßteſt, weinend, ohne zu wiſſen warum? denn konnteſt du glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit ſchwarzen Tüchern zudeckten, konnteſt du glauben, daß ſie ihn nicht mehr zurückbringen würden? Sey ruhig, auch er ſchlummert nur ein Weilchen. — Und gedenkſt du des geheimnißvollen Freudelebens in Großvaters Bücherſaal? Ach, damals kannteſt du noch keine Bücher als den ſchnöden kleinen Bröder, deinen ärgſten Feind, wußteſt nicht, daß jene Folianten noch zu etwas anderem in Leder gebunden ſeyen, als um Hütten und Ställe daraus zu erbauen für dich und dein Vieh!

Gedenkſt du noch des Frevels, wie roh du mit der deutſchen Literatur in kleinerem Format umgingſt? Haſt du nicht deinem Bruder den Leſſing an den Kopf geworfen, wofür er dich freilich mit Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen erbärmlich zudeckte? Damals dachteſt du freilich nicht daran, daß du einſt ſelbſt Bücher machen werdeſt!

Tauchet auch ihr auf aus dem Nebel verſchwundener Jahre, ihr Mauern des alten Schloſſes; wie oft dienten deine halb verfallenen Gänge, dein Keller, dein Zwinger, deine Verließe der fröhlichen Schaar zum Tummelplatz ihrer Spiele! Soldaten und Räuber, Nomaden und Karavanen! Wie wohl war uns oft in der untergeordneten Rolle eines Kosaken, während andere — Generale, Platows, Blüchers, Napoleone und dergleichen vorſtellten und ſich prügelten! Ja, waren wir nicht zu Zeiten ſogar ein Pferd, dem Freunde zu gefallen? O Himmel, wie ſchön ließ es ſich dort ſpielen!

Wo ſind ſie hin, die Geſpielen deiner Kindheit, die Genoſſen jener goldenen Tage, wo kein Rang, kein Stand, kein Anſehn gilt; Grafen und Barone machen jetzt wohl die große Tour, oder dienen an Höfen als Kammerherren; arme Teufel pilgern als Handwerksburſche durch's Reich, den ſchweren Bündel auf dem Rücken, ohne Schuhe an den Füßen, haſchen nach Pfenningen aus dem Kutſchenſchlag, die ſie mit dem vom Regen gebräunten Hut künſtlich aufzufaſſen wiſſen; und die Liebe drückt ſie oft noch ſchwerer als das Bündel auf dem Rücken. Andere Kameraden, Seelen, die ſich in der Schule durch geordneten Fleiß in humanioribus hervorgethan, ſitzen jetzt ſchon auf einer Pfarre, im Schlaf- oder Chorrock bei der Frau Liebſten. Andere ſind Amtleute, wieder andere Apotheker, einige Referendäre und dergleichen, und nur wir beide, ausſchweifend aus dem gewöhnlichen Gang der Dinge, ſitzen hier im Bremer Rathskeller und thun uns gütlich im Weine. Und was ſind denn wir Abſonderliches geworden? Doktor? Das kann jeder werden, der vernünftig genug iſt, eine Diſſertation zu ſchreiben.

Doch ich trinke das vierte Glas, Seele. Das vierte! Fühlſt du nicht einen gewiſſen Nexus zwiſchen dem Wein und der Zunge? zwiſchen der Zunge und dem Gaumen? hier, behaupte ich, iſt ein Scheideweg und daran ein Wegzeiger aufgeſtellt. Nämlich auf der einen Seite ſteht: Weg nach dem Magen. Eine breite fahrbare Straße; es geht ſo ſchnell, ſo glitſchend bergab! daher auch der gemeinere Stoff gewöhnlich dieſen Weg nimmt. Der andere Arm des Zeigers heißt: in den Kopf. Dahin ziehen die Geiſter, die ſich ſchon im Faß lange genug bei dem ſchnöden gemeineren Stoff gelangweilt haben, und jetzt, da ſie freien Lauf nehmen können, ſchielen ſie nach dem Wegzeiger rechts hinauf. Während die Maſſe links hinabſtrömt, ſteigen ſie aufwärts und finden ſich im Wirthshaus zur Zirbeldrüſe wieder zuſammen. Es ſind friedliche, verſtändige Leute, dieſe Geiſter. Sie erhellen dein Haus, o Seele, ſo lang ihrer vier oder fünf beiſammen ſind, nachher möchte ich wohl für nichts ſtehen, denn ſie rauſen ſich dann und treiben allerhand Unfug im Gehirn.

Wie ſchön iſt die vierte Lebensperiode, die wir mit dem vierten Glaſe beginnen wollen! Du biſt vierzehn Jahre alt, o Seele! Aber was iſt mit dir vorgegangen in der kurzen Zeit? Du ſpielſt keine Knabenſpiele mehr, Soldaten und alles dieſes Gezeuge liegt hinter dir, und du ſcheinſt mir viel zu leſen. Du biſt hinter Goethe und Schiller gerathen und verſchlingſt ſie, ohne alles zu verſtehen; oder wie? du verſtehſt jetzt ſchon alles? du willſt meinen, du könnteſt Liebe verſtehen, weil du im letzten Sonntagsklubb Elvire hinter der Kommode im

Dunkeln geküßt und Emma's Zärtlichkeit zurückgewieſen haſt? Barbar! ahneſt du nicht, daß dieſes dreizehnjährige Herz auch den Werther und ſogar etwas von Clauren geleſen haben kann, und Liebe für dich fühlt? Aber die Scene ändert ſich. Sey mir gegrüßt, du Felſenthal der Alb! du blauer Strom, an welchem ich drei lange Jahre hauste, die Jahre lebte, die den Knaben zum Jüngling machen. Sey mir gegrüßt, du klöſterliches Dach, du Kreuzgang mit den Bildern verſtorbener Aebte, du Kirche mit dem wundervollen Hochaltar, ihr Bilder alle in ſchönes Gold des Morgenrothes getaucht! Seyd mir gegrüßt, ihr Schlöſſer auf den Felſen, ihr Höhlen, ihr Thäler, ihr grünen Wälder! Jene Thäler, jene Kloſtermauern waren das enge Neſt, das uns aufzog, bis wir flügge waren, und ihrer rauhen Albluft danken wir es, daß wir nicht verweichlichten.

Ich komme ans fünfte Glas, ins fünfte Säculum unſeres Lebens. Ich ſchlürfe euch ein, liebliche Erinnerungen, wie ich dies Glas edeln Rheinweins ſchlürfe; ihr duftet auf in herrlicher Schöne, Jahre meiner Jugend, wie das Aroma aufſteigt aus dem Römer; mein Auge wird wacker, o Seele, denn ſie ſind um mich, die Freunde meiner Jugend! Wie ſoll ich dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbariſches, liebliches, unharmoniſches, geſangvolles, zurückſtoßendes und doch ſo mild erquickendes Leben der Burſchenjahre? Wie ſoll ich euch beſchreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? Welche Töne ſoll ich euch geben, um mich verſtändlich zu machen? welche Farben dir, du nie begriffenes Chaos! Ich ſoll dich beſchreiben? Nie! Deine lächerliche Außenſeite liegt offen, die ſieht der Laie, die kann man ihm beſchreiben, aber deinen innern lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der ſingend mit ſeinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf reines lauteres Gold, viel oder wenig, gilt gleich viel. Aber dies iſt nicht ſeine ganze Ausbeute. Was er geſchaut, mag er dem Laien nicht beſchreiben, es wäre allzu ſonderbar und doch zu köſtlich für ſein Ohr. Es leben Geiſter in der Tiefe, die ſonſt kein Ohr erfaßt, kein Auge ſchaut. Muſik ertönt in jenen Hallen, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der mitgefühlt und mitgeſungen, gibt ſie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loch in ſeiner Mütze lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht. Alter Großvater! jetzt weiß ich, was du vornahmſt, wenn „der Herr ſeinen Schalttag feierte.“ Auch du hatteſt deine trauten Geſellen ſeit den Tagen deiner Jugend, und das Waſſer ſtand dir in den grauen Wimpern, wenn du einen beiſetzteſt im Stammbuch. Sie leben!

Wirf die Flaſche weg, Menſch, ſtich eine neue an zu neuer Freude. Das ſechöte! Wer kann dich berechnen, o Liebe?

Es ging uns, wie es ſo manchem Erdenſohn ergeht. Wir laſen von Liebe und glaubten zu lieben. Das Wunderbarſte und doch Natürlichſte an der Sache war, daß die Perioden oder Grade dieſer Art Liebe ſich nach unſerer Lektüre richteten. Haben wir nicht Vergißmeinnicht und Ranunkeln gebrochen und des Doktors Tochter in G. verſchämt überreicht, und uns einige Thränen ausgepreßt, weil wir laſen: „das Schönſte ſucht er auf den

Fluren, womit er ſeine Liebe ſchmückt?“ — „aus ſeinen Augen brechen Thränen?“ Haben wir nicht à la Wilhelm Meiſter geliebt, d. h. wir wußten nicht mehr, war es Emeline oder Camilla, die Zarte, oder gar Ottilie? Haben nicht alle drei in zierlichen Schlafmützen hinter den Jalouſien hervorgeſchaut, wenn wir Ständchen brachten im Winter, und die Guitarre weidlich ſchlugen, obgleich uns der Froſt die Finger krumm bog? Und nachher, als es ſich zeigte, wie ſie alle nur ſchnöde Koketten ſeyen, haben wir da nicht die Liebe thörichter Weiſe verſchworen und uns vorgenommen, erſt dann zu heirathen, wenn die Schwaben klug werden, d. h. im vierzigſten?

Wer kann dich berechnen, verſchwören, o Liebe? Du tauchſt nieder aus dem Auge der Geliebten und ſchlüpfſt durch unſer Auge verſtohlen in das Herz. Und dennoch ſo kalt konnteſt du bleiben, wenn ich meine Lieder ſang, wollteſt den Blick nicht erwiedern, den ich ſo oft nach dir ausſandte? Ich möchte ein General ſeyn, nur daß ſie meinen Namen in der Zeitung läſe, daß es ihr bange würde, wenn ſie läſe: „der General Hauff hat ſich in der letzten Schlacht bedeutend hervorgethan und acht Kugeln ins Herz bekommen, — woran er aber nicht geſtorben.“ Ich möchte ein Tambour ſeyn, nur daß ich vor ihrem Haus meinen Schmerz auslaſſen und fürchterlich trommeln könnte, und fährt ſie dann erſchrocken mit dem Köpfchen durch’s Fenſter, ſo will ich gerade das Gegentheil ruſſiſcher Fellraßler machen und vom Fortiſſimo abwärts trommeln und piano und im leiſen Adagiowirbel ihr zuflüſtern: „ich liebe dich.“ Ein berühmter Menſch möchte ich ſeyn, nur daß ſie von mir hörte und ſtolz zu ſich ſagte: „der hat dich einſt geliebt;" aber leider reden die Leute nicht von mir, höchſtens wird man ihr morgen ſagen: „geſtern Nacht iſt er auch wieder bis Mitternacht im Weinkeller gelegen!" Und wenn ich vollends ein Schuſter oder Schneider wäre! doch dies iſt ein gemeiner Gedanke und deiner unwürdig, Adelgunde!

Jetzt wacht wohl keiner mehr, als der Höchſte und Niedrigſte dieſer Stadt, nämlich der Thurmwächter hoch oben auf der Domkirche und ich tief unten im Rathskeller. Wär' ich doch der auf dem Thurme! in jeder Stunde wollte ich ein Sprachrohr anſetzen und dir ein Lied hinabſingen ins Schlafkämmerlein. Doch nein! das würde ja den ſüßen Engel aus ſeinem Schlummer wecken, aus ſeinen holden lieblichen Träumen. Doch hier unten hört mich niemand, da will ich eins ſingen. Seele! komme ich mir denn nicht gerade vor, wie ein Soldat auf dem Poſten, dem das Heimweh recht ſchwer und tief im Herzen liegt? Und hat nicht einer meiner Freunde dies Lied gedichtet?

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,
Dann denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob es mir treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt.

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth,
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans ferne Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern'.

Doch wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt
Sey ruhig, ſteh' in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund
Und löst mich ab zu dieſer Stund:
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein!

Und denkt ſie auch wohl meiner in ihren Träumen? Die Glocken ſummten dumpf auf den Thürmen, ſie begleiteten meinen Geſang. Schon Mitternacht? Dieſe Stunde trägt eigenen geheimnißvollen Schauer in ſich; es iſt, als zittere die Erde leiſe, wenn ſich die ſchlummernden Menſchen unter ihr auf die andere Seite legen, die ſchwere Decke ſchütteln und den Nachbar im Kämmerlein nebenan fragen: „iſt's noch nicht Morgen?“ Wie ſo ganz anders zittert der Ton dieſer Mitternachtsglocke zu mir hernieder, als wenn er am Mittag durch die hellen klaren Lüfte ſchallt. Horch! ging da nicht im Keller eine Thüre? Sonderbar; wenn ich nicht ſo ganz allein hier unten wäre, wenn ich nicht wüßte, daß die Menſchen nur oben wandeln, ich würde glauben, es tönen Schritte durch dieſe Hallen. — Ha! es iſt ſo; es kömmt näher, es taſtet an der Thüre hin und her, es faßt und ſchüttelt die Klinke; doch die Thüre iſt verſchloſſen und mit Riegeln verhängt; mich ſtört heute Nacht kein Sterblicher mehr. — Ha, was iſt das? die Thüre ſpringt auf! Entſetzen! —

Vor der Thüre ſtanden zwei Männer und machten gegenſeitig Complimente über den Vortritt; der eine war ein langer hagerer Mann, trug eine große ſchwarze Lockenperrücke, einen dunkelrothen Rock nach altfränkiſchem Schnitt, überall mit goldenen Treſſen und goldgeſponnenen Knöpfen beſetzt; ſeine ungeheuer langen und dünnen Beine ſtacken in dünnen Beinkleidern von ſchwarzem Sammt mit goldenen Schnallen am Knie; daran ſchloſſen ſich rothe Strümpfe, und auf den Schuhen trug er goldene Schnallen. Den Degen mit einem Griff von Porzellain hatte er durch die Hoſentaſche geſteckt; er ſchwenkte, wenn er ein Compliment machte, einen dreiſpitzigen kleinen Hut von Seide, und die Lockenſchwänze ſeiner Perrücke rauſchten dann wie Waſſerfälle über die Schultern herab. Der Mann hatte ein bleiches abgehärmtes Geſicht, tiefliegende Augen und eine große feuerrothe Naſe. Ganz anders war der kleinere Geſelle anzuſchauen, dem jener den Vortritt gönnen wollte. Seine Haare waren feſt an den Kopf geklebt mit Eiweiß, und nur an den Seiten waren ſie in zwei Rollen gleich Piſtolenhalftern gewickelt; ein ellenlanger Zopf ſchlängelte ſich über ſeinen Rücken; er trug ein ſtahlgraues Röcklein, roth aufgeſchlagen, ſtack unten in großen Reiterſtiefeln und oben in einer reichgeſtickten Bratenweſte, die über ſein wohlgenährtes Bäuchlein bis auf die Knie herabfiel, und hatte einen ungeheuern Raufdegen umgeſchnallt. Er hatte etwas Gutmüthiges in ſeinem feiſten Geſicht, beſonders in den Aeuglein, die ihm wie einem Hummer hervorſtanden. Seine Manövres führte er mit einem ungeheuren Filzhut aus, der auf zwei Seiten aufgeklappt war.

Ich hatte, nachdem ich mich von dem erſten Schrecken erholt, Zeit genug, dieſe Bemerkungen zu machen, denn die beiden Herren machten wohl mehrere Minuten lang vor der Schwelle die zierlichſten Pas. Endlich riß der Lange auch den zweiten Flügel der Thüre auf, nahm den Kleinen unter dem Arm und führte ihn in mein Gemach. Sie hingen ihre Hüte an die Wand, ſchnallten die Degen ab und ſetzten ſich, ohne mich zu beachten, ſtillſchweigend an den Tiſch. „Iſt denn heute Faſtnacht in Bremen?“ ſprach ich zu mir, indem ich über die ſonderbaren Gäſte nachdachte; und doch kam mir ihre ganze Erſcheinung ſo unheimlich vor, beſonders wußte ich mich in ihre ſtarren Blicke, in ihr Schweigen nicht zu finden; ich wollte mir eben ein Herz faſſen und ſie anreden, als ein neues Geräuſch im Keller entſtand. Schritte tönten näher, die Thüre ging auf, und vier andere Herren, nach derſelben alten Mode wie die erſten gekleidet, traten ein. Mir fiel beſonders der Eine auf, der wie ein Jäger gekleidet war, denn er trug Hetzpeitſche und Jagdhorn und ſchaute ungemein fröhlich um ſich.

„Gott grüß euch, ihr Herren vom Rheine!“ ſprach der Lange im rothen Rocke im tiefen Baß, indem er aufſtand und ſich verbeugte. „Gott grüß euch!“ quickte der Kleine dazu, „haben uns lange nicht geſehen, Herr Jacobus!“

„Friſch auf! hollah und guten Morgen, Herr Matthäus!“ rief der Jäger dem Kleinen zu, „und auch Euch guten Morgen, Herr Judas! Aber was iſt das? wo ſind die Römer, wo Pfeifen und Tabak? iſt der alte Mauereſel noch nicht wach aus ſeinem Sündenſchlaf?“

„Die Schlafmütze!“ erwiederte die Kleine, „der ſchläferige Bengel, droben liegt er noch in Unſer lieben Frauen Kirchhof, aber das Donnerwetter, ich will ihn heraus ſchellen!“ Dabei ergriff er eine große Glocke, die auf dem Tiſche ſtand, und klingelte und lachte in grellen, ſchneidenden Tönen. Auch die drei andern Herren hatten Hüte, Stock und Degen in die Ecken geſtellt, ſich gegenſeitig gegrüßt und an den Tiſch geſetzt. Zwiſchen dem Jäger und dem rothen Judas ſaß einer, den ſie Andreas nannten. Es war ein überaus zierlicher und feiner Herr; auf ſeinen ſchönen, noch jugendlichen Zügen lag ein wehmüthiger Ernſt und um die zarten Lippen ſchwebte ein mildes Lächeln; er trug eine blonde Perrücke mit vielen Locken, was mit ſeinen großen braunen Augen einen auffallenden aber angenehmen Kontraſtbildete. Dem Jäger gegenüber ſaß ein großer wohlgemäſteter Mann, mit rothausgeſchlagenem Geſicht und einer Purpurnaſe. Er hatte die Unterlippe weit herabhängen und trommelte mit den Fingern auf ſeinem dicken Bauch; ſie hießen ihn Philippus.

Ein ſtarkknochiger Mann, faſt wie ein Krieger anzuſchauen, ſaß neben ihm; ein muthiges Feuer brannte in ſeinen dunkeln Augen, ein kräftiges Roth ſchmückte ſeine Wangen, und ein dichter Bart umſchattete den Mund. Er hieß Herr Petrus.

Wie unter echten alten Trinkern, ſo wollte unter dieſen Gäſten das Geſpräch nicht recht fortgehen ohne Wein; da erſchien eine neue Geſtalt in der Thüre. Es war ein kleines altes Männlein mit ſchlotternden Beinen und grauem Haar; ſein Kopf ſah aus wie ein Todtenkopf, über den man eine dünne Haut geſpannt, und ſeine Augen lagen trübe in den tiefen Höhlen; er ſchleppte keuchend einen großen Korb herbei und grüßte die Gäſte demüthig.

„Ha! ſiehe da, der alte Kellermeiſter Balthaſar!“ riefen die Gäſte ihm entgegen, „friſch heran, Alter, ſetz die Römer auf und bring uns Pfeifen! Wo ſteckſt du nur ſo lang? es iſt längſt Zwölf vorüber.“

Der alte Mann gähnte einigemal etwas unanſtändig und ſah überhaupt aus wie einer, der zu lange geſchlafen. „Hätte beinah den erſten September verſchlafen,“ krächzte er; „ich ſchlief ſo hart, und ſeitdem ſie den Kirchhof gepflaſtert haben, höre ich auch ziemlich ſchlecht. Wo ſind denn aber die andern Herren?“ fuhr er fort, indem er Pokale von wunderlicher Form und anſehnlicher Größe aus dem Korbe nahm und auf den Tiſch ſetzte, „wo ſind denn die Andern? Ihr ſeyd erſt eurer ſechs, und die alte Roſe fehlt auch noch.“

„Setze nur die Flaſchen her!“ rief Judas, „daß wir endlich was zu trinken bekommen; und dann gehe hinüber, ſie liegen noch im Faß, poch' an mit deinen dürren Knochen und heiße ſie aufſtehen, ſage, wir ſitzen ſchon alle hier.“

Aber kaum hatte Herr Judas alſo geſprochen, als ein großes Geräuſch und Gelächter vor der Thüre entſtand. „Jungfer Roſe hoch, huſſa, hoch! und ihr Schatz, der Bacchus hoch!“ hörte man von mehreren Stimmen rufen; die Thüre flog auf, die geſpenſtigen Geſellen am Tiſche ſprangen in die Höhe und ſchrien: „ſie iſt's, ſie iſt's, Jungfer Roſe und Bacchus und die Andern, hollah! jetzt geht das Freudenleben erſt recht an!“ und dabei ſtießen ſie die Römer zuſammen, lachten, und der Dicke ſchlug ſich auf den Bauch, und der blaſſe Kellermeiſter warf die Mütze geſchickt zwiſchen den Beinen durch an die Decke und ſtimmte ein in das Juheiſa, heiſa he! daß mir die Ohren gellten. Welch ein Anblick! der hölzerne Bacchus, ſo auf dem Faß im Keller geritten, war herabgeſtiegen, nackt, wie er war; mit ſeinem breiten freundlichen Geſicht, mit den klaren Aeuglein grüßte er das Volk und trippelte auf kleinen Füßchen in das Zimmer; an ſeiner Hand führte er ganz ehrbarlich wie ſeine Braut eine alte Matrone von hoher Geſtalt und weiblicher Dicke. Noch weiß ich nicht bis dato, wie es möglich war, daß dies alles ſo geſchehen, aber damals war es mir ſogleich klar, daß dieſe Dame niemand anderes ſey, als die alte Roſe, das ungeheure Faß im Roſenkeller.

Und wie hatte ſie ſich köſtlich aufgeputzt, die alte Rheinländerin! Sie mußte in der Jugend einmal recht ſchön geweſen ſeyn, denn wenn auch die Zeit einige Runzeln um Stirne und Mund gelegt hatte, wenn auch das friſche Roth der Jugend von ihren Wangen verſchwunden war, zwei Jahrhunderte konnten die edeln Züge des feinen Geſichtes nicht völlig verwiſchen. Ihre Augenbrauen waren grau geworden, und einige unziemliche graue Barthaare wuchſen auf ihrem ſpitzigen Kinn, aber die Haare, die um die Stirne ſchön geglättet lagen, waren nußbraun und nur etwas weniges mit Silbergrau gemiſcht. Auf dem Kopfe trug ſie eine ſchwarze Sammtmütze, die ſich enge an die Schläfe anſchloß; dazu hatte ſie ein Wamms vom feinſten ſchwarzen Tuche an, und das Mieder von rothem Sammt, das darunter hervorſchaute, war mit ſilbernen Haken und Ketten geſchnürt. Um den Hals trug ſie ein breites Halsband von blitzenden Granaten, woran eine goldene Schaumünze befeſtigt; ein weiter faltenreicher Rock von braunem Tuch fiel um ihre wohlbeleibte Geſtalt, und ein kleines weißes Schürzchen mit feinen Spitzen beſetzt, wollte ſich recht ſchalkhaft ausnehmen. An der einen Seite hing ihr eine große Taſche von Leder, an der andern ein Bündel gewaltiger Schlüſſel — kurz, ſie war eine ſo ehrbare Frau, als je eine Anno 1618 in Köln oder Mainz über die Straße ging.

Aber hinter der Frau Roſe kamen noch ſechs jubelnde Geſellen, die Dreiſpitzenhüte ſchwingend, die Perrücken ſchief auf den Kopf geſetzt, mit weitſchößigen Röcken und langen, reich geſtickten Weſten angethan.

Ehrbarlich und ſittſam führte unter dem allgemeinen Jubel Bacchus ſeine Roſe oben an die Tafel; ſie verbeugte ſich mit großem Anſtand gegen die Geſellſchaft und ließ ſich nieder, an ihrer Seite nahm der hölzerne Bacchus Platz, und Balthaſar, der Kellermeiſter, hatte ihm ein tüchtiges Polſter untergeſchoben, weil er ſonſt gar klein und niedrig dageſeſſen hätte. Auch die andern ſechs Geſellen nahmen Platz, und ich merkte jetzt, daß es wohl die zwölf Apoſtel vom Rheine ſeyen, die hier um die Tafel ſaßen, ſonſt aber im Apoſtelkeller in Bremen liegen.

„Da wären wir ja," ſagte Petrus, nachdem der Jubel etwas nachgelaſſen, „da wären wir ja, wir junges munteres Volk von 1700, und alle wohlbehalten wie ſonſt. Nun, auf gutes Wohlſeyn, Jungfer Roſe! auch Sie hat gar nicht gealtert und iſt noch ſo ſtattlich und hübſch wie vor fünfzig Jahren. Gutes Wohlſeyn. Sie ſoll leben und ihr liebſter Herr Bacchus daneben!“

„Soll leben, die alte Roſe ſoll leben!“ riefen ſie und ſtießen an und tranken; Herr Bacchus aber, der aus einem großen ſilbernen Humpen trank, ſchluckte zwei Maaß rheiniſch ohne viele Beſchwerden hinunter, und er ward zuſehends dicker davon und größer, wie eine Schweinsblaſe, die man mit Luft füllt.

„Mich gehorſamſt zu bedanken, werthgeſchätzte Herren Apoſtel und Vettern,“ antwortete Frau Roſalia, indem ſie ſich freundlich verneigte; „ſeyd Ihr noch immer ſolch ein loſer Schäker, Herr Petrus? ich weiß von keinem Schatz nicht, und Ihr müßt ein ſittſam Mägdlein nicht ſo in Verlegenheit ſetzen.“ Sie ſchlug die Augen nieder, als ſie dies ſagte und trank ein mächtiges Paßglas aus.

„Schatz,“ erwiederte ihr Bacchus, indem er ſie aus ſeinen Aeuglein zärtlich anblickte und ihre Hand faßte, „Schatz, ziere dich doch nicht ſo! du weißt ja wohl, daß dir mein Herz zugethan ſchon ſeit zweihundert Herbſten; und daß ich dich noch heute vor allen andern liebe, ſoll ein feuriger Kuß auf deine roſigen Lippen beweiſen.“

„Er neigte ſich zärtlich gegen die Roſe; „wenn nur das junge Volk hier nicht dabei wäre,“ flüſterte ſie beſchämt, indem ſie ſich halb zu ihm neigte; — aber unter dem Jubeln und Jauchzen der Zwölfe hatte der Weingott ſein Schürzenſtipendium nebſt Zinſen eingenommen.

Dann leerte er ſeinen Humpen wieder und ward um zwei Fäuſte breiter und größer, und hub an mit einer rauhen Weinſtimme zu ſingen:

Vor allen Schlöſſern dieſer Zeit
Lob' ich ein Schloß zu Bremen;
In ſeinen Hallen hoch und weit
Darf ſich kein Kaiſer ſchämen;
Gar ſeltſam iſt es ausſtaffirt,
Mit ſchmuckem Hausrath ausgeziert,
Doch hat daſelbſt vor allen
Eine Jungfrau mir gefallen.

Ihr Auge blinkt wie klarer Wein,
Ihre Wangen ſind nicht bleiche,
Wie prächtig ihre Kleider ſeyn,
Von lauter ſchwerem Zeuche;
Von Eichenholz iſt ihr Gewand,
Von Birkenreiſen ihre Band',
Das Mieder, das ſie zieret,
Mit Eiſen iſt geſchnüret.

Doch ach, man hat ihr Schlafkloſet
Mit Riegeln wohl verſehen,
Dort ſchlummert ſie im Roſenbett
Und ich muß draußen ſtehen;
Drum poch ich an die Kammerthür,
Steh auf, mein Schatz, und komm herfür,
Damit ich mit dir koſe,
Wach auf, herzliebe Roſe!

So ſtieg ich jede Mitternacht
Zu ihrer Kammer nieder;
Nur einmal hat ſie aufgemacht,
Jetzt will ſie nimmer wieder;
Und ſeit ich einmal ſie geküßt,
Mein Herz von Sehnſucht trunken iſt,
Nur einmal, Roſamunde,
Küß mich, daß es geſunde.

„Ihr ſeyd ein Schäcker, Herr Bacchus!“ ſagte Roſa, als er mit einem zärtlichen Triller geendet hatte. „Ihr wißt wohl, daß mich Bürgermeiſter und Rath unter gar ſtrenger Klauſur halten und nicht erlauben, daß ich mit jedwedem mich einlaſſe.“

„Aber mir könnteſt du doch zuweilen das Kämmerlein öffnen, lieb Röschen!“ flüſterte Bacchus, „mich gelüſtet nach der ſüßen Speiſe deines Mundes.“

„Ihr ſeyd ein Schelm!“ rief ſie lachend. „Ihr ſeyd ein Türke und habt es mit vielen zugleich; meinet Ihr, ich wiſſe nicht, wie Ihr mit der leichtfertigen Franzöſin ſcharmirt, mit dem Fräulein von Bordeaux, und mit dem Kreidengeſicht, der Champagnerin; geht, geht, Ihr habt einen ſchlechten Charakter und verſtehet Euch nicht auf treue deutſche Minne.“

„Ja, das ſag' ich auch!“ rief Judas, und fuhr mit der langen knöchernen Hand nach der Hand der Jungfer Roſe, „das ſag ich auch; drum nehmet mich zu Eurem Galan, liebwertheſte Jungfer, und laſſet den kleinen, nackten Kerl ſeiner Franzöſin nachziehen.“

„Was?“ ſchrie der Hölzerne und trank im Zorn einige Maaß Wein, „was? mit dem jungen Fant von 1726 willſt du dich abgeben, Röschen? Pfui, ſchäme dich; was mein nacktes Koſtüm betrifft, Herr Naſeweis, ſo kann ich eben ſo gut wie Er eine Perrücke aufſetzen, einen Degen an die Seite ſtecken; aber ich trage mich ſo, weil ich Feuer im Leibe habe und mich nicht friert im Keller. Und was Sie da ſagt, Jungfer Roſe, mit den Franzöſinnen, ſo iſt es gänzlich erlogen. Beſucht habe ich ſie zuweilen und mich an ihrem Geiſte erluſtirt, aber weiter gar nichts; dir bin ich treu, liebſter Schatz, und dir gehört mein Herz."

„Eine ſchöne Treue, Gott erbarm's!" erwiederte die Dame, „was hört man nur aus Spanien, wie Ihr es dort mit dem Frauenzimmer habt? Von der ſüßlichen Metze, der Xeres, will ich gar nichts ſagen, das iſt eine bekannte Geſchichte; aber wie iſt es denn mit der Jungfer Dentilla di Rota und mit der von San Lucas? Und dann mit der Señora Ximenes?"

„Alle Teufel, Ihr treibt die Eiferſucht auch gar zu weit!" rief er ärgerlich, „man kann doch alte Verbindungen nicht ganz aufgeben. Und was die Señora Ximenes betrifft, ſo ſeyd Ihr ſehr ungerecht, ich beſuche ſie ja nur aus Freundſchaft für Euch, weil ſie Eure Verwandte iſt."

„Was macht Ihr da für Fabeln? unſere Verwandte?" murmelten Roſe und die Zwölfe untereinander, „wie das?"

„Wißt Ihr denn nicht," fuhr er fort, „daß dieſe Señora eigentlich eine Rheinländerin iſt? Der ehrſame Don Ximenes hat ſie heimgeführt als blutjunges Rebſtöcklein aus dem Rheingau nach ſeiner Heimath in Spanien, und dort hat ſie ſich angeſiedelt und ſeinen Familiennamen angenommen. Noch jetzt, obgleich ſie den ſüßen ſpaniſchen Charakter angenommen, noch jetzt hat ſie große Aehnlichkeit mit Euch, wie die Grundzüge des Geſichtes ſich in der Familie nicht ganz verlieren. Dieſelbe Farbe und jener ſüße Duft, jenes feine Aroma iſt ihr eigen und macht ſie zu Eurer würdigen Baſe, werthgeſchätzte Jungfer Roſe."

„Sie ſoll leben, ſoll leben!“ riefen die Apoſtel und ſtießen an, „Baſe Ximenes in Hiſpanien ſoll leben!“

Jungfer Roſe mochte ihrem Galan nicht ganz trauen und ſtieß mit bitterſüßer Miene an; doch ſchien ſie nicht ferner mit ihm hadern zu wollen, ſondern ſprach weiter:

„Und auch ihr, meine lieben Vettern vom Rhein, ſeyd ihr alle hier? Ja, das iſt ja mein zarter feiner Andreas, mein muthiger Judas, mein feuriger Petrus. Guten Abend, Johannes, wiſche dir den Schlaf fein aus den Aeuglein, du ſiehſt noch ganz trübſelig aus. Bartholomäus, du biſt unmäßig dick geworden und ſcheinſt träge zu ſeyn. Ha, mein munterer Paulus, und wie fröhlich Jakobus um ſich ſchaut, noch immer der Alte. Aber wie, ihr ſeyd ja zu Dreizehn am Tiſche, wer iſt denn der dort in fremder Kleidung, wer hat ihn hieher gebracht?“

Gott, wie erſchrak ich! Sie ſchauten alle verwundert auf mich und ſchienen mit meiner Anweſenheit nicht ganz zufrieden. Aber ich faßte mir ein Herz und ſagte: „Mich gehorſamſt der werthen Geſellſchaft zu empfehlen. Ich bin eigentlich nichts weiter als ein zum Doktor der Philoſophie graduirter Menſch und halte mich gegenwärtig hieſigen Orts in dem Wirthshauſe zur Stadt Frankfurt auf.“

„Wie wagſt du es aber, hieher zu kommen in dieſer Stunde, graduirtes Menſchenkind?“ ſprach Petrus ſehr ernſt, indem er Blitze aus ſeinen Feueraugen auf mich ſprühte. „Du hätteſt wohl denken können, daß du nicht in dieſe noble Societät gehörſt.“

„Herr Apoſtel,“ antwortete ich, und weiß noch heute nicht, woher ich den Muth bekam, wahrſcheinlich aus dem Wein, „Herr Apoſtel, das Du verbitte ich mir für's Erſte, bis wir weiter bekannt ſind. Und was die noble Societät betrifft, in die ich gekommen ſeyn ſoll, ſo kam ſie zu mir, nicht ich zu ihr, denn ich ſitze ſchon ſeit drei Stunden in dieſem Gemach, Herr!“

„Was thut Ihr aber ſo ſpät noch im Rathskeller, Herr Doktor?“ fragte Bacchus etwas ſanfter als der Apoſtel, „um dieſe Zeit pflegt ſonſt das Erdenvolk zu ſchlafen.“

„Euer Excellenz,“ erwiederte ich, „das hat ſeinen guten Grund. Ich bin ein portirter Freund des edeln Getränkes, das man hier unten verzapft, habe auch durch die Vergünſtigung eines wohledlen Senats die Permiſſion erhalten, denen Herren Apoſteln und der Jungfrau Roſe meinen Beſuch abzuſtatten, was ich auch geziemendſt gethan.“

„Alſo Ihr trinkt gern Rheinwein?“ fuhr Bacchus fort, „nun das iſt eine gute Eigenſchaft und ſehr zu loben in dieſer Zeit, wo die Menſchen ſo kalt geworden ſind gegen dieſe goldene Quelle.“

„Ja, der Teufel hole ſie All'!“ rief Judas, „keiner will mehr einige Maaß Rheinwein trinken, außer hie und da ſolch ein fahrender Doktor oder vacirender Magiſter, und dieſe Hungerleider laſſen ſich ihn erſt noch aufwichſen.“

„Muß ganz gehorſamſt depreciren, Herr von Judas,“ unterbrach ich den ſchrecklichen Rothrock. „Nur einige kleine Verſuche habe ich gethan mit Dero Rebenblut von

1700 und etlichen Jahren, und den hat mir allerdings der wackere Bürgermeiſter einſchenken laſſen; was Sie aber hier ſehen, iſt etwas neuer und in baarer Münze von mir bezahlt.“

„Doktor, ereifert Euch nicht!“ ſagte Frau Roſe, „er meint's nicht ſo böſe, der Judas, und er ärgert ſich nur und mit Recht, daß die Zeiten ſo lau geworden.“

„Ja!“ rief Andreas, der feine ſchöne Andreas, „ich glaube, dieſes Geſchlecht fühlt, daß es keines edeln Trankes mehr werth iſt, drum ſollen ſie hier ein Geſöff von allerlei Schnaps und Syrup brauen, heißen es Chateau-Margaux, Sillery, St. Julien und ſonſt nach allerlei pompöſen Namen, und kredenzen es bei ihren Gaſtmahlen, und wenn ſie es ſaufen, bekommen ſie rothe Ringe um den Mund, dieweil der Wein gefärbt war, und Kopfweh den andern Tag, weil ſie ſchnöden Schnaps getrunken.“

„Ha! was war das für ein anderes Leben,“ führte Johannes die Rede fort, „als wir noch junge, blutjunge Geſellen waren, Anno 19 und 26. Auch Anno 50 ging es noch hoch her in dieſen ſchönen Hallen. Jeden Abend, es mochte die Sonne ſcheinen im hellen Frühling oder ſchneien und regnen im Winter, jeden Abend waren die Stübchen dort gefüllt mit frohen Gäſten. Hier, wo wir jetzt ſitzen, ſaß in Würde und Hoheit der Senat von Bremen, ſtattliche Perrücken auf dem Haupt, die Wehre an der Seite, Muth im Herzen und jeder einen Römer vor ſich.

„Hier, hier, nicht oben auf der Erde, hier war ihr Rathhaus, hier die Halle des Senats; denn hier beim kühlen Wein beriethen ſie ſich über das Wohl der Stadt, über ihre Nachbarn und dergleichen. Wenn ſie uneinig in der Meinung waren, ſo ſtritten ſie ſich nicht mit böſen Worten, ſondern tranken einander wacker zu, und wenn der Wein ihre Herzen erwärmt hatte, wenn er fröhlich durch ihre Adern hüpfte, da war der Beſchluß ſchnell zur Reife gediehen, ſie drückten ſich die Hände, ſie waren und blieben immer Freunde, weil ſie Freunde waren des edeln Weines. Am andern Morgen aber war ihnen ihr Wort heilig, und was ſie Abends ausgemacht im Keller, das führten ſie oben im Gerichtsſaal aus.“

„Schöne alte Zeiten!“ rief Paulus, „daher kommt es auch, daß noch heutzutage jeder vom Rath ein eigenes Trinkbüchlein, eine jährliche Weinrechnung hat. Den Herren, die alle Abende hier ſaßen und tranken, war es nicht genehm, allemal in die Taſche zu fahren und ihr Geldſäckelein heraus zu kriegen. Aufs Kerbholz ließen ſie es ſchreiben, und am Neujahr ward Abrechnung gehalten, und es gibt einige wackere Herren, die noch jetzt oft Gebrauch davon machen, aber es ſind deren wenige.“

„Ja, ja, Kinder,“ ſprach die alte Roſe, „ſonſt war es anders, ſo vor fünfzig, hundert, zweihundert Jahren. Da brachten ſie Abends ihre Weiber und Mädchen mit in den Keller, und die ſchönen Bremerkinder tranken Rheinwein oder von unſerem Nachbar Moſeler, und waren weit und breit berühmt durch ihre blühenden Wangen, durch ihre purpurrothen Lippen, durch ihre herrlichen blitzenden Augen; jetzt trinken ſie allerlei miſerables Zeug, als Thee und dergleichen, was weit von hier bei den Chineſen wachſen ſoll und was zu meiner Zeit die Frauen tranken, wenn ſie ein Hüſtlein oder ſonſtige Beſchwer hatten. Rheinwein, echten gerechten Rheinwein können ſie gar nicht mehr vertragen. Denkt euch um's Himmels willen, ſie gießen ſpaniſchen Süßen darunter, daß er ihnen munde; ſie ſagen, er ſey zu ſauer.“

Die Apoſtel ſchlugen ein großes Gelächter auf, in das ich unwillkürlich einſtimmen mußte, und Bacchus lachte ſo gräßlich, daß ihn der alte Balthaſar halten mußte.

„Ja die guten alten Zeiten!“ rief der dicke Bartholomäus, „ſonſt trank ein Bürger ſeine zwei Maaß, und es war, als hätt' er Waſſer getrunken, ſo nüchtern blieb er; jetzt wirft ſie ein Römer um. Sie ſind aus der Uebung gekommen.“

„Da trug ſich vor vielen Jahren eine ſchöne Geſchichte zu,“ ſagte Fräulein Roſe und lächelte vor ſich hin.

„Erzähle, erzähle, Jungfer Roſe, die Geſchichte!“ baten Alle; ſie aber trank bedeutend viel Wein, damit ſie eine glatte Kehle bekam, und hub an:

„Anno tauſend ſechshundert und einige zwanzig, dreißig Jahre war ein großer Krieg in deutſchen Landen von wegen des Glaubens; die Einen wollten ſo und die Andern anders, und ſtatt daß ſie bei einem Glaſe Wein die Sache vernünftig beſprochen hätten, ſchlugen ſie ſich die Schädel ein. Albrecht von Wallenſtein, des Kaiſers Generalfeldmarſchall, hauste ſchrecklich in proteſtantiſchen Landen. Deß erbarmte ſich der Schweden König, Guſtav Adolph, und kam mit vieler Mannſchaft zu Roß und zu Fuß. Es wurden viele Bataillen geliefert, ſie hetzten ſich herum am Rhein und an der Donau, geſchah aber weiter nicht viel, weder vor- noch rückwärts. Zu der Zeit war Bremen und die andern Hanſeſtädte neutral und wollten es mit keiner Partei verderben. Dem Schweden lag aber daran, durch ihr Gebiet zu ziehen und ſich freundlich mit ihnen einzulaſſen, darum wollte er einen Geſandten an ſie ſchicken. Weil aber im Reich bekannt war, daß man in Bremen Alles im Weinkeller verhandle und die Rathsherren und Bürgermeiſter einen guten Schluck hätten, ſo fürchtete ſich der Schwedenkönig, ſie möchten ſeinem Geſandten gar ſehr zuſetzen mit Wein, daß er endlich betrunken würde und ſchlechte Bedingungen einginge für die Schweden.

„Nun befand ſich aber im ſchwediſchen Lager ein Hauptmann vom gelben Regiment, der ganz erſchrecklich trinken konnte. Zwei, drei Maaß zum Frühſtück war ihm ein Kleines, und oft hat er Abends zum Zuſpitzen ein halb Imi getrunken und nachher gut geſchlafen. Als nun der König voll Beſorgniß war, ſie möchten im Bremer Rathskeller ſeinem Geſandten allzuſehr zuſetzen, ſo erzählte ihm der Kanzler Oxenſtierna von dem Hauptmann, Gutkunſt hieß er, der ſo viel trinken könne. Deß freute ſich der König und ließ ihn vor ſich kommen.

„Da brachten ſie einen kleinen hageren Mann, der war ganz bleich im Geſicht, hatte aber eine große kupferrothe Naſe und hellblaue Lippen, was ganz wunderlich anzuſehen war. Der König fragte ihn, wie viel er ſich wohl zu trinken getraue, wenn es recht ernſtlich zuginge. O Herr und König, antwortete er, ſo ernſtlich bin ich noch nie daran gekommen, habe mich bis dato auch noch nicht geaicht; der Wein iſt nicht wohlfeil, und man kann täglich nicht über ſieben, acht Maaß trinken, ohne in Schulden zu gerathen. — Nun, wie viel meinſt du denn führen zu können? fragte der König weiter. Er aber antwortete unerſchrocken: wenn Euer Majeſtät bezahlen wollen, möchte ich wohl einmal zwölf Mäßchen trinken; mein Reitknecht, der Balthaſar Ohnegrund, kann es aber noch beſſer. Da ſchickte der König auch nach Balthaſar Ohnegrund, dem Knecht des Hauptmann Gutkunſt, und war der Herr ſchon blaß geweſen und mager, ſo war es der Diener noch mehr, der ganz aſchenfarb ausſah, als hätt' er ſein Lebenlang Waſſer getrunken.

„Da ließ nun der König den Hauptmann und Ohnegrund, den Reitknecht, in ein Zelt ſetzen und einige Fäßlein alten Hochheimer und Niernſteiner anfahren und wollte haben, die Beiden ſollten ſich aichen laſſen. Sie tranken von Morgens elf Uhr bis Abends vier Uhr ein Imi Hochheimer und anderthalb Imi Niernſteiner, und der König ging voll Verwunderung zu ihnen ins Zelt, um zu ſehen, wie es mit ihnen ſtehe. Die beiden Geſellen waren aber wohl auf, und der Hauptmann ſagte: So, jetzt will ich einmal die Degenkuppel abſchnallen, dann geht's beſſer; Ohnegrund machte aber drei Knöpfe an ſeinem Koller auf.

„Da entſatzten ſich Alle, die dies ſahen; der König aber ſprach: Kann ich beſſere Geſandte finden nach der fröhlichen Stadt Bremen als dieſe? Und alſobald ließ er dem Hauptmann prächtige Kleider und Waffen geben, wie auch Ohnegrund, dem Reitknecht, denn dieſer ſollte den Schreiber des Geſandten vorſtellen. Der König und der Kanzlar unterrichteten den Hauptmann, was er zu ſagen hätte bei der Unterhandlung, und nahm Beiden das Verſprechen ab, daß ſie auf der ganzen Reiſe nur Waſſer trinken ſollten, damit nachher das Treffen im Keller um ſo glorreicher würde; Gutkunſt aber, der Hauptmann, mußte ſeine rothe Naſe mit einer künſtlichen Salbe anſtreichen, auf daß ſie weiß ausſah, damit man nicht merke, welch' ein Kunde er ſey.

„Ganz elendiglich vom vielen Waſſertrinken kamen die Beiden nach der Stadt Bremen, und nachdem ſie bei dem Bürgermeiſter geweſen, ſagte dieſer zum Senat: „O! was hat uns der Schwede für zwei bleiche magere Geſellen geſchickt; heute Abend wollen wir ſie in den Rathskeller führen und zudecken. Ich nehme den Geſandten auf mich ganz allein, und der Doktor Schnellpfeffer muß auf den Schreiber. So wurden ſie denn Abends nach der Betglocke feierlichſt in den Rathskeller geführt, der Bürgermeiſter führte Gutkunſten, den Hauptmann, der Doktor Schnellpfeffer, was auch ein guter Trinker war, führte den Reitknecht am Arm, der, als Schreiber angethan, ſich recht züchtiglich geberdete; hinter ihnen gingen viele Rathsherren, die zur Verhandlung geladen waren. Hier in dieſem Gemach ſetzten ſie ſich um den Tiſch und verſpeiſten zuerſt Haſenbraten und Schinken und Häringe, um ſich zum Trinken zu rüſten. Dann wollte der Geſandte ganz ehrbar mit der Verhandlung anfangen, und ſein Schreiber zog Pergament und Feder aus der Taſche; aber der Bürgermeiſter ſprach:

Mit nichten alſo, Ihr edlen Herren; ſo iſt es nicht Gebrauch in Bremen, daß man die Sache alſo trocken abmacht; wollen einander vorerſt auch zutrinken nach Sitte unſerer Väter und Großväter. — Kann eigentlich nicht viel vertragen, antwortete der Hauptmann; dieweil es aber Seiner Magnificenz alſo gefällig, will ich ein Schlücklein zu mir nehmen. Nun tranken ſie ſich zu und hielten ein Geſpräch über Krieg und Frieden und über die Schlachten, ſo geliefert worden; die Rathsherren aber, um den Fremden mit gutem Beiſpiel voranzugehen, tranken ſich weidlich zu und bekamen rothe Köpfe. Bei jeder neuen Flaſche entſchuldigten ſich die Fremden, wie ſie gar den Wein nicht gewohnt wären und er ihnen zu Kopfe ſteige; deß freute ſich der Bürgermeiſter, trank in ſeiner Herzensluſt ein Paßglas um das andere, ſo daß er nicht mehr recht wußte, was zu beginnen. Aber, wie es zu gehen pflegt in dieſem wunderbaren Zuſtande, er dachte: jetzt iſt er betrunken, der Geſandte, und auch dem Schreiber hat der Doktor tüchtig zugeſetzt; und ſprach daher: Nun wollen wir anfangen mit unſerem Geſchäft. Das waren die Fremden zufrieden, thaten, wie wenn ſie voll Weines wären und tranken auf ihrer Seite den Herren weidlich zu.

„Da wurde nun geſprochen und getrunken, gehandelt und wieder getrunken, bis der Bürgermeiſter mitten im Satz einſchlief und der Doktor Schnellpfeffer unter dem Tiſche lag. Da kamen denn die andern Rathsherren und tranken den Fremden zu und führten die Verhandlung fort; aber trank der Hauptmann läſterlich, ſo machte es ſein Reitknecht noch ſchlimmer; fünf Küper mußten immer hin und herlaufen und einſchenken, denn der Wein verſchwand von dem Tiſch, als wäre er in den Sand gegoſſen worden. So geſchah es, daß die Gäſte nacheinander den ganzen Rath unter den Tiſch tranken bis auf einen.

„Dieſer eine aber war ein großer ſtarker Mann, mit Namen Walther, von welchem man allerlei ſprach in Bremen, und wäre er nicht im Rath geſeſſen, man hätte ihn längſt böſer Künſte und Zauberei angeklagt. Herr Walther war ſeines Zeichens eigentlich ein Zirkelſchmied geweſen, hatte ſich aber hervorgethan in ſeiner Gilde, war unter die Aeltermänner gekommen und nachher in den Senat. Dieſer hielt aus bei den Gäſten, trank zweimal ſoviel als beide, ſo daß ihnen ganz unheimlich wurde, denn er war ſo verſtändig, wie zuvor, während der Hauptmann ſchon trübe Augen bekam und glaubte, es gehe ihm ein Rad im Kopf herum. So oft der Senator Walther ein Paßglas getrunken, fuhr er mit der Hand unter den Hut, und dem Reitknecht kam es vor, als ſähe er ein bläuliches Wölkchen, ganz fein wie Nebel, aus ſeinem rabenſchwarzen Haar hervorſteigen. Er trank wacker darauf los, bis der Hauptmann Gutkunſt ſelig einſchlief und ſein Haupt ganz weich auf des Bürgermeiſters Bauch legte.

„Da ſprach der Senator Walther mit ſonderbarem Lächeln zu dem Schreiber des Geſandten: Lieber Geſelle, du führſt einen mächtigen Zug, ich vermeine aber, daß du mit dem Reßſtriegel beſſer fortkommſt als mit der Feder. Da erſchrack der Schreiber und ſprach: Wie meinet Ihr dies, Herr? Ich will nicht hoffen, daß Ihr mir Hohn ſprechen wollt; bedenket, daß ich Seiner Majeſtät Geſandtſchaftsſchreiber bin.

„Hoho! rief der andere mit ſchrecklichem Lachen, ſeit wann haben denn ordentliche Geſandtſchaftsſchreiber ſolche Kittel an und führen ſolche Federn bei der Sitzung? Da ſah der Reitknecht auf ſein Kleid und bemerkte mit großem Schrecken, daß er ſeinen gewöhnlichen Stallkittel an habe, er ſah auf ſeine Hand, und ſiehe da, ſtatt der Feder hielt er eine ganz gemeine Kratzbürſte. Da entſetzte er ſich und ſah ſich verrathen, und wußte nicht, wie ihm geſchah. Herr Walther aber lächelte ſeltſam und höhniſch, und trank ihm einen Humpen von anderthalb Maaß zu auf einen Zug, fuhr dann mit der Hand hinter die Ohren, und der Reitknecht ſah ganz deutlich, wie ein feiner Nebel aus ſeinem Kopf kam. Gott ſoll mich bewahren, Herr, daß ich fürder mit Euch trinke! rief er, Ihr ſeyd ein Schwarzkünſtler, wie ich nun vermuthe, und könnt mehr als Brod eſſen.

„Darüber wäre noch vielerlei zu ſagen, antwortete Walther ganz ruhig und freundlich, aber es würde dir auch nicht viel helfen, werthgeſchätzter Stallknecht und Roßkamm, wenn du mir fürder zuſetzeſt mit Trinken, mich trinkſt du nicht unter den Tiſch, wasmaßen ich einen kleinen Hahnen in mein Gehirn geſchraubt habe, durch welchen der Weindunſt wieder herausfährt. Schau zu! Dabei trank er ein großes Paßglas aus, wandte ſeinen Kopf herüber zu dem Reitknecht Ohnegrund, ſtrich ſein Haar zurück, und ſiehe da, in ſeinem Kopf ſteckte ein kleiner ſilberner Hahn, wie an einem Faß; da drehte er den Zapfen um und ein bläulicher Dunſt ſtrömte hervor, ſo daß ihm der Weingeiſt keine Beſchwerden machte in der Hirnkammer.

„Da ſchlug der Reitknecht vor Verwunderung die Hände zuſammen und rief: Das iſt einmal eine ſchöne Erfindung, Herr Zauberer! könnet Ihr mir nicht auch ſo ein Ding an den Kopf ſchrauben, um Geld und gute Worte? — Nein, das geht nicht, antwortete jener bedächtig; da ſeyd Ihr nicht erfahren genug in geheimer Wiſſenſchaft; aber ich habe Euch lieb gewonnen wegen Eurer abſonderlichen Kunſt im Trinken, darum möchte ich Euch gern dienen, wo ich kann. Zum Beiſpiel, es iſt gegenwärtig die Stelle des Kellermeiſters vakant allhier. Balthaſar Ohnegrund! verlaß den Dienſt dieſer Schweden, wo es doch mehr Waſſer als Wein gibt, und diene dem wohledlen Rath dieſer Stadt; wenn wir auch einige Laſten Wein mehr brauchen des Jahrs, die du heimlich ſaufeſt, das thut nichts, ein ſolcher Kapitalkerl hat uns längſt gefehlt; Balthaſar Ohnegrund! ich mach' dich morgen zum Kellermeiſter, wenn du willſt. Willſt du nicht, ſo iſt's auch gut; dann weiß aber morgen die ganze Stadt, daß uns der Schwede einen Reitknecht als Schreiber geſchickt. Dieſer Vorſchlag mundete dem Balthaſar wie edler Wein; er that einen Blick in dieſes unermeßliche Weinreich, ſchlug ſich auf den Magen und ſagte: ich will's thun. Nachher machten ſie noch allerhand Punkte aus, wie es gehalten werden ſoll nach Ohnegrunds zeitlichem Hinſcheiden mit ſeiner armen Seele. Er wurde Kellermeiſter, der Hauptmann Gutkunſt aber zog mit zweideutigen Bedingungen ab ins ſchwediſche Lager, und als nachher die Kaiſerlichen in die Stadt kamen, war der Bürgermeiſter und Senat froh, daß ſie ſich mit dem Schweden nicht zu tief eingelaſſen, obgleich keiner recht wußte, wie es ſo gekommen war.“

So erzählte die Roſe, die Apoſtel und ich dankten ihr und lachten ſehr über die beiden Geſandten; Paulus aber fragte: „Und Balthaſar Ohnegrund, der wackere Kunde, was iſt aus ihm geworden? Blieb er Kellermeiſter?“ Die Roſe aber wandte ſich um mit Lächeln, deutete auf eine Ecke des Gemachs und ſagte: „dort ſitzt er ja noch, wie vor zweihundert Jahren, der wackere Zecher.“ Mir graute, als ich hinſah; eine bleiche abgehärmte Geſtalt ſaß in der Ecke, ſchluchzte und weinte ſehr und trank dazu ſehr viel Rheinwein; aber es war niemand anderes, als eben der Kellermeiſter Balthaſar, der aus Unſer lieben Frauen Kirchhof herabgekommen war, nachdem ihn Matthäus aus dem Schlaf geſchellt.

„Nun, alter Balthaſar!“ rief ihm Jakobus zu, „du haſt alſo als Reitknecht gedient beim Hauptmann Gutkunſt und warſt ſogar Geſandſchaftsſchreiber oder Sekretär, ehe du Kellermeiſter wurdeſt? Was machte denn der Herr, ſo den Hahnen im Hirnkaſten hatte, für Bedingniſſe?“

„O Herr!“ ſtöhnte der alte Kellermeiſter aus tiefer Seele, und es war, als ob ihn der ewige Tod auf dem Fagott begleitete, ſo greulich tönte es aus ſeiner Bruſt, „o Herr! fordert nicht von mir, daß ich es ſage.“

„Heraus damit!“ ſchrien die Apoſtel, „was wollte er mit dem Spiritusableiter? der Weingeiſtſchröpfer, was wollte er?“

„Meine Seele.“

„Armer Kerl!“ ſagte Petrus ſehr ernſt, „und um was wollte er deine arme Seele?“

„Um Wein,“ murmelte er dumpf, und mir war es, als ob eine Stimme ohne Hoffnung ſpräche.

„Rede deutlicher, Alter, wie hat er es gemacht mit deiner Seele?“ Er ſchwieg lange; endlich ſprach er: „Warum dies erzählen, ihr Herren? Es iſt grauſig, und ihr verſteht doch nicht, was es heißt, eine Seele verlieren.“

„Wohl wahr,“ ſprach Paulus, „wir ſind fröhliche Geiſter und ſchlummern im Weine, und freuen uns ewiger ungetrübter Herrlichkeit und Freude; darum kann uns aber auch kein Grauen anwandlen, denn wer hat Macht über uns, daß er uns elend mache oder uns erſchrecke? darum erzähle!“

„Aber es ſitzt ein Menſch am Tiſch, der kann es nicht vertragen,“ ſprach der Todte; „vor ihm darf ich es nicht ſagen.“

„Nur zu, immer zu!“ erwiederte ich, an allen Gliedern ſchauernd, „ich kann eine hinlängliche Doſis Schauerliches ertragen, und was iſt es am Ende, als daß Euch der Teufel geholt?“

„Herr, es wäre Euch beſſer, Ihr betetet!“ murmelte der Alte, „aber Ihr wollt es ſo haben, ſo höret: der Menſch, der in jener Nacht in dieſem Zimmer bei mir ſaß, — es war ein böſes Ding mit ihm — der hatte ſeine Seele dem Böſen verhandelt, und es war dabei bedingt, daß er ſich loskaufen könnte durch eine andere Seele. Schon viele hatte er auf dem Korn gehabt, aber allemal waren ſie ihm wieder entgangen.

Mich faßte er beſſer. Ich war wild aufgewachſen ohne Unterricht, und das Leben im Kriege ließ mich nicht viel nachdenken; wenn ich ſo über ein Schlachtfeld ritt, und der Mondſchein fiel herab, und Freund und Feind niedergemäht da lagen, da dachte ich: ſie ſind jetzt halt todt und leben nicht mehr; von der Seele hielt ich nicht viel, und vom Himmel und Hölle noch weniger. Aber weil man ſo kurz lebt, wollt' ich's Leben recht genießen, und Wein und Spiel war mein Element. Das hatte mir der Höllenknecht abgemerkt und ſprach zu mir in jener Nacht: ſo zwanzig, dreißig Jahre zu leben in dieſem Kellerreich, in dieſem Weinhimmel zu trinken nach Herzensluſt, nicht wahr, Balthaſar, das müßt' ein Leben ſeyn? — Ja, Herr, ſprach ich, aber wie könnte ich dies verdienen? — An was liegt dir mehr, fuhr er fort, hier recht zu leben nach Herzensluſt auf der Erde, hier im Keller, oder an den Geſchichten, die ſich nachher begeben, wo man gar nicht weiß, ob man nur noch lebt und Wein trinkt? Ich that einen gräßlichen Schwur und ſagte: meine Gebeine werden dahin fahren, wo die Gebeine meiner Geſellen liegen; iſt der Menſch todt, ſo fühlt er nicht und denkt nicht; hab' es an manchem Kameraden erlebt, dem die Kugel das Hirn zerſchmetterte, darum will ich leben und luſtig ſeyn. Er aber ſprach zu mir: wenn du Verzicht leiſten willſt auf das, was nachher kommt, ſo iſt es ein Leichtes, dich hier zum Kellermeiſter zu machen; ſchreib nur deinen Namen in dies Büchlein und thu einen recht tüchtigen Schwur dazu. — Was nachher mit mir geſchieht, das kümmert mich nicht, ſprach ich; Kellermeiſter will ich hier ſeyn immerdar und ewiglich, ſo lang ich bin, und der Teufel, oder wer will, kann das andere haben alles, wenn ſie mich einſt einſcharren.

„Als ich ſo geſprochen, waren wir nicht mehr zwei, ſondern ein Dritter ſaß neben mir und hielt mir das Büchlein hin zum Unterſchreiben; der aber, der dies that, war nicht der Zirkelſchmied, ſondern ein anderer."

„Wer war es denn? ſag an!" riefen die Apoſtel ungeduldig.

Die Augen des alten Kellermeiſters funkelten greulich und ſeine bleichen Lippen bebten; er ſetzte mehrere Mal an, um zu ſprechen, aber ein Krampf ſchien ihm die Kehle zuzuſchnüren. Da blickte er auf einmal feſt und muthig in eine dunkle Ecke, trank ſein Glas aus und warf es an die Erde; „was hilft alle Reue, alter Balthaſar?" ſprach er, indem große Thränen in ſeinen Wimpern hingen, „der bei mir ſaß — war der Teufel."

Es war bei dieſen Worten unheimlich, bis zur Verzweiflung unheimlich in dem Gemach; die Apoſtel ſchauten ernſt und ſchweigend in ihre Römer, Bacchus hatte das Geſicht in die Hände gedrückt, und die Roſe war bleich und ſtille. Kein Athemzug rührte ſich, man hörte nur, wie in dem Todtenkopf des Alten die Zähne ſchaudernd an einander klappern.

„Mein Vater hatte mich gelehrt, meinen Namen zu ſchreiben, als ich noch ein kleiner frommer Knabe war; ich unterſchrieb ihn ins Buch, das mir der Andere mit ſeinen Krallen vorhielt. Von da an ging mir ein Leben auf in Saus und Braus; in ganz Bremen gab es keinen Mann ſo fröhlich als den Kellermeiſter Balthaſar, und getrunken hab' ich, was der Keller Gutes und Köſtliches hatte. Zur Kirche ging ich nie, ſondern wenn ſie zuſammen läuteten, ſchritt ich hinab zum beſten Faß und ſchenkte mir ein nach Herzensluſt. Als ich alt wurde, kam oft ein Grauen über mich, und es fröſtelte mich durch die Glieder, wenn ich ans Sterben dachte; hatte zwar kein Weib, das um mich jammerte, aber auch keine Kinder, die mich tröſteten; da trank ich denn, wenn die Todesgedanken über mich kamen, bis ich von Sinnen war und ſchlief. So trieb ich's lange Jahre, mein Haar ward grau, meine Glieder ſchwach und ich ſehnte mich, zu ſchlafen im Grabe. Da war mir eines Tages, als ſey ich erwacht und könne doch nicht recht erwachen; die Augen wollten ſich nicht aufthun, die Finger waren ſteif, als ich mich aus dem Bette heben wollte, und die Beine lagen ſtarr wie ein Stück Holz. An mein Bett aber traten Leute, betaſteten mich und ſprachen: der alte Balthaſar iſt todt.

„Todt, dachte ich und erſchrack, todt und nicht ſchlafen? todt bin ich und denke? Mich erfaßte eine unnennbare Angſt, ich fühlte, wie mein Herz ſtille ſtand, und wie ſich doch etwas in mir regte und in ſich zuſammenzog und bange war; das war mein Körper nicht, denn der lag ſteif und todt, was war es denn?“

„Deine Seele!“ ſprach Petrus dumpf; „deine Seele!“ flüſterten die andern ihm nach.

„Da maßen ſie meine Länge und Breite, um die ſechs Bretlein fertig zu machen, und legten mich hinein, und ein hartes Kiſſen von Hobelſpänen unter meinen Schädel, und nagelten die Bahre zu, und meine Seele wurde immer ängſtlicher, weil ſie nicht ſchlafen konnte. Dann hörte ich die Todtenglocke läuten auf der Domkirche, ſie hoben mich auf, und kein Auge weinte um mich. Sie trugen mich auf Unſer lieben Frauen Kirchhof, dort hatten ſie mein Grab gegraben, noch höre ich die Seile ſchwirren, die ſie heraufzogen, als ich unten lag; dann warfen ſie Steine und Erde auf mich herab, und es ward ſtille um mich her.

„Aber meine Seele zitterte heftiger, als es Abend wurde, als es zehn, elf Uhr ſchlug auf allen Glocken. Wie wird es dir gehen? dachte ich bei mir. Ich wußte noch ein Gebetlein aus alter Zeit, das wollte ich ſprechen, aber meine Lippen ſtanden ſtill. — Da ſchlug es zwölf Uhr, und mit einem Ruck war die ſchwere Grabesdecke abgeriſſen, und auf meinen Sarg geſchah ein ſchrecklicher Schlag“ —

Ein Schlag, daß die Hallen dröhnten, ſprengte jetzt eben die Thüre des Gemaches auf, und eine große weiße Geſtalt erſchien auf der Schwelle. Ich war durch Wein und die Schreckniſſe dieſer Nacht ſo exaltirt und außer mir ſelbſt gebracht, daß ich nicht aufſchrie, nicht aufſprang, wie wohl ſonſt geſchehen wäre, ſondern geduldig das Schreckliche anſtarrte, das jetzt kommen ſollte; mein erſter Gedanke war nämlich: „jetzt kommt der Teufel.“

Habt Ihr je im Don Juan jenen bangen Moment geſchaut, wo Tritte dumpf und immer näher tönen, wo Leporello ſchreiend zurückkommt und die Statue des Gouverneurs, ihrem Streitroß auf dem Monument entſtiegen, zu dem Gaſtmahl kommt? Rieſengroß mit abgemeſſenem dröhnendem Schritt, ein ungeheures Schwert in der Hand, gepanzert, aber ohne Helm, trat die Geſtalt ins Gemach. Sie war von Stein, das Geſicht ſteif und ſeelenlos; aber dennoch that ſich der ſteinerne Mund auf und ſprach: „Gott grüß euch, vielliebe Reben vom Rhein; muß doch das ſchöne Nachbarkind beſuchen an ihrem Jahrestag. Gott grüß Euch, Jungfrau Roſe. Darf ich auch Platz nehmen in Eurem Gelaggaden?“

Sie ſchauten alle verwundert nach der rieſigen Statue, Frau Roſe aber brach das Stillſchweigen, ſchlug vor Freude die Hände zuſammen und ſchrie: „Ei, du meine Güte! 's iſt ja der ſteinerne Roland, ſo ſeit vielen hundert Jahren auf dem Domhofe in der lieben Stadt Bremen ſteht. Ei, das iſt ſchön, daß Ihr uns die Ehre anthut, Herr Ritter! leget doch Schild und Schwert ab und machet es Euch bequem; wollet Ihr Euch nicht obenan ſetzen an meine Seite? O Gott, wie mich das freut!“

Der hölzerne Weingott, ſo indeſſen wieder um ein Erkleckliches gewachſen, warf mürriſche Blicke bald auf den ſteinernen Roland, bald auf die naive Dame ſeines Herzens, die ihre Freude ſo laut und unverhohlen ausgelaſſen. Er murmelte etwas von ungebetenen Gäſten und ſtrampelte ungeduldig mit den Beinen. Aber Roſe drückte ihm unter dem Tiſche die Hand und beſchwichtigte ihn durch ſüße Blicke. Die Apoſtel waren näher zuſammen gerückt und hatten dem ſteinernen Gaſt einen Stuhl neben dem alten Fräulein eingeräumt. Er legte Schwert und Schild in die Ecke und ſetzte ſich ziemlich ungelenk auf das Stühlchen, aber ach! dies war für ehrſame Bremer

Stadtkinder und nicht für einen ſteinernen Rieſen gemacht, es knackte, als er ſich ſetzte, morſch zuſammen, und ſo lang er war, lag er im Gemach.

„Schnödes Geſchlecht, das ſolche Hütſchen zimmert, worauf zu meiner Zeit nicht einmal ein zartes Fräulein hätte ſitzen können, ohne mit dem Sitz durchzubrechen!“ ſagte der Heros und ſtand langſam auf; der Kellermeiſter Balthaſar aber rollte ein Halbeimerfaß herbei an den Tiſch und lud den Ritter ein, Platz zu nehmen. Es knackten nur ein paar Dauben, als er ſich ſetzte, aber das Faß hielt aus. Dann bot ihm der Kellermeiſter ein großes Römerglas mit Wein, er faßte es mit der breiten ſteinernen Fauſt, aber krach! war es entzwei, daß ihm der Wein über die Finger lief. „Ei, Ihr hättet auch die Handſchuhe von Stein füglich ablegen können,“ ſprach Balthaſar ärgerlich und kredenzte ihm einen ſilbernen Becher, ſo ein Maaß hielt und in früherer Zeit Tummler genannt wurde. Der Ritter faßte ihn, drückte nur einige unbedeutende Buckeln in den Becher, ſperrte das ſteinerne Maul auf und goß den Wein hinab.

„Wie mundet Euch der Wein?“ fragte Bacchus den Geiſt, „Ihr habt wohl lange keinen getrunken?“

„Er iſt gut, bei meinem Schwert! ſehr gut! was iſt es für Gewächs?“

„Rother Ingelheimer, geſtrenger Herr!“ antwortete der Kellermeiſter.

Das ſteinerne Auge des Ritters bekam Leben und Glanz, als er dies hörte, die gemeiſelten Züge verſchönerte ein ſanftes Lächeln und vergnüglich ſchaute er in den Becher.

„Ingelheim! du ſüßer trauter Name!“ ſprach er. „Du edle Burg meines ritterlichen Kaiſers; ſo nennt man alſo noch in dieſer Zeit deinen Namen, und die Reben blühen noch, die Karl einſt pflanzte in ſeinem Ingelheim? Weiß man denn auch von Roland noch etwas auf der Welt und von dem großen Carolus, ſeinem Meiſter?“

„Das müßt Ihr den Menſchen dort fragen,“ erwiederte Judas, „wir geben uns mit der Erde nicht mehr ab. Er nennt ſich Doktor und Magiſter und muß Euch Beſcheid geben können über ſein Geſchlecht.“

Der Rieſe richtete ſein Auge fragend auf mich, und ich antwortete: „Edler Paladin! Zwar iſt die Menſchheit in dieſer Zeit lau und ſchlecht geworden, iſt mit dem hohlen Schädel an die Gegenwart genagelt und blickt nicht vor-, nicht rückwärts; aber ſo elend ſind wir doch nicht geworden, daß wir nicht der großen herrlichen Geſtalten gedächten, die einſt über unſere Vatererde gingen und ihren Schatten werfen noch bis zu uns. Noch gibt es Herzen, die ſich hinüberretten in die Vergangenheit, wenn die Gegenwart zu ſchaal und trübe wird, die höher ſchlagen bei dem Klang großer Namen und mit Achtung durch die Ruinen wandlen, wo einſt der große Kaiſer ſaß in ſeiner Zelle, wo ſeine Ritter um ihn ſtanden, wo Eginhard bedeutungsvolle Worte ſprach und die traute Emma dem treuſten ſeiner Paladine den Becher kredenzte. Wo man den Namen Eures großen Kaiſers ausſpricht, da iſt auch Roland unvergeſſen, und wie Ihr ihm nahe ſtandet im Leben, ſo enge ſeyd Ihr mit ihm verbunden in Lied und Sage und in den Bildern der Erinnerung.

Der letzte Ton Eures Hifthorns tönt noch immer aus dem Thal von Ronceval durch die Welt und wird tönen, bis er ſich in die Klänge der letzten Poſaune miſcht.“

„So haben wir nicht vergebens gelebt, alter Karl!“ ſprach der Ritter, „die Nachwelt feiert unſere Namen.“

„Ha!“ rief Johannes feurigen Muthes, „dieſe Menſchen wären auch werth, Waſſer aus dem Rhein zu ſaufen ſtatt des Rebenblutes ſeiner Hügel, wenn ſie den Namen des Mannes vergeſſen hätten, der zuerſt die Reben pflanzte im Rheingau. Auf, ihr trauten Geſellen und Apoſtel, ſtoßet an, unſer herrlicher Stammvater lebe! es lebe Kaiſer Karl der Große!“

Die Römer klangen, aber Bacchus ſprach: „Ja, es war eine ſchöne herrliche Zeit, und ich freue mich ihrer wie vor tauſend Jahren. Wo jetzt die wundervollen Weingärten ſtehen vom Ufer bis hinauf an die Rücken der Berge, und hinauf und hinab im Rheinthal Traube an Traube ſich ſchlingt, da lag ſonſt wüſter düſterer Wald. Da ſchaute einſt Kaiſer Karl aus ſeiner Burg in Ingelheim an den Bergen hin, er ſah, wie die Sonne ſchon im März ſo warm dieſe Hügel begrüße und den Schnee hinabrolle in den Rhein, wie ſo frühe die Bäume dort ſich belauben und das junge Gras dem Frühling voraneile aus der Erde. Da erwachte in ihm der Gedanke Wein zu pflanzen, wo ſonſt der Wald lag.

„Und ein geſchäftiges Leben regte ſich im Rheingau bei Ingelheim, der Wald verſchwand, und die Erde war bereit, den Weinſtock aufzunehmen. Da ſchickte er Männer nach Ungarn und Spanien, nach Italia und Burgund, nach der Champagne und nach Lothringen, und ließ Reben herbeibringen und ſenkte die Reiſer in der Erde Schooß.

„Da freute ſich mein Herz, daß er mein Reich ausbreite im deutſchen Lande, und als dort die erſten Reben blühten, zog ich ein im Rheingau mit glänzendem Gefolge; wir lagerten auf den Hügeln und ſchafften in der Erde und ſchafften in den Lüften, und meine Diener breiteten die zarten Netze aus und fingen den Frühlingsthau auf, daß er den Reben nicht ſchade; ſie ſtiegen hinauf und brachten warme Sonnenſtrahlen nieder, die ſie ſorgſam um die kleinen Beerlein goſſen, ſchöpften Waſſer im grünen Rhein und tränkten die zarten Wurzeln und Blätter. Und als im Herbſt das erſte zarte Kind des Rheingaues in der Wiege lag, da hielten wir ein großes Feſt und luden alle Elemente zur Feier ein. Und ſie brachten köſtliche Geſchenke und legten ſie dem Kindlein als Angebinde in die Wiege. Das Feuer legte ſeine Hand auf des Kindes Augen und ſprach: du ſollſt mein Zeichen an dir tragen ewiglich; ein reines mildes Feuer ſoll in dir wohnen und dich werth machen vor allen andern. Und die Luft in zartem goldenem Gewande kam heran, legte ihre Hand auf des Kindes Haupt und ſprach: Zart und licht ſey deine Farbe, wie der goldene Saum des Morgens auf den Hügeln, wie das goldene Haar der ſchönen Frauen im Rheingau. Und das Waſſer rauſchte heran in ſilbernen Kleidern, bückte ſich auf das Kind und ſprach: Ich will deinen Wurzeln immer nahe ſeyn, daß dein Geſchlecht ewig grüne und blühe und ſich ausbreite, ſo weit mein Rheinſtrom reicht. Aber die Erde kam und küßte das Kindlein auf den Mund und wehte es an mit ſüßem Athem. Die Wohlgerüche meiner Kräuter, ſprach ſie, die herrlichſten Düfte meiner Blumen habe ich für dich geſammelt zum Angebinde. Die köſtlichſten Salben aus Ambra und Myrrhen werden gering ſeyn gegen deine Düfte, und deine lieblichſten Töchter wird man nach der Königin der Blumen heißen, — die Roſen.

„So ſprachen die Elemente; wir aber jubelten über die herrlichen Gaben, ſchmückten das Kindlein mit friſchem Weinlaub und ſchickten es dem Kaiſer in die Burg. Und er erſtaunte über die Herrlichkeit des Rebenkindes, hat es fortan gehegt und gepflegt und die Rebe am Rhein ſeinen herrlichſten Schätzen gleich geachtet.“

„Andreas!“ rief Jungfrau Roſe, „lieber Vetter, du haſt ſolch' eine ſchöne zarte Stimme, willſt du nicht ſingen zum Ruhme des Rheingaues und ſeiner Weine?“

„Wenn es Euch erheitert, edle Jungfrau, und Euch nicht Beſchwerde macht, edler Bacchus, wie auch Euch nicht unangenehm iſt, mein Herr und Ritter Roland, ſo will ich eins ſingen.“ Und er ſang eine ſchöne Weiſe voll zarter Töne und Worte, klangvoll und zierlich gefüget, ſo, daß man wohl merken konnte, es ſey ein Lied eines alten Meiſters von 1400 oder 1500. Verflogen ſind ſeine Worte aus meinem Gedächtniß, aber ſeine Weiſe möchte ich doch wohl finden, denn ſie war einfach und ſchön, und Petrus begleitete ihn mit einem ſonoren herrlichen Sekund. Die Luſt des Geſanges ſchien über Alle herabzukommen, denn als Andreas geendet, ſang Judas unaufgefordert ein Lied, und ihm folgten die übrigen. Selbſt Roſe, ſo ſehr ſie ſich zierte, mußte ein Lied von 1615 ſingen, was ſie mit angenehmer, etwas zitternder Stimme vortrug. Mit dröhnendem Baß ſang Roland eine Kriegshymne der Franken, von welcher ich nur einige Worte verſtand, und endlich, als ſie Alle geſungen, ſchauten ſie auf mich, und Roſe nickte mir zu, etwas zu ſingen. Da hub ich denn an:

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben,
Geſegnet ſey der Rhein,
Da wachſen ſie am Ufer hin und geben
Uns dieſen Labewein.

Sie lauſchten, als ſie dieſe Worte hörten, ſie nickten ſich zu und rückten näher zuſammen; und die Entferntern ſtreckten die Köpfe vor, als wollten ſie kein Wort verlieren. Muthiger erhob ich meine Stimme, lauter und immer lauter war mein Geſang, denn es wogte in mir wie Begeiſterung, vor ſolchem Publikum zu ſingen. Die alte Roſe nickte den Text mit dem Kopfe und ſummte den Chorus leiſe, leiſe mit, und Freude und Stolz blickte aus den Augen der Apoſtel. Und als ich geendet, drängten ſie ſich zu, drückten mir die Hände und Andreas hauchte einen Kuß auf meine Lippen.

„Doktor!“ rief Bacchus, „Doktor, welch ein Lied! wie geht einem da das Herz auf! Herzensdoktor, haſt du das Lied gedichtet in deinem eigenen graduirten Gehirn?“

„Nein, Euer Excellenz! ſolch ein Meiſter des Geſanges bin ich nicht. Aber den, der es gedichtet, haben ſie längſt begraben; er hieß Matthias Claudius!“

„Sie haben — einen guten Mann begraben,“ ſagte Paulus. „Wie klar und munter iſt dies Lied, ſo klar und helle wie echter Wein, ſo muthig und munter wie der Geiſt, der im Weine wohnet und gewürzt mit Scherz und Laune, die wie ein würziger Duft aus dem Römer ſteigen; der Mann hat gewiß verſtanden, welch gutes Ding es um ein Glas lautern Weines iſt.“

„Herr, er iſt lange todt, das weiß ich, aber ein anderer großer Sterblicher hat geſagt: guter Wein iſt ein gutes geſelliges Ding, und jeder Menſch kann ſich wohl einmal von ihm begeiſtern laſſen! Und ich denke, der alte Matthias hat auch ſo gedacht unter guten Freunden, hätte ja ſonſt ſolch ein ſchönes Lied nicht machen können, das noch heute alle fröhlichen Menſchen ſingen, die im Rheingau wandeln oder edeln Rheinwein trinken.“

„Singen Sie das?“ rief Bacchus, „nun ſeht, Doktor, das freut mich, und ſo gar miſerabel muß Euer Geſchlecht doch nicht geworden ſeyn, wenn ſie ſo klare ſchöne Lieder haben und ſingen.“

„Ach, Herr!“ ſprach ich bekümmert, „es gibt der Ueberſchwänglichen gar viele, das ſind die Pietiſten in der Poeſie, und wollen ſolch Lied gar nicht für ein Gedicht gelten laſſen, wie manchen Frömmlern das Vaterunſer nicht myſtiſch genug zum Beten iſt.“

„Es hat zu jeder Zeit Narren gegeben, Herr!“ erwiederte mir Petrus, „und jeder fegt am beſten vor ſeiner eigenen Thüre. Aber weil wir gerade bei ſeinem Geſchlecht ſind, erzähl' er uns doch, wie es auf der Erde ging im letzten Jahr?“

„Wenn es die Herren und Damen intereſſirt,“ — ſprach ich zögernd.

„Immer zu!“ rief Roland, „wegen meiner könntet Ihr die letzten fünfhundert Jahre erzählen, denn auf meinem Domhof ſehe ich nichts als Cigarrenmacher, Weinbrauer, Pfarrer und alte Weiber.“ Auch die übrigen ſtimmten mit ein, ich hub alſo an:

„Was zuerſt die deutſche Literatur betrifft“ —

„Halt, manum de tabula!“ rief Paulus, „was ſcheeren wir uns um Euer miſerables Geſchmier, um Eure kleinlichen ekelhaften Gaſſenſtreite und Kneipenraufereien, um Eure Poetaſter, Afterpropheten und“ —

Ich erſchrack; wenn dieſen Leuten nicht einmal unſere wunderherrliche, magnifique Literatur intereſſant war, was konnte ich ihnen denn ſagen? Ich beſann mich und fuhr fort: „offenbar hat Joco im letzten Jahre, was das Theater anbelangt“ —

„Theater? geht mir weg!“ unterbrach Andreas, „was ſollen wir von Euren Puppenſpielen, Marionettenkomödien und ſonſtigen Thorheiten hören! Meinet Ihr etwa, uns komme viel darauf an, ob einer Eurer Luſtſpieldichter ausgepfiffen wurde oder nicht? Habt Ihr denn dermalen gar nichts Intereſſantes, nichts Welthiſtoriſches, das Ihr etwa erzählen könntet?“

„Ach, daß Gott erbarm!“ erwiederte ich, „bei uns iſt die Welthiſtorie ausgegangen, wir haben in dieſem Fach nur noch den Bundestag in Frankfurt. Bei unſern Nachbarn höchſtens gibt es noch hin und wieder etwas; zum Beiſpiel in Frankreich haben die Jeſuiten wieder Macht gewonnen und das Scepter an ſich geriſſen, und in Rußland ſollte es eine Revolution geben.“

„Ihr verwechſelt die Namen, Freund!“ ſagte Judas. „Ihr wolltet ſagen, in Rußland ſind die Jeſuiten wieder eingezogen, und in Frankreich ſollte es eine Revolution geben?“

„Mit nichten, Herr Judas von Iſcharioth,“ antwortete ich, „ſo iſt es, wie ich geſagt.“

„Ei der tauſend!“ murmelten ſie nachdenklich, „das iſt ja ganz ſonderbar und verkehrt!“ „Und,“ fragte Petrus, „Krieg gibt es nicht?“

„Ein klein wenig, wird aber bald vollends zu Ende ſeyn, in Griechenland, gegen die Türken.“

„Ha! das iſt ſchön!“ rief der Paladin und ſchlug mit der ſteinernen Fauſt auf den Tiſch, „hat mich ſchon vor vielen Jahren geärgert, daß die Chriſtenheit ſo ſchnöde zuſchaute, wie der Muſelmann dies herrliche Volk in Banden hielt; das iſt ſchön, wahrlich! Ihr lebet in einer ſchönen Zeit, und Euer Geſchlecht iſt edler, als ich dachte. Alſo die Ritter von Deutſchland und Frankreich, von Italien, Spanien und England ſind ausgezogen, wie einſt unter Richard Löwenherz, die Ungläubigen zu bekämpfen? Die Genueſer Flotte ſchifft im Archipel, die Tauſende der Streiter überzuſetzen, die Oriflamme naht ſich Stambuls Küſten und Oeſterreichs Banner weht im erſten Reihen? Ha! zu ſolchem Kampfe möchte ich ſelbſt noch einmal mein Roß beſteigen, mein gutes Schwert Durande ziehen und in mein Hifthorn ſtoßen, daß alle Helden, die da ſchlafen, aufſtünden aus den Gräbern und mit mir zögen in die Türkenſchlacht.“

„Edler Ritter,“ antwortete ich und erröthete vor meiner Zeit, „die Zeiten haben ſich geändert. Ihr würdet wahrſcheinlich als Demagoge verhaftet werden bei ſothanen Umſtänden und Verhältniſſen, denn weder Habsburgs Banner noch die Oriflamme, weder Englands Harfe noch Hiſpaniens Löwen ſieht man in jenen Gefechten.“

„Wer iſt es denn, der gegen den Halbmond ſchlägt, wenn es nicht dieſe ſind?“

„Die Griechen ſelbſt.“

„Die Griechen? iſt es möglich?“ rief Johannes, „und die andern Staaten, wo ſind denn dieſe beſchäftigt?“

„Noch haben ſie Geſandte bei der Pforte.“

„Menſch, was ſagſt du?“ ſprach Roland ſtarr vor Staunen, „kann man es ignoriren, wenn ein Volk um ſeine Freiheit kämpft? Heilige Jungfrau, was iſt dies für eine Welt! Wahrlich, das möchte einen Stein erbarmen!“ Er quetſchte im Zorn, während er die letzten Worte ſprach, den ſilbernen Becher wie dünnes Zinn zuſammen, daß der Wein darin hoch an die Decke ſpritzte, fuhr raſſelnd auf vom Tiſch, nahm ſeine Tartſche und ſein langes Schwert und ſchritt düſter mit dröhnenden Schritten aus dem Gemach.

„Ei, was iſt der ſteinerne Roland für ein zorniger Kumpan!“ murmelte Roſe, nachdem er die Pforte klirrend zugeworfen, indem ſie etliche Weintropfen, die ſie benetzten, vom Buſentuch abſchüttelte; „will der ſteinerne Narr auf ſeine alten Tage noch zu Felde ziehen! wenn er ſich ſehen ließe, ſie ſteckten ihn gleich ohne Barmherzigkeit als Flügelmann unter die Brandenburger Grenadiere, denn die Größe hat er.“

„Jungfer Roſe,“ erwiederte ihr Petrus, „zornig iſt er, das iſt wahr, und er hätte können auf andere

Weiſe davon gehen; aber bedenket, daß er einſt furioſo, wahnſinnig war und noch ganz andere Sachen gethan, als ſilberne Becher zerquetſcht und Frauenzimmer mit Wein beſudelt. Und genau beim Lichte beſehen, kann ich ihm ſeinen Unmuth auch nicht verdenken; war er doch auch einmal ein Menſch und dazu ein herrlicher Paladin des großen Kaiſers, ein tapferer Ritter, der, wenn es Karl gewollt hätte, allein gegen tauſend Muſelmanen zu Felde gezogen wäre. Da hat er ſich denn geſchämt und iſt unmuthig geworden."

„Laßt ihn laufen, den ſteinernen Recken!" rief Bacchus, „hat mich genirt, der Burſche, hat mich genirt. Er paßt nicht unter uns, der Lümmel von zehn Schuh, er ſah immer höhniſch auf mich herab. Die ganze Freudigkeit und mein Vergnügen hätt' er geſtört. Wir wären nicht zum Tanzen gekommen, nur weil er mit ſeinen ſteifen ſteinernen Beinen keinen tüchtigen Hopſer hätte riskiren können, ohne elend umzuſtülpen."

„Ja tanzen, heiſa, tanzen!" riefen die Apoſtel, „Balthaſar ſpiel auf, ſpiel auf!"

Judas ſtand auf, zog ungeheure Stülphandſchuhe an, die ihm beinahe bis zum Ellbogen reichten, trat zierlich an die Jungfrau heran und ſagte: „Ehrenfeſte und allerſchönſte Jungfer Roſe, dürfte ich mir die abſonderliche Ehre ausbitten, mit Ihr den erſten" —

„**Manum de**" — unterbrach ihn Bacchus pathetiſch. „Ich bin es, der den Ball arrangirt hat, und ich muß ihn eröffnen. Tanze Er, mit wem Er will, Meiſter Judas, mein Röschen tanzt mit mir. Nicht wahr, Schätzerl?"

Sie machte erröthend einen Knix zur Bejahung, und die Apoſtel lachten den Judas aus und verhöhnten ihn. Mir aber winkte der Weingott heroiſch zu: „Verſteht Er Muſik, Doktor?“ fragte er.

„Ein wenig.“

„Taktfeſt?“

„O ja, taktfeſt wohl.“

„Nun ſo nehme Er dies Fäßlein da, ſetze Er ſich neben Balthaſar Ohnegrund, unſeren Kellermeiſter und Zinkeniſten, nehme Er dieſe hölzernen Küperhämmer zur Hand und begleite jenen mit der Trommel.“

Ich ſtaunte und bequemte mich; war aber ſchon meine Trommel etwas außergewöhnlich, ſo war Balthaſars Inſtrument noch auffallender. Er hielt nämlich einen eiſernen Hahnen von einem achtfuderigen Faß an den Mund wie ein Klarinett. Neben mich ſetzten ſich noch Bartholomäus und Jacobus mit ungeheueren Weintrichtern, die ſie als Trompeten handhabten, und warteten des Zeichens; der Tiſch wurde auf die Seite gerückt, Roſe und Bacchus ſtellten ſich zum Tanze. Er winkte, und eine ſchreckliche, quickende, mißtönende Janitſcharenmuſik brach los, zu der ich im Sechsachteltakt auf mein Faß als Tambour aufſchlägelte. Der Hahn, den Balthaſar blies, tönte wie eine Nachtwächtertute und wechſelte nur zwiſchen zwei Tönen, Grundton und abſcheulich hohem Falſett, die beiden Trichtertrompeter blieſen die Backen auf und lockten aus ihren Inſtrumenten Angſt- und Klagelaute ſo herzdurchſchneidend, wie die Töne der Tritonen, wenn ſie die Meermuſcheln blaſen.

Der Tanz, den die beiden aufführten, mochte wohl vor ein paar hundert Jahren üblich geweſen ſeyn. Jungfer Roſe hatte mit beiden Händen ihren Rock ergriffen und ſolchen an den Seiten weit ausgeſpannt, daß ſie anzuſehen war, wie ein großes weites Faß. Sie bewegte ſich nicht ſehr weit von der Stelle, ſondern trippelte hin und her, indem ſie bald auf- bald niedertauchte und knixte. Lebendiger war dagegen ihr Tänzer, der wie ein Kreiſel um ſie herfuhr, allerlei kühne Sprünge machte, mit den Fingern knallte und Heiſa, Juhe! ſchrie. Wunderlich war es anzuſehen, wie das kleine Schürzlein der Jungfer Roſe, das ihm Balthaſar umgethan, hin und her flatterte in der Luft, wie ſeine Beinchen umherbaumelten, wie ſein dickes Geſicht lächelte vor inniger Herzensluſt und Freude.

Endlich ſchien er ermüdet, er winkte Judas und Paulus herbei und flüſterte ihnen etwas zu; ſie banden ihm die Schürze ab, faßten ſolche an beiden Enden und zogen und zogen, ſo daß ſie plötzlich ſo groß wurde, wie ein Bettuch; dann riefen ſie die Anderen herbei, ſtellten ſie rings um das Tuch und ließen es anfaſſen. „Ha,“ dachte ich, „jetzt wird wahrſcheinlich der alte Balthaſar ein wenig geprellt, zu allgemeiner Ergötzung; wenn nur das Gewölbe nicht ſo nieder wäre, da kann er leicht den Schädel einſtoßen.“ Da kam Judas und der ſtarke Bartholomäus auf uns zu und faßten — mich; Balthaſar Ohnegrund lachte hämiſch; ich bebte, ich wehrte mich; es half nichts, Judas faßte mich feſt an der Kehle und drohte mich zu erwürgen, wenn ich mich ferner ſträube. Die Sinne wollten mir vergehen, als ſie mich unter allgemeinem Jauchzen und Geſchrei auf das Tuch legten; noch einmal raffte ich mich zuſammen: „nur nicht zu hoch, meine werthen Gönner, ich renne mir ſonſt das Hirn ein am Gewölbe!“ rief ich in der Angſt des Herzens, aber ſie lachten und überſchrien mich. Jetzt fingen ſie an, das Tuch hin und her zu wiegen, Balthaſar blies den Trichter dazu; jetzt ging es auf und abwärts, zuerſt drei, vier, fünf Schuh hoch, auf einmal ſchnellten ſie ſtärker, ich flog hinauf und — wie eine Wolke that ſich die Decke des Gewölbes auseinander, ich flog immer aufwärts zum Rathhausdach hinaus, höher, höher, als der Thurm der Domkirche. „Ha,“ dachte ich im Fliegen, „jetzt iſt es um dich geſchehen! wenn du jetzt wieder fällſt, brichſt du das Genick oder zum allerwenigſten ein Paar Arme oder Beine! o Himmel, und ich weiß ja, was ſie von einem Mann mit gebrochenen Gliedmaßen denkt! Ade, ade! mein Leben, meine Liebe!“

Jetzt hatte ich den höchſten Punkt meines Steigens erreicht, und eben ſo pfeilſchnell fiel ich abwärts; krach! ging es durchs Rathhausdach und hinab durch die Decke des Gewölbes, aber ich fiel nicht auf das Tuch zurück, ſondern gerade auf einen Stuhl, mit dem ich rücklings über auf den Boden ſchlug.

Ich lag einige Zeit betäubt vom Fall. Ein Schmerz am Kopfe und die Kälte des Bodens weckten mich endlich. Ich wußte anfangs nicht, war ich zu Hauſe aus dem Bette gefallen oder lag ich ſonſt wo. Endlich beſann ich mich, daß ich irgend wo weit herabgeſtürzt ſey. Ich unterſuchte ängſtlich meine Glieder, es war nichts gebrochen, nur das Haupt that mir weh vom Fall. Ich raffte mich auf, ſah um mich; da war ich in einem gewölbten Zimmer, der Tag ſchien matt durch ein Kellerloch herab, auf dem Tiſche ſprühte ein Licht in ſeinem letzten Leben, umher ſtanden Gläſer und Flaſchen, und rings um die Tafel vor jedem Stuhl ein kleines Fläſchchen mit langem Zettel am Halſe; — ha! jetzt fiel mir nach und nach alles wieder ein: ich war zu Bremen im Rathskeller; geſtern Nacht war ich herein gegangen, hatte getrunken, hatte mich einſchließen laſſen, da war —; voll Grauen ſchaute ich um mich, denn alle, alle Erinnerungen erwachten mit einem Mal. Wenn der geſpenſtige Balthaſar noch in der Ecke ſäße, wenn die Weingeiſter noch um mich ſchwebten! Ich wagte verſtohlene Blicke in die Ecken des düſtern Zimmers, es war leer. Oder wie? hätte mir dies alles nur geträumt?

Sinnend ging ich um die lange Tafel: die Probefläſchchen ſtanden, wie jeder geſeſſen hatte; obenan die Roſe, dann Judas, Jakobus, — Johannes, ſie Alle an der Stelle, wo ich ſie leiblich geſchaut hatte dieſe Nacht. „Nein, ſo lebhaft träumt man nicht,“ ſprach ich zu mir, „dies alles, was ich gehört, geſchaut, iſt wirklich geſchehen!“ Doch nicht lange hatte ich Zeit zu dieſen Reflexionen; ich hörte Schlüſſel raſſeln an der Thüre, ſie ging langſam auf, und der alte Rathsdiener trat grüßend ein.

„Sechs Uhr hat es eben geſchlagen,“ ſprach er, „und wie Sie befohlen, bin ich da, Sie heraus zu laſſen. Nun“ — fuhr er fort, als ich mich ſchweigend anſchickte, ihm zu folgen, „nun und wie haben Sie geſchlafen dieſe Nacht?“

„So gut es ſich auf einem Stuhl thun läßt; ziemlich gut.“

„Herr!“ rief er ängſtlich und betrachtete mich genauer, „Ihnen iſt etwas Unheimliches paſſirt dieſe Nacht. Sie ſehen ſo verſtört und bleich aus, und Ihre Stimme zittert!“

„Alter, was wird mir paſſirt ſeyn!“ erwiederte ich, mich zum Lachen zwingend, „wenn ich bleich ausſehe und verſtört, ſo kömmt es vom langen Wachen und weil ich nicht im Bette geſchlafen“ —

„Ich ſehe, was ich ſehe,“ ſagte er kopfſchüttelnd; „und der Nachtwächter war heute früh auch ſchon bei mir und erzählte, wie er am Kellerloch vorübergegangen zwiſchen zwölf und ein Uhr, habe er allerlei Geſang und Gemurmel vieler Stimmen vernommen aus dem Keller.“

„Einbildungen, Poſſen! ich habe ein wenig für mich geſungen zur Unterhaltung und vielleicht im Schlaf geſprochen, das iſt alles.“

„Diesmal einen im Keller gelaſſen in ſolcher Nacht und von nun an nie wieder,“ murmelte er, indem er mich die Treppe hinauf begleitete; „Gott weiß, was der Herr Greuliches hat hören und ſchauen müſſen! Wünſche gehorſamſt guten Morgen.“

Doch hat daſelbſt vor Allen
Eine Jungfrau mir gefallen.

Der Worte des fröhlichen Bacchus eingedenk und von Sehnſucht der Liebe getrieben, ging ich, nachdem ich einige Stunden geſchlummert, der Holden guten Morgen zu ſagen. Aber kalt und zurückhaltend empfing ſie mich.

und als ich ihr einige innige Worte zuflüſterte, wandte ſie mir laut lachend den Rücken zu und ſprach: „gehen Sie und ſchlafen Sie erſt ſein aus, mein Herr.“

Ich nahm den Hut und ging, denn ſo ſchnöde war ſie nie geweſen. Ein Freund, der in einer andern Ecke des Zimmers am Klavier geſeſſen, ging mir nach und ſagte, indem er wehmüthig meine Hand ergriff: „Herzensbruder, mit deiner Liebe iſt es rein aus auf immerdar, ſchlage dir nur gleich alle Gedanken aus dem Sinne.“

„So viel ungefähr konnte ich ſelbſt merken,“ antwortete ich; „der Teufel hole alle ſchöne Augen, jeden roſigen Mund und den thörichten Glauben an das, was Blicke ſagen, was Mädchenlippen ausſprechen.“

„Tobe nicht ſo arg, ſie hören es oben,“ flüſterte er; „aber ſag' mir um Gotteswillen, iſt es denn wahr, daß du heute die ganze Nacht im Weinkeller gelegen und getrunken haſt?“

„Nun ja und wen kümmert es denn?“

„Weiß der Himmel, wie ſie es gleich erfahren hat, ſie hat den ganzen Morgen geweint und nachher geſagt, vor einem ſolchen Trunkenbold, der ganze Nächte beim Wein ſitze und aus ſchnöder Trinkluſt ganz allein trinke, ſolle ſie Gott behüten; du ſeyſt ein ganz gemeiner Menſch, von dem ſie nichts mehr hören wolle.“

„So?“ erwiederte ich ganz gelaſſen und hatte einiges Mitleiden mit mir ſelbſt. „Nun gut, geliebt hat ſie mich nie, ſonſt würde ſie auch mich darüber hören; ich laſſe ſie ſchön grüßen. Lebe wohl.“

Ich rannte nach Hauſe und packte ſchnell zuſammen und fuhr noch denſelben Abend von dannen. Als ich an der Rolandſäule vorüber kam, grüßte ich den alten Recken recht freundlich und zum Entſetzen meines Poſtillons nickte er mir mit dem ſteinernen Haupt einen Abſchiedsgruß. Dem alten Rathhaus und ſeinen Kellerhallen warf ich noch einen Kuß zu, drückte mich dann in die Ecke meines Wagens und ließ die Phantaſien dieſer Nacht noch einmal vor meinem Auge vorübergleiten.